Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / **Richard Strauß**: Musik / **Georg Brandes**: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal**: Lyrik.

1907

Juli — Dezember

Heft 1—29

Schriftleitung Dr. Artur Landsberger.

Marquardt & Co.
Berlin W. 50.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 1 | Abonnement jährlich 20 M., vierteljährlich 6 M. : : : Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. : : : | 14. Juni 1907

Kulturphilosophie.

Ein Programm von Werner Sombart.

Philosophieren heißt sich besinnen. Sich besinnen auf sich selber und auf die Welt, in der wir leben. Heißt: sich Rechenschaft geben über Richtung und Ziel, Sinn und Wert des Lebens. Philosophie bedeutet die Sehnsucht nach Einheitserkenntnis, nach Wesenswissen; bedeutet die Sehnsucht nach einem klaren Weltbilde.

Und wenn wir dem Worte ein Beiwort hinzufügen, wenn wir von Kulturphilosophie reden, so soll das heißen, daß wir jene Besinnung in einer ganz bestimmten Richtung vornehmen wollen: daß wir uns besinnen wollen auf uns selbst als Kulturwesen; auf das, was Kultur als ein Ganzes und in seinen einzelnen Strahlungen sei; auf Sinn und Wert der Kultur überhaupt und ihre Bedeutung für unser persönliches Leben; daß wir den Beziehungen nachspüren wollen, die zwischen Kulturentfaltung und Menschenschicksal obwalten: seien es Beziehungen, die wir selber schaffen durch sinnvolle Zwecksetzungen, seien es Beziehungen, die wir als düstere Zwänge aus den Händen einer höheren Gewalt schweigend empfangen.

Gerade in dieser Richtung aber — in der Richtung auf unsere Kultur — ist eine ernste Besinnung heute wohl mehr denn je notwendig. Denn wir scheinen in die Irre zu gehen. Unsere Schritte tasten nach einem sicheren Wege. Unsere Augen suchen angstvoll nach einem deutlichen Ziele.

Galt es noch vor wenigen Jahren als eine Art von Axiom, dessen Richtigkeit nur wenige Sonderlinge anzuzweifeln wagten: daß die Menschheit „fortschreite", daß die Bahn der Kultur eine Sonnenbahn sei, die uns emporführe zu höheren Formen des Lebens, so mehren sich jetzt von Tag zu Tag die Stimmen derer, die ganz im Gegenteil nur Uebles von der Kultur auszusagen wissen, die in ihr nur noch Zerstörung, nur noch Niedergang erblicken; die da meinen, daß wir inmitten allen Reichtums an Kulturgütern verarmen, in aller Fülle verkümmern, zwischen allen Schätzen verhungern; die darum allem fluchen, was uns die Kultur an Errungenschaften täglich neu darbietet, weil sie meinen, daß unter ihnen — mögen es neue Techniken oder neue Wissenschaften oder neue Wirtschafts- und Staatsformen sein — alles echte und edle Menschtum begraben werde wie Blüten unter einem Haufen Schutt und Geröll.

Und sichere Gewißheit für jeden, der mit schauenden Augen durch das Leben geht, ist heute dieses: daß wir „Kultur“ nicht mehr schlechthin als wertvoll betrachten können; daß es „gute“ und „schlechte“ Kultur gibt; also: daß wir sichten, werten, wählen müssen. Im Angesichte dieser Sachlage drängen sich unserer Seele zwei Probleme auf, die nach Lösung verlangen. Probleme ganz und gar verschiedener Art.

Das eine ist dieses: wie in der Wirrnis unserer Zeit wieder ein Weg zu finden sei, den jeder mit Zutrauen und mit der Gewißheit gehen mag, daß es ein sicherer Weg sei, der zu hohen Zielen führt. Das heißt: es gilt wieder neue, lebendige Ideale zu schaffen; richtiger: einen vornehmen Lebensgeschmack, einen edlen Kulturgeschmack neu zu stabilieren.

Das nun freilich ist etwas, das sich nicht erzwingen läßt. Am wenigsten mit Hilfe gelehrter Abhandlungen, historischer Rückblicke und sinnvoller Vergleichungen. Die ganze reichhaltige „Weltanschauungs“-Literatur, die uns die letzten Jahre gebracht haben, hat nur wenig neue Gründe gelegt. Mit verblichener Intellektualität ist hier nichts getan. Mit Gelehrsamkeit hat dieses Problem nichts zu schaffen. Aus der Wissenschaft blühen keine Werte. Was uns hier allein helfen kann, ist das eigene Erlebnis, ist vielleicht die vorbildliche Schau tiefer, echter Dichternaturen. Nicht impotente Hofräte können uns hier als Führer dienen. Nur ganze Kerls, Leute mit Fleisch und Blut, Leute mit sicheren Instinkten, mit Geschmack und lebendigem Gefühl. Am ehesten Frauen, die noch nicht in der modernen Kultur verkümmert, noch nicht im Intellektualismus verblödet sind. Der Bau, den wir da in unserm Innern aufrichten sollen, muß aus höchstpersönlicher Subjektivität, aus schrankenloser individueller Freiheit erwachsen. Und was wir so an Lebenserfahrung in uns neu gewinnen, das läßt sich nur in seltenen Fällen durch Lehre übertragen. Es muß von Person zu Person lebendig werden, durch Beispiel, durch Blut, durch Erlebnis.

Aber wenn wir nun daran gehen, uns unser Leben nach eigenem Geschmack zu gestalten, so werden wir sehr bald gewahr, daß wir doch nicht selbstherrisch schalten und walten können, daß wir eingeschlossen sind in enge Schranken durch die natürliche und soziale Umgebung, in der wir nun doch einmal leben müssen. Wir werden gewahr, und das in unserer Zeit mehr denn je, daß unser Lebensschiff auf einem Strome schwimmt, der es fortträgt ohne und gegen unsern Willen. Wir werden gewahr, und das mit jedem Tage deutlicher, daß unsere Existenz als Kulturwesen nicht minder großen Entwicklungsgesetzen unterliegt als unser natürliches Dasein. Und mit dieser Erkenntnis gewinnen wir den Problemen der Kultur gegenüber eine andere Stellung. Sie erscheint uns nun nicht mehr als etwas, das sein kann, aber auch nicht sein könnte; nicht mehr als etwas, das wir bejahen oder verneinen, das wir nach unserm Gutdünken gestalten, beleben oder zerstören können. Sie erscheint uns vielmehr in ihrer ganzen schicksalsmäßigen Notwendigkeit. Wir empfinden, daß sich ein großer Prozeß abwickelt, abwickeln muß, an dessen Verlauf wir nur wenig zu ändern vermögen. Weshalb uns die vielen hübschen Bücher, die mit neuen oder auf neu gearbeiteten Kulturidealen jetzt auf dem Markte hausieren gehen, so flach erscheinen, so dürftig, so dünn, ist — abgesehen von der meist geringen Lebendigkeit ihrer Verfasser — wohl dieses: daß ihnen allen das Bewußtsein des Notwendig-Schicksalsmäßigen unseres Kulturablaufes

fehlt und daß sie darum des Grundtons ermangeln, der allen diesen Problemen erst den tiefen Gehalt und den gebietenden Ernst gibt: der Tragik. Das innerste Wesen des Kulturproblems ist Tragik: ist der Zwiespalt zwischen unserm Drängen nach höchstpersönlicher freier Gestaltung unseres Lebens und dem, was uns von außen her als Notwendigkeit und oft genug verhaßte Notwendigkeit aufgezwungen wird.

Wenn wir aber die Kulturprobleme von dieser Seite her anschauen (und ich meine nur diese Betrachtungsweise wird ihrer Tiefe und ihrer Größe ganz gerecht), so springt mit einem Male ein ganz neues Interesse aus den Dingen heraus: das Interesse am Erkennen dessen, was ist. Denn wenn wir einsehen, daß wir mit unserm eigenen Leben in einem notwendigen Ablauf von Geschehnissen eingeschlossen sind, an deren Gestaltung wir nur geringen Anteil haben, so wollen wir wenigstens die Zusammenhänge dieses notwendigen Geschehens begreifen, wollen die Gesetze erkennen, nach denen der Kulturprozeß verläuft. Sei es, daß wir damit unsere Freiheit der Notwendigkeit auch des Kulturgeschehens gegenüber wiedergewinnen — die ja am letzten Ende darin bestehen soll, daß wir das freiwillig, als eigener Entschließung tun, wozu uns die Notwendigkeit zwingt — sei es, daß wir aus der Einsicht in die Bedingungen der Kultur die Möglichkeit hernehmen, gestaltend, fördernd, hemmend in den Gang der Kulturentwicklung einzugreifen oder doch wenigstens unser Leben in gewissen Grenzen nach eigenen Plänen zu gestalten. Denn daß wir uns ganz und gar der eigenen Willensbetätigung enthalten würden, liegt außerhalb menschlicher Natur. Immer wieder werden wir die Zukunft aus Freiheit neu schaffen wollen, auch wenn wir längst die Notwendigkeit des Kulturverlaufes erkannt haben. Und völlig wirkungslos ist sicher das Eingreifen des einzelnen nicht. Wird doch der notwendige Prozeß selbst aus den (scheinbar willkürlichen) Entschließungen der lebendigen Glieder der menschlichen Gemeinschaft zum guten Teile gebildet.

Aber wie groß auch immer oder wie klein die Macht der einzelnen Persönlichkeit sein mag, ihr eigenes Leben oder das gesamte Kulturleben nach Plänen, die sie selbst entworfen hat, zu gestalten: das eine ist sicher: die Wurzeln dieser Eigenmächtigkeit liegen in der Einsicht in die Zusammenhänge des Kulturdaseins. Es ist Kinderart, Forderungen zu stellen, ohne die Bedingungen zu kennen, an die ihre Erfüllung geknüpft ist. Es ist wertloses Geschwätz, neue Kulturideale zu predigen, ohne die Grundlagen aufzuweisen, auf denen unsere Kultur ruht oder die neuen ruhen könnten. Es ist Quacksalberei, Heilmittel anzupreisen, ohne etwas von den Lebensgesetzen des Körpers zu wissen, den man heilen will.

Deshalb meine ich: wie man sich auch zu den praktischen Problemen der Kulturgestaltung stellen mag: das erste müßte immer sein, diese Kultur zu verstehen. Und was mir am Herzen liegt, wozu ich auch ganz besonders die Spalten dieser Zeitschrift nützen möchte, ist eben, dieses Verstehen zu wecken. An diesem Werke kann jeder mitwirken, der offene Augen hat und Fleiß und Ausdauer, den tausendfachen Verschlingungen nachzugehen, in die unsere Kulturzusammenhänge auslaufen. Um etwas in seiner Notwendigkeit zu begreifen, genügen freilich schöngeistiges Gerede und allgemeine Sentiments nicht, mit denen man bisher die Kulturprobleme behandelt hat. Es bedarf der gründlichen Fachkenntnisse, in unserm Falle vor allem auf dem Gebiete

der sozialen Wissenschaften, in denen alle die Kultur angehenden Probleme zusammenlaufen. Nur der Soziologe kann heute über Kulturprobleme reden und auch dann nur, wenn er vor allem die Bedingungen des Wirtschaftslebens aus eigener Wissenschaft und eigener Anschauung genau kennt.

Der Leser dieser Blätter soll also nicht die flüchtige Erörterung „aktueller" und sensationeller Probleme erwarten. Vielmehr soll ihm diese Zeitschrift ein Führer werden, der ihn zwischen allen Tagesfragen hindurch auf eine Anhöhe führt, von der sein Geist die einzelnen Geschehnisse zu überblicken und zu ordnen vermag. Ohne jede parteiische Voreingenommenheit soll jedes Kulturproblem analysiert, sollen die einzelnen Phänomene und ihre Abhängigkeit voneinander untersucht werden. Ich möchte die Geister heller und dadurch freier machen.

Aber ich weiß, daß Versprechungen billig sind. Das Werk selber muß entscheiden, ob es wert war getan zu werden.

In dieser ersten Aeußerung, in der ich nur sagen wollte, was mir als Programm vorschwebt, will ich nur noch einige wenige Andeutungen über die Richtung machen, in der wir unsere Probleme zu suchen haben.

Vor allem müssen wir uns — zunächst ganz im großen — verständigen darüber, was wir unter „Kultur" überhaupt verstehen wollen. Ich habe absichtlich bisher das Wort gebraucht, ohne es genauer zu deuten: weil ich erst einmal jedem einzelnen überlassen wollte, sich selbst klar zu machen, was für einen Begriff er mit dem Worte verbinden wollte. Ich denke nun, jedem Leser wird dieses schon zum Bewußtsein gekommen sein: daß wir mit dem Worte Kultur zwei wesensverschiedene Dinge bezeichnen. Es ist etwas grundanderes, wenn wir von einem Menschen aussagen: es sei ein Mann von Kultur und wenn wir von der deutschen Kultur oder von der modernen Kultur sprechen.

In jenem Falle meinen wir eine bestimmte Gestaltung persönlicher Wesenheit: es ist, wie man es nennen kann, subjektive, persönliche Kultur, an die wir denken. Im andern Falle aber haben wir einen Besitzstand von objektivierten oder objektivierbaren Leistungen und Werken und Schöpfungen der Menschheit im Sinne, die diese vom Tiere unterscheiden: objektive oder Menschheitskultur.

Wir können drei große Gebiete objektiver Kultur unterscheiden:

1. materielle Kultur: umfaßt alle Errungenschaften der Technik; also die Gesamtheit der Einrichtungen, Kenntnisse und Möglichkeiten, die Sachgüterwelt unseren Zwecken gemäß zu gestalten;

2. gesellschaftliche (soziale) Kultur: umfaßt allen Besitz an staatlichen Organisationsformen, an wirtschaftlichen Einrichtungen und dergl. mehr;

3. geistige Kultur: umfaßt den Besitzstand an Denkmälern, Urkunden und Symbolen, aus denen unser Geist in wissenschaftlicher oder künstlerischer oder sprachlicher oder sittlicher Hinsicht Nahrung zu ziehen vermag: alle Kunstwerke, Sittenordnungen, Sprachdenkmäler usw.

Wobei zu bemerken ist, daß die verschiedenen Gebiete der objektiven Kultur selbstverständlich wieder Berührungspunkte haben, so daß die Grenzen sich nicht scharf ziehen lassen.

Ersichtlich ist nun, daß die beiden Arten der Kultur, die persönliche und die sachliche, im Zusammenhange stehen können und meistens stehen, daß sie aber keines-

wegs in einem Zusammenhange stehen müssen. Erst wenn die Schöpfungen der objektiven Kultur in einem Menschen lebendig werden, tritt dieser Zusammenhang in die Erscheinung. Die Schätze einer objektiven Kultur können jahrhundertelang ungenützt ruhen: etwa die Dichtwerke des Altertums, ohne daß ein einziger lebendiger Mensch von ihnen befruchtet wird, bis der Tag kommt, an dem sie aus ihrer Erstarrung zum Leben erweckt werden. Und eine Zeit kann reich an Gütern der objektiven Kultur, arm aber an persönlicher Kultur ganz im allgemeinen sein oder arm an Menschen mit hoher persönlicher Kultur, wenn nur wenige auf den Höhen der Kultur wandeln. Und in einer Zeit kann die persönliche Kultur der Besten ohne, ja im Gegensatz zu dem Bestande an objektiver Kultur sich entfalten, die in der Gegenwart aufgehäuft ist. Und was derlei Kombinationsmöglichkeiten mehr sind.

Da ergibt sich nun als eine erste wichtige Aufgabe für den, der sein Denken dem Wesen der Kultur zuwendet: die genaue Feststellung der Eigenarten sowohl der subjektiven als auch der verschiedenen Zweige der objektiven Kultur. Dann aber der Nachweis des Zusammenhangs: zunächst zwischen objektiver Kultur überhaupt und subjektive: Kultur: welche Bedeutung jene für diese besitze; und ebenso dann des Zusammenhanges, in dem wiederum die verschiedenen Zweige der objektiven Kultur untereinander stehen: wie die technische Kultur oder die staatliche Kultur auf die geistige bestimmend einwirke, wie eine Zeit ihr kulturelles Gepräge erhält durch die besondere Eigenart eines Kulturgebiets, die sich für alle anderen mitbestimmend geltend macht.

Damit wir aber bei diesen Untersuchungen nicht in die Irre gehen, werden wir uns in der Weise zu orientieren versuchen, daß wir die Kulturerscheinungen, wenn irgend möglich, in einen kausalen Zusammenhang bringen mit den technischen und wirtschaftlichen Sonderheiten der Zeit. Nicht, um damit von vornherein die Priorität eines der Kulturphänomene als bewirkende Ursachen zu konstatieren, sondern nur, weil wir durch dieses Verfahren am ehesten zu einer einheitlichen Auffassung vom Wesen des Kulturprozesses glauben gelangen zu können. Der technischen und wirtschaftlichen Sonderheiten: die keineswegs identisch, sondern sehr voneinander unterscheidbar sind, was allzuhäufig übersehen wird: es ist ganz und gar verkehrt, alle unsere Kulturerscheinungen als Symptome einer kapitalistischen Kultur (heißt also einer durch ein bestimmtes Wirtschaftssystem charakterisierten Kultur) anzusprechen, da doch ein großer Teil durch die Eigenart unserer Technik bestimmt wird, der somit unverändert bliebe, auch wenn die Wirtschaftsverfassung geändert wäre. (Avis aux socialistes!)

Wie das nun, was hier mit knappen Worten programmatisch angedeutet ist, in jedem Falle ausgeführt wird, müssen die einzelnen Aufsätze zeigen, die in den folgenden Heften diesem Thema gewidmet sein werden. Ich bemerke, daß es selbstverständlich im Rahmen einer Wochenschrift nicht möglich ist, die hier aufgerollten Probleme in systematischer Geschlossenheit abzuhandeln; daß vielmehr in zwangloser, unsystematischer Folge bald dieses, bald jenes Einzelproblem zur Erörterung kommen wird und daß das geistig verbindende Band lediglich die Grundidee ist, von der stillschweigend die einzelnen Abhandlungen (wenigstens soweit sie von mir selbst herstammen) getragen sein werden. Zunächst will ich mich in einer Reihe von Essays mit dem Problem der Beziehungen zwischen politischem Interesse und Bildung auseinandersetzen.

Zur Einführung der zweiten Haager Friedenskonferenz.

Von Prof. Paul Laband-Straßburg.

I.

Wie anders war die spannungsvolle Erwartung, mit welcher der ersten Friedenskonferenz entgegengesehen wurde, als die Ruhe — um nicht zu sagen teilnahmslose Gleichgültigkeit — mit welcher die bevorstehende zweite Konferenz angesehen wird! Man verstehe dies nicht falsch; es gilt dies nicht von Diplomaten, Politikern, Staatsmännern und Gelehrten des Völkerrechts; sondern von der großen Masse der gebildeten Bevölkerung, der sogenannten öffentlichen Meinung. Dieser Umschwung der Stimmung ist sehr begreiflich. Die erste Konferenz war etwas Neues, noch niemals Dagewesenes, etwas Sensationelles. Man kannte zwar Kongresse, um nach großen Kriegen eine Neuordnung der politischen Verhältnisse zu treffen, oder um eine bestimmte einzelne internationale Angelegenheit zu erledigen; aber Kongresse im Frieden zur allgemeinen Bewahrung des Friedens hatte es noch nicht gegeben. Der zweiten Konferenz fehlt dieser sensationelle Charakter, den jedes große Ereignis nur einmal hat, wie die erste Aufführung eines Theaterstücks. Die Wiederholung hat nichts Aufregendes. Man knüpfte aber auch an die erste Konferenz überschwängliche Hoffnungen, die sich nicht erfüllen konnten. Der naive Sinn des Volkes sieht in den großen Heeren und Kriegsflotten nicht bloß die Sicherung des Friedens, so oft ihm dies auch gesagt wird, sondern das Mittel zur energischen und siegreichen Führung von Kriegen. Nichts scheint so einleuchtend, als daß es ohne bewaffnete Macht keine Kriege geben würde. Von der Friedenskonferenz erwartete man eine Vereinbarung über die Abrüstung oder wenigstens über einen Stillstand in der Vermehrung und Stärkung der Streitkräfte, eine Entlastung der Völker. Nachdem man eingesehen hat, daß die Friedenskonferenz in dieser Hinsicht kein Resultat gebracht hat und daß die großen Militär- und Seemächte nach der Konferenz mit demselben Eifer ihre Kriegsrüstung vervollkommnen wie zuvor, ist an die Stelle der unerfüllbaren Hoffnungen ein resignierter Pessimismus getreten, und man ist geneigt, die Bedeutung der Friedenskonferenz sehr zu unterschätzen. Endlich wird diese Anschauung dadurch gefördert, daß der Haager Schiedsgerichtshof, der das wichtigste und am meisten in die Augen fallende Resultat der ersten Konferenz bildet, bisher eine sehr geringe praktische Bedeutung erlangt hat. Denn die zwei Fälle, welche zu seiner Entscheidung gebracht worden sind, hätten wegen der Geringfügigkeit und Beschaffenheit des Streitgegenstandes auch ohne ihn zu einem Kriege nicht geführt; andererseits trat er in ernsten Fällen, z. B. dem russisch-japanischen Konflikt, der Marokkoangelegenheit usw., nicht in Tätigkeit. Der Fall von Hull ist allerdings ein Beispiel, daß ein Konflikt durch die Einsetzung einer Untersuchungskommission nach Maßgabe des Haager Abkommens friedlich erledigt wurde; aber es waren doch in erster Reihe politische Erwägungen, welche die englische Regierung von einem Kriege mit Rußland abhielten. Welche Bedeutung haben nach dem allgemeinen Empfinden die Bestimmungen der Konferenzakte über die schiedsgerichtliche Beilegung von

internationalen Streitigkeiten und über die Bildung des Gerichtshofes im Haag, wenn es in jedem einzelnen Falle von einem Kompromiß der streitenden Parteien abhängt, ob sie ihre Streitsache durch ein schiedsgerichtliches Verfahren zum Austrag bringen wollen oder nicht? Gelangen sie darüber erst zu einer Verständigung, so werden sie auch zu einer Vereinbarung über die Bildung des Schiedsgerichts und über das zu beobachtende Verfahren gelangen; daß ihnen ein bestimmter Gerichtshof als Schiedsgericht zur Verfügung steht und ein bestimmtes Verfahren bereits vorgesehen ist, wird eine Macht, welche zum Kriege schreiten *will*, von diesem Entschluß nicht abbringen. Ja wenn das Schiedsgerichtsverfahren für alle Staaten, die an der Konferenz teilgenommen haben, *obligatorisch* wäre, dann hätte die Einrichtung des Schiedsgerichts eine vollkommen andere Bedeutung; dann wäre es ein Weltfriedensgerichtshof, eine Erneuerung der mittelalterlichen Landfriedensgerichte in riesenhafter Vergrößerung ihrer Wirksamkeit.
Nun weiß man, oder glaubt zu wissen, daß auf der zweiten Friedenskonferenz diese beiden Hauptsachen, die Abrüstung und das obligatorische Schiedsverfahren, entweder gar nicht zur Erörterung kommen, oder in keinem Falle den Gegenstand einer allgemeinen Vereinbarung bilden werden, und daraus zieht die allgemeine Meinung, allerdings sehr voreilig, den Schluß, daß auch auf der zweiten Friedenskonferenz „nichts Rechtes" herauskommen wird. Ja man wittert sogar böse Hintergedanken einzelner Regierungen, die Veranstaltung eines Kesseltreibens gegen das Deutsche Reich; man befürchtet ein Zerwürfnis unter den großen Mächten infolge des Hervortretens von Meinungsverschiedenheiten, gegenseitige Verdächtigungen als Störenfriede, und man ist geneigt, dem Satz si vis pacem para bellum den Argwohn gegenüberzustellen si vis bellum para pacem; wenn du einen Krieg vom Zaune brechen willst, veranstalte eine Friedenskonferenz! Diese Anschauungen scheinen in Deutschland sehr verbreitet zu sein, so völlig unbegründet sie voraussichtlich sind; aber die Detailfragen von sozusagen technischer Natur über das schiedsgerichtliche Verfahren vor dem Gerichtshof im Haag, über das Reglement für den Landkrieg, über das Beuterecht im Seekriege und das Seekriegsrecht sind in der Tat nicht imstande, das allgemeine Interesse der Völker lebhaft zu erregen. Es sind das Dinge, welche die Fachleute unter sich abzumachen haben, und aus solchen Dingen besteht das Programm der zweiten Friedenskonferenz. Aus diesen Gründen wird ihr der glänzende Strahlenglanz der Popularität versagt bleiben; anders aber ist sie vom Standpunkt des Völkerrechts und der auswärtigen Politik aus zu beurteilen.

II.

Man mag die auf der ersten Friedenskonferenz gefaßten Beschlüsse nach ihrem praktischen Wert hoch oder niedrig einschätzen; die Tatsache, daß nach einigen Jahren eine zweite Konferenz zusammentritt, um die auf der ersten getroffenen Vereinbarungen zu verbessern und zu ergänzen, ist an sich selbst von großer Bedeutung. Der völkerrechtlichen Gemeinschaft, zu welcher alle Kulturstaaten der Welt verbunden sind, fehlt es zwar nicht an einem gemeinsamen Recht, ohne welches eine Gemeinschaft nicht denkbar ist, wohl aber an einer Organisation. Soweit die Kulturstaaten sich für gewisse besondere Zwecke dauernd vereinigen, ergibt sich das Bedürfnis, welches ja auch bei allen Vereinigungen der Individuen vorhanden ist, den Verein zu organisieren, und zwar namentlich durch

Google

periodisch abzuhaltende Konferenzen, auf welchen erörtert und beschlossen wird, was zur Förderung des Vereinszwecks erforderlich oder nützlich ist. So geschieht es im Weltpostverein, im Telegraphenverein, im Eisenbahnverein usw., so geschah es im Deutschen Zollverein und unzähligen anderen Staatenvereinen alter und neuer Zeit. Von solchen Vereinen mit bestimmten Zwecken, die meistens wirtschaftlicher Natur sind, ist ein Weltfriedensbund sehr verschieden, denn er betrifft die Handlungsfreiheit, die politische Selbstbehauptung der Staaten und eine unübersehbare Mannigfaltigkeit ihrer Interessen. Die Souveränität der Staaten, ihr Machtgefühl, ihr Egoismus in der Geltendmachung ihrer besonderen Interessen, vielleicht auch das Bestreben nach Erweiterung ihrer Macht und ihres Einflusses, widerstreben einer Beschränkung, wie sie durch jede Bindung, auch eine selbst gewollte und gegenseitige, begründet wird. Daher sind es lose und fein gesponnene Fäden, welche den Friedensbund bei seinem Beginn zusammenhalten sollen; sie sind leicht zerreißbar; aber sie haben die Fähigkeit, fester und stärker zu werden und in neuen Bändern eine Ergänzung zu finden. Ein solches Band ist die Vereinbarung periodischer Konferenzen zur Vervollkommnung des begonnenen Werkes. Nun ist eine zweite Konferenz zwar noch lange nicht die Einrichtung von regelmäßig in bestimmten Perioden wiederkehrenden Tagungen, aber doch ein Schritt in dieser Richtung. Auf dem Gebiet des Völkerrechts haben Präzedenzfälle eine besonders große Bedeutung; wenn auf die zweite Konferenz einst eine dritte und vierte gefolgt sein werden, so werden die internationalen Friedenskonferenzen zu einer ständigen Einrichtung werden und eine immer wachsende Garantie des Weltfriedens bilden. Ist aber erst der Anfang einer Organisation gemacht, so ist der Ausgangspunkt für eine weitere Ausbildung derselben geschaffen. Man darf in der Entwicklung der internationalen Rechtsverhältnisse keine zu plötzlichen Umgestaltungen erwarten; ja vielleicht nicht einmal wünschen, weil ihnen sonst leicht die Haltbarkeit fehlt. Auch hier gilt: Gut Ding will Weile haben. Auch wenn die zweite Friedenskonferenz keine Beschlüsse von epochemachender Wichtigkeit bringen sollte, so wird sie doch einen Markstein auf dem Wege zu einem gesicherten Weltfrieden bilden.

III.

Das dem Völkerrecht zugrunde liegende Prinzip der freien und unabhängigen Selbstbestimmung der Staaten hat zur Folge, daß die Konferenzen der Staaten an ein im voraus fest bestimmtes Programm gebunden werden. Kein Staat kann sich der Gefahr aussetzen, daß Fragen zur Verhandlung gelangen, welche seine besonderen Interessen berühren und deren Erörterung ihn in Konflikt mit anderen Staaten bringen können. Dadurch unterscheiden sich die Konferenzen, welche gemeingültige Regeln des Völkerrechts festsetzen sollen, von Konferenzen oder Kongressen zur Erledigung eines einzelnen bestimmten Gegenstandes oder Streitfalles, daß die ersteren nur solche Angelegenheiten erörtern können, an welchen ein gemeinsames Interesse aller Teilnehmer besteht, und daß sie nur solche Beschlüsse fassen können, welche allen beteiligten Staaten genehm sind. Von der Konferenz kann daher nur dann ein günstiges Resultat erwartet werden, wenn das ihr vorgeschriebene Programm sich in den durch diese Rücksicht gebotenen Grenzen hält. Die Haager Konferenz von 1899 liefert dafür ein Beispiel. Das erste von Rußland (1898) vorgelegte Programm hatte diese Linie so weit überschritten, daß die Haager Konferenz viel

Google

eher eine Unfriedens- als eine Friedenskonferenz geworden wäre; nur durch die Beschränkung auf das zur Zeit Erreichbare vermochte sie zu einem praktischen Ziele zu gelangen. Bekanntlich wurden auf dieser Konferenz drei verschiedene Vereinbarungen getroffen: das Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle — das völkerrechtlich unzweifelhaft wichtigste und auf die Verhütung von Kriegen unmittelbar gerichtete, sodann das Abkommen und Reglement über die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs; endlich das Abkommen über die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg. Dazu kamen noch „Erklärungen" über das Verbot, gewisse Geschosse zu verwenden, welche aber Großbritannien nicht unterzeichnete. Diese Vereinbarungen geben auch den Rahmen ab für die Verhandlungen der bevorstehenden Konferenz. Soll die Konferenz eine Friedenskonferenz sein, so liegt der Schwerpunkt ihrer Aufgabe nicht in der Reglementierung, sondern in der Verhütung des Krieges, und liegt daher die Annahme nahe, daß die zweite Konferenz vorzüglich zur Revision und Verbesserung des ersten der drei erwähnten Abkommen berufen sei, und zwar um so mehr, als seit der ersten Haager Konferenz sehr zahlreiche partikuläre Schiedsverträge zwischen einzelnen Staaten abgeschlossen worden sind, welche weit über die Bestimmungen des Abkommens vom 29. Juli 1899 hinausgehen. Es handelt sich dabei in der Hauptsache darum, das fakultative Schiedsverfahren durch das obligatorische zu ersetzen. Allein so weit ist die Solidarität unter den Kulturstaaten noch nicht vorgeschritten. Die Verhältnisse, welche im Jahre 1899 es ausschlossen, das Schiedsverfahren obligatorisch zu machen, dauern noch gegenwärtig fort; ja die politische Spannung unter den Großmächten ist vielleicht größer geworden. Der Hinweis auf die inzwischen geschlossenen Verträge ist nicht zutreffend. Wenn in dem Vertrage zwischen Belgien und der Schweiz die schiedsrichterliche Entscheidung obligatorisch gemacht wurde, so ist dies ohne Erheblichkeit; denn zwischen diesen Staaten ist ein Krieg ohnedies tatsächlich unmöglich. Aber auch zwischen anderen Staaten mittlerer Größe, z. B. zwischen Dänemark und Holland, ist ein Krieg wohl kaum zu befürchten; denn auch der Sieger würde keinen politischen Vorteil erringen. Anders verhält es sich aber unter den großen Militär- und Seemächten, welche sich einem Zwange zur friedlichen Beilegung von Streitfällen nicht fügen können oder wollen. Die Aufgabe der zweiten Konferenz wird daher darauf beschränkt sein, einzelne Bestimmungen des Abkommens über die Bildung des Schiedsgerichts, den Inhalt der Schiedsverträge und über das schiedsgerichtliche Verfahren zu verbessern und zu ergänzen.

Im wesentlichen dasselbe gilt von dem Abkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges. Hier wird es sich nur darum handeln, das Erfordernis einer Kriegserklärung oder eines Ultimatums für den Beginn der Feindseligkeiten zu bestimmen und das Reglement von 1899 hinsichtlich der Behandlung neutraler Personen und ihres Eigentums in den Gebieten der kriegführenden Parteien zu ergänzen.

Was die Genfer Konvention anlangt, so ist diese bereits im Jahre 1906 in einer besonderen Konferenz, an welcher alle in Betracht kommenden Staaten teilgenommen haben, revidiert und wesentlich verbessert worden unter Berücksichtigung der Fortschritte, welche die Wissenschaft und Praxis seit 30 Jahren gemacht haben. Dementsprechend werden die Bestimmungen des Haager Abkommens über die Anwendung der Genfer

Google

Konvention auf den Seekrieg zu revidieren und hinsichtlich der Lazarettschiffe und Schiffslazarette in Beziehung auf ihre Abzeichen, ihren Schutz usw. zu ergänzen sein. Die Hauptaufgabe der Konferenz aber wird darin bestehen, die Gesetze und Gebräuche für den Seekrieg festzustellen und dadurch das Völkerrecht in einem überaus wichtigen Punkt fortzubilden und möglichst vollständig zu kodifizieren. Hier handelt es sich nicht etwa um eine analoge Ausdehnung des Reglements für den Landkrieg, sondern um eine Materie, in welcher das bisher geltende Recht im Widerspruch steht mit denjenigen Grundsätzen und Anschauungen, die für das Kriegsrecht im allgemeinen gelten, d. h. daß der Krieg zwischen den Staaten und ihren Streitkräften, aber nicht gegen die friedlichen Angehörigen derselben geführt wird. Während im Landkrieg dieser Grundsatz seit langer Zeit befolgt wird und in dem von der Haager Konferenz beschlossenen Reglement Art. 46 in der Fassung sanktioniert worden ist:

„Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Bürger, das Privateigentum, die religiösen Ueberzeugungen und die gottesdienstlichen Handlungen sollen geachtet werden. Das Privateigentum darf nicht eingezogen werden."

besteht für den Seekrieg noch die Schutzlosigkeit des Privateigentums. Wenn auch durch den Pariser Vertrag von 1856 die Kaperei abgeschafft und der Satz, daß die neutrale Flagge das feindliche Gut deckt, anerkannt worden ist, so sind doch Handelsschiffe und ihre Ladungen, welche den Untertanen des feindlichen Staates gehören, der Aufbringung und Konfiskation oder Vernichtung preisgegeben. Wenn man in früheren Zeiten glaubte, dem feindlichen Staat durch Unterbindung des Seehandels die Möglichkeit zur Fortsetzung des Krieges zu nehmen, so ist dies bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen, den Eisenbahnverbindungen mit neutralen Häfen, der Verwendung neutraler Schiffe wohl in der Regel ausgeschlossen. Die Schutzlosigkeit des Privateigentums im Seekrieg ist der Rest einer rohen und brutalen Art der Kriegsführung, zu welcher auch im Landkrieg die Plünderung gehörte, und es würde unzweifelhaft ein außerordentlich großer Fortschritt des Völkerrechts sein, wenn dieser Rest beseitigt werden würde.

Auch von der Blockade der Seehäfen gilt fast das gleiche. Während im Landkrieg der Verkehr und die Bewegungsfreiheit der Privatpersonen nicht gehindert sind, soweit es nicht durch die militärischen Kriegsoperationen erforderlich ist, kann der Verkehr mit den Häfen gesperrt werden, und der Versuch eines Schiffes, aus- oder einzulaufen, wird als ein Delikt behandelt. Auch hier richtet sich die kriegerische Maßregel nicht gegen den feindlichen Staat, sondern gegen die Vermögensinteressen seiner Angehörigen. Die Abschaffung der Blockade dürfte vorläufig wohl noch ein unerfüllbares Verlangen sein, dagegen sind Vereinbarungen über die Voraussetzungen und Wirkungen einer Blockade möglich und erforderlich.

Das gleiche gilt von der Feststellung, welche Gegenstände als Kriegskonterbande anzusehen sind und als solche der Wegnahme unterliegen.

In dem russisch-japanischen Krieg hat ferner die Gefährdung der Handelsschiffe, insbesondere derjenigen der neutralen Staaten, durch Seeminen eine so große praktische Bedeutung erlangt, daß es allgemein als erforderlich anerkannt ist, über die Legung und Entfernung von Minen bestimmte Regeln zu vereinbaren.

Google

Tolstoi kontra Shakespeare.

Von Georg Brandes.

Halbhundert Jahre hindurch ist auf Shakespeare mit großen Worten geschimpft worden, weil er sich für den Autor von Werken ausgegeben habe, von denen er nicht imstande wäre, eins zu verfassen, deren Meister aber Lord Bacon war. So wurden die Dramen auf seine Kosten gepriesen.

Tolstoi läßt Shakespeare die Ehre für die Dramen, die unter seinem Namen zu uns gekommen sind. Doch diese Ehre wird unter seinen Händen zur Schande; denn die Dramen Shakespeares seien schlechte Kunst und deren Tendenzen von niedrigster, unsittlichster Art.

Wenn Mereschkowsky Tolstoi angreift, geht er nicht halb so weit wie Tolstoi in seinen Angriffen auf Shakespeare.

Wie der Patriarch von Jasnaja Poljana seinerzeit sein Buch über die Kunst damit anfing, das moderne künstlerische Streben durch eine satirische, aber unverhältnismäßig lange Schilderung einer Opernprobe zu verspotten, so beginnt er sein letztes Buch mit einer unglaublich weitschweifigen Niederreißung König Lears, das in seiner Wiedergabe ein Monstrum von Unnatur und Ungereimtheit wird.

Was er gegen den Ausgangspunkt der Tragödie sagt, haben andere vor ihm längst vorgebracht; sie haben sich aber nicht von den Schwächen der Exposition die Freude an der Größe und Gewalt des Themas rauben lassen.

Tolstoi dagegen wendet gegen Lear wie überhaupt gegen die Dichtung Shakespeares ein, daß hier jede Individualisierung der Sprache fehle; alle Personen reden in gleicher Weise. Er spielt dabei nicht allein auf die Spuren von Euphemismus an, die kein Kritiker unerwähnt gelassen hat; sondern für ihn ist Shakespeares Scherz immer unwitzig und langweilig, sein Pathos immer hohl und leer. Ueber Julia, Desdemona, Cordelia, Imogen und Marina sagt er, daß sie alle dieselbe gekünstelte und sentimentale Sprache führen. Wenn Shakespeare unwitzig ist, — wer ist dann witzig? Wenn Shakespeare hohl ist, wer ist dann gediegen? Ueber solches läßt sich nicht disputieren. Wenn jemand Raffael abgeschmackt und Leonardo affektiert nennt, so ist es nicht der Mühe wert, sich in Wortstreit einzulassen. Hat aber die Behauptung, daß bei Shakespeare alle Personen in gleicher Weise reden, einen Sinn, so muß es der sein, daß man Shakespeare in ihnen allen wiedererkennt. Was heißt dies aber anderes, als daß er als Künstler seinen Stil hat. Welchen wahren Künstler kennt man nicht sogleich in seinen Werken wieder? Vielleicht nicht Rembrandt, nicht Turgenjew, nicht Tolstoi?

Alle Hauptgestalten Shakespeares werden als unwahr bezeichnet, Hamlet mit Argumenten wie diese: „Im einen Augenblick steht er vor seines Vaters Geist, von Schauern ergriffen, in dem andern höhnt er ihn, nennt ihn: Alter Maulwurf!; ein-

Google

mal liebt er Ophelia, ein anderes Mal peinigt er sie, und so fort." Lebenswahr sollen nur einige Nebenfiguren sein: Portia im Kaufmann und Polonius, von den Hauptfiguren eine einzige: Falstaff; doch hier wird die künstlerische Wirkung dadurch gestört, „daß diese Figur durch ihre Völlerei, Trunksucht, Ausschweifung Schurkerei, Betrügerei und Feigheit abstoßend wird". Man sollte verschwören, daß derlei Kritik von den Lippen eines Dichters lauten könne. Freilich hat der Rousseausche Moralist den Dichter in Tolstoi fast getötet.

Bei Shakespeare, sagt er, ist alles übertrieben. Doch „ohne den Sinn für Mäßigung kann nie jemand ein Künstler sein, hat es nie einen Künstler gegeben. Shakespeare mag sonst sein, was ihr wollt, nur kein Künstler".

Durch solche Anwendung der Mäßigkeitsforderung würde man Michelangelo wie Rubens totschlagen können, doch besonders Tolstoi. Ist es Mäßigung, Shakespeare „die niedrigste, gemeinste Lebensanschauung" zuzuschreiben oder zu behaupten, daß seine Dramen durch ihre Unsittlichkeit dem Leser die Fähigkeit rauben, „gut und böse zu unterscheiden," ihn endlich „einen unbedeutenden, unkünstlerischen, direkt unsittlichen Schriftsteller" zu nennen.

Shakespeares Werke, heißt es, „haben nichts mit Kunst und Poesie gemein, erborgt wie sie sind, rein äußerlich wie Mosaik zusammengekittet". In vollem Ernste betrachtet Tolstoi es als Schmach für Shakespeare, daß er seine Stoffe aus alten Erzählungen und Schauspielen genommen hat, ja er soll die Stoffe durch seine Behandlung verdorben haben; das alte Drama Leir stehe über seinem Lear, der Amleth Saxos über seinem Hamlet, Cinthios Othello über dem seinen — lauter Behauptungen, die einer künstlerischen Bildungsstufe entsprechen, die bei Tolstoi betrübt.

Aber der große Russe schaudert ja überhaupt vor keinem noch sowilden Paradoxon zurück. In der Kreutzer-Sonate verdammte er den natürlichen Verkehr der Geschlechter sogar in der Ehe; in seinem Buch über die Kunst stellte er die biblische Erzählung von Joseph über alle moderne Poesie; zu Joseph Lewinsky, der ihn einmal besuchte, sprach er die Vermutung aus, daß Ibsen in seinen späteren Dramen die Zuschauer zum besten habe, prüfen wollte, ob es irgend eine Tollheit gäbe, die sie nicht guthießen.

Das bißchen Wahrheit, das sich in seiner Shakespearekritik findet, die Behauptung, daß Shakespeare manchmal mit dem augenblicklichen theatralischen Effekt vor Augen arbeitet, ist vor manchen Jahren viel besser von Rümelin begründet worden.

Doch die künstlerischen Mängel Shakespeares würden vielleicht eine mildere Beurteilung finden, wenn seine Werke nicht, Tolstois Ansicht nach, jeder religiösen oder sittlichen Ueberzeugung bar wären. Das Drama soll den Lesern etwas mitteilen „über des Menschen Beziehung zu Gott, das Universum, das All, die Einigkeit, die Unendlichkeit". Die Dramen Shakespeares enthalten nichts derartiges.

Google

Er war, heißt es, schon vergessen, als die Deutschen Ende des 18. Jahrhunderts ihn in die Mode brachten. (So oft dies auch behauptet wird, wird es dadurch nicht wahrer.) „Eine Reihe zufälliger Umstände" bewegten Goethe, Shakespeare zu preisen. Die deutschen Kritiker haben aus Snobismus in dies Lob eingestimmt, und „alle Schriftsteller fingen an, ihm nachzuahmen, nichtige Dramen zu schaffen, wie da sind die von Goethe, Schiller, Hugo und in Rußland die von Puschkin, Ostrowsky, Alexis Tolstoi" usw.

Wenn auch Goethe, Schiller und Hugo der Sense verfallen, wird Shakespeare wenigstens in guter Gesellschaft vernichtet. Man liest noch einmal und prüft, ob man nicht mißverstanden habe: Goethe — nichtig? Schiller — nichtig?

Aber nein, wie der Narr in Oehlenschlägers Aladdin sagt: Ich tändle nicht; es steht bei Gott im Text.

Alle diese Dichter sind nämlich Organe der Lebensansicht einer verderbten Oberklasse, und merkwürdig ganz augenscheinlich alle Organe derselben Ansicht, da es doch bekanntlich nicht gewichtige Unterschiede zwischen ihnen gibt.

Die Hauptsünde Shakespeares ist seine Geringschätzung der Urteilskraft der Massen, die bei Tolstoi zur Geringschätzung des gemeinen Mannes wird.

Tolstoi preist Homer auf Shakespeares Kosten, wie Homer überhaupt der einzige Dichter ist, der bei ihm der Verdammung entgeht. Er hat übersehen, daß Homer wenigstens ebenso aristokratisch ist wie Shakespeare. Thersites, der im zweiten Gesang der Ilias die Sache des Volkes und des Friedens führt — zweier Sachen, die Tolstoi am teuersten sind — erhält bekanntlich von Odysseus eine äußerst schlechte Behandlung, und alle Häuptlinge begleiten die Prügel, die er bekommt, mit ihrem lautesten Beifall.

Der Ruhm Shakespeares ist in Tolstois Augen eine Modesache, wie das Interesse für Dreyfuß es war. (Die Aehnlichkeit zwischen dem Fall Shakespeare und dem Fall Dreyfuß ist nicht eben überwältigend.) Es wird dem berühmten Engländer wie anderen überschätzten Geistern gehen. „In den vierziger Jahren wurden Eugène Sue und George Sand gepriesen" — Tolstoi kann es über sein Herz bringen, die beiden in einem Atemzug zu nennen — jetzt sind sie vergessen. Hegel, Comte und Darwin spielten einmal eine Rolle; jetzt sind sie vergessen oder daran, vergessen zu werden. Shakespeare hält sich noch, weil die verderbte Lebensanschauung in seinen Werken mit der verderbten Geistesrichtung des wohlhabenden Zehntels der Bevölkerung in den europäischen Ländern entspricht.

„Je trivialer ein Phänomen ist, desto übernatürlicher und überschwänglicher wird die Bedeutung, welche ihm gegeben ist." Der Papst ist ein Beispiel, Shakespeare ein anderes. Shakespeare hat ungefähr soviel Aehnlichkeit mit dem Papst wie mit Dreyfuß.

Google

Es ist wahrlich nicht Shakespeare, der hier einer Verteidigung bedarf. Für seinen Ruhm in der Zukunft bin ich ganz ohne Sorgen.
Nein, es sind die armen Kritiker, über die Tolstoi die Schalen seiner Geringschätzung ausgießt, die der Verteidigung bedürfen; denn ihr zukünftiger Ruhm ist weniger sicher; sie müssen sich in der Gegenwart wehren.
Sie kommen in Tolstois Wiedergabe ihrer Worte höchlich zu kurz. Er hat z. B. den Unterzeichneten ganz unrichtig im Russischen angeführt, und weder die deutsche noch die englische Uebersetzung von seiner Arbeit zitieren meine Worte über Shakespeare so, wie sie in dem deutschen und englischen Texte stehn. Die Hauptstelle über „Cymbeline" ist noch dazu bis zur Sinnlosigkeit verdreht. Ich habe nicht von der Schwierigkeit gesprochen, sein Leben von dem Unrecht anderer rein zu halten, sondern von Unwahrheit, Betrug und Gewalt gegen andere. Ich habe gezeigt, daß Shakespeare zu der Zeit, da er Cymbeline schrieb, es einsah, daß die Zweckmoral die einzig wahre, die einzig mögliche sei. „So ist also nach Brandes," ruft Tolstoi aus, „der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, der, welchen Shakespeare meint!" — und er überschüttet den Jesuitismus Shakespeares mit seiner Verachtung.

Sollten diese Zeilen Rußlands großem Dichter (und ach! weniger scharfem Denker) vor Augen kommen, möchte ich ihn bitten, nachzulesen, was Eduard von Hartmann über Zweckmoral und Jesuitismus in seiner Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins sagt (S. 563 ff.). Er wird daraus ersehen, daß der Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" nur eine unvollkommene Umschreibung des unzweifelhaft wahren Prinzips der Zweckmoral ist, und daß dieses Prinzip selbstverständlich nicht jedes Mittel rechtfertigt, das dem Zwecke dient, ohne Rücksicht auf die Nebenwirkungen dieses Mittels. Daß Shakespeare jene Rücksicht übersehe, kann wahrlich niemand weder aus seinem Cymbeline noch aus seinen übrigen Dichtungen herleiten.

Erstaunlich ist es zu beobachten, welchen Eindruck die Angriffe Tolstois auf verschiedene Literaten in England und außerhalb Englands gemacht haben. Die unzweifelhafte Größe des Mannes auf anderen Gebieten haben die Leute unsicher gemacht gegenüber seiner nicht minder unzweifelhaften Schwäche als Kunstrichter, und es gibt doch Stellen, wo er förmlich an Nordau erinnert.

Es kann nicht wundern, daß Bernard Shaw Tolstoi gewaltsam applaudiert. Die paradoxen Geister ziehen nun einmal einander magnetisch an. Aber es hat mich erstaunt, daß William Archer diesen Angriffen gegenüber die Engländer für unfähig hält, sie unbefangen zu widerlegen, weil sie nämlich Shakespeare zu früh kennen gelernt haben. Er zieht denn keinen anderen Schluß von Tolstoi kontra Shakespeare als den, daß es englischen Schulkindern verboten werden sollte, Shakespeare zu lesen.
Es dürfte jetzt zu spät sein, ihnen die Lektüre zu verweigern, und es würde in den Schulen schwer fallen, den umstrittenen Dramatiker zu ersetzen.

Go gle

Gibt es für die Musik eine Fortschrittspartei?

Ueber die Ziele der künstlerischen Betrachtungen und kritischen Ausführungen, die in dieser Wochenschrift der Musik gewidmet sein sollen, eine Art Programm zu geben, widerstrebt mir gründlich.

Ich liebe überhaupt Programme nicht. Dem einen versprechen sie zu viel; den anderen beeinflussen sie zu stark; ein Dritter behauptet, in der Betätigung seiner eigenen Phantasie durch das Programm gestört zu sein; ein Vierter denkt lieber gar nichts, als daß er nachzudenken versucht, was ihm ein Zweiter vorgedacht hat; der Fünfte nörgelt sich mit einer anderen Ausrede hindurch — kurz, Programme sind unzeitgemäß. Nun traut man mir aber einen großen Spürsinn in der Auffindung des Sensationellen zu; ich tue auch wirklich, wie einige kluge Zeitgenossen bereits scharfsinnig herausgefunden haben, den ganzen Tag nichts anderes, als darüber spekulieren, wie ich (also so eine Art Musikschneider) die Mode der nächsten Saison wieder am besten befriedigen könnte — und so wollte ich denn zuerst, als das Allermodernste, den musikalischen Teil dieser Zeitschrift ganz ohne Programm des Herausgebers vom Stapel lassen, zumal ich damit am besten meiner kaum überwindlichen Abneigung gegen schriftstellerische Betätigung fröhnen konnte.

Die Herren Verleger ließen jedoch nicht nach: „Wenn Sie, werter Herr Strauß, schon als Herausgeber figurieren, geht es nicht an, daß Sie nur ab und zu als „spiritus rector“ hinter den Kulissen wirken, sondern Sie müssen als „Führer der Moderne“, als „Haupt der Fortschrittspartei“ unsern musikalischen „Morgen“ mit einer wenn schon kurzen, aber desto bedeutenderen Kundgebung einleiten.“

Ich hasse derartige Kundgebungen von ganzem Herzen. Gegen seine beste Absicht kann man es kaum vermeiden, mehr oder minder pro domo zu sprechen, und mein Grundsatz ist nun einmal, daß man für sich selbst nur Taten und Werke, aber nicht Worte reden lassen soll. Jedenfalls ist selbst mit den verwegensten Werken der Künstler noch niemals soviel Konfusion angerichtet worden, wie mit den papierenen Kundgebungen ihrer Gegner, die mit Worten gegen Werke zu kämpfen sich bemühen. Ich überlasse daher solche Kundgebungen auch fernerhin allen denen, die ohne Schlagworte nicht leben mögen, oder die mit dogmatischen Verboten den naturnotwendigen Prozeß des Fortschrittes glauben aufhalten zu können, so z. B. den Gegnern der Zukunftsmusik, oder auch solchen Wagnerianern, die — an dem Geist ihres eigenen Meisters sich versündigend — ebenso petrefakt geworden sind, wie seinerzeit die Mozartianer um Franz Lachner, die Mendelsohnianer um Carl Reinecke oder die Lisztianer hinter Draeseke.

Wie gesagt, ich weigerte mich hartnäckig. Allmählich aber setzten sich die so verlockenden Worte „Führer der Moderne“ und „Haupt der Fortschrittspartei“, mit denen jetzt ebenso fleißig wie gedankenlos hantiert wird, immer eigensinniger in meinem Kopfe fest, und ich begann, besonders über die Fortschrittspartei, etwas nachzudenken.

Nachdenken ist immer unangenehm. Diesmal hatte es aber wenigstens zur guten Folge, daß ich mir schließlich die Frage vorlegte: G i b t e s d e n n ü b e r h a u p t e i n e F o r t s c h r i t t s p a r t e i? Ich mußte mir diese Frage endlich mit einem strikten N e i n! beantworten.

Google

Auch die eigentlichen engeren Wagnerianer waren doch nur eine Vereinigung gleichgesinnter Jünger, deren Ziel es war, die Ideen ihres Meisters zu erklären und zu verbreiten, Irrtümer und Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, die Gleichgültigen aufzurütteln, die Gutwilligen in ihrem Urteil zu bestärken und die Mißgünstigen zurückzuweisen. Aber schließlich haben doch nicht diese Parteigänger den Fortschritt erzwungen, der treibende und in letzter Instanz entscheidende Faktor, der auch einem Richard Wagner, wie jedem anderen großen Neuschöpfer zu endgültigem Siege verholfen hat, war die große Masse des unbefangen genießenden Publikums, das sich in seiner naiven Empfänglichkeit für jede neue und bedeutende Kunstleistung in der Regel als der zuverlässigste Träger jeglichen Fortschrittsgedankens bewährt hat. Gegenüber der in der Geschichte immer wieder erhärteten Tatsache, daß eine große künstlerische Erscheinung vom großen Publikum sozusagen als ein Naturgegebenes instinktiv richtig erfaßt, wenn auch nicht durch klares Urteil im einzelnen begriffen wird, ist das Wirken eines etwa als Fortschrittspartei zu bezeichnenden engeren fachmännischen Kreises nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Die Hauptsache ist der zwingende Kontakt zwischen dem schaffenden Genie und der über den Rahmen jeder möglichen Partei weit hinausreichenden fortschrittswilligen Masse. Man darf sich nur dadurch nicht verwirren lassen, daß dasselbe große Publikum das mühelos Gefällige, Gemeinverständliche und sogar Banale ebenso — vorübergehend oft noch mehr — bejubelt, als das künstlerisch Bedeutungsvolle, Neuartige, der Zeit Vorauseilende. Das Publikum hat eben zwei Seelen in seiner Brust. Eine dritte allerdings fehlt ihm: für diejenige Kunst, die weder ohne weiteres eingänglich, noch in hervorragendem Maße zwingend ist, hat das Publikum das wenigste Verständnis und die geringste Zuneigung. Daher so viele Enttäuschungen ernst strebender Künstler, von denen selbst der Gegner nicht schmähen mag, sie seien banal, und selbst der Freund nicht rühmen kann, sie besäßen eine auch die Masse fortreißende suggestive Kraft.

Carl Maria von Weber sagte einmal vom großen Publikum: „Der einzelne ist ein Esel und das Ganze ist doch Gottes Stimme". Und in der Tat, die Seele der tausendköpfigen Menge, die sich da in einem Konzert- oder Theatersaale zu künstlerischem Genießen vereinigt, wird in der Regel instinktiv für den Wert des ihm Gebotenen ein richtiges Empfinden haben, sobald ihm nicht von seiten geschäftiger Kritik oder geschäftlicher Konkurrenz Vorurteile eingepflanzt werden, die seine Unbefangenheit beeinflussen.

Ein markantes Beispiel für die sonderbare Verwirrung, die äußere Einflüsse auf das erste richtige Urteil des Publikums ausüben können, erzählte mir Alexander Ritter:

Als Franz Liszt vor etwa 50 Jahren zum ersten Male drei Konzerte in Dresden mit eigenen Orchesterwerken gab, löste die Uraufführung der damals zuerst gehörten, später so viel verlästerten symphonischen Dichtungen am Konzertabend selbst eine ungeheure Begeisterung bei dem damals diesen Werken noch ganz naiv gegenüberstehenden Publikum aus. Am nächsten Morgen stand im Blättchen, Liszt sei überhaupt kein Komponist, und plötzlich schämten sich alle die guten Leute, die am Abend vorher ihrem schönen Enthusiasmus freien Lauf gelassen hatten, ihrer Begeisterung, keiner wollte schließlich applaudiert haben, und jeder hatte nachträglich tausend Wenn und Aber!

Google

Alles Große kann jedoch schlimmstenfalls nur eine Zeitlang in seinem siegreichen Zuge gehindert, von den Dunkelmännern nicht endgültig aufgehalten werden: und so hat das große Publikum — Gottes Stimme — auch Franz Liszt gegen die Bosheit und den Unverstand erhoben, wie es Richard Wagner schon 1876 durch seine Begeisterung zu endgültigem Siege über seine Nörgler, Neider und Verleumder verholfen hat.

Wenn es nun auch im eigentlichen Sinne „keine Fortschrittspartei" gibt und nicht zu geben braucht, so ist es doch notwendig, das natürliche, gesunde Urteil der Unbefangenen zu schützen vor der Partei der ewig Rückständigen, die aus Unverstand, Unfähigkeit, Bequemlichkeit oder Eigennutz stets am Werke ist, den im Publikum lebendigen Sinn für den Fortschritt zu ersticken.

Nach dem Jahre 1876 glaubte man wirklich, der Enthusiasmus des großen Publikums habe die Hetze der Feinde soweit zum Schweigen gebracht, daß sie nurmehr hinter stillen Konservatoriumsmauern, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wagen würden, ihr Gift gegen den frechen Neuerer in die unschuldigen Seelen harmloser Klavier- und Kompositionsschüler zu träufeln. Man glaubte schon hoffen zu dürfen, von nun ab könne jeder im Kunstwald auf seine Fasson selig werden, komponieren, wie er Lust und wozu er Talent habe.

Diese Hoffnung war trügerisch. Zünftige Fachgenossen, die ängstlich besorgt um ihre eigene Wertschätzung, ohne schöpferische Potenz, lediglich im Besitz einer gewissen Kompositionstechnik irgend einer verflossenen Kunstepoche, eigensinnig und gewalttätig gegen jede Erweiterung der Ausdrucksmittel und gegen jede Ausdehnung künstlerischer Formgebiete sich sträuben, Kritiker, deren Kunstanschauung auf einer erstarrten Aesthetik vergangener Zeiten basiert, wagen sich als festgeschlossene „Reaktionspartei" mehr und mehr wieder an die Oeffentlichkeit und sind eifriger denn je am Werke, den weiter Strebenden das Leben sauer zu machen.

Ich kann nun denjenigen noch lange nicht einen Reaktionär nennen, dem Beethovens Eroica lieber ist, als eine schwache moderne symphonische Dichtung, oder der erklärt, er sehe sich lieber zwölfmal hintereinander den Freischütz an, als eine faule moderne Oper. In diesem Sinne wäre ich selbst ein Reaktionär. Reaktionäre im unerträglichen Sinne sind für mich alle diejenigen, welche behaupten, weil Richard Wagner seine Dramenstoffe dem germanischen Mythus entnommen hat, sei es künftig verboten, Stoffe der Bibel zu entnehmen (ich spreche hier natürlich pro domo); diejenigen, die dozieren, daß es ordinär sei, die Ventiltrompete als melodiöses Instrument zu behandeln, bloß deswegen, weil Beethoven seine Naturtrompeten notgedrungen nur mit Tonika und Dominante sich herumschlagen lassen mußte; kurz alle diejenigen, die mit großen Gesetzestafeln bewaffnet, jeden, der Neues schaffen will und kann, mit einem: anathema sit! in seinen Bestreben hindern wollen.

Richard Wagner hat das bedeutsame Wort gesprochen: „Ich will meinen Siegfried einmal vor einem aus der ganzen Welt zusammengerufenen Publikum von teilnehmenden Geistern aufführen und dann die Partitur verbrennen." „Gottseidank, sagen wir heute, daß er es nicht getan hat! Denn leider sind die Siegfriede so selten, daß wir nicht derartig verschwenderisch mit so kostbaren Geschenken umspringen dürfen. Aber der Gedanke, der in dieser erhabenen Absicht des großen Meisters lag, daß auch ein voll-

Google

endetes Kunstwerk nur als Glied einer großen, stets lebendigen Entwicklung betrachtet werden soll, als Same in die Seelen der Nachkommen gelegt, fortzeugend stets Höheres und Vollkommeneres zu gebären: diesen herrlichen Gedanken wollen wir pflegen, an der steten Entwicklung unserer Kunst tatkräftig fortarbeiten, und über der Liebe und Bewunderung, die wir den verewigten und schon vollendeten Meistern zollen, nicht vergessen, daß auch die Kunst denselben Gesetzen unterliegt, wie das immer neu sich gestaltende Leben.

Darum fort mit der Anwendung einer schulmeisterlichen Aesthetik auf Werke, die mit eigenem Maßstabe zu messen sind; fort mit allen Gesetzestafeln, die längst schon von großen Meistern zerbrochen worden sind; fort mit allem Hoheprieſtertum, das sich einer kraftvollen Weiterentwicklung hindernd entgegenstellen will; fort mit allem, was keine andere Berechtigung für sich aufweisen kann, als daß es g e s t e r n schon gewesen ist! Dagegen sei in unserem „M o r g e n“ allen denen ein freimütiges Willkommen geboten, Schutz und Förderung versprochen, die zuviel Respekt vor den großen Meistern haben, als daß sie — aus Bequemlichkeit oder ihres lieben Broterwerbes halber oder zur Befriedigung eines im tiefsten Grunde unkünstlerischen Ehrgeizes — die Werke der Meister durch billige Nachahmung entweihen und verflachen könnten! Willkommen alle, die „strebend sich bemühen“ und ein fröhliches Pereat der Reaktionspartei!

F o n t a i n e b l e a u, Pfingsten 1907. R i c h a r d S t r a u ß.

Aphorismen.

Von Carl Hauptmann.*)

Ich lebe an allen Enden.

Ich sollte nur das Zarte schaffen! Ja —! Ich habe zehn ungeborene Mädchen in mir — und zehn frohe Kinder — aber ich bin auch alt und grausam wie Stein — und bin ein Trommelschläger in einem Heere, das gegen den Feind geht, und ich sitze an einem ewigen Wasser und sehe die Wellen hinschießen im Schatten rauschender Bäume und trauere — und ich bin ein harter, gehässiger Arbeiter im Frondienst, und ich bin ein Angeklagter, der seine Richter haßt, weil sie nicht recht richten, und ich bin auch ein Jüngling, der sein Mädchen mit Frühlingsgirren anstaunt und dem die tollste Lust heilig ist. O, ich lebe an allen Ecken und Enden dieser wunderlichen Welt.

*

Eltern.

Zwei die vielleicht gegeneinander waren aus Blut und Leben, und unvereinbar in ihren Drängen, sind im Kinde eingeschlossen: Vater und Mutter. Nun bekämpft euch fort! Es soll vorkommen, daß der eine den andern dann im Kampfe noch tötet: Selbstmord.

*) Zwei Proben, Stichproben, nur aus einem umfangreicheren Aphorismenchklus des stillen und doch nicht verschlossenen Sinners, der sich vor den Augen der Aufdringlichen gern in träumenden Wäldern birgt. In einem der folgenden Hefte soll er uns mehr und Besseres noch von sich sagen.
D. R.

Go gle

Kunstpflege.

Von Richard Muther.

Unser Programm in Kunstdingen besteht darin, daß wir eigentlich keins haben. Der Leser muß absehen von den verschiedensten schönen Themen, mit denen er anderwärts gespeist wird. Wir werden nicht reden von Kunsterziehung, denn wir sind der Ansicht, daß Leute, die das Organ für Kunst haben, einer Erziehung durch Druckerschwärze nicht bedürfen, und daß solche, denen es mangelt, es auch nicht bekommen, wenn man ihnen die Kunst im Leben des Kindes mit der Milchflasche einträufelt. Wir werden auch nicht reden von Deutschtum. Denn wir sind gute Europäer. So lächerlich es ist, wenn ein Snob ein französisches Bild kauft, nur weil es französisch ist, so unverantwortlich ist es, wenn deutschtümelnde Literaten unsere Künstler dadurch am Hervorbringen guter Sachen zu hindern suchen, daß sie ihnen das Studium der großen Ausländer vorwerfen und die phrasenhaften Begriffe von Naivität, Gemüt und gedankenvollem Tiefsinn als alleinige Kennzeichen wahren Deutschtums aufstellen. Die Kunst kennt keine Landesgrenzen. Wer Selbständiges in einer gebildeten Sprache ausdrückt, ist ein Künstler, auf den sein Vaterland stolz sein kann, wenn sich die Werke auch nicht zu den obligaten Erörterungen über die angeblich in jedem Kunstwerk schlummernde Volksseele eignen. Noch weniger werden wir sprechen von Thodescher Sittlichkeit und den hohen religiösen Idealen, denen nach dem nämlichen Prediger der Künstler zu dienen hat. Denn der Hinweis auf Religion ist 1900 Jahre nach Christi Geburt eine oratorische Stilblüte, und für seine Sittlichkeit kann jeder privatim sorgen. Nuditäten, die schlecht sind, schaut der Gebildete nicht an, und die Betrachtung guter kann ihn so wenig zum Unhold wie die Betrachtung einer guten Landschaft oder eines guten Stillebens machen. Wenigstens ich persönlich muß zu meinem Bedauern gestehen, daß sich die bewußten Symptome bei mir nicht zeigten, selbst wenn ich vor der Aphrodite Kallipygos oder der Florentiner Venus des Tizian stand, wo in der Wiedergabe der „gemeinen Wirklichkeit“ doch das Schlimmste geleistet ist. Folgt weiter die Kritik. Im Grunde wissen wir ja, ich meine, wir Kritiker, daß das Geschreibsel wenig Sinn hat. Wir langweilen uns selbst, wenn wir Zensuren verteilen, und zweifeln im Stillen an unserer Unfehlbarkeit, wenn wir Direktiven über das, was die Kunst soll und nicht soll, zu geben suchen. Auch daß wir praktisch mehr schaden als nützen, ist uns nicht verborgen. Denn, wie die Dinge einmal liegen, loben wir in der Regel Werke, die das Publikum nicht versteht, und verekeln ihm die, die es kaufen würde. Auf das Kaufen aber kommt es in der Hauptsache an. Das Interesse hat seit einigen Jahren sich in ganz merkwürdiger Weise auf die Kunst geworfen. Bücher über Kunst finden reißenden Absatz. Die Nachfrage nach Vorträgen über Kunst ist kaum mehr zu decken. Berichte über Kunst nehmen in den Zeitungen einen größeren Raum ein, als die über andere, ungleich wichtigere Dinge. Doch praktisch

Google

hat das alles geringen Wert. Zu einem Kunstleben in Deutschland wird es nicht kommen, so lange über Kunst nur geschrieben und gelesen, aber keine gekauft wird. Hier eröffnet sich, wie ich glaube, der Kunstschriftstellerei ein nützliches Tätigkeitsfeld. Sie kann, aus dem Theoretisieren heraustretend, mehr dafür sorgen, daß die Freude am Kunstbesitz in Deutschland zunimmt. Denn, um Kunstwerke zu besitzen, braucht man, wie Frankreich zeigt, gar kein Krösus zu sein, man muß nur Geschmack und sinnliches Bedürfnis nach Schönem haben. Man muß seinem Urteil trauen, statt nur das erwerben zu wollen, was etwa ein Museumsdirektor empfiehlt oder ein Modekunsthändler ausstellt. Die Riesensummen, die von einigen reichen Leuten für solche Werke gezahlt werden, kommen nicht der Kunst, nur dem Händler zugute. Aber der Kunst wird genützt, und auch der Nichtmillionär kann Werte ansammeln, wenn er gebildet und selbständig genug ist, um nach Gutem zu greifen, bevor es Spekulationsobjekt der Händler geworden ist. Ziehen wir die Monopole ein, die wir als ästhetisch unselbständiges Volk einzelnen Managern des Geschmacks verliehen; werden wir selbst zu Kennern, die sich nicht bevormunden lassen, und bedenken wir namentlich, daß über Kunst zu lesen noch lange nicht so schön ist, als sich mit Kunst zu umgeben — dann wird es wieder werden, wie es früher war, daß die Kunst kein literarischer Begriff, sondern der natürliche Schmuck, die frohe Begleiterin unseres Lebens ist. Der Künstler kann mehr, kann besser und billiger schaffen, je größer und kultivierter der Konsumentenkreis ist. Für diese Dinge zu wirken, indem wir die Aufmerksamkeit auf das lenken, was in den deutschen Privatsammlungen schon ist oder sein könnte, wird eine Hauptbeschäftigung unserer Zeitschrift werden. Berichte unserer ausländischen Mitarbeiter sollen die Verbindung zwischen den Sammlern der verschiedenen Länder herstellen. Und was wir im übrigen wollen? Das wird sich von dem, was jede gute Zeitschrift bringt, nicht sehr unterscheiden. Wenn ein Künstler 70 Jahre alt wird oder stirbt, sieht er die Augen der Welt auf sich gerichtet. Solche Jubiläumsartikel und Leichenreden sollen pünktlich zur Stelle sein. Auch alle kunstpolitischen Fragen, die der Tag aufrollt, wird der Leser erörtert finden. Er wird erzählt bekommen, was man in den Ausstellungen sieht, ohne daß er den Erzähler als aufdringlichen Cicerone empfindet. Denn — um es nochmals zu sagen — zu Kunstpädagogen fühlen wir uns gar nicht veranlagt. Ebensowenig ist unser Plan, einseitige Propaganda für das Moderne zu machen. Die jetzt so verbreitete Art von Kritikern, die ihren vorgeschrittenen Standpunkt dadurch beweisen zu müssen glauben, daß sie zum Verrücktesten Ja sagen, ist kaum besser als die ältere Spezies, die alles Neue verspottete. Verhältnis zur Kunst hat allein, wer das Gute in allen seinen Ausdrucksformen erkennt, und der Kunstschriftsteller, wie ich ihn auffasse, unterscheidet sich vom Amateur nur dadurch, daß er das zu Papier bringt, was jener für sich behält.

Google

Kindsschnabelweisheit.

Nach Balzac von Otto Julius Bierbaum.

Bey meynes lieben Haushahns gedoppletem roten Kammb und bey dem gedoppleten hellrosfarbenen Futter des schwartz kraus peltzenen Pantöfelchens meyner lieben Kammergesellin! Beym Saint Cocu (steht nit im deutschen Kalender — der Heilig!) und allen Hörnern derendter, so disen Stirnzierrat mit Anstand tragen! Nit minder aber auch bey der ansehnlichen Tugendt derer lieben Frauen, so es sich fleißig angelegen seyn lassen, bemeldte Hörndlein auf bemeldte Schedtel zu setzen! —: das Best und Schönst und kostbar Lieblichst, das eyn Mann zu werke bringen mag, nit etwan eyn Reimgedicht ists, oder eyn Lainwand mit viel edel Farb und Liniatur, oder eyn wolgesetzt Stück Musika, oder eyn Schloßgebäu gar hoch und vielfalt, oder eyn Bildgeschnitz auß Holtz oder Stain, oder eyn stoltz Schiff, fahrend dahin mit Segelwerk oder Ruderschlag, — nit das, nit das! —: eyn Kindlein ists!

Die Kindlein seynd das Anmutigst, so zwischen denente Blumen und Bäumen des großen Erdgartens herumbvigilieret, ob auch offtmalen rotznaset. Aber merket wohl auff, wie ichs meyn! Bis zum zehnten Jahr, nit weiters, gilts mit der Kindschafft! Alsdann wird Bub und Bübin sachte Mann und Frau, und werden, Gott seis geklagt, gar vernünftig und siebengescheidt, und keyns ist weiters mehr wert, was es gekostet hat. Nur an denen Ungeratenen erlebt der liebe Gott, wenns gut geht, manchmal eyn Freud.

Aber die rechten Kindlein, so noch Kindlein seynd, — schauet sie euch wohl an, wie sonderbar lieb und labsälig sies treiben! Haben noch kein Arg und Harm und also auch keyn Respekt, vor was auch immer es seye, und gilt ihnen alles eyn Spielwerck, und seyend eben darumb weise ohne Vernunft. Des Vaters Hausschuch dunket ihnen ein paßlich Ding, Löchlein dareyn zu bohren mit vielem Fleiß; der Mutter Hausrat tragen sie ohn Ermüden die Kreuz und die Quer, dahin und dorthin, wo es ihnen wohl scheint, daß Scheer und Knaul und Nadelbüchs recht zuhause wären in Winkeln, da sie keyn Seel nit vermuten möcht; was ihnen aber just nit behagt, seht, das lassen sie fein liegen, denn die kindisch Hand langt nur nach dem, das ihr behagt (also weise ist sie!). Wo Gutselen seynd und wohl eyngekocht Mus und resch Knuspergebäck mit Rosindtlein, spüret das näschig Völklein wohl, findts und frißts auf (wenn nur die Zähndlein in den lieben Goschen erst durchs rosfarbene Flaisch seynd!), und alleweil lachts und jubilierts dabei, — das süße Völklein, das ausbündig süße. Gelt, ihr heißt mich nit eyn' Narren, so ich wiederumb laut aufruf und sag: außer Maaßen lieb seynds und tausendmal

Google

mehr wert, als wir Alten. Könnt wohl auch nit gut anderſter ſeyn! Seynd ja Bluſt und Frucht in Eynem! Furcht vom Eynanderliebhaben und das blühend Leben ſelber.

Darumb, ſo ſie den Schnabel aufthun, kommt nichts heraus als hell eitel koſtbar Red und Geſprüch, maaßen ihr Zünglein noch nit beſchwert iſt vom arg ſchweren Steine der Bedachtſamkeit, aber auch noch nit umgetriben vom böſen Winde derer Spekulation. Seynd heilige Wort, vergnüglich heilige Wort, ſo die Kindlein plappern in ihrer Unſchuld, lieben Leute! Schad, daß man ſie „naiv“ heißt, als welches verbum adjectivum ärgerlich in Mißbrauch ſtehet in diſen Tagen. Aber ich ſag euch: verſtopfet eure Ohren flugs mit Wacks, wie weiland Herr Uhſſes bei denen Menſchern mit denen Hühnerbeinen, ſo eyn Mannsbild den Schnabel ſüße zieht und thud in Worten als ein Kindlein, das naive iſt. Iſt immer ein übel Rüchlein Vernunft und Calculation bei. Riecht nach dem Fuchs, ſothane Mannsmaulnaivetät. (Kenn beßre Gerüche, gelt, Schatz?) Kindsſchnabelnaivetät aber riecht friſch wie Erdraich im Mayen, lieblich und herbe, wie ein geſund, rein, munter Kind ſelber. Sela!

Und nun merket wohl auf, was ich zu deme Thema weiß!

Es war umb die Zeit, als Kathrin, die ſpäter' Königin in Frankraich, noch nit Königin war, ſondern noch Frau Kronprinzeß geheißen ward, oder wie's die in Franzmannsland nennen: Madame Daulphine. War aber ihr Herr Schwiegervater, der König, ein breſthaft Mann und hatte wenig Freud an Krone und Thron, maaßen er nit gar offte auf deme Throne ſaß, vielmehr in ſeyme königlichen Bette lag, alswo es auch nit kurtzweiliger zu liegen iſt, als in eyme andren Bette (wohlgemerkt, wann Eyns alleine drin liegen muß). Die gut Kathrin aber war eyn gar höflich Frauenzimmer und wußt wohl, was ſich ſchickt für eyn rechtſchaffen Schwiegertochter. Wohl wiſſende, daß der alt König eyn ſonderbar Gelüſten hätt für die gar lieblichen und kunſtraichen Schilderungen, ſo die Malersleut im Lande Italia aus der Maaßen ſchön zu werken verſtehen, recht meiſterliche Leut und gar hoch angeſehen bei Kayſern und Königen dazumal, (wie denn bemeldter König in Frankraich es nit für eyn Raub hielt an ſeyner hohen Kron, daß er mit etlichen von denen Meiſtern in Welſchland guter Freundſchaft pflog und nit gar klaine Beutlein voll eitel Dukaten zu ihne ſchickt über die Berg, als zum Exempel an den Herrn Raffaeln aus Urbin und an die Herren Primatiz und Leonhardn von Vintſch) — dieß, ſag ich (und's hat mir ſchier den Athem verſchlagen), wohl wiſſende, hat die gut Kathrin manch groß und klaine Tafel von denen welſchen Hexenmeiſtern für gut Geld gekaufft (Gott geſegn es ihr noch heut!) und deme königlichen Schwiegervatter an ſeyn Bette geſtellt. War ihr aber nit immer not, ihrn Seckelmeiſter zu rufen, denn manch koſtbar Malerey ward ihr ſelber zum Geſchenck, ſintemalen ſie Eyne aus dem hochedlen Hauſe derer Medici war, die recht eigentlich an der Quelle

Google

saßen, wo die Farben gleich auf die grundiert Lainwand laufen, im gesegneten Lande Toskanien, da die Malersleut wild wachsen, Edle und Bürgerliche aber daran noch nit genug haben, vielmehr mit vielem Fleiße und nit weniger Geld auch noch von der Fremde her Meister und Gesellen der preislichen Kunst zu kommen heißen und, wann die nit wöllen, zum mindest ihre schönst Gemäld und Bildwerk. Also begab es sich, daß Frau Kathrin aus der über alle Städte schönen Stadt Florenz (das heißt die blümig Stadt) eyne gar köstlich Malerey zum Angebinde kriegte, die von keym geringern gemalen war, als Meister Tizianen selber, dem Könige derer Malersleut in der ruhmraichen Stadt Venedig, und Kayserß Karln, des fünften seynes Namens, Leib- und Lieblingsmaler. War aber das Gemäl ein dopplet Bildnus, fürstellende Herrn Adam und Frau Evan in Lebensgröß und gantz nach der Mode ihrer Zeit gekostumieret, als über die sich alle Gelehrten eynig seynd, maaßen männiglich weiß, daß die Zwei wandleten im Garten Eden angethan mit ihrer Unschuld und verzierartiert mit nichts als lauter Anmutigkeit, die ihnen der HErr selber um Schulter, Brust und Lenden gelegt hat mit seyner liebraichen Hand. Wollet aber nit etwan vermeynen, daß dieß himmlisch Kleid leichtlicher zu malen seye, als Sambt und Seid und gülden Spangenwerk! Fragt, wenn ihr eynen habt in eurer Bekanntschafft, der mit Pinsel und Farb handtieret, ob's nit vielmehr das schwierigst sey der gantzen Kunst, umb der Farb willen nit minder als von wegen der bös tückischen Anatomia, als welche voll eitel Fährlichkeit steckt und tausend Hinterlist. Für unsern Herrn Tizian aber war just das das rechte Fressen und nit mehr als freundliche Erlustierung. Hats halt gekunnt, der Herr aus Venedig. Stellte also Frau Kathrin das maisterlich Bild dem Herren König ans Bette, dem dazumalen das Wehtumb, daran er später hat sterben müssen, sonderlich grimme that, und war der arm König recht froh darob. Und liebte es, gar wie man ein lebendig Wesen lieb hat, daß er nit eyn Augenblick seyn wollt ohn Herrn Adam und Frau Evan. Mußten, so lang er Athem hatte, an seym Bette stehn, und die Herren Kämmerling und schönen Weibsleut bei Hof, die auch gar gerne gewußt hätten, wie die Zwei herschauten, mußten sichs Maul wischen.

War aber doch eyn groß Wesen und Geredt umb das Bild im gantzen Schloß, dermaaßen, daß auch Frau Kathrins Kindlein, der klein Franz und die klein Gret, davon hörten, (maaßen Kinder eyn gut Gehör haben, auch wo die Alten vermeynen, sie höreten besser nit), und wollten justament Herrn Adam und Frau Evan sehn. Tormentierten drumb ihre gut und zärtlich Frau Mutter gar sehr mit „Bitt gar schön" und „Sei doch lieb" und „Mammele" hin und „Mammele" her und „Warum denn nit?" und „Was ist denn dran?", und, kurz und gut, Frau Kathrin wußt' sich gar nimmer zu retten vor denen Plappergoschen, bis daß sie die Kindlein an die Händ nahm und zum Herrn König führte. (Hätt's freilich doch nit than, wenn sie nit gar wohl inne gewesen wär, daß der königlich

Google

Herr Großvater das klein Enkelgesind gar gerne zuweil umb sich hatte, ohngeachtet es nit so stille war, wie Herr Adam und Frau Eva.)
Und sprach Frau Kathrin zu ihren Kindlein, indeme sie die zwei Ausbünd vor Herrn Tizians bunte Leinwand stellte: „Da, ihr Neugier miteinand! Habt Herrn Adam und Frau Evan schlechterdings sehen gewöllt, — wohl, so sehet sie auch recht an!“

Das junge Blut stund still vor lauter Gestaun und that Herrn Tizian rechte Ehre an mit gar andächtigen, aber munteren Blicken, indeß Frau Kathrin sich zu dem Könige ans Bette setzte, dem es recht lieblich dünkte, zu sehn, wie die Kindlein sich nit rühreten und regten und schier stumm wurden vor dem Geleucht der Farben des venedischen Meisters.

Da vernahmen sie ein Gewisper. Der klein Franz wars, der seinem Schwesterlein, recht als es des Knaben Art ist, einen Puff gab und sprach: „Du, Gret, sag: wer von den Zweyen ist denn der Herr Adam?“

Das Gretlein aber, nit faul, antwortete flugs: „Wie kann ich das denn sehn, du Dummrian, wo doch keins Kleider anhat von dene zwey?“

Diese Antwort freute den armen kranken König baß, daß er seiner Krankheit eine Weile nimmer Acht hatte, und auch Frau Kathrin entzückte sich drob in ihrem mütterlichen Hertzen gar sehr, daß sie hinging und ihr Mägdlein recht aus dem Grunde küßte. Aber der Bub ging auch nit leer aus.

Dann aber lief Frau Kathrin gar eilig in ihr Schreibgestühl und vermeldete gen Florenz die Schnabelweisheit der kleinen Margret dem andern Herrn Großvaten. Gott lohn der guten Frau Kathrin das glücklich Mutterbrieflein heut noch! Denn, wie hätt ich euch dies wahre Märlein berichten können, lägs nit zu Florenz bei anderen Documentpapieren (die aber beileib nit all so lustig und Aufhebens werth seynd!) im Archivio?

Nimmt mich wunders, daß noch keyn Historiographus sichs hat beifallen lassen, es ans Licht zu stellen. Seynd doch sonsten hurtig hinter jedem Quarck her, so er nur alt und schimmlig ist. Aber ich kenn die Knasterbärt' wohl: Däucht ihnen zu gering, was nit aus bärtigem Maul kommbt. Seynd Leimsieder, — mit Verlaub zu sagen.

Darumb solls hier stehn unter denen guten alten Schwänk, als ein zwar unscheinbar Blümlein und nit gar so bunt wie die andern, ohngeachtet es auch nit gar eyn Schwänklein eigentlichen ist. Stimmt aber doch zur Grundlehr aller pantagruelischen Weisheit. Denn, und das frag ich euch itzt ernsthaffte: Wie wollt ihr so hold und sinnreich Geschwätz aus Kindsschnäbeln vernehmen, wenn ihr nit allzeit munter und fleißig seid, Kinder zu machen?

Google

Meuniers Verhältnis zur Kunst.

Von Karl Scheffler.

Als vornehmstes Zeichen der ursprünglichen Begabung muß es bezeichnet werden, wenn das Individuum unter dem Zwang eines inneren Müssens steht. Das Talent und noch mehr das Genie sind nicht denkbar ohne einen Egoismus großen Stils. Denn sich selbst durchzusetzen: Das ist das höchste Gesetz des wahren Künstlers. Nur stärkstes Ichgefühl kann die Kräfte seiner Seele konzentrieren.

Dieser selbstherrliche Wille, der nicht anders handeln kann, als er muß, fehlte Meunier. Nirgend in seinem Leben ist ein Punkt erkennbar, wo eine unerschütterliche, leidenschaftliche Eigenart sich Gestalten nach ihrem Bilde geprägt hätte. Und weil seiner Kunst damit die wahre Ursprünglichkeit fehlte, vermochte sie auch nicht, sich einer lebendigen Tradition anzugliedern. Denn nur die Selbständigkeiten einer Zeit sind untereinander durch das Band des Zeitgeistes verbunden. Meuniers Kunst hat immer versucht, sich irgendwo anzuschließen, und hat doch nirgend einen Platz erringen können in der Entwicklungsidee der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Was gute Einsicht leisten kann, das hat sie stets geleistet. Sie hat sich an die wertvollsten Vorbilder gehalten, den wohlfeilen Erfolg verachtet und nur ersten Zielen zugestrebt; aber trotzdem ist sie außerhalb der eigentlichen Schule geblieben. Mancher Künstler gehört einer Konvention an, ohne es zu wissen und zu wollen. Der späteren Zeit wird dann klar, wie er zu seinen Zeitgenossen in einem festen Verwandtschaftsverhältnis steht. Und andere Künstler wieder suchen sich mit allen Kräften einzuordnen und bleiben immer nur Resümierende, zählen in der Geschichte nur als Mitläufer. Zu ihnen gehörte Meunier bis zu seinem fünfzigsten Jahre. Es handelt sich hier eben um Dinge, die man nicht wollen kann. Als Meunier in dieser Zeit zurückblickte, hatte er gewiß nie etwas Schlechtes gemacht, doch auch nie etwas wahrhaft Künstlerisches. Er hatte alle Kunstkämpfe mit geschlagen; aber es blieb immer ein äußerliches Prinzip, um das er sich bemühte. Wäre er in dieser Zeit gestorben, so würde sein Name heute kaum noch genannt werden. Von den ersten plastischen Versuchen ist überhaupt nichts erhalten, und die Bilder sind Beispiele einer schwerblütigen, ernsten Genremalerei, Illustrationen düsterer sozialer Themata, die nur des Gegenstandes wegen da sind. Die Malerei ist nie geschmacklos, läßt ernstes Studium und gute Vorbilder erkennen; nur ist es streng genommen überhaupt keine Malerei. Stoff und Darstellung, Gegenstand und Technik bleiben stets zweierlei.

Meuniers Malerei, die sich zuweilen zu einer gewissen Größe der Zeichnung erhebt, ist skulptural, ist schulmäßig geworden, weder bildgemäß noch dekorativ und ohne das notwendigste Raumgefühl. Der Maler ist vom Motiv abhängig, selbst dort noch, wo er sich später vor den mächtigen Silhouetten des Bergwerklandes mit den Motiven erhebt. Gegen den Bildhauer spricht es dann, daß er alte Bildermotive Linie für

Google

Linie in die Reliefplastik übersetzt hat; denn damit ist bewiesen, daß weder hier n
dort ein inneres ästhetisches Erlebnis zum Anstoß des Schaffens geworden
Vielen Kritikern imponiert es, daß Meunier „nur das Material gewechselt hat“,
übrigen aber seiner Idee treu geblieben ist. Dieses „nur“ hat etwas Ueberwä
gendes. Es ist ganz deutsch. Danach hätte Beethoven seine Sonaten „nur“ zu
strumentieren brauchen, um Symphonien zu schaffen.

Immerhin hat Meunier das Handwerkliche der Kunst von allen Seiten kennen
lernt, und er war im Besitz aller erlernbaren Ausdrucksmittel, als der Stoff zu i
kam, der ihn von der Malerei wieder zur Skulptur zurückführte und ihn mit ein
Schlage berühmt machte. Man kann sich diesen oft besprochenen Vorgang der E
deckung des Arbeiters für die Kunst und die Art, wie Meunier die Entdeckung nu
etwa so vorstellen. Ein Kunstliebhaber, der sich Sinn und Gefühl vor den Meis
werken seiner Zeit so fein gezogen hat, daß er überall in der umgebenden Welt
den Augen und in der ganz besonderen Art seiner geliebten Künstler sieht, ge
plötzlich in eine Situation, wo ihm sehr glückliche und noch ungenutzte Motive e
gegentreten. Auf Schritt und Tritt ist er genötigt, zu bedauern, daß dieses neuar
Stoffgebiet der Kunst noch nicht erschlossen worden ist, und in seiner Ungeduld mö
er gern Künstler herbeirufen. Denkt man sich nun hinzu, ein solcher Amateur hätte
fünfzigjährige Praxis des Meunier, dessen Handwerksfähigkeit sowohl in der Mal
wie in der Skulptur, so kann es kaum fehlen, daß er sich hinsetzt und versucht,
reichen Anschauungsstoff im Sinne Derer, die ihn sehen gelehrt haben, nachzubild
Was dann zustande käme, würde sicher künstlerische Züge die Fülle aufweisen
sogar eine Bereicherung sein; aber ganz lebendige, ursprüngliche Kunst wäre es nat
lich nicht. So auch mag es Meunier ergangen sein. Seine Tat, die so einfach sche
ist ziemlich kompliziert. Um die Mitte seines Lebens gehört seine ganze Liebe
Vertretern des sozialen Pathos in der französischen Malerei: Daumier und Mil

Auch von Courbet hatte er schon etwas gesehen, und die belgischen Kollegen,
allem de Gronze, hatten Einfluß auf ihn. Da er die Welt und das Leben n
mit eigenen Augen anzuschauen vermochte, geriet er durchaus in den Bann di
Führer. Deren kühne Tat, eine rauhe Wirklichkeit emphatisch zu steigern, begeist
ihn, und er suchte wohl unwillkürlich — wie wir alle es getan haben — im Le
des Alltags die Gegenbilder seiner durch Nachempfindung gewonnenen Künstl
überzeugung. Und als ihm nun in den Bergwerksdistrikten, in einer bezwing
düsteren Atmosphäre, Modelle und Situationen entgegentraten, die der Milletsc
Welt entlaufen schienen, mußte notwendig der Entschluß entstehen, dem wir die
kannten Skulpturen verdanken. Auf den absoluten Kunstwert dieser Arbeiten a
wirft es ein helles Licht, daß sie ohne Daumier und Millet nicht nur in dieser Fo
sondern in jeder Form unmöglich gewesen wären. Man wende nicht ein: auch
Raffael wäre ohne seine Vorgänger undenkbar, und es gäbe keinen großen Künst

Go gle

der nicht durch ein Vorbild entscheidend beeinflußt worden wäre. In der Tat, es ist so; aber immer ist es lebendige Tradition, was die Verbindung herstellt. Zum Wirken der Tradition gehört es, daß der Künstler über seine Vorgänger, auf deren Schultern er steht, in einem Punkte wenigstens, hinaussieht, und wäre es nur ein Zaunkönig, der sich vom Adler zu schwindelnder Höhe emportragen ließ und so über ihn hinauszufliegen vermochte. Meunier aber bleibt hinter Daumier und Millet zurück. Er ist weniger ein Schüler der von diesen Franzosen verkörperten Kunstgedanken als vielmehr ein Erweiterer ihrer Stoffgebiete. Wenn man genauer hinsieht, findet man diesen Mangel an Persönlichkeit auch im Einzelnen wieder. Meunier mochte sich anstrengen, wie er wollte, mochte genau wissen, welche Art der Entmaterialisierung Millet mit seinem Stoff hat vornehmen müssen, um ihn ästhetisch zu adeln; bei der Ausführung drängte sich ihm dann die Genreidee doch stets vor die aus zweiter Hand empfangene Formanschauung. Millet liebte seine Bauern und ihre Scholle ganz unmittelbar, in seiner Kunst herrscht im wesentlichen das naive Gefühl; Meunier aber liebte in erster Linie die Idee, die er aus der Kunst der anderen gewann, und er sah das Eigenleben seiner Modelle nicht durch ein Temperament, sondern gefärbt durch diese Idee. Bei ihm war also mehr Reflexion als Unmittelbarkeit. Und dieser Mangel vernichtete ihm die objektive Naivität, ohne die bleibende Kunstwerke nicht entstehen können.

Heimweg.

Dämmert mein Garten?
Rauscht schon der Fluß?
Noch glüht mein Leben
von Deinem Kuß,

noch trinkt mein Auge,
von Dir erhellt,
nur Dich, nur Deinen Bann
im Bann der Welt . . .

Vom Himmel atmet
des Mondes Traum,
bleich webt eine Wolke,
grün schmilzt ihr Saum . . .

Das Wasser führt Schollen
herab aus der Nacht,
es trägt jede Scholle
von Licht schwere Fracht . . .

Eine Harfe von Drähten
tönt aus der Allee,
Spuren von Rädern
glänzen im Schnee,

glänzen und deuten
heilig zu Dir zurück, —
Ich weiß, daß Du noch wachst
tief, tief im Glück . . .

Der Schirm Deiner Lampe
färbt Dich wie Wein,
Du hauchst in das Eis
Deines Fensters hinein.

Deine Augen träumen
herüber zum Fluß,
Du bist nur noch Leben
von meinem Kuß . . .

Hans Carossa.

Google

Welt-Liquidation.

Von Alfred Lansburgh.

Wenn es je einen vollkommeneren Widerspruch im wirtschaftlichen Leben der Vi gegeben hat, so klafft er heute zwischen Wert und Bewertung der Kapitalsanla Wenigstens äußerlich. Die Fühlung zwischen der Industrie und der Börse ist eb verloren gegangen wie die zwischen den Staatsfinanzen und den Kursen der Staatsanlei Niemals hat der englische Staatskredit fester gestanden als heute, wo die splendid isolation ehemals in eine Weltverbrüderung umgeschlagen ist. Und niemals seit vierzig Jahren stande englischen Konsols niedriger als heute. Den deutschen Finanzen hat man eben erst einer etwas gewaltsamen Reform auf die Beine geholfen, und Preußens Budget strahl alten Glanze. Die Anleihen des Reichs und aller Bundesstaaten aber nehmen e beschämenden Tiefstand ein. Den Industrien aller Kulturländer geht es gut. Ja man sagen, es geht ihnen glänzend, wenn man in Rücksicht zieht, daß die Totenlieder, die der internationalen Konjunktur seit einem halben Jahre singt, die Verbraucher veranla nur von der Hand in den Mund zu bestellen. Die Kurse hingegen bröckeln seit Jahre unausgesetzt einer Entwertung entgegen, die einer industriellen Krisis Rechnung trägt, die noch kein Industrieller glauben will. In London und Paris mehren sich die Insolven und jede Ultimo-Abwickelung bringt neue Ueberraschungen. In New York grollt es u irdisch wie vor einem Ausbruch. In Genua hat es Zahlungseinstellungen gegeben, die Börsenverkehr einige Tage lang völlig zum Stocken brachten. Bis nach Kairo hat Entwertungsprozeß hinübergegriffen. Und wenn auch jeder Platz seine lokalen Sü büßen muß — man nennt es bekanntlich immer „Sünde", wenn die Spekulation e Platzes falsch operiert hat —, so ist doch eine gemeinsame Unterströmung vorhanden. Berlin geht es noch verhältnismäßig ruhig zu. Aber es ist die Ruhe des Kirchhofs, hier herrscht. Eine großzügige Spekulation existiert hier nicht, wenigstens an der B nicht. Wer hier im letzten Jahre noch spekulative Neigungen verspürte, hat sein Gel London und New York verloren. Jetzt hat der eigentliche Markt nichts mehr zu verlie er ist bis auf die Knochen „ausgepowert". Die Verkäufe, die immer von neuem auf die K drücken, rühren von der Kundschaft der Großbanken her, der es unbequem wird und sichtslos erscheint, auf ihre jahrelang durchgehaltenen Engagements sechs bis sieben Pro Zinsen zu zahlen.

Und der tiefere Grund dieser internationalen Liquidation? Der Londoner Rothschild sich mit dem Problem der Rentenbaisse beschäftigt und den eigentlichen Grund darin blicken wollen, daß die Staaten (und die Städte) sich zu große Aufgaben sozialpoliti Natur stellten und infolgedessen zu große Ansprüche an den Geldmarkt erhöben, trot aber ausgesprochen antikapitalistische Politik trieben, die das Kapital erbitterten und es Staatsanleihe entfremdeten. Gesetzt, er hätte recht: Wo ist das dem Rentenmarkt entzo Geld geblieben? Und wo ist das Kapital geblieben, das sich normalerweise dem Eisenb bau, der Anlage von Gasanstalten, Elektrizitätswerken usw. gewidmet hätte, vom Staat den Städten aber von diesen Anlagen fortgedrängt worden ist? Absorbiert die öffen Gewalt auf der einen Seite Geld, um Privatunternehmungen zu kommunalisieren, so m sie auf der anderen Seite doch private Kapitalien frei. Das Ueberangebot von Staatsre und Stadtanleihen hätte ein entsprechendes Vakuum auf dem Aktienmarkt schaffen und verstärkte Nachfrage nach industriellen Werten erzeugen müssen. In der Tat ist es bekannte Erscheinung, daß eine Rentenbaisse eine Aktiensteigerung hervorruft und umge

Google

und daß das Kapital zwischen den beiden Anlagearten hin und her wandert wie Wasser in kommunizierenden Röhren, deren Gleichgewicht gestört wird. Wir stehen aber heute vor der in politisch ruhigen Zeiten ganz anormalen Erscheinung, daß der Liquidationsprozeß sich auf beiden Anlagegebieten gleichmäßig vollzieht. Es müssen also doch wohl andere Ursachen sein, die den gesamten Kapitalmarkt unter ihrem Druck halten.

Daß zum mindesten eine dieser Ursachen mit der Geldknappheit identisch ist, die sich heute in ganz abnorm hohen Zinssätzen äußert, ist eine jener Selbstverständlichkeiten, die wie abgegriffenes Kleingeld von Hand zu Hand wandern. Daß das Geld nicht vorhanden ist, nach dem die Staaten, Städte und Industrien der ganzen Welt verlangen, das sieht jedes Kind. Und daß es kein besseres Mittel gegen die Geldknappheit gibt als Enthaltsamkeit, das ist ebenfalls allbekannt. Ein Heilmittel für die desolate Verfassung der Börsen wäre es aber nicht, wenn jetzt plötzlich allenthalben Enthaltsamkeit geübt werden würde. Wollten heute alle Gemeinwesen, alle Industrien, alle Händler gleichmäßig ihre Geldansprüche einschränken, so wäre das gleichbedeutend mit einem verminderten Konsum der Rohstoffe und Halbprodukte, die das Material zu all den Waren darstellen, deren Bezug dann unterbleiben würde. Dann würde freilich wieder Geld für Effektenkäufe frei, und theoretisch könnte der Zersetzungsprozeß an den Börsen ein Ende nehmen. Aber die Liquidation würde von der Börse auf die Industrie überspringen. Jede Unterbrechung der Erzeugung, an die sich die Industrie zu einer gegebenen Zeit gewöhnt und auf die sie sich eingerichtet hat, muß ja naturgemäß eine Krisis auslösen; und der freundschaftliche Rat, Zurückhaltung zu üben, den man allen als Konsumenten auftretenden Faktoren im Interesse des Geldmarktes so gern erteilt, heißt nichts anderes, als die eine Krisis durch die andere beenden wollen. Daß aber ein Niedergang der industriellen Tätigkeit auf die Börsen zurückwirken und diese — trotz des erleichterten Geldstandes — in eine noch trübseligere Verfassung bringen würde als heute, ist ganz gewiß. Und so kann man es eigentlich nur als ein Glück bezeichnen, daß der billige Rat, die Geldansprüche und damit den Warenbezug einzuschränken, bisher nicht befolgt worden ist, und auf Kommando wohl auch gar nicht befolgt werden kann. Schon die Zurückhaltung, die heute das Berliner Baugeschäft infolge des Maurerstreiks unfreiwillig üben muß, hat sichtlich einen ungünstigen Einfluß auf das Trägergeschäft und damit den Absatz des Stahlwerksverbandes gehabt, und nur die noch immer wachsende Nachfrage nach Halbzeug und Schienen hat bisher das Manko ausgeglichen. Sobald die Stockung in der Nachfrage auf andere wichtige Branchen überspringt, ist die Absatzkrisis da. Dann ist es aber ganz gleichgültig, ob die Stockung auf freiwilliger oder gezwungener Zurückhaltung der Konsumenten beruht.

Demnach scheint es fast so, als werde die industrielle Konjunktur zu gleicher Zeit mit der Geldteuerung zu Ende gehen. Beide bedingen einander und sind auf Grund uralter Erfahrung gar nicht ohne einander denkbar. Bisher ist wenigstens noch immer eine starke Geldverleichterung nach jahrelanger Anspannung die Ursache und nach außen hin das Signal eines Rückschlags gewesen. Möglicherweise ist die beispiellose Andauer der diesmaligen Geldklemme als ein günstiges Zeichen für die Dauer der Konjunktur aufzufassen. Dann werden die Börsen ihre Tendenz korrigieren müssen, so sehr der Geldmangel die Besserung auch erschweren mag. Endet dagegen die Geldnot, so endet mit ihr auch die internationale Konjunktur. Dann haben die Börsen mit ihrer Liquidationsstimmung recht und dürfen sich auf ihre feine Witterung etwas zugute tun.

Google

Rundschau

Wider die Afterkritik. Die schlechteste aller Kritiken will ich an den Pranger stellen, die bisher über Wilhelm Fließ' grundlegendes Werk „Der Ablauf des Lebens" veröffentlicht worden sind. Herr Robert Saudek hat unter der Marke „Weibische Künstler" im „März" (Nr. 5) gegen Fließ' Analyse des Künstlertums einen Artikel gerichtet, der im wesentlichen ein Ausschnitt ist aus einer Schrift „Billige Weisheiten", worin er sich u. a. auch mit den Fließschen Forschungen auf seine Weise auseinandersetzt.

Die Kritik Saudeks ist keine ehrliche, sie verstößt gegen Treu und Glauben, weil sie sich auf wissentlich unwahre Zitate stützt.

Wie soll Fließ die Künstler hingestellt haben?

Als „nicht vollwertig, vor allem". Dann als „Zwitterdinge, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, aus jenem Reich, das erfüllt ist von weibischer Eitelkeit, Prunksucht, Leichtgläubigkeit, Maßlosigkeit, Größenwahn ... Goethe, Da Vinci, Heine, Schumann, Menzel, sie alle zählt er zu den weibisch-erbärmlichen Kreaturen."

Und was sagt Fließ in Wirklichkeit und Wahrheit?

Als Erster hat er die physische Natur des Künstlers erforscht und gezeigt, daß der Künstler ein Mehr an gegengeschlechtiger Substanz von der Natur erhalten hat. Deshalb leistet er auch mehr als ein Normalmensch. Ich brauche hier nur Fließ' eigene Worte herzusetzen, wie sie noch nie ein Forscher eindrucksvoller zum Preise und Verständnis des Künstlers gefunden hat:

„Vom Künstler verlangen wir, daß er gerade ‚die feineren Regungen unserer Seele' besonders gut kennt, daß er nicht bloß ihre Außenfläche, die auch wir überschauen, photographisch getreu schildert, sondern daß er für jeden Konflikt — und sei es der des Drückens und Tragens im Bauwerk — die künstlerische Lösung findet ... Soll aber eine Lösung uns wirklich befriedigen, so muß in ihr die Note des Unbewußten erklingen, die in uns wohl harmonische Mitschwingungen hervorrufen kann, die wir aber aus eigener Kraft anzuschlagen nicht vermochten. Der Künstler verstand es. Denn vermöge seiner stärker gegengeschlechtigen Natur verfügt er über einen größeren Ausschnitt der gesamten Psyche. Die schwächere männliche Hälfte vermag in ihm die stärkere weibliche nicht in dem Maße ins Unbewußte zu drücken, wie das bei einem gewöhnlichen Menschen geschieht. Und weil er von beiden Psychen mehr im Bewußtsein hat oder doch fürs Bewußte verwendbar besitzt, ist er stärker ‚begabt', ist er ein ‚Genius' Zeugender, der aus dem männlichen und lichen Anteil seiner Seele ein neues D das Kunstwerk, erschafft."

Wer Wesen und Beruf des Künstlers s der Tiefe erfaßt, hat der „wissenschaftlic gründet", daß er „Goethe, Da Vinci ... z weibisch-erbärmlichen Kreaturen zählt?"

Welche erbärmliche Verdrehung! Welch d Unsinn, von einem „wissenschaftlichen Gele feldzug wider die Künstler" zu faseln!

Aber bald kommt es ganz schlimm. E fährt fort:

„Man denke sich etwa folgenden Satz:

„„Die künstlerischen Talente der Weibe sekundäre männliche Sexualcharaktere; Künstlertum ist nur dem Manne gegebe Nur-Weib kann keine Künstlerin sein; uni Manne bedingt Künstlertum einen starke halt von Weiblichkeit.""

„Wie lautete doch die Regel, die uns der in der Schule beibrachte? „Zwei sich sprechende aussagende Sätze können nur du ‚aber' verbunden werden." Fließ ver seine zwei Aussagen durch ein ‚und'.

„Das ‚und' ist schlimm, das ‚und' is schlimm, das ‚und' stellt die Schulweish den Kopf."

Wer das liest, kann doch nicht anders a nehmen, Saudek habe den Fließschen Te auf die Partikeln genau zitiert, da er gesuchter Schulmeisterei einen angeblich f Gebrauch derselben korrigiert und ausd sagt: „Fließ verbindet seine zwei Au durch ein ‚und'."

Aber das Zitat ist von Anfang bis En fach erfunden.

Nirgends steht bei Fließ die Behauptung, Künstlertum sei nur dem Manne gegeben große Zahl Stellen seines Werkes, wo Künstlerinnen mit hoher Achtung sprich diese Ungeheuerlichkeit Lügen. Unbestritte bei ihm, daß es mehr männliche Künstl „Die Natur," erklärt er bedeutsam, „brin ganz allgemein bei den Männern mehr phroditische Bildungen hervor."

Hier hat Saudek Fließ gerade mit Plagiator Weininger verwechselt. De dings, wo ihn nicht mehr, wie im erste seines Buchs, die Fließsche Tradition hatte sich in die ärgsten Absurditäten hi redet und auch die Kunst ausschließli Manne zugesprochen.

Wer aber glaubt, diese Verwirrung en nur einer Fahrlässigkeit Saudeks, erinn

Google

daran, wie verwünscht gescheit er sich den Rücken mit der Einkleidung deckt:
„Man denke sich etwa folgenden Satz . . .“
Sollte unser sinniger Kritiker wirklich jemanden für so herzlich dumm halten, dieses Doppelspiel nicht zu durchschauen: ein vollkommen aus der Luft gegriffenes Zitat ganz ernsthaft zu widerlegen und dabei in raffiniert zweideutiger Weise die Form des exemplum fictum zu wahren? Daß er bewußt die Unwahrheit sagt, geht zudem sonnenklar aus seinen „Weisheiten“ hervor, wo er aus den von Fließ aufgeführten Linkshänder-Beispielen diejenigen Fälle extrahiert, bei denen Fließ künstlerische Begabung feststellt, darunter hohe, und auch bei Frauen!
Damit man mit Händen greife, mit welchen Mitteln Saudek arbeitet, lese man das Folgende:
„Herr Fließ macht an anderer Stelle seines Buches, da, wo er Weiningers Plagiat nachzuweisen sucht, die witzige Bemerkung, daß ‚man immer nur den anderen mißverstehen könne‘. Er ahnt nicht, daß er kurz vorher selbst das Beispiel eines Menschen gab, der sich selbst mißversteht. In der Tat, der Frauen Künstlertum auf ihren Inhalt an Männlichkeit zurückzuführen und darauf der Männer Künstlertum durch ihren Inhalt an Weiblichkeit zu erklären, heißt sich selbst mißverstehen!“
Nun steht diese „witzige Bemerkung“ nicht im „Ablauf“, sondern in der Fließschen Broschüre „In eigener Sache“. Ferner stammt sie nicht von Fließ, sondern dieser zitiert Dr. Hans Fischer. Der aber hat das Wort auf Weininger gemünzt, welcher durch ein entwendetes, aber mißverstandenes Beispiel sich selbst als Plagiator verraten hatte. Was aber die Hauptsache ist: nicht Fließ mißversteht sich, sondern Saudek ihn. Ich will ihm die Sache klar zu machen suchen.
Schon vor Weininger hatte Möbius den Spezialgedanken ausgesprochen, daß die Talente der Mädchen sekundäre männliche Geschlechtscharaktere seien, nicht aber das übergreifende Gesetz, daß bei beiden Geschlechtern die künstlerische Eignung ans Zwischenreich geknüpft sei. Männliche Künstler müssen mit einem starken weiblichen, weibliche mit einem starken männlichen Einschlag begabt sein. So lehrt Fließ. Und obwohl er das nur kann, weil er nicht den einseitigen Standpunkt Möbius' und Weiningers teilt, imputiert ihm doch der Kritiker hartnäckig den Fehler, den er vermieden hat. Verstehen Sie jetzt, Herr Saudek?
Eine nicht geringere Blöße gibt er sich bei dem andern Versuch, Fließ ein Mißverstehen seiner selbst nachzuweisen. Schon die Tatsache, sagt er, daß seine Zahlen 28 und 23 das eine Mal Lebenstage von Substanzen, das andere Mal biologische Dimensionen bedeuten, sei durchschlagend. Er hat eben den „Ablauf“ nur ganz flüchtig gelesen, und, wo er ihn gelesen, nicht begriffen, nämlich die Stellen, wo der bedeutsame Schluß dargelegt wird, daß die 28 und 23 Tage die Lebenszeiten zweier Substanzeinheiten seien, aus denen sich alles Lebendige in immer höheren Dimensionen aufbaut.
Aber er hat Fließ nicht nur nicht verstanden, er will ihn ja gar nicht verstehen, er will ihn ja fälschen und entstellen. Aus den Linkshänder-Beispielen hat er die Stirn zu zitieren:
„. . . der vierte (ein Hauptmann) schwärmt für Kunst und Wissenschaft.“
„Fließ“, fährt er fort, „macht es wie jener Verfasser des Wiener Couplets, der teilte die Menschen wie folgt ein: ‚Der schwärmt für Kunst und Wissenschaft, der andere wieder fürs Ballett‘!“
Es gibt keine parlamentarische Bezeichnung, um diese Niedrigkeit gebührend zu brandmarken. Saudek weiß ganz genau, daß Fließ sich ausgedrückt hat: „Lebhaft begeistert für Wissenschaft und Künste“, denn er zitiert ganz richtig so in seinem Buche; aber im „März“ schiebt er ihm als authentisch (in Anführungszeichen!) jene Albernheit unter!
Im Zitieren leistet er überhaupt schlechthin Unvergleichliches. Daß er im „März“ aus der Charakteristik der Künstler bei der Stelle: „Sie sind putz- und glanzsüchtig“ gerade die Hauptsache wegläßt, nämlich die Parenthese „— Richard Wagners seidene Schlafröcke, Parfüms und seine Einrichtung im Palazzo Vendramin —“, um dann die Putz- und Glanzsucht bequemer auf Menzel beziehen zu können, ist gar nichts im Vergleich zu dem unübertrefflichen Meisterstück (Weisheiten S. 86):
„Als Ausdruck einer unter dem Bewußtsein schlummernden gegengeschlechtigen Regung zitiert Fließ eine Stelle ‚aus einem Reisetagebuch‘. Ich bin zufällig in der Lage, die Quelle näher anzugeben (Lafcadio Hearn, ‚Kokoro‘) . . .“
Sollte man es glauben, daß Titel und Verfasser groß und breit bei Fließ stehen, und zwar in derselben Fußnote, nur auf der vorhergehenden Seite (469)?
Und noch ein letztes Beispiel für unseres Kritikers unentwegtes Streben nach Wahrheit. Wir zitieren nach dem „März“:
„Fließ schreibt: ‚Der weiche Robert Schumann ist in Wasielewski abgebildet, das Haupt auf die Linke gestützt, ganz wie Heinrich Heine in dem rührenden Bilde aus seinen früheren (heißt bei Fließ natürlich: ‚späteren‘) Tagen.‘
„Fließ hält Heine für einen Linkser, weil er sich auf die linke Hand stützt. Aber leider ist nachgewiesen worden, daß auf der Lithographie, auf die er sich beruft, wie auf vielen Blättern älterer Kunst, die Seiten durch Umdruck vertauscht worden sind, und daß die Linke auf der Original-

Google

zeichnung, nach der lithographiert wurde, die rechte war."
Nun sollte man doch bei dem Worte „nachgewiesen" meinen, jemand hätte die Originalzeichnung gesehen, auf welcher die rechte Hand die stützende ist. Aber niemand kennt sie, sie existiert wahrscheinlich nicht mehr. Es handelt sich vielmehr nur um eine luftige Vermutung von Fritz Stahl, der behauptet, daß „früher" öfters ein direkter Umdruck bei Lithographien gemacht sei. Demgegenüber hat Prof. Hanns Fechner hervorgehoben, daß jeder gute Steinzeichner seine Zeichnung mittels eines Spiegels schon umgekehrt auf den Stein bringe, damit der Druck dem Original gleiche.
Aber was das Wichtigste ist: Unser Wahrheitssucher hat mit gutem Bedacht in seinem Zitat gerade die entscheidende Stelle fortgelassen. Fließ schreibt in Wirklichkeit (S. 467):
„Der weiche Robert Schumann, von dessen überwiegender Kraft in der linken Hand wir schon unterrichtet sind, ist im Wasielewski abgebildet . . ."
Er hat nämlich auf S. 442 mitgeteilt, daß Schumann, der zuerst Klavierspieler werden wollte, seine rechte Hand selbst operiert habe, um sie der linken an Geschick gleichzumachen. Nun kann er die Operation doch nur mit der Linken ausgeführt haben, war also schon deswegen links betont.
Indem Saudek den Hinweis „von dessen überwiegender Kraft in der linken Hand wir schon unterrichtet sind" einfach fortläßt, fälscht er die Wahrheit, die er zu fördern vorgibt.
Und ein solcher „Kritiker" wagt es schließlich, den Spieß umzudrehen und Fließ des Plagiats an dem Knaben Weininger in der Psychologie des Künstlers zu beschuldigen! Damit hat er den Gipfel der Lächerlichkeit erklommen. Denn er versucht auch nicht den Schatten eines Nachweises und führt statt der fehlenden Gründe nur sein „Gefühl" ins Feld. Kein Gefühl für die Wahrheit!

Dr. Richard Pfennig.

*

Dem von uns in der nächsten Nummer veröffentlichten „Der Tageslauf einer Preziösen" von Rostand schickt der Uebersetzer, Herr v. Oppeln-Bronikowski, folgendes Geleit voraus:

Vorbemerkung.

In „Cyrano von Bergerac" hat Rostand uns einen Querschnitt der „preziösen" Zeit gegeben. Der Held selbst ist groß in preziösen Künsteleien, die freilich sein Individualismus und sein Naturgefühl oft schrankenlos durchbricht. Dagegen ist seine Geliebte, Roxane, eine Preziöse vom reinsten Wasser. Den Tageslauf einer ihrer Mitschwestern, Anne Marie Ogier von Miremonde, die sich in der preziösen Sprache (in „Phöbus' Reich") Doralise nennt (das e am Ende der französischen Namen ist stumm), rollt die nachfolgende, in Deutschland noch unveröffentlichte Dichtung mit gleicher Meisterschaft auf.
Reminiszenzen aus Schäferromanen schwirren durch ihren Morgentraum, den sie erwacht in ihrer abgekarteten Liebschaft mit Phylant fortsetzt. Nach dessen pflichtschuldigem Morgenständchen füllt sich ihr Schlafgemach mit Morgenbesuchern. Das Bett, ein riesiger Aufbau, steht nach der Sitte der Zeit mitten im Zimmer; der freie Raum auf allen vier Seiten (la ruelle oder l'alcôve) wird von der „Runde" der Schöngeister eingenommen, die, je nachdem sie bürgerlich oder adlig sind, einen Stuhl oder ein Fauteuil erhalten. Wegen der Güte der hier vorgetragenen, oft improvisierten poetischen Spielereien entbrannten oft heiße Meinungsverschiedenheiten. Der Mittelpunkt des preziösen Lebens aber war das berühmte Hôtel de Rambouillet, wo die Marquise Catherine de Rambouillet, geborene de Vivonne, präsidierte. Arthénice, ihr preziöser Name, ist ein Anagramm von Catherine; ihre Salons hießen: „Das blaue Zimmer" und „Zyrphes Loge". Hier kam Geburts- und Geistesaristokratie der Zeit zusammen, Dichter wie Voiture, Ménage, Godeau, Gombaud, die geistvolle Madame Cornuet, die wegen ihrer schönen Stimme berühmte Angélique Paulet. Lustige Lieder werden während der Fahrt aufs Land in den riesengroßen altmodischen Kutschen angestimmt, sog. Kleine Fingerlieder („petits doigts") und „Lauturlus". Dann folgt der Abend auf dem Lande mit seinen Menuetten und Feuerwerken. Doralise hat sich in den verliebt, mit dessen Liebe sie nur gespielt hatte, um einen anderen zu lieben, und so behält die Natur schließlich auch in diesem künstlichen Kreise recht.

*

Die Bierbaumsche Novelle „Kindsschnabelweisheit" wird sich in der im Entstehen begriffenen sehr freien, aber nicht ad usum delphini hergerichteten Nachdichtung der Cantes drôlatiques finden, die fürs erste als kostbare Bibliophilenausgabe in einer einmaligen, auf die Zahl der Subskribenten limitierten Auflage bei Georg Müller in München erscheinen wird.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W 9. Lennéstraße 3. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Druck von Paß & Garleb, Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 2 — Abonnement jährlich 20 M., vierteljährlich 6 M. : : : Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. : : : — **21. Juni 1907**

Gestern.

Dem Deutschen, der im Wandel dieser Zeiten nicht der einstigen Geschicke seines Volkes vergißt, schenkt die Erinnerung jetzt wenig fröhliche Stunden. Schmerzlich brennen noch immer die Tage von Tilsit im Gedächtnis, die der Leichtsinn eines Generals zu den kränkendsten unserer Geschichte machte. Geknebelt lag Preußen, das, nach Hegel, „in Friedrich dem Großen sein, wenn nicht begründendes, so doch fest- und sicherstellendes Individuum und im Siebenjährigen Kriege den Kampf dieser Fest- und Sicherstellung gefunden hatte", am Boden; ward von fremden Horden überschwemmt und ausgesaugt; sein Heer vernichtet; der Hälfte seines Landes beraubt; seine Königin profanirt. In jede Masche, die ihm der geriebene Talleyrand legte, stolperte mit schuldhafter Arglosigkeit General Kalckreuth. Doch nie wäre das Elend so groß geworden, hätte Preußen nicht auf die Zuverlässigkeit eines Freundes gebaut und dem Wort des gekrönten Schwärmers Alexanders getraut. „Keiner von uns Beiden, hatte Madame Krüdeners Schutzgeist einst pathetisch gerufen, fällt allein!" Nicht lange, und le donquichottisme d'Alexandre, von dem Lanfrey spricht, ließ Preußen im Stich. Alexander war ein Mann von schwächlichem Willen, reichte mit der Intelligenz knapp ins Mittelmaß und berauschte sich gern an den liberalen Ideen des westeuropäischen Geistes. Jedem Wort, von wo es auch kommen mochte, war er, wie alle, die den Muth selbständigen Urtheils nicht finden, zugänglich, den Unterschied zwischen Acht und Talmi hat seine kernlose Natur in ihrem Leben nie gefühlt; Geniale und Bornirte, Aufrechte und Schmeichler wurden gefragt und gehört. Stein, Turgenef, Karamsin und Speranskij hatten sich mit Bentham, d'Entraigues, Czartoryski, Capodistria, Nesselrode, Armfeld und Madame Krüdeners koketter Frömmigkeit in sein Vertrauen zu theilen, und über ein haltloses Schwanken zwischen Laharpe und Saltykow kam der von Heine verspottete „Talma des Nordens" (wie der Korse ihn nannte) nie hinaus.

Und ähnelt darin Nicolai Alexandrowitsch, der heute noch nicht weiß, ob er mit Witte oder einem neuen Plehwe, als absoluter Monarch oder konstitutioneller Regent enden wird. Vorläufig hat er die Duma wieder nach Hause geschickt. Zum zweiten Male nun in einem Jahr. Als er das Oktobermanifest erließ, ahnten liberale Schreiber den Anfang eines Völkerfrühlings. Als die Duma eröffnet wurde, sollte eine neue Epoche anheben, wurde an den Juni 1789 erinnert, und die siegende Kraft moderner Ideen über alle Hemmnisse verkommener Reaktionäre gefeiert. Denn daß es unredliche Höflinge, um ihr Bischen Privat-

Google

besitz bange Schmarotzer nur wagen konnten, das größte Europäerreich um die allein seligmachende Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz zu betrügen, war keine Frage. Mit souveräner Unkenntnis der Dinge wurden im Ton diktatorischer Befehle Postulate über die Grenze gerufen und am nächsten Morgen der selbstherrische Schwächling wie ein ertappter Verbrecher, seine Minister wie willenlose und bestochene Lakaien geschmäht, wenn die Erfüllung unvernünftigen Wünschens auf sich warten ließ. Jede Forderung, die ungebildete, in der überwiegenden Mehrheit selbst analphabetische, zum einfachsten Verwaltungsgeschäft untaugliche Schreier durch die Straßen gellten, erhielt in der Presse des Westens ihr unterstützendes Echo. Daß die Todesstrafe abgeschafft, das Land verteilt, schleunig nur ein Ministerium nach den Grundsätzen gebildet werden müsse, die in England sich im Laufe von arbeitsreichen, an verfassungsrechtlichen Friktionen nicht armen Jahrhunderten sich entwickelt hatten, wurde behandelt, als verstünde es sich von selbst. Mit bewußter Beharrlichkeit wurde an den Thatsachen der Geschichte und allen ethnobiologischen Entwicklunggesetzen vorbeigesehen, wurde Wandel über Nacht geheischt. Je pense, hatte Alexis de Tocqueville vor siebzig Jahren geschrieben, que si l'on ne parvient à introduire peu à peu et à fonder enfin parmi nous ces institutions démocratiques, et que si l'on renonce à donner à tous les citoyens des idées et des sentiments qui d'abord les préparent à la liberté et ensuite leur en permettent l'usage, il n'y aura de l'indépendance pour personne, ni pour le bourgeois, ni pour le noble, ni pour le pauvre, ni pour le riche, mais une égale tyrannie pour tous; et je prévois que si l'on ne réussit point avec le temps à fonder parmi nous l'empire paisible du plus grand nombre, nous arriverons tôt ou tard au pouvoir illimité d'un seul." Vergessen. Vergessen auch, daß Karamsin einst Alexander vor allzu hitziger Austheilung von Rechten warnte, für die dem Volk die Fähigkeit vernünftiger Anwendung fehlte. „Gebt den Leuten Freiheit, sie werden euch mit Staub verschütten. Sagt ihnen ein Wort ins Ohr, sie werden euch zu Füßen liegen." Der Schöpfer der russischen Geschichtschreibung kannte den Islam der Slaven. Und selbst Speranskij, gegen dessen Reformeifer die Worte sich wandten, hat in sein Programm den Satz aufgenommen: „Die äußere Form hat keine Bedeutung; eine wirkliche Bedeutung hat nur die innere Form. Mit allen äußeren Merkmalen der Freiheit, Gesetzlichkeit kann das Volk in Wirklichkeit doch ein Sklave sein." Ists heute anders geworden? Kein Unparteiischer, der Rußland wirklich kennt, hats behauptet. Keiner die Schwierigkeiten unterschätzt, die einer Verfassungsänderung in Rußland entgegenstehen. Und was Wallace und Leroy-Beaulieu schreiben, hat mit denselben Argumenten schon Katharina die Zweite verfochten, haben Karamsin und Speranskij, Bernhardi und Tolstoi behauptet. Bescheidenheit empfahl, mit kühler Skepsis der Entwicklung der Dinge zu folgen. Wir tatens nicht; gebärdeten uns, als obs um die eigene Haut ginge. Wenn in Kiew, in Odessa, in Warschau ein Jude der Wut des Pöbels erlag, heulte durch die engbrüstigen Gassen unserer öffentlichen Meinung das Schreckhorn, ließ die Börse die Kurse fallen, und Regierungsräte prophezeiten den Staatsbankrott. Mancher hat inzwischen wohl umgelernt. Daß die erste Duma arbeitsunfähig war, wird heute nicht mehr bestritten. Zehn Wochen hat sie gelebt, geredet und geschimpft. Zu ernster Arbeit war sie nicht zu brauchen. „Die Nation, hat Stein vor hundert Jahren an Hardenberg geschrieben, muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus dem Zustand der Kindheit herauszutreten." Ein Menschenalter später erst hat Preußen den Versuch gemacht. Nun hatS

Go gle

auch Rußland gewagt. Und hat, allen Prophezeihungen zum Trotz, erfahren, daß seine Zeit noch nicht erfüllet ist. Denn auch die zweite Duma war nicht lebensfähig. Und wenn sie noch länger tagte, wäre sie zum Kinderspott geworden. Ueber die äußere Form des Tagens kam sie nie hinaus. Sie war gemäßigter im Wort, als die erste, doch ebenso steril; hatte die Wahl nur zwischen Gehorsam und Nichtsein; hatte nichts zu wollen und alles hinzunehmen, weil sie keinen einheitlichen Willen hatte. Mittelmäßigkeiten, die Parteiprinzipien über die Forderungen praktischer Politik stellten, gaben auch in ihr den Ton an. Gab sie nach, geschahs nicht, weil in ernster Prüfung gefundene Einsicht drängte, sondern weil sie in Sorge um ihr würdeloses Dasein zagte. Hundertmal wars zu lesen. Dazu kam der Mangel jeglicher Bildung. Unter einem halben Tausend Menschen waren noch nicht sechs, die ein Budget zu lesen verstanden. Und den Ausführungen der Minister waren nur die Wenigsten gewachsen. Brandreden, die niemand nützten und jedem Parlament geschadet hätten, mußten die Argumentation ersetzen. Stolypin, dessen Charakter selbst seine Feinde achten, nahm sie nicht hin; konnte, wenn er sich nicht um jeden Credit bringen wollte, sie nicht hinnehmen. Keine Regierung, die auf Selbstachtung hält, hätte es gethan. Schließlich beschränkte sich die ganze Thätigkeit der durchs Wahlsieb in den Taurischen Kasten Gefallenen darauf, die Fanfaronaden einzelner Hitzköpfe mit Chamade zu beenden. Eine Komödie ohne Witze, nicht die Vertretung eines Hundertmillionenvolks, das in dumpfen Sehnen der Erlösung zudämmert.

. . . Reaktionär? Seht euer Abgeordnetenhaus, seht euren Reichstag an! Und dann fragt, was ihr von einem Lande fordert, das nicht die alte Kultur Ostasiens, nicht die junge Westeuropas hat.

Buddha oder Christus?

Von Josef Kohler.

Der Pantheismus hat sich in Indien wie in Griechenland in zwei Systemen entwickelt, welche zwei Systeme bei geistreichen Völkern mit Naturnotwendigkeit stets wiederkehren werden. Wie in Griechenland die Eleaten mit der Lehre von dem ständigen Beharren und mit der Ablehnung aller Raum- und Zeitentwicklung die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Gottheit bekundeten, so betrachtete Heraklit als echter Jonier die Welt im ständigen Flusse der Bewegung. So auch in Indien das idealistische Philosophiesystem des Vedanta, dessen Darstellung durch Badarayana mit dem großartigen Kommentar des Schankara noch jetzt unser Erstaunen erregt und insbesondere alles überragt, was das Griechentum in der Philosophie geleistet hat,l und im Gegensatz dazu die Samkhya- und Yoga-Schule mit der Lehre vom ständigen Werden und Vergehen.

In der Tat handelt es sich in beiden großen Systemen um eine Betrachtung der Welteinheit und Weltvielheit von verschiedenen Standpunkten aus und um Versuche, die Welt der Erscheinungen mit der Idee der Alleinheit des Weltgeistes zu versöhnen. Blicken wir hinter die Welt der Erscheinung, so sehen wir die Ewigkeit

Google

der Gottheit, die Ewigkeit der Substanz; blicken wir dagegen in die Welt der Erscheinung selbst hinein, so sehen wir mit Ergriffenheit ein ungeheures Wogen des Werdens und Vergehens, eine ständige Umwandlung, so daß das Rad der Geschichte keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In beidem liegt eine gewaltige Realität, und doch scheint beides einen unversöhnlichen Gegensatz zu bilden. Erst der große Hegel versöhnte den Widerspruch durch den Gedanken der Entwicklung: in der Entwicklung liegt das Werden und Vergehen, in ihr aber zu gleicher Zeit das Ewig-Beharrliche; denn was wird, ist nur die Aufrollung dessen, was bereits in Ewigkeit vorhanden war.

Während die offizielle indische Schule dem Vedanta anhing, bei welchem die Welt der Erscheinung mit ihrer Kausalität fast wie eine Phantasmagorie zerfließt, hat sich die Samkhya-Schule des Kapila dem System zugewendet, wonach die reale Welt des Werdens und Vergehens wirklich existiere, und aus dieser Schule ist Buddha hervorgegangen.*)

Siddartha oder Gautama, aus dem Schakyageschlecht, welcher später Buddha, d. h. der Erleuchtete genannt wurde, ist nicht ein selbständiger Philosoph; er hat ebensowenig wie Jesus eine neue Metaphysik begründet oder neue metaphysische Konstruktionen geschaffen; wie bei Jesus, so liegt auch bei Buddha der Nachdruck im Religiösen und vor allem im populär Religiösen. Beide haben das Verdienst, die größten und einflußreichsten Religionen geschaffen und dadurch unendlich zur Kultur der Menschheit beigetragen zu haben. Und wie Jesus aus der Schule des hellenistischen Judentums hervorging und, vollkommen den Galiläer bekundend, dem orthodoxen Pharisäertum entgegentrat, so stammte Gautama aus dem Norden Indiens, und seine Lehre trug durchaus das Gepräge der Kapila- und Yogaschule, denn sein Gedankenkreis bewegte sich im Gebiete des ständigen Werdens und Vergehens und des ständigen Flusses der Dinge: das Wesen seines Systems ist das Bestreben, aus diesem Werden und Vergehen zur Ruhe zu kommen: das Werden und Schwinden ist bei ihm das Leiden, und die Erlösung tritt ein, wenn die Flut stockt und das Einzelwesen, das in der Tat nichts anderes ist als ein ständiges „Fluktuieren“ von Gedanken und Gefühlen, im ewigen All aufgeht. Das kann aber nicht durch den Tod geschehen; denn nach dem Tode leben die Wesen weiter, wenn auch in anderer Form; wie die Lampe weiterbrennt, wenn man ihr neues Oel zugießt; und in immer veränderten Gestalten wandern die Seelen tausende und aber tausende von Jahren, Not und Leid in sich tragend: die Erlösung tritt nur ein durch ein Losreißen von den Elementen des Werdens, diese Elemente aber liegen (das ist der Kern seiner Heilslehre) in dem Trieb nach dem Werden, d. h. in den Begierden und Leidenschaften und in dem ständigen Ichgefühl, das den Menschen von Stufe zu Stufe weiterdrängt: zerstöre diesen Trieb,

*) Garbe, die Samkhya-Philosophie (1894), Pischel, Leben und Lehre des Buddha.

Google

dann wirst du die Erlösung finden, denn dann hast du die Kausalkette abgeschnitten. Aehnliche Gedanken waren schon vor Buddha ausgesprochen worden, doch die frühere Lehre verlegte das Erlösungselement fast ausschließlich in das intellektuelle Gebiet: die Erkenntnis sei es, welche erlöse; Buddha aber erblickt das Erlösende mit Recht nicht in der Erkenntnis, die zwar notwendig, aber nicht ausreichend sei, sondern in der sittlichen Ueberwindung: nicht das Wissen, daß etwas so und nicht anders sei, sondern die kraftvolle sittliche Zerstörung des Selbsttriebes befreie den Menschen von der Wiedergeburt. Darum die tief ethische Bedeutung des Buddhismus und vor allem das hohe Lied der Liebe, das er ebenso singt wie das Christentum, aber noch weitergehend, denn die Liebe erfaßt alle lebenden Wesen, sie erfaßt auch die Tiere. Manche Stellen erinnern an Paulus:

„Alle Mittel in diesem Leben, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, haben nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe, der Erlösung des Herzens.“ (Nach Pischel S. 78.)

Vor allem aber zeichnet sich der Buddhismus vor dem Christentum aus durch die grenzenlose Toleranz gegen Andersgläubige, durch den Gedanken: man müsse es jedem gestatten, sich nach seiner Religion zu entwickeln; und was im Abendlande Friedrich der Große von der religiösen Freiheit aussprach, das hat schon zwei Jahrtausende vor ihm König Aschoka Priyadarschin erklärt, und mit viel erhabeneren Worten.

Der tief sittliche Charakter zeigt sich auch in dem Institut der Beichte, die jeder Mönch an jedem Feiertag ablegt, und in dem Gedanken an die Wiedervergeltung bei der Seelenwanderung, wodurch die Verbindung zwischen der Weltordnung und der Sittlichkeit in handgreiflicher Weise zum Ausdruck gelangt.

Geht man natürlich vom System des Uebermenschen aus, so muß man den Buddhismus als Religion der Schwäche oder als Religion der Ermüdung und Mattigkeit betrachten, und es darf nicht verschwiegen werden, daß er manchmal wenig Widerstandskraft bewiesen hat, namentlich gegenüber dem Islam, dessen Erscheinen mit zur Verdrängung des Buddhismus in Indien beigetragen hat. Andererseits hat die Lehre vom Uebermenschen zwar eine relative, aber nur eine relative Wahrheit: eine übermenschliche Gärungsnatur tut der Menschheit von Zeit zu Zeit wohl, allein eine allzu bunte Gärung führt zur Explosion und zur Zerstörung dessen, was die Menschheit Großes und Hohes geschaffen hat. Es war daher vor allem eine wichtige Aufgabe des Buddhismus wie des Christentums, überkräftige Völkerschaften, die in einem Uebermaß von Betätigungstrieb in die Menschheit hineinstürmten, zu bändigen und ihre kulturfeindlichen Bestrebungen zu dämpfen. Wie das Christentum, war der Buddhismus hauptsächlich zur Mission in die Ferne bestimmt, und seit der Kirchenversammlung von Pataliputra, 245 v. Chr., hat er auf Anregung des großen Maudgaliputra seine Sendboten außerhalb Indiens

Google

in die Ferne geschickt. Die Zivilisierung des unwirtlichen Tibet und die Bezähmung der schrecklichen Tartaren war sein Werk.

Betrachten wir den metaphysischen Gehalt des Buddhismus, so blieb Buddha im wesentlichen in der Weltanschauung der Samkhyaschule; sie war pantheistisch, nicht theistisch: der Buddhismus kennt allerdings seine Götter, aber die Götter sind nicht Götter in unserem Sinne, sondern Dämonen und himmlische Gewalten, die kommen und vergehen, ebenso wie es Heilige und Verklärte gibt, vor allem Buddha selbst. Später aber schuf sich der nördliche Buddhismus seinen Gott, denn man bedurfte dessen, und man erhob darum einen Ausläufer des verklärten Buddha, den Patmapani oder Avalokiteschwara zur Würde des höchsten Wesens.

Der metaphysische Gehalt des Christentums, nicht wie es Jesus lehrt, sondern wie es unter dem Einfluß der Schulen von Kleinasien und Alexandrien und der scholastischen Philosophie wurde, ist viel reicher, vor allem der Gottesgedanke in Verbindung mit der pantheistischen Idee der Dreieinigkeit: eine der größten religiösen Konzeptionen, die allerdings schon in früheren Zeiten ihre Analogie hat, aber durch das Christentum zum Glauben der Welt geworden ist. Neben die religiöse Kraft der Sittlichkeit, die auch der Buddhismus kennt, tritt im Christentum die erlösende Kraft des Leidens und damit auch des Leidens für andere, die Idee des Opfertodes, eine ungemein fruchtbare und sittlich erhebende Vorstellung. Vor allem aber bleibt das Christentum, so sehr es die irdische Hülle verleugnet, doch innerhalb der Welt des Werdens und Vergehens, denn die individuelle Verklärung der Einzelpersönlichkeit in einem ewigen Jenseits ist nichts anderes als die sinnbildliche Verkörperung des Gedankens von der fortdauernden Wirkung menschlicher Bestrebungen in künftigen Geschlechtern. Das Christentum huldigt daher dem Optimismus, während der Buddhismus tief pessimistisch ist: nur optimistische Völker aber sind zum Siege im ewigen Kampf der Dinge bestimmt. So hat auch die allzu große Betonung der Milde des Buddhismus im Christentum einen Gegensatz gefunden, nämlich in dem aus der persischen Religion herrührenden Dualismus, in der Idee des ständigen Kampfes zwischen dem guten und bösen Element und in der Idee der ecclesia militans, die allerdings wieder zur Intoleranz, Ketzerverbrennung u. a. geführt hat.

Die Heiligenverehrung hat wenigstens das katholische Christentum gemeinsam mit dem Buddhismus. Sie ist ein unendliches Element der Poesie und der sittlichen Kraft. Dazu kommt aber noch im Christentum die Verehrung der Madonna, während Buddhas Mutter kurz nach seiner Geburt starb und aus dem Kreis der religiösen Gedankengebilde ausscheidet. Was die Mutter Jesu geschichtlich gewesen ist, kommt für das Christentum nicht in Betracht, sondern nur der wunderbare Mythenkreis, der die Madonna umschlang; denn für die Religion ist niemals die geschichtliche Wirklichkeit das Bedeutungsvolle, sondern dasjenige, was der Glaube aus der

Google

Wirklichkeit geschaffen hat, — ein Satz, der als selbstverständlich erscheinen muß und doch so unendlich viel mißverstanden worden ist.

So werden wir allerdings dem Christentum die Palme zusprechen, aber zugleich anerkennen müssen, daß der Buddhismus ihm in vielem, namentlich in der Moral, gleichkommt, und daß er dieselbe große geschichtliche Erscheinung aufweist, nämlich die Verbreitung aus kleinen Anfängen ohne Schwertstreich, nur durch die überzeugende Kraft der Lehre und den Heilsinhalt. Die Verbreitung des Buddhismus ist eine ebenso großartige historische Tatsache wie die Verbreitung des Christentums, und es ist völlig verkehrt, zu behaupten, daß nur das Christentum sich durch seine Lehre verbreitet habe, andere Religionen durch das Schwert. Der Buddhismus ist ohne Gewalt zum idealen Gute der Völker geworden und seine Verbreitung beruht wie die des Christentums nicht auf übernatürlichen Ursachen, sondern auf seelischen Gründen, auf dem religiösen Bedürfnis und dem der Menschheit innewohnenden Streben nach Kultur, und auf der Besonderheit der geschichtlichen Lage der Völker, welche als Kulturvölker nach einer religiösen Verklärung seufzten, während die ungebildeten Stämme von dem Glanze der Kultur von selbst besiegt wurden.

Welche Elemente aus dem Buddhismus in das Christentum übergegangen sind, ist eine Frage des geschichtlichen Realismus. Man darf in dieser Beziehung nicht zu weit gehen. Institute, wie das Mönchtum, werden sich überall bilden, wo der Gedanke auftaucht, daß die Weltflucht eine besondere Heiligung des Menschen ermögliche: Mönchs- und Nonnenklöster kannten auch die Inkaperuaner. Auch manche Züge aus dem Leben des Religionsstifters, wie die Wahl der Jünger, unter denen sich auch ein Lieblingsjünger (Ananda — Johannes) und ein Verräter (Devadatta — Judas Ischariot) befinden, ergeben sich aus den seelischen Mächten, die einen Religionsstifter umgeben, von selbst. Dagegen wird manches aus den Kindheitslegenden Jesu auf buddhistische Mythen zurückgehen, auch die Versuchungsszene Christi hat mit der Buddhas eine zu überraschende Aehnlichkeit; Aeußerlichkeiten, wie Tonsur und Rosenkranz dürften gleichfalls auf Entlehnung beruhen. Die bisher unbekannten Kanäle, welche von Indien nach Klein-Asien geführt haben, sind nunmehr aufgedeckt. Wir wissen, daß schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. der Buddhismus in Turkestan herrschte, und von da mußte vieles durch die Syrer nach dem Westen kommen.

Jede Religionsbildung ist eine Kulturbildung, und es gibt auch hier nichts Absolutes; die Ansicht, daß nur die eine Religion überhaupt menschheitsbeglückende und menschheitsfördernde Bedeutung habe, ist ebenso einseitig, wie die frühere Vorstellung, daß nur das römische Recht Recht gewesen sei, und die Meinung von der absoluten Wahrheit einer religiösen Lehre verstößt gegen den Grundsatz, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis und aller Glaube nur ein Sinnbild tiefer metaphysischer Wahrheiten ist.

Google

Unser Interesse an der Politik.

Von Werner Sombart.

Statt ein politisches Programm zu entwickeln, das heißt also: statt Werturteile auszusprechen und Forderungen aufzustellen, wie das sonst üblich ist, wenn man eine neue Zeitschrift bei den Lesern einführen möchte, will ich das heikle Kapitel der Politik an dieser Stelle mit einer Frage beginnen und will versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu geben; auf die Frage, die also lautet: wie geht es zu, daß in Deutschland das Interesse gerade der Gebildeten an allem, was Politik heißt, von Jahr zu Jahr geringer wird, also daß die Kluft, die zwischen Bildung und Politik sich auftut, zu einem breiten Abgrunde sich auswächst, der überhaupt nicht mehr überbrückbar zu sein scheint. Da doch — wie man oft genug festgestellt hat — alle Bedingungen erfüllt sind, damit ein reges politisches Interesse gerade auch in den Kreisen des gebildeten Bürgertums sich entfalten sollte: das Reich ist geeint und in mächtigem wirtschaftlichen Aufschwung; es sucht sich unter den Völkern seinen Platz zu erhalten oder zu erobern; das allgemeine Wahlrecht gestattet jedermann die Anteilnahme am politischen Leben; neuerdings entfaltet sich sogar ein neues Reis am Stamme der deutschen Eiche: ein mächtiges Kolonialreich Und trotz alledem: kein Funken von politischer Leidenschaft, ja auch nicht einmal der Hauch eines wärmeren politischen Interesses bei den Gebildeten. Ich frage (und ich denke, die Frage lohnt sich wohl gestellt zu werden): Wie erklärt sich das? Oder beobachte ich etwa falsch? Interessiert man sich in Deutschland doch für Politik? Hat man nicht noch vor wenigen Monaten Berlins „Intellektuelle“ — von Liebermann bis Anton von Werner, von Dehmel bis Wildenbruch, von Simmel bis Schmoller — für eine hochpolitische Frage: die Bewilligung eines Nachkredits für die koloniale Schutztruppe, in einer imposanten Versammlung sich begeistern gesehen? Und sind nicht die Wahlen des heurigen Faschings der beste Beweis dafür, daß gerade auch die Gebildeten ein warmes Interesse an politischen Vorgängen nehmen, wenn nur der rechte Moment kommt, um es zu betätigen? Und der Enthusiasmus für die Flotte und derlei Dinge?

Ich glaube nein: Diese Vorgänge beweisen nichts für das Interesse an der Politik; eher sind sie ein Beweis fürs Gegenteil. Ich glaube, daß eine Versammlung wie die der „Intellektuellen“ Berlins in einem politisch interessierten Milieu überhaupt nicht denkbar wäre (ich werde meine Meinung darüber in einem anderen Zusammenhange später begründen). Und was die Beteiligung an den Wahlen anbetrifft, so haben sie schon gar nichts mit Politik und politischem Interesse zu schaffen.

Man sollte nicht jeden Vorgang, der äußerlich in irgend einem Zusammenhange mit der Politik steht, für einen politischen oder gar das Interesse an ihm für politische Interessen halten. Ich glaube, wir müssen uns, ehe wir die aufgeworfene Frage beantworten können, erst darüber verständigen: *was wir unter politischen Interessen verstehen wollen.* Wenn sich Gymnasiasten und Backfische für die Flotte interessieren und dem Flottenverein beitreten, so ist das gewiß kein Zeichen für das Anwachsen irgend welchen politischen Interesses, sondern nur ein Zeichen dafür, daß sich momentan die Pubertäts-Schwärmerei für Rittertum und die Indianerromantik in der Richtung auf die Seeabenteuer bewegen.

Google

Und wenn etwa bei allerhand Geschäftsleuten die Interessen an der Kolonialpolitik erwachen, so bedeutet das auch noch keine Zunahme politischer Interessen. Wie es denn auch gewiß nicht der Ausdruck politischer Interessen ist, wenn sich ein Volk plötzlich einmal für ein großes nationales Ideal begeistert — etwa den Feind aus dem Lande zu jagen. Wie es gewiß nicht politische Interessen sind, die den einzelnen an patriotischen Festen teilnehmen heißen.

Und ebenso wenig beweist die rege Beteiligung an einem so interessanten Sport wie allgemeinen Wahlen, daß eine Bevölkerung politisch interessiert sei. Die Psychologie der Wahlen sollte einmal von einem geistvollen Sozialpsychologen dargestellt werden. Man würde dann, glaube ich, zu dem frappanten Ergebnis kommen, daß selbst bei Leuten, die sonst sich ihr Lebtag mit Politik befassen — bei der unseligen Spezies der Berufspolitiker — gerade die Wahlzeit die einzige Zeit ist, in der sie sich einmal von der schweren Bürde des politischen Lebens erholen. Die Wahlzeit ist die Faschingszeit für den Berufspolitiker. Die Zeit der beständigen Aufregungen, der durchwachten Nächte, der müden Augen, des fortgesetzten Rausches und Taumels, in der er auf Tage und Wochen die Misere des Alltagslebens (eben des politischen) vergißt: weshalb er auch den Wunsch nach häufiger Wiederholung dieser Feste hat. Schon eine oberflächliche Analyse aber des Reizes, den jede Wahlkampagne auf die Berufspolitiker ausübt, würde ergeben, daß ganz und gar andere Seelenstimmungen als die des politischen Interesses die Oberhand in dieser Zeit gewinnen, und zwar im wesentlichen sportliche Interessen: die Freude, dem Gegner mit möglichst vielen Nasenlängen zuvorzukommen, die Freude an der Massenhaftigkeit der Stimmenziffern, die Freude an hohen Rekordleistungen in der Abhaltung von Wahlversammlungen, in der Verteilung von Flugblättern u. dgl. Und diese sportliche Aufregung ergreift dann in der Wahlzeit auch die sonst indifferenten Kreise. Man kürt sich einen Favoriten und bangt nun um dessen Sieg. Diese rein sportliche Behandlung der Wahlen hat ihre reinste Ausbildung in den Vereinigten Staaten erfahren. Hier interessiert sich im Grunde schon längst überhaupt kein anständiger Mensch mehr für Politik, die vielmehr eine Art von unehrlichem Gewerbe geworden ist (wie die Abdeckerei, die Scharfrichterei usw. im Mittelalter). Aber in den großen Wahlkampagnen ergreift ein unerhörter Taumel das ganze Volk, dessen interessantester Sport in der Tat die Präsidentenwahlen geworden sind.

Was aber sind denn nun eigentlich politische Interessen?

Ich will zunächst noch weiter sagen, was ebenfalls keine politischen Interessen sind, obwohl man sie häufig genug mit jenen zusammenwirft:

Interessen am öffentlichen Leben: etwa an der Ausschmückung unserer Städte mit schönen Bauwerken und Standbildern; die Abhaltung von Volksfesten, Veranstaltung von Schauspielen, Einrichtungen von öffentlichen Bildungsstätten — die Interessen an diesen und ähnlichen Dingen sind keine politischen Interessen.

Noch viel weniger aber hat mit dem Interesse an der Politik die Anteilnahme am Wohl und Wehe des Volkes zu tun. Auch die gemeinnützige Tätigkeit hat damit nichts zu tun. Man kann beispielsweise das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern sich zur Lebensaufgabe machen und kann darum doch ein ganz „unpolitischer" Mensch bleiben. Man denke etwa an den Pastor Bodelschwingh. Ja, es ist gar kein seltener Fall, daß die Salus publica aus einem überwuchernden Interesse an der Politik gefährdet wird: wenn das

Google

Interesse an der Durchsetzung des Mittels Herr wird über das Interesse an der Verwirklichung des Zwecks.

Also liegt das spezifisch Politische in der Eigenart der Mittel zur Erreichung bestimmter Erfolge? Nicht ohne weiteres. Vielmehr erscheint uns das Politische in einer so mannigfachen Gestalt, daß man zweifeln kann, ob es überhaupt etwas Eigenartiges und Gleichartiges gebe, das sich als politisches Interesse ansprechen läßt. Selbst dann, wenn man nur den landläufigen spezifischen Sinn des Wortes, seine engere Bedeutung vor Augen hat und ganz außer acht läßt, daß wir auch von der klugen „Politik" einer Geliebten reden, die uns durch allerhand Kunstgriffe immer wieder an sich zu fesseln versteht. Ich sage: auch wenn wir Politik in dem viel engeren Sinne fassen, der uns vorschwebt, wenn wir von politischen Interessen reden, überrascht uns die Vieldeutigkeit des Wortes, sobald wir genauer hinsehen, was darunter verstanden werden kann; überrascht uns vor allem die Mannigfaltigkeit der Seelenstimmungen, die jeweils durch ein politisches Interesse ausgelöst werden.

Nur ein paar Hindeutungen will ich hier machen: wo überall und in welchen Formen politisches Interesse zutage treten kann.

Politisches Interesse kann zunächst Interesse an der politischen Tätigkeit als solcher, kann also ein rein formales Interesse sein. Und zwar sehr verschiedener Art, je nach der Sphäre, innerhalb deren es sich betätigt: Da ist das Interesse, das der leitende Staatsmann an der Regelung der internationalen Beziehungen seines Landes nimmt, also das spezifisch-diplomatische Interessiertsein, das die Reize des Intriguierens, aber auch die Reize des Schachspiels wecken kann.

Ganz anderer Art sind die Interessen an der Gestaltung der inneren Politik, auch wenn diese eigenmächtig vom absoluten Herrscher gemacht wird. Hier werden wir eher an Stimmungen, Empfindungen denken müssen, wie sie den Künstler beseelen, der ein Werk schafft: das Interesse bietet die Freude, den eigenen schöpferischen Ideen Gestalt zu geben. Etwa bei Goethe, als er Staatsminister war.

Wozu sich dann leicht die Lust am Herrschen, der Kitzel der Macht gesellen, die wohl bei allen politischen Interessen Anteil haben, aber naturgemäß im absolut regierten Staat am stärksten zur Geltung kommen.

Ganz anderer Art sind dann die Gefühle, die den Politiker im konstitutionellen Staate beseelen. Hier werden beim Machthaber auch die Lust am Gestalten und die Freude an der Macht einen wichtigen Bestandteil seines Interesses an der Politik bilden. Aber schon der Machthaber im konstitutionellen Staate muß mit jenen Empfindungen die Neigungen des Schachspielers verbinden, soll er volle Befriedigung in seiner Tätigkeit finden: wie er die Figuren richtig zieht, um stets eine gefügige Majorität in den Parlamenten sich zu erhalten. Was dann beim Parteipolitiker die vorherrschenden Freuden werden müssen. Bei ihm überträgt sich die Seelenstimmung, die den Machthaber beherrscht, vom Staate auf die Partei: er will in ihr herrschen wie jener im Staate und durch sie im Staate: bei ihm also muß jede Maßnahme zunächst unter dem Gesichtspunkt des Parteiinteresses orientiert sein.

Aber das alles ist doch nur ein formalpolitisches Interesse, wie man es nennen könnte. Ein künstlerisches Interesse — l'art pour l'art — wie es freilich wohl häufig genug allein in einer Persönlichkeit sich geltend macht. Aber ich will hoffen und möchte glauben: nicht

Google

als Regel. Vielmehr wird — wenigstens dort, wo die politischen Interessen, wie wir uns zu sagen gewöhnt haben, „ehrliche" sind, das heißt, wo ihnen überhaupt irgend ein „Sachinteresse" zugrunde liegt — das Interesse an der Politik begründet sein in dem Interesse an der Verwirklichung bestimmter Zwecke, denen alles politische Können dienstbar gemacht werden soll. Was nun aber ist dieses geheimnisvolle Ziel, dem alles politische Wesen zustrebt, in dessen Eigenart auch die mannigfachen Formen des politischen Interesses schließlich ihre Einheit finden? Ich denke, wenn man es in einem Satze aussprechen will, worauf sich das politische Interesse übereinstimmend richtet: es ist die Gestaltung der gesellschaftlichen Beziehungen durch Gesetzgebung und Verwaltung, es ist die Regelung unseres Lebens in der Gesellschaft durch äußere Normen. Also daß das politische Interesse so weit reicht als die Gestaltung menschlicher Lebensverhältnisse durch die äußerlich regelnden Normen der öffentlichen Gewalt geboten und möglich ist. Aller politischen Tätigkeit — sofern sie nicht um ihrer selbst betrieben wird — muß der Glaube an die Wichtigkeit jener äußeren Regelung zugrunde liegen und damit zur gleichen Zeit der Glaube an den hohen Wert der jene Regelung bewirkenden Organe: des Staates (dem immer die übrigen öffentlichen Körper gleichzusetzen sind), sowie als Mittel, wiederum den Staat zu beherrschen: der politischen Partei. Dieses Interesse können wir als sachpolitisches bezeichnen, das aber nicht mit dem Sachinteresse verwechselt werden darf. Es kann aus persönlichen Nützlichkeitserwägungen entspringen, dann reden wir von Interessenpolitik, oder aus Gemeinnützigkeit, dann ist auch das politische Interesse ein gemeinnütziges.

Diese Begriffsbestimmung gilt zunächst (und vor allem) für die sogenannte „innere" Politik und das Interesse an ihr; kann aber auch auf die äußere Politik übertragen werden, sofern deren Ziel ja im Grunde auch vertragsmäßige Ordnung der internationalen Beziehungen ist. Wo die Möglichkeit dieser Ordnung aufhört und die Macht der Waffen die Entscheidung trifft, hat auch die Politik aufgehört.

Zur Erläuterung oder Ergänzung wird man hinzufügen müssen: daß das politische Interesse in dem hier entwickelten Sinne stets praktischer Natur ist; das heißt: mit dem Wunsche gepaart: ein bestimmtes politisches Ideal zu verwirklichen. Wodurch sich die spezifisch politischen Interessen unterscheiden beispielsweise von denen des Soziologen, der die gesellschaftlichen Zusammenhänge nur erkennen will; des Juristen, der rechtliche Zusammenhänge klarlegen will; des Verwaltungsbeamten, der eine gegebene Ordnung nur zur Anwendung bringen will (obwohl natürlich in alle diese Interessen sich politische Interessen mischen können).

Was spezifisch politische Interessen sind, machen wir uns am besten klar, wenn wir uns einen typisch politischen Menschen vor Augen stellen, einen homo politicus.

Das ist also ein Mensch, der der äußeren Regelung unseres Daseins durch den Staat eine überragende Bedeutung beimißt — was natürlich nicht ausschließt, daß er die Staatseingriffe, das Vielregieren usw. verdammt und für politische „Freiheit" kämpft: kämpft er dafür, so beweist das eben, daß er jene Hochachtung vor der äußeren Regelung hat — und der alle Lebensverhältnisse unter dem Gesichtspunkt dieser Regelung betrachtet. Er geht im Walde spazieren und denkt an Baumfrevel, Wildschaden, Jagdgerechtigkeit, Holzleserecht, fiskalische Forstpolitik. Er reist in Italien und denkt an die schlechte Verwaltung der Eisenbahnen, an den Unfug des Bettelns, an die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, an die Latifundien in der römischen Campagna, oder vielleicht sogar an den Dreibund. Und in den bunten Hallen der

Google

Alhambra, wenn die weißen Nebel aus dem Tale des Guadalquivir aufsteigen; und auf den Klippen von Helgoland, wenn die Sonne hinter den roten Felsen im Meere versinkt: da holt er das Abendblatt aus der Tasche, um nachzuschauen, wie in der zweiten Lesung die Abstimmung ausgefallen ist über die Viehseuchenkonvention mit Oesterreich-Ungarn. Ihn jammert die ärmliche Lebenslage der breiten Volksmassen, und er beschließt, für Verbesserung der Arbeiterschutzgesetze, für Aufhebung der Lebensmittelzölle „durch Wort und Schrift" einzutreten, aber auch für die Ausdehnung der politischen Rechte des Arbeiters, damit dieser selbst Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung gewinne.

Der weibliche homo politicus — eine heute immer häufiger auftretende Spielart, die in dem Maße zunimmt, als bei den gebildeten Männern das Interesse an der Politik erkaltet — der weibliche homo politicus, dem das Wohlergehen seiner Geschlechtsgenossinnen am Herzen liegt, wird für die Reform des Eherechts, des ehelichen Güterrechts, der Alimentengesetze, der verfassungsmäßigen Rechte der Frauen und dergleichen sich erwärmen, weil er eben von dorther die Rettung kommen sieht.

Und wer als politischer Mensch — wie es ja wohl die Regel ist — für das Wohl des ganzen Volkes sich interessiert, dem wird nichts wichtiger erscheinen, als die Staatsverfassung, in der die äußere Regelung des gesellschaftlichen Lebens ja gleichsam kulminiert: er wird Anhänger der monarchischen oder republikanischen oder konstitutionellen Verfassungsform, Anhänger des Ein- oder Zweikammersystems, Anhänger dieses oder jenes Wahlrechtssystems sein: eben weil er glaubt, daß Wohl und Wehe der Nationen wie der Einzelnen abhängig seien von dieser oder jener Norm.

Der homo politicus feiert Weihnachten damit, daß er einen Leitartikel zur Verherrlichung des Sozialismus schreibt und Jesus als Urkommunisten und Anwalt der Armen und Bedrängten schildert.

Er sieht in Bismarck den konservativen, in Virchow und Mommsen die freisinnigen, in Lueger und Stöcker die antisemitischen Politiker, ohne weiteres Interesse an dem zu nehmen, was diese prominenten Menschen sonst etwa waren oder sind.

Und ich sage nun: Das Interesse der Gebildeten in Deutschland an der Politik in diesem Sinne ist immer mehr im Schwinden, und will versuchen, dieses Phänomen zu erklären. Das kann nun, da die zum Verständnis notwendigen Erklärungen soviel Zeit in Anspruch genommen haben, erst in den folgenden Artikeln geschehen.

Krankheit und Erziehung.

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt-Steglitz.

In diesen Tagen machte ich bei einem Besuch in Frankfurt a. M. eine mich überraschende Erfahrung, die meines Erachtens in weiten Kreisen bekannt zu werden verdient. Es handelt sich um praktische Versuche auf dem Gebiete der Heilpädagogik. Durch Studium der psychologischen Untersuchungen, die sich mit der Kindesseele beschäftigen, und durch eigene Beobachtung hatte sich bei mir schon längst die Ueberzeugung festgesetzt, daß das meiste von dem, was als kindliche Unart

Go gle

beurteilt und bestraft wird, auf krankhafte Anlagen zurückzuführen sei. Mir ist auch bekannt, daß der Direktor der Sofienhöhe bei Jena, der auch als Schriftsteller angesehene Pädagoge J. Trüper, seit Jahren schon durch hygienische Pflege mit gutem Erfolge gegen moralische Schwächen der Kinder vorgeht. Die moderne Pädagogik will eben eine angeborene Sündhaftigkeit der Kinder nicht gelten lassen und wendet liebevolle Pflege in Fällen an, wo vorher mißbräuchlich die harte Zucht des Stockes angewandt wurde. In Frankfurt also lernte ich Herrn E. Kampmann, einen Schüler Reinhold Gerlings, kennen, der dort ein „Heilpädagogium" für Suggestivbehandlung im Wachzustand und Hypnosen errichtet hat. Sein Sanatorium liegt in der Erlenstr. 13 am Hohenzollernplatz.

Aus seinem eigenen Munde und mehr noch durch das Zeugnis des ihm befreundeten Dr. med. Voigt wurde ich darüber belehrt, daß es ihm in zahlreichen Fällen gelingt, nervöse Störungen verschiedenster Art an Kindern durch seine Heilmethode dauernd zu beseitigen. Sein Prospekt, den ich in Händen halte, verspricht Erfolg im Kampfe gegen Lügenhaftigkeit, Naschhaftigkeit, Kleptomanie (Stehlsucht), Trägheit, Unaufmerksamkeit, Launenhaftigkeit, Jähzorn, gegen Bettnässen, Nägelkauen, Sprachstörungen, Stottern, Lispeln, geschlechtliche Verirrungen und Ausschweifungen, gegen Willensschwäche, Schüchternheit, Angstzustände, gegen alle schlechten Angewohnheiten, auch gegen Trunksucht, Rauchsucht usw., usw. Außerdem verspricht er vorgeburtliche Erziehung während der Schwangerschaft ebenfalls durch Suggestivbehandlung. Ferner bekämpft er Nervenstörungen und Gemütsleiden wie Schlaflosigkeit, nervöse Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgien, Ischias, Veitstanz, Epilepsie, nervöses Hautjucken, nervöse Herzbeschwerden und Schwindel, hysterische Lähmungen und Krämpfe, Wein- und Lachkrämpfe, sexuelle Störungen nervöser Art, wie psychische Impotenz, sexuelle Ueber- und Unempfindlichkeit, Perversitäten usw. Ferner Zwangserscheinungen wie Erröten, Schüchternheit, Platz-, Saal-, Höhen- und Bühnenangst, Menschenfurcht, Zweifelsucht, Examenangst, Grübelsucht, Eifersucht, Berührungsfurcht und Reinigungsmanie, Schreibfurcht, religiöse, musikalische, sexuelle Zwangserscheinungen, Zwangstriebe, Furchtgedanken, sich oder andere zu töten, Rechnen- und Zählzwang, die Furcht, irrsinnig zu werden, oder sonstige fixe Ideen, allgemeine unbestimmte Angstgefühle usw.

Das heißt allerdings viel versprechen!

Zahlreich aber wenden sich Eltern an ihn, wenn sie in dem Betragen und dem Gemütsleben ihrer Kinder krankhafte Veränderungen wahrnehmen, häufig kommen zu ihm auch aus eigenem Antriebe größere Schüler, junge Studenten und Kaufleute, um sich durch seine Behandlung im Willen und dem Kampfe gegen allerlei Verirrungen zu stärken. Er konnte mich versichern, daß ihm solche Patienten unter den Händen neu aufblühen, schon in wenigen Wochen sichtlich zu neuer Kraft und zu

Google

innerer Freiheit gelangen. Herr Kampmann machte mir in Erscheinung und Wesen einen verläßlichen Eindruck. Ich hörte, daß er auch in der Stadt seiner Wirksamkeit einen guten Ruf genießt.

Mit Verantwortlichkeit dürfte ich sein Heilverfahren natürlich nur dann empfehlen, wenn ich die Erfolge aus eigener Beobachtung kennen gelernt hätte. Aber schon die Tatsache, daß er moralische Schwächen pathologisch und pädagogisch beurteilt und behandelt, daß er durch seine Tätigkeit vor der Verirrung warnt, solche moralische Krankheitserscheinungen durch harte Strafen, durch Erregung von Furcht, durch Mißachtung oder Scheltreden zu bekämpfen, ist ein Verdienst, das Anerkennung und weite Beachtung fordert. Wie unendlich viel ist auf diesem Gebiete schon an leidenden Kindern gesündigt worden! Wieviel häuslicher Verdruß, wieviel heimliche Tränen, wieviel Verzweiflung, ja, wieviel Selbstmorde hätten vermieden werden können, wenn schon früher eine solche humane, wissenschaftlich begründete Anschauung und Praxis Allgemeingut der Erzieher gewe en wäre.

Ich erinnere mich, um aus den vielen Fällen, die hier in Betracht kommen, nur einen gut beglaubigten zu nennen, daß der bekannte Schriftsteller Johann Gottfried Seume in seiner Selbstbiographie (1813) erzählt, er habe in seiner Jugend viel Tadel und viel Ungemach ertragen müssen, weil ihm das Bettnässen als Ungezogenheit angerechnet wurde. Auch seine älteren Brüder hätten daran gelitten, und einer von diesen habe sich aus Verzweiflung darüber das Leben genommen. Ferner erzählt er, er habe die Unart gehabt, beim Nachdenken die Stirn kraus zu ziehen, und die liebenswürdige Frau Direktorin, bei der er in Pension lebte, sei ihm deshalb unzählige Male mit freundlicher Hand über die Stirn gefahren. Geholfen aber habe es nichts. Natürlich nicht. Wir sehen die zerfurchte Stirn heute noch auf Seumes Mannesbildnis. Dergleichen vermeintliche Unarten sind in der Regel nichts als nervöse Erscheinungen oder ererbte, vielleicht von Ururahnen her ererbte, körperliche Eigenarten, gegen die jeder Kampf vergeblich ist.

Wenn erst die Ansicht allgemein verbreitet sein wird, daß alle Schulkinder, bevor sie zum Lehrer kommen, vom Arzte auf körperliche, geistige, moralische Qualitäten geprüft werden müssen, dann wird aus dem Jugendleben auch viel unverschuldetes Ungemach verschwinden.

Der Heilpädagoge Kampmann ist befreundet mit einem andern, auf ähnlichem Gebiet tätigen Herrn, der sich als Charakterologe vorstellt. Ich habe diesen Herrn auch in Frankfurt a. M. kennen gelernt. Er heißt Carl Kotthaus und wohnt dort in der Leerbachstr. 45. Er hat sich dem Studium der Physionomik gewidmet, und seinen Blick für Formen und Farben, für Ausdruck und Zeichnung des menschlichen Gesichtes und der gesamten menschlichen Erscheinung so geschärft, daß er sich über Charakter, Befähigung und Eigenart jedes einzelnen auf den bloßen Augenschein

Google

hin ein verläßliches Urteil abzugeben getraut. Ich habe ihn darin nur in einem Falle tätig gesehen, nämlich bei der Charakterstudie, die er an mir selbst machte. Ich war überrascht, wie zutreffend er meine Natur darstellte. Aber ich darf deshalb keinen großen Wert darauf legen, weil ich ihm, wie er mir sagte, schon aus meinen Schriften bekannt geworden war. Seine Freunde bestätigten mir aber, daß er von Kindern, die ihm fremd zugeführt wurden, zur Ueberraschung der Mütter, die gesamte geistige Eigenart auf das verläßlichste bestimmte; so zuverläßlich, daß diese in der Wahl der Schule nicht mehr irre gehen können. Er sagt den Kindern auf den Kopf: Du hast Befähigungen zum Rechnen und zu technischen Arbeiten; dir fehlt der Sinn für Sprache und Poesie, du wirst auf einem Gymnasium nicht bestehen können. Einem andern Kind sagt er: du bist ein geborener Musiker, auch für Rechnen sehr befähigt, dabei aber flüchtig und für seelische Einflüsse sehr leicht empfänglich und erregbar. Einem Dritten sagt er: du wirst bei deiner angeborenen Neigung für die Natur und für die Tierwelt, bei deiner großen Geduld und Gutmütigkeit als Tierzüchter, etwa als Hühnerzüchter, große Befriedigung finden. Und immer, so bestätigen die Freunde, bekennen auch die Mütter unter Staunen, daß diese Charakteranlagen tatsächlich bei den Kindern deutlich hervorgetreten wären und daß deshalb die Eltern aus Ueberzeugung den ihnen erteilten Rat befolgten. Den meisten Lesern dieser Worte wird ebensolcher Zweifel aufstoßen, wie einer Versammlung von Lehrern, die den Vortrag des Herrn Kotthaus über seine Methode spöttelnd abwies. Er erklärte sich darauf bereit, sofort die Charakteristik jedes einzelnen dieser Zweifler zu geben und stellte ihnen frei, sein Verfahren als Schwindel zu bezeichnen, wenn ihm auch nur an einem Fall ein Irrtum nachgewiesen werden könnte. Und darauf zeichnete er die Charaktere jener Lehrer, die ihm persönlich nicht bekannt waren — und in jedem Falle wurde ihm mit Verblüffung zugegeben, daß sein Urteil sich mit der Wahrheit decke. Er selbst hofft, auf diese Weise junge Leute vor der falschen Wahl der Schulgattung und vor einem falschen Lebensberuf zu bewahren, beabsichtigt ferner, durch seine Vorträge, die er zumeist vor Lehrern hält, diese zu einem wissenschaftlichen Studium der Charaktere zu veranlassen, da nur ein psychologisch streng geschulter Lehrer seine Schüler richtig zu behandeln und gerecht zu beurteilen verstehe. Auf Grund seiner Studien bekämpft er den Mechanismus der öffentlichen Schulen, in denen von allen Köpfen im wesentlichen die gleiche Geistesarbeit gefordert wird. Also auch Mathematik von Köpfen, die schon ihrer äußeren Struktionen nach die Unfähigkeit oder doch jedenfalls den mangelnden Sinn für diese Wissenschaft ersichtlich machen. Seine Methode predigt das gleiche, was jetzt aller Orten gepredigt wird, nämlich den größtmöglichen Individualismus in der Erziehung, die größtmögliche Differenzierung beim Unterricht.

Man ist heute solchen Neuerungen gegenüber nicht mehr so skeptisch wie vor wenigen Jahrzehnten. Wir haben vieles, was wir früher bespöttelten, durch wissenschaftliche

Google

Experimente als erwiesene Tatsache anerkennen gelernt. Wir wollen also auch diese neuen pädagogischen Bestrebungen nicht leichtfertig abweisen.
Ich bin fest überzeugt, daß hier die Keime einer neuen Wissenschaft liegen, mit der auf dem Gebiete der Pädagogik Segensreiches erreicht werden kann. Wie weit die genannten Herren in ihrer Wissenschaft schon vorgedrungen sind, das zu beurteilen fehlt mir die Beobachtung und damit jede Berechtigung. Ich möchte veranlassen können, daß sich Lehrervereine von den Heilpädagogen und Charakterologen Vorträge halten und Vorführungen zeigen ließen, damit dieses interessante Thema zu Nutz und Frommen unserer Jugend weit und breit beachtet und nutzbar gemacht werden könnte. — Sollte aber eine Suggestivbehandlung nachweislich Schädigungen verursachen, was ich bezweifle, so wäre auch aus diesem Grunde notwendig, die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses pädagogische Heilverfahren zu richten.

Wagner-Briefe I.†)

Liebe Frau!

Es ist wirklich Zeit, daß ich Ihnen wieder einmal sage, wie sehr ich Sie liebe! Ich nehme mein schönstes Papier dazu, um Ihnen diese Liebeserklärung recht augenscheinlich zu machen.
Das Letzte, was ich von Ihnen weiß, ist nur, daß Sie Liszt zum Seraph gemacht haben: seitdem weiß ich nur, daß Sie — noch wie zuvor — fortfahren, Nachsicht gegen mich zu üben; dafür danke ich Ihnen! Denn wahrlich, ich bedarf's, sonst ist mit mir nicht einen Tag auszukommen. Meine in jeder Hinsicht so gefesselte und gebundene Lage hält mich nun einmal im fortwährenden, indurablen Fieber. Ich kenne keine Ruhe, als die der Erschöpfung des Fiebers: Ermattung, nicht Ruhe. Eine unglaublich mannigfaltig kombinierte Situation, die ich Tor bis in die weitesten Weltzustände verfolgen kann, erhält mich fest und unentwindbar in meinem Schicksale: ich bin gefangen bis in die notwendigsten Regungen meines Herzens hin, und nichts bleibt mir, als darüber zu weinen, zu toben — und endlich auch wohl einmal zu lachen. Zuzeiten bricht der Jammer in hellen Flammen aus: jetzt war's einmal wieder so weit; Liszt hat böse Briefe von mir bekommen. Sie sollen aber nichts davon wissen, und die vorsichtige Emilie*) auch nicht.

†) Die vorliegenden Briefe Richard Wagners gehören zu den schönsten, die er geschrieben hat. Wenige standen ihm so nahe, wie die Mutter Alexanders und Karls Ritter. Und kein Mißton hat, wie einst in sein Verhältnis zu den Wesendoncks, hier störend in die Harmonie geklungen. Wir hoffen, den Freunden und Schülern des Bayreuther Meisters mit der Publikation eine Freude zu bereiten. Leise und laut bricht durch die Zeilen die Sehnsucht. Bricht's manchmal wie verhaltenes Schluchzen. Nach Ruhe und Wahnfried. Spät, fast zu spät, hat sich ihm die Erfüllung und das Glück geneigt ... Jedenfalls: Wir blicken in die unruhvollen Zeiten eines unruhvollen Lebens. D. R.
*) Alexander Ritters Schwester.

Google

Seit ich von Paris zurück bin, machte ich mich an die Komposition des „Rheingoldes“ — ich warf mich so leidenschaftlich auf diese Arbeit, daß ich, trotz einer längeren Unterbrechung durch Krankheit, um die Mitte dieses Monats schon damit fertig wurde. Im Sommer soll die Walküre in Musik gesetzt werden, und Ende nächsten Jahres denke ich auch mit den beiden Siegfrieden fertig zu sein. Im Mai 1858 sollen hier in Zürich die Aufführungen des Ganzen beginnen: — lebe ich bis dahin nicht mehr, so ist's desto besser. Dann wird wahrscheinlich Rietz in Leipzig das Ganze zu meiner Totenfeier aufführen: — das wäre so recht analog meinem ganzen Leben.

Mit den jetzigen Aufführungen meiner Opern habe ich mir auch eine rechte Züchtigung aufgebunden: daß ich mir untreu geworden bin und überhaupt diese Aufführungen zugab, muß ich recht büßen. Das Peinlichste ist auch dabei, daß mir zeitweise die Hoffnung auf starken Gewinn geweckt wurde, was mich — wie ich nun einmal bin — zur Verschwendung verleitete: plötzlich läuft dann alles so recht ledern auf Pfennige und Groschen hinaus, daß ich mir immer wie im Erwachen aus den dummen Träumen vorkommen muß, wo man Haufen Gold findet, von denen dann keine Spur vorhanden ist. — Der Leipziger Lohengrin wird mich überhaupt wohl wieder stark zurückbringen: — es geschieht mir ganz recht; wie kann ich dies Werk aufführen lassen, ohne es mindestens selbst ins Leben gerufen zu haben.

Nun, das sind eitle Klagen, denen sich ein solider Mann nicht hingeben soll. — Ich muß Ihnen aber doch noch sagen, wie ich hier lebe. Wie ein rechter Phantast. Ich habe seit einiger Zeit wieder einen Narren am Luxus: (wer sich denken kann, was er mir ersetzen soll, wird mich allerdings für sehr genügsam halten!) Des Vormittags setze ich mich in diesem Luxus hin und arbeite: — das ist nun das notwendigste, und ein Vormittag ohne Arbeit ist ein Tag in der Hölle. Unter Arbeit verstehe ich aber nie „lesen“ — was ich fast gar nicht mehr kann, so widerwärtig ist mir's: sondern jetzt — komponieren. Dabei übernehme ich mich gewöhnlich, reize auch meine Frau durch das zu spät zu Tisch fertig werden zu gerechter Entrüstung: so daß ich immer mit der lieblichsten Laune der Welt in die zweite Hälfte des Tages trete, mit der ich nun gar nicht weiß, was anfangen: einsame Spaziergänge in den Nebel; an manchen Abenden bei Wesendoncks. Sagen Sie Emilie, daß ich dort noch immer meine einzige Anregung gewinne: Die anmutige Frau bleibt mir treu und ergeben, wenn auch vieles für mich in diesem Umgang marternd bleiben muß. — Die interessanteste Stunde des Tages bleibt immer noch die des Briefträgers: so hänge ich immer fast einzig nur noch von außen ab.

Jetzt hatte ich mir vorgenommen, bis Ende des Monats mit neuer Arbeit auszusetzen, um mich — zu „erholen“. Diese „Erholung“ ist stets fürchterlich: wenn ich an die Wirklichkeit appelliere, werde ich rein fertig; dann könnte ich den ganzen Tag weinen. — So schreibe ich denn auch Briefe. Nun werden Sie sich wundern, warum ich das an Sie schreibe, und noch dazu unter dem Titel eines Liebesbriefes? Sie haben recht: aber ich habe nun einmal alle Logik verloren; und einen Willen habe ich nun schon gar nicht mehr. Alles geht wie Kraut und Rüben durcheinander: die lächerlichste Lustigkeit kommt mir oft in derselben Stunde mit der mordlustigsten Traurigkeit. Das müssen Sie nun alles in dem Liebesbriefe mitnehmen.

Google

Vorgestern hätte ich fast an den König von Sachsen geschrieben, er solle mich amnestieren. Natürlich dauerte das nicht lange; dann wollte ich geradewegs nach Deutschland gehen, und wenn's nicht anders ging, mich fangen lassen. Jetzt laß ich wieder Gottes Schicksal über mich ergehen — und will mich bald wieder an Musik machen. Sagen Sie übrigens Karl, daß ich noch — oder wieder — ganz gut komponieren könnte: ich wär' ganz zufrieden mit dem Zeug, was ich da gemacht. Emilie schreibt mir gar nichts über ihn, doch möchte ich gern wissen, wie sich nun seine Verhältnisse gestalten. Er ist mir bös und wird mir's gewiß nicht schreiben: und doch laß ich ihm versichern, daß ich ihm diesmal einen ganz vernünftigen Brief zur Antwort geben würde. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Sie, liebe Frau? Geben Sie mir nicht einmal wieder ein sichtliches Lebenszeichen von sich? Können Sie sich immer noch nicht einmal zu einer Sommer-Schweizerreise entschließen? Liszt kommt diesmal mit seinen Frauen auf länger: Wesendoncks bleiben auch: es ließe sich doch einmal eine recht wonnige Zeit der ewigen Winterexistenz abgewinnen. Aber — diesmal müßten Sie mit dabei sein! Das hat seine Gründe: ich muß Sie immer wieder haben. Denn wenn ich so auf mein ganzes Leben zurückblicke, — die hellste, leuchtendste Begegnung bleiben mir Sie. Glauben Sie das! Sie bleiben es. — Tausend Grüße an die Kinder! Leben Sie wohl beste, teuerste Freundin!

Ihr
Rich. W.

(20. Januar 54.)

Salome-Zauber.

Eine phantastische Studie von Dr. Fritz Volbach-Mainz.

Ein ewiges Rätsel ist des Weibes Seele. Wie in einen tiefen Schacht blickst du in sie hinein, und aus der Tiefe gähnt dir geheimnisvolle Finsternis, unergründlich, undurchdringbar, ein ewiges Geheimnis.

Unendlich, ohne Grenzen ist des Weibes Seele. Unendlich wie das Meer, das vom leisen Atem des Windes bewegt, vom Sonnengolde überflutet, dem hoffenden Schiffer die Heimat verheißt; — unendlich wie das Meer, das vom Sturmwinde gepeitscht, seine wilden Wogen emporschleudert, — weiße Titanenarme, die sich nach dem Himmel recken, ihn herunterzureißen in die unendliche Tiefe. Also ist des Weibes Seele, unendlich, grenzenlos im Guten, unendlich, ewig unergründlich auch im Bösen. Einer Naturkraft gleicht sie, die, was sie umschlungen, zu des Himmels Wonnen hinanzieht; einer Naturmacht, die mitleidlos, ohn Erbarmen, wie die Natur selbst, Vernichtung in sich birgt. — Wie die Verkörperung dieser unerforschlichen, unheimlichen, maßlosen Naturkraft stehen sie vor uns, die düstern Gestalten der Weltgeschichte, wie von blutig glühendem Nebel umwallt: eine Semiramis, Medea, Agrippina, Fredegunde, der Franken Königin, als die furchtbarste, unbegreiflichste aber Salome.

Nur wenige Worte berichtet die Bibel über Salome. Sie tanzt vor Herodes, tanzt um das Haupt des Johannes. Nichts weiter. Was hat Johannes ihr zuleide getan, daß sie

Google

seinen Tod will? Hat er ihre Liebe verschmäht und sie in Haß verwandelt? Wir möchten es glauben, „denn nie," sagt Juvenal, „ist das Weib furchtbarer, als wenn Beschämung sie zum Hasse spornt." Aber die Schrift schweigt darüber, vergebens warten wir auf Antwort. Eine andere Frage drängt sich auf. Welchen Zauber mußte Salomes Tanz in sich bergen, daß er solch furchtbaren Preis verlangen konnte?

Während wir, Antwort suchend, nachsinnen, steigt vor unserer Phantasie die Gestalt der Prinzessin empor. Von der flackernden, roten Glut der Fackeln beleuchtet, steht sie inmitten des Königssaales. Leichte Schleier verhüllen die Schönheit des üppigen Leibes nur zum Scheine. Kaum merkbar beginnt nun der Glieder reizvolles Spiel. Leicht wiegt sie den Körper, die Schleier wallen empor und scheinen die Gestalt schwebend emporzuheben, daß sie wie in einer Wolke lichten Duftes erscheint. An Stelle scharfer Umrisse ein weiches, zartes Uebergehen, — dem Sfumato eines Lionardo ähnlich, — die Linien beginnen zu fließen in wunderbar harmonischem, rhythmischem Spiel. Den Blick wie traumverloren nach innen gekehrt, schwebt sie dahin, „wie eine kleine Prinzessin, deren Füße weiße Tauben sind". Die Welt scheint ihr entschwunden, ein Zauber hat sie umsponnen. Und aller Blicke hängen wie gebannt an ihr und empfinden den Zauber mit und können sich nicht abwenden. Wie ein Rausch erfaßt es alle, ein Rausch unsichtbarer Schönheit, und wie von Musik fühlen sie sich umflutet. Da wird die stumme Gebärde zur Sprache, und die fließende Bewegung beginnt zu klingen. Immer mächtiger ergreift dieses Sirenenlied die Sinne, Schrecken, Grausen weichen dem Lustgefühl höchster ekstatischer Wonne. So mag beim Dionysosfest orgiastischer Taumel die Menge ergriffen haben, daß sie trunken von klingender, tönender Bewegung sich selbst vergessend und entäußernd eine nie empfundene, neue Welt in sich fühlten. „Jetzt soll sich das Wesen der Natur symbolisch ausdrücken; eine neue Welt der Symbole ist nötig, — nicht nur die Symbolik des Mundes, des Gesichtes, des Leibes, sondern die volle, alle Glieder *rhythmisch bewegende Tanzgebärde*." (Nietzsche.) Das hat nichts mit jener strengen, herben, dorischen Ruhe klassischer Kunst zu tun; ein Uebermaß hat das Maß verdrängt. Ein düsterer, dämonischer Zauber, eine elementare Naturmacht sprengt hier die Fesseln, rote Brandglut, die zum Nachthimmel lodert und das Auge nicht abwenden läßt. Und Salome? — Als solche ist sie uns entschwunden, vor uns steht die *Verkörperung jener elementaren Naturmacht, der dämonische Urzauber der Musik*. Ein Geheimnis offenbart sich uns, wir schauen hinein in der Natur innerstes Walten, und das Uebermaß erfüllt uns mit Schrecken und Grausen. Um diesen Zauber zu fesseln, ihn glaubhaft zu schildern und seine Macht zu beweisen, bedurfte es eines Preises von erschreckender Größe wie das Haupt des Johannis, des Reinen, Unschuldigen.

Jener ungebändigte Urzauber ist es aber auch, der allein zu *künstlerischer Gestaltung* drängt. Nicht die Handlung, das Drama ist hier die Hauptsache, fehlt ihm doch jeder Zug, der unser Herz ergreifen und in Mitgefühl erbeben lassen könnte; nicht die Personen sind es. Sie erhalten ihr Leben erst durch Salome, ihre Leidenschaft erst entzündet die jener. Wie in einem Sonnensystem, — um ein Bild Kierkegards zu gebrauchen — die dunklen Körper, welche ihr Licht von der Zentralsonne erhalten, beständig nur zur Hälfte hell sind, leuchtend auf der zur Sonne hingewandten Seite, gerade

Google

so ist's mit den Personen dieses Dramas: nur ihr Lebensmoment, die Salome zugewandte Seite, ist erleuchtet. Nicht eine Handlung gilt es zu schildern, sondern eine Idee, durch die Kunst zu lebendigem Sein zu erwecken.

So haben es die großen Meister auch empfunden und zum Ausdruck gebracht. Nicht aber die Musiker, nicht die Dichter sind es gewesen, die diesen Gegenstand zuerst ergriffen, sondern Meister der bildenden Kunst haben versucht, jene geheimnisvolle Macht in solcher Auffassung uns fühlen zu lassen. Das sehen wir am deutlichsten bei jenen Werken, deren Meister, noch frei von aller Reflexion, sich ganz der naiven Führung ihres Empfindens anvertrauten. Wie einfach und klar z. B. spricht diese Idee aus jenem unvergleichlichen Bilde Giottos in S. Croce in Florenz! Im Mittelpunkte des Bildes, vorne, steht Salome, das Ganze beherrschend. Kein wilder Tanz, kaum scheint sie sich zu bewegen, leicht, schwebend gleitet sie; der rhythmische Fluß der Linie des Gewandes läßt auf die weiche, süße Biegsamkeit der wunderbaren Glieder schließen. Aber etwas Unheimliches, Bezauberndes, etwas schrecklich Dämonisches liegt über dem berauschenden Spiel der Glieder verborgen, das aller Augen auf sich zwingt, wie die Schlange durch den Blick bezaubernd. Das zeigt der Ausdruck der beiden Frauen rechts. Die eine möchte den Blick abwenden, aber sie vermag es nicht, der Zauber zwingt sie, hinzuschauen; in den Augen der anderen aber liegt es wie Furcht, Grausen vor etwas Ungekanntem, Nieempfundenem. Links aber sehen wir die wunderbare Gestalt des Geigers. Wie in Ekstase steht er dort, die Hand, die den Bogen führt, scheint erstarrt, seine Kunst bezwungen durch die Musik, die aus jenen Bewegungen Salomes herausklingt. Fast ebenso, wenn auch weniger tief, hat A. Lorenzetti (wenn er wirklich der Urheber des Bildes ist) die Szene aufgefaßt in der Kirche der Servi in Siena, und Pisano hat versucht, das, was hier der Pinsel geschaffen, in Erz nachzubilden auf jener herrlichen Türe des Baptisteriums in Florenz. Wie hoch überragen diese Bilder an Klarheit und einfacher Größe der Auffassung der Idee jene späteren eines Ghirlandajo u. a.! Aber erst die Musik vermag diese Idee zu wirklichem Leben zu erwecken; was jene nur ahnen lassen können, das vermag sie tatsächlich auszusprechen, gewissermaßen als eine Apostrophe ihrer selbst. Aber keiner der alten Meister hat die Darstellung gewagt. Solange die Kunst fast ausschließlich eine kirchliche war und sich an die kirchlichen Texte halten mußte, verbot sich das von selbst, schon durch den Mangel eines Textes. Wenn man aber sieht, mit welcher Vorliebe sich die Meister der Renaissance des Hohen Liedes, dieses berauschenden, glühenden Liebesgesanges, bemächtigen und es immer wieder, zum Entsetzen der Frommen, in Musik setzen, daß es selbst dem alten Gesangsmeister Zacconi ob all der Weltlichkeit bange wird, so kann man wohl annehmen, daß sie mit Schmerz auf diesen Stoff verzichtet haben. Aber auch die spätere Zeit ging an ihm vorüber.

Den Klassikern war diese dämonische Seite der Kunst fremd, ein unbekanntes, verschlossenes Land. Ihre Kunst ist eine apollinische, eine Kunst des Maßes, der ruhigen Schönheit. Sie gleicht jenen olympischen Göttergestalten, wie sie die Giebel des erhabenen Parthenon-Tempels schmückten. Noch galt das Gesetz von der edlen Einfachheit und klassischen Ruhe als das Oberste, Einzige aller Kunst. Man kannte noch nicht jene wild bewegten Szenen, wie sie der große Altar von Pergamum der erstaunten Welt offenbarte, und die jene Zeit mit Furcht und Grauen würden erfüllt haben.

Go gle

Erst mußte ein Nietzsche erscheinen und der Welt die Furcht nehmen, die Furcht, hinabzusteigen in die dunklen Tiefen dämonischer Urgewalt, in die Nacht des ewig Menschlichen. Und als erster, der die Furcht nicht kannte, schritt Richard Strauß hinab in das neue Reich. Unbefangen und furchtlos machte er sich den Salomestoff zu eigen, und mit der Zuverlässigkeit eines Sehers erkannte er sein innerstes Wesen. Salome ist ihm die Verkörperung der dämonischen Naturmacht der Musik. Die „volle, alle Glieder rhythmisch bewegende Tanzgebärde“ wird bei ihm zum lebendigen Ton. Richard Wagner nennt einmal die Symphonie eine Apotheose des Tanzes, das gilt viel mehr, und zwar im höchsten Sinne, von Strauß' Salome von der ersten bis zur letzten Note. Die tanzende Salome macht allein den Mittelpunkt, das Wesen des Werkes aus, ihre Leidenschaft allein entzündet die der andern, durch sie allein erhalten sie Leben. Was Nietzsche vom Archilochus sagt, gilt hier, nicht sie ist es, nicht ihre Leidenschaft, die vor uns in orgiastischem Taumel tanzt: wir sehen Dionysos und die Mänaden, wir fühlen etwas von dem Urwesen der Musik in seinem elementaren Sein. Mit richtigem Gefühle hat Strauß dieser Idee alles andere untergeordnet. Was man hat tadeln wollen, das Zurücktreten Jochanaans, die fast aphoristische Behandlung der beiden Nazarener, das ist in Wirklichkeit des Werkes Vorzug. Denn nicht um die Darstellung eines ethischen Problems handelt es sich hier, nicht um den Sieg des Moralischen, nicht um die Darstellung des Kampfes zweier Weltanschauungen, sondern einzig und allein um die Verkörperung einer Idee in und durch die Gestalt der Salome. Die Klarheit allein, mit der Strauß dieses Ziel verfolgt, trägt schon das Zeichen des Genies. Es ist natürlich, daß diese neue Kunst des Uebermaßes uns erst mit Schrecken und Grausen erfüllen mußte, wie einst die Griechen, als des Dionysos orgiastische Kunst in die heitere Welt Apolls hereinbrach. Wie jene Frauengestalten auf Giottos Bild möchten wir gerne den Blick abwenden, aber der Zauber zwingt ihn immer wieder hin. Auch wir werden es fühlen müssen, „daß Apoll nicht ohne Dionysos leben kann“, auch wir werden das „Titanische“, das „Barbarische“ zuletzt als eine ebensolche Notwendigkeit wie das Apollinische betrachten lernen.

Die Briefe des Zurückgekehrten.

Der erste.

April 1901.

So bin ich nach achtzehn Jahren wieder in Deutschland, bin auf dem Weg nach Oesterreich, und weiß selbst nicht, wie mir zumuth ist. Auf dem Schiff machte ich mir Begriffe, ich machte mir Urtheile im voraus. Meine Begriffe sind mir über dem wirklichen Ansehen in diesen vier Monaten verloren gegangen, und ich weiß nicht, was an ihre Stelle getreten ist: ein zerspaltenes Gefühl von der Gegenwart, eine zerstreute Benommenheit, eine innere Unordnung, die nahe an Unzufriedenheit ist — und fast zum erstenmal im Leben widerfährt mir's, daß ein Gefühl von mir selbst sich mir aufdringt. Sind es die überschrittenen Vierzig, und ist auch in mir etwas schwerer und dumpfer geworden, so wie mein Körper, den ich in den Districten nie gespürt habe und nun — wenn das nicht

Google

eine angeflogene Hypochondrie ist — zu spüren anfange? Ich machte mir einen Begriff von den Deutschen, und noch als ich über Wesel der Grenze zufuhr, hatte ich ihn ganz rein in mir: es war nicht völlig der, den die Engländer vor 70 von uns hatten, nur mit den wenigen Büchern, die ich mit mir führte, dem Werther und Wilhelm Meister, floß mir mein Bild von den Deutschen auch nicht zusammen (was in diesen Romanen abgespiegelt war, erschien mir immer wie ein Spiegelbild, unendlich vertieft, verklärt, beruhigt), aber auch den unfreundlichen Begriff, den die Engländer unserer Zeit von uns in Umlauf setzen, hatte ich von mir abgewehrt: denn ein Volk verwandelt sich nicht bis zur Unkenntlichkeit, es regt sich nur wie im Schlaf und wirft sich herum, es stellt nur andere Seiten seines Wesens ins Licht. Und nun bin ich seit vier Monaten unter ihnen, habe in Düsseldorf mit ihren Minenleuten gehandelt und in Berlin mit ihren Bankleuten, habe Gerhart auf seinem Amt besucht, Charlie auf seinem Gut, habe um eines Gutachtens willen mich von einer Göttinger Kapacität an eine Gießener weisen lassen, mich in Bremen verhalten und in München umgetrieben, habe mit Aemtern und Behörden zu thun gehabt, Eure Eisen- und Maschinenleute, Eure kleinen und großen Herren gekostet — und weiß nicht, was ich sagen soll.

Was hatte ich mir denn vorgestellt? Was hatte ich zu finden erwartet? Und warum ist mir nun, als verliere ich den Boden unter den Füßen? Du kannst Dir denken, daß ich darüber hinaus bin, eine vereinzelte persönliche Erfahrung ins Allgemeine zu ziehen. Auch ist mir niemand anders als loyal begegnet, ich habe meine javanesisch-deutschen Negociationen besser abgewickelt, als ich mir hätte träumen lassen, und bin heute frei, und dazu zwar nicht reich, aber unabhängig, was mehr ist. Nein, es ist nichts in mir, was mich befremdet und quält und mich der Heimath nicht froh werden läßt, es ist kein spleen, es ist — also, wie soll ich es nennen? Es ist mehr als eine Beobachtung, es ist ein Gefühl, eine Beimischung aller Gefühle, ein Existenzgefühl — Du siehst, ich quäle mich zurück in den Gebrauch einer Kunstsprache, die mir in zwanzig Jahren fremd genug geworden ist. Aber muß ich wirklich complicirt werden unter den Complicirten? Ich möchte in mir selber blühn, und dies Europa könnte mich mir selber wegstehlen. So will ich es Dir lieber weitschweifig oder ungeschickt sagen und ihren Kunstworten ausweichen. Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich bei meinem Leben nicht viel Zeit hatte, abstracte oder theoretische Lebensweisheit anzusammeln. Eher eine gewisse practische Erfahrung, aus den Gesichtern von Menschen oder aus dem, was sie nicht sagen, etwas abzunehmen, oder eine kleine Kette von unauffälligen Details hinreichend zu dechiffriren, um allenfalls den Gang der Dinge bei einem Geschäftsabschluß oder einer Krise im Verhalten anderer zu mir oder untereinander irgendwie vorauszusehen. Von Theoretischem aber, wie gesagt, habe ich fast nichts in mir, so gut wie nichts. Immerhin ein oder zwei oder drei Sätze, Aphorismen, oder wie man es nennen wollte; es giebt Verbindungen von Wörtern, die man nicht vergißt; wer vergißt das Vaterunser? The whole man must move at once: Da hast Du eine von meinen großen Wahrheiten. Ich scherze nicht, das ist eine große Wahrheit, ein tiefsinniges Aphorisma, eine ganze Lebensweisheit, wenn es auch nur wenige Worte sind, die nicht viel gleichsehen. Und es war ein großer Mensch, der sie mir überliefert hat. Er war mein Bettnachbar im Spital von Montevideo, und es war einer von denen, die weit gekommen wären. Viel von dem Stoff war in ihm,

Google

woraus die englische Rasse ihre Warren Hastings' und ihre Cecil Rhodes' macht. Aber er starb mit fünfundzwanzig, nicht damals in dem Bett neben mir, sondern ein Jahr darauf, an einer Recidive. Er hatte den Spruch von seinem Vater, der ein Landgeistlicher in Schottland war und hart und bös gewesen sein muß, aber ein tiefer Kopf. Es ist ein Spruch, um ihn auf seinen Fingernagel zu schreiben, und man vergißt ihn nicht mehr, wenn man ihn einmal gefaßt hat. Ich führe ihn nicht oft im Mund, aber er ist irgendwo in mir immer präsent. Es ist mit solchen Wahrheiten — ich glaube nicht, daß es viele von solcher Kraft und Einfachheit giebt — wie mit dem Organ, das wir im inneren Ohr haben, den Knöchelchen oder kleinen beweglichen Kugeln: sie sagen uns, ob wir im Gleichgewicht sind oder nicht. The whole man must move at once, — wenn ich unter Amerikanern und dann später unter den südlichen Leuten in der Banda oriental, unter den Spaniern und Gauchos, und zuletzt unter Chinesen und Malaien, wenn mir da ein guter Zug vor die Augen trat, was ich einen guten Zug nenne, ein Etwas in der Haltung, das mir Respect abnöthigt und mehr als Respect, ich weiß nicht, wie ich dies sagen soll, es mag der große Zug sein, den sie manchmal in ihren Geschäften haben, in den U. S. meine ich, dieses fast wahnwitzig wilde und zugleich fast kühl besonnene „Hineingehen" für eine Sache, oder es mag ein gewisses patriarchalisches grand air sein, ein alter weißbärtiger Gaucho, wie er dasteht an der Thür seiner estancia, so ganz er selbst, und wie er einen empfängt, und wie seine starken Teufel von Söhnen von den Pferden springen und ihm pariren, und es mag auch etwas viel Unscheinbareres sein, ein thierisches Hängen mit dem Blick am Zucken einer Angelschnur, ein Lauern mit ganzer Seele, wie nur Malaien lauern können, denn es kann ein großer Zug darin liegen, wie einer fischt, und ein größerer Zug, als Du Dir möchtest träumen lassen, darin, wie ein farbiger Bettelmönch Dir die irdene Bettelschale hinhält — wenn etwas der Art mir unterkam, so dachte ich: Zuhause! — — — Alles, was etwas Rechtes war, worin eine rechte Wahrhaftigkeit lag, eine rechte Menschlichkeit, auch im Kleinen und Kleinsten, das schien mir hinüber zu deuten. Nein, meine ungeschickte Sprache sagt Dir wieder nicht die Wahrheit meines Gefühls: es war nicht Hinüberdeuten, auch nicht Erinnert-werden an drüben, es war kein Hüben und Drüben, überhaupt keine Zweiheit, die ich verspürte: es war eins ins andere. Indem die Dinge an meine Seele schlugen, so war mir, ich läse ein buntes Buch des Lebens, aber das Buch handelte immerfort von Deutschland. Ich denke, ich bin kein Träumer, und wenn ich — vielleicht als Bub — einer war, so habe ich jedenfalls in diesen achtzehn Jahren ganz einfach keine Zeit gehabt, einer zu sein. Auch sind es keine Träumereien, von denen ich Dir rede, nichts Ausgesponnenes, sondern etwas Blitzhaftes, das da war, während ich lebte, und oft in Momenten, wo mein Denken und alle meine Nerven vom Leben so angespannt waren wie möglich. Daß ich mich Dir mit einem Beispiel ausdrücke, das freilich beinahe albern ist: es ist wie mit dem Wassertrinken am Brunnen. Du weißt, ich war als Kind fast immerfort in Oberösterreich auf dem Land, nach meinem zehnten Jahr dann nur mehr die Sommer. Aber sooft ich in Kassel während der Schulwinter oder sonst, wohin ich mit meinen Eltern kam, einen Trunk frischen Wassers that — nicht wie man gleichgiltig bei der Mahlzeit trinkt, sondern wenn man erhitzt ist und vertrocknet und sich nach dem Wasser sehnt — so oft war ich auch, jedesmal für eines Blitzes Dauer, in meinem Oberösterreich, in Gebharts-

Google

stetten, an dem alten Laufbrunnen. Nicht: ich dachte daran — war dort, schmeckte in dem Wasser etwas von der eisernen Röhre, fühlte übers ganze Gesicht die Luft vom Gebirg her wehen und zugleich den Sommergeruch von der verstaubten Landstraße herüber — kurz, wie das zugeht, weiß ich nicht, aber ich habe es zu oft erlebt, um nicht daran zu glauben, und so gebe ich mich zu Frieden. — Noch in New York und in St. Louis die kurze Zeit ging das mit mir, dann freilich in New-Orleans schon und später noch weiter im Süden, da verlor es sich: Luft und Wasser waren da zu sehr ein Verschiedenes von dem, was in Gebhartsstetten aus dem Rohr sprang und über den Zaun wehte — und Luft und Wasser sind große Herren und machen aus den Menschen, was sie wollen. Aber das mit dem Trinken sollte ja auch nur ein Beispiel sein. So wie mich ein Trunk an den alten Laufbrunnen in Gebhartsstetten zurückzaubern konnte, so war ich in Deutschland alle die Male, wo in Uruguay oder in Kanton oder zuletzt auf den Inseln mir irgend etwas die Seele traf, es brauchte nur der Blick eines der unglaublich schönen Mädchen zu sein, wie sie auf den einsamen Gehöften der Gauchos aufwachsen, oder die rührende Genügsamkeit eines alten Chinesen, oder kleine gelbbraune nackte Kinder im Teich vor dem Dorf. Denn man erlebt viel, aber das Meiste thun die Sinne ab, oder die Nerven und der Wille, oder der Verstand, aber was die Seele treffen wird, das läßt sich nicht vorausahnen, es kann der einsame schwingende Flug eines tropischen Vogels sein über einem ganz leeren, leierförmig geöffneten Bergthal, oder das Arbeiten eines guten Schiffes unter einer schweren See, oder der Blick eines sterbenden Affen, oder ein braver kurzer Händedruck. Diese Dinge alle, wenn sie kamen und ins Innre des Innern trafen, redeten von Deutschland mit einer Deutlichkeit und Kraft, die weit über dieser ist, mit der diese Schriftzeichen Dir von mir reden. Viel mehr. wenn ein solches Dich traf, so war ich in Deutschland. Das alles ist, wie es ist, und es ist nichts von Träumerei dabei. Jedennoch — in zwei Wochen fahre ich nach Gebhartsstetten und kann so ziemlich sicher sein, den Laufbrunnen wieder zu finden mit der friedlichen Jahreszahl 1776 in verschnörkelten theresianischen Chiffern — da wird er stehen und mich anrauschen, und der alte, schiefe, vom Blitz gespaltene Nußbaum, der immer am spätesten von allen Bäumen seine Blätter bekam und am unwilligsten von allen sie dem Winter preisgab, der wird in all seiner Schiefheit und seinem Alter irgendwie ein Zeichen geben, daß er mich erkennt und daß ich nun wieder da bin und er da ist, wie immer, — aber da bin ich nun vier Monate in Deutschland, und kein Haus, kein Fleck Erde, kein geredetes Wort, kein menschliches Gesicht, wenn ich ehrlich sein soll, keines, hat mir dies kleine Zeichen gegeben. Dies Deutschland, in dem ich herumfahre, handle, abwickle, mit Leuten esse, den kosmopolitischen Geschäftsmann, den fremden, welterfahrenen Herrn agire — wo war ich jedesmal, wenn ich in dem Land zu sein meinte, das man durch den Spiegel der Erinnerung betritt, wo war ich in den Augenblicken, wo nur mein Leib unter den Gauchos oder unter den Maoris herumwandelte? Wo war ich? Nun da dies Deutschland ist, so war ich nicht in Deutschland. Und dennoch, ich nannte es in mir Deutschland. Es war geradewegs der Spiegel der wehmüthigen Erinnerung, durch den ich es betrat — wenn ich es betreten durfte. Es war — es waren Männer und Frauen, Mädchen, Greise und Jünglinge. Es war mehr eine Ahnung als eine Gegenwart, wie das Herüberwehen des Seelenhaftesten, des Wesenhaftesten und des Ungreifbarsten. Es

Google

war der geistigste Reflex — wie nichtssagend ist das Wort für ein Erlebniß, eine innere Krise, die jedesmal stärker war als Wohllust und reiner, zarter begrenzt und bestimmt als ein einfaches, der Erhörung sicheres kindliches Gebet — der Reflex zahlloser ineinander verflochtener Lebensmöglichkeiten. Es war der zarteste Duft eines ganzen Daseins, des deutschen Daseins. Besser kann ich es Dir nicht sagen, so gerne ich möchte. Das Einzelne, der Anstoß kam von außen. Ich war nur wie die Klaviatur, auf der eine fremde Hand spielt. Aber in mir lag etwas, ein Gewoge, ein Chaos, ein Ungeborenes, und daraus konnten Figuren aufsteigen, und das waren deutsche Figuren. Es war Mädchenhaftigkeit und alten Mannes Wesen, es war Behagen und Seßhaftigkeit und wiederum gräßliche Armut ohne ein Strohdach über ihrem Kopf; es war Jünglingsdasein und grenzenlose Freundschaft, grenzenlose Hoffnung; starrende Einsamkeit, bleiches Gesicht, aufgedreht zu den schweigenden Sternen; es war Liebesleben, Bangen, Warten Wartenlassen, Einanderquälen, Einanderumschlingen, Jungfräulichkeit und hingegebene Jungfräulichkeit; es war einen Acker haben, ein Haus haben, Kinder haben, Kinder badend im Bach, badend unter Pappeln, unter Weiden; es war Geselligkeit und Einsamkeit, Freundschaft, Zärtlichkeit, Haß, Leid, Glück, letztes Bette, letztes Daliegen und Sterben. Deutsche Figuren waren es, die sich zu diesen Zauberbildern zusammenballten — nein, es war mehr ein Hauch, als daß es Bilder gewesen wären — und gleich wieder auseinanderflossen, deutsche sparsame Gebärden, ich weiß nicht was vom innersten Wesen der Heimath. Ihr Starkes und ihr Schwaches, ihr Rauhes und ihr Sanftes kam gleichzeitig zu mir, und ich konnte es genießen, konnte ihrer Geschöpfe und des Lebens ihrer Geschöpfe genießen, träumend vom Verlorenen oder vorahnend, vorwegnehmend Freuden der Wirklichkeit, vorbehalten, wie ich mir schmeichelte. Und jedes ihrer Geschöpfe, das mir erschien — nein, denn ich bin kein Visionär und meine Geschäfte gestatteten mir keine Hallucinationen — dessen Seelenhauch als eine flüchtigste Möglichkeit köstlicher zukünftiger Begegnung mich anwehte, jedes Frauenbild und Bild von Greis und Mann und Jüngling, reichem Mann und armem Lazarus, jedes war aus einem Guß und vertrug die innere Wahrheit, daran ich es maß. The whole man must move at once — und so waren sie, ob es Mädchen waren mit Taubenblick oder unstäte Männer, die Augen trunken von grenzenlosen Gedanken, oder verzeihende Greise und zürnende Richter mit Brauen des Löwen. Sie waren aus einem Guß. In einer Gebärde erschienen sie mir, und keiner blieb länger bei mir als die Dauer eines aufzuckenden und erlöschenden Blitzes, denn ich bin kein Tagträumer und führe keinen Dialog mit den Ausgeburten meiner Einbildungskraft. Aber in ihrer einen Gebärde, in der sie an mich heran- und durch mich hindurchwehten, waren sie ganz. In jedem Blick ihrer Augen, in jedem Krümmen ihrer Finger waren sie ganz. Sie waren nicht von denen, deren rechte Hand nicht weiß, was die linke thut. Sie waren eins in sich selber. Und das — oder es müßte mich seit vier Monaten bei offenen Augen der bösartigste, vieltheiligste, zäheste aller bösen Träume narren — das sind die heutigen Deutschen nicht.

Hugo v. Hofmannsthal.

Google

Der Tageslauf einer Preziösen.

Von Edmond Rostand.

(Gekürzt.)

1.

Dreiviertelzehn Uhr.

. . . Doch Lycidas entschwebt; der Traum
verbleicht;
Eric erblaßt und Amaryllis weicht
Und Daphnes Haar zergeht in Nebelflor;
Alcimadure verschmilzt mit Lindamor:
Zum Scheidegruße flattert noch ein Band,
Schon fern und ferner, wo Sylvander stand.
Von Seladon ist jede Spur verflogen;
Die Landschaft selbst entschwindet ihrem Blick:
Es bleicht die Brücke wie ein Regenbogen;
Alles verschwimmt; der Gott am Wegeknick,
Der an dem Grabstein lehnt, zerfließt in Blau;
Das Wäldchen, das nicht fehlen darf, wird grau.
Die Bank, der Springquell und die alten Eichen
Mit tausend eingeritzten Liebeszeichen
Sind ausgelöscht als wie von Zauberhand;
Und wo der alte hohle Baumstamm stand,
Der Briefbehälter mancher Liebesgrüße,
Erheben sich zwei Fenster allgemach.
Die Scheiben werden heller nach und nach.
Und wie Eisblumen durch der Sonne Küsse
Sind Schäfer, Zaubrer, Held vom Glas getaut.
Der Tag dringt ein; vor seinem Glanz verstecken
Des Traumes Fetzen sich in dunkle Ecken.
Ein Schäferstab tanzt nach . . . Ein blanker
Nagel lacht,
Wo sie des Zaubrers bösen Blick geschaut . . .
Und Anne Sibylle Ogier von Miremonde
erwacht.

Sie ist erwacht, und doch, sie glaubt es kaum.
Denn immer noch ist ihr's als wie im Traum.
Theorbenklang mischt sich ins Lied der Spatzen,
Die zwitschernd sich an Vogelbeeren atzen
In einem nahen Garten im Marais.
Der Traum, den Phöbus traf aus lichter Höh',
Lebt er noch fort? Und ist das Auge wach,
Folgt man dem Traum noch mit dem Ohre nach?
Was war das nur? . . . Ihr rosiger Fuß
entschlüpft
Dem Bette, das so lang und breit sich streckt,
Sinkt in den Teppich, der den Aufbau deckt,
Ist in das Zimmer flink gehüpft,
Das von dem Bett die stolze Brüstung scheidet,
Macht ein paar Schritte, blickt hinaus und lacht,
Geht Schritt für Schritt zurück und gleitet
Zurück ins warme Lager, gähnt und sagt:
„Es ist Phylant." Sie blinzt zur Wanduhr hin,
Deren Gewichte lange Schatten ziehn,
Und reckt sich, denn sie hat sich überzeugt,
Daß es noch nicht zehn Uhr ist; das besagt,
Daß es für Edeldamen eben tagt.
Sie hat das Haupt ins Pfühl zurückgeneigt,
Und Doralise — denn merkt es Euch und wißt,
Daß dies in Phöbus' Reich ihr Name ist —
Und Doralise, der dort die Zeiger sagen,
Es sei nun Zeit, ihr Herze zu befragen —
Befragt es . . .
Ja, wie ist's damit bestellt?
Phylant, der mit Musik sie weckt, ist ein
Galanter Mann, sein Spiel ihr wohlgefällt.
Ihr dünkt, sie liebt ihn und er sie Allein

2.

Phylant.

Phylant, mit Modebändern angetan,
Phylant, sich blähend wie ein stolzer Hahn,
Mit Spitzenschmuck am Fuß statt mancher Feder,
Der Schuhe trägt von Kordovaner Leder,
Was sie auch kosten mögen, und die feinen
Jabots von echtem niederländer Leinen,
Der unterm Aermel schnürt ein schwarzes Band,
Daß um so weißer glänze seine Hand.

Google

Phylant, den Gott durchaus nicht häßlich schuf,
Der so die Laute meistert und den Ruf
Genießt, daß er zu plaudern weiß, Phylant,
Dem das Geheimnis höchster Lust bekannt,
Ja, den man stets mit ihr zusammenbringt,
Wenn auf die Liebe sich die Rede lenkt,
Der drunten just sein Morgenliedchen singt,
Schenkt ihr nicht mehr sein Herz, als sie's ihm
schenkt.
Es ist nur ein Roman, ein kecker Spiel . . .

3.

Das Spiel.

Ein Spiel.
Seit Jahresfrist ist es das Ziel
Von Doralise, zu tun, als liebte sie
Phylant, den Dichter, Musketier, Marquis.
Doch insgeheim ist, der ihr Herze hat,
Der Alchimist und Ritter Tiridat.

Phylant bemäntelt Doralises Glut
— Ein schmucker Mantel traun für den
Erwählten!
Er spielt nur eine Rolle, doch so gut,
Daß wir ihn unter die Verräter zählten,
Wär' nicht sein eignes Herze schon erglüht
Für eine Freundin seiner Doralise,
In Phöbus' Reich genannt Garamantide.
Zum Schein ist Tiridat entbrannt für diese
Und sie für ihn — ein höchst verwegnes Spiel —
Zu heucheln ist das allgemeine Ziel!

Jedoch wozu solch Drang zu falschem Schein,
Wo der Verdacht, von der geliebt zu sein,
Die man zu lieben heuchelt, dennoch droht?
Zunächst ist Lieben ohne ein Komplott
Und Heimlichkeiten nur ein dumpfes Schwelen
Von plumpen Herzen und von trägen Seelen.
Zärtliche Schäfer lieben das Geheime
Und sind zum Schein getrennt erstrecht
verbunden.
Sind denn, Ihr Dichter, die gekreuzten Reime
Nicht auch so gut wie die sich gleich gefunden?
So muß auch ein Quartett von Liebespaaren
Die Herzen wie die Verse klug verschränken.
Und dann: oh Du, Asträa, hast's erfahren, —
Du, die entflieht durch dies Gewirr von Ränken
Wie durch den Wald — wir sind nicht sehr
verlegen
Und keine Röte unsre Wangen deckt
Und keine Drohung unsre Liebe schreckt,
Wenn man uns nachsagt, was nicht ist —
dagegen
Schon beim Verdacht der Wahrheit zittern wir.
So führen wir die bösen Zungen irr.
Vier Herzen, durch den Doppeltrug geborgen,
Sie schlagen heimlich, kennen keine Sorgen.

— — — — — — — — — — — —

Und „keine Sorgen" wiederholt sie bang,
Sie stutzt ob ihrer Stimme Zweifelklang.
Je öfter sie es sagt, je minder schon
Bezweifelt sie, daß zweifelnd ist ihr Ton.
In diesem Augenblicke schlägt es zehn.

4.

Zehn Uhr.

So scharf sie sich belauscht — im Nu vergehn
Die Zweifel alle: Doralise denkt
Nur noch der Gäste, die sie heut empfängt.
Sie hält sich wach. Sie ruft: Was bringt
Martine
Ihr da in der vergoldeten Terrine?
Ein leichtes Frühstück: Gerste, fein gestoßen
Und durchgeseiht, mit Brüsten von Geflügel,
Die mit Rosinen und mit trocknen Rosen
(Wahrhaftig!) sind geschmort in einem Tiegel,
Gewürzt mit Koriander und mit Zimmt —
Ein Frühstück, wie sie's täglich zu sich nimmt.
„Mach mich zurecht", mahnt sie, „es schlug
schon zehn".
Sie läßt sich putzen, ohne aufzustehn;
An Hals und Arm ein feuerrotes Band,
So will's die Mode, legt Martine ihr an.
Dann ruft sie den Friseur, damit er Hand
An ihre Locken legt. Laprime, der große Mann,
Kommt und erneut der Nackenflechte Knauf,
Der Seitenlocken fröhliches Gewirr.

Google

„So", sagt er, „frischen wir sie zierlich auf ...
Doch nun erlaubt, daß ich die Strähnen glätte."
Er tut's und geht. Nun bringt sie Kästchen ihr
Und Schachteln. Doralise erwählt im Bette
Halsband und Häubchen. Ist doch heut ihr Tag,
Und zeigen will sie sich im höchsten Glanze.
Ein Wagen kommt; laut dröhnt der Hufe
Schlag.
Die Stühle werden aufgestellt im Kranze,
Ein bettelnd Hündchen wird verjagt, ein Buch
Verteilt auf jedes Tischchen ... Rasch ...
Besuch ...

5.

Der Besuch.

Und ein paar ältliche Gesichter nahn
— Preziöse aus der Stadt — in Spitzenkragen
Rings eingerahmt. Danach, schwarz angetan,
Ein paar Autoren ... Kompliment und
Fragen ...
Die Damen haben nur ein Recht auf Stühle;
Die Herren hocken auf der Sessel Pfühle ...
Man hüstelt: Vorbereitung auf den Geist,
Der schon von zwei Lakaien eingekreist
Mit einem Wandschirm wird, und es geht an.
Bavius verliest die jüngst verfaßte Rede,
Die er auf einen Vers Corneilles ersann,
Indes Dordonius, sein Rival, die Fehde
Mit Spott eröffnet. Jede Dame schlägt
Mit ihrem kleinen Stocke, den sie trägt,
Sich auf ihr Kleid bei ausgesuchten Stellen.
Nun kommt auch Tiridat. Ein paar Marquis,
Phylant, auf seine Handschuh stolz, die hellen ..
Doch plötzlich: „Liebste!" — „Oh mein Herz!
Sind Sie's!"
Es rauscht ... Garamantide voran. Es sind
Vom Hof die Damen. — Aufsehn. — Und
geschwind
Nehmen ein paar schnurrbärt'ge blonde Herrn
Mit Spitzenkragen Platz zu ihren Füßen ...
Sie sinken in Fauteuils, indes sie grüßen.
Die Damen aus der Stadt sehn es nicht gern.
Kurzweil mit Bändern, Tätscheln auf die Seide.
Geplauder. Neuigkeiten. „Denkt doch nur!
Zum Scherze bindet Herr von Liancourt
Bei einer Dame um den Hals der Katz'
Ein Perlenhalsband. Draußen pfeift ein
Spatz ...
Und hui — fort ist die Katz' und das
Geschmeide" ..
Ein jeder weiß von Tieren allerlei
Zu sagen. Auf die Regeln feiner Sitte
Kommt das Gespräch; man nennt es Ketzerei,
Wenn jemand Fisch mit einem Messer schnitte ..
Dann kommt das Preisgedicht. Der Gegenstand
Ist dieser: „Auf ein Fläschchen von Kristall
Zu dichten ein Rondeau, auf ein und all
Kunstvoll gereimt, der Spröden Sinn zu
wenden."
Ernst löst vom Pergament ein rosa Band,
Tritt vor und sagt sein Verslein Tiridat:
„Voll Schwermut ihr, die mich vergessen hat,
Mit einem Fläschchen von Kristall zu senden."

Rondeau.

Dies Fläschchen von Bergkristall
Mahnt mich zu meiner Pein
An Deiner Augen kalten Strahl.
Denn sind sie wie Kristall so rein,
So ist Dein Herze das Felsgestein.
Hell, eisig und klein,
Ein winziges Eisberglein,
Ein gefrorener Tränenschwall
Ist dieses Glas.
Ein Epigramm und Madrigal,
Hat es doppelten Sinn zumal:
Es gleicht dem frostigen Herzen Dein
Und ist auch wie die Tränen fahl,
Als wollt' es Dich der Härte zeihn
Mit seinem trocknen Naß ..."

Das Beifallsmurmeln unterbricht Phylant,
Tritt vor, gelassen, kein Papier zur Hand.
„Rondeau," sagt er, „der Spröden Herz zu
rühren,
Auf das Etui des Glasflakons zu klieren."
Möge dies Siegel von Kristall,
Dieses Siegel von lichtem Schein

Google

(Denn selbst Pipin von Heristal
Besaß kein Siegel, so klar und rein),
Das Siegel unsres Bundes sein.
Mein Herz pocht Schläge ohne Zahl.
Dir, die es spießte wie auf Stahl,
Fror alles ein.
Sieh, mein Kopf ist ein Federball:
Laß dies Siegel den Schlägel sein.
Schlage, schlag mir den Schädel ein,
Oder laß mich mit Paukenschall
Künden: „Dies Herz von Bergkristall
Ward mein!“

Begeistrung herrscht. Doch wem gebührt der Preis?
Die Meinung schwankt, und man bekämpft sich heiß.
„Ich zieh' das ernste vor.“ — „Ich lieb' es, wenn man spaßt.
Ein zweiter Cottin!“ — „Ein Voiture.“ — „Ja, fast.“
Und Doralise sieht schon im Geist, oh Glück!
Daß ein berühmter Streit daraus entsteht.
Indes hält sich ein Dichter scheu zurück.
Warum tat er nicht mit? Doch von den Gästen
Umringt und ausgefragt, gibt der Poet
Gelassen aus dem Stegreif dies zum besten:
„Ich meine, daß hier ein Rondeau
Am Platze wär' von Gongora,
Damit es allzeit würdig hieß'
Unsrer verehrten Doralise ...“
Dies Meisterwerk beklatscht die ganze Runde.
Dann geht man essen — es ist Mittagstunde.

(Schluß folgt.)

Mutter und Kind.

Von Frank Wedekind.

Herr Dr. Landsberger beehrt mich mit dem Auftrage, für mein vieraktiges Sittengemälde „Musik“, das in den nächsten Nummern des „Morgen“ aktweise erscheinen soll, eine kurze Einführung zu schreiben. Ich bin nun allerdings der Ueberzeugung, daß es kein gutes Zeugnis für eine künstlerische Arbeit ist, wenn sie einer Einführung bedarf. Ich bin der Ueberzeugung, daß es dem Eindruck einer in sich abgeschlossenen künstlerischen Arbeit sogar zum Nachteil gereicht, wenn man ihr eine Einführung vorausschickt; ich bin der Ueberzeugung, daß auch dem ernstesten Künstler das künstlerische Mittel erlaubt sein soll, den Leser, Hörer oder Zuschauer durch seine Arbeit zu überraschen oder gar zu verblüffen. Da ich nun aber im vorliegenden Falle von diesem Mittel zufälligerweise keinen Gebrauch mache, gehe ich mit um so verbindlicherem Dank auf den liebenswürdigen Vorschlag des Herrn Herausgebers ein.

Mein Sittengemälde „Musik“ wurde in der Oeffentlichkeit schon mehrfach als Komödie angekündigt. Es ist so wenig eine Komödie, wie mein „Kammersänger“. Wer in einer sittlich ernsten dramatischen Arbeit allen sittlichen Ernst mit souveräner Verachtung links liegen läßt und sich lediglich an die Witze hält, die in den Stichworten liegen, der kann meiner Ueberzeugung nach auch aus Shakespeares „Hamlet“ eine Hanswurststudie machen. Wie mein Sittengemälde als Komödie angekündigt werden konnte, ist mir um so rätselhafter, da es eine der ernstesten Fragen behandelt, die unsere Kulturentwicklung gezeitigt hat.

Im § 218 des Deutschen Strafgesetzbuches wird das Verbrechen gegen das keimende Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist meiner Ueber-

Google

zeugung nach das Ergebnis einer abgefeimten Heuchelei; einer Heuchelei, die tief in unserem Volksbewußtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egoismus darin verankert ist, eine Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Aufgaben unserer leider so weibisch jämmerlichen Frauenbewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau sind die fünf Jahre Zuchthaus, die im § 218 angedroht werden, Luft. Ich kenne nicht einen einzigen Fall, in dem eine verheiratete Frau durch den § 218 auch nur in ihrem Mittagsschlafe gestört worden ist. Unverheiratete Frauen werden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt. In Nr. 219—220 der von Karl Kraus in Wien herausgegebenen „Fackel" behandelt Herr Dr. Fritz Wittels die Bestrafung des Verbrechens gegen das keimende Leben so erschöpfend, daß ich die Vorkämpferinnen für weibliche Unabhängigkeit nur bitten kann, diese Auseinandersetzungen zum Kriegsgesang zu erheben. Leider gehen diese Vorkämpferinnen seit Jahren nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln. Die Interessen der Frau sind ihnen gestorben.
In meinem Sittengemälde „Musik" habe ich darzulegen versucht, daß der Mann, der allein für die bestehenden Gesetze verantwortlich ist, mit dem § 218 nicht etwa das entstehende Leben zu schützen sucht, sondern daß es ihm mit der Androhung von fünf Jahren Zuchthaus lediglich darauf ankommt, dem heranwachsenden jungen Weibe die selbständige körperliche und geistige Entwicklung unmöglicher zu machen, daß es ihm lediglich darauf ankommt, die Eingeweide des weiblichen Körpers als eine Domäne männlichen Unternehmungsgeistes strafrechtlich einzuhegen. — Mit fünf Jahren Zuchthaus.

Bankendämmerung.

Von Alfred Lansburgh.

Schon seit längerer Zeit kann man an der Berliner Börse eine kleine, aber sehr rührige Baissespekulation beobachten, die bald auf diesem, bald auf jenem Markt Attacke bläst und bisher im allgemeinen erfolgreich gewesen ist. In der vorigen Woche galt ihr Hauptangriff den Aktien unserer großen Banken; und er wurde mit weit mehr Sicherheit und Nachdruck geführt als auf anderen Gebieten. Man fühlt sich hier wohl der Gefahr eines Irrtums weniger ausgesetzt als anderswo. Die Kurse der Industrieaktien stehen nachgerade so niedrig, daß selbst eine mäßige Abschwächung der Konjunktur ihnen nicht sonderlich mehr schaden kann. Und ob es mit dem industriellen Hochgang wirklich definitiv vorbei ist, das ist eine Frage, die niemand sich zu beantworten traut; man erinnert sich noch zu deutlich, wie grob man 1900 nach oben und 1904 nach unten daneben gehauen hat. Bei der Beurteilung der Geschäftslage unserer Banken indes glaubt man sich gegen jeden Berechnungsfehler gefeit. Mag die Konjunktur zu Ende gehen oder nicht, mag die Kursentwicklung nach dieser oder jener Richtung weisen, in jedem Fall bleibt die Tatsache bestehen, daß die Banken ein miserables Halbjahr hinter sich haben. So glaubt man. Das Emissionsgeschäft stockt schon seit dem vorigen Jahre, das Kommissionsgeschäft schläft mehr und mehr ein, neue Konsortialoperationen verbieten sich bei dem teuren Geldstande. Dagegen schwellen die Effektenbestände in den Tresoren, weil bei der Kundschaft das Geld ebenso knapp ist wie an der Börse, und die geforderten Nachschüsse nicht geleistet werden können. Nur der kleinste Teil der Effekten kommt an dem

Go gle

offenen Markte zum Verkauf, der größere Rest bleibt bei den Banken, die sich, um die Börse zu schonen, selbst zwischen diese und das Publikum schieben. Als kürzlich die Deutsche Bank einen Auftrag zum Verkauf von 60 000 Mk. Gelsenkirchen-Aktien einmal nicht in sich selbst erledigte, sondern an der Börse weitergab, da brach geradezu eine kleine Panik aus; so sehr hat man sich daran gewöhnt, in den Banken eine Art Kugelfang zu sehen. Diese Schonung der Börse hat aber den allgemeinen Rückgang der Kurse nicht aufhalten können, und so liegen heute große Differenzen auf den hohen Effektenbeständen der Banken. Und nicht nur auf den Aktien. Zwischen den Dezemberkursen unserer 3 und $3^1/_2$ % igen Staatsanleihen und ihrem heutigen Stande liegt ein Rückgang von 5 %, und die Bestände bei den meisten Banken betragen Dutzende von Millionen, noch von der mißglückten Emission des letzten Jahres her. Auf eine Diskontermäßigung wird man zwar nach Ueberwindung der herkömmlichen Semestralklemme rechnen können. Aber dann drückt bereits die Angst vor den Herbstansprüchen auf jegliche Unternehmung und beseitigt die letzte Aussicht auf einen Ausgleich der Frühjahrsverluste. Ein Baisse-Engagement in Bankaktien dünkt daher die Spekulation das denkbar ungefährlichste Unternehmen. Wobei ihr im Hintergrunde noch die Möglichkeit eines scharfen Konjunkt rumschlages als Gewinnprämie winkt.

Aber die Angriffe der Börse sind nicht die einzigen, denen die Banken heute ausgesetzt sind. Zu ihnen gesellen sich Anfeindungen, die gegen die Struktur der Banken selbst gerichtet sind. Die alten Bestrebungen, eine Scheidung zwischen Effektenbanken und Depositenbanken herbeizuführen, gewinnen im Parlamente und in den Ministerien mehr und mehr an Boden. Sieht man genau hin, so ist auch hier die Geldteuerung der Ausgangspunkt. Leute, die noch immer den Unterschied zwischen „Umlaufsmittel“ und „Kapital“ nicht begriffen haben, und andere Verständigere, die einen Teil der Umlaufsmittel aus dem Verkehr ziehen und zu Kapital machen möchten, arbeiten planmäßig auf eine Reform des Zahlungsverkehrs hin. Scheck, Giro und Clearing sollen das Hartgeld ersetzen und das Publikum an die Depositenrechnungen bei den Banken gewöhnen. Das historische Huhn Heinrichs des Vierten, das jeder Bauer im Topfe haben sollte, hat dem Bankkonto weichen müssen. Von ihm verspricht man sich eine dauernde Erleichterung des Geldmarkts.

Daß England uns schon lange den Gegenbeweis geliefert hat, scheint bisher nicht bemerkt worden zu sein. Als Voraussetzung für die Erziehung des Bürgers zum Depositengläubiger gilt aber eine gründliche Reform des Bankwesens. Von allen Schlacken des Effekten- und Gründungs-Geschäfts gesäubert, soll die „Depositenbank“ allein berechtigt sein, Spargelder anzunehmen. Schon im März hat sich diese Tendenz zu Besprechungen hervorragender Reichstags-Abgeordneter verdichtet. Damals gab es unter dem Feldgeschrei „Lex Wertheim“ den ersten schärferen Angriff auf die Bankaktien, denn die Börse sah bereits die Großbanken ihres Emissionsgeschäfts beraubt und an der Stelle der Effekten-Gewinne ein klaffendes Loch. Und auch bei den neueren Attacken scheinen solche Befürchtungen eine Rolle zu spielen. Wie es mit der Verzinsung der Riesenkapitalien werden soll, wenn eine Deutsche Bank und eine Disconto-Gesellschaft weder gründen noch emittieren dürfen, sondern sich mit den Erträgnissen des regulären Bankgeschäfts begnügen müssen, löst an der Börse ernste Bedenken aus.

Zu Unrecht. Daß sich im deutschen Bankwesen eine entscheidende Wandlung vorbereitet, ist freilich sicher. Die reine Depositenbank wird also wohl in ganz kurzr Zeit kommen. Denn ohne es zu wollen sind die meisten unserer Banken im Laufe der Jahre bereits zu Depositenbanken geworden, denen das Effektengeschäft nur noch als Ueberrest einer überwundenen Epoche anhaftet. Die Deutsche Bank zum Beispiel kann jeden Tag ihr Gründungs- und

Google

Emissionsgeschäft von sich abstreifen. Und bei den anderen Großbanken, vielleicht mit Ausnahme der Handels-Gesellschaft und des Schaaffhausen'schen Bankvereins, liegt die Sache ebenso. Das Emissionsgeschäft ist in den meisten Fällen nicht mehr Selbstzweck, sondern ein Mittel, um einflußreiche Großindustrielle zu Geschäftsfreunden zu gewinnen. Das Depositengeschäft auf der einen und das Wechsel- und Vorschußgeschäft auf der anderen Seite haben sich, unterstützt durch das die Konzentration befördernde Börsengesetz, so eminent gehoben, daß das Effektengeschäft völlig von ihnen überwuchert wird. 1876 z. B. verhielten sich die Effekten- und Konsortialbestände der Disconto-Gesellschaft zu den sonstigen Anlagen wie 60 zu 100. Zehn Jahre darauf war das Verhältnis nur noch 40 zu 100. Im Jahre 1896 war die Ziffer des Effektengeschäfts bereits auf 16 Prozent zusammengeschrumpft, und im vorigen Jahre war die Relation wie $12^1/_2$ zu 100. Bei der jüngeren Deutschen Bank dominierte das eigentliche Bankgeschäft von vornherein. Hier ist das Verhältnis zwischen Effektengeschäft und sonstigen Anlagen in den letzten zehn Jahren von 15 zu 100 auf 7 zu 100 zurückgegangen. Und es bedarf nur noch eines leisen Anstoßes von außen, um das Effektengeschäft gänzlich loszulösen. Ein Depositenbankgesetz ist also keineswegs etwas so Fürchterliches, wie es den meisten scheint.

Freilich muß man, um das zu erkennen, vorher den Irrtum über Bord werfen, das Emissions-Geschäft sei heute der Hauptfaktor der Gewinn-Rechnung. Bei der Deutschen Bank erbrachten Effekten- und Finanzgeschäfte in den beiden letzten Jahren etwa 17 % des Gesamtgewinnes, obwohl kaum 7 % des werbenden Kapitals in ihnen angelegt waren. Scheinbar hat also das Effekten- und Konsortial-Konto eine ganz enorme Verzinsung erbracht. Aber das ist ein Trugschluß. Man hat sich nämlich daran gewöhnt, die eigenen und die fremden Gelder der Banken zusammenzuwerfen und sie einheitlich als „werbendes Kapital" anzusehen. In Wirklichkeit sind jedoch das Aktienkapital und die offenen und versteckten Reserven einer Bank streng von den fremden Geldern zu scheiden. Denn die letzteren fließen ihr ja nur auf Grund des Vorhandenseins der ersteren zu. Je kleiner Kapital und Reserven, desto geringer das öffentliche Vertrauen, das sich im Zufluß der Depositengelder äußert. Ist ein unverhältnismäßig großer Teil des Aktienkapitals in Industrie-Effekten und Beteiligungen angelegt, so wirkt das ebenso, als wäre dieser Teil des Kapitals gar nicht vorhanden. Ja es wirkt sogar noch ungünstiger, da man damit rechnen muß, daß die konsortialiter eingegangenen Verpflichtungen einen weiteren Teil des Aktienkapitals festlegen. Je größer die Effekten-Engagements einer Bank, um so kleiner der Betrag der ihr zufließenden und im regulären Geschäft anzulegenden Gelder. Bei der Deutschen Bank machen die fremden Gelder das Achtfache des Kapitals und der Reserven abzüglich der 118 Millionen Effekten-Engagements aus. Würden die letzteren wegfallen, so würden der Bank rechnerisch achtmal 118 Millionen weitere fremde Gelder zufließen können, oder anders ausgedrückt: Das vorhandene Garantiekapital würde unter Beibehaltung des jetzigen Deckungsverhältnisses fast eine Milliarde fremder Gelder mehr sichern, als es heute der Fall ist. Ob die 118 Millionen Effekten- und Konsortial-Engagements sich heute besser verzinsen, als es künftig eine Milliarde Depositengelder tun würde? Ich bezweifle es.

Rundschau

In den nächsten Nummern des „Morgen" werden unter anderen, außer den Herausgebern, zu Worte kommen: Exzellenz von Podbielski, Frank Wedekind, Dehmel, Liliencron, Eulenberg, Bernhard Shaw, Richard Wagner, Maupassant (mit Inedits), Maeterlinck, Max Liebermann, v. Tschudi, Strindberg, Dessoir, Delitzsch, Eulenburg, Doumer und Barrès.

Der in der ersten Nummer erschienene Aufsatz „Meuniers Verhältnis zur Kunst" von Karl Scheffler ist ein Fragment aus einem Epilog, den Herr Scheffler der im Herbst erscheinenden Neuauflage seines Büchleins über Meunier hinzuzufügen beabsichtigt. Herr Scheffler legt Wert darauf, daß den Lesern des „Morgen" darüber Aufschluß werde.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W 9. Lennéstraße 3. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 3 | Abonnement jährlich 20 M., vierteljährlich 6 M. : : : Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. : : : | 28. Juni 1907

Das Friedensfest.

Am 30. Januar 1902 wurde in London zwischen Lord Lansdowne, dem Herrn für Englands Auswärtiges, und dem japanischen Gesandten Hayashi ein Vertrag abgeschlossen, der in Artikel 2 bestimmt: „Wenn Einer der beiden Vertragschließenden in einen Krieg mit einer anderen Macht verwickelt werden sollte, wird der andere Theil strenge Neutralität bewahren und sich bemühen, zu verhindern, daß andere Mächte sich an den Feindseligkeiten gegen seinen Verbündeten beteiligen.“ Und durch Artikel 3 sich dahin erweitert, daß, „wenn irgend eine Macht sich den Feindseligkeiten gegen diesen Verbündeten anschließt, die andere Partei ihr zu Hülfe eilen, den Krieg mit ihr gemeinsam führen und in wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen soll“. Der Vertrag erregte in der diplomatischen Welt beträchtliches Aufsehen, und am 3. März kamen im Deutschen Reichstag die Herren Hasse, von Hertling und Eugen Richter auf das englisch-japanische Abkommen zu sprechen. Herr von Hertling, der ein geschmeidiger, nicht talentloser Diplomat, doch kein politischen Denkens fähiger Kopf ist, fand, daß der Vertrag „unsere deutschen Interessen durchaus unberührt lasse“. Auch die Abgeordneten Hasse und Richter fanden kein Haar in der Suppe, und Graf Bernhard von Bülow bestärkte die Herren in ihrem Wahn. Er konstatirte, daß die Abmachungen „uns nicht berühren“, verlangte in China „keine Extrawurst“ und versicherte obendrein noch, eine läppische, doch nicht absichtlose Auslandente verifizierend, stockernst: „Von einer Mitwirkung deutscherseits bei dem englisch-japanischen Abkommen ist mir nichts bekannt. Wir haben nicht Pate gestanden, und mit der Vaterschaft hatten wir erst recht nichts zu thun.“ Trotzdem war er natürlich „weit entfernt, die Bedeutung des Abkommens zu verkennen. Es ist das erste Mal, daß ein asiatisches Volk vollkommen gleichberechtigt in enge Verbindung mit einer europäischen Großmacht tritt“. Also eine rein formale Geschichte. Im Reichstag gabs viermal die berühmte Heiterkeit, und die Sache war für uns erledigt. Doch nicht für Frankreich und Rußland; die antworteten mit der Erklärung, daß auch sie im Osten solidarisch vorgehen wollten.

Nicht lange danach schloß Eduard mit den Burenstaaten Frieden. Großbritannien hatte in den Zeiten der Kriegsnoth die Gefühle Europas kennen gelernt, athmete jetzt wieder frei und konnte die Erfahrungen, die es gesammelt hatte, nun nutzen. Verlor auch nicht lange kostbare Zeit. Es wußte, was es wollte, und hat nie lange gezögert, wenn ihm irgendwo ein Vortheil winkte. Erstes Erfordernis einer nutzbaren Politik war eine Schwächung Rußlands, das in Asien, trotz Li-Hung-Tschangs Warnung, nach der Mandschurei gegriffen, Japan damit bis zur Unversöhnlichkeit gereizt hatte, und mit starken Machtmitteln an der indischen Grenze zu drücken begann. Allzu lange konnte dem nicht zugesehen werden. Gelang's, Frankreich ins britische Schlepptau zu bringen, dann hatte Japan im Osten freie Hand, und

Google

England war des immerhin kostspieligen Vergnügens, aktiv in den Kampf eingreifen zu müssen, überhoben. Eduard, der Vielbespöttelte, hatte die Situation rasch erfaßt. Und die erste Antrittsvisite wurde, via Lissabon und Rom, Paris gemacht. (Frühjahr 1903.) Demselben Paris, das vor kurzem noch seine Mutter geschmäht, ihn selbst gehöhnt hatte, wie nur je ein Volk einen fremden Herrscher. Die Folgen zeigten sich bald, und als das Jahr seinem Ende sich neigte, schwamm Frankreich in Englands Kiellinie; die Verständigung war erreicht. Die Herren, die wir mit der Wahrung unserer Staatsinteressen betraut hatten, konnten nun mindestens ahnen, wie die Dinge laufen sollten. Sahen und hörten aber nichts. Fünf Wochen danach, am 6. Februar 1904, griff Japan Rußland an. Im April wurde das englisch-französische Abkommen über Nordafrika bekannt, das England Egypten, Frankreich Marokko sicherte. Durchlaucht fand Deutschlands Interessen noch immer nicht engagirt. Frankreich rührte sich während des ganzen russisch-japanischen Krieges nicht und trieb, von uns noch enger an Englands Seite gedrängt, sogar Roschdestwenskijs Flotte vor Annams schützender Küste ins sichere Verderben. Damals wäre ein Zusammenschluß Deutschlands und Rußlands wohl billig zu haben gewesen; sogar die Wiederherstellung des status quo ante 1890. Doch wir thaten nichts und ließen unsere Presse Tag vor Tag über die polnische Grenze schimpfen. (Das in dem Augenblick, da wir Frankreich die Rechnung wegen Marokko präsentirten.) Die Klugheit war nicht zu überbieten. Und als sich das Blättchen zu wenden begann und Rußlands Aussichten wuchsen, ließen wir, wie Roosevelt, in Petersburg einen Olivenzweig überreichen und drängten zum Frieden; zu einem Frieden, der in Amerikas, Frankreichs, Englands Interesse liegen mochte, sicher aber nicht in unserem lag. Algeciras kam. Wir traten den Rückzug an, den ersten, seit das Reich besteht, und rasch verschlechterte sich nun unsere Position. Was wir dazu beitragen konnten, wurde, trotz der Warnungen einsichtiger Köpfe, geleistet. Und der Krieg, dem wir mit sentimentaler Regung aus dem Wege gingen, ist nun zur Nothwendigkeit geworden.

Auch Versäumnisse haben ihre Folge. „Auch was ihr unterlaßt, hat Zarathustra gepredigt, webt am Gewebe aller Menschenzukunft.“ An versäumten Gelegenheiten brach vor hundert Jahren Preußen zusammen; versäumte Gelegenheiten beengen heute die Bewegungsfreiheit unseres Volkes. Trübere Tage sah das junge Reich noch nie; nie die Welt ein auch nur annähernd gleiches Coalitionssystem. Kein Punkt ist auf der beschienenen Erde mehr sichtbar, über dessen Schicksal wir mitzureden hätten; Eduard ist zum mächtigsten Mann der Gegenwart geworden. Laut dürfen und ungestraft französische Generale und Minister über den Rheinstrom drohen, darf die Auslandspresse höhnen, daß wieder ein Bündniß ohne Deutschland zu fragen abgeschlossen sei. England ist mit Japan und Rußland, Frankreich, Italien und Spanien, Norwegen und Portugal liirt oder befreundet; Rußland mit Frankreich, England und Japan, Frankreich mit England, Japan, Rußland, Spanien und Italien verknüpft; Italien, Spanien, Portugal sind bündnißfähig; Oesterreich hat sich mit Rußland und England über den Balkan verständigt (und ist im Uebrigen mit der Heilung seiner inneren Gebresten vollauf beschäftigt); sein Dreibund ist ein persönlicher Treubund, der mit zwei müden Augen morgen erlöschen kann. Nur wir stehen allein; isolirter, als England zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre. In Asien, Afrika, Australien und dem außerdeutschen Europa haben wir kein Wort mehr zu sagen. Wer von einer Theilung der Erde spräche, übertriebe nicht allzu sehr. Hat nicht Rußland seinen gesammten Besitz gesichert, seine Interessensphären fast überall anerkannt? Japan nicht, was es wollte, im Osten garantirt? Nicht Frankreich, Annam und Siam, Tunis, Algier, Marokko? Und England? Es hat, wie sichs gebührt, den Haupthappen bekommen. „Es wird ein glücklicher Tag sein, schrieb, vor genau fünfzig Jahren, Cobden an John Bright, wenn England keinen Acre Land mehr auf dem asiatischen Festlande besitzt.“

Google

Heute hat es seinen ganzen Besitz in verbürgter Sicherheit und neue Strecken concessionirt. Afrika ist von der Nilmündung bis zum Kap der guten Hoffnung sein; bald wird von Kairo bis Kapstadt der Schienenstrang gehen, und wenn es heute an die Integrität des Congostaats tastet, können wir über ein papiernes Veto nicht hinaus. Afrika (das ist der Sinn und der Zweck des neuen Dreibunds; und die Folge der so geräuschvoll instradierten neuen Colonialpolitik, der Rederei des Herrn Dernburg, der „nationalen" Wahlen, der leichtsinnigen Schwächung unserer bisher leidlich stabilen inneren Verhältnisse) Afrika soll für uns unerreichbar werden. Wenn Eduard nicht will, kommen wir zu keiner unserer Colonien; selbst die Nordsee ist uns versperrt. Aergere Fessel trug nie ein Volk von Selbstachtung und Kraft. Quousque tandem diese Misère?

Bernhard Fürst von Bülow drückt die Frage nicht. Kommt sich wohl gar, obwohl er das Reich wie kein Zweiter geschwächt hat, noch immer unersetzbar vor. „Meine Politik, hatte der auch auf allen Gebieten dilettirende Byron gesagt, ist wie ein junges Mädchen für einen alten Mann: je schlimmer sie wird, desto verliebter werde ich in sie." Wir haben manches Schmerzliche seit Bismarcks Weggang erfahren. Doch dem, was wir jetzt erleben, hätte selbst Hohenlohes senile Demenz noch eine kräftigere Antwort gefunden, als die „gewisse drohende Gestaltung von Druckerschwärze", die Bismarck einst eine „unglaubliche Dummheit" nannte; und jedenfalls eine ist, wenn ihr keine Thaten folgen. Die Preßtaktik war in den letzten Tagen wieder wunderbar und lobte laut ihren Meister. Zuerst, als die Nachricht vom neuen Dreibund auftauchte: Charmant; neue Bürgschaft für den Weltfrieden; berührt uns, die wir von jeder Angriffsabsicht uns rein wissen, überhaupt nicht. Zwei Tage später: Keine Kollision mit unseren Interessen. Aber was mag nur Italien dazu sagen? Wieder zwei Tage danach: Rühren der Lärmtrommel in Cöln. Deutliche Kriegsdrohung. Wirds Ernst? Gewiß doch; Ministeropfer fallen unerhört. Und vom neuen Dreibund ist nicht mehr die Rede. Requiescat in pace . . . Ob wir uns nicht doch noch an der Abrüstungsfrage beteiligen könnten?

Politik und Bildung.

Von Werner Sombart.

Ich habe in dem vorigen Aufsatze gesagt, was ein politischer Mensch sei; ich muß nun sagen, was ich unter einem gebildeten Menschen verstehe, da ich ja das Auseinandergehen dieser beiden Typen erklären wollte.

Das in kurzen und verständlichen Worten auszusprechen, was Bildung sei (oder wie wir statt dessen auch sagen können: was [persönliche] Kultur sei), ist deshalb so sehr schwer, weil die Worte, die dabei von uns gebraucht werden, gar einen so verschiedenen Sinn haben. So daß man fast definieren könnte: ein Mensch von Bildung ist der, der alle Bildung von sich fern hält; ein Mann von Kultur der, der alle Kultur haßt. Und weil das Wichtigste gar nicht in klaren Begriffen ausgedrückt werden kann, weil es gefühlt, empfunden, erlebt sein muß, um verstanden zu werden. Denn was weiß jemand, der sie selbst nicht besitzt, mehr, wenn ich sage: daß ich Bildung gleich setze mit Persönlichkeitskultur? Während für den andern alle langen Auseinandersetzungen unnötig, ermüdend, peinlich sein müssen.

Aber ich will doch wenigstens den Versuch machen, das Phänomen des gebildeten Menschen in seinen Hauptzügen zu beschreiben. Vielleicht daß ich doch bei diesem oder jenem, der auf ähnlichen Gedankengängen bereits gewandelt ist, bekannte Vorstellungen erwecke und Gedanken-

Google

keime zur Entwicklung bringe. Ich beschreibe den gebildeten Menschen, wie er mir vor meinen geistigen Augen schwebt, und spreche von ihm als von einem guten Freunde, dessen Eigenarten ich einem andern schildern will.

*

Unser Freund hat alle Probleme dieser Welt in seinem Geiste bewegt, hat alle Liebe und alles Leid in seinem Innern lebendig werden lassen und ist nach reiflichem Sinnen etwa zu dieser Auffassung vom Wert und Wesen unseres Daseins gelangt.

Im Mittelpunkte der Welt und seiner eigenen Interessen steht das Persönliche, das eigenartig Individuelle, dessen Entfaltung er als den Sinn des Lebens betrachtet. Alles objektiv das Einzelwesen Bestimmende, alles Normative, alles nach allgemeiner Geltung Strebende, alle Errungenschaften der objektiven Kultur läßt er nur soweit gelten, als es der Entwicklung des Persönlichen und seiner Eigenart förderlich ist. Er glaubt, daß alle Werte am letzten Ende nur im Persönlichen ruhen und wurzeln können, und daß alle Erscheinungen, alle Geschehnisse in dieser Welt nur Sinn und Bedeutung haben in ihrer Beziehung zum Wohl und Wehe unserer Persönlichkeit, unserer lebendigen Seele. „Und so Ihr die ganze Welt gewönnet, was nützte es Euch, so Ihr Schaden an Eurer Seele nähmet . .“

Dieses Persönliche, um dessen Entwicklung sich somit alles bewegt, betrachtet unser Freund nun als etwas Lebendiges, das nach den Gesetzen des organischen Lebens sich entfalten, das sich auf natürliche Weise auswachsen muß. Zwar können äußere Einflüsse den Wachstumsprozeß aufhalten oder beschleunigen; aber niemals ersetzen. Nur was der einzelne in seinem Innern erlebt, das erwirbt er sich, und daraus bildet sich seine Individualität. Für die Menschheit ist aber nur das vorhanden, was in den einzelnen Individuen zu innerem Besitz erwachsen ist, und die Menschheit und die Welt sind so gestaltet, wie die lebendigen Persönlichkeiten geworden sind.

Begreiflicherweise sieht unser Freund, dem das Persönliche der höchste Wert ist, für sich und die andern das Ideal der Gestaltung in reichster Entfaltung der individuellen Eigenart und Lebendigkeit, und darum liebt er alle Lebensbedingungen, die jene Mannigfaltigkeit zur Entwicklung bringen, und haßt er jene oder begegnet jenen mit Mißtrauen, die sie zu verkümmern drohen.·

Er liebt die Einsamkeit, die zur inneren Sammlung drängt; er liebt das Leben in der Natur, das uns auf tausendfachen Wegen zur Vertiefung und Bereicherung unseres Wesens führt; er liebt den Umgang der Musen, die unser Leben schmücken und verschönen; er liebt die sinnvolle Arbeit an einem Werke, das selbst wieder Leben atmet oder Leben erzeugt; er liebt den Umgang mit Einfältigen und mit Kindern, die ihm das Ursprüngliche, das Wesenhafte des Menschentums zeigen; er liebt den Umgang mit echten Frauen, die ihm den ganzen Menschen erleben lassen, weil sie noch durch keine Zwangsjacke beruflicher oder ähnlicher Teiltätigkeiten verkrüppelt sind.

Und er haßt eben jene Teiltätigkeiten, er haßt alles Berufhafte, alles Fachmäßige, weil es die persönlichen Werte herabmindert. Er haßt es besonders stark dort, wo es noch vorhandene Werte vor seinen Augen zu zerstören droht: bei den Frauen. Er haßt die berufliche oder andere Hierarchien, weil sie den eigenartigen Menschen in eine nivellierte Allgemeinheit herabziehen. Er haßt alles, was im vulgären Sinne „Bildung“ heißt und nur äußerlich angenommenes Wissen ist, wie er denn alles bloße Wissen, dem kein Erlebnis

Google

zugrunde liegt, haßt. Er liest wenig, am wenigsten Zeitungen. Er sieht wenig Kunstwerke, besucht wenig Theater, wenig Konzerte. Er haßt die äußeren Errungenschaften der modernen Kultur, vor allem die Technik, weil sie den Geist zerquetschen und ertöten; er haßt den Trubel, das Gewimmel, die Masse, das Kommerzium, weil in ihm der Einzelmensch abgeschliffen, abgerieben, spezialisiert wird und also an Eigenartigem, an Persönlichem verliert. Er fürchtet die Wissenschaft (obwohl er vor ihren großen Leistungen Ehrfurcht empfindet), weil sie — in der Hand von minderen Geistern — leicht dazu dienen kann, das Persönliche zu erdrücken, das Lebendige zu töten, weil sie immer auf dem Wege zur Scholastik ist. Er fürchtet den Reichtum (obwohl er ihn in edler Verwendung gern sich entfalten sieht), weil ein Uebermaß an Besitz, zumal an rasch erworbenem Besitz, die geistige Spannkraft zu lähmen, die Frische und Beweglichkeit der Seele zu hemmen sehr wohl imstande ist.

Was unser Freund für sich erstrebt: die harmonische Herausbildung seines Wesens zu edler eigener Gestalt — das schätzt er natürlich auch bei den andern. Er sucht den ganzen Menschen und freut sich seiner Eigenart. Er fragt nicht sowohl danach, was ein Mensch leistet, was er kann, als vielmehr danach, was er ist. Nicht die berufliche Tüchtigkeit allein imponiert ihm, wenn er sieht, daß darunter lebendiges Wesen verdorrt ist. Er schätzt den Menschen nach dem, was er als Mensch im ganzen ist: wie er mit hoch und niedrig verkehrt, wie er mit seinen Kindern spielt, wie er seine Mutter begräbt, wie er Freunden aus der Not hilft, wie er der Sonne und des Meeres froh wird, wie er liebt und leidet. Er geht nicht als ein strenger Richter durch das Leben. Er lebt und läßt leben, was Gott der Herr in seinem überquellenden Reichtum geschaffen hat. Er rechtet nicht mit der Rose, daß sie keine Narzisse ist, und ebensowenig mit dem Menschen, daß er diese und nicht jene Eigenart besitzt. Nichts Menschliches ist seinem Herzen fremd, und milde ist sein Urteil in allen menschlichen Dingen. Wo er eines kodifizierten Gesetzestextes bedarf, um über Menschen zu richten, greift er zum Faust, den er immer noch — trotz aller Leistungen der neuen Literatur — als ständigen Begleiter mit sich zu führen sich nicht schämt. Denn unser Freund, das ist eines seiner hervorstechenden Kennzeichen, ist sehr unmodern.

Wir dürfen nun beileibe nicht unsern Freund für einen Genußmenschen oder gar einen jener Uebermenschen halten, die in den Cafehäusern die Zeit totschlagen und die die Spielerei mit der Kunst und die Liaisons mit lieben, süßen Mädeln für den Inhalt des Lebens ansehen und sich frei nennen und eine Persönlichkeit, weil sie frech sind und sittenlos. Unser Freund weiß, daß die Grundlage alles Persönlichen die Beherrschung des Triebelebens ist, er weiß, daß „Genießen gemein macht“ und daß der Mensch ohne tiefen, ernsten Lebensinhalt hohl und leer ist. Weil er die persönliche Freiheit über alles setzt, so bleibt er sich stets bewußt: Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Und wir dürfen unsern Freund nicht mit jenen impotenten Aestheten verwechseln, die in ihren Sammlungen die Grenzen der Welt erblicken und sich mit tausenderlei eitlem Tand umgeben und das in Schönheit leben heißen.

Auch kein Egoiste ist unser Freund. Nicht nur, daß er den andern alles Licht und allen Sonnenschein gönnt: er nimmt an ihrem Wohl und Wehe Anteil, wo er sieht, daß sich Lebendiges zur Entfaltung durchringt; er freut sich, wenn er ihnen helfen kann, und will

Google

seine Gaben und sein Können gern den Mitmenschen zu Nutz und Frommen hingeben, wenn er glaubt, daß damit einer suchenden, irrenden Menschenseele geholfen ist.
Und ganz gewiß ist unser Freund keine müde Seele. Er liebt das Leben wegen seiner unendlichen Offenbarungen, die es ihm täglich gewährt; er liebt und segnet die lebendige Arbeit, das keimbildende, blüten- und früchtetreibende Schaffen. Nur daß die Arbeit nicht Fronwerk werde, daß sie nicht zu stumpfsinniger Mühsal sich gestalte und den lebendigen Menschen wieder niederdrücke, statt ihn zu erheben und frei zu machen. Nur daß die Arbeit nicht in sinnlose Vielgeschäftigkeit ausarte, wie sie den modernen Großstadtmenschen zermürbt, verödet, verflacht: jenes armselige Lasttier, das „nie Zeit hat". Unser Freund hat immer „Zeit".

*

Wovon wir ausgingen: Der Gegensatz zwischen dem, was hier als gebildeter Mensch geschildert wurde, und dem, was wir früher als politischen Menschen kennen gelernt haben, springt in die Augen: es ist der uralte, in bestimmten Personen verkörperte Gegensatz zwischen Freiheit und Ordnung, zwischen Persönlichem und Sachlichem, zwischen Individuellem und Allgemeinem. Und wir verstehen nun, daß es nur der Gegensatz des Kulturmenschen (in dem hier dargelegten Sinne) zum Politiker ist, wenn wir (beispielsweise von Alfred de Musset) erfahren: daß er in Staat, Kirche und Gesellschaft alles gehen läßt, wie es eben geht. „Teilnahmslos sieht er, wie Throne zusammenstürzen und neue Regierungen eingesetzt werden. Ein junges Mädchen mit weißem Nacken, das im Theater zufällig vor ihm sitzt, interessiert ihn mehr als der Wechsel der Dynastien. Jenes vermag ihn zu einem reizenden Gedichte, wie ‚Une soirée perdue' anzuregen, dieser läßt ihn ganz gleichgültig." Und wir begreifen den tiefen Sinn eines Wortes, das sein Bruder Paul von ihm zitiert: „Die Art und Weise, wie sich Napoleon die Stiefel angezogen hat," sagte Alfred, „interessiert mich mehr als die gegenwärtige Politik Europas."
Wir erleben aber auch die Antwort mit, die der Dichter seinen Freunden erteilt, die also zu ihm sprachen:

„Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst Du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?"

Die Antwort lautete, wie man weiß:

Blühe, was da blühen mag
Unter Euren Hauchen,
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.
Möge jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Ganz unwillkürlich vermindert sich für denjenigen, der in der Pflege des Persönlichen den Inhalt seines Strebens erblickt, der den Menschen nicht als Glied einer staatlichen Gemeinschaft, sondern als Naturwesen, als Lebendiges in der großen Gotteswelt anschaut, der da glaubt, daß alle menschliche Entwickelung inneres Erlebnis sei, von innen nach außen, nicht von

Google

außen nach innen sich vollziehe, der Wert aller sozialen, aller staatlichen Regelung, wie aller äußeren Regelung überhaupt. Die höchstpersönlichen und daneben die kosmischen Probleme entfalten sich in der Seele dieses Menschen zu solcher überragenden Größe und Weite, daß neben ihnen die Staats- und Gesellschaftsmäßigkeit unseres Wesens ganz und gar in nichts sich aufzulösen droht.

Diese zunächst rein gefühls- und empfindungsmäßige Abkehr des Kulturmenschen vom Politischen wird nun bei denkenden Gebildeten zu einer bewußten Gegnerschaft gegen die Politik ausgebildet. Mit allerhand Gründen sucht man den Nachweis zu führen, daß für alle wirklichen Lebenswerte — für alle wertvolle, objektive Kultur ebenso wie für die Persönlichkeitskultur — die Gestaltung der politischen Verhältnisse irrelevant sei. Man weist darauf hin, daß politisch rückständige Zeiten die höchste Kultur — objektiv wie subjektiv — hervorgebracht haben, daß Deutschlands Kunst, Wissenschaft und Literatur nie herrlichere Blüten getrieben haben als in der politisch verschlampten Zeit von 1750 bis 1850, und daß auch die Persönlichkeiten in diesem Jahrhundert weit über denen der Gegenwart gestanden haben dürften. Ja, man geht so weit, zu behaupten, daß staatliche Neuorganisation und politische Fortschritte eher lähmend auf die Entfaltung wichtiger und wertvoller Zweige der Kultur einzuwirken scheinen, — indem man auf die Verödung des geistigen und persönlichen Kulturlebens Deutschlands seit der Reichsgründung die Aufmerksamkeit lenkt.

Man sagt aber auch, daß manche politisch rückständigen Länder auf einer höheren Stufe der objektiven und subjektiven Kultur stehen als politisch sehr avancierte, da doch zweifellos zum Beispiel Rußland eine höhere geistige Kultur habe als die Vereinigten Staaten.

Man behauptet endlich noch, daß die staatliche Ordnung für das Wohl und Wehe des einzelnen Bürgers, die Gestaltung seines persönlichen Lebens doch nur von geringer Bedeutung sei, daß sich ein menschenwürdiges Dasein, ein sinnvolles Leben ebensogut führen lasse unter dem Krummstab wie in einer freien Republik, daß die sogenannten „politischen Rechte“ im Grunde für den einzelnen gar keine so große Bedeutung haben, daß man ihre Wichtigkeit ungebührlich aufbausche. Man bemerkt, daß irgend ein „Freiheitsrecht“ den einzelnen Bürger nicht frei und nicht glücklich mache, wenn er Freiheit und Glück nicht im Blute trägt, und glaubt, daß der Engländer ein „freier“ Bürger sei, nicht weil er eine freie Verfassung habe, sondern weil er in 1000jähriger Selbstzucht sich freigemacht habe, und daß der Preuße eine Sklavenseele bleiben würde, auch wenn man ihm die freieste Verfassung von der Welt gäbe.

Man meint, daß Probleme, wie das der Ehe, des Arbeitsverhältnisses, niemals durch eine Reform des Rechtes gelöst werden können.

Man findet heraus, daß die wirklichen Lebenswerte, die jemanden durch irgend eine Veränderung der Rechts- oder Staatsordnung vielleicht zuwachsen, jedenfalls in keinem Verhältnis stehen zu dem ungeheuren Aufwande an politischer Aktion in Wort und Schrift, von der hinwiederum man behauptet, daß sie leeres Stroh dresche, daß sie hohl und schal sei, daß sie die Menschen zu leblosen Automaten herabdrücke, daß sie jeden, der an ihr teilnehme, verflache, veröde, vertroddele. Und was dergleichen Gedanken sonst noch sind.

Ob (und wenn ja, wie weit) diese Argumentation zu Recht besteht, soll hier noch nicht geprüft werden. (Ich denke, in späteren Aufsätzen gerade auch dieses überragend bedeutsame Problem zu erörtern.) Hier sollten ja nur die Gründe bloßgelegt werden, die den Mann von Bildung der Politik entfremden. Und daß dabei Gründe der eben genannten Art (die

Google

also in der eigentümlichen Richtung liegen, in der sich der Lebensgeschmack unserer Besten wieder einmal bewegt) eine Rolle spielen, dürfte außer Zweifel sein.
Aber allein vermögen wir mit diesen Gründen den Widerwillen nicht zu erklären, den bei uns heute jeder Mann von Geschmack gegen die Beschäftigung mit der Politik hegt. Ist es doch außer allem Zweifel, daß auch eine Geistesrichtung, wie sie unser Freund hat, doch noch nicht ohne weiteres jedes politische Interesse oder jede Anteilnahme an der Politik ausschließt. Wir finden in andern Ländern und in Deutschland zu andern Zeiten zweifellos hochgebildete Leute sich am politischen Leben beteiligen.
Also müssen wohl noch andere Ursachen mitwirken, die zu dem hier untersuchten Phänomen führen. Sie lassen sich in der Tat ohne viel Mühe entdecken. Sie liegen nicht in der Eigenart unserer Bildung und Kultur, sondern in der Eigenart des politischen Lebens unserer Zeit. Sie sind zum Teil allgemeiner Natur — in allen modernen Staaten wirksam; zum Teil spezieller Natur — auf Deutschland beschränkt.
Ueber sie spreche ich in den folgenden Essais.

Die fiskalische Reform in Frankreich.

Wird sie diesmal endlich zustande kommen? Die Einkommensteuer stößt auf heftigen Widerstand. Aber überall im Ausland ist sie auf den gleichen Widerstand von seiten der Leute mit bedrohten Interessen gestoßen; und diese letzteren hatten, nachdem sie die Reformen lange verzögert, endlich nachgeben müssen. Unsere Finanz-Großmächte wollen nichts davon hören. — Man sagt, und scheinbar mit Recht, daß sie eine Kriegskasse dagegen geschaffen hätten, die reichlich versehen wäre. Dank der Hilfe, die sie wie gewöhnlich in der Presse gefunden haben, ist es ihnen gelungen, einem Gutteil des Mittelstandes Schrecken einzujagen. Die Abgaben der wohlhabenden Bürger würden gewiß einen großen Teil der Kosten der Reform ausmachen. Man wird alle Mittel in Bewegung setzen, um sie sich vom Halse zu schaffen. Man wird im Notfall das alte, aus der Zeit der Gracchen beliebte Verfahren wieder aufnehmen, den Plänen noch weitergehende entgegenzusetzen und alles am Uebertreiben scheitern zu lassen. Doch es ist ein Versprechen, das uns treibt. Wir haben bei der allgemeinen Wahl die Einkommensteuer und die Arbeiterpensionierung feierlich versprochen. Ueberall in den Dörfern haben sich die Blockkandidaten verpflichtet, die drückende Steuerlast des Landes zu erleichtern. Wenn wir nun im Jahre 1910 zu unseren Wählern zurückkommen würden, ohne unser Versprechen eingelöst zu haben, würden wir uns einer wohlverdienten Niederlage aussetzen. Die Volksherrschaft ist in Frankreich kein bloßes Wort mehr. Der ländliche Wähler weiß heute genau, was er will und was er tut. Wir würden ohne üble Folgen für uns kaum etwas zustande bringen, wenn nicht der Senat uns von diesen befreien würde, indem er die Unpopularität auf sich nimmt, die aus der Zurückweisung eines Projektes, für das die Kammer gestimmt hat, entstehen würde. Dadurch würde aber die Lage nicht weniger schwer sein; der Ruf nach „verfassungsgemäßer Revision“ würde von neuem in den Reihen der allgemeinen Wähler laut werden. Die

Go gle

Assemblée du Luxembourg, die die öffentliche Meinung schon abgeschafft hätte, wenn sie geblieben wäre, was sie vor ungefähr zwanzig Jahren war, würde in einem Augenblick den Kredit verlieren, den sie schließlich erlangt hat. Ich glaube nach allem nicht, daß sie sich ähnlichen Zufällen aussetzt. Sie ist nicht in der Geschichte und den Gewohnheiten des Landes begründet, wie die englische Pairskammer. Sie darf keinen dauernden Konflikt mit der Landesmehrheit verursachen.

Wenn man unsere direkten Steuern prüft, sieht man mit Erstaunen, daß sie noch vorhanden sind. Das Werk unserer Väter von 1789 — das nicht ihr bestes war, mangelhaft, wie es ist — hat mannigfache Wandlungen erfahren. Erst durch fortgesetzte Hinzufügungen, dann durch Veränderung der ökonomischen Verhältnisse, die denen seiner Entstehungszeit nicht mehr gleichen. Als Präsident der Kommission, die beauftragt ist, der Kammer das Einkommensteuerprojekt zu unterbreiten, habe ich die Studien zu prüfen gehabt, die zu verschiedenen Zeiten vom Finanzministerium über die Anwendung der heutigen Abgaben und der projektierten in einer gewissen Anzahl von Gemeinden gemacht worden sind. Ich erkannte die Fehler des gegenwärtigen Systems; ich habe sie mein ganzes Leben lang angegriffen. Ich erkannte nicht den vierten Teil der Wahrheit, wie sie aus den Listen spricht, die ihre Zusammenstellung dem Zufall verdanken; Erklärungen von ein paar tausend Steuerzahlern mit Andeutungen über ihre Einkünfte und Steuerabgaben. Ich habe mich zuweilen gefragt, ob die Zahl, die auf dem Steuerzettel steht, nicht ausgelost wäre. Um die sogenannte „Inquisition“ zu vermeiden, mit der man sich in Deutschland gar nicht so schlecht befindet (nicht schlechter als in der Schweiz, in England usw.), richtete man bei uns bekanntlich die Steuer nach äußeren Merkmalen ein. Nach der Miete, oder für das Land nach Schätzungen, die nach Schaffung des Grundbuchs gemacht worden sind. So gelangt man zu phantastischen Resultaten. Um so phantastischer, als es die Aufgabe der direkten Steuer ist, die Gerechtigkeit in den Abgaben wieder einzuführen, die die indirekte daraus verdrängt hat; so wird aber das Gegenteil erreicht.

Ich wußte schon, was sich für den Grundbesitz ereignete. Der Bezirk, von dem ich berichte, setzt sich aus Landstrecken in der Nachbarschaft von Marseille und Aix zusammen. Dort befindet sich die Cran, diese trockene Steinfläche, die einer Wüste gleicht, und auf die, nach Aeschylos, Zeus einen Hagel von Kieselsteinen niederfallen ließ, um Herakles zu retten, der von den gallischen Stämmen überfallen wurde. Zu ihrer Seite direkt ein Ueberfluß an prächtigen Olivenpflanzungen. Heute, bei der Konkurrenz von Algier und Tunis, bringen diese Pflanzungen, die ehemals ein Vermögen waren, kaum soviel hervor, um den zu erhalten, der sie bearbeitet. Man reißt die Bäume heraus, um andere Kulturen zu versuchen. Dagegen hat das Wasser der Durance, gesammelt in den Kieseln der Cran, gestattet, dort herrliche Wiesen zu schaffen, Sumpfkulturen, deren Frühgemüse die der Nachbarschaft an Frühreife übertreffen. Noch heute zahlen diese Landwirte nach einer mehr als hundertjährigen Schätzung. Die Steuerlast, die er trägt, nimmt dem Besitzer seinen letzten Bissen Brot, während die reichen Güter, die in der Cran geschaffen sind, dieselben Steuern aufbringen wie zu der Zeit, da die Schafe die seltenen Kräuter zwischen den Steinen abweideten.

Google

In den Listen, die ich durchgesehen habe, finde ich manchmal Ländereien, die 30 % ihrer Einkünfte aufbringen, neben anderen, die nur auf ½ % taxiert sind. Dieselbe Ungleichheit herrscht in der Gewerbesteuer (Handel- und Industrieabgabe). In einer Gemeinde, die ich anführen könnte, bezahlt ein ganz kleiner Kaufmann mit 1000 Francs Einkommen 95 Francs Gewerbesteuer, gerade so viel, wie einer seiner Nachbarn, der jährlich 10 000 Francs Profit macht. Ebenso zahlt ein dritter Nachbar, der 15 000 verdient, an dieselbe Behörde nur 93 Francs. Wir sahen eine Liste von Gewerbeabgaben einiger großer Magazine und Finanzetablissements. Mit acht oder neun Millionen Nutzen bezahlt das eine als Gewerbeabgabe 9 % davon, das andere nicht ganz 0,40 %. Ungefähr zwanzigmal weniger. Das erstere macht viele verschiedene Geschäfte, und die neue Gesetzgebung, die auf erbitterte Reklamationen der Pariser Kaufleute hin erfolgte, trifft es sehr schwer. Das zweite ist eine Bank, die nicht den Luxus von Zweigniederlassungen wie einige ihrer Rivalinnen treibt. Eine Steuer, die auf festem Gesetz begründet ist, nach einem Gesetz, das auf das Mietsverhältnis gestützt ist, erreicht sie, sozusagen, nicht. Durch Einzelmaßregeln könnte man diese innere Ungleichheit korrigieren. Aber was ernster ist: die verschiedenen Arten Besitz sind im ganzen sehr ungleich belastet. Man berechnet, daß der Grundbesitz im Durchschnitt 5 % bezahlt. Sowohl der ganz kleine wie der ganz große Besitz. Der Handel bezahlt vielleicht 2½ %. Was die weniger augenfälligen Einkünfte anbetrifft, die nur durch die cote mobilière personelle getroffen werden, so werden sie nur auf eine lächerliche Weise erreicht. Ich, für meinen Teil, zahle nicht 1 % zum Budget des Staats von dem, was ich im Jahre verdiene, während ich eine Anzahl meiner unglücklichen ländlichen Wähler eine Summe bezahlen sehe, die im Verhältnis fünf- oder zehnmal größer ist, als ihren Einkünften entspricht. Seltsam! Der ganz kleine ländliche Besitzer, der das zahlreichste Element der französischen Bevölkerung bildet — der Bauer, der nur elend von seinem Felde lebt, nur durch saure Arbeit und durch Entbehrungen; der Arbeiter oder der kleine Dorfkaufmann, der seinem armseligen Gewinn eine Landparzelle hinzufügt —: sie sind es, die die Steuer erdrückt, noch in unserer Demokratie, und könnten durch das Stimmrecht Herren sein, wenn sie wollen.

Wie ist diese Abnormität zu erklären? Einmal dadurch, daß in politischen Fragen die Masse der französischen Bevölkerung — im Gegensatz zur öffentlichen Meinung — mehr durch die Ideen und Leidenschaften als durch die Interessen in Bewegung gesetzt wird. Der Haß gegen die Geistlichkeit z. B. ist der mächtigste Hebel, den allgemeinen Druck zu erleichtern. Sodann weil die Volksmassen, vor allem die ländlichen, am häufigsten durch Männer in Bewegung gesetzt worden sind, die man zu den führenden Klassen zählt, und die sich wenig beeilen, sie Reformen zuzuführen, deren Kosten sie, die Führer, tragen müßten; zum Schluß: und vor allem dadurch, daß die Landbevölkerung, die langsam zur Republik kam, zum großen Teil konservativen oder reaktionären Einflüssen empfänglich blieb.

Die Sachlage hat sich jetzt geändert. Die Landbevölkerung ist größtenteils zu den fortgeschrittenen republikanischen Ideen übergegangen und geht von Tag zu Tag mehr dazu über. Sie ersetzt seitdem, was wir in der Stadt verloren haben durch den Abfall eines bemerkenswerten Teils der Kleinbürger. Außerdem haben sie sich über den Einfluß der gebildeteren und reicheren Gesellschaftsklassen unterrichtet, und obwohl sonst stark im Widerstand solchen Einflüssen gegenüber, widerstehen sie ihnen nicht mehr da, wo die Interessen der Einen mit denen

Google

der Anderen in Konflikt kommen. Dazu kommt, daß hier ihre Sache auch die der Arbeiterbevölkerung ist; die letzteren werden, obwohl sie weniger unter den jetzigen Steuern leiden, doch überall, außer in Paris, wo die Stadt sie von direkten Abgaben befreit, auch ihren Vorteil von der Reform haben.
Dem Lande wird also schließlich die Einkommensteuer gegeben werden müssen.

Camille Pelletan,
Vorsitzender der Einkommensteuer-Kommission der Deputiertenkammer.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Personen:

Frau Oberst Hühnerwadel
Clara, ihre Tochter, Musikschülerin
Professor Josef Reißner, Lehrer an der musikalischen Akademie
Else, seine Frau
Franz Lindekuh, Literat
Dr. med. Schwarzkopf
Der Gefängnisdirektor
Ein Wachtmeister } im Gefängnis
Eine Aufseherin }
Hildegard, Mädchen bei Reißners
Eine Vermieterin

Erstes Bild.

(Möbliertes Zimmer mit Klavier; im Hintergrund ein Alkoven. Auf dem Tisch brennt die Lampe. Daneben liegt eine gepackte Reisetasche.)

Erste Szene.

Clara Hühnerwadel, dann Else Reißner.

(Clara steht am Fenster. In der Ferne schlägt eine Turmuhr die siebente Stunde. Clara zählt laut die Schläge von eins bis sieben.)

Clara: . . . Was, schon sieben Uhr! — Vor fünf Minuten hat es sechs geschlagen. — Eine ganze Stunde schon stehe ich hier! — Allmächtiger Gott, allmächtiger Gott, was ist aus mir geworden! Allmächtiger Himmel, was wird aus mir! (aufhorchend) Jetzt kommt jemand! Endlich! Endlich! (es klopft) Herein!

(Else Reißner tritt ein, vollkommen verhetzt und verstört.)

Else: Hier bin ich! Gott im Himmel weiß, wie ich bis hierher gekommen bin! Ich selbst werde es wohl niemals wissen! Ich glaubte, das Schrecklichste, was ein Mensch erleben kann — ich glaubte, das alles längst erlebt und hinter mir zu haben! Dieser Keulenschlag! Nein, ich war auf alles nur denkbar Mögliche gefaßt! Seit Jahren bin ich in jeder Minute, die ich atme, auf das Aller—Allerschrecklichste gefaßt! Aber diese diese Keulenschläge! — Nein, ich weiß in diesem Augenblick nicht, ob ich überhaupt noch lebe!

Clara: Aber Du, Else? Warum kommst denn Du?

Else: Warum ich komme? Ich? Ich bringe Dir das Geld für Dein Billet, für Deine Fahrkarte bis Antwerpen! Hast Du denn Deine Sachen gepackt?

Clara: Ich habe eine Tasche gepackt. Ich kann nichts anfassen! Ich kann nichts denken! Ich kann von hier nicht bis zu dem Schrank hinüber! Ich bin an Kopf und Händen gelähmt! Meine übrigen Sachen müssen mir nachgeschickt werden!

Else (sinkt in einen Sessel): Allmächtiger Gott, ich kann mir nicht vorstellen, wie ich das überlebe!

Clara: Else! — Ich wage Dir nicht den kleinsten Schritt näher zu kommen. Ich . . . (plötzlich von ihrem Gefühl überwältigt, wirft sie sich Else zu Füßen und umklammert ihre Knie) Else! Else! Kannst Du mir denn vergeben? Kannst Du mir verzeihen, Else? Ich bitte Dich, Else, sag' mir, daß Du mir vergibst! Sag' es mir bitte! Du tust ein Werk der Barmherzigkeit, Else! Ich werde alles Entsetzliche, was mir bevorsteht, leichter ertragen können'

Google

Else (ihr das Haar streichelnd): Du, Clara? — Du tust mir unsäglich leid! — Mehr sagen kann ich nicht. Du bist ja nicht die Erste. (richtet sie mühsam empor) Aber was hilft uns das! Wo hast Du denn Deine Tasche?! Du mußt doch genügend Wäsche mitnehmen! Du weißt ja gar nicht, unter was für Menschen Du bis morgen abend kommst!

Clara: Ich muß natürlich fort! Muß so rasch wie möglich fort! Das ist selbstverständlich. Aber muß ich denn notwendig heute abend schon reisen?

Else: Das fragst Du mich, Clara? Wie soll ich das wissen?! Ich weiß von der ganzen Sache nichts, als was mir Josef vor zwei Stunden erzählt hat. Ich bin ja von seinen Worten noch ganz betäubt! Er sagte, der Verhaftsbefehl gegen Dich sei heute nachmittag erlassen worden, und wenn man Dich noch nicht abhole, dann wolle man Dir nur die Möglichkeit geben, heute noch über die Grenze zu kommen.

Clara: Wenn ich hier bleibe, soll ich also morgen schon ins Gefängnis?! — O Gott im Himmel, wo hätte ich mir vor einem Jahr, als ich hierher kam, träumen lassen, daß mir solche Höllenqualen bevorständen!

Else: Ich habe mir — das kann ich bei allem, was heilig ist, schwören — bis vor zwei Stunden nichts von alledem träumen lassen! Ich habe Josef und Dich seit einem Jahr, vor allem seit dem Tage, an dem Du seine Privatschülerin wurdest, so angstvoll, so eifersüchtig beobachtet, wie nur eine Frau von meinen Erlebnissen zwei Menschen beobachten kann. Ich war ja das ganze Jahr hindurch auf gar nichts anderes gefaßt, als daß er ein Verhältnis mit Dir anfangen werde! Ich bin aber offenbar ein Rindvieh, das man aus Gründen der öffentlichen Sicherheit totschlagen müßte! So überrascht hat mich noch in meinem Leben nichts wie die Eröffnungen, die mich jetzt in diesem entsetzlichen Augenblick zu Dir hierherführen!

Clara: Else! — Ich kann Dir genau erzählen, wie alles gekommen ist, und zwar gerade von dem Augenblick an, wo ich seine Privatschülerin wurde! Ich hätte mich nie in meinem Leben darauf einlassen dürfen, seine Privatschülerin zu werden! Aber ich bin fest überzeugt, daß Du, die Du ihn kennst und liebst, ihm verzeihen wirst. Ich allein bin ja einzig an allem schuld! Ich

Else: Ich beschwöre Dich hoch und teuer, Clara, erzähle mir nichts von Euch! Ich habe nicht die Kraft, noch mehr zu hören, als was mir Josef erzählt hat! Ich wäre zum Speicher hinaufgerannt und hätte mich erhängt, wenn mich Dein grauenvolles Elend nicht daran gehindert hätte! Josef sagt, Du brauchest mindestens zweihundert Mark, sonst steckst Du morgen im Gefängnis. (zwei Scheine aus ihrer Tasche nehmend) Hier ist das Geld! Frag' mich nicht, von wem ich es habe! Um es zu bekommen, habe ich vielleicht eine neue hirnlose Eselei begangen, die sich nie in diesem Leben wieder gut machen läßt!

Clara: Der Himmel erbarme sich meiner, dann nehme ich Dein Geld nicht! Ich habe Josef und Dir durch meine verzweifelten Entschlüsse wahrhaftig schon Unglück genug gebracht! Lieber lasse ich mich morgen ins Gefängnis sperren!

Else: Was wird denn dann aber aus Josef und mir, wenn Du ins Gefängnis kommst?! Josef verliert seine sämtlichen Schülerinnen, er verliert seine Stelle an der Akademie! Josef und die Kinder und ich sind brotlos! Deine Abreise ist das einzige, was uns alle retten kann!

Clara (das Geld nehmend): Von wem hast Du denn das Geld bekommen?

Else: Von Franz Lindekuh habe ich es. Ich wußte in meiner Angst nirgends anders hin! Ich erzählte ihm, es handle sich um einen Wechsel, den Josef unterschrieben habe. Dabei kam Franz Lindekuh selber auf den Prozeß zu sprechen. Er sagte, in der morgigen Sitzung werde das Urteil gefällt. Er fand es unbegreiflich, daß ich die Zeitungsberichte nicht kannte. Franz Lindekuh hatte aber jedenfalls noch keine Ahnung davon, daß Du, Clara, in den Prozeß verwickelt bist.

Clara: Hattest Du denn die Zeitungsberichte wirklich nicht gelesen?

Else: Aber natürlich habe ich sie gelesen! Das war ja heute nachmittag das unsagbar Schauerliche! Ich sitze eben beim Kaffee und lese die Zeitung. Seit vierzehn Tagen hat mich in dem elenden Blatt überhaupt nichts anderes als der Prozeß der Frau Fischer mehr interessiert. Eine Frau, die sich Damen aus allen Gesellschaftskreisen, die sich den Folgen

Google

ihrer Abenteuer entziehen möchten, gegen die ungeheuersten Bezahlungen gefällig erwe.:wen auf Gottes Welt interessiert ein solcher Prozeß nicht! Ich lese eben den zwölften Verhandlungstag; ich freute mich gerade darüber, daß nun endlich einmal keine gesellschaftlichen Unterschiede mehr gelten sollten, sondern daß rücksichtslos alle Schuldigen bestraft würden. Da tritt Josef ein, totenbleich, und sagt, er brauche sofort zweihundert Mark, sonst seien wir beide verloren. Ich lachte vor mich hin, ich fragte ihn, ob er zuviel getrunken habe. Da schrie er: „Du hast es ja schwarz auf weiß vor Dir gedruckt, wofür ich das Geld brauche!“ Da ging mir ein Licht auf, wie ich es vor meinem Tode nicht noch einmal aufflammen sehen möchte. Ich stürzte die Treppe hinunter, um, koste es, was es wolle, die zweihundert Mark aufzutreiben. Darüber sind zwei Stunden vergangen. Ich hätte Dir das Geld für Deine Flucht mit dem besten Willen nicht rascher verschaffen können.

Clara: Es läßt sich mit Worten nicht schildern, Else, was ich, während wir, Josef und Du und ich, Abend für Abend beieinander saßen — was ich während dieser Abende an Folterqualen ausgestanden habe! Josef und ich, wir hatten einander kaum einmal die Hand gedrückt — es war ein Augenblick, in dem ich das Bewußtsein, einen eigenen Willen zu haben, vollständig verloren hatte —, da offenbarten sich mir auch schon die Folgen meiner Bewußtlosigkeit. Und nun saß ich mit Euch beiden zusammen, saß Dir, Else, Auge in Auge gegenüber, fühlte bei jedem Schluck, den Du trankst, den Argwohn, mit dem Du mich ins Auge faßtest, und mußte mir dabei gestehen, daß ich, Deine Freundin, schlecht genug war, um Dich durch mein Benehmen immer und immer wieder über den wirklichen Sachverhalt hinwegzutäuschen! Aus dieser grauenhaften Weinstube, in der wir so oft beieinander saßen, ist mir jedes Bild und jedes Licht und jedes Gesicht wie ein unaufhörlich bohrendes Messer in Erinnerung! Und dann kam das Fürchterlichste! Mir krampfen sich heute noch die Finger zusammen, wenn ich an die Stunden zurückdenke! Meine Mutter schrieb mir, der schweizerische Bundesrat habe einstimmig beschlossen, ich solle am Schützenfest in Glarus die Partie der Eva in der „Schöpfung“ von Haydn singen. Ich erschien mir aus den Himmeln meiner glühenden begeisterten Liebe für meine Kunst wie durch einen unerschütterlichen Blitzstrahl auf die Erde genagelt! Die erste große Aufgabe, die sich mir bietet, mußte mich in dieser Lage finden! Meine Mutter telegraphierte mir: Wann kommst Du? Wann darf ich Dich erwarten? — Und ich . . . und ich . . . aber meine künstlerische Zukunft durfte und konnte an diesem unseligen Zusammentreffen nicht scheitern! Drei Tage und drei Nächte habe ich eingeschlossen in meinem Zimmer vor Verzweiflung in mich hineingeschrien und mir die Finger blutig gebissen, um durch den körperlichen Schmerz meine Seelenqualen zu betäuben. Da fiel mein Blick zufällig auf eine Zeitungsannonce, deren Abfassung gar keinen Zweifel darüber ließ, worauf sie sich bezog. Und diese Annonce stand so gebieterisch vor meiner gemarterten Seele, als wäre mein dreitägiges Jammern um Gnade und Erbarmen endlich, endlich von einem höheren Wesen erhört worden! Ich hätte es für die himmelschreiendste Ruchlosigkeit gehalten, dem Wink nicht blindlings zu folgen. Am gleichen Abend ging ich zum erstenmal zu dieser Frau Fischer. Nachdem sich ihre Giftmischerei dann glücklich bei mir bewährt hatte, da war das Eidgenössische Schützenfest in Glarus längst vorbei und ich, ich war so zerrüttet, so elend, daß ich ein Vierteljahr lang überhaupt an kein Singen mehr denken konnte! — — Else! Hast Du angesichts meines fürchterlichen Jammers denn gar kein Wort der Vergebung, des Erbarmens für mich?!

Else: Es kommt jemand.

Clara (aufhorchend): Ja, weiß Gott, es ist jemand gekommen! Das wird Josef sein! (da es klopft) Herein!

Zweite Szene.

Josef Reißner, die Vorigen.

Josef (hastig eintretend): Ja, was ich sagen wollte . . . (zu Else) Hast Du das Geld bekommen?

Else: Ich habe es Clara gegeben.

Josef (zu Clara): Du mußt mit dem Zug acht Uhr fünfzig fahren. Du kannst auf dem Bahnhof noch etwas essen. Morgen früh um zehn Uhr bist Du in Antwerpen. Ich wa-

Google

eben noch auf einen Sprung im Justizpalast. Das Urteil wird jedenfalls heute abend noch gefällt. Man sagt, die Frau Fischer werde mit zwei Jahren Gefängnis davonkommen. Das läßt darauf schließen, daß ihre Mitschuldigen vielleicht völlig straflos ausgehen werden. Aber trotzdem mußt Du fort. Die Staatsanwaltschaft würde es als die größte Herausforderung auffassen, wenn Du hier bliebst. (zu Else) Ich traf Franz Lindekuh eben vor dem Justizpalast. Franz Lindekuh meinte, der Paragraph achthundertundzwölf sei überhaupt gar nicht zum Schutz des Kindes in das Strafgesetzbuch aufgenommen worden. Der Schutz des Kindes, meinte Franz Lindekuh, sei nur ein plumper Vorwand, durch den sich das Volksbewußtsein über den eigentlichen Zweck des Paragraphen achthundertundzwölf blauen Dunst vormache. Der eigentliche Zweck des Paragraphen achthundertundzwölf, meinte Franz Lindekuh, sei die Unterdrückung des Weibes, dem durch den Paragraphen die freie Verfügung über die eigene Person entzogen werde. Uebrigens hätte auch die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen die Frau Fischer niemals erhoben, wenn die entlassene Magd der Frau Fischer nicht die schamlosesten Erpressungsversuche gemacht hätte. Die Frau Fischer hatte die Magd, wie sich jetzt herausstellt, aus dem einfachen Grunde entlassen, weil die Person sie bestohlen hatte. Sie hatte ihr die Hemden aus dem Wäscheschrank gestohlen, und dann noch einen Schmuck von ihrer Großmutter, dessen Wert die Frau Fischer auf siebentausend Mark angab. Die Magd drohte dann nach ihrer Entlassung zuerst der Frau Fischer selber mit Anzeige, und als die ihr nicht antwortete, schrieb sie direkt an die jetzige Frau Oberstallmeister, die ihr natürlich auch nicht antwortete. Darauf schrieb sie an deren Mann, den Oberstallmeister selbst, selbstredend auch ohne Erfolg. Und dann wandte sie sich an die Mutter der Dame, eine hochangesehene sechzigjährige Gräfin, die in diesen Fragen vollkommen die gleichen Ueberzeugungen hat wie Franz Lindekuh, und die seit Jahren in allen Frauenvereinen für eine Petition an den Reichstag um Abänderung des Strafgesetzbuches Propaganda macht. Diese Dame übergab nun die Zuschrift der entlassenen Magd der Frau Fischer kurzweg der Staatsanwaltschaft. Offenbar hatte die alte Gans in ihrem Idealismus gehofft, daß ihr Schwiegersohn, den sie wie die Sünde haßt, nun gezwungen sein werde, die Kastanien, die ihr seit Jahren so sehr am Herzen liegen, aus dem Feuer zu holen.

Else (sich erhebend): Ich bin jetzt hier in diesem Zimmer wohl überflüssig . . .

Josef: Ja, was ich noch sagen wollte, Else . . .

Else: Mir — Josef! — hast Du hier in diesem Zimmer nichts mehr zu sagen. Das Geld, das Du um fünf Uhr von mir verlangtest, habe ich Clara verschafft. Aber Clara hast Du vor ihrer Abreise hier in diesem Zimmer wohl noch sehr vieles zu sagen. Und auch ich habe Clara hier in diesem Zimmer noch etwas zu sagen. . .

Clara: Mir, Else? — Ich nehme so unsagbar viel Unglück auf diese Fahrt mit — unglücklicher, als ich schon bin, kannst auch Du, trotzdem Du das größte Recht dazu hast, mich nicht mehr machen.

Else (von plötzlichem Grauen gepackt): Nein, Du barmherziger Himmel! Nein! Ich erbärmliches Unglücksgeschöpf! Ich weiß es ja, ich armselige Kreatur! Ich allein bin ja an Eurem Verderben schuld, an unser aller Verderben! Könnte ich meinem Manne die Kurzweil bieten, die Du ihm bietest! Könnte ich ihm sein, was Du ihm bist! Ja ja, daß ich ihm das nicht sein kann, wie viele Unschuldige hat das nun schon ins Verderben gestürzt! O warum hat man mich elenden Schwächling nicht vor meinem ersten Atemholen erwürgt! — (sie trocknet ihre Tränen) Aber ich — ich kann Euch mit meinem Geheule nicht die letzte Minute zur Hölle machen. — Lebt wohl! — (sie geht auf Clara zu und reicht ihr die Hand) Leb wohl, Clara!

Clara (mit einem bittenden Blick ihre Hand nehmend): Else!

Else (weinend): Ich bitte Dich nicht um Vergebung. Ich gehe. Das ist einfacher. — (ab)

Dritte Szene.

Clara, Josef.

Josef (aufatmend): Gott sei Dank, daß sie draußen ist!

Clara: Wieviel Uhr hast Du?

Google

Josef (nach der Uhr sehend): Dreiviertel auf acht.
Clara: Dann hol mir einen Wagen.
Josef: Ich habe eine Droschke unten.
Clara: Weißt Du noch, was ich Dir sagte, als Du mich aufforderteſt, zu der Frau Fiſcher zu gehen?

Josef: Laſſen wir das jetzt. Nicht wahr? — Du kannſt Deinem Aufenthalt in Antwerpen mit der größten Gemütsruhe entgegenſehen. Ich ſchicke Dir monatlich hundertundfünfzig Mark. Damit kannſt Du leben. Derweil wird hier der Prozeß der Frau Fiſcher zu Ende verhandelt, und in zwei oder drei Monaten iſt die ganze peinliche Geſchichte vergeſſen, und um keinen Preis der Welt kommt weder die Polizei noch die Staatsanwaltſchaft auf ihre Nebenumſtände zurück. Dafür bürgen uns die Kreiſe, die dadurch in empfindlichſter Weiſe in Mitleidenſchaft gezogen würden. Dann kommſt Du ruhig von Antwerpen zurück, ſtudierſt hier noch ein halbes Jahr weiter, natürlich bei mir, und wenn Du heute in einem Jahr nicht ein glänzendes Engagement als Wagnerſängerin an einem der erſten deutſchen Theater haſt, dann nenne mich einen Schuft! Ich kann Dir in dieſem Augenblick leider nichts anderes ſagen. Wenn Du in einem Jahr nicht das glänzendſte Engagement als Wagnerſängerin haſt, dann — dann nenne mich einen Schuft!

Clara (auffahrend): Wenn ich daran zurückdenke, mit welchen Hoffnungen ich vor einem Jahr auf das hieſige Konſervatorium kam! Allmächtiger Gott! Zu Hauſe der Abſchied von meiner in Tränen aufgelöſten Mutter! Aber keine Macht der Welt hätte mich von meinen künſtleriſchen Zielen abgelenkt! Die Liebe zu meiner Kunſt war mir meine Religion! Ein höheres Gebot gab es in dieſer Welt nicht für mich, als die ſeltenen Gaben, die mir unter Tauſenden durch die Gnade des Himmels zuteil geworden, zur allerhöchſten Vervollkommnung auszubilden! Und mich brachte ich in meiner Kunſt ſo frei, ſo rein, ſo unangetaſtet als Einſatz dar! Ich brachte ihr alles, was ſich in der kindlichen Knechtſchaft an Seelenſtärke, an innerlichen Erlebniſſen in mir aufgeſpeichert hatte! Und dann die erſten Wochen am Konſervatorium! Welch ein herrliches, feuriges Ringen! Wie wuchs da mit jedem Tage die Zuverſicht! Je unüberwindlicher ſich die Arbeit vor einem auftürmte, um ſo mächtiger wurde der Stolz, um ſo fröhlicher, um ſo freudiger war das raſtloſe Streben! Wenn ich daran zurückdenke! Allmächtiger Gott! Allmächtiger Gott! Wenn ich an dieſe Zeiten zurückdenke!

Josef: Ich möchte nur ſehen, wie Du Dich dieſer vertrockneten Schulfuchſerei am Konſervatorium heute gegenüberſtellen würdeſt. Dieſe ſtaatlich konzeſſionierten Klavierhengſte hätten Dir im beſten Falle eine auf beiden Beinen hinkende Klaviertechnik beigebracht, und Du wärſt als die größte Klavierlehrerin, die die Schweiz je geſehen, zu Deiner in Tränen aufgelöſten Mutter zurückgekehrt!

Clara (flammend): Was bin ich jetzt?!

Josef: Jetzt biſt Du eine Künſtlerin, um die ſich in einem Jahre die erſten Theater die Hälſe brechen werden! — Und wem verdankſt Du das?!

Clara: Da kamſt Du! Kamſt mit Deinem unwiderſtehlich ſchönen Fliegendenholländerbart! Schimpfteſt auf das Konſervatorium, an dem Du Lehrer biſt! Sagteſt, ich käme, wenn ich bei Dir Privatunterricht nähme, in einem Vierteljahr weiter, als wenn ich mein ganzes Leben lang auf der Muſikſchule ſtudiere! Benutzteſt jede Stunde, die ich mit meinen Mitſchülerinnen bei Dir war nur dazu, um mir den Unterricht am Konſervatorium als den ſicheren Tod meiner Stimme hinzuſtellen! — Und wie ſollte ich Dir das alles nicht glauben, wo es ſich doch um ein Inſtitut handelte, das Dich ſelber als Lehrer bezahlte! So kam ich denn ſchließlich um meine Entlaſſung ein und wurde Deine — Privatſchülerin! — Gelernt habe ich vieles bei Dir, das weiß Gott im Himmel! Dein Privatunterricht hat Abgründe vor mir aufgetan, von deren Vorhandenſein ich mir vorher nichts hatte träumen laſſen! Ob ich im Lauf dieſes Jahres am Konſervatorium in meinen Muſikſtudien nicht vielleicht doch weiter gekommen wäre? Ich will das nicht entſcheiden. Ich weiß nur eines, was in dieſem Augenblick unumſtößlich feſtſteht: Weit iſt es mit mir gekommen!

Google

Josef: Clara, wir müssen jetzt gehen!

Clara (beginnt irre zu reden): Zu meiner Mutter, Josef? — Ja, Geliebter! Gehen wir doch zu meiner Mutter! Es ist ja so selbstverständlich, daß wir zu ihr gehen! Du bist ja doch mein Mann, Josef! Wird die eine Freude haben, meinen Mann kennen zu lernen! (ihn stürmisch umarmend) Josef, Josef! Du bist mein Mann! Ich bin Dein Weib, mein Geliebter! Bin ich es vielleicht nicht?! — (schmeichelnd) Komm, gehen wir zu meiner Mutter! Meine Mutter gibt uns ihren mütterlichen Segen, und dann fahren wir mit einem Dampfer nach Amerika hinüber! Durch unserer Hände Arbeit, Josef, können wir in Amerika reich werden! Wir können uns das herrlichste Leben schaffen!

Josef (sucht sich loszumachen): Wir müssen fort, Clara! In einer halben Stunde fährt Dein Zug!

Clara: Ja, ja — — ins Gefängnis!

Josef: Dein Zug nach Antwerpen! Es handelt sich um gar nichts weiter, als daß Du hier in der nächsten Zeit nicht öffentlich gesehen wirst!

Clara (sinkt weinend in einen Sessel): In Tränen aufgelöst beschwor sie mich, mein Lebensglück nicht auf meinen unüberwindlichen Größenwahn zu setzen! Du, mein Kind, willst eine berühmte Sängerin werden! Du! Mit Deinem Gesicht! Um eine berühmte Sängerin zu werden, rief sie, muß man andere Nerven haben, als Du von Deinen Eltern geerbt hast! Dazu gehört ein Pferdemagen, von dem wir uns in der Schweiz keine Vorstellung machen! Dazu muß man über Leichen gehen können! — Sie hatte recht! Sie hatte recht! Und ich mit meinem hirnwütigen Größenwahn glaubte ihr nicht! Ich habe sie ausgelacht! Meiner lieben braven Mutter schenkte ich in meiner wahnwitzigen Selbstüberhebung keinen Glauben! (verzweifelt aufspringend) Könnte ich Dirne jetzt wenigstens vor sie hintreten und sagen: Ja! Ich habe mich überschätzt! Du hattest recht, Mutter! Ich bin keine Sängerin! Ich bin zu spießbürgerlich, ich habe zuviel Ehrgefühl, um eine wirkliche Sängerin zu werden! Aber nicht einmal das kann ich! Fort in Nacht und Nebel! Fliehen muß ich! Ueber die Grenze muß ich! Meine Kunst, meine Mitschülerinnen, meine Freunde, alles muß ich fliehen! Und Dich muß ich fliehen! Dich, Josef! Das ist das Entsetzlichste! Dich, dem ich mein ganzes Elend verdanke! Dich, den ich liebe, wie ich mir irgend etwas auf Erden lieben zu können niemals träumen ließ! (ihn umarmend) Wie soll ich denn ohne Dich, Josef, leben! Sage es mir, Josef, wie ich mir ohne Dich helfe!

Josef: Clara, es ist jetzt höchste Zeit! Der Zug wartet nicht auf uns!

Clara (von ihm ablassend): Sie sagte: „Du kannst Dich auf einen Wettkampf mit den abgefeimtesten internationalen Abenteuerinnen nicht einlassen, ohne dabei Deine Ehre aufs Spiel zu setzen ...“

Josef (die Reisetasche vom Tisch nehmend): Ich trage Dein Gepäck hinunter. Deine Fahrkarte nach Antwerpen habe ich in der Tasche.

Clara (ihm folgend): Wenn die eine Ahnung hätte, worauf ich mich habe einlassen müssen!

(Beide ab.) (Fortsetzung folgt.)

Der Tageslauf einer Preziösen.

Von Edmond Rostand.

(Gekürzt.) [Schluß]

6.

Mittag.

Die Sonne bricht sich in der Gläser Reih'n,
Das Tafeltuch mit seinen Bügelfalten
Liegt wie ein großes Schachbrett, weiß und rein.
Rings Polsterstühle. Goldne Nägel halten
Den Stoff, die Rückenlehnen zieren Quasten.
Im Morgenkleid sitzt Doralise und sinnt,
Von Wohlgeruch umwölkt, und scheint zu fasten.
Ihr Finger polkt an einem Krug, und blind
Ist sie für das Ragout, den Hasenbraten,

Google

Der mit Oliven und Zitronen prangt.
Sie rümpft das Näschen, als sei nichts geraten.
Wenn nun Phylant zuviel von ihr verlangt?
Wenn ihm das Spiel behagt? Zornig zerbeißt
Sie eine Lerche, wirft die Serviette
Beiseit', indes sie Mandelcreme verspeist.
(Wenn dieses Spiel nun doch Gefahren hätte?
Liebt sie nicht Tiridat?) Die Rosenlippen
An Sellerie in Sahnensauce nippen —
Und sie erhebt sich.

Plötzlich fällt ihr ein,
Daß die berühmte Artenice sie heut
Zu Gaste lud, zum ersten Mal — wie freut
Sie das — ins Rambouillethotel! Im Frei'n
Zwar wird man speisen, doch das Stelldichein
Ist, wie die Karte sagt, bei der Marquise.

7.

Die Toilette.

... Und eilends ruft den Zofen Doralise:
„Bringt die drei Galaröcke mir herein!"
Man bringt sie, doch ihr Herz bleibt abgelenkt.
Sie träumt, vergleicht, und dies ist, was sie denkt:
Phylant, der ewig wie 'ne Amsel schlägt,
Der keck den Federhut im Nacken trägt
Und stets auf Lager Klatschgeschichten hat,
Ist glänzend, ja. Wogegen Tiridat
Dem Pagenton, der Art der Italiener,
Viel fremder ist und minder froh als jener,
Und doch ist er ihr lieb — aus diesen Gründen:
Blaß ist sein Antlitz und sein Schnurrbart braun,
Das schwarzbestickte Wams, es steht ihm, traun!
Er spricht von jedem Thema lang und breit,
Kann mit gelehrten Worten es begründen
Und führt den Vorsitz in der Geister Streit.
Phylant ...

Doch hocherhobne Arme reichen
Drei Röcke, die drei Tonnenreifen gleichen,
Ihr knisternd dar. Beim Ueberwurf des einen
Ist sie bestimmt für Tiridat entbrannt;
Doch bei dem zweiten wieder will's ihr scheinen,
Daß sie Phylant verehrt .. Sie schnürt ein Band,
Seufzt auf, zupft einen Aermelpuff zurecht,
Zerdrückt ihn und beharrt auf Tiridat
Beim dritten Rocke. Ja, nun weiß sie Rat.
Sie treibt zur Eile jetzt und schilt nicht schlecht
Auf ihre Zofen, knüllt zwanzig Manschetten,
Um zwei zu nehmen, legt den Spitzenkragen
Um ihren Hals und dann die Perlenketten,
Befragt den Spiegel, lächelt mit Behagen
Und dreht sich um.

Gleich einer Mondeszähre
Hängt eine Perle, eine lange, schwere,
Vom Perlenhalsband nieder auf den Hals.
Fertig! Die Handschuh zugeknöpft. Doch als
Sie gehn will, schwankt sie zwischen Mask'
und Schleier.
Die Mask' ist unbequem im Sprechen. Freier
Ist man in jenem. Doch dies schwarze Ding
Gibt solch ein unheimlich Gepräge — flink
Wählt sie die Mask' und geht.

Sie geht und neben
Ihr trippelt die Duenna. Ihre Hand
Im Handschuh rafft das seidne Staatsgewand:
Man sieht sie grün bestrümpfte Beine heben ...

8.

Bei Artenice.

Sie kommt zu dem Hotel, und die Marquise
Empfängt sie lächelnd an der Tür. Voll ist
Zyrphäas Kammer schon, und Doralise
Mißt raschen Blicks, denn kurz ist nur die Frist,
Die hohen Fenster, die berühmten Lüster,
Die Pracht der Paravents, den Blumenflor.
Berühmte Namen klingen ihr ans Ohr,
Bezaubert sucht sie alles, was illüster:
Madame Cornuel, Gombaud, Ménage,
Godeau.
Sie sieht Phylant und Tiridat, doch so
Hat sie sie nie in ihrem Haus gekannt:
Gemessen Tiridat, bescheidener Phylant.
Und nach dem ersten Rausch der Eitelkeit
Belebt sie seltsam edle Heiterkeit.
Ein zartes Glück erfüllt sie, teilzuhaben
An allem, was beschwingt, beglückt, erhaben.

Google

Der große Raum voll Glanz und Stimmgewirr
Dünkt ihr ein Bienenstock. Sie fühlt, daß diese
Preziösen unter frohem Wortgeschwirr
Da etwas für die Zukunft vorbereiten.
Bisweilen auch bedünkte Doralise,
Als ob die Worte sich von selbst befreiten
Aus ihrem Ballspielflug und höher schwirrten,
Wie Federbälle, die zu Vögeln würden ...

9.

Die Kutschen.

Man lenkt zum Hof den Schritt und steht im Kreise,
Der Kutschen harrend. Jemand sagt ihr leise,
Daß sie zusammen mit der schönen Paulet fahre,
Genannt die Löwin ob der goldnen Haare.
Ihr Sang, so sagt man, ist so wundersam,
Daß man dereinst an eines Brunnens Rand,
Wo sie die Nacht gesungen — war's aus Gram? —
Zwei Nachtigallen tot des Morgens fand ...
Die grünen Kutschen nah'n, bespritzt mit Lehm.
Zwei Kanapés, bestickt und ausgeschlagen
Mit Borten, Baspeln, Nägeln, höchst bequem,
Sich gegenüberstehend füllen eng die Wagen.
Wie große Kästen sind die Wagenschläge;
Lakaien öffnen sie, und Teppichstege
Entrollen ihnen, die zum Trittbrett werden.
Die Wagenstühle hängen in den Rädern,
Wie Riesenfrösche breit, mit starken Ledern.
Man nötigt sich mit höfischen Gebärden;
Doch keiner will der erste sein; man dankt,
Indes der Wagen in den Riemen schwankt —
Bis sie zuletzt die Ziererei satt haben.
Sie steigen ein. Die Schimmel ziehn und traben.
Es gafft das Volk ...

10.

Die Fahrt.

Man zieht den Vorhang auf — Heiß ist's — und trinkt Orangen aus. Im Lauf
Durch Neuilly geht es. Manch ein Sträußchen fällt
Aufs Knie, von Bauernmädchenhand geschnellt.
Die Stränge schlagen an der Pferde Flanken,
Die Diener hüpfen auf den Wagenplanken,
Und drinnen deklamiert man ein Gedicht.
Man singt, schreit, lacht, ist zärtlich, ausgelassen,
Und fährt die Kutsche Schritt auf stellen Straßen
Mit leiserm Schellenklang, die Räder rasseln nicht,
Dann hört man wohl: Trala ... klingling ... Marquis ...
Du spielst im Wagen Karten? ... Gib! ... Ist ein
Bonbon gefällig? ... Teures Leben! Nein —
Ihr tötet mich ... Ein Spielchen Reversi?
Last Ihr schon Pyramus? ... Noch stets bergan? ...
Mach, bis wir oben sind, ein Stegreiflied
Auf Paulets Reize! ... Kling ... Nein, singt ein Lied
Vom kleinen Finger! ... Schau, wir traben an! ...
„Mein kleiner Finger sagt" ... Klingling ... Ich sag'
Euch guten Tag, Ihr Schafe! Guten Tag,
Herr Esel! ... Kling ... Marquis ... Parfum ... Klingling ..
Den Fächer ... Klingling ... Tigrin ... Liebe ... Glut ...
Ein Gartentor ... Wie rasch die Zeit verging!

11.

Das Fest.

„Nehmt mich zum Ritter heute, seid so gut,"
Fleht Tiridate sie an. — „Wie ungewandt!
Nicht einen Augenblick laß ich Phylant
Von mir. Lebt wohl. Laßt keinen etwas merken
Und widmet Eure Zeit Garamantide" ...

Und Paar auf Paar nach dem Spazierplatz zieht,
Der köstlich prangt mit seinen Wasserwerken,
Fast wie in Tivoli ... Die Sonne sinkt
Purpurn im Westen. Aus dem Busch erklingt
Sanfte Musik von vierundzwanzig Geigen ...

Google

Drei Nymphen — wie man weiß, aus edlem Haus —
Flugs treten auf den Wiesenplan heraus.
Und wie die Nacht sinkt, schlingen sie den Reigen
Gespensterhaft um der Fontäne Schimmern ...
Die Geigentöne schwellen ab und schweigen,
Doch zum Azur steigt mit kristallnem Schimmern
Der Springquell hoch und plätschert. Schon entzündet
Der Stern sich, der die Schäferstunde kündet ...

Die Symphonie hat jedes Herz gerührt.
Zum Gartenhäuschen ziehn die Paare leise:
Dort harrt der Schmaus. Die letzte süße Speise
Wird von den Schönen kaum zum Mund geführt —
Und schon ertönt ein wilder Geigenschall:
Zum Menuett die Ladung und zum Ball!
Die Bänderschuhe streifen kaum die Erde .
Und was nicht tanzt, stiehlt sich mit Diebsgebärde
Fort in den Park ... Sternschnuppen sieht man fallen,
Hört Angelina Paulets Lied erschallen,
Indes sich Hand zu Hand im Dunkeln findet.
— Da plötzlich wird ein Feuerwerk entzündet:
Raketen schießen hoch und sinken in den Teich.

Man muß die Spieler dem Tricktrack entreißen,
Die Tänzer der Musik, die Liebenden dem Reich
Der Nacht, denn es geht heimwärts ...

12.

Die Heimkehr.

Frohe Weisen
Erschallen auf der Fahrt bei Fackelscheine,
Und Doralise schließt ihre müden Lider.
Die Nacht ist kühl und blau. Und immer wieder
Sagt sie sich: „Eins nur hindert mich, das eine,
Den Mann zu lieben, den ich lieben möchte:
Verächtlich ist's, so ohne kunstgerechte
Geheimnisse und Listen, ohne Bangen
Einfach zu lieben den, an dem man glaubt zu hangen“ ...
Es wird ein Kleine-Finger-Lied gesungen,
Und dieser Reim ist ihr ans Ohr gedrungen:
„Sie tändelt zwar galant
Mit dem schwarzen Phylant,
Doch das ist keckes Spiel von ihr!
Das falsche blonde Mädchen hat
Erwählt den braunen Tiridat,
Mein kleiner Finger sagt es mir ...“
Sie tut, als hätte sie kein Wort vernommen,
Und lächelt, welch ein Einfall ihr gekommen.
„So,“ sagt die Falsche, „man weiß alles, gut!
So nutzt sie denn zu nichts mehr, unsre List?
Doch diese List die gleichen Dienste tut,
Wenn mein Geliebter nun der andre ist.
So lieb ich denn Phylant, indes die Feinen
Je mehr ich für ihn glühe — welch ein Spaß! —
Je wen'ger glaube, daß er mir gefällt.
Und das Geheimnis, das ich fast vergaß,
Höchst listig ist es wieder hergestellt!
So sei es denn. Ich bin nicht zu beklagen.
Bisher verstellt' ich mich, nun muß ich mich betragen,
Als ob ich mich verstellte!“ Doralise
Fährt hoch im Sitz: das Pflaster von Paris!

13.

Zwei Uhr früh.

Man hält vor ihrem Haus, und Stimmen schrei'n:
„Schlaft wohl! Auf Wiedersehen!“ vom Wagenschlag.
Und Doralise sieht sich im Schlafgemach
Mit ihren Zofen. Stehend schläft sie ein.
Man zieht sie aus. Auf ihre Lagerstatt
Sinkt sie, erschöpft von diesem großen Tage.
Es ziemt sich, daß sie heut mit Titus sage:
„Den Tag verlor ich nicht.“ Ihr Haupt sinkt matt
Ins Kissen. Ja ... Phylant, sie wird ihn lieben ...
So ist's verhängt .. Die Bilder sich verschieben.
Ein Fläschchen von Kristall tanzt vor dem Bette.
Dazwischen Schellenklang ... Eine Rakete
Sprüht unter ihren Lidern Feuerschein ...
Und Sibylle Anne Ogier von Miremonde schläft ein.

Autorisierte Uebertragung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Google

Gruß an Max Liebermann.

Von Richard Muther.

Max Liebermann blickt auf ein Schaffen von 35 Jahren zurück. Es ist also lehrreich, an die deutschen Ausstellungen der siebziger Jahre zu denken. Was wurde damals gemalt? Vor was für Bildern blieben die Leute stehen? Nun, man malte Historie. Von Gustav Adolf und Wallenstein, von Tusnelda und Cromwell wurde auf Leinwandflächen größten Formates erzählt. Kleinere Bilder stellten Kardinäle und Landsknechte in irgend welcher Episode vor Augen. Szenen aus dem Bauern- und Mönchsleben wurden zu Genrebildern melodramatischen oder humoristischen Inhalts verarbeitet, während die Landschaften von den Sehenswürdigkeiten fremder Länder berichteten. Kurz, die Malerei war literarisch. Vom Anekdotischen, stofflich Interessanten gingen die Künstler aus, und die Betrachter lasen den Inhalt der Bilder ab, wie man Geschichtsbücher, historische Romane, Reiseberichte oder Novellen liest.

Aber ein Bild ist kein Buch. Es will nichts und kann nichts, als durch farbige Klänge kultivierten Augen ein Fest bereiten. Und wo sind die Anregungen zu solchen Werken zu finden? Nun, in den Bildern, die das Leben selbst in unerschöpflicher Fülle ausbreitet. Der Künstler erlebt das, was er malt, mit dem Auge, und die Größe seines Künstlertums wird nicht durch die Rangklasse der Stoffe, die er darstellt, bestimmt, sondern durch die Feinfühligkeit, mit der er ein Stück Natur in die Formen- und Farbensprache der Kunst übersetzt. Die ganze Geschichte der Malerei ist im Grunde eine Geschichte der Verfeinerung des menschlichen Sehvermögens, und an Stoffen aus dem Leben sind alle jene Eroberungen gemacht worden, deren Etappen man andeutet, wenn man die Namen Piero della Francesca, Leonardo, Velasquez nennt. Man tritt selbst Großen wie Böcklin und Feuerbach nicht zu nahe, wenn man betont, daß ihre, dem inneren Gesicht entsprungenen Werke an rein malerischen Qualitäten nicht jenes Letzte und Feinste bieten, was ein Künstlerauge in der Wirklichkeit sehen kann. Auch etwas anderes sollten diejenigen, die Naturausschnitten den höheren Inhalt absprechen, doch nicht vergessen. Kunst ist nichts Zufälliges, künstlich zu Machendes. Sie wächst organisch und logisch aus dem Boden ihrer Epoche heraus, ist der Form und Farbe gewordene Geist ihres Zeitalters. Einst konnte sich das, woran die Menschen glaubten, zu großen Symbolen verdichten. Sie sahen ihre Götter leibhaftig und körperlich über die Erde wandeln. Wir glauben an nichts, als an unser Recht, zu leben. Die Natur ist entgöttert. Der Versuch, noch Dinge malen zu wollen, die für die Meister von einst die Quelle ganz natürlicher Inspirationen waren, ist also heute Romantik, eine unklare Sehnsucht noch, mit dem Flitter von einst unsere entgötterte Welt zu schmücken. Am klarsten, am stolzesten spricht die moderne Weltanschauung in den Werken sich aus, die, alles Transzendentale meidend, mit der Tatsache rechnen, daß von dem, was früher die Kunst befruchtete, uns allein die Natur blieb, die unendliche schöne Welt, die Stoff zu immer neuen, unvergänglichen Meisterwerken dem gibt, der in ihre Wunder mit dem Auge des Künstlers schaut.

Ein solcher Maler, der die Welt nahm, wie sie ist, den es niemals lockte, noch im 19. Jahrhundert Metaphysik zu treiben, sondern der breitbeinig sich auf die Erde stellte, aus ihr wie Antaeus die Kraft seiner Werke saugte, war Courbet. Er fand, als er 1896 nach München gekommen war, in Wilhelm Leibl einen aus der nämlichen Rasse. Und Liebermann ging weiter auf dem Weg, an dessen Ausgangspunkt Courbet und Leibl stehen.

Google

Die Frage, aus welchen weiteren Bestandteilen der Begriff Liebermann sich zusammensetzt, braucht nicht erörtert zu werden. Wir waren von jeher stark in solchen chemischen Analysen. So hat man von Munkácsy und Israels, von Menzel und Millet, von Manet und Degas, von den Japanern und van Gogh gesprochen, hat Liebermann den Commis voyageur der modernen deutschen Kunst genannt und namentlich mit Bedauern hervorgehoben, daß es fast immer Fremde gewesen seien, aus deren Werken er die Anregungen zu seinen eigenen Bildern schöpfte. Die Hoffnung auf eine bodenwüchsige, national deutsche Kunst sei durch diese Ausländerei zunichte gemacht. Wirklich? Der Kenner der Kunstgeschichte kann über derlei Phrasen nur lächeln. Die Antwort darauf, daß Liebermann ein Eklektiker sei, hat schon Goethe in den Worten gegeben: „Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte und daß eben dieses ihn groß macht.“ Ob einer ein Nachtreter oder ein Schöpfer wird, hängt lediglich von der Intensität ab, mit der er die Anregungen, die in der Bildungsatmosphäre seiner Epoche liegen, verarbeitet und zu Selbständigem umformt. Und die Ausländerei! Kennt die Kunst Landesgrenzen? Entstehen die Stile nicht daraus, daß jedes neue Zeitalter neue Aufgaben stellt? Und ist das Nationale nicht oft eine Mode von gestern, die als Nationalgewand nur denen erscheint, die nicht wissen, daß sie ehedem Allerweltsmode war? Eines ist ja richtig. Wir Deutschen können uns nicht rühmen, immer als erste neuen Problemen die neue Fassung gegeben zu haben. Das taten in früheren Jahrhunderten die Italiener, im neunzehnten die Franzosen. Ueber die Gründe, weshalb wir in der Kunst immer die Empfangenden, nie die Gebenden waren, ließen dicke Bücher sich schreiben. Jedenfalls hatten aber die deutschen Maler der Dürer-Zeit ebenso gewichtigen Anlaß, nach Italien zu gehen, wie ihn später Menzel und Knaus, Spitzweg und Waldmüller hatten, sich nach Paris zu wenden. Und was den einen recht ist, ist dem anderen billig. Statt Liebermann wegen des gleichen Vorgehens zu tadeln, das man bei den älteren lobt, sollte man froh sein, daß wir einen Meister in Deutschland haben, der, nachdem er sich mit dem Besten auseinandergesetzt, was in ganz Europa geschaffen wurde, Werke von europäischer Gültigkeit hervorbringt.

Viele von Liebermanns Bildern, das hat die Ausstellung der Sezession jedem bewiesen, gehören zum schlechthin Besten, was in Deutschland unserer Tage gemalt wurde. Ein Maler, der trotz seiner 60 Jahre es an Schaffenskraft mit den Jüngsten aufnimmt, wirkt gleichzeitig so abgeklärt, so klassisch, als wären die Werke aus dem holländischen Saal des alten Museums herübergenommen. Man erkennt, daß eine Kunst, der solange nachgesagt wurde, daß sie anarchistisch gegen die Alten sich empöre, in Wahrheit die Fortsetzung der besten alten Kunst ist, an dem Punkt einsetzt, wo die Arbeit der Alten abbrach. Und nicht nur darüber staunt man, daß ein Mann, der solange als Apostel der Häßlichkeit galt, schon heute wie ein Klassiker anmutet. Man ist auch erstaunt, verblüfft über den Reichtum und die Fülle dieses Schaffens. Liebermann hat es in den Jahren, als der Ruf nach neuer Phantasiekunst erscholl, ruhig mit angesehen, daß er eine Zeitlang zum alten Eisen gelegt wurde. Er dachte auch nicht daran, denen zu folgen, die in dem Streben nach dekorativer Wirkung die Stilgesetze der Tafelmalerei mit denen der Zeichnung oder des Fresko vermengen und durch diese Verquickung Feinheiten preisgeben, die in den Tagen des Impressionismus mühsam errungen wurden. Selbst auf die Gefahr, daß seine Bilder von solchen totgeschlagen werden, die mit den Farben des Plakats auf

Google

Auge und Nerven lostrommeln, ist er noch immer der Ansicht, daß die Basis für alle Schönheit die Wahrheit sei. Auch Nebenqualitäten, wie Gemüt und Humor, die man in Deutschland so gern als Ersatz für mangelndes Künstlertum akzeptiert, gab er niemals in Zahlung. Noch heute wie einst deckt sich sein Credo mit Dürers Wort: „Wahrlich, die Kunst steckt in der Natur. Nur wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Und seine Entwicklung war nur die, daß er von gewissen Sentimentalitäten à la Israels, von gewissen Fabulierkünsten à la Menzel immer mehr sich frei machte; daß er sein Denken immer mehr auf den einen Punkt konzentrierte, den Kunstgehalt jedes Motives ganz rein herauszuschälen, und daß er in ewigem Suchen immer neue Mittel sich dienstbar machte, um nach allen Seiten hin die Natur zu meistern. Mag er, wie jeder große Künstler, neben gelungenen Werken manchmal weniger gute schaffen, die Hauptsache ist die ungeheure Energie, die er an die Lösung neuer Aufgaben setzt. Gerade deshalb, weil es stets um Probleme rein künstlerischer Art sich handelt, sind Liebermanns Werke eine hohe Schule für den, der lernen will, die Kunst in ihrer reinsten Form zu begreifen. Gerade deshalb aber, weil die Natur ihm immer neue Fragen, immer neue Probleme vorlegt, blieb ihm auch erspart, der Wiederholer seiner selbst zu werden. Maler, die frühzeitig sich eine fertige Formensprache zum Ausdruck von Gedanken zurechtmachen, die sie aus der Tiefe des Gemüts, nicht aus dem Kosmos schöpfen, erschöpfen und wiederholen sich bald. Liebermanns Schaffen war ein ewiges Sicherneuern, so wie die Natur selbst mit jedem neuen Frühling neues Leben und neue Schönheit gebiert.

Selbstverständlich — es wäre töricht, das verschweigen zu wollen — haben glückliche Umstände ihm sein Schaffen erleichtert. Talent und guter Wille allein sind für einen Künstler nicht immer ausreichend, um durchzudringen und auf der Höhe zu bleiben. Wie manche, die gut begannen, streichen bald die Segel, da leidiger Broterwerb sie zum Kitschmalen zwingt. Wie manche verstummen früh, da sie rein künstlerisch nicht mehr die Spannkraft zum Produzieren haben. Liebermann hat mit derlei Mißhelligkeiten, die so viele lahmlegen, nie zu rechnen gehabt. Wie er als vielgereister Mann die besten Erzeugnisse der europäischen Kunst schon sah, als sie sonst in Deutschland wenig bekannt waren, haben seine Verhältnisse ihm erlaubt, auch später Künstler zu bleiben, ohne je ein Kompromiß mit der Menge schließen zu müssen. Gesundheit, das Kostbarste, was ein Schaffender braucht, war ihm gleichfalls beschieden. Und schließlich außer allem noch jene Ellbogenkraft, ohne die niemand der Welt sich aufdrängt. Unser Verhältnis zur Kunst war ja sehr platonisch. Wir lasen Bücher, wir wußten theoretisch genau, was die Kunst solle und müsse, aber wir beherzigten nicht die Antwort, die Schwind einmal einem Kunstfreund gab, der ihn als den Schöpfer einer neuen Gattung ideal-romantischer Kunst pries: „Lieber Herr, für mich gibt es nur zwei Gattungen von Bildern, das sind die verkauften und die unverkauften; die verkauften sind mir alleweil die liebsten.“ Wir betrachteten den Künstler nicht, wie das in gesunden Zeiten geschah, als Produzenten und Verkäufer sehr realer Werte, sondern sahen in ihm ein seltsam unpraktisches Wesen, das zu seinem Vergnügen Leinwand mit Farbe bedeckt. Und die Künstler nahmen diese Tatsache als etwas Feststehendes, Unabänderliches hin. Sie kehrten der Gesellschaft, die sie ja doch nicht verstand, den Rücken, sie schimpften in der Kneipe, sie vergruben sich bei den Bauern und überließen es dem lieben Gott, ob er einen Menschen erleuchtete, sie posthum zu entdecken. Liebermann, der unromantischste aller modernen Künstler, hat auch mit diesem Ueber-

Google

bleibsel der Romantik gebrochen. Er wußte, daß Dürer und Tizian, ohne als Künstler deshalb kleiner zu sein, gewiegte Geschäftsleute waren, wußte, daß Julius II. und Leo X. der Kunst nichts genützt haben würden, wenn sie nur Bücher über griechische Kunst gelesen, aber bei Rafael und Michelangelo keine bestellt hätten. Mit der Zähigkeit seines Stammes hat er den Deutschen begreiflich gemacht, daß Bilder nicht nur zum Scherz, auch zum Verkaufen gemalt werden. Als großer Organisator ist er eine Macht im kunstpolitischen Leben Deutschlands geworden. Blicken wir auf Frankreich, so sehen wir hinter den Künstlern stets die Schriftsteller stehen. Mit den Namen Courbet, Stevens oder Manet sind die Namen Champfleury, Zola, Camille Lemonnier oder Théodore Duret untrennbar verbunden. Sie waren die Freunde der Maler, ihre gleichwertigen Kollegen, ihre natürlichen Bundesgenossen im Kampf um die nämlichen Ideale. Aus diesem Verkehr erwuchs für beide Teile ein Vorteil. Der Kritiker schreibt sachlicher über Kunst, wenn er mit den Gedanken, die in Malerateliers besprochen werden, vertraut ist, als wenn er, außerhalb stehend, sich nur als Kunstrichter fühlt. Die Kunst aber schwebt nicht in der Luft. Für alles Neue, das sich durchsetzen will, sind immer gleich die darauf vorbereiteten literarischen Champions da. Liebermann hat auch in dieser Hinsicht mit Vorurteilen aufgeräumt, hat in Deutschland, wo die Kritiker oft nur deshalb sich als Feinde der Künstler gaben, weil sie eine mimosenhafte Scheu davor hatten, als deren Freunde zu gelten, etwas von jener kollegialen Verbindung hergestellt, die in Frankreich zum Heile der Kunst immer bestanden hat. Und wer da von Reklame, von Interessenpolitik redet, verkennt, daß gerade ein solcher Organisator uns not tat. Man kann nicht Unkunst und Kunst, nicht Manet ebenso glühend wie Anton von Werner lieben. Der Sinn für das Schlechte muß getötet sein, bevor die Bahn für das Gute frei wird. Damit sie es werde, hat die gütige Vorsehung uns einen Menschen geschickt, in dem der Maler mit dem Schriftsteller, der Künstler mit dem Agitator, der unermüdliche Arbeiter mit dem Mann der Gesellschaft sich verbindet. Indem er plaudert, gibt er Direktiven; indem er einem Journalisten die Hand drückt, sagt er mit einem einzigen Blick, worauf es ankommt bei einem Werke, das diesem sonst unverständlich geblieben wäre; indem er bei einem Abendessen die Bilder an der Wand scheinbar gleichgültig mustert, verrät er deren Besitzern, ohne ein Wort zu sagen, welche gut sind und welche schlecht. Museen und Kunstsalons würden, wenn man Liebermann wegdenkt, nicht das sein, was sie heute sind. Und welcher Künstler kann einer solchen, über sein eigentliches Tätigkeitsgebiet weit hinausgehenden Wirkung sich rühmen? Lenbach vielleicht und Hans Makart in Wien — mit dem Unterschied, daß sie als Künstler nicht ebensoviel wie als Diktatoren bedeuteten. Liebermann ist das Phänomen eines Menschen, der als Künstler ebenso hoch wie als Anreger, als Politiker, als „Erzieher“ steht. Indem er, mit stärkstem Instinkt für das, was Kunst ist, begabt, die Reichen anleitete, nicht mehr Schlechtes, sondern Gutes zu kaufen; indem er mit Pinsel und Feder nach langen Jahren literarischer Zwitterkunst den Sinn der Deutschen für wirkliche Kunst weckte und stärkte, hat er den Jüngeren einen Dienst, für den sie nie genug danken können, erwiesen. Er hat ihnen das Gelände erschlossen, auf dem sie nun ohne Kampf, ohne die Komplikation von Fähigkeiten, die sich in Liebermann so glücklich vereinigten, frei sich bewegen können. Die ungeheure Tatsache, daß wir endlich in Deutschland eine kultivierte Kunst zu bekommen scheinen, ist in erster Linie auf seinen Einfluß zurückzuführen.

Google

Unveröffentlichte Komposition von Franz Liszt.*



* Aus einem bei Marquardt & Co. im Herbst erscheinenden Liszt-Bande von Göllerich.

Go gle



Go gle

Das Lied in der Romantik.

Die Musik war in gewissem Sinne die Kunst, die der Romantik am meisten entsprach denn der Ton, an sich abstrakt, schafft, ins Leben eingeführt, die fernsten Möglichkeiten zur Wirklichkeit um.

Verfolgen wir die Entwicklung der romantischen Musik im einzelnen, so braucht wohl kaum noch bemerkt zu werden, daß sie mit der Geschichte des Liedes eröffnet werden muß.

Auf diesem Gebiete drängte die Romantik zunächst überall auf ein dem einfachen lyrischen Gedicht entsprechendes musikalisches Gebilde. Die Franzosen haben in diesem Sinne die Romanze entwickelt. Lied und Romanze aber bezeichnen ganz allgemein den Unterschied der französischen und deutschen Romantik, ja, fast könnte man sagen, des deutschen und französischen Geistes. Wie tritt doch schon der Charakter des älteren deutschen Volksliedes und des älteren französischen Gesellschaftsliedes, der Strophen etwa über den Bon roi Dagobert bis hin zu dem Singsang von Marlborough s'en va-t-en guerre grundsätzlich auseinander. Dort Herz und Gemüt, flutende Melodie bis oft zu sentimentaler Kantilene; hier Esprit und jene leise Ironie, die fast jedes französische Gespräch durchscheint, und in der Musik denn tatsächlich auch, nach deutscher Empfindung, ein starker Einschuß trällernden Gesprächstons! In Romanze und neuerem deutschen Lied aber erscheinen diese Gegensätze fast noch ebenso verschärft als vergeistigt: bis zu dem Grade, daß der französischen Sprache ebensowenig eine Uebersetzung für das Wort Lied zur Verfügung steht wie der deutschen für Romanze, und daß es in beiden Sprachen langer und doch ungenügender Interpretationen bedarf, um die beiden Begriffe wechselweise auch nur verständlich zu machen.

Die neuere französische Oper aber, die Spieloper der Opéra comique wie die große Oper der Académie nationale de Musique, sind ebenso auf der Romanze aufgebaut wie die deutsche Oper der Weber und Marschner, der Nicolai und Lortzing auf dem Liede.

Dies neue deutsche Lied ist nun allerdings nicht erst ein Erzeugnis der Romantik. Mit Sturm und Drang, ja bereits mit der Zeit der Empfindsamkeit hob es seine Schwingen, ein echtes, noch heute jugendfrisches Kind subjektivistischer Zeiten überhaupt. So hat schon Gluck die schönsten Oden Klopstocks liedmäßig komponiert und Hiller in und mit seinen Liedern sogar schon das erste deutsche Singspiel, den Vorläufer von komischer Oper und Operette, geschaffen. Und bereits Schulz zeigte sich in der Einführung seiner „Lieder im Volkston bei dem Klavier zu singen", die 1785 erschienen, über das Wesen der neuen Kunstgattung klar: durch Melodie und Gesang sollten die Worte des Liederdichters allgemeinere und erhöhte Aufmerksamkeit erregen. Dann hat Mozart in der Zauberflöte mehr als einmal das Arioso zugunsten des Liedmäßigen fallen lassen, und von seinen Einzelliedern leben heute noch „Komm, lieber Mai, und mache" und „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" fort, wie von Haydn „Gott erhalte Franz, den Kaiser" („Deutschland, Deutschland über alles"). Beethoven aber hat in den Liedern an die ferne Geliebte schon den ersten Liederzyklus komponiert.

Dennoch entband erst die Romantik gänzlich die neue Form. Denn jetzt erst verschwindet das Arienmäßige, Kunstartige, „Vornehme". Jetzt erst bedarf es nicht mehr der noch bei

Google

Beethoven gelegentlich gegebenen Weisung, „mit der innigsten Empfindung vorzutragen". Jetzt vor allem erst wird das Lied populär und Eigentum breitester Schichten.

Nichts aber ist dabei für den Umschwung charakteristischer, als daß nun neben dem neuen Gesang auch all die alte Liederlust der Nation wiederum erwacht. Wenige Jahre nach dem Erscheinen von „des Knaben Wunderhorn", dessen reiche Sammlung das Liederarchiv der Vergangenheit erschloß, gründete Zelter in Berlin im Jahre 1809 die erste Liedertafel; und ihr folgte ein Jahr später in der Schweiz, in Zürich, auf Anregung Nägelis der erste Männergesangverein. Und wie verbreiteten sich diese Organe einer nationalen Pflege des Liedes! Wie griff man hier eifrig nach der „Sammlung deutscher Volkslieder", die Silcher veranstaltete, und wie sang man dessen eigene Kompositionen, von denen heute noch „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Ich hatt' einen Kameraden", „Morgenrot, Morgenrot", „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" und manch andere fortleben, frisch wie am ersten Tag. Und neben den süddeutschen Silcher trat im von jeher sangesfreudigen Thüringen und seinem Kolonialgebiete, in Leipzig, Zöllner, der „Sängervater"; im Jahre 1833 hat er den ersten „Zöllner-Verein" gegründet.

Es war eine volkstümliche Pflege der Kunst, die nicht ohne politische Bedeutung geblieben ist; solange wie das Deutsche Reich der Gegenwart durch Handel und Verkehr zusammengeschweißt worden ist, ist es auch von tausend und abertausend Kehlen zusammengesungen worden. Doch über den Fluten des volkstümlichen Gesanges ertönte alsbald auch der edlere Flügelschlag des Kunstlieds.

Der erste große Meister des Kunstliedes war Franz Schubert (1797—1828): ein Sänger, wie ihn sich die romantische Phantasie fahrender Schüler kaum besser hätte erfinden können; ein Bohémien vor der Zeit, doch von gemildert wienerischem Wesen: der Vogel, der von den Zweigen sang, gleichgültig selbst, ob auch nur Gott ihm lohne, der Mann eines stetigen milden Enthusiasmus, Optimist durch und durch, niemandem untertan und niemandes Herr, auch nicht seiner selber.

Das schönste Liederjahr Schuberts ist wohl das Jahr 1814 gewesen, damals und da herum hat er als Schulgehilfe seines Vaters, eines armen Lehrers mit vierzehn Kindern und vierhundert Gulden Gehalt, in dessen Brot — und was für einem Brot! — den „Wanderer" und den „Erlkönig", die Mignonlieder, den „Fischer" und das „Heideröslein" — darüber auch noch Opern und Singspiele, Messen und Kirchenchöre, die erste Symphonie, Sonaten, ein Streichquartett und tausend anderes geschaffen

Am unerschöpflichsten aber war er doch als Liederkomponist. Es genügte oft, daß er ein Gedicht las; denn er las es mit der aufquellenden Melodie zugleich. Und er schrieb die Eingebungen nieder, wo er sich eben befand, bei Freunden, im Wirtshaus; Speisekarten, Papierschnitzel waren es, die nicht selten unsterblichen Gehalt empfingen. So war er auch in der Form nicht ängstlich. Er ging wohl von der strengen Art Beethovens aus, den er kindlich verehrte, so sehr sich der Meister gegen seinen liebenswürdigen und einschmeichelnden Genius bei aller inneren Anerkennung spröde verhielt. Aber im Grunde stand zwischen ihnen doch der Gegensatz von Heroismus und Romantik; und so war es Schuberts Aufgabe, dem Liede selbständig seine Form zu geben. Und dies bedeutete eine Freiheit, die Schubert reichlich nutzte. Er hat „Am Brunnen vor dem Tore" und „An Schwager Kronos", er hat „Die junge Nonne" und die „Grenzen der Menschheit"

Google

komponiert: keine der möglichen Liedformen, die bis zur Gegenwart hin entwickelt worden sind, ist schon ihm völlig fern geblieben. Da ordnen sich denn die Lieder gelegentlich wohl auch zu Zyklen, wie in der „Winterreise“ und dem sogenannten „Schwanengesang“; das Volkstümliche paart sich mit dem Kunstmäßigen früherer Zeiten; das Ganze schließt sich, und der Meister erscheint fast als ein Symphoniker des Liedes. Da wird in anderen Fällen die geschlossene Form gebrochen und der Klavierapparat fast zur Programmusik erweitert. Da zeigt sich wohl auch der sichere Stil und die Tabulatur des Volksliedes: und das „Heideröslein“ entsteht. Da bringt endlich ein Opus 1 — die Nummern bezeichnen bei Schubert, der sich um seine musischen Kinder nicht im geringsten, am wenigsten etwa durch Reihenzahlen, kümmerte, freilich nicht sicher die relative Zeit des Entstehens — da bringt also ein Opus 1 alsbald den „Erlkönig“ und in ihm die Vollendung der musikalischen Form der Ballade. Da erweitert sich manches Lied sogar zur dramatischen Skizze von gedrängtester Empfindung; und der Dichter steht beschämt vor dem Gefühlsreichtum des Komponisten.

Doch wie auch die Form moduliert wird: eins bleibt bestehen, die Klarheit und auch noch die wenngleich künstlerisch gewandte Volkstümlichkeit des Ganzen. Schuberts Lieder hauchen Erdgeruch aus gleich dem gesunden Brodem der Pflugfurche, sie sind nicht „vornehm“; raffinierte Halbempfindungen parfümierter Kreise, etwa Schlegels „Windesrauschen, Gottes Flügel“, vermag der Meister nicht befriedigend in Töne zu fassen. Denn dazu sagen seine Lieder von vornherein viel zu deutlich und zu genau, was sie wollen; die ersten Takte schon schlagen die richtige Stimmung an. Durchsichtig ist die Melodie geführt, und die Klavierbegleitung zeichnet breit, oft mit enormer, kaum je übertroffener Kunst der Malerei die festesten Umrisse ihrer Umwelt.

So begreift sich denn auch, daß Schubert keineswegs nur Liederkomponist gewesen ist. Er hatte das Bedürfnis, sie allseitig auszuleben. Er hat tiefsinnige Sonaten für Klavier geschrieben, nicht ohne sie in „göttlichen Längen“ auszuspinnen, mit heute vielfach veraltetem technischem Apparate, aber auch schon mit leisen Uebergängen zu den Umwälzungen Liszts und Wagners. Denn er konnte, wenn auch nicht grübeln, so doch gründlich reflektieren, und er hielt dafür, daß die Sonate hierfür ein geeigneter Ort sei, mochte sie auch unter dieser Zumutung einiges von der alten Geschlossenheit ihrer Formen verlieren. Wollte Schubert aber leicht sein und spielerisch, mehr Weaner als Wiener und weniger Musiker als Musikant, so vertraute er sich dem Tanze und Marsche an, und kam's hoch, so griff er zur Ouvertüre. In seinen Quartetten dagegen begegnete er sich noch mit Beethoven; und was kann man von der schweren Philosophie seiner anscheinend unvollendeten H-Moll-Symphonie Besseres sagen, als daß sie würdig war des Zusammenlebens mit diesem Größten aller Großen, der nur ein Jahr vor ihm starb, und verwandt erscheint mit dem spätgeborenen Werk eines Brahms?

Das Lied aber entwickelte sich nach Schubert immerhin noch in vollere Breiten. Wie neben die Lyrik des Sturmes und Dranges schon, als Ausdruck rapider, dramatischer Lyrik, die Ballade getreten war, so entfaltete sich neben dem musikalischen Liede, nicht ohne lyrische Empfindungsbeigaben auch eine besondere Musik der Ballade: wir haben schon gesehen, wie sie bei Schubert, wenn auch nicht mit zahlreichen, so doch um so mehr mit bedeutenden Stücken vertreten war. Aber bereits vorher hatte Zumsteeg, seit 1792

Google

Hofkapellmeister in Stuttgart, Balladen komponiert, und eben die großen Anfangswerke der literarischen Bewegung, Bürgers „Leonore“ und anderes, waren von ihm in Musik gesetzt worden. Der eigentliche Balladenkönig der späteren Zeit ist dann aber der Sachse Karl Loewe (1796—1869) geworden. Er war vornehmlich in den zwanziger bis vierziger Jahren fruchtbar; und noch immer singt man seinen „Erlkönig“ oder „Heinrich den Vogler“, seinen „Fridericus Rex“ oder „Archibald Douglas“: Stücke, welche alle Vorteile der Komposition Loewes zeigen: die Zerlegung des Stoffs in eine Art Liederreihe, ihre Unterbrechung durch rezitativartige Partien und ihre Verbindung durch eine Begleitmusik, in der neben symphonischem Charakter schon Spuren einer Musik des Leitmotivs auftauchen.

Jedoch nicht eigentlich auf dem Gebiete der Ballade hat sich das Lied fortentwickelt: zu sehr wies hier, vor allem in romantischer Zeit, der epische Gehalt von den breiten Bereichen des Stimmungsvollen hinweg. Es zeigt sich das namentlich auch in Loewes Lyrik; zu oft schon hat sie etwas Hartes, Realistisches und bewahrt darum auch strengere Form: ein Moment, das sie nach rückwärts wiederum mit dem Klassizismus und der Technik Zumsteegs verbindet.

In der Hauptströmung der Geschichte des Liedes sind es natürlich die großen Musiker der Romantik überhaupt, die Epoche machen: Weber, Mendelssohn, Schumann, und nur Franz würde neben ihnen noch als ein Meister von vollster Eigenart zu nennen sein. Weber war dabei nicht so sehr der Held der subjektiven, als schon der objektiven Romantik; in keinem seiner Lieder verleugnet sich seine allgemeine Stellung als größter Komponist der romantischen Oper. Er nähert sich darum ähnlich wie im Freischütz dem Volkston; und was in dessen Liedern sangbar war seit Jahrhunderten, das lebt in ihm auf und fort. Doch gelang ihm auch die Weiterbildung dieses Tones in Anwendung auf moderne Verhältnisse: vor allem die Kompositionen der Lieder aus Körners „Leier und Schwert“ beweisen es: wie lange haben sie, in den Chören der Männergesangvereine pietätvoll gepflegt, wenn nicht die volle Stimmung, so doch das Andenken der Freiheitskriege erhalten helfen. Weicher, mehr auf das Bedürfnis des mittlerweile ganz entwickelten Männergesanges eingestellt ist die Kunst Mendelssohns: selbst seine schönsten Kompositionen, „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, oder „Wer hat dich, du schöner Wald“, bedeuten nicht eigentlich mehr Sturm, sondern Dünung, sind mehr empfunden als erlebt. Sie waren darum auch nicht eben schwer nachzuahmen; und es ist vielleicht ihr herbstes Schicksal gewesen, daß ihre Art von Abt, von Gumbert, von Kücken und anderen Helden verseicht werden konnte. Die vollste Höhe erreichte das spezifisch romantische Kunstlied erst in Schumann. Besonders wenn sich Schumann mit dem Spätling der dichterischen Frühromantik, mit Heine, traf. Welche Deutung Heinescher Lieder in ihrer tiefen Melancholie gibt nicht vor allem der Zyklus der „Dichterliebe“! Was dem Poeten Erlebnis gewesen war, das wurde dem Komponisten Schicksal. Und nun ergießt sich über den Hörer trotz stetig festgehaltener gedrückter Stimmung ein unglaublicher Wechsel der Stimmungen, von den noch halb hoffnungsvollen Tönen des wunderschönen Monats Mai bis hin zu dem in Verzweiflung gebrochenen „Ich grolle nicht“ und von dem breit hingeworfenen „Im Rhein, im heiligen Strome“, dessen Harmonien sich wie Quadern aufbauen, bis zum Idyll des leuchtenden Sommermorgens, das leise Töne aus einer nicht mehr irdischen Feenwelt umhauchen. Hat der Dichter seinen Liedern wie seiner Liebe das groteske Begräbnis in einem Riesen-

Google

sarge gewünscht, den Träger, stärker wie der St. Christoph des Kölner Doms, im Ozean betten sollen für alle Zeit — in Schumanns Töne gefaßt, haben sie mehr als dieses Wunsches Erfüllung erlebt, werden sie noch Menschenalter deutschen Lebens erschüttern.
Gewiß wird man Schumann schon auf Grund dieses einen Zyklus als den charakteristischsten Liederdichter der Romantik ansprechen dürfen. Ob auch als den an sich größten? Mehr als sonst jemand hat er das Pathos der Romantik; aber wo Schubert sinnt, da brütet und starrt er bisweilen: es ist manchmal als kündigte sich das unheilvolle Ende seines Lebens, der Sprung von der Düsseldorfer Brücke in die Rheinflut eines eisigen Wintertages, die Nacht der letzten wahnsinnigen Jahre verderbenhauchend an. So fehlt auch das schöne, naive Maß Schuberts: der Meister weicht der Stimmung, eilt ihr nach, läßt sich von ihr fortreißen, und sie flutet in langen Vor- und Nachspielen aus. Zugleich malt er nicht selten al fresco trotz weichster Mittel — denn weit übertrifft seine Harmonik an Umfang und Intensität die Schuberts —: aber Schubert zeichnet mit weniger Mitteln feiner und setzt der Wandmalerei eine fast plastische, reliefartige Kunst entgegen. So ist Schumann in der Form breiter, die Begleitung wächst zu orchestraler Fülle und deckt bisweilen im Suchen nach Wohlklang die Stimme, doch schwingt sich die Stimme im allgemeinen frei über ihr auf: während bei Schubert Stimme und Begleitung mehr als Freunde zusammenwandeln und sich in einer Prägnanz des Gesamtausdruckes ergehen, die Schumann der Regel nach versagt ist.
Im übrigen weiß man, daß das deutsche Lied mit der Romantik keineswegs abgestorben ist. Auf Schumann folgte nicht bloß Robert Franz in seiner vornehmen Herbheit; neue Zeiten brachten neue Meister; wer wird nicht noch von Brahms und Rubinstein, von Liszt und Cornelius, von Strauß und Wolf vernehmen wollen; und noch heute wallt und quillt es im deutschen Liederbronnen wie vor alters. Was aber für die Romantik zum ersten Male bezeichnend war, das war der Umstand, daß die großen Meister nicht isoliert standen und nicht für eine exklusive Gesellschaft schufen: ihr Hörerkreis war die Nation, wie sie seit 1815 erwacht war; und unzählige Trabanten und Halbtalente vermittelten die neue Kunst des Liedes den Massen.

Leipzig. Professor Karl Lamprecht.

Bedag.

Jede große wirtschaftliche Epoche hat ihre Parasiten. Oft sind das Existenzen, denen man außer einer großen Dosis Leichtsinn keinen anderen Vorwurf machen kann, als daß sie Unglück gehabt haben. Die Bontoux, Strousberg und Quistorp leben nur deshalb als Katilinarier in der Wirtschaftsgeschichte fort, weil sie die Dauer der Konjunkturen überschätzt haben. Weit Gewissenlosere und Dümmere als sie sind mit weißer Weste und vollem Geldbeutel aus dem allgemeinen Schiffbruch hervorgegangen. Vielleicht weil sie Pessimisten und deshalb vorsichtig waren. Vielleicht auch, weil sie ihre Geschäfte im Halbdunkel machten und das Licht der Oeffentlichkeit scheuten. Zweifelhafte Gründungen — und das sind ja diese Geschäfte in der Mehrzahl — vertragen eben nur Dämmerlicht. Das hat im Laufe des letzten Jahres der Bankier Carl Neuburger erfahren müssen. Von den großen Gründern aller Zeiten ist er einer der kleinsten. Wenn er dennoch im Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit steht und seinen Namen als Charakteristikum für eine ganz bestimmte Spezies von Gründungen hat hergeben müssen, so liegt das daran, daß die großen Geschäfte heute in aller Stille bei den Banken gemacht werden, die kapitalkräftig genug sind, sie jahre- und jahrzehntelang ausreifen zu lassen. Eine Gründung aber, die Neuburger heute unter-

Google

nimmt, muß morgen in aller Munde sein, denn übermorgen schon fordert er das Publikum zur Beteiligung auf. Seine Gründungen sind daher ohne bengalische Beleuchtung nicht denkbar. Und das ist ihm verhängnisvoll geworden. Wohlgemerkt ihm selbst, nicht etwa seinen Gründungen. Denn die gehen an sich selbst, an ihrer fehlerhaften Konstruktion zugrunde. Aber ihrem Schöpfer hat es zum Verderben gereicht, daß die öffentliche Meinung sich mit seinen Geschäften befaßte und den Stab über sie brach, noch ehe er das Publikum für sie gewonnen hatte. Denn so behielt er die meisten Aktien seiner Gesellschaften auf dem Halse. Nur der urteilsloseste Teil des Publikums und der spekulativste Teil der Börse beteiligte sich an Neuburger-Werten, im vollen Bewußtsein einer Gefahr, die alle Spatzen von den Dächern pfiffen. Als es dann zum Niedergang der Omnibus-Gesellschaft, der Elberfelder Papierfabrik, der Dampfziegeleien usw. kam, da war Neuburger der Haupt-Leidtragende. Mehr als einmal stand er vor dem Zusammenbruch, und in die Entrüstung über den skrupellosen Gründer mischte sich das Mitleid mit dem Mann, der das Opfer seines unverwüstlichen Optimismus zu werden drohte. Raffiniertere als er hätten es wohl längst verstanden, sich aus den Schlingen zu ziehen, die für andere bestimmt waren, in die er sich aber immer wieder selbst verstrickte.

Seine letzten beiden Gründungen sind die Passage-Bau-Gesellschaft, über die man wohl noch viel zu hören bekommen wird, und die Bedag. Die letztere ist heute schon in aller Munde, allerdings nicht aus Gründen, die mit ihrer finanziellen Organisation zu tun haben. Die Berliner Elektromobil-Droschken-Akt.-Ges. ist schlechtweg beliebt. Sie hat den Berliner Verkehr um hundert elegante Wagen bereichert und die Großstadt noch großstädtischer gemacht. Das hat sie mit den meisten Gründungen Neuburgers gemeinsam. Es ist in der letzten Zeit Prinzip bei ihm, an den Geldbeutel der Berliner Bevölkerung auf dem Umwege über den Lokal-Patriotismus heranzukommen. Das soll ihm wohl die Reklame ersetzen und ersetzt sie in der Tat. Und gerade das ist das Gefährliche. Denn mancher biedere Bürger, der da glaubt, daß eine nützliche Einrichtung auch immer eine gewinnbringende ist, mag sich durch persönliche Sympathien verleiten lassen, sein Geld in ein zweifelhaftes Unternehmen zu stecken. Und so unbestritten die Eleganz und Beliebtheit der Bedag-Wagen ist, so unbestreitbar ist die Fragwürdigkeit des Unternehmens an sich. In der vorigen Woche hat die Generalversammlung der Gesellschaft stattgefunden. Was da über die finanziellen Resultate des letzten Jahres, des zweiten seit Bestehen, vom Verwaltungstisch aus zum besten gegeben wurde, war einfach trostlos. Nicht weniger als 217 000 Mark sind in diesem Jahre zugesetzt worden, obwohl im Jahresdurchschnitt nur etwa 50 Wagen im Betrieb waren. Neuburger als Aufsichtsrats-Vorsitzender und die übrigen Herren der Verwaltung haben freilich ein ganzes Arsenal von Gründen auf Lager, um darzutun, daß dieses Resultat nur durch ganz außergewöhnliche Umstände verschuldet worden sei. Eine Hauptrolle spielen in der Begründung die verspätete Lieferung der Wagen und der Streik der Auto-Kutscher im Frühling vorigen Jahres. Aber die Ziffern der Gewinn- und Verlust-Rechnung strafen diese Erklärung lügen. Die reinen Betriebskosten und Löhne sowie die Abschreibungen für Material-Abnutzung übersteigen die Einnahmen bei weitem. Es ergibt sich daraus, daß selbst, abgesehen von den Verwaltungskosten, jede Fahrt der Bedag-Wagen Verlust gebracht hat. Wären also die Wagen zahlreicher und der Betrieb ein ununterbrochener gewesen, so wäre das Defizit nicht kleiner, sondern größer ausgefallen. Inzwischen ist allerdings die Fahrtaxe etwas erhöht worden. Aber mit der größeren Zahl der eingestellten Wagen läßt — wie der Augenschein lehrt — zum mindesten vorübergehend auch ihre Benutzung nach, so daß der Betriebskoeffizient sich erhöht.

Im übrigen genügt es, die Geldpolitik der Gesellschaft zu beobachten, um zu wissen, woran man mit ihr ist. Alle Fehler Neuburgerscher Finanzgebarung, die sich doch nun schon an so viel Gesellschaften bitter gerächt hat, findet man hier wieder. Das Kapital ist Anfang vorigen Jahres von $1^1/_2$ auf 3 Millionen Mark erhöht worden, obwohl nicht die mindeste Veranlassung dazu vorlag. Denn mehr als 1 Million war noch in barem Gelde vorhanden und bei dem Bankhause Neuburger deponiert. Man gab an, daß im Laufe des Jahres hundert neue Wagen à 10 000 Mark zu bezahlen und mehrere Depots zu errichten seien. Es war aber durchsichtig genug, daß die neuen Depots und die schnelle Vermehrung der Wagen nur die Kapitalserhöhung motivieren sollten. In Wirklichkeit diente diese wohl anderen Zwecken. Wenigstens weiß man aus Erfahrung, daß Neu-

Google

burgersche Gesellschaften ihr Kapital gewöhnlich erhöhen, um ein größeres Guthaben bei Herrn Neuburger unterhalten zu können. Eine Gesellschaft liefert so immer die Mittel für die Gründung einer anderen oder für Manipulationen in eigenen und fremden Aktien. Einzelne Gesellschaften haben sich mit der Zeit emanzipiert und ihre flüssigen Gelder anderwärts angelegt. Die Bedag kann das noch nicht. Sie ist noch ganz und gar in der Gewalt ihres Gründers und Herrn und wird, wenn alles gut geht, noch manche Kapitalserhöhung mit neuen Wagenbestellungen motivieren müssen. Denn wie aus 50 Wagen 100 und 200 geworden sind, können mit der Zeit 500 und 1000 daraus werden. Ein „Bedürfnis" wird sich bei gutem Willen immer nachweisen lassen.

Natürlich hat sich das Bankhaus Neuburger auch einen ansehnlichen Zwischengewinn bei der Aktienausgabe zugewendet. Es hat die Aktien zu 110 Prozent übernommen und zu 120 an die Aktionäre weiterbegeben. Das bedeutet einen reinen Nutzen von mehr als 100 000 Mark. Dagegen hat man den Aktionären versprochen, die Bedag-Aktien recht bald an der Berliner Börse einzuführen. Das Honorar dafür ist also pränumerando bezahlt worden; ob aber die versprochene und bezahlte Leistung auch bewirkt werden wird, das ist sehr die Frage. Fürs erste ist an die Zulassung der Bedag-Aktien gar nicht zu denken, denn die Zulassungsstelle fordert vor allen Dingen den Nachweis einer Rentabilität, und den kann die Gesellschaft in diesem und im nächsten Jahre nicht erbringen. Es ist allerdings zu Anfang dieses Jahres bei der Bedag wieder gestreikt worden, und die Verwaltung hat dadurch genau wie im vorigen Jahr an Unkosten gespart. Aber solche Ersparnisse genügen noch nicht, um ein Gewinnresultat zu erzielen. Selbst das Unterlassen ausreichender Abschreibungen — eine Neuburgersche Spezialität — kann nur in ganz geringem Maße zur Aufbesserung der Einnahmen beitragen. Und mit der Zeit merkt auch das Publikum, daß die Wagen zu hoch in die Bilanz eingesetzt sind, so geschickt man es anfängt, die Unzulänglichkeit der Abschreibungen zu bemänteln. Die Aktionäre der Bedag werden also wohl vergeblich darauf warten, ihre Aktien notiert zu sehen und Abnehmer für sie zu finden. Und das ist ganz gut. Denn wenn an der Bedag schon Geld verloren gehen muß, so ist es besser, daß diejenigen es verlieren, die das Risiko der Beteiligung ursprünglich und freiwillig auf sich genommen haben, als etwaige Dritte, die auf gutes Zureden hin oder im Banne einer suggestiv wirkenden Kurssteigerung die Aktien erwerben.

Kein Unglück ist so vollkommen, daß es nicht noch einen Tropfen Glück in sich birgt. Das merkt auch Carl Neuburger. Er hat das Glück, daß man sich mit ihm in der letzten Zeit weniger beschäftigt als früher. Einesteils aus Mitleid mit dem arg zerzausten Finanzmann, anderenteils weil man ihn für unschädlich hält. Fast alle seine Unternehmungen liegen am Boden. Dennoch ist es falsch, den Mann zu den Toten zu werfen und nach dem edlen Satze zu handeln, der über Tote nichts oder nur Gutes zu reden gebietet. Carl Neuburger ist ein unverbesserlicher Optimist und hat einen starken Anhang unter den Leuten, deren Rang und Vermögen im umgekehrten Verhältnis zu ihrer kaufmännischen Urteilsfähigkeit steht. Auch im Aufsichtsrat der Bedag wimmelt es von hochmögenden Persönlichkeiten. So fällt denn Neuburger niemals ganz. Er steht immer wieder auf wie die Hollunder-Männchen und wird dem Lande noch manchmal schaden, wenn man die Unvorsichtigkeit begeht, ihn aus den Augen zu lassen.*)

*) Einen Tag nach Niederschrift dieser Zeilen kursierte an der Börse das Gerücht, die Firma Carl Neuburger solle in eine Gesellschaft mit beschr. Haftung umgewandelt werden. Das Stehauf-Männchen steht also wieder!

Notizen.

Im nächsten Heft wird Staatsminister v. Podbielski über Finanzpolitik sprechen. Eugène Destez, der Politiker vom Gil Blas, behandelt die Elsaß-Lothringische Frage, Thomas Mann das Theater.

*

Karl Lamprechts Arbeit wird in einem der nächsten Bände seiner deutschen Geschichte Aufnahme finden.

Der in dem vorigen Heft veröffentlichte Brief Richard Wagners ist dem im Herbst im Verlage von Marquardt & Co. erscheinenden Buche Hausseggers „Alexander Ritter" entnommen.

*

Robert Saudeks Erwiderung (siehe Heft 1) konnte in dieses Heft noch nicht aufgenommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W 9. Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: August Litschka, Wien VII. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 4 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 5. Juli 1907

Zur Philosophie der Revolution.

Von David Koigen.

I.

Der Kulturakt und die Revolution.

Die soziale Kulturwirklichkeit, die aus guten Gründen als Kulturakt aufgefaßt werden kann, wird von verschiedenen Prinzipien gebildet, die zugleich die Stellung des einzelnen in der Welt zum Ausdruck bringen. Solcher Bildungsprinzipien gibt es vier. Drei unter ihnen: das aristokratische, demokratische und revolutionäre haben greifbare menschliche Verhaltungsformen zum Inhalt. Sie bringen die Verhältnisse der Ueberordnung oder das Uebereinander, das Nebeneinander und das Gegeneinander zum Vorschein. Das vierte Prinzip aber geht auf die Einheit und Ganzheit des Kulturaktes hinaus, sein Objekt macht z. B. diejenige Einheitswirklichkeit in den Begriffen Staat, Volk, soziale Organisation, Kulturmensch und dergl. mehr aus, die nicht von den ersten drei Kulturpositionen konstituiert werden können. Wir nennen es das Gemeinschaftsprinzip, den Willen zum einheitlichen und widerspruchslosen Miteinandersein. Ganz unverhohlen gesprochen, bedeutet letzten Endes der Gemeinschaftswille die Theo- oder Soziokratie schlechthin.

Wir haben hier unser Augenmerk lediglich auf die revolutionäre Position im Kulturakt zu richten, die in der Mitte zwischen der aristokratischen, demokratischen und gemeinschaftlichen Willensrichtung waltet. Während die aristokratisch gerichtete Lebensposition des einzelnen im subjektiven Selbsterhaltungstrieb ihren Anfang nimmt, sich fremde Kräfte aneignet, eine hierarchische Ueberordnung anstrebt, auf Besitz (ein Haben) gerichtet ist und schließlich wieder zu sich zurückkehrt, um sich in Selbstsucht zu verlieren, so zielt die demokratische Lebensrichtung auf eine Nebensordnung von sich als Selbstzweck wissenden, autonomen Wesen ab. Die demokratische Position will den Menschen als Person schlechthin, abgesehen von all seinem Vermögen, Können und Haben, gelten lassen und sucht so den usurpatorischen Willen des Aristokratismus zur Stagnation zu bringen. Sie vertritt innerhalb der einander bekämpfenden, einander beherrschenden und sich aneinander assimilierenden Menschenverhältnisse die Idee des Seins und der Einzigkeit, mit einem Worte, den Ruhepunkt des Kulturaktes. Der aristokratische Wille in uns will immer etwas Aeußerliches, Fremdes, der demokratisch gerichtete Wille hingegen will nur sich selbst, und nur im eigenen Selbst findet er Genugtuung und Freiheit. Der Gemeinschaftswille sucht den Ausgleich zwischen diesen beiden Polen des

Google

menschlichen Verhaltens herzustellen, weckt den Sinn für einheitliche Ordnung und Zugehörigkeit und erhebt fortwährend die einzelnen in die Sphäre der gemeinsamen Ganzheit und Allheit. Zwischen all diesen polaren Willensäußerungen schiebt sich der revolutionäre, umwälzende Wille hinein, der an sich weder ein „Haben", noch ein „Sein" (Geltung) ist, noch endlich sich von Rücksichten der Gemeinschaft und organischen Ganzheit leiten läßt. Er stellt vielmehr das reine Anders-werden vor, und in ständiger Um- und Verwandlung sucht er sich zu erfassen. Anders als die naturalistisch-usurpatorische und die autonom-idealistische Verhaltungsform den Weltinhalt gestalten, hinaus über den vom Gemeinschaftswillen geschaffenen Gleichgewichtszustand, hinweg von den natürlichen, sozialen und wissenschaftlichen ver- und befestigten und befestigenden Organisationen, — dahin geht seine große, jeder Gebundenheit und Begrenzung spottende Sehnsucht, darin liegt sein vornehmliches, immanentes Ziel verborgen.

Der revolutionäre Wille in seiner Reinheit ist die verkörperte Unruhe, und er weist nur ein Ziel, und zwar ein negatives, auf: Anders-werden. Ihm ist und bleibt immer die durch die übrigen menschlichen Positionen und ihre Correlate natürlicher Art hergestellte Kontinuität ein Dorn im Auge. Diskontinuierlich, „diskret" erscheint ihm die Welt, und in lauter diskontinuierliche, disharmonische, gegeneinander gerichtete Größen möchte er diese umgewandelt sehen. Es ist klar: allenthalben, wo Spannkräfte wahrgenommen werden, wo das Uebereinander, Neben- und Miteinander mit sich selbst oder untereinander in Kollision geraten, überall dort waltet der revolutionäre Wille. Er ist der Bogen, der die mannigfaltigen Aktivitätsäußerungen auseinanderhält und sie in polare, einander ausschließende Wechselbeziehungen verwandelt, aus denen dann ein nicht dagewesenes Drittes, ein Anders-werden hervorbricht. In jede noch so kleine Verfassung menschlicher Begebenheiten schleicht sich notwendigerweise die revolutionäre Willensrichtung ein und mahnt an Veränderung, Verwandlung und an das Anders-werden-können überhaupt, bis es nicht zu einer selbstständigen umwälzenden Kulturmacht herauswächst.

Ich muß ein Wort sagen über meine Stellung zu den Beiträgen, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, da ich aus zahlreichen Aeußerungen entnehme, daß man meine Rolle als „Herausgeber" falsch aufgefaßt hat.

In vollem Umfange „verantwortlich" fühle ich mich nur für meine eigenen Arbeiten. Neben ihnen aber werden Aufsätze erscheinen, die doch wenigstens in meinem Geiste geschrieben sind, wenn auch ihr Sachgehalt vielleicht von meiner Auffassung abweicht. Zu dieser Gattung gehören die Artikel David Koigens, dessen Fragestellung der meinigen sehr ähnlich ist, wenn wir auch oft zu verschiedener Einsicht und verschiedener Wertung kommen. Diese Beiträge, mit denen also der bestimmte Ton angeschlagen werden soll, auf den ich den Inhalt der Zeitschrift allmählich stimmen möchte, werden von nun ab an erster Stelle erscheinen und sich auch drucktechnisch von dem Reste abheben.

Selbstverständlich würde es meinem Wunsche entsprechen, wenn es bei diesen Beiträgen, die meines Geistes sind, sein Bewenden haben könnte. Nun hält es aber die Schriftleitung für notwendig, neben der neuen „Richtung" Aeußerungen alten Stils zu publizieren — politische Betrachtungen, populär-wissenschaftliche Erörterungen beliebigen Inhalts — die, sei es wegen ihres Stoffes, sei es wegen ihres Verfassers, Interesse bieten könnten. Für diese Art Veröffentlichungen, die also zunächst gar kein bestimmtes Gepräge tragen und die ebensogut in einer anderen Zeitschrift hätten Aufnahme finden können, bin ich nicht verantwortlich, auch dann nicht, wenn sie etwa „sozialwissenschaftlichen" Inhalts sind.

Ob jemals und wenn ja: in welchem Umfange und wann es möglich sein wird, die gesamte Zeitschrift mit meinem Geiste zu erfüllen, wird davon abhängen, ob sich eine genügende Zahl von Lesern einstellen wird, die Gefallen an meiner Art finden und — von Mitarbeitern, die Talent genug besitzen, sie schriftstellerisch zu vertreten.

Werner Sombart.

Google

Finanzpolitik.

Von **Victor von Podbielski**, Staatsminister a. D.

I.

Das Reich.

Finanzpolitische Aeußerungen sind momentan aktuell. Ueberall in der Presse standen sie in letzter Zeit zur Diskussion, und in den Parlamenten wurde mehr als sonst über sie bei Gelegenheit der Etatberathungen debattirt. Das Reich und sein größter Bundesstaat brauchen Geld, viel Geld. Das Reich für die Armee, für die Marine, für seine Colonien und manches Andre. Preußen in der Hauptsache für seine Beamten, denen eine allgemeine und nicht unbeträchtliche Erhöhung ihrer Bezüge in Aussicht gestellt ist. In beiden Fällen handelt es sich um enorme Summen. Man denke an die Zahl von Beamten, die Preußen beschäftigt, an die Hunderte von Millionen, die das Reich allein in wenigen Jahren für Südwestafrika zu opfern hatte und beim augenblicklichen Status unserer internationalen Situation für die absolute Schlagfertigkeit von Heer und Wehr zu opfern hat.

Wo aber ist die Deckung für so hohe Beträge? Daß wir sie brauchen, ist keine Frage, wird auch von keiner auf nationalem Boden stehenden Partei bestritten. Uneinig durchaus aber ist man über die Art der Deckung. Im Reich plant man die verschiedensten Steuern. Bier, Taback, Branntwein, Automobil und Luxus werden als Objekte genannt. Jeder reitet sein Steckenpferdchen und wird ungemütlich, wenns dem Andern nicht gefällt. In Preußen hat der Finanzminister die Erhöhung der Einkommensteuer als dringend nothwendig bezeichnet und auf keiner Seite des Abgeordnetenhauses angesichts der finanziellen Lage des Budgets Widerspruch erfahren.

Was das Reich anbelangt, so hat man vor Allem klar darüber zu werden, daß jede einseitige Anspannung der Steuerschrauben aufs Unangenehmste empfunden werden wird und auf beträchtliche Widerstände stößt. Einseitig aber ist jede Besteuerung, die einen Erwerbszweig erheblich mehr belastet als einen andern, handle es sich dabei nun um Rohprodukte oder um fertige Consumartikel. Unangenehm wirkt eine einseitige Besteuerung schon, weil sie als ungerecht empfunden wird und Jeder sagt: warum soll gerade ich bluten? Das kann der Andere. Und hat von seinem Standpunkte aus Recht; nur ist dem Staate und seiner Kasse damit nicht gedient.

. . . Aber sind wir denn heute nicht bereits ein völlig plutokratischer Staat? Ist nicht jedes große Industrieunternehmen eine kleine, in sich geschlossene Einheit mit staatlichen Formen? Können wir daher nicht von ihnen lernen? Vornehmlich von der vollendetsten Form dieser Privatbetriebe, den Banken, die allesamt eine Geldumsatzgebühr erheben? Die Banken erheben $^1/_8$ per Mille, der Staat könnte zehn Pfennig pro hundert Mark als Grundquote nehmen. Bedingung freilich wäre, wenn damit wirklich Nennenswerthes erreicht werden soll, daß wir Einschränkungen (wie sie in der Quittungs-, Fahrkarten-, Banderolen- und ähnlichen Steuern zu Tage traten) fernhalten. Wie leicht giebt man zehn Pfennige aus; auf der Straßenbahn, für Ansichtkarten, für tausend kleine Bedürfnisse und

Google

Nichtbedürfnisse des täglichen Lebens; eine Statistik des Nickelumsatzes würde gewiß interessante Dinge erzählen; und selbst der sozialdemokratische Arbeiter bringt für „reine Wäsche", als minimalste Leistung, seinen Wochengroschen zur Parteikasse.

Aber nicht nur allgemein, auch obligatorisch müßte die Umlaufsteuer sein, so daß keine Zahlung, für die nicht der Obolus in Form einer Kontrollmarke geleistet wäre, gültig und als geleistet zu gelten hätte. Würde die Steuer in diesem Umfange und mit dieser Strenge durchgeführt werden, so hätte man in ihr ein vorzügliches Mittel der Budgetbalanzirung, die heute so viel Schwierigkeiten und Kopfzerbrechen macht. Denn der Reichstag hätte die Möglichkeit, im Bedarfsfalle den Normalsatz etwas zu erhöhen, oder, wenn die Finanzlage es gestattet, ihn zu verringern; könnte die Quote auf elf steigen oder auf neun fallen lassen. Es leuchtet ein, daß damit der Etat eine ungemeine Elastizität erhielte, den Schwankungen der Ausgaben ein von Jahr zu Jahr leicht beschaffbares finanzielles Aequivalent entgegensetzen könnte, und wir wären endlich der leidigen Pflicht ledig, uns immer und immer wieder den Kopf über mögliche neue Steuern zu zerbrechen.

Jedes Gesetz hat nicht nur eine rechtliche, sondern auch eine ethische Seite, oder soll sie wenigstens haben. Und Steuergesetze machen da keine Ausnahme. Die Steuerbeamten haben gegen jede neue Steuer die ernstesten Bedenken, sehen in jeder zunächst nur wieder einen neuen Anreiz für das politische Rechtssubjekt zu Defraudation und Hinterziehungen. Das ist begreiflich; sie sehen den Menschen nur allzuoft von seiner schwächsten Seite. Allein Gesetze können nicht lediglich nach dem Gesichtspunkt möglicher Umgehung gegeben werden oder unterlassen bleiben. Auch läßt sich Manövern, die den Willen des Gesetzgebers zu hintergehen den Zweck haben, durch die Formulirung des Gesetzes vorbeugen. Wird jede Umgehung unter rigorose Strafe gestellt, so wird der Anreiz dazu mit der Ausschaltung möglicher Gewinnchancen beträchtlich schrumpfen. Auf der andern Seite gilt es, die Bevölkerung zu streng rechtlichen Anschauungen zu erziehen. Das ist unbedingt nöthig. Heute bedingt jede neue Steuer ein neues Heer von Beamten, also eine enorme Belastung der Staatskasse, während die erste Forderung ist, Steuern ohne besondere Belastung der Bevölkerung zu erhalten. Ihr Zweck ist doch, der Staatskasse, also dem großen Ganzen zugutezukommen. Jetzt fließt nicht selten der dickste Tropfen vorweg einer kleinen Spezialbeamtenkategorie zu. Ein klassisches Beispiel ist die Sektsteuer, die eine Bruttoeinnahme von etwa 2,4 Millionen Mark bringt und der Staatskasse nur einen ganz erheblich reduzirten Nettoüberschuß abgiebt. Der größte Theil wird also von einer beschränkten Zahl von Spezialfunktionären verschlungen, wie in der nicht immer guten alten Zeit der Chausseehäuser und Brückenzölle. Dies muß unbedingt vermieden werden und läßt sich, wie bemerkt, durch eine entsprechende Fassung des Gesetzes verhüten. Sie festzulegen, ist nicht die Aufgabe eines kurzen Artikels, der nicht abschließen, sondern anregen soll. Eine endgültige Fixirung muß der öffentlichen Diskussion und der Berathung durch die verfassungsrechtlich zuständigen Instanzen überlassen bleiben. Die nachfolgende Formulirung hat daher lediglich den Zweck, der öffentlichen Diskussion eine präcisirte Unterlage zu schaffen.

Das ganze Gesetz ließe sich in etwa vier Paragraphen umschreiben.

§ 1: Jede Zahlung über 5 Mark, mag sie in welcher Form immer geleistet werden, unterliegt einer Abgabepflicht.

Google

§ 2: Die Höhe der Abgabe wird auf einen bestimmten Prozentsatz normirt, der alljährlich durch die Organe der Gesetzgebung im Etat bestimmt wird.
§ 3: Jede Zahlung ist nur dann als rechtsgültig geleistet zu betrachten, wenn die ihr entsprechende Abgabe geleistet wurde.
§ 4: Wer zur Ausübung seines Berufes einer Conzession bedarf, geht dieser verlustig, falls er sich der Leistung der Abgaben entzieht.
§ 5: Hohe Strafbestimmungen.

Da mit dieser Steuer jede Art von Geldumlauf getroffen würde, fiele die Notwendigkeit spezieller Besteuerung einzelner Bevölkerungsklassen fort, die bisher so viel böses Blut gemacht hat. Daß der hier vorgeschlagene Weg gangbar ist, dürfte, wie ein Blick auf England lehrt, nicht mit Erfolg zu bezweifeln sein. Und ebenso sind Volk und Regierung gleichermaßen daran interessirt, endlich einmal aus der ewigen Geldklemme und Schuldenmacherei herauszukommen. Der im praktischen Leben Stehende pflegt die Bedürfnisse des Volkes unmittelbarer zu empfinden, als der Mann am grünen Tisch. Daher legitimirt sich der Versuch, aus der Praxis des Lebens heraus Vorschläge für die Regierung zu öffentlicher Diskussion zu stellen.

Memento.

Längst hatte Karl der Große die Augen geschlossen, doch kein Geschlecht hinterlassen, das ihm gleich war. Rasch bröckelte Stein um Stein aus dem Riesenbau, morschte das Gefüge im Streit kleiner, mit Alltagklugheit und Alltageigennutz sich befehdender Menschlein. Noch ruhte der Große nicht ein Menschenalter in der Aachener Gruft, da barst seine Schöpfung schon in drei Theile, und jeder davon hat in langen und harten Kämpfen sich dann mühsam sein Daseinsrecht erstritten. „Von Allen ward, klagt ein Diakon dieser Zeit, das Reich, wie ein vom Haupte gefallener Kranz, mit Füßen getreten und verlor, seines Diadems beraubt, zugleich kaiserlichen Namen und Zier. Schon wird Niemand mehr als Kaiser geehrt, die Einheit der Herrschaft ist gefallen, und statt der Könige walten Königlein, statt des Reiches haben wir Reichsfragmente. Sie alle, die einst Eintracht verband, werden jetzt, nach gebrochenem Bunde, durch traurige Spaltungen heimgesucht.“ Nicht immer lähmte innerer Hader die Gravitation der Kräfte; oft drohte Verhängnis von außen. Und im Reich der Ostfranken wollte die Ruhe nicht mehr sich einheimen. Der Normannenschrecken kam, im Osten drückte die Macht der Slaven mehr und mehr, und bald sollten im Südosten Feinde erscheinen, wie sie seit Attilas Tagen nicht mehr in deutschen Marken gesehen waren.

Waren sie gerufen? Die Legende schwankt; jahrhundertelang hat das Volk Verwünschungen auf Arnolfs, des Kärtners, Haupt geladen, weil er die Ungarn zum Kampf gegen Swatopluk, den Mährerfürsten, bis dicht an des Reiches Grenze geführt haben sollte, und Liudbrand fragt, ob er nicht pro tam immenso scelere in der Hölle zu büßen habe. Sicher ist, daß seit diesem Zug die Sicherheit des Südostens dahin war, und daß das wie kaum ein zweites von den Germanen verabscheute Volk in kurzen Pausen verheerend über die deutschen Grenzen zog. Die Chronisten zeichnen sein Bild mit den widerlichsten Zügen. „Schon das Aeußere der Magyaren, sagt

Google

Dümmler in der vorzüglichen Geschichte des Ostfränkischen Reichs, flößte den Franken Abscheu und Widerwillen ein, so daß sie mehr Unholde, als wirkliche Menschen vor sich zu haben glaubten. Sie bemerkten an ihnen vornehmlich die häßlichen, wilden Gesichtszüge, die tiefliegenden Augen, das bis auf drei Zöpfe abgeschorene Haupthaar und den niederen Wuchs. Dazu unscheinbare Waffen und Zelte, der eintönige Klang ihrer unverständlichen Sprache und der barbarische Schlachtruf. Man erzählte schaudernd, daß sie Blut der Erschlagenen tränken und die Herzen der Gefangenen als ein Heilmittel stückweise verzehrten. Wo sie hinkamen in Feindes Lande, brannten sie alle Gebäude nieder, töteten, was wehrhaft war, und schleppten nebst unermeßlichem Raube, zumal an Vieh, Scharen von Weibern und Mädchen unter den rohesten Mißhandlungen pro libidine exercenda mit sich fort." Kein Wunder also, daß „die einen sie mit den fast schon verschollenen Avaren, ihren Vorgängern, oder mit den Hunen in Verbindung brachten, an welche der Name erinnern konnte; andere gar mit den Sarazenen, denen sie an Grausamkeit glichen. Auch den vieldeutigen Skythen wurden sie beigezählt und als die Völker Gog und Magog angesehen, die am Ende der Welt erscheinen, um Tod und Verderben zu spenden. Mit ihrer Verschlagenheit, der sie die meisten ihrer Siege zu verdanken hatten, verbanden sie, wie so viele barbarische Völker, große Treulosigkeit und trugen, wenn Habgier sie reizte, nie Bedenken, ihre Eide zu brechen."

„Ihrer Treulosigkeit, ergänzt Quitzmann, kam aber nur die Unersättlichkeit ihrer Habgier gleich, wie sie sich in dem wilden Charakter eines armen Räubervolkes erzeugt und durch seine Mißgeschicke, wie durch Vermengung mit dem Auswurfe aller durchzogenen Stämme auf den höchsten Grad gesteigert werden mußte. Wenn die Gothen das verhaßte Volk der Hunen aus einer geilen Vermischung von Zauberhexen und bösen Geistern entspringen ließen, so wundern sich die abendländischen Schriftsteller, daß die Langmuth Gottes wohl nur zur Strafe der sündigen Christenheit solche Ungeheuer auf Erden dulde."

892 hatte Arnolf den Schlag gegen Swatopluk geführt, dem Mähren erlag. Kein Jahr war seitdem vergangen, in dem die Ungarn nicht das deutsche Land bedroht hätten; bald an der Elbe, bald an der Donau. Und als, in den ersten Jahren des zehnten Säkulums, das Reich der Marahanen vernichtet war, lag der Nomadentroß vor den entblößten Grenzen Bayerns und Sachsens. Arnolf war nach längerem Kränkeln 899 gestorben und Erzbischof Hatto von Mainz hatte die Krone dem sechsjährigen Ludwig gerettet. An dessen Hof war aber für die größte Gefahr zunächst kein Interesse zu finden. Alter Familienhader drängte zur Schlichtung, und als die Babenberger Fehde endlich ihr blutiges Ende erreicht hatte, war das Land so geschwächt, daß es beim ersten Stoß nicht mehr zu widerstehen vermochte. Mit Sachsen begann's. Die Daleminzier, von Heinrich, des Sachsengrafen Otto Sohn, bedrängt, riefen die Ungarn zu Hülfe, die am 24. Juni 906 zum ersten Mal deutschen Boden betraten. Ein gräßliches Wüten entfesselter Barbarenroheit begann. „Viele Männer, erzählt ein Annalist, wurden erschlagen; ganze Scharen von Weibern edler, freier und geringer Abkunft fortgeschleppt, mit den Haaren verkoppelt, wie das Vieh, nackt und mit durchbohrten Brüsten; viele Kinder dazu." Kurz darauf ward der Raubzug wiederholt. Und doch war dies alles nur ein Vorspiel zu dem, was sich im folgenden Juli in Bayern abspielen sollte.

Google

Schneller ist eine Katastrophe wohl selten über ein Volk hereingebrochen, als die vom Juli 907 über Bayern. Keine Chronik weiß etwas von dem, was vorherging, zu melden; keine auch nur anzugeben, wo die Schlacht stattfand. Ob die Bajuvaren, des Schreckens ohne Ende satt, ob die Ungarn, von leichtfertiger Ueberhebung der Germanen gereizt, begannen: wird je die Geschichte zweifelfreie Antwort finden? Die zuverlässigen Chronisten stellen uns vor das nakte Faktum, und Aventin, der mit der Kunst eines Exakten lügt, hat zwar eine detaillirte Skizze geliefert, sich zugleich aber um jeden wissenschaftlichen Kredit fabulirt. So stehen wir einem der entscheidendsten Ereignisse unsrer Geschichte gegenüber, ohne zu wissen, warum, wo, in welchen Formen es verlief. Nur die Zeit ist uns bekannt und ein Theil der Opfer, mit dem die Bajuvaren ihr Unglück bezahlten. Am 5. (oder 6.) Juli kams zwischen ihnen und den Ungarn zur Schlacht, die zu einem Schlachten ward. Was an hervorragenden Namen in der Ostmark war, fiel der Tücke des Feindes zum Opfer. „Baioariorum gens ab Ungaris pene deleta est", sagt der Corveier Annalist; Chronisten und Totenbücher nennen die Namen derer, die auf der Wahlstatt blieben. Markgraf Luitpold, ihr ritterlicher Führer, Bischof Theotmar von Salzburg, der Erzkaplan, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Seben. „So viele Grafen und Herrn vom höchsten Adel mit ihren Ministerialen und Dienstmannen, sagt Quitzmann, lagen im Heldentode hingestreckt, daß man seitdem glaubte, die alten Geschlechter der Bajuvaren seien damals ausgestorben. Die Verwüstung, das grenzenlose Elend, welches diese Niederlage über die Ostmark nicht nur, sondern über das ganze Flachland von Bayern bis an den Lech brachte, ist unsäglich, denn über den Totenwall der Helden brachen die unmenschlichen Räuberhorden in das nichtsahnende Land, und mit ihnen flog der Würgengel über dessen friedliche Fluren." Doch die Schlacht hatte noch andere, wichtigere Folgen: „Mit diesem gewaltigen Siege war das Bestehen der Ungarn als einer selbstständigen Nation in den von ihnen eingenommenen Sitzen für die kommenden Jahrhunderte gesichert." So urtheilt Dümmler. Erst durch ihn entstand, was wir heute Ungarn nennen. Und diese politische Seite ists, die das schmerzliche Ereignis dem Publizisten ins Gedenken ruft. Jahr um Jahr zog nun das Verderben durch die deutschen Gaue, durch Franken und Thüringen, Schwaben und Bayern. Erst ein Lustrum später machten die vereinigten Alemannen und Bajuvaren unter Arnolf, Luitpolds thatkräftigem Sohne, in der mörderischen Schlacht am Inn dem Schrecken ein Ende. Gräßlich tobte der Grimm sich aus, kaum dreißig sollen sich zu retten vermocht haben. „Da was, singt ein alter Dichter,

da was gevochten ein michel strît;
Manch Ungern verlos da den lip;
Die Bayer rochen čhint und wip.
Ir wart da sovil erslagen,
daz es niemen čhan gesagen
und niemen erzelln mach;
sie slugen sich nacht und tach
unz an der Leita stat;
dannoch waren si nit vechten sat!"

Alte Schmach war damit getilgt; doch ihre Folge nicht vernichtet.

Google

Auf der Jagd nach dem Vergnügen.*)

Von Bernard Shaw.

Bis zu einem gewissen Punkt bin ich nie vor Marterqualen zurückgeschreckt. Bei weitem die schwerste Forderung, die jemals vom Gemeinwohl an mich gestellt wurde, ist die, welche vor Jahren meine Nächte den Theatern und meine Tage dem Schreiben über diese Theater opferte. Wenn ich geahnt hätte, wie außerordentlich peinlich meine Erfahrung sein würde, ich weiß nicht, ob ich das Gemeinwohl nicht noch eine Weile ungefördert gelassen hätte, bevor ich ihm dieses höchste Opfer brachte. Aber ich bin in den vorhergehenden Jahren so selten im Theater gewesen, daß ich mir seine Greuel nicht vergegenwärtigen konnte. Ich glaube steif und fest, daß die Heimsuchungen, die damals für mich begannen, meinen Geist erheblich geschädigt haben. Jedenfalls kamen die Dinge nach der kritischen Tätigkeit der letzten Wochen zu einer Krisis. Ich fühlte, insbesondere was die frische Luft anbelangt, daß ich unter Bedingungen, die denen der Sperrsitze möglichst unähnlich sind, irgend ein wirkliches Erlebnis haben müsse. Nach einiger Ueberlegung fiel mir ein, daß sich vielleicht ein neuartiges und überzeugendes Stück Realismus ergeben könnte, wenn ich aufs Land hinausginge, einen gefährlichen Hügel auswählte und ihn auf einem Rad, während der dunkelsten Nachtstunden, mit voller Geschwindigkeit hinunterführe. Das geschah auch.

Es hat wohl noch kaum ein Mensch einen andern jemals so völlig mißverstanden, wie der Arzt mich mißverstand, als er sich wegen des Gefühls entschuldigte, das die Spitze seiner Nadel hervorrief, mit der er die übermäßige Offenheit meines Antlitzes, nach meinem nächtlichen Abenteuer, ausbesserte. Wer durch nahezu drei Jahre die Stiche der Schauspieler erduldet hat, den berührt der Stich einer chirurgischen Stopfnadel wie eine köstliche Erleichterung. Ich konnte ihn nicht gut bitten, bloß zu meiner Unterhaltung noch ein paar Stiche zu machen, da ich doch aus reiner Genußsucht seine Sonntagruhe in einem solchen Maße gestört hatte, daß seine Güte mich beschämte; aber ich zweifle, ob ich je wieder ein Stück sehen werde, ohne mich nach dem verhältnismäßigen Behagen jenes stillen ländlichen Operationszimmers zurückzusehnen. Die Stille um mich her wurde nur durch den entfernten Gesang und den pochenden Trommelschlag irgend eines Heilsarmeekorps unterbrochen, und die Nadel berührte mit ihrem zarten Realismus meine Gefühlsnerven, Stich um Stich, mit absoluter Aufrichtigkeit in den Händen eines Künstlers, der seine Sache wirklich gelernt hatte und sie auszuüben verstand.

Um den Vergleich zu vervollständigen, wäre es notwendig, auf seine Oekonomie einzugehen und das Honorar des Doktors gegen den Preis eines Sperrsitzes in einem Westend-Theater abzuwägen. Aber hieran werde ich durch die Tatsache gehindert, daß sich die höchste Kunst gegen einen Vergleich zwischen ihrem unendlichen Werte und einem endlichen Geldhaufen empört. Zufällig gewann mir meine Stimme, die eine irländische Stimme ist, die Sympathie des Arztes, ein Umstand, der angesichts der Tatsache, daß er selbst Irländer war, beinahe

*) Diesen Aufsatz hat Shaw kurz vor seinem Scheiden als Theaterkritiker geschrieben, er liefert uns den interessanten Beweis, daß englische Kritiker von seinem Rang ungefähr genau so über Herrn Trees Schauspielkunst gedacht haben, wie die verrohten Berliner Rezensenten, deren Legitimität in der Auffassung Shakespearescher Dramen Herr Tree so herablassend bezweifelt hat.
Anmerkung des Uebersetzers.

Google

über alle Glaubwürdigkeit hinaus erstaunlich erscheinen muß, aber es war so. Er empfand richtig, daß Sympathie über jeden Preis erhaben ist, und lehnte es ab, sie zum Gegenstand einer geschäftlichen Transaktion zu machen. Dadurch machte er es mir unmöglich, seinen Namen ohne schwarzen Undank zu nennen, denn ich kenne keine wirksamere Art, einen Mann in diesem Lande zugrunde zu richten, als die Bekanntmachung seiner Neigung — und wäre sie noch so klein — eine wohlwollende Haltung gegen notleidende Fremde anzunehmen. Hier wird der Westend-Theaterdirektor vielleicht vorwurfsvoll murmeln: „Nun, habe ich denn jemals gestattet, daß Sie Ihren Platz bezahlen?“ Worauf ich nicht umhin kann zu entgegnen: „Ist das auch der Sympathie zuzuschreiben, die meine Stimme in Ihnen erweckt, wenn ich sie jeden Samstag erhebe?“ Ich schmeichle mir, Einladungen gegenüber nicht undankbar zu sein, aber man kann von mir doch nicht verlangen, daß ich für den Direktor, der meine Nerven foltert, meinen Geist schwächt und meinen Charakter vernichtet, so fühlen soll wie ich für den Arzt fühlte, der meinen Körper heilte, meine Seele erfrischte und meiner ausgebildeten Stimme schmeichelte, als ich ihm nicht mehr war denn ein im unrichtigen Augenblick erscheinender Fremdling mit einem unerhört blau geschlagenen Auge. Das hieße die Gerechtigkeit entthronen und die ewige Seligkeit verwerfen. Außerdem sagte er, es sei ein Glück zu nennen, daß ich mich nicht erschlagen habe. Würde irgend ein Theaterdirektor dieser Meinung gewesen sein?

Das köstlichste an diesem Dorf war vielleicht, daß sein Gefühl für die relative Wichtigkeit der Dinge so richtig angepaßt war, daß es in seinen Mauern keinen Theaterklatsch gab, denn dieser Doktor wußte tatsächlich nicht, wer ich bin. Mit einem Zynismus, über den mich seine Barmherzigkeit später erröten machte, suchte ich ihn wegen der pekuniären Zulänglichkeit seines kotbespritzten, zerfetzten, blutbefleckten Patienten zu beruhigen, indem ich sagte: „Mein Name ist G. B. S.“, wie wenn einer sagt: „Mein Name ist Cecil Rhodes oder Henry Irving oder Wilhelm von Deutschland.“ Ohne mit der Wimper zu zucken, befriedigte er freundlich meine egoistische Geschwätzigkeit, indem er vollkommen leichten Herzens entgegnete: „Der meine ist F.: was sind Sie?“ Als ich endlich in einer Atmosphäre atmete, in der es so wenig ausmachte, wer und was G. B. S. ist, daß niemand etwas darüber wußte, schluchzte ich beinahe vor Erleichterung, während er seine Nadel mit einem hübschen weißen Roßhaar einfädelte und taktvoll so tat, als hörte er meinem ausweichenden Gemurmel an, ich sei „eine Art Schreiber“, eine Erklärung, die ihm wohl beibringen sollte, daß ich meinen ehrlichen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Namen in Goldbuchstaben über Auslagefenstern und auf durchlochten Drahtjalousien verdiente. Der Makel meines konventionellen bescheidenen Ansehens in das unverdorbene Bewußtsein seines wohlwollenden und vernünftigen Lebens zu bringen, wäre die Tat einer Schlange gewesen.

Alles in allem genommen, ließ der Erfolg meines Experiments nichts zu wünschen übrig, und ich empfehle es vertrauensvoll zur Nachahmung. Meine Nerven hatten ihre Spannkraft, und mein Naturell hatte seine natürliche Sanftheit vollkommen wiedererlangt. Ich bin seitdem stets in einem Grade friedlich, glücklich und zärtlich, der meine Freunde in Erstaunen setzt. Allerdings läßt mein Aeußeres etwas zu wünschen übrig; aber ich glaube, daß die Sanftheit meines Augenausdrucks, wenn es wieder sichtbar wird, für die Verwüstung seiner Umgebung mehr als entschädigen wird.

Google

Immerhin ist ein Mensch etwas mehr als eine Omelette, und nicht die schwerste Verwundung vermag meinen Geist so weit zu zähmen, daß ich mich der Sophisterei unterwürfe, mit welcher Beerbohm-Tree versucht hat, die Schuld namens „Katherine and Petruchio“ von seinen und Garricks Schultern auf die Shakespeares zu wälzen. Ich habe nie gezögert, unserm unsterblichen William soviel wie möglich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man in Erwägung zieht, wie weit seine Frevel meine Schmähkräfte übersteigen; aber auch William hat Anspruch auf ehrliches Spiel. Tree behauptet, daß die Szenen, die Shakespeare geschrieben und die Garrick aus ihrem Zusammenhange gerissen hat, ein echtes Shakespeare-Drama bilden; und auch noch, daß das Stück zur Unterhaltung Christopher Slys, des Kesselflickers, aufgeführt wurde und deshalb desto besser gewesen sei, je ausschweifender es war. Diese Beweisführung ist so atemberaubend, daß ich nur die eine Frage hervorkeuchen kann, was denn Tree unter der einzig wirklichen beredten und tiefgefühlten Stelle versteht, die Sly in den Mund gelegt ist: „'s ist ein vortreffliches Stück Arbeit: ich wollt', es wär' getan!“ Dieser Zug, zu dem sich das ganze Sly-Zwischenspiel nur wie der Griff zum Dolche verhält, scheint mir Trees Identifizierung des Geschmacks seines Publikums in Her Majesty's Theatre mit dem eines betrunkenen Kesselflickers auf ein Niveau zu stellen, das entschieden tiefer steht als der augenblickliche Zustand meines linken Auges. Das zweite Argument ist ernsthafter gemeint und kann sogar die Einfalt des echten Londoner Theaterbesuchers täuschen. Wir wollen sein Prinzip dadurch auf die Probe stellen, daß wir seine Anwendung variieren. Gewisse antichristliche Propagandisten haben sowohl hier wie in Amerika aus der Bibel alle Stellen ausgemerzt, die für die Familienlektüre nicht geeignet sind, und dann eine Anzahl davon dem Publikum als Proben aus der Heiligen Schrift angeboten. Einige unserer strenggläubigen Schriftsteller haben sich, obwohl stark entrüstet über diese polemische Kriegslist, nichtsdestoweniger kein Gewissen daraus gemacht, dem Wesen nach dasselbe mit dem Koran zu tun. Will Tree für diese Sammlungen die volle Autorität, Würde und Begeisterung der Autoren beanspruchen, aus denen sie zusammengesetzt sind? Wenn nicht, welchen Unterschied macht er zwischen dem Vorgehen Garricks von dem ihrigen? Garrick entnahm einem Drama Shakespeares alle Stellen, die seinem niedrigeren Zwecke dienen konnten, und ließ das übrige fort. Wäre es sein Ziel gewesen, in dem ehrlichen Glauben, daß die Shakespeare-Verehrung ein verdammungswürdiger Irrtum sei, Shakespeare in Mißkredit zu bringen, so hätten wir „Katherine and Petruchio“, trotzdem wir das Produkt beklagten, achten können. Aber er hatte keine derartige Ueberzeugung: ja, er war ein erklärter Shakespeare-Verehrer und ohne Zweifel ein aufrichtiger, so weit seine unglückliche Urteilsfähigkeit ging. Er verstümmelte „Der Widerspenstigen Zähmung“ einzig und allein, weil er aus der Gemeinheit des Geschmacks seiner Zeit Kapital zu schlagen hoffte. Eine solche Transaktion kann auf kaufmännischem Gebiete verteidigt werden; sie auf einem andern zu verteidigen, scheint mir entweder ein künstlerischer Fehler oder ein Bekenntnis von Philisterei zu sein. Wenn Tree mutig erklärte, daß er „Katherine and Petruchio“ für ein besseres Stück als „Der Widerspenstigen Zähmung“ halte, und daß Garrick als Schauspieler und Direktor seine Sache besser verstanden habe als ein bloßer Dichter, so bliebe er in den Grenzen seiner Rechte. Er würde unserer Leichtgläubigkeit nicht einmal allzuviel zumuten, denn eine lange Dynastie von Schauspielerdirektoren von Cibber bis auf

Google

Sir Irving sind unzweifelhaft aufrichtig gewesen, wenn sie ihre eigenen Bühnenbearbeitungen den verstümmelten Meisterwerken des Genies vorzogen, das sie mit gesprochenen Ehrenbezeugungen verschwenderisch überschüttet haben. Aber Tree erhebt keinen Anspruch auf einen solchen Vorzug; im Gegenteil, er brandmarkt die Bearbeitung Garricks unverblümt als Kesselflickerkost und macht Shakespeare dafür verantwortlich, daß ihm die Materialien gestohlen wurden.

Ich wünsche nicht, Tree durch akademische Fragen in Verlegenheit zu bringen. Mein Zweck ist ein praktischer: ich will ihn soweit einschüchtern, daß er seinem eigenen Urteile gänzlich mißtrauen soll, wenn es sich um Shakespeare handelt. Er ist im Begriff, eines von den großen Dramen Shakespeares, „Julius Cäsar", aufzuführen: und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dieses Werk in Stücke reißen wird. Der Mann, der „Katherine and Petruchio" wieder aufgeführt hat, ist ganz gut fähig, alles Un-Shakespearesche zu tun. Ich tadle ihn darum nicht: es ist eine ganz natürliche Folge der Tatsache, daß er, wie die meisten Schauspieler und Direktoren, Shakespeare nicht liebt und ihn nicht kennt, obwohl er sich ohne bewußte Unaufrichtigkeit der allgemeinen Uebereinkunft über die Größe des „Schwanes" fügt. Ich bin weit davon entfernt, meine eigene, aus den Tagen meiner Kindheit stammende Vorliebe für Shakespeare und meine Vertrautheit mit dem Dichter irgendwie als überlegen hinzustellen gegenüber Trees reifer Abneigung oder Gleichgültigkeit. Aber ich darf vernünftigerweise annehmen — obwohl ich zugebe, daß diese Annahme ungewöhnlich und wahrlich beispiellos ist — daß Shakespeares Stücke zur Befriedigung jener Menschen aufgeführt werden, die Shakespeare lieben, und nicht als langweiliger Ritus, um den Ruhm des Autors zu feiern und den des Schauspielers zu erhöhen. Deshalb hoffe ich, Tree werde beim Zustutzen des „Julius Cäsar", soweit seine beschränkte Zeit ihm dies gestattet, sorgfältig alle Stellen beibehalten, die ihm mißfallen, und nur jene streichen, die ihm genügend populär erscheinen werden, um den Anschauungen Christopher Slys entgegenzukommen. Er wird in keinem Falle eine so gute Bühnenbearbeitung hervorbringen, wie Forbes Robertsons „Hamlet" es gewesen ist, weil „Hamlet" Herrn F. R. gefallen zu haben scheint; auch keine so gute wie George Alexanders Bearbeitung von „Wie es Euch gefällt", weil Herr Alexander augenscheinlich Shakespeare für einen ebenso guten Beurteiler eines Stückes hält wie sich selbst; aber wir werden dann wenigstens einem ausgesprochenen anti-Shakespeareschen „Julius Cäsar" entgehen. Wenn Tree soviel wie ich darunter gelitten hätte, Shakespeare verstümmelt zu sehen, um dem Londoner Spießbürger ein Fest zu bereiten, so würde er meine Nervosität über diesen Gegenstand nachempfinden können.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Zweites Bild.

[1. Fortsetzung]

(Eine graugetünchte Gefängniszelle. In der vom Zuschauer aus linken Wand die eisenbeschlagene Türe, mit Guckloch und Klappe zum Hinausreichen des Speisenapfes. In der rechten Seitenwand ein kleines, sehr hoch angebrachtes stark vergittertes Fenster. An der Rückwand von links nach rechts zuerst ein schlichter, an der Wand befestigter Tisch, der hinaufgeklappt werden kann. Daneben eine

Google

ebenso eingerichtete primitive Bank ohne Lehne. Neben der Bank steht eine braune, irdene Schale am Boden und darinnen ein brauner, irdener Wasserkrug. Darüber an der Wand ein kleines Regal, worauf eine Bibel, ein Speisenapf, ein eiserner Löffel, eine Salzbüchse, ein Kamm und ein Ende Zwirnsfaden liegen. Neben dem Regal hängt ein Handtuch. Mehr dem Fenster zu ist an der Rückwand das hinaufgeklappte und an die Mauer festgeschlossene Bett angebracht, bestehend aus einer Pritsche und einer grauleinenen Matratze. Ueber dem Bett hängt die gedruckte Gefängnisordnung mit den sieben Disziplinarstrafen.)

Erste Szene.

(Clara sitzt in blau und weiß gestreifter Sträflingskleidung, bestehend aus Rock und Jacke, am Tisch und liest im neuen Testament. Plötzlich hört man draußen das Rasseln eines Schlüsselbundes. Sie erhebt sich und bleibt regungslos stehen. Ein Schlüssel wird von außen ins Türschloß gesteckt und umgedreht, zwei schwere Riegel werden zurückgeschoben. Darauf öffnet sich die Tür, und die Aufseherin in schlichter, grauer Kleidung, einen Packen Zeitungen unter dem Arm, tritt ein.)

Die Aufseherin: So! Da ist die Allgemeine Deutsche Musikzeitung! Der Herr Direktor hat mir mein Fett gegeben! Unsereins hat alles auszufressen! Das ist ein Leben mit euch Weibsleuten, ich danke schön! Eben kommt er ins Magazin, der Herr Direktor: „Na, was fahren diese Zeitungen im Gefängnismagazin herum?! Ist unser Gefängnismagazin eine Trödelbude?!“ — „Herr Direktor, das ist die Allgemeine Deutsche Musikzeitung, die das Fräulein von Siebzehn allwöchentlich zugeschickt bekommt.“ — „Dann sagen Sie ihr, sie solle die Zeitungen ganz genau eine nach der andern dem Datum nach ordnen, und sie solle sie ganz genau eine auf die andere legen, so daß sich nirgends ein Eselsohr in dem Packen findet, und daß nirgends eine Ecke von einem Blatt aus dem Packen herausssteht!“ Da haben Sie nun wenigstens was zu tun! Sie sollen die Zeitungen ganz genau eine nach der andern dem Datum nach ordnen, und Sie sollen sie ganz genau eine auf die andere legen, so daß sich nirgends ein Eselsohr in dem Packen findet, und daß nirgends eine Ecke von einem Blatt aus dem Packen herausssteht. Haben Sie soviel Verstand, um das zu begreifen?

Clara: Ja, ich habe es verstanden.

Die Aufseherin: Also vorwärts, flink an die Arbeit! Bis Sie das Essen fassen, müssen Sie fertig sein! Dann kann ich den verdammten Packen wieder ins Magazin zurückbringen. (sie nimmt den Kamm vom Regal und betrachtet ihn genau) Es ist nicht zu glauben, was das für Ferkel sind! Wozu gebe ich Ihnen denn den Zwirnsfaden? Sagen Sie mir nur, wozu gebe ich Ihnen jeden Sonnabend nachmittag einen Zwirnsfaden?!

Clara: Ich habe den Kamm, so gut ich konnte, gereinigt. Aber Sie haben mir noch nie gesagt, wozu der Zwirnsfaden da ist, den Sie am Sonnabend nachmittag hereinreichen.

Die Aufseherin: Ihnen muß man alles hundertmal sagen!

Clara: Das lügen Sie! Sie haben es bis jetzt in den vier Monaten, die ich hier bin, absichtlich unterlassen, mir zu sagen, wozu der Zwirnsfaden da ist, den Sie mir am Sonnabend hereinreichen, damit Ihnen ja noch ein Vorwand übrig bleibt, mich wie einen Dienstboten anzuschnauzen!

Die Aufseherin: So eine Frechheit! Na, Sie sehen vor Pfingsten übers Jahr keinen grünen Baum wieder! Das kann ich Ihnen sagen! — Den Zwirnsfaden bekommen Sie, um Ihren Kamm damit zu reinigen! Wo haben Sie ihn denn?!

Clara: Meinen Kamm? Sie halten ihn ja in der Hand!

Die Aufseherin: Nicht Ihren Kamm, zum Donnerwetter! Ihren Zwirnsfaden!

Clara: Ach so, meinen Zwirnsfaden. (sie ntmmt den Zwirnsfaden vom Regal) Hier ist der Zwirnsfaden.

Die Aufseherin: Geben Sie her! Natürlich voll Schmutz! Ferkel! Das eine Ende nimmt man in den Mund, zwischen die Vorderzähne. So! (sie tut es) Das andere Ende hält man mit der linken Hand fest. So, sehen Sie! Merken Sie sich das jetzt! Ich habe keine Lust, Ihnen das noch hundertmal vorzumachen! Dann faßt man den Kamm mit der rechten Hand und fährt an dem Zwirnsfaden gleichmäßig auf und nieder. (sie tut es) So, sehen Sie! Und so reinigt man — sorgfältig — der Reihe nach einen Zahn um den andern.

Google

Einen um den andern! (mit dem Kamm auf und nieder fahrend) Eins, zwei! Eins zwei! — Werden Sie das jetzt endlich begriffen haben? — Eins, zwei! — Sie?!

Clara: Ja, jetzt wo Sie es mir gezeigt haben, weiß ich es. — (angstvoll) Aber der Arzt ist heute wieder nicht gekommen! Vorgestern versprach er als sicher, daß er heute kommen und mir etwas verschreiben werde!

Die Aufseherin: Der Arzt? Das glaube ich Ihnen! — Nehmen Sie sich gefälligst ein Beispiel an unseren Mannsbildern da drüben! Wenn die sechs Wochen bei uns in Kost sind, dann haben sie ganz und gar vergessen, daß es überhaupt noch Weiber auf dieser Welt gibt. Fünfzehn Jahre bleiben sie dann hier, ohne daß ihnen auch nur im Traum einmal ein Weib vorkommt! Aber Ihr Weibsleute! Euch kann man im Dunkeln an die Kette legen, Ihr denkt Tag und Nacht nur an den Mann! Heute ist es der Arzt und morgen ist es der Geistliche! Ihr denkt nur an den Mann, der Euch für all eure Schande und all Euer Elend trösten soll!

Clara (unter Krämpfen): Ich werde wahnsinnig! Ich bin dem Selbstmord nahe! Ich habe gestöhnt und gestöhnt die ganze Nacht hindurch! Mein Herz hält das nicht mehr aus! Ich muß ein Schlafmittel haben! Ein Schlafmittel! Sagen Sie das dem Gefängnisarzt! Er muß mir etwas Beruhigendes geben!

Die Aufseherin: Ein heißes Fußbad! Ja, das können Sie haben! — Das hilft gegen Ihre Herzbeklemmungen. Ich bringe das heiße Fußbad herein, wenn Sie das Essen gefaßt haben. Bis ich Ihr Bett losschließe, stecken Sie Ihre Füße hinein, auch wenn's etwas weh tut! Soviel hält man aus, wenn man schlafen will! Den Gefängnisarzt, den haben Sie zum Schlafen nicht nötig!

Zweite Szene.

(In der offen gebliebenen Türe erscheint Josef Reißner, hinter ihm ein Wachtmeister in Uniform.)

Clara (schreit überwältigt): Josef !

Josef (sie mit einem Blick zur Besinnung bringend): Gnädiges Fräulein!

Der Wachtmeister: Sind Sie da, Aufseherin?

Die Aufseherin: Ich bin hier, Herr Oberaufseher! Was ist es mit dem Herrn?

Der Wachtmeister (in der Tür stehen bleibend): Der Herr Direktor hat dem Herrn Professor gestattet, die Zelle der Gefangenen zu betreten, natürlich vorausgesetzt, daß die Aufseherin anwesend ist. — Sie, Aufseherin, sind also da?

Die Aufseherin: Ich bin hier!

Der Wachtmeister: Und Sie bleiben auch hier?

Die Aufseherin: Schon gut. Ich bleibe in der Zelle, solange der Herr hier ist.

Der Wachtmeister: Na also. (er sieht sich flüchtig in der Zelle um und bleibt am Bett stehen) Wie das hier aussieht!

Clara (zuckt nervös zusammen).

Die Aufseherin: Ich sage es ja! Man kann reden und reden, soviel man will, es nutzt alles nichts!

Der Wachtmeister: Eine gerade Linie muß die Matratze mit dem oberen Rand des Bettes bilden! Eine gerade Linie! Wenn das der Herr Direktor gewahrt, dann kriege ich einen Verweis!

Clara (eilt an das Bett): Ich bringe es gleich in Ordnung!

Der Wachtmeister: Na also. (Er verläßt die Zelle. Die Türe bleibt geöffnet.)

Dritte Szene.

Clara. Die Aufseherin. Josef.

Josef: Gnädiges Fräulein! Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß mein Erscheinen Erwartungen in Ihnen wachruft, die im nächsten Moment zur schmerzlichsten Enttäuschung werden können. Glauben Sie, bitte, nicht, in mir Ihren Befreier vor sich zu sehen. Mit voller Bestimmtheit läßt sich in diesem Augenblick noch wenig sagen. Aber die Tatsache, daß

Google

mich der Herr Gefängnisdirektor Ihre Zelle betreten läßt, ist mir ein untrügliches Zeichen dafür, daß Ihrem Geschick jedenfalls eine günstige Wendung nahe bevorsteht!

Clara: Herr — Herr Professor! — Ich — ich — die Sprache — ich kann nämlich nicht sprechen! — in der Kehle — hier — seit vier Monaten — ich habe seit vier Monaten — keinen bekannten Menschen habe ich mehr gesehen! — Herr Professor — (plötzlich angstvoll auffahrend) Herr — Herr — Nein! — Gehen Sie fort, Herr! Lassen Sie mich allein! Sie bringen nichts Schönes, Herr! Mit Ihnen, Herr — kommt nichts Gutes über diese Schwelle! Nein! Niemals! Ich habe geschworen, Herr! Ich will mich auf das, was Sie mir sagen — ob Sie es mit Bestimmtheit sagen oder nicht mit Bestimmtheit sagen! — nie, nie mehr einlassen!

Josef (räuspert sich laut, dann mit starker Stimme): Gnädiges Fräulein! In einer Viertelstunde von jetzt ab gerechnet. — Es kann höchstens zwanzig Minuten dauern! — wird meine Frau hier bei Ihnen sein. Sie werden sich meiner Frau noch erinnern! — Gnädiges Fräulein, meine Frau hat ohne Ihr Wissen ein Immediatgesuch an den Landesherrn gerichtet....

Clara (vor sich hinmurmelnd): Gnädiges Fräulein?

Josef: Meine Frau, gnädiges Fräulein, hat ein Immediatgesuch, in dem sie unter allerhand Begründungen um Ihre Begnadigung nachsucht, durch ich weiß nicht welche Vermittlungen an seine königliche Hoheit zu bringen verstanden. Und seine königliche Hoheit — soviel steht augenblicklich unumstößlich fest — haben das Gnadengesuch selber in Händen gehabt..

Clara (betrachtet lächelnd ihre Kleidung von oben bis unten): Das gnädige Fräulein, das soll wohl ich sein?

Josef: Ich konnte mit dem besten Willen nicht darauf gefaßt sein, gnädiges Fräulein, daß Ihnen der Anblick Ihres Lehrers, dem nur die Wahrscheinlichkeit einer baldigen günstigen Wendung in Ihrem Schicksal Zutritt zu Ihnen verschafft, daß Ihnen dieser Anblick so unerträglich sein werde! — Meine Frau hat sich an eine Dame gewandt, deren Verbindungen und Beziehungen gar keinen Zweifel an dem besten Erfolg ihrer Bemühungen aufkommen lassen!

Clara (bricht plötzlich in die Knie und windet sich in Krämpfen auf der Erde): O womit habe ich das verdient! Womit habe ich das verdient! Nein, ich bin kein hysterisches Weibsbild! Ich bin nicht hysterisch! Ich bin es nicht! Aber ich kann nicht anders! Ich kann mir nicht anders helfen! O Gott, womit habe ich das verdient! O Gott, o Gott! ich bin nun einmal so! Die ganze vergangene Nacht habe ich an den fürchterlichsten Herzkrämpfen gelitten! Was Wunder, daß jetzt alles zum Ausbruch kommt! — O Gott, o Gott, o Gott, wenn mich doch jemand durchpeitschte! Wenn mich nur jemand peitschen wollte! Peitschenhiebe, bis ich kein Gefühl mehr in den Gliedern habe! Nur kein Gefühl mehr im Körper! Peitschenhiebe brauche ich! Nur kein menschliches Gefühl mehr! Um Gottes Barmherzigkeit willen die Peitsche! — die Peitsche!

Josef (kniet neben ihr nieder und streichelt ihr geschäftig Stirn und Wangen): Beruhigen Sie sich, mein Fräulein! Beruhigen Sie sich, mein Kind! Beruhigen Sie sich doch in des drei Teufels Namen! Habe ich als Ihr Lehrer denn nicht die Pflicht, mich darum zu kümmern, was aus Ihnen wird? Ich versichere Sie, daß ich Ihr Geschick während der ganzen Zeit Ihrer Gefängnishaft nicht eine Minute aus dem Kopfe verloren habe! (er richtet sie langsam empor) Und Gott sei's gedankt, hat sich Ihr Los doch seit dem Beginn Ihres Prozesses stetig zum Besseren gewandt. Vergessen Sie das doch, bitte, nicht! Sie sind jetzt auf dem allerbesten Wege, sich Ihr künstlerisches Leben neu zu gestalten. Denken Sie doch nur zurück! Unendlich viel schlimmer als der Aufenthalt hier im Gefängnis war doch für Sie die Zeit, die Sie in Antwerpen verlebt haben! Ihre Existenz war damals vollständig aussichtslos! War es denn da ein so unverantwortungsvolles Verbrechen von mir, daß ich Ihnen als Ihr Lehrer den Rat gab, nach Deutschland zurückzukommen, sich kurzerhand verurteilen zu lassen und in aller Stille Ihre Strafe zu verbüßen?! Jetzt können Sie doch endlich Ihre ganze Lebenskraft wieder frei und ohne Hindernisse für Ihre Kunst einsetzen! Bedenken Sie doch, was Sie durch die Quälereien, die Sie hier erdulden mußten, gewonnen haben! Die Hälfte der über Sie verhängten Strafen haben Sie ja nun schon glücklich überstanden! Und

Google

wie ich eben andeutete, findet das Rätsel Ihres Geschickes ja in diesem Augenblick vielleicht schon eine ganz unerwartete günstige Lösung!

Clara (unter seinen Liebkosungen wollüstig erschauernd): Wie wohl das tut! — O Gott, wie wohl das tut!

Josef: In Antwerpen kannten Sie keine menschliche Seele! Deutschland war Ihnen verschlossen! Zu Ihrer Mutter in die Schweiz zurückzukehren war Ihnen, solange Ihre künstlerische Zukunft nicht wieder frei und offen vor Ihnen lag, gleichfalls unmöglich!

Clara: Sie hatten recht, Herr Professor! Gottes Gnade behüte mich davor, die Tage noch einmal erleben zu müssen, die ich in Antwerpen verbrachte! Das war schrecklicher als alles, was ich hier in den vier Monaten ausgestanden! Vor meinem Fenster der schwarze Kanal, in den ich hinunterstarrte, während ich Woche um Woche kein Wort über die Lippen brachte! Kein Klavier! Keine Noten! Tat ich einmal den Mund zum Singen auf, dann war mir meine Stimme das gellende Verdammungsurteil, vor dem ich mich in den dunkelsten Winkel verkroch! Ein zermalmender Donnerschlag war mir der leiseste Laut, den ich sang! Und in der Schweiz meine Mutter, deren Briefe mir gewissenhaft nachgeschickt wurden! Die nicht ahnen durfte, wo ihr Kind war, geschweige denn, weshalb es dort war! Ich las und las und sah keine Möglichkeit, ihr ein Lebenszeichen von mir zu geben!

Josef: Ja, was ich noch sagen wollte ...

Clara: Als Du dann schriebst, es wäre wohl das Beste, zurückzukommen, weil ich ja doch voraussichtlich freigesprochen würde ...

Josef: Mein gnädiges Fräulein! ...

Clara: Ja, ja! Gewiß! — Meine Richter dachten im Traum nicht daran, mich freizusprechen. Sie verurteilten mich zu acht Monaten Gefängnis und ließen mich aus dem Sitzungssaal in diese Zelle bringen! Aber trotzdem ist mir doch die Fahrt von Antwerpen hierher als das reinste, schönste Glück im Gedächtnis, das mir seit den Erlebnissen meiner frühesten Kindheit zuteil geworden ist.

Josef: Sie spannen mich absichtlich auf die Folter!

Clara: Wie es freilich jetzt um meine künstlerische Zukunft aussieht, das liegt einstweilen für mich noch im dunkeln! Legen Sie hier doch einmal Ihre rechte Hand auf Ihr Herz, Herr Professor, und sehen Sie mir in die Augen! Glauben Sie immer noch daran, daß ich in einem Jahr eine der gefeiertsten Wagnersängerinnen bin?!

Josef (ihr ruhig in die Augen blickend): Wenn Sie bei mir Privatunterricht nehmen!

Clara: Wenn ich bei Ihnen Privatunterricht nehme?!

Josef: Was kann ich Ihnen als Gesangspädagoge anderes antworten! — Gott sei Dank, da kommt meine Frau!

Vierte Szene.

(Else Reißner, einige große Rosen in der Hand, tritt ein. Hinter ihr erscheint der Wachtmeister in der Tür. Die Vorigen.)

Else (rasch auf sie zugehend): Clara, ich bringe Dir diese Rosen!

Clara: Else! — Die schönen Blumen! — Du findest mich hier in einer ganz unmöglichen Toilette!

Der Wachtmeister (in der offenen Tür): Aufseherin! Der Herr Direktor sagt, Sie könnten die Gefangene mit den Herrschaften jetzt, wo die Frau Professor hier ist, allein in der Zelle lassen. Sie wissen, was Sie zu tun haben?

Die Aufseherin: Schon gut, schon gut. Sie bleiben hier, Herr Oberaufseher?

Der Wachtmeister: Gehen Sie nur. Ich bleibe hier.

Die Aufseherin: Dann gehe ich also! (sie verläßt die Zelle. — Der Wachtmeister bleibt anfangs in der Türe, tritt dann in den Gang hinaus und geht vor der offenen Zelle auf und nieder.)

Else: Deine Begnadigung, Clara, ist ausgefertigt! Du bist begnadigt, Clara! Du bist begnadigt! Wir warten hier nur noch auf den Gefängnisdirektor, der Dir die allerhöchste Entscheidung mitteilen muß, und dann verlassen wir dieses entsetzliche Bauwerk!

Clara (scheu und angstvoll): Ich soll voraussichtlich wieder einmal freigesprochen werden!

Google

Else: Du bist begnadigt, Clara! Glaub mir, Du bist begnadigt! — Seit dem Verhandlungstage, an dem Du zu acht Monaten verurteilt wurdest, gab es in meinem Kopfe nur einen Gedanken: Wie kann ich sie befreien! Wie kann ich Clara befreien! Nächtelang habe ich mein Gehirn mit diesem einen Gedanken zermartert! Endlich kam mir die Erleuchtung: ein Gnadengesuch an den Großherzog! Erste Bedingung war natürlich, daß das Gnadengesuch dem Justizminister nicht in die Hände geriet. Denn der Justizminister hat für alles, was nicht gleich Räuber und Mörder ist, nicht das geringste Verständnis. Dein Gnadengesuch mußte dem Großherzog von jemandem, der ihm menschlich nahe steht, zu lesen gegeben werden; und diesen hilfreichen Engel fand ich in der Person der Baronin Sommerfeld. Ich tat einen Fußfall vor ihr, ich habe aufrichtig und ehrlich vor ihr geweint. Wie das in dem Augenblick plötzlich so gegen all mein Erwarten über mich kam, ist mir heute noch nicht verständlich. Nun handelte es sich nur noch darum, das Begnadigungsgesuch wirkungsvoll zu stilisieren. Deine beste Fürbitterin, Clara, war, ohne daß sie sich's träumen läßt, Deine liebe Mutter. Ich schrieb, daß Du eine schweizerische Offizierstochter seiest, und daß Deine Mutter seit Jahren an einem schweren Herzleiden daniederliege. Der Großherzog soll sofort geäußert haben: daß nur ja die alte Dame nichts davon erfährt! Er begreife ja, wie einem hübschen, jungen Mädchen so etwas passieren könne, aber es wäre doch zu gräßlich, wenn die alte Mutter dafür büßen müßte!

Clara: Ich möchte mich vor Scham erdrosseln, Else, daß ich hier in diesem Rock und in dieser Jacke vor Dir stehen muß! Da, nimm Deine Blumen! Die Blumen passen mir nicht recht zu meiner Frisur! Ich will Gott danken, wenn diese Tür wieder hinter Euch zugeriegelt wird! Mir war in dieser Zelle so wohl wie dem Fisch im Wasser, solange ich allein darin war! Euer Besuch martert mich mehr, als es der Untersuchungsrichter mit all seinen Verhören getan hat!

Else: Clara, Clara, wie kannst Du mich so fürchterlich quälen! In einigen Minuten — es kann höchstens noch eine Viertelstunde dauern — wird der Gefängnisdirektor hier sein! Ich kann ja vor Glück über Deine Befreiung die Tränen kaum zurückhalten! (vor Weinen überwältigt) O Clara, Du ahnst ja gar nicht, wie gut es Dir ergangen ist! In jener gleichen Nacht, in der Du damals nach Antwerpen flohst, wurde die unglückliche Frau Fischer, mit der zusammen Du angeklagt warst, zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt!

Clara: Allmächtiger Gott!

Josef: Die Frau Fischer wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt! Ein Jahr von ihrer Strafe hat sie bis heute schon abgebüßt!

Der Wachtmeister (tritt hastig ein und geht direkt auf das Bett zu): Der Herr Direktor kommt! Haben Sie die Matratze vorschriftsmäßig zurechtgerichtet? (fährt mit der Hand über den oberen Rand des Bettes) Na, Gott sei Dank! (die Zeitungen bemerkend, die auf dem Tisch liegen) Was tut denn der dicke Packen Zeitungen hier?

Clara: Der Herr Direktor hat mir die Zeitungen eben erst hereingeschickt, damit ich sie dem Datum nach ordnen soll.

Der Wachtmeister: Das weiß er aber doch gar nicht mehr! Ich kriege einen Verweis! (strammstehend, da von außen rasche Schritte laut werden) In Gottes Namen!

Josef (zu den Damen): Jetzt, bitte, ruhig!

Fünfte Szene.

(Der Gefängnisdirektor tritt ein, ein hochgewachsener, rüstiger Graubart in Offiziersuniform mit schweren silbernen Epauletten. — Die Vorigen.)

Der Gefängnisdirektor: Was fahren heute hier überall diese Zeitungen herum?!

Der Wachtmeister: Zu Befehl, Herr Oberst!

Clara: Die Zeitungen wurden mir hereingebracht, damit ich sie dem Datum nach ordnen soll.

Der Gefängnisdirektor (Josef die Hand reichend): Herr Professor! — Wollen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Gemahlin vorstellen.

Google

Josef: Herr Gefängnisdirektor — meine Frau.

Der Gefängnisdirektor (zieht ein Schriftstück aus der Tasche und prüft es von oben bis unten. Zu Clara): Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Ihnen durch allerhöchste Entschließung seiner königlichen Hoheit des Großherzogs der Rest Ihrer Strafe — und zwar auf dem Gnadenwege — erlassen ist. Der allerhöchste Erlaß, den ich hier in Händen halte, ordnet ausdrücklich an, daß Sie mit dem heutigen Tage aus der Haft entlassen werden. — (Das Schriftstück zusammenfaltend) Von diesem Augenblicke an sind Sie nicht mehr meine Gefangene. (sich leicht verbeugend und Clara die Hand reichend) Gestatten Sie mir, mein Fräulein, daß ich Sie aufrichtig, aus vollem Herzen, zu Ihrer unverhofften Befreiung beglückwünsche.

Clara (sinkt langsam in die Knie, küßt die Hand des Gefängnisdirektors, die sie in der ihrigen hält; darauf fällt sie vornüber und bricht, auf der Diele zusammengekauert, in herzerschütterndes Wimmern aus.)

Der Gefängnisdirektor (sehr ruhig zu Josef): Ich habe dem Fräulein vom ersten Tage an Krankenkost verabreichen lassen. Für Leute aus guten Verhältnissen ist der Aufenthalt bei uns eine ganz unverdiente Grausamkeit, während ein Landstreicher jedenfalls nirgends in der Welt gesundere Kost und Pflege findet als hier bei uns.

Else (ist neben Clara niedergekniet und richtet sie empor): Ich bitte Dich, Clara, steh doch ruhig auf! Du bist frei, Clara! Du bist frei!

Clara (hat sich wortlos erhoben.)

Der Gefängnisdirektor: Diese Kleider hier legen Sie unten bei unserer Zeugmeisterin ab, die Ihre Sachen in Verwahrung hat. Sie werden sich der Güte unseres allergnädigsten Großherzogs erst voll und ganz bewußt werden, wenn Sie sich wieder hübsch und menschlich gekleidet sehen. Vor allem aber, mein Fräulein, muß ich Sie zu den aufopfernden treuen Freunden beglückwünschen, die Sie in Herrn Professor und seiner Frau Gemahlin haben! Daß jemand in seinem tiefsten Elend noch auf solche Freunde rechnen darf, kommt nur äußerst selten bei uns vor. (Josef die Hand reichend) Herr Professor, ich habe Sie als Sänger schon mehrfach an Ihren musikalischen Abenden bewundert. Ich freue mich sehr, Sie bei diesem Anlaß als Lehrer und als Menschen persönlich kennen zu lernen. (zu Clara) Halten Sie sich nur immer an Ihre Freunde, mein Fräulein, dann werden Sie in Zukunft vor solchen Kalamitäten gesichert sein.

Josef (dem Gefängnisdirektor die Hand reichend): Gestatten Sie, Herr Oberst, daß wir uns empfehlen. (leise zu den Damen) Vorwärts marsch! Hinaus aus diesen Mauern! (Else und Josef führen Clara hinaus.)

Der Wachtmeister: Zu Befehl, Herr Oberst! Sollen der Gefangenen die Zeitungen nachgeschickt werden?

Der Gefängnisdirektor: Lassen Sie mich doch erst mal sehen, was das ist. (er entfaltet eine der Zeitungen und liest den Titel) Das ist die „Allgemeine Deutsche Musikzeitung". — Die Zeitungen sollen in unserer Buchbinderei gebunden und der Gefängnisbibliothek einverleibt werden. Unsere Leute hier sind durch die Bank weg außerordentlich stark musikalisch veranlagt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Korrespondent.

Von Felix Salten.

Was so im Allgemeinen über Wien geschrieben wird, ist beglückend. Wer draußen im Reich lebt, Wien nicht kennt, immer und immer wieder liest, wie töricht sorglos hier die Zeit vertrödelt wird, mag sich diese Stadt als ein weitläufiges Vergnügungslokal vorstellen. Und staunen, daß die ganze Geschichte nicht eines Tages zusammenkracht. Denn eine Stadt muß eine Stadt sein, im Ernst des Lebens ernstvoll lebendig. Sonst kann sie nicht bestehen. Dieses Wien aber, wie es da geschildert wird, ist

Google

cher ein Jux von einer Stadt, ein Scherz, eine Spielerei, an der sich allerdings viele Menschen beteiligen, an die aber keiner in besonnenen Stunden so recht glaubt. Solch eine Wirtschaft muß natürlich zu schmählichem Untergang führen. Hätte ja auch längst schon dazu geführt, wenn nämlich alles wahr und richtig wäre, was darüber geschrieben steht. Dann freilich müßte das arme Wien schon lange kaput sein. Aber, Wien ist eben anders. Und deshalb ist es auch noch nicht kaput. Kein Gedanke.

Gar so blödsinnig vergnügt sind die Wiener auch nicht, wie es immer gemeldet wird. Das heißt, sie sind gewiß hie und da vergnügt, aber es ist nicht das einzig Wichtige an ihnen. Sie sind auch nicht so verrottet. Ein bißchen Verrottung mag freilich in unseren Zuständen stecken. Aber nur grad soviel, als sich überall in alle großstädtische Zustände einschleicht. Und keinesfalls ist es das Bezeichnende für Wien. Man muß ferner nicht so inbrünstig fest dran glauben, daß die Wiener entweder Walzer tanzen oder Backhändel essen. Manchmal tanzen sie gewiß einen Walzer, und es ereignet sich bisweilen, daß sie gebackene Hühner essen. Das soll nicht geleugnet werden. Aber es ist durchaus nicht ihre ausschließliche Beschäftigung.

Da ist ein Ausdruck für die Wiener, der beständig in Gebrauch steht: Phäaken. Zum Uebelwerden. Dann gibt es ein anderes Wort für Wien: Capua. Seit Grillparzer es einmal benützt hat, greifen hier alle Tage Dutzende von Schreibern danach. Ob das Wien Grillparzers, das geistig geknebelte, und von katholischen Sinnlichkeitsfreuden betäubte Wien mit dem heutigen Wien des allgemeinen Wahlrechts noch irgendwie identisch ist, bekümmert sie nicht einen Augenblick. Phäaken und Capua. So oft ich so ein Wort lese, möchte ich's aus dem Text kratzen, auf den Boden werfen und draufreten. Phrasenungeziefer. Dann sind die Wiener noch was: „Früchtel". Lumperl, die ihr Geld verputzen, im Fiaker fahren, heurigen Wein saufen, und in die Hände klatschend ihre Gassenhauer singen. Sie sind leichtlebig. Das fertig gestanzte Wort heißt: ein leichtlebiges Völkchen. Der Sonntag fängt am Mittwoch schon an und ist am Dienstag noch nicht zu Ende. Wie soll es da vorwärts gehen mit Wien? Gewöhnlich ist das für den Publizisten eine schwere Aufgabe: den Stillstand einer Stadt aus tausend Ursachen erklären. In Wien strengen sich die Herren nicht an. Ein leichtlebiges Völkchen . . . und alle Rätsel sind gelöst. Wer wundert sich noch, wenn so eine Stadt zurückbleibt. Das Verwickelte an der Sache ist nur, daß es mit Wien stark vorwärts geht. Es ist geradezu in einem Aufschwung. Aber davon spricht niemand. Weil zu so frohen Berichten die alten Formeln nicht passen würden, weil die alten Formeln bequem sind, und weil es nicht zu verlangen ist, daß einer sich die Mühe nimmt, um billigen Zeilenlohn neue Formeln zu ersinnen.

Besonders liebenswert sind die Leute, die fortwährend von einem Wiener Sumpf zu erzählen wissen. Wiener Sumpfluft, Wiener Sumpfpflanze, es ist ihr drittes Wort. Ihnen scheint der Boden hier verseucht, die Luft verdorben. Ueppigkeit, die in Fäulnis übergeht, die an ihrem zuchtlosen Genießen erstickt. Die guten Keime welken im Entstehen, und dieses furchtbare, trügerisch linde Klima schlafft den Manneswillen, die Sittenkraft, die Muskel. Schmettert ein asketischer Gesellschaftskritiker einmal so wuchtigen Schimpf, dann mag's vielleicht aufrütteln. Aber täglich im mürrisch raunzenden Schulmeisterton hergeleiert, ist es abgeschmackt und zudringlich. Liebenswerte Leute. Sie haben eine so reizend turnermäßige Weltanschauung, eine so entzückend lächerliche Ge-

Google

sinnungsstrammheit. Wer nicht jeden Tag auf dem wohlgefügten Gerüst „ewiger" Wahrheiten den Bauchaufschwung vollführt, taugt nichts und ist krank im Mark. Man stellt sich vor, daß diese Herren in einem wahrhaft heroischen Training leben, daß sie ununterbrochen entweder zentnerschwere Hanteln oder der Menschheit schwerste geistige Güter stemmen, daß sie weiß Gott wie wertvolle Leistungen verrichten und dabei nur so nebenher auf das müßiggängerische Wien herabspotten. In Wirklichkeit würde man vergeblich nach irgend einem Werk von ihnen forschen. Sie kommen vor Entrüstung nicht zur Arbeit, sie begnügen sich damit, zu schimpfen und auf ihre Markigkeit stolz zu sein. Die Wiener können ihnen gar nicht genug Mark haben. Hätten sie's, dann würden sie eines schönen Morgens diese hochmütigen Fastenprediger zur Tür hinauswerfen, die hier umhergehen, die Hofmeister spielen, Flauheit verbreiten, jede Leistung wienerischer Tüchtigkeit unterschlagen, oder sie mit verdrossenem Witz bekriechen. In Berlin läßt man sich's nicht gefallen, bei allen Leuten ausgerichtet und schlecht gemacht zu werden, und schiebt derlei strenge Kibitze einfach ab. Ich will nicht sagen, daß mir diese Praxis besser gefällt. Beileibe. Sie beweist ja an sich nicht das geringste. Allein über Berlin liest man nirgendwo diese beständigen, kleinerlichen oder scherzhaften oder gehässigen Schimpfereien. Wart' ein bißchen. Es gibt schon ein paar gute Dinge, die uns zugestanden werden. Die alte Kultur. Der Geschmack. Und dann: die Wiener sind alle graziös. Täglich kann man's lesen, ob nun ein wienerisches Buch, eine Kabinettskrise, ein Theaterstück oder eine Praterfahrt besprochen wird. Wer noch nicht hier war, muß glauben, daß in Wien die Leute auf den Fußspitzen durch die Straßen tänzeln, den Spazierstock zwischen zwei Fingern halten und ein ununterbrochenes Menuett aufführen. Es kostet so einem Wiener nicht die leiseste Mühe, von früh bis abend und von abend bis früh Grazie zu entwickeln. Sie ist ihm eben angeboren und deshalb weiter kein Verdienst. Sie rollt in seinem von Strauß und Lanner beschwingten Blut. Nur daß man von so einem niedlichen, wie auf Sprungfedern schwebenden Wesen tieferen Gehalt und seelischen Ernst nicht verlangen darf. In diesem Sinne wird den Wienern zugestanden, sie seien graziös.

Der Geschmack . . . Gott, ja . . allerdings. Wenn die Guten, die den Wiener Geschmack loben, es nicht grob heraus sagen, dieses „allerdings", dann hört man es zwischen ihren Zeilen greinen. Es bedeutet: dies alles sei eben nur ein Beweis wienerischer Oberflächlichkeit, nur ein Symptom der völlig nach außen gewendeten, auf Aeußerlichkeiten gestellten Natur des Wieners. Oberflächlichkeit. Mit diesem Wort wird seit langem eine Bauernfängerei ohnegleichen getrieben. Es soll erschrecken und deprimieren. Und es hat oft genug wienerische Künstler eingeschüchtert, hat sie gegen ihre zartesten sinnlichen Regungen mißtrauisch gemacht. Sie hören sich geschmackvoll nennen, aber auf eine Weise und in einem Ton, als seien sie mit dieser Eigenschaft in Wirklichkeit doch nur Gecken und Dandies. Die Herren, die über Wien so zweideutig dreistes Lob ausstreuen, verstehen nicht, daß der Geschmack weit mehr vorstellt, daß man von ihm, wie von einem Sakrament sagen könnte, er sei „das äußere sichtbare Zeichen einer inneren unsichtbaren Gnade". Das verstehen sie nicht. Aber wenn es etwas hülfe, man müßte es ihnen einbläuen.

Die alte Wiener Kultur wird mit verdrehten Augen gepriesen und mit schmerzlicher Wehmut. Sie ist nicht mehr tätig, nicht mehr lebendig. Man könnte zwar hundert-

Google

tausend Beweise dafür anführen, daß sie noch immer springlebendig, daß sie unaufhörlich fruchtbar und schöpferisch ist. Aber das gilt diesen Leuten nicht. Sie verschweigen all das Grundlegende, Neue, Triebfähige, das in Wien geschaffen wird. Und sprechen sie darüber, so tun sie es, wie gerissene Polizeikommissäre von ertappten Betrügern reden, oder wie hochweise Pädagogen von schwachsinnigen Kindern. Die alte Kultur jedoch preisen sie mit himmelwärts gedrehten Augäpfeln. Die ist leider nicht mehr lebendig. Sie ist nur da wie das kostbare Mobiliar in einem alten Schloß. Der Enkel hat's geerbt, weiß es nicht zu brauchen und verschleudert es. Basta.

So sieht die Sache aus, wenn wir gelobt werden. Daneben unterhalten sich die Herrschaften vortrefflich über die Dinge, die nach ihrer Meinung „nur in Wien möglich sind". Bei jeder Gelegenheit fuchteln sie einem mit diesem von allen Dutzendbeobachtern abgefingerten, schmierigen Wort vor der Nase herum. Wird irgend eine kleine Korruption ruchbar, hat sich bei Hof etwas Menschliches ereignet, wird ein Buch oder ein Stück verboten, ist ein Verbrecher entwischt, — nur in Wien möglich! Die niedlichen Geschäfte der Kompanie Podbielski-Tippelskirch; der rheinische Sittlichkeitsbund, der Kunstwerke denunziert; die Rodinhetze in Weimar; das stille Walten Eulenburgs; der Königsberger Prozeß; die Jagd nach Hennig; der Köpenicker Hauptmann geben diesen Wackeren nichts zu denken. Daß bei uns zweimalhundertfünfzigtausend Arbeiter mit aufgerollten roten Fahnen über die Ringstraße ziehen durften, ohne daß unser Bürgertum die Fraisen, und ohne daß unser Militär Marschorder bekam, während in Berlin das bloße Gerücht von einem beabsichtigten Umzug der Sozialisten hinreichender Anlaß war, den Lustgarten wie die Linden mit Garderegimentern und mit Kanonen zu sperren, regt unsere Besserwisser zu keinem Vergleich an. Alles Törichte, Ungerechte und Rückständige ist ihnen „nur in Wien möglich".

Man fragt sich, was für Beziehungen haben diese Leute zu der Stadt, in der sie leben, und die sie doch eigentlich durch und durch kennen müßten, da sie ja von ihr berichten und erzählen. Sie betasten neues, frisches Leben mit welken, alten Phrasen. Sie gucken durch die angelaufenen Brillen verjährter Vorstellungen, als würden sie ihren eigenen Augen nicht recht trauen. Sie nehmen junge Wahrheiten und sperren sie in das Gefäß hohler lügnerischer Worte, wie in einen Käfig. Sie sprechen von einem Wien, das nur in verstaubten Zeitungsblättern des vorigen Jahrhunderts, in den Büchern und Feuilletons verdrossener Lokalhumoristen existiert, und stellen sich an, als sei es das wirkliche Wien. Die ewige Lust des Handwerkers an der Schablone. Das fröhliche Hinrutschen in ausgefahrenem Gleis, weil das bequemer und weniger mühsam bleibt, als selber neue Gleise zu legen. Der absolute Mangel eigener Sehkraft. Der bedauerliche Mangel jeglichen tieferen Gefühls für diese Stadt, das Fehlen aller inneren Beziehungen zu Wien. Diese Herren kennen Wien gar nicht. Und schreiben darüber. So was kommt ja im Journalismus öfter vor. Hier freilich ist es die Regel. (Von den paar Ausnahmen spreche ich nicht.) Man verlangt gewiß nicht, daß die Herren immer die Volkshymne anstimmen sollen, wenn sie über Wien schreiben. Aber es wäre doch hübsch von ihnen, wenn sie schauen, denken und entwerfen lernen wollten, was hier vorgeht. Sie werden sich aber schwerlich dazu entschließen. Denn sie bezweifeln wohl alles, was in Wien auf zwei Beinen geht, nur nicht sich selbst. Und so werden sie unbeirrt fortfahren, falsche Bilder von Wien zu verbreiten. Jeder Versuch, sie davon abzuhalten, wäre fruchtlos. Aber es ist vielleicht nicht ganz unwichtig, ihnen dann und wann ein wenig zu widersprechen.

Google

Offener Brief an Herrn Maurice Barrès.

Mitglied der französischen Akademie und der französischen Deputiertenkammer.

Von Otto Julius Bierbaum.

Geehrter Herr! Die Beschäftigung mit der französischen Literatur ist unter uns Deutschen von heute nicht mehr so lebhaft, wie unter unsern Vorfahren. Nicht allein, daß weniger Französisch gelesen wird, als früher, es werden auch weniger französische Bücher übersetzt. Ein erfreulicher Umstand für den deutschen Vaterlandsfreund und besonders für den deutschen Schriftsteller, denn er bedeutet durchaus nicht, daß wir uns gegen französische Werke von wirklicher Bedeutung verschließen, oder daß wir gar begonnen hätten, den französischen Geist zu mißachten. Es wird sogar entschieden noch immer zuviel übersetzt und von manchen Ihrer Boulevardgrößen bei uns ein Wesen gemacht, das weit über das Geistesmaß dieser Herrschaften hinausgeht. Einsichtige Deutsche bedauern das vor allem deshalb, weil es bei Ihren Landsleuten den Eindruck erwecken könnte, als seien wir wirklich das, wofür sie uns gerne noch immer halten: ästhetische Halbwilde, die sich mit französischen Glasperlen und Similidiamanten behängen. Dieser Eindruck ist uns einmal deshalb unerwünscht, weil er wenig schmeichelhaft für unser Selbstgefühl ist, dann aber auch deswegen, weil er die Franzosen, die so gerne glauben, was sie wünschen, in einem Wesen bestärken kann, das recht gefährlich für unser gegenseitiges Verhältnis ist, und zwar gefährlicher für sie, als für uns. Denn es erschwert die Annäherung zweier Nationen entschieden, wenn die eine von ihnen sich in die fixe Idee versteift, die andere sei kulturell subaltern. Und fixe Ideen, auch wenn sie angenehme Gefühle erregen, sind den Besessenen sehr bedenklich, weil sie unvernünftig sind. Aus der Vogelperspektive wirklicher, fruchtbarer Gedanken und Erkenntnisse betrachtet, erscheinen sie freilich als leere Blasen, als Unbeträchtlichkeiten; wenn es aber wahr ist, was Ihr großer Napoleon gesagt hat, daß nämlich „Lappalien in Frankreich eine große Rolle spielen, Vernunft keine", so wird man recht sehr wünschen müssen, sie vertilgt oder wenigstens auf die Kreise beschränkt zu sehen, die für die Politik Frankreichs nicht in Betracht kommen. Der gebildete Deutsche, der Deutsche von europäischem Kulturgewissen, der Frankreich wegen seiner hohen Verdienste um die europäische Kultur, und das französische Volk wegen seiner vielen liebenswürdigen Eigenschaften liebt, erschrickt bei dem Gedanken, daß Ihr Vaterland weiterhin dem Götzendienste unbedingten Ueberlegenheitswesens verfallen und sich von diesem hohlen, wenn auch reichlich schmucküberladenen Götzen in Entschlüsse jagen lassen könnte, die sicherlich nicht ihm, sondern England zum Vorteil gereichen und auch ein etwa besiegtes Deutschland nicht zum Unterlegenen Frankreichs machen würden. Ich gestehe Ihnen, daß dieses Gefühl eines Schreckens, der von irgend welcher Furcht für mein Vaterland völlig frei ist, mich ergriffen hat, als ich kürzlich Ihre Schilderung der Erlebnisse eines Elsässers als deutscher Einjährig-Freiwilliger in der Uebersetzung*) las.

*) „In deutschen Heeresdiensten." Erster Band von „Schutzwälle im Osten" von Maurice Barrès, autorisierte Uebersetzung von Armin Schwazz, Budapest. Verlag von G. Grimm.

Google

Daß man dieses Buch ins Deutsche übersetzt hat, ist zu begrüßen, denn der fatale Eindruck, den seine Lektüre hinterläßt, schließt eine heilsame Belehrung in sich. Wir lernen aus ihm, daß auch wir Deutschen einen Glauben abzulegen haben, der gleichfalls fast zu einer fixen Idee geworden ist, zu der Ueberzeugung nämlich, als sei der französische Ueberlegenheitsdünkel, die gefährliche Oberflächlichkeit in der Beurteilung des deutschen Wesens, als sei der Geist jener Chauvins jetzt zu den Unbeträchtlichen hinabgestiegen, zu den professionellen und skrupellos unüberlegten Lärmmachern auf der Kindertrompete billiger Phrasen fürs Volk, das sich diese Blechmusik überall gerne vortragen läßt, schließlich aber doch, wie bei uns, so bei Ihnen, ernster aufhorcht, wenn das große Orchester der Wahrheit und Vernunft ertönt.

Ihr Buch, das Werk eines Mannes, den die höchste literarische Instanz seines Landes als erlesenen Künstler der Sprache, als hervorragenden Geist anerkannt hat, und eines Mannes, der als Politiker durch das Vertrauen seines Volkes mit dem Amte eines Gesetzgebers betraut worden ist, — dieses Buch belehrt uns eines Schlimmeren. Wir sind gezwungen, zu sehen, daß ein Dichter von hoher Bedeutung und ein Politiker von Rang mit leidenschaftlicher Ueberzeugung Anschauungen vertritt, die an sich zwar nur den Wert leerer Blasen, im Vortrage eines ergriffenen Künstlers aber entschiedene Wucht haben. Demnach dürfen wir fürderhin nicht mehr glauben, daß der französische Chauvinismus nach unten versickert und versandet ist. Das Gift einer krankhaften Selbstbewunderung, des verhängnisvollen Wesens „dauernder, unbestrittener Ueberlegenheit", der Verachtung deutschen Wesens, der Begehrlichkeit nach deutschem Lande und einer im Grunde auf Eitelkeit und Unverstand basierten Ruhmsucht kreist noch im Geäder des französischen Geistes. Napoleon, so scheint es, hat recht gehabt, wenn er zu den „vorherrschenden Eigenschaften der französischen Nation" zählte „Eitelkeit und Einbildung, verschmolzen mit einer unbesiegbaren Ruhmsucht", und so wird er auch mit den folgenden Worten recht behalten: „sie werden lieber auf das tägliche Brot, als auf den Ruhm verzichten". Einstweilen stopfen sie das Leck, das der deutsche Sieg von 1870/71 in das Schiff ihres Ruhmes gerissen hat, mit Proklamationen ihrer Ueberlegenheit; aber erst eine nochmalige Eroberung Elsaß-Lothringens wird dieses pompös aufgetakelte Schiff wieder flott machen können. Der Charakter der Franzosen findet offenbar nicht, wie der des Deutschen „seine Befriedigung in der eisernen Anerkennung des eigenen Wertes" (Bismarck); er braucht die Lobpreisungen der „gloire"; er hat, wiederum entgegen dem Deutschen, „das Bedürfnis nach Vorrecht, nach Herrschaft" (Bismarck).

Ihr ganzes Buch, geehrter Herr, läuft auf nichts hinaus, als auf dies. Es sagt nicht bloß mit Guizot: La France marche à la tête de la civilisation (ein Wort, das für gewisse Zeiten so gut Wahrheit ist, wie für andere der Vers unseres Walther von der Vogelweide: Deutsche Zucht geht vor allen), sondern es behauptet: Frankreich hat ein Recht auf Elsaß-Lothringen und die Pflicht, dieses Land, obwohl es nicht französisch ist, wieder zu gewinnen, weil der Franzose dem Deutschen gegenüber der zum Herrschen

Google

geborene Aristokrat ist, weil Frankreich die Kultur repräsentiert und Deutschland die Barbarei. „Die Romanisierung der Germanen ist eine beständige Tendenz Elsaß-Lothringens". „Wir warten, bis unser Boden die germanische Flut eingesogen hat" (die ihn durch Jahrhunderte befruchtete) „und seinen unwandelbaren keltischen, romanischen, französischen Grund, d. h. unsere Spiritualität wieder erscheinen läßt." „Ottilie" (eine deutsche Fürstentochter) „ist der Name eines Sieges der lateinischen Rasse"; es war „notwendig, daß jede Generation der Tochter Adelings zustimmt, daß sie sich der brutalen Ueberlieferung ihrer Väter entgegensetze".

Mit dieser überraschenden historischen Wendung komme ich auf das, was natürlicherweise Ihr schwächster Punkt sein muß: auf Ihre historische Logik. Denn wer historische Tatsachen dialektisch hinwegargumentieren will, ist genötigt, seine Zuflucht zu einer Logik zu nehmen, die auf Grund falscher Voraussetzungen mit verkehrten Schlüssen operiert. Sie bezeichnen als den unwandelbaren Grund des elsässischen Bodens „Ihre" Spiritualität, die überlegene Geistigkeit der keltoromanischen Blutmischung, unter der Sie das Franzosentum verstehen. Davon, wie schwach fundiert diese Rassenkonstruktion ist, scheinen Sie keine Ahnung zu haben. Und doch sollte ein Mann, der bald von einer lateinischen, bald gar von einer elsässischen Rasse spricht, das dringende Bedürfnis empfinden, sich durch Studium den Begriff der Rasse im allgemeinen aufzuhellen und in allen Einzelheiten dieses sehr problematischen Gebietes soviel als möglich exakte Kenntnisse anzueignen. Dadurch würde Ihr logischer Eiertanz allerdings noch grotesker werden, als er es jetzt schon ist, wo Sie nur den elementarsten historischen Tatsachen auszuweichen haben. Zum Beispiel der, „daß germanische Spiritualität es war, die „Ihrem" Boden Sprache und Namen gegeben hat". Sie ahnen offenbar gar nicht, wie ergötzlich es wirkt, wenn Sie Ihre gallischen Entzückungen an Oertlichkeiten knüpfen, die so französische Namen tragen wie Nieder-Linden, Geraldseck, Pfalzburg, Truttenhausen, Wärmelstein, Blocksköhe, Elsberg. Die Bedeutung der Sprache als des Hauptfermentes zur Bildung von Nationalitäten und als des bestimmenden Ausdruckes wesentlicher Stammeszugehörigkeit übersehen und vernachlässigen Sie zugunsten von leeren Allgemeinheiten, bei denen sich zwar alles mögliche fühlen, aber nichts denken läßt. Sie geben eine verblüffende Prestigiateurvorstellung, indem Sie mit Hilfe einer Logik, die doppelten Boden hat, und einer Dialektik, die mit falschen Karten die Volte schlägt, alle unbequemen Tatsachen verschwinden und stets das Aß Ihrer Wünsche erscheinen lassen. Nicht unamüsant für den Zuschauer, aber zur Erkenntnis der Wahrheit kaum die geeignete Methode. Auch dann, wenn Sie Ihre Kunststücke als Salonhexenmeister mit schwärmerischen Worten verbrämen und feierlich pathetisch gerade zielen, gewinnen Sie an reeller Bedeutung nichts. Die heilige Ottilie wird keine Französin, wie verzückt Sie sie auch als Nothelferin anrufen mögen. Sie wird es so wenig wie irgend eine andere Heilige deutschen Geblütes, die auf anderem deutschen Boden zur Ausbreitung römisch-katholischen Geistes unter ihren germanischen Stammesgenossen bei-

Google

getragen hat. Wenn das wahr wäre, was Sie von der Wirksamkeit der Tochter Abelings behaupten, so wäre ganz Deutschland lateinisiert worden.
Indessen läßt sich über historische Realitäten mit einem Manne nicht reden, der keine andere Verwendung für sie hat, als, gelinde gesagt, zu gewaltsamen Konstruktionen, und der überdies offenbar nicht übermäßig mit historischen Kenntnissen belastet ist.
Sie übertreiben, geehrter Herr, wenn Sie behaupten, daß unsere Zivilisation bloß aus Disziplin und Unterricht bestehe. Wahr ist, daß beides in ihr noch zu sehr überwiegt. Wir können Ihnen in der Tat davon abgeben, und mir scheint, daß Sie persönlich davon gebrauchen könnten. Ein Kursus Logik und Weltgeschichte wäre Ihnen wohl zu wünschen. Auch empfehle ich Ihnen, von Goethe mehr zu lesen als die „pseudohellenische" Iphigenie. Wer von deutscher Art und Bildung anders reden will, als der Blinde von den Farben, sollte Goethe kennen, und wer dann von ihnen noch so redet, wie Sie, verdient, in wie schöner Sprache er es auch tun möge, das Gegenteil von Bewunderung. Man würde von ihm sagen müssen, daß er entweder unfähig ist, eine fremde Kultur zu begreifen, oder daß es ihm an Respekt und Gewissen fehlt, daß er ein leichtfertiger Schwätzer ist.

Auch die Ausrede, daß Goethe einer deutschen Vergangenheit angehöre, die durch das neue Deutsche Reich verschüttet sei, niedergetrampelt von den berühmten Kürassierstiefeln des „Herrn von Bismarck", dessen preußisches Gewaltmenschentum das gegenwärtige Deutschland beherrsche, — auch diese Ausrede würde einen solchen Menschen in unseren Augen nicht rehabilitieren und geeigneter dazu erscheinen lassen, in Fragen der Kultur mitzureden. Denn diese Ausrede beweist, daß der, der sie im Munde führt, keine Empfindung für das Unsterbliche, für den Geist eines Volkes hat, der immer der gleiche bleibt, wie er sich auch manifestieren möge. Bismarck war keine goethische Natur, aber wie Goethe eine Verkörperung des deutschen Genies. Es war für die Nationen, die diesen Geist so lange hochschätzten, als er sich mehr in der Imagination denn als politische Tatkraft bewährte, nicht angenehm, wie er sich in einem Staatskünstler verkörperte, der aus dem sympathischen Volk der „Denker und Dichter" eine Nation von Konkurrenten auf dem Felde politischer Macht und schließlich auf dem Weltmarkte gemacht hat, aber diese unangenehme Ueberraschung sollte nicht zu dem törichten Trugschlusse führen, als habe dieser große Künstler der Tat, wie außerordentlich sein Genie auch war, es vermocht, das alte Volk der Deutschen zu verändern.
Schiller hat lange vor Bismarck (im Jahre 1796) die Verse geschrieben:

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Wenn Sie diese Verse überdacht und deren Sinn erfaßt haben, geehrter Herr, erhalten Sie von dem, wovon sie handeln, vom „deutschen Genius", einen klaren, wenn auch nicht vollständigen Querschnitt. Römische Kraft und griechische Schönheit sind in der Tat zwei deutsche Ideale. Der gallische Sprung ist es nicht, weil er außerhalb unserer Anlagen liegt. Aber, glauben Sie mir, nur törichte Schwätzer, von denen auch wir nicht

Google

frei sind, machten deswegen den gallischen Sprung und glauben, Art und Bildung der Franzosen erschöpfend charakterisiert zu haben, wenn sie die Franzosen als eine Nation von Windbeuteln und Taugenichtsen bezeichnen.

Der gebildete Deutsche ist voller Anerkennung auch für das, worin die Franzosen uns überlegen sind. Sie haben z. B. ganz recht, wenn Sie sagen, daß wir Ihre „Kultur der Sinne" bewundern. Wir tun dies bis zu einem Grade, der einige von uns unfähig macht, die Grundbedingungen spezifisch deutscher ästhetischer Kultur zu erkennen und zu schätzen. Dieser Ueberschwang der Bewunderung ist ein deutscher Fehler und hat uns nicht ganz mit Unrecht Ihre Verachtung zugezogen. Trotzdem wollen wir lieber überschwenglich bewundern, was wir nicht in gleichem Grade besitzen, wie Sie, als daß wir es etwa lächerlich machten, oder an Ihren Vorzügen nur die Fehler demonstrierten, die überall den Hintergrund von Vorzügen bilden. Wir würden undeutsch handeln, wenn wir es anders hielten, denn, wie Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" sagt: „Es gibt nämlich Völker, welche, indem sie selbst ihre Eigentümlichkeiten beibehalten und dieselben geehrt wissen wollen, auch den anderen Völkern die ihrigen zugestehen und sie ihnen gönnen und verstatten; zu diesen gehören ohne Zweifel die Deutschen."

Aber auch die Franzosen? Ich weiß es nicht, behaupte aber gewiß nicht das Gegenteil. Was ich behaupte, ist, daß Sie, Herr Barrès, die vornehme Gabe der Anerkennung nicht besitzen. Sie fehlt Ihnen so völlig, daß Ihr Buch sofort zum Pamphlet wird, wenn Sie deutsche Eigenheiten darstellen wollen. Und, ach, das Pamphlet zeigt weder Geist noch Geschmack. Es ist ein Pamphlet nach der schlechtesten Schablone. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß jeder Franzose von geistiger Auszeichnung noch mehr davon degoutiert wird, als ein deutscher Leser Ihres Buches. Denn wir, die wir uns nicht zu schämen brauchen, können uns an das Lächerliche darin halten und etwa entstandenen Aerger mit Lachen verjagen. Nur der Schriftsteller, der Dichter, der Künstler wird angesichts Ihrer plumpen, reizlosen Karikaturen ein Gefühl ästhetischen Mißbehagens kaum überwinden können.

Ich habe mich angesichts Ihrer oft kindischen Zerrbilder immer wieder fragen müssen: Für welches Publikum schreibt dieser Akademiker?

Alle deutschen Frauen, die Sie vorführen, sind entweder „dick", oder „dick und rund"; mehr wissen Sie von ihnen nicht zu berichten, außer, daß eine etwa noch blond ist und „sehr weiße Augen und stark zurückgestrichenes Haar" hat. Doch, noch etwas: „Ihre mit weißen Strümpfen bekleideten Beine schienen am Boden in zwei schwarzen Säcken zu enden. Wenn sie im Tanze innehielt, um zu verschnaufen, war sie eine Walküre." Sie fragen sich selbst, inwiefern, indem Sie als Bestandteil eines Walkürenantlitzes anführen: „eine fleischige Nase, die ziemlich gerade sitzt, Nasenlöcher, die nicht aufgeschürzt sind, eine Oberlippe, die nicht gerundet ist." Noch drolliger als dies aber klingt es, wenn Sie auch feierlich erklären: „Ich kann nicht behaupten, daß auf diesem Balle alle Frauen häßlich gewesen wären." Es ist, als ob Sie sich selber parodierten. — Daß Ihre deutschen

Google

Frauen sich entweder widerlich oder albern aufführen, ist nicht zu verwundern. Nur fällt die Albernheit auf Sie zurück, wenn Sie z. B. bei Schilderung einer Szene auf einem Aussichtspunkt schreiben: „Da warf sich die dicke Majorin“ (an der Spitze des deutschen Vogesenklubs!) „ihrem Manne um den Hals, und Tränen der Begeisterung und des Weines flossen aus den Augen dieser Walküre“ (die andere war die Frau eines Feldwebels) — „Ach, Fritz! Fritz!“ rief sie. „Welch ein Land hast du erobert!“

Und das müssen Sie selbst gesehen und gehört haben ... Doch Sie haben noch Erstaunlicheres gesehen und gehört. Sie haben in einem Tingeltangel einen Assessor gesehen, der sich dort mit einer Studentenmütze auf dem Kopfe bewegte. Das glaubt Ihnen „unter den Völkern jenseits des Rheins“ kein Stiefelwichser. Wer aber in Frankreich glaubt Ihnen dies? —: „Sie“ (die deutschen Studenten in demselben Straßburger Tingeltangel) „hatten lange Angelruten in den Händen, an deren Spitze Heringe hingen, die sie den Leuten im Parterre vor die Nase hielten. Von Zeit zu Zeit warfen sie Hände voll kleiner Kupfermünzen in den Saal. Ich sah einen, der am Rande seiner Loge saß und ein Bein herabbaumeln ließ; auf den Knieen hatte er einen Teller, und er aß in unflätiger Weise eine Kalbskeule,*) deren Tunke auf das Publikum herniedertroff.“ Wenn Sie auch sonst über eine so üppige Phantasie verfügen, geehrter Herr, müssen Ihre Bücher sehr kurzweilig zu lesen sein. Doch rate ich Ihren Landsleuten, sich um so weniger auf Ihre Exaktheit zu verlassen. Es könnte schlimme Folgen für sie haben, wenn sie sich z. B. Ihre Charakteristik der Preußen zu eigen machten: „Alle Preußen stehen unter der Einwirkung des Bieres; das Bier berauscht und schläfert ein, dämpft den Zorn oder die Leidenschaft, macht gutmütig und vergeßlich.“

Wenn ich an andere französische Schriftsteller von heute denke, die zwar nicht alle Mitglieder der Akademie, aber Dichter in dem erlauchten Sinne von Kulturträgern, Wahrheitverkündern, Schönheitgestaltern sind, so wandelt mich das Gefühl an, ein Unrecht am französischen Geiste zu begehen, indem ich mich vor der Oeffentlichkeit mit Ihrem kulturwidrigen, unwahren, häßlichen Buche auseinandersetze. Aber ich darf mir sicher sein, von meinen Landsleuten nicht mißverstanden zu werden, und kein Deutscher von Bildung und Gesittung wird zu der Absurdität fähig sein, verallgemeinernd von Ihnen auf das geistige Frankreich zu schließen und zu sagen: „Alle Franzosen stehen unter der Einwirkung des Chauvinismus, der sie impertinent und unfähig macht, logisch zu denken und fremde Eigentümlichkeiten objektiv darzustellen. Er vermindert bei ihnen die Urteilskraft, hebt jedes Gefühl für Billigkeit auf, schwächt den Sinn für Wahrheit, kulturelle Pflichten und künstlerischen Geschmack und steigert ins Maßlose eine angeborene Eitelkeit, Einbildung und Ruhmsucht.“ Nein, man wird alles dies nur in seiner Beschränkung auf Ihr Buch gelten lassen und wird, gleich mir, hoffen, daß dessen Einfluß auf ähnlich

*) Ach, wenn Sie wüßten, wie viele Portionen ein deutscher Wirt einer Kalbskeule abzugewinnen weiß.

Google

geartete Volkskreise eingedämmt und schließlich einmal zunichte gemacht werden wird durch einen Vertreter des verehrungswürdigen französischen Geistes, den Sie, geehrter Herr, mit Ihrem Libell bloßgestellt haben.

Ich begrüße Sie in der Hoffnung, daß Sie sich durch das Studium der Werke des berühmtesten Straßburger Studenten Wolfgang Goethe davon abhalten lassen werden, die künftigen Bände der „Schutzwälle im Osten“ in dem gleichen Geiste der Verwirrung abzufassen.

Die Briefe eines Zurückgekehrten.

Der zweite.

22. April 1901.

Ich weiß nicht, auf was hin die Leute leben, das ist es, und je länger ich mich unter ihnen bewege, um so weniger weiß ich es. Sie sind ernsthaft, sie sind tüchtig, sie arbeiten, wie keine Nation auf der Welt, sie erreichen das Unglaubliche — aber, es ist keine Freude, unter ihnen zu leben. Daß ich achtzehn Jahre fort war und nun zurück bin und das hin schreiben muß! Irr' ich mich? Wie gern möchte ich mich irren! Ich verhandle und ich verkehre und ich werde freundlich aufgenommen, und ich mache Diners mit, und ich werde aufs Land eingeladen, und ich sehe alte Männer und junge Männer, Hinaufgekommene und Leute von Familie, Männer in Aemtern und Männer mit neuen riesigen Vermögen, Menschen, die noch viel vom Leben erwarten, und Menschen die mit dem Leben abgeschlossen haben, und ich kann ihrer nicht froh werden. Und ich werde so gern eines Menschen froh! Ich achte so gern! Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte, da müßte ich ein Dummkopf sein. Aber sie selber, die Menschen — die deutschen Menschen! Aber es geht mir unheimlich damit: ich bekomme sie nicht zu fassen. Nicht, als ob sie verschlossen wären oder hinterhältig, davon hab' ich unter südlichen Breiten ganz andere Beispiele erlebt — aber wenn auch: ein verschlossenes Gesicht und ein tückisches Gesicht reden auch ihre Sprache, und daran, daß er sich nicht fassen lassen will, daran faß ich eben einen solchen. Aber hier — hier ist nichts von Verstellung, nichts von Absicht, und darum um so schlimmer. Wo soll ich eines Menschen Wesen suchen, wenn nicht in seinem Gesicht, in seiner Rede, in seinen Geberden? Meiner Seel', in ihren Gesichtern, ihren Geberden, ihren Reden finde ich die gegenwärtigen Deutschen nicht. Wie selten begegnet mir ein Gesicht, das eine starke, entschiedene Sprache redet. So verwischt sind die meisten Gesichter, so ohne Freiheit, so vielerlei steht darauf geschrieben, und alles ohne Bestimmtheit, ohne Größe. Es geschieht mir manchmal, daß ich mir das Gesicht eines indianischen Halbbluts herbeiwünsche oder das Gesicht eines chinesischen Lastträgers. Neulich hatte ich, einer schwebenden Sache wegen, Empfehlungen an den ersten Präsidenten eines der obersten Gerichtshöfe. Der alte Herr war gütig und gesprächig, aber die Schwächlichkeit seines nervösen alten Gesichtes und ein Etwas von weltmännischer Ironie in seinem Ton, als wollte er zeigen, daß er kein Pedant wäre, vexirte mich so, daß ich ihm kaum ordentlich Antwort gab. Mir geht letzter Zeit das englische Wort nicht aus dem Kopf, mit dem sie ihren alten Gladstone ehrten. Grand

Google

old man! Und ein Richter, ein oberſter Richter unter den Deutſchen! Meine Träume! Ich möchte einem begegnen, der jeder Zoll ein alter oberſter Richter wäre — oder doch wenigſtens einem, der jeder Zoll ein großartiger alter Mann wäre. Aber es iſt alles ſo verwiſcht, durcheinander hingemiſcht: in den Jungen wieder ſteckt etwas von Alten, in den Geſunden etwas von Kranken, in den Vornehmen etwas von recht Unvornehmen. Und ihre Gebärden ſind genau wie das. Alles miſcht ſich da durcheinander. Wo bloß das Höfliche hingehört, miſchen ſie Gott weiß was für eine Art von biederer Zutraulichkeit darunter, um dann wieder aus dem angewärmten Ton in eine ſolche Trockenheit, ſolche Trivialität zu fallen, daß es weh thut; wallen ſie aber große Airs annehmen, ſo iſt es eine falſche Feierlichkeit, eine angſtvolle Geſpreiztheit, die den Fremden kalt und verlegen macht. Ich habe mein Leben auf dieſe Dinge nicht viel geachtet — bin ich wirklich unter halbblütigen Pferdehirten und unter nackten Inſulanern ſo verwöhnt worden, daß mir in Salons dahier und Bankettſälen und Conferenzzimmern manchmal vor Unbehagen übel wird? Aber ich würde von den Dingen nicht reden, würde mir ſagen, daß ich überempfindlich bin, wäre nicht alles ſo einheitlich, ſo unerbittlich einheitlich. Jedes Land hat ſeinen beſtimmten Geruch und jede Landſchaft und jede Stadt und jeder Theil einer Stadt; Andaluſien ſo gut wie Whitechapel und Hamburg ſo gut wie Tahiti. Aber hier verfolgt mich etwas wie ein geiſtiger Geruch, etwas namenlos Beſtimmtes und doch kaum Sagbares: ein Gegenwartsgefühl, ein europäiſch-deutſches Gegenwartsgefühl — warum ſag' ich „verfolgt mich“? — warum nicht „erfüllt mich“? Aber das erſte Wort ſagt die Wahrheit. Wie ſie guten Tag ſagen und wie ſie Dich zur Thür begleiten, wie ſie eine Tiſchrede halten und wie ſie von Geſchäften reden, wie ſie in ihren Zeitungen ſchreiben und wie ſie ihre neuen Stadttheile bauen — das iſt alles aus einem Guß. Ich meine, das paßt eins zum andern: denn in ſich iſt nichts, was ſie thun und treiben, aus einem Guß: ihre linke Hand weiß wahrhaftig nicht, was ihre rechte thut, ihre Kopfgedanken paſſen nicht zu ihren Gemüthsgedanken, ihre Amtsgedanken nicht zu ihren Wiſſenſchaftsgedanken, ihre Faſſaden nicht zu ihren Hintertreppen, ihre Geſchäfte nicht zu ihrem Temperament, ihre Oeffentlichkeit nicht zu ihrem Privatleben. Darum ſag' ich Dir ja, daß ich ſie nirgends finden kann, nicht in ihren Geſichtern, nicht in ihren Geberden, nicht in den Reden ihres Mundes: weil ihr Ganzes auch nirgend darin iſt, weil ſie in Wahrheit nirgends ſind, weil ſie überall und nirgends ſind. Ein menſchliches Geſicht, das iſt eine Hieroglyphe, ein heiliges, beſtimmtes Zeichen. Darin ſteht eine Gegenwart der Seele, und ſo auch beim Thier — ſieh einem Büffel ins Geſicht, wenn er kaut oder wenn er zornig das blutunterlaufene Auge rollt, und ſieh einem Adler ins Geſicht und einem guten Hund. In einem menſchlichen Geſicht ſteht ein Wollen und ein Müſſen, und das iſt mehr als eines einzelnen Wollen und Müſſen. Solche Geſichter hatten die Deutſchen in meinen Träumen, deren jeder kürzer war als ein Atemzug; zwar ſah ich den Unbekannten, die an mich wehten, nicht immer ins Geſicht, manchmal hörte ich ihre Rede, oder meine Seele ſelbſt ſchweifte für Blitzesdauer in ihre Rede hinüber, dann war mir, ich ſah ſolche Geſichter von innen. „Ich kann nicht anders“ ſteht auf ſolchen Geſichtern geſchrieben. Und nun ſehe ich ſeit vier Monaten in die Geſichter der Wirklichen: nicht als ob ſie ſeelenlos wären, gar nicht ſelten bricht ein Licht der Seele hervor, aber es huſcht wieder weg, aber es iſt

Google

ein ewiges Kommen und Wegfliegen wie in einem Taubenschlag, von Stark und Schwach, von Nächstbestem und Weithergeholtem, von Gemeinem und Höherem, eine solche Unruhe von Möglichkeiten, und was fehlt, ist der eine große, nie auszusprechende Hintergedanke, der stetige, der in guten Gesichtern steht, der wie ein Wegweiser durch die Wirrniß des Lebens auf den Tod und noch über den Tod hinaus weist, und ohne den mir ein Gesicht keine Hieroglyphe ist, oder eine verstümmelte, verwischte, geschändete. Und mit ihren Reden geht's mir wie mit ihren Gesichtern. Auch da ist etwas so Precäres, so etwas Unsicheres. Auch da ist mir immer, als könnten sie auch etwas anderes sagen, und als wäre es gleichgiltig, ob sie dies oder jenes gesagt hätten. Mir ist, als dächten sie immer an mehreres zugleich. Aber der eine große, nie ausgesprochene Hintergedanke, der allem, was aus eines Menschen Mund kommt, sein Mark giebt und seinen Klang, und eine Rede zur menschlichen Rede macht, so wie die Drossel ihren Laut hat und der Panther den seinen und in seinem Laut die ganze, in Worten nicht zu fassende Wesenheit seines Daseins — muß ich zurück nach Uruguay oder hinunter nach den Inseln der Südsee, um wieder von menschlichen Lippen diesen menschlichen Laut zu hören, der in ein schlichtes Abschiedswort, in eine Floskel der Gastlichkeit, in eine Frage, in ein hartes, abweisendes Wort manchmal das Ganze der menschlichen Natur zu legen vermag und mir sagt, daß ich nicht allein bin auf der weiten Erde? Denn was red' ich von Reden und was red' ich von Gesichtern: es giebt den Menschen und nichts als den Menschen. Und wenn ich meine Deutschen träumte, so waren es Menschen vor allem. Und wenn mir Menschen nicht unheimlich werden sollen, so muß ich ihnen anfühlen können, auf was hin sie leben. Ich verlange nicht, daß einer die Geheimnisse seines Lebens auf der Zunge trägt und mit mir Gespräche führt über Leben und Sterben und die vier letzten Dinge, aber ohne Worte soll er mir's sagen, sein Ton soll mir's sagen, sein Dastehen, sein Gesicht, sein Thun und Treiben. Wenn ich mit ihm esse und trinke, unter seinem Dach schlafe und mit ihm handle, so will ich erfahren, auf was er seine Sach' gestellt hat, nicht mit ausdrücklichen Worten, implicite, nicht explicite. Daraufhin will ich es mit Banditen und Goldsuchern wagen, mit Strafkolonisten, mit New Yorker Obdachlosen, mit wem Du willst. Ich kann mich in einen hineinfinden, den das Rekordfieber um Milliarden Dollars zerfrißt, und in einen, der badet und fischt und auf einer mit Taubenfedern bestickten Matte schläft und seine Frau die Feldarbeit thun läßt; in einen, dessen Höchstes eine Flasche Rum ist, und in einen, der aus Zwischendeckspassagieren christliche Heilige machen will. Aber in den kann ich mich nicht hineinfinden, der es selber nicht weiß, auf was er sich gestellt hat, der daliegt auf dem Leben wie ein Polyp, und mit dem einen Fangarm saugt er an jenem, mit dem andern an diesem, und das eine Glied weiß nichts vom andern, und haut man ihm eines ab, so kriecht er fort und weiß von nichts. So liegen die Deutschen da und haben ein „Einerseits" und ein „Andrerseits", ihre Geschäfte und ihr Gemüth, ihren Fortschritt und ihre Treue, ihren Idealismus und ihren Realismus, ihre Standpunkte und ihre Standpunkte, ihre Bierhäuser und ihre Hermannsdenkmäler, und ihre Ehrfurcht und ihre Deutschheit und ihre Humanität und stören in den Kaisergrüften herum, als wären es Laden voll alten Trödels, und zerren Karl den Großen aus seinem Sarg und photographieren den Stoff, der um seine Knochen

Google

gewickelt ist, und restaurieren ihre ehrwürdigen Dome zu Bierhäusern und treten halb erschlagenen Chinesenweibern mit den Absätzen die Gesichter ein. Etwas Unfrommes ist in dem ganzen Thun und Treiben — ich weiß kein anderes Wort. Bin ich vielleicht selber ein frommer Mensch? Nein. Aber es giebt auch eine Frömmigkeit des Lebens, und die steckt in einem harten, kargen, geizigen Bauern, und in einem ruchlosen Desperado von Pferdedieb noch kann sie stecken, und im letzten Matrosen steckt sie, und noch mit der letzten Ruchlosigkeit ist sie verträglich, und der Glaube an die Gin-Flasche kann noch eine Art von Glaube sein. Aber hier, unter den gebildeten und besitzenden Deutschen, hier kann mir nicht wohl werden. Immer erschien mir die kleine Fabel albern, und nun verstehe ich sie mit einem Schlag: von dem Waldmenschen, den schauderte, und der in seinen Wald entfloh, als er den Bauern kalt und warm, eins ums andere, aus seinem Munde blasen sah, als wenn dies weiter nichts wäre. Auch mich kommt mehr als einmal ein solcher Schauder an. Aber wo ist mein Wald, in dem ich zu Hause wäre?

Hugo v. Hofmannsthal.

Konjunktur und Fiskus.

Von Alfred Lansburgh.

Mitten in den Streit der Meinungen über Hochgang oder Niedergang der wirtschaftlichen Lage platzte unlängst die Meldung, die preußische Staatsbahnverwaltung habe 700 Lokomotiven bestellt, die spätestens Ende 1908 abzuliefern seien. Jede moderne Schnellzugslokomotive kostet 60 000 bis 80 000 Mark; der Auftrag macht also etwa 50 Millionen aus. Das ist an sich schon ein ganz bedeutendes Objekt. Aber ihre Bedeutung erhält die Ziffer doch erst dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die deutschen Lokomotivfabriken durchschnittlich noch auf ein Jahr voll besetzt sind. Durch den neuesten Auftrag des Eisenbahn-Fiskus wird den Fabriken für ein weiteres halbes Jahr volle Beschäftigung gesichert, und man konstatierte denn auch hocherfreut die Tatsache, daß die deutschen Lokomotivenbau-Anstalten bis Ende 1908 über ihre Leistungsfähigkeit hinaus beschäftigt seien. Das muß in den beteiligten Kreisen peinlich berührt haben, denn man bemühte sich sofort, einen Dämpfer aufzusetzen: Einige Fabriken wären ja freilich ausverkauft, aber andere hätten noch Platz genug in ihren Ordrebüchern. Für die meisten Firmen bedeute der auf sie entfallende Anteil am Auftrag nur etwa 50 Prozent ihrer Leistungsfähigkeit. Wenn das ein Dementi sein soll, so ist es jedenfalls ein sehr unglückliches, denn es bestätigt im großen und ganzen alles, was es leugnen will. Und es lenkt überdies die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, in welch hohem Maße unsere schweren Industrien vom Fiskus und seiner Investitionspolitik abhängen. Die Tatsache an sich ist ja eine Selbstverständlichkeit. Das Reich und Preußen betreiben mehr als drei Viertel aller deutschen Eisenbahnen und haben daher auch den weitaus größten Teil aller Ordres auf Roll- und Oberbau-Material zu vergeben. Von den 2 Millionen Tonnen Schienen und Schwellen, die der Stahlwerksverband jährlich herstellt, absorbiert der Fiskus den größeren Teil. Aehnlich verhält es sich mit der Erzeugung von Blechen, Achsen und Rädern für den Waggonbau. Zieht man daneben die Trägermengen für öffentliche Bauten in Betracht, und kürzt man ferner von der Eisenerzeugung den Jahresbedarf für Heer- und Marinezwecke, so ergibt sich, daß die Fiski des Reichs und Preußens weit über ein Drittel der gesamten deutschen Eisenproduktion mit Beschlag belegen. Der Geschäftsgang in den schweren Industrien Deutschlands ist daher in höherem Maße immer politischen Einflüssen ausgesetzt, als der irgend einer Industrie des Auslandes.

Für das Maß der Staats-Anschaffungen sind ja lediglich Momente der sozialen Nützlichkeit bestimmend. Preis- und Konjunkturfragen sprechen anderwärts ein gewichtiges Wort mit und mögen in England und Amerika für neunzehn Zwanzigstel der Eisenproduktion maßgebend sein Bei uns scheiden sie für ein Drittel der Produktion vollständig aus, und für ein weiteres Quantum kommen sie nur nebensächlich in Betracht; denn der Umfang der Staatsbestellungen ist ja in hohem Maße mitbestimmend für den Umfang der Neu- und Erweiterungsbauten in der Eisenindustrie.

Das alles ist, wie gesagt, selbstverständlich. Aber

Google

es wird viel zu wenig beachtet und auf seine Konsequenzen hin geprüft. Es wird völlig übersehen, daß die Regierung noch andere Pflichten hat als die, sich alle für ihre einzelnen Ressorts erwünschten Anschaffungen von der parlamentarischen Bewilligungsmaschine bezahlen zu lassen. Sie hat einen in anderen Ländern unbekannten Einfluß auf den Gang derjenigen Industrie, die den Gradmesser für die Allgemein-Konjunktur abgibt, und sie hat aus diesem Grunde auch eine weitgehende Verantwortung für diese Konjunktur. Es erwächst ihr die Pflicht, nach Kräften auf eine Nivellierung der wirtschaftlichen Schwankungen hinzuwirken. Sie hat die Pflicht und auch die Macht hierzu. Denn sie braucht nur bei industriellem Hochgange ihre Bestellungen einzuschränken und sie bei eingetretenem Niedergange zu erhöhen. Das ist ein Prinzip, das in allen anderen Ländern, besonders aber in England, aufrecht erhalten wird. Selbst dringende Arbeiten werden hier weitestmöglich zurückgestellt, wenn die Preise und die Löhne hoch sind, und erst zur Ausführung gebracht, wenn Löhne und Preise sinken und geschäftlichen Niedergang ankündigen; dann füllt das aufgeschobene Arbeitsprogramm früherer Jahre eine Lücke aus und wirkt als „Notstandsarbeit“ außerordentlich wohltätig. Ebenso zu handeln, wäre der preußische Staat vor allen anderen verpflichtet. Denn kein zweiter Staat hat wie er ein Ventil in der Hand, durch das er den Dampf des „überhitzten Kessels“ entweichen lassen, und das er bei Nachlassen der Spannung wieder schließen kann. Durch geschickte Verteilung seiner Aufträge kann er außerordentlich viel dazu beitragen, daß der jähe Wechsel zwischen Konjunktur und Notjahr gemildert und Krisen ausgeschaltet werden. Freilich gehört dazu ein weitschauender Blick und vor allem ein Standpunkt über den wirtschaftlichen Parteien. Ein Minister, der sich von jedem Augenblicksbedarf und jedem Mangel — den unzertrennlichen Begleitern jeder Hochkonjunktur — zu überstürzten Bestellungen verleiten läßt, der gibt damit nur zu, daß er in schlechten Zeiten nicht an die guten gedacht und notwendige Verbesserungen unterlassen hat. Aus diesem ersten Fehler folgt dann der schwer zu vermeidende zweite, daß gerade im ungeeignetsten Moment das Versäumnis nachgeholt und die wirtschaftliche Anspannung verschärft statt gemildert wird.

Und so stehen die Dinge jetzt in Preußen. Unsere ganze Konjunktur ist heute, soweit die Eisenindustrie in Betracht kommt, nur eine Konjunktur von Fiskus Gnaden. Man braucht nur die Ausweise des Stahlwerksverbandes durchzugehen, um das zu erkennen. Der Absatz an Halbzeug weist heute einen scharfen Rückgang, der Versand an Formeisen nur eine ganz geringfügige Steigerung gegenüber 1905 auf. An Eisenbahn-Material werden dagegen rund 50% mehr erzeugt und abgesetzt als vor zwei Jahren. Von der Steigerung darf man nur wenige tausend Tonnen für den Export abrechnen, der ganze Rest bleibt im Inland und geht an den Eisenbahnfiskus. Der Schienen- und Schwellenabsatz des Stahlwerksverbandes wäre in den letzten beiden Jahren stabil geblieben, wenn nicht die Eisenbahnverwaltung fast das doppelte Quantum ihres früheren Bedarfs in Bestellung gegeben hätte. Man schätzt den Bedarf an Oberbaumaterial für 1907 auf 800 000 Tonnen, das ist mehr als für die beiden Jahre 1904 und 1905 zusammengenommen. Was sich der Eisenbahnminister für die Jahre der Hochkonjunktur vom Landtag hat bewilligen lassen, grenzt ans Unglaubliche. 1906 sah der außerordentliche Etat 146 Millionen und die Kleinbahn-Vorlage 271 Millionen vor. Für das neue Jahr liefert der außerordentliche Etat 186 Mill., die Sekundärbahnvorlage 222 Mill. Dazu treten die laufenden Investitionen, dazu kommt ferner eine Etatsüberschreitung aus dem Vorjahr in Höhe von 50 Millionen. Alles in allem hat der Eisenbahnfiskus seit Anfang 1906 eine Milliarde neuer Aufträge vergeben oder noch in der Hinterhand, und davon fließen zwei Drittel der Eisenindustrie zu. Damit nicht genug, hat der Minister in der Budgetkommission erklärt, das eigentliche große Eisenbahnbau-Programm komme erst im nächsten und den folgenden Jahren. Sind diese enormen Aufwendungen notwendig, so sind sie es nicht seit heut und gestern. Dann hat man aber während der Jahre des Niedergangs 1901 bis 1904 den Ausbau des Staatsbahn-Systems in ganz unverantwortlicher Weise vernachlässigt und die Gelegenheit, der darniederliegenden Industrie Hilfe zu bringen, sträflich verabsäumt. Oder aber man läßt sich jetzt von den Industriellen drängen und nimmt Bauten und Investitionen zur ungeeignetsten Zeit vor, bezahlt Konjunkturpreise, nimmt der Landwirtschaft Arbeiter weg und treibt die Konjunktur durch Ueberanspannung einer akuten Krisis zu. Jedenfalls wird der Eisenbahnminister mit seinen Investitionen gerade fertig sein, wenn die Krisis da ist. Oder — dasselbe mit besserer Betonung des Kausalnexus — die Krisis wird da sein, wenn der Minister zu investieren aufhört. Also absolute Planlosigkeit in der Vornahme der öffentlichen Arbeiten. Und das im sozialen Zeitalter!

Der Staat sollte sich besser auf die Pflichten besinnen, die ihm seine Eigenschaft als Großunternehmer auferlegt. Würde irgend ein privater Riesentrust so wirtschaften wie der Fiskus und gleich ihm seine Milliarden-Aufträge immer zur ungeeignetsten Zeit vergeben, dadurch Krisen herbeiführend oder verschärfend, so wäre die staat-

Google

liche Gewalt schon längst mit einem Ausnahmegesetz zur Hand. Die unleugbaren Vorteile, die der staatliche Alleinbetrieb der Eisenbahnen bietet, werden aufgehoben, sobald die mit diesem Alleinbetrieb verbundene Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben kurzsichtig und ohne Rücksichtnahme auf die höheren Interessen der Volkswirtschaft ausgeübt wird. Die Sympathien, die unsere Delbrück und Rheinbaben für unsere großen Syndikate haben, dürfen nicht dahin führen, daß die Vergebung öffentlicher Arbeiten im Sinne dieser Syndikate und zum Schaden der Allgemein-Wirtschaft erfolgt.

„Einem neuen Sedan entgegen."

Im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg ist eine Uebersetzung des beachtenswerten Buches von Major Driant erschienen: „Einem neuen Sedan entgegen." Ein Paneghrikus auf die deutsche, ein Requiem auf die französische Armee. Wir wollen dadurch nicht hoffärtig werden, sondern weiter arbeiten an unserer Besserung. Aber anerkennenswert ist der Tainesche Freimut, mit dem der Verfasser die Zustände der eigenen Armee bespricht. Nur die öffentliche Meinung soll aufgerüttelt werden — Alarmblasen . . . die Alarmierten werden Front gegen den Musikanten machen. Auch wir haben unsere Schwächen in der herrlichen Maschine unseres Heeres, wir hüten uns aber vor öffentlichen Bekanntmachungen. Nur das Tageblatt macht darin eine Ausnahme. Fast jede Spalte birgt aber dort persönliche Spitzen und Empfindlichkeiten — mindert dadurch sachliche Wirkung. Driant wird es ergehen wie dem Oberst Stoffel. Seine Berichte waren den Herren Ministern — Olivier, Niel, Lehvent — unbequem. Papierkorbfutter. In Frankreich wird dieses Buch ein ähnliches Schicksal erleiden. Wir aber wollen uns an dem süßen Gift des Lobes nicht berauschen.

Wertvoll aber ist, daß es in erster Linie moralische Faktoren sind, welche Major Driant die Ueberlegenheit der deutschen Armee vor Augen führen. Wenige Analphabeten – unsere Volks- und Fortbildungsschulen — Disziplin — Ehrerbietung — die 83000 Kapitulanten gegenüber Frankreichs 40000 — unsere Reserve-Offiziere — die Wucht der Kriegervereine usw. Daß die mächtige Persönlichkeit des Kaisers inmitten des Feldlagers in Schlesien ihn zur Bewunderung anregt, besonders im Vergleich mit französischen Manövern, erscheint selbstverständlich. Keine Nation huldigt so dem Eindruck der Persönlichkeit wie unsere westlichen Nachbarn. Aber trostverheißend ist der Ausspruch: „. . . . den Anblick dieser Sozialdemokraten, die einmal die Pickelhaube auf dem Kopfe — genau so ohne Zögern gegen Frankreich marschieren werden wie 1870. „Von Jaurès' Sozialisten-Bataillonen befürchtet er andere Dinge. Sei es so! Daß der Geist der Indisziplin in Frankreichs Heer reißende Fortschritte macht, bewiesen die auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen aufrührerischen Reservistenszenen im Herbst 1906. Driant meint dazu: Ein Sturm des Aufruhrs ist in diesem Jahre über viele Regimenter dahingebraust, nächstes Jahr wird er zum Orkan erwachsen, im folgenden wird er alles mit sich fortreißen . . ." Auch die Gefangenen-Bataillone, welche am 29. Oktober 1870 aus Metz marschierten, beschimpften ihre Offiziere sie schlugen sich doch brav!

Allerdings: die Verkürzung der Dauer der Reserve-Uebungen aus Furcht vor politischen Kundgebungen, mit denen die Hauptleute öffentlich bedroht wurden; Regiments-Kommandeure, die zurückweichen vor Soldaten, die ihnen die Drohung ins Gesicht werfen: „Wenn Sie mich bestrafen, schreibe ich an meinen Deputierten"; Generäle, die für den Minister bestimmte Berichte unterdrücken; Obersten, welche zu Recht verhängte Strafen aufheben; Subalternoffiziere, die den Kopf abwenden, um nicht die Verweigerung einer Ehrenbezeugung zu sehen . . .; das sind Symptome, die zu günstiger Diagnose nicht berechtigen. Und in der Kammer wurde vor wenigen Tagen der Ruf laut: Wenn der Jahrgang 1904 im Dezember entlassen wird, so ist die Armee nur noch ein Skelett. Nach Driant sogar ein morsches, verfallendes . . . doch 1796 zeitigte auch einen Bonaparte, und das Volksheer 1877 war eine große patriotische Tat. Freilich was Berteau-André verdorben haben mit Nepotismus, Freimaurertum und Schwarzem Kabinett ist auch von einem Piquart nicht leicht zu ersetzen. Verlorene Werte!

C. v. Bredow,
Generalmajor z. D.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 5 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | **12. Juli 1907**

Zur Philosophie der Revolution.

Von David Koigen.

II.

Der Mythos der Revolution.

Nach zwei Seiten hin wollen wir das revolutionäre Princip betrachten: nach der rein metaphysischen, um seines Geburtsortes gewahr zu werden, und dann nach der Richtung des sozialen Lebens, innerhalb des kulturellen Productionsprozesses, wo es das geschichtlich Gewordene in Frage stellt, ganze Völker und einzelne Volksschichten in Aufruhr versetzt und selbst dem Feigen den Mut verschafft.

Wie jedes Bildungsprincip des Kulturaktes, so weist auch das revolutionäre auf einen weltgeschichtlichen Mythos hin, aus dem die Menschenphantasie ihn hervorgehen ließ. Die Prometheus-Sage ist die große, vielsagende Legende, die im Mittelpunkte des dialektischen, herausfordernden und Polarität schaffenden Willens steht. Eines Tages wacht Prometheus auf und will nun die Welt anders haben, als diese von ‚Natur' und ‚Gewissen' gebildet wird. Gegen den „natürlichen Gang der Dinge", sowie gegen die konservierende Sitte, gegen Alles, was sich zu genügen und zu behaupten sucht! — lautet das Losungswort des Prometheus. Prometheus zeigt kein Mitleid mit den mühsam entstandenen Verfassungen und Ordnungen in der Zeit. Er wünscht sie sich vielmehr zum Gegner, an ihrer Zähigkeit und Sprödigkeit will er seine Kraft messen. Und seinem Verlangen schwebt kein eigennütziges, positives Ziel vor Augen. Lediglich die Vorstellung davon, daß es anders werden könnte, macht das letzte Motiv seiner Handlung und Gesinnung aus. Daß er einen Gegner, einen Gegenpol haben muß, um überhaupt bestehen zu können, — will er nicht gestehen. Vielmehr werde er von der Liebe zum Werden als solchem in Kriegsstimmung versetzt.

In seiner abstrakten Reinheit mündet also das dialektisch-revolutionäre Princip in das Nichts hinein, das jenseits der weltlichen Ordnungen haust, und aus dem Nichts ist es geboren. Mit keiner Stufe der Welt- und Kulturentwickelung vermag es sich zufrieden zu geben. Setzt doch jede weltliche Verfassung und Organisation begrenzte Aeußerungen bestimmter Richtung voraus, bedeutet sie doch Friede mit dem Gegebenen und vor allem eine Absage an neue Möglichkeiten, an den Willen zum Verwegenen, zum Hinausdringen, zur Rebellion schlechthin. So neigt seinem innersten Wesen nach das revolutionäre Vermögen in uns und in der Weltentwickelung zum radikalen Atheismus und Nihilismus; es nimmt den Kampf

Google

mit Gott und Welt auf, wird aber dadurch zu dem am tiefsten liegenden, nach allen Seiten selbständigen Schöpfungs- und Umwandlungstrieb. Lediglich der Prozeß der umwälzenden Tätigkeit, ohne Rücksicht auf Haben, Sein und Zusammensein, Rausch und Pathos der ungebundenen, uneigennützigen Tat habe nun die immer fragende Stimme des Nichts verstummen zu lassen.

Hier berührt sich der revolutionär gerichtete Wille mit dem Offenbarungsglauben, der ja auch des Sichtbaren und Gegebenen spottet und das Wunder an Stelle der Gesetzesordnung gelten läßt. Und in der Tat stellt die Erscheinung der Offenbarung ein innerlich-geistiges Correlat zum revolutionären Princip dar. Beide dünken sich voraussetzungslos, beide gebrauchen im Grunde zu ihrer Manifestierung keiner „Sakramente", d. h. keiner äußerlich-fremder Begebenheiten und Mächte. Voraussetzungslose Erkenntnis, voraussetzungsloses Streben, rücksichtsloses, weil ja auch voraussetzungsloses Hinaufdrängen, gesetzesloseFreiheit, vollkommene Stillung des Durstes nach dem Da-Sein, — all diese Worte drücken nun von verschiedenen Seiten den Anfangspunkt des revolutionären, frei-schöpferischen Vermögens aus, wo sich Tat, Glaube und Wissenschaft als solche begegnen. Von hier aus nehmen auch alle diese drei Betätigungsorgane der sozusagen absoluten Freiheit ihren Lebenslauf. Die freie Tat, der freie Glaube und die freie Wissenschaft sind also an sich, was ja auch sonderbar scheinen mag, „atheistisch", gegenweltlich, rebellisch. Sich dem Gegebenen, wie es ist, wie es sich momentan darbietet, hinzugeben, kommt ihnen allen als grobe Götzendienerei vor. Die Tat, der Glaube, die Wissenschaft, jede dieser Willensmächte auf ihrem Gebiete und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dringen zum Anders-werden, suchen am Ende das Gegebene aller Qualitäten, aller Individuation und Bestimmtheit zu entkleiden, um sich so einmal der Identität, der Totalität und so auch — des Nichts zu bemächtigen. Sie wollen niemandem was schuldig bleiben und dünken sich im Grunde gottähnlich. Die Offenbarungsreligionen lehren demgemäß auch immer eine Gottmenschlichkeit oder sehen gar über die Existenz Gottes hinweg.

Die eigentliche Geburtsstätte des revolutionären Mythos ist das alte Indien. Der griechische Prometheus stellt schon mehr eine Synthese zwischen dem indo-germanischen Bewußtsein und der naturalistisch-aristokratischen Kultur des Homer dar. Im alten Indien unternahm es das revolutionär-‚atheistische' Bewußtsein, derartig ins Reine mit dem Gegebenen, mit seinen Erscheinungen des Lebens, der Krankheit und des Todes zu kommen, daß es am Ende zum eigenen Ausgangspunkt, zum Nichts (‚Nirvana') gelangte. Das indo-germanische Bewußtsein lehnte sich da gegen die Ordnungen der Dinge und des Lebens auf, und in seiner Eigenschaft als nur-revolutionäres Bewußtsein vermochte es keine neue Weltordnung aufzurichten; es sank in die Nacht des Nichts zurück. Denn der revolutionäre Wille, was bei der Betrachtung sozialer Revolutionen mit besonderer Klarheit hervortritt, ist an sich blind, und er vermag infolgedessen weniger als irgend eine andere Willensposition des Menschen aus sich heraus den Kulturakt zu konstituieren, geschweige denn zu erschöpfen. Dafür birgt das revolutionäre Princip in sich das tragisch-erhebende Moment, das durch die Vorstellung einer absoluten, voraussetzungslosen Freiheit, durch das Hin- und Herwogen vom Nichts zum Nichts und vor allem durch den Prozeß der umwälzenden Tätigkeit gefördert wird. Die Tragödie des kampfmäßigen, von Polaritäten und Spannungen erfüllten umwandelnden Werdens verleiht ihm allein Sinn und Bedeutung. Der großstilige Zug

Google

der Revolution an sich und ihres Fürsprechers, des Titanen Prometheus, besteht gerade darin, daß er, trotz principieller Verschmähung aller zeitlichen Ordnungen, gewillt ist, den Kampf aufzunehmen und sich an der Widerstandskraft der Welten zu messen. Das revolutionäre Princip stellt sich so als die eigentliche Seele aller Tragödie und tragischer Schöpfung heraus. Andererseits verspüren wir in jedem geistigen, politischen und gewerbsmäßigen Schaffen einen Hauch von der tragischen Ueberwindung der Revolution. Und so müßte auch die „Geburt der Tragödie", die Nietzsche an die Duplizität des Apollinischen und des Dionysischen gebunden hat, etwas tiefer gesucht werden. Indien, und nicht Griechenland, ist die Heimat des Tragischen. Und die tragische Kunst scheint nur als Spezialfall des revolutionären Verwandlungsprincips, das ja jedem Kulturakt, jeder Lebensrichtung in dieser oder jener Form inne wohnt, sich entpuppen zu wollen. Auch die Philosophie suchte dem revolutionären Mythos ein Bild zu verschaffen und ihn in Begriffe zu kleiden. Man erinnere sich nur an die dialektische Philosophie von Heraklit und Hegel. Während aber der Philosoph von Hellas natürlicherweise noch am Stofflich-sinnlichen kleben bleibt und die gesamte Welt aus dem Urfeuer hervorgehen läßt, so läßt der deutsche Hegel den Weltinhalt direkt aus dem Nichts mittels gegensätzlichen Kampfes hervorgehen und sich dann auch entwickeln. In ähnlicher Weise verfuhr in Anlehnung an Hegel, aber noch radikaler als der Meister, der schwerfällige und allzu schwermütige Julius Bahnsen. Auch die revolutionären Wortführer aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts schienen noch in unmittelbare Berührung mit dem ‚letzten Dasein' des revolutionären Mythos, und zwar mit dem zu Taten anspornenden ‚Nichts', gekommen zu sein, indem sie ja den absoluten Nihilismus und eine Art absoluter Freiheit als das letzte Wort aussprachen. Nur aus dem Bewußtsein unserer Zeit ist der Mythos des revolutionären Princips ganz verschwunden. Und demgemäß wird man, z. B. im größten dichterischen Werke der Neuzeit, das der revolutionären Schöpfungsweise gewidmet ist, — ich meine natürlich den „Prometheus" . . . von Carl Spitteler, — vergebens nach dem philosophischen Hintergrund der Revolution, nach ihrer metaphysischen Wesenheit suchen.

III.

Revolution und Arbeit.

Wir können hier nicht die revolutionäre Ueberwindungstätigkeit in all ihren Manifestationen verfolgen. Denn es ist kaum ein Gebiet menschlichen Lebens vorhanden, wo sie nicht ihre Tragödie aufgeführt hätte, und die historische Ueberlieferung bringt uns Kunde von der revolutionären Auflehnung des Menschen gegen Blutsverwandtschaft (Kain), gegen Gott (Die Leiden Hiobs und des zürnenden Propheten Jonas), von den Kirchen-, Klassen- und Stände-Revolutionen gar nicht zu reden. Allein der Zentralpunkt aller sozusagen normalen Revolution ist und bleibt die Tatsache der menschlichen Arbeit. Die Arbeit dem Naturverlauf und der Sitte zum Trotz, aus dem Urbedürfnis nach Anders-werden, nach der Gestaltung einer eigenen Welt zu streben, und nicht, wie die zum Teil orientalisierte Bibel es möchte, infolge eines Fluches Gottes, als Resultat des Sündenfalls, macht den dauerhaften sozialen Inhalt des revolutionären Vermögens aus. Und in dieser Beziehung darf man auch den Uebergang zum Ackerbau und das ursprüngliche Handhaben von Werkzeugen als die größte Revolution auffassen, von der die Menschheit je erschüttert wurde. Innerhalb des Arbeitsaktes aber, der einen Kulturakt

Google

im kleinen darstellt, bleibt der Prozeß der reinen Ueberwindung und Umwandlung der eigentliche Nerv der revolutionären Betätigungsart. Wie sich nun die Revolution, angesichts dieser Tatsache, fundamental gerade in unserer Zeit gebärdet, was sie uns nimmt und gibt, dies wollen wir in aller Kürze andeuten.

Das revolutionäre Vermögen der Neuzeit stammt vornehmlich aus zwei Quellen: einmal wird es durch die herrschende Form der industriellen und verstandesmäßigen Arbeit, die ja an sich eine kritisch-umwälzende ist, gefördert, und dann wird es besonders durch die allgemeine Staats- und Wirtschaftsorganisation oder, sozialdemokratisch geredet, durch den Kapitalismus latent gehalten. Die Tatsache, daß der moderne soziale Kulturakt zerrissen daliegt, und daß große Kreise des Volkes gezwungen sind, ihr Leben in einseitigen Willens- und Verstandesrichtungen aufgehen zu lassen, dieser gefahr- und verhängnisvolle Zustand ist nicht einmal wegzudisputieren. Im großen und ganzen ist es doch noch immer die feudale und industrielle Aristokratie, die das herrschaftliche Princip in hohem Maße handhabt und so den Produktionsmechanismus einleitet und bewältigt, und die sog. sozialen Zwischenklassen, wie die kleinen selbständigen Gewerbetreibenden und Vermittler allerhand, sind es auch, die vor allem das demokratische Princip der Autonomie (der Geltung der Person) für sich in Anspruch nehmen. Der proletarische Lohnarbeiter hingegen bleibt ausschließlich auf die umwälzende, „sinnlich-kritische" Tätigkeit angewiesen und damit auch auf den revolutionären Willen. Sein Leben geht in einer Aktion auf, die er weder einleitet, und der er noch ein Ziel steckt, sein Blick schweift zwischen Sein (Geltung) und Haben (Besitz) einher, und die obere Gemeinschaftseinheit, und zwar den Staat, der nicht imstande ist, ihm einen Körper und eine Seele zu verschaffen, nennt er nur notgedrungen und schweren Herzens seine Heimat. Der Staat hingegen scheint diese tragische Lage seines Stiefkindes anerkennen zu wollen, indem er an den Proletarier Konzessionen macht oder machen muß. Ich meine hier das Recht auf den Streik, das den gesamten kapitalistischen Vertrag in Frage stellt; und das so die Auslösung revolutionärer Energie zur normalen Erscheinung unseres Alltagslebens erhebt. Uebrigens bedeutet auch jede radikale Sozialgesetzgebung eine revolutionäre Tat. Und so wird in der modernen Gesellschaft der revolutionäre Wille legitimiert. Anders wäre es auch in einem Gemeinwesen undenkbar, wo ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung sich „revolutionär-kritischer" Tätigkeit hingibt. Karl Marx, der Erzieher des Proletariats von der Revolte zur Revolution, scheint an dieser Lage der Dinge sein Gefallen zu haben. Denn von seinem Meister Hegel lehrte er, daß das Leben der Welt in der dialektischen Entwickelung des Geistes besteht. Unter Geist will er aber nichts anderes als die umwälzende, kritisch-sinnliche Tätigkeit (‚Protis') verstanden haben. Ist nun dem so, so bleibt nichts übrig, als das Tun des Proletariats, das ja Revolution selbst ist, zur eigentlichen Substanz des sozial-ökonomischen Productionsprozesses zu erklären. Und was darüber ist, sei vom Uebel, sei schlechte „Ideologie" der Herrschenden und Geltenden.

Nun, der revolutionäre Wille vermag nicht aus sich heraus allein den Kulturakt zu bilden, was auch aus den obigen Ausführungen ersichtlich ist. Die Uebersättigung des Proletariats in Revolution ist kein Glück für die Gesellschaft, noch weniger aber für das Proletariat selbst. Und abermals zum wirklichen Vorteil und Segen unserer Kultur und des Proletariats bleibt die angehäufte revolutionär-umwälzende Energie fest zwischen den Idealen der Geltung (Sein), des Besitzes und der Beherrschung und denen des allumfassenden

Google

und Sicherheit verschaffenden Gemeinschaftsbewußtseins eingeschlossen. Allmählich geht die Eintauschung der immanenten und permanenten Revolutionsenergie in positive Lebenskräfte und Güter vor sich. Die vornehmliche Aufgabe des Staates ist es nun, diesem normalen permanenten Prozeß entgegenzukommen, ja selbst das Ruder an dieser Kultur-Transformation zu ergreifen. Das will sagen: der moderne Staat muß ein heroischer Staat werden, damit die aristokratischen, demokratischen und namentlich auch die revolutionären Willensäußerungen aller Menschen auf der Grundlage der allgemeinen Gemeinschafts-Heimat eine annähernde Befriedigung finden könnten. Der Staat allein kann die Lohnarbeiter und die Gesellschaft überhaupt der Revolution entlasten. Und besonders heute muß er es tun, da die Cäsaren-Träume des neuauferstehenden Feudalismus, Imperialismus und Partikularismus sich dem ernstlich in den Weg stellen. Im entgegengesetzten Falle aber würden notwendigerweise die im Gesellschaftsorganismus zerstreuten und tagtäglich aufs neue reproduzierten Revolutions-Energien sich immanenterweise zu einem einzigen allgemeinen Revolutions-Willen akkumulieren, und die Massen- und Gewalt-Revolution mit all ihren schwerwiegenden Folgen werde sich des Lebens bemächtigen.

Was nun die Massen-Revolution an sich bedeutet und was sie aus dem Menschen macht, wie sie ihn von Grund aus bedroht, nivelliert und entleert, — sei anderen Ausführungen vorbehalten. Eins sei aber schon hier gesagt: heilig sei uns der umwälzende, tragisch-erhebende revolutionäre Wille, solange er im Dienste des allgemeinen Kulturaktes bleibt und sich seinen Forderungen unterordnet; von dem Träger der ausschließlichen Revolution, und zwar vom Revolutionsmenschen aber seien hier vorläufig die Worte Renans wiederholt: „Malheur à qui fait la revolution, heureux qui en hérite!“

Florilegium.

Hochsommer. Die Sonne lastet mit drückender Schwere auf dem Luftmeer und türmt Dunstgebirge am müden Abendhimmel auf. Allnächtlich fast zucken grelle Blender durch die Dunkelheit hin, prahlt der Donner hinter dem Flammenspiel her. Und jegliche Kreatur hält sich, nach des Tages Schweiß und Arbeit, scheu und müde unterm schützenden Dach. Ist froh, wenn der Blitz das eigene Nest verschont und die Kühle der Nachmitternacht etwas Schlaf und Erquickung bringt, eh die ermattende Hatz von vorne beginnt. Keine Zeit, in der man viel für Dinge übrig hat, die nicht unmittelbar unseres Körpers und Geistes Wohlbehagen berühren; eine, in der der Interessenkreis so eng wie nur möglich gezogen, jede Entlastung fast wie eine Gnade empfunden wird. Auch für die Herrn Politiker sonst die Urlaubszeit. Doch nicht heuer. Wohin der Aufmerksame sieht, ein Riesenbetrieb; in Amerika und Japan, Frankreich und England, Oesterreich, Portugal und Marokko will die Ruhe nicht kommen, im Haag sitzen die Vertreter von fünfzig Staaten um grasgrüne Tische, und bei uns jagt ein Ereignis das andre. Und die wenigsten von ihnen erfreuen das Auge.

Google

Zuerst kam der Petersproceß, der acht Tage lang die Sensation der Tagespresse war. Ein Sozialistenblatt, die „Münchener Post“, hatte den etwas hitz- und hartköpfigen Afrikaner, dem wir Ostafrika danken, mit den üblichen Schmähreden bedacht, weil der doctor militans zur letzten Reichstagswahlzeit in München eine Vereinsrede hielt und überdies die Unvorsichtigkeit beging, sich für einen Wahlkreis als Candidaten aufstellen zu lassen. Herr Doktor Peters klagte, und in einer umfangreichen, doch nicht lückenlosen Beweisaufnahme trat der Kläger einen Reinigungsbeweis dafür an, daß die seit Jahren ihm nachgesagten Schandtaten nichts als verleumderische Ausstreuungen wären. Ist er gelungen? Für jeden, der reinen Willens ist, ja; für Parteiverblendung wird er einwandfrei nie zu führen sein. Das Ausland konnte aus dem Gang der Verhandlung lernen, daß wir noch immer Politik mit Moral verwechseln und jeden, der (auf dem empfindlichsten aller Gebiete) nicht ganz genau nach der Seidenschnur handelt, in den Orkus werfen. Neues brachte der Proceß, trotz des großen Zeugenaufgebots, nicht ans Licht, und der Angeklagte vor Allem, der doch eigentlich die Beweislast zu tragen hatte, brachte auch nicht die bescheidensten Rechtfertigungsgründe für sein Schmähgeschwätz bei. Am Schönsten war das Reichstagstrio Bebel, Arendt, Liebert. Herr Bebel, einer der pfäffischsten Geister unserer Zeit, trat als Schützling des Tuckerbrieffabrikanten auf (der natürlich im Hinblick aufs Staatsganze mehr Schonung verdient, als ein Geheimerlaß von Einem oder Tirpitz); Herr Arendt, der nicht immer das Gute will und stets das Böse schafft, leistete eine beeidete Aussage, die unter Eid nachher von der Witwe des verstorbenen Kolonialdirektors Kayser bestritten wurde; und Herr Generalleutnant und Gouverneur a. D. Liebert nannte in einem, die äußersten Grenzen des Zulässigen streifenden Gutachten die gegen Peters ergangenen Disciplinarurtheile eine Schmach für das Deutsche Volk (was sie gewiß nicht sind; wohl aber ein betrübendes Zeugnis von der politischen Unreife derer, die sie extrahierten). Ich schwärme weder für den Reichsverband noch für Herrn Liebert und kann sein Gutachten nur sehr unklug nennen; finde aber das Gehaben der Demokratenpresse, die laut nach dem Staatsanwalt rief, beträchtlich schlimmer als die Entgleisung des Generals. Skandalös sans phrase aber war eine, vom Lokalanzeiger als offiziös denunzierte, Richtigstellung der Cölnischen Zeitung über die „außerordentlich vielen Irrtümer“, die Herrn Liebert begegnet sein sollten, ehe das Verfahren zu Ende war. . . . Herr Doktor Peters ist dem Reichsdienst wohl für immer verloren, paßte, mit den starren Formen seines eckigen Wesens, auch nicht in die strenge Hierarchie des Beamtentums. Doch sein Schicksal ward nicht von sauberen Händen bestimmt, und heute noch laborirt das Reich an den Folgen eines Bubenstreichs.

Ob der vorzeitige Verlust des Grafen Posadowsky nicht noch länger und beträchtlich weher empfunden wird? Er war der fleißigste und stillste Minister, den das Reich seit Langem gehabt hat; ein Mann von gründlichem Wissen, niemals rastender Arbeitskraft und Frohheit; kein Blender und doch, im Flackerschein der Bundesrathsgrößen, der einzig scheinende Geist. Ueberall spürte man bei ihm den soliden, nicht immer mühelos geschaffenen Unterbau

Google

ſolideſter Bildung, die aus tauſend Brunnen geſchöpfte Erfahrung, und ſtaunte über die bis ins Kleine reichende Beherrſchung eines Rieſengebiets. Er war die vornehmſte Erſcheinung an der Miniſterbank, und wer ihn hörte, konnte, ſolange er ſprach, ſich im engliſchen Unterhaus wähnen; ruhig, ſachlich, wohlerwogen und wohlerzogen klang faſt jedes Wort. Er war kein Redner, und konnte doch ſo eindrucksvoll wie, außer Herr von Einem, Keiner ſonſt reden. Nie ſtieg er in die Niederungen, in denen ſich unſere Parteigötzen ſo gern ergehen (und die damit dem gebildeten Menſchen den Reichstagsbeſuch ſo verleiden). Nun iſt auch er weg. Häßliche und ſicher ungerechte Angriffe gingen ſeinem Sturz lange ſchon vorher. Daß er trotzdem völlig überraſcht wurde, ſpricht für die Sauberkeit ſeines Wollens und einen nach Allem, was wir ſchon ſahen, faſt naiven Glauben an gute Sitten. Wars wirklich nöthig, einen Mann, der zehn Jahre ein immenſes Arbeitsfeld mit von Freund und Feind offen anerkannter Tüchtigkeit beackerte, wegzuſchicken, wie einen auf Probezeit angenommenen Dienſtboten? Doch was iſt bei uns noch unmöglich? Seit wir die Segnungen der nationalen Paarung genießen, ſeit die Unnatur zum Ereignis werden konnte und der Reichstag zum willenloſen Werkzeug einer planloſen Regierung herabſank, in der inneren Politik nichts. „Gegenwärtig, ſchrieb Swift vor zweihundert Jahren an Lord Peterborough, iſt der höchſte Wunſch eines ehrlichen Mannes, ſich durch dieſe Sitzung durchzuhelfen. Niemand iſt ſo unverſchämt, zu glauben, daß wir nicht in Stücke fallen werden, und dies iſt nicht etwa ein Geheimnis, nicht einmal für einen Whiglakaien.“ Klingts nicht, als hätte es Graf Kanitz in der Oſterzeit an ſeinen Freund Zedlitz geſchrieben? Doch mit Ernſt wird ja immer noch vom Block geredet. Wer weiß: vielleicht beſteht er ſogar am Allerſeelentag noch und beweiſt für Heraklits, des Dunklen, Theſe: διαφερώμενον ἀεὶ ξυμφέρεται.

Denn heraklitiſch ſind die Wege derer, die uns führen, und wenn, wie Hegel will, der Widerſpruch es iſt, der die Welt regiert, dann hat Mancher von denen, die jetzt im Amte ſitzen, den philoſophiſchen Doktorhut verdient. Der junge Fritz hat in Briefen einſt mit bitteren Worten das Schwanken in der Politik gerügt; Bismarck hält „jede Politik für eine beſſere, als eine ſchwankende“; Treitſchke ſah in ihr „die ärgſte aller politiſchen Sünden“. Und als Friedrich Wilhelm der Dritte (vielleicht hat er in den, nicht unverſchuldeten, Tagen von Tilſit der Mahnung gedacht) den Thron beſtieg, überreichte ihm Friedrich von Gentz eine Adreſſe, in der man die heute wieder aktuellen Sätze findet: „Zu welchem Syſtem aber auch die Zeitumſtände, die Bedürfniſſe unſeres Staates und das Betragen der auswärtigen die preußiſche Monarchie nöthigen mögen: nur Eines verlaſſe uns nie: ein heller, feſter und konſequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Denn nichts ſetzt die äußere Würde, mithin die Selbſtſchätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwiſchen entgegengeſetzten Syſtemen, oder, was ſchmählicher als Alles iſt, der gänzliche Mangel eines Syſtems.“ Alte Schule. Das hübſche Wort Realpolitik war noch nicht zum Synonym für Tageslaune entwerthet. Wer heute nach einem Plan, einem Ziel, nach den dazu führenden Wegen und Mitteln fragte und ſich Plattheiten als Antwort im Voraus verbäte, bliebe ohne Antwort. Mit Recht.

Google

Denn den Zeitgenossen gefällt ja der Betrieb, den wir haben. Und wiederum mit Recht. Wer wollte im Ernste bestreiten, daß er wundervoll ist? Lacht uns der Himmel nicht heitrer als seit langer Zeit? Eduard hat, nach langer Schmollzeit, den Kaiser eingeladen, und wir haben angenommen (obwohl er noch nicht mal seine Antrittsvisite bei uns gemacht hat); und im sacré coeur de l'Europe, in Paris, wird uns gütigst nun ein Dachkämmerchen zur Verfügung gestellt. Nach heißem Werben, wenn man dem glauben soll, was man lesen muß. „Wir laufen, sagte Bismarck in der unvergeßlichsten seiner Reden, Niemand nach. Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr.“ Fünfzehn Jahre danach hat ein anderer Gefürsteter erklärt: „Wir haben gar nicht nötig, aufdringlich um Liebe zu werben, wir brauchen niemandem nachzulaufen.“ Und im Hornung dieses Jahres erklang ähnliche Losung. Heute lesen wir mit unbehaglichstem Empfinden, was der Kaiser in Kiel gesagt haben soll, vernehmen, daß Etienne offen bekannte, nicht mehr folgen zu können; und hören natürlich wieder einmal, daß stundenlang zwischen dem unverantwortlichen Träger der Krone und dem ehemaligen französischen Kriegsminister politische Geschäfte besprochen wurden. „Man fordert mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das J zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß nicht die Besonderheit des Charakters das Bedeutende ist.“ Der Erzreaktionär Hegel ists, der also redet, und jeder merkt, wie veraltete Weisheit aus dem Manne spricht. Natürlich hat der Kanzler den Inhalt des Gesprächs vorher gewußt. Natürlich kam Herr Etienne nicht bloß pro forma nach Berlin, um den nötigsten Anstand zu wahren. Natürlich fuhr Herr Cambon zum Vergnügen nach Paris. Oder wars, wie es früher immer war? Dann müßte bald in der Wilhelmstraße der Exodus beginnen.

Ein paar Tage nach den Ereignissen, die für den Uneingeweihten ein Skandalon waren, hielt Herr Pichon in der französischen Kammer eine Rede, die man bei uns weniger laut preisen sollte, als es geschehen ist. „Herr Etienne halte von uns keine Mission für die deutsche Regierung. Wir brauchen keinen geheimen Emmissär, denn wir sind in Berlin durch einen Mann vertreten, für dessen hervorragende diplomatische Begabung ich hier gern eintrete. Ueberdies sind unsere Beziehungen zu Deutschland die herzlichsten.“ Führte Herrn Pichon der Eifer der Abwehr zu weit? Jedenfalls ist im Stenogramm nur noch von Höflichkeit die Rede. Und das Ganze sieht einer Abfuhr wieder verzweifelt ähnlich; die nicht den Kanzler, sondern, wie die Verfassung es will, das unverantwortliche Haupt des Monarchen trifft.

...Jäh ist die Julihitze verflogen, das Barometer gesunken, und über Mitteleuropa lagert ein Minimum. Im Haag gähnen die Leute wieder an grasgrünen Tischen und Freiherr von Marschall wartet auf neue Instruktionen.

Karl Schnitzler.

Google

Kontinentale oder nationale Industrie?

Von Andrew Carnegie.

Wir hören von ungeheuren Industrievereinigungen zu Lande und zu Wasser, aber die Vereinigung von 45 Staaten, die die amerikanische Union bilden und zum Teil größer sind als die vereinigten Königreiche, verspricht Europa in der Herstellung vieler Stapelartikel einzuholen und stellt schon jetzt einen Artikel von höchster Wichtigkeit in größerer Menge her als die übrige Welt zusammengenommen. Das ist eine Tatsache, deren folgenschwere Bedeutung Europa zu denken Anlaß geben sollte. Wenn Amerikas Bevölkerung weiter so steigt wie bisher, dann wird es noch zu Lebzeiten manches unter uns eine Bevölkerung haben, die der von Europa mit Ausschluß von Rußland gleichkommt.

Der Einfluß eines geeinten Kontinents auf die kleineren und getrennten Nationen der Welt ist schon überall zu spüren. Europa sieht seine Kunstschätze, seine Schiffahrtslinien, seine Finanzzentrale nach dem neuen Lande übersiedeln, wie es schon das Primat in der Industrie, im Reichtum und im Handel errungen hat, unter dem Gesetze der Schwere, das überall regiert, selbst auf dem Gebiete der Literatur. Auf ein Exemplar der Encyclopädia Britannica im alten Lande, im Publikationslande, kommen 8 Exemplare in der neuen Heimat. Die Manufaktur des neuen Landes dringt in das alte Land ein und konkurriert mit ihm auf dem Weltmarkte. Diese Tatsachen sind der Aufmerksamkeit der Nationen nicht entgangen, Europa ist aufgeregt über das, was ihm in der Zukunft noch droht, und sucht jetzt ausgleichende Kräfte zu entdecken. Der erste notwendige Schritt auf diesem Wege ist, die zwei Kontinente zu vergleichen und die verschiedenen Tatsachen festzustellen, die eine so furchtbare Gefahr hervorriefen.

Wir wollen Europa und Amerika als zwei Einheiten gegenüberstellen — Kontinent gegen Kontinent.

Die Gegensätze sind ungeheuer.

Erstens: Europa sieht aus wie ein bewaffnetes Feldlager. Jedermann muß jahrelang Zeit und Arbeitskraft dem Militärdienst widmen, und das ist nicht nur unproduktive Arbeit, sondern auch für den Staat sehr kostspielig. Nahezu 9 Millionen Männer sind zum Militärdienst eingezogen. Die amerikanische Union hat ihrerseits nur eine Armee von etwa 66 000 Mann, und es gibt dort keine Militärpflicht. Amerikas Männer stehen in der Industrie, nicht in der Armee, und sie vermehren unaufhörlich den materiellen Reichtum ihres Landes. Amerika wird sogar direkt reicher durch die Wirkungen der Militärpflicht in Europa. Man vergleiche die geringe Zahl der Schlachtschiffe, Kreuzer und Küstenpanzerschiffe Amerikas mit der Europas. Es würde schwer sein, die Wirkung dieses Gegensatzes auf industrielle Entwicklung der beiden Kontinente zu überschätzen.

Zweitens: Amerika ist eine wirtschaftliche Einheit, im Frieden mit sich selbst, und hat keine Angriffe von seiten seiner Nachbarn zu fürchten; nicht einmal von Europa, weil dieses von Amerika mit so vielen notwendigen Lebensmitteln versorgt wird, daß ein Stillstand in der Zufuhr amerikanischer Waren nach Europa nicht nur Teuerung, sondern wirkliche Hungersnot

Google

hervorrufen und Europa dadurch zum Frieden zwingen würde. Aus diesem Grunde hat seine Industrie eine unerläßliche Bedingung zur Entwicklung: Friede und Sicherheit. In Europa fehlt sie aber, denn es ist in feindliche Lager gespalten. Daß diese ungeheuren Rüstungen nicht ins Unermeßliche wachsen können, ist klar. Eine Explosion muß erfolgen. Und daß man mit dieser drohenden Tatsache rechnet, kann man ebenso klar aus den Maßnahmen ersehen, welche die Nationen ergreifen, um sich vor den Folgen derselben zu schützen. Wenn die Herrscher und Staatsmänner nicht die unvermeidlichen Folgen dieser Rüstungen über ihren Häuptern sähen (dieses Damoklesschwert), so würden sie sich nicht so vorbereiten, ihren möglichen Wirkungen zu begegnen. Es ist für die Industrie unmöglich, sich unter dem Schatten dieser furchtbaren Katastrophe befriedigend weiter zu entwickeln, und ehe diese Gegensätze nicht aufhören, ist eine auch nur annähernde Kräftegleichheit zwischen den Industrien der alten und neuen Welt unerreichbar.

Drittens: Der Amerikaner hat, da sein Kontinent weniger als 30 Menschen pro Quadratmeile (engl.) zählt, eine beständig sich vergrößernde heimische Nachfrage, die ihn zur Ausdehnung seiner Unternehmungen zwingt, und die ihn auch zu kostspieligen Verbesserungen und zur Annahme neuer Verfahren berechtigt. Er hat auch einen einzigen Kontinent unter einer Regierung. Er kann seine verschiedenen Werke in den Zentren der einzelnen Märkte errichten. Wenn irgend ein brauchbarer Stoff sich in dem einen Staate befindet, etwas anderes in einem anderen Staate, wenn es wünschenswert ist, für einen Teil eines Fabrikationsverfahrens hier und dort Werke zu errichten oder Schiffe zu bauen oder in irgend einen Teil des weiten Landes Eisenbahnen zu legen, so geht er ohne Zögern daran. Er fürchtet kein Dazwischenkommen eines andern Angebots, einer feindlichen Gesandtschaft oder nationaler Antipathien. „Kein abgesperrtes Utiva schränkt Kräfte ein," der fast unbegrenzte Kontinent ist sein Feld, alle Märkte stehen ihm offen, frei von jedem Zoll. Seine Unternehmungen sind frei von Anfang bis zu Ende.

Die Folge ist, daß die einzelnen Industrien in den Vereinigten Staaten ganz natürlicher Weise nach den Gegenden sich ziehen, die sich am besten für sie eignen. Da gibt es keine Schranken für freie Auswahl. Die besten Plätze können ausgesucht werden für die Ansammlung für Rohmaterialien oder Halbfabrikate für die Fertigstellung der Waren. Kurz, überall herrscht freier, uneingeschränkter Handel: dieselben Bedingungen, dieselben Gesetze, dieselbe Flagge und dieselben Märkte überall auf einem entwickelungsfähigen Kontinent. Und das vermögen nur diejenigen in seinem vollen Werte zu schätzen, die im industriellen Leben erfahren sind. Der europäische Fabrikant findet für eine solche mannigfache Ausbreitung seines Geschäfts manche Hindernisse: Der Kontinent ist in feindliche, kriegerische Staaten geteilt, verschiedene Gesetze und verschiedene Verwaltungen; Zölle herrschen an jeder Grenze, und die Kriegsfurcht droht überall. Er ist fast gezwungen, seine Kapitalsanlage und seine Fabrikation auf sein eigenes Land und seinen kleinen Inlandmarkt zu beschränken.

Einer der vielen einschneidenden Vorteile, die die Industrie in Amerika von der politischen Einigung hat, ist, daß die große Nachfrage im Inland nach einer Ware von einem vereinigten Volke gewisse feststehende Formen erzeugt, auf die Herstellung des Besten hinarbeitet, was den Fabrikanten veranlaßt, spezielle Maschinen aufzustellen und sie

Google

ausschließlich ein einziges Muster arbeiten zu lassen. Elektrische, Brücken- und Hafenbahnen, der eine oder andere Zweig von Maschinenanlagen haben ganz bestimmte Formen (Standardformen) angenommen. Wenn daher zum Beispiel eine Brücke in großem Maßstabe sofort in irgend einem Teil der Welt, in Aegypten oder Indien, gebaut werden soll: Amerika ist darauf eingerichtet. Der Stahlfabrikant hat seine Abteilung für Brückenkonstruktionen und Brückenbau. Alles wird von Spezialisten gemacht, die ihre Sache besser verstehen, als irgend ein Ingenieur im allgemeinen es verstehen kann. Die erforderlichen Sonderpläne für die Standardbrücke werden gemacht, und die Arbeit kann sofort beginnen. Wohlgemerkt, der Stahlfabrikant ist auch der Brückenbauunternehmer, und das ist ein wesentlicher Punkt. Die Brücke kann wahrscheinlich schon dem Verkehr übergeben werden, bevor der europäische Ingenieur die Pläne veranschlagt und der Brückenkonstrukteur mit dem Stahlfabrikanten abgeschlossen hätte. Eine neue Brücke in Europa ist eine Neuschöpfung, an der verschiedene besondere Unternehmer beteiligt sind; in Amerika wird sie nach feststehenden Mustern, die aus der Erfahrung hervorgegangen sind, von Anfang bis zu Ende von demselben Unternehmer hergestellt.

In einem höheren oder niedrigeren Grade herrscht dieses Prinzip bei der Herstellung der hauptsächlichsten Artikel, wofür Amerika gegenwärtig der größte Produzent ist. Einer der führenden englischen Industriellen erzählte mir einmal, daß er gezwungen war, seine auswärtigen Märkte und schließlich das Geschäft selbst aufzugeben: der amerikanische Fabrikant hatte ihn aus dem Felde geschlagen. Während dort drei- oder vierhundert Maschinen für die Nachfrage der Saison genügten, hatte sein amerikanischer Freund 7000 im Betrieb. Wieder der Zug ins Große. Diese Produktionsmenge führte zu automatischen Maschinen für jeden Prozeß der Herstellung. Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, waren 22 Arbeiter in England und nur 2 Arbeiter in Amerika bei einem und demselben Prozeß beschäftigt. Das heißt, die Maschine tat die Arbeit für 20 Mann. Warum nimmt man das nicht an? Weil die heimische Nachfrage zu gering ist und diese Nachfrage überdies noch dem amerikanischen Konkurrenten offen steht.

Um in der Industrie, in der Finanzwelt oder im Handel den ersten Platz zu behaupten, müssen sich die kleinen Nationen mit anderen verschmelzen und gedeihliche Glieder einer großen vereinigten Macht werden. Einst war das Menschengeschlecht in Nationen geteilt, von jetzt ab in Kontinente.

Man lege sich einmal die Frage vor: Wenn Amerika zusammengesetzt wäre aus lauter kleinen, unabhängigen, aufeinander eifersüchtigen Staaten, wie Europa es heute ist, wo eins das andere fürchtet und bis auf die Zähne bewaffnet seinerseits einen Angriff erwartet, und wenn es Zollschranken gegen die Waren eines anderen Staates errichtet hätte, würde dann Europa je von einer Invasion der amerikanischen Industrie gehört haben? Die Frage stellen, heißt sie beantworten.

Der tiefste und mächtigste aller Gegensätze zwischen den beiden Kontinenten ist, daß der eine Kontinent ein einziges, harmonisches, friedlich zusammen arbeitendes Ganzes ist, dessen Macht und Energie auf industriellen Fortschritt gerichtet ist, daß der andere in feindliche Lager gespalten ist, und daß jedes dieser Lager seine Macht und Energie auf militärische Abwehr und kommerzielle Isolierung richtet.

Google

Nervöse Frauen und Frauenfrage.

Von Dr. Albert Moll.

Wenn man früher von einer nervösen Frau sprach, so verstand man gewöhnlich darunter eine Frau aus wohlhabenden Kreisen, die den ganzen Tag nichts tut, bei ihren Pflichten gegen Mann und Kinder sich mit Migräne entschuldigt, die Umgebung durch ihre Launenhaftigkeit reizt, abends aber auflebt, um Theater und Gesellschaften zu besuchen und zu kokettieren. Dieses Bild hat in der Wirklichkeit stets existiert und existiert auch heute noch. Es gibt einen solchen Typus, doch ist damit keineswegs die große Masse der nervösen Frauen gezeichnet. Schon die Tatsache, daß die Nervosität der Frau nicht nur in den besser situierten Kreisen, sondern auch in den ärmeren, ja in den ärmsten herrscht, zeigt uns, daß man es in jenem Fall nur mit einem Typus, nicht aber mit dem Typus der nervösen Frau zu tun hat. Die Verkäuferin, die Kontoristin, die Telephonistin, die Lehrerin, die Künstlerin, die Fabrikarbeiterin sind ebenso von nervösen Erscheinungen heimgesucht wie die reiche Weltdame. Hieraus geht auch hervor, daß die früher vielfach ausgesprochene Ansicht, der Müßiggang allein führe zur Nervosität und hindere deren Heilung, mindestens übertrieben ist. In der Tat hat ja die medizinische Wissenschaft zahlreiche andere ursächliche Faktoren längst festgestellt. Die erbliche Veranlagung brauche ich nur zu erwähnen: die Erfahrung zeigt, daß in der Familie eines Nervösen außerordentlich häufig auch andere Familienmitglieder nervös sind, ja oft genug schwere Nerven- oder Geisteskrankheiten zeigen. Aber auch Einflüsse des Lebens spielen beim Bestehen der Nervosität eine erhebliche Rolle. Hierher gehören geistige Ueberanstrengungen, starke Affekte, insbesondere Sorgen und Kummer, schlechte Ernährung; hierher gehört aber auch der schon erwähnte Mangel an Tätigkeit. So verkehrt es aber auch war, auf diesen alles zurückzuführen, so kann er doch in einzelnen Fällen eine große Bedeutung haben. Darauf weist schon der Umstand hin, daß man in neuerer Zeit bei der Behandlung der Nervösen in der Arbeit einen besonderen Heilzweig sieht und auf die Erkenntnis hiervon die Arbeits- oder Beschäftigungstherapie gründete. Diese hat nicht nur eine medizinische, sondern auch eine weitgehende soziale Bedeutung. Es ist in neuerer Zeit empfohlen worden, Nervenheilanstalten für Unbemittelte oder weniger Bemittelte zu gründen, da nur wenige Leute in der Lage sind, die hohen Preise, wie sie unsere im privaten Besitz befindlichen Nervenheilanstalten fordern und fordern müssen, zu zahlen. Um hierbei die Kosten zu verringern, dabei aber doch gleichzeitig die Patienten zweckmäßig zu behandeln, hat man durch die Arbeitstherapie gleichzeitig einen Teil der wirtschaftlichen Unkosten zu decken gesucht. In der Behandlung der Geisteskranken ist ähnliches schon lange geschehen. Die Arbeitstherapie kommt aber nicht nur in Anstalten in Betracht, sondern auch außerhalb derselben, und hier berührt sie unmittelbar soziale Gebiete. Ich erwähne die Unfallkranken, von denen viele lediglich dadurch erkranken oder doch kränker werden, daß sie im Kampf um die Rente jede Arbeitsgelegenheit meiden. Die Arbeitstherapie berührt aber auch unmittelbar eine andere wichtige soziale Frage, nämlich die Frauenfrage.

Wenn das bloße Nichtstun einen so wesentlichen Anteil an der Krankheit der nervösen Frau hat, so ist der beste Rat, den der Arzt geben kann, der zur Arbeit. Dieser Rat wird

Google

auch außerordentlich häufig erteilt. Man könnte daraus schließen, daß man in der modernen Frauenbewegung ein Heilmittel für die Nervosität der Frau sehen könnte, da dieser durch sie allerlei neue Gebiete zur Betätigung erschlossen werden. Leider wird hierbei sehr leicht das Wichtigste übersehen, nämlich, daß es meistens nicht auf eine mechanisch ausgeübte Tätigkeit ankommt, sondern auf eine solche, die innere Befriedigung gewährt und allein oder im Zusammenhang mit anderer Beschäftigung das Sein ausfüllt. Gewiß kann auch eine Beschäftigung der ersten Art mitunter wünschenswert sein. Sie kann zu einer vorübergehenden Ablenkung führen. Eine Frau, die fortwährend von dem Gedanken beherrscht wird, daß sie geisteskrank werde, eine andere, die an allerlei nervösen Schmerzen leidet, können durch eine ablenkende Tätigkeit gebessert werden. Solche Frau vergißt ihre Beschwerden beim Tennisspielen, beim Spazierengehen, bei Ausführung einer kleinen Malerei. So erfreulich dies aber auch für manche Kranke ist, so soll man doch nicht übersehen, daß es sich hierbei nicht um ein wirkliches Heilmittel, sondern nur um ein symptomatisches Mittel handelt. Diese vorübergehende Tätigkeit ist etwas anderes als eine solche, die das Leben ausfüllt und in Wahrheit den Namen eines Heilmittels verdient.

Gerade wenn wir dieses anwenden wollen, stoßen wir aber sehr leicht auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Tatsache ist, daß viele nervöse Frauen unbefriedigt sind, weil ihnen das Bewußtsein einer wirklichen Lebensaufgabe fehlt. Wenn der Arzt sie auch auf deren Wichtigkeit hinweist, ist es doch sehr schwer, ein Arbeitsfeld zu finden. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß viele nervöse Frauen über das Unbefriedigende ihres Lebens klagen und anscheinend eine Betätigung suchen. In Wahrheit tun sie das nur, solange sie keine Arbeit haben; wird sie ihnen geboten, so weisen sie sie zurück. Der Widerspruchsgeist, der ein charakteristisches Zeichen des Krankheitsbildes ist, äußert sich bei ihnen auch gerade hier. In Wirklichkeit ist der Mangel an Tätigkeit nicht, wie man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen könnte, die Ursache der Nervosität, sondern mehr die Folge der krankhaften Natur, die an keiner Arbeit Genuß hat. Das sehen wir schon daran, daß diejenige Arbeit, die wenigstens für die verheiratete Frau immerhin das Nächstliegende ist, nämlich die im Haus und in der Familie, von ihnen zurückgewiesen wird. Auch eine andere Tätigkeit bereitet diesen Frauen keine dauernde Befriedigung. Würde man ihnen eine soziale Arbeit, etwa die Fürsorge für irgend eine Wohltätigkeitseinrichtung, oder auch die Erlernung eines bestimmten Berufs anraten, so würde der Rat im günstigsten Fall zuerst freudig aufgenommen, aber in Wirklichkeit doch nicht durchgeführt werden. Man wird daher begreifen, daß die Nervosität dieser Frauen auch mit der Erschließung neuer Berufe nicht gebessert würde, und dasselbe gilt für zahlreiche unverheiratete nervöse Frauen. Man findet eben für sie keine Tätigkeit, die ihnen dauernde Befriedigung gewährt.

Die Gerechtigkeit fordert aber, zu erklären, daß ähnliches auch bei vielen Männern beobachtet werden kann, vielleicht allerdings in geringerem Maße. Jedenfalls ist es mit dem bloßen Anraten zu einer Tätigkeit oder zur Ausübung eines Berufs nicht getan. Das beweist schon ein Blick auf die Berufe, die den Frauen heute offen stehen, und in denen sich zum Teil eine überaus große Nervosität geltend macht. Ich erinnere an die Telephonistinnen, unter denen sich eine überaus große Zahl nervöser Damen befindet, ganz besonders aber an die Lehrerinnen. Wichmann hat über die Nervosität bei Lehrern und Lehrerinnen besondere Untersuchungen angestellt. Obwohl er zu dem Ergebnis kommt, daß bei beiden Geschlechtern

Google

nervöse Erscheinungen sehr häufig seien, meint er doch, daß die Lehrerinnen ungünstiger abschneiden als die Lehrer. Trotz geringerer Arbeit und geringerer Verantwortlichkeit — die meisten haben keine Familie zu ernähren — sei dies der Fall. Besonders erwähnt Wichmann, daß die Lehrerinnen selbst ihre Arbeitskraft viel geringer einschätzen als ihre männlichen Kollegen. Bei der Frage, wieviel Stunden sie täglich, ohne dauernd zu übermüden, arbeiten könnten, haben die Lehrerinnen eine wesentlich geringere Zeit angegeben als die Lehrer. Wenn ich auch das Resultat nicht für so ungünstig halte wie Wichmann, so beweisen doch diese und andere Erfahrungen zur Genüge, daß die Nervosität nicht durch Ausübung irgend eines beliebigen Berufes geheilt wird.

Dürfen wir daher auch den Wert der modernen Frauenbewegung für unsere Frage nicht überschätzen, so muß doch andererseits zugegeben werden, daß sie für einzelne Fälle eine große Bedeutung hat. Es gibt in der Tat eine Gruppe von Frauen, die lediglich durch das Unbefriedigende ihres Daseins nervös werden, und weil sie keine ihnen zusagende Lebensaufgabe haben, mehr und mehr der Nervosität zum Opfer fallen. Wir sehen dies sowohl bei unverheirateten Mädchen wie bei verheirateten Frauen. Viele wollen nicht heiraten oder können es nicht, weil Hindernisse dem entgegenstehen, die nicht nur materieller Natur zu sein brauchen; auch ein unangenehmes Aeußere kann dem Mädchen eine ihm zusagende Heirat verschließen und noch zahlreiche andere soziale, ethische, religiöse Faktoren. Unter diesen für die Ehe verlorenen Personen befindet sich manche, die das Zeug zur Betätigung in einem ernsten Beruf hat und dadurch vor dem Gefühl der Vereinsamung und des Unbefriedigten bewahrt bleiben könnte. Und ähnliches gilt auch für manche verheiratete Frau. Zum Beispiel für kinderlose, aber auch solche, die, nachdem die Kinder aus dem Hause gekommen sind, nicht mehr den vollen Wirkungskreis finden. Hier kann eine geeignete Arbeit Segen stiften. Es mögen nur wenige weibliche Personen sein, die hierbei in Betracht kommen, aber daß es solche gibt, kann der Beobachter des Lebens, besonders auch der Arzt, ohne Schwierigkeit erfahren. Das Haupthindernis für die Heilung sind hier Vorurteile der Familie, die auch bei den für die Ehe nicht geeigneten Mädchen die Ehe für den einzigen Lebensberuf hält und dementsprechend angeblich auf die Erziehung hierzu den größten Wert legt. In Wahrheit ist davon nicht die Rede. Die Mädchen werden gar nicht dazu erzogen, sich um Haus und Kinder später zu kümmern, wenigstens sehen wir, daß dieselben Familien, die eine Berufsarbeit des Mädchens für etwas Minderwertiges halten, auch in der Ausübung mancher mütterlichen Pflicht etwas Unstandesgemäßes sehen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß viele Mütter das Selbststillen des Säuglings für ihrer unwürdig halten und auch die sonstige Sorge für die Kinder zum größten Teil auf bezahlte Hilfskräfte abwälzen. Und dieselben Kreise, wo dies geschieht, sind oft genug gleichzeitig gegen die Berufsarbeit des Weibes. Immerhin muß man zugeben, daß dieses Vorurteil in den letzten 10—20 Jahren abgenommen hat, doch ist die frühere Auffassung noch lange nicht überwunden. Selbst die weiblichen Personen, denen die Berufsarbeit ein glückliches Leben schaffen könnte, und die hiervon auch überzeugt sind, nehmen des Arztes Rat zur Tätigkeit oft nur kühl auf. Es erfordert eine große Ueberredungsgabe und Ueberzeugungskraft, das Vorurteil zu besiegen. Noch häufiger freilich sind es die Familienangehörigen, die einem emporstrebenden jungen Mädchen hindernd in den Weg treten und versuchen, des Arztes Einfluß für ihre Ziele zu mißbrauchen.

Google

Alle möglichen Berufe können als Heilmittel in Betracht kommen. Nicht nur diejenigen, die schon seit langer Zeit dem Weibe erschlossen sind, wie etwa der der Lehrerin, Erzieherin, Künstlerin, sondern auch der der Aerztin und dergleichen mehr. Freilich muß man dem Weibe klar machen, daß es sich nicht etwa um bloßes Dilettieren handelt, wie es leider so viele Frauen, die nach Frauenrechte schreien, betreiben. Unter dem Dilettantismus leidet zum großen Teil die Frauenfrage, indem die ernststrebenden Mädchen mit den vielen Dilettantinnen, die sich in der Oeffentlichkeit breit machen, verwechselt werden. Gelingt es aber, in dieser Weise ein Mädchen für ernste Arbeit zu begeistern, so wird man nicht selten eine wahre Wunderkur beobachten. Ein Mädchen, dem Verbitterung vorher die Lebensluft verscheuchte, lebt, bald langsamer, bald schneller, auf und geht einer glücklichen Zukunft entgegen. Gar manche Frau, die vorher ihre Nerven durch Nichtstun und Ruhe, durch Wasserkuren, Massage und Badereisen zu bessern suchte, ist überrascht über die Gründlichkeit des Heilmittels, das bei ihr in ernster Berufsarbeit besteht. Selbstverständlich braucht es nicht immer eine eigentliche Berufsarbeit zu sein, es kann auch eine soziale Betätigung hier in Betracht kommen. Nur muß auch hier ein Unterschied gemacht werden zwischen jenen Frauen, die in der Oeffentlichkei. mit Wohltätigkeit prunken wollen, und jenen, die in stiller, unverdrossener Arbeit das Los der Enterbten zu bessern suchen.

Ein Allheilmittel wird natürlich auch bei ihnen die Arbeit nicht sein. Zu vielfach sind ja die Faktoren, die das Nervensystem schädigen können. Und auch bei der Berufsarbeit kann ein Zuviel sehr leicht Schaden bringen. Immerhin aber werden wir, wenn es nur gelingt, die richtigen Personen herauszufinden, die für eine Arbeit geeignet sind, manches sonst zerstörte Lebensglück retten können. Hier ist es Sache des Arztes und auch der Umgebung, mit alten Vorurteilen zu brechen. Mit Menschenkenntnis und Takt wird es hier dem Arzte möglich sein, Erfolge zu erzielen, die auf keine andere Weise erreicht werden können.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Drittes Bild. [2. Fortsetzung]

(Zimmer in Reißners Wohnung. An der einen Seitenwand ein Flügel, an der andern ein Schreibtisch. Die Fenster sind mit dunklen Gardinen verhängt. Es herrscht tiefe Dämmerung.)

Erste Szene.

(Clara sitzt am Flügel. Sie schlägt einzelne Tasten an und singt, ohne die Klavierbegleitung zu spielen.)

Clara (singt): Was ist's? Worin war meine Liebe lässig?
Geliebter, wessen klagest Du mich an?
(sich unterbrechend): Was das heute wieder einmal mit meiner Stimme ist?!
(sie singt): Weh Dir! Verräter! Heuchler! Undankbarer!
Ich laß Dich nicht! Du darfst von mir nicht ziehn!

Ein Dienstmädchen (öffnet von außen die Türe und sagt): Wollen Sie, bitte, eintreten. Der Herr Professor hat gesagt, er werde um sechs Uhr zu Hause sein.

Zweite Szene.

(Franz Lindekuh, fünfunddreißig Jahre alt, glatt rasiert und kurz geschoren, tritt ein. — Clara.)

Lindekuh (bemerkt Clara und sagt erstaunt): Sie sind hier, Fräulein Hühnerwadel?

Google

Clara (hat sich erhoben): Ja, ich bin's, Herr Lindekuh. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.

Lindekuh: Allerdings. Anderthalb Jahre werden es sein. — Ist denn Josef nicht zu Hause?

Clara: Nein. Er ist in der Musikschule. Aber er muß jeden Augenblick kommen.

Lindekuh: Und Else?

Clara: Else ist vor einer Stunde ausgegangen.

Lindekuh: Ist sie wirklich ausgegangen?

Clara: Ja, oder zweifeln Sie daran?

Lindekuh: Nicht im geringsten. Sie wird ja wohl auch so bald nicht wieder nach Hause kommen?

Clara: Das weiß ich nicht. — Was haben Sie denn?

Lindekuh: Ich habe gar nichts. — Entschuldigen Sie, Fräulein Hühnerwadel. — Ich komme her, weil mir Josef in einer wichtigen Angelegenheit schreibt, daß er mich um sechs Uhr bei sich zu Hause sprechen möchte.

Clara: Er wird ja jedenfalls gleich hier sein.

Lindekuh: Ich kann ja warten. — — — Ich muß Ihnen aber aufrichtig gestehen, Fräulein Hühnerwadel, daß ich nicht erwartet hätte, Sie hier zu finden!

Clara: Warum? Was ist denn los?

Lindekuh: Sie scheinen offenbar keine Ahnung von dem zu haben, was um Sie her vorgeht!

Clara: Nein, das habe ich auch nicht. Aber sagen Sie es mir, bitte! Ist es irgend etwas, was mich betrifft? — — Nun?! — — Sie benehmen sich mir gegenüber so sonderbar! — Reden Sie doch! — Um Gottes willen, was ist geschehen?!

Lindekuh: Geschehen? — (er wirft sich in einen Sessel) Geschehen ist — meines Wissens — bis jetzt noch nichts.

Clara (geht an die Türe und ruft auf den Vorplatz hinaus): Hildegard, bringen Sie die Lampe! (sie kommt ins Zimmer zurück und bleibt erwartungsvoll am Flügel stehen.)

Lindekuh (nach einer Pause): Was würden Sie, Fräulein Hühnerwadel, denn dazu sagen, wenn Else Reißner von ihrem Ausgang heute nicht mehr zurückkehrte und in einigen Tagen irgendwo tot aus dem Wasser gefischt würde?

Clara: Was ich dazu sagen würde, wenn — wenn Else Reißner . . .?

(Das Dienstmädchen bringt die brennende Lampe herein, stellt sie auf den Flügel, schraubt den Docht auf und nieder, bis sie richtig brennt, und geht wieder hinaus.)

Lindekuh (nachdem das Dienstmädchen draußen ist): Was würden Sie dazu sagen?

Clara: Gott sei Dank, ist es hier endlich hell. — Aber was ist denn mit Else?! Ich habe nicht das geringste an ihr bemerkt!

Lindekuh (erhebt sich erstaunt): Ist das Ihr Ernst?

Clara: So wahr ich hier stehe! Sie ging fort, um, soviel ich weiß, ein Paar Schildpattkämme, die sie vorgestern gekauft hat, umzutauschen. Jetzt sagen Sie mir aber endlich, was Sie von ihr wissen! Sie begehen einen Schurkenstreich, wenn Sie jetzt nicht reden!

Lindekuh: Mein gnädiges Fräulein, soweit ich meiner fünf Sinne mächtig bin, ist Ihre Behauptung, daß Sie nichts von den Vorgängen, die sich in diesem Hause abspielen, wissen, eine — Schamlosigkeit . . .

Clara (außer sich): Mein Herr . . . (die Hände vor dem Gesicht) O Gott . . .

Lindekuh: Das berührt mich nicht. Aber ich kann um so eher sprechen, da Ihr Verhalten voraussichtlich morgen schon in den Zeitungen erörtert werden wird!

Clara (auffahrend): Ich habe keine Richter und keine Zeitungen mehr zu fürchten! Das habe ich Gott sei Dank hinter mir! Wollen Sie mir jetzt endlich Rede und Antwort stehen!

Lindekuh: Mit Vergnügen! —

Clara: Sie scheinen sich aber doch noch zu besinnen?!

Lindekuh: Weil es mir in diesem Augenblick nicht behagen kann, mich von Ihnen zum Narren halten zu lassen! Wenn in der Zeit, die wir hier mit unnützen Worten vergeuden, ein Menschenleben zum Opfer fällt, dann tragen Sie die Schuld!

Google

Clara: Ich?!

Lindekuh: Warum zum Teufel warten Sie denn, bis die Polizei Sie als Landstreicherin über die Grenze spediert, bevor Sie diesem Hause endlich den Rücken kehren?!

Clara (ruhig): Sie sind doch wohl nicht so ohne weiteres in der Lage, mein Herr, die Verhältnisse in diesem Hause richtig zu beurteilen.

Lindekuh: Ich kann Ihnen bei allem, was heilig ist, schwören, daß mich die Verhältnisse in diesem Hause nicht im geringsten interessieren! Ich habe wichtigeres zu tun! Aber seit acht Tagen sehe ich ein gemartertes Menschenkind in der grauenhaftesten Verzweiflung mit dem Selbstmord ringen! Heute vor acht Tagen kam Else Reißner zum erstenmal zu mir. Ich lag noch zu Bett. Sie eröffnete mir unter Weinkrämpfen, daß sie jeden Moment fürchte, wahnsinnig zu werden, weil sie das Verhältnis zwischen Ihnen und ihrem Mann unmöglich länger ertragen könne. Sie beschwor mich, Sie, mein Fräulein, durch irgend eine Gewaltmaßregel, sie sei wie sie sei, zur Abreise zu zwingen. Sie erzählte mir, sie sei auf dem Polizeipräsidium gewesen und habe den Polizeipräsidenten gefragt, ob man Sie, da das Glück einer Familie auf dem Spiel stände, als Ausländerin denn nicht einfach ausweisen könne. Der Polizeipräsident habe ihr aber geantwortet, solange Sie als Musikschülerin von Ihrem eigenen Gelde lebten und noch nicht unter Polizeiaufsicht ständen, sei das leider nicht möglich. Ich erwiderte ihr natürlich: „Warum zum Henker hast Du die Dame denn nicht ruhig im Gefängnis sitzen lassen?! Dort war sie doch einfach tadellos aufgehoben!“ Ich habe sie übrigens auch ausdrücklich gefragt, ob Josef vielleicht Geld von Ihnen geborgt hat. Wenn das der Fall sei, sagte ich ihr, dann könne sie schlechterdings nichts Besseres tun als die Zähne zusammenbeißen und mäuschenstill abwarten, bis ihr Mann seine Schulden an Sie zurückbezahlt habe. Soviel Rücksicht sei eine Frau, deren Haushalt aus dem Darlehen voraussichtlich Gewinn gezogen, ihrem Mann unter allen Umständen schuldig! — „Nein, davon kann gar keine Rede sein! Mein Mann ist der Person nicht einen Pfennig schuldig!“ — Vorgestern Abend kam sie in einem so fassungslosen, vergeisterten Zustand zu mir, daß ich im Begriff stand, die Sanitätskolonne zu alarmieren, um sie ins Krankenhaus bringen zu lassen. Ich wollte mir ganz einfach die Verantwortung für einen Selbstmord vom Halse schaffen! Sie, mein Fräulein, hatten an dem Tage mit Josef Reißner im Orientalischen Restaurant diniert. Else Reißner wälzte sich wie eine Wahnsinnige vor mir auf dem Teppich und schrie mir einmal über das andere zu: „Mach' meinem Elend ein Ende, koste es, was es kosten mag! Ich bitte Dich nur, meinem Elend ein Ende zu machen.“ Ich sagte ihr: „Wenn Du im voraus wußtest, daß die Zwei im Orientalischen Restaurant dinieren werden, warum gingst Du denn nicht mit einer Reitpeitsche hin und schlugst sie der schamlosen Person von rechts und links um die Ohren . . .!“

Dritte Szene.

Josef Reißner. Die Vorigen.

Josef (eintretend): Was ist denn hier los?

Lindekuh: Du schriebst mir, daß Du mich um sechs Uhr sprechen möchtest. — Ich bin hier.

Josef: Ich danke Dir. — Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich verspätet habe. — (zu Clara) Wollen Sie uns bitte einen Augenblick allein lassen. (er geleitet Clara hinaus und setzt sich an seinen Schreibtisch, auf den er die Lampe gestellt hat. Indem er Lindekuh einen Sessel zurechtrückt): Darf ich Dich bitten, Platz zu nehmen.

Lindekuh (setzt sich zu ihm).

Josef (in einer Schreibtischschublade nach einem Brief suchend): Auf mich hageln die Unannehmlichkeiten augenblicklich so erbarmungslos nieder, daß ich gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht. (er hat den Brief gefunden und fliegt ihn durch) Du schreibst mir da, Du werdest morgen — das wäre also heute — den Zeitungen beiliegende Notiz einsenden . . . Ich muß die Notiz noch einmal durchlesen. Ich habe sie nicht mehr recht im Kopf. (er liest, indem er jeden einzelnen Satz deutlich hervorhebt:)

Google

„Skandalöser Undank. — Ein empörendes Beispiel von skandalösem Undank bietet der Verlauf einer Straffache, die vor etwa einem halben Jahr das hiesige Landgericht beschäftigte. Es handelt sich um eine ausländische Musikschülerin, die wegen Vergehens gegen den Paragraphen 218 zu acht Monat Gefängnis verurteilt worden war. Der Gattin ihres Lehrers gelang es dann, durch ein Immediatgesuch an den Landesherrn ihre Begnadigung zu erwirken. Und nun nistete sich die Begnadigte im Hause ihres Lehrers, mit dem sie schon vor ihrer Verurteilung ein Verhältnis unterhielt, mit solcher Hartnäckigkeit ein, daß der unglücklichen Frau, der sie ihre Freiheit verdankt, nichts übrig bleibt, als sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen und mit ihren Kindern in die weite Welt hinauszuziehen. Sollte das Gesetz denn gar keine Handhabe bieten, um mit ausländischen Elementen von so skrupelloser Gemütsbeschaffenheit kurzen Prozeß zu machen?!“

Ich fand den Brief leider erst heute früh um drei Uhr, als ich hundemüde nach Hause kam. Ueber Mittag war ich gestern nicht zu Hause gewesen. Ich frage Dich nun zuerst: Hast Du heute den Zeitungen diese Notiz eingeschickt?

Lindekuh: Ja! Ich habe sie an sämtliche Zeitungen geschickt.

Josef: So?! — Dann sind Else und Fräulein Hühnerwadel und ich verloren! Ich verliere meine Stellung als Professor am Konservatorium und verliere meine sämtlichen Privatschülerinnen!

Lindekuh: Findest Du denn ein Wort in der Notiz unwahr oder übertrieben?

Josef: Nein! Aber darüber werden wir später sprechen. — Ich fragte mich, nachdem ich den Brief gelesen, immer und immer wieder vergebens: Welchen Beweggrund kann mein Freund Franz Lindekuh haben, um in dieser — unerhörten Weise gegen mich vorzugehen? Und nun kommt eine zweite Frage, die ich an Dich richten muß: Hat Dir vielleicht meine Frau durch Aeußerungen irgendwelcher Art Veranlassung gegeben, mir diesen Brief zu schreiben?

Lindekuh: Nein. Das hat sie nicht getan.

Josef: Du kannst es mir, wenn es sich so verhält, ruhig sagen. Ich würde es verständlich finden und würde meiner Frau, obschon es eine maßlose Dummheit von ihr gewesen wäre, deswegen kein Haar krümmen.

Lindekuh: Ich habe Deine Frau seit vier Wochen überhaupt nicht mehr gesehen.

Josef: Sie kann Dir aber geschrieben haben?!

Lindekuh: Nein, sie hat mir nichts geschrieben! Nicht eine Silbe! Ich kann Dir mein Ehrenwort darauf geben.

Josef: Aber dann sag mir doch zum Henker einmal, welchen Beweggrund Du dazu hast, um uns alle zusammen mit einem Schlage zu Grunde zu richten?!

Lindekuh: Ich — ich konnte die Verhältnisse, in denen Du lebst, nicht länger ruhig mit ansehen.

Josef: Das war in der Tat auch die einzige Erklärung, die mir für Deine Handlungsweise übrig blieb. Du hast einen Sparren! Du giltst infolge Deiner Schriften seit Jahren als der unmoralischste Mensch, der unter Gottes Sonne umherläuft; in Wirklichkeit läufst Du aber tagaus, tagein mit einem ungestillten, unersättlichen moralischen Heißhunger umher! Du bist moralisch ein Monomane! Du bist ein Don Quichote, der nicht ahnt, um was es sich in dieser Welt handelt, sondern der vom Leben nur die Erfüllung seiner hirnverbrannten Zwangsvorstellungen erwartet und der gemeingefährlich wie ein toller Hund wird, sobald die erhoffte Erfüllung ausbleibt! Du bist einem als Freund durch Deinen Wahnsinn gefährlicher, als es einem der erbittertste Feind, der bei gesunder Vernunft ist, durch die abgefeimteste Bosheit werden könnte!

Lindekuh: Wenn Du mir weiter nichts mitzuteilen hast, dann werde ich gehen.

Josef: Und — die Notiz steht morgen in den Zeitungen?

Lindekuh: Gewiß. Die Notiz steht morgen in den Zeitungen.

Josef: Nun sag mir einmal, welchen Erfolg Du Dir denn von dieser Notiz versprichst!

Google

Lindekuh: Fräulein Hühnerwadel wird ein unverhofftes Wiedersehen mit dem schweizerischen Bundesrat feiern und wird am eidgenössischen Preis- und Wettringfest in Appenzell die Partie der Julia in Spontinis „Vestalin" singen!

Josef: Allem Anschein nach fürchtest Du also doch, daß meine Frau innerlich unter der Tatsache leidet, daß Fräulein Hühnerwadel trotz ihrer Verurteilung nach wie vor ungehindert in unserem Hause ein- und ausgeht?

Lindekuh: Offen gestanden, ja!

Josef: Wie kommst Du denn aber zu der hirnverrückten Annahme? Meine Frau lebt mit mir in dem glänzendsten Einvernehmen, das sich zwei verheiratete Menschen nur wünschen können!

Lindekuh: Wie Du weißt, kenne ich Deine Frau seit nun bald sechs Jahren und hatte in dieser Zeit reichlich Gelegenheit, sie sowohl in glücklichen wie in unglücklichen Gemütsstimmungen zu beobachten. Ich habe Deine Frau in Zeiten gesehen, wo sie sich in unserem Kreise als unumschränkte Herrscherin fühlte, ich habe sie in anderen Zeiten gesehen, wo sie der umsichtigsten Lebensklugheit bedurfte, um ihre Stellung als Deine legitime Frau zu behaupten. Aber dieser zur äußersten Zuflucht, zur Lieblingsbeschäftigung gewordene Selbstmordgedanke, den ich jetzt bei jeder Gelegenheit, wo wir uns begegneten, unheilvoller in ihren Zügen lese . . . was soll ich Dir sagen?! Ich finde seit Tagen, seit Wochen keine Ruhe mehr! Ich kann des Nachts nicht mehr schlafen!

Josef: Ich kann Dir mit dem besten Gewissen von der Welt die Versicherung geben, daß Deine Befürchtungen vollständig unbegründet sind!

Lindekuh: Das wäre mir eine große, aber überraschende Beruhigung.

Josef: Diese Beruhigung kannst Du Dir aus dem Munde meiner Frau, sobald sie nach Hause kommt, bestätigen lassen. Mach Dich nur bitte darauf gefaßt, daß meine Frau vor Empörung über Deine Handlungsweise völlig außer sich ist. Selbstverständlich zeigte ich ihr, sobald ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, Deinen Brief sowohl wie die Notiz, die Du für die Zeitungen geschrieben hast, und fragte sie, was sie mir in der Angelegenheit zu tun rate. Ich frage meine Frau nämlich immer um Rat, wenn ich vor einem wichtigen Entschluß stehe. Meine Frau war zuerst wie aus den Wolken gefallen und brach dann in eine Flut von Schimpfreden über Dich aus, die ich Dir hier nicht wiederholen will. Sie sagt, wie kommt dieser Lindekuh zu der unerhörten Unverschämtheit, sich in unsere Privatangelegenheiten zu mischen! Kümmern denn wir uns um seine Privatangelegenheiten?! Ich begreife nicht, woher dieser Mensch die Stirne nimmt, uns vorschreiben zu wollen, wie wir uns in unserem eigenen Hause einzurichten haben!

Lindekuh: In solcher Entrüstung sprach Deine Frau über mich?

Josef: Laß ihre Ausdrücke, bitte, mich nicht entgelten! Alles, was ich Dir hier sage, kannst Du, sobald meine Frau nach Hause kommt, von ihr selber hören.

Lindekuh: Aus ihrem weiblichen Stolz ist mir diese Empfindungsweise erklärlich. Mein gewaltsames Vorgehen war natürlich darauf berechnet, daß Deine Frau nie etwas davon erfahren würde.

Josef: Wie konntest Du das denn aber bei der uneingeschränkten Offenherzigkeit, in der, wie Du weißt, meine Frau und ich miteinander leben, jemals voraussetzen?!

Lindekuh: Ich konnte das voraussetzen, weil ich glaubte, Deine Frau werde Gott für ihre Erlösung danken wie jemand, der nach zweijähriger Kerkerhaft plötzlich in einem idyllischen Blumengarten erwacht!

Josef: Und statt dessen wünscht meine Frau Dich mit allem, was Du für sie tun zu müssen glaubtest, zu allen Teufeln! — Du siehst, daß Du der unglückseligste Hansnarr bist, der je das Opfer seiner lebensgefährlichen psychologischen Phantastereien war! Soll ich Dir sagen, woher das kommt?! Du lebst zu wenig unter Menschen! Du trinkst zu viel! Du solltest Dich endlich einmal verheiraten, um nicht mehr wie eine reißende Bestie durch unsere friedlichen Straßen zu trotten!

Lindekuh: Weißt Du unter Deinen Schülerinnen vielleicht ein liebenswürdiges, hübsches Mädchen, das eine solche Bestie heiraten würde?

Google

Josef: Vorderhand habe ich leider noch dringendere Angelegenheiten zu erledigen. Bevor ich für Dich auf die Brautschau ausziehe, möchte ich wenigstens erst selber vor Deiner Raserei in Sicherheit sein. Deshalb bitte ich Dich, mir jetzt aufmerksam zuzuhören, sonst laufe ich von neuem Gefahr, infolge irgend eines Mißverständnisses, das kein normaler Mensch voraussehen konnte, zum Opfer Deiner blinden Wutanfälle zu werden. Fräulein Hühnerwadel hat mir in einem Augenblick, wo ich nicht aus noch ein wußte, ihr ganzes väterliches Erbteil in Höhe von dreißigtausend Francs als Darlehen überlassen, nota bene, ohne daß ich nötig hatte, sie mit einem Wort darum zu bitten. Dein unheilvoller Eifer zwingt mich schlechterdings, Dir alle, auch die unerfreulichsten Beziehungen, die zwischen Fräulein Hühnerwadel und mir bestehen, rückhaltlos aufzudecken! Das Mädchen hat sich durch dieses Darlehen bis auf den letzten Heller sämtlicher Einkünfte entblößt, die ihr jemals zu ihrer künstlerischen Ausbildung zur Verfügung gestanden haben! Und ich bin leider seit Monaten nicht in der Lage, ihr von meiner Schuld einen Pfennig mehr als das, was sie für ihr tägliches Brot unbedingt nötig hat, zurückbezahlen zu können.

Lindekuh (sich erhebend): Das ändert die Sachlage allerdings gewaltig.

Josef: Und nun willst Du das Mädchen mit Polizeischergen in die weite Welt hinaushetzen!

Lindekuh: Gott behüte mich davor!

Josef: Wenn Du nun einen Funken Ehrgefühl im Leib hast, dann wirst Du in die Notiz, die Du an die Zeitungen verschickt hast, wenigstens eine ergänzende Bemerkung einflechten müssen. Diese Einflechtung wird freilich nicht hindern, daß Fräulein Hühnerwadel und Else und ich und meine Kinder morgen Abend auf dem nackten Straßenpflaster liegen!

Lindekuh: Wenn sich die Dinge so verhalten, dann verdiene ich totgeprügelt zu werden.

Josef (sich gleichfalls erhebend): Offenbar glaubtest Du meine Frau gegen die Umtriebe einer Dirne, einer Hochstaplerin in Schutz nehmen zu sollen! Laß Dir sagen, daß dieses Mädchen das edelste, anständigste Menschenkind ist, das ich jemals kennen gelernt habe! Und was hat sie nun davon, daß sie mir ihren letzten Pfennig zum Opfer brachte?! Tagelang sitzt sie in ihrem möblierten Zimmer in der verlängerten Fliegenstraße an einem Fenster, das auf den Hof hinausgeht, und wünscht nichts sehnlicher, als der Stadt den Rücken kehren zu können. Von allem künstlerischen und gesellschaftlichen Leben ist sie, da sie mich um keinen Preis kompromittieren will, erbarmungslos ausgeschlossen. Unser Haus ist das einzige in der ganzen Stadt, das ihr offen steht. Dabei hat sie hier wenigstens Gelegenheit, hin und wieder ein wenig zu musizieren. In dem Hinterzimmer, das sie in der Fliegenstraße bewohnt, ist für ein Pianino leider kein Platz, und wenn sie ihre künstlerischen Zukunftspläne auch längst zu Grabe getragen hat, so ist ihre künstlerische Zukunft ihr eben doch immer noch die teuerste Erinnerung aus ihrer künstlerischen Vergangenheit.

Lindekuh: Kann ich vielleicht, bevor ich gehe, noch ein Wort mit der Dame sprechen?

Josef: Was führst Du denn jetzt wieder im Schilde?

Lindekuh: Dir, lieber Freund, brauchte ich das wahrlich nicht auf die Nase zu binden!

Josef: Ich frage mich natürlich, welch ahnungsloses Opfer Du denn jetzt wieder meuchlings aus dem Hinterhalt überfallen wirst?!

Lindekuh: Ich nehme die nächste Automobildroschke, die ich finde, und fahre, so rasch sie mich trägt, von einer Redaktion zur andern, um wenn irgend möglich den Abdruck der Notiz bis morgen noch zu verhindern. — Vorher muß ich aber noch mit Deiner Schülerin sprechen.

Josef: Ich werde sie hereinrufen. Aber (ihm die Faust über den Kopf haltend) nimm Dich vor mir in acht! Ich warne Dich! — Wenn Du den geringsten Versuch machst, das Mädchen zu beleidigen, dann — schlage ich Dir die Zähne ein und werfe Dich kopfüber die Treppe hinunter!

Lindekuh (ihm kalt in die Augen sehend): Traurigerweise muß ich mir diese Behandlung von Dir gefallen lassen. Ich habe sie mir durch meine Beschränktheit redlich verdient! — Wo ist die Unglückliche?

Google

Josef (öffnet die Tür und ruft hinaus): Fräulein Hühnerwadel! — Wollen Sie eben hereinkommen.

Clara (tritt mit ruhigem Stolz ein, zu Lindekuh): Was wünschen Sie noch von mir?

Lindekuh: Mein gnädiges Fräulein — ich habe Ihnen, als ich vor einer halben Stunde, ohne die Verhältnisse zu kennen, hier eintrat, so weh getan, daß ich mich jeder Demütigung unterziehen würde, die meine unmenschliche Roheit ungeschehen machen könnte. Gott sei Dank können solche Verfehlungen aber trotz ihrer erschütternden Traurigkeit noch zu glücklichen Ergebnissen führen. Ich bitte Sie inständig, mein Fräulein, lassen Sie mich diese einzige Hoffnung als geringen Trost aus unserer unseligen Begegnung mitnehmen! In mir haben Sie in dieser Welt auf lange Zeit Ihren größten Schuldner! Sollten Sie je einmal eines Menschen bedürfen, von dem Sie aus irgend einem Grunde ein großes Opfer zu fordern genötigt sind, dann bitte ich Sie, sich meiner zu erinnern! — (zu Josef) Weiter wollte ich nichts sagen. — Jetzt in die Redaktionen! (ab)

Vierte Szene.

Josef, Clara.

Josef (aufatmend): Da geht der Esel hin!

Clara: Ich merkte sofort, daß es nicht bös von ihm gemeint war.

Josef (ihm nachsehend): Solch ein Hanswurst! — Bildet sich ein, ich werde vor seinem Revolverjournalismus zu Kreuze kriechen! Sobald der Mensch mit seiner deutschen Literatur nur halb soviel verdient, wie ich mit meiner Gesangspädagogik, dann läßt er den berüchtigtsten Raubmörder, der ihm in die Hände läuft, ungeschoren! In meinen häuslichen Einrichtungen glaubt er endlich den geeigneten Stoff für sein geplantes Sittengemälde gefunden zu haben. Deshalb bietet er sich Dir als opferfreudiges Faktotum an! Ich bedanke mich! Ich verspüre nicht die mindeste Lust, mich auf allen Schauspielbühnen als modernen Cagliostro dargestellt zu sehen! Wenn sich mir der Esel noch einmal über die Schwelle wagt, dann schlage ich ihm, bevor er irgend etwas in meinem Hause zu sehen bekommt, den Hirnkasten ein!

Clara: Mir schien, daß er die Absicht hatte, irgend etwas über uns in den Zeitungen zu veröffentlichen?

Josef: Ich habe ihm seine Finger so blutig gequetscht, daß sie ein halbes Jahr lang nicht daran denken, die Feder zu ergreifen! (Clara ins Gesicht sehend) Aber nun sag mir endlich einmal, mein liebes Kind, was ist denn nun eigentlich mit Dir?! — Seit Tagen und Wochen bist Du unausgesetzt in einer Stimmung, als hättest Du einen Tümpel voll Kröten verschluckt! Das wird für Deine Umgebung auf die Dauer einfach zur Quälerei! Wir bemühen uns hier alle auf das redlichste, um Dir Dein Unglück so erträglich wie irgend möglich zu machen! Jeder Mensch im Hause tut, was er Dir an den Augen absehen kann! Und für alles Zartgefühl bekommt man von Morgen bis Abend immer nur das gleiche saure Gesicht zu sehen! Ich wiederhole mir jede Minute, wie unendlich viel Du durch mich gelitten hast und wie große Opfer ich Dir zu danken habe. Aber ich habe wie jeder Künstler meine Nerven: tag aus tag ein ununterbrochen die verkörperte Unzufriedenheit, die sich durch keine Liebenswürdigkeit erschüttern läßt, vor Augen zu haben, das bringt einen schließlich zur hellen Verzweiflung!

Clara: Mit mir ist nichts.

Josef: Das hast Du mir schon ein halbes Dutzend mal geantwortet! Wenn nichts mit Dir ist, dann benimm Dich, bitte, wie andere Menschen! Ist Dir das aber nicht möglich, dann sag mir, was Dich daran hindert! Meine Geduld hat schließlich auch ihre Grenzen! Welchen Vorteil erhoffst Du Dir denn davon, daß Du Dein Leben damit hinbringst, über längst vergessene Unglücksfälle zu trauern, an denen mit dem besten Willen kein Mensch mehr was ändern kann! Raff doch lieber Deine eingeschüchterten Lebensgeister durch einen kräftigen Ruck zusammen und frag Dich endlich einmal, wie Du Dir mit den Hilfsmitteln,

Google

die Dir augenblicklich zur Verfügung stehen, ein neues, freieres Leben gestalten kannst! Ich rate Dir, das weiß Gott im Himmel, nicht mit der geheimen Absicht, mich Deiner zu entledigen! Aber Du leidest offenbar an einer Art von Willenslähmung! Du bist infolge Deiner aufregenden Erlebnisse Neurasthenikerin geworden! Sobald Dein Wille wieder ein festes Ziel erfaßt hat, wirst Du mit uns anderen, denen es im Grunde nicht um ein Haar besser geht als Dir, Deines Daseins endlich auch wieder froh werden können!

Clara: Mit mir ist nichts.

Josef: Nichts? — Nichts! — Nichts bis auf Deine verbissene halsstarrige Melancholie, die Dich für die bestgemeinten Ratschläge, die man Dir erteilt, taub und blind macht! — Es ist rein um aus den Fugen zu gehen! — (von jetzt ab ganz kalt) Meiner selbstlosen unbestechlichen Vernunft nach, für deren Ergebnis ich meinerseits jede Verantwortung ablehne, führt Dein Verhalten zu folgendem logischen Schluß: Von jedem modernen Mediziner wird gegen das Leiden, unter dem Du dahinsiechst, als erstes und sicherstes Mittel — Luftveränderung verordnet. Mit dem Gelde, das ich Dir monatlich von meiner Schuld zurückzahle, kannst Du bei Deiner Mutter in der Schweiz in jeder Hinsicht behaglicher leben als hier bei uns! Fürchte, bitte, nicht, daß ich die geheime Absicht habe, mich Deiner zu entledigen. Sobald Du Dich dann von Deiner Schwermut nur halbwegs erholt hast — und Du wirst Dich unter völlig veränderten Verhältnissen rascher erholen, als es Dir jetzt glaubhaft erscheint . . .

Clara: Ich kann augenblicklich nicht zu meiner Mutter.

Josef: Sag mir bitte, warum nicht!

Clara (aufflammend): Dir, mein Freund, das zu sagen, kann mir noch einmal in diesem Leben einfallen! Alle himmlischen Mächte mögen mich vor dieser Greueltat bewahren! Ohne mich eines Unrechtes zu versehen, bin ich zur gemeinen, verabscheuungswürdigen Verbrecherin geworden! Die niedrigste Entwürdigung, die einem weiblichen Wesen vorbehalten ist, habe ich bis zur Grundhefe ausgekostet, weil ich ein Mal feige genug war, Dir zu offenbaren, wie es mit mir stand! — Nein, mein lieber Freund! Das Kind, das ich jetzt von Dir unter dem Herzen trage, ist vor Deinen wohlgemeinten Ratschlägen in Sicherheit! Dies Kind gehört mir! Was ich noch an Schrecknissen auszustehen haben werde, bis es das Licht der Welt erblickt, das will ich, wenn Gott mir hilft, mit der letzten Kraft, die mir aus meinen Erlebnissen übriggeblieben ist, freudig auf mich nehmen! Und nachher — nachher habe ich dann Gott sei Dank wenigstens ein lebendes Geschöpf auf dieser Welt, bei dem ich alles Unrecht, das ich erlitten — bei dem ich meine wundervolle Stimme, meine Kunst — bei dem ich alle irdische Herrlichkeit, die ich einst aus meiner künstlerischen Begabung erhoffte — bei dem ich alles, alles vergessen kann!

Josef (ist fassungslos in einen Sessel gesunken): — Clara — Clara — ich kann es nicht glauben! — Sollte das wahr sein . . .?

Clara (in höchstem Stolz): Beklage ich mich denn?! — Will ich irgend etwas von Dir?!

Josef: Was — in aller Welt — soll denn werden . . .?

Clara: Jetzt schick mich nach Hause zu meiner sechzigjährigen Mutter, wenn Du den Mut dazu hast!

Josef (glotzt sie mit blöden Augen an).

(Es klingelt. Gleich darauf tritt Else Reißner ein.)

Else (aufgeregt, in jammerndem Ton): Ach, da seid Ihr ja! — Ich kann Euch sagen, es ist mit diesen Leuten rein nicht mehr auszuhalten! Vorgestern kaufe ich mir in der Königstraße für achtzehn Mark zwei echte Schildpattkämme und sehe, sobald ich sie zu Hause ins Haar stecken will, daß der eine zerbrochen ist. Und nun behaupten diese Menschen, ich hätte mich in der Elektrischen auf meine Tasche gesetzt, und wollen den Kamm nicht umtauschen. (sie sinkt weinend in einen Sessel) Wenn diesen Spitzbuben ihr Handwerk nicht bald gelegt wird, dann verliere ich noch den Verstand!

(Fortsetzung folgt.)

Google

Berliner Pädagogik.

Von C. von Bredow, Generalmajor z. D.

Erdsegen! Roseggers herrliches Wort. Wem wird es nicht gegenwärtig im Frühlingszauber. Wenn der Pflug die Scholle bricht, das junge Grün sprießt und täglich der Vögel Chor sich reicher und vielstimmiger gestaltet...

Mein Weg führte mich durch den Tann — Fürstenwaldes herrlichen Forst. Die Sonne ging zur Rüste, ein mattes Licht flammte auf. Stimmengemurmel. Nähertretend, bietet sich dem Auge ein wohltuendes und doch hier überraschendes Bild. Eine Schar Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren, dazwischen Erwachsene, lagernd in der Heide, inmitten ein Mann, der ausdrucksvoll eine Stiftersche Erzählung vorliest. Die freie Schulgemeinde Buschgarten ist's, die hier ihre Abendsammlung hält. Ein harmonisches Bild!

Wie ich am nächsten Morgen vom hohen Balkon eines Berliner Hauses in den Hof einer Gemeindeschule blickte, überkam mich schmerzlich der Vergleich. Etwa zweihundert Kinder ergingen sich auf dem engen Hofe, der, von Mauern umgeben, kaum der Sonne und der Luft Einlaß gewährte, und der Freude, die sich im tollen Jauchzen und Spielen kundgibt, keinen Platz bot. Gefangene Vöglein im Käfig. Wie so ganz anders die frische Freiheit in der Freien Schulgemeinde!

Ja, warum legen wir denn unsere Schulen mitten in die starren Steinhaufen unserer Städte, wo weder Platz für Luft noch Luft vorhanden ist? Prof. Wagner hat vor kurzem von Berlin als der rückständigsten Stadt gesprochen. Man könnte das Wort auch hier anwenden. Bei allen wissenschaftlichen Fortschritten fehlt die Erkenntnis von der dringenden Notwendigkeit eines gesunden, freudigen Schullebens. Und es wäre doch gar nicht so schwer, wenn diese Erkenntnis vorhanden wäre, Taten aus ihr zu schaffen. Wir haben einen vorzüglich organisierten Vorortsverkehr, der von Jahr zu Jahr noch weiter ausgestaltet wird. Die Morgenzüge fahren gefüllt in die Stadt, leer zurück, und umgekehrt ist's am Spätnachmittag und Abend. Die Beförderung der Kinder nach draußen würde somit keine erheblichen Umwälzungen hervorrufen. Die Werte der städtischen Schulgebäude und Terrains würden die Kosten großer gesunder Schulanlagen da draußen übersteigen. Diese praktischen Gedanken, die bereits vor Jahresfrist in der Broschüre „Berlins pädagogische Zone" besprochen waren, führe ich hier an, damit man nicht den Vorschlag einer Verlegung der sämtlichen Schulen nach außerhalb für eine unerfüllbare Utopie ansieht. Charlottenburg hat eine Waldschule für kränkliche und erholungsbedürftige Kinder im Grunewald eingerichtet. Damit ist der Weg gezeigt. Was den Kranken billig ist, sollte auch für die Gesunden getan werden, damit sie von vornherein vor allem Siechtum bewahrt blieben! Denn Vorbeugen ist der Inbegriff aller gesundheitlichen Weisheit und auch wohl der aller volkswirtschaftlichen überhaupt.

Es mag zu denken geben, daß der Lordmayor von London bei seinem Besuche in Berlin am meisten von der Waldschule gefesselt war, und daß er sie für das Bewunderungswürdigste erklärte, was Berlin ihm gezeigt habe. Vielleicht bewirkt diese Anerkennung des englischen Gastes, daß die Idee weiter um sich greife. Vielleicht besinnt sich auch die Verwaltung darauf, daß nicht Mitleid der treibende Faktor sein darf, sondern der Selbsterhaltungstrieb des Gemeinwesens.

Das Wort Friedrichs des Großen gilt

Google

auch heute noch: „Es empört mich, wenn ich sehe, welche Mühe darauf verwendet wird, unter unserm rauhen Himmelsstrich Ananas, Pisang und andere exotische Gewächse zu ziehen, und wie geringe Sorgfalt man sich um das menschliche Geschlecht gibt. Man möge sagen, was man will, der Mensch ist kostbarer als alle Ananas der Welt. Das ist die Pflanze, die man in Flor bringen muß, die alle unsere Mühe und Arbeit verdient, weil sie den Schmuck des Vaterlandes bildet.“

Unsere Schule hat hingegen stets auf dem Standpunkt der Wissenschaftlichkeit gestanden. Die Wissenschaft wurde der Mittelpunkt, nicht der werdende Mensch. Die humanistische Bildung in allen Ehren! Sie hat uns große Männer geschaffen, die Gründlichkeit, die Wissenschaftlichkeit gefördert und uns die ehrenvolle Bezeichnung des Volkes der Denker verschafft. Nicht gegen die Wissenschaft an sich richtet sich die moderne Pädagogik, sondern gegen den Geist, der die Wissenschaft über das lebendige Menschentum setzt. Darum sind die von modernem Geiste erfüllten Schulmänner keine Philologen, sondern Erzieher. Nicht das Herbartsche Prinzip der Formung des heranreifenden Menschen nach der Normalseele eines Erwachsenen in schematischer Weise — sondern individuelle Erziehung. Nicht nur Bildung des Kopfes und des Gedächtnisses, sondern Bildung des Charakters, Formung des Willens. Daneben: gesunde Organe, kräftige Muskeln! Das sind die Leitsätze, die die Freie Schulgemeinde Buschgarten zu den ihrigen gemacht hat. Was vorläufig der Stadt und dem Staate noch eine Unmöglichkeit erscheint, das will sie als Privat-Institution schaffen: eine Schule mit den gleichen ernsten wissenschaftlichen Zielen, aber versetzt aufs Land in die denkbar günstigste Umgebung und durchweht von dem Geiste, dem die allseitig harmonische Ausbildung eines Menschengeistes und Menschenherzens das einzig erstrebenswerte Ziel der Pädagogik ist. Die Freie Schulgemeinde stellt sich auf die Basis der Oberrealschule. Sie verbindet Schule und Haus, denn sie zieht die Eltern als die besten Kenner der Kinder in den Rahmen ihrer Bestrebungen. Die Kinder wohnen in Buschgarten, die Lehrer teilen Arbeit und Spiel, Mahlzeiten und Ruhe mit den Zöglingen, sie werden dadurch die älteren Freunde und Kameraden und belehren auch im Spiel durch ihr Beispiel. Eine scheinbar unbegrenzte Freiheit winkt den Kindern, denn die Grenzen, die die Grundsätze der Erziehung ihnen stecken, sind ihnen ja völlig verborgen. Sie tummeln sich nach beendeter Arbeit im Garten, in Feld, Wald und Wiese, niemals unnütz, immer beschäftigt und so beschäftigt, daß unmerklich die Lust zur inneren Förderung wird. Sie lernen eben bei allem, was sie tun und sehen. So haben sie sich kürzlich einen zoologischen Garten angelegt. Welch eine Fülle von geistiger Arbeit steckt in den primitiven Käfigen für Hamster, Meerschweinchen und Kaninchen! Alles ist eigene Arbeit, selbst ausgemessen, selbst gezeichnet, entworfen, ausgeführt. Nichts Unnützes durfte bestellt werden, jedes Brett war zuvor berechnet, jedes Stückchen Drahtzaun seinem Zwecke angepaßt.

Es ist natürlich, daß in einem solchen Institute, dessen erzieherische Pflichten so weit ausgedehnt sind, der Lehrkörper weit mannigfaltiger zusammengesetzt sein muß. Neben den wissenschaftlichen Lehrern kommen Arzt, Offizier, Künstler, Handfertigkeits-Lehrer, Gärtner und Landwirt noch zur Geltung. Der Familiencharakter der Schule verlangt die Mitwirkung der Frau. Auch diese wichtige Frage ist in der Freien Schulgemeinde in glücklichster Weise gelöst. Die Nähe der Großstadt erlaubt den Eltern, die Rolle, die

Google

ihnen die Erziehungsgrundsätze der Freien Schulgemeinde geben, auch wirklich auszufüllen. Auch der wissenschaftliche Teil der Schule, dem man besondere Aufmerksamkeit schenkt, zieht aus der Nähe Berlins seinen Gewinn. Die herrlichen Kulturschätze der Großstadt sind Lehrern und Schülern erreichbar. Nur den schädigenden Einflüssen der Großstadt sollen die Kinder entzogen sein, nicht aber soll ihnen die Heimat durch eine ängstliche Vogel Strauß-Politik entfremdet werden. Natur und Kultur sollen zusammenwirken, um Menschen heranzubilden, die später mit vollem Bewußtsein für die Besserung der heute noch ungesunden Zustände eintreten.

Die neue Idee, die erst vor kurzem in Vorträgen und Broschüren an die Oeffentlichkeit trat, hat ein allseitiges Interesse gefunden. Das Landgut Buschgarten bei Fürstenwalde wird der Sammelpunkt vieler Menschen, die es ernst meinen mit der Erziehung und Heranbildung der künftigen Menschen. Die großstädtischen Verhältnisse zwingen ja so manche Eltern, sich von den heranwachsenden Kindern zu trennen. Da gewährt das Bewußtsein, in der Freien Schulgemeinde eine Gelegenheit zu haben, die Kinder oft zu sehen, mit ihnen und den Lehrern zu leben, besonders den Müttern große Beruhigung. Auch eine eigens zu diesem Zwecke begründete Zeitschrift „Die Neue Deutsche Schule“ stellt die ununterbrochene Verbindung zwischen Schule und Haus her.

Wie harmonisch der Zusammenklang all der verschiedenen Faktoren ist, die an der neuen Idee arbeiten, zeigte sich so recht am vergangenen Sonntag, als die Freie Schulgemeinde in Buschgarten die Feier der Grundsteinlegung ihres neuen Schulbaues beging. Zahlreiche Vertreter erster wissenschaftlicher und öffentlicher Kreise Berlins waren erschienen und erfreuten sich an der Seligkeit der Kinder, als spät am Abend das „Johannisfeuer“ emporlohte. Wie hatten die Kinder Holz aus ihrem Walde dazu herbeigeschafft! Wie mühsam war die Arbeit gewesen, die Wurzelknorren kunstgerecht aufzuschichten, daß die Flammen üppig knisterten und doch nicht zu schnell verglühten. Der Kinder maßloser Jubel steckte auch die Großen an, und selbst diejenigen, die durch schwere Amtesbürden fast vergessen hatten, was Naturfreuden sind. Sie alle fanden sich zusammen in dem warmen Wunsche, daß die junge Schöpfung sich kräftig entwickeln möge zum Heile unserer Jugend und zur Gesundung unseres Volkes.

Straßenecken-Legende.

Von Arthur Holitscher.

Was bin ich? Eine Straßendirne, ein verworfenes Geschöpf, und mein Los auf Erden ist: daß die Männer all den Haß und die Wut, womit ihr Leben sie erfüllt, an mir auslassen und mir Geld geben dafür, daß ich es erdulde. Ich liebe es nicht, daß junge Knaben zu mir kommen, auch nicht die gierigen, geilen Alten, ich will mein Schicksal fühlen, so hart es mich auch geschlagen hat, dafür bin ich ein Mensch! Weiß es gut, welch ein Schimpf das ist, sagt mir's einer ins Gesicht, aber wenn ich ganz allein bin, da spreche ich's mir doch vor, du bist ein Mensch, ein Mensch, trotz allem. Ich habe es mir abgewöhnt, darüber zu weinen, wovon sollt' ich

Go gle

denn leben; eine traurige Hure ist keines Geschmack. — Aber jüngst, da kam einer zu mir, der wollte mich traurig haben. Ich sollte die Lippen zusammenpressen und ihn aus halbgeschlossenen Augen ansehen, so als sei ich schläfrig. Er ist dann bei mir sitzen geblieben, auf einem Stuhl mir gegenüber, und hat mich erst lang' angesehen, bis er dann anfing, leise und mit großer Achtung zu mir zu sprechen — ich merkte gleich: der spricht nicht zu mir, sitzt nur da und denkt an eine andere, und ich soll die andere vorstellen. Darum wagte ich's auch gar nicht, mich zu rühren, nur wie er dann seinen Kopf mir in den Schoß legte, da habe ich ihm mit den Händen ganz sacht über die Haare weggestrichen — und dann hat er mich geküßt. Seine Augen waren zu, und beim Fortgehen gab er mir Geld, mehr als ich's gewohnt bin. Aber wirklich, er hat mich auf den Mund geküßt, als wär mein Mund ein Menschenmund, geschaffen, ruhige Worte zu sprechen, die aus einem freudigen Herzen und einem gebildeten Hirn hervorkommen. — Schon dreimal war er hier, und noch immer scheint er diese elende Stube nicht zu bemerken und nicht dieses elende Kleid, in dem ich ihm an der Straßenecke begegne, und das ich mir vom Leib reiße, sobald ich ganz allein bin. Neulich hab ich ein paar Worte zu ihm gesprochen, und er hat mich ganz entzückt angesehen, so daß ich glaube: auch meine Stimme muß im Klang ähnlich sein wie die Stimme der Frau, die er lieb hat — ganz stolz und glücklich bin ich darüber, denn nichts ist mir so grauenhaft, wie die Stimmen der Mädchen, die mit mir an der Ecke stehen in der Nacht. Nichts weiß ich von ihm, als daß er fein gekleidet ist und schöne, gepflegte Hände hat. Er ist nicht wie die anderen, ich kann ihm zuhören, solange ich mag, am Ende ertappe ich mich dabei, daß ich mir kein Sterbenswort von allem gemerkt habe, obzwar ich hörte, wie er von seinem Leben sprach, seiner Arbeit, seiner Mutter. Es kommen oft welche zu mir, die sprechen, sprechen, aber ihr Feind ist's, der ihnen zuhört und sich merkt, was sie ihm antun; das ist nicht so bei meinem Liebsten. Einmal hat er mich gefragt, ob ich ein Kind habe? Ich gab darauf gar keine Antwort, denn ich weiß ja, ich bin die andere, und zu der spricht er, nicht zu mir. Erst wenn er mich in den Armen hält, bin ich wieder ich, ich selbst, denn ich bin ja auch wieder eine andere, und zu der kommt er wohl auch! Aber wenn wir uns lieben, dann bin ich nicht die, dann bin ich ich selbst, so betrüge ich ihn!

Wenn ich ihn nur nicht verliere. Oft ist's mir, wenn ich ihn ansehe, als könnt's nicht lange mehr dauern, und ich wünsche mir: er käme eines Tages und hörte von den Mädchen beim Tor: die ist gestorben, heut' hat man sie weggetragen. Und jedesmal, wenn er fortgeht, sage ich mir: sieh ihn gut an, siehst ihn nicht wieder. Er spricht auch wenig mehr zu mir, sieht mich kaum an, und das letztemal, als er mich eine Weile angeschaut hatte, da hat er mich geschlagen! Er hat mir nicht weh getan und ich hab vor Lust geweint, aber er hatte sich dann, wie ein Kind, mit der Stirn gegen die Wand gestellt und geschluchzt vor Scham und Schwäche und ist dann gegangen. Ich hab mich gefürchtet vor seinem Blick — er hat mir die Hand gereicht und hat mich angeblickt, so als sähe er mich zum erstenmal, mich, darum hatte ich Angst. Denn eher möchte ich tot fortgetragen werden aus diesem Haus, als daß er nicht wiederkäme! — Und jetzt schon so lange nicht. Was mag mit ihm sein. Ich fürchte mich! Ich hatte sein Gesicht noch so gut in der Erinnerung, und nun auf einmal nicht mehr. Ich sitze nur da und starre in meinen Spiegel, traurig, mit zugepreßtem Mund und schweren Lidern — und ertappe

Google

mich dabei, wie ich gar nicht an ihn denke, sondern an sie, an die Frau! Immer denk ich jetzt an die, mit dem zugepreßten Mund und den schläfrigen Augen, die mir so ähnlich sieht.

Ich bin in ein anderes Quartier verzogen und denke mir jetzt: er sucht mich und kann mich nicht finden. Die Männer, die mich früher gekannt haben, kommen auch nicht und das ist gut für mich. Ich habe die achthundert Kronen aus der Sparkasse geholt und meine Hurenkleider verkauft, aber ich muß im Gang und Aussehen noch etwas haben, das die Leute sich nach mir umdrehen läßt. Darüber gräme ich mich. Denn ich gehe jetzt halbe Tage lang in der Stadt herum, es treibt mich, ich weiß gar nicht, was ich suche. Ich weiß es, jetzt weiß ich's! Gestern sah ich sie. Aus meinem Spiegel hab ich sie erkannt. Sie ist aus einer Equipage gestiegen und quer vor mir übers Trottoir in ein Modegeschäft eingetreten. Sie ist hellblond wie ich, sie hat meinen Wuchs, sie hat denselben Kinderhals, sie hat den schläfrigen Blick und die zugepreßten Lippen, aber sie ist blaß, nicht bloß so aus eleganter Affektiertheit, sondern, als wollte sie in Wirklichkeit die Augen nicht auftun, um die Welt nicht zu sehen, und den Mund nicht, weil sie was zu verschweigen hat. Die! — sagte ich zu mir. Und wieder habe ich die entsetzliche Angst gespürt von damals, wie er zum letztenmal fort ist, eine entsetzliche Angst, mit einemmal. Ich bin der Frau nachgegangen, in das Geschäft, stellte mich in ihre Nähe und suchte einen Stoff aus. Die Kommis, die uns bedienten, rissen die Augen auf, sahen sich heimlich an und machten freche Gesichter, aber die Dame hat's nicht bemerkt, so etwas bemerkt nur unsereiner. Von der Kassiererin habe ich dann ihren Namen erfahren. — Ich sehe in meinem neuen Kleid ganz anständig aus, niemand würde mich für eine Prostituierte halten, eher für eine Erzieherin, bessere Kammerzofe oder so. Gestern war ich bei der Dame. Man hat mir gesagt, sie empfängt niemand. — Ich hab die Klinke in der Hand gehalten, die er gewiß so oft niedergedrückt hielt, ich war ganz schwach, ich hab mich abweisen lassen und sagte nur kleinlaut, ich wollte in ein paar Tagen wiederkommen. Ich log, ich sei Manikure und an die Dame empfohlen. — Ich will dies Handwerk lernen und probieren, ob ich mich durchschlage. Ich bin auch gleich zu unserer Manikure in der Christinengasse gegangen und habe aufgepaßt, wie sie's macht. Und morgen geh' ich wieder zu der Dame, und sollte ich die Zofe über den Haufen rennen müssen, ich werde hineinkommen und erfahren, was es mit meinem Liebsten ist! —

Ich war heute bei ihr. Was hab' ich da erlebt. Sie saß an ihrem Schreibtisch und frug mich, wer mich schickt? Aber eh' ich noch ein Wort herausbrachte, sah sie mich wie erstarrt an, so hat sie's auch gleich gemerkt, wie ähnlich ich ihr sehe. Ihre Augen sind ganz klein geworden. Ich ging ganz nahe zum Schreibtisch und suchte, ob ich ein Porträt in einem Rahmen dort finden würde, es war aber nur ein kleiner, verwelkter Veilchenstrauß da, in einer silbernen Vase. Da erinnerte ich mich, daß er mir auch ein-, zweimal Veilchen mitgebracht habe, ich hab' sie aber nicht mehr, ich hab' sie nicht aufbewahrt. — Sie frug ganz leise, was ich will? Da fing ich, weiß nicht wie, zu weinen an und nur, wie sie mich nach einer Weile, schon wie im Zorn, gefragt hat, was ich will, hab ich mich fest gemacht und sie grad auf's Gesicht zu gefragt, was mit meinem Liebsten ist? Erst hat sie mich ganz erstaunt angeblickt, aber lange konnte sie meinen Blick nicht ertragen: die Tränen schossen ihr in die Augen, aber sie schluckte nur und sah weg. Da

Google

hab ich gewußt: er ist tot und sie ist schuld daran. Ich bin dagestanden vor ihr und keins hat gesprochen, lange Zeit. — Am Ende aber da hielt ich's nicht länger aus und fing zu sprechen an. Ich sei ein armes Mädchen, aus der Provinz, und habe meinen Liebsten kennen gelernt, als ich bei seiner Mutter Arbeit hatte. Kaum hab ich das gesagt, ist mir auch schon eingefallen: daß ich mir ja dann bei seiner Mutter hätte Rats holen können. Ich wurde ganz verlegen, sie aber stand auf und zeigte nach der Türe: Sie gehen von hier! Sie gehen augenblicklich! Aber ich habe mich nicht gerührt, stand da und sah sie an. Im Spiegel bei der Tür erblickte ich mein Gesicht: ich dachte, es blicke voll Verachtung, aber es war mein Straßeneckengesicht, das mir entgegenblickte. Sie war ins andere Zimmer gegangen und hatte sich hinter der Portiere versteckt. Ihre Zofe kam, doch mich anzurühren traute sich die nicht. Ich bin dagestanden und hab' gesprochen. Hast du schon keinen, der dich aus Liebe anhört, wenn du deine Not klagst, so redest du's dir vom Herzen vor einem, auf den du den größten Haß hast in dieser Welt! Ich sagte alles her, wie er zu mir gekommen war, daß ich erst sie vorgestellt habe und daß er mich auf den Mund geküßt hat, aber daß er mich auch auf den Mund geküßt hat nachher, wie er mir von ihr erzählt hat und von ihrem Kind, von ihrem Kind auch! Ich habe es ein paarmal gesagt: daß er mir von ihr erzählt hat und von ihrem Kind, obzwar ich nur eine Straßendirne bin, eine Straßendirne. — Sie hat den feinen Vorhang in Stücke gerissen, in lange Fetzen, die herunterhingen, und hinter denen ich ihre Augen sah. Ich war ganz von Atem und mußte mich setzen, so stark pochte mein Herz. Als es dann ruhiger wurde, hörte ich, wie sie immer ein paar Worte vor sich hinmurmelte von einem reinen Andenken, das jetzt beschmutzt war, das reine Andenken, beschmutzt Nun, wenn du reiche, gebildete Frau nichts weiter aus dir heraus findest, als diese Worte, sagte ich mir, dann hasse ich dich nicht, dann hasse ich dich nicht. Ich fürchtete mich, aufzustehen, denn da würde sie doch sicher schreien: Kommen Sie mir nicht in die Nähe! und die Hände an ihr Kleid pressen, wie in einem Theaterstück. Wo ich sie doch gar nicht berühren will, nicht im Guten und nicht im Bösen. Ich bin ganz verlegen geworden, für sie, nicht für mich, und auch nicht wegen einer Lüge, wie zuvor, sondern aus Wahrhaftigkeit, denn ich hab' zum erstenmal, seit ich denke, Mitleid gespürt mit einem Menschen, der nicht ich war. „Ich gehe," hab' ich gesagt, „ich möchte Sie nicht beflecken mit meinem Hauch, denn ich bin ja eine, die jeder für Geld kaufen kann, und an die wohl keiner in seiner Todesstunde denkt, nicht einmal meine Eltern haben's getan. Und doch: wenn die guten Stunden gezählt werden, die einer auf Erden gehabt hat, und die schlimmen, und es wird dann gefragt, wer hat sie dir geschenkt, die guten, wer hat sie dir angetan, die bösen —" Ich hab' nicht gewußt, wie ich den Satz zu Ende sprechen soll, ich hab meinen Schirm genommen und bin rasch hinaus, und im Vorzimmer ist das Kind gestanden, ein blasses kleines Mädel in einem Spitzenkleidchen. Aber wie ich auf der Straße war, bin ich mir gar nicht mehr wie ein Auswurf vorgekommen. Ich habe sogar die Blicke ausgehalten, und an die Manikure dachte ich nicht mehr, dachte nicht mehr daran. — —

Das alles ist weit. Ein Jahr zurück? Viele? Heute war ich wieder im Modengeschäft, und wie ich aus meinem Wagen steige, hält vor mir einer, und die Dame steigt aus, die von dazumal, und tritt vor mir ins Geschäft ein. Ich hätte sie kaum wieder erkannt, sie

Google

Hat sich sehr verändert, so dürr, mit solchem Kinderhals, als war sie eingegangen, kleiner geworden — sie sieht mir gar nicht mehr ähnlich. — Mich hat derselbe Kommis bedient wie damals. Die Leute schauen mich nicht mehr frech an, ich habe mich herausgemacht in der Zeit. Ich ließ mir den teuern Chinastoff vorlegen, aus dem Schaufenster, er paßt sehr gut zu meinem Teint und zu meiner Gestalt und zu meinem Haar.

Rundschau

Rund um Marienburg.

In der alten Stadt der Deutschmeister ist unlängst eine kleine Bank mit 300 000 Mark Kapital zusammengebrochen. Die Depositen und Guthaben sind verloren, bedeutende Depots sind verschwunden, der Konkurs ist eröffnet und der leitende Direktor verhaftet. Also ein regelrechter Normal-Bankbruch; mit Bedauern muß man es konstatieren. Denn leider stellt es sich trotz unseres strengen Depotgesetzes noch immer in der Mehrzahl der Fälle heraus, daß das anvertraute Gut der Depotgläubiger angegriffen ist. Der Zusammenbruch hat trotzdem ein Aufsehen erregt, als ob es sich um einen ganz exceptionellen Fall handelte. Die begleitenden Umstände waren freilich besonders tragische: Die Betroffenen in der Hauptsache kleine Leute, Beamten, Lehrer, Witwen, Pensionäre. Daneben Stiftungen — das Gemeingut der Armen — Verbandskassen und sonstiges Kollektiv-Eigentum. Und das alles untergegangen in den Spekulationen eines Einzigen, dem die Bevölkerung eines ganzen Kreises blind vertraute, weil er mit der Breitbeinigkeit des reichen Mannes dastand, hohe Steuern zahlte und ganz und gar dem Fetisch entsprach, den der „Bankdirektor" für viele Leute darstellt. Man brachte ihm in barem Gelde nach und nach das achtzehnfache dessen, was die Bank an Kapital und Reserven auswies. Dieses Mißverhältnis zwischen Depositen und Garantie-Kapital hat die Oeffentlichkeit in erster Reihe beschäftigt. Und die Verwendung, welche die fremden Gelder gefunden haben — zweifelhafte Effekten, schlechte Wechsel und Darlehen ohne Unterlage —, erinnert daran, daß wir das oft geforderte Depositenbankgesetz noch immer nicht haben. Auch der Sarkasmus kommt zu seinem Recht: Gerade zur selben Zeit, um die in Marienburg und anderwärts Banken zusammenbrechen und Millionen an Depositengeldern in Verlust kommen, konstatieren Handelskammern, Reichsbank-Direktorium und kaufmännische Verbände, daß das deutsche Volk sein Geld noch viel zu wenig zu den Banken trägt, und daß es planmäßig an den Depositen- und Scheckverkehr gewöhnt werden muß. Nach der Meinung der Sachverständigen spielt der Privatmann in Deutschland zum Schaden der Volkswirtschaft noch viel zu sehr seinen eigenen Kassierer. Und die Bauern an der Nogat verdienen harten Tadel dafür, daß sie ihr Geld im Sparstrumpf aufbewahrt und nicht bei der Marienburger Privatbank auf Depositenkonto eingezahlt haben.

Aber der Bankbruch regt vor allem zu Gedanken über das Aufsichtsratswesen an. Fünf angesehene und erfahrene Männer haben im Aufsichtsrat der Marienburger Privatbank gesessen, haben die Bilanzen geprüft, die Bestände kontrolliert und die Geschäftsführung überwacht. Wo haben sie ihre Augen gehabt, daß sie neunzehn Jahre lang Dividenden auszahlen ließen, die nicht verdient waren, die Richtigkeit von Depots attestierten, die nicht vorhanden waren? Der in Haft genommene Direktor hat nämlich eingestanden, daß seine Veruntreuungen bis in das Jahr 1888 zurückreichen. Das Gesetz fordert, daß bei Verlust des halben Aktienkapitals eine Generalversammlung einberufen wird, und macht den Aufsichtsrat für die Unterlassung haftbar. Schon ein Verlust von 150 000 Mark hätte also für die Verwaltung verhängnisvoll werden müssen. Statt dessen sind mehr als 4 Millionen dem ahnungslosen Aufsichtsrat unter den Händen verschwunden. So etwas ist natürlich nicht ohne grobe Pflichtverletzung möglich. Man hat sich eben in den Quartals- und Bilanz-Sitzungen mit einem Vortrage des Direktors begnügt, hat im besten Falle das ziffermäßige Uebereinstimmen der Bilanz mit den Büchern der Bank konstatiert und sich versiegelte Päckchen zeigen lassen, die angeblich Effekten oder Banknoten enthielten. Eine materielle Prüfung unterblieb. Weshalb? Nun aus dem Grunde, aus dem sie so oft unterbleibt: Das Oeffnen der verschlossenen Päckchen und das selbständige Kontrollieren der einzelnen Bilanzposten hätte vom Direktor als Mißtrauen aufgefaßt werden können. Und ein richtiger Aufsichtsrat hält den von ihm selbst bestellten Geschäftsleiter für einen solchen Ehrenmann, daß er lieber selbst schuldig wird, als daß er jenen der gesetzlichen Kontrolle unterwürfe. Das haben

Google

die Aufsichtsräte der Marienburger Privatbank jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihrem Vermögen zu büßen, denn der Konkursverwalter muß namens der Bank Klage gegen sie erheben, und ihr Verschulden liegt ziemlich klar zutage. Den Gläubigern der Bank gewährt das aber nur einen schwachen Trost, denn die Haftpflicht der Aufsichtsratsmitglieder endet auch da, wo ihre Schuld erwiesen ist, mit ihrem Vermögen, und das reicht im vorliegenden Falle kaum aus, um einige Prozent des Schadens zu decken.

Man hat sich in den letzten Jahren viel mit der Frage beschäftigt, ob die Haftpflicht des Aufsichtsrats im Gesetzestext nicht klarer ausgesprochen und zugunsten der Aktionäre und Gläubiger erweitert werden muß. Heute haftet der Aufsichtsrat nur für solchen Schaden, den er böswillig oder grob fahrlässig verursacht, und er haftet überdies nicht dem einzelnen Aktionär oder Gläubiger, sondern lediglich der Gesellschaft. Schon ein Aufsichtsratsmitglied auf Schadensersatz zu verklagen, ist in den meisten Fällen unmöglich. Der geschädigte Aktionär oder Gläubiger würde sich zunächst der Mitwirkung von 10% der Aktien versichern müssen; denn nur eine solche Minorität ist gesetzlich ermächtigt, eine Aktiengesellschaft zum Vorgehen gegen ihre Verwaltung zu veranlassen. Er darf die Aktien aber nicht etwa kaufen; denn die klagende Minderheit muß nachweisen, daß sie mindestens seit sechs Monaten im Besitze der Aktien ist. Er ist also auf den guten Willen zahlreicher Aktionäre angewiesen. Und wenn diese auch erfahrungsgemäß für eine Polemik in Wort und Schrift leicht zu haben sind, in einem Prozeß gegen die Verwaltung lassen sie sich fast niemals ein. Aus guten Gründen. Sie würden ihre Aktien für die ganze Dauer des Rechtsstreits gerichtlich deponieren müssen, sich also ihres Verfügungsrechts begeben. Sie hätten ferner die Prozeßkosten zu tragen und endlich Schadensersatz zu leisten, falls der Gerichtshof den Eindruck gewinnen sollte, daß sie den Prozeß „böslich" angestrengt haben. Aber dem setzt sich kein Aktionär so leicht aus. Aber selbst wenn es zur Klage kommt, ist der Ausgang des Prozesses noch sehr zweifelhaft. Der Aufsichtsrat soll allerdings die Geschäfte mit der „Sorgfalt des ordentlichen Kaufmanns" kontrollieren. Aber das ist ein sehr dehnbarer Begriff. Und selbst wenn der Richter zu der Ueberzeugung kommt, daß die Sorgfalt verletzt worden ist, wird er doch in neun Fällen unter zehn den allein in Frage kommenden § 823 BGB. nicht heranziehen, sondern es als unerwiesen ansehen, daß die Verletzung der kaufmännischen Sorgfalt und nur diese Verletzung den entstandenen Schaden verursacht hat. Denn eine andere Entscheidung hätte — da es sich fast immer um Millionen-Verluste handelt — den Ruin des verklagten Aufsichtsrats-Mitglieds zur Folge; und der Richter ist Mensch genug, um sein Urteil unter dem Eindruck zu sprechen, daß eine solche Strafe ganz außer Verhältnis zum Vergehen stehen würde. Auf Basis der gegenwärtig geltenden Gesetze ist gegen einen Aufsichtsrat, dem nur Saumseligkeit, aber nicht Böswilligkeit vorzuwerfen ist, herzlich wenig zu machen. Gegen eine Verschärfung der Gesetze hat sich aber der letzte Juristentag ziemlich deutlich ausgesprochen, indem er ein dringliches Bedürfnis zu einer Aenderung der bestehenden Rechtsvorschriften verneinte. Die Behauptung des Referenten, Reichsgerichtsrat Düringer, daß ohnehin bald kein angesehener Mann mehr eine verantwortliche Stelle übernehmen werde, fand die lebhafte Zustimmung des Auditoriums.

Wo ist nun das Recht? Fälle wie der Marienburger Bankbruch sollten diese Frage in den Brennpunkt der öffentlichen Erörterung rücken. Die augenblickliche Situation ist kurz folgende: Das Gesetz knüpft die Verfolgung eines lässigen Aufsichtsrates an Voraussetzungen, die selten erfüllbar sind. Werden sie einmal erfüllt, so wird die Schuld des Aufsichtsrates moralisch vielleicht bejaht, juristisch hingegen verneint. Bisher ist sie wenigstens noch nie in solchem Umfange bejaht worden, daß der beklagte Aufsichtsrat den durch sein Mitverschulden herbeigeführten Verlust voll hätte decken müssen. Eine Verschärfung des bestehenden Rechts ist nicht denkbar, denn der Aufsichtsrat würde sofort zu einem Kollegium mittelloser Strohmänner werden und Aehnlichkeit mit den verantwortlichen Redakteuren einzelner politischen Zeitungen bekommen. Wie es heute ist, kann es aber keinesfalls bleiben, denn der gegenwärtige Zustand bedroht geradezu die öffentliche Sicherheit im Aktienwesen. Man hat bereits den Vorschlag gemacht, das ganze Institut des Aufsichtsrates abzuschaffen und es wieder bei dem Verwaltungsrat bewenden zu lassen, der bis 1870 die Geschäfte der Aktiengesellschaften führte und regelmäßig aus ihren Großaktionären bestand. Ein solcher Verwaltungsrat bietet weitgehende Garantien, weil er mit seinem eigenen Vermögen für jede Verfehlung des Vorstandes büßen muß und daher schon im eigenen Interesse strengste Kontrolle übt. Diesem Vorschlag verwandt ist ein anderer, der den Aufsichtsrat beibehalten, ihn indes zwingen möchte, große Kautionen zu stellen, wodurch ebenfalls eine materielle Solidarität zwischen dem Interesse der Aufsichtsräte und dem der Aktionäre und Gläubiger entstehen würde. Beide Wege scheinen indes praktisch nicht gangbar, was eigentlich sehr zu bedauern ist; denn sie würden mit einem Schlage dem Unfug ein Ende machen, daß dreißig Aufsichtsratsstellen und mehr sich in einer Hand vereinigen. Hier gibt es meines

Google

Erachtens nur ein radikales Mittel: Bestallung gerichtlicher Revisoren. Für jede Gesellschaft würde es deren zwei bedürfen: eines Bücherrevisors und eines Branche-Sachverständigen, beide vom Amtsgericht zu bestellen und in Eid zu nehmen. Und zwar hätten diese Funktionäre jährlich zu wechseln. Wenn es auch dringend zu wünschen ist, daß solche unabhängigen Kontroll-Organe (ähnlich wie in England, nur gründlicher als dort) bei allen Aktiengesellschaften obligatorisch wären, so ist ihre Bestallung doch vor allen Dingen da vonnöten, wo die Sparkapitalien der Bevölkerung in Frage kommen. Hoffentlich geht man im Reichsamt des Innern bald an die Arbeit und entwirft entsprechende Vorschriften, die um so dringlicher sind, als die Propaganda für den Scheck und das mit ihm verbundene Depositen-Konto neue Kapitalien zu den Kredit-Instituten treibt. Und der Bankkrach in Marienburg hat dem Faß wahrlich den Boden ausgeschlagen!

Alfred Lansburgh.

Zum „Salome-Zauber".

Ein kleiner Nachtrag.

In Nummer 2 sagt Herr Dr. Fritz Volbach-Mainz, die Bibel berichte nur wenige Worte über Salome. Was Johannes ihr zuleide getan habe, daß sie seinen Tod will, ob er ihre Liebe verschmäht und sie in Haß verwandelt habe, darüber schweige die Schrift. „Vergebens warten wir auf Antwort." —

Im katholischen Mainz sind Bibeln wohl rar, daher benachrichtige ich Herrn Volbach aus meiner Bibel erstlich, daß die Evangelien überhaupt den Namen der Tochter der Herodias nicht nennen,*) ferner aber, daß die Tochter der Herodias — wie der Evangelist Matthäus erzählt, — als sie vor Herodes zu dessen Wohlgefallen getanzt hatte, nicht aus eigenem Antrieb das Haupt Johannis des Täufers forderte, sondern „weil sie zuvor von ihrer Mutter war zugerichtet worden", diese Bitte zu tun. Und so brachte sie auch das Haupt ihrer Mutter. Diese selbst war die Feindin des Johannes, der gegen ihre Ehe mit Herodes geeifert hatte. Das Mägdlein, das vor Herodes tanzte, wird wohl auch kein Tugendspiegel gewesen sein und dürfte sich schwerlich beklagen, daß die Dichter es für Freiwild halten, das man mit phantastischen Pfeilen erlegt. Aber den Kopf des Johannes hat „Salome" nur im Auftrage ihrer Mutter ertanzt.

Bern. J. V. Widmann.

Pariser Brief.

Die Humoristen.

Ehe die Pariser Paris verlassen, um ans Meer, in die Kasinos, den Wald, auf die Schlösser zu ziehen, besuchen sie noch schnell die beiden Ausstellungen, von denen man jetzt spricht: die Humoristen- und die Chardin-Fragonard-Ausstellung. Herr Juven, der Redakteur des „Rire", hat seine Ausstellung ruhig im Palais de Glace untergebracht, neben dem Grand Palais, das die beiden Salons der Malerei und Skulptur beherbergt, und freut sich wie jemand, der einer Jahrhunderte alten Gewohnheit eine neue gegenübergestellt hat. Nächstes Jahr wird er eben dort mit einem größeren Heer von Humoristen seine Ausstellung wieder eröffnen.

Und wie recht hat er damit! Eine Ausstellung der besten Zeichnungen des Jahres, von Spottbildern und Satiren, darf wohl eine Rolle in unseren Gewohnheiten spielen. Denn mit Recht kann man sagen, daß es in den anderen Salons wenig zu lachen gibt; außer Jean Veber, der mit seiner Manier die Kunst Jérôme Boschs, Teuniers, Cornélis Tooffts und Daumiers fortsetzt, geben die anderen Künstler nur ziemlich unfreiwillig Gelegenheit zum Lachen. Außer Jean Veber noch einige Blätter Willette, und das ist alles für den Geist, den Humor, die Ironie, wenigstens beinah' alles.

Der ganzen Skulptur beider Salons fehlt's an Temperament und Leichtigkeit; diesen Skulpturen, die uns nichts zu erzählen wissen, stehen wir ohne innere Erregung gegenüber. Ein Brunnen, der Lafontaines Fabel von den „Fröschen, die einen König wollen", in geistreicher Weise illustriert, macht eine Ausnahme.

Dagegen verläßt die Bildhauerei im Salon der Humoristen den steifen Marmor und formt aus Holz die niedlichen Skulpturen, die Caran-d'Ache bescheiden „Spielzeug" nennt; Napoleons, Grenadiere, Reiter. Da sieht man eine schöne Büste des Schauspielers Brasseur, der von unsern Boulevardkünstlern die Rolle einer alten Dame am besten zu spielen versteht, von Capiello; Tragöden und Schauspielerinnen und Yvette Guilberts. In diesem Salon sind es nicht nur

*) Der Name Salome erscheint zuerst in den „Jüdischen Altertümern" des Josephus Flavius, wo sich auch eine sehr interessante Stammtafel des vortrefflichen Fürstengeschlechtes derer „von Herodes" findet. Der Herausgeber des mus. Teils.

Google

Bildhauer, die Skulpturen ausgestellt haben, auch dramatische Autoren sind dabei. Beispiel: Sacha Guitry, der mit beißendem Spott seine Freunde, seine Feinde, seine Darsteller, seinen Vater in Holz geschnitzt hat; und auch die Kritiker, die seine Theaterstücke beurteilen.

Der eigentümliche Reiz dieser Ausstellung der Humoristen ist, daß die Boulevardiers das Vergnügen haben, immer auf ihrem Boulevard zu sein; sie sehen hier nämlich die wichtigsten Passanten recht boshaft karikiert (und so sehen die Pariser sie immer), von Léandre, Sem und andern weniger berühmten Künstlern, aber immer sehr amüsant. Den Ausländern hat die Ausstellung eine kleine Ecke eingeräumt; hier kann man die phantasievollen Zeichnungen Th. Th. Heines und Bruno Pauls bewundern. Von unseren Künstlern beschäftigen sich nur wenige mit der Karikatur der Reise und Wanderung — eine Ausnahme macht Robide — sie alle aber führen uns in die Zukunft, in die Bahnhöfe der lenkbaren Luftschiffe. Die Reise mit Dampfkraft stellt nur der ausgezeichnete Huart dar. Er hat aus New York ein amüsantes Buch mitgebracht, das er geschrieben und illustriert hat. Er hat besondere Winkel gefunden, beispielsweise eine Diogeneskolonie am Ufer des Hudson, nicht weit von den Palästen der Milliardäre, in der man ohne Sorgen, ohne Bedürfnisse und ohne zu arbeiten lebt. Weniger glücklich ist sein „Berlin“ und bietet keinerlei Ueberraschungen, aber Straßen, Plätze und Prachtbauten sind sehr flott gezeichnet.

Paris, Juli 07. Gustave Kahn.

Der Grand Prix 1907.

Von Direktor Gustav Freund, Berlin.

Viele erbitterte Preßfehden und Proteste der Clubs der einzelnen Länder hatten zu Anfang des Jahres das Zustandekommen dieses Rennens fraglich erscheinen lassen, und dennoch ist es dem Automobil Club de France trotz dieser Widrigkeiten gelungen, das Rennen um den Grand Prix am vergangenen Dienstag zum Austrag zu bringen. Dem Club gebührt unzweifelhaft für die musterhafte Organisation des Rennens, bei dem selbst die kleinsten Vorbereitungen nicht übersehen waren, vollste Anerkennung.

Das Rennen um den Grand Prix sollte ein ausgesprochenes Geschwindigkeitsrennen sein, und keinerlei Vorschriften sollten die Konstrukteure in der Wahl der Stärke, des Gewichts und der Form ihrer Rennfahrzeuge irgendwie beschränken. Es konnten daher alle Wagentypen ohne Unterschied zugelassen werden, sofern sie nur mit Explosions-Motoren betrieben waren.

Nur eine einzige Bedingung war zu erfüllen, und zwar zum ersten Male bei einem derartigen Rennen, daß der Brennstoffverbrauch eine bestimmte Grenze nicht überschreiten durfte, und war diese mit 30 Liter per 100 km zurückgelegten Weges bemessen.

Nimmt man den Preis des Liters Benzin mit 32 Pfg. an, so hat der über 100 Pferdestärken besitzende Rennwagen noch nicht einmal für 10 Pfennige Betriebsstoff pro Kilometer verbraucht.

17 verschiedene Fabriken mit zusammen 38 Fahrzeugen hatten zum Rennen gemeldet, und nur ein Fahrzeug fehlte beim Start. Interessant ist hierbei festzustellen, daß die meisten der beteiligten Fabriken Cardan-Antrieb für ihre Wagen gewählt hatten, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

Bayard	3	Cardanwagen		Porthos	1	Cardanwagen	
Darracq	3	„		Brasier			3 Kettenwagen
Motobloc			3 Kettenwagen	Marchand			1 „
Corré	1	„		Aquila	1	„	
Panhard	3	„		Mercedes			3 „
Renault	3	„		Christie			Vorderrad-Antrieb
Dietrich			3 „	Fiat			3 Kettenwagen
Germain	3	„		Gobron			1 „
Weigel	2	„					

zusammen 20 Cardanwagen, 17 Kettenwagen, 1 Wagen mit direktem Antrieb.

Go gle

Die Kettenwagen verteilen sich auf 7 Fabriken, die Cardanwagen auf 9 Fabriken, und außerdem nahm ein Wagen mit Vorderrad-Antrieb teil.

Die Rennstrecke war glücklich gewählt, leicht von Paris und London erreichbar, in reizvoller Gegend, abwechselnd bergig und wieder Tiefland, längs der Küste des Aermelkanals, an und für sich schon ein beliebter Ausflugspunkt für Touristen.

Die Länge der Strecke betrug 78 km, die zehnmal durchfahren werden mußte. Die Ueberwachung der Rennstrecke war mustergültig. 4000 Mann Infanterie, 400 Mann Kavallerie, 300 Gendarmen zu Fuß und 400 zu Pferd teilten sich in diese Aufgabe. Diesen sorgfältigen Vorbereitungen ist es wohl zuzuschreiben, daß bei dem Rennen keinerlei schwerere Unfälle zu beklagen waren.

Am Dienstag, den 2. Juli, um 6 Uhr morgens, begann der Start: in Zwischenräumen von je 1 Minute wurden die Rennkolosse abgefertigt, so daß nach 37 Minuten der letzte Wagen abgefahren war.

Der von dem Sieger Nazzaro gesteuerte siegreiche Fiat-Wagen besaß einen vierzylindrigen Motor mit paarweise zusammengegossenen Zylindern. Die Kraftübertragung erfolgte durch Kettenantrieb, die Zylinderkühlung mittels Bienenkorbkühlers unter Verwendung einer Zirkulationspumpe. Die Durchschnittsgeschwindigkeit, die dieser Wagen beim Rennen erreichte, betrug ca. 114 km pro Stunde.

Der zweite Sieger, Sziß auf Renault, hatte einen Renault-Wagen mit Cardan-Antrieb und erreichte annähernd dieselbe Geschwindigkeit. Die vier Zylinder seines Wagens waren paarweise zusammengegossen, und erfolgte die Wasserkühlung durch den bekannten, hinter dem Motor stehenden Renault-Kühler nach dem Thermosyphonsystem, also ohne Pumpe.

Bisher zweifelte man daran, daß der Cardanwagen imstande sei, gleiche Leistungen wie der Kettenwagen zu ergeben. Wie bekannt, wird beim Kettenwagen die Kraft des Motors mittels Ketten auf die Hinterräder übertragen, während beim Cardanwagen die Uebertragung mittels einer in der Mitte des Wagens gelagerten Welle geschieht.

Es war von besonderem Interesse, daß auch bei dem diesjährigen Rennen Cardanwagen und Kettenwagen fast gleichzeitig als Erste das Ziel erreichten.

Die Wichtigkeit derartiger großer Rennen für unsere gesamte Technik wird leider noch vielfach unterschätzt. Die Rennen dienen nicht etwa der Reklame, wie so vielfach von gegnerischer Seite vorgebracht wird; der Zweck derselben ist vielmehr die Erprobung neuester Konstruktionen und Materialien.

Aus den Resultaten der Rennen zieht aber nicht nur die Automobil-Industrie allein ihren Nutzen, sondern auch andere Industrien der modernen Technik lernen die Fortschritte des jungen Sprossen der Maschinentechnik würdigen und machen sich viele derselben zu eigen.

Jeder Eisenbahntechniker muß mit Neid auf die erzielten Geschwindigkeiten der Automobile blicken und den Wunsch hegen, daß es dem Eisenbahnwesen gelingen möge, seine Fahrzeuge mit ähnlicher Geschwindigkeit im regelmäßigen Betriebe auf den Schienen fortzubewegen, wie es den Automobilen bereits auf der Landstraße gelungen ist.

„Morgen“ *)

Hochgeehrte Redaktion. Sie haben mich freundlich zur Mitarbeit an Ihrer Zeitschrift aufgefordert. Besten Dank dafür! Lassen Sie mich, als ersten Beitrag, Ihnen und Ihrem Leserkreise einige Gedanken vorlegen, die der Name Ihrer Zeitschrift in mir auslöst.

Ein verheißungsvolles Wort: Morgen! Es verheißt: Licht, Helle, Aufklärung und damit den Fortschritt, das Hineinschreiten in einen neuen Zeitabschnitt, in einen neuen, besseren, schöneren Tag. Der Morgen ist nicht der Tag, er bahnt ihn an, bereitet ihn vor.

*) Wir veröffentlichen diesen Brief erst heute, damit er nicht etwa als Programmartikel des „Morgen“ gedeutet werde.
Die Redaktion.

Google

Das ist wohl auch Ihre Absicht. Wer könnte von sich behaupten wollen, der Menschheit, der Kultur den vollen Tag zu bringen? Nicht bloß „unser Wissen ist Stückwerk", wie das ewig wahre Wort der Schrift lautet; „Stückwerk" ist auch unsere Kunst, unsere Literatur. Nur Steine, bald größere, bald kleinere, sind es, die die Träger von Wissenschaft, Kunst und Literatur seit Jahrtausenden aufeinander gehäuft haben und weiter häufen werden, um den Kulturdom der Menschheit zu bauen. Niemals wird er vollendet dastehen. Immer wird Neues gefunden, Neues gedacht, Neues ausgesprochen werden. Ewig währt das Forschen, das Bauen.

Ein ewiger Morgen steht am Kulturhimmel der Menschheit.

So ist es nun einmal; und Vollendung ist eben nur ein Traum, und nicht einmal ein schöner.

Denn der geistige Fortschritt darf nicht aufhören. Mit seinem Aufhören träte die Stagnation, der Rückschritt ein. Stets wird die Menschheit in den Morgen hineinschreiten, niemals den Tag und noch weniger den Abend erleben. Geht sie einmal, nach Jahrbillionen, in kosmischen Revolutionen unter, samt dem Erdball, auf dem sie lebt, dann sind auch diese Flammen des Unterganges Morgengluten.

Aber auch der Morgen hat seine Schatten; Wolken verdunkeln ihn, hemmen das sieghafte Emporleuchten seines jungen Lichtes. Und der geistige Morgen zählt der finsteren Gegner noch weit mehr als der physische. Ich nenne Ihnen einen, der an Größe und Macht, an Intensität seiner Verdunkelungskraft alle andern überragt.

Was ist es, worauf unser Morgen, unser Fortschritt wesentlich ruht? Die Geistesfreiheit, das freie Forschen. Und eine Weltmacht stemmt sich, seit reichlich einem Jahrtausend, dieser Freiheit entgegen; eine Weltmacht, der hunderte von Millionen in allen Kulturländern der Erde willig Gefolgschaft leisten. Es ist der Ultramontanismus, das heißt jenes Antikultursystem, das unter dem Deckmantel von Religion und unter ihrem Mißbrauch seine Riesenklammern um den Menschengeist und seine Betätigung auf allen Gebieten zu legen bemüht ist.

Tausende dieser Klammern könnte ich Ihnen nennen und die tötenden Einschnitte zeigen, die sie in die Kulturentwicklung der Menschheit gemacht haben. Nur auf drei weise ich heute hin, die in ihrer umfassenden Mächtigkeit alle anderen einschließen.

1. Im Syllabus, dem zu folgen — wohlgemerkt — die ganze ultramontane Welt im Gewissen streng verpflichtet ist, hat das Papsttum den für immer gültigen Satz ausgesprochen: „Der römische Papst kann sich nicht mit dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und vergleichen" (Satz 80).

2. Das vatikanische Konzil verkündet mit „unfehlbarer Wahrheit": „So jemand sagt, die menschlichen Wissenschaften dürften sich so frei entwickeln, daß deren Sätze, auch wenn sie der geoffenbarten Lehre widerstreiten, als wahr dürften festgehalten und von der Kirche nicht könnten geächtet werden, der sei im Banne."

3. Der Index. Seit Jahrhunderten bis zur Stunde überwacht die Indexkongregation in Rom die gesamte Literatur und Wissenschaft und ächtet von Erzeugnissen des menschlichen Geistes, was immer sie will.

Nur einige Namen solcher seien angeführt, deren Werke Rom zu den „Toten" geworfen und ihre Lesung den Katholiken verboten hat: Abälard, Balzac, Casanova, Lukas Cranach, Moritz Carriera, Flaubert, Feydau, A. Dumas (Vater und Sohn), Baco von Verulam, d'Alembert, Bluntschli, Bunsen, Cantù, Carteſius, Cervantes, Copernikus, Daumer, Diderot, Erasmus, Döllinger, Fenelon, de la Fontaine, Fogazzaro, George Sand, Madame de Greville (mit ihrem von der Pariser Akademie preisgekrönten Roman „Dosia"), Kant, Lessing, Lenau, Heinrich Heine, Friedrich der Große, V. Hugo, Galilei, Gregorovius, Hinschius, Hobbes, John Stuart Mill, David Hume, Kepler, de la Mettrie, de la Menais, Leibniz, Mantegazza, John Lowe, Machiavelli, Manzoni, Ada Negri, Mignet, Milton, Peter Barhle, Hyppolite Taine, Molière, Mosheim, Montesquieu, Pascal, Rousseau, Schell, Loisy, Houtin, Laberthonniere, Pufendorf, Ranke, Spinoza, David Strauß, Voltaire, E. Zeller (der Berliner Philosoph), Zola.

Welch eindringliche Sprache redet das trockene Namensverzeichnis! Leichensteine auf dem Kulturwege des Ultramontanismus!

Sehen Sie, in diese Finsternis muß auch Ihr „Morgen" leuchten. Aufklärung müssen Sie verbreiten über die größte Kulturgefahr aller Zeiten. Die Unwissenheit über die Gefahr ist groß, auch in Kreisen der Gebildeten.

Gern will ich Ihnen bei dieser Aufklärungsarbeit helfen. Fürchten Sie oder Ihre Leser nicht, daß ich konfessionellen Streit entfache. Ich hasse ihn. Nicht um Religion handelt es sich, sondern um Kultur. Der Kampf für die Kultur, der echte Kulturkampf ist unsere Pflicht.

Schwingen Sie Ihre Aufklärungsfackel, damit ihr erleuchtender Schein auch zu jenen dringe, die sitzen in der Nacht der Finsternis; damit er scharf und grell die dunkeln Züge jener Riesenmacht beleuchte, die wie keine andere den Fortschritt hemmt, und die vielfach leider auch am Staate noch ihren Bundesgenossen hat.

In diesem Sinne

April 1907. Ihr Kampfgenosse
Graf von Hoensbroech.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google



Go gle

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 6 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | **19. Juli 1907**

Zur Biologie des Künstlers.

Von Wilhelm Fließ.

In Rom war's. Wieder einmal standen wir vor Lysipps Schaber, der die Welt begeistert, seitdem er vor einem halben Jahrhundert in Trastevere seinem Grabe entstiegen. Warum der wohl mit der Linken das Eisen führt, statt mit der Rechten sich vom Staube der Palästra zu befreien? Zufall, meinte mein Freund. Und als wir in eines der kleinen Gemächer kamen, das die Canovaschen Faustkämpfer birgt, erhob sich dieselbe Frage. Denn beide schlagen mit der Linken. Sonderbar, war die Antwort. Am nächsten Tage aber sahen wir im Lateranischen Museum ein antikes Faustkämpfer-Relief, auf dem ebenfalls die Linke regiert. Und nun war aus dem Sonderbar ein Merkwürdig geworden, mit wurzelechter Betonung. Gewiß gilt es hier aufzumerken. Zufall ist das alles so wenig, als es bei Rafael eine zufällige Laune sein kann, daß er seine Sixtina, seine Granduca, seine Madonna mit dem Fisch das Kind auf der Linken tragen läßt. Ein Stück vom Wesen des Künstlers offenbart sich hier. Des Künstlers, dessen Leib sich von dem des Normalmenschen dadurch grundsätzlich unterscheidet, daß seine linke Hälfte gegen die rechte nicht zurücksteht, sondern im Gegenteil stärker betont ist. Des Künstlers, der selber unbewußt mit der Linken mehr agiert und unwillkürlich seine Personen gern mit der Linken agieren läßt.

Wie? Der Künstler hat ein körperliches Stigma, und ein angeborenes dazu? Denn wenn der wahre Künstler geboren wird, so muß ja auch seine „Gelinktheit" mitgeboren sein. So ist es in der Tat. Und wollen wir den Schleier lüften, der über diesem Naturgeheimnis liegt, so müssen wir in die Bedeutung der rechten und linken Körperhälfte einzudringen suchen, mit der jedes Wesen begabt ist, das vom Leben stammt. Von der Baumblüte bis zur Alge, vom Wirbeltier bis zum Infusorium zeigen die lebendigen Formen einen zweiseitig symmetrischen Bau, und man braucht nur die Strahlenkörper eines Seesterns anzusehen, um zu wissen, daß es auch bei den niederen Tieren keine wirkliche Ausnahme gibt. Jede Zelle kann nur in ihrer Symmetrieachse zerfallen, und sie bringt dabei immer zwei, niemals drei Tochterzellen hervor. Die Zweiteilung aller Organismen ist also eine

Google

grundsätzliche Einrichtung. Sie muß mit dem Lebensprozeß aufs innigste zusammenhängen und durch ihn bedingt sein.

Wer aber je ein Baumblatt aufmerksam betrachtet hat, weiß, daß die beiden Hälften einander nicht völlig gleichen; so wenig, wie unsere rechte und linke Hand. Die eine überwiegt in der Größe und Stärke die andere, häufig auch in der Geschicklichkeit. Wir sind gewohnt, die Rechte für bevorzugter anzusehen. Nicht bloß die rechte Hand, sondern die ganze rechte Körperseite. Aber manchmal ist's anders. Da dominiert die Linke. Und zwischen den Extremen völliger Rechts- und ausgesprocherer Linkshändigkeit gibt es zahllose Uebergänge, die nur dem schärferen Blick sich offenbaren.

Was sagt das alles: die Zweiteilung und die Inkongruenz der Hälften?

„Gott hat den Dualismus in allen Erscheinungen der Schöpfung zwischen männlich und weiblich dargestellt," meinte Bismarck, als er im April 1895 seine Anrede an die steirische Deputation hielt. Und er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. „Ich will keinen Slawen damit kränken," fuhr er fort, „aber sie haben viele der weiblichen Vorzüge, sie haben die Grazie, die Klugheit, die Schlauheit, die Geschicklichkeit."

Bismarcks Genius erriet, was auch Goethe geahnt hat, daß die einzelnen Menschen und Völker eine verschiedene Mischung von männlichen und weiblichen Elementen besitzen, ja daß der Dualismus der lebendigen Schöpfung auf männlich und weiblich beruhe. Man kann es nicht kürzer und richtiger ausdrücken, was die wissenschaftliche Forschung in unseren Tagen nachzuweisen unternommen hat, daß kein Lebensvorgang denkbar ist, ohne das Aufeinanderwirken männlicher und weiblicher Substanz im Organismus. Daß jedes Wesen, ob Mann, ob Frau, also doppelgeschlechtig insofern ist, als es dauernd weiblichen und männlichen Stoff beherbergt. In der rechten Seite aber enthält der Mann mehr männlichen, die Frau mehr weiblichen Stoff, während die linke des Mannes stärker mit weiblicher Substanz, die linke des Weibes mehr mit männlicher Substanz begabt ist. Die rechte entspricht also in ihrer Betonung normalerweise dem Geschlecht, sie ist beim Mann die männliche, bei der Frau die weibliche Seite.

Wenn aber der Geschlechtscharakter verwischt, der Mann weiblicher, die Frau männlicher abgestimmt ist, so enthält ihre linke Seite mehr vom gegengeschlechtlichen Stoff (männlichen bei der Frau, weiblichen beim Mann). Sie wird dadurch bereichert, gestärkt, und die rechte verliert ihr Uebergewicht, ja tritt es nicht selten an die linke ab.

Ist dem wirklich so, dann müssen links betonte Männer weiblicher, links betonte Weiber männlicher gemischt sein. Und das lehrt die Erfahrung auf das eindringlichste. Man braucht nur die Augen offen zu halten, und die Belege strömen aus dem Leben des Alltags. Meine Nachbarin mit dem pikanten Schnurrbart raucht ihre Zigarette mit der Linken. Er aber, der „schöne" elegante Mann, muß seine schräg links sitzende Krawattennadel mit derselben Linken eingeführt haben, mit der er jetzt eifrig gestikuliert. Niemand zweifelt, wer von diesen beiden das stärkere Geschlecht repräsentiert. Und niemand würde sich wundern, wenn er hört, die beiden stammen von den Brettern, die die Welt bedeuten. Den Tenor hält kein Mensch für besonders männlich, und die feinste, weichste Weiblich-

Google

keit sucht man vergebens bei Terpsichorens Töchtern. Aber nicht auf die Bühne, auf Musik und Tanz beschränkt sich das „Zwischenreich“; es findet bei Malern, Bildnern, Dichtern die ureigenste Heimat. Die Dichter, meint Lenau, hätten eine schwesterliche Verwandtschaft zu den Frauen. „Denn jeder Dichter hat viel Weibliches in seinem Wesen, er könnte nicht zeugen, wenn er nicht auch empfangen könnte.“

Wen wird es jetzt wundernehmen, daß Linardo da Vinci, nach Taine der weiblichste unter den Künstlern, ein völliger Linkshänder war, daß die Linke bei Holbein, ja bei Michelangelo regierte, dessen Knabenliebe nicht für normale Männlichkeit spricht? Daß der weiche Robert Schumann seine schwächere rechte Hand mit der linken selbst operierte, um sie dieser an Kraft und Geschicklichkeit gleich zu machen: ein Unternehmen, von dem man weiß, wie unglücklich es ausschlug. Und von Paganinis Riesenhänden konnte die linke noch mehr als die rechte. Sein Pizzicato mit der linken Hand rühmt man noch heute. Wenn eine Sängerin bei der hohen Intonation in unwillkürlicher Mitbewegung sich auf die Fußspitze stellt, so hat sie den linken Fuß erhoben; und eine feine Künstlerin erzählte mir, daß sie schwierige Uebungen am leichtesten bewältige, wenn sie die Tonfolgen mimisch mit der linken Hand begleite. Achtet man überhaupt auf die Gesten der Hand, so kann man gerade im Schauspiel sehen, wie groß dabei die Rolle der Linken ist. Die Duse zeigt das. Und Suzanne Desprès ist von einem hiesigen Kritiker direkt als Beleg für meine Theorie angeführt worden, nach der auch die Künstlerinnen wirklich ins Zwischenreich gehören. Jetzt wissen wir, daß es kein Zufall ist, wenn Goethe von seinem „Nickfang“ in der linken Seite spricht — seine linke Gesichtshälfte war merklich länger als die rechte — und wenn die Büsten, die uns das Altertum von Demosthenes (Rom, Thermenmuseum), Salust, vom kunstsinnigen Hadrian (Vatikan) hinterlassen hat, eine starke Betonung der linken Gesichtshälfte aufweisen.

Die Künstler haben von der Natur ein Mehr bekommen: die männlichen ein Plus von weiblicher Substanz, und die weiblichen ein Plus von männlicher. Die Natur aber hält genaue Rechnung. Das Mehr, das sie aus dem fest bestimmten Maß der Familiensubstanz dem einen erteilt, nimmt sie dem anderen. So kommt es, daß Künstlerfamilien sehr ungleich begabte Mitglieder zählen. Ja es findet sich in sehr vielen von ihnen direkt ein Schwachsinniger. Der ist gleichsam ein Restkörper, ihm fehlt etwas, und zwar gewöhnlich von der Substanz des eigenen Geschlechtes, so daß auch er linksbetont ist, aber nicht durch ein Mehr, sondern gerade durch das Minder. Von diesen Wesen ist denn auch die Nebenbedeutung des „Linkischen“ abgeleitet, und von ihnen, nicht von den Künstlern, stammt die peinliche Unterströmung des Gefühls, welche oft die Linksbetonten verhindert, von ihrer Eignung zu sprechen.

Vermöge seiner stärkeren gegengeschlechtlichen Mischung steht aber dem Künstler auch ein größerer Ausschnitt aus der Psyche benutzbar zur Verfügung. Denn zwei Seelen wohnen in unserer Brust. Und gerade die zweite, gegengeschlechtige, unbewußte, die in der Norm ebenso wie unsere körperliche Gegengeschlechtigkeit zurücktritt, aber im Traume sich enthüllt und als Gewissen und als Takt unser Leben lenkt, ist bei den Künstlern

Google

stärker entwickelt und ragt in ihr Wachbewußtsein hinein. Für uns sind Träume nur Schäume, tagesflüchtige Bilder, aus denen der Künstler, dieser Tagträumer von Gottes Gnaden, seine Werke formt.

Der Künstler bringt die Linksbetonung zu Ehren. Er darf ruhig, wie der Dichter in dem antiken Relief des Lateran, die Maske in der Linken halten. Wir wollen es ihm auch verzeihen, wenn er auf unserem Bismarckdenkmal den Genius die Posaune mit der Linken ergreifen läßt, wenn die Siegesgöttin mit der Linken die Palme reicht, der Bote mit der Linken den Lorbeer bringt und der Engel mit der Linken die Rosen auf Bismarcks Haupt streut . . .

Wenn nur des Künstlers ganze Seele von dem Hauch unsterblicher Eingebung entflammt ist!

Max Liebermann.*)

Liebermann besitzt jetzt jenen Grad der Berühmtheit, von dem die Brüder Goncourt reden. Eher glaubte das kluge Brüderpaar nicht einen Ruhm befestigt, als bis ein Künstler durch zwei Generationen geschritten war. So weit ist Max Liebermann jetzt. Fragen wir uns nun, welches ist das merkwürdige Moment bei Liebermann, so ist es vielleicht dies: Als er debütierte, war er der Verfechter einer Kunst, die die „nature naturelle“ darstellte. Er gewann durch dieses Prinzip, also durch seinen Naturalismus, bei seinen ersten Zeitgenossen je nachdem Verachtung oder Zustimmung. Zur Höhe gelangt ist sein Ruhm jedoch erst in der Zeit, in der der Naturalismus in der Malerei — siehe Bastien-Lepage — abgeblüht hatte. Der zweiten Generation gefällt somit Liebermann *trotz* seines Naturalismus, indessen er von der ersten bekämpft oder gepriesen *wegen* seines Naturalismus wurde. In Liebermanns neuer Produktion gewahrt das jetzige Geschlecht selbstverständlich den in ihr wohnenden Kolorismus und Subjektivismus — aber auch den Werken seiner ersten „naturalistischen“ Zeit gegenüber stellt es die Ansicht auf, daß in ihnen das Persönliche bestimmender war als der Objektivismus. Typisch für den Liebermann der ersten Zeit ist das „Altmännerhaus“ vom Ausgang der siebziger Jahre, typisch für den schrankenlos gewordenen Liebermann der zweiten Epoche die „Amsterdamer Judenstraße“ von 1905.

Daß auch bereits in den Werken der ersten Epoche Liebermann wesentlich ein Temperamentskünstler gewesen ist, daß wir auch hier bereits das Zucken erkennen, das ihm durch die Haut fährt, daß wir in diesen scheinbar naturalistischen Werken seine Subjektivität in

*) Max Liebermann feiert am 20. Juli seinen 60. Geburtstag. Richard Muther hat an dieser Stelle das Werk des Meisters gewürdigt. Andere folgen ihm heute — Wenige; aber, wie uns scheint, Berufene — um kurz von dem Wesen Liebermannscher Kunst zu sprechen. Heilbut an erster Stelle. Als Erster hat er — wenn wir nicht irren — in Deuschland auf Liebermann hingewiesen.

Immer noch in die Ferne weist des Meisters greiser Freund Josef Israels; immer noch Größeres, Vollkommneres dürfen wir nach seiner Ueberzeugung von dem Sechzigjährigen erwarten; und diese Erwartung bildet den Ausgang aller unserer Wünsche.

Das diesem Hefte beigegebene Bild des Meisters ist die Wiedergabe seines vor wenigen Tagen erst vollendeten, unveröffentlichten Selbstporträts, das für die Hamburger Kunsthalle bestimmt ist.

Google

jeder Bewegung, in jedem Blick auffassen, daß uns hier seine gewisse Ungeschicklichkeit und persönliche Linienführung und Ausdrucksweise begegnet — dies ist erst im Laufe der Zeit, sehr allmählich, begriffen worden. Die ältere Generation hat unter dem Eindruck gestanden, diese Bilder seien rein naturalistisch, im Naturalismus liege ihr Verdienst oder ihre Schwäche.

Der Liebermann im ganzen — auch der Liebermann der ersten Zeit — wird mithin erst von der gegenwärtigen Generation richtig verstanden. Auch sein reicher Geist wird richtig anerkannt. Ferner seine große Fähigkeit, sich nicht selbst zu verlieren, auch wenn er „son bien où il le trouve“ nimmt, wie Molière. Er wird jetzt in jeder Beziehung richtig beurteilt, nur vielleicht in einer nicht: in seinem Verhältnis zu Menzel.

Man kann nicht umhin, angesichts der Tonalität von Bildern der früheren Epoche wie „Altmännerhaus“, „Biergarten“, „Seilerbahn“ usw. an Menzel zu denken: nur mit Menzel, nicht aber mit Leibl oder anderen haben in der Tat diese Großtaten Liebermanns Berührungspunkte. Diese Bilder sind Menzel sehr ähnlich.

Und der Geist von Liebermann, die gewaltige Wirkung, die seine ästhetischen Urteile auf das junge Geschlecht ausgeübt haben, sind dazugetreten, so daß z. B. nach dem Tode von Menzel die Anschauung hier und da hat zutage treten können, als ob Liebermann der Rivale von Menzel wäre, der vielleicht von dem Altmeister, so lange dieser lebte, mit mehr oder weniger Unrecht in den Schatten gedrängt worden sei, als wäre er bis dahin „der Kronprinz“ gewesen (so drückte sich nach Menzels Tod ein außerordentlich begabter Schriftsteller aus). Diese Ansicht ist aber unrichtig. Menzel und Liebermann gehören in der Kunst zwei nicht zu vergleichenden, nicht ineinander übergehenden Kategorien an.

Menzel gehört, sagen wir, einer ganz anderen Kategorie an. Er ist die unendlich, die unvergleichlich stärkere Begabung. Und alles und jedes vermochte er fertig zu bringen. Er läßt beinah' an das denken, was Ludwig Bamberger in seinen Memoiren von jenem prädestinierten Finanzgenie sagte, das, selbst wenn es an die Spitze des Chimborasso festgeklemmt würde, noch eine Transaktion zuwege brächte. Als ihm bei den Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen auferlegt wurde, den Raum von elf Quadratzentimetern nicht zu überschreiten, geriet ihm auch noch die Beschreibung der Beschränkung, die ihm auferlegt war, zum Bilde, und zwar zu einem köstlichen. Er strotzt von Begabung. In einem Finger ist er mehr begabt als Liebermann mit seiner ganzen Hand. Was uns an Liebermann gefällt, ist die Kultur seiner Kunst. (Das müßten die hören, die vor Jahren über sein Berserkertum in der Kunst schalten.) Er erscheint uns als ein musterhafter Künstler. Er ist jedoch nicht allein der Mann, der mehr über Kunst nachgedacht hat als sein Vorgänger und ihm in der Kultur des Malereikenners und im sympathischen Geschmack überlegen ist — dies würde vielleicht jetzt auch die Gemeinde der Liebermannhasser zuzugeben bereit sein —, sondern auch der Mann des stärkeren Kunst-Gefühles (und dies sind sie zuzugeben nicht bereit). Der Rhythmus in seinen Bildern ist bewundernswert, er lenkt die Chöre seiner Bilder, die harmonische Bewegung der gegeneinander abgestimmten Massen in seinen Arbeiten ist ausgezeichnet, indessen bei Menzel die Bilder manchmal nur

Google

einen lebendigen Mittelpunkt aufweisen, ihnen aber im übrigen Lebenserscheinungen oft nur aufgepfropft sind.

Und dann ist bei Liebermann der Lebenslauf schöner als bei Menzel.

Bei Menzel ist von keinem künstlerischen Lebensverlauf, von keiner Entwicklung (höchstens von einer nach rückwärts) zu reden — Liebermann dagegen ist in seinem Lebenslauf organisch, wie er in seinen Arbeiten rhythmisch ist. Im Anfang finden wir bei ihm die scharf ausgeführten Werke: „Strümpfestopferin", „Schusterwerkstatt", „Altmännerhaus" usw. In seine Lebenshöhe fallen die „Netzflickerinnen", sein großartigstes, schwungvollstes Werk. In der zweiten Hälfte seines Daseins sehen wir ihn eine Kunst entfalten, die der Epoche der Reife und der künstlerischen Sammlung entspricht und von der Freude am Erweitern des Horizontes bewegt wird. Das vielleicht schönste Beispiel dieser Epoche ist die „Amsterdamer Judenstraße". In einer durch die Natur so künstlerisch konzipierten Laufbahn tritt Liebermann nun in sein Alter.

Emil Heilbut.

*

Max Liebermann est un des maîtres de la lumière et un des maîtres artistes de l'Allemagne.

Je suis heureux d'apporter ma contribution à l'hommage rendu à son grand talent, en vous témoignant mon admiration pour son art et en applaudissant avec ses amis à la célébration de son anniversaire.

Auguste Rodin.

*

Wenn ich über die Bedeutung eines lebenden Künstlers Klarheit gewinnen will, so frage ich mich stets, ob sein Fernbleiben mir als eine Lücke empfindlich wäre. Im Falle Liebermann muß ich mit Ja antworten. Denn ich verdanke ihm Eindrücke, die ich nicht missen möchte. Und ich frage mich weiter: ob die Entwicklung des bestimmten Künstlers ein Vorgang ist, an dem ich teilnehme; ob ich mich freue, sobald sie nach meinem Urteil aufwärts geht; ob ich klage oder mich entrüste, weil sie nach unten sich zu wenden scheint. Auch diese Frage hätte ich gegenüber Max Liebermann bejahend zu beantworten. Habe ich es doch oft genug erfahren, daß neue Bilder dieses Malers mir nicht gleichgültig, sondern Gegenstand einer erregten Anteilnahme waren.

Aber wenn ich nun nach dem Grunde forsche, wenn ich die Hauptwerke Liebermanns mir vergegenwärtige und mich prüfe, was an ihnen die Anziehungskraft geübt haben mag, so bleibe ich zu meinem eigenen Erstaunen bei nur zwei Eigenschaften stehen: einer künstlerischen und einer moralischen. Die künstlerische liegt in der Behandlung des Raumes, als welche mit außerordentlicher Meisterschaft erfolgt. In Liebermanns Gemälden sind die Zusammenhänge zwischen den Raumbestandteilen stets wundervoll durchsichtig, und sie überwiegen dermaßen, daß die Eigenart des einzelnen gelegentlich zurücktritt. Durch diese Betonung der Räumlichkeit mildert der Künstler die Härten mancher seiner Sujets, etwa wie die gute Akustik eines großen Saals dem gesungenen Ton die Schärfe nehmen, ihn runder und voller machen kann. Die weitende Raumkraft also, mehr noch als Licht und Farbe, scheint hier dem Kunstwerk die ihm nötige Unwirklichkeit zu geben; doch ist sie bei Liebermann nichts Geheimnisvolles, in dessen tief begründetes Leben rätselhafte Einzeldinge verwoben sind, sondern die unserm Gesichtssinn vertraute Raumkraft.

Google

Mit der moralischen Haupteigenschaft des Künstlers meinte ich seine Aufrichtigkeit. Man hat das Gefühl, als ob er in ernstester Sachlichkeit die Dinge wiedergebe, ohne die glückselige Unbekümmertheit des jugendlichen Genies, aber auch ohne den Leichtsinn und die angemaßte Selbstherrlichkeit so mancher Talente. Und zu dieser objektiven Ehrlichkeit tritt eine subjektive (über die ich urteile als jemand, der nur von den Werken, fast gar nichts von dem Menschen weiß). Der Künstler Liebermann scheint bemüht, nicht nur aus den Dingen, nein, aus sich selber ein Letztes herauszuholen, er bekennt sich mit bedingungsloser Offenheit und zugleich mit dem Hinweis auf eine weitergehende innere Entwicklung. Sollte diese Vermutung einen wesentlichen Punkt richtig treffen, so würde sie mich in Liebermanns Augen dafür rechtfertigen können, daß ich selbst am heutigen Tage meine Meinung ohne jeden Behang an die Oeffentlichkeit gebracht habe, und sie würde dem herzlich dargebotenen Wunsch einer stetig steigenden Wirkenslinie freundliche Aufnahme sichern.

Max Dessoir.

*

„Max Liebermann hat Zeit seines Lebens nur das rein künstlerische Prinzip verfolgt ohne alle literarischen Nebenabsichten.

Feuriges Temperament und stetes Weiterbilden seiner selbst haben ihn nie auf dem Errungenen beharren lassen, sondern ihn rastlos weitergetrieben immer wieder neuen Zielen entgegen. Ich stehe nicht an, ihn heute kraft seiner Stärke den ersten lebenden Künstler Deutschlands zu nennen."

Ludwig Corinth.

*

An der öffentlichen Feier dieses Tages nimmt nicht eigentlich die Nation teil. Mancher nährt noch einen gegenstandslosen Groll; viele stehen unwissend abseits, und viele auch bleiben kalt. Als Gratulanten finden sich die Intellektuellen ein: von Malern nicht viele, aber die besten; Dichter, Musiker und Architekten, universal gebildete Gelehrte, aufgeweckte Kaufleute und vorurteilslose Politiker; die klarsten Denker und bewußtesten Kulturarbeiter. Der Liberalismus mischte sich hier und da mit falschen Prätentionen hinein; und Zionisten fallen zuweilen durch überlauten Eifer auf. Im ganzen ist die Verehrung aber echt, die Bewunderung spontan, und die Worte der Anerkennung haben lebendigeren Inhalt, als man es sonst bei solchem Anlaß gewohnt ist. Viele Tugenden hört man preisen; Gegner selbst lassen dem bedeutenden Künstler und aufrechten Menschen nun Gerechtigkeit widerfahren; und auch das Ausland stimmt hier und da ehrerbietig zu. Nur Worte naiver Liebe werden nirgend gehört. Und darum kann dieser Geburtstag nicht für ein ganzes Volk zu einem jener Festtage werden, womit es Zeugnis für das ewig Festtägliche im Dasein ablegt.

Liebermann hat sich den Dank der Besten, der ihm nun wird, schwer verdient. Sind ihm die vierzig Jahre künstlerischen Ringens köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Durch eiserne Treue gegen sich selbst vermochte er die Achtung der widerstrebenden Geister zu gewinnen. Selten ist ein Künstler bei uns in diesem Maße konsequent dem Müssen seiner Natur gefolgt; und selten hat sich darum in neuerer Zeit eine Eigenart so unwiderstehlich ins weiche Holz der Zeit gebohrt.

Google

Nicht immer ist das schöpferische Vermögen so bald bei uns erkannt und geehrt worden. Man wird in diesen Tagen nicht den Gedanken los an den armen Hans von Marées und an den unglücklichen Feuerbach. Auch an den vereinsamten Menzel denkt man und an Leibl, dem keiner jemals recht gesagt hat, was er der Nation bedeutet. Zugleich aber denken wir auch daran, daß Liebermanns Beispiel und Lehre entscheidend geholfen haben, diesen Mißhandelten gerechte Anerkennung zu erringen.

Nicht nur Liebermann feiert dieses Fest der Reife. In ihm begeht die ganze neue deutsche Kunst diese Feier der Tüchtigkeit, des Sieges über viele Lügen und der Selbstbefreiung. Es ehrt unsere Zeit, daß sie sich der Würde Dessen, was dieses Fest verherrlicht, wieder bewußt wird; und es ehrt Liebermann, daß er diese Zeit in seiner Person verkörpert. So verwächst er trotzdem organisch mit der Nation. Solange sie lebt, werden auch Liebermanns Werke leben.

Karl Scheffler.

*

In Liebermanns Kunst erschien mir von jeher als der markanteste Zug die außerordentlich starke Raumempfindung, die scheinbar mühelos erreichte Abstufung der Erde und Luft von vorne nach hinten, im Gegensatz zur ausgesprochenen Relief-Empfindung der meisten alten Meister. Sogar die Figuren schienen mir immer weniger um ihrer selbst willen da zu sein, sondern vielmehr als ausgiebige Mittel, den Raum als solchen recht sinnfällig herauszubringen.

Prof. Franz von Stuck.

*

Die Form des so ungewöhnlich sprühenden Lebens in Max Liebermann als Künstler und Mensch ist die Unruhe — die Unruhe des immer strebenden und suchenden Genies, die Unruhe des in der Rede erst ein wenig stotternden, dann treffsicheren Plauderers — eine Unruhe, die in der modernen deutschen Malerkunst wie die Unruhe in der Uhr gewirkt hat, bewegend, treibend, die feinsten Räder drehend.

Welch ein lebhafter Geist! Ein Frager der Natur und der Menschen, ein Seher der Welt als farbig leuchtende Fläche, ein Beobachter des Lebens als zitterndes, zuckendes Mienenspiel. In dem Gesicht des Lebewesens hat er vielleicht bisweilen die Grimasse festgehalten; es ist ihm nie zur Maske erstarrt.

Ueber einen solchen geistigen Edelmann wäre nur ein Gericht seiner wahren Standes- und Gesinnungsgenossen competent. Man sollte gehört haben, wie der jetzt verstorbene Fritz Thaulow, der schöne Riese und feinschmeckende Künstler, ihn bewunderte und ihn pries.

Doch die Lebenden werden nicht schweigen.

Georg Brandes.

Google

Ich bewundre und liebe in Liebermanns Werken die immer wache, niemals verträumte reine Andacht vor der Natur. Mehr als all sein beweglicher Scharfsinn gibt diese ruhereiche Gefühlskraft seinen Bildern den großen Zug: diese Andacht, die völlig frei ist von der geistigen Vermessenheit, hinter dem lichtvollen Spiegel des Daseins noch irgend ein sogenanntes Wesen aus dem Dunkel hervorzuholen. Solche Vermessenheit kann riesenhaft sein, kann scheinbar den Urgrund der Dinge ermessen, kann erhaben sein und uns mit erheben: Rembrandt. Nie aber wird sie uns das verschaffen, wovon Rembrandt zudem noch beflügelt war, und was herrschend auf jeder Bildfläche Liebermanns schwebt: die reine Freude am wirklichen Leben.

Dehmel.

*

Einem intelligenteren, vornehmeren Trio als Max Liebermann und seiner Frau und Tochter begegnet man nicht oft in seinem Leben — und ich bin stolz darauf, zu ihren Freunden gerechnet zu werden.

Daß meine Meinung über Max Liebermann die denkbar beste ist, wird niemanden wundernehmen. Ist er doch halb ein Landsmann von mir, obgleich er, in Berlin geboren, aus vollster Ueberzeugung Deutscher ist.

Er liebt Holland seit vielen Jahren und hat mehr als einmal das ganze Land mit Malkasten und Skizzenbuch durchwandert. Ja, es gibt wenige, selbst unter meinen eigenen Landsleuten, die so viel und so lieb und so wahr von Holland erzählt haben wie er.

Eine Torheit ist es, immer wieder zu sagen, daß er in gewisser Weise ein Schüler von mir ist. Gewiß, man lernt im Umgang mit andern Künstlern immer etwas, ich aber spreche es gern aus, daß, wenn von einem Lernen hier überhaupt die Rede ist, daß nicht Liebermann von mir, sondern ich von ihm gelernt habe.

Wie war ich immer, wenn wir irgendwo zusammen skizzierten, über die Schärfe betroffen, mit der Liebermann seine Beobachtungen aufzeichnete, wie genau er immer die Perspektive faßte und den Figuren in der Landschaft die rechten Proportionen gab, wie er Vor- und Hintergrund auseinanderhielt und alles auf den rechten Fleck hinstellte. Er gab es unmittelbar wieder, während ich selber bei der Beschauung der Landschaft vielleicht mehr darüber nachdachte, auf welche Weise hier ein gutes Bild zu schaffen sei. Um wieviel naiver, um wieviel schärfer als ich nahm mein Kamerad all das auf.

Dabei ist auch seine Methode nicht fremden Vorbildern entnommen, sie ist originell, ganz sein eigen. Max Liebermann kennt die Grenzen, die der Wiedergabe jedes Künstlers durch das Material gezogen sind. Wie er sie bis zum äußersten zu nutzen weiß, das ist wert der höchsten Bewunderung. Derb und trocken ist jeder Strich, und doch wie assimiliert sich alles in der Ferne. Keinen Maler kenne ich, dessen Arbeitsweise der Liebermanns ähnelt.

Mein Glaube steht fest, daß der Sechzigjährige immer noch im Vorwärtsschreiten begriffen ist, und wenn Deutschland das Glück hat, Liebermann das Alter von Menzel erreichen zu sehen, dann hat es von ihm noch immer größere Meisterwerke zu erwarten. Daß das geschehe, ist mein aufrichtiger Wunsch.

Der Haag, 29. Juni 1907.

Prof. Josef Israels.

Google

Wien.

Von Werner Sombart.

In Nr. 4 dieser Zeitschrift hat Felix Salten den „Wiener Korrespondenten“ geschildert, der von der hohen Warte modern-reichsdeutscher Weltbetrachtung aus an Wien so ungefähr nur die Duliäh-Stimmung der „Fledermaus“ und allenfalls noch die Fiaker gelten läßt (obwohl ihm auch diese nicht ganz recht sind, weil ihm die Fahrpreisanzeiger an ihnen fehlen), während er hochmütig alle Tüchtigkeit und alle Leistungen — und damit in seinem Sinne allen Wert — den Norddeutschen reserviert.

Ich kenne diese Spezies sehr genau. Von zehn Norddeutschen gehören ihnen neun an. Aber gerade darum, weil ich sie so genau kenne, scheint mir die Abwehr Saltens noch nicht scharf, nicht gründlich, nicht „grundsätzlich“ genug, kurz: zu wienerisch-liebenswürdig, nicht norddeutsch deutlich genug. Weshalb ich mich gemüßigt fühle, einiges zu dem, was Salten gesagt hat, hinzuzufügen: vom Standpunkt gerade des Norddeutschen aus. Damit doch die Wiener nicht vergessen, daß auch in Norddeutschland Leute leben, die sie nicht nur lieben, sondern die sich auch bemühen, sie zu verstehen und die ihre Werte in tausendfacher Hinsicht zu schätzen wissen. Und die bereit sind, für Wien und Wiener Art eine Lanze zu brechen, wo blöder Unverstand sich erdreistet, an ihnen zu mäkeln. Blöder Unverstand, sage ich — denn jene Art von Kritikern, die Felix Salten im Auge hat, wissen und sehen nichts. Sie haben keine Ahnung, wo die Probleme liegen. Sie haben keinen Sinn für die besonderen Dinge, die es zu schauen und zu beurteilen gilt, wenn man vor einem Phänomen steht wie das, das in dem Worte „Wien“ zum Ausdruck gebracht wird. Das sind talentlose Schmocks, die solche Urteile fällen. Sie sollten von ihren Verlegern zum Teufel gejagt werden.

Wer nicht in Wien geboren und aufgewachsen ist, braucht freilich oft lange Zeit, um seine spezifischen Reize zu fühlen. Ich selbst habe die längste Zeit meines Lebens Wien wenn nicht gehaßt, so doch gering geachtet oder gar verachtet. Noch vor zehn Jahren fand ich es lächerlich, daß Wien kein Nachtleben und keine Stadtbahn hatte und nicht alle Jahre um 100 000 Einwohner zunehme. Man sieht: ich stand in meinem Urteil jenem „Wiener Korrespondenten“ nicht fern, von dem uns Felix Salten erzählt hat. Ich war Berliner mit Leib und Seele. Seitdem ist bei mir alles in sein Gegenteil verkehrt. In diese zehn Jahre (denke ich) fällt meine Entwickelung zum Kulturmenschen und darum liebe ich jetzt — Wien.

Man kann das Urteil über Wien wirklich in dem einen Wort zusammenfassen: Wien hat Kultur. Ich sage nicht einmal „alte“. Kultur schlechthin. Oder wenn man dem Worte ein Epitheton beifügen will: künstlerische Kultur.

Denn auch seine unbeschreiblich schöne Natur ist großenteils so schön, weil sie einen Hauch von Kultur trägt, von Gemessenheit, von Stil, von Ausgeglichenheit. Wer einmal an einem schönen Frühlingstage auf der Rohrer Hütten oder in der Hinterbrühl die feine Luft eingesogen hat und der dezent versteckten Blütenpracht der Bäume froh geworden ist, weiß, was ich meine (wenn er etwa noch die Baumblüte in Werder dagegen hält, von der es auch gilt: „Die Messe muß es bringen“). Oder wer die Gärten der

Google

alten Patrizierhäuser in Rodaun mit ihren träumenden Hecken kennt. Oder wer an einem klaren Spätsommertage durch die stillen Wege Schönbrunns geschlendert ist, wo Natur und Kunst zu wunderbarer Harmonie sich vereinigen, um unbeschreibliche Wirkungen auf unsere Seele auszuüben. Was bedeutet allein Schönbrunn für die Menschheit! Eine der ganz wenigen Blüten, die sie getrieben, wie ihrer hier und da noch in der Umgegend von Paris sich wiederfinden, aber auch nirgend sonst. Wahrhaftig, wenn Wien nichts als Schönbrunn hätte, könnte es die ganze „Kultur" z. B. von Berlin in den Sack stecken.

Aber aus den Hecken seiner Parks, über die Wiesenflächen des Prater klingen die Klänge des Wiener Walzer! Mensch von einem Korrespondenten: hast du denn gar kein Gefühl dafür, was das bedeutet! Nicht nur Duliäh-Stimmung ist es, die aus der „Schönen, blauen Donau" herausklingt. Es ist das letzte und höchste, das zu den Menschen reden kann. Denn neben Strauß stehen Haydn, Schubert, Brahms, Beethoven, Mozart. Die heiligsten Namen, die wir verehren. Wien ist Musik. Ist Harmonie. Und also wieder Kultur. Ganzheit, Ausgeglichenheit.

Nur in einer auch äußerlich so wundervollen Welt konnten diese Harmonien der Töne sich bilden. Das alte Wien als Stadt: in jedem Stein ein Lied, in jeder Straßenkrümmung, in jedem rebenumrankten Hof, in jedem alten Palazzo ein melodisches Tonstück.

Und wie Wien — der Wiener: ein Mensch. Nicht das Teilstück eines Menschen, das wir in Norddeutschland so häufig finden. Auch der Berufsmensch noch mit Sinn für das Leben. Ausgeglichen. Nicht eckig; nicht hart. Weich, schmiegsam im besten Sinne. Aber „untüchtig" sagt man. Das ist nicht einmal wahr. Nach meiner Kenntnis nicht wahr. Ich weiß ebenso viele Wiener Männer, die in der Wissenschaft, in der Kunst, im öffentlichen Leben reichlich ebensoviel leisten als wie Norddeutsche. Nur daß sie nicht soviel Aufhebens davon machen wie wir. (In Wien nennt man große Avenuen noch Gassen, in Berlin ist jede Gasse eine Straße.) Und wenn schon: kommt es denn allein auf die „Tüchtigkeit" an? frage ich mich. Verkommen wir nicht in „Tüchtigkeit"?! Vergessen wir über irgend einer „tüchtigen" Teilleistung nicht allzuoft das Ganze, den Menschen?!

Und weil die Wiener Menschen sind, darum sind auch die Wiener Frauen Frauen. Wien ist — habe ich schon vor Jahren einmal ausgesprochen — eine der ganz wenigen Städte, die Frauen, besondere, ursprüngliche Frauen hat, Frauen, die man schmecken kann, die etwas Eigenes an sich tragen wie eine schöne Blume, wie ein schönes Tier. Mensch von einem Korrespondenten: begreifst du nicht das Ungeheure, das eine Stadt der Menschheit schenkt, die ihr Frauen beschert?! Glaubst du wirklich, daß zehn Berliner Stadtbahnen eine einzige lokal gefärbte Wienerin aufwiegen?!

Wer verstehen will, was Wien für uns, für Deutschland, für die deutsche Kultur bedeutet, der muß es mit einem modernen Gebilde wie Berlin in Vergleich stellen. Man muß erst tief und schmerzvoll in seiner Seele erfahren haben, wie furchtbar rasch wir verarmen, wenn wir uns nur noch am Berliner Wesen begeistern, um — ich möchte sagen — eine heilige Verehrung zu fühlen für Wien: als Symbol dessen, was wir zu erhalten, was wir wiederzugewinnen trachten müssen.

Berlin ist ein Vorort von New York: nicht mehr, nicht weniger: Alles, worauf der Berliner stolz sein kann, hat New York in zehnfachem Umfange: es ist dreimal

Google

so groß, es wächst noch rascher an, es hat zehnmal soviel Verkehr, zehnmal soviel Theater, seine Restaurants und Vergnügungsparks sind zehnmal so groß, sein Lärm ist zwanzigmal lauter, seine Entfernungen sind noch weiter.

Und was ist New York? Eine Wüste. Ein großer Kulturkirchhof. Soll die Menschheit auf ihm endigen?!

Was unsere Kultur bedroht, ist die Ueberwertung des Massenhaften, des Großen, des Rein-Quantitativen. Ist die Ueberwertung des technischen Mittels, über dem wir schließlich die letzten und wahren Worte vergessen. Als ob der „Verkehr" irgend einen Wert darstellte und in den Städten nicht bloß eine traurige Notdurft befriedigte. Der Verkehr, auf den der Amerikaner (Berliner) so stolz ist. Als ob die „gute Ordnung" an sich irgend etwas Wertvolles wäre, da sie doch nur einen Sinn hat, wenn sie wertvolle Dinge ordnet und nicht, wenn sie zum Selbstzweck wird. Als ob es auf „Leistungen" irgend welcher Art ankäme und nicht auf die Menschen, die sie vollbringen.

Was nützt mich die ganze norddeutsche (amerikanische) Kultur, wenn ich nur noch Teilmenschen, unliebenswürdige, ekelhafte Patrone um mich herum sehe.

„Wien schreitet nicht fort." Darauf soll man nicht antworten: doch. Sondern: leider — und viel zu sehr! Wenn doch erst die ganze Hohlheit dieses Götzen „Fortschritts" erkannt wäre, vor den uns der Kapitalismus in die Kniee zwingt! Während wir mit aller Heftigkeit bekennen sollten: wir wollen zu deinem „Fortschritt" nicht mehr beten, der uns unsere alten Heiligen vernachlässigen läßt. Der ein Zerstörer von besten Werten ist. Weil er mit roher Hand — nur von Nützlichkeitsgedanken erfüllt — hineingreift in ein organisches Gebilde seinen Menschentums, das uns in den Jahrhunderten erwachsen ist. Auch Wien ist vom „Fortschritt" bedroht, wie Florenz, wie Rom, wie Paris. Ich sprach von Schönbrunn als einem heiligen Symbol höchster Kultur: nun soll man von dort auf die Stadt schauen, wie sich ein gräuliches modernes Proletarierviertel dazwischenschiebt und alle feinen Empfindungen verletzt.

Wollen die Wiener wirklich ihren höchsten Stolz darein setzen, „berlinerisch-amerikanisch" zu werden?! Verkehr zu bekommen? Ein „Nachtleben"? „Tüchtig" zu werden? Ganz wird es ihnen ja nie gelingen. Denn der alte Kulturboden bleibt ihm erhalten. Und um ganz in „Modernität" aufzugehen, um sich ganz dafür begeistern zu können, daß in einem Restaurant 6000 Menschen speisen können, daß alle zwei Minuten ein Stadtbahnzug fährt: dafür muß man so aller Tradition, aller Kultur, aller Qualitäten bar sein, wie der — New Yorker.

Was ist uns Wien? Uns, die wir in der Wüste der modernen technischen Kultur leben?!

Nicht nur der Sonntag, an dem wir uns von der Misere des Alltagslebens erholen. Nicht nur die Geliebte, die uns allen Reiz dieses Lebens verkörpert. Mehr: Wien ist uns — um kantisch zu sprechen — die regulative Kulturidee: an Wien und Wiener Art orientieren wir uns, wenn wir wissen wollen, was Kultur ist. An Wien erstarken wir wieder, wenn wir von Ekel über die moderne menschliche Entwicklung erfüllt werden.

Google

Ich fürchte, ich fürchte: auch über Wien geht der verheerende Strom der modernen Afterkultur hinweg und reißt nieder, was wir lieben, zerstört, was wir wert hielten. Wie er über Florenz, über Paris, über Brüssel hinwegstürzt. Dann freilich: wenn es sich darum handelt, welche Stadt die größte Zunahme, die meiste Industrie, den regsten Verkehr hat: dann wird Wien in Rückstand kommen. Dann wird es „rückständig" sein. Aber alles, was gut und wertvoll in uns ist, soll sich aufbäumen gegen diese proletenhafte Umwertung der alten Kulturwerte. Alles, was gut und wertvoll ist in uns, soll immer wieder und laut bekennen: Kultur heißt Menschenschöpfung; heißt Schönheit und Harmonie; heißt sinnvolles, geruhsames Leben; heißt Wien.

Und wenn wir uns zu dieser reinen Einsicht geläutert haben, dann erscheint uns das, was Wien noch besitzt, nicht als rückständig, sondern als hohes, bewundernswertes Ideal, von dem wir nur wünschen können, daß wir es in ferner Zukunft noch einmal wieder verwirklichen. Wenn die Untergrundbahnen und die Straßenreinigung und die Tausend-Menschenlokale und die gute Staatsverwaltung das Ende der Kultur wären: dann wäre sie keinen Schuß Pulver wert.

Und darum sollten wir in unserem Herzen beten: Gott erhalte Wien und Wiener Art und lasse uns allezeit ihrer froh werden und uns danach streben, sie in uns zu lebendigem Leben zu erwecken.

Der Teufel aber soll die Kerls holen, die uns dieses Liebste und Schönste verekeln wollen, die mit ihren verbildeten und verblödeten Sinnen uns Afterwerte predigen, weil sie selbst zu dürftig und zu armselig sind, um das Wertvolle zu begreifen, selbst zu sehr Teilchen von einem Menschen, um noch Verständnis bewahrt zu haben für Ganzheit und Menschlichkeit.

Das wollte ich zur Ergänzung der hübschen Ausführung Felix Saltens sagen. Nicht weil ich glaubte irgend einen neuen „Beitrag" zur Erkenntnis des Wiener Wesens beibringen zu können. Das läßt sich nur zum kleinen Teil in Worten aussprechen. Das muß gefühlt, erlebt werden. Nein: um mein Herz zu erleichtern. Und doch auch, um anzudeuten, worauf man achten muß, wenn man über so bedeutsame Dinge spricht. Und um des Bekenntnisses willen.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Viertes Bild. [Schluß]

Eine Dachstube in einem einstöckigen Häuschen auf dem Lande. Blaugetünchte Wände. Niedrige Fenster mit Geranien davor und kurzen, weißen Gardinen. Heiligenbilder an der Wand. Im Hintergrund steht ein schlichtes Bett, davor ein Kinderbettchen, in dem ein Kind liegt. Auf einer Kommode stehen ein Soxhletapparat und Arzneigläser.

Erste Szene.

Clara (sitzt in schlichter Kleidung am Bettchen und singt mit leiser Stimme vor sich hin:

„Es lief ein Knäblein in den Wald
Gar munter und geschwind.
Die Mutter sprach: Kehr wieder bald
Und nasche nicht Beeren, mein Kind!

Und als die dunkle Nacht begann,
Da schlich es sich müde nach Haus.
Die Mutter sprach: Was hast du getan?
Du siehst ja so kümmerlich aus!

Das Knäblein sprach: Wie sollt ich sein,
Ich bin ja frisch und gesund!
Waldmännchen hat Beeren ohne Stein,
Die schmecken so süß mir im Mund!

Nicht schlief die Mutter die ganze Nacht,
Sie weinte vor Kummer und Harm;
Und als der junge Tag erwacht,
Hielt tot sie das Knäblein im Arm."

Google

(Sie hat den Gesang mehrfach durch heftiges krampfhaftes Schluchzen unterbrochen und die letzte Strophe kaum zu Ende singen können. Bei dem Wort „tot" schrickt sie jäh empor und flüstert die letzten Worte nur noch mechanisch vor sich hin. — Darauf sich zusammenraffend) Nein, nein, soweit ist es noch nicht! (über das Bettchen gebeugt) Es schläft ja nur! — Die Händchen — wie kühl! — — Aber es muß seine Tropfen bekommen! (sie geht zur Kommode, füllt einen Löffel aus einem Arzeneiglas, kehrt zum Bettchen zurück und flößt dem Kind die Medizin ein.) Es schluckt die Arzenei und öffnet die Augen nicht — verzieht den Mund nicht — — kein Lächeln mehr! — (aufhorchend) Da kommt der Doktor! Endlich! Gott sei Dank! Gott sei Dank! (sie eilt zur Tür und öffnet. Auf die Treppe hinaus sprechend) Wer ist denn da? — Ach — Ihr seid es! Verhaltet Euch nur bitte ruhig!

Zweite Szene.

(Josef und Else Reißner treten in durchnäßten Reisekleidern ein. Clara.)

Josef (mit gepreßter Stimme): Ist das ein schauderhaftes Wetter! Und dieser Schmutz vom Bahnhof bis hierher!

Else (gleichfalls leise sprechend): Wie geht es Dir denn, Clara?

Clara: Fragt nicht danach! Fragt nicht danach! Ich weiß ja nicht, wie es mir geht! Ich glaubte, es wäre der Doktor! Er hatte hoch und heilig versprochen, daß er um vier Uhr kommen werde.

Else (ist mit Clara zum Bettchen getreten und schrickt unwillkürlich zusammen): — Er schläft! — Wann war denn der Arzt zum letztenmal da?

Clara (über das Bettchen gebeugt): Nicht wahr? Nicht wahr? — Es steht schlimm! (schluchzend) O Gott! O Gott!

Josef (hat sich zögernd bis auf einige Schritte genähert): Wenn das Kind schläft, dann wird es auch wieder zu Kräften kommen. Der Schlaf beweist, daß die Krisis überwunden ist.

Else: Wir können leider kaum eine halbe Stunde bleiben. Wir sind auf der Durchreise ausgestiegen. — Warum läßt ihm der Arzt denn keine heißen Einwicklungen machen? Das Kind braucht Wärme!

Josef: Ich würde an Deiner Stelle dem Arzt lieber nicht ins Handwerk pfuschen!

Clara (kleinlaut): Ihr seid wohl gerade im Begriff, in die Sommerfrische zu fahren?

Else: Wir gehen auf sechs Wochen nach Marienweiler. Die Kinder sind mit dem Mädchen gleich weiter gefahren.

Clara (über das Bettchen gebeugt): Jetzt öffnet es die Lippen. Seid einen Augenblick ruhig! Ich bitte Euch!

Josef: Was sagt denn der Arzt?

Clara (auffahrend): Daß dieser Mensch nicht kommt! Das ist Pflichtvergessenheit! Das ist Mord! Hätte ich nur die geringste Vermutung, bei welchem Patienten er zurückgehalten wird, dann liefe ich zu ihm hin . . . (sich plötzlich besinnend) Allmächtiger Gott im Himmel! Ihr müßt mich allein lassen! Ich bitte Euch, laßt mich gleich allein! Ihr habt ja gar keine Ahnung davon, was mir bevorsteht!

Josef (ist ans Bettchen getreten): Der ruhige Schlummer des Kindes setzt Dich in Schrecken, Clara. Laß ihn doch nur wenigstens noch so lange schlafen, bis der Arzt hier ist . . .

Clara (mit verhaltenem Aufschrei): Meine Mutter ist hier! In diesem Augenblick steigt sie am Bahnhof aus! Jetzt kann sie jeden Moment in der Türe stehen!

Josef: Deine Mutter?!

Clara (nimmt ein Telegramm vom Tisch und reicht es Josef): Hier ist ihr Telegramm! — O Gott, o Gott!

Josef (reicht Else das Telegramm und liest, während es Else in der Hand hält): „Zürich, 10. Juni — bin morgen Abend um vier Uhr bei Dir. Bitte, mich vom Bahnhof abzuholen. — Mama."

Clara: Franz Lindekuh ist auf den Bahnhof gegangen, um meine Mutter, wenn sie aussteigt, so gut es ihm irgend möglich wird, auf alles vorzubereiten. Euch beiden hat er sich natürlich nicht gezeigt, als Ihr ausstiegt.

Google

Josef: Hast Du denn Deiner Mutter nicht ein Wort davon geschrieben, daß Du das Kind hast?

Clara: Hätte ich es ihr doch nur geschrieben! Hätte ich ihr doch nur alles geschrieben! Dann wäre mir jetzt leichter zumute! Ich schrieb ihr nur um Geld und schrieb ihr meine jetzige Adresse dazu. Sie kommt auf meinen Brief hin hierher, weil sie glaubt, daß ich nichts mehr zu beißen und zu brechen habe, und daß mich nur meine künstlerischen Enttäuschungen davon abhalten, zu ihr nach Hause zu kommen. (Die Hände ringend) Allmächtiger Gott, allmächtiger Gott, wie trete ich meiner Mutter entgegen! — Aber es gibt da oben über uns keinen Gott! Das habe ich untrüglich erfahren! Es müßte denn ein Ungeheuer sein, dem das klägliche Aechzen meines armen verlassenen Kindes Musik in den Ohren ist! — (Sich wieder über das Bettchen beugend) Mein armes Kind! — Dein Erbrechen hat heute früh wenigstens nachgelassen. Aber wie schlaff Deine Aermchen sind! — Gewiß, gewiß, Du bekommst wieder etwas zu trinken! (zur Kommode gehend) Kalte Milch mit Sodawasser.

Else (ihr folgend): Kann ich Dir etwas helfen, Clara?

Clara: Bitte, laß mich in Frieden. (Sie kehrt mit dem Trank zum Bettchen zurück und flößt ihn dem Kind ein.)

Else: Woran soll denn aber Lindekuh Deine Mutter am Bahnhof erkennen, wenn sie aus dem Zug aussteigt?

Clara (vom Bettchen aus nach vorn sprechend): An ihrer Verzweiflung!

Josef: Dieser Eisblock von einer Menschenseele! — Dem Lindekuh ist der Auftrag, Deine alte Mutter vom Bahnhof zu Dir hierher zu führen und sie auf dieses Wiedersehen vorzubereiten, ein Hochgenuß, für den er getrost zwei Jahre Gefängnis absitzen würde! Dein und Deines Kindes Leiden sieht sich dieser liebloſe Mensch mit dem gleichen wonnigen Behagen an, mit dem die Bürgerschaft im alten Rom christliche Märtyrerinnen unter den Zähnen reißender Bestien verenden sah!

Clara (auffahrend): Da kommt jemand! Hilf mir Gott, das ist meine Mutter!

Josef: Hoffentlich ist es der Arzt!

Clara (hat die Türe aufgerissen und spricht in den Vorplatz hinaus): Gott sei Dank, sind Sie endlich, endlich hier!

Dritte Szene.

Dr. Schwarzkopf. Die Vorigen. Dann die Vermieterin.

Dr. Schwarzkopf (sich seines Havelocks entledigend): Nun erzählen Sie mir einmal ausführlich, Fräulein Hühnerwadel, wie es Ihnen denn nun heute eigentlich geht.

Clara (ist ans Bettchen geeilt): Kommen Sie! Sehen Sie mein Kind! Wecken Sie das Kind aus dem entsetzlichen Schlaf! Es schläft schon zwei Stunden!

Dr. Schwarzkopf (ist ans Bettchen getreten, befühlt das Kind von oben bis unten und sagt fortwährend „Hm — hm". — Sich aufrichtend): Jetzt rasch ein heißes Bad! (Zu Else) Frau Professor, Sie sind schon so freundlich, mir hier ein wenig an die Hand zu gehen. Ich habe mich bei der Frau da unten im Hause eben schon erkundigt. Sie hat heißes Wasser bereit. Lassen Sie die Frau sofort einen Kübel voll heißes Wasser bringen! So heiß als möglich! Es kann fünfundvierzig Grad Celsius haben!

Else (hat Hut und Mantel abgeworfen): Gewiß, Herr Doktor! Sofort! (Ab)

Dr. Schwarzkopf (zu Clara, die weinend am Bettchen kniet): Nun seien Sie erst mal bis auf weiteres vollständig ruhig, Fräulein Clara. Der Verlauf dieser Krankheit hängt leider mehr vom Charakter der herrschenden Epidemie als von der ärztlichen Behandlung ab. (dem Kind die Brust reibend) Geben Sie acht, gleich wird das Kind wieder schreien.

Clara (die Hände ringend): Musik! Musik! — Was habe ich um deinetwillen auf Gottes Welt schon ausgestanden!

Dr. Schwarzkopf (zu Josef): Als ich eben noch einen Krankenbesuch im Dorfe machte, lief mir unversehens Franz Lindekuh über den Weg. Ich fragte mich: Was hat denn der nur! Er befand sich in der unglaublichsten Aufregung. Er sagte, er müsse rasch jemanden vom Bahnhof abholen.

Google

Josef: Franz Lindekuh hat immer irgend jemanden zur Hand, den er im ungeeignetsten Moment vom Bahnhof abholt! Dieser schadenfrohe Menschenverächter glaubt, wir alle, die wir uns hier auf Erden in den furchtbarsten Qualen winden, seien von Gott nur dazu geschaffen, um ihm durch unsere Gefühlsäußerungen die Zeit zu vertreiben. — (Clara den Kopf streichelnd) Clara, Du mußt Deiner Mutter mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein entgegentreten! Du mußt ihr mit unnahbarem Stolz in die Augen sehen; dann ist Deine Mutter glücklich, Dich wieder zu haben!

Dr. Schwarzkopf: Mut, Fräulein Clara! — Wenn die Gewebe nur erst wieder eine gewisse Sättigung zeigen und das Blut wieder kräftig durch die Adern strömt! (Else Reißner und die Vermieterin tragen einen Kübel dampfenden Wassers herein, den sie in die Mitte des Zimmers setzen.)

Else: Das Bad wird ihm gut tun. (den nackten Arm im Wasser) Alles Kochsalz, das in der Küche war, haben wir hineingeschüttet. Das Salz wird ihm doch wohl nicht schaden, Herr Doktor?

Dr. Schwarzkopf (am Bettchen, gedämpft): Es ist nichts mehr zu wollen. Das Kind ist tot.

Clara (schreit jämmerlich auf.)

Dr. Schwarzkopf (nimmt sie in die Arme und richtet sie sorglich empor): Nun kommen Sie, Fräulein Clara! Der Patient sind jetzt Sie! Wir haben jetzt sehr ernst miteinander zu sprechen, und wir haben noch sehr, sehr viel miteinander zu sprechen. Schreien Sie nur, so laut Sie schreien mögen! Tun Sie sich uns gegenüber nicht den geringsten Zwang an! Weinen Sie sich jetzt aus, so viel und so heftig Sie nur weinen können! — (zu der Vermieterin) Tragen Sie das Wasser wieder hinunter!

Die Vermieterin (nimmt den Kübel mit Wasser vom Boden auf und trägt ihn hinaus).

Dr. Schwarzkopf (Clara, die ihr Gesicht wimmernd an seiner Brust birgt, den Kopf streichelnd): Nur weinen! Recht viel weinen! — Sehen Sie, Fräulein Clara, wenn man so liebe und so treue Freunde in dieser Welt sein eigen nennt wie Sie, dann ist es ja unmöglich, daß es einem in Wirklichkeit einmal schlecht geht! Glauben Sie mir, Fräulein Clara, daß ich aus meiner Erfahrung weiß, wie das wirkliche Unglück aussieht! Dagegen gehalten sind Ihre Erlebnisse Dilettantismus! — Aber es schüttelt Sie eben doch, es reißt Sie innerlich zusammen, es würgt Ihnen den Hals ein! — Dafür haben Sie eben augenblicklich auch all Ihr aufgepeitschtes Blut im Kopf! — Weinen Sie nur, wir bleiben bei Ihnen! Sie müssen sich jetzt erst wieder vollständig gesund und vollkommen glücklich fühlen; was Sie in den letzten Wochen erlebt, muß Ihnen ganz und gar aus dem Gedächtnis entschwunden sein, bevor wir Sie aus unserer Gefangenschaft entlassen! — So, und jetzt setzen Sie sich, bitte, in diesen Polstersessel. (Er hat einen Strohstuhl zurechtgerückt und läßt Clara sich darauf niedersetzen. Ihr fortwährend Gesicht und Hände streichelnd): Sehen Sie, Fräulein Clara, Sie haben — genau betrachtet — wirklich ein ganz unverhofftes Glück gehabt! An Ihrer Stelle würde ich dem lieben Gott aufrichtig für seine barmherzige Fügung danken. Das Kind, dessen Verlust Ihnen jetzt noch so erbarmungslos das Herz zerfleischt, das liebe Kind wäre in dieser Welt doch niemals glücklich geworden! Ich als Arzt kann Ihnen die Versicherung geben, daß das herzige, gute Geschöpfchen, ohne es zu ahnen, den besten Weg gewählt hat, der ihm zum Glück offen stand. — Weinen Sie, Fräulein Clara! — Weinen Sie, wir haben Zeit.

Else (gedämpft): Unter diesen Verhältnissen, Josef, werden wir heute doch jedenfalls noch bei ihr bleiben müssen!

Josef (ebenso): Selbstverständlich bleiben wir hier! Es ist mir unbegreiflich, wie Du daran zweifeln kannst!

Dr. Schwarzkopf (Clara den Kopf streichelnd): Weinen Sie jetzt nur ruhig so weiter. (er geht zu Josef hinüber und sagt leise, aber mit Nachdruck) Das Mädchen darf diese Nacht unter keinen Umständen allein bleiben! Wie ich eben bemerkt habe, hat sich ein äußerst bedrohlicher Herzklappenfehler bei ihr entwickelt, der ihrem Leben bei der allergeringsten Aufregung ein Ende machen kann.

Google

Josef (während Else zu Clara hinübergeht): Es versteht sich ganz von selbst, Herr Doktor, daß wir die nächsten Tage hier bleiben. Aber was geschieht jetzt mit dem Kind — mit der Leiche, meine ich? Man muß die Unglückliche doch jedenfalls baldmöglichst von dem traurigen Anblick befreien.

Dr. Schwarzkopf: Das muß natürlich das erste sein. (seinen Havelock anziehend) Ich schicke jetzt gleich die Vermieterin von unten herauf, damit sie das Kind möglichst unauffällig hinausträgt. Derweil stelle ich auf der Gemeindekanzlei den Totenschein aus und besorge beim Tischler einen kleinen Sarg. Sobald es dunkel geworden ist, tragen wir, Sie und ich, das Kind dann zur Leichenhalle hinaus. Ich muß Sie aber noch einmal darauf aufmerksam machen, Herr Professor, bewahren Sie das Mädchen vor jeder Art von Aufregung! Ich halte es für sehr gut möglich, daß sich der Herzklappenfehler unter dem Einfluß einer guten Pflege wieder zurückbildet. Aber bei der Heftigkeit, mit der er sich augenblicklich geltend macht, würde die geringste seelische Erschütterung den sicheren Tod zur Folge haben. (ihm die Hand drückend) Auf Wiedersehen! Für die nächste Nacht bekommt sie ohne ihr Wissen ein unschädliches Schlafmittel zu trinken.

Vierte Szene.

Frau Oberst Hühnerwadel. Franz Lindekuh. Die Vorigen.

Frau Oberst (eine hochgewachsene Dame von sechzig Jahren öffnet die Tür und sagt): In dieser jämmerlichen Dachkammer!

Clara (mit einem Aufschrei emporfahrend): Da ist meine Mutter!

Frau Oberst (ist rasch auf sie zugeeilt und schließt sie in die Arme): Mein Kind! Mein inniggeliebtes Kind! So habe ich Dich endlich wieder!

Clara (gleitet wimmernd an ihr herab, bis sie mit dem Gesicht den Boden berührt): Mutter! Meine Mutter! — Ich bin ja nicht wert, Dir die Füße zu küssen!

Frau Oberst (richtet sie zärtlich auf): Ermanne Dich, mein Kind! Wirf Dich vor Gott in die Knie! Ich bin Deinesgleichen, Dein Fleisch und Blut, Deine Mutter! Ich weiß ja alles, was Du mir zu sagen hast; weiß alles, was Du gelitten hast! Nimm Dein Kind in den Arm und komm! Du und Dein Kind, Ihr werdet die glücklichsten Tage bei mir haben!

Clara (aufschreiend): Mutter, mein Kind ist tot! (zum Bettchen eilend): Hier liegt mein Kind! Es ist kalt! Es hat keine Spur von Wärme mehr in sich! Mutter, was ich um dieses Kind gelitten habe, das hast Du um mich nicht gelitten, als Du mich gebarst! Und jetzt ist es hin! Alles hin! Alles, alles hin!

Frau Oberst (zum Bettchen gehend und sich in maßlosem Erstaunen zu Lindekuh zurückwendend): Das Kind ist tot?! — Und das verschweigen Sie mir?!

Lindekuh: Das Kind, gnädige Frau, war, als ich vorhin von hier fortging, um sie vom Bahnhof abzuholen, noch am Leben.

Frau Oberst (das Kind befühlend): Und jetzt ist es eine Leiche!

Dr. Schwarzkopf: Das Kleine ist vor zehn Minuten einem äußerst heftigen Magen- und Darmkatarrh erlegen. Ich hätte ihm noch eine Kampfereinspritzung gegeben, aber der rasche Verlauf ließ mir keine Zeit mehr dazu.

Frau Oberst: Clara, Clara, jetzt erfaßt mich ein Grauen vor Dir!

Clara (noch immer weinend): Was hast Du, Mutter?

Frau Oberst (zu Lindekuh): Rührt Sie denn dieses Unglück nicht?!

Lindekuh: Ich bin erschüttert.

Frau Oberst: Erschüttert sind Sie? — Der Tod dieses Kindes läßt Sie so gleichgültig, als wäre in Ihrer Abwesenheit eine Kirsche vom Baum gefallen!

Lindekuh: Gnädige Frau . . .

Frau Oberst: Reden Sie mich nicht mehr an! Ihre Ausdrucksweise verwandelt einem das Blut in Eiskörner! Ich habe bei uns zu Hause schon die empörendsten Ruchlosigkeiten als Ihre Lebensauffassung erzählen hören, aber das Entsetzen, das Ihr persönliches Er-

Google

scheinen in die Welt bringt, übertrifft die furchtbarsten Vorstellungen, die man sich von Ihnen gemacht hat!

Clara (aufspringend): Mutter, geh um Gottes Barmherzigkeit willen, woher Du gekommen bist! Laßt mich alle, alle allein! Ich werde sonst wahnsinnig!

Frau Oberst: So weit hat Dich also sein Satanismus glücklich gebracht! Sei ruhig, mein Kind; ich sage kein böses Wort mehr über Deinen Liebsten. (Zu Lindekuh): Helfen Sie mir doch jetzt wenigstens, mein armes Kind zu beruhigen!

Lindekuh (sucht Clara zu beruhigen): Die Majestät des Todes gebietet uns zu schweigen.

Clara (sich losreißend): Wo ist diese Majestät?! Die Qualen eines Tieres gebieten Ehrfurcht! Welcher Mensch wäre so roh, ein Tier zu verspotten, das auf der Schlachtbank liegt?! Aber die Qualen, die mich zerfleischen, die mich zu Boden reißen, werden lächerlich! Die Leiche meines Kindes, das ich vor einer Stunde noch lebend an meiner Brust hielt, schickt sich an, lächerlich zu werden! Meine Höllenschmerzen verkehren sich in Lächerlichkeit! In gemeinen Schmutz! Das ist übermenschliche, das ist überirdische Grausamkeit! Wo finde ich einen Ausweg?! Mich packt ein namenloser Ekel vor dem schauerlichen Los, unter schallendem Hohngelächter zu Tode gefoltert zu werden!

Dr. Schwarzkopf (nimmt sie besänftigend in die Arme): Weinen Sie, Fräulein Clara! — Das ist ein Unglück, das ich bei jedem Trauerfall erlebe, daß das Unglück gerade im unglücklichsten Moment lächerlich wird. (Sie zum Sitzen nötigend): Ruhen Sie sich jetzt aus! Ich muß Sie bei Ihrem Leben darum beschwören!

Frau Oberst (mit äußerster Zurückhaltung): Mit dem besten Willen, mein teures Kind, konnte ich nicht ahnen, daß den Menschen, die an Deines Kindes Totenbett stehen, Dein unseliges Geschick ein Geheimnis ist. Gibt es denn keine Möglichkeit, mit Dir allein zu sein?!

Josef: Ich war drei Jahre hindurch der Lehrer Ihrer Tochter.

Frau Oberst: Herr Professor Reißner?

Josef: Ich bin mit meiner Frau auf der Durchreise ausgestiegen. Wir sind auf dem Wege in die Sommerfrische.

Frau Oberst: Haben Sie Dank dafür. Mein Kind pries mir in jedem Brief die außerordentlichen Vorzüge Ihrer Gesangsmethode.

Clara: Mutter, Mutter . . .

Frau Oberst (eilt zu ihr): Was ist Dir, Kind? Ich hoffe doch, Dein Lehrer wird Schweigen bewahren über die Schrecknisse, die er hier mitangesehen hat.

Josef (in aufrichtiger Zerknirschung): Meine Antwort, gnädige Frau, bleibt mir in der Kehle stecken.

Else (eindringlich): Ich bitte Dich, komm.

Frau Oberst: Ihre Frau Gemahlin wird ungeduldig! Gehen Sie denn. Aus vollem Herzen danke ich Ihnen für alles, was Sie in den drei Jahren an meiner Tochter getan haben!

Clara (rennt in Verzweiflung auf und nieder): Reiß doch lieber mein totes Kind aus dem Bettchen dort und tritt ihm vor meinen sehenden Augen den Kopf entzwei! Drei Jahre lang habe ich, ohne zugrunde zu gehen, das gräßlichste Unglück ertragen, das einem Weib beschieden sein kann! Aber das war zu wenig! Mir war noch aufgespart, all meiner Leiden wegen verhöhnt und verspottet zu werden! Mich bemitleidet niemand mehr! Aus dem Umkreis menschlicher Gefühle bin ich hinausgestoßen! In den eiskalten Weltenraum gestoßen! Das irdische Denken reicht nicht bis zu dem Gedanken, daß es solche Qualen gibt! Die armselige, die anspruchslose Würde, die jedem Unglück verbleibt, ist meinen Höllenschmerzen geraubt! Am Schandpfahl erdulde ich meine Qual! Was ich in den drei Jahren alles erlebt und erlitten habe, ist einfach lächerlich! Und kein Erwürgen ist möglich! Kein Selbstmord! Dazu sind meine Höllenschmerzen zu lächerlich! Gelächter, wohin ich mich wende! Gelächter über mich! Gelächter! Mein totes Kind sehe ich über mich lachen! Sein Vater wendet sich ab, weil er das Lachen kaum verbeißen kann! Ich selber . . .! Oh! (indem sie in fürchterlichstem Schmerz aufheulend zu Boden bricht): Die Menschen bekommen Krämpfe vor Lachen, wenn sie die Geschichte meiner Leiden hören!

Google

Dr. Schwarzkopf (leise zu Josef): Ich bitte Sie, Herr Professor, gehen Sie jetzt, ohne sich zu verabschieden.

(Josef und Else ab.)

Frau Oberst (für sich): Hätte ich mein Kind doch nur erst unter freiem Himmel!

Dr. Schwarzkopf: Frau Oberst, ich erwarte jetzt die tatkräftigste Entschlossenheit von Ihnen! Für die Bestattung dieses unglücklichen Wesens werden Herr Lindekuh und ich Sorge tragen. Nehmen Sie Ihre Tochter, wenn Sie ihr Leben retten wollen, besinnungslos, wie sie daliegt, vom Boden auf und bringen Sie sie, ohne sie zur Besinnung kommen zu lassen, zur Bahn! Dann fahren Sie ohne Aufenthalt mit ihr in die Schweiz und pflegen Sie sie bei sich zu Hause so gut, wie man ein todkrankes Kind nur irgendwie pflegen kann! (Clara vom Boden aufhebend): Stehen Sie jetzt rasch auf, Fräulein Clara! Sie haben dringend Luftveränderung nötig! (eine wollene Decke von ihrem Bett nehmend): Wickeln Sie sich fest in diesen Reiseplaid, und nun gehen Sie mit Ihrer lieben Mutter! Herr Lindekuh und ich kommen Ihnen gleich nach, um Ihnen die Fahrkarten zu besorgen! Halten Sie sich nicht mehr auf, meine Damen! (Er geleitet die Damen hinaus. — Zurückkommend zu Lindekuh): Ihre ritterliche Haltung, die Sie als der zu Unrecht Beschuldigte beibehielten, hat mir die größte Hochachtung vor Ihnen eingeflößt.

Lindekuh: Die kann ein Lied singen! [Schluß.]

Ein Frauenschicksal aus der Renaissance.

Nach einer italienischen Chronik*)
übersetzt von
Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Heinrich von Aragonien, Marchese von Gerace, ein natürlicher Sohn des Königs Ferdinand I. von Neapel**) und dem Sorrentiner Edelfräulein Diana Guardati, ehelichte Polixena Centilla, Tochter des Marchese Antonio von Corrone, die ihm vier Kinder schenkte: Don Ludwig, der dem Vater in der Herrschaft folgte, dann aber Priester und später Kardinal wurde und das Erstgeburtsrecht seinem Bruder Don Carl abtrat, ferner zwei Töchter, Katharina, die den Grafen Gentile Orsini von Nola heiratete, und Johanna, die Alfons Piccolomini, Herzog von Amalfi, die Hand reichte. Sie wurde schon nach Jahresfrist Witwe, verwaltete aber das Herzogtum für ihren nachgeborenen Sohn Alfons, ungeachtet ihrer großen Jugend, mit Umsicht und Gewandtheit. Es begab sich aber, daß Antonio Bologna, ein neapolitanischer Edelmann, der im Hofstaat vieler Großen und zuletzt dem unglücklichen König Friedrich von Neapel gedient hatte, von der Herzogin zum Haushofmeister ernannt wurde. Er genoß großes Ansehen, war geschickt in Geschäften, ein guter Reiter und wußte herrlich zu singen und die Laute zu schlagen. Die Herzogin, die sich nicht wieder verheiraten wollte, damit ihr Sohn nicht in fremde Hände käme, erkannte seinen Wert vor all ihren Untertanen wohl und entbrannte in Liebe für ihn. Sie faßte den Gedanken einer geheimen Heirat, die sie später einmal, wenn die Zeit kam, offenbaren wollte; und so ließ sie den Bologna eines Tages zu sich bescheiden und sprach also zu ihm:

*) Pariser Nationalbibliothek, Ital. Fol. 296, früher im Besitz des berühmten Romanciers und Psychologen Henri Beyle (de Stendhal), von dessen Erben es die Nationalbibliothek erwarb.

**) Ferdinand I., König von Neapel, natürlicher Sohn Alfons' V. von Aragonien, 1458—1494.

Google

„Wenn ich einen anderen vor mir hätte, als dich, oh, Antonio, so würde ich mich bedenken, dir zu sagen und kund zu tun, was ich beschlossen habe. Doch da ich weiß, wie verschwiegen und verständig du wareſt am Hofe Alfonsos, Friederichs und Ferdinands,*) so hoffe ich zuversichtlich und glaube gern, daß du nach Anhören meiner ehrsamen Gründe meine Meinung teilen wirſt. Wie dir bekannt iſt, ward ich in sehr jungen Jahren Witwe und habe bis auf diesen Tag so in Ehren gelebt, daß mir niemand das geringste vorwerfen könnte, weder über meinen Wandel, den du mich täglich führen siehſt, noch was die Verwaltung des Herzogtums betrifft. Wenn mein Sohn einmal die Herrschaft antritt, wird er sie in besserem Stand übernehmen, als mein Gatte sie mir überlassen hat. Ich habe fünfzehntausend Scudi Schulden**) bezahlt, die mein Gemahl in den vergangenen Kriegen gemacht hatte, so daß der Beſitz jetzt schuldenfrei iſt. Aber wenn ich mir vorgenommen hatte, stets Witwe zu bleiben und mich nur der Verwaltung des Herzogtums zu widmen, so habe ich nun meinen Vorſatz geändert und halte es für beſſer, mich wieder zu vermählen, — anstatt wie viele zu tun, die Gott beleidigen und durch schlechten Wandel Aergernis erregen, indem sie sich Liebhabern ergeben. Aber zu meinem Leidweſen kann ich keine standesgemäße Ehe eingehen, die mir ehrbare Liebe erlaubte; es iſt gegenwärtig kein Baron, der ein Weib freien müßte, und so fiel es mir nach reiflichem Erwägen ein, dich zum Gatten zu nehmen. Aber um dem Gerede des Volks zu entgehen und es nicht mit meinen Brüdern, insonderheit dem Kardinal, zu verderben, wünsche ich es geheim zu halten, bis der Tag kommt, wo ich es ohne Gefahr für mein Leben veröffentlichen kann; und wenn ich nicht Herzogin bleiben kann, so will ich mich begnügen, als Edeldame zu leben. Aber was sagſt du dazu, Antonio?“

Er küßte ihr freudeſtrahlend die Hand und entgegnete:

„Ich lobe Eure Meinung und ich erbiete mich nicht nur als Gatte, sondern auch als getreuer und folgsamer Knecht.“

Nachdem sie sich derart einander versichert hatten, reichten sie sich im geheimen die Hand. Die Herzogin hatte eine vertraute Kammerfrau, die um ihre Liebe wußte; die rief sie und traute sich dem Bologna in ihrer Gegenwart an. Die Ehe blieb Jahre hindurch geheim und als die Herzogin eines Tages ein Kind gebar, nannte Bologna es Friedrich im Andenken an den unglücklichen König, dem er bis zu seinem Tode in Frankreich treu gedient hatte. Dann gebar sie ein bildschönes Mädchen; aber durch eine Unvorsichtigkeit ward diese Geburt ihrem Hofstaat bekannt, und das Gerücht drang bis zu den Ohren des Kardinals und des Marcheſe, ihrer Brüder. Dieſe sandten nun täglich unter mannigfachen Vorwänden Leute an sie, um der Sache auf den Grund zu kommen, und da Bologna an der Verschwiegenheit der Kammerfrau zweifelte, sprach er also zu der Herzogin: „Herrin, Ihr wißt, daß Eure zweite Niederkunft Euren Brüdern zu Ohren gekommen iſt, und daß sie es eilig haben, alles zu erfahren, und so fürchte ich, daß sie Verdacht auf mich haben und mich eines Tages werden ermorden lassen. Ihr kennt ihre Gemüts-

*) Alphons II. war seinem Vater Ferdinand I. gefolgt, als dieſer 1494 während der französischen Invaſion starb, dankte aber nach wenigen Monaten zugunsten seines Sohnes, des oben genannten Ferdinand II., ab, während Alfonsos jüngerer Bruder Friedrich nach dem Tode seines Neffen Ferdinand II. (1496) die Regierung antrat. Er starb 1504 in französischer Gefangenschaft.

**) D. h. 60 000 Mark nach damaligem Gelde, dem heutigen Geldwert nach etwa 300 000 Mark.

Google

art besser als ich und wißt auch zur Genüge, wie der Kardinal zu handeln pflegt. Und da ich glaube, daß er auf mich ergrimmter sein muß als auf Euch, so bin ich entschlossen, nach Neapel zu gehen, meine Geschäfte zu ordnen und dann nach Ancona überzusiedeln, wohin ich Gelegenheit habe, meine Einkünfte überweisen zu lassen; dort werde ich bleiben, bis der Verdacht aus dem Geist Eurer Brüder gewichen ist."

Es wurden noch viele Worte gewechselt, aber schließlich reiste Bologna zum großen Schmerze der Herzogin ab und ging mit seinen Kindern nach Ancona, wo er sie sorgfältig erziehen ließ. Die Herzogin gebar noch ein drittes Kind, aber die Sehnsucht nach ihrem geliebten Antonio und die Furcht, daß auch dies letzte Ereignis den Brüdern zu Ohren kommen könnte, bestimmten sie, zu ihrem Gemahl zu reisen und als Privatperson mit ihm in Ancona zu leben. Als sie aber sah, daß der Zorn der Brüder sich in Wut verwandelt hatte, erklärte sie, ein Gelübde an die Madonna in Loreto erfüllen zu wollen, und brach mit großem Gefolge dorthin auf, ihren Sohn, den künftigen Herzog, in guten Händen zurücklassend. Nachdem sie der Madonna von Loreto reiche Gaben dargebracht hatte, erklärte sie ihrem Hofstaat: „Wir sind nur fünfzehn Meilen von Ancona entfernt, welches eine sehr schöne Stadt sein soll. Auf, laßt uns gehen und sie ansehen."

Das Gefolge fügte sich ihrem Willen. Als der Zug Ancona nahte, ritt ihr Bologna mit vielen Edelleuten aus der Stadt entgegen, um sie einzuholen. Er sprang vom Pferde, küßte ihr die Hand und führte sie in seinen prächtig geschmückten Palast, wo ein Festmahl ihrer harrte. Nach dem Mahle nahm die Herzogin die Maske ab, ließ all ihr Ingesinde in den Saal treten und begann:

„Die Zeit ist gekommen, Ihr meine Edelleute und anderen Diener, Euch zu offenbaren, was bisher nur Gott offenbar war. Da ich Witwe bin, so schien es mir recht, mich wieder zu vermählen und den zum Gatten zu nehmen, der mir der liebste war. Vor mehreren Jahren freite ich im Beisein dieser meiner Kammerfrau den Herrn Antonio Bologna; er ist mein rechtmäßiger Gatte und ich werde mit ihm leben. Bisher war ich Herzogin und Ihr waret mir treue Vasallen und Diener; dienet in Zukunft ebenso treu meinem Sohne, dem Herzog, und geleitet jetzt meine Frauen nach Amalfi zurück. Ich habe meine Gaben für sie vor der Abreise im Kloster des Hl. Sebastian niedergelegt und will nur meine Kammerfrau behalten. Wenn einer der Diener bei mir bleiben will, so soll er es gut haben; um es kurz zu machen: ich lege meine Würde als Herzogin nieder, um mit Herrn Antonio ins Privatleben zu treten."

Das Gefolge war erstaunt ob dieser Rede und mehr noch, als Bologna ihm den Knaben und das Mädchen zeigte, das er von der Herzogin hatte. Außer der Kammerfrau und zwei Dienern kehrten alle nach Amalfi zurück, und ein Edelmann begab sich nach Rom, um dem Kardinal von Aragon Bericht zu erstatten. Dieser konnte den Schimpf nicht ertragen: er wandte sich an den Kardinal von Mantua, Sigismund Gonzaga, der unter dem Pontifikat Julius II. päpstlicher Legat in Ancona war, und bat ihn, das Paar ausweisen lassen, wie es auch geschah. Bologna verschaffte sich durch einen Freund einen Freibrief von der Signoria von Siena, um dort mit seiner Familie zu leben; doch die Brüder der Herzogin verständigten sich mit den Häuptern der Signoria, und Bologna

Google

wandte sich nun mit der Gattin nach Venedig, um den Nachstellungen ihrer Brüder zu entgehen. Unterwegs in der Romogna, unsern Forli, sahen sie sich plötzlich von einem großen Reitertrupp verfolgt. Bologna und sein Sohn Friedrich waren gut beritten, aber die Herzogin saß mit ihren beiden kleineren Kindern in einer Sänfte. Sie ermahnte ihn zu entfliehen; für sich wie für ihre Kinder hatte sie keine Furcht. Da nahm er mit vielen Tränen Abschied und entfloh mit Friedrich und vier Dienern. Die Verfolger, denen er entgangen war, nahmen die Herzogin gefangen, und ihr Anführer sagte:

„Frau Herzogin, Ihre Brüder haben mich gesandt, Euch heimzuführen, damit Ihr die Erziehung Eures Sohnes, des Herzogs, wieder übernehmt und nicht von Land zu Land herumstreicht, indem Ihr den falschen Worten des Bologna traut, der Eurer satt ist und Euch gern im Stich lassen würde. So seid denn guten Mutes und zürnet nicht über das was geschehen muß, wie es unsere Pflicht erheischt."

Bei diesen falschen Worten des Hauptmanns ergab sich die Herzogin in ihr Los und kehrte mit den Reitern nach Amalfi zurück. Aber statt zum Herzogsstuhl, ward die Aermste ins Kastell geführt und mitsamt ihren Kindern und der treuen Kammerfrau elend erdrosselt, und ihre Leichen wurden heimlich begraben.

Antonio wandte sich mit seinem Sohn und den Dienern nach Mailand und fand ein Obdach für wenige Tage bei Silvio Savelli, welcher das Kastell von Mailand im Namen Maximilian Sforzas befehligte, nachdem die Franzosen es im Jahre 1512 geräumt hatten. Als sein Gastfreund zur Belagerung von Cremona ausrückte, lebte Bologna im Hause des Ritters Visconti und war guter Dinge. Inzwischen ließen die Brüder der Herzogin seine Güter in Neapel unter allerhand Vorwänden einziehen. Auch unterhielten sie Verkehr mit den verbannten Neapolitanern in Mailand. Bologna erfuhr davon durch seine Freunde, doch hoffte er die Brüder der Herzogin eines Tages zu besänftigen; ahnte er doch nicht, daß sie mit den Ihren in Amalfi erdrosselt worden war. Eines Tages sagte ihm Visconti und dessen Gattin, sie wüßten bestimmt, daß die Brüder der Herzogin Leute nach Mailand entsandt hätten, um ihn zu ermorden. Er dankte ihnen für diese Warnung, erklärte aber, er befände sich nach den Nachrichten, die ihm aus Neapel geworden seien, in Mailand vollauf sicher; seine Güter seien zwar konfisziert worden, aber die Brüder seien nicht mehr erzürnt auf ihn und würden ihm seine Gattin in Bälde zurücksenden.

Eines Tages im Jahre 1512, als Bologna nach seiner Gewohnheit zur Messe nach San Francesco ging, von zwei Dienern begleitet, wurden alle drei von dem Hauptmann Daniel Bazzato und drei Gefährten elendiglich ermordet; die Mörder verließen den Tatort ungehindert. Die Leiche wurde in das Haus des Visconti gebracht, der sie mit großem Prunk begraben ließ, und der junge Friedrich wurde nach einer Reihe von Jahren, als der Grimm der Brüder verraucht war, mit gutem Geleit nach Neapel gesandt.

Google

Gedichte von Elisabeth Paulsen.

Lebenslied.

Mein Leben rinnt und sickert
durch meine Hände hin.
Ich frage Gott oft bange
nach meines Lebens Sinn.

Ich bin ein Flötenspielen
zur Nacht. Es tönt sehr zart.
Wer spielt mich denn?
Gott selber—auf bange Menschenart.

Gefällte Bäume.

Der Hain meiner Jugend
steht grün.
Die Kastanien
wollen schon blühn.

Ich aber sehe
mit stockendem Herzen
ihre Kerzen
langsam erglühn.

Denn nicht zu Auferstehungstagen
leuchtet ihr Schein;
bald wird der ganze hohe Hain
abgeschlagen.

Ach! all die Wipfel tragen
drangvoll dicht
in diesen hellen Tagen
ihr eigenes Sterbelicht.

Alle Bäume sind schon gezeichnet,
die fallen sollen.
Ich kann ihre wundervollen
Kronen,
in denen Singvögel wohnen,
nicht schützen.
Ich glaubte sie alle zu besitzen,
alle die Vögel, alle die Bäume,
so sicher wie die lieben Träume,
die sie mir schenkten tagaus, tagein,
mir allein.

Mit jedem Baum, der fällt,
Verarmt meine Welt.
Morgen vielleicht
dröhnt der Axtschlag schon.
Und dein Bild entweicht
mit jedem Schlage,
und dein Bild verbleicht
mit jedem Tage,
du meiner Jugend Sonnenstrahlenthron!

Einst ritzt ich mein Herz
in die Rinde dir ein.
Scharf war das Messer,
kurz deine Pein.

Lieber Baum,
ich gab dir mein Herz zu tragen.
Lieber Baum,
ich konnt' es allein nicht tragen.

Wohl netzte ein Tröpflein
Saft meine Hand,
und ich empfand
mich grausam.

Aber es war doch
mehr meine Pein;
die grub sich dir
ins Mark hinein.

— — — — — — — — — — —

Mein Herzbaum!
mein einsames Herz in der Welt
fühlt jetzt den Axtstreich,
der dich fällt.

Google

Max Liebermann.*)

Von Hugo v. Tschudi.

Von allen Vorwürfen, die man der Kunst Liebermanns zu machen pflegt, scheint mir einer besonders ungerecht. Er betrifft den Mangel eines seelischen Verhältnisses zu dem Stoff, der diesem Künstler eigentümlich sein soll. Nicht nur ungerecht ist solcher Vorwurf, sondern auch töricht, weil er gerade eine Stärke des Meisters gänzlich mißkennt.

Es gibt Künstler, die von einer Idee, einem gegebenen Inhalt ausgehen und diesem die Form suchen. Es gibt wieder solche, die sich zwar von der Form anregen lassen, aber diese nachträglich für das sentimentale Bedürfnis des Publikums mit einem literarischen Aufputz versehen. Alle diese werden als die wirklich seelenvollen Künstler von der großen Menge geschätzt, die immer einen Inhalt jenseits des Sichtbaren verlangt, und für die die Welt erst da beginnt, wo der Körper aufhört.

Von dieser Art Seele ist freilich bei Liebermann, von einigen seiner früheren Bilder abgesehen, nichts zu finden. Form und Inhalt, Körper und Seele schließen sich in seinen Werken zu einer festen Einheit zusammen.

Richtig ist, daß Liebermann seinen Stoff nicht um der stofflichen Interessen willen wählt. Er wählt als Künstler, weil die formalen Qualitäten des Stoffes ihn zur Gestaltung reizen. Nie aber ist ihm der Stoff der gleichgültige Präger optischer Erscheinungen. Mit der ganzen Intensität seines leidenschaftlichen Temperamentes erfaßt er das Objekt, um dessen innerstes Wesen zum Ausdruck zu bringen. Des Künstlers Seele, die die Seele des Gegenstandes sucht. Rein artistische Erwägungen spielen hierbei eine so geringe Rolle, daß die Seite der farbigen Nuanciertheit neben den zeichnerischen Elementen, auf denen die Ausdruckskraft beruht, zuweilen zu kurz kommt. Nicht diejenigen, die seelischen Gehalt fordern, sondern die Anhänger der l'art pour l'art könnten Einwendungen erheben.

Diese Prägnanz des Ausdrucks sucht Liebermann ebenso in den Linien des Raumes, dem er eine so große Beredsamkeit zu geben weiß, wie in den Bewegungen der Körper, die er mit reichstem Leben erfüllt, wie in den Zügen der menschlichen Physiognomie.

Am sinnfälligsten wird sein leidenschaftliches Werben um den Ausdruck in den Porträts, weil hier die Faktoren zur Sichtbarmachung des seelischen Inhaltes zahlreich und leicht verständlich sind. Mit zunehmender Meisterschaft gewinnt er eine Fähigkeit lebensprühender Darstellung der Persönlichkeit, die derjenigen eines Frans Hals in nichts nachsteht. In Bewegung und Mienenspiel scheint er die letzten Möglichkeiten der Charakterisierung zu erschöpfen, und mit kaum bemerkbaren Uebertreibungen der Form gibt er frappante

*) Des späten Eingangs wegen an dieser Stelle.

Google

psychologische Aufschlüsse. — Ja, einige Bildnisse aus Liebermanns letzter Zeit, in denen die Lebendigkeit des sprechenden Ausdruckes nur noch durch die Karikatur, bis an deren Grenze sie gehen, übertroffen werden kann, verraten ein Ungestüm des Wollens, wie einst Donatello die wilden Meißelhiebe, die die Natur des Zaccone aus dem Marmor holten, mit dem Zuruf begleiten ließ: Sprich, sprich, bis du Blut spuckst.*)

Diesem Streben, das Wesen des Objektes zu fassen, entspringt auch Liebermanns starker, aller äußeren Anregungen ungeachtet ganz persönlicher Stil. Ohne die geringsten stilisierenden Nachhülfen entsteht er. Unter dem einfachen Zwang alles Nebensächlichen fallen zu lassen und sich auf die Elemente des stärksten Ausdruckes zu konzentrieren. Indem er den Stil des darzustellenden Gegenstandes sucht, findet er seinen eigenen Stil.

Aus derselben Quelle fließt dem Sechzigjährigen die Jugendfrische, mit der er an seinem Werke schafft. Fern aller Virtuosengeschicklichkeit, ohne jegliches Atelierrezept tritt er, trotz gereifter Meisterschaft, mit dem Eifer und mit dem Bangen des Anfängers vor jede neue Aufgabe, weil jede ihm eine neue Lösung bedeutet.

Nicht umsonst steht das Schillersche Wort vom Objekt, von dem das Gesetz zu empfangen, am Anfang der Liebermannschen Aesthetik.

v. Tschudi.

Die Berliner Sezession.

Von Lothar von Kunowski.

Ist diese Ausstellung ein Ereignis nur für mich, weil ich zehn Jahre in München, Florenz und Rom gelebt habe? Hat die Kritik nicht hinreichend alle nordischen Kunstbestrebungen definiert? Ohne Zweifel. Ich gebe nur den frischen Eindruck eines Fremden, den Unterschied von früheren Eindrücken.

Ich selbst habe kein größeres Erlebnis im Bereiche moderner Kunst erfahren als den Mittelsaal der Ausstellung. Seine Wirkung ist ernst, still, groß, monumental; nicht allein durch Tuaillons Stierbändiger: ein Werk allseitig wirkender, von innen her belebter Freiplastik. Ein Werk, fähig, einen Platz ohne Anlehnung an Architektur zu beherrschen. Ein Werk, frei von der Enge des Hildebrandschen Problems der Form; frei von dem „ewigen Gesetz“ der Reliefanschauung, frei vom Gesetz der Haupt- und Nebenansichten.

Monumental wirkt der Mittelsaal durch die Porträts und Porträtgruppen des deutschen Bürgers, „wie er leibt und lebt“, in wirklichen Räumen, nicht vor bloß angestrichenem Hintergrunde. Bürger um den Tisch versammelt zur Beratung, freistehend in amtlicher Tracht; Bürger im Zimmer und in repräsentativer Halle; die bürgerliche Frau. Nicht nur geistreiche Köpfe mit flüchtigem Anhang einer dem Künstler unangenehmen Kleidung. Kein Vertuschen von Mängeln der Gestalt. Keine Verschönerung von Arbeit zeugender Physio-

*) So lautet sein Zuruf in gesittetes Deutsch übertragen. Es sei nicht unterlassen, hier anzumerken, daß Donatello ein wundersamer Bildner der italienischen Frührenaissance war und vor 500 Jahren in Florenz lebte. Denn es ist vorgekommen, daß Kunstliebhaber, die Donatellos Meisterschaft rühmen hörten, in der Meinung, das wäre etwas wie Canonica, sich nach seiner Adresse erkundigten.

Go gle

gnomien. Aber auch keine Karrikaturen. Der starke Bürger mit Verständnis und Liebe gesehen.

Das besondere Ereignis dieser Ausstellung ist also das Entdecken und Prägen einer Form des deutschen Bürgerporträts in modernem Charakter. Hier ist eine künstlerisch unmöglich scheinende Aufgabe mit solcher Würde und hohem Geschmack gelöst, daß man vom Erschließen eines weiten Feldes der Betätigung aufrichtiger Kunst sehr wohl reden darf. Max Liebermanns Gruppe der Hamburger Professoren ist eine Tat, weil sie ein Bedürfnis befriedigt und in Studien und Skizzen den Weg zum Aufbau solcher Werke zeigt. Trübners, Slevogts, Kalkreuths Porträts sind Taten starker Männer. Hier haben keine Jünglinge experimentiert. Hier ist deutsche Malerei anwendbar geworden im Leben, so wie es heute ist.

Porträts sind gut, wenn sie ergreifend und unvergeßlich sind. Man kann keines der Gesichter und keine Gestalt vergessen; weder die schwere Figur Brinckmanns, noch den Graubart, der ihm gegenübersitzt, noch die Reihe der Köpfe im Hintergrunde der Gruppe Liebermanns. Man vergißt nicht Trübners Bürgermeister Möndeberg auf geschnitztem Stuhl in seiner Tracht. Man wird ergriffen von Kalkreuths Selbstporträt: ein kraftvoller, großer, blondbärtiger Mann; kahlköpfig, breitbeinig, ohne Pose malend. Der Deutsche! Eine Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, vor der man den Hut abnehmen muß. Wäre ich Vorstand eines der tausend deutschen Bürgerverbände, ich wüßte, welche Künstlergruppe fähig ist, einen Saal mit Porträts auszugestalten, die wahr und repräsentativ zugleich sind.

Würde man diese Porträts, ihren räumlichen Aufbau und viele gelungene Bilder anderer Säle durch die Brille „des Problems der Form“ von Hildebrand anschauen, so ergäbe sich ein großes Fiasko — nicht der Bilder, sondern der Brille. Seine Glasscheibe, die er vor den Bildraum aufstellt als Projektionsebene aller Erscheinungen aus der Bildtiefe nach vorn, ist hier gründlich zertrümmert. Liebermanns Porträtgruppe ist gerade durch mächtige Hochreliefwirkung neu und erfrischend, so daß man glaubt, es habe tatsächlich eine Art Glasscheibe vor dem Bildraum der meisten bis jetzt geschaffenen Meisterwerke unseren klaren Blick auf die Natur getrübt, als sei sie uns niemals recht nahe gekommen. In Corinths vortrefflichem Porträt des Schauspielers Rittner in Rüstung und mit gesenkter Fahne ragt das gezogene Schwert weit aus der Bildebene. Anderwärts schweben blätterreiche Zweige vor der Landschaft aus dem Rahmen. Blumenstücke von Weiß und van Hogh scheinen zur Hälfte vor, zur Hälfte hinter der Leinwand als freischwebende Vorstellung zu leben, ohne klaren Umriß einzubüßen und ohne die Wandfläche ganz unvorstellbar zu machen.

Ich habe keine Ausstellung gesehen, in der das Raumproblem kühner, rücksichtsloser und mit dem Erfolge so starker Raumillusion angegriffen wurde. Sie gibt dem Raumtheoretiker außerordentliche Anregungen; sie ist ein Protest lebendiger Kunst gegen vorzeitige Verknöcherung in Gesetzen, die früher weit waren, heute viel zu eng sind. Diese Malerei strebt danach, den Wirklichkeitssinn so stark zu ergreifen, wie es nach Bericht von Zeitgenossen einige frühere Werke großer Künstler taten. Die Professorengruppe Liebermanns besitzt eine Macht der Wirklichkeit, die ich bisher an keinem Werke moderner Kunst so stark verspürt habe. Man verläßt den Porträtsaal mit dem Gefühl, viele wertvolle Männer durch Kunst wirklich kennen gelernt zu haben.

Google

Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, hier sei Liebermann für ganz Deutschland deutlich geworden. Auch kann solche Behauptung andere neben ihm wirkende Künstler nicht herabsetzen. Sie alle haben sich auch auf romantischen Gebieten, oft mit großem Glück hervorgetan. Ich schätze „die Amazonenschlacht" Trübners hoch ein und sehe in Corinths „Gefangennahme Simsons" eine kühne Selbstbehauptung frei phantasierenden Geistes, die man nach solchem Gelingen in jeder Weise fördern sollte, da derartige Urwüchsigkeit, Entwurfkraft und guter Humor besonders in dem zu herbem Ernste neigenden Berlin nicht hoch genug angeschlagen werden können. Aber die größte Exaktheit und Frische des Schauens in das Dasein und Leben spricht aus Liebermanns Bildern, die nahe gesehen ungewöhnlich derb, aber materialecht, fern gesehen vollständig ausgeführt erscheinen, was bei vielen ähnlich gemalten Bildern nicht der Fall ist. Man betrachte unter diesem Gesichtspunkte seine „Judenstraße in Amsterdam"; eine Perle des Formausdrucks durchleuchtend reine Farbe für die Ferne.

Liebermann hat zwei Pole der Bildkunst deutlicher als irgend ein anderer fixiert: Materialechtheit qualitätvoller Farben in nächster Nähe und Zusammenschluß der Farben in der Ferne zur lückenlosen Naturerscheinung. Auf dem Wege des Betrachters von Bildferne zu Bildnähe liegen allerdings ganz wesentliche Probleme zukünftiger Malerei, von denen ich angesichts so hochstehender Leistungen nicht reden will, zumal sie dem Schöpfer des in der Nähe ausführlichen „Christus als Knabe im Tempel" nicht unbekannt sein können.

Die Fernwirkung selbst ganz kleiner Bilder Liebermanns ist enorm und erweist sich in seiner großen Porträtgruppe, die einen Saal beherrschen soll, ohne bloß dekorativ zu wirken, als eine Vorbedingung aller Wirklichkeitsdarstellung. Man erwirbt solches Können nur in Jahren eisernen Fleißes.

Bilder, deren Farbflecke in der Nähe nicht materialecht und zugleich qualitätvoll wirken, Bilder, die subjektiv nicht angenehm, blumig, appetitlich wie Fruchtschalen, zuweilen wie reine Butter oder Käse erscheinen, üben auch in der Ferne keine Wirkung aus. Matte, schmutzige, undeutliche Farben und nicht genügend handschriftliche Pinselstriche oder vorzeitiges Ueberpinseln der derben Bildanlage zerstören die Fernwirkung. Bildnähe und Bildferne bedingen einander.

Die großen Porträtstudien zu Liebermanns Porträtgruppe zeigen, wie man der Natur in denkbar einfachster Weise jene mit echtem Material verträglichen, in der Nähe angenehmen, in der Ferne wirksamen Qualitäten zur Verwendung in Bildern von besonnenem Aufbau kühn entnimmt. Diese auf den Hintergrund weißer Leinwand hingehauenen Kopfstudien sind für den Studierenden von hohem Werte und der Art nach neu. Sie sind jugendlich frisch. Einige verblüffen durch so konzentriertes Leben, daß sie die Ausführung der Studien in einem großen Bilde rechtfertigen. Ehe ein junger Künstler solcher Naturstudien nicht fähig ist, sollte er keine großen Bilder malen. Man bedenke die lange Zeit, welche Trübner brauchte, um durch intimes Studium der Natur sich eigenartige Farbwerte in kleinen, delikaten Flecken zu gewinnen und seinen Pinselstrich zu reinigen, ehe er in großen, offiziellen Reiterporträts die Gunst schwer zugänglicher Kreise für moderne Kunst gewinnen konnte.

Nur Künstler von solchem oder ähnlichem Ernste werden Berlin erobern, nicht nur für sich selbst, sondern für jede echte Kunst.

Google

Requiescat in pace. In den ersten September-Tagen soll in Hamburg ein Allgemeiner Deutscher Bankiertag abgehalten werden, der dritte seiner Art. Und den ersten Punkt der Tagesordnung bildet, was auch den Kernpunkt der ersten beiden Bankiertage abgegeben hat: das Börsengesetz. An seiner Reform wird nun schon seit Jahr und Tag gearbeitet, und im Herbst soll endlich — endlich! — ein halbwegs brauchbarer Entwurf an den Reichstag gelangen; ob er auch zur Verabschiedung kommt, das wird mit davon abhängen, ob man im Herbst unter „Block-Politik" noch dasselbe verstehen wird wie heute. Jedenfalls wird der Bankiertag das seine tun, um eine nochmalige Verschleppung zu verhindern, soweit eine rein kaufmännische Interessenvertretung in Deutschland etwas verhindern kann. Und wenn es dann wirklich durchgesetzt werden sollte, daß in Zukunft ein Bankier Zeitgeschäfte vermitteln darf, ohne fürchten zu müssen, daß ihn seine ehrenwerte Kundschaft um sein Vermögen prellt, dann wird der Bankier-Verband Hosiannah rufen und aller Welt kundtun: Die Börse ist wieder das tüchtige Wirtschaftsinstrument von ehedem, der Bankierstand ist aus den Ketten elfjähriger Bedrückung befreit und seinem ureigensten Beruf zurückgegeben worden.

Und das werden dann eine ganze Menge Leute glauben. Alle diejenigen werden es glauben, an denen die Entwicklung der letzten zwanzig Jahre spurlos vorübergegangen ist, und die nicht inne geworden sind, daß in wenigen Jahrzehnten das deutsche Bankwesen sich von Grund aus geändert hat. Vielleicht müssen wirklich erst dem Börsengesetz die Giftzähne ausgebrochen und dem Bankierstand seine alten Freiheiten wiedergegeben werden, ehe man merkt, daß es einen Bankierstand heut überhaupt nicht mehr gibt. Er stand schon mit einem Fuß im Grabe, als die berüchtigte Börsen-Enquête die Schlinge um seinen Hals legte, die dann das Börsengesetz zuzog. Gewiß, das Gesetz hat den Stand erdrosselt. Aber er wäre ohnehin gestorben. Und die moderne Entwicklung hätte sich selbst ins Gesicht geschlagen, wenn es anders gewesen wäre. Oder kann man im Ernst glauben, daß die Entwicklung vom Klein- zum Großbetrieb und zur Uebermacht des Kapitals gerade in dem kapitalistischsten aller Berufe nicht hätte zu spüren sein sollen? Der Verzweiflungskampf der Privatbankiers gegen die Aktienbanken datiert in seinem Beginn mehrere Jahrzehnte zurück. Ihm dankt die nun schon 37 Jahre alte Deutsche Bank ihre Entstehung. Sie ist 1870 von Privatbankiers mit der ausdrücklichen Zweckbestimmung geschaffen worden, die großkapitalistischen Aktienbanken mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Natürlich haben sich die Waffen im Laufe der Jahre gegen die gewandt, zu deren Schutz sie geschmiedet waren; ohne Böswilligkeit, ohne sichtbaren Frontwechsel, rein aus der Natur der Dinge, aus der Uebermacht des Großkapitals heraus. Denn die Aktienbank mag wollen oder nicht: sie schlägt den Privatbankier durch die einfache Tatsache ihrer Existenz tot.

Es bestehen allerdings in Deutschland noch viele hunderte von Bankgeschäften in der Form der offenen Handelsgesellschaft. Aber sie haben vom Bankier nichts als den Namen gerettet. Sie sind entweder Vermögensverwaltungen oder Agenten der Spekulanten; alles andere, nur nicht das, was sie sich nennen. Der Bankier im eigentlichen Sinne des Worts ist so selten geworden, daß viele gar nicht wissen, welchen Begriff man früher mit dem Namen verband. Einst ging man zum Bankier, wenn man sich Rats erholen wollte, in welchen Papieren man sein Vermögen am vorteilhaftesten anlegen könnte, oder welches Papier am meisten Aussichten hatte zu steigen; oder ob man es einmal riskieren sollte, eine Vorprämie auf eine Eisenbahn-Aktie zu erwerben. Man bezahlte dafür dem Bankier eine Provision, jenachdem ein drittel oder ein sechstel Prozent, und vergütete ihm auf die bei Kassageschäften ausgelegten oder sonst vorgeschossenen Beträge hohe Zinsen. Diese Zinsen auf sein Betriebskapital, die Provision und das, was er etwa an den üblichen Spesen sparte, bildeten den Verdienst des Bankiers. Das wurde anders, als die Banken aufkamen, die die Provisionssätze auf 1 Promille und für große Kunden gar auf ein halbes Promille herabsetzten und so das Kommissionsgeschäft an sich rissen. Zunächst halfen sich die Bankiers durch allerhand unsolide Manöver. Man „schnitt" den Kunden und entschädigte sich so am Kurse für den Fortfall einer auskömmlichen Provision. Aber das trieb natürlich die Kundschaft nur noch schneller zu den Aktienbanken, die nebenbei ganz besondere Kredit-Facilitäten gewährten, wenn ihnen an einem bestimmten Kunden gelegen war. Als dann das Börsengesetz kam und den „Schnitt" abschaffte, und als bald darauf Differenz- und Register-Einwände dem ohne großes Kapital betriebenen Termingeschäft ein Ende machten, da war der Auflösungsprozeß bereits in vollem Gange und es bedurfte kaum noch der Beschleunigung. Eine Hundert-Millionen-Bank ist nun einmal dem Einzelbankier überlegen durch ihre Kapitalmacht an sich und durch die Garantien, die diese Kapitalmacht und die öffentliche Rechnungslegung über sie jedem Kunden bieten.

Man könnte es als eine Probe aufs Exempel ansehen, daß jede neue Depression — auch die jetzige in ihren doch noch so bescheidenen Anfängen

Google

— Dutzende von Bankgeschäften hinwegfegt. Aber das wäre irrig, denn was da hinweggefegt wird, das sind gewöhnlich keine Bankiers mehr, sondern Nachfolger von Bankiers. Es sind Spekulanten, die an eigenen Verlusten, oder Agenten (Remisiers), die an den Verlusten der Kundschaft zugrunde gehen. Die Häuser, die auf der einen Seite dem Auffaugungsprozeß der Großbanken und auf der andern dem Hang zur Spekulation Widerstand geleistet haben und als geachtete „Bankiers“ dastehen, sind nichts als Verwalter des seit langen Jahren im Geschäft steckenden Kapitals, das sie unter Zuhülfenahme bescheidenen Kredits und der wenigen Provisionen, die ihnen ein alter treuer Kundenstamm nach wie vor zuweist, mit 6 Prozent statt mit 4 verzinsen. Ist der Kundenstamm (als „Leute vom alten Schlag“ halb bewundert, halb bemitleidet) ausgestorben, so fällt auch der letzte Rest der Bankierstätigkeit fort, wenn nicht gerade ein paar Verwandte oder Freunde den einstigen Bankier zum Verwalter ihrer Gelder bestellen — wozu sie auch jeden anderen Ehrenmann bestellen könnten.

Dem Privatbankier wird auch die gründlichste und wohlwollendste Reform des Börsengesetzes nicht wieder auf die Beine helfen, so wenig wie eine neue Ueberflutung Europas den Ichthyosaurus wiedererstehen lassen würde. Und das ist nicht einmal zu bedauern. Wenn die Mittelstandsretterei sonst überall am Platze ist — hier ist sie es nicht. Zur Zeit des Großkapitals hat am Kapitalmarkt nun einmal nur die große Zahl eine Daseinsberechtigung. Und zu Verwaltern des Nationalvermögens taugen nur Institute, die öffentlich Rechnung legen, und deren Kapitalkraft die Sicherheit des anvertrauten Geldes verbürgt. Und selbst hier will und muß ein neues Gesetz über die Depositenbanken noch ganz besondere Kautelen schaffen. Damit ist aber dem ehemaligen Bankier, heutigen Spekulanten, Vermögensverwalter usw. durchaus nicht der Untergang geweissagt; nur die Mauserung. Es gibt für den Kleinen gegenüber der Kapitalgewalt des Großen ein treffliches Verteidigungsmittel: die Spezialisierung. Die Großbank modernen Stils mit all ihren Depositenkassen ist nicht imstande, den ehemaligen Bankier voll zu ersetzen. Es gibt Dutzende von Funktionen, die sie ihm übrig läßt. Vor allem fehlt heute dem Publikum der sachkundige und uninteressierte Berater, der ihm gute Kapitalsanlagen zuweist, auch wenn keiner Großbank am Verkauf gelegen ist. Es fehlt der kühle Beobachter, der die Chancen der einzelnen Börsenpapiere durch ernstes Studium und sachverständige Untersuchung gegeneinander abwägt. Es fehlt überhaupt der „Aufklärungsdienst“ auf dem Kapitalmarkt. Hier harren vielfältige Aufgaben des gewesenen Bankiers, Aufgaben, die er unter den verschiedensten Namen erfüllen kann. Er mag sich auch „Bankier“ nennen, wenn er will. Sofern er nur das Publikum daran gewöhnt, etwas anderes in ihm zu sehen als einen Mann, der Geschäfte an sich reißt, die den Aktienbanken zustehen. Denn der Bankier von ehedem ist tot. Er ruhe in Frieden.

Alfred Lansburgh.

Festspiel und Kammerspiel. Im letzten Jahrzehnt ist „die Erneuerung der Schaubühne“ einer der beliebtesten Diskussionsgegenstände geworden. Unter den zahllosen Broschüren- und Artikelschreibern sind auch gewiß viele, die das Theater voll Ernst als eine Kulturinstitution, fähig einer großen nationalen Wiedergeburt, empfinden. Aber wenige unter diesen Pathetikern sind sich klar, daß ihr Chor mit ziemlich gleichen Worten zwei wesentlich verschiedene Dinge fordert, daß diese Idealisten im Grunde — je nach der Art ihres Temperaments — zwei ganz verschiedene Ideale haben. Sie sprechen wohl beide von der Entsühnung und Heiligung unseres Vergnügungslokals „Theater“ durch den Dienst reiner Kunst, sie fordern beide einen Raum voll tiefer Feierlichkeit, Darsteller von großer Hingebung, Zuschauer voll religiöser Andacht — aber an irgend einem Punkt offenbart es sich plötzlich, daß der eine ragende Tempelhallen im Geiste sieht, ein Amphitheater von vielen Tausenden gefüllt, eine monumentale Szene dröhnend vom Pathos festlicher Spieler — und der andere sieht einen kleinen stillen Raum mit gedämpftem Licht, eine Elite der Kultiviertesten lehnt auf weichen Sesseln und lauscht den leisen Worten, den sachten Geberden der Seelenentschleierer auf der schmalen, kaum erhobenen Szene. — — Wenn so (es geschieht selten genug) unsere Idealisten ihres Widerspruchs gewahr werden, pflegen sie weidlich aufeinander los zu schlagen. Der Intime schilt den Pathetischen einen unheilbar kulturlosen Plebejer, und der heißt ihn einen entnervten, jedes wahren Aufschwungs unfähigen Snob. Richtig scheint mir nun allerdings die völlige Unvereinbarkeit beider Ansichten; selbst der Glaube, auch nur einen Kompromiß zwischen ihnen zustande bringen zu können, stammt aus geistiger Unklarheit. Hier sind zwei Welten — so verschieden wie heroisches und philosophisches Leben, wie Tat und Leiden, wie Demokratie und Aristokratie. Aber ebensowenig als eine Uebereinstimmung beider Parteien scheint mir das absolute Recht für eine von beiden erweislich. Es geht durchaus nicht, dem intimen Theater jeden Sinn und Wert abzusprechen, mit dem Hinweis auf den Ursprung der Bühnenkunst. Gewiß ist die dramatische Darbietung in der festlich erregten Masse entstanden, gewiß ist der pathetische Schwung extatischer Chorführer

Google

die ursprünglichste Tonart der Szenenkunst — aber es ist ein trotz seiner Häufigkeit ganz grundloser Glaube, daß mit der Art der Entstehung zugleich die einzig mögliche und berechtigte Art zu sein und zu werden für ein Ding aufgezeigt sei. Aus jener Kunst der Massenextase, aus dem Drama der festlich erhobenen Rede und der großen Geberde hat die neuere Zeit in völlig organischer Weise ein stilleres Spiel entwickelt, das nicht mehr eine berauschte Masse in der Tiefe erschüttern, bezwingen, fortführen will, das den einzelnen, den Vorbereiteten, seiner Eingestimmten mit seiner leisen Wahrheit zu überreden, zu ergreifen trachtet. Es ist das „psychologische Drama" entstanden, das nicht an die großen, allen gemeinsamen Grunderfahrungen des Lebens rührt, das die individuelleren Verschlingungen der Lebenskräfte darstellt, kompliziertere Erfahrungen, die nur für ähnlich geartete Naturen von Bedeutung sind. In dieser neuen Art sind reine Meisterwerke entstanden, die auf eine ihrem Wesen angepaßte Szene Anspruch haben. Und weil weder „Torquato Tasso" noch „Rosmersholm", weder Maeterlinck noch Johannes Schlaf im mächtigen Amphitheater, vor den Augen der Tausenden, beim Dröhnen des tragischen Kothurns die richtige Resonnanz finden — deshalb ist das Festspielhaus nicht allein berechtigt; deshalb brauchen wir — um einen köstlichen Besitz unserer künstlerischen Kultur voll genießen zu können — das intime Theater.

Aber ebenso töricht ist nun die Behauptung der „Intimen", sie seien die allein Berechtigten, in ihrer Bühne liege Ziel und Sinn der ganzen Entwickelung, jede andere Art von Theaterkunst sei rückständige Barbarei. So liegt die Sache wahrlich nicht! — Das psychologische Drama stellt wohl einen Weg der Entwickelung dar, aber nur einen — und vielleicht sogar eine Sackgasse. Gewiß ist, daß die Dramen des großen, von Massenspannung lebenden, auf Massenerschütterung zielenden Feststils für uns keineswegs tot sind, daß ihr Pathos in uns Gefühle von ganz unersetzlicher Schönheit und Macht auslöst, und daß seit kurzem sogar das Geschlecht unserer jungen Dramatiker sich sehnsuchtsvoll um jenen Stil bemüht, der über die individuelle Wahrheit des Kulturmenschen hinausführt, zum Kampf der ewiggleichen Elemente, zur Notwendigkeit der großen Tragödie. Der Wille zur festlich hohen Bühnendichtung, die sich an alle wendet, weil sie vom allen Gemeinsamen handelt, ist wieder wach. Diesem Drama ist die tempelhohe Szene, sind die endlos aufsteigenden Reihen des Amphitheaters, die pathetischen Gebärden feierlichen Spiels die gemäße Resonanz. Deshalb ist das Festspielhaus heute ein lebendiges Ideal.

Um Macht und Ohnmacht der intimen Bühnen zu erkennen, um ihre Möglichkeiten recht klar gegen die Welt des Festspielhauses abzugrenzen, dazu bietet sich in Berlin jetzt eine vortreffliche Gelegenheit. Von diesem traurigarmen Bühnenwinter dürfte in das Gedächtnis der Theatergeschichte doch eines übergehen: die bis dahin vollendetste Ausgestaltung des Intimen Bühnen-Ideals in den Berliner „Kammerspielen". Als Ergänzung seines „Deutschen Theaters" hat Max Reinhardt ein Kammerspielhaus erbaut. Der Name scheint mir sehr charakteristisch gewählt — die Ausführung ist nicht minder glücklich. Ein schmaler, sachtansteigender, länglich rechteckiger Saal — holzgetäfelte Wände, teppichgedeckter Boden — weniger als zweihundert sehr breite, sehr bequeme Sessel aus rotem Tuch — schlanke weiße Kandelaber an den sonst schmucklosen Wänden. In den Kerzen verlischt ganz allmählich das elektrische Licht — und ohne Zeichen rauscht der Vorhang auseinander und öffnet den Blick auf die Szene, die, kaum erhöht, in der kleinen Breite des Saales und wenig tief, nur wie der letzte Abschnitt dieses vornehmen Raumes wirkt. Auf dieser Szene gab Max Reinhardt einige höchstvollendete Aufführungen: seinem dekorativen Geschmack kamen Künstler wie Munch, Slevogt, Orlik entgegen, seinem Regietalent dienten Schauspieler, die durch die Schule des Naturalismus gegangen, dieser nur verfeinerten, nicht veränderten Art des psychologischen Dramas wohl gewachsen waren. Die wilde Dur-Tonart des Hauptmannschen „Friedensfest" wurde ebenso gut wiedergegeben wie das überzarte Moll von Maeterlincks „Aglovaine und Selysette". Seltsame, krankhaft besondere Seelen auf ihren Irrpfaden zu verfolgen, die Stimmungeu ihrer Einsamkeit stilsicher zu gestalten, galt es hier wie dort. Und das Kammerspielhaus bewährte sich als rechte Resonanz. Von der Bühne kam Ton und Bild vielfach fein, vorsichtig und leise getönt, in dem schmalen, wohlverkleideten Raum ging keine Nuance verloren, und die Zuschauer, die in ihren ganz großen Sesseln fast einsam, fast jeder für sich saßen, konnten all ihre Nerven zur Einfühlung in dies fremde Leben stimmen. — — — Am Ende der Spielzeit aber führte man im Kammerspielhause Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring" auf. Es war keine „schlechte" Aufführung. Ein kluger Regisseur (Dr. E. Milan) war der sehr geschmackvolle und einsichtige Leiter, und unter den sonst tüchtigen Darstellern gab Friedrich Kayßler dem Gyges Blut und Seele echt Hebbelscher Art. Und dennoch mißlang diese Aufführung im Kern. Sie fand nicht ihre Resonanz im Kammerspielhaus. „Gyges und sein Ring" ist ein Festspiel — durch eine nur scheinbar sehr individuelle, erotische Problemstellung greift das Pathos des großen Dichters hier hindurch zu ganz allgemeinen ewigen Konflikten — in den Rausch der tragischen

Google

Notwendigkeit werden wir gerissen, die alles Leben gebiert durch den Vernichtungskampf von Scham und Freiheit, Gesetz und Willkür, Beharren und Bewegung. Das Pathos, das zu zu diesem Letzten strebt und jedem Verse der Tragödie Maß und Klang gibt, dies Pathos fand nicht Raum im Kammerspielhaus. Der laute Ton brach sich grell und unwillig an den zu nahen Wänden, die großen Gebärden drohten die kleine Szene zu sprengen, und der Zuschauer erschauerte beim Ansturm dieser hohen Leidenschaft in seiner patrizischen Isolierung und sehnte sich die Nähe der andern zu fühlen, mit denen vereint er solch ungeheures Schicksal ertragen kann, mit denen ihn der Anhauch dieser großen Glut in brüderliche Gemeinschaft schmelzen will. Dies Drama, das äußerlich so sehr auf intime Psychologie gebaut ist, verriet seinen flüssigen Feuerkern, seinen religiösen Willen — es suchte die Menge, die extatische Masse. Es fand einzelne Epikuräer und zerging. So zeigte sich, was das Kammerspiel nicht vermag. Es zeigte sich, daß wir das Festspiel brauchen. — Wir haben es noch nicht; weder in der Architektur noch in der Schauspielkunst ist die große harte Linie gefunden, die die Vielfältigkeit des modernen Menschen zu symbolischer Größe vereinfacht. Was Reinhardt in seinem Haupthause bietet, das ist trotz mancher Ansätze doch zumeist mit der viel zu grozen Fülle farbiger Details, psychologischer Nuancen, szenischer Intimitäten ein rein quantitativ vergrößertes und dadurch verdorbenes Kammerspiel. Es gilt, den Stil für das neue Festspiel zu finden.

Julius Bab.

Zu unserer Novelle. Henri Beyle (geb. 1783 in Grenoble), der sich nach Winckelmanns Vaterstadt das Pseudonym de Stendhal zulegte, an das sein weltliterarischer Name geknüpft ist, hatte während seines langjährigen Aufenthaltes in Italien (1830 bis 1842) kulturgeschichtliche Studien in verschiedenen Archiven gemacht und zwölf Bände altitalienischer Chroniken abschreiben lassen, aus denen er seine „Renaissancenovellen" (Chroniques italiennes), deutsch bei E. Diederichs in Jena, 1902, geschöpft hat. Auch zu seinem berühmten Roman „Die Kartause von Parma" (La Chartreuse de Parme), deutsch ebenda 1907, hat er sie als Vorbilder benutzt. Die Herausgabe weiterer Bände vereitelte sein unverhofter Tod in Paris (1842), und diese Schätze seiner Hinterlassenschaft gingen ungenutzt in den Besitz der Pariser Nationalbibliothek über. Die nachfolgende Novelle ist dem gänzlich unbenutzten Bande Aventures Napolitaines I (Ital. Fol. 296) entnommen und mit einigen Kürzungen wörtlich übersetzt, ohne die altertümliche Form und Sprechweise zu verwischen. Auf dem blutigen Hintergrund der verheerenden Eroberungskriege, mit denen die nordischen Barbaren, Franzosen und Deutsche, Italien, den Herd der Renaissancekunst und Kultur, überzogen, hebt sich eine Tragödie der Liebe und des verletzten Fürstenstolzes ab — ein kulturhistorisches Dokument für die wilden Sitten der Zeit und die unbedenkliche Justiz.

Einem neuen Sedan entgegen. (Bemerkungen zu v. Bredows Ausführungen.) „Doch das Jahr 1796 zeitigte auch einen Bonaparte, und das Volksheer von 1877 war eine große patriotische Tat." In diesen Worten erblicke ich ein ähnliches Mißtrauen, wie ich es beim Studium jenes Buches ebenfalls empfand, ausgedrückt. Ein Mißtrauen, das man überhaupt allen jenen Machwerken, die ich zur Gattung „Seestern 1906" rechne, entgegenbringen soll. Wohl sind die moralischen Faktoren, die Driant ins Treffen führt, mit anderen unsere große Stärke, unsere Ueberlegenheit über die meisten europäischen Heere, doch, so frage ich, bezweckt Driant damit, ein Lob auf unsere Armee auszusprechen? In keinem Falle. Mit der Herausschälung jener Tatsachen will er nur den deutschen Optimismus in Bezug auf Sieg, Macht, Ruhm noch bestärken.

Wie „Seestern 1906" uns Deutungen über wunde Punkte in der englischen Marine gibt, so versucht auch Driant hier, falsche Vorstellungen über die Leistungsfähigkeit der französischen Armee zu verbreiten, indem er besonders die Minderwertigkeit seiner Elemente ins grellste Licht stellt. Welch anderen Zwecken sollen diese Bücher sonst dienen; vielleicht denen der Unterhaltung? Nein! Es gibt allerdings auch derartige, höchst traurige Beispiele, wie Bilses „Aus einer kleinen Garnison" und andere; doch stehen diese in keiner Weise mit jenen im Zusammenhang, sind vielmehr meist harmloserer Natur. Man sieht also, wie gefährlich derartige Bücher werden können, die auch noch meistens unter der Flagge großer Wissenschaftlichkeit segeln, und gehe nur mit größter Vorsicht heran.

Ich glaube immer, die Absicht der Verfasser herauslesen zu können, die darauf ausgeht, Deutschland über die Stärke der Nation zu täuschen, die in einem eventuellen Krieg mit größter Bestimmtheit seine Gegner sein dürften.

W. Schmidt.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fest, Wien I. — Verlag Marquart & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 23. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

DER TANZ

von

OSKAR BIE



Ein stattlicher Band in gr. 8°. 21 Bogen Text mit 100 Bilderbeilagen und reichem Buchschmuck von Karl Walser in echt Pergament gebunden M. 25.—. Luxusausgabe auf Japanpapier in 30 numerierten Exemplaren gedruckt in echt Pergament gebunden M. 100.—

MARQUARDT & Co., BERLIN W. 50

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 7 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | **26. Juli 1907**

Die Politik als Beruf.

Von Werner Sombart.

Das politische Leben weist große Verschiedenheiten auf, nicht nur nach den Sphären, in denen es sich abspielt, nach den Gebieten, auf denen die politische Tätigkeit sich vollzieht, sondern ebenso große und vielleicht noch gründlichere je in den verschiedenen Zeitepochen, in denen sein Artcharakter als Ganzes wechselt. So trägt auch das politische Leben der Gegenwart (in den Kulturländern, versteht sich) übereinstimmende Züge, die es von dem aller früheren Zeit unterscheidet und die aus den Grundbedingungen moderner Staaten sich zwanglos erklären.

Alles politische Leben der Vergangenheit spielte sich entweder ab in großen Staaten, die dann aber stets despotisch — „absolut“ — regiert wurden (ohne Anteilnahme des Volkes). So alle orientalischen Despotien, die großen Reiche Ostasiens, das römische Kaiserreich, die modernen Großstaaten bis zum Beginn der konstitutionellen Aera.

Oder — wo das Volk an der Regierung Anteil nahm — waren es kleine Gemeinwesen von höchstens der Größe einer Mittelstadt in unserer Zeit, so die Dorfgemeinschaften, die Stadtgemeinden und Stadtstaaten des Altertums oder des europäischen Mittelalters.

Damit war die Stellung des Bürgers zur Politik von vornherein auf natürlichem Wege bestimmt: in den Absolutien hatten die Staatsangehörigen selbstverständig gar keinen Anteil am politischen Leben, in den Demokratien ebenso selbstverständig nahmen sie teil. Die Betätigung im politischen Leben steht hier für jeden (Voll-)Bürger ebensowenig in Frage wie seine Betätigung in seinem Hause oder seinem bürgerlichen Berufe. Der einzelne fühlt sich als Glied des Gemeinwesens, dessen Gestaltung und Schicksale seine eigenen sind. Er wird in diesem Sinne als „politisches Tier“ bezeichnet von Aristoteles, der unter „Politik“ nichts anderes verstand als die Lehre von der Lebensbetätigung der Bürger, soweit diese auf die Polis — die heimatliche Stadtgemeinde — gerichtet war. Im gleichen Sinne mußte der Bürger Athens oder des republikanischen Roms, in gleichem Sinne der Bürger des mittelalterlichen Florenz oder Nürnberg die Betätigung am öffentlichen Leben als selbstverständlichen Teil seiner gesamten Lebensbetätigung empfinden. Es war noch die unreflektierte, ungelöste

Google

Verbindung zwischen Einzelglied und Organismus, was hier die Grundlage einer selbständigen Eigenbetätigung als Zoon Politikon jedes einzelnen Bürgers bildete.

Das aber mußte sich von Grund auf ändern mit der Entstehung der modernen Staaten. Denn diese sind wesensverschieden in ihrer Struktur von irgend einem früheren Gemeinwesen. Es sind große Millionenreiche, die ihre Herrschaft über weite Länder, zum Teil über Erdteile erstrecken (wie kaum das römische Kaisertum) und ruhen doch auf demokratischer Grundlage, das heißt lassen die Bürger in mehr oder weniger weit gesteckten Grenzen Anteil nehmen an den Regierungsgeschäften, somit am politischen Leben.

Die grundsätzliche Veränderung aber, die dieses erfuhr, äußerte sich zunächst und vor allem in der Entstehung eines selbständigen politischen Gewerbes, einer Zunft von Berufspolitikern, die nicht (wie ehedem in den Absolutien) zu dem kleinen Häufchen der Herrschenden und auch nicht zu deren ausführenden Organen (der Bureaukratie) gehörten, sondern die sich als eine immer zahlreicher werdende Gruppe innerhalb der Bürgerschaft selbst ausbreiteten.

Daß diese Differenzierung eintrat, die politische Tätigkeit den Inhalt eines selbständigen Berufes bildete, war in der Notdurft der Verhältnisse begründet: mit der zunehmenden Kompliziertheit des staatlichen Lebens einerseits, der zunehmenden Demokratisierung des Gemeinwesens andererseits wuchsen die Mengen von Arbeitslast, die zu bewältigen waren, um die politische Maschine im Gange zu erhalten (sei es, um die von der Verfassung stabilierte Anteilnahme der Bevölkerung an den Regierungsgeschäften ins Werk zu setzen, sei es, um diese selbst auszuführen); wuchsen aber auch die technischen Schwierigkeiten aller mit der Politik verknüpften Vornahmen so gewaltig, daß die bloß gelegentliche Beschäftigung mit diesen Dingen nicht mehr ausreichte, um sie gründlich und sachgemäß zu betreiben.

(Diese Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der modernen Demokratien und Großstaaten einerseits und der Entwicklung eines Berufspolitikertums andererseits kann man am besten verfolgen in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo ja alle Modernität zur stärksten Entfaltung gekommen ist.)

Die unmittelbare Folge nun aber dieser Ausscheidung eines besonderen politischen Berufs mußte naturgemäß die sein: daß nun die große Masse der Bürger von der regulären Mitwirkung an der Politik ausgeschlossen blieb (während doch die Verfassung von der Fiktion ihrer Mitarbeit ausgeht), daß also der nicht berufsmäßig tätige Politiker „Laie“ oder „Dilettant“ in allen politischen Fragen wurde, somit seine Mitwirkung am politischen Leben Komödie oder Kannegießerei oder Kirchturmspolitik wurde. Während der Berufspolitiker sich zum Dilettanten in allen Fragen wandelte, die nicht in das von ihm beherrschte Handwerk einschlugen: in allen Fragen des geistigen oder materiellen Lebens also überhaupt: es mag sich um Kunst oder Landwirtschaft, um Militärwesen oder Armenverwaltung, um Kolonien oder Universitäten handeln.

*

Das Gewerbe der Politik selbst aber gehört wohl zu den schwierigsten, mühsamsten und ödesten von allen Gewerben unserer Zeit. Die Tätigkeit des modernen Politikers (der immer auf Massenwirkung ausgehen muß) läßt sich ihrem Inhalt nach in zwei Hauptteile

Google

zerlegen: eine mehr exoterische, für die Wirkung nach außen bestimmte, und eine mehr esoterische, auf Innenwirkung berechnete.

Die exoterische Tätigkeit besteht darin, die große Masse unausgesetzt für die Fragen der Politik zu interessieren und ihr Interesse in eine bestimmte, vom Regierungs- oder Parteiprogramm vorgeschriebene Richtung zu lenken: was sich in dem einen inhaltsschweren Wort Agitation zusammenfassen läßt. Das ist eines der peinlichsten und undankbarsten Geschäfte, bei dessen Betrieb der, der es ausübt, leicht an Leib und Seele Schaden leiden kann. Gilt es doch unausgesetzt — ob man selbst dazu geneigt oder die Gelegenheit dazu angetan ist — „Stimmung" zu machen, immer „die Flamme der Begeisterung" zu schüren; gilt es doch, zum 1001. Male dieselbe Sache (an die man vielleicht selbst nicht mehr glaubt) mit „feuriger Energie" in Wort und Schrift zu vertreten; gilt es doch, jederzeit mit seinem Urteil fertig zu sein; gilt es doch, jederzeit eine Frage im Sinne des einmal angenommenen Programms zu entscheiden; gilt es doch, „unentwegt" dem politischen Gegner mit Emphase entgegenzutreten, mag man zehnmal der Meinung sein, daß er recht habe.

Das esoterische Wirken des Politikers dagegen besteht vornehmlich in zweierlei: in der Erledigung der laufenden Geschäfte der Gesetzesmacherei und was dazu gehört und der für die Instandhaltung der politischen Maschine erforderlichen Maßregeln, wozu eine gewisse Routine und — Selbstverleugnung vonnöten sind, und in einem unausgesetzten Abwägen und Ausnutzen der politischen Konstellation, einem steten Handeln und Feilschen um Stimmen bei den parlamentarischen Aktionen. Wobei einige die Drahtzieher, andere die Puppen abgeben, die von jenen in Bewegung gesetzt werden.

Ist der so beschaffene Inhalt der berufspolitischen Tätigkeit schon an sich geeignet, dieses Gewerbe in Mißkredit zu bringen, so wird es durch die Formen, in denen es heute betrieben wird, gar erst zu einer unheimlichen und widerwärtigen Kunst. Diese Formen sind mit Notwendigkeit aus den Bedingungen erwachsen, unter denen heute Politik gemacht wird. Da ist zunächst die Schwierigkeit: die politischen Ideen, Gedanken, Stimmungen einer sehr großen Menge von Menschen, die über ein sehr großes Gebiet zerstreut leben, rasch und eindringlich mitzuteilen. Dieser Schwierigkeit sucht man dadurch Herr zu werden, daß man den zur Mitteilung bestimmten Inhalt in eine möglichst geeignete Begriffsformel kleidet und diese mit einem möglichst konzisen Ausdruck belegt und dann dieses gedankliche Präparat des wirklichen Lebens weiter reicht. Diese kurz den lebendigen Vorgang, den lebendigen Tatbestand dem Intellekt in Pillenform zuführende Methode des Politikers ist die in jedem offiziosen Communiqué, in jeder Agitationsrede, in jedem Leitartikel angewandte. Die Pillen, in denen dem hungernden Magen des Parteigenossen die politische Kost vorgesetzt wird, nennen wir Schlagworte. Das Wichtige bei diesem Verfahren ist nun dieses: daß in diesen Schlagworten schließlich alles wirkliche Sachverhalten, alle lebendige Wirklichkeit eingekapselt wird, daß die Vorstellungen und Empfindungen des aktiv wie passiv politisch Tätigen schließlich von dem Quell des Lebens ganz abgedrängt werden und nur noch in dieser unwirklichen, verzerrten, verwaschenen Begriffswelt des politischen

Google

Schlagwortes eingeschlossen bleiben, daß er vom Leben selbst überhaupt nichts mehr hört noch sieht. Das Lebendige stirbt und das Tote lebt allein weiter

Diesen Prozeß, die wirklichen Vorgänge in ein System von selbständig weiter lebenden und weiter wirkenden Begriffen und Schlagworten umzuwandeln, kann man als Mechanisierungsprozeß bezeichnen. Er vollzieht sich auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens, besonders rasch und besonders umfassend jedoch auf dem des politischen Lebens, wo er gefördert und beschleunigt wird durch die vollendete Uebermittelungstechnik unserer Zeit, die es gestattet, ein politisches Schlagwort in wenigen Stunden zum Gemeingut einer großen Menge zu machen: diese Menge nimmt das Schlagwort meist schon auf, ohne den zugrunde liegenden sachlichen Tatbestand zu kennen, ohne den Sinn des Wortes nachprüfen zu können oder zu wollen. Damit aber wird das Schlagwort rasch gleichsam objektiviert: es wurzelt sich ein.

Wenn wir einmal in den politischen Aeußerungen in Wort und Schrift Umschau halten, so bemerken wir beim ersten Hinsehen, daß alle Mitteilung nicht mehr auf lebendiger Sachbeschreibung aufgebaut ist oder auf diese abzielt, sondern daß sie ein Hinüberreichen und Zurücknehmen von Schlagworten ist, die niemand mehr auf ihre Wahrhaftigkeit oder ihren Sinn hin prüft, mit denen sich vielmehr eine traditionelle Vorstellung verbindet, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Man denke etwa an Ausdrücke wie diese: Schutz der nationalen Ehre; Brotwucher; Kohlenbaron; Reichsfeind; Klassenjustiz; Militarismus; Ausbeutung; Kulturkampf; Klerikalismus; Umsturzpartei, alles Ausdrücke, die für jeden nachdenklichen Menschen ohne allen Sinn sind, die vielleicht einmal einen guten Sinn hatten, den sie aber längst verloren haben, oder die nie einen vernünftigen Sinn besessen haben. Sie aber bilden das tägliche Brot für jeden auf der politischen Arena tätigen Menschen.

Eine Mechanisierung der geistigen Vorgänge, wie sie eben geschildert wurde, wird immer verödend wirken; aber ganz und gar zerstörend auf alles lebendige und feine Seelenleben wirkt sie, wenn sie mit einem anderen Vorgange zusammen auftritt, dem, was man die Simplifizierung nennen kann. Und das ist im politischen Leben unserer Tage der Fall.

Da in diesem nämlich alle Uebermittelung geistiger Inhalte in der Form erfolgen muß, daß sie auch der ungeheueren Masse der geistig Armen verständlich ist, so muß das Niveau der Ansprüche, die an geistige Fähigkeiten gestellt werden, das denkbar niedrigste sein. In der Tat sind ja alle gesprochenen oder geschriebenen Aeußerungen politischer Natur heute von einer solchen intellektualen Dürftigkeit, daß jedem Mann von etwas Geist vor ihnen grausen muß. Und das Schlimme ist, daß diese Anpassung an das niedrige Niveau der großen Masse nicht nur auf intellektuellem, sondern ebenso auf moralischem und ästhetischem Gebiete sich vollzieht.

Ich berühre damit das weitschichtige Problem der Demagogie, das ich aber hier noch nicht gründlich erörtern will, da es eine liebevolle, ausgiebige Behandlung verdient. Ich begnüge mich hier mit der Feststellung der notorischen Tatsache, daß unser politisches Leben heutzutage immer mehr die Form der Demagogie annimmt und daß damit die ethischen und ästhetischen Anforderungen, die man im politischen Kampfe stellt, naturgemäß

Google

immer geringer werden: ein notwendiger Prozeß, wo die Masse in das politische Getriebe hineingezogen wird. Man geht immer laxer mit der Wahrheit, immer laxer mit der Ehre des Gegners um und man nimmt immer mehr die Manieren eines Rüpels und eines Rowdys an — begreiflicherweise dort um so rascher und nachhaltiger, wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat.

Geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh: das ist die Signatur, die unser politisches Leben offensichtlich von Tag zu Tage mehr annimmt.

*

Wie nun soll sich der Gebildete verhalten angesichts des Entwicklungsganges, den die Politik in unseren Tagen nimmt? Offenbar kommen nur zwei Möglichkeiten für ihn in Betracht: entweder er bleibt allem politischen Leben fern, oder er wird Berufspolitiker oder widmet doch wenigstens einen großen Teil seines Lebens der Beschäftigung mit der Politik. Denn die dritte Möglichkeit fällt für ihn aus: die Rolle des politischen Herdentiers zu spielen, das besinnungslos seinem Parteileithammel (der unter Umständen der Regierungsmann selber ist) folgt und ohne Murren das Futter hereinfrißt, das ihm in die Krippe geworfen wird.

(Sollte wenigstens für ihn ausfallen, tut es aber leider nicht immer, wie unlängst wieder die Versammlung der „Intellektuellen" Berlins bewiesen hat, in der zugunsten der Kolonialpolitik demonstriert werden sollte. Es macht einen beschämenden Eindruck, wenn man bei solchen Gelegenheiten sieht, wie Leute von Geist von einem beliebigen politischen Drahtzieher in der fürchterlichsten Weise eingeseift werden, Leute, denen der Mangel an politischem Verständnis aus allen Poren dringt und die darum gutmütig genug sind, irgend eine banale Bierbankrede als Ausdruck höchster politischer Weisheit sich anzuhören und ohne allen Sinn die ihnen vorgelegten „Resolutionen" zu votieren.)

Daß die berufs- und gewerbsmäßige Beschäftigung mit der Politik für jeden Mann von Geist, Anstand und Geschmack abschreckend wirken muß, ist aber nach dem, was wir von ihrem Inhalt und ihrer Form in Erfahrung bringen konnten, wohl selbstverständig. Damit er sich entschlösse, das Widerwärtige doch zu tun, müßten ihm große Preise winken: Sachpreise, wenn es sich etwa um wirklich wichtige Fragen von großer prinzipieller Bedeutung handelt, an deren Entscheidung er mitwirken kann. Persönliche Preise: die Aussicht auf eine einflußreiche Stellung im Staat, auf Macht und Ansehen: jene vielfachen personal- und formalpolitischen Interessen, von denen ich in einem der früheren Artikel gesprochen habe. Wie aber steht es mit diesen Preisen in Deutschland, von dessen politischem Leben wir doch reden? Sind sie derart, daß sie den gebildeten Menschen zur Ueberwindung seines Ekels vor der Beschäftigung mit der Politik veranlassen können? Nein, das sind sie ganz und gar nicht. Und daraus entnehmen wir abermals eine Erklärung für die Tatsache, weshalb gerade in Deutschland die Gebildeten aller Politik sich fern halten.

Aber wir werden doch genau prüfen müssen, warum in Deutschland jene Preise dem Politiker nicht winken, und welche besonderen Umstände in Deutschland die Befassung mit politischen Dingen abstoßend machen. Das soll wieder in den folgenden Untersuchungen geschehen.

Google

Sein und Werden.

Im lieben Deutschland kräuselt kein Windchen die flache See des politischen Lebens. Unsere Prominenten sind weg, baden sich den alten Parlamentsstaub vom sommermüden Körper und freuen sich, daß endlich, endlich nun des Aktenalltags Einerlei lieblicherem Wechsel den Platz zu lassen hat. In Norderney erholt sich nach strapaziöser Arbeit der (wem doch?) verantwortliche Leiter unserer auswärtigen Geschicke und inneren Sorgen vom wechselreichsten seiner Kanzlerjahre. Ob er mit der Bilanz zufrieden ist? Er hat mehr als früher diesmal vom Nervenkapital zugesetzt und manchmal des Nachts wohl ans Gitterthor geschaut, ob Musketier Sensenmann nicht zum letzten Kanzlergang lud. Gnädig schwebte der Kelch indeß vorüber; und heute wird schon wieder der Lokalanzeiger zur Bescheinigung der großen Rüstigkeit entboten (woraus, in Parenthese, die Zeichendeuter und Opferbesprecher ersehen konnten, daß es mit der vielbeschwatzten Entthronung Augusti Scherls noch gute Weile habe), wird jedem auf Succession Hoffenden also abgewinkt. Warum auch nicht? Hat er nicht Alles, was er wollte, erreicht: den Liebenberger ist er für immer los, das Centrum in den Winkel gedrückt, Posadowsky nicht mehr beschwerlich, Herr Dernburg noch immer in der Gnade, und im schönsten aller Reichstage gabs keine einzige unbequeme Frage. Und im internationalen Wettrennen stehn unsre Chancen auf Gewinn. In ein paar Monaten werdet ihr sehn, wie genial die Wege waren, die er uns führte, und wie jämmerlich blamirt die sind, die seinem Führerwerth mißtrauten. Vorläufig, freilich, stört manche Kleinigkeit noch den ungetrübten Genuß. Kein Mensch von Urtheil glaubt an ein langes, Niemand an ein fruchtbares Leben der konservativ-liberalen Paarung. „Man regiert nicht," hat schon Cavour gesagt, „auf der Spitze einer Nadel". Was an großen Aufgaben Erledigung heischt, ist mit dieser wunderlichsten aller politischen Mißgeburten nicht zu erreichen; ein Vereinsgesetz, ein Börsengesetz, eine Finanzreform, eine Strafproceßreform, ein halbes Dutzend anderer Novellen, für die die Herren Oldenburg und Wagner, Müller-Meiningen und Schrader stimmen könnten, müssen gottvoll aussehen; und von der Produktivität des Geschöpfes, das einer Lüge sein Entstehen dankt, haben wir ja einen kleinen Begriff schon bekommen. Doch was in den vier Flitterwochen ging, hat ein Ende, wenn der Werkeltag seine Rechte fordert. Der Liberalismus hat sich mit der großen Lüge eingelassen. Männer pflegen, ehe sie sich entscheiden, ihres Handelns Folgen zu überdenken, pflegen zu erwägen, ob sie die Consequenzen zu tragen den Muth, die Kraft und den Willen haben. Pflegen zu wissen, daß man, nach Bismarcks Wort, „nicht mehr auf jeder Station umkehren kann, wenn man eine Politik einmal falsch instradirt hat", und daß man ungestraft nicht seine That feige im Stich lassen darf. Die gigantesken Geister des Freisinns haben ihre Entschlüsse gewiß reiflich überdacht, sorgsam erwogen, quid valeant humeri, quid ferre recusent. Auch nicht aus dem Bereich ihrer Rechnung gelassen, daß das Centrum nach jahrelanger, oft gescholtener Willfährigkeit, grundlos mit Hohn und falscher Verdächtigung plötzlich aus der Gnadensonne gezwungen wurde, die ohne seine, oft wie Verrath geschmähte, Nachgiebigkeit längst nicht mehr scheinen würde, und daß ihnen vielleicht ein ähnliches Schicksal einst blühen kann. Dankbarkeit braucht der Politiker nicht zu üben; doch hat schon Goethe gewarnt: „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige

Go gle

Menschen wären undankbar gewesen.“ Ein Ziel, soviel steht jedenfalls außer Zweifel, ein erkennbares Ziel hat unsere innere Politik zur Zeit nicht.

Hat die äußere eins? Wer den Schalmeien lauschte, müßte es glauben, müßte wähnen, daß unsere Lage sich gründlich geändert habe. „Wie lange, schrieb neulich die Vossin, ist es her, daß man nahezu allenthalben Unbehagen, wenn nicht Unruhe über die Beziehungen zum Ausland empfand? Alle Welt sprach von der Einkreisung, der Vereinsamung Deutschlands, wenn es auch noch nicht ganz so weit gekommen war, wie der Zar, der einst Montenegro seinen einzigen Freund nannte. Wunderlich, wie schnell sich das Blatt gewandt hat! Heute hat man (hat man?) allgemein das Gefühl, daß sich Deutschland in einer ganz angenehmen Lage befindet und gar keinen Grund hat, der Zukunft besorgt entgegen zu sehen. Angeblich eingekreist und isolirt, anscheinend von verschiedenen Seiten ernstlich bedroht und von schweren Gefahren umgeben, hat Deutschland mit einem Male wieder eine Stellung gewonnen, die alles eher als besorgniserregend ist. Die Wolken haben sich zerstreut. Und wenn es kritische Zeiten gegeben hat, so hat Deutschland sie ohne Einbuße an Achtung und Ansehen überstanden.“ Jubilate. Und erkennt nachher, daß euch eine Sirene geäfft hat. Die Lage hat sich gar nicht gebessert. Vor wenigen Wochen noch wurde der neue englisch-französisch-spanische Vertrag bekannt, der sich gegen uns, und nur gegen uns, richtet (mit der Entwicklung der Dinge in Ostasien freilich ebenfalls in Zusammenhang steht). Was sonst auf dem weiten Erdenrund hätte sich verschoben? Zu unsern Gunsten ganz sicher nichts. Mit Rußland konnten wir längst in einem besseren Verhältniß sein; wir habens versäumt. Wenn es jetzt Frankreich in der „Novoje Wremja“ etwas unsanft an seine Ehepflicht gemahnen ließ, so hats damit nur gezeigt, daß der Draht zwischen Berlin und Petersburg noch immer nicht recht funktioniert, und lieber an der Seite der undankbaren Marianne bleiben, als neue Wege beschreiten will. (Daß ein deutscher Legationsbeamter dabei wieder verdächtigt wurde, gehört zur Förderung des von uns mit so heißem Eifer erstrebten rapprochement und paßt in die Situation.) Und ob die Augustbegegnung in der Ostsee alte Verstimmungen zu bannen und die größten Landmächte des Continents einander näher zu bringen vermag, wollen wir abwarten. Geht der offiziöse Spektakel diesmal wieder zu früh und zu laut an, so können wir erleben, daß die Feier noch in letzter Minute wieder abgeläutet wird. Das erste Mal wärs nicht, daß es so kam, und Nicolai Alexandrowitsch hat die Welt schon manchmal überrascht. Gefährlich müßte auch der Irrtum werden, daß Frankreich und Rußland sich entfremdet wären. Hat nicht Herr Clemenceau bedingungslose Satisfaktion durch seine Mannen anbieten lassen und lächelnd das Haupt des Herrn Combes auf den Block gelegt? Wenn Rußland heute Geld will, jede Summe, die es wünscht, wird ihm auf den Tisch gelegt. Seine Lage im Innern ist so gut, wie seit Jahren nicht; von Revolution ist nicht mehr die Rede. Draußen kanns ins Allgemeine schweifen und mit dem großen Strom des Lebens gehn; denn es sitzt mit in Eduards Konzern, der ihm nie schaden, doch, durch die Gewährung eines ungestörten Ausbaus seines Innern, sehr nützlich werden kann. Im Osten hat es nichts mehr zu fürchten und ist im unbestrittenen, gesicherten Besitz seines Riesenlandes. Mit Japan hat es sich verständigt, Ni Höng hat bereits die Sporteln bezahlt (die Haager Gesandtschaftskomödie gehört zum Diplomatenbetrieb und ist nur, gut inscenirter, Vorwand). Vermag es sich mit dem Sonnenland dauernd gut zu stellen, so wird es bald wieder im Osten mächtiger sein als irgend eine andere europäische Macht. Und Japan ist, als Continentalmacht, nun leichter verwundbar, wäre ohne Rußlands Freundschaft auf ein Menschenalter hinaus in seiner politischen Entwicklung gehemmt. Nichts drängt Rußland momentan an unsere Seite und Optimisten nur können von den Leoniden eine Aenderung unserer Lage erhoffen.

Google

Wenn uns eine Entente mit Rußland aber nicht winkt, was wäre sonst, was uns Grund zum Jauchzen gäbe? Von dem Wahn, mit Frankreich in ein besseres Einvernehmen zu kommen, sind wir nach der letzten Blamage nun hoffentlich auf Jahre hinaus geheilt. Sie hätten wir füglich uns sparen können. Selten ist eine Werbung so einstimmig und so entschieden abgelehnt worden, selten freilich auch eine ungeschickter begonnen. Und daß unsere Regierenden ohne Grund wieder einmal den Kaiser ins Vordertreffen ließen, soll ihnen nicht vergessen werden.

(Eben hat, um das nette Werk zu krönen, unser Durchlauchtigster in Norderney Herrn Huret, der unsern Kaiser der Furchtsamkeit zieh, die belastete Brust geöffnet. Herr Huret war, als galanter Gallier, dankbar, fand in dem Mann, der vor Tagen erst Posadowsky wie einen Taglöhner aus dem Amt trieb, einen Engel; fand „es sei schwer, sich gleichzeitig eine ungezwungenere und lächelndere Freundlichkeit, mehr Würde und Autorität vorzustellen", und „übergeht die Komplimente, die so liebenswürdig sind, daß er sie nicht wiederholen kann". Und also sprach, nach der Kieler Woche, des Deutschen Reiches Kanzler: „Erst Détente, dann Entente; nach ein paar Jahren der Détente wird die Entente, wenn sie kommen soll, schon kommen. Frankreich gegenüber, das ein sehr eindruckfähiges Land ist, bedarf es sehr viel Takt, Mäßigung und Geduld. Die Zeit arbeitet für den Frieden. Aber es darf natürlich keine Zwischenfälle geben, die wieder Alles in Frage stellen." Und wiederholte mit einer Beharrlichkeit, die dem Aushorcher auffiel: „Es gehört dazu enorm viel Takt, viel Mäßigung und noch mehr Geduld." Also sprach, zwei Wochen nach den Bordgesprächen, unser Kanzler, und läßt, wie die Verfassung es will, vor aller Welt seinen Kaiser im Stich. Hat die Welt je solche Ritterlichkeit gesehn?)

Ists nach Allem, was die langen Jahre schon Schmerzliches brachten, nun noch immer nicht genug? Sollen wir uns Tag vor Tag an dem Auslandgeschwätz weiter ärgern? „Parlera-t-il? Ne parlera-t-il pas? — Cette question courrait dans toutes les bouches", schreibt Huret, der malitiöse Holzbock des Figaro, in seinem Buch über Deutschland. (Ist der Ruhm, ein guter Plauderer zu sein, für einen Monarchen denn gar so groß? „Il nous fault prendre garde — schon Montaigne hats erkannt — combien c'est de parler à son heure, de choisir son poinct, de rompre le propos ou le changer, d'une auctorité magistrale, de se deffendre des oppositions d'aultruy par un mouvement de teste, un soubris, ou un silence, devant un assistance qui tremble de reverence et de respect." Und der Corse pflegte zu spotten: „Gestehen Sie, daß es auf diesem Sitz sehr leicht ist, Geist zu haben".) „J'ai l'impression qu'il n'a relevé ses poils en croc que pour cacher sa vraie nature qui est celle d'un timide." Daher: „Guillaume le Pacifique". Sorgt also nicht, daß er je mit den Waffen euerm Planen ein Ziel setzt. Nicht von ihm gilt, was Aeneas Silvius, der als Pius II. den Stuhl Peters bestieg, von Albrecht, dem Habsburger, einst sagte: In armis promptus, facere quam dicere malebat. Die Legende kommt auf und hat in Kiel neue Nahrung erhalten. Mit ihr erst aufzuräumen, wäre wichtiger, als einen Onkel zu besuchen, der vom ersten seiner Regententage an uns mit Unfreundlichkeiten bedacht, manches Wort in Kurs gesetzt hat, das den Deutschen verletzen mußte. Mit Furcht und Kleinmut, mit Schwarzseherei und Nörgelsucht hat das Alles nichts zu schaffen. Kein Vernünftiger hält uns für schwach: Nur von dem Einfluß ist die Rede, den wir auf die Erledigung der Weltgeschäfte haben, und von dem traurig großen Maaß, um das es hinter dem zurückbleibt, den wir, kraft unserer Macht, der Tüchtigkeit, dem Fleiß unseres Volkes, der Schärfe und Bereitschaft unseres Schwerts haben könnten und sollten. Keine Sophistik wird die Differenz verwischen. Kein Preßbureau uns auf die Dauer darüber täuschen, mag hundertmal auch alles Ungünstige unterdrückt

Google

oder ins Harmlose umgedeutet, Zweifelhaftes mit sehr bewußter Geschicklichkeit zu großen Erfolgen umgedichtet werden.

Eben haben wirs wieder durchgemacht. Freiherr Lexa von Aehrenthal hat Herrn Tittoni, des Kanzlers Freund und treuem Bundesgenossen, seine Antrittsvisite in Desio gemacht und fuhr mit ihm zu Victor Emanuel nach Racconigi. Was zwischen Italien und Oestreich abzumachen war, wurde abgemacht. Wenig wars nicht; und das Resultat, ward verkündet, könnte gar nicht günstiger sein: was wünschbar war, ist erreicht und für alle Zeiten gesichert; der Dreibund vornan. Und die beiden erlassen dann eine Kundgebung, in der der dritte Verbündete mit keiner Silbe erwähnt wird, „weil, wie Aehrenthal erzählte, kein Anlaß dazu vorlag". Sehr hübsch. Inzwischen hat Herr Clemenceau offiziossissime erklären lassen, daß „sich Italien jetzt endgültig an Frankreich und England angeschlossen habe", und Herr Judet, dem man ein Faible für Eduard und seinen Prokonsul gewiß nicht nachsagen kann, findet, daß wir wieder einmal die Uebergangenen seien. Ob er Recht hat, stehe dahin; sicher ist, daß wir zum Jubiliren keinen Grund haben (obwohl unsere Offiziösen die Sache wieder als großen Erfolg ausposaunt wissen wollen). Am allerwenigsten, wenn, wie man vermuthen muß, Oestreich und Italien sich wirklich über Alles, was sie bis zur Stunde trennte, einigten. Oestreich war bisher noch das einzige Land, das uns die Treue hielt. Hat er auch von Italien nun nichts mehr zu besorgen, so kann auch der Doppeladler nun frei optiren nach Herzensdrang oder Vernunftgeheiß. Mit Rußland hat er sich in der Mürzsteger Konvention, die Lexas Werk ist, geeinigt; jetzt mit Italien. Keine Balkansorge drückt Franz Josephs altes Auge. Tu felix Austria opta! Mehr als ein Thor steht Dir nun offen.

Und nun? Wir stehen allein, so einsam, wie das alte Preußen einst unterm vierten Friedrich Wilhelm. Aengsten brauchen wir uns deshalb nicht. Wir sind stark genug allein und haben auch ohne Bündnisse nicht zu zittern, denn wir überschätzten sie nicht. „Alliancen, schrieb der Große Kurfürst in dem Traktat, der als sein politisches Testament durch die Geschichte geht, Alliancen seindt zwar gutt, aber Eigene Kräfte noch besser, darauff kan man Sich sicherer Verlassen." Doch daß eine Politik, die das, nach dem Kanzlerwort, bündnisfähigste Land der Welt auf den Isolirschemel brachte, eine unfähige sei, leidet keine Frage; und daß wir einen Theil unserer Kraft in fruchtlosen Friktionen vergeuden, ebensowenig. Findet der Kanzler seine Kräfte noch immer nicht unzulänglich? „Es giebt einen Stand der Gnade für Minister und Ehemänner, sie merken es nicht, wenn die Liebe schwindet", pflegte, nach Treitschke, Cavour zu sagen. Die Zeit der Liebe, steht zu fürchten, ist auch für Seine Durchlaucht nun vorbei; zehn Jahre hatte er, nun möchten wir um einen klaren Status bitten. Wo sind die Feste, die den Lebenden eine Freude, Kommenden eine stolze Erinnerung sein könnten? Vergebens müht sich des Suchers Blick nach leuchtenden Punkten ab. „On pourra partager les ambassadeurs, schrieb Katharina, die Anhalterin, vor hundertdreißig Jahren an ihren Beichtvater Grimm, hardiment en deux classes, et nommer les uns Walfischjäger et les autres Heringsfänger." Walfische haben wir, trotz der Nordlandreisen noch keine erjagt, nie auch nur von ferne einen gesichtet. Marianen, Karolinen, Sonnenplätze: just Herrlichkeiten, die im dräuendsten Wetterwinkel liegen. Oder liegt die Schuld etwa nicht beim Kanzler, wird er nicht, wie sichs gehörte, informirt? Dann sorge er schleunigst nun endlich für bessere Gehilfen. In Paris und London, Petersburg, Washington und Tokio wenigstens. Wie oft schon wurde beseufzt, daß die Herren keine Witterung haben, Stimmung und Interessen der Menschen nicht kennen, mit denen sie denselben Himmel und die Athmosphäre theilen. Keine Großmacht ist so unzulänglich wie wir vertreten; fast jedes Ereignis trifft uns überraschend, in einer Zeit, die, nach Lamprechts gutem Wort, im Zeichen „einer,

Go gle

wenigstens vorläufig, sehr großen geographischen Gleitbarkeit gerade der weltgeschichtlichen Interessen" steht, und in wenigen Jahren Aenderungen in den politischen Konstellationen sah, wie selten eine Zeit vor ihr. Und, wenn nicht alle Zeichen trügen, neuen Aenderungen entgegeneilt.

Tausend Jahre und mehr mögen es sein, seit auf einen Stein im Tempel Nakushiji in Yamato eine Spur von Buddhas Fuße und die Verse drunter eingeschnitten wurden:

Des Helden
Eingetretne Fußspur
Ist auf dem Felsen
Noch jetzt zurückgeblieben.
„Sieh sie, und übe Geduld!"
Sagt sie, „üb' lange Geduld!"

Der also rieth, hat seinem Volke gut gerathen; und gut hat das Volk seinen Rath befolgt. Hat allem Ungestüm des Empfindens Jahre, Jahrzehnte lang straff die Zügel gehalten, in Stille, doch mit nie rastendem Eifer an seiner Rüstung, der geistigen und der physischen, gearbeitet, und trat, als es sich stark genug wußte, erst aus der Abgeschiedenheit seines Lebens heraus. Rasch hat es sich in einem leichten und einem schweren Kampfe sein politisches Aktionsrecht und die Anerkennung seiner Macht erstritten, erst China, dann Rußland aus der beengten Flanke gedrängt. Und schon drohts mit einem neuen Waffengang, der, falls er kommt, ihm die Herrschaft über das größte der irdischen Meere sichern soll. Wird Amerika, dessen Philippinenbesitz auf dem Spiele steht, sich in die rasche Auseinandersetzung drängen lassen? Kampflos wird es nicht herausgeben, was es im Kampfe einst erstritt. Und lange wird Japan der Festigung seiner Herrschaft nicht mehr thatlos zusehen. Allzu laut schon sprachen die drohenden Zeichen, die der offiziellen Evangelien spotten. Schon senden die Staaten ihre Flotte an die kalifornische Küste, läßt Japan durch Offiziere die amerikanische Küste bespähen. Auch der Yankee kocht schon, wenn er von den kleinen Schlitzaugen spricht. Kommt der Krieg, dann wird er mit der barbarischen Wuth eines Rassenkampfes geführt. Und er kommt, kommt sicher in dem Augenblick, wo Einer sich dem Andern überlegen wähnt. Japan hat vorläufig den militairischen Vorsprung; Amerika die finanzielle Ueberlegenheit, doch zugleich auch das größere Risiko, denn Mutsuhito hat, mags noch so ungünstig gehn, seinen Besitz garantiert. Ob der Krieg das Weltbild im Osten wesentlich verändern wird, und wie, weiß, außer Mars, King Eduard allein. Doch mag sich das Glück Dem oder Jenem ergeben: Ruhe zu halten, ist unsre Pflicht. Wir sitzen weit genug vom Schuß, um es zu können. Und sollten — Keiner kann wissen, wie die Würfel fliegen — die Dinge eine Wendung nehmen, die uns Gunst verheißt: kein Wort. Still handelnd sei sie genützt. Ists ausschweifend, im Lande der Denker und Streiter noch Solches zu hoffen?

Karl Schnitzler.

Go gle

Berlin-München.

Von Otto Julius Bierbaum.

Es war ein schöner, frischer Maiabend des Jahres 1890. Der Himmel glaubte ohne Sterne auskommen zu können, und die Straßenbeleuchtung in Oberammergau ließ auch zu wünschen übrig. So war also Finsternis ringsum, obwohl die ganze berufsmäßige Intelligenz von München sich in dem berühmten Passionsspielorte befand. Denn der Münchner Journalisten- und Schriftstellerverein hatte einen Sonderzug zu den Proben des frommen Bauerntheaters veranstaltet.

Ich stand in einer Gruppe von Federkollegen und hatte eben heftigen Widerspruch durch eine Bemerkung über Schloß Linderhof erregt, dessen Grottensee mit künstlichem Mondschein mir weniger poetisch als komisch vorgekommen war, als ich plötzlich erst keinen Boden mehr unter den Füßen und dann strömendes Wasser über meinem Kopfe fühlte. Ich versuchte vergeblich, mich aufzurappeln, und glaubte schon, zur Strafe für meine anstößige Kritik an einem Werke Ludwigs II. elend ersaufen zu müssen, als eine Hand mich vorn am Hemdkragen zu packen kriegte und emporzog. Das Bedauern, um eine rührende Notiz unter „Vermischtes“ gekommen zu sein, war allgemein, dann aber gratulierte man mir nicht minder einmütig dazu, daß ich in dem tückisch tiefen, gemauerten Gebirgswasserkanal nur eine kleine Abkühlung statt des Todes gefunden hatte. Der Mann aber, der so freundlich gewesen war, mich emporzufischen, fand, daß daraus eine böse Erkältung entstehen könnte, und daß ich deshalb unbedingt einen Grogk trinken und trockene Kleider anziehen müsse. Zu diesem Zwecke brachte er mich in ein Wirtshaus, wo er erst aufs liebreichste für mich sorgte und dann, als ich vor dem dampfenden Glase saß, die Frage an mich richtete, wer ich eigentlich sei. Als ich aber meinen Namen genannt hatte, schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief aus: „Je! Der preißische Windhund!“ Und da erkannte ich ihn allsogleich. Mein Retter war der berühmte Doktor Sigl vom „Bayrischen Vaterlande“, der mich erst vor ein paar Tagen mit diesem Kosenamen geschmückt hatte.

Wir lachten beide herzhaft und unterhielten uns dann vortrefflich miteinander.

Dr. Sigl, der die Feder bald wie einen Dreschflegel, bald wie eine Narrenpritsche, bald aber auch wie eines der recht unangenehmen grifffesten niederbayrischen Bauernmesser zu handhaben wußte, in seiner Art ein Journalist von großem und sehr originellem Talente, war nicht bloß von Metier, sondern aus Ueberzeugung Preußenfresser. Seit die Preußen, wie er mir erzählte, 1866 einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, und seit er gezwungen gewesen war, wegen Bismarckbeleidigung einige Monate seines Lebens hinter eisernen Gardinen zuzubringen, hatte sein Haß auf alles Preußische eine stark persönliche Färbung angenommen und sich manchmal so überschlagen, daß es nicht so sehr wie Aufbäumen, als wie Purzelbäumen aussah, aber man tat weder

Google

recht, noch klug daran, die Siglschen Expektorationen gegen das „preußische Reich“ bloß komisch zu nehmen. In ihnen sprach sich mehr aus als nur die persönliche, grotesk verärgerte Meinung eines bajuvarisierenden Journalisten; sein Blatt vertrat die Anschauungen weiter Volkskreise Altbayerns, und es war eben deswegen eine Macht, die von den Regierenden innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle keineswegs durchaus negligiert wurde, während man außerhalb Bayerns freilich im Siglschen „Vaterland“ nichts sehen wollte als eine Art unfreiwilliges Witzblatt.

Aber die Grundtendenzen Sigls sind auch heute noch lebendig, denn sie decken sich mit Neigungen und Abneigungen, die im Altbayerntume selbst wurzeln und von Angehörigen des Wittelsbacher Hauses ebenso empfunden werden, wie von Angehörigen des Klerus bis hinab zu den Holzknechten und Flößern. Prinz Ludwig hat ihnen in seiner Art oft genug Ausdruck gegeben, Dr. Ludwig Thoma, nicht viel feiner, aber sehr viel klüger als Dr. Sigl, vertritt sie in seinem Umkreise, das bayrische Zentrum in einem anderen, größeren, und der „ungekrönte König von Bayern“, Herr von Vollmar, in dem seinen, der auch recht umfangreich ist.

Als quantité négligeable sollten diese Anschauungen also auch außerhalb Bayerns nicht angesehen werden. Es steht viel Volk, und ein kräftiges, tapferes, begabtes Volk, es steht Geschichte, Tradition, Religion, es steht Stammestemperament und Stammesbewußtsein hinter ihnen.

Mit dem Worte Partikularismus ist die Sache nicht abgetan, und das große und böse Wort Reichsfeindschaft ist gar am falschen Platze. Ich erinnere mich gut daran, daß selbst Dr. Sigl mir damals erklärte, er sei durchaus kein Reichsfeind und nicht der Narr, zu glauben, Bayern könne seine Wege außerhalb des Reiches selbständig gehen. Er beteuerte geradezu, die Preußen zu hassen, weil sie — keine Deutschen seien. Er nannte sie, wenn ich mich recht erinnere, Wenden und Kassuben, einen Mischmasch von Slaven, beherrscht von einer pferdeköpfigen Aristokratie, mit Geist versehen durch die Juden. Sein Ideal war noch immer Großdeutschland unter Führung der Habsburger. Die neuen deutschen Reichsfarben nannte er „zwei Drittel preußisch, ein Drittel sozi-rot“. Schwarz-gelb-rot wäre ihm sympathischer gewesen. Von diesen speziell Siglschen Neigungen hat sich wenig am Leben erhalten, obwohl das jetzt so üppig im Schmer stehende bayrische Zentrum immer noch ein bißchen damit durchwachsen zu sein scheint. — Man hat sich an das Schwarz-weiß in den Reichsfarben gewöhnt; wenn es aber zu flaggen gilt, und sei's auch an Kaisers Geburtstag, so verschlingt das lustige, geliebte Blau-weiß, das so gut zu Himmel und Luft stimmt, das bißchen Schwarz-weiß-rot fast völlig, das zwar recht vornehm, aber gar nicht fidel aussieht.

Es ist wirklich eine Farbenzusammenstellung, die man liebgewinnen muß. Hell, frei, leicht, munter. Sieht gar nicht nach Staat, sieht eher bäuerlich oder kindlich aus. Wirkt nicht majestätisch, bedeutsam, nicht prachtvoll repräsentativ, — wirkt gemütlich.

Google

Droht nicht, — lacht. Es sind Farben, die sich nicht stoßen, sondern aneinanderschmiegen. Und sind doch nicht weichlich, sondern frisch.

Es gibt kein Lied: „Ich bin ein Bayer, kennt ihr meine Farben"; der Mann aus dem Volke würde es „geschwollen" finden, sein Blau-weiß zu besingen; es gehört zu ihm, wie sein Maßkrug, den er auch nicht besingt, sondern fleißig handhabt. Diese Landesfarben sind wirklich volkstümlich; auch die Sozialdemokraten sind hier vor allem blau-weiß und bloß nebenbei auch noch rot. Die Wappenfarben einer Dynastie sind zur Volksfahne geworden. Wenn die augenblicklich noch königlich bayrische Sozialdemokratie einmal dahin kommen sollte, die bayrische Republik zu gründen, so würde sie zweifellos sehr viel abschaffen, was von den Wittelsbachern herrührt, — die Wittelsbacher Farben kaum, denn sie sind durchaus die Bayernfarben geworden. Wenn die Helmraupe nicht schwarz, sondern blau-weiß gewesen wäre, — kein Kriegsminister hätte es wagen dürfen, den Raupenhelm durch eine Pickelhaube zu ersetzen. Daß diese leidenschaftliche Liebe zu einer bestimmten Farbenverbindung auf mehr beruht, als koloristischer Neigung, ist klar. Blau-weiß ist bayrisch, und die unzähligen blau-weißen Rauten der bayrischen Fahne sind ebensoviele Zungen, die nicht müde werden, zu betonen: Bayrisch ist zwar deutsch, will und kann aber nie preußisch werden. Damit ist mehr betont, als Trotz des Kleineren gegen den Größeren. Die blau-weißen Tendenzen, demonstrativ nicht gegen das Schwarz-weiß-rot gerichtet, sondern nur gegen das Schwarz-weiß, sind, ohne Gehässigkeit, der Ausdruck einer starken Sonderart wesentlich süddeutschen Gepräges, die zwar gelernt hat, die Vorzüge der norddeutsch-preußischen Art neidlos anzuerkennen, aber selbstbewußt genug ist, zu fühlen, daß auch sie Vorzüge besitzt, deren sie sich unbeeinflußt erfreuen will.

Die Gründung des Reiches hat das Schwergewicht und die Führung nach Norden verlegt. Berlin ist die Reichshauptstadt und der Mittelpunkt der deutschen Politik. Kein Mensch hat prinzipiell etwas dagegen einzuwenden. Aber, wie Prinz Ludwig mit Recht dagegen protestierte, als Vasall des deutschen Kaisers bezeichnet zu werden, so lehnt man sich gegen die Auffassung auf, als ob zum Beispiel nun München eine bloße Provinzialhauptstadt geworden wäre. Man ignoriert die neueste politische Entwickelung nicht, der man als Deutscher die größten Vorteile verdankt, aber man legt mit Recht auch ein großes Gewicht darauf, daß diese Entwickelung zum geeinten Ganzen nichts von dem verschütte und unterdrücke, was sich hier selbständig in einer langen Geschichte aus besonderer Volksart entwickelt hat. Die süddeutsche Kultur ist älter, als die norddeutsche, und sie baut sich auf einem Volkswesen auf, das zwar anders, als z. B. das preußische, aber gewiß nicht weniger deutsch ist. Diese Art Kultur, die wesentlich mit der katholischen Kirche verknüpft ist, diese süddeutsche Art der Lebensanschauung und Lebensführung, die etwas Freieres, Ungezwungeneres, weniger Reglementiertes hat, als die norddeutsche, möchte man respektiert und gewahrt sehen, obgleich man garnicht verkennt, daß die großen Erfolge, die das gesamte

Google

Deutschland spezifisch preußischen, dem Bayern im allgemeinen nicht zukommenden Eigenschaften verdankt, ein Beweis für Vorzüge des preußischen Wesens sind. Aber man fühlt: diese Exaktheit (das Wort ist beinahe onomatopoetisch), diese Gabe der Subordination, dieser in manchem Betracht heilsame Polizeiordnungssinn, diese kaltblütige Verstandesrichtung, diese Schärfe des Witzes, Sicherheit des Kalküls, Hurtigkeit des Auffassens, dieses Tempo der Arbeit, diese Unruhe des Lebens, Hast des Genusses, Geringschätzung der Behaglichkeit, — alles dies ist zwar recht schätzenswert, aber in dieser Ausbildung dem eigenen Wesen fremd. Und es hat Kehrseiten, die nicht gefallen.

Der Bayer hat, um nur einiges anzuführen, eine starke Abneigung gegen kommandierendes Auftreten, vordringliches Korrigierwesen, betonte Schneidigkeit, hochfahrenden Kastengeist, schnoddriges Absprechen, selbstgefälliges Renommieren, nervöses Ueberallanderspitzestehenwollen, geschwollenes Phrasenwälzen, schnellfertiges Urteilen, unduldsam heftiges Dekretieren. Er ist im Grunde konservativ, aber der geborene Demokrat. Er kann z. B. streng kirchlich gesinnt sein und seinen geistlichen Herren gar gröblich die Gefolgschaft versagen, wenn sie, wie bei den letzten Wahlen, in nicht kirchlichen Angelegenheiten gefordert wird. Er kann Sozialdemokrat und ein Schwärmer nicht bloß für Ludwig den Zweiten, sondern auch für den Prinzen Alphons sein. — Polizeifromm ist er garnicht. Respekt vor großen Worten, und kämen sie aus höchster Höhe, ist ihm nicht gegeben. Wie loyal er auch sein mag, servil gebärdet er sich schwerlich. Der oberbayrische Bauer nennt seinen Pfarrer, seinen Richter Du und wäre imstande, auch zum Kaiser Du zu sagen, ohne die Ehrerbietung verletzen zu wollen. D. h., nein, zum Kaiser doch nicht; der ist ihm zu fremd. Ihn würde er mit „ös“ anreden. Die Art des Auftretens mancher preußischen Offiziere gegenüber „Zivilpersonen“ wäre hier undenkbar. Ueberhaupt läßt sich der ganze Unterschied zwischen Preußen- und Bayerntum an nichts besser erkennen, als an der Verschiedenheit zwischen bayrischen und preußischen Offizieren iu ihrem äußeren Gebaren. Ein Franzose sagte mir darüber einmal: Der preußische Offizier hat mehr Stil, der bayrische mehr Kultur. (Von den Damen der Berliner und der Münchner Gesellschaft urteilte derselbe Franzose so: Die Berliner Dame ist eleganter, die Münchner Dame hat mehr persönlichen Geschmack; jene wirkt oft distinguierter als Dame, diese meist reizender als Frau; der Geist der Berlinerin scheint mir agiler, der der Münchnerin munterer zu sein. — Ich setze das in Parenthese, weil es zwar als Urteil eines unbefangenen Ausländers interessant sein mag, aber gewiß nicht als gültige Durchschnittskennzeichnung angesehen werden kann.) — Auch die Art des Verkehrs zwischen Dynastie und Volk ist hier anders als in Preußen. Sie hat etwas Ungezwungeneres; es steht nicht so viel Spalier dazwischen. Die Wittelsbacher sind ein sehr stolzes Geschlecht, aber sie betonen den Stolz einer seit mehr als tausend Jahren souveränen Familie mehr im Umkreise der regierenden Häuser, als gegenüber

Google

dem Volke, an dessen Spitze sie so lange stehen. Nur Ludwig II. hat eine Ausnahme gebildet. Er machte sich unsichtbar und bekam gerade dadurch einen Nimbus. Er war schließlich eine Art Märchenkönig. Er thronte geheimnisvoll auf einsamer Höhe und wurde gerade deshalb vom niederen Volke beinahe vergöttert. Denn dieses Volk, eben weil es sehr urwüchsig ist, ist sehr phantasievoll, und es ist überdies künstlerisch in hohem Grade begabt. Dieser König, der ganz Majestät war, unnahbar inmitten phantastischer Pracht, dem Gemeinen abhold, schweigend, einsiedlerisch, ohne Weib und Kind wie ein Priester, durchaus abgehoben von allem Werkeltäglichen, eine vollkommene Verkörperung des Begriffes König, wie ihn ein Kind haben mag, — diese Erscheinung wie aus einer andern Welt, aus einer andern Zeit imponierte diesem Volke aufs höchste. Er, der das Volk mied, war in einem überschwenglichen Grade populär und ist es noch. Man stelle ihn sich einmal in Preußen vor . . . (Ein Vergleich mit Friedrich Wilhelm IV. wäre ganz verfehlt.) Dagegen würde ein König, der fortwährend mit betonter Majestät vors Volk treten, sich immerzu majestätisch in den Mittelpunkt aller Ereignisse stellen, selbstherrlich über alles entscheiden wollte, hier keine Aussicht haben, volkstümlich zu werden. Kann man schon nicht immer einen König haben, der wie der Sonnenball auf Wolken thront, so wünscht man Fürsten, die gleich ganz unauffällig, gewissermaßen demokratisch auftreten. Und so ist es jetzt in Uebung. Die strenge spanische Etikette, die den bayrischen Hof bei rein höfischen Angelegenheiten noch immer beherrscht, nuanciert das öffentliche Auftreten der Wittelsbacher nicht im entferntesten. Es ist dieselbe Erscheinung, wie bei der hohen bayrischen Aristokratie, die in sich selber exklusiver ist als etwa die preußische, im Verkehr mit anderen Volkskreisen aber alles betont Exklusive mit gutem Geschmack vermeidet.

Es ist symptomatisch, daß zwei Angehörige des Hauses Wittelsbach die ärztliche Praxis ausüben, und daß der eine von ihnen im Orchester der Wagnerfestspiele im Prinzregententheater mitwirkt. Und, man denke, nicht am Dirigentenpult! Sondern als Geiger, der einem ganz gewöhnlichen bürgerlichen Taktstock zu folgen hat.

Man erkennt hier auch in den höchsten Kreisen eine Souveränität der Kunst an. Es gilt als nobile officium, sie zu fördern, nicht aber, sie zu gängeln.

Als sich die Münchner Künstlerschaft in zwei Lager schied und die secessio in montem sacrum der Moderne erfolgte, stand der alte Prinzregent innerlich gewiß zu den Alten, aber es ist ihm nicht eingefallen, den Jungen ein Quos ego! zuzurufen. Er ging von da ab einfach in zwei Kunstausstellungen und kaufte Tierstücke aus zwei Lagern.

Gewährenlassen, nicht dekretieren! ist ein blau-weißes Prinzip. Auf allen Gebieten. Strömungen, die im Volke entstehen, künstlerische, geistige, politische, läßt man nach Möglichkeit ihren freien Verlauf nehmen und dämmt nur sehr behutsam, und nie unter Aufwendung lauter Machtsprüche, ab. So kommt es freilich, daß die Liberalen sagen, die Regierung sei klerikal, und die Klerikalen, sie sei liberal. Sie ist aber in

Google

Wahrheit nur höchst gewissenhaft konstitutionell. Es ist nicht ihre Schuld, wenn jetzt auf lange Zeit hinaus eine Vormachtstellung des Zentrums im bayrischen Landtage etabliert wird. Aber auch die herrschende Partei wird nicht gegen das blau-weiße Prinzip der Duldsamkeit verstoßen können, selbst wenn das in ihrer Absicht läge, denn auch das bayrische Volk, und gerade in seiner katholischen Majorität, ist auf Toleranz angelegt. Die Partei hat nicht unter der gelb-weißen Fahne des Papstes, sondern unter der blau-weißen Bayernfahne gesiegt. Die Leute, die immer durchschauen lassen, es sei dies ein Sieg der Schwachen im Geiste über die Intellektuellen, mögen über die Maßen intellektuell sein, — sehr politisch handeln sie nicht. Sie handeln genau so politisch, wie die gewissen Norddeutschen, die den Bayern mit herablassender Freundlichkeit als eine Art zurückgebliebenen, zwar gutmütigen, aber durch Katholizismus und allzuvielen Biergenuß etwas verdunkelten Vetter behandeln.
Aber der Bayer ist nicht dumm, sondern blau-weiß, — und gerade das beweist, daß er nicht dumm ist.

Wohltäter der Menschheit.

Von Ernst Freiherr von Wolzogen.

Ob der deutsche Augurenbund noch existiert, weiß ich nicht, obgleich ich die Ehre habe, ihm anzugehören; zweifellos aber ist der Witz seines Namens und die Güte seiner Sache. Er hatte seinen Sitz in Leipzig und verfolgte, ohne jemanden durch Verpflichtungen materieller Natur, durch Statuten oder irgend welchen Formelkram zu belästigen, einzig und allein den Zweck, eifrig Umschau zu halten nach wahrhaft freien Geistern in allen Ländern deutscher Zunge, die durch Wort oder Tat ihre lächelnde Unberührtheit von allerlei Feldgeschrei des lauten Tages bewiesen hatten und sich anscheinend weder durch das Bruttogewicht der Massen, noch durch die selbstgefälligen Narrheiten überkultivierter Einzelner imponieren ließen. Solche Leute galten einfach als Auguren und wurden, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu werden, durch Verleihung eines bis zur Brustwarze reichenden und mit einem Eberhauer geschmückten Stabes ausgezeichnet. Außerdem beschäftigte sich der Bund damit, unfreiwilligen Großauguren in aller Welt die Ehrenmitgliedschaft durch erhaben stilisierte und edel kalligraphierte Handschreiben zu verleihen. So wurden im Jahre der Gründung des Bundes beispielsweise dem damaligen Unfehlbaren, Leo XIII., dem anderen Leo mit dem bürgerlichen Namen Taxil und dem Scharfrichter Reindl dergleichen Diplome übersendet.

Mich deucht, es lag ein feiner Witz in diesem kindlichen Spiele. Einerseits die Anerkennung der denkreifen Jugend — denn die Gründer des Bundes waren lauter junge Leute — für die wahren Führer vernünftiger zeitgemäßer Geistesbewegung und andererseits die ironische Belobigung wahrer Wohltäter der Menschheit: des Scharfrichters als handgreiflichsten Menschenfreundes, indem er die geschworenen Feinde der Gesellschaft um

Go gle

eine Kopfeslänge verkürzt, des Papstes, dieses dreifach gekrönten Großaugurs, als des irdischen Statthalters aller himmlischen Herrlichkeiten, und Leo Taxils, dieses genialen Charlatans, der ein ganzes Konzil von Exzellenzen, Eminenzen und Eminentissimi dahin brachte, die Unterschrift des Teufels Bitru anzuerkennen!

Sind sie nicht wirklich die größten Wohltäter der Menschheit, jene wenigen Besitzer eines unbestechlichen Humors, die ernsten Leuten vorzulachen verstehen, den Philister kränken und den Snob durchschauen, dem dünkelhaften Zyniker mit der Pritsche derb auf den Kopf schlagen und dem einfältig Gutgläubigen lächelnd die Wange streicheln? Nicht die Possenreißer für den Pöbel habe ich im Sinn, nicht die Hofnarren des Philistertums, sondern einzig jene gesegneten Tröster der Wissenden und darum Verzweifelnden: die fein lächelnden Auguren und die messianischen Narren eigenen Stils.

Für die gesunde Vernunft ist es wirklich eine Zeit zum Verzweifeln. Es will schier nichts mehr zusammenstimmen in dieser verrückten Welt von heute: zwischen Glauben und Wissen ist das Tischtuch endgültig zerschnitten und doch will man die beiden zwingen, unter einem Dache zu wohnen und sich auf der Straße zu grüßen; Kapital und Arbeit sind aufeinander angewiesen und doch hassen sie sich als Erzfeinde und steigern sich gegenseitig in groteske Formen der Ungerechtigkeit und des Unsinns hinein; der Weltverkehr verbindet alle Völker der Erde, und die Schöpfer seiner Möglichkeiten spicken ihre Grenzen mit Kanonen und ärgern sich gegenseitig mit Zöllen die Gallsucht an; geistige und materielle Werte werden im Ueberfluß erzeugt und das Zuviel vermodert auf den Gassen und verpestet die Luft für die Jungen und die Schwachen; die Intellektuellen beeifern sich, soweit sie für wohlanständig gelten wollen, Staats- und Religionsformen zu schützen und zu stützen, die ihnen ein Gegenstand heimlichen Gelächters sind; die, deren ehrlichste Sehnsucht es sein müßte, im Frieden patriarchalischer Fürsorge unterkriechen zu dürfen, erheben ein wüstes Geschrei nach Freiheit und Gleichheit; und die liebe Kunst tut auch nichts weniger, als daß sie in das Undsoweiter dieser garstigen Feindseligkeiten wenigstens die Grazie brächte. Man hat neuerdings das Wort „Unstimmigkeit“ geprägt — Verwendung dafür hat man wahrlich auf Schritt und Tritt. Kein Wunder, daß alle Welt verstimmt ist und daß das moderne Weltkonzert eine chinesische Musik hervorbringt.

Der Wissende, der Augur, findet in dieser unstimmigen Gegenwart so viel zu lächeln, daß sein Lächeln in Gefahr ist, zur Fratze zu werden, die von der des Schwarzsehers kaum mehr zu unterscheiden ist. Aus dem Munde Peter Schlehmils hörte ich einmal das köstliche Wort: „Ich versteh' net, warum ihr so arg auf die heutige Zeit schimpfts! Mir is's grad' recht, bal mer sich so recht scheen giften kann!“ Ja freilich, von dem Gesichtspunkt aus läßt unsere liebliche Moderne nichts zu wünschen übrig. Einschlafen kann man wenigstens nicht bei dem Spektakel, und die seelische Fettsucht kann auch nur ein Erzphilister bei so reichlich vorhandener Gelegenheit zur Gemütsbewegung kriegen.

Aber die Leute, denen das Giftspeien und das Giftschlucken eine Lust ist, befinden sich doch wohl in der Minderheit, und von der großen Mehrheit wird immer das befreiende Lachen vorgezogen werden.

Go gle

Jede rüstig vorwärtsschreitende Kulturnation ist der Ueberzeugung, daß in ihrer lichtvollen Gegenwart sich die großstiligen Gaunereien und grotesken Narrheiten der Vergangenheit nicht wiederholen könnten. Aber ist nicht unser Leo Taxil mit seinem Teufel Bitru, den das Bischofskonzil von Trient feierlichst anerkennt, ein ebenso eleganter Charlatan, wie einst der geniale Cagliostro, und hat nicht erst in neuester Zeit ein geriebener alter Gauner, der Schuster Voigt, als Hauptmann von Köpenick nicht nur die Galerie, sondern auch das Logenpublikum in helle Begeisterung versetzt durch seine gelungene Parodie auf den Militarismus? Der Mann hat sogar Intelligenz genug besessen, um als bewußter Ironiker gelten zu dürfen, als er sich im Zuchthaus überlegte, daß mit dem Militär „ein Ding zu drehen" sei. Daß er durch seinen Gaunerstreich den ganzen Militarismus ad absurdum geführt habe wird kein Verständiger behaupten wollen; aber das große Gelächter über Köpenick hat, meine ich, dem Militär als Popanz wenigstens seinen Schrecken genommen. Ist der Mann, der das vollbrachte, nicht ein Wohltäter der Menschheit?

Und weiter: sollte man es für möglich halten, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein leibhaftiger Don Quixote unter uns wandeln könnte? Und doch ist dem so. Graf Pückler, der edle Hidalgo von Klein-Tschirne, ist, wie sein Ahnherr von der Mancha durch die Lektüre unsinniger Ritterromane, durch den Anblick krummer Judennasen sanft übergeschnappt und unternimmt, unbekümmert um all die entsetzlich nüchternen modernen Einrichtungen, Polizeileutnants, Staatsanwälte usw., im rasselnden Waffenschmuck seiner Urväter einen abenteuerlichen Ritt nach dem andern wider den bösen Erbfeind. Ist er nicht einfach köstlich, dieser liebe Graf, der seine Knechte auf die Ackergäule setzt und wider die markierte Judenschaft Attacke reiten läßt, und dann wieder nach der Reichshauptstadt zieht, blind und taub für allen Ulk, der mit ihm getrieben wird, das Volk zu Mord und Totschlag aufreizt und dann vor Gericht mit lächelnder Grandezza zugibt, sich im Interesse seiner heiligen Sache einer populären Phraseologie bedient zu haben?

Die gesamte Christenheit liegt sich seit Jahrhunderten in erbittertem Durcheinander in den Haaren um die große Frage, ob man die Vernunft irgendwie mit der Religion verquicken dürfte. Die Papstkirche sagt „quod non" und weist stolz auf ihre ungeheuerliche Macht über die Köpfe und Herzen der Gläubigen hin. Die protestantische Pfaffenschaft vergeht vor Neid auf diese Macht und bemüht sich, den Offenbarungsglauben durch Oberkonsistorialbeschlüsse zu stützen und der freien Forschung durch Höherhängung des pastoralen Brotkorbs den Spaß zu verderben. Da kommt so ein Erzschelm wie dieser Monsieur Leo Taxil und nagelt die ganze hochwürdige Orthodoxie auf seinen niedlichen Teufel Bitru fest, um hinterher lachend einzugestehen, daß dieser nunmehr offiziell beglaubigte Teufel von ihm unter dem Beistande eines hysterischen Frauenzimmers fabriziert worden sei. Resultat: ein brausendes Gelächter durch die ganze sogenannte zivilisierte Welt, über dem die ertappte Klerisei wenigstens für einen Moment den Atem anhält und sogar der offenbarte Teufel in der ersten Verlegenheit den Schwanz einzieht.

Go gle

Oder aber: die zivilisierten Nationen blecken sich gegenseitig ihre Kanonenschlünde entgegen, um unter dem Schutze der bleichen Furcht ihre Industrieprodukte in auswärtigen Märkten abzusetzen und an ihren Waren- und Effektenbörsen ein unterhaltsam profitables Hasardspiel in flottem Gang zu erhalten. Und weil man schöne Generäle mit Federhüten und hochgewachsene Goldlitzenträger nicht wohl mit „Herr Börsenwächter“ oder „Herr Kaffeesackgardist“ anreden kann, ohne sie in ihrem berechtigten Selbstgefühl zu verletzen, so sagt man für Börse „heimischer Herd“ und statt Kaffeesack „nationale Ehre“ und gibt den frischen jungen liebenswürdigen Idealisten, die sich der militärischen Laufbahn widmen, als Entschädigung für die schwere Geduldprobe bei kargem Einkommen und geringen Chancen ein schönes Gewand und eine angenehme soziale Stellung. Die Bereitschaft, jederzeit sein Leben zu lassen für Dinge, die einen persönlich gar nichts angehen, verdient allerdings eine glänzende Entschädigung, und darum sollte jeder billig Denkende der Soldateska die Ehrenbezeigungen des Zivils vor dem Rocke des Königs und die Vorliebe begüterter Mädchenherzen für diesen Rock willig gönnen. Da kommt ein krummer alter Schuster daher, steckt sich in diesen königlichen Rock, den er beim Trödler erstanden, und erhält in dieser Erscheinungsform anstandslos die Kasse von Köpenick ausgeliefert. Die vaterlandslosen Sozis brüllen vor Schadenfreude. Der dickbäuchige Spießer, dem bei den Weibern kein Glück blüht, weil ihm Eleganz und Schneidigkeit gänzlich abgehen, feiert den krummen Schuster als Rächer seiner Ehre, und die deutsche Sentimentalität himmelt den alten Gauner als unschuldiges Opfer schmachvoller Verhältnisse an. — Auch das Gelächter über Köpenick war gut, obwohl der blasse Neid einen so starken Anteil daran hatte. Geßlers Hut auf der Stange kränkte die freien Schweizer mehr, als alle noch so fühlbaren Bedrückungen des Fronvogtes. Es gibt Hauptleute, die nach Wesen und Talenten rechte Schuster sind, und es gibt andererseits Schuster, die wahre Hauptkerle sind — diese simple Erkenntnis wieder einmal im besten Sinne populär gemacht zu haben, ist das Verdienst Wilhelm Voigts. Deshalb wird aber doch kein Vernünftiger der Jungfer Köchin oder den Kommerzienrats-Töchterlein grollen, wenn sie trotz Köpenick unentwegt dabei bleiben, für ihre Herzensbedürfnisse den Uniformierten den Vorzug zu geben. Schließlich haben sie auch recht, denn für die Mädels ist von Gottes Gnaden immer der Mann der beste gewesen, der mit derselben siegesgewissen Schneidigkeit heute in den Tanzsaal und morgen aufs Schlachtfeld spazierte.

Und endlich ist da die Rassenfrage. Nächst der Religion hat kein Prinzip soviel Haß in die Welt gesät, soviel Hirnschmalz gekostet und soviel Blut fließen lassen als die Rassenfrage. Den einen ist sie eine Torheit, den andern das letzte Agens aller Menschlichkeiten. In der neuen Welt liegen sich Weiß, Schwarz und Gelb in den Haaren und machen das Geschrei von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zur lächerlichen Farce, während in der alten Welt Sem, Ham und Japhet ihre Nachkommenschaften aufeinanderhetzen. Es ist ein Krieg, der nimmer enden kann, ehe nicht alles Blut der Menschheit in einen großen Bottich gegossen worden ist und die glorreiche Homunkelfabrik der Zukunft ihrem Universal-

Google

produkt dadurch den endgültigen Frieden garantiert, daß sie in jede ihrer fertig vorgearbeiteten Normalpellen eine Kuchenspritze voll Blut aus jenem Bottich gibt.

Bis zur Erfüllung dieses schönen Traumes ist aber noch ein weiter Weg, und der Rassenhaß wird jahraus jahrein weiter säen und ernten dürfen. Inzwischen wollen wir den sinnreichen Junker von Klein-Tschirne herzlich willkommen heißen, der mit seiner volkstümlichen Beredsamkeit eine so ergötzliche Zwischenaktmusik ausführt und das moderne Vorurteil gegen den frisch-fröhlichen Totschlag mit munterem Schneid bekämpft. Selbst die Inhaber höchst mißliebiger Nasen sollten sich ihm zu Dank verpflichtet fühlen, weil er das schwierige Kunststück ausgeführt hat, selbst diese dunkelste moderne Kulturfrage durch ein wenig grotesken Humor aufzuhellen.

Unsere Vernunft ächzt über die zahllosen Unstimmigkeiten des modernen Lebens — und doch: wäre ein absolut vernünftiges Dasein voller Logik und Gerechtigkeit auf die Dauer erträglich? Ich glaube nicht. Ich glaube, es ist besser so, wie es ist und der Menschheit zuträglicher, wenn sie Gelegenheit findet, sich abwechselnd krank zu giften und gesund zu lachen. Diejenigen aber, die ihr zum heilsamen Lachen verhelfen, sollte sie als ihre größten Wohltäter in Ehren halten.

Das Theater als Tempel.

Von Thomas Mann.

Uns Deutschen ist eine Ehrfurcht vor dem Theater eingeboren und anerzogen, wie keine andere Nation sie kennt. Was dem übrigen Europa eine gesellige Zerstreuung ist, gilt uns zum mindesten als Bildungsfaktor. Noch neulich hat der deutsche Kaiser gegen eine französische Schauspielerin geäußert: wie die Universität die Fortsetzung des Gymnasiums sei, so sei uns die Fortsetzung der Universität das Theater. Das ist, wie gesagt, das Mindestmaß von Respekt. Nur bei uns konnte eine Schrift wie „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ ans Licht treten. Nur bei uns konnte „Bayreuth“ konzipiert und verwirklicht werden. Daß das Theater als Tempel möglich sei, ist ein nicht zu entkräftender deutscher Glaube, und dieses tiefernste theatralische Ideal ist vielleicht schuld daran, daß die deutsche Bühne so arm an heiteren Meisterwerken geblieben ist. Selbst für den aber, der die künstlerische Hegemonie des Theaters aus guten Gründen bekämpft, wird jene Möglichkeit immer ein Problem von großem Reiz bedeuten.

Als der tragische Chor im Tanz um den Altar der Thymele schritt, da war das Theater ein Tempel. Und in Bayreuth hat es nach Jahrtausenden zum zweitenmal — wenigstens die Miene eines Nationalaktes und künstlerischen Gottesdienstes angenommen: wobei der Verdacht, daß dieses Bayreuth doch schließlich nur der Ausdruck höchsten Künstlerehrgeizes und nicht ein Nationalausdruck sei, freilich nicht ganz zu unterdrücken ist. Auf jeden Fall ist es dem hieratischen Genie Richard

Google

Wagners gelungen, ein Theater, ein bestimmtes, sein Theater, zu einer Weihestätte, einem über alles gemeine Theaterwesen erhöhten Haus der Mysterien zu machen, — ein Beginnen, an dem noch Goethe so gründlich scheiterte. Goethe nahm seine Entlassung von der Oberdirektion der Weimarer Bühne, weil der Herzog darauf bestand, daß eine „Spezialität", wie wir heute sagen würden, ein dressierter Pudel nämlich, auf dieser Bühne dem Publikum als Held eines Melodramas vorgeführt werde: er sah eine „Herabwürdigung" des Theaters darin. Vielleicht war hier der Weise einmal nicht weise. Vielleicht ist es unweise, so streng auf die Würde einer einzelnen Bühne zu halten, da doch, vernünftig überlegt, die Bühne an sich nichts ist, sondern in jedem Falle nur etwas vorstellt. Was ist das Theater? Ein Brettergerüst. Du kannst darauf auf den Händen gehen oder ein unsterbliches Gedicht rezitieren. Wo gestern Ballettbeine schwirrten, schreitet heute Medea. Das Theater verlangt so viel Vergessen, daß man auch noch vergessen mag, was „gestern" war. Das Theater ist eine Gegenwart und hat kein Gestern. Es ist recht häufig nur ein „Lokal"; aber sein Ehrgeiz, ein Tempel zu sein, wird immer wieder erwachen, und er ist gut in seinem Wesen gegründet.

Das Wesen des Theaters ist die Sinnlichkeit. Aber von der Sinnlichkeit, der Sinnfälligkeit bis zur Sinnbildlichkeit ist nur ein Schritt. Das Theater als symbolische Anstalt hat mich oft beschäftigt. Die Anzeichen dafür, daß das Sinnbild der eigentliche Sinn des Theaters sei, sind schon in den tiefsten Gegenden der theatralischen Kunst zu finden. Man betrachte in diesem Lichte einmal eine beliebte Bühnenpersönlichkeit niederen Ranges, irgend eine populäre Figur hinter der Rampe eines Vorstadt- oder Operettentheaters. Die Münchener zum Beispiel beklatschen „ihre" ***, diese gedrungene und kreischende Soubrette, die nichts wäre, als das, wenn sie nicht den Reiz der Echtheit hätte. Sie ist ein Typus, ein populäres Ideal; sie hat etwas Fürstliches, denn sie ist repräsentativ. Das Volk beklatscht sich selbst, indem es sie beklatscht. Solange sie, der Menge gegenüber, herausgehoben und erhöht auf den Brettern steht, ist sie in der Tat ein Sinnbild.

Aber der Symbolismus des Theaters reicht ja viel weiter und höher. Jede rechte Bühnen- und Schaugestalt großen Stils ist ein Sinnbild. Man denke sich den folgenden dichterischen Charakter. Ein Mann, edel und leidenschaftlich, aber auf irgend eine Weise gezeichnet und in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme unter den Regelrechten, unter „des Volkes reichen, lockigen Lieblingen"; vornehm als Ausnahme, aber unvornehm als Leidender, einsam, ausgeschlossen vom Glücke, von der Bummelei des Glücks, und ganz und gar auf die Leistung gestellt. Gute Bedingungen, das alles, um die „Lieblinge" zu überflügeln, welche die Leistung nicht nötig haben; gute Bedingungen zur Größe. Und in einem harten, strengen und schweren Leben wird er groß, verrichtet öffentlich ruhmvolle Dinge, wird mit Ehren geschmückt für seine Verdienste, — bleibt aber in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme, sehr stolz als ein

Google

Mann der Leistung, aber voller Mißtrauen in sein menschliches Teil und ohne Glauben daran, daß man ihn lieben könne. Da tritt ein junges Weib in sein Leben, ein lichtes, süßes, vornehmes Geschöpf. Sie liebt ihn um deswillen, was er tat und litt, sie verschmäht alle lockigen Lieblinge und erwählt ihn. Sein ungläubiges Entzücken lernt den Glauben. Sie wird seine Frau, und er ist in der Ehe fern von Eifersucht. „Sie hatte Augen ja und wählte mich!" Sie ist seine Versöhnung mit der Welt, seine Rechtfertigung, seine Vollendung, sie ist sein menschlicher Adel in Person. Und nun wird durch eine teuflische Ohrenbläserei dieser Mann langsam mit dem Verdacht vergiftet, daß sein Weib ihn mit irgend einem glatten und gewöhnlichen Burschen hintergehe. Langsam, unter Qualen zerfrißt der Zweifel seinen Stolz, seinen jungen Glauben an das Glück. Er ist dem Zweifel nicht gewachsen, er ist nicht sicher, die bittere Erkenntnis stellt sich ein, daß Seinesgleichen nie sicher sein kann, daß er sein Leben niemals auf Glück und Liebe hätte gründen dürfen und daß mit dem Glauben an dieses Liebesglück nun auch sein Leben vernichtet ist. „Warum vermählt' ich mich?!" Er bricht zusammen; und der Rest ist das Chaos, ist Mord und Selbstmord. — Man denke sich diesen Mann und Gatten als Helden einer erzählenden Dichtung. Der Romandichter wird sich nicht unbedingt genötigt fühlen, der Figur die Abzeichen ihrer Wesensart mit pittoresken Strichen ins Gesicht zu malen. Im Gegenteil wird er vielleicht einen besonderen Reiz darin finden, das Aeußere des Mannes in einen betonten, ironischen Gegensatz zu seiner seelischen Verfassung zu bringen, — so wird es ihn vielleicht lebenswahrscheinlicher dünken. Auf der Bühne aber, als Schaugestalt, ist dieser psychologische Typus — ein Mohr; er ist schwarz, seine besondere Art ist auf der höchsten Galerie als Schwärze sichtbar, er ist kein Typus mehr, er ist ein Sinnbild, ein Symbol, — der erhöhte Statthalter all derer, welche in irgend einem Sinne „schwarz" sind und darum nicht klug tun, sich zu vermählen. . .

Die populäre Schauspielerpersönlichkeit ist symbolisch, die große Schauspielgestalt ist symbolisch, — mehr noch: auch das theatralische „Handeln", alles echt theatralische Tun ist symbolisch. Stets hat mich die Flagge, jene berühmte Flagge im dritten Akt von Ibsens „Klein Eyolf" interessiert, die Borgheim im ersten Auftritt auf Halbmast hißt und die am Ende dann Allmers zur vollen Höhe hinaufzieht . . . Das ist alles, was in diesem Akte getan wird, — es ist der eigentliche „Akt". Inmitten einer vollkommenen und äußersten Vergeistigung des Schauspiels bleibt als einziges naives, sinnliches und augenscheinliches Tun diese kleine, bedeutsame Zeremonie übrig, und sie ist mir als Zeremonie stets als theatralische „Handlung" par excellence erschienen.

Repräsentativität hat noch stets zur Zeremonie und zum Formalismus geführt, und die Symbolik des Theaters, in seiner Sinnlichkeit, seiner Augenscheinlichkeit gegründet, ist es in der Tat, worauf alle szenische Feierlichkeit beruht und wodurch sie innerlich gerechtfertigt wird. Von Feierlichkeit und gemessener Umständlichkeit ist der Szene

Google

immer etwas geblieben: und gerade der niedrigsten. Wieviel Grotesk-Zeremonielles findet sich noch im Operettenstil, — welcher sich darin mit dem höchsten und ehrgeizigsten Schauspiel berührt, mit der Rütliszene, der Braut von Messina: nicht zu reden von dem konservativen Theater Europas, dem französischen, auf welchem noch heute ein abgezirkelter und reigenartiger Formalismus herrscht wie vor zweihundert Jahren. Wir kennen das nicht mehr, wir lachen wohl gar darüber, — wir haben das naturalistische Theater. Und dennoch: daß Stil, Form, Gemessenheit und Reigen zum Wesen der Szene gehören, daß „naturalistisches Theater" eine gröbliche contradictio in adjecto ist, — ich glaube, diese Erkenntnis beginnt auch bei uns nachgerade wieder zu dämmern.

Symbolik und Zeremoniell, — einen Schritt weiter noch, oder kaum noch einen Schritt, und wir haben die szenische Handlung an dem Punkte, wo sie rituell und Weiheakt wird, wir haben das Theater auf seinem Gipfel — nämlich auf dem Hügel von Bayreuth, wir haben das Schauspiel dort, wo es „Parsifal" heißt ... Kein Zweifel, daß der „Parsifal" Richard Wagners theatralischstes Werk ist, und sehr zweifelhaft eben darum, ob es sein künstlerischstes ist. Auf jeden Fall mußte er mit diesem Werke enden, und nicht leicht war eine Künstlerlaufbahn logischer, als seine. Eine Kunst der Sinnlichkeit und der symbolischen Formel (denn das „Leitmotiv" ist eine Formel, — mehr noch: es ist eine Monstranz) führt mit Notwendigkeit ins Zelebrierend-Kirchliche zurück, — ja, ich glaube, daß die heimliche Sehnsucht, der letzte Ehrgeiz alles Theaters der Ritus ist, aus welchem es bei Heiden und Christen hervorgegangen. Kirche und Theater, so weit auch ihre Wege auseinandergegangen sind, so sind sie doch stets durch ein geheimes Band verbunden geblieben; und ein Künstler, der, wie Richard Wagner, gewohnt war, mit Symbolen zu hantieren und Monstranzen emporzuheben, mußte sich schließlich als Bruder des Priesters, ja, selbst als Priester fühlen.

Die „Wirklichkeit" des Theaters, seine direkte Wirkung auf eine konkrete Versammlung, zusammen mit seiner unter allen Künsten außerordentlichen Wirkungssucht, war der Grund, warum es sich von jeher nur zu gern, nur zu skrupellos außerkünstlerischer Wirkungen bedient, die Sache auf fremde Gebiete hinübergespielt und an alle erreichbaren Glocken geschlagen hat. Es hat sich soziale, politische, nationale, moralische Wirkungen zunutze gemacht, — es hat sich die ehrwürdigste Wirkung, die religiöse, nicht entgehen lassen und wird sie sich in Zukunft vielleicht noch weniger entgehen lassen. Schiller hat in seiner Abhandlung über die Schaubühne die Verwandtschaft der Wirkungen von Religion und Theater in Meistersätzen ans Licht gestellt. Denkt man seine Gedanken zu Ende, so scheint es einem nicht mehr unmöglich, daß in irgend einer Zukunft, wenn es einmal keine Kirche mehr geben sollte, das Theater allein das symbolische Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen haben würde —, daß es die Erbschaft der Kirche antreten und dann allen Ernstes ein Tempel sein könnte.

Google

Max Liebermann.*)

C'est avec la plus franche sympathie, que j'aurai joie à vous dire mon admiration pour l'art de Liebermann. Il est de ceux que nous appellons — un vrai peintre, par le sens profond qu'il a des choses de la vie.

Je me souviens avoir vu des toiles faites en Hollande qui m'ont paru d'admirables choses. J'ajouterai, pour la gloire de notre pays, que l'Ecole française du milieu du siècle dernier, me semble avoir eu une influence décisive sur l'art d'un des plus grands artistes que compte l'Allemagne contemporaine.

Roll,
Président de la Société Nationale des Beaux Arts (Paris).

*

Mon cher ami,

Dans la bataille esthétique qui a mis aux prises l'art libre et le pédantisme, l'amour de la vie et le culte des poncifs, l'indépendance cérébrale et l'asservissement aux lois sectaires et étroites de l'Institut, Liebermann s'est placé crânement du côté de la vérité. Il a aimé son temps et s'est désintéressé de la friperie mythologique devant laquelle s'hypnotisaient tous les peintres qui sont passés „sans laisser même leur ombre sur le mur", mais qui, à cette époque accaparaient les commandes, les honneurs et l'admiration des foules. Liebermann a un peu joué en Allemagne le rôle de Manet en France; il a su comprendre l'intérêt de la modernité, lui rendre son caractère propre, fixer sur la voile les gestes, les attitudes, la physionomie de ceux qui l'entouraient, et dont il partageait les joies et les souffrances. Tout d'observation et de sincérité, son art a renoué, en réalité, la tradition des grands maîtres, et nous conservons une sorte de reconnaissance attendrie pour le noble artiste qui n'a jamais menti, qui n'a jamais trahi et qui n'a jamais plié sa conscience aux marchandages louches ni aux concessions malpropres.

Bien cordialement à vous

Frantz Jourdain,
Président du Salon d'Automne, Paris.

Rundschau

Börse.

Das Scheckgesetz. Aus meiner Kinderzeit erinnere ich mich dunkel eines Märchens vom „Dukateneſel". Das war ein Wundertier, das automatisch gemünztes Gold von sich gab, wenn man es am Schwanze zog und eine bestimmte Zauberformel dabei sprach. Diesem Dukateneſel ist der deutsche Zahlungsverkehr unserer Tage zu vergleichen. Er ist, wie man weiß, durch und durch mit Gold gesättigt; und wenn man auch das Goldquantum, das er festhält, nicht auf die Doppelkrone genau kennt, da ihm ein schwer zu ermittelnder Teil der Ausmünzungen durch Einschmelzung und Auswanderung entzogen wird, so weiß man doch, daß mindestens 2½ Milliarden Gold im Umlauf sind. Diese zirkulierenden Milliarden sind totes Kapital. Sie verteilen sich auf Millionen einzelner Taschen und sind im Dunkel bürgerlicher Portemonnaies weder werbend tätig, noch tragen sie Zinsen. Wenn es gelänge, sie zu sammeln und sie der Reichsbank oder den großen Privatbanken zuzuführen, so wäre die deutsche Volkswirtschaft mit einem Schlage um ein paar Milliarden reicher, und Industrie, Handel und Landwirtschaft würden neu befruchtet werden. Diese Aussicht ist außerordentlich verlockend, und man ist deshalb unablässig bemüht, dem Zahlungsverkehr sein Gold abzuzapfen. Aber so energisch man auch den Esel beim Schwanze zieht, er gibt seine Dukaten nicht her. Solange man die Goldzahlung nicht durch ein besseres Zahlungssystem zu ersetzen vermag, hält die deutsche Bevölkerung zähe an ihrem zwar schwerfälligen, aber soliden Barverkehr fest. Nun hat man sie zwar schon oft auf den Scheck als das beste aller bekannten Zahlungsmittel hingewiesen und ihr die Zauberformel „Scheck statt Bargeld" ins Ohr geschrien. Aber außer im Verkehr der Banken untereinander hat der Scheck das Gold bisher nicht ersetzen können. Ein Volk ist eben konservativ in seinen Gewohnheiten und läßt sich durch volkswirtschaftliche Vorlesungen nicht von einem Zahlungsmittel abbringen, das es nun einmal praktisch findet.

Diesen außerordentlich plausiblen Grund hat man aber zu keiner Zeit gelten lassen wollen; vielmehr sollte die spärliche Verwendung des Schecks ihren letzten Grund im Fehlen eines Scheckgesetzes haben. Nun ist es ja wahr, daß ein Scheck, der das bare Geld ersetzen soll,

*) Des späten Eingangs wegen in diesem Heft.

Google

diesem an absoluter Zahlungskraft möglichst nahe kommen muß. Und bisher fehlten ihm dazu einige Vorbedingungen, zum Beispiel der Regreß gegen den Aussteller und die Giranten im Falle der Nichteinlösung sowie die Festsetzung einer Inkasso-Frist. Aber in Wirklichkeit ist sich das Publikum dieser Mängel nie bewußt gewesen; des Hauptmangels eines fehlenden Regreßrechts schon deshalb nicht, weil der landesübliche deutsche Scheck auf den Inhaber lautet und gar nicht giriert wird. Wenn der Scheck sich bei uns nicht eingebürgert hat, so liegt das ganz und gar nicht daran, daß seine Annahme häufig verweigert würde, sondern daran, daß seine Ausstellung nur selten erfolgen kann. Denn die Voraussetzung einer Zahlung mittels Schecks ist doch, daß der Zahlende ein Depositenkonto bei einer Bank hat. Aber nur ein kleiner kaufmännisch geschulter Teil der Bevölkerung unterhält ein solches Konto. Die große Mehrzahl hält ihr Geld von den Banken fern. Weshalb? Aus hundert Gründen. Ein Hauptgrund ist, daß das deutsche Volk an die noch sehr junge Institution der Depositenbank noch nicht gewöhnt ist und zu dem ganzen Bankierstande nur ein sehr bedingtes Vertrauen hat; ein Vertrauen, das überdies häufig genug gemißbraucht wird. Ein weiterer und viel zu wenig beachteter Grund ist der, daß dieselben Banken, die Depositengelder an sich zu ziehen bestrebt sind, gleichzeitig in ihrer Eigenschaft als Finanzhäuser Effekten unterbringen wollen. Mancher Privatmann tritt mit der Absicht zur Tür herein, sich ein Scheck-Konto eröffnen zu lassen, und verläßt die Bank statt mit einem Scheckbuch mit einem Posten Pfandbriefe oder Aktien unter dem Arm. Statt Gläubiger der Bank ist er ihr Schuldner geworden. Das ist in England anders. Die Banken beleihen dort Effekten und machen sie zur Unterlage neuer Scheck-Rechnungen, während bei uns das Depositen-Konto im Entstehen bereits durch die Verkaufstätigkeit der Banken ums Leben gebracht wird. Schon aus diesem Grunde ist auf einen nachhaltigen Aufschwung des Depositen- und Scheck-Verkehrs nur dann zu rechnen, wenn es bei uns zu der englischen Scheidung zwischen Depositen- und Effekten-Banken kommt.

Aber es soll nun einmal durchaus das Fehlen eines Scheckgesetzes sein, was den Hartgeld-Verkehr bei uns zur Volksgewohnheit macht. Das ist so oft und von solchen Kapazitäten behauptet worden, daß es geradezu eine Kühnheit ist, anderer Ansicht zu sein. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben noch im vorigen Herbst diese Kühnheit gehabt. Das ist ihnen aber sehr verdacht worden, und sie haben seither den Wert der eigenen Meinung dadurch zu cachieren gesucht, daß sie sich jetzt mit aller Energie für die Schaffung eines lebhaften Scheckverkehrs ins Zeug legen und sogar ein paar Preise für populäre Darstellungen des Scheckwesens aussetzen. Sie hoffen wohl, daß man ihnen ihre Opposition gegen die gesetzliche Regelung des Schecks vergessen wird, wenn sie für den Scheck selbst in die Posaune der öffentlichen Meinung stoßen. Daran tun sie um so klüger, als ihre Opposition ihnen nichts genützt hat. Denn das Scheckgesetz ist bereits da und wird im Herbst an den Reichstag gelangen. Sein vorläufiger Text ist unlängst publiziert worden, und man muß sagen, daß das Reichsamt des Innern eine gute Arbeit geliefert hat. Es ist anscheinend Posadowky's Abgangsarbeit gewesen. Alle Wünsche erfahrener Kaufleute sind berücksichtigt, alle Fehler, die noch der unter den Tisch gefallene Entwurf von 1892 enthielt, sind vermieden worden. Einige Abweichungen vom englischen Vorbild erscheinen durch die andersgearteten deutschen Verhältnisse gerechtfertigt. Am Scheckgesetz wird es also nicht liegen, wenn das Depositenwesen in Deutschland jetzt keinen kräftigen Aufschwung nehmen sollte. Es wird aber auch umgekehrt nicht am Gesetz liegen, wenn sich der Zahlungsverkehr mittels Schecks wirklich ausbreitet. Denkbar ist es ja, daß künftig die Staats- und Kommunalkassen alle Lieferungen und alle Gehälter in Schecks begleichen und so manchen Kaufmann und Beamten veranlassen werden, sich ein Scheck-Konto errichten zu lassen, wodurch er eine Gutschrift seiner Bezüge ermöglichen und das umständliche Bar-Inkasso vermeiden würde. Nur ein solcher auf Verrechnung beruhender und das Bargeld ausschaltender Scheckverkehr hätte überhaupt einen volkswirtschaftlichen Zweck. Aber Staat und Städte brauchten mit einer solchen Aenderung ihrer Zahlungssitten durchaus nicht auf das Scheckgesetz zu warten. Das Scheckgesetz schützt ja mehr den Zahlungsempfänger als den Zahlenden; den öffentlichen Kassen gegenüber verzichtet aber wohl jeder gern auf den Schutz. Und außerhalb der Verwaltungen wartet niemand auf das Gesetz, um sich ein Depositen-Konto errichten zu lassen. Wer das Bedürfnis danach empfindet, wird es ohne weiteres heute schon befriedigen und die wenigen Fährlichkeiten, denen der Scheckverkehr heute ausgesetzt ist, ruhig in Kauf nehmen; denn auch beim Barverkehr gibt es eine Gefahr der Fälschung.

Wenn die Dinge sich so entwickeln, wie es der Reichsbank-Präsident und Dutzende kaufmännischer Organe wünschen, so werden wir in Jahr und Tag einen lebhaften Scheckverkehr in Deutschland haben. Tritt der unwahrscheinliche Fall wirklich ein, daß englische Zahlungssitten sich in Deutschland einbürgern, und daß bei uns in ein paar Jahren durch künstliche Züchtung ein System Geltung erlangt, das in England

Google

Jahrzehnte und Jahrhunderte brauchte, um sich durchzusetzen, so wird eine Milliarde baren Geldes entbehrlich werden. Was dann? Es wäre töricht zu sagen, daß das ohne jeden Nutzen wäre. Denn es ständen immerhin sechs- oder siebenhundert Millionen mehr als heute zur Verfügung der deutschen Volkswirtschaft. (Der Rest würde als Bar-Reserve zurückgehalten werden müssen.) Das würde nach dem landesüblichen Zins berechnet jährlich einen Nutzen von etwa 25 Millionen ergeben, in den die Banken und ihre Depositen-Kunden sich zu teilen hätten. Entschieden ein nationaler Gewinn. Dazu tritt während der Uebergangszeit, allerdings nur während dieser, der Gewinn eines etwas leichteren Geldstandes, als wir ihn ohne die Verwandlung umlaufender Goldmengen in stehendes Kapital haben würden; das ist ja momentan die Haupt-Triebfeder der Propaganda für den Scheck. Da aber bekanntlich nichts in der Welt umsonst gegeben wird, so entsteht die Frage: Womit wird dieser Gewinn erkauft? Ein Blick auf England zeigt es uns: Mit der eminenten Gefahr, die ein hochgetürmtes Kreditsystem auf schmaler Goldunterlage für jedes Land bedeutet. Die Gelder, die durch den Scheck zu den Banken getrieben werden, sind diesen nicht geschenkt, nicht einmal auf festbestimmte Zeit geliehen. Sie können in der Mehrzahl jederzeit zurückgezogen werden, und werden denn auch jedesmal gekündigt, sobald eine nahende Krise befürchten läßt, daß diese oder jene Bank eine Tages ihre Schecks nicht werde einlösen können. Dann kommt es darauf an, wie die Gelder angelegt worden sind, und ob sie schnell oder nur langsam eingezogen werden können. Danach richtet sich dann die Intensität der Krisis. Stets aber sind in England die Krisen heftiger gewesen als in Deutschland, wo ein Goldfonds von mehr als doppelter Höhe eine wertvolle Reserve bildete. Dieser Reserve soll sich Deutschland jetzt um eines jährlichen Nutzens von 25 Millionen willen begeben. Das mutet mich fast an wie die Wolkenschießerei, die eine Zeitlang beliebt war: Um die Regenwolken von einem bestimmten Fleck zu vertreiben und der Landwirtschaft einen Schaden von ein paar hundert Mark zu ersparen, verknallte man für zehntausend Mark Pulver. . . .

Alfred Lansburgh.

Politik.

Wie soll das werden? Seit Orient und Occident nicht mehr zu trennen sind, darf der politische Chronist, ohne den Vorwurf der Ueberhebung scheuen zu müssen, von einer „Rundschau“ sprechen. Sein Amt wird durch die Fülle der Gesichte, die im Zeitalter des Verkehrs auf ihn eindringt, zugleich erschwert und erleichtert. An „Stoff“ fehlt es dem Publizisten von heute nie; es gilt nur noch, ihn zu gestalten, das Nachrichtenchaos kosmisch zu ordnen. Das ist nicht leicht und ist um so schwerer, weil die internationale Politik einen so ausgesprochenen Uebergangscharakter trägt. Gewiß ist jede Zeit eine Uebergangszeit, sogenannte reinliche Scheidungen sind im geschichtlichen Leben nicht möglich, Grenzlinien lassen sich nicht ziehen, ein Ultimo läßt sich nicht normieren. Alles fließt, und die Cäsuren, die wir anbringen, sind technische Hilfsmittel unserer mehr oder minder geistreich motivierten Willkür. Trotzdem aber gibt es doch wohl Zeiten, die sich in besonderem Sinne als Uebergangsperioden darstellen. Die internationale Politik zeigt heute eine keimreiche, kombinationsfrohe Vielgestaltigkeit, die in der Geschichte noch nicht erschaut war, und fast überall drängt sich die Frage auf: Was will das werden? In diesen Wochen waren die Blicke der politisch Interessierten vor allem auf Japan gerichtet. Wird das aus dunkler Tiefe quellende Rassenempfinden, der ererbte Kriegergeist im Verein mit dem durch Bodenarmut und Uebervölkerung aufgezwungenen Expansionsdrang die „Preußen des Ostens“ zu ihrem dritten Kriege treiben? Oder wird staatsmännische Weisheit die Atavismen des Feudaladels und die Instinkte der Masse unterjochen? Die leitenden Männer beschwichtigen, denn die Finanzen sind erschöpft, und noch zeigt die Rüstung klaffende Lücken. Aber auch sie müssen sich sagen, daß jeder Tag ihre Chancen verschlechtert. Amerika ist alarmiert und wird von nun an in fieberhaftem Tempo rüsten, es wird an der bedrohten Küste seine Vorkehrungen treffen, die Flotte verstärken, und der Panamakanal wird seine Aktionsfähigkeit erhöhen. So steht jetzt Japan vor der schwersten Frage, vor die ein Volk überhaupt gestellt werden kann: vor der Frage nach dem Präventivkrieg. Der Krieg ist heute noch keineswegs unvermeidlich. Sollen wir, so werden die japanischen Staatsmänner sich grübelnd das Hirn zermartern, sollen wir ihn führen, weil er in zehn Jahren vielleicht unvermeidlich sein wird? Fürst Bismarck hat diese Frage bekanntlich verneint; er war der Ansicht, daß man dem lieben Gott nicht ins Handwerk pfuschen und den unbegrenzten Möglichkeiten der Entwicklung nicht vorgreifen dürfe, aber freilich, als er die Emser Depesche redigierte, hätte sich der Krieg vielleicht auch noch vermeiden lassen. Ohne Schande für Deutschland, denn die Legende, daß Benedetti den König brüskiert habe, ist längst widerlegt. Gerade für tatkräftige Politiker ist die Versuchung groß, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen, und in Japan findet die sentimentale Betrachtung des Krieges noch keinen Raum. Doch, mag es auch gelingen,

Google

den Ausbruch der Feindseligkeiten hinauszuschieben, nach menschlicher Voraussicht ist auch hier aufgeschoben nicht aufgehoben. Denn die Motive — der Antagonismus der Rassen, die wirtschaftliche Konkurrenz in Ost-Asien, der notgezeugte Expansionsdrang — bleiben bestehen. Die internationale Diplomatie rechnet denn auch mit dem japanisch-amerikanischen Kriege wie mit einem unentrinnbaren Fatum. Heute die Aussichten abwägen zu wollen, wäre verfrüht und würde uns in ein Labyrinth führen. Wie würde China sich verhalten, das sich langsam und unwillig aus der Jahrtausende währenden Dämmerung emporhebt? Würde das geknechtete Korea sich empören, das jetzt mit der Naivität der Verzweiflung dem „Parlament der Menschheit" im Haag seine Not geklagt hat? Wie würde Australien, das die Japaner fürchtet und haßt, Englands Haltung beeinflussen? Wäre es nicht denkbar, daß für England der casus foederis entstände, wenn etwa Mexiko sich d r Neutralität begäbe? Würde die Gärung in Indien, über die wir so wenig Authentisches erfahren, weil die Engländer alle Nachrichtenquellen geflissentlich unterbinden, sich nicht zur Revolution steigern? Würde Rußland, das jetzt resigniert mit dem Gegner über die Korrektur des Friedens von Portsmouth verhandelt, ihm nicht vielleicht in die Flanke fallen? Eine Reihe innig miteinander verflochtener Probleme ... und die Liste macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Fest steht heute nur die wichtige Tatsache, daß Amerika entschlossen nach Westen hin Front gemacht hat. Die Zeit der politischen Autarchie ist vorüber, und eine Epoche der Expansion hat begonnen. Diese Epoche des schrankenlosen Umsichgreifens setzt gerade zu einer Zeit ein, wo der Präsident die Eroberertypen des wirtschaftlichen Lebens, die großen und skrupellosen Expansionisten, wie Rockefeller und Harriman, mit der rauhen virtus seiner bierehrlichen Beredsamkeit als Banditen brandmarkt und den Staat gegen ihre unersättliche Gier aufruft.

Rußland, das Reich, das Jahrhunderte lang dem Moloch der Expansion gefröhnt hat, Rußland ruht nun. Die einen sagen: La Russie se recueille; die anderen: Ein Leichentuch ist über das unermeßliche Reich gebreitet. Die tiefste Hoffnungslosigkeit herrscht, und das neue Experiment, die Grundbesitzer-Duma, von der die Regierung das Heil erwartet, interessiert kaum noch. Man weiß: sie wird servil sein, oder sie wird nicht sein. Das Volk, durch dreifachen Terrorismus, den der Regierung, den der Reaktion, den der Revolutionäre, verschüchtert, duckt sich in dumpfem Schweigen.

Es ist nur natürlich, daß die unglückselige innere Zerrüttung die Bündnisfähigkeit Rußlands minderte. Niemand kann sich darüber wundern, daß die Haltung der französischen Regierung, der Presse und der Finanzwelt immer kühler wurde, je unaufhaltsamer die Zersetzung im Zarenreiche fortschritt. Wenn die „Nowoje Wremja" jetzt den Franzosen ihre Sünden vorhält, so sieht sie den Splitter im Auge ihres Nächsten, ignoriert aber klüglich den Balken im eigenen Auge. In ihrer Entrüstung hat sie sogar einen köstlichen Witz wider Willen verbrochen, indem sie der störrischen Republik drohte, Rußland werde die entliehenen Milliarden auf einem Brett an Frankreich zurückzahlen, so daß der französische Kapitalist in seinem Fett ersticken müsse. Es läßt sich eben auf die Dauer nicht verleugnen, daß das Bündnis zwischen einer Barbarokratie und einer Demokratie ein widernatürliches ist. Freilich dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß ein Sieg der revolutionären Tendenzen in Rußland aus ähnlichen Gründen nicht zur Annäherung an Deutschland, sondern zur Annäherung an Frankreich geführt und unsere Stellung erheblich erschwert hätte. Wenn jetzt die russische Presse ein wenig mit uns kokettiert, so werden wir gut tun, nicht sofort wieder in den altgermanischen ululatus auszubrechen, mit dem ein Teil unserer Presse jede Hoffnung auf eine „Entente" zu begrüßen pflegt. Aber wie glücklich sind wir Deutsche doch: eben wurde eine Annäherung an Frankreich signalisiert, jetzt ist Rußland zu einem Flirt geneigt. Vielleicht wird der Leiter der deutschen Geschicke die Gelegenheit wahrnehmen, uns nun endlich den verheißenen „herrlichen Tagen" entgegenzuführen. Die Masse des Sechzig-Millionen-Volkes trottet beseligt hinterdrein. Was aber wird aus Herrn von Tschirschky? Cruelle énigme. Wer weiß denn, ob er sein Schemendasein noch weiter fortfristet, oder ob er, „Cestius' Mal vorbei", leise zum Orkus hinabgeglitten ist? Einstweilen gleicht Deutschland einer wohlassortierten Konditorei. Der Kaiser teilt Süßigkeiten an die Fremden von Distinktion aus, der Kanzler füttert die ungeduldigen Liberalen. Er wählt dazu Fondants, eine rasch wegschmelzende Kost ohne Nährgehalt. Wir leben von Hoffnungen, und so sei es auch verzeichnet, daß sich im deutschen Katholizismus eine Supplikanten-Bewegung gegen den Index, die schwarze Liste der Schwarzen, regt. Von einer „deutschen Liga", wie das päbstliche Leibblatt die Gruppe der Bittsteller nennt, kann nicht die Rede sein, denn in diesem Wort tönt Waffenklang, und heute wird niemand das Schwert des Geistes wider Rom zücken. Noch weniger von einem „katholischen Kulturbund". Kulturbünde sind an sich schon verdächtig, weil Kultur nur der einzelne durch ganz persönliche Arbeit erwerben kann. Ein katholischer Kulturbund aber ist insofern ein Widersinn, als dem gläubigen Katholiken die Freiheit des Irrtums versagt ist, diese Freiheit, der wir, weil sie allein zur

Google

schöpferischen Wahrheit führt, in unserem Herzen Altäre bauen sollten. Nein, es ist nur eine demütige und allergetreueste Opposition, aber es ist eine Opposition. Und die Kurie ist nervös geworden, während doch die Kirche, „patiens, quia aeterna", solche Episoden mit ruhiger Majestät verrinnen lassen könnte. Die Kirchen, die protestantische wie die katholische, fühlen eben, daß sie sich den Geist der Zeit weder zu unterjochen noch zu assimilieren vermögen. Sie herrschen nur noch durch mechanische Mittel, und der Staat erniedrigt sich willig zu Knechtsdiensten. So ist z. B. in Preußen und Bayern die Leichenverbrennung untersagt. Die Mucker herrschen, und Bäffchen oder Soutane, das macht keinen Unterschied. Der Staat hemmt uns um ihretwillen in unseren natürlichen und berechtigten Bestrebungen, und dieser Widerstreit zwischen dem vorwärtsdrängenden, schaffenden Menschentum und dem bremsenden, unfruchtbaren Tschin des Staates und der Kirche erzeugt die problematische Lage, die uns die besorgte Frage: „Was will das werden?" abnötigt.

Eduard Goldbeck.

Pariser Brief.

Die Chardin-Fragonard-Ausstellung. Künstler und Dilettanten, die die Chardin-Fragonard-Ausstellung besuchen, freuen sich über die große Menge der dort ausgestellten Gemälde, soviel Chardins oder Fragonards hat man noch nie beisammen gesehen. Und wenn sie dann in den Katalogberichten lesen, daß es noch viel mehr Bilder von diesen Meistern gibt, dann wächst ihre ästhetische Freude.

Betrachten wir also die Gemälde. Chardin zeigt sich uns in seiner so sympathischen Arglosigkeit, weltfremd, ohne jede Beziehung zu der Zeit, in der er lebte; Fragonard in der liebenswürdigen Grazie des großen Liebhabers und Plauderers. Die Bilder der beiden Künstler gewähren eine doppelte Aussicht in das Jahrhundert, das gleichzeitig das Voltaires und Rousseaus, das Marmontels und Diderots, das der Madame du Barry, der Madame von Lespinasse, des Finanzmannes Bouret und des Pacifisten Abbé de St. Pierre ist; in ein Jahrhundert, das wie alle Jahrhunderte reich an Gegensätzen war: frivol und empfindsam, leichtsinnig und leidenschaftlich. Jedesmal, wenn Chardins gezeigt werden, bemerkt die Kritik, daß Chardin das Vorhandensein ruhiger bürgerlicher Tugenden im 18. Jahrhundert beweist. Man wüßte es ohnehin, aber ein guter Beweis ist nie zu verachten.

Man ist — und zwar nicht ohne Grund — gegen manche Bilder, deren Schicksal man nicht von Ort zu Ort verfolgen kann, mißtrauisch geworden. Hüten muß man sich aber davor, alle Bilder, die nicht die gewohnte Manier des Künstlers zeigen, ohne weiteres für unecht zu erklären. Schon der Besuch in dem Atelier eines lebenden Künstlers ist in bezug darauf interessant und belehrend, denn fast jeder Künstler ist aus Skizzen wiederzuerkennen, die durchaus von der Art seiner übrigen Schöpfungeu abweichen; es sind Versuche, die er wieder fallen ließ.

Aber hier erscheinen drei oder vier Fragonards und ein Chardin (was für eine Ausstellung von 250 Gemälden nicht viel ist) ganz abweichend vom Stil, das heißt vom Stil der Zeit, des guten alten Jahrhunderts. Aber das hinderte nicht, daß die Sammelwut sie unter die Chardins oder Fragonards einreihte.

Das schadet aber nichts. Diese Bilder heben eben durch den Unterschied der Auffassung den ästhetischen Eindruck der schönen, echten Gemälde; durch die zweifelhaften Fragonards steigen die echten im Wert, gerade wie seinerzeit ein wohlangebrachtes Schönheitspflästerchen den Teint der Schönen hervorhob.

Gustave Kahn.

Bemerkung. Die Notiz Werner Sombarts in Heft 4 bezog sich auf den sozialpolitischen (kulturphilosophischen) Teil der Zeitschrift.

Der Aufsatz von Thomas Mann wird in erweiterter Form in der Zeitschrift „Nord und Süd" erscheinen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 8 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 2. August 1907

Vom Stil des politischen Lebens in Deutschland.

Von Werner Sombart.

Man kennt die Schäden des eigenen Hauses besser als die des fremden und ist darum nur allzuleicht geneigt, des eigenen Hauses Wert auf Kosten des fremden herabzusetzen. Das gilt in ganz besonders starkem Maße von dem Urteil über die Zustände der Politik und des öffentlichen Lebens im eigenen Lande. Zumal wenn man ein Deutscher ist und darum schon immer die Neigung hat, das Fremde höher als das Heimische einzuschätzen; den Balken im Auge des Nachbarn zu übersehen und sich über den Splitter im eigenen Auge zu ärgern. Darum soll man mit großer Vorsicht daran gehen, das politische Leben im eigenen Lande zu beurteilen und zu beschreiben, und soll sich dabei unausgesetzt selber prüfen, ob nicht parteiische Voreingenommenheit oder persönliche Verärgerung etwa den Blick trübt und das Urteil ungünstig beeinflußt.

Wenn ich im folgenden die Eigenarten des öffentlichen Lebens bei uns, wie sie sich meinem Auge darbieten, und wie sie im Grunde jeder andere auch wahrnimmt, zunächst summarisch aufzähle (um sie dann später zu erklären), so leitet mich dabei jedenfalls der aufrichtige Wunsch, „objektiv" zu sein, das heißt die Dinge in ihrer wirklichen Gestalt aufzufassen und darzustellen: niemandem zuliebe, niemandem zuleide.

*

Fragen wir zunächst nach dem Stil, der unserer Regierung eigentümlich ist; also nach dem Geiste, der in den Regionen der Machthaber herrscht, nach ihren Absichten, ihren Leitmotiven, so ist es außerordentlich schwer, darauf eine bündige Antwort zu geben. Vielleicht weil kein Stil vorhanden ist? So daß vielleicht die Stillosigkeit das erste Kennzeichen unserer offiziellen Politik wäre? Jedenfalls trägt sie deutlich einen Zug der Unbestimmbarkeit, der Unvoraussehbarkeit an sich, der sich in einen Charakter der Unstetigkeit und Unsicherheit wandelt, wenn wir auf einen längeren Zeitraum zurückblicken.

Was ist nicht alles in den letzten zwanzig Jahren von politischen Zielen maßgebend für unsere Politik gewesen! Jedermann weiß es. Und er weiß, daß jeder Tag eine neue Ueberraschung bringen kann. Zwischen Karl dem Großen und Ballin schwanken die Ideale hin und her, die jeweils bestimmend sind für diese oder jene Regierungsmaßregel, und die auch ohne viel Bedenken ruhig nebeneinander gestellt und nebeneinander verwirklicht werden.

Google

Wenn wir uns nur erinnern, welche scheinbar unvereinbaren Gegensätze allein auf dem Gebiete der geistigen Kultur in den oberen Sphären ihre Versöhnung gefunden haben: auf der ganzen Linie Vordringen der Orthodoxie, aber Harnack der kommende Mann.

Ein halbes Menschenalter hindurch: die Lehrstühle für Nationalökonomie an den deutschen (insonderheit natürlich preußischen) Hochschulen mit Leuten besetzt, die Agrariern und Industriellen genehm sind, auch wenn ihre wissenschaftliche Qualifikation noch so gering sein mochte: jetzt einer der radikalsten Sozialpolitiker an die Technische Hochschule nach Charlottenburg berufen.

Im allgemeinen: Charleys Tante, Lauff und der Hund von Baskerville, und nun mit einem Male — Hebbel.

Im allgemeinen: die Siegesallee und der Berliner Dom und daneben nun Messel als Museumsbaumeister.

Im allgemeinen: „alle moderne Kunst ist Rinnsteinkunst", und dann einer der Hauptrepräsentanten dieser Rinnsteinkunst — Bruno Paul — an maßgebender Stelle in einer öffentlichen Verwaltung.

Es erscheint fast unmöglich, angesichts solcher Unstimmigkeiten irgend welche Merkmale an unserer offiziellen Politik herauszufinden, die überhaupt ihr ein einheitliches Gepräge verleihen. Bei genauem Hinsehen wird es uns aber doch wohl gelingen. Wenigstens werden wir etwas wie eine einheitliche Grundstimmung entdecken können.

Man wird sagen dürfen: soweit Preußens Einfluß in Deutschland reicht — und der reicht ja, wie man weiß, weit über Preußens Grenzen hinaus — ist der Geist, der unsere Regierung beseelt, im Grunde noch immer der des aufgeklärten Despotismus im guten und schlimmen Sinne. Die Regierung hält sich immer noch für berechtigt und verpflichtet, über das Wohl ihrer „Untertanen" zu wachen, damit ihnen kein Leids geschehe an Leib oder Seele. Bald ist sie als sorgende Mutter, bald als streng verweisender Vater an unserer Seite. Halb ist es der Geist der Kinderstube, halb der der Kaserne, der aus den Maßregeln der Regierung spricht. Im kleinen und im großen.

Ich glaube — beispielsweise — daß es in keinem anderen Staate heißt: „Das Herauslehnen aus den Wagenfenstern ist (nicht etwa wegen der Schererei, die ein Unglücksfall der Eisenbahnverwaltung verursacht, sondern) wegen der damit verbundenen Lebensgefahr verboten." (Die Mutter.) Und in keinem anderen Lande der zivilisierten Welt ist es denkbar, daß die Verwaltung der Staatsbahnen ihre Fürsorge für das Seelenheil derer, die für ihr teures Geld auf der Eisenbahn fahren, so weit treibt, ihnen die Lektüre auszuwählen, mit der die Reisenden sich auf den Bahnhöfen versehen können. (Der Vater.) Oder wo sonst spürte man den Nuditäten in der darstellenden Kunst so eifrig nach wie bei uns, wo jetzt schon die Hängekommissionen in den Kunstausstellungen Weisungen empfangen sollen über das zulässige Maß von Bildwerken, auf denen sich unbekleidete Menschenkinder herumtreiben.

Und dann greift's hinüber in wichtigere Dinge: Verbot sozialdemokratischer Kindergärten; Rüffelung städtischer Verwaltungen, die ihre Lokalitäten an nicht ganz hasenreine Vereinigungen abgeben; Verbot harmloser Straßenkundgebungen; Verbot verdächtiger, Auflösung anderer Ver-

Google

sammlungen; willkürliche Abschiebung „lästiger“ Ausländer. Und so weiter. Und so weiter. Jeder Tag bringt ja irgend eine Maßregel, die aus diesem altpreußischen Geiste polizeilich-landesväterlicher Bevormundung geboren ist.

Aber es hieße doch der Eigenart preußisch-deutschen Regierungswesens nur unvollkommen gerecht werden, wollte man es rein unter diesem Gesichtspunkt der Bevormundungspolitik betrachten. Es trägt noch eine Reihe anderer markanter Züge, unter denen vor allem ein Zug auffällt, den man sehr gut beschreiben, aber nur schwer mit einem einzigen Worte bezeichnen kann. Ich will ihn einmal den Zug von Unaufrichtigkeit nennen und meine damit dieses: es ist kein seltener Fall in Preußen-Deutschland, daß die Verfassung weitgehende Rechte der Bevölkerung stabiliert, die aber die Regierung nicht gewillt ist, anzuerkennen und die sie infolgedessen durch ihre Regierungspraxis zu annullieren sucht. Das darf sie natürlich nicht offen aussprechen. Und dadurch entsteht eben jene Unaufrichtigkeit, wie ich es nannte. Man redet so und handelt anders. Jedermann weiß das; die Regierung am allerbesten. Aber man hat sich daran gewöhnt und macht nicht mehr viel Aufhebens davon.

Beispiele: nach der Verfassung gibt es keine Standesvorrechte, Rassenunterschiede usw. Jeder unbescholtene Deutsche hat ein gleiches Recht, Offizier, Diplomat, Richter usw. zu werden. Jedermann weiß aber, daß die Praxis sich an diesen Grundsatz nicht kehrt. Kein Jude wird Offizier, und nur eine beschränkte Anzahl Juden werden zu Richtern ernannt; kein Bürgerlicher wird jemals Botschafter und so fort.

Zum Ehrenamt eines Geschworenen oder Schöffen sind alle Deutschen gleich qualifiziert. Aber man wird einen sozialdemokratischen Arbeiter nicht zu diesen Aemtern zulassen.

In zahlreichen Fällen muß man Sozialdemokraten als öffentliche Funktionäre gelten lassen (im Gewerbegericht, im Versicherungsschiedsgericht usw.). Aber die Bestätigung als Stadtrat würde in Preußen und vielen anderen Bundesstaaten kein Sozialdemokrat bekommen.

Mit Emphase verkündet man: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei; die deutschen Universitäten sind der Hort der Lehrfreiheit. Weiß aber, daß das ganz und gar falsch ist. Nicht mal Physik darf ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei an einer preußischen Universität lesen, und daß er gar soziale Wissenschaften lehrte, ist ein ganz undenkbarer Fall. Noch unlängst hat sich einer unserer begabtesten jüngeren Sozialtheoretiker (der nebenbei Sozialdemokrat ist) vergebens bemüht, an irgend einer deutschen Universität auch nur als Privatdozent anzukommen. Wo doch jeder Troddel zugelassen und unter Umständen zum ordentlichen Professor befördert wird, wenn er nur gesinnungstüchtig ist.

Das alles weiß man an den maßgebenden Stellen, aber man darf es nicht sagen, man muß die Tatsachen durch Worte aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu vertuschen suchen. Und das eben erzeugt jene Unaufrichtigkeit, die ein besonders charakteristisches Merkmal unseres öffentlichen Lebens ist, weil sie dann auch in ganz anderen Fällen (soll man sagen: aus Gewohnheit?) die Rede- und Handlungsweise unserer Regierung bestimmt.

Daß in Preußen in weitem Umfange ein persönliches Regiment herrscht, ist ein offenes Geheimnis: offiziell weiß man davon nichts. Und so in tausend anderen Fällen.

Waren da, um noch ein sehr lehrreiches Beispiel anzuführen, im Fasching 1907 Reichstagswahlen. Die Regierung hatte die Parole ausgegeben: gegen das Zentrum, dessen Macht es zu brechen gelten sollte. Das Zentrum kehrte mit mehr Sitzen in den neuen

Google

Reichstag zurück, als es im alten besessen hatte. Die Niederlage der Regierung war so eklatant, so blamabel, wie sie garnicht eklatanter und blamabler gedacht werden konnte. Aber trotzdem blühte die Phrase vom Siege der Regierung, vom Siege der nationalen Idee und was dergleichen mehr ist. Weil ohne alles Zutun der Regierung — aus völlig eigenen Gründen — die Sozialdemokratie an Sitzen (nicht etwa an Stimmen!) eingebüßt hatte. Thomas Theodor zeichnete daraufhin den Ritter Georg, wie er gegen den schwarzen Drachen auszieht. Der entwischt ihm nun zwar, dafür erlegt er den roten, der ihm zufällig in den Weg läuft. Und der Ritter spricht: „Aeh, pardon: meinte natürlich den roten Drachen—". Unaufrichtigkeit auch hier, wenn man nicht annehmen will, daß man sich höheren Ortes wirklich das Gegenteil suggeriert von dem, was ist.

*

Und wie schaut es in den Niederungen aus, in denen „das Volk" Politik in Deutschland treibt? Also vornehmlich in der Versammlung, die dieses deutsche Volk repräsentiert: im Reichstage?

Der deutsche Reichstag — das muß ihm sein ärgster Feind lassen — ist das gesittetste, wohlerzogenste und anständigste Parlament von der Welt (das englische vielleicht ausgenommen). In ihm wird nicht gerauft, werden keine Möbel zerschlagen, werden keine Brandreden gehalten, wird niemand „Lausbub" geschimpft. Neuerdings wird über den „guten Ton" so streng gewacht, daß ein Mädchenpensionat sich ein Muster daran nehmen könnte. Aber freilich: der deutsche Reichstag ist wohl auch dasjenige Parlament, in dem es so nüchtern, so geschäftsmäßig, so langweilig zugeht, wie nirgends sonst in einem großen Reichsparlament. Es scheint manchmal wirklich, als habe man allen Geist grundsätzlich aus dem hohen Hause verbannt. Hielt da neulich der Abgeordnete Naumann seine Jungfernrede: hübsch, mit dogmatisch scharfer Zuspitzung, mit Ausblicken auf die großen Züge der Entwicklung, kurz wie ein Mensch von Geist spricht, wie einer sprechen muß, dessen Hirn in der Alltagspolitik noch nicht ganz vertrocknet ist. Und am nächsten Tage stand der Abg. Pauli-Potsdam (kons.) auf und sagte (nach dem Zeitungsbericht): „Die Rede des Abg. Naumann gehört in ihrem theoretischen, will sagen (!) hochgebildeten Standpunkt in den Hörsaal und nicht auf die Reichstagstribüne." Diese unglaubliche Beleidigung (die den jungen Studenten eher für qualifiziert erachtet, eine „hochgebildete" Rede anzuhören, als den Reichtagsabgeordneten) beantwortete das hohe Haus nicht etwa mit „entrüsteten Pfuirufen", sondern durch „schallendes Gelächter". Eine bessere Charakterisierung, als sich der Reichstag hier selbst hat zuteil werden lassen, kann man gar nicht von ihm geben. Es ist Tatsache, was der Abg. Pauli, wohl ohne es selbst zu ahnen, was er sagt, ausgesprochen hat: Eine geistvolle Rede gehört nicht auf die Tribüne dieses Reichstags. Ueberhaupt kein Wort, das sich über die nüchternste Geschäftspolitik des Werktages erhebt. Durch jahrzehntelange Entwöhnung ist das hohe Haus unfähig geworden, eine etwas mehr grundsätzliche und darum geistreiche Art der Behandlung zu vertragen. Neben der nüchternen Geschäftsrede dominiert im Reichstag nur noch die Phrase, die man sich anhört, ohne sich weiter um sie zu kümmern; dieselbe alte, hundertmal wiederholte Phrase, die so manchem Redner, vor allem natürlich der Opposition so glatt vom Munde fließt: hier ölig — bei freisinniger Observanz; dort schaumig — bei sozialdemokratischem Bekenntnis.

Go gle

Kein Mensch regt sich auf — weder in noch außer dem Hause — wenn Bebel oder Pachnicke ihre gewiß sehr schönen Reden wieder einmal halten: was sie auch vertreten mögen, die allerbeste Sache, sie wird mit tödlicher Sicherheit (wenn es sich nicht mal um irgend eine Kleinigkeit handelt) „gegen die Stimmen der Freisinnigen und der Sozialdemokratie“ abgelehnt. Warum also auch sich aufregen?

Doch halt — ich hätte beinahe die „Paarung“ vergessen. Vielleicht ist durch sie ein anderes Leben in die tristen Hallen des Reichstags gekommen.

Die „Paarung“ ist aber vielleicht das allerunerfreulichste Ereignis, das unser politisches Leben in den letzten Jahren aufzuweisen hat. Sie ist gerade das Symptom jener Unaufrichtigkeit der Regierung und dieser Phrasenhaftigkeit unserer Opposition.

Jedermann, wenn er nicht freisinniger Paarungsmann ist, weiß, daß die Regierung nicht einmal im Traum daran denkt, dem Liberalismus auch nur die geringste Konzession zu machen (es sei denn die Verleihung des roten Adlerordens 4. Klasse an einen namhaften freisinnigen Führer oder Aehnliches). Aber man redet drüben und glaubt hüben und paart sich.

Auch dieses ein schriller Mißklang. Ein Mißverhältnis zwischen Wort und Tat, zwischen Schein und Wirklichkeit. Alle Gegensätze eingehüllt in eine Staubwolke von Phrasen, an die im Grunde kein Mensch glaubt: „Nationaler Block!“ Um ein paar Millionen Nachkredit für eine beliebige koloniale Unternehmung bewilligt zu erhalten, bemüht man wahrhaftig eine ganze große Nation und redet ihr vor, sie müsse sich auf sich selbst besinnen, ihre Ehre verteidigen und desgleichen mehr. Daß man nicht die Erfahrungen des Hirten in der Fabel mache, der immerfort ohne Grund rief: „der Wolf ist da,“ bis der schließlich kam und keiner mehr dem Hilferufe des Hirten Folge leistete!

Man möchte es fast für unmöglich halten, daß dasselbe Volk, in dem vor hundert Jahren die Stein, Hardenberg, Schön und Thaer Gesetze machten, in dem in den 1820er und 1830er Jahren Männer wie Nebenius, Humboldt, List den Ton angaben, in dem vor einem halben Jahrhundert eine Versammlung wie der Männer in der Paulskirche die Geschicke der Nation berieten, in dem vor einem Menschenalter noch ein Treitschke und ein Lassalle am politischen Horizonte wetterleuchteten, in dessen Parlamente vor wenigen Jahrzehnten Männer wie Bennigsen, Lasker, Bamberger, Windthorst, Reichensperger mit einem Bismarck die Klingen kreuzten, daß dasselbe Volk, sage ich, einen solchen Tiefstand des politischen Lebens erreicht hat, wie ihn uns das neue Jahrhundert erleben läßt.

Wir fragen erstaunt: woher das alles? Wir suchen nach irgend einer Art von Erklärung für die eigentümliche — und wie wohl der unbeteiligte Zuschauer sagen darf: unerfreuliche — Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland. Ich will wenigstens den Versuch machen, sie in dem folgenden Essay zu geben.

Google

Oestliches.

Im Osten hat Rußland nichts mehr zu fürchten und ist im unbestrittenen gesicherten Besitz seines Riesenlandes. Mit Japan hat es sich verständigt, Ni Köng hat bereits die Sporteln bezahlt (die Haager Gesandtschaftskomödie gehört zum Diplomatenbetrieb und ist nur gut inscenirter Vorwand. Vermag es sich mit dem Sonnenland dauernd gut zu stellen, so wird es bald wieder im Osten mächtiger sein als irgend eine andere europäische Macht. Und Japan ist, als Continentalmacht, nun leichter verwundbar, wäre ohne Rußlands Freundschaft auf ein Menschenalter hinaus in seiner politischen Entwicklung gehemmt." Vor acht Tagen schrieb ichs; und ahnte nicht, wie nahe schon die Erfüllung war. Heute sieht jeder, wie die Dinge liefen. In Korea geht Alles programmgemäß; so glatt als nur wünschbar. Und wer die Kette der Thatsachen ohne Unbefangenheit überprüft, erkennt, daß nicht blinder Zufall die Glieder fügte. Marquis Ito ist der Mann der koreanischen Geschicke, die Halbinsel japanischer Besitz, Mutsuhito nicht mehr bloß Herrscher über ein Inselreich. Eine Aenderung immerhin, der Aufmerksamkeit werth, wichtiger als der Proceß Hau, und von Folgen vielleicht, die sich heute auch mit dem schärfsten Auge noch nicht übersehen lassen.

Vielleicht! Wissen wir, wie der japanische Volkscharakter ist? Kennen wir die Psyche der Kleinen von Nippon? Seit einem Dezennium erst verfolgen wir ihre Entwicklung mit Aufmerksamkeit, sehen Manches, was uns über ihren Intellekt und das Maaß ihres Wollens Aufschluß giebt. Wer aber findet sich in der Psyche der Schlitzaugen ganz zurecht, kann mit Fug behaupten, ihres Willens letzte Faser zu schauen? Das Urtheil derer, die länger unter der Sonnenflagge lebten, schwankt. Munzinger, der sie als Missionspfarrer sah und, nach Lauterer, eine der besten Autoritäten über sie ist, findet „ihren Charakter, der sich hinter unverrückbaren Mienen verbirgt, nicht offen, ihren Ehrgeiz Alles überragend." Rein, dem wir das gründlichste Buch über Japan verdanken, bekennt bei einer sonst fast ins Auffallende gehenden Sympathie, „daß zu den großen Schwierigkeiten bei der Beurtheilung auch die Verschlossenheit der Japaner gehört, eine Charaktereigenschaft, die bewirkt, daß es zwischen ihnen und Weißen wohl nur selten zu einer wahren, vertraulichen Freundschaft kommt". Andre urtheilen etwas günstiger und rühmen die Noblesse ihres Charakters und die Fähigkeiten des Verstandes; die Aufrichtigkeit ihres Wesens Keiner. Alle aber weisen mit bedenklichem Finger auf den Widerstand, den sie einer fremden

Google

Cultur entgegenbringen, auf den Fremdenhaß, der nicht schlummert, nur von rechnender Klugheit straff an der Leine gehalten wird. Lafcadio Hearn, der, nach Herrn von Hofmannsthals schönem, pietätvollem Vorwort zu Kokoro, „vielleicht der einzige Europäer war, der dieses Land ganz gekannt und ganz geliebt hat", sagt: „Möglich, daß Japan seiner fremden Lehrmeister im Lauf der nächsten Jahrzehnte freundlicher gedenkt. Aber es wird dem Abendlande gegenüber nie das fühlen, was es vor der Meijiperiode für China empfand, die ehrfurchtvolle Achtung, die nach altem Brauch dem geliebten Lehrer gebührte. Denn die Weisheit Chinas wurde freiwillig gesucht, während die des Abendlandes ihnen mit Gewalt aufgezwungen wurde. Die Schranken des Rassenempfindens, der Verschiedenheit des Gefühls, der Sprache, des Wesens und Glaubens werden voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus unübersteiglich bleiben. Obwohl man auch Beispiele warmer Freundschaft zitieren könnte, versteht doch der Fremde im Allgemeinen den Japaner so wenig, wie der Japaner den Fremden versteht. Was für den Fremden schlimmer als das Unverständnis, ist die einfache Thatsache, daß seine Position die des Eindringlings ist." Munzinger: „Man haßt die Fremden, trotz der zur Schau getragenen Freundlichkeit und Höflichkeit. Von alters her litten sie wegen ihrer Isolirtheit an Größenwahn. Vor der Vaterlandsliebe hört jeder Sinn auf; kein Mittel ist für das Vaterland unerlaubt. Der Fanatismus bemächtigt sich leicht der Gemüter." Bousquet: „Viel Lebhaftigkeit, Intelligenz und Talent, wenig Prinzip und kein Charakter." Selbst Rein findet „oft eine unergründliche Verschlagenheit". Hat ähnlich nicht Sir Harry Parkes, der frühere englische Gesandte, geurteilt? Nicht Herr Ernst von Hesse-Wartegg (in seinem Buch über China und Japan) dasselbe in einem langen, Dschiudschutsu überschriebenen Kapitel vertreten? Und leicht ließe sich die Liste noch verlängern. Gewiß, das ist der Herren eigner Geist, in dem die Völker sich bespiegeln; doch ist's immer gut, zu sehen, wenn eigene Prüfung nicht möglich ist, wie sich in fremdem Auge ein Wesen gezeigt hat.

„Die europäischen Mächte zeigen bereits Anzeichen des Verfalls, und das kommende Jahrhundert wird Zeuge sein von der Zertrümmerung ihrer Verfassung und dem Auflösen ihrer Reiche. Selbst wenn das nicht eintreten sollte, werden ihre Hilfsquellen durch die erfolglosen Versuche zur Colonisation aufgebraucht sein. Wer soll dann ihr Nachfolger werden, wenn nicht wir? In Bezug auf intellektuelle Kraft ist der Japaner dem Europäer in jeder Hinsicht gewachsen; ja noch mehr. Haben die Japaner nicht die Vervollkommnung einer Erfindung zuwege gebracht, die den Europäern trotz jahrelanger Arbeit nicht gelang? Wahr ist es: unser Volk ist klein

Go gle

von Statur, aber die Ueberlegenheit des Körpers beruht nicht auf der Größe, sondern auf der Constitution. Ist die Revision der Verträge vollzogen, und hat Japan China besiegt, dann sollten wir eine der ersten Großmächte der Welt werden, und keine andere Macht könnte sich in irgend eine Unternehmung einlassen, ohne zuerst uns zu befragen. Japan könnte dann mit Europa in Wettbewerb treten als der Vertreter der orientalischen Rassen.“ Graf Shigenobu Okuma, der Minister des Auswärtigen, hat früh schon das Ziel gezeigt, nach dem gesteuert werden sollte. Und hat gewiß mehr, als seinen Landsleuten lieb war, von dem Sehnen verrathen, das in der Brust fast jedes Nipponesen drängt. Schritt für Schritt hat sich das Inselvolk dem einmal gesteckten Ziele genähert, keine Anstrengung gescheut, nicht Blut noch Leben geschont. Und scheint heute mehr denn je entschlossen, den letzten verfügbaren Mann an die selbstgewählte Mission zu wenden.

Ob es ans Ziel seines Wünschens gelangen wird? Vorläufig ist ihm fast Alles gelungen, und mit Staunen sah die alte Europa, wie lenzliche Kräfte sich auf dem Kraterland recken und regen; hat längst auch schon seine Großmachtstellung anerkannt und wirbt eifernd um seine Huld. Es ist mit England verbündet, mit Frankreich freiwillig und aus Vertragspflicht d'accord, mit Rußland nun in Entente. Und steht mit einem Bein fest schon auf dem größten der Continente. Weiß es sich mit dem (freilich auf Jahre hinaus noch gelähmten) Sibirier dauernd gut zu stellen, können wir in Asien noch eine Verschiebung der Verhältnisse erleben, die nicht bloß den Unzünftigen überraschend kommen dürfte. Ob Eduard dabei viel Freude erleben würde? Schwerlich. Jede Verständigung zwischen Japan und Rußland ist eine Schwächung der Position Englands, dessen Stellung in Indien ohnedies nicht allzu günstig ist. Manches drängt den Tenno zur Verständigung mit dem Herrn aller Reußen, der in Europa Deutschland, in Asien England in der Flanke sitzt, mit Riesenarmen das Reich des Himmelssohnes umklammert hält, und dessen Freundschaft Hayashi, solange die Abrechnung mit dem Yankee nicht erledigt, so nöthig hat wie den täglichen Reis. Gegen seinen Willen ist auf die Dauer japanische Politik mit Erfolg nicht zu machen; auch mit Eduards Hilfe nicht. Sentimentalität ist kein japanisches Laster. Erkennt der schief Geäugte, daß die Freundschaft mit England nicht den erhofften Gewinn abwirft, wird er keinen Augenblick mit dem Frontwechsel zögern. Und selbst Nicolai ist nicht launenhaft genug, eine Entente nicht zu pflegen, die mehr, als irgend eine sonst, dem Augenblick Gunst verspricht.

Karl Schnitzler.

Go gle

Die Elsaß-Lothringische Frage.

Von Eugène Destez, Paris.

Während der 36 Jahre, die seit dem Besitzübergang Elsaß-Lothringens an Deutschland vergangen sind, hat die elsaß-lothringische Frage nicht aufgehört, im Vordergrunde des öffentlichen Interesses in Frankreich zu stehen. Diese zwischen den beiden Nachbarländern schwebende Frage hat ihren Einfluß 36 Jahre lang auf die ganze europäische Politik ausgeübt und wird, wie ich fürchten muß, noch auf lange Zeit hinaus als Gewitterwolke über den Vogesen stehen.

Dies- und jenseits des Rheins haben kluge Männer versucht, auf friedlichem Wege diese beide Länder trennende Frage zu lösen. Sie haben die Entwickelung anderer annektierter Länder verfolgt und aus der Geschichte zu lernen versucht. Gewiß sind vom ethnographischen und historischen Standpunkte aus ihre Mühen interessant gewesen, ganz ohne Zweifel! Aber einen praktischen Wert, ein Resultat, haben sie nicht gehabt. Denn nur zwei Lösungen sind möglich: der friedliche Vergleich oder das Schwert.

Fürchterlich wäre das Schwert. Weder Deutschland noch Frankreich wünschen sich diese Lösung. Die Elsässer und mehr als sie, die Lothringer, wissen, daß auch diesmal wieder auf ihren sonnigen heiteren Gefilden sich das blutige Glücksspiel abwickeln würde, und das ist wahrlich keine reizvolle Aussicht.

Von Tag zu Tag verringert sich die Zahl der Revancheschreier in Frankreich. An der Spitze der nationalen Partei stehen zwar noch Déroulède, Millevoye, Marcel Habers, aber ihr politischer Einfluß hat merkwürdigerweise seit der boulangistischen Bewegung immer mehr an Bedeutung verloren. Wenn es jemals wieder einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben sollte, würde die elsaß-lothringische Frage vielleicht nicht die wirkliche Ursache sein; würde möglicherweise nicht einmal den Vorwand abgeben. Frankreich hat übrigens soviele Beweise seiner Friedensliebe gegeben, daß man tatsächlich nicht zu fürchten braucht, es werde den Anstoß geben, der das Pulver zum Explodieren bringt.

Die Versuche einer friedlichen Lösung sind sehr zahlreich, aber leider muß ich sagen, daß ich den meisten recht skeptisch gegenüberstehe.

Zuerst ist da eine Kundgebung der Liga vom Jahre 1903: Unmöglich ist für Frankreich die Anerkennung des fait accompli; für Deutschland unmöglich die Rückgabe der Provinzen an Frankreich.

Die Neutralisation würde Deutschland schädigen, ohne Frankreich zu nützen.

Die käufliche Rückerwerbung würde in Frankreich wenig Zustimmung finden, und ich glaube, Deutschland würde, schon um der eigenen Würde willen, nie auf einen solchen Handel eingehen.

Schließlich könnte es sich um Austausch des ganzen Reichslandes oder eines Teiles davon gegen eine koloniale Besitzung handeln.

Dieser Lösung bringt man in Frankreich am meisten Sympathie entgegen, ohne doch gar zu ernst an ihre Verwirklichung zu glauben.

Go gle

Betrachten wir die elsaß-lothringische Frage nunmehr von einem anderen Gesichtspunkte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Elsässer wie Lothringer „les français“ und auch „les allemands“ sagen; die „Hinzugekommenen“ zum Unterschied von den Eingeborenen.

Ich wage es nun keineswegs, irgend einen der oben erwähnten Vorschläge zu empfehlen, und wenn ich mich dennoch nach einer Lösung des Problems umsehe, so will ich versuchen, sie aus dem Studium des annektierten Landes selber zu gewinnen.

Wie langwierig und mühevoll ist doch die psychologische Erforschung eines Volkes, dessen geistige und soziale Entwickelung durch eine plötzliche Katastrophe grausam unterbrochen worden ist, dessen Denken und Fühlen ein neues Erziehungs- und Unterrichtssystem in eine unbekannte, ungewohnte Bahn gelenkt hat!

So darf ich wohl reden, ich, der fünf Jahre hindurch, um nur des einen der beiden Länder, Lothringens, zu gedenken, den Pulsschlag seines inneren Lebens — und Leidens! — beobachtet habe. Denn in einem oder zwei Monaten dringt weder der Blick eines Deutschen noch eines Franzosen so tief in die Seele dieses Volkes, daß er sich ein Urteil über dessen Eigenart bilden könnte. Wieviele meiner französischen Landsleute habe ich an dieser schwierigen Aufgabe scheitern sehen, deren Lösung nur auf *eine* Weise möglich ist: Es gilt, sich selber in die Denkweise des elsässisch-lothringischen Volkes einzuleben, sie sich anzueignen!

Diesem Zweck zuliebe überwand ich mich, allem Groll, aller Voreingenommenheit zu entsagen, alle Erinnerungen an den schrecklichen Krieg, den ich mit erlebt habe, in mir auszulöschen.

Diesem Zweck zuliebe suchte ich Zugang zu allen gesellschaftlichen Kreisen, verkehrte ich mit Beamten, Gewerbetreibenden, Abgeordneten aller Parteien des Landesausschusses in Straßburg und des Reichstags in Berlin, bemühte ich mich, genau festzustellen, eine wie große Dosis Aufrichtigkeit die Proteste eines Bezançon, den man den „letzten französischen Maire“ genannt hat, sowie der Herren Antoine und Lalanne enthielten.

Wahrlich, ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, mir wäre bei mancher allzu eifrig betriebenen Nachforschung nicht weh ums Herz geworden! Wüßten die Nationen, was für Verwüstungen eine Annexion im innersten Wesen eines Volkes anrichten kann, — sie würden an keine gewaltsamen Eroberungen mehr denken!

Denn eine solche Eroberung bedeutet die Entfesselung der gemeinsten Leidenschaften, des Verrats, der Lüge, der Angeberei, die nach der Besetzung des Landes alsbald durch die vereinsamten Straßen umherschleicht, der feigen Furcht, die Verwandte und Freunde dem Sieger ausliefert!

Ja, der moralische Gewinn, der nach der Ausmusterung der feindlichen oder verdächtigen Elemente übrig bleibt, ist zu gering, als daß ein großmütiger Eroberer ihn nicht verschmähen sollte.

Und man wende nicht ein, ich hätte eine solche Verunstaltung einer Volksseele nur in Elsaß-Lothringen finden können: Aehnliches habe ich auch oben in Schleswig gesehen!

*

Im Lauf der Jahre hat das Reichsland seinen Werdegang wieder aufgenommen, aber nur, indem es an dieser und jener Stelle des Weges einen Teil seiner Illusionen,

Google

seiner Hoffnungen fallen ließ. Hat doch im Elsaß wie in Lothringen das Wort Patriotismus alle und jede Bedeutung verloren. Das Vaterland! Welches? Das alte oder das neue? Klammert man sich an das alte, so macht man sich eines Mangels an Loyalität schuldig; bevorzugt man das andere, so ist man ein Tempelschänder!

*

Aber dringender noch als die Fragen der Politik, der Nationalität und die geistigen Interessen machte sich das materielle und praktische Leben geltend. Diejenigen, die aus verschiedenerlei Gründen nicht nach Frankreich hatten auswandern können, übrigens auch nicht wußten, welch ein Schicksal ihrer dort wartete, sahen neben sich eine Unzahl Geschäftsleute zweifelhafter Natur auftauchen, die aus den unbekanntesten Winkeln Deutschlands, aus dem Großherzogtum Luxemburg, ja sogar aus Frankreich hergelaufen waren, und diese Menschen, denen die plötzliche Auswanderung vieler Einheimischen eine Menge Grundstücke in die Hände lieferte, sahen sie durch kecke, mühelose Spekulationen rasch zu Reichtum gelangen!

Von den alteingesessenen Elsässern und Lothringern blieben so nur die untüchtigen, minderwertigen Elemente zurück, und aus diesen unbrauchbaren Trümmern mußte man Volksvertretungen und städtische Behörden herstellen! Es gelang, aber die Ergebnisse waren recht mittelmäßige. Das deutsche Unterrichtssystem namentlich führte nur langsam eine Umwandlung der Jugend herbei: Die Kinder lernten in der Schule deutsch und sprachen zu Hause französisch. Die deutsche Schulbildung sagte eben der Denkweise und dem Charakter der elsässisch-lothringischen Rasse nicht zu, sie ist ein Kleid von schlechtem Schnitt, das ihr nicht paßt.

Allerdings mildert sich der Haß der ersten Annexionsjahre, und nimmt der Handels-, Geld- und Industrieverkehr zu. Aber in den Gemeindevertretungen müssen die Bürgermeister mit dem Gespenst des „Kaiserlichen Wunsches" drohen, wenn sie eine gemeinnützige Maßregel durchsetzen wollen. Und im Elsaß hat die gemeinsame Sprache nicht die Verschmelzung der Einheimischen und der Reichsdeutschen, nicht die Germanisation gefördert, sie ist vielmehr eine Waffe der Opposition geworden. Autonom und Elsässer war der Elsässer vor der Annexion, und er ist es nach der Annexion geblieben. Der Lothringer aber denkt, spricht und lebt französisch.

Alle Drangsalierungen haben keinen Erfolg gehabt, sie entflammen nur die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die für dieses Volk die Freiheit bedeutet.

Die Geistlichkeit freilich, die anfangs die Erinnerung an die französische Vergangenheit eifrig pflegte, hat diese Rolle wegen der Politik, die Frankreich in bezug auf die Kirche einschlug, nicht weiter spielen können. Denn die katholischen Zeitungen des Reichslandes stehen unter der Botmäßigkeit der Bischöfe und durften, als mehr und mehr vom Kaiser bezeichnete Prälaten einen bischöflichen Thron bestiegen, auch nur deren Ideen wiedergeben. Es ist schon lange Jahre her, daß der Lorrain, das katholische Organ in Metz, in einem von dem Abbé Collin, seinem Redakteur, unterzeichneten Artikel von der Vergangenheit Abschied nahm. „Ohne unsern alten Erinnerungen etwas zu vergeben," schrieb er damals, „ist es Zeit, uns der Zukunft, der aufgehenden Sonne, zuzuwenden."

**

Google

Bei der Gemütsverfassung der eroberten Provinzen, so wie sie sich gegenwärtig, nach sechsunddreißigjähriger deutscher Herrschaft, entwickelt hat, ist es die erste Pflicht des Reiches, die Annektierten das Joch nicht fühlen zu lassen: Man kann ein Volk nicht mit Gewalt seiner Nationalität berauben, man gewinnt Herzen nicht mit Rücksichtslosigkeiten!

Man lasse sie in Freiheit leben und atmen, hemme ihre Bestrebungen durch keinen Zwang, dann wird sich, wenn einst die beiden Provinzen erst wieder zu sich kommen, wenn die Erinnerung an die Gewaltsamkeit der Annexion mehr und mehr schwindet, die Lösung der Frage vielleicht von selber ergeben.

Unter einem gleichmäßigen, milden Regiment kann Elsaß-Lothringen, das jetzt eine Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildet, ein Bindeglied werden, ohne daß man sich auf eine Neutralerklärung einzulassen brauchte.

Ideen schreiten vorwärts in allen Ländern, Menschenmacht kann ihnen kein Halt gebieten. Das im Reiche des Geistes so mächtige Deutschland steht mehr als jedes andere Land unter ihrer Herrschaft.

Faßt man die unermeßlichen Folgen ins Auge, die eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland nach sich ziehen würde, berechnet man, was für Vorteile sich daraus für die Machtstellung beider Länder ergeben müßten, so erstaunt man, daß diese Frage nicht schon längst einer reiflichen, praktischen Erwägung unterzogen worden ist.

In Frankreich erlaubt der Nationalstolz keiner Regierung, was für eine es auch sei, den ersten Schritt zu tun.

In Deutschland ist dem nicht so, und deshalb darf die zivilisierte Welt erwarten, daß es die Initiative ergreifen und diese offene Frage für immer schließen wird. Diese Zumutung kann es sich gefallen lassen: sie beweist, daß es in den Augen der Welt zu groß dasteht, als daß es sich durch ein Entgegenkommen etwas vergeben könnte.

Das Christentum und die Kunst.

Von Georg Simmel.

Die geschichtlichen Fäden, die sich zwischen Religion und Kunst spinnen, sind unzählige Male verfolgt worden: wie die Kultzwecke das Götterbild entstehen ließen, wie sich aus der religiösen Feier und der Anrufung der Götter die poetischen Formen entwickelten, wie die Erhebungen und wie der Verfall der Religion die Kunst oft in gleichem, oft in völlig entgegengesetztem Sinn beeinflußten — alles dies ist zu begriffenen Tatsachen der Kulturgeschichte geworden. Allein die Motive, mit denen aus dem Wesen der Sache heraus das eine das andre anzieht oder abstößt, durch die all jene historischen Verknüpftheiten nur als die mehr oder weniger vollkommenen Verwirklichungen tieferer und prinzipieller Zusammenhänge erscheinen — diese Motive harren noch ihrer Klärung. —

In das räumliche Gleichnis von Nähe und Distanz müssen wir unzählige Male das Verhältnis seelischer Inhalte bannen, dessen innerliches Wesen diesem Symbol mit

Google

seiner äußeren Meßbarkeit schließlich ganz fremd ist. Auf seine Verständlichkeit dennoch rechnend, kann man die Gemeinsamkeit des religiösen und des künstlerischen Verhaltens so bezeichnen: daß das eine wie das andre seinen Gegenstand in eine Distanz, weit jenseits aller unmittelbaren Wirklichkeit hinausrückt — um ihn uns ganz nahe zu bringen, näher, als je eine unmittelbare Wirklichkeit ihn uns bringen kann. In dem Maß, in dem eine Religion wirklich ihrem reinen Begriff entspricht und nicht von andern Seelenprovinzen her mit allerhand Bedürftigkeiten und Beschränktheiten gemischt ist, drängt sie den Gott ins „Jenseits", sein Abstand von allem Greifbaren und von der Welt unsrer Wirklichkeiten ist die absolute Steigerung jener „Distanz", in der der hohe und überlegene Mensch alle ihm Nicht-gleichen hält. Aber der Gott, in dieser Distanz verbleibend, bleibt zugleich nicht in ihr, sondern als wäre jene nur ein Anlaufrückschritt, bemächtigt sich die Seele seiner als des Nächsten und Vertrautesten, bis zur mystischen Einswerdung mit ihm. Dieses Doppelverhältnis zu unserer Wirklichkeit wiederholt die Kunst. Sie ist das Andere des Lebens, die Erlösung von ihm durch seinen Gegensatz, in dem die reinen Formen der Dinge, gleichgültig gegen ihr subjektives Genossen- oder Nichtgenossen-Werden, jede Berührung durch unsere Wirklichkeit ablehnen. Aber indem die Inhalte des Seins und der Phantasie in diese Distanz rücken, kommen sie uns näher, als sie es in der Form der Wirklichkeit konnten. Während alle Dinge der realen Welt in unser Leben als Mittel und Material einbezogen werden können, ist das Kunstwerk schlechthin für sich. Aber all jene Wirklichkeiten behalten dabei eine letzte, tiefe Fremdheit gegen uns; und selbst zwischen unserer Seele und der des andern findet unsere Sehnsucht des Nehmens und des Gebens eine hoffnungslose Unüberbrückbarkeit. Das Kunstwerk allein kann ganz unser werden, in seine Form gegossen ist allein eine Seele uns ganz zugängig: indem es mehr für sich ist, als alles andere, ist es mehr für uns als alles andere. Von den Inhalten des Lebens als solchen pflegen wir zu empfinden, daß es irgend einer Bewegung des Daseins, irgend eines „Schicksals" bedurfte, um sie uns nahe zu bringen, daß sie durch ihr bloßes Dasein noch nicht zu uns gehören. Nur der Gott, an den wir glauben, und die Kunst, die wir genießen, sind von vornherein und bloß dadurch, daß sie da sind, für unsere Seele bestimmt. Und wenn auch die große Liebe sich solcher Vorbestimmtheit füreinander bewußt ist, die das zusammenführende Schicksal nur vollstrecken kann, so unterscheidet sie von jenen beiden ihr völlig individuelles Wesen: nur mit diesem einen Menschen und weil er gerade dieser eine ist, ist ihm die andere Seele rein von sich aus verbunden. Wenn aber der Gläubige schon durch seine Existenz sich mit seinem Gotte eins weiß, wenn der vom Kunstwerk Ergriffene dies wie seine eigne innere Notwendigkeit empfindet — so sind hier nicht mehr individuelle Besonderheiten am Werke, sondern jene tiefen Schichten, in denen der Mensch zwar sein ganzes Ich wirksam, dieses aber doch als den Träger einer überpersönlichen, seine Sondergestaltung hinter sich lassenden Gesetzlichkeit und Seinsbedeutung fühlt.

Google

Und dies erscheint mir als die tiefste Formgleichheit, aus der heraus die Religion allenthalben als der Vorläufer der Kunst, die Kunst allenthalben als die Erregerin religiöser Stimmung auftritt: daß nur diese beiden ein absolut für sich existierendes Sein zum innersten und wie selbstverständlichen, wie vorbestimmten Besitztum der Seele machen.

Diese prinzipielle Beziehung zwischen der Form des religiösen Lebens und der der Kunst realisiert sich in den verschiedenen Kulturen in sehr mannigfaltigen Arten. Es ist gewissermaßen ihre eigene Steigerung, durch die sie im Christentum manchmal in ihr Gegenteil umzuschlagen scheint. Sicher ist hier unter allen bekannten Religionen die Spannung zwischen der Entferntheit und der Nähe des Gottes die allerenergischste, aber auch die versöhnteste, weil hier eine Beziehung des Herzens zu dem Gotte besteht, die an der Unendlichkeit der metaphysischen Distanz gegen ihn ihre ganze siegende Kraft zeigt. Hiermit scheint das Bedürfnis mancher Seelen, einen Lebensinhalt sich ganz ferne zu rücken, um ihn dann ganz in sich einzuziehen, so völlig gedeckt, daß die Kunst in ihrer parallelen Leistung als überflüssig, ja als ein unzulässiger Wettbewerb erscheint. Daß das Christentum so oft die Kunst unmittelbar abgelehnt hat, ist weder immer asketische Verwerfung des Sinnenreizes, noch immer ästhetische Unkultur, sondern geht, neben manchen andern Motiven, auf diesen Instinkt zurück: daß die Seele der Kunst nicht mehr bedarf, weil sie alle Ausdehnung in das Reich jenseits des Gegebenen und alles Wiedereinbeziehen dieses in sie hinein — bereits besitzt.

Andrerseits bietet das Christentum ebenso durch die Personen und Geschehnisse seiner Tradition wie durch den körperlichen Ausdruck, zu dem die ihm eigenen Gemütsverfassungen drängen, Motive dar, die wie auf die Formgebungen der bildenden Kunst angelegt erscheinen. Die Demut, das Gebet, das innige Insichverzücktsein — alles dies bringt den Körper besonders gut in sich zusammen, hält die Extremitäten an den Rumpf und begünstigt damit die Geschlossenheit und anschauliche Einheit des Körpers. Selbst das Ausstrecken der Arme zum Gebet ist etwas völlig anderes als das Abspreizen, das die Konzentriertheit der Erscheinung auflöst. Denn entweder sind die Hände vereinigt, was eine sehr entschiedene Zusammengefaßtheit des Bildes ergibt, oder, selbst wenn sie sich breiten, streben sie einem ideellen Brennpunkt zu, in dem die Richtungen ihrer inneren Bewegtheit sich begegnen — wie man von parallelen Linien sagt, daß sie sich im „Unendlichen“ treffen. Daß in aller guten Kunst der Körper in seinem ganzen Umriß streng zusammengehalten ist, gehört zu den Forderungen, mit denen der Reiz der bloßen Anschaulichkeit zum Sinnbild innerlich-seelischer Normen wird. Denn wir verlangen von dem Individuum, daß all seine Aeußerungen von einem Mittelpunkte her beherrscht und charakterisiert seien, und nicht anarchisch, ohne Beziehung auf die Einheit der Person, zerlaufen; so fordern wir von der plastischen Erscheinung des Menschen, daß seine Glieder jedem

Google

Impuls seiner zentralen Einheit absolut gehorsam erscheinen, keines dem durch das Ganze kreisenden Lebensstrome entzogen sei. Daß die Seele den Körper einheitlich durchdringt und ihn damit zum Träger der „Persönlichkeit" macht, wird vermittels jener Geschlossenheit des Umrisses, vermittels der gefühlten Beherrschtheit jedes Gliedes durch die Innervation vom Zentrum her in die sinnliche Anschauung erhoben. Was wir die „Beseeltheit" des Körpers nennen, ist nur ein anderer Ausdruck für die artistische Forderung seiner Zusammengehaltenheit. Die unbedingte Herrschaft der Seele, für die das Christentum lebt, drückt sich deshalb adäquat in all jenen Attitüden aus, die, dieser Forderung von sich aus genugtuend, schon in ihrer Wirklichkeit die Kunstform vorbereiten. Die besondere Bedeutung, die die Anschauungsform hier als Ausdruck des seelischen Zustandes gewinnt, liegt darin, daß diese Formen strenger Zusammengehaltenheit gerade von einer starken inneren Bewegtheit durchströmt werden — im Gegensatz etwa zu den Buddhagestalten der indischen und japanischen Plastik, in denen die künstlerische Geschlossenheit der Erscheinung eine ganz vollkommene ist, ohne daß die damit ausgedrückte Seelenhaftigkeit eine eigentlich bewegte wäre. Sie ist vielmehr die der absoluten Resignation, des Zurückziehens der Seele in das schlechthin Bewegungslose, das freilich die reine Einheit ist, weil das Leben hier jede Expansion verloren hat; jene für das Christentum charakteristischen Gesten aber verraten gerade eine weit ausgreifende Leidenschaft, die nun durchaus auf einen einzigen, innersten und entscheidenden Punkt hin orientiert ist.

Dies findet eine höchst wirkungsvolle Zuspitzung oder Besonderung in der Erscheinung der christlichen Mythologie, die der künstlerische Instinkt von Anfang an in ihrer formal künstlerischen Bedeutung erkannt hat: in der Maria mit dem Kinde. Jene Verknüpftheit aller Wesenselemente nach innen zu, jene konzentrierte Einheit des Lebens, von der ich sprach, ist am unmittelbarsten innerhalb der Weiblichkeit gegeben. Die Frau wird — ob überall und dauernd mit Recht, bleibe dahingestellt — als das undifferenziertere Wesen empfunden, als dasjenige, dessen Kräfte und Triebe enger und einheitlicher als beim Manne in sich gesammelt, solidarischer von *einem* Punkte aus erregbar sind. Dem entspricht es, daß von ihrer körperlichen Erscheinung, in der Natur und noch stärker in der Kunst, völlige Geschlossenheit und Zentripetalität erwartet wird, nicht die weit ausladende, sondern die zusammengehaltene Gebärde, die immer, wenn sie auch unmittelbar sich nach außen richtet, nach innen weist und mit allem, was sie hat, jedesmal den Kreis ihres Wesens schließt. Indem die Madonna nun mit dem Kinde verbunden ist, wird dies scheinbar aufgelöst, sie findet jetzt den Sinn ihrer Existenz in einem Wesen außerhalb ihrer. Daß dies dennoch ihre Einheit nicht zerstört, daß das Kind zwar ihr Nicht-Ich und doch ihr Ich ist, bedeutet das eigentliche Mysterium der Mütterlichkeit. Hier ist der Gegensatz des Fürsichseins und Für-einen-andern-seins überwunden, nicht im Sinne des

Google

Egoismus, der oft einen geliebten Menschen in sich einbezieht, sich um ihn erweitert, aber dabei immer Egoismus bleibt; sondern hier offenbart sich eine höhere Bedeutung des Lebens, die seiner Gesammeltheit nach innen erst durch diese Richtung auf seinen, zu *eigenem Sein* aufgewachsenen Sinn die volle Kraft und Weihe gibt. Indem durch die Konzentriertheit auf das Kind die Wesenseinheit der Mutter scheinbar durchbrochen ist, ist sie in Wirklichkeit erst ganz gewahrt. Diese seelische Struktur der Mütterlichkeit gibt den Darstellungen der Maria mit dem Kinde ihre höchste formale Aufgabe. Wo sie gelöst ist, da ist die Erscheinung der Frau, während sie *mit dem Kinde zusammen* die artistisch geschlossene Anschauung gewährt, doch *in sich* absolut einheitlich. Daß ein Wesen, indem es mit einem andern zu einer Einheit zusammengeht, darum kein bloßes Glied und Bruchstück ist, sondern gerade so zu seiner höchsten eigenen Geschlossenheit gelangt — dies ist hier für die ästhetische Anschauung völlig verwirklicht. Gerade durch die Eigenbedeutung des Jesuskindes, die das animalische Dazugehören des Kindes zur Mutter, als wäre es noch immer ein pars viscerum, ausschließt, gipfelt sich die Spannung zwischen beiden und das Problem, dem religiös-metaphysischen Verhältnis der Madonna zum Kinde eine Anschaulichkeit zu schaffen. Mit seiner Lösung begann die Kunst, ein völlig neues Reich von Formen auszubilden — von Formen, die die Darstellung eines Individuums gerade an seinem Verhältnis zu einem andern auf ihre höchste Eigenbedeutung zu bringen gestatteten. Dies ist die allgemeine Konfiguration der christlichen Mythologie, durch die sie sich von der antiken scheidet: daß jede Einzelperson in ihr in einer wesentlichen, ihre Bedeutung bestimmenden Beziehung zu anderen steht. Johannes ist um Jesu willen da — wie, auf anderen Stufen, Maria und wie die Engel —, Jesus ist für alle da, die Heiligen um der Gläubigen oder der Ungläubigen willen, die Kirche umschlingt die gesamten Stufen des christlichen Lebens in einem Organismus wechselwirkender Glieder. Ein Netzwerk von gegenseitigen Relationen durchzieht hier den Bezirk heiliger Persönlichkeiten, aus ihrem tiefsten religiösen Wesen quellend oder es bestimmend, während die Beziehungen der klassischen Götter und Heroen entweder äußerlich-verwandtschaftlicher oder anekdotischer Art sind und die eigentlich religiöse Bedeutung der einzelnen wenig berühren. Daher ist für die christliche religiöse Kunst die Malerei ebenso charakteristisch, wie für die antike die Plastik, weil jene die Darstellungsformen für die Relationen mehrerer Persönlichkeiten bietet, diese aber für die sich selbst genügende Einzelgestalt. —

Nicht weniger revolutionär, wie das Problem der Madonna innerhalb der artistischen Formenentwicklung wirkt, tritt das Problem des Kindes auf: ein kindlicher Körper, mit seiner quantitativen Geringfügigkeit, seiner Undifferenziertheit, seiner geringen Fähigkeit zu starkem und eindringlichem Ausdruck — soll dennoch *anschaulich* als das legitime Zentrum des Bildes, als die beherrschende, sinngebende Potenz

Google

innerhalb desselben auftreten. Es ist höchst interessant, die Mittel zu verfolgen, mit denen die Maler diesen Widerspruch überwinden. Botticelli gibt z. B. in dem herrlichen Berliner Tondo dem Kinde dadurch eine exzeptionelle Betonung, daß er es in die Horizontale legt, während alle andern Figuren des Bildes aufrecht stehn. Andrea del Sarto erreicht das gleiche in der großen Madonna der Uffizien, indem das Kind das einzige lebhaft bewegte Element unter lauter ruhig dastehenden Gestalten ist. In manchen Fällen ist es die Nacktheit des Kindes, die es vor den andern, bekleideten Gestalten sinnlich stark heraushebt. Michelangelo verwendet in dem Tribunabild ein mehr psychologisches als formales Mittel: er läßt fühlen, daß dieses Kind für diese Eltern die Hauptsache ist, wodurch es denn auf die natürlichste Weise zur Hauptsache des ganzen Bildes wird. Hier wie sonst häufig nötigt die auf das Kind hin orientierte Attitüde der andern Personen dem Beschauer den Rückschluß auf: da dieses kleine Wesen als das Zentrum seiner Umgebung situiert und verehrt ist, so muß es ja wohl die Superiorität besitzen, die solches rechtfertigt.

Dieser Schwierigkeit korrespondiert eine ähnliche, die an dem andern Pol der Lebensgeschichte Jesu auftaucht. Der gekreuzigte oder vom Kreuz genommene Christus scheint nicht die Kraft zu haben, mit der er als das bewegende Zentrum der lebhaften Erregungen um ihn herum wirken könnte. Der Leichnam, der anschaulich nur wie ein Stück Materie der bloßen Gravitation folgt, dem die Richtung des Geistes: nach oben, zur Besiegung der stofflichen Schwere — fehlt, macht die Superiorität nicht sinnlich begreifbar, die er dennoch ausüben soll. Die malerischen Mittel zur Ueberwindung dieses Widerspruchs ähneln denen des vorigen Problems. Vor allem wirkt auch hier die Nacktheit als ein akzentuierender Faktor; dann, daß dieser Körper gerade der einzig unbewegte unter lauter leidenschaftlich bewegten ist; endlich bringt auch hier seine als Tatsache vorgetragene Wirkung gerade durch den Gegensatz gegen ihre anschauliche Rechtfertigung ihre ungeheure Stärke um so schlagenderer Ueberzeugung. Daß so vermöge gewisser Imponderabilien die Christuserscheinung kann, was sie eigentlich nicht kann — das ist der malerische Ausdruck der tiefen Paradoxie des Christentums: daß der Seele das eigentlich Unmögliche zugemutet wird, dem irdischen Wesen der Gewinn der transzendenten Werte, dem Unvollkommenen die Vollkommenheit. Die Aufgabe wird so schwer gemacht, daß sie unlösbar scheint; indem sie nun dennoch gelöst wird, mindestens der Idee nach oder in der Erscheinung des „Heiligen", tritt erst die unermeßliche Gewalt der Seele hervor. Es wird sozusagen das Stadium der „Möglichkeit" übersprungen; der absoluten Aufgabe des Christentums gegenüber befindet sich die Seele im Stande der Unmöglichkeit und doch im Stande der Erfüllung und Vollendung, das „Mittlertum" Christi drückt gewissermaßen den Ausfall der Instanz des „Könnens" aus, ein ideelles Zwischenglied tritt ein, um fühlbar zu machen, daß die Seele hier vollbringt, was sie nicht kann. Dieser fundamentale Zug des Christentums, den das credo quia absurdum nach

Google

der Seite der Intellektualität hin darstellt, hat die Kunst aufgenommen, indem sie Erscheinungen mit anschaulicher Ueberzeugungskraft Wirkungen ausüben läßt, zu denen sie gerade anschaulich nicht imstande zu sein scheinen.

In weniger absoluter, aber künstlerisch nicht weniger interessanter Weise ist es dem Christentum in der Kunst gelungen, die Gestalten der heiligen Geschichte der unvermeidlich scheinenden Alternative zwischen historisch-realer Treue und individuell-künstlerischer Phantasiemäßigkeit zu entrücken. An bedeutenden Persönlichkeiten der Vergangenheit, deren Vorstellung ebenso durch die Fülle weit ausgreifender Assoziationen wie durch die Zeitferne unvermeidlich eine gewisse Verschwommenheit zeigt — pflegt die malerische Darstellung erhebliche Schwierigkeiten zu finden. Wird uns von einer männlichen Figur im Kunstwerk gesagt, dies sei Phidias oder Plato oder Karl der Große, so wirkt dies oft bis zur Peinlichkeit oder bis zum Humor enttäuschend. Die Vielheit der Vorstellungen, die, mit unsicher begrenzter Latitüde um einen festen Kern schwingend, unser inneres Bild dieser Persönlichkeiten ausmachen, wird durch die konkrete Darstellung ungebührlich eingeengt, sie *kann* überhaupt, der festen Begrenztheit alles Anschaulichen wegen, der Forderung unserer Phantasie nicht genügen und ist dieser gegenüber gleichzeitig Verarmung und Vergewaltigung. Wo das historisch-wirkliche Porträt überliefert ist, fällt diese Schwierigkeit fort, weil die Ueberzeugung von der Wirklichkeit über jene unbestimmten Schwebungen des Vorstellens triumphiert oder sie in dieser nicht bezweifelbaren Anschauung zentrieren läßt. Die Kunst der christlichen Kirche hat nun diesen Dualismus wunderbar vermieden, indem sie für ihre Figuren durchgehende Typen schuf, die durch ihre Fixierung die Funktion der historischen Wahrheit haben: wir glauben nicht, daß jener Mann im Chiton, mit seiner ganz zufälligen Erscheinung, Phidias sei, oder jener mit den Reichsinsignien in der Hand Karl der Große; aber die Tradition der christlichen Kunst hat das Entsprechende dennoch erreicht: wir glauben — mit dem „Glauben", der überhaupt in der ideellen Sphäre der Kunst in Frage kommt —, daß dieser Mann im blauen Gewand Christus ist, dieser an den Baum gebundene der hl. Sebastian, diese Frau mit der herabsinkenden Lyra die hl. Cäcilie. Aber die sozusagen nachträgliche Realität, die die kirchliche Tradition diesen Erscheinungen verschafft hat, ist nun weit und allgemein genug, um alle möglichen individuellen Ausgestaltungen, alle möglichen künstlerischen Nüancierungen und Stilisierungsverschiedenheiten zu gestatten. Es ist damit die ungeheuer bedeutsame Form des *Typus eines Individuums* geschaffen. Wenn sonst die singulär künstlerische Versinnlichung historischer Persönlichkeiten armselig, eng und überzeugungsschwach zu wirken pflegt, so wird dies hier durch die besondere Kombination überwunden: die religiöse Tradition hat den *Glauben* an jene Typen erzeugt und damit die real-historische Wahrheit des Gebildes ersetzt, mit dem die Darstellung sonst allein jenem Manko entgeht; aber weil es eben doch nicht Wissen, sondern Glauben ist, so ist hier eine unbegrenzte Freiheit für die individuelle künstlerische Schöpfung gelassen.

Google

Mit alledem haben die seelischen Inhalte des Christentums die Kunst zur Bildung neuer Formen veranlaßt: die Probleme der Komposition, des Umrisses, der Art, den Körper fühlbar zu machen, die Wichtigkeitsakzente zu verteilen — all diese formalen Probleme wurden jetzt in einer Weise dringlich, die dann auch für alle möglichen Vorwürfe jenseits des Religiösen ihre Fruchtbarkeit zeigte. Endlich aber hebe ich noch ein Beispiel aus den neuen Inhalten hervor, die der Kunst aus dem Christentum kamen und deren Ausdruck sie durch Mittel nicht rein formaler Art gewinnen mußte. Ich meine die Darstellung des Leidens, das erst seit dem Christentum einen in den letzten Tiefen gegründeten Anspruch auf anschaulich-künstlerische Darstellung erhebt. Die antike Kunst hat freilich Erscheinungen wie Niobe und Laokoon. Aber hier ist das Leiden ein äußerliches Schicksal, gerade der völlige Gegensatz zu jener tiefen Notwendigkeit, mit der das Christentum es zeigt: als die Frucht der Seele selbst oder als den Klang, den sie, die zu einem ewigen Schicksal berufene, im Zusammenschlag mit der Irdischkeit ergeben muß. Andererseits hat die Antike die Amazone und den Antinous. Allein der schmerzliche Affekt in diesen ist Trauer. Und Trauer ist Leiden über das Leiden, nicht mehr die primäre Schmerzlichkeit des Schicksals selbst, sondern deren Reflex in den gleichsam allgemeineren Schichten der Seele. Dadurch hat die Trauer schon als Wirklichkeitsvorgang eine innere Distanzierung, eine Gelöstheit von dem unmittelbaren Befangensein im Schicksal, durch die sie von sich aus zur Aufnahme in die Kunstform disponiert erscheint. Die Leistung der christlichen Kunst aber ist, daß sie für das ganz unmittelbare Leiden, das noch nicht zur Trauer umgeformt ist, die ästhetische Möglichkeit und bildnerische Gestaltung gefunden hat. Das Christentum hat viele Werte, die in den sonstigen Ordnungen des Lebens, und auch vielfach in anderen Religionen, bloß negativen Charakters sind, ins Positive gewandt. Der Verzicht auf die irdischen Güter und auf alles Leibliche ist hier nicht nur ein Akt der Befreiung, es sind damit nicht nur Hindernisse für die Seele in dem Aufsteigen zu ihrem ewigen Schicksal beseitigt, sondern schon an sich selbst ist dieser Verzicht etwas Wertvolles und ein Gut der Seele: zum mindesten ein Teil ihres Weges selbst, nicht nur das Abwerfen einer Bürde auf diesem Weg. Mit der sittlichen Hingabe und Selbstverleugnung ferner wird hier nicht nur ein objektives Moralgebot verwirklicht, dem die Selbstsucht entgegensteht, sondern sie ist unmittelbar eine Erhöhung der Seele, die Selbstverleugnung ist für sich schon eine Selbstgewinnung. Der Tod ist nicht nur eine Befreiung von der Last des Lebens, sondern das Opfer Christi zeigt den Tod als den Gipfel des Lebens selbst, als seine eigentliche Weihe und die gleichsam positiv ausgedehnte Stufe, die der Seele zwischen dem Diesseits und dem Jenseits bestimmt ist. Und so nun ist dem Christentum das Leiden keineswegs ein negativer Zustand, ein Passivum der Lebensbilanz — eine Interpretation, auf die hin andere Weltanschauungen es entweder wegdisputieren oder ihm gerade eine absolute, den ganzen Lebenswert mit dem Minuszeichen versehende Bedeutung geben. Sondern

Google

es ist ein integrierender Bestandteil des religiösen Lebens. Denn gerade, indem das Reich Gottes sich schon hier zu realisieren beginnt, muß es im Zusammenstoß mit den irdischen Ordnungen und Mächten das Leiden erzeugen: deshalb muß der Gerechte leiden, deshalb sind die Mühseligen und Beladenen zur Seligkeit bestimmt. So ist dem Christentum, im Gegensatz zu jenen griechischen Erscheinungen, das Leiden gerade ein solches, über das man nicht trauert, so wenig es seinen furchtbaren Ernst herabmindern will, ja darf. Durch diese Wendung ins Positive hat das Leiden den Charakter der Depression verloren, der es von der Kunst ausschließt. Wenn das Leiden nichts als eine Herabgesetztheit des Lebens ist, widerspricht es der Erhöhung des Lebens, die die Kunst ist — zwar nicht der Poesie, die durch das Nacheinander der Stimmungen und der Schicksale dem Leiden eine Versöhntheit und Entwicklung zu jeder Höhe und Fülle geben kann. Die bildende Kunst aber, die nur über einen einzigen Anschauungsmoment verfügt, kann ihren Widerspruch gegen das Leiden erst aufgeben, wenn das Leiden selbst jene Erhöhung zu einem positiven Lebensmomente erfahren hat. In der Passion Christi und den Qualen der Märtyrer wirkt der Schmerz nicht mehr als der feindliche Zerstörer des Lebens, sondern als eine Aufgipfelung zu einer durch nichts anderes ersetzlichen Intensität; jetzt wird das Leiden von einem Sinne durchgeistigt, der, seine Depression und seine Häßlichkeit aufhebend, es zu einem neuen Werte und Aufgabe macht. Das Christentum hat damit den ästhetischen Wert des Leidens entdeckt und hat seiner religiösen Bedeutung die Sprache der Anschaulichkeit verliehen. —

Soll mit all diesen Zusammenhängen die Religion die Kunst „angeregt“ oder ihr neue Aufgaben gestellt haben — so ist dies doch nur auf eine tiefere Ueberlegung hin annehmbar. An und für sich haben Religion und Kunst nichts miteinander zu tun, ja sie können sich in ihrer Vollendung sozusagen nicht berühren, nicht ineinander übergreifen, weil eine jede schon für sich, in ihrer besonderen Sprache, das ganze Sein ausdrückt. Man kann die Welt religiös oder künstlerisch, man kann sie praktisch oder wissenschaftlich auffassen: es sind die gleichen Inhalte, die jedesmal unter einer andern Kategorie einen Kosmos von einheitlich-unvergleichbarem Charakter formen. Unsere Seele aber, mit ihren kurzlebigen Impulsen, ihrem fragmentarischen Können, vermag keine dieser Welten zu der Ganzheit, die sie ideell fordert, auszubilden, jede bleibt von den zufälligen Anregungen abhängig, die bald dieses, bald jenes Stück von ihr in uns aufwachsen lassen. Aber gerade, daß diese Weltbilder der selbstgenugsamen Abrundung ihres Sachgehaltes ermangeln, erzeugt tiefste Lebendigkeiten und seelische Zusammenhänge — denn es weist jedes darauf an, aus dem andern Impulse, Inhalte, Aufgaben zu schöpfen, die es bei lückenloser innerer Ausgebautheit in sich selbst finden würde. Indem die Religion, wie diese wenigen Beispiele zeigten, der Kunst solche Dienste leistet, offenbart die Kunst zwar, was ihrer jeweiligen Wirklichkeit an unbedingt eigenem Schöpfertum

Google

fehlt; aber eben damit gibt sie der Seele die Möglichkeit, mit der Ergänzung der einen Welt aus der andern sich selbst als den Einheitspunkt beider zu fühlen, als die Kraft, die einen dieser Ströme aus dem andern speisen kann, weil jeder für sich aus ihr entspringt.

Eine Bekehrung.

Von Lafcadio Hearn.

I.

O-Dai schob das Lämpchen, die Weihrauchschale und das Wassergefäß auf dem Buddharegal zur Seite und öffnete den kleinen Schrein, vor dem sie gestanden waren. Innen sah man die Ihai (Sterbetäfelchen) ihrer Angehörigen und die goldene Gestalt der lächelnden Boddhisatva-Kwannon.

Die Ihai ihrer Großeltern nahmen die linke Seite ein, die ihrer Eltern die rechte, und zwischen ihnen war ein kleineres Täfelchen mit dem Kaimyo des kleinen Brüderchens, mit dem sie in früheren, glücklicheren Jahren zu spielen und zu schmollen, zu lachen und zu weinen pflegte. Der Schrein enthielt auch einen Makemono, eine Rolle, beschrieben mit den Geisternamen vieler Vorfahren. Seit ihren Kinderjahren war O-Dai gewohnt gewesen, vor diesem Schrein zu beten.

In früheren Tagen bedeuteten die Täfelchen und die Rolle mehr für ihren Glauben, weit mehr, als nur die Erinnerung an eines Vaters Zärtlichkeit, einer Mutter Liebkosung, — mehr als die Erinnerung an die stets liebreichen, stets geduldigen, immer lächelnden Eltern, die ihre Kindheit gehegt, sie auf dem Rücken zu jedem Feste getragen, Freuden für sie ersonnen, sie in ihren kleinen Kümmernissen getröstet, ihre Unruhe beschwichtigt, sie in den Schlaf gesungen hatten, — mehr als die Erinnerung an das Lachen und die Tränen, das Schreien und Rufen und Zappeln des lieben kleinen Brüderchens, — mehr als alle Traditionen der Vorfahren.

Denn diese Gegenstände bedeuteten tatsächlich die unsichtbare Gegenwart der Verblichenen, — das Weben geheimnisvoller Sympathie und Zärtlichkeit, — die Fröhlichkeit und Betrübnis der Toten über die Freuden und die Kümmernisse der Lebenden.

Wenn sie vormals bei Anbruch der Dunkelheit das kleine Lämpchen vor ihnen anzuzünden pflegte, wie oft hatte sie da das winzige Flämmchen, von *ihrem* Odem angeweht, aufflackern gesehen!

Einem frommen Gemüt ist das Ihai weit mehr als ein Zeichen, — seltsame Möglichkeiten der Transsubstantiation und Umwandlung sind ihm eigen. In der Zeit zwischen Tod und Wiedergeburt dient es dem abgeschiedenen Geist vorübergehend als Körper: Jede Faser eines weihrauchdurchdrungenen Holzes hat ein unsichtbares latentes Leben. Der Wille des Geistes vermag es zu erwecken. Durch die Kraft der Liebe wandelt es sich manchmal zu Fleisch und Blut. Mit Hilfe des Ihai kann die begrabene Mutter zurückkehren, um ihren Säugling in der Dunkelheit zu nähren. Mit Hilfe des Ihai kann die auf dem Scheiterstoß verbrannte Braut auferstehen, um sich mit ihrem Verlobten zu vermählen,

Google

ja ihn sogar mit einem Söhnchen zu beschenken. Durch die Kraft des Jhai kann der Diener von dem Staube seiner Ruhestätte zurückkehren, um seinen Herrn von dem Verderben zu erretten. Dann, wenn die Liebe ihr Werk vollbracht, entschwindet die Persönlichkeit und der Körper wird — dem äußeren Anschein nach — wieder zum Täfelchen.

All dies hätte O-Dai bedenken und sich immer vor Augen halten sollen. Vielleicht hatte sie es auch getan, — denn sie weinte, als sie die Täfelchen und die Rolle dem Schrein entnahm und sie aus dem Fenster warf. Als die Strömung sie erfaßte und fortwirbelte, wagte sie nicht, ihnen nachzusehen.

II.

O-Dai hatte dies auf Geheiß zweier englischer Missionärinnen getan, die durch allerlei Beweise scheinbarer Güte sie dazu vermocht hatten, Christin zu werden. (Konvertiten befiehlt man ja immer, ihre Ahnentäfelchen zu vergraben oder fortzuwerfen.) Diese Missionärinnen, die ersten, die in der Provinz gesehen worden waren, hatten O-Dai, weil sie lesen und schreiben konnte, als Gehilfin drei Yen monatlich versprochen. Mit ihrer Hände Arbeit war sie nie imstande gewesen, mehr als zwei Yen zu verdienen, und davon mußte sie 25 Sen für die Benutzung eines Dachkämmerchens bei einem Trödler bezahlen. Hierher brachte sie nach dem Tode ihrer Eltern ihr armseliges Hausgerät und die Ahnentäfelchen.

Sie hatte sich wirklich hart mühen müssen, um ihr Leben notdürftig zu fristen. Aber mit drei Yen monatlich konnte sie schon sehr gut auskommen, um so mehr, als die Missionärinnen ihr auch eine Kammer zur Verfügung stellten. Sie glaubte nicht, daß die Leute ihren Religionswechsel beachten würden.

Dies taten sie auch wirklich nicht. Sie wußten nichts vom Christentum, und es verlangte sie auch nicht darnach, etwas davon zu wissen. Sie lachten bloß über das Mädchen, weil sie so töricht war, die Art der fremden Frauen nachzuahmen. Sie glaubten, diese hielten sie nur zum besten und spotteten arglos über sie.

Und sie fuhren fort, gutmütig über sie zu lächeln bis zu dem Tag, wo sie sie die Täfelchen in den Fluß werfen sahen. Da hörten sie auf zu lachen. Sie beurteilten die Handlung an sich, ohne aber die Motive zu erörtern. Das Urteil war einmütig intuitiv, aber stumm. —

Kein Wort des Vorwurfs traf O-Dai, — sie war einfach für die übrigen nicht mehr vorhanden.

Die moralische Entrüstung einer japanischen Gemeinde ist nicht immer eine jäh aufwallende, die schnell verfliegt. In dem Falle O-Dais war sie kalt, schweigsam, lastend, eisig. Niemand äußerte sie, — es war etwas Spontanes, Instinktives ... Aber das allgemeine Gefühl könnte etwa so in Worte gefaßt werden:

In diesem östlichsten Osten wurde die menschliche Gesellschaft seit unvordenklichen Zeiten kraft jenes Kults zusammengehalten, der die Dankbarkeit der Gegenwart gegen die Vergangenheit, die Verehrung der Lebenden für die Toten, die Liebe der Nachkommen für die Ahnen fordert. Weit über die sichtbare Welt hinaus erstrecken sich die Pflichten

Google

des Kindes gegen die Eltern, des Dieners gegen den Herrn, des Untertans gegen den Souverän. Deshalb führen die Toten den Vorsitz im Familienrate, in der Gemeindeversammlung, in dem hohen Gerichtshof, in der Verwaltung der Städte und der Regierung des Landes.

Gegen diese oberste Pflicht kindlicher Pietät, — gegen die Religion der Ahnen, gegen allen Glauben und alle Dankbarkeit, Verehrung und Pflicht, gegen die gesamte moralische Erfahrung ihrer Rasse hatte O-Dai die Sünde begangen, die nicht vergeben werden kann. Darum soll sie von aller Welt als unreines Geschöpf angesehen werden, — der Gemeinschaft weniger würdig als die Eta, — der Güte weniger wert als der Hund auf der Straße oder die Katze auf dem Dache, da selbst diese, gemäß ihrer schwächeren Erkenntnis, das allgemeine Gesetz der Pflicht und Liebe beobachten.

O-Dai hatte ihren Toten das Wort der Dankbarkeit verweigert, das Flüstern der Liebe, die Verehrung einer Tochter. Darum sollen die Lebenden ihr für immerdar den trauten Gruß, die freundliche Antwort verweigern. O-Dai hat das Andenken des Vaters, der sie gezeugt, geschändet, die Erinnerung an ihre Mutter, deren Brüste sie genährt, die Erinnerung an ihre Großeltern, die ihre Kindheit gehegt, die Erinnerung an den Kleinen, der sie Schwester geheißen. Sie hat der Liebe nicht geachtet, darum sollen ihr alle Liebe und alle Beweise der Zuneigung versagt bleiben. Dem Geiste des Vaters, der sie zeugte, dem Geiste der Mutter, die sie trug, hat O-Dai das schützende Dach entzogen und den Dampf der Nahrung und die Gabe des Wassers. So soll auch ihr ein schützendes Dach, erquickende Speise und kühlende Labe verweigert werden. Und so wie sie sich von den Toten losgesagt, so sollen die Lebenden sich von ihr lossagen.

Wie vor dem faulenden Aas am Wege soll man sich von ihr abwenden, einem Gerippe, das jeder sich scheut, anzusehen, das niemand begraben will, niemand bemitleiden, dessen niemand im Gebete an die Götter und Buddha gedenken mag. Wie ein Gaki soll sie sein, wie ein Shojiki-Gakiü, in faulendem Abhub Nahrung suchend. Bei lebendigem Leib soll sie in die Hölle eingehen, aber ihre Hölle soll die Einzelhölle sein, die einsame Hölle, die Hölle Kotoku, in der die verfluchten Geister im einsamen Feuer kreisen.

III.

Ganz unerwartet verständigten die Missionärinnen O-Dai, daß sie von nun ab selbst für sich sorgen müßte. Sie mochte ja ihr Bestes getan haben, aber soviel stehe fest, daß sie ihnen nicht von dem allermindesten Nutzen gewesen sei, und sie brauchten eine eifervolle Mitarbeiterin. Ueberdies reisten sie für einige Zeit weit fort und könnten sie nicht mitnehmen. Sie könne doch unmöglich so töricht gewesen sein, zu glauben, sie würden ihr nur dafür, daß sie Christin geworden, drei Yen monatlich geben! ...

O-Dai weinte, und sie ermahnten sie, tapfer zu sein und den Pfad der Tugend zu wandeln. Sie sagte, sie würde keine Beschäftigung finden können, und sie antworteten, daß es keinem arbeitsfreudigen Menschen in dieser emsigen Welt an Arbeit fehlen könne.

Da, in ihrer Verzweiflung und ihrem Entsetzen, sagte sie ihnen Wahrheiten, die sie nicht verstehen konnten, und die zu glauben sie sich energisch weigerten. Da sprach

Google

sie von einer unmittelbaren Gefahr und sie antworteten ihr mit all der Härte, deren sie fähig waren, in der Meinung, das Geständnis ihrer Verworfenheit gehört zu haben. Aber sie irrten sich. In dem Mädchen war keine Spur von Lasterhaftigkeit. Eine liebenswürdige Schwäche, eine kindliche Vertrauensseligkeit waren ihre schlimmsten Fehler. Sie bedurfte tatsächlich der Hilfe, bedurfte ihrer dringend, bedurfte ihrer allsogleich.

Aber sie verstanden nur so viel, daß sie Geld wollte und gedroht hatte zu sündigen, wenn sie es nicht bekäme. Doch sie waren ihr ja nichts schuldig, — hatten sie doch immer in vorhinein bezahlt, — und sie wußten ausgezeichnete Gründe, ihr jede fernere Unterstützung zu versagen. So setzten sie sie auf die Straße. Schon hatte sie ihren Hausrat verkauft, sie besaß nichts mehr als das Kleid, das sie auf dem Leibe trug und ein Paar überflüssige Tabi (durchbrochene Strümpfe), die die Missionärinnen sie gezwungen hatten, zu kaufen, „weil es für ein junges Mädchen unanständig sei, sich mit nackten Füßen sehen zu lassen", — sie hatten sie auch gezwungen, ihr Haar in einen abscheulichen Nackenknoten zusammenzuzwängen, weil ihnen die japanische Art, das Haar zu tragen, als verwerflich galt.

Was wird aus dem japanischen Mädchen, das öffentlich überführt wurde, sich gegen die kindliche Pietät vergangen zu haben?

Was wird aus dem europäischen Mädchen, das öffentlich der Unkeuschheit überführt wurde? Freilich, wäre sie stark gewesen, hätte O-Dai ihre Aermel mit Steinen gefüllt und sich in den Fluß gestürzt, — was unter diesen Umständen eine ausgezeichnete Sache gewesen wäre. Sie hätte auch die Kehle durchschneiden können, was als respektabler gilt, weil die Handlung gute Nerven und Geschicklichkeit erfordert. Aber wie die meisten Konvertiten ihrer Klasse war O-Dai schwach: Der Mut ihrer Rasse war ihr versagt geblieben.

Es verlangte sie noch, die Sonne zu sehen, und sie gehörte nicht zu dem zähen Typus, der mit der Erde um dieses Vorrecht kämpfen kann. Selbst nachdem sie ihre Irrtümer ganz abgeschworen hatte, blieb ihr nur ein einziger Weg offen.

„Mein Gewerbe ist ein äußerst schmähliches Gewerbe," — meinte der Mann, der O-Dais Körper für den dritten Teil des geforderten Preises kaufte, — „aber selbst in dieses schmähliche Gewerbe kann kein Weib aufgenommen werden, von dem man weiß, daß es getan, was Ihr getan. Nähme ich Euch in mein Haus auf, blieben alle Besucher fort und zudem würden mir wahrscheinlich die Leute Unruhe machen. Deshalb könnt Ihr nur nach Osaka kommen, wo Euch niemand kennt, und das Haus in Osaka wird das Geld bezahlen. "

So verschwand und verdarb O-Dai, — geschleudert in den Lustpfuhl einer Stadt. Vielleicht hatte sie nur gelebt, um ein tragisches Beispiel jener Tatsachen zu veranschaulichen, die jeder fremde Missionär versuchen sollte, zu verstehen.

Go gle

Aphorismen.

Ein reinlicher Mensch sollte wenigstens einmal im Leben seine Weltanschauung wechseln.

o

Einzig mögliche Zukunft der Religion: Das Glaubensbekenntnis muß sich in ein Willensbekenntnis verwandeln.

o

Das ist das wehmütig-Schönste: wenn ein Mensch, der ein elendes, freudloses Leben geführt hat, nun auf der Warte des Erinnerns steht — und die Erinnerung vergoldet ihm dieses elende Leben, täuscht ihm eine glückerfüllte Vergangenheit vor, daß sein rückschauender Blick tief, still und dankbar wird.

o

Gebildet sein heißt: sein geringes Wissen geschickt zeigen und geschickt verbergen können.

Wilhelm v. Scholz.

Wenn die Dummköpfe auf Geist stoßen, so grinsen sie überlegen.

o

Wenn im Winter die Sonne scheint, wird es rauher.

o

Das Leben ist wie das Geratter der Eisenbahn; man kann jede Melodie hineinlegen.

o

Die Freuden des Rausches tragen eine furchtbare Vergeltung in sich: Sie hinterlassen keine Erinnerung.

o

Vor jedem schweren Gange sage dir dies: Bei Abschied und Wiederkehr sind die Leute da mit Hurra und Trara — den langen, bitteren Weg mußt du allein gehen.

Otto Ernst.

Rundschau

Börse.

Deutschlands Staatsanleihen. Daß die deutschen Anleihen einer andauernden Entwertung unterliegen und nur zu Kursen Käufer finden, die man fast als „Kriegskurse“ bezeichnen muß, ist sattsam bekannt. Gegen den Höchststand im Jahre 1895 haben die dreiprozentigen Anleihen des Reichs und Preußens etwa 17 Prozent oder mehr als den sechsten Teil ihres Nominalwerts eingebüßt; bei den 3½prozentigen Anleihen macht der Rückgang etwa 13 Prozent aus. An manchen Tagen ist eine Wertminderung um ein halbes Prozent eingetreten, weil nur zu einem so ermäßigten Kurse das drängende Angebot Aufnahme finden

Google

konnte. Schlechtweg unverkäuflich sind aber deutsche Anleihen bis Mitte Juli dieses Jahres noch nicht gewesen. Erst seit der vorigen Woche muß der Privatmann mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm der Auftrag, einen Posten deutsche Anleihen zu verkaufen, vom Bankier als unausführbar zurückgegeben wird. Die neuen vierprozentigen Schatzanweisungen des Reichs und Preußens sind nämlich mehrere Tage hintereinander „rein Brief" notiert worden, und zwar zu 100 Prozent, demselben Kurse, unter dem das sog. „Preußen-Konsortium" keine Schatzanweisungen abzugeben sich verpflichtet hatte. Diese Verpflichtung war gleichbedeutend mit der Zusage, den Kurs nicht unter pari sinken zu lassen, und er sank auch tatsächlich nicht darunter. Wer aber seine Stücke zu diesem Kurse verkaufen wollte, wurde sie einfach nicht los, denn es waren keine Käufer da, die 100 Prozent angelegt hätten. Nicht einmal das Konsortium kaufte. Den Kurs des Papiers wollte es zwar nicht sinken lassen; andererseits aber wollte es sich aber auch nicht mit den Stücken beschweren, die am 17. Juli aus der Zeichnungssperre entlassen worden waren und nun an den Markt strömten. Man half sich daher mit der Notierung eines nominellen Kurses, den man dem Ansehen des Deutschen Reiches schuldig zu sein glaubte, zu dem aber nicht eine einzige Schatzanweisung wirklich zu verkaufen war. Der Eindruck, den das macht, ist der denkbar schlechteste. Denn wenn es einer so unwürdigen Komödie bedarf, um den deutschen Kredit zu retten, so muß es traurig um diesen Kredit bestellt sein.

Die deutsche 3prozentige Reichsanleihe steht heute ungefähr 12 Prozent niedriger als die 3prozentige französische Rente und niedriger als die $2^1/_2$ prozentigen englischen Konsols. Das ist scheinbar eine Anomalie. Es mag Leute geben, die den Bestand des Deutschen Reichs für weniger gefestigt halten als den Englands und Frankreichs, und die in dem niedrigen Kursstande unserer Anleihen weiter nichts als die Konstatierung dieser Tatsache sehen. Diese Leute übersehen, daß Preußens Anleihen genau denselben Tiefstand einnehmen, obwohl Preußens politischer Bestand nirgends angezweifelt wird, und obwohl die preußische Staatsschuld schon durch den Wert des Staatsbahnnetzes um ungefähr eine Milliarde überdeckt wird. Die Preußischen Konsols sind ohne Uebertreibung das sicherste Papier der Welt, und wenn sie trotzdem so außerordentlich viel niedriger bewertet werden als die französischen und englischen Schwesterpapiere, so muß das seine besonderen Gründe haben. Welches diese Gründe sein mögen, darüber hat man sich lange den Kopf zerbrochen. Und doch liegen die Ursachen klar zutage. Um sie zu erkennen, muß man sich nur den Denkfehler abgewöhnen, im Kurse eine Wertbemessung erblicken zu wollen. Tatsächlich ist der Kurs nichts weiter als der Ausgleichspunkt zwischen Angebot und Nachfrage; wie wenig er mit dem „Wert" zu tun hat, das zeigt der hohe Kursstand, den manche recht bedenkliche Aktie einnimmt. Nach den Reichsanleihen, preußischen Konsols und sonstigen deutschen Staatspapieren ist aber eine geringere Nachfrage als nach der französischen Rente und den englischen Konsols. Das hat nun aber ganz und gar nichts mit dem größeren Reichtum unserer westlichen Nachbarn zu tun. Wie käme es sonst, daß heute die $3^1/_4$prozentige Rente Italiens, dessen Reichtum sich doch mit dem deutschen nicht entfernt messen kann, höher notiert als unsere 4prozentigen Schatzanweisungen? Nein, die geringere Nachfrage nach unseren Staatspapieren beruht auf der historischen Entwickelung des deutschen Spartriebs. Das deutsche Sparkapital ist jahrzehntelang systematisch von unseren Anleihen abgelenkt und zu anderen Anlagearten hingetrieben worden; ganz besonders zu den Sparkassen. Hier haben sich nach und nach etwa 13 Milliarden deutschen Volksvermögens angesammelt, mehr als in England und Frankreich zusammengenommen. Und von all diesen Milliarden ist kaum der zehnte Teil in deutschen Anleihen angelegt. Neun Zehntel sind dem deutschen Staatskredit entzogen und kommen dem deutschen Hypothekenmarkt zugute, dessen Sättigung mit Leihkapitalien den Bodenwert in ganz Deutschland so enorm gesteigert hat, daß beim besten Willen und trotz der höchsten Zölle keine Rente mehr aus ihm herausgewirtschaftet werden kann.

Ehe nicht auf dem Wege der Gesetzgebung dafür gesorgt wird, daß ein erheblicher Teil der Sparkassengelder in deutschen Reichs- und Staatsanleihen angelegt wird, ist nicht daran zu denken, daß die deutschen Anleihen sich auf den Kursstand der englischen Konsols schwingen. In England sind von 16 Milliarden Staatsschulden 11 Milliarden bei den Sparkassen und sonstigen öffentlichen Kassen untergebracht; von der etwa ebenso großen Schuld des Deutschen Reichs und der Bundesstaaten sind nur etwa 3 Milliarden in festen Händen. Daß die 5 Milliarden flottanter Anleihen in England nicht entfernt den Kursdruck ausüben wie die 13 Milliarden in Deutschland, ist ohne weiteres klar. Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich aber im vorigen Jahre nicht einmal dazu aufschwingen können, den Sparkassen die Verpflichtung eines 15prozentigen Pflichtbestandes an Staatsanleihen aufzuerlegen. Die Interessen der Städte und des Bodenbesitzes sind in der preußischen Kammer so stark vertreten, daß von dieser Instanz für den Staatskredit wenig zu erwarten ist. In den übrigen Landtagen ist es ähnlich, und der Reichstag muß

Google

untätig bleiben, da das Sparkassenwesen seiner Kompetenz entzogen ist.

Dennoch hat Mitte der neunziger Jahre der dreiprozentige Anleihetypus den Paristand erreicht. Das ist für die deutschen Anleihen und den deutschen Kredit verhängnisvoll geworden, denn es hat den Blick für die wahren Verhältnisse getrübt. Man hat sich daran gewöhnt, in dem damaligen Kursstande das Normale, und in dem späteren Rückschlage eine unnatürliche, durch besondere Einflüsse aus dem Gleise gebrachte Entwicklung zu sehen. Geldknappheit, Industrialismus, Politik und Schuldenwirtschaft mußten nacheinander herhalten, um die angeblich widernatürliche Entwicklung zu begründen. Selbstverständlich trägt Marokko ebenso seinen Teil Schuld an dem Rückgange der Anleihen, wie die steigende Beliebtheit der Aktien und Kuxe und die Verdoppelung der deutschen Reichsschuld seit 1895. Aber all das hat eben nur deshalb so intensiv auf die Kurse wirken können, weil der Staatskredit bei uns keine Stütze hat, die dem Druck solcher Momente einen Widerstand entgegensetzt. In Wirklichkeit ist die stolze Kurshöhe unserer Anleihen vor zwölf Jahren eine Anomalie gewesen, hervorgerufen durch den „terror exoticus“. In den achtziger Jahren hatte das deutsche Kapital sich zu Zwecken der Anlage und der Spekulation an allerhand fremden Anleihen beteiligt. In Argentiniern, Serben, Portugiesen und Griechen war eine Milliarde oder mehr angelegt. Da kam 1891 die argentinische Zahlungsstockung, 1892 der portugiesische und 1893 der griechische Bankerott. Zwei Jahre später reduzierte Serbien zwangsweise seine Schuldzinsen von 5 auf 4 Prozent. Das jagte natürlich eine ganz bestimmte Klasse von Kapitalisten aus den fremden Anleihen hinaus und trieb sie den deutschen Anleihen in die Arme. Damals stiegen 3proz. Konsols und Reichsanleihe binnen fünf Jahren um 13 Prozent. Selbstverständlich würde heute eine etwaige Wiederholung des Massen-Bankerotts fremder Staaten dieselbe kurssteigernde Wirkung auf unsere Anleihen ausüben. Aber das wäre genau wie damals eine abnorme und vorübergehende Erscheinung, und wenn man im Vertrauen auf ihre Dauerhaftigkeit wieder zu einer vermehrten Ausgabe dreiprozentiger Anleihen schreiten wollte, würde man unbedingt dieselbe trübe Erfahrung machen, die man in den letzten Jahren gemacht hat.

Nicht etwa, weil Deutschland „nicht reif“ für den dreiprozentigen Typus ist. Kein Land ist reif für einen Zins, der hinter dem seiner allerersten Stadtanleihen zurückbleibt, und jedes Land ist reif für den Typus, den man ihm aufzwingt. England würde weder einen zweieinhalbprozentigen noch einen dreiprozentigen Zins aufrechterhalten können, wenn der Kaufzwang nicht wäre, der die öffentlichen Kassen zu ständigen Abnehmern für englische Konsols macht. Und andererseits kann das geldknappe Amerika seine zweiprozentigen Staatsbonds glänzend plazieren, solange sein eigenartiges Notensystem ihnen einen fiktiven Wert verleiht. Gerade in Deutschland hat man eben erst die Erfahrung gemacht, daß Anleihen, die mit keinem äußeren Reiz ausgestattet sind, so lange keine Käufer finden, wie ihr Zins hinter dem jeweilig geltenden Geldsatz für erste Anlagen zurückbleibt, und daß es — solange dies der Fall ist — ganz gleich ist, ob man sie mit einem drei-, dreieinhalb- oder vierprozentigen Zins ausstattet. Als man vom dreiprozentigen Typus wieder zum dreieinhalbprozentigen überging, erreichte man weiter nichts, als einen neuen Rückgang des niedriger verzinslichen Papiers; das höher verzinsliche blieb wider alles Erwarten unverkäuflich und in den Händen des Uebernahmesyndikats. Dieselbe Erfahrung wiederholt sich jetzt. Der Rückgriff auf den vierprozentigen Typus hat lediglich dem drei- und dreieinhalbprozentigen geschadet, der Leihkraft des Staates aber nichts genützt. Denn nur mit Kunstmitteln wenig würdiger Art läßt sich der Parikurs der vierprozentigen Schatzanweisungen aufrecht erhalten. Natürlich spielt auch der miserable Eindruck eine Rolle, den das Zurückgehen des Deutschen Reichs auf den vierprozentigen Zins in Deutschland und im Ausland macht. Ein Schuldner, der sich freiwillig zu einem vierprozentigen Zins versteht, verliert selbstredend bei allen denen an Kredit, die ihn bisher des dreieinhalbprozentigen Zinses würdig hielten. Das hat man in Deutschland schon vor 17 Jahren klar erkannt. Als die dreieinhalbprozentigen Anleihen 1890, 91 um sechs Prozent zurückgingen, brachte man eine neue Anleihe nicht mit einem *höheren*, sondern mit einem *niedrigeren* Zins heraus. Man wußte wohl, daß die Unbeliebtheit der Anleihen weniger dem *Zins* als dem betreffenden *Staatspapier* galt, von dem das Publikum große unbegebene Posten in erster Hand vermutete. Man brachte kurz entschlossen ein dreiprozentiges Papier heraus und erreichte so (statt, wie heute, eine kursdrückende Wirkung auf die niedriger verzinslichen Anleihen auszuüben) eine Kurssteigerung der alten dreieinhalbprozentigen Anleihen und eine Hebung des ganzen Anleihe-Niveaus.

Unseren Staatsanleihen kann nicht von innen heraus, sondern nur durch *äußere Maßregeln* geholfen werden. Wir sind ja glücklich so weit, daß die im nächsten Jahre rückzahlbaren dreieinhalbprozentigen Schatzanweisungen sich heute mit $4^3/_4$ Prozent verzinsen. Eine Anleihe des Deutschen Reichs mit $4^3/_4$ *Prozent*! Welchen Zinsfuß soll da wohl die unvermeidlich kommende Anleihe des nächsten Jahres haben?

Alfred Lansburgh.

Google

Sehr geehrte Schriftleitung!

Erst heute kommt mir Nr. 2 des „Morgen“ zur Hand, in der Frank Wedekind unter dem Titel „Mutter und Kind“ zu seinem neuesten Sittengemälde „Musik“ eine Einführung gibt. Er weist darauf hin, daß der § 218 des deutschen Strafgesetzbuches das Verbrechen gegen das keimende Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist seiner Ueberzeugung nach das Ergebnis einer abgeseimten Heuchelei, einer Heuchelei, die tief in unserem Volksbewußtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egoismus darin verankert ist. Einer Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Aufgaben der leider so weibisch jämmerlichen Frauenbewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau seien die fünf Jahre Zuchthaus, die im § 218 angedroht werden, Luft; unverheiratete Frauen würden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt. Wedekind weist auf die Ausführungen von Dr. Fritz Wittels in der von Karl Kraus in Wien herausgegebenen „Fackel“ hin und bittet, daß die Vorkämpferinnen für weibliche Unabhängigkeit diese Auseinandersetzungen zum Kriegsgesang erheben sollten. Leider gingen diese Vorkämpferinnen, meint Wedekind, seit Jahren nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln. Die Interessen der Frauen seien ihnen gestorben.

Für Frauen, die das Schaffen Wedekinds seit Jahren mit größter Anteilnahme verfolgen, ist es ein wenig erstaunlich zu sehen, daß Wedekind über Entwickelungen, denen er doch sein Interesse zuwendet, wie diese Ausführungen beweisen, so unzulänglich orientiert ist. Sonst hätte er wissen müssen, daß seine Vorwürfe, die Vorkämpferinnen der Frauen gingen nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln, nicht mehr zutreffen. Er hätte wissen müssen, daß nicht nur Einzelne seit Jahren dafür kämpfen, der weiblichen und mütterlichen Sehnsucht der Frau auch in der Frauenbewegung Geltung zu verschaffen, sondern daß wir seit mehreren Jahren sogar eine allgemeine Bewegung haben, die sich die Befreiung des Weibes in der Frau ausdrücklich zum Ziel gesetzt hat. Die Mutterschutzbewegung, die zugleich eine Bewegung zur Reform der sexuellen Ethik sein will, sucht nicht nur der unverheirateten Frau, die Mutter wird, die Erfüllung der mütterlichen Aufgaben zu ermöglichen und überhaupt der mütterlichen Leistung der Frau immer mehr die gebührende Stellung zu verschaffen; sie hat auch den Kampf aufgenommen um eine Vertiefung unserer sittlichen Anschauungen auf sexuellem Gebiet, die gleich weit entfernt sein sollen von heuchlerischer und unfruchtbarer Askese wie von roher Willkür und Verantwortungslosigkeit. In Nr. 8 des ersten Jahrganges 1905 der von mir herausgegebenen Monatsschrift „Mutterschutz“, Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik, Verlag von J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M., ist auch das Problem der Vernichtung des keimenden Lebens ausführlich behandelt und wird in einem der nächsten Hefte auf neue zur Diskussion gestellt.

Wir sind also, wie hieraus unzweideutig hervorgeht, mit Frank Wedekind der Meinung, daß die Abänderung des § 218 eine notwendige Forderung zur Erringung der weiblichen Unabhängigkeit ist.

Auch auf dem im Herbst 1905 stattgefundenen Kongreß des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine in Berlin, auf dem auch die Reform der Ehe zur Debatte stand, ist die Frage von Dr. Hans Dorn in einem Vortrag über „Strafrecht und Sittlichkeit“ erörtert worden, der jetzt als erstes Heft der „Schriften des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine“ erschienen ist. Die Vorschläge zur Reform des deutschen Strafgesetzbuches in bezug auf § 218 gehen dahin, die Bestrafung der Abtreibung auf folgende Fälle zu beschränken:

1. Wenn die Abtreibung durch eine andere Person als die Schwangere selbst gegen den Willen der Schwangeren vorgenommen wird.

Hier strafen wir dann den Angriff auf die Gesundheit der Schwangeren und auf ihre Freiheit in einer Funktion des geschlechtlichen Lebens.

2. Wenn die Abtreibung durch die Schwangere selbst oder durch eine andere Person vorgenommen wird, aber nur, nachdem die Schwangere durch einen anderen unter Mißbrauch eines psychischen oder sozialen Abhängigkeitsverhältnisses zur Zulassung der Abtreibung bestimmt worden ist.

Wir sind also in der angenehmen Lage, nachgewiesen zu haben, daß die schweren Anklagen, die Frank Wedekind gegen eine so bedeutungsvolle soziale Bewegung, wie die Frauenbewegung sie ist, richtet, wenn sie vielleicht vor einem Jahrzehnt zutreffend schienen, heute glücklicherweise gegenstandslos geworden sind.

Auch die Frauen haben erkannt, welcher Widersinn darin liegt: die große Bedeutung der Frau für die Menschheit liegt in der Mutterschaft, und doch hat man, seit es eine Einehe nach Vaterrecht und damit die Prostitution auf der anderen Seite gibt, sich nicht gescheut, jede Mutterschaft der Frau außerhalb der Vaterrechts-Ehe ihr als ein Verbrechen anzurechnen. Ja, vielleicht gerade der Mann, der der Vater ihres Kindes war, ist mit unter denen gewesen, die sie wegen „ihres“ Leichtsinns tadeln und verachten. Er, der Mann, der bisher allein Werte schuf, der sich über dem Gesetze fühlte. Solange die Frauen eine stumme, unorganisierte Masse waren,

Google

ungeschult zum pekuniären Kampf ums Dasein, so sehr man ihre Arbeitskräfte auch von jeher ausgebeutet hatte, konnte dieser trostlose Zustand, wenn auch zum Schaden für beide Teile, wohl bestehen. Nun aber ist die soziale Entwickelung an einem Punkt angekommen, der jeden einzelnen zur Arbeit und zum Kampf ruft, der die Verantwortung jedes einzelnen für sein Geschick fordert. Damit hört natürlich auch die General-Vormundschaft des einen Geschlechtes über das andere auf. Nun sind in einer ganzen Schar höher entwickelter Menschen andere, edlere Bedürfnisse wach geworden. Ihre Sehnsucht geht nach einer Kultur, in der nicht nur die Kraft der Roheit, sondern auch die Kraft der Güte herrscht. Diese neue Kultur soll sich vor allem in den Beziehungen der Geschlechter offenbaren. Sie soll wirklich die Mutter in der Frau ehren, wie man dies ja seit Jahrhunderten in der Kunst, in der Dichtung, ja selbst in der Religion tut, ohne diese Verehrung jedoch in di Wirklichkeit zu übertragen. Nirgends vielleicht ist der Kontrast zwischen Dichtung und Leben, fast möchte man sagen, zwischen Phrase und Leben greller als hier. Als eines der höchsten Symbole der Menschheit hat man die Mutterschaft hingestellt. Wie aber ist es mit der Verehrung der Mutter in Wirklichkeit beschaffen?

Die Kirche hat ihrer Auffassung gemäß die Mutterschaft von vornherein mit einem Makel bedeckt. Nach ihrer Lehre von der Erbsünde, die ja nicht nur im Katholizismus, sondern auch im Protestantismus gilt, heißt es noch heute, daß wir alle in Sünden empfangen und geboren werden. So hat man den Ursprung des Lebens vergiftet, und auch der Mutter Gottes gegenüber hat man sich nur zu helfen gewußt, indem man sie zur „jungfräulichen" Mutter umschuf. Wenn wir der Mutter wirklich die ihr gebührende Stellung im Leben verschaffen wollen, wenn die Heiligkeit der Mutterschaft eine Wahrheit werden und nicht eine Dichtung bleiben soll, dann gilt es vor allem, den Kampf gegen diese alte Weltanschauung aufzunehmen.

In diesem Kampfe, den wir an unserem Teil aufgenommen haben, freuen wir uns, Frank Wedekind als Kampfgenossen begrüßen zu dürfen. Versucht er doch auch in seinem Drama „Hidalla", zur Erkenntnis der tiefen Barbarei zu führen, die noch auf dem Gebiet der Liebe herrscht. Karl Hetmann, der Held des Dramas, kämpft gegen die drei barbarischen Lebensformen, die auf jahrtausendalten Vorurteilen beruhen. Diese drei barbarischen Lebensformen sind auch nach seiner Meinung: die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgejagte „Dirne", das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene „alte Mädchen" und die zum Zweck möglichst günstiger Verheiratung gewahrte Unberührtheit des jungen Weibes. Er hofft, den Stolz des Weibes zu entflammen und sie zum Kampfgenossen zu gewinnen.

Ich habe bereits an anderer Stelle, u. a. auch in meinem Buche „Die Liebe und die Frauen", darauf hingewiesen, daß gerade Frank Wedekind zu den heute leider noch nicht zahlreichen Männern gehört, die sich der ungeheuren Opfer bewußt sind, welche die Aufrichtung der Ehe nach Vaterrecht und der damit verbundenen Prostitution gerade von den Frauen gefordert hat. Wir sehen es mit ihm als unsere Aufgabe an, die Erkenntnis von der Häßlichkeit und Sinnlosigkeit dieser Zustände in immer weitere Kreise zu treiben. Wir wissen, daß alle menschlichen Dinge sich unter bestimmten Voraussetzungen entwickelt haben; wir wissen aber auch, daß sie sich weiter verändern können.

Wir brauchen also nicht hilflos die Hände zu falten, sondern können sie zur Aenderung unhaltbar gewordener Zustände wohl gebrauchen. Wenn dieser Wille zur Umänderung, der heute bereits in einer kleinen Minderheit von Männern und Frauen gilt, immer mehr in das Bewußtsein einer größeren Menge übergeht, dann ist die ganz natürliche Konsequenz, daß auch die Zustände von uns geändert werden. Und manchmal möchte es scheinen, als seien wir von diesem Ziel nicht mehr allzu weit entfernt.

Dr. phil. Helene Stöcker.

Bücher.

Die Sudermann-Monographien bereichert recht überflüssigerweise Ida Axelrod um eine Studie, die sie im Cottaschen Verlage erscheinen läßt. Oder war's der Verlag, der gleichzeitig die Werke Sudermanns verlegt, und der — ziemlich spät — das verständliche Bedürfnis spürte, den längst zu ewigem Schlummer eingegangenen Ruhm seines Lieblings zu neuem Leben zu erwecken.

Harden und Kerr haben vor Jahr und Tag das Todesurteil an dem „Dichter" Sudermann vollstreckt. Haben's mit so zwingender Gewalt getan, daß alle Wiederbelebungsversuche erfolglos blieben. Harden schlug zu mit heiligem Ernst, gedrängt von seinem künstlerischen Gewissen, Kerr kitzelte in überlegener Ironie den solchen Gegnern gegenüber Wehrlosen zu Tode. Sudermann ist eine Revision dieses Urteils nicht gelungen. Dies Urteil hat vielmehr durch seine letzten Arbeiten seine Bestätigung erfahren.

(Selbst mag er's erkannt haben, denn er ist zu seiner ersten Liebe — dem Roman — zurückgekehrt. Wenn er dort bliebe! Nicht weil wir dann von schlechten Dramen verschont blieben, wir hätten Aussicht auf gute Unterhaltungs-

Google

lektüre, die uns in der Zeit der Stilgebauer und des „Tagebuchs einer Verlornen“ wahrhaftig nottut.)

Und nun erscheint Ida Axelrod und sagt: Sudermann ist doch ein Dichter! Alles Leugnen hilft nichts. Wer ihn nicht anerkennt, ist Neuromantiker und Vertreter einer ästhetischen Schule. Sudermann hingegen ist Dramatiker, der das wirkliche Leben mit allen seinen Schattenseiten darstellt. Es ist die heute herrschende entgegengesetzte literarische Richtung, die, wie Schiller damals, so auch jetzt Sudermann gegen sich hat. (!!!) Das etwa ist die Quintessenz dieser Studie, die den ewigen Schlummer seines Ruhms nicht stören wird.

Wie man Monographien schreibt, kann Ida Axelrod bei Viktor Klemperer lernen, der in gleichem Verlage für dessen zweiten Heiligen, Adolf Wilbrandt, ein Buch geschrieben hat, das den ungleich wertvolleren Poeten würdigt. Viktor Klemperer beschert uns vielleicht mal einen guten Roman. Die Anlage steckt in ihm. Drum sollte er seltener aktuelle Essays für die Tagesblätter schreiben. Um nicht zu verflachen.

Wer in Deutschland für das Werk Gustave Flauberts, des größten Romanciers aller Zeiten, eintritt, den sollte man überall da hören, wo literarische Werte gewürdigt werden, die über den Tag hinaus Geltung haben. (In Deutschland gibt es noch heutzutage verständige Leute, die Flaubert neben Zola setzen, ohne zu empfinden, wie sehr sie damit „die Majestät verletzen, majestatem genii“.) Darum sei hier auf die im Brunsschen Verlage erschienenen Werke Flauberts hingewiesen, obgleich sich manches gegen diese Arbeiten sagen ließe. (Die beste Uebertragung gab noch immer Alfred Gold im Verlage Cassirer „l'Education sentimentale“. Lest's!)

Herbert Eulenberg und Julius Bab sind die beiden Dichter, von denen Jungdeutschland seine dramatische Wiedergeburt erwartet. Denn was nach Hebbel kam, ist für sie nur für den Augenblick geboren. Man mag über Wedekinds und Hauptmanns Nachruhm denken, wie man will, als für ihre Zeit bedeutende Werte wird man sie nicht vergessen.

Eulenberg und Bab! Ganz fraglos! Mit beiden wird man sich sehr bald auch außerhalb des literarischen Blocks mehr als bisher beschäftigen. Eulenberg soll Hauptmann ablösen. Längst ist's kein Geheimnis mehr! Trotz des Durchfalls bei Brahm, dem gute Freunde den „Ritter Blaubart“ aufdrängten. Ob die Verständnislosigkeit des Publikums, ob Rittners Spiel an diesem Durchfall schuld, wer will's entscheiden? Daß ein Dichter sprach, wo sonst Sudermann seine Geschäfte abwickelt, mag manch einer, der am Abend selbst noch teilnahmlos war, nachher gemerkt haben. Mehr noch wird man's spüren beim „Ulrich, Fürsten von Waldeck“, den Reinhardt (mit Wegener hoffentlich) im Winter spielt. Wenn man die elementaren Kräfte eines Dichters höher schätzt als die geschickte Mache eines Stückeschreibers, so wird sich Eulenberg bald durchsetzen.

Ist Eulenberg ein ungestümer Dränger, der, ohne sich nach dem Erfolge umzuschauen, niederrennt, was ihm in den Weg tritt, der keine Rücksicht auf die Gesetze des Dramas kennt, so ist Bab ein Suchender. Ein klug und bedächtig Wägender. Steht der Weimarer Schule nahe, die mit heiligem Ernst den Werdegang unserer Literatur verfolgt und bedächtig die Möglichkeiten abwägt, die jeder einzelne im Kampfe um das literarische Championat mitbringt. Und hier steht Bab hoch im Kurse. Wenn nicht in den Mauern Weimars selbst — in denen der hochbegabte Wilhelm v. Scholz schafft — der Triumphator steckt, kann's nach Weimarer Ansicht nur Bab sein.

Das Debüt wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. Aufs Hebbeltheater setzen viele ihre Hoffnung! Hier wirken Bab als Dramaturg, Vallentin als Regisseur. Und Babs Drama: „Der Andere“ (S. Fischer) wird eines der ersten sein, die über die Bühne gehen.

Außer Wedekind, v. Hofmannsthal und Eulenberg wird Strindberg in diesem Jahre mit einem neuen Werke (Wetterleuchten) bei Reinhardt erscheinen. Da mag auf einen psychologischen Versuch hingewiesen werden, den August Eßwein (im Verlag R. Piper) unternimmt. Derselbe Eßwein, dem wir die ausgezeichnete Abhandlung über Knut Hamsun verdanken. Mir will's scheinen, daß Eßwein mit seiner Arbeit mehr daran gelegen war, die Kritiker als das Publikum zu belehren, dessen geistiger Tiefstand im allgemeinen eine ernste Vertiefung in Strindbergs Werk nicht zuläßt. (Sherlock Holmes! Raffles!! Ein seltsamer Fall!!!)

Endlich sei hier noch auf gute Unterhaltungslektüre hingewiesen. Auf Bücher, die über den Tag hinaus Geltung haben und daher wert sind, gelesen und gekauft zu werden: Blumenthal, „Das Land der Jugend“ (Verlag Julius Bard, 2. Auflage). Blumenthal ist ein sehr begabter junger galizischer Jude, ein Landsmann und Gesinnungsgenosse Schalom Aschs, von dem ein Novellenband bei S. Fischer vorliegt. Sie wollen uns eine neue Literatur bescheren. Die jüdisch-deutsche.

Wenn man sie schwärmen hört, meint man, eine neue Welt müsse sich uns erschließen, neue Menschen mit neuen Werten. Mir scheint's nicht recht glaublich, daß diese Werte aus den engen und schmutzigen Gassen Galiziens wie ein Sturmwind reinigend über die deutsche Literatur fegen werden. So heiß unser Sehnen, an wirklicher Größe einen Wertmesser für die Bedeutung

Go gle

der Werke unserer Zeit zu finden — ich glaub' nicht daran. Angst und Beklemmung lasten auf diesen Werken wie auf den Menschen, die sie schrieben.

Ihr Glück und ihre Schmerzen sind ohne befreiende Größe. Nie dringt lauter Jubel aus diesen Gassen, nie tönt ein Jammer, daß die Wände zittern. Und darum glaube ich an keine befreiende Wirkung, die von jedem Kunstwerk ausgeht. Ich erkenne ihr Talent an, ohne an ihre Größe zu glauben. Was bei uns zunächst interessiert, ist das seltsam Unbekannte. Mit dieser Welt vertrauter, wird man neben dem Stofflichen künftighin auch auf Qualitäten sehen. Aesthetisch widerwärtig war's, was Schalom Asch uns im „Gott der Rache" beschert hat. Und doch ein stark dramatisches Talent. Ganz unverkennbar. Von seiner Klugheit, Geschicklichkeit und scharfen Berechnung haben wir noch manche wirkungsvolle Arbeit für die Bühne zu erwarten, manchen guten Roman wird uns Blumenthal, der aufrichtiger, naiver, aber schwächer ist, noch bescheren — und beiden werden wir gern zuhören. Die große Sendung aber für die deutsche Literatur bedeutet der Eine so wenig wie der Andere. Wedekind ist neben Schalom Asch ein Riese. Ein Riese neben Blumenthal, Emil Strauß und Thomas Mann.

Unsere Hoffnung — ich wiederhole es — sind bei aller inneren und äußeren Verschiedenheit: Herbert Eulenberg, Julius Bab, Wilhelm v. Scholz!! Nicht als ob wir die Erfüllung heute oder morgen erwarten. Nicht als ob sie bedingungslos selbst schon diese Erfüllung bedeuten — sie leiten zu ihr hin, und wir vertrauen ihnen.

A. L.

Herr Regierungsrath Rudolf Martin hat, im Verlag von Dr. Wedekind, nach seinem Buch über Rußland, der Bagdadphantasie und anderen Ungeschicklichkeiten, nun eins über „Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII." erscheinen lassen. Wenige Tage nach der Publikation ging die Nachricht durch die Presse, der federfertige Herr sei vorläufig vom Amte suspendirt. Das vorliegende Buch allein genügte wieder, die Regierungsmaßregel zu billigen. Denn ein Mann, der in der ausschweifendsten Weise vom Krieg zwischen Deutschland und England fabelt, von der deutschen Invasion nach dem Balkan irrlichtelirt und Rußland (wieder!) in der thörichsten Weise anrempelt, mag sich für einen freien Mann halten, in ein Ministerium paßt er nicht. Lohnt sich, auf den Inhalt der vorliegenden Broschüre einzugehen? Schwerlich. Doch werden ein paar — willkürlich herausgegriffene — Stichproben den Leser ergötzen. Seite 12: „Der Dreibund der drei Kaiser, den Bismarck seit dem Jahre 1870 plante, sollte dem jungen Deutschen Reiche für alle inneren Gefahren den Schutz des kosakischen Regiments sichern." Die Einberufung des Berliner Congresses war, nach Seite 15, eine groteske Dummheit. „Wem wollte Fürst Bismarck dabei nur dienen? Ein Krieg zwischen England und Rußland würde beide aufs äußerste geschwächt und die Macht Deutschlands kolossal vermehrt haben. Billiger ließ sich die Weltmachtstellung Deutschlands nicht begründen." Und ein so bodenlos unfähiger Mann wird nun schon seit sieben Lustren als Heros gefeiert. Ueber die Politik unserer Tage weiß Herr Martin ebenfalls nicht Bescheid; übrigens ist Alles, was er bringt, schlecht verdauter Schiemann, dessen Autorität nur da abgelehnt wird, wo sie mit Herrn Martins fixer Idee kollidiert. Sonst ist er „der Hofhistoriograph Kaiser Wilhelms II.", hat „sehr gründliche Kenntnisse, und jeder Politiker liest seine fesselnden Darstellungen der gegenwärtigen Lage mit Genuß". Passons. „König Eduard — Seite 31 stehen wir — ist die Seele der englischen Politik. Es giebt wenig Monarchen, die in ihrem Staate so einflußreich sind wie König Eduard. Wenn jemand die englische Verfassung zum Beweise dafür anführt, daß der König nichts in der auswärtigen Politik zu sagen habe, so beweist er gar nichts. . . In welchem Staate der Welt hat ein Monarch so bestimmenden Einfluß auf die Mode und auf die Sitte ausgeübt wie König Eduard VII.?" Bernhard Shaw könnts nicht besser machen. „Wie Bismarck von Bleichröder, lernte er von Baron Hirsch. Es giebt keinen Juden international (!), den König Eduard nicht kennt". Form und Inhalt stehen, man sieht, auf gleicher Höhe. Dann kommt Rußland wieder an die Reihe. Herr Martin hätte triftige Gründe, vorläufig über das Land zu schweigen, das seiner Prophetengabe mit dem Gang seiner Entwicklung schon Blamagen genug beschert hat. Doch der Herr Regierungsrath ist unbelehrbar und er glaubt an den russischen Staatsbankrott wie an den lieben Gott. Kein Bankleiter von Rang, kein Großindustrieller, der an ragender Stelle steht, kein vernünftiger Politiker hat die Frage der Zahlungseinstellung durch Rußland je ernsthaft genommen. Es hat noch keine einzige Einnahme verpfändet, Tausende von Millionen allein in Klöstern liegen; alle Kenner des Landes erklären, daß seine geologischen Werthe unschätzbar sind. Und wenn es heute zur Platinwährung übergeht — es hat das Monopol —, kann es morgen Gold haben so viel es nur immer will. Was Herr Martin über Rußland zum Besten giebt, ist Gefasel. Nicht besser ist das Gerede über die „Kriegsluftflotte", die Luftmacht, die Luftmotoren und Kriegsluftschiffe, das Verlangen nach einer „großzügigen Luftmachtvorlage"; „2000 starre Aluminium- und 8000 halbstarre Motorluftschiffe"

Google

wären etwa von Nöthen. Es ist Stil in dem Blödsinn. . . Um ein Ende zu machen: „Kaiser Wilhelm II. ist der mächtigste Monarch, der jemals in Europa und damit in der Kulturwelt existiert hat, Napoleon I., Karl den Großen, Kaiser Friedrich II. (den Staufer), Alexander den Großen und Julius Cäsar nicht ausgenommen. Der Deutsche Kaiser kann mit seiner riesenhaften Armee heute jeden Tag nach Osten wie nach Westen, nach Süden wie nach Norden, bis an die letzten Enden Europas marschiren“ (74). Selbst der im Faust kommt nicht daneben auf. Da wärs der Mühe werth, Monarch zu sein; ein Mann der unbegrenzten Möglichkeiten. Wem der Simplicissimus auf die Dauer ungenießbar wird: hier winkt Ersatz. K. S.

Da gerade von Rußland die Rede war: Zu Theodor Schiemanns 61. Geburtstage erschien (bei Alexander Duncker in Berlin) eben ein von Freunden und Schülern verfaßter, von Otto Hötzsch herausgegebener Band „Beiträge zur russischen Geschichte“, der neben streng historischen Arbeiten (wie der von Osten-Sacken über den „Hansehandel mit Pleskau bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts“, und Emil Zweig über die Entstehung und Organisation der englisch-russischen Handelsbeziehungen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts“) auch einige Arbeiten bringt, die weitere Kreise interessiren dürften. Dahin gehören zunächst die „Bemerkungen zu den Briefen Katharinas II. an den Prince de Ligne“ von Andreae. Die Schilderungen de Lignes gehören (neben denen Ségurs, Krapowitzkys und den 1858 in Berlin veröffentlichten Gesandtschaftsberichten der englischen und französischen Geschäftsträger) zum Besten, was wir über die Anhalterin besitzen, wenn sie auch allesamt den Werth der Briefe nicht erreichen, die Katharina an ihr „Factotum“ Grimm geschrieben und die zum Werthvollsten rechnen, was wir aus dem an Briefsammlungen gewiß nicht armen 18. Jahrhundert kennen. — Dahin gehören weiter die Abhandlungen von Hötzsch über die „historischen Grundlagen eines konstitutionellen Lebens in Rußland“ und von Wischnitzer über „Nicolaj Turgenews politische Ideale“. Beide Abhandlungen bringen zwar so gut wie nichts Neues, fassen aber geschickt zusammen, und man hat — Martins Buch hat eben wieder gezeigt, wie wenig oder viel das heute ist — wenigstens die Gewißheit, auf historisch haltbarem Boden zu stehen. Wie wärs, wenn sich endlich mal jemand entschlösse, Turgenews Bekenntnisschriften in ein ordentliches Deutsch zu übertragen? Nützlicher noch, scheint mir, als die vorliegenden Abhandlungen wäre das als Gabe gewesen. K. S.

Johannes Penzler, der betriebsame Herausgeber der Reden Bülows, Posadowskys und Wilhelms des Zweiten, hat sich, nach dem 7bändigen Buch „Bismarck nach seiner Entlassung“, nun zu einem neuen, großen Unternehmen über den alten Kanzler bereitet und eine Reihe von Gelehrten für das auf 15 Bände berechnete Werk gewonnen. „Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen“ nennt es sich, erscheint bei Ed. Trewendt in Berlin, und vor liegt zunächst nur der von Penzler selber besorgte 13. Band, der die Artikel bismärckischen Ursprungs aus den „Hamburger Nachrichten“ enthält; nicht alle; nur von der Entlassung bis März 1892 reichen die vierhundert Seiten. Die Sammlung scheint sorgfältig, wirkt in ihrer Ganzheit (ohne jeden verbindenden Text, ohne eitles Vordrängen des Herausg bers und ohne den, von Lagarde so innig gehaßten „Mäusedreck der Notizen“) gut, und mancher Zeile sieht man noch an, daß sie wörtliche Wiedergabe bismärckischen Denkens ist. Von Allem läßts sich freilich nicht sagen und das Buch ist verhältnismäßig reich an recht schwachen Passagen. Immerhin ist der vom Herausgeber befolgte Grundsatz, lieber Alles zu bringen als nur eine willkürliche, subjektivem Befinden untergeordnete Sammlung, zu billigen, da ja nicht nur der Persönlichkeitreiz der bismärckischen Sprache, sondern auch die materiellen Grundlagen seiner Urtheile interessiren. Ob die Zeit einem so (monumental möchte ich nicht sagen, wohl aber) umfangreich angelegten Werk über den ersten Reichskanzler günstig ist, bleibt abzuwarten. Allzuviele gehn heute durchs Leben, ohne die Fähigkeit zu erwerben, Talmi vom Aechten zu sondern; für die Aechten ist das nicht günstig. Und Herr Penzler hat seinem Unternehmen schon selber gar zu viel zeitgemäße Concurrenz gemacht.

Von der von Hofrat Alexander Koch herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ liegt der 19. Band (Winterhalbjahr 1906/07) vor, der auf der Höhe der früheren steht. Sowohl die Textbeiträge als auch die Abbildungen verraten fast durchweg große Gediegenheit. Von den Texten interessiren am meisten die über die architektonischen und plastischen Werke, unter den Bildern namentlich die über künstlerische Photographie. Sämmtliche Abbildungen zeigen sorgfältige Auswahl und Wiedergabe. Die Ausstattung des Ganzen ist, wie üblich, geschmackvoll und splendid. E. F.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlizek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 9 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 9. August 1907

Die Elemente des politischen Lebens in Deutschland.

Von Werner Sombart.

Wer die Verflachung und Verödung erklären will, denen das öffentliche Leben in Deutschland verfallen ist, wird zuerst darauf hinweisen, daß kein irgendwie großes Ideal im Mittelpunkte steht, das hoch wie niedrig packte, von dem Wärme und Leben ausstrahlten.

Die großen Ideale, die noch unsere Väter und Großväter begeisterten, sind verblaßt: die nationale Idee ist verbraucht, nachdem in mächtig aufflammender Begeisterung das Deutsche Reich errichtet ist. Was uns heute an Nationalismus geboten wird, ist ein schaler zweiter Aufguß, der niemand mehr so recht zu erwärmen vermag. Die hohle Phrase muß dann eben die innere Oede verdecken.

Dasselbe gilt von den großen politischen Idealen, um die unsere Vorfahren in den Tod gegangen sind. Teils sind sie verwirklicht, teils in ihrer Belanglosigkeit erkannt worden. Die junge Generation lächelt überlegen, wenn sie von dem Kampfe um die politischen Freiheitsrechte liest und die Erinnerungsfeiern der großen Begeisterungszeiten werden zur lächerlichen Farce.

Aber auch die religiösen Ideale in ihrer heutigen Fassung scheinen ihre herrschende Kraft zum Teile eingebüßt zu haben; sie entbehren der Frische und Ursprünglichkeit, aus denen allein die hinreißende Begeisterung zu entspringen vermag. Daß sie aber niemals durch ein paar ethische Postulate humanitären Inhalts ersetzt werden können, hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zur Gewißheit gemacht.

Und wiederum die Tatsache, daß keine neuen, Licht und Wärme spendenden Ideale am politischen Horizonte auftauchen, könnte man mit dem Hinweis auf unsere allgemeine soziale und ökonomische Lage zu erklären versucht sein.

Die mächtige Entfaltung des Kapitalismus hat auf der einen Seite eine starke Vermehrung unseres Reichtums, auf der anderen Seite eine große Verschärfung der Klassengegensätze, eine Verschärfung des Kampfes ums Dasein gebracht. Grund genug, den Sinn der Massen mehr auf die ökonomischen Interessen hinzulenken und damit den politischen Kampf in einen ebenso gehässigen wie geistig belanglosen Streit um ökonomische Vorteile oder wie man es auch ausdrücken könnte: in eine Klassenguerilla auslaufen zu lassen.

Google

Und zweifellos sprechen Gründe dieser Art mit, wenn es das politische Leben Deutschlands in der Gegenwart zu erklären gilt. Aber eine genauere Prüfung ergibt doch, daß diese Gründe nicht von entscheidender Bedeutung sein können. Immer würden sie doch nur einige Seiten unserer Politik verständlich machen. Und auch diese nicht ganz. Denn in anderen Ländern, in denen die Entwicklung des sozialen Lebens doch einen ähnlichen Verlauf genommen hat, weist das politische Leben deutlich andere Züge auf. So daß wir uns nach spezifischen Elementen umsehen müssen, die gerade das preußisch-deutsche Kulturleben unserer Tage konstituieren.

o

Man denkt unwillkürlich an die Persönlichkeit des Kaisers, deren Eigenart zweifellos der deutschen Politik der Gegenwart zum guten Teil ihr Gepräge gibt. Der Kaiser selbst stellt seiner ganzen Natur nach gleichsam symbolisch den Dualismus dar, der unser politisches Leben beherrscht, wie er denn selbst sein Dasein der „Paarung" zwischen einem Sprossen des feudalen Hohenzollernhauses und einer liberalen englischen Prinzessin verdankt. Aber man sollte — aus verschiedenen Gründen — die Bedeutung des persönlichen Einflusses des Kaisers auf unser öffentliches Leben nicht forcieren und sollte sich vor allen Dingen stets bewußt bleiben, daß die weitreichende Wirksamkeit dieser einen Person doch nur möglich geworden ist, weil in Preußen-Deutschland bestimmte Vorbedingungen für ihr Eintreten erfüllt waren. Man versetze Wilhelm II. auf den Thron Englands, Frankreichs, Italiens oder der Vereinigten Staaten und seine Wirksamkeit wäre eine von Grund aus andere gewesen.

Unser Hauptinteresse wendet sich also jenen objektiven Bedingungen zu, die in Preußen-Deutschland eine Aera Wilhelm II. möglich gemacht haben. Offenbar sind diese Bedingungen zunächst verfassungsrechtlicher Natur. Weil Preußen noch ein zu drei Vierteln absoluter Staat seiner Verfassung nach ist, kann sich der König von Preußen, wenn er eine mit absolutistischen Instinkten stark durchsetzte Natur ist, als halb oder ganz absoluter Herrscher sehr gut betätigen: die Verfassung erheischt es geradezu. Von Preußen aus aber, dessen Einfluß in Deutschland sich immer weiter ausdehnte, griff nun dieses in der preußischen Verfassung und in der Natur seines Regenten begründete absolute Wesen auf das gesamte deutsche Leben über. Die Verfassung des Deutschen Reiches selbst ist ein seltsames Gemisch aus Absolutie und Demokratie. Sie läßt sich mehr im absoluten, mehr im demokratischen Sinne handhaben. Da nun Preußen — der übermächtige Bundesstaat und in seinem Gefolge eine Reihe anderer Bundesstaaten — mit absolutem Geiste sich wieder bis zum Sättigungspunkte füllten, so gelang es dem Einflusse Preußens — dank der gefügigen Natur der deutschen „Volksseele" — das labile Gleichgewicht zwischen Absolutie und Demokratie, das die Reichsverfassung vorsieht, in der Weise zu verändern, daß tatsächlich der Schwerpunkt der deutschen Politik immer mehr nach der Seite einer absoluten Herrschaft verschoben wurde. Tatsächlich wird heute auch Deutschland fast absolut regiert: der Bundesrat ist alles, der Reichstag nichts.

Diese eigentümliche Zwitterhaftigkeit der Reichsverfassung liefert aber auch für manchen andern Zug des politischen Lebens in Deutschland die Erklärung. Sie ist wiederum ein Symbol der objektiven Unstimmigkeit und subjektiven Unaufrichtigkeit, die unsere Politik,

Google

wie wir sahen, kennzeichnen. Sie ruht scheinbar auf breiter demokratischer Basis und wenn man zusieht, gewährt sie dem Volke doch nur minimale Rechte. Zunächst deshalb, weil sie selbst ja nur soweit gilt, als die Kompetenz des Reiches reicht; das ist aber gar nicht arg weit, so daß in einer Reihe der wichtigsten Fragen (Unterrichtswesen! Steuerwesen!) wenigstens in Preußen das verfassungsmäßig halbabsolute Regime besteht. Sodann gewährt sie selbst ja zwar dem Volke ein sehr demokratisches Wahlrecht, aber wie man weiß, kann das Volk damit seinen Willen doch nicht durchsetzen, da ihm der Bundesrat als verfassungsmäßig gleichberechtigter, in Wirklichkeit übermächtiger Partner gegenübersteht und die Regierung selbst keine parlamentarische, sondern eine kaiserliche ist.

Das alles soll hier gar nicht auf seinen Wert oder Unwert geprüft werden, sondern nur in seiner Wirkung auf die Gestaltung unseres politischen Lebens.

Offenbar nämlich ergeben sich aus der eigentümlichen Struktur unserer Verfassung ganz von selbst folgende Konsequenzen:

Die Regierenden bilden eine abgeschlossene Kaste, in die der Eintritt nicht erzwungen werden kann. Für ihre Zusammensetzung maßgebend ist die historische Tradition und der Geschmack des jeweils regierenden Herrschers. In Preußen — weiß man — besteht die obere Schicht der Regierenden (von wenigen Konzessionsschulzen abgesehen) heute noch wie vor hundert und zweihundert Jahren aus dem Junkertum, die Unterschicht aus den ebenso alten Geheimen Räten. Man darf nun sagen, ohne jemandem etwas Uebles anzutun, daß von dem, was wir heute unter Bildung und Kultur (im guten und im schlimmen Sinne) verstehen, in diesen Schichten außerordentlich wenig zu finden ist. Ich glaube, daß im wesentlichen alle neueren Strömungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, namentlich aber der Kunst und Literatur an jenen Kreisen vorübergerauscht sind, ohne sie eigentlich zu berühren. Man muß sich nur einmal in der Wohnung eines preußischen Ministers umsehen, muß nur einmal zuschauen, welchen Geschmack die Geheimräte und ihre Frauen im Theater, bei der Auswahl ihrer Lektüre, in der Beurteilung von Bildern usw. betätigen, um sofort zu empfinden, daß sich zwischen ihnen und dem, was die moderne Bildung in Deutschland repräsentiert, eine tiefe Kluft auftut. (Womit wiederum ganz und gar kein Werturteil ausgesprochen sein soll!)

Die Absonderung einer besonderen Regierungskaste hat nun aber noch eine andere Wirkung als die eben aufgewiesene. Sie bedeutet nämlich — wenn man sich die Situation „von unten" anschaut, das heißt vom Standpunkt des „souveränen Volks", das in den Parlamenten vertreten ist —, daß es bei uns in Deutschland ebensowenig wie in den meisten Bundesstaaten dasjenige gibt, was man in anderen Ländern die „politische Karriere" nennt. Es ist bei uns dem gewählten Vertreter des Volks, auch wenn er der Mehrheit im Parlamente angehört, nicht möglich, mit Hilfe des Parlaments sich einen Platz in der Regierung zu erzwingen. Der Weg zur Macht geht bei uns über den Landrats- oder Leutnantsposten. Schon aus diesem Grunde also gewinnt das parlamentarische Leben in Deutschland ein ganz eigenartiges Gepräge. Während unten im Parkett sich die „Vertreter des Volkes" abmühen, ihre Säcke pflichtschuldigst zur Mühle zu schleppen, blickt die herrschende Kaste von oben ihrem Treiben mit einem wohlwollend-mitleidigen Schmunzeln zu, das da sagen will: brav gemacht; aber zu uns führt euch euer Weg doch nie und nimmer herauf. Der Parlamentarier bleibt immer zweite Garnitur. Und

Google

diese Klassifikation als ein tüchtiger, aber nicht zum Herrschen berufener Mann wird nun um so deutlicher, je geringer seine Macht auch nur als Parlamentarier ist. Und die ist eben von Rechts wegen, das heißt Verfassungs wegen, eine minimale und wird bei der Weichheit des deutschen Volkscharakters in Wirklichkeit auf das denkbar geringste Maß herabgedrückt.

So erklärt es sich denn, warum die hohle Phrase im deutschen Reichstage vorherrscht. Weil man doch nichts zu taten hat, so will man wenigstens raten nach Herzenslust. Es fehlt unseren Parlamentariern vollständig das Bewußtsein, Machthaber zu sein oder je es werden zu können.

So erklärt sich aber auch auf der anderen Seite die geschäftsmäßige Oede der Reichstagsverhandlungen (und natürlich auch die Verhandlungen in den anderen deutschen Parlamenten). Weil man ja doch in den meisten Fällen von vornherein weiß, wie die Sache letztlich ausgeht — nämlich so, wie die Regierung will — so fehlt das dramatische Interesse, wie es der Kampf um Prinzipien erzeugt, wenn es nicht im voraus sich bestimmen läßt, wie er ausgeht. Nur selten kommt es bei uns zu solchen dramatischen Zuspitzungen (Schulvorlage in Preußen, Lex Heinze, Zuchthausvorlage im Reichstage), und dann bekommen auch die Verhandlungen in unseren Parlamenten einen Anflug von Schwung und wecken unser Interesse. Aber das sind eben bei uns die sehr seltenen Ausnahmen.

o

Fragt man nun aber wiederum nach den Gründen, die es erklärlich machen, warum Deutschland diese seltsamen Verfassungsverhältnisse hat, so müßte man als Antwort einen Abriß der preußisch-deutschen Geschichte geben und würde vielleicht auch dann noch nicht alle Absonderlichkeiten unseres Wesens erklären können. Hier, wo es sich ja nur um eine aphoristische Skizzierung des Tatbestandes handeln soll, müssen wir uns mit dem Hinweis auf ganz wenige, aber, wie ich glaube, ausschlaggebende Momente begnügen.

Man hat oft (und wohl mit Recht) die Machtlosigkeit, zu der in Deutschland das Volk der Regierung gegenüber dauernd verurteilt zu sein scheint, aus der unglücklichen Entwicklung zu erklären versucht, die unsere oppositionellen Parteien im Verhältnis zueinander erlebt haben. Daß es vor einem Menschenalter den liberalen Parteien nicht gelungen ist, das quellende Wasser der proletarischen Bewegung auf die eigene Mühle zu leiten; daß die Bourgeoisie immer von einer unbegreiflichen Angst vor dem roten Gespenst besessen gewesen ist, und sich in dieser Angst immer wieder unter die preußischen Bajonette geflüchtet hat; daß darum die Brücke zwischen der proletarischen Bewegung und der bürgerlichen Opposition frühzeitig schon barst, um bald ganz abgebrochen zu werden: das hat sicherlich zur Stärkung unserer regierenden Kaste außerordentlich viel beigetragen.

Aber es hieße doch zuviel Verantwortung auf einzelne Personen häufen, wollte man diesen Gang, den unser Parteileben genommen hat, ausschließlich den zufälligen Maßnahmen bestimmter Führer zuschreiben. Die Gründe auch für diese Vorgänge werden wir doch noch tiefer zu suchen haben: in der Eigenart des deutschen Volkscharakters, in der eigentümlichen sozialen Struktur des Deutschen Reiches selbst, denke ich.

Google

Wenn ein seltsamer Dualismus den Geist des politischen Lebens in Deutschland beherrscht; wenn derselbe Dualismus die Verfassungsverhältnisse in Deutschland durchzieht, so geht das doch wohl auf den Umstand zurück, daß Deutschland selbst, das Land, das Volk, die Kultur diesen dualistischen Zug tragen.

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich: und zwar nicht nur im geographischen Sinne, sondern in jeder anderen Wesensbeziehung auch.

Klimatisch weist es die Gegensätze auf zwischen dem rauhen Steppenklima der sarmatischen Tiefebene und dem lachenden, fröhlichen Klima der französischen Hügellandschaft. Seine Bevölkerung steht mit einem Fuß im Slaventum, mit dem anderen im Romanentum. Religiös und kirchlich vereinigt es die Gegensätze bigotten Stumpfsinns mit freiheitlicher Denkart in seinem Innern. (Während es konfessionell dank einem unglücklichen Zufall an dem Dualismus des evangelischen und katholischen Bekenntnisses zu tragen hat — einem Dualismus, der heute fast nur noch politische, aber wie man weiß, unheilvolle Bedeutung hat, da er lähmend auf unser gesamtes öffentliches Leben einwirkt.)

Kulturell und kulturhistorisch vereinigt es die Kultur ganz junger Steppenstämme mit der alter, bis in die Römerzeit zurückreichender Kulturvölker.

Die wirtschaftliche Struktur — und das ist vielleicht das allerbedeutsamste Moment! — schwankt zwischen dem feudalen Großgrundbesitz im Osten der Elbe und dem demokratischen Tabak- und Weinbauerntum im Südwesten und Westen. Und dementsprechend ist das Land in seinem einen Teile steppenmäßig dünn, im anderen überdicht besiedelt; in einem Teil herrscht die Wirtschaftsverfassung, die aus der Leibeigenzeit überkommen ist, noch heute in der Praxis fast unverändert, im anderen ringen ganz neue soziale Schichtungsverhältnisse sich zum Leben durch.

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich in j e d e m Verstande. Und darum darf es uns nicht in Erstaunen setzen, wenn auch seine Verfassung, wenn auch sein politisches Leben — ich finde keinen konziseren Ausdruck, der meine Gedanken in einem zusammenfaßte — zwischen Rußland und Frankreich in der Mitte liegen.

Zur Winzerbewegung.

Von Camille Pelletan.

In unserm Süden fängt es an, ruhiger zu werden. Man kann jetzt auf diese merkwürdige Krisis, die diesen Teil Frankreichs aufgewühlt hat, einen Blick zurückwerfen.

Es ist nicht das erste Mal, daß der Süden einen solchen Notstand durchmacht, er ist schon vor einigen dreißig Jahren hart geprüft worden. Er hatte sich damals, als ihm der Ausbau unseres Eisenbahnnetzes den Export nach dem übrigen Frankreich ermöglichte, rasch und außerordentlich bereichert. Man hatte alle anderen Kulturen aufgegeben und nur Weinstöcke gepflanzt; in den großen Dörfern der Langued'ocschen Ebene, denen das Glück so plötzlich wohl wollte, herrschte Wohlstand, überall sah man vergnügte Gesichter. Da kam die Reblaus und ruinierte das Land. Ein Teil der Bevölkerung wanderte aus.

Das Land erholte sich allmählich, als man auf den Gedanken verfiel, amerikanische Reben, die widerstandsfähiger sind, zu pflanzen. Man ließ es sich Geld und Zeit kosten,

Google

aber dem Weinbau wurde wieder aufgeholfen. Allerdings warf er nun nicht mehr den reichen Ertrag wie früher ab, aber man konnte noch sein gutes Auskommen haben, als ein neues Uebel, das noch grimmiger wütete als die Reblaus, über das Land hereinbrach: der Winzer fand keinen Absatz mehr für seinen Wein.

Um die Katastrophe zu verstehen, muß man wissen, wie man in der ganzen Ebene, die sich von dem Fuße der Cevennen, der Montagne-Noire, der Corbières und der Pyrenäen bis an die flachen Ufer des Mittelländischen Meeres erstreckt, Weinpflanzungen anlegt. Man bemüht sich nicht, bessere Weinsorten zu erzeugen, es kommt den Winzern nur auf die Quantität an, und hat es so auf mehr als zwanzigtausend Liter pro Hektar gebracht. Alle andern Nutzpflanzen sind verschwunden, sogar die Olivenbäume hat man herausgerissen. Man kann sich keine sonderbarere und kaum unschönere Landschaft vorstellen, als diese weite Ebene mit den endlosen Weinpflanzungen und den überall verstreuten, massigen weißen Häusern, auf die eine fast afrikanische Sonne ihre erbarmungslosen Strahlen herabsendet. Man läßt nicht wie in anderen Teilen Frankreichs die Reben sich an Pfählen emporranken, sondern begnügt sich damit, Drähte horizontal dicht über dem Boden anzubringen.

Die Weine, die man bei dem dort üblichen Raubbau erzeugt, eignen sich natürlich nur für gewisse Zwecke. Sie sind nicht haltbar und müssen bald getrunken werden, meistenteils aber verschneidet man damit edlere Weine. Man könnte sich mithin fragen, ob die südfranzösischen Winzer ihren Ruin nicht selber hauptsächlich dadurch verschuldet haben, daß sie die Qualität zu sehr der Quantität aufgeopfert haben. Aber ebenso verderblich für sie ist jedenfalls die Weinfälschung. Bringen die Ebenen von Béziers und Narbonne zu viel Wein hervor, so fabriziert man in den Kellereien der Fälscher noch viel mehr; das Wunder, das Christus auf der Hochzeit zu Kana tat, wiederholen diese Leute täglich im ungeheuerlichsten Maßstabe. Die Weine, die ihnen der Winzer liefert, alkoholisieren sie künstlich und leiten dann sintflutliche Ströme von Wasser hinein. Dank diesem weisen Verfahren nimmt die Produktion einen gewaltigen Umfang an, und sinken die Preise unter zehn Centimes pro Liter.

Das Problem also, das es hier zu lösen gilt, ist ein sehr verwickeltes. Es liegen hier Uebelstände vor, gegen die Gesetze und Regierung nichts ausrichten können. Anderen könnte man abhelfen, was freilich auch nicht leicht ist. Die Weinfälscher sind schlaue Leute, und die Mittel, deren man sich bedient, um unechte Produkte von echten zu unterscheiden, leisten zwar gute Dienste in dem Laboratorium eines Chemikers, versagen aber in der Praxis wegen der großen Zahl der Proben, wie der Kleinhandel sie liefert, und wegen der Unwissenheit oder Nachlässigkeit der subalternen Beamten. Auf die städtischen Laboratorien kann man sich nicht verlassen: sind doch sogar im Pariser Laboratorium Dinge passiert, die das ärgste Mißtrauen rechtfertigen! Es sind gewiß viel Unschuldige verurteilt worden, weil die Untersuchungen leichtfertig angestellt wurden, und es kommt nicht selten vor, daß Analysen, die an zwei Proben aus derselben Flasche vorgenommen worden sind, verschiedene Resultate ergeben.

Aber es ist darum nicht weniger unbestreitbar, daß man die Weinfälschung mit sträflicher Nachsicht behandelt. Wenn die Vertreter des Südens erbarmungslose Repressivmaßregeln verlangen, so nehmen sich die großen Städte, in denen man keine Reben pflanzt

Google

und doch Wein produziert, der Weinhändler an und vereiteln jede wirksame Bekämpfung des Uebels. Im Süden selber wimmelt es von Weinfälschern, die das Geschäft im Großen betreiben: man sagt, und es ist wahrscheinlich, daß sie einflußreiche Gönner haben. Diese Mißbräuche erbitterten die Winzer seit geraumer Zeit, und wer ist zwischen Nîmes und Perpignan nicht Winzer? Und diejenigen, die nicht selber Wein bauen, die Arbeiter, Geschäftsleute, Notare, Bankiers, wissen, daß sie kein Geld verdienen können, wenn es dem Weinbauer schlecht geht. Die Sache des Weinbaus ist im Süden jedermanns Sache.

Daß die Krisis offene Rebellion im Gefolge hatte, wird man also leicht begreifen, zumal wenn man das hitzige Temperament und das großsprecherische Wesen der Südfranzosen kennt. Das Wort geht bei ihnen leicht über die Wirklichkeit hinaus, und der Gedanke folgt schnell dem Wort. Man hat sich in Hitze geredet, die Wut hat immer weiter um sich gegriffen, zumal sie keinen Widerspruch fand, und schließlich haben alle einander versprochen, man wolle die Regierung zwingen, sich um den notleidenden Süden zu bekümmern. Gleichwohl dachte man an keine gewalttätige Auflehnung, nur an eine Art Streik, wollte nicht mehr seine Bürgerpflichten erfüllen. Merkwürdig ist es nun, daß die Regierung lange Zeit nichts wußte und nichts vorausgesehen hat. Die Südfranzosen sind doch Leute, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen pflegen. Ein gut unterrichtetes Ministerium hätte sich nicht überrumpeln lassen.

An dieser Bewegung war alles sonderbar, auch der Charakter und das Verhalten desjenigen, der sie eine Zeitlang zu leiten schien. Er war ein Unbekannter; wie mir scheint, ein guter, ehrlicher Mann; aber, wie die Folge gezeigt hat, keine hervorragende Intelligenz und kein Charakter. Sein für seinen Einfluß so verhängnisvoller Besuch bei dem Minister Clemenceau zeugte von keiner großen Schlauheit. Einen Minister aufzusuchen, um ihm die Beschwerden und Forderungen eines ganzen Landes vorzutragen und dann wegzugehen, ohne etwas andres ausgerichtet zu haben, als daß man ihn — meinetwegen ganz harmlos — um hundert Franken zur Rückreise angepumpt hat; so etwas kann den Glanz einer Messiasglorie nicht erhöhen.

Zu denen, die eine hervorragende Rolle in dem Aufstande gespielt haben, gehört auch der Doktor Ferroul. Ferroul hat lange Zeit in der Deputiertenkammer auf den Bänken der Sozialisten gesessen, und er würde noch da sitzen, wenn er's gewollt hätte, aber er wurde es müde, fern von Narbonne leben zu müssen, der Stadt, deren Bürgermeister er schon war, und trat seinen Platz im Palais Bourbon an seinen Freund Aldy ab. Seine Beliebtheit beim Volke hot in der Stadt, die ihn in die Kammer schickte, nie eine Einbuße erlitten. Er ist ein tüchtiger Mann, dessen Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit niemand je in Frage gestellt hat. Uns allen, den Vertretern des Blocks, dem Vorsitzenden des Staatsrats so gut wie mir ist er ein alter Freund, ein treuer Kamerad, mit dem wir Schulter an Schulter für die Republik gekämpft haben, ein Charakter, der sich in den Zeiten der Gefahr — und wir haben deren viele durchgemacht — trefflich bewährt hat. Als die Krisis im Süden eintrat, hielt er es für seine Pflicht, sich der Sache seiner Landsleute anzunehmen, und schloß sich der Bewegung an, entfaltete aber eine seltene Energie, um sie vor gewalttätigen Ausschreitungen zu bewahren.

Manche haben behauptet, der gegenwärtigen Regierung feindliche Parteien hätten bei diesen Unruhen die Hand im Spiele gehabt. Aber die Krisis ist eine rein ökonomische und

Go gle

hat mit der Politik nichts zu schaffen. Denn in diesem einst von Parteikämpfen zerrissenen Lande, in dem eine sehr rote Majorität sich mit einer wütigen Minderzahl hartnäckiger Reaktionäre herumzuschlagen pflegte, haben sich infolge der gemeinsamen Not die alten Feinde versöhnt, ist die ganze Bevölkerung eines Sinnes geworden. Aber deshalb wollen wir nicht behaupten, daß die politischen Parteien nicht versucht hätten, die Krisis zu ihrem Vorteil auszubeuten. Unzufriedenheit und Revolten sind allen Oppositionen willkommen, aber es wäre kindisch, die Krisis im Süden auf reaktionäre oder revolutionäre Machenschaften zurückzuführen.

Die Art, wie der Süden seinen Forderungen Nachdruck verlieh, kann man gewiß nicht billigen. Daß irgend ein Teil der Bevölkerung das Getriebe der Verwaltung zum Stillstand bringt, um einen Druck auf die Regierung auszuüben, ist auf jeden Fall unzulässig. Aber man konnte dem südfranzösischen Volke mildernde Umstände zubilligen und hätte alles Mögliche tun müssen, um Blutvergießen zu vermeiden. Die gegenwärtige Regierung hätte sich erinnern sollen, wie sie selber erst kürzlich gegen gewalttätigere Empörer verfuhr. Als die Inventarien in den Kirchen aufgenommen werden mußten, veranstalteten die Klerikalen regelrechte Revolten, hielten sie Belagerungen in den Kultusgebäuden aus, verschanzten sich ganze Dörfer, legten die fanatischen Gläubigen Hinterhalte und griffen in verschiedenen Gegenden unsere Soldaten ernstlich an. Angesichts dieser bewaffneten Revolte stellte der Vorsitzende des Staatsrats, damals Minister des Innern, auf lange Monate die Vollstreckung der Gesetze ein und ließ eher das Ansehen des Staates leiden, als daß er den Boden des Vaterlandes mit Bürgerblut befleckt hätte. Er soll es bleiben lassen, zu erklären, warum er gegen Republikaner, die nichts Böses im Schilde führten, weniger geduldig gewesen ist als gegen aufrührerische Klerikale.

Dabei hatte er aber doch anfangs eine Geduldspolitik befolgt, so daß die Bevölkerung des Südens sich offner und zuversichtlicher mit ihren Forderungen hervorwagte. Die Kammer beschloß in Uebereinstimmung mit der Regierung, sofort strenge Gesetze gegen die Weinfälscher zu erlassen. Sie tat freilich nicht, was man von ihr erwartete, und lehnte die wirksamsten Paragraphen ab. Gleichwohl konnte man bemerken, daß die Spannung entschieden nachließ: die südfranzösischen Republikaner kamen zur Besinnung und begriffen, daß die reaktionäre Partei drauf und dran war, Nutzen aus der Bewegung zu ziehen. Die Volksvertreter des Südens, Senatoren sowohl wie Abgeordnete, waren überzeugt, daß nach Annahme des Gesetzes, und sobald man der Bevölkerung von Langued'oc einigermaßen entgegenkäme, ein guter Teil der vernünftigen Bürger sich von den gewalttätig gesinnten lossagen würde, und das Ansehen des Gesetzes wiederhergestellt werden könnte. Von diesem Augenblick, den die Regierung entschieden erreichen zu wollen schien, war man nur noch durch einige Tage, ja, ich darf wohl sagen einige Stunden, getrennt, als plötzlich der verhängnisvolle Theatercoup erfolgte, der den Ereignissen eine so tragische Wendung gab, die Verhaftung aller derer, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, vor allen Ferrouls. Durch diese verkehrte Maßregel reizte man das Volk zum heftigsten Zorn und trennte es gleichzeitig von den Männern, die allein imstande gewesen wären, diesen Zorn zu beschwichtigen. Ob diese Verhaftungen gesetzlich berechtigt waren, will ich hier nicht näher untersuchen. Ich bezweifle es aber, denn ich begreife nicht, daß es ein Verbrechen sein soll, wenn Gemeindebeamten ihr Mandat niederlegen, weil ihre Wähler es so wünschen. Am Tage darauf

Google

floß Blut in Narbonne. Man hat sich greuliche Episoden von diesem Kampfe erzählt. Dies Wort paßt nicht hierher: Es ist nirgends gekämpft worden, es wurden Gewalttätigkeiten ohne Kampf verübt. Das war nicht anders zu erwarten. Alle diejenigen, die den Krieg nahebei gesehen haben, namentlich den Bürgerkrieg, wissen, wie leicht sich in der Gefahr der Kulturmensch des 20. Jahrhunderts in die Bestie des Steinzeitalters zurückverwandelt. Man wird dann von einer Art Schwindel, einem Blutrausch befallen, in dem man alles Bewußtsein seines moralischen Ichs, alles Verantwortlichkeitsgefühl verliert und der blinden, blutdürstigen Wut die Zügel schießen läßt. Möchten doch solche Zeiten so selten wie möglich wiederkehren! Auf diese Weise haben sich die Ereignisse in der Langued'oc abgespielt. Nunmehr hat es den Anschein, als würde wieder Ruhe eintreten, es sei denn, daß ein neuer Notstand neue Wirren nach sich zöge. Aber diese vorübergehende Erregung wird ernste Folgen haben. Dieser Landesteil, der mit so leidenschaftlicher Begeisterung an unseren demokratischen Einrichtungen hing, wird zu der alten Gesinnung nicht mehr zurückkehren. Der reaktionäre sowie der revolutionäre Fanatismus werden von neuem Wurzel fassen, und dann wird man Ursache haben, die begangenen Fehler bitter zu bereuen.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Personen:

Oberst Daniel Craven
Julia } seine Töchter
Sylvia }
Joseph Cuthbertson
Grace Tranfield, seine Tochter
Leonard Charteris
Dr. Paramore
Ein Klubpage

Ort der Handlung: Der erste Akt spielt in Grace Tranfields Salon im Victoria-Distrikt Londons; der zweite und dritte im Bibliothekzimmer des Ibsen-Klubs; der vierte im Salon des Dr. Paramore in Savile Row. — Zeit: Zu Beginn der neunziger Jahre, als die Dramen Ibsens in London die ersten Stürme entfesselten.

Erster Akt.

Im Salon einer Wohnung, die in Ashley Gardens gelegen ist, tauschen eine Dame und ein Herr Liebesschwüre aus. Es ist zehn Uhr nachts vorüber. An den Wänden hängen Stiche und Photographien, die Persönlichkeiten aus dem Theaterleben darstellen. Kemble als Hamlet, Frau Siddons als Königin Katharina, wie sie eben ihre Sache vor Gericht vertritt, Macready als Werner (nach Maclise), Sir Henry Irving als Richard III. (nach Long), Ellen Terry, Frau Kendal, Ada Rehan, Sarah Bernhardt, Henry Arthur Jones, A. W. Pinero, Syndney Grundy u. a. m. findet man abgebildet, dagegen weder Eleonora Duse noch irgend wen, der mit Ibsen zusammenhängt. Das Zimmer ist nicht rechtwinklig, denn die eine Ecke wird durch den Türeingang schräg abgeschnitten, und die gegenüberliegende ist durch ein Fenster abgerundet, in dessen Erker eine blumengeschmückte Statuette Shakespeares auf einem Tischchen steht. Der Kamin befindet sich an der Seite des Türeingangs, ein Lehnsessel steht daneben. Auf einem kleinen runden Tisch, der weiter von der Tür entfernt ist, liegt ein gelbrückiger französischer Roman aufgeschlagen. Ein Stuhl ist an den Tisch gerückt. Das Klavier, ein Flügel, steht an der Shakespeare-Seite und ist geöffnet, die Klaviatur bildet mit der Wand einen rechten Winkel. Das Musikstück auf dem Notenpulte heißt „Wenn andere Lippen". Gut beschattete Glühlichter sind auf dem Klavier und dem Kaminsims befestigt. In der Nähe des Klaviers steht ein Sofa, auf dem die Dame und der Herr in zärtlichster Umarmung beisammen sitzen.

Die Dame, Grace Tranfield, ist ungefähr zweiunddreißig Jahre alt, von zarter Gestalt und feinen Zügen, mit sensitivem Ausdruck. Eben jetzt ist sie der Erregung des Augenblicks hingegeben, aber ihr wohlgeformter Mund, ihre stolz geschwungenen Brauen das feste Kinn und die elegante Haltung bekunden sehr viel Entschlossenheit und Selbstachtung. Sie trägt eine Soiréetoilette.

Der Herr, Leonard Charteris, ist ein paar Jahre älter, zwanglos, aber flott gekleidet. Er trägt ein Samtjackett und Kaschmirhosen. Sein blauer Leinenkragen ist am Hemd befestigt und fällt über eine granatfarbene Binde aus indischer Seide, die ein Türkisenring zusammenhält. Er trägt blaue Socken und Lederschuhe. Die Anordnung seines lohbraunen Haares, seines kurzen Bartes und Schnurrbartes ist augenscheinlich der Natur überlassen worden, aber er hat dafür gesorgt, daß die Natur ihm die vollste Gerechtigkeit widerfahren lasse. Seine begeisterte Verliebtheit, über die er sich selbst lustig macht, und seine kluge, phantasiereiche, humorvolle Art bilden einen starken Gegensatz zu der aufrichtigen Zärtlichkeit und würdevollen Ruhe der Frau.

Charteris (Grace leidenschaftlich umarmend): Geliebte!

Grace (zärtlich erwidernd): Geliebter! Bist du glücklich?

Google

Charteris: Im Himmel.
Grace: Ich auch.
Charteris: Meines Herzens Liebling. (Er seufzt vor Glück und nimmt ihre Hände in die seinen, wobei er sie seltsam ansieht.) Dieser Kuß muß unbedingt der letzte sein, Grace, oder ich werde den Verstand verlieren. (Er läßt sie los und setzt sich ein wenig beiseite.) Grace, bin ich deine erste Liebe?
Grace: Hast du vergessen, daß ich Witwe bin? Du glaubst doch nicht etwa, daß ich Tranfield des Geldes wegen geheiratet habe?
Charteris: Was weiß ich? Uebrigens magst du ihn ja nicht geheiratet haben, weil du ihn liebtest, sondern weil du keinen andern liebtest. Wenn man jung ist, heiratet man aus bloßer Neugier, nur um zu sehen, was es damit für eine Bewandtnis hat.
Grace: Jetzt, wo du mich danach fragst, ist mir, als wäre ich niemals in Tranfield verliebt gewesen, obgleich ich das erst entdeckte, als ich mich in dich verliebte. Aber ich liebte ihn jedenfalls dafür, daß er in mich verliebt war, und das hat alle Vorzüge seines Wesens so sehr ans Licht gebracht, daß ich mir seitdem immer gewünscht habe, in jemanden verliebt zu sein. Ich hoffe, daß du mich genau so lieben wirst, wie ich Tranfield liebte, jetzt, wo ich in dich verliebt bin.
Charteris: Mein Schatz, weil ich dir gut bin, möchte ich dich heiraten. Lieben könnte ich eine jede, wenigstens jede hübsche Frau.
Grace: Meinst du das ernstlich, Leonard?
Charteris: Gewiß. Warum nicht?
Grace (nachdenklich): Oh nichts. Sag' mir nur, ob ich deine erste Liebe bin?
Charteris (bestürzt über die Einfachheit der Frage): Nein, bei meiner Seele, nein; auch die zweite nicht, die dritte auch nicht.
Grace: Ich meine, deine erste ernsthafte Liebe?
Charteris (nach einigem Zögern): Ja. (Es entsteht eine Pause. Sie ist nicht überzeugt. Er fügt mit einer sehr fühlbaren Last auf dem Gewissen hinzu) Es ist das erste Mal, daß ich es ernst meine.
Grace (scharf): Ich verstehe. Die Partnerinnen haben es immer ernst gemeint.
Charteris: Nicht immer. Bei Gott!
Grace: Wie oft?
Charteris: Nun, einmal.
Grace: Julia Craven?
Charteris (zurückweichend): Wer hat dir das gesagt? (Sie schüttelt geheimnisvoll den Kopf. Er wendet sich unmutig von ihr ab und fügt hinzu) Du hättest viel besser getan, nicht zu fragen.
Grace (sanft): Ich bedaure es, Liebster. (Sie streckt die Hand aus und berührt ihn leise, um ihn wieder zurückzugewinnen.)
Charteris (duldet mechanisch die Berührung und läßt ihre Hand auf seinem Arm liegen, bleibt aber unbeweglich sitzen und macht nicht den geringsten Versuch, die Liebkosung zu erwidern): Bin ich unempfindlicher gegen deine Berührung als vor fünf Minuten?
Grace: Welch ein Unsinn!
Charteris: Mir ist, als wäre mein Körper in das härteste Akazienholz verwandelt worden. Das kommt davon, wenn man mich an Julia Craven erinnert. (Er brütet vor sich hin, das Kinn in die rechte Hand und den Ellbogen auf das Knie gestützt.) Ich habe mit ihr allein zusammen gesessen, genau so, wie ich mit dir hier sitze —
Grace (zurückweichend): Genau so?
Charteris (erhebt sich und bietet ihr die Stirn): Genau so. Sie hat ihre Hände in die meinen gelegt, und ihre Wange an meine Wange geschmiegt, und meinen Worten gelauscht und allerlei Unsinn geschwätzt. (Grace erhebt sich, bis ins Innerste erkaltet, vom Sofa und setzt sich so auf den Klaviersessel, daß sie der Klaviatur den Rücken zukehrt.) Ah, du hast keine Lust, noch mehr zu hören. Um so besser.
Grace (tief verletzt, aber sich beherrschend): Wann hast du der Sache ein Ende gemacht?
Charteris (harmlos): Ein Ende gemacht?
Grace (fest): Ja, ein Ende gemacht.
Charteris: Nun, warte einmal. Wann habe ich mich in dich verliebt?
Grace: Hast du damals der Sache ein Ende gemacht?
Charteris (boshaft, indem er immer klarer zu verstehen gibt, daß er kein Ende gemacht hat): Es war selbstverständlich, daß damals ein Ende gemacht werden mußte.
Grace: Und hast du ein Ende gemacht?
Charteris: Oh ja. Ich habe ein Ende gemacht.
Grace: Hat sie ein Ende gemacht?
Charteris (sich erhebend): Ich bitte dich, Liebste, tu mir den Gefallen und ändere das Thema. Komm fort vom Klavier. Ich möchte, daß du dich mit mir hierhersetzest. (Er macht einen Schritt auf sie zu.)

Go gle

Grace: Ich bin auch hart geworden — eben, sogar viel härter als Akazienholz. Hat sie ein Ende gemacht?

Charteris: Liebes Kind, sei vernünftig. Es wurde ihr klar genug auseinandergesetzt, daß die Sache eine Ende haben müsse.

Grace: Hat sie sich mit dieser Auseinandersetzung zufrieden gegeben?

Charteris: Sie tat, was eine Frau wie Julia in solchen Fällen immer tut. Wenn ich mich mit ihr mündlich auseinandersetzte, sagte sie, es sei nicht mein besseres Selbst, das so aus mir spräche, und sie wüßte, daß ich sie noch immer wahrhaft liebte. Wenn ich ihr mit brutaler Deutlichkeit schrieb, las sie den Brief sorgfältig und sendete ihn mir dann mit einer Zeile zurück, in der sie sagte, daß sie nicht den Mut fände ihn zu öffnen, und daß ich mich schämen sollte, ihn geschrieben zu haben. (Er tritt neben Grace und legt die linke Hand liebkosend um ihren Nacken.) Du siehst, mein Schatz, sie will der Tatsache nicht ins Antlitz sehen.

Grace (schüttelt seine Hand ab und wendet sich auf dem Sessel ein wenig fort): Nach der leichten Art, mit der du davon sprichst, fürchte ich, daß du nicht die richtigen Saiten aufgezogen hast.

Charteris: Mein Kind, wenn du das tust, was eine Frau „ihr das Herz brechen" nennt, kannst du die allerschönste Saite aufziehen, für ihr Ohr klingt sie dennoch so — (Er setzt sich auf das Baßende der Klaviatur. Grace hält sich die Ohren zu. Er erhebt sich, geht vom Klavier fort und sagt) Nein, mein Schatz: ich bin gütig gewesen, ich bin aufrichtig gewesen; ich bin alles gewesen, was ein gutartiger Mensch sein kann; aber sie sieht in alledem nur einen absichtlichen Vorwand, zu streiten, wie es unter Liebesleuten eben vorkommt. (Grace zuckt zusammen.) Aufrichtigkeit und Güte: eines so schlecht wie das andere — namentlich die Aufrichtigkeit. Ich habe beides versucht. (Er geht quer zum Kamin hinüber und steht mit dem Gesicht zum Feuer, betrachtet die Ornamente auf dem Kaminsims und wärmt sich die Hände.)

Grace (mit etwas erhobener Stimme): Was wirst du nun versuchen?

Charteris (wendet sich auf dem Kaminteppich um und sieht ihr ins Gesicht): Ich werde handeln, meine Liebe! Heiraten! Daran muß sie glauben. Sie wird durch nichts Geringeres zu überzeugen sein, denn du mußt wissen, ich habe schon früher einmal einige grauenhafte Liebesverhältnisse abgebrochen und bin hinterher doch zu Julia zurückgekehrt.

Grace: Das ist der Grund, warum du mich heiraten willst?

Charteris: Ich kann's nicht leugnen, mein Schatz. Ja, es ist deine Sendung, mich von Julia zu befreien.

Grace (sich erhebend): Wenn du nichts dagegen hast, so weigere ich mich, für einen solchen Zweck benützt zu werden. Ich will dich keiner andern Frau stehlen. (Sie beginnt mit unheilverkündender Erregtheit auf und ab zu gehen.)

Charteris: Mich stehlen! (Er geht auf sie zu.) Grace, ich habe eine Frage an das vorgeschrittene Weib, das du bist, zu stellen. Bedenke: an das vorgeschrittene Weib, das du bist. Gehört mir Julia? Bin ich ihr Eigentümer — ihr Herr?

Grace: Gewiß nicht. Keine Frau ist das Eigentum eines Mannes. Eine Frau gehört sich selbst und niemand sonst.

Charteris: Ganz richtig. Das ist auch meine Ansicht. Nun sag' mir: gehöre ich Julia, oder habe ich auch das Recht, mir selbst zu gehören?

Grace (verblüfft): Natürlich hast du das. Aber —

Charteris (unterbricht sie triumphierend): Wie kannst du mich dann Julia stehlen, wenn ich ihr nicht gehöre? (Er packt sie bei den Schultern und hält sie auf Armeslänge vor sich.) Nun, kleiner Philosoph? Nein, mein Schatz: Wenn Ibsens Weisheit für die Gans gilt, so gilt sie auch für den Gänserich. Ueberdies (schmeichelnd) war das mit Julia nichts als eine Liebelei — nichts weiter — glaube mir.

Grace (stürzt von ihm fort): Um so schlimmer! Ich hasse deine Liebeleien. Sie sind schuld, daß ich mich meiner selbst und deiner schäme. (Sie geht zum Sofa und setzt sich mit abgewendetem Gesicht in die vom Klavier am weitesten entfernte Ecke und stützt sich verdrießlich auf den Ellbogen auf.)

Charteris: Grace, du täuschest dich vollkommen über die Ursache meiner Liebeleien. (Er setzt sich neben sie.) Höre mich an: bin ich ein besonders hübscher Mann?

Grace (erstaunt über seine Einbildung): Nein!

Charteris (triumphierend): Du gibst es zu. Bin ich ein auffallend gut gekleideter Mann?

Grace: Nicht sonderlich.

Charteris: Natürlich nicht. Habe ich einen romantischen, geheimnisvollen Reiz? Sehe ich aus, als ob ein geheimer Kummer an mir nagte? Bin ich den Frauen gegenüber galant?

Grace: Nicht im geringsten.

Charteris: Gewiß nicht. Niemand kann mir derlei vorwerfen. Wessen Schuld ist es dann, daß sich die Hälfte der Frauen, mit denen ich spreche, in mich verliebt? Nicht die meine, ich hasse das, es langweilt mich bis zur Verzweiflung. Anfangs schmeichelt es mir — es entzückt mich — und auf diese Art hat mich Julia drangekriegt. Sie ist die erste Frau gewesen, die den Mut

Google

hatte, mir eine Liebeserklärung zu machen. Aber ich hatte bald genug davon, und niemals habe ich die Initiative ergriffen und Frauen mit meinen Anträgen verfolgt, wie die Frauen mich verfolgt haben. Niemals. Dich ausgenommen, natürlich.

Grace: Oh, du brauchst keinerlei Ausnahme zu machen. Ich hatte recht viel Mühe, dich dahin zu bringen, uns zu besuchen. Du tatest sehr spröde.

Charteris (nimmt liebkosend ihre Hand): Mit dir, Geliebte. Das Sprödetun war bloß Koketterie. Ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt, und floh nur, damit du mich verfolgen solltest. Aber komm! Wir wollen über etwas wirklich Interessantes sprechen. (Er schließt sie in die Arme.) Liebst du mich mehr als irgend etwas auf der Welt?

Grace: Ich glaube, du verträgst es nicht, daß man dich zu sehr liebt.

Charteris: Das hängt davon ab, wer es tut. Du (preßt sie an sein Herz) kannst mich nicht zu sehr lieben. Du kannst mich nicht annähernd genug lieben. Ich werfe dir täglich deine Kälte vor — deine — (Draußen klopft es heftig zweimal. Sie fahren auf, und einander noch in den Armen liegend, horchen sie, wobei sie kaum zu atmen wagen). Wer zum Teufel kommt um diese Stunde?

Grace: Ich habe keine Ahnung. (Sie lauschen schuldbewußt.)

Die Stimme einer Frau (von außen): Ist Herr Charteris hier?

Charteris (aufspringend): Julia! Verdammt! (Er steht am Rande des Sofas, stützt die Hände darauf und beugt sich, die Augen auf die Tür geheftet, vor.)

Grace (erhebt sich gleichfalls): Was kann sie wollen?

Die Stimme: Einerlei, ich will mich selbst anmelden. (Ein schönes, brünettes, tragisch aussehendes Weib, in Mantel und Hut, erscheint wütend auf der Schwelle.) Oh, das ist reizend. Ich habe ein hübsches Tête-a-tête unterbrochen. Elender! (Sie stürmt geradewegs auf Grace zu, Charteris läuft ihr hinter dem Sofa entgegen und tritt ihr in den Weg. Sie kämpft wütend mit ihm. Grace bewahrt ihre Selbstbeherrschung und zieht sich gelassen nach dem Klavier zurück. Als Julia sieht, daß Charteris stärker als sie ist, gibt sie den Versuch auf, zu Grace zu gelangen, aber sie schlägt Charteris ins Gesicht, während sie sich losmacht.)

Charteris (abgestoßen): Oh, Julia, Julia! Das ist zu stark!

Julia: Wahrhaftig, das ist zu stark! Was hast du hier oben bei diesem Frauenzimmer zu suchen? Du Schurke! Höre mich an, Leonard: Du hast mich zur Verzweiflung gebracht, und es ist mir einerlei, was ich tu, oder wer mich hört. Ich werde es nicht dulden. Sie wird meinen Platz an deiner Seite nicht einnehmen.

Charteris: Sh — sh!

Julia: Nein, nein, es ist mir einerlei. Ich werde ihren wahren Charakter schon enthüllen. Du gehörst mir und hast kein Recht, hier zu sein, und sie weiß es.

Charteris: Ich glaube, du tätest besser, mir zu erlauben, dich nach Hause zu bringen, Julia.

Julia: Ich will nicht. Ich gehe nicht nach Hause. Ich werde hier bleiben — hier — bis ich dich dahin gebracht habe, daß du sie aufgibst.

Charteris: Mein liebes Kind, du mußt vernünftig sein. Du kannst wirklich nicht in Frau Tranfields Haus bleiben, wenn sie es nicht gestattet. Sie kann klingeln und uns beide vor die Tür setzen lassen.

Julia: Dann soll sie es tun. Laß sie nur klingeln, wenn sie es wagt. Wir wollen doch sehen, wie dieses reine, tugendhafte Geschöpf dem Skandal standhalten wird, den ich ihr machen werde. Wir wollen auch sehen, wie du ihm standhalten wirst. Ich habe nichts zu verlieren. Jedermann weiß, wie du mich behandelt hast: du hast dich deiner Eroberung gerühmt, du armseliges, beklagenswertes, eitles Geschöpf, ich bin das Tagesgespräch in deinem und ihrem Bekanntenkreis. Oh, ich habe meine Lage genau erwogen. (Sie wirft ihren Mantel ab.) Ich bin ein maßlos unglückliches und beleidigtes Weib, aber ich bin nicht die Törin, für die du mich hältst. Ich werde bleiben — schau. (Sie wirft den Mantel auf den runden Tisch, legt ihren Hut darauf und setzt sich.) Nun, Frau Tranfield: hier ist die Klingel, (sie zeigt auf den Knopf neben dem Kamin) warum klingeln Sie nicht? (Grace, die Charteris aufmerksam ansieht, rührt sich nicht.) Ha! Ha! Ich dacht' es wohl.

Charteris (ruhig, ohne Julia aus den Augen zu lassen): Frau Tranfield, ich glaube Sie täten besser, in ein anderes Zimmer zu gehen. (Grace macht eine Bewegung nach der Tür, bleibt aber stehen und blickt Charteris fragend an, als Julia aufspringt und ihr in den Weg treten will. Charteris tritt einen Schritt vor, um den Weg nach der Tür zu bewachen.)

Julia: Das soll sie nicht. Sie soll hier bleiben. Sie soll wissen, was du bist, und wie verliebt du in mich gewesen bist — und daß noch keine zwei Tage verstrichen sind, seit du mich geküßt und mir gesagt hast, deine Zukunft werde so glücklich sein, wie deine Vergangenheit es gewesen ist. (Ihn anschreiend.) Das hast du gesagt, leugne es, wenn du es wagst.

Charteris (zu Grace mit leiser Stimme): Geh.

Grace (geht, mit dem Ausdruck nachlässigen Ekels): Schaffen Sie sie fort, Leonard, so schnell Sie nur können.

(Julia stürmt, einen unterdrückten Wutschrei ausstoßend, auf Grace los, die hinter dem Sofa zur Tür geht. Charteris hält Julia fest und hindert sie, am Sofa vorbeizukommen. Grace geht hinaus. Charteris, der Julia noch immer festhält, blickt auf die Tür, um zu sehen, ob Grace glücklich aus dem Zimmer ist.)

Google

Julia (hört plötzlich zu kämpfen auf und spricht mit feierlicher Würde): Oh, ich habe einigen Grund, heftig zu sein. (Er geht an ihr vorbei nach dem Sofa und lehnt sich keuchend und sich die Stirn abwischend an die Seitenlehne.) Das ist deiner würdig! — brutale Gewalt zu gebrauchen! — mich vor ihr zu demütigen! (Sie sinkt zusammen und bricht in Tränen aus.)

Charteris (für sich, mit melancholischer Ueberzeugung): Das wird ein köstlicher Abend werden. Geduld! Geduld, Geduld! (Er setzt sich auf einen Stuhl in der Nähe des runden Tisches.)

Julia (mit gequälter Angst): Leonard, hast du kein Gefühl für mich?

Charteris: Nur den innigen Wunsch, dich heiler Haut von hier fortzubringen.

Julia (leidenschaftlich): Ich werde mich nicht von der Stelle rühren.

Charteris (ermüdet): Gut, gut. (Er stößt einen langen Seufzer aus. Sie sitzen eine Weile stumm da, Julia, nicht bestrebt, ihre Selbstbeherrschung wiederzugewinnen, sondern ihre Wut auf dem Siedepunkt zu erhalten.)

Julia (sich plötzlich erhebend): Ich werde mit diesem Frauenzimmer sprechen.

Charteris (aufspringend): Nein, nein. Laß das sein, Julia, wir wollen nicht noch so einen Ringkampf zum besten geben. Ich bin bald vierzig: du bist zu jung für mich. Setz' dich nieder oder gestatte mir, dich nach Hause zu bringen. Bedenke, wenn ihr Vater käme.

Julia: Das ist mir einerlei. Es liegt nur an dir. Ich bin zu gehn bereit, wenn du sie aufgeben willst. Bis dahin werde ich bleiben. Das mache ich zur Bedingung; du bist mir das schuldig. (Sie setzt sich entschlossen. Charteris betrachtet sie einen Augenblick, dann geht er ebenso entschlossen zum Sofa und setzt sich auf den Rand, während Julia am entgegengesetzten Ende sitzt. Er spricht mit beißender Eindringlichkeit.)

Charteris: Ich bin dir ganz und gar nichts schuldig.

Julia (vorwurfsvoll): Nichts! Du kannst mir ins Gesicht sehn und mir das sagen? Oh Leonard!

Charteris: Ich möchte dich daran erinnern, Julia, daß du die Stellung einer Frau mit vorgeschrittenen Ansichten einnahmst, als wir uns kennen lernten.

Julia: Das hätte ein Grund mehr für dich sein sollen, mich zu respektieren.

Charteris (versöhnlich): Das war es auch, meine Liebe. Aber darauf kommt es nicht an. Als Frau mit vorgeschrittenen Ansichten warst du entschlossen, frei zu bleiben. Du erblicktest in der Ehe einen entwürdigenden Handel, durch den ein Weib sich einem Manne, der sozialen Stellung einer Ehefrau zuliebe, verkauft, und um das Recht zu haben, von ihm erhalten und in den alten Tagen auf seine Kosten pensioniert zu werden. Das ist die vorgeschrittene Ansicht — unsere Ansicht. Wenn du mich übrigens geheiratet hättest, würde ich mich vielleicht zu deinem Entsetzen als Trunkenbold, als Verbrecher, als Idiot entpuppt haben; und du hättest dich nicht zu befreien vermocht. Eine zu große Gefahr, wie du siehst. Das ist die vernünftige Ansicht — unsere Ansicht. Deswegen hast du dir das Recht gewahrt, mich jederzeit verlassen zu dürfen, wenn du unsere Gemeinschaft unvereinbar finden würdest mit — wie war doch der Ausdruck, den du zu gebrauchen pflegtest? — mit deiner ungehinderten Entwicklung als menschliches Wesen. Ich glaube, so hast du die Weltanschauung Ibsens ausgelegt — unsere Anschauung. Ich hatte mich also mit einem reizvollen Getändel zufrieden zu geben, das mich sehr viel gelehrt und mir Stunden vollendeter Glückseligkeit geschenkt hat.

Julia: Leonard, du gibst also zu, daß du mir etwas zu verdanken hast?

Charteris (hochmütig): Nein, was ich bekam, das gab ich wieder. Hast du von mir nichts gelernt? — gab es für dich kein Entzücken in unserer Freundschaft?

Julia (heftig und beweglich, denn jetzt ist sie aufrichtig): Nein. Ich mußte dir jede Minute des Glücks teuer bezahlen. Du hast dich für die Demütigung, der Sklave deiner Leidenschaft für mich gewesen zu sein, bitter gerächt. Ich bin deiner keinen Augenblick sicher gewesen. So oft ein Brief von dir kam, zitterte ich, daß er irgend einen Dolchstoß für mich enthielte. Ich fürchtete deine Besuche ebensosehr, wie ich mich nach ihnen sehnte. Ich war dein Spielzeug, nicht deine Gefährtin. (Sie erhebt sich, ausrufend) Oh, in meinem Glück gab es so viel Kummer, daß ich Freude von Leid kaum unterschied. (Sie sinkt auf den Klaviersessel und fügt, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend und sich von ihm abwendend, hinzu) Es stünde besser um mich, wenn ich dir nie begegnet wäre!

Charteris (erhebt sich entrüstet): Du undankbares Geschöpf! Ist das der Lohn für meine zarte Huldigung? Was habe ich alles ertragen — ertragen mit engelgleicher Geduld? Hatte ich nicht entdeckt, bevor unsere Freundschaft vierzehn Tage alt war, daß deine vorgeschrittenen Ansichten alle nur die Folge einer Mode waren, die du aufgegriffen und mitgemacht hattest wie irgend eine andere Mode, ohne sie zu verstehen oder nur im geringsten ernst zu nehmen? Hast du mich nicht trotz der Sorge um deine eigene Freiheit mit Ansprüchen überhäuft, mit denen verglichen die Ansprüche der eifersüchtigsten Frau nur Kleinigkeiten gewesen wären? Habe ich einen einzigen weiblichen Freund, den du nicht als alt, häßlich, lasterhaft verleumdet hättest —

Julia (rasch aufblickend): Das sind sie auch alle.

Charteris: Nun, dann will ich zu Beschwerden übergehn, die selbst du gelten lassen wirst. Ich klage dich der gewohnheitsmäßigen, unerträglichen Eifersucht und Bösartigkeit an; ich klage dich an: du beleidigst mich aus eingebildeten Gründen, du schlägst mich, du stiehlst meine Briefe —

Google

Julia (sich erhebend): Ja, schöne Briefe!

Charteris: Du hast dein feierliches Versprechen, es nicht wieder zu tun, gebrochen, verbringst Stunden — nein Tage damit, dir den Inhalt meines Papierkorbes, in der Suche nach meinen Briefen, zusammenzustellen; und dann spielst du dich als mißhandelte Heilige und Märtyrerin auf, die von einem selbstsüchtigen Ungeheuer von Mann boshaft und absichtlich betrogen und verraten wird.

Julia: Ich war berechtigt, deine Briefe zu lesen. Unsere große gegenseitige Vertraulichkeit gab mir das Recht dazu.

Charteris: Ich danke schön. Dann beeile ich mich, einer Vertraulichkeit ein Ende zu machen, die dir solche Vorrechte einräumt. (Er setzt sich ärgerlich auf das Sofa.)

Julia (beugt sich, die rechte Hand auf der Rückenlehne des Sofas, drohend über ihn): Dazu hast du kein Recht!

Charteris: Doch, das habe ich. Du hast dich geweigert, mich zu heiraten, weil —

Julia: Das habe ich nicht. Du hast nie um mich angehalten. Wenn wir verheiratet wären, würdest du nie wagen, mich so zu behandeln, wie du es jetzt tust.

Charteris (nimmt seine Argumente wieder eifrig auf): Es war zwischen uns abgemacht, daß wir uns als Menschen mit vorgeschrittenen Ansichten nicht heiraten wollten, weil das Gesetz mich nicht gehindert hätte, ein Trunkenbold zu werden, ein —

Julia: Ein Verbrecher, ein Idiot oder ein Ungeheuer. Das hast du eben erst gesagt. (Sie setzt sich mit einem Satz neben ihn.)

Charteris (höflich): Verzeih, Liebste. Ich weiß, daß ich die Gewohnheit habe, mich zu wiederholen. Die Hauptsache ist, daß du dir deine Freiheit wahrtest, um mich, wenn es dir passen würde, aufzugeben.

Julia: Nun, was hat das damit zu schaffen? Es paßt mir nicht, dich aufzugeben, und ich will es nicht. Du bist kein Trunkenbold und kein Verbrecher g worden.

Charteris: Du siehst noch immer die Hauptsache nicht, Julia. Du scheinst zu vergessen, daß du dir für den Fall, daß es mit mir schief gehen sollte, die Freiheit wahrtest, mich zu verlassen, und daß du dadurch auch mir die Freiheit gewahrt hast, dich zu verlassen, falls es mit dir schief gehen sollte.

Julia: Sehr geistreich. Und bitte, bin ich vielleicht ein Trunkenbold oder Verbrecher oder ein Idiot geworden?

Charteris: Aus dir ist unvergleichlich Schlimmeres geworden als die Summe dieser drei Delikte: ein eifersüchtiger Zankteufel.

Julia (schüttelt bitter den Kopf): Ja, nur zu, beschimpfe mich.

Charteris: Ich poche jetzt auf das Recht, das ich mir vorbehielt: das Recht, mit dir zu brechen, sobald es mir passen würde. Vorgeschrittene Ansichten, Julia, haben vorgeschrittene Pflichten zur Folge. Du kannst nicht ein vorgeschrittenes Weib sein, wenn du einen Mann zu deinen Füßen bringen, und ein alltägliches, wenn du ihn dort gegen seinen Willen festhalten willst. Vorgeschrittene Leute gehn entzückende Freundschaften ein, alltägliche heiraten. Die Ehe taugt für sehr viele; und ihre erste Pflicht ist Treue. Freundschaft taugt für sehr wenige; und ihre erste Pflicht ist die unverzüglich klaglose Annahme ihrer Kündigung, falls ein Wechsel der Gefühle auf der einen oder andern Seite stattgefunden hat. Du wähltest die Freundschaft statt der Ehe. Nun tu deine Pflicht und nimm die Kündigung an.

Julia: Niemals! Wir sind verlobt in den Augen der — in den Augen der —

Charteris: Ja, Julia. Kannst du's nicht aussprechen? In den Augen der Welt, an die vorgeschrittene Frauen nicht glauben, he?

Julia (wirft sich ihm zu Füßen): Oh, Leonard, sei nicht grausam. Ich bin zu elend, um Schlüsse zu ziehen, um zu denken. Ich weiß nur, daß ich dich liebe. Du wirfst mir vor, daß ich dich nicht heiraten wollte. Ich würde dich jederzeit geheiratet haben, nachdem ich mich in dich verliebt hatte, wenn du um mich angehalten hättest. Ich will dich jetzt noch heiraten, wenn du willst.

Charteris: Ich will aber nicht, Liebste. Das ist abgeschmackt. Wir passen geistig nicht zueinander.

Julia: Aber warum nicht? Wir könnten so glücklich sein. Du liebst mich — ich weiß, daß du mich liebst — ich fühle es. Du nennst mich „Liebste"; du hast mich heute abend mehrmals so genannt. Ich weiß, daß ich abscheulich und schlecht gewesen bin. Ich sage nichts zu meiner Verteidigung. Aber sei nicht hart gegen mich. Ich war außer mir bei dem Gedanken, dich zu verlieren. Ich kann dem Leben ohne dich nicht die Stirne bieten, Leonard. Ich war glücklich, bevor ich dir begegnete: ich habe niemals und niemanden geliebt; und wenn du mich zufrieden gelassen hättest, würde ich zufrieden geblieben sein — ganz allein. Aber jetzt kann ich's nicht mehr. Jetzt muß ich dich bei mir haben. Stoß mich nicht von dir, ohne zu bedenken, was für mich alles auf dem Spiele steht. Ich könnte dir ein Freund sein, wenn du es mich nur sein ließest — wenn du mich nur in deine Pläne einweihtest — mir einen Anteil an deinen Werken gönntest — behandle mich wie etwas Besseres als die Zerstreuung einer müßigen Stunde. Oh, Leonard, Leonard, du hast mir nie Gelegenheit gegeben, dir etwas zu sein: wahrhaftig niemals. Ich will mir Mühe

Google

geben; ich will lesen; ich will zu denken versuchen; ich will meine Eifersucht bekämpfen; ich will — (Sie stürzt Charteris zu Füßen, wälzt ihren Kopf verzweifelt auf seinen Knieen hin und her und windet sich.) Oh, ich werde rasend, ich werde rasend; du tötest mich, wenn du mich verläßt.

Charteris (sie streichelnd): Oh, weine nicht, Liebste, fahre nicht fort in diesem Ton. Du weißt, daß ich nicht anders kann.

Julia (schluchzend, während er aufsteht und sie schmeichelnd zu sich emporhebt): Oh, du kannst anders, du kannst schon. Ein Wort von dir könnte uns zeitlebens glücklich machen.

Charteris (diplomatisch): Komm, Liebste. Wir müssen wirklich gehn. Wir können nicht hier bleiben, bis Cuthbertson kommt. (Er läßt sie sanft los und nimmt ihren Mantel vom Tisch.) Hier ist dein Mantel, zieh ihn an und sei gut. Du hast mir einen entsetzlichen Abend bereitet. Du mußt etwas Rücksicht auf mich nehmen.

Julia (wieder gefährlich): Ich soll also fortgestoßen werden?!

Charteris (schmeichelnd): Du sollst deinen Hut aufsetzen, Liebste. (Er legt den Mantel um ihre Schultern.)

Julia (halb bitter lachend, halb schluchzend): Nun, ich sehe wohl, daß ich tun muß, was man mir sagt. (Sie geht zum Tisch und sucht ihren Hut. Sie sieht den gelbrückigen französischen Roman.) Ah, sieh dir das einmal an! (Indem sie ihm das Buch entgegenhält.) Sieh doch — sieh doch — was diese Kreatur liest — gemeinen, schmutzigen, französischen Unsinn, den kein achtbares Weib berühren würde, und du — du hast ihn mit ihr gelesen.

Charteris: Du selbst hast mir dieses Buch empfohlen!

Julia: Pfui! (Sie schleudert es auf den Fußboden.)

Charteris (ängstlich dem Buche nachlaufend): Beschädige nicht fremdes Eigentum. (Er hebt es auf und klaubt es ab.) Szenen machen, das ist Gefühlssache; die Beschädigung fremden Eigentums ist eine ernste Angelegenheit. (Er legt das Buch wieder auf den Tisch zurück.) Und nun komm, ich bitte dich.

Julia (unerbittlich): Du kannst gehen. Dich braucht nichts zurückzuhalten. Ich werde mich nicht von der Stelle rühren. (Sie setzt sich eigensinnig auf das Sofa.)

Charteris (die Geduld verlierend): So komm doch. Ich habe keine Lust, wieder von vorn anzufangen. Selbst meine Langmut hat Grenzen. Komm.

Julia: Ich will nicht, sag ich dir.

Charteris: Dann, gute Nacht. (Er geht entschlossen auf die Tür zu. Mit einem Satz stürzt sie vor ihn hin und versperrt ihm den Weg.) Ich denke, du wünschest, daß ich gehe.

Julia (an der Tür): Du wirst mich hier nicht allein lassen.

Charteris: Dann komm mit.

Julia: Nicht, bevor du mir geschworen hast, dieses Frauenzimmer aufzugeben.

Charteris: Ich will schwören, was immer du verlangst, meine Liebe, wenn du nur gehen und dieser Szene ein Ende machen willst.

Julia (verblüfft, mißtrauisch): Du willst schwören?

Charteris: Feierlich. Schlage den Wortlaut des Eides vor. Ich bin seit einer halben Stunde bereit, jeden Eid zu leisten.

Julia (verzweifelt): Du machst dich nur über mich lustig. Ich will keine Eide. Ich will dein Versprechen — dein heiliges Ehrenwort.

Charteris: Gewiß — alles was du verlangst; aber unter der Bedingung, daß du sofort mitkommst. Bei meiner heiligen Ehre als Gentleman — als Engländer, als was immer du willst — ich will sie niemals wiedersehen, niemals wieder mit ihr sprechen, niemals wieder an sie denken. Komm jetzt.

Julia: Meinst du es ernst? Wirst du dein Wort halten?

Charteris (lächelt spitzfindig): Du fängst an, unvernünftig zu sein. Komm jetzt und lasse diesen Unsinn. Ich gehe unter allen Umständen. Ich bin nicht stark genug, dich nach Hause zu tragen, aber stark genug, mir meinen Weg durch diese Tür, selbst gegen deinen Willen, zu bahnen. Meine brutale Gewalt wird dir dann einen neuen Anlaß zur Klage geben. (Er macht einen Schritt nach der Tür.)

Julia (feierlich): Wenn du das tust, werde ich mich aus diesem Fenster stürzen, während du darunter vorbeigehst, das schwöre ich dir.

Charteris (unbewegt): Dieses Fenster geht in den Hof. Ich werde vorne vorbeigehen, du wirst mich also durch deinen Sturz nicht verletzen. Gute Nacht. (Er nähert sich der Tür.)

Julia: Leonard, hast du kein Erbarmen?

Charteris: Nicht das geringste. Wenn du dich zu solchen Possen hergibst, zwingst du mich, dich zu verachten. Wie kann sich eine Frau, die sich wie ein verzogenes Kind benimmt und die Sprache eines sentimentalen Romans spricht, träumen lassen, daß sie die Gefährtin eines Mannes abgeben könnte, der nur etwas Vernunft oder Charakter besitzt? (Sie stößt einen unartikulierten Schrei aus und wirft sich schluchzend an seine Brust.) Weine nicht, meine liebe Julia; komm, du siehst so nicht halb so schön aus, als wenn du glücklich bist; und mich macht es ganz traurig. Komm fort von hier.

Google

Julia (zärtlich): Ich will gehen, Geliebter, wenn du es wünschest. Gib mir einen Kuß.

Charteris (verzweifelt): Das ist zuviel. Nein, ich will verdammt sein, wenn ich das tu. Laß mich gehen, Julia. (Sie klammert sich an ihn.) Wirst du endlich schweigen und gehen, wenn ich dir einen Kuß gebe?

Julia: Ich will alles tun, was du wünschest, Geliebter.

Charteris: Nun, da. (Er schließt sie in die Arme und gibt ihr ohne viel Umstände einen Kuß.) Jetzt erinnere dich an dein Wort. Komm.

Julia: Das war kein netter Kuß. Ich will einen deiner alten, wirklichen Küsse.

Charteris (wütend): Oh, geh zum Teufel. (Er macht sich heftig los, und sie sinkt, als ob er sie zu Boden geschmettert hätte, mit einem unterdrückten Stöhnen pathetisch nieder. Einen ärgerlichen Blick auf sie werfend, geht er mit großen Schritten hinaus und schlägt die Tür zu. Sie erhebt sich auf einer Hand und lauscht seinen Schritten, die sich entfernen. Sie halten plötzlich inne. Eine eifrige, triumphierende Verschlagenheit erhellt ihr Gesicht. Die Schritte kehren hastig zurück. Julia wirft sich wieder wie vorhin zu Boden. Charteris erscheint in der äußersten Bestürzung und ruft:) Julia, wir sind verloren. Cuthbertson kommt eben mit deinem Vater herauf. (Julia richtet sich rasch auf.) Hörst du? Die beiden Väter!

Julia (auf dem Boden sitzend): Unmöglich. Sie kennen einander nicht.

Charteris (verzweifelt): Ich sage dir, sie kommen beide zusammen herauf wie Brüder. Was um des Himmels willen sollen wir beginnen?

Julia (richtet sich mit Hilfe seiner Hand empor): Rasch in den Aufzug, wir können dann hinunterfahren. (Sie stürzt nach dem Tisch um ihren Hut.)

Charteris: Nein, der Junge ist nach Hause gegangen, und der Aufzug ist abgesperrt.

Julia (indem sie ihren Hut mit Eilzugsgeschwindigkeit aufsetzt): Wir wollen eine Treppe höher gehen.

Charteris: Es gibt keine Treppe über uns. Wir sind im obersten Stock des Hauses. Nein, nein, du mußt irgend eine plumpe Lüge erfinden. Ich kann mir keine ausdenken, du kannst das, Julia. Nimm dein ganzes Genie zusammen. Ich werde dich darin unterstützen.

Julia: Aber —

Charteris: Sh — sh! Da sind sie. Setz' dich und tu, als ob du zu Hause wärest. (Julia reißt ihren Hut und Mantel herunter, wirft sie auf den Tisch und stürzt ans Klavier.)

Julia: Komm und singe. (Sie spielt die Begleitung zu „Wenn andere Lippen". Er steht am Klavier, als ob er im Begriff wäre zu singen. Zwei ältliche Herren treten ein. Julia hört auf zu spielen.)

Der ältere der beiden Herren, Oberst Daniel Craven, spielt den barschen, schlichten Veteranen und führt diese Rolle angenehm und gut durch, da er eine schöne aufrechte Gestalt hat und tatsächlich ein gutmütiger, impulsiver, leichtgläubiger Mensch ist, der nach einer vollkommen gedankenlosen Laufbahn als Offizier und Gentleman durch das überraschende Betragen seiner Kinder jetzt zu einer Art Selbsterziehung aufgerüttelt wird. Sein Begleiter, Herr Joseph Cuthbertson, Graces Vater, hat nichts von der Knabenhaftigkeit des Obersten. Er ist ein Mann von glühend idealistischer Empfindung, die durch die Tatsachen des Lebens so häufig beleidigt worden ist, daß er eine beständig entrüstete Art angenommen hat, die unerwartet enthusiastisch oder herzlich wird, wenn er spricht.

Die beiden Männer weichen im Gesichtsausdruck stark voneinander ab. Das Gesicht des Obersten ist vom Wetter, vom Alter, vom Essen und Trinken und von der angehäuften Wirkung vieler kleinlicher Aergernisse, aber nicht vom Denken gefurcht. Er ist noch frisch, voll Erwartung des Vergnügens und neuer Ereignisse. Cuthbertsons Züge tragen die Spuren der sitzenden, den Geist anstrengenden Londoner Lebensweise, mit ihrer chronischen Müdigkeit und Sehnsucht nach Ruhe und erfrischender Gemütsbewegung, und haben den Stempel ernüchterter Gleichgültigkeit gegen Abenteuer und Genüsse, außer wenn diese der Erholung dienen. Sein wachsames, reizbares Auge, sein emporgekämmtes Haar und die vornehme Ernsthaftigkeit, mit der er sich gibt, verleihen ihm ein Aussehen von beträchtlicher Bedeutung.

Sie sind beide im Frack. Cuthbertson hat seinen Ueberrock mit Pelzkragen nicht abgenommen.

Cuthbertson (mit einem Schimmer gastfreundlicher Freude darüber, daß er Besucher vorfindet): Lassen Sie sich nicht stören, Fräulein Craven. Fahren Sie fort, Charteris. (Er tritt hinter das Sofa und legt seinen Ueberrock darauf, nachdem er sein Opernglas und sein Theaterprogramm aus den Taschen genommen und sie auf das Klavier gelegt hat. Craven geht mittlerweile an den Kamin und bleibt auf dem Kaminteppich stehen.)

Charteris: Nein, ich danke. Fräulein Craven hat mir eben ein altes Lied vorgespielt, und ich habe genug davon. (Er nimmt das Lied vom Notenpult fort und legt es beiseite; dann schließt er den Deckel über der Klaviatur.)

Julia (geht zwischen Sofa und Klavier hindurch, um Cuthbertson die Hand zu schütteln): Oh, Sie haben Papa mitgebracht! Welche Ueberraschung! (Zu Craven hinüberblickend.) Ich freue mich ungemein, daß du gekommen bist, Papa. (Sie nimmt einen Stuhl, der in der Nähe des Fensters steht und setzt sich.)

Cuthbertson: Craven, gestatten Sie, daß ich Sie mit Herrn Leonard Charteris, dem berühmten Ibsen-Philosophen, bekannt mache.

Craven: Oh, wir kennen einander bereits. Charteris ist bei uns wie zu Hause, Jo.

Cuthbertson: Dann bitte ich Sie beide um Entschuldigung. (Charteris setzt sich auf den Klavierstuhl.) Er ist hier auch wie zu Hause. Apropos, wo ist Grace?

Julia und Charteris: Er — (Sie halten inne und sehen einander an.)

Julia (höflich): Verzeihen Sie, Herr Charteris, ich unterbrach Sie.

Charteris: Oh, durchaus nicht, Fräulein Craven. (Eine verlegene Pause.)

Cuthbertson (will ihm heraushelfen): Sie waren im Begriff, über Grace zu sprechen, Charteris.

Google

Charteris: Ich war nur im Begriff zu sagen, daß ich nicht wußte, daß Sie und Craven gute Bekannte sind.

Craven: Nun, ich wußte es auch nicht — vor heute abend. Es ist eine ganz ungewöhnliche Geschichte. Wir trafen einander zufällig im Theater, und es stellte sich heraus, daß er mein ältester Freund ist.

Cuthbertson (nachdrücklich): Ja, Craven; und sehen Sie, das beweist nur zu gut, was ich Ihnen über den Abbruch des Familienlebens gesagt habe. Alle unsere jungen Leute — Grace und Fräulein Julia und die übrigen — sind unzertrennliche Busenfreunde, und doch wären wir beide, die einander kannten, bevor die da geboren waren, vielleicht nie wieder zusammengetroffen, wenn Sie nicht zufällig heute abend plötzlich auf dem Platze neben mir gesessen hätten. Kommen Sie, setzen Sie sich, (er eilt geschäftig und voll Zärtlichkeit zu ihm hinüber und drückt ihn in den Lehnsessel, der vor dem Feuer steht) hier ist Ihr Platz, an meinem Kamin, wann immer Sie Lust haben, ihn einzunehmen. (Er lehnt sich an das Sofaende und bewundert Craven.) Versuchen Sie sich vorzustellen, daß Sie Dan Craven sind.

Craven: Und Sie, daß Sie Jo Cuthbertson sind. Das ist noch weit sonderbarer, weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, daß Ihr Name Tranfield sei.

Cuthbertson: Oh, das ist der Name meiner Tochter. Sie ist Witwe, wissen Sie. Wie ungewöhnlich wohl Sie aussehen! Die Jahre haben Ihnen nicht viel zuleide getan.

Craven (wird plötzlich unnatürlich trübsinnig): Ich sehe wohl aus. Ich fühle mich sogar wohl. Aber meine Tage sind gezählt.

Cuthbertson (besorgt): Oh, sagen Sie das nicht, lieber Freund. Das will ich nicht hoffen.

Julia (mit Besorgnis in der Stimme): Papa! (Cuthbertson dreht sich fragend nach ihr um.)

Craven: So ist's, so ist's, liebes Kind: es war unrecht von mir, davon zu sprechen. Es ist ein trauriges Thema, aber es ist besser, wenn Cuthbertson es weiß. Wir waren einst innig befreundet und sind es hoffentlich noch. (Cuthbertson geht zu Craven und drückt ihm schweigend die Hand; dann kehrt er an das Sofa zurück und setzt sich, wobei er sein Taschentuch herauszieht und innige Rührung an den Tag legt.)

Charteris (ein wenig ungeduldig): Die Sache ist die, Herr Cuthbertson: Craven glaubt andächtig an jenes Geistesfach, das medizinische Wissenschaft genannt wird. Er ist an allen medizinischen Fakultäten berühmt — als Repräsentant des neuesten Leberleidens. Die Aerzte behaupten, daß er noch ein Jahr leben könne, aber er hat sich vorläufig dazu entschlossen, die nächsten Ostern nicht zu überleben; um sie zu verbinden, gleichsam.

Craven (mit militärischer Ziererei): Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie meine Lebensgeister dadurch wach zu erhalten versuchen, daß Sie sie erhellen, Charteris. Aber ich werde bereit sein, wenn meine Zeit um ist. (Ein Schluchzen Julias.) Weine nicht, Julia.

Cuthbertson (heiser): Ich hoffe, das wird noch lange dauern.

Craven: Jo — mir zuliebe: ein anderes Thema. (Er erhebt sich und postiert sich wieder auf dem Kaminteppich, mit dem Rücken zum Feuer.)

Charteris: Versuchen Sie, ihn zu bewegen, in unsern Klub einzutreten, Cuthbertson. Er langweilt sich.

Julia: Das wäre vergeblich. Sylvia und ich sind deswegen immer hinter ihm her, aber er will nicht.

Craven: Mein Kind, ich habe meinen eigenen Klub.

Charteris (geringschätzig): Ja, den „Junior Army and Navy". Das nennen Sie einen Klub? Dort wagt man es nicht, ein weibliches Wesen die Türschwelle überschreiten zu lassen!

Craven (ein wenig polternd): Klubs sind Geschmackssache, Charteris. Ihnen gefällt ein Hahn- und Hennen-Klub, mir nicht. Es ist schlimm genug, daß Julia und ihre Schwester — ein Mädchen unter zwanzig Jahren! — die halbe Zeit an einem solchen Ort verbringen. Ueberdies führt dieser Klub einen Namen! Na, ich danke! Der Ibsen-Klub! Ich würde in London ausgelacht werden. Der Ibsen-Klub! Kommen Sie, Cuthbertson: halten Sie zu mir. Ich bin überzeugt, daß Sie meiner Ansicht sind.

Charteris: Cuthbertson ist selbst Mitglied.

Craven (erstaunt): Nein! Nun, er hat den ganzen Abend mit mir darüber gesprochen, wie alles vor die Hunde geht infolge der vorgeschrittenen Anschauungen der jüngeren Generation.

Charteris: Selbstverständlich. Er hat diese Generation im Klub studiert. Er ist immerwährend dort.

Cuthbertson (warm): Nicht immer. Uebertreiben Sie nicht, Charteris. Sie wissen sehr gut, daß ich niemals damit einverstanden war, obgleich ich Grace zuliebe ist den Klub eintrat, weil ich dachte, daß ihres Vaters Gegenwart für sie dort einen Schutz und eine Art Zustimmung bedeuten würde.

Craven (taktlos auf Cuthbertsons Inkonsequenz herumreitend): Nun, ich muß sagen: das hätte ich nicht erwartet; ich würde es nie für möglich gehalten haben, nachdem ich Ihnen zugehört hatte, Jo. Sie erklärten doch, daß Ihnen die ganze moderne Bewegung unerträglich sei, weil Sie Ihr Leben als Zeuge von Szenen edel ertragener Leiden und williger Opfer verbracht hätten, Szenen, die weibliche

Google

Frauen und männliche Männer, und der Teufel weiß wer sonst noch, aufgeführt haben. Ist es der Ibsen-Klub, wo Sie alle diese Männlichkeit und Weiblichkeit zu sehn kriegen?

Charteris: Gewiß nicht. Die Regeln des Klubs verbieten derlei Szenen. Jeder Kandidat, der sich um die Mitgliedschaft bewirbt, muß von einem Mann und von einer Frau eingeführt werden, die beide dafür bürgen, daß sich der Kandidat, wenn er ein Weib ist, nicht weiblich, und wenn er ein Mann ist, nicht männlich beträgt.

Craven (kichert verschmitzt, während er sich bückt, um seine erwärmten Beinkleider an seine Beine zu pressen, die eiskalt sind): Das genügt nicht, Charteris. Dieser dürftigen Anekdote werde ich nicht aufsitzen.

Cuthbertson (heftig): Es ist wahr. Ungeheuerlich, aber wahr.

Craven (mit steigender Entrüstung, da er die unvermeidlichen Folgerungen zu ziehen beginnt): Wollen Sie damit sagen, daß jemand die Kühnheit hatte, dafür zu bürgen, daß meine Julia kein weibliches Weib sei?

Charteris (düster): Es klingt unglaublich; aber es hat sich ein Mann gefunden, der bereit war, diese unfaßbare Lüge auf sein Gewissen zu nehmen.

Julia (auffahrend): Wenn er nichts Schlimmeres auf dem Gewissen hat, dann darf er ganz ruhig schlafen. Inwiefern bin ich weiblicher als die anderen, wenn ich bitten darf? Sie sagen derlei immer hinter meinem Rücken, ich erfahre es von Sylvia. Erst neulich hat ein Mitglied des Komitees behauptet, ich hätte niemals gewählt werden dürfen — Sie (zu Charteris) hätten mich hineingeschmuggelt. Ich wünschte nur, daß man mir das einmal ins Gesicht sagte; das ist alles.

Craven: Aber, mein Schatz, ich hoffe inständigst, daß es wahr ist. Man hat dir das höchste Kompliment gemacht. Dieser Ort muß ja eine infame Höhle sein.

Cuthbertson (nachdrücklich): Jawohl, Craven, so ist es.

Charteris: Sicherlich. Deshalb bleibt der Klub auch so exklusiv; nur Leute, deren Ruf über allen Zweifel erhaben ist, dürfen es wagen, ihm anzugehören. Wenn wir einen sogenannten guten Namen in unserer Mitte hätten, würden wir nur mehr eine Weißwaschbude für alle zweifelhaften Charaktere Londons sein. Sie täten gut, auch einzutreten, Craven. Darf ich Sie vorschlagen?

Craven: Was! Ich soll einem Klub beitreten, in dem es einen Schurken gibt, der dafür bürgte, daß meine Tochter ein unweibliches Weib sei? Wäre ich kein Invalide, einen Fußtritt würd' ich diesem Menschen geben.

Charteris: Oh, sagen Sie das nicht. Ich bin der Schurke.

Craven (vorwurfsvoll): Sie! Nein, bei meiner Ehre, Charteris, das ist sehr ärgerlich. Wie konnten Sie sich nur dazu hergeben, so etwas zu tun?

Charteris: Sie zwang mich dazu. Nun, ich hatte auch für Cuthbertsons Unmännlichkeit zu bürgen; und er ist der führende Repräsentant des männlichen Empfindens in London.

Craven: Jo hat das nicht weiter geschadet; aber meine Julia hat dieser Ort um ihren Charakter gebracht.

Julia (beleidigt): Papa!

Charteris: Nicht der Ibsen-Klub, im Gegenteil. Uebrigens, was können wir tun? Sie wissen doch, was die meisten Klubs, die Männer und Frauen zu Mitgliedern haben, unmöglich macht. Es kommt immer zu Zänkereien, zu Skandalen, cherchez la femme — immer steckt eine Frau dahinter. Das wußten wir, als wir den Klub gründeten; aber wir wußten auch, daß die Frau, die immer dahinter steckt, stets eine weibliche Frau ist. Die unweiblichen Frauen, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten und wissen, wie sie sich zu betragen haben, machen niemals irgendwelche Schwierigkeiten. So beschlossen wir einfach, keine weiblichen Frauen zu dulden, und wenn es einer gelingt, sich hineinzuschmuggeln, hat sie auf ihrer Hut zu sein und sich nicht auf weibliche Weise zu benehmen. So vertragen wir uns sehr gut. (Er erhebt sich.) Kommen Sie: frühstücken Sie morgen mit mir in diesem Klub und sehen sich den Ort dabei an.

Cuthbertson (aufstehend): Nein, ich habe ihn schon eingeladen. Aber Sie können mit uns kommen.

Charteris: Um wie viel Uhr?

Cuthbertson: Zu jeder Stunde nach zwölf. (Zu Craven) Cork Street Nr. 90 am andern Ende der Burlington Arcade.

Craven (macht sich eine Notiz): Neunzig sagen Sie. Nach zwölf. (Er verfällt plötzlich wieder in Trübsinn.) Apropos, bestellen Sie nichts Besonderes für mich. Ich darf keinen Wein trinken — nur Apollinaris. Auch kein Fleisch darf ich essen — nur gelegentlich ein Stückchen Fisch. Ich bin bestimmt, ein kurzes, aber kein lustiges Leben zu führen. (Seufzend.) Gut, gut. (Indem er sich zusammenrafft.) Nun, Julia, es ist die höchste Zeit, daß wir gehen. (Julia erhebt sich.)

Cuthbertson: Aber wo um des Himmels willen bleibt Grace? Ich muß mich nach ihr umsehen. (Er wendet sich zur Tür.)

Julia (ihn aufhaltend): Oh bitte, Herr Cuthbertson, stören Sie sie nicht. Sie ist so müde.

Cuthbertson: Nur einen Augenblick, ich will ihr bloß Gutenacht sagen. (Julia und Charteris blicken einander voll Bestürzung an. Cuthbertson wirft einen raschen Blick auf sie, da ihm auffällt, daß etwas nicht in Ordnung ist.)

Google

Charteris: Wir müssen Ihnen reinen Wein einschenken, wie ich sehe.

Cuthbertson: Worüber?

Charteris: Cuthbertson, Frau Tranfield, die, wie Sie wissen, die geistvollste aller Frauen ist, hat es sich in den Kopf gesetzt, daß ich — daß ich angelegentlich wünschte, mit Fräulein Craven allein zu sprechen. Deshalb sagte sie, daß sie müde sei und zu Bett gehen wolle.

Craven (geärgert): Pfui! Pfui!

Cuthbertson: Oho! das ist es? Dann ist alles in Ordnung; sie geht niemals so früh zu Bett. Ich werde sie gleich holen. (Er geht zuversichtlich hinaus, Charteris bleibt entsetzt zurück.)

Julia: Nun haben Sie eine schöne Sache angerichtet. (Sie stürzt nach dem runden Tisch und packt ihren Mantel und Hut.) Ich gehe. (Sie geht auf die Tür zu.)

Craven (entsetzt): Was tust du, Julia? Du kannst nicht fortgehen, bevor du Frau Tranfield gute Nacht gesagt hast. Es wäre entsetzlich ungezogen.

Julia: Du kannst bleiben, wenn du willst, Papa, ich kann nicht bleiben. Ich werde im Treppenflur auf dich warten. (Sie will hinaus.)

Craven (folgt ihr): Aber um des Himmels willen, was soll ich sagen? (Sie verschwindet. Er gibt die Jagd auf und wendet sich brummend zu Charteris.) Nein, wahrhaftig, Charteris, das ist verdammt unangenehm, so wahr ich lebe! Es war äußerst unzart von Ihnen, so etwas vor uns allen plump heraus zu sagen — das von Ihnen und Julia.

Charteris: Morgen werde ich das alles aufklären. Jetzt täten wir wirklich besser, Julias Beispiel zu folgen und davonzuloufen. (Er stürzt nach der Tür.)

Craven (ihm in den Weg tretend) Halt! verlassen Sie mich nicht auf solche Weise; ich würde verlegen wie ein alter Narr aussehen. Ich werde es wahrhaftig übelnehmen, wenn Sie davonlaufen, Charteris.

Charteris (ergeben): Es ist gut, ich werde bleiben. (Er schwingt sich auf den vorspringenden Rand des Flügels und bleibt dort sitzen, mit den Beinen baumelnd, und Craven resigniert betrachtend.)

Craven (auf und ab laufend): Ich bin empört über Julias Benehmen; wahrhaftig, sie kann nicht den leisesten Widerspruch vertragen, selbst in den kleinsten Kleinigkeiten nicht, das arme Kind. Ich werde mich für sie entschuldigen müssen! Ihr Fortgehen ist ein fürchterlicher faux pas in den Augen dieser Leute hier. Cuthbertson ist sehr leicht beleidigt, soviel ich weiß.

Charteris: Oh, kümmern Sie sich nicht um ihn. Frau Tranfield ist hier der Herr im Haus.

Craven (listig): Ah, das ist es, so? Das sieht ihm ganz ähnlich, diesem Burschen, daß er keine Macht über seine Tochter hat. (Er geht an seinen früheren Platz auf dem Kaminteppich zurück und kehrt den Rücken gegen das Feuer.) Apropos, was zum Teufel meinte er mit all dem, daß er sein Leben damit verbracht hätte — was war es nur? — „Zeuge von Szenen edel ertragener Leiden und williger Opfer zu sein, die weibliche Frauen und männliche Männer gebracht haben“ und so weiter. Er hat wohl eine Stelle in einem Krankenhaus!

Charteris: Krankenhaus! Unsinn! Er ist Theaterkritiker. Haben Sie nicht gehört, daß ich sagte, er sei der führende Repräsentant des männlichen Empfindens in London?

Craven: Wahrhaftig! Nein wirklich, wer hätte das gedacht! Wie lustig muß das sein, wenn man umsonst ins Theater gehen kann! Ich muß ihn bitten, mir gelegentlich ein paar Plätze zukommen zu lassen. Aber ist es nicht lächerlich, wenn ein Mann so spricht? Ich will mich hängen lassen, wenn er das, was er auf der Bühne sieht, nicht ernst nimmt.

Charteris: Selbstverständlich tut er das; das ist auch der Grund, warum er ein guter Kritiker ist. Uebrigens, wenn Sie die Leute ernst nehmen, die nicht auf der Bühne stehen, warum wollen Sie die nicht ernst nehmen, die auf ihr agieren? (Er springt vom Klavier herunter und geht zum Fenster. Cuthbertson kehrt zurück.)

Cuthbertson (zu Craven, etwas dämlich): Grace ist wirklich zu Bett gegangen. Ich muß Sie und Fräulein (Er wendet sich zu Julias Stuhl und bricht ab, da er ihn leer sieht) um Verzeihung bitten.

Craven (verlegen): Ich habe mich für Julia zu entschuldigen, Jo, sie —

Charteris (unterbrechend): Sie sagte, sie sei überzeugt, Sie würden, falls wir nicht gingen, Frau Tranfield zu überreden wissen aufzustehen und uns aus Höflichkeit Gutenacht zu sagen, und deshalb zöge sie es vor, einfach fortzugehen.

Cuthbertson: Wahrhaftig, sehr gütig von ihr. Ich bin wirklich beschämt —

Craven: Oh nicht doch, Jo, nicht doch. Julia wartet unten auf mich. (Gehend.) Gute Nacht. Gute Nacht, Charteris.

Charteris: Gute Nacht.

Cuthbertson (Craven nachrufend): Gute Nacht. Sagen Sie Fräulein Julia Gute Nacht und danken ihr in meinem Namen. Morgen etwas nach zwölf, vergessen Sie nicht. (Sie gehen hinaus, und Charteris geht mit einem langen Seufzer, vollständig erschöpft, an den Kamin hinüber.)

Craven (von außen): Abgemacht.

Go gle

Cuthbertson (von außen): Geben Sie auf die Stufen acht, sie sind ziemlich steil. Gute Nacht. (Die Außentür schließt sich, und Cuthbertson kehrt zurück. Anstatt einzutreten, bleibt er, eine Hand an der Brust, auf der Schwelle stehen und sieht Charteris strenge an.)

Charteris: Was gibt's?

Cuthbertson (strenge): Charteris, was ist hier vorgefallen? Ich bestehe darauf, es zu wissen. Grace ist nicht zu Bett gegangen; ich habe sie gesehen und mit ihr gesprochen. Was soll das alles?

Charteris: Fragen Sie Ihre theatralische Erfahrung, Cuthbertson. Ein Mann, natürlich.

Cuthbertson (kommt nach vorwärts und sieht ihm in die Augen): Halten Sie mich nicht zum besten, Charteris, ich bin zu alt, um mich dabei zu amüsieren. Ich frage Sie ernstlich, um was handelt es sich?

Charteris: Ich antworte Ihnen ernstlich, es handelt sich um mich. Julia will mich heiraten, ich will Grace heiraten. Ich komme heute abend her, um Grace den Hof zu machen. Julia tritt ein. Alarm und Flucht. Grace geht ab. Sie und Craven treten ein. Vorspiegelungen und Entschuldigungen. Craven und Julia gehen ab. Und da sind wir. Das ist die ganze Geschichte. Ueberschlafen Sie's. Gute Nacht. (Er geht ab.)

Cuthbertson (ihm nachstarrend: Nun, ich will —

Vorhang. (Fortsetzung folgt.)

Die Witwe.

Von Felix Hollaender.

Es war alles so entsetzlich schnell gekommen. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie ich eines Abends einen Brief von ihm bekam, in dem er mich bat, sofort an sein Krankenbett zu kommen. Die Schrift dieses Briefes war zitterig und angsterfüllt. Die großen Buchstaben waren mit sichtlicher Mühe hingeworfen. „Komm schnell, sonst triffst Du mich nicht mehr." So schloß der Brief.

Ich konnte den Inhalt nicht ganz so tragisch nehmen. Ich wußte, daß es in seiner Art lag, zu übertreiben. Er war ein Mensch, dem nüchterne und klare Beurteilung der Dinge fern lag. Heute war er auf das freudigste bewegt und wie im Rausche, und morgen war er niedergedrückt, elend und ohne Hoffnung. So kannte ich ihn seit seiner Kindheit. Dennoch machte ich mich auf den Weg. Durch seine Zeilen klang etwas, das mich in Unruhe versetzte. Ah, dachte ich, seine Frau wird wieder hinter irgend einen seiner Liebeshändel gekommen sein und ihm eine jener leidenschaftlichen Szenen gemacht haben, die ihn, für Stunden wenigstens, verstimmten. Indessen, als ich vor seiner Tür stand, wurde ich eines Besseren belehrt. Eine Aufschrift bedeutete, daß man nicht klingeln sollte. Nun wurde ich unruhig und zauderte ein wenig. Es war also doch ernst. Ein Gefühl der Angst überkam mich. Ich konnte ihn mir gar nicht krank vorstellen, er war sein Lebtag ein kerngesunder Mensch gewesen und von einer Lebensfreudigkeit, die unersättlich war. Dieser Drang zu leben hatte seine Ehe so unglückselig gestaltet, hatte zwischen ihm und seiner Frau jene Szenen heraufbeschworen, die ihn immer wieder aus dem Hause und in neue Liebesabenteuer trieben. Es lag in seinem Wesen jene knabenhafte Anmut, die auf die meisten Frauen ihrer Wirkung sicher ist. Seine dunklen Augen hatten immer etwas Bittendes und zugleich Siegessicheres. Und dann wußte er, wie man mit den Frauen umgehen mußte. Er kannte ihre Launen, weil er selbst launenhaft war, und er verstand ihre Zärtlichkeitsbedürfnisse zu befriedigen, weil er selbst nach Zärtlichkeit hungerte. Und dann fühlten die Frauen, mit denen er in Berührung kam, daß sein reiches Wesen etwas in sie hineintrug, was sie im Grunde nicht besaßen. Er nahm jede neue Geliebte als die Erfüllung

Google

seiner Illusion, und so wuchs jede unter seinen Händen; sie bekam durch ihn eine neue Freude, einen neuen Stolz und ein schöneres Gefühl von sich selbst. So reich er in verschwiegenen und geheimen Zärtlichkeiten war, so brutal konnte er seine Freundinnen mißhandeln. Aber die Mißhandelten fühlten sich ihm nur enger verknüpft.

Ich klopfte leise. Das Mädchen öffnete und führte mich in ein Vorzimmer. Unmittelbar darauf trat seine Frau mit einem ernsten und strengen Gesicht herein. Sie reichte mir stumm die Hand.

„Was ist denn nur?“ fragte ich bestürzt.

Sie sah mich starr an, ehe sie antwortete. Ich begriff ihr ganzes Wesen nicht, das mir heute noch herber und unversöhnlicher als sonst erschien.

„Gehen Sie hinein,“ sagte sie endlich, „er will Sie sprechen, er hat es beim Arzt durchgesetzt.“

Ohne ein Wort der Erklärung wollte sie aus dem Zimmer. Ich hielt sie fest und sah flüchtig in ihr Gesicht, dessen edle Züge verbittert und vergrämt und von einem Ausdruck der Feindseligkeit belebt waren.

„Nein, nein,“ stieß sie abwehrend hervor und machte sich los.

Auf den Fußspitzen ging ich in das matt erleuchtete Krankenzimmer. Ich nahm mich zusammen, als ich sein Gesicht sah, das bereits vom Tode beschattet war. Seine Augen glänzten. Er richtete sich mühsam auf, winkte mir, und indem er leise lächelte, sagte er:

„Du wirst sehen, es geht mit mir zu Ende.“

Mit einer Heiterkeit, die ihm wohltat, wehrte ich ab.

Er sah mir forschend ins Auge.

„Ich möchte nämlich nicht sterben,“ meinte er kaum hörbar. Und nach einer kleinen Pause: „Du weißt, wie ich am Leben hänge. Aber aber“ Er sah sich um und blickte scheu nach der Tür. „Ich glaube,“ fügte er traurig hinzu, „sie belügen mich.“

Ich suchte ihm das auszureden. Er nahm dankbar meine Hand, die er beständig streichelte. Er wollte offenbar über etwas mit mir sprechen, das ihm sauer fiel. Endlich raffte er sich auf und zog mich dicht zu sich heran.

„Du mußt ganz nahe kommen,“ sagte er flüsternd, und er ruhte nicht eher, bis ich mich auf den Rand seines Bettes gesetzt hatte.

„Sieh einmal,“ brachte er stockend hervor, „ich habe solch eine Angst vor meiner Frau. Sie rächt sich jetzt für alles, was ich ihr angetan habe. Sie wirft es mir brockenweise vor. Sie zahlt mir gewissermaßen heim, daß sie mich jetzt in meinem elenden Zustande auf dem Halse hat, während sie in gesunden Tagen Du,“ unterbrach er sich, und sein Gesicht wurde fleckig — „das macht mich wund. Ich habe so eine Angst, daß ich hier nicht gesund werden kann. Sie pflegt mich mit harten Händen ich kann ihre Blicke nicht ertragen.“ Er hielt einen Moment inne. „Ich habe so eine Furcht, sie zu rufen, so eine Scheu, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich beiße mir eher die Lippen ab, als bis ich etwas von ihr verlange. Sie sieht mich so lieblos an, daß es mich überläuft.“

Er hatte das alles mühsam und mit sichtlicher Anstrengung hervorgestoßen. Das Sprechen fiel ihm schwer, der Atem versagte. Aber tiefer als seine körperliche Not ergriff mich sein seelischer Schmerz. Ich suchte ihn zu beruhigen, er hörte jedoch nur verdrossen zu. Mit dem Eigensinn eines Kranken blieb er beständig dabei:

Google

„Ich kann unter ihrer Pflege nicht gesund werden."

„Ja, willst Du denn in ein Krankenhaus?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, und sein Gesicht färbte sich dunkelrot.

„Nein, nein, das nicht," entgegnete er und zog mich noch dichter zu sich heran. „Nämlich," fuhr er zögernd fort, „ich kenne jemanden, der sich nach mir bangt der sich um mich grämt der mich gesund pflegen würde."

Ich sah ihn erschreckt an. Er mochte im Nu begreifen, was in mir vorging.

„Ich kann nur bei ihr gesund werden," wiederholte er eigensinnig, „ich verkomme hier Du mußt doch fühlen, daß ich so zugrunde gehe."

Er wurde immer unruhiger, bis ich ihm versprach, das Meinige zu tun.

Als ich das Zimmer verließ, hatte ich das Empfinden, daß ihm niemand mehr helfen konnte. Das Mitleid mit diesem armen Teufel, dem das Sterben in seinen eigenen vier Wänden so bitter wurde, erschütterte mich.

Ein paar Minuten später stand ich seiner Frau gegenüber.

Sie hörte mich mit zusammengezogenen Brauen schweigend an, als ich ihr sagte, daß er die größte Liebe und Sorgfalt brauche, und daß es nach meinem Dafürhalten verteufelt ernst mit ihm stehe. Zunächst wagte ich es nicht, ihr von seinen Wünschen zu sprechen.

„In solch einem Zustande kommt er zu mir," antwortete sie, als ich geendet hatte. „Ich werde Ihnen sagen," fuhr sie zornig fort, „wer an seinem Unglück schuld ist Die Weiber, nur die Weiber sind es, die ihn zugrunde gerichtet haben! Jetzt, da er elend ist, habe ich ihn in guten Tagen ist er über mich hinweggegangen, um zu diesen Frauenzimmern zu laufen Denken Sie, ich kann das vergessen!" fügte sie hinzu, und ihr Gesicht verzerrte sich.

Ihre Härte verletzte mich.

„Wenn Sie das nicht können, so muß er aus dem Hause," erwiderte ich ärgerlich. „Wenn es sich um Tod und Leben handelt, haben solche Erinnerungen zu schweigen. Aber," fuhr ich diplomatisch fort, „niemand kann gegen seine Natur, und wenn es Ihnen recht ist, so will ich ihn fortschaffen."

„So, das wollen Sie?"

Ihr Gesicht war mit einem Male weiß wie Linnen geworden. Ich begriff sofort, daß sie mich verstanden hatte mit dem unheimlichen Instinkte der Frauen hatte sie mich verstanden.

„Und dazu wollen Sie Ihre Hand bieten — das wagen Sie mir zuzumuten?"

„Dieser Mensch ist krank und elend und braucht Liebe."

„Wissen Sie, was er mir angetan hat?"

„Ich finde es erbärmlich," antwortete ich, „daß Sie mit einem Hilflosen abrechnen wollen!"

Sie wurde noch bleicher und blickte mich mit erweiterten Augen an.

„Ich werde niemals zugeben," sagte sie endlich, „daß er jetzt das Haus verläßt. Im übrigen dürfen Sie beruhigt sein, er wird nicht mehr unter mir" Sie verhüllte plötzlich ihr Gesicht mit den Händen „Ich kann darüber nicht sprechen," brachte sie gequält hervor, „ich kann nicht!"

Google

In gedrückter Stimmung verließ ich das Haus. Ich wußte, daß sein Wunsch nicht zu erfüllen war, aber ich war wenigstens darüber beruhigt, daß er von nun an nicht mehr unter ihren Blicken zu leiden haben würde.

Ich dachte über die zerstörte Ehe der beiden Menschen nach, über das verpfuschte Leben dieser Frau, die er im Grunde doch auf seine Art geliebt hatte. Er gehörte zu den Männern, die in ihren Liebesempfindungen keine Hemmungen kennen. Er war immer eine sinnenfrohe Natur gewesen, die das Leben ganz auf den Genuß gestellt und aus allen Blüten Honig sich gesogen hatte.

Acht Tage später sah ich ihn zum letzten Male. Es war nur noch ein Schatten von ehedem. Er bat mich, seiner Frau zur Seite zu stehen, die in seinen letzten Tagen sich auf sich selbst besonnen und alles getan hatte, um ihm das Sterben leicht zu machen. Er hatte noch im Tode jenen Zug von faszinierender Liebenswürdigkeit, der alle Menschen seiner Umgebung gefangen genommen hatte.

„Siehst Du, ich weiß, was ich ihr angetan habe, wieviel Gram und Elend ich über sie gebracht habe. Es ist halt ein Unglück, das sie an mich geraten ist, denn," setzte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu, „ich bin einmal so und kann nichts gegen meine Natur. Sie hat geglaubt, es würde anders werden, wenn ich gesund würde — das ist natürlich Unsinn . . . das ist nur Einbildung. Es wäre genau so geworden wie vorher. Man kann doch nicht gegen sich selbst wüten. — Nein, das begreift Ihr nicht! Ihr denkt alle noch, es geht mit guten Vorsätzen! Ach Kinder, wenn Ihr darüber hinweg kämt! — Du mußt nicht glauben, daß ich mich entschuldigen will — fällt mir beileibe nicht ein!"

Er hielt die abgemagerte Hand an die Schläfe und sah mich rätselhaft an.

„Hör' einmal — wenn es mit mir zu Ende ist, mußt Du Dich auch des armen Mädels annehmen. Du mußt ihr sagen, daß ich immer an sie gedacht habe."

Eine Anzahl von Vorstellungen und Gedanken beunruhigte ihn. Er hatte offenbar noch unendlich viel auf dem Herzen, aber mit einem leisen Spott zog er die Mundwinkel herab und gab es auf, sich zu erleichtern. In seinem Schweigen lag etwa: „Was nützt das alles — einen Menschen wie mich begreift Ihr doch nicht."

Als ich am anderen Tage wieder zu ihm hinaufging, fand ich ihn nicht mehr vor. Freund Hein hatte ihn auf seinen Buckel geladen und die große Reise mit ihm angetreten.

Ich schüttelte seiner Frau, die hilflos und gebrochen war, stumm die Hand und übernahm die Erledigung all der widrigen Geschäfte, die notwendig sind, wenn man einem die letzte Heimstätte bereitet. Dazu bedurfte ich vor allem gewisser Papiere, um die ich sie bat.

Sie hieß mich warten und ging in sein Arbeitszimmer, um sie aus dem Schreibtisch hervorzukramen.

Ich wartete und wartete, aber sie kam nicht. Die Zeit verrann, ohne daß sie sich um mich kümmerte. Ich schritt ihr leise nach und blickte durch die geöffnete Tür. Sie saß am Schreibtisch ihres Mannes in sich zusammengesunken und wimmerte; auf der Erde lag eine ganze Reihe von Briefen zerstreut. Ich rief ihren Namen. Sie sah auf und blickte mich mit einem Ausdruck unsagbaren Zornes an.

„Was ist Ihnen denn?" fragte ich erschreckt.

Sie wies auf die Briefe, die am Boden lagen.

Google

„Das sind alles Liebesbriefe aus den letzten Monaten. Hier sind die Papiere," setzte sie tonlos hinzu.

Da ich nichts erwiderte, maß sie mich mit fremden, kalten Blicken.

„Können Sie denn begreifen, wie er mich behandelt hat, nein, wie er mich mißhandelt und mein Leben zerstört hat? Kein wahres Wort hat er zu mir gesprochen, alles war Lüge, nichts als Lüge. Es ist kein Tag gewesen, wo dieser Mensch mich nicht betrogen hat. Nein, nein," rief sie, „darüber komme ich nicht hinweg. Es ist nicht wahr, daß der Tod alles auslöscht. Er hat mich betrogen mit jeder, die seinen Weg kreuzte. Keine war ihm schlecht genug, und mich hat er um meine Jugend und mein Lebensglück gebracht," zischte sie hervor. „Für diese Frauenzimmer hat er immer gütige Worte übrig gehabt . . . für mich nur Niederträchtigkeiten! Dieser Mensch," schloß sie, und ihre Augen funkelten, „hat kein wahres Wort zu mir gesprochen. Immer wieder habe ich an ihn geglaubt, und immer wieder hat er sich an mir versündigt . . . ich schäme mich, wenn ich daran denke. Von diesen Personen ist er zu mir gekommen."

Sie erhob sich und ging zur Tür.

„Tun Sie mir einen Gefallen," sagte sie, „machen Sie Ordnung unter diesen Papieren, ich will mein Haus wieder sauber haben."

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sie sich ab. Ich hob sorgfältig die Briefe auf und begab mich an die Arbeit. Das ganze Liebesleben meines Freundes rollte sich vor mir auf. Er mußte ein Meister in der Kunst gewesen sein, die Weiber zu behandeln. Alle diese Briefe, die fast den ganzen Schreibtisch füllten, atmeten eine dankbare Zärtlichkeit Die Frauen und Mädchen, mit denen er in Beziehungen gestanden, mußten leidenschaftlich an ihm gehangen haben. Aus diesen Dokumenten ging hervor, daß er keineswegs immer gleichmäßig gütig gegen sie gewesen war. Dennoch bettelten sie demütig um seine Liebe und baten um Verzeihung, wenn sie ihn gekränkt hätten, er sollte sie nur nicht wegwerfen und vergessen. Jetzt begriff ich, warum er eigentlich nicht die seinen Fähigkeiten entsprechende Entwicklung genommen hatte. Er hatte mit den Weibern zu viel zu tun gehabt. Seine Zeit und seine Gedanken hatten sie ihm gestohlen und die Möglichkeit, sich zu sammeln. In diesen Liebesgeschäften berührte mich eines seltsam. Alle seine Freundinnen hingen an ihm, auch wenn er mit ihnen fertig war, erbaten in wichtigen Geschäften des Lebens seinen Rat, wenn über seine Neigung zu ihnen längst schon Gras gewachsen war. Und das ging so weit, daß etliche sogar seine Erlaubnis einholten, wenn sie sich zur Ehe entschlossen.

Es war ein unförmiges Paket, in das sich sein Liebesglück geschnürt hatte. Bevor ich das Haus verließ, ging ich noch einmal in das Totenzimmer und betrachtete ihn. Ich sah in seine feinen Züge und rief mir den verschleierten Blick seiner Augen zurück und sein leises Lächeln, mit dem er die Frauen gelockt hatte, bis sie ihm ins Garn gegangen waren. Und auf dem Heimwege fragte ich mich, ob er nicht recht gehabt hätte, das Leben auf seine Art auszuschlürfen und zu genießen.

Beim Begräbnis stellte sich ein untersetzter, spitzbäuchiger Herr mit kurzen Beinen und einem runden Vollmondgesicht ein, aus dem zwei kleine Aeuglein gutmütig und verlegen zugleich beständig zwinkerten. Er war ein ehemaliger Freund des Verstorbenen, der sich in den letzten Jahren nicht mehr hatte sehen lassen. Der Verschiedene konnte seinen Anblick

Go gle

nicht recht vertragen. Er wußte, daß er von Grund aus gutmütig und wohlwollend war, aber sein Philisterwesen, das bei aller Ehrlichkeit auf das Profitliche und eine wohlgeordnete Existenz ausging, war ihm zuwider. Dieser Mensch, der von Tag zu Tag fetter wurde, beständig seine Zinsen vermehrte und immer nur darauf hinarbeitete, in seinem Alter als unabhängiger, kleiner Rentier zu leben, war ihm in der ganzen Weltanschauung so entgegengesetzt wie nur möglich. Er mit seiner unruhigen Lebensfreude konnte ein gesättigtes Spießerleben nicht begreifen.

Beim Begräbnis war nun der Spitzbäuchige aus seiner Versenkung wieder hervorgetaucht. Er brachte einen Riesenkranz, trug den üblichen Leichenbitteranzug, hatte auf dem Kopfe einen mächtigen umflorten Zylinder und einen breiten, schwarzen Flor am linken Arm. Er ging auf die Witwe zu, und seine Stimme schlug über, als er ihr sein Beileid ausdrückte.

„Wenn er sich in den letzten Jahren auch nicht habe blicken lassen," brachte er ein wenig stockend hervor, „so hätte doch sein Heidenrespekt und seine anhängliche Liebe für den Verstorbenen nie nachgelassen, und sie sollte über ihn verfügen, an jedem Tag und zu jeder Stunde. Er wüßte, was Freundespflicht sei." Dabei hielt er krampfhaft seinen Lorbeerkranz fest und wirkte bei aller Komik, die von seiner Gestalt ausging, doch sehr rührend und aufrichtig. (Schluß folgt.)

Unveröffentlichter Heinebrief.*)

Paris, den 7ten April 1839.

Verehrter Freund — ich zweifle nemlich nicht daß ich schon jetzt berechtigt, Sie mit diesem Worte anzureden, ich darf ein großes Verständniß zwischen uns voraussetzen — ich habe mich auch noch nie geirrt in meinen Sympathien! Heute komme ich wieder mit einer Bitte, nemlich sobald als möglich den einliegenden Aufsatz, betitelt Schriftstellernöthen, in der Eleganten abzudrucken. Es ist eine Antwort auf Campes Erwiederung im Telegraphen, die zwar äußerlich harmlos, desto tiefer im Innern die Absicht verbarg meine Glaubwürdigkeit überhaupt zu verdächtigen. Campe ist wirklich unschuldig und folgt nur dem Rathe Gutzkows und dessen liter. Bagagen, auf deren Antrieb er die Erklärung im Telegraphen geschrieben. Ich glaube den Rattenkönig hinlänglich belauscht zu haben, und ich glaube dieses gelang mir ohne daß ich dadurch in ein Gezänk mit Gutzkow verfalle, was dieser Raufbold im Interesse seiner Zeitschrift gewiß wünscht.

Ich glaube das Publikum wird intelligent genug seyn, alles zu verstehen was ich aus Rücksichten nur andeute, und so zu sagen zwischen den Zeilen zu lesen. Wenigstens Sie und die Gleichgesinnten werden alle meine Winke und Intenzionen errathen. Der freundselige Ton des Ganzen wird wohl diesen Aufsatz ganz durch die Censur bringen, um so mehr da ich die königl. sächs. Censur vertheidige und lobe. Die von Studtgardt ausgehenden schmutzigen Umtriebe bey den Censurbehörden habe ich daher nur leise berührt.

*) Dieser bisher unbekannte Brief ist das ausführliche Begleitschreiben zu dem berühmten Aufsatz „Schriftstellernöthen", welcher in der von Gustav Kühne geleiteten „Zeitschrift für die elegante Welt" veröffentlicht wurde. Wir verdanken diesen Brief dem Entgegenkommen der bekannten Antiquariatfirma Baer und Sohn, Frankfurt a. M.

Go gle

Sollte dennoch der Censor an der Giesener Geschichte etwas streichen, so bemerken Sie gefälligst in einer Note, daß es nicht meine Schuld wenn einige auf meine Erörterung bezügliche Fakta im Aufsatze fehlen.

Es ist mir verdrießlich, daß ich Namen wie Wihl aus ihrem schäbbigen Dunkel hervorziehen mußte; aber dieser eben ist es welcher mit Studtgardt in beständiger Klatschkorrespondenz und Gutzkow mit den Schwaben (wo nicht gar am Ende mit Menzel) versöhnt hat — auf meine Kosten.

Sollte dieser Mensch Reklamazionen gegen meinen Aufsatz machen, und gar wieder die Frechheit begehen, dem Publikum von einer freundschaftlichen Verbindung zwischen seiner Wenigkeit und mir etwas vorzulügen, so lassen Sie doch gefälligst unverzüglich die Notiz drucken: daß jene angebliche Verbindung sehr problematisch sey, da nur Herr Wihl davon rede, und die annonymen Notizen die darüber in deutschen Blättern standen von Herrn Wihl selbst eingesandt worden sind — Ich setze nemlich voraus, daß die Notiz die in der Eleganten über solche Freundschaftsverbindung zwischen mir und Herrn Wihl gestanden, Ihnen ganz sicher von demselben selbst eingesandt worden — Ich habe ihn nur als armen Teufel, wie so manche andere Landsleute, unterstützt. Er hatte in Hamburg sogar die Impertinenz zu meiner Mutter zu gehen und sich als ein Eingeweihter in meine delikatesten Verhältnissen zu präsentiren. Welcher Degout!

Ich bitte Sie vom Abdruck meines Aufsatzes einige Ex unter Kreuzkouvert an meine Mutter zu schicken. Ihre Adresse ist: Madame Betty Heine, née de Geldern, auf dem Neuenwall No: 24 à Hamburg. — Auch mir schicken Sie gefälligst ein Ex, hier her: rue des Martyrs No: 23. à Paris.

Herrn Weil habe ich Ihren Brief übergeben; er scheint ein sehr gutmüthiger Mensch zu seyn und sein Aufsatz über Basel, den ich dieser Tage gelesen, zeugt von Talent.

Ist Laube in Leipzig? Lassen Sie ihn gefälligst wissen daß ich noch in Paris bin, aber nur bis Mitte May hier bleibe.

Leben Sie wohl; herzlich grüße ich Sie, ich hoffe wir werden alt zusammen werden.

Ihr freundschaftlich ergebener
H. Heine.

Ueber den Unwert der Kritik.

Von Herbert Eulenberg.

> Da konntest du das große Bild des Ansehens erblicken: „Dem Hund im Amt gehorcht man."
> König Lear.

Seit Sudermanns verunglücktem Feldzug wider die deutsche, richtiger die Berliner Theaterkritik hat keiner es wieder gewagt, den Kampf mit dieser großen Macht, die sich über das ganze Gelände hin seitdem bitter an jenem gerächt hat, aufzunehmen. Sudermanns Angriff mußte mißglücken, weil er diese bestehenden Dinge vom Standpunkt einer überlegen tuenden, nicht angebrachten Moral behandelte, und dann vor allem, weil er diese schwarze Gefahr rein persönlich nahm. Es nützt nichts, ein paar Theaterkritiker als böse Buben herauszunehmen, — Sudermann hatte zudem noch das Mißgeschick, gerade die drei begabtesten Theaterbeobachter und Beurteiler Berlins zu packen — und der Hydra ein paar Köpfe

Go gle

abzuschlagen. Es ist auf jeden Fall zu vermeiden, mit großen Worten als Streiter für die Idee und die Ideale in den Kreuzzug zu ziehen und dann auf einmal zum Gelächter des Olymps für die eigene Haut und das eigene zerzauste Hemd zu kämpfen. Es handelt sich bei einer Fragestellung über das Wesen oder Unwesen der Kritik, insbesondere der Theaterkritik, gar nicht um die betreffenden Herren, die heute, meist stöhnend und ohne inneren Trieb, dies Handwerk zufällig betreiben. Der Wert dieser Kritik muß in und an sich selbst bestritten werden, das lächerliche Sphinxrätsel ihrer Macht muß gelöst werden, um sie zu zwingen, sich selbst in den Abgrund des Komischen zu stürzen, in den sie bisher ihre Opfer hineingeworfen hat.

Sehen wir diesem Tier ein wenig in seine Augen hinein und unterhalten wir uns eine Weile freundschaftlich mit ihm, so muß ihm zunächst einmal gesagt werden, wie unsäglich leicht eigentlich die Kritik als Beruf zu treiben ist. Nicht als ob es leicht sei, ein kluger Mann zu sein. Die von Sudermann Gereizten konnten sich damals nicht genug tun, die größere Entwicklung dieses Organs, des Intellekts, bei ihnen über die sogenannten „Schaffenden" zu betonen. Aber was bewiese das selbst? Die Schöpfungen der Kunst sind doch nicht nur dem Tribunal des menschlichen Verstandes unterstellt. Braucht Düntzer erst Goethe zu beweisen? Kann ein Drama gesetzmäßig restlos begutachtet werden wie eine Chemikalie? Könnte selbst ein Aristoteles uns Shakespeare zertrümmern? Ebensowenig, wie Lessing der „Phädra" eine Zeile ihrer strengen Schönheit rauben konnte. Was von dem Verstand an einem Kunstwerk gefaßt wird, ist bekanntlich immer nur ein kleiner Teil von ihm, etwas Aeußerliches, Definierbares, oder mit unserem Schlagwort: das Technische. Nun wohl, glaubt das Gros unserer Theaterkritiker wirklich, von dieser Technik des Bühnenschriftstellers mehr zu verstehen als Sudermann oder Otto Ernst, um die am meisten Angegriffenen zu nehmen, die seit Jahr und Tag nichts anderes tun, als sich mit dem heutigen Theater und seinen Wirkungen auf unser Publikum beschäftigen?

Oder nimmt das Gros der Theaterkritiker — nur dieses steht zur Erörterung — sein Recht auf Verurteilung der vor ihm auftretenden Bühnendichter etwa aus ethischen Gründen her? Haben für Geld und nur aus diesem Grunde Schreibende das Recht, über andere Kreaturen verächtlich zu reden, die aus dem gleichen Grunde für das Theater arbeiten und sich kein Gewissen daraus machen? Ist es nicht oft ein Schauspiel zum Totlachen, Reinecke als Richter zu sehen? Ist es nicht viel schwieriger, einen müden Haufen Menschen lachen oder weinen zu machen oder selbst nur drei Stunden lang nicht zu langweilen, als hinterher aus dem Schelm einen kleinen Essai oder ein paar Spalten voll zu machen? Nein, seien wir einmal ehrlich, wie trunkene Auguren, alle, die wir jemals Kritik geschrieben oder getrieben haben, daß das ein jämmerlich leichtes Gewerbe ist. Zumal, wenn kritisieren nur mehr „verreißen" heißt oder es, wie heute zumeist, nur darauf ankommt — „das liebt das Publikum" (Leitmotiv des Chefredakteurs) —, die Komödianten oder Stückfabrikanten möglichst lächerlich zu machen. Wozu die plebejische Unsitte gehört, die übrigens unter anständigen Rezensenten so verpönt sein sollte wie unerleidlich Erzogenen das den Fisch mit dem Messer Essen oder das Kartoffelzerschneiden, ich meine, den Inhalt eines Stückes ironisch oder sozusagen komisch wiederzugeben. Denn man nenne mir das Stück Shakespeares oder Schillers, das sich nicht lächerlich erzählen oder klein machen ließe!

Google

Daß es schwerer ist, eine Stanze als eine Kritik zu schreiben, weiß jeder, der je beides versucht hat! Daß es leichter ist, einen „Demetrius“ zu beurteilen als ihn besser zu machen, bewies uns Hebbel selbst. Und daß der Ausspruch Lessings, daß er seine dramatischen Erzeugnisse nur seinem kritischen Vermögen verdanke, ein frommer Selbstbetrug war, ähnlich dem Glauben einer Frau, daß sie durch den bloßen Gebrauch einer Franzensbader Kur ganz ohne eine hinzukommende Schöpferkraft ein Kind bekommen könnte, sah schon Goethe ein. Denn selbst bei einer so erlernbaren Sache wie der Regieführung ist eine schöpferische Betätigung um die Strecke mühsamer und schwieriger als eine kluge Beurteilung, wie beim Malen der Weg von Auge zur Hand. (Man denke an den Fall Hermann Bahr als Theaterbeobachter und als Regisseur.)

Drum ist das Präzeptorverhältnis des Tages- oder Nachtkritikers zu seinem ihm zugeordneten Produzenten, das nach der Prüfung zum Verteilen der Zensuren berechtigt, im Grunde ebenso lächerlich wie widerwärtig. Man weiß nicht, wann Schmock unangenehmer ist, wenn er Kadelburg lächerlich macht, oder wenn er Schiller rühmt.

Im übrigen sollte jeder Kritiker von Wert sich Macaulays Satz zur Richtschnur seines Berufes machen: „Nur über das zu schreiben, was er mit Einschränkung loben kann.“ Alles andere tue er so kurz wie möglich ab, wenn ihm nicht über dem Quarkbreittreten eines Tages selber übel werden soll. Dies letztere, die Berufskrankheit der Kritiker, die bei den besten oft zur Selbstvernichtung führt, ist schon der Heilsprozeß, den die Natur, diese große kritiklose Macht, mit jedem anstellt. Und aus ihm geht der eine als Mensch, der andere als Pharisäer hervor.

Wird es für viele sehr schwer, ja ist es für Pharisäer ganz unmöglich, zuzugeben, wie leicht das Kritisieren ist, so sieht jeder, der sehen will, doch ein, wie nutzlos eigentlich die ganze Kunstrichterei ist. Dieser Fluch, der an dem Gewerbe haftet, drückt die meisten in bittern Stunden viel mehr als jene Berufskrankheit. Weil eben die meisten Rezensenten durch das unerschütterliche Gefühl ihres höheren Wertes, kürzer gesagt durch ihre Selbstüberhebung, die längste Zeit gegen die Krankheit des Zweifels und Ekels geimpft sind. Daß er nutzlose Arbeit getan hat, das sagt sich aber fast ein jeder Theaterkritiker einmal am Ende einer jeden Spielzeit. Kadelburg lacht bei Empfang seiner Monatsabrechnung über jede Kritik, und Sardou in seiner Villa und die seines Geschlechts und seines Gewissens tun das gleiche. Die wütendste Philippika gegen das „Husarenfieber“ mindert die Tantiemen der Verfasser um keinen Pfennig. Und wie ein Demosthenes ein dem politischen Untergang geweihtes Volk nicht retten konnte, so vermöchte eine gleich starke Persönlichkeit nicht, ein dem künstlerischen Bankerott verfallenes Volk durch Reden vor dem Ruin zu bewahren. Zehn „hamburgische Dramaturgieen“ wiegen weniger als eine „Minna von Barnhelm“. Der vereinte Angriff der Theaterpresse gegen Sudermann hat höchstens seinem Ruf, keineswegs seiner Anziehungskraft bei unserem Theaterpublikum Abbruch getan. „Das Publikum ist es, das die Zeitungen redigiert,“ oder jede Mode macht sich selbst, wie die großen Schneider von Paris und London wissen, die jedes Jahr ein Dutzend Neuheiten bringen, von denen nur eine aufgegriffen wird. Und keiner vermag hier zu prophezeien, so wenig wie bekanntlich irgend einer, und sei er noch so lange bei dem Theater, dort das Wetter machen oder das Schicksal eines Stückes vorhersagen kann.

Go gle

Die Komik der Kritik liegt ja darin, immer erst vom andern Morgen, „du lendemain", zu sein. Die großen Aesthetiker kommen wie die Marodeure hinter den großen Dichtern, von Aristoteles, diesem ersten Schrittmacher des Genies an, bis etwa auf Otto Ludwig, den schärfsten Schillergegner. Ueber die zu gleicher Zeit mit ihnen schaffenden Künstler täuschen sich die meisten Kritiker stets, falls sie sie nicht gänzlich übersehen. Dies Lied ist so alt wie Homer. Und man braucht nicht an Shakespeare und seine zeitgenössischen Kritiker, die ihn kaum erwähnen, nicht an Rembrandt und seine Zeit, überhaupt nicht an die Leidensgeschichte aller Großen zu erinnern, die von der Kritik, die mit ihnen lebte, ignoriert oder tot gequält wurden. Man braucht auch nicht alle die schiefen Urteile aus der jüngsten Vergangenheit, gegen Wagner, Nietzsche oder Ibsen, aufzulesen, um die berufsmäßige Kritik damit zusammenzuschlagen. Wiewohl durch dieses greifbare Mittel, ein planmäßiges Zusammenstellen all der falschen Sprüche von zu ihrer Zeit anerkannten Kunstrichtern, dem Ansehen dieser Zunft bei der dummen Masse wohl am schnellsten der Hals gebrochen werden könnte.

Dies ist der Punkt, wo die Kunstkritik, die wir in ihren guten Absichten meist als nutzlos entlarvt haben, geradezu schadenbringend ist und wirkt. Hierher gehören alle die Justizmorde der Kritik, die großen Falschurteile zeitgenössischer intelligenter Kunstrichter, die das Lebenswerk eines jeden Genies in seinem Durchbruch, wenn auch nicht ganz aufgehalten, so doch oft jahrzehntelang gehemmt haben. Ein jeder mag hier der ihm bittersten, weil geliebtesten Beispiele gedenken. Ohne falsche Empfindsamkeit: Denn so wenig ein Stern durch die unrichtigen Beobachtungen und Prophezeiungen seiner Deuter in seiner Bahn beirrt wird, so wenig kann ein Genius durch das Geschrei seiner Gegner bestimmt oder in Verwirrung gebracht werden. Drum ist der Schaden, den verständnislose Kritik einem Künstler zufügen kann, nur ein äußerlicher, noch nackter ausgedrückt, ein materieller. Denn den großen Schaffenden vermag kein falsches Urteil aus dem Kontakt mit seinem Genius zu bringen. Ja nicht einmal ein richtiges; denn er hängt in sich selbst und von sich selbst ab, und von außen kann nichts in ihn hineinkommen. Darum las Goethe keine Zeitungen mehr, weil er einsah, daß dies nur eine leere Belastung für ihn gewesen wäre, oder weil er, mit Ibsen zu reden, „den Zusammenhang nicht mehr fand".

Und dies gilt für einen jeden Künstler, und selbst für den kleinsten. Denn der Kritiker kann ihm ebensowenig helfen wie ein Apotheker mit seinen Latwergen dem Kranken, der sich selbst nicht kurieren kann, und er kann ihn nicht anders schaffen oder aus dem Wurm eine Seidenraupe züchten. Seine Selbstkritik muß der Künstler ebenso aus sich selbst herausspinnen wie sein Werk. Man denke nur nicht, daß der Kritiker immer dem Künstler um das Wissen um seine Fehler und Mängel überlegen und klüger wäre. Nichts kann dümmer sein. Böcklin kannte sicherlich seine Schwächen ebensogut wie etwa Meier-Gräfe, und Bürger schluchzte auf wie ein Hund, als er Schillers Rezension las, und sagte zu seinen Freunden: „Der Mann hat ganz recht. Ich wußte es längst." Aber der eine konnte doch nicht anders malen, und der andere konnte nicht anders dichten. Daß jeder wahre Künstler bei Vollendung seines Werkes aufbrüllt wie Achill bei der Leiche des Patroklus oder Kleist bei dem Tod der Penthesilea, davon ahnen die meisten Kritiker nichts. Sie fahren fort, das Neue gegen das Alte herabzusetzen, oder mit Hebbels Worten: „Die Rose mit der Lilie totzuschlagen und Kirschen vom Feigenbaum zu fordern." So kommt

Go gle

es, daß man heute fast von jedem Theaterschriftsteller, den man danach fragt, zu hören bekommt: „Ich lese keine Kritiken mehr!“, oder daß Maler fortlaufen, wenn einer über ihre Bilder klug zu reden anfängt.

Ist der Schaden der Kritik somit bei den Künstlern selbst meist innerlich gering, so ist er unendlich groß bei dem Haufen, der von ihr wirklich bedient wird, bei dem Publikum. Die meisten Menschen, die durch Nahrungssorgen gehindert sind, in Kunstfragen selbst zu denken und zu urteilen, sind hierin auf ein anderes Gehirn angewiesen, das Zeit hat, sich mit derlei nichtigen Dingen, über die man aber doch gerne mitreden will, zu befassen. Das Gehirn nun, das wie ein Reservoir eine bestimmte Menge bedient, prägt die Urteile, die nun in den Mäulern seiner Pachtherren kursieren. Die geistlose Verflachung, die daraus folgert, daß viele einen für sich denken lassen, ist seit dem ersten Rezensenten immer wieder beklagt oder belacht worden. Diese Urteilsversandung nimmt von Tag zu Tag bei uns zu und ist die größte aller Gefahren des sogenannten freien germanischen Geistes. Kaum mehr schämt sich einer, den Satz: „Man muß erst die Kritik abwarten“, auszustoßen und sich so in die Hammelherde einzublöken. Man macht sich bange mit dem Popanz, den man doch selber aufgestellt hat. Dann werden die Urteile herumgereicht wie schmutziges Papiergeld, und keiner wagt es, diese ganze faule Zauberei einmal zu verachten und zu verlachen. Falsches und echtes Urteil wird blind durcheinandergemengt und getauscht, denn der Gebrauch und die Verbreitung von Falsifikaten geht einem hierbei ja nicht an den Kragen, nicht einmal an die Ehre. Drum erhalten sich jene falschen Scheine, ich nenne nur „der ewig heitere Mozart“, „Ibsen, der Naturalist“, „Zola, der Pornograph“ usw. usw. jahrzehntelang im Kurs und sind fast zum Mythus geworden.

Nicht minder schädlich und verdummend für das Lesevolk ist die sogenannte positive Kritik, die sich in Kommentaren äußert. Diese Leichenwäscher und Totengräber der Künstler sind in unserer wahrhaft alexandrinischen Zeit wieder rührig am Werke. Die Warnung Schopenhauers, die er vor jede Universität nageln wollte: „Alles *von* und nichts *über* Kant zu lesen“, könnte man heute verhundertfachen. Schon wird Nietzsche zerkleinert und zerbeutelt und „dem Volke mundgerecht gemacht“, diesen Verlegerausdruck zu gebrauchen, und bald wird es mit Ibsen ebenso geschehen. Nur wenige trinken noch aus der Quelle selbst; eine lange Röhre mit allerhand Beigeschmack, der „literarische“ Kritiker als Kommentator, muß das Publikum, das keine Zeit hat, mit den Genies aller Zeiten verbinden. Und in unseren Bibliotheken häuft sich der kritische Kommentarkram an und verdeckt fast die ewigen Urschriften mit seinem Schimmel. Wann kommt endlich der neue Kalif Omar, der diesen Wust ins Feuer steckt und uns von dem Götzen der Kritik befreit! Wir wollen ihn mit „Hosiannah“ empfangen.

Go gle

Rundschau

Bühnenkunst! Seit ein, zwei Jahren hat die dekorative Kunst sich die Bühne erobert und damit einen Schritt in der Entwicklung getan, der notwendig getan werden mußte. Das Theater alten Stils — wie es noch zum großen Teil erhalten ist — war dem künstlerisch feiner Empfindenden entfremdet. Es rechnete nicht mehr in dem Maße mit wie früher, wo es geistiger Mittelpunkt war. Man gewöhnte sich, in dem Theater einen zurückgebliebenen Ueberrest einer alten Zeit zu erblicken.

Da kam die Erneuerung des Darstellungsmaterials, der Schauspieler. Unter dem Einfluß der neuen Dramenliteratur, die auf Natur drang, bildete sich ein neuer Sprechstil aus. Die Psychologie der Darstellung wurde eine andere. Der moderne Geist prägte sich darin aus. Feinere Nuancen, lebensechtere Empfindung, leisere Abtönung.

Es blieb nur noch ein Schritt zu tun übrig. War in den Reihen der Schauspieler eine Erneuerung vor sich gegangen, der innere Organismus gewissermaßen neu gebildet, das äußere Kleid war das gleiche geblieben. Wir sahen immer noch Kulissen, deren kleinliche Unwahrheit lächerlich erschien, Bühnenbilder, deren Geschmacklosigkeit, deren grelle, ungeregelte Buntheit verletzte.

War die erste Epoche unter dem Einfluß der sich kraftvoll entwickelnden neuen Bühnendichtung eingetreten, so war es auch in der zweiten Etappe die Dichtung, die auf neue Wege lockte. Die Abwesenheit der farbigen Bühnenbilder in der Zeit des naturalistischen Dramas ließ den Wunsch nach einer farbenschönen Phantastik wieder emporkommen. Die der Romantik zuneigende Dichtung der Folgezeit kam diesem Wunsch entgegen. Man sieht hier überall die Zusammenhänge.

Noch eins kam hinzu: die Entwicklung der dekorativen Künste selbst, die danach strebten, die neugewonnene Formen- und Farbenanschauung für die Bühne nutzbar zu machen; die durchaus folgerichtig nach und nach alle Gebiete des privaten wie des öffentlichen Lebens reorganisierten. Zweifellos besaßen für die Vergangenheit die alten Bühnenbilder jene Suggestion, die wir an ihnen vermissen. Aber eben für die Menschen der Vergangenheit, nicht für uns. Jede Zeit schafft sich diejenigen Reize und Erfüllungen, die in sie gelegt sind. Diese klar nach außen zu stellen, sie für Gegenwart und Zukunft sichtbar werden zu lassen, darin besteht eben die Kulturarbeit jeder Zeit, jeder Generation. Ein Abwägen von Recht oder Unrecht der jeweiligen Meinungen gibt es eigentlich gar nicht. Die Tatsache, daß eine Generation einen Mangel verspürt, genügt und muß genügen. Denn es handelt sich hier nicht um moralische Untersuchungen, sondern um ästhetische Befriedigungen.

Orlik und Walser sind die beiden Künstler, denen das Theater die Verknüpfung mit den künstlerischen Intentionen verdankt. Orlik betont das Architektonische; Walser ist mehr malerisch. Das Reinhardt-Theater in Berlin darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diesen Anschluß wieder hergestellt und damit das Theater für die künstlerisch Gebildeten wieder genießbar gemacht zu haben. Die „Komische Oper“ in Berlin hat dieselben Tendenzen für die Oper nutzbar gemacht und hat speziell in den beiden Opern „Carmen“ und „Hoffmanns Erzählungen“, zu denen Walser Kostüme und Dekorationen entwarf, Meisterwerke einer künstlerischen Inszenierung geliefert, die jedem in Erinnerung bleiben werden.

Man hat diese neuen Tendenzen in der Bühnenkunst als Modeströmungen und Spekulationen in Mißkredit bringen wollen. Sie fügen sich jedoch in den Rahmen unserer Gegenwartskultur so logisch ein, daß wir sie nicht mehr missen können. Das Theater wird dem modernen Geschmacke dadurch erst wieder möglich gemacht. Und da die Bühnenkunst mit allen Mitteln des Scheins zu operieren gezwungen ist, ist nicht einzusehen, weshalb sie das nicht in geschmackvoller Weise tun soll und weshalb nicht so, wie es unserm Gegenwartsgeist entspricht.

Jede Zeit schreitet zu anderen Zielen, es gibt keine absoluten Vorbilder, sondern nur Stationen, die jeweils charakteristisch für die betreffende Generation sind. Und in den Rahmen der Gegenwartskultur fügt sich die neue Bühnenkunst so folgerichtig ein, daß sie nicht mehr weggedacht werden kann. Im Gegenteil, wäre sie nicht da, so müßte sie entstehen. Unsere Zeit denkt nicht mehr so hoch und hehr von der Bestimmung und dem Zweck des Theaters, wie unsere Vorfahren es taten. Dafür arbeitet sie um so energischer an den praktischen, künstlerischen Zielen. Das Theater ist nicht ein Vorbild, das anderen voranleuchten soll. Vielmehr soll es selbst bestrebt sein, das Niveau erst zu erreichen und innezuhalten, das unsere Allgemeinkultur sonst inne hat. Vielleicht kommt dann einmal eine Zeit, die auch im Theater wieder Sinn für großgeistige Aufgaben hat, so daß es wieder eine Erziehungsanstalt, eine moralische Anstalt wird. Aber liegt unserer Zeit das? Ich glaube nicht. Ich glaube, wir haben ernstere Aufgaben. Das Theater dient zur Unterhaltung, dient der Kunst, dem Schein, der Schönheit und möge es tun mit allen verfeinerten Mitteln. Diese überragende Bedeutung, die es einst hatte, als jede sonstige kulturelle Gemeinsamkeit vermißt wurde, kann es nicht mehr haben, dazu gehen die Inter-

Google

essen zu weit auseinander. Wir haben andere Sammelpunkte. Wir haben andere Bühnen, von denen wir sprechen können. Vielleicht aber gestattet gerade diese Entlastung dem Theater eine freiere Entfaltung. Es verliert vielleicht an Wucht und Schwere, um an Schönheit zu gewinnen.

Es darf auch das nicht zu gering eingeschätzt werden, daß durch das Theater auf diese Weise Kunst in Massen dringt, die sonst nicht dafür zu haben sind. In den Kunstsalon gehen wenige; in das Theater viele. Und ohne daß es zu kontrollieren ist, dringt die Schönheit des Scheins zu den fernen Scharen. Der Verbreitung, dem Verständnis der modernen Kunst wird dadurch der Boden bereitet. Denn es bestehen zwischen der graphischen Kunst und dem Bühnenstil eines Orlik, zwischen Walser und dem Impressionismus Zusammenhänge, die nicht ohne Einfluß bleiben können. Was vielen als Kunstwerk, als Blatt, als Gemälde übertrieben, unklar erscheinen möchte, wird ihnen klar durch die Körperlichkeit der Gegenstände auf der Bühne. Beides aber ist im gleichen Stil geschaffen. Der Wert solcher praktischen Belehrung liegt auf der Hand.

Man kann auch nicht einmal die Behauptung gelten lassen: der Geist der Dichtung werde verletzt. Schlimm genug, wenn dem Hörer das Aeußerliche über das Innerliche geht. Schlimm auch für die Dichtung. Denn das Aeußerliche, selbst in höchster Vollendung, die wir heute nach unseren künstlerischen Instinkten unbedingt verlangen — dient nur dem Innerlichen, und selbst in der höchsten Vollendung müssen wir, die Aufnehmenden, noch fähig sein, den Kern zu sehen, zu ihm als dem geistigen Mittelpunkt vorzudringen. Wir sind nur im Künstlerischen der Außenseite so bescheiden geworden, daß wir unwillkürlich annehmen, äußere Armut der Erscheinung sei Vorbedingung der Bedeutung. Wir fürchten uns im Geistigen vor der Schönheit (die asiatische Kunst, China, Indien, Japan, Persien belehren uns jetzt darüber anders. Diese Kulturen entfalten höchsten Glanz bei tiefster Weisheit). Und schwebte dem Dichter nicht die höchste Illusion vor? Er, als intellektuelle Kraft, steht inmitten des geistigen Prozesses seiner Zeit. Er hat, als er schuf, die Malerei, die Plastik, die Musik seiner Zeit vor Augen. Als Künstler überträgt er die Schwingungen seiner Zeit, die vielfach hinausgehen, in sein Werk. Soll man diesen Zusammenhang negieren? Wenn der Dichter sein Werk in eine bestimmte Zeit verlegt oder sich von einer bestimmten Kunst anregen läßt, so schwebt ihm doch die höchste Illusion vor, die überhaupt möglich ist. Wenn man diese also verwirklicht, so dient man den Intentionen des Dichters. Und wenn das Geistige dann erdrückt wird, — so ist es eben nicht stark genug. Gewiß kann der Regisseur sich vergreifen. Dann ist das sein Fehler. Das sagt aber nichts gegen die Sache. Es gilt, aus dem Kunstwerk selbst den Maßstab zu entnehmen, bis wie weit die Schönheit des äußeren Scheins den geistigen Gehalt umkleiden darf. Vergreift sich der Künstler, so ist das seine Schuld. Und eine Korrektur wird dann nicht ausbleiben.

Ist doch auch der Umstand von Wert, daß auch die Künstler diesen Anschluß an die Praxis nur schätzen können, der ihnen ein erfolgreiches Wirken eröffnet. Schätzen wir doch um dieser praktischen Erziehung willen das Aufblühen der dekorativen Künste so hoch ein, weil sie ablenken von unnützer Bilderproduktion. Und ist das Ziel, im lebendigen Spiel Schönheit zu wirken, für den Künstler nicht lockend, dient er der Allgemeinheit nicht natürlicher, freier, als wenn er Bild um Bild malt und sehnsüchtig harrt, daß eine Kunstausstellung einmal sein Werk zu Tausenden hinzuhängt. Was wir bei den graphischen Nutzkünsten, dem Plakat, der Reklamezeichnung, als gesund empfanden, das gilt auch hier. Es eröffnen sich neue Wege für den Künstler, auf denen er nützlich wirken kann. Die Kunst wird auch hier in ihre Rechte eingesetzt.

Ernst Schur.

Der Liebhaber.

Die Komödie „The Philanderer", die nach dem Wunsch des Autors für die deutsche Bühnen- und Buchausgabe den Titel „Der Liebhaber" erhalten hat, ist das Drama Shaws, dem die heimische Bühne am längsten verschlossen blieb. Es ist in dem Dramenband „Unpleasant Plays" enthalten, wurde im Jahre 1893 geschrieben und im Jahre 1898 veröffentlicht. Es war eines der ersten Stücke, die für Greins „Independant Theatre" in Betracht kamen, doch machten die Schwierigkeiten der Besetzung eine Aufführung unmöglich. Die Westend-Theater aber, die das Stück hätten spielen können, namentlich die Bühne, an der Charles Windham wirkte, wollten von dem kühnen Neuerer nichts wissen.

Die meisten Kritiker sahen in diesem Werk des Ibsen-Vorkämpfers eine Verspottung Ibsens, während Shaw nichts weiter verspottet als die Verwirrung, die der große nordische Dichter in Köpfen angerichtet hatte, die ihn nicht verstanden, aber nach seinen Satzungen zu leben glaubten. Shaw hat überdies im „Liebhaber" in der Gestalt des Rezensenten Cuthbertson den berüchtigten englischen Ibsen-Töter, Clement Scott, den Kritiker des Daily Telegraph, verewigt.

Die erste öffentliche Aufführung des „Philanderer" hat in London im Vorjahre stattgefunden und Shaw einen späten Sieg gebracht.

Siegfried Trebitsch.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fessl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiksel, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 10 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 16. August 1907

Spiel und Ernst.

Feiert ihr die Feste, wie sie fallen, oder fallen sie, wie ihr gern feiert? Jedenfalls bleibt Swinemünde Episode. Und wir wollen hoffen, daß nicht Unangenehmes noch nachsickert. Möglich bleibt bei uns immer Mancherlei, und was unmöglich schien, ist, ach, allzu oft schon schmerzliches Ereignis geworden. Im Großen und Ganzen gings diesmal; kein lautes Pressebrimborium, keine überschwingenden Reden, keine Drohung nach außen. Daß Manches wieder den Verlust guter Tradition verrieth, wollen wir, froh des immerhin Erreichten, nicht allzu laut beklagen. Die Seepredigt, zum Exempel, konnte vermieden werden; die Erwähnung des gegenwärtigen Zustands der russischen Flotte in der Antwort auf die höflichen Worte des Zaren mußte es. Und das Gefackel über das Aufleben des Gastes in der Sicherheit deutscher Panzer war eine Taktlosigkeit, die ihresgleichen suchte. Eine Unvorsichtigkeit dazu; alle Monarchen werden heute von den Wachthabenden mit Zeitungsausschnitten gefüttert. Glaubt ihr, daß es unsern Beziehungen zum Reich des weißen Zars nützt, wenn Herr Iswolskij seinem Beherrscher die Fahnen vorlegt, auf denen er als eine Memme geschildert wird, die in der Fremde auflebt? Besser war, daß wir mit vorsichtigem Finger nur auf die möglichen politischen Folgen zeigten (Ein paar Entgleisungen gabs. „Man sah", wie Goethe bei den Weiblein zu Hühnefeld, „sie sind guter Hoffnung, oder wollens werden".); unklug wieder, wie lärmend und schrill darüber gejauchzt wurde, daß der Isolationsring, der uns umgiebt, im Osten ein Loch habe. Seht ihr, heißts nun in den fremden Cabinetten, daß sie unterm cauchemar des coalitions litten und die lächelnde Miene nur Maske war? Fraglich freilich bleibt, ob die Haltung unserer Offiziösen ganz freiwillig war. Vielleicht hat Herr Iswolskij schon vorher mit der Zaunlatte gewunken und, für den Fall der Nichtbeachtung, Unannehmlichkeiten in Aussicht gestellt. Wer für die Derbheit der russischen Presse ein Ohr hatte, konnte, mußte fast auf den Gedanken kommen, als ob schon Begonnenem im Keim noch der Garaus gemacht werden sollte. Zu eifrig schon war von der Lockerung des Zweibunds gesprochen worden, bei uns, wo so oft doch der Kanzler vor den Extratouren unsrer südlichen Liebsten beide Augen zugedrückt hatte.

Politischen Ertrag wird das Wasserballett schwerlich haben. Rußlands Leib streckt sich wohlig auf dem weichen Eisbärfell. Entente mit Japan, Alliance mit Frankreich, Entente mit England, Einvernehmen mit Oestreich und — hundertmal konnte es die frohe Botschaft in den letzten Tagen hören — „traditionelle Freundschaft" mit uns. Mehr kann, nach den Ereignissen der letzten Jahre, kein Vernünftiger verlangen. Dazu die heute im Innern nirgends ernstlich bedrohte Lage der Regierung. Das Alles wurde ohne riskante Engagements und ohne uns erreicht. Wärs zu verantworten, wenn Herr Iswolskij, der, ohne unsre allzu hitzige Werbung, jetzt vielleicht am Pariserplatz säße, einen so erfolgreichen Kurs änderte? Wir wagtens selbst nicht zu hoffen, und im Auslande ward es von keinem Hellen befürchtet. Die englische Presse, wie immer in Dingen, die den nationalen Instinkt berühren, wundervoll; ruhig, sachlich, fast loyal (daß die Bierreisen und Verbrüderungsfeste daran unschuldig sind, braucht man Erwachsenen wohl nicht beweisen); kühl wird erklärt, daß man sich über das Schicksal des russisch-englischen Abkommens keinerlei Sorge mache, an Aenderungen in der allgemeinen Lage überhaupt nicht glaube, und kein Gifttropfen ins Kredenzglas

Google

geträufelt. Morgen ist Eduard Wilhelms Gast, und da man so ziemlich am Ziel des Wünschbaren ist, auch Frankreich die von Freund Clemenceau etwas allzu heiß aufgetragene Marokkanersuppe nicht durch Provokationen versalzen möchte, reagierte man weder sauer noch alkalisch und blieb verständig neutral. Selbst in Frankreich blieb Alles ruhig; der übliche Schimpf übers Moselthal blieb aus, und nur ein paar Gegner des Cabinetts benutzten die Gelegenheit, Herrn Clemenceau ein Bischen am Lederzeug zu flicken. Unruhe? Nirgends. Und wenn, wie Harden meint, Herr Iswolskij Mariannchen, dem Flattergeschöpf, eine kleine Lehre ohne Worte geben wollte, so hat sie die Situation jedenfalls rasch erfaßt. Andre Gründe für das Verhalten der französischen Presse bleiben. Was die Herrn in Casablanca angezettelt haben, war ohne England und Rußland nicht zu machen; noch weniger aber ohne uns.

*

Seltsam! Wenn ich der Dey von Tunis wäre, Schlüg ich bei so zweideutgem Vorfall Lärm; Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch, Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.

Und würd' mich dann, Euer Durchlaucht, auf märkische Weise fassen und Herrn Clemenceau in der höflichsten Tonart fragen, ob das Atlasspektakel im selben Tempo weitergespielt werden soll. Schließlich kann die Geschicklichkeit, mit der die Sache an der Seine betrieben wurde, für uns doch keinen Grund abgeben, schwachgemuth weiter zu krebsen. Allzuviel an Prestige haben wir schon an diesen Erdwinkel gesetzt. Vor zwei Jahren standen wir Wochen, Monate hindurch vor der Kriegsgefahr, fuhr der Kaiser nach Tanger und demonstrirte, ein Jahr zu spät, gegen Delcassés und seiner Consortialen Pläne, die die Souveränität des Scherifen bedrohen sollten. Sinn der merkwürdigen Worte: „Das muß ein Mann mir sagen, eh' ichs glaube. Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt, schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn." Algeciras kam und unser Rückzug. Kaum ein Jahr ists jetzt her. Von Allem, was auf dem famosen Flitterwisch steht, ist nichts in Geltung. Die Polizei ist nicht organisiert, Frankreich ist als Vormacht längst anerkannt und hat schon beträchtlich mehr, als Herr Delcassé in den heißesten Hundstagnächten je zu erträumen wagte. Herr von Holstein, der auf dem richtigen Wege war, wurde aus dem Amt gedrängt, und muß sich noch heute drum von Tschirschkys Leuten „verbohrten Haß und senilen Eigensinn" vorwerfen lassen. Vor Monaten ward in Udschda (wo, am 14. August 1844, Abd er Rahman von den Franzosen geschlagen wurde) schon eine Belastungsprobe unserer Geduld vorgenommen; das Land ist heute noch besetzt. Dann kam Herr Etienne nach Kiel und sondierte. Stimmts oder stimmts nicht, daß er den Leuten am Quai d'Orsay melden konnte: von Deutschland habt ihr, was ihr auch thut, nichts zu fürchten? Wozu noch lange warten, wenn die Gunst des Augenblicks ruft. Durch Gewissensskrupel war Herr Clemenceau in seinem Leben schwerlich viel gequält. (Schon Manchen mag, wenn er die irren Gänge dieses nüchternen Mediziners übersah, Rivarols Witz über Mirabeau ins Gedächtnis getreten sein: Il est capable de tout pour de l'argent, même d'une bonne action.) Doch wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann; nicht nur für Deutsche hats ein Deutscher gesagt. Die Nordlandreise wurde angetreten, der Kanzler ging nach Norderney; Herr Clemenceau saß in Paris und erledigte die noch nöthigen Kleinigkeiten. Die französischen Einflüssen nicht unzugängliche Nowoje Wremja darf den Werth des Zweibundes erörtern; ein paar Jahrgänge des Heeres werden vor der Zeit entlassen, und unter Protest nehmen ein paar der tüchtigsten Generale ihren Abschied. Stehts so? Sicher, der alte Chirurgus denkt momentan nicht an eine Operation. Ueberdies geht er nun, nach aufreibender Thätigkeit, zu den alten Heilquellen Karlsbads. Swinemünde, Wilhelmshöhe, Ischl stehen vor der Thür: in stillem Festschlummer ruht die sommermatte Europa und träumt nur noch von Entrevuen und Friedensengeln.

Unsanft und jäh wird das Idyll gestört und durch die Schwüle zittert das Gestöhn qualvoll hingemarterter Menschen. Von Marokko kommts, und mischt sich mit dem fanatischen Gebrüll halbirrer Rachsucht. Herr Pichon eilt vom Schweizer Jura herbei und Clemenceau erbittet sich, nach Karlsbad, Auskunft. Denn er hat ja vor zwei Tagen schon Paris verlassen, von dem, was vorging und vorherging, natürlich keine Ahnung. Also lange Depeschen von, noch viel längere nach Paris. Kein Engel ist so rein. Schleunigst werden die Mächte benachrichtigt, wird mitgetheilt, daß so unerhörter Frevel bestraft werden müßte.

Google

Einverstanden. Alle; wir vornan, versteht sich. Wo wären wir nicht die Ersten, wenn das Allgemein-Menschliche in Frage steht. Waren die Schiffe schon seeklar? Wir wissen es nicht; wissen nur, daß das Bombardement von Casablanca begonnen hatte, ehe man auch nur genau wußte, was eigentlich los war. Wissen heute, daß die Vorgänge so, wie sie sich abspielten, nimmermehr ohne Vorbereitungen möglich waren, wissen endlich, daß unsre Genies aus der Wilhelmstraße sich glatt über den Haufen rennen ließen. „Une excellente journée", jubelte, mit gutem Fug, der Figaro. Und während die Times mit dem aufmunternden Zuruf bei der Hand war, ein Papier könne jetzt nicht die Richtschnur des Handelns abgeben, las man bei uns im Lokalanzeiger: „Unter den Forderungen Frankreichs ist die weitaus bedeutsamste die, der Maghzen habe für die Sicherheit der Franzosen in Fez sowie im gesamten Landesinnern kräftigst Sorge zu tragen. Dieser kategorische Auftrag erscheint zum ersten Male und scheint denen Recht zu geben, die von der Möglichkeit eines Fortschreitens der Besetzung von Udschda in der Richtung auf Fez sprachen". Was zur Provokation der Marokkaner gethan werden konnte, wurde gethan. Ganz Casablanca liegt in Schutt und Asche, auch die Moschee, Frankreich hat über dreitausend Mann auf dem Festlande stehen, eine kleine Flotte vor dem Trümmerhaufen liegen, und einen regulären Krieg, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind. Der Weg von Casablanca nach Udschda führt über Fez. Mehr brauchts zur Zeichnung der Situation nicht. Der Sultan weiß nun, wer allein am Atlas zu gebieten hat, und wird sich künftighin danach richten. Unsre Rolle an diesem Punkt der Erde ist definitiv zu Ende. Und die an manchem andern, davon wird noch zu reden sein, bedroht. Was wird Herr von Kiderlen im Yildiz antworten, wenn Abdul Hamid fragt, ob er das Grab für seine auf Deutschland gesetzten Hoffnungen nun auch bald schaufeln lassen könne?

Neben dem, was jetzt gemacht wird, ist Algeciras Kinderspiel. Doch wir rühren uns nicht. Zahlen Jahr vor Jahr eine Milliarde für die Erhaltung unsrer Wehrkraft, lehnen mit brüskem Wort die Diskussionbeteiligung auf Rüstungsbeschränkung ab, — und schlucken Alles, was kommt. Auf ein Jahrzehnt hinaus getraute sich, rechts und links, Keiner mehr gegen uns zu mucksen: Das war zu erreichen. Ohne Krieg... Wozu doch? Niemand verlangt ja danach. Ruhe zu halten, ist des Deutschen erste Pflicht. Auch wenns nicht Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist, der die Ruhe stört, klingt uns die unfürstliche Frage ans Ohr: „Wozu die Stadt aus ihrem Schlummer wecken?" Karl Schnitzler.

Der Krieg. Von Carl Jentsch.

Jahrtausende vor Darwin hat die Menschheit gewußt, daß unaufhörlicher Kampf das Loos aller Lebendigen ist. Herr Walther singt: „swaz kriuchet unde fliuget und drin zur erde biuget, daz sach ich, unde sage iu daz: der keinez lebet âne haz. Daz wilt und daz gewürme die strîtent starke stürme." Und wiederum lange vor Darwin hat sich den Denkenden die Einsicht in die Notwendigkeit dieses Zustandes gerade für den Menschen erschlossen. Die Kampfesart war es, die mit den andern Nöten zusammen, denen sie entsprang, den Menschengeist in die Kulturentwicklung hinein und alles, was er vermag, aus ihm herausgetrieben hat. Und als höchste Kraftbetätigung, die ihm zum Bewußtsein seiner mannigfaltigen Anlagen, zum höchsten Selbstgenuß verhilft, bleibt der Kampf nicht eine armselige Not und Angst, sondern wird zur Freude, zur Lust veredelt. „Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks; mir gefällt ein lebendiges Leben, mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks. Denn der Mensch verkümmert im Frieden; müßige Ruh' ist das Grab des Muts. Das Gesetz ist der Freund des Schwachen, alles will es nur eben machen, möchte gern die Welt verflachen; aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Und wir müssen den Gegnern der Friedensbewegung zugeben, daß ein Krieg wie

Google

der von 1870 eine großartige, erhebende, herzstärkende Katastrophe ist, die kein Mensch von Gefühl aus der Weltgeschichte fortwünschen mag: diese begeisterte Hingabe von Millionen an ihr Vaterland, diese Bereitwilligkeit zahlloser Scharen, für Weib, Haus und Herd, für die Unabhängigkeit des eignen Volkes, für das Wohl der Kinder und der Enkel, für die als Siegespreis winkende lange ersehnte Einigung der deutschen Stämme zu sterben. Wir dürfen ihnen ferner zugeben, daß die militärische Erziehung der männlichen Jugend nicht leicht durch irgend etwas anderes ersetzt werden kann. Alfred Buchanan, ein Bürger des australischen Gemeinwesens, dessen glücklichen Mitgliedern das Leben so leicht wird, äußert in seinem Buche The real Australia die Befürchtung, seine Landsleute möchten unheilbarer Verlotterung verfallen, wenn sich nicht bald ein militärischer Drillmeister ihrer erbarmt.

Nur wird man beachten müssen, daß es sich mit diesen beiden Erziehungsmitteln, dem Kriege und seiner Vorbereitung, nicht anders verhält wie mit allen übrigen: der Erfolg hängt von der Beschaffenheit des Lehrmeisters und der Zöglinge ab. Die russischen Offiziere haben es bekanntlich in den mandschurischen Garnisonen während des Krieges noch bestialischer getrieben als sonst. Also der Krieg für sich allein tut's nicht. Den Tüchtigen, den Edlen macht er noch tüchtiger, noch edler, die gemeine Natur sieht in ihm nur die willkommene Gelegenheit, sich, aller Fesseln ledig, einmal gründlich auszutoben. Nicht anders steht es mit den politischen Wirkungen der Kriege. Kriege haben Staaten und Reiche zertrümmert, Staaten und Reiche aufgebaut, so daß die äußere Staatengeschichte der Hauptsache nach Kriegsgeschichte ist. Und im Großen und Ganzen ist ja das Endergebnis, das heutige Staatensystem, erfreulich ausgefallen; viele Kriege haben notwendige und heilsame Veränderungen herbeigeführt. Aber doch nicht alle. Die wohltätigen Wirkungen des Befreiungskrieges von 1813, des deutsch-französischen Krieges von 1870 können nicht angezweifelt werden. Dagegen hat der dreißigjährige Krieg bloß Verwüstungen angerichtet, ohne irgend etwas zu schaffen oder zu nützen; er war nur ein widerlicher Wust völlig sinn- und zweckloser Greuel. Endlich sind zwar alle Uebel, die Seuchen, Laster und Verbrechen nicht ausgenommen, Triebkräfte der Entwicklung und darum unentbehrlich; aber daraus erwächst doch nicht die Pflicht, diese Uebel zu hegen, zu pflegen und sozusagen zu beschaffen; Triebkräfte der Entwicklung werden sie gerade dadurch, daß sie uns zwingen, sie zu bekämpfen. Wenn nun zwar der Krieg nicht gleich den Krankheiten und Verbrechen schlechthin ein Uebel ist, wenn er seinen eignen Wert hat, ein Uebel bleibt er, und darum ist es nicht Aufgabe vernünftiger Menschen, ihn herbeizuwünschen und herbeizuziehen, vielmehr den Anlässen vorzubeugen, die seinen Ausbruch zur Folge haben können. Sollte er bis zum Ende der Zeiten notwendig bleiben zur Erhaltung der Volksgesundheit, so wird der die Geschicke des Menschengeschlechts leitende Weltgeist ohne Zutun der Kriegsschwärmer dafür sorgen, daß es an dieser heroischen Kur sittlicher Schwächen niemals fehlt.

Vielleicht haben die Verteidiger des Krieges auch darin recht, daß sie es Uebertreibung nennen, wenn ihre Gegner die Schrecken des Zukunftskrieges mit den blutigsten Farben malen, dieses Krieges, in dem Millionenheere mit Riesenmordmaschinen einander zu vernichten streben werden. Aber alle Uebertreibung abgerechnet, bleibt der Massenmord, der eine moderne Schlacht nun einmal ist, etwas Schreckliches — trotz allem, was die moderne Humanität zusammen mit der rationellen modernen Kriegstechnik getan hat, die

Google

Schrecken zu mildern. Der Schauplatz des Krieges ist beschränkt worden; nicht mehr schweifen einzelne Truppenteile planlos plündernd und verheerend durchs Land, sondern jede Armee bewegt sich auf dem kürzesten Wege nach ihrem durch den Kriegsplan gegebenen Ziele hin. Die Nichtkombattanten, namentlich Frauen und Kinder, sind vor Gewalttat sicher; die Verwundeten, auch die des Feindes, werden sorglich gepflegt. Und es ist auch wahr, daß die Zahl der Opfer, so groß sie sein mag, weit überboten wird von der Zahl derer, die jahraus jahrein an schmerzlichen, entstellenden, nicht selten zu grausamen Operationen zwingenden Krankheiten sterben. Trotz diesem allen bleibt eine Schlacht, in der zehn- bis zwanzigtausend kraftvolle blühende Menschenleben vernichtet, in der Tausenden Arme oder Beine weggerissen oder Augen ausgeschossen werden, etwas Furchtbares. Der alte Kaiser Wilhelm fand in einem Lazarett einen jungen Mann, der beide Beine verloren hatte, und fragte, womit er ihm wohl eine Freude bereiten könne. Der Unglückliche bat um den Gnadenstoß. Wilhelm mahnte, er möge sich auf einen christlicheren Wunsch besinnen, aber in solcher Lage pflegt die Kraft des Christentums auch beim Gläubigsten zu versagen.

Nicht immer ist der Krieg so schrecklich gewesen. Im Heroenzeitalter hatte er nichts Entsetzliches, Grauenvolles an sich. Heute meint man wohl, der Einzelkampf sei das eigentlich Verrohende. Allein es ist noch nicht Roheit, was sich entwickelt, wenn zwei Helden um einer ernsten und wichtigen Sache willen einander Aug in Aug gegenüberstehen und jeder jeden Nerv anspannt, den Gegner zu überwältigen. Das bietet zweifellos einen ästhetischen Anblick, dieses schöne Spiel von Kraft und Gewandtheit erscheint weder häßlich noch schrecklich. Besonders da Menschlichkeit keineswegs ausgeschlossen ist. Kommt es doch vor, daß im Kampfgetümmel zwei Helden einander als Gastfreunde erkennen und die Rüstungen tauschen: „die goldne gegen die eherne; hundert Farren sie wert, neun Farren die andre.“ Oder daß der Stärkere den Schwächeren tröstet, ehe er ihm den Todesstoß versetzt. „Stirb denn, Lieber, auch du! Warum wehklagst du also? Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging. Schaust du nicht, wie ich selbst so schön und groß von Gestalt bin? Denn dem edelsten Vater gebar mich die göttliche Mutter. Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängnis nahn.“ Und es gab keine grausigen Verstümmelungen. Entweder nur Fleischwunden, die Machaon rasch heilte, „der die Pfeil' ausschneidet und auflegt lindernden Balsam“. Oder der Schwergetroffene verscheidet nach kurzem Todeskampf auf dem Schlachtfelde. „Also zappelt im Blut er ein weniges, aber nicht lange,“ heißt es von Adamas, „denn ihm nahte der Held Merionas, welcher dem Leibe mächtig die Lanz' ausriß, und Nacht umhüllte die Augen.“ Man könnte nun meinen, der zarte Hellenensinn habe den Dichter abgehalten, das Widerliche, das vorgekommen sein möge, zu schildern. Aber Homer scheut auch vor Häßlichem nicht zurück, wie wenn Polydoros, von Achill in den Unterleib gestochen, heulend das austretende Gedärm heranzieht. Aus der seltenen Erwähnung solcher schlimmen Verwundungen dürfen wir auf ihr seltenes Vorkommen schließen. Und wir haben ein geschichtliches Zeugnis dafür, daß Verstümmelungen bis in die Zeit der Römerkriege hinein selten gewesen sind. Livius erzählt, nach dem ersten Gefecht im zweiten makedonischen Kriege habe es die Truppen des Königs Philipp und diesen selbst mit Entsetzen erfüllt, als sie bei der Musterung der Verwundeten sahen, wie das gewaltige his-

Google

panische Schwert hier den Arm samt der Schulter, dort den Kopf abgehauen, einem dritten die Eingeweide bloßgelegt habe; bis dahin hätten sie, im Kampfe mit Griechen und Illyriern, nur leichte Fleischwunden kennen gelernt. Was im späteren Mittelalter bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein Entsetzliches verbrochen worden ist, nachdem die Greuel des Orients in die europäische Kriegführung — wie in die sogenannte Justiz — eingeschleppt worden waren, darin wollen wir nicht wühlen. Aber was die heutige Kriegführung betrifft, so meine ich, es müsse den Bediener eines Geschützes, eines Torpedos der Gedanke an das, was seine Maschine anrichtet, an die Verstümmelung von Menschen, die er weder kennt noch haßt, mit denen er keinen persönlichen Konflikt auszukämpfen hat, bis ins Herzmark peinigen.

Demnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es Pflicht ist, dem Kriege vorzubeugen; Pflicht jedes Mannes, denn jeder einzelne Mann hat heute eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten, und übt auf sie einen, wenn auch noch so winzigen Einfluß. Rudolf Steinmetz meint in seiner Philosophie des Krieges, jeder einzelne Krieg sei eine Notwendigkeit gewesen, könne aus der Weltgeschichte nicht weggedacht werden. Gewiß! Aber zu den Gliedern der Kausalketten, die zu Kriegen führen, gehören vor allen andern die bewußt handelnden Menschen. Wir verstehen es nun zwar, daß ein armer Hirtenstamm erobernd und raubend in ein reiches Land fleißiger Bauern einfällt; ein solcher Krieg ist hinreichend motiviert. Wir verstehen auch, wie in den Zeiten des Absolutismus die an blinden Gehorsam gewöhnten Menschen sich in die für dynastische Zwecke unternommenen Kriege schleppen und opfern ließen. Wir verstehen es, daß 1813 das deutsche Volk aufgestanden ist, das napoleonische Joch abzuschütteln. Wir verstehen es, daß sich 1870 dasselbe deutsche Volk wie ein Mann erhob, seine Unabhängigkeit zu wahren gegen die französische Anmaßung, die unsern greisen Monarchen unter Vormundschaft zu stellen sich erfrechte. Aber wir würden es nicht verstehen, wenn aus der heutigen politischen Konstellation ein Krieg hervorbräche, denn ein solcher wäre reiner Wahnsinn. Es wird ja allgemein anerkannt, und ist schon längst Gemeinplatz geworden, daß ein Krieg zwischen zwei heutigen Kulturnationen nur gerechtfertigt erscheint, wenn eine der beiden ein wirkliches Lebensinteresse mit den Waffen zu verteidigen gezwungen wird. Es gibt aber kein erdenkbares Lebensinteresse, das England und Deutschland — — diese beiden Nationen kommen vor allen andern in Betracht — zwingen könnte, einander zu bekriegen. Daß England aus seiner Monopolstellung auf dem Weltmarkt allmählich zurückgedrängt wird, daß unter seinen Konkurrenten das ehedem gering geachtete Deutschland der erfolgreichste ist, mag den englischen Stolz verletzen, dem oberflächlichen englischen Beurteiler als eine Gefährdung des englischen Wohlstands erscheinen, aber nur ein Geisteskranker könnte diese Benachteiligung Englands — falls es eine ist — mit einem Kriege abwenden wollen. Kein Krieg vermöchte die Produktivkraft zurückzudämmen, die das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Nachdem beide Staaten in einem törichten Kriege einander eine Menge Schädigungen zugefügt hätten, würde beider Stellung im Konkurrenzkampfe wieder genau dieselbe sein wie vorher. Die Handels- und Kolonialkriege des 16. und 17. Jahrhunderts waren Raubkriege. Spanische Silberflotten waren gute Prisen und haben nicht wenig dazu beigetragen, zuerst die holländische, dann die englische Kapitalmacht zu begründen. Was

Google

jedoch könnte es heute England nützen, wenn es einige Schiffsladungen deutscher Klaviere, Mikroskope oder Damenmäntel kaperte? Von allen solchen Waren haben die Engländer selbst nur allzuviel; los werden wollen sie sie, nicht ihre Massen vermehren. Und steht es denn fest, daß der industrielle Aufschwung Deutschlands für England einen Verlust bedeute? Wächst nicht mit dem deutschen Export zugleich auch der englische Export nach Deutschland? Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts haben aller Welt darüber die Augen geöffnet, oder sollten doch diesen Erfolg gehabt haben, daß die reichen Länder die besten Kunden füreinander sind, und daß in armen Ländern nichts zu holen ist (außer etwa Wucherzinsen). Im Jahre 1779 fragten zwei englische Staatsmänner Adam Smith, ob es seiner Ansicht nach ratsam sei, die den Iren auferlegten Handelsbeschränkungen aufzuheben. Smith antwortete u. a.: „Sollte sich Irland in Zukunft einmal der Freiheit und einer guten Regierung erfreuen und seine Industrie an Tüchtigkeit mit der englischen wetteifern, dann um so besser für das ganze britische Reich und für England im besonderen! So wenig der Wohlstand und die Industrie von Lancashire Yorkshire schädigen, so wenig würden der Wohlstand und die Industrie Irlands England schädigen; vielmehr würden dadurch Englands Wohlstand und Industrie befördert werden.“ Dasselbe gilt nun natürlich auch für England und Deutschland, überhaupt für je zwei unabhängige Staaten. Dieses -Gesetz der Solidarität der Interessen den Völkern klar zu machen, das wäre die nächste und dringendste Aufgabe der Friedensfreunde. Die Haager Konferenz mag durch Ausbau des Völker- und Kriegsrechts nützliche Arbeit leisten — den Frieden zu fördern ist sie wenig geeignet, weil jeder Vorschlag einer Beschränkung oder Sistierung der Rüstungen den Verdacht erregt, der Vorschlagende wolle nur seinen Gegner verlocken, sich selbst die Hände zu binden, sich wehrlos zu machen. Darauf kann natürlich keine Großmacht eingehen, und die einzigen Wirkungen solcher Vorschläge sind Verstimmungen. Aber wenn die Deutschen und die Engländer sich klar machen, daß ein Interessengegensatz, der sie zu einem Kriege nötigen könnte, zwischen ihnen nicht obwaltet, dann ist für diese beiden Völker jede Kriegsgefahr gehoben. Von den kleinen Konflikten, die sich etwa um der Kolonien willen erheben könnten, zu sprechen, lohnt kaum die Mühe. Den Engländern Indien und Aegypten entreißen zu wollen, ist noch nie einem Deutschen in den Sinn gekommen, und wird nie einem in den Sinn kommen. Die englischen Ansiedlerkolonien stehen der deutschen Einwanderung offen, und an Tropenkolonien, die Kaffee und Kakao, Gummi, Palmöl und Baumwolle erzeugen, hat jeder der beiden Staaten genug. Wohl möglich, daß es Engländer gibt, die niemals genug haben, und die ganz Afrika einsacken möchten; aber der Durchschnittsengländer ist doch zu nüchtern und zu verständig, als daß er daran denken könnte, um eines Fetzens Afrika willen einen gefährlichen und kostspieligen Krieg gegen die stärkste Militärmacht der Welt zu wagen. Uebrigens würde dieser Krieg zur lächerlichen Tragikomödie werden, weil England für die Landaktion, Deutschland für die Wasseraktion zu schwach ist. In England scheint eine Jingopresse, die den schlechten Instinkten des Volkes schmeichelt, die tatsächliche Lage zu verdunkeln und die Köpfe zu verwirren. Vielleicht wird das nach dem großen Journalistenbesuch anders. Bei uns scheinen drei mächtige Gruppen, die zum Teil zusammenfallen, sich verschworen zu haben, gegenseitiges Vertrauen zwischen den

Go gle

Nationen nicht aufkommen zu lassen: die Militärpartei, deren Wunsch, das Heer und damit die Zahl der Offizierstellen beständig wachsen zu lassen, natürlich ist; die sogenannten Konservativen, die in der Armee das wirksamste Mittel sehen, sozialdemokratische Gelüste niederzuhalten und das Volk in ihrem Sinne zu „erziehen", die darum Kriegsgefahren an die Wand malen, um zur Verstärkung von Heer und Marine zu drängen; endlich die Interessenten des Schiffbaues und der Bewaffnungsindustrien. Indes allen diesen bleibt die Erfüllung ihrer Herzenswünsche noch auf lange Zeit gesichert, auch wenn die unsinnige Verhetzung zwischen Deutschland und England aufhört und einer aufrichtigen Freundschaft beider Nationen Platz macht. Die Verständigung ist ja glücklicherweise durch gegenseitige Besuche und Besprechungen von Geschäftsleuten, Kommunalbeamten, Journalisten eingeleitet, aber soll ein durchschlagender Erfolg erzielt werden, dann muß die oben beschriebene Interessensolidarität von den Zeitungen beider Länder unablässig gepredigt werden. „Den Krieg abschaffen", das geht so wenig wie den Tod oder die Erdbeben abschaffen. Aber es dahin bringen, daß zwei Nationen von der Art und den Lebensbedingungen der englischen und der deutschen jeden Gedanken an Krieg gegeneinander ehrlich aufgeben, das sollte wohl möglich sein; soviel Gewalt müßte die Vernunft über die Tücke des Objekts haben. Verzichtet man auf verständige Einwirkung, dann freilich kann es kommen, daß bei irgend einem dummen Anlaß die Engländer oder die Deutschen einen Tollheitsanfall erleiden, wie die Franzosen 1870, wo der Pariser Pöbel à Berlin brüllte.

Als ein Punkt, über den zwischen den beiden Nationen ernste Meinungsverschiedenheiten entstehen könnten, hat der Orient gegolten; doch auch dort dürften kaum noch ernste Konflikte entstehen. Es ist klar, daß Oesterreich und Deutschland die nächsten dazu sind, den Auflösungsprozeß der Türkei zu einem für die Kulturwelt ersprießlichen Ende zu führen. Dieser Meinung ist auch Edward Dicey (in seinem Buche The Egypt of the Future) und er spricht zugleich die Ueberzeugung aus, England werde ihnen dabei nicht hinderlich sein; die alte Türkenfreundschaft sei in England vollkommen erloschen, und der Levantehandel — has passed out of English hands. Nur Rußland komme als Gegner der beiden mitteleuropäischen Mächte in Betracht. Sollte es sich aber, woran Dicey nicht denkt, im Laufe der nächsten Jahre zeigen, daß Rußlands Reorganisationsversuche vergeblich sind, und daß es also nicht in der Lage ist, in die türkischen und vorderasiatischen Wirren einzugreifen, dann werden die Engländer um so weniger etwas dagegen haben, daß wir uns ohne russische Konkurrenz oder Feindschaft jener Aufgabe entledigen.

Nichts als Wahrhaftigkeit, Offenheit, Verzicht auf Lügen und Ränke wird dazu erfordert, mit England zu einem Einvernehmen zu gelangen, das jede Kriegsmöglichkeit ausschließt. Mit Frankreich wird bei der Eitelkeit und Unberechenbarkeit des Volkes eine ähnliche Verständigung kaum möglich sein. Die Franzosen werden niemals zugeben, daß ihre Kriegserklärung im Jahre 1870 ein Frevel war, der Abschluß jener langen Reihe von Freveln, die schon vor der Regierung Ludwigs XIV. begonnen haben; sie werden sich niemals zu der Einsicht bequemen, daß die im Frankfurter Frieden vollzogene Grenzregulierung gerecht und eine Notwendigkeit war, und es ist möglich, wenn auch nicht unbedingt gewiß, daß sie die Aussicht auf Sieg zu einem Revanchefeldzuge verleiten

Go gle

könnte. Vorläufig beruht demnach die Sicherung des Friedens nach dieser Seite hin lediglich darauf, daß die Franzosen ihre militärische Schwäche uns gegenüber kennen, daß die einzige Bundesgenossenschaft, die ihnen die Aussicht auf einen erfolgreichen Krieg offen hielt, wertlos geworden ist, und daß innere Wirren den Staat zerrütten. Nehmen sie wider alle Erwartung Vernunft an und lassen sie sich, wie es jetzt scheint, in Verständigungsversuche ein, so wird uns das natürlich um so mehr freuen.

Villa San Remigio.

Von Georg Brandes.

Im Garten steht eine Cypresse. Sonderbar pyramidenförmig ist dieser hohe und feierliche Baum. Doch er wirkt nicht hier wie sonst tragisch; man sieht sogar nicht gleich dessen Art. Denn über die Cypresse, und von ihr alles deckend, hat sich das dichteste Netz von weißen Rosen, mit kleinen gelben Rosenknospen durchsprengt, so gewebt, daß das dunkle Laub nur dazwischen schimmert, und das Ganze einem riesengroßen Rosenbaum ähnlich ist. Schlingrosen haben die Cypresse umwunden, umsponnen, betört, unkenntlich gemacht.

Das ernste Wesen ist von Rosenschönheit und Rosenzärtlichkeit eingesponnen.

o

Auf dem höchsten Punkt außerhalb Pallanza mit freier Aussicht nach allen Seiten über Lago Maggiore und dessen stilvolle kleine und größere Inseln liegt die Villa so, daß sie die reiche, mit eitel Schönheit gesegnete Gegend beherrscht. Sie erinnert, ob auch neuer und kleiner, an jene italienische Villen mit ihren Gärten, deren Ruhm in Jahrhunderten über die Erde gegangen ist; Gabriele d'Annunzio hat ihren Garten den schönsten Norditaliens genannt, und obwohl man fünfzehn Jahre ununterbrochen an dessen Verschönerung gearbeitet hat, sind die Anlagen noch im Werden.

Die Villa, die stetig erweitert wurde, ist auch jetzt im Umbau begriffen. Aber die Zimmer können verändert und eine schöne längliche Halle hinzugefügt werden, ohne das Haus dessen Gepräge von einem piemontesisch-lombardischen Gut verlieren zu lassen. Zwischen Baveno und Stresa hat ein reicher Engländer aus roten von England hergeführten Backsteinen sich ein Landhaus errichten lassen, bei welchem sowohl Material wie Stil in dem widerlichsten Streit mit dem Charakter der Landschaft liegen. Hier steht das Haus, was auch mit ihm vorgenommen wird, in vollster Uebereinstimmung mit der Gegend.

Es gehört dem Marchese Silvio della Valle di Casanova von der herzoglichen Familie Ventignano, und wie es ist, verdankt es dem Schönheitssinn des Besitzers und seiner Gattin alles außer der Lage. Jeder kleinste Teil ist ihr Werk. Als sie das Eigentum übernahmen, waren weit und breit nur Wiese und Wald mit alten, aber gewöhnlichen Bäumen. Jetzt ist der Ort und der Garten wie ein Gedicht, eins von den besten Swinburnes mit südländischem Gegenstand, streng in seiner Architektur, voller Haltung, obwohl berauschend durch Farben, Wohlklang und Stimmung. Aus dem Hause strömt edle Musik, aus dem Garten der gewürzte und gemischte Geruch hunderttausender Pflanzen, und es ist eine Harmonie zwischen dem Duft und den Tönen. Wenn die Musik schweigt, hört man aus den Baumkronen Amsel- und Nachtigallengesang.

Google

Von dem Hügel hier und bis zum See schrägt das Terrain reich bewachsen hinunter; die Küstenlinie selbst trägt echte Kastanienbäume, Nadelbäume und schlanke Cypressen zwischen weißen Häusern mit roten Dächern. Doch vor der Fassade der Villa und hinter ihr senkt sich der Erdboden nicht ebenmäßig. Mit jahrelanger Anstrengung ist Erde und Tuffstein und Granit heraufgeschleppt worden, und die Abschrägung in vier breite, glattbepflasterte, mosaikbedeckte Terrassen verwandelt mit steinernen Balustraden, mit hohen Granitsäulen, die in einer Abteilung japanische Drachen tragen, in einer anderen Vasen oder Urnen, aus denen Flammen steigen, mit einer Menge Statuen aus den Jahren 1600—1700 dekoriert, die alle heidnische Götter und Göttinnen darstellen. Alles ist hierhin geführt und alles dennoch mit so sicherem Geschmack gewählt, daß es aus der Erde hier gewachsen scheint.

Die Statuen stehen sparsam mit reichlichen Zwischenräumen, wie es auch guten Platz gibt zwischen den hohen Palmen, die hier in Reihen wachsen. Es saust in ihren Blättern, und sie scheinen sich nicht bewußt, daß bleichrote Rosen sich um ihre Stämme winden. Zwischen ihnen schießen kleine Fächerpalmen empor; die Palmen vermehren sich überhaupt hier ohne Maß und Grenzen.

Am untersten Rande des Gartens gegen die Straße umschließt eine hohe weiße Pforte eine Nische von roter Mosaik mit einer Herkulesstatue, eingerahmt von weißen Mosaikpilastern mit hell- und dunkelgrünen, von roten Bändern umwundenen Guirlanden — alles in Mosaik. Dieser leuchtende weiße Flecken gibt dem Auge einen Ruhepunkt. Ihm nicht fern befinden sich Nischen mit Delphinen, und ihnen gegenüber liegen kleine steinerne Wasserbassins, umgeben von symmetrischen, harmonisch wirkenden Blumenbeeten.

Diese Symmetrie ist das romanische Element des Orts. Denn was ist es anderes, als alte italienische Kultur bei dem Nachkommen jenes Cesare della Valle di Casanova, Duca di Ventignano, der vor hundert Jahren die besten klassischen Tragödien seit Alfieri schrieb, der diese Terrassen architektonisch angelegt, die mittlere Partie dieses Gartens symmetrisch geordnet und die Landschaft in dem Geiste der Landschaft umgeformt hat!

Stolz und einfach schreiten Lorbeer und Cypressen bis Lago Maggiore herab, der dort liegt, schwach grünlich, von weißen kleinen Segeln durchfurcht, glänzend in der Mittagssonne zwischen den Schneefelsen Simplons im Norden und den wälderbekleideten italienischen Bergen, die ihn kränzen; dem rostroten Sasso di Ferro, dem Monte Chimolo und den anderen, wovon jedes seinen wechselnden Schimmer und Ausdruck hat.

Alle diese Anlagen, Nischen wie Bogengänge, Mosaiken wie Cinquecento-Stuckdecken, die Arabesken der eisernen Gitter, die steinernen Balustraden der Terrassen, die schöne Kapelle unten am See mit dem Familienbegräbnis und den stillen Grotten, alles ist nach den Entwürfen des Marchese und nach den Zeichnungen und Gemälden der Marchesa ausgeführt worden. Ihr Künstlerauge hat über jede Einzelheit gewacht. Sie hat auch im Garten ihr Atelier, das einem kleinen Kirchengebäude gleicht, und von dort sind Gemälde ausgegangen, die an manchen Ausstellungen mit goldenen Medaillen ausgezeichnet und in Italien und Amerika verkauft worden sind.

Die Eheleute sind miteinander verwandt und stehen zugleich einander geistig nahe. In der Marchesa ist irisches Blut, in dem Herrn des Hauses italienisches und englisches Blut gemischt. Beider Bildung ist kosmopolitisch. Der Marchese, der ein hervorragender

Google

lyrischer Dichter ist, vereint die Leidenschaft des Dichters und des Sammlers. Er hat die steinernen Obelisken zuhauen lassen, welche die Allee schmücken, die sich vom Haupteingang unten am See hinauf zum Hause schlingt. Er hat die nähere Umgebung der Villa mit Säulen und Obelisken von Granit versehen. Eine hat eben ersetzt werden müssen, der Blitz hatte die kaum aufgerichtete granitene Säule wie Glas zersprengt. Er hat in Venedig, Milano und anderen Städten die hübschen Statuen aus der besseren Barockzeit eingekauft und die seltenen Bäume von allerwärts hergeholt. Hier wachsen nicht nur in wilder Ueppigkeit schwere alte Laubbäume von den gewöhnlichen Italiens, aber dicke Bambusbäume, mächtige Ceder und seltene südländische Nadelbäume.

Und das exotische Element fehlt nicht. Alle Bäume Japans wachsen und gedeihen in diesem Garten, denn das Klima des Ortes ist japanisch. Als feine Sonderlinge stehen sie hier unter den dunkelblättrigen Stämmen Italiens. Welche Freude für das Auge ist nicht zum Beispiel der japanische Ahornbaum mit den halb weißen, halb hellgrünen Blättern, der als Ganzes weiß wirkt und in der Entfernung förmlich in der Sonne glüht und leuchtet! Man fühlt die Universalität des modernen Lebens, wenn man zwischen den Bäumen des fernen Ostens hier am Lago Maggiore geht und sie gemischt sieht mit der einem so nahen und lieben Vegetation des europäischen Südens. Dieser fremde Baumschlag trägt das seinige zur bunten Pracht des Gartens bei.

Im Norden ist die Natur zur ersten Frühlingszeit nicht selten eintönig hellgrün. Sie steht dort unter dem Himmelzeichen des Spinats. Hier ist sogar die Blutbuche nicht einfarbig. Fagus tricolor hat an jedem ihrer Blätter drei verschiedene Nuancen von Rot, und jede Baumgruppe lohet hier in weißen, braunen, roten, gelben, grünen Farben, in zahlreichen helleren und dunkleren Abschattungen, saftiger oder trockener koloriert, aber immer überwältigend durch die Abwechselungen und Umtauschungen der Farbenpracht. Die Blumen der Magnolia grandiflora leuchten, doppelt oder dreifach so groß wie im Norden, schneeweiß oben in den Zweigen. Rosenhecken, deren Blumen schwerer und schwellender sind als die Georginen jenseits der Alpen, begegnen dem Auge bei jedem Schritt. Es sind nicht Prachtblumen ohne Duft, sondern Duftquellen wie La France.

Wieviel Resignation oder Furcht vor Nemesis liegt nicht in den bekannten nordischen Dichterworten über Pflanzen! In dem deutschen: „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen“, in J. P. Jacobsens dänischem: „Dort hätten Rosen sein sollen“. Hier geht man völlig ungestraft unter Palmen, und hier bilden die roten Rosen Sturzseen, die zwanzig Meter weit hinunterfluten. Hier ist im Garten ein Ort, wo wie eine Blumenkaskade die Azaleen, purpurrot, bleichrot, gelblich, rosa, weiß und weißgespickt in breiten Gurten hinunterrieseln. Nie ist hier ein Anlaß zu sagen: Dort hätten Rosen sein sollen, oder Farben. Ein Bergstrom von Blumenfarben bricht sich jeden Augenblick Weg zwischen Gras und Laub, während die romanischen und japanischen Baumsorten von oben dem Anblick ihr Leben geben.

Doch gibt es Tage, wo alle Farben hier gedämpft und verschleiert sind wie durch eine stille Wärme, wenn die großen Kugelwolken über den Himmel gleiten, und die Sonne, ohne zu brennen, backt. Dann liegt's wie silberner Nebel um Isola Madre.

Das künstlerische Gepräge, das den Garten gestempelt hat, ist auch dem Hause aufgedrückt. Der Marchese hat fast alle modernen Möbel, die zur Zeit seiner Eltern und

Go gle

Großeltern das Haus füllten, hinausgefegt, sie in einem Stallgebäude aufgestapelt, und von oberst zu unterst das Haus mit alten schönen italienischen Möbeln von den Jahren 1500—1700 möbliert, so daß jeder Raum, wenn alles fertig ist, sein entsprechendes Gerät besitzen wird. Hier gibt es ein Gewimmel von alten Truhen und Schreinen, für Kleider, Leinwand und Juwelen, von alten Schränken, Tischen, Stühlen und Betten, außerdem zahlreiche alte Brotladen, Seidenstoffe und Gemälde von der besten Zeit. Zwei Reliefs von einem Zeitgenossen Donatellos nehmen einen Ehrenplatz über dem Kamin der Wohnstube ein.

Und wie im Garten japanische Bäume neben den italienischen stehen, so in den Räumen der Villa japanischer Schmuck neben den europäischen Kunstwerken. Mehrere Satsuma-Vasen, riesengroß und schön mit zahlreichen gemalten Köpfen dekoriert, nehmen einen bedeutenden Platz in der Wohnstube ein. Und in einem Nebenraum, einer länglichen Halle, stehen zwei Vasen in Cloisonné, die nach dem Ausspruch von Kennern die größten sind, die überhaupt existieren.

Es gefällt dem, der von einem Lande kommt, wo das nationale Hausgerät dürftig ist, sich zur Ruhe zu legen in einem Bette, das ein Kunstwerk vom Jahr 1600 ist, von schön geschwungenen Säulen mit schwach vergoldetem Eichenlaub getragen, in seinem ganzen Bau des durchbrochenen Holzwerks so leicht aussehend, als könnte man es mit einer Hand bewegen. Und es ist noch ansprechender, am Morgen die Fensterläden für die Aussicht aufzuschlagen zu den hängenden gelben Rosen, hinter ihnen zu den vielfarbigen Bäumen, und hinter ihnen zur Landschaft, zu dem See, zu der kleinen Insel mit ihren Villen und Lorbeerhainen, endlich zu den Bergen, die schräge steigend ihre Rückenlinie gegen den lichten Himmel abheben.

Der Großvater der Hausfrau war lange englischer Geschäftsträger in Kopenhagen und trat in die intimsten Beziehungen zur dänischen Königsfamilie. Ganze Stöße von Briefen von der verwitweten Königin Caroline Amalie, mehrere Briefe von der Königin Louise und einzelne vom König Christian IX., die gewissenhaft aufbewahrt sind, geben noch heute Zeugnis von jener Freundschaft. Doch von allen Ländern außerhalb Italiens steht der Hausherr in dem innigsten Verhältnis zu Deutschland. Er hat seine ganze Jugend in Stuttgart verbracht, hat in Weimar bei Liszt deutsche Musik wie ein Deutscher studiert, und hat — was wohl einzig dasteht — trotzdem er als Italiener geboren und erzogen ist, in deutscher Sprache zwei Gedichtsammlungen veröffentlicht. Die erste führt den Titel Lieder und Gedichte 1898, die zweite den Titel Meine Liebe 1899 (beide in Jena bei Hermann Costenoble herausgegeben). Es sind Gedichte eines Musikers, daher von sicherem Wohlklang, und Gedichte eines Malers, deshalb farbensatt. Es sind elementarische, gestaltenlose Poesien, sich wie Shelleys in kosmischen Mythen bewegend, abstrakt in dem Ausdruck der Gefühle, wie Musik abstrakt ist, Dichtungen eines unweltlichen Enthusiasten, der außerhalb der menschlichen Gesellschaft, die er weder kennt noch kennen will, in Natur und Liebe aufgeht. Sein Gedicht An die See, ein bedeutendes Stück Lyrik, hat durch die vorzügliche Wiedergabe des Wellenschlags im Rhythmus eine schwache Aehnlichkeit mit Björnsons Gedicht An das Meer in Arnljot Gelline, das Casanova nicht kennt.

Go gle

Dieser Fremde bewegt sich als Virtuose in deutschen Rhythmen und Reimen, vermag als Wortkünstler mit der Sprache zu spielen, und verrät nur durch die überströmende oratorische Leichtigkeit den Italiener. Er ist und bleibt trotz seiner gründlichen deutschen Bildung ein Kind des Südens, das von der rauhen Wirklichkeit unberührt nur das Schöne und Verfeinerte sucht, wie er immer in schönen und harmonischen Umgebungen lebt. Was in ihm ernst und feierlich ist, das ist von der Anmut einer südlichen Natur in Rosen gehüllt worden.

o

In dem Garten steht eine Cypresse, der stolze und einsiedlerische Baum. Aber über ihn und um ihn, alles deckend, hat sich das dichteste Netz von weißen Rosen so gewebt, daß das dunkle Laub nur dazwischen durchschimmert. Schlingrosen haben die Cypresse umwunden, umsponnen, unkenntlich gemacht.

Die deutschen Sozialdemokraten und der internationale Krieg.

Von Robert Michels.

Robert Michels, einer unserer begabtesten jüngeren Sozialhistoriker, jetzt Privatdozent in Turin, gehört der in Deutschland nur schwach vertretenen Richtung der revolutionären Syndikalisten an, deren Heimat Frankreich und Italien ist. Sie sind gleichzeitig die Hauptvertreter des Antimilitarismus. Da das Thema, von dem dieser Essay handelt, auf dem demnächst in Stuttgart tagenden Internationalen Sozialisten-Kongreß zur Verhandlung gelangt, so nehme ich an, daß den Lesern des „Morgen" eine Erörterung des Problems Interesse bietet. Wird es doch manchen Leser geben, der erst aus den Auslassungen Michels erfährt, daß die deutsche Sozialdemokratie, allen voran Bebel, von vielen, namentlich ausländischen Sozialisten, des militaristischen Chauvinismus geziehen wird. Daß ich mich sachlich nicht mit jedem Artikel identifiziere, der in meinem Ressort hier erscheint, brauche ich wohl nicht mehr jedesmal besonders hervorzuheben. Ich halte jeden Beitrag für geeignet, der unseren Horizont erweitert.

Werner Sombart.

Die sozialdemokratischen Führer und Deputierten August Bebel und Gustav Noske haben kürzlich wieder einmal im Reichstag die öffentliche Erklärung abgegeben, ihre Partei würde in jedem Angriffskrieg das Vaterland mit Einsetzung aller Kräfte verteidigen.*) Auch in der sozialdemokratischen Presse, auf sozialdemokratischen Kongressen spukt die dieser Erklärung zugrunde liegende formalistische Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg herum.

Die deutschen Sozialdemokraten glauben also, entscheiden zu können, in welche Kategorie im einzelnen Falle ein ausbrechender Krieg hineingehört. Je nachdem dann ihre Stellungnahme. Entweder freudiges Einsetzen aller Muskeln für das „Vaterland", oder

Nur schade, daß ein Haken in dieser bequemen Fassung des Problems ist und daß dieser Haken in der Logik der Tatsachen liegt.

*) Es ist eine Legende, daß die deutschen Sozialdemokraten unter allen internationalen Sozialisten die schlimmsten seien. Sie sind die ausgemachten Gegner aller von französischer und

Google

Es ist in der Tat ein Unding, im Moment der Gefahr und der hochgespannten Erregung erkennen zu wollen, wen von den beiden kontrahierenden Staaten die „Schuld“ trifft, ja, selbst entscheiden zu wollen, in welchem von den beiden der wirkliche „Angreifer“ zu erblicken ist.

Zunächst: wer entscheidet darüber, wer im gegebenen Falle — sagen wir in einem zwischen Deutschland und England oder Frankreich ausbrechenden Kriege — der schuldige Teil ist? Die Reichstagsabgeordneten Bebel und Noske? Oder die opportunistische Redaktion des von den Radikalen eroberten Vorwärts? Oder etwa eine — natürlich geheim zu haltende — Zusammenkunft von Parteivorstand und Generalkommission? Oder beruft man — telegraphisch —, etwa am dritten Mobilmachungstag? — einen außerordentlichen Parteitag ein, dessen Majoritätsbeschluß bindende Kraft besäße? Und weiter: Würde er in Landwehruniform tagen? Und von den parteipolitisch organisierten Reservisten aller Gaue Deutschlands beschickt werden? Und welche geheimen Aktenstücke würde er in Händen haben, auf Grund derer er seinen Entscheid fällen könnte? Und endlich und nicht zum letzten: über welche Exekutivgewalt würde er verfügen, gesetzt den Fall, daß die Organe des Staates diesen tragikomischen Kongreß überhaupt gewähren lassen würden? Unterdessen ständen dann die drei Millionen sozialdemokratischer Soldaten und Unteroffiziere natürlich schon längst vor Paris und würden kaum Lust dazu verspüren, sich um ein etwaiges Urteil, daß die deutsche Regierung Frankreich gegenüber im Unrecht wäre, auch nur im geringsten zu kümmern. Jede derartige Entscheidung wäre also ein Schlag ins Wasser!

Aber noch wichtiger als die Frage nach der Ausführbarkeit eines sozialdemokratischen Entscheides in der Kriegsfrage ist die nach seinem Zustandekommen. Daran, die Fürsten und Diplomaten der interessierten Staaten vor ein sozialdemokratisches Tribunal zu berufen und sie einem hochnotpeinlichen Kreuzverhör zu unterwerfen, wird doch wohl niemand von den Angriffs- und Verteidigungs-Theoretikern im Ernste denken. Wie liegen überhaupt die Dinge im Kriegsfall?

Jede Regierung besitzt alle Machtmittel, deren sie bedarf, um den wahren Sachverhalt der Auseinandersetzungen zwischen zwei Diplomatien, die zum Kriege führten, den Augen der Kontrolle zu entziehen, zur ausschließlichen Verfügung. Jede Regierung wird in letzter Stunde, wenn sie den Telegraph allein in der Hand hat

anderer Seite ausgehenden Versuche zur Lösung des Problems vom Verhalten der organisierten Arbeiterschaft im Kriegsfalle. Ihre Wut gegen den Antimilitarismus geht sogar so weit, daß sie, wenn es sich um seine Bekämpfung handelt, alle anderen bisher eifersüchtig bewahrten Parteiprinzipien vergessen, die elementarsten Pflichten sowohl im inneren Parteileben — die Preisgabe eines unter der Anklage des Hochverrats stehenden Genossen im Reichstag! — als auch im internationalen Verbande — die Bloßstellung eines Parteivorstandmitgliedes der französischen Bruderpartei in einem ausgesprochen bürgerlichen Interessen dienenden französischen Tageblatt durch Bebel. Die deutsche Sozialdemokratie ist zweifellos im Laufe der letzten Jahre „patriotischer“ geworden, „patriotischer“ als die große Mehrzahl der Genossen des Auslandes, deren Mangel an Patriotismus sie sogar durch Mitarbeiterschaft an bürgerlichen Zeitungen bekämpfen zu müssen geglaubt hat. Vorstehender Artikel ist ein Beitrag zum Studium der angedeuteten Entwicklung.

Google

und keinerlei Widerlegung von irgend einer Seite her mehr zu befürchten braucht, den Zwischenfällen diejenigen Versionen geben, die ihr am tauglichsten scheinen, um in den Augen ihrer Untertanen als gerecht, als frivol in den Krieg hineingedrängt dazustehn. Vor und bei dem Ausbruch jedes Krieges ist die ganze bürgerliche Presse beider interessierten Länder eifrig bemüht, den Gegner als den alleinigen Störenfried, den leidigen Krakeelsucher, den heimtückischen Einbrecher darzustellen, den es gilt, mit der Hilfe aller von Haus und Hof fernzuhalten. Die Völker sind jener Presse auf Gnade und Ungnade ergeben, einschließlich der der gewohnten Preßfreiheit ganz oder zum größeren Teil beraubten Sozialisten, auch wenn sie anmaßlich genug sind, das wissen zu wollen, was in fast allen Fällen historisches Geheimnis bleibt, nämlich wer „Unrecht" hat.

Der Krieg von 1870/1871 zeigt uns klar wie die Mittagssonne, wie innerlich unmöglich jedes moralische Richteramt über die Schuld der Völker und Regierungen ist. Noch heute, fast vierzig Jahre nach dem Kriegsausbruch, ist die Schuldfrage des deutsch-französischen Krieges eine der kompliziertesten, ja, verworrensten Probleme unserer neueren Geschichtsforschung. Noch heute sind in Deutschland nicht nur der gebildete und der ungebildete Plebs, sondern mit einer in der deutschen Wissenschaft sonst seltenen Einmütigkeit selbst die Fachkreise darüber einig, daß dieser Krieg fast ausschließlich ein Werk der Provokation Frankreichs war, während umgekehrt in Frankreich alle Welt, vom Krämer bis zum Hochschulprofessor, ebenso einig in der Annahme ist, daß der Krieg einzig auf das Konto der Anmaßung Preußens zu setzen war: Hier die kränkende Anrempelung des greisen Heldenkönigs durch Benedetti in Ems, dort die kränkende Fälschung der Emser Depesche und die Bekanntgabe der Umredaktion durch Bismarck. Die Historiker der nicht direkt beteiligten Völker aber stehn teils auf deutscher, teils auf französischer Seite, je nachdem sie aus deutscher oder aus französischer Quelle schöpften, je nachdem ihre Sympathien mehr nach deutscher oder nach französischer Seite hinneigen.

Und die „historische Wahrheit?", wird man mich fragen. Die „historische Wahrheit" wird manchmal von den geschichtsbeflissenen Pfadfindern aufgefunden, wenn es den personis dramatis gefallen hat, nachdem sie die Augen geschlossen, ihre Memoiren veröffentlichen zu lassen, sowie wenn es den Regierungen einfällt, ihre Archive der staunenden Nachwelt zu öffnen. Später, später. Selbst die demokratische gallische Republik läßt sich nur in die bis zur französischen Revolution geschriebenen Staatspapiere hineingucken und verschließt den Rest, wenigstens in sehr wichtigen Teilen, allen forschenden Augen. In der Mehrzahl der Fälle wird die „historische Wahrheit" nie gefunden.

Und es ist auch gar nicht nötig, daß sie gefunden werde. In der Mehrzahl der Fälle existiert eine „Schuldfrage" überhaupt nicht. Die „Schuld" an den Kriegen tragen zumeist die wirtschaftlichen Interessengegensätze zweier um die Absatzmärkte streitender, in Staatsgebiete gesonderter Interessenkomplexe. Wer aber wollte über die „Schuld" von Interessen Richter sein?

Google

Kurz zusammengefaßt: das ganze Gerede vom „Angriffs-“ und „Verteidigungskrieg“ operiert mit den jammervollsten Fiktionen, die jemals in ernste Betrachtungen, bei denen es im Grunde um Hals und Kragen von Millionen geht und die deshalb des größten wissenschaftlichen Ernstes und des unbedingtesten Wahrheitsmutes bedürften, hineingeworfen worden sind. Nur in einem Falle steckt in jenen Worten auch ein Sinn: nämlich in dem Falle, daß sie rein äußerlich gefaßt werden: Angriffskrieg = der Krieg, den derjenige führt, der die Kriegserklärung erlassen hat, Verteidigungskrieg der, den derjenige führt, an den sie ergangen ist. Ein jedes Kind aber weiß, daß die Kriegserklärung mit der „Schuld“frage nicht das geringste zu tun hat, überhaupt keine moralische, sondern fast jedesmal eine taktisch-strategische Angelegenheit ist. Eine Partei, die so eifrige Militärkundige, ja Militärspezialisten wie August Bebel an ihrer Spitze hat, dürfte über diese Elementarkenntnisse hinaus sein.

Wenn wir trotzdem immer wieder von neuem seitens der offiziellsten deutschen Sozialdemokraten die famose Unterscheidung in Angriffskrieg (Spezies A) und Verteidigungskrieg (Spezies B) und, damit zusammenhängend, zur höchsten Genugtuung unserer bürgerlichen Presse von A bis Z, die hochgemute Erklärung vernehmen, daß im Falle der Spezies B die gesamte deutsche Sozialdemokratie, die kriegsuntüchtigen Häupter an der Spitze, den — nicht bewilligten — Tornister auf die Schulter nehmen und bis zum letzten roten Blutstropfen in vollendeter Klassenharmonie für das Reich eintreten würden — was sie im Falle der Spezies A zu tun beabsichtigen, wird uns im Reichstage vorsichtshalber nicht einmal verraten — dann wissen wir, daß das alles nicht „marxistische Wissenschaft“, sondern ein politisierender Opportunismus ist, der weder wissenschaftlich noch politisch den moralischen Mut hat, ein vitales Problem bei den Hörnern anzufassen, sondern es vorzieht, es in eitle Phrasen aufzulösen, um es zu umgehn.*)

Die Antinomie, die dem sozialdemokratischen Misoneismus als offener Ausweg aus dem Problem des Verhaltens der organisierten deutschen Arbeiterschaft im Kriegsfall dient, wird sofort offenbar, wenn wir die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie zum Kriegsproblem im Lichte der zwei großen Weltanschauungen prüfen, die sich im modernen Völkerleben die Herrschaft streitig machen.

Nach der geltenden staatsrechtlichen Auffassung ist die Staatsgewalt unteilbar, einheitlich, ausschließend. Ihr unterliegen alle Staatsbürger, die ihresteils nichts sind als Partikel des Ganzen, moralisch verpflichtet, sich einzugliedern und den Organen des Staates treue, sich unterordnende Gefolgschaft zu leisten, wohin immer der Weg

*) Das wird von einigen Mitgliedern der deutschen Sozialdemokratie auch erkannt. So, in flagrantem Gegensatz zu August Bebel, Karl Kautsky: „Wer seine Zustimmung zu einem Kriege davon abhängig machen wollte, ob seine Nation angegriffen oder der Angreifer ist, dürfte selten früher als einige Jahre nach dem Friedensschluß in die Lage kommen, diese Frage präzis entscheiden zu können.“ (Neue Zeit, XXIII, S. 366.) Jedoch befinden sich diese und ähnliche Stimmen ganz unzweifelhaft in einer ganz verschwindenden Minderheit in der Partei.

Google

gehe und welche immer die Pflichten seien, die das „Ganze“ des von Grenzen umschlossenen, rechtlich geeinten Staatsgebietes den einzelnen auferlegt. Gewiß ist die Richtlinie des Willenskomplexes dieses Staatsganzen veränderlich, aber die Grenzen dieser Veränderlichkeit sind feste. Sie sind gegeben durch die Verfassung. Wenn also in einem Falle die verfassungsrechtlich fixierten Instanzen dieses „Rechtsstaates“ — in Deutschland der Kaiser und der Bundesrat, denen dann der Reichstag, nach dem fait accompli, die Gelder zu bewilligen hat — beschlossen haben, einem andern Staatsgebilde den Krieg zu erklären oder eine Maßregel zu ergreifen, die die Kriegserklärung eines andern Staatsgebildes provoziert, so sind damit alle staatsrechtlichen Bedingungen erfüllt, und die Bürger des Staates haben keine andere Aufgabe mehr als die, zu gehorchen. Maßt sich die Sozialdemokratie da noch ein Recht auf Kontrolle, ja auf Revision eines auf dem Staatsrechtswege zustande gekommenen, mit Rechtsgültigkeit ausgestellten Beschlusses an, so fällt sie aus dem Rahmen des Rechtes und der Moral heraus. Des Rechtes, weil sie willkürlich an einer legitimen Sentenz rüttelt — sie wird hochverräterisch. Der Moral, weil sie, die Bürgerrechte genießt, sich frivol den Bürgerpflichten entzieht und das gemeinsame Vaterland in der Not im Stiche läßt — sie wird infam.

Grundverschieden von diesem ist der Standpunkt, der sich aus der sozialistischen Weltanschauung ergibt. Der materialistischen Geschichtsauffassung nach liegen die menschheitlichen Antagonismen nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen den Klassen. Die großen Interessengegensätze zwischen der Arbeit und dem Kapital sind die einzigen, oder doch wenigstens die einzig wesentlichen geschichtsbildenden Faktoren. Dagegen haben sich die Proletarier aller Länder mit einander zu vereinen, um gegen die besitzenden Klassen aller Länder zu kämpfen, in möglichst zivilen Formen gewiß, aber doch ohne Unterlaß bis zur Expropriation der Expropriateure. Die Arbeiter verschiedener Sprachen- und Rassengebiete sind einander näher verwandt, als die dieselbe Sprache sprechenden und dasselbe Gebiet bewohnenden Mitglieder der beiden großen exzentrischen Klassen. Der „Staat“ aber seinerseits ist nichts als die Organisation der herrschenden Schichten, der Hammer, mit dem in der Faust sie die Unterdrückten beherrschen, und, wenn nötig, niederschlagen. Daher geht der Krieg zwischen zwei Staaten das Proletariat nicht mehr an, wie etwa ein Prozeß zwischen zwei Aktiengesellschaften. Er ist eine Privataffäre zweier kapitalistischer Konkurrenten, deren beider Machtfülle lediglich durch die politische Rechtlosigkeit, soziale Niederhaltung und wirtschaftliche Ausbeutung der unteren Volksklassen bedingt ist. Wenn im Kriegsfall Bebel an der deutschen und Jaurès an der französischen Grenze mit geschultertem Gewehr, jeder für sein Vaterland (Bebel für das deutsche und Jaurès für das französische), den Heldentod stirbt, so ist das ein durchaus unsozialistisches, ja lächerliches Bild. Der Sozialismus, der auf der großen Klassenscheidung aufbaut, und der Krieg, der nur denkbar ist bei

Google

der Voraussetzung einer pronunzierten Interessengemeinschaft aller innerhalb eines bestimmten Staatengebiets zusammenlebenden Klassen, schließen einander a priori aus. Sicher handelt der Sozialdemokrat, der sich vermißt, über das „Recht“ eines Klassenstaates einem anderen gegenüber zu entscheiden, der — nicht aus kulturellen, sondern aus „nationalen“ Gründen — freudig bewegt in einen „Verteidigungs“krieg zieht, entgegen der sozialistischen Rechtsauffassung und entgegen der Moral. Entgegen der sozialistischen Rechtsauffassung, weil er über die Ewigkeitssatzungen der materialistischen Geschichtsauffassung hinweg sozialistisch ungültigen atavistischen Anschauungen Rechnung trägt und sein bürgerliches Vaterlandsbewußtsein in den proletarischen Klassenkampf störend hineinträgt. Unmoralisch deshalb, weil er wissentlich intellektueller Helfershelfer davon ist, daß das Proletariat sein rotes Blut für eine ihm fremde, ja, ihm feindliche Sache verspritzt.

So sitzen die sozialdemokratischen Verteidigungspatrioten prinzipiell zwischen zwei Stühlen. Sie sind noch nicht konsequente „Bourgeois“, aber sie sind auch nicht mehr konsequente Sozialisten. Da sie die Möglichkeit der Existenz eines mit den herrschenden Schichten des Staatsgebildes, in dem sie leben, gemeinsamen „Feindes“ annehmen — der natürlich auch seinerseits wieder in Proletariat und Bourgeoisie zerfallen würde — ist es in der Tat ganz unbegreiflich, wie sie dazu kommen, den Militäretat glattweg zu verneinen. Wer einen „Feind“ anerkennt, der muß sich gegen ihn wappnen, und wer sich auf den Rechtsgrund der deutschen Reichseinheit stellt, der muß gegebenenfalls nicht nur das Gewehr aufpacken, um mit Bebel das letzte deutschgewordene Franzosendorf gegen die Franzosen und das letzte deutschgewordene Polennest gegen die Polen zu verteidigen, sondern es auch bewilligen.

Das wären die Konsequenzen. Diese ergeben sich aus den Reichstagsreden der Abgeordneten Bebel und Noske, hinter denen zweifellos die übergroße Mehrheit ihrer einst marxistischen Partei steht.*) Man mag sich dieser, den ausländischen Sozialisten allerdings schwerverständlichen „patriotischen“ Stellungnahme der großen deutschen Arbeiterpartei zum Kriegsproblem und zumal der sich aus ihr ergebenden fälligen Konsequenzen erfreuen und sie begrüßen als den endlichen Sieg der Vernunft in der ehemals so gefürchteten Umsturzpartei. Man mag sie betrauern. Aber unabwendbar sind sie. Unabwendbar wie die Nacht, die auf den Tag folgt.

*) Die kürzlichen Erklärungen der Reichstagsfraktion haben allerdings in der sozialdemokratischen Parteipresse zu einer ausgedehnten Polemik geführt, in der die Stellung der Abgeordneten in der von uns berührten Frage vielfacher Kritik unterzogen wurde. Einige Blätter haben sogar behaupten wollen, die Fraktion stehe in dieser Frage isoliert da. Das wissen wir nicht. Es ist aber auch ganz irrelevant. Uns genügt es, aus einer öffentlichen Kundgebung Bebels zu wissen, daß auf dem im August stattfindenden internationalen Kongreß er, Bebel, dem Franzosen Herné gegenüber seinen Standpunkt vertreten werde. Auf internationalen Kongressen aber pflegt deutscherseits stets nur im Namen der Partei gesprochen zu werden. Also dürfen wir in dieser Frage die Partei Bebel gleichsetzen.

Google

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Zweiter Akt. [1. Fortsetzung]

Einen Tag später um die Mittagsstunde im Bibliothekzimmer des Ibsen-Klubs. Es ist ein langgestreckter Raum mit Glastüren, die auf beiden Seiten bis zur Hälfte der Zimmerhöhe reichen, in den Speisesaalkorridor und in das Haupttreppenhaus führen. In der Mitte des Raumes befindet sich der Kamin, der von einem hübschen Kaminsims überragt wird, worauf sich eine Ibsen-Büste und dekorative Inschriften der Titel seiner Stücke befinden. Zu beiden Seiten des Kamins sind kreisförmige Nischen angebracht, die von gepolsterten Sitzen eingefaßt sind und zu Häupten ein Fenster haben; der Raum zwischen den Liegestühlen und den Fenstergesimsen ist mit Büchern gefüllt. Ein langes Sofa steht dem Feuer gegenüber. Dem Rücken des Sofas parallel laufend und so, daß er es berührt, befindet sich ein grüner, mit Zeitungen bedeckter Tisch. Wenn Ibsen auf das Zimmer herabblickt, hat er die Speisesaaltür zur Linken, und hinter ihr, nahezu in der Mitte, steht ein drehbarer Bücherständer und dicht daneben ein Lehnstuhl. Zu seiner Rechten zwischen der Tür und der Nische lehnt eine leichte Bibliotheksleiter. Anschlagezettel mit der Aufschrift „Ruhe" sind hier und dort, in die Augen fallend, angebracht.

Cuthbertson sitzt im Lehnstuhl vor dem drehbaren Bücherständer und liest den „Daily Graphic". Dr. Paramore sitzt auf dem Diwan in der Nische zu Ibsens Rechten und liest das „British Medical Journal". Er ist jung für seinen Beruf, knapp an die vierzig. Sein Haar lichtet sich auf der Stirne, und seine dunkeln, gewölbten Augenbrauen, die ziemlich nahe zusammentreten, geben ihm ein gewissenhaft düsteres Aussehen. Er ist in einen Gehrock gekleidet und trägt das „Krankenbettbenehmen" des beliebten Arztes mit einer peinlich genauen Förmlichkeit zur Schau. Er ist durchaus kein glücklicher oder freimütiger Mann, aber nicht bewußt unglücklich oder absichtlich unaufrichtig und in intellektueller Beziehung höchst selbstzufrieden.

Sylvia Craven sitzt in der Mitte des Sofas vor dem Feuer und liest einen Band Ibsen; von der Mitte des Zimmers aus ist nur die Rückseite ihres Kopfes sichtbar. Sie ist ein Mädchen von achtzehn Jahren, klein und schmuck, trägt ein schickes, ziemlich kurzes, tailor-made gearbeitetes Kleid und eine reitjackettartige Jacke, die eine weiße Bluse mit heller Seidenschleife, einen Herrenkragen und eine Herrenuhrkette hervorschimmern läßt und so arrangiert ist, daß sie möglichst wie eine Herrenweste, die eine Hemdbrust umschließt, aussieht, was aber den hübschen Gesamteindruck nicht stört. Die Stimme eines jungen Klubpagen, der monoton „Dr. Paramore" ruft, läßt sich, von außen rechts näher kommend, vernehmen.

Klubpage (von außen): Dr. Paramore, Dr. Paramore, Dr. Paramore — (Er tritt mit einem Präsentierteller, auf dem eine Karte liegt, ein.)

Dr. Paramore (scharf, sich aufrichtend): Hier, Junge. (Der Klubpage reicht ihm den Präsentierteller. Dr. Paramore nimmt die Karte und sieht sie an.) Es ist gut, ich werde zu ihm hinunterkommen. (Der Klubpage geht ab. Dr. Paramore erhebt sich, kommt aus der Nische hervor und wirft seine Zeitung auf den Tisch.) Guten Morgen, Herr Cuthbertson. (Er bleibt stehen, um seine Manschetten hervorzuziehen und seinen Rock zu richten.) Frau Transfield ist doch hoffentlich wohl?

Sylvia (entrüstet den Kopf wendend): Sh—sh—sh! (Dr. Paramore wendet sich überrascht um. Cuthbertson steht energisch auf und sucht am Bücherständer entlang nach dem Urheber dieser Frechheit.)

Paramore (zu Sylvia, steif): Verzeihen Sie, Fräulein Craven, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu stören.

Sylvia (verwirrt, aber dennoch ihren Standpunkt wahrend): Sie können sprechen, so viel Sie wollen, wenn Sie zuvor die übliche Rücksicht nehmen und fragen, ob die anderen Leute damit einverstanden sind. Wogegen ich mich verwahre, das ist Ihre Ueberzeugung, daß meine Gegenwart nichts zu sagen hat, weil ich nur ein weibliches Mitglied bin. Das ist alles. Nun fahren Sie fort, bitte: Sie stören mich nicht im geringsten. (Sie wendet sich zum Feuer und vertieft sich wieder in Ibsen.)

Cuthbertson (mit nachdrücklicher Würde): Kein Gentleman würde auch nur im Traum etwas dagegen einzuwenden gehabt haben, daß wir einige Worte wechseln, Fräulein. (Sie nimmt keine Notiz von Cuthbertson. Er fährt ärgerlich fort.) Ich war einfach im Begriff, Dr. Paramore zu sagen, daß ich nichts dagegen hätte, wenn er seinen Besucher hier heraufführen lassen wollte. So eine Frechheit! (Er schleudert seine Zeitung auf den Stuhl.)

Paramore: Oh, vielen Dank, aber es ist nur ein Instrumentenmacher.

Cuthbertson: Gibt es wieder neue medizinische Entdeckungen, Doktor?

Paramore: Nun, da Sie mich danach fragen: vielleicht eine äußerst wichtige. Ich habe etwas entdeckt, das bis jetzt übersehen worden ist. Ein kleines Gefäß in der Leber des Meerschweinchens. Fräulein Craven wird verzeihen, daß ich so etwas erwähne, wenn ich hinzufüge, daß diese Entdeckung ein wichtiges Licht auf den Fall ihres Vaters werfen könnte. Hauptsache ist natürlich, daß man herausfindet, zu welchem Zweck das Gefäß vorhanden ist.

Cuthbertson (ehrerbietig, im Gefühl sich der Wissenschaft gegenüber zu sehen): Wahrhaftig. Wie wollen Sie das anstellen?

Paramore: Oh, das ist ganz einfach. Ich brauche das Gefäß nur zu durchschneiden und zu beobachten, was dem Meerschweinchen dann geschieht. (Sylvia erhebt sich entsetzt.) Ich werde dazu ein Messer nötig haben, welches so konstruiert sein muß, daß ich an die Stelle heranzukommen vermag. Der Mann, der unten auf mich wartet, hat mir einige Muster mitgebracht, damit ich sie versuche, bevor er sie fertigstellt und ins Laboratorium schickt. Ich denke, es hätte keinen Sinn, solche Waffen hier heraufbringen zu lassen.

Google

Sylvia: Wenn Sie das wirklich versuchen sollten, Dr. Paramore, werde ich mich beim Komitee beschweren. Die meisten unserer Mitglieder sind Antivivisektionisten. Sie sollten sich schämen. (Sie stürzt zur Stiegenhaustür hinaus.)

Paramore (mit geduldiger Verachtung): Mit solchen Vorurteilen haben wir Männer der Wissenschaft heutzutage zu kämpfen, Herr Cuthbertson. Unwissenheit, Aberglaube, Sentimentalität, es ist alles ein und dasselbe. Eines Meerschweinchens Leben wird über das Wohl und Wehe des ganzen Menschengeschlechtes gesetzt.

Cuthbertson (heftig): Das ist weder Unwissenheit noch Aberglaube, Paramore, sondern Ibsenismus vom reinsten Wasser: das ist es. Ich wäre gerne den ganzen Vormittag bequem am Feuer sitzen geblieben. Aber ich habe mit diesem Mädel nie Glück gehabt. Ich konnte nicht hingehen und mich neben sie in einen Stuhl fallen lassen. Sie würde denken, daß ich wer weiß was von ihr will. Das ist eine der Annehmlichkeiten, Frauen im Klub zu haben; wenn die hier eintreten, wollen sie alle am Kamin sitzen und diese Büste anbeten. Manchmal habe ich große Lust, das Schüreisen zu nehmen und es ihnen um die Nase zu schlagen. Uh!

Paramore: Ich muß gestehen, daß ich das ältere Fräulein Craven ihrer Schwester vorziehe.

Cuthbertson (seine Augen leuchten auf): Uh, Julia! Das glaube ich Ihnen. Ein wunderbar schönes Geschöpf — jeder Zoll ein Weib. Nichts von Ibsenismus in ihrem Wesen.

Paramore: Ich bin darin ganz Ihrer Meinung, Herr Cuthbertson. Eh — apropos, glauben Sie, daß Fräulein Craven sich für Charteris interessiert?

Cuthbertson: Was, für diesen Burschen! Für den nicht. Er ist hinter ihr her. Aber er ist nicht männlich genug für sie; eine solche Frau liebt einen starken männlichen, breitschultrigen Mann.

Paramore (begierig): Hm! eine Art Sportsman, glauben Sie?

Cuthbertson: Oh nein, nein. Einen Mann der Wissenschaft, vielleicht einen Ihresgleichen. Sie wissen, was ich meine — einen Mann. (Er schlägt sich auf die Brust, daß es schallt.)

Paramore: Selbstverständlich; aber Charteris ist ein Mann.

Cuthbertson: Pah! Sie verstehen nicht, wie ich es meine. (Der Klubpage kommt mit seinem Präsentierteller zurück.)

Klubpage (ruft monoton wie zuvor): Herr Cuthbertson, Herr Cuthbertson, Herr Cuth —

Cuthbertson: Hier, Bursche. (Nimmt eine Karte vom Präsentierteller.) Führen Sie den Herrn herauf. (Der Page geht hinaus.) Es ist Craven. Er kommt, um mit mir und Charteris zu frühstücken. Sie können mithalten, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, sobald Sie mit dem Instrumentenmacher fertig sind. Wenn Julia kommt, werde ich sie auch einladen.

Paramore (vor Freude errötend): Ich werde mich sehr glücklich schätzen. Ich danke Ihnen. (Er will durch die Stiegentür hinausgehen, da tritt Craven ein.) Guten Morgen, Oberst Craven.

Craven (an der Tür): Guten Morgen; ich freue mich, Sie zu sehen. Ich suche Cuthbertson.

Paramore (lächelnd): Hier ist er. (Er geht hinaus.)

Cuthbertson (Craven lebhaft begrüßend): Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen. Wollen Sie ins Rauchzimmer kommen oder hier Platz nehmen und plaudern, während wir auf Charteris warten? Wenn Sie Gesellschaft wünschen, im Rauchzimmer sind immer eine Menge Weiber. Hier werden wir bis gegen drei Uhr recht hübsch für uns allein bleiben.

Craven: Ich mag Frauen nicht rauchen sehen. Ich werde es mir hier bequem machen. (Er setzt sich in einen Lehnstuhl auf der Seite des Treppenhauses.)

Cuthbertson (nimmt einen Stuhl, der sich links neben ihm befindet): Ich kann's auch nicht leiden. Es gibt in diesem Klub kein Zimmer, in dem ich in Ruhe meine Pfeife rauchen könnte, ohne daß eine Frau hereinkäme und sich eine Zigarette drehte. Es ist eine ekelhafte Gewohnheit bei einer Frau, es paßt nicht zu ihrem Geschlecht.

Craven (seufzend): Uh, Jo, die Zeiten haben sich geändert, seitdem wir beide, vor vielen Jahren, Molly Ebden den Hof gemacht haben. Ich habe meine Niederlage gut ertragen, alter Knabe, nicht wahr?

Cuthbertson (mit ernster Zustimmung): Das haben Sie. Der Gedanke daran hat mir selbst oft geholfen, mich gut zu betragen. Jawohl, bei meiner Ehre.

Craven: Ja, Sie haben immer an Heim und Herd geglaubt, Jo — an eine echt englische Frau und an eine glückliche, behagliche Kaminecke. Was ist aus Molly geworden?

Cuthbertson (versucht treu zu Molly zu halten): Nun, nichts Schlimmes. Aber mit mir hätte es ein schlimmes Ende nehmen können. Sehen Sie, ihre Verwandten waren mir unerträglich; diese Leute sind ungebildete Philister gewesen, und Molly konnte sich mit meiner Mutter nicht vertragen. Und dann haßte sie das Stadtleben, und ich konnte meiner Beschäftigung wegen nicht auf dem Lande leben. Aber wir sind, wie die meisten Leute, ganz gut miteinander ausgekommen, bis wir uns trennten.

Google

Craven (betroffen): Getrennt! (Er ist unwiderstehlich belustigt.) Oh, das war also das Ende von Heim und Herd, Jo?

Cuthbertson (warm): Es war nicht meine Schuld. (Gefühlvoll.) Eines Tages wird die Welt erfahren, wie sehr ich diese Frau geliebt habe. Aber sie war unfähig, die Liebe eines Mannes zu schätzen. Wissen Sie, daß sie oft gesagt hat, sie wünschte, sie hätte Sie geheiratet?

Craven (durch diese Andeutung ernüchtert): Oh Gott, oh Gott! Nun, vielleicht war es besser so. Ich nehme an, daß Sie von meiner Heirat gehört haben.

Cuthbertson: Oh ja, wir haben alle davon gehört.

Craven: Nun, Jo, ich habe des Geldes wegen geheiratet, jedermann wußte es; ich kann es freimütig bekennen.

Cuthbertson (ermutigend): Warum auch nicht, warum nicht? Wir können bekanntlich nicht ohne Geld auskommen.

Craven (mit aufrichtiger Teilnahme): Ich habe sie sehr geliebt, Jo. Bis zu ihrem Tode hatte ich ein Heim. Nun hat sich alles geändert. Julia ist immer hier im Klub. Sylvia ist ganz anders geartet, aber sie ist auch immer hier.

Cuthbertson (teilnahmsvoll): Ich weiß. Mit Grace ist es genau so. Sie ist auch immer hier.

Craven: Und nun bestehen die Mädchen darauf, daß ich auch immer hier sein soll. Sie sind täglich hinter mir her und verlangen, daß ich in den Klub eintrete — wahrscheinlich, um meinen Einwendungen gegen ihn ein Ende zu machen. Darüber will ich mich auch mit Ihnen beraten. Glauben Sie, daß ich eintreten sollte?

Cuthbertson: Nun, wenn Ihr Gewissen nichts dagegen hat —

Craven (ihn mürrisch unterbrechend): Ich verwahre mich prinzipiell gegen die Existenz eines solchen Ortes; aber was hilft das? Er existiert trotz meiner Verwahrung, und ich will wenigstens aus dem Guten, das er haben mag, Vorteil ziehen.

Cuthbertson (ihn besänftigend): Selbstverständlich, das ist die einzige vernünftige Art, die Sache zu sehen. Er ist wirklich nicht so unerträglich, wie Sie glauben. Wenn Sie zu Hause sind, haben Sie das Haus mehr zu Ihrer Verfügung; und wenn Sie Ihre Familie um sich wünschen, können Sie mit ihr im Klub dinieren.

Craven (nicht sehr entzückt davon): Das ist wahr.

Cuthbertson: Uebrigens brauchen Sie auch hier nicht mit Ihrer Familie zu speisen, wenn Sie keine Lust dazu haben.

Craven (überzeugt): Wahr, sehr wahr. Bringen die Mädchen es hier zu etwas?

Cuthbertson: Oh nein, das könnte man gerade nicht behaupten. Selbstverständlich ist der übliche Ton sehr gewöhnlich, weil die Frauen rauchen und ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen und dergleichen; aber trotzdem gibt es augenblicklich nichts, worüber man zu klagen hätte. Und der Klub ist zuträglich, gewiß. (Charteris kommt herein und sucht sie.)

Craven (sich erhebend): Wissen Sie, daß ich große Lust habe, Mitglied zu werden, nur um zu sehen, wie es hier zugeht.

Charteris (kommt zwischen sie): Werden Sie das, jedenfalls. Ich hoffe, ich habe Ihre Unterhaltung nicht durch zu frühes Kommen gestört.

Craven: Keineswegs. Willkommen, lieber Freund. (Er schüttelt ihm die Hand.)

Charteris: Das ist recht. Ich kam früher, als ich die Absicht hatte. Ich habe Cuthbertson nämlich eine ziemlich wichtige Mitteilung zu machen.

Craven: In einer Privatsache?

Charteris: Nicht unbedingt. (Zu Cuthbertson.) Nur in der gestern abend besprochenen Angelegenheit.

Cuthbertson: Nun, Charteris, ich denke, das ist Privatsache, oder sollte es sein.

Craven (zieht sich diskret hinter den Tisch zurück): Ich will nur einen Blick in die Zeitung werfen —

Charteris (ihn aufhaltend): Oh, es ist kein Geheimnis, jedermann im Klub errät es. (Zu Cuthbertson.) Hat Grace Ihnen nie gesagt, daß sie mich zu heiraten wünscht?

Cuthbertson (entrüstet): Sie haben mir gesagt, daß Sie sie zu heiraten wünschen.

Charteris: Ah, aber auf das, was ich wünsche, legen Sie doch kein Gewicht, sondern auf das, was Grace wünscht.

Craven (etwas abgestoßen): Verzeihen Sie, Charteris, das ist Privatsache. Ich will Euch einander überlassen. (Sich wieder gegen den Tisch zu bewegend.)

Charteris: Warten Sie einen Augenblick, Craven, das geht Sie auch an. Julia will mich gleichfalls heiraten.

Craven (im Ton strengster Verwahrung): Das ist stark! Nein, bei meinem Leben, das ist stark!

Charteris: Tatsache, ich versichere es Ihnen. Hat es Sie nicht eigentümlich berührt, daß wir gestern abend bei Frau Tranfield waren, und daß sie nicht in unserer Gesellschaft gewesen ist?

Go gle

Craven: Nun ja, das tat es wohl. Aber Sie haben es aufgeklärt. Wahrhaftig, Charteris, Ihre Aufklärung war in Julias Gegenwart abstoßend und geschmacklos.

Charteris: Oh, das tut nichts. Es war eine gute, gesunde, stramme Lüge.

Craven und Cuthbertson: Lüge?!

Charteris: Haben Sie das nicht vermutet!

Craven: Gewiß nicht. Und Sie, Jo?

Cuthbertson: Nicht sofort.

Craven: Uebrigens glaube ich Ihnen nicht. Ich bedaure, so etwas sagen zu müssen; aber Sie vergessen, daß Julia zugegen war und Ihnen nicht widersprochen hat.

Charteris: Sie wollte es nicht.

Craven: Wollen Sie damit sagen, daß meine Tochter mich hintergangen hat?

Charteris: Julias Zartgefühl gegen mich zwang sie dazu, Craven.

Craven (einen sehr ernsten Ton anschlagend): Hören Sie einmal, Charteris: Sind Sie sich nur im geringsten der Tatsache bewußt, daß Sie zwischen zwei Vätern stehen?

Cuthbertson: Ganz richtig, Herr, ganz richtig. Ich wiederhole diese Frage für meine eigene Rechnung.

Charteris: Nun, ich bin noch ein wenig betäubt davon, zwischen zwei Töchtern gestanden zu haben, aber ich glaube, daß ich die Situation erfasse. (Cuthbertson weicht mit einem Ruf des Abscheus zurück.)

Craven: Dann bedaure ich Ihre Manieren, Charteris, das ist alles. (Er kehrt sich verdrossen ab, fährt dann plötzlich auf und wendet sich zu Charteris.) Wie können Sie sich erlauben, mir zu sagen, daß meine Tochter Sie heiraten möchte? Wer sind Sie, wenn ich bitten darf, daß Julia darein einen solchen Ehrgeiz setzen sollte?

Charteris: Ganz richtig, sie hätte keine schlechtere Wahl treffen können. Aber sie will nicht Vernunft annehmen. Ich selbst habe zu ihr wie ein Vater gesprochen — ich versichere Ihnen, mein lieber Craven, ich habe ihr alles gesagt, was Sie ihr hätten sagen können; aber es ist umsonst, sie will mich nicht aufgeben. Und wenn sie nicht auf mich hören will, wie groß ist dann die Aussicht, daß sie auf Sie hören wird?

Craven (ärgerlich): Cuthbertson, haben Sie schon so etwas gehört?

Cuthbertson: Niemals! Niemals!

Charteris: Oh, zum Henker! Kommt, benehmt euch doch nicht wie ein paar alltägliche alte Väter, das ist eine ernste Angelegenheit. Seht euch diesen Brief an. (Einen Brief und einen Kartenbrief herausziehend.) Der da (er zeigt den Kartenbrief) ist von Grace — bei dieser Gelegenheit, Cuthbertson, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihr einmal sagen wollten, daß sie nicht Kartenbriefe schreiben soll. Die blaue Farbe macht es Julia so leicht, die Papierstücke in meinem Papierkorb aufzulesen und zusammenzustellen. Nun, hören Sie. „Mein lieber Leonard! Um nichts in der Welt möchte ich je wieder solchen Szenen wie gestern abend ausgesetzt sein. Du tätest daher besser, zu Julia zurückzukehren und mich zu vergessen. Deine aufrichtige Grace Tranfield."

Cuthbertson (wütend): Verdammt!

Charteris (wendet sich zu Craven und bereitet sich vor, den Brief zu lesen): Nun zu Julia. (Der Oberst wendet sich ab, sein Gesicht vor Charteris zu verbergen, da er eine Gemütsbewegung fürchtet. Er legt die Hand auf einen Stuhl, um sich zu stützen.) „Mein liebster Junge! Nichts wird mich glauben machen, daß dieses abscheuliche Frauenzimmer in Deinem Herzen meinen Platz einnehmen kann. Ich lege einige von den Briefen bei, die Du mir nach unserer ersten Begegnung geschrieben hast, und bitte Dich, sie zu lesen. Das wird Dir die Gefühle zurückrufen, die Du hattest, als Du sie mir schriebst. Du kannst Dich nicht so sehr verändert haben und gegen mich gleichgültig geworden sein; wer immer Deine Phantasie einen Augenblick lang beschäftigt haben mag, Dein Herz gehört noch mir" — und so weiter: Sie kennen die Sache — „Immer und ewig Deine Dich liebende Julia." (Der Oberst sinkt auf den Stuhl und bedeckt sein Gesicht mit der Hand.) Sie glauben doch nicht, daß sie es ernst meint, nicht wahr, nein? Solche Briefe schreibt sie mir täglich dreimal. (Zu Cuthbertson) Grace meint es aber ernst — leider Gottes. (Er hält Graces Brief hin.) Blaues Papier, wie gewöhnlich. Diesmal werde ich dem Papierkorb nicht vertrauen. (Er geht zum Feuer und wirft die Briefe hinein.)

Cuthbertson (steht ihm mit verschränkten Armen ins Gesicht, während er zu ihnen zurückkommt): Darf ich Sie fragen, Herr Charteris, ob das vielleicht der „neue Humor" sein soll?

Charteris (noch zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um irgend welchen Sinn für die Wirkung zu haben, die er bei den anderen hervorruft.) Ach Unsinn, glauben Sie, daß es lustig ist, sich in meiner Lage zu befinden? Sie haben den Kopf so voll vom „neuen Humor" und dem „neuen Weib" und dem neuen Dies und Jenes, und das alles vermengt mit dem eigenen alten Adam, der Sie sind, daß Sie den Verstand verloren haben.

Google

Cuthbertson (heftig): Betrachten Sie diesen alten Mann einmal, der im ehrenhaften Dienste seines Landes grau geworden ist und dessen letzte Tage Sie geschändet haben!

Charteris (überrascht, sieht Craven an und vergegenwärtigt sich seine Pein mit aufrichtiger Betrübnis): Das tut mir sehr leid. Kommen Sie, Craven, nehmen Sie sich's nicht zu Herzen. (Craven schüttelt den Kopf.) Ich versichere Ihnen, es hat nichts zu bedeuten. Das passiert mir fortwährend.

Cuthbertson: Für Sie gibt es nur eine Entschuldigung. Sie sind nicht völlig verantwortlich für Ihre Handlungen. Wie alle vorgeschrittenen Menschen sind Sie Neurastheniker.

Charteris (entsetzt): Großer Gott, was ist das?

Cuthbertson: Ich weigere mich, Ihnen das zu erklären. Sie wissen es so gut wie ich. Ich gehe jetzt hinunter, das Frühstück zu bestellen. Ich werde drei Gedecke auflegen lassen, aber der dritte Platz ist für Dr. Paramore, den ich eingeladen habe, bestimmt und nicht für Sie. (Er geht durch die Speisesaaltür hinaus.

Charteris (seine Hand auf Cravens Schulter legend): Kommen Sie, Craven, geben Sie mir einen Rat. Sie sind gewiß selbst einmal in so einer Klemme gewesen.

Craven: Charteris, keine Frau schreibt einem Mann einen solchen Brief, wenn er ihr nicht entgegengekommen ist.

Charteris (düster): Wie wenig Sie die Welt kennen, Oberst, die „neue Frau" ist nicht so.

Craven: Ich kann Ihnen nur einen sehr altmodischen Rat geben; und der besteht darin, daß man gut tut, mit der „alten Frau" aufzuräumen, bevor man sich mit der „neuen Frau" einläßt. Ich bedauere Ihre Mitteilungen. Sie hätten bis nach meinem Tode damit warten können, er ist jetzt nicht mehr fern. (Sein Kopf sinkt wieder herab. Julia und Paramore kommen aus dem Stiegenhause herein. Julia bleibt stehen, als sie Charteris erblickt, ihr Gesicht umwölkt sich und ihre Brust hebt sich. Paramore eilt, da er sieht, daß der Oberst sich augenscheinlich unwohl fühlt, zu ihm hin und entfaltet das tätigste „Krankenbettbenehmen".)

Charteris (Julia erblickend): Großer Gott! (Er zieht sich unter dem Schutz des drehbaren Bücherständers zurück.)

Paramore (teilnahmsvoll zum Obersten, während er sein Handgelenk umklammert und seinen Puls zu zählen beginnt): Gestatten Sie mir.

Craven (aufblickend): Nun? (Er zieht sein Handgelenk zurück und erhebt sich ziemlich ärgerlich.) Doktor Paramore, jetzt ist's nicht meine Leber, sondern eine Privatangelegenheit. (Zwischen Julia und Charteris beginnt eine Jagd, die um so aufregender für Julia ist, als die Jägerin und ihre Beute den wirklichen Grund dieser Verfolgung vor den Anwesenden verbergen müssen. Charteris nähert sich zuerst der Treppenhaustür. Julia läuft sofort dahin und versperrt ihm den Weg. Er kehrt, um den Bücherständer herumgehend, zurück, auf dem Wege zur anderen Tür setzt er ihn in Bewegung, während Julia in seiner Verfolgung quer über die Bühne stürmt. Er ist im Begriff, zu entwischen, als ihm der Weg durch die Rückkehr Cuthbertsons abgeschnitten wird. Er dreht sich um und sieht Julia dicht hinter sich. Da nichts anderes übrig bleibt, stürzt er in die Nische, zu Ibsens Linken.)

Cuthbertson: Guten Morgen, Fräulein Craven. (Sie schütteln sich die Hände.) Wollen Sie mit uns frühstücken? Paramore wird auch mithalten.

Julia: Danke. Mit Vergnügen. (Sie schlendert mit erheuchelter Absichtslosigkeit der Nische zu. Charteris, der darin wie gefangen ist, kreuzt das Kamingitter entlang nach der gegenüberliegenden Nische, wobei er das Kamingerät krachend umstößt.)

Craven (der nach dem sich drehenden Bücherständer hinübergegangen ist und ihn angehalten hat): Was zum Teufel machen Sie da, Charteris?

Charteris: Nichts. Es ist ein verdammtes Zimmer, wenn man sich darin zurechtfinden will.

Julia (boshaft): Ja, nicht wahr? (Sie ist im Begriff, eine Bewegung zu machen, um die Stiegenhaustür zu verdecken, als ihr Cuthbertson seinen Arm anbietet.)

Cuthbertson: Darf ich Sie hinunterführen?

Julia: Nein, das geht wahrhaftig nicht. Sie wissen doch, daß es gegen die Klubregeln verstößt, Frauen irgendwie zu bevorzugen. Wer immer der Tür zunächst ist, geht zuerst hinaus.

Cuthbertson: Nun gut, wenn Sie darauf bestehen. Kommen Sie, meine Herren, gehen wir nach der Ibsen-Art frühstücken, nach der geschlechtslosen Art. (Er wendet sich um und geht hinaus; Paramore, der sein höflichstes Sprechzimmerlachen hören läßt, folgt ihm, Craven schließt sich als Letzter an.)

Craven (an der Tür, ernst): Komm, Julia.

Julia (mit gönnerhafter Zärtlichkeit): Ja, lieber Papa, sofort. Warte nicht auf mich. Ich komme in einer Minute. (Der Oberst zögert.) Es ist alles in Ordnung, Papa.

Craven (bedeutungsvoll): Halte dich nicht lange auf, mein Kind. (Er geht hinaus.)

Charteris: Ich gehe. (Er macht einen Satz nach der Tür.)

Julia (stürzt auf ihn zu und packt ihn beim Handgelenk): Kommst du nicht mit?

Charteris: Nein. Laß mich los, Julia. (Er versucht fortzukommen, sie hält ihn.) Wenn du mich nicht losläßt, werde ich um Hilfe schreien.

Julia (vorwurfsvoll): Leonard! (Er stürzt von ihr fort.) Oh, wie kannst du so brutal zu mir sein, mein Liebling!? Hast du meinen Brief erhalten?

Charteris: Ich habe ihn verbrannt (sie wendet sich, bis ins Innerste verwundet, ab und vergräbt ihr Gesicht in den Händen) — zusammen mit dem der anderen.

Google

Julia (sich schnell wieder umdrehend): Mit dem der anderen! Hat sie dir geschrieben?
Charteris: Ja — um mit mir zu brechen, deinetwegen.
Julia (mit leuchtenden Augen): Ah!
Charteris: Das freut dich, Elende! Nun hast du mich verloren, bis auf das Weiße meiner Augen. (Er wendet sich ab und will gehen, wird aber durch Sylvias Rückkehr aufgehalten. Julia wendet sich ab, bleibt stehen und tut, als ob sie eine Zeitung läse, die sie vom Tisch aufnimmt.)
Sylvia (ungezwungen): Charteris, wie geht es Ihnen? (Sie nimmt vertraulich seinen Arm und schlendert mit ihm durch das Zimmer.) Haben Sie Grace Tranfield heute schon gesehen? (Julia läßt die Zeitung fallen und kommt einen Schritt näher, um zu lauschen). Sie pflegen ja zu wissen, wo man sie finden kann.
Charteris: Ich werde es niemals wieder wissen, Sylvia. Sie hat sich mit mir entzweit.
Sylvia: Sylvia! Wie oft muß ich Ihnen sagen, daß ich im Klub nicht Sylvia bin?
Charteris: Ich vergaß. Ich bitte Sie um Entschuldigung, Craven, alter Bummler — (Er klopft sie auf die Schulter.)
Sylvia: Das ist schon besser. Etwas zuviel, aber besser.
Julia: Sei nicht dumm, Sylli.
Sylvia: Merke dir gefälligst, Julia, daß wir hier Mitglieder eines Klubs und nicht Schwestern sind. Ich nehme mir auf Grund unserer Familienbeziehungen nichts gegen dich heraus. Nimm du dir auch nichts gegen mich heraus. (Sie geht an das Sofa und nimmt ihren früheren Platz wieder ein.)
Charteris: Ganz recht, Craven. Fort mit der Tyrannei der älteren Schwester!
Julia: Sie sollten etwas Besseres wissen, als ein Kind darin zu ermutigen, sich lächerlich zu machen, Leonard, selbst wenn dies auf meine Kosten geschieht.
Charteris (indem er sich auf die Tischkante setzt): Ihr Frühstück wird kalt werden, Julia. (Julia ist im Begriff, wütend zu entgegnen, wird aber durch das Wiedererscheinen Cuthbertsons an der Speisesaaltür jäh gehemmt.)
Cuthbertson: Wo bleiben Sie, Fräulein Craven? Ihr Vater wird ganz ungeduldig. Wir warten alle auf Sie.
Julia: Daran bin ich eben erinnert worden. Ich danke Ihnen. (Sie geht ärgerlich an ihm vorbei hinaus, während sich Sylvia umsieht, was vorgeht.)
Cuthbertson (der erst Julia nachsieht und dann Charteris anblickt): Ein noch schwererer Fall von Neurasthenie! (Er folgt ihr.)
Sylvia (springt auf, kniet auf das Sofa und spricht über dessen Rückenlehne hinweg): Was ist vorgefallen, Charteris? Hat Ihnen Julia eine Liebeserklärung gemacht?
Charteris (indem er ihr über die Schulter hinweg antwortet): Nein, sie ist eifersüchtig auf Grace —
Sylvia: Geschieht Ihnen schon recht. Sie sind ein entsetzlicher Kerl mit Ihrem ewigen Getändel.
Charteris (ruhig): Halten Sie es für gutes Klubbenehmen, auf diese Weise mit einem Manne zu sprechen, der beinahe Ihr Vater sein könnte?
Sylvia (verschmitzt): Oh, ich kenne Sie, Bösewicht!
Charteris: Dann wissen Sie, daß ich niemals irgend einer Frau besondere Aufmerksamkeit schenke.
Sylvia (nachdenklich): Wissen Sie, Leonard, daß ich Ihnen das sogar glaube? Ich bin überzeugt, daß Ihnen an keiner Frau auch nur ein bißchen mehr gelegen ist als an einer anderen.
Charteris: Sie glauben, daß mir an keiner Frau auch nur ein bißchen weniger gelegen ist als an einer anderen.
Sylvia: Um so schlimmer. Aber ich glaube, daß Sie sich niemals darüber Gedanken machen, daß es nur Frauen sind. Sie sprechen zu ihnen genau so wie zu mir oder irgend einem anderen jungen Menschen. Das ist das Geheimnis Ihrer Erfolge. Sie können sich nicht vorstellen, wie zuwider es Frauen ist, wenn man sie mit dem Respekt behandelt, der ihrem Geschlecht gebührt.
Charteris: Ach, wenn Julia nur Ihre Weisheit besäße, Craven! (Er steigt mit einem Seufzer vom Tisch herunter und setzt sich nachdenklich auf die Stehleiter.)
Sylvia: Sie kann solche Dinge nicht leicht nehmen, nicht wahr, Alter? Aber fürchten Sie nicht, Julia das Herz zu brechen, sie überwindet ihre kleinen Tragödien. Wir haben das schon zu Hause bemerkt, als der große Kummer über uns kam.
Charteris: Wann war das?
Sylvia: Als wir erfuhren, daß der arme Papa Paramores Leiden hat.
Charteris: Paramores Leiden?! Was fehlt Paramore?
Sylvia: Oh, es ist keine Krankheit, an der er leidet, sondern eine, die er entdeckt hat.
Charteris: Die Leberkrankheit?
Sylvia: Ja, die hat Paramore berühmt gemacht! Papa fühlte sich zuweilen unwohl, aber wir dachten immer, daß dies teilweise von seinem Dienst in Indien herrührte, und teilweise daher, daß er zuviel aß und trank. Er hatte damals die Gewohnheit, seine Mahlzeiten gierig hinunterzuschlingen. Die Aerzte wußten nicht, was ihm fehlte, bis Paramore eine fürchterliche kleine Mikrobe in seiner Leber entdeckte. Es gibt vierzig Millionen solcher Mikroben auf jeden Quadratzoll der

Google

Leber. Paramore entdeckte diese Mikrobe und erklärte, daß jedermann dagegen genau so geimpft werden sollte wie gegen Blattern. Aber es war zu spät, den armen Papa zu impfen. Alles, was man tun konnte, bestand darin, sein Leben um zwei Jahre zu verlängern, indem man ihn auf eine strenge Diät setzte. Der arme alte Knabe! Man entzog ihm seinen Likör; und er darf kein Fleisch essen.

Charteris: Ihr Vater macht mir den Eindruck, als ob er sich ungewöhnlich wohl befände.

Sylvia: Ja, man sollte glauben, daß es ihm bedeutend besser geht. Doch die Mikroben sind an der Arbeit, langsam, aber sicher. In einem Jahr wird alles vorüber sein. Armer alter Papa! Es ist gefühllos, in dieser Stellung über ihn zu sprechen, ich muß mich ordentlich niedersetzen. (Sie kommt vom Sofa herunter und setzt sich auf den Stuhl neben dem Bücherständer.) Ich wünschte, daß Papa ewig lebte, um Paramore seine fixe Idee auszutreiben. Ich glaube, der Doktor ist in Julia verliebt.

Charteris (starrt sie aufgeregt an): In Julia verliebt?! Ein Hoffnungsschimmer auf dem Horizont! Ist das Ihr Ernst?

Sylvia: Na, ich glaub's. Warum, meinen Sie, lungert er heute mit einem neuen Rock und einer neuen Krawatte im Klub herum? Dieses Frühstück mit Julia wird ihm den Rest geben. Er wird Papa um ihre Hand bitten, bevor sie zurückkommen — darauf wette ich mit Ihnen drei gegen eins, um was immer Sie wollen!

Charteris: Um Handschuhe?

Sylvia: Nein, um Zigaretten.

Charteris: Abgemacht! Aber wie denkt sie darüber? Ermutigt sie ihn?

Sylvia: Oh, die übliche Sache. Sie ermutigt ihn gerade so viel, um es jeder anderen Frau unmöglich zu machen, ihn zu kriegen.

Charteris: Ganz richtig. Ich verstehe. Nun hören Sie mich an, ich will sprechen wie ein Philosoph. Julia ist auf jedermann eifersüchtig — auf jedermann. Wenn Ihre Schwester Sie mit Paramore flirten sähe, würde sie sofort beginnen, ihn zu schätzen. Sie könnten sich ein bißchen aufspielen, Craven, mir zuliebe — ja?

Sylvia (sich erhebend): Sie sind zu entsetzlich, Leonard. Schämen Sie sich. Immerhin, alles um einen Ibsen-Kameraden zu verbinden. Ich werde Ihre Angelegenheit im Auge behalten. Aber ich glaube, es wäre wirkungsvoller, wenn Sie Grace dahin brächten, das zu tun.

Charteris: Glauben Sie? Hm! Sie mögen recht haben.

Klubpage (von außen, wie zuvor): Dr. Paramore, Dr. Paramore, Dr. Paramore —

Sylvia: Man sollte die Stimme dieses Knaben zivilisieren, es ist eine Schmach für den Klub. (Sie geht in die Nische zu Ibsens Linken.)

Der Klubpage (tritt ein; er hält das „British Medical Journal" in der Hand.)

Charteris (den Pagen rufend): Dr. Paramore ist im Speisezimmer.

Der Klubpage: Ich danke Ihnen, Herr Charteris. (Er ist im Begriff, in den Speisesaal zu gehen, als Sylvia auf ihn zustürzt.)

Sylvia: Heda, woher haben Sie diese Zeitung? Sie gehört in dieses Zimmer.

Klubpage: Auf Dr. Paramores besonderen Befehl muß ihm das „British Medical Journal" immer sogleich gebracht werden, wenn es kommt, Fräulein Craven.

Sylvia: So eine Frechheit! Charteris, sollten wir diesem Unfug nicht grundsätzlich ein Ende machen?

Charteris: Gewiß nicht. Grundsätze sind die geringste Ursache, die ich kenne, sich etwas zu vergeben.

Sylvia: Bah! Ibsen!

Charteris (zum Klubpagen): Fort mit dir, mein Junge, Dr. Paramore ist in atemloser Erwartung.

Klubpage (ernst): Wahrhaftig, Herr? (Er eilt fort.)

Charteris: Dieser Kleine wird seinen Weg in England machen. Er hat keinen Sinn für Humor.

(Grace kommt herein. Ihr Kleid, sehr bequem und praktisch, hat den Zweck, ohne die geringste Rücksicht auf die Mode ihr zu gefallen, obgleich das sorgfältige Interesse für ihre persönliche Eleganz keineswegs außer acht gelassen wurde. Sie tritt lebhaft ein, wie eine gewöhnlich sehr beschäftigte Frau.)

Sylvia (zu ihr eilend): Da sind Sie endlich, Tranfield, altes Mädchen. Ich habe seit einer Stunde auf Sie gewartet. Ich sterbe vor Hunger.

Grace: Schön, schön. (Zu Charteris.) Haben Sie meinen Brief erhalten?

Charteris: Ja. Wenn Sie nur nicht auf dieses blaue Papier schreiben wollten!

Sylvia (zu Grace): Soll ich voraus gehen und einen Tisch bestellen?

Charteris (die Antwort aus Graces Mund vorwegnehmend): Tun Sie das, alter Knabe.

Sylvia: Bleiben Sie nicht zu lange. (Sie geht in den Speisesaal.)

Grace: Nun?

Charteris: Ich fürchte mich, dir zu begegnen seit gestern abend. Kannst du dir eine entsetzlichere Szene vorstellen? Verabscheust du seither nicht schon meinen bloßen Anblick?

Grace: Oh nein.

Google

Charteris: Das solltest du aber. Oh! es war fürchterlich — eine Beleidigung — eine Schmach. Ein schönes Ende haben sie gefunden, alle meine Pläne, dich glücklich zu machen — dich zu einer Ausnahme vor allen anderen Frauen zu erheben, die schwören, daß ich sie unglücklich gemacht habe.

Grace (setzt sich, sanft): Ich bin durchaus nicht unglücklich. Ich bin traurig, aber es wird mir das Herz nicht brechen.

Charteris: Nein, du hast ein tüchtiges Herz; du schreist und weinst nicht jedesmal, wenn es weh tut. Das ist der Grund, warum du die einzig mögliche Frau für mich bist.

Grace (kopfschüttelnd): Jetzt nicht mehr. Niemals.

Charteris: Niemals?! Was meinst du damit?

Grace: Was ich sage, Leonard.

Charteris: Wieder kokett! Der Wankelmut der Frauen, die ich liebe, ist nur mit der teuflischen Begehrlichkeit der Frauen, die mich lieben, zu vergleichen! Gut, gut! Ich sehe, wie es steht, Grace, du kannst diese entsetzliche Szene von gestern abend nicht vergessen. Du hörst sie noch sagen, daß ich sie in den letzten zwei Tagen geküßt habe.

Grace (erhebt sich heftig): Ist das vielleicht nicht wahr gewesen?

Charteris: Wahr! Nein, es war eine verdammte Lüge.

Grace: Oh, das freut mich aber sehr. Das war das einzige, was mich wirklich geschmerzt hat.

Charteris: Das ist ja der Grund, warum sie es gesagt hat. Wie anbetungswürdig von dir, daß dir daran etwas liegt, mein Liebling. (Er ergreift ihre Hände und drückt sie an seine Brust.)

Grace: Merk dir das, zwischen uns ist alles aus.

Charteris: Ach ja, du hältst mein Herz in deinen Händen, brich es. Wirf mein Glück zum Fenster hinaus.

Grace: Oh, Leonard, hängt dein Glück wirklich von mir ab?

Charteris (zärtlich): Unbedingt. (Sie strahlt vor Entzücken. Bei diesem Anblick kommt ein plötzlicher Umschwung über ihn; er weicht zurück, läßt ihre Hände fallen und ruft) Ach nein, warum sollte ich dich so belügen? (Er verschränkt die Arme und fügt fest hinzu) Mein Glück hängt von niemandem als von mir selbst ab. Ich kann auch ohne dich leben.

Grace (sich beruhigend): Das sollst du auch. Und ich danke dir für die Wahrheit. Jetzt will ich dir die Wahrheit sagen.

Charteris (die Arme voll Entsetzen aus ihrer Verschränkung lösend): Nein, ich bitte dich, tu das nicht. Als Philosoph ist es meine Sache, den andern die Wahrheit zu sagen, aber es ist nicht die Sache der andern, sie mir zu sagen. Ich mag nicht, es schmerzt.

Grace (ruhig): Oh, ich will dir nur sagen, daß ich dich liebe.

Charteris: Ah, das ist keine philosophische Wahrheit. Das kannst du mir sagen, so oft du willst. (Er schließt sie in seine Arme.)

Grace: Ja, Leonard, aber ich bin ein vorgeschrittenes Weib. (Er hält inne und schaut sie mit einiger Bestürzung an.) Ich bin das, was mein Vater „die neue Frau" nennt. (Er läßt sie los und starrt sie an.) Ich stimme mit allen deinen Ansichten vollkommen überein.

Charteris (entsetzt): Das ist aber sehr schön für eine anständige Frau! Du solltest dich wirklich schämen.

Grace: Ich meine es mit diesen Dingen sogar vollkommen ernst, obgleich du das nicht tust. Und ich werde niemals einen Mann heiraten, den ich zu sehr liebe. Das würde ihm einen entsetzlichen Vorteil über mich einräumen. Ich wäre vollständig in seiner Gewalt. So ist's um „die neue Frau" bestellt. Hat sie nicht recht, Herr Philosoph?

Charteris: Der Kampf zwischen dem Philosophen und dem Manne ist fürchterlich, Grace. Aber der Philosoph gibt zu, daß du recht hast.

Grace: Ich weiß, daß ich recht habe. Und deshalb müssen wir scheiden.

Charteris: Durchaus nicht. Du mußt einen anderen Mann heiraten; und ich werde dann zu euch kommen und dir den Hof machen. (Sylvia kehrt zurück.)

Sylvia (die Tür offen haltend): Oh, kommen Sie doch endlich, Grace! Ich sterbe vor Hunger.

Charteris: Ich auch. Ich werde mit euch frühstücken, wenn ihr wollt.

Sylvia: Das hab' ich mir gleich gedacht. Ich habe drei Gedecke bestellt. (Grace geht hinaus. Sylvia fährt, zu Charteris gewendet, fort:) Sie können Paramore von unserm Tisch aus beobachten, er tut so, als ob er das „British Medical Journal" läse, aber er scheint sich für das Wagnis vorzubereiten, er sieht ganz grün aus vor Nervosität. (Sie geht hinaus.)

Charteris: Ich wünsche ihm Glück. (Er folgt ihr.)

Vorhang. (Fortsetzung folgt.)

Google

Die Witwe.

Von Felix Hollaender. [Schluß]

In der Folgezeit traf ich ihn oft bei der Witwe. Mit einer gewissen unaufdringlichen Geschicklichkeit hatte er sich zu ihrem Famulus gemacht. Er besorgte für sie alle Kommissionen, erledigte mit Feuereifer ihre Angelegenheiten und wachte mit Eifersucht darüber, daß kein anderer ihm bei diesen Dingen in die Quere kam. So wurde er ihr allmählich unentbehrlich. Ich sah mit einem stillen Lächeln seinem Treiben zu und wollte mich völlig zurückziehen, um ihn in seinen Plänen nicht durch meinen Anblick zu stören. Das scheiterte indessen am Widerstande der Witwe. So bereitwillig sie ihm willfahren ließ, so wohl ihr seine Fürsorglichkeit tat — es gab doch Dinge, über die sie nur mit mir sprechen konnte. Und diese Dinge bezogen sich jedesmal auf das Liebesleben des Verstorbenen, unter dem sie noch nach seinem Tode zu leiden hatte. Es kamen in der ersten Zeit beständig aus allen Windrichtungen Briefe seiner Freundinnen, die nicht wußten, daß er gestorben war. Es war erstaunlich, wie er es fertig gebracht hatte, alle seine Beziehungen zu pflegen und aufrecht zu erhalten.

Jeder dieser Briefe erbitterte sie von neuem und schürte ihren Haß. Es dauerte lange, ehe sie sich beruhigte. Einmal sagte sie zu mir, sie käme erst jetzt zu der Erkenntnis, was sie für ein Sklavendasein in ihrer Ehe geführt hätte. Sie besinne sich jetzt erst auf sich selbst, und daß sie ein Wesen mit eigenem Denken, Fühlen und Handeln sei. Sie feiere, schloß sie seltsam lächelnd, ihre Auferstehung auf Erden.

Ich hörte mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung ihre Klagen an, und sie mochte wohl merken, daß die Art, wie sie den Toten aus ihrem Gedächtnis zu tilgen und zu überwinden suchte, wie sie ihn über das Grab hinaus noch verantwortlich machte, anklagte und verurteilte, mich ihr entfremdete und von ihr abstieß. Dabei lag doch in ihrem herben Wesen ein leidenschaftliches Empfinden und ein starkes, gesundes Fühlen, dessen Reiz ich mich andererseits nicht entziehen konnte. Sie gehörte offenbar zu den Frauen, die den geliebten Mann so fest umschlingen, so gewaltsam an sich ziehen, daß er sich nicht mehr zu rühren vermag. Sie möchten jede seiner Regungen, jeden seiner Gedanken besitzen. Einen solchen Zustand aber hatte mein Freund mit seinem unaufhaltsamen Drange zur Freiheit nicht zu ertragen vermocht. Sobald jemand versuchte, ihm Handschellen anzulegen, zerbrach er mit leichter Hand und ohne jeden Gewissensbiß das Band, das ihn fesseln sollte. Schon der Gedanke, daß irgend eine Seele ein dauerndes Besitzrecht auf ihn ausüben, auf sein Innerstes Beschlag legen, ihn kontrollieren wollte, konnte ihn bis zum äußersten Widerstand treiben. Mit den Frauen, die sich nicht mit dem begnügten, was er ihnen freiwillig gab, war er fertig. Freilich, für die Ehe war er von vornherein verpfuscht gewesen.

Der Spitzbäuchige war über die kleinen Verstimmungen, die sich zwischen mir und der Witwe auftaten, nicht wenig erfreut. Auf eine etwas täppische Art suchte er mich sanft aus ihrem Hause zu drängen. Er fing plötzlich an, im Pluralis Majestatis zu sprechen.

„Wir können doch nicht verlangen," sagte er, „daß Sie Ihre kostbare Zeit für uns opfern. Wir wissen Ihre Fürsorge zu schätzen — aber sie drückt uns."

Dabei machte er eine so geschäftige und geheimnisvolle Miene, war immer mit Paketen beladen, wenn er die Treppen hinaufkeuchte und bei seinem asthmatischen Zustande kaum zu

Google

atmen vermochte, daß ich, durch die unfreiwillige Komik, die von ihm ausging, belustigt, seine lächerliche Anmaßung übersah. Er machte im geeigneten Moment immer ein so schlaues, diskretes Gesicht, das etwa auszudrücken schien: „Lieber Freund, ich wäre wohl in der Lage, Ihnen eine vertrauliche Mitteilung zu machen, Sie müssen sich jedoch noch etwas gedulden."

Ich konnte ihm nicht gram sein, selbst als er mir auf eine furchtbar komische und schüchterne Art zu verstehen gab, daß meine Anwesenheit einigermaßen störend empfunden würde. So eine gutmütige und behagliche Pfiffigkeit lag über seinem Wesen — die Schlauheit, über die etwas beschränkte Menschen in wichtigen Abschnitten ihres Lebens zu verfügen pflegen.

So erklärte ich ihm denn, daß ich, für die nächsten Monate durch allerhand Arbeiten in Anspruch genommen, mich zurückziehen müßte. Er drückte mir strahlend die Hand.

Dann kam der Sommer, ich ging auf Reisen und unmittelbar darauf ins Ausland, wohin mich wichtige Geschäfte riefen. Als ich nach längerer Zeit zurückkehrte, fand ich seine Vermählungsanzeige mit der Witwe vor. Sie waren bereits ein halbes Jahr verheiratet.

Der Verstorbene tauchte vor mir auf. Obwohl ich wußte, wie schlecht er mit ihr gelebt hatte, war es mir doch ein fatales Gefühl, sie in den Armen eines anderen zu wissen. Der Teufel mag mich holen — aber so etwas ist nach meinem Empfinden unästhetisch. Es war für mich ausgeschlossen, bei ihr zu verkehren. In allen Ecken würde ich meinen Freund sehen, wie er mit sarrkastischen Blicken seinen dicken Nachfolger musterte. Ich schrieb also an die Neuvermählten die üblichen Glückwünsche, deren Verspätung ich erklärte.

Die Geschichte war damit für mich abgetan, und ich glaubte kaum noch, daß ich jemals den Weg dieser beiden Menschen kreuzen würde. Da eines Tages klingelte es bei mir, und er schickte seine Karte herein.

Ich muß ein entsetzlich verblüfftes Gesicht bei seinem Anblick gemacht haben. Denn er lächelte weinerlich und nickte dabei beständig mit dem Kopfe. Der Mensch war total verändert. Er sah mager und elend aus, keine Spur mehr von einem Bauch. Sein Gesicht war lappig geworden und zuckte beständig. Er stand in ratloser Verlegenheit vor mir und suchte vergeblich nach einer passenden Einleitung. Erst brachte er unverständliche Laute hervor, dann machte er allgemeine Redensarten. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus, während er ununterbrochen mit einem zerknitterten Taschentuche über seine Stirn fuhr. Ich müßte zu ihm kommen. Sein ganzes Lebensglück stände auf dem Spiele, er hielte es nicht mehr länger aus. Er wüßte nicht, was mit seiner Frau wäre. Sie behandelte ihn wie einen Hund, stieß er leise hervor, obwohl er ihr jeden Wunsch erfüllte, bevor er noch ausgesprochen sei. Er begreife einfach nicht, was in sie gefahren sei. Sie hätten alles, um sich das Leben angenehm zu machen, sie könnten behaglich und ohne Sorgen existieren. Und dennoch habe er keine ruhige Stunde in seinem Hause. Wie gesagt, er begreife es nicht. Dabei knöpfte er sich nervös seinen Rock auf und zu und sah mich mit seinen kleinen, zwinkernden Augen hilflos an. Schließlich nahm er mir trotz meines Sträubens das Wort ab, daß ich am nächsten Abend zu ihm kommen würde.

Ich werde den Abend nicht vergessen. Er saß wie ein geduckter Hund bei Tisch und schielte bei jedem Wort, das er sprach, furchtsam zu ihr hinüber. Sie behandelte ihn auf eine niederträchtige Art und Weise. Er konnte sagen, was er wollte, sie wies ihm sofort nach, daß es eine ausgemachte Dummheit war. Er hing ängstlich an ihren Augen, jedes

Google

ihrer Winke gewärtig. Ein verprügeltes Kind konnte nicht demütiger sein. Einmal versuchte er eine schüchterne Zärtlichkeit. Sie wies ihn so verächtlich und von oben herab in seine Schranken, daß er sofort zurückwich. Es war ein jämmerlicher Anblick. Als sie einen Moment das Zimmer verließ, raunte er mir flehend zu:

„Ich geh jetzt fort. Sie müssen mit meiner Frau sprechen!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, war er verschwunden.

Ich saß ihr eine Weile schweigend gegenüber und betrachtete sie forschend. Sie war noch immer eine Frau, die sich anschauen lassen konnte. Aber auch ihre Züge waren von einer fahrigen Unruhe beherrscht. Die zweite Ehe mit dem Spitzbäuchigen schien ihr nicht gerade sonderlich bekommen zu sein.

Jedenfalls war sie nichts weniger als heiter und glücklich.

„Er hat Ihnen wohl einen Auftrag gegeben?“ fragte sie mich unvermittelt brüsk und spöttisch.

Ich aber schwieg und blickte ihr statt aller Antwort gerade und herausfordernd ins Gesicht. Mein prüfender Blick machte sie verlegen.

„Sie fixieren mich ja wie ein Staatsanwalt!“

„Und Sie sprechen zu mir wie ein schuldiger Angeklagter!“

Sie lachte feindselig auf.

„Wie ist denn das nur möglich? Ich dachte, Sie hätten nun Ihr Glück und Ihre Freude auf Erden und statt dessen ...“

„Statt dessen?“ wiederholte sie.

„Statt dessen macht es auf mich den Eindruck,“ ergänzte ich in völliger Ruhe und mit einem leisen Hohn, den sie wohl heraushören mochte, „als ob Sie tiefer in der Tinte säßen denn je!“

„Meinen Sie?“

„Ich meine allerdings!“

Sie stand auf, trat an mich heran, und tief aufatmend sagte sie:

„Nun gut, es ist wahr, ich leugne es nicht. Was weiter? Was wollen Sie eigentlich?“

„Sie sind im Irrtum,“ erwiderte ich kalt, „wenn Sie annahmen, ich hätte den Wunsch, mich in ihre Angelegenheiten zu drängen.“

Ich wollte eine Verbeugung machen und mich entfernen. Sie aber hielt mich zurück.

„Nein, nein, es ist gut, daß Sie da sind. Ich brauche einen Menschen, zu dem ich reden kann. Ich habe das Bedürfnis, mich einmal auszusprechen. Also es ist wahr,“ fuhr sie, sich überstürzend, fort, „ich kann mit diesem Menschen nicht länger zusammensein, ohne zu ersticken. Ich kann nicht!“ wiederholte sie und sah mich vergrämt an. „Sie begreifen das nicht. Nun gut! Ich werde es Ihnen erklären. Ich kann mit diesem Menschen nicht leben, obwohl er mich auf Händen tragen möchte und meine Schuhsohlen küssen würde, wenn ich es verlangte. Ich sehe —“ fuhr sie leiser fort und wandte sich ab, „immer meinen Mann. Und wenn ich dann die beiden vergleiche, so überläuft es mich. Ich habe nicht gewußt, was er mir war. Er hat mich mißhandelt und gequält, aber es gab doch Zeiten, wo er zu mir gut und freundlich war. Und wie konnte er dann sein! Das läßt sich ja nicht aussprechen. Es ging einem ins Blut. Er riß einen mit sich fort, er erfüllte

Google

einen ganz. Ich begreife jetzt, daß die Frauen an ihm gehangen haben. Denn man vergißt nicht, was er zu geben vermochte. Und wie zärtlich war er mitunter, und wie verstand er sich auf Zärtlichkeiten. Und in seinen Augen hatte er etwas so wundervoll Leuchtendes und Funkelndes Gibt es denn überhaupt noch einmal solche Augen auf Erden? Und dieser plumpe Junge da," sie wies auf die Tür, „glaubt, daß das so einfach sei, bildet sich ein, man brauche bloß eine Frau"

Sie machte eine Gebärde des Abscheus und brach ab. Dann aber fuhr sie heftig fort:

„Das ist ja ein Plebejer, der mich mit seinen Junggesellenzoten anödet und verletzt."

Und mit einem wehmütigen, in der Erinnerung an den Verstorbenen beinahe koketten Lächeln setzte sie hinzu:

„Er hat mir gewiß auch allerhand gewagte Sachen erzählt. Aber wie hat er das getan! Mit welchem Charme! Und immer zur richtigen Stunde — im richtigen Augenblick und dabei stets diskret — in der Pointe sofort abbrechend, wenn er nur glaubte, es könnte — — ach Gott, wie soll man darüber reden. Kann man denn Wasser mit Feuer vergleichen!"

Auf einmal wandte sie sich mit vollem verstörten Gesicht mir zu:

„Wenn man mit ihm zusammengelebt hat, so ist man für jeden anderen verpfuscht. Er hatte eben eine Kultur und eine Art, die sich nicht schildern lassen. Er löste Dinge und Empfindungen in einem aus, durch die man erst auf sich selbst kam. Das alles habe ich nicht gewußt! Das alles ist mir jetzt erst klar geworden. Ich kann die Vertraulichkeit dieses Menschen nicht ertragen," stieß sie erregt hervor. „Er widert mich an — er erinnert mich an das, was ich verloren habe!"

Sie schwieg eine Weile und nach einer Pause:

„Ich bin, um mir völlig klar zu werden, bei einigen seiner Freundinnen gewesen. Ich kann Ihnen sagen, keine hat ihn vergessen. Sie hängen an ihm, obwohl jede weiß, daß er sie mit einer anderen hintergangen hat. Er gehörte zu den Männern," schloß sie leise, „denen man das Betrügen verzeihen muß, weil sie einem trotz alledem so unendlich viel zu geben vermögen. Ich habe ihm das Leben sauer gemacht, weil ich ihn und mich nicht begriff!"

Sie atmete tief auf.

„Es ist gut, daß ich mich einmal ausgesprochen habe. Der Mensch braucht das, wenn er nicht ersticken soll. Nun bitte ich Sie noch um eines. Sagen Sie ihm, daß er in die Scheidung willigen soll. Sagen Sie ihm, es ist zu seinem eigenen Besten!"

Ich versprach es ihr, und sie verabschiedete sich von mir mit einer leichten Verneigung des Kopfes, ohne mir die Hand zu reichen.

Auf dem Nachhausewege dachte ich über die Frauen im allgemeinen und insbesondere über die meines Freundes nach und fand, daß man niemals aus ihnen klug wird.

Ein Jahr später war die Ehe zwischen den beiden geschieden.

Go gle

Rundschau

Börse.

Standard Oil. Der unerschrockene Roosevelt hat in seinem Feldzuge gegen die großen Trusts wieder einen Sieg erfochten. Die Standard Oil Company ist vom Bundesgericht zu Chicago wegen Verletzung der Trust-Gesetze in 1463 Fällen zu mehr als 29 Millionen Dollar Geldstrafe verurteilt worden. Ob das Urteil sich in einer höheren Instanz wird aufrecht erhalten lassen, ist freilich noch recht fraglich. Das Zerlegen einer jahrelang fortgesetzten Gesetzesverletzung in mehrere tausend Einzelfälle ist zwar das einzige Mittel, um dem Trust eine wirklich empfindliche Geldstrafe zudiktieren zu können; juristisch ist dieses Verfahren aber überaus anfechtbar, denn es verletzt den Fundamentalsatz „n bis in idem“ und bestraft den Trust dafür, daß der öffentliche Ankläger nicht schon früher den Mut gefunden hat, gegen ihn vorzugehen. Das System der gesetzwidrigen Frachtrabatte, das den Oeltrust allen seinen Konkurrenten gegenüber in Vorteil setzt, datiert ja nicht von heute und gestern, sondern von 1872; damals war die Standard Oil Co. noch eine Petroleum-Raffinerie wie Dutzend anderer Raffinerien und ohne den Monopol-Charakter, den sie zehn Jahre später annahm. Es wäre zu jener Zeit ein leichtes gewesen, jede illegale Handlungsweise der Gesellschaft und ihres Leiters Rockefeller zu inhibieren. Machtmittel genug standen jedem Einzelstaate zu Gebote, in dem die Standard Oil Co. ihre Geschäfte betrieb, und auch die Bundesregierung hat schon seit siebzehn Jahren in der Interstate Commerce law eine Handhabe zu gerichtlichem Vorgehen. Es sind denn auch wiederholt Anläufe genommen worden, um dem Rockefellerschen System ein Ende zu machen, diesem konsequent durchgeführten Prinzip der Totkonkurrenzierung jeglichen Wettbewerbs. Eine skrupellose Preispolitik, das Frachtabkommen mit den großen Bahnen und ein Netz von Rohrleitungen, die nur den der Standard Oil tributpflichtigen Gesellschaften zur Benutzung freigegeben sind, das sind die Hauptwaffen Rockefellers. Der Staat Ohio hat im Jahre 1892 versucht, ihm die Waffen aus der Hand zu schlagen, aber ohne Erfolg. Der Trust mußte freilich in Ohio formell liquidieren, tat das aber nur, um im Staate New Nersey neu aufzuerstehen. Und wenn es gelungen wäre, den Trust in Amerika völlig zu unterdrücken, so hätte er wahrscheinlich als englische Gesellschaft seine Geschäfte nach wie vor betrieben. Soweit ist es aber nie gekommen, denn zu einem wirklich energischen und nachhaltigen Vorgehen hat sich bisher weder ein Einzelstaat noch die Bundesregierung aufschwingen können.

Man führt das gern auf die amerikanische Korruption zurück und behauptet, der rollende Dollar sei schuld daran, daß trotz aller Spezialgesetze die Exekutive dem Trust gegenüber versage. Das ist aber nicht richtig. Die Korruption ist in den Vereinigten Staaten gewiß so groß und größer als anderwärts, aber sie kann ein so allgemein und so ingrimmig gehaßtes Unternehmen, wie es die Standard Oil Co. ist, nicht vor dem Richter schützen. Alles was man mit Bestechungsgeldern erreichen kann, sind kleine Gelegenheitsvorteile: hier ein Frachtnachlaß, dort eine Steuerminderung, ab und zu auch einmal ein Verteidigungswort im Senat. Für solche gelegentlichen Dienste zahlt der Trust alljährlich ansehnliche Summen, und er läßt sich auch die Präsidenten- und Senatoren-Wahlen etwas kosten. Aber da alle Welt das weiß, erreicht er bei wirklich wichtigen Anlässen nur das Gegenteil von dem Gewollten; man stimmt und handelt nicht für, sondern gegen die Trustinteressen, nur um ja recht deutlich zu dokumentieren, daß man unbestochen und unbestechlich ist. Wenn man nichtsdestoweniger den Praktiken der Standard Oil-Leute bisher kein Ende hat machen können, so liegt das daran, daß hier Kräfte tätig sind, gegen die keine Gesetzgebung und kein Richter etwas vermag. Das zeigt auch das jetzt gegen den Trust ergangene Urteil; man braucht sich nur seine Konsequenzen klar zu machen, um den Schlag ins Wasser deutlich zu erkennen. Die Sachlage ist folgende: Rockefeller hat sein enormes Vermögen von mehreren Milliarden hauptsächlich in Bahnaktien angelegt und als Großaktionär die Verwaltungen gezwungen, das Petroleum der Standard Oil Co. für den dritten Teil des Normalfrachtsatzes zu befördern. Das spart ihm jährlich viele Millionen. Allein bei der New York Central-Bahn soll er 1 Million Dollar Frachtnutzen haben; bei der Chicago-Alta-Bahn dürfte der ersparte Betrag ein noch höherer sein. Von den 40 Prozent Dividende, die der Standard Oil-Trust für das letzte Jahr verteilen konnte, entspringt so ein ganz erheblicher Teil solchen vom Gesetz ausdrücklich verbotenen Frachtnachlässen. Erlangt das jetzt ergangene Chicagoer Urteil Gesetzeskraft, so ist es künftig mit solchen Extraprofiten vorbei, und das Haupt-Drangsalierungsmittel, mit dem bisher Rockefeller die Konkurrenz bekämpft hat, kommt in Fortfall. Damit hat man aber nur einen rein äußerlichen Erfolg errungen, der praktisch

Google

ohne jeden Belang ist. Denn es gibt zahlreiche Mittel und Wege für den Trust, um die drohende Frachtverteuerung von sich abzuwenden.

Das nächstliegende Mittel ist der Bau neuer Röhrenleitungen von den Oelfundstätten zu den Raffinerien, und von diesen zum Meer. Diese „Pipe-lines" sind die gefürchtetsten Konkurrenten der Eisenbahnen, denn der Oeltransport stellt sich hier weit billiger als beim Verfrachten in Petroleum-Tankwagen. Deshalb ist es auch ein Irrtum, zu glauben, daß lediglich der große Aktienbesitz Rockefellers, sein Einfluß und seine Schmiergelder dem Trust die großen Frachtrabatte verschafft haben. Die notorische Skrupellosigkeit und smartness des Oelkönigs dürften auf die Entschließung der Bahndirektoren einen weit geringeren Druck ausgeübt haben als das simple Rechenexempel, welche Frachtmengen den Bahnen verloren gehen würden, wenn die Standard Oil Co. eigene Röhren legen wollte. Es bedurfte also nur einer Drohung mit neuen „Pipe-lines", um die Bahnen gefügig zu machen. Nun enthält allerdings das neueste Frachtraten-Gesetz die Bestimmung, daß öffentliche Röhrenleitungen als Transportmittel im Sinne des Gesetzes anzusehen sind. Demnach würden auch hier alle Frachtvorteile entfallen, und der Trust müßte fremdes Petroleum ebensogut durch seine Röhren leiten wie sein eigenes — wenn er nicht die Klugheit besäße, seine „tubes" nur über eigenen Landbesitz zu führen und sie so durchaus zu seinem Privateigentum zu machen. Die meisten Röhren der Standard Oil Co. sind dadurch allen anderen als den rein ordnungspolizeilichen Vorschriften entzogen und können zum ausschließlichen Vorteil des Trusts benutzt werden. Dagegen steht dem Staate kein Machtmittel zur Verfügung, und deshalb würde selbst die ultima ratio der Antitrust-Politik, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, wirkungslos bleiben. Roosevelt ist denn auch ein entschiedener Gegner der Verstaatlichung.

So bedauerlich es auch ist: den großen Trusts ist beim allerredlichsten Willen nicht beizukommen. Alle behördlichen Maßnahmen, alle Gelegenheitsgesetze scheitern an der einfachen Tatsache, daß das enorme Kapital, das in den Trusts arbeitet, sich dank seiner natürlichen Schwerkraft immer wieder durchsetzt. Selbst Radikalmittel verschlagen nicht. Das hat der demokratischeste aller Bundesstaaten, Kansas, erst vor ein paar Jahren einsehen gelernt. Auch damals richtete sich die Aktion gegen den Standard Oil-Trust. In Kansas waren zahlreiche ergiebige Oelquellen erbohrt worden. Um das Oel keiner externen Raffinerie in die Hände fallen zu lassen, erklärte sich die dem Standard Oil-Trust angehörende Prairie Oil and Gas Co. bereit, eine 250 km lange Röhrenleitung nach Kansas-City zu legen und für jede Tonne Rohöl 1 Dollar zu zahlen. Kaum war indes die Leitung fertig und das Monopol der Standard Oil Co. etabliert, als die Prairie Oil Co. den Preis um mehr als 50 Prozent herunterssetzte. Für den Staat handelte es sich nun darum, das Monopol des Trusts zu brechen. Die Regierung beschloß, eine eigene Raffinerie zu bauen und das Oel durch Sträflinge bearbeiten zu lassen; sie erklärte die Röhrenleitung des Trusts zum öffentlichen Verkehrsmittel, setzte die Oelfrachten der Bahnen zwangsweise herab und unternahm sogar eine gesetzliche Festlegung des Mindestpreises für Oel. Man sollte meinen, daß der Oeltrust vor einer mit solchen Mitteln arbeitenden staatlichen Konkurrenz die Segel hätte streichen müssen. In Wirklichkeit kam es aber ganz anders. Der Trust stellte sofort seinen ganzen Betrieb in dem sozialistischen Kansas ein, und das Oel der Grubenbesitzer war im selben Moment unverkäuflich. Bis die staatliche Raffinerie hätte fertiggestellt sein können, wären sie samt und sonders bankrott gewesen. Und selbst nach Inbetriebsetzung der Raffinerie wären drei Viertel des erbohrten Oels überschüssig geblieben. Um solche Oelmengen unterbringen zu können, bedurfte es eben einer Land und Welt umspannenden Organisation, wie sie nur die Standard Oil Co. zur Verfügung hat, und die Oelproduzenten waren schließlich froh, als der Trust ihnen ihre staatssozialistischen Gelüste in Gnaden verzieh und ihr Oel wieder zu raffinieren versprach. So endete die erste und einzige wirklich energische Aktion gegen den Trust.

Der Kampf gegen die Trusts wird stets ein vergeblicher bleiben, denn er ist in Wirklichkeit kein Kampf gegen eine besonders ausbeuterische Form des Unternehmertums, sondern ein Kampf gegen das Kapital, das heute in dieser, morgen in jener Form auftritt. Wenn man das Gefäß zerstört, bleibt immer der Inhalt, der sich eine neue Hülle baut. Da gibt es nur eins: Expropriation. Und zu diesem Kraftmittel der Sozialisten dürfte sich der republikanische Drachentöter Roosevelt schwerlich je verstehen, wenn er auch auf dem besten Wege dazu ist; denn er bereitet jetzt eine Erbschaftssteuer vor, die den großen Kapitalien beim Erbgange ein Stück abhauen soll.

Alfred Lansburgh.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feist, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 11 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | **23. August 1907**

Gestern, heute, übermorgen.

Vor einem Jahr, als der Onkel in Friedrichshof bei der Schwester des Neffen zu Gast war, konnte man über das (wohl nicht ohne Franz Josephs erbetene Hilfe) endlich erreichte Zusammentreffen der beiden Monarchen allerliebste Commentare lesen. Hochoffiziös, versteht sich, und im Lokalanzeiger, versteht sich. Praeludium: „Die Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit seinem Oheim, dem König von England, wird ein sichtbares Zeichen dafür sein, daß die Zeit der Verstimmung und des Mißtrauens zwischen den beiden Vormächten des Germanentums zu Ende ist. Mit hochgespanntem Interesse und voller Hoffnung auf die Wiederkehr freundschaftlicher Beziehungen verfolgen beide Völker den Verlauf der Ereignisse, die sich heute dort vollziehen werden." Ankunft: Die Begrüßung war „ungemein herzlich", und Onkel und Neffe küßten sich auf beide Wangen. Verlauf: Frühstückstafel. Darauf private Unterhaltung unter vier Augen, Erweckung von Reue und Leid und Absolution sub conditione. „Diese Unterhaltung scheint der Kernpunkt der Zusammenkunft zu sein." Hac re bene gesta „waren der Kaiser, König Eduard, der britische Botschafter Lascelles und Herr von Tschirschky eine Stunde allein auf der Schloßterrasse. Bei dieser Gelegenheit sind die schwebenden Fragen im leichten Conversationston besprochen worden". Trotzdem: „Wichtige Entscheidungen sind nicht gefallen, weil in der internationalen Politik im Augenblick nichts zur Entscheidung drängt." Trotzdem: „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute abend der Meinung, daß sie (fett gedruckte) Vortheile bringen wird." Dann gings nach der Saalburg, von da zurück zum Diner. Zweiunddreißig Gedecke: jedes intime Wort mußte also unterbleiben; Trinksprüche hatte sich der Brite verbeten. In der Früh des andern Tags: Abfahrt. Der Kaiser fuhr wieder mit zur Bahn, trug wieder, wie beim Empfang, den grüngrauen Ueberrock seiner Jäger zu Pferd und Stahlhelm, der Onkel war, wie beim Empfang, in grauem Civil. „Kaiser und König verabschiedeten sich äußerst herzlich. Sie küßten sich, und als der Zug sich in Bewegung setzte, riefen sie sich ein herzliches à revoir! zu." Et haec meminisse juvabit. Epilog: „Die allgemeine Stimmung ist eine recht gute, man möchte sagen freie. Die Politik dürfte eine bevorzugte Rolle bei der Begegnung gespielt haben, denn beide Monarchen arbeiteten lange mit den anwesenden Diplomaten." Resultat: Es blieb Alles beim Alten, die ganze politische Aufmachung der Privatgeschichte war Schwindel, und der Onkel arbeitete von nun an mit einem Nachdruck gegen uns, wie nur je zuvor. Zog den Kreis um uns noch enger, legte neue Ma'chen ins alte Geflecht und hat uns glücklich nun aus der Weltpolitik ausgeschaltet. Gänzlich. Auf der beschienenen Erde — Welt, hat Lagarde behauptet, sagt man immer nur, wenn man nicht denkt — ist nicht ein Plätzchen mehr zu finden, über dessen Schicksal wir mitzubestimmen hätten. Nicht in Europa, nicht in Asien, nicht in Afrika. Und Eduard ist am Ziel seines Wünschens, mindestens am Abschluß einer erstrebten Etappe, und kann drum den Versöhnlichen spielen.

Spielt ihn auch; mit Geschick und mit Geschmack. Lädt ein und läßt sich laden, sieht übermorgen den Kaiser bei sich an der Themse, sitzt heute in Wilhelmshöhe. „Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiß, das Fest der Feste." Und jede Erinnerung wird rasch aus dem

Google

Gedächtnis gewischt; Mißverständnisse, heißts, die es in der besten Familie gibt, kamen vor, nie ernste Zwiste. Wo denn und wann? Nur eitle Phantasten konnten von ihnen sprechen, das öffentliche Gemeinwesen damit beunruhigen und die Zirkel, die kühl wägende Staatsmannschaft zog, zu stören versuchen. Seht die Herzlichkeit! Wären ernste Friktionen so leicht aus der Welt geschafft? So tönt, in Blocksbergstimmung, der Offiziösenchorus in der Runde.

Sehn wir. Praeparatio: Der Kaiser „übt" Spalierbildung, der König verzögert die Ankunft und verkürzt damit den Aufenthalt um drei Stunden, und am Empfangstag erfreut die englische Regierung die Welt mit der Nachricht, daß in nächster Zeit mit dem Bau dreier Riesenpanzer von der Dreadnoughtklasse begonnen werden soll. Welcome: Endlich hält der Zug. Der Kaiser grüßt und Eduard dankt „sehr herzlich". „Die nun folgende Begrüßung auf dem Perron war eine äußerst herzliche. Die beiden Herrscher küßten sich und drückten sich lebhaft die Hand. Wer die Begegnung in Kronberg gesehen hat, wird nur sagen können, daß seitdem eine wesentliche Steigerung der Herzlichkeit, mit der die beiden Souveräne sich begegnen, zu verzeichnen ist." Jeder merkt, der Lokalanzeiger hat das Wort. „Der Eindruck, den man von der Begegnung der Herrscher empfing, war vorzüglich. Manches erinnert an Kronberg. Doch Eines fehlte damals: der offene, freundschaftliche Charakter, mit dem Kaiser und König, Oheim und Neffe heute einander begegneten. Damals dieselbe Courtoisie wie heute, vollendet die Form, wie selbstverständlich; heute dasselbe, aber dazu den Ausdruck herzlicher Freundschaft. Der König war von gewinnender Freundlichkeit, die man an ihm bei aller weltmännischen Form doch vermißt, wenn er im Innersten anders denkt. Kaiser Wilhelm zeigte alle die feine Courtoisie, die sein eigenstes Wesen ausmacht, die aber doch nicht voll hervortritt, wenn sein Herz nicht ganz dabei ist. Heute sah man es deutlich: ehrlich in Handschlag und Geste! Beiden Herren liegt diese Tonart besser, sie entspricht ihrem Wesen." Schmeichelhaft. Verlauf der zehn Stunden: Parade, Frühstück, Spazierfahrt, Essen, Abschied. Viel Wichtiges kann nicht verhandelt worden sein. Und nach den Trinksprüchen zu schließen, ists mit der Herzlichkeit nicht allzuweit her gewesen. Der des Kaisers ward ersichtlich auf den Ton des dankbaren Neffen gestimmt. Persönliche Freude, verwandtschaftliche und freundschaftliche Familiengefühle, Erinnerung an die gemeinsame Vichy, und im Uebrigen „gute Beziehungen zwischen unsern beiden Völkern". Das mag Mühe gekostet haben, bis die Temperatur dieser Ansprache bestimmt war. Die Antwort des Gastes war noch einige Grade kühler. Persönlicher Dank für die Festerei; gerührt, einen so aufmerksamen Neffen zu haben; Freude, ihn bald im Buckinghampalast zu sehn, und im Uebrigen: „Mein größter Wunsch, daß zwischen unsern beiden Ländern nur die besten und angenehmsten Beziehungen bestehen." Wunsch; wenns anders war (oder noch ist): sucht die Schuld, bitte, nicht bei uns. Kühleres war ohne Unhöflichkeit nicht gut zu sagen. Finale: „Von berufener Seite wird mir bestätigt, daß es sich heute nicht um die Erledigung akuter Probleme gehandelt hat. (Als ob nicht mindestens von Marokko, dem englisch-russischen Abkommen und Abdul Hamid gesprochen worden wäre.) Die Aussprache der Herrscher hat aber die unzweifelhafte Gewißheit gebracht, daß die Erhaltung des Friedens gewährleistet ist, soweit die Kraft und der Wille der beiden Monarchen reicht. (Das heißt, aus dem offiziösen Bombast ins Nüchterne übertragen: wir geben zu Allem, was in Marokko und auf dem Balkan geschieht, unsern Segen. Das wußte die Erde schon vor der Entrevue, und die Gortschakowsche Floskel war unnöthig.) Während der Ausfahrt, bei der der Kanzler allein mit den Souveränen im Automobil saß, ist alles Wesentliche, was Staatsmänner und Politiker beschäftigt, besprochen worden, beide Theile sind sehr zufrieden." (Wirklich? Mir fehlt der Glaube an die Botschaft. Warum denn die kühlen Trinksprüche, warum nicht mal die üblichen Orden, mit denen doch sonst nicht geknickert wird? Geht und verschont uns mit euren Enten.) Der Abschied war wieder „überaus herzlich" . . .

Cui bono das Ganze? Uns nicht. Wer von einer Besserung unserer Situation fabelt, irrt oder lügt. Nicht besser, schlechter noch ist sie geworden, und wenn die Spannung der conträr strebenden Kräfte etwas nachgelassen hat, so kommts daher allein, daß wir wieder freiwillig Terrain geräumt haben. Gefährlicher, wie im Augenblick, war unsere Lage überhaupt noch nie, und wir stehn am Beginn einer ganz neuen Entwicklung der Dinge. Von

Google

Marokko braucht man nicht mehr zu reden; die Gelegenheit ist versäumt und kehrt nicht wieder; überdies hatten sich Kaiser und Kanzler vor Wochen schon so engagiert, daß von einer Entschlußfreiheit, als das Spektakel losging, nicht mehr die Rede war. Wir rennen Gespenstern nach, lassen alle Realitäten im Stich und staunen bewundernd uns selber an. Wie Narciß. Spem sine corpore amat, corpus putat esse, quod umbra est, adstuped ipse sibi, sagt Ovid. Ernster, viel ernster ist, was in Oestreich wird, dem Herr Aehrenthal neue Wege weist. Keine, die wir mit ungemischter Freude betrachten könnten. Wollen wir wieder warten, bis nichts mehr zu wollen ist? Sieht der Herr Kanzler, wo die Reise hingeht? „Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen: Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.“ Auch ein Ministerwort. Von der ersten wollen wir ihn gern entbinden. Seinem Kaiser aber hat er zu sagen, daß die östreichische Politik einst von Kaunitz und Metternich, Schwarzenberg, Buol und Esterhazy (dem „heimlichen Moritz“), Mensdorff und Beust geleitet wurde. Oestreich ist auf dem besten Wege, sie wieder zu versuchen. Und der erste Schritt dazu ist gethan. Gelingts Herrn von Aehrenthal, sich die Irredenta- und Balkansorgen vom Halse zu schaffen und Oestreichs Diplomatie von der unsern zu emanzipieren, so können wir noch Sorgen erleben, die nach einer Lösung drängen, die wir nicht herbeiwünschen wollen. Wer hat unsere Politik in Petersburg, London und Paris Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch am meisten geschädigt? Habsburg. Jedesmal, wenn es sich stark genug fühlte, auf eigene Faust zu handeln. Auch das ist eine Tradition; die jederzeit wiederkehren kann. Mürzsteg, Desio, Ischl: Etappen. Wenn Eduard sich bequemt, Herrn Aehrenthal zu unterstützen, so ist die Liebe zu Oestreich, ist Sympathie für das Balkanpack gewiß nicht der Grund. Paßts nicht ins Bild, daß der Dritte im Bund in Desio nicht genannt werden durfte? Eine Möglichkeit, durchaus nicht lieblich anzuschaun. Wer Deutschland schwächen will, braucht nur Oestreich groß zu päppeln. So wars immer, wirds bald vielleicht wieder sein. Warum werden auf seine äußeren Wunden mit solcher Hast Pflaster gelegt? „Auf Europens Festlande werden auch die Kolonialkriege entschieden.“ Manchmal schon wurde die Ueberzeugung bei uns laut. Gut; zeigen wir, daß man Deutschland auch da zu kitzeln vermag . . .

Swinemünde, Wilhelmshöhe, Ischl sind nun vorbei. Wo ist der Ertrag? Er kommt; warte nur, balde. Phrasen wurden gedroschen, ganz Europa alarmirt, und günstigsten Falls bleibt Alles beim Alten.

Karl Schnitzler.

Der Internationale Sozialistenkongreß in Stuttgart. I.

Von Werner Sombart.

In dieser Woche tagt in Stuttgart ein Internationaler Sozialistenkongreß.

Die Internationalen Sozialistenkongresse der Gegenwart sind die Erben der berühmten (oder im Sinne der Gegner berüchtigten) Internationalen Arbeiter-Assoziation (der I. A.-A.), die im Jahre 1864 unter der Oberleitung von Karl Marx gegründet wurde und bis zum Jahre 1876 bestanden hat. Marx dachte sich die I. A.-A. als das Organ, von dem die Arbeiterbewegungen in den einzelnen Ländern Anleitung und Anregung erhalten sollten. Für ihn sollte die neue Verbindung gleichsam die erste Probe sein auf seinen Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch.“ Er wollte die Proletarier aller Länder zu Einem Körper vereinigen, um diesen mit seinem Geiste zu erfüllen.

Der Versuch mißlang. Der Kommuneaufstand vom Jahre 1871, für den sich die I. A.-A. engagierte, gab ihr den Todesstoß: er führte zum Austritt der englischen Gewerkvereine, die eben von einer Verherrlichung und Unterstützung des wahnwitzigen Kommuneaufstandes nichts wissen wollten.

Marx selbst ist mit der I. A.-A. zusammengebrochen: mit ihr und durch sie, die gleichsam den Zwiespalt verkörperte, der Marxens Inneres erfüllte, und der ihn frühzeitig zu einem müden Manne machte: den Zwiespalt zwischen der realistisch-historischen Auffassung der sozialen Bewegung, die Marx zuerst in ein System brachte, und dem durchgängerischen, revolutionären Temperamente, das immer wieder — und am gründlichsten im Jahre 1871 — seinen Träger in Widerspruch zu seinen Grundideen brachte.

In der Tat: die I. A.-A., die Marxens Geist in die Welt tragen sollte, wurde je mehr und mehr unmarxischer, antimarxischer.

Was war denn die Internationale, wenn die englischen Trade Unions ihr den Rücken

Google

wandten? Ein Bund von „Verschwörern". Ein Gebilde ganz vieux jeu. Ein „Bund der Gerechten" redivivus. Eine Handvoll „Revolutionäre", hinter denen keine Arbeitermassen standen, die keinerlei Organisationen, weder ökonomische noch politische, vertreten konnten, weil es deren in keinem Lande noch gab. Das war etwas für Bakunin, aber nicht für Marx. Deshalb wuchs jenes Interesse in dem Maße, wie das Interesse Marxens erkaltete. Bakunin konnte in der Tat seiner ganzen Auffassung nach in der Internationale „la seule puissance créative de l'avenir politique et social" erblicken, jene paar Hundert entschlossenen Leute, von denen die Kropotkin heute noch träumen, daß sie hinreichen würden, in ganz Europa die Flamme der Revolution zu entzünden. Bakunin faßte denn auch ganz folgerichtig die J. A.-A. als reine revolutionäre Propagandagesellschaft auf, er verglich sie geradezu mit dem Freimaurerbunde, „der Internationale der Bourgeoisie".

Erst mußten sich die Bewegungen in den einzelnen Ländern ihrer nationalen Zufälligkeiten bis zu einem gewissen Grade entkleiden, erst mußte sich die einheitliche ökonomische Entwicklung noch weiter bestimmend durchsetzen, ehe von selbst, gleichsam von innen heraus, sich das Proletariat seiner internationalen Solidarität wieder bewußt wurde und zur Erkenntnis seiner Uebereinstimmung in den Hauptpunkten seines Programms gelangte.

Es sollte nicht lange dauern, bis dieser Zeitpunkt kam: Bei Gelegenheit der Weltausstellung des Jahres 1889 trat in Paris ein Internationaler Sozialistenkongreß zum ersten Male wieder zusammen, und seitdem sind sich solche Kongresse in regelmäßigen Zwischenräumen gefolgt: 1891 in Brüssel, 1893 in Zürich, 1896 in London, 1900 in Paris, 1904 in Amsterdam und nun heute in Stuttgart.

Die „neue" Internationale, wie man nicht sehr glücklich jene modernen Aeußerungen der internationalen Solidarität des Proletariats genannt hat, knüpft dem Geiste nach an die „alte" Internationale Arbeiterassoziation unmittelbar an. „Sie ist nicht tot," konnte Wilhelm Liebknecht auf dem Pariser Kongreß im Jahre 1889 von dieser sagen — „sie ist übergegangen in die mächtigen Arbeiterorganisationen und Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder. Sie lebt in uns fort. Dieser Kongreß ist das Werk der J. A.-A."

„Sie lebt in uns fort": damit ist der Punkt angegeben, wo tatsächlich die Kontinuität der internationalen Bewegung am greifbarsten zum Ausdruck kommt. Es waren zum Teil *dieselben Männer*, die in der alten J. A.-A. im Vordergrunde gestanden hatten, und die nun mit der ganzen gewaltigen Autorität ihrer historischen Persönlichkeit die junge Generation in die neuen Formen einführte: Liebknecht, De Paepe in Paris, Karl Bürkli, Hermann Greulich in Zürich und andere Veteranen verkörperten die Einheit der alten und der neuen Bewegung. In Stuttgart ist wohl Greulich der letzte Veteran, der noch die alte Internationale als werktätiger Genosse miterlebt hat.

Die alte Internationale wollte die Idee der internationalen Solidarität gleichsam den Arbeitern der einzelnen Länder oktroyieren, sie wollte aus internationalen Verbindungen nationale Bewegungen erzeugen. Jetzt sind diese vorhanden, organisch erwachsen und von ihnen geht nun der Gedanke der internationalen Verbindung aus. Die alte J. A.-A. war eine vom Stamm geschnittene Blüte ohne Wurzel, zum Verdorren bestimmt; die „neue" Internationale ist die Blüte an einem fest im Erdreich wurzelnden Baume. Der Marxsche Weckruf konnte nur in zwei Etappen zur Ausführung gelangen, von denen die eine erst in unserer Zeit erreicht wurde: „Proletarier *in allen* Ländern, vereinigt Euch"; dann erst konnte dem Rufe gefolgt werden: „Proletarier, die Ihr in den einzelnen Ländern geeinigt seid: vereinigt Euch zu gemeinsamem Handeln." Was jetzt an internationaler Organisation des Proletariats vorhanden ist, ist tatsächlich nur die Vereinigung, der proletarischen Organisationen in den einzelnen Ländern: und zwar annähernd aller Organisationen der Arbeiterklasse wenigstens derjenigen Europas: aller sozialistischen Parteien, aber auch fast aller Gewerkschaften. Denn was heute auf den internationalen Arbeiterkongressen nicht vertreten ist, sind die etwa auf konfessioneller Basis gebildeten Gewerkvereine einzelner Länder und ein paar der „alten" englischen Trade Unions.

Unvertreten ist jetzt auch der Anarchismus, mit dem man auf früheren Kongressen langwierige Redeschlachten führte; nur teilweise vertreten ingleichen die moderne Spielart des Anarchismus, der revolutionäre Syndikalismus, der in Italien und Frankreich neuerdings eine gewisse Rolle spielt. Doch fallen diese ultraradikalen, auf dem Kongresse unvertretenen Richtungen der proletarischen Bewegung quantitativ wohl ebensowenig ins Gewicht wie die fehlenden Organisationen der äußersten Rechten: man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß mehr als drei Viertel bis fünf Sechstel aller proletarischen Verbände jetzt auf dem Stuttgarter Kongreß vertreten sind.

Aber es ist auch der Kreis mächtig ausgeweitet gegen früher, den die „Internationale" heute umspannt: so waren beispielsweise in Basel im Jahre 1869 nur 9, in Stuttgart sind jedoch mehr als dreimal soviel „Nationen" durch Abgesandte vertreten. Deshalb und weil jede Nation erheblich mehr Vertreter als früher sendet, ist die Zahl der Kongreßteilnehmer beträchtlich gewachsen. Während auf den Kongressen der J. A.-A. meist weniger als

Google

100 Personen teilnahmen (in Genf 60, in Brüssel 96, in Basel 80), betrug die Zahl der offiziellen Vertreter in Paris (1889) 407, in Brüssel (1891) 374, in Zürich (1893) 449, in London (1896) 748 (davon 475 Engländer), in Paris (1900) 788 (davon 473 Franzosen), in Amsterdam (1904) 476 und heut in Stuttgart fast doppelt soviel.

Ebenso wie das äußere Bild ist nun aber auch das innere Wesen der „neuen Internationale" von Grund aus von dem der alten verschieden. Vor allem darin, daß die „neue Internationale" gar keine „Internationale" im Sinne der alten I. A.-A. ist (deshalb sagte ich auch sei der Ausdruck nicht sehr glücklich gewählt). Will sagen: der alte Verband war ein selbständiger internationaler Verein, dessen Mitglieder die einzelnen Arbeiter oder ihre Organisationen in den verschiedenen Ländern waren. Jetzt ist die Organisation der Arbeiterschaft eine nationale: der einzelne Arbeiter kann nur Mitglied nationaler Verbände sein, und diese selbst können nur zu nationalen Föderationen sich zusammenschließen. Diese auf nationaler Basis ruhenden Organisationen entsenden dann ihre Vertreter auf die internationalen Kongresse. Daß diese selbst ihren Charakter völlig verändert haben, ist leicht verständlich. Schon der so viel größere Kreis nimmt ihnen viel von der Intimität der früheren Veranstaltungen. Aber auch der Inhalt der Verhandlungen ist von Grund auf gewandelt. Die Kongresse der I. A.-A. glichen Diskutierklubs, in denen theoretische Prinzipienfragen mit vielem Eifer und herzlich wenig Verständnis eingehend erörtert wurden. Auf den neuen Kongressen ist nur noch eine Frage, die die Prinzipien der Bewegung betraf, ausführlich erörtert worden, die Frage: ob sich die Sozialisten an der „politischen Aktion" beteiligen sollten. Jetzt ist das Interesse mehr der Erörterung taktischer Fragen zugewandt.

Soweit „Prinzipienfragen" noch erörtert werden — wie beispielsweise die „nationale" resp. „militärische" Frage auf dem Stuttgarter Kongreß —, betreffen sie die Stellungnahme zu Problemen, die außerhalb des Umkreises der sozialen Bewegung als solcher liegen; enthalten sie, möchte ich sagen, die Frage: wieweit die gesamte Weltanschauung des Proletariats ein einheitliches Gepräge tragen, und welches etwa dieses sein solle?

Besser als alles Andere ist ein Ereignis wie dieser internationale Kongreß geeignet, uns Einblick in das Wesen des Sozialismus und der sozialen Bewegung tun zu lassen. Und weil es die Bedeutung der Sache erheischt, daß jeder jede Gelegenheit ergreife, sich ein klares Urteil zu bilden über eine geschichtliche Erscheinung, die doch nun einmal zu den markantesten und bedeutsamsten unserer Zeit gehört, soll hier davon gesprochen werden.

So kann man beispielsweise jenen Leuten, die noch immer die Sozialisten unserer Tage für eine Rotte blutdürstiger Barrikadenmänner und finsterer Revolutionäre halten, keinen besseren Rat geben, als sich die Creame dieser gefürchteten Elemente, wie sie auf dem Internationalen Kongreß sich einfinden, einmal aus der Nähe anzuschauen. Da würde er bald gewahr werden, daß die überwiegende Mehrzahl der Teilnehmer ebenso friedliebende Menschen sind wie die Mitglieder irgend einer andern politischen Partei; ebenso das Gepräge des geruhsamen Spießers tragen wie irgendwelche Vertreter einer Mittelstandsgruppe, etwa des Handwerks.

Ich sage: das Gros der Vertreter. Eine Minderheit wird freilich von Typen höchst zweifelhafter Natur gestellt. Da sind die wilden Weiber aus Rußland mit ihren fanatischen Männern in den schwarzen Blusen. Da sind eine Menge Leute, denen man ansieht, daß sie irgendwie im Leben Schiffbruch gelitten haben und nun aus Not, in der Verzweiflung sich dieser Bewegung anschließen, die so unendlich duldsam ist gegen alles, was sich ihr verschreibt.

Und in den Sitzungen des Kongresses würde er erstaunt sein über den ruhigen, geschäftsmäßigen Ton, der die Verhandlungen beherrscht. Er würde bald merken, daß die Sturm- und Drangperiode auch bei dieser Bewegung längst vorüber ist, und daß nur noch in den Köpfen übereifriger Polizeier jener Revolutionsheld spukt, der in jeder Rocktasche eine Pistole oder eine Bombe mit sich herumträgt. (Wobei ich wieder von den Russen absehe, die ja in jeder Hinsicht heute eine Ausnahmestellung einnehmen, und deren Revolution mit der modernen sozialen Bewegung in den Kulturländern nur in sehr loser Beziehung steht: es ist bedauerlich daß die berufsmäßige Revolutionsmacherei im Zarenreiche offenbar hie und da auch in Westeuropa auf nicht ganz balancierte Gemüter abgefärbt hat, deren überlautes Geschwätz in manchen Ländern den Anschein hervorruft, als habe die proletarische Bewegung außerhalb Rußlands auch nur das geringste mit jener Revoluzzerei zu tun, unter der sich das russische Reich in schweren Krämpfen windet.)

Aber die Heerschau, die auf einem solchen Kongreß über die sozialistischen Streitkräfte „der ganzen Welt" abgehalten wird, ermöglicht es, auch positiv uns ein Urteil zu bilden über das, was nun die sozialistische Bewegung zunächst rein quantitativ im Leben unserer Staaten vorstellt. Da ergibt denn eine nähere Prüfung, daß die tönenden selbstbewußten Phrasen von der ungeheuren Ausdehnung dieser Bewegung (wie sie sich allzu häufig in der sozialistischen Presse und in sozialistischen Reden noch finden) doch bedenklich den wahren Sachverhalt entstellen. „Unser das Reich, unser die Welt" schrieb der

Google

„Vorwärts“ bekanntlich nach dem Ausfall der Wahlen im Jahre 1903. Und auf einen ähnlichen Klang ist noch mancher Leitartikel abgestimmt, der den sinkenden Mut der Genossen wieder heben soll.

Die Ziffern, die uns die verschiedenen Landessektionen selbst in ihren Berichten an den Kongreß mitteilen, belehren uns, daß — vielleicht von Belgien und Dänemark abgesehen und neuerdings von Oesterreich, wo eine ganz eigentümliche Konstellation den Sozialisten einen offenbar nicht auf Dauer berechneten Erfolg brachte — selbst in den Ländern mit allgemeinem Wahlrecht jetzt nach einem ungeheuren Kampfe von zwei Jahrzehnten höchstens ein Zehntel der Sitze in den Unterhäusern in den Händen der Sozialisten sich befindet, während sie in den Oberhäusern (wo diese bestehen) meist gar nicht vertreten sind. Also daß die sozialistische Bewegung heute im politischen Leben irgend eines der großen Länder eine reale Macht darstellte, mit der ein Politiker rechnen müßte, wird man nicht behaupten dürfen, wenn man mit den Tatsachen im Einklang bleiben will.

Aber gerade ein Kongreß wie der Stuttgarter klärt uns des weiteren darüber auf, daß auch die geistige Potenz, die in der sozialen Bewegung gebunden ist, keine überwältigend große ist. So viele geistvolle, kenntnisreiche Leute unter den Führern sind (Männer, deren Heroismus und Selbstverleugnung man nicht hoch genug preisen kann), so wird man doch nicht sagen können, daß das Niveau der Verhandlungen eines solchen Kongresses, auf dem doch die ersten Kräfte zu Worte kommen, wesentlich über dem ähnlicher Veranstaltungen stände, auf dem wir Bürgerlichen den Ton angeben.

Die sachliche Ausbeute der Debatten ist meist herzlich unbedeutend. Und vergebens würde man vor allem nach irgend welchen fruchtbaren oder kühnen Ideen praktischer Sozialpolitik Umschau halten. Ich glaube, man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß der Sozialismus seit einem Menschenalter keine einzige neue, schöpferische Idee produziert habe. Was heute in der Erörterung irgendwelchen sozialen oder politischen Problems in praktikablen Gedanken auftaucht, ist entweder ein altes Inventarstück des Sozialismus, das schon in den Schriften und Reden der 70er Jahre eine Rolle spielte, oder (was die Regel bildet) es ist bürgerlicher Herkunft: mag es sich um Arbeiterschutz oder Arbeiterversicherung, um Gewerkschaften oder Genossenschaften, um Wohnungsreform oder soziale Hygiene oder Steuerreform oder was sonst auch immer handeln. Und zwar gilt das selbst von denjenigen Problemen, die im engsten Sinne der „Sozialpolitik“ angehören.

Aber wir würden einen schweren Fehler begehen, wollten wir auf Grund aller dieser Erwägungen den Sozialismus und die soziale Bewegung der Gegenwart gering achten. Vielmehr ist gerade wieder eine Veranstaltung wie der jetzt tagende Kongreß geeignet, uns von der zweifellos großen Kulturbedeutung der proletarischen Bewegung zu überzeugen.

Es ist gewiß schon eine imposante Tatsache, daß hier eine ziffernmäßig so ungeheure Menge von Menschen zu einer einheitlichen Willenskundgebung gelangt, daß acht bis zehn Millionen Menschen — soviel mögen insgesamt als Auftraggeber hinter den Delegierten des Kongresses stehen — wie mit einem Hirne denken, wie mit einem Herzen fühlen. Ich glaube, daß dieses Phänomen neu in der Weltgeschichte ist.

Welches ist diese Macht? Nun zunächst zweifellos das materielle Interesse. Das Interesse der Lohnarbeiterschaft, des Proletariats, das sich zu einem Kampfe gegen den Kapitalismus auf internationalem Boden zusammenfindet. Aber mit der Vertretung dieser materiellen Interessen erschöpft sich der Inhalt der internationalen sozialistischen Bewegung doch keineswegs. Sonst würden die internationalen Gewerkschaftskongresse genügen. Vielmehr kommt in diesen Internationalen Sozialistenkongressen die Doppelnatur der modernen sozialen Bewegung deutlich zum Ausdruck: daß sie eine proletarische Klassenbewegung ist, aber daneben doch auch eine ideale Bewegung, die der ganzen Menschheit zuliebe sich betätigen will. Und ich glaube doch, daß erst diese idealistische Unterströmung der ganzen Bewegung ihre Geschlossenheit, ihren Schwung, gleichsam ihre Seele verleiht. Welches aber sind die Ideale, die der proletarischen Bewegung ihren geistigen, allgemein menschlichen Gehalt geben? Sind es etwa neue Werte, die nun erst anfangen, die Menschheit für sich zu erobern? Gewiß nicht. Es sind vielmehr die uralten Ideale der Humanität in ihrer Anwendung auf die soziale Ordnung, die die Sozialisten unserer Tage verfechten; die Ideale der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, für die schon die Bürgerlichen in den Tod gegangen sind. Wie denn der sozialistischen Bewegung nichts mehr abgeht als „Modernität“. Sie ist in jeder Hinsicht — soweit sie Ideale vertritt — eine „rückständige“, altfränkische, unmoderne Bewegung. Darin nur den klerikalen Parteien vergleichbar. Man denke an ihre Stellung zu Kunst und Literatur! Man lese die „Festgedichte“ in den sozialdemokratischen Blättern!

Aber mir scheint: darum sollten wir diese Bewegung und die Männer, die sie tragen, nicht gering achten. Vielmehr gerade weil sie diese alten, heute so unendlich „unmodernen“ Ideale hoch halten, gebührt ihnen unsere Teilnahme.

Es hat menschlich etwas unendlich Rührendes und Ergreifendes, hier noch so viel Glauben an die Möglichkeit einer „gerechten“ Ordnung, einer

Google

Verwirklichung des Himmelreichs auf Erden zu finden. Und einer Zeit, die in Kapitalismus, Materialismus, Chauvinismus, Militarismus, Imperialismus, Aesthetismus aufzugehen droht, kann es gewiß nichts schaden, wenn ihr immer wieder vor Augen gehalten wird, daß ein anderer Ismus doch auch noch Anspruch auf Beachtung verdient: der Humanismus. Und der ist es, der von den Besten unter den Sozialisten (nach denen wir unser Urteil vom Wesen, von der Idee der Bewegung bilden müssen, wenn wir gerecht sein wollen) vertreten wird.

In dem Festhalten an diesen uralten Idealen, in dem ehrlichen Bemühen, sie in die soziale Wirklichkeit zu übertragen, liegt alle Stärke wie alle Schwäche, alle Größe wie alle Enge, alles Lebenskräftige wie alles Lähmende: liegt der große Konflikt begründet, der die moderne sozialistische Bewegung durchzieht, und der ihr Würde und Gewicht verleiht. Es ist der Konflikt zwischen Interesse und Ideal, dem Interesse, das sich im Leben durch jedes Mittel, das zur Macht führt, durchzusetzen bemüht, und dem Ideal, das sich rein und unvermischt zu erhalten trachtet.

Täuscht nicht alles, so muß in unserer heutigen Welt jemand, der zur politischen Macht gelangen will, ein gut Teil seiner humanitären Ideale opfern; ist der, der von diesen Idealen nicht lassen will, ewig zum Träumer verdammt.

Stieße die internationale sozialistische Bewegung die Träumer und Idealisten ab, so würde sie bald regierungsfähig werden: sie würde bald eine reine Interessenpartei der Arbeiterschaft werden, wie sie sich die Regierungen aller Länder wünschen. Aber sie würde damit auch ihren wesentlichen Reiz und, wie mir scheint, auch einen großen Teil ihrer Kulturbedeutung verlieren, die eben darin zum Ausdruck kommt, daß ein beträchtlicher Bestandteil der Angehörigen aller Nationen sich in einem grundsätzlichen Gegensatz zur herrschenden Klasse befindet. Nur freilich tut das den spezifischen Arbeiterinteressen wiederum entschieden Abbruch: und die sollen doch in der sozialen Bewegung auch und zuvörderst vertreten werden.

Wie zwischen diesen Widersprüchen zu vermitteln sei: das hat den Inhalt aller Verhandlungen auf den Internationalen Sozialistischen Kongressen der letzten Jahre gebildet und bildet ihn heute in Stuttgart wieder. Ich will in der nächsten Woche, wenn der Kongreß zu Ende sein wird, über die Verhandlungsgegenstände im einzelnen noch einiges sagen.

Courbet. Von Richard Muther.

Eine Würdigung Gustave Courbets kann man in den Worten zusammenfassen: Er war ein Maler, ein gottbegnadeter Maler, aus dem Stamm der Holbein, Velasquez und Jordaens. Freilich, ein Buch über Courbet muß auch vom Menschen sprechen. So mag erst die Geschichte seines Lebens erzählt werden. Sie war interessant genug, um rein als Erzählung zu fesseln.

Die Franche-Comté, die ehemalige Freigrafschaft Burgund, grenzt an die Schweiz, an den Kanton Neuchâtel. Die Hauptstadt ist Besançon, ein wenig südlich davon liegt Ornans, ein Ort von 3000 Einwohnern. Hier wurde Courbet am 10. Juni 1819 geboren. Sein Vater war Gutsbesitzer. Drei Schwestern — Zoe, Zélie und Juliette — wuchsen mit Gustave dem Erstgeborenen auf. 1837 schickte man ihn auf die Hochschule von Besançon, damit er zum Juristen sich ausbilde. Doch alles in seinem Wesen zog ihn zur Malerei. 1842 ist er in Paris. Als seine Lehrer werden Alexandre Hesse und der aus Baden stammende Baron Steuben genannt. Mehr freilich als von diesen lernte er im Louvre, wo er Bilder von Frans Hals, Rembrandt, Zurbaran und Géricault kopierte. Das erste Werk, das er 1844 in den Salon schickte, war ein Selbstporträt, auf dem er sich dargestellt hatte in einer Felsenlandschaft sitzend, mit seinem Hund zur Seite. Darauf folgten in den nächsten vier Jahren: Sein Selbstporträt als Guitarrero, das Liebespaar in der Landschaft, der Verwundete, sein Selbstporträt mit der Pfeife, die Dame in der Hängematte und ein schlafendes junges Mädchen. Courbet war ein prachtvoller Sinnenmensch. Sein Auge öffnete sich weit und groß der schönen sichtbaren Welt. Ueberall, wohin er im Leben blickte, sah er Bilder, und da das Leben selbst eine solche

Google

Fülle von Bildern vor ihm ausbreitete, konnte er den Gedanken gar nicht fassen, daß ein Maler es für notwendig halten könnte, etwas anderes malen zu wollen als das, was das Auge sieht. Sehr verbreitet war nun aber diese Anschauung damals nicht. Denn die Kunst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war retrospektiv. Die Maler fanden, daß ihre eigene Zeit zu wenig Schönheit enthalte, um Stoff für Kunstwerke bieten zu können. Ingres und Delacroise, so verschieden sie sonst waren, hatten das gemein, daß sie mehr an der Vergangenheit als an der Gegenwart sich erwärmten. Die Größe und Schönheit alter Kulturen stellten sie dar in einer Formen- und Farbensprache, die auf der Kunst der alten Meister basierte. Und wie das immer so geht, die Kunst dieser Großen wurde vom Troß verwässert. Die Klassiziisten, die um Ingres kreisten, erzeugten Idealfiguren von retouchiertester Schönheit. Die Historienmaler, die von Delacroise ausgingen, arrangierten Theatertableaux mit würdevollen Gesten und pomphafter Garderobe. Der Sinn für das Natürliche war auf diese Weise verloren gegangen. Und wer nicht Vergangenes, sondern Modernes malte, wer obendrein dieses Leben nicht in idealisierter Verschönerung, sondern in ungeschminkter Wahrheit darstellte, hatte von vornherein Aussicht als Apostel der Häßlichkeit zu gelten.

Dieses Schicksal traf Courbet. Gewiß, die Bewegung, die auf die Eroberung des Modernen ging, hatte schon längst begonnen. David bereits war nicht nur Parteigänger der Antike. Er malte den toten Marat, malte die Krönung Josephinens. Dann kam als merkwürdig moderner Künstler Géricault, der in seinen Soldaten- und Wettrennbildern alle zeitlichen Grenzen übersprang. Immerhin, im oeuvre von David spielen die modernen Bilder neben den antiken doch eine ganz nebensächliche Rolle. Géricault starb als Jüngling, und hinsichtlich der nächsten Generation ist die Chronologie nicht außer acht zu lassen. Daumier, dessen Bilder heute so geschätzt werden, wurde von den Zeitgenossen nur als Karikaturenzeichner gewürdigt. Millet, der Bauernmaler, hatte, da er erst spät zur Malerei gekommen war, um 1850 entscheidende Werke noch nicht geschaffen. Courbet als erster zog also die Aufmerksamkeit auf sich. Er wäre möglicherweise wenig beachtet worden, wenn er bescheiden seine Werke in dem kleinen Format gehalten hätte, das die Aesthetik von damals dem Genrebild im Gegensatz zum Historienbilde einräumte. Aber sein ganzes Talent drängte nach großen Flächen. Wie Rubens einmal schreibt: „Ich bekenne, daß ich infolge einer natürlichen Begabung mehr geeignet bin sehr große Bilder zu malen als kleine Kuriositäten," hatte Courbet für seine Werke großes Format gewählt. Uebersehen konnte man sie nicht, und bei lebensgroßen Figuren wirkt Realismus noch stärker als bei kleinen. So erging es Courbet ganz ebenso wie es im 17. Jahrhundert Caravaggio ergangen war, als er dem Schönheitsideal der Spätrenaissance seinen kraftstrotzenden Naturalismus entgegenstellte.

Dazu kam noch ein Zweites. Courbet war ein Bauer aus der Franche-Comté. Seinem kraftvoll bäurischen Wesen sagte rein menschlich der Bauer und Arbeiter mehr zu als die elegante Welt von Paris. Der Zufall fügte nun aber, daß sein Auftreten mit der sozialen Bewegung der vierziger Jahre zusammenfiel. Die Arbeiter schickten sich damals an, auf die Barrikaden zu gehen. Eine Anzahl Schriftsteller machten sich zu Wortführern des demokratischen Gedankens. Auch die Kunst, lehrten sie, müsse mitkämpfen für die ernsten Ziele des Zeitalters. Proudhon, Courbets Landsmann aus Besançon, trug sich schon mit den Gedanken, die er später in dem Buch „Du principe

Google

de l'art et de sa destination sociale" publizierte. Nur eine Kunst, die das Leben der Gegenwart, den Menschen, namentlich den arbeitenden Menschen unserer Zeit in allen seinen Daseinsbedingungen darstelle, könne der wahre Ausdruck eines ganz demokratischen Jahrhunderts sein. Courbet hat in Wirklichkeit mit diesen Theorien gar nichts zu schaffen. Als Künstler für irgend etwas Propaganda machen zu wollen, lag ihm so fern wie möglich. Er hat einmal in dem Bilde der Rückkehr von der Konferenz ein wenig despektierlich von geistlichen Herren gesprochen, hat ein Bild gemalt, auf dem ein alter Bettler einem Betteljungen ein Almosen gibt. Das ist alles in seinem oeuvre, was allenfalls als tendenziös gedeutet werden könnte. Im übrigen hat er nichts gemein mit jenen Anklägern und Volkstribunen, die um 1848 in allen Ländern Europas auftauchten. Er war lediglich Maler, ein vorzüglicher Maler, der eigens zur Welt gekommen schien, um zu beweisen, daß ein Künstler nichts als seine fünf Sinne brauche, um unsterbliche Meisterwerke zu schaffen. Er schuf reine Kunst, malte keine Plaidoyers, sondern Bilder, die gar keine andern Gedanken als Farbengedanken hatten. Aber immerhin, er war auch ein Mensch. Seinen hauptsächlichsten Verkehr im Andlerkeller, einer Kneipe der Rue Hautefeuille, bildeten jene langhaarigen Weltverbesserer, deren Gestalten Murger in den Szenen aus dem Bohèmeleben zeichnete. So erklärt sich, daß in Courbets eigenem Hirn das, was seine natürliche Begabung war, sich mit dem, was Leute vom Schlage Proudhons ihm einredeten, ganz unklar vermengte, daß er selber glaubte, nicht nur ein Maler, sondern ebenfalls ein Politiker zu sein. Er hielt große Bierreden über die Aufgaben der Kunst. Er polterte, wetterte, bezeichnete sich als demokratischen Maler. Und natürlich verfehlten da auch die Betrachter, die Kritiker nicht, sozialistische Gedanken aus seinen Bildern herauszulesen.

Die Werke, die er 1849 und 1850 nach dem Salon schickte, erschienen als eine Herausforderung sondergleichen. Im „Nachmittag von Orleans" hatte er die Küche seines väterlichen Hauses gemalt, wo nach dem Essen die Familienangehörigen und ein paar Freunde musizieren, trinken und rauchen. Das Bild mit den Steinklopfern, jetzt in der Dresdener Galerie, zeigte einen Alten und einen Jungen am Chausseegraben arbeitend. Auf dem Begräbnis in Ornans, dem Riesenbild des Louvre, sind fünfzig Leute, Männer und Frauen aus Ornans dargestellt, die einem Leichenbegängnis beiwohnen. Auf dem Bilde der Rückkehr vom Markte sah man Bauern und Bäuerinnen auf einer Landstraße mit ihren Rindern, Schweinen und Gemüsekörben daherkommen. Fast alle Kritiker fanden, es sei unerhört, eine sozialistische Propaganda sondergleichen, daß solche plebejische Figuren sich anmaßten, an der Stelle zu stehen, die bisher nur samtbekleidete Helden einnahmen. Der Arbeiter reckte sich auf, bereit, die bourgeoise Welt zu zertrümmern. Wer solche Gefahr nicht witterte, glaubte zum mindestens, sagen zu müssen, daß die Darstellung so trivialer Dinge eine Versündigung am heiligen Geist der Kunst bedeute. Courbets Malerei sei eine große Entdeckungsfahrt nach dem Häßlichen, eine sklavische Nachahmung dessen, was in der Natur am wenigsten poetisch und am wenigsten edel ist. Bei den Steinklopfern erschien es unbegreiflich, daß ein Künstler einen so unerhört gewöhnlichen Gegenstand, Arbeiter in zerlumpter, schmutziger Kleidung, überhaupt behandelt hätte. Im Begräbnis habe er offenbar das kirchliche Zeremoniell verhöhnen wollen, denn das Bild sei von einer herausfordernden, geradezu brutalen Vulgarität. Der Maler habe förmlich Sorge getragen, die abstoßenden, komischen und grotesken Seiten der Mitglieder der Trauerversammlung hervorzukehren, habe keinen

Google

Zug gemildert, der eine unpassende Heiterkeit erwecken konnte. Diese burlesken Masken mit ihren roten Schnapsnasen, dieser Dorfpfarrer, der ein Säufer zu sein schiene, dieser Hanswurst von Veteran, der sich einen zu großen Hut aufgesetzt — all das bedeute ein Karnevalsbegräbnis von sechs Metern Länge, über das es mehr zu lachen gebe als zu weinen. Selbst in den Tingeltangels wurden Spottverse über Courbets Realismus gesungen:

Faire vrai ce n'est rien pour être réaliste,
C'est faire laid qu'il faut! Or monsieur, s'il vous plait
Tout ce que je dessine est horriblement laid!
Ma peinture est affreuse et, pour qu'elle soit vraie,
J'en arrache le beau comme on fait de l'ivraie,
J'aime les teints terreux et les nez de carton
Les fillettes avec de la barbe au menton,
Les trognes de Varasque et les coquecigrues,
Les dorillons, les cors aux pieds et les verrues!
Voilà le vrai!

In der gleichen Tonart ging es in den nächsten Jahren weiter. Man lachte 1852 über die Demoiselles de village, jenes Bild, auf dem Courbet seine drei Schwestern dargestellt hatte, wie sie in einer Landschaft mit einer jungen Bäuerin plaudern. Man sah 1853 in den Zirkuskämpfern und der schlafenden Spinnerin Musterbeispiele einer Kunst, die auf die Wiedergabe der gemeinsten Wirklichkeit ausging, und fand es unerhört, daß auf dem Bilde der Baigneuse eine nackte Frau dem Publikum ihren enormen Rückenakt zeigte. Ein Bild, der Auszug der Feuerwehrleute, wurde, da die Regierung darin aus unersichtlichem Grunde eine Aufreizung der Bürger sah, amtlich beschlagnahmt, und einem Leutnant, der dem Maler einen Kasernensaal als Atelier eingeräumt hatte, einen Verweis erteilte. Immerhin — Courbet wurde durch alle diese Debatten sehr bekannt. Ein Mensch vom Schlage des Frans Hals, der zeitlebens ein Rapin blieb, sah es nicht ungern, wenn die Bourgeois sich seinetwegen ereiferten. „Mon grand père qui était un républicain de 93 avait trouvé une maxime qu'il me répétait toujours: Crie fort et marche droit. Mon père l'a toujours suivie et moi j'ai fait de même." Das Weltausstellungsjahr 1855 gab ihm willkommene Gelegenheit, sich vor den Augen ganz Europas in der Pose des Athleten zu produzieren, der seine Welt aus den Angeln hebt. Elf Bilder hatte die Jury von ihm angenommen, aber das Begräbnis refüsiert. Das veranlaßte Courbet überhaupt, auf die Beschickung der Ausstellung zu verzichten und in einer Holzbaracke in der Nähe des Pont d'Jena, unmittelbar am Eingang der Weltausstellung, seine Werke gesondert dem Publikum vorzuführen. „Paris soll auf dem Kopf stehen. Es wird das große Begräbnis all des bric-à-brac werden, den die moderne Kunst hervorgebracht hat." Ueber der Eingangstür stand: Der Realismus. G. Courbet. Ausstellung von 40 Bildern seiner Hand. Eintrittspreis 1 Franc. Der kleine Katalog, der für 10 Cts. verkauft wurde, enthielt das Glaubensbekenntnis des Malers, ein Credo, in dem sozialistische und künstlerische Gedanken wirr sich verquicken. „Der Titel Realist ist mir gegeben worden, wie man den Malern von 1830 den Titel Romantiker gab. Titel sagen nichts, sonst wären die Werke überflüssig. Ich habe unabhängig von jedem System und ohne mich einer Partei anzuschließen die Kunst der Alten und der Neueren studiert. Ich habe die einen ebensowenig nachahmen, als die andern kopieren, sondern nur aus der gesamten Kenntnis der Ueberlieferung die begründete und unabhängige Empfindung meiner eigenen Individualität schöpfen wollen. Wissen,

Google

um zu können, war mein Gedanke, imstande zu sein, die Sitten, die Ideen, den Anblick unserer Epoche nach meiner Wertschätzung auszudrücken, nicht nur ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein, mit einem Wort, lebendige Kunst zu üben, das ist mein Ziel. Ich bin nicht nur Sozialist, auch Demokrat und Republikaner, mit einem Wort: ein Anhänger jeder Revolution und obendrein noch Realist, das heißt aufrichtiger Freund der wahren Wahrheit. Das Prinzip des Realismus aber ist die Negation des Ideals. Indem ich aus der Negation des Ideals alles weitere folgere, gelange ich zur Emanzipation des Individuums und schließlich zur Demokratie. Der Realismus ist seinem Wesen nach demokratische Kunst. Er kann nur bestehen in der Darstellung von Dingen, die für den Künstler sichtbar und berührbar sind. Denn die Malerei ist eine ganz physische Sprache, und ein abstraktes, nicht sichtbares, nicht existierendes Objekt gehört nicht in ihre Domäne. Die Monumentalmalerei, die wir haben, steht im Widerspruch mit den sozialen Zuständen, die kirchliche Malerei im Widerspruch mit dem Geist des Jahrhunderts. Ein Unsinn, daß Maler, ohne daran zu glauben, mit mehr oder weniger Talent Geschichten aufwärmen, die ihre Blütezeit nur in einer anderen als unserer Epoche haben konnten. Statt dessen bemale man die Bahnhöfe mit den Ansichten der Gegenden, durch die man reist, mit Bildnissen der großen Männer, durch deren Geburtsstadt man fährt, mit Maschinenhallen, Bergwerken, Fabriken — das sind die Heiligen und Wunder des 19. Jahrhunderts."

Man darf nicht jedes dieser Worte auf die kritische Wagschale legen. Man kann sogar finden, daß Courbet vornehmer dastehen würde, wenn er weniger schwadroniert hätte. Aber wer sich als Revolutionär fühlt, muß eben poltern. Courbet war gar nicht dazu geschaffen, irgend welche Märtyrerrolle zu spielen, zu der er verdammt gewesen wäre, wenn er gleich Millet zu den Stillen im Lande gehört hätte. Mit der rücksichtslosen Ellbogenkraft des brutalen Egoisten wollte er sich Bahn brechen. Das tat er. Und so unklar die Worte waren, so imposant wirkten die Bilder selbst. Courbet hatte so ziemlich alles vereinigt, was er aus Staats- und Privatbesitz hatte zusammenbringen können. Man sah die großen Werke, die schon aufgezählt wurden, sah das Atelier, jenes Riesenbild, auf dem er sich darstellte, umgeben von den Leuten, die ihm in sieben Jahren seines Schaffens als Modelle gedient hatten, sah die Getreideschüttlerinnen: zwei junge Frauen, die im Kornspeicher mit dem Durchsieben von Getreide beschäftigt sind, sah viele Bildnisse und Landschaften. Eins war erreicht: man nahm Courbet nun ernst. Er war eine Macht im französischen Kunstleben geworden. Der Realismus trat gleichberechtigt neben Klassizismus und Romantik.

Wie ich starb.

Von Max Dessoir.

Kann jemand über seinen eigenen Tod etwas mitteilen? Es gibt Menschen, die davon überzeugt sind, daß sie früher schon einmal auf der Erde gelebt haben; in abnormen Bewußtseinszuständen kommt ihnen anscheinend die Erinnerung wieder, und dann berichten sie manchmal auch von der Art ihres Todes. Doch steht es über jedem Zweifel fest, daß wir es hierbei mit phantastischen Vorstellungsgruppen zu tun haben, die in ganz anderer Weise sich bilden, als durch Zurückblicken auf eine frühere Existenz.

Google

Es kommt ferner vor, daß jemand im letzten Augenblick dem Tode entrissen und zum Leben zurückgeführt wird: er vermag nun wohl von dem Grenzland zu erzählen, das sich schmal zwischen Sein und Nichtsein dahinzieht.

Obwohl ich nie in einer dieser Lagen gewesen bin, so meine ich doch, ich sei mehrfach gestorben und könne darüber etwas sagen. Enttäusche ich den Leser, wenn ich hinzufüge, daß ich an den geträumten Tod denke? Auf den Traum vom Sterben folgt allerdings das Erwachen, und insofern mag der geträumte Tod sich vom wirklichen unterscheiden. Aber was nachträglich geschieht, ändert nichts an Beschaffenheit und Stärke des Erlebnisses selbst. Die Traumerfahrung, an sich betrachtet, deckt sich vielleicht bis ins kleinste mit jener furchtbar wirklichen Erfahrung, die uns allen ein einziges Mal bevorsteht. Wenn wir die Träume mit den vorher erwähnten Berichten Geretteter vergleichen, so finden wir eine weitgehende Uebereinstimmung. Zugleich aber erhalten wir die tröstliche Gewißheit, daß der Gott des Todes in der Regel seines Amtes milder waltet als der dieser Maske sich bedienende Traumgott.

So möchte ich wenigstens glauben. Es hat in meinem Leben Zeiten gegeben, wo Ereignisse und Stimmungen das innere Auge an den letzten Grenzpfahl bannten. In diesen Zeiten habe ich während des Schlafes mehrfach den Tod erlitten. Nicht nur den körperlichen, sondern — wenigstens einmal — auch den geistigen. Hiervon spreche ich zuerst. Mir träumte, ich sähe mich in meinem Schlafzimmer um und bemerkte Möbel, die ich vordem noch nie wahrgenommen hatte. Schon das machte mich stutzig. Außerdem waren diese Möbel in einer eigentümlich schattenhaften Weise da: sie zeigten keine festen Umrisse und verschwanden zeitweise völlig. Da kam — das geschah im Traum — meine Frau herein. Als sie mich anschaute, wurde sie blaß, verzog das Gesicht wie zum Weinen und sagte: Wie siehst du denn aus? Was ist denn mit dir? Ich antwortete: Erschrick nicht — ich glaube, ich bin wahnsinnig geworden. Darauf zeigte ich ihr, was ich erblickte, und sie erklärte mir, was sich in Wirklichkeit an den Orten befand, d. h. in der geträumten Wirklichkeit. Bald bemerkte ich auch kleine, menschenähnliche, schwarze Wesen, von denen meine Frau nichts entdecken konnte. Eins davon sprang auf mich zu und biß mich in die linke Hand; der Schmerz war sehr heftig, und nur mit Mühe konnte ich das kleine Ungetüm abschütteln. Die Ueberlegung war keinen Augenblick getrübt: ich dachte an die Ratten, die dem vom Delirium tremens Befallenen erscheinen; ich beobachtete, daß die Hand unversehrt geblieben war, und schloß daraus, daß es sich um eine Halluzination handelte. Da mir trotzdem recht ängstlich zumute wurde, so eilte ich aus dem Zimmer. Aber ich kam nun nicht auf unseren Korridor, sondern auf einen sehr hohen und weiten Wandelgang. Sonderbare Menschen mit zum Teil ekelhaft entstellten Gesichtern gingen dort herum. Sie riefen mir zu, ich müßte die eine Hälfte der Tür zumachen und nur den anderen Flügel offen lassen, denn sonst würden die Teufelchen mir folgen. Wiederum bewährte sich die scheinbar nicht angetastete Vernunft: die Unsinnigkeit des Verlangens bestimmte mich zur Weigerung, obwohl der Schwarm sich jetzt auf den Gang zu ergießen begann. Doch sogleich sagte ich zur Traumgestalt meiner Frau: Wenn ich diese Quälerei nicht mehr aushalten kann, so gib mir Gift; laß mich nur nicht in eine Anstalt bringen — die Wärter sind so roh. Dann endlich verschwand der Traum.

Als ich erwachte, schrieb ich sogleich den Inhalt des Traumes nieder, fast wörtlich so, wie er hier erzählt wurde. Es wurde mir klar, daß nur in einem Uebergangszustand solche

Google

Gespenster aufflattern — worüber theoretische Erörterungen an anderer Stelle stattfinden sollen —, aber es gelang mir nicht, irgend einen Anlaß für diese besonderen Gebilde herauszufinden. Bei den Träumen vom körperlichen Tod dagegen ist das Motiv in einem äußeren Reiz unschwer zu erkennen. Ich schildere diese Art von Träumen an drei Beispielen.

Mir war, als hätte ich mich, angewidert vom Leben und über alle Maßen ermüdet, in die Fluten gestürzt. Mit großer Geschwindigkeit sank ich, und ich fühlte, wie das Wasser dröhnend sich um mich schloß. Nun ging der Traum manchmal in der Richtung fort, daß eine peinigende Atemnot eintrat und zum Erwachen führte, andere Male jedoch folgte das schöne, das erlösende Bewußtsein: jetzt sei es zu Ende, und zwar in Wahrheit, nicht bloß im Traum. — Es liegt auf der Hand, daß derselbe körperliche Reiz in verschiedener Stärke die abweichende Gestaltung der Bilder hervorrief.

Vor Jahren hat sich mir öfter der folgende Traum wiederholt. Jemand stellt mir nach. Ich versuche ihm zu entfliehen. Doch allmählich versagen die Füße den Dienst: immer matter werden die eigenen Bewegungen und immer schneller naht der Mörder. Jetzt hat er mich erreicht. Alle meine Glieder sind gelähmt. Nun zieht er einen Dolch und bohrt ihn mir in die linke Seite. Der Schmerz kann schwer beschrieben werden. Er gleicht kaum dem Schmerz bei einer wirklichen Schnittwunde: da überwiegt das Gefühl einer rauhen Oberfläche, die das knirschende Fleisch auseinanderreißt — dieser Schmerz war vielmehr fein, spitz, gewissermaßen mit einem faulig-süßlichen Beigeschmack, aber vor allen Dingen so stark, so unerträglich, daß ich schließlich mein Bewußtsein verlor und glaubte, ich ginge zugrunde.

Eine Zeitlang träumte mir häufig, daß die Decke des Zimmers oder eine andere schwere Masse sich auf mich senkte und mit dem Zermalmen bedrohte. Die Qual begann stets damit, daß ich zu erwachen vermeinte und nun hilflos mit den Händen die dunkle Last wegzustoßen mich mühte. Aber sie überwältigt mich; ich bemerke, wie ich ihr erliege und wie mir die Sinne schwinden. Da endlich erwache ich in Wahrheit. Meine Hände sind krampfhaft gegen die Wand gestemmt. Noch weiß ich nicht, daß es eine ungefährliche Wand ist, weiß nicht, wo ich mich befinde; erst sehr allmählich komme ich zur Klarheit. Merkwürdigerweise ist mir dieses Sterben immer nur in meinem eigenen Zimmer zuteil geworden.

Ueber diese Traumerfahrungen spreche ich sehr ruhig, weil sie einige Jahre zurückliegen und inzwischen völlig ausgeblieben sind. Nichtsdestoweniger schließen sich auch heute noch mir beim Zurückdenken einige Betrachtungen an, denen ich damals nachhing. Warum, so fragte und frage ich, nimmt der Traumgott die einen so gütig auf, führt sie auf lachende Gefilde, zu lieben Freunden, durch fröhlich spannende Abenteuer hindurch, und warum peinigt er die anderen? Ich selber darf über die verhältnismäßig wenigen Todesträume in einer kurzen Zeit der Ueberarbeitung keine Klage führen. Aber ich habe Kinder und Erwachsene kennen gelernt, die an solchen Träumen tropfenweise verblutet sind; deren geistige und leibliche Gesundheit mit immer erneuter und verschärfter Grausamkeit so zerstört worden ist. Wehe den Unglücklichen, die selbst im Schlaf von des Schicksals Hand getroffen werden!

Und wie ist es mit dem wirklichen Tod? Gute, edle Menschen müssen langsam dahinsterben, mit voller Einsicht in die Unabwendbarkeit ihres Geschickes, mit gesteigertem

Google

Bewußtsein aller gegenwärtigen und kommenden Qualen, während andere plötzlich fortgerissen werden ohne Krankheit, Schmerz und Sorge. Warum sind die Lose nicht anders verteilt? Weshalb kann nicht wenigstens in Vorbereitung und Vollzug des Todes eine gewisse Gerechtigkeit (ich sage nicht Gleichheit) herrschen? Wir schaudern, wenn wir von dem Erstickungstod einiger Unglücklichen bei Feuersbrünsten lesen; bedenken wir, daß viele Herzkranke diese Marter oft, recht oft, erleiden. Was ist das ärgste einmalige Ende gegen den ungezählte Male sich wiederholenden Halbtod? Der zum Tode verurteilte Verbrecher weiß, daß, falls ihm nicht bis zu einer bestimmten Stunde die Mitteilung wurde, eine Galgenfrist von vierundzwanzig Stunden ihm unter allen Umständen sicher ist — der Schwerkranke jedoch wird immerfort, unaufhörlich vom Schwert des Todes bedroht.

Trotzdem scheint es mir, als ob das eigentliche Sterben uns keine Furcht einzuflößen braucht. Schlimmer als das Sterben im Traum vermag es wohl nicht zu sein und ein klareres Bewußtsein wird in den endgültig letzten Augenblicken des Lebens schwerlich vorhanden sein. Wer solche Träume gehabt hat, darf sich sagen: Ich weiß, was Sterben heißt; so scheue ich den Tod nicht mehr. Doch er wird innerlich hinzufügen: Möge das Ende kurz und gnädig sein. Nicht einem plötzlichen, unvorhergesehenen Tode will ich das Wort reden, denn es ist roh und sinnlos, ohne jede Ahnung des Geschehenden das Diesseits zu verlassen; nur gegen die Qualen des Kampfes richtet sich der Wunsch.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Dritter Akt. [2. Fortsetzung.]

Noch immer das Bibliothekzimmer. Zehn Minuten später. Julia kommt ärgerlich und unglücklich aus dem Speisesaal, Craven folgt ihr. Sie geht gequält durch das Zimmer und wirft sich in einen Stuhl.

Craven (ungeduldig): Was ist geschehen? Bist du verrückt geworden? Was soll das heißen, daß du plötzlich vom Tisch aufspringst und davonläufst? Was soll das heißen, daß Paramore seine Zeitung liest und nicht antwortet, wenn er angesprochen wird? (Julia windet sich ungeduldig.) Komm, komm, (zärtlich) wird mein Liebling seinem eigenen Vater nicht sagen, was, (gereizt) was zum Teufel mit euch beiden passiert ist? Nimm dich zusammen, Julia, Cuthbertson kommt. Er bezahlt nur die Rechnung. Er wird gleich hier sein.

Julia: Ich konnte es nicht länger ertragen. Oh, das mitanzusehen, wie sie beim Frühstück beisammensaßen, lachend, plaudernd, und sich über mich lustig machten! Noch einen Augenblick, und ich hätte aufgeschrien! — ich hätte ein Messer genommen und sie getötet — (Cuthbertson erscheint, die Frühstückrechnung in der Hand. Er stopft sie in seine Westentasche, während er zu seinen Gästen kommt. Er beginnt im Augenblick seines Eintretens zu sprechen.)

Cuthbertson: Ich fürchte, Ihr Frühstück ist sehr dürftig gewesen. Es war herzzerreißend, mitanzusehen, wie Sie ein paar Bohnen aufstocherten und Sodawasser tranken. Ich staune, daß Sie davon leben können!

Julia: Das ist immer alles, was er nimmt, Herr Cuthbertson, ich versichere es Ihnen. Er liebt es nicht, deswegen zur Rede gestellt zu werden.

Craven: Wo ist Paramore?

Cuthbertson: Er liest seine Zeitung. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht mitkommen wollte, aber er hörte mich nicht. Es ist zum Staunen, wie ihn alles Wissenschaftliche in Anspruch nimmt. Ein kluger Mann! Ein ungeheuer kluger Mann!

Craven (verdrießlich): Oh ja, das ist alles ganz gut, Jo; aber das sind keine guten Manieren bei Tisch, er sollte seinen Beruf manchmal beiseite lassen. Der Himmel weiß, wie sehr ich bemüht bin, seine Wissenschaft zu vergessen, seit er mein Todesurteil verkündet hat. (Er setzt sich mit melancholischer Miene nieder.)

Cuthbertson (teilnahmsvoll): Sie dürfen nicht daran denken, Craven, vielleicht hat er sich geirrt. (Er seufzt tief auf und setzt sich.) Aber es ist sicherlich ein sehr kluger Mensch. Er denkt zweimal, bevor

Google

er sich eine Blöße gibt. (Sie sitzen schweigend da, der düstersten Gedanken voll. Plötzlich tritt Paramore ein, blaß und in äußerster Verwirrung, das „British Medical Journal" in der zur Faust geballten Hand. Craven und Cuthbertson erheben sich voll Besorgnis. Paramore versucht zu sprechen, aber sein Atem stockt, er faßt sich an die Kehle und taumelt. Cuthbertson ergreift schnell seinen Stuhl und stellt ihn hinter Paramore, der hineinsinkt, während sich Craven zu seiner Rechten, Cuthbertson zu seiner Linken und Julia hinter Craven um ihn drängen.)

Craven: Was gibt's, Paramore?

Julia: Sind Sie krank?

Cuthbertson: Hoffentlich keine schlechten Nachrichten?

Paramore (verzweifelt): Die schlimmsten aller Nachrichten! Schreckliche Nachrichten! Unglückselige Nachrichten! Meine Krankheit —

Craven (rasch): Meinen Sie meine Krankheit?

Paramore (heftig): Ich meine meine Krankheit — Paramores Krankheit — die Krankheit, die ich entdeckt habe — mein Lebenswerk! Da! sehen Sie! (Er deutet mit einem unheimlichen Ausdruck des Entsetzens auf das „British Medical Journal".) Wenn das wahr ist, dann war alles nur ein Irrtum, dann gibt es gar keine solche Krankheit. (Cuthbertson und Julia sehen einander an; sie wagen kaum, die frohe Neuigkeit zu glauben.)

Craven (mit energischer Verwahrung): Und das nennen Sie schlechte Nachrichten?! Nein wirklich, Paramore —

Paramore (ihn rauh unterbrechend): Von Ihrem Standpunkt aus ist es ja natürlich, daß Sie an sich denken. Ich tadle Sie deswegen nicht, alle Invaliden sind selbstsüchtig. Nur ein Mann der Wissenschaft könnte jetzt mit mir fühlen. (Indem er sich im Gefühle einer unerträglichen Ungerechtigkeit krümmt.) Die bösartigen, sentimentalen Gesetze dieses Landes sind an allem schuld. Ich war nicht imstande, die genügende Anzahl Versuche anzustellen — nur an drei Hunden und einem Affen. Bedenken Sie doch nur einmal: ganz Europa ist voll mit meinen Konkurrenten, mit Männern, die darauf brennen, zu beweisen, daß ich unrecht habe! In Frankreich, in der erleuchteten französischen Republik, da gibt es Freiheit! Ein Franzose hat an zweihundert Affen Versuche angestellt, um meine Theorie ad absurdum zu führen. Ein anderer opferte sechsunddreißig Pfund Sterling — dreihundert Hunde zu drei Franks das Stück, — um die Experimente mit den Affen zu widerlegen. Ein dritter beweist den beiden durch einen einzigen Versuch, indem er die Temperatur einer Kamelleber auf sechzig Grad unter Null zu bringen versteht, daß sie unrecht haben. Und jetzt kommt dieser verdammte Italiener und ruiniert mich. Er hat eine Regierung, die bereit ist, Tiere zu kaufen, überdies geben ihm die größten Spitäler Italiens jede Gelegenheit. (Mit verzweifeltem Entschluß.) Aber ich will von keinem Italiener geschlagen werden. Ich werde meine Krankheit nochmals entdecken, ich weiß, daß sie existiert, ich fühle es; und ich werde es beweisen, und wenn ich sie an jedem sterblichen Tier, das überhaupt eine Leber hat, nachweisen müßte. (Er verschränkt die Arme und atmet Craven schwer ins Gesicht.)

Craven (dem das Bewußtsein des erlittenen Unrechtes aufdämmert): Soll das heißen, Paramore, daß Sie sich's in den Kopf gesetzt haben, mich zum Tode zu verurteilen — ja, zum Tode, gestützt auf drei Hunde und einen teuflischen Affen?

Paramore (voll Verachtung für Cravens engherzige persönliche Auffassung der Sache): Ja. Das war alles, wozu ich mir die Erlaubnis verschaffen konnte.

Craven: Nun, bei meiner Seele, Paramore, das ärgert mich. Ich möchte nicht unfreundlich sein, aber ich bin wahrhaftig sehr böse. Ahnen Sie auch nur, was Sie getan haben? Sie haben mir ein Jahr lang mein Fleisch und meinen Wein entzogen — mich zu einem Gegenstand öffentlichen Aergernisses gemacht — zu einem unglücklichen Vegetarianer und Abstinenzler.

Paramore (sich erhebend): Nun, Sie können die verlorene Zeit wieder einbringen. (Bitter, Craven das Blatt zeigend.) Da! Sie können es selbst lesen. Das Kamel wurde mit Fleisch genährt und mit Alkohol getränkt und nahm dabei an Gewicht zu. Essen und trinken Sie, soviel Sie wollen. (Noch immer unfähig, ohne Stütze zu stehen, geht er an Cuthbertson vorbei nach dem drehbaren Bücherständer und bleibt dort, ihnen den Rücken kehrend, stehen und lehnt sich, den Kopf auf die Hand gestützt, an.)

Craven (brummend): Oh ja, Sie haben leicht reden, Paramore. Aber was soll ich den humanitären und vegetarianischen Gesellschaften sagen, die mich zum Vizepräsidenten ernannt haben?

Cuthbertson (schmunzelnd): Aha! Sie haben eine Tugend daraus gemacht, nicht wahr?

Craven (warm): Ich habe aus der Not eine Tugend gemacht, Jo. Niemand kann mich darum tadeln.

Julia (ihn streichelnd): Mach' dir nichts daraus, Papa. Komm zurück ins Speisezimmer und iß ein gutes Beefsteak.

Craven (schaudernd): Hu! (Klagend) Nein, ich habe meinen männlichen alten Geschmack dafür verloren. Meine Natur selbst ist dadurch, daß ich von Brei lebte, verdorben worden. (Zu Paramore.) Das kommt von all der Vivisektion! Sie machen Ihre Versuche an Pferden, und das Ergebnis ist dann natürlich, daß Sie mich in einen Zustand versetzen, der Sie zwingt, mich mit Bohnen zu füttern.

Google

Paramore (trocken, ohne seine Stellung zu verändern): Nun, wenn sie Ihnen gut bekommen sind, um so besser.

Craven (jammernd): Das ist alles sehr schön, aber doch sehr ärgerlich. Sie haben ja nicht die leiseste Ahnung, was es heißt, einem Manne einreden, daß er nur noch ein Jahr zu leben habe, wahrhaftig nicht, Paramore, das muß ich Ihnen sagen. Ich habe mein Testament gemacht, was gänzlich unnötig war; und ich habe mich mit einer ganzen Menge Menschen, mit denen ich mich zerstritten hatte, wieder versöhnt, mit Leuten, die ich unter gewöhnlichen Umständen nicht ertragen könnte. Dann habe ich mich von den Mädchen zu Hause in einem Grade herumkriegen lassen, wie es nie der Fall gewesen wäre, wenn ich mein Leben vor mir gehabt hätte. Ich habe sehr viel nachgedacht und gelesen und bin viel in die Kirche gegangen. Und nun stellt sich heraus, daß alles Zeitvergeudung war. Meiner Treu, das ist zu widerlich, ich hätte vorgezogen, wie ein Mann zu sterben, als Sie sagten, daß ich sterben müßte.

Paramore (wie zuvor): Vielleicht müssen Sie trotzdem sterben. Ihr Herz ist schwach, wenn Ihnen das irgend eine Befriedigung gewährt.

Craven (beleidigt): Sie müssen mir verzeihen, Paramore, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu Ihren Diagnosen keinerlei Vertrauen mehr habe. (Paramores Auge flammt auf, er streckt sich und hört zu.) Ich habe Ihnen für jene Konsultation, in der Sie mich zum Tode verurteilten, ein nettes Honorar gezahlt. Aber ich kann nicht behaupten, daß Sie mir dafür den richtigen Gegenwert gegeben hätten.

Paramore (wendet sich um und sieht Craven voll ins Auge): Das ist unverantwortlich, Oberst Craven. Ich werde das Honorar zurückerstatten.

Craven: Oh, es ist nicht wegen des Geldes, aber ich glaube, Sie sollten sich Ihre Lage klarmachen. (Paramore wendet sich steif ab, Craven folgt ihm impulsiv, und ruft reuig aus.) Nun, vielleicht war es abscheulich von mir, darauf anzuspielen. (Er bietet Paramore die Hand.)

Paramore (der sie gewissenhaft ergreift): Keineswegs. Sie sind vollkommen im Recht, Oberst Craven, meine Diagnose war falsch, und ich muß die Folgen tragen.

Craven (seine Hand festhaltend): Nein, sagen Sie das nicht. Es war ganz gut begreiflich, meine Leber ist wohl imstande, jede Diagnose ins Unrecht zu setzen. (Ein langes Händeschütteln, das für Paramores Nerven sehr peinlich ist. Dann zieht sich Paramore nach der Nische zu Ibsens Linken zurück und wirft sich mit einem halb unterdrückten Schluchzen auf den Diwan. Er beugt sich über das „British Medical Journal", den Kopf auf die Hände und die Arme auf die Knie gestützt.)

Cuthbertson (der sich mit Julia auf der anderen Seite des Zimmers gefreut hat): Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Ich gratuliere Ihnen, Craven, und hoffe, daß Sie noch lange verschont bleiben werden. (Craven reicht ihm die Hand.) Nein, Herr, zuerst kommt Ihre Tochter. (Er ergreift sanft Julias Hand und schiebt sie zu Craven hinüber, sie stürzt mit hervorbrechendem Gefühle in seine Arme.)

Julia: Teurer alter Papa!

Craven: Ah, freut sich Julia, daß ihr alter Papa noch ein paar Jahre mehr zu leben hat?

Julia (beinahe weinend): Oh, so froh bin ich, so froh!

(Cuthbertson schluchzt hörbar. Der Oberst ist ergriffen. Sylvia, die aus dem Speisesaal kommt, bleibt jäh an der Tür stehen, als sie die drei sieht. Paramore, in der Nische, entgeht ihrer Aufmerksamkeit.)

Sylvia: Hallo!

Craven: Teile du ihr die Neuigkeit mit, Julia, es klänge lächerlich, wenn ich es täte. (Er geht zu dem weinenden Cuthbertson und klopft ihm tröstend auf die Schulter.)

Julia: Sylli, denk dir! Papa ist gar nicht krank. Es war nur ein Irrtum von Dr. Paramore. Oh, unser lieber Papa! (Sie ergreift Cravens linke Hand und beugt sich nieder, um sie zu küssen, während seine rechte Hand noch auf Cuthbertsons Schulter ruht.)

Sylvia (verachtungsvoll): Ich wußte es. Du hattest einfach zu viel gegessen, das war alles! Ich sagte immer, daß Paramore ein Esel ist. (Sensation. Cuthbertson, Craven und Julia wenden sich voll Bestürzung um.)

Paramore (ohne Bosheit): Macht nichts, Fräulein Craven. Das sagt jetzt ganz Europa. Es ist schon gut.

Sylvia (ein wenig bestürzt): Ich bedauere unendlich, Dr. Paramore. Sie müssen die Gefühle einer Tochter entschuldigen.

Craven (polternd): Dir ist das natürlich einerlei, Sylvia.

Sylvia: Ich will nicht empfindsam werden, Papa, darauf kannst du wetten. (Geht zu Craven.) Ueberdies wußte ich immer, daß dies alles Unsinn sei. (Ihn streichelnd.) Armer teurer alter Papa! Warum sollten deine Tage mehr gezählt sein als die eines anderen? (Er klopft ihr besänftigt auf die Wange. Julia wendet sich ungeduldig von ihnen ab.) Komm ins Rauchzimmer und laß uns sehen, was du nach einjähriger Abstinenz zu leisten vermagst.

Craven (scherzend): Du ausgelassenes kleines Mädel, du! (Er kneift sie ins Ohr.) Sollen wir gehen, Jo? Sie werden nach dieser Aufregung gegen einen Schluck Kognak nichts einzuwenden haben.

Cuthbertson: Ich schäme mich ihrer nicht, Dan, sie hat mir wohlgetan. (Er geht an den Tisch und schüttelt die Faust nach der Büste über dem Kaminsims.) Aufregung täte dir dort auch wohl, wenn du Augen und Ohren hättest, das zu begreifen.

Go gle

Craven (erstaunt): Wem?

Sylvia: Nun, dem guten alten Henrik natürlich.

Craven (verblüfft): Henrik?

Cuthbertson (ungeduldig): Ibsen, Mensch, Ibsen. (Er geht durch die Stiegenhaustür hinaus. Sylvia, die der Büste im Vorbeigehen eine Kußhand zuwirft, folgt ihm. Craven starrt zuerst ihr verblüfft nach und dann auf die Büste. Da er das Problem als unlösbar aufgibt, schüttelt er den Kopf und folgt ihnen. In der Nähe der Tür hält er inne und kommt zurück.

Craven (sanft): Apropos, Paramore?

Paramore (indem er sich mit Anstrengung aufrüttelt): Ja?

Craven: Das war diesmal doch nicht Ihr Ernst mit meinem Herzen, nicht wahr, nein?

Paramore: Selbstverständlich nicht, es ist nichts. Nur ein leichtes Geräusch — die Herzklappen sind vielleicht ein wenig abgenützt; aber sie dürften schon aushalten, bis Ihre Zeit um ist, wenn Sie vorsichtig sind. Rauchen Sie nicht zuviel.

Craven: Was? Wieder neue Entbehrungen! Nein, wahrhaftig, Paramore, wahrhaftig —

Paramore (sich zerstreut erhebend): Verzeihen Sie, ich kann das Gespräch nicht fortsetzen. Ich — ich —

Craven: Schön, schön, ich will Sie nicht stören. (Er geht zu Paramore, der ruhelos in der Mitte des Zimmers auf und ab schreitet.) Kommen Sie, Paramore, ich bin nicht selbstsüchtig, glauben Sie mir, ich kann Ihre Enttäuschung nachempfinden. Aber Sie müssen sie tragen wie ein Mann. Und beweist das nicht vor allem, daß in der modernen Gesellschaft eine Menge faul ist? Unter uns gesprochen, müssen Sie doch zugeben, daß es schrecklich grausam und eine verdammt ärgerliche Sache ist, Kamele und Affen in Stücke zu reißen und zu sezieren. Das muß schließlich früher oder später alle besseren menschlichen Gefühle ertöten.

Paramore (sich ihm zuwendend): Wie viel Kamele und Pferde und Menschen wurden in den Tagen der Sudan-Kampagne, wo Sie Ihr Viktoria-Kreuz gewannen, in Stücke gerissen, Oberst Craven?

Craven (auffahrend): Das ist ein ehrlicher Kampf — und ein ganz anderer Fall gewesen, Paramore.

Paramore: Ja, Martinigewehre und Mitrailleusen gegen nackte Speerreiter.

Craven (hitzig): Ich habe mein Glück versucht, Dr. Paramore. Ich wagte mein eigenes Leben, vergessen Sie das nicht.

Paramore (mit gleichem Eifer): Und ich habe mein Leben gewagt, wie alle Aerzte, öfter als irgend ein Soldat.

Craven: Das ist wahr. Daran habe ich nicht gedacht. Verzeihen Sie mir, Paramore, ich will nie wieder ein Wort gegen ihren Beruf sagen. Aber ich hoffe, Sie werden mir jetzt gestatten, bei der alten Methode zu verharren, die Behandlung meiner Leber abzuschütteln und hinter den Hunden einen tüchtigen Ritt durch die Felder zu machen.

Paramore (mit bitterer Ironie): Ist das vielleicht nicht grausam, ein Rudel Hunde zu hetzen, um einen Fuchs in Stücke zu reißen?

Julia (schmeichelnd zwischen sie tretend): Laßt das Streiten. Geh ins Rauchzimmer, Papa; Herr Cuthbertson wird nicht wissen, was aus dir geworden ist.

Craven: Schön, schön, ich werde gehen. Aber heute ist es wirklich nicht vernünftig von Ihnen, Paramore, auf solche Weise von diesem edlen Sport zu sprechen —

Julia: S—sch! (Indem sie ihn schmeichelnd nach der Tür drängt.)

Craven: Gut, gut, ich gehe. (Er entfernt sich gutgelaunt, von Julia hinausgeschoben.)

Julia (wendet sich mit dem bestrickendsten Zauber ihres Wesens an der Tür um): Sehen Sie nicht so enttäuscht drein, Dr. Paramore. Heitern Sie sich auf. Sie sind ungemein gütig gegen uns gewesen und haben Papa unendlich viel Gutes getan.

Dr. Paramore (stürzt entzückt zu ihr hin): Wie schön ist es von Ihnen, mir das zu sagen, Fräulein Craven!

Julia: Ich hasse es, jemanden unglücklich zu sehen. Ich kann Unglück nicht ertragen. (Sie läuft hinaus und wirft ihm einen scharfen Blick zu, während sie enteilt. Paramore steht verzückt da und starrt ihr durch die Glastür nach. Während er ganz vertieft ist, kommt Charteris aus dem Speisesaal und berührt seinen Arm.)

Paramore (stutzend): Nun! Was gibt's?

Charteris (bedeutungsvoll): Ein reizendes Weib, nicht wahr, Paramore? (Sieht ihn bewundernd an.) Wie haben Sie es angestellt, sie so zu faszinieren?

Paramore: Ich! Meinen Sie wirklich — (Er sieht ihn an; dann faßt er sich und fügt kalt hinzu) Verzeihen Sie, das ist ein Gegenstand, über den ich nicht gerne scherze. (Er geht von Charteris fort und setzt sich in einen Lehnstuhl, wobei er seine Zeitung liest, um anzudeuten, daß er das Gespräch nicht fortzusetzen wünscht.)

Charteris (ignoriert diesen Wink und setzt sich kaltblütig neben ihn): Warum verheiraten Sie sich nicht, Paramore? Es ist wahrhaftig ein Skandal für einen Mann Ihres Berufes, ledig zu bleiben.

Paramore (kurz, anscheinend noch immer lesend): Das ist meine Sache, nicht die Ihre.

Charteris: Durchaus nicht, es ist eine äußerst wichtige soziale Frage. Werden Sie sich verheiraten?

Paramore: Nicht daß ich wüßte.

Google

Charteris (beunruhigt): Nein?! Sagen Sie das nicht! Warum nicht?

Paramore (erhebt sich ärgerlich und klopft auf einen der „Ruhe"-Zettel): Erlauben Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. (Er geht nach dem Lehnstuhl, der sich in der Nähe des drehbaren Bücherständers befindet, und wirft sich mit entschiedener Feindseligkeit hinein.)

Charteris (der ihm folgt und zu tief beschäftigt ist, um auf die Abweisung zu achten): Paramore, Sie beunruhigen mich mehr, als ich's Ihnen sagen kann. Sie haben die Sache irgendwie verpfuscht. Ich weiß ganz gut, worum es sich bei Ihnen gehandelt hat, und habe erwartet, in Ihnen einen fröhlichen, erhörten Freier zu finden.

Paramore (ärgerlich): Ja, Sie haben mich beobachtet, weil Sie Fräulein Craven selbst bewundern. Nun, Sie können jetzt zu ihr gehen und das Spiel gewinnen. Es wird Sie freuen zu hören, daß ich ein ruinierter Mann bin.

Charteris: Sie! Ruiniert! Wieso? Der Turf?

Paramore (hochmütig): Der Turf!! Gewiß nicht.

Charteris: Paramore, wenn Ihnen mein ganzes Vermögen helfen könnte, diese Schwierigkeit zu überwinden, dann bitte, verfügen Sie darüber.

Paramore (überrascht aufstehend): Charteris! — Ich (argwöhnisch) Scherzen Sie?

Charteris: Um Gottes willen, warum verdächtigen Sie mich immer, daß ich scherze? Ich bin in meinem ganzen Leben nicht ernster gewesen.

Paramore (durch Charteris' Großmut beschämt): Dann bitte ich Sie um Entschuldigung. Ich dachte, diese Nachricht wäre Ihnen willkommen.

Charteris (die Ungerechtigkeit gegen sein edles Gefühl geringschätzend): Mein Freund —!

Paramore: Ich sehe, daß ich unrecht hatte. Es tut mir wirklich sehr leid. (Sie schütteln einander die Hände.) Und nun sollen Sie auch die Wahrheit erfahren. Es ist mir sogar lieber, wenn Sie sie von mir hören, als durch ein Klubgeschwätz. Meine Leberentdeckung hat sich — — (Er kann es nicht über sich bringen, es zu sagen.)

Charteris (hilft ihm heraus): Bestätigt? (Traurig) Ich verstehe, der arme Oberst ist verloren.

Paramore: Nein, im Gegenteil, es ist — eh — fraglich geworden. Der Oberst hält sich jetzt für vollkommen gesund, und mit meinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Cravens ist es nun ein für allemal vorbei.

Charteris: Wer hat es ihm gesagt?

Paramore: Ich selbstverständlich; sofort als ich da diese Nachricht las. (Er zeigt das Blatt und legt es auf den Bücherständer.)

Charteris: Nun, Mensch, Sie waren der Bringer so froher Botschaft! Haben sie ihn nicht beglückwünscht?

Paramore (entrüstet): Ihn beglückwünschen?! Einen Mann beglückwünschen, zu dem ärgsten Schlag, den die pathologische Wissenschaft in den letzten dreihundert Jahren erlitten hat?

Charteris: Nein, nein, nein. Gratulieren Sie ihm zur Errettung seines Lebens. Gratulieren Sie Julia dazu, daß ihr Vater verschont bleiben wird. Schwören Sie, daß Ihre Entdeckung und Ihr Ruf Ihnen nichts bedeuten im Vergleich mit der Freude, dem Hause, das die schönsten Hoffnungen Ihres Lebens umschließt, das Glück wiedergeben zu können. Bedenken Sie, Mensch, Sie werden nie verheiratet sein, wenn Sie solche Kleinigkeiten nicht mit einer Frau in Beziehung zu bringen verstehen.

Paramore (ernst): Entschuldigen Sie, aber meine Selbstachtung ist mir sogar teurer als Fräulein Craven. Ich bin unfähig, mit wissenschaftlichen Fragen um persönlichen Vorteils willen zu spielen. (Er wendet sich kalt ab und geht an den Tisch.)

Charteris: Das gibt mir den Rest! Das Gewissen eines Nonkonformisten ist schlecht genug; aber das wissenschaftliche Gewissen ist die reine Hölle. (Er folgt Paramore und legt den Arm vertraulich um seine Schulter und führt ihn, während er ihn anspricht, wieder zurück.) Schauen Sie her, Paramore, ich habe in diesem Sinne überhaupt kein Gewissen, es widert mich an wie alle Fallstricke des Idealismus, aber ich habe einigen Sinn für Menschlichkeit und Vernunft. (Er drückt ihn wieder in den Lehnstuhl und setzt sich ihm gegenüber.) Kommen Sie, was ist eine wissenschaftliche Theorie? — eine richtige Theorie, nicht wahr?

Paramore: Zweifellos.

Charteris: Zum Beispiel, Sie haben eine Theorie über Cravens Leber, nun?

Paramore: Ich halte sie noch immer für eine richtige Theorie, obgleich sie für den Augenblick widerlegt worden ist.

Charteris: Und Sie halten es theoretisch für angenehm, mit Julia verheiratet zu sein?

Paramore: Das nehme ich an — in gewissem Sinne.

Charteris: Diese Theorie wird wahrscheinlich auch widerlegt werden, bevor Sie ein Jahr älter sind.

Paramore: Immer zynisch, Charteris.

Google

Charteris: Ach, machen Sie sich nichts daraus. Nun ist es aber durchaus tadelnswert von Ihnen, zu hoffen, daß Ihre Lebertheorie richtig sei, weil sie zu der Hoffnung berechtigt, daß Craven eines schrecklichen Todes sterben wird. (Das berührt Paramore paradoxal, aber es rüttelt ihn auf.) Dagegen ist es angenehm und menschlich, zu hoffen, daß Ihre Theorie über Julia richtig sei, weil sie zu der Hoffnung berechtigt, daß Sie glücklich leben werden.

Paramore: Das hoffe ich aus dem Grunde meiner Seele, (sich verbessernd) ich meine mit meiner ganzen Hoffnungsfähigkeit.

Charteris: Da nun beide Theorien in gleichem Maße wissenschaftlich sind, warum wollen Sie sich als humaner Mensch nicht lieber der Beweisführung der angenehmen Theorie widmen, als der Beweisführung der unangenehmen?

Paramore: Wie wäre das?

Charteris: Das will ich Ihnen sagen. Sie glauben, daß ich Julia selbst liebe. Das ist auch der Fall, aber ich liebe eine jede; also zähle ich nicht. Ueberdies, wenn Sie das wissenschaftliche Experiment machten, sie zu fragen, ob sie mich liebt, so würde sie Ihnen sagen, daß sie mich haßt und verachtet; ich bin also nicht im Spiel. Trotzdem hoffe ich so wie Sie, aus dem Grunde meines — was Sie Ihre Seele genannt haben — daß sie glücklich wird —

Paramore (ungeduldig): Oh, fahren Sie fort, fahren Sie fort, beenden Sie, was Sie eben zu sagen im Begriff waren.

Charteris (heuchelt plötzlich vollständige Gleichgültigkeit und erhebt sich teilnahmlos): Ich wüßte nicht, daß ich noch irgend etwas zu sagen hätte. Wenn ich Sie wäre, würde ich Cravens zum Tee einladen, zur Feier der Nachricht, daß der Oberst einem schrecklichen Ende entgangen ist. Apropos, wenn Sie das „British Medical Journal nicht mehr brauchen, würde ich gerne sehen, auf welche Weise man Ihre Theorie ad absurdum geführt hat.

Paramore (zusammenzuckend, während er sich gleichfalls erhebt): Oh gewiß, wie Sie wünschen, ich habe nichts dagegen. (Er nimmt das Blatt vom Bücherständer.) Ich gebe zu, daß die Versuche des Italieners meine Theorie scheinbar über den Haufen geworfen haben. Aber bitte, bedenken Sie, daß es zweifelhaft ist — äußerst zweifelhaft — ob durch Experimente an Tieren etwas bewiesen werden kann. (Er händigt Charteris die Zeitung ein.)

Charteris (nimmt sie): Das macht nichts, ich habe nicht die Absicht, welche anzustellen. (Er zieht sich in die Nische zu Ibsens Rechten zurück und stellt im Vorbeigehen die Stehleiter so, daß er imstande ist, sie als Fußbank zu benützen, während er sich, mit dem Rücken der Ecke des Kaminsimses zugekehrt, auf den Diwan niederläßt, um zu lesen. Paramore geht nach der Speisesaaltür und ist im Begriff, die Bibliothek zu verlassen, als er mit der eintretenden Grace zusammentrifft.)

Grace: Wie geht es Ihnen, Dr. Paramore? Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. (Sie schütteln sich die Hände.)

Paramore: Danke. Ihnen geht es hoffentlich gut?

Grace: Ganz gut, danke. Sie sehen überarbeitet aus. Sie müssen sich mehr schonen, Doktor.

Paramore: Sie sind zu gütig.

Grace: Sie sind zu gütig gegen Ihre Patienten. Sie opfern sich auf. Ruhen Sie sich aus. Kommen Sie, plaudern wir — erzählen Sie mir von den letzten wissenschaftlichen Entdeckungen — und sagen Sie mir, was ich lesen sollte, um mich auf dem laufenden zu erhalten. Aber Sie sind vielleicht beschäftigt.

Paramore: Nein, durchaus nicht. Es wird mir nur ein Vergnügen sein. (Sie gehen in die Nische zu Ibsens Linken, setzen sich und plaudern sehr vertraulich im Flüsterton.)

Charteris: Wie ein Arzt doch von allen geliebt wird! Man kann ihm sagen, was man will. (Julia kehrt zurück. Er nimmt die Füße von der Leiter und richtet sich auf.) Hu! (Julia geht an ihm vorüber, augenscheinlich sucht sie jemanden. Charteris stiehlt sich ihr nach.)

Charteris (mit leiser Stimme): Suchst du mich, Julia?

Julia (heftig erschreckend): Oh! wie du mich erschreckt hast!

Charteris: Sch! Ich will dir etwas zeigen. Schau! (Er deutet auf das Paar in der Nische.)

Julia (eifersüchtig): Dieses Frauenzimmer.

Charteris: Meine Geliebte, die sich um deinen Geliebten bemüht.

Julia: Was meinst du damit? Wagst du anzudeuten —

Charteris: Sch — sch — sch! Störe sie nicht. (Paramore erhebt sich, nimmt ein Buch und setzt sich zu Graces Füßen.)

Julia: Warum flüstern sie so?

Charteris: Weil sie wünschen, daß niemand hört, was sie einander sagen. (Paramore zeigt Grace ein Bild in dem Buch. Sie lachen beide herzlich darüber.)

Julia: Was zeigt er ihr?

Charteris: Wahrscheinlich ein Diagramm der Leber. (Julia nähert sich mit einem Ausruf des Ekels der Nische. Charteris packt sie beim Aermel.) Halt! sei vorsichtig, Julia. (Sie macht sich frei, indem sie ihm einen Stoß gibt, der ihn in den Lehnsessel wirft; dann geht sie quer nach der Nische hinüber und bleibt dort stehen, aus der Ecke in der Nähe des Kaminfeuers auf Grace und Paramore niederblickend.)

Google

Julia (mit unterdrückter Wut): Sie scheinen ein sehr interessantes Buch gefunden zu haben, Dr. Paramore. (Sie sehen erstaunt auf.) Darf ich fragen, wie es heißt? (Sie bückt sich schnell, entreißt Paramore das Buch und kommt an den Tisch, um es rasch anzusehen, während Paramore und Grace sich voll Bestürzung erheben.) Großer Gott! (Julia schleudert es auf den Tisch, rauscht an Charteris vorbei und ruft verachtungsvoll aus) Sie Narr! (Paramore und Grace kommen unterdessen aus der Nische; Paramore verwirrt, Grace fest entschlossen.)

Charteris (beiseite zu Julia, während er aus dem Lehnsessel aufsteht): Einfältiges Frauenzimmer! Sie wird dich aus dem Klub hinausweisen lassen.

Julia (erschreckt): Das kann sie nicht — nicht wahr, nein?

Paramore: Was ist geschehen, Fräulein Craven?

Charteris (schnell): Nichts — meine Schuld — ein dummer Scherz. Ich bitte Sie und Frau Tranfield um Entschuldigung.

Grace (streng): Es ist ganz und gar nicht Ihre Schuld, Herr Charteris. Dr. Paramore, wollen Sie so freundlich sein und Sylvia Craven holen? Sie würden mich sehr verbinden.

Paramore (zögernd): Aber —

Grace: Ich wünsche, daß Sie jetzt gehen, wenn's gefällig ist.

Paramore (unterliegend): Gewiß. (Er verbeugt sich und geht durch die Stiegenhaustreppe ab.)

Grace: Sie werden ihn begleiten, Charteris.

Julia: Sie werden mich nicht allein lassen, damit ich von dieser Person beleidigt werde, Herr Charteris. (Sie nimmt seinen Arm, wie um mit ihm zu gehen.)

Grace: Wenn in diesem Klub zwei Damen einen Streit haben, so ist eine Beilegung in Gegenwart der Herren wider alle Klubregeln, namentlich in Gegenwart jener Herren, die die Ursache des Streites sind. Ich nehme an, daß Sie diese Regeln nicht zu brechen beabsichtigen, Fräulein Craven. (Julia läßt sofort mürrisch Charteris' Arm los. Grace wendet sich zu Charteris und fügt hinzu) Nun, Leonard, ab!

Charteris: Ich gehe schon. (Er folgt Paramore schmählich.)

Grace (zu Julia mit ruhiger Bestimmtheit): Was haben Sie mir zu sagen?

Julia (wirft sich plötzlich tragisch Grace zu Füßen): Nehmen Sie ihn mir nicht fort. Oh, tun Sie das nicht — seien Sie nicht so grausam. Geben Sie ihn mir zurück. Sie wissen nicht, was Sie tun, was zwischen uns vorgefallen ist — wie ich ihn liebe. Sie wissen nicht —

Grace: Stehen Sie auf und seien Sie keine Törin. Bedenken Sie, wenn jemand hereinkäme und Sie in dieser lächerlichen Stellung sähe!

Julia: Ich weiß kaum, was ich tue. Es ist mir auch einerlei, ich bin zu unglücklich. Oh, wollen Sie nicht auf mich hören?

Grace: Halten Sie mich für einen Mann, daß dieses törichte Benehmen Eindruck auf mich machen sollte?

Julia (steht auf und blickt sie finster an): Sie haben also die Absicht, ihn mir abwendig zu machen?

Grace: Zählen Sie nach der Art, wie Sie sich benommen haben, vielleicht auf meine Hilfe, ihn für Sie festzuhalten?

Julia (versucht ihre theatralische Methode in einer anderen Form — vernünftig und impulsiv statt tragisch): Ich weiß, daß ich unrecht hatte, mich gestern abend so zu benehmen. Verzeihen Sie. Es tut mir leid. Ich war verrückt.

Grace: Durchaus nicht. Sie haben genau berechnet, wie weit sie gehen könnten. Wenn er zugegen ist und zwischen uns steht, um die Szene mit Ihnen zu spielen, zähle ich nicht. Wenn wir allein sind, nehmen Sie wieder den Standpunkt ein, der Ihnen alles, was sie erreichen wollen, verschaffen soll: Sie weinen wie ein Baby, bis Sie alles erhalten haben.

Julia (mit unversöhnlichem Haß): Das haben Sie von ihm gelernt.

Grace: Von Ihnen habe ich es gelernt, gestern abend und jetzt. Wie ich den Gedanken hasse, eine Frau zu sein, wenn ich an Ihnen sehe, was für erbärmliche, kindische Geschöpfe wir sind! Jene beiden Männer würden Sie schneiden und aus dem Klub ausweisen lassen, wenn Sie ein Mann wären und sich ihnen gegenüber so benommen hätten. Aber weil Sie nur ein Weib sind, sind die Herren nachsichtig, teilnahmsvoll, galant. Oh, wenn Sie einen Schimmer von Selbstachtung hätten, würde Sie diese Nachricht rasend machen. Jetzt verstehe ich, warum Charteris die Frauen nicht achtet.

Julia: Wie können Sie es wagen, das zu sagen?

Grace: Wagen! Ich liebe ihn. Und habe ihm einen Korb gegeben, als er mir einen Heiratsantrag machte.

Julia (ungläubig, aber hoffnungsvoll): Sie haben ihn abgewiesen?

Grace: Ja, weil ich mich keinem Manne hingeben will, der von Ihnen und Ihresgleichen gelernt hat, Frauen zu behandeln. Ich kann ohne seine Liebe leben, aber nicht ohne seine Achtung; und Ihre Schuld ist es, daß ich nicht beides haben kann. Nehmen Sie also seine Liebe; und wohl bekomm's! Laufen Sie ihm nach und bitten Sie ihn, Mitleid mit Ihnen zu haben und Sie zurückzunehmen.

Google

Julia: Oh, was für eine Lügnerin Sie sind! Er liebte mich, bevor er Sie auch nur gesehen hatte — bevor er auch nur von Ihnen träumte, Sie bejammernswertes Geschöpf. Glauben Sie, daß ich es nötig habe, vor Männern auf den Knieen zu liegen, damit sie zu mir zurückkehren? Das mag Ihre Erfahrung sein, Sie schlechtgewachsenes Ding, nicht die meine. Es gibt Dutzende von Männern, die ihre Seele für einen Blick von mir hingeben würden. Ich habe nur einen Finger zu rühren.

Grace: Dann rühren Sie ihn und sehen Sie zu, ob er kommen wird.

Julia: Ich hätte gute Lust, Sie zu töten! Ich weiß nicht, warum ich es nicht tue.

Grace: Ja, Sie lieben es, Ihre Unannehmlichkeiten billig loszuwerden — auf Kosten anderer Leute. Nicht wahr, man hat allen Grund, sich dessen zu rühmen, daß Dutzende von Männern einen lieben würden, wenn man sie dazu aufforderte.

Julia (feindselig): Ich glaube, es ist besser, wenn man so wie Sie beschaffen ist, mit einem kalten Herzen und der Zunge einer Schlange. Gott sei Dank, ich habe ein Herz, und deshalb können Sie mich beleidigen, wie ich Sie nicht beleidigen kann. Aber Sie sind eine Memme. Sie überlassen ihn mir ohne Kampf.

Grace: Ja, Ihre Sache ist es zu kämpfen. Ich wünsche Ihnen Erfolg. (Sie wendet sich verachtungsvoll ab und geht nach der Speisesaaltür, als Sylvia von der gegenüberliegenden Seite eintritt, Cuthbertson und Craven folgen ihr und gehen zu Julia, während Sylvia quer zu Grace hinübergeht.)

Julia (wankt hysterisch und streckt die Arme nach Craven aus): Papa!

Craven (sie in die Arme schließend): Mein Liebling! Was ist geschehen?

Julia (unter Tränen): Sie will mich aus dem Klub ausweisen lassen, welche Schmach für uns! Hat sie ein Recht dazu, Papa?

Craven: Nun wahrhaftig, die Regeln dieses Klubs sind so ungewöhnlich, daß ich es nicht weiß. (Zu Grace.) Darf ich fragen, Frau Tranfield, ob Sie über das Benehmen meiner Tochter Klage zu führen beabsichtigen?

Grace: Ja, Oberst Craven. Ich werde mich beim Komitee beschweren.

Sylvia: Ich wußte, du würdest eines Tages zu weit gehen, Julia. (Craven, in Verlegenheit, blickt Cuthbertson an.)

Cuthbertson: Sehen Sie mich nicht an, Dan. Zwischen diesen Mauern zählt der Einfluß eines Vaters gleich Null.

Craven: Darf ich nach dem Grund Ihrer Beschwerde fragen, Frau Tranfield?

Grace: Ganz einfach: Fräulein Craven ist ein durch und durch weibliches Weib, und als solches nicht geeignet, Mitglied dieses Klubs zu sein.

Julia: Das ist nicht wahr. Ich bin kein weibliches Weib. Es wurde für mich Bürgschaft geleistet, als ich eintrat, genau so wie für Sie.

Grace: Von Herrn Charteris, wahrscheinlich auf Ihr eigenes Verlangen hin. Ich werde ihn zum Zeugen für Ihr gründlich weibliches Benehmen anrufen, und das sofort, in seiner und Dr. Paramores Gegenwart.

Craven: Cuthbertson, scherzen die oder träume ich?

Cuthbertson (grimmig): Es ist schon so, Dan, Sie sind wach.

Sylvia (ergreift Cravens linken Arm und streichelt ihn zärtlich): Mein lieber alter Rip Van Winkle!

Craven: Nun, Frau Tranfield, ich kann nur sagen, daß ich hoffe, es werde Ihnen gelingen, Ihre Klage vorzubringen und daß Julia zum letzten Male in diesen widerwärtigen Räumen gewesen sein wird. (Sylvia, die seinen Arm noch immer liebkost, lacht über ihn; Charteris kehrt zurück.)

Charteris (an der Tür): Darf ich eintreten?

Sylvia (den Oberst loslassend): Ja, Sie werden hier als Zeuge gewünscht. (Charteris tritt ein.) Es ist ein schwerer Fall von „Weiblichkeit".

Grace (halb beiseite zu ihm, bedeutungsvoll): Verstehst du? (Julia, die sie eifersüchtig beobachtet, verläßt ihren Vater und tritt dicht an Charteris heran. Grace fügt laut hinzu:) Ich werde Ihre Unterstützung vor dem Komitee benötigen.

Julia: Wenn Sie nur einen Funken Männlichkeit besitzen, werden Sie meine Partei ergreifen.

Charteris: Da würde ich ausgeschlossen werden, weil ich dann ein männlicher Mann wäre. Ueberdies bin ich selbst im Komitee; ich kann nicht gleichzeitig als Richter und als Zeuge auftreten. Sie müssen sich an Paramore wenden, er hat alles mit angesehen.

Grace: Wo ist Dr. Paramore?

Charteris: Er ist eben nach Hause gegangen.

Julia (mit einem plötzlichen Entschlusse): Welche Nummer hat Dr. Paramore in Savile Row?

Charteris: Neunundsiebzig. (Julia geht, zu aller Erstaunen, rasch durch die Stiegenhaustür hinaus. Charteris folgt ihr bis zur Tür, die ihm vor der Nase zufliegt und ihm freistellt, Julia durch das Glas nachzuschauen.

Sylvia: Grace, folgen Sie ihr. Lassen Sie sie nicht allein zu Paramore. Sie wird ihm die herzzerreißendsten Geschichten über die Behandlung erzählen, die ihr hier widerfahren ist, und ihn vollständig herumkriegen.

Go gle

Craven (donnernd): Sylvia! eine nette Art, von deiner Schwester zu sprechen! (Grace preßt Sylvias Hand, um sie zu trösten, und setzt sich ruhig nieder. Sylvia pflanzt sich hinter Graces Sessel auf und beugt sich über die Rückenlehne, um die folgende Unterredung zwischen den drei Männern mitanzuhören.) Ich versichere Ihnen, Frau Transfield, Dr. Paramore hat uns eben alle zum Tee eingeladen; und wenn meine Tochter zu ihm gegangen ist, dann benützt sie nur seine Einladung, um sich hier einer sehr peinlichen Szene zu entziehen. Wir werden alle hingehen. Komm, Sylvia. (Er wendet sich, um zu gehen, Cuthbertson folgt ihm.)

Charteris (bestürzt): Halt! (Er tritt zwischen Craven und Cuthbertson.) Was soll diese Eile? Können Sie dem Mann keine Zeit gönnen?

Craven: Zeit? Wozu?

Charteris (in seiner Aufregung töricht sprechend): Nun, sich ein wenig auszuruhen! Ein Berufsmensch, wie der, hat den ganzen Tag keinen Augenblick für sich.

Craven: Aber Julia ist bei ihm.

Charteris: Einerlei, sie sollte Gelegenheit haben, ihm ihren Fall vorzutragen. Als Mitglied des Komitees halte ich das nur für gerecht. Seien Sie vernünftig, Craven, gönnen Sie ihm eine halbe Stunde.

Cuthbertson (starr): Was meinen Sie damit, Charteris?

Charteris: Nichts, glauben Sie mir. Nur die gewöhnlichste menschliche Rücksicht für den armen Paramore.

Cuthbertson: Sie haben irgend einen Grund. Craven, ich rate Ihnen entschieden, sofort hinzugehen. (Er legt die Hand auf die Türklinke.)

Charteris (schmeichelnd): Nein, bitte nein. (Er legt überredend die Hand auf Cravens Arm und fügt hinzu) Es ist nicht gut für Ihre Leber, Craven, unmittelbar nach dem Frühstück davonzulaufen.

Cuthbertson: Seine Leber ist gesund. Kommen Sie, Craven. (Er öffnet die Tür.)

Charteris (Cuthbertson beim Aermel packend): Cuthbertson, Sie sind verrückt. Paramore will um Julia anhalten. Wir müssen ihm Zeit lassen; er ist nicht der Mann, der sich in drei Minuten entschließt, wie Sie oder ich. (Wendet sich zu Craven.) Begreifen Sie nicht, daß uns das aus der Schwierigkeit, von der wir heute morgen sprachen, befreien könnte — Sie und mich und Cuthbertson? Erinnern Sie sich?

Craven: Und man darf so etwas vor Zeugen plump heraussagen, Charteris? Zum Teufel, haben Sie denn kein Zartgefühl?

Cuthbertson (ernst): Nicht das geringste.

Charteris (wendet sich zu Cuthbertson): Nein — seien Sie nicht ungütig, Cuthbertson. Halten Sie zu mir. Meine Zukunft, Ihre Zukunft, Frau Transfields Zukunft, jedermanns Zukunft hängt davon ab, daß wir Julia als angelobte Braut Paramores wiedersehen, wenn wir in Savile Row erscheinen. Er wird ganz bestimmt um sie anhalten, wenn Sie ihm nur Zeit lassen. Sehen Sie, Cuthbertson, Sie sind doch ein gütiger und erfahrener Mann, und ein ganz verteufelt kluger noch dazu, trotz aller Ihrer Schrullen. Sprechen Sie ein Wort zu meinen Gunsten.

Craven: Ich bin gerne bereit, die Entscheidung Cuthbertson zu überlassen, und zweifle nicht, wie diese Entscheidung ausfallen wird. (Cuthbertson schließt die Tür sorgfältig und kommt mit einer Miene gewichtiger Ueberlegung ins Zimmer zurück.)

Cuthbertson: Ich will jetzt wie ein Lebemann sprechen: das heißt, ohne moralische Verantwortlichkeit.

Craven: Ganz so, Jo, selbstverständlich.

Cuthbertson: Deshalb glaube ich, obgleich ich mit Charteris' Ansichten durchaus nicht sympathisiere, daß es nicht schaden könnte, wenn wir — sagen wir ungefähr — zehn Minuten warten wollten. (Er setzt sich.)

Charteris (entzückt): Ah, es gibt doch keinen, der Ihnen gleichkäme, Cuthbertson, wenn es sich darum handelt, eine schwierige Entwicklung zu beurteilen.

Craven (sehr enttäuscht): Nun gut, Jo, da das Ihre Entscheidung ist, muß ich mein Wort halten und mich fügen. Ich denke, wir täten besser, uns zu setzen und es uns bequem zu machen. (Er setzt sich protestierend.)

Charteris (unruhig auf und ab gehend): Ich kann mich nicht setzen, ich bin zu unruhig. Julia hat mich wahrhaftig so nervös gemacht, daß ich für mich nicht einstehen kann, bevor ich Julias Entschlüsse kenne. Frau Transfield mag Ihnen erzählen, was ich unlängst durchgemacht habe. Julia ist nämlich eine äußerst energische Frau.

Craven (aufspringend): Bei meinem Leben! Bei meiner Ehre! Und bei meinem Gewissen!! Nein wahrhaftig!!! Ich werde sofort gehen. Komm, Sylvia. Cuthbertson, ich hoffe, Sie werden zeigen, wie sie über ein solches Benehmen denken, indem Sie sofort mit uns zu Paramore mitkommen. (Er geht zur Tür.)

Charteris (verzweifelt): Craven, Sie spielen mit dem Glück Ihrer Tochter. Ich bitte nur noch um fünf Minuten.

Google

Craven: Nicht fünf Sekunden Herr. Pfui, schämen Sie sich, Charteris. (Er geht hinaus.)

Cuthbertson (zu Charteris, während er auf dem Weg zur Tür an ihm vorübergeht): Stümper! (Er folgt Craven.)

Sylvia: Geschieht Ihnen schon recht! Sie Stümper! (Sie folgt Cuthbertson.)

Charteris: Oh, diese starrköpfigen alten Männer! (Zu Grace.) Jetzt können wir nichts tun, als mit ihnen gehen und den Oberst so viel wie möglich aufhalten. Ich fürchte also, daß ich dich verlassen muß.

Grace (sich erhebend): Keineswegs. Paramore hat auch mich eingeladen, als wir vorhin zusammen plauderten.

Charteris (bestürzt): Du willst doch nicht mitkommen?

Grace: Ganz gewiß will ich das. Glaubst du vielleicht, daß ich dieser Person gestatten werde, von mir zu denken, daß ich mich fürchte, ihr zu begegnen? (Charteris sinkt mit einem langgezogenen Stöhnen auf einen Stuhl.) Komm, sei nicht dumm, du wirst Craven nicht mehr einholen, wenn du noch länger zögerst.

Charteris: Warum bin ich geboren, ich Unglücksmensch?! (Er erhebt sich verzweifelt). Nun, wenn du mitkommen mußt, so mußt du. (Er bietet ihr seinen Arm, den sie nimmt). Apropos, was hat sich ereignet, seitdem ich dich verließ?

Grace: Ich habe ihr eine Lektion wegen ihres Benehmens erteilt, an die sie sich bis an das Ende ihres Lebens erinnern wird.

Charteris (zustimmend): Das war recht, mein Schatz! (Er schiebt seinen Arm um ihre Taille.) Nur einen Kuß — um mich zu besänftigen.

Grace (ihre Wange gefällig darbietend): Verrückter Kerl! (Er küßt sie.) Nun komm. (Sie gehen zusammen hinaus.)

Vorhang.

(Schluß folgt.)

Bei Pater Wasmann.

Von Wilhelm Bölsche.

Selten ist mir ein Gedanke so aufdringlich deutlich geworden, wie im letzten Frühjahr in einem der Berliner Vorträge des Jesuitenpaters Wasmann über Entwicklungslehre.

Offen gestanden: ich langweilte mich ein bißchen. Ich hörte die alte, nachgerade wirklich etwas abgestandene Beweisführung. Körperlich sei allerlei möglich, sogar natürliche Entwicklung ohne unmittelbare Eingriffe des lieben Gotts. Aber die Seelen der Menschen hatte Gott unmittelbar geschaffen. Aus einzelligen Wesen konnten vielzellige werden. Aber die erste Zelle sei doch höchstwahrscheinlich, falls nicht noch einmal exakt Urzeugung wissenschaftlich nachgewiesen werden sollte, auch direkter Gotteseingriff.

Die Wissenschaft dürfe ruhig arbeiten. Aber über die und die Fragen habe die „höchste Instanz", nämlich die Oberleitung der katholischen Kirche, vorher zu entscheiden.

Das alles ging nun nicht eben über den hergebrachten Durchschnitt. Selbst das, was von manchem aufgeklärten Hörer als relativer Fortschritt, als mutiges Zugeständnis bewundert wurde, kam doch auch hier nur zustande durch die absolute Trennung von Seele und Leib nach ältestem Rezept. Die Seele zu Gott, der Leib in die Tiefe. Da unten in seinem Dunkel mochte diesem Leibe schließlich auch Entwicklung nach reinem Naturgesetz zugebilligt werden, sie kam eben zu dem andern niedrigen, belanglosen Spiel des Staubes und der Verwesung. Hinter dem dozierenden Pater in seinem schwarzen Rock unter seinen Lichtbildern mit Skeletten erschien mir die Gestalt Goethes, wie er im „ernsten Beinhaus" vor dem Schädel Schillers der „Gott-Natur" nachsinnt, „wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre." Was für ein endloser Abstand war hier immer noch, und was ich hörte, machte ihn nur breiter. Für eine einseitige Entwicklung bloß im Materiellen brauchte der gute Pater ja gar nicht aus seinen

Go gle

eigenen Kirchenvätern herauszugehen. Er konnte sich auf den heiligen Augustinus berufen, der einst bei der Frage, woher die entlegenen Inseln des Weltmeers nach endgültiger Landung der Arche an einem bestimmten Fleck doch noch wieder ihre Landtiere bekommen hätten, ganz unbefangen meinte: Das nächstliegende sei eben, daß die Materie sie aus sich dort neu erzeugt habe.

Einen Augenblick verweilten meine Gedanken, während Herr Wasmann gerade darlegte, wie sehr alle diese Entwicklungsdinge heute doch noch Theorie, oft leere, luftige, schaukelnde, torkelnde Theorie seien, bei dem alten tapferen Glaubensstreiter Augustinus selbst. Damals hatten auch Theorien, die an die höchsten Geistesfragen rührten, die Köpfe heißer gemacht. Wie brav saß dieses Publikum hier, es schneuzte sich nur, wenn der Redner Wasser trank, und klatschte erst zum Schluß höchst wohlerzogen. Damals hatten sie um der „Theorien" willen die platonische Philosophin Hypatia auf der Straße nackt ausgezogen und mit Steinen totgeschmissen. War das bei uns heute nun Wachstum der Toleranz und Einsicht, — oder war es Indifferentismus einer hochgradig materiell engagierten Zeit gegenüber Weltanschauungsfragen überhaupt?

Das wollte ich jetzt nicht untersuchen. Aber was mich mit unhemmbarer Wucht packte inmitten all dieses Redens über das bloß Zweideutige, Problematische des Entwicklungsgedankens war etwas anderes. So manchem dieser schwitzenden roten Köpfe da im Publikum, Köpfen sicher ehrlicher, materiell hart arbeitender Menschen, die sich um allerlei schwere Fremdwörter heute mühen mußten, um dann gleich hinterher in der Beredsamkeit des Paters die zugehörigen Werte fast alle wieder im blauen Dunst des Unbewiesenen, Unbeweisbaren aufgehen zu sehen, mochte heute wieder die Angst kommen, ob nicht alle menschliche Forschung doch eigentlich nur ein Kinderspiel für müßige Stunden müßiger Leute sei. Wenn sie doch immer wieder nur zu dem bißchen hohler Theorie führte, zu einem Gewirre menschlicher Meinungen, wo keiner und jeder recht hatte? Es ist das die Stimmung, die auch den Wissenden so leicht befällt, wenn er ein Lehrbuch über die theroretischen Grundlagen irgend eines modernen Wissenszweiges in die Hand nimmt. Was ist das für ein ungeheures Labyrinth in diesen Tiefen der modernen Physik! Moleküle, Atome, Jonen, Elektronen, ein Maelstrom von Worten, Begriffen, Hypothesen, und keiner, der dem anderen sicher glaubt, alles provisorisch, schwankend, von der nächsten Auflage des Buches schon wieder umgestülpt. Und doch fahren die Hörer aus dieser Versammlung hier nachher so ruhig, so sicher mit der elektrischen Straßenbahn heim, die diese gleiche modernste Physik geschaffen, als handle es sich um urälteste ehrwürdigste Institutionen des Erdballs! Das Telephon ist uns schon so vertraut, daß die junge Generation gar nicht mehr nach seinen theoretischen Grundlagen überhaupt fragt. Die Röntgenstrahlen werden dem Arzt bereits Handwerkszeug. Nächstens ist es so mit der Telegraphie ohne Draht, übernächstens mit dem lenkbaren Luftschiff. Hier ist in der Praxis überall eine ungeheure Macht, die sich absolut durchsetzt, lange, lange, ehe die Theorie mitkann.

Das klingt rätselhaft und ist doch die einfachste ewige Weltwahrheit. Das Kind lebt und handelt, lange ehe es anfängt, theoretisch sich in den Begriff Mensch einzuleben. Die Menschheit hatte Unendliches bereits geleistet, so geleistet, daß jedes Kind davon profitierte, ehe sie es selber klar zu begreifen begann. Die Theorie ist gewiß nicht belanglos im Kultur- und Naturprozeß. Aber die Praxis ist ihr stets voraus, ist ihr voraus

Google

gewesen, ehe sie anfing, ist ihr heute in unserem höchsten Geistesleben immer wieder sofort voraus um ein weites Stück, in einem ganz anderen Tempo. Die Erde steht nicht still, solange der Philosoph über sie nachdenkt. Das alte „Primum vivere, deinde philosophari“ kann man auch so übersetzen, daß das Leben immer das zunächst sich Durchsetzende ist gegenüber der theoretisch schwankenden Lösung. Wir Menschen sitzen heute mit unserer Wissenschaft nicht in einem abgeschiedenen Denkkämmerlein. Dieser Klosterzug ist aus unserem Tagesleben fast völlig verschwunden. Wir stehen mit allen Kräften in einem enormen Eroberungsprozeß. Unsere Technik ist dem Punkt nahe, wo wir die „absolute Anpassung“ des Lebens an die Erde darstellen. Die ganze Oberfläche unseres Planeten kommt in unsere Hand. Die alte Streitfrage aus den Kollegenkreisen dieses Paters dort: ob alle übrigen Tiere, Pflanzen, Klimate, Land- und Wasserverteilungen, Mineralschätze und so weiter des Erdballs bloß für den Menschen geschaffen seien, regelt sich unter unseren Händen sichtbarlich mehr mit jedem Tage, einfach im praktischen, realistischen Tatsinne. Die Erde wird unser, wird von uns systematisch umgeschaffen bloß noch für uns. Unser ganzes öffentliches Leben steht im Dienst dieser Eroberung. An der immer umfassenderen Aneignung aller Hilfsquellen unseres Planeten, an der Ordnung der Dinge auf unseren Zweck hin hängt die Lösbarkeit unserer sozialen Frage, sie bedingt alle Fortschritte unseres Wirtschaftslebens, man kann sie in Börsen- und Industriewerten in ihrem Weitergang jederzeit ziffernmäßig herausrechnen, sie ist die eigentliche tragende Strömung all unserer Politik. Sie, als höchste Gewähr der Machtsteigerung, verfügt auch über alle größten Machtmittel der Kulturmenschheit. Sie besitzt in erster Linie auch praktisch alle unsere aktuellen Wissenschaften, arbeitet mit ihnen als ihren Organen.

Und hier ist nun ganz sicher: Herr Wasmann mag uns so viel erzählen, wie er will, von wirklicher oder angeblicher vager und windiger Theorie in der modernen Entwicklungslehre, — fest steht, daß auch diese Entwicklungslehre längst mitten in jener großen praktischen Armee für die Eroberung steht, einrangiert ist und mitmarschiert.

Jener große Kampf um die Erdherrschaft, Erdaneignung, der nach der Außenseite recht eigentlich die Aufgabe unserer Kultur umfaßt, sieht sich vor zwei Naturerscheinungen: den sogenannten Kräften der anorganischen Materie und den lebendigen Wesen. Mit beiden muß er rechnen. Wie die reinen Naturkräfte uns dienstbar werden, ist allbekannt. Gleich den Riesen des Märchens treten sie einfach in unsere Dienste, bloß daß das Zauberwort, dem sie folgen müssen, hier die einfache Logik ist. Auf bestimmte Ursachen hin müssen sie für uns erscheinen; dann kann ein Kind auf den Knopf einer elektrischen Leitung drücken, und eine ganze Felsklippe, die seit Jahrtausenden der Brandung eines ganzen Ozeans stand gehalten hat, fliegt in die Luft.

Im Grunde ist es der banalste Satz: „Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen“, mit dem wir hier das Unmöglichste erreichen und uns ein Geschlecht von Zyklopen bändigen. Mit der künstlichen Feuererzeugung hat das begonnen. Dann kamen Hebel und Schießpulver, Dampf und Elektrizität. Wir heute ahnen schon, daß wir die Meeresbrandung selbst einmal verwerten, den Fluteinfluß des Mondes wie eine Maschine in unsere Industrie einstellen, das unerschöpfliche Energiereservoir des Erdinnern ausnutzen werden. Allenthalben beginnen wir über die Stufe bloß des Schutzes, des Widerstandes gegen diese Urgewalten der Erde schon hinauszuwachsen in die der Lockung und Leitung zu aktiver Hilfe. Auf den negativen Blitzableiter zum Schutzzweck sind unsere elektrischen Zuleitungen für positive

Google

Arbeitsleistungen gefolgt. Wir bauen noch Buhnen, das Land zu sichern gegen die verheerende Brandung. Unsere Enkel werden mit dieser Brandung tief in dem Lande ihre Räder treiben, der Stoß, der heute eine Insel bedroht, wird dereinst ein Herzschlag in einem wunderbaren System ersprießlicher Kulturarbeit sein.

Nun tritt uns aber im Leben eine andere, eine höhere und feinere Stufe der Naturdinge auf unserem Planeten gegenüber. Die erste Tat der Kultur, an der sie jetzt seit zwei Jahrtausenden schon bewußt arbeitet, nachdem sie lange schon vorher dunkel dahin getastet, war hier die Einigung der Menschheit selbst zu einem geschlossenen Lebenskörper, der zu aller niederen Organismenwelt einen strengen Einheitsgegensatz bildete. Diese innere Menschentat ist noch lange nicht vollendet. Aber sie war im Wesen entschieden mit dem Begriff der Humanität. Also, wenn wir es bloß als eine moralische Sache nehmen ohne Magie: mit dem Christentum. Der Kerngedanke bleibt: alle Menschen der Erde gehören zusammen, sind das absolut unantastbare Krongut, sind die berechtigten Teilnehmer an all den Vorteilen jener Eroberung; diese Eroberung tritt unter ihnen selbst lediglich auf in Gestalt einer immer allgemeineren Erziehung zur Nutzung, zum Genuß und zur gemeinschaftlichen Förderung der Kultur Hand in Hand mit einer immer glücklicheren sozialen und politischen Ordnung. Es konnte vielleicht eine Weile verzeihlicher erscheinen, daß von den Pater Wasmanns dieser innere Zusammenschluß der Menschheit gegenüber der übrigen Welt unseres Planeten gefaßt wurde als ein ewiger Geschichtsgegensatz: als müsse diese Menschheit auch ursprünglich ganz wo anders herstammen, könne unmöglich ursprünglich einmal selber ein Produkt etwa des niederen Tieres sein. Aber abgesehen von den handgreiflichen Tatsachen, die dagegen sprechen, würde das heute auch gewissermaßen moralisch gar keinen Wert mehr haben. Eine solche Theorie von einem echten „Gottesgnadentum" in außernatürlichem Sinne im Menschen gegenüber Tier und Pflanze ist heute kein erzieherisches Mittel mehr zum Fortgang jener Kulturarbeit zur inneren Verfestigung des Menschheitsideals. Sie ist es deshalb nicht (ganz abgesehen jetzt von dem Wahrheitswert als solchem), weil diese innere Eroberung der Menschen für die Humanität und Menschheitsidee gar nicht auf geschichtlichen Dingen ruht. Sie ist und wird, das ist ihre Lebenskraft. Geschichtlich läßt sie sich nicht bestimmen. In der Geschichte haben wir auch im Menschen Zeiten, wo das roheste Abschlachten auch des Gegners im Menschengeschlecht einfach Pflicht und Recht war, wir haben Menschenfresserei und alle denkbaren Greuel zwischen Mensch und Mensch. Zwischen dem Menschenfresser und dem Gorilla kann die Grenze hier nicht liegen. Sie liegt uns viel näher: zwischen dem Menschenfresser oder dem Schlimmeren, der Mitmenschen foltert und verbrennt, und dem edlen Obermenschentum im Lichte der Humanität. Sie geht noch mitten durch unsere Zeit selbst. Diese Dinge sind viel zu neu und auch zu sehr praktische Tages- und Zukunftsarbeit, als daß alle Verankerung in problematischen Fragen der Urgeschichte dabei etwas zu- oder abtun könnte. Wer heute Güte, Menschenliebe, echtes praktisches Christentum bewährt, der hat zu seinen Handlungen weder den Uraffen, noch den Urengel nötig, und wenn aus streng wissenschaftlichen Gründen der Uraffe wahrscheinlicher wird als der Urengel, so kann er ruhig der Wahrheit die Ehre geben und wird im übrigen seinen Weg gehen, stolz und bescheiden zugleich sich bewußt, daß in ihm jedenfalls dieser Affe so wenig mehr ist, wie jener Menschenfresser oder folternde und verbrennende Inquisitor.

Google

Doch das beiseite wieder, wie die Wasmanns sich nun die Sache denken: dieser praktischen Menschheitseinigung als unserer modernen Realpolitik steht eine ebenso praktische Realpolitik bei uns zu jenen niederen (sei es denn ursprünglich mit uns stammverwandten) Lebewesen der Erde selbst gegenüber. Unsere Eroberung geht auch da längst ihren festen Weg. Auf der einen Seite wehren wir uns gegen das, was uns von Tier, Pflanze und Urwesen aus als hemmend entgegentritt. Wir säubern die Erde von Giftkraut und Ungeziefer. Man weiß, wie lange das schon im Gange ist: warum unsere schon ganz geregelten Kulturländer keine Bären und Wölfe mehr haben. Als Zoologe mag ich das bedauern, die Theorie könnte noch so viel lernen aus dem ursprünglichen Sachverhalt. Aber im Sinne der Realpolitik läßt sich nicht daran mäkeln. Es ist mehr wert, daß alle Kreuzottern unseres Planeten ausgerottet werden, als daß eines der Wesen dieses Planeten, die wir nun einmal in den Bannsaum des Humanitätsgedankens mit einbezogen haben, nämlich ein einziger Mensch, an einem Kreuzotterbiß leide. Das Protozoum, das die Malaria erzeugt, muß als unser Feind fallen, wenn wir nicht die Eroberung ungeheurer räumlicher Gebiete für unser Menschheitsideal einfach aufgeben wollen; wollen wir werden gar nicht gefragt, — wir müssen da durch, die Malaria ist eine soziale, eine koloniale, eine wirtschaftliche Existenzfrage für uns, und sie muß fort, sobald wir die Mittel haben.

Dem aber steht auch hier nun wieder eine andere Seite gegenüber. Eine positive der negativen. Auch sie reicht bereits über Jahrtausende. Der Mensch merzt nicht nur feindliches, unbrauchbares Tier- und Pflanzenmaterial aus, — er begünstigt auch anderes, das seinen Zwecken entgegenkommt. Man kann nicht von Kultur reden, ohne an Ackerbau, Viehzucht, Gartenkultur, Haustiere zu denken. Die paradoxe Idee, daß die ganze Kulturgeschichte sich in Kornziffern vorrechnen ließe, hat wenigstens das Richtige, daß man sie nicht ohne diese Ziffern erzählen kann. Wie Pilz und Alge in der Flechte, wie gewisse Seerosen mit Einsiedlerkrebsen, so ist der Mensch mit so und soviel Tier- und besonders Pflanzenarten in Symbiose (nutzbringendes Zusammenleben auf Gegenseitigkeit) getreten. Er schützt sie und nützt sie. Das beginnt bei Hund und Pferd und endet bei den mikroskopischen Wesen, die bei den uns so wichtigen Gärungsvorgängen eine Rolle spielen.

Unwillkürlich aber, indem der Mensch hier eine Wahl ausübte, diese Tier- oder Pflanzenform symbiotisch begünstigte, jene ablehnte, griff er schon ein in das gegebene Bild des Erdlebens, — immer mehr, je mehr seine Erdherrschaft erstarkte. Man kann das besonders an Vegetationsbildern verfolgen. Europa war nach Ausgang seiner letzten Eiszeit wieder in eine ausgesprochene Waldperiode mit sehr viel Laubwald in allen tieferen Gegenden eingetreten. Heute machen ungeheure Gebiete dieses Erdteils umgekehrt den Eindruck eines Steppenlandes, in dem statt der Baumform die Grasform und Krautform physiognomisch das Landschaftsbild beherrscht. Das liegt lediglich am Menschen. Diese Steppe ist Kultursteppe, ihre Gräser sind die vom Menschen begünstigten Getreidearten, ihr typisches Kraut die Kartoffel. Der Wald ist künstlich gerodet, vielfach auch ebenso künstlich aus der Laubform in die dem Menschen bequemere Nadelholzform der Kiefer übergeführt. Wo aber der Wald geschwunden ist, da ist doch nicht immer die Liane des Waldes mit verschwunden: an künstlichen Stützstangen aus Menschenarbeit bedecken die Weinrebe, der Hopfen weite Strecken. Im letzteren Falle beginnt sogleich aber da auch etwas, was über die einfache Hegung und Rodung noch wieder hinausgreift.

Google

Keine intimere Symbiose aus der Tier- und Pflanzenwelt, die wir kennen, ist ohne einen gewissen Einfluß auch auf die Körpergestaltung mindestens des einen Partners verlaufen. Polypenkolonien, die von Krebsen, die in leeren Schneckenschalen hausen, herumgetragen werden, zeigen ganz bestimmte Abänderungen ihres Baues, ihrer Arbeitsteilung für den genossenschaftlichen Zweck. Jene kleinen Käferchen, die von Ameisen gehegt werden, ein Gebiet, das gerade Wasmann so kenntnisreich und fern vom Lärm der Parteien so liebenswürdig geschildert hat, sind sofort an ihrem Leibesbau als solche „Gäste" kenntlich. Es lag auf der Hand, daß auch die hegende, positive Tätigkeit des Menschen nicht bloß gewissen Tier- und Pflanzenarten zu einer gewissen parallelen Erderoberung für ihr Teil verhalf, sondern auch auf die Dauer wirklichen Wandel bei diesen begünstigten Formen hervorbrachte. Wenn ich Getreide in eine andere Landschaft mit verändertem Klima künstlich verpflanze, so bringt dieses Klima Aenderungen in der Reifezeit, Beschleunigungen oder Verkürzungen entsprechend veränderter Sonnenstrahlung, Sommerdauer u. s. f. mit sich. Das kriechende Knieholz des Gebirges, das ich in meinem Garten im Tal pflanze, richtet sich auf und bildet steile Stämme. Hier aber mußte für den Menschen schon früh ein neues praktisches Problem auftauchen.

Er, der gelernt hatte, einen rohen Feuerstein so lange zurecht zu schlagen, bis die gewünschte verbesserte Form eines handlichen scharfen Messers entstand, mußte vor die Frage kommen, ob sich nicht auch der Organismus des Tieres, der Pflanze für solchen noch feineren Zweck „zurechtschlagen", ob nicht auch er sich künstlich verändern, schärfen, aufbessern ließe noch über das Gegebene hinaus.

Man hatte den Kirschbaum gehegt und den Dornbusch abgehauen. Ließ sich nicht das noch überbieten und zwar zweimal positiv, — indem man den Kirschbaum nötigte, das, was wir an ihm liebten, das Fruchtfleisch, doppelt so stark anzusetzen, und indem man den Dornbusch veranlaßte, kirschenähnliche Früchte zu tragen?

Und hier jetzt ist nach meiner Ansicht der Punkt, wo die Entwicklungslehre, von der uns Herr Pater Wasmann erzählt, daß sie eine schwer beweisbare pure Theorie sei über Vorgänge, die sich vor Millionen von Jahren einmal geschichtlich zugetragen haben könnten, zuerst in der Kulturmenschheit aufgetaucht ist, aufgetaucht auch sie wohlverstanden als eine vollkommen praktische Sache, eine Brot- und Aepfelfrage bei Menschen, die ganz in der Gegenwart lebten, die auch nur ein paar hundert Jahre zurück noch nirgendwo eine halbwegs sichere Tradition hatten, denen Geschichte ein Nebel von Märchen und Einfällen war.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Randbemerkungen. Von Otto Julius Bierbaum.

Wedekind: Moral in Gärung. Pathetisch gesprochen: das gärende Drachengift der Moral. Nichts für den Frühstückstisch vom Moralisten.

Dehmel: Erotik als Doktrin. Nichts für Erotiker.

Theaterreformer: Sie lassen sich prächtige neue Flaschen schleifen, wissen aber noch nicht, was hineintun. Hoffen indessen, das Publikum werde, entzückt von den glänzenden neuen Gefäßen, am Ende auch gefärbtes Wasser für Wein nehmen. Das Publikum will sich aber nicht bloß mit den Augen berauschen.

Go gle

Die pornographische Hochflut: Symptom zunehmender Impotenz und Anzeichen einer nahenden bös moralischen Epoche. — Auffällig ist der sonst selten beobachtete gute Instinkt der Staatsanwälte, dieses Wesen gewähren zu lassen.

Stefan George: Höchste, nie noch dagewesene Kunst: falsche Diamanten so zu schleifen, daß sie durch den kunstvollen Schliff wirklich wertvoll werden. Artistenperversität, keine schwindelhafte Absicht.

Meier-Graefe: Wunderliches Phänomen eines Menschen, der Kraft und Geschick genug hätte, das lebendige Pferd der Poesie zu zügeln, und es vorzieht, das hölzerne Steckenpferd der Kritik zwischen die Beine zu klemmen.

Alfred Kerr: Bei ihm wird das Steckenpferd lebendig und bockt zuweilen wie der richtige Pegasus.

Shakespeare: Anbetungswürdig, wie alle Klassiker, vornehmlich deshalb, weil er keine Tantiemen bezieht.

Ibsen: Der Apotheker als Genie.

Isadora Duncan: Die Gouvernante als Tänzerin. Nein: Die Tänzerin als Gouvernante. Nein: Die Gouvernante.

Amüsante Anekdote: Als man von dem Kaiserlich Knackfußschen Bilde „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ Reproduktionsabzüge zur Verwendung als allerhöchste Huldbeweise auf besonders kostbarem und schönem Material herzustellen sich veranlaßt sah, benutzte man Papier aus der Kaiserlichen Manufaktur zu Tokio.

Das größte ästhetische Unglück der modernen Zeit: die Aufhebung des Kirchenstaates. Es bereitet sich indessen ein noch größeres vor: die Industrialisierung Italiens. Höchstens noch hundert Jahre, und es ist so reich und so schön wie Sachsen.

Peter Behrens: Das inspirierte Lineal.

Tarockpartie Thoma-Ganghofer: Erlaubt es der Majestätsbeleidigungsparagraph, ihren heimlichen dritten Mann zu nennen?

Des heimlichen Kaisers Gebet:

Ha, ich bin Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.
(Goethe: Königlich Gebet.)

Lehár: Der Walzer-Wollüstling. Wer in Worten nur andeuten wollte, was er in Tönen ausspricht, würde anstatt Tantiemen Gefängnis kriegen. So verschieden ist die Moral der Künste.

Google

Argument gegen die Anarchisten: In Italien gibt es Gemeinden, die sofort alle ihre Schulden bezahlen und außerdem noch sehr reich werden könnten, wenn sie ihr Erbe an Kunstwerken verkauften. Sie möchten es gerne und täten es gleich, wenn der Staat es nicht verböte. Gepriesen sei der Staat!

Seltsam: Die drei mächtigsten Kirchenhäupter sind heute Staatsgefangene: der Papst, der Zar und der Dalailama.

Blut ist stärker als Wasser, Tinte ist stärker als Blut: Wenn ein Mädchen zufällig als Junge in ein Register des Standesamts eingetragen ist, so wird es zum Militär ausgehoben, und die Sache kommt erst dann ins Gleiche, wenn die Papiere korrigiert sind. Doch das ist nur ein Witz, mit dem die Tinte ihre Macht exemplifizieren will. Aber ernsthaft: Wenn zwei sich lieben und zueinandertun, so ist es Konkubinat, sofern die Tinte des Standesbeamten nicht geflossen ist, die aus jedem gemeinen liebloſen Paarungskontrakt eine Ehe macht. — Indessen ist dagegen und gegen die Tinte überhaupt, in die wir geraten sind, seitdem es einen Staat gibt, nicht das geringste einzuwenden, außer von Anarchisten, die schließlich aus der Tinte ins Blut kommen wollen und — werden. Die Tinte ist das Blut des Staates, und sie ist ein noch viel besondererer Saft als Blut: direktes Gehirndestillat. Ein ungeheuerliches Kulturprodukt und Symbol. Man konnte sie den Wein des Geistes nennen, der über die Materie triumphiert.

Sozialdemokraten: Freiheitsphilister und daher in Deutschland höchst aussichtsreich. Indessen werden sie auch hier ihren Napoleon finden, wenn ihre Zeit gekommen ist. Vor den Philistern der bestehenden Ordnung haben sie voraus, daß einstweilen auch die meisten nicht philisterhaften Rebellengeister zu ihnen stehen. Aber schon jetzt fürchten und hassen sie diese. Mit Recht, denn es sind ihre gefährlichsten Feinde. Mit den Philistern werden sie fertig werden (zum Teil schon durch „Ueberzeugung"); mit den freien Geistern nicht (auch nicht durch die Uebergewalt der Masse, wenn's soweit ist).

Simplizissimus: Das Catilinarierblatt einer Zeit, die es noch zu keinem Catilina, wohl aber zu einer unabsehbaren Reihe kleiner Ciceros gebracht hat, die zu ärgern ein recht verdienstvolles Unternehmen ist.

Falschmünzer der öffentlichen Meinung: Ein verkehrter Ausdruck, denn die öffentliche Meinung bringt immer nur Spielmarken, keine allgemein gültige Münze in Umlauf. Es gibt solche mit dem aufgeprägten Kopfe Bebels, wie es solche mit dem Bilde des Kaisers, des Papstes, Rothschilds usw. usw. gibt. Man ist sogar schon einigen ganz kopflosen begegnet.

Börse.

Die argentinische Anleihe. Im März dieses Jahres ist in London und Paris eine neue fünfprozentige Goldanleihe der Argentinischen Republik herausgebracht worden, mit der ein früher gewährter Vorschuß von ca. 30 Millionen Goldpesos abgelöst werden sollte. Einen Teilbetrag dieser Anleihe in Höhe von 1 560 000 Pfund Sterling hatte man für Deutschland reserviert. Doch unterließen die Banken es in Anbetracht der heiklen Geldverhältnisse, den deutschen Teil der Anleihe gleichzeitig mit dem englischen und französischen zur Emission zu bringen. Das war sehr verständig gehandelt und machte den groben Fehler wieder gut, den man damit begangen hatte, sich an der Anleihe überhaupt zu beteiligen. Denn der Vorschuß war seinerzeit lediglich von englischen und französischen Banken gewährt worden; die argentinische Regierung sollte dadurch in Stand gesetzt werden, die sechsprozentige Anleihe zu

Go gle

tilgen, mit der sie 1891 den Staatsbankerott notdürftig verkleistert hatte. Deutschland hatte weder an dieser Anleihe noch an dem sie ersetzenden Vorschuß das mindeste Interesse; und hätte deshalb auch die Finger von der neuesten Anleihe lassen sollen. Nur Gründe persönlicher Natur — eine Hand wäscht auch in Argentinien die andere — konnten es den Berliner Banken geraten erscheinen lassen, sich an der franko-britischen Finanzoperation zu beteiligen. Wer diese Gründe kennen lernen will, muß sich in die Details der verschlungenen Geschäfte vertiefen, mit denen die deutsche Elektrizitäts-Industrie sich und ihre Bankverbindungen in Südamerika festgeritten hat. Das deutsche Publikum als solches interessieren sie nicht. Es war deshalb sehr verständig, die argentinische Anleihe in London und Paris, nicht aber in Berlin auflegen zu lassen, und die Banken ernteten dann auch reiches Lob, wegen der „Schonung des deutschen Geldmarkts". Das Lob war aber voreilig gespendet. Denn wenige Wochen später forderten die Banken dennoch zur Subskription auf, obwohl der Geldmarkt sich um nichts gebessert hatte. Den Subskriptionskurs bemaß man auf 97½ Prozent, das heißt scheinbar ebenso hoch wie kurz zuvor in London; in Wirklichkeit aber um ein halbes Prozent höher, da man den Umrechnungskurs und die Zinsverrechnung so ungünstig angesetzt hatte, daß darin ein halbes Prozent Mehrkosten versteckt war. Zum Kurse von 98 Prozent erhielt also das deutsche Publikum eine fünfprozentige argentinische Anleihe zur selben Zeit, in der allerbeste deutsche Warenwechsel 6½ Prozent Zinsen brachten. Während man aber gute Wechsel jederzeit bei der Reichsbank und anderen Banken zu Geld machen kann, waren die argentinischen Titres unverkäuflich. Ihre Zulassung zum Börsenhandel war noch nicht nachgesucht; sie sollte zwar, wie der Prospekt besagt, baldmöglichst beantragt werden, doch Monat nach Monat verging, ohne daß die Banken Anstalten machten, ihr Wort einzulösen. Es fehlte ihnen noch immer das Material über die argentinischen Finanzen, auf dessen Beibringung und Veröffentlichung die Zulassungsstelle bestehen muß.

In der vorigen Woche endlich ist die Angelegenheit in Fluß gekommen, und wenn auch bis zu dem Moment, wo ich diese Zeilen schreibe, noch immer nicht alle Wünsche der Börsenbehörde erfüllt worden sind, so ist doch Aussicht vorhanden, daß die Zulassung jetzt erfolgen wird. Es ist aber auch die höchste Zeit. Die Banken haben wohl gewußt, warum sie die Emission trotz der Ungunst der Geldverhältnisse forciert und nicht auf die Zulassung gewartet haben. Denn heute wäre es ihnen unmöglich, auch nur eine argentinische Obligation zum Londoner Emissionskurse unterzubringen. Schon im Mai mußte man mit technischen Mittelchen wenig würdiger Art nachhelfen. Man etablierte einen „freien Markt" und ließ an diesem Markt Kurse notieren, die den Emissionskurs überstiegen und so zum Zeichnen reizten. Nachdem der Markt diese seine Mission erfüllt hatte, löste er sich auf, und die Zeichner blieben auf ihren unverkäuflichen Stücken sitzen. Das ist ein Verfahren, wie es sonst nur Emissionshäuser dritten Ranges üben. Freilich sind die Banken in einer Zwangslage. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens haben sich seit dem Mai nennenswert verschlechtert, und Tatsachen, die vor einigen Monaten nur Leute mit direkten Beziehungen zu den La Plata-Staaten kannten, sind heute publik. So weiß man heute allgemein, daß die Ernte Argentiniens nur auf etwa die Hälfte einer Normalernte veranschlagt wird, und daß die Geldkalamitäten drüben noch weit ernster sind als bei uns. Und man hat mit lebhaftem Befremden Notiz davon genommen, daß Argentinien keinen besseren Vertreter seiner Interessen nach dem Haag zu entsenden wußte als den berüchtigten Herrn Drago, den Abgott des Raubstaates Venezuela. Drago versieht im Haag bekanntlich die nach ihm benannte Doktrin, daß Europa kein Recht habe, bankerotte Staaten Amerikas mit Waffengewalt zur Innehaltung ihrer Verpflichtungen zu zwingen. Das ist auch eine Art, den Weltfrieden zu propagieren; aber eine Art, die den Gläubigern südamerikanischer Staaten und insbesondere Argentiniens höchlichst mißfällt und die Zeichner der letzten Anleihe veranlassen könnte, ihre Stücke den Banken vollzählig zurückzugeben. Wenn die Banken also keinen Kurs für die Anleihe nennen, so ist das Selbsterhaltungstrieb in Reinkultur und durchaus verständlich. Dem kaufmännischen Anstand entspricht es freilich weniger, daß sie ihre Kundschaft auf der argentinischen Anleihe sitzen lassen wie die Maus in der Falle.

Fast sollte man wünschen, daß einmal ein Exempel statuiert werde und die Zulassung der argentinischen Anleihe zum Börsenhandel versagt bleibe. (Möglicherweise ist sie bereits erfolgt, wenn diese Zeilen dem Leser vorliegen.) Das würde die Zeichner zwar empfindlich treffen, dem Unfug der „Vor-Emissionen" aber mit einem Schlage ein Ende machen. Denn ein Unfug und nichts anderes ist es, wenn Großbanken im Vertrauen auf ihren Kundenanhang Papiere unter das Publikum bringen, ehe die Zulassung zum Börsenhandel ausgesprochen ist. Wieviel ist dagegen gesagt und geschrieben worden, daß man dem deutschen Publikum die Bekanntschaft südafrikanischer Minen- und amerikanischer Eisenbahn-Aktien vermittelt hat! Und doch handelt es sich hierbei um eine Kategorie von Papieren, die in London oder New York eine Macht hat und jederzeit veräußert werden kann. Handelt es sich bei ihnen also um eine immerhin begrenzte Gefahr,

Google

ſo iſt die Gefahr, die das Publikum bei der neuartigen „Emiſſion unter der Hand“ läuft, ſchlechthin eine unbegrenzte. Die Verkäuflichkeit eines ſolchen Papiers hängt ganz und gar vom guten Willen der Banken ab; wollen dieſe nicht, ſo bleibt der Zeichner eben auf dem Papier ſitzen. Die Bank hat ihm zwar zugeſichert, daß ſie ſpäterhin den Börſenhandel beantragen werde; aber das Verſprechen iſt wie ein unakzeptierter Wechſel. Denn die Bank hat keine Macht über die Zulaſſungsſtelle und vor allem keine Macht über die Ereigniſſe, von denen die Entſchließung der Zulaſſungsſtelle abhängt. Wie wenn ſich in Argentinien die Dinge wieder ſo zuſpitzen wie 1890, wo die zeitweilige Inſolvenz des Staates eine regelrechte Weltkriſis ausgelöſt hat? Es iſt ja nicht anzunehmen, daß die Fehlernte und der Geldmangel diesmal ſo akute Folgen haben werden wie damals; das iſt ſchon deshalb unwahrſcheinlich, weil die argentiniſchen Intereſſen heute beſſere Sachwalter haben, als ſ. Z. das Bankhaus Baring einer war. Aber muß die Zulaſſungsſtelle nicht alle ungünſtigen Momente berückſichtigen und ſeine Konſequenzen daraus ziehen? Ich bin allerdings der Anſicht, daß ein legaler Grund, die Zulaſſung zu verweigern, nicht vorliegt. Denn das Geld, das uns die argentiniſche Anleihe entzieht, wandert auf alle Fälle im Dezember (die Banken haben ſich den paſſendſten Monat ausgeſucht!) nach London, gleichviel wer dann die Inhaber des Papieres ſind; „erhebliche allgemeine Intereſſen“ werden alſo ſowieſo, und nicht erſt durch den Zulaſſungsakt geſchädigt. Ebenſowenig würde es ſich durch eine nachträgliche Verſagung der Zulaſſung ungeſchehen machen laſſen, falls wirklich die argentiniſche Emiſſion eine „Uebervorteilung des Publikums“ involviert haben ſollte. Was im übrigen nicht der Fall iſt; die Emiſſion mag wohl ſachlich eine Benachteiligung ſein, ſie iſt aber keine wiſſentliche Uebervorteilung. Alſo ſpräche eigentlich nichts im Geſetze gegen die Zulaſſung. Aber die Börſenbehörde hat das Geſetz in zahlreichen Fällen ſo extenſiv ausgelegt, ſie iſt mit der Konſtatierung einer „Schädigung allgemeiner Intereſſen“ ſo ſchnell bei der Hand geweſen, daß eine Ablehnung des Argentinier-Proſpektes bei ihr nur eine Folgerichtigkeit bedeuten würde. Es wäre, wie geſagt, wünſchenswert, wenn ſie ſich dieſer oder einer anderen Voremiſſion gegenüber zu ſolcher Folgerichtigkeit aufſchwingen würde. Damit das Publikum erkennt, wie wichtig die börſenmäßige Notierung für ein Papier iſt, und wie wenig Erſatz die klingenden Namen der Banken für ihr Fehlen bieten. Und damit die Banken ihrerſeits nicht gewohnheitsmäßig die Macht mißbrauchen, die ihnen das Vorhandenſein eines tauſendköpfigen Kundenſtammes giebt. Man hört es in dieſen Kreiſen zwar oft genug ausſprechen: „Wir werden auch ohne die Börſe fertig.“ Aber das iſt nicht wahr. Die Banken brauchen die Börſe, wie dieſe die Banken braucht. Sie werden ſich davon, wenn nicht früher, ſo beim Ausbruch der nächſten akuten Kriſis überzeugen.

Alfred Lansburgh.

Max Liebermann.*)

Monsieur! 19 Juillet 1907.

Liebermann est trop proche de l'impressionisme français, et de Manet, pour ne pas mériter le suffrage d'amateurs français. Observateur sagace, coloriste subtil, il continue glorieusement Menzel et Israels. C'est un maître peintre et un maître critique.

Marcel Prévost.

o

2 août 1907.

Monsieur!

Pardonnez moi d'avoir tant tardé à vous répondre; j'ai été assez souffrant tous ces temps derniers pour remettre à plus tard bien des choses qui m'auraient été agréables, au nombre de celles-ci est l'occasion de parler d'un artiste pour lequel j'ai des souvenirs déjà vieux d'admiration et des souvenirs plus récents de relations très sympathiques.

Personne n'a oublié les admirables toiles que Liebermann envoyait autrefois aux expositions de Paris.

Aucun artiste Français n'est allé à Berlin sans emporter le souvenir de l'accueil qui lui fut fait dans cette maison où règne la très gracieuse Madame Liebermann.

Je ne veux pas entrer dans l'analyse des œuvres du peintre. J'estime qu'un artiste, même convalescent, doit occuper ses loisirs autrement qu'à écrire sur ses contemporains.

Il doit redouter de donner les raisons de son admiration. S'il a comme moi le sentiment que chaque mot posé sur le papier arrive comme une diminution de la pensée.

Veuillez agréer, monsieur, l'assurance de mes sentiments les plus distingués.

Bartholomé.

*) Des ſpäten Eingangs wegen erſt in dieſem Heft.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéſtraße 3; für Oeſterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerſtraße 14. — Expedition für Oeſterreich-Ungarn bei Rafael & Wltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerſtraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 12 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 30. August 1907

Der Internationale Sozialistenkongreß in Stuttgart. II.

Von Werner Sombart.

Ich beabsichtige hier keinen Bericht über den Verlauf des Internationalen Sozialistenkongresses, der vergangene Woche in Stuttgart getagt hat, zu schreiben. Das haben die Zeitungen zur Genüge getan, und ich setze bei den Lesern die Kenntnis dieser Zeitungsberichte voraus. Der Zweck dieser Zeilen ist vielmehr der: einige Betrachtungen über die Verhandlungen und ihr Ergebnis anzustellen, sie in einen größeren Zusammenhang zu bringen und ihre prinzipielle Bedeutung zu würdigen.

Wie ich schon in meinem ersten Aufsatze angedeutet habe, stellt der Kongreß eine bis zu einem gewissen Grade homogene Masse dar, was dadurch bewirkt ist, daß man die abweichenden Richtungen einfach nicht zuläßt. Die Aufnahmebestimmungen lauten: „Zu den internationalen sozialistischen Kongressen werden zugelassen: 1. alle Vereinigungen, die den wesentlichen Grundsätzen des Sozialismus zustimmen: Sozialisierung der Produktions- und Austauschmittel; internationale Vereinigung und Aktion der Arbeiterklasse; Eroberung der öffentlichen Gewalt durch das in eine Klassenpartei organisierte Proletariat; 2. alle gewerkschaftlichen Organisationen, die sich auf den Boden des Klassenkampfes stellen und die Notwendigkeit der politischen, also legislativen und parlamentarischen Aktion anerkennen, jedoch (soll heißen: auch wenn sie) nicht in direkter Weise an der politischen Bewegung teilnehmen."

Diese Masse annähernd verwandter Richtungen hat nun überdies sich auf bestimmte Grundsätze ausdrücklich geeinigt: als sie auf dem Amsterdamer Kongreß im Jahre 1904 mit erdrückender Mehrheit eine Resolution annahm, die vor allem den Zweck hatte, von dem kompromisselnden Millerandismus abzurücken (im Prinzip, versteht sich: was dann in den einzelnen Ländern in praxi geschieht, steht auf einem anderen Brett!). Die Amsterdamer Resolution, die also die Grundgedanken des internationalen Sozialismus festlegte, lautete:

„Der Kongreß verurteilt auf das entschiedenste die revisionistischen Bestrebungen, unsere bisherige bewährte und sieggekrönte auf dem Klassenkampf beruhende Taktik in dem Sinne zu ändern, daß an Stelle der Eroberung der politischen Macht durch Ueberwindung unserer Gegner eine Politik des Entgegenkommens an die bestehende Ordnung der Dinge tritt.

Die Folge einer derartigen revisionistischen Taktik wäre, daß aus einer Partei, die auf die möglichst rasche Umwandlung der bestehenden bürgerlichen in die sozialistische Gesellschaftsordnung hinarbeitet, also im besten Sinne des Wortes revolutionär ist, eine Partei wird, die sich mit der Reformierung der bürgerlichen Gesellschaft begnügt.

Daher ist der Kongreß im Gegensatz zu den vorhandenen revisionistischen Bestrebungen der Ueberzeugung, daß die Klassengegensätze sich nicht abschwächen, sondern stetig verschärfen, und erklärt:

Google

1. daß die Partei die Verantwortlichkeit ablehnt für die auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden politischen und wirtschaftlichen Zustände, und daß sie deshalb jede Bewilligung von Mitteln verweigert, welche geeignet sind, die herrschende Klasse an der Regierung zu erhalten;

2. daß die Sozialdemokratie gemäß der Resolution Kautsky des internationalen Sozialistenkongresses zu Paris im Jahre 1900 einen Anteil an der Regierungsgewalt innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft nicht erstreben kann.

Der Kongreß verurteilt ferner jedes Bestreben, die vorhandenen Klassengegensätze zu vertuschen, um eine Anlehnung an bürgerliche Parteien zu erleichtern.

Der Kongreß erwartet, daß die sozialdemokratischen Fraktionen die größere Macht, die sie durch die vermehrte Zahl ihrer Mitglieder wie durch die gewaltige Zunahme der hinter ihnen stehenden Wählermassen erlangen, nach wie vor zur Aufklärung über das Ziel der Sozialdemokratie verwenden und entsprechend den Grundsätzen unseres Programms dazu benutzen, die Interessen der Arbeiterklasse, die Erweiterung und Sicherung der politischen Freiheit und der gleichen Rechte überall aufs kraftvollste und nachdrücklichste wahrzunehmen und den Kampf wider Militarismus und Marinismus, wider Kolonial- und Weltmachtpolitik, wider Unrecht, Unterdrückung und Ausbeutung in jeglicher Gestalt noch energischer zu führen, als es ihnen bisher möglich gewesen ist, und für den Ausbau der Sozialgesetzgebung und die Erfüllung der politischen und kulturellen Aufgaben der Arbeiterklasse energisch zu wirken."

Auf dem Stuttgarter Kongreß stritt man über diese Grundsätze der sozialistischen Politik überhaupt nicht: sie wurden als allgemein gebilligt vorausgesetzt. Wie denn überhaupt der Eindruck, den man von der Stuttgarter Tagung im großen Ganzen erhält, der einer außerordentlich weitgehenden Uebereinstimmung der internationalen sozialistischen Bewegung ist. Die Franzosen, die noch in Amsterdam in zwei feindliche Lager getrennt aufmarschierten, bilden heute Eine Partei, deren Einigkeit wohl dadurch erzielt wurde und erhalten wird, daß die gemäßigten Elemente — allen voran Faurès — den radikalen immer mehr nachgeben: wenigstens in der Form. Aehnlich wie in andern Ländern. Sodaß man sagen darf: Der internationale Sozialismus hat seinen Fortschritt zur Einheitlichkeit wesentlich durch eine Verschärfung seiner radikalen Tendenzen erreicht (immer — wohlverstanden — im programmatischen Sinne, während sich die tatsächliche politische Gebahrung oft genug in umgekehrter Richtung entwickelt: um einen ausgesprochenen „Revisionismus" treiben zu können, muß man erst einmal eine energische „radikale" Resolution gefaßt haben: Diese Doppelnatur der sozialistischen Bewegung: ihr Leben in Programmen und ihr Leben in der Wirklichkeit muß immer in Betracht gezogen werden, wenn man ihre Wesenheit richtig verstehen will).

Freilich: einen Fremdkörper enthält im Augenblick die internationale sozialistische Bewegung doch, von dem noch nicht abzusehen ist, ob er von der großen Masse aufgesogen werden kann oder ob er (wie der Anarchismus) abgestoßen werden muß. Ich meine den revolutionären Syndikalismus, der in Frankreich und Italien in letzter Zeit zweifellos eine gewisse Bedeutung erlangt hat: ist doch die Verwaltung der französischen Gewerkschaftszentrale — der Confédération générale du Travail — in seinen Händen! Der Syndikalismus ist ein Stiefbruder des Anarchismus. Er verachtet die politische, das heißt parlamentarische Tätigkeit ebenso wie die „zünftlerischen" Bestrebungen der nach dem Muster der Trade Unions vorgehenden Gewerkschaften — (wie etwa die deutschen). Er vertritt dagegen die action directe: die unmittelbare Inbesitznahme der Produktionsmittel durch die Arbeiter und erblickt im Generalstreik das vorzüglichste Kampfmittel. Das sind — wie mir scheinen will — An-

Google

schauungen, die denen des internationalen Sozialismus, wie er jetzt auf den Kongressen vertreten wird, schnurstracks zuwiderlaufen, und diese Gegensätze müssen früher oder später einmal zum Austrag kommen.

Auf dem Stuttgarter Kongreß sind sie es nicht. Die Debatte über die Beziehungen zwischen Partei und Gewerkschaft (die am ehesten Gelegenheit zur Auseinandersetzung geboten hätte) brachte den Zusammenstoß nicht. Und auch sonst hielten die Syndikalisten mit ihren ketzerischen Ideen zurück. Vielleicht, weil sie sich einstweilen noch zu schwach fühlen, den Kampf aufzunehmen und weil sie das Schicksal der Anarchisten vor Augen haben, die man einfach exkludierte: vestigia terrent.

Syndikalistischer Geist trat aber in den Debatten des Stuttgarter Kongresses doch in die Erscheinung, wenn auch in einer anderen Gestalt, nämlich als grundsätzlicher „Antimilitarismus“ oder genauer gesprochen als Hervéismus.

Hervé ist der auch im Ausland bekannt gewordene antimilitaristische Agitator Frankreichs, der wegen seiner aufwiegelnden Tätigkeit verurteilt, aber schon nach 3 Monaten begnadigt wurde. Der Hervéismus ist, wie es scheint, im Augenblick die Tagessensation der Franzosen. Alle Welt spricht von dem kleinen, untersetzten Schulmeister, der persönlich wie die Karikatur eines Troupiers us einem französischen Witzblatt wirkt. Die Arbeiter und Bauern strömen ihm zu, weil er ihnen klar macht, daß es Unsinn sei, Blut und Leben für einen Popanz, wie die französische Republik, zu opfern, die doch nichts anderes darstelle. als eine boshafte Erfindung der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Proletariats. Der Begriff des Vaterlandes sei veraltet, Vaterlandsliebe ein Aberglaube, schlimmer wie irgend ein Kirchenglaube. Daher es der Würde eines aufgeklärten Proletariers allein entspreche, mit allen Mitteln — Generalstreik, Desertion, Revolte, Insurrektion — das Joch des Militarismus, das ihm die Bourgeoisie in ihrem ausschließlichen Interesse auflege, abzuschütteln.

Diese dem niedrigsten Niveau der Masse angepaßten Räsonnements, Ueberreste eines alten, fadenscheinigen Doktrinarismus, ein Pendant zu der aufgeklärten Atheisterei der Viertelsgebildeten, sind nun durch den temperamentvollen kleinen Schulmeister selbst in Stuttgart vertreten worden und haben der Debatte über den Militarismus und die internationalen Konflikte eine außergewöhnliche Schärfe verliehen. Hervé griff in der Kommission die deutsche Sozialdemokratie, insonderheit Bebel in maßloser Weise an: er warf ihr rückständigen Chauvinismus vor, redete Bebel als „empéreur Bebel“ an u. dgl. In humorvoller Weise anwortete ihm u. a. Vollmar, indem er sagte: Mr. Hervé hat bei seiner ersten Entdeckungsreise nach Deutschland den Eindruck gewonnen, daß wir gutmütige Leute seien. Er hat unzweifelhaft richtig beobachtet. Denn nur sehr gutmütige Leute werden sich eine Rede gefallen lassen, wie sie Mr. Hervé uns hier gehalten hat.

Natürlich blieb Hervé in der Minorität. Selbst seine Landsleute, denen er in der Partei schon manche Schwierigkeiten bereitet hat, selbst Vaillant, mußten von ihm abrücken, wenn sie auch in ihrer Resolution der Hervéistischen Bewegung einige unzweideutige Konzessionen gemacht hatten. Aber Hervé blieb doch allein mit seiner anti- oder a-nationalen Gesinnung. Es scheint, als ob diese Spielart des Internationalismus, die zur Zeit Bakunins eine große Verbreitung hatte, heute in der Tat von den urteilsfähigen Sozialisten aller Länder überwunden sei: die Auffassung nämlich, daß Vaterland und Vaterlandsliebe, Nationalität und Nationalismus rein bourgeoise Begriffe und Empfindungen seien, die das Proletariat so rasch und so gründlich wie möglich loszuwerden trachten müsse. Franzosen wie Deutsche wie Vertreter anderer Naitonen bekannten sich freimütig zu ihrem Vaterlande, der „Schatzkammer aller Geistesschätze“, wie Jaurès es nannte.

Go gle

Aber ebenso einig — hierin einig auch mit den wenigen Hervéisten — war man natürlich in der internationalen Gesinnung, in der Vertretung der internationalen, das heißt humanitären Idee: alle Menschen sind Brüder.

Und einig war sich wohl die überwiegende Mehrheit der Kongreßteilnehmer auch in dem Glauben, daß zwischen den nationalen Gemeinschaften keine andern Gegensätze bestehen als die, die aus der Vertretung kapitalistischer Interessen hervorwachsen.

Daß man konsequent zur Ablehnung aller grundsätzlich nationalen Machtpolitik diesmal in Stuttgart wieder wie früher schon des öfteren gelangen mußte: zur Ablehnung heißt das aller aus dem Prinzip des Nationalismus fließenden Bestrebungen, die zum Ziel haben, die Ausdehnung der nationalen Macht auf Kosten anderer Völkerschaften — seien es Kultur-, seien es auch nur Naturvölker —, also des Imperialismus, Chauvinismus, Jingoismus sowie aller „Kolonialpolitik", die auf Unterdrückung fremder Volksstämme hinausläuft (Leitsatz: alles, was Menschenantlitz trägt, ist gleichwert und darf nicht den Interessen eines andern Volkes geopfert werden: Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit auch in Afrika).

Da man nun aber keine andern, als dem kapitalistischen Wirtschaftssystem entspringende nationale Gegensätze anerkennt, so muß man folgerichtig auch die militärische Rüstung der Länder als nur den kapitalistischen Interessen dienende Einrichtung ansprechen und somit verdammen.

Bis hierher, wie gesagt, herrscht Einigkeit. Nun aber kommen die Differenzen (auch abgesehen also von dem ganz abseits stehenden Hervéismus). Differenzen, die aus ganz verschiedenen Quellen fließen; teils aus der grundsätzlich verschiedenen Weise, wie man den Verlauf der Dinge im allgemeinen betrachtet; teils aus der verschiedenen politischen Konstellation in den einzelnen Ländern u. dgl.

In erster Beziehung könnte man die Gegensätze — etwas roh — als die uralten, immer wieder durchbrechenden Gegensätze der evolutionistischen und revolutionistischen Auffassung zu fassen versucht sein. Auf der einen Seite, von den marxistisch doch besser geschulten (und verschulten) Deutschen vertreten, die Anschauung des „naturnotwendig" sich vollziehenden Kulturprozesses: der Krieg — eine Begleiterscheinung des Kapitalismus — wird mit diesem verschwinden, sicherlich, aber nicht früher, nicht ohne daß seine Ursache selbst mit verschwunden wäre. Diesem Naturprozeß gegenüber kann das Proletariat (konsequenterweise!) nur durch Aufklärung die Uebergänge erleichtern helfen. Es ist schon eine Konzession an die vulgäre Meinung, wenn von diesem Standpunkt aus überhaupt einer antimilitaristischen Propaganda noch bei Lebzeiten des Kapitalismus das Wort geredet wird. Sie kann aber nie zu einer Haupt- und Staatsaktion des Proletariats werden — das dadurch von seinem Endziele: der Ueberwindung des Kapitalismus abgebracht werden würde.

Dem gegenüber die — von den Franzosen vor allem vertretene — Auffassung: der Militarismus ist ein Uebel, das sehr wohl für sich beseitigt werden kann, wie man den Klerikalismus zu beseitigen trachtet. Und zwar durch energisches Handeln, durch entschlossene Propaganda in allen Formen, bis zum Militärstreik und der Insurrektion.

Gegensätze aber erwachsen des weiteren aus der Verschiedenheit des Milieus in den einzelnen Ländern. Es ist ersichtlich, daß man sich in dem politisch vielleicht schon in der Auflösung begriffenen Frankreich andere Dinge erlauben kann als in dem militaristisch strammen Deutschland. Weshalb die Deutschen so energisch gegen die Empfehlung des Militärstreiks und ähnlicher Dinge gekämpft haben. Es war ein seltsamer Anblick: Bebel auf der äußersten Rechten zu sehen, als den, der zur Besonnenheit mahnen mußte.

Das Ergebnis aller Beratungen war dann die obligate Einigungsresolution, in der alle Spitzen abgebrochen sind und die einen Sack von zweideutigen, unklaren, unentschiedenen

Google

Wendungen enthält, wie sie so häufig auf den internationalen sozialistischen Kongressen sind. Nun kommt der Zwiespalt zwischen Idealismus und Realismus zum greifbaren Ausdruck, von dem ich in meinem ersten Artikel schon sprach, der Zwiespalt, der die ganze moderne proletarische Bewegung durchzieht.

Daher darf man auch eine irgendwelche praktische Bedeutung den Verhandlungen und Beschlüssen eines solchen Kongresses nicht beimessen. Sie stehen auf demselben Niveau wie die Beschlüsse irgend eines Friedenskongresses. Ihre Bedeutung liegt höchstens auf moralischem Gebiete. Einen irgendwie erfreulichen Eindruck hinterlassen sie mit ihren Wirrnissen und Zweideutigkeiten nicht.

Wilhelm Busch.

Von Karl Scheffler.

Busch ist einer der ganz wenigen Künstler, die von niemand kritisiert werden. Das will in Deutschland, dem Lande der Kritik, etwas heißen! Der Genius des „Humors“, oder dessen, was in unserer humorlosen Zeit so genannt wird, hat ihm einen Freibrief ausgestellt, so daß selbst der Zweifel, der vor einem Böcklin nicht zurückgewichen ist, den Meister der populären Knüttelkunst unangefochten gelten läßt. Der siebenzigste Geburtstag und ebenso nun wieder der fünfundsiebenzigste haben der lachenden Weisheit Buschens aufs neue begeisterte Zurufe aus allen Lagern der neudeutschen Weltanschauung gebracht. Beim achtzigsten Geburtstag wird die öffentliche Meinung, die immer — wie, nach Fontane, jeder Autodidakt — übertreibt, wahrscheinlich gestimmt sein, Buschens Humore für reife Früchte eines nationalen Idealismus und darum für unangreifbar zu erklären, so daß den Vermessenen dann, der an dieses Heiligtum nur zu rühren wagt, der Bannfluch trifft. Darum ist schon jetzt vielleicht der flüchtig, im Vorübergehen gegebene Rat nützlich, die Sympathie für Wilhelm Busch dem kritischen Bewußtsein nicht ganz zu entrücken. Denn es handelt sich bei einer Ueberschätzung nicht um Unwichtiges, wie es den Lachfrohen scheinen mag; nicht Pedanterie und freudelose Mäkelsucht rät zur Vorsicht. Es ist nicht belanglos, worüber ein ganzes Volk, worüber eine Zeit lacht; das innerste Leben decouvriert sich im Gelächter.

Die Menschen unserer Tage sind nicht von Herzen lachlustig. Sie tragen allesamt zuviel Arbeit auf dem Rücken und sind unter dieser Last mürrisch geworden. Hinter ihren Witzblättern im Café, in der Elektrischen verziehen sie keine Miene. Nur wenn ein Bekannter hinzukommt, gibt es ein Zusammenstecken der Köpfe; aber auch dann kein befreiendes Lachen, sondern mehr ein trockenes, hämisches Meckern. Die allgemeine Nachfrage nach gedruckter Heiterkeit, die ein paar Dutzend Witzblättern den Unterhalt sichert, ist kein Zeichen allgemeinen Humors. Wie sich religiöse Sekten niemals zahlreicher bilden, als in Zeiten des Unglaubens, so prosperiert die publizistisch industrialisierte Heiterkeit gerade in Epochen einer allgemeinen schadenfroh und satirisch gestimmten Galligkeit.

Busch scheint nun freilich eine Ausnahme zu sein. Seine Art unterscheidet sich vom pathetischen Simplicissimussarkasmus, ist anders als die flaue Scherzlust der „Fliegenden Blätter“ und steht hoch über dem Niveau der schalen, politisch, erotisch oder sonstwie gepfefferten Marktware. Er ist ein Einzelner, wie Oberländer, und vor diesem hat er noch die Saftigkeit unmittelbarer Sinnlichkeit voraus. Zweifellos: ein Künstler von vielen Graden und eine Individualität. Aber dennoch kein großer Humorist. Nicht in dem Sinn wenigstens, den das deutsche Volk, das seinen Jean Paul glaubt vernach-

Google

läſſigen zu dürfen, das Shakeſpeare als einen der Seinen betrachtet und den Don Quichotte fleißiger lieſt als der Spanier es tut, dem Worte Humor notwendig geben müßte. Denn der Humoriſt iſt nur denkbar als ein Liebender. Er vernichtet, um in höherem Bezug wieder herzuſtellen; er befreit, ſtellt den Leſer und Betrachter auf eine Philoſophenhöhe und gewinnt ſeine Wirkungen aus dem Kontraſt des Vergänglichen mit dem Ewigen. Ohne Sinn für das Erhabene, ohne eine Lebensidee iſt Humor nicht einmal denkbar. Und dieſe höheren Eigenſchaften nun ſind bei Wilhelm Buſch verkümmert.

Man betrachte den Mann und ſein Lebenswerk. Ja, iſt überhaupt ein Lebenswerk vorhanden, deſſen ein Künſtler, ein ſtarker Wille ſich rühmen könnte? Die Summe dieſes faſt achtzigjährigen Lebens beſteht aus einem oder zwei Dutzend köſtlicher Schnurren. Das iſt faſt kompromittierend. Etwas, das Nebenbeſchäftigung hätte ſein ſollen, iſt zur lebenfüllenden Arbeit geworden. Es drängt jede echte Willenskraft, alſo vor allem jeden rechten Künſtler, zu bauen, fortzeugende Werte zu ſchaffen; beſteht die Tätigkeit eines Mannes im kritiſchen Verneinen, ſo ſoll das Niederreißen wenigſtens den Zweck haben, Platz für das lebendig Neue zu ſchaffen. Wo Buſchens verneinende Kunſt aber gejätet hat, wächſt in aller Ewigkeit nicht neues Leben. Er vernichtet lachend, doch nicht, um neue Lenze ſprießen zu machen; alles degradiert er zum ſchalen Alltag. Seine Welt iſt entgöttert bis in den letzten Winkel; ein Nihiliſt iſt er im Innerſten. Ihm fehlt die rechte Liebe; und auch der rechte Haß. Höherer Indifferentismus iſt ſeine Weltanſchauung. Als Philoſoph iſt er nicht Jenen zuzuzählen, die neue religiöſe Empfindungen denkend vorahnen und zergliedernd noch für die Zukunft ſchaffen, ſondern der Schüler einer Philoſophie iſt er, die die Nichtigkeit aller Dinge nachweiſen möchte und die vom fortſchreitenden Leben darum Lügen geſtraft wird. Was er zeigt, iſt im gewiſſen Sinne wahr. Aber was für eine Wahrheit iſt das doch! Daß er daran hängen bleiben konnte, wirkt gegenüber ſeiner großen Begabung faſt pathologiſch.

Mehr als er es ſonſt liebt, hat er ſich jüngſt in einem Dankgedicht decouvriert:

„Nur eins erſchien mir oftmals recht verdrießlich:
Beſah ich was genau, ſo fand ich ſchließlich,
Daß hinter jedem Dinge höchſt verſchmitzt
Im Dunkel erſt das wahre Leben ſitzt.
Allein wozu das peinliche Gegrübel?
Was ſichtbar bleibt, iſt immerhin nicht übel.“

Vor dieſem wahren Leben, das im Dunkel hinter den Dingen ſitzt, hat Buſch ſich immer gefürchtet. Jeder Künſtler muß aber gerade in dieſe Finſternis eindringen und ſie mit der Fackel ſeines Geiſtes erhellen, wenn er ſeiner ihm verliehenen Gabe ſittlich genug tun will. Buſch wußte ſtets, worauf es ankam. Aber er mochte das ungeheure Problem nicht auf ſich nehmen, mochte die Gaſttafel des Sichtbaren nicht verlaſſen. Nie hat er entſchloſſen Fauſtens Worte nachgeſprochen, hat nie mit leidenſchaftlichem Bildnerwillen ein Ganzes, worin es ein Vorne und Hinten, ein Diesſeits und Jenſeits nicht gibt, zu erringen verſucht. Welcher ins wirre Getriebe der Großſtadt Geſtellte vermöchte dem Philoſophen, dem Menſchenkenner, dem ſcharfen Beobachter Buſch nicht die Sehnſucht nach dörfiſcher Einſamkeit, nach weltflüchtiger Ruhe, nach den engen Freuden des Bienenzüchters und Gartenpflegers nachzufühlen! Aber wer dieſer Sehnſucht nachgibt, während er unter den Menſchen noch eine Arbeit zu verrichten hat, iſt nicht die höhere Natur um ſolcher Flucht willen. Der große Humoriſt flieht nicht das Leben; er überwindet es. Nicht verachtend oder ſpottend erträgt er das Daſein, ſondern er dient ihm als ein leidenſchaftlicher Altruiſt.

Google

Buschens so behaglich und bieder lachende Kunst macht bei näherem Hinsehen den Eindruck, als hätte sich der Mensch, der dahinter steht, in sich selbst verhärtet, sich vor jenem Leben „im Dunkel“ bewußt verschlossen. Eine peinliche Herzenskälte weht aus den Büchern, die soviel Heiterkeit entfesseln. Die ausschließliche lebenslängliche Beschäftigung mit der Karikatur, mit dem Zerrbild allein weist schon auf ein halbes Menschentum. Eine endlose Verneinung ohne Gegengewicht: das ist die Tat einer verkappten Verzweiflung. Buschens Biederkeit und Gemütlichkeit ist der typischen jovialen Oberförsterlaune verwandt, die so sympathisch, so anregend wirkt, den flüchtig Hinblickenden entzückt, als eine Form derber, ehrlicher Männlichkeit, und die doch nichts ist als die schöne Oberfläche eines kalten und harten Lebensegoismus. Unwillkürlich ruft man beim Anblick der langbärtigen, waldfrischen alten Herren, die im Krug, im Kreise der Honoratioren ihre Schwänke erzählen und den Bierkrug fröhlich schwenken: „Welch prächtige Kerle!“ Doch wenn man sich zu ihnen setzt, so zeigt es sich, daß dieses suggestive Behagen auf ein bis zur Grausamkeit gehendes, epikuräisches, ichsüchtiges Glückseligkeitsbedürfnis zurückzuführen ist. Der Gesunde mag sich im Genuß nicht stören lassen: daher die Bonhomie. Daher auch die herzlose Jovialität in der Kunst Buschens. Die Tragik des Lebens wird nicht lachend überwunden, sondern mit einem mehr oder weniger guten Spaß beiseite geschoben.

Solche Gemütsart wäre Privatsache, wenn sie nicht der Kunst des Dichters und Zeichners den Stempel aufgedrückt hätte. In dieser Kunst sind außerordentliche Qualitäten. Ein Daumier steckt in dem Zeichner; ein Otto Ludwig, ein Reuter in dem Dichter. Hätte faustisches Temperament dieser seltsamen Doppelbegabung das Ziel gezeigt und sie gezwungen, sich für eine Kunst zu entscheiden, so hätte Deutschland einen Graphiker großen Stils gewonnen. Jetzt ist Buschens Lebenswerk ein nicht gehaltenes Versprechen. Hier und da in den illustrierten Büchern begegnet man einer Handschrift von magistraler Größe, einer Charakterisierungsfähigkeit von seltener Tiefe, einem Pathos des Grotesken von monumentaler Wucht und einem Geschmack, der auf Anlagen zur höchsten Kultur deutet. Busch hätte Gavarni und Lautrec überflügeln, Oberländer und Keene weit hinter sich lassen, Th. Th. Heine erdrücken können; er hätte neben Leibl sein können, was Daumier neben Courbet war. Es lebt in vielen seiner Karikaturen heimlich die pathetische Gebärde, die auf jene Kunst des Grotesken hinüberweist, die Goya unsterblich macht. Zuweilen sind hart neben dem Lächerlichen Spuren des Erhabenen; ein einziger Schritt, und aus dem Häßlichen, aus der Bagatelle wäre das Dämonische, Bedeutende abzuleiten gewesen. Aber Busch hat anders gewählt und seine außerordentlichen Gaben in Späßen verzettelt, worüber Sekundaner und aufgeklärte Philister vor Lachen brüllen, die der Reifere aber nach flüchtigem Ergötzen gelangweilt und selbst degoutiert aus der Hand legt, aus denselben Gründen, die Goethe alles Karikierte fatal machten: weil die geistige Perspektive, die heimliche Bejahung hinter der Verneinung fehlt.

Was Busch im ernsthaften Sinne der deutschen Kunst bedeutet, ist recht wenig. Gewisse Dinge, die wider Willen fast aus seiner eilig zeichnenden Hand hervorgegangen sind, werden zu den bleibenden Werten gehören. Aber es ist nicht Anlaß, von ihm als von einem der „größten deutschen Humoristen“ zu sprechen. Einer solchen falschen Wertung ist zu widersprechen, weil es stets bedenklich ist, wenn ein ganzes Volk, eine ganze Zeit karikierende Komik für Humor, Satire für Scherz und das heimliche Pathos des Grotesken für Witz nimmt. Das führt notwendig zur Verwirrung in den ethischen Wert-

Google

bestimmungen. Und niemals doch ist die Reinheit des Instinktes für ethische Unterscheidung notwendiger gewesen, als in unserer Zeit überstürzter Neubildungen. In rechter Weise ertragen könnte Busch nur ein sehr starkes männliches Geschlecht. Das unsere aber ist schwach und vielen Mißverständnissen des Gefühls preisgegeben. Darum hüte man sich, diesem Künstler, dem auch der Menschheit Würde in die Hand gegeben war, der es aber vorgezogen hat, sich über die Schauer der Schicksalsgröße mit Schwänken hinwegzutäuschen, in erregter Festlaune einen Sitz unter den Großen anzuweisen.

Wenn Wilhelm Busch sich und den Deutschen, denen er schon zum Typus geworden ist, einen bedeutenden Dienst leisten will, so greife er mit alter Hand nochmals zu Stift und Feder und gebe als Epilog seines Lebenswerkes eine geniale Karikatur des eigenen Ruhmes. Damit würde er seinem immer noch in vielen Dingen unmündigen Volk lachend den Kopf zurechtsetzen und zugleich, indem er sich über sich selbst emporschwingt, einen höheren Standpunkt gewinnen als jemals vorher.

Kaiser Wilhelms wirtschaftspolitische Sendung.

Von Andrew Carnegie.

„Ein großer Mann ist in England aufgestanden, Majestät, er heißt Cromwell," sagte Richelieu zum Könige. Ich möchte sagen: „Ein großer Mann ist in Deutschland erstanden, der Kaiser." Es ist unmöglich, seine Taten zu verfolgen ohne das Gefühl: Hier ist eine Persönlichkeit, eine Kraft, die Gutes oder Schlimmes in der Welt wirken kann. Bis jetzt hat er Deutschland den Stimulus zu industrieller Tätigkeit gegeben, den es so nötig brauchte, zur See und zu Lande ist sein Einfluß bestimmend gewesen. Die deutschen Schiffe sind heute die ersten auf dem Atlantischen Meere an Schnelligkeit. Die inländischen Wasserwege in Deutschland, nach seinen Plänen ausgearbeitet, werden bald eine wichtige Rolle in der inneren Entwickelung Deutschlands spielen. Deutschland ist jetzt der zweitgrößte Stahlproduzent, und das will viel sagen, da Stahl die Basis für die Herstellung von tausend Artikeln ist. In der Eisenproduktion wird es auch bald die zweite Stelle einnehmen, und des Kaisers Kopf und Hand und auch sein Herz haben an diesen Triumphen ihren Anteil. Er ist Kaiser und Lebenskraft des Reiches zugleich. Man wundert sich, daß er sich nicht, nachdem sich die deutsche Verfassung in ihren Wirkungen so bewährt hat, zu ihrer weiteren Ausgestaltung entschließen mag.

Alles, was Deutschland gewonnen hat durch seine Konsolidierung zu einem einzigen Reiche, würde Europa gewinnen und noch viel mehr, wenn alle Länder sich in eins verschmelzen würden. Eine Vereinigung der deutschen und amerikanischen Verfassung, die die meisten, wenn auch nicht alle, europäischen Nationen befriedigen würde, erschiene mir nicht undurchführbar; und eine Vereinigung der bedeutendsten ist nur erforderlich, um den Frieden zu sichern. Frankreich, Deutschland und Rußland würden genügen. Einmal sind sie schon vereint in Aktion getreten, warum taten sie es nicht später in noch größerem Maßstabe? Unter beiden Verfassungssystemen, dem deutschen und amerikanischen, werden auch die kleinen Nationalitäten unverletzt erhalten, ebenso wie Schottland in der Union mit England. Daher die vollkommene Zusammenschweißung. Die Könige von Sachsen und Bayern sind Deutsche.

Google

Jeder Staat in der amerikanischen Union ist in sich souverän, mit seinem selbsterwählten Gouverneur. Wo irgendwo Unterdrückung versucht wurde, erhob sich das Volk dagegen. Stelle man sich die Folgen vor: wenn man versuchen wollte, die Nationalität Schottlands zu vernichten und das Gefühl auszulöschen, das im innersten Busen jedes Schotten ruht, und das kein ander Wort zum Ausdruck bringen kann, wie: „Schottland auf immer!“ Dieses wertvolle nationale und patriotische Gefühl muß geachtet und gewahrt bleiben. Die Konsolidierungen der Nationen sind mit ihm auch leicht und von Nutzen. Die kleineren, in das Ganze verschmolzenen Nationen werden wenig verlieren und viel gewinnen dadurch, daß sie Bestandteile eines großen Gebietes werden. Solche Verschmelzungen werden einmal kommen und sollten als Fortschritt im Weltlauf begrüßt werden, als Vorläufer der kommenden Verbrüderung der ganzen Welt, die heute nur ein Traum der Dichter, einmal Wirklichkeit sein wird.

Das kommende Jahrhundert wird auf das jetzige zerstückelte Europa mit demselben Gefühl zurückblicken, wie wir auf die 114 Duodezstaaten von Deutschland und ihre Zweigherrscher des vergangenen Jahrhunderts mit ihren 34 Handels- und Uebergangszöllen am Rhein, ähnlich den Likinzöllen in China.

Wie der Kaiser von Rußland durch die Einberufung der Haager Friedenskonferenz den ersten Schritt vorwärts getan hat zur Herbeiführung des allgemeinen Weltfriedens, so könnte eines Tages der andere mächtige Kaiser, geleitet von dem Gedanken, daß er es sich und Deutschland schuldig ist, eine Hauptrolle auf der großen europäischen Bühne zu spielen, als sein Befreier auftreten von dem Drucke, der auf diesem Kontinente lastet und ihn schwächt, von der bleichen, lähmenden Furcht vor einem Vernichtungskriege unter den Gliedern desselben Leibes. Selten kommt einer in die Welt, der Kaiser und Herrscher zugleich ist, und die wenigen, die die Geschichte kennt, haben der Welt ihren Stempel aufgedrückt, von Cäsar bis König Alfred und Karl dem Großen.

Man kann sich nicht helfen, man muß glauben, daß einer von den ganz Großen, der zugleich Kaiser ist, doch die wenigen Männer, die Europas Geschicke lenken, mitreißen und den ersten Schritt machen könnte. Alles, was für die Gegenwart erwartet werden kann, ist nicht eine Vereinigung der Länder, sondern ein Bündnis unter ihnen, um den internationalen Frieden zu sichern. Was die getrennten Völker von Europa mit Ausnahme von Rußland in einer nicht zu fernen Zukunft zu erwarten haben, wenn sie sich nicht soweit zusammenschließen, um sich einer friedlichen Sicherheit, eines freien Warenaustausches zu erfreuen, wenn sie nicht aufhören, einander politisch oder kommerziell zu bekämpfen, statt eine Macht zu werden — es wird ihnen ergehen, wie es vielen Liliputanern um den Riesen Gulliver ergangen ist —, die amerikanische Union würde bald die 200 Millionen englisch Sprechenden umfassen und dann fähig sein, die meisten Bedürfnisse der Welt zu befriedigen, Nahrungsmittel und industrielle Produkte zu den niedrigsten Preisen und doch noch gewinnbringend zu liefern. Die sanguinischsten Prophezeiungen über ihre Gewinne und ihre kommenden industriellen und kommerziellen Triumphe würden nach meinem ruhigen Urteil wahrscheinlich noch übertroffen werden. Selbst wenn die europäischen Nationen es vorziehen würden, sich auszusöhnen, um nicht die angedeutete untergeordnete Rolle zu spielen, so ist doch der gegenwärtige Bestand unmöglich, solange der gegenwärtige militärische Druck noch lastet, unter dem schon einige zu ermatten beginnen. Die Last muß sich früher oder später als zu schwer erweisen und andere Formen erzwingen.

Google

Selma mit dem Brustpanzer.*)

Obwohl in seiner Gegenwart nie davon gesprochen wurde, fühlte es Felix doch sehr wohl, daß sein Geheimnis auf Frau Famas Flügeln die Residenz durchrauschte.

Die Offiziere, Graf Pfründten immer ausgenommen, wurden zusehentlich kordialer und beglückwünschten ihn, als er nach Ablauf seines Dienstjahres den Entschluß kundgab, als Fahnenjunker der Offizierslaufbahn zuzustreben, so herzlich dazu, daß er an ihrem guten Willen, ihn einmal als Regimentskameraden zu begrüßen, nicht zweifeln konnte. Die Art, wie man ihn jetzt behandelte, war mehr als gemessene, durch ein gewisses Air von Herablassung fatal nuancierte Freundlichkeit; sie hatte etwas Freieres, beinahe schon Kameradschaftliches angenommen.

Felix, hierin recht feinfühlig, hatte es mit guter Witterung bemerkt, wie etwas, das einer atmosphärischen Schicht verglichen werden mochte, die ursprünglich zwischen ihm und dem Offizierskorps lag, sich mehr und mehr verflüchtigt hatte. Frau Famas Flügelrauschen hatte das verweht; er wußte das wohl. Und er fand das ganz in der Ordnung, indem er für sich die Lage eines großen Herrn in Anspruch nahm, der unter einem bürgerlichen Inkognito aufgetreten war, es aber zuließ, daß dieses Inkognito von anderer Seite gelüftet wurde.

Es bereitete ihm natürlich innige Genugtuung, so ohne direktes eigenes Zutun „erkannt“ zu werden. Daß schließlich sein Name e c h t und keineswegs eine vorgehaltene Maske war, fiel ihm gar nicht ein. Er hatte sich längst in das Gefühl eingewöhnt, eben i m m e r nur inkognito aufzutreten und durchaus ein andrer zu sein, als der er hieß. Selbst die Standeserhöhung, auf die der Prinz hinarbeitete, würde immer doch nur ein etwas dekorativeres Inkognito bedeuten, sagte er sich. Gewissermaßen eine Maske aus Seide statt der aus Leinwand, die das Schicksal ihm bisher zu tragen auferlegt hatte. Aber wirklich demaskieren würde er sich nie können. Welches Wappen man ihm auch verleihen mochte, es würde nie die hochherrlichen heraldischen Insignien aufweisen, die ihm zukamen.

So ging er denn auch nur mit einer gewissen Lässigkeit auf des Prinzen Absichten ein, obwohl er gleichzeitig im Innersten doch recht beglückt davon war. Denn hier, in diesem Kreise, dem er durchaus angehören wollte, wirkte ein Mensch ohne Wappen ungefähr so, wie ein Mann, der die Frechheit hätte, einen Ball in Badehosen mitzumachen. Und überhaupt: es ging zweifellos nicht an, ewig alle Menschen von Gesellschaft in peinliche Beklommenheit zu versetzen durch Nennung eines Pseudonyms, das sich nicht durch das geringste Ornament von der großen Müller- und Schulze-Herde abhob. Es war geschmacklos und also unmöglich.

*) Bei der lebhaften Spannung, mit der die Leser der ersten beiden Bände des Bierbaumschen Romans „Prinz Kuckuck“ dem dritten entgegenharren, dürfen wir sicher sein, mit Veröffentlichung dieses Bruchstückes aus dem dritten Bande einem weiten Kreise entgegenzukommen. Doch wird es auch denen Vergnügen bereiten, die die ersten beiden Bände noch nicht kennen, denn es ist ein kleines satirisches Kabinettstück für sich. Es spielt im Jahre 1893 in einer kleinen mitteldeutschen Residenzstadt und bildet im achten Kapitel des dritten Bandes das vierte Stück. — Um unerwünschten Mißdeutungen zu begegnen, legt der Verfasser Wert auf die Mitteilung, daß „Selma mit dem Brustpanzer“ im Februar geschrieben worden ist. Der unserem Abdruck zugrunde liegende Revisionsbogen trägt den Druckereistempel vom 1. Mai.

Go gle

Auf den Prinzen machten Aeußerungen Felixens in diesem Sinne einen vortrefflichen Eindruck. Zumal die Nachlässigkeit, mit der Felix die Angelegenheit behandelte, gefiel ihm, denn sie war ihm ein neuer Beweis für angeborene Vornehmheit.

Aber er hatte doch darauf bestanden, daß auch Felix selber etwas dazu tue.

— „Müssen von zwei Seiten aus operieren. Höchster Herr zuweilen sonderbar. Echappiert gerne plötzlich. Für Militär jetzt gar kein Interesse mehr. Fahnenjunker gänzlich egal. Millionen schon weniger. Müssen aber, äh, vorsichtig nahegebracht werden. Kann ich nicht tun. Nee. Scheue Konkurrenz mit gewissen Managern. Kann bloß leise andeuten, was nicht, äh, direkt finanzieller Natur. Wird auch wirken. Höchsten Ortes viel Sinn für natürliche Söhne vorhanden. Ueberdies Romantiker. Aber nicht bloß. Na ja. — Sicherstes Mittel immer einschmeichelnde Stimme von Vorleserin. Wissen doch: Wappenspruch geadelter Singedame: vis in voce."

Felix lächelte verständnisvoll, aber nicht ganz reinlich.

Der Prinz fuhr fort: „Scherz beiseite. Meine ernst. Müssen sich an letzt gewesene 'ranmachen. Augenblicklich regierende natürlich streng zu meiden. Alte Herren Späßen Jugendlicher immer abgeneigt. Finde begreiflich. Aber letztgewesene immer Stein im Brette. Finde rührender Zug. — Augenblicklich letztgewesene übrigens recht reizvoll!"

— „Selma mit dem Brustpanzer?"

Felix zeigte sich etwas erschrocken:

„Die Dame ist mir zu dick, Prinz. Auch liebe ich diese idealistischen Kuhaugen nicht."

— „Gibt sich mit der Zeit. Können ja wegsehen. Mensch nicht bloß zum Vergnügen auf der Welt. Begreife Abneigung gegen Fülle übrigens nicht. Hemigloben unten und oben, der Mensch soll Gottes Gaben loben."

Auch dieses Kasinozitat brachte Felixens Abneigung nicht ins Wanken. Er kannte Selma mit dem Brustpanzer vom Ansehen recht gut, denn er bewohnte eine Villa in der berühmten Straße am Schloßberg, die man die avenue des lectrices nannte, weil ein viertel Dutzend der gewissen gewesenen Vorleserinnen dort ihre chalets hatten, und die üppige Selma pflegte immer am Fenster zu erscheinen, wenn er vorüberritt.

— Gott behüte und Gott bewahre! dachte er bei sich, ich will keine Fettflecke kriegen.

Aber Prinz Assi (wie Seine Durchlaucht im Kasino nach seinem Namenspatron hieß) unterstützte seinen auf so massiger Basis errichteten Plan mit so vielen Argumenten, daß Felix sich schließlich sagen mußte, es sei ein soliderer kaum zu finden.

Erstens bewies Serenissimus dieser Gewesenen eine besonders deutliche Anhänglichkeit über das Grab seiner Liebe hinaus, und dann war es bekannt, daß die ehrgeizige Selma sich nicht auf die sonst übliche Art abfinden lassen wollte. Das obligate Chalet besaß sie bereits, an Geld fehlte es ihr auch nicht, und an dem höchsten Huldbeweis: Verheiratung mit einem Manne von ebenso gutem Adel, wie unerschrockener, zu jeder Lehenspflicht bereiten Loyalität, schien ihr sonderbarerweise nichts zu liegen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Direktorin einer Pflanzschule für junge dramatische Talente zu werden, die natürlich vom Hofe zu gründen war. — Gute Seelen fanden das sehr ideal, böse Menschen erklärten es sich damit, daß Selma, nachdem sie die Liebe des Alters genossen, den begreiflichen Wunsch hegte, diesen Genuß nun auch in mehr jugendlicher Form kennen zu lernen. Doch dachte sie, meinten dieselben boshaften Leute, dabei

Google

nicht bloß an ſich, ſondern auch an den gnädigſten Herrn. Ihr die Eleven, ihm die Elevinnen.

Es war gewiß häßlich, ſo von einer Künſtlerin zu denken, die immer nur (und wie ideal) die idealſten Frauengeſtalten der Dichtung verkörpert und ſich einmal emphatiſch geweigert hatte, ein „ſinnliches Ungeheuer“ darzuſtellen. Aber die Mediſance blüht in kleinen Reſidenzſtädten auf jedem Fenſterbrette, und die ideale Selma ſtand wirklich etwas zu häufig hinter den Gardinen, wenn junge Männer ihr Haus paſſierten.

Sie würde, das war dem Prinzen unbedingt klar, einer Annäherung Felixens gewiß keine Schwierigkeiten entgegenſetzen, ihn vielmehr mit kräftigen Tragödinnenarmen ſo innig ans liebevolle Herz preſſen, daß nur deſſen üppige Polſterung ein Unglück verhüten konnte. Wenn dann Felix gleichfalls Kraft, Feuer und einige Ausdauer bewährte, gleichzeitig aber aus unwiderſtehlicher Leidenſchaft zur dramatiſchen Kunſt eine recht ausgiebige Stiftung für die zu gründende Pflanzſchule machte, dann war an hohem Lohn für hohe Leiſtung nicht zu zweifeln. Für einen glänzenden jungen Mann, der ſo in jeder Hinſicht ihren Wünſchen genug tat, würde Selma zweifellos mit dem ganzen Feuer ihrer Künſtlerſeele und mit dem ganzen Timbre ihrer beſtrickenden Stimme beim höchſten Herrn wirken, und dieſer würde, gleichzeitig vom Prinzen auf das romantiſche Mexiko hingewieſen, ebenſo zweifellos den vereinten Bemühungen einer großen Dame der Kunſt und eines großen Herrn der Geburt ein geneigtes Ohr ſchenken. Dies um ſo mehr, als er dadurch auf die angenehmſte Manier zur Gründung eines Kunſtinſtituts kam, das dem geliebten Theater zu dienen beſtimmt war.

So war es geſchehen, daß Felix in der Tat Selma mit dem Bruſtpanzer zu ſeiner „Geliebten“ erkoren hatte.

Es wäre ihm aber recht unangenehm geweſen, hätte er erfahren, daß gerade Graf Pfründten davon Wind bekommen hatte. Es mußte das geradezu durch Spionage geſchehen ſein, denn Felix frequentierte die Dame ſeiner Intereſſen nur im Dunkel der Nacht und bemühte ſich peinlich, keine Kunde dieſer liaison aufkommen zu laſſen, die ihm weder ſehr wohlgefällig war, noch beſonders dekorativ erſchien.

Trotzdem mußte er monatelang Nacht für Nacht in dieſer ihm unausſtehlichen Villa bei dieſer ihm ganz und gar ungemäßen Dame zubringen.

Hier war es, wo er erſt fühlte, was er einmal beſeſſen hatte: Liane.

Sehnſucht kannte er nicht; weder vorwärts noch rückwärts gewandte; und auch die Gabe, in Erinnerungen zu ſchwelgen, war ihm nicht eigen. Aber hier drängten ſich Vergleiche mit ſolcher Stärke auf, daß er mehr als einmal das kleine Pariſer Haus und ſeine Herrin wie leibhaft vor ſich zu ſehen vermeinte, wenn er vor gegenwärtigen Reizen die Augen verſchloß.

Selmas Boudoir war grauenhaft: eine Folterkammer des Geſchmacks. Die hochgeſtimmte Seele der Künſtlerin, im Grunde maſſiv wie ihre Körperlichkeit, hatte es verſchmäht, dieſen Raum mit imitiertem Rokoko auszuſtatten, wie es ihre Kolleginnen zu tun pflegten. Ihrem dramatiſchen Elan konnte nur das entſprechen, was ſie im Sinne ihrer Zeit für Renaiſſance hielt. Hochrenaiſſance verſteht ſich. Balkiges Getäfel, nach den Ausmeſſungen eines Rieſenſaales, drückte eichenklotzig ein mittelgroßes Zimmer,

Google

das keine Türen, sondern Portale aus Nußbaumholz hatte, dem alle möglichen Schändlichkeiten angetan worden waren. Löwenköpfe sperrten daran die Rachen auf, so daß man sehen konnte, wie die großen Bronzeringe (aber es war eigentlich keine Bronze) an den Zähnen hingen. Unverschämt dicke Fruchtkränze bepflasterten das übrige, und in einigen schaukelten sich noch dazu gräßlich eingezwängte Putten mit Wasserköpfen. Rechts und links aber traten mühsam und daher mit ingrimmigen Blicken Landsknechte aus dem Holze hervor, die ungemein schön geringelte Bärte, aber an diesem Orte eigentlich keine Daseinsberechtigung hatten. Die großen, bogigen Fenster waren mit zahllosen flaschengrünen Butzenscheiben von deutlicher Fabriksherkunft bedeckt, mußten aber auch noch daran befestigte Glasmalereien ertragen, die rührende Szenen aus dem Trompeter von Säckingen in Farben wiedergaben, denen nur ein abgehärteter Magen widerstehen konnte. Die Papiertapete heuchelte braungenarbtes Leder mit Goldornamenten, die ein Stilleben von Helmen, Schilden, Spießen, Säbeln, Trompeten, Pauken und Kronen zu bedeuten hatten. Zum Glück war dieser papierlederne Kriegslärm zum großen Teile von Lorbeerkränzen mit gewaltigen goldbedruckten Bändern bedeckt, die meistens die Farbe des Herrscherhauses trugen, dem die begnadete Künstlerin ihre höchsten Triumphe verdankte. Möbel standen in diesem dräuenden Raume keine, sondern gewaltige Gebäude, die sich nur herabließen, als Schränke, Tische, Stühle, Sofas zu figurieren. Was Holz an ihnen war, war bis an die Grenze der Möglichkeit geschnitzt, und zwar dermaßen, daß man hätte glauben können, diese wild vorgereckten Kanten, Knäufe, Zacken, Zinken, Wülste seien nicht zum Schmucke, sondern zum Schutze dieser Holzbefestigungen bestimmt. Wo sich Stoff an dieses Holz ansetzte, ornamental ausgeschorener Plüsch von unappetitlich braungelblicher Farbe, war dieser Umstand unmäßig betont durch gewaltige Knöpfe aus bronziertem Metall. Auch gab es hier wiederum aufgesperrte Löwenrachen mit Ringen. Der persische Teppich aus Wurzen mußte höchst kostbar sein, denn er war von vielen Bärenfellen bewacht, deren aufgerissene innen rot bemalte und zähnefletschende Köpfe im Kampfe mit dem Schuhwerk der Besucher dieses Kabinetts der Schrecken ihre Nasen eingebüßt hatten. Inmitten eines Erkers, der von einer Palastterrassenbalustrade aus knolligen Säulen wie ein Altar abgeschlossen war, stand zwischen blechernen, aber sehr sauber auf Natur lackierten Palmen auf einem trotzig gekanteten Untersatze aus naturfarbenem Eichenholze mit eingelassener Bronzeinschrift die Büste Selmas als Jungfrau von Orleans. Nach ihr, die so glatt und glänzend war, daß man auf die Vermutung kommen mußte, sie sei vom Seifensieder aus weißer Glyzerinseife gegossen worden, führte die gefeierte Tragödin den Namen Selma mit dem Brustpanzer. „Kein Busen war's, ein Bollwerk war's zu nennen."

Hier, vor diesem Erkeraltar stehend, angetan mit einem Schlafrock aus himmelblauer Flanelle, der nach ihrer Meinung vom Schnitte eines griechischen Priesterinnengewandes, in Wahrheit aber doch eben nur ein ganz gewöhnlicher Schlafrock war, pflegte die üppige Heroine, à la Germania auf dem Niederwalde frisiert, mit glühenden Bäckchen und gewaltig einherwogendem Busen Verse der Klassiker zu deklamieren, indessen Felix auf einem schauderhaft unbequemen Stuhle sitzen mußte, dessen gebuckelte und gekerbte Knöpfe sich ebenso schmerzhaft in seinen Rücken eingruben, wie die hohl scheppernden

Google

Wortrouladen der begeistert Wimmernden in seine Ohren. Ursprünglich hatte ihm die skrupellose Selma zugemutet, auf diesem Stuhl der Qualen einen im Hause der Vorleserin allergnädigst zurückgelassenen Schlafrock des höchsten Herrn zu tragen, aber Felix, obwohl er sonst Order zu parieren hier nicht weniger als in der Kaserne sich zur Pflicht gemacht hatte, war in diesem Punkte denn doch nicht gefügig gewesen. Er hatte sich darauf hinausgeredet, daß der Schlafrock Serenissimi für ihn nie und nimmermehr ein Gebrauchsgegenstand, sondern immer nur ein Objekt der Verehrung sein dürfe. Aber auch die Zumutung, dann seinen eigenen Schlafrock hier zu deponieren und zu tragen, hatte er zurückgewiesen. Es gab denn doch immerhin Grenzen. Schauderhaft genug, daß er genötigt war, sich selbst zu prostituieren, um einen im Offizierskorps möglichen Namen zu erhalten. Seine Heiligtümer aber sollten von dieser brünstigen idealistischen Kuh nicht berührt werden. Er hatte einfach gesagt, er besitze kein derartiges Kleidungsstück, das würdig wäre, den prachtvollen Renaissancemöbeln Selmas benachbart zu sein. Dafür mußte er nun als Orestes hier sitzen, die bloßen Füße in Theatersandalen und auf dem nackten Leibe eine grüne Theatertunika mit rotem Mäander an der Saumlinie. Er kam sich wie ein Statist vor, der der Heroine ihr Rollen abhören darf.

O, diese Rollen, diese rollenden, hallenden Rollen! Felix bekam einen unauslöschlichen Haß gegen den fünffüßigen Jambus, und der Geschmack an klassischen Dramen, ohnehin nicht sonderlich stark bei ihm entwickelt, wurde ihm hier für alle Zeit verleidet. Selmas übermäßig gefühlsschwangeres Organ, das auf den höchsten Herrn angenehm erhitzend gewirkt hatte, wirkte auf ihn ganz anders. Man konnte nicht sagen: erkältend, denn es war ihm in der Gegenwart seiner Huldin nie heiß zumute. Man hätte eher sagen können: abstumpfend. Selma hatte für ihn nicht Kantharіden, sondern Brom in der Stimme. Doch geschah es auch, daß er in der wabernden Umplätscherung dieser von heftigen Atemstößen gehobenen Rhythmenwogen innerlich eine Wut aufsteigen fühlte, die er nur durch rastloses stummes Wiederholen eines gegensätzlichen, gewissermaßen als Gegengift wirkenden Rhythmus bemeistern konnte. Am besten bewährte sich das Anapästgehüpf: Wenn der Mops mit der Wurst übern Spucknapf springt.

Dabei aber doch ein entzücktes Mienenspiel zu unterhalten, war indessen schwer, und es war um so schwerer, weil er wohl wußte, daß Selmas idealistische Atemgymnastik nur das Vorspiel zu einer sich immer gleich bleibenden, reizlosen realistischen Liebesszene war, der jede Gliederung, jeder Geist, jedes Raffinement, jede Glut, jede Ueberraschung fehlte. Mäßiges Naturprodukt, durch keine Kunst geadelt und verfeinert.

O, lieber, viel lieber noch Friedrich Schiller in Selmaschen Rouladen!

Oft, wenn die vor Begeisterung Keuchende schon Anstalten machte, zu dem Tragödienschritte anzusetzen, der ihm die Zerreibungszone ihrer Umarmung näherte, sprang er hingerissen auf und zurück und rief:

„O, bitte, einmal noch von der herrlichen Stelle an:

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust."

Google

Aber, wie bedeutsam er auch die zwei letzten Verse betonen mochte, es kam doch immer zu der unvermeidlichen Katastrophe, die mehr dem Wesen der Voltaireschen Pucelle, als der Schillerschen Jungfrau entsprach, und unter deren Entladungen sich Felix mehr als einmal fragte: Wann ist diese furchtbare Person eigentlich echt: wenn sie Schiller, oder wenn sie mich notzüchtigt?

Hätte er sich eingehender mit Selmas Charakter beschäftigt, so würde er darauf gekommen sein, daß sie es das eine wie das andere Mal war, im tieferen Sinne aber nie.

Doch Felix dachte nicht daran, sich mit Selmas Charakter zu beschäftigen, er hatte gerade genug mit ihrer Leiblichkeit zu tun.

Wenn die Griechenpriesterin in ihrem himmelblauen Flanell ihren Orestes unter schallenden Küssen zwischen den grimmigen Landsknechten hindurchbugsiert und zu ihrem geräumigen Lager geschleppt hatte, das in einem himbeerlimonadefarbenen Lichte schwamm, weil eine von zwei an Drähten schwebenden Tauben gehaltene Rosaglasmuschel es so wollte, dann lernte Felix die große, aber bittere Wahrheit des prinzlichen Wortes kennen, daß der Mensch nicht bloß zum Vergnügen auf der Welt ist. Der Begriff der Arbeit ging ihm auf, und, wenn es auch Arbeit auf einem Gebiete war, wofür er hinreichend Talent und auf dem er reiche Erfahrung besaß, so gehörte doch viel Selbstüberwindung, gewaltige Energie und der beharrliche Gedanke an den Lohn der Mühe dazu, sie zu leisten.

Als ihn der Prinz eines Tages beinahe aufgeregt mit der Meldung beglückte: „Höchster Herr in Anerkennung besonderer Verdienste um dramatische Kunst Graf gemacht!“ da atmete er tief auf und sagte: „Gott sei Lob und Dank! Das hab' ich mir redlich und sauer verdient. Es war die höchste Zeit.“

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Vierter Akt. [Schluß.]

Salon in Paramores Wohnung in Saville Row. Das dunkle ehrwürdige Mobiliar steht sozusagen im Einklange mit Paramores Gehrock und Manschetten. Wenn man das Zimmer von den Fassadefenstern aus betrachtet, so sieht man die Tür in der gegenüberliegenden Wand, in der Nähe der linken Ecke. Eine zweite, leichte, geräuschlose Abteiltür, mit grünem Flanell überzogen, befindet sich im Hintergrunde der rechtsseitigen Wand; sie führt zu Paramores Sprechzimmer. Der Kamin ist zur Linken. An seiner nächstgelegenen Kante ist eine Chaiselongue, im rechten Winkel der Wand zugekehrt. Rechts wird die Wand von einem Bücherschrank eingenommen, der sich weiter vorne als die grüne Tür befindet. Der Tür gegenüber steht ein Schrank für anatomische Präparate; eine eingerahmte Photographie der „Anatomieschule“ von Rembrandt hängt darüber an der Wand. Vorne, ein wenig zur Rechten, steht ein Teetisch.

Paramore sitzt in einem rundlehnigen Sessel und schänkt Tee ein. Julia sitzt ihm gegenüber, mit dem Rücken zum Feuer. Er ist aufgeräumt, sie sehr niedergeschlagen.

Paramore (indem er ihr die Tasse reicht, die er eben gefüllt hat): Hier! Tee kochen gehört zu den wenigen Dingen, von denen ich selber glaube, daß ich sie gründlich verstehe. Kuchen gefällig?

Julia: Nein, ich danke. Ich liebe Süßigkeiten nicht. (Sie setzt die Tasse unberührt nieder.)

Paramore: Ist der Tee nicht gut?

Julia: Doch, er ist sehr gut.

Paramore: Ich fürchte, daß ich ein schlechter Gesellschafter bin. Ich bin zu sehr Berufsmensch. Ich glänze nur bei Konsultationen. Ich wünschte fast, Sie hätten eine schwere Krankheit, so daß Sie auf meine Kenntnisse und meine Teilnahme angewiesen wären. Jetzt kann ich Sie nur bewundern und empfinden, wie angenehm es ist, Sie hier zu haben.

Julia (bitter): Und mir zu schmeicheln und mir Artigkeiten zu sagen! Ich wundere mich, daß Sie mir nicht sofort eine Tasse Milch statt Tee angeboten haben.

Paramore (erstaunt): Warum?

Julia: Weil Sie in mir ein Angora-Kätzchen zu sehen scheinen.

Google

Paramore (in heftiger Zurückweisung): Fräulein Cra —

Julia (ihn kurz unterbrechend): Oh, Sie brauchen nicht zu protestieren. Ich bin daran gewöhnt, diese Art Zuneigung scheine ich immer einzuflößen. (Ironisch.) Sie können sich nicht vorstellen, wie schmeichelhaft das ist!

Paramore: Mein liebes Fräulein Craven, wie können Sie nur so zynisch sprechen! Sie! die auf den ersten Blick von den Menschen geliebt wird, sobald Sie nur auf der Straße an den Leuten vorübergehen. Im Klub kann ich von den Gesichtern der Männer immer ablesen, ob Sie kürzlich im Zimmer waren oder nicht.

Julia (leidenschaftlich zusammenfahrend): Oh, ich hasse diesen Ausdruck in ihren Gesichtern. Wissen Sie, daß ich seit meiner Geburt nie ein menschliches Wesen gekannt habe, das sich um mich ernstlich gekümmert hätte?

Paramore: Das ist nicht wahr, Fräulein Craven. Selbst wenn es wahr wäre, was Ihren Vater und Charteris betrifft, der Sie wahnsinnig liebt, trotzdem Sie ihn nicht ausstehen mögen, was mich betrifft, ist es gewiß nicht wahr.

Julia (bestürzt): Wer hat Ihnen das von Charteris erzählt?

Paramore: Nun, er selbst.

Julia (mit tief durchdrungener Ueberzeugung): Ihm ist nur an einem Geschöpf auf Erden gelegen, und das ist er selbst. In seinem ganzen Wesen gibt es keinen selbstlosen Fleck. Er würde nicht eine Stunde seines Lebens damit verbringen, sich — (ein Schluchzen erstickt ihre Stimme; sie erhebt sich leidenschaftlich, indem sie ausruft) Ihr seid alle gleich, einer wie der andere. Selbst meinem Vater bin ich nur ein Spielzeug. (Sie geht fort nach dem Kamin und bleibt dort, ihm den Rücken zuwendend, stehen.)

Paramore (folgt ihr demütig): Das habe ich nicht um Sie verdient, wahrhaftig nicht.

Julia (ihn abweisend): Warum sprechen Sie dann mit Charteris hinter meinem Rücken über mich?

Paramore: Wir haben nichts Ungünstiges über Sie gesprochen. Niemand soll das jemals in meiner Gegenwart wagen. Wir sprachen von dem, was unsern Herzen am nächsten lag.

Julia: Sein Herz! Oh Gott, sein Herz! (Sie setzt sich auf die Chaiselongue und verbirgt ihr Gesicht.)

Paramore (traurig): Ich fürchte, daß Sie ihn lieben, Fräulein Craven.

Julia (erhebt sofort den Kopf): Wenn er das sagt, lügt er. Wenn Sie jemals hören, daß mir an ihm etwas gelegen sei, widersprechen Sie, es ist nicht wahr.

Paramore (geht rasch auf sie zu): Fräulein Craven, ist der Weg für mich also frei?

Julia (die das Interesse am Gespräch verliert und verdrossen ins Feuer blickt): Was meinen Sie?

Paramore (hastig): Sie müssen empfinden, was ich meine. Widersprechen Sie dem Gerücht über Ihre Gefühle für Charteris nicht mit Worten — dazu ist es zu weit gekommen — sondern dadurch, daß Sie meine Frau werden. (ernst) Glauben Sie mir, nicht nur Ihre Schönheit zieht mich an. (Julia blickt angeregt rasch zu ihm auf.) Ich kenne andere schöne Frauen. Ihr Herz ist es, Ihre Aufrichtigkeit, Ihre gehaltvolle Echtheit — (Julia erhebt sich und starrt ihn atemlos, mit einer neuen Hoffnung an.) Die großen Gaben Ihres Charakters, die nur halb entwickelt sind, weil Sie von Ihrer Umgebung niemals verstanden wurden — die liebe ich.

Julia (sieht ihn scharf durchdringend an und beginnt dennoch wider Willen, höhnisch und skeptisch zu sein): Haben Sie das alles wahrhaftig in mir gesehen?

Paramore: Ich habe es gefühlt. Ich stehe allein im Leben und brauche Sie, Julia. Dadurch habe ich erraten, daß auch Sie allein im Leben stehen.

Julia (mit theatralischem Pathos): Darin haben Sie recht, weiß Gott! Ich stehe allein im Leben.

Paramore (nähert sich ihr schüchtern): Mit Ihnen stünde ich nicht allein. Und Sie? — mit mir?

Julia: Sie! (Sie entzieht sich ihm schnell und nimmt zum Teetisch Zuflucht.) Nein, nein. Ich kann mich nicht dazu haben — (Sie bricht verlegen ab und blickt unruhig umher.) Oh, ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie werden zuviel von mir erwarten. (Sie setzt sich.)

Paramore: Ich habe mehr Vertrauen zu Ihnen als Sie. Ihre Natur ist reicher, als Sie denken.

Julia (zweifelnd): Glauben Sie wirklich, daß ich nicht das seichte, eifersüchtige, teuflische, temperamentvolle Geschöpf bin, das alle in mir zu sehen behaupten?

Paramore: Ich bin bereit, mein Glück in Ihre Hände zu legen. Beweist das zur Genüge, wie ich über Sie denke?

Julia: Ja, ich glaube, daß Sie mich wirklich leiden mögen. (Er nähert sich ihr lebhaft. Ein heftiger Umschwung überkommt Julia; sie erhebt sich mit erhobener Hand, wie um ihn zurückzustoßen, und ruft aus) Nein, nein, nein. Ich kann nicht. Es ist unmöglich. (Sie geht nach der Tür.)

Paramore (der ihr aufmerksam nachsieht): Wegen Charteris?

Julia (bleibt stehen und wendet sich um): Ah, das glauben Sie? Hören Sie mich an. Wenn ich Ja sage, wollen Sie mir versprechen, mich nicht zu berühren — mir Zeit zu lassen, mich an den Gedanken unserer neuen Beziehung zu gewöhnen?

Google

Paramore: Ich verspreche es auf Treu und Ehre. Ich möchte Sie um alles in der Welt nicht drängen.

Julia: Dann — dann — ja. Ich verspreche — (Er ist im Begriff, sein Entzücken auszudrücken; sie will es nicht haben.) Nun, kein Wort mehr davon. Wir wollen es vergessen. (Sie nimmt ihren Platz am Tisch wieder ein.) Geben Sie mir noch etwas Tee. (Er eilt an seinen früheren Platz. Als er an ihr vorbeigeht, legt sie ihre linke Hand auf seinen Arm und sagt) Seien Sie gut zu mir, Percy, ich hab' es so nötig.

Paramore (hingerissen): Sie haben mich Percy genannt! Hurra! (Charteris und Craven treten ein. Paramore eilt ihnen strahlend entgegen.) Ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen, Oberst Craven. Und auch Sie, Charteris. Nehmen Sie Platz. (Der Oberst setzt sich auf die Kante der Chaiselongue.) Wo sind die andern?

Charteris: Sylvia hat Cuthbertson nach den Burlington Arcaden geschleppt, um sich von ihm einige Bonbons kaufen zu lassen. Er sieht es gerne, wenn sie Bonbons ißt, er hält das für weiblich. Ueberdies mag er sie selbst. Sie werden gleich da sein. (Er schlendert nach dem Schrank hinüber und tut, als ob er die Rembrandt-Photographie studierte, um nur so weit wie möglich außerhalb Julias Bereich zu sein.)

Craven: Ja, und Charteris hat versucht, mich zu überzeugen, daß man zwischen Cork Street und Savile Row den Weg abschneidet, wenn man durch die Conduit Street geht. Haben Sie jemals so einen Unsinn gehört? Dann sagte er mir, daß mein Rock abgetragen sei, und wollte, daß ich zu Pool ginge und mir einen neuen bestellte. Paramore, ist mein Rock abgetragen?

Paramore: Nein, soviel ich sehen kann.

Craven: Das will ich meinen. Dann wollte er mich in eine Debatte über den ägyptischen Krieg verwickeln. Wir wären schon vor einer Viertelstunde hier gewesen, wenn seine Torheit es nicht verhindert hätte.

Charteris (noch immer Rembrandt betrachtend): Ich habe alles aufgeboten, zu verhindern, daß er Sie stört, Paramore.

Paramore (dankbar): Sie sind im richtigen Augenblick gekommen. Oberst Craven, ich habe Ihnen eine ganz besondere Mitteilung zu machen.

Craven (sieht beunruhigt auf): Eine vertrauliche, Paramore, nein, wahrhaftig, sie muß mir vertraulich gemacht werden.

Paramore (überrascht): Selbstverständlich. Ich war im Begriff, Ihnen mein Ordinationszimmer anzubieten, es ist jetzt niemand da. Fräulein Craven, wollen Sie mich entschuldigen, Charteris wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis ich zurückkomme. (Er geht nach der grünüberzogenen Tür voran.)

Charteris (erschrocken): Oh! bitte, täten Sie nicht besser, zu warten, bis die anderen kommen?

Paramore (frohlockend): Es ist kein Grund zu längerem Zögern vorhanden, liebster Freund. (Er drückt Charteris die Hand.) Ist's gefällig, Herr Oberst?

Craven: Ich stehe zu Diensten, Paramore, zu Ihren Diensten. (Craven und Paramore gehen in das Sprechzimmer. Julia wendet den Kopf und starrt Charteris höhnisch an. Seine Nerven lassen ihn im Stich; er ist augenblicklich vollständig außer Fassung. Sie erhebt sich plötzlich. Er fährt zusammen und kommt hastig nach vorne, zwischen Tisch und Bücherschrank. Sie kreuzt nach der Seite hinter dem Tisch, und er kreuzt vorne nach der entgegengesetzten Seite, indem er ihr mit einer plötzlichen Seitenbewegung ausweicht.)

Charteris (nervös): Nicht, Julia. Nütze deinen Vorteil nicht aus. Ich bin hier in deiner Gewalt. Sei einmal gut und mach' mir keine Szene.

Julia (verachtungsvoll): Glaubst du, daß ich dich berühren werde?

Charteris: Nein. Natürlich nicht. (Sie kommt auf ihrer Tischseite nach vorwärts. Er zieht sich auf der seinigen zurück. Sie sieht ihn mit der äußersten Verachtung an, fegt quer nach der Chaiselongue hinüber und setzt sich mit der Miene einer Kaiserin nieder. Mit einem großen Seufzer der Erleichterung fällt er in Paramores Stuhl.)

Julia: Komm her. Ich habe dir etwas zu sagen.

Charteris: Ja? (Er rollt den Stuhl ein paar Zoll gegen sie zu.)

Julia: Komm zu mir her. Ich werde nicht durch das ganze Zimmer zu dir hinüberschreien. Fürchtest du dich vor mir?

Charteris: Schrecklich. (Er schiebt den Stuhl langsam, mit großer Besorgnis nach dem Ende der Chaiselongue.)

Julia (mit studierter Frechheit): Hat diese Person dir gesagt, daß sie dich meinetwegen aufgegeben hat, ohne den leisesten Versuch, ihren Besitz zu verteidigen?

Charteris (überzeugend flüsternd): Zeig, daß du desselben Opfers fähig bist. Gib mich auch auf.

Julia: Opfer? Du glaubst also, daß ich danach vergehe, dich zu heiraten?

Charteris: Ich fürchte, deine Absichten waren ehrbar, Julia.

Julia: Du Philister du!

Charteris (mit einem Seufzer): Ich gebe zu, daß ich etwas weniger oder etwas mehr als ein Gentleman bin, Julia. Du hast mir einst die Wohltat des Zweifels erwiesen.

Julia: Wahrhaftig! Das hab' ich nie getan. Wenn du dich nicht wie ein Gentleman benehmen kannst, tätest du besser, in die Gesellschaft der Frau zurückzukehren, die dich aufgegeben hat — wenn

Google

ein so kaltherziges, feiges Geschöpf „Frau“ genannt werden darf. (Sie erhebt sich majestätisch, er läßt seinen Stuhl zurückfliegen.) Ich kenne dich jetzt, Leonard Charteris, durch und durch, in deiner ganzen Falschheit, deiner kleinlichen Grausamkeit und deiner Eitelkeit. Der Platz, den du eingenommen hast, ist von einem Manne erkämpft worden, der seiner würdiger ist als du.

Charteris (aufspringend und dicht vor sie hintretend, keuchend vor Begierde): Was willst du damit sagen? Heraus damit. Hast du seinen Antrag —

Julia: Ich bin mit Dr. Paramore verlobt.

Charteris (entzückt): Meine einzige Julia! (Er versucht sie zu umarmen.)

Julia (zurückweichend, während er ihre Hände ergreift und sie festhält): Was unterstehst du dich! Bist du verrückt? Soll ich Dr. Paramore rufen?

Charteris: Rufe, wen du willst, Liebchen, rufe ganz London. Nun werde ich es nicht mehr nötig haben, brutal zu sein — mich zu verteidigen — in Angst vor dir zu vergehen. Wie habe ich mich nach diesem Tage gesehnt! Jetzt weißt du, daß ich von dir nicht verlange, daß du mich heiraten oder lieben sollst, ich gönne das alles Paramore. Ich wünsche dich nur zu sehen und mich uneigennützig des Glücks meiner (ihr die Hand küssend) teuren Julia, (die andere Hand küssend) meiner schönen Julia freuen zu dürfen. (Sie entreißt ihm ihre Hände und erhebt sie, als wollte sie ihn schlagen, wie sie es am Abend zuvor im Hause Cuthbertsons tat.) Es ist zwecklos, mir jetzt noch zu drohen, ich fürchte diese Hände nicht mehr — die schönsten Hände der Welt.

Julia: Wo nimmst du nur den Mut her, dich auf diese Weise zu drehen, nachdem du mich beleidigt und gefoltert hast?

Charteris: Mach' dir nichts daraus, Liebste, du hast mich niemals verstanden, und du wirst mich nie verstehen. Unser Freund, der Vivisektor, hat endlich ein erfolgreiches Experiment gemacht.

Julia (ernst): Du bist der Vivisektor — ein weit grausamerer, leichtfertigerer Vivisektor als er.

Charteris: Ja, aber ich lerne sehr viel mehr aus meinen Experimenten als er! Und die Opfer lernen so viel wie ich. Darin besteht meine moralische Ueberlegenheit.

Julia (setzt sich mit wehmütigem Humor wieder auf die Chaiselongue): Nun, du sollst nicht länger an mir herumexperimentieren. Geh' zu Grace, wenn du ein Opfer willst. Sie wird ein zäheres sein.

Charteris (vorwurfsvoll, indem er sich neben sie setzt): Und du hast mich dazu getrieben, um ihre Hand anzuhalten; dir wollte ich dadurch entfliehen! Nimm an, sie hätte ja gesagt, wo wäre ich jetzt?

Julia: Wo ich jetzt bin, wahrscheinlich, die ich Paramore mein Jawort gegeben habe.

Charteris: Aber ich hätte Grace unglücklich gemacht. (Julia lächelt höhnisch.) Allerdings wenn ich darüber nachdenke, glaube ich, daß du Paramore auch unglücklich machen wirst. Aber wenn du ihn abgewiesen hättest, wäre er dennoch verzweifelt. Armer Teufel!

Julia (deren Zorn für einen Moment wieder aufflammt): Er ist mehr wert als du.

Charteris (demütig): Dafür bürge ich dir, mein Schatz.

Julia (heftig): Nenne mich nicht so. Was meinst du damit, wenn du sagst, daß ich ihn unglücklich machen werde? Bin ich nicht gut genug für ihn?

Charteris (zweifelnd): Nun, das hängt davon ab, was du unter genug verstehst.

Julia (ernst): Du hättest mich gut machen können, wenn du gewollt hättest. Du hattest eine große Macht über mich. Ich war wie ein Kind in deinen Händen; und du hast es gewußt.

Charteris (mit komischer Ergebung): Ja, mein Schatz. Das heißt, wenn du eifersüchtig wurdest und in rasende Wut gerietest, konnte ich mich immer darauf verlassen, daß es glücklich enden würde, wenn ich nur lange genug wartete und dich während der ganzen Zeit gehörig verzärtelte. Wenn du deinen Rappel hattest und den Gegenstand deiner Eifersucht mit jedem Namen, den dir dein Zorn verleihen konnte, belegt und mich nach Gefallen stundenlang geschmäht hattest, dann kam die Reaktion; dann sankst du endlich hin in eine gelinde zärtliche Verzückung, in der du dich engelgleich gütig und versöhnlich fandest. Oh, ich kenne diese Art von Güte! Du magst in solchen Fällen geglaubt haben, daß ich deine latente Liebenswürdigkeit zutage förderte; aber ich glaube, du tatest dies mit der meinen und beanspruchtest davon eher mehr, als dir zukam.

Julia: Deiner Meinung nach habe ich also gar nichts Gutes an mir, ich bin ein überaus wertloses, schlechtes Frauenzimmer. Nicht wahr?

Charteris: Wenn du so beurteilt werden solltest, wie du andere beurteilst — ja! Am üblichen Maß gemessen, kann nichts zu deinen Gunsten gesagt werden, Julia — nichts. Und deshalb muß ich irgend ein anderes Maß finden und meine Selbstachtung retten, wenn ich mich erinnere, wie sehr ich dich geliebt habe. Oh, was hast du mich alles gelehrt, du, die nichts von mir lernen wollte. Ich machte dich zu einer Törin, und du brachtest mir Weisheit; ich brach dein Herz, und du gabst mir Freude; meinetwegen verwünschtest du deine Weiblichkeit und hast doch meine Männlichkeit erweckt. Oh möge der Name Julia für und für gesegnet sein! (Mit aufrichtiger Rührung ergreift er ihre Hand, um sie wieder zu küssen.)

Google

Julia (ihm ihre Hand mit Widerwillen entreißend): Oh, hör' auf mit diesem ekelhaften, höhnischen Zeug!

Charteris (lachend den Himmel anrufend): Das nennt sie ekelhaftes, höhnisches Zeug! Gut, gut, ich werde nie wieder so zu dir sprechen, Liebste. Ich wollte damit nur sagen, daß du ein wunderschönes Weib bist, und daß wir dich alle lieben.

Julia: Sag' das nicht, ich hasse das. Es klingt, als ob ich nur ein schönes Tier wäre.

Charteris: Hm! Ein schönes Tier ist ein wundervolles Ding. Wir wollen Tiere nicht verachten, Julia.

Julia: Dafür hältst du mich also, eigentlich.

Charteris: Komm, Julia, du erwartest doch nicht, daß ich dich wegen deiner sittlichen Eigenschaften bewundere? (Sie dreht sich um und sieht ihn durchdringend an. Er springt ängstlich auf und bewegt sich nach rückwärts von ihr fort. Sie erhebt sich und verfolgt ihn langsam und aufmerksam.)

Julia (bedächtig): Ich erinnere mich, wie du in dieses herabgekommene Geschöpf, das keine sittlichen Eigenschaften hat, sehr verliebt gewesen bist.

Charteris (sich zurückziehend): Laß das, Julia. Bedenke deine neue Verpflichtung gegen Paramore.

Julia (die ihn in der Mitte des Zimmers einholt): Kümmere dich nicht um Paramore, das ist meine Sache. (Plötzlich faßt sie ihn mit beiden Händen am Rockkragen und blickt ihm fest ins Auge.) Oh, wenn die Leute, mit denen du so klug zu schwatzen verstehst, dich nur so kennten, wie ich dich kenne! Manchmal wundere ich mich über mich selbst, daß mir an dir jemals etwas liegen konnte.

Charteris (sieht sie freudestrahlend an): Nur manchmal?

Julia: Du Heuchler! Du Lügner! Du elender kleinlicher Scheinheiliger! (Er blickt entzückt drein.) Oh! (In einem Anfall, den zur Hälfte Wut, zur Hälfte Zärtlichkeit hervorrufen, beutelt sie ihn und knurrt ihn an, wie eine Tigerin ihre Jungen. In diesem Augenblick kommen Paramore und Craven aus dem Ordinationszimmer zurück und sind von diesem Anblick wie vom Donner gerührt.)

Craven (schreit, aufs äußerste abgestoßen): Julia! (Julia läßt Charteris los, aber behauptet hochmütig ihren Platz, während die Männer nach vorne kommen, Craven zu ihrer Linken, Paramore zu ihrer Rechten.)

Paramore: Was gibt's?

Charteris: Nichts, nichts. Sie werden bald daran gewöhnt sein, Paramore.

Craven: Nein, wahrhaftig, Julia, das ist ein sehr ungewöhnliches Betragen. Es ist Paramore gegenüber unverantwortlich.

Julia (kalt): Wenn Dr. Paramore etwas dagegen hat, kann er unsere Verlobung auflösen. (Zu Paramore) Bitte, zögern Sie nicht.

Paramore (sieht sie zweifelnd und ängstlich an): Wünschen Sie, daß ich die Verlobung auflöse?

Charteris (beunruhigt): Unsinn! Handeln Sie nicht so rasch. Es war meine Schuld. Ich langweilte Fräulein Craven — beleidigte sie. Verdammt, gehen Sie deshalb doch nicht hin und verderben alles.

Craven: Das ist verteufelt sonderbar. Ich kann nicht glauben, daß Sie Julia beleidigten, Charteris. Ich zweifle nicht, daß Sie sie gelangweilt haben — aber beleidigt! — was meinen Sie damit?

Paramore (sehr ernst): Fräulein Craven, bei allem Zartgefühl und aller Innigkeit meiner Gefühle bitte ich Sie, gegen mich aufrichtig zu sein. Welcher Art sind die Beziehungen zwischen Ihnen und Charteris?

Julia: Fragen Sie ihn. (Sie geht zum Kamin und kehrt ihnen den Rücken zu.)

Charteris: Gewiß, ich will beichten. Ich liebe Fräulein Craven — ich bin immer in sie verliebt gewesen und habe sie mit meinen Anträgen verfolgt, seitdem ich sie kannte. Es war vergebens, sie findet mich verabscheuungswürdig. Vor einer Minute hat mich der Anblick des Glücks eines Nebenbuhlers dazu verleitet, eine ekelhaft höhnische Sprache zu führen und sie — nun, sie hat mich dafür ein wenig gezaust, wie Sie gesehen haben.

Paramore (ritterlich): Ich werde nie vergessen, daß Sie mir geholfen haben, sie zu gewinnen, Charteris.

(Julia dreht sich rasch um, einen Wutkrampf im Gesicht.)

Charteris: Sch! Um des Himmels willen, erwähnen Sie das nicht.

Craven: Diese Geschichte klingt aber ganz anders als die, die Sie Cuthbertson und mir heute morgen erzählt haben. Verzeihen Sie, daß sie mir der Wahrheit viel näher zu kommen scheint. Gestehen Sie nur, Sie haben uns zum besten gehalten!

Charteris: Fragen Sie Julia. (Paramore und Craven wenden sich an Julia. Charteris bleibt stehen und blickt verstockt geradeaus vor sich hin.)

Julia: Ja, so ist es, auf ein Haar. Er ist in mich verliebt gewesen, er hat mich mit Anträgen verfolgt; und ich fand ihn verabscheuungswürdig.

Craven: Erkläre das nicht so unumwunden, Julia, es ist nicht gütig. Kein Mann ist ganz bei Sinnen, wenn er in der Liebe enttäuscht wird. (Zu Charteris) Hören Sie mich an, Charteris. Als

Google

ich ein junger Bursch war, verliebten wir uns, Cuthbertson und ich, in dieselbe Frau. Sie zog Cuthbertson vor. Ich wurde abgewiesen, das will ich nicht leugnen. Aber ich kannte meine Pflicht und tat sie. Ich gab sie auf und wünschte Cuthbertson Glück und Freude. Er sagte mir gestern abend, als wir uns seit vielen Jahren wieder trafen, daß er mich seitdem immer geachtet und geliebt hätte. Und ich glaube ihm und fühle mich wohl dabei. (Ausdrucksvoll) Nun, Charteris, Paramore und Sie stehen heute dort, wo Cuthbertson und ich an einem gewissen Juliabend vor fünfunddreißig Jahren gestanden haben. Wie werden Sie's tragen?

Julia (aufgebracht): Wie er es tragen wird? Wahrhaftig, Papa, das ist zu stark. Wenn Frau Cuthbertson dich nicht gewollt hat, ist es sehr edel von dir gewesen, daraus eine Tugend zu machen und auf sie zu verzichten, genau so wie du eine Tugend daraus machtest, daß du Abstinenzler geworden bist, als Percy dir den Wein untersagte. Aber Charteris braucht meinethalben nicht tugendhaft zu sein. Ich habe ihn abgewiesen; und wenn ihm das nicht recht ist, soll er — soll er —

Charteris: Dann soll er's bleiben lassen. Ganz gewiß. Craven, Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde es bleiben lassen. (Er schlendert gleichgültig fort und lehnt sich an den Bücherschrank, die Hände in den Taschen.)

Craven (verletzt): Julia, du behandelst mich nicht mit gebührender Achtung. Ich möchte mich nicht beklagen, aber das war keine passende Redensart.

Julia (bricht in Tränen aus und wirft sich in den großen Stuhl): Lebt irgend jemand auf der weiten Welt, der ein Gefühl für mich hat, der mich nicht für durch und durch erbärmlich hält? (Craven und Paramore eilen in der größten Bestürzung zu ihr hin.)

Craven (bedauernd): Liebes Kind! ich habe nicht einen Augenblick die Absicht gehabt —

Julia: Muß ich mich von zwei Männern verschachern und wie ein Sklave auf dem Markt von einem zum andern reichen lassen, ohne ein Wort zu meiner Verteidigung sagen zu dürfen?

Craven: Aber liebes Kind —

Julia: Oh, geht alle fort, alle. Laßt mich. Ich — oh — (Sie läßt einem Tränenstrom freien Lauf.)

Paramore (vorwurfsvoll zu Craven): Sie haben sie grausam gekränkt, Oberst Craven — grausam.

Craven: Aber das war nicht meine Absicht, ich habe nichts gesagt. Charteris, bin ich hart gewesen?

Charteris: Sie vergessen den Aufstand der Töchter, Craven. Gegen eine erwachsene Frau, die nicht Ihre Tochter wäre, würden Sie sicherlich nicht so vorgegangen sein.

Craven: Soll das heißen, daß man mir zumutet, ich solle meine Tochter so wie irgend ein fremdes Mädchen behandeln?

Paramore: Das sollten Sie sicherlich, Oberst Craven.

Craven: Nun, der Teufel soll mich holen, wenn ich das tun will. Da —

Paramore: Wenn Sie in diesem Ton fortfahren, habe ich nichts hinzuzufügen. (Er geht mit beleidigter Würde quer durch das Zimmer und stellt sich mit dem Rücken zum Bücherschrank neben Charteris.)

Julia (schluchzend): Papa!

Craven (besorgt, sich zu ihr wendend): Ja, liebes Kind —

Julia (blickt tränenden Auges zu ihm auf und küßt ihm die Hand): Mach' dir nichts daraus. Du hast es nicht bös gemeint, Papa, nicht wahr nein?

Craven: Nein, nein, mein Schatz. Komm, weine nicht.

Paramore (zu Charteris, indem er Julia voll Entzücken ansieht): Wie schön sie ist!

Charteris (die Hände emporwerfend): Oh, Gott helfe Ihnen, Paramore! (Er verläßt den Bücherschrank und setzt sich auf den Rand der Chaiselongue, der am weitesten vom Feuer entfernt ist. Mittlerweile kommt Sylvia angerückt.)

Sylvia (Julia betrachtend): Du weinst schon wieder! Nein, bist du ein weibliches Weib!

Craven: Ärgere deine Schwester nicht, Sylvia. Du weißt, sie kann das nicht vertragen.

Sylvia: Ich meine es gut mit ihr, Papa. Die ganze Welt kann doch nicht wissen, daß sie das Baby der Familie ist.

Julia: Du wirst gleich geohrfeigt werden, Sylli.

Craven: Aber, aber, meine lieben Kinder — wahrhaftig! Komm, Julia, steck dein Taschentuch ein, bevor Frau Tranfield dich so sieht. Sie kommt mit Jo.

Julia (sich erhebend): Schon wieder diese Person!

Sylvia: Ein neuer Ausbruch! Heraus damit, Julia!

Craven: Halte deinen Mund, Sylvia. (Er wendet sich gebieterisch zu Julia.) Nimm dich zusammen, Julia.

Charteris: Oh! Ein Aufstand der Väter!

Craven: Ruhig, Charteris. (Zu Julia, unwiderlegbar) Der Prüfstein auf eines Mannes oder eines Weibes Lebensart ist ihr Verhalten in einem Streit; denn jeder kann sich anständig betragen, wenn die Dinge ihren glatten Weg gehen. Du hast heute in diesem lasterhaften Klub gesagt, daß du kein weibliches Weib seist. Gut, ich habe nichts dagegen. Aber wenn du dich nicht wie eine

Go gle

Dame benehmen willst, sobald Frau Transield dieses Zimmer betritt, dann mußt du dich wie ein Gentleman benehmen, oder ich verleugne dich, so lieb ich dich auch habe, genau so, wie wenn du mein Sohn wärst.

Paramore (sich verwahrend): Oberst Craven —

Craven (ihn kurz unterbrechend): Seien Sie kein Narr, Paramore.

Julia (sich weinend entschuldigend): Ich bin überzeugt, Papa —

Craven: Hör auf zu heulen. Ich spreche jetzt nicht als dein Papa; ich spreche als dein Vorgesetzter.

Sylvia: Gutes altes Viktoria-Kreuz! (Craven wendet sich scharf nach Sylvia um, sie stürzt hinter Charteris und setzt sich sofort auf die Chaiselongue, so daß sie und Charteris Schulter an Schulter nach entgegengesetzten Richtungen schauen. Cuthbertson tritt mit Grace ein, die in der Nähe der Tür bleibt, während ihr Vater sich zu den anderen gesellt.

Craven: Ah, Jo, da sind Sie. Nun, Paramore, teilen Sie ihnen die Neuigkeit mit.

Paramore: Frau Transield — Cuthbertson — erlauben Sie mir, Ihnen meine zukünftige Frau vorzustellen.

Cuthbertson (tritt vor, um Paramore die Hand zu schütteln): Meine herzlichsten Glückwünsche! (Paramore geht zu Grace, um ihr die Hand zu drücken.) Fräulein Craven, ich hoffe, Graces Glückwünsche werden Ihnen ebenso willkommen sein, wie die meinen. (Er pflanzt sich vor dem Kamin auf, während Grace vorwärts schreitet und auf Julias Antwort wartet.)

Craven: Das werden sie, Jo. (Julia erhebt sich langsam, macht aber nicht Miene, sich Grace zu nähern, bis der Oberst ihr in befehlendem Ton sagt) Nun, Julia?

Grace (leise, nur zu Julia sprechend): Sie haben ihm also gezeigt, daß Sie ohne ihn fertig werden können! Jetzt nehme ich alles zurück, was ich gesagt habe. Wollen Sie mir die Hand reichen? (Julia reicht ihr die Hand, mühsam, mit abgewendetem Gesicht.) Sie halten das für einen glücklichen Abschluß, Julia — diese Männer — unsere Herren und Gebieter! (Die beiden stehen schweigend Hand in Hand.)

Sylvia (indem sie sich quer über die Chaiselongue zurücklehnt, beiseite zu Charteris): Hat sie Ihnen wirklich den Laufpaß gegeben? (Er nickt zustimmend. Sie sieht ihn zweifelnd an und fügt hinzu) Ich dachte, daß Sie ihr den Laufpaß gegeben haben.

Cuthbertson: Nun, machen Sie sich aber wegen Charteris keine Gedanken, Paramore. Er ist in derselben Lage. Er ist mit Grace verlobt.

Julia (läßt Graces Hand fallen und spricht mit atemloser Angst, aber nicht heftig): Also doch!

Charteris (sich rasch erhebend): Beunruhigen Sie sich nicht. Es ist alles aus.

Sylvia (sich entrüstet erhebend): Was? Sie haben Grace auch sitzen lassen? Welche Schmach! (Sie geht aufgebracht protestierend nach der anderen Seite des Zimmers.)

Charteris (folgt ihr und legt die Hand beschwichtigend auf ihre Schulter): Sie will mich nicht, alter Junge — das heißt (sich zu den andern wendend) vorausgesetzt, daß Frau Transield ihren Sinn nicht wieder geändert hat.

Grace: Nein, wir werden hoffentlich sehr gute Freunde bleiben, aber nichts könnte mich dazu bewegen, Sie zu heiraten. (Sie ergreift den Stuhl oberhalb des Kamins und setzt sich mit vollkommener Gemütsruhe.)

Julia: Ah! (Sie setzt sich mit einem großen Seufzer der Erleichterung.)

Sylvia (Charteris tröstend): Armer alter Leonard!

Charteris: Ja, das ist das Los des Liebhabers. Ich werde mein ganzes Leben fortfahren müssen herumzuschwärmen. Kein Heim, kein Herd, gar nichts im Sinne Cuthbertsons! Niemand will mich heiraten — oder haben Sie Lust, Sylvia?

Sylvia: Nicht daß ich wüßte, Charteris.

Charteris (zu allen gewendet): Da haben Sie's.

Craven: Sie sollten sich über diese heiligen Dinge wahrhaftig nicht lustig machen, bei meinem Leben, das sollten Sie nicht, Charteris.

Cuthbertson (am Kaminteppich): Sich darüber lustig zu machen, das ist das einzige, was er mit Ihren heiligen Dingen anzufangen weiß. Das ist die neue Richtung. Gott sei Dank, wir gehören zur alten Richtung.

Charteris: Cuthbertson, werden sie nicht symbolisch.

Cuthbertson (beleidigt): Symbolisch! Das heißt, Sie klagen mich des Ibsenismus an. Was meinen Sie damit?

Charteris: Ich meine es symbolisch. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie die alte Richtung repräsentieren. Es hat nie eine alte Richtung gegeben.

Craven (in die Mitte des Zimmers vorkommend): Darin muß ich Ihnen durchaus widersprechen und für Jo eintreten. Als ich ein junger Mann war, würde ich mich genau so wenig wie Sie benommen haben, wie ich beim Kartenspiel falsch gespielt hätte. Ich gehöre zur alten Richtung.

Charteris: Sie werden alt, Craven, und wollen sich daraus eine Tugend machen, wie gewöhnlich.

Google

Craven: Kommen Sie jetzt, Charteris, ich hoffe, Sie sind nicht beleidigt. (Mit einem versöhnlichen Gefühlsausbruch geht er schnell auf ihn zu.) Vielleicht hätte ich das mit dem Falschspielen nicht sagen sollen. Ich nehme es zurück. (Seine Hand darbietend.)

Charteris (ergreift Cravens Hand): Ich bin nicht beleidigt, mein lieber Craven, nicht im geringsten. Ich hatte nicht die Absicht, auch nur den kleinsten Aerger zu zeigen. Aber (beiseite, nachdem er sich umgesehen hat, ob die anderen zuhören) bedenken Sie nur einmal! — der Anblick des glücklichen Nebenbuhlers!

Craven (laut, entschlossen): Charteris, nun müssen Sie sich wie ein Mann benehmen. Ihre Pflicht liegt klar vor Ihnen. (Zu Cuthbertson) Habe ich recht, Jo.

Cuthbertson (fest): Das haben Sie.

Craven (zu Charteris): Gehen Sie schnurgerade auf Julia zu und beglückwünschen sie. Und tun Sie das wie ein Gentleman, lächelnd.

Charteris: Oberst, das will ich. Nicht ein Muskel soll meinen inneren Kampf verraten.

Craven: Julia, Charteris hat dir noch nicht gratuliert. Er will es jetzt tun. (Julia erhebt sich und richtet einen gefahrdrohenden Blick auf Charteris.)

Sylvia (schnell hinter Charteris flüsternd, während er im Begriff steht, vorwärtszugehen.) Nehmen Sie sich in acht. Sie wird Sie schlagen. Ich kenne sie. (Charteris bleibt stehen und blickt Julia, die Situation erwägend, vorsichtig an. Sie betrachten einander einen Augenblick lang unverwandt. Grace erhebt sich sanft und tritt dicht neben Julia.)

Charteris (über seine Schulter hinweg, Sylvia zuflüsternd): Ich will's riskieren. (Er geht vertrauensvoll auf Julia zu.) Julia! (Er reicht ihr freundlich lächelnd die Hand.)

Julia (erschöpft, indem sie sich herbeiläßt, sie zu nehmen): Sie haben recht. Ich bin ein wertloses Weib.

Charteris (triumphierend und heiter widersprechend): Oh, warum nicht gar!?

Julia: Weil ich nicht tapfer genug bin, Sie zu töten.

Grace (nimmt sie, während sie halb ohnmächtig hinsinkt, von ihm fort in die Arme): Oh nein. Man soll niemals aus einem Liebhaber einen Helden machen. (Charteris schüttelt belustigt und ungerührt lachend den Kopf. Die übrigen blicken mit Besorgnis, ja sogar mit etwas Ehrfurcht Julia an, weil sie zum ersten Male den Hauch eines echten, heftigen Kummers fühlen.)

Ende.

Die Briefe des Zurückgekehrten.

Der dritte.

9. Mai 1901.

Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte. Aber daß die Deutschen arbeiten, davon ist die Welt voll: Da ich heimkam, dachte ich zu sehen, wie sie leben. Und ich bin da, und wie sie leben, sehe ich nicht; und ich sehe, wie sie leben, und es freut mich nicht. Sie sind reich und sie sind arm und du stößest dich an den Armen und den Reichen und nicht das eine und nicht das andere giebt einen reinen Klang. Es giebt Vornehme und es giebt Subalterne, es giebt Anmaßende und es giebt Demüthige, es giebt Gelehrte und es giebt, die vom gestrigen Zeitungsblatt leben; und die einen puffen, die andern ducken sich, die einen dünken sich was, die andern genieren sich: aber es giebt Alles keinen reinen Klang. Sie haben ein Oben und Unten, ein Besser und Schlechter, ein Gröber und Feiner, ein Rechts und Links, ein Füreinander und Gegeneinander, und bürgerliche Verhältnisse und adelige Verhältnisse und Universitätskreise und Finanzkreise: aber was in dem allen fehlt, ist eine wahre Dichtigkeit der Verhältnisse: es hakt nichts ins andere ein — es ist irgend etwas nicht drin, wofür ich dir den Kunstausdruck nicht zu finden weiß, was aber doch im englischem Wesen drin ist, so grandios und vielfältig es ist, und im Maoriwesen drin ist, so kindisch und kunstlos dieses ist: das Gemeinschaftbildende, all das Ursprüngliche davon, das was im Herzen sitzt. Freilich — vielleicht irre ich — das sage ich mir immer — vielleicht ist es mit diesen Dingen wie mit einem Vexierschloß: vielleicht muß man, um dieser vielgespaltenen Welt gerecht zu sein, eine innere Vorbereitung besitzen, eine

Go gle

Bildung. Und Bildung, im europäischen, im heutigen Sinn habe ich nicht — aber dennoch gerade in diesen Dingen, da stellt sich mir aus dem wenigen was ich je gelernt habe, was mir da und dort hängen geblieben ist, im Innern immer etwas auf, um was ich nicht herum kann: wie sie, sterbende Männer und Jünglinge, — in den lateinischen und griechischen Büchern, Bruchstücken von Büchern, die man uns Schulbuben zu lesen giebt — in ihrem Blut, am Abend der Schlacht, den Namen der Vaterstadt vor sich hin riefen, in Triumph und Todesfestigkeit an dem Klang sich weideten: Argos meminisse juvabat — woher ist der Brocken? Was hat dies alles mit dieser Welt zu thun, mit hier, mit heute, mit mir? und dennoch, dennoch: so sagte ich: „Deutschland!“ vor mich hin — nicht das Wort vielleicht, aber die Seele des Worts! So sagte ich „Deutschland!“ vor mich, solange ich ferne von Deutschland war. Und dann: da hatte mein seliger Vater in Gebhartsstetten eine Mappe mit Kupferstichen des Albrecht Dürer. Wie oft zeigte er uns das, mir und meiner Schwester und meinem Bruder, die beide so früh starben. Wie vertraut und fremd zugleich waren mir die alten Blätter, wie zuwider und wie lieb zugleich! Die Menschen, die Ochsen, die Pferde wie aus Holz geschnitzt, wie aus Holz die Falten ihrer Kleider, die Falten in ihren Gesichtern. Die spitzen Häuser, die geschnörkelten Mühlbäche, die starren Felsen und Bäume, so unwirklich, überwirklich. Manchmal quälte ich den Vater, er solle die Mappe bringen lassen. Und manchmal war ich nicht dazu zu bringen, noch ein Blatt mehr zu sehen, lief mitten drin fort und wurde gescholten. Ich könnte es auch heute nicht sagen, ob mir die Erinnerung an diese schwarzen Zauberblätter lieb und kostbar oder verhaßt ist. Aber nahe gingen sie mir, in mich hinein drang eine Gewalt von ihnen und ich glaube, ich werde auf dem Todtenbett noch sagen können, was für einen Hintergrund das Meerwunder hat oder der Einsiedler mit dem Todtenschädel. „Das ist das alte Deutschland“ sagte mein Vater und das Wort klang mir fast schauerlich und ich mußte an einen alten Menschen denken, wie solche in den Bildern waren, und um zu zeigen, daß ich Geographie gelernt hatte und die Welt begriff, fragte ich: „Giebt es auch ein Buch, wo man das alte Oesterreich drin sehen kann?“ Da sagte mein Vater: „Dies hier unten ist wohl Oesterreich“ (die Bibliothek war im Thurmzimmer, und drunten lag das Dorf und die Hügel und da und dort die kleinen Wäldchen, die den Gemeinden und den einzelnen Bauern gehören, und zwischen den Hügeln der gewundene Fluß und die weiße Straße und in der Ferne die blauen Weinberge über den großen dunkelnden fernen Wäldern) „und wir sind Oesterreicher, aber wir sind auch Deutsche und da das Land immer zu den Menschen gehört, die darauf wohnen, so ist hier auch Deutschland.“ Das machte eine Art von Verbindung zwischen den Bildern in der Mappe und dem leuchtenden Land, in dessen Erde ich mich einwühlte, Maulwürfen nach oder glitzernden Steinen, in dessen Wassern und Tümpeln ich badete, dessen ganzen Duft ich in mich sog, wenn ich hoch auf dem Heuwagen, flach geduckt neben der Stange, durchs Scheunenthor fuhr. Diese Verbindung einer Wirklichkeit mit einem Eindruck von Bildern, einem halben Schrecken, einer Art von Alp war seltsam genug. Aber seltsam und auch tief sind alle Dinge, die uns in der Winterzeit widerfahren. Mit bewußten Gedanken dachte ich freilich nicht an die alten Figuren, wenn ich mit den Knechten Heu machen ging oder mit den Dorfbuben fischen und krebsen, auch nicht wenn ich Sonntags am Altar ministrierte und hinter mir aus den Bänken die bäuerischen Stimmen empordrangen und stark an das lichte Gewölbe schlugen und die Orgel dareinfuhr und der Schall

Google

wie ein Gießbach, aber kein irdischer, mir im Rücken herabstürzte, und noch weniger, als ich dann die Liebschaften aller Mädeln wußte und halb scheu, halb frech abends um die Fenster strich und zugleich bei den Alten mich einschmeichelte und mit ihnen den neuen Wein kostete — aber unbewußt bevölkerte ich doch mit den Schattengeberden dieser überwirklichen Ahnen die einsamen Stellen im Walde, die Halde mit den großen Steinblöcken, den halbzerfallenen Kreuzgang hinter der Kirche, der viel älter war als die freundliche kleine Kirche selber und die immer dämmernden Ecken in den großen Stuben der großen Bauernhöfe, wo die Urgroßmutter oder ein gelähmter Alter saßen, oder noch zu sitzen schienen, wenn wir sie auch im vergangenen Herbst begraben hatten und Asternkränze, weiß, lila und roth, auf den Sarg geworfen. Das Gehaben jener mit den überstarken Geberden, die nicht mehr da waren, ging doch zusammen mit dem Gehaben derer, mit denen ich aß und trank und in den Birnbaum stieg und die Pferde schwemmte und zur Kirche ging, so wie die alten Geschichten von Räubern, Einsiedlern und Bären zusammengingen mit der Landschaft, so wie die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa in mir zusammenging mit dem blonden Engelsgesicht der schönen Fleischhauerstochter Amalie.

Es war alles anders in den alten Bildern als in der Wirklichkeit vor meinen Augen: aber es klaffte kein Riß dazwischen. Jene alte Welt war frömmer, erhabener, milder, kühner, einsamer. Aber im Wald, in der Sternennacht, in der Kirche führten Wege zu ihr. Die Geräthe waren nicht die gleichen, die Trachten waren sonderbar und die Geberden waren über die Wirklichkeit. Aber ich weiß nicht welches Tiefste im Gehaben, das noch hinter den Geberden ist: das Verhältnis zur Natur, daß ich es mit einem solchen dünnen Worte sage, das Verhältnis zum Leben: wie weit es Entgegenstemmen ist und wie weit Sichfügen, wo Auflehnung hingehört und wo Ergebung, wo Gleichmut am Platze ist und eine trockene Rede und wo Uebermut und Lustbarkeit: dies Wesentliche, dies Wirkliche hinter dem Alltäglichen, dies was die schlichten Handlungen des Tages aus dem Menschen heraustreibt wie es aus dem Baum sein Rauhes und sein Süßes hervortreibt, Rinde und Blatt und Apfel — dies, dies hat meine Welt, wie jene Blätter es wissen, das weiß ich heute und wußte es damals: denn es lag in mir, daß ich das Wirkliche an etwas in mir messen mußte und fast bewußtlos maß ich an jener schreckhaft erhabenen schwarzen Zauberwelt und strich alles an diesem Probierstein, ob es Gold wäre oder ein schlechter gelblicher Glimmer.

Und vor den Richterstuhl dieser Kindereien, von denen ich im Innersten nicht los kann, schleppe ich das große Deutschland und die Deutschen des heutigen Tages, und sehe daß sie mir nicht bestehen und komme nicht darüber hinweg.

Ich meinte, heimzufahren, und für immer, und nun weiß ich nicht, ob ich bleiben werde. Hättest du noch deinen überseeischen Posten und nicht London, wo ich nicht sein möchte — kann sein ich käme zu dir, mein Lieber. Denn ich habe wenig Menschen auf der Welt — „wenig“ ist eine Beschönigung, ich habe niemanden. Es ist das erste Mal eigentlich, daß mir dies so auf die Seele fällt. Und ich möchte in diesem Deutschland nicht sterben. Ich weiß, ich bin nicht alt und bin nicht krank — aber wo man nicht sterben möchte, dort soll man auch nicht leben.

Früher dachte ich immer, es würde mich so unversehens mitten aus dem hastigen Leben wegnehmen, und dazu ist jeder Ort gut. Das große Spital in Montevideo mit den großen Spinnen oben an der Decke und den vielen delirierenden Menschen in den Betten

Google

und der einen unglaublich schönen spanischen Nonne, deren Gesicht dahin glitt über all den emporgeworfenen sterbenden Gesichtern wie der sanfte Mond, — und das schöne reinliche Lazarett in Serrabaja mit den Bäumen so voll der herrlichsten kleinen Vögel vor den Fenstern —, und sonst noch ein paar Plätze von seltsamem vorbedeutenden Gesicht: stiller tückischer Rand eines gelben Sumpfes, stiller kleiner Platz im Wald, stiller Hang unwegsamer grauer Klippen — aber nun habe ich den Glauben, es wird anders geschehen, in Ruhe, in eigenem Bette, vielleicht in Langsamkeit. Da stelle ich mir ein Bereitsein vor, ein Gesammeltsein. Und hier ist niemand gesammelt, niemand zum Letzten bereit. Blicke stelle ich mir vor, letzte Blicke durch ein friedliches Fenster ins Freie. Nein, hier dürfte es nicht sein. Hier ist es nicht heimlich. Wie in einer großen ruhelosen freudlosen Herberge ist mir zumuthe. Wer möchte in einem Hotel sterben, wenn es nicht sein muß.

Doch weiß ich noch nicht, wohin ich will. Auch ist vorher so Manches abzuwickeln und Oesterreich will ich jedenfalls vorher noch einmal wiedersehen. Ich sage „vorher", denn ich denke schwerlich, dort zu bleiben.

Hugo v. Hofmannsthal.

Rundschau

Marginalien.

Am 24. August feierte Doktor Adolf Wilbrandt seinen siebzigsten Geburtstag. In allen Zeitungen Artikel, die mit der Elle zu messen sind, und der Honig wird üppiger verschwendet als einst zu Kanaan. Einer, auf den wir uns besonders viel einbilden dürfen; der vorwärts weist, staunenden Augen neue Lebensseiten zeigte, Romane und Dramen mit gleicher Genialität zu schaffen vermochte. So ists recht: ehrt eure deutschen Meister! Ernsthaft: die üble Sitte, pünktlich auf den Kalendertag jeder belanglosen Mittelmäßigkeit mit einem Lobsprüchlein aufzuwarten und eine Weihrauchpfanne abzubrennen, ist, wie es scheint, im Lande der stillen Grübler nicht mehr auszurotten. Wie Könige werden die Kärrner geehrt. Und daß bei so wichtigem Anlaß der Kanzler (leider mit Gattin) in der Schar der öffentlich Begeisterten nicht fehlen darf, versteht sich; Beide sind dem Meister von Rostock ja seit Langem befreundet. Die Kanzlerepistel ist, wie fast Alles, was Seine Durchlaucht schreibt und spricht, ohne den Reiz individueller Färbung, nicht bedeutend im Inhalt, nicht schön in der Form. „Mit euch Herr Doktor zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn." ... Der Brief der Fürstin:

„In meinem Besitze befindet sich eine kleine wertvolle Ausgabe des „Faust", die folgende Widmung trägt:

Der deutschesten Italienerin zur Erinnerung an die Kostümprobe des dritten Faust-Abends und die Vollendung ihrer Deutschwerdung.

Der Freund, der mir in Wien zu Weihnachten 1882 diesen Band verehrte, heißt Adolf Wilbrandt. Ihm verdanke ich es nächst dem großen Genius Richard Wagners, wenn ich im Fühlen und Denken vollkommen deutsch geworden bin, wenn ich nichts Größeres kenne als deutsche Musik, deutsche Dichtkunst, deutsche Philosophie. Adolf Wilbrandt war es, der mich immer wieder zu Goethe und Schiller führte, der mich mit Kleist und Hölderlin bekannt machte, mir die Schätze der deutschen Lyrik erschloß und mich in die ernsten Hallen der deutschen Philosophie geleitete. Dank und Glückwunsch heute dem lieben Freund und treuen Künder deutschen Geistes!

Berlin, 7. Juli 1907.

Marie Fürstin Bülow
geb. Prinzessin Camporeale.

Nun wissen wir wenigstens, wem wir die philosophischen Entgleisungen Seiner Durchlaucht zu danken haben.

*

Am 12. Juli citierte ich hier aus Hegels Rechtsphilosophie den Satz: „Man fordert mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das I zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß nicht die Besonderheit des Charakters das Bedeutende ist." Der Kreuzzeitung liegt das Citat schwer im Magen, und, nachdem sie rasch aus der „Zukunft" das — ebenfalls aus der Rechts-

Google

philosophie stammende — Hegelwort über den Charakter der „Oeffentlichen Meinung“ abgeschrieben hat, begleitet sie seine Erwähnung mit dem netten Satze: „Eine neugegründete Wochenschrift, der von Georg Brandes, Richard Muther u. a. herausgegebene „Morgen“, beschäftigt sich auch reichlich mit unserer inneren Politik, und zwar in der Absicht, an der heutigen Politik alles schlecht zu finden. Daß auch wir diese mit vielen Wünschen und Bedenken begleiten, wissen unsere Leser. Aber es berührt uns doch seltsam, daß eine uns zufällig vorliegende Nummer der sonst uns kaum interessierenden Zeitschrift mit langen Zitaten aus Hegel, Bismarck und Treitschke gespickt ist, und zwar sind es die reaktionärsten Gedanken des alten preußischen Staatsrechtsphilosophen und die kräftigsten Aussprüche Bismarcks und Treitschkes über eine rücksichtslose Realpolitik, die heute Beifall finden.“ ... Reizend. Der Vorwurf reaktionärer Gesinnung macht sich bei der Kreuzzeitung sicher gut. Noch besser, daß sie in dem Citat einen der „reaktionärsten Gedanken des preußischen Staatsrechtsphilosophen“ sieht.

*

Swinemünde. 1890: Bismarck wird aus dem Amt gedrängt und einer der Hauptgründe ist, daß Wilhelm II. seine Russen-Politik nicht mehr mitmachen will. 1891: Alexander der Dritte fährt im September durch Berlin, sucht den Deutschen Kaiser aber nicht auf. Als Hohenlohe Den fragt, wie er jetzt mit dem Moskowiter stehe, hört er die Antwort: „Gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm jetzt nur konventionelle Briefe“. Alexander starb, Nicolaus der Zweite kam. 1895: Zusammensein mit Wilhelm in Breslau. Am 6. September wird Hohenlohe von Nicolai Alexandrowitsch empfangen. Aus der Chronique scandaleuse: „Gegen die Politik der englischen Regierung sprach Seine Majestät das entschiedenste Mißtrauen aus. J'aime beaucoup l'Angleterre et les Anglais qui me sont sympathiques, mais je me méfie de leur politique. Man habe ihm gesagt, daß die englischen Staatsmänner ihn bei Gelegenheit seines Besuches zu Abmachungen einfangen wollten. Als ich erwiderte, daß die englische Verfassung und die Rücksicht, welche die englischen Staatsminister auf die wechselnde Meinung zu nehmen hätten, es unmöglich mache, Verträge mit England zu schließen, stimmte er mir lebhaft bei.“ (Und heute?) 1897: Der Zar, der in Darmstadt sitzt, weigert sich, den Großherzog von Baden zu empfangen, kann den Deutschen Kaiser aber nicht ebenso behandeln und empfängt ihn in frostigster Zurückhaltung. Weder bei der Ankunft noch bei der Abfahrt geht er an die Bahn, wohl aber, um Herrn Chulalongkorn, Siams bronzener Majestät, die üblichen Ehren zu erweisen, zweimal. Kurz vorher war Wilhelm in Petersburg gewesen, ein paar Tage nach ihm Herr Felix Faure („Le bon tanneur s'apprête à jouer en pompe le Bourgeois Gentilhomme aux yeux de toute l'Europe amusée“, spottete Clemenceau), der bei der Rückkehr in Paris an den Häuserfaçaden in Lämpchenschrift die Gleichung 1+1=3 findet. Die Deutung war nicht schwer und wurde auch von uns verstanden. 1901: Wilhelm und Nicolaus treffen sich auf der Danziger Reede. Die Anregung ging von uns aus; der Zar wollte zu Herrn Loubet. Aus der französischen Presse hagelt es Angriffe über den Rhein, und nebenher gehen erregte Erörterungen über den Wert des französisch-russischen Bündnisses, die von Osten in russischer Deutlichkeit erwidert werden. 1902: Begegnung in Reval; die Anregung geht natürlich von uns aus. 1903: Begegnung in Wiesbaden; die Anregung geht von uns aus. Um zu schwichtigen, fährt kurz vorher Graf Lamsdorff nach Paris; mit der von dem unruhig gewordenen Oestreich durch Herrn Lexa von Aehrenthal abgeschlossenen Mürzsteger Convention in der Tasche. 1905: Biörkö. Keiner zweifelt, daß die Anregung von uns ausging. Unliebsamste Commentare ringsum. Der Kaiser beteuert dem Zaren, die Marokkoaffaire „conciliant“ erledigen zu wollen. 1907: Swinemünde. Triumphgesang: einem Herzensbedürfnis des Herrn aller Reußen wird willfahrt. Am 10. August versichert der Temps hochoffiziös, daß Nicolaus einem vom Kaiser geäußerten Wunsche gefolgt, die Anregung also wieder von uns ausgegangen sei. Bis heute wartet der Deutsche vergebens auf ein Dementi. Quousque tandem?

*

Wilhelmshöhe. Die deutsche Presse wird von den Feierlichkeiten mit verletzender Rücksichtslosigkeit fern gehalten, und nur vier englische Journalisten dürfen der Kußpantomime und ähnlichen interessanten Vorgängen beiwohnen. Leute von Charakter hätten ihre Koffer gepackt und die für Deutsche exclusive Herrlichkeit mit keinem Wort erwähnt, wie der einfachste Anstand und die Selbstachtung es befahlen. Anstand? Bei „verkommenen Gymnasiasten“? Selbstachtung? Bei Leuten, die täglich in Hamannschen Alexandrinern politisiren? Giebts nicht. Spalten-, seitenlange Stimmungsberichte, mit Feststellungen, die jeden Mißbeliebten auf die Festung brächten. Und das Schönste: stockernst versichern aufrechte Demokraten, der Kaiser könne von dem Lockout keine Ahnung gehabt haben. Ein Wort ernsthafter Kritik wird nicht gewagt. Zuerst wird der Oberhofmarschall angerüffelt und, als an der Autorschaft des Erlasses nicht mehr

Google

zu zweifeln war, erklärt, die Ordre des Kaisers müsse mißverstanden sein. Männerstolz vor Königsthronen. Jeder weiß, wie der Kaiser von der deutschen Presse denkt, weiß, wie falsch das Bild ist, das er sich von ihr macht. Doch da die Herren selber sich alles bieten lassen, machen sie's dem Wollenden leider unmöglich, für sie einzutreten. So gehts, wenn man sich als Werkzeug wegwirft. Zur Bereitung nationaler Wahlen: herzlich willkommen. Sie Unter den Linden zu grüßen, verlangen sie selbst in ihren kühnsten Träumen nicht.

Karl Schnitzler.

* * *

Der unsterbliche Zar. Wenn man als Gesellschaftsspiel oder als Zeitungsenquete in engerem oder weiterem Kreise die Frage aufwerfen wollte, welcher der jetzt lebenden Souveräne historisch „unsterblich" sein werde, so würde Zar Nikolaus wohl die wenigsten Stimmen erhalten. Denn selbst die Wohlwollendsten plädieren, wenn sie von seiner Persönlichkeit und seiner Regierung sprechen, nur auf mildernde Umstände. Sein guter Wille wird mit Achselzucken anerkannt, und wenn man einen Monarchen seiner Absichten wegen lobt, ist er schon verurteilt. Il ne sait pas toujours ce qu'il veut, mais il le veut bien. Nun glauben wir zwar, daß die Schwierigkeit, Rußland zu regieren, doch in dem artigen und geduldigen Deutschland recht erheblich unterschätzt wird, aber wir wollen ohne weiteres zugeben, daß Nikolaus ein Mann von schmächtigem Wuchs ist, den mehrere seiner gekrönten Kollegen um Haupteslänge überragen.

Da ist es nun wunderlich, daß gerade er von allen Souveränen Europas am meisten Chancen hat, unsterblich zu werden. Freilich wird kein Geschichtsschreiber im Hinblick auf ihn die von antiker Würde geweihten Worte sprechen können, die Mommsen über Cäsar sprach: „Für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht!" Denn er stand ja niemals aufrecht und ist keiner von denen, die das Leben wie ein Banner tragen, er trägt es wie eine schwere Last und wandelt wie gebeugt dem letzten Ziele und . . . der Unsterblichkeit entgegen. Niemand wird ihm „Größe" zuzusprechen wagen, jene Größe, die nach Jakob Burckhardt ein Mysterium ist. In seinem Wesen ist nichts Geheimnisvolles. Napoleon, der oft — und meist sehr einsichtsvoll — über sich selbst plauderte, hat einmal gesagt: „je suis une parcelle de rocher lancée dans l'espace." Wie sehr er sich als elementare Kraft und daher als unwiderstehlich empfand, ist mit diesen Worten wundervoll konzis umschrieben. Aber auch das liegt in seinen Worten, daß er sich selbst ein Rätsel blieb. Ueber dieses Rätsel werden vermutlich noch viele Generationen grübeln. Im Zaren Nikolaus ist dies irrationale Element, das ja natürlich jeder menschlichen Individualität innewohnt, sehr viel schwächer ausgeprägt. Er überrascht und überwältigt nicht. Er ist, wie Baumgarten, ein „bescheidener Mann" und in diesem Sinne eine durchaus nicht unsympathische Erscheinung; nur freilich ist er dem Anspruch der Schicksalsstunde, die seinem Reiche schlug, nicht gewachsen, und darum sieht die Mitwelt den Monarchen, der in ruhigen Zeiten als ein Durchschnittsherrscher gegolten hätte, als einen ohnmächtigen Schwächling.

Die Weltgeschichte fragt nach dem Geschehen. Mag der einzelne Historiker mit sauberer Sorgfalt die Grenzen dieser und jener Monarchenindividualität festlegen und sie mit Rücksicht auf ihre mannigfaltigen Aeußerungen höher oder geringer bewerten, schließlich entscheidet doch das Moment, das seine Aera geschaffen hat . . . wenn sie auch nur dem Namen nach „seine" Aera ist. Der persönliche Reiz verblaßt, und nur die Tat bleibt bestehen. Und vielleicht wird es dem Enkel scheinen, als sei die Regierungszeit Nikolais des Zweiten an solchen Taten überreich gewesen. Erstens: der Zar hat die Friedenskonferenz ins Leben gerufen. Das gilt heute den „Realpolitikern" aller Länder als ein höchst fragwürdiges Verdienst; es ist aber nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß man es in fünfzig, in hundert Jahren sehr viel höher einschätzen wird. Als das Manifest erschien, das zum erstenmal von einem der mächtigsten Throne der Welt die frohe Botschaft verkündete, spotteten kühle Köpfe über den Enthusiasmus, den es erregte. Die kühlen Köpfe behielten für absehbare Zeit recht, aber der Enthusiast darf erwidern: „Ich kann warten!" Vielleicht wird man in hundert Jahren den genialen Fernblick und die mutige Initiative des Monarchen preisen und alle die Epitheta wiederholen, die die ersten Leitartikler so verschwenderisch auf den Friedenspfad des Zarerlösers streuten. Die Motive, die Nebenumstände, die Gehilfen, das alles verschwindet, denn die Geschichte kann schließlich trotz aller Spezialisierung doch nur en bloc sehen. Die Tat bleibt. Ja, was eigentlich nur ein zager, schwächlicher, tastender Impuls war, erscheint im Pathos der zeitlichen Distanz als ein aus einem Jovishaupt in einem einzigen Schöpfungsakt erzeugter, zu athenischer Vollkommenheit geborener Koloß.

Zweitens, in der Geschichte wird Nikolaus der Zweite derjenige Herrscher bleiben, der Rußland in die politische Entwicklung des Westens hinüberführte. Wie wenig er wirklich Führer war, das wird in Folianten und Monographien dargestellt werden. Dem Bewußtsein der Mensch-

Google

heit aber wird sich das Faktum einprägen, daß Nikolaus der Zweite seinem Lande eine Verfassung gab. Wenn er nun gar auf dem Throne und eines natürlichen Todes sterben sollte, dann wird es auch nicht an Gelehrten fehlen, die diese Verfassung — formell mit Recht — als ein „Gnadengeschenk der Krone" darstellen, und die Gestalt des Zaren wird noch wachsen. Der Geist der Geschichtsschreibung wird ja, von einzelnen Ausnahmeerscheinungen abgesehen, noch lange der der Heroenverehrung bleiben und dem Monarchismus noch manche Legende weben. Wie dem auch sei, der Krieg mit Japan ist eine Lappalie neben der Tatsache, daß Rußland ein Parlament erhalten hat.

Drittens, unter der Regierung Nikolais des Zweiten wurde die transasiatische Eisenbahn erbaut, und vermutlich wird unter ihr auch noch Amerika mit Sibirien verbunden werden. Der Zar hat zwar einstweilen die Genehmigung zum Bau der Eisenbahn und des unterseeischen Tunnels verweigert. Aber wollen wir wetten, daß er sie bald erteilen wird? Das ist ja gerade die ironische Nuance seines Wesens und seines Schicksals, daß er immer wollen muß. Wer will es leugnen, daß Rußland Welten erschließt, Welten verbindet? Wer will behaupten, daß ein anderer heute lebender Souverän gleich Großes, gleich Fernwirkendes von seiner Regierungszeit rühmen könne, wie es dem Zaren beschieden war? Dieser unscheinbare, vielleicht sogar schwache Mensch bleibt vor der Geschichte die Verkörperung seines Volkes, der nationale Repräsentant seiner Zeit. Das Weltgericht der Weltgeschichte treibt eben auch Klassenjustiz. Nikolaus hat Chancen für die Unsterblichkeit, und doch ist es fraglich, ob man mit Fug von ihm sagen dürfte: ein Philister ist er nicht!

Eduard Goldbeck.

Doktor Eisenbart. Die deutschen Geldverhältnisse sind heute außerordentlich mißliche, darüber ist alle Welt sich einig. Ein Bankdiskont von $5^1/_2$ Prozent im Hochsommer ist etwas Ungewöhnliches selbst für den, der sich darüber klar ist, daß Zeiten der Geldknappheit immer mit Tagen des Geldüberflusses abgewechselt haben und immer mit ihnen abwechseln werden, solange die Geldnachfrage sich dem Geldvorrat anpassen muß, und nicht umgekehrt. Es muß also heute ein ganz abnormes Mißverhältnis zwischen dem angebotenen und dem gesuchten Gelde bestehen. In solchem Falle liegt es nahe, die Schuld auf der Seite des Geldangebots zu suchen und nach Mitteln auszuspähen, wie man verborgene Geldmengen aus ihren Verstecken hervorlocken könnte. Als probatestes Mittel hierzu ist augenblicklich der Scheck modern. Aber man kann die Schuld an herrschendem Geldmangel auch auf der Seite der Geldnachfrage suchen. Nicht in dem Sinne, daß man den Leuten, die gewohnt sind, ihr Betriebskapital durch große Kredite zu ergänzen, ein Halt zuruft: Es gilt ja als Axiom, daß jeder Kaufmann Anspruch auf einen bestimmten, mit dem Umfange seiner Geschäfte wachsenden Kredit hat. Aber man argwöhnt, daß sich neben diesem legitimen ein illegitimer Kreditbegehr breit macht und jenem das verfügbare Geld wegschnappt. Die berufsmäßigen Vermittler, die für die ordnungsmäßige Verteilung des angebotenen Geldes zu sorgen haben, sind nun die Banken, und jeder Argwohn, den die öffentliche Meinung hinsichtlich der falschen Verwendung des Geldes hegt, verdichtet sich zu einem Vorwurf gegen sie. Der Ankläger ist dann auch schon seit langem geschäftig: Die Banken haben zuviel Geld an die schwere Industrie fortgegeben, sie haben das Geldbedürfnis exotischer Staaten auf Kosten des Inlands befriedigt, sie haben für amerikanische Bahn-Bonds und Finanztratten die Summen übrig gehabt, die jetzt der heimischen Volkswirtschaft fehlen. Das sind dieselben Vorwürfe, die während jeder Hochkonjunktur und des sie begleitenden Geldmangels erhoben werden. Sie haben ohne Zweifel einen Kern sachlicher Berechtigung. Aber bemerkenswerterweise sind diejenigen, welche die allerwuchtigsten Steine gegen die Banken schleudern, in der Regel Leute, die noch niemals in der Lage waren, für hundert Millionen Mark Depositengelder und ebensoviel Eigenkapital eine anständige Verzinsung herauswirtschaften zu müssen. Die Ankläger zerbrechen sich nicht den Kopf darüber, was ein Bankdirektor in stillen Zeiten mit dem ihm gerade dann sehr reichlich zufließenden Gelde macht; und es ist nicht ihre Sorge, wie er es anfängt, mit Mühe gewonnene auswärtige Beziehungen abzubrechen, sobald das Inland nach Geld schreit und der Diskont ins Steigen kommt. Praktiker, die wissen, daß große Kapitalien sich schwer verzinsen lassen, und daß man Kapitalien nicht wie ein Fuder Heu von einem Platz zum andern werfen kann, ohne wichtige Interessen zu gefährden, spielen nur sehr selten den Ankläger. Um so mehr Beachtung verdient es, daß jetzt der Präsident der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse, Dr. Heiligenstadt, die Regierung gegen die Banken scharf macht. Der Leiter der Preußenkasse ist selbst Bankfachmann. Er leitet zwar sein Institut mehr schlecht als recht und disponiert über die ihm anvertrauten Staatsgelder in Kopfschütteln erregender Weise. Aber er gilt höheren Orts als sachverständig; und das ist schließlich das Entscheidende. Er wird demnächst ein Buch über die Geldnot und die Mittel zu ihrer Beseitigung erscheinen lassen und hat einem Vertreter der „Neuen Freien Presse" einen Auszug daraus zur Verfügung gestellt. Aus

Google

diesem Auszuge ergibt sich, daß er in der Hauptsache die deutschen Großbanken für die Geldkalamität verantwortlich macht, und daß er eine Rettung aus der Not nur in einer ganzen Kette von Gesetzesvorlagen erblickt. Er fordert nicht weniger als drei Gesetze: ein Depositenbankgesetz, eine Notenbankgesetznovelle und ein Gesetz für die Verstärkung der Betriebsfonds des Reichs. Daraus ergibt sich schon, daß es sich um eine gründliche Umwälzung, gewissermaßen um eine „Pferdekur" handelt.

Die Disposition über das Volksvermögen muß den Banken entzogen und soweit als möglich in die Hände der Reichsbank gelegt werden. Das ist die Quintessenz der Heiligenstadtschen Forderungen. Die Banken haben es aber auch gar zu toll getrieben: Sie haben die ganzen Jahres-Ersparnisse der Bevölkerung so gründlich festgelegt, daß das volkswirtschaftliche Betriebskapital im letzten Jahrzehnt nicht die geringste Verstärkung, wahrscheinlich sogar eine Verminderung erfahren hat. Das beweist Heiligenstadt mit spielender Leichtigkeit. Der jährliche Kapitalszuwachs in Deutschland macht nach ihm $3^3/_4$ Milliarden aus. Zwei Milliarden sind für Bauten verwandt, über $2^1/_2$ Milliarden (im Durchschnitt der letzten drei Jahre) durch Gründungen und Emissionen absorbiert worden. Man hat also weit mehr Kapital festgelegt, als das deutsche Volk erübrigt hat, und das Geld, das die Inhaber von Depositenkonten und laufenden Rechnungen zu den Banken getragen haben, ist grundfalsch angelegt worden. Neben diesem direkten Beweis liefert Heiligenstadt noch einen indirekten. Er weist nämlich nach, daß der starken Steigerung aller Verkehrsvorgänge keine gleichwertige Steigerung des nationalen Betriebskapitals gegenübersteht, und operiert auch hier mit Zahlen und Prozenten: Der Außenhandel ist in den letzten zehn oder zwölf Jahren um 70 Prozent, das veranlagte Einkommen in Preußen um 80 Prozent, die Eisenbahn-Einnahme um 63 Prozent gestiegen. Dagegen beträgt der durchschnittliche Barbestand der Reichsbank im letzten Jahrzehnt nur 1,7 Prozent mehr als im vorhergehenden Jahrzehnt. Und die leicht greifbaren Anlagen der Privatbanken, also das eigentliche Betriebskapital der Nation, ist sogar von 50 Prozent der Depositen auf 37 Prozent zurückgegangen. 63 Prozent haben also Verwendung in festen Anlagen gefunden. Hier liegt nach Heiligenstadt die Ursache der Störung des Geldmarktes.

Der Name Heiligenstadt hat, wie gesagt, einiges Gewicht. Seine drakonischen Vorschläge zur Reglementierung des Geldverkehrs liegen überdies zum Teil in einer Richtung, die der Regierung zusagt, und zum Teil in einer Richtung, die dem Reichsbank-Präsidenten gefällt. Und das Ganze muß, da es sich so hübsch auf Zahlen aufbaut und einen sehr gelehrten Eindruck macht, auf eine Normal-Volksvertretung ungefähr so wirken, wie s. Zt. die gelehrten Abhandlungen über den Börsen-Terminverkehr und die Differenzgeschäfte gewirkt haben, die dann zu dem famosen Börsengesetz führten. Deshalb ist es zur Verhütung ähnlich unheilvoller Gesetze dringend nötig, daß einer Ueberschätzung der Heiligenstadtschen Entdeckungsreise auf dem Geldmarkte rechtzeitig vorgebeugt wird. Zu einem Depositenbank-Gesetz wird es zwar ohne Frage kommen, denn es ist nun einmal ein unvermeidliches Korrelat des Scheckgesetzes. Aber es muß verhindert werden, daß es Zwecken dienstbar gemacht wird, die nichts mit der Sicherung der Depositen zu tun haben. Es kann und darf nicht Sache eines Privatbank-Gesetzes sein, dafür zu sorgen, daß jeder deutsche Bürger sein Wechsel-Kreditchen bei der Reichsbank habe, so sehr man es dem einzelnen auch gönnen mag. Und das Gesetz darf nicht zu einer Art Zwangsenteignung der Privatbanken zugunsten der Reichsbank werden. Die jetzige Geldklemme mag zum Teil auf Fehler zurückzuführen sein, die von den Banken gemacht worden sind, und wer solche Fehler einwandfrei nachweist, erwirbt sich ein großes Verdienst. Aber die Heiligenstadtschen Nachweise sind nichts weiter als Zahlenspielerei plattester Art. Wo man sie prüfend anfaßt, gehen sie aus dem Leim. Gegenüber der allgemeinen Steigerung der Verkehrsvorgänge soll das nationale Betriebskapital stabil geblieben sein. Nichts verkehrter als diese Behauptung. Freilich, die Goldbestände der Reichsbank haben sich nicht nennenswert vergrößert; aber gerade aus dem entgegengesetzten Grunde, als Heiligenstadt es will: weil die Bank mit ihrem Golde dem Verkehr bis zur Selbstentblößung unter die Arme gegriffen hat. Wenn sie mit Diskontieren zurückhaltend gewesen wäre, könnte sie heute einen höheren Goldbestand haben; und das wäre dann nach dem Genossenschafts-Präsidenten ein Zeichen von Ueberfluß an nationalem Betriebskapital. Solchen Ueberfluß hat beispielsweise Rußland, dessen Reichsbank über enorme Goldbestände verfügt. Aber davon ganz abgesehen: der jeweils vorhandene Goldbestand einer Bank hat mit der Größe des Handelsverkehrs ungefähr soviel zu tun wie die Zahl der Metermaße in einem Kaufhause mit der Länge der zu messenden Stoffe; nämlich gar nichts. Und wenn das deutsche Betriebskapital sich in den letzten zwanzig Jahren nicht vergrößert hat: woher kommt es denn dann, daß der Wechsel-Umlauf heute mehr als das Doppelte des durchschnittlichen Umlaufes der Jahre 1881 bis 1893 ausmacht? Damals wurden an Wechselstempel 7,3 Millionen vereinnahmt, heute $15^1/_2$ Millionen.

Google

Jeden Sinns entbehrend und den Tatsachen geradezu ins Gesicht schlagend ist aber vor allem, was über die Anlage der Gelder bei den Privatbanken gesagt wird. Ehemals waren angeblich 50 Prozent der Depositen in „Betriebskrediten" angelegt, heute nur 37 Prozent. Das ist einfach unrichtig, wie sich aus der Gegenprobe ergibt. 1886 waren von 113 deutschen Banken bei 607 Millionen Mark Depositen 553 Millionen, also 88 Prozent, in Effekten und Konsortial-Beteiligungen angelegt; 1905 bei 2700 Millionen Mark Depositen 1444 Millionen, d. h. nur noch 53 Prozent. Daraus ergibt sich die interessante Tatsache, daß die Banken immer größere Teile ihrer Kapitalien für die Kreditgewährung auf kürzere oder längere Frist bereithalten, und daß ihr Gründungsgeschäft einen immer kleiner werdenden Teil ihres Kapitals absorbiert. (Den Beweis liefert auch die Emissionsstatistik. Im Durchschnitt der letzten vier Jahre ist weit weniger emittiert worden als während der vorigen Hochkonjunktur [1895 bis 1899] und wenig mehr als 1887 bis 1890.) Wenn Herr Heiligenstadt zu einem anderen Resultat kommt, so liegt das daran, daß er die Kontokorrent-Kredite der Banken einfach ignoriert. Aus gutem Grunde. Denn gerade diese Kontokorrent-Darlehen, in denen heute mehr als die Hälfte des gesamten eigenen und fremden Kapitals der Banken arbeitet, stellen das „Betriebskapital" der Nation vor, dessen Fehlen zu beweisen Herr Heiligenstadt sich vorgenommen hat. Wenn auch große Teile der von den Banken gegebenen Vorschüsse langfristige Industriekredite sind und eher Anlagekapital als Betriebskapital darstellen, so geht es doch nicht an, die gewaltigen Summen, die dem Handel und Verkehr in Gestalt von Buchkrediten gewährt werden, einfach von der Liste zu streichen. Aber auch das Diskontgeschäft wird von den Banken eifrig gepflegt; ziffernmäßig hat es sich in den letzten zwanzig Jahren verdreifacht. Freilich, die Depositen haben sich in derselben Zeit mehr als vervierfacht. Aber einen Teil derselben dürfen die Banken ja garnicht in Dreimonatswechseln und Lombardvorschüssen anlegen, wenn sie eine jederzeit flüssige Reserve halten und die Reichsbank in kritischen Zeiten schonen wollen. Sie leihen eben große Summen als tägliches Geld und im Reportgeschäft aus und legen sich große Konsolsbestände hin. Das ist vernünftig gehandelt. Wer allerdings ausschließlich auf Zahlen schwört und seine Wissenschaft aus der Statistik entnimmt, wird den Banken auch dies zum Vorwurf machen. Konsols gehören zur schwarzen Kategorie der „Effekten", und Wechsel gehören zu den liquiden Prima-Anlagen. Weshalb denn auch der Theoretiker in den Bankstatistiken Keller- und Finanzwechsel lieber sieht als preußische Konsols.

Es sind sicherlich in den letzten Jahren von manchen Banken Fehler begangen worden. Was in Amerika (Nord und Süd) gesündigt worden ist, wird wohl erst später einmal klar zutage treten. Aber es geht absolut nicht an, unseren Großbanken generell die Fähigkeit der Disposition abzusprechen und ihnen einen Teil der Geschäfte strafweise zu entziehen. Noch dazu zugunsten der Reichsbank, der von mancher Seite gar noch ärgere Fehler nachgesagt werden als den Privatbanken. Ehe eine solche Radikalkur à la Eisenbart am Platze erscheint, muß denn doch ein vollgültigerer Beweis für die Unwirtschaftlichkeit der privaten Banktätigkeit erbracht werden, als ihn der Leiter der Preußenkasse zu liefern versucht.

Alfred Lansburgh.

Wider die Afterkritik. (Eine Entgegnung auf den im ersten „Morgen"-Heft gegen mich gerichteten Angriff.) In der Weltliteratur hat es nie ein wissenschaftliches, System aufbauendes, Werk gegeben, das nicht anfechtbar gewesen wäre. Systeme sind menschliche, auf Erfahrungstatsachen-Komplexe exemplifizierte Ideen, künstliche Einordnungen, die den tatsächlichen Erscheinungen nie adäquat sind. So hat auch Fließens System ungezählte wunde Punkte. Sie mit spöttischen Worten alle aufzudecken, wäre einem Forscher gegenüber, der, wie Fließ, mit unerschütterlichem, begeistertem Ernst seine Arbeit tut, unwürdig. Ich hege persönlich für Fließ eine Verehrung und habe ihm dies bei zwei Gelegenheiten mit warmen Worten geschrieben. Nicht aus Gehässigkeit gegen Fließ (wie Pfennig glaubt), sondern trotz meiner Verehrung für Fließ habe ich den Aufsatz geschrieben, den Pfennig angreift.

Dr. Pfennigs falsche Voraussetzungen meiner Motive haben ihn dazu verleitet, in jedem meiner Worte einen planmäßigen, persönlichen Kampf gegen Fließ zu wittern oder wenigstens so zu tun. Von den Argumenten, die Pfennig gegen mich anführt, ist eines berechtigt; alle andern haltlos. Jawohl, ich habe die auf einer andern Seite stehende Fußnote mit einer Quellenangabe übersehen, und diese Angabe überflüssig hinzufügt. Dr. Pfennig hat das Recht, diese vereinzelte, für den Gedankengang meines Aufsatzes völlig belanglose Flüchtigkeit aufzubauschen, sie als Symptom meiner dauernden Oberflächlichkeit zu deuten, aber er hat nicht das Recht, sie für bewußte Entstellung der Tatsachen zu erklären. Dr. Pfennig hat in seinem Angriff gegen mich, wie ich zeigen werde, mehrere schlimmere Flüchtigkeitsfehler begangen, ohne daß ich daraus Schlußfolgerungen auf seinen Charakter zu ziehen mir erlaubte.

Google

Wer ein sachliches Interesse an diesem „Streitfall“ hat, der lese, was ich über Pfennigs Argumente und Gesinnungsart geschrieben habe, bevor Pfennig eine Zeile über mich geschrieben hat, ja bevor er vielleicht meinen Namen kannte. In dem, was ich auf den Seiten 94, 95, 96 meiner „Billigen Weisheiten“ sagte, liegt eine größere Gewähr für meine makellose Reinheit als in allen polemischen Feststellungen.

Ich gehe zu der Legitimation der einzelnen Zitate über, deren Berechtigung Pfennig anzweifelt. Daß die Künstler Zwitterdinge sind, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, aus jenem Reich, das von weibischer Eitelkeit, Prunksucht usw. erfüllt ist, kann man bei Fließ auf Seite 469 Zeile 24 ff. nachlesen.

Daß ihr äußeres Kennzeichen die Linkshändigkeit ist, steht auf Seite 466 Zeile 23 ff. Daß Goethe, da Vinci, Heine, Schumann, Menzel von Fließ zu diesen Linkshändern gezählt werden, steht von Goethe auf Seite 468, von da Vinci vorletzte Zeile 467, von Menzel 467, Zeile 14, von Heine 467 Zeile 3 v. u., von Schumann 467 Zeile 6 v. u. Zu der Schlußfolgerung, daß nach der Regel de tri auf alle diese Männer konsequenterweise das von Fließ gegebene Charakteristikon linkshändiger Künstler angewendet werden müsse, war ich nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, wenn ich die Unhaltbarkeit des Fließschen Systems dartun sollte.

Daß daneben auch die dem Sinne nach strikt entgegengesetzte und von Pfennig zitierte Stelle über das Wesen der Künstler zu Recht besteht, stelle ich nicht in Abrede. Im Gegenteil. Diese inneren Gegensätze des Fließschen Werkes darzutun, war ja der Zweck meiner Schrift. Hier bin ich gleich beim zweiten wichtigsten Punkte des Pfennigschen Angriffes. Pfennig behauptet, ich hätte ein Zitat einfach fingiert, um es dann zu widerlegen. Das betreffende Zitat habe ich aber nie für Fließsche Worte ausgegeben. Auf Seite 471 der fünften Nummer des „März“ setzte ich den Fall, ein Gymnasiast hätte die Hauptthesen des Fließschen Werkes in kurzen Sätzen zu extrahieren, und bemerkte hierzu, daß mein Gymnasiast in Verlegenheit käme, weil er sich widersprechende Aussagen mit einem „und“ statt mit einem „aber“ (wie es die Schulregel erfordert) verbinden müßte. Dann fuhr ich fort „Man denke sich etwa folgenden Satz: die künstlerischen Talente der Weiber sind sekundäre männliche Sexualcharaktere; reines Künstlertum ist nur dem Manne gegeben, ein Nur-Weib kann keine Künstlerin sein; und beim Manne bedingt Künstlertum einen starken Gehalt von Weiblichkeit.“

Wohlgemerkt: nicht Fließ, sondern mein Gymnasiast hat diesen Satz geschrieben. Fließ hat ihm in seinem Werke nur die Unterlagen dazu geliefert, trotzdem er wohl den Satz mit dieser krassen Gegenüberstellung seiner eigenen zwei Behauptungen verleugnen würde.

Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis des Pfennigschen Angriffs gegen mich. Pfennig sieht nicht, daß es die Aufgabe des Kritikers ist, innere Widersprüche eines Werkes in möglichst prägnanter Form aufzudecken, sich durch den begeisterten, achtungsvollen, ironischen, scherzhaften Ton dieser Aufdeckung in ein richtiges Verhältnis zu dem Werte des Werkes zu setzen, bei Behandlung haltloser Behauptungen nicht den Eindruck ernster Diskussion zu erwecken, kurz, nicht zu referieren, sondern zu kritisieren.

Noch klareres Licht fällt auf den Streitfall, in dem von Pfennig so heiß umstrittenen Punkt des „Sichselbstmißverstehens“. Pfennig macht sich, nachdem er mich, um mich als Dummkopf hinzustellen, darüber belehrt, daß dies Wort ursprünglich gegen Weininger und nicht gegen Fließ gemünzt war, was ich auf Seite 104 meines Buches ausdrücklich selbst sagte, über meine Bemerkung lustig, daß Fließ sich selbst mißverstehe, und findet, daß man an meinen Gründen „mit den Händen greifen könne, mit welchen Mitteln ich arbeite“.

Die tiefgründige Bemerkung, daß die wissenschaftliche Terminologie eine suggestive Verführungskraft enthalte, daß sie zu einem Sichselbstmißverstehen der Forscher führe, ist — leider — nicht meinem Durchschnittskopf entsprungen, ich habe sie nur an dem Fall Fließ exemplifiziert. Dieses sprachkritische Rüstzeug, in dem eine tiefe kritische Kultur ruht, verdanke ich einem, der unendlich größer ist, als ich Durchschnittskritiker. Pfennig hat weder das Vorwort, noch die vorangehenden 50 Seiten meines Büchleins gelesen, derselben „Weisheiten“, die er nach nur halber Lektüre so heftig angreift. Sonst hätte ihm vielleicht eine Ahnung davon gedämmert, wie kleinlich seine Verteidigungsrede für Fließ ist, neben der Erkenntnis, daß Fließ seiner eigenen Terminologie untertan ist und sich von ihr die Doppelbedeutung seiner 28 und 23 suggerieren läßt, um in ewigem Wortkreislauf herumgeführt zu werden. . .

Pfennig meint, ich wollte nicht verstehen. Doch, Herr Pfennig, ich verstand nur zu gut.

Nur noch vier Feststellungen.

Die von mir angeblich zum Zwecke gehässigen Angriffs weggelassene Stelle über Richard Wagner steht in meinem Buche deutlich und klar auf Seite 106 in den vorletzten 2 Zeilen in der wörtlichen Folge des Fließschen Originaltextes. Hier begeht Pfennig den argen Fehler, den er mir ohne Berechtigung vorwirft.

Pfennig stellt fest, daß ich Fließ' Behauptung nicht entstelle, wenn ich in den extrahierten Beispielen von Linkshändern mit künstlerischer Begabung auch Frauen anführe. Aber er führt diesen

Google

Umstand nicht als Beweis dafür an, daß ich beide entgegengesetzten Anschauungen Fließ' kritisch gegenüberstelle, sondern behauptet, die eine Feststellung wäre Fälschung und beweise meinen bösen Glauben!

Die Anführungszeichen bei den Worten „schwärmt für Kunst und Wissenschaft" beziehen sich auf das scherzhaft von mir zitierte Couplet, nicht auf Fließ' Text.

Der Nachweis, daß in Heines Bildnis die rechte Hand durch Umdruck zur linken wurde, ist im Zusammenhange mit der angeführten technischen Wahrscheinlichkeit durch eine Stelle in Heines Brief erbracht. Da heißt es: „— indem ich mir die unsägliche Mühe gebe, an Sie zu schreiben, wobei ich mit der Nase auf dem Tisch liegen und das eine noch halb brauchbare Auge mit der linken Hand geöffnet halten muß" Wer beim Schreiben die linke Hand braucht, um die Augenlider offen zu halten, kann nur mit der rechten die Feder führen, also Rechtshänder sein.

„Den Knaben Weininger", wie ihn Pfennig nennt, nochmals gegen Pfennig zu verteidigen, halte ich für überflüssig. Weiningers Denkmal wird schließlich größeren Anfeindungen widerstehen können, als dem Angriff eines Richard Pfennig.

Die Verbalinjurien werden kein gerichtliches Nachspiel haben, Pfennig keine Reklame schaffen. Ich begnügte mich damit, sie durch sachliche Feststellungen zu widerlegen.

Robert Saudek.

Saudek hätte es sich ersparen können, hier ohne Quellenangabe die Notiz aus dem Berliner Tageblatt (22. 2. 06) mit der Heineschen Briefstelle abzuschreiben. Wer behauptet denn, was Saudek eben fälschlich unterstellt, Heine habe mit der linken Hand geschrieben? Das tun selbst ausgesprochene Linkshänder wie Menzel nicht, und auch Robert Schumann hat es nicht getan, obwohl er sich mit der linken Hand die rechte — man weiß, mit wie verhängnisvollem Ausgang — selbst operiert hat. „Die linke Hand war die geschicktere, mit ihr führte er das Operationsmesser, mit der rechten schrieb er" hat Isolde Kurz von ihrem künstlerisch begabten Bruder, dem Chirurgen Edgar Kurz, berichtet (Fließ, Ablauf des Lebens, S. 466).

Das eben ist die „kritische" Methode Saudeks, daß er Fließ Aeußerungen zuerst unterschiebt, die dieser nie getan hat, und die töricht und unwahr sind. Und dann bekämpft er sie mit leichter Mühe. Und wenn das Verfahren nicht zum Ziele führt, verstümmelt er Fließ. So hat er den wichtigen Hinweis auf Schumanns Operation fortgelassen. Einen Vorwurf, den er jetzt einfach mit Stillschweigen übergeht. So hat er jenen Gymnasiastensatz frei erfunden, aber für jeden unbefangenen Leser ihm den Anschein gegeben, als stamme er wirklich von Fließ. Ist das ehrlich?

Und der Mann wagt es, jetzt zu sagen, Goethe sei von Fließ auf S. 468 als Linkshänder bezeichnet worden, obwohl dort nur steht, Goethes linke Gesichtshälfte war merklich länger als die rechte. Ebenso unrichtig sind die Zitate über Heine und Schumann (Menzels und da Vincis Linkshändigkeit sind ja historisch!). Saudek will eben Verwirrung stiften, indem er „Linksbetonung", d. h. bessere Ausbildung in der linken Körperseite, gleich Schreiben mit der linken Hand setzt. Es kommt bei der Linksbetonung auf viel feinere und mannigfaltigere Zeichen an. Sonst hätten wir wohl nicht zu warten brauchen, bis uns Fließ mit diesem wichtigsten körperlichen Charakteristikum des Künstlers bekannt gemacht hat.

Daß Künstler Zwitterdinge seien, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, soll man bei Fließ auf S. 469, Zeile 24ff, lesen können. Und was steht dort in Wahrheit?

„Die Betonung des Gegengeschlechtigen zeigt sich in den Eigenschaften der Künstler. Sie stammen vom genus irritabile wie die Frauen, sind wie diese eitel, der Schmeichelei zugänglich und vom augenblicklichen Erfolg geblendet. Sie sind putz- und glanzsüchtig — Richard Wagners seidene Schlafröcke, Parfums und feine Einrichtung im Pal. Vendramin —, dabei ihren männlichen Frauen in der Ehe unterlegen (Künstlerehe), mehr von den Frauen verführt, als verführend, gerade weil sie dabei psychisch sehr libidinös sind."

Der volle Sinn dieser Stelle wird erst aus dem großen Zusammenhang klar; aber wo ist auch nur ein Wort, ein Gedanke von Zwitterdingen und sexuellem Zwischenreich? Fließ spricht überhaupt nicht von den Geschlechtsorganen, der Sexualität. Er spricht vom Geschlecht im weitesten Sinne und hat daher auch das neue Wort Doppelgeschlechtigkeit (nicht . . lichkeit) eingeführt.

Und jene Stelle von Wagner, die Saudek, um sich ein Hintertürchen zu öffnen, in seinem kaum gelesenen Buch zitiert hatte, läßt er eben im „März", wo er zu einem großen Publikum spricht, geflissentlich fort. Warum? Weil er sie fälschlich auf Menzel beziehen wollte!

Nicht einen meiner Vorwürfe hat Saudek zu entkräften vermocht. Er arbeitet auch nicht nur mit Mißverständnissen arger Art, sondern mit falschen und unwahren Angaben. Deshalb sage ich: er hat Treu und Glauben verletzt. Es bleibt dabei.

Dr. Pfennig.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feisl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 13 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 6. September 1907

An Herrn Professor W. Sombart.

Verehrter Herr Professor!

Verzeihen Sie, daß ich öffentlich an Sie schreibe! Ein Mann wie Sie, der das Urteil der Masse und auch der gebildeten Masse für gleichgültig ansieht, weil er als Individualist leben, blühen und sterben will, ungestört vom Hauche der Rücksichten, ein solcher Mann kann zwar selber für die Oeffentlichkeit schreiben, wie ein Maler für die Oeffentlichkeit malt, indem er im Grunde nur seine eigene Seele entlastet, aber er kann nicht wollen, daß man öffentlich mit ihm debattiert, denn schon das ist ein Kämpfen um das Wohlwollen derer, die dem Kampfe als Unparteiische beiwohnen. Aber nachdem Sie einmal unter die Herausgeber von Wochenschriften gegangen sind, werden Sie es nicht ganz ablehnen können, daß wir anderen Sie als einen Bearbeiter der öffentlichen Meinung empfinden. Sie arbeiten mit Fleiß und Geist daran, die Menschen unpolitisch zu machen. Zugegeben, daß es Ihnen persönlich gleichgültig ist, ob dieser Erfolg eintritt oder nicht, zugegeben, daß Sie im Grunde nur ein Privatbekenntnis ablegen wollen — die übrige Welt sagt, daß Sie uns Berufspolitikern den Fehdebrief zugesendet haben. Ich nehme an, daß Sie ihn nicht gerade mir zugesendet haben, und daß einiges, was Sie vom Berufspolitiker sagen, mich persönlich weniger trifft. Deshalb bin ich frei von aller kleinen Empfindlichkeit, wie sie sich leicht sonst bei denen einstellt, deren Fachtätigkeit als eine im ganzen minderwertige gekennzeichnet wird. Ich gebe vielmehr von vornherein zu, daß es Berufspolitiker gibt, die dem von Ihnen entworfenen Bilde entsprechen. Was ich aber bestreite, ist, daß der Beruf als solcher so aussieht, wie Sie es sagen. Dabei übergehe ich dieses Mal alles das, was Sie über Wert oder Unwert politischen Tuns im allgemeinen schreiben. Das ist ein langes Kapitel, und Sie haben auch die Reihe Ihrer Artikel noch nicht beendet. Es ist also bloß Ihr Aufsatz in Nr. 7: „Die Politik als Beruf", mit dem ich mich befasse.

Es gab eine Zeit, in der wir anderen es für möglich halten konnten, Sie selbst, verehrter Freund und Gegner, würden einmal Berufspolitiker werden. Das war damals, als Sie Ihre Arbeiten über den Sozialismus schrieben. Damals war Ihnen der Trieb, an der Umgestaltung des Staates mitzuarbeiten, nicht so fremd wie heute. Der Rhythmus derer, die den Staat jung hämmern wollen, hatte Sie ein Stück weit mit fortgerissen. Oder war es bei Ihnen etwa nur volkswirtschaftliches Fachinteresse oder ästhetische Freude an der proletarischen Bewegung, was Sie der Oeffentlichkeit als Halbsozialisten erscheinen ließ? Auch eine Arbeit wie Ihre neueste Untersuchung über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist meines Erachtens noch eine Nachwirkung dieser fast politischen Periode Ihres Daseins. Ein Mann, der nie vom politischen Triebe erfaßt war, schreibt so etwas nicht, weil er es nicht sieht. Es ist also Ihre heutige Ablehnung des Berufspolitikers, wie

Google

mir scheint, nicht nur ein theoretisches Bekenntnis, sondern eine sehr praktische Aussage etwa des Inhaltes: ich war nahe daran, ein solcher zu werden, aber als ich sehr nahe daran war, habe ich einen Schrecken bekommen vor der Oedigkeit des Handwerks Politik und bin andere Wege gegangen! Ich vergleiche Sie deshalb mit einem Antitheologen wie David Strauß. Er wäre nie der Antitheolog geworden, wenn er nicht vorher ein Theolog hätte werden wollen. Und weil ich Ihren Aufsatz mit diesen Hintergedanken lese, finde ich in ihm unausgesprochen etwas, was für den Berufspolitiker spricht: eine gewisse unterdrückte Stimmung von ehemals.

Diese persönliche Erklärung Ihrer jetzigen Auffassung würde ich nicht vorzutragen wagen, wenn Sie nicht selbst der psychologischen Methode jetzt und sonst ein breites Feld einzuräumen bereit wären. Da Sie aber, ähnlich wie Nietzsche, dem geheimen Räderwerk der entstehenden Theorien Ihre Aufmerksamkeit schenken, können Sie es nicht als indiskret aufnehmen, wenn auch Sie nach dieser Methode gelegentlich beurteilt werden, zumal wenn es von jemandem geschieht, der fast genau vor derselben Frage gestanden hat. Auch ich habe mir zu überlegen gehabt, ob ich berufsmäßig Politik treiben will oder nicht, und der Unterschied ist nur der, daß ich gesagt habe: obwohl ich die Handwerksschwierigkeiten dieses Berufes kenne, will ich in ihm leben und sterben! Ich denke gar nicht daran, diesen Beruf für schattenfrei zu erklären, behaupte aber, daß er nicht schlechter ist als irgend ein anderer Beruf großen Stiles, und daß er seine ihm eigenen moralischen und ästhetischen Vorzüge hat.

Gehen wir also Ihrer Darstellung nach! Die erste Aufgabe des Berufspolitikers ist die Agitation, „eins der peinlichsten und undankbarsten Geschäfte, bei dessen Betrieb der, der es ausübt, leicht an Leib und Seele Schaden leiden kann“. Gewiß, alles das kommt vor! Aber peinlich und undankbar ist unter Umständen einmal jede Arbeit, auch die des Offiziers oder des Gelehrten, und die Höhe der Gefahren, sowohl der seelischen wie der leiblichen, ist für manche Leute eine Erhöhung des Lebenswertes. Es ist wahr, daß Agitation ein menschenfressendes Gewerbe ist. Man muß sie mit Maß und Selbstzucht betreiben, wenn man in ihr nicht untergehen soll. Ein Mensch, der nur agitiert und nie studiert, der immer nur ausgibt und nie sammelt, der vor lauter Agitation keine innere und äußere Heimat mehr hat, ist verloren. Aber wo steht denn geschrieben, daß es einer so machen muß? Noch heute wird in Deutschland der allergrößte Teil aller Agitation von Leuten geleistet, die mehr sind als nur Agitatoren, und es sieht auch so aus, als sollte es so bleiben, denn die Bevölkerung verlangt gar nicht nach den Menschen, die nichts sind als Redemaschinen. Jeder Parteiapparat braucht einige Leute, die ihn berufsmäßig bedienen. Wie klein aber ist im ganzen die Zahl dieser Leute, und auch sie haben meist in Friedenszeiten ruhige verwaltende oder journalistische Tätigkeiten! Wie klein ist bei uns überhaupt die Zahl derer, die im Sinne Ihres Artikels nichts sind als Berufspolitiker! Sehen Sie doch das Verzeichnis der Abgeordneten an, das Verzeichnis der Parteiausschüsse aller Parteien! Es ist nicht so, daß diejenigen, die nicht mit Haut und Haaren sich der Politik verschrieben haben, in der Politik nichts bedeuten! Oft ist gerade der Berufspolitiker nur der Angestellte von Leuten, die die eigentliche Politik machen. Der bloße Agitator ist keine typische Form des deutschen politischen Lebens.

Und dann: wie anders sieht die Agitation oft in Wirklichkeit aus, als es nach Ihrer Beschreibung scheinen muß! Ich darf in diesem Falle aus Erfahrung reden, nicht nur weil ich selbst viel agitiert habe, sondern auch weil ich die Agitation fast aller deutschen Parteien in der Praxis kennen gelernt habe. Diese „unheimliche und widerwärtige Kunst“ hat einen großen und sehr realen Zauber in sich. Sie führt zu einer praktischen Kenntnis des Volkslebens wie kaum ein anderer Beruf. Man darf sich doch wahrhaftig das Agitieren nicht so

Google

vorstellen wie die Tätigkeit eines Mannes, der mit einer laterna magica herumreist und überall dieselbe Ansprache ableiert. Gewiß, wir Agitatoren müssen uns wiederholen, in Wahlzeiten sogar sehr oft wiederholen, so oft, daß es uns davor graut. Welcher andere Beruf aber ist frei von Wiederholungen mechanisch gewordener Leistungen? Trotz der Wiederholung aber hat fast jede Versammlung ihren eigenen Charakter. Wenn man mich heute fragt, wie es in diesem oder jenem Dorfe am Neckar oder in Holstein ist, so weiß ich es noch, obwohl sich inzwischen vieles andere durch mein Gehirn geschoben hat, weil es mir wertvoll war, dort über dieses und jenes befragt zu werden oder diese oder jene charakteristische Person von Freund oder Feind kennen zu lernen. Eine Versammlung, von der der Redner selbst gar nichts mit heimträgt, ist selten. Ich möchte mein Agitieren nie aus meinem Leben streichen, und ich kenne genug Leute von seelischem Gehalt, die ebenso denken. Was aber die Roheit der Agitationsformen anbelangt, so bin ich fern, sie zu leugnen. Es gibt geistig arme Menschen, die sich beim Agitieren nicht anders helfen können, als indem sie schimpfen. Uebrigens wird in der Presse mehr verletzt und geschimpft als in Versammlungen, weil, abgesehen von einigen Großstädten, das Volk die Politik mit Ernst auffaßt und gar keine Schimpfereien hören mag. Die letzten Tage vor der Wahl sind allerdings überall etwas derb, aber — Sie würden der l tzte sein, der daran nicht auch seine derbe Mitfreude haben könnte! Dieses Pulsieren des B.utes vor der Entscheidung ist Leben. Es gehört nicht zur polierten Aesthetik, aber es kann recht nett sein.

Und daß wir Agitatoren mit „Schlagworten“ arbeiten müssen, ist natürlich wahr. Ich halte Ihre Darstellung dieser Notwendigkeit im ganzen für richtig. Wir müssen in einer Stunde über alle Hauptgebiete der Politik sprechen. Das geht nicht, ohne daß man kurz und knapp redet, zu kurz, um alles einzelne zu beachten. Wir gleichen den Zeichnern, die eine große und verworrene Landschaft mit wenigen Strichen auf ein Blatt Papier bringen sollen. Dabei kommt stets etwas zu kurz, aber eine Kunst ist es doch. Das Reden über schwere Dinge vor Wählerversammlungen ist eine Aufgabe, die ebenso ihre artistische Eigenheit hat wie die wissenschaftliche Arbeit, nur daß hier der Kern der Leistung in einer auf die Spitze getriebenen Knappheit oder Generalisierung liegt. Ob man das Demagogie nennen soll? Dann ist auch jeder Freskomaler Demagog. Sie haben, verehrter Herr Professor, es nicht so oft wie ich erleben können, wie die Agitatoren an ihren Worten arbeiten! Ich spreche jetzt nicht von mir, da ich ja auch sonst literarische Arbeiten leiste, sondern von denen, die sich in den Betrieb der Politik in Wahlzeiten einstellen. Morgens sitzt man im Agitationszentrum beim Kaffee und spricht darüber, welche Formel man für dieses oder jenes gefunden hat. Oft erinnern diese Gespräche direkt an Präzisionsmechanik. Es kommt auf den Millimeter an. Mit Leuten, die sich nicht nach dem Maße ihrer Begabung ihre eigene Sprache zu schaffen vermögen, ist politisch überhaupt nichts anzufangen, denn sie können vielleicht eine Rede nachsagen, sind aber in der Debatte verloren. Die Debatte ist die starke Probe allen Könnens auf diesem Gebiet. Was man da Schlagfertigkeit nennt, ist Kunst und Arbeit zugleich. Einer kann es, ein anderer lernt's nie, aber so öde und tot, wie Sie es sich vorstellen, ist es wahrhaftig nicht, denn — die Gegner sind im allgemeinen auch keine Dummköpfe.

Sie schreiben: „Man geht immer lazer mit der Wahrheit, immer lazer mit der Ehre des Gegners um, und man nimmt immer mehr die Manieren eines Rüpels und eines Rowdys an — begreiflicherweise dort um so rascher und nachhaltiger, wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat.“ Auch das ist meines Erachtens ohne genügende Sachkenntnis gesprochen. Es gibt bei uns in verschiedenen Parteien eine Richtung, deren bekannteste Vertreter in der Sozialdemokratie Mehring und im Zentrum Erzberger sind,

Go gle

die aus überlegter Taktik eine ungebildete Sprache sprechen, die das pflegen, was in der Sozialdemokratie Sauherdenton heißt. Wer aber sind die Vertreter dieser Taktik? Fast durchweg studierte Leute, die im Privatverkehr sich sehr anständig zu benehmen wissen. Der Mann aus der niedersten Schicht ist auch gelegentlich roh und brutal im Ausdruck (wie sollte es anders sein können?), aber er vertritt im allgemeinen nicht diese Art der Roheit aus Grundsatz und lehnt sie ab, wenn sie zu aufdringlich an ihn herankommt. Die Redaktionen der Blätter sind oft viel ungebildeter im Ton, als es für sie nötig wäre. Und hat denn etwa bei uns bisher der Erfolg für diese Taktik der Roheiten gesprochen? Keineswegs. Daß im Durchschnitt unsere politische Sprache wilder wird, bestreite ich und würde bereit sein, aus alten Reden dieses aufzuzeigen. Ich habe zu diesem Zweck in meinem Buch „Demokratie und Kaisertum" ein Stück aus dem alten „Hessischen Landboten" abgedruckt. Wer kann heute noch so reden, selbst wenn er nicht polizeilich überwacht ist?

Was aber die „Wahrheit" betrifft, so berührt es mich eigen, wenn Sie die Verminderung des Wahrheitssinns mit dem Blick auf die niedrigsten Volksschichten hervorheben. Sind etwa die Menschen oben grundsätzlich wahrhaftiger? Ich nehme nicht an, daß Sie mit Nietzsche den Wahrheitssinn an sich für eine plebejische Eigenschaft halten, denn dazu ist er bei Ihnen selbst viel zu stark, aber daß Sie ihn für ein Privileg der Aristokraten ansehen, würde ich noch weniger begreifen. Die Volksmasse verlangt von ihren Agitatoren Wahrheit. Ob sie immer Wahrheit bekommt, ist eine andere Frage, aber es liegt dann nicht an der Masse, sondern teils an der Begrenztheit des Wahrheitserkennens der Agitatoren, teils aber und noch viel mehr daran, daß in allen politischen Dingen der Begriff Wahrheit überhaupt ein sehr fließender ist. Was dem einen seine Uhl ist, ist dem andern seine Nachtigall. Dem einen ist die Gleichheit aller Menschen Wahrheit und dem anderen ist sie Unsinn. Einer hält den Satz „Zölle trägt das Ausland" für Wahrheit und der andere für ganzen oder halben Schwindel. Man soll in diesen Dingen vorsichtig sein mit dem Vorwurf, daß die Agitatoren lügen. Es wird wenig eigentlich gelogen in der deutschen Art der Agitation, es wird aber natürlich und von allen Seiten tendenziös dargestellt. Jeder empfiehlt seine Sache. Das mag an sich etwas Niedriges sein, aber es ist nichts Schlimmeres als das, was in allem Handel und Geschäft zur Tagespraxis gehört. Die eigentliche Lüge ist, rein technisch betrachtet, nicht empfehlenswert, da sie zur Waffe in der Hand des Gegners zu werden pflegt. Nun wird sich aber auch vor denjenigen Entstellungen und Wahrheitsverschiebungen, die ich als tendenziöse Darstellung bezeichne, der besseren Redner leichter bewahren können als der schlechtere, da er die absichtlichen Uebertreibungen nicht braucht. So urteilslos, wie es nach Ihren Worten scheint, sind unsere Volksversammlungen nicht. Vielleicht halten Sie zwar auch das schon für Demagogie, daß ich die Volksversammlungen in Schutz nehme, aber selbst an dem Tage, wo ich aufhören werde zu reden, und wo ich von keiner Versammlung mehr etwas wollen werde, werde ich voraussichtlich nichts anderes sagen können. Ich kenne das Gebrause und Getöse, kenne die Hunderte von Köpfen und Augen, weiß, wie Versammlungen wogen wie Kornfelder im Winde, und ich weiß, daß für den Erfolg auf die Dauer nicht das Beiwerk entscheidet, sondern die nüchterne Willensrichtung: Das und das wollen wir! Auch dort, wo ich abgelehnt wurde, und vielleicht gerade dort, habe ich gefühlt, daß der Wille tiefer liegt als ein Versammlungsrauschen. Es gehört deshalb gar nicht zum Selbstinteresse politischer Richtungen, sich mit übermäßigem Nebenwerk zu behängen. Man kann viel wahrhaftiger bleiben, als der Fernerstehende es für möglich hält, man soll es! Unser Beruf steht unter ähnlichem sittlichen Vorurteil wie früher und teilweis auch jetzt noch die Kunst, daß sie die Sitten der Menschen verschlechtere, aber es gibt gerade in diesem Beruf sehr viel Veranlassung, sich als festen Menschen zu beweisen. Den Begriff Tapferkeit gibt

Google

es noch. Einige machen aus Tapferkeit Dreistigkeit, aber um dieser willen den Beruf in die sittliche Unterwelt zu werfen, ist falsch, ja fast möchte ich sagen: ist agitatorisch!

Das alles würde nun aber Ihren Gedankengang nicht widerlegen, falls die Grundthese richtig ist, daß Politik sachlich keinen Wert hat, denn was uns Berufspolitiker aufrecht erhält in einer harten und, was ich gar nicht bestreite, von vielen Enttäuschungen durchsetzten opfervollen Arbeit, ist der Glaube, daß die Bearbeitung des Staates ein allgemeines Interesse ersten Grades ist. Ohne diesen Glauben werden nur noch Charlatane und kleine Streber in der Politik es aushalten können. Wer, wie Sie, die Politik als eine der Illusionen der Menschheit betrachtet, wird natürlich auch den Politiker im besten Falle für einen leidlich guten Menschen mit schlecht inventarisiertem Gehirn gelten lassen. Ehe wir aber darüber sprechen können, müssen Sie die Fülle ihrer Antipolitik fertig vor uns ausgeschüttet haben. Bis dahin verbleibe ich bei aller Gegnerschaft gegen die von Ihnen ausgehende unpolitische Lebensstimmung dennoch im übrigen

in alter Verehrung

Ihr sehr ergebener

Friedrich Naumann.

Norderney.

„... In seinen vier Wänden kann man sichs ja gestehen: mein großer Amtsvorgänger hatte dort mehr Glück als unser Einer. Worans liegen mag, wissen die Götter. Ein Grund allein kanns nicht sein. So einfach liegen die Dinge nie. Und schließlich wars doch auch meine Ueberzeugung, wenn ich schon hundertmal bekannte, daß ich für die mittlere Linie schwärme. Merkwürdig; noch Keiner hat Etwas an dem Bild monirt, vielleicht, weils an die Gossenweisheit erinnert, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Schläfst Du, Suleika? Politik und Wahrheit: das giebt keinen reinen Reim. Eher ginge schon das Bild vom Parallelogramm der Kräfte, schon weils richtig ist. Unangenehm wäre nur, wenn es unbequeme Frager und Fragen riefe. Pah! seit ich Kanzler bin, stand mein Korn noch nicht auf so langen Halmen. Ists nicht viel in diesem naßkalten Sommer? (Wozu man sich jetzt an die Nordsee setzt, mir selbst ein Rätsel.) Eine Bilanz von ähnlicher Frisur habe ich noch nie auf den Tisch des Wallothauses gelegt. Wie ich mich sehne! Der November muß mich um zehn Jahre verjüngen. Wenn Sie, meine Herren, des Reiches Lage im vorigen und vorvorigen Jahre mit der von heute vergleichen und an Ihrem geistigen Auge — lügt man im Deutschen Reichstag, wenn man höflich ist? — noch einmal die Ereignisse der letzten Zeit vorüberziehen lassen, so werden Sie den Fortschritt nicht zu verkennen vermögen, der die Bemühungen der kaiserlichen Regierung so glänzend gerechtfertigt hat. Selbstüberhebung, meine Herrn, ist mir fremd, und ein Kleber bin ich auch nicht; aber die Thatsachen allein reden zu lassen, wäre vielleicht mehr unklug als bescheiden. Und Sie haben das Recht vom (allein? Lieber nicht; nur nicht an der verkehrten Stelle unterstreichen) verantwortlichen Leiter der deutschen Politik die Vorlegung eines Situationsplanes zu fordern. Wohin Sie heute sehn: überall sind unsere Interessen anerkannt, und mit allen Mächten leben wir in guten, ich darf mit Genugthuung versichern: in herzlichen Beziehungen. Dank der festen, immer maßvollen Haltung der Regierung, die sich weder durch die Uebertreibungen der deutschen, noch durch die nicht immer sachliche Haltung der fremdländischen Presse in der zielbewußten Verfolgung ihrer Wege und Absichten beirren ließ. Wenn Sie sich in den letzten November zurückversetzen wollen, so werden Sie sich erinnern, daß ich einen Grund zur Nervosität zwar nicht zugeben konnte, daß ich aber doch pflichtgemäß einige ernst mahnende Worte an das Ausland gerichtet hatte. „Eine Politik," sagte ich damals, „die darauf ausginge, Deutschland einzukreisen, einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, um es zu isoliren und lahm zu legen, wäre eine für den europäi-

Google

schen Frieden bedenkliche Politik. Eine solche Ringbildung ist nicht mögich ohne Ausübung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck, und aus Druck und Gegendruck können schließlich Explosionen hervorgehen.“ Und noch im Frühjahr war nicht Alles, wie man es im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung wünschen mußte. Das hat sich geändert. Von Einkreisung ist nicht mehr die Rede. Unsere Beziehungen zu allen Mächten sind die denkbar besten. Mit Rußland leben wir seit langem in traditioneller Freundschaft, und die Zusammenkunft von Swinemünde hätte die Bande, die uns mit Rußland verbinden, gewiß noch enger geknüpft, wenn dies überhaupt möglich wäre. Der Herr Abgeordnete Bassermann, mein verehrter Freund, hat nun freilich gemeint, diese persönlichen Monarchenbegegnungen würden heutzutage sehr überschätzt, die Politik hänge viel mehr von den realen Bedürfnissen und wirtschaftlichen Interessen der Völker ab. Meine Herren, ich bin, was das letztere anbelangt, ganz der Ansicht des verehrten Herrn Vorredners, und ich habe, seit ich auf diesem Posten stehe, für diese Auffassung der Politik gekämpft. Haben Sie je von einem Kanzler so oft das Wort „Realpolitik“ gehört wie von mir? Ich möchte aber trotzdem die Bitte an Sie richten: unterschätzen Sie den Werth solcher persönlichen Aussprachen nicht. Manches kann in ihnen gestreift werden, was sich schriftlich nur sehr schwer diskutiren ließe. Eine wesentliche Garantie des Friedens erblicken wir in dem englisch-russischen Abkommen, und wir haben es als solche mit aufrichtiger Freude begrüßt. Unsere Beziehungen zu Großbritannien haben eine erfreuliche Besserung erfahren, die Zeiten der gegenseitigen Verstimmung sind vorüber. Man darf hoffen, daß die Mißverständnisse, unter denen sie litten, nicht mehr wiederkehren. Seine Majestät, der König von England, hat unsern Kaiser in Wilhelmshöhe besucht, und es wurden dort, wie Sie seiner Zeit ja wohl aus den Blättern ersehen haben, alle zwischen England und Deutschland schwebenden Fragen erörtert und in durchaus cordialem Einvernehmen erledigt. Eine wesentliche Besserung der Gesammtsituation wurde damit erreicht; und eine Rückkehr zum Normalen. Denn wer die Dinge mit dem kühlen Auge des Staatsmannes überprüft, kommt nothwendig zu dem Resultat, daß ein politischer Interessenstreit zwischen Großbritannien und Deutschland nirgends besteht. An keinem Punkt der Erde giebt es Verhältnisse, die zur Regelung nach der ultima ratio regis riefen, so oft unverantwortliche Schreier sich auch Lärmepisteln übers Wasser sandten. Fast noch besser stehen wir momentan mit Frankreich. Die Detente macht die erfreulichsten Fortschritte, bessere, zu unserm lebhaften Bedauern, als die Pacifikationsarbeit in Marokko. Es wäre dringend zu wünschen, daß in diesem fortdauernd gährenden Lande die Schaffung ruhiger und gesicherter Zustände sich verwirklichen ließe. Meine Herren, nun hat Einer der Herren Vorredner unsere Haltung bei Beginn der neuen Marokkowirren getadelt und hat gemeint, wir hätten aus der Situation mehr Nutzen ziehen können. Es giebt, meine Herren, auch andere als nur materielle Erfolge in der Politik, und ich darf mit Genugthuung konstatieren, daß unsere Haltung überall verstanden und gewürdigt worden ist. Haben wir denn nicht Alles, was wir wollten? Sind die Gründe, die vor zwei Jahren die Gemüter beunruhigten und Gewölk am politischen Himmel zusammentrieben, nicht verschwunden? Man hat behauptet, wir gönnten Frankreich keinen Machtzuwachs. Die Behauptung ist, wie nun jeder sieht und, wenn er ehrlich ist, auch zugiebt, aus der Luft gegriffen. Wogegen wir damals Einspruch erhoben, war die Art, in der über Dinge und Verhältnisse entschieden wurde, an denen wir Interessen hatten, ohne uns zu fragen. Keine Großmacht konnte sich Aehnliches ohne Einbuße an Prestige gefallen lassen. Unsere Haltung Frankreich und Marokko gegenüber ist eine einzige Kette von Consequenz. Und Consequenz ist für eine erfolgreiche Politik ein wesentliches Element. (Friedrich Wilhelm? Oh, Herr Bebel, es haben sich auch Andere gemausert. Warum in die Ferne schweifen? Wenn Sie sich selber prüfen wollen . . .) In Marokko, meine Herren, geht nichts vor, was wir nicht mit aufrichtiger Billigung sehen könnten. Es liegt mir daran, dies auch von dieser Stelle aus vor der Oeffentlichkeit festzustellen. Und ich kann die Herren versichern, daß man gründlich auf dem Holzwege ist, wenn man wieder einmal behauptet hat, daß wir durch die persönlichen Willensäußerungen Seiner Majestät in Kiel, in Swinemünde und Wilhelmshöhe in der Freiheit unserer Entschließungen beein-

Google

trächtigt worden seien. Davon kann nicht die Rede sein, und es ist doch sehr merkwürdig, daß dieselben Herren, die den König von England nicht laut genug loben können, jeden Schritt unseres Kaisers mit illoyalen, ja wohl, meine Herren, mit für einen Patrioten illoyalen Commentaren begleiten. Auch ich weiß die hohen Qualitäten Seiner Englischen Majestät zu schätzen, aber ich kann den Wunsch nicht unterdrücken: behandeln Sie die Handlungen unseres Kaisers mit demselben Wohlwollen, und viel Unzufriedenheit wird aus dem Lande verschwinden. Im Uebrigen ist mir wirklich nicht ganz klar, was wir im vergangenen August hätten thun sollen. Keiner der Herren hier hat verlangt, daß die Morde von Casablanka ungesühnt bleiben sollen. Und Frankreich vorschreiben, was ihm erlaubt, was nicht erlaubt sei, wäre, solange es sich innerhalb der Satzungen von Algeciras bewegte, lächerlich gewesen und hätte gerade zu der diplomatischen Vereinsamung geführt, die man bei uns mit so viel Leidenschaft und Uebertreibung in den letzten Zeiten diskutirt hat. Sollten wir vielleicht mobil machen? Oder unsere Flotte zum Schutze Marokkos nach der Atlasküste senden? Nur ein Narr, meine Herren, konnte auf solche Gedanken kommen. Ein Staatsmann muß sich immer der Verantwortlichkeit, die er hat, bewußt bleiben, und wird so leichtfertig nicht mit so ernsten Dingen spielen. „Mit der gewaltigen Maschine, hat Bismarck einmal gesagt, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist, es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein wie der von 1870. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen mit diesem furor teutonicus, der sich dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Diese Ueberlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen sind“. Haben Sie in unserem Volke etwas von dieser Stimmung bemerkt? Ich nicht. Was also hätten wir thun sollen? Unsere Interessen in Marokko sind gewahrt und ihre Unantastbarkeit ist durch die Algericasakte gewährleistet. Den Hans in allen Gassen zu spielen, das habe ich früher schon einmal gesagt, halte ich nicht für ein Gebot der Staatsklugheit. Sie können daraus ersehen, daß die Conferenzakte doch etwas mehr ist, als ein beschriebenes Stück Papier, wie blinder Fanatismus sie genannt hat. Und ob wir heute noch viel von Marokko sähen, wenn Algericas nicht gewesen wäre, ist doch immerhin die Frage. Und vielleicht finden Sie, wenn Sie die Vorgänge einmal von dieser Seite aus betrachten wollen, daß unsere Politik doch ganz leidlichen Erfolg gehabt hat. Im Uebrigen hat sich sonst nichts von Bedeutung seit Ihrem letzten Zusammensein verschoben. Nach wie vor bleibt der Dreibund die Basis unserer auswärtigen Politik, und ich freue mich, konstatieren zu können, daß er im Laufe der Jahre von seiner Festigkeit nichts verloren hat. Im Gegentheil. Er hat durch herzliche Aussprache meiner verehrten Herrn Collegen in Desio und auf dem Semmering eine wesentliche Festigung erfahren und er wird, wie bisher, eine Friedensbürgschaft von unschätzbarem Werthe bleiben. In Algeciras schrieb Herr Visconti-Venosta der Gräfin Tattenbach ins Album: Pax hominibus bonae voluntatis. Prägnanter und kürzer läßt sich Tendenz und Aufgabe des Dreibundes in der That nicht umschreiben. Es sind, wie Sie wissen, Versuche gemacht worden, auch diesen erfreulichen Vorkommnissen eine für uns ungünstige Seite abzugewinnen. Daß sie dem in die Verhältnisse Eingeweihten nur ein Lächeln abnöthigen, versteht sich von selbst. Die überall zu Tage getretenen, ehrlichen Bemühungen um die Stabilität des Friedens wird ohne günstige Einwirkung auf die wirthschaftliche Entwicklung der Völker nicht bleiben. Und an der Erreichung dieses hohen Zieles redlich nach dem Maß ihrer Kräfte mitgeholfen zu haben, sind wir uns bewußt. Daran weiter zu arbeiten, wird immer die oberste Richtschnur unseres Handelns bleiben. Das haben wir bei jeder Gelegenheit bewiesen; im Haag, wo, wie ich gerne auch an dieser weithin sichtbaren Stelle anerkennen möchte, sich unser Delegierter, Herr von Marschall, mit hervorragendem Geschick der großen Aufgabe gewidmet, sich die ungetheilte Anerkennung

Google

seiner Collegen erworben hat; und auf der anderen Seite in allen Dingen der praktischen Politik. Das Urtheil, ob wir mit diesem zielbewußten Festhalten an dem bisherigen maßvollen, doch bestimmten Gang unserer internationalen Geschäfte zum Nutzen des Vaterlandes gewirkt haben, überlasse ich getrost, meine Herren, Ihrer Einsicht. Und wenn es, wie ich nach den skizzierten Unterlagen, die ich mit ein paar Worten Ihnen zu geben bemüht war, hoffen darf, günstig lauten sollte, so wollen Sie, bitte, nicht vergessen, daß die erzielte Besserung der allgemeinen Situation nie ohne die kluge und thatkräftige Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers erzielt worden wäre, dessen aufrichtige, wennschon lange verkannte Friedensliebe . . .

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen, Die jetzt meine ganze Seel' umfassen, will der tierische Laut nicht passen. Das kannst Du den Rothen um Bebel überlassen. Ein Segen übrigens, daß ich die Schwarzen wenigstens in der Tasche habe. Und daß Alles so glänzend geht, seit Phili weg ist. Diesmal riecht keiner die Politur. Und die Ueberreichung eines Lorbeerkranzes ist nicht geschäftsordnungswidrig. Zum Glück. Bassermann wird die Sache schon machen. Selbst die Niedertracht dieses Wetters soll mir die goldne Heiterkeit nun nicht rauben. Und mein Erbe: sehe jeder, wie ers treibe, sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle. Andres war mir in diesen 10 Jahren auch nicht beschieden.

Karl Schnitzler.

Englische Heerführer in Zukunftskriegen.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Im Haag ertönen Friedensschalmeien. England vertritt unter der Maske des Abrüstungsvorschlags Beuterecht und Handelsfreiheit der Neutralen. John Bull ist ein guter Geschäftsmann.

Es ist was Schönes um Flankenstellungen — d. h. strategische. Die taktischen haben stets Schwächen — und so gut wie Daun bei Colin vor nunmehr 150 Jahren geht's selten. Das Wort des großen Königs: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so sollte kein Schuß in Europa fallen ohne meinen Willen", bekräftigt das. Mächtig erwächst im Osten ein neuer Machtfaktor: Japan. Der begehrte Bundesgenosse Englands, Frankreichs guter Kamerad. Neben seiner nationalen Volkskraft, Lebensenergie und Produktivität wurzelt sein Leistungswert in seiner strategischen Flankenstellung zu Ostasien.

Im Okzident ist ein gleicher — wohl noch größerer Machtfaktor: Deutschlands Heer. Deutschlands zentrale Lage ist aber die Schwäche seiner strategischen Position. Ringsherum Feinde oder zweifelhafte Bundesgenossen.

Mr. Haldanes Armeereform beabsichtigt nichts anderes, als die englische Armee zum Offensivkampfe auf europäischem Kriegstheater zu befähigen. Natürlich an der Seite eines starken Mitkämpfers — der nur Frankreich sein kann. Diese Schlußfolgerungen ergeben sich von selbst, ein Zweifel ist ausgeschlossen — auch die gastronomischen Journalistenverbrüderungen ändern darin nichts, so willkommen solche Bestrebungen auch sein mögen. Sechs mobile Felddivisionen und 14 Territorialdivisionen will England aufstellen, daneben die Miliz als Reserve zur Auffüllung der ersteren. Für die Feldarmee werden die für einen Offensivkrieg benötigten Trains im Frieden aufgestellt. Bislang nicht geschehen — und in diesem Umstand liegt der Ausdruck der Offensive, d. h. der strategischen. Ob bei Antwerpen, oder an Hollands Grenze — ob . . . Doch: sei es, wo es sei.

Go gle

Den englischen Generälen fehlt in ihren Führerqualitäten ein wichtiges Erziehungsmoment: große europäische Kriegsvorbildung . . . Führung größerer Verbände im freien Gelände. Ersteres möge ihnen noch lange vorenthalten werden, letzterer Umstand wird bleiben, er resultiert aus kulturellen Verhältnissen. Wie sehr die Manöver dadurch eingeengt werden, erwies sich im letzten Jahre bei dem Aldershot-Armeekorps, wo der Stellungskrieg durch das räumlich eingeengte Gelände in den Vordergrund trat, Portsmouth mit seiner Besatzung von 8000 Mann einfach ausgeschaltet wurde.

Es ist eine scharfe Dissonanz, die in die Haager Friedenskonferenz hineinklingt: die Bewilligung von Haldanes Reformorganisation der auxiliary forces — den Cadres zu jenen 14 Territorialdivisionen. Denn sie bilden nur das Gegenstück zur offensiv gedachten Feldarmee. Und wie ernst es den Engländern damit ist, ihren Truppen eine kriegsgemäßere Ausbildung zu geben, wie bisher, erhellt daraus, daß unter General Scobell zurzeit Manöver der Kavalleriedivision im schottischen Berggelände stattfinden. Daran schließen sich Manöver von 12000 Mann der auxiliary forces — volunteers und yoemanry — im Süden Englands.

Als Oberführer bei kommenden Kriegsereignissen ist Generalleutnant Sir John French anzusehen, zurzeit noch Kommandeur des Aldershot-Kommandos, vom 1. Okt. d. J. ab Generalinspekteur der englischen Armee. Bei der Marine eingetreten, 1874 zur Kavallerie versetzt. Seine geschickte Führung der Kavallerie im Burenkriege ist noch in aller Erinnerung. Er war es, der Cronje den Weg verlegte und wesentlich zum Ersatz Kimberleys beitrug. Er spricht Deutsch, wohnte 1902 den Kaisermanövern bei und gilt als guter Kenner der deutschen Armee und deutscher Verhältnisse. Unbedingt ein tüchtiger General, voller Ruhe und Entschlußkraft, frisch und elastisch, auch ein Vertreter rücksichtsloser Offensive, der großes Vertrauen in der Armee genießt. Die Eigenschaften, welche General French im vorigen Jahr bei Leitung der Manöver des Aldershot-Armeekorps betätigte, waren andererseits doch geeignet, die hohe Meinung, welche man hier auf dem Kontinent von ihm als Führer hat, zu beeinträchtigen, was freilich dem keinen Abbruch tut, daß General French ein äußerst energischer, zielbewußter Mann ist, der alles, was er einmal begonnen hat, auch zu Ende führt. Unter anderem äußerte er, daß in Deutschland die Divisions-Kommandeure eigentlich nur im Kaisermanöver zur selbständigen Führung ihrer Division gelangten. Er übersah dabei, daß fast bei jedem Armeekorps in Deutschland alljährlich Korpsmanöver stattfinden. Er selbst aber bevormundete seine Führer noch in ganz anderer Weise. Er vereinigte in seiner Person Leitung und Parteiführer, somit den kriegsmäßigen Verlauf jeder Uebung hemmend und zerstörend. Auf seinen Uebungen lastete der Fluch der Stellungstaktik. Als veraltet fiel besonders das Aufmarschieren in engen Formationen beim Zusammentreffen, ohne zum Angriff zu schreiten, auf.

Als Chef des Stabes der Armee ist Generalmajor Sir W. Nicholson in Aussicht genommen. Er ist zurzeit noch Abteilungschef im Generalstab und vom 1. Oktober ab Chef des Großen Generalstabes. Ein hochbefähigter, begabter Offizier, der sich als Generalstabsoffizier auch in schweren Lagen bewährt hat. Ein Mann von großer Energie und seltener körperlicher Frische und Leistungsfähigkeit. Man sieht in ihm einen zweiten

Google

Kitchener und hofft und erhofft von General French und diesem Chef ein glückliches Zusammenwirken wie das Blüchers und Gneisenaus.

Zum Führer der Kavalleriedivision ist Generalmajor H. D. Scobell bestimmt. Eine jugendliche Erscheinung. Er ist Offizier seit 1879, frisch, unternehmend, von raschem Entschluß. Vertreter der Attacke. Im Burenkriege kommandierte er die 5. Ulanen, später die 2. Dragoner. Zurzeit leitet er die Kavalleriemanöver in Schottland. Generalmajor J. M. Grierson (1. Inf.-Div.), Offizier seit 1877, Generalmajor seit 1904. Er nahm 1882—85 am Mahdi-Feldzug teil, 1888 an Indiens Nordwestgrenze und ist hier noch in guter Erinnerung, wo er 1896—1900 Attaché bei der englischen Botschaft war. Sodann dem Oberkommando in Südwest-Afrika zugeteilt, trat er später zum Stabe des Grafen Waldersee in China. Ein fleißiger Arbeiter, Freund des Königs, doch weniger Zutrauen in der Armee genießend. Seine Leistungen im Manöver 1904 fielen nicht besonders günstig auf.

Generalmajor Sir Bruce M. Hamilton (2. Inf.-Div.), Offizier seit 1877. 1879—1880 Afghanischer Feldzug. 1881 Burenkrieg, 1895 Ashanti-Feldzug, 1900 Burenkrieg im Stabe der 2. Division. Ein fähiger Offizier und guter Führer. Er ist nicht zu verwechseln mit Sir Tom Hamilton, der seit 1873 Offizier und jetzt Kommandeur des Südkommandos ist. Er wird im Kriegsfall voraussichtlich besondere Verwendung finden. Nahm teil am Burenfeldzug 1881 und 1899—1901, zeitweilig als Führer der berittenen Infanteriedivision. Im russisch-japanischen Kriege befand er sich als Attaché auf japanischer Seite. Sein Buch über diesen Krieg ist nicht frei von einer gewissen Selbstüberhebung und hat seinerzeit in Japan Mißstimmung erregt.

Generalmajor W. E. Franklyn (3. Inf.-Div.) ist bisher nicht besonders hervorgetreten. Er befand sich lange Zeit im Kriegsministerium und hat den Ruf eines fleißigen, stillen Arbeiters.

Als sehr tüchtiger, fähiger Offizier, jung, frisch und voller Initiative gilt der Führer der 4. Division, Generalmajor E. Belfield, bisher Kommandeur der 4. Brigade.

Der Kommandeur der 5. Division L. E. Branley ist wenig bekannt.

Generalmajor S. W. Parsons (6. Inf.-Div.) war ursprünglich Artillerist, nahm am Burenkrieg 1899—1900 teil und war dann General-Inspekteur der Kavallerie in Indien, ein junger, frischer, sehr intelligenter Offizier.

Das sind die Männer, auf denen Englands Zukunftshoffnung ruht. Sie haben jedenfalls den Vorzug der napoléonischen Generäle — den der Jugend. Man kann aber diesen kleinen Kreis nicht schließen, ohne hinzuweisen auf den gewaltigen Organisator der englisch-indischen Armee: Lord Kitchener, der in nie rastender, zielbewußter Arbeit Indiens Armee zusammengeschweißt zu einem scharfen Schwert, das auch zu offensiver Tätigkeit außerhalb Indiens geeignet ist.

Lord Methuen leitete zwar im vorigen Jahre noch die Manöver des Ostkommandos bei Brighton-Lewis—Newhaven vom 4.—31. August. Seine Verwendung wird sich aber voraussichtlich nur bei den territorialen Truppen im Innern des Landes vollziehen.

Im Haag erklingen die Friedensschalmeien. Sie wurden schon einmal zur Kriegstrommete

Google

Bemerkung über Goethe.

Von Georg Simmel.

Es ist die allgemeine Meinung, daß Goethe ein großer Vergesser war: mit dem Vergangenen abgefunden, ruhig alle Schwierigkeiten abstreifend, zu denen die Konsequenzen unserer Taten werden, alles Nachrückwärtssehen, Nachrückwärtsempfinden vermeidend, sobald es den Blick und Schritt nach vorwärts hemmen wollte. Daß man ihn so von dem frei glaubt, was man gern die überflüssigen Schmerzen nennt — weil sie freilich für die Lebenszwecke der meisten Menschen nicht notwendig sind, — das ist wohl das wesentliche Ingrediens der Bewunderung einerseits, der moralischen Reserve andererseits, denen die „Lebenskunst" Goethes begegnet. Ich glaube, daß man damit in Goethe eine Oberflächlichkeit hineingedeutet hat, die vielmehr auf der Seite dieser Deutung zu suchen ist; daß ganz umgekehrt Goethe so tief und schwer an Vergangenheiten gelitten, die Folgen seines Tuns so bannend und lastend empfunden hat, wie es wenigen auferlegt ist. Durch seine Gedankenwelt geht dauernd das Motiv von den Geistern, die man nicht los wird, wenn man sie einmal gerufen hat; von dem Zweiten, bei dem wir Knechte sind, wenn uns auch das Erste freigestanden hat; von den Dämonen, die man „schwerlich los wird": „das geistig strenge Band ist nicht zu trennen"; und eine wenig bekannte Stelle aus den „Maskenzügen", wo er von „Geistern" spricht:

„— wenn man sie nicht stracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch so still getan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen."

Die Zahl solcher Aeußerungen — weit über diese im Augenblick bereiten hinaus — kann nicht Zufall sein. Sie haben vielmehr alle innerhalb ihrer Umgebungen den eigentümlichen Charakter, den man an manchen Harmonien oder Takten bei Beethoven findet: jeder gehört völlig in den sozusagen objektiven Zusammenhang des Stückes hinein, ist durch dessen rein musikalische Logik völlig begreiflich und notwendig — zugleich aber weist er noch in eine ganz andere Dimension, in die des Subjekts; während er nur um seines Vorher und seines Nachher willen dazustehen scheint, schreit doch wie von unten und von innen her gerade in ihm die Seele auf, in die rein künstlerisch-musikalische Kontinuität, die sich auch durch ihn hindurch knüpft, reißt er zugleich ein Loch, durch das man unmittelbar in die Qual der darunter lebenden Seele hinabblickt. So wirken bei Goethe diese Stellen, deren jede freilich ihre notwendige Rolle in dem ganzen Kunstwerk spielt, in denen aber zugleich ein Erleben jenseits der Kunst hervorbricht. Und derselbe Ton klingt, wenn er einmal ganz aphoristisch, ohne jede Begründung oder Folgerung, schreibt: „Wir leben alle vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zugrunde"; so daß die „Lebensregel": „Willst du dir ein hübsch Leben zimmern, Mußt dich um's Vergangene nicht bekümmern" — wie die meisten Lebensregeln aus der bitteren Erfahrung des Gegenteils gequollen ist. Oder glaubt man im Ernst, daß Goethe seine eigene Existenz als „ein hübsch Leben" bezeichnen wollte?

Google

In Goethes Leben begegnet der merkwürdige Instinkt, lange nach dem Bruch mit früheren Geliebten sie wiedersehen zu wollen; so Friederike, so Lili. Sollte das wirklich nur das ästhetische Bedürfnis nach einem „harmonischen Abschlusse“ sein? Dieser etwas äußerliche Aesthetizismus liegt sonst nicht in Goethes Wesen. Ich möchte es umgekehrt auf jenes Leiden an den „Gespenstern“ zurückführen. Für diesen Menschen einer unvergleichlich anschaulichen Phantasie, deren Grenze gegen die Halluzination manchmal zu verschwimmen scheint, lebte das Gewesene in der Form der „Dämonen“, der „Geister“, deren quälende Gegenwart man nicht los wird. Gegen Geister aber gibt es kein besseres Mittel als Wirklichkeit. Vielfach ist beobachtet, wie man eine Melodie, die uns in den Ohren klingt und uns verfolgend peinigt, nur los wird, wenn man sie spielt. Von dem, was uns in der Form des Gespenstes ängstet, erlöst uns oft eben dasselbe, sobald wir ihm in der Form der Wirklichkeit begegnen. — Das fortwährende Drängen auf Anschauung, das Goethes seelisches Leben durchzieht, ist nicht nur der Ausdruck seines Künstlertums, das im Anschauen der Welt noch einmal die Einheit mit ihr sozusagen physisch vollzieht, die das metaphysische Wesen des Genies ausmacht; sondern es war zugleich das Gegengewicht gegen die dunkeln Mächte des Innern, das Gegenwartslicht, das die Schatten der Vergangenheit auflöste. Wo er von der Anschauung spricht und von der Lebendigkeit des Gegenwärtigen, ist es immer wie ein Aufatmen und eine Befreiung. Den Druck, unter den die Erschütterungen seines Erlebens auch nach dessen Erinnerungen und Weiterwirksamkeiten stellten, hat man übersehen, weil man nur die ungeheure Gegenkraft bemerkte, die freilich in seinem Schaffen, in dem sichtbaren Ausgang des Kampfes, den Sieg behielt.

Man hat mit Recht betont, daß Goethe der „historische Sinn“ fehlte. Der Wert der Geschichte, wo immer er von ihm spricht, ist ihm nur die sachliche Bedeutung von Dingen und Menschen, die sich zufällig auf verschiedene Zeiten verteilen, nur der Ertrag, den die unmittelbare Gegenwart als Frucht der Vergangenheit erntet. Daß die Geschichte eine besondere Form des Geistes ist, eine einzigartige Anordnung und Entwicklung von Lebensinhalten, bedeutsam noch jenseits des weiterlebenden Wertes dieser einzelnen — das war ihm verschlossen. Aber das ist nicht einfach eine Lücke seiner Intelligenz. Die ungeheure Positivität dieser Natur bewirkt, daß alles, was ihr fehlt, nur die Rückseite von etwas ist, was sie besitzt. In Goethe war nicht nur Gleichgültigkeit gegen die Geschichte, sondern — wenn man es etwas stark ausdrücken darf — ein Haß gegen sie. In dem Gedicht an die Vereinigten Staaten bricht er aus: das „unnütze Erinnern“ ist ihnen erspart, die „verfallenen Schlösser“; und in diesem Zusammenhang wünscht er ihren künftigen Dichtern, vor „Gespenstergeschichten“ bewahrt zu bleiben. Sein Lebensgefühl hatte eine unvergleichliche „Gegenwärtigkeit“, was nicht als Kraftquelle in die Leistung des Augenblicks einfloß, empfand er als einen Fremdkörper im Leben, das Sichforterbende leicht als eine „ewige Krankheit“. Mit der größten Tiefe und Klarheit sagte er einmal, nach dem Bericht des Kanzlers Müller, er statuiere keine eigentliche Erinnerung; unsere Erlebnisse vielmehr müßten sich gleich von Anfang an in unser Inneres verweben und fortbildend ein neues Ich in uns erzeugen. „Es giebt gar kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet.“ Wenn nun aber das wirkliche innere Leben sich dieser Forderung aus seinem letzten Sinn heraus dennoch nicht fügte, wenn die Vergangenheit in starrer Beharrlichkeit hineinragte, so wird

Google

begreiflich, daß er sie als das Ungehörige, als das Gespenst empfand, als den Dämon, den man nicht los wird, nachdem ihm das „Erste“, seine ehemalige Wirklichkeit in unserem Leben, Macht über uns gegeben hat. Wenn einem solchen Geist der „historische Sinn“ fehlt, so ist das sicher mit seinen tiefsten, unmittelbar nur im Gefühl ansprechenden Seinsbeschaffenheiten verwachsen. Und mir scheint, daß die ungeheure Qual, die die irgend weiterlebende Vergangenheit für ihn bedeutete, der Widerspruch, der von dorther den Rhythmus seines Wesens lähmte, der letzte Grund jenes Mangels war. Er konnte das Dasein nicht historisch begreifen, konnte ihm nicht die abgeklärte, beruhigt ideelle Form geben, die es innerhalb der Kategorie des Historischen erfährt, weil alles Vergangene, das nicht verschwunden war, durch seine leidenschaftlich anschauliche Phantasie immer eine Wirklichkeit behielt; damit wurde sie ihm zum Gespenst, das ja nichts ist als das Unwirkliche, das sich das Dasein und die Kraft des Wirklichen anmaßt. —

Es ist sehr merkwürdig, wie sich an dem Bilde Goethes selbst der Irrtum wiederholt hat, den er selbst am Bilde des Griechentums beging. Denn daß dieses hundert Jahre hindurch als die Vollendung innerer Harmonie, glücklicher Ausgeglichenheit, „klassischer Ruhe“ erschienen ist — das geht auf Goethes Auffassung von ihm zurück. Wir wissen jetzt, daß dies eben das Andere des griechischen Lebens war, die künstlerische Erlösung von seiner Rastlosigkeit, seinen Gefahren, seinen Widersprüchen, seiner Problematik, ja, seinem Pessimismus. Und wie eine weltgeschichtliche Rache für dieses Mißverständnis ist es, wenn Goethe allgemein als der „Olympier“ gilt, der in kühler Helle wandelte, in ästhetischem Gleichgewicht und mit der leicht geübten Kunst des Vergessens alles Trübe und die ganze innere Hexenküche des Lebens hinter sich lassend. Auch ihm gegenüber wird diese Oberfläche nicht lange mehr sein wirklich gelebtes Sein zu offenbaren scheinen.

Riccardo Ripamonti.

Von Georg Brandes.

Schweigend und einsam lebt er Tage und Wochen in seinem Mailänder Atelier in seine Arbeit vertieft. Wird er ihr aber von einem Freunde entführt, so ist der stumme Einsiedler verwandelt. Es öffnen sich die Schleusen seiner Mitteilungslust, seines Dranges, auszusprechen, was er auf dem Herzen hat, über Kunst und seine Kunst, begeisterten Glauben, von innen herausgearbeitete Lehren, Erfahrungsresultate, und er schwelgt in unaufhaltsamer Beredsamkeit stundenlang, einer Beredsamkeit, die jede Fiber seines Gesichtes und seines Körpers bewegt. Vom Italienischen springt er alsbald zum Mailänder Dialekte über, der seine Sprache ist.

Er ist nicht imstande, sich beim Sprechen ruhig zu halten. Selbst wenn er bei Tische sitzt, muß er aufspringen, ein paar Schritte nach rechts, nach links machen, seine Worte mit der entsprechenden Pantomime begleiten. Er spricht nicht bloß, er spielt seine Rede. Verweilt er bei einer Physiognomie, so ahmt er sie nach; erwähnt er eines Werkes der Bildhauerkunst, so stellt er die Figur dar oder drückt sich an die Wand hin, um einem die Vorstellung eines Reliefs zu geben. Klein von Gestalt, hager, lauter Nerven und Feuer, trotz seiner 55 Jahre lebensvoller als irgend ein südländischer Jüngling, läßt

Google

er alle Menschen seiner Umgebung, selbst solche, die sonst lebhaft erscheinen, sich steif und phlegmatisch ausnehmen.

Wäre das Geschlecht der Enthusiasten im Aussterben begriffen, man könnte es mit Hilfe dieses Italieners wieder ins Leben rufen.

Erst 14 Jahre alt, zog er 1866 mit Garibaldis Freischaren in den Krieg. Jung und schmächtig, wie er war, konnte er es nicht so leicht durchsetzen, daß man ihn nahm; als der Kapitän ihn abgewiesen hatte, bettelte er beim Obersten und wurde Soldat. Auch den Feldzug von 1867 machte er unter Garibaldi mit.

Mit Statuen des Nationalhelden ist Italien nunmehr besäet; jedes Oertchen hat die seine, selbst Städte, so klein wie Intra, von Nizza und Genua, Rom und Palermo zu geschweigen. Die meisten dieser Bildsäulen sind jedoch unbedeutend und keine hat das auszudrücken vermocht, was den Zauber des Mannes bildete, das einzige, worauf es ankommt. „In seinem Blick lag etwas Uebermenschliches," sagt Ripamonti. „Wenn man, von tagelangen Märschen ermattet, krumm dastand, wurde man stramm und kampflustig, sowie sein Auge auf einen fiel. Eines Tags, als die Kugeln so dicht schwirrten, daß ein Verbleiben an dem Orte unmöglich schien und selbst die Offiziere Garibaldi Vorstellungen machten, hielt er unbeweglich an der Stelle und antwortete nur: Siegen oder sterben. — Seine Reden waren selten viel länger." — Weshalb hat niemand eine Statue Garibaldis bei Riccardo Ripamonti bestellt? Er war der Mann, ihr den Ausdruck zu geben, der den anderen Denkmälern des Befreiers von Italien fehlt.

Das Naturell, das den Vierzehnjährigen trieb, sich den Strapazen und Gefahren eines Feldzugs auszusetzen, glüht auch noch in dem Fünfziger. Sein Wesen ist eitel Begeisterung, die keine Enttäuschung, kein Mißgeschick eines Lebens zu dämpfen vermochte, das reich an Mißgeschick und reich an Enttäuschungen gewesen. Sein Geist ist ein Kampfgeist, der in unablässiger Opposition gegen alles lebt und webt, das ihm im Leben als unwürdig und in der Kunst als akademisch erscheint, und das Akademische ist ihm ein weiter Begriff. Er rechnet allen Kultus der Schönheit der Linie als solcher dahin, jede Stellung und jede Bewegung, die nicht ausschließlich von dem Gefühl des Künstlers für das Wahre und seinem Willen es wiederzugeben, bestimmt sind. Selbst ein so seelenvoller Künstler wie Bartholomé entgeht seiner abfälligen Kritik nicht. Rodin ist derjenige unter den zeitgenössischen Bildhauern, zu dem er emporsieht. Er hegt denselben Unwillen gegen offizielle Autoritäten wie dieser, und nicht ohne Grund; denn sie haben ihm das Leben sauer gemacht.

o

Ripamonti nähert sich hier und da durch die Anmut der Formen wie die unmittelbar ansprechende Harmonie der Linien dem reinen Klassizismus, der dekorativen Kunst. So im „Wasserträger", einer schmächtigen, nackten Jünglingsgestalt, die einen großen Tonkrug in beiden Händen hält und ihn zur Seite neigt; so im „Scheibenschießen" bei dem jungen, nackten, sitzenden Manne mit dem Gewehr in der rechten ausgestreckten Hand und der Scheibe in der Linken; in seinem „Caligula", der weibisch auf der Arena tanzt, einen Dreizack in der Hand, den Schlangenring am Arme, schön in jeder Bewegung, wiewohl gestempelt von des Bildhauers Verachtung.

Go gle

Doch nicht in diesen Arbeiten tritt sein Wesen hervor; vielmehr in den strengen und rauhen Werken. Zum Teil in „Tubalcain", der wilder, primitiver ist, als der von Wilhelm Bissen. Ripamonti hat den unzivilisierten Erfinder darstellen wollen, der Zivilisation schafft. Die Steinaxt in der rechten Hand, die erste Hacke in der linken, steht er da, sein Werk bestaunend, nun es fertig ist, indem er in das Loch zwischen die Blätter der Hacke einen kräftigen Ast getrieben. Weit eigenartiger ist Ripamonti im „Kain", einer gewaltigen, halb affenartigen Gestalt, düster, elend, häßlich in ihrer symmetrischen Stellung mit den hängenden Armen und Fingern, von denen das Bruderblut förmlich zu träufeln scheint.

Der eigentliche Durchbruch von Ripamontis Genie dürfte jedoch erst in seiner Gruppe „Dies irae" (Tag des Zornes) vorliegen, dieser Gruppe, die dem ausgezeichneten Bildhauer Vela einen Ausruf der Bewunderung über die außerordentliche Neuheit ihrer kühnen Linien entlockt hat. Die Gruppe stellt einen Sklaven oder einen römischen Gladiator dar, der den Leichnam seines Kameraden oder Bruders, den er vom Galgen abgeschnitten, mit nach oben gekehrtem Gesichte über die Schulter geworfen hat und nun drohend dahinschreitet, den Toten auf dem Rücken und das Messer, womit er den Strick durchschnitt, in der Recht n. Hier ist das Aeußerste an aufrührerischer Leidenschaft unter der ausdrucksvollen Antithese der Gegensätze aufgeboten, und dennoch gestaltet sich das Zusammenspiel der Leiber und Glieder derart, daß das Ganze von allen Seiten schön ist.

Großes Aufsehen hat Ripamontis Riesenstatue „Borgia" erregt. Sie stellt den Papst Alexander VI. im Alter dar; nackt daliegend, auf den rechten Arm gestützt; kahlköpfig und abgestumpft, doch noch mit den schönen Gesichtszügen, die Pinturichio porträtiert hat; kräftig gebaut, doch von ewigen Ausschweifungen geschwächt, schlaff und von Wohlleben feist. Die fleischige Brust, die tiefen Wulste des schlappen Wanstes, die weichen Muskeln dieser Arme und Beine entsprechen dem unwürdigen Ausdruck der gierigen Augen und des einst schönen, nun garstigen Mundes mit der vorspringenden und hängenden Unterlippe.

Den stärksten Eindruck auf die Menge wie auf die Kenner dürfte aber die „Rechtsirrtum" (Errore giudiziario) betitelte Arbeit von Ripamonti gemacht haben. Im elenden Gefangenenanzuge, mit einer Eisenkugel an den linken Knöchel gefesselt, die Füße in zwei Holzsandalen ähnlich unseren Badepantoffeln, in denen man kaum gehen kann, die schirmlose Mütze der italienischen Gefangenen auf dem Kopfe, hockt ein Mann auf einem Erdklumpen, die beiden Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, mit halboffenem Munde vor sich hinstarrend, ganz verloren in Grübeleien über das Furchtbare, Unbegreifliche, das ihm widerfahren, unschuldig zu so Gräßlichem verurteilt zu sein. Die vielen Ecken und Kanten der Gestalt, ihre Haltung, die ein Versunkensein in eine einzige Frage unter völliger Teilnahmslosigkeit gegen alles Uebrige verrät, entsprechen auf das genaueste dem Grundgedanken, der dem Künstler im Sinne gelegen.

Das jüngste Werk, das Ripamonti geschaffen hat, ist eine Reiterstatue: Napoleon, der von der Wahlstatt bei Waterloo fortreitet. Die Abspannung nach der Niederlage ist hier in gleicher Weise bei dem Pferde wie bei dessen Reiter durchgeführt, während die Trauer über das eben Erlebte, die Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit, ihren erschöpfenden Ausdruck in dem Blick des Kaisers erhalten haben. — Eine Bronzereproduktion davon dürfte gegenwärtig bei Keller & Reiner in Berlin ausgestellt sein.

Go gle

Ein in seinem Streben ursprünglicher Künstler befindet sich im heutigen Italien in keiner besseren Lage als anderwärts und gegen einen Meister, der ausgeschrien ist als Revolutionär und Sozialist, sind Galeriedirektoren und Akademien um nichts entgegenkommender, als zumeist die Reichen. Ripamonti hat daher sein ganzes Leben mit Armut kämpfen müssen und ist von den Schicksalen betroffen worden, die Armut im Gefolge hat. Als er seine Gruppe „Dies irae" an die Pariser Ausstellung sendete, kam sie an ihrem Bestimmungsorte als zerschmetterte Gipsmasse an, und damit war die Arbeit zerstört; da eine Gipsform, die aufbewahrt wird, gegen 300 Francs kostet, während eine, die nach dem Guß zerschlagen wird, für ein Sechstel des Betrages zu haben ist, hatte sich Ripamonti mit der billigeren begnügen müssen. So sind denn heute nur noch Photographien von dem ausgezeichneten Werke übrig.

Die Mailänder Akademie erhob Protest gegen die Ausstellung der Statue „Borgia", indem man sie als „unmoralisch" bezeichnete. Dagegen nahm der Präfekt der Stadt Stellung und gestattete, das Urteil verwerfend, die Ausstellung der Statue, die nachher sogar von der Galerie angekauft wurde. In letzterer Zeit hat jedoch die Galerieverwaltung, in der die Klerikalen die Oberhand haben, sie als „die Achtung vor Religion und Papsttum untergrabend" entfernen lassen, so daß sie gegenwärtig in irgend einem unzugänglichen Boden- oder Kellerraum aufbewahrt wird.

Als Ripamonti im Jahre 1891 seinen „Rechtsirrtum" ausstellte, geschah es ohne Bezug auf irgend einen bestimmten Fall. Als dann aber die Dreyfusaffäre aufkam und Zola als Fürsprecher des ungerecht Verurteilten auftrat, wurde die Statue plötzlich aktuell, und ein mailändischer Patrizier, Pietro Borghi, machte sich zum Dolmetsch der Gefühle seiner italienischen Landsleute dem tapferen Dichter gegenüber, indem er Ripamontis Statue in Bronze ausführen ließ und sie Zola, der Ripamonti schon früher die größte Bewunderung für seinen „Borgia" und seinen „Kain" ausgedrückt hatte, als Ehrengabe übersendete.

Der große Dichter verstand vortrefflich die Tiefe und Schönheit einer Gestalt wie Errore giudiziario zu würdigen; er forderte den Bildhauer auf, nach Paris zu kommen, wo es Zola ein Leichtes gewesen wäre, ihm Bestellungen zu verschaffen und seinen Namen bekanntzumachen. Ripamonti hatte bereits alles zur Abreise instand gesetzt, als Zolas plötzlicher Tod ihm die Aussicht, die sich ihm eröffnet hatte, verschloß.

Frau Zola hielt indes die Verbindung aufrecht und teilte dem Künstler mit, daß sie bei der nunmehrigen Auflösung ihres alten Heims die Statue nicht selbst zu behalten beabsichtige, sondern sie im Geiste ihres Gatten — wie sie wähnte — einer oder der anderen gemeinnützigen öffentlichen Institution schenken wolle. Schließlich entschied sie sich dafür, sie der gelegentlich der Dreyfusaffäre gestifteten „Gesellschaft für Menschenrechte" zum Geschenk zu machen und vertraute sie zu diesem Zwecke einem Ingenieur an. Als aber Jahre vergingen und nie wieder etwas von dem Kunstwerke verlautete, schrieb Herr Borghi nach Paris und frug, wohin die Statue geraten. Der Ingenieur erwiderte, daß sie leider bei der Ueberführung in Stücke gebrochen sei — sie wäre doch nur aus gebrechlichem Stoffe gewesen — und so hätte er die Trümmer von einem Gärtner in dessen Garten vergraben lassen. Die Unwahrheit dieser Mitteilung war schreiend, bestand doch die Statue aus massiver Bronze, die unmöglich bei einem Transporte brechen

Go gle

konnte. Herr Borghi schrieb also neuerdings und erklärte, daß sich die Sache unmöglich so verhalten könne, wie angegeben worden. Nach Verlauf von einiger Zeit kam nun eine andere Erklärung. Sie ging dahin, da die Gesellschaft für Menschenrechte kein Gebäude besitze, hätte der Ingenieur sich genötigt gesehen, die Statue vorläufig bei einem Gärtner unterzubringen, doch ihre Wucht wäre so groß gewesen, daß sich der Boden unter ihr senkte. Da hätte denn der Gärtner sie zum Einschmelzen verkauft und 250 Francs dafür erhalten.

Nun besaß aber die Bronze allein einen Wert von 3000 Francs. Offenbar war entweder ein unerlaubter Handel damit getrieben worden, oder die Nationalisten hatten aus politischen Gründen ihre Vernichtung besorgt. Auf Verlangen strengte nun Frau Zola einen Prozeß an und betraute den Advokaten Clemenceau mit dessen Führung. Bis zur Stunde hat sich jedoch noch nicht das geringste zur Aufklärung der Sache oder zur Wiedererlangung des Kunstwerkes ausrichten lassen.

Ripamonti hat mithin beständig wider Mißgeschick und übermächtige Einflüsse kämpfen müssen. Gleichwohl ist nichts gewisser, als daß er siegen wird, und noch bei lebendigem Leibe, wenn seine Gesundheit vorhält.

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen.

Ich habe mir jüngst einmal die Frage gestellt, wo die Abnehmer herkommen mögen für die zahllosen illustrierten Postkarten, welche namenlose Schönheiten und unkünstlerische Nuditäten darstellen. Man sieht in jedem in Frage kommenden Geschäft, bis hinab zur Dorfkrämerei eine große Auswahl solcher dumm oder frech dreinschauenden Weiberköpfe mit reichlicher Zugabe von Schultern, Armen und Büsten vom Typus der Chormädchen in den Ausstattungstheatern der Weltstädte, als welche die Amerikaner so treffend show-girls benennen. Und man erlebt es doch wohl selten oder nie in einem Laden, daß ein reputierlich aussehender Mensch von dieser Ware etwas kaufte. Wo kommt sie also hin? Es muß doch eine ausnehmend starke Nachfrage vorhanden sein, sonst würde der Artikel nicht in solchen Massen auf den Markt geworfen werden. Die Frage hat sich mir leicht und einfach gelöst, seit ich auf der Straße meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet habe, was für eine Art Leute vor den Auslagen mit solchen Postkarten vornehmlich stehen bleibt. Es sind schüchterne junge und ältere, melancholisch dreinschauende Männer; vornehmlich aber g a r s t i g e Mannsbilder auf allen Entwicklungsstufen, vom frisch konfirmierten Jüngling bis zum blöden Greis. Und da haben wir des Rätsels Lösung: diese Postkarten erfüllen die hohe Mission, den Schönheitsdurst der geistig und körperlich minderbemittelten Männerwelt zu befriedigen. Der heimatslose Schlafbursche hat sicher in seinem Handköfferchen einen heimlichen Schatz an solchen Schönheiten versteckt, und der junge Kaufmannslehrling, der arme Schreiber, der Handwerksgeselle wird, sobald er über ein eigenes Kämmerchen verfügt, selten verfehlen, sich solche Postkarten an die Wand zu nageln, und wird vor seinem so geschmückten Hausaltar mit derselben Andacht beten, wie das junge Mädchen aus besseren Kreisen, welches Ballerinnerungen, Postkartengrüße seiner Freunde und sonstigen harmlosen Kleinkram über

Go gle

seinem Bett an die Wand genagelt hat. Der forsche Soldat, der sich das Herz eines hübschen Dienstmädchens erobert, der derb-frische Bauernbursch, der da weiß, wo er den Ueberschuß seiner jungen Kraft lassen soll, haben solchen heimlichen Bilderkult nicht nötig; aber die Tausende und Abertausende von armen Teufeln, denen ein widriges Geschick ein frisches Gesicht, gerade Gliedmaßen und den nötigen Wagemut versagt hat, die da ganz genau wissen, daß für sie nur der abscheulichste Abhub käuflicher Liebe, oder, falls sie es zu einer leidlich einträglichen Stellung bringen, die peinliche Auswahl unter den reizlosesten Restbeständen des Heiratsmarktes blüht, sie alle statten die Hauskapelle ihrer Sehnsucht mit solchen Heiligenbildern für fünf oder zehn Pfennige aus. Der Sittlichkeitsfanatiker mag sich darüber entrüsten, daß durch den Handel mit solchen Pöbelschönheiten der Sinnlichkeit Vorschub geleistet werde, der Aesthetiker mag die Hände ringen über die Orgien des Ungeschmacks, die durch solchen schwunghaften Handel offenbart werden; aber der gerecht denkende Volksfreund und Erzieher wird sich wohl hüten, ein vorschnell hartes Urteil über die rohen Instinkte der ungebildeten Massen zu fällen. Es ist der Idealismus der geistig Minderbemittelten, die Sehnsucht der körperlich Enterbten, die in solchem Kultus vulgärer Schönheit ihren Ausdruck findet. Die Geistverlassenheit der glatten Puppenköpfe, ja selbst die lasterhafte Gemeinheit solcher geschminkten Larven kommt jenen Armen nicht zum Bewußtsein. Sie sehen nur die schwellenden Formen, die zarte weiße Haut, Spitzen, feine Wäsche und kostbare Gewänder, also lauter Dinge, die in der Wirklichkeit für ihre Sehnsucht unerreichbar sind, während die Weiblichkeit, die sie im Bereiche ihrer lebendigen Sinne antreffen, ihre groben oder schlaffen Formen unter reizlosen Gewändern, wenn nicht gar unter übelduftenden Lumpen verbirgt. Und doch träumen selbst die unglücklichen Krüppel, die von Krankheit, Entbehrung und härtester Arbeit Gezeichneten den Traum von weicher, warmer, strahlender Weiblichkeit. Und das einzige, was sie je in ihrem Leben davon in Händen halten dürfen, ist eben so ein Stückchen Karton für etliche Pfennige.

Es ist merkwürdig, wie selbst in unserer Zeit, in der die Wissenschaft sich doch um alles, was zwischen Himmel und Erde an konkreten und abstrakten Dingen herumwimmelt, so lebhaft bekümmert, wo die Statistik eine wahre Manie geworden ist, und die Dichter und Denker mit dem Eifer der Käfersammler jeden toten Stein am Wege umdrehen, um ein, wenn auch noch so winziges lebendiges Motivchen darunter sich regen zu sehen, es ist merkwürdig, sage ich, daß in solcher Zeit von der zweitwichtigsten Frage des menschlichen Daseins gar so wenig die Rede ist. Wenn wir die Stillung des Hungers als erste Lebensfrage gelten lassen, so ist die zweite die Befriedigung der Liebessehnsucht. Hunger und Liebe regieren die Welt, das gibt man allgemein zu; aber über den Begriff der Liebe im Sinne einer sozialen Frage herrscht noch eine wunderliche Unklarheit. Das Recht auf Liebe ist nämlich mit der Möglichkeit zur Ehe zu gelangen, keineswegs erfüllt; und die nüchternen Statistiker, die sich mit dieser Frage befassen, machen sich durchweg einer totalen Unkenntnis oder wenigstens Unterschätzung des menschlichen Idealismus schuldig, wenn sie meinen, daß durch die Begründung eines eignen Hausstandes der Wille der Natur erfüllt wäre. Auf dem Grenzgebiete des Trieblebens spielt die Sehnsucht nach Schönheit eine wichtige Rolle bei der Unterscheidung von tierischem und menschlichem Intellekt. Schon bei den höher organisierten Tieren können wir in den Liebeskämpfen

Google

eine Bevorzugung der Schönheit, die mit Kraft und Gesundheit meistens identisch ist, um so deutlicher beobachten, je stärker sich individuelle Verschiedenheiten in der bebetreffenden Gattung ausprägen; bei der Menschheit tritt dieses Bestreben schon auf der untersten Entwicklungsstufe klar zutage und kann uns geradezu zum Maßstabe geistiger Kultur dienen. Wenn es uns gelingt, ohne jeden vorgefaßten Begriff eines bestimmten Schönheitsideals ans Werk zu gehen, so werden alle anthropologischen und ethnographischen Forschungen die Behauptung bestätigen müssen, daß auch schon bei den rohesten Wilden dieses Stück Idealismus, nämlich die Sehnsucht nach der Schönheit vorhanden sei. Die ungeheure Verschiedenheit des Geschmacks wirkt da allerdings sinnverwirrend. Die Rasse macht sich vielleicht auf keinem Gebiete so stark bemerkbar, wie auf dem des sexuellen Idealismus, wie wir es einmal nennen wollen. Und diese geradezu wüste Unterschiedlichkeit macht es so besonders schwer, auf diesem Gebiete zu klarer Einsicht und einem gerechten Urteil zu kommen. Viele orientalische Stämme, zum Beispiel die Juden von Nord-Afrika, erblicken das weibliche Schönheitsideal in der Massenhaftigkeit des Fettansatzes; die Hottentotten in der monströsen Entwicklung des Gesäßes; bei den sehr intelligenten Kaffern stehen die Mädchen am höchsten im Preise, welche die meisten Liebesabenteuer gehabt haben, während es andrerseits auch unter den Negern Stämme gibt, welche die Jungfräulichkeit hochschätzen und streng bewachen. Und selbst bei den höchst zivilisierten Völkern Europas und den von ihnen abstammenden Amerikas, bei denen eine gemeinsame Kultur die geistigen Ansprüche einigermaßen auf dasselbe Niveau gebracht hat, begegnen wir noch erheblichen Geschmacksunterschieden auf jenem Gebiete. Das Resultat jedes ernsthaften Studiums und jeder unvoreingenommenen Beurteilung wird kein anderes sein können, als die Anerkennung der Tatsache, daß überall in der Menschheit ein sexueller Idealismus, der sich mit der bloßen Befriedigung des Fortpflanzungstriebes nicht zufrieden gibt, vorhanden sei. Der Stolz des Mannes fordert für sich den Besitz eines schönen Weibes, der Stolz des Weibes, den Triumph ihrer Reize über die ihrer Nebenbuhlerin.

Der ideale Zweck der Ehe, ihre sittliche Mission ist durch Erzielung von Nachkommenschaft noch keineswegs erfüllt, denn das Vorhandensein von Kindern gewährleistet noch nicht jenen häuslichen Frieden, der aus dem beglückenden Gefühl der Zusammengehörigkeit zweier Menschen entspringt. Dieses Glück ist der einflußreichste Erzieher zur Sittlichkeit, und wir können es mit Zufriedenheit, innerer Ruhe identifizieren. (Freilich ist kein Begriff schwerer festzulegen, als der des Glücks, und die Gleichung Glück = Zufriedenheit ist unzähligen Einwendungen ausgesetzt — das weiß ich wohl. Andrerseits ist aber auf diesem schwierigen Gebiete nicht fortzukommen, ohne daß man vorher die Grundbegriffe, wenn auch ganz im Rohen, festlegt.) Hunger und Liebe sind die großen Ruhestörer. Der Hunger kann den sanftesten Menschen in eine wilde Bestie verwandeln, und auch der gesättigte und gesittete Mensch kann durch den unbefriedigten Geschlechtstrieb zum reißenden Tiere werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Phantasie die stärkste Triebfeder unsres seelischen Organismus ist, die ebenso zu den herrlichsten weltbeglückenden Taten, wie zu grausamen Vernichtungswerken anspornen kann, und daß diese Phantasie in der Sinnlichkeit ihren fruchtbarsten Nährboden findet, so werden wir begreifen, welch außerordentlich wichtige Rolle der sexuelle Idealismus für das menschliche Leben spielt. Wie vom

Google

satten Menschen keine Revolution, so sind von dem geschlechtlich ideal befriedigten Menschen auch keine Untaten der Geschmacklosigkeit, keine Vergewaltigungen des sittlichen Bewußtseins zu befürchten. Zur Erreichung des seelischen Gleichgewichtes der beglückenden inneren Ruhe trägt die Erfüllung unserer Sehnsucht nach Schönheit wohl sogar mehr bei, als Besitz, Macht und Ruhm. Und darum dürfen wir ihr unter den Vermittlern der sittlichen Kultur einen hohen Rang anweisen. Im Grunde bildet ja auch der Schönheitsdurst den wesentlichen Inhalt der Religion, wenn wir den Begriff der Schönheit nicht nur körperlich fassen; denn das praktische Ziel jeder Religion ist die Versöhnung mit den Häßlichkeiten des Lebens, unter denen die Ungerechtigkeit des Schicksals, Bosheit der Menschen und die Unvernunft menschlicher Einrichtungen obenan stehen. Der Mensch, der sein bescheidenes Stückchen Schönheit glücklich erwischt hat, wird viel leichter mit diesen Häßlichkeiten des Daseins fertig werden. Er wird in ihr einen ähnlichen Trost finden, wie ihn die Religionen durch die Ideale des Glaubens zu geben bestrebt sind, ja sogar einen wirksameren Trost, als wenigstens jene Religionen, die die Unbill des Diesseits durch Belohnungen im Jenseits ausgleichen wollen; denn für den normalen Menschen werden die Versprechungen jenseitiger Freuden immer die Taube auf dem Dache sein, der gegenüber ihm der Spatz eines diesseitigen Besitzes lieber ist.

Was ich hier gegeben habe, sind ja nur spärliche Andeutungen, aber dem denkenden Leser werden sie genügen, um zu begreifen, eine wie gewaltige Rolle in der sozialen Frage die Befriedigung der Sinnlichkeit spielt. Was bedeutet denn die soziale Frage anders, als das Zugeständnis, daß unter den herrschenden Verhältnissen die Mehrzahl der Menschen die Befriedigung ihrer von Natur wegen berechtigten Forderungen nicht gefunden habe! Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Erdoberfläche von wogenden Kornfeldern, üppigen Wiesen, auf denen Viehherden ohne Zahl ihre Weide finden, von Obstgärten, meilenweiten Wäldern, von fischreichen Meeren überdeckt, das Erdinnere von reichen Metallen, Kohlen, Salzen und Naphthalagern durchzogen ist, und dennoch eine große Anzahl von Menschen hungern, dursten und frieren muß, oder wenigstens nur mit äußerster Kraftanstrengung einen winzigen Bruchteil von diesen reichen Produkten des mütterlichen Erdbodens erreichen kann. Und ebenso ist es eine schreiende Ungerechtigkeit, daß, trotzdem Menschen in Ueberfülle vorhanden sind, die durch die modernen Verkehrsmittel so leicht zueinander gelangen können, trotzdem immer wieder neue Generationen zu jugendlicher Kraft und Schönheit heranreifen, doch der weitaus größte Teil der Menschheit nie im Leben dazu gelangt, nach dem Naturgesetze der Zuchtwahl seine eingeborene Sehnsucht zu befriedigen, oder auch nur seine Pflicht gegen die Rasse zu erfüllen. Die gerechte Empörung über die Tatsache, daß auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Zivilisation der Geldbeutel auch in den intimsten Herzensangelegenheiten die entscheidende Rolle spielt, trägt vornehmlich dazu bei, der sozialen Frage der Gegenwart ihre aufreizende Bitterkeit zu verleihen. Das Geld prostituiert die Schönheit — diese empörende Tatsache bringt unendliches Leid über die Menschheit. Alles, was von frischer reizvoller Weiblichkeit aus den unteren Schichten des Volkes hervorgeht und von Natur dazu bestimmt wäre, den stärksten und schönsten Männern derselben Schicht durch Befriedigung der idealen Sehnsucht das Glück ins Haus zu bringen, wird durch das Geld in Versuchung geführt, der Prostitution anheim zu fallen. Eine Statistik ist darüber wohl schwer

Google

aufzunehmen, denn sie müßte die Zahl der hübschen Mädchen in den verschiedenen Bevölkerungsschichten feststellen und dann eruieren, wieviele von diesen ausschließlich mit Männern ihresgleichen im ehelichen oder außerehelichen Liebesverkehr stehen. Aber wir werden doch kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daß der Prozentsatz der Käuflichkeit im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Einkommens stehe. Die obersten Schichten werden freilich von dieser Regel eine Ausnahme machen insofern, als die ganz reichen Mädchen sich ihre Männer kaufen können, und gewisse andere rückständige Gesellschaftsschichten ihre Töchter zwar nicht für eine Nacht, aber für die zweifelhafte Dauer eines Ehestandes als Ware ausbieten. Die verrückte Komplikation dieser sozialen Verhältnisse verschuldet es, daß in allen Ständen so gar schwer Jugend zu Jugend, Kraft zu Kraft und Schönheit zu Schönheit gelangen kann. Die freie Wahl hat einzig der große Geldbeutel.

Für den eigentlichen Zweck der Natur, nämlich die Aufrechterhaltung der tüchtigen Rasse und die Verbesserung der Nachkommenschaft durch glückliche Blutmischung, kommt das Moment der Schönheit geradezu jämmerlich wenig in Betracht, weil eben die schönen Weiber fast durchweg eine Ware geworden sind, die außerhalb des legitimen Liebesmarktes vorteilhafter unterzubringen ist. Die armen hübschen Mädchen werden entweder der ganz brutalen Prostitution zugetrieben, oder sie halten sich in freien Berufen, in welchen ihnen das angenehme Aeußere besonders zu statten kommt, von der Ehe fern, oder sie werden von gierigen Eltern der natürlichen Liebeswahl entzogen, um für den meistbietenden Bewerber aufbewahrt zu werden, wobei auf dessen Schönheit und Rassenqualität natürlich keine Rücksicht genommen wird. Auf den freien Liebesmarkt, wie er im Sinne der gütigen und vernünftigen Natur gelegen wäre, kommen also schließlich nur die sogenannten leichtfertigen Mädchen, die, ohne sich um die Folgen Sorge zu machen, der Stimme ihres Herzens und dem Drange ihrer jungen Sinne nachgeben. Sie sind die einzig braven Töchter der Natur, denn sie werden sich nicht aus freien Stücken alte, garstige, kranke, schwache, geistig und körperlich degenerierte Männer aussuchen. Aber die Verrenktheit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Moral zu einer Karikatur der Vernunft erniedrigt hat, bringt es zuwege, daß gerade diese einzigen nicht Prostituierten der schärfsten Verurteilung anheimfallen; und die Scheu vor dieser Verurteilung, welche die Exkommunikation aus der sogenannten anständigen Gesellschaft in sich schließt, bringt es wiederum dahin, daß im allgemeinen nur Mädchen, die so wie so in gesellschaftlicher Beziehung nichts mehr zu verlieren haben, den schönen Leichtsinn aufbringen, der unter unseren gegenwärtigen Kulturverhältnissen dazu gehört, um nach den Grundsätzen einer natürlichen Sittlichkeit zu handeln. Dadurch wird es erklärlich, daß von Gnaden des weiblichen Leichtsinns nur leiblich, nicht aber auch geistig vernünftige Bündnisse geschlossen werden. Und es ist keine Frage, daß geistige Mesallianzen für die Höherentwicklung der Menschheit ein fast noch schlimmeres Hemmnis bilden, als körperliche.

(Fortsetzung folgt.)

Google

Kritische Donquixoterie.

Von Arthur Eloesser.

Einige englische Blätter, die ihren Lesern den moralischen Mißerfolg des Treeschen Gastspiels nicht verhehlen wollten, haben ihre nationale Empfindlichkeit gegen die Berliner Kritik gerichtet. Nach ihrer karikierenden Schilderung, die mit ihren zutreffenden Zügen um mehrere Jahrzehnte zu spät kommt, sind wir schwerfällige Philister, die die große Welt und die Relativität aller Dinge nicht kennen, beschränkte, unduldsame Sonderlinge und Einsiedler, fruchtlos spekulierende Metaphysiker und Kabbalisten des Theaters, dieser verbreitetsten, verständlichsten Kunst- und Vergnügungsinstitution, die unserer schroffen Einwände, unserer düsteren Gebote und Verbote spotten muß. Es fehlt uns bewußt oder unbewußt an der Fühlung, um die öffentliche Meinung aufzunehmen und vorurteilslos wiederzugeben. Hat doch der Hof ausgezeichnet und hat doch das Parkett lebhaft applaudiert. Wenn es sich selbst so verhielte, für jede Kunst und Unkunst findet sich in Berlin ein Publikum, auch abgesehen von den Engländern, Amerikanern, Japanern, die an ein theatralisches Britannia rule glauben: die Berliner Kritik hat selten Gelegenheit, in ihren Schätzungen mit den höchsten und niedrigsten Kreisen übereinzustimmen, weder im Fall Tree, noch im Fall Bonn, noch in vielen anderen, und das hat ihre Ruhe auch nie gestört. Sie hält sich sogar für verpflichtet, die Ruhe des Bürgers zu stören, ihn zu verwirren und aufzuhetzen. Rücksichtslos ist sie allerdings wie keine andere Kritik in Europa, und am meisten vielleicht gegen das Publikum. Sie gönnt dem Zuschauer die Empfindungen nicht, die er gern haben möchte, sondern schreibt ihm andere vor, die er haben soll, wie Goethe einmal im „Wilhelm Meister“ sagt, als er noch nicht am Theater mürbe geworden war.

Mit der Machtlosigkeit mag es nun stimmen, wenigstens überall, wo das Geschäft in Frage kommt. Man kann dem Publikum mit großer Geduld einreden, daß Ibsen ein großer Mann ist, aber den Zeitpunkt, wann sie sich auf ihn einläßt, bestimmt die Menge ganz allein und häufig in überraschender, unerklärlicher Plötzlichkeit. Den momentanen Einfluß übt die Kritik am meisten da aus, wo sie ihn nicht haben möchte. Wenn ich an einem Hauptmannschen Drama den dritten Akt nicht konsequent und energisch finde, so sind die Leute entzückt, sich das Ganze schenken zu dürfen; denn welcher ernste Liebhaber würde Zeit und Geld auf einen Abend wenden, der nur zwei gute Akte verspricht? Wenn ich aber ein Stück von Sudermann, zu dem ein fürstlicher Kretin, ein näselnder Baron oder eine herzleidende Gräfin gehört, kläglich und niedrig nenne, so gehen die Leute gerade hinein. Es liegt also nicht so, daß wir vom Publikum ein Mandat empfangen, daß wir hunderttausende oder zehntausende in Geschmackssachen gleich empfindende Leute vertreten, die uns ihre Stimme gegeben haben. Wir sind immer nur Einzelne, Wilde, Eingänger und lediglich dazu da, unsere eigene Meinung, nicht die der anderen zu sagen. Zwischen Theater und Publikum stabilieren wir unsere geschätzte Persönlichkeit wie einen rocher de bronze und haben nichts anderes einzusetzen, keinen Kanon, kein Dogma und nicht einmal eine Ueberzeugung, die uns von heute auf morgen verpflichtet. Es gibt hier auch eine andere als die voraussetzungslose Kritik, als Kontrast eine interessante Erscheinung, wenn sie auch beiseite steht und in künstlerischen Dingen weder gefragt noch gehört wird.

Go gle

Man findet sie an den radikalsten Organen rechts und links, die eine gebundene Weltanschauung, einen vom Papst, vom Oberkonsistorium oder vom Parteitag gebilligten Glauben vertreten. Nur ideelle Vorgänge betrachtend, nehme ich an, daß die kritischen Wortführer gemäß ihrer Abstammung, Erziehung, Ueberzeugung mit ihren Auftraggebern und Lesern ganz selbstverständlich dieselbe Uniform der Gedanken tragen. Jedenfalls haben sie den Vorteil, sich auf Voraussetzungen stützen zu dürfen, auf ethische oder politische Faktoren, die ins Künstlerische umgerechnet werden, und sie sind damit einverstanden, daß sie jenes müssen und dieses nicht dürfen. Diese Kollegen, die von irgend einer Art Loyalität, Religiosität oder Solidarität gestützt und gerichtet werden, würden mir zum Verständnis kritischer Verhältnisse in anderen Ländern dienen, wenn ich sie nicht, wenigstens zum großen Teil, aus der Nähe kennen gelernt hätte. Von Clique, Partei, Kabale, jeder Art von Eigennutz möchte ich hier ganz absehen, möchte auch die Bilder schöner Kameradschaftlichkeit vergessen, wie Pariser und Wiener Kritiker bei einer Premiere, bei einem Debut mit wichtigen Mienen flüsternd eine Art Vorbörse der öffentlichen Meinung veranstalten. Wogegen die Berliner Kritiker sich bei einer Entscheidung meiden, nur um nicht voneinander abzufärben, und sich recht undurchdringlich machen, damit auch die Talentlosesten noch einzeln, unterschieden, anders bleiben können. Sie sind so ängstlich wie Leute, die sich vor einer Ansteckung auch durch die bloße Uebertragung der Atmosphäre fürchten. Der Kritiker im Ausland sucht viel mehr die Atmosphère ambiante, er saugt sie ein, wenn wir den Atem anhalten, er will mit den Menschen um ihn von derselben Atmosphäre leben, mit der Seele der Menge gleichzeitig und gleichartig empfangen. So sehr er sich auch von ihr unterscheiden mag mit allen Elementen seiner Bildung, mit seinen individuellen Neigungen und Fähigkeiten, er lebt mit ihr unter demselben Horizont, dem des nationalen Bedürfnisses und Geschmackes. Es gibt wohl einzelne, die einmal nach unbekannten Küsten steuern, aber sie kommen immer wieder zurück, und man legt keinen Wert darauf, daß sie von dem, was da unten geschieht, etwas wissen oder erzählen. Barbey d'Aurevilly konnte kein Kritiker für Franzosen sein, weil er den Shakespeare so gut wie ein Germane verstand. Der alte Sarcey beschäftigte sich einmal prinzipiell mit der Frage, ob der Naturalismus das Theater befruchtet habe, um die Möglichkeit zu verneinen. Dahinten in Deutschland, oder in Skandinavien, oder auch in Rußland mag das anders sein, aber das geht uns Franzosen nichts an. Anders macht es ein geistreicher Mann wie Lemaître auch nicht, bequemer und glücklicher als der deutsche Kritiker, der mit kapitalen Freß- und Verdauungswerkzeugen ausgerüstet sein muß, um seinem Publikum alle möglichen und unmöglichen Speisen aus aller Herren Küchen vorurteilslos vorzukauen. In den länger zentralisierten Ländern ist das Theater eben eine abgeschlossene, selbstgenügsame nationale Institution, geschaffen in einer langen Auslese durch die Instinkte des Publikums, gehalten und eingeschränkt durch eine alte zähe Tradition. Es kann da nichts radikal zerstört und nichts radikal neu gemacht werden; die Konventionen ändern sich, aber die Konvention bleibt. Das Theater beruht auf einem Vertragsverhältnis zwischen Leuten, die täuschen, und solchen, die getäuscht werden wollen, oder anders gesagt, zwischen Leuten, die eine Illusion herstellen, und solchen, die Sinn und Verstand darauf einzustellen versprechen. Das Theater darf und will keine reine voraussetzungslose Kunst sein: der Autor arbeitet mit seinen Hilfsmitteln,

Google

die ihm den ungeheuren Vorteil schnellster Versinnlichung bringen, und der Stoff, den er im letzten Sinn bearbeitet, ist die seelische Materie einer auf drei Stunden homogen gewordenen Menge. Die seelischen Empfindungen, die die Menge haben kann, haben möchte, sind wie die Farben auf einer Palette; darüber hinaus gibt es keine anderen. Und das Publikum ist zugleich wie die Leinwand, es bietet die Fläche, die sich bereit erklärt, den Schein der drei Dimensionen zu tragen.

Allein der Deutsche hat den ehrwürdigen Eigensinn, das Theater für eine reine Kunst halten zu wollen, die ihre seelische Wucht nicht auf die Bedürfnisse des empfangenden Mediums einrichtet. Ein Drama soll keine Maschine, sondern ein Naturereignis sein. Demnach unterscheidet er mit Recht oder Unrecht, und ob sich auch Oscar Blumenthal giftet, zwischen dramatischen Dichtern und Bühnenschriftstellern; für die einen hat die Kritik, die heute in Betracht kommt, alles, für die anderen gar nichts übrig. Der Dichter kann sich, wie Ibsen, den technischen Forderungen der wirklichen Bühne auf das korrekteste anpassen, Hauptsache bleibt die schamvolle Zeugung im Dunkeln, das Schaffen aus innerer Nötigung, das absichtslose Werden eines allerpersönlichsten Produktes, an dessen Bildung die Vorstellung einer empfangenden, wartenden, zustimmenden Gesellschaft mit den und den Dispositionen ganz unbeteiligt geblieben ist. Der Zweck dieses Dramas ist nicht, verstanden zu werden, sondern sich selbst zu bekennen. Diese trotzige Ungeselligkeit bedeutet soviel Stärke wie Schwäche, und es macht uns vielleicht eine besondere Freude, einem Starken zu helfen, dem es doch irgendwie an der Vollkommenheit der Rüstung fehlt, daß man ihm den Rücken decken muß.

Der deutsche Dichter tut möglichst wenig für die Bühne, um hinterher soviel mehr von ihr verlangen zu müssen. Er will seine wildesten Kinder vom Theater adoptiert wissen, ohne daß dieses bei der Erziehung hat mitraten dürfen. Diese Rücksichtslosigkeit hat häufig zu einer Entfremdung, zu einem Verhältnis des Hasses geführt, und wenn man einen Kleist versteht, der die Bühne mit Hunden und Elefanten stürmt, so versteht man auch die Klage des Theaterdirektors Goethe über die jungen unnachgiebigen Genien, die für das „unsichtbare Theater“ arbeiten. Nun ist gerade dieses unsichtbare Theater unsere Liebe, wir wollen es immer wieder verwirklichen und der flüchtigen Woge ein Stück Land abgewinnen, so oft es auch wieder weggerissen wird. Das unsichtbare Theater, das metaphysische, hinter den Sinnen liegende, entdecken wir auch bei Shakespeare, und wir werfen Herrn Tree gerade vor, daß er uns davon nichts ahnen läßt. Shakespeare war ein so gewaltiger Beherrscher seiner gegenwärtigen, wirklichen, sichtbaren Bühne, daß die Matrosen ihn auf ihre Art ebensogut verstanden wie die Lords, die mit ihnen eine Welt zu erobern begannen. Damit ist nicht gesagt, daß er nicht auch noch anders verstanden werden kann, daß das Jahrtausend nicht noch tiefer sieht als das Jahrhundert, und daß, wer am tiefsten schöpft, sich nicht mit seinen feineren seelischen Bedürfnissen dem überlegen fühlt, der nur den Schaum bekommt. Das Meer leuchtet nur nachts und nur dem ganz in die Tiefe gebannten Auge. Es ist gewiß ein Unglück für uns, daß keine Matrosen im Parterre standen, als unsere dramatische Literatur geboren wurde, oder daß ihr die Wasserträger fehlten, die zu Madrid über die Schönheit eines Calderonschen Verses disputierten. Als der deutsche Dichter sich der vernachlässigten Bühne wieder zuwandte, mußte er die bürgerliche Klasse ansprechen mit ihrem Emanzipationstrieb und

Go gle

Bildungsbedürfnis statt einer leidenschaftlichen Menge, die eine Nation von oben bis unten repräsentieren konnte. Bei der Entstehung unserer Bühne hat der Adel und der Pöbel gefehlt, statt der Degenstiche und Prügel hatte der Dramatiker gleich die Kritik zu fürchten; die Bühne fing nicht naiv an, sie wollte es werden, wollte ihre Bretter in Erde verwandeln, wollte im engen Haus den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreiten.

Die deutsche Innerlichkeit ist zu eigensinnig, zu unnachgiebig, um sich den tyrannischen Forderungen des Theaters zu unterwerfen, und es bleibt immer ein Stück unbändiger Natur, unfaßbarer Seele zurück, das sich dem einschränkenden Rahmen der Konvention nicht gefangen geben will. Viele unserer Dramen, und nicht die schlechtesten, lebten im geistigen Besitzstand des einzelnen als aufbauende Elemente unserer Menschenbildung, und wenn wir sie dargestellt sehen, inmitten einer schauenden Menge vor ihre konkrete Erscheinung gesetzt, soweit sie sich eben verwirklichen läßt, dann bleibt uns gewöhnlich ein Gefühl der Enttäuschung, der gerade hier unbefriedigten Sehnsucht, die mit dem, was sie verehrt, am liebsten aus der Gemeinsamkeit in die Einsamkeit flüchten möchte. Wir haben noch im letzten Jahrhundert dramatische Genien von unvergleichlicher seelischer Tiefe und Schöpferkraft gehabt, wir haben, begünstigt durch das Sonderleben der Landschaften, eine vielseitige Entwicklung theatralischen Lebens, und dennoch läßt sich nicht leugnen, daß der beste Deutsche in seinen besten Stunden das Theater nicht liebt, weil es ihm mehr und weniger gibt, als er wünscht, mit seiner begrenzenden Sinnlichkeit, die die reine Aussprache zwischen den Seelen des Schaffenden und des Empfangenden beeinträchtigt. Der römische Geschichtsschreiber wunderte sich, daß die alten Germanen von ihren Göttern keine Bilder machten, daß sie die Gottheit verehrten im Rauschen der heiligen Haine, im fließenden Wasser, im wehenden Wind. Unsere Götter sind den Romanen immer noch unsichtbar, und sind es wieder den heutigen Angelsachsen. Gerade das Deutsche an Goethe fühlen sie nicht, und die Gemütswelten der Kleist und Hebbel sind ihnen unzugänglich wie unsere alten Wälder. Sie sehen ein seltsames Symbol, aber wir hören das Rauschen und Raunen, das Flüstern und Klingen. Alles was deutsch ist, kann weder in Gedanken noch in Bildern ganz gefaßt werden. Die deutsche Persönlichkeit erschöpft sich nicht in dem vom Leben abgelösten Werk, es ist, als ob jede noch ein Stück Chaos hinterließe, einen ungeformten Lebensstoff, der nicht durch den künstlerischen Prozeß dem schwankend flüssigen Zustand enthoben und kristallisiert worden ist. Unsere Besten leiden an diesem Ueberfluß ohne die zweckmäßige Oekonomie, die künstlerische Kapitalien sicherstellt, sie leiden an dem Widerstande gegen die erwählte Gattung, die das Unendliche nur im Endlichen darstellen kann. Sie sträuben sich, abzuschließen, und auszuschließen gemäß den technischen Notwendigkeiten des Handwerks, als des goldenen Bodens aller Kunst, der Entsagung, Selbstbeschränkung bedeutet.

Diesen tragischen Genien, deren Reich nicht ganz von dieser Welt der Bühne ist, gilt unsere zäheste Liebe. Wir sind für diese Absoluten, für die Gottesgnadenmenschen, nicht für die konstitutionellen Monarchen, die mit der Bühne ein Kompromiß geschlossen haben; denn sie brauchen uns nicht. Wir sind ihre Leibgarde, lauter Don Quixoten. Wir wissen, daß das Theater nicht immer reine Kunst sein kann, daß es immer Geschäft sein muß, aber wir ignorieren es hartnäckig, als ob wir ein Wunder erwarteten, daß die unverkümmerte Natur sich plötzlich auf der Bühne darstellt, daß die Elementargeister der

Google

Poesie selbst über Nacht dem Regisseur sein mühseliges verzwicktes Handwerk vorwegnehmen. Manchmal wird man müde von allen halb erfüllten Illusionen und möchte lieber Sancho Pansa sein, aber man setzt sich immer wieder mit eingelegter Lanze auf die alte Rosinante. Es mag seine Berechtigung haben, daß man uns von weit her für Kabbalisten und Metaphysiker einer Dramaturgie der Wolken hält, aber da das Nahe, Mögliche, Tägliche sich auch ohne uns recht ungestört auf der niedrigen Erde vollzieht, so wollen wir uns an unserem Beruf weiter durch den Idealismus entschädigen, der das unsichtbare Theater und seine Erfüllung schaut.

Rundschau

Tustanowice. Wenn irgendwo in der Welt eine Katastrophe hereinbricht, die Milliarden-Verluste nach sich zieht, oder wenn irgendwo eine recht hahnebüchene Dummheit gemacht wird, die das gleiche Resultat hat, so ist mit geradezu unheimlicher Regelmäßigkeit deutsches Kapital dabei. In San Francisco haben die deutschen Versicherungs-Gesellschaften viele Millionen verloren. An den Goldminen Transvaals, die England ganz immens bereichert haben, hat der Deutsche bisher nur Verluste erlitten. Wenn europäische Mittelstaaten sich bankrott erklärten, so waren es immer solche, an deren Anleihen das deutsche Kapital hervorragend beteiligt war. Und wenn in Nordamerika zwei schlechte Ernten den in solchem Falle zur Regel gewordenen Bahnenkrach verursachen werden, wenn in Brasilien der Schwindel der Kaffee-Valorisation sein Ende mit Schrecken nehmen wird, dann werden wiederum Hunderte von gut deutschen Millionen verloren sein. Woher mag das wohl kommen? Woran liegt es, daß der deutsche Kapitalist in der ganzen Welt die Rolle des dummen Hans spielen muß? Vielleicht ist der deutsche Reichtum noch zu jung und darum die finanzielle Erfahrung zu gering. Vielleicht ist auch der deutsche Gesetzgeber schuld, der die Bürger wie überall so auch auf dem Gebiet der Kapitalsanlage zu gängeln versucht und in ihnen den Wahn erzeugt, daß jeder Mißbrauch ihres Vertrauens behördlich verhindert werde. Volkswirtschaftler machen gern unsere Banken für die Verluste verantwortlich. Sie bedenken wohl zu wenig, daß die Banken immer nur diejenigen Geschäfte vermitteln, für die sie eine gewisse Neigung bei dem Publikum voraussetzen dürfen. Ich weiß freilich nicht, ob das eine vollgültige Entschuldigung ist; vielleicht sollten die Leiter unserer Großbanken etwas mehr Selbstzucht üben und bedenkliche Geschäfte unterlassen, auch wenn der Resonnanzboden dafür ein guter ist. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Enthaltsamkeit sich bisher in Deutschland nicht bewährt hat. Man kann das deutsche Kapital nicht vor sich selbst und seinen undisziplinierten Wünschen retten. Kommen die Großbanken dem Verlangen nach hohem Zins und schnellem Gewinn nicht genügend entgegen, so geht das Publikum nur anderen, gewissenloseren Vermittlern auf den Leim. Und statt an den exotischen Geschäften der Banken Teile seines Kapitals zu verlieren, verliert der deutsche Sparer an Bohranteilen und ähnlichen Anlagen das ganze Kapital. Was jetzt im galizischen Petroleumbezirk vor sich geht, ist dafür ein lehrreiches Beispiel.

Die junge Petroleum-Industrie Oesterreich-Ungarns macht eine akute Krisis durch, und obwohl die deutschen Banken sich hier im Gegensatz zu den österreichischen sehr reserviert verhalten haben, verliert das deutsche Sparkapital in Galizien zahlreiche Millionen. Gefällige Vermittler haben dem Publikum die Bekanntschaft der sog. „Brutto-Prozente“ vermittelt. Das sind Berechtigungsscheine, die dem Verpächter ölhaltigen Bodens einen gewissen Anteil an der etwaigen Rohölausbeute sichern. Für den galizischen Bauern haben diese Bruttoprozente einen gewissen Wert. Er erhält sie ohne Kosten dafür, daß er dem Unternehmer erlaubt, auf seinem Grund und Boden ein paar Bohrlöcher niederzubringen. Findet der Unternehmer nichts, so schadet es nichts; der Bauer beackert sein Feld dann nach wie vor. In der Regel aber stößt der Bohrende auf Oel, und zwar auf ein verhältnismäßig gutes, helles, leicht zu raffinierendes Oel; der ganze Ostabhang der Karpathen ist ölhaltig, und stellenweise in dem Maße, daß schon beim Graben mit dem Spaten das flüssige Harz aus der fetten Erde rieselt. So viel oder so wenig der Unternehmer auch zutage fördern mag, für den Bauern bedeutet sein Bruttoanteil ein risikofreies Wertobjekt. Er braucht nur die Höhe der Ausbeute und den Preis des Rohöls zu kennen, um sich seine Einnahme genau ausrechnen zu können, denn an den Unkosten nimmt er nicht teil. Ein Risiko bedeuten die Bruttoprozente nur für den, der sie dem Bauer für

Google

gutes Geld abgekauft hat. Denn was für diesen ein bares Geldgeschenk ist, kann für jenen eine recht unzulängliche Verzinsung seines Kapitals sein. Dessenungeachtet haben sich die Spekulanten in Heuschreckenschwärmen auf die Bruttoprozente gestürzt und sie den Bauern aus den Händen gerissen, natürlich zu recht hohen Preisen. Das Publikum erhielt die Scheine dann aus zweiter oder dritter Hand, wiederum mit enormen Preisaufschlägen belastet; aber nicht etwa die Scheine selbst, sondern Zehntel- oder Hundertstel-Anteile an ihnen. Die Regierung versuchte diesem Wucher verschiedentlich entgegenzutreten, z. B. mit der Bestimmung, daß der Brutto-Anteilschein eines Oelfeldes in nicht mehr als vierzig Teile zerlegt werden dürfte. Aber die Aufkäufer beantworteten alle diese Maßregeln nur mit neuen Preisaufschlägen. Als Wien von den Bruttoprozenten nichts mehr wissen wollte, wanderten sie nach Berlin, und hier hat der Hausierhandel wahre Orgien gefeiert. Bis zu 1600 Mark hat man sich für ein Zehntel eines Prozents zahlen lassen. Und als der Unfug gerade seinen Höhepunkt erreicht hatte, da kam der Krach in der galizischen Erdöl-Industrie. Heute konstatiert man in Wien mit versteckter Schadenfreude, daß das deutsche Kapital die Hauptkosten zu zahlen hat, und für 20 bis 30 Millionen Kronen Bruttoprozente in Deutschland abgesetzt worden sind. Die Krisis war übrigens vorauszusehen. Denn die Petroleum-Industrie gehört an sich zu denjenigen Produktionen, die sich niemals gradelinig, sondern in jähem Zickzack entwickeln, weil der Zufall bei ihnen eine große Rolle spielt. Die Oel-Ausbeuten entziehen sich der Berechnung noch mehr als die Ausbeuten von Gold- und Silberminen. Gerade die ergiebigsten Quellen versiegen von heut auf morgen; anfänglich bescheiden fließende Quellen dagegen liefern jahraus, jahrein ein Oelquantum, das über jede Vorausberechnung hinausgeht. Daher kommt es, daß in der Petroleumindustrie fast immer ein Teil sich in Verlegenheit befindet: Bei reichlicher Oelausbeute wissen die Rohöl-Gesellschaften nicht, wo sie mit ihrem Produkt hin sollen, da die Raffinerien nur auf kleinere Quantitäten eingerichtet sind. Lassen die Quellen nach, so wissen die Raffinerien nicht, woher sie ihr Oel nehmen sollen. Einen Ausgleich durch Export und Import gibt es nicht, denn das Rohöl verträgt bei seiner Billigkeit Transportspesen fast so wenig, wie Wasser sie verträgt. In Galizien hat nun die Entwickelung dahin geführt, daß einer unheimlich wachsenden Oelausbeute eine viel zu kleine Zahl Raffinerien gegenübersteht. Die Konkurrenz mit dem russischen, rumänischen und namentlich dem amerikanischen Petroleum hat die Preise so sehr gedrückt, daß die Errichtung neuer Raffinerien unterbleibt. Und die bestehenden haben kein erhebliches Interesse an einem hohen Petroleumpreis, weil momentan die Herstellung von allerhand Nebenprodukten, hauptsächlich Benzin, lohnend genug ist, um für den Gewinnentgang beim Petroleum zu entschädigen. Die eigentliche Krisis aber ist eine Folge des Eindringens der Amerikaner in die galizische Erdölproduktion. Die Standard Oil Co. hat durch eine Tochtergesellschaft zwei Raffinerien errichten lassen, eines ihrer beliebtesten Konkurrenz-Manöver, durch die sie das galizische Petroleum vom Weltmarkt vertreiben wollte. Dagegen setzte sich die Petrolea, die Organisation der Rohölproduzenten, zur Wehr. Sie versuchte, den amerikanischen Raffinerien das Rohöl zu sperren, indem sie mit Hilfe enormer Vorschüsse, die aus der Kasse der österreichischen Kreditanstalt stammten, das galizische Rohöl in ihre Reservoirs zu leiten suchte. Der Versuch wäre wohl geglückt, wenn nicht diese Jagd auf das Rohöl zahllose erfolgreiche Bohrungen und damit eine Ueberproduktion an Oel hervorgerufen hätte. So aber ließ sich mit mathematischer Genauigkeit der Zeitpunkt ausrechnen, an dem die Reservoire der Petrolea und der von ihr versorgten Raffinerien eine weitere Oelaufnahme verweigern, und an dem die verfügbaren Kredite aufgebraucht sein würden. Es blieb der Petrolea dann auch nichts anderes übrig, als ihre Rohölankäufe zu sistieren und ihre Tanks zu schließen.

Und damit war der Krach da. Unter dem Schutze der Petrolea-Kredite und der durch sie hochgehaltenen Rohölpreise war in den letzten zwei Jahren bei Tustanowice ein ganzer Wald von Bohrtürmen entstanden. Ein paar Jahre zuvor hatte die Oelproduktion von Borysław die von Schodnica in den Hintergrund gedrängt; jetzt mußte sie selbst der noch riesenhafteren Produktion von Tustanowice weichen. Hier haben die ungezählten Bruttoprozente, mit denen Deutschland überschwemmt worden ist, ihre Heimat. So lange der Rohölpreis auf der normalen Höhe von 4 bis 6 Kronen pro Doppelzentner stand, haben die Scheine einen Wert gehabt. Zwar nicht den Wert, den man ihnen auf Grund der ersten Ausbeuten nachgerechnet hat; denn beim Anstich einer neuen Oelquelle gibt es eine Springflut, die nach ein bis zwei Monaten, oft auch schon früher, ebbt, und die zur Unterlage einer Wertberechnung zu machen, glatter Betrug ist. Immerhin stand den Inhabern der Bruttoprozente ein gewisses Quantum Rohöl zu, das einigen Wert hatte. Seit dem Tage der Krisis aber hat auch das ein Ende. Der Rohölpreis ist von $4^1/_2$ Kronen auf 1 Krone gestürzt und hat sich von diesem Fall bisher nur unvollkommen erholt. Damit sind sämtliche Oelgruben bei Tustanowice unrentabel geworden. Einige halten den Betrieb noch aufrecht, andere haben ihn

Google

unterbrochen, die meisten haben ihn aufgegeben. Die auf den stillgelegten Gruben haftenden Bruttoprozente sind damit wertlos geworden. Es ist natürlich nur eine Frage der Zeit, daß die galizische Erdölindustrie saniert wird. Sie ist ein zu wichtiges Ingrediens der österreichischen Nationalwirtschaft, als daß man sie sich selbst überlassen könnte. Und tatsächlich hilft die Regierung jetzt bereits durch allerhand wirtschaftliche und polizeiliche Maßnahmen. Aber die Inhaber der Bruttoprozente haben nichts davon. Die Oelgruben werden zwar wieder in Betrieb genommen werden, aber zum größten Teil nicht von denen, die sie den Bauern abgepachtet haben. Die Abmachungen zwischen diesen und den Erstunternehmern sind null und nichtig geworden an dem Tage, an dem der Betrieb eingestellt worden ist. Die neuen Unternehmer werden neue und natürlich ungünstigere Abmachungen treffen. Der Bauer erleidet keinen Schaden, denn er hat ja seine Bruttoprozente längst verkauft. Den Schaden erleiden die deutschen Kapitalisten, die den österreichischen Vermittlern jeden geforderten Preis dafür gezahlt haben.

So hat das deutsche Bürgertum viele Millionen in Tustanowice verloren. Wo wird es wohl die nächsten Millionen verlieren?

Alfred Lansburgh.

Theater.

Vorläufige kritische Bemerkungen. Es ist gewiß übertrieben, den Beginn einer Saison stets als die erneute Feindseligkeit gehässiger Direktoren zu empfinden, wie manche tun. Indessen, ein Seufzer kann gestattet sein; man ist doch nur ein Mensch. Und zu den menschlichsten Dingen im Leben gehört es, daß das Herannahen von Pflichten, die sich etwa eine Zeitlang schweigsam entfernt gehalten haben, unsere Seele ansäuert und unser Gemüt wehleidig macht. Nun erst die Pflicht, es unbedingt besser zu wissen! Denn diese ist es, unter der die erbitterte Kritik am schwersten stöhnt. Zwischen peinigender Aengstlichkeit und einem Leichtsinn, der, schuldbewußt, seiner selbst nicht froh wird, zaudert die Wahl des Gewissens. Meist bleibt sie in der Mitte stehen, bei einer durch Achselzucken gemilderten Unfehlbarkeit. Anfälle von Dogmatismus und verdrossene Toleranz. Es ist kein seliger Zustand; die Seufzer lassen sich verstehen. Diese vielen Monate ohne Irrtum auszuharren, ist in der Tat eine arge Zumutung. Aber da hilft nichts, die Sache will's!

Wirklich? Gehört diese massenhafte und fortgesetzte Erzeugung bestimmter Urteile so zweifellos zu den großen Notwendigkeiten? Vom Zweck und Recht der Kritik soll hier garnicht die Rede sein; es tut so verdächtig weh, darüber nachzudenken! Sie besteht nun einmal, und damit mag einstweilen bewiesen sein, daß sie bestehen muß. Und da sie besteht, so muß sie auch urteilen, denn das folgt aus ihrem Wesen. Und wenn sie öffentlich und endgültig urteilt, so hat sie doch eben die Pflicht, es besser zu wissen. An diese unfroheste Aufgabe, die es für einen ehrlichen Kopf geben kann, scheint sie nun einmal gebunden zu sein.

Heraus aus diesem Zirkel! Die leidige Kette der Schlüsse muß dort zerbrochen werden, wo die Identität von Kritik und Urteil eingesetzt ist. Kritisieren heißt unterscheiden, nicht entscheiden; heißt suchend anschauen, nicht kategorisch verweisen; begierig erforschen, nicht mürrisch predigen. Kritik ist beredte Liebe zur Sache. Der Kritiker hat nur eine heilige Pflicht: dabei zu sein. Sie ist, wie ich sie verstehe, nicht einmal gar so einfach. Denn es gehören keineswegs nur Augen und Ohren dazu und etwas, worauf man sitzt, sondern auch noch ein paar Dinge, die nicht ein jeder hat und selten einer in sich zu pflegen weiß. Vor allem herzliche Freude an sich selbst: wer seine eigene Gegenwart nicht mit Wonne verspürt, kann unmöglich auf die rechte Art mit dabei sein. Wenn er sich selbst nicht fühlt, wie soll er die Welt um sich her fühlen? Und darauf kommt es an. Der Gedanke erkennt und unterscheidet, aber zuvor ergreift das Gefühl. Wer dabei sein will, muß mitfühlen. Mit allem, was ist, und mit allem, was wird; mit dem, was zum Leben will, und mit dem, was ins Leben kommt; was eine Form hat und was eine Form zu sein versucht. Das Gefühl des Schauenden, der ganz, wie er soll, dabei ist, müßte immer mindestens so weit sein, daß die Welt, die das Kunstwerk bedeutet, darin Platz hat; und, wenn irgend möglich, die übrige Welt noch dazu. Nichts dürfte davon ausgeschlossen sein. Denn nur die tiefe und begeisterte Ueberzeugung, daß alles, was erscheint, ein Recht hat, so zu erscheinen, befähigt zum kritischen Schauen. Wo das Gefühl einmal ein Nein gesetzt hat, dort langt auch das Verständnis nicht mehr hin. Die Anerkennung erst macht die Erkennung möglich. Ein rechter Kritiker sein, heißt also, das ganze Leben (und die Kunst vor allem) ungeheuer lieb haben, sich nirgends abwenden und nichts verschmähen, überall vergnügt verweilen und das Fremdeste mit Lust zum Eigensten machen, kurz: unter allen Umständen und auf das intensivste dabei sein. Kritik ist nur ein besonderer Ausdruck mächtigster Lebensfreude.

Man verstehe: anerkennen heißt noch nicht lobpreisen. Das Gefühl, mit dem ich ein Ding umfasse, um es an mich heranzubringen, ist wohl von dem Gefühl unterschieden, das ich an ein Ding wegschenke. Es handelt sich nicht darum,

Go gle

alles zu bestätigen, sondern nur darum, alles in seinem Sinne gelten zu lassen. Nicht seinen Standpunkt, nur seine Augen muß man möglichst überall haben. Nur so kommt man jedem sachlichen Verhältnis mit gutem Anstand bei. Und das ist eigentlich die wichtigste Arbeit der Kritik: die Maße und Verhältnisse an den Dingen der Kunst leidlich richtig zu erkennen. Die Bestimmung der Werte muß sich dann, soweit sie unumgänglich ist, von selbst ergeben. Aber man vergesse nie dabei, daß jede Ansetzung eines Wertes bis zu einem gewissen Grade Täuschung und Selbsttäuschung ist. Ganz objektiv genommen hätten alle Erscheinungen der Kunst denselben Wert; nur die Art der Betrachtung verleiht ihnen verschiedene Höhe, verschiedenes Gewicht, verschiedene Bedeutung. Die Art der Betrachtung kann aber nur eine rein persönliche sein, da es objektive Sinne und Gedanken nicht gibt. Je größer und weiter und gerechter, das heißt teilbarer und dehnbarer, das Gefühl des Erkennenden ist, desto subjektiver sein Erkennen; denn er wird nur umso persönlicher an jede Seite eines jeden Dinges herankommen können. Kritik ist also im Wesen subjektiv; objektive Kritik wäre eine contradictio in adjecto. Oder: „Kritik ist nur der möglichst sachliche Ausdruck für persönliche Irrtümer."

Das sollte man festhalten. Und sollte eher den Mut haben, mit gutem Gewissen zu irren — weil man ja doch nicht anders kann — als mit schlechtem Gewissen unfehlbar zu sein. So werden die Bestimmungen, die sich als wertende Urteile gebärden, viel seltener, und die unerträglichste Last des Gewissens ist von der Kritik genommen. Persönliche Aussprache ist alles. Wem das Leben in allen seinen Erscheinungen lieb und kostbar, und wem die Kunst die höchste und vollste Form des Lebens ist —, und nur ein solcher kann, meine ich, die notwendige innere Allgegenwart des rechten Kritikers haben —, der wird sich vor den starken und endgültigen Verneinungen vorsichtig hüten. Brutale Ablehnung ist die bedenklichste, vielleicht die unbrauchbarste Art der Kritik. Daß sie dennoch die häufigste ist, verschuldet der Irrtum, der sich immer wieder zum Richten und Urteilsprechen verleiten läßt. Kritik ist kein Gericht über Schöpfungen anderer, sondern eine Untersuchung eigener Erlebnisse. Unter dem Zwange des persönlichen Geschmackes, der bestimmten Qualitäten kräftiger antwortet, bestimmte Entwicklungen bevorzugt, bestimmte Zwecke besonders betont, ergibt sich dann wie von selbst aus der reinlichen Erkenntnis ein deutlich und sicher gerichteter Wille: was man den Standpunkt des Kritikers zu nennen pflegt. Wobei nur sehr zu beachten ist, daß die Kritik den Standpunkt bringt, und nicht der Standpunkt die Kritik. Es kann sich — um es anders zu sagen — nicht um vorgefaßte Grundsätze handeln, aus denen ein Urteil über einen Gegenstand erfließt, sondern nur um bestimmte Kennzeichen und Eigenheiten der Persönlichkeit, die sich nun, bei der erklärenden Betrachtung künstlerischer Erlebnisse, richtunggebend anzeigen. Je weniger man sich seinem Standpunkt bewußt verpflichtet und unterwirft, desto ursprünglicher, unmittelbarer, persönlicher muß er zur Erscheinung drängen. Und alle Wertung und Distanzierung, die er bringen kann, müßte eigentlich von vornherein, wohlerkennbar und nicht zu mißdeuten, das stolzbescheidene Zeichen tragen, das besagt: Dies alles gilt nur für mich und meine Welt. Wer sich daran hält, tut dies auf eigene Gefahr und ohne meine Verantwortung! Ich selbst kann nur für mich und meinen Eindruck stehen!

*

Nun sind die Leser gewarnt und wissen, daß ich nicht imstande und nicht willens bin, objektive Urteile zu erzeugen. Ich bin nur ganz vergnügt, daß ich da bin, finde, daß alles genau so ist, wie es sein muß, und werde mich hüten, irgend etwas besser machen zu wollen. Von selbst muß es werden; und ich mute mir das Amt zu, genau aufzupassen und von Zeit zu Zeit zu erzählen, wie ich es werden sehe.

So setze ich mich zu diesem neuen „College Crampton" ins Lessing-Theater, bin sehr vergnügt und sage mir: Vor Jahren, als Brahm dieses Drama mit seinen Leuten gab, da war es ein anderes Stück. Engels spielte den Crampton und war wie ein ernsthaftes Kind, wie ein begabtes und unkluges Kind. Bei Bassermanns Crampton hatte ich den Eindruck: So taumelt einer, dem sein Leben als Mann zu wenig gehalten und zu viel genommen hat, ins trostreiche Greisentum hinüber. War das eine verschiedene Auffassung des Schauspielers? Was ist Auffassung beim Schauspieler? In den allermeisten Fällen doch nur die klügste Verwendung seiner Mittel auf die Ausgestaltung einer besonderen Figur. Also Technisches, Körperliches, ins Geistige und Seelische umgedeutet. Dieser Crampton ist ganz von der nervösen, das Einzelne intensiv durchdringenden, in Erschütterungen des Momentes schwelgenden Technik Bassermanns erfüllt. Er ist wieder eine vollkommene Offenbarung dieser fieberhaft spannenden Technik, die eben mit ihrem jähen Wechsel von Lauern und Losschlagen, von launenhaftem Detail und gewaltigster Konzentration diesen Eindruck des Brüchigen, von Innen her Zersprengten, dem Verfall Zueilenden so sehr befördert. Sein Crampton ist, an seiner Natur gemessen, vollkommen. Er würde das Stück vielleicht ein wenig über meinen Geschmack verdüstern, wenn nicht von der anderen Seite der mühelos helle

Google

Humor des Herrn Marr wieder so viel gutes Licht hinüberstrahlte.

Mit „Fräulein Julie", das jetzt in die Kammerspiele aufgenommen wurde, ergeht es mir seltsam. Ich finde in der Darstellung wohl die Figuren in wünschenswertester Prägnanz und Ausführlichkeit, aber ich finde die besondere Stimmung des Stückes nicht. Warum? Ich habe keine Antwort. Man könnte ja, weil doch von Stimmung die Rede ist, dem Regisseur irgend einen vagen Vorwurf hinschleudern, mehr Glut oder Farbe oder Intensität des Spieles verlangen, oder sonst eine Phrase abrunden, die man dann weiter nicht vertreten muß. Aber das würde nichts helfen und nichts heißen, solange man nicht ganz genau sagen kann, wie es glühender, farbiger, intensiver hätte gemacht werden können. Auch hier, und hier besonders kommt es zumeist auf das Technische an. Und wer, der noch nie inszeniert hat, wird sich erdreisten, zu sagen, daß er das Technische dieser mysteriösen Tätigkeit versteht? So kann es sein, daß der Regisseur an dem Mangel, den manch einer von uns empfand, ganz unschuldig war. Vielleicht sind wir selbst schuld. Vielleicht können wir dieses Stück gar nicht mehr als ein wirkliches Drama betrachten, sondern nur als ein dramatisches Experiment, daß uns zu lange schon theoretisch interessiert und prinzipiell beschäftigt hat!

Willi Handl.

Kleines Theater. „Die Stimme der Unmündigen" bedeutet keinen Fortschritt im dramatischen Schaffen Swen Langes. Eine Backfisch-Komödie, die — in ihren drei Akten erträglich — in einem Akte hätte unterhalten können.

Der Inhalt: I. Eine Rektorsfamilie; bei ihr zu Besuch ein Vetter der Rektorin, ein bekannter Opernsänger. Die Backfische des Orts umschwärmen den Vetter. Nur des Rektorpaars vierzehnjähriges Töchterlein weicht ihm grollend und furchtsam aus, warnt die Freundinnen vor ihm, der ein gefährlicher Mensch sei. Als sie gar vom Fenster aus sieht, wie der Vetter der Mutter höflich die Hand küßt, steht's bei ihr fest: er liebt die Mutter; will sie entführen; der arme Vater!

II. Der Freundin vertraut sie das große Geheimnis an; sie wird sich mit ihm schießen; schlägt ihn ins Gesicht und nennt ihn einen Schurken. Offenbart sich dem Vater, der die Fieberphantasien des überreifen Kindes zwar durchschaut, sie aber doch zum Anlaß einer Aussprache mit der Frau Rektorin nimmt.

III. Bei dieser Aussprache stellt es sich heraus, daß des Rektors und der Rektorin Glück kein natürliches, vielmehr ein von der klugen Frau Rektorin zusammengezimmertes ist, an dem auch nur mit Worten zu rühren gefahrvoll ist. Und der Vetter reist ab mit Rücksicht auf die Nerven des Kindes. —

Gelungen ist Swen Lange das kleinbürgerliche Rektorenpaar. Diese Rektorsfrau, die längst Verzicht geleistet hat auf ein Glück nach ihrer Wahl, die sich mit Vernunft und starkem Willen in einer ihr fremden Welt endlich doch zurechtgefunden hat, und die sich in jedem Augenblick des Zweifels laut vor Augen führt: „du bist ja doch zufrieden, eben weil du's ja sein m u ß t"; dieser Rektor, der den Dingen des Lebens niemals auf den Grund gegangen ist, der sich gern gedankenlos in sein Glück lullt und dem das friedliche Gleichmaß seines häuslichen Lebens höchstes Glück bedeutet nur weil kein lauter Mißton es stört — — — diese beiden Gestalten sind Menschen.

Aber die Tochter! Nein! Sie ist es nicht! Ist kein Mensch, kein Kind. Weder naiv, noch frühreif — — allenfalls hysterisch. Doch auch das nicht.

„Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen," sagt Hebbel. Wenn dies Kind sich aber mit weit aufgerissenen Augen ängstlich scheu an den Wänden herumdrückt, noch ehe sie den Mund öffnet, ist's überzeugend und Pflicht der Eltern, den Arzt zu Rate zu ziehen. Statt dessen, was tun sie? Mit heiligem Ernste streiten Mutter und Vetter, ob dieser Zustand des vierzehnjährigen Kindes Liebe oder Haß bedeutet! Du lieber Gott! Und gar dem Vater, der als Rektor des Kindes Psyche doppelt kennen sollte — der dümmste Parkettbesucher merkt's im ersten Akte, daß hier was nicht in Ordnung ist — fällt das veränderte Wesen seines Kindes überhaupt nicht auf.

Etwas hat man übersehen. Mir scheint diese Unmündige anzudeuten: nicht nur, daß die Tochter auf einer scheinbar falschen Fährte den Eltern, oder besser dem Vater (denn die Mutter w e i ß es längst, die Stimme der Unmündigen sagt Neues also nur dem Vater) zeigt, daß sein Glück nur Flickwerk ist. Nein, diese Tochter fühlt instinktiv ganz richtig, daß die Welt, in der das Glück der Mutter liegt, der Welt des Vetters tausendmal näher liegt als der, in welcher der Vater unbewußt dahinlebt. Und wer weiß auch, wie es kommen würde, wenn der Vetter noch länger im Hause bliebe!

So mag's der eine als Komödie, der andere als Tragikomödie, der dritte als Tragödie bezeichnen. Einer irrt sicher: der Autor nämlich, der es Komödie nennt.

Swen Lange ist trotz allem ein Dichter. Hier und da flickt er Gedanken in seine Tragödie, die unmittelbar nichts mit ihr zu tun haben. offenbar auch ganz anderer Her-

Go gle

kunst sind. So das Beste aus der Arbeit: „das ist Glück", ein Gedicht in Prosa. Jeder von uns, der Paris erlebt, Paris empfunden hat, kennt's; einmal, hundertmal hat er's empfunden. Mit diesem Stück aber hat's nichts zu schaffen. Und ich glaube, ich bin auf richtiger Fährte, wenn ich es in den Tageblättern Swen Langes suche.

Uneingeschränktes Lob verdienen 1. Barnowsky. Wenn wir auf die Anfänge seiner Tätigkeit zurückblicken und das Auseinanderspiel von damals mit dem Zusammenspiel von heute vergleichen, so können wir ermessen, was mit ernster Arbeit zu erreichen ist. Hier wurde unermüdlich auf ernste Ziele hingearbeitet, und der erste Mißerfolg, Herr Zickel, lieferte den literarischer Arbeit geweihten Tempel nicht gewissenlos spekulativen Spaßmachern aus.

2. Die Regie, die bis ins kleinste die Stimmung festzuhalten wußte, und der es gelang, das viele Ungesprochene in dieser Tragödie auszudrücken.

3. Lia Rosen; eine Künstlerin; an ihr war nichts Uebertragung. Ob wahrscheinlich, ob unwahrscheinlich, was sie sagte, ihr glaubte man alles; denn jede Gefühlsäußerung kam und wirkte unmittelbar; während man dem Treiben Lotte Kleins ungläubig gegenüberstand; um so ungläubiger, je mehr sie sich bemühte, glaubhaft zu erscheinen. A. L.

„Die Gemeinschaft der Eigenen".

„Gut unterrichtet über interne Angelegenheiten bei Hofe und bei den ihm nahestehenden Kreisen ist „Die Gemeinschaft der Eigenen", die sich stolz „Philosophische Gesellschaft für Sittenverbesserung und Lebenskunst" nennt.

Man könnte danach meinen, es handle sich hier um die Aufklärung Minderjähriger, den Schutz Alleinstehender, die Bekehrung Gefallener, die Erziehung zur Arbeit, die Schaffung von Lebensbedingungen und um ähnliche, den Namen der Gemeinschaft rechtfertigende Bestrebungen. Nichts von alledem! Die Gemeinschaft der Eigenen ist der Sammelpunkt der intellektuellen Homosexuellen. Sie gab vor Jahren bereits für ihre Mitglieder künstlerisch vollendete Monatshefte heraus, die jedes Bibliophilen Herz erfreuen mußten. Psychologisch boten diese Veröffentlichungen, die natürlich nicht in den Buchhandel gelangten, oft Interessantes, und manch einer wurde Mitglied der Gemeinschaft, nur um in den Besitz dieser Veröffentlichungen zu gelangen.

Unsere moralischen Begriffe über die homosexuelle Liebe sind unter dem Eindruck wissenschaftlicher Forschung längst andere geworden. Wenn wir sie, wie alles Widernatürliche, auch unästhetisch finden, die Vorstellung einer strafbaren Handlung verbinden wir längst nicht mehr mit ihr. Wir haben vielmehr den Wunsch, die Andersgearteten möglichst ungestört, aber auch möglichst fern von unseren Blicken gewähren zu lassen, statt sie zu verfolgen. Denn wir verlangen nicht — und wünschen's nicht einmal —, daß sie entgegen ihrer Veranlagung unsere Wege gehen. Diese Konzession aber muß ihnen unbedingt genügen.

Wenn der § 175 über kurz oder lang auch fällt und der Begriff der „Unzucht" damit beseitigt wird: homosexueller Veranlagung wird damit die „Widernatürlichkeit" nicht genommen. Sie bleibt ungemildert bestehen.

Das kann gar nicht nachdrücklich genug schon heute betont werden gegenüber der Unverfrorenheit, mit der die Gemeinschaft der Eigenen erklärt: Die Homosexualität ist die allein natürliche Veranlagung.

Solch Nonsens muß selbst diejenigen stutzig machen, die prinzipiell gegen jede gesetzliche Bevormundung zweier Menschen in rebus vitae sexualis stimmen. Und in der Tat kann diese Art von „Sittenverbesserern" und „Lebenskünstlern" bei systematischer Arbeit unserer Jugend gefährlich werden. Wenn sie, statt im engen Kreise — was ihnen niemand wehren wird — unter sich zu bleiben, wagen sollten, unsere Sitten in ihrem Geiste zu „verbessern", dann wird man im vitalen Interesse ihnen ihr mehr als gefährliches Handwerk strenger noch als bisher legen müssen.

Es hat an sich immer etwas Bedenkliches, von solcher Art Kulturträgern gelobt zu werden. Mit allgemeiner Belobigung fing's noch immer an; allmählich ließ man dann durchsickern, worauf's hinausging. Diese „Gemeinschaft der Eigenen" hat mit anerkennenswertem Geschick und starrer Beharrlichkeit vor Jahresfrist noch nachzuweisen versucht, daß (bis hinauf zu Christus) so ziemlich jeder Dichter, Herrscher und Feldherr von überragender Bedeutung homosexuell veranlagt war.

Daher heißt es: beizeiten aufs Maul schlagen, wenn in einem der letzten Flugblätter bei Besprechung des tragischen Endes des Freiherrn Josef von Fürstenberg über unseren Kronprinzen gesagt wird: „Jedenfalls ist es ein schöner und sicherer Beweis dafür, daß er den Forderungen des Naturrechts keineswegs in dem finsteren Wahn des Mittelalters gegenübersteht, daß er vielmehr volles Verständnis hat für die Bestrebungen, die einem aus Wahn und Unwissenheit geborenen Strafgesetze, wie es der § 175 ist, ein für allemal ein Ende machen wollen."

Gewiß: der Kronprinz ist damals für seinen Freund und ehemaligen Regiments-Kameraden eingetreten. Wer für diesen menschlichen Zug treuer Kameradschaft kein Empfinden hat, darin vielmehr eine Billigung der Verfehlungen des

Google

Baron Fürstenberg oder gar ein Verständnis irgendwelcher Art für homosexuelle Veranlagung erblickt, der macht sich in der Rolle des Lebenskünstlers und Sittenverbesserers leicht lächerlich.

In unserer an Idealen armen Zeit, da uns kein Herrscher, Staatsmann oder Dichter lebt, für den sonderliche Begeisterung sich verlohnte, müssen wir ganz besonders auf der Hut sein, daß man uns nicht durch derart lügenhaften Wahnsinn auch noch die Freude an unserem Kronprinzenpaare raube, das schon heute die Herzen der Nation besitzt.

Wenn Harden in eben dieser Flugschrift bei Besprechung der Lichtenberger Tafelrunde angegriffen und von ihm gesagt wird, „Harden hat als Politiker gehandelt. Er hat auf den gröbsten Instinkt der Bestie spekuliert und die Homosexualität als rotes Tuch benutzt; die ganze politische Meute hat gekläfft. Wirksam war das Mittel, klug und schön aber war es nicht", so wird sich Harden, wenn's ihm der Mühe wert erscheint, am besten selbst verteidigen. Wenn aber diese Sittenverbesserer ihre Künste an unserem Kronprinzen zu erproben suchen, so schmettern wir ihnen — und wissen uns dabei von jeder Liebedienerei frei — ein einmütiges Paroli entgegen.

A. L.

Bücherbesprechung.

Meine Schrift „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache" ist gleichzeitig mit Professor Gurlitts Schrift „Schule und Gegenwartskunst" im Hilfe-Verlag erschienen.

Das wissenschaftliche Zentrum der Schrift ist das Kapitel „Das Leben der Sprache". Da ist aus eigener künstlerischer Erfahrung und unmittelbarer Beobachtung anderer — besonders auch der Kinder, in denen die Sprache ja entsteht — die Sprache als Organismus naturwissenschaftlich aufgefaßt, und so auch das an ihr, was immer noch mechanisch aufgefaßt blieb: das Leben ihrer Begriffe. Darauf ist dann unser neuer Sprachunterricht gegründet, der dem Kinde seine Sprache läßt, ohne alles grammatische Regelwerk.

Das Buch hat aber einen bestimmten sozialpolitischen Zweck und ist für die Volksschullehrer ganz speziell bestimmt. Es ist der Versuch, den Volksschullehrer gegen die gelehrte Bildung mißtrauisch zu machen, nach der er jetzt hinstrebt, und zu der man ihn selbstverständlich zulassen muß. Aber sie wird ihn verderben, wie sie ihn schon jetzt vielfach verdorben hat. Denn in ihr — ganz gleich in welchem Gegenstande — lebt alle uralte Kirchengelehrsamkeit und der ganze Aristoteles in den Methoden und Kategorien fort. Sie verhindert alle unmittelbare Beobachtung und alles unmittelbare Denken. Und gerade das braucht der Volksschullehrer. Erstens für seinen Beruf — zu dem ihm alle experimentelle Psychologie z. B. die Wege sperrt, indem sie ihn experimentieren, anstatt unmittelbar und ohne bestimmte Beobachtungsbahnen auffassen lehrt. Zweitens für die Kultur, die er zu schaffen bestimmt ist. Denn er kann uns eine deutsche bodenständige Bildung, ein jeder an seinem Platze das Seine, schaffen. Er muß gerade den Kampf gegen die Schul- und Buchgelehrsamkeit aufnehmen und aus unmittelbarer eigener Erfahrung schaffen und forschen. Das ist ja für die bildenden Künste schon viel eher zugestanden. Für die Sprache wird's erst noch einen harten Kampf geben. Denn der Volksschullehrer steckt durch Seminar-, Universitäts- und populäre Weisheiten ganz drin in der „alten Schule" überall, wo sich's um formale und methodische Erkenntnisse handelt. Er hat so furchtbar viel „Altgymnasiales" in seinen Auffassungen und praktischen Methoden, ohne daß er's ahnt. Darüber übrigens mein Kapitel „Das Altgymnasiale in der Volksschule". Sobald er freilich das überwunden hat, wird er produktiv und leistet dann Erstaunliches. Und so ist er, auch durch seine Herkunft und durch seinen Beruf, wirklich bestimmt, die deutsche Reformation als den Kampf gegen Buch- und Schulgelehrsamkeit aufzunehmen. Tut er das nicht, sondern erliegt der modern verkappten alten Gelehrsamkeit, dann ist's um ihn geschehen. Und das kann schon in wenigen Jahrzehnten soweit sein.

Für diese dringliche Lage ist meine Schrift bestimmt.

Rudolf Pannwitz.

Notiz.

Der Leiter des lyrischen Teiles, Hugo von Hofmannsthal, sieht sich angesichts der Reichlichkeit lyrischer Produktion von unzweifelhaft literarischem Niveau, wie der gegenwärtige Moment sie aufweist, vor die Wahl gestellt, entweder seinem Ressort einen bestimmten Charakter zu wahren, oder aber mit den ganz schätzenswerten, aber hinlänglich zahlreich vorhandenen Antologien an Reichhaltigkeit und Buntheit des Inhaltes zu wetteifern, und muß sich daher notgedrungen auf die Beiträge eines kleinen Kreises von Mitarbeitern beschränken. Da Herr von Hofmannsthal diesen Kreis zurzeit nicht zu erweitern gedenkt, so bitten wir die Leser des „Morgen", von weiterer Einsendung von Gedichten vorläufig abzusehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 22. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 14 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 13. September 1907

An Friedrich Naumann.

Verehrter Freund —

Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Ihnen auf Ihren offenen Brief ebenso offen und öffentlich antworte. Ich tue es nicht der Rechthaberei wegen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie mit einer ganzen Menge Feststellungen ebenso recht haben wie ich, und nichts liegt mir ferner, als fremde Meinungen und Ansichten zu „widerlegen". Sondern ich tue es, weil es mir ein Bedürfnis ist, gerade mit Ihnen mich über diese Dinge auszusprechen und zwar in voller Oeffentlichkeit, weil ich glaube, daß nichts meine Auffassung in ein deutlicheres Licht zu rücken vermag als das Bemühen, sie gerade Ihnen gegenüber zu verteidigen. Denn offenbar: es gibt für die Gegenwart und für Deutschland kein besseres Argument, das man gegen mich und meinen politischen Pessimismus anführen könnte, als den Namen: Friedrich Naumann! Hier ist ein Mann, wie kein Kulturfanatiker und Persönlichkeitshuber sich ihn besser vorstellen könnte; ein Mann (verzeihen Sie diese geschmacklose, aber unvermeidliche Verherrlichung!): ein Mann von Geist und Bildung, mit künstlerischen Instinkten und starkem Sinn für das Lebendige und Dauernde, und doch ist dieser Mann — wer sollte es glauben! — Politiker: Politiker in Deutschland!, Politiker der Opposition!! und zwar (wie er wenigstens behauptet) sogar mit Leib und Seele . . . Also, du siehst, mein Lieber (so spricht man zu mir): es geht!

Aber so rasch gebe ich mich doch nicht gefangen. Und daher meine Antwort an dieser Stelle.

Zunächst Sie selbst! Sind Sie wirklich ein Beweis: „daß es geht?" Ich glaube, nein. Wobei ich sogar annehme, daß Sie wirklich im Innersten Ihrer Seele die Liebe für die Politik hegen, von der Sie zu uns reden, denn jedermann hat Anspruch, öffentlich nach dem und nur nach dem beurteilt zu werden, was er öffentlich sagt. (Sonst würde ich — unter Benutzung der von Ihnen auf mich angewandten psychologischen Analysis — mir gestatten, an jener Liebe ein ganz klein wenig zu zweifeln. Zu zweifeln auf Grund gerade Ihres Briefes an mich, den ich für ein Symptom dafür ansehen würde, daß Sie selbst das Bedürfnis fühlen, die Bedenken zu widerlegen, die in Ihrem Innern aufsteigen.)

Aber wenn Sie nun auch wirklich Politiker mit Leib und Seele sind und sich in diesem Beruf wohlfühlen: was beweist das gegen mich? Nichts, wie mir scheint. Ja,

Google

es läßt sich sogar gerade an Ihnen die Richtigkeit meiner Auffassung dartun. Und zwar wie folgt:

Erstens — und nun muß ich schon wieder um Verzeihung bitten, wenn ich offen und ehrlich meine Meinung sage — hat selbst auf Sie die Männer mordende Politik ihren zerstörenden Einfluß auszuüben begonnen: ganz leise, fast unmerklich einstweilen noch, wahrnehmbar nur für die wenigen, die nicht politisch befangen sind und Sie dennoch lieben. Aber ich habe oft gedacht, wenn ich Aeußerungen von Ihnen aus den letzten Jahren mit denen aus Ihrer früheren Zeit verglich: schade! Trifft's den auch. Wenn Sie leichter über die Probleme weggehen als früher; wenn Sie die Tatsachen mit größerer Willkür gruppieren; wenn Sie sachlich unwichtige Dinge mit Nachdruck und Emphase behandeln, nur weil sie in der Politik des Tages eine zufällige Rolle spielen. Und sagte mir: wie groß muß doch diese unheilvolle Macht sein, wenn sie selbst eine Persönlichkeit wie Naumann anbröckeln kann.

Aber vielleicht täusche ich mich. Vielleicht sind Sie ganz derselbe wie früher und die Schlammwellen der Politik sind an Ihnen abgeflossen. Und sicherlich haben Sie sich ein gut Teil Ihrer ursprünglichen Ganzheit bewahrt, mehr wohl als irgend ein deutscher Politiker der Gegenwart von Ruf. Aber damit fühle ich mich immer noch nicht widerlegt. Denn dazu würde gleichzeitig der Nachweis gehören, daß Sie nun wirklich den Typus des Politikers, wie ihn unsere Zeit gebraucht, darstellen. Das tun Sie aber ganz und gar nicht, wie mir scheint, verehrter Freund. Denn wenn Sie es täten, dann hätten Sie doch wohl bei Ihren großen Fähigkeiten etwas mehr Erfolg als Sie haben. Sie sind mit Mühe und Not in den Reichstag gekommen, zu dem jeder Schuster mit Leichtigkeit Zutritt erhält, wenn er's versteht, mit dem Winde zu segeln; Sie gelten einstweilen in diesem hohen Hause selbst als ein Mann, der so „hochgebildete" Reden hält, wie sie nur auf ein Katheder gehören, und werden sicherlich von der großen Mehrzahl Ihrer werten Berufsgenossen (ich möchte es wenigstens wünschen) als ein hoffnungsloser Schwärmer und Sonderling betrachtet. Nun — woran kann das liegen? Doch wohl nur an den Ansichten, die Sie vertreten: was eben Ansichten sind, deren Richtigkeit wohl wenigen Gebildeten einleuchten, die aber — damit ich mich Ihres eigenen Ausdrucks bediene (ich glaube wenigstens, er lautete so:) — keine parteibildende Kraft haben. Das heißt also: von der Masse nicht goutiert werden. An den verständigen Ansichten liegt es und wohl auch an der Art und Weise, wie Sie sie vertreten: daß Sie Geist und Anstand noch immer für wichtige Requisite der politischen Agitation halten. Darum also keine Erfolge! So daß also Ihr eigenes Schicksal als Politiker geradezu als ein Argument *für* die Richtigkeit meiner Auffassung angesehen werden muß.

Aber ich will nicht nur ad hominem meinen Beweis erbringen. Ich will auch auf die Gründe selbst eingehen, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich ins Feld führen.

Sie behaupten, ich hätte unrecht, wenn ich das politische Handwerk reizlos, ja widerwärtig nannte und meinen, der Beruf des Politikers sei ganz erträglich: die Agitation insbesondere sei voll von künstlerischen Valeurs. Zum ersten: man lerne das Volk gründlich dabei kennen. Dagegen möchte ich zunächst einwenden: daß Sie auf Ihren

Google

Agitationstouren doch nur ganz bestimmte Schichten — eben die „politisch interessierten" — kennen lernen und auch diese nur als „politische Lebewesen": das heißt (wie die Dinge heute liegen) in einem pathologischen Zustande. Denn der Bauer oder der Handwerker, die sich über Eisenbahntarife oder Handelsverträge oder Steuern oder Militärvorlagen etwas anhören kommen, sind schon mehr oder weniger krankhaft veranlagt, ebenso wie die Arbeiter, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich erhitzen. Sie müssen mir zugeben, daß das Bild vom Volke, das sich Ihnen in einer Wahlversammlung bietet, gewiß auch sehr interessant ist, aber ganz gewiß nicht ein richtiges Bild des „werktätigen Volkes" darstellt: kein Bild vom Volke bei der Arbeit und in der Familie. Und es kann leicht kommen, daß jemand, der sich seine Vorstellungen vom Volke in den von Alkohol, Tabakrauch und Phrasendunst erfüllten Volksversammlungen bildet, zu Urteilen gelangt, die weitab von der Wirklichkeit liegen. Ich zweifle nicht, daß Sie durch die Oberfläche hindurchsehen, daß Sie das Volk kennen lernen, trotzdem Sie ihm auf dem Felde des politischen Kampfes begegnen, daß Sie imstande sind, die Menschen auch als Menschen zu würdigen, selbst wenn sie im Zustande der politischen Hypnose sind. Aber sagen Sie mir nicht, daß das für den politischen Wanderredner als solchen, ja auch nur, daß es für einen irgend wie bedeutsamen Prozentsatz dieser Spezies zutreffe: für keinen außer Ihnen unter all den zahlreichen homines politici, die ich zum Beispiel persönlich kenne.

Und selbst zugegeben, hier liege ein Reiz des politischen Geschäfts verborgen: ist er an dieses gebunden?

Könnte ich nicht einmal eine Agitationstour mit Ihnen mitmachen? Um als Schlachtenbummler vielleicht mehr interessante Eindrücke zu sammeln, als es Ihnen in der Hitze des Gefechtes möglich ist?

Weiter: es gewähre Reize, die Rede jeweils der bestimmten Situation anzupassen. Präzisionsmechanik!

Na ja. Ein-, zwei-, dreimal. Aber dann fängt doch die furchtbare Tatsache des sachlich ewigen Einerleis an, alle Freude an der Formgebung zu ersticken. Wenigstens ist das die Erfahrung, die ich — wenn auch nicht als agitierender Präzisions- oder Feinmechaniker, so doch als vortragender Grobmechaniker — persönlich gemacht habe. Mehr als ein- oder zweimal über denselben Gegenstand zu sprechen: furchtbar! Und dann: über ihn so sprechen müssen, daß man alle gedanklichen Feinheiten von vornherein beiseite läßt; daß man sich zwingt, jedesmal dann einen Gedankengang abzubrechen, wenn das erörterte Problem anfängt, interessant zu werden. Und immer mit dem nagenden und plagenden Zweifel in der Seele: wird auch nur einer im Saal sein, der etwas ahnt von der Sache, dem du dich mit einem Blick verständlich machen könntest? Oder ist es alles taubes Gestein!?

Uebrigens habe ich selbst den eigenartigen Reiz des Wahlsports mit seiner fieberhaften Agitation zugegeben: ich nannte ihn den Fasching des Berufspolitikers, um damit auszudrücken, daß er des Amüsanten genug bringe (und im Grunde mit Politik nichts zu tun hat). Aber der Rest der fünf Jahre, wenn die paar Wahlwochen vorüber sind? Von ihnen sprechen Sie nicht: von der Qual der Alltagspolitik, von der Alltagsagitation, wenn es gilt feurige Reden zu halten mit gähnendem Munde. Dann eben

Google

beginnen die spezifischen Qualen des Berufs, für die die paar Faschingswochen doch wohl kaum einen vollen Ersatz zu bieten vermögen.

Ich glaube aber auch, daß Sie die Formen, in der sich die politische Tätigkeit heute bewegt, zu günstig beurteilen; daß großenteils die Einwände, die Sie gegen meine Kritik erheben, immer nur aus Ihrer Person entnommen, für Ihre Person passend sind, die Sie eben (wie ich schon sagte) doch nicht den Normaltypus des Berufspolitikers darstellen. Sie meinen, ich übertriebe, wenn ich die Signatur, die unser politisches Leben von Tag zu Tag mehr annimmt, mit den Worten charakterisiere: geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh.

Wirklich? Auch wenn Sie die Presse als ein selbstverständliches Ausdrucksmittel des politischen Lebens mit in Betracht ziehen (Sie beziehen meine Aeußerungen immer nur auf die persönliche Agitationstätigkeit des Berufspolitikers, genauer des Reichstagskandidaten selbst: aber natürlich gehört doch das Funktionieren des ganzen politischen Apparats, also vor allem das Gebaren der politischen Presse dazu, wenn man sich ein Gesamtbild vom Wesen des politischen Berufes machen will.)

Meine Kritik der intellektuellen Minderwertigkeit der politischen Tätigkeit übergehen Sie. Ich darf also annehmen, daß Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich sagte: „in der Tat sind ja alle gesprochenen oder geschriebenen Aeußerungen politischer Natur heute von einer solchen intellektuellen Dürftigkeit, daß jedem Mann von etwas Geist vor ihnen grauen muß." Wie sehr erst einem Manne von vielem Geist. Aber es graut Ihnen auch gründlich: ich zweifle nicht daran.

Bliebe die ästhetische und die ethische Seite.

Sagen Sie mir, bitte, verehrter Freund: wie bringen Sie es fertig, regelmäßig die sozialdemokratische Presse zu lesen? Was Sie doch von Rechts wegen müssen, wenn Sie „auf dem Laufenden" bleiben wollen. Stumpfen die Nerven so ab, daß man immun wird gegen diesen „Sauherdenton", der keineswegs, wie Sie meinen, Mehring eigentümlich ist, sondern in fast allen sozialdemokratischen Blättern gleichmäßig beliebt wird, allen voran im „Vorwärts"? Es muß wohl so sein. Denn sonst müßten Sie ja krank werden vor Ekel. Wollen Sie aber — als objektiv Urteilender — leugnen, daß diese Form der Politik ästhetisch roh ist?

Und das ethische Niveau? Wollen Sie wirklich nicht zugeben, daß Politik und Wahrheitsliebe auf einem sehr gespannten Fuße leben (um auf das Beispiel einzugehen, das Sie selbst wählen). Liegt es denn nicht so, daß die Notdurft des politischen Kampfes unausgesetzt die Unwahrheit, die Versündigung an der Wahrheit aus sich herausgebiert. Es ist schon der erste Schritt vom rechten Wege, wenn wir politische Ideale: das heißt das, was wir fordern, was wir als Postulat unseres materiellen oder ideellen Interesses aufstellen, im Namen der Wahrheit vertreten; wenn wir mit den Beweisgründen der Wissenschaft den Freihandel oder den Arbeiterschutz oder die progressive Einkommensteuer oder sonst etwas als „richtig", das Gegenteil davon als falsch kennzeichnen wollen.

Postulate lassen sich bekanntermaßen niemals als richtig oder falsch nachweisen. Richtig oder falsch sind immer nur Erkenntnisse kausaler Zusammenhänge. Aber die

Google

Politik, der jedes Mittel recht ist, möchte gar zu gern sich in ein wissenschaftliches Gewand hüllen und prostituiert damit die Wissenschaft, die der Wahrheit dienen soll.

Und wie nun: wenn die „Wahrheit", das heißt eben die Erkenntnis eines bestimmten Kausalzusammenhangs, gelegentlich in Widerspruch tritt mit dem, was der Politiker als das allein richtige, oder sagen wir auch nur berechtigte fordert: liegt da nicht die Gefahr außerordentlich nahe, daß er eben die Wahrheit dem politischen Zwecke opfert? Wer das nicht schlankweg tut — bewußt oder unbewußt: denn ich glaube, daß schließlich der Parteipolitiker so einseitig wird, daß er selbst oft gar nicht mehr die wirklichen Zusammenhänge sieht — wer sich das Recht, sage ich, wahrt, in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob wirklich das politische Programm mit der „Wahrheit", das heißt den Tatsachen in Uebereinstimmung bleibt: der gilt als suspekt, als unsicherer Kantonist, als unzuverlässig, mit einem Wort: als schlechter Politiker. Nie kann sich eine auf den Freihandel eingeschworene Partei Mitglieder gefallen lassen, die ihr Gewissen treibt, nachzuweisen: daß der Kornzoll *nicht* das Brot verteuert, daß die Steigerung der Fleischpreise *nicht* auf die Absperrungspolitik der Regierung zurückzuführen sei usw. Denken Sie an die Fälle Schippel und Calwer in der sozialdemokratischen Partei! Wo mit „Wahrheitsargumenten" in der Politik operiert wird, kann man ruhig sagen, daß einer von zwei Gegnern immer fälscht. Von Berufs wegen.

Wogegen Sie sich nun besonders schroff wenden, ist meine Bemerkung: daß alle diese unerfreulichen Züge der politischen Tätigkeit immer stärker hervortreten und besonders stark dort, „wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat". Beides steht in einem inneren Zusammenhange und ich will noch einmal diesen Zusammenhang ganz offen und ausdrücklich feststellen: das politische Leben degeneriert von Tag zu Tag mehr, *weil* es in immer tiefere Schichten hinabsteigt.

Sie wundern sich, daß ich so gering vom „Volke" denke: daß ich ihm weniger Wahrheitsliebe zutraue als den oberen Schichten. So ist die Sachlage nicht ganz richtig dargestellt. Nicht ein Urteil über „das Volk" ist es, das ich mit jener Feststellung ausspreche — oh, ich liebe das Volk und halte es hoch (wo es noch nicht zur Masse geworden ist); wer sollte es auch nicht lieben und hochschätzen, wie man die Kinder liebt und ehrt — sondern es ist ein Urteil über die Demokratie in ihrer heutigen Gestalt: über die Methoden, die zur Anwendung gelangen, wenn es sich darum handelt, die Masse für bestimmte politische Zwecke zu gewinnen. Von diesen glaube ich allerdings, daß sie das Gift der schlimmsten Demagogie in sich tragen und daß dieses Gift immer mehr um sich greift, bis es schließlich den ganzen Organismus zerstört. Wie sollte es auch anders sein: kommt es doch darauf an, dem unheimlichen Ungeheuer „Masse" zu schmeicheln, so viel man kann, es von dem Gegner zu sich herüberzuziehen. Da muß man doch in seiner Sprache reden, muß seinen Interessen, muß oft genug seinen niedrigsten Instinkten schmeicheln. Muß eben lernen, mit den Wölfen zu heulen und — was noch wichtiger ist — mit den Schafen zu blöken. Aristokratie und Absolutie mögen tausend andere Mängel haben: wer leugnet es. Aber sie haben doch keine Demagogie: keine Volksverführungskunst. Das scheint mir doch eine ganz selbstverständliche Sache zu sein. Und wenn Sie auf die Vergangenheit verweisen, in der ein viel rüderer Ton geherrscht

Google

habe. Ja, aber bitte: doch immer nur in den politischen Betätigungen der Unterschichten. Erst als die Sansculottes emporkommen, wird der anständige und gemessene Ton der Girondisten verschlechtert; erst als die „Demokraten" in Deutschland zu reden und zu schreiben anfangen, geht die edle Rhetorik des Liberalismus zum Teufel und beginnt der Sauherdenton. Oder wollen Sie leugnen, daß noch in den sechziger und siebziger Jahren bei uns, als die demokratische Unterströmung kaum schon zutage trat, das Niveau des politischen Kampfes ein höheres war, als heute? Oder daß der Ton in der Kölnischen Zeitung, im Berliner Tageblatt, im Tag oder einem andern guten „bürgerlichen" Blatte etwas anständiger ist als im „Vorwärts"? Das Schlimme ist nur: die Tendenz besteht, daß das gesamte politische Leben sich immer mehr dem niedrigsten Niveau nähert: weil man täglich den Kampf mit einem rüderen Gegner führen muß und weil — die Masse gewonnen werden muß. Die „Konkurrenz" erheischt es: wie schließlich auch der anständige Geschäftsmann zu unlauteren Mitteln greifen muß, wenn er sieht, daß sein Konkurrent damit ihm die Kundschaft abspenstig macht.

Nun haben Sie aber natürlich recht, wenn Sie am Schlusse Ihres Briefes sagen: schön oder nicht schön, öde oder reizvoll: der Entscheid, ob ich mich dem politischen Berufe zuwenden soll, wird am letzten Ende davon abhängen, welche Bedeutung ich der Politik beimesse. Halte ich diese für einen überragend wichtigen Kulturfaktor, glaube ich (was weiter dazu gehört), daß gerade in Augenblick und in meinem Lande wichtige politische Probleme zur Lösung reif sind, und (was schließlich noch dazu kommen muß) bin ich der Ueberzeugung, daß meine Mitwirkung dabei von irgend welchem Belang ist, so kann mich mein Pflichtbewußtsein dazu bringen, alle Widerwärtigkeiten des politischen Berufs in den Kauf zu nehmen: um des hohen Preises willen, den zu erringen ich helfen will. Nun geht allerdings meine Meinung dahin: erstens: daß die Politik in ihrer Bedeutung für die Gestaltung des menschlichen Daseins im allgemeinen ganz ungeheuerlich überschätzt wird (dafür hoffe ich, in meinem nächsten größeren Werke, das Sie im voraus „Anti-Politik" nennen: ich danke Ihnen für den Hinweis auf einen so eindrucksvollen Titel! den Beweis zu erbringen und zwar in einem zweifachen Sinne: ich will nachweisen, daß die soziale Lage viel weniger Bedeutung für das Einzelleben hat, als man heute gewöhnlich annimmt und sodann: daß wiederum diese soziale Lage in viel geringerem Grade, als man glaubt, von der Politik bestimmt wird: darauf kann ich einstweilen also nur verweisen mit der Bitte, die wenigen Bemerkungen, die ich in meinem zweiten antipolitischen Artikel in dieser Zeitschrift gemacht habe, noch einmal zu bedenken und selber nachzuprüfen.)

Zweitens glaube ich, daß gerade gegenwärtig in Deutschland kein günstiges Feld für politische Tätigkeit ist: sei es, weil keine Probleme von großer Bedeutung zur Erörterung stehen, sei es, weil wir nicht imstande sind, an ihrer Lösung mitzuwirken: davon handelten die beiden letzten Artikel und werden noch zwei kommende Artikel handeln.

Mein Fazit ist also: daß die Gebildeten gerade jetzt in Deutschland Besseres zu tun haben, als sich im Dienst der Tages- und Berufspolitik zu verbrauchen. So möchte ich es formulieren. Nicht dagegen liegt in meiner Absicht: unpolitische Menschen zu er-

Google

ziehen, wie Sie es ausdrücken. Im Gegenteil: ich möchte gern dazu verhelfen, die erste und wichtigste Bedingung eines politischen Menschen zu erfüllen: Verständnis für Wesen und Bedeutung des politischen Lebens zu wecken. Dazu aber braucht man keine Politik zu „machen", braucht man vor allem nicht berufsmäßiger Parteipolitiker zu werden. Ja — in gewissem Sinne wird man jenes Ziel, „politische Menschen" heranzubilden, vielleicht eher erreichen, wenn man sich vom Getriebe der Tagespolitik fernhält. Und wer weiß? Vielleicht erleben wir es noch, daß Sie selbst sich aus dem Staube des parteipolitischen Lebens zurückziehen in die lichten, freien und reinen Höhen der politisch-philosophischen Betrachtung, um der Praeceptor Germaniae zu werden, den wir immer noch in Ihnen vermuten.

Lassen Sie mich mit dieser Hoffnung schließen und bleiben Sie versichert der ungewandelten Hochschätzung und aufrichtigen Verehrung

Ihres

sehr ergebenen

Werner Sombart.

Napoléon cul-nu.

Von Otto Julius Bierbaum.

Nach den amtlichen Reiseberichten des Generals Keller in Helferts „Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba" und mit Benutzung der „Worte Napoleons" (Leipzig, Verlag von Zeitler).

Messe in Fontainebleau am 17. April 1814 —: Das ist der Mann, der sich von Talma kaiserliche Posen zeigen ließ, dann aber den Krönungsmantel seines Zuschnitts mit so persönlicher Herrscherwürde trug, daß nichts von der Schule Talmas, nichts von Komödie, kein Darstellen in die Erscheinung trat, sondern alles, Ruhe und Bewegung, jede Biegung der Hand, jede Bewegung des Kopfes, jeder Schritt und jeder Blick lebendige Majestät selber war, sicherster und edelster Ausdruck der Souveränität des Genies? — Er sitzt im Kirchenstuhl und reibt sich nervös aufgeregt die Stirn, blickt bald scheu um sich, bald wie bedrückt zu Boden und steckt schließlich einen Finger in den Mund, daran zu kauen.

Die Herren Kommissäre der Verbündeten: Feldmarschall-Leutnant Keller für Oesterreich, Oberst Campbell für England, Oberst Graf Truchseß-Waldburg für Preußen, General Graf Paul Andrejevič Schuwaloff für Rußland, finden ihn gar nicht imposant und werden noch heute abend an ihre Höfe melden, daß der souveräne Herr von Elba nur noch den Titel, aber nicht mehr das Auftreten eines Kaisers hat, daß er den Eindruck eines Menschen macht, der mit der Macht um alle Haltung gekommen, der völlig zusammengebrochen ist.

Er kaut am Finger und überlegt, welche Vorwände noch zu machen wären, ein paar weitere Tage zu gewinnen, um noch mehr Packwagen mit Geld, Möbeln, Bronzen, Gemälden, Statuen, Büchern aus dem Schlosse von Fontainebleau fortzuschaffen. Schon sind bei achtzig Wagen voll, die vorausfahren sollen. Es müssen mindestens hundert werden. Man muß immer soviel als möglich mitnehmen, auch wenn man keinen Armeetrain mehr zur Verfügung hat.

Dies ist jetzt das wichtigste. Zum Imponieren fehlt es an Publikum. Alles zu seiner Zeit und am rechten Orte. Diesen Herren da gilt es, jetzt nicht zu imponieren.

Er wird sie nachher empfangen. Durchaus unzeremoniell, in seiner alten grünen Uniform mit den schon etwas schwarz gewordenen goldenen Epauletten; nicht einmal rasieren wird er sich vorher lassen. Den Oesterreicher wird er halbwegs familiär behandeln als den Vertreter des Schwiegervaters; den Russen ausgesucht höflich unter artigen Erkundigungen nach dem Zaren (jedes Wort wird berichtet!); den Engländer mehr als höflich: mit deutlicher Hochachtung für die Nation, deren Urteil über ihn ihm jetzt am wichtigsten ist; aber den Preußen wird er es fühlen lassen, daß seine Begleitung ihm überflüssig erscheine, da auf dem Wege von Fontainebleau zur Küste keine preußischen Truppen zu passieren seien.

Google

Ein kurzer, bittrer Gedanke zurück: daß ich diesen König von Preußen nicht — gestrichen habe! Ein dunkler Blick über die Köpfe der Kommissäre weg: Ich und entsagen? Ich gebe nichts auf.

*

Im Schlosse bis zur Abreise —: Offiziere und Boten von der Armee, aus Paris, aus Rambouillet. Auszeichnungen durch Geschenke und Ernennungen. General Cambronne und Oberst Mallet befehlen die achthundert Mann Garde, die sich gemeldet haben, mit nach Elba zu gehen. Graf Bertrand wird Oberst-Marschall; Oberst Jemanowski Flügeladjutant; Deschamps und Baillon werden Palastadjutanten; Sieur de la Peyrusse geht als kaiserlicher Schatzmeister mit, Retfery als Kabinettssekretär, Fourreau als Arzt. Gut, daß auch Generalleutnant Graf Drouot, seit dem spanischen Feldzuge stets in des Kaisers Begleitung, mit nach Elba kommen wird. Es gibt keinen besseren Artilleristen . . .

Man wünscht, ihm österreichische Garden zur Begleitung mitzugeben? Wozu? „Um durch Frankreich zu reisen, brauche ich nicht einmal meine eigene Garde, geschweige eine fremde. Eigentlich brauche ich nichts als einen englischen Kommissär wegen der Seefahrt im Mittelländischen Meere."

Wenn der Kaiser von Oesterreich wünscht, ihm jemand zur Begleitung zu geben, so kann es sich nur um eine Person handeln: die Kaiserin.

Vor allem aber: genaueste Ordnung in der Angelegenheit der im Vertrage von Paris ihm zugesicherten Dotation und keine Versuche, die Insel Elba vor seiner Ankunft allen Geschützes und Kriegsbedarfs zu entblößen. Was ist ein Souverän ohne Kanonen und Munition? Glaubt man vielleicht, er wolle mit dem Titel eines Kaisers die Funktion eines Bürgermeisters ausüben? Haben diese Fürsten so wenig Respekt vor dem Gedanken der Souveränität, daß sie einen der ihrigen zur Karikatur machen wollen? Oder fürchten sie, daß ich Europa von Elba aus mit Krieg überziehen werde, wenn ich ein paar Kanonen habe?

„Das wird eine Insel der Ruhe und des Friedens werden."

*

Auftakt zum Abschied (am Morgen des 20. April 1814) —: Der Kaiser (zum eintretenden General Keller): Ich habe Sie rufen lassen, General, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht reisen werde. Ich überlege mir sogar, ob ich nicht meine Abdankung zurücknehmen soll, da die Verbündeten ihr Wort nicht halten. Glauben Sie, ich gehe in die Falle, die man mir legen will, indem man Elba heimlich wehrlos macht? Glauben Sie, ich bin gezwungen, dorthin zu gehen? Mehr als tausend Depeschen habe ich allein vergangene Nacht erhalten, die mich beschwören, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Und ich kann es, denn meine Garde ist bei mir. Ich denke, Sie kennen diese alten Soldaten. — Und was soll es heißen, daß Ihr Kaiser sich weigert, meine Frau zu mir zu lassen? Der Kaiser von Oesterreich ist ein Mann ohne Gewissen, der sich nicht scheut, die Ehe seiner Tochter trennen zu wollen, und Kaiser Alexander ist ein Mann ohne Höflichkeit, der es über sich gewinnt, eine Frau zu verhöhnen. Warum sonst hat er den König von Preußen mitgeschleppt, als er die Kaiserin, der er die Regentschaft entzogen hat, in Rambouillet besuchte? Nur, um einen König im Gefolge zu haben? Was kann dieser König meiner Frau haben sagen wollen? Grobheiten? Dazu hat nur ein Mann von Geist das Recht, insofern er den Moment dazu zu wählen versteht. Aber dieser König! Ich für mein Teil würde mich nicht dazu herablassen, ihn zu empfangen, obwohl das Schicksal gegen mich entschieden hat, dieses Schicksal, das schließlich doch immer wieder die Dummköpfe bevorzugt.

Keller: Sire, es lag in Ihrer Hand, dieses Schicksal abzuwenden, — in Prag, im Sommer 1813.

Der Kaiser: Ja, ja, Prag. Sie haben recht. Damals habe ich geträumt. Ist es nicht erlaubt, zu träumen? — Aber ich bin davon zurückgekommen. — Ueberdies hat man mir damals nicht Zeit genug zu reiflichen Ueberlegungen gelassen. Man schob, trieb, hetzte.

Keller: Sire, man fürchtete, Sie wollten nur Zeit gewinnen, um neue Kräfte zum Kriege zu sammeln.

Der Kaiser: Wie klug ich euch gemacht habe. Ihr habt wirklich etwas von mir gelernt. — Und so kann ich ja wohl abtreten und Mathematik studieren. Indessen werdet ihr sehen, mit was für Gefahren und Sorgen die Matratzen gestopft sind, auf denen ihr euch von den Unbequemlichkeiten ausruhen wollt, die euch euer Lehrmeister bereitet hat. — Gut, ich gehe, aber ich sage Ihnen: Ich komme wieder, falls ich den geringsten Anlaß zu der Befürchtung finde, daß nicht ehrlich mit mir verfahren wird. Melden Sie das Ihrem Fürsten Metternich, der sich für meinen besten Schüler hält, weil er am besten lügen kann. Doch hat er dies von Talleyrand gelernt, und nicht von mir, der ich nie gelogen habe. Der Starke hat nicht nötig zu lügen. Wenn er die Wahrheit überwältigt, so ist sie keine mehr. Sonst müßte man auch Eroberung Diebstahl nennen, und dieses Wort gebührt

Google

nur Handlungen, wie denen des Grafen Artois, der die mir abgenommenen Millionen in seine Tasche gesteckt hat. So klein und dumm kann nur ein Bourbon handeln. Nimmt das Geld, womit ich meinen Soldaten den rückständigen Sold zahlen wollte! Solche Dispositionen sind sehr dazu geeignet, die gegenwärtige Regierung zu festigen.

Graf Büssy (eintretend): Sire, ich melde im Auftrage des Oberst-Marschalls, daß es bereits ½11 und alles zur Abreise bereit ist.

Der Kaiser: Seit wann gilt für mich die Uhr des Oberst-Marschalls? Ich werde reisen, wann ich will, und vielleicht will ich gar nicht.

*

Der Abschied von der Garde (gegen 12 Uhr desselben Tages) —: Der Kaiser steigt die Marmortreppe des Schlosses hinab in den Hof. Die Garde steht unbewegt — wartend. An allen Zugängen drängt sich Volk. Hier steckt der Kaiser den Finger nicht in den Mund. Er läßt die Trommeln rühren, alle Offiziere einen Halbkreis um sich bilden und hält seine Rede an Frankreich, an Europa. Wie er die Adler an sein Herz drückt, erst die Fahne, dann den General küßt und mit den Worten schließt: „Möge dieser letzte Kuß in alle eure Herzen dringen!", da löst sich die starre Masse der breiten Front in einer großen Erschütterung weinender Männer, und die Offiziere küssen des Kaisers Hände und Kleider. Auch die Kommissäre waren ergriffen, und der Engländer konstatierte laut: „Das ist wohl eine rührende Szene und würdig dieses großen Mannes."

Wohl eine rührende Szene ... Als Aktschluß angelegt, aber nicht für einen Schlußakt. Jedoch darauf berechnet, auf das fremde Logenpublikum so zu wirken.

Der Kaiser besteigt mit dem Oberst-Marschall seinen Wagen. Gardekavallerie und ein Wagen mit dem General Drouot setzen sich an die Spitze. Hinter dem Kaiser folgen, jeder in einer Kutsche für sich, der Oesterreicher, der Russe, der Engländer, der Preuße. Sie begleiten den Kaiser aus Frankreich hinaus.

Nach Frankreich hinein fahren, reiten, marschieren die napoleonischen Generale, Offiziere, Soldaten.

*

Die ersten Etappen bis hinterwärts Lyon (20.—24. April) —: Der Kaiser, den jetzt noch seine reitenden Garden begleiten, hält sich die Herren Kommissäre vom Leibe. Nur wenn vor seinem Quartiere kaiserlich Gesinnte sich ansammeln und Vive l'empereur rufen, läßt er den einen oder andern Zeuge dieser Erscheinungen sein und fragt dann: „Nun, mein Herr, was sagen Sie dazu? Stimmt das zu dem Zeitungsgewäsch, wonach ich jetzt der schwarze Mann für die Franzosen bin?" — Aber im Innern ist er voller Besorgnisse. Er weiß: Der Anblick der reitenden Garde hält die weißen Kokarden zurück, und es wird anders kommen, wenn seine schönen Reiter nicht mehr bei ihm sein werden. Zumal vor Lyon hat er Angst, und er fährt des Nachts durch. Wird auch leutseliger zu den Kommissären und macht sogar recht unkaiserliche Scherze. Erzählt seine Laufbahn und schließt mit den Worten: „Alles in allem ist es kein schlechtes Geschäft gewesen, wenn man bedenkt, daß ich die Partie mit einem Taler zu sechs Franks in der Tasche begonnen habe und mich jetzt mit hundert Packwagen aus dem Spiele zurückziehe."

— Galgenhumor, — denken sich die Herren Kommissäre.

*

Eine Begegnung (zwischen Tain und der Isère) —: Die reitenden Garden sind umgekehrt, die weißen Kokarden zeigen sich. Unerwünschter Anblick. Aber ein fatalerer steht bevor. Auf den kaiserlichen Zug stößt eine sechsspännige Karosse mit zwei Vorreitern. Der Karosse entsteigt Augereau, von Napoleons Gnaden Marschall von Frankreich und Herzog von Castiglione. Er hat gut sechsspännig fahren, denn ein paar Tage vorher hat er eine Proklamation an seine Truppen erlassen, in der er seinen ehemaligen Herrn beschimpft und verlangt, daß seinem neuen, dem Könige, der Treueid geleistet werde. Demgemäß benimmt er sich jetzt: kalt, fast impertinent.

„Wohin des Weges?" fragt ihn der Kaiser, „an den Hof?"

„Vorläufig nur nach Lyon," antwortet er kurz.

Der Kaiser steigt aus und geht mit ihm eine Viertelstunde lang auf und ab. Wie sie sich trennen, zieht der Kaiser den Hut und umarmt ihn. Er aber behält die Hände auf dem Rücken, rührt nicht einmal an seine Mütze und winkt schließlich mit fast wegwerfender Geste eine Art Lebewohl zu.

General Keller, ein braver Soldat, aber nicht geeignet, einen Napoleon zu durchschauen, glaubt, die kaiserliche Umarmung beweise, daß der entthronte Souverän sich falschen Meinungen über die Anhänglichkeit seiner Kreatur hingebe, und er zeigt ihm die Proklamation.

*

Google

Der Kaiser wirft einen Blick darauf und sagt: „Gott, ja, die Menschen sind schlecht. Aber das ist keine Neuigkeit für einen Mann, der sich das Zeugnis geben darf, sie immer nach dem Maßstabe dieser Erkenntnis behandelt zu haben."

*

Nicolas masqué —: Fatale Nachrichten fliegen dem kaiserlichen Zuge entgegen: In Marseille hat man das Standbild des Kaisers zertrümmert; royalistische Agenten wiegeln das Volk auf, den „Nicolas", das Untier, wie ihn die Provenzalen nennen, nicht lebendig passieren zu lassen; der vorausgeschickte Wagenzug ist bei Avignon angehalten worden, und seine Führer haben ihn nur retten können, indem sie alle kaiserlichen Abzeichen entfernten und sich weiße Kokarden an den Hut steckten. — Ganz recht so! meint der Kaiser. Er bleibt ruhig, drängt aber zu immer schnellerer Fahrt. Er drückt sich tief in die Ecke des Wagens, wenn man durch Ortschaften kommt, sei's auch bei Nacht. Und bei Nacht wie bei Tage umgibt ihn das Geheul: „Nieder mit dem Untier! Tod dem Tyrannen! Schuft! Dieb! Mörder! Es lebe der König! Hoch die Alliierten, die uns von dem Scheusal befreit haben!" Zuweilen fliegen Steine gegen die Kutsche. Sein Leibjäger wird einmal von einem Wütenden mit dem Säbel in der Faust angefallen. Im Dorfe Orgon, wo Umspann stattzufinden hatte, stand gleich neben den neuen Pferden ein Galgen, an dem eine Strohpuppe hing, mit Kot und Blut und schmutzigen Verwünschungen beschmiert. Wie der kaiserliche Wagen hält, starren wütende Gesichter hinein, und man brüllt: Gehängt mußt du werden, Bestie! — Der Kaiser denkt an die Rückkehr Ludwigs XVI. nach der mißlungenen Flucht, während die Kommissäre, bereit, ihn mit ihren Leibern zu decken, im Verein mit seinen Getreuen den Wagen umzingeln, indessen umgespannt wird. — Napoleon ist blaß geworden; seine Züge haben sich wie im Krampfe entstellt. — Soll das das Ende sein? In einem schmutzigen Dorfe aus dem Wagen gezerrt, in Stücke zerrissen werden? — „Fort! Fort! Schneller!" — Kaum sind sie aus dem Dorfe, kommt ein Reiter daher und meldet, daß sich Banden zur Ermordung des Kaisers gebildet haben. — „Unsinn!" Er lächelt verächtlich. Wie aber der Reiter weg ist, zieht er seinen Uniformrock aus, legt einen einfachen blauen Ueberrock an und setzt sich einen runden Hut mit einer großen weißen Kokarde auf. — Er hat also doch auch dies vorgesehen gehabt trotz seiner Erklärung, daß er ohne Garden durch Frankreich reisen könne Und nun verläßt er den Wagen, setzt sich zu Pferde und galoppiert, nur vom Vorreiter Amaudru begleitet, mit verhängten Zügeln voraus. Man soll ihn für einen Kurier halten. So sprengt er mitten durch wartenden Pöbel durch die Dörfer Saint-Canat und Lambesc. Auf einem Hügel vor Aix hält er. Die Stadt liegt vor ihm. Soll er es wagen und hinab? Nein. Er erinnert sich, an einem kleinen Wirtshaus vorübergekommen zu sein. Dorthin zurück.

Eine kleine, schwatzhafte Provenzalin empfängt ihn: „So, Sie sind vom Gefolge des Kaisers?! Gestern waren vornehme Herren hier. Die hatten ganz recht, wenn sie sagten: Wie kann man dieses Monstrum auf eine Insel so nahe bei Frankreich lassen. Das meine ich auch. Umbringen soll man ihn! Hat die Regierung den Mut dazu nicht, so wollen wir's besorgen, wir, das Volk, das er solange bestohlen und zerfleischt hat. Und wenn es uns nicht gelingt, so werden sich hoffentlich Menschenfreunde auf dem Schiffe finden, die das Untier ersäufen. Sie sagen, Sie sind Engländer. Nun wohl: mögen uns die Engländer diesen Dienst erweisen, wenn wir selber nicht an ihn herankommen. Sicher werden sie es tun!"

„Sicher," antwortete der Engländer, der auch seinen Namen genannt hat: Oberst Campbell, und er beauftragt seinen Begleiter, den Kommissären entgegenzureiten und ihnen einzuschärfen, daß man ihn als Oberst Campbell anrede.

Indessen ist sein Kammerdiener Pélart angekommen. Er setzt sich neben ihn, lehnt sich an dessen Schulter und schläft ein. Wie er erwacht, murmelt er, halb zu sich, halb zu dem Diener: „In Elba wird's gut sein. Besser denn je. Nichts mehr von Politik. Nur die Wissenschaften. Weißt du nun, was das Volk ist? Siehst du nun, wie recht ich hatte, die Menschen zu verachten? Dieses Frankreich! Dieser Undank! Und der Ehrgeiz —: welch ein Unsinn!" — —

Als erster von den Kommissären tritt der Preuße ein. Der Kaiser schrickt zusammen und wendet ihm sein Gesicht zu. Es ist naß. Er hat geweint.

— „Setzen Sie sich hierher! Oder nein: Gehen Sie auf und ab. Ignorieren Sie mich. Diese Leute dürfen keinen Argwohn schöpfen."

So auch zu den anderen.

— „Diese Leute hier sind Bestien, zu allem fähig. Oh, und dabei bin ich krank. Ich habe eine verborgene Krankheit, die mir viel zu schaffen macht. Sehen Sie mich an! Das ist das Gesicht eines Kranken."

Das Essen wird aufgetragen.

— „Hat es mein Koch bereitet?"

Google

— „Nein, die Wirtin."

Er rührt keinen Bissen an und läßt sich eine Flasche Wein und ein Brot aus dem Wagen bringen. In der Gegenwart der Wirtin scherzt er. Ist sie hinaus, so spricht er von nichts als von der hier ihm drohenden Gefahr.

— „Wie heißt das Wirtshaus?"

— „La Calade."

— „Dieser Ort soll nicht berühmt durch meinen Tod werden. — Ist denn keine Türe nach hinten da? — Nein? — Wie gräßlich! — Sehen Sie doch nach, wie hoch das Fenster überm Erdboden ist."

— „Es ist vergittert."

Er erbleicht —: „Die richtige Falle. Ich werde nicht hinauskommen. — Was sagen die Leute? Haben Sie ihnen gesagt, daß der Kaiser schon voraus ist?"

— „Sie glauben es nicht."

— „Was tun!? Was tun?! Wie komme ich fort, ohne daß diese wilden Tiere mich erkennen!"

Er steht auf, läuft hin und her. Murmelt.

Plötzlich bleibt er vor dem Adjutanten des Grafen Schuwaloff stehen und zieht seinen Rock aus: „Ziehen Sie diesen Rock an! Setzen Sie meinen Hut auf!"

Dann zum General Keller: „Schnell Ihre Uniform, General!"

Er zieht sie an und steht nun in österreichischer Generalsuniform mit dem Bande des Theresienkreuzes da. Und nun ist er wie auf dem Schlachtfelde und disponiert: „Sie gehen voran, Drouot! Dann Sie, Herr Adjutant!" (der Verkleidete, der sich nötigenfalls erschlagen lassen soll). „Dann Sie, General Keller! Hinter Ihnen ich. Nach mir Graf Schuwaloff. Dann Graf Truchseß. Das Gefolge ohne Ordnung durcheinander. Alles sehr schnell. Recht schnell, Drouot! Recht schnell!" So drängt man hinaus, zwischen offenen Mäulern und aufgerissenen Augen zu den Wagen. Gendarmen aus Aix machen Raum.

Der Kaiser setzt sich zur Linken Kellers in den vierten Wagen.

„Haben Sie gesehen, daß die Schufte Fünffranksstücke in der Hand hatten, mich nach dem geprägten Bilde zu erkennen? Wer hat ihnen die Fünffranksstücke gegeben? Ich! Kanaille! Die Franzosen sind ein Volk ohne alle Dankbarkeit, und die Provenzalen sind die schlechtesten unter ihnen, die geborenen Mörder, zu jeder Heimtücke fähig, aber in der Schlacht keinen Schuß Pulver wert. — Vor achtzehn Jahren wurde ich mit einer Abteilung in diese Gegend geschickt, zwei Royalisten aus den Händen des Pöbels zu retten, der sie zerreißen wollte, weil sie weiße Kokarden trugen. Ich habe es mit Gefahr meines Lebens getan. Und jetzt dingen diese Royalisten Mörder gegen mich. Hören Sie nur, hören Sie, wie die Bestien brüllen! Gottlob, daß sie mich nicht erkennen. Ich habe nie einen besseren Gedanken gehabt als diese Maskerade, die Sie immerhin unwürdig nennen mögen. Es gibt Momente, wo Würde Dummheit ist, Mut Albernheit. Man muß immer die Hauptsache im Auge behalten. Welchen Rock ich anhabe, ist nebensächlich, jetzt wo es mein Leben gilt, und ebenso nebensächlich ist es, ob ich jetzt eine gute Figur mache. Nur nicht sterben! Nur nicht jetzt, hier, würdelos und wirkungslos zu Grunde gehen. O, wie mir davor graust!"

Der brave General zu seiner Rechten hat dem Fürsten Metternich ausführlich Bericht erstattet über die „Feigheit" Napoleons, und wie sie sich auch als komödiantenhafte Verschlagenheit äußerte. So mußte Peter Schönborn, der Kutscher des Generals, unablässig und ostentativ aus seiner Tabakspfeife qualmen, sobald man durch belebte Orte kam, und, damit man erst recht nicht in diesem Wagen den Kaiser vermutete, stellte dieser an den General das Ansinnen, dann auch noch recht laut und ungeniert zu singen.

— „Aber ich kann durchaus nicht singen, Sire."

— „So pfeifen Sie wenigstens!"

„Und mit dieser sonderbaren Musik wurde überall der Einzug gehalten, während der Kaiser, durch den Weihrauch der Tabakspfeife eingeräuchert, in eine Ecke der Kalesche gedrückt sich tief schlafend stellte." (Truchseß: Napoleon Buonapartes Reise von Fontainebleau nach Fréjus. Berlin 1815.)

*

Demaskiert (vom 26. April an) —: In Le-Luc wartet eine Ehrenwache Liechtensteiner Husaren. Der Kaiser fühlt sich sicherer und zieht die österreichische Uniform aus. Mit dem gewechselten Kleide gewinnt er die alte Haltung. Wie er hört, daß eine bloße Brigg ihn zur Fahrt nach Elba aufnehmen soll, wettert er: „Was soll das heißen? Eine armselige Brigg? Ich wünsche einen Dreidecker! Ich bin es, der Frankreich eine Marine gegeben hat, und ich wünsche nicht, in einer Brigg transportiert zu werden. C'est cochon ça!" — Aber er tut nur wütend. Was er wirklich wünscht, ist, auf einem englischen Schiffe zu fahren. Seit La Calade mißtraut er den Franzosen. — Es wird ihm zugestanden, und er zeichnet den englischen Kapitän Usher, den er zur Tafel zieht, auffallend aus.

Google

Spricht von den Plänen, die er noch für Frankreich gehabt habe, und redet dabei von „seinen“ Flotten in Toulon, Antwerpen, Brest, von „seiner“ Armee in Hamburg, von „seinen“ Mörsern in Hyères. — Die bösen Tage in der Provence scheint er vergessen zu haben. Am 28. April schreibt er seiner Frau (ganz im Stile eines Souveräns): „Meine gute Luise, Ich bin in Fréjus angekommen. Ich war mit dem Geiste Frankreichs sehr zufrieden bis Avignon, aber von Avignon an habe ich ihn sehr grausam gefunden.“ Vom selben Datum ein Brief an den Kaiser von Oesterreich mit der Anrede: „Monsieur mon frère et très cher beaupère“. — Dem Grafen Truchseß dankt er beim Abschied für seine Dienste, fügt aber kein Wort des Grußes an den König von Preußen bei, während er dem sich verabschiedenden Grafen Schuwaloff warme Empfehlungen für den Kaiser Alexander mitgibt. — Zu Schiff ist er sehr aufgeräumt und nimmt kein Blatt vor den Mund. „Eine Schande,“ sagt er zum Obersten Campbell, „daß die Spanier euch Gibraltar nicht wieder wegnehmen.“ „Es gilt für uneinnehmbar“, meint dieser, aber der Kaiser lacht: „Ach was, mit Kanonen geht alles.“ Und, zu demselben: „Nun werdet ihr ja euren Handelsvertrag mit Frankreich kriegen, — jeden, den ihr wollt. Die Bourbons, diese armen Schlucker, unterzeichnen, was befohlen wird. Sie sind froh, daß sie leben dürfen und wieder in ihren Schlössern wohnen und in ihren Parks spazieren. Nur zu! Der Handelsvertrag mit euch wird der Grund sein, daß sie wieder fortgejagt werden.“ Und zum Grafen Clam, der seine reiche Phantasie gerühmt hatte: „Viel Phantasie? Beinahe zuviel!“ Und zum General Keller, auf La Calade anspielend: „Je me suis montré cul-nu. Was tut's? Ich durfte den Bourbons nicht das Vergnügen machen, mich von ihren Sendlingen abschlachten zu lassen. Ein Kaiser hat seine Ehre für sich. Heben Sie die Uniform gut auf, die ich getragen habe. Es wird einmal eine interessante Napoleon-Reliquie sein.“

Man umfährt das Kap Corse. Der Kaiser lüftet den Hut.

Ein letzter Abschiedsgruß, meint seine Umgebung, und hebt gleichfalls die Hüte.

Er denkt sich: Ich kam schon einmal von einer Insel.

*

Porto Ferrajo, den 4. Mai 1814 —: Die Herren Fidanza und Buonafede, Deputierte der Insel Elba, hatten an die Puissances alliés eine Zuschrift gerichtet, die in einem tropenblumenreichen und sehr hitzigen Stile dagegen protestierte, daß ihre Insel zum Käfig des „reißendsten Untieres ausersehen sei, das jemals die Natur erzeugt habe“. „In die Wüsten Afrikas, zu Tigern und Leoparden, die seine einzig entsprechende Umgebung sind, sollte man diesen entsetzlichen Feind des Menschengeschlechts schicken . . . Wenn er eine Spur von Ehre hätte, würde er begreifen, daß die Tatarei der einzige Zufluchtsort ist, der ihm gebührt. — Minos erwartet ihn und hält ihm die Qualen des Sisyphus, Tantalus, Ixion und Prometheus bereit. — Geruhen Sie, erhabene und großmächtige Monarchen, nicht unsere Insel zum letzten Schlupfwinkel des Minotauros zu bestimmen, sondern Korsika, das ihn hervorgebracht hat.“

Ueber diese Worte hätte Napoleon gelächelt. Die mehr als kümmerliche Begrüßung, die für Bertrand und Drouot schwerer zu ertragen war als die Insulte der Provence, nahm er mit hohem Ernst und in nicht minder würdevoller Haltung entgegen als damals die Krone Frankreichs aus der Hand des Papstes.

Drei Violinen und zwei Baßgeigen spielten den Einzugsmarsch, ein Baldachin aus schäbigem, verschossenen Sammet, behängt mit bunten Papierkränzen und Goldpapierblumen, erwartete ihn. Bürgermeister, Beamte und Geistliche in altmodischen, dürftigen Gewändern standen betreten herum. Der Kaiser ging zuerst in die Kirche zum Tedeum, dann in die Munizipalität, sich die Diener seines neuen Staates vorstellen zu lassen. Dann setzte er sich zu Pferde und nahm die Befestigungswerke in Augenschein.

Seine erste Handlung war, eine Proklamation zur Bildung eines Truppenkörpers aus Eingeborenen zu erlassen.

— „Wenn die Mächte etwas dagegen haben, werfe ich mich in meine Festungen und trotze jeder Blockade.“

Es bereitete ihm inniges Vergnügen, zu bemerken, daß der gute General Keller all das für bare Münze nahm.

— Nun haben mich Oesterreich, Rußland, England, Preußen cul-nu gesehen, — und dennoch glauben sie an meine Papierkrone. Sie sahen mich gegeißelt und genießen nun den Anblick meiner Verhöhnung. Daß ich ewig bleibe, der ich war, begreifen sie nicht. Sie sind nicht gewöhnt, mit Größen zu rechnen, und albern schnell bereit, einen Großen für klein zu halten, wenn er sich klein stellt.

Google

Wilhelm der Bekenner.

Kehren dem Deutschen die unbehaglichen, die trüben Stunden der Kaiserreden wieder? Im Laufe weniger Tage haben wir sechs Allokutionen vernommen: aus Hannover, aus Tecklenburg, Bielefeld und Münster. Keine war mit ungemischter Freude zu lesen, und eine steht den schlimmsten Entgleisungen früherer Jahre kaum nach. Der grazienlose Reigen begann mit der Antwort auf die Ansprache des Bürgermeisters von Hannover. „Daß es möglich gewesen ist", war in ihr zu lesen, „den Frieden so lange zu erhalten, verdanken wir nächst der gnädigen Fügung des Himmels, dem Schwert der bewährten Truppen, die wir auch hier sehen. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge, fernerhin dieses kostbare Unterpfand zu erhalten." (Variatio delectat. In Münster: „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, mit des Herrn Hilfe den Frieden zu erhalten"; in Tecklenburg: „Den Pokal, gefüllt mit deutschem Wein, trinke ich auf das Wohl der Grafschaft Tecklenburg mit dem Wunsche, daß Gottes Segen sie behüten möge, daß er mir die Kraft verleihen möge, auch fernerhin den Frieden zu bewahren, damit Sie ungestört Ihren Geschäften nachgehen können.") Der Wunsch ist leicht zu erfüllen. Die Anstrengung, den Frieden zu erhalten, war nicht allzu beträchtlich und wird, wenn wir die bewährten Bahnen unserer bisherigen Politik muthig weiter schreiten, auch nicht allzu viel Schweiß kosten. Sind wir auch weiterhin, wie in den letzten Jahren, zu jedem Opfer bereit: niemand hat Dir, Michel, etwas an. Nie hat Eduard, nie Delcassé oder Clemenceau an einen Angriffskrieg gegen uns gedacht, und da wir selbst für den Frieden quand même schwärmen, so haben wir zu seiner Sicherung weder „des Himmels gnädige Fügung", weder ein „Schwert" noch „bewährte Truppen" nöthig.

Vierundzwanzig Stunden später, bei der Paradetafel im Rittersaale des hannoverschen Residenzschlosses: „Das zehnte Korps haben Sie mir in einer vorzüglichen Verfassung auf dem Paradefelde gezeigt, und aus den Gesichtern der Leute leuchtete die Freude an dem Tage und an dem militärischen Handwerk. Ich brauche nur hinzudeuten auf die Art und Weise, wie die Kolonnen ihr ‚Guten Morgen' herausstießen. Darin saß ein so energischer forscher Zug, daß ich mich darüber gefreut habe." Aehnliche Laute wurden bald darauf in Münster gehört. Wenn der Kriegsberichterstatter des „Börsencourier" Aehnliches schriebe, brauchte man kein Wort zu verlieren; vom obersten Kriegsherrn darf man billigerweise mehr verlangen. Doch wer macht heute bei uns noch Ansprüche? A ceulx qui nous régissent et commandent, qui tiennent le monde en leur main, ce n'est pas assez d'avoir un entendement commun, de pouvoir ce que nous pouvons; ils sont bien loing au dessoubs de nous, s'ils ne sont bien loing au dessus. So hat, vor mehr als drei Jahrhunderten, Montaigne gefühlt und gesprochen. Wir haben umgelernt; verlangen längst vom Meister nicht, was wir vom Gesellen fordern, beglaubigen Ergüsse, die prüfender Vernunft nicht Stand zu halten vermögen, und verwechseln den Mangel an Hemmungsvorstellungen mit Stärke des Willens oder Intensität des Empfindens.

War schon das Vorspiel nicht lieblich, so war, was im Münstrer Landesmuseum folgte, schmerzhaft. Unglücklicheres haben wir selbst von diesem fleißigsten aller gekrönten Redner selten gehört, und Mancher hat, als er die Rede in seinen vier Wänden las, gestöhnt, hat gefragt, ob man an der Schwelle der Fünfzig, als Großvater, noch ein Anrecht auf die Beneficien der Jugend habe, und erwartet, daß Theologen, Sozial-, Nationalökonomen und Politiker sich zum Widerspruch melden. Nicht Einer. Le signe, hat Ernst Renan einst geschrieben, qui montre qu'une politique est conforme aux nécessités du temps, c'est quand elle peut se passer de talent, quand aucune faute ne la tue. In diesen gesegneten Zuständen leben wir, sind, wie Leibniz, wie Katharina die Zweite einst (mit mehr Grund

Google

freilich) vom Land ihrer Laune, überzeugt, daß Alles zum Besten bestellt sei in der besten der Welten. Was von oben kommt, ist wohlgethan, Widerspruch wird nicht gewagt, auch an den Kanzler nicht die unbequeme Frage gestellt, warum er seinen Kaiser und Herrn wieder ohne ministerielle Bekleidungsstücke durch diesen feuchten Herbst reisen läßt. „Die Provinz Westphalen, sprach Der, bietet ein schönes Bild dafür, daß es möglich ist, historische, konfessionelle und wirtschaftliche Gegensätze in versöhnlicher Weise zu einen in der Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterlande.“ Wer mag den Kaiser so unrichtig informirt haben? Dieses schöne Bild sieht, jeder im Reich weiß es, in der Wirklichkeit beträchtlich anders aus. Kaum ein Stückchen deutscher Erde zeigt so, wie Westphalen, das Bild sich befehdender Gegensätze auf wirtschaftlichem Gebiet, zeigt so starke Spannungen auf konfessionellem, und in der „nationalen“ Wahlschlacht dieses segensreichsten aller Jahre haben die Männer der rothen Erde, deren Liebe und Treue zum Vaterlande eben gerühmt ward, von siebzehn Sitzen gleich ein rundes Dutzend den mit der Reichsacht belegten Sozialisten und Centrumsleuten überlassen und schickten Herrn Stöcker, den hitzigsten Vertreter religiöser Intoleranz, in den Palast am Königsplatz. Dies „schöne Bild versöhnlicher Einheit“ möchte der Kaiser „gern auf unser gesamtes Vaterland übertragen sehen“ und glaubt, daß „zu einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist: das ist die Religion“. Der Gedanke ist nicht neu; oft schon hat ihn der Kaiser bekannt, hat sogar gesagt, daß nur gute Christen gute Soldaten sein könnten. Friedrich der Große war anderer Meinung und hat in seinen Pensées sur la religion ein ganzes Capitel (das fünfzehnte) dem Nachweis gewidmet, „que la religion n'est pas nécessaire pour la société civile, qu'elle tend à la détruire, qu'elle retient dans des bornes légitimes moins de personnes qu'on ne pense“. Und Schelling, dem kein Urteilsfähiger Verständnis für religiöses Empfinden absprechen wird, hat gemeint: „Je süßer ein Volk von der übersinnlichen Welt träumt, desto verächtlicher, unnatürlicher ist es selbst.“ Und wenn wir wenigstens erführen, was der Kaiser unter Religion verstanden wissen will. Mit der Ablehnung des „streng kirchlichen dogmatischen Lehrbegriffs“ ist uns blutwenig geholfen. Schließlich ist der Religion der dogmatische Lehrbegriff so eigen, wie der Mathematik ihre Beweisart; tausendfach mag der Inhalt der Lehrsätze wechseln, die Methode, ihre Wahrheit zu erweisen, wird immer dieselbe sein. Was nutzts, wenn Wilhelm der Zweite zum Beichtiger wird und den Schleier von der eigenen Seele zieht?

„Ich habe, sagt er, in meiner langen Regierungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, das ich angetreten habe — mit vielen Menschen zu thun gehabt und habe Vieles von ihnen erdulden müssen, oft unbewußt, und oft leider auch bewußt, haben sie mir bitter weh gethan. Und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollte und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, welches Mittel wohl das geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Milde zu stärken. Das einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir sagte: Alle Menschen sind wie du, und obgleich sie dir wehe thun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen, von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich.“

Tausende, Millionen haben vor ihm schon ebenso empfunden, und so oft der Gedanke in den Massen lebendig wurde, hat er Revolutionäre geschaffen. Er erst gibt der Verstandsfrage nach dem Grund der Ungleichheit unter den Menschen die empfindungsschwangere Antwort, preßt dem Arbeiter das Verlangen um Auskunft durch die Zähne, warum, während der Andere ein Vermögen verschlemmt und sein Leben durch alle irdischen Wonnen schleift, warum er mit Weib und Kind aus Kummer und Noth zum Bazillenfraß wird. Und hat, von seinem Standpunkte aus, mit der Forderung Recht. „Für die Frommen, hat Paul de Lagarde gesagt, ist die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben. Man trägt die Religion nicht wie einen Leistenbruch oder eine Mastdarmfistel mit sich umher, von denen

Go gle

man den Mitmenschen gegenüber keine Notiz nimmt.“ Unthunlich? „Nichts — das sei für den in den Hallen der deutschen Philosophie bewanderten Herrn Kanzler aus Kants Vernunftkritik gesagt — nichts Schädlicheres und eines Philosophischen Unwürdigeres kann gefunden werden, als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden und an deren Statt nicht rohe Begriffe eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten. Der Kaiser mag das Beste gewollt haben: man kann den Excurs leider nicht loben; für Tischreden ist das Thema zu ernst, und er hätte, wie so oft, besser geschwiegen und seines Herzens Schrein nicht auf öffentlichem Markt ausgestellt. — Wer so, wie er denke, fährt er fort, „der wird auch immer milde Beurtheilung für seine Mitmenschen haben.“ (Das mag für die Satten gelten. Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, werden Hunger und Liebe für die Menge, wie bisher, die zwei großen Imperative alles Handelns bleiben.) „Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Raum gewänne für die gegenseitige Beurtheilung, so wäre damit die erste Vorbedingung geschaffen für die vollständige Einigkeit.“ (Seit einem Jahrtausend ist Germanien nun christlich, und der vom Kaiser entwickelte Gedanke, der, seit Christen es christlich treiben, gepredigt ward, hat noch immer keine Determinationskraft über unsere Seelen erwiesen? Hat sie früher vielleicht einmal gehabt. Ueber Einzelne, nie über die Masse. Und hat an Wirksamkeit längst schon verloren. „Wir sind, schrieb der erschütterte Renan unter dem Eindruck des année terrible, wie jene Tiere, welche, trotzdem ihnen die Physiologen das Gehirn entfernt, nichts desto weniger mit den übrig gebliebenen Resten des Nervensystems gewisse Lebensfunktionen fortsetzen. Mit der Zeit jedoch werden sich diese instinktiven Bewegungen abschwächen. Gutes zu thun, damit Gott, wenn er wirklich ist, mit uns zufrieden sei, wird den Meisten als eine ziemlich leere Formel erscheinen. Wir leben von dem Schatten eines Schattens. Wovon wird man nach uns leben? . . . Eins ist gewiß, daß die Menschheit aus ihrem Busen schöpfen wird, was immer an Blendwerk nötig ist, damit sie ihre Pflichten erfülle und ihrer Bestimmung gerecht werde. Davon ist sie bisher nicht abgewichen und wird auch in Zukunft nicht davon abweichen.“ Wärs da nicht eher an der Zeit, sich nach wirksameren Ideen umzusehen? Wilhelm der Zweite ist anderer Ansicht. Er sieht zurück, wie einst, da er an Hollmann schrieb: Christus — „Die größte Offenbarung Gottes in der Welt! Denn Er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöste uns, Er feuert uns an, Er lockt uns, Ihm zu folgen, wir fühlen Sein Feuer brennen, Sein Mitleid uns stärken, Seine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch Seine Fürsprache uns retten.“ In hoc signo vinces. Das ist ein Glaube, ein starker Glaube. Und mancher wird die Gefolgschaft versagen. „Der Satz, schreibt Harnack im Wesen des Christenthums: Ich bin der Sohn Gottes, ist von Jesu selbst nicht in sein Evangelium eingerückt worden, und wer ihn als einen Satz neben andern dort einstellt, fügt dem Evangelium Etwas hinzu.“ Kein Deutscher von Rang, seit Leibnizens Tagen nicht Einer, hat sich zu der Ansicht Wilhelms, des Predigers, bekannt. Friedrich der Große nicht, Lessing, Schiller, Goethe, Herder, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Feuerbach, von Hartmann, Nietzsche, Bilharz nicht; selbst unter den Theologen ragt, neben den Katholiken, Schleiermacher als einsame Säule empor. Heute wird das Bekenntnis wiederholt, wird Einigung „in der Person des Erlösers“ verlangt; „in dem Mann, der uns Bruder genannt, der uns allen zum Vorbilde gelebt hat, der persönlichsten der Persönlichkeiten. Er wandelt auch noch jetzt durch die Völker dahin und ist uns allen fühlbar in unserm Herzen.“ Ueber drei Millionen Sozialdemokraten haben im letzten Januar gewählt, mindestens zwei Millionen von ihnen dem Christenthum längst entsagt. Uns allen fühlbar? Wär ers, die laute Mahnung, „in ihm uns zu einigen

Google

und auf seine Worte fest zu bauen", wäre überflüssig, und der ganze theologisch-politische Traktat konnte uns erspart werden.

Und viel Verdruß dazu. Denn bedenklicher noch als der theologische bleibt der politische Teil des Traktats. „Zu solcher Mitarbeit (an der Einigung) möchte ich am heutigen Tage auffordern. In diesem Geist sollen alte und neue Landstheile, Bürger, Bauer und Arbeiter sich zusammenthun und einheitlich in gleicher Treue und Liebe zum Vaterlande zusammenwirken, dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt wieder aufbauen und vollenden kann. Dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen, das da sagt: ‚An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen.'" Mußte auch Das wieder kommen? Wars an der Bremer Rede nicht schon genug? „Unser Herrgott hätte sich niemals so große Mühe mit unserem deutschen Vaterlande und seinem Volk gegeben, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte." „Wir sind das Salz der Erde." Das liebe Ausland hört die neue Versicherung sicher mit dem alten Entzücken und weiß nun, oder glaubt wenigstens zu wissen, daß damals nicht momentane Wallung zu unbedachten Worten drängte. Die erneute Weckung des Mißtrauens konnten wir uns sparen, und der verantwortliche Leiter der Reichsgeschäfte mußte sie hindern. Doch Der hat wichtigere Sorgen.

Die Parlamentsmaschinerie muß untersucht und geölt, die Ventile müssen auf ihre Aktionsfähigkeit geprüft, dem lieben Freisinn muß die empfindliche Haut gestreichelt und Vernunft gepredigt werden, damit der Block nicht vor der Zeit in die Brüche geht. Mit dem Centrum wars doch bequemer, als mit dieser herrlichsten aller Mißgeburten. Qualemcunque formam gubernationis animo finxeris, nunquam incommodis et periculis cavebis, sagt Hugo Grotius. Und hat, leider, so recht. Merken die Herrn Naumann und Schrader, daß Seine Majestät in Münster durch alles Gerede über die Profanaufsicht in den Volksschulen einen dicken Strich gemacht hat, dann werden sie am Ende noch ungemütlicher. Merkwürdig wird übrigens immer das laute Lob bleiben, das des Kaisers Ausführungen über die Sozialpolitik gefunden haben. „Die Sorge für die Arbeiter, deren Wohlstand und ihre Wohlfahrt habe ich als teures Erbe von meinem in Gott ruhenden Großvater überkommen, und es ist mein Wunsch und Wille, daß wir auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge festhalten an den Grundsätzen, die in der unvergeßlichen Botschaft Kaiser Wilhelms des Großen niedergelegt sind." Und deshalb ein Triumphgesang, als ob ein Unerhörtes, Neues angekündigt worden sei? Dabei handelt sichs lediglich um eine glatte Wiederholung des in der Thronrede Versprochenen und ein paar ganz unverbindliche Sätze. Die Erinnerung an das Wollen Wilhelms des Stillen ist auch nicht neu. Wer wünschte den Arbeitern denn nicht eine Besserung ihrer Lage? Uneinig ist man ja nur über die Wahl der Mittel. Sie grade wird aber mit keinem Wort gestreift. Doch die Herrn sinds zufrieden. Principis est virtus maxima, nosse suos, hat Martial gesagt. Und Montaigne hat dafür das pfiffige Witzwort gefunden: Ce que j'adore moi mesme aux roys, c'est la foule de leurs adorateurs. Allzu schwer, sich Hymnen zu sichern, ists den Regenten auch heute noch nicht gemacht. Nie hört der Kaiser ein Wort der Mahnung, nie, im Lande der aufrechten Demokraten, eins des Tadels.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft. . .
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein."

So sprach Goethe einst von Karl August. Und ward drum als Fürstenknecht verschrien. . .

Karl Schnitzler.

Go gle

Die Sommerabende.

Von Schalom Asch.

Als die „drei Wochen“ in das Städtchen hereingeschlichen kamen, wurde das Sommerleben jäh abgebrochen; die Welt sah aus wie eine Prinzessin, welche in ihren festlichen Gewändern dasitzt und von ihren Liebsten träumt. Ein Windchen bläst und weht über die Grashalme, bewegt sie hin und her, und jedes Blättchen auf dem Ast, jeder Grashalm am Boden weint still in sich hinein um die ganze Welt.

Liebe Sommerabende! Aus verborgenen Welten kommen Massen leuchtender und Massen finsterer Wolken über den Himmel gezogen und vermischen sich in dem weiten Himmelsraum. Die Herrlichkeit von Hell und Dunkel wird von blauen weitgespannten Vorhängen verhüllt. Licht in Licht verwickelt hängt weit und breit über dem Wasser und spiegelt sich in seinen glitzernden, spiegelklaren Wellen; und die Wellen folgen einander, Welle auf Welle, wie wenn sie ihr Herz vor einander ausschütteten; fern, fern neigt sich der Himmel zum Wasser herab, und das Wasser geht im Himmel auf, Himmel und Wasser geben einander den ersten unschuldigen Kuß der Liebe und begeben sich in den dichten Wald zur Ruhe, in den schwarzen Wald, am Ende der Welt

Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Dunkeltraurige Nebel schmiegen sich an das stille Gäßchen und hüllen es ein, als wollten sie es vor menschlichen Augen verbergen; hinter dem dunklen Wald, am Rande der Welt schimmert noch eine letzte Röte hervor, wie zwischen blauen Meeren abgerissene vergessene Inseln. — Aus dem Fenster des alten Bethauses winkt ein Lichtlein, und eines Frommen Stimme weint im Gäßchen und klagt der Mutter Nacht ... Und die Mutter Nacht nimmt seine Klage auf, versenkt sie in geheimnisvolle Welten und verwandelt sie in einen Ton des Nachtchors; die Frösche im Wasser sekundieren ihm im Takt. Aus dem schwarzen Wald kommt ein verlorenes Rauschen gezogen, und die Nacht nimmt alle die Stimmen in sich auf und verhallt auf dem schwarzen Wege zum Friedhof ... Aus dem Fenster des Wunder-Rabbi dringen zwei große Lichtstrahlen. Er selbst geht im weißen Kaftan einsam in seiner Stube auf und ab, und so oft das weiße Gewand an den beiden Fenstern vorbeizieht, scheint etwas über den weißen Zaun zu huschen, der sich den Fenstern gegenüber befindet. Vor den Häusern haben sich halbentkleidete Menschen, Bürger und Hausfrauen, müde vom Tage, auf Betten hingelagert, um „frische Luft“ zu genießen. Kleine Mädchen spazieren untergefaßt vor den Türen und singen laut:

Geht ein Graf in den Wald hinein,
Trifft ein Mädchen stehen am Baum.
Mädchen, Mädchen, was machst du
Im Wald allein?
— Ich bin in den Wald gegangen
Und finde den Weg nicht nach Haus ...

Auf den Zaun des Gartens Chaunesaras, aus dem mit Birnen beladene Zweige in den Marktplatz hineinragen, klettern die Schulknaben. Sie erhaschen die Zweige und pflücken das unreife Obst. Der Gärtner stürzt heraus, die Kinder entfliehen, nur eins ist zum Unglück hängen geblieben. Der Gärtner reißt ihm die Mütze vom Kopf, und der

Google

Junge steht da und weint; er hat Angst, nach Hause zu seiner Mutter zu gehen. Die Kühe kehren von der Weide zurück, der Hirt spielt auf seiner Pfeife. Die Bürger erheben sich und führen ihre Tiere in den Stall. Von irgendwo läßt sich eine Harmonika vernehmen, das ist Stefan, der einzige Nichtjude der Gasse, der seinem Mädchen Liebeslieder spielt, und die Töne der Harmonika vereinigen sich mit der klagenden Weise des Frommen zu einer traurigen, herzbewegenden Melodie, die fern im Gäßchen ertrinkt.

Liebe, liebe Sommerabende in der Schulgasse! Fern dort in der Richtung des schwarzen Weges zum Friedhof lustwandeln die höheren Schüler des Bethauses in ihren leichten Sommerröcken auf und ab; dort promenieren auch die wohlhabenden Töchter in ihren leichten Kattunkleidchen. Die Jünglinge auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Wirft ein Jüngling einen verschämten Blick hinüber, mit den Augen seine Braut suchend, von der er das Verlobungsgeschenk, eine goldene Uhr, auf der Weste trägt, dann schämt er sich und sein Herz klopft ihm ... Will ein Mädchen schüchtern ein Auge auf die Jünglinge richten, um ihren Bräutigam herauszufinden, so tut sie es verstohlen vor ihren Freundinnen, ihr Herz pocht im stillen und ihr dünnes Mieder bewegt sich ...

Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Jetzt sind wir aber in den „drei Wochen", das Liebesspiel ist verboten und aufgeschoben bis zum Sabbath des Trostes.

Nur die Nebel, welche das Städtchen in liebe traurige Geheimnisse einhüllen, halten es wach; das Gäßchen schmiegt sich an den Nebel, der Nebel an das Gäßchen, und in der Stille weben sie geheimes Liebesspiel; die Düfte wehen von den Feldern herüber und erfrischen das Herz, die Brust weitet sich, es wird einem so leicht, so lieb, so süß, und man sehnt sich so, geliebt zu werden. Ach, lieber Vater im Himmel!

Liebe Sommerabende in der Schulgasse, wer euch besaß, wer euch verlor ...!

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen. (Fortsetzung.)

So stellt sich denn in unserer herrlichen Zivilisation das Gebiet der sexuellen Zuchtwahl als eine ganz heillose Wirrnis dar, durch die kaum mehr mit dem blanken Messer rücksichtsloser Kritik eine Passage zu erzwingen ist. Höchstens in einigen abgelegenen Alpentälern, oder sonstigen unzugänglichen Inselgebieten, haben besonders gesunde Volksstämme bis auf den heutigen Tag dem vereinigten Ansturm pfäffischen Eifers und gesellschaftlichen Vorurteils Trotz zu bieten und sich ihr Naturrecht kräftig zu bewahren vermocht. Wo die Bauernburschen fensterln gehen, um den Besitz der Schönsten kämpfen wie die Hirsche und nicht daran denken zu heiraten, bevor die Erwählte ihnen nicht ein authentisches Kind geschenkt hat, da allein kann man noch das Vorhandensein naturgemäßer Sittlichkeit behaupten, zumal wenn, wie es in den meisten jener Gegenden der Fall ist, der junge Mann, der ein Mädchen, mit dem er ein Kind gehabt hat, sitzen läßt, der gesellschaftlichen Aechtung verfällt.

Es ist auch nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Moral unserer kultivierten Gesellschaft ausschließlich zugunsten der Männer gemacht sei. Sie ist ausschließlich zugunsten des großen Geldbeutels gemacht, denn die armen Männer haben, wie wir gesehen

Google

haben, ebensosehr darunter zu leiden wie die Frauen. Für den reichen Wüstling ist weibliche Ware in jeder geistigen und körperlichen Qualität zu haben, während der arme Mann darauf angewiesen ist, seinem guten Glück zu vertrauen, das ihm günstigenfalls einen hübschen Leib und ein liebevolles Herz zuführt, nur in seltenen Ausnahmefällen aber auch einen Geist, mit dem der seinige Kameradschaft fürs Leben halten kann. Und in ganz ähnlichem Falle befindet sich auch das junge Weib, dem nicht besondere Glücksumstände eine wirklich freie Liebeswahl gewährleisten; denn für ein gesund entwickeltes, geistig begabtes, temperamentvolles Weib ist nicht die Ehe oder die Mutterschaft an sich die souveräne Sehnsucht, von deren Befriedigung die innere Zufriedenheit abhängt, sondern vielmehr der Triumph ihrer Reize. Einen Mann ihres eignen Ranges, oder womöglich gar einen höherstehenden, unter dem Einfluß ihrer Reize sich wie dumm und toll gebärden, ihn durch ihre Hingabe schwärmerisch beglückt, selig verklärt zu sehen, das ist das sexuelle Ideal eines solchen Weibes. Das satte Unterkommen um jeden Preis bedeutet nur für die weiblichen Philister ein erreichtes Lebensziel. Aber das kann man für gewiß ansprechen, daß die treuen Haussklavinnen selbstzufriedener fetter Fresser nicht die Gebärerinnen des Uebermenschen sein werden. Körperliche Kraft, Gesundheit und Schönheit der Nachkommenschaft sind der einzig sichtbare Beweis für einen von der Natur legitimierten Ehestand der Eltern. Die garstigen Schwächlinge, die geistig und leiblich minderwertigen Eheprodukte müssen wir als Bastarde zwischen Natur und Zivilisation ansehen. Daher denn auch wohl die Erscheinung, daß ein Rassetypus um so reiner, ungebrochener vorhanden ist, je weniger sich gesellschaftliche Moral und Sitte von den vernünftigen Vorschriften der Natur entfernt haben. Wieviele Normalgesichter und Normalfiguren gibt es denn aber bei uns, trotz aller behördlichen hygienischen Fürsorge, trotz Sport- und Naturheilverfahren? Wir brauchen nur in die fashionablen Weltbäder zu gehen, insonderheit jene, in denen unvernünftige Tafel- und andere Sinnenfreuden gebüßt werden, und wir finden ein wahres Karikaturenalbum der Menschlichkeit aufgeschlagen. Unsere feisten Brillen- und Glatzenträger können uns nicht zu der Ueberzeugung bringen, daß die Menschheit sich in den letzten Jahrhunderten ästhetisch verbessert habe, und Künstler, Aerzte und Badefrauen wissen, wie überaus selten ein wirklich schöner Körper selbst bei jungen Frauen zu sehen ist. Wenn man nach den Ursachen dieser betrüblichen Tatsachen forscht, dürfen wir aber nicht bei den Sünden einer falschen Ernährung und naturwidrigen Lebensweise stehen bleiben, sondern wir müssen fragen: wie war die Ehe beschaffen, der dies garstige Geschlecht entstammt? Und da werden wir fast regelmäßig finden, daß schöne, geistig wohlbegabte Kinder aus einem glücklichen Liebesbunde, das minderwertige Kroppzeug aber aus konventionellen oder durch sonstige Torheiten verunglückten Ehen stamme. Wenn man nur festhält, daß Schönheit nicht ausschließlich in der zweifellosen Anmut eines regelmäßigen Gesichtes, sondern auch schon in der Harmonie der Körperformen, im geistig belebten Ausdruck, selbst bei Abwesenheit schöner Linien bestehen kann, so werden wir auch die scheinbare Abnormität nicht mehr unerklärlich finden, daß schöne Kinder von durchaus unansehnlichen Eltern herstammen können. Man kann in solchem Falle sicher sein, daß der starke geistige Einfluß einer beglückenden Ehe, bei der der sexuelle Idealismus trotz scheinbaren Mangels äußerer Reize dennoch seine Rechnung gefunden hat, bei der Nachkommenschaft körperlich umgestaltend gewirkt habe.

Google

Das Christentum, welches die Sinnlichkeit mit der Sünde identifiziert, und der Kapitalismus, welcher die Käuflichkeit der Schönheit auf dem Gewissen hat, haben beide zusammengewirkt, um in unserer Zeit der Prostitution zu einer so ungeheuren Verbreitung und einem so unheimlichen Einfluß zu verhelfen. Denn weil die Befriedigung der natürlichen und zugleich idealen sexuellen Sehnsucht unter den modernen Verhältnissen nur so wenigen Menschen möglich ist, muß die Prostitution als Lückenbüßer herhalten; ja noch mehr: bei allen Männern, die niemals das Glück gehabt haben, ihre Glut mit einem schönen Weibe ihresgleichen zu teilen, geht das Gefühl dafür verloren, daß die Prostitution höchstens als trauriger Lückenbüßer gelten könne, und sie gelangen dahin, in der Prostituierten geradezu ihr weibliches Ideal zu erblicken. Nicht nur der unglückliche Krüppel, der arme plumpe Hungerleider, der seine heimliche Schwärmerei dem gedruckten Bilde einer ihm persönlich gänzlich unbekannten Dutzendschönheit vom Tingeltangel widmet, offenbart einen so bemitleidenswert degenerierten Geschmack, sondern ebenso der reiche Lebemann, der sich für diejenige Kokotte am liebsten ruiniert, die die bewegteste Vergangenheit hat, und endlich der Grandseigneur, der Abkömmling aus königlichem oder gar kaiserlichem Hause, der auf alle seine Vorrechte verzichtet, um irgend eine gänzlich unerhebliche Balletteuse oder Brettldiva zu heiraten. Gerade unter der begüterten vornehmen Lebewelt finden wir die Anschauung als einen quasi moralischen Grundsatz bei den Männern verbreitet, daß im legitimen Ehestande die süßesten Freuden der Liebe nicht zu suchen hätten, weil man bei den sogenannten anständigen Damen nicht leichtsinnig den Appetit nach Früchten reizen dürfte, die auch sie vielleicht außerhalb ihrer Ehe in besserer Qualität vorfinden könnten. Darum reserviert der Wüstling seinen sexuellen Idealismus für die Prostituierten; und für den jungen Königssohn, gerade wenn er ein wenig schwärmerisch veranlagt ist, hat der Umgang mit den hübschesten Prinzessinnen keinerlei sexuellen Reiz. Seine Sehnsucht gilt jener lockenden Weiblichkeit, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht und die Gefälligkeit als oberste Tugend übt. Wenn, wie es in jüngster Zeit mehrfach vorgekommen ist, gerade geistig hervorragende Sprößlinge regierender Häuser Künstlerinnen geheiratet haben, so beweist das einen gesunden Instinkt, denn gerade unter unseren heutigen Verhältnissen stellt die geistig freie Künstlerin nicht selten einen idealen Typus der Weiblichkeit dar, vorausgesetzt, daß man den Begriff der Künstlerschaft streng umgrenzt. Eine Schauspielerin z. B., die von guter Rasse und leichter Auffassungsgabe ist, wird durch die Routine der Bühne unschwer zu vollendeten Manieren und durch den fortwährenden Umgang mit den erlesensten schöpferischen Intelligenzen der Vergangenheit und Gegenwart leicht zu einer geistigen Kultur gelangen, die selbst das fleißigste Studium in solcher glücklichen Mischung selten einer Frau verschaffen kann. Leider stehen aber solchen vernünftigen Paarungen zwischen vorurteilslosen Fürstensöhnen und ebensolchen Kronenträgerinnen aus dem Reiche der Kunst in erheblicher Ueberzahl lächerliche Mesallianzen gegenüber, zwischen geistig minderwertigen Sprößlingen erschöpfter alter Stämme und weiblichen Emporkömmlingen letzten Ranges.

Die Hingabe der abendländischen Rassen an das ihnen so wesensfremde Christentum hat sich furchtbar gerächt, indem die christliche Gesellschaft eine Moral entstehen ließ, die, wie wir gesehen haben, sich in direkten Widerspruch gegen den Willen der Natur gestellt hat. Mögen wir einen zielbewußten Schöpfer annehmen oder nicht, die Moral der christ-

Google

lichen Gesellschaft müssen wir auf alle Fälle eine gottlose nennen, wäre es auch nur aus dem einen Grunde, weil sie die Prostitution auf dem Gewissen hat. Die Prostitution bedeutet eine viel ärgere Entehrung der Weiblichkeit, als selbst die orientalische Sklaverei der Haremswirtschaft. Unsere oben gekennzeichneten Herren der sogenannten guten Gesellschaft, die ihre sinnlichen Begierden mit käuflichen Dirnen befriedigen und gleichzeitig mit gespannter Pistole und gezücktem Degen darüber wachen, daß ihre Schwestern, Frauen und Töchter ihre gesunde Sinnlichkeit nicht befriedigen können, kränken die Weiblichkeit viel empfindlicher als der Türke, der sie in den Harem einsperrt und mit Süßigkeiten füttert. Die zweierlei Moral für die beiden Geschlechter, die die christliche Gesellschaft heimlich sanktioniert, ist ein ebensolcher Hohn auf die Vernunft, wie beispielsweise unsere antiquierten Rechtsanschauungen, welche die verheiratete Frau samt ihrem Vermögen und ihren Kindern der Brutalität jedes Dummkopfes oder Wüstlings ausliefert, sofern sie sich nicht durch einen sehr geschickten Ehevertrag dagegen gesichert hat. Dieselbe christliche gute Gesellschaft hat es sich zum Grundsatz gemacht, die wichtigste, tiefst einschneidende Frage des menschlichen Lebens überhaupt mit Stillschweigen zu übergehen. Dieselben feingebildeten vornehmen Herren, die einander bei ihren Gelagen mit den wüstesten Zoten regalieren und ganz harmlos den Begriff Weib gleich Hure setzen, machen sich kein Gewissen daraus, ihre Frauen, Schwestern und Töchter zeitlebens über ihre höchste Bestimmung im dunklen zu lassen und ihnen alle gesunden Emanzipationsgelüste als verbrecherisch auszulegen.

Gibt es etwas Dümmeres, als diese lächerliche Eitelkeit des Menschen, die sich dadurch gekränkt fühlt, daß er alle körperlichen Funktionen mit der Tierheit gemein hat, und daß die feste Grundlage alles leiblichen Wohlbefindens gerade wie beim Tier nichts anderes sein soll, als Sättigung des Magens und des Geschlechtstriebes? Als ob wir Menschen uns nicht in der Ausnützung solcher körperlichen Veranlagungen zu unbegrenzten Höhen über die Tierheit emporzuheben vermöchten. Der satte Magen schafft die Grundlage für die Gesundheit, also das körperliche Gleichgewicht, und die befriedigten Sinne schaffen das seelische Gleichgewicht. Es steht doch ganz bei uns, den rohen Naturtrieb zu idealisieren. Wir haben ja bereits festgestellt, daß dieses Bestreben schon auf den untersten Kulturstufen der Menschheit vorhanden sei. Kann überhaupt ein stärkeres Feuer gedacht werden, die menschliche Einbildungskraft daran zu entzünden und zu den höchsten Leistungen der Kunst und der Religion zu befähigen, als die Wonnen der Liebe? Sind nicht sie die alleinige Gewähr für die Unsterblichkeit des Menschengeschlechts? Würde, wenn dieser wunderbare Reiz einst wegfiele, ein trostlos ernüchtertes Menschentum nicht alsbald mit stumpfem Gleichmut seiner Selbstvernichtung zusehen? Nur weil es diese Wonnen gibt, die der gesamten Menschheit in den Jahren ihrer Kraft blühen, und weil diese Wonnen die einzigen sind, über die menschliche Einrichtungen keine Gewalt haben, also daß sie unverändert und ungeschwächt überall und alle Zeit auf Erden genossen werden können, nur darum ist der Mann bereit, alle Lasten des Lebens auf sich zu nehmen, und das Weib bereit, alle Schmerzen und Erniedrigungen zu ertragen, die seine mütterliche Bestimmung im Gefolge hat. Die Regentenweisheit römischer Weltherrscher bestand darin, dem Volk panem et circenses, Brot und Spiele zu gewähren. Damit konnten sie zufriedener Untertanen sicher sein. Der Weltschöpfer macht es ebenso —

Google

und seine circenses sind die Liebesfeste. Gladiatorenkämpfe, Wagenrennen und andere Zirkusspiele kann man sich bald über sehen, aber der Reiz der Wollust wird erst mit dem letzten Menschen sterben. So wären denn alle Bedingungen dafür vorhanden, daß auch der gütige Gott lauter zufriedene Untertanen hätte, wenn nicht eben die Menschheit durch ihre Religionen und Kulturen immer so eifrig bemüht wäre, dem guten Willen der Natur boshaft zu widerstreben. Man wende nicht ein, daß eine Wiederherstellung des Naturzustandes notwendig zur Vernichtung unserer Kulturarbeit führen müßte. Nein: so gut wie wir nicht mehr rohes Fleisch und rohe Feldfrüchte hinunterschlingen, um unseren Hunger zu stillen, sondern gelernt haben, unserer Zunge raffinierte Feste zu bereiten, ebensogut sind wir auch befähigt, die Stillung unseres Liebeshungers unter Anwendung unserer feinsten Seelenkräfte, unserer schöpferischen Phantasie zu Festen von höchster Weihe zu gestalten. Dem Tiere ist seine Wollust nur gegeben, um es zur Erfüllung seiner Pflicht gegen die Rasse anzuhalten; nur in bestimmten Zeiten, die für das Fortpflanzungsgeschäft in Frage kommen, ist es dem Tiere vergönnt, sich in wenigen kurzen Augenblicken der Ekstase über seinen gewöhnlichen Zustand des fressenden und verdauenden Lebewesens emporzuschwingen; dem Menschen aber steht das höchste Geschenk der Natur alle Zeit zur Verfügung, einzig Alter und Krankheit setzen da gewisse Grenzen. Und auf diese unvergleichliche Bevorzugung sollte der Mensch nicht stolz sein? Liegt die Absicht des Schöpfers nicht sonnenklar zutage? Das Tier, welches weder Tugend noch Laster kennt und außerhalb aller sittlichen Verantwortlichkeit steht, empfängt die Wonnen der Liebe nur gleichsam wie einen Extraleckerbissen zu seltenen festlichen Gelegenheiten; der Mensch aber, den seine wilden Leidenschaften zwischen den Gegenpolen von entsagungsvoller Tugend und lasterhaftem Begehren, und seine wider die Natur geschaffenen Anschauungen und Einrichtungen zwischen Uebermut und Verzweiflung hin- und herschleudern, kann ohne den Zauber der Liebe keinen Tag und keine Stunde auskommen. Ein Ausgleich all der tollen Gegensätze, welche Mensch wider Mensch und Menschheit wider Natur hetzt, das Zustandekommen einer Gesittung, die ein friedliches Nebeneinanderleben mit den gefährlichsten Bestien erst möglich macht, ist allein diesem Zauber der Liebe zu verdanken. Er ist es, der die Phantasie so wunderbar beeindruckt, daß sie die Wirklichkeit mit gefälligen Schleiern umhüllt und aus ihren schwachen unvollkommenen Geschöpfen Götter, Helden und Engel macht und in seliger Sehnsucht das Heldenmännchen dem Engelweibchen in die Arme treibt. Mag dann auch hundertmal in den Perioden der Ernüchterung der menschliche Scharfblick die freundlichen Schleier durchdringen, ihm ist es ja vergönnt, den holden Wahn in jeder feurigen Umarmung zu erneuern, und so an den tausend Abgründen des Daseins mit dem bekannten Glück der Trunkenen ungefährdet vorbeizukommen. Auch alle Kunstbefähigung des Menschen und alle Schönheitssehnsucht des Menschen ist ein Geschöpf seiner Wollust und dient ihm dazu, ihn mit den Härten des Daseins zu versöhnen und ihm in wohltätiger Selbsttäuschung Idealzustände vorzugaukeln. Von der glücklichen Paarung zweier Menschen hängt zunächst die Zufriedenheit, das seelische Gleichgewicht der beiden Einzelwesen, dann die Qualität der Nachkommenschaft und letztlich der Frieden der Gesellschaft ab. Denn nichts schürt alle bösen menschlichen Leidenschaften, Neid, Bosheit, Mißgunst, Geiz, kleinlichen Eigensinn so sehr als die sexuelle Unzufriedenheit. Die Bosheit der Krüppel, Eunuchen und alten

Go gle

Jungfern ist eine typische Erscheinung, und Geiz, Habsucht, Mißgunst und so weiter trifft man am häufigsten bei alten Hagestolzen und bei Menschen, die von der Liebe oder Ehe niemals ein volles Glück genossen haben. Andererseits reicht die in den Jahren der Kraft in idealer Fülle ausgekostete Liebeswonne fast immer aus, um auch über das Alter solcher bevorzugten Glückskinder einen verklärenden Schimmer zu gießen. Die erfreulichste, trostreichste Erscheinung unter den Menschen ist die alte Frau, welche mit froher herzlicher Anteilnahme dem Gebaren der tollen Jugend zuzuschauen und mit siegreichem Humor sich mit den unvermeidlichen Aergernissen des Daseins abzufinden weiß; wo wir einer solchen alten Frau begegnen, können wir sicher sein, daß sie die Erfüllung ihres sexuellen Ideals erreicht und die Wonnen jungen Liebesglücks reichlich genossen habe. Andererseits gehört zu dem vollendeten Typus des Philisters auch der Phantasiemangel, der es ihm unmöglich macht, sein sinnliches Begehren zu idealisieren, weshalb das ganze Gebiet seines Trieblebens lebenslang im Tierischen stecken bleibt. (Schluß folgt.)

Gedichte. Von Rainer Maria Rilke.

Alkestis. /

Da plötzlich war der Bote unter ihnen,
hineingeworfen in das Ueberkochen
des Hochzeitsmahles, wie ein neuer Zusatz.
Sie fühlten nicht / die Trinkenden / des Gottes
heimlichen Eintritt, welcher seine Gottheit
so an sich hielt wie einen nassen Mantel
und ihrer einer schiert / der oder jener /
wie er so durchging. Aber plötzlich sah
mitten im Sprechen einer von den Gästen
den jungen Hausherrn oben an dem Tische
wie in die Höh gerissen, nicht mehr liegend
und überall und mit dem ganzen Wesen
ein Fremdes spiegelnd, das ihn furchtbar
ansprach.
Und gleich darauf / als klärte sich die Mischung /
war Stille; nur mit einem Satz am Boden
von trübem Lärm und einem Niederschlag
fallenden Lallens, schon verdorben riechend
nach dumpfem umgestandenen Gelächter.
Und da erkannten sie den schlanken Gott
und wie er dastand, innerlich voll Sendung
und unerbittlich, — wußten sie es beinah.
Und doch, als es gesagt war, war es mehr
als alles Wissen, gar nicht zu begreifen:
Admet muß sterben. / Wann? In dieser Stunde.
Der aber brach die Schale seines Schreckens
in Stücken ab und streckte seine Hände
heraus aus ihr, um mit dem Gott zu handeln:
um Jahre, um ein einzig Jahr noch Jugend
um Monate, um Wochen, um paar Tage,
ach, Tage nicht, um Nächte, nur um Eine,
um Eine Nacht, um diese nur: um die —.
Der Gott verneinte, und da schrie er auf
und schrie's hinaus und hielt es nicht und schrie
wie seine Mutter aufschrie beim Gebären.
Und die trat zu ihm / eine alte Frau /
und auch der Vater kam, der alte Vater,
und beide standen alt, veraltet, rathlos
beim Schreienden, der plötzlich, wie noch nie
so nah, sie ansah, abbrach, schluckte, sagte:
„Vater
liegt dir denn viel daran an diesem Rest,
an diesem Satz, der dich beim Schlingen hindert:
geh, gieß ihn weg. Und du, du alte Frau,
Matrone,
was thust du denn noch hier: du hast geboren."
Und beide hielt er sie wie Opferthiere
in Einem Griff. Auf einmal ließ er los
und stieß die Alten fort, voll Einfall, strahlend
und athemholend, rufend: Kreon, Kreon —
Und nichts als das und nichts als diesen Namen.
Aber in seinem Antlitz stand das andre

Google

was er nicht sagte, namenlos erwartend,
wie ers dem jungen Freunde, dem Geliebten,
erglühend hinhielt übern wirren Tisch.
Die Alten (stand da), siehst du, sind kein Loskauf,
sie sind verbraucht und schlecht und beinah
werthlos,
du aber, du, in deiner ganzen Schönheit —

Da aber sah er seinen Freund nicht mehr.
Er blieb zurück und das, was kam, war sie,
ein wenig kleiner fast als er sie kannte
und leicht und traurig in dem bleichen Brautkleid.
(Die andern alle sind nur ihre Gasse,
durch die sie kommt und kommt, gleich wird sie
dasein
in seinen Armen, die sich schmerzhaft aufthun.)

Doch, wie er wartet, spricht sie: nicht zu ihm;
sie spricht zum Gotte und der Gott vernimmt sie,
und alle hörens gleichsam erst im Gotte:

„Ersatz kann keiner für ihn sein. Ich bin's.
Ich bin Ersatz. Denn keiner ist zu Ende
wie ich es bin. Was bleibt mir denn von dem,
was ich jetzt bin? Das ist's ja: daß ich sterbe.
Hat sie dirs nicht gesagt, da sie dirs auftrug,
daß jenes Lager, das da drinnen wartet,
zur Unterwelt gehört? Ich nahm ja Abschied,
Abschied über Abschied,
(kein Sterbender nimmt mehr davon). Ich
ging ja,
damit das alles unter Dem begraben,
der jetzt mein Gatte ist, vergeht, sich auflöst.
So führ mich weg. Ich bin ja tot: für ihn."

Und wie der Wind auf hoher See, der
umspringt,
so trat der Gott fast wie zu einer Toten,
und war auf einmal weit von ihrem Gatten,
dem er / versteckt in einem kleinen Zeichen /
die hundert Leben dieser Erde zuwarf.
Der stürzte taumelnd zu den beiden hin
und griff nach ihnen wie im Traum. Sie gingen
schon auf den Eingang zu, in dem die Frauen
verweint sich drängten. Aber einmal sah
er noch des Mädchens Antlitz, das sich wandte
mit einem Lächeln / hell wie eine Hoffnung,
die beinah ein Versprechen war /, erwachsen
zurückzukommen aus dem tiefen Tode
zu ihm, dem Lebenden./

Da schlug er jäh
die Hände vors Gesicht, so wie er kniete,
um nichts zu sehen mehr nach diesem Lächeln.

Die Rosenschale./

Zornige sahst du flackern. / Sahst zwei Knaben
zu einem Etwas sich zusammenballen,
das Haß war und sich auf der Erde wälzte
wie ein von Bienen überfallnes Thier;
Schauspieler, aufgethürmte Uebertreiber,
rasende Pferde, die zusammenbrachen
den Blick wegwerfend, bläkend das Gebiß
als schälte sich der Schädel aus dem Maule.

Nun aber weißt du, wie sich das vergißt;
denn vor dir steht die volle Rosenschale,
die unvergeßlich ist / und angefüllt
mit jenem Aeußersten von Sein und Neigen
Hinhalten, Niemals-geben-können / Dastehn,
das unser sein mag —: Aeußerstes auch uns.
Lautloses Leben, Aufgehn ohne Ende,
Raum — brauchen, ohne Raum von jenem
Raum
zu nehmen, den die Dinge rings verringern,
fast nicht Umrissen-sein wie Ausgespartes
und lauter Inneres, viel seltsam Zartes
und sich Bescheinendes — bis an den Rand:
Ist irgendetwas uns bekannt wie dies?

Und dann wie dies: Daß ein Gefühl entsteht,
weil Blütenblätter Blütenblätter rühren?
Und dies: daß eins sich aufschlägt wie ein Lid,
und drunter liegen lauter Augenlider,
geschlossene, als ob sie, zehnfach schlafend,
zu dämpfen hätten eines Innern Sehkraft.
Und dies vor allem: daß durch diese Blätter

Google

das Licht hindurch muß: aus den tausend Himmeln
filtern sie langsam jenen Tropfen Dunkel,
in dessen Feuerschein das wirre Bündel
der Staubgefäße sich erregt und aufbäumt.

Und die Bewegung in den Rosen, sieh:
Gebärden von so kleinem Ausschlagwinkel,
daß sie unsichtbar blieben, liefen ihre
Strahlen nicht auseinander in das Weltall.

Sieh jene weiße, die sich selig aufschlug
und dasteht in den großen offnen Blättern
wie eine Venus aufrecht in der Muschel,
und die erröthende, die wie verwirrt
nach einer kühlen sich hinüberwendet,
und wie die kühle fühllos sich zurückzieht
und wie die kalte steht, in sich gehüllt,
unter den offenen, die alles abthun.
Und was sie abthun, wie das leicht und schwer,
wie es ein Mantel, eine Last, ein Flügel
und eine Maske sein kann, je nachdem,
und wie sie's abthun: wie vor dem Geliebten.

Was können sie nicht sein: war jene gelbe,
die hohl und offen daliegt, nicht die Schale
von einer Frucht, darin dasselbe Gelb,
gesammelter, orangeröther, — Saft war?
Und wars für diese schon zu viel, das Aufgehn,
weil an der Luft ihr namenloses Rosa
den bittern Nachgeschmack des Lila annahm?
Und die battistene, ist sie kein Kleid,
in dem noch zart und athemwarm das Hemd steckt,
mit dem zugleich es abgeworfen wurde
in Morgenschatten an dem alten Waldbad?
Und diese hier: opalnes Porzellan
zerbrechlich, eine flache Chinatasse
und ausgefüllt mit kleinen hellen Faltern,
und jene da, die nichts enthält als sich.
Und sind nicht alle so: nur sich enthaltend,
wenn Sich-Enthalten heißt: die Welt da draußen
und Wind und Regen und Geduld des Frühlings
und Schuld und Unruh und vermummtes Schicksal
und Dunkelheit der abendlichen Erde
bis auf der Wolken Wandel, Flucht und Anflug,
bis auf den vagen Einfluß ferner Sterne
in eine Hand voll Innres zu verwandeln. —

Nun liegt es sorglos in den offnen Rosen.

Rundschau

Die Ausweise der Reichsbank. Zu Anfang der vorigen Woche gab es in den Bankbureaus und an der Börse eine große Enttäuschung. Man hatte sich aus dem Stande des Privatdiskonts und der Devisenkurse eine nennenswerte Gelderleichterung herausgerechnet; aber die Reichsbank trat mit einem beispiellos schlechten Ausweis vor die Oeffentlichkeit und wies nach, daß sie am 31. August mit 20 Millionen Mark in der Steuerpflicht war. Eine Ueberschreitung des steuerfreien Notenkontingents war aber um diese Jahreszeit bisher nicht dagewesen, selbst damals nicht, als das Kontingent noch um 160 Millionen kleiner war als jetzt. Man versuchte, sich über die bedrohliche Anspannung, so gut es ging, zu trösten, indem man aus dem gewaltigen Wechselzufluß auf eine ununterbrochen lebhafte Tätigkeit in Handel und Industrie schloß. Tatsächlich ist die Verschlechterung des Bankstatus nicht auf Ansprüche der Hautefinance und noch viel weniger auf solche der Börse zurückzuführen, sondern ersichtlich auf den Geldbedarf in den Industriezentren. Hier rauchen die Schlote noch genau so intensiv wie vor einem Jahre, ohne die geringste Notiz von den Unglücksraben zu nehmen, die bekanntlich die Konjunktur schon im Frühjahr totgesagt haben. An sich ist das ja sehr erfreulich; aber für den Geldmarkt ist der Trost doch nur ein problematischer. Denn wenn die Reichsbank trotz eines unerhört hohen Diskonts schon im Hochsommer die Grenze streift oder gar übertritt, die, streng genommen, ein „bis hierher und nicht weiter" bedeutet, zum mindesten aber die Diskontierungs-Bereitschaft der Bank stark einschnürt, so kann man nur mit Bangen an den Herbst und den Winter denken. Am meisten frappierte die beruflichen Beobachter des Geldmarkts die außerordentlich schnelle Pro-

Google

gression im Anwachsen der Wechselbestände. Das Portefeuille der Reichsbank ging Ende Juli erst um 76 Millionen über den Bestand des Vorjahres hinaus, Ende August aber schon um 164 Millionen. Und unwillkürlich fragte man sich, was daraus werden sollte, wenn die Zunahme sich in ähnlichem Tempo fortsetzen würde.

Nun nimmt aber ein einziger Umstand den Befürchtungen den größten Teil ihrer Berechtigung: Der letzte August-Ausweis datiert von einem Sonnabend. Das ist viel zu wenig beachtet worden, wie es denn überhaupt ein beliebter Fehler ist, den Tag, auf den der Bankausweis jeweils fällt, zu ignorieren. Man achtet zwar peinlich genau darauf, wie nah oder fern der Tag des Ausweises dem Semester- und Quartalsschluß ist, läßt aber den Wochenkalender ganz außer Betracht, als habe es nicht den mindesten Einfluß auf den Bankstatus. Und doch sieht ein Ausweis am Montag oder Mittwoch ganz anders aus als am Sonnabend. Am Montag häufen sich die Bareingänge, am Sonnabend die Wechseleingänge bei der Bank. Das bringt der landläufige Zahlungsverkehr so mit sich. Für die großen Fabriken bedeutet der Sonnabend den Löhnungstag und damit den Tag des größten Geldbedarfs, und es ist klar, daß sich die Anforderungen an die Reichsbank gegen Wochenschluß und ganz besonders am Sonnabend häufen. Denn auch eine ganze Anzahl sonstiger, regelmäßig wiederkehrender Zahlungen pflegt auf den letzten Tag der Woche verlegt zu werden. Dieser Belastung der zweiten Wochenhälfte entspricht eine Entlastung der ersten, und man tut sehr unrecht daran, die Beurteilung der Bankausweise ganz von dem Tage ihrer Aufstellung loszulösen. Die mechanische Vergleichung eines Sonnabend-Ausweises mit einem Montags- oder Freitags-Ausweis gibt stets ein schiefes Bild. Auch in den Jahren 1901 und 1902 fiel der Ende-August-Ausweis auf einen Sonnabend. Und da man das damals wie heute ignorierte, stellte sich auch dasselbe Erstaunen über das starke Anwachsen der Wechsel-Einreichungen und über den Abzug von Depositen ein. Man zerbrach sich den Kopf darüber, ob der Entgang an Girogeldern auf Entnahmen der Banken, der Industrie oder der Regierung beruhte, und stellte dem Jahresende ein böses Horoskop; natürlich zu Unrecht.

Die Bank von England hat ihre Ausweise derartigen Mißdeutungen auf praktische Weise entzogen, indem sie ihren Status ein für allemal am Donnerstag veröffentlicht. Die Wochenmitte bewegt sich auf dem ungefähren Durchschnitt zwischen dem Geldabfluß zu Ende und dem Zufluß zu Beginn der Woche, und der Ausweis gibt so ein ziemlich getreues, von den Zahlungsgewohnheiten unabhängiges Bild; vor allem aber läßt er bessere Vergleiche und bündigere Schlüsse zu als der deutsche Ausweis, weil er gleichgeartete Zahltage herausgreift. Andererseits erschwert das englische Verfahren die Vergleiche wieder dadurch, daß die Ausweise nicht genau erkennen lassen, wie die großen Zahlungstage des Jahres auf die Bank von England einwirken. Die Ausweise pendeln immer um diese Termine herum und fallen selten genau mit ihnen zusammen. Es ist aber noch die Frage, ob das ein Uebelstand ist. Die Möglichkeit, durch Vergleichung der Quartalsenden die Intensität des jeweiligen Geldbedarfs genau zu erkennen, hat in Deutschland eine Quartals- und Semester-Furcht erzeugt, die man in England in gleicher Heftigkeit nicht kennt; obwohl hier in Zeiten der Geldklemme die Situation eine viel gefährlichere ist als in Deutschland, wo die Elastizität des Geldsystems einen Puffer bildet und den Anprall des Geldbedarfs auf die Reichsbank mildert. Man fürchtet bei uns weniger die Gespanntheit der Geldmarktlage selbst, als vielmehr den moralischen Eindruck, den ein schlechter Ultimo-Ausweis macht, und selbst der Präsident der Reichsbank läßt sich in seinen Entschlüssen von diesem Eindruck beherrschen. Demgegenüber zwingt das englische System die Oeffentlichkeit, mehr die Ausweisperioden als die Ausweistage miteinander zu vergleichen und den jeweiligen Status nicht für sich gesondert, sondern im Zusammenhang mit den Tagen vor und nach ihm zu beurteilen. Das schiebt der vergleichenden Kritik eine breitere Basis unter und wirkt nivellierend. Die Politik der Deutschen Reichsbank ist heute — vielleicht ohne daß es das Direktorium selbst weiß — auf den einzelnen Tag zugeschnitten. Heute arbeitet man mit aller Anstrengung auf einen guten Status am 30. September hin, und der November wird unter dem Zeichen der Furcht vor dem Ultimo-Dezember-Ausweis stehen; so wirken immer ganz bestimmte Tage auf das Verhalten der Bankleitung ein. Natürlich stehen auch bei der Bank von England Quartalsende und Jahresende stets vor den Augen des Gouverneurs; aber da dieser weiß, daß die Oeffentlichkeit sich immer nur ein ungefähres Bild von den Ansprüchen an die Bank machen kann, so disponiert er weit ruhiger und weniger auf den äußeren Effekt. Dem Statistiker und dem Nationalökonomen mag das Fehlen einer exakten Vergleichsmöglichkeit ja ein Dorn im Auge sein. Aber da bei jedem Bankausweise die Imponderabilien eine große Rolle spielen, und wirklich schlüssige Vergleiche daher niemals möglich sind, so ist es ganz gut, daß man in England gar nicht erst in die Versuchung kommen kann, an eine Kongruenz der Bankausweise zu glauben, die tatsächlich nie vorhanden ist. Wie schief das Bild oft ist, das

Google

sich die Kritik zusammenschneidet, hat man diesmal von den Kommentaren abnehmen können, die sich an den Reichsbank-Status per 31. August geknüpft haben. In der Mehrzahl der Fälle fehlt indes die Möglichkeit, die Ausweis-Kritik einer Zerreißprobe zu unterwerfen.

Immerhin hat man es auch in Deutschland längst empfunden, daß man von den gefürchteten Semestral-Ausweisen gewissermaßen dupiert wird. Man fängt auch bei uns an, mehr Perioden mit Perioden als Tage mit Tagen zu vergleichen, weil dadurch die Fehlergrenze des Urteils sich verkleinert. Und man fordert auch vom Reichsbank-Präsidenten, daß er seine Politik von den einzelnen Standard-Ausweisen emanzipiere und nicht monatelang vorher im Banne des letzten Jahresausweises stehe. Man versucht andererseits auch, den Quartalsterminen ihren jetzigen exzeptionellen und irreführenden Charakter zu nehmen und sie den übrigen Ausweistagen möglichst gleichzumachen, indem man der Häufung der Quartalszahlungen entgegenarbeitet. Durch Ausbreitung des Giroverkehrs, ein vervollkommnetes Abrechnungssystem, ein neu einzuführendes Hypotheken-Clearing usw. hofft man, den starken Geldabzug von den Quartalsenden fortzuleiten und auf die zweiundfünfzig Wochenausweise gleichmäßiger zu verteilen. Möglich, daß sich auf diese Weise eine Entlastung der großen Zahltage und eine Verminderung der starken Zerrung an den Quartalsenden erreichen läßt. Die Kontingents-Ueberschreitungen, die jetzt wie riesige Protuberanzen an ein paar Ausweistagen in die Höhe schießen, würden sich etwas verringern, und die Ausweise selbst würden das Basiliskenhafte verlieren, das ihnen jetzt beiwohnt. Aber in die Diskontpolitik würde doch nur dann ein ruhigerer Zug kommen, wenn man sich daran gewöhnen könnte, etwas bescheidener über den Wert der statistischen Vergleiche zu denken und zum mindesten weniger mechanisch zu vergleichen, als es jetzt geschieht. Der einzelne Ausweis ist ein Zukunftsbild und durchaus unbrauchbar für die praktische Politik. Nur längere Perioden sind geeignete Objekte für die vergleichende Bankstatistik.

Alfred Lansburgh.

Von der Kunstkennerschaft. Seit altersher gibt es eine zweifache Art der Bewertung von Schöpfungen der bildenden Kunst: die nach der größeren oder geringeren künstlerischen Qualität des Objekts und die von der Person des Urhebers aus. Im Grunde sind natürlich die beiden Arten identisch. Denn in Verbindung mit einer bestimmten Qualität hat ja die Persönlichkeit oder, richtiger ausgedrückt: der Name des Künstlers überhaupt erst Bedeutung gewinnen können. Allmählich haben sich die Begriffe von Qualität so eng mit gewissen Künstlernamen verbunden, daß diese an und für sich die Vorstellung von ganz bestimmten künstlerischen Qualitäten erwecken. Mit Namen, wie Donatello, Raffael, Michelangelo, Dürer, Tizian, Rembrandt, Rubens, Hals, Velasquez, Courbet usw. sind nicht nur bedeutende Formen von Kunstäußerungen, sondern auch allgemein geschätzte künstlerische Eigenschaften charakterisiert. Kein Wunder, daß jene Namen schließlich so hoch bewertet wurden wie diese Eigenschaften selbst, ja über diese hinaus zu einem Faktor der Schätzung geworden sind. Gefördert wurde diese Entwicklung durch eine leider immer noch im Zunehmen begriffene allgemeine Hochachtung vor geschichtlichen Dokumenten. Man sieht in dem Bilde, in der Skulptur eines alten Meisters kaum noch das Kunstwerk an sich, sondern ein Stück aus dem Lebenswerk einer kunstgeschichtlich bekannten, berühmten oder bedeutsamen Persönlichkeit. Die Qualität kommt erst in zweiter Reihe zur Geltung. Mit namenlosen Kunstwerken kann diese historische oder, besser gesagt: Historikerbewegung nichts anfangen. Man mußte also die Werke, die von den Künstlern nicht bezeichnet waren oder deren Herkunft unsicher erschien, zu bestimmen, für sie einen Urheber zu ermitteln suchen. Die Kunstwissenschaft fand und sieht heute noch in dieser Tätigkeit eine ihrer wichtigsten Aufgaben, und gewiß mit Recht. Sie hat wunderbare Erfolge zu verzeichnen. Mit diesen aber haben sich im Laufe der Jahre Uebelstände eingestellt, von denen einmal gesprochen werden muß, ehe sie zu schweren Schädigungen der Allgemeinheit führen.

Denn die Bemühungen der Kunsthistoriker, die vorhandenen Werke der alten Kunst zu identifizieren, sie den und den Künstlern zuzuerteilen, sind für die Allgemeinheit keineswegs so gleichgültig, wie in der Regel angenommen wird. Auf sie geht zum großen Teil die bedeutsame Rolle zurück, die der Künstlername heut als Bewertungsfaktor für Kunstwerke spielt. Indem der Kunsthistoriker auf Grund seiner Wissenschaft unbezeichnete Schöpfungen der alten Kunst von zuweilen recht zweifelhafter Qualität mit oft sehr geschätzten Künstlernamen tauft, schafft er nicht selten Objekte von außerordentlicher Kostbarkeit. Durch das gleiche Mittel kann er aber auch an und für sich recht qualitätvollen Kunstwerken diese manchmal jahrhundertelang nicht angezweifelte Kostbarkeit nehmen, sie als Kopien, Schulerzeugnisse und dergleichen erklären und sie zu ganz bedeutungslosen Kunstprodukten stempeln. Dieses Vorgehen des Kunsthistorikers hat unter Umständen nur rein wissenschaftliche Konsequenzen. So in den

Google

Fällen, wo es sich um Objekte handelt, die seit undenklichen Zeiten im Besitz von Kirchen, Klöstern, Städten, fürstlichen Familien oder gar öffentlichen Kunstsammlungen, also sozusagen unbewegliche Besitztümer sind. Sehr viel anders wird die Sache, sobald mobile, im Verkehr befindliche Kunstobjekte in Betracht kommen, Dinge, denen der Kunsthistoriker durch Zuerteilung oder Aberkennung von Künstlernamen einen nicht selten recht hohen Marktwert geben oder nehmen kann. Wenn auch im allgemeinen und besonderen behauptet werden darf, daß die weitaus größte Zahl solcher Bestimmungen von Kunstwerken mit dem höchsten Grade von Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit allen Mitteln der Wissenschaft vorgenommen werden, so sind doch weder Irrtümer noch Zweifel ausgeschlossen. Aber ganz abgesehen davon. Es gibt Fälle, und ihre Zahl ist durchaus nicht gering, in denen die letzten Zweifel und Bedenken auf sehr einfache Weise durch den Ausspruch einer Autorität der Kunstwissenschaft nicht etwa geklärt, sondern glattweg niedergeschlagen werden.

Nun geht es den kunstwissenschaftlichen Autoritäten wie anderen Autoritäten auch: Sie genießen eine gewisse Zeitlang die unbedingte Anerkennung der Fachkreise; aber sie behalten sie nicht ewig. Andere Autoritäten erscheinen und beweisen der Welt, daß die einst so unantastbaren Urteile jener so hochgeschätzten Männer aus den und den Gründen nicht zuträfen, daß sie in schwachen Stunden oder gar leichtfertigerweise abgegeben worden seien. Wo ist der namhafte Galeriedirektor zu finden, der nicht in dieser Weise seinen Vorgänger desavouiert hätte? Wo ist der intelligente Kunsthistoriker, der seinen Geist nicht damit bewiesen, daß er sich gegen die Meinungsblößen dieser oder jener Koryphäe seiner Wissenschaft gewendet? Und die Angriffe setzen fast immer an den Stellen mit Erfolg ein, wo der große Mann nicht als Gelehrter, sondern als Autorität entschieden hat. Aber wo liegen nun die Schädigungen?

Man muß sie dort suchen, wo die künstlerische Qualität des Objekts in der Hauptsache verteidigt wird durch einen großen Namen. Wie viele Bilder, Zeichnungen, Studien und Skulpturen werden von öffentlichen Sammlungen und Privaten um ungeheure Summen erworben, nicht ihrer künstlerischen Qualität wegen, sondern des historischen Interesses, jenes großen Namens halber. Was sind diese Dinge wert, wenn ihnen dieser Name genommen, aberkannt wird? Sehr wenig, oft nichts. Wer will irgend einem wagemutigen und scharfsinnigen jungen Kunsthistoriker verwehren, urbi et orbi darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser oder jener Galerie das Bild eines minderen Coello-Schülers als echter Velasquez figuriert, daß jener Mäcen ein Vermögen für einen Rembrandt hingegeben, der aus den und den guten Gründen niemals ein solcher sein kann und in der Tat nicht einmal ein gutes Bild ist? Solche Fälle sind dagewesen. Man hat vielleicht hier und da dem Mäcen, der seinen eigentlich nicht vorhandenen Kunstsinn und zugleich seinen Reichtum durch Erwerbung eines sehr teueren Bildes zu dokumentieren trachtete, den erlittenen Schaden gegönnt; aber wenn ein staatliches Institut das Geld der Bürger in dieser Weise vertut, so hat die Allgemeinheit ein Recht, Einspruch dagegen zu erheben, daß auf ihre Kosten ein kunsthistorischer Sport getrieben wird, daß man ihr Geld für Dinge hingibt, die nicht Kunstwerke, sondern nur geschichtliche Dokumente von nicht einmal zweifelloser Authentizität sind.

Man sehe doch unsere Sammlungen alter Kunst an! Ist eine darunter, die nicht eine große Zahl Stücke von höchst angreifbarer Benennung und von noch viel angreifbarerer Qualität enthielte? Man könnte und würde über diese Benennungen gern hinweggehen, wenn sie nicht das einzige Wertvolle an diesen Dingen wären, die mit Kunst im guten Sinne überhaupt nichts zu tun haben. Dazu kommt noch eines: Die unselige Gepflogenheit vieler Galeriedirektoren und Privatsammler, die in ihrem Besitz befindlichen Kunstwerke durch Restauratoren in einen Zustand bringen zu lassen, der sie dem Auge des Laien empfiehlt. Es ist sicher, daß mancher alter Meister sein Werk, wenn er es in solchem Zustande sehen könnte, nicht wiedererkennen würde. Diese Restauratoren reinigen oft nicht nur die Bilder, bis sie die feinen Lasuren vernichtet und die Untermalung erreicht haben — sie malen auch in die so ruinierten Werke hinein und zerstören auf diese Weise außer dem künstlerischen auch den dokumentarischen Wert jener Schöpfungen. Das gebildete Deutschland hat sich maßlos über die Möglichkeit entrüstet, daß das Heidelberger Schloß weiter restauriert werden könnte; aber man sieht es ruhig an, daß in den deutschen Galerien unersetzliche Schätze von Restauratorenhänden für immer vernichtet werden und freut sich vielleicht noch gar mit kindlichem Unverstand darüber, daß diese oder jene Meisterwerke den Eindruck machen, „als kämen sie eben frisch aus der Werkstatt des Künstlers“. Ist das Logik zu nennen? Vielleicht liefert man den Restauratoren in der nächsten Zeit auch noch die Handzeichnungen zur Herrichtung auf Neu aus. Angenommen, daß alle diese Barbareien dem unverständigen

Google

Publikum zuliebe begangen werden; denn Bilder zu erhalten, gibt es andere Mittel — warum pfropft man denn die Galerien mit Bildern voll, die dem ungelehrten Besucher unter keinen Umständen etwas sagen, die ausschließlich den Historiker interessieren können und auch diesen nur als Dokumente, nicht etwa als hohe Kunstleistungen? Die Museen werden durch dieses schändliche Restaurieren der Bilder einen zahlenmäßigen materiellen Schaden vielleicht nicht erleiden, da sie kaum in die Verlegenheit kommen werden, ihre Schätze zu Geld zu machen. Welcher Schaden aber angerichtet ist, dürfte sich früher oder später den Privatsammlern offenbaren, die nach dem Vorbilde der Galerien ihre Bilder ebenfalls Restauratorenhänden anvertraut haben. Es wird die Zeit kommen, wo Autoritäten vor irgend einem dieser „auf Neu" gearbeiteten Bilder erklären werden: „Vielleicht der oder der Meister. Die und die Stellen scheinen von seiner Hand. Das übrige ist durch Putzen ruiniert und von einem Restaurator gemalt." Die Wirkung eines so formulierten Gutachtens auf die Bewertung des Bildes liegt auf der Hand.

Diese Restauratorenwirtschaft mit den eben geschilderten Folgeerscheinungen ist ein zuverlässiges Zeugnis dafür, daß den meisten Kunsthistorikern die künstlerische Leistung als solche ungemein gleichgültig ist, wenn nur der Autor feststeht. Von dem größeren oder geringeren Glanz von dessen Namen hängt in den meisten Fällen die Hochachtung ab, die sie dem Werke bezeugen.

Es läßt sich freilich manches zugunsten der Historiker sagen. Man erwartet von ihnen Entdeckungen, glückliche Erwerbungen. Die Museen, die respektiert sein wollen, müssen die und die großen Namen in ihren Sammlungen vertreten haben. Da kann nicht immer Wert auf die Qualität gelegt werden. Da müssen oft ganz zerstörte Werke wieder hergestellt werden, nur um Sammlungslücken auszufüllen. Da müssen oft sehr minderwertige Dinge als historisch interessant bezeichnet und zuweilen die seltsamsten Taufen aus mancherlei Rücksichten sanktioniert werden. Und nicht alle in öffentliche oder private Sammlungen gelangenden Schöpfungen sind qualitätlos, nicht alle werden nur des Urhebernamens wegen gekauft, nicht in allen Galerien werden die kostbarsten Bilder von Restauratoren entwertet. Aber angesichts der vielen Erwerbungen von künstlerisch gleichgültigen, als historische Dokumente wegen der vorgenommenen Restaurierungen in keiner Weise hoch zu stellenden Bilder, angesichts der zahlreichen, in öffentlichen Sammlungen befindlichen, von Autoritäten beglaubigten Werke großer Meister, die deren Namen eher schänden als ehren, lohnt es sich wohl, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht ratsam wäre, den ursprünglichen Charakter der Museen als „Kunst"-Sammlungen wieder etwas lebhafter zu betonen und den historischen Schund — das Wort ist in diesem Falle kaum hart genug — beiseite zu schaffen. Diesen Schund, der keine Verdienste hat als sein ehrwürdiges Alter, und ein geradezu trauriges Zeugnis bildet für den jetzt üblichen übertriebenen Namenkultus.

Warum macht man nicht die gute künstlerische Qualität zur Vorbedingung für alle Erwerbungen, die auf Staatskosten für Museen erfolgen? Es kann darauf geantwortet werden: Die ist nicht immer zu erreichen und vielleicht noch schwerer festzustellen als irgend ein Meistername. Ja, dann laßt doch das Kaufen! Ein Dürer, Rembrandt, Rubens, Velasquez von zweifelhafter Güte repräsentiert ja das, was man an dem Meister schätzt, kaum noch. Marktwert ist noch lange nicht Kunstwert. Wenn das Geld, das die Museumsleitungen für Ankäufe minderwertiger Objekte ausgeben, zusammengehalten würde, ließen sich sehr wohl bei Gelegenheit mit den hier ersparten Summen in jeder Beziehung erstklassige Werke erwerben. Ueber den Grad der künstlerischen Qualität von Schöpfungen historischer Kunstperioden dürfte bei Sachverständigen aber wirklich kein Zweifel bestehen. Bei Produktionen der Gegenwart mag man sich in Ansehung der Qualität unsicher fühlen, weil da oft die Neuheit des Ausdrucks verwirrt; aber bei Werken der alten Kunst muß man schon jeden Feingefühls entbehren, um eine mittelmäßige Leistung nicht von einer guten unterscheiden zu können. Aber leider: Es gibt unendlich viel mehr Kunsthistoriker als Kunstkenner. Als solcher kann nur der gelten, der in hohem Grade befähigt ist, Kunstwerke nach ihrer Qualität zu beurteilen. Es fehlt ja auch an Kunsthistorikern nicht, die diese Eigenschaft besitzen; aber ihre Zahl steht in keinem Verhältnis zu der großen Menge derer, die nichts sind als Fachgelehrte.

Merkwürdig, welche Verwirrung der Begriffe durch die übermäßige Verehrung des Geschichtlichen auch in den Köpfen des Publikums angerichtet worden ist. Der reiche Mann legt sich heut viel leichter eine Sammlung von Werken der alten Kunst an als etwa eine Galerie moderner Bilder. Während er hier, von einem Kenner beraten, um ziemlich wenig Geld sich eine Sammlung der vorzüglichsten Schöpfungen seiner Zeit zu schaffen vermöchte, die für seine Erben unter Umständen den sicheren Besitz von Millionen bedeuten kann, gibt er dort unter Assistenz eines tüchtigen, aber vielleicht nicht gerade zu den Kennern

Google

zu zählenden Kunstgelehrten Unsummen für Dinge aus, die in der Regel auf einer nicht eben hohen Staffel der Meisterschaft und der Qualität stehen. Was werden diese Dinge wert sein, wenn, was im Interesse der Kunst der Lebenden zu hoffen und zu wünschen ist, der Antiquitätenhandel einmal außer Mode kommt? Gegen diesen Fall schützt selbst der Kunsthistoriker nicht. Schon eher der Kenner; denn die gute künstlerische Qualität überdauert alle Moden. Aber wo sieht man heut den Kenner in Aktion treten? Auch moderne Kunstwerke werden ohne ihn gekauft. Daher die häufigen Enttäuschungen, welche manche Besitzer solcher erleiden, wenn sie sich ihrer Erwerbungen wieder entäußern wollen. Freilich wird ja auch hier oft genug der Ausweg gewählt, nach Namen zu kaufen; aber diese bewahren keineswegs vor Verlusten. Wie viele einst hochbewertete Künstlernamen sind allein in den letzten zwanzig Jahren verblichen! Die Mode hatte sie emporgetragen; aber das Fundament der Qualität fehlte den damit gezeichneten Werken, und so konnten diese nicht auf die Dauer in Schätzung bleiben.

Die deutschen Museen sollten sich wirklich ein wenig auf ihre Pflicht besinnen. Wen und was fördert man durch die jetzt so beliebten Sammlungen alter Kunst? Ganz gewiß nicht die allgemeine Kultur, ganz gewiß nicht die Kunst und auch nicht das Kunsturteil; sicherlich jedoch den internationalen Antiquitätenhandel und die eher schädliche als nützliche Hochachtung vor dem historischen Wert von Dingen, die künstlerisch sehr häufig ohne Wert sind. Und wenn die Beschäftigung mit alter Kunst einige Mäcene wirklich zu Kennern machte — sind sie mit dieser Kennerschaft der Allgemeinheit nützlicher als irgend ein kennerhafter Antiquitätenhändler? Sie erweisen sich natürlich nützlich, wenn sie, was ja auch wohl geschieht, ihren Besitz dem Staate schenken. Jedoch wieviel dankbarer würde ihnen das Vaterland sein müssen, wenn sie ihr Geld, ihr Interesse der Kunst, die noch gefördert werden kann, der lebendigen Kunst darbrächten! Hier würden nicht nur die Künstler, hier würde das ganze Volk profitieren. Hier gäbe es Kultur zu schaffen und neue Werte; hier wäre die Kennerschaft eine persönliche Ehre, ein Verdienst vor der Nation, nicht vor einem engen Kreise von Fachgelehrten und Händlern. Die alten Meister haben Mäcene nicht mehr nötig, und ob ihre Werke von einem feinen Kenner erworben werden oder von einem Manne, der nur seinen Reichtum zeigen will, kümmert sie keinen Pfifferling; aber die guten Künstler der Gegenwart brauchen dringend die Unterstützung der Leute, die imstande sind, ihre Kunstliebe praktisch zu betätigen. Das Beispiel des Grafen Schack hat ja gezeigt, wieviel Ruhm dabei zu gewinnen ist. Die Namen Böcklin, Feuerbach, Schwind, Genelli geben ihm, der diese Künstler bei ihren Lebzeiten unterstützte, mehr Relief, als wenn es ihm gelungen wäre, für sein Geld eine Galerie namhafter alter Meister zusammenzubringen, die vielleicht auch schon die Restauratoren verdorben hätten, und deren Inhalt darum von künftigen Kunsthistorikern angezweifelt werden könnte. Vielleicht war der Graf Schack kein so guter Kenner, wie mancher heutige Sammler von alten Kunstwerken; vielleicht hatte er keine sehr feine Empfindung für das Wesen der Künstler, die er beschäftigte; aber er besaß zweifellos Gefühl für künstlerische Qualität. Und deshalb hat er etwas geschaffen, was seinen Namen unvergeßlich macht und was in seiner Beschränkung für die Allgemeinheit wertvoller ist als manches Museum mit seinen schön etikettierten, aber künstlerisch belanglosen Werken alter Kunst.

Hans Rosenhagen.

Elsaß-Lothringen — eine Frage?

E. Destez hat im Heft 9 die elsaß-lothringsche Frage behandelt. Da ich in Lothringen seit zwanzig Jahren ansässig bin und in verschiedenen höheren militärischen Stellungen Land und Leute gründlich kennen gelernt habe, möchte ich mir gestatten, dieser französischen Gefühlsäußerung einige deutsch-nationale Schlaglichter aufzusetzen. Ich schicke voraus, daß Destez vieles treffend beobachtet hat. Seine Ansichten sind mir vielfach sympathisch und wirken versöhnlich. Doch stand Destez in den fünf Jahren, in denen er sich diesem Gegenstande widmete, mehr mit der besseren Gesellschaftsklasse in Verbindung. Er hat nicht in Dorf, Haus und Hütte hineingesehen, wie ich in zwei Lustren.

Zunächst scheide ich das psychologische Moment ganz aus. Es spricht in der praktischen Politik nicht mit. Für Sentimentalitäten ist dort kein Platz. Grenzstreitigkeiten hat es noch immer gegeben, wo politische und natürliche Grenzen verschiedene waren. Destez spricht nur von Elsässern und Lothringern. Das formt Trugschlüsse. In Abstammung und Rassenmischung zeigt die Wirklichkeit viel feinere Abstufungen. Unter-Elsaß nach der Pfalz zu, nördlich und südlich des Hagenauer Waldes, die Rheinebene bis nach Mülhausen hin: urdeutscher Volksstamm — Alemannen. Zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft haben nichts davon verwischen können. Desgleichen z. B. Kanton Albesdorf, ein Teil des Kantons Busendorf und Saargemünd, auch

Google

im Kreise Château-Salins: Alemannen oder alemannisch-burgundisches Mischvolk. Man muß dabei absehen von den größeren Oertlichkeiten, wo Großindustrielle und Notable zu den Französlingen rechnen. Ober-Elsaß, Landkreis Metz größtenteils, — Diedenhofen-West französisiert auf Jahrhunderte.

Ich möchte hier den Gedankengang eines bedeutenden deutschen Generals wiedergeben, als er — fast 50 Jahre früher — die elsässische Rheinebene durcheilte, um sich zu der spanischen Armeeabteilung O'Connels zu begeben, die im Kampfe gegen Maley-Abbas um Tetuan stand wie jetzt die Franzosen-Spanier bei Casablanca. General A. v. Goeben — der Sieger von St. Quentin — gibt am 11. Januar 1860 in einem Briefe folgenden Gedanken Raum: „. . . Dann weiter über Schlettstadt und Kolmar nach Mülhausen, alles deutsch, Namen und Sprache und Men hen und das ganze Land bis zu den rechts malerisch sich hinziehenden Vogesen hinauf; nur die Beamten teilweise französisch und leider für jetzt auch die Herzen der Einwohner. Wie könnte es anders sein! Sind sie doch seit fast 200 Jahren dem in sich noch jetzt wie zu jenen Unglückszeiten zerrissenen Stammlande entfremdet, und haben wir selbst doch sie nicht als zu uns gehörig angesehen, als es in unserer Macht lag, Deutschlands Gebiet bis zu seinen wahrhaft natürlichen Grenzen wieder auszudehnen."

Destez sagt: „Alle Drangsalierungen haben keinen Erfolg gehabt. Sie entflammen nur die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die für dieses Volk die Freiheit bedeutet." — Ein milderes Regime wie in den Reichslanden kann kaum gedacht werden. Nicht durch Schärfe, sondern durch zu große Milde haben wir die Verdeutschung dort verlangsamt. Die Aera Manteuffel hat das Deutschtum wahrlich nicht gefördert. Uebrigens: Bürgermeister bezw. Kreisdirektor, Schullehrer und Pfarrer kommen hierfür mehr in Betracht. Der Berufsbürgermeister konnte von Nutzen sein. Nach nur zweijährigem Versuche unter Hohenlohe hat man ihn wieder aufgegeben. So bleibt der sogen. Ehrenbürgermeister, der abhängig ist vom Gemeinderat. Das aber sind vielfach noch Französlinge.

In der Besetzung der Kreisdirektoren ist auch nicht immer vorteilhaft verfahren worden, das Beste war hier gerade gut genug, und der Ultramontanismus brauchte in seiner starren Unduldsamkeit wahrlich keinen besonderen Antrieb in schwarz gesinnten Beamten, wie es geschehen. Schullehrer sind nicht aus dem Boden zu stampfen, besonders hier, wo es sich um „Zweisprecher" handelt. Man übernahm viele „Einsprecher", d. h. Franzosen. Das letzte Jahrzehnt hat hier aber Wandel geschaffen, die Besserung ist auffallend. Und ein Moment, ein nur kleines Mittel, und doch sehr wirksam, ist hinzugetreten und erobert uns die Kinder, das ist das deutsche Lied. Nur schwer gewöhnt sich die Zunge in den französisierten Kantonen an die deutschen Laute, und nur zu willig erringt das altgewohnte Idiom auf der Straße und im häuslichen Verkehr wieder die Herrschaft — so bei Kindern — so bei den heimgekehrten Reservisten. Da hat das deutsche Lied eine gewaltige Bresche hineingerissen. Nur denkbar, da die Schule dem Staate untersteht und nicht dem Klerus. Andernfalls hätten Katechismus und Gesangbuch jedenfalls den Gesang unterdrückt. Die französischen Chansons sagen dem Kindergemüt nicht zu — das deutsche Lied hat sie in seinen Bann gezogen. Und auf der Straße, in Garten und Haus hört man jetzt: „Was ist des Deutschen Vaterland", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Deutschland, Deutschland über alles" u. a. m. Man muß aber auch dem Sprachenelement keine zu große Bedeutung beimessen; nicht vergessen, daß bis 1905 der „Moniteur" in Metz noch zweisprachig erschien. Als Korps-Adjutant gehörte ich als vom Generalkommando Delegierter zur Pferdezuchtkommission des Bezirks Lothringen, desgleichen als Beisitzer zur Weinbaukommission. Ich habe wiederholt in die französisch geführten Diskussionen eingegriffen, auch Vorschläge gemacht — ich — der deutsche Offizier. Und oft findet man auf dem Lande Französisch sprechende Persönlichkeiten, die loyaler gesinnt sind als deutsch eingewanderte Elemente, bei denen das Geschäftsinteresse oft über den Patriotismus geht. Hier gehen übrigens meine Ansichten mit denen Destez' ganz konform.

Und nun zum letzten Germanisierungshebel: der Pfarrer. Meist deckt sich ja — wenigstens in Lothringen und Ober-Elsaß — katholisch mit einheimisch, ist somit der Hort des Franzosentums. Destez meint, daß der französische Kulturkampf hier eine Wendung zum Nationalen erreicht hätte. Möchte es so sein — noch ist wenig davon zu spüren. An Stelle des „Lorrain" ist in Metz eben das bischöfliche Journal „Die Volksstimme" getreten. Nicht schlecht redigiert, aber unduldsam und französische Interessen unter dem Deckmantel der Religion, d. h. des Dogmas, vertretend. Allen deutschnationalen Bestrebungen ein nicht zu unterschätzender Gegner. Bei den Februar-Stichwahlen dieses Jahres, wo es in Metz galt, die sozialdemokratischen

Google

Stimmen für den nationalen, d. h. freisinnigen („liberal hat keinen Klang in den Reichslanden") oder den antinationalen, d. h. ultramontanen Kandidaten zu gewinnen, ist diesmal „Die Volksstimme" und ihre Partei unterlegen, doch nur um wenige hundert Stimmen. Die nächste Schlacht kann anders ausfallen. Nein — ich glaube nicht, daß wir von dieser Seite je auf nationale Unterstützung werden rechnen können. Und da sollten wir bestrebt sein, ein Gegengewicht in dem höheren Beamtentum zu suchen. Das Experiment, das in der Rheinprovinz Erfolg verspricht, kann für Lothringen schädlich sein. Noch vor dem Jahre 1866 sagte man in der Rheinprovinz vielfach: der Preuß'! — Auf ähnlicher Nationalisierungsstufe befinden sich die Reichslande zurzeit.

Wenn ich zum Schluß aus dem bemerkenswerten Aufsatze Destez' folgende Sätze herausgreife und aneinanderreihe, so geschieht's, weil's mir wie dem Mädchen am Brunnen in Fritz Reuters „Läuschen und Riemels" ergeht: „Nu segg mi ens, wat wull de Kirl?" —

Da heißt's nämlich:

„Denn nur zwei Lösungen sind möglich: der friedliche Vergleich oder das Schwert . . ."

„. . . Unter einem gleichmäßigen milden Regiment kann Elsaß-Lothringen, das jetzt eine Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildet, ein Bindeglied werden, ohne daß man sich auf eine Neutralerklärung einzulassen brauchte . . ."

„. . . In Frankreich erlaubt der Nationalstolz keiner Regierung, was für eine es auch sei, den ersten Schritt zu tun. In Deutschland ist dem nicht so, und deshalb darf die zivilisierte Welt erwarten, daß es die Initiative ergreifen und diese offene Frage für immer schließen wird."

Das ist ein spiritistisches Nebelbild. Wie mag sich Herr Destez wohl diese „deutsche Initiative" denken? Vielleicht hat's Herr Etienne unserem Kaiser während der Kieler Woche verraten.

Metz und Straßburg sind und bleiben deutsch. Das wird gewährleistet durch die zwei Millionen Deutsche in Waffen. Und Neutralität? Das würde die des Weizenkorns zwischen zwei Mühlrädern sein. Auch dieser Begriff gehört alter Kabinettspolitik an.

C. v. Bredow, General z. D.

Bücherbesprechung.

Bilder aus dem Ghetto. Erzählungen von Schalom Asch. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Im gleichen Schritte mit der nationaljüdischen Bewegung entwickelt sich im Osten Europas die jüdische Literatur.

In Rußland und Galizien leben Dichter, die nur hebräisch oder nur jüdisch schreiben. Ihre Namen sind den Ostjuden sehr geläufig. Aber wer kennt in der zivilisierten Welt einen Smolenski, Perez, Frischmann oder Bialik?

Schalom Asch gehört zu den Jüngsten der jungjüdischen Literatur. Seine Erzählungen, die jetzt in deutscher Uebersetzung vorliegen, erschienen zuerst im Feuilletonteil der russischen Jargonzeitungen.

In diesem Buche führt uns der junge Dichter die Judenstädtchen seiner Heimat vor. Es sind nur Bilder aus dem Ghettoleben, hingeworfene Skizzen, wie sie der Augenblick bringt, Charakterporträts und Landschaftsstimmungen — aber wir lernen in diesen Blättern eine eigenartige Welt kennen.

Die Juden des Ostens sind ein Naturvolk, und sie haben eine Kultur, die den westlichen Juden fremd ist . . . Sie hoffen auf bessere Zeiten, glauben an Gott und an den Messias, und dieser Glaube hebt sie über alle Sorgen und Kümmernisse hinweg.

Das Land der Wunder steht ihnen noch offen. Gott ist allmächtig, und er kann das Unmöglichste möglich machen.

Es gibt Kämpfe zwischen Frommen und „Aufgeklärten". „Wie weit sollen die Gebote eingehalten werden", fragen die einen. „Man darf weder fragen noch grübeln", antworten die anderen . . .

Und es gibt Poesie in dieser Welt. Es werden Lieder voll süßer Stimmung gesungen. Die frohen Feste sind hier einzig schön, und an den Fasttagen herrscht unbeschreibliche Trauer.

Asch kennt dieses Leben. Er zeigt uns die Menschen mit ihren Sorgen und Hoffnungen und die engen, armseligen Häuschen, die sie bewohnen. Am besten gelingen ihm die Naturschilderungen in den Skizzen „Ein Aergernis" und „Auf dem Wege nach Schementz". Da lebt jedes Grashälmchen und jedes Bäumchen, das in die weite Welt hineinstarrt . . .

Berlin. H. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eisiebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzick, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 15 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **20. September 1907**

Am Freitag, den 4. Oktober, beginnt das zweite Quartal des „Morgen". Der Erfolg beweist, daß noch Platz für ein Blatt ist, das unter Verzicht auf lärmende Aktualität ernstlich sich bemüht, seine Leser durch die Gediegenheit seiner Beiträge innerlich zu bereichern.

Was in der Kunst, der Musik, der Literatur, was in der Naturwissenschaft und der Politik der Beachtung wert erscheint, wird vom 1. Oktober ab ständig in der Rundschau von den Herausgebern Werner Sombart, Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther und neben diesen von Hans Rosenhagen, Karl Scheffler, Leo Blech, Frank Wedekind, Willy Handl, Felix Salten und Wilhelm Bölsche behandelt werden.

Für Unterhaltung werden Otto Julius Bierbaum, Thomas Mann, Bernard Shaw, Carl Hauptmann, Maurice Maeterlinck, Arthur Holitscher, Ernst von Wolzogen, Hans Heinz Ewers, Lothar Schmidt u. a. sorgen.

Von bedeutenden Beiträgen im nächsten Quartal seien außer denen der Genannten heute schon Arbeiten von Paul Doumer, Déchanel, Camille Pelletan, Prof. Weber, Prof. Delitzsch, Prof. Th. Achelis, Andrew Carnegie, Prof. Paul Laband, Prof. Th. Ziegler, Karl Jentsch, Staatsminister von Podbielski, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel, Bürgermeister Dr. Reicke, Georg Simmel, L. M. Goldberger, Karl Lamprecht, Prof. Lichtwark und Prof. Max Liebermann erwähnt.

Außerdem werden wertvolle Inedita, darunter solche von Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, sowie Novellen von Guy de Maupassant veröffentlicht werden.

Auch der musikalische Teil unter der Leitung von Richard Strauß wird vom 1. Oktober an sowohl in der Rundschau wie durch besondere Beiträge nur erster Mitarbeiter all das bringen, was von musikalischen Ereignissen über den Tag hinaus Wert besitzt.

Google

Der Kultur-Kaiser.

Imaginäre Zeitungsausschnitte aus imaginärer Zeit
Imaginiert von Otto Julius Bierbaum.

I.

Berlin, den 2. Januar 19..

Nach der gestrigen Paroleausgabe hat der Kaiser den jungen Bildhauer X. im Schloß empfangen, dessen Heine-Denkmal in Düsseldorf bekanntlich so lebhafte Anerkennung bei ihm gefunden hat, als er vergangene Woche der Eröffnung des dortigen Festspielhauses beiwohnte. Wie wir hören, hat der Kaiser Herrn X. mit der Schaffung eines Nietzsche-Denkmals für den Berliner Tiergarten betraut.

II.

Berlin, den 3. ... 19..

Wie wir aus bester Quelle vernehmen, ist es durchaus unrichtig, daß der Kaiser Herrn X. seine Bitte, von der Verleihung des Professortitels Abstand zu nehmen, verübelt habe. Er hat, begleitet vom Präsidenten der Deutschen Akademie, Herrn X. vielmehr in seinem Atelier aufgesucht und diese Angelegenheit scherzhaft behandelt, indem er sagte: „Sie haben ganz recht; Michel-Angelo ist auch nicht Professor gewesen, und der Titel hat, Künstlern zugefügt, in der Tat etwas Groteskes. Aber was sollen wir machen? Geheimrat wäre noch komischer und Kunst-General geht schon deshalb nicht, weil man dann vorher mit dem Kunst-Leutnant beginnen müßte. Es ist schon das beste, Künstlern jeder Art keinerlei Titel, sondern nur recht oft Aufträge zu geben. Mögen sie sich dann selbst in eine möglichst hohe Rangklasse ihrer Kunst versetzen, indem sie diese Aufträge so ausführen, daß Werke daraus entstehen, angesichts derer der Kenner den höchsten Titel verleihen kann, den es in der Kunst gibt: Meister.“ — Ueber das Modell selbst und seine Stellung dazu äußerte sich der Kaiser folgendermaßen: „Ihre Auffassung des großen Themas verblüfft mich. Ich hatte etwas ganz anderes erwartet und sehe wieder, daß sich in Künstlerköpfen die Welt anders malt als in der Phantasie von unsereinem. Da stutzt man dann freilich im ersten Augenblick und hat nicht übel Lust, auszurufen: Aber das ist ja gar nicht das, was es sein soll! Zumal als Auftraggeber verfällt man leicht in eine Art von Besserwissenwollen, woraus dann der Trieb zu korrigieren und schließlich ein halb ärgerliches, halb selbstgefälliges Mitmachen hervorgeht. Sie, lieber Herr X., werden das, wie jeder Künstler, als sehr lästig empfinden, aber im Grunde werden Sie sich doch sagen müssen, daß es nur menschlich und also verzeihlich ist. Wer weiß, ob ich als Privatmann nicht auch so dächte und handelte. Aber meine Stellung erlaubt mir nicht, als Privatmann zu denken und zu handeln; zumal der Kunst gegenüber, die schließlich immer eine öffentliche Angelegenheit ist, muß ich stets im Auge behalten, daß das, was durch meine Anregung entsteht, mehr vorstellen soll als meine persönliche Auffassung, meinen persönlichen Geschmack. „Auspiciis imperatoris so und so“ heißt nicht: nach dem Geschmackskommando des Kaisers, sondern: unter dem wohlwollenden kaiserlichen Blicke entstanden, — von dem dann Mit- und Nachwelt annehmen muß, daß es kein Blick aus der Frosch-, sondern aus der Vogelperspektive war. Demnach bemühe ich mich, meine Aufträge immer solchen Künstlern zu erteilen, die nach dem Urteil berufener Kenner im Kunstleben meiner Zeit und meiner Nation Höhepunkte be-

Google

zeichnen. Da ich selbst im Geiste unserer Zeit erzogen bin und es mir habe angelegen sein lassen, auch im Umkreise der ästhetischen Kultur Fühlung mit den Kräften zu nehmen, die den Schönheitstrieb meiner Zeit verkörpern, so brauche ich im ganzen kein Opfer eigener Empfindungen zu bringen. Ihr Heine-Denkmal z. B. hat mir persönlich gleich gefallen. Aber zu dem Entschluß, Sie ein Nietzsche-Denkmal ausführen zu lassen, Sie also vor eine größere Aufgabe zu stellen, hat mich doch erst ein Aufsatz des ausgezeichneten Kritikers und Dichters Y... in der Frankfurter Zeitung gebracht, der mir bewies, daß meine Empfindungen angesichts Ihres Düsseldorfer Werkes mehr waren als bloß persönliches Gefallen, daß sie sich mit dem Urteil der reifsten Kenner und mit den Empfindungen der ästhetisch sichersten Geister unserer Zeit, der besten Künstler und empfindungskräftigsten Kunstfreunde decken. In dieser Weise meine eigenen Anschauungen immer nachzuprüfen, habe ich mir, wie in künstlerischen, so in allen andern Dingen zum Grundsatz gemacht. Meine Verantwortung in allen Dingen ist zu groß, als daß ich nicht in allen Dingen auf den Rat von Leuten hören sollte, die im Umkreise eines speziellen Berufes Kapazitäten sind, während meine Stellung über allen Einzelheiten es mir unmöglich macht, mich in einem Spezialfache völlig auszubilden. Mein Blick, auf das große Ganze gerichtet, muß im einzelnen unterstützt werden durch eingehende Beobachtungen von bedeutenden Menschen, gleichviel ob sie Beamte sind oder nicht. Wenn ich mich aber nach reiflicher Prüfung einmal entschlossen habe, einen Mann vor eine Aufgabe zu stellen, so enthalte ich mich des Dreinredens. Fürstliches Amt ist es — Fürstenkunst möcht ich lieber sagen —, überall den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Da das Gebiet dieser Kunst größer ist als das irgend einer andern, so fehlt es schon an der Zeit, zugleich auch überall selbst mitzutun. Daß es aber auch verkehrt wäre, zumal bei Aufgaben, deren Lösung auf freieste Kräfteentfaltung des Betrauten beruht, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Handeln und schaffen Sie also weiter, wie der Geist, Ihr Geist, Sie treibt. Ich bin mir sicher, daß dann schließlich etwas zustande kommen wird, das mein erstes Erstaunen in großes Wohlgefallen auflöst, denn es wird in sich harmonisch sein. Und Harmonie überwindet."

Beim Abschied wendete sich der Kaiser nochmals zum Modell um und sagte: „Sonderbar. Ganz ähnlich war mein erster Eindruck vor Nietzsches Werk selbst. Sit omen! Ich werde, geht es mir mit Ihrer Arbeit ähnlich, dann zwar auch wohl mit manchen Einzelheiten nicht einverstanden sein können, aber mich in Respekt vor einer großen, kühnen und schönen Geschlossenheit neigen dürfen, die nicht bloß imponiert, sondern auch ergreift und erhebt."

III.

München, d... 19..

Aus Berlin wird uns telegraphiert: Die literarische Sektion der Deutschen Akademie hat an Stelle ihres letzt verstorbenen Mitgliedes Graf N., der seine Mitgliedschaft bekanntlich seinem berühmten Bismarckdrama verdankt hatte, einen Dichter gewählt, dessen Gesinnungen von denen seines Vorgängers in der akademischen Würde so weit als möglich abliegen: den Verfasser des anarchistischen Epos „Die Vernichter". Die Wahl ist mit knapper Majorität erfolgt. War man schon erstaunt darüber gewesen, daß dieser Dichter, der alles Bestehende perhorresziert, sich unter den Kandidaten für die Akademie nennen ließ, so ist das Erstaunen durch die erfolgte Wahl zur Verblüffung geworden, und es glaubt kein Mensch daran, daß der Kaiser die Wahl bestätigen wird. Die Organe der Rechten begleiten denn auch

Google

die Mitteilung einmütig mit Aeußerungen des Unwillens, obwohl auch sie nicht bestreiten, daß der anarchistische Poet ein Meister der Sprache und mit einer gewaltigen, an Dante gemahnenden Phantasie begabt ist. Aber auch alle übrigen Blätter, mit Ausnahme der ganz links stehenden, erklären die Wahl für einen unbegreiflichen Mißgriff.

IV.

Berlin, d 19 ..

Der Kaiser hat der Deutschen Akademie folgendes Handschreiben zugehen lassen:

„Hiermit bestätige ich die vor vier Wochen erfolgte Wahl des Dichters M. zum Mitgliede der Deutschen Akademie. Der Umstand, daß in diesem Falle die Wahl zum erstenmal nur mit ganz geringer Majorität erfolgt ist, daß also offenbar im Schoße der Akademie selbst starke Bedenken gegen die Aufnahme des nun Gewählten lebendig gewesen sind, hat es mir zur Pflicht gemacht, auch dem Standpunkte der starken Minorität besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich verkenne nicht, daß die Herren, die sich gegen die Aufnahme des Dichters eines staatsfeindlichen Werkes gewendet haben, gewichtige Gründe für diese Haltung anführen können, und ich achte diese Gründe, weil ich sie nicht als Ausfluß einer etwaigen politischen Gegnerschaft, sondern eines peinlichen Kulturgewissens ansehe. Insofern beruhen sie in dem Geiste, aus dem die Deutsche Akademie von mir gestiftet worden ist, und ich würde nicht Anstand nehmen, ihnen durch meine Entscheidung das Uebergewicht zu verleihen, wenn ich mich nicht durch eingehende Prüfung jenes Werkes davon überzeugt hätte, daß auch sein Geist kulturellen Zielen zugewandt ist, wobei er nur leider alle die Hemmungen außer acht läßt, die in der menschlichen Natur liegen. Mit wieviel Kunst, Größe, echter dichterischer Leidenschaft und Phantasie er diesen Geist ausspricht, empfindet jeder, der für Poesie überhaupt Gefühl hat. Das Epos „Die Vernichter“ gehört zu den stärksten poetischen Leistungen der Gegenwart und hat zum Ruhm der deutschen Dichtung auch unter den anderen Nationen viel beigetragen. Es kann weder übersehen noch beiseite gedrängt oder gar unterdrückt werden. In früheren Zeiten hat der Staat solcherlei versucht, aber nie zu seinem Heile. Geist ist nur durch Geist zu bekämpfen. Aber das ist wohl der Beruf der einzelnen Mitglieder der Akademie, kann aber nicht das Amt der Akademie selbst sein. Sonst wird sie aus einem freien Kunstinstitute zu einem Werkzeuge herrschender Meinungen. Ich glaube also, daß die Mehrheit vom dieses Jahres nicht gegen den Sinn der Akademie gehandelt hat, indem sie mit ihrer Mitgliedschaft einen Mann beehrte, der ihr als Dichter zweifellos zur Zierde gereicht, und dessen Gesinnungen nicht sie zu bekämpfen hat, sondern der gesunde Geist des Volkes selbst. Es gibt keinen stärkeren Beweis für die Entschiedenheit, mit der sich das deutsche Volk den unfruchtbar verstiegenen Tendenzen des Anarchismus widersetzt, als den Umstand, daß selbst ihre prachtvollste Glorifizierung durch einen der machtvollsten Poeten der Gegenwart es offenbar nicht vermocht hat, ihr Anhänger in ansehnlicher Menge zuzuführen. Das Epos „Die Vernichter“ gehört zu den gelesensten Büchern unserer Zeit; es ist in mehr als 500 000 Exemplaren verbreitet. Aber der Staat, der dies zugelassen hat, erfreut sich in höherem Grade als je einer durch keinerlei Exaltationen gestörten Existenz. Das völlig mündig und auch ästhetisch reif gewordene deutsche Volk hat einen Zustand kultureller Sicherheit erreicht, der es ihm möglich macht, das Schöne in den Phantasien eines anarchistischen Ideologen zu genießen, ohne sie kritiklos als Wahrheiten aufzunehmen. Einem

Go gle

solchen Volke gegenüber durfte es die Deutsche Akademie mit gutem Fuge wagen, einen anarchistischen Dichter in ihre Mitte aufzunehmen, ohne die verkehrte Auslegung befürchten zu müssen, es seien damit Tendenzen sanktioniert, die den Staatsgedanken und somit die Grundlage eines in Freiheit und Harmonie blühenden Gemeinwesens bekämpfen."

V.

Paris, d . . . 19 . .

(Aus einem Berliner Brief.) Man sollte es sich bei uns wirklich abgewöhnen, daran zu zweifeln, daß das gegenwärtige Kulturregime in Deutschland mehr ist als Allüre und vorübergehende Oberströmung. Das ganze deutsche Volk steht hinter dem Kaiser. Die sozialdemokratische Partei ist nur noch ein Torso und kann sich auch als solcher nur erhalten, indem sie den revolutionären roten Mantel mehr und mehr abstreift und sich lediglich darauf beschränkt, ihre genaue Kenntnis der Verhältnisse und Bedürfnisse des handarbeitenden Volkes, das keine Ursache mehr hat, Utopien nachzuträumen, in die Wagschale der gesetzgebenden Körperschaft zu werfen. Der deutsche Arbeiter ist durch die Logik der Tatsachen davon überzeugt worden, daß das monarchische Staatswesen, in dem er lebt, nicht nur seinen materiellen Wünschen besser Rechnung trägt als irgend eine Republik, sondern auch allen höheren Anforderungen gerecht wird. Es gewährleistet ihm alle staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten, und es schützt ihn vor jeder Verletzung seiner Menschenwürde durch etwaige Elemente eines übel beratenen Unternehmertums. Vor allem aber, und das ist ein sehr wichtiger Umstand: Dieses Staatswesen hat unter dem Einflusse eines ästhetisch hochgebildeten Monarchen die Wichtigkeit der Kunst als Trösterin über die Unzulänglichkeiten des Lebens erkannt und dafür gesorgt, daß auch das werktätige Volk dieses Schönheitstrostes nicht entbehren muß. Es hat zuerst für Zeit gesorgt, indem es, alten sozialdemokratischen Forderungen vernünftig nachgebend, die Frage der Arbeitsstunden weise regelte; es hat ferner Sorge dafür getragen, daß die allgemeine Schulbildung nicht bloß dem Wissens-, sondern auch dem Schönheitstriebe entgegenkam und somit auch die Arbeiterklasse in höherem Grade ästhetisch genußfähig machte; und es hat schließlich Kunst direkt ins Volk getragen, indem es z. B. aus den Hoftheatern staatlich subventionierte Nationaltheater mit sehr niedrigen Eintrittspreisen hervorgehen ließ. Eine Reorganisation der Museen in ähnlichem Sinne ist im Werke, und auch die öffentliche Musikpflege schlägt gleiche Bahnen ein.

Alles dies ist nicht ohne Widerstand derer vor sich gegangen, die in all dem nichts erblickten als Demokratisierung, Gleichmacherei, Verflachung und ein schädliches Großziehen von kulturästhetischen Bedürfnissen, aus denen, nach der Meinung dieser zum Teil keineswegs plump rückständig gesinnten Leute, doch nur immer weitere Aspirationen und schließlich Unzufriedenheit mit einer Existenz hervorgehen könnte, die zum Teil mit niederer Arbeit ausgefüllt ist. Zumal der Rest der ehemals so einflußreichen Junkerpartei, mit dem Grafen P. an der Spitze, hat sich mit der ganzen Heftigkeit einer altpreußischen Adelsfronde widersetzt. Graf P., wegen einer exzessiven Rede im Reichstage „Zerschmetternich" genannt, hat sogar den Untergang Deutschlands prophezeit, da es schon jetzt nichts sei als eine sozialdemokratische Republik, deren Präsident sich nur eben Kaiser titulieren lasse. Aber er hat nicht einmal mehr die jüngere Generation seiner Standesgenossen hinter sich. Vielmehr folgt auch diese dem „Kultur-Kaiser" mit aufrichtiger Begeisterung. Und sie weiß

Go gle

wohl, was sie tut. Denn sie weiß, daß bei alledem dieses neudeutsche Staatswesen fest auf monarchischer Grundlage beruht. Es ist auch nur in einem beschränkten Sinne ein demokratisches Kaisertum, denn es zielt durchaus auch auf Schaffung einer kräftigen politischen Oberschicht ab. Der intelligente Teil des Geburtsadels versteht seine Interessen sehr wohl, wenn er sich bemüht, den Anschluß an diese neue Aristokratie nicht zu versäumen . . . Uebrigens ist, darüber möge man sich keiner Täuschung hingeben, die Staatsgewalt, zumal in ihrer mächtigsten Verkörperung, dem Heere, durchaus intakt geblieben. Man hört den Säbel nur nicht mehr so rasseln. Dieses entschieden auf kulturelle Eroberungen ausgehende Deutschland, dieses Land des ästhetischen Fortschrittes, der umfassenden Bildungsfreiheit, des verfeinerten Genusses, ist deshalb nicht neuerdings zum Lande der Dachkammerphantasten geworden. Seine kulturelle Renaissance baut sich auf Erz und Arbeit auf. Man weiß hier ganz genau, daß nur der Mächtige und Reiche Kulturgüter gewinnen und erhalten kann. Dieser „Kultur-Kaiser" liebt und verehrt nicht bloß Goethe, sondern auch Bismarck. Er gehört nicht zu den Romantikern seiner Familie. Er ist Realist, wie Friedrich der Zweite. Als ihm aber einmal jemand schmeicheln wollte, indem er ihm sagte, er habe dessen Augen, antwortete er: „Genies kommen in einer Familie nicht zweimal vor." Es genügt ihm vollkommen, deutscher Kaiser zu sein und als solcher dafür zu sorgen, daß das Genie des deutschen Volkes sich frei und kühn entfalten kann.

Der Prinz von Homburg.

Friedrich der Zweite von Hessen-Homburg hatte, ehe er ins Heer Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, trat, schon manchen Sturm erlebt, das Leben von mehr als einer Seite gesehen, seinen Werth mehr als einmal schon auf der Schwertspitze gewogen. Den Fünfzehnjährigen hatte Turenne einst, im Lager der Wetterau, gefragt: „Mon Prince, haben Sie nicht Lust zum Krieg?" Und lebhaft hatte der junge Fritz bejaht. In Genf lernte er die Reitkunst „benebst andern Exercitien zu vollkömmlich Perfection", bereiste später Italien und Frankreich, ward, zurück, wie der große Brandenburger, als Zwanziger Mitglied des Palmenordens und, den Satzungen der Gesellschaft entsprechend, mit dem schönen Namen „der Klebrichte" und der Devise: „Hält an sich" belehnt. Ein Psychologe nur kann ihm Spruch und Namen verschafft haben, denn ein Leben hindurch hat er sich für den Beweis gemüht, daß er sie zu Rechten trage. Bald gings zu Karl Gustav, dem Pfälzer und gekrönten Schweden, und Friedrich war der erste ausländische Offizier der schwedischen Soldateska. Ehe er Stockholm verließ, wo er sich Karl dem Zehnten vorgestellt hatte, wäre er fast, nach einem Mahle im Hause des Grafen Koenigsmarck, einer Vergiftung erlegen. Seine kräftige Natur widerstand. Er kam nach Deutschland zurück, um sich ein Regiment Reiter zu werben; auf eigene Kosten und zum großen Verdruß Friedrich Wilhelms, der sich darüber beim Kaiser bitter, doch nutzlos beschwerte. Homburg führte seine Truppen durch Preußen (Polen zu), hatte unterwegs aber mit einer Meuterei zu kämpfen, deren Verlauf etwas an die Vorgänge in Kleists Werk gemahnt. Friedrich verlangte die Herausgabe der Rädelsführer und drohte, als die Erfüllung geweigert wurde, jeden zehnten Mann hängen zu lassen. „Darauf — erzählt Johannes Pocksen, „gewesener Kammerdiener, 29½ Jahr", der, Goethe zum Trotz, in seinem Herrn stets den Helden sah — resolvierte das Regiment und gaben vier Reuter heraus, so die bösten vom ganzen Regiment waren; wie sie nun henken sollten, that das Regiment einen Fußfall, baten sehr, daß Seine Hoch-

Google

fürstliche Durchlaucht möcht pardonnieren, wie Sie denn auch hernach haben pardonniert.“ Vor Kopenhagen verlor Friedrich, am 19. Januar 1659, durch eine Kanonenkugel das rechte Bein. „Ihro Durchlaucht wurden, meldet der getreue Pocksen, von einem sechspfündigen Stück geschossen und ihr Schenkel war abgeschossen; er hing aber noch an der großen Sehne; ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjedant gerennet kam und brachte ein Glas Schlagwasser, Sie damit anzustreichen; nehmen Sie dem Arjedant das Glas aus der Hand und trunken es aus, darauf wurden sie wieder ganz frisch.“ Mit der Soldatenherrlichkeit aber wars vorläufig nun vorbei. Homburg fuhr nach Hause, mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Rente von zweitausend Reichsthalern in der Tasche. Karl der Zehnte starb bald darauf, und Hedwig Eleonore, die für den vierjährigen Sohn die Regentschaft führte, entzog dem erst achtundzwanzigjährigen Landgrafen „mit dem silbernen Bein“ bald Portepée und Rente.

Inzwischen hatte Homburg sich die erste seiner drei Frauen geholt; Margarethe Brahe, Gräfin zu Wisingborg, die „den Jahren nach seine Großmutter sein könnte“, wie es in einer gegen die „untrewe Grävin“ erschienenen Schmähschrift hieß. 1661. Doch sie brachte viel Geld, fiel ihm nicht allzu lange lästig, und 1670 schon führte Friedrich (der das Jahrzehnt fast nur dem Ausbau seiner Besitzungen gewidmet hatte; Fontane hat seine praktische Natur gut geschildert) Luise Elisabeth von Kurland, Friedrich Wilhelms vierundzwanzigjährige Schwestertochter, ins verwaiste Nest. Die Ehe war glücklich und gesegnet. Zwölf Kinder schenkte ihm die „Engelsdicke“, die „allerliebste Frawe“, der er aus Fer-Berlin die Siegesbotschaft meldet und von seinen Feldzügen Briefe schickt, die von Percy, dem Heißsporn, stammen könnten.

Heinrich von Kleist hat sich an die Geschichte nicht gehalten. Kaum ein Zug in seinem Prinzen findet sich wieder im Original. Und auch die Vorgänge in der Schlacht bei Fehrbellin sehen im Bild der geschichtlichen Ueberlieferung anders aus als in des Dichters Wirklichkeit; beträchtlich anders. Kurz vor der Schlacht noch war die Mitwirkung Friedrichs, der sich gekränkt fühlte und sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, am Feldzug des Kurfürsten zweifelhaft, und der alte Canitz schrieb sich die Finger wund, um den Homburger zur Teilnahme zu bewegen. „Es kann eine wackere occasion, die nicht ausbleiben kann, E. D. hohe Reputation noch vermehren. Und ich wollte noch beilegen zum Uebergewichte E. D. hohe Inklination mit Dero zu jeder Zeit mit höchsten Ehren geführten Degen Dero ohnedies erworbene renomée vollends unsterblich zu machen. Es dünket mich, Dero treuen Diener, unmöglich zu sein, daß E. D. Herze überwinden könnte, bei itziger occasion vor diesem redlichen und so nahe verwandten Kurfürsten und Schwager den Degen in die Scheide zu stecken. Es wird E. D. gewiß gereuen und E. D. würden ohne Bewegung nicht Abscheid nehmen können.“ Am 30. Mai 1675! Friedrich will noch immer nicht und antwortet mit leidenschaftlichen Beschwerden, spricht von der „ungewöhnlichen, gegen mich bezeugten froideur“, und schließt: „Mon très cher ami, mon mal est sans remède.“ „Hält an sich!“ Am 4. Juni noch, vierzehn Tage vor dem Treffen, kam von Canitz noch einmal dringende, fast drohende Mahnung, und jetzt erst bequemte sich der Klebrichte zur Reise ins Hauptquartier. Die Rolle, die er in den nächsten Tagen dann gespielt, ist freilich rühmlich; die von Friedrich dem Großen in Kurs gesetzte, von Kleist verewigte Legende wird ihm militärisch nicht gerecht, und wenn er in den Briefen an seine Frau, die „allerliebste Dicke“, seine Thätigkeit rühmt, so hat er Recht. „Es ging sehr hart zu, dann wir gegen die Piken continu fechten mußten; Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen; und wären alle unsre Stücke und der Feldmarschall selbsten verloren gewesen, wenn ich nicht en personne sekundiret hätte.“ Der Conflikt zwischen ihm und dem Großen Kurfürsten, wie ihn Friedrich der Große erzählt,

Google

hat keine historischen Unterlagen, und Pufendorf beurteilt, wie Jungfer mit Fug bemerkt, in seiner auf den schwedischen Akten beruhenden Schilderung die Vorgänge wesentlich richtiger. Der von Kleist entwickelte Schlachtenplan hat nie existiert, so wenig, wie die beiden von Homburg verscherzten Siege am Rhein. „Si je vous jugeais selon la rigueur des lois militaires, vous auriez mérité de perdre de la vie; mais à Dieu ne plaise que je ternisse l'éclat d'un jour aussi heureux, en répandant le sang d'un prince, qui a été un des principaux instruments de ma victoire." So läßt der alte Fritz seinen Vorgänger reden und wahrt dabei, wie Kleist, den Geist jener Zeit. „Wenn Einer (sagt, im politisch-theologischen Traktat, Spinoza) nicht auf seinem Posten bleibt, sondern ohne Vorwissen des Feldherrn den Feind angreift, wird er, selbst wenn er wohl überlegt, aber eben nur auf eigene Faust, es unternommen und den Feind geschlagen hat, dennoch mit Recht zum Tode verurtheilt, weil er seinen Eid und das Recht des Feldherrn verletzt hat."

... Heinrich von Kleist hat sich an die Geschichte nicht gehalten, hat freier noch mit ihr geschaltet, als Goethe im Götz. Und that gut daran. Nie wäre uns dies herrliche Drama deutscher Historie geworden, hätte er sein Wollen in die Schnürbrust nüchterner Ueberlieferung gezwängt. Wie Natalie fordernd vom Lande Friedrich Wilhelms, kann der Betrachter bewundernd von diesem Werke sprechen:

„Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch."

An der keuschen Schönheit dieser Welt zerschellt jedes Bedenken. Mag immerhin der Einzelne sich an Einzelnem stoßen, mag man, wie Hegel, Hebbel und Fontane, den Traummantel lieber missen, oder, wie Treitschke, die Nothwendigkeit der Erniederungsscene im Gemach der Kurfürstin verkennen: der Werth des Ganzen wird davon nie berührt. Mächtig bricht eines Dichters Sehnen durchs starre Gefüge der Lettern, spricht durch jede Zeile zu unserm Willen. Und die Pedantenfrage nach der historischen Wahrheit hätte dem umdüsterten Promethiden sicher ein paar heitere Stunden gebracht. Mit dem Klebrichten hat Kleists Prinz nichts gemein. Manchen Zug aber mit dem jungen Piccolomini. Und erstaunlich viel mit dem vergötterten Louis Ferdinand, der bei Saalfeld sein junges Leben ließ. „Der war", sagt Clausewitz in einer wundervollen Silhouette von ihm, „der preußische Alcibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichthum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit. Sein Muth war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfnis nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfnis und seine Jugendgespielin. Das überwiegende Gefühl des Muthes gab ihm dabei eine falsche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klaren Vorstellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müsse, ihm fremd geblieben war, und daß er die Wirkungen seines Muthes zu hoch anschlug. Er erlag der eisernen Notwendigkeit, weil er nicht mit dem Verstande, sondern bloß mit dem Herzen hatte widerstehen wollen Jung, schön, General, Prinz, Neffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Muth in Gefahren und durch Uebermuth in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der Offiziere werden". Kleist, der Freund Rühles und Pfuels, hat ihn gekannt

Im Deutschen Theater wurde neulich „Prinz Friedrich von Homburg", dies schönste Lied, das je der Mark erklang, gegeben. Deutsch war nichts, doch Alles Theater.

Karl Schnitzler.

Go gle

Reformkatholizismus.

Von Carl Jentsch.

Im 15. und 16. Jahrhundert meinte man mit Kirchenreform die Erlösung der christlichen Völker von der finanziellen Ausbeutung durch die römische Kurie und die Besserung des Lasterlebens der Welt- und Ordensgeistlichen, die es nirgends ärger trieben als am Sitze des Papsttums. Diese Reform hat gegen das heftige Widerstreben der Hierarchie der Gang der Weltgeschichte vollendet. Zwar hat es seit Peter Damian und Bernhard von Clairvaux niemals an „Heiligen" gefehlt, die beide Uebel bekämpften, doch diese bekehrten immer nur einzelne gute Seelen, die eigentlich der Bekehrung nicht bedurften; das Gros der Geistlichkeit blieb, was — übermächtige privilegierte Stände immer und überall sind. Die eisernen Besen der Reformation und der Revolution waren nötig, Ordnung zu schaffen. Mit der Losreißung der nördlichen Länder von Rom hörte für diesen Teil der Christenheit die Tributpflicht von selbst auf; die katholischen Fürsten in der Zeit des Absolutismus aber, die vor allem auf Mehrung ihrer Einkünfte bedacht waren, nahmen wenig Rücksicht auf den ohnmächtig gewordenen Papst, erwehrten sich seiner Ansprüche und befreiten später durch Säkularisationen und Klosteraufhebungen ihre Staaten auch vom inländischen geistlichen Schmarotzertum. Die Reinigung der Sitten sodann haben in der reformierten Welt die calvinischen Gemeinden, in der lutherischen die Fürsten mit ihrem Polizeiregiment durchgeführt. Wollte die römische Kirche nicht allen Kredit und den Anspruch auf den christlichen Namen einbüßen, so mußte sie nachfolgen. Mit Hilfe der Jesuiten und der vom Kaiser erzwungenen tridentinischen Reformvorschriften haben einige katholische Fürsten ihren verlotterten Klerus und ihr zügelloses Volk diszipliniert. Da die Konfessionen einander haßerfüllt und eifersüchtig überwachten, und jede Verfehlung der einen von der andern dem Erdkreise denunziert wurde, war jede von ihnen genötigt, sich zusammenzunehmen. Nach der Revolution endlich hat der Weltverkehr mit dem Pantalon und dem Frack die korrekte Sitte unserm ganzen Kulturkreise aufgezwungen, und die öffentliche Meinung gibt durch ihre Organe: Presse und Parlament, jeden Verstoß gegen die herrschende Sitte der — größtenteils heuchlerischen — Entrüstung des Publikums preis. Ein Klerus, wie ihn (zuverlässigen Quellen nach zu urteilen nur wenig übertreibend) Boccaccio schildert (wie beneiden die Leute, die am heftigsten auf sittenlose Pfaffen schelten, diese boccaccieskeu Mönche um ihr freies Leben und Lieben!), ist heute in unserm ganzen Kulturkreise (zu dem Rußland und Südamerika noch gar nicht, Spanien und Portugal nur halb gehören) unmöglich. In Deutschland ist jetzt der katholische Klerus ein so acht- und ehrbarer Stand wie der der Richter, der Lehrer, der Verwaltungsbeamten. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alle seine Mitglieder keusch leben. Die einen mühen sich zeitlebens in — nicht immer erfolgreichen — heroischen Anstrengungen, der unbedachtsamerweise übernommenen unnatürlichen Verpflichtung zu genügen (große Arbeitslast, die aus der Größe der Gemeinden, aus den freiwillig übernommenen politischen und sozialen Aufgaben erwächst, erleichtert heute den Kampf), die meisten schließen beizeiten einen Kompromiß mit ihrem Gewissen. Doch was verborgen bleibt, geht das Publikum nichts an, und der Vernünftige macht für die vorkommenden Menschlichkeiten nicht den einzelnen schwach Gewordenen, sondern das

Google

Institut verantwortlich. In den slavischen Gegenden, in Italien, ist der Klerus noch nicht so ängstlich darauf bedacht, den Schein zu wahren. Daß zu dem, was wirklich passiert, noch viel hinzugelogen wird, versteht sich von selbst, und bei dem Haß gegen die Kirche, der in den katholischen Ländern die Antiklerikalen beseelt, darf man unsern Zentrumsblättern wohl glauben, daß dort die Verleumdung des Klerus förmlich organisiert ist; aber so unerfahren sind wir natürlich nicht, zu meinen, die Pfaffen- und Klostergeschichten seien ganz unsubstantiiert.

Kurzum: diese Reform ist vollbracht. Die heutigen katholischen Reformer wollen etwas ganz anderes: die Theorie und Praxis ihrer Kirche der wissenschaftlichen Erkenntnis und den Herzensbedürfnissen des heutigen Geschlechts anpassen. Ihre Schwäche besteht darin, daß dieses „heutige Geschlecht" weit entfernt davon ist, die gesamte Volksmasse zu umfassen. Es begreift nur eine Elite in sich, die sich einbildet, die ganze moderne Welt zu sein, weil sie allein schreibt und das Geschriebene liest. Die Massen sind heute nicht viel anders gesinnt als zur Zeit Christi. Die christliche Religion sollte Weltreligion werden; nicht in dem Sinne, daß alle Menschen wahre Christen, sondern nur so, daß alle vom Geiste Christi beeinflußt würden. Die christliche Religion mußte darum die äußerlich herrschende werden, und das konnte sie nur, wenn sie sich dem Erkenntnisstandpunkt und den Bedürfnissen der Massen anbequemte. Was die Massen brauchten, das waren Mittler zwischen ihnen und der, wie es schien, immer zürnenden Gottheit, die diese mit kräftigen Zauberformeln und Riten versöhnten, irdische Güter und die ewige Seligkeit sicherten, vor zeitlichen und ewigen Uebeln bewahrten. So erwuchs aus den Gemeinden Jesu, dessen reine, einfache, kultlose Religion den Massen unfaßbar war, die Sakramentenkirche, die der Hauptsache nach das von Jesu verurteilte jüdische Zeremoniell und das heidnische Zauberwesen wiederherstellte, und beides ist den Massen teuer geblieben bis auf den heutigen Tag.

Doch ist die Kirche nie ganz und gar in groben Pharisäismus und theurgischen Götzenkult versunken, sondern sie hat beides nur in Verbindung mit echt christlichen Geistesgütern gehegt und ausgebildet, und darum ist eine Reform im Sinne der katholischen Reformer so unendlich schwer, weil jeder Versuch, das Unchristliche auszumerzen, auch das damit verflochtene Christliche zu gefährden scheint. Besonders weil die Kirche noch einem zweiten Bedürfnis Zugeständnisse machen mußte: dem der Grübler, das Unwißbare zu wissen. Das hat zur Ausbildung einer christlichen Metaphysik geführt, in welche von geistvollen Theologen die theoretische Begründung der Bräuche eingegliedert worden ist, so daß sich nun die Katholiken eines wohlgefügten, durch Konsequenz, Durchsichtigkeit und Geschlossenheit sowohl die logischen wie die ästhetischen Ansprüche befriedigenden Systems der Populärphilosophie erfreuen. Die Unhaltbarkeit der Prämissen zu erkennen, aus denen es herausgesponnen ist, dazu gehört ein besonderes kirchengeschichtliches Studium, und das System im ganzen unannehmbar zu finden, dazu gehören historischer Sinn, tiefes Nachdenken und feines Empfinden. Auch ist das „unannehmbar" nur relativ zu verstehen. Und hier haben wir nun eben die schwer lösbare Verflechtung zu beachten. Werden die Dogmen der Kirche wörtlich, ihr Kult, ihre Sakramente und Sakramentalien als wirkungskräftige Heilsmittel verstanden, so sind sie unannehmbar für die moderne Vernunft. Als Gleichnisse dagegen haben jene, als Sym-

Google

bole, Erziehungs- und Erbauungsmittel diese einen hohen Wert. Und überhaupt: mit dem Wust offenbar falscher Meinungen, abergläubischer und sonst bedenklicher Bräuche werden dem Katholiken durch seine Kirche eine Menge Güter von unschätzbarem Kulturwert vermittelt: die ewig wahren Gedanken des Evangeliums und vieler Geisteshelden, die, im Geiste des Evangeliums lebend, im Laufe der christlichen Jahrhunderte den Schatz erbaulicher, nützlicher, tröstlicher Vorstellungen gemehrt haben; das Recht auf die Benutzung eines schönen, oft großartigen Gotteshauses, das der Arme als sein Sonntagsheim leidenschaftlich liebt; ein die Sinne wie das Herz befriedigender Gottesdienst; süße und erhabene Melodien und Harmonien, von denen schon manche einzelne mächtig genug ist, den einmal davon Ergriffenen zeitlebens an die Kirche zu fesseln; unzählige Anregungen und Antriebe zum Guten, namentlich zur Uebung der Charitas, und großartige charitative Veranstaltungen; endlich die Pfarrseelsorge, die überall, wo sie tüchtige und gewissenhafte Männer zu Organen hat, als eine Wohltat empfunden wird. Dieses und manches andern der aufgezählten Güter erfreuen sich ja auch die evangelischen Christen. Aber die deutschen Katholiken sehen, daß die Mehrzahl der Evangelischen unkirchlich geworden ist, und sie schließen daraus, daß ihre eigenen Geistlichen recht haben mit der Behauptung: der Kirchenglaube ist ein unteilbares Ganzes, aus dem man nicht mißfällige Stücke nach Belieben aussondern kann; bricht man aus dem kunstvollen Bau der Kirchenlehre auch nur einen Stein heraus, so stürzt jener ein; wer die katholische Kirche verläßt, der verliert, vielleicht nicht sofort, aber mit der Zeit, das Christentum. Daß in den romanischen Ländern noch weit größere Massen unkirchlich geworden sind als in den protestantischen Gegenden Deutschlands, daß dagegen in den angelsächsischen Ländern die Bevölkerung, wenn auch in viele Sekten gespalten, doch im ganzen gläubig geblieben ist, diese Tatsache fängt erst jetzt, nach der französischen Katastrophe, das Nachdenken der deutschen Katholiken zu beschäftigen an. Nur in den vorwiegend protestantischen Ländern ist fast jeder Katholik ein wirklicher Katholik, in den katholischen Ländern sind die wirklichen Katholiken eine ohnmächtige Minderheit.

Die dem modernen Geschmack nicht zusagenden und die der heutigen Erkenntnis widersprechenden Dinge im Katholizismus, wie die Spezialheiligen für verschiedene Gebrechen und Nöte, die bekleideten Puppen in der Kirche, die Wundergeschichten, die Ablässe, die Reliquien sind es gerade, an denen das Herz des Bauern hängt; der gebildete Katholik aber läßt sie sich gefallen, weil er fürchtet, Reformbestrebungen möchten den Bau der Kirche zertrümmern und ihm jene wahren Güter rauben. Besonders eines macht ihm Sorge. Die römische Kirche hat dem philosophischen Materialismus, dem krassen Diesseitigkeitsglauben niemals das geringste Zugeständnis eingeräumt, den Glauben an den persönlichen Gott, an das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode und die jenseitige Vergeltung unerschüttert festgehalten. Diese drei Ideen hat das Christentum nicht erst in die Welt gebracht, aber es hat sie, die eben nur philosophische Ideen waren, zur felsenfesten Ueberzeugung der Massen erhoben. Diese Ideen stecken dem Menschen ein klares Ziel, nach dem er seinen irdischen Wandel ordnen kann, und das ihn sowohl vor Verzweiflung wie vor Hybris und Zügellosigkeit schützt; weit entfernt davon, den Menschen fürs Diesseits untüchtig zu machen, macht ihn der vernünftige Jenseitsglaube gerade tüchtig. Darum wünschen die gläubigen Katholiken auf das lebhafteste,

Go gle

daß dieser Glaube ihren Kindern erhalten bleibe, und sie fürchten, er möchte ihnen verloren gehen, wenn sie nicht mehr den ganzen Katechismus glauben. Die Tatsache, wie gesagt, daß er den Bewohnern der katholischen Länder in weit größerem Umfange verloren gegangen ist als den protestantischen Angelsachsen, drängt sich ihnen erst jetzt auf. Die Jesuitenpartei, deren Stärke ja überhaupt in der starren Systematik und in der logischen Konsequenzmacherei liegt, bietet natürlich alles auf, die Katholiken in dem Glauben an die Unteilbarkeit des katholischen Dogmensystems zu erhalten; teils wird sie dabei von ihrer aufrichtigen bigotten Ueberzeugung geleitet, teils mehr oder weniger unbewußt vom hierarchischen Interesse, dem grade die anstößigsten Dogmen und der Volksaberglaube als die festesten Stützen des Papalsystems und der priesterlichen Gewalt über die Gemüter unentbehrlich sind.

So pflegen denn seit der Reformation alle Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche von Auswüchsen, wie sie es nennen, zu reinigen, nach folgendem Schema zu verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprechen, jubeln alle nichtkatholischen Preßstimmen zu (die die Sache gar nichts angeht); die Zionswächter erklären die Kritik und den Reformvorschlag für Rebellion gegen die Kirche, und das Volk sagt sich schon selbst, ehe es ihm seine ultramontanen Berater gesagt haben: dieser Mann, dem die „Protestanten, Juden und Freimaurer" beistimmen, ist sicherlich ein Feind der Kirche. Der Reformer sieht sich darum bald vor die Wahl gestellt, ob er sich löblich unterwerfen oder die Kirche verlassen will. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts wurden von dem stürmischen Beifall der über die kirchliche Mißwirtschaft wütenden Bevölkerung getragen. Dem heutigen Reformer stellen sich die Mißbilligung und der Argwohn des mit seiner Kirche ganz zufriednen Volkes als unüberwindlicher Wall entgegen.

Und das schlimmste: die Reformer selbst sind sich über das, was sie eigentlich wollen, nicht klar. Sie wollen orthodox bleiben, aber mit dem Orthodoxismus lassen sich Reformbestrebungen nicht vereinigen. Die „Mißbräuche", die der Reformer beklagt, sind keineswegs Auswüchse, wie er meint, sondern sie gehen mit Notwendigkeit aus zwei Grunddogmen der Orthodoxie hervor, von denen das eine den Tatsachen der Geschichte, das andre dem modernen Empfinden und der Vernunft widerspricht. Dieses, das Höllendogma, haben alle drei Orthodoxien gemeinsam. Wer an ein Leben nach dem Tode glaubt, der glaubt natürlich auch an das Walten der Gerechtigkeit Gottes im Jenseits, also an jenseitige Belohnungen und Strafen. In dem Zeitalter, wo dem Moloch Kinder verbrannt wurden, und in dem darauf folgenden, wo man im Zirkus zur Ergötzung des Pöbels Menschen schlachtete und wo die Neronen rasten, mußte wohl die verdorbene Phantasie die jenseitige Strafjustiz mit allen Greueln der irdischen Gegenwart ausstatten; und wenn ein frommer christlicher Kaiser, Theodosius, seiner beleidigten Majestät in Thessalonich 7000 Menschen opferte, wenn, wie man aus Predigten des Chrysostomus erfährt, die Bewohner Antiochiens wegen Beschimpfung der Bildsäulen des Arkadius und Honorius eine ähnliche Strafe zu erwarten hatten, so darf man sich nicht wundern, daß die verschrobenen Theologenhirne folgerten: da Gottes Majestät unendlich hoch über der des Kaisers steht, so gebührt ihren Beleidigern, und solche sind alle Sünder, unendliche, d. i. ewige Strafe. Seine vollendete Ausbildung empfing das Höllendogma in der Zeit, da die Menschen, deren Phantasie sich beständig mit dem

Google

Teufel beschäftigte, selbst Teufel geworden waren, als Landsknechte im Kriege, als Obrigkeiten unter dem Vorwande der Strafjustiz ihre Mitmenschen mit mehr und ärgern Martern peinigten, als Dantes Dichterkraft zu erfinden vermocht hatte. Dieser grausame Fanatismus des 16. und 17. Jahrhunderts war eine Doktor Eisenbart-Kur, welche die Vorsehung der in Liederlichkeit versunkenen spätmittelalterlichen Christenheit verordnete, aber vom Christentum und von der Vernunft, die beide zusammengehören, war er das grade Gegenteil. Man schwankt, welchem von beiden man die Palme der Unvernunft reichen soll: Calvin, der die ungeheure Mehrheit der Menschen von Ewigkeit — zur Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes — für die ewige Höllenpein und für die diese rechtfertigenden Laster und Verbrechen prädestiniert sein läßt, oder dem katholischen System. Diesem nach hat ein dummer Teufel Gottes Schöpfung verdorben, die dann durch die Erlösung nur ganz kümmerlich wieder zurechtgerückt wird. Denn der ewigen Verdammnis verfallen bleiben alle die Milliarden der Ungetauften, die getauften Ketzer und die unbußfertig oder ohne priesterliche Absolution sterbenden Katholiken. Daß und wie ein kleiner Bruchteil der Menschheit gerettet wird, setzt der Unvernunft die Krone auf. In der Theorie freilich spricht die Kirche sogar den Ketzern die Seligkeit nicht ab, beileibe nicht! Wenn diese bona fide ihrem Irrglauben ergeben sind, und wenn sie vor ihrem Tode eine „vollkommene“ Reue über ihre Sünden „erwecken“, so können sie gerettet werden. Da aber diese ethische Leistung, die der Katechismus ausführlich beschreibt, ungeheuer schwierig ist, so verliert diese Milderung des grausamen Dogmas bei näherer Betrachtung jeden praktischen Wert. Und was jenen winzigen Bruchteil der Menschheit vor dem ewigen Feuer bewahrt, das sind beim Lichte besehen und im Grunde genommen — zwei von den Priestern geübte, mit magischer Wirkungskraft ausgestattete Zeremonien: die Taufe und die Absolution. (Schluß folgt.)

Praktische Entwickelungslehre. Von Wilhelm Bölsche.

Die stachellose Opuntie.

Die Namen der ersten Menschen, die herum experimentiert haben: ob man nicht eine lebendige Pflanze zum Zweck sich „veredeln“, sich zurechtschlagen könne, eben wie ein Stück Feuerstein zum Messer geschlagen wird, sind uns nicht überliefert als die von klügelnden „Entwicklungstheoretikern“. Sie sind uns überhaupt nicht überliefert als Namen; sondern wir ahnen ihre Träger nur als fortlebend in ganz bestimmten Leistungen, die nach dieser Seite schon aus dem Urblau der Kulturgeschichte auftauchen; in Pferderassen und Ochsenrassen, in gefüllten Rosen und der zum Pfirsich veredelten Mandel, oder der süßen Birne am Zweig der alten zähen Holzbirne. Die das vollbracht, hatten zuerst einen großen Bann praktisch gebrochen. Der Stein ließ sich zum Werkzeug verbessern. Irgendwie ließ sich auch das lebendige Wesen wirklich noch umgestalten, verfeinern für unseren Zweck. Leute vom Schlage des trefflichen Sauhirts bei Homer oder noch rohere Viehtreiber, wie sie dort der Zyklop vertritt, sind diese ersten Experimentatoren von Erfolg gewesen, nicht Philosophen, die auf das Welträtsel gingen. Sie nahmen noch keinerlei Stellung zu den Fragen, die unsere Wasmanns und

Google

echten Darwinisten etwa trennen. Ihre Weltanschauung war höchstwahrscheinlich ein allgemeiner Dämonenglaube, der überall, in jedem Blitzschlag und jedem unerforschten Ton im Walde, noch den unmittelbaren Ausdruck und Eingriff von spukhaften menschenähnlichen Persönlichkeiten sah, also eher auf der extremsten Linie noch entfernt von modernen freien Naturauffassungen stand. Theoretisch war für sie ganz und gar kein Grund dafür vorhanden, daß Tiere und Pflanzen sich lebendig umschmelzen ließen in bequemere, brauchbarere für den Menschenwunsch. Es konnte genau so gut anders sein. Pflanze und Tier konnten ebensogut bloß individuell verwandelbar sein im Sinne eines Verletzens, eines Tötens. Aber jene urältesten Tier- und Pflanzenzüchter erfuhren eben einfach, daß es anders, daß eine Aenderung möglich sei.

Unter ihren zunächst jedenfalls ganz roh tastenden Händen entstand der Anfang eines ganz neuen Naturreichs auf der Erde: Tier- und Pflanzenformen, gemodelt vom Menschen für den Menschenzweck. Daß aber etwas derart entstehen konnte, mit den Jahrtausenden immer wunderbarer, immer erfolgreicher entstehen konnte, dazu war die absolut notwendige Voraussetzung, daß überhaupt der Tier- und Pflanzenorganismus irgend eine modelbare Seite, einen Anhalt zu zweckentsprechender Umformungsmöglichkeit besaß, — daß er veränderlich war. Tiere und Pflanzen ließen sich erziehen. Jedes Erziehen setzt aber irgend eine Aenderungsmöglichkeit voraus, wenn es glücken soll. Von jenen alten Experimenten zur Entwicklung von Kulturtieren, Kulturpflanzen wissen wir aber gerade und sogar wesentlich nur, daß sie geglückt sind. Wir sehen fortlebend ihre praktischen Erfolge. Wenn diese ältesten unbekannten Rosen- und Rindviehzüchter nicht hexen konnten, so müssen sie auf Aenderungsmöglichkeiten gestoßen sein, die sie ausnutzen konnten.

Diese „praktische Entwickelungslehre“ (sie wurde natürlich auch möglichst früh schon eine „Lehre“ im echten ursprünglichen Sinn eines weiter gegebenen praktischen Handwerks!) ist aber nun nicht etwa ein verschollenes Zunftgeheimnis der Urzeit geblieben, sondern sie wirkt und schafft in ganzer Kraft bis heute bei uns fort; ja sie schafft von Tag zu Tag intensiver, je schneller eben überhaupt unsere Erderoberung, in der sie ja nur ein großes positives Stück ist, weitergreift. In ihrer enormen ständigen Weiterarbeit mit den enormsten praktischen Erfolgen verhält sie sich zu allen Theorien über historische Lebensentwicklungen jenseits des Menschen genau wie unsere elektrischen Großstadtbetriebe sich etwa zur Atomtheorie in der Physik verhalten. Speziell die Darwinsche Fassung jener geschichtlichen Entwicklungstheorie, die Wasmann so befehdete, mit ihrer Selektionstheorie usw., ist (bei all ihrer Weltanschauungs-Tragweite) faktisch doch nur ein gelegentlicher Seitensproß, ein Ableger jenes ungeheuren lebensstrotzenden Baumes der aktuellen Entwicklungspraxis, — allerdings einer, der sich so eng an die dort errungenen Handwerksformeln bewußt anschloß, daß er gerade deswegen nicht mehr ganz unabhängig abgefertigt werden kann. Ein Prinzip wie die Selektion beispielsweise läßt sich auch geschichtstheoretisch nicht gemütlich wieder vom Katheder aus zum alten Eisen werfen, solange mit ihm (und wachsend sogar) in irgend einer Weise jedenfalls praktisch Millionen verdient werden. Das letztere geschieht aber.

Es ist wirklich nichts lustiger, als sich erzählen zu lassen, daß die Veränderlichkeit der Tier- und Pflanzenformen nach irgend einer Richtung hin auf der Erde ein kniffe-

Google

liges Historikerproblem sei, voll unbewiesener Hypothesen, im ganzen heute noch mit nichts ganz sicher beweisbar, ja beinah der Grenze des resignierten ewigen „Ignorabimus“ nahe, ein rechtes echtes Zeugnis des Schwankens und blinden Tappens all unserer menschlichen Meinungen, stets uns mahnend, daß wir lieber in gewissen Religionsdogmen sicherere Wahrheiten uns suchen sollten und dann einige praktische Ziffern damit zu vergleichen. Der kalifornische Züchter Luther Burbank, der die praktische Entwicklungslehre und Erderoberung für den Menschenzweck nach dieser positiv umgestaltenden, pflanzenerzieherischen Richtung mit den Mitteln und dem Stil des modernen Nordamerika betreibt, hat in neuerer Zeit eine neue Zuchtkartoffel in Umlauf gebracht, die nach ihm benannte Burbankkartoffel. Diese Burbankkartoffel hat laut Bericht des U. S. Agricultural Department den Jahresertrag der amerikanischen Kartoffelernte um 17 Millionen Dollar gesteigert!

Es ist der gleiche Burbank, der eine Pflaume gezüchtet hat, die keinen Stein hat, eine Brombeere, die keine Dornen hat, und den bekannten, sonst furchtbar bewehrten Feigenkaktus (Opuntie) so, daß er stachelfrei ist. Die alte Rede, daß es sich auch hier nur um kleine Liebhaberscherzchen handle, die den eigentlichen denkenden Naturforscher bei seinen Studien über die großen biologischen Grundfragen nichts angingen und die er gar nicht zu wissen brauchte, wird angesichts solcher Erfolge wohl niemand mehr weiterreden wollen. Verweilen wir im Sinne des einfachen Eroberungsgehalts einen Moment bei der stachellosen Opuntie. Die Kaktusschöpfung, ursprünglich fast rein auf Amerika beschränkt und erst durch den Menschen selbst für die ganze Erde passend ausgenutzt, ist an sich eines der glänzendsten Beispiele einer gelungenen Schutzanpassung für ein bestimmtes Milieu, das zunächst die Pflanze selbst für sich eroberte. Der Kaktus bringt es fertig, in der fast wasserlosen, sonst für das ganze Leben grauenvollen Wüste ein höheres Pflanzendasein mit einer sogar in ihrer Art kraft- und saftstrotzenden Fülle der Entfaltung durchzuführen. Aeußerlich sieht er wie versteinert aus. Sein ganzes Leben steckt im Stengel, im Stamm. Dort aber führt es im Verborgenen ein um so üppigeres Dasein. Wer die (vom Menschen hier schon importierte) Opuntie im Sonnenbrand auf den nackten Geröllwüsten des inneren Sizilien einmal ihre phantastischen, selber steinhaft starren Arabesken hat bilden sehen, wahrt einen unvergeßlichen Eindruck pflanzlicher Anpassungsfähigkeit, — Anpassungsgenies möchte man geradezu sagen. Man möchte sich den Mond in seinen wasserlosen Mare-Ebenen von solchen Opuntien bevölkert denken. Nur die noch bedürfnislosere Flechte ist ihr noch über an ihrem Granitfels und die märchenhaft seltsame platte Welwitschia der afrikanischen Steppe. Aber diese Gewächse sind dürr wie ihr Terrain; der Kaktus quillt in seinem Innenversteck von Saft. Gerade dieser Saft bedeutete nun aber auf der Höhe seiner Wüsteneroberung auch eine Gefahr für ihn. Das höhere Tierleben suchte die gleiche Eroberung zu machen durch ihn. Pflanzenfressende Huftiere wollten sich bei Durchquerung der Oede an ihm sättigen, vor allem an seinem triefenden Stammfleisch, dem er fast sein ganzes Blattwerk geopfert, den brennenden Durst kühlen. In diesem Angriff schwer bedroht, reagierte der Kaktus durch Ausbildung seines furchtbaren Stachelkleides. Er zog einen Stachelzaun im eigentlichsten Sinne um seinen Leib. Ich kenne aus eigener Erfahrung nichts Scheußlicheres als einen Kampf mit Opuntien-Stacheln und -Brennborsten. Den großen Huftieren in Mexiko, die den Stachel-

Google

draht ihrer Wüstenopuntien mit dem Huf zu zertrümmern suchen, kostet nicht selten ein einziger solcher Stachel das Leben. So hat sich der Kaktus gerettet.

Auf diesem Punkt war die Sache schon in grauen Tagen zum Stillstand gekommen. Wer will das Alter solcher Schutzanpassung feststellen! Vielleicht haben die Kaktusgewächse schon die pflanzenfressenden Saurier der Kreidezeit so abgewehrt, sicher wohl die durchwandernden Mastodonelefanten und einheimisch-amerikanischen Wildpferde der Diluvialzeit. Jetzt aber, vielleicht nach Jahrmillionen, kommt der Mensch. Die engen Verbreitungsgrenzen der Kakteen (nur eine einzige ihrer vielen Formen scheint ursprünglich dem tropischen Afrika anzugehören, alle andern sind neuweltlich) ist von ihm alsbald durchbrochen. Durch ihn wird die Opuntie (ebenso wie die sonst nicht verwandte lilienähnliche Agave americana) im Laufe der paar hundert Jahre seit Kolumbus so sehr Charakterpflanze der Mittelmeerländer, daß wir heute schon träumen, die Helden Homers müßten zwischen ihnen gewandelt, die Schafhürde des Zyklopen mit ihnen umgürtet gewesen sein. Anfangs ist dieses Mitwandern mit dem Menschen wahrscheinlich ein halb zufälliges, — wie der Sperling, die Ratte, das Kaninchen, die Nachtkerze und die Wasserpestpflanze mit ihm um die Erde gegangen sind. Aber bald zeigt sich bei dem fern verwildernden Gewächs hier etwas Bedeutsames. Wie es einst jene Tiere im Daseinskampf, im Raumkampf versuchten, so greift auch der Mensch immer wieder in die Wüste hinaus. Unglückliche Fügungen haben der späteren Kultur äußerst bequem gelegene Teile der alten Welt zur Steinöde umgeschaffen auch da, wo früher üppiger Wald war. Im Karstland an der Adria wie im Innern Siziliens ist der Wald zu Zeiten unvorsichtig abgeholzt worden und der Regen hat den Humus fortgewaschen. Solche Länder wieder aufzuforsten oder auch nur in viehnährende Matten umzuwandeln, wäre eine Aufgabe unfaßbarer Kapitalien, da erst das Erdreich wieder auf den entblößten Fels gebaut werden müßte. Der Kaktus aber erträgt diesen Felsboden als solchen, er grünt und saftet auf ihm in verschwenderischer Pracht. Und hier gerät er plötzlich in die Interessensphäre auch des Menschen. Die Opuntie liefert eine eßbare Frucht. Mehr aber als das. Sie würde Tiere ernähren können, eine wirkliche Weide geben können. Tiere jetzt, an deren Raumeroberung *auch* der Mensch ein Interesse hat, nicht beliebige belanglose, sondern Kulturtiere. Das, was die Pflanze abwehren wollte, wäre gerade jetzt Wunsch des Menschen. Aber indem er ihr ja gleichzeitig *seinen* Schutz verleiht, ihre Hegung und Ausbreitung in anderer Weise garantiert, bedroht dieser Wunsch nicht mehr wirklich ihre Existenz. Er bedeutet ihr nur noch einen Tribut, ein bestimmtes Dezimiertwerden (wie bei den Getreidearten unserer Kultur), das doch die Pflege und künstliche Aussaat für die Art tausendfach aufwiegt.

In diesem Moment ist aber der Stachelzaun, den die Opuntie einst um sich gezogen, doppelt erledigt. Er ist nicht mehr nötig zur Arterhaltung, gleichzeitig aber ist er in dem neuen Zweck nur ein Hindernis. Der Mensch bewährt also seine vollendete Aneignungskraft, indem er seinen Protegé im steinigen Wüstenland in kürzester Frist wieder veranlaßt, seine Stacheln *abzulegen*. Er *erzieht* ihn zur Stachellosigkeit. Fortan wird der Kaktus ihm eine Pionierpflanze sein, mit der er bisher unfruchtbares Terrain sieghaft erobert. Unfähig, wie Moses Wasser aus dem Fels durch einen Stockschlag zu zaubern, hat er eine vorhandene Naturchance doch so ausgenutzt, daß diese Wüste

Google

vor ihm grünt von einer fruchtbaren Weide, die kein Stachelzaun der Nutzung entrückt. Wer kann sich der Meinung verschließen, daß hier eine Perspektive ohne Grenze sich auftut. Dem Freunde friedlicher Fortschritte erscheint das schöne Bild dabei einer Kultur, die nicht mehr roh vernichtet, nicht mehr bloß grob jätet, sondern die auch innerhalb des Lebens vorhandene Anlagen entwickelt, gegebene Kräfte dirigiert, das Lebendige als Lebendiges für einen größten Erdenzweck erhöht und feit. Der Tier- und Pflanzenfreund, der mit seiner Gemütsforderung sich ohnmächtig fühlt gegenüber ungeheuren Mächten auch hier der Realpolitik, ahnt, daß ein Schatten des Humanitätsgedankens, der alle Menschen zunächst als Einheit und absoluten Wert im ethischen Sinne faßte, sich dabei leise doch auch schon auszubreiten beginnt über alles Lebendige. Es scheint der Tag in der Rechnung aufzutauchen, da die gesamte Tier- und Pflanzenwelt der Erde auch in ein neues ethisches Verhältnis zu der Menschheit tritt, da sie ganz anders eng zu dieser Menschheit gehört. Sie wird sein Kind, sein Erziehungsresultat, sein Werk sein. Es werden sich da wunderbare Zusammenschlüsse endlich vollziehen, von denen heute der Blumenfreund in seinem stillen Gartenwinkel eine dunkle Gemütsahnung besitzt, diesen stillen Glauben des Ideals, der hier wie überall aus der Tiefe der Sehnsucht und des Innenlebens den Dingen vorauspulst, — den aber dereinst das helle Licht der Realpolitik erfüllen wird wie alle Ideale.

All das aber nur, weil eben das Lebendige sich nicht bloß töten, sondern wirklich auch erziehen läßt. Weil das in der realsten Praxis sich als richtig ergibt, was im Grunde doch der Kern auch aller historischen Entwicklungstheorie und die Grundlage aller hier wurzelnden Weltanschauung ist: daß nämlich die Tier- und Pflanzenformen veränderlich sind vor den Forderungen veränderten Zwecks.

Nichts aber ist fernerhin noch wieder amüsanter, als zu verfolgen, wie diese unhemmbare praktische Unterströmung der Dinge auch bereits bis in die verwickeltsten Details hinein sich an dem beteiligt (praktisch in einer Form beteiligt, die sich in Geldsummen, in Wirtschafts- und Industriewerten ausdrücken läßt), was oben in der Katheder debatte als der Ausbund erst der vagsten aller vagen Theorie erscheint. (Ein Schlußaufsatz folgt.)

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen. (Schluß.)

Wer meinem Gedankengang bis hierher gefolgt ist und meine Meinung teilt, daß die Abkehr vom Willen der Natur nicht zu einer Veredlung der tierischen Instinkte, sondern im Gegenteil zu einer verhängnisvollen Beschränkung seelischer Entwicklungsmöglichkeiten geführt, die Erreichung eines persönlichen Glückszustandes gerade für die höher kultivierte Menschheit außerordentlich erschwert und obendrein noch die Kultur mit der Schande der Prostitution belastet habe, der wird nun mit der bangen Frage hervortreten: kann das anders werden, oder schließt das, was wir gewöhnt sind unter dem Begriff Kultur zusammenzufassen, eine Idealisierung des Trieblebens aus? Das letztere würde in der Tat der Fall sein, wenn man den Begriff Kultur mit dem des Christentums identifizieren müßte. (Wobei allerdings zu betonen bleibt, daß Christentum nicht gleich Jesuslehre zu setzen ist.) In unserer abendländischen Kultur spielt allerdings das Christentum, so wie es die verschiedenen Kirchen und Konfessionen festgelegt haben, eine aus-

Google

schlaggebende Rolle für die Gestaltung unserer sittlichen Anschauungen, unserer gesellschaftlichen Moral. Wie sehr sich auch die intelligente Oberschicht sämtlicher christlicher Völker von dem Dogmenglauben ihrer verschiedenen Kirchen emanzipiert haben mag, gewisse Grundanschauungen sitzen doch noch fest im Blut und beeinflussen die ganze Vorstellungswelt. So kommt es, daß selbst die große Schar der religiös Indifferenten und sogar zahlreiche Angehörige der wirklich geistig frei gewordenen Minderheit sich dennoch von jener christlichen Mißachtung des Trieblebens nicht los machen können. Das geflügelte Wort von der Emanzipation des Fleisches hat einen recht üblen Klang bis heute behalten, und niemand will in den Verdacht kommen, roher Genußsucht das Wort zu reden, indem er der Wollust der Kreatur Hymnen singt. Wir haben jüngst eine interessante Bestätigung dieser Tatsache erlebt. Ein warmherziger und überaus kluger Pastor, der zugleich über eine starke dichterische Darstellungsgabe verfügt, Gustav Frenssen, hat mit scharfem Blick erkannt, was die christliche Heilslehre für den denkenden modernen Menschen unannehmbar macht. Nämlich einerseits die Forderungen des Glaubens an das Wunder und an die göttliche Persönlichkeit Christi, andererseits die Diesseitsverachtung und Fleischesfeindschaft der Kirchenlehre. So hat er in seinem „Hilligenlei“ seinem überaus großen Publikum von zaghaften Möchte-gern-Christen nicht nur das Idealbild eines menschlichen Jesus gezeichnet, sondern auch in heißen Tönen von der Jungweibernot geredet und sich redlich bemüht, den Irrwahn zu zerstören, als ob das Bekenntnis zu Jesus die grausame Unterdrückung des Trieblebens bedingte. Die Folge dieses kühnen Vorstoßes war, daß nicht nur die Vertreter des orthodoxen Kirchentums ein lautes anathema sit! wider diesen Ketzer riefen, sondern auch die große Majorität der lauwarmen, pflaumenweichen, sagen wir der nationalliberalen Leute der blassen Anständigkeit, ihm ängstlich die Gefolgschaft auf dieses Gebiet verweigerten und sogar die Lauterkeit der Absicht des hochgepriesenen Dichters des Jörn Uhl abzustreiten bereit waren. Was soll da von Seiten der modernen gebildeten Gesellschaft erst der Prophet zu gewärtigen haben, der die Prostitution für eine Folgeerscheinung christlicher Anschauung erklärt, eine höhere Glücksmöglichkeit für die Allgemeinheit, eine höhere Gesittung, ein rascheres Tempo der Aufwärtsentwicklung der Menschheit von der radikalen Umkehr der gegenwärtigen sittlichen Begriffe erwartet!

Vom Staat wird kein Vernünftiger eine Mitwirkung bei dieser erschreckend neuen Kulturarbeit verlangen. Er wird sich niemals dazu bereit finden, jedem braven Arbeiter des Sonntags ein Hühnchen in den Kochtopf zu tun und jedem pünktlichen Steuerzahler ein hübsches Mädchen als Gattin zuzuweisen. Die hohe Obrigkeit hat es auch gar nicht nötig, die Rolle des lieben, guten Onkels zu spielen, besonders wo es sich um Fragen allerpersönlichsten Glückes handelt. Hier kann nur Selbsthilfe erfolgreich sein, und es mehren sich erfreulicherweise die Kennzeichen dafür, daß die Erkenntnis dessen, was not tut, im Fortschreiten begriffen sei. Die guten Erfahrungen, die man an vielen Orten, beispielsweise mit der Koëdukation, dem gemeinsamen Unterricht der beiden Geschlechter, gemacht hat, sowie die wachsende Aufklärung durch die Arbeit der Frauenbewegung und Bemühungen unverdächtiger ärztlicher Berater und beredter Poeten haben immerhin tüchtige Pionierarbeit geleistet. Im Jahre 1901 erklärte mir der Polizeipräsident von Breslau, daß er in einem Gedicht von mir, in welchem ich die Behauptung aufstellte,

Google

daß der Himmelsvater allemal schmunzelnd zum Segen bereit sei, wo immer und so oft ein seliger Mann sein Mädel sich zu Herzen nehme, den Tatbestand der Gotteslästerung und öffentliche Aufforderung zur Unzucht erblicke — und im Februar dieses Jahres 1907 hat der preußische Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg, im Abgeordnetenhause die Kapuzinade eines biederen Sittlichkeitsvereinlers wider den Berliner Sündenpfuhl in seiner ruhiger Weise auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und zum Schluß mit schier poetischem Schwung den wütenden Tugendwächtern zu bedenken gegeben, daß sie mit ihrer Müllkärrnerei die Quellen alles Lebens und aller Kraft zuzuschütten bestrebt seien, jene Quellen, aus denen den Menschen höchste Lust und höchstes Leid, alle Arbeits- und Schaffensfreudigkeit entspränge. Allerdings sah sich seine Exzellenz noch im Laufe der Sitzung infolge einer Anzapfung von orthodoxer Seite veranlaßt, berichtigend zu äußern, daß er mit jener heiligen Quelle nicht die Sinnlichkeit gemeint habe! — Ich möchte wissen, was sonst: die christliche Nächstenliebe? Den heiligen Ehestand? Diese Berichtigung nähert den sympathischen Minister leider wieder ein wenig dem unsympathischen Polizeipräsidenten von Breslau, und es wäre vielleicht doch verfrüht, aus der Gegenüberstellung jener beiden Aeußerungen auf einen Fortschritt des natürlichen Empfindens innerhalb der hohen preußischen Beamtenwelt zu schließen. Der ministerielle Rückzug vor dem Wort Sinnlichkeit ist überaus bezeichnend. Es liegt hierin der Kern der ganzen Frage, mit der wir uns hier beschäftigt haben. Solange der gesittete Mensch, der etwas auf seine Reputation hält, sich in seiner Ehre gekränkt fühlt, wenn man ihn einen sinnlichen Menschen heißt, solange wird der Weizen der Pfaffenschaft blühen, und das saubere Gewerbe der Prostitution üppig gedeihen. Wenn wir aber dahin gelangen sollten, die Sinnlichkeit (im Gegensatz zum Stumpfsinn) für einen Vorzug zu betrachten, als welcher den Besitzer befähigt, ein Weib glücklich zu machen, eine körperlich und geistig wohlbegabte Nachkommenschaft zu erzielen und so sein Heim mit idealen Gütern zu schmücken; wenn wir ferner dahin gelangen sollten, die begüterte Tochter aus gutem Hause, die eines Rühmens daraus macht, ein Dutzend Anbeter vergebens schmachten zu lassen, als eine alberne Kokette zu verachten und dafür jedes Mädchen loben, das sich dem Erwählten ihres Herzens hingibt und sich bereit findet, ihm den Kampf um seine Existenz durch ihre tröstliche Kameradschaft zu erleichtern, auch ohne daß sie die Sicherheit hat, einst durch ein behagliches Leben in sorgefreiem Ehestande belohnt zu werden; wenn man auf die Moral der steirischen Bauernknaben und des lockeren Künstlervölkchens nicht mehr entrüstet hinab-, sondern vielmehr anerkennend hinaufschaut, weil die Kunst, Daseinsfeste ohne Aufwand materieller Mittel zu feiern, einen beneidenswerten Vorzug jener Menschensorte bedeutet; und wenn endlich nicht mehr die Zahl der unehelichen Kinder, sondern vielmehr die Zahl der hilflos verlassenen Mädchenmütter zum Gradmesser der Sittlichkeit gemacht wird — dann erst wird der große Schritt nach vorwärts getan sein, dann wird das Wort freie Liebe von keinem Wüstling mehr im Munde geführt werden können, ohne daß er von jedem anständigen Mann derb eins darauf bekäme, dann wird die Statistik höchstwahrscheinlich einen direkten Zusammenhang zwischen der Zahl der Prostituierten und der unehelichen Kinder entdecken und ohne Verwunderung konstatieren, daß die Zunahme der einen die Abnahme der anderen bedinge. Aber zu jener Zeit wird man vielleicht von unehelichen Kindern überhaupt nicht mehr sprechen, und man wird jeden mit

Google

Kindern gesegneten Liebesbund als einen geheiligten Ehestand ansehen, gleichgültig, ob irgend welche obrigkeitlichen oder religiösen Zeremonien vorhergegangen sind oder nicht. Die Anerkennung der Vaterschaft müßte alsdann genügen, um einem Kinde das Recht auf den Namen, den Schutz und das Vermögen des Vaters ebenso wie allen im legitimen Ehestande Geborenen zu sichern. Es würde unter solchen Verhältnissen nicht weniger, sondern ungleich mehr geheiratet werden als gegenwärtig. Und wenn diejenigen Paare bald wieder auseinander gingen, die zur Erkenntnis gekommen sind, daß sie sich über ihren Charakter gegenseitig gründlich getäuscht haben, so wäre das wahrlich kein nationales Unglück, sondern dürfte im Gegenteil zur Entleerung der Trinkerasyle, Gefängnisse und Irrenhäuser nicht unwesentlich beitragen. Die exklusive gute Gesellschaft jener Zukunft, sowie deren Damenkaffeekränzchen könnten alsdann ihre sittliche Entrüstung wider diejenigen Männer kehren, die undankbar eine treue liebende Kameradin bloß aus Vergnügen an erotischer Abwechslung verlassen haben, oder in übler Nachrede die schändliche Geschlechtsgenossin ersäufen, die mit ihrer Jungfernschaft einen schamlosen Kuhhandel getrieben hat. — Die heuchlerische Prüderie der heutigen Gesellschaft gibt vor, die Prostitution zum Schutze ihrer Frauen und Töchter dulden zu müssen; der Witz der Sache ist aber der, daß die Frauen und Töchter diesen angeblichen Schutz im Grunde ihres Herzens dankend ablehnen, weil sie ihn für Beleidigung, mindestens aber für eine Beeinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit halten; und ferner, daß der Vernichtungsschlag wider das Schandwesen der Prostitution nur dadurch zu führen ist, daß jeder gesunde manierliche Mann zur Stillung seines Liebesdurstes ein Mädchen seiner Art gratis zur Verfügung haben kann. Gegen rohe Gier kann sich jedes gesunde normale Weib selbst erfolgreich zur Wehr setzen, und die immerhin seltenen Ausnahmefälle brutaler Gewaltanwendung sind ja auch bekanntlich durch die heutige Schutzmaßnahme der Prostitution nicht ausgeschlossen.

Es wäre leicht, einen utopistischen Zukunftsroman zu schreiben, wenn man mit seiner Phantasie allen Möglichkeiten individueller und gesellschaftlicher Entwicklung unter der Herrschaft neuer sittlicher Ideale nachgehen wollte. Aber ich meine, das Jonglieren mit Wenn und Aber sei nur ein müßiges Gedankenspiel und die hier gegebene Anregung zum Nachdenken, zur Einkehr in das eigene Innere vorderhand schon genügend. Die Kunst und die gewandte Feder sind gewiß nicht zu verachtende Mitstreiter im Kampfe für die zweifellos gute Sache einer naturgemäßen Sittlichkeit. Aber die Kriegführung wird eine unendlich langwierige, die Völker vielleicht gefährlich erschöpfende bleiben, wenn nicht ein mächtiger Bundesgenosse zu Hilfe kommt: eine neue Religion — eine Religion, die sich auf kein philosophisches System, auf keine wissenschaftliche Hypothese, noch auch auf die mystischen Halluzinationen eines entrückten Schwärmers, sondern einfach auf die Offenbarung der Natur stützt. Eine solche Religion brauchte durchaus keine universale zu sein, im Gegenteil, sie würde von einer Rasse, von einem Himmelsstrich zum anderen naturgemäß erhebliche Verschiedenheiten zeigen; aber eines würde sie sicher vor den jetzigen Weltregionen voraus haben: die Achtung vor dem Triebleben, und aus dieser Achtung würde sich eines ihrer vornehmsten Sittengebote von selbst ergeben: Du sollst den Namen der Liebe nicht unnütz führen. Du sollst deine Begierde heiligen, auf daß es dir und deinem Weibe wohlgehe und deine Nachkommenschaft blühe auf Erden.

Go gle

Der Maler und der Dramatiker.

Von Bernard Shaw.

Es ist, wie ich glaube, noch nicht bemerkt worden, daß die Bildergalerien in London ungewöhnlich interessant sind für Theaterliebhaber, die den Ausspruch: „Es gibt nur eine Kunst“ richtig verstehen. In der „Grafton Gallery“ sehn wir das Lebenswerk des dramatischesten aller Maler, Ford Madox Brown, der ein Realist war; in der „New Gallery“ das des G. F. Watts, der ein Idealist ist; und in der „Academy“ das Leightons, der nur ein vornehmer Zeichner gewesen ist.

Ich nenne Madox Brown einen Realisten, weil er Lebenskraft genug besaß, um eine tiefe Freude und ein unversiegbares Interesse an der Welt, wie sie wirklich ist, zu haben, und nicht an einer verschönerten, idealisierten, in jeder Weise für den Kunstbedarf herausgeputzten Welt. Diese Liebe zum Leben und die Kenntnis seines Wertes ist etwas Seltenes; bergehoch erhaben über die gewöhnliche Marktnachfrage nach Schönheit, Modernität, Verfeinerung, Eleganz des Stils, Zartheit des Gefühls, Charakterzauber, sympathischer Philosophie (der Philosophie des glücklichen Ausgangs) nach dekorativen Sittlichkeitssystemen, die das rosenrote und stürmische Laster der lilienweißen und schmachtenden Tugend entgegenstellen und „die Liebe“ allen beiden als allgemeine Besänftigerin und Erlöserin gegenübertreten lassen. Sie ist auch erhaben über die, die das alles als Schönheit oder Tugend anbeten, und an die Stelle des Lebens setzten, um das Leben einzuengen und einzuschränken, anstatt es zu erweitern und auszufüllen. Dieser zügellosen Genußsucht gegenüber sind die meisten Künstler die reinen Kuppler; denn das Schönheitsgefühl, dessen es bedarf, um einen Mann zum Künstler zu machen, ist so stark, daß das Lebensgefühl in ihm notgedrungen ganz wunderbar sein muß, wenn es jenes besiegen soll. Es wird dem gewöhnlichen für die Schönheit schwärmenden, das Leben umgehenden Amateur immer ein Geheimnis bleiben, wie der Realist in der Kunst seine unverschönerten, unbarmherzigen Feierungen des Alltagslebens unter so viele, hübsche, gefällige, süße, edle, rührende Erdichtungen bringen und dennoch seine Stelle dort unter den Höchsten einnehmen kann, obgleich der Spott, der Hohn, der Protest, der entschiedene Widerwille gegen ihn zu Beginn beinahe allgemein sind. Unter den Malern sind die uns vertrautesten Beispiele Madox Brown und Rembrandt. Aber Madox Brown ist mehr Realist als Rembrandt, denn Rembrandt idealisierte seine Farbe: er pflegte das Leben mit vollkommener Ehrlichkeit zu zeichnen malte es aber immer in einem goldenen Schimmer — als ob ihm weniger an dem direkten Lichte der Sonne als an seiner Widerspiegelung in einem Siruptopf gelegen wäre — und pflegte die wirkliche Farbe jenem Bühnenglanze reuelos zu opfern. Nicht so Madox Brown . . Wir alle können seine freie Luft atmen, uns in seiner Sonne wärmen und „die grüne Schicht auf dem stehenden Tümpel“ an seinem Bilde von Dalton riechen. Rembrandt hingegen wäre eher gestorben, als daß er einen Kohlkopf bedingungslos grün gemalt oder sich auf jene grellen Anilinfarben-Dissonanzen eingelassen hätte, die die moderne Findigkeit aus Teer und anderen, wenig versprechenden Materialien gewonnen hat. Madox Brown gab sich der Darstellung schottischer Schals und echter Grünzeughändler-Kohlköpfe ebenso liebevoll hin, wie Wagner sich den „falschen Akkorden“ in der Harmonie hingab. Man blättere

Google

eine Sammlung von Rembrandts Radierungen durch, insbesondere jene unzähligen kleinen Studien, die vom Steckenpferd des Helldunkelmalers frei sind, und man erkennt sofort den unnachgiebigen Realisten. Man prüfe ihn an der verwundbarsten Stelle des gewöhnlichen Malers männlichen Geschlechtes an seinen Frauenstudien. Die Frauen fangen mit dreißig an, gesellschaftlich erträglich zu werden, und vervollkommnen sich immer, bis der Vertiefung ihres Bewußtseins durch den Verfall ihrer Kräfte Einhalt geboten wird. Aber sie fangen viel, viel früher als mit dreißig an, hübsch zu sein, und erreichen in dieser Hinsicht manchmal wirklich ihren Glanzpunkt, lange bevor ihr Geschwätz — von den geschlechtlichen Täuschungen abgesehen — in ernsten Augenblicken dem stummen Mitgefühl eines klugen, zahmen Haustieres vorzuziehen ist. Man betrachte zum Beispiel die junge Dame, die von Ingres als „La Source" gemalt worden ist. Man stelle sich vor, man sei gezwungen, ein paar Stunden lang mit ihr zu plaudern. Ingres ist nicht nur dagegen gleichgültig: er war entschlossen, uns begreiflich zu machen, daß er das Mädchen einzig und allein wegen der Anmut seiner Gestalt schätze, und ist dabei zu sehr Klassiker, um sich durch irgend eine Rücksicht beeinflussen zu lassen. Unter Rembrandts Radierungen wird man hingegen eine Menge Frauen aller Art finden, und man wird über die Universalität seines Interesses und seiner Duldsamkeit erstaunt, ja sogar entrüstet sein. Er macht weder klassische noch moralische Umstände mit seinen Heldinnen. Venus mag siebzig und Chloe in ihrer am wenigsten vorteilhaften Stellung sein: tut nichts: er zeichnet sie um ihrer selbst willen mit ungeheurem Interesse, weder als Scherz, noch als moralische Lehre, noch als Muster der Anmut, sondern einfach, weil er sie, wie sie ist, für zeichenswert hält. Man findet das gleiche bei Madox Brown. Die Natur selbst ist nicht unparteiischer zwischen einem hübschen Weibe und einem unschönen, einem jungen und einem alten, als er. Man vergleiche mit der reizenden Frau Johns von Gaunt auf dem Wycliffe-Bilde die Gattin Foscaris; sie hat kein schönes Auslagengesicht, das der Kläglichkeit ihrer Bewegung etwas Angenehmes verleihen könnte; den Ellbogen des durch die Folterung zerrenkten Burschen hebt sie empor, weil seine verkrüppelten Hände sie nicht ohne Hilfe umarmen können. Ein angenehmer hübscher Ton wäre hier ein Hohn auf unsere Menschlichkeit. Aber im Falle der Frau des John of Gaunt verleiht das schöne Gesicht der Gattin, wie sie sich vornüber beugt und nach dem Mantel Johns greift — der in der Eigenschaft des politisch erregten Engländers vor der Oeffentlichkeit einen gehörigen Narren aus sich macht, dem Humor und der Wahrheit der Situation die letzte Nuance. Nirgends ertappt man den reifen Madox Brown bei einem falschen Pathos oder einer malerischen Pose. Man denke an alle Stellungen, in denen wir Francesca da Rimini und ihren Geliebten gesehen haben; und dann betrachte man das in der Grafton Gallery befindliche Bild jenes bejammernswerten, lächerlichen Paares, das in der kläglichen Ueberraschung und Verwirrung der Todesangst am Boden liegt, auf den es der rohe Gatte eben mit seiner ungeschlachten mörderischen Waffe hingestreckt hat. Man fragt, angewidert, wo der stolze Geliebte, das schöne Weib, der kainähnliche Rächer geblieben sind? Man eifert gegen die Ungeschicklichkeit des Mannes, der das alles weglassen und in uns einfach das Gefühl erwecken konnte, daß sich der Vorfall wirklich zugetragen und man mitangesehen habe — der uns nicht unsere Vorstellung der Schönheit und Poesie dieses Falles, sondern sein Leben und seinen Tod darbietet. Ich erinnere mich, daß ich einst, als ich noch „Kunstkritiker" war, und als Madox Browns Werk mir nur aus ein paar Zeichnungen bekannt

Google

war, Herrn Frederick Shields mit einer kritischen Darlegung von Madox Browns Mängeln traktierte, indem ich in einer der Zeichnungen den Mangel an „Schönheit“ bei ein paar Ellbogen hervorhob, die mehr von dem Waschtroge als von der „Toilette der Venus“ an sich hätten. Herr Shields brachte es fertig, ohne gegen die guten Sitten zu verstoßen, mir klar zu machen, daß er Madox Brown für einen großen Maler und mich für einen großen Dummkopf halte. Damals achtete ich diese beiden Ueberzeugungen, und jetzt teile ich sie. Nur führe ich als Milderungsgrund für meine Torheit an, daß ich mich derart gewöhnt hatte, als ausgemacht anzunehmen, jeder englische Maler ziele auf die sexuelle Verschönerung und sittliche Idealisierung des Lebens, zu etwas dem Leben möglichst Unähnlichem hin, daß es mir zuerst gar nicht in den Sinn kam, ein Maler könne eine unschöne Frau aus irgend einem andern Grunde zeichnen, als weil er nicht imstande sei, eine hübsche zu zeichnen.

Nun wende man sich Watts zu, und sofort befindet man sich in einer visionären Welt, in der das Leben in Nebel zerfließt und die Vorstellungen von Adel und Schönheit, mit denen wir das Leben schmücken, Gestalt annehmen und sichtbar werden. Die Galerie ist eine einzige große Verklärung: Leben, Tod, Liebe und Menschheit sind nicht mehr sie selbst: sie sind veredelt, geadelt, verschönt, sogar die Draperien sind entweder sich kräuselnde Seen von Farbenharmonien oder prächtige Banner, wie der fliegende Mantel von Tizians Bacchus in der „National Gallery“. Vorzugeben, daß die Welt so sei, heißt, das himmlische Leben leben. Es heißt, die ganze Welt verlieren und seine eigene Seele gewinnen. Solange wir nicht soweit sind, zu erkennen, was für ein erstaunlich schlechter Handel das ist, könnten wir an der Zulänglichkeit der Kunst Watts' nicht zweifeln, immer vorausgesetzt, daß unsere Augen scharf genug sind, um ihre Linien und Farbensprache zu verstehen.

Wer nun meinen eselhaften Heldentaten als Kritiker — bei der im Zusammenhang mit Herrn Shields erwähnten Gelegenheit — nacheifern will, kann nichts Besseres tun, als jeden Maler auf die Annahme hin kritisieren, daß die Kunst des andern die richtige Kunst sei. Das wird auf dem kürzesten Wege zu dem Schluße führen, daß entweder Watts' großes Bild des Kutschers und seiner Pferde das einzige große Werk sei, das er je geschaffen hat, oder daß es in Madox Browns Werk nichts Bleibendes gebe, abgesehen von der Stickerei und den Möbeln, einigen Stellen Freiluftmalerei und technischen Kunststückchen, wie seiner Kombination der Virtuositäten der Porträtstile Holbeins, Antonio Moros und Rembrandts in dem imaginären Porträt Shakespeares. In welchem Falle ich den Betrachtern nur soviel Verstand wünsche, um zu erkennen, daß diese Schlußfolgerung nicht ein Beweis für die Wertlosigkeit Watts' oder Madox Browns ist, sondern eine reductio ad absurdum der eigenen kritischen Methode.

Nun höre ich die Frage: was hat das alles mit dem Drama zu schaffen, von dem Sie sprechen wollten? Selbst wenn es nichts damit zu schaffen hätte, lieber Leser, wäre die Frage nur ein armseliger Lohn für die Mühe, die ich mir gebe, um deinen Geist zu veredeln Aber lassen wir das! Ist dir nie die Aehnlichkeit zwischen den bekannten Paroxysmen der Ibsen-Feindschaft und der Schmähung, dem Hohn, dem ärgerlichen Widerwillen, dem unüberwindlichen Mißverständnisse aufgefallen, die Madox Brown hervorrief? Fällt dir nicht ein, daß dieselbe Wirkung von derselben Ursache erzeugt worden ist, daß Ibsen nicht Jugend, Schönheit, Sittlichkeit, vornehme Lebensart und Schicklichkeit, wie sie von Herrn Smith aus Brixton und Bayswater verstanden werden, sondern das wirkliche

Google

Leben, so wie es ist, zu seinem Thema erwählt hatte, ohne mehr Rücksicht auf die Träume und Prahlereien des armen Smith zu nehmen, als das Wetter auf seinen glänzenden Zylinderhut nimmt, wenn er seinen Regenschirm zu Hause läßt? Hast du vergessen, daß Ibsen einst ein Idealist wie Watts gewesen ist, und daß du „Die Kronprätendenten“ oder „Brand“ oder „Kaiser und Galiläer“ in der New Gallery, ebenso getrost lesen wie du Madox Browns „Parisina“ oder „Harolds Tod“ in die Diploma Gallery der Royal Academy hängen kannst? Oder hast du nicht bemerkt, wie die Idealisten, die voller Abscheu gegen Ibsens realistische Dramen sind, erklären, daß seine idealistischen Werke schön seien, und daß der Mann, der Solveig, die Süße, entwarf, niemals bis zu Hedda Gabler herabgestiegen wäre, wenn seine geistigen Kräfte nicht nachgelassen hätten?

Ich hatte die Absicht, diese Sache viel weiter zu verfolgen, aber ich bin gehemmt, teils durch Mangel an Zeit, teils weil ich es einfach nicht wage, auf Leighton überzugehen und seinen Fall auf das Theater anzuwenden. Madox Brown war ein Mann; Watts ist wenigstens ein Künstler und Dichter; Leighton war nur ein Gentleman. Ich zweifle, ob es sich jemals gelohnt hat, ein „Gentleman“ zu sein, selbst bevor das die Lieblingsmethode der untern Mittelklasse geworden war; aber heute wird sie zum Glück unter fähigen Leuten nicht länger geduldet, ausgenommen von ein paar alten Anhängern Palmerstones, die sie nicht zu ernst nehmen. Und dennoch kann man die jüngeren Schauspieler und Direktoren nicht davon heilen. Sir Henry Irving stand als Künstler und Idealist auf dem Niveau des Watts, von Ibsen und der Wirklichkeit durch die beklagenswerten Beschränkungen seines Standes abgeschnitten, aber er ist wenigstens kein Snob gewesen; und nur auf öffentlichem Grund und Boden und auf sein eigenes bestimmtes Verlangen hin, das kein bloßer Gentleman zu stellen gewagt haben würde, um nicht den Hof zu beleidigen und sich selbst lächerlich zu machen, ist er „Sir“ geworden. Aber die anderen, die Anwartschaft auf das Rittertum erheben! — Nun, ich will nicht auf ihre Kosten zu hochmütig sein! Wenn sie Anhänger Leightons sind, könnten sie leicht Schlimmeres sein. Es gibt weniger schöne Dinge in der Welt als jene Bildersammlung in der „Academy“ mit ihren führenden Männern, die alle Gentlemen sind, ihren erlesenen Damen, deren Libertyseidenkleider ohne eine Spur von Derbheit in ihrem Herabwallen die unter ihnen verborgenen, schön gerundeten Formen nachzeichnen, und dem vornehmen Entschluße dieser Herrschaften, das Sanfte und das Rohe, Mayfair ohne Hoxton, Melbury Road ohne Saffron Hill gelten zu lassen. Das ist alles sehr hübsch, meine Damen und Herren, aber viel zu negativ für ein Prinzip der dramatischen Kunst. Unterdrücken statt auszudrücken, ausweichen statt besiegen, ignorieren statt heilen: alles dieses endet auf der Bühne damit, daß man einen Mann in einen Stock verwandelt, um nur ja nicht das Kunstwerk seines Schneiders zu zerknittern, und eine Frau in die Auslagepuppe eines Friseurs, aus Furcht, sie könnte zu komödiantinnenhaft erscheinen, um zu einem eleganten Gartenfeste eingeladen zu werden.

(Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Google

Auguſte Rodin als Zeichner.

Von Rainer Maria Rilke.

Wie in einem Märchen das Uebergroße, wenn es einmal bewältigt iſt, ſich klein macht für ſeinen Ueberwinder, um ihm ganz zu gehören, ſo hat der Meiſter den von ſeinen Dingen gewonnenen Raum wirklich in Beſitz nehmen dürfen als ſein Eigentum. Denn er iſt ganz, mit aller Unermeßlichkeit, in den ſeltſamen Blättern, von denen man immer wieder meinen möchte, daß ſie das Aeußerſte dieſes Werkes ſind. Dieſe Zeichnungen aus den letzten zehn Jahren ſind nicht, wofür manche ſie nehmen wollten, raſche Anmerkungen, Vorbereitendes, Vorläufiges; ſie enthalten das Endgültigſte einer langen ununterbrochenen Erfahrung. Und ſie enthalten es, wie durch ein fortwährendes Wunder, in einem Nichts, in einem raſchen Umriß, in einem atemlos der Natur abgenommenen Kontur, in dem Kontur eines Konturs, den ſie ſelber abgelegt zu haben ſcheint, weil er ihr zu zart und zu koſtbar war. Niemals ſind Linien, auch in den ſeltenſten japaniſchen Blättern nicht, von ſolcher Ausdrucksfähigkeit geweſen und zugleich ſo abſichtslos. Denn hier iſt nichts Dargeſtelltes, nichts Gemeintes, keine Spur von einem Namen. Und doch, was iſt hier nicht? Welches Halten oder Loslaſſen oder Nicht-mehr-Haltenkönnen, welches Neigen und Strecken und Zuſammenziehen, welches Fallen oder Fliegen ſah oder ahnte man je, das hier nicht wieder vorkommt? Und wenn es irgendwo vorkam, ſo verlor man es: denn es war ſo flüchtig und fein, ſo wenig für einen beſtimmt, daß man nicht fähig war, ihm einen Sinn zu geben. Jetzt erſt, da man es unvermutet in dieſen Blättern wiederſieht, weiß man ſeine Bedeutung: das Aeußerſte von Lieben und Leiden und Troſtlos- und Seligſein geht von ihnen aus, man begreift nicht warum. Da ſind Geſtalten, die aufſteigen, und dieſes Aufſteigen iſt ſo hinreißend, wie nur ein Morgen es ſein kann, wenn die Sonne ihn auseinanderdrängt. Und da ſind leichte, ſich raſch entfernende Geſtalten, die, indem ſie fortgehen, einen mit Beſtürzung erfüllen, als könnte man ſie nicht entbehren. Da ſind Liegende, um die herum Schlaf entſteht, und geballte Träume; und Träge, ganz ſchwer von Trägheit, die warten; und Laſterhafte, die nicht mehr warten wollen. Und man ſieht ihr Laſter, und es iſt wie das Wachſen einer Pflanze, die im Wahnſinn wächſt, weil ſie nicht anders kann; man begreift, wieviel vom Neigen einer Blume auch noch in dieſer ſich neigenden iſt, und daß alles das Welt iſt, auch noch dieſe Figur, die, wie ein Sternbild im Tierkreis, für immer entrückt iſt und feſtgehalten in ihrer leidenſchaftlichen Vereinſamung.

Wenn aber eine von den bewegten Geſtalten unter ein wenig grüner Farbe ſichtbar wird, ſo iſt es das Meer oder der Meeresgrund, und ſie rührt ſich anders, mühſamer, unter dem Waſſer; und es genügt ein Wink mit Blau hinter einer fallenden Figur, ſo ſtürzt ſich der Raum auf allen Seiten in das Blatt hinein und umgibt ſie mit ſoviel Nichts, daß einen der Schwindel nimmt, und man unwillkürlich nach der Hand des Meiſters greift, die, mit einer zärtlich gebenden Wendung, die Zeichnung hinhält.

Go gle

Rundschau

Die nationale Reform. Wie steht es um Deutschlands finanzielle Kriegsbereitschaft? Auf dem dritten Deutschen Bankiertage in Hamburg hat Herr Max Warburg in einem ausgezeichneten Referat diese Frage zu beantworten versucht und konstatiert, daß es spottschlecht um unsere finanzielle Schlagkraft stehe. Und zwar deshalb, weil das Börsengesetz die deutschen Börsen zu sehr geschwächt habe, als daß sie einer so schweren Aufgabe, wie es die Kapitalbeschaffung im Kriege ist, noch gewachsen sein könnten. Es fehle heute eine starke Spekulation, und es fehle deshalb auch die Möglichkeit, sich an ausländischen Anleihen so zu beteiligen, wie es gerade für den Fall ernster politischer oder wirtschaftlicher Krisen erwünscht sei. Daß ausländische Effekten eine wichtige Reserve für den Kriegsfall bilden, das wird von vielen Volkswirtschaftlern als eine feststehende Tatsache angesehen. Der Nationalbesitz an fremden Schuldverschreibungen gilt ihnen ebensoviel und mehr als der Besitz der Reichsbank und der großen Privatbanken an Devisen und sonstigen Goldforderungen an das Ausland. Nun schätzt man den deutschen Besitz an solchen jederzeit zu liquidierenden Auslandsforderungen auf rund 15 Milliarden Mark. Und da man die Kosten des nächsten Krieges, den Deutschland etwa zu führen gezwungen sein sollte, auf ca. 7 Milliarden pro Jahr berechnet, so ständen uns nicht nur ohne weiteres die Mittel für eine mehr als zweijährige Kriegsdauer zur Verfügung, sondern es wäre sogar das Ausland selbst, das uns die Gelder liefern würde. Natürlich unfreiwillig. Wir brauchten nur unseren Besitz an fremden Effekten in London, Paris oder New York zu verkaufen und uns den Gegenwert remittieren zu lassen.

Das klingt wunderhübsch. In Friedenszeiten sind die 15 Milliarden fremder Anleihen eine reichlich fließende Zinsquelle, aus der wir jahraus, jahrein rund 750 Millionen Einkommen beziehen. Und im Kriege sind sie ein leicht realisierbares Aktivum. Man wirft dann die fremden Effekten aus dem Lande und ersetzt sie durch deutsche Anleihen. Nur schade, daß die Sache einen kleinen Haken hat, der gewöhnlich übersehen wird: die fremden Anleihen sind kein Nationaleigentum. Nicht Deutschland, nicht die verbündeten Regierungen besitzen die 15 Milliarden, sondern Tausende und aber Tausende privater Eigentümer. Das ist aber ein wesentlicher Unterschied. Mit den Mitteln des Reiches und den dem Zugriff der Regierung ausgesetzten Fonds der Reichsbank wird man im Kriegsfalle allerdings so verfahren können, wie es die nationale Wohlfahrt gebietet. So wird z. B. die Reichsbank den Kriegsschatz mit ihren Noten füllen müssen, zunächst unter Respektierung der Währungs-Grundlagen, im Fall der Not aber auch ohne Rücksicht auf diese. Da wird sich der Goldschatz der Bank ebenso wie ihr Devisen-Portefeuille als wertvolle Reserve erweisen. Aber die fremden Effekten im Privatbesitz? Ueber sie kann die Regierung nicht verfügen, und es steht ihr kein Mittel zu Gebote, um auch diese Reserve flüssig zu machen. Ob diese Forderungen an das Ausland zu Gelde gemacht und durch deutsche Kriegsanleihen ersetzt werden oder nicht, darüber entscheidet der freie Wille jedes einzelnen Besitzers. Tatsache ist aber, daß sich hier Einzelinteresse und Staatsinteresse durchaus nicht decken. Und es geschieht denn auch fast immer das Gegenteil dessen, was theoretisch richtig und staatserhaltend ist. Der Bürger denkt gar nicht daran, seinen Besitz an Auslandsanleihen fortzugeben. Weshalb sollte er auch? Schon zu einer Zeit, wo Deutschland sich tiefsten Friedens und gesunder Finanzen erfreute, sind ihm die Anleihen Oesterreichs, Rußlands, Argentiniens lieber als preußische Konsols gewesen. Glaubt man wirklich, daß seine Vorliebe sich nun gerade in dem Moment auf die Seite der inländischen Anleihen schlagen wird, wo Deutschland sich allen Wechselfällen eines Krieges aussetzt, der zunächst einmal doch sicherlich die Reichsfinanzen in heillose Verwirrung bringt?

Die Erfahrung lehrt, daß das Gegenteil der Fall zu sein pflegt. Bei Ausbruch eines Krieges beeilt sich selbst der glühendste Patriot nicht, seine ausländischen Effekten in deutsche Anleihen umzutauschen. Wohl aber bringen Tausende von Privatleuten einen Teil ihrer inländischen Effekten zum Verkauf, um sich einen Posten englischer Konsols oder französischer Rente oder amerikanischer Staatsbonds beizulegen; für alle Fälle. Die Neigung, sich in Zeiten der Gefahr zum mindesten für einen Teil seines Vermögens außer Landes zu versichern, ist eine so natürliche Folge des menschlichen Egoismus, daß nur sehr schlechte Menschenkenner sie ignorieren werden. Nun wird diese Neigung allerdings auf die verschiedenste Weise beeinflußt. Auf der einen Seite zwingt die Knappheit des Geldes — eine Folge der Inanspruchnahme aller Bankmittel durch das Reich — sowohl Banken wie Private zur Veräußerung ihrer Effektenbestände; und das rapide Fallen der deutschen Werte führt große Verkäufe auch in fremden Anleihen herbei, an denen der Besitzer weniger verliert

Google

als an den deutschen. Auf der anderen Seite sucht das Reich durch Steigerung des Zinsfußes seiner Kriegsanleihen Käufer für diese heranzuziehen. Aber das alles wird doch nur dann zu einem Abfluß der fremden Effekten führen und Gelder für die eigenen Kriegsbedürfnisse freimachen, wenn der Krieg von vornherein eine günstige Wendung nimmt. Für diesen Fall aber braucht man in Friedenszeiten nicht vorzusorgen. Ein siegreicher Staat findet in der ganzen Welt Kredit; und es gibt, selbst wenn auf Paris und London aus naheliegenden Gründen nicht zu zählen sein sollte, nochimmer neutrale Märkte genug für deutsche Anleihen. Vorsorge muß vielmehr für den Fall eines unglücklichen oder zweifelhaften Kriegsbeginns getroffen werden. Und für diesen Fall stellt der deutsche Besitz an fremden Anleihen keine Reserve, sondern einen Abzugskanal vor. Je mehr man den deutschen Kapitalisten in ruhigen Zeiten an den Kauf fremder Wertpapiere gewöhnt haben wird, um so leichter wird er sich dazu entschließen, die ihm so oft gepredigte „Internationalität des Kapitals" auch in kritischer Zeit, gerade in kritischer Zeit praktisch anzuwenden.

Gründe anderer Art, z. B. die Aufbesserung der Zahlungsbilanz, die Anknüpfung von Handelsbeziehungen usw., mögen für die Nützlichkeit der Anlage deutschen Kapitals in fremden Effekten sprechen; dieser Teil der Frage interessiert mich hier nicht und bleibe auf sich beruhen. Aber die Eigenschaft einer „nationalen Reserve" kann man dem fremden Wertpapier unmöglich zubilligen. In ihm zieht sich vielmehr jeder Staat, der seine Verbreitung aus sonst vielleicht sehr stichhaltigen Gründen fördert, einen mächtigen Konkurrenten für die Zeit der Krisis groß. Er gewöhnt das Publikum an einen Zins, der, indem er die landesübliche Rente übersteigt, den Staat selbst zwingt, in ernsten Zeiten über den Zins der Exoten noch hinauszugehen, um das Kapital von jenen ab- und zu sich hinzuziehen. Schon in Friedenszeiten ist die rentenverteuernde Wirkung der exotischen Werte deutlich zu spüren. Deutschland würde heute trotz aller Geldnot kaum zum vierprozentigen Zinstypus zurückzukehren brauchen, wenn nicht das Kapital sich nach und nach an die fünf Prozent der chinesischen, argentinischen und chilenischen Anleihen gewöhnt hätte und anspruchsvoller geworden wäre. Die bessere Fundierung und der größere Kredit des Deutschen Reiches bewirken heute noch, daß wir unsere Anleihen immerhin um ein volles Prozent vorteilhafter abschließen können. Im Kriegsfalle aber schwindet der Qualitäts-Unterschied. Die Anleihe eines zweitklassigen, aber friedfertigen Staates gewinnt dann an Beliebtheit gegenüber dem in Krieg verwickelten Reiche erster Klasse. Und Deutschland muß dann zu fünf- und sechsprozentigen Anleihen greifen, um die Konkurrenz von Anleihen zu besiegen, die an innerem Werte selbst hinter einer deutschen Kriegsanleihe unendlich weit zurückstehen.

Und selbst zu hohem Zinse wird es dem Deutschen Reiche im Kriegsfalle schwer werden, seine Anleihen unterzubringen, aus einem Grunde, der freilich weniger mit der Konkurrenz der fremden Anleihen als mit der deutschen Börsengesetzgebung zu tun hat. Eine Kriegsanleihe kann niemals auf den Spartrieb der Bevölkerung rechnen; sie muß sich immer mehr an die spekulativen Instinkte wenden. Auf Kriegsanleihen zeichnen alter Erfahrung gemäß wenig Patrioten und wenig Kapitalisten, aber sehr viel Spekulanten. Ein gewisses ethisches Naserümpfen mag es ja verdienen, daß auch Sieg und Niederlage des Vaterlandes zum Gegenstande spekulativer Berechnungen gemacht werden. Aber es ist nun einmal so; eine weise Regierung wird sich das zunutze machen und die Gewinnsucht ihren Anleihezwecken dienstbar machen. Wie hätte wohl Frankreich in den Jahren 1871—1874 seine Milliarden-Anleihen unterbringen sollen, wenn nicht eine große und potente Spekulation vorhanden gewesen wäre, die damals schon die bessere Zukunft eskomptierte, die Anleihen wagemutig übernahm und sie nach Jahren mit Gewinn an das große Publikum weitergab. In Deutschland hat das Börsengesetz die Spekulation totgeschlagen, und man muß sich wirklich fragen, woher hier in ernsten Tagen die Nachfrage nach deutschen Anleihen kommen soll. Denn, um mit Rießer zu sprechen: Früher hatten wir eine Börse ohne Börsengesetz; jetzt haben wir ein Börsengesetz ohne Börse. Freilich gibt es noch eine internationale Spekulation, aber ein großer Teil von ihr ist in einem künftigen Kriege möglicherweise aus nationalen Gründen ausgeschaltet. Deshalb ist es hohe Zeit, daß sich in Deutschland wieder starke Börsen mit einer potenten Spekulation — im guten, volkswirtschaftlichen Sinne des Wortes — bilden. Sie sind für den Kriegsfall die wahre nationale Reserve. Alfred Lansburgh.

Theater.

Deutsches Theater: Prinz Friedrich von Homburg. Es findet sich in der achten Szene des zweiten Aktes eine Stelle von unvergleichlich wortkarger Bedeutsamkeit. Sie scheint mir den verborgenen Angelpunkt der sprachlichen und der menschlichen Kräfte, deren gesetzmäßige Bewegung die höchste Schönheit dieses Werkes ausmacht, blitzend stark und jäh zu bestrahlen. Im Spiel der Bühne mag sie überhört werden; sie hat keine Funktion im Betrieb des äußeren

Go gle

Geschehens, und es ist gerade viel Lärm an prasselndem Geschütz und Schluchzen der Weiber ringsum. Aber im Lesen, wenn alle Stimmen der Dichtung so wunderbar lautlos reden, schrickt man an dieser Stelle zusammen und verhält den Atem für den Augenblick, den man braucht, um ein unnennbar schwebendes Gefühl durch den Gedanken fester an sich zu ziehen; und atmet dann voll und herzlich wieder auf. Es ist die Stelle unmittelbar nach dem Bericht von Frobens heldischer Opferung. Zum Preise des Getreuen werden die Worte gesagt: „Der wackre Froben! Der Vortreffliche!“ Dann, als müßte sich die sichtbare Rührung auch hier noch schamhaft entschuldigen: „Ein Schlechterer wäre noch der Tränen wert!“ Und nun der Prinz, in bedeutendster Kürze und ohne Uebergang: „Genug! Zur Sache jetzt. Wo ist der Kurfürst?“ Damit verstummt jene Rührung ganz, und die große Selbstverständlichkeit solches soldatischen Todes enthüllt sich lautlos. Von Froben ist in allem weiteren keine Erwähnung mehr.

Ich weiß nicht, ob die Macht dieser ausgesparten Beredtsamkeit, ob diese Kunst befehlshaberisch gedrängter Worte gerade hier ein jedes Gefühl so unwiderstehlich bezwingt wie das meine. Ich sehe hier ein wirkendes Geheimnis dieser Dichtung in aller Keuschheit entblößt. Ich möchte es taufen: die Poesie der deutschen Sachlichkeit. Ihr oberster Satz lautet: Darin besteht die dauernde Schönheit des Lebens, daß jeder Mensch und jedes Ding, an seinen rechten Platz gebracht, nach seiner Bestimmung wirkt und waltet. So lebte, so starb der wackre Froben, der Vortreffliche. Die Größe und den Wert dieses Lebens, dieses Strebens auszusagen, genügt fast der knappste Bericht. Und dann: Genug! Zur Sache jetzt . . .

Die „geniale Kühnheit“ solcher Abstiege aus den Höhen des Gefühls ins unbedingt Sachliche hat in diesem Maße nur noch Shakespeare. Hier, in der naiv rücksichtslosen Treue zum Gegenstand, wurzelt der auffallend Shakespearesche Zug Kleists, die ruhmvolle Aehnlichkeit, die vor allen anderen deutschen Dramatikern ihn mit ihrer intensiven Glorie verklärt. Auch Hebbel ist ohne Rücksicht und der Sache treu; aber seine Sachlichkeit geht mit ingrimmiger Verachtung an allem Diesseitigen vorüber. Erst drüben, in der Ewigkeit, fangen ihre Werte zu gelten an. Die großen richtenden Gedanken sind ihm das einzig Gegenständliche. (Weshalb er besonders von den feinen jüdischen Köpfen so innig geliebt und verstanden wird.) Der Sinn der Welt besteht ihm darin, daß jeder Mensch und jedes Ding, und sei es auch durch die grausamste Vernichtung, gezwungen wird, nach der Bestimmung jener richtenden Gedanken zu wirken und zu walten. Wo Kleist sagt: es ist, sagt Hebbel: es muß! Sein Realismus ist kategorisch. Darum wird in seiner Schöpfung auch jeder kleine Spalt zwischen dem weltlichen Sein und den ewigen Imperativen so gespenstischer Schauer voll, reißt sich unheimlich selbsttätig immer weiter und fürchterlicher auf und schlingt zuletzt alles Lebendige in sich hinab, zur höheren Verdeutlichung und Verherrlichung des Gedankens, der großartig, aber erdenfern über dem Abgrund schwebt. Bei Kleist aber quillt noch aus den Rissen und Brüchen, die sich zwischen der sachlichen Bestimmung und der persönlichen Führung eines Menschenlebens auftun, so frische, liebliche, so diesseitige Lebendigkeit, daß alles Dasein in jedem Moment sich froh bestätigt fühlt. Auch in seine Klüfte und Geheimnisse lächelt er noch hinein. Mit einem männlich wissenden Lächeln freilich, nicht mit einem kindisch zuckernen. Und aus diesem großen Lächeln, das nichts als beglückte Treue zur Sache ist, kommt auch die herbsüße Saftigkeit, der reife, sättigende Fruchtgeschmack in aller seiner Schöpfung. Daher auch, bei aller Rücksichtslosigkeit, die anmutige Teilnahme, die jedem gern das volle Recht auf sein besonderes Wesen läßt, diese liebenswerte Liebe zu seinen Menschen. Wohin er blickt, und sei es noch so ernst, da ist freudig genußreiche Gestaltung und Entfaltung, da ist für menschliche Herzen gut sein. Möchte einer Rhodope zur Frau, Herodes zum Freund, Holofernes zum Beschützer haben? Aber wer wünschte nicht, jedem einzelnen aus diesem „Prinz Friedrich von Homburg“ erfreut die Hände zu schütteln, wärmstens nahe zu kommen, persönlich verbunden zu sein! Das ist die große, grundtreue Sachlichkeit, die sich im Menschlichen so menschlich anläßt. Und was von ihrem Wesen etwa abweicht, erscheint ihr demgemäß nur als wunderlicher Irrtum, seltsame Ausgeburt des Geistes, womit sich lächelnd oder lehrend spielen läßt, ganz leicht und wie die kühne Phantasie verlangt. So ist auch seine Romantik nur eine gegensätzliche Bekräftigung dieser unbedingten Liebe zum Gegenstand. Wie nennt er das nachtwandlerische Träumen des Prinzen: „Nichts weiter . . . als eine bloße Unart seines Geistes.“ Man wäge dieses Wort. Und man wird sich bald aus der zwielichtig zitternden Dämmerung vermeintlicher Seelenrätsel entlassen sehen in dieser Dichtung taghelle Schönheit, die den starken Quell ihres Lichtes urplötzlich und ungewollt in jenem denkwürdigen Rufe offenbart: „Zur Sache jetzt!“

Zur Sache! Dieses Leitwort für den sprachlichen und stofflichen Aufbau des Werkes muß auch der Bühne auf das kräftigste gelten. Im Deutschen Theater wurde es wohl beachtet. Prospekte und Maschinen verhielten sich erfreulich bescheiden. Nicht etwa in respektloser Verachtung des Dekorativen und noch weniger in reumütig

Google

abstrakter Stilisierung. Sondern aus reiner, schöner Sachlichkeit. Das Tor eines Schlosses, das Schiff einer Kirche, waldiges Hügelgelände, Gemächer, ein Gefängnis: Alles das war in einfachen kräftigen Formen ausgedrückt, auf die Bestimmung der Szene konzentriert, in knappen, einleuchtenden Zeichen verständlich gemacht. Es schien mir zu dem wortkargen, streng zum Gegenstand gewendeten Geist des Stückes sehr glücklich zu stimmen, daß fast überall eine Linie von Bedeutung betont war, die den Sinn der Szenerie besonders anzuzeigen hatte; der große hochgeschwungene Bogen des Tores, das umschließende Viereck der Zimmer, nur wenig durch die Profile der Möbelstücke gebrochen und gestört, und in der Landschaft die Kammlinie der Hügelkette, die sich markant in einen hellen blassen Himmel einzeichnete. Es gibt kaum eine so sichere, beruhigende Stütze für das Auge als solche markanten, das Wesen des Objektes knapp hinzeichnenden Linien; das rechte Verhältnis des Beschauers zur Sache ist unmittelbar und dauernd hergestellt. Das Spiel selbst, klar und verständig und gleichfalls in großen, einfachen Linien geführt, holte aus dem menschlichen Material, was dieses an hoher Kunst nur hergeben wollte. Der stärkste Ton lag auf dem rein militärischen des Stückes; die nur soldatischen Szenen, der Morgen der Schlacht und dann der Bittgang der Offiziere, hatten die mächtigste oder wenigstens die lauteste, sinnlich ergreifendste Wirkung. Ob dies die Absicht war oder nicht, ist natürlich von hier aus keineswegs zu entscheiden. Da aber dies die Punkte sind, an denen des Prinzen Schicksal sichtbarlich verstrickt und wieder sichtbarlich entwirrt wird — das Endchen Oper, das sich zum Schluß anhängt, ist ja nur ein liebenswürdiges Verklingen —, so fügte es sich ganz ausgezeichnet. Das Wesentliche des Dramas ist so mit besonderer Betonung beruflich eingerahmt als die Darstellung eines ungewöhnlichen und Ungewöhnliches bedeutenden Soldatenschicksals. Dazwischen seine psychische Verknotung: das jähe Umschlagen aller seelischen Kräfte in den schauerlich tiefen Verfall und wieder ihre Aufrichtung und Gesundung aus sich selbst.

Das war in ein paar Szenen von fein abgemessenem Ton sorgfältigst aufgebaut. Die Szenen der Todesfurcht eilig hingejagt, jäh, stoßweise, mit einem Zug ins gespenstisch Unwirkliche: flüchtiges Wort und mattes Licht. Das Folgende aber immer heller und bestimmter, ruhiger in der Geste und voller im Ausdruck, bis zu der schönen Mannhaftigkeit der einen großen Bewegung, mit der der Bescheid an den Kurfürsten dem Boten dargereicht wird. Mir gefiel es auch, daß auf die allererste Szene kein besonders mondscheinhaltiges Märchenlicht fiel — weder vom Beleuchter noch von den Sprechenden her. Hier soll doch, nach dem Sinn des Stückes, nicht etwa irgend ein unbegreiflich süßer Zauber aufgetan, sondern nur eine Unart des Geistes sehr sachlich angezeigt werden. So war fast jede Szene nach ihrem rechten Wert und ihrer Bedeutung in die große klare Linie des Dramas eingefügt. Bis auf die eine vielleicht, in der die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten gebracht wird. Da war ein störendes Zuviel an Geschrei, an fassungslosem, überlautem Gefühl, an wilden Gebärden, die sich nicht genug tun konnten. Nicht anders, als müßte gerade hier der Kern des Stückes gewaltsam geoffenbart werden; und es ist doch im Gegenteil nur ein nebensächlicher Uebergang, eine szenische Hilfe, zur Bestätigung von Homburgs und Nataliens Gefühlen vor allem. So hoch und hohl im Ton, wie die Szene gegeben wurde, erinnerte sie mich peinlich an das, was der Berliner, wenn er sehr arrogant wird, in seiner göttlichen Ahnungslosigkeit „Burgtheater“ zu schimpfen pflegt. (Wobei ich, höflich und gerecht, die Gelegenheit zu einem Vergleich dieser Aufführung mit der des Burgtheaters gänzlich fallen lasse.)

Von den Leistungen der Schauspieler erscheint mir die Friedrich Kayßlers als die weitaus bedeutendste. Trotz allem. Mag seiner Kehle auch der helle Ton, mag seinem Gesicht der liebe, kecke Zug fehlen, der diesen Prinzen prinzlicher, diesen Jüngling knäbischer gemacht hätte. Er gab von Anfang an den Mann. Den Mann natürlich, den er in sich hat, den herben, strengen, innerlich schönen, Reinheit atmenden Mann. Und mußte darum in den Szenen, wo dieser unmöglich war, in Traum und Halbtraum, einen ganz fremden Ton in den Mund nehmen, die Stimme gegen ihre Natur in die Höhe ziehen, sie weicher und süßer machen, als sie ist. Das Zurückfinden in seine Echtheit mag dann nicht immer leicht und ohne Gewalt gewesen sein. Aus diesem Zwiespalt, für den sich nun einmal in seinen Mitteln und in seinem Wesen keine rechte Brücke findet, führe ich die Ungleichheiten seiner Gestaltung des Homburg her und die unfrohen Schatten, die manchmal allzu schwer auf ihr lasten. Das sind aber einzelne Stellen, einzelne Züge, einzelne Töne. Und hinter diesen Zufälligkeiten richtet sich der Held auf, wie Kleist ihn doch gewollt hat, einfach, gerade, sachlich, in einer großartig strengen Reinheit, die schließlich noch alle Tüchtigkeit, Klugheit und Kraft der anderen künstlerisch weit überstrahlt.

Willi Handl.

Glossen zur pädagogischen Sittenlehre. Drei Dinge wollen mir nicht aus dem Kopf. Sie gehören zusammen wie die Kinder einer Mutter, denn sie sind derselben Wurzel entschossen. Das eine ist die Schülerselbstmordstatistik, die kürzlich Geheimrat Eulenburg veröffentlicht hat.

Google

Das zweite ist Wedekinds „Frühlings Erwachen". Das dritte der sexual-pädagogische Kongreß der D. G. B. G.

So und so viel halbwüchsige Menschen, Schüler höherer Lehranstalten usw. bringen sich um. Der mechanische Schulbetrieb Preußen-Deutschlands wird ihnen zum Verhängnis. Der schafft ein Pensum, aber keinen Charakter. Er nimmt keine Rücksicht auf Individualität und Anlage, er drillt Bataillone, aber erzieht keine Menschen. Wer es nicht mitmachen kann oder will, den bringt's zur Verzweiflung, oder es zerbricht ihn. Alt, flügellahm vor der Zeit, Bankrotteure des Lebens, bevor sie es lebten.

Das ist die eine Seite der Sache. Die andere sind die Kinderselbstmorde aus Leidenschaft, aus unverstandenen Trieben, aus Scham und Abscheu vor sich selbst und seiner vorgeblichen Sündhaftigkeit.

Es ist etwas Furchtbares um die Verzweiflung eines Kindes.

Wir andern, wir zweifeln auch und wir verzweifeln. Aber wenn wir Menschen sind, dann ging dem ein Aufstieg vorauf, eine Umschau, ein Kampf und eine Erkenntnis. Wir haben gewagt und wir haben gewogen.

Ein Kind aber! Märchen, Träume, Sehnsüchte und Erwartungen. Lauter Absolutes. Keine Relativität. Phantastische, ins Riesenhafte gesteigerte Vorstellung von gut und böse.

Und in dies führerlose Chaos der Empfindungen mit einem Mal ein Dunkles, Unbegreifliches, nicht zu Bannendes und nicht zu Verstehendes: die ersten Flügelschläge des Eros.

Wer kann deuten, helfen, führen? Die Schule versagt. Gereinigte Klassikerausgaben und kastrierte Volkslieder, das hält sie bereit, und die Lehre von der Erbsünde obendrein.

Das Haus? Gewiß, so jedes erlaubte Maß von Dummheit überschreitend, wie die Mutter in der sogenannten Aufklärungsszene in Frühlings Erwachen, sind die meisten Mütter denn doch nicht. Aber sehr viele, traurig viele, sind noch viel liebloser und noch unpädagogischer. Sie schrecken den Frager. Sie weisen ihn brüsk zurück. Sie verbergen ihre Verlegenheit hinter einer verlogenen Moral.

Frank Wedekinds Stück ist in diesem Sinne eine Tat. Nicht daß seine früh- und überreifen Kindertypen als typische Vertreter heutiger Jugend zu werten seien, Gott sei Dank nein! So schlimm ist's denn doch noch nicht. Sie sind seltene Ausnahmen. Aber daß sie überhaupt sind, daß sie möglich und lebenswahr sind, ist ein Memento. Wie sie einem leid tut, diese freilich etwas karikiert naive Wendla. Vor allem aber dieser nach Charakter und Geistesanlage so prächtige Melchior. Hoffnungsvolle Menschentypen, zum Untergang verurteilt, weil die heuchlerische Verlogenheit und der Unverstand unserer Zeit es so will.

Seit Jahren lehren die Vorkämpfer der sexuellen Aufklärung, das heißt also der wahren Sittlichkeit, ein anderes. Sollen unsere Kinder rein bleiben und zur Lebensgesundheit und Schönheit heranreifen, dann fort mit jener Aftermoral, die das Natürliche sündhaft schilt, die die Erotik beschmutzt und herabzieht, statt sie zur Staffel des Aufstiegs zu den Höhen körperlicher, geistiger und sittlicher Schönheit zu machen.

Es ist das große Verdienst des Mannheimer Kongresses der D. G. B. G., das klar und unzweideutig, ehrlich und mutig von allen Seiten her dargetan zu haben. Und auch die Wege, auf denen man es ändern und bessern kann, wurden aufgezeigt und die Grundrisse entworfen, auf denen ein wohnlich Haus errichtet werden kann.

Die Regierungen hatten ihre Vertreter entsandt und ihre Sympathien aussprechen lassen. Die Herren hatten Gelegenheit, viel zu lernen, und hatten auch recht viel Veranlassung dazu. Einer der Herren meinte zwar, das preußische Unterrichtsministerium sei besser als sein Ruf. Man entgegnete ihm darauf: „Dann ist es hohe Zeit, daß es seinen Ruf verbessere." Der neue Herr in Preußen wird reichlich Gelegenheit haben, die Probe aufs Exempel zu machen.

Wir andern aber, wir Eltern, müssen auch das unsere tun.

Sein Kind vom Zweifel zu lösen, seinem Kind eine Höhe zu zeigen, ein Licht und ein Streben zu bringen, ein freudiges: Hinaus und Hinauf! Sagt mir, was königlicher und menschlicher sei als dies? Henriette Fürth.

An den Pyramiden—Omdurman—Casablanca. General Drude hat in seiner Rede am Grabe der beiden Opfer des 3. September — des Major Prévost und eines Fremden-Legionärs — betont, daß bereits 70 Franzosen (?) ihr Blut für diese Unternehmung dahingegeben — sans regrets!

Bismarck waren die Knochen eines pommerschen Grenadiers mehr wert.

1798 1898 1907! Genau dieselbe Kampfesweise, ob Mameluken, Mahdisten oder Mauren. Mit 5 Divisions-Karees avancierte Bonaparte, Artillerie in den Ecken, am 21. Juli 1798 bei Embabeh gegen 20 000 meist Mameluken unter Murad Bey und vernichtete sie in wenigen Stunden. Und 100 Jahre später (2. Sept. 1898) bei Omdurman — dem Schmutznest — war es Lord Kitchener, der — an Zahl geringer wie der Feind — halbkreisförmig am linken Nilufer aufgestellt, die in dichten Scharen angreifenden Gegner durch waffentechnische Ueberlegenheit in wenigen Stunden zusammenschoß.

Google

Heute — bei Casablanca werden „Rekognoszierungen“ gemacht. Zu welchem Zweck? Eine Rekognoszierung par force ist nur begründet, wenn die Erfahrungen, die dabei gewonnen, sofort ausgenutzt werden sollen, andernfalls ist es nutzloses Blutvergießen. General Drude hat vorläufig nichts zu tun, wie sein Lager, das Casablanca decken muß — durch technische Hilfsmittel uneinnehmbar zu gestalten. Ob dann zehn oder zwanzigtausend Marokkaner ihm gegenüberstehen, kann ihm gleichgültig sein. Fühlung am Gegner mit Aufklärungspatrouillen genügt vollkommen.

Schade um das Blut jedes Tapferen, das dort unnütz vergeudet wird.

„C'est amusant“, sagt Petit Journal; und „Tout va bien“, meint Clemenceau. C. v. Bredow.

Ein Wort nur für das Neue Schauspielhaus. Scribe, „Le Verre d'Eau“. In Versen übertragen von Max Grube.

Eigenartig dieser Einfall. Sowohl diese Versübertragung wie der Gedanke an sich, mit einem der (nach Hunderten zählenden) Stücke Scribes das Spieljahr zu eröffnen.

Scribe hat einmal erklärt, daß es nicht Aufgabe der Bühne sei, das Leben nachzuahmen. In den Arbeiten, die mir von ihm bekannt sind, hat er gegen dieses Verbot nie verstoßen. Nie hat er Menschen auf die Bühne gestellt, nie auch nur den Versuch gemacht, das Leben nachzuahmen. Diese Figuren haben dadurch, daß man sie in Verse steckte, nichts an Wahrscheinlichkeit gewonnen; sollten's auch wohl nicht. Vielmehr verzeiht man leichter der Dichtung, was auf Kosten der Wahrheit gesündigt wird. Deutlicher als die Prosa weist die gereimte Rede darauf hin, daß das Spiel unterhalten und belustigen soll, nicht aber mit zwingender Notwendigkeit ein Stück wahren Lebens schaffen will.

Dies ist der Wertmesser, mit dem man an Scribe im allgemeinen, speziell an diese Arbeit, des weiteren an Grubes Uebersetzung und schließlich an die Darbietungen des Neuen Schauspielhauses überhaupt herantreten muß.

Wer derartig resigniert den fünf Akten gegenübersaß und sich mit der Blutleere und Charakterlosigkeit der handelnden Personen abfand, dem bot das Spiel manches, was ihn erfreuen konnte.

Gewiß ist Grube kein Kainz und Charlotte Maren keine Agnes Sorma. Diesem Bollingbroke fehlt die sorglos heitere Beweglichkeit, fehlt der holde Leichtsinn, den Natur verleiht; seine Verschmitztheit birgt zu viel klugen Ernst, zu viel verständige Berechnung, als daß man ihm sein tolles Leben, seine schwindelhaften Schulden glauben kann.

Fräulein Maren gab der Königin kindliche Anmut. Und mehr: sie machte das unerträgliche Schwanken der Königin nicht nur erträglich, sie machte es glaubhaft. So war sie der einzige Mensch in diesem Lustspiel, obgleich gerade ihr der Dichter nur sehr wenig Menschliches mit auf den Weg gegeben hat. Und unbewußt deutet Fräulein Maren an (dies Unbewußte macht ihrer Künstlerschaft nur Ehre), wie leicht es war, die Gestalt dieses königlichen Kindes, das von den Intriguen ehrgeiziger Höflinge hin- und hergerissen wird, zu vertiefen. Wie wenig Liebe hat doch Scribe auf diese Königin verwandt, die nur dasteht (oder besser umfällt, denn dreimal wenigstens in jedem Akt ändert sie ihre Ueberzeugung — und das Lustspiel hat deren fünf), um den Dialog der Herzogin mit dem Lord zu ermöglichen.

Inniger und länger hat Scribe bei Abigail verweilt. Mashams Geliebte hat Leidenschaft und Humor; beides fehlte der Darstellerin, die zwar nichts verdarb, die aber am leichtesten zum Erfolge hätte beitragen können.

Selbst wenn Herr Hölbing als Masham weniger schlecht gewesen wäre, hätte man sich an seiner Stelle Harry Walden gewünscht. Schon weil's dann jeder nur natürlich fände (oder ist's nicht so?), daß bei seinem Anblick sämtliche Herzen lichterloh brannten. Die Leidenschaft für Herrn Hölbing indessen — pardon, ich meine natürlich Masham — wollte mir zum mindesten auf seiten der Frau Arnold und des Fräulein Maren nicht recht glaubwürdig erscheinen.

A. L.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feistl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlitek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Google

DER TANZ

von

OSKAR BIE



Ein stattlicher Band in gr. 8°. 21 Bogen Text mit 100 Bilderbeilagen und reichem Buchschmuck von Karl Walser in echt Pergament gebunden M. 25.—. Luxusausgabe auf Japanpapier in 30 numerierten Exemplaren gedruckt in echt Pergament gebunden M. 100.—

MARQUARDT & Co., BERLIN W. 50

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 16 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 27. September 1907

Die Abkehr der Gebildeten von der Politik.

Von Werner Sombart.

Das war es, wovon wir ausgegangen waren und wohin wir nunmehr (um diese „politischen" Betrachtungen einstweilen zu einer Art von Abschluß zu bringen) zurückkehren: Die Frage: wie erklärt es sich, daß heutigentags zumal in Deutschland sich gerade die Gebildeten immer mehr dem politischen Leben entfremden. Ich habe die Antwort zu geben versucht: weil die Politik reizlos, ja abstoßend geworden ist. Und habe diese Tatsachen nach bestem Wissen und Gewissen zu erklären versucht: erst mit dem Hinweis auf allgemeine Erscheinungen unserer Zeit: die Herausbildung eines ganz eigenartigen Kulturgeschmacks, dem das Politische an sich zuwider oder wertlos erscheint; die Verflachung und Verrohung der zum Inhalt eines Berufs gewordenen Politik, die es dem Mann von Geist und Feingefühl unendlich schwer machen, sich politisch zu betätigen. Und bin dann den Gründen nachgegangen, die speziell in Deutschland eine Anteilnahme am politischen Leben erschweren. Welches diese Gründe sind, muß ich nun aber erst im Zusammenhange darlegen, da ich einstweilen nur die politischen Zustände in Deutschland zu beschreiben versucht habe, ohne die Beziehungen zu der uns hier beschäftigenden Frage im einzelnen aufzuweisen.

(Dabei denke ich in erster Linie immer an die Politik in Reich und Staat: wie sich der einzelne zu dem politischen Leben in den Selbstverwaltungskörpern stellt, wird von der Eigenart der Lage abhängen. Hier ist ja die politische Betätigung oft noch die alte, urwüchsige, selbstverständliche Anteilnahme am öffentlichen Leben, wie sie alle früheren Zeiten charakterisiert hatte.)

Wollen wir uns klar darüber werden, welchen Sinn die praktische Beschäftigung mit politischen Problemen (also die aktive Teilnahme an der Politik) für einen Mann in Deutschland haben kann, so müssen wir von der feststehenden Tatsache ausgehen: daß der Gang der Politik in Deutschland in den nächsten Menschenaltern aller Voraussicht nach in den Grundzügen derselbe bleiben wird, der er heute ist. Das lehrt uns ja eben ein Einblick in die Bedingungen unseres öffentlichen Lebens, von denen jedermann weiß, daß sie in der Zukunft sich nicht ändern werden: der aus feudalen Wurzeln sproßende Herrscherstamm in Preußen-Deutschland; die eigentümliche wirtschaftliche Struktur ganz Ostdeutschlands; die konfessionelle Spaltung; die militaristische Tradition — all das bleibt und bestimmt für die Politik in Deutschland die Richtung. Dabei mag sich die „Industrie" noch weiter

Google

ausdehnen: wir wissen aus der Erfahrung der letzten Jahrzehnte, daß sie im Kampfe mit dem Feudalismus immer unterliegen wird. (Selbst wenn ihre Männer hie und da ein Ministerportefeuille als Gnadenbrocken zugeworfen bekommen.) Sie wird sich ihm beugen oder selbst seine Allüren annehmen.

Daß aber sich in Deutschland irgend etwas wie eine „Revolution" ereignen werde, glaubt wohl jetzt — nach den vielen mißglückten Versuchen der letzten Jahre, die deutsche Volksseele zum Kochen zu bringen — selbst Rosa Luxemburg nicht mehr.

Alsdann bestehen grundsätzlich zwei verschiedene Arten, sich in Deutschland politisch zu betätigen: entweder man will an der Regierung des Landes, an der politischen Macht teilnehmen oder man will sein Leben lang Opposition machen. Je nachdem man sich für das eine oder das andere entscheidet, sind die Wege verschieden, die man zu beschreiten hat, um sein Ziel zu erreichen. Wir verfolgen zunächst den Weg, der in Deutschland zur politischen Macht führt.

Wer bei uns Anteil am politischen Regiment haben will, muß zunächst eine bestimmte politische Gesinnung — die konservative — prästieren (Zentrumsangehöriger zu sein, ist bei der wechselnden Konjunktur dieser Partei à deux mains zu riskant, da man ja mit der Dauer eines Menschenalters rechnen muß). Hat er diese Gesinnung von Hause aus, oder kann er sie sich anzüchten, so fragt es sich nun: ist unser Aspirant von junkerlichem Geblüt oder bürgerlichen Stammes. In jenem Falle gestaltet sich sein Leben nicht reizlos. Er kann Soldat sein, solange es ihm behagt; kann die Freuden der diplomatischen Luxuskarriere in den schönsten Städten des Auslandes genießen; kann dann das Beste tun, was ein vernünftiger Mensch zu tun in der Lage ist: kann seine Güter bewirtschaften und dann, wenn er auf der Höhe des Lebens angelangt ist, wird er Minister oder Reichskanzler. Er lebt sich im wahren Sinne des Wortes nach allen Seiten hin aus. Und *seine* Anteilnahme an der Politik ist gewiß jedes Mannes von Bildung und Geschmack würdig.

Ganz anders gestaltet sich das Lebensschicksal dessen, der bürgerlicher Herkunft ist. Freilich: Sonntagskinder gibt es auch unter den Bürgerlichen: die ihr Leben mit irgend einer nützlichen und ersprießlichen Tätigkeit ausfüllen — etwa im Bankenfache — und dann plötzlich Staatssekretär werden. Auch nicht übel. Nur daß es seltene Ausnahmen sind und daß diese Gewinnnummern immer nur auf Leute fallen, die zufällig sehr viel Geld haben. Der große Trost der Aspiranten auf politische Macht, wenn sie bürgerlicher Observanz sind, muß eine harte Schule durchmachen: die Schule der Bureaukratie. In unbeschreiblicher Selbstverleugnung muß er ein Menschenalter Akten fressen, um schließlich ein Partikelchen der politischen Macht als Ministerialdirektor oder auch in einigen Fällen als Minister zu erlangen. Und wieviele bleiben in den Niederungen der Beamtenlaufbahn stecken, wo sie als Oberregierungsräte oder auch Wirkliche Geheime Oberregierungsräte geisttötende unselbständige Bureauarbeit zu verrichten haben. Ein Mann von Lebensgeschmack (auch wenn er die konservative Gesinnung aufzubringen vermag) wird es sich zehnmal überlegen: ob er um den Preis eines langen Bureaukratenlebens (das ihn dreißig oder vierzig Jahre zum Scheintode verurteilt) nach der Palme der politischen Macht (die dann immer noch eine stark moderierte und temperierte ist, wenn ein Monarch wie Wilhelm II. die Geschicke des Landes bestimmt) streben will. (Daß er ein paar Jahre

Google

der konservativen Fraktion im Reichs- oder Landtage angehören muß, ist nicht das schlimmste: das bedeutet für ihn eine angenehme Unterbrechung seiner öden Landratszeit, die er vielleicht an einem kleinen Orte an der russischen Grenze verbringen muß, durch ein paar Monate Großstadtleben; bedeutet das Zusammensein mit Leuten, die wenigstens gesellschaftliche Manieren haben und keine zerlegbaren Hemden tragen.)

Wer nun aber nicht konservativer Gesinnung ist und doch sich politisch betätigen möchte: für den bleibt nichts übrig, als sich lebendig in der Opposition begraben zu lassen. Das heißt: sein ganzes Leben mit Agitation und Rederei auszufüllen, ohne die geringste Hoffnung, jemals seine Ideen in die Wirklichkeit übertragen zu können. Und das schlimmste: er muß sich einer der bestehenden Parteien anschließen (denn auf die Gründung einer neuen Partei auszugehen, ist ein unfruchtbares Unterfangen: vestigia terrent!) So entsteht die Frage: welcher? Der Freier wird in die peinlichste Verlegenheit kommen: ob er die liberale oder die sozialistische Braut heimführen soll. Beides sind Damen von außerordentlich geringen Reizen. Verblüht, verwelkt alle beide.

Die eine: noch immer lebenslustig, noch immer auf den Prinzen wartend, der sie erlösen soll. (Sie kommt in die Jahre, wo sie denkt: jetzt oder nie und gibt sich der Umarmung des ersten besten hin, der ihr in den Weg läuft: „Paarung“!)

Die andere: vergrämt, zänkisch, ein rechter Drache mit schlechten Manieren.

In der Tat: die Wahl ist nicht leicht!

Ernst gesprochen: wie ist es denkbar, daß ein Mann von Geschmack und Geist und etwas modernem Wesen sich in die Genossenschaft mit Leuten begibt, die von alledem entweder nichts besitzen oder — davon keinen Gebrauch machen dürfen. Denn ich kenne persönlich manchen sozialdemokratischen oder freisinnigen Parteimann, der die genannten Eigenschaften in hohem Maße besitzt. Nur daß er sicher sie nicht als Politiker verwerten darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich lächerlich zu machen oder aus der Partei hinauszufliegen. Und wenn noch ein Preis dem Sieger winkte! Aber das Fatale ist ja eben dieses: daß alle oppositionellen Politiker in Deutschland sich sagen müssen: du drischest leeres Stroh; du verkümmerst in geschäftigem Nichtstun; du verlierst deine besten Jahre an eine Aufgabe, wie sie Sisyphus oder die Danaiden als furchtbare Strafe zu erfüllen hatten.

So werden wir uns fern vom politischen Leben halten: in der Zukunft noch mehr als bisher. Aus Gründen, die nun wohl deutlich zutage liegen.

Aber man wird uns einwenden: ob dir eine politische Tätigkeit reizvoll erscheint oder nicht — darauf kommt es gar nicht an. Es ist einfach deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, dich für Politik zu interessieren und an dem politischen Leben dich zu beteiligen, gerade auch wenn diese Beteiligung dir lästig und peinvoll ist.

Darauf werden wir erwidern: wenn es sich wirklich um die Erfüllung einer moralischen Pflicht handelte, würden wir sie selbstverständlich erfüllen. Aber von einer allgemeinen Pflicht zur Teilnahme an der Politik kann keine Rede sein. Vielmehr wird es stets auf die besondere Lage der Dinge ankommen. Ich verstehe, daß im Augenblick in Rußland jeder lebendige Mensch regen Anteil an den politischen Vorgängen nimmt (oder wenigstens während der vergangenen Jahre genommen hat); ich verstehe sogar, daß es eine Pflicht war für jeden Deutschen in den 1860er und zum Teile noch in den

Google

1870er Jahren, sich mit Politik zu befassen, weil in dieser Zeit Lebensfragen der Nation auf dem Spiele standen und man noch nicht zu übersehen vermochte, wie sich das Kräfteverhältnis der verschiedenen politischen Machtfaktoren gestalten würde.

Aber ich leugne ganz entschieden, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt für einen gebildeten Deutschen eine Pflicht bestehe, sich am politischen Leben zu beteiligen.

Eine derartige Pflicht ließe sich (vom Standpunkt des „Gemeinwohls" aus, der allein in Frage käme, denn daß aus dem persönlichen Interesse eine solche Pflicht sich nicht ableiten läßt, ist nach allem, was wir wissen, klar), eine derartige Pflicht, sage ich, ließe sich doch immer nur mit dem Hinweis begründen, daß die bestehenden Zustände eine Veränderung erfahren und daß wir daran mithelfen müssen. (Da ihre Fortsetzung in gleicher Richtung wie bisher ja bei dem Weiterwirken der heutigen Faktoren gewährleistet wäre.)

Nun glauben wir aber, erkannt zu haben, daß eine grundsätzliche Aenderung, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, gar nicht herbeigeführt werden *kann*.

Man wird aber niemanden verpflichten wollen, bei einem Werke mitzuwirken, das von vornherein aussichtslos erscheint. Wenn nun einer aber auch den Glauben haben sollte (und es wird sich naturgemäß niemals ein exakter Beweis führen lassen, daß er falsch sei): die Richtung der deutschen Politik ließe sich wesentlich ändern: wäre denn eine grundsätzliche Aenderung von so großem Segen, daß man sie mit allen Kräften herbeizuführen sich angelegen sein lassen müßte? Ist denn der heutige Zustand so arg schlimm, daß er sich gar nicht mehr ertragen läßt? Und ist Hoffnung vorhanden, daß bei einer Verschiebung unserer Politik in demokratischer Richtung so arg viel gewonnen würde? Wie die Parteikonstellation bei uns nun einmal ist?

Ich gestehe ganz offen: ich für meinen Teil würde diese Hoffnung nicht zu hegen wagen. Und ich bin der Ansicht, daß unsere Regierung wirklich nicht so schlimm ist, um sich die Haare zu raufen.

Mein Gott, ja: sie ist ein bißchen kleinlich in vielen Dingen; ein bißchen bevormunderisch; sie ist nicht immer aufrichtig und nimmt gern den Mund etwas voll. Darüber kommt man als friedlicher Bürger mit a weng Hamur ganz gut hinweg. Und mit Hilfe des guten Simpel. Sie hat doch dafür auch gute andere Eigenschaften: sie ist so hübsch ordentlich, daß es eine Freude ist; sie ist unbestechlich und manches sonst. Im übrigen braucht man sich ja nicht um sie zu kümmern. Und die Hauptsache: ich sehe nicht, daß wesentliche Lebenswerte durch sie zerstört oder in ihrer Entfaltung aufgehalten würden. Und da erinnere ich daran, was ich in einem der früheren Essays von der Ueberwertung des Politischen gesagt habe: daß wir uns viel zu sehr gewöhnt haben, alles Gute und alles Ueble, alles Wohl und Wehe vom guten oder schlechten Regiment herzuleiten, während dieses bis zu einer sehr weiten Grenze ohne Bedeutung für die Wesenseigenart unseres Lebens ist, selbst dort, wo dieses Gemeinschaftsleben wird.

Wenn ich mir drei der größten Interessengebiete vor Augen halte: die wirtschaftliche Kultur, die geistige und künstlerische Kultur und das Wohl der arbeitenden Klasse und mich frage: wodurch schädigt unser politisches System diese Interessen, in welchem Sinne könnten sie durch ein anderes (NB. mögliches!) politisches System mehr gefördert werden; ich muß gestehen, daß ich nichts finde. Auf allen drei Gebieten betätigen sich Kräfte, die unab-

Google

hängig von allem politischen Charakter sind und die sich zu betätigen heute allen Spielraum haben.

Wirtschaftlichen Aufschwung haben wir in Hülle und Fülle: mehr als zuviel (und Zuckererbsen nicht minder). Würde eine Regierung hier etwas stoppen, wär's gar kein Schade.

Der Strom der geistigen und künstlerischen Kultur fließt zwar nicht in dem offiziellen Bett dahin, aber er fließt darum nicht minder stark; er gräbt sich eben ein eigenes Bett. Ich wüßte nicht, daß ein einziger Dichter oder Gelehrter oder Künstler durch unser Regierungssystem gehindert würde, etwas Tüchtiges zu leisten. Mein Gott: wir bedürfen doch nicht der staatlichen Universitäten und Akademien, um Wissenschaft und Kunst zu treiben!

Und die Interessen der arbeitenden Klassen werden heute am besten durch gewerkschaftliche Selbsthilfe gewahrt, die sich zwar nicht ganz frei betätigen kann, aber doch so stark in dem letzten Menschenalter betätigt hat, daß ein Mehr kaum denkbar ist bei normaler Entwicklung. Soweit aber Staatshilfe (wie Versicherung usw.) den Arbeitern frommt, ist keine Regierung der Welt so bereit, ihnen entgegenzukommen wie die deutsche.

Man soll sich auch hüten, blindlings für irgend welchen Uebelstand das Regierungssystem haftbar zu machen — etwa für die Lebensmittelteuerung (die ganz gewiß nur zum allerkleinsten Teil durch unsere Zollpolitik herbeigeführt ist) oder für den herrisch-knechtischen Ton, für die Schärfe der gesellschaftlichen Gegensätze in Deutschland und insonderheit Preußen und ähnliches. Diese Dinge haben viel tiefere Gründe und würden nicht aus der Welt geschafft werden, möchte das Regierungssystem auch von Grund auf sich ändern. Viel davon steckt im Blut, anderes in der sozialen Struktur, drittes in unabänderlichen weltwirtschaftlichen Zusammenhängen usw.

Ich meine also im Ernst: es ist nicht so schlimm, wie man es gern macht. Wir können unter unserer Regierung ganz gut leben. Und der Sprüche schlechtester ist nicht:

„Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten . ."

Freilich — man ist nicht dabei. Aber muß man denn bei allem dabei sein? Namentlich wenn es dort so wenig erfreulich zugeht wie im politischen Leben?

„ . . . Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin."

Aber es könnte „schlimmer" werden, sagt man. Warum? Ich sehe keinen Grund. Warten wir's ab. Wenn's wirklich „schlimmer" wird und vitale Interessen etwa bedroht werden sollten, dann ist es immer noch Zeit, sich zu bedenken.

Einstweilen komme ich zu dem Ergebnis: lassen wir die Hände von der Politik. Wir haben besseres zu tun.

Go gle

Die marokkaniſche Frage und die öffentliche Meinung in Frankreich.

So weit man auch in den hiſtoriſchen Erinnerungen Frankreichs hinaufgehen mag, immer bemächtigte ſich, ſobald ein Kampf in der Nähe oder der Ferne ausbrach, ſobald ein Kanonenſchuß abgefeuert wurde, eine gewaltige, oft lärmvolle Begeiſterung des ganzen Landes. Heute dagegen löſt das Gewehrgeknatter und der Kanonendonner von Caſablanca keinen patriotiſchen Gefühlsüberſchwang bei den Volksmaſſen aus. Man beklagt wohl die Tapfern, die dort, der Pflicht gehorchend, in den Tod gegangen ſind, aber das iſt auch alles.

Soll man aus dieſem Schweigen, dieſer Unempfindlichkeit, den Schluß ziehen, daß die Vaterlandsliebe im Erlöſchen begriffen iſt, daß Hervés Theorien dieſe Tugend, ohne die kein Volk beſtehen, geſchweige denn groß werden kann, erſtickt haben? — Keineswegs!

Man hat in Frankreich nur eingeſehen, daß die Arbeit, die unſre algeriſchen Truppen und unſre Seeſoldaten dort leiſten ſollen, kein großartiger Eroberungs- oder Verteidigungskrieg iſt, daß in Marokko weder die Würde der Nation noch die Ehre der Fahne auf dem Spiele ſteht.

Vor zwei Jahren, als Rouvier an Stelle Delcaſſés Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde, ereigneten ſich gewiſſe diplomatiſche Verwicklungen, die Frankreich in der ruhigen Entwicklung ſeiner republikaniſchen Regierungsform aufhielten. Niemand wünſchte einen bewaffneten Konflikt, denn ſchon längſt hatte der geſunde Menſchenverſtand und die Logik den Sieg davongetragen über jenen maßloſen, falſchen Patriotismus, den man „Chauvinismus“ betitelt.

Aber man empfand doch allmählich eine gewiſſe Unruhe, man fühlte jenen Odem wehen, der Kriſen und Stürmen vorauszugehen pflegt, und der die Gleichgültigkeit aufrüttelt und den Mut entflammt.

Es dauert Jahrhunderte und koſtet Revolutionen, um das Fühlen und Denken eines Volkes umzugeſtalten. Deshalb ſind auch die Völker, denen politiſche und ſoziale Stürme erſpart bleiben, zu einer langſamen Evolution verurteilt.

Die Gedanken entwickeln ſich, wandeln ſich um. Das ſoziale Ideal wächſt, kleidet ſich in neue Formen, aber es bedarf der „Tat“, damit es aus dem Gebiete der Spekulation und der Philoſophie in das Gefilde des Lebens übergehen und eine greifbare Geſtalt annehmen kann.

Begeiſterung erweckte in Frankreich von jeher nur die Notwendigkeit den vaterländiſchen Boden zu verteidigen, oder der Gedanke, daß man verpflichtet ſei, Gut und Blut für eine große Idee einzuſetzen. Immer hatte man alſo ein hohes Ziel im Auge, das Begeiſterung erwecken konnte.

Von dem marokkaniſchen Abenteuer läßt ſich nichts Derartiges rühmen. Die Aufgabe, die unſrer Armee dort geſtellt iſt, ähnelt derjenigen, die ſonſt nur Poliziſten, Gerichtsvollziehern und Henkern zukommt.

Welchen von dieſen drei Fällen man nun aber hier annehmen mag, — nie haben wir es mit einer Idee zu tun, die auch nur einen Tropfen Blut koſten dürfte!

Schon in dem Kriege gegen China, wo Franzoſen und Deutſche Schulter an Schulter für die Ziviliſation kämpften, ſah man patriotiſche Begeiſterung nur in den offiziellen Sphären und bei der Armee.

Go gle

Ich hielt mich damals gerade in Deutſchland auf, als der Feldmarſchall Graf von Walderſee wie ein Triumphator durch das Land zog, um ſich auf ſeinen Poſten zu begeben. Da hörte ich wohl einige Vivat hoch! aber noch viel mehr Spott und Hohn: Man leſe nur die Witzblätter jener Zeit!

Weder fanden damals Deutſchland und Frankreich in China, noch finden jetzt Frankreich und Spanien in Marokko den Ruhmeskranz, der einen glücklichen oder unglücklichen Feldzug rechtfertigt, den Sieg verſchönt oder die Niederlage mildert.

*

Der Vertrag von Algeciras, deſſen Unzulänglichkeit die gegenwärtigen marokkaniſchen Wirren deutlich hervortreten laſſen, war eher ein Mißtrauensvotum als eine Verſtändigung unter den kontrahierenden Mächten.

Prüft man dieſes ſo mühevoll errichtete Dokument, verſteht man zwiſchen den Zeilen zu leſen, ſo merkt man deutlich den Grundgedanken, der das Ganze durchdringt, ſo ſehr die Diplomaten ſich auch bemüht haben, ihm ein mildes Ausſehen zu geben: Die kontrahierenden Mächte verbinden ſich im voraus gegen jede unter ihnen, die es je verſuchen ſollte, die Integrität des marokkaniſchen Reiches gewaltſam anzutaſten.

Dieſes Mißtrauen erweckten insbeſondere drei Nationen:

Frankreich, wegen der geographiſchen Lage und ſeiner großen algeriſchen Kolonie;

Deutſchland, wegen ſeiner Militärmacht und wegen ſeiner Kolonialpolitik, die es über ſeine Grenzen hinausdrängt;

Spanien, wegen der feſten Plätze, die es ſchon auf marokkaniſchem Boden beſitzt.

England hielten ſpezielle Vereinbarungen, die ſich aus den allgemeinen politiſchen Verhältniſſen Europas ergaben, von dem Wettbewerb fern: Hatte ſich doch Delcaſſé während der langen Zeit, wo er am Ruder war, wenn nicht gerade durch die engliſche Regierung inſpirieren laſſen, ſo doch immer ſich ihrer Einwilligung verſichert.

Er beſorgte alſo nicht, auf ein Hindernis zu ſtoßen, wenn es zur Beratung der Klauſeln eines allgemein europäiſchen Vertrages kommen würde; hegte er aber dennoch einige Befürchtungen in bezug auf dieſe Konferenz, ſo lag dies darin, daß er aus hundertmal ausgeſprochenen und nie beſtrittenen Gründen Frankreichs Rechte in Marokko als unbeſtreitbar und unverjährbar betrachtete.

Als kluger Staatsmann beobachtete Delcaſſé den Grundſatz, daß man mit allen Mächten in gutem Einvernehmen leben müſſe: Nur mit unſerm öſtlichen Nachbarn machte er eine Ausnahme.

Ich erinnere mich, ſeinerzeit die politiſchen Maßnahmen des Herrn Delcaſſé ſtrenge kritiſiert zu haben. Er war und iſt noch ein guter Patriot, aber ſeine — wie unſrer aller — Göttin Frankreich hätte auf ſein Liebeswerben wie eine Heldin Dumas' antworten können: Sie müſſen mich weniger lieben und mich beſſer verſtehen!

Rouvier, der die allgemeine politiſche Lage gründlich kannte, begriff dagegen, daß es nicht an der Zeit war, eine „Politik der ſchlechten Laune" zu beobachten, die verletzt und reizt, den Gang der Geſchäfte lähmt und keine poſitiven Reſultate zeitigt: Es galt, mit dem Gegner gemütlich zu reden, nicht eine Schmollmiene aufzuſetzen.

Deshalb ließ ſich der Staatsmann, der gleichzeitig mit dem Vorſitz im Miniſterrat Delcaſſés Amt übernahm, auf die Konferenz ein, nachdem er die Fragen, die zur Sprache kommen konnten, lange und ſorgfältig geprüft hatte.

Google

Die langjährige Beſchäftigung mit aktiver, oft heftig erregter, wechſelvoller Politik hat Rouvier zu einem großen Skeptiker gemacht und es wäre vielleicht eine gewagte Behauptung, er habe an dem Tage, wo er Frankreichs Teilnahme an der Konferenz von Algeciras zuſagte, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die zu treffenden Vereinbarungen keinen praktiſchen Nutzen abwerfen würden.

*

Ich will hier nicht die marokkaniſche Frage von ihrer Entſtehung an ausführlich erörtern. Es genüge die Verſicherung, daß ich ſie Tag für Tag, ja Stunde für Stunde verfolge. Ich habe die Politiker aller Parteien befragt, Jaurès, Clemenceau, die algeriſchen Deputierten und Senatoren, wie César Trouin, den Deputierten von Oran, der an Marokko grenzenden Provinz, Etienne, gleichfalls Deputierter von Oran, Denys Cochin, Paul Deschanel, Dubief, alle die irgendwie Veranlaſſung hatten, ſich mit der Möglichkeit einer Einmiſchung Europas in die Angelegenheiten Marokkos zu beſchäftigen, jenes ſo eigenartigen ſcherifiſchen Reiches, das jede Ziviliſation, jeden Fortſchritt ſo hartnäckig von ſich abzuwehren ſucht.

Ja, ich habe ſogar Gelegenheit gehabt, den berühmten ehemaligen Generalſtabschef des Roghi Mulay M'hamed zu befragen, als er nach Frankreich und Belgien kam, um ſich Waffen und Geld zu verſchaffen.

Je mehr ich nun der Sache auf den Grund gegangen bin, deſto feſter habe ich mich überzeugt, daß die Zerſtücklung Marokkos, die Zwiſtigkeiten und Nebenbuhlerſchaften der Stämme und ihrer Oberhäupter jedwede einheitliche Beruhigungspolitik als ſchwierig, um nicht zu ſagen unmöglich, erſcheinen laſſen.

Es wäre eine reine Naivität, mit Jaurès und einigen Ultraſozialiſten an die Möglichkeit einer friedfertigen Durchdringung zu glauben. Dem Araber, ob Kabyle oder Berber, gilt jeder Einfluß, der ſich nicht auf die Gewalt ſtützt, für nichtig und unberechtigt. Nicht bloß jede Niederlage, ſondern auch jedes noch ſo geringe Zurückweichen, jeder Mißerfolg würden das Unternehmen zum Scheitern bringen.

Als die bewaffnete Intervention beſchloſſen wurde, infolge der Ermordung des Dr. Mauchang in Marrakeſch und der fünf Franzoſen in Caſablanca, waren Frankreich und Spanien für dieſe aktive Rolle nominell bezeichnet.

Deutſchland und Spanien waren mehr oder weniger abgeneigt, den Haß der Marokkaner auf ſich zu laden; es ſollte ein Tor für ihren Handel offen bleiben. Deshalb entfaltet Spanien, trotz aller gegenteiligen Verſicherungen der Kabinette von Paris und Madrid, ſo wenig Energie, deshalb entzieht es ſich ſo ſorgſam jeder entſchiedenen Offenſive.

Was ſchadete das aber Frankreich?

Es beſitzt Algerien, Tunis ſteht unter ſeinem Protektorat, kraft einer Art politiſcher Symmetrie ſowie wegen der Nachbarſchaft, wenn auch nicht, um „gute Nachbarſchaft“ zu halten —, dehnten ſich ſeine Beziehungen und Intereſſen in Marokko immer weiter aus, ſo daß es alle andern Nationen weit überflügelte. Dieſe beſtändigen Fortſchritte erſieht man zur Genüge aus den ſtatiſtiſchen Berichten des Komitees für Marokko.

Weil ſie ſich vor einer allmählichen Eroberung ihres Landes durch Frankreich fürchteten, weil ſie beobachtet hatten, wie dieſe große lateiniſche Nation in Algerien immer feſteren Fuß faßte, warfen die auf ihre Unabhängigkeit eiferſüchtigen marokkaniſchen Stämme, berauſcht durch fanatiſche Predigten, einen glühenden Haß auf die Franzoſen.

Google

Frankreich kümmerte ſich wenig darum, ob das Tor offen blieb oder geſchloſſen wurde; es konnte ja dieſes Tor, ſobald es von Europa den Auftrag oder auch nur die Autoriſation dazu erhielt, mit Kanonen einſchießen.

So ſtanden die Dinge kurz vor den Ereigniſſen in Caſablanca.

Die marokkaniſche Staatsbank und der Beſitz der marokkaniſchen Häfen, ſowie die Kontrolle der Zölle ſtellen Frankreich nahe an die Lebensquellen des ſcherifiſchen Reiches. Es braucht ſich keine neuen Unterpfänder geben zu laſſen, es kann ſie ſich ſelber nehmen.

*

Gegenwärtig ſetzt Frankreich das Blut ſeiner Soldaten und die Millionen ſeines Budgets für Europa ein. Was für eine Hoffnung leitet es bei dieſem Verhalten? Welchen Vorteil erwartet es für die Zukunft?

Es iſt verpflichtet, was es auch koſten möge, ſeine Aufgabe zu Ende zu führen und alle möglichen Opfer zu bringen, um den Europäern, die ſich in Marokko aufhalten werden, Sicherheit für ihre Perſon und ihre Handelsbeziehungen zu verſchaffen. Es wird vielleicht, einen nach dem andern, alle Aufwiegler, die es bekämpfen wollen, zum Schweigen bringen müſſen, ob ſie nun Raiſuli, Ma-el-Aïnin, Bu-Amama, Mulay Hafid oder Mulay M'hamed heißen.

Es wird ſich mit den andern Nationen Europas, deren Beauftragter es iſt, in beſtändiger Berührung halten. Es wird ſich — innerhalb der Grenzen des Möglichen — nach dem Geiſte und dem Wortlaut des Vertrages von Algeciras richten, obgleich derſelbe eine Umarbeitung erheiſcht, der Gegenwart und den neuen Verhältniſſen angepaßt werden muß, eine Eventualität, die auch ſchon zwiſchen dem Fürſten von Bülow und Cambon in Norderney angedeutet wurde.

Wird einſt im Reiche des Scherifs Ruhe hergeſtellt ſein, ſo wird Frankreich, ohne Eroberungsgedanken, dank ſeiner Intervention, ſelbſtredend den Marokkanern einiger Vorzugsrechte würdig erſcheinen.

Und wenn in Marokko Europa ſich frei bewegen, in Frieden arbeiten, die durch Frankreichs Beruhigungsarbeit geſchaffenen Vorteile wird ruhig ausnützen können, dann wird es ihm wohl, obſchon zwiſchen den Nationen Dankbarkeit eine ſo ſeltene Erſcheinung iſt wie zwiſchen den Individuen, die Erfolge, die es davongetragen hat, „verzeihen“ müſſen.

Für den Augenblick iſt die Zukunft allerdings ungewiß, die aufgewendete Mühe unergiebig; Keiner wagt das Wort Sieg auszuſprechen, ſo wenig entſpricht es dem zu erreichenden Ziele.

Aber wenn der Pulverdampf und der Staub der wilden Reiterſchlachten ſich verzogen, der letzte Kanonendonner in den Schluchten des Atlas verhallt, der letzte Blutstropfen von dem glühenden Wüſtenſande aufgeſogen ſein wird, dann wird Frankreich, indem es die erworbenen Rechte feſthält, ſich rühmen können, daß es dem alten Europa ein neues Tätigkeitsfeld eröffnet hat.

Denn es iſt fruchtbar, groß reich, dieſes geheimnisvolle, in ſeiner ſpröden Jungfräulichkeit ſo rebelliſche Land, wo unter der glühenden Sonne die Wälder ſmaragdgrün erglänzen, der Boden goldig ſtrahlt, der Schatten am Tage malvenfarben ſchimmert; wo des Nachts, wie der Araber ſagt, der Schatten purpurn dunkelt, ein Symbol des Blutes, das die Kinder des Iſlam zu ſeiner Verteidigung vergoſſen haben.

Paris, den 14. September 1907. Eugène Deſtez.

*

Google

Friedrich Nietzsche und die Kritik.

Eigentlich ist diese Ueberschrift zu weit umfassend, denn ich gebe nur ein einzelnes Beispiel von der merkwürdig unbefangenen Stellung meines Bruders zu seinen Kritikern in ihrem Auf und Nieder von Aerger, Zorn und milder objektiver Beurteilung. Aber ich glaube, daß es ein typisches Beispiel ist, welches sich in den nachfolgenden sechs Briefen an Herrn J. V. Widmann zeigt.

Im September 1886 erschien im „Berner Bund" ein Artikel mit einer Kritik über „Jenseits von Gut und Böse", der meinem Bruder offenbar Vergnügen bereitet hat. Er erwähnt ihn am 24. September in einem Brief an Malvida von Meysenbug: „Zum Schluß schreibe ich Ihnen ein paar Worte über mich ab, die im „Bund" (16. u. 17. Sept.) zu lesen sind. Ueberschrift: „Nietzsches gefährliches Buch".

„„Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelraben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen; es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen, hier liegt Dynamit!""

„Seien Sie mir also, verehrte Freundin, dafür hübsch dankbar, daß ich mich von Ihnen ein wenig fern halte! . . . Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und ‚Auswege' zu locken. Denn, um nochmals den Bund zu zitieren:

„„Nietzsche ist der erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!""

„Kurz und gut, es grüßt Sie von Herzen der Einsiedler von Sils-Maria."

Er schickte diesen Artikel, nachdem er ihm dieses Zitat entnommen hatte, sogleich an die Verlagsfirma C. G. Naumann und wurde erst wieder daran erinnert, als er im folgenden Frühling, wie schon so manches Jahr, nach Sils-Maria zurückkehrte und in den Mienen seiner Hausbewohner noch immer einiges Staunen darüber entdeckte. Dies brachte er in dem nachfolgenden Brief an Herrn J. Widmann, den Verfasser jener Kritik, zum Ausdruck. Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß, wie er selbst sagt, ihm jener Artikel nicht mehr vollständig in der Erinnerung war, was spätere Urteile über denselben Artikel erklärlich machen.

Nr. 1.

Sils-Maria, Ober-Engadin,
den 28. Juni 1887.

„Hochgeehrter Herr Doktor,

vorigen Sommer haben Sie mich in keinen kleinen Schrecken versetzt: ich fand eines Tages hierselbst im Café die vortrefflichen Einwohner von Sils über ihren regelmäßigen Sommer-Gast stutzig und nachdenklich geworden, — sie hatten allesammt den Bund gelesen. „Wie! dieser anscheinend so harmlose Einsiedler und Höhlenbär ist also im Grunde etwas ganz Gefährliches?" — Das las ich in Aller Augen. Ich selbst, nachdem auch ich den Bund gelesen, hatte freilich einen andren Eindruck: nämlich als ob ich über mich etwas sehr Liebenswürdiges und Wohlwollendes gelesen hätte. Ein paar Aeußerungen, die sich im Munde des Redacteurs eines demokratischen Blattes ganz von selbst verstanden, habe ich vielleicht überhört oder vergessen — in der Hauptsache muß ich Ihnen dankbar bezeugen, nach Jahresfrist nunmehr, daß Ihre Besprechung jedenfalls bei Weitem die ‚intelligenteste' Besprechung gewesen ist, die dieses unsympathische Buch bisher erfahren hat. Die Dichter sind nun einmal ‚divinatorische' Wesen: ein solches Räthselbuch wird zuletzt immer noch eher von einem Dichter errathen und ‚aufgeknackt', als von einem sogenannten Philosophen und ‚Fachmann'.

Google

Zum Danke dafür erlaube ich mir, Ihnen ein älteres Buch von mir zu überreichen, das eben jetzt neu erscheint, mehrfach verändert und verbessert (oder verböſert?) — in der Annahme, daß es Ihnen unbekannt geblieben ist. Vielleicht erscheint es Ihrem Geschmacke im Ganzen annehmbarer und erquicklicher, als jenes ‚Jenseitige' vom letzten Jahre. Doch mag es ebenfalls ‚ein gefährliches Buch' sein: wenigstens hat mir gerade das seiner Zeit Gottfried Keller in artigster Weise brieflich zu Gemüthe geführt.

Mit hochachtungsvollem Gruße]
Ihr ergebenster
Dr. F. Nietzsche,
weiland Professor in Basel".

Mein Bruder hatte schon immer mit Wohlgefallen den „Berner Bund" gelesen, wenn das auch in Italien nicht immer möglich gewesen war. Bei seiner Rückkehr nach Sils-Maria freute er sich aber den „Bund" wiederzufinden, wobei er sich besonders für die Artikel des Herrn Karl Spitteler, wie die nachfolgenden Briefe zeigen, interessirte. Inzwischen hatte er auf den vorhergehenden Brief eine liebenswürdige Antwort von Herrn J. V. Widmann erhalten, über welche er an Gast am 18. Juli 1888 schreibt: „Curiosum anbei: Dr. Widmann vom „Bund" hat mir geschrieben, enthusiastisch; auch von Brahms, mit dem er zusammen ist (letzterer „lebhaft interessirt von Jenseits", jetzt im Begriff sich ‚fröhliche Wissenschaft' zu Gemüte zu führen)." Im September setzte er aus Anlaß der Spittelerschen Artikel den Briefwechsel mit Herrn J. V. Widmann fort.

Nr. 2.

Sils-Maria, Ober-Engadin,
den 11. September 1887.

„Hochgeehrter Herr Doctor,

machen Sie, bitte, Ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter, dem Herrn Prof. Spitteler, mein ergebenstes Compliment: ich las eben seine Kritik des modernen Orchesters. Wie viel Wissen, Takt, Unabhängigkeit des Urtheils! welcher esprit, welche gute Artisten-Laune! Und was seinen Geschmack in rebus musicis et musicantibus anbetrifft, so verhindert mich nur Eins, ihn zu loben, — daß es gerade mein Geschmack ist. Mir kamen dabei ein paar nachdenkliche Sachen von ihm in's Gedächtniß, die ich vorigen Winter in Nizza gelesen habe (über Theater und Theatralisches): leider ohne Kopf und Ende, in ganz zufällig erwischten einzelnen Sonntags-Beilagen des „Bund". Könnte man dergleichen Aesthetica des genannten Herrn nicht beisammen lesen? Es gäbe ein Buch seltenen Ranges ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute nicht fehlt. Pulchrum est paucorum hominum. —

Gestern von einem Dresdener Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu begründenden Kunstblatte eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen. —

Mit angelegentlichem Gruße
Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche.

Nota bene, ich habe mich noch gar nicht für die liebenswürdige Gesinnung Ihres Briefes bedankt! Gesetzt, daß Sie irgend einen Werth darauf legen sollten, die ‚Geburt der Tragödie' in der zweiten Auflage zu besitzen (— sie enthält ein Curiosum, den Versuch einer Kritik dieser Schrift, von mir selbst), so genügen zwei Worte an den Verleger Herrn E. W. Fritzsch, Leipzig, Königsstraße 6 (derselbe ist über Ihre Antheilnahme an meinen Büchern unterrichtet; ich nehme an, daß die ‚Fröhliche Wissenschaft' glücklich in Ihre Hände gelangt ist?)

"

Google

Zuletzt: würden Sie vielleicht gewillt sein, Herrn Johannes Brahms Etwas in meinem Namen zu überreichen, gesetzt, daß er noch in Ihrer Nähe ist? (nämlich eine Composition von mir, die jetzt eben erscheint: ‚Hymnus an das Leben', Chor und Orchester) . . . Ich bin nämlich, wie Wagner sagte, eigentlich „ein verunglückter Musikus" (— er selbst sei ein „verunglückter Philologe" —)."

Nr. 3.

Sils, den 15. September 1887.

„Malheur! Gleichzeitig mit meinem ersten Brief kam die Mitteilung des Verlegers, daß die ‚Fröhliche Wissenschaft' an Sie abgesandt sei. Was mag geschehen sein? Ich habe von Herrn E. W. Fritzsch umgehend Auskunft verlangt. —

— Was die Werke des Herrn Spitteler angeht: so darf man dergleichen feine Sachen den heutigen Deutschen eigentlich nicht zumuthen. Es steht nicht zum Besten mit dem ‚Deutschen Geiste'. Ich selbst, wenn ich eine Reise nach Deutschland nöthig habe, mache mir vorher immer erst mit einem naturwissenschaftlichen Spruche Muth, zum Beispiel:

Um das Rhinozeros zu sehn,
Beschloß nach Deutschland ich zu gehn.

Mit ergebenstem Gruße Ihr
N. philosophus
(extramundanus, trotzalledem
aber auch „tandem aliquando" . . .)

NB. Der Hymnus ist noch nicht zur Absendung bereit. Meine Adresse von jetzt: Venezia, ferma in posta."

Diese Empfehlung Spittelers an den Kunstwart hat auch stattgefunden. Herr Avenarius schreibt darüber im November 1902: „Als ich 1887 mit Nietzsche über die Gründung des Kunstwarts korrespondierte, empfahl er mir auf das dringlichste Karl Spitteler, indem er ihn als Dichter wie als Aesthetiker mit überaus warmen Ausdrücken lobte. So verdankt der „Kunstwart" Spittelers nun fünfzehnjährige Mitarbeit Nietzsche."

Anfang Januar 1888 erschien ein Artikel des Herrn Spitteler im Bund, der eine ausführliche Kritik der Werke meines Bruders enthielt, die der Kritiker bis dahin gelesen hatte. In der Freude über manches gute und geistreiche Wort übersah mein Bruder wohl zunächst mancherlei kleine Bosheiten, die in dem Artikel versteckt waren, oder es kann auch sein, daß er sie gewissermaßen objektiv betrachtete und keinen Anlaß fand, sich dadurch gekränkt zu fühlen, wenigstens beweist das der nachfolgende Brief.

Nr. 4.

Nizza, Pension de Genève,
den 4. Febr. 1888.

„Hochgeehrter Herr Doctor,

die Besprechung meiner Litteratur durch Herrn Spitteler hat mir großes Vergnügen gemacht. Was für ein feiner Kopf! Und wie gern man sich von ihm tadeln läßt! Er beschränkt sich aus guten Gründen fast ganz auf das Formale: er läßt die eigentliche Geschichte hinter dem Gedachten, die Leidenschaft, die Katastrophe, die Bewegung gegen ein Ziel, gegen ein Verhängniß hin einfach bei Seite: — das kann ich nicht genug loben, darin ist wirkliche delicatezza. Es fehlt nicht an Uebereilungen. Er hat ersichtlich die Schriften zum ersten Mal gelesen (und nicht einmal immer gelesen —). Umsomehr bewundere ich die Sicherheit des ästhetischen Taktes, mit der er die Form der verschiedenen Bücher und Epochen von einander abhebt. Ich bin sehr unzufrieden damit, daß ‚Jenseits' unberücksichtigt geblieben ist: Damit fehlte ihm eigentlich der Boden unter den Füßen, um über die letzterschienene ‚Streitschrift' (Genealogie der Moral) mitzureden.

Google

Die Schwierigkeit meiner Schriften liegt darin, daß es in ihnen ein Uebergewicht der seltneren und neuen Zustände der Seele über die normalen giebt. Ich lobe das nicht; aber es ist so. Für diese noch ungefaßten und oft kaum faßbaren Zustände suche ich Zeichen; es scheint mir, daß ich darin meine Erfindsamkeit habe. Nichts liegt mir ferner, als der Glaube an einen ‚allein selig machenden Stil', an den, wenn ich recht verstehe, Herr Spitteler glaubt? Hat nicht die Absicht einer Schrift nicht immer erst das Gesetz ihres Stils zu schaffen? Ich verlange, daß, wenn diese Absicht sich ändert, man auch unerbittlich das ganze Prozedurensystem des Stils ändert. Dies habe ich zum Beispiel im ‚Jenseits' getan, dessen Stil meinem früheren Stil nicht mehr ähnlich sieht: die Absicht, das Schwergewicht war verlegt. Dies habe ich nochmals in der letzten ‚Streitschrift' gethan, wo ein Allegro feroce und die Leidenschaft nue, crue, verte an Stelle der raffinirten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung vom ‚Jenseits' getreten ist. Es ist möglich, daß Herr Nietzsche mehr Artist ist, als Herr Spitteler es uns glauben machen möchte . . .

Mit meinem verbindlichsten Dank und Gruß

Ihr
Nietzsche."

Kaum war dieser Brief abgesandt, als ein ihm bekannter Herr meinen Bruder darauf aufmerksam machte, welche unehrerbietigen Bemerkungen der Artikel enthielt, so daß mein Bruder sich anfing darüber zu ärgern und sogleich noch eine Postkarte dem Brief an Herrn Widmann nachfolgen ließ.

Nr. 5.

Gare de Nice, 4 Fevr. 88.

„Nachträglich zu meinem eben abgesandten Brief.

Wir wollen die Neujahrsnummer an die vier Adressen lieber nicht schicken. Ich ärgere mich über die Taktlosigkeit des letzten Satzes. Andre würden es noch mehr thun . . .

N."

Mit dem letzten Satze hatte mein Bruder vollkommen Recht. Wenige Tage darauf kam ein Brief von Herrn Gast, welcher seine Entrüstung über den Spittelerschen Artikel zum Ausdruck brachte. Mein Bruder ließ schnell noch eine zweite Karte an Herrn Widmann folgen.

Nr. 6.

Nizza, d. 13. Febr. 1888.

„Hochgeehrter Herr Doctor,

ich schreibe Ihnen eine Kritik über „die Kritik" ab, die mir eben von zuständigster Seite zugeht (— es steht Ihnen frei, dieselbe Herrn Spitteler zu übermitteln).

„„Spitteler's Aufsatz im „Bund" scheint mir ein tolles Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität zu sein. Er nimmt Sie beinahe nur von der litterarisch-artistischen Seite und schießt dabei Böcke, über die ich lachen mußte. Ueber Ihre philosophische Tendenz erhält der Leser keinen Wink; das Ganze ist noch vor einem wirklichen Eindringen in Ihre Welt geschrieben. Als Anzeige wirkt es jedoch stark, — ich habe mich gewöhnt, derartige Besprechungen endlich nur noch nach ihrem Einfluß auf den buchhändlerischen Vertrieb anzusehen.""

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche."

Google

Nach dieser Erfahrung würde nun jedermann glauben, daß mein Bruder Herrn Spitteler von da an unfreundlich gesinnt gewesen wäre und — würde sich sehr irren! So leicht wie sich mein Bruder zu bitteren Worten hinreißen ließ, wenn er von anderen Leuten beeinflußt wurde so leicht vergaß er wieder alles Unangenehme, sobald der Gegenstand seiner bitteren Worte sein Bedauern aussprach, noch dazu wenn es ein feiner und geistreicher Kopf war, der sich mit seinen Problemen beschäftigte, was in der damaligen Zeit, wie mein Bruder oft klagte, zu den Seltenheiten gehörte. Herr Spitteler hat nun einige Wochen darauf ob seiner Kritik in einem liebenswürdigen Brief um Entschuldigung gebeten, (Mein Bruder schreibt am 26. Februar 1888 an Peter Gast „Herr Spitteler hat geschrieben, nicht übel, sich für seine ‚Unverschämtheit' — so sagt er selbst — entschuldigend.") Aus den nachfolgenden Briefstellen an Peter Gast kann man sehen, wie objektiv wohlwollend mein Bruder Herrn Spitteler trotz des Zwischenfalls gesinnt geblieben ist.

„Nizza, 21. März 88. Etwas ist mir gelungen, worüber Sie lachen werden: ich habe Herrn Spitteler, unaufgefordert, aber im Bewußtsein, daß sonst Niemand etwas für ihn thut, einen Verleger für einen dicken Band Aesthetika verschafft."

„Sils, 15. Juni 88. Soeben las ich, im Bund .abgedruckt, die feine und schöne Sache Spittelers über Franz Schubert. Dabei beschloß ich, diesem Manne, der mir doch sehr werth ist, wieder ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben (und, womöglich ‚das Wölkchen' zwischen uns zu verscheuchen —), haben Sie noch ein Exemplar des ‚Hymnus an das Leben' zu versenden? Ich habe leider 2 Exemplare in Nizza gelassen. — Bitte schreiben Sie darauf: Herrn Carl Spitteler, zum Zeichen besonderer Hochschätzung. N."

„Sils, 17. Juli 88. Gestern kam ein sehr erfreulicher Brief des Herrn Spitteler, geschrieben und nach Nizza geschickt vor mehr als 2 Monaten: einen Dank für meine Verleger-Vermittlung ausdrückend. Es handelt sich um ein Hauptwerk Spittelers, die Aesthetik des ganzen französischen Dramas darstellend. Die competentsten Sachkenner scheinen außer sich vor Bewunderung desselben (— er hat, mit großer Bescheidenheit, überall erst angefragt)".

„Turin, 13. Nov. 88. Herr Carl Spitteler hat sein Entzücken über den ‚Fall Wagner' im Berner „Bund" ausgesprudelt: er hat erstaunlich zutreffende Worte, — er gratulirte mir auch brieflich dazu, daß ich bis ans Ende gegangen sei: er scheint die Gesammtbezeichnung unserer modernen Musik als décadence-Musik für eine kulturhistorische Feststellung ersten Ranges zu halten. Uebrigens hatte er sich zuerst an den „Kunstwart" gewandt."

Auch über Herrn J. V. Widmann gibt es eine freundliche anerkennende Stelle in einem der vielen Briefe, die ich aber augenblicklich leider nicht habe wiederfinden können, so daß es ziemlich rätselhaft erschien, daß wir im Nachlaß meines Bruders einige Bemerkungen sowohl gegen Widmann als Spitteler fanden, die offenbar auf den Spätsommer 1888 zurückgehen und nicht gerade ein Zeugniß wohlwollender Gesinnung sind. Eine dieser Stellen ist ohne eine Erklärung in einem Nachlaßband und leider auch in der Biographie abgedruckt worden; ich möchte hier etwas Näheres darüber sagen. Im Sommer 1888 hat ein Bekannter sämmtliche Kritiken über „Jenseits von Gut und Böse", die er sich gesammelt hatte, meinem Bruder nach Sils-Maria gebracht und, wie es scheint, ganz besonders seinen Zorn über Herrn J. V. Widmann ausgedrückt, dessen Kritik ihm als die schlimmste von allen erschienen sein muß. Als nun mein Bruder diese Kritik unter dem Eindruck, den sie allgemein gemacht hatte, wieder las, konnte er es selbst nicht begreifen, warum er gerade dafür Herrn Widmann seinen Dank auszusprechen hatte. Da er kein sehr gutes Gedächtnis besaß oder besser gesagt, da er über dem Concipiren und Aufzeichnen seiner großen Hauptsachen kleine Nebenumstände leicht vergaß, so nahm er schließlich an, daß er diesen Dankesbrief ironisch geschrieben und sich mit Herrn J. V. Widmann einen kleinen Scherz erlaubt habe. Aber er hat diese Niederschrift mit der darauf hinzielenden Bemerkung selbst beiseite gelegt, weil er offenbar seiner Erinnerung nicht ganz sicher gewesen ist, ja sie wahrscheinlich als einen Irrtum erkannt hat. Die von ihm beiseite gelegte und zur Vernichtung bestimmte Bemerkung lautet:

„Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund", wußte dem genannten Werke nichts anderes zu entnehmen, als daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte: man sieht, er hatte sich bei den Worten ‚jenseits von Gut und Böse' wirklich etwas gedacht . . . Aber

Google

einem solchen Falle war meine Humanität immer noch gewachsen. Ich dankte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehen, niemand habe mich besser verstanden — er hat's geglaubt . . . Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zarathustra, das tiefste Buch der Menschheit, als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvollkommenheit meines Stils."

Mein Bruder kommt im ‚Ecce homo' noch einmal auf diese beiden Kritiken der Herren Widmann und Spitteler zurück, auch da nicht im wohlwollenden Sinne, jedenfalls läßt er aber die Bemerkung weg, als ob er sich einen Scherz mit Herrn Widmann gemacht habe, und gibt nur, allerdings in scharfen Worten, seiner Verwunderung Ausdruck, daß diese beiden geistreichen Köpfe ihn so mißverstanden hätten. Ich bin sicher, daß es die beiden Herren nicht kränken wird, wenn ich diese Stelle zitiere, da Herr Spitteler selbst einmal sehr richtig gesagt hat, daß mein Bruder durchaus normal auf seine Kritiken reagiert habe „nach uraltem, heiligem Autorenbrauch empfindlich gegen Aussetzungen, hocherfreut durch uneingeschränkte Zustimmung". Das Wort „empfindlich" kann ich nach der hier gegebenen Darstellung allerdings nicht uneingeschränkt gelten lassen. Aber die Herren werden selbst aus den scharfen Worten Nietzsches ersehen, welchen Wert er auf ihre Kritiken, die er immer „geistreich" genannt hat, legte. Mein Bruder schreibt, nachdem er die Kritik des Herrn Widmann über „Jenseits von Gut und Böse" und den Gesamtbericht über seine Bücher vonseiten des Herrn Spitteler in obigem Sinne erwähnt hatte:

> „Durch eine kleine Tücke von Zufall war hier jeder Satz, mit einer Folgerichtigkeit, die ich bewundere habe, eine auf den Kopf gestellte Wahrheit: man hatte im Grunde nichts zu tun, als alle ‚Werte umzuwerten', um, auf eine sogar bemerkenswerte Weise, über mich den Nagel auf den Kopf zu treffen — anstatt meinen Kopf mit dem Nagel zu treffen . . . Umsomehr versuche ich eine Erklärung. — Zuletzt kann Niemand aus Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiß. Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — daß es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo Nichts gehört wird, auch Nichts da ist. . . . Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die Originalität meiner Erfahrung. Wer etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen ‚Idealisten'; wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, daß ich überhaupt in Betracht käme."

Weimar 1907. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Reformkatholizismus.

(Schluß.)

Von Carl Jentsch.

Das moderne vernünftige Empfinden verwirft ein Dogma, das die Gottheit nicht nur tief unter das sittliche Niveau des gewöhnlichen guten Menschen, sondern sogar unter das der Vertreter des Cäsarenwahnsinns hinabdrückt. Man muß sich in die Seelen der Allongenperücken hineinversetzen, die den Foltermeister desto glänzender besoldeten, je besser er die teuflische Kunst verstand, die Opfer ihrer Bosheit monatelang zu martern, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wenn man den Gott der Orthodoxie verstehen will. Und auf diese Vorstellung von Gott ist nun die ganze Erlösungs- und Heilsmittellehre gebaut; diese bricht also zusammen, sobald die Unvernunft des Höllendogmas durchschaut ist. Aber wer daran festhält, dem kann man es nicht übelnehmen,

Go gle

wenn er angesichts dieser entsetzlichen Aussicht es macht wie Schwerkranke, die zu allen Kurpfuschern ihre Zuflucht nehmen, wenn er nicht genug Zaubermittel kriegen kann, die drohende ewige Pein abzuwenden, und so die Klerisei zur Erfindung immer neuer und immer geschmackloserer Zeremonien und Märlein gradezu drängt.

Die zweite Quelle der „Mißbräuche" ist die Lehre vom Papste als der unfehlbaren Autorität in Sachen des Glaubens und der Sitten, zu denen bekanntlich so ziemlich alle menschlichen Angelegenheiten gestempelt werden können. Viele geschichtliche Tatsachen widerlegen dieses Dogma, aber schon eine einzige genügt: die Bulle des achten Innocenz (Nocens nennt ihn wegen seiner Laster das Epigramm eines Zeitgenossen), vom Jahre 1484, die durch die Dogmatisierung des dümmsten und abscheulichsten Aberglaubens mehr und schlimmere Greueltaten verschuldet hat, als jemals Mongolenhorden im Bereiche der Christenheit verübt haben. Nichts als Verachtung verdient die Ausrede, diese Bulle sei nicht ex cathedra erflossen. Besonders unsre schwachmütigen deutschen Reformer pflegen sich in ihren Gewissensnöten damit zu helfen, daß sie solchen päpstlichen Erlassen, die sich mit dem modernen Empfinden und der modernen Erkenntnis schlechterdings nicht vertragen, den ex cathedra-Charakter absprechen. Damit machen sie aber das Unfehlbarkeitsdogma selbst zunichte. Denn was entscheidet dieser Methode nach über den ex cathedra-Charakter? Ihr subjektives Empfinden. Das war denn doch wahrhaftig nicht die Meinung der Jesuiten, die das Dogma durchgedrückt haben, das subjektive Empfinden deutscher Professoren zur höchsten Autorität zu erheben, von der die Erlasse der päpstlichen Autorität erst ihre Beglaubigung zu empfangen hätten. Besonders da das moderne deutsche Gemüt und die moderne deutsche Vernunft von dem Verstande und dem Empfinden der herrschenden Jesuitenpartei das grade Gegenteil sind. Was der heutige Deutsche als unchristlich erkennt: die weltlichen Herrschaftsansprüche des Papstes, die modernkatholischen Andachten mit den daran geknüpften Ablässen, die Wundersucht, die es schließlich fertig gebracht hat, an den Teufel Bitru zu glauben, grade diese Dinge sind der Unfehlbarkeitspartei ans Herz gewachsen, und grade diese wollte sie durch die Unfehlbarkeitserklärung gegen die moderne Zweifelsucht und den modernen Unglauben sicherstellen; war doch das neue Dogma nur die Vorbereitung für ein zweites, das dem Kirchenstaate die Weihe einer göttlichen Institution verleihen sollte. Die gütige Vorsehung hat, indem sie den Gegenstand des geplanten Dogmas hinwegfegen ließ, die Katholiken vor der Schmach bewahrt, diesen jämmerlichen Staat, der ein beständiges Aergernis für alle Frommen und Einsichtigen war, auch noch als eine göttliche Einrichtung anerkennen zu sollen.

Wir sehen: ohne entschiednen und offenen Bruch mit der Orthodoxie gibt es keine Reform im Sinne der katholischen Reformer. Solange sie die zwei Dogmen nicht preisgeben, aus denen die „Auswüchse" hervorwachsen, ist ihr Kampf gegen diese vergebens. Denn grade diese Auswüchse sind es, an denen die Betschwestern mit leidenschaftlicher Inbrunst hängen, die von fanatischen Mönchen inspirierten Betschwestern aber beherrschen seit Pius IX. die Kirche. Was den Betschwestern verdächtig erscheint, das wird als Ketzerei denunziert, und das Wort eines Ketzers gilt nichts beim katholischen Volke. Und grade diese Auswüchse sind es, auf denen die Macht der Kurie und der Hierarchie beruht, wie denn das kuriale und das hierarchische Interesse zur Ausbildung der

Google

Dogmen sehr kräftig mitgewirkt haben. Die Lehre vom Ablaß in ihrer letzten Ausgestaltung darf gradezu eine Erfindung der päpstlichen Finanzkunst genannt werden, und bei dem Dogma von der Transsubstantiation hat das priesterliche Interesse wenigstens unbewußterweise Geburtshilfe geleistet. Namentlich beschränkten Köpfen dünkt es ein unendlicher Vorteil, daß sie als „Schöpfer Gottes“ auf die wohlfeilste und bequemste Weise eine Stellung hoch über der gesamten Laienwelt einnehmen, die sie durch Leistungen mit aller Anstrengung niemals erlangen würden. Als Pius IX. die deutschen Bischöfe zu dem Konzil einlud, dessen Zweck ja bekannt war, da wäre es ihre Pflicht gewesen, öffentlich zu erklären: „Wir versagen dem von der Weltgeschichte geweihten Stuhle Petri unsre Ehrfurcht nicht, und erkennen in einer kirchlichen Zentralinstanz eine aus mehreren Gründen nützliche Einrichtung. Aber den Papst oder vielmehr seine theologischen Berater, deren wissenschaftliche und sittliche Qualifikation hinlänglich bekannt ist, für das inspirierte Organ Gottes ansehen zu sollen, das ist eine Zumutung, für die es keine parlamentarische Bezeichnung gibt. Zu der Konzilskomödie, die diese monströse Lehre dogmatisieren soll, geben wir uns nicht her.“ Diese Gelegenheit, endlich einmal Klarheit zu schaffen, haben die deutschen Bischöfe versäumt (auch die französischen und die englischen wären zu dieser Aktion berufen gewesen; die spanischen, die italienischen, zum Teil auch die österreichisch-ungarischen, haben kein Urteil über Fragen der Geschichte und über Forderungen der Vernunft.) Sie haben sie versäumt, teils weil sie selbst noch im Orthodoxismus befangen waren, teils um nicht die Einheit der Kirche zu sprengen, teils aus Furcht vor den Betschwestern, von denen sie verketzert worden sein würden; teils im hierarchischen Interesse, dessen sich nun einmal ein Kirchenfürst nicht leicht entschlagen kann.

So hat man denn den Papst für unfehlbar erklären lassen, und von einem Recht des Widerspruchs gegen den Unfehlbaren kann offenbar keine Rede sein. Darum sind alle die schönen Worte, mit denen ein Freiherr von Hertling den Katholizismus mit der modernen Wissenschaft auszusöhnen versucht, mit denen ein Ehrhard, ein Schell, ein Merkle, ein Josef Müller (Herausgeber der „Renaissance“) der Vernunft gegen den Papalismus und Jesuitismus einigermaßen zu ihrem Recht zu verhelfen suchen, in den Wind gesprochen. Für gradezu verwerflich halte ich die Methode des verstorbenen geistreichen Aestheten Franz Xaver Kraus, der im heimlichen Einverständnis mit der preußischen Regierung den Ultramontanismus anonym bekämpfte, um durch Zerstörung des Zentrums die genannte Regierung von einer unbequemen Opposition zu befreien, und der einfältige Gemüter mit dem Wahlspruch lockte: religiöser, nicht politischer Katholizismus. Wenn irgend etwas berechtigt war, so war es die politische Organisation der preußischen Katholiken zum Schutze ihrer Kirche gegen den damaligen Angriff und zur Eroberung der bürgerlichen Parität. Daß die Verteidigung der katholischen Religion durch eine fatale Verkettung zugleich Verteidigung unberechtigter päpstlicher Ansprüche wurde, ist ein Unglück für die deutschen Katholiken, aber kein Schaden fürs Reich. Berechtigter scheinen die Bestrebungen der bayerischen Krausfreunde zu sein, die das Zentrum deswegen bekämpfen, weil es, wie sie behaupten, in Bayern seine Machtstellung dazu benutzt, seinen Mitgliedern und Günstlingen zu einträglichen Aemtern zu verhelfen und die nicht zum Klüngel Gehörenden unter dem Vorwande mangelhafter Recht-

Go gle

gläubigkeit auszuschließen; doch hat ein solcher Parteikampf mit kirchlicher Reform nichts zu schaffen. Ein schöner Anlauf katholischer Literaten, in ihrem Organ „Hochland“ die katholische Belletristik aus den Fesseln zu befreien, in denen sie Bigotterie, Orthodoxismus und Prüderie gefangen halten, ist kläglich gescheitert: Hochland hatte angefangen, die deutsche Uebersetzung von Fogazzaros Roman, der Heilige, abzudrucken, hat aber den Abdruck einstellen müssen, als das Buch zensuriert wurde. Daß deutsche Gelehrte bei jedem ehrlichen Herzenserguß, jedem originellen Gedanken, den sie veröffentlichen, jedem Ergebnis ihrer Forschungen, jeder schwungvollen Ansprache an ihre Studenten gewärtig sein müssen, von unwissenden italienischen Mönchen wie Schulbuben zurechtgewiesen und zu einem Widerruf gezwungen zu werden, das ist freilich ein schimpflicher, ein bejammernswürdiger Zustand. Aber wenn die Männer, die ein bescheidenes Gesuch um Reform des Verfahrens der Indexkongregation an den „heiligen Vater“ richten, wirklich etwas zu erreichen hoffen, dann sind sie naiver, als reifen Männern zu sein erlaubt ist. Wer den Papst als „heiligen Vater“ behandelt, der hat von vornherein verspielt. Der „heilige Vater“ versteht natürlich besser, was seinen unverständigen Kindern frommt als diese selbst. Rom gegenüber ist keine andre Sprache angebracht und wirksam als die Sprache Luthers. Und die Germania versichert zum Ueberfluß, daß jenes bescheidene Bittgesuch nichts zu schaffen habe weder mit dem Reformkatholizismus, noch mit dem Modernismus, noch mit der Krausgesellschaft, noch mit gewissen demokratischen und liberalen Bestrebungen in Frankreich und in Italien.

Freilich haben die Schellaffäre und der neue Syllabus — angesichts des Zustandes der katholischen Kirche in Frankreich und Italien — in so vielen gläubigen aber zugleich gebildeten Katholiken Deutschlands die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt, daß einige Tröpflein davon sogar in den Spalten der Germania durchsickern. Sie seufzt u. a.: „Man kann bald Worte wie Wissenschaft, Kultur, Bildung, Fortschritt nicht mehr aussprechen, ohne von den Eiferern der Ketzerei verdächtigt zu werden.“ Allein in der Masse der deutschen Katholiken sind die oben beschriebene Gemütsverfassung, die das orthodoxe Kirchentum in Bausch und Bogen festhält, und der Glaube an den „heiligen Vater“ noch unerschüttert, und so dürfte denn „der Felsen Petri“ auch von diesem kleinen Sturm nicht ins Wanken gebracht werden.

Indes: Tropfen höhlen den Stein, und Erkenntnisse wie gereinigte Gemütsverfassungen brechen sich Bahn. Vor reichlich zweihundert Jahren glaubten die gelehrten Theologen und Juristen aller drei Konfessionen in Deutschland steif und fest an Hexerei, und der Gefahr, selbst lebendig verbrannt zu werden, setzte sich aus, wer — nicht etwa den Hexenwahn, sondern nur — das empörende, allen Grundsätzen vernünftiger Rechtspflege Hohn sprechende Verfahren gegen die vermeintlichen Hexen bekämpfte. Heute lebt kaum noch in einem entlegenen Dorfe ein altes Weiblein, das die Krankheiten von Mensch, Vieh und Feldfrüchten auf den Teufel und seine menschlichen Verbündeten zurückführte. So wird in wiederum zweihundert Jahren, wahrscheinlich schon viel früher, der gebildete Teil der europäischen Menschheit nicht mehr verstehen, wie jemals von gelehrten Leuten das Höllendogma geglaubt und die damit untrennbar verbundene Vorstellung von der Gottheit gehegt werden konnte, und wie ein historisch unterrichteter Mann den Chef der bureaukratischen Behörde, die weniger Achtung verdient und schwerere

Google

Verschuldungen auf sich geladen hat als irgend eine andere, für den von Gott eingesetzten und inspirierten Lehrer der Menschheit hat halten können; diesen Chef, der ewig keifend und protestierend, schließlich aber, die unvermeidlichen Zugeständnisse machend, hinter der wissenschaftlichen Entwicklung herhinkt. Dann wird es Zeit sein, zu fragen, wie die katholische Kirche reformiert werden könne, d. h. wie man die genannten beiden Glaubenssätze samt ihren theoretischen und praktischen Konsequenzen ausscheiden könne, ohne daß der Christenheit die im Katholizismus ruhenden Kulturgüter verloren gehen. Als Symptome davon, daß der historische Sinn und die historische Erkenntnis, vor denen das Papstdogma wie der Nebel vor der Sonne zerrinnt, in streng katholische Kreise einzudringen beginnen, verzeichne ich zwei Werke Albert Ehrhards („Der Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts" und „Kultur und Katholizismus") und eine Aeußerung der Historisch-politischen Blätter. Dieses von den beiden Görres (Vater und Sohn) begründete, lange Zeit hindurch angesehenste Organ der deutschen Katholiken bestreitet die Behauptung des unglückseligen Professor Commer, daß alle Päpste „seit der kirchlichen Renaissance" (d. h. genau gesprochen seit dem großen Abfall des Nordens, der die römische Kirche zum Versuch einer Selbsterneuerung zwang) Führer der Sittenreform gewesen seien und meint, weil auch die Päpste als Menschen der Geschichte, der Sphäre des Veränderlichen angehörten, so dürfe auch von einer Reform des Hauptes der Kirche gesprochen werden. Fehlt nur noch ein Schritt zu der Erkenntnis, daß die Päpste bloß Menschen — Menschen in einer geschichtlich gewordenen sehr merkwürdigen und sehr einflußreichen Position — sonst aber nichts sind und nie etwas anderes gewesen sind.

Monsieur Garré. Von Carl Hauptmann.

Die Glocken schlugen Mitternacht, und es planschte und triefte draußen hörbar von den Dachtraufen auf die Bürgersteige. Es war eine Nacht im März. Monsieur Garré lag im Bette in seiner Dachstube, wo er seit zehn Jahren wohnte, das schmale, glattrasierte Gesicht todbleich in den Kissen und mit Atem, der stoßweise und laut ging. Der Tod stand schon dunkel aufgerichtet unter den Dachsparren, den vollen Flaum seines Traumflügelkleides noch zusammengedrückt, und wartete lauschend auf den alten Herrn. Julie saß auf einem Bettstuhl daneben zusammengehockt.

Monsieur Garré war immer ein vornehmer Herr gewesen. Seit Jahrzehnten trat er mit erlesenen Allüren in alle Knaben- und Mädchenpensionate der Stadt ein, immer in Zylinder. Immer hatte Monsieur Garré mit der Geste eines Vornehmen seine vernutzten Handschuhe, wie ein Zauberkünstler vor dem Publikum sein Taschentuch, in einen Bausch geknüpft, um sie dann mit ebenso vollendeter Gleichmütigkeit von ferne in seinen Hut zu werfen. Immer hatte er seinen Schirm vorerst umständlich jedesmal an einen besonderen Platz geborgen: einen alten, vergriffenen Schirm. Monsieur Garré entwickelte dann oft beim Eintreten vor den Primanern oder sonst älteren Schülern in getragenem Französisch die Theorie von der Individualisierung von derlei alten Dingen. Er führte dabei jedesmal in singendem Lehton umständlich aus, daß eine Sache einem wirklich erst dann zu eigen wäre, wenn sie deutliche Stigmata des persönlichen Gebrauchs an sich trüge. Er erzählte dann

Google

auch immer in vollendetem Französisch die Geschichte von einem Schirmdiebstahl, dem er selbst in einem der vornehmsten Lokale der Stadt — tatsächlich war es ein sehr einfaches Bierlokal gewesen — zum Opfer gefallen, und wie er wirklich tagelang ganz außer Fassung gewesen wäre, weil er plötzlich vor der Tatsache gestanden, sich mit einem ganz neuen, fremden und höchst unpersönlichen Dinge zurecht zu finden. Schon das Oeffnen des neuen Schirmes hätte eine ganze Verwirrung gegeben, meinte er dann mit viel Aufwand nasal singender Stimmtöne, „weil der neue Schirm nichts davon wußte, daß mein sehr persönlicher, gestohlener Schirm erst nach der linken Seite sich blähte, ehe er aufsprang". „Es gab einen Schrecken jetzt jedesmal," sagte er mit gewichtigem Augenspannen, „weil nun alles gleich voll auseinander fuhr. Und vor allem, sehen Sie, hatte mein alter Schirm eine besondere Stelle für meine Hand, ein Lebenszeichen sozusagen, weil ich gewöhnt bin, ihn bei gutem Wetter stets quer über den Rücken zu halten, und dieses Lebenszeichen fehlte dem neuen."

Monsieur Garré erzählte das nicht nur im schönsten Französisch, das er dann sang und schlürfte, er erzählte das mit unendlich heiterem, gravitätischem Lachen seines schmalen, sauber rasierten, grauen Gesichtes und neigte danach, wie einen Augenblick tief der Tragik der Geschichte nachsinnend, seinen kahlen Schädel, daß man die schneeweißen, dünnen Schläfenhaare ganz nahe sah.

Und die Theorie der Individualisierung hatte Monsieur Garré durchaus nicht nur auf den Schirm bezogen. Auch auf den vergilbten Ueberrock, auf Gehrock und Hose und auf seinen hohen Hut. Ein jedes Ding war durchaus so individualisiert an ihm. Der Rock und der Ueberrock, ein jedes Ding, das er an sich trug, hatte nur zu deutliche Kennzeichen seines persönlichen Gebrauches. Alles war verwetzt und abgenutzt. Der Hut zeigte ebenso deutlich den Fingergriff am Rande, wie sein Schirm ihn in der Mitte trug. Und die Aermel seines Rockes hatten ebenso deutlich glänzende Lebenszeichen, wie der verblichene Sammetkragen des Ueberrocks allerlei blaue Regenpunkte schon seit Jahren aufwies.

Aber es ist auch keine Frage, daß ein jedes Ding doch durchaus zu ihm gehörte. Der Ueberrock mit den langen Schößen ebenso wie die vollendete Grandezza, mit der er dem Schoße seines Gehrockes ein Riesentaschentuch entnahm, um es in schöner Haltung im Bogen an die Nase zu führen, ebenso auch, wie die stille Sorgfalt, mit der er jedes Fältchen am Aermel sogleich verstrich und jedes Stäubchen am Beinkleid oder auf der verschabten Sammetweste wegblies.

Auch die Geschichten, die Monsieur Garré je nach Regen oder Sonnenschein, nach Winter- oder Sommerzeit während der Lektionen einfielen, und die, in allen Pensionaten gleichmäßig bekannt, immer neuen Stoff zu heimlichen Glossierungen abgaben, waren so individualisiert.

Und Monsieur Garré war ein Erzähler ohnegleichen. Wenn ihm, z. B. die Geschichte jenes Reichsgrafen einfiel, der als letzter eines uralten Geschlechtes schließlich bei einem reichen Bauern Knechtsdienste tat, und hinter dessen Sarge, wie man ihn auf einem Kuhwagen zur Grube fuhr, neben dem Bauern selber als alleiniger Grabebegleitung sein elendes, hageres Leibroß als letztes Symbol seines gestorbenen Rittertums hergeführt wurde, konnte er mit gewichtigem Hochton derart in Erregung geraten und seine grauen Augen, die feucht wurden, groß machen, daß er wie aus der Tiefe des Schicksals redete.

Jetzt hatte Monsieur Garré, nachdem er in quälender Unruhe im Fieber hin und her geredet, sich im Bette aufröchelnd mit mildem Ausdruck seiner grauen Augen zurückgelegt, und Fräulein Julie war in heimlichem Staunen näher geschlichen, weil das Gesicht in den

Google

Kissen wie das eines Toten eingesunken war, die Augen in Höhlen lagen, und es um den Mund nur noch zuckte.

In dem vierstöckigen Mietshause, wo Monsieur Garré seit mehr als zehn Jahren in der Dachwohnung lebte, waren verschiedene Mutmaßungen über Fräulein Julie im Umlauf. Manche nahmen an, Fräulein Julie wäre die Tochter von Monsieur Garré. Denn in seinem Verhalten zu ihr war er manchmal plötzlich bestimmt und streng wie ein Vater. Aber das wäre doch kaum wahrscheinlich gewesen. Wenn er sie auch französisch nannte: „Jülie!“ so hatte man doch nie sonst gehört, daß er mit ihr in dem fremden Idiom je wirklich gesprochen. Manche behaupteten, sie wäre ein angenommenes Mädchen, das dem alten, dürftigen, sonderbaren Manne die kleine Wirtschaft besorgte. Monsieur Garré hatte sie und sich immer streng zurückgehalten von all den Kleinleuten, den Handwerksmeistern und Schustern und von den Lehrlingen, von denen einige in den benachbarten Dachwohnungen Schlafstellen besaßen. Alle standen nur von ferne. Alle hatten Monsieur Garré stets nur, wenn er die Treppen bedächtig anstieg, mit großer Devotion angesehen. Einem jeden von ihnen war sofort aus der ganzen gehaltenen und versunkenen Bewegung des schmächtigen, leicht gebückten, alten Herrn klar geworden, daß Monsieur Garré nicht zu ihnen gehörte, daß ihn wer weiß welches dunkle Schicksal hier in die Dachkammern der Arbeiterstraße angespült. Alle respektierten in solchem Sinne auch Fräulein Julie.

In den kleinen Läden, wo Julie einkaufen ging, nannte man sie deshalb auch oft Madame, um so der Vermutung Ausdruck zu geben, daß sie wohl gar Herrn Garrés Frau wäre, weil sie sich, wenn sie zum Einkauf ausging, stets besonders antat und durchaus für eine Dame gehalten werden wollte.

Jetzt, wo sie verstört an Herrn Garrés Bett saß, vom kleinen Lichtschein schwach umflossen, sah man, daß Fräulein Julie noch von großer Jugend war. Sie schien entsetzlich bleich jetzt und tief erschrocken. Eine Blondine mit vollem, schwerem Kopfhaar, das im Scheine der einsamen Kerzenflamme vom Tische her rötlich golden schimmerte. Sie hatte den Schwall Haare hochgebunden, hudelig und lässig hing er über wie ein Dach und beschattete das junge, volle Gesicht. Sie hatte in der Angst nur einen Rock um die Beine geworfen und saß barfuß. Als Monsieur Garré neu unruhig geworden, tief geatmet und gestöhnt und sich dann im Fieber aufrichtend nach ihr gerufen hatte, war sie aus dem Bett in der Nebenkammer herangesprungen und hatte Licht gemacht.

Fräulein Julie war weder des Alten Tochter noch seine Frau. Das einfache Kind eines armen Maurers vom Dorfe, war sie einst nach der Eltern Tode in die Stadt gekommen, um in einer Fabrik zu dienen, und Herr Garré hatte die kaum sechzehnjährige, dunkeläugige, sanfte Dirne damals bald zu sich genommen.

Und Monsieur Garré hing an dem Mädchen gleich mit dem letzten Rest verzehrender Leidenschaft. Er liebte Julie wie einen heimlichen Schatz. Er brachte ihr Naschwerk und kaufte ihr Schmuck. Sie ging immer um ihn mit Ketten aus Steinen am freien Halse. Wenn er von seinem Arbeitsgange heimkam, nestelte er ihr wohl einen Veilchenstrauß in das rote, volle Haar, für den sie seine welken Lippen kindlich küßte. Sie mußte am Sonntage, wenn er mit ihr einen Spaziergang aufs Land unternahm, wie eine ganz feine Dame aussehen. Sogar eine Fülle Armspangen und Kettchen hatte sie am Handgelenk klingeln. Und er hütete sie dann wie ein Ritter. Niemand hätte sie auch nur auffällig ansehen dürfen,

Google

daß nicht des alten Herrn harte, graue Augen wie in seiner Jugendzeit scharf und streng hervorgeblitzt. Da ging Fräulein Julie dann besonders gesittet. Da sah sie weder rechts noch links. Ganz wie ein gehorsames Kind lief sie, obwohl sie schlank und voll Frische ging, wie aus Stahl so schmiegsam sich bog, wenn sie es draußen am Ufer gar durchgesetzt, daß Monsieur Garré einen Kahn genommen, und man in die feuchten Eichenwälder auf der Gegenseite ruderte. Sie war dann ordentlich verliebt in Herrn Garré, der eine Blume im Knopfloch trug, ganz wie ein feiner Liebhaber, und der sich heiter sonnte in der Frühlingssonne über den Wassern und der Frühlingssonne des frohen, ausgelassenen, blonden Kindes im Kahne, das ihn mit Jubel ansah. Julie küßte ihn dann daheim plötzlich, wenn sie so einen rechten Feiertag mit ihm gelebt, und nannte ihn mit zärtlichen Namen. „Herzel!“ sagte sie dann verlegen. Es klang fast sonderbar aus ihrem frischen, roten Munde und aus ihrer Jugendfülle.

Und Fräulein Julie hatte in der Art, wie er dann erschien, immer gefühlt, daß Monsieur Garré ein ganz besonderes Wesen war. So ausgezeichnet fein nahm er danach ihre Hand, und er hob sie wohl auch einmal wie im Sturm, als wenn er noch ein junger, leidenschaftlicher Kraftmensch wäre, und trug sie einige Schritte in der Stube hin, brauchte hohe Worte, auch wohl mit näselndem Hochton in fremder Sprache und war dann so recht ein Ritter nach ihrem Herzen. Und wenn die dunklen Nächte in die Dachstube kamen, fühlte sie seine Inbrunst und seinen Atem manchmal, als wäre sie, wie sie es dann täppisch schäkernd, halb verlegen nannte, eines Vornehmen Ehegemahl.

Aber nie auch hatte Julie dabei erfahren können, was einst in Herrn Garré für Lebensschicksale umgegangen. Sie hatte dem alten Herrn immer ehrerbietig gedient in allem. Aber er hatte es stets vermieden, irgend von der Vergangenheit zu ihr zu reden. Nichts dergleichen. So neugierig heimlich Fräulein Julie mit den Jahren auch geworden war. Er hatte sie ein paarmal plötzlich hart angefahren und mit den Augen wie böse gefunkelt, daß sie an derlei Fragen nie zu rühren sich vermaß. So hatte sich Julie schließlich gewöhnt, nur in dem Glanze des Geheimnisses und der Ergebenheit sich zu sonnen, der um Monsieur Garré im Hause umging.

Vielleicht wäre das mit der Zeit doch anders geworden. Wenn nicht in dem letzten Jahre der Zartsinn und die Stille von Monsieur Garré sich verdoppelt und die liebende Pflege, die er für das Mädchen hatte, fast zur Narrheit geworden. Vor allem aber, wenn er nicht plötzlich schwer erkrankt wäre.

Das einsame Licht flackerte im Dunkelraume, warf einen langen Schatten des Mädchens an die Dachbretter und zitterte auf des Alten Gesicht. Monsieur Garré hatte jetzt in seiner Herzensangst allerhand Bekenntnisse gemacht, daß Fräulein Julie erschauerte, mit großen Augen seinen welken Mund angesehen und wie trunken lauschte. Sie hatte nicht gewagt, seinen Kopf in den Arm zu nehmen. Monsieur Garré hatte sie wie geängstigt angestarrt, daß sie nur zögernd von ferne blieb und sich endlich scheu auf den Bettstuhl gesetzt, als er jetzt neu zu reden begann.

„Nämlich, krank, ich bin jetzt sehr krank geworden. Ich fühle die letzte Verwandlung hier auf Erden, fühle ich,“ sagte er jetzt ganz ruhig, „ich sterbe“. Und dann begann er mit Kraft fortzureden, daß er durchaus nicht Monsieur Garré heiße, daß er ein Edelmann aus einem alten, ehrwürdigen Geschlechte wäre, daß er ein tolles Jugendleben gelebt, mit unzähligen Frauen, die er ohne Skrupel an sich gerissen, und daß er immer auch einen

Google

Drang nach einem guten Leben gehabt, aber die Lebenslüste ihn tausendmal wieder neu genarrt hätten.

„Ach was," sagte er plötzlich ganz hart, „ich konnte mir damals nicht helfen." „Es ist Gott sei Dank lange her," sagte er tief aufatmend, „noch in der Universitätszeit war es, daß ich Geld in Unsummen verschwendete und verspielte." „Da habe ich meines Vaters Namen damals gefälscht." „Es war nicht mehr zu verbergen." „Ich mußte deshalb mein Heimatland auf immer verlassen." „Und ich habe es verlassen." „Ich habe es im Leben gebüßt, liebes Kind," sagte er bestimmt. „Ich ging von Rußland nach Frankreich." „Ich konnte nur nirgend mehr Ruhe finden." „Ich habe mich dann immer redlich zu ernähren versucht." „Pah! die Gewaltnatur läßt sich nicht austreiben," sagte er stöhnend. „Es hat mich allenthalben umgetrieben." „Bis ich endlich alt und grau geworden, matt und besonnen, um mich mit Stunden und dergl. hinzufristen." „Liebe, geliebte Jülie," sagte er mit Inbrunst ruhig.

„Liebe, liebe Jülie!" sagte er wieder sehnsüchtig und zärtlich und versuchte eine Hand schwach der jungen, im Halblicht dämmernden Gestalt zuzurecken, die vor ihm saß und scheu und erstaunt weinte.

„Liebe, liebe Mutter," sagte er dann ein paarmal mit schwacher Stimme, als er die Augen abwesend schloß.

„Aus altem Geschlechte," sagte er, „aus altem Geschlechte!"

Julie saß und weinte lautlos, schauernd und bebend, weil auch die Kälte vom Fenster hereinkroch. Sie hörte Monsieur Garré atmen und stöhnen. Er begann immer noch einmal wie ein aufflackerndes Feuer wieder von allerlei tollen Launen und Lüsten zu erzählen. Er hatte die Arme, die jetzt bleich und knochig schienen, zitternd nach ihr ausgestreckt, wie wenn es der Tod selber wäre. Und sie hatte es auch jetzt grausend gewagt, in die dürren Arme hinein sich zu bergen. Aber die Arme waren gleich zurückgesunken. Es war Totenruhe rings. Die Atemstöße von Monsieur Garré erfüllten jetzt wie ein Uhrenticken die unhörbare Stunde. Daß auch Julie, im Schauen und Lauschen verloren, allmählich ganz erstarrte und in sich in Schlaf und Vergessen einsank.

Es war Morgen geworden. Die Frühlingssonne schien zum Dachfenster herein. Julie fuhr erschreckt aus dem Schlafe. Monsieur Garré lag im Bette, die Augen starr und die Lippen völlig verrunzelt. Julie starrte ihm gespannt in die abgrundtiefen Mienen. Aber sie begriff seine Stummheit nicht. Sie rief ihn bei Namen.

„Monsieur Garré!" sagte sie feierlich, „Monsieur Garré!" Der Schreck faßte sie, daß sie hinausfloh zu der Schuhmachersfrau von nebenan, mit der sie sogleich wieder hereinkam. Aber sie blieb erst furchtsam noch von ferne stehen.

„Der alte Herr ist tot," sagte die Schuhmachersfrau mitleidig und griff seine Hand an, die wie ein bleicher Knochen dalag.

Aber als Frau Hospe auch die Augen des Toten berühren und zudrücken wollte, war Julie hastig ans Bett getreten.

„Nein, nein, nein, nicht doch!" rief sie in plötzlicher Erregung, starrte auf den Toten hin und drückte die Augenlider des Alten sanft und zärtlich nieder. Ganz feierlich. Und nachdem sie noch mit einem Tone, in dem Stolz und Schrecken feierlich bebten, gesprochen hatte: „Monsieur Garré war aus uraltem Geschlechte!" warf sie sich plötzlich mit Emphase und laut weinend über den toten Edelmann.

Google

Fünf Gedichte von Max Dauthendey.

Wie Blicke die ins Dunkel fliehen
Ist dort im Abendlaub ein sacht Gefunkel:
Leuchtkäfer ziehen durch die Juninacht.
Ich möchte mich ins Gras hinknieen
Still wie ein Schläfer der die Welt vergißt
Und nur im Traum bei hellen Blicken ist,
Von denen keiner Dir am Tage lacht,
Die nur in vager Heimlichkeit entstehen
Und über schwüle Abendwiesen gehen
Von einer heißen Nacht zur Welt gebracht.

Ich hab' zu jenen Blicken ein Gesicht erdacht,
Von zager Schönheit, daß der Tag nicht wagt
Mehr aufzusehen, und allein die Nacht
Tastend mit sachten Lichtern sucht und fragt.

Viel Wolken halten den Abend umfangen,
Viel dunkle Falten vom Himmel hangen,
Ein Regen ist kalt durch den Tag hingegangen
Und Stille macht halt, ernst ohne Bewegen.

Der Abend will sich gern niederlegen,
Die Berge reichen den Rücken hin,
Und jeder Stein will dem Dunkel sich bücken,
Dem Abend und seinem geheimen Sinn.

Sie hält den Spiegel
Daß ihr Gesicht zum Glas hinfällt,
Und ihre gehobene Hand
Stellt Kämme ins Haar,
Das Haar bebt gewellt.

Wenn sie den Arm zum Kopf hochhebt
Lebt ihres Kleides Sammt
In Falt und Wogen
Um die Gestalt.

Als lauscht sie auf Gras,
Das im Spiegelglas wächst,
Scheint sie vom Spiegel
Weit fortgezogen.

Google

Bis sie langsam vergißt
Und nicht mehr weiß
Woher sie kam und wer sie ist.

Dann sinkt die Hand mit dem Spiegel lahm.
Sie sieht sich stumm
Errötend um,
Wie Eine die geheim gelogen.

Ich hatt' mal eine gute Zeit.
Kaum wie ein Hündlein bellt im Traum,
Sprach ich von Liebesschmerzen,
Wie jeder mal im Märzen klagt,
Wenn längst der Frühling angesagt
Und Hastigkeit die Glieder plagt,
Wenn Neugier durch die Aeste jagt
Und kahl noch der Kastanienbaum
Schier stündlich nach den Kerzen fragt.
Kaum wie vom Regenschnee der Flaum
Rührte das Leid des Aermels Saum,
Aufs höchste spürte man's am Kleid.
Blitz lag noch nicht mit Blitz im Streit,
Die Lieb lief durch die Ewigkeit,
Kein Meilenstein stand weit und breit,
Ich hatt' noch eine gute Zeit.
Die Sehnsucht traf noch nicht das Mark,
Ich sehnte mich am Sehnen stark,
Blau war noch die Unendlichkeit —
Ich hatt' mal eine gute Zeit.

Die Silberpappeln stehn hitzeschwer,
Wie Augen zucken die Blätter und schauen,
Drunten die Straße ist blendend leer,
Drauf wandert die Sonne wie's brennende Grauen.

Verliebtestes Herz, du guckst umher
Demütig wie Staub,
Dürr und voll Glut,
Ob sich die Erde nicht öffnen tut,
Daß einmal für immer die Unruhe ruht.

Google

Rundschau

Deutsche Anleihen in Paris. In der letzten Zeit ist viel davon die Rede gewesen, daß die deutschen Reichsanleihen an der Pariser Börse zur Einführung gelangen sollten. Da die Frage gleichzeitig in Paris und Berlin erörtert wurde, und die deutschen Anleihen um dieselbe Zeit eine starke Kurssteigerung durchsetzen konnten, war es nur natürlich, daß man von dem aufsteigenden Rauch auf ein Feuer schloß. Weshalb auch nicht? Der Wunsch, den deutschen Reichsanleihen einen größeren Markt zu verschaffen und dadurch nicht nur auf den Kurs der Reichsanleihen selbst, sondern auch auf den der Anleihen aller Bundesstaaten zu wirken, ist bei der Regierung nicht minder lebendig als bei den Banken, die noch immer mit mehr als 100 Millionen Mark $3^1/_2$ prozentigen Anleihen vorjähriger Emission festsitzen. Auch soll sich, wie man schon Anfang September geflissentlich verbreitete und seitdem immer wiederholt, das Ausland für die deutsche dreiprozentige Reichsanleihe interessieren. In einem gewissen Umfange ist das wohl auch tatsächlich der Fall, und zu der Besserung der fremden Wechselkurse mögen Käufe in deutschen Anleihen für französische und namentlich englische Rechnung einiges beigetragen haben. Aber sie haben das bei weitem nicht in dem Maße getan, wie man es hier sich und anderen einzureden sucht. Nicht nur die deutschen Reichsanleihen sind von Mitte August bis Mitte September gestiegen (die 3prozentigen um $2^1/_2$, die $3^1/_2$ prozentigen um 2 Prozent), sondern auch die Anleihen der Bundesstaaten, die im Auslande so gut wie gar keine Beachtung finden. Preußische Konsols sprechen hier allerdings nicht mit, denn ihr Kurs pflegt dem der Reichsanleihe parallel zu gehen. Aber auch die anderen Bundesanleihen haben ihren Kursstand um 2 bis $2^1/_2$ Proz. verbessert. So daß es doch wohl die inländische Nachfrage ist, die hier wirksam ist. Um so interessanter ist es, wie nachdrücklich man den Märkten den Glauben an eine internationale Nachfrage suggeriert. Bestände diese Nachfrage wirklich in dem ihr angedichteten Maße, so würden die Banken kaum viel Wesens von ihr machen, sondern die gute Konjunktur benutzen und sich möglichst unauffällig ihrer enormen Anleihebestände entledigen. Die geflissentliche Uebertreibung speziell des französischen Begehrs wirkt aber wie ein ballon d'essai. Und es mag nun zur Einführung der deutschen Anleihen an der Pariser Börse kommen oder nicht: Wunsch und Absicht sind Mitte September ganz bestimmt vorhanden gewesen, und es lohnt sich daher, auf die Zweckmäßigkeit einer solchen Verpflanzung einzugehen.

Die Regierung ist sich über ihre grundsätzliche Stellung zur Einführung deutscher Anleihen an fremden Börsen niemals recht klar gewesen. Jeder preußische Finanzminister und jeder Reichsschatzsekretär hat darüber seine eigene Meinung gehabt. Bis zum Jahre 1890 hielt man es im nationalen Interesse für geboten, die Notierung der Anleihen auf das Inland zu beschränken. Auch Miquel war zunächst dieser Ansicht. Als er dann aber das gefährliche Experiment machte, den dreiprozentigen Zinsfuß in Deutschland einzuführen, wollte er doch auf die Hilfe des englischen Kapitals nicht verzichten. Er glaubte zwar den Boden für eine dreiprozentige deutsche Anleihe genügend vorbereitet; aber eine internationale Basis schien ihm sicherer. Die Disconto-Gesellschaft und S. Bleichröder führten also die neue Anleihe in London ein mit dem denkbar größten Mißerfolg. Unmittelbar nach der Subskription notierte der Kurs $^3/_4$ Prozent unter dem Emissionskurs und 2 Prozent unter dem Höchststande, auf den man die Anleihe vorher getrieben hatte. Es stellte sich heraus, daß für eine deutsche Anleihe beim englischen Publikum nur sehr geringe Neigung herrschte, und daß die großen englischen Voranmeldungen rein spekulativer Natur gewesen waren. In späteren Jahren bürgerten sich die Anleihen dann allerdings ein wenig in London ein. Aber sie saßen doch immer noch sehr locker, und bei der geringsten politischen Mißstimmung strömten sie nach Deutschland zurück. Die Neigung, das Ausland für deutsche Werte zu interessieren, ließ denn auch immer mehr nach. Und als das preußische statistische Bureau gelegentlich einmal feststellte, daß in England nur etwa 1,8 Prozent und in Frankreich gar nur 0,4 Prozent aller vierprozentigen preußischen Papiere kursierten, wurde amtlich hierzu bemerkt: „Die Unabhängigkeit vom Auslande, die sich aus diesen verhältnismäßig nicht erheblichen Beträgen ergibt, ist für Zeiten von Krisen, seien es solche wirtschaftlicher oder politischer Natur, von nicht zu unterschätzender Bedeutung.“ Das war 1899. Aber schon im nächsten Jahre dachte man wieder anders, denn die Geldnot war akut geworden. Man begab 80 Millionen Mark vierprozentige Schatzanweisungen nach Amerika und bekundete damit, daß man die Unabhängigkeit jetzt nicht mehr so hoch veranschlagte. Immerhin verdient die eine Tatsache beachtet zu werden: Man hat das Ausland immer nur dann in Anspruch genommen, wenn ein dringender Anlaß da war, und wenn die Forderung der Stunde gewichtig genug war, um die prinzipiellen Bedenken zurücktreten zu lassen. Und man hat sich in eine leichte finanzielle Ab-

Google

hängigkeit nur solchen Staaten gegenüber begeben, bei denen kriegerische Verwickelungen ausgeschlossen schienen. Daß die politische Drehbühne den deutschen und englischen Vetter so bald in Kampfstellung zueinander bringen würde, das hat man in den neunziger Jahren ja nicht voraussehen können. Sonst wäre die Einführung unserer dreiprozentigen Anleihen in London ganz gewiß unterblieben.

Und heute ventiliert man ernsthaft den Gedanken, die deutschen Anleihen in Paris einzubürgern. Man will den deutschen Kredit in die Hände eines Landes legen, in dem eine große Kriegspartei täglich auf eine blutige Endabrechnung mit Deutschland dringt. Des vollen Ernstes der Frage scheint man sich gar nicht bewußt zu sein, sonst könnte man sie nicht mit so unglaublicher Leichtigkeit anfassen, ganz als handle es sich hier nur um einen beiläufigen Akt politischer Courtoisie, etwa wie bei einem Kaisertelegramm. Es handelt sich hier doch um etwas mehr. Wer das französische Publikum dadurch für unsere Anleihen interessieren will, daß er einen offiziellen Markt für sie in Paris schafft, der will nicht nur ein paar Millionen deutscher Staatspapiere nach Frankreich übertragen: Der Zweck lohnte das Mittel nicht. Nur dann macht die sehr kostspielige Einführung in das Parkett der Pariser Börse sich bezahlt, wenn man das französische Kapital systematisch an die deutschen Anleihen gewöhnen will, wie man es an spanische und italienische Renten gewöhnt hat. Und das ist auch offenbar die Absicht. Man hofft, von der zehnprozentigen Kursdifferenz zwischen der dreiprozentigen deutschen Anleihe und der französischen Rente zu profitieren und nach und nach Hunderte von Millionen Reichsanleihe nach Frankreich zu verpflanzen, vielleicht sogar den nächstjährigen Geldbedarf des Reichs in Paris zu decken, wie vor sieben Jahren den damaligen in New York. Es ist aber anzunehmen, daß man damit in Frankreich keine Gegenliebe finden wird. Denn daß die französische Regierung es wagen dürfte, die Notierung einer deutschen Anleihe etwa als Kompensation für ein politisches Zugeständnis in Marokko oder anderswo zu gestatten, ist sehr unwahrscheinlich. Die französische Bankwelt doktert an der Hebung des Tiefstands der französischen Rente genau so emsig herum wie die deutsche an der Hebung unserer Anleihekurse, und sie wird sich das deutsche Konkurrenzpapier nicht auf den Hals laden lassen. Die Rente ist ja in Frankreich das Papier des kleinen Mannes, und ein Attentat auf ihren Kursstand könnte ein Ministerium zu Fall bringen. Der französische Finanzminister hat deshalb im April d. J. ausdrücklich den Wunsch geäußert, die Pariser Banken möchten sich an der Uebernahme der neuen deutschen Schatzanweisungen nicht beteiligen. Dem Wunsche ist Folge geleistet worden, obwohl es sich um ein vierprozentiges Papier handelte. Einem dreiprozentigen deutschen Papier gegenüber dürfte es nicht erst eines ministeriellen Winks bedürfen, um den Pariser Markt zur Zurückhaltung zu veranlassen. Vielleicht kann die deutsche Bankwelt auf größeres Entgegenkommen rechnen, wenn sie die Zulassung einiger allererster Industriepapiere an der Pariser Börse beantragt. Die französische Regierung wird kaum etwas dagegen haben, wenn neben der Harpener Aktie, die schon seit Jahren von der Kulisse gehandelt wird, noch ein paar andere deutsche Montanpapiere Eingang finden. Aber das reizt unsere Banken nicht besonders. Es würde großer Vorbereitungen, einer sorgfältigen Auswahl, teurer Propaganda und einer längeren Interventionstätigkeit bedürfen, ehe man Paris zum zuverlässigen Markt für deutsche Industriepapiere herangebildet haben würde. Man hat aber keine sonderliche Lust, heute für kommende Jahre vorzusorgen. Man will der Not der Stunde, der augenblicklichen Geldknappheit abhelfen, und dafür wäre die Einführung einiger Industriepapiere in Paris ein untaugliches Mittel.

Daß die deutsche Bankwelt aber gerade jetzt auf Mittel und Wege sinnt, wie man deutsche Werte nach Paris verpflanzen und sich in finanzielle Abhängigkeit vom politischen „Erbfeind“ begeben kann, daß das gerade jetzt geschieht, wirkt entschieden humoristisch. Nur wenige Wochen ist es her, daß dieselbe Bankwelt auf dem imposanten Hamburger Bankiertage der Regierung auseinander gesetzt hat, welchen Wert große Bestände an ausländischen Papieren für die nationale Kriegsbereitschaft haben. Mit aller Eindringlichkeit wurde betont, daß ein Staat nichts Besseres tun könne, als sich in ruhigen Zeiten in den Besitz möglichst großer Geldforderungen an das Ausland zu setzen und sie bei Ausbruch eines Krieges einzukassieren. Ich habe erst unlängst an dieser Stelle dargelegt, daß das nicht ganz stimmt, daß die privaten Besitzer der fremden Papiere nicht notwendig so zu handeln brauchen, wie es dem Besten des Staates entspreche; daß sie die fremden Werte vielleicht gerade im Kriegsfalle festhalten und die heimischen Anleihen fortgeben würden. Aber für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland, wo speziell auf französischer Seite eine tiefgehende nationale Antipathie gegen alles Deutsche Platz greifen würde, ist der Standpunkt des Bankiertags durchaus richtig: Frankreich würde seinen ganzen Bestand an deutschen Papieren tatsächlich schon vor der offiziellen Kriegserklärung nach Deutschland zurückwerfen und alle seine auch sonst sehr beträchtlichen Forderungen an uns einkassieren.

Google

Und je mehr Papiere es uns in Friedenszeiten gelungen sein wird in Paris unterzubringen, um so mehr werden beim Ausbruch einer Krisis zurückströmen, und um so mehr deutsches Kapital wird just im bedenklichsten Moment dem Feinde ausgeliefert werden. Daß man angesichts der klaren Erkenntnis dieser Tatsache dahin wirkt, die Abhängigkeit Deutschlands von den westlichen Nachbarn noch zu verstärken, würde auf die Lachmuskeln wirken, wenn die Sache nicht gar so ernst wäre. Alfred Lansburgh.

Theater.

Kammerspiele: Liebelei. Wie sehr haben wir dereinst dieses Stück geliebt! Es schien uns etwas ganz Wichtiges aus unserem eigenen Leben greifbar und in ernster Bedeutung vorzustellen. Eine Tragik, durch die wir alle müssen, ein Konflikt, der jedem von uns das Gewissen aufstört, wenn er ihm schon nicht zum Schicksal wird. Da war die Verliebtheit des jungen Mannes, die ihn aus der Ordnung des bürgerlichen Hauses für Stunden oder für Wochen zu den Töchtern der Niedrigeren treibt, als fortgesetzter Mord an menschlichen Seelen entlarvt. Da war das Los der armen Mädchen tragisch beklagt, die uns ein Zeitvertreib, denen wir ein Schicksal sind. Ein großes, schreiendes Unrecht war enthüllt, das in den Gesetzen der Welt und in unserem eigenen Wesen begründet zu sein schien. Und uns Wienern war vor allem gesagt, welche Schätze von Anmut, Treue und Güte wir achtlos verschwenden, wie wir das Süßeste, was unser Herz erreichen kann, unwissend übermütig mißbrauchen, das wahrste, innigste Gefühl eines ganzen Lebens achtlos nehmen und nichts dafür geben, als ein hochmütig uninteressiertes Lächeln. Uns jungen Wienern wurde gezeigt, wie diese sind, deren Seelen uns zum Opfer fallen. Unser süßes Mädel als tragische Person! Entzückt und gerührt erkannten wir sie, freuten uns melancholisch dieses Wiederfindens und genossen die schöne Traurigkeit ihrer dramatischen Existenz in gemessener Freude. Wie sehr haben wir dieses Stück geliebt!

Sein Schicksal hat sich ziemlich rasch erfüllt. Wenig über ein Jahrzehnt ist es her, daß uns diese Tragik, neu, wie sie damals war, mit der Kraft einer großen Wahrheit erfaßte. Was ist uns heute von jener Ergriffenheit geblieben? Nur ein matt lächelndes Interesse an der eigenen Vergangenheit und die sanfte Erinnerung an einen Frauenthypus, den uns auch der unerträgliche Mißbrauch jenes kosenden Namens, den Schnitzler ihm gefunden hatte, nicht zu sehr entstellen kann. Das tragische Gefühl aber ist ganz verweht. Nicht etwa darum, weil wir Aelteren heute schon mit kühlem Gleichmut auf die guten Dinger sehen, die uns einst soviel zärtlichen Spaß bereitet haben. Das wäre ja doch nur eine perspektivische Vollendung und Bestätigung jener Tragik. Die Jüngeren, die noch mitten drin in solchem Erleben sind, könnten auf uns weisen und sagen: „Seht nur, wie recht er hatte. Ihr habt Seelen verschluckt und seid um nichts reicher geworden. Alles ist durch Euch hindurch, an Euch vorbei gegangen. Es war eine höchst beklagenswerte Opferung!“

Daß es keine war, das wissen wir eben jetzt. Und die Jüngeren wissen es mit uns und lächeln dem Typus, den sie eben erlernen, beruhigt zu, und lächeln über das dramatische Phantom seines Schicksals ungläubig hinweg. Das Stück gilt nur mehr, soweit es schildert. Darin bleibt es dokumentarisches Denkmal. Wo es aber die Kräfte seines Lebens in großartige Bewegung setzen, die Gewissen anrühren und läuternde Erschütterung erzeugen will, sind wir ihm taub. Seine Stimme, das wissen wir nun, ist nicht die der ehernen Notwendigkeit — und nur diese wird im Drama ergriffen angehört, — sondern die unserer eigenen eitlen Sentimentalität. Es war unsere eigene, höchst subjektive Empfindung, die diesen Mädchen die tragische Bestimmung zuwies, sich für uns in Seligkeit zu vernichten; es war nicht das Leben selbst. Denn das Leben hat allemal Zwecke, die über unsere Person ein wenig hinausgehen. Und das ist es schließlich, was wir seither gelernt haben — wir Aelteren und die Jüngeren hoffentlich mit uns: daß wir, so lieb wir uns haben und so bedeutend wir uns erscheinen, doch nicht der Mittelpunkt des Weltgeschehens sein können — und sei diese Welt auch so klein wie eine Wiener Vorstadtwohnung. Auch da geschieht, selbst wenn wir mit dem ganzen Gewicht unserer Persönlichkeit gegenwärtig sind, noch so manches neben uns, über uns, ohne uns, und das Leben ist imstande, ruhig weiter zu gehen, auch in dem Momente, da wir uns für immer daraus fortmachen. So ist das Leben. Es hat andere Zwecke. Aus dieser Christel, die schon ein edlerer Tropfen Blutes vor der naiven Gemeinheit — Typus Schlager hizzi — bewahrt hat, macht es gewiß eine äußerst wackere Mutter von Kindern, von denen eins etwa den Auftrieb in höhere Schichten erbt, sich durchsetzt und junge Herren zeugt, die selber wieder nach den süßen Mädeln greifen. Und was wir für ein Problem erotischer Tragik gehalten haben, war etwa nur ein liebenswürdig verschleierter Prozeß der sozialen Entwickelung, eine geschlechtliche Form des Klassenkampfes.

Das ist es, was wir heute an diesem Stück so unmöglich finden: daß es im Sozialen so sehr kurzsichtig ist, ganz im Gesichtskreis des Bourgeois verschlossen. Und gerade wo es davon

Google

weg will, wo es sich bewußt gegen den Bourgeois und seine Art, die Liebe zu genießen, stellt, da offenbart sich nur um so stärker, daß es aus der Psychologie und Lebenslogik seiner eigenen Klasse nicht heraus kann. Christinens Tod, der ja ein Vorwurf gegen den bürgerlichen Liebhaber sein soll, ist von einem Begriff der Liebe diktiert, der nur in bürgerlich-literarischen Kreisen götzenhaft gilt. Weiter unten wechseln die Begriffe; und auf die Frage: Was war ich ihm? kann es da kaum eine tötliche Antwort geben. Man hat da, wie verliebt man auch sei, noch immer ganz andere Sorgen, als solche, die — an einen Leichnam gerichtet! — eigentlich ins Gebiet der verspäteten Psychologie gehören.

Soviel ungefähr ist gegen das Stück zu sagen. Wie sehr das alles zugleich für Schnitzler spricht, hat sich seither gezeigt. Seine Bestimmung war, der Dichter der eleganten, künstlerisch erhobeneren, bewußt empfindsamen Bourgeoisie von 1900 zu sein. Und sein Instinkt befahl ihm, lieber nach seiner Natur zu irren, als aus seiner Natur zu fallen. So kommt es, daß dieses rührend naive Herz nach zwei Akten kleinbürgerlich anschmiegsamer Liebe im dritten plötzlich die große psychologische Weisheit eines bourgeoisen jungen Herrn von 1900 kundtut. Immerhin, zwei Akte lang steht sie für sich selbst da, nach ihrer eigenen Art geformt, in Uebereinstimmung mit ihrer Seele und mit ihrer Klasse. Es ist ein wunderschönes Bild, ein Bild von hohem künstlerischen Wert und von dokumentarischer Dauer. Der Typus ist mit dem ganzen Reiz seiner psychologischen und sozialen Zwiespältigkeit gegeben: in seiner gesund proletarischen Schlichtheit und wieder mit der kleinen süß schmerzlichen Nostalgie nach gut bürgerlichem Wesen, von dem er seine Begriffe von Ehre und Treue, von Reinheit und Einheit in der Liebe hat. Daß dieser Zwiespalt schließlich so grell ins Bewußtsein tritt und so heftige Worte findet, ist fehlerhaft und gegen die Natur. Aber daß der Zug zur höheren Klasse so fein gesehen und so still gestaltet ist, wie im ersten und zweiten Akt, dazu brauchte es das Auge und die Hand dieses von Grund aus bourgeoisen Dichters. Es ist ein Werk seiner persönlichsten Kunst und rühmlicher Dauer würdig.

Für Kammerspiele ist dieses Drama sehr geeignet. Es sieht sich mit seinen liebenswürdigen Reizen und mit seinen unschuldigen Irrtümern in nächster Nähe noch recht gefällig an. Eine kluge Regie wird sich an die stilisierte Schilderung der Milieus und der Typen halten und der Tragödie, soweit es angehen will, Schweigen auferlegen. Der Schluß des Stückes müßte in einem undeutlichen, etwas melancholischen Dämmer bleiben, als eine Möglichkeit der Stimmung, nicht als Notwendigkeit des Schicksals wirken. Alles Programmatische in dieser letzten Auseinandersetzung, alles, was die Dinge vorher zum höheren Problem erheben kann, müßte vermieden werden. Sonst springt plötzlich und mit unangenehmer Aufdringlichkeit aus dieser feinen Wiener Milieukomödie das französische Sittenstück heraus, zu dessen hochbegabter Deszendenz sie gehört. Und begabte Deszendenz bedeutet Ueberwindung, nicht Rückfall. Darum war es mir in der Aufführung der Kammerspiele höchst peinlich, daß Fräulein Höflich im letzten Akt so angestrengt schreien, so erbittert predigen zu hören. Diese Worte fielen mit einer so durchbohrenden Schärfe, mit einem so niederschmetternden Gewicht aus ihrem Munde, als zöge da irgend eine ernsthaft heroische Natur das letzte Fazit aus ihrem verlorenen Leben. So überbestimmt und prinzipiell sprachen, wenn es tragisch wurde, die großen Damen und die befrackten Helden aus dem Salonstück der vorvorletzten Generation. Dieses unzeitgemäße Losbrechen wurde nur um so schmerzlicher, weil vorher die Gestalt in ihrer rechten blonden Süße erschienen war. Der Typus war dort, wo er noch nicht tragisch wird, ganz wunderschön getroffen. Figur und Gebärde, Ton und Blick und Haarfarbe — das fand sich zu einer sehr natürlichen, in aller charakteristischen Bedeutung doch unauffälligen Einheit zusammen. Und die traurige Melodie der zweifelnden Fragen, das stille Beben der Angst in der zwitschernden Stimme, der leicht hinschwebende melancholische Unterton der Rede, das war nun zum Entzücken gar. Schade, daß dieses echte und feine schauspielerische Kunstwerk zum Schlusse sich selbst zerstört.

Sonst läßt sich von dieser Aufführung wenig sagen. Sie ist gut. Die Szene selbst hat immer den bewußt verfeinernden, leicht gezierten Stil, der vom Dichter herkommt; ein wenig oberhalb der baren Natürlichkeit. Die Figuren sind leicht und sauber angefaßt, keine zur Charge verzogen, keine unnütz zum Problem vertieft. Man findet sich rasch und angenehm in dieser netten kleinen Welt zurecht. Daß ihre Gebilde nirgends zu bedeutenderen Dimensionen aufwachsen, ist heute, da wir dieses Stück eigentlich schon mehr historisch als menschlich auf uns wirken lassen müssen, kein sehr bedauerlicher Mangel mehr.

Willi Handl.

Der Bund der Jugend. Als erstes Stück für seinen Ibsenzyklus hat Otto Brahm jetzt den „Bund der Jugend“ einstudiert. Er hat recht, sein Ibsen beginnt mit diesem Stück. Der meine nicht, und der Ibsen, dessen lebendige Kunsttat diese Generationen überleben wird — so denke ich — auch nicht. Der hatte, als er im Jahre 1869 den „Bund der Jugend“ schrieb, seiner innersten Lebensweise schon zwei zeitlos

Google

große Symbole errichtet: „Brand“ und „Peer Gynt“, der trug im Geiste schon sein drittes Unsterblichkeitswerk, den „Kaiser und Galiläer“, in dessen zehn Akten die große Zwiesprache unserer Zeit mit dem Geiste des Christentums zu einem welthistorischen Bilde von monumentaler Kraft verdichtet war. Hier war in stärkster Kraft und reinster Klarheit alles ausgesprochen, was Ibsens Willen zur Welt eigen und groß machte. Hernach begann ein ethisch leidenschaftlicher, künstlerisch unreiner Wille, den Genius Ibsens zu leiten, ein Wille unmittelbarster Einwirkung auf die gegenwärtige Lage, zu allen verständlicher, allen bemerklicher Aussprache. Und das große schwere Gold seiner drei Meisterwerke wurde im Feuer dieser pädagogischen Leidenschaft geschmolzen, um in kleinen blanken, scharf gestempelten Münzen seinen Umlauf zu nehmen. Der Prägestock, der ihm hier diente, war das französische Tendenz- und Gesellschaftsstück mit seiner höchst parteiisch akzentuierenden, höchst deutlich zum Ziel des Autors weisenden Formgebung — jenes Stück, das um seiner so undichterischen Absichtlichkeit willen sehr theatralisch wirksam und dramatisch sehr unfruchtbar ist. In diese lieblos scharfe Form aktualisierte sich das große Ibsensche Weltbild und erwirkte so die weltberühmten Tagessensationen der „Nora“ und der „Gespenster“. Unter diesen kalt klaren Abläufen aber floß dunkelglühend der Strom Ibsenschen Künstlertums einher; sein reineres, unbeschränktes Sehen, seine parteilose Liebe zu der widerspruchsvollen Welt. Diese tiefere Kraft ist es gewesen, aus der alles quoll, was man als seine Vertiefung der von französischer Tendenzschriftstellerei gezeugten Form empfunden: die mehr zweckverhüllende und nur deshalb „natürlichere“ Technik, die reiner gefühlte und nur deshalb „psychologisch feinere“ Charakteristik“, die als Symbol in das Zweckdrama eindringende Lyrik; und diese tiefere Kraft war es, die, zwanzig Jahre hindurch von Werk zu Werk mächtiger anschwellend, die überdeckende zweckgeborene Form mehr und mehr lockerte, schließlich völlig überflutete und jene wundervollen Altersgedichte schuf, die nicht mehr wirksam klar und allgemein verständlich — aber wieder unbeschränktes Gefühl zur ganzen Welt, reine Kraft sind. Dies scheint mir das außerordentliche am Lebensgang des Peer Gynt-Dichters, daß seine bekannteste, erfolgreichste Epoche in Wahrheit nichts ist als der Weg einer Dichterseele durch die Wüste politischer Schriftstellerleidenschaft: vom Fruchtland reifer Manneskraft zum reichen Garten hoher Greisenkunst.

Den Nationalisten aber, die uns vor zwei Jahrzehnten die „naturalistische“ Mode gemacht haben, war es nicht gegeben, den Blutschlag unseres eigensten Lebens durch den majestätischen Faltenwurf eines phantastischen Gewandes hindurch zu spüren; sie bedurften des modernen Kostüms, um ihre Wirklichkeit, um Gegenwart zu spüren. Den engbrüstig kräftigen Intelligenzen der Schererschule, die zwei Jahrzehnte das literarische Leben Deutschlands beherrschten, denen galt nur der Ibsen, der ein sehr viel besserer, freierer, tieferer Dumas — und doch noch immer kein reiner Künstler war, der so faßbare Streiter der Gesellschaftsdramen. Dessen Erstlingswerk, den pathetischen „Stützen“ um ein halbes (nach „Kaiser und Galiläer“) gewidmetes Jahrzehnt vorausgesandt, ist freilich der „Bund der Jugend“. Mit dem „Bund der Jugend“ mußte Brahm den Zyklus eröffnen, der seinem Ibsen geweiht ist.

Dies Lustspiel zeigt den Einfluß einer skrupellos derben Theaterkonvention womöglich noch deutlicher als die überraffiniert konstruierten und aufdringlich pathetischen „Stützen der Gesellschaft“. Gefälschte Wechsel und vertauschte Briefe, verwechselte Namen und derbgezettelte Intrigen müssen herbei, damit der Wühler Stansgard schließlich der Düpierte ist und drei Verlobungen beieinander sind. Es ist freilich wahr, daß diese grobe Theaterwelt und ihre zum Teil noch so einfarbig gezeichneten Charaktere beinahe alles im Keime umschließen, was die späteren Gesellschaftsdramen soviel feiner, diskreter und tiefer gegeben haben. In Ibsens ganzem Werk gibt ja kein Auffinden neuer Themen, sondern immer neue Spiegelung des gleichen Motivkomplexes den Fortgang. Ibsens tiefaristokratische Verachtung des Demagogentums und zugleich sein neues Wissen von einem doppelten Bewußtseinsboden findet schon recht starken Ausdruck in der Gestalt des völlig gewissenlosen und dabei unschuldvoll offenen, dreist verlogenen und warmherzig überzeugten Demagogen Stansgard, den die elementare Reinheit seiner egoistischen Instinkte gewissermaßen moralisch immun macht. — Auch in der Schilderung des intriganten verlogen-„idealistischen“ Bürgertums ist manch tiefer satirischer Zug, in der Gestaltung des alten vornehmen Kammerherrn manch feine Wendung vom „Verfall einer Familie“. Aber als Ganzes ist dies Stück doch gar nicht zu verteidigen. Ja, es ist wohl das einzige Theaterspiel Ibsens, in dem das Thema überhaupt zu keiner inneren Lösung geführt, sondern in oberflächlichstem Zusammenhang von ganz anderen bedeutungslosen Vergnüglichkeiten abgelöst wird; statt des naiv verlogenen Demagogen mit seinem Bund der Jugend haben wir schließlich bloß einen unwahrscheinlich kecken Mitgiftjäger mit drei entwischten Partien vor uns. Das Wohlgefallen an der Psychologie dieses Glücksritters kann doch nicht darüber wegtäuschen, daß das enge, aber immerhin gewichtige geistige Motiv des

Google

Stückes ganz zum belanglosen Hintergrund einer konventionellen Lustspielintrige herabsinkt.

So ist Sinn und Bedeutung dieses Ibsenschen Stückes nicht zu retten; jedes Betonen seiner ernsten Absicht kann nur den Blick für seine Schwächen schärfen, und alle Rettung liegt in mutiger Ausbeutung seiner kräftig possenhaften Elemente. Daß sie sich zu dieser Rettung ohne falsche Pietät entschloß, war das entscheidende Verdienst der Inszenierung im Lessingtheater. So gab es statt einer literarisch langweiligen eine herzhaft lustige Aufführung. Man konnte zeitweise vergessen, daß es Ibsen war, und sich ungeniert an dieser harmlosen Witzigkeit amüsieren. Daß das Körnlein tieferer Lebenskunde, das der Große denn doch auch hier verstreut hat, nicht ganz verloren ging, dafür sorgte schon Bassermann, der als Stansgard die selige Schamlosigkeit dieses überwältigend frechen Burschen urmächtig zum Ausdruck brachte. Auch Sauer als alter, ein wenig überlebter Aristokrat, Reicher als klug lavierende Größe von gestern, Marr als vollsaftig grober Plebejer hatten viel zu viel eigenster Natur in ihre Rollen einzusetzen, um nicht durch die Lustspielsphäre hindurch in Tiefen größerer komischer Kunst zu deuten. Andre wie Ziener, Meinhart und die Eberty bewegten sich wenigstens resolut und munter in dieser Lustspielwelt, und wenn nicht ein schlecht akklimatisierter Pathetikus aus Dresden und das talmidämonische Fräulein Orloff gewesen wären — wir hätten eine Vorstellung gehabt wie in den besten Zeiten des Brahmschen Ensembles.

Julius Bab.

Neues Theater: Ihavatrathe. Drama in zwei Akten von Julius Beistl.

Liebe. Komödie in einem Akte von Gustav Wied.

Wieds Komödie, wie leicht und sorglos auch gefügt, ist ein recht amüsterliches Stück. Der Mitwelt Spaß zu machen, ist dieses Autors Beruf und mehr als das: sein innerer Drang. Darum überwindet er so leicht alle literarischen Hemmungen, unbekümmert um die ästhetisierenden Nörgler im Parkett.

Und hat er nicht recht zu lachen und lachen zu machen auf seine Weise? Zeigt nicht ehrlich der Stil seiner Komödie, daß sie mit anderen Maßen gemessen werden will als mit denen einer rationalistischen Kritik? Er pfeift darauf, wahrheitsgetreu konturierte Menschen zu schildern, er will den Inhalt menschlichen Lebens geben, gezeigt an Puppen, Marionetten oder wie man's nenne. Er verzerrt die Linien der Wirklichkeit nach wohlbedachtem Plane, um durch Uebertreibung das Charakteristische nur noch deutlicher zu demonstrieren. Solches freilich ist von jeher das verbriefte Privileg der Komödienschreiber gewesen von Aristophanes an bis Shakespeare und Molière. Doch heutzutage soll es auf einmal nicht mehr gelten, höchstens im Schwank noch und in der Posse. Als ob die einzelnen Arten der Gattung mehr durch die äußere Form bestimmt würden denn durch ihr inneres Wesen!

Die Mitwelt, die der lustige Knabe durch seine Gegenwart erfreuen will, teilt sich ihm in zwei Kategorien, in die wenigen Kunstverständigen und in die vielen Kunstbanausen. Für diese nur hat die Oberfläche Geltung, jenen zwinkert er unter geheimnisvollem Augurenlächeln zu, daß noch etwas anderes in seinem Stück drin sei, was die Menge nicht merkt und auch nicht merken soll.

Und in der Tat, die meisten der Zuschauer verließen wohl am Ende das Haus, ohne zu ahnen, daß in Wieds Komödie mehr steckt als die harmlose Verulkung sentimentaler Backfischromantik. Von diesem Mehr sei kurz hier die Rede.

Daß die beiden Liebenden am Ende sich kriegen, ist eine entzückende Ironisierung des konventionellen Lustspiels. Die zwei Menschenkinder, die sich am Schlusse beglückt um den Hals fallen, sie gehören gar nicht zusammen, sie sind im Temperament und Wesen so merklich voneinander verschieden, daß der einsichtige Zuschauer wünschen möchte, es soll aus ihnen kein Paar werden. Solchem Wunsche scheint der Autor auch anfangs Rechnung zu tragen, denn das Mädel gibt ihrem tölpelhaften Liebhaber zunächst einen Korb und begünstigt den ihrem Geschmack und ihrem Herzen weit näheren Nebenbuhler. Aber plötzlich durch eine Rührszene voll lustigem Spott und derber Komik führt Wied die Intrige zu sentimentalem Ende. Und das Publikum klatscht Beifall, denn es merkt nicht, wie der Autor es zum Narren hält.

Parallel zu diesem freien artistischen Spaß geht neben der unschuldig gemächlichen Oberfläche der Komödie eine zweite Eulenspiegelei vor. Der Selbstmordversuch des zuerst verschmähten Liebhabers, der doch rein parodistisch zu nehmen ist, wird im Stück wie im Urteil des Publikums ein hinlängliches Motiv für den Umschwung der Gesinnung des Mädels und ihrer Umgebung. Das geht zwar gegen die Logik der Charaktere, aber nicht gegen die philiströse Moral der Masse, die auch hier kein Gefühl dafür hat, daß sie verulkt wird.

Wieds Komödie mit doppeltem Boden wurde weit besser gespielt, als der Ruf des Schmiedentheaters es erwarten ließ. Blieben auch die Ensembleszenen steif, schwankte auch der Stil der Aufführung zwischen Burleske und Lustspiel hin und her, so gab es doch tüchtige Einzelleistungen. Besondere Art in ihrer unschein-

Go gle

baren Rolle zeigte Marie Glümer. Man stelle sie endlich auf den Posten, der ihr gebührt.

Vor dem Einakter wurde das zweiaktige Drama eines Anfängers gespielt, der für die Bühne mir keine Hoffnung zu bedeuten scheint.

Lothar Schmidt.

Mode und Kunst. Daß der heutigen Mode eine starke künstlerische Unterströmung eigen ist, dürfte allgemein zugegeben werden, wie unvollkommen ihre Ideen häufig auch interpretiert werden. Wohl ist Frankreich überwiegend an der Ausgestaltung des komplizierten Toilettengebildes beteiligt, allein die künstlerische Richtung hat in erster Linie doch England mit seinem Präraphaelitismus gegeben. Dadurch bestätigt sich die alte Erfahrung, daß mit der Weltherrschaft auch die Führung in der Mode verknüpft ist, eine Regel, die mit dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 von Paris durchbrochen zu sein schien. Ueberhaupt darf man diesen Satz wohl dahin erweitern, daß alle Kulturnationen, die aktiv in die Tagesgeschichte eingreifen, sofort einen geistigen Niederschlag ihres künstlerischen Wesens in der Mode veranlassen, daher der stark ausgesprochene Japanismus in der heutigen Bekleidungskunst, seit das kleine Inselreich zu einer Stimme im politischen Weltkonzert gelangt ist. Rechnen wir noch den sezessionistischen Einschlag aus jüngster Zeit und den Anklang an die Taillenbekleidung Marie Antoinettes hinzu, so hätten wir die Elemente ziemlich vollzählig beisammen, aus denen — wenn auch in stetig wechselnder Mischung — die heutige Mode zusammengeschmolzen wird. Bisweilen begegnen wir darin einer interessanten Erscheinung, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Mitklingen der Obertöne in der Musik hat, wenn nämlich ein Stil einen anderen, zeitlich durchaus von ihm verschiedenen und im Grunde doch verwandten anregt.

Das blusige Korsage der diesjährigen Mode hat z. B. seine fichuartig gekreuzten Vorderteile der Zeit der ersten schwachen politischen Erdbebenstöße vor dem großen Ausbruch von 1789 entlehnt. Die ähnliche Achselträgermode dagegen stellt sich uns als ein Kind der Sezession dar, der Reformkleidung, die da fordert, daß die Gestalt durch das Kleid hindurchwirke, nicht dahinter verschwinde und die weibliche Erscheinung zu einem mehr oder minder kunstvollen Ornament herabwürdige. Alle drei Richtungen gehen teils nebeneinander her, teils ineinander über und rufen dann eine Fülle hübscher Kombinationen hervor, die wiederum auf dem besten Wege sind, ein neues Genre einzuleiten. Da wachsen sich die Bretellen zu einem kleinen Fichu aus, und dieses wieder dehnt sich mit den kurzen Kimonoärmeln zu einer capeartigen Form. In den kurzärmeligen Kimonorumpf wird ein viereckiger großer Brusteinsatz aus Stickerei gefügt, so daß manchmal die japanische Hülle nur noch den Rahmen für dies Kunstwerk abgibt und durch die Faltenraffung im Taillenschnitt ganz vom Blusengenre absorbiert wird. Dann allerdings wirkt er leicht etwas schwerfällig.

Die gekreuzte Taillendraperie, die sich an das Fichu anlehnt, ruft übrigens die Erinnerung an ein wunderschönes, kürzlich in London bei Christie für 63000 Frcs. verkauftes Gemälde von Mme. Vigée-Lebrun wach, das Melanie de Rochechouart, Marquise Daumont, Herzogin von Plennes darstellt. Auch hier ist die fichuartige Kreuzung Prinzip der Büstenbekleidung. Aber mit wieviel größerer ästhetischer Logik ist es durchgeführt. Der tief herzförmige Halsausschnitt läßt im Rücken den Nackenansatz sehen. Als einziger Besatz eine schmale, abstechende Randbordüre. Da ist keine steife Kreuzung oder geometrisch exaktes Zusammentreffen der schrägen Stoffteile, wie jetzt meist üblich. In sanft geschwungener Linie gleiten sie vielmehr übereinander hinweg. Ja der Rand der linken Hälfte ist in graziöser Lässigkeit umgeschlagen, wie unabsichtlich, als der seidene, schärpenartige Doppelgürtel um die Taille geschlungen wurde. Aber noch einen Vorzug hat dies alte Gemälde vor unserer modernen Wirklichkeit, und damit berühre ich einen anderen wunden Punkt in unserer Mode. Die weiche und doch elastische Haltung der schönen Herzogin, die mit den wunderbaren, an einen klaren, unergründlichen See erinnernden Augen den Hauptreiz des Gemäldes bildet, ist bei keiner der modernen Fichublusen erreichbar, die schöne Herzogin trug eben — kein Korsett. Zwar werden die großen französischen und englischen Korsett-Fabrikanten aufs lebhafteste behaupten, daß ihre Erzeugnisse biegsam genug seien, um die gewagtesten akrobatischen Verrenkungen darin auszuführen, und illustrieren dies auch handgreiflich auf dem immer geduldigen Papier ihrer Kataloge und Reklameankündigungen. Allein man sehe sich doch einmal einen dieser modernen, fast den ganzen Rumpf umschließenden Panzer an, und man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß sie das reizvolle Spiel feinster Muskeln, von denen die schöne Körperbewegung und Haltung abhängt, zum großen Teil aufheben.

Aber die heutige Mode enthält noch mehr Versteifungen, die ihrer ästhetischen Wirkung unbedingt Eintrag tun.

Bezeichnenderweise ist es das Straßenkostüm, das am meisten darunter zu leiden hat. Da gibt es z. B. außer dem sogenannten Stolamantel steif abstehende Jäckchen, die über weiten

Google

Faltenröcken getragen werden und die — man sieht nicht recht warum — für Lawn-Tennis-Spielerinnen bestimmt sind. Die Vorderteile der Jacke, die etwas weiter, aber nicht länger sind als der Taillenschluß, ragen in schroffer Unterbrechung des allgemeinen Linienflusses senkrecht über den Rock hinaus. Von einer harmonischen Teilnahme an der Bewegung der Gestalt kann dabei nicht die Rede sein, da jedes die Bewegung vermittelnde Bindeglied fehlt. Die abstehenden starren Vorderteile der Jacke führen vielmehr beim Spiel zahllose selbständige kleine Evolutionen aus, die wohl der Grazie, aber nicht immer der Komik entbehren. —

Neuerdings tritt in Paris das Tunikakostüm mehr in den Vordergrund. Es ließe sich vom künstlerischen Standpunkt nichts dagegen einwenden, wenn es konsequent durchgeführt wäre. In dem, was wir heut Tunika nennen, wird doch — mehr oder minder vollkommen — die das ganze Mittelalter hindurch herrschende Idee des Doppelgewandes wieder lebendig. Dieses war eine Verschmelzung der fränkischen und römischen Tracht, die sich ungefähr um das Jahr 1000 vollzog. Es bestand aus einem oberen, ärmellosen, um den Hals, oft auch tiefer ausgeschnittenen Kleide, das das darunter befindliche sehen ließ, besonders bei der Frauentracht. Nun tritt bei der modernen Toilette wohl auch die oben dekolletierte, in diesem Fall zartblaue Voile Ninon-Bluse mit den kurzen angeschnittenen Kimono-Aermeln so weit zurück, daß die Unterbluse aus weißen venetianischen Spitzen zur Geltung kommt, aber der blaue Voile-Rock reicht doch bis zur Erde herab, statt daß darunter nun wieder ein Spitzenkleid zum Vorschein käme. Vielmehr hängen nicht nur ein, sondern ganz unmotiverweise sogar zwei schleppende Tuniken über dem blauen Unterkleide.

Unser Formgefühl also könnte recht gut noch eine Steigerung erfahren. Dagegen darf die Kunst mit dem Reichtum der Farben, der Schönheit ihrer Zusammenstellung und Verschmelzung, die ihresgleichen wohl nicht in der Vergangenheit hat, zufrieden sein. Seit die Impressionisten die Macht der Farbe entdeckt haben und die Technik uns alljährlich um eine Fülle neuer Nuancen bereichert, versteigt sich wenigstens das Ball- und Gesellschaftskleid oft zu förmlichen Farbenorgien. In diesem Jahr tritt eine Neigung für Regenbogenfarben hervor. Teils erzielt man sie durch mehrfach übereinander gelegten verschiedenfarben irisierenden Chiffon, teils bringt man sie fix und fertig in Chiné-Bändern und -Stoffen auf den Markt. Besonders ein sehr warmes, an Flammen erinnerndes Orange gilt als sensationelle Modeerscheinung. An seinem unteren Rande war z. B. ein isabellenfarbenes Tüllkleid auf ebensolchem Libertyseidengrund mit einem breiten Seidenstreifen geschmückt, dessen orangefarben abschattierte Rosen über grüner Blätterunterlage sich wie der rosige Duft des Morgenhimmels in den strahlenden Hintergrund verloren. Auf der anderen Seite ruft die große Farbenfreudigkeit gleichsam als Widerspruch die auffällig starke Verwendung von nüchternem Weiß hervor, bald in harter Nuance, wie Piqué und Leinen es mit sich bringt, bald in den zarten, nebelartigen Uebergängen von feinen Schleiergeweben. Besonders in den internationalen Bädern sieht man häufig Damen von Kopf bis zu Fuß in schneeiges Weiß gekleidet. Sogar die Farren und Tulpen auf ihren Hüten müssen sich zur Unschuldsfarbe bekennen. Damit klingt die Mode an die Zeiten der Mme. Récamier an, die noch mit 65 Jahren weiße Musselin-Kleider trug. Noch tyrannischer regierte diese Mode aber schon die Römerinnen des ersten Jahrhunderts nach Christo. Keiner Dame der besitzenden oder gebildeten Klassen, keiner ehrbaren Frau wäre es damals eingefallen, sich anders denn in fleckenloses Weiß zu kleiden. Gewänder in anderen Farben — und deren Auswahl war damals recht gering — galten als ein Zeichen der Armut, der Barbarei und vor allen Dingen eines lockeren Lebenswandels.

Helene Volchert-Lietz.

Notiz.

Der Leiter des lyrischen Teiles, Hugo von Hofmannsthal, sieht sich angesichts der Reichlichkeit lyrischer Produktion von unzweifelhaft literarischem Niveau, wie der gegenwärtige Moment sie aufweist, vor die Wahl gestellt, entweder seinem Ressort einen bestimmten Charakter zu wahren, oder aber mit den ganz schätzenswerten, aber hinlänglich zahlreich vorhandenen Antologien an Reichhaltigkeit und Buntheit des Inhaltes zu wetteifern, und muß sich daher notgedrungen auf die Beiträge eines kleinen Kreises von Mitarbeitern beschränken. Da Herr von Hofmannsthal diesen Kreis zurzeit nicht zu erweitern gedenkt, so bitten wir die Leser des „Morgen“, von weiterer Einsendung von Gedichten vorläufig abzusehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feiil, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiżek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Go gle

Wiesbaden.

Weltbekannter Kur- und Badeort.

Saison das ganze Jahr

Berühmte Kochsalzthermen v. 65,7° C.
Alle modernen Heilverfahren.

Unübertroffene Heilerfolge.

160000 Kurfremden jährlich. 210 Aerzte, darunter Spezialärzte für alle Krankheiten. 230 Badhäuser, Hotels und Pensionen.

Neues Kurhaus,

erbaut mit einem Kosten-Aufwande von fünf Millionen Mark.

Königliches Theater mit Schauspiel und Oper, **Residenztheater**, mehrere **Variétés.**

Ebenso bevorzugt als dauernder Wohnsitz.

Alle Annehmlichkeiten der Großstadt u. gleichzeitig des fashionablen ruhigen Kurortes. — Kurprospekte durch die

Städtische Kurverwaltung.

Wiesbaden: **Nassauer Hof** Hotel u. Badhaus am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
i. H. Kaiserplatz **Berlin-Wilmersdorf,** Kaiserplatz 15.

Kultur- und Sittengeschichtliche Werke
v. Dr. Eug. Dühren (Hagen, Weisenburg).
DER MARQUIS DE SADE U. SEINE ZEIT, e. Beitr. z. Kultur- u. Sittengesch. d. 18. Jahrhdts. m. bes. Bez. a. d. Lehre v. d. Psychopathia sexualis. 4. Aufl. 537 S. 10 M., geb. 11½ M.
DAS GESCHLECHTSLEBEN IN ENGLAND, BES. IN LONDON. 3 Bde. I. Prostitution u. Ehe. II. Flagellomanie. III. Homosexualität u. and. Perversitäten. à 10 M., geb. à 11½ M.
DIE SEXUELLE OSPHRESIOLOGIE, d. Beziehgen d. Geruchsinnes u. der Gerüche z. menschl. Geschlechtstätigkeit. 2. Aufl. 06. Eleg. br. 7 M., Origbd. 8 M.
DAS „VERSEHEN" DER FRAUEN u. d. Anschauungen d. Aerzte u. Naturforscher darüber. M. 10 Abb. u. 2 farb. Umschl. v. Fidus
Ausf. Verzeich. gr. u. fr. Verlagsanerb. erw.
Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übernimmt liter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuß. günst. Bedingungen.
Offert. unt. **S. G. 85** an **Daube & Co., Leipzig.**

Verlagsanstalt erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. E." die Expedition des „Morgen", Berlin W. 50, Eislebenerstr. 14 ::

Große

Herrschaft

mit 2-3000 Morgen Land u. entsprechendem Waldbesitz, landschaftlich schön gelegen, Schloß möglichst der Neuzeit entsprechend ausgebaut – ev. Ausbaumöglichkeit gegeben — sofort zu kaufen gesucht. Ausführliche Off. erbeten unt. **H. 15** an d. Expedition „Morgen", Berlin W. 50.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 17 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 4. Oktober 1907

Wir müden Seelen.

Von Werner Sombart.

Bleiben wir der Politik fern die lebern und unerfreulich in jeder Hinsicht geworden ist: „wir haben Besseres zu tun" — so schloß ich meinen letzten Artikel. Daraus spricht der Entschluß, doch überhaupt etwas tun zu wollen. Während die Herren (und leider auch Damen!) von der Politik, wenn jemand erklärt: er wolle mit dem ganzen Plunder nichts zu schaffen haben — bald mit mitleidigem, bald mit verächtlichem Blick, je nach dem Grade von Wohlwollen, dessen sie uns würdigen — uns zu verstehen geben: „Armer Kerl, so früh bist du schon gestorben." Denn Leben heißt für sie Politik treiben. Und wer sich mit diesem Metier nicht befaßt, ist eine „müde Seele". Das war noch unlängst wieder das Ergebnis eines langen Gespräches, das ich mit sehr geistreichen Politikern (es gibt deren!) über diese Probleme geführt hatte. Darauf möchte ich noch ein kleines Wörtlein erwidern.

Wenn müde sein, unlustig sein, abgearbeitet, hoffnungslos, verdrossen sein heißt: wo gibt es dann müdere Seelen als in der Politik. Ich kenne kaum einen, der dieses Gewerbe betreibt, der nicht mit seiner Tätigkeit im höchsten Grade unzufrieden wäre. Das Normale ist (z. B. während der Reichstagssession) zunächst einmal dieses: daß der brave Mann einem abends um halb neun mit Stöhnen versichert: er habe noch nicht zu Mittag gegessen. Und Aehnliches hat er immer zu stöhnen: er muß einen Artikel schreiben, der ihm keine Freude macht, er muß in eine Versammlung gehen und Tabakrauch schlucken und matte Limonade oder noch matteres Bier (je nach der politischen Richtung) und muß sich öde Reden anhören, oder gar selbst welche halten usw. Ich sagte schon: nur wenn sein Karneval kommt — die Wahlzeit —, dann wird er wieder etwas lebendiger, dann macht ihm die ganze Sache überhaupt erst wieder ein wenig Freude. Die furchtbare, bleierne Last der Alltagsmisere ist dann von ihm genommen, auf kurze Tage. Sobald das amtliche Wahlergebnis verkündigt und nicht etwa eine Nachwahl in Sicht ist, beginnt er wieder sein ewiges Einerlei; schleppt er wieder verdrossen und mürrisch seine Säcke zur Mühle. Und dieses armselige Lasttier hat den Mut, jemanden, der dieses Jammerhandwerk nicht auch treiben will, der sein kostbares bißchen Leben nicht in einer sinnlosen und zwecklosen Vielbeschäftigtheit vergeuden will, eine „müde Seele" zu heißen. O nein, meine Damen und Herren! Wir fühlen uns ganz und gar

Google

nicht müde. Wir freuen uns unseres Daseins und wollen schaffen, solange es Tag ist, jeder nach seinen Neigungen und Kräften: diese im praktischen Werktagsleben, jene in der wissenschaftlichen Forschung oder der künstlerischen Gestaltung.

Aber sollen denn alle Interessen des öffentlichen Lebens für uns tot sein? Soll die Politik, soll das politische Leben für uns überhaupt nicht existieren?

Das hieße, einen Teil unseres Menschtums unnötig verkümmern lassen; hieße auch viele Gaben in uns brach legen. Deshalb wird ein lebendiger Mensch doch immer den Drang in sich fühlen, sich in irgend einer Form jene Seite der Menschheitsbetätigung nahe zu bringen, irgend eine positive Stellung jenen Problemen gegenüber einzunehmen, die wir als Probleme des öffentlichen Lebens oder der Politik bezeichnen.

Aber welcher Art kann diese Stellung sein, da wir doch die praktische Anteilnahme an der Politik ablehnen?

Zunächst: wer sich praktisch gemeinnützig zu betätigen den Drang in sich fühlt, findet ja in Vereinen und Genossenschaften tausendfache Gelegenheit dazu: von den Krippen und Kindergärten angefangen bis zu den Baugenossenschaften und Volksbildungsvereinen und Settlements. Da kann er raten und taten und wirklich Nützliches schaffen: kann Licht in den Köpfen, Wärme in den Herzen verbreiten, kann Tränen trocknen und starre Lippen zum Lächeln bringen. Im lebendigen Wirken, im Wirken von Mensch zu Mensch, im Wirken an einem Werk, das seinen Fähigkeiten gerecht wird, an dem er selbst alle Schwierigkeiten der Lebensgestaltung erfahren kann.

Und will er propagandistisch für eine Idee wirken, dann gibt es abermals genug Gelegenheiten dazu außerhalb der politischen Tretmühle: er kann die Ideen der sozialen Reform in der Gesellschaft für Soziale Reform vertreten, kann sich in den nach ihren Zwecken benannten Vereinen für Wohnungsreform, Bodenreform, Heimatschutz, Tierschutz, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Pflege der Fisch- und Bienenzucht und für tausend andere nützliche Dinge ins Zeug legen. Am besten durch praktisches Zugreifen, aber doch wenigstens mit Sachkunde: in bescheidener Beschränkung auf ein Spezialgebiet, auf dem er Kenntnisse und Lebenserfahrung gesammelt hat. So daß die blöde Phrase, das seichte Halb- und kecke Besserwissen, die in der Politik zu Hause sind, hier vermieden werden.

Vor allem sollte die Ueberzeugung sich wieder mehr Bahn brechen und propagiert werden, daß ein großer Teil dessen, was man als Uebelstände empfindet, niemals durch Maßnahmen der Politik, das heißt der Gesetzgebung und Verwaltung, sondern nur aus eigener Kraft beseitigt werden können. Man sollte wieder mehr zu der Einsicht kommen, daß die „Weltverbesserung" vor allen Dingen immer nur aus einer Selbstverbesserung entspringen kann, daß intellektuelle und moralische Erziehung, Disziplinierung und Harmonisierung des eigenen Wesens im Grunde tausendmal wichtigere Dinge sind als die Gestaltung der Staats- und Verwaltungszustände.

Soweit aber soziale Bestrebungen eine politische Spitze haben müssen: das heißt wirklich irgend eine Neugestaltung in Gesetzgebung oder Verwaltung erheischen, wird man ihnen am besten dienen, wenn man durch Aufklärung, durch Beibringung von Beweismaterial seine Sache zu vertreten sucht. Nicht durch wüste Schimpfereien und patzige Drohungen. Denn da wir nun doch einmal unabänderlich von einer bestimmten Kaste regiert werden, so wird gerade in unserm öffentlichen Leben mit Machtmitteln am aller-

Google

wenigsten zu erreichen sein: die sind vielmehr immer stärker bei den Regierenden. Vielmehr wird, da es sich im großen Ganzen um wohlwollende und einsichtige Leute handelt, die in der Regierung sitzen, die Ueberzeugung eine wichtigere Rolle spielen. (Das ist gewiß kein allgemein gültiger Satz; er gilt vielmehr nur für ein Land ohne Revolutionsabsichten und Revolutionstalente, mit fester, halbabsoluter Regierung.) Das Ideal scheint mir, dem wir in Preußen-Deutschland (solange die jetzige Konstellation herrscht) zustreben sollten, ist wieder etwas wie ein aufgeklärter Despotismus. Deshalb scheint mir aus praktischen Gründen eine aufklärende Arbeit für das öffentliche Leben von großem Nutzen zu sein.

Sie zu tun, haben wir aber auch, wenn ich das Wort gebrauchen darf, theoretische Interessen. Was ich im allgemeinen (in meinem einleitenden Aufsatze) über unsere Stellung zu der gesamten Kulturentwicklung sagte, das gilt natürlich im besonderen von der staatlichen oder gesellschaftlichen Kultur: daß in dem Maße gerade, wie sich uns die Ueberzeugung von der Unabänderlichkeit eines Prozesses aufdrängt, wir das lebhafte Bedürfnis empfinden, diesen in seiner Notwendigkeit wenigstens zu verstehen. So sollten auch unsere Interessen an der Politik weit mehr als bisher die Interessen des denkenden Zuschauers sein, wir sollten uns gedrungen fühlen, den Problemen, um die es sich dabei handelt und die der Politiker als Routinier löst, in ihrer tieferen Bedeutung, in ihrem sozialphilosophischen und historischem Sinne nachzugehen.

Und damit berühre ich die Frage, auf die ich in irgend einer Form doch eine Antwort geben muß: welche Stellung zur Politik denn im speziellen diese Zeitschrift, der Morgen, einzunehmen gewillt und berufen ist.

Nun, ich denke: ein gut Teil der Antwort liegt schon in meinen bis hierher gemachten Ausführungen. Der Morgen will nicht im vulgären Sinne eine politische Zeitschrift sein — etwa wie es die Nation war. Er wird sich nicht mit dem obligaten „Wochenartikel" in das parteipolitische Getriebe mengen. Er wird nicht jede beliebige Tagesfrage der Politik mit liebender Sorgfalt behandeln und sich und den Lesern einreden, daß sie sehr interessant und sehr wichtig sei (bloß, weil immer der unvermeidliche Wochenartikel gerade über sie sich auslassen muß). Sondern er wird versuchen, wie sich Zeit und Gelegenheit bieten, die wirklich bedeutsamen Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu beleuchten. Er will versuchen, Distance zu den politischen Problemen zu gewinnen. Er will das öffentliche Leben perspektivisch betrachten.

Betrachten: er will nicht auf den Willen seiner Leser, auf ihre Entschließungen zur sofortigen Tat, sondern auf ihr Wissen wirken. Er will die Köpfe heller machen, sagte ich schon einmal. Und dazu ist (von dem Talent der Mitarbeiter abgesehen) vor allem eines vonnöten: daß er ohne Voreingenommenheit an die Untersuchungen der einzelnen Probleme herantritt.

Dazu gehört, daß er keinen bestimmten praktisch-politischen Standpunkt „vertritt". Denn wer das tut, für den gibt es in der Politik immer einige dogmatische Glaubenssätze, einige Axiome, die aber für uns nicht existieren dürfen, wollen wir wirklich aufklärend wirken. Für uns ist jede politische Ansicht, jede politische Forderung ein Problem; wie sie es für den Parteimann immer nur sind — wenn sie vom Gegner vertreten werden.

Google

Die Demokratie ist ein Problem für den Konservativen, nicht für den Demokraten; der Sozialismus für den Freisinnigen, nicht für den Sozialisten; die Monarchie für den Republikaner, nicht für den Monarchisten und so fort. Wer die Köpfe heller machen will (nicht nur die Herzen wärmer), für den enthält jedes jener Worte, mag es für andere noch so sehr Axiom oder Dogma sein, ein Problem. Und eine seiner Hauptaufgaben wird er gerade darin erblicken, die in Schlagwörtern festgefrorenen Vorstellungen unter der Sonne der Begriffsanalyse zum Auftauen zu bringen.

Meines Wissens ist ein Versuch dieser Art, ohne jede parteiprogrammatische Bindung, wirklich „unparteiisch" die Vorgänge des politischen Lebens zu betrachten, in einer „populären" Zeitung oder Zeitschrift noch nicht unternommen.

Denn wo auch immer Unparteilichkeit reklamiert wurde: an irgend einer Stelle begann das politische Dogma doch: so nennen sich heute viele Blätter „unparteiisch", die entrüstet sein würden, wenn man an ihren gut monarchischen oder gut nationalen Gesinnungen zweifeln würde. Das ist dieselbe „Unparteilichkeit", wie sie etwa unsere Unterrichtsverwaltung oder so viele Vereinsvorstände vertreten, die immer stillschweigend sich den Satz hinzudenken: „aber natürlich, einen Sozialdemokraten können wir nicht brauchen." Es ist die Art von „Voraussetzungslosigkeit", mit der die Katholiken Wissenschaft treiben: freie Forschung, die jedoch vor bestimmten Dogmen haltzumachen hat.

Für den wirklich unparteiischen Beobachter gibt es auch im politischen Leben derartige „Selbstverständlichkeiten" nicht. Er betrachtet Monarchie und Nationalismus und Patriotismus genau ebenso als Probleme, wie Republik, Internationalismus und Vaterlandslosigkeit. Er analysiert sie und prüft sie auf ihren Sinn — er führt die Untersuchung kaltblütig bis zu dem Punkte, wo das persönliche Verhältnis des einzelnen einsetzt, das heißt eben die rein wissenschaftliche, rein analysierende, rein theoretische Behandlung des Problems aufhört und die Weltanschauung ihren willkürlichen Entscheid trifft.

Die politischen Drahtzieher, die natürlich auf ein bestimmtes Parteiprogramm berufsmäßig eingeschworen sein müssen, sind rasch bei der Hand, der Unparteilichkeit in politischen Fragen den Makel der Gesinnungslosigkeit anzuheften. Es ist das einer der beliebten Tricks, mit denen unsre Berufspolitiker heute arbeiten: was ihnen nicht in den Kram paßt, was vor allem den Betrieb ihres Handwerks zu stören droht, wird als intellektual oder moralisch minderwertig qualifiziert. Aber der tapfere Schwabe forcht' sich nit. Wir fürchten uns nicht vor den Bannstrahlen der politischen Leitartikler, wenn wir mit allem Nachdruck uns für politisch „parteilos" erklären. Gesinnungslos nennt man doch wohl einen Menschen, der überhaupt keine Werte anerkennt oder der in der Anerkennung von Werten ohne tiefere Gründe hin und her schwankt; einen Menschen, der überhaupt keinen festen „Standpunkt" hat, von dem aus er die Welt betrachtet und wertet. Der politisch Parteilose kann aber sehr sichere Lebenswerte haben, kann einen sehr dezidierten „Standpunkt" gegenüber den Problemen der Welt und des Lebens einnehmen und trotzdem (oder vielleicht gerade darum) die Ueberzeugung haben, daß im politischen Leben heute keine der bestehenden Richtungen eine tiefere Lebensberechtigung hat, ohne daß er darum in der Lage zu sein brauchte, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Vielleicht, daß es dieses Besser in Wirklichkeit gar nicht gibt. Vielleicht, daß es erst in einem viel späteren Stadium der Entwicklung erkannt werden kann.

Google

Wie dem auch sein möge: das eine scheint mir festzustehen, daß sich für die Gebildeten im heutigen Deutschland nur eines schickt: die politischen Vorgänge so vorurteilslos als es den einzelnen möglich ist, als Zuschauer zu verfolgen. Aber doch zu verfolgen: dabei eben möchte ihnen der Morgen behülflich sein. Er möchte, um es mit einem Worte auszudrücken, zwar keine Politik treiben, aber doch so viel wie möglich politische Bildung gerade auch unter den Gebildeten verbreitenhelfen. Weil diese doch nun einmal einen wichtigen Bestandteil jeder Bildung ausmacht und weil doch einmal der Augenblick kommen kann, da man sie gebraucht: wenn man etwa aufgefordert wird, in Fragen der Kolonialpolitik öffentlich Stellung zu nehmen, oder wenn es (was niemand voraussehen kann) doch eines Tages zur Pflicht jedes Mannes würde, auf die Schanzen zu treten, weil wirklich ernste Fragen und Dinge auf dem Spiele stehen.

Was ich aber unter politischer Bildung verstehe, ist nach dem Gesagten deutlich; es ist nicht gleichbedeutend mit dem, was gemeinhin darunter verstanden wird. Ich meine: politische Bildung (wie sie unsere Zeit braucht) bestehe darin, alle Schlagwörter aufzulösen, alle Axiome als Probleme anzusehen, die Zusammenhänge zu durchschauen, auf denen unser öffentliches Leben beruht, und die Kräfte mit Sicherheit zu erkennen, von denen die staatliche Welt bewegt wird.

Ob es uns gelingen wird, von diesen schweren Aufgaben auch nur einen kleinen Teil zu lösen, muß die Zukunft lehren. Einstweilen galt es nur, einen geeigneten Ausgangspunkt für unsere Tätigkeit zu finden oder — wie ich auch sagen könnte — einen „Standpunkt" gegenüber den Problemen der Politik zu gewinnen, die also für uns — das ist das Ergebnis — nur als eines der vielen Objekte von Bedeutung ist, denen die kulturphilosophische Betrachtung sich zuwenden muß.

Die Schule für morgen.

Ein Brief an den Herausgeber von J. Tews.

Sie wünschen von mir einen Artikel über die Schule. Was soll ich Ihrem Blatte schreiben? Sie wollen der neuen Zeit dienen, dem Morgen und Uebermorgen vorarbeiten, der Zeit, die erst kommen soll. Die Schule steht aber auf dem Standpunkte von gestern und vorgestern. Sie hat mit dem Heute fast nichts und mit dem Morgen noch weniger zu tun.

Wie kommt das?

Wir reformieren doch unausgesetzt, die höhere Schule unter Beteiligung der höchsten Personen, die Volksschule auf andere Art. Warum sind alle diese Schulreformen ein Schlag ins Wasser? Weil unsere Schule ein Stück von uns selbst ist. Darum werden wir die alte Schule behalten, bis eine neue Zeit neue Menschen schafft.

Die Leute vom Fach reformieren auch, aber nach dem alten Grundsatze: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß!" Der Philologe will von seiner Wissenschaft bis an das Ende seiner Tage leben. Alle Pädagogen wollen aus Altem, Liebgewordenem möglichst wenig heraus. Das ist menschlich. Es geht uns allen so. Nimmt oder erschwert man einem Menschen seinen bisherigen Beruf oder auch nur die besondere Form seiner Berufsausübung, so klagt er, man nehme ihm das Brot. Angestellte Lehrer oder Beamte

Google

tun das natürlich nicht. Sie verteidigen die Trefflichkeit ihrer Art des Betriebes und ihre Berufsauffassung gegen die Neuerer mit andern Gründen. Sie selbst und ihre Fächer verlieren, wenn sie aus dem Zentrum in die Peripherie gedrängt, vom Thron auf einen bescheidenen Minister- oder Geheimratssessel gerückt werden.

Und die anderen Reformer? Sie verfahren meist wie die Revolutionäre dem absoluten Staate gegenüber. Sie möchten möglichst alles umstürzen, aber sie kommen mit leerer Hand, ohne Werkzeug. Was sie beseitigen wollen, würden sie, wenn es fehlte, mit aller Kraft fordern und verteidigen. In der Schulreformerei herrscht eine heillose Zersplitterung, weil die Erziehung so oft aus der Froschperspektive angesehen wird. In der gesamten Schulreform sind große und ganze Auffassungen verhältnismäßig selten. Nur wenige wissen, daß wir alle Erzieher sein müssen, wie Mutter Natur es gewollt hat, und daß damit die Schule nur eine Spezialaufgabe zu lösen hat, nämlich zu lehren, das methodische Lernen zu befruchten, den jungen Menschen „lernen zu lehren". Selbst die Voraussetzung jeder durchgreifenden Erziehung, ein inniges und festes Familienleben, wird heute fast für nebensächlich gehalten.

Wollen wir zu einer neuen Erziehung kommen, so dürfen wir die Kultur, deren Elemente die Schule übermittelt, nicht mehr als etwas außer uns Liegendes betrachten, nicht als das besondere Gut irgend einer Kaste, wie im alten Aegypten, sondern als unser täglich Brot. Geschieht das, so gewinnt auch die Schule eine Höhe und eine Größe, die sie als Trägerin mehr oder weniger exotischen Wissens nicht hat.

Eine Schule, die so aus dem ganzen Leben heraus aufgebaut ist, braucht selbstverständlich einen eigenen Verwaltungsapparat. Für sie genügt die Leitung im Nebenamte durch einen Kultusminister nicht. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die die Wertschätzung der Religion und der Kirche für einen überwundenen Standpunkt halten. Mich stört weder die eine noch die andere. Im Gegenteil, ich wünschte von beiden ein gut Stück überall im Leben zu finden. Aber von einer Ecke, von einer kleinen Provinz der Kultur aus das Ganze der Kulturübermittelung regieren zu wollen, ist etwa so weise, als wenn Oldenburg oder Mecklenburg dem Deutschen Reiche den Kaiser stellen wollten.

Wie die Verwaltung der Schule, so ist auch ihre Arbeitsform durchaus mittelalterlich, klösterlich. Der Unterricht selbst entlehnt seine Formen aus dem Mittelalter. Das Buch — ob es gedruckt oder geschrieben ist, macht keinen großen Unterschied — steht statt der lebendigen Dinge im Zentrum der Schule. Die Schule hat in jeder Beziehung das Klösterliche fast ängstlich beibehalten. Die Jugend wird Tag für Tag auf dem harten Marterholz der Schulbänke 5 bis 6 Stunden lang gefoltert. Und zu welchem Zweck? Vielfach um scholastische Spitzfindigkeiten zu lehren, die für die geistige Entwickelung noch weniger bedeuten als für das Leben, in dem der werdende Mensch einmal seinen Platz ausfüllen soll.

Von einer bloßen Verweltlichung des Unterrichts ist eine Besserung dieses Zustandes kaum zu erwarten. Denn wo die Kirche abrückt, rückt die Bureaukratie ein. Die Pädagogik hat mit der einen nicht mehr zu schaffen als mit der andern. Die eine erdrückt die Erziehung mit überkommenen Vorstellungen, die andere mit toten Formeln der Verwaltungspraxis. Die eine erlaubt teilweises Leben, die andere schüttet Lava über alles, was grünt.

Aber alles das ist so, weil die große Menge der Eltern, wozu auch die Begütertsten und Gebildetsten gehören, es so will. Weil eine Schule, die anders wäre, die

Google

Größeres und Höheres wollte, nicht aufkommen würde neben der Schule, die die Jugend kirchlich erzieht und ihr Patente aushändigt, mit denen man Lebensstellungen und Berechtigungen erlangt.

Es ist mit Erziehung und Schule genau dasselbe wie mit Religion und Kirche. Lebte in uns ein anderes, tieferes religiöses Bedürfnis, so hätten wir auch eine andere Kirche. Hätten wir andere Auffassungen vom Leben, von der Bestimmung und vom Werte des Menschen, so würde auch die Schule anders sein. Unsere Schulen sind wir, wir mittelalterlichen, bureaukratischen, materiellen und äußerlichen Menschen! Die Götter sollen uns vom Himmel schicken, was nur unserm Fleiß und unserer Entsagung entspringen kann. Und von den Lehrern verlangen wir etwas, was wir, wenn sie es täten, gar nicht haben wollten.

Ich habe schon an anderer Stelle mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß aller Fortschritt im Leben und Denken nicht bei der Jugend, sondern bei den Erwachsenen beginnen muß. Jede Zeit kann lehrend und erziehend nur das geben, was sie hat. Ueber sich hinaus gelangt ein Volk nur durch große Momente in seiner Geschichte, die die Kräfte des einzelnen steigern, die das Kleine und Armselige zurückdrängen und für eine gewisse Zeit das Große zur vollen Herrschaft bringen. Erst nachdem Napoleon das morsche Preußen zerschlagen hatte, hörte man auf Fichte und rief nach Pestalozzi. Jetzt las Preußens Königin „Lienhard und Gertrud“; erschienen war das Buch bekanntlich schon 25 Jahre früher. Erst nachdem auf den Feldern bei Metz und Sedan der französische Ruhm zusammengebrochen war, schuf man jenseits der Vogesen ein nationales Schulwesen. Die österreichische Neuschule wurde bei Königgrätz geboren. Die Erziehung der Völker beginnt nicht bei der Jugend, sondern bei den Erwachsenen. Ihre Entartung, die Dekadenz, nimmt ebensowenig bei der Jugend ihren Anfang. In dem jungen Geschlechte setzt sich nur fort, was bei der im Leben stehenden Generation sich entwickelt hat. Reichtum und Müßiggang bei den Gewordenen kommen als wirtschaftliche, geistige und moralische Entartung bei der nächsten Generation zum Ausdruck. Wir sind die Lehrer und Erzieher des jungen Geschlechtes nicht durch das, was wir sagen und befehlen, sondern durch das, was wir sind und tun. Wer sich nicht entschließen kann, so zu leben, wie er wünscht, daß die Jugend, die er erzieht, mit und nach ihm lebe, soll sich nicht über Mißerfolge bei seinen Schülern und Kindern beklagen. Die Schwierigkeit des Erziehungsproblems liegt also nicht auf dem Gebiete der pädagogischen und didaktischen Methoden, sondern darin, daß jede Erziehung vorgelebt werden muß.

Sieht man das öffentliche Erziehungswesen so an, so kann man sich von den gewöhnlichen Reformvorschlägen nicht viel versprechen. Sollen unsere Kinder besser erzogen werden, so müssen wir herzhaft selbst ans Werk gehen, in uns zunächst alles in Ordnung bringen und dann — alles andere der Schule überlassen? Nein, uns mitten in die Schule stellen, neben den Lehrer, mit, vor und nach ihm an den Kindern arbeitend.

Die Erziehung muß der Schule gegenüber denselben Weg gehen wie die Religion der Kirche gegenüber. Der Mensch von heute und morgen will die religiöse Selbstverwaltung antreten. Er verlangt Selbstbestimmung und lehnt jede Bevormundung allein aus autoritativen Gründen ab. Der Priester wird ihm zum religiösen Forscher und Lehrer, zu dem Menschen, in dem das, was er selbst sucht, in potenzierter Kraft lebt und wirkt. So muß auch die ganze Menschheit die Pädagogik für sich reklamieren. Die Jugenderziehung läßt

Google

sich noch weniger als die Pflege des religiösen Lebens auf einen Berufsstand abladen. Jeder bleibt verantwortlich für die ihm angehörenden jungen Menschenkinder. Aber er muß sich der Schule als des sozialen Organs der Erziehung, der Verkörperung des pädagogischen Gedankens bedienen.

Nur auf diesem Wege kann die Schule zu einer großen Angelegenheit des ganzen Volkes werden, zu einer Einrichtung, zu der man emporschaut, von der man etwas erwartet, was man für sich allein nicht erreichen kann, an der man aber auch selbst Tag für Tag mitarbeitet.

Der aufgeklärte Despotismus hat uns die Formel hinterlassen: Die Schulen sind Veranstaltungen des Staates. Das übersetzte damals und übersetzt heute die große Mehrzahl der Schulbeamten dahin, daß die Schule eine Domäne der Bureaukratie sei. Gewiß soll die Schule eine Veranstaltung des Staates sein und bleiben. Nur der Staat kann das große Gebäude tragen. Aber der Staat, den wir meinen, ist in diesem Falle die Summe von Lebensweisheit, die in eben diesem Staate nicht nur in den Köpfen einiger Staatsbeamten lebt und sich möglichst schroff gegen andere Einflüsse abschließt, sondern in allen Reifen, Vorauseilenden im Volke. Der Staat soll der Generalschulmeister, der große Erzieher bleiben. Unzweifelhaft. Aber nicht ein enger Kreis von Bureaukraten.

Unsere Schulen werden so gut sein, wie wir sie haben wollen, oder so gut, wie wir sind. Solange wir nur Anstalten wollen, die Berechtigungen und Patente geben, sollen wir keine Erziehungsschulen erwarten. Hören wir also endlich auf, über die Schule zu schelten: Auch wenn wir noch Dutzende von Schulreformvereinen gründen, das führt doch zu nichts. Sagen wir uns selbst, sagen wir allen Eltern, daß sie ihre Schuldigkeit tun, mit ihren Kindern leben, mit ihnen sprechen und lernen, draußen in Feld und Wald, im Berufe, wo es nur angeht, daß sie mit ihnen wandern in Regen und Sonnenschein, im Winterschnee und im Frühlingsgrün. Sagen wir den Eltern, was ihnen Rousseau sagte: „Wer seine Vaterpflicht nicht erfüllt, hat auch kein Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten können ihn von der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen, entbinden.“ „Was tut jener reiche Mann, dieser so beschäftigte Familienvater, der da meint, er sei genötigt, seine Kinder zu vernachlässigen? Er bezahlt einen andern, um die Pflichten, die ihm lästig sind, zu übernehmen. Feile Seele: meinst du für dein Geld deinem Sohne einen andern Vater geben zu können?“

Dann wird es besser werden. Dann wird man uns auch von der Mitregierung in der Schule nicht ausschließen können.

Und sagen wir dem Staate, daß er den Eltern dabei helfen solle, ihren Kindern zu leben, daß er die Familie schützen müsse, daß er allen destruktiven Tendenzen nur begegnen könne, wenn er die Familie unter seinen Schutz nimmt. Aber nicht mit billigen Redensarten und negativen Gesetzen, wie Verbot der Kinderarbeit und Einschränkung der Frauenarbeit, sondern durch positive Leistungen, z. B. durch eine soziale Beamtenbesoldung und Arbeiterlöhnung, durch Erziehungsbeihilfen für alle wenig bemittelten Familien.

Die Schule von morgen muß die Schule des Volkes sein, die Schule, von der sich jeder Hochsinnige als ein lebendiges Glied fühlt, und die Lehrer und Lehrerinnen müssen Männer und Frauen sein, die auch den Besten unter uns im Wissen von der Welt in uns und um uns, im Können wie in den Kenntnissen und im Verständnis der Kindesnatur ein

Google

gut Stück voraus sind und darum das, was wir vielfach nur fühlend und tastend verrichten können, mit sicherer Hand ausführen.

Aber diese Schule wird kein Reformer dem Volke schenken. Wir können sie uns nur selbst, mit eigenen Opfern, erbauen und erarbeiten. Erst in einem Volke, das sich in allen seinen Gliedern um die Jugenderziehung ernstlich müht, werden pädagogische Pfadfinder ein Echo und die nötige Gefolgschaft finden, um ihre Ideen zu verwirklichen.

Praktische Entwickelungslehre. Von Wilhelm Bölsche.

Svalöf.

In den Zwist der Meinungen über theoretische Entwicklungsmöglichkeiten hatte bekanntlich vor nunmehr nahezu fünfzig Jahren Charles Darwin (jenes Unikum damals eines Biologen, der von jener realpolitischen Unterströmung der Kartoffel- und Taubenzüchter wirklich auch einmal etwas vernommen hatte) seine Theorie der Selektion, der natürlichen Auslese der passendsten Abänderungen vor neuer Zweckforderung im geschichtlichen Lebensprozeß der Organismen, geworfen. Auf einem gewissen Gipfel dieser fünfzig Jahre und nachdem so und soviel Professionstheoretiker die Gegenerklärung abgegeben hatten, daß diese Selektion in jedem Betracht das Unmöglichste und Undenkbarste von der Welt sei, kam der vortreffliche Botaniker Hugo de Vries mit seiner sogenannten Mutationstheorie. Ein Teil der Selektionsgegner behauptete, daß mit ihr die Sache entschieden und die Darwinsche Selektionstheorie endgültig widerlegt sei. In Wahrheit ist auch die Mutationstheorie selber nur eine Selektionsuntertheorie.

Im Punkte Selektion selbst bleibt sie mit ganzem Nachdruck auf Darwins Boden. Der Kerngedanke der Darwinschen Selektion ist, daß die Tier- und Pflanzenarten keine unveränderlichen Größen sind, vielmehr im Verlaufe ihrer Fortpflanzung nach irgend einem Gesetz Varianten, Abänderungen bilden, und daß die äußeren Anforderungen jeweilig die brauchbarsten bestehen lassen und weiterzüchten, die unbrauchbaren aber ausmerzen. Dieses Bestehenlassen und Ausmerzen ist die Selektion. An diesem Gedanken rüttelt auch de Vries nirgendwo. Wie sollte er auch, — da er als echter Nachfolger Darwins ebenfalls von der Praxis der Gärtner in die Theorie kommt; die Gärtner aber wissen seit alters, was sie der Selektion danken; was liegt näher, als daß diese Selektion auch die historische Methode der Natur bei der Artfortbildung seit Jahrmillionen sei. Was für ein Gesetz die Variantenbildung, *aus* der die Selektion wählt, *selbst* beherrsche, bleibt bei Darwin offen. Und de Vries läßt es ebenfalls offen. Bringt die Veränderung der äußeren Bedingungen, also in gewissem Sinne der neue Zweck selbst, eine Verstärkung des Variierens hervor, kommt also die Pflanze der neuen Selektion durch größeres Material jedesmal entgegen? Das lassen beide Forscher offen. Kommen die Varianten vielleicht schon einseitig dem Zweck selbst entgegen? Das verneinen beide, und sie müssen es, denn in diesem Falle würde die Selektion überflüssig und brauchte gar nicht ins Spiel gebracht zu werden. Auf alle Fälle aber geben beide Forscher zu, daß jenes Gesetz hinter dem Variantenwerfen erst noch zu entdecken ist und sie lassen damit

Google

einen ungeheuren Spielraum, auf den sich neue Theorien bauen mögen, ohne daß doch die Selektion selbst irgendwie dabei angetastet wird.

Und nur in einem Punkte geht de Vries über Darwin wirklich hinaus. Darwin hatte von Anfang an zwei Sorten jener Varianten unterschieden, die sich der Selektion auf Grund beständiger Veränderlichkeit der Arten als Material darbieten. Erstens gewisse Plus- und Minusvarianten einzelner Artcharaktere bei den Tieren und Pflanzen. Zweitens gewisse starke Varianten, die sofort das ganze Artbild von Grund aus erschütterten. Er meinte nun, daß durch fortschreitende Selektion auch jene kleinen Teilvarianten allmählich vergrößert, dauernd zur Vererbung gebracht und endlich durch lang fortgesetzte Summierung zu entscheidenden und dauerhaften Artumbildungen im ganzen heraufgeführt würden. Ja, in ihnen sah er geradezu das Hauptmaterial. Jene bereits im Artsinne von Anfang an fertigen Varianten dagegen rechnete er zwar auch zum Selektionsmaterial, hielt sie aber für die Ausnahme.

De Vries vertritt dem gegenüber den Standpunkt, daß diese zweite Form des Variierens, bei der die Variante sogleich eine fundamentale Artänderung bedeutet, außerordentlich viel häufiger sei, als Darwin vermutete; und daß sie, als sofort durch Vererbung konstant, das eigentliche Material der Selektion in Wahrheit sei, bei dem einfach die passenden Neuarten begünstigt, die minderwertigeren ausgemerzt würden. Diese Artvarianten nennt de Vries Mutationen. Von jenen auf Teile beschränkten Plus- und Minusvarianten dagegen bestreitet er, daß sie jemals in wirkliche Neuarten übergeführt werden könnten auch mit noch so viel Selektion.

Es ist klar, daß die Mutationstheorie unser Interesse noch verstärken muß gegenüber jener unbekannten Ursache des Variierens überhaupt, zumal da es de Vries wahrscheinlich dünkt, daß jenes große und entscheidende Variieren, das er „Mutieren“ nennt, wirklich periodisch (in sogenannten „Mutationsperioden“) lebhafter auftritt. Es ist auch klar, daß sie die geschichtlichen Umwandlungsprozesse abkürzt, indem sie die Variationssprünge (ein Sprung ist notabene in jeder, auch der winzigsten jener Darwinschen Plus-Minusvarianten!) größer macht, — wenn auch in ihr wiederum hier lange nicht liegt, was antidarwinistische Theoretiker hineinsehen wollen: nämlich eine Möglichkeit, etwa gleich von einem fertigen Fisch zu einem fertigen Molch zu springen; für so riesige Mutationen gibt de Vries' besonnen gesichtetes Material nirgendwo den geringsten Anhalt. Für die Selektion vereinfacht sie endlich den Prozeß. Statt daß diese Selektion in langer Folge immer wieder im kleinen säubern muß, braucht sie jetzt nur im großen auszumerzen. Negativ ist die Selektion zunächst immer gewesen. Auch bei Darwin. Ihr eigenes Werk bei dem Prozeß war immer nur Reinkultur durch Säuberung, und in diesem Sinne dann erst positive Arbeit in zweiter, indirekter Linie. Neu geschaffen hat sie auch bei Darwin nie. Aber es ist eine logische Besserung bei de Vries (falls er geschichtlich recht hat in seiner Deutung des Art-Umbildungsprozesses), daß diese negative Rolle der Selektion noch einfacher bei ihm in den Linien des ganzen Bildes heraustritt. Gleichwohl haben seine Ansichten theoretisch auch Gegner gefunden, und der Kampf wogt. Kann man lesen und hören, daß Darwins Auffassungen heute hier wie überall im Sterben lägen, so hört und liest man ebenso von dem jähen Bankerott schon wieder des Mutationsprinzips. Haben die einen es bejubelt, weil es aus der Selektion herausführe, so gibt es

Google

auch schon einen Kreis, der es abweist, weil es wieder hineinführe. Erwartet der eine von de Vries die Restitution des unmittelbaren Fingers Gottes, der (versteckt in jener unbekannten Ursache der Mutation) neue Arten aus dem „Nichts", d. h. ohne Kausalzusammenhang, schaffe, — so leugnet der andere schlechtweg jede wirkliche Beobachtung auch nur der kleinsten Mutation und widerlegt, um Darwin zu halten, de Vries weit über das hinaus, was Darwin selber zur Sache längst zugegeben, nämlich daß es mindestens a u c h Mutationen gebe.

Soviel zur Charakteristik der Theorie. Nun aber wieder aus der selbsttätig weiterlaufenden Praxis ein Gegenbild.

Im Jahre 1886 konstituierte sich in einem Dörfchen der schwedischen Provinz Schonen, Svalöf (sprich Swalöw), der „Südschwedische Verein zur Züchtung und Veredlung von Saatgut". Er ging hervor aus dem durchaus praktischen Bedürfnis, die seit längerer Zeit eingeführten, ziemlich planlos weiter kultivierten und vielfach rasch heruntergekommenen Varietäten unserer Getreide- und Futterpflanzen einer systematischen Durchprüfung und Aufbesserung zu unterwerfen. Binnen kurzem zeigten sich die ausgesprochensten Erfolge. Zuerst wurde die ganze schwedische Landwirtschaft aufmerksam. Der engere Verein erhob sich im Laufe weniger Jahre zu einem allgemein schwedischen. Er nannte sich „Aussaatverein für Schweden", saugte ein Konkurrenzunternehmen auf und erweckte, obwohl nach wie vor privater Natur, so sehr auch die Teilnahme des Staates, daß er seit 1891 15 000 Kronen jährlicher Subvention und seither noch weit mehr erhält. Inzwischen war auch die Reaktion auf das Ausland eine wachsend bedeutende geworden. Der Export nahm zu. Gegenwärtig beginnt eine ernsthafte Epoche des Wettbewerbs der schwedischen Landwirtschaft mit der deutschen. Niemand kann sich mehr dem Eindruck verschließen, daß Svalöf geradezu revolutionär im besten Sinne wirkt. In das Inventar des Getreide- und Nutzpflanzenbaues kommt von dort in rascher Folge jetzt eine neue Sorte nach der anderen, wunderbar glückliche und fast ganz feste Varianten unserer wichtigsten Nährpflanzen, die ein ganzes Programm von Wünschen genau erfüllen. Die einen entsprechen besonderem Klima besser, die anderen geben größere Körner, noch andere erweisen sich unempfindlicher gegen Krankheiten wie den Rost.

Diese letzteren Resultate zeigten sich wesentlich seit Anfang der neunziger Jahre. Von diesem Termin ab begann Svalöf mit einer Promptheit zu arbeiten, die alle Welt verblüffte, die noch nie dagewesen war. Wenn Svalöf das Monopol auf seine von damals ab zielgerecht verwandten Methoden behielte, so wäre nicht abzusehen, was für immense Kapitalien sich dort ansammeln müßten. Das wird natürlich nicht in der Weise der Fall sein, denn es handelt sich zwar um eine außerordentliche Höhe von Exaktheit und Uebung zurzeit dort, aber nicht um Geheimmethoden, die nicht auf die Dauer auch anderswo nachgemacht werden könnten. Zweifellos aber sind es nicht auszurechnende Kapitalien für die gesamte Kulturmenschheit, die bei der Methode im ganzen gewonnen werden müssen. Svalöf wird einen unsterblichen Namen behalten in der Praxis der Kulturgeschichte.

Und worauf beruht das alles? Die Ergebnisse von Svalöf wurden vom ersten Tage des Bestehens dieses Instituts an gewonnen durch Selektion, — wie Selektion ja eben seit alters die unantastbare Grundlage aller künstlichen Zuchtmethoden und Zuchterfolge

Google

unserer Gärtnereien ist. Bis zum Jahre 1890 wurde aber (wenn auch im größten Stil) bei dieser Selektion bloß jene ebenfalls schon althergebrachte praktische Methode zugrunde gelegt, aus der Darwin einst seine engere, oben skizzierte Steigerungs-Variantentheorie abgeleitet hatte. Von diesem Jahre ab aber stellte ein neuer genialer Praktiker als Leiter der Anstalt, Dr. Hjalmar Nilsson, die ganze Selektionsarbeit dort in den Dienst einer neuen Praxis, die, theoretisch ausgedrückt, nur mit der Lehre des de Vries über die unmittelbaren fertigen Mutationsvarianten, also der Mutationstheorie, in Beziehung gesetzt werden kann. Die enormen praktischen Erfolge von Svalöf sind bereits seit nunmehr rund anderthalb Jahrzehnten praktische Mutationserfolge!

Es ist dabei lehrreich, wie Svalöf zur wissenschaftlichen „Theorie" überhaupt steht. Die privaten Gründer der Anstalt waren Geschäftsleute. Sie gingen von einem Geschäftsbedürfnis aus. Ihnen fehlte jede Absicht oder, wenn man es hochfliegend ausdrücken will, jeder Idealismus, eine „wissenschaftliche" Station zu gründen. In einer Weise, die sogar nicht als die Regel betrachtet werden kann, schlossen sie „wissenschaftliche Untersuchungen und Unterricht" ausdrücklich von ihrem Programm aus. Hugo de Vries, dem ich diese und andere Daten entnehme, schließt an diese Tatsache die gewiß charakteristische Bemerkung: „Diese Vorschrift hat man bis jetzt genau beachtet, und es scheint mir kaum gewagt, zu behaupten, daß die Bedeutung der gesammelten Erfahrungen auch für die reine Wissenschaft dadurch wesentlich gesteigert worden ist. Denn diese Erfahrungen stehen jetzt klar und ungetrübt von theoretischen Voraussetzungen vor uns und bilden ein Ganzes, mit welchem jede Theorie von der Entstehung der Arten in der Zukunft in erster Linie zu rechnen haben wird."

Die beiden praktischen Methoden, die in Svalöf zur Konkurrenz und schließlich zur Entscheidung kamen, lassen sich etwa an folgendem Beispiel kurz illustrieren.

Es bestehe etwa ein Bedürfnis in der Landwirtschaft, von einer unserer Getreidesorten eine feste Saatrasse zu erhalten, die etwas stärkere Körner trägt. Ich stelle nun fest, daß es in der Natur ein Variieren bei dieser Getreidesorte in der Tat gibt, das sich in einem Schwanken der Körnergröße äußert. Dieses Variieren suche ich nun für Selektion zu benutzen. Ich siebe zunächst etwa eine ganze Körnerernte auf ihre Größe durch, wähle alle größeren Körner so aus und bringe sie zur Aussaat, in der Hoffnung, bei der nächsten Saat schon viel mehr große Körner zu haben. Mit den nächsten Ernten verfahre ich ebenso. Meine Hoffnung ist, daß ich auf diese Weise endlich eine Getreiderasse erhalte, die nur mehr großkörnige Nachkommen erzeugt. Und ferner auch, daß ich durch immer sorgsamere Auslese auch die Körnergröße selbst noch immer mehr steigern kann. Das ist jetzt ungefähr die alte Methode, bei der einst Darwin anknüpfte. Kleine Plusvarianten sollen in Reinkultur gebracht, allmählich erblich gemacht und immer mehr gesteigert werden. Diese Methode gab und gibt unzweifelhafte Resultate. Aber es liegt in diesen Resultaten von jeher eine seltsame Unregelmäßigkeit, etwas Unberechenbares mit vielfachem unbegreiflichen Versagen neben überraschenden Treffern, die allmählich zu der Skepsis führten, als müsse in ihr ein Fehler sein oder besser: noch ein unbekannter Faktor, der sie bald wirklich begünstigte, bald absolut lähmte. So auch die Ansicht in Svalöf um 1890.

Google

Nun die zweite Methode. Ich durchsuche planmäßig eine ungeheure Masse von Individuen meiner Getreideart. Ich achte, ob ich nicht auf ein einziges solches Individuum stoße, das in auffälligster Weise ganz beträchtlich viel größere Körner zeigt und auch sonst in zusammenhängenden Merkmalen von den anderen offensichtlich abweicht. Führt mir langes, systematisches Suchen ein einzelnes Individuum dieser Art, das mir verdächtig scheint, meinem Ideal nahe zu kommen, wirklich zu, so bringe ich bloß *seine* Nachkommenschaft *völlig isoliert* zur Weiterzucht. Es zeigt sich aber, daß im rechten Falle diese gehüteten Nachkommen in fester Vererbung sogleich sämtlich die großen Körner weiterführen, — so konstant, daß gar keine weitere Selektion, sondern nur einfache *reine* Weiterzucht hinfort nötig ist, um das herrlichste Resultat zu liefern. Natürlich dauert das eine Weile, da ich nur mit einem Individuum beginne. Immerhin lehrt die Erfahrung, daß mit den Nachkommen eines einzigen Individuums in sieben Jahren 75 Hektare bevölkert werden können, — in meinem Falle also wesentlich mit lauter großkörniger Rasse. Das Wunderbarere aber, was die Erfahrung *noch* lehrt, ist folgendes dabei. Mein Suchen nach solchen sofort brauchbaren Individuen mit sofort konstanter Vererbung hat in unzähligen Fällen wirklich Erfolg. Denn die meisten gerade unserer Nutzpflanzen bestehen nicht aus festen Arten mit Individuen bloß mit Plus- und Minusvarianten der sonst gleichen Merkmale. Sondern jede Art zerfällt bereits genau besehen in so und soviel ganz konstante Unterarten, von denen bald da, bald dort ein Individuum auftaucht. Diese Unterarten vertreten aber eine Fülle fertiger Neumerkmale, die ich eventuell gebrauchen kann. Die eine ist von Prinzip großkörnig, die andere mehr wetterhart, die dritte seuchenfester. Ich brauche nur unter genügendem Material planmäßig und ausdauernd zu suchen. Es ist, als habe die Natur für tausend Eventualitäten sogleich festes Material ausgestreut, das bloß auf Selektion (in diesem Fall meine) wartet. Aber ich beobachte noch etwas. Solche Unterarten mit festem Neubau und augenblicklicher Vererbungskonstanz sind nicht nur hier *gegeben*. Sie *entstehen* auch noch unter meinen Augen neu, ganz jäh und sofort fertig. Beispiel: ich kultiviere ein solches großkörniges Individuum, in dem ich den Vertreter einer mir gerade richtig liegenden Unterart glücklich entdeckt habe, weiter in so und soviel Generationen hinein. Zunächst wiederholte sich, als Probe, daß ich wirklich eine echte Unterart und nicht bloß eine Plusvariante gefaßt habe, treu der Status quo. Aber plötzlich etwas Neues. Ein Individuum ist abermals spontan total anders in einer der Generationen. Oft kann das nur Resultat einer doch nicht abgewehrten fremden Kreuzung sein. Aber nicht immer ist es so. Es gibt solche Neuänderungen auch ganz aus sich. Und nun die Möglichkeit einer großen Glückssteigerung. Bei solchen Neuänderungen treten *auch* Treffer ein, die das Gesuchte nochmals weitertreiben. Also hier etwa ein Individuum mit nochmals doppelt so starken Körnern. Das hege ich natürlich für neue Selektion, für reine Einzelnachkommenschaft. Und bin noch eine Stufe weiter.

Diese zweite Methode war es, auf die Hjalmar Nilsson durch einen Zufall praktisch geriet. Ihr verdankt Svalöf seine entscheidenden Welterfolge! Wer aber sieht nicht: die Praxis hat hier die „Mutation“ entdeckt. Jene Unterarten sind ältere, schon vorhandene Mutationen unserer Nutzpflanzen. Diese Neuarten sind das Ergebnis einer gerade hier auch jetzt noch fortdauernden Mutation. Wo jene andere, ältere Methode

Google

Erfolg hatte, war ihr geheimer Helfer stets eine solche mit unterlaufende und endlich rein herausgearbeitete Glücksmutation, — wo sie versagt hatte, fehlte eben diese Mutation. Die alte Methode glückte etwa in dem Körnerbeispiel überall da, wo eine echte großkörnige Mutation dabei war und durch die immer erneute Selektion in ihren direkten Nachkommen endlich rein herausgesiebt wurde. Wieviel einfacher hätte man die Sache aber haben können, wenn man von Anfang an sein Augenmerk auf diese Mutation als Stammpflanze der ganzen Zucht richtete!

Die Anstalt Svalöf treibt keine „Wissenschaft", sondern sie will praktisch helfen. Was Herr Burbank in Amerika für ein religiöses Glaubensbekenntnis hat, weiß ich nicht, aber er will Geschäfte machen. Es ist die alte Geschichte. Die Weisen von Salamanka bewiesen aus astronomischen, physikalischen und besonders auch religiösen Gründen, daß man nicht um die Erde unten herumsegeln könne. Kolumbus, der vor ziemlich grober Begier brannte, die Goldländer rascher zu erreichen, segelte praktisch über den Atlantischen Ozean. Es mögen einem Stimmungen kommen, wo man sich die Welt nicht von so derben Fäusten der Realbedürfnisse dauernd dirigiert wünschen möchte. Aber wie ich meinen Pater da so hübsch alles in Theorie auflösen hörte, als sitze er daheim bei seiner Pfeife und blase den blauen Dampf vergnüglich vor sich hin — eine blaue Wolke die Affenabstammung — eine die Selektion — eine die Tierseele — eine die ganze moderne Weltanschauung -- seht nur, da verziehen sie sich schon wieder und aus dem Riß tritt sieghaft die höchste Instanz, der Fels, um den die Wellen schäumen, unsere Kirche, — — da fühlte ich doch den stillen Segen der Realität. Essen müßt ihr zuletzt doch auch alle. Wenn es der botanischen Praxis glückt, euch die Getreidekörner dicker und das Brot billiger zu machen, so werdet ihr davon profitieren und nicht dagegen protestieren, ob ihr nun dieses oder jenes Glaubensbekenntnis habt. Mit der Praxis kriecht euch aber dann doch wieder die böse neue Theorie ins Haus wie der Kobold, der hinten im Faß saß, — da hilft nun nichts und es hängt ewig eins am anderen. Als Kolumbus aus Goldhunger Amerika entdeckt hatte, da rektifizierten sie bei der „höchsten Instanz" doch ihre Gedanken dahin, daß es auch religiös so sein dürfe.

Alexander Ritters Lied.

Von S. von Hausegger.

Mit der Elle gemessen, nehmen die etwa 60 Lieder, welche Ritter geschaffen, keinen zu großen Raum in der modernen Lyrik ein. Um so mehr Beachtung verdienen sie aber der Art nach. Ritter bewegte sich auf diesem Gebiete fast von Anfang an mit einer Sicherheit, welche den geborenen Lyriker verrät. Es ist unleugbar, daß diese Sicherheit wesentlich durch das Vorbild des Liszt'schen Liedstiles unterstützt wurde; aber Ritter baute weiter und gelangte zu selbständigen Ergebnissen. Liszts Lied begnügt sich nicht damit, die allgemeine Stimmung eines Gedichts zum Ausdruck zu bringen, sondern paßt sich auch formal der Architektur desselben vollkommen an. Die Deklamation ist so eindrucksvoll und den Wendungen der Dichtung folgend, wie sie eben nur einem Künstler von den glänzenden Geistesgaben eines Liszt gelingen konnte. Doch war es ihm als Nichtdeutschem verwehrt, der Sprache die letzten Feinheiten abzulauschen. Gerade dort, wo

Go gle

an Stelle des bewußten Durchdringens durch den in höchster Kultur geschärften Verstand das naive Mitempfinden aus den unbewußt in uns schlummernden Schöpferkräften der Muttersprache heraustreten sollte, machte Liszt naturgemäß Halt. Hier aber ging Ritter einen Schritt weiter. Seine Deklamation ist nicht eine Uebertragung der Dichtung in Musik, sondern es scheint, als ob durch sie erst die latente Melodie der Dichtung ihre Gestalt gefunden hätte. Das Prinzip des Aufbaues aber, nach dem Ritter seine Lieder schuf, stellt eine letzte Konsequenz dar, über die nicht mehr hinausgegangen werden kann. Ritter gesteht dem Musiker als solchem auch nicht das kleinste Recht zu, sofern dieser es nicht aus der Dichtung herleiten kann. Er stellt sich so ganz in den Dienst des Dichters und verzichtet strikte auf jedes musikalische Sondergelüste. Deshalb sind seine Lieder niemals eine musikalische Erweiterung oder Verbreiterung des Gedichtes, sondern nichts anderes als die Dichtung selbst, durch die Musik zu höchster Intensität des Ausdrucks gesteigert. Dieses sich Unterordnen führt Ritter aber nicht zum Aufgeben subjektiven Empfindungseindruckes, sondern ermöglicht ihm erst recht, dem Liede den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Denn wie die latente Melodie der Dichtung seinem Ohre geklungen hat, so tönt sie im Liede wieder. Da seine Musik nie selbstherrlich auftritt, sondern die innigste Verbindung mit der Dichtung eingeht, scheint es fast, als wären Dichter und Komponist eins. Ebenso würde man fehlgehen, etwa Ritters Lieder als rezitativische Gesänge anzusehen. So wenig ein gutes Gedicht lediglich eine deklamatorische Aneinanderreihung einzelner Sätze ist, sondern ein organisches Ganze darstellt, so wenig wird ein solcher Vorwurf seine Lieder treffen. Bei allem blitzschnellen sich Anschmiegen an die einzelnen Wendungen der Dichtung ist der einheitliche Zug immer gewahrt. Die Grundstimmung ist so intensiv nachempfunden und so beherrschend, daß alle Einzelheiten ungezwungen sich aus ihr zu ergeben scheinen. Intuitives Erfassen des Gefühlsinhaltes und Vermeidung jeder musikalischen Abschweifung bedingen die kurze Geschlossenheit des Ritterschen Liedes. Auch in der Begleitung spielt ihm der absolute Musiker niemals einen Streich; sie ist reich, an entscheidenden Momenten tritt sie bedeutungsvoll ergänzend vor, aber das Melos des Liedes liegt immer in der Singstimme, aus ihr allein ergeben sich alle harmonischen und rhythmischen Veränderungen der Begleitung. Zwischenspiele finden sich nur da, wo der Dichter gleichsam einen Gedankenstrich setzt, Nachspiele fehlen fast vollständig; ja in manchen der späteren Lieder entwickelt sich zu einer Art Eigenheit, daß der Schluß des Gesanges und der Begleitung zusammenfallen, selbst da, wo der Musiker vielleicht das Verlangen nach Bekräftigung des Schlusses durch ein oder zwei Takte Nachspiel empfindet. Was Ritter auf anderem Gebiete zur direkt und oft absichtsvoll betonten ethischen Tendenz führt, befähigt ihn im Liede, die Pointe auf das eindrucksvollste zu unterstreichen. Niemals gibt er sich ziellos einem allgemeinen Gefühlsüberschwange hin, sondern stets faßt er den Grundgedanken der Dichtung fest ins Auge, ihn plastisch zu gestalten. Und das alles geschieht mit den einfachsten Mitteln lediglich durch die Prägnanz des Ausdrucks. Bei aller blühenden Melodik, bei aller Langatmigkeit mancher Linien des Gesanges wird man, sicher in den späteren Liedern, vergeblich nach einem Takt lediglicher Musikmacherei suchen. Es muß bis zu gewissem Grade jedem unbenommen bleiben, durch die Art der in den Liedern laut werdenden Empfindungen angezogen oder fremdartig berührt zu werden; allein die Erkenntnis, hier dem strengsten

Google

und konsequentesten Stile des modernen Liedes gegenüberzustehen, wird sich niemand verschließen dürfen. Noch ist der Beginn unserer neuzeitlichen Musikepoche in zu großer Nähe, als daß man von der Allgemeinheit ein objektives Urteil verlangen dürfte. Der künftige Historiker aber würde sich einer Geschichtsfälschung schuldig machen, wenn er es unterlassen würde, Ritter den ihm gebührenden Platz als Führer in das Neuland der Lyrik neben Liszt, Cornelius, Wolf oder Strauß anzuweisen.

Freilich zur Popularität haben Ritters Lieder es bis jetzt noch nicht gebracht. Die Mode war nicht ihre Fürsprecherin. Auch lenkten die beiden Riesen Wagner und Liszt so aller Blicke auf sich, daß weniger gewaltige Erscheinungen übersehen wurden; auch Cornelius, dem es erst jetzt durchzudringen gelang, mußte darunter leiden. Was Ritters Liedern die Popularität versagte, liegt aber auch in dem Umstande begründet, daß ein großer Teil unseres Konzertpublikums sich mit dem oberflächlichen Wohlgefallen an den klanglichen Reizen der Musik begnügt. Ritter will, ganz im Gegensatz hierzu, durch die Musik die D i c h t u n g zu eindrucksvollster Gestaltung gelangen lassen. Im musikalischen Eindruck sich die Tiefen einer Dichtung erschließen zu lassen, ist jedoch nicht Sache des Durchschnittshörers; in seinem Gedächtnis bleibt der dichterische Gedankengang eines Liedes kaum in seinen gröbsten Umrissen haften, indes er die dazugehörige Melodie vor sich hinträllert. Ernste Künstler unter den Liedersängern versuchen, hierin segensreiche Wandlung zu schaffen; es ist zu hoffen, daß diese auch Ritters Liedern zustatten kommen wird.

Seine erste Vokalkomposition, die Ballade „Belsazar" von Heine, verrät schon den Vorzug großer Knappheit und sinngemäßer Deklamation; doch ist der Ausdruck noch etwas unfrei, auch ist die Musik nicht ganz aus der Dichtung geboren, sondern wandelt ab und zu eigene Wege. Von den nächsten Liedern, „Gute Nacht" (B. Paoli), „Wie sehr ich dein" (Lenau), „Erklärung" (Heine), erbringt das letztere, wie wir gesehen haben, den vollgültigen Beweis für Ritters lyrischen Beruf. Kam aber diesem lyrischen Erguss der Sturm und Drang der Entstehungszeit zustatten, so ist es verständlich, mit welcher Reife in „Zweierlei Vögel", „Kranich", „Maid der Sehnsucht" und „Welke Rose" (alle vier nach Lenau) der Charakter der Dichtung getroffen ist. Das breite Hervorheben der Pointe in „Zweierlei Vögel" beglaubigt Ritters Handschrift; in „Maid der Sehnsucht" und „Kranich" fesselt das tiefe Erfassen der Grundstimmung, die beispielsweise im letzteren schon durch die ersten Takte der Begleitung hergestellt ist; doch besitzen beide Lieder in ihren bewegten Teilen noch nicht die spätere Knappheit, indes die „Welke Rose" stilistisch wie inhaltlich am höchsten steht. Ihnen folgen der anmutige „Frühlingsbote" (Lenau) — leider nie veröffentlicht — und „März" (Ad. Stern). Diese in den sechziger Jahren entstandenen Lieder bilden das Vorspiel zu zwei zyklischen Werken, den „Schlichten Weisen" und den „Liebesnächten", in denen Ritter die volle Höhe seines Schaffens erklommen hat. Der stoffliche Gegensatz der Zyklen gab ihm Anlaß, das Ausdrucksgebiet nach zwei verschiedenen Seiten zu erweitern, nach der anmutig zarten und nach der fast dramatisch leidenschaftlichen. Die „Schlichten Weisen" (Felix Dahn) sind in ihrer feinen, durchsichtigen Linienführung voll schalkhaften Humors und rührender Sinnigkeit. Die „Liebesnächte" sind elf Hymnen nach verschiedenen Dichtern, bald Einzel-, bald Zwiegespräche von Mann und Weib. Die Dichter sind Lenau, Rückert, Ad. Stern, Eichendorff, A. v. Leutwein, Alex und Carl

Google

Ritter. Das Werk leitet ein breit dahinströmendes Vorspiel ein. „Endlich allein“ ringt sich der Jubel auf aus der Brust der Liebenden; sie begrüßen die Nacht, in deren Zauber sie die Welt vergessen, nur von dem einen Gefühle durchdrungen, „Wie sehr ich dein“. In ihm verglühen zu dürfen, ist ihr sehnender Wunsch. Frau Minne rufen sie an, treue Liebeswacht zu halten. In der Geliebten Bild scheint dem Manne alles Sein, Gott und Welt zusammenzufließen. Nicht daß sie sich mit den Armen umschließen, kann ihnen genügen, auch ihre Geister mögen in einer Flamme emporlodern. Wortloses, seliges sich Auflösen und Entrücktwerden ist die Grundstimmung des nun folgenden Zwischenspieles, das zum Schlußgesang überleitet. Ein Ton sind die beiden im schönen Liede Gottes. Die von Ritter gewählte feinsinnige Reihenfolge der Dichtungen stellt nicht nur eine geschlossene Entwicklung, sondern auch eine stetige Steigerung dar, die besonders von der Anrufung Frau Minnes an bis zum Schluß zwingend mit sich fortreißt. Das tiefernste Zwischenspiel zumal hebt das Ganze weit über die Bedeutung eines gewöhnlichen Liebesduettes hinaus. Oft nimmt der Ausdruck der Liebesleidenschaft einen Zug fast religiöser Begeisterung an. Der einheitliche Grundton des Werkes ist strenge gewahrt, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß beispielsweise ein Lenau den Komponisten noch tiefere Töne finden läßt als ein Rückert. Im scharfen Gegensatze zum kraftvoll freudigen Schwung der „Liebesnächte“ stehen die „Möwe“ (Rich. Pohl) und das „Trostlied“ (C. Altmann), beide von schmerzlichem Ernst erfüllt. An der Spitze der in den achtziger Jahren geschaffenen Lieder bietet sich uns ein Beispiel größter und dabei eindrucksvollster Einfachheit „Nie zurück“ (Lenau), indes das „Gebet“ (Hebbel) ein äußerst schwungvoller Hymnus ist. „Liebesjubel“ (Rich. Pohl), „Meine Rose“ (Lenau) und „Die Wundervolle“ (Dahn) sind drei Liebeslieder voll heißer Leidenschaft und inniger Schwärmerei. „Ich weil' in tiefer Einsamkeit“ (Cornelius) stellt in seiner breiten Anlage und konzentrierten Stimmung einen der schönsten Gesänge Ritters dar; „Das Flüchtige“ (Dahn), sowie die anmutigen „Fragen“ verlegen den Ausdruck ausschließlich auf die Singstimme, während die Begleitung vollkommen zurücktritt. „Ich möcht' ein Lied dir weih'n“ und „In Lust und Schmerzen“ (beide nach Cornelius) sind gleich dem einige Jahre später entstandenen „Keine gleicht von allen Schönen“ (Byron) mehr äußerem Anlaß entsprungen und liegen abseits vom Wege; auch „Treue“ (Cornelius), so entsprechend es konzipiert ist, wäre nicht unter den charakteristischen Liedern zu nennen. Zu diesen gehören aber wieder „Sternenewig“ (Dahn), „Im Alter“ (Rückert) und „Verschlungene Wurzeln“ (Cornelius). Ueber dem Rückertschen Liede liegt der Schimmer wehmütiger Erinnerung; meisterhaft gehen Dichtung und Musik ineinander, besonders fesselnd in der deklamatorischen Behandlung des ersten Teils. Die „Verschlungenen Wurzeln“ konnten in dieser eigentümlichen Verbindung von Melos und Deklamation kaum einem wie Ritter gelingen. „Buntes Treiben, wirre Welt“ und „Mit einem Strauß“ (beide nach Cornelius), in den neunziger Jahren entstanden, bekunden, wie es Ritter bei aller Leidenschaft seines Wesens am wohlsten wird, wenn er diese in den Dienst der Erkenntnis stellen kann. Ihnen folgt das schalkhafte „Nimm's mit“ (Cornelius). Den in sich versenkten und doch von ungebrochener Kraft und fast jugendlichem Feuer zeugenden Stimmungen der letzten Jahre geben die beiden auf Lenausche Texte komponierten Lieder ergreifenden Ausdruck, „Heimatklang“ und „Mahnung“. Wer Ritters Eigenart, die

Google

Miſchung von Herbheit, Leidenſchaft und Glaubensinnigkeit kennen lernen will, nehme das Liederpaar „Primula Veris“ zur Hand. „An die Mutter“ richtet er im nächſten, von J. E. Rothenbach gedichteten Liede Töne heißen Dankes; ein Anklang an die ſchlichten Weiſen mahnt an glückliche Jugendtage. Ein düſterer Ton klingt durch „Odem der Liebe“ (J. E. Rothenbach) und „Im Haſelſtrauch“ (R. Stieler), beſonders aber durch das ſchmerzliche „Ich hör' meine alten Lieder“ (B. Karoli). Zu voller Kraft der Leidenſchaft erhebt ſich „Im Sturm“ (R. Stieler). „Zum Abſchied“ ſingt er ahnungsvoll, ſeiner „Sehnſucht nach Vergeſſen“ leiht Lenau die beziehungsreichen Worte. Im „Blick in den Strom“ desſelben Dichters ſcheint des Künſtlers Seele ſelber ſich loszulöſen von allen Hoffnungen des Lebens. Aber nicht mit Klängen ſolcher Schwermut ſoll das Liederwerk beendet ſein; die erſten Zeilen von J. Schobers „Todesmuſik“, denen Ritter eine eigene Umdichtung anſchließt, geben ihm den Anlaß zu den feierlichen Klängen ſeines letzten Liedes. Wie ſein Leben vom erſten bis zum letzten Atemzug den höchſten Gütern der Menſchheit geweiht war, ſo will er, wenn ihn das Schickſal abruft, auch in ihrem Dienſte ſterben: „Alſo in der Töne Fluten laß mein Leben ſich verbluten.“

Die Betrachtung des Ideenkreiſes, in dem ſich die Dichtungen der Lieder bewegen, lehrt auf den erſten Blick, wie Ritter nur ſolche Texte zur Kompoſition wählte, welche ſeinem Gefühls- und Gedankenleben aufs innigſte verwandt waren. Auch die Lieder dienen ihm zum Glaubensbekenntnis. Sein Lieblingsdichter iſt Lenau, deſſen Dichtungen der gedankentiefen und oft ſchwermütigen Verſenktheit ſeines Weſens am meiſten entſprechen.

Pathologie und pſychologiſche Werte.

Von Privatdozent Dr. W. Hellpach-Karlsruhe.

Hygiene ringsum. Noch nie vielleicht haben die Menſchen ſich ſo eindringlich, ſo krampfhaft mit ihren Krankheiten befaßt wie heute. Woraus nicht geſchloſſen werden darf, daß die Krankheiten gegen früher zugenommen hätten; ſondern einzig, daß Krankheitsbewußtſein, Krankheitsgefühl, Krankheitsfurcht ſich verſchärft haben. Hygiene und Hypochondrie ſind Zwillingsgeſchwiſter . . . Krankheitsgerede, Krankheitsforſchung, Krankheitsbekämpfung, Krankheitsverhütung ringsum. Manchmal ſcheint es, als ſei Krankheit die Regel, Geſundheit aber eine Ausnahme — weniger noch als das: eine bloße ideale Forderung, zu ſtellen und zu predigen, aber nie reſtlos zu verwirklichen.

Die beſondere Nuance gibt das Intereſſe am ſeeliſchen Krankſein.

Davor hat man ja ehedem einfach die Augen zugemacht. Jetzt öffnen ſie ſich, eines nach dem anderen. Viele blinzeln erſt vorſichtig, ängſtlich, zaghaft. Aber die der Sache ins Geſicht ſehen, werden mehr und mehr; der Blinzelnden immer weniger; und ganz blind will kaum noch einer ſich ſtellen. Das Phänomen iſt grauenvoll, noch immer, und am Ende bleibt es das? Wer weiß! — Aber es iſt intereſſant, und es iſt grauſam wichtig. Das Irreſein nimmt zu. Von Jahr zu Jahr. Immer näher wogt die Flut, die ihre Opfer ins Irrenhaus ſpült, an jeden einzelnen herum. Bin ich's nicht, biſt du's nicht, ſo vielleicht

Go gle

meine Kinder, deine Enkel — denn die Sünden der Väter werden heimgesucht usw. Kein Ressort des öffentlichen Lebens mehr, aus dem nicht das Problem der Geisteskrankheit, der Geistesschwäche, der Geistesabnormität grinste: Erziehung — Rechtspflege — Fortpflanzung — Muße, mit anderen Worten: das belastete Kind; der vermindert zurechnungsfähige Verbrecher; die belastende Heirat; das Pathologische in der Kunst. Ueberall das „Krankhafte". Es scheint kein Entweichen zu geben. „Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land?" Zum Exempel: Geschichte — es grinst schon wieder; der Cäsarenwahn; Luthers Abnormität; Napoleon epileptisch? Oder Literatur? Das Pathologische bei Goethe; Hölderlins Psychose; Grabbes, Lenaus, Scheffels Geistesstörung. Oder Philosophie? Nietzsches Krankheit; Schopenhauers Depressionen; Rousseaus Paranoia. Oder Religion? Eine ganze Psychopathologie des Religiösen braust uns entgegen . . . Ein entsetzliches und doch überwältigendes Bewußtsein. Die Hälfte, die gute Hälfte alles Menschlichen ist Närrisches gewesen. Schon Goethe zwar hat es angedeutet, aber erst über uns ist die Erkenntnis hereingebrochen wie eine Sturmflut.

Und doch regt sich in den Tiefen der Seele ein Widerstand: eine Gewißheit, daß es nicht angeht, uns niederrennen zu lassen. Es gilt zu retten, was zu retten ist. Nicht zu retten ist die Illusion von der Gesundheit alles Großen, Schönen, Guten, Wahren, Zweckvollen, Heiligen. Ihr Gegenteil ungefähr ist wahr. Doch zu retten ist, Angesicht in Angesicht der Wirklichkeit, das Große, das Schöne, das Gute, das Wahre, das Zweckvolle, das Heilige. Ihm kann Krankhaftigkeit nichts anhaben. Ueber ein Kleines, so werden wir es sehen, daß die Welt um nichts minder wertvoll ward, weil wir sie als gar so krank durchschauten. Das ist die Gewißheit — das Wertvolle besteht trotz und in dem Krankhaften. Aber die im Glauben erschaute Gewißheit will als Erkenntnis erarbeitet sein. Und das eben ist das große Arbeitspensum der kommenden Jahre, vielleicht Jahrzehnte: zu zeigen, wie trotz, wie in dem Krankhaften das Wertvolle lebt und wirkt — das Große und Schöne und Gute und Wahre und Zweckvolle und Heilige.

Ein gewisser Medizinermutwille, psychologisch begreiflich, aber philosophisch schlecht beraten und taktisch höchst töricht, hatte sich darin gefallen, mit der Feststellung des Krankhaften (in der Geschichte, der Rechtspflege, der Kunst und wie die Kulturterrains alle heißen) die Hüter des Wertvollen zu sticheln, zu ärgern, zu empören. Ach, euer Wertvolles, riefen diese Diagnostiker und tragierten noch einmal den Zynismus der jüngsten Medizinerfüchse, ach, euer Wertvolles! Euer Genie! Euer Heiliger! Eure Wahrheit! Euer Zweckvolles! Was ist's denn in Wirklichkeit? Ein Epileptiker. Ein Halluzinant. Eine Wahnidee. Eine Degenerationsphase . . . Wie steht es nun, höhnten sie weiter, um eure Logik, eure Ethik, eure Aesthetik, euren Geniekult, eure Heiligenverehrung, eure Teleologie? Illusion, nichts als Illusion! Im Grunde gehört alles das miteinander in die Zellen, in die Akten der Irrenanstalt.

Wen dieser Hohn traf, der mußte ihn als eine Nichtswürdigkeit empfinden; und da die Diagnostiker sich mit ihrer Diagnostik identifizierten, so fiel die Diagnostik jener Be-

Google

wertung mit anheim. „Barbareneinbruch der Aerzte —“ Der Notschrei schien gerechtfertigt. Ist es aber, das Ganze nun sachlich angesehen, natürlich nicht. Wenn die Leute, die in unseren Straßen „buddeln“, damit wir Wasser, Gas, elektrisches Licht, Untergrundbahnen, Asphalt haben können, ihr Tun mit vielen Zoten und gemeinem Gerede garnieren, so könnte höchstens eine angeödete Jungfer mit zimperlichem Gemüt und gar keinem Verstand auf den Schluß verfallen, daß Erdarbeit an sich eine gemeine, verächtliche und bekämpfenswerte Sache sei. Leider haben die Hüter des Wertvollen in Kirche, Schule, Gerichtssaal, Theater, Parlament, Hörsaal und last not least im — Salon sich nicht gescheut, diese Jungfer zu posieren. Sie haben den Kern der Arbeit mit zufälligen Begleiterscheinungen verwechselt und damit bewiesen, daß ihre Einsicht nicht stärker ist als die der Entdecker des Krankhaften. Denn beide sind in dieselbe Grube gefallen: wenn auch die einen pro und die anderen contra, die einen in der blinden Begeisterung und die anderen in der blinden Empörung.

Wofür es nun freilich die eine Entschuldigung gibt, daß auf die ganz einfache Formel: das Wertvolle besteht fort trotz und in dem Krankhaften — zunächst jedenfalls das Verhältnis des Wertvollen zum Krankhaften noch nicht gebracht werden kann. Dem steht die Verschiedenheit des objektiven Wertes und der subjektiven Wertbeurteilung im Wege. Doch wir wollen mit Konkretem dienen.

Bekannt ist ein Bild Nietzsches von dem Fuhrmann, der in der Winterkälte an seinem Gaul das Wasser abschlägt, wofür der Gaul ihn dankbar anblickt. (Brief an Seydlitz vom 13. Mai 1888.) Das Bild wirkt als ein Gemisch von Gemeinheit mit einer unleugbaren schauderhaften Stimmungsgewalt. Das macht seinen objektiven Wert aus: es ist stimmungsreich plus gemein. Daran kann durch kein Wissen von der Entstehung, der Herkunft, der Absicht des Bildes das geringste geändert werden. Wenn wir es fänden, ohne seinen Schöpfer zu kennen, so bliebe seine objektive Werteigenart sich gleich, ob wir es nun hypothetisch als von einem Betrunkenen, einem unreifen Jünglinge, einem kalten Zyniker, einem perversen Greise ausgeheckt uns denken möchten. Aber schon diese Serie von möglichen Produzenten eines und desselben Wertes deutet an, wie verschieden je nachdem der Schöpfer des Bildes in seinem subjektiven Wert beurteilt werden wird. In der Tat: für die Würdigung der Persönlichkeit Nietzsches ist es geradezu entscheidend, welchem seelischen Zustande ein solches Bild entsprossen gedacht werden muß. Und wie es bisher für entscheidend erachtet ward, wenn der Biograph kam und mitteilte: wir haben hier das momentane Produkt einer Stunde tiefster und begründeter Weltverachtung, hütet euch, daraus allein den Mann zu werten! — so ist es auch entscheidend, wenn der „Pathograph“ kommt, d. h. der sachverständige Biograph des Krankhaften, und sagt: das Gemeine jenes Bildes ist deutliches, unbestreitbares Symptom der geistigen Krankheit; weil er ein Irrer, im besonderen ein Paralytiker war, gab Nietzsche einer Stimmung diese ekelhafte Prägung; hütet euch vor dem Fehlschluß, er sei überhaupt ein widerlicher Koprolale gewesen!

So wird das Werturteil über die schaffenden Persönlichkeiten durch die Ermittlung

Google

krankhafter Züge allerdings erheblich bestimmt. Hier, in diesem Exempel, verbessert. Ein andermal verschlechtert: die Bewertung eines frommen Menschen muß sich mindern, wenn wir erfahren, daß seine Frömmigkeit Schritt für Schritt mit seiner epileptischen Erkrankung sich entfaltet hat, also offensichtlich nur ein Einzelfall der klassischen frömmelnden Nuance des epileptischen Schwachsinns ist. Wiederum kann unabhängig hiervon eine Sentenz, die ein solcher Mensch produziert, etwa ein Gebet, eine Ermahnung, ein Bekenntnis von großartiger heiliger Schönheit sein, und keine Diagnose vermag an diesem objektiven Wert zu rütteln. Diese Trennung ist nicht neu, sollte es mindestens nicht sein. Der Spießer nur begeht den Trugschluß von einem innigen Lied auf einen gemütvollen Menschen, der es gemacht haben müsse; von schöpferischer Größe auf allgemeine menschliche. Der Zank um Heine ist das klassische Dokument dafür. Aber was der Gebildete sich hier schon als sicheres Gut erobert hat, eben die Sonderung von Persönlichkeitswert und Leistungswert, sollte das angesichts der Erforschung des Krankhaften ihm wieder entgleiten müssen — dürfen — können? Diese Erforschung unterscheidet sich darin in nichts von aller biographischen Ermittlung schlechthin: die eben immer den Persönlichkeitswert nuanciert, verschiebt, retuschiert, den Leistungswert aber niemals berühren kann. Vielleicht nur wird die Tragweite der pathologischen Feststellungen für den Personenwert oftmals über die Tragweite der Bemühungen philosophischer Biographen hinausreichen: es ist schließlich folgenreicher, Luthers periodische Depressionen sachverständig zu entschleiern, als den Tintenfaßwurf auf der Wartburg exakt ins Reich des Geschehens oder der Legende zu beweisen; denn es kann einen völlig neuen Einblick in die Kausalität des Schaffens eröffnen. Die Größe, die Heiligkeit, den sonstwie benennbaren Wert der Schöpfung berührt die eine Ermittlung so wenig wie die andere.

Eine Sorte objektiver Werte mag freilich auch die Ermittlung des Pathologischen an der werteschaffenden Persönlichkeit zerstören: jene, die nicht unmittelbarem wertenden Erleben einer Leistung, sondern der trügerischen Induktion von einer Leistung auf alle andern, wie Liebe oder Haß sie so leicht eingibt, ihr Dasein danken. Dem Mann, heißt es da, der so viele Wahrheiten prägte, kann keine Trivialität entschlüpft sein. Und nun geht es los: legt ihr nicht aus, so legt ihr unter. Man kennt die Methode ja sattsam. Ein Biertischwort, eine Randbemerkung zu einem Wäschezettel, eine unverbindliche Höflichkeitsphrase, alles muß eine große Wahrheit in sich bergen. Oder: wem ein glänzendes Philosophem gelang, dem wird mit sanfter oder unsanfter Gewalt eine widerspruchslose Philosophie zugeschoben. Wie oft ist an Nietzsche der Fehlschluß von der Schönheit eines Satzes auf die Wahrheit eines Kapitels verübt worden! Wie oft Bismarcks Größe auch in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten seines Tuns gesucht worden! Solchem beliebten Beginnen wird der Psychopatholog vielleicht mit überzeugenderer Kraft als irgend einer sonst sich entgegenstemmen können. Er wird dartun, daß einem Irren ein Lyrikon glücken und doch ein simpler Syllogismus mißlingen kann; und daß eine Seite voll Nonsens noch eine Zeile von überwältigender Größe, Schönheit, Wahrheit enthalten mag, ohne

Google

daß doch damit der Nonsens des übrigen größer, schöner, wahrer würde. Er wird uns anleiten, die Ausbrüche von Luthers Furor mit anderem Maße zu messen, als die Angstrufe seiner Depression — nämlich jedes für sich zu werten und nie zu schließen: was Wahrheit schien, solange die Begeisterung es trug, das hat der Zweifel des Schöpfers selber widerlegt. Kurzum, wie er die Geltung einer Leistung, ihren Wert, von ihrer Herkunft, ihrer Entstehung sondert, so auch den Wert der einen Leistung vom Wert der anderen, die gedankenlose Verallgemeinerung der Geltungen. Kritische Besinnung, nicht mehr und nicht weniger, ist's, die solchen Problemen gegenüber mit doppeltem Nachdruck der Psychopatholog predigt.

Keine Gefahr (die ein Rechtslehrer bedeutenden Namens nahen sieht), daß weltgeschichtliche Werte und Normen durch die Ermittlung des Krankhaften gestürzt werden könnten! Wer das besorgt, der hat das Treiben kleiner lebender Geisterchen im Auge, die dieses Forschen wie noch jedes mißverstehen und mißbrauchen. Sie werden aussterben, wenn die ganze Sache den Reiz der Neuheit verliert und es nichts mehr zu lärmen gibt. Aber eine Erinnerung freilich wird die Psychopathologie den Menschen wieder einmal schärfen: daß der Wert nicht verwechselt werden darf mit den Mitteln zu seiner Betätigung. Loyola steht außer dem Verdacht, das Heilige nicht gewollt zu haben; und doch warf er die physische Askese aus den Kollegien hinaus, weil er sie als ein untaugliches Mittel zum Zwecke der Heiligung erkannte. So kann auch die Pathologie des Verbrechens und alles, was sie an Vorschlägen im Gefolge hat, nicht rühren an die Werte der Verantwortung, der Schuld, der Sühne, wohl aber kann sie die Strafe, wie sie heute ermittelt, bemessen und vollstreckt wird, für einen Holzweg zur Betätigung jener Werte erweisen. Dadurch eben markiert sie sich als das fortschrittliche Prinzip. Denn eine historische Ueberlegung würde leicht zeigen, daß die Verquickung der ewigen Werte und Normen mit den zeitlichen Mitteln zu ihrer Erfüllung das eigentliche Kennzeichen des reaktionären Geistes ist.

Gerade der Wertfanatiker kann im Menschen, und sei es im größten, nichts anderes sehen, als ein Mittel, um Werte zu verwirklichen. Diese Mittel aber gehören der Wissenschaft. Die Werte niemals! Auch Krankheit kann ein Mittel zur Wertbetätigung sein. (So gut wie der Tod; von dem das längst anerkannt ist.) Das Krankhafte, als Weg zum Wertvollen: in diesem Satze mündet die Pathologie, gleich jeder anderen Wissenschaft, ins Philosophische aus. In eine Metaphysik des Kranken, die kommen muß und wird; wer aber den Sperling auf dem Zaun der Taube auf dem Dache vorzieht, der ahnt in dem Problem des Krankhaften und Wertvollen die erste Hauptfrage einer Logik der Pathologie.

Go gle

Der wahre Shakespeare?

Von Otto Julius Bierbaum.

In atemloser Hast, die ihn zuweilen die Artikel vor den Hauptwörtern und auch sonst noch allerhand zur deutschen Sprache Gehöriges vergessen läßt, entwickelt Karl Bleibtreu neuerdings die Hypothese, daß der wahre Shakespeare*) nicht Shaxper, der Komödiant, und auch nicht Bacon, der Akademiker, gewesen sei, sondern einzig und allein Roger Graf Rutland, ein am 6. Oktober 1576 geborener Kavalier, von dem sein ebenso temperamentvoller wie gelehrter Prophet nun mancherlei zu berichten weiß, was in der Tat die Meinung stützen kann: Er, der „Student von Padua", der genaue Kenner Italiens, der Jurist, Staatsmann, Soldat, Theaterfreund; er, der als junger Mann von Königin Elisabeth begönnerte, später wegen seiner Parteinahme für Essex in den Tower gesperrte, darauf von König Jacob wieder freigelassene und in den Besitz seiner konfiszierten Güter neu eingesetzte große Herr, der sich dann in noch jungen Jahren vom öffentlichen Leben aufs Land zurückgezogen hat, sei der Verfasser der Werke gewesen, die unter dem Namen des „Speerschüttelers" Shakespeare gehen, und die man immer wieder dem streitig machen will, dessen Name zwar anders geschrieben, aber gleich gesprochen worden ist: dem Schauspieler Shaxper,**) der bei seinen Lebzeiten für den Dichter gegolten hat. Wie es Bleibtreus Art nun einmal ist, überschüttet er den unglücklichen Shaxper, den er selbst früher nicht minder heißblütig gegen die „Baconier" verteidigt hat, jetzt mit wilden Schmähungen. Dieser Ruhmdieb ist ein Schauspieler vierten Ranges, ein Säufer, Zotenreißer, Wucherer, er ist ein durchaus übler Mensch und ebenso talentlos wie ungebildet gewesen.

Wir lassen es dahingestellt sein, ob Will die schlechte Zensur Bleibtreus wirklich ganz verdient. Was man Uebles von ihm weiß, wiegt schließlich nicht schwer gegen den Umstand, daß seine Zeit ihm zugetraut und geglaubt hat, der große Speerschütteler zu sein. Aber Bleibtreu hat recht: Die ganze ungeheure Größe „Shakespeares" wird seine Zeit nicht haben erkennen können. Sie stand diesem Gewaltigen zu nahe, um ihn ganz zu ermessen. Er war ihr nur eben der erfolgreichste moderne Theaterdichter. Und so mochte sie vielleicht allzu schnell bereit sein, es gutgläubig hinzunehmen, daß ein Schauspieler und Theaterdirektor von, wie es scheint, nicht völlig klarem Leumund der Dichter von Bühnenwerken sei, die für sie eben nur „Stücke" waren, wie andere auch, und deren ganze wunderbare Herrlichkeit ihr im allgemeinen noch nicht aufgegangen war. Später dann, als der Welt die Augen immer mehr aufgingen über die gigantische Größe dieses Speerschüttelers, als selbst ein Goethe sich klein nannte neben ihm, als man fand, daß das Werk

*) In der Broschüre: „Der wahre Shakespeare" (bei Georg Müller in München und Leipzig). Preis 1 Mark.

**) Bleibtreu schreibt immer so, obgleich die in englischen Ausgaben wiedergegebene Unterschrift an Stelle des X ein K zeigt. Es fällt einem dabei doch die Redensart ein: Ein X für ein U machen.

Google

„Shakespeares“ nicht allein den größten dichterischen Genius aller Zeiten offenbarte, sondern nebenbei auch einen Geist, der die ganze Bildung seiner Zeit umschloß und Wahrheiten vorahnte, die erst die Zeiten nach ihm entdecken sollten, — da begannen Zweifel sich einzustellen, ob all dies mit der Persönlichkeit eines Schauspielers damaliger Zeit zusammenzureimen sei.

Geniale dichterische Begabung konnte man ihr wohl zutrauen, und man tat es mit Wonne, denn es schien hier das herrlichste Beispiel eines aus unbegreiflichen Tiefen und Höhen inspirierten Menschen gegeben, gewissermaßen das Genie an sich, losgelöst von Bildung, Wissen, sozial bevorzugter Stellung, ja selbst ethischen Qualitäten. Ich finde es sehr schön, daß man sich diesem Glauben mit so viel Feuer hingab, und die Baconianer, die lieber einen Gelehrten und Staatsmann zum Dichter krönen wollten, von wegen der Gelehrsamkeit und weiteren Lebenserfahrung, waren mir von Anfang an nicht sehr sympathisch. Indessen mußte man bei näherem Zusehen doch zugeben, daß der Wunderglaube an das Genie hier auf eine schwere Probe gestellt wurde. Es gibt Dinge, die, so fühlt man sich immer wieder versucht anzunehmen, auch ein Genie *lernen* muß. Vieles hat der Genius von der Quelle her, -- nicht alles. Vieles auch fließt ihm leicht zu und haftet sogleich, voll ergriffen, in der Tiefe. Aber doch wohl nur aus einem gewissen Umkreise, *seinem* Umkreise. — Aber die Bacon-Hypothese war doch (von allem anderen zu schweigen) gar zu ausschließlich darauf bedacht, *Wissen* bei „Shakespeare“ zu erklären, und sie vergaß dabei, daß ihr nun der Beweis oblag, das dichterische Genie an *Bacon* aufzuweisen. Bacon war ein Mann der Feder, sogar auch der poetischen; ließ sich in den Erzeugnissen, die seinen Namen tragen, Shakespearischer Geist nachweisen, so hätte die Theorie viel für sich gehabt. Aber diesen Nachweis ist sie uns schuldig geblieben. Bleibtreu führt sie nach meinem Gefühle durchaus ad absurdum.

Der Gegenkaiser, den er nach dem Vorgange Alvors („Das neue Shakespeare-Evangelium“) aufstellt, indem er sich aber gleichzeitig sehr weit von seinem Vorgänger entfernt, bietet für seinen Proklamator den Vorteil, daß er kein Mann der Feder gewesen ist, dessen opera gegen ihn zeugen könnten. Bleibtreu durfte sich darauf beschränken, alle die Punkte aus seinem Leben und seinem Charakter zusammenzutragen, die, außerdem noch das nötige Genie vorausgesetzt, es glaublich erscheinen lassen, daß dieser Mann, Graf Rutland, die Dramen „Shakespeares“ gedichtet hat. Ich kann weder diese Punkte, noch sonst etwas aus der Fülle von Details nachprüfen, die Bleibtreu beibringt. Ich muß mich darauf verlassen, daß er selbst reiflich vorgeprüft hat. Und ich verlasse mich darauf, denn ich halte Bleibtreu für keinen Charlatan und Gelehrttuer, sondern für einen zwar sehr vehementen, zu leidenschaftlicher Parteinahme geneigten, mit einer starken dichterischen Phantasie durchsetzten, aber höchst ehrlichen Forscher, dem es zu sehr an der Aufdeckung der Wahrheit gelegen ist, als daß man im entferntesten annehmen dürfte, er sei ein leichtfertiger Konstrukteur oder Arrangeur von Tatsachen und mache sich ohne hinreichend positive Kenntnisse an die Lösung einer Aufgabe, die nur von einem wirklich Wissenden gelöst werden kann.

Google

So, mit Vertrauen folgend, genießen wir unter Bleibtreus Leitung das stets angenehme Schauspiel einer sauberen, exakt und reichlich belegten Beweisführung, — nur daß wir nicht mit Bleibtreu sagen: Es ist erwiesen, daß Rutland „Shakespeare" ist, sondern bloß: daß er es sein kann, oder, mehr noch, daß es kaum ein anderer sein kann, — wenn es nicht schließlich doch jener Shaxper ist.

Und diese Möglichkeit bleibt, wie zornig Bleibtreu sie auch mit dem Fuße wegstößt, immerhin bestehen. Möglichkeit, — nicht Wahrscheinlichkeit. Doch dem Genie sind auch sehr unwahrscheinliche Dinge möglich. Ein genialer Mensch kann z. B. (was Bleibtreu freilich leugnet) ein Falstaffleben führen und als Dichter so über seinem eigenen, vielleicht erbärmlichen Leben stehen, daß er seine persönliche Fasson, zu leben, bloß komisch, ja satirisch verwendet, während er höhere und reinere Existenzen, wie sie ihm das Leben oder die Geschichte oder auch nur seine eigene Sehnsucht nach dem Reineren, Größeren, das zu leben ihm versagt bleibt, nahe gebracht hat, nach Gebühr edel darstellt, — edel bis zum Heldenhaft-Tragischen. Gesetzt wirklich den Fall, daß Shaxper als Wucherer geendet hat, — ist das ein Grund, es für ausgeschlossen zu halten, daß der künstlerische Genius in ihm mit der ganzen Intuition genialer Sehnsucht und genialen Allbegreifens eine Welt darstellte, in der auch höhere Triebe, als Geldhunger, bewegend sind? Wir wissen ja, daß recht häufig Dichter gerade das dichten, was sie nicht leben. Man denke an das Phänomen Ibsen. Das gilt auch im Umkreise der sozialen Lebensstellung, zumal, wenn, wie es bei dem Schauspieler Shaxper doch der Fall gewesen zu sein scheint, der sozial nicht hochgeborene Dichter Verkehr mit Leuten der höheren Gesellschaft pflegt. Wenn das im Falle Shaxpers zugleich Leute von höherer Bildung waren, Leute vom Schlage des Grafen Rutland etwa oder gar dieser selbst, so wäre recht wohl auch für möglich zu halten, daß der vielleicht mangelhaft gebildete Schauspieler mit der Kraft des Genius Mitteilungen aus höheren Wissens- und Erkenntnisgebieten aufgenommen und so tief durchdrungen hat, daß er sie in der wunderbar klaren und schönen Form wiederholen konnte, die wir an Shakespeareschen Weisheitsworten bewundern.

Wäre das nun aber, um mit Bleibtreu zu reden, „ein Shakespeare, wie ihn die Menschheit braucht"? Hat es nicht etwas Peinliches, uns den Speerschütteler als eine „mit fremden Federn geschmückte Krähe" vorzustellen? Ich weiß nicht recht. Das Phänomen des Genies ist etwas so Göttliches, daß es durch seine Erscheinung in einem sonst noch so mangelhaften Menschen nicht um seine Hoheit gebracht werden kann, ja wir sind geneigt, es um so mehr anzustaunen, wenn es aus Niedrigkeit emporsteigt, — der Gottessohn, im Stall geboren. Und schließlich kommt es darauf wahrlich so wenig an, wie der Genuß an einer Rose etwas damit zu tun hat, ob sie aus gemeinem Miste zu ihrer Schönheit gediehen ist, oder aus hortologisch wissenschaftlich mit Kunstdünger versiebter Erde. „Es ist ein Wunder; glaubet nur!"

Indessen, — unsere Zeit glaubt nicht gerne. Selbst ein Dichter wie Bleibtreu wird bedenklich, wenn seinem Glauben mehr zugemutet wird, als sein psychologisches und ästhetisches

Google

„Wissen“ (wieviel wissen wir denn eigentlich psychologisch und ästhetisch?) mit einem plazet versehen kann. Das Unerforschliche, wozu letzten Endes das Genie gehört, will sein Trieb nach positivem Erkennen doch auch erforschen. Da er daran verzweifelt, das Wunder in Shaxper zu erklären, bemüht er sich, einen anderen zu finden, an dem es ihm erklärlicher erscheint. Was seine Feder geführt hat, ist im Grunde Rationalismus. Er ist (mit Verlaub zu sagen) ein Erzberliner, ob auch unterwachsen mit starken poetischen Streifen. Was er, mit logischem und gelehrtem Scharfsinn, alles zusammenträgt, um die Rutlandhypothese zu stützen; wie wild er das von ihm mit grober Kohle aufgerissene Profil des versoffenen, talentlosen, schmutzige Geldgeschäfte machenden Shaxper in Fetzen reißt und auf den Schindanger wirft; wie zornig er mit dem Fuße aufstampft, wenn er derer gedenkt, die an diesen Elenden glauben oder an seine Stelle den von ihm gleichfalls nicht mit Silberstift und aufgesetzten Glanzlichtern gezeichneten Bacon substituieren; und wie er schließlich inbrünstiglich feierlich ein fast religiöses Bekenntnis zum einzig wahren Shakespeare ablegt mit den Worten: „Wir aber wollen leben und sterben im Glauben, daß Roger Rutland wahr und wahrhaftig der einige Menschensohn gewesen ist, der in allen edlen Herzen feiert eine ewigwährende Himmelfahrt“, — das und noch mehr möge man in seiner Broschüre nachlesen, die, wie alles, was seiner Feder entstammt, das Gepräge eines besonderen Menschen, eines selbständigen Denkers und nicht zuletzt eines temperamentvollen und tief angelegten Poeten aufweist. „Er schaut nicht rechts, er schaut nicht links, geht immerzu gradaus.“ Und wenn's auf einem Holzweg wäre.

Praeterita.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, ist nicht mehr. In der alten Comturei des Deutschen Ordens ist er gestorben, nach einem Leben, das, nach dem Bibelwort, lang währte und durch Dezennien wenigstens Mühe und Arbeit war.

Das Häuflein Derer, die das Werden des Reiches sahen und mit thätiger Hand noch am Bau des schlichten Riesenhauses halfen, schmilzt rasch zusammen, und mit ihnen die alte, die gute Tradition, die das Fürstenamt fürstlich zu treiben hieß. Friedrich von Baden war ein guter Regent, der nie in gellenden Lauten vor Europens schadenfrohen Hörern parlierte (und doch mehr zu erzählen hatte, als mancher Andere), nie öffentlich mit Professoren über Theologensorgen haderte (und bis ans Lebensende doch ein frommer Christenmensch war), Jahre, Jahrzehnte lang den Vermittler in wichtigsten Geschäften spielte (und doch nie auf offener Szene den arbiter mundi tragierte). Die Romantikerart, das politische Geschäft mit Metaphysik zu verquicken, war ihm fremd, und der Freund des frommen Gelzer hat sich bis in seine letzten Tage hinein nicht mit ihr befreundet. Er sah, in fünfzig Regierungsjahren, manchen Wandel der Zeit mit an und lernte Menschliches menschlich sehen; hörte, auch am Bodensee, einst noch Schimpfreden über seinen Schwiegervater vom württembergischen Nachbarn und neun Jahre danach von der preußischen Kronprinzessin den Zuruf: Den zwei Friedrichen diesseits und jenseits des Mains werde die Aufgabe zufallen, denselben zu überbrücken. Die Prophezeiung wurde nie wahr, das Einigungswerk ward in harten Kämpfen von Andern erzwungen, wäre auch ohne Friedrichs manchmal allzu hastigen Eifer gelungen. Doch wird sein Wirken nie aus den Windeljahren der Reichswerdung zu tilgen sein. Er war im Wollen rein und beharrlich,

Google

hat über der beschränkten Herrlichkeit seines Schwarzwaldländchens nie das Wohl des großen Ganzen vergessen und das Weh der von kleinlichem Dynastenbünkel zerstückten deutschen Erde wie am eignen Leib empfunden. Ein Politiker von hervorragenden Eigenschaften aber war er nicht. Selten hat er das Maß des Erreichbaren richtig geschätzt, selten die Wege, die Mittel, das Tempo für die Erreichung eines Zieles gut und klug gewählt. Daß er früh den Glauben an Preußen fand, ehrt ihn; doch vergesse man nicht, daß er ohne des „Kartätschenprinzen" Hülfe schwerlich je den Thron der Zähringer bestiegen hätte, daß er Wilhelms Schwiegersohn war, und daß, endlich, der überzeugte Protestant im letzten Herzenswinkel für das stockkatholische austrische Erzhaus sicher nicht allzuviel Sympathie übrig hatte. Und was konnte ihm Oesterreich auch nützen? Hat es überhaupt je einem seiner Verbündeten genützt? Er wußte, wie Bayern, Württemberg et le reste in der Habsburg ihr Profitchen suchten, gegen Preußen intriguirten. Als Kleinerer mitmachen? Nie hätte das seinem durch Preußen verteidigten Throne genützt. Da ward die Wahl ihm nicht allzu schwer und ausbündige Thorheit nur hätte eine andere getroffen. Er hat in Vielem Bismarck geholfen, doch oft auch, im Bund mit Anderen, dem Großen schlimme Tage geschaffen; hat, in der schwächsten seiner Stunden, sogar an Bismarcks Sturz gearbeitet. Später gar strebsamen Historikern Stoff zur „Berichtigung" von Geschichtslegenden geliefert. Konnte ers nicht verzeihen, daß er als Großherzog sterben sollte, im politischen Spiel des Edelmannes nur ein Stein unter Steinen blieb? Das Buch von Lorenz zeigt, deutlicher als Patrioten wünschen, eine Grenze seines Wesens und in bedenklicher Nähe gekränkter Eitelkeiten den Mann, der einst, nach Clodwigs Meinung, sich berufen wähnte, zu verhindern, daß Preußen zu Grunde gerichtet werde. Er ließ Jolly fallen, als Bismarck sich für ihn verwendet hatte, war, nach Lothar Buchers Zeugnis, in der ärgsten Kulturkampfzeit nahe dran, Pio Nono einen Besuch zu machen, und fand, als zwischen Kaiser und Kanzler die Stricke rissen, das unglaubliche Wort: „Es handelte sich zuletzt darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle." Und als der Tod in den Sachsenwald ritt, wurden rasch die Tagebuchblätter in fremde Hände gegeben. Nicht eher; denn, schrieb die Kaiserin Friedrich im Januar 1898 an den Professor Nippold, „solange der Fürst Bismarck lebt, geht es schwer!" Mit der Geschichtskorrektion nämlich.

. . . Trotzdem: Friedrich von Baden war ein guter Regent, und hat als alter Mann sicher manchmal bereut, der Regung des Augenblicks nicht immer so straff widerstanden zu haben, wie das politische Geschäft es verlangt. Auf den Gang der Reichsleitung zu wirken, hat er wohl längst aufgegeben. Früher, als der Körper, begann der Geist zu ermatten, und fruchtlose Versuche bringen alternde Erfahrung rasch zur Resignation. Wer hegt selbst unter uns Jüngeren noch die Hoffnung auf bessere Zeiten? Wo zwei in einem stillen Winkel sich treffen, wird geseufzt; „und manchen kenn ich besser, als er in diesem Augenblick sich zeigt."

*

Der Herzogs-Verlust ist nicht der einzige, den wir in diesen Wochen zu beklagen haben. Auch nicht der schwerste. Am dreiundzwanzigsten September wurde das englisch-russische Abkommen über Vorderasien veröffentlicht, und wir sehen mit Schmerzen wieder, in wie geschickten Händen sich Deutschlands auswärtige Sorgen befinden; sehen, wie ungemein sich die Situation seit den Besuchen von Swinemünde und Wilhelmshöhe gebessert hat. Denn nur ein erklärter Nörgler und Schwarzseher kann behaupten, daß der Vertrag irgendwie unsere Interessen berührte, die neue Friedensbürgschaft nicht mit Freuden begrüßen. Ernsthaft. Der letzte Erdwinkel, wo noch so etwas wie eine Möglichkeit winkte, ist nun glücklich auch noch verloren. Seit einem Jahrhundert fast standen sich England und Rußland in Indien toujours en vedette gegenüber, und unsere Staatskünstler hatten die alte Gegnerschaft seit Jahren als konstante Größe in ihrem „politischen Calcül" verwendet. Damit ists nun zu Ende, und die Herren können sich nach einem neuen Stimulans ihrer Sorgen umsehen. Elephant und Walfisch (um im Bilderstil Seiner

Google

Durchlaucht zu reden) haben sich über die Abgrenzung ihrer Herrschaftsgebiete geeinigt. England erhält, wie sichs gehört, den Hauptfetzen (Afghanistan, Südpersien und den Golf von Persien) zugesichert, Rußland das nördliche Persien. Und unser anatolisches Bahnunternehmen ist geköpft, denn es mündet in englischem Gebiete. Jede Hoffnung ist dahin. Dankt dem Himmel! Selbst mit scharfem Auge ist nun nichts mehr zu finden, was wir noch verlieren könnten. Lieblich aber wieder ist, daß der Standart versichern kann, die Herren in der Wilhelmstraße seien über den Gang der Unterhandlungen auf dem Laufenden gehalten worden, und daß man uns durch Wochen hin den anatolischen Köder als Compensation für Marokko anpries. Wohl nur, um die offizielle Versicherung zu erhalten, daß die anatolische Bahn „ein rein wirtschaftliches Unternehmen" sei und daher als politisches Aequivalent nicht in Betracht komme. Ungemein klug, las man, ist diese Antwort; gar nicht laut genug zu loben. Jetzt haben wir die Bescheerung. Die anatolische Bahn ist für uns verloren, und, als rein wirtschaftliches Unternehmen, kein geeignetes Objekt für politische Unterhandlungen. Und das Schönste: nichts rührt sich im deutschen Land. Michel hat Wichtigeres zu thun, als auf die Politik zu achten und dünkelt sich wohl noch gar erhaben, wenn die müde Seele dem „erbärmlichen Behagen" verfällt, das Zarathustras Zorn schon auf sich lud, und willig der Lehre derer lauscht, die Resignation predigen und selbst nicht Bescheidenheit lernten.

*

In Memel wurde kürzlich ein Denkmal enthüllt, das der Erinnerung an die Jahre 1806 und 1807, die traurigste Zeit der preußischen Monarchie, gewidmet ist. Und der Kaiser hat dabei wieder eine Rede gehalten, die selbst der Doktor Martinus nicht billigen würde. Von einem Verständnis des Vergangenen kann, nach solchen Leistungen, nicht mehr gesprochen werden. Toujours son eternelle mandolinade; die mir so angenehm klingt, wie Caliban die von Ariel.

„Das Jahr 1807 lehrt uns, daß die Bewegung des Volkes ihren Grund und ihre Quelle fand, als das Volk sich auf sich selbst besann. Als die schweren Schicksalschläge es trafen, hat es nicht, wie sonst wohl in der Geschichte der Völker geschehen, sich emporgebäumt in Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus, sondern hat sich, dem Beispiel des hohen Königspaares folgend, unterworfen und hat in seiner Ergebung anerkannt, daß die strafende Hand Gottes ihm eine Prüfung auferlegt habe. Diese Erkenntnis hat das Volk zur Einkehr geführt, und die Einkehr hat zur Folge gehabt, daß es sich auf das Wort Gottes besann, mit einem Wort, daß es zur Religion zurückkehrte. Unsere Vorväter hatten Gottes Wort gelauscht, sie haben ihm gehorcht und haben ihm vertraut, und er hat sie dafür nicht im Stich gelassen. Das ist in kurzem die Lehre, die wir aus dem Jahre 1807 zu ziehen haben: das gemeinsame, feste Gottvertrauen des Königshauses und seines Volkes. Das Erkennen des göttlichen Willens einst in der schwersten Zeit hat uns wieder emporgeführt ... Wenn unser Herrgott unserem Volke nicht noch große Aufgaben gestellt hätte, dann würde er ihm auch nicht so herrliche Fähigkeiten verliehen haben."

Man kann nur staunen. Das ist nicht mehr neues, sondern altes Testament. Genau, wie die Vorstellung, daß jetzt wir das auserwählte Volk seien, alttestamentarischen Gedankenkreisen entspringt. Deren Gefährlichkeit in der Politik schon Machiavel im „Goldenen Esel" betont hat.

„Der Wahn, Gott werde Wunderwerk verrichten
an uns, dieweil wir faul die Kniee beugen,
muß Reich und Staaten gar zu Grunde richten ...
Doch keiner sei so hirnlos ganz und gar
zu harren, wenn sein Haus den Einfall droht,
ob ihn ein Wunder rette vor Gefahr.
Ihn hascht, in der Ruinen Sturz, der Tod."

Von den Deutschen, die Preußen aus der tiefen Schmach zogen, hat nicht Einer, wie Wilhelm der Zweite gedacht. Preußen ging unter, weil sein König kein König war. Weil er Gesindel um sich duldete, nur auf Gesindel hörte und der Vernunft erst Gehör gab, als er um Kopf und Kragen zu zittern hatte; weil er eine Politik trieb, die keine war. Nach 1811 schrieb Gneisenau an Stein: „Der König steht noch immer neben dem Thron, worauf er nie gesessen hat, und ist immer noch Recensent des-

Google

selben und derer, die auf dessen Stufen stehen. An dieser Individualität wird ewig jeder Gehülfe scheitern, der, Staatsmann im höheren Sinne, erhabene Anordnungen zu machen gedenkt. Im Militärwesen sowie in den auswärtigen Verhältnissen behauptet er noch immer seine ungeheure Stärke und wirkt entmannend auf diejenigen die gute Rathschläge ertheilen. Uebrigens ist er schlechter als je umgeben." 1811! Am 27. April 1806 hatte Stein seine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz" abgelehnt. Es war, nach Lehmann, „die Geburtsstunde der preußischen Constitution". Daraus ein Abschnitt: „Sollten Seine Königl. Majestät sich nicht entschließen können, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde." Mehr, wie Friedrich Wilhem der Dritte, ist kein Monarch noch gewarnt worden; was an geachteten Namen jener Zeit uns die Geschichte aufbewahrt, hat, allein oder mit Andern, mindestens einmal die mahnende Stimme erhoben. Doch der König hörte nicht. Und war, wie jeder aus Bischof Ehlerts Buch ersehen kann, ein frommer Mann.

Karl Schnitzler.

Rundschau

Börsennotizbuch.

Noch bevor das Jahr zur Neige geht, werden die deutschen Börsen mit einer neuen russischen Anleihe beglückt werden. Seit Wochen spricht man in Berlin, Paris, London und Brüssel davon; und Herr Kokowzew, der sonst regelmäßig noch wenige Tage vor dem Abschluß des Anleihegeschäfts mit Beharrlichkeit leugnete, ist diesmal mäuschenstill. Auch seine Helfershelfer, die Emissionsbanken, schweigen. Daraus wäre aber die Bestätigung der Gerüchte nicht herzuleiten. Dementiert wird nur, wenn die Weiterverbreitung des Gerüchts die Kapitalinteressen der Beteiligten schädigt. Die Zeitungen mögen noch so oft der Wahrheit zuwider behaupten, in der Industrie gehe es glänzend, während man nicht weiß, wie man die Arbeiter beschäftigen soll: kein Industrieller wird sich finden, der solch Gerede dementiert. Aber, wehe, wenn das Gegenteil verbreitet wird. So ist's auch diesmal mit den Gerüchten über Rußlands neuste Anleihe. Die Kurse der russischen Renten haben seit einigen Wochen eine Steigerung erfahren, die auf die neue Anleihe zurückgeführt wurde. Wozu soll man also leugnen? Bei den letzten Anleihen war's anders. Da wußte jeder Börsenspekulant, der Abschluß werde nur zu einem Kurse erfolgen können, der einen Preisdruck der alten Werte herbeiführen muß; und nahm schon vorher daraufhin Verkäufe vor.

Man braucht also nichts auf das Ausbleiben des Dementis zu geben. Auch darauf nichts, daß die Firma Mendelssohn & Co., die Leiterin des deutschen Russenkonsortiums an der Berliner Börse, als Käufer der Anleihen auftritt. Aus den Tagen der anhaltenden Kursrückgänge wird das Konsortium noch ansehnliche Bestände haben, warum soll es nicht jetzt, wo der Börsenhimmel sich aufzuklären beginnt, danach trachten, seine Bestände zu verkaufen. Das kann man nur, wenn man den Kurs in die Höhe setzt und vor dem immer nach Sensationen lüsternen Börsenvölkchen den Anschein erweckt, als wenn man es gar nicht eilig genug haben könnte, das Papier (das man in Wirklichkeit abstoßen will) zu verkaufen. Ein alter Börsenkniff; der aber fast nie seine Wirkung verfehlt.

Die Bestätigung der Anleihegerüchte erblicke ich in ganz anderen Momenten. Daß Rußland dringenden Geldbedarf hat, ist an der Hand der Budgetziffer schon vor Monaten klipp und klar bewiesen worden; auch daß dieser Bedarf noch im Laufe dieses Jahres befriedigt werden muß. Und Herr Kokowzew würde im höchsten Grade töricht handeln, wenn er den gegenwärtigen Zeitpunkt für eine Emission nicht benutzen würde. Der Geldmarkt ist zu einem guten Teil von dem Druck befreit, der fast während zweier Jahre auf ihm lastete, und das Kapitalistenpublikum beginnt, sein Heil wieder im Besitz der „soliden" Rentenwerte zu buchen. Er hat sich hintereinander an Transvaals Minen, an Harrimans Bahnen, an Thyssens Eisenwerken die Finger verbrannt, und noch sind die Verluste des letzten Halbjahres nicht verschmerzt. Da kehrt man reuevoll zu den Staatspapieren zurück. Und wer weiß, wie lange diese Be-

Google

geisterung noch anhält. Schon werden wieder Kohlenwerte „getippt“, und wenn erst, zur Jahreswende die lange ersehnte Börsenblocknovelle Gesetzeskraft erlangt hat, werden die Bankiers nicht zaudern, die Reklametrommel für die deutschen Industriewerte zu rühren (an denen schließlich noch am wenigsten Geld verloren wurde). Die Rentenkonjunktur kann also rasch umschlagen, und da man Geld braucht, muß sie schleunig benutzt werden. Ich glaube sogar, daß etwas Wahres an der Brüsseler Meldung ist, wonach die Anleihe schon abgeschlossen ist. Daß der Vertrag schon unterzeichnet ist, entbehrt gewiß der Wahrscheinlichkeit; aber mir scheint, die Emissionshäuser würden die Kurssteigerung nicht begünstigen, wenn nicht schon im Prinzip die Uebernahme beschlossen und der Preis festgesetzt worden wäre. Denn die mit der russischen Regierung die Anleihe kontrahierende Partei hat ein Interesse daran, billig zu kaufen, und jede Kurssteigerung treibt auch den Uebernahmepreis. Würde die Russenanleihe im November oder Dezember, nachdem die Herbstansprüche an den Geldmarkt vorüber sind, aufgelegt werden, so wäre der Erfolg sicher. Gehts nicht mit der Duma, so setzt man sich über ihr Genehmigungsrecht hinweg, wie man immer die Grundgesetze nur solange gehalten hat, wie sie der russischen Bureaukratie genehm waren. Die Käufer werden nicht danach fragen; ebensowenig wie danach, ob nicht die Anleiheschuld schon zu groß ist, ob die Zunahme der von der Staatsbank ausgegebenen Noten und der Rückgang des Getreideexportes nicht Bedenken erregen. Die Zinsen sind bisher prompt bezahlt worden, der Kurs ist seit Monaten nicht wesentlich zurückgegangen, und eine Verzinsung von 5 Prozent ist nicht zu verachten. Also, heran meine Herrschaften, zeichnet neue Russen; auch die deutsche Industrie bekommt, wenn das Geld erst eingezahlt ist, Bestellungen für Eisenbahnschienen. Die Laurahütte wartet, wie aus ihrem Abschlußcommuniqué hervorging, schon mit Sehnsucht darauf, um nicht in jedem Jahre an den russischen Werken von neuem Geld zuzusetzen.

* * *

Die Preußische Zentralgenossenschaftskasse ist schon wieder einmal am Werk, die Banken zu ärgern. Noch sind ihrem Präsidenten, Herrn Dr. Heiligenstädt, die Worte nicht verziehen, die er in der „Neuen freien Presse“ gegen die Banken gerichtet hat, da verteuert er ihnen das Ultimogeld. Es war bisher, vornehmlich für die Banken mittleren Umfanges, bisher immer ein gutes Geschäft, aus Paris Geld für die Ultimoversorgung zu leihen. Das kostete mindestens ½% weniger als an der Berliner Börse, und man hatte, da man der Kundschaft bei der Prolongation der Termingeschäfte meistens noch etwas höhere Sätze berechnet, als sie an der Börse gezahlt werden, einen hübschen Zwischengewinn. Diesmal kams anders. Die Pariser Banken lehnten selbst Geldofferten mit 6% ab (an der Berliner Börse war Ultimogeld mit 6¼ bis 6½% zu haben), weil die Zentral-Genossenschaftskasse höhere Zinsen bezahlt hatte. Wäre nicht Frankreichs Geldmarkt in diesem Herbst so flüssig und Deutschland zu Hilfe gekommen, so wäre nicht abzusehen gewesen, in welche Lage die bedeutenden Erntebedürfnisse (für die die Genossenschaftskasse sorgt) den deutschen Markt versetzt hätten. Das Gerede, ein Staatsinstitut dürfe den Privatbanken nicht Konkurrenz machen, ist gewiß recht töricht. Aber zu bekämpfen ist die Geldpolitik der Zentral-Genossenschaftskasse deshalb, weil ein Staatsinstitut den deutschen Geldmarkt nicht im Auslande durch Geschäfte mit so hoher Zinsgewährung diskrediten darf. Als eine private Terraingesellschaft in noch weit kritischeren Zeiten in der Schweiz 7% zahlte, war die Erregung schon groß. Man sollte im Abgeordnetenhause Herrn Dr. Heiligenstädt fragen, warum er Deutschlands Prestige im Auslande so wenig zu wahren versteht. In englischen Blättern wird schon genug über die deutsche Krisis gefaselt: soll ein mit Staatsmitteln errichtetes Institut ungestraft die Mißgunst gegen Deutschlands Volkswirtschaft noch schüren dürfen?

Bruno Buchwald.

Musik.

Königliches Opernhaus: „Madame Butterfly“ von Giacomo Puccini.

Man hatte sich offenbar nicht einigen können: Botterflei, Bötterflei, Batterflei klang es von der Bühne herab. Das war Wasser auf die Mühle derjenigen, die da vermeinten, ein im ersten deutschen Operninstitut zur Aufführung gelangendes Werk müsse auch unter einem ehrlichen deutschen Titel segeln, gleichviel, wes Ursprungs es immer sei; und im vorliegenden Falle sei eine passende Verdeutschung doch unschwer zu finden gewesen. Allein, sollten sie nicht allesamt, die voreiligen guten Patrioten, schon nach dem ersten Akt anderer Meinung geworden sein? Welch ein Attentat auf die deutsche Sprache, diese Uebersetzung des Textes! Die berüchtigtsten alten Opernbücher enthalten keine schlimmeren Dinge, als die angebliche „Verdeutschung“ dieses neuesten Librettos. Diesem lächerlichen Kauderwälsch gebührt kein ehrlicher deutscher Titel; man lasse ihm die kauderwälsche „Madame Butterfly“, gleichgültig mit welcher Vokalisierung!

Und außerdem: „Frau Schmetterling“ — hat das nicht einen Duft, eine feine Poesie? Der

Google

Titel würde irreführen! Denn das Stück ist nicht ein feines, süßes, lyrisches Gedicht, sondern ein grober, klotziger Theaterschmarren, in dem mit den brutalsten Mitteln gearbeitet und das Heiligste nicht geschont wird, wo es gilt, einen Effekt durch den andern zu erschlagen. Ist wohl je eine ärgere Theaterroheit verübt worden, als dieser Schluß sie birgt? Butterfly setzt ihr Kind — durch zwei Akte wird das unglückliche Geschöpf alle Augenblick auf die Szene geschleift! — mitten auf die Bühne, gibt ihm ein Püppchen in die eine und ein Sternenbanner in die andere Hand und verbindet ihm die Augen. Und während das Kind vergnügt das Fähnchen hin und her schwenkt, durchschneidet Butterfly sich die Kehle! Der Mann aber, der einst die Butterfly „auf Zeit" geheiratet und das ganze Unheil angerichtet hat, tritt in diesem Augenblick mit seiner rechtmäßig angetrauten Gattin herein, das Tableau zu vollenden! —

Sonderbar, daß gerade Puccini diese Vorliebe für die ärgsten Kraßheiten (man denke auch an die blutige „Tosca"!) besitzt. Er ist doch aus anderem Holze geschnitzt als die Mascagni, Leoncavallo und Konsorten, von deren plumpen Händen man eher dergleichen erwarten dürfte. Man braucht gegen die Schwächen seiner „Bohème" zum Beispiel nicht blind zu sein, um zu finden, daß da ein distinguierter Kopf an der Arbeit war und ein wirklicher Künstler, ein Könner, der mit der Verwendung der Ausdrucksmittel besser Bescheid weiß, als die ärmlichen Schreier um ihn herum. Und in der „Madame Butterfly" erhält man den Eindruck, als habe sich seine Technik gegenüber der früheren Arbeit noch verfeinert, als sei manches im Aufbau gerundeter und fester und die Farbengebung mannigfaltiger geworden. Freilich entdeckt man auch Unerfreuliches: stereotype Kadenzwendungen und vor allem harmonische Kaprizen, die in ihrer Häufung absurd wirken. So werden die Quintenfolgen, die da und dort, sparsam angewandt, die trefflichste Wirkung ausgeübt hätten, allmählich bei Puccini unleidlich. Wenn wenigstens etwas von diesen Manieriertheiten durch Eigenart und Kraft der Melodik aufgewogen würde! Aber was in der „Butterfly" an melodischen Dingen zu Tage tritt, das ist uns schon vertraut aus der „Tosca" und der „Bohème" — oder auch aus anderen, nicht Puccinischen Werken. Und in Einem gleicht Puccini völlig den übrigen Opernkomponisten romanischen Blutes, die er sonst um Haupteslänge überragt: wenn er Dinge des Herzens verdolmetschen, wenn er starke Leidenschaften austönen will, dann verfällt er gänzlich der blechernen Theaterphrase, die in den musikalischen Spektakelstücken der neueren Italiener und Franzosen überall den gleichen, nichtssagenden Klang hat. Es ist interessant, zu beobachten, wie Puccinis sonst gefeilte Arbeit in solchen Momenten grobdrähtiger, rauher und reizloser wird, als habe es ihn nicht gelitten, lange in solch gemachter, erzwungener Pose zu verharren.

An Proben delikater Kleinkunst fehlt es in der „Madame Butterfly" so wenig, wie in Puccinis früheren Opern, ja seine jüngste Arbeit ist sogar ziemlich reich daran. Namentlich der zweite Akt birgt viel Anmutiges; eine ganze Reihe zart ausgemalter Bilder taucht auf, und der Schluß hat in seiner Einfachheit entschieden etwas stark Fesselndes. Der dritte Akt bleibt hinter dem zweiten ziemlich zurück; hier verschlingt auch bald das brutal Stoffliche alles Interesse, so daß es ziemlich gleichgültig ist, welch ein Getön nebenher läuft. Der vielfach auf leichtbeschwingte Rhythmen gestellte erste Akt sucht das „echt Japanische" zu betonen, gerät dabei aber gelegentlich an die Grenze des Operettenhaften. Liebenswürdige Kleinigkeiten gibt es auch hier nicht wenig; einiges geht allerdings durch den läppischen Text seiner Wirkung zum Teil verlustig, so die aparten Glöckchenaffekte in der Trauungsszene. Inwieweit Puccini japanische Originalthemen verwendet hat, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres feststellen, ist ja auch nicht weiter von Belang. Daß er es an Versuchen, dem Ganzen ein sozusagen „exotisches" Kolorit zu geben, nicht fehlen läßt, versteht sich. Gerade im ersten Akt ist es ihm damit auch an manchen Stellen nicht schlecht geglückt. Solche absonderlichen Farbenphantasien gelingen ihm ja überhaupt besser als Klänge dem Empfindung.

*

Für die Aufführung hatte man Fräulein Destinn in der Titelrolle erwartet; statt ihrer erschien indessen Fräulein Farrar. Wie es heißt, ist Fräulein Destinn diese Zurücksetzung sehr nahe gegangen. Man braucht das nicht unbegreiflich zu finden, fragt sich aber doch: war es wirklich eine Zurücksetzung? Gewiß, die Destinn hätte gesanglich etwas ganz anderes aus der Partie gemacht, als ihre von der Natur stimmlich weniger verschwenderisch bedachte Kollegin. Allein eine Destinn hat doch wahrlich andere Aufgaben zu erfüllen, als eine sich möglichst hölzern hin und her bewegende Theaterpuppe darzustellen. Fräulein Farrar macht das ganz nett; sie dürfte, was das Darstellerische angeht, sogar in der Butterfly ihre beste Rolle gefunden haben. — Nicht geringes Erstaunen riefen die glanzvollen Dekorationen wach; sogar für einen stilvollen Bühnenabschluß in Gestalt eines nach japanischer Art ausgeführten Vorhanges war gesorgt worden. Wenn man mit solcher Liebe ein Werk eines Fremden ausstattet, das in künst-

Google

lerischer Hinsicht der Wenn und Aber die Fülle hat, welch einen Glanz wird man da erst entfalten bei der Premiere des nächsten deutschen Werkes! Freut euch, ihr Reichsgenossen!

§

Notizen.

Harden, Axel Petersen, Graf Moltke.*) Es kommt zur Hauptverhandlung. Statt Harden zu fordern, hätte Graf Moltke gut getan, sich über das Beweismaterial, das Harden in Händen hat, zu unterrichten. Hätte dann vielleicht weniger impulsiv auf Strafantrag bestanden und hätte die Tatsache, daß kein öffentliches Interesse im Spiele ist, geschickt als Hintertür benutzt, um die ganze Affäre tot zu schweigen.

Cui bono? Für Moltke nimmermehr.

Wovon hängt's ab? Von Axel Petersen. Wer ist Axel Petersen? Ein homosexueller Knabe aus dem Norden, der wegen hochstehenden Persönlichkeiten drohender Gefahr aus Deutschland ausgewiesen wurde. Jetzt, wie unklug. Anstatt ihn hier zu halten, auf ihn einzuwirken, ihn mit Hilfe der Gesetze unschädlich zu machen! Man weist ihn aus! Als ob's zwischen Kopenhagen und Berlin keine Verbindung gäbe. Als ob der Däne unter dem Schutz der Gesetze seines Landes nicht tausendmal mehr Bewegungsfreiheit hätte als der Ausländer in Berlin unter der Aufsicht des Herrn von Treskow.

Zu beweisen, daß Graf Moltke den Tatbestand des § 175 erfüllt hat, ist ein Unding. Kein Sachverständiger kann's verlangen. Er sei denn auf frischer Tat ertappt. Um das zu verhüten, hatte Graf Moltke Macht und Mittel. Und der „andere", der reden könnte, machte sich damit ebenfalls strafbar. Schweigt also, es sei sei denn, er würde bestochen. Doch auch das wieder gäbe keinen Beweis; denn wer bürgt dafür, daß er nicht für eine hohe Summe eine strafbare Handlung, die ihm vierzehn Tage Gefängnis brächte, auf sich nähme? — Ein Brief? Auf Erpresserbriefe hin kann man niemanden verurteilen.

Die Tatsache also: daß mit Erfolg erpreßt worden ist, muß genügen.*)

Wird Harden imstande sein, das nachzuweisen?

Ja! Moltke zwar ahnt es nicht. Axel Petersen, Moltkes Freund, ward abgeschoben. Unvorsichtigerweise (ich begreife diesen Leichtsinn nicht, Herr Graf) trafen einige Tage darauf für Axel Petersen mehrere tausend Mark in Kopenhagen ein. Absender: Graf Moltke. Verlorenes Spiel, sollte man meinen. Keineswegs! Denn siehe da: Es giebt einen dänischen Grafen Moltke**), und dieser war der Absender der 3000 Mark. Harden liegt fest. Ihm selbst wird's berichtet; das Märchen vom dänischen Grafen.

Nun aber soll es sich während der Hauptverhandlung (wenn sie nach dieser Eröffnung noch stattfindet) zeigen, aktenmäßig, daß Graf Kuno Moltke der Absender des Geldes an Axel Petersen ist. Welch Unberufener, gar wegen Kuppelei zur Vernehmung auf das Kriminalgericht Zitierter konnte im Nebenzimmer Einblick tun in diese Akten?

Die Hauptverhandlung wird die Antwort geben.

Der Beitrag S. v. Hauseggers über Alexander Ritters Lied wird sich in einem demnächst bei Marquardt & Cie. erscheinenden Buche Hauseggers über Alexander Ritter wiederfinden.

*) Wir geben dieser Notiz in der Hoffnung Raum, mit ihr die Hauptverhandlung zu inhibieren. Von dem Gelingen dieser Absicht machen wir die Veröffentlichung weiterer Mitteilungen abhängig.

*) Solange beispielsweise dem Fürsten Bülow nicht nachgewiesen wird, daß seine Erpresser etwas ausgerichtet haben, solange hat er, trotz der immer deutlicher hervortretenden Gerüchte, nicht als Homosexueller zu gelten. Und selbst, es träfe zu: es wäre das letzte, was wir in seiner Qualität als Reichskanzler ihm zum Vorwurf machten.

**) Es existiert in der Tat ein dänischer Graf Namens Moltke.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feistl Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Wie richte ich meine Wohnung ein? Jeder der sich mit dieser Frage beschäftigt, verlange kostenfrei von Dittmar's Möbel-Fabrik, Berlin C., Molkenmarkt 6, das Heft mit obigem Titel. Es ist darin besprochen, was beim Neueinrichten und Aendern von Wohnungen wissenswert ist. Abbildungen stehen auch gern kostenfrei zu Gebote. Die Miet-Wohnungs-Ausstellung Tauenzienstr. 10 der Firma Dittmar ist geöffnet wochentags 9—1 und 3—7, Sonntags 12—2, der Besuch für jedermann frei; auch hiervon werden gern Abbildungen und Beschreibung kostenfrei gesandt.

Der heutigen Nummer liegen zwei Prospekte bei und zwar:

1. der Firma **Neuer Frankfurter Verlag**, Frankfurt a. M., betreffend „Das freie Wort": Ernst Haeckel, Das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné,
2. der Firma **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin, betreffend: „Der Tag",

worauf wir besonders hinweisen.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 18 | **Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.** | **11. Oktober 1907**

An unsere Leser

Für die Abonnenten des „Morgen" werden im Winter außer Frank Wedekind, Professor Georg Simmel, Professor Richard Muther voraussichtlich Marcel Prévost, Georg Brandes, August Thyssen u. a. unentgeltlich Vorträge halten, über die der Verlag noch Näheres bekannt giebt. Im ersten Winter wird sich die Vortragsserie voraussichtlich auf Berlin beschränken; vom nächsten Jahre ab sollen dann auch in andern Städten — und zwar sind zunächst Wien, München, Breslau, Leipzig und Hamburg in Aussicht genommen — Vorträge gehalten werden.

Am Freitag, dem 4. Oktober, begann das zweite Quartal des „Morgen". Der Erfolg beweist, daß noch Platz für ein Blatt ist, das unter Verzicht auf lärmende Aktualität ernstlich sich bemüht, seine Leser durch die Gediegenheit seiner Beiträge innerlich zu bereichern.

Was in der Kunst, der Musik, der Literatur, was in der Naturwissenschaft und der Politik der Beachtung wert erscheint, wird vom 1. Oktober ab ständig in der Rundschau von den Herausgebern Werner Sombart, Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther und neben diesen von Hans Rosenhagen, Karl Scheffler, Leo Blech, Willi Handl, Berthold Litzmann, Felix Salten und Wilhelm Bölsche behandelt werden.

Für Unterhaltung werden Frank Wedekind, Otto Julius Bierbaum, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Bernard Shaw, Carl Hauptmann, Maurice Maeterlinck, Arthur Holitscher, Ernst von Wolzogen, Hanns Heinz Ewers, Lothar Schmidt u. a. sorgen.

*

Google

Von bedeutenden Beiträgen im nächsten Quartal seien außer denen der Genannten heute schon Arbeiten von Paul Doumer, Déchanel, Camille Pelletan, Prof. Weber, Prof. Delitzsch, Prof. Th. Achelis, Andrew Carnegie, Prof. Paul Laband, Prof. Th. Ziegler, Karl Jentsch, Staatsminister von Podbielski, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel, Bürgermeister Dr. Reicke, Prof. Georg Simmel, L. M. Goldberger, Prof. Karl Lamprecht, Prof. Lichtwark und Prof. Max Liebermann erwähnt.

Außerdem werden wertvolle Inedita, darunter solche von Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Franz Liszt, Chopin, sowie Novellen von Guy de Maupassant veröffentlicht werden.

Auch der musikalische Teil unter der Leitung von Richard Strauß wird vom 1. Oktober an sowohl in der Rundschau wie durch besondere Beiträge nur erster Mitarbeiter all das bringen, was von musikalischen Ereignissen über den Tag hinaus Wert besitzt.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 18 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 11. Oktober 1907

Georges Clemenceau.

Während der drei Wochen im Jahr, in welchen Clemenceau sich Ferien nimmt, um seine Gesundheit zu stärken, mag er nicht von seinem täglichen Umgangskreis mit Politik geplagt werden; dagegen liebt er es sehr, zu necken. Die Hälfte seiner Konversation ist eine unaufhörliche Neckerei.

Einer seiner jungen Sekretäre, ein Unterpräfekt von viel Geist, erzählte Clemenceau eines Tages zu Tisch, daß er vor einiger Zeit ein paar Novelletten an Courteline geschickt und sich ein Urteil darüber erbeten habe; er erhielt nie eine Antwort und nie die kleinen Novellen zurück; dagegen habe er im folgenden Jahr seine Novellen in der letzten Sammlung Courtelines wiedergefunden. Der Erzähler ist ein zuverlässiger Mann.

Nichtsdestoweniger sagte Clemenceau in diesem Sommer einige Tage hindurch jedem Gast, den er zu seinem Mittagstisch einlud: „Sie haben vielleicht schon gehört, wie unglücklich es unserem jungen Freunde dort in seinem Verkehr mit Victor Hugo gegangen ist. Er sandte ihm seinerzeit einige Gedichte zur Beurteilung, bekam sie nie zurück, und nun stehen sie in La Légende des siècles."

Der Sekretär erhielt jedoch kürzlich seine Genugtuung, da er von Clemenceau Le Journal mit dem Dialog L'Aveugle von Michel Provins entfaltete, und der Präsident des Konseils darin sein eigenes Schauspiel Le Voile du bonheur wiederfand. Clemenceau hatte freilich nicht Provins seinen Einakter im Manuskript zugesandt. In dem Stück entdeckt der blinde Chinese Tschang-Ji, daß Li-Kiang sich für Miturheber seiner Gedichte ausgegeben habe. Diesen Zug hat Provins sich edelmütig nicht angeeignet.

Wer das kleine Schauspiel von Clemenceau je las oder sah, hat sich von dem tiefen Pessimismus des Verfassers erschüttert gefühlt. Der scheint so gründlich wie Schopenhauers. Nur unsere Unwissenheit darüber, welche Gesinnung die, denen wir am meisten vertrauen, wirklich gegen uns hegen, macht uns das Leben erträglich und das Wirken möglich. Clemenceau ist jedoch eine zu cholerische Natur, um nicht auch ein wenig sanguinisch zu sein. Er ist Stimmungspessimist und Reflexionspessimist. Aber in ihm steckt ein unüberwindlicher Glaube an eine bessere Zukunft. Nicht derart, daß, wenn jemand ihn fragte, ob er an den menschlichen Fortschritt glaube, er dann mit einem herzlichen Ja antworten würde. Im Gegenteil, er würde erklären, daß die Menschheit wie ein armes Tierchen eine Mauer hinaufklettert und, oben angekommen, hinuntergleitet oder hinunterstürzt, um von vorne anzufangen. Aber gleichwohl hat er sein Leben

Google

damit verbracht, für den sogenannten Fortschritt zu kämpfen; gleichwohl hat er an den Nutzen davon geglaubt, den Staat von den Kirchen zu trennen, und hat nach seinem Glauben gehandelt.

*

Verschiedene Franzosen finden in der Physiognomie Clemenceaus eine gewisse Aehnlichkeit mit der Bismarcks: Es scheint ihnen etwas Gemeinsames zu sein in dem Charakter des Profils, in dem geschlossenen Mund mit der dichten Moustache, in der kleinen Nase, in dem mächtigen Kahlkopf mit der sinnigen und widerspenstigen Stirn, in dem durchdringenden Blick, in der Hartnäckigkeit, die sich in der Haltung der Gestalt kundgibt.

Doch die, welche am liebsten bei dieser Aehnlichkeit verweilen, haben ganz sicher nie den Fürsten Bismarck gesehen. Es ist unmöglich, das Bild von diesem Riesen, der über eine Versammlung hochgewachsener Männer hinausragte, und dessen Kopf diesem Körper entsprach, mit dem Bilde eines Mannes zu assoziieren, der ein wenig unter Mittelgröße ist, und dessen Gesicht nicht weniger als die Physiognomie Bismarcks der Gestalt genau entspricht; denn auch Clemenceau ist ein Mann aus Einem Stück.

In Bismarck war der Typus des pommerschen Junkers ins Kolossale getrieben; Clemenceau hat das Gepräge seiner Ahnen, der Männer, welche die französische Revolution machten, der wenigen, deren Gedanken das konservative französische Volk in Bewegung setzten.

Sogar die Barschheit, die beide Staatsmänner gemeinsam haben, ist so verschiedenartig wie ihr Ursprung und ihr Schicksal.

Während Bismarck zur Macht gelangte durch die Leidenschaft, womit er die monarchische Tradition aufnahm, und sich an der Macht laut des unbedingten Vertrauens hielt, das sein Monarch an ihm nährte, entstammt Clemenceau einem alten Republikaner, den Napoleon III. ins Gefängnis werfen ließ, war selbst während des Kaisertums eingesperrt, und ist bis zum Mark Republikaner.

Sowenig Preis ein Mann wie Bismarck in seinem Innern an Titel und Orden gesetzt haben mag, er verschmähte mit Ausnahme des verletzenden Herzogtitels nichts Derartiges. Clemenceau sitzt als Konseilpräsident ohne einen einzigen Orden. Er war nie auch nur Ritter der Ehrenlegion, und hat es verstanden, alle fremden Auszeichnungen mit der Motivierung abzuschlagen, daß, wenn er keinen französischen Orden trägt, würde es eine Beleidigung gegen seine Landsleute sein, einen ausländischen anzunehmen. Dem Kaiser von Japan, der ihm einen wunderschönen Orden anbot, war dies Räsonnement einleuchtend.

*

Ein Verehrer Clemenceaus, der eines Tages gefragt wurde, wie er ihn definiere, antwortete: une force de la nature. Ich fand den Ausdruck zu gewöhnlich und allgemein; aber bei näherer Ueberlegung habe ich ihn insofern bezeichnend gefunden, wie es recht wenige Menschen gibt, von denen es jemand einfallen könnte, sie als Naturmächte zu charakterisieren.

Ein anderer Verehrer Clemenceaus sagte, als er hinter ihm herging: „Er hat den Tigertypus.“ — Er spielte auf den kräftigen, selbst im Alter elastischen Körper des Präsidenten an. Erinnert Bismarck an den Typus des Bulldogs, so Clemenceau an

Google

den Typus des Tigers. Er ist von Natur mehr zum Angriff als zur Verteidigung angelegt. Deshalb liegt ihm die Stellung des Premierministers nicht so gut als die des Oppositionsführers. Aber deshalb allein.

Denn in fast jeglicher anderen Hinsicht paßt er für diese Stellung wie wenige Männer in Europa. Es ist nur ein Zeugnis der menschlichen Beschränktheit, daß man gewartet hat, bis Clemenceau die Sechzig hinter sich hatte, um in ihm den Mann zu sehen, der geschaffen war, zu regieren. Er hat den Ueberblick, die Entschlossenheit, die Klarheit, die Handlungskraft und die Arbeitskraft. Er ist insofern völlig geeignet, den ersten Platz einzunehmen.

Freilich ist er es nur bedingt in einem Land wie Frankreich, wo es für den Regierenden notwendig ist, zur Befestigung seiner Lage die Eitelkeit der Anhänger gründlich zu schmeicheln. Weit davon entfernt, der Eitelkeit der andern entgegenzukommen, schont Clemenceau sie nicht einmal. Sagt er jemand etwas Verbindliches, oder wendet er sich sogar mit einer gewissen Wärme an jemand, so meint er es, aber wie selten sind diese Fälle, wo er dem Angeredeten Bewunderung erzeigen kann!

Wenn ein französischer Schriftsteller einem Bekannten eins seiner Bücher sendet und dieser in herzlichen und anerkennenden Ausdrücken dankt, jedoch ohne die Hinzufügung, daß dieses Buch alles übertreffe, was er je in seinem Leben derartiges gelesen habe, so sagt unfehlbar der Betreffende seinen Freunden: „Was habe ich wohl gegen N. N. verbrochen? Ich zeige ihm die Aufmerksamkeit, ihm mein Buch zu schicken, und er dankt mir in einem Brief, dessen Temperatur zehn Grad unter dem Nullpunkt liegt.“ —

Man denke sich einen Mann, der nie ein Kompliment sagt, oder jedenfalls nur im Scherz, denke sich ihn als leitenden Staatsmann in einem Lande, wo der, welcher ein neues Ministerium bildet, augenblicklich alle die unter seinen früheren Anhängern zu scharfen Gegnern hat, die einen Platz in seinem Ministerium erhofft hatten und sich in dieser Hoffnung getäuscht sahen.

*

In Clemenceau ist ein Spartaner mit einem Athenäer verschmolzen.

Der Spartaner steht jeden Morgen, Sommer und Winter, um 5 Uhr auf, und ist imstande, um diese Zeit zu arbeiten. Um 10 Uhr hat er das meiste von der Arbeit des Tages hinter sich. — Der Spartaner trinkt nicht einen Tropfen Wein oder Bier, und hat sein Lebelang keinen Tropfen geschmeckt. Höchst possierlich deshalb, daß es Clemenceau zufallen sollte, die beweglichen Klagen der Weinbauern über ausbleibenden Absatz anzuhören und zu beantworten. — Der Spartaner, der als Pflichtmensch früh morgens auf seinem Posten im Ministerium war, erregte allgemeine Bestürzung, als er die Beamten des Ministeriums des Innern zwang, zu rechter Zeit dort einzutreffen und dort ihre Arbeit zu tun, anstatt die Zeitungen zu lesen. Aber die Folge war, daß er ein gut Teil der Beamten entlassen konnte und mit dem ersparten Geld die Gehälter der übrigen stark erhöhen, wobei sowohl der Staat wie die Arbeitenden ihren Vorteil sahen.

Der Athenäer hat das Buch Le grand Pan geschrieben, liebt die griechische Natur, griechische Kunst und Poesie über jegliche andere, und zwar nicht jene Kunst, die im allgemeinen so genannt wird, die Kunst späterer Zeiten, ganz zu schweigen von der römisch-griechischen, sondern die ursprüngliche, echte Antike in der Skulptur und in der Architek-

**

Google

tur, und in der Dichtung wie in der bildenden Kunst. Immer wieder hat dieser Athenäer Reisen in Griechenland gemacht; jede kleinste Insel hat er besucht. Und vielleicht war es eine der Regierungshandlungen, die er am liebsten unternahm, 5000 Francs für die Ausgrabungen in dem Hohlweg zu bewilligen, wo Oedipus Laïos und dessen Diener totschlug, und der noch der Beschreibung der Alten genau entspricht. — Nichts adelt einen politisch in Anspruch genommenen Mann wie Liebe zu der primitiven Schönheit, die ja in der Regel dem modernen Franzosen fernsteht. Clemenceaus seelisches Leben ist von dieser Liebe zu der den Profanen unzugänglichsten Form hoher Altertumskultur ganz durchdrungen.

Der Spartaner ist außerstande, eine Geschmeidigkeit zu entwickeln, wie die einem Minister wie Briand eigentümliche. Clemenceau hat nie aus anderer Ursache gewünscht, Minister zu sein, als um seine Ideen zu verwirklichen. Deshalb ist auch seine ganze Politik de bonne foi. Er sagt offen, aus welcher Ursache er angreift oder verteidigt. In dem Punkt ist er sehr verschieden von seinem früheren politischen Freund, seinem jetzigen Gegner, Jean Jaurès. Obwohl Jaurès so ehrlich tut wie ein Sturmbock, ist er ein Sturmbock mit einem Schalken hinter den Ohren. Er unterstützte das Ministerium Combes, und was auch Combes Verpöntes unternahm, wie Einschreiten gegen Streikende mit Waffenmacht oder ähnliches, der Schalk hinter den Ohren von Jaurès legte ihm seine Hände vor die Augen, und so mußte er durch die Finger damit sehen. Er machte Combes keine Vorwürfe; er entdeckte diese Sachen einfach nicht. Dagegen hat er in Clemenceau sogleich den Freund des Blutvergießens entdeckt, weil die Winzerbewegung in Südfrankreich ihn zwang, Truppen zu mobilisieren.

Es ist klar wie der Tag, daß für die Sache, der Jaurès günstigen Wind wünscht, ein moderates Ministerium am Ruder viel vorteilhafter sein würde als ein radikales, womit mancher Freund des Fortschrittes in Frankreich sich begnügt. Unter der Herrschaft eines energischen Radikalismus gedeiht der Sozialismus schlecht.

Spartanisch ist bei Clemenceau die Festigkeit, athenäisch ist die Humanität. Er konnte nicht, Mann wie er ist, unterlassen, die Herrschaft der Gesetze zu sichern, als sie bedroht war. Aber er würde mit seiner ganzen Vorzeit in Streit sein, hätte er nicht bis zum äußersten gestrebt, die bewaffnete Macht ungebraucht zu lassen. Man sah es am besten in Courrières, wo er persönlich unter die zornigen Männer hineinging und sein möglichstes tat, um Gesetzesbruch und Repressalien zu vermeiden. Und man hat es bei der Winzerrevolte gesehen. In den Zeitungen seiner Gegner ist erzählt worden, daß er die Offiziere habe dekorieren lassen, die auf das Volk geschossen hatten. In Wirklichkeit hat er die dekoriert, die stoisch sich lieber durch Steinwürfe mißhandeln ließen, als sie dem erhetzten und irregeleiteten Haufen gegenüber von den Gewehren ihrer Truppen Gebrauch machten.

Er ist in seinen Handlungen vom ersten Tag an als Minister mit seiner Vorzeit in Uebereinstimmung gewesen. Er hat nicht als Präsident des Konseils die crânerie abgelegt, die ihn als jungen Mann auszeichnete. Oder war nicht die Ernennung Picquarts zum Kriegsminister ein Zeugnis der Kühnheit, die es weiß, was sie will, und das Herausfordernde wagt, sicher genug daran, daß die anderen sich fügen?

Steht Clemenceau auch in seinen Ueberzeugungen auf demselben Standpunkt, den

Google

er vor der langen Pause in seinem parlamentarischen Leben einnahm? Ich möchte daran zweifeln. Aus dem überzeugten Demokraten ist ein Mann geworden, der geringen Glauben an die unfehlbaren Instinkte des Volkes nährt. Zwar vergißt er nie, welche fruchtbare Kraft der große einzelne der Allgemeinheit verdankt. Er ist weit davon, irgend einer Art von Geniekultus zu huldigen. Hätte das Volk als Volk nichts anderes hervorgebracht als die Sprache, so wäre sie ihm Zeugnis genug von der schöpferischen Fähigkeit der Massen.

Aber er hat zu oft und zu lange die Mehrzahl gegen sich gehabt, wo er nur das Rechte wollte, um nicht aus dieser Tatsache seine Schlüsse zu ziehen.

Georg Brandes.

Die Verfassung Elsaß-Lothringens.

Von Paul Laband.

Hervorragende Publizisten konstatieren die Tatsache, daß die geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassungen nicht nach logischer Folgerichtigkeit erfolgt, daß die äußersten Konsequenzen bestimmter Prinzipien nicht gezogen werden und daß die Befriedigung praktischer Bedürfnisse Abweichungen davon erzwingt. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß ungeahnte und meistens gar nicht vorherzusehende Schwierigkeiten gerade daraus entstehen können, daß der souveräne, selbstherrliche Wille des Gesetzgebers sich über das Erfordernis der inneren Harmonie des Rechtszustandes und der logischen Einheit der Rechtsprinzipien hinwegsetzt. Dafür bietet die Verfassung Elsaß-Lothringens ein besonders anschauliches und zugleich wichtiges Beispiel.

Die Verfassung von Elsaß-Lothringen beruht auf zwei fundamentalen Sätzen: die Erklärung zum Reichsland und die Einführung der Reichsverfassung. Zwischen diesen beiden Sätzen besteht ein unvereinbarer Gegensatz, eine Kluft, die sich künstlich überbrücken, aber nicht ausfüllen läßt. Die Reichsverfassung setzt Staaten mit einer eigenen, von der Reichsgewalt verschiedenen Staatsgewalt voraus, welche hinsichtlich aller der Zuständigkeit des Reichs nicht unterliegenden Angelegenheiten Autonomie, Selbstverwaltung, Gerichtsbarkeit usw. haben. Darauf beruht die Unterscheidung zwischen Reichs- und Landesangelegenheiten, Reichs- und Landesgesetzen, Reichs- und Landesbehörden, Reichs- und Landesetats usw. Diese Teilung der Zuständigkeit und der ihr entsprechenden Hoheitsrechte (nicht zu verwechseln mit der Souveränität) ist dem Begriff des Bundesstaates so wesentlich und für denselben so charakteristisch, daß sie in keinem Bundesstaat, er mag im übrigen geartet sein, wie er wolle, fehlen kann. Der Begriff des Reichslandes steht dazu im diametralen Gegensatz; er beruht gerade darauf, daß es für das Reichsland keine besondere, von der Reichsgewalt verschiedene Staatsgewalt gibt, daß die Reichsgewalt die volle Staatsgewalt ist, daß ihre Zuständigkeit nicht auf gewisse Angelegenheiten beschränkt ist. Es gibt daher nach dem Begriff des Reichslandes keine Landesangelegenheiten, welche nicht Reichsangelegenheiten wären; die Gesetze, welche sie betreffen, sind Reichsgesetze; die Verwaltung des Reichslandes ist ein Zweig der Reichsverwaltung; die Gerichte und Verwaltungsbehörden sind Reichsbehörden; das Finanzwesen ist ein Teil der Reichswirtschaft. Dieser, dem Begriff des Reichslandes entsprechende Zustand war, mit einer bald zu erwähnenden Ausnahme, anfangs auch in Wirklichkeit durchgeführt; die Organe des Reichs, Kaiser, Bundesrat, Reichstag, Reichskanzler, Reichsoberhandelsgericht, Rechnungshof, erstreckten ihre Zuständigkeit auch auf diejenigen Angelegenheiten des Reichs-

Google

landes, welche nach der Reichsverfassung zur Machtsphäre der Bundesglieder gehörten. Mit dem Prinzip und Aufbau der Reichsverfassung stand dies aber im Widerspruch; Elsaß-Lothringen wurde nicht dem Reich als ein neues Mitglied eingefügt, sondern demselben angehängt; Reichsland und Reichsverfassung schließen sich einander begrifflich und grundsätzlich aus.

Das Vereinigungsgesetz vom 9. Juni 1871 § 2 bestimmte aber bereits, daß nach einer kurzen Uebergangszeit die Verfassung des Deutschen Reichs in Elsaß-Lothringen in Wirksamkeit treten soll (was am 1. Januar 1874 geschah) und daß auch nach Einführung der Reichsverfassung — bis zu anderweitiger Regelung durch Reichsgesetz — das Recht der Gesetzgebung auch in den der Reichsgesetzgebung in den Bundesstaaten nicht unterliegenden Angelegenheiten dem Reiche zusteht — also auch den in der Reichsverfassung dazu bestellten Organen.

Wenn die Reichsverfassung nicht nur äußerlich und formell, sondern nach ihrem wahren Sinne und ihrer wirklichen staatsrechtlichen Bedeutung in Elsaß-Lothringen hätte in Kraft treten sollen, so hätte man entweder diese Länder einem oder mehreren Bundesstaaten einverleiben oder eine eigene Staatsgewalt über diese Gebiete konstituieren und als Träger derselben eine neue Dynastie für diesen neuen Staat schaffen müssen. Beides ist aus zwingenden Gründen nicht geschehen. Sollte Elsaß-Lothringen ein Reichsland bleiben, so war eine Ergänzung und Abänderung der Reichsverfassung erforderlich; es mußte bestimmt werden, durch welche Organe und in welchen Formen das Reich die volle Regierung eines Landes führen und alle dazu erforderlichen Funktionen versehen solle, da die Beaufsichtigung und Gesetzgebung über die im Artikel 4 der Reichsverfassung aufgezählten Angelegenheiten dazu vollkommen unzureichend ist und die dafür geschaffenen Organe des Reiches nach ihrem Wesen und ihrer Zusammensetzung dazu nicht geeignet sind. Das wäre aber freilich etwas ganz anderes gewesen als die Einführung der unveränderten Reichsverfassung vom 16. April 1871. In der Tat erwiesen sich sehr bald Abänderungen und Ergänzungen der Reichsverfassung als unerläßlich.

Zunächst hatte die Einführung der Reichsverfassung die Folge, daß die Unterscheidung zwischen den Angelegenheiten, welche verfassungsmäßig zur Zuständigkeit des Reiches gehören, und denjenigen, welche der Kompetenz der Bundesstaaten unterliegen, auch auf Elsaß-Lothringen übertragen wurde, obgleich sie gerade dem Begriff des Reichslandes widerspricht und den Gegensatz zwischen dem Reichsland und dem Bundesglied verwischt. Man unterschied daher auch im Reichslande Reichs- und Landesgesetze, Reichs- und Landesbehörden, Reichs- und Landesangehörigkeit, obgleich dies staatsrechtlich keine Gegensätze, sondern identische Begriffe waren und sind. Für diese Unterscheidung war aber noch ein anderer Grund, unabhängig von der Reichsverfassung und schon vor der Einführung derselben, von maßgebender Bedeutung. Die konsequente Durchführung der Reichslandsidee hätte erfordert, daß auch die Finanzwirtschaft des Reichslandes mit der des Reiches verschmolzen wurde, daß die Einnahmen des Reichslandes als Reichseinnahmen, die Kosten seiner Verwaltung als Ausgaben des Reiches behandelt werden. Dies geschah aber nur formell, indem der Etat für Elsaß-Lothringen im Wege der Reichsgesetzgebung festgesetzt wurde. Materiell dagegen wurde das Reichsland in finanzieller Hinsicht vollkommen den Bundesstaaten gleichgestellt. Man wollte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, daß das Reich die finanziellen Hilfskräfte Elsaß-Lothringens zu seinem Vorteil ausbeute, wie es etwa Dänemark mit Holstein getan hatte, und man wollte in der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen nicht den Verdacht oder das Gefühl aufkommen lassen, daß sie schlechter als die Angehörigen der Bundesstaaten behandelt werde. Dadurch gewann die Unterscheidung von Reichs- und Landeseinnahmen und -Ausgaben, von Reichs- und Landes-

Google

vermögen und -Schulden, von Reichs- und Landesbehörden, von Reichs- und Landesbeamten usw. eine praktische Bedeutung, gegen welche die theoretische Identität von Reichsgewalt und Reichslandsgewalt ganz in den Hintergrund treten mußte. Wenngleich die finanzielle Sonderwirtschaft des Reichslandes für seine staatsrechtliche Natur nicht von maßgebender Bedeutung ist, da ja auch Provinzen, Kreise und Gemeinden eine selbständige Finanzwirtschaft, eigenes Vermögen und Schulden, eigene Einnahmen und Ausgaben haben, so trat doch durch die besondere, von der Finanzwirtschaft des Reiches getrennte Finanzwirtschaft das Reichsland in einen Gegensatz zum Reich, welcher dem Gegensatz zwischen Reich und Bundesglied sehr ähnlich, wenngleich keineswegs gleich, war*) und namentlich der Verwaltung des Reichslandes das Gepräge einer der Reichsverwaltung gegenüberstehenden Staatsverwaltung verlieh. Aus diesem Zwiespalt zwischen dem Begriff und der verfassungsmäßigen Rechtsstellung des Reichslandes einerseits und der in wichtigen Beziehungen durchgeführten Gleichstellung desselben mit den Bundesstaaten andererseits ergaben sich Unstimmigkeiten im öffentlichen Recht des Reichslandes und zwei entgegengesetzte Tendenzen, von denen die eine auf die Schaffung einer eigenen Staatsgewalt und auf völlige Gleichstellung mit den Bundesstaaten, die andere auf Festhaltung der vollen Zuständigkeit des Reichs und der daraus sich ergebenden Konsequenzen gerichtet war.

Die sofort eintretende und unabwendbare Folge des geschilderten Gegensatzes war die Spaltung der Funktionen der Organe des Reiches, welche jetzt ja zugleich für die nicht zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehörenden Angelegenheiten in Tätigkeit treten mußten.

1. Der Kaiser ist nach der Reichsverfassung „das Präsidium des Bundes“ und hinsichtlich der Gesetzgebung und Verwaltung usw. auf diejenigen Rechte beschränkt, welche ihm die Reichsverfassung zuweist; die Fülle der in der Staatsgewalt enthaltenen Rechte steht ihm im Reich nicht zu.

Im Reichsland dagegen „übt der Kaiser die Staatsgewalt aus“ (Vereinigungsgesetz vom 9. Juli 1871 § 3). Die Reichslandsqualität kommt dabei dadurch zur Geltung, daß er sie „im Namen des Reiches“ ausübt; aber dies ist eine formelle Aeußerlichkeit; materielle Wirkungen sind damit nicht verbunden. Obgleich nun die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen nichts anderes ist als die Reichsgewalt in bezug auf das Reichsland, so gelten doch für die Ausübung dieser Staatsgewalt andere Regeln wie für die Ausübung der Präsidialbefugnisse des Kaisers. Insbesondere hat der Kaiser bei der Landesgesetzgebung eine wesentlich andere Stellung wie bei der Reichsgesetzgebung; er hat das Recht der Sanktion und ist nicht verpflichtet, einen vom Bundesrat beschlossenen Gesetzentwurf zu verkündigen; er kann, wie Bismarck einmal sagte, nicht majorisiert werden. Der Kaiser hat ferner das Verordnungsrecht in vollem Umfange; er ist der Chef der gesamten Landesverwaltung nach Maßgabe der zum Teil noch aus der Zeit der französischen Herrschaft stammenden Landesgesetze; er hat das Begnadigungsrecht. Andererseits ist seine Stellung doch nicht die gleiche wie seine Stellung als König von Preußen oder der anderen Bundesfürsten; denn der Kaiser ist auch in Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ein Organ des Reiches, an die Mitwirkung des Bundesrates, unter Umständen auch an die Zustimmung oder Kontrolle des Reichstags, gebunden. Die spezifischen Mitgliedschaftsrechte der Bundesfürsten kann der Kaiser nicht ausüben, weil das Reichsland kein Mitglied des Reiches ist; er kann also insbesondere keine

*) Kraft der unbeschränkten Gesetzgebungskompetenz des Reichs konnte das letztere Elsaß-Lothringen Einnahmequellen geben und nehmen, Ausgaben auferlegen und verbieten, die Gehalte der Landesbeamten, die Gebühren für die Verrichtungen der Landesbehörden normieren, Einrichtungen einführen oder aufheben und insbesondere den Landeshaushaltsetat festsetzen. Von einer staatsrechtlichen Gleichstellung des Reichslandes mit den Bundesstaaten konnte daher auch auf dem Gebiet der Finanzwirtschaft nicht die Rede sein. Dies gilt auch noch gegenwärtig.

Google

Stimmen im Bundesrat führen, ja streng genommen auch keine Anträge im Bundesrat für Elsaß-Lothringen stellen. Der Kaiser übt die landesherrlichen Rechte aus und ist doch nicht der Landesherr des Reichslandes im eigentlichen staatsrechtlichen Sinne des Wortes. In allen Bundesstaaten, auch in Preußen, haben die landesherrlichen oder einzelstaatlichen Rechte einen anderen Träger als die kaiserlichen oder reichsrechtlichen; im Reichsland stehen beide dem Kaiser als dem Organe des Reiches zu und haben ihre gemeinsame Quelle in der Staatsgewalt des Reiches. Da aber die Kompetenz des Reiches hinsichtlich des Reichslandes eine unbeschränkte ist, so gibt es keine feste und zweifellose Abgrenzung zwischen den Bereichen der reichsverfassungsmäßigen und der landesrechtlichen Befugnisse. Hinsichtlich der Gesetzgebung, welche ja eine allumfassende Form für staatliche Willensakte jedweden Inhalts ist, sind ausdrücklich im Gesetz vom 9. Juni 1871 § 3 Absatz 4 und vom 2. Mai 1877 § 2 für die Landesangelegenheiten zwei Wege, der landesverfassungsmäßige und der reichsverfassungsmäßige, für zulässig erklärt, und je nachdem der eine oder andere beschritten wird, sind die Rechte des Kaisers andere.

2. Dem Begriff des Reichslandes gemäß war der Reichskanzler der Minister des Kaisers für alle Angelegenheiten des Reichslandes, ohne Unterschied, ob sie nach der Reichsverfassung zur Zuständigkeit des Reiches gehören oder nicht. Dies war die logische Konsequenz des Reichslandsbegriffes, hat sich aber seit dem Reichsgesetz vom 4. Juli 1879 geändert, dessen § 2 bestimmt, daß die durch Gesetze und Verordnungen dem Reichskanzler in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten überwiesenen Befugnisse und Obliegenheiten auf den Kaiserlichen Statthalter übergehen. Dies war ein bedeutungsvoller Schritt in der Richtung der Abschwächung des Reichslandsbegriffs; es bedeutete die Trennung der Landesverwaltung von der Reichsverwaltung. Die Verwaltung des Reichslandes gewann dadurch eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Verwaltung der Bundesstaaten; sie trat der Verwaltung der Reichsangelegenheiten mit scheinbarer Selbständigkeit gegenüber; beide gipfelten nicht mehr in derselben, vom Reichskanzler gebildeten Spitze; die Behörden der Landesverwaltung sind nicht wie alle übrigen Behörden des Reiches dem Reichskanzler, sondern dem Statthalter unterstellt; die Beamten der Landesverwaltung erhalten ihre Diensteinkünfte nicht aus der Reichskasse, sondern aus der Landeskasse; die Gegenzeichnung kaiserlicher Erlasse in Landesangelegenheiten sowie der Landesgesetze und die damit verbundene Verantwortlichkeit ist nicht mehr Sache des Reichskanzlers, sondern des Kaiserlichen Statthalters. Man könnte der Ansicht zuneigen, als sei dadurch die Reichslandseigenschaft in Wirklichkeit aufgegeben worden und nur in der Theorie noch fortdauernd; als sei Elsaß-Lothringen zu einem Staatswesen organisiert, welches vom Kaiser regiert wird wie Preußen vom König, wenngleich „im Namen“ des Reiches. Die Unterscheidung der Landesangelegenheiten von den Reichsangelegenheiten hat jedenfalls durch das Gesetz vom 4. Juli 1879 nicht nur eine neue reichsgesetzliche Anerkennung, sondern auch eine in die Augen fallende tatsächliche Durchführung gefunden. Wenn man aber näher zusieht, so erscheint die Sache doch in einem etwas anderen Lichte; die Reichslandsqualität ist doch nicht verschwunden, sie macht sich mit dem Gewicht einer bestehenden Verfassungsinstitution geltend und hebt die äußerlich durchgeführte Trennung der Reichs- und Landesverwaltung teilweise wieder auf. Denn alles, was im Reichsland geschieht, seine Entwicklung und sein politischer und rechtlicher Zustand, alle Vorkommnisse von Erheblichkeit und alle von der Regierung getroffenen Maßnahmen haben ein unmittelbares Interesse für das Reich und berühren schon wegen ihres möglichen Einflusses auf auswärtige Beziehungen die dem Reichskanzler obliegenden Aufgaben. Es ist daher unerläßlich, daß der Reichskanzler nicht nur in ununterbrochener und vollständiger

Google

Kenntnis von allem, was im Reichsland vorgeht, erhalten werden muß, sondern auch, daß die Regierung des Reichslandes zu allen Maßregeln von einiger Wichtigkeit sich des Einverständnisses des Reichskanzlers versichern muß. Die Regierung bedarf des sog. Unschädlichkeitsattestes, namentlich bei allen im Wege der Gesetzgebung zu treffenden Maßnahmen, d. h. der Bescheinigung des Reichskanzlers, daß vom Standpunkt der Reichsinteressen aus gegen die beabsichtigte Vorlage nichts einzuwenden sei. Der Reichskanzler hat daher gewissermaßen ein Veto gegenüber der Regierung des Reichslandes. Dazu kommt, daß der Reichskanzler den persönlichen Vortrag beim Kaiser und den unmittelbaren Verkehr mit den Mitgliedern des Bundesrates hat. Rechtlich sind zwar der kaiserliche Statthalter und der Staatssekretär des Ministeriums für Elsaß und Lothringen davon nicht ausgeschlossen; aber tatsächlich sind sie in der Regel nicht in der Lage, dieses Recht auszuüben. Endlich hat das besondere, noch näher zu besprechende Verhältnis des preußischen Staatsministeriums zu den Angelegenheiten Elsaß-Lothringens die Folge, daß der Reichskanzler oder sein Generalstellvertreter als Präsident des preußischen Staatsministeriums die Verbindung zwischen diesem und der Regierung des Reichslandes herstellt. Aus allen diesen Gründen ergibt sich, daß das Verhältnis der Regierung des Reichslandes zu der Regierung des Reiches wesentlich verschieden ist von dem Verhältnis der Bundesstaaten zu den Reichsorganen; ihre Verbindung ist eine erheblich engere und die Selbständigkeit der Regierung des Reichslandes eine geringere; eine wirklich freie Autonomie und Selbstverwaltung hat das Reichsland nicht. Es stehen zwei entgegengesetzte Prinzipien, die Trennung und die Vereinigung der Reichslandsregierung und der Reichsregierung nebeneinander, und es ist sehr begreiflich, daß in der Praxis daraus Zweifel und Unklarheiten sich ergeben, unter Umständen auch Differenzen.

3. Der Reichstag trat mit der Einführung der Reichsverfassung hinsichtlich der Landesangelegenheiten Elsaß-Lothringens in alle Funktionen ein, welche er in Reichsangelegenheiten auszuüben hat. Damit waren aber Uebelstände verbunden, welche sich bald fühlbar machten. Die weit überwiegende Mehrzahl der Abgeordneten konnte für das Detail der elsaß-lothringischen Gesetzgebung weder Verständnis noch Interesse haben. In dieser Beziehung unterschieden sich die sogen. inneren oder besonderen Angelegenheiten des Reichslandes nicht von denen der Bundesstaaten. So wenig der vom gesamten Reichsvolk in allen Teilen des Bundesgebietes gewählte Reichstag nach seiner Zusammensetzung geeignet ist, in württembergischen oder oldenburgischen Landesangelegenheiten maßgebende Beschlüsse zu fassen, ebensowenig ist er es hinsichtlich des Reichslandes. Für die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen war diese Zuständigkeit des Reichstages eine Herabsetzung im Vergleich mit den Bevölkerungen der Bundesstaaten und für den Reichstag eine unerwünschte Belastung. So wie man für die Verwaltung des Reichslandes dem Reichskanzler in dem Kaiserlichen Statthalter einen zweiten oder Spezial-Reichskanzler zur Seite stellte, so schuf man unter dem Namen Landesausschuß eine Spezial-Volksvertretung für die Landesangelegenheiten, gleichsam ein Surrogat des Reichstages. Dadurch wurde der letztere tatsächlich für die Landesangelegenheiten außer Tätigkeit gesetzt; der Landesausschuß übt alle Funktionen einer Volksvertretung ohne Ausnahme aus; er steht darin den Landtagen der Bundesstaaten vollkommen gleich. Die Konsequenz des Reichslandsbegriffes scheint völlig verlassen zu sein; der Landesausschuß scheint nach seiner Zusammensetzung und nach seiner Zuständigkeit nicht ein Organ des Reiches, sondern ein Organ des Reichslandes zu sein, als wäre es in Wahrheit ein Staat, und der wissenschaftlichen Theorie ist eine schwierige Aufgabe gestellt, das Wesen und die rechtliche Natur des Landesausschusses mit dem Begriff des Reichslandes in innere Uebereinstimmung zu bringen.

Aber auch hier stehen neben der, dem Wesen des Einzelstaates entsprechenden In-

Google

stitution des Landesausschusses gewisse, dem Wesen des Reichslandes entsprechende Rechtssätze. Dahin gehört zunächst der wichtige Verfassungsgrundsatz, daß die Zuständigkeit des Reichstages rechtlich in den Angelegenheiten des Reichslandes fortbesteht, sogen. Landesgesetze daher im Wege der Reichsgesetzgebung erlassen werden können. Gesetz vom 2. Mai 1877 § 2 Absatz 1 und von 1879 § 21 Absatz 2. Dadurch kann die Opposition des Landesausschusses gegen Gesetzesvorschläge, deren Annahme nach Ansicht der Regierung im nationalen Interesse oder aus anderen Gründen erforderlich ist, gebrochen werden, wenn die Majorität des Reichstages zustimmt. Durch diese Möglichkeit wird ein politischer Druck auf den Landesausschuß ausgeübt; er ist weniger frei wie die Landtage der Einzelstaaten. Aber auf diese subsidiäre Zuständigkeit des Reichstages ist die Tragweite dieser Rechtsvorschrift nicht beschränkt. Es kann Angelegenheiten des Reichslandes geben, welche nicht zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehören, welche aber aus irgend einem Grunde der auswärtigen oder inneren Politik von der Art sind, daß es wünschenswert erscheint, einen Beschluß des Reichstages darüber herbeizuführen. Unter Umständen entspricht es vielleicht sogar den Wünschen der Landesausschußmitglieder selbst, daß nicht sie, sondern der Reichstag mit einer gewissen Sache befaßt werden, da sie weder für die Annahme noch für die Ablehnung einer Vorlage die politische Verantwortlichkeit tragen wollen. Die Regierung hat die vollkommen freie Wahl, ob sie in Landesangelegenheiten den bundesstaatlichen oder den reichsländischen Weg der Gesetzgebung beschreiten, d. h. dem Landesausschuß oder dem Reichstag die Vorlage machen will. Wählt sie den letzteren Weg, so betrifft dies nicht nur die parlamentarische Körperschaft, welche mit der Angelegenheit befaßt wird, sondern es tritt hinsichtlich des gesamten Gesetzgebungsvorganges die Stellung Elsaß-Lothringens als Reichsland in die Erscheinung: die Verpflichtung des Kaisers zur Ausfertigung und Verkündigung des vom Bundesrat und Reichstag beschlossenen Gesetzes, die Gegenzeichnung des Reichskanzlers an Stelle der des Statthalters, die Verkündigung im Reichsgesetzblatt statt im Gesetzblatt für Elsaß-Lothringen, sowie die formelle Gesetzeskraft des Reichsgesetzes, d. h. der Rechtssatz, daß dieses Landesgesetz nur im Wege der Reichsgesetzgebung aufgehoben oder abgeändert werden kann. RG. vom 2. Mai 1877 § 2 Absatz 2. Zu praktischen Schwierigkeiten hat der doppelte Gesetzgebungsweg deshalb nicht geführt, weil die Regierung noch niemals Veranlassung hatte, in Landesangelegenheiten den Weg der Reichsgesetzgebung zu beschreiten, ausgenommen wenn die formelle Gesetzeskraft eines Reichsgesetzes dazu nötigte.

Ferner ist die Vorschrift des § 8 des Reichsgesetzes vom 25. Juni 1873 in Kraft geblieben, daß der Kaiser unter Zustimmung des Bundesrates Verordnungen mit gesetzlicher Kraft erlassen kann, wenn der Reichstag (!) nicht versammelt ist, an dessen Stelle der Landesausschuß im § 21 des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1879 nicht gesetzt worden ist.

Endlich ist für die Stellung Elsaß-Lothringens als Reichsland charakteristisch die Vorschrift des Reichsgesetzes vom 7. Juli 1887 (RGBl. S. 377): „Durch Kaiserliche Verordnung kann mit Zustimmung des Bundesrates angeordnet werden, daß eine durch Reichsgesetz erfolgte Abänderung reichsgesetzlicher Vorschriften, welche in Elsaß-Lothringen als Landesrecht gelten, für Elsaß-Lothringen landesrechtliche Anwendung finden soll."

Dieses Gesetz ist ein glänzendes Beispiel der Kunst, sich unverständlich auszudrücken; wer nicht weiß, was das Gesetz bedeutet, wird seinen Sinn aus seinem Wortlaut nicht leicht erraten. Es handelt sich um folgendes: Das Reichsbeamtengesetz ist in Elsaß-Lothringen für die Landesbeamten, welche in Wahrheit Reichsbeamte in der Reichslandsverwaltung sind, „als Landesgesetz" mit einigen Ergänzungen und Abänderungen eingeführt worden. Infolge dieser legislatorischen Finesse finden Abände-

Google

rungen des Reichsgesetzes auf die reichsländischen Beamten nur Anwendung, wenn sie auch „landesgesetzlich“ eingeführt werden. Hiernach könnte der Landesausschuß eine Anordnung ablehnen, welcher der Reichstag zugestimmt hat, und eine Ungleichheit in den Rechtsverhältnissen der reichsländischen Beamten und der übrigen Reichsbeamten herbeigeführt werden, für welche es an einem sachlichen Grunde fehlt. Dies soll durch das Gesetz vom 7. Juli 1887 verhütet werden. Auch hier erscheint ein Schwanken zwischen zwei verschiedenen Prinzipien. Die Einführung des Beamtengesetzes als Landesgesetz entspricht der Behandlung Elsaß-Lothringens, als wäre es ein Bundesstaat, die Inkraftsetzung reichsgesetzlicher Bestimmungen „als landesrechtliche“ ohne Mitwirkung des Landesausschusses ist nur möglich, weil Elsaß-Lothringen Reichsland ist; für keinen Einzelstaat könnte das Reich eine solche Bestimmung erlassen.

4. Der Bundesrat ist diejenige Institution, durch welche die Reichslandseigenschaft am reinsten und vollkommensten zur Verwirklichung kommt. Hier gibt es keine inkonsequente Modifikation in der Richtung nach der Staatsqualität des Reichslandes. Die bisweilen geäußerte Ansicht, daß der Bundesrat hinsichtlich der elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten als Oberhaus fungiere oder ein solches vertrete, ist nicht nur deshalb unzutreffend, weil der Bundesrat, dessen Mitglieder nach den ihnen erteilten Instruktionen abstimmen müssen, überhaupt keine parlamentarische Körperschaft ist und eine solche auch nicht — wie etwa ein Staatsrat — in gewissen Beziehungen vertreten kann; sondern es liegt dieser Anschauung ein fundamentaler Irrtum zugrunde. Ein Oberhaus, gleichviel wie es zusammengesetzt ist, und selbst dann, wenn seine Mitglieder nicht nach ihrer individuellen Ueberzeugung, sondern nach Instruktionen abstimmen würden, ist ein Organ oder eine Institution des bestimmten Staatswesens, dem es angehört; es wird aus Elementen desselben gebildet, hat die Interessen der sozialen Klassen, Berufsstände, Körperschaften usw. dieses Staatswesens wahrzunehmen. Wenn man sich Elsaß-Lothringen als Staat vorstellt, so kann und muß man sich den Kaiser in Ausübung der Staatsgewalt, den Statthalter und die ihm untergeordneten Behörden, den Landesausschuß und den Staatsrat als Organe dieses Staates denken. Den Bundesrat aber kann man sich nicht als diesem Organismus eingefügt vorstellen; er reicht immer darüber hinaus und gehört einem Staatsorganismus höherer Ordnung an. Durch die Beschlüsse des Bundesrates erklärt stets die Gesamtheit der deutschen Bundesstaaten ihren Willen, ohne Unterschied, ob die Angelegenheit zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehört oder eine „innere“ Angelegenheit des Reichslandes ist. Nach der verfassungsmäßigen Stellung des Bundesrates als Figurant des Reichssouveräns, sowie nach seiner Zusammensetzung ist es ausgeschlossen, sich den Bundesrat als eine Institution des Reichslandes, also als ein Surrogat eines Oberhauses, zu denken. Die Zuständigkeit des Bundesrates erstreckt sich auf alle Angelegenheiten des Reichslandes; denn seine Zustimmung ist erforderlich zu allen landesrechtlichen Gesetzen und Rechtsverordnungen des Kaisers. Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 § 3; vom 25. Juni 1873 § 3; vom 2. Mai 1877 § 1; vom 7. Juli 1887.*) Der Bundesrat hat ferner an der Feststellung des Landesetats mitzuwirken und die Entlastung der Rechnungen zu erteilen (Gesetz vom 2. Mai 1877 § 3), hierdurch also ein Mitbestimmungs- und Beaufsichtigungsrecht hinsichtlich der gesamten Landesverwaltung.

Bei der Ausübung dieser Funktionen des Bundesrates treten nun dieselben Unzuträglichkeiten ein, welche sich hinsichtlich des Reichstages geltend gemacht haben und zum Ersatz desselben durch den Landesausschuß führten. Der Bundesrat ist nach seiner Zusammensetzung und nach dem ihm zugrunde liegenden Begriff zur Behandlung der besonderen An-

*) Eine Ausnahme macht das Gesetz vom 13. Juni 1898 § 2.

Google

gelegenheiten der einzelnen Staaten ungeeignet, und dies trifft auch auf die Landesangelegenheiten des Reichslandes zu. Wie ist es sachlich zu rechtfertigen, daß bei Regelung derselben die Regierungen aller deutschen Einzelstaaten ein Mitbestimmungsrecht haben? Welches Interesse haben Bayern und Sachsen, die thüringischen Staaten und die Hansestädte usw. daran, ob in Elsaß-Lothringen einige neue Gerichtsgebäude oder Gefängnisse gebaut, das Sparkassenwesen oder die Medizinalverwaltung geändert, die Gebühren der Steuereinnehmer neu reguliert, eine Flußkorrektion vorgenommen wird oder nicht? Für die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen aber muß diese Ausübung von Hoheitsrechten seitens der deutschen Bundesregierungen in Landesangelegenheiten Elsaß-Lothringens das Gefühl einer Bevormundung erregen, und da etwas Aehnliches in keinem anderen Teil des Reichsgebietes stattfindet, wird dies als eine Versagung der Gleichberechtigung, als eine Minderung der politischen Rechtsfähigkeit empfunden. Für die Regierung des Reichslandes ist die Notwendigkeit, die Zustimmung des Bundesrates zum Haushaltsetat und zu allen landesgesetzlichen Anordnungen herbeiführen zu müssen, eine nicht unerhebliche Erschwerung der Geschäftsführung, und die Regierung hat vielleicht ein noch lebhafteres Interesse als der Landesausschuß daran, daß in Landesangelegenheiten der Bundesrat ausgeschaltet wird.

Die Zuständigkeit des Bundesrates hat ferner eine besondere praktische Bedeutung für das Verhältnis Elsaß-Lothringens zu Preußen. Da alle Vorlagen an den Bundesrat, auch wenn sie elsaß-lothringische Landesangelegenheiten betreffen, nach der Reichsverfassung Vorlagen der preußischen Regierung sind, jedenfalls die preußischen Stimmen nicht gegen einen Vorschlag der kaiserlichen Regierung im Bundesrat abgegeben werden können, so muß jede Vorlage, welche der Kaiser, sei es in Reichsangelegenheiten, sei es in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten, im Bundesrat einbringt, von der preußischen Regierung vom Standpunkt der preußischen Staatsinteressen aus und nach den in Preußen bestehenden Einrichtungen und maßgebenden Tendenzen vorgeprüft werden. Die Instruktion der preußischen Bevollmächtigten zum Bundesrat ist ein Regierungsgeschäft Preußens, nicht des Reiches; der König von Preußen bedarf dazu des verantwortlichen Rates des preußischen Staatsministeriums; der Kaiser kann daher nicht in Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen Anträge an den Bundesrat richten, bevor ihm der Bericht des preußischen Staatsministeriums hinsichtlich der Abgabe der preußischen Stimmen im Bundesrat erstattet worden ist. Daraus ergibt sich eine Art von Vetorecht der preußischen Regierung gegen alle Vorschläge in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten, ein Recht der Einmischung in die Landesverwaltung, ein Prüfungsrecht des elsaß-lothringischen Etatsentwurfs, also der gesamten Staatswirtschaft des Reichslandes. Diese Beteiligung der preußischen Regierung an der Regierung des Reichslandes ist eine indirekte oder vielmehr latente, und es ist aus diesem Grunde erklärlich, daß sie von Politikern und Publizisten, welche die Verfassung des Reiches und Elsaß-Lothringens nicht genau kennen, nicht wahrgenommen wird; aber sie beruht nicht bloß auf theoretischer Spekulation, sondern sie macht sich in der Praxis tatsächlich sehr bemerkbar. Sie ist die notwendige Folge der Zuständigkeit des Bundesrates in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten und der Identität des Kaisers und des Königs von Preußen. Diese indirekte und latente Einwirkung des preußischen Staatsministeriums auf die elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten würde von selbst wegfallen, wenn diese Angelegenheiten der Zuständigkeit des Bundesrates entzogen werden würden. Das gleiche gilt natürlich auch von den anderen Bundesregierungen; aber abgesehen von der größeren Stimmenzahl und dem überwiegenden Einfluß Preußens besteht der Unterschied, daß die anderen Regierungen zu einem Antrage in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten erst Stellung nehmen,

Google

nachdem er im Bundesrat eingebracht worden ist; die preußische Regierung dagegen vorher, so daß er überhaupt nicht vorgelegt wird, wenn sie entscheidende Bedenken dagegen erhebt. Auch ist es aus tatsächlichen Gründen ausgeschlossen, daß irgend eine andere deutsche Staatsregierung einen so großen Einfluß auf die elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten ausüben könnte wie die preußische. Die Aufhebung der Zuständigkeit des Bundesrates in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten würde daher in gewissem Sinne eine Emanzipation des Reichslandes von Preußen sein. Daß die Regierungsrechte des Kaisers verstärkt werden, wenn ihre Ausübung nicht mehr an die Zustimmung des Bundesrates gebunden ist, und daß die Stellung des Kaiserlichen Statthalters und des Staatssekretärs unabhängiger wird, wenn die Vermittlung des Reichskanzlers mit dem Bundesrat nicht mehr erforderlich ist, bedarf kaum der Erwähnung. Würde die Zuständigkeit des Bundesrates in den Landesangelegenheiten mit Einschluß des Etats aufgehoben werden, so würde das Reichsland tatsächlich den Bundesstaaten gleichgestellt und zum Kronland des Reiches gemacht werden, wenngleich die theoretische Konstruktion seines Verhältnisses zum Reich immerhin eine andere bliebe.

Der Durchführung dieser Maßregel, welche im Reichsland gewiß sehr beifällig aufgenommen werden würde, stehen aber zwei sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen, eine reichsrechtliche und eine landesrechtliche. Jede Schmälerung der Rechte und Befugnisse des Bundesrates ist zugleich eine Verringerung der Rechte der Einzelstaaten. Die souveräne Staatsgewalt über das Reichsland steht der Gesamtheit der deutschen Staaten zu, welche ihren Anteil an der Reichsgewalt durch ihre Stimmen im Bundesrat ausüben. Mag man den politischen Wert des Mitbestimmungsrechtes in den Landesangelegenheiten Elsaß-Lothringens hoch oder gering schätzen; jedenfalls kommt in demselben zum Ausdruck, daß alle deutschen Staaten an dem Besitz der Staatsgewalt über das Reichsland beteiligt sind und daß diese Staatsgewalt einen weiterreichenden Inhalt hat als die verfassungsmäßigen Rechte des Reiches über die Bundesstaaten. Die Aufhebung des Zustimmungsrechtes des Bundesrates zu Landesgesetzen und kaiserlichen Verordnungen setzt daher einen Verzicht der Bundesstaaten auf diese Rechte voraus. Dem Begriff des Reichslandes einerseits und dem Verfassungsprinzip des Deutschen Reiches andererseits entspricht der Ausschluß der Einzelstaaten von einem Teil der dem Reich zustehenden Rechte nicht. Es ist daher sehr fraglich, ob der Bundesrat einem Reichsgesetz — denn ein solches wäre selbstverständlich erforderlich — zustimmen würde, durch welches ihm ein immerhin bedeutungsvolles Recht genommen werden würde.

Die andere Schwierigkeit besteht darin, für den Bundesrat einen geeigneten Ersatz im Reichsland selbst zu schaffen. Es könnte dies wohl nur dadurch geschehen, daß an die Stelle des Staatsrates, welcher nur begutachtende Funktionen hat, eine erste Kammer gesetzt wird. Eine solche hat aber nur dann Wert, wenn sie selbständig soziale, wirtschaftliche und politische Interessen neben oder gegenüber der aus Wahlen hervorgehenden zweiten Kammer vertritt. Eine bloße Doublierung oder Spaltung der Volksvertretung in zwei Körperschaften ist politisch nicht von Bedeutung und nur eine Erschwerung für die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte. Es erhebt sich daher die Frage, ob in Elsaß-Lothringen diejenigen Elemente, aus denen ein Oberhaus von Widerstandskraft hervorgehen kann, in genügendem Maße vorhanden sind. In Elsaß-Lothringen gibt es keine angestammte Dynastie, deren Geschichte mit der des Landes verwebt ist; die Zahl der einheimischen Familien von altem Adel, welche bei der Bevölkerung nach einer von alten Zeiten her überlieferten Tradition in besonderem Ansehen stehen, ist gering; der Großgrundbesitz ist infolge der französischen Gesetzgebung bis auf wenige Ausnahmen verschwunden. Die großen industriellen Unternehmungen, welche in Lothringen und im Oberelsaß von größter wirtschaftlicher Bedeutung sind,

Google

werden mehr und mehr in unpersönliche Aktiengesellschaften umgewandelt, deren Mitglieder außerhalb des Reichslandes wohnen oder wohnen können. Auch darf man sich nicht verhehlen, daß viele Männer von Reichtum, Bildung und Ansehen nach ihrer Familientradition, ihren verwandtschaftlichen Beziehungen und persönlichen Neigungen deutschem Wesen, deutscher Literatur, Kunst und Sprache, überhaupt deutschem Volkstum noch fernstehen und deshalb nicht geeignet sind, auf die Gesetzgebung und Verwaltung eines deutschen Staatswesens einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Trotzdem besteht natürlich die Möglichkeit, ein Oberhaus für das Reichsland zusammenzusetzen. Vertreter der größeren Städte, der Landwirtschaft, der Handelskammern und Gewerbekammern, der Kirchen, der Universität, einzelne hohe Beamte und eine Anzahl aus Allerhöchstem Vertrauen berufene Personen können zu Mitgliedern gemacht werden. Wenn man sich mit der bloßen Form des Zweikammersystems begnügen will, so kann diese leicht hergestellt werden; ein Oberhaus aber, welches Ansehen beim Volk, Widerstandskraft gegenüber dem Landesausschuß und Autorität gegenüber der Regierung hat, läßt sich durch Gesetzesparagraphen nicht schaffen. Die künstliche und verwickelte Art, in welcher gegenwärtig der Landesausschuß gebildet wird, kann auf die Dauer wohl kaum beibehalten werden; eine Reform desselben wird aber nur möglich sein in der Richtung auf ein allgemeines und direktes, vielleicht proportionelles, Wahlrecht. Mit demselben ist die Gefahr verbunden, daß die beiden im Reichsland sehr einflußreichen demagogischen Parteien, die Klerikalen und die Sozialdemokraten, im Landesausschuß die überwiegende Majorität erhalten. Um so unentbehrlicher wäre in diesem Falle ein Oberhaus, welches ein wirkliches Gegengewicht bildet, eine Opposition gegen den Landesausschuß nicht scheut und von dem unberechenbaren Ausfall von Wahlen nicht abhängig ist. Nur wenn ein solches Element dem Verfassungsorganismus Elsaß-Lothringens eingefügt wird, kann das Reichsland hinsichtlich der Autonomie und Selbstverwaltung ohne Gefahren für die Interessen des Deutschen Reiches den Bundesstaaten gleichgestellt werden. Es ist einzuräumen, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen friedliebend und gehorsam gegen die deutschen Behörden ist, daß sie sich in die neuen Verhältnisse eingelebt hat und daß sie die staatsbürgerlichen Pflichten erfüllt; aber zurzeit fehlt noch das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und nationaler Kulturgemeinschaft, überhaupt das Bewußtsein, ein Teil des deutschen Volkes zu sein. In dem Mangel nationaldeutscher Gesinnung und nationaldeutscher Kultur in weiten Kreisen der Bevölkerung liegt das wirkliche Hindernis einer Verfassungsänderung Elsaß-Lothringens. Es kann sich nicht darum handeln, den Elsässern oder den Lothringern ihre Eigenart und Stammeseigentümlichkeit zu nehmen; dieselbe ist im Gegenteil zu schonen und zu pflegen; die Sorge vor der „Verpreußung“ ist nicht nur unbegründet, sondern lächerlich und nichts als ein Mittel der Agitation. Aber erst wenn durch die Schule und Kirche, durch Handelsbeziehungen und geistigen Verkehr und namentlich durch verwandtschaftliche Familienverbindungen die nationale und kulturelle Verschmelzung der Bevölkerung des Reichslandes mit dem deutschen Volke hergestellt sein wird, wird das Verlangen, „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern“ tatsächliche Erfüllung finden können. Die Germanisierung Elsaß-Lothringens in dem erwähnten Sinne ist der richtige Weg zur Erlangung staatlicher Selbständigkeit; denn nur auf der Grundlage nationaler Gemeinschaft kann der Partikularismus der einzelnen Volksstämme sich entfalten.

Go gle

Was eine Weltreise lehrt. Von Andrew Carnegie.

Eine Reise um die Welt ist ein Genuß, der sich mit keinem andern vergleichen läßt. Derselbe Weg über die weiten Meere braucht nicht zum zweiten Male gemacht zu werden: Je weiter wir uns von Hause entfernen, desto näher kommen wir wieder unserer Heimat. Jeder Tag fort von unseren Lieben ist auch ein Schritt zu ihnen. Ich glaube kaum, daß irgend eine Reise in einem bestimmten Teil der Erde einen so sehr die Welt und die Menschen als ein Ganzes empfinden läßt. Man muß rund um den Erdball kommen, um heimzukehren mit einer freien und richtigen Schätzung des Menschen, seines Tuns, seines Fühlens und Denkens. Nirgends auf seinen Wanderfahrten durch die sogenannten heidnischen Länder wird der Reisende so viel Verworfenheit und Elend finden, wie ihn in seiner christlichen Heimat angrinst, nirgends sind die Gegensätze zwischen Reich und Arm so in die Augen springend, wie daheim.

Wenn er beobachten gelernt hat, wird er zum zweiten finden, daß im Grunde sehr wenig dazu gehört, um die Menschen glücklich zu machen, und daß der Zweck, der Wert des Lebens, um den 1. an kämpft, im allgemeinen innerhalb des Möglichkeitsbereiches der großen Masse liegt. Haben Sie schon einmal die Lebenswerte vorgenommen und daran gedacht, wie wenig doch der Millionär mehr besitzt als der Bauer und wie oft die Vermehrung seines Reichtums nicht sein Glück, vielmehr sein Unglück ist? Was ist die Auslese des Besten, was wir in der Welt essen können? Einfaches Ochsenfleisch, gewöhnliches Gemüse, und die beste von allen Früchten: der Apfel; der echte Nektarsprudel frei für alle aus der Quelle; alles, was unser Menschengeschlecht darüber hinaus ißt und trinkt, ist minderwertig, wenn nicht geradezu schädlich im Vergleich damit. Die Kleidung, die der Mann, oder vielmehr die Frau, trägt, wird durch Aufputz immer unbequemer und teurer, und doch ist kein Schmuck so wunderbar wie eine einfache Blume im Haar, die sich jedes Dorfmädchen anstecken kann, wenn sie sie nur pflückt. Aus allem andern, womit sich die Frauen noch überladen, quillt nur Unbehagen und Unglück. Soviel über Wohlbefinden und Glück, was Essen, Trinken und Kleidung anlangt.

Wenn wir weiter fragen nach den höheren Genüssen und Annehmlichkeiten des Lebens, so haben wir vor allem die Musik. Aber wo gibt es eine, die an Zauberkraft sich vergleichen könnte mit dem Rauschen der Wogen, die sich an den Felsen brechen, das mächtiger in unserer Seele widerklingt als Orgelton? Oder gibt es eine zartere, feinere Musik als das Murmeln des Bächleins, dessen melancholische Töne jeden Augenblick und ohne Aufhören die Sinne dessen umschmeicheln, der Sinn und Gemüt besitzt, ihnen zu lauschen, während in den Lüften die Lerche trillert und der Zephir unter den Bäumen seine himmlische Begleitung spielt? —

Wir geben Vermögen aus für Gemäldegalerien, aber was sind die winzigen gemalten Kopien im Vergleiche mit den großen Originalen: den Bergen und Schluchten, den Strömen und Wasserfällen, den fruchtbaren Feldern, den saftigen Wiesen und der silbernen See? Das sind die kostbarsten Stücke der Welt-Gemäldegalerie. Das gemeinsame Eigentum aller Menschen, auch des niedrigsten, wenn er nur Augen hat, zu sehen, und die so frei ist wie die Luft, die wir atmen. Wir legen Treibhäuser an und geben Tausende aus für Orchideen, aber welches Lächeln der Natur kann sich vergleichen

Google

mit dem der Rose oder Nelke, der Marguerite, der Glockenblume oder dem Vergißmeinnicht, das für alle Erdenkinder blüht, das auf dem Fensterbrett des Arbeiters wächst und ihn grüßt, wenn er in seine Hütte tritt. Wir sehen den Reichen in seinem Wagen über das Land fahren, aber noch glücklicher ist, der an den Heckenzäunen dahinschlendert. Die Dame, die ihre Blumen züchtet im überhitzten Treibhaus, weiß nichts von dem freudigen Entzücken ihrer glücklicheren Schwester, die ihre Lieblinge in den Bergtälern findet.

Meine Freunde, denken Sie einmal über diese Wahrheit nach: Je mehr wir in der Natur leben, desto mehr schöpfen wir aus ihr, desto näher drückt sie uns an ihren Busen, desto süßer ist ihr Kuß. Wenn man sie vernachlässigt um minderwertiger Surrogate willen, dann sind Enttäuschungen und Lebensunlust nur die gerechte Strafe. Die Mehrzahl der Menschen könnte überall auf dem Erdenrund glücklich sein, weil ihre Genüsse in so weitem Umfange aus Quellen fließen, die für alle offen daliegen. Man braucht die Reichen nicht zu beneiden, denn „wahres Glück läßt sich nicht um Geld kaufen". Verbrauchen wir es zu unserem eigenen Vergnügen, so schädigt es uns selbst, protzen wir damit, so verursachen wir nur Kummer und Aerger; häufen wir es auf, so engt es die Seele ein. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß man Reichtum nicht zu egoistischen Zwecken verbrauchen kann, ohne dafür büßen zu müssen. Es gibt nur eine Quelle wahren Segens des Reichtums, und diese ist, wenn wir ihn ausgeben, um unsere Brüder emporzuheben, um sie an unseren Fortschritten Anteil nehmen zu lassen. Die Natur ist im Grunde genommen wunderbar kommunistisch veranlagt. Gott segne sie dafür! Sie sieht darauf, daß alles hübsch gleich geteilt wird und läßt die Menschen zusammenscharren, soviel sie mögen.

Ein anderer Gewinn aus einer Reise um die Welt ist nach meiner Ansicht die Durchdringung mit dem Gefühl, „alle Menschen seien Brüder", von der Einheit der Rasse, das durch Weltreisen die herrlichste Bestätigung erhält. Denn in allen Ländern gilt dasselbe als Tugend, herrschen die gleichen Laster, sind alle Menschen in ihren Prüfungen, Freuden und Leiden die gleichen, mögen sie in Benares oder Kioto oder London oder New York leben. Unter den Japanern, Chinesen, Singalesen, Indiern, Aegyptern, allüberall traf ich gute Menschen, Menschen mit reiner Lebensführung, hohem Sinn und großen Taten. Wie können wir deshalb uns noch länger abseits halten und im Glauben leben, unser Land und unser Volk sei ein von Gott auserwähltes? Nein, wirklich nicht! Wir sehen jetzt klarer denn je, daß alle Kinder dieser Erde unter derselben göttlichen Ordnung leben, daß für alle und jeden das Gesetz gilt, daß sich zu allen Zeiten das Höhere aus dem Niederen entwickelt, das Gute aus dem Bösen, und daß sich langsam, aber sicher, die Schlacke vom reinen Golde lostrennt, das alles Schädliche zersetzt und nur bestehen läßt, was den Menschen eine Wohltat ist. Früher dachten wir, daß wir Gegenstand einer besonderen Fürsorge seien, jetzt wissen wir, daß jedes Volk in seiner Zeit und Umgebung, wo es sich auch befindet, die gleichen Anlagen hat, die es — von den äußeren Umständen unterstützt oder gehemmt — leicht oder mühevoll zu werten sucht. Ebenso wie der einzelne, gleich, weß' Stammes er sei, einen bestimmten Zweck im Leben zu erfüllen hat, daß „jeder Grashalm seinen eigenen Tropfen Tau hat und eigene Frucht bringt nach seiner Art".

Google

Sogar der Hindu in Indien, der Malaye auf dem Archipel — und diese scheinen unter den schlechtesten Bedingungen zu leben — jeder von ihnen glaubt täglich und stündlich Ursache zu haben, sein gütiges Geschick zu segnen und aufrichtig und aus tiefstem Herzen der gütigen Vorsehung zu danken, daß sie ihn sein Leben an diesem lieben Orte führen ließ und nicht in dem feuchten nebligen England oder in dem Eis und Schnee von Amerika. Auch Vaterlandsliebe ist keine speziell westliche Tugend. Einerlei, wer oder wie es ist, der Orientale besingt sein Heimatland und sein Volk und glaubt, daß es bei den Göttern in besonderer Gunst stehe. Nationen sind wie Individuen: Keine ist ganz gut und keine ist ganz schlecht. In allen Landen ist eine unsichtbare Macht am Werk, das Höhere aus dem Niederen zu entwickeln und alles unaufhörlich zu veredeln, so daß der Reisende in jedem Lande nicht nur viel zu loben und zu bewundern findet — er sieht sich auch mit jedem Tage toleranter und liberaler werden.

Der beispiellose Erfolg, der von den westlichen Nationen in den vergangenen Generationen ausgegangen ist, und von der gegenwärtigen noch immer ausgeht, mit dem wir immer prahlen, ist für die ganze Welt bestimmt. Wo immer wir auch gewesen sind, immer begegnet uns dasselbe. Ueberall gibt es Fortschritt, nicht nur materiellen, sondern auch intellektuellen, und mit Riesenschritten geht es vorwärts. Unsere alten Mitbürger wollen immer einen Vergleich ziehen zwischen den Tagen ihrer Jugend und dem Fortschritt, den unsere heutige Jugend gemacht hat. Es ist manches anders geworden, wie es ehedem war. Aber ich sah kein Volk, das rückwärts gegangen wäre, Aegypten etwa ausgenommen, das sich jetzt in einem Uebergangsstadium befindet und zuletzt doch beweisen wird, daß es keine Ausnahme von dieser Regel gibt. Die ganze Welt befindet sich in ununterbrochener Bewegung und bewegt sich immer in der Richtung nach vorwärts und aufwärts; die Gegenwart ist besser als das, was gewesen, und die Zukunft wird besser sein als das Heute. Das Gesetz der Entwicklung, des Höheren aus dem Niederen, kommt durch eine Reise um die Welt nicht ins Wanken, und wir wissen, was in der ganzen Welt vorgeht, von New York rund um den Erdball bis wieder zurück nach New York, das erfüllt mich heute morgen, wo ich diese Betrachtung mache, mit Freude.

Deshalb also, meine Freunde, gehen Sie alle, die Sie so gestellt sind, sich diesen Vorzug gestatten zu können, gehen Sie in die Ferne! Gehen Sie und sehen Sie selbst, wie sehr wir durch Vorurteile gebunden sind, wie unsicher und voller Widersprüche viele unserer Urteile sind, und wie sehr alles ausgeglichen ist. Keine Nation hat das Beste von allem, keine ist ganz bar irgend welcher Vorzüge, und kein Volk oder Stand oder Nation ist so unglücklich, daß es mit irgend einem anderen tauschen wollte. Auch werden Sie sehen, daß es in jedem Volke und jeder Gesellschaft eine große Zahl durch hervorragende Charakterzüge ausgezeichneter Persönlichkeiten gibt, die den Besten unter uns an die Seite gestellt werden können. Daß es überall Männer gibt, die tieferstehenden und gewöhnlicheren Naturen als nachahmungswürdige Muster hingestellt werden können.

Arbeite jeder an sich, anstatt in übermütigem Chauvinismus sich in seinem eigenen Glanz zu sonnen — —.

Google

Frühling.

Die Sonne wohnt nun wieder auf dem Domplatz,
und Kinder spielen um den alten Brunnen; . .
ein Taubenvolk glänzt kupfern vor den Stufen,
und schwer wie Schwämme, die ganz vollgesogen
mit Licht sind, schweben Wolken. Es ist Frühling.

An einem offnen Fenster auf dem Domplatz
sitzt alle Tage nun ein blasses Fräulein . .
Sie sieht nicht Wolken, nicht die schönen Tauben, —
die muß für Frau'n, die wenig von ihr wissen,
den ganzen Tag lang bis tief in die Nacht
Kostüme dichten, seidne Hüte putzen,
und kalt und streng sind immer ihre Züge, —
nur manches mal, wenn unter ihrem Herzen
ihr Kind, das keimende ganz leise pocht,
als tastete nach Licht das dumpfe Seelchen, —
dann glüh'n die bitteren Lippen. Es ist Frühling.

Der Kranke.

Ich liege still im stillen Haus,
ich bin vergraben im Winterwald,
vor meinem Fenster im Nebelbaum
grüßt ein Rabe jeden Morgen . .

Dies ist nicht mein einziger Freund, —
es wird manchmal dunkel am Tage,
dann kommen die lieben Schneefinken
vom Berg heruntergeflattert . .

Das sind die grauen Vögel,
die den Sturm verkünden, —
sie flüchten sich an mein Fenster,
wenn oben der Tod sie bedroht . .

Es dämmert, nun kommt meine Schwester,
sie singt und entzündet die Lampe,
sie hat eine sanfte Stimme,
doch ich, ich fürchte sie heimlich . .

Meine Schwester hat einen Schneefinken
ans Fenster gelockt und erdrosselt,
der prangt nun auf ihrem Hute, —
noch weckt mich sein Angstruf bei Nacht.

Oft setzt sich am Abend ein Fremder
zu mir und behorcht meine Brust,
meine Schwester umflüstert ihn leise,
er zuckt mit den Schultern und schweigt.

Die Nächte sind manchmal so schaurig,
es gehen die Türen von selber,
dann tritt mit tiefer Verbeugung
ein weißes Fräulein ins Zimmer.

Sie scheint mir zu lächeln von ferne,
doch wenn sie näher schleicht,
dann sieht sie ganz wie die Toten aus,
ihre Augen sind ohne Blick . .

Mein Atem wird immer kürzer,
wenn die weiße Hand nach mir tastet. —
Ich sehne mich nach der Frühe,
nach dem schönen lebendigen Raben . . .

Hans Carossa.

Google

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Die Zeiten, da der mit einem sicheren Gefühl für Kunst und Qualität begabte Kritiker in den Berliner Ausstellungen Entdeckungen über Entdeckungen machen konnte, sind vorüber. Wo gibt es Talente und anständige Mittelmäßigkeiten, die noch nicht gewürdigt wären? Die betriebsamen Nachläufer der Meinungen schaffenden Kritik haben dem nichtsahnenden Publikum sogar eine Anzahl von offenbaren Impotenzen so lebhaft empfehlen können, daß deren Namen kaum weniger gut bekannt sind als die der wirklichen Meister. Auf diese Weise ist schließlich wieder einmal eine recht bedenkliche Verwirrung der Begriffe herbeigeführt worden, und wenn es der ernsthaften Kritik im Augenblick vielleicht an Gelegenheit fehlt, neue, in eigenem Licht erstrahlende Gestirne am Kunsthimmel zu entdecken, so kann sie diese Pause aufs nützlichste damit ausfüllen, daß sie sich bemüht, von neuem die Verhältnisse richtigzustellen, aus denen sich die Bewertung künstlerischer Leistung verständigerweise ergeben sollte.

Man braucht zu diesem Zwecke gar nicht einmal den so oft mit Verachtung genannten „Geschmack des Publikums“ als Faktor auszuschalten. Das wirklich kunstfreundliche Publikum hat sogar einen ganz vortrefflichen Geschmack; und wer sich das Vergnügen macht, diesen Geschmack in Bewegung zu halten, ihn mit genügender Vorsicht in Berührung mit den Erscheinungen der neuesten Kunst zu bringen, muß bemerken, daß auf dessen Boden die gesundesten Urteile wachsen. Wie viele Enttäuschungen wären der modernen Kritik erspart geblieben, hätte sie sich zuweilen auf die Seite des Publikums, auf die der Kunstkonsumenten gestellt! Denn, wenn diese auch gegen jede ihnen nicht geläufige künstlerische Ausdrucksweise anfänglich revolutionieren, so verfügen sie doch meist über einen untrüglichen Instinkt für das innerlich Wahre und für gesunde Empfindung. Ein Blagueur wird nie ihre Neigung gewinnen. Haben sie sich erst einmal durch die ungewohnte Technik eines Künstlers hindurchgesehen und hinter jener einen warm und natürlich fühlenden Menschen entdeckt, so ist ihre Anerkennung für diesen auch nicht so leicht zu erschüttern, wie die mancher Kritiker, für die ein Künstler häufig nur so lange bewunderungswürdig ist, als er als kühner Neuerer gilt. Das Publikum wird Liebermann, die Impressionisten und van Gogh noch hochhalten, wenn diese Meister für die Kritik längst erledigt sind; aber es wird niemals etwas übrig haben für die gezierte Art der Maurice Denis, Fernand Khnopff, Klimt u. a.

Allerdings: der Sinn des Publikums für das Gesunde und Natürliche läßt es auch einmal einen Künstler schätzen und lieben, der im Vertrauen auf die konservative Gesinnung der Kunstfreunde sich aus Bequemlichkeit die Mühe des Höherklimmens schenkt. Ein solcher Künstler ist der als Pariser gestorbene Norweger Fritz Thaulow gewesen, von dem Ed. Schultes Kunstsalon eine Nachlaßausstellung bringt. Er begann mit Bildern aus seiner Heimat, in denen er deren Natur, wie er sie vor den Toren Christianias fand, unendlich schlicht und fein geschildert hat. Seine Winterlandschaften mit dem Schnee auf den kleinen roten Holzhäusern und auf halbgefrorenem Wasser im klaren Schein der Wintersonne oder am Abend, mit denen er sich den Parisern vorstellte, gefielen diesen ebenso sehr wie die Person des Künstlers, die eine Atmosphäre frischen, gesunden Germanentums mit sich trug. Blanche und Roll haben damals die sympathische Erscheinung des blondbärtigen, blauäugigen Nordländers in Bildnissen verewigt. Und der so gut aufgenommene Thaulow blieb in Paris, entschlossen, dort die höchsten Staffeln des Künstlerruhms zu erreichen. Anfangs ging auch alles ganz gut. Der Maler profitierte von den Erfahrungen und der Arbeitsweise seiner Pariser Kollegen,

Google

und anstatt des nordischen Winters malte er den Sommer in der Bretagne. Es gibt eine stattliche Zahl ausgezeichneter Bilder von ihm aus dieser Zeit. Die schönsten davon sind vielleicht die, in denen er Mondscheinnächte in den Straßen und auf den Plätzen kleiner Städte schildert. Technisch höchst interessante Stücke, in denen das herausgeriebene Korn der Leinwand den dunklen Farben einen wunderbaren Schimmer und Duft und eine erstaunliche Lebendigkeit verleiht. Der Erfolg dieser gefühlvollen und doch eminent künstlerischen Leistungen war Thaulows Unglück. Der Kunsthandel wurde auf ihn aufmerksam. Jedes seiner Bilder fand einen Abnehmer. Anstatt nun diese Gelegenheit zur Steigerung seiner Fähigkeiten zu benutzen, stellte sich der Maler allzu schnell in den Dienst der günstigen Konjunktur und entwickelte eine unheimliche Produktivität. Ein paar Jahre lang hielt sein Talent aus. Dann wurde es durch Routine abgelöst, und damit diese nicht allzu offenbar wurde, ging der Künstler auf Reisen. Er sah Italien und Spanien und ist auch wieder in Norwegen gewesen. Im Grunde aber hat er auch in den Ländern des Südens nichts anderes gemalt als in der Bretagne: alte Brücken und Straßen und spiegelndes Wasser, sonnige Tage und schimmernde Nächte. Eine Studie, in der er einmal etwas anderes versucht hat — sie zeigt eine Wand aus der Kathedrale von Bourgos —, hielt er sorglich in seinem Atelier zurück. Sie ist nun hier und verrät, daß er im Laufe der Jahre wirklich verlernt hatte, der Erscheinungswelt besondere Feinheiten abzusehen. Man hat dieses Herabsinken Thaulows zu einem geschickten Bilderfabrikanten schon seit vielen Jahren beobachten können; aber es ist niemals deutlicher zutage getreten als in dieser Nachlaßausstellung, die wenig mehr ist als eine Motivensammlung, aus welcher der Maler das inhaltliche Material für seine Bilder schöpfte. Und diese hatten durch die Art der Ausführung immerhin noch Vorzüge, die diesen flüchtig abgeschlossenen Studien meist fehlen.

Aeußerliche Geschicklichkeit ist auch das Kennzeichen der Kunst des Fürsten Troubetzkoy, mit dessen Arbeiten Schulte ebenfalls einen ganzen großen Saal gefüllt hat. Aber dieser Russe mit den internationalen Allüren hat sich zu halten gewußt, hat sein Talent nicht durch übermäßiges Produzieren ruiniert. Er gilt als ein Impressionist der Plastik, weil seine Arbeiten den Eindruck des flüchtig Entstandenen, des oberflächlich Fertigen machen. Man tut Troubetzkoy hierin jedoch wohl einiges Unrecht. Sein Impressionismus ist gar kein solcher; denn er hat nichts zu tun mit der Absicht der wirklichen Impressionisten, die Natur unter der Wirkung des bewegten Lichtes zu fassen und darzustellen. Der russische Bildhauer besitzt zwar ein sehr zuverlässiges Formengefühl, aber seine Psychologie reicht nicht sehr weit, und nun sucht er diesen Mangel, wie manche Porträtmaler auch, wettzumachen durch Bravour des Vortrags. Indem er die Meinung erweckt, daß seine Schöpfungen Kinder des Augenblicks seien, weicht er dem Vorwurf der mangelnden Tiefe aus. Seine geistreiche Mache tritt in der Regel da ausgleichend ein, wo er dem Geiste seines Objektes nicht gerecht werden kann. Sobald Troubetzkoy ein Modell vor sich hat, dessen Eigenschaften seiner natürlichen Begabung, das Individuelle in Haltung und Bewegung einer Person ganz stark zu empfinden, entgegenkommen, ohne Ansprüche an geistiges Erfassen zu stellen, verzichtet er auch meist auf die flotte Skizze und gibt solide Form. Glänzende Beispiele für diese Behauptung sind in Schultes Ausstellung die wahrhaft magistralen Statuetten des typischen vornehmen jungen Engländers Morell und des rassigen, aristokratischen Italieners Savarese. Wie auffällig gut sind in solchem Falle die Köpfe behandelt und durchgeführt! Aber der fürstliche Bildhauer hat sich auch an Darstellungen von Rodin, Anatole France, Tolstoi und Minister Witte gewagt; und da er die geistige Bedeutsamkeit dieser Leute nicht geben kann, bleibt er vorsichtig in der Skizze und bei der nichtssagenden Statuette und sucht das Charakteristische der Persönlichkeiten allein durch irgendwelche Haltung

Google

und Gebärde auszudrücken. Daß er damit gerade in diesen Fällen nicht befriedigt, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber wie gelingen ihm wieder Frauen! Mit seinem feinen Instinkt für Vornehmheit, Anmut und Eleganz wird er ihnen fast immer vollkommen gerecht. Und Hunde und Pferde finden in ihm einen Darsteller von größter Intimität. Während Troubetzkoy in Plastiken größeren Umfangs sonst fatal an gewisse moderne Italiener erinnerte — ein älteres Werk „Kind mit Hund" bezeugt das hier —, überrascht er in dieser Ausstellung mit einer Arbeit, die trotz genrehafter Auffassung etwas Großes und Ruhiges in der Form hat. Es ist das lebensgroße Porträt oder Denkmal eines Herrn Bruyère, eines bärtigen Mannes in mittleren Jahren, der breitbeinig bequem in einem Sessel sitzt, den rechten Arm um dessen Rücklehne geschlungen, die linke Hand auf dem Knie. Den Kopf hat der Dargestellte ein wenig zurückgeworfen, als ob er auf jemand hört. In diesem Werk ist äußerlich gar nichts Skizzenhaftes, aber viel Momentanes, viel Leben und dabei eine geradezu glänzende Behandlung der Form. Große Flächen, die bei einem modernen Kostüm ja selbstverständlich sind; aber alles lebhaft. Dieser sitzende Bruyère bedeutet für Troubetzkoy einen starken Fortschritt. Und auch die lebensgroße Büste Bernard Shaws dürfte als solcher anzusprechen sein. Das Kleinliche, Spitzige, Boshafte dieses Geistes lag der Begabung des russischen Künstlers anscheinend ausgezeichnet.

Das Künstlerhaus tischt seinen Besuchern eine großmächtige Kollektion von Bildern Charles Cottets auf. Wenn man sehr viele Werke dieses französischen Malers beisammen sieht, bemerkt man wohl, daß er nicht einer von den Ersten ist; aber man hat doch den Eindruck einer Persönlichkeit. Es ist sehr schade, daß Cottet neuerdings die Neigung zeigt, diese hintenanzusetzen, um auf der Höhe der Modernität zu bleiben. Er war nie mehr an seinem Platze, als da er sich auf Quessant bei den Fischern niedergelassen hatte und deren Leben beobachtete und darstellte. Der robuste Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht und dem roten Bart schien einer von den ihren, und so hat er wohl Dinge zu sehen bekommen, zu denen andere, städtischere Maler gar nicht gelangten. Auch seine schwärzlichen Farben, die alle bäuerische Buntheit geben konnten, ohne zu schreien, paßten vortrefflich zu den Vorwürfen, die ihm das halb eintönige, halb traurige Dasein dieser Menschen für seine Bilder bot. Bei diesen Fischern hat die Gefahr des Berufes die Liebe zur Scholle gesteigert, Familiensinn, Frömmigkeit, uralte Gebräuche und Trachten und Einfachheit erhalten. Da gibt es Wallfahrten, an die sich ein reichliches Tafeln im Grünen anschließt, Prozessionen, wo über grünen und blauen Spenzern und violetten, blauen und braunen Schürzen die großen weißen bretonischen Hauben der Weiber im Sonnenschein mit den Kirchenbannern um die Wette leuchten. Da werden am Strande in der Johannisnacht Feuer angezündet, in die mit großen Augen die Kinder starren, während die Erwachsenen hinter den Felsen und Steinen am Ufer hocken und sich der Feuer freuen, die von der anderen Seite der Meeresbucht herübergrüßen. Da gibt es Leichenfeiern an offenen, lichterumstandenen Särgen mit altertümlichem Gepränge. All das hat Cottet gemalt und den Sinn dieses sich in so unveränderlichen Formen abspielenden Daseins in einem einstweilen immer noch die Höhe seines Schaffens repräsentierenden Triptychon verherrlicht, dem er, fast ohne von der Wirklichkeit abzuweichen, einen in Wahrheit sakralen Charakter zu geben gewußt. Dieser „Repas d'adieu" mit den beiden Flügelbildern „Ceux qui sont partis" und „Celles qui restent" ist hier leider nur in einer kleinen unbedeutenden Wiederholung zu sehen. Besser wird diese glückliche Periode des Malers verkörpert durch „Die Witwe", die, verhärmt, in schwarzen Kleidern vor einem lichtblauen Meer steht, durch die „Trauer" zweier sich schmerzlich umschlungen haltenden Frauen und ein in der Lichtwirkung sehr feines „Johannisfeuer". Man könnte alle diese Sachen naturalistisch nennen, wenn die Farben wahrer, heller

Google

wären. Aber Cottet ist nun einmal kein Kolorist. Er weiß mit der reinen Farbe nichts anzufangen. Das hat er schon in jüngeren Jahren bewiesen. Damals wollte er sonnig und farbig sein und kam nie über eine orangerote Abendsonne heraus, die auf braunrote Segel schien, ferne Berge vergoldete oder ihren Glanz über das auf Hügeln gebaute Segovia schüttete. Im vergangenen Jahre ist er nun noch einmal darangegangen, seine Palette aufzulichten. Er hat, den Spuren Turners folgend, Venedig aufgesucht und sich bemüht, den Rausch von Licht und Farbe zu schildern, der über der alten Lagunenstadt noch immer liegt. Was daraus werden wird, läßt sich nicht sagen. Die hier ausgestellten Versuche geben eine Synthese aus den Bildern Turners, Monets und Signacs. Man denkt vor ihnen überhaupt nicht an Cottet und wendet sich gern wieder zu einer so vortrefflichen Leistung, wie sie der Maler in dem auf hohen Felsen liegenden Städtchen „Pont-en-Royans" zu zeigen hat. Die schmutzige, graublaugrüne Farbe, die dort die Leinwand deckt, ist in der Natur ganz gewiß nicht vorhanden; aber sie ist persönlicher empfunden als die in Cottets Venedig und darum am Ende doch wahrer.

Wenn man Cottet auch nicht zu den bedeutenden und feinen Künstlern zählen mag — was für ein Prachtkerl ist er doch gegen einen Bernhard Plockhorst, der, trotz seiner künstlerischen Impotenz, in Berlin eine Rolle zu spielen vermocht hat, weil seine unsäglich faden, die abgegriffenen Typen des italienischen Andachtsbildes noch versüßlichenden biblischen Gemälde „oben" gefielen! Wie die Nachlaßausstellung dieses rastlosen Kirchenbilder-Fabrikanten bezeugt, brachte er von Hause aus die Bestimmung für den Oeldruck mit. Alles, was Charakter oder Rasse heißt, war ihm fremd. Auch in der Farbe. Er hatte in Weimar den Vorzug, Liszt malen zu dürfen — die Langeweile gähnt aus diesem Bildnis. Er wurde beauftragt, Wilhelm I. und die gealterte Kaiserin Augusta zu porträtieren und hat nichts erreicht als eine verwaschene Aehnlichkeit. Aber gerade Maler von dieser Minusbegabung haben in Deutschland um eine gewisse Zeit ihr Glück machen können. Obgleich Plockhorsts fürchterlicher „Schutzengel" — wer hätte ihn nicht gesehen! — noch immer herumspukt, ist in Zukunft hoffentlich doch die Möglichkeit ausgeschlossen, daß „Künstler" dieser Art jemals wieder ernst genommen werden.

Die im Künstlerhaus gezeigten Reste des Nachlasses von Otto von Faber du Faure geben garkeinen Begriff von diesem starken Talent; aber doch sind hier ein paar Stücke des interessanten Münchener Koloristen, die erkennen lassen, daß er ein naher Verwandter der Goya und Marées, der Monticelli und Brangwyn war und in seinem ganzen Wesen der Münchener Malerei zu fern stand, um in Isarathen die Förderung zu finden, die er durch seine vornehme künstlerische Gesinnung und seine Leistungen verdient hätte. Dinge, wie seine arabische „Fantasia vor Bonaparte" und „Ueberfall einer orientalischen Stadt" wird ihm kein deutscher Maler so leicht nachmachen.

Wie lange ist es her, daß Carl Gussow in der Berliner Kunst eine große Rolle gespielt hat? Knapp dreißig Jahre. Wie schnell hat man ihn, der vor wenigen Monaten in München starb, vergessen! Die jüngere Generation weiß so gut wie nichts von ihm; die ältere denkt mit einiger Beschämung daran, daß sie sich mehrere Ausstellungssommer lang für den kaltherzigen Naturalismus seines rotnasigen „Blumenfreundes", seines „Kätzchens", seines „Willkommens", der unwilligen „Venuswäscherin" und seiner zahlreichen Porträts bei allem Widerspruch recht lebhaft interessiert hat. Wenn Gussow auch kein großer Künstler war, so hat er sich doch ein starkes Verdienst dadurch erworben, daß er in einer auf die Kunst der Vergangenheit zurückblickenden Periode ebenso nachdrücklich wie auffällig auf das Recht der banalsten Wirklichkeit, beachtet und dargestellt zu werden, hingewiesen hat. Freilich: nur in dem für brutale Deutlichkeit immer empfänglichen Berlin konnte ein so phantasieloser und von den Göttern des guten Geschmacks verlassener Maler wie er hochkommen. Eigent-

Google

lich war Gussow gar kein Maler, denn er dachte nicht in Farben, sondern ahmte sie nur nach, wie er sie an natürlichen Dingen wahrnahm. Er war ausschließlich Zeichner, dessen höchster Ehrgeiz darin bestand, ein Objekt bis in die letzten Einzelheiten ganz genau wiederzugeben. Er zeichnete nicht mit der Empfindung, sondern mit dem Verstande. Diese verstandesmäßige Behandlung aller künstlerischen Angelegenheiten, sein Grübeln über die Probleme, die dem Maler aus seinem Handwerk an sich entgegentreten, befähigten ihn jedoch außerordentlich dazu, andere methodisch in die Geheimnisse des Malerhandwerks einzuführen. Er war der geborene Lehrer, und als solcher ist er für die Berliner Kunst recht wichtig geworden. Es war daher eine glückliche Idee des Kunstsalons Mathilde Rabl, der von der Berliner Akademie beabsichtigten Gussow-Ausstellung — der Künstler war deren Mitglied — mit einer Ausstellung zuvorzukommen, in der „Gussow und seine Schüler" das Wort führen.

Man lernt bei dieser Gelegenheit Gussow in seinen Anfängen kennen. Das im Besitze der Stadt Weimar befindliche Bild einer gretchenhaften „Kirchgängerin" zeigt, daß dieser überzeugte Naturalist es zunächst mit dem zahmen und gefälligen Kostümstück versuchte. Ein aus dem Besitz der Weimarischen Kunstschule stammendes „Atelierstilleben" — ein mit einem schwarzen Schleier halb verhüllter kleiner Gipsabguß der mediceischen Venus, ein Gipslöwe, ein Eisenhandschuh und dunkle Folianten mit gelben und roten alten Damaststoffen auf graugrünschwarzem Hintergrunde — läßt an Beeinflussung von Munkaczy denken. Von seinem Berliner Wirken gibt Gussows Bildnis des Bildhauers Schaper einen recht vorteilhaften Begriff. Das eigentlich Interessante in dieser Ausstellung aber sind die Schüler, von denen mindestens einer — Max Klinger — zu den Großen der Gegenwart gezählt wird, und einige andere, wie Hans Herrmann, Emil Döpler d. J. und Hermann Prell, auch außerhalb Berlins mehr oder minder vorteilhaft bekannt sind. Aber über diese Künstler braucht man nicht mehr zu sprechen. Doch soll nicht geleugnet werden, daß man sich freut, nach so vielen gedankentiefen Bildern Klingers hier wieder einmal eine Schöpfung von ihm zu sehen, die mit den Sinnen empfangen ist und auf die Sinne wirkt. Es handelt sich allerdings um ein Werk des jungen Klinger von 1880, einen kleinen weiblichen Akt, der auf einem Divan von undefinierbarer Farbe sitzt und sich zur Seite auf ein scharlachrotes Kissen lehnt. Wundervoll in der Zeichnung und in der Empfindung von Fleisch, und gemalt, als hätte ein Kolorist ersten Ranges den Pinsel geführt. Aber da sind noch ein paar andere Maler, die außerhalb Berlins, ja vielleicht sogar hier, gänzlich unbekannt oder völlig vergessen sind. Den prächtigen Interieurmaler E. Müller-Zschoppach, der als Zeichenlehrer geendigt, hat man bereits für die Jahrhundert-Ausstellung ausgegraben. Sein „Grüner Ofen" hier rechtfertigt diese Tat wiederum aufs beste. Aber der verstorbene Weimaraner C. Ziermann wäre solcher Ehre ebenfalls würdig gewesen. Vielleicht stand seine Eigenschaft als Genremaler dieser entgegen. Gewiß, der Inhalt seiner Bilder — „Holzhauer" im Walde, die eine Prise nehmen, das spielende kleine Mädchen „im tiefen Versteck" der Botaniker, der sich vergeblich bemüht, aus einem sumpfigen Weiher ein Schilfgewächs mit seinem Stock zu erangeln — ist von schändlicher Trivialität; jedoch das hat Ziermann nicht gehindert, vortreffliche Malerei zu bieten. Was für ein köstliches, wahres, feines Grün auf dem Botanikerbilde, und wie lecker sitzt der gelbweiße Rock des seinem „gefährlichen Berufe" hingegebenen alten Herrn in dieser reichen Farbe. Und dann Rudolf Dammeier! Er fällt auch heut noch zuweilen mit seinen Interieurs aus der Meraner Gegend, mit Stilleben und Bildnissen auf; aber was für ein hervorragender Maler war er, als er diese Studie einer großen, dunklen, ernsthaft blickenden alten Frau im grauen Kleid mit dem fahlblauen Tuch darüber, auf dem Kopf eine weiße Haube, malte! So etwas ist auch von Leibls Schülern kaum besser gemacht worden. Indessen so anspruchslos gute Malerei

Google

hat in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Berlin ebensowenig ein Publikum gehabt wie in München. Ganz ausgezeichnet ist auch eine Gartentreppe aus Hall, die Dammeier 1879 gemalt. Eng an Gussow haben sich im weiteren Verlaufe ihrer Tätigkeit E. Henseler und A. Schlabitz angeschlossen. Beide begannen unter seinen Augen sich vortrefflich zu entwickeln, wofür hier Beispiele sind, beide endigen, wie er, in Unbedeutendheit. Aber das ist gewiß nicht Gussows Schuld. Er war ein Lehrer, der die Individualität seiner Schüler respektierte. Sie brauchten sie nur entwickeln und pflegen. Sie konnten, wenn ihr Talent groß genug war, so hoch steigen wie Klinger; konnten jedoch, wenn sie sich nicht selbst in Zucht nahmen, da anlangen, wo Kubierschky und Müller-Breslau mit allen ihren guten Gaben im Laufe der Jahre gelandet sind.

Der Liberalismus im Block.

Von Prof. Dr. Hugo Preuß.

Die verschiedenen Parteitage sind glücklich vorüber und selbstverständlich „glänzend" verlaufen; nun also mal Scherz beiseite; versuchen wir vom konservativ-liberalen Block und der durch ihn charakterisierten politischen Lage möglichst ernsthaft zu reden. Leicht ist's freilich nicht! Jene Paarung widerspricht so sehr allen Gesetzen natürlicher Zuchtwahl, und das ungleiche Pärchen kann zueinander von der Liebe holdem Triebe so gar nichts empfinden, daß diesem Bunde das Stigma prädestinierter Unfruchtbarkeit und unfreiwilliger Komik von vornhercin anzuhaften scheint. Und dabei vollzog sich diese Verbindung mit einer selbst für unsere Zeit verblüffenden Plötzlichkeit, als ob doch der coup de foudre d'amour hier eingeschlagen hätte. Mag man in dem vollen Triumphe agrarischer Wirtschaftspolitik eine notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit des Paarungsversuchs sehen wollen; — daß die Reichsregierung das Kampfgeschrei gegen das Zentrum fast in demselben Augenblick erhebt, da sie in ihrer preußischen Erscheinungsform durch die konfessionellen Bestimmungen des Schulgesetzes eben diesem Zentrum seine Rekrutierungsbezirke für die Zukunft gesichert hat, das bleibt ein salto mortale politischer Logik, den man nicht durch die fadenscheinigen kolonialpolitischen Vorwände verschleiern kann, wenn man noch ernst genommen sein will.

Bei alledem hat die Paarungspolitik gewisse Erfolge aufzuweisen; sie operiert eben mit dem oft bewährten Rezept: „In bunten Bildern wenig Klarheit; viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit." Wo glimmt dies Fünkchen?

So unwahrscheinlich es scheint, kann es doch wahr sein, daß selbst eine preußisch-deutsche Regierung unter Umständen des Guten zuviel an orthodoxer und agrarischer Rückwärtserei bekommen kann; auch für sie hat schließlich das saigner à blanc jeder liberalen Regung gewisse Unbequemlichkeiten, die namentlich dann zum Bewußtsein kommen mögen, wenn die Phänomene der geduldigen inneren Politik Reflexerscheinungen in der weit ungemütlicheren Sphäre des Auswärtigen zeitigen. Und die unerschütterliche Apathie, mit der das liberale Bürgertum seine völlige Zurückdrängung ertrug, bewies die Ungefährlichkeit einer bescheidenen Schwenkung nach links. Freilich liegt in eben dieser Apathie zugleich eine Schwierigkeit. Von unten geschieht bei uns in der praktischen Politik niemals etwas; auch die lebhaftesten Regungen der Volksseele werden zu politischen Ereignissen nur, wenn sich Regierungen von Oberkeits- und Amts wegen ihrer annehmen; die Reformation und die deutsche Einheit nebst unzähligen kleineren Phänomenen illustrieren diese beherrschende Grundtatsache unserer ganzen politischen Geschichte.

Wollte also die Regierung einen — natürlich ganz bescheidenen — „liberalen Aufschwung" haben, mußte sie ihn wirklich in eigene Regie nehmen. Das hat nun aber auch seinen Haken.

Google

Es sind jetzt ja gerade hundert Jahre, seit zum ersten Male eine preußische Regierung einen liberalen Aufschwung — damals allerdings größten Stils — von oben in Szene gesetzt hat. Aber was ein ganz außerordentlicher Mann wie der alte Reichsfreiherr unter dem Drange ganz außerordentlicher Verhältnisse getan, das kann man einem ganz ordentlichen Manne wie dem jetzigen Reichskanzler unter ganz normalen Verhältnissen wahrhaftig nicht zumuten. Und gut bekommen ist es dem nommé Stein ja schließlich auch nicht. Item, alle kleineren Versuche dieses Jahrhunderts, von oben einen liberalen Aufschwung gegen den agrarischen Konservatismus auf die Beine zu bringen, sind mißglückt; und ihre Urheber hatten umgehend Gelegenheit, fern von Madrid über die Methoden des politischen Selbstmords nachzudenken. So etwas tut also kein lebenslustiger und gescheiter Mann. Geht es daher jedenfalls nicht gegen die Konservativen, so bleibt nur der Versuch, wie weit die Sache mit ihnen zu machen ist. Sollen sich die Liberalen mit Regierungshilfe aufschwingen, aber nicht gegen die Konservativen, so kann es nur gegen das Zentrum sein. Freilich, das manger du pape ist bekanntlich auch schwer verdaulich; aber in unserem Klima vielleicht doch nicht so perniziös wie das Anbeißen des Junkertums. Den Fehler des Kulturkampfes, das Hinübergreifen ins religiöse Gebiet, wird man peinlichst vermeiden und sich sorglich auf rein politischem Boden halten. Hier lassen sich dann wohl auch gewisse staatliche Instinkte des konservativen Stockpreußentums mobil machen. Mobiler wird dies freilich wider den anderen Gegner, zu dessen Bekämpfung sich ihm dafür das liberale Bürgertum verbünden muß, wider die Sozialdemokratie. Zu solcher Gegenleistung ist aber das Bürgertum mit so freudiger Begeisterung bereit, daß seine Hilfe ganz den Charakter einer Gegenleistung verliert und ihm zum Selbstzweck wird. Die Fahne freiheitlicher Ideale wird unentwegt in die Höhe gehalten im Kampfe wider die Schergen römischer Geistesknechtung; aber dieser Kampf bleibt sehr abstrakt, weil man an besagte Schergen in concreto leider nicht heran kann; dafür entladet sich der Kampfesmut sehr konkret gegen die Vertreter der organisierten Arbeitermassen, die man in greifbarer Nähe hat, und mit denen man weniger in der Höhe der Ideale, als in den Niederungen der materiellen Interessen karamboliert.

Es steckt wohl etwas vom alten Kartellgedanken in der neuen Gruppierung; aber doch mit erheblichen Variationen. Vor allem fehlt der Schwerpunkt der damaligen Gestaltung, der sozusagen in sich selbst ruhende Kanzler; eine Kanzlerkrisis gehörte damals, so oft auch von ihr gesprochen wurde, nicht zu den real in Betracht kommenden politischen Eventualitäten; was man von der heutigen Lage nicht sagen kann. Und eben weil heute eine solche zentrale Autorität fehlt, mußte die Basis eine breitere sein; die sogenannte entschiedene Linke, die damals draußen war, mußte jetzt hinein. Dem entspricht eine veränderte Aufgabe der taktischen Formation; das alte Kartell sollte den gemäßigten Rückschritt sichern, das neue soll einen sehr gemäßigten Fortschritt als möglich erscheinen lassen.

Für den Liberalismus im Block ist es eine ziemlich bescheidene Situation; aber kann man bei nüchtern kritischer Betrachtung deutscher Geschichte behaupten, daß er sich aus eigener Kraft eine stolzere Stellung zu erringen vermochte?

Die großen Gegensätze der Weltanschauung kommen in dieser Gruppierung gewiß nicht zum Ausdruck. Wie danach Konservative und Zentrum innerlich zusammengehören, so auch liberale und soziale Demokratie trotz alles handgreiflichen Antagonismus. Doch man kann wohl Tagespolitik auch ohne Weltanschauung machen; man nennt's dann Realpolitik. Begreiflich, wenn Charaktere, deren politische Individualität in einer festen Weltanschauung wurzelt, darob tiefstes Mißbehagen empfinden und nicht mittun mögen. Aber sie können dann eben nur beiseite treten; nicht jedoch sich dem Block entgegenwerfen. Denn mag für die liberale Weltanschauung im Block

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

PAGE NOT
AVAILABLE

Google

war Kopie, die Kaprice eines Schwärmers. Die Kunstpflege Ludwigs I. aber steht auf einem andern Blatt. Er berief die besten seiner Zeit und stellte ihnen Aufgaben, die konform den künstlerischen Bestrebungen von damals waren. Nicht er diktierte, sondern er fügte mit seinen Plänen sich dem Kunstprogramm jener Epoche ein. Was seit dem 17. Jahrhundert an selbständigen künstlerischen Werten entstand, hat mit der Kirchen- und Fürstenkunst von früher nichts mehr zu schaffen. Es dient als Architektur und Kunstgewerbe den neuen Bedürfnissen einer neuen Zeit, ist als Plastik und Malerei ein freies Angebot der künstlerisch Schaffenden an die ästhetisch Genießenden. Ja, die Umwandlung der Anschauungen zugunsten der freien Kunst hat sich in dem Maße vollzogen, daß wir sogar in jenen Werken, die ursprünglich „höheren" Zwecken dienten, nur noch ästhetische Werte sehen. Eine Kirche ist für uns eine Raumschönheit. Ein Porträt Philipps IV. interessiert uns nur als Werk des Velasquez.

In diese Zeit, die für die Bewertung von Kunstwerken nur noch einen Maßstab, den der Qualität hat, da sie an eine höhere Mission der Kunst, gemäß ihrer ganzen Weltanschauung, nicht mehr zu glauben vermag, stellt nun der Kaiser seine Werke. Da die Kunst früher diente, meint er, sie könne es heute auch. Da eine äußerliche Aehnlichkeit zwischen den alten und den von ihm befohlenen Werken vorliegt, da die Kirchen in romanischem Stil gehalten sind, die Mosaiken und Glasgemälde auf alte Muster zurückgehen und die Gewandung der Statuen sich geschichtlich rechtfertigen läßt, gibt er dem Glauben sich hin, daß das Neue auch an Kunstgehalt, an Lebensfülle dem Alten gleichkomme, und merkt nicht, daß in jenen älteren Werken sich der ganze Geist einer Zeit in lebendigen Formen ausprägte, während es bei den neuen sich um archivalisches Rückwärtsschauen, um historische Stilübungen, um Kostümkunde handelt. Indem er als persönlicher Auftraggeber mit den Künstlern verkehrt und, wie er des öfteren in seinen Reden hervorhob, ihnen im einzelnen volle Freiheit läßt, nur das Recht der Direktive für sich beansprucht, glaubt er ganz ebenso wie die alten Mäzene zu verfahren, und es entzieht sich seiner Wahrnehmung, daß schon die Aufgaben, die er stellt, gegen den Strich der Epoche gehen. Man steht so vor dem sonderbaren Schauspiel, daß Aufträge, die früher in der Hand der besten, der führenden jedes Zeitalters waren, heute von Kräften erledigt werden, die für das Kunstleben unserer Zeit ohne jede Bedeutung sind. Ja, man kann sich einen Zusammenhang zwischen dem, was jetzt die Kunst, und dem, was der Kaiser will, überhaupt nicht denken, würde die Statuen der Siegesallee im œuvre Hildebrandts oder Klingers, die Anton von Wernerschen Themen im œuvre Liebermanns oder Trübners als schwer erklärlichen Widerspruch empfinden. Wenn Menzel der Historiograph des alten Fritz war, darf nicht übersehen werden, daß das Thema sich mit den künstlerischen Gesichtspunkten der damals herrschenden Historienmalerei deckte, und daß er, ein Menschenalter später geboren, den Umweg über das Geschichtsbild zur Kunst kaum mehr gemacht haben würde.

Google

Die Werke erfüllen ihren Zweck. Denn ein großer Teil der Bevölkerung wird für das Patriotische, für alles, was auf das angestammte Herrscherhaus bezug hat, immer zu haben sein. Und für diese vielen Millionen, deren staatserhaltende Gesinnung im Budget jedes Regierenden einen so wichtigen Faktor bildet, kommen künstlerische Bedenken nicht in Frage. Es liegt nicht viel daran, ob eine Statue gut oder schlecht ist, ob ein Ereignis der vaterländischen Geschichte in einem Bild oder einem Bilderbogen geschildert wird. Auf der Weltausstellung von St. Louis waren die deutschen Säle die künstlerisch belanglosesten von allen, und trotzdem strömten darin die Leute weit mehr als in den andern zusammen, weil die Zahl derer, die neugierig den stofflichen Inhalt von Bildern ablesen, eben überall weit größer als die der Kunstverständigen ist. Eins wäre ja schön: wenn der Kaiser diesen Unterschied zwischen Kunst und Nichtkunst allmählich erkennen würde, wenn er einsehen wollte, daß auch die wirkliche Kunst, obwohl sie mit dynastischen Nebenabsichten sich nicht mehr verquicken läßt, eine volkswirtschaftlich ungeheuer wichtige Sache ist. Doch im übrigen ist das Thema, was unser Kaiser für die Kunst tun könnte, eine müßige Doktorfrage. Es ist hübsch, daß in den letzten Jahren tüchtige Männer, wie Messel und Bruno Paul, in wichtige Stellungen berufen wurden, hübsch, daß Herr von Tschudi in seinen Bestrebungen, die Nationalgalerie zu einer Kunstsammlung zu machen, auf kein Veto stieß. Im großen hat die moderne Kunst von der Huld oder Ungunst eines Fürsten, selbst wenn es der mächtigste wäre, nichts weder zu hoffen noch zu fürchten, und darin, daß das so ist, liegt vielleicht der beste Teil ihres Wertes.

Die Mamaloi.*)

Von Hanns Heinz Ewers.

I. Der Honfoûtempel.

26. Oktober.

Ich sagte, daß ich nach Sâle-Trou reiten müsse, und ließ mein Pferd satteln. Die Alte hatte mir so ungefähr den Weg zum Tempel beschrieben, so gut wie ein Negerweib eben einen Weg beschreiben kann. Natürlich verritt ich mich und hatte das Vergnügen, im Urwald übernachten zu können; zum Glück hatte ich eine Hängematte mit. Erst am nächsten Morgen fand ich den Honfoûtempel, das heißt, eine sehr große, aber elende Strohhütte auf einer Lichtung, die gestampft und geglättet war wie ein Tanzplatz. Eine Art Pfad führte auf den Tempel zu, zu beiden Seiten sah ich in die Erde gesteckte Pflöcke, auf denen abwechselnd die Kadaver schwarzer und weißer Hühner steckten.

*) Wir glauben das Bild, das sich das deutsche Publikum von der schwarzen Rasse macht, zu vervollständigen, wenn wir gegenüber den vielen Stimmen, die sich für humanste, völlig gleiche Behandlung der schwarzen Rasse durch die weiße aussprechen, auch einmal die dunkelsten, nur sehr wenigen bekannten Stellen der Negerkultur ins rechte Licht rücken. Dieser Aufsatz bildet einen Teil einer längeren (demnächst bei Georg Müller erscheinenden) Novelle, welche ihren Stoff aus dem Menschen opfernden Vaudouxkult der Haitineger unserer Zeit nimmt. Mamaloi, kreolisch, das Patois der Haitineger, ist korrumpiert aus: Mama-Roi = Mutter-Königin; so heißt die Priesterin des Vaudouxkults. — Ueber die sozialpolitische Seite der Negerfrage wird Dr. H. H. Ewers in einer der nächsten Nummern sprechen. Die Schriftleitung.

Google

Zwischen den Pflöcken lagen ausgeblasene Truthahneier und grotesk geformte Steine und Wurzeln. Ein großer Erdbeerbaum, den die Gläubigen Loco nennen und als göttlich verehren, stand am Eingang des Tempels, rund herum hatte man, ihm zu Ehren, viele Gläser, Teller und Flaschen zu Scherben zerschlagen.

Ich trat in den Raum. Ein paar Löcher im Dach gaben genügend Licht, unter einem davon stak an einem Pfeiler eine herabgebrannte Kienfackel. Die Tempeleinrichtung war äußerst lustig. An den Wänden sah ich die Bildnisse Bismarcks aus der „Woche“ und König Eduards aus den „Illustr. London News“. Beide stammten ganz gewiß von mir, wer hätte sonst diese Blätter hier halten sollen? Wahrscheinlich hatte sie Adelaide großmütig gestiftet. Da waren weiter ein paar Heiligenbilder, gräßliche Oeldrucke, die den heiligen Sebastian, den heiligen Franziscus und die Madonna darstellten, daneben Blätter aus dem „Simplizissimus“ (auch von mir!) und der „Asiette au Beurre“. Zwischendurch hingen ein paar alte Fahnenlappen, Muschelketten und bunte Bänder aus Papierschnitzeln. Hinten, etwas erhöht, bemerkte ich einen starken Korb. Aha, dachte ich, darin steckt er also, Hougon badagri, der große Vaudourgott! Sehr vorsichtig öffnete ich den Deckel und sprang zurück, ich hatte durchaus keine Lust, mich von irgend einem giftigen Vieh beißen zu lassen. Aber ach! Eine Schlange war wohl in dem Korbe, aber es war eine harmlose Ringelnatter und sie war elend verhungert. Das ist echt Negerart, etwas als Gott anbeten, um sich dann, nach den Festen, nicht mehr darum zu bekümmern! Freilich, ein Ersatzgott ist ja im Handumdrehen im Walde zu fangen! Jedenfalls hat es Damtala, der brave Klappergott, entschieden besser, als der allmächtige Houedo sobagui, der da elend zusammengeschrumpft tot vor mir lag; jener bekommt doch Oel jeden Freitag, während dieser, der doch in diesem verrückten heidnisch-christlichen Vaudourkult Johannes der Täufer selber ist, nicht einmal ein Fröschlein oder Mäuslein erhält!

*

II. Das Opfer des ungehörnten Bockes.

22. November.

Ich muß mir Mühe geben, die Feder zu halten, der Arm zittert und die Hand will nicht gehorchen. Zwei Tage habe ich auf dem Diwan gelegen, und noch heute laufe ich im Fieber herum; alle meine Knochen sind wie zerschlagen. Adelaide liegt immer noch im Bette. Kein Wunder nach dieser Nacht! Wenn ich die Geschehnisse meinem Bruder mitteilen würde, ich glaube, der fromme Herr würde vielleicht doch einen beiliegenden Scheck zurückweisen.

Kreuzelement, wie mich der Rücken schmerzt! Jede leiseste Bewegung macht mich schreien. Ich höre Adelaide aus ihrem Bette wimmern. Vorhin war ich bei ihr, sie sprach kein Wort, sie weinte nur leise vor sich hin und küßte meine Hand. Und ich konnte gar nicht begreifen, daß dieses arme Tierchen dieselbe grausame Priesterin sei, die mit verzerrten blutgierigen Händen — —

Ich will alles ruhig erzählen. Adelaide ging schon am Morgen weg, ich stieg am Nachmittag auf meinen Falben, meine guten Brownings staken in der Satteltasche. Diesmal kannte ich den Weg zum Honfoû, bei Sonnenuntergang war ich schon dort. Schon

Google

von weitem vernahm ich durch den Wald das Gelärme aufgeregter Stimmen, dazwischen die schrillen Laute des Néclésin. Die große Lichtung war voll von schwarzen Leibern, sie hatten alle Gewänder abgelegt, nur ein paar zusammengeknüpfte rote Taschentücher um den Leib gebunden. Sie tranken aus ihren weitbäuchigen Tafiaflaschen, liefen durch den Weg, auf dessen spitze Pfähle man frische schwarze und weiße Hühner lebend aufgespießt hatte und zerschmetterten schreiend die Flaschen unter dem göttlichen Erdbeerbaume. Augenscheinlich erwartete man mich, ein paar Männer kamen auf mich zu, banden meinen Gaul an einen Baum und führten mich über den Weg, wobei sie aus irdenen Krügen die jämmerlich gackernden und flatternden Hennen auf den Pfählen mit Blut begossen, wie Blumen in Töpfen. Am Eingange des Tempels drückte mir einer eine leere Flasche in die Hand, ich zerschmetterte sie unter dem Erdbeerbaum. Wir schritten in den weiten Raum hinein, alles drängte im Augenblick nach; geschoben von nackten Körpern gelangte ich in die Nähe des Schlangenkorbes. Mächtige Kienfackeln staken an den Balken und rußten durch die offenen Dachlöcher in die Nacht hinaus. Mir gefiel dieser rote Feuerschein auf den schwarzen glänzenden Leibern; ich muß sagen, ich kam in Stimmung dadurch.

Neben dem Schlangenkorb brannte ein Feuer unter einem mächtigen Kessel, dabei hockten die Schläger auf ihren Trommeln, Houn, Hountor und Hountorgri, die den drei Aposteln Petrus, Paulus und Johannes geweiht sind. Hinter ihnen stand ein baumlanger Kerl, der die riesige Assauntortrommel rührte, die mit der Haut eines verstorbenen Papaloi überzogen ist. Immer schneller und schneller gingen die Wirbel, immer lauter dröhnten sie in dem überfüllten Raum.

Die dienenden Avalous, die Küster, drängten die Menge nach den Seiten zurück und schufen einen freien Platz in der Mitte. Trockenes Holz und Reisig warfen sie hin und stießen Fackeln hinein — im Nu brannte ein helles Feuer auf dem festgestampften Boden. Dann führten sie fünf Adepten in den Kreis, drei Weiber und zwei Männer; die hatten gerade die vierzigtägigen Weihen in dem Schmutzbade durchgemacht, die mir glücklicherweise erspart geblieben waren. Die Trommeln schwiegen und der Papaloi trat hervor.

Es war ein alter magerer Nigger, wie die andern nur mit roten, zusammengeknüpften Taschentüchern bekleidet. Dazu trug er ein blaues Band um die Stirne, unter dem die langen, ekelhaft verfilzten Haarsträhnen hervorquollen. Seine Unterpriester, die Djions, gaben ihm ein großes Büschel von Haaren, Hornstücken und Kräutern in die Hand, das er langsam in die Flammen streute. Dabei rief er die himmlischen Zwillinge, Saugo, den Blitzgott, und Bado, den Windgott an, daß sie die heilige Flamme schüren möchten. Dann gab er den zitternden Adepten den Befehl, in das Feuer zu springen. Die Djions trieben und zerrten die Zögernden in die Flammen, es sah prächtig aus, wie sie da zappelnd hin und her sprangen. Endlich durften sie heraustreten und nun führte sie der Papaloi an den dampfenden Kessel neben dem Schlangenkorbe. Opété, den göttlichen Truthahn, rief er jetzt an und Assouguié, den himmlischen Schwätzer. Ihnen zu Ehren mußten die Adepten in das kochende Wasser greifen, Fleischstücke herausreißen und den Gläubigen auf großen Kohlblättern reichen. Immer wieder tauchten die gräßlich verbrannten Hände in die siedende Brühe, bis auch der letzte sein Kohlblatt

Google

bekommen hatte. Dann erst nahm sie der magere Greis als gleichberechtigte Mitglieder in seine Gemeinde auf — im Namen Attaschollôs, des großen Weltengeistes — und überließ sie endlich ihren Verwandten und Freunden, die ihnen Salben auf die elend verbrannten Glieder schmierten.

Ich war neugierig, ob dieser menschenfreundliche Priester auch von mir eine solche Zeremonie verlangen würde, aber niemand bekümmerte sich um mich. Wohl reichte man auch mir ein Stück Fleisch auf dem Kohlblatt und ich aß es wie alle übrigen.

Die Djions warfen neue Nahrung in das Feuer und richteten einen Spieß darüber. Dann zogen sie an den Hörnern drei Böcke herein, zwei schwarze und einen weißen, und brachten sie vor den Papaloi. Der stach ihnen mit einem mächtigen Messer in die Kehle, zog durch und trennte mit einem einzigen langen Schnitte den Kopf ab. Mit beiden Armen riß er die Köpfe in die Höhe, zeigte sie erst den Trommelschlägern, dann den übrigen Gläubigen und warf sie, die er dem Herrn des Chaos, Agaou Kata Badagri, weihte, in den dampfenden Kessel. Währenddessen fingen die Djions in großen Gefäßen das Blut auf, mischten es mit Rum und reichten es zum Tranke herum. Dann häuteten sie die Tiere und steckten sie an die Spieße.

Auch ich trank, einen Schluck erst, dann mehr und mehr. Ich fühlte eine seltene Trunkenheit in mir aufsteigen, eine wilde, gierige Trunkenheit, wie ich sie nie gekannt hatte. Ich verlor ganz das Bewußtsein meiner Rolle als unbefangener Zuschauer, ich wuchs immer mehr wie ein Zugehöriger in diese wilde Umgebung hinein.

Die Djions zogen mit Holzkohlenstückchen neben dem Feuer einen schwarzen Kreis, da hinein trat der Papaloi. Und während die Braten schmorten, die er segnete, rief er mit lauter Stimme Allégra Vadra an, den Gott, der alles weiß. Er bat ihn, seinen Priester zu erleuchten, ihn und die gläubige Gemeinde. Und der Gott antwortete durch ihn, daß die Erleuchtung kommen werde, wenn das Bockfleisch genossen sei. Da sprangen die schwarzen Gestalten zu den Spießen hin, rissen mit den Händen das Fleisch herab und verschlangen es, heiß und halb roh. Sie brachen die Knochen und benagten sie mit den großen Zähnen, warfen sie dann hoch durch die Dachlöcher, hinaus in die Nacht, zu Ehren Allégra Vadras, des großen Gottes.

Und wieder dröhnten die Trommeln. Houn, die kleinste, begann, dann Hountor und Hountorgri. Und endlich brüllte die gewaltige Assauntortrommel ihr scheußlich Lied. Immer stärker wurde die Erregung, immer heißer und enger drängten sich um mich die schwarzen Leiber. Die Avalous räumten die Spieße weg und zertraten das Feuer, die ganze Menge schob sich nach vorne.

Da stand plötzlich, ich weiß nicht, woher sie gekommen, Adelaide, die Mamaloi, auf dem Schlangenkorbe. Sie trug, wie die übrigen, nur ein paar rote Taschentücher, die über die Lenden und die linke Schulter hingen. Die Stirn zierte das blaue Priestertuch, ihre herrlichen weißen Zähne leuchteten im roten Scheine der Fackeln. Sie war prachtvoll, ganz prachtvoll. Der Papaloi reichte ihr, mit gesenktem Haupte, einen gewaltigen Krug voll Rum und Blut, sie leerte ihn auf einen Zug. Die Trommeln schwiegen und sie begann, leise erst, dann immer mehr anschwellend, das große Lied der göttlichen Schlange:

Go gle

„Leh, eh! Bomba hen, hen!
Cango bafiô te,
Cango moune dé lè,
Cango do ki là
Cango li!“

Zwei-, dreimal sang sie die wilden Worte, bis aus ein paar hundert trunkenen Lippen es ihr wieder entgegenschallte:

„Leh, eh! Bomba hen, hen!
Cango bafiô te,
Cango moune dé lè,
Cango do ki là,
Cango li!“

Die kleine Trommel begleitete ihren Gesang, der wieder leiser wurde und fast zu ersterben schien. Sie wiegte sich in den Hüften hin und her, senkte das Haupt und hob es, zog seltsame Schlangenlinien mit den Armen in der Luft. Und die Menge schwieg, atemlos in Erwartung. Leise flüsterte einer: „Sie sei gesegnet, Manho, unsere Priesterin!“ Und ein anderer: „Johannes der Täufer küsse dich, dich, Houangon, seinen Liebling!“ Die Augen der Neger traten aus den Höhlen. alles starrte auf die leise summende Mamaloi.

Da sagte sie, leise, mit fast versagender Stimme: „Kommt her! Houedo hört euch, die große Schlange!“

Alle drängten sich heran, mühsam vermochten die Diener und Priester Ordnung zu halten.

„Bekomme ich einen neuen Esel diesen Sommer?“ — „Wird mein Kind gesund werden?“ — „Wird er zurückkehren, mein Geliebter, den sie zu den Soldaten nahmen?“ — Jeder hatte eine Frage, einen Wunsch. Die schwarze Pythia antwortete, mit geschlossenen Augen, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, die Arme nach unten gestreckt, steif, die Finger krampfhaft gespreizt. Richtige Orakelantworten, die nicht ‚Ja‘ und nicht ‚Nein‘ sagten und aus denen doch ein jeder das entnehmen konnte, was er zu hören wünschte. Befriedigt gingen sie zur Seite, warfen Kupferstücke in den alten Filzhut, den der Papaloi hinhielt. Aber auch Silber fiel hinein.

Die Trommeln schlugen wieder, langsam schien die Mamaloi aus ihrem Traume zu erwachen. Sie sprang herab von dem Korbe, riß die Schlange heraus und stieg wieder hinauf. Es war eine lange, gelbschwarze Natter; verwirrt von dem Feuerschein züngelte sie und wand sich lang um den ausgestreckten Arm der Priesterin. Die Gläubigen fielen zu Boden, berührten die Erde mit der Stirne. „Lange lebe die Mamaloi, unsere Mutter und Königin, sie, Houdja-Nikon, unsere Gebieterin!“ Und sie beteten zu der großen Schlange, und die Priesterin nahm ihnen den Schwur ewiger Treue ab. „So soll euer Hirn verfaulen und in euch eure Eingeweide, wenn ihr je das brecht, was ihr schwurt!“ Da riefen sie: „Wir schwören drei starke Eide, dir, Hougon-badagri, Johannes dem Täufer, der du zu uns kommst als Sobagui, als Houedo, der große Vaudougott!“

Jetzt öffnete die Mamaloi einen andern Korb, der hinter ihr stand. Hühner griff sie heraus, schwarze und weiße, und warf sie hoch in die Luft. Die Gläubigen sprangen vom Boden auf, griffen nach den flatternden Tieren und rissen ihnen die Köpfe ab.

Google

Tranken gierig aus den Leibern das frisch strömende Blut. Warfen sie dann zum Dach durch die Luken hinaus: „Für dich, Houedo, für dich, Hougon-badagri, zum Zeichen, daß wir unsern Eid halten!“

Von hinten her drängten sich sechs Männer um die Mamaloi. Sie trugen Teufelsmasken, Ziegenfelle hingen von den Schultern und die Leiber waren rot mit Blut bemalt.

„Furcht, Furcht vor Cimbi-Kita!“ heulten sie. Die Menge drängte zurück, schaffte einen freien Raum, in den sie traten. Ein Mädchen von zehn Jahren führten sie an einem Strick um den Hals. Das Kind sah verwundert um sich, ängstlich, furchtsam, aber es schrie nicht. Es schwankte, vermochte sich kaum zu halten auf den Füßen, völlig trunken von Rum. Der Papaloi trat zu ihm hin: „Azilit gebe ich dich und Don Pédre, sie mögen dich hintragen zu ihm, aller Teufel größtem, zu Cimbi-Kita!“ Er streute dem Kinde Kräuter in das krause Wollhaar, Hornstückchen und Haarflocken, warf dann einen brennenden Scheit darauf. Aber ehe das entsetzte Kind noch mit seinen Händen in die brennenden Haare greifen konnte, warf sich die Mamaloi wie eine Rasende mit einem gräßlichen Schrei von ihrem Korbe herunter. Ihre Finger krampften sich um den schmalen Hals, sie hob das Kind hoch in die Luft und erwürgte es.

„Aa — bo — bo!“ schrie sie.

Sie schien ihr Opfer gar nicht mehr frei geben zu wollen. Endlich entriß ihr der Oberpriester das leblose Kind und trennte ihm, wie den Böcken, mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Und dazu sangen die Teufelspriester mit gewaltiger Stimme ihren entsetzlichen Triumphgesang:

„Interrogez le cimitière,
Il vous dira
De nous ou de la mort,
Qui des deux fournit
Les plus d'hôtes.“

Wieder zeigte der Papaloi mit erhobenen Armen das Haupt den Trommelschlägern, wieder warf er es in den dampfenden Kessel. Starr, teilnahmlos stand die Mamaloi dabei, während die Teufelspriester das Blut in den Rumkrügen auffingen und den Leib zerhackten. Wie Tieren warfen sie den Gläubigen die rohen Fleischstücke hin, die sich darauf stürzten, sich balgten und rissen um die Fetzen.

„Aa — bo — bo! Le cabrit sans cornes!“ heulten sie.

Und alle tranken das frische Blut vermischt mit dem starken Rum. Ein gräßliches Getränk, aber man trinkt es, muß es trinken, mehr und immer mehr. — —

Nun stellte sich einer der Teufelspriester in die Mitte, neben die Priesterin. Er riß die Maske ab, warf das Fell herunter. Nackt stand der schwarze Kerl da, den Leib wunderlich mit Blutzeichen bemalt, die Hände tiefrot von Blut. Alles schwieg, nirgends hörte man einen Laut. Nur die kleine Hountrommel wirbelte leise zu dem Teufelstanz, dem Tanz Don Pédres, der nun beginnen sollte.

Unbeweglich stand der Tänzer da, ohne sich zu rühren, minutenlang. Langsam wiegte er sich hin und her, den Kopf erst, dann den Leib leise wiegend. Alle seine Muskeln spannten sich, eine seltsame Erregung bemächtigte sich seiner, schien wie ein magnetisches Fluidum allen sich mitzuteilen.

Go gle

Man betrachtet einander, noch regt man sich nicht, aber man fühlt, wie die Nerven zucken. Nun tanzt der Priester, dreht sich langsam erst, dann schnell und schneller, lauter tönt die Hountrommel und die Hountortrommel fällt ein. Da kommt Bewegung in die schwarzen Leiber, den Fuß hebt eines, das andere den Arm. Sie verschlingen einander mit den Blicken; schon fassen sich zwei und drehen sich im Tanze. Nun brüllt auch die Hountorgri und die mächtige Assauntortrommel, ihr Fell aus Menschenhaut heult einen wütenden, aufreizenden Wollustschrei. Alle springen auf, drehn sich im Tanze, stoßen, treten einander, machen gewaltige Bocksprünge, werfen sich zu Boden, schlagen den Kopf zur Erde, springen wieder auf, schleudern Arme und Beine und rasen und schreien in dem wilden Rhythmus, den die Priesterin singt. Stolz steht sie in der Mitte, hebt die göttliche Schlange hoch in die Luft und singt ihren Sang:

„Leh! Eh! Bomba, hen! hen!"

Neben sie drängt sich der Papaloi, aus großen Kübeln spritzt er Blut über die schwarzen Gestalten, die immer wilder springen, immer wütender das Lied der Königin heulen.

Sie fassen einander, reißen sich die roten Lappen vom Leibe. Die Glieder verrenken sich, heißer Schweiß rieselt von den nackten Körpern. Trunken von Rum und Blut, aufgepeitscht zu maßloser Wollust, springen sie aufeinander wie Tiere, werfen sich zu Boden, schleudern sich in die Höhe, schlagen die gierigen Zähne dem andern in das schwarze Fleisch. Und ich fühle, daß ich mit hinein muß in diesen Teufelstanz rasender Menschen. Eine wahnsinnige Lust jauchzt durch den Saal, ein blutgieriger Liebestaumel, der über alles Irdische hinauswächst. Längst singen sie nicht mehr, aus ihren Konvulsionen und Delirien schallt nur der gräßliche Teufelsschrei: „Aa — bo — bo!"

Ich sehe Männer und Weiber sich ineinanderbeißen, in allen Stellungen und Lagen nehmen sie sich. Blutrünstig, wild, schlagen sie sich die Nägel ins Fleisch und reißen sich tiefe Kratzwunden. Und das Blut trübt ihre Sinne, ich sehe Männer auf Männer, Weiber auf Weiber kriechen. Da wälzen sich fünf in einem Knäuel ineinander, da steigt einer, wie ein Hund, über den Schlangenkorb. Ihre rasende Wollust kennt keine Geschlechter mehr, unterscheidet nicht einmal mehr lebende und tote Gegenstände.

Zwei Negerdirnen stürzen auf mich zu, zerren an meinen Kleidern. Und ich greife sie an den Brüsten, reiße sie zu Boden. Wälze mich herum, heule, beiße — tue wie alle andern. Ich sehe, wie Adelaide ohne Wahl einen Mann nach dem andern nimmt, aber auch Weiber, immer andere, immer neue, unersättlich in dieser teuflischen Wollust. Sie springt auf mich zu, nackt, nackt, rotes Blut sickert von ihren Armen und Brüsten. Nur die blaue Priesterbinde schmückt noch die Stirne, wie schwarze Nattern kriechen die dicken Haarlocken darunter. Sie reißt mich herab, nimmt mich mit Gewalt, springt wieder auf und stößt mir ein anderes Weib in die Arme. Und sie taumelt fort, umfangend und umfangen, immer von andern schwarzen Armen — —

Und, ohne Widerstand nun, werfe ich mich in den wildesten Taumel, in die unerhörtesten Umarmungen, springe, rase und schreie, wilder und wahnsinniger als einer, das entsetzliche: „Aa — bo — bo!"

*

Google

Ich fand mich draußen auf dem Tanzplatze liegen, in einem Haufen schwarzer Weiber und Männer. Die Sonne war schon aufgegangen, ringsum lagen schlafend, im Traume stöhnend und zuckend, die schwarzen Körper. Mit einer ungeheuren Willensanstrengung stand ich auf; mein Anzug hing mir in blutigen Fetzen vom Leibe. Ich sah Adelaide in der Nähe liegen, blutrünstig von der Stirn bis zu den Füßen. Ich nahm sie auf, trug sie zu meinem Pferde. Woher ich die Kraft nahm, weiß ich nicht; doch gelang es, ich hob sie aufs Pferd und ritt nach Hause, die Ohnmächtige in meinen Armen vor mir im Sattel. Ich ließ sie zu Bett bringen und ging selbst zu Bett —.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Luxus in Rom zur Zeit Cäsars.*)

Wenn der moderne Imperialismus den römischen zum Muster nimmt, so schwebte diesem als Vorbild Alexander der Große vor; keine historische Persönlichkeit war in Italien populärer als der mazedonische Eroberer, und allgemein war der Gedanke, Rom müsse ebenso große Taten ausführen. Aber inzwischen, bis das römische Reich die Ausdehnung des alexandrinischen erlangt hätte, machten alle und jeder — und das war die unmittelbarste und zweifelloseste Folge dieses allgemeinen Taumels — auf dieses künftige Gut hin Schulden. Allgemein wurde leicht Kredit gewährt und ebenso leichten Herzens Schulden gemacht. Hatte man Geld zur Verfügung, so lieh man es her, und brauchte man es, so machte man Schulden. Der ganze italische Wirtschaftskörper war ein unlösbares Wirrsal von Schulden und Guthaben geworden, von syngraphae, wie man damals die Kreditscheine nannte, die beständig ein Gegenstand des Tausches und Handels waren, wie heutzutage die Schuldverschreibungen oder Wechsel, weil bei dem Mangel an Barmitteln und den häufigen Wertschwankungen die allzu häufige Auszahlung die schwersten Schäden mit sich gebracht hätte. Wer Geld brauchte, suchte an einen Geldmann die Guthaben, die ihm anderen Personen gegenüber zustanden, zu verkaufen, und der Kapitalist eskomptierte den Schein, selbstverständlich mit einem Abzug, dessen Höhe sich nach der Güte des Scheines, den Bedürfnissen des Gläubigers und der Lage des Geldmarktes richtete.

Die neue Politik, die Cäsar vor seinen Freunden entwickelte, entsprach dem geschilderten Zustand des öffentlichen Geistes in Italien in bewunderungswürdiger Weise, und dabei befriedigte und stachelte sie zugleich die großen Leidenschaften der merkantilen und demokratischen Epoche, den militärischen und imperialistischen Stolz, die Gier nach schnellem Gewinn, die Sucht nach Genuß, Luxus und einem großen Zuge im öffentlichen wie im Privatleben. Eroberungen nach außen hin, Ueberfluß an Geld im Innern, Gold und Eisen, das waren die beiden Angelpunkte dieser Politik geworden, von denen einer untrennbar zum anderen gehörte. Die Eroberungen sollten neue Geldquellen eröffnen, und das damit gewonnene wirtschaftliche Gedeihen wieder die Eroberungspolitik mit neuer Energie erfüllen.

Allenthalben erstanden auf italischem Boden Paläste, Villen und Landhäuser. Man kaufte Sklaven und immer wieder Sklaven. Der private wie der öffentliche

*) Wir entnehmen diese Schilderung, die uns wie ein Bild unserer Zeit anmutet dem in diesen Tagen erscheinenden Werke Guglielmo Ferreros „Größe und Niedergang Roms“ (Verlag Julius Hofimann, Stuttgart). Ueber dies spannende und wichtige Werk wird noch ausführlich zu sprechen sein.

Go gle

Luxus wurde immer größer. Nächst Gallien und den Gewinnen, Geschäftsangelegenheiten und Festen, welche die neue Eroberung mit sich bringen mußte, interessierte damals das nach Neuem lüsterne Publikum nichts mehr als das Theater des Pompejus, das erste große in Stein ausgeführte Theater, das griechische Architekten an der Stelle errichteten, wo heute der Campo dei Fiori und die angrenzenden Straßen liegen. Endlich hatte sich also ein Bürger gegen das sinnlose Gesetz aufgebäumt, das der enge, puritanische Geist der alten Zeiten Jahrhunderte hindurch der Stadt auferlegt hatte, und demgemäß in Rom kein steinernes Theater errichtet werden durfte. So hatte denn der Bau dieses Theaters einen gewissen revolutionären Beigeschmack. Allerdings hatte Pompejus auch bei dieser Gelegenheit es mit den Anhängern des Alten nicht verderben wollen und setzte sich scheinbar mit dem Gesetz in Einklang, indem er auf der Höhe der cavea einen Venustempel anbringen ließ, so daß man die Zuschauerbänke als eine ungeheure Serpentine, die zu dem kleinen Tempel führte, ansehen konnte. Aber Pompejus war ein Mann, der seines Erfolges nie froh wurde, und er ahnte gar nicht, daß dieser Theaterbau für die allermeisten Römer noch mehr Wert hatte, als die Eroberung Syriens.

Unterdessen, solange der große steinerne Bau noch nicht vollendet war, wendeten die politischen Streber unsinnige Summen auf, um dem Volke Schauspiele in provisorischen Theatern aus Holz, die nur wenige Wochen standen, vorzuführen, um Gladiatoren, Musiker, Tänzer und Schauspieler anzuwerben, um überall Löwen, Panther, Tiger, Elefanten, Affen, Krokodile und Nashörner zu kaufen, die man zur Schau stellte und miteinander kämpfen ließ. Alle Statthalter in Asien und Afrika mußten sehen, wie sie auf Kosten ihrer Freunde in Rom wilde Tiere zusammenkaufen könnten. Scaurus hatte im Jahre 58 bei den Festen, die er als Aedil gab, fast alle Einkünfte seiner Feldzüge im Orient darangesetzt, um ein hölzernes Theater, das achtzigtausend Zuschauer fassen konnte und nur vier Wochen stehen sollte, mit dreitausend Standbildern, wunderbaren Gemälden von Sikyon und dreihundert Säulen von schönem Marmor auszuschmücken.

Unter den Angehörigen der oberen Gesellschaftsklassen, des Geburts- und Geldadels, waren alle sittlichen Bande gelockert. Ehebruch und andere Ausschweifungen waren in der Hauptstadt wie in den üppigen Landsitzen an der Tagesordnung, die Trinkgelage, Orgien, nächtlichen Bacchanale nahmen kein Ende. Nun war sie da, die Verschmelzung der alten Aristokratie und des Geldadels, des Ritterstandes, aber Sinnengenuß und Laster bildeten den gemeinsamen Boden, auf dem sie sich fanden. An der Spitze des Reiches stand nicht mehr eine kriegerische Nobilität und eine einflußreiche Klasse von Kapitalisten, sondern eine kleine verderbte, zynische, skeptische Gesellschaft, der Literatur nicht weniger als materiellen Genüssen zugetan, üppigem Prunk ebenso wie dem Brillantfeuerwerk des Geistes. Die Frauen ruinierten ihre Ehemänner und suchten sich reiche Liebhaber, die ihnen kostbare Stoffe schenken konnten, Prunksänften, schöne Sklaven von tadelloser Frisur und Livree und vor allem Perlen und Edelsteine, womöglich ebenso herrlich wie die des Mithridates, zu deren Besichtigung im Tempel des Jupiter Capitolinus, wo Pompejus sie ausgestellt hatte, man sich drängte. Die Männer ihrerseits wetteiferten, wer seinen Keller am besten mit griechischen Weinen besetzt, wer die geschicktesten Köche, die prunkvollsten Villen, die reichste Bibliothek, die gefeiertste Maitresse, die seltensten und kostspieligsten Werke der Bildhauer- oder der Goldschmiedekunst aufweisen könne. Aber noch schlimmer als die Alten trieben es die Jungen. Zynisch, lüstern, frivol, keine göttliche und menschliche Autorität achtend,

Go gle

trachtete diese jeunesse dorée nur nach müheloſem Macht- und Golderwerb. Als ihre typiſchen Vertreter mögen die fünf jungen Männer gelten, die damals am meiſten im Mund der Leute waren: Marcus Antonius, der Enkel des großen Redners und Sohn des Prätors; Cajus Scribonius Curio, der Sohn des berühmten konſervativen Politikers, der im Jahre 76 Konſul geweſen war; Cajus Salluſtius Criſpus, der Sohn eines reichen Großgrundbeſitzers von Amiternum; Marcus Cölius, der Sohn eines großen Bankiers in Puteoli, und endlich Catull. Antonius und Curio, von den böſen Zungen Mann und Frau genannt, hatten zuſammen ſo viel Schulden und ſo viel Dummheiten gemacht, daß Curio von ſeinem Vater gezwungen worden war, ſich von Antonius zu trennen, worauf Antonius, von ſeinen Gläubigern verfolgt, nach Griechenland entwichen war, wo er ſich anfänglich den Studien widmete. Aber bald war ihm dies zu langweilig geworden und er hatte ſich zu Gabinius begeben, der ihn zum Reiteroberſten machte. Salluſt, der viel Verſtand beſaß, ſehr gebildet und reich war, ruinierte ſich für Weibergunſt. Der noch ſehr junge Cölius war ein glühender Bewunderer Catilinas geweſen; dem gerichtlichen Nachſpiel der Verſchwörung glücklich entgangen, war er einer der zahlloſen Liebhaber Clodias geworden, die ihn vollends verderbt hatte und ihn jetzt der Mitſchuld an der Ermordung der ägyptiſchen Ankläger des Königs Ptolemäus Auletes bezichtigte. Catull war, des Drängens ſeiner Gläubiger müde und durch Clodias Untreue wie den Tod eines in Aſien geſtorbenen Bruders ſchwer getroffen, im Gefolge des Prätors Cajus Memmius nach Bithynien gegangen, um ſeinen Kummer zu vergeſſen und ſeinen erſchöpften Finanzen aufzuhelfen. Jedoch ſofort von Heimweh nach Rom ergriffen, ſchickte er ſich ſchon zur Rückkehr an, nicht wie gewöhnliche Sterbliche auf einem gemeinen Kauffahrteiſchiff, ſondern wie ein orientaliſcher Herrſcher auf einer eleganten kleinen Vergnügungsjacht, die er ſamt ihrer Bemannung in einem Hafen des Schwarzen Meeres, wahrſcheinlich in Amaſtri, erſtanden hatte. Bald, wenn die linden Frühlingslüfte mit liebkoſendem Finger wieder die ſchönen blauen Wogen des Mittelmeeres zu kräuſeln begannen, gedachte er ſie in Nicäa wieder zu beſteigen, nachdem er in Troas über der Aſche des Bruders deſſen Andenken ſeine Tränen geweiht hatte. Dann wollte er gemächlich am Geſtade Kleinaſiens entlang fahren, das Zykladenmeer durchſegeln, Griechenlands klaſſiſchen Strand umſchiffen, endlich quer durch die Adria die Pomündungen erreichen, den Strom hinauffahren und ſein Fahrzeug auf dem Landwege bis zum Gardaſee ſchaffen laſſen.

Berauſcht durch einen beiſpielloſen wirtſchaftlichen Aufſchwung, von dem alle glaubten, er müſſe ewig dauern, verlor Italien das Gefühl für Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum, Weisheit und Torheit und gab ſich beſinnungslos der Zukunft hin, nur immer weiter im tollen Taumel, koſte es, was es wolle. Aber dieſer wirtſchaftliche Aufſchwung war nur ſcheinbar. Wenn die Ausgaben allenthalben wuchſen, ſo war das durchaus nicht in gleichem Maße mit den Einnahmen der Fall. Eine Quelle des Reichtums, die ſeit der Gracchenzeit am ergiebigſten gefloſſen war, die finanzielle Ausbeutung der Provinzen, fing an zu verſiegen, und damit war Italien immer ausſchließlicher auf die lediglich politiſche und militäriſche Nutzbarmachung der Provinzen angewieſen. Das iſt ein weſentlicher Zug der Dekade nach Cäſars Konſulat und erklärt uns die Popularität, deren ſich zur Zeit Cäſars „hohe Politik“ erfreute, wie auch die furchtbare Kriſe, die ſich eines Tages daraus ergeben mußte.

Google

Aus dem Buch der Sonette an eine Verstorbene.

Von Rudolf Alexander Schroeder.

Was weiß ich, Seele, nun von deinem Leid?
Und treibt mich's doch, das meine hinzuschreiben;
Was weiß ich nun? Mein Herz ist zugeschneit;
Und ich bin alt für alles Erdetreiben.

Die Großen sind nicht mehr; und allzu weit
Geht Sehnsucht aus, und flattert an den Scheiben;
Du gingst sehr früh: das nenne ich gescheit;
Denn es ist traurig, Freundin, nachzubleiben.

Du, wo du bist? Nicht in der leeren Luft
Und nicht im Staub, und nicht ein bloßer Schatten;
Wo ist dein Mund, der uns so lieblich grüßte?

Das alles schwand vorüber wie ein Duft:
Dein süßer Tag, dein schmerzliches Ermatten,
Dein Angesicht, dein Lächeln, deine Lüste.

Ihr Lieder, die ich in die Welt gesetzt,
Müßt nun, ein armer Schatten, nach mir sein,
Wenn ich verlassen habe diesen Schein,
An dem sich manch ein glücklich Herz ergötzt.

Ich gehe bald in jene Tiefe ein,
Wo Abgeschiedene das Vergessen letzt;
Doch ihr — ein Prunkgebilde, alt, zersetzt,
Verblaßt, entwürdigt — müßt die Narretein

Der Welt noch dulden, müßt noch — ach, wie lange? —
Dem Gaukelspiel der dunklen Herrin frönen —
Und dürft — mein andrer Leib — nicht mit mir gehn.

Um euch, ihr armen Lieder, ist mir bange;
Man wird euch töricht loben, töricht höhnen;
Und euren Vater hat man nicht gesehn.

Freude: dies Wort ist mir nicht unbekannt. —
Doch hab' ich's wirklich jemals mein genannt? —
Leid: Diese Tiefe läßt sich nicht ergründen;
Und doch: wie oft mußt' ich mich leidend finden! —

Google

Jetzt bin ich ganz von Leiden übermannt
Und in die dunkle Tiefe eingebannt. —
O Freundin, könnt' ich doch aus diesen Schlünden
Noch einmal einen Stieg ins Klare finden!

Ich sehne mich nach reiner Sterne Licht;
Und hier im Dunst des Unglücks seh' ich nicht;
Ich möchte gerne reinen Herzens sein.

Doch scheint mir's so, als bringe jeder Schmerz
Ruß, Qualm und Schmutz ins angegriffne Herz.
— Ach, nur die heitern Herzen sind ganz rein!

Laß ab von dieser dumpfen Träumerei,
Und rühre nicht vergeblich an die Sterne;
Und forsche nicht in weggeblaßte Ferne
Nach allem, was es deiner Seele sei.

Atme! Die Nacht umrauscht dich, du bist frei.
Den Berg hinan! Wie fühlst du doch so gerne
Die Lindigkeit, wie atmest du so gerne
Den Hauch des Aethers! Süßes Einerlei

Von Tag und Nächten, Athmen, klopfenden Herzen
Und Schmerz und Lust, so mannigfach geteilt,
Traum wacher Stunden, Rausch der Nüchternheit,

Jugend! Noch leuchten aufgeflammte Kerzen;
Und Quellen rieseln lieblich unverweilt;
Und noch bist du ein König deiner Zeit.

Erhebe nun aus Wolken deinen Geist,
Und denke, daß mit ihren Atmosphären
Die großen Sterne selber sich verklären,
Da um sie her ein ewiges Dunkel kreist.

Selbst das, was dich verwirrte allermeist,
Der nächsten Liebe inniges Entbehren,
Soll dir nicht mehr den reinen Sinn beschweren,
Der deinen Weg dir ins Verborgene weist.

Google

O Seele, trage; denn du wirst getragen
Verzichten lerne; denn dir ward gegeben
Sei dir genügend; denn du bist allein.

Das Leid ist ein betrügerischer Schein;
Und will dich solch ein Trugbild umschweben,
Soll deine Herzensleuchte es verjagen.

Ich sag's noch einmal: Sterne müssen lehren
Den Geist, der seine Einsamkeit ermißt,
Und mit Bewußtsein alle das vergißt,
Was um ihn her ein Traumbild malt im Leeren.

Die gehn dahin in ihren weiten Sphären,
Erhabene Kühnheit, ausgeglichener Zwist,
Und sind Ergebene in das, was ist,
Als ob sie ihre eignen Schöpfer wären.

So mußt du sein. Verzichten kannst du nicht,
Noch kannst du irgendwie der Welt entrinnen;
So lerne denn Beruhigung der Liebe.

Die leistet ganz auf jeden Trotz Verzicht;
Und immer gibt sie Ende im Beginn:
Daß doch die Welt nicht ohne Leben bliebe.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Rosenhagen.

Ohne Zweifel verdankt Berlin der französischen Kunst mehr als irgendeine andere Stadt Deutschlands, wenn man an den Einfluß denkt, den die von dem Großen Kurfürst aufgenommenen Refugiés auf die Entwicklung der Berliner Kultur ausgeübt haben. Aber die Franzosen von damals trugen kein deutsches Geld über die Grenze; sie bereicherten vielmehr das Land, das sie so gastfrei aufgenommen, indem sie Industrien schufen, die heute noch blühen. Die pénétration pacifique mit französischer Kunst, der Berlin jetzt ausgesetzt ist, kommt der Reichshauptstadt leider sehr teuer zu stehen; denn das Interesse der französischen Künstler, mit deren Werken die Ausstellungen in immer stärkerem Maße überschwemmt werden, oder das ihrer geschäftlichen Vertreter, ist sicherlich viel weniger darauf gerichtet, die Geschmackskultur der Luxus treibenden Berliner zu heben, als ihr Geld zu erlangen. Aber es gibt auch Ausnahmen, und als eine solche darf man den von den „Lustigen Blättern" inszenierten „Salon der Humoristen" im Ausstellungsgebäude der Berliner Sezession wohl ansprechen. Denn die geringe Summe, für die hier vielleicht Blätter der französischen Karikaturisten gekauft werden, steht sicherlich in keinem Verhältnis zu dem Vergnügen, das

Google

diese Ausstellung ihren Besuchern zu bieten vermag. Den Lesern französischer Journale und Witzblätter ist freilich ein großer Teil der hier vorgeführten Arbeiten längst bekannt; aber dieses Massenaufgebot von Kunst und Geist wirkt doch wieder in neuer Weise. Vor allem kommt die besondere Art des französischen Witzes gegenüber dem deutschen recht stark zum Ausdruck, seine Harmlosigkeit und Leichtigkeit, sowie das Ueberwiegen nach der erotischen Seite. Es ist natürlich eine Unmöglichkeit, den Inhalt der Ausstellung hier eingehender zu behandeln. Diese flüchtigen Blüten der Kunst wollen nicht geschildert, sondern betrachtet sein. Wie könnte man den Humor des Strichs von Losques, Mirande, Iribe, Faivre, Poulbot mit Worten schildern oder Sems, Forains, Willettes und Léandres besondere Art des Witzes in der Zeichnung beschreiben? Es wäre ein ganz vergebliches Bemühen. Die originellen Erscheinungen dieses Kreises muß man schon selbst kennen lernen. Wem sagt man etwas Charakterisierendes über Cappiello, wenn man bemerkt, daß dieser ein Lautrec-Nachahmer sei, und diese Mitteilung jemanden trifft, der nie ein Blatt des „Ritters der zuchtlosen Grazien" gesehen? Wer von dieser amüsanten Ausstellung etwas erfahren will, muß sich schon persönlich in ihren vielleicht allzureichlichen und daher nur unter ziemlichem Zeitaufwand zu genießenden Inhalt vertiefen.

Der Salon Paul Cassirer begann seine winterlichen Ausstellungen ebenfalls mit der Vorführung von Arbeiten eines französischen Künstlers. Angesichts der Aquarelle von Paul Cézanne schien allerdings die Frage angebracht, ob es wohl nötig war, das deutsche Publikum mit Dingen bekanntzumachen, die der Künstler, während er lebte, niemals seinen Landsleuten gezeigt hat und gezeigt hätte? Es ist gewiß für den, der einen so unvergleichlichen Meister wie Cézanne liebt, höchst interessant, einen Blick in dessen Atelier zu tun; aber der künstlerische Wert dieser merkwürdig zarten Aquarellnotizen — eine andere Bezeichnung für diese Blätter wäre unstatthaft — besteht lediglich im Zusammenhange mit den Bildern des Künstlers. Von diesen hat der Salon Cassirer bei anderen Gelegenheiten zwar viele und gute, jedoch längst nicht alle ausgestellt, und diese ausgeführten Werke fanden immerhin nur den Beifall eines sehr kleinen Kreises. Von einem Künstler aber, dessen Anerkennung noch nicht allgemein ist, wird man kaum Intimitäten zeigen dürfen, wie diese Aquarelle. Daraus können nur Mißverständnisse entstehen und Angriffe sich ergeben, denen man einen so großen Künstler wie Cézanne am wenigsten in einem fremden Lande aussetzen sollte. In Henri Matisse lernte man einen mit feinem Farbensinn begabten Maler kennen, der den seltsamen Ehrgeiz hat, in seinen Stilleben die schüchterne und ungelenke Zeichnung Cézannes nachzuahmen. Ist es zu verlangen, daß man einen französischen Imitator mit mehr Respekt beurteilt als einen deutschen? Daß Matisse augenblicklich in Paris geschätzt wird, ist wahrlich kein Grund, ihm seinen Mangel an Persönlichkeit nachzusehen. Recht erfreulich wirkte eine neue Kollektion von Bildern Edv. Munchs. Der Norweger präsentierte sich zwar von keiner neuen Seite; aber die hier vorhandenen Arbeiten ließen gegen frühere eine frischere Empfänglichkeit und eine gewisse Ausgeglichenheit erkennen. Sehr fein und persönlich wirkten das Bild „Apfelblüten" mit den beiden jungen Mädchen in weißen Blusen; ferner eine stark gelbe weibliche Aktstudie vor einem roten Kissen und einer graubraunen, mit großen braunen Flecken dekorierten Tapete, sodann mehrere Landschaften, wie „Warnemünde" mit den Kindermädchen im Vordergrunde, der Lübecker Patrizierpark mit dem bronzenen Penseur Rodins und die Gartentreppe. Wie leuchtete das Grün der Vegetation in diesen Bildern! Wie ausgezeichnet war die besondere Atmosphäre der Gegend getroffen! Immer wieder kehrt Munch zu dem oft gemalten Motiv der nordischen hellen „Sommernacht" mit den Mädchen in starkfarbigen Kleidern auf einer Brücke zurück. Große Fortschritte macht er als Porträtmaler. Er kommt sogar schon, wie in dem Bildnisse des Dr. Rathenau, zu einer förmlichen Eleganz der Ausführung. Als Per-

Google

sönlichkeitsschilderungen überzeugender wirkten freilich die Porträts eines Direktor T. und einer jungen Dame in Weiß. Neben der einfachen Selbstverständlichkeit von Munchs Malerei erschien die von Curt Herrmann doppelt kompliziert. Diesem dienen die Mittel der neoimpressionistischen Technik dazu, die Farben seiner Blumen- und Früchte-Stilleben in einer Weise zu steigern, daß die Natur an Glanz und Leuchtkraft nicht nur erreicht, sondern fast übertroffen wird. Und es ist erstaunlich, mit welchem Erfolge Herrmann diese äußersten Farbigkeiten zu Harmonien zwingt. Die Mittel zu diesem Zweck sind an den Objekten selbst gar nicht oder doch nur bei Betrachtung in der Nähe wahrnehmbar. Um so mehr und, wie es scheint, nicht notwendigerweise treten sie in der Behandlung des in viele einzelne violette, gelbe, blaue und rote Flecken aufgelösten Hintergrundes hervor. Dieser allzu bewegte und allzu farbige Hintergrund wirkt künstlich und hebt zum Teil auf, was in der Naturschilderung selbst erreicht ist. Sobald er diskreter behandelt ist, wie in dem Bilde „Erdbeeren und Himbeeren", kommt der angenehmste Eindruck zustande: Das Stärkste an Glut und Tiefe der Farben hat Herrmann in dem Stilleben „Mohn und Kornblumen" erreicht. Als Empfehlung für die schwierige Technik konnte besonders auch der Blick über ein verschneites Stück Berlin dienen.

Die neueste Ausstellung im Salon Paul Cassirer bringt als stärkste Attraktion frühe Bilder des Schweizers Ferdinand Hodler. Wer es noch nicht aus Hodlers großen dekorativen Bildern weiß, kann hier erfahren, was für ein eminenter Zeichner dieser große Künstler ist. Nicht umsonst war ein Lieblingsschüler von Ingres sein Lehrer; und wer ein Auge dafür hat, wird erkennen, daß der Linienrhythmus, der aus des großen Franzosen „Türkischem Bad" und seiner „Quelle" tönt, in der hier ausgestellten Schöpfung des Schweizer Meisters „Sehnsucht nach dem Unendlichen" aufs wunderbarste weiterklingt. Da steht auf einem schwarzen Tuch, das auf einer fahlgrünen Wiese ausgebreitet ist, in Lebensgröße ein Weib in keuscher Nacktheit und streckt mit einem unbeschreiblichen Ausdruck heiligen Verlangens die Arme aus. Die Gebärde und die Haltung des Körpers sind direkt von musikalischer Schönheit und dabei so eigen, so persönlich empfunden, daß man, obgleich alles anders ist, als sonst auf Hodlerschen Bildern, doch sogleich an ihn denken muß. Es steckt Quattrocento-Herbheit in dem Werk, zugleich aber auch, trotz der fast klassischen Schönheit der Form, moderne Anschauung; denn mit dieser Ueberzeugungskraft kann eben doch nur ein Maler, der Velasquez und Manet gesehen hat, den weichen Glanz der weiblichen Epidermis zur Darstellung bringen. Doch geht auch dieses sinnliche Moment vollkommen in dem ernsten und erhabenen Gesamteindruck auf. Sehr persönlich ist auch in anderen Werken die Verbindung von Zeichnung und Malerei. Da lehnt ein Tischler mit einem viereckigen Kopf, ein prächtiger Typus des Arbeiters, ein blaues Hemd unter der schwarzen Weste, an seiner Hobelbank. Man kann sich nichts Knapperes und Ausdrucksvolleres denken als diese dünne und doch breite, kräftige Malerei. Bei allem Realismus hat die Erscheinung dieses Mannes mit dem dunklen Haar und dem kurzen Schnurrbart in dem bleichen Gesicht etwas Monumentales. Von ähnlicher Wucht ist das nicht eben große Profilbild eines kindlichen Mädchens im dunkelblauen Kleide vor Grau. Manet ins schweizerisch Feste übersetzt. Das gilt auch für die in einem grauen Zimmer in schwarzer, mit Violett besetzter Toilette „sitzende Frau", die ihren roten Sonnenschirm auf dem Schoß hält. Mehr zeichnerisch sind die Bilder „Schuhmacher in der Werkstatt" und „Mann mit Kind". Hier, wie in Hodlers Landschaften „Wetterhorn" und „Am Genfersee", ist zu bewundern, mit welcher intuitiven Sicherheit der Künstler den besonderen Ausdruck der Menschen und der Natur trifft. Es gibt imposantere Bilder der Schweizer Gebirgswelt im Schnee als dieses „Wetterhorn", aber keines, in dem das Wesen dieser Landschaft so einfach und schlagend dargestellt wäre. Von Hodlers eigenster Monumentalkunst gewährt das Bild des in Rot gekleideten Landsknechts, der,

Google

blutend, mit vorgestreckter Lanze den Rückzug der verwundeten Kameraden nach der „Schlacht von Marignano“ deckt, eine ausgezeichnete Probe. Besseres in dieser Art hat kein Künstler der Gegenwart geschaffen. Die Schweizer dürfen stolz sein auf diesen Mann, der nicht nur große, sondern auch im höchsten Sinne volkstümliche Kunst macht. Dieser rote, verwundete Krieger, der so fest und trutzig mit beiden Füßen dasteht und den Feind abwehrt, erscheint wie das Symbol einer unverwüstlichen Volkskraft. Der Fries der „Lebensmüden“ (nicht: „Enttäuschten“, wie im Katalog steht) ist schon früher hier gezeigt worden. Es wird wohl immer noch einige Zeit währen, bis das Publikum hinter die Vorzüge dieses Werkes und hinter die Absicht des Künstlers kommt, der durch die Wiederholung der gleichen Empfindung bei fünf Erscheinungen die Idee seines Bildes eindringlicher und nachhaltiger zum Betrachter sprechen lassen wollte.

Einen nicht unerfreulichen Gegensatz zu dieser in sich durchaus festen und abgeschlossenen Kunst bilden die neuen Arbeiten Philipp Francks. Dieser ernststrebende Berliner Maler hat noch nicht über die Natur gesiegt. Er ist noch vollkommen in dem Bann jeder neuen Erscheinung, die sie ihm bietet; aber gerade diese uneingeschränkte Hingabe an die Wirklichkeit läßt ihn nicht nur hier und da zu ganz ausgezeichneten malerischen Resultaten gelangen, sondern auch zu einer ganz selbständigen Art der Anschauung und des Malens. Dieses Mal hat ihn der Spreewald gelockt mit dem darin erhalten gebliebenen Stück Volkstum. Man findet auf seinen Bildern die hübsche frische Weiblichkeit, aus der sich das reiche Berliner Bürgertum seine Ammen zu wählen pflegt. Diese munteren, rotbackigen Mädchen, die mit ihren großen, kunstvoll aus weißen oder farbigen gestickten Tüchern hergestellten Hauben, mit ihren bunten Brusttüchern über den schwarzen kurzärmeligen Taillen, mit den grünen, roten, braunen oder violetten faltenreichen und weitabstehenden kurzen Röcken, den die mit durchscheinenden Einsätzen versehenen, fast ringsherumreichenden weißen Schürzen decken, im stolzen Besitze ihrer körperlichen Reize, mit wiegenden Hüften und kurzen Schritten daherstolzieren. Franck hat sie gemalt, wie sie in einer „Tanzpause“ unter der Estrade für die Musikanten lachend und schwatzend beieinandersitzen und ein Tänzer seiner erhitzten Partnerin eine Limonade präsentieren läßt. Er hat gemalt, wie die Spreewälderin mit der Großmutter „am Spinnrad“ schafft oder wie sie in dem überaus reichen Putze einer „Brautjungfer“ mit einem etwas unbeholfenen Verehrer scherzt. In all diesen Bildern ist eine gewisse derbe Sachlichkeit, die das Gefühl der Befreiung durch die Kunst zunächst nicht aufkommen läßt. Erst bei näherer Betrachtung entdeckt man malerische Feinheiten: wie die Farbe der Röcke hinter den weißen Schürzen wirkt, wie wundervoll die Stickereien gegeben, wie gut ein Arm oder eine Hand gesehen sind. Bei der kartoffelschälend in ihrem Hausgang sitzenden alten „Witwe“ ist das Interieur hinter der geöffneten Stubentür in seiner malerischen Schönheit überaus warm empfunden, während die Alte selbst und die blauweiße Wand, vor der sie sitzt, von einer unerfreulichen Grellheit sind. Ein ganz annehmbares Stück ist der Mann, der mit einem kleinen, ein dunkelrotes Kopftuch tragenden Mädchen an einem Bauernhause vorbei, durch den grünen Wald „über Land“ geht. Philipp Franck tut nichts not, als ein wenig Freiheit gegenüber der Natur, als ein etwas sicherer Geschmack, der ihn Härten vermeiden läßt und ihm über die Stellen in der Natur forthilft, die sich der malerischen Idee eines Bildes nicht einfügen wollen.

Dem Frankfurter Impressionisten Jakob Nußbaum möchte man dagegen wünschen, daß er die billige malerische Wirkung seiner Bilder mit jener ehrlichen Sachlichkeit stützen könnte, die Franck auch in seinen schwächsten Leistungen immer noch aufs vorteilhafteste von fast allen jüngeren deutschen Impressionisten unterscheidet. Daß Karl Walser ein geschmackvoller Künstler ist, hat er durch seine Leistungen für das Theater vielfach bewiesen; aber zum Maler fehlt ihm alles. Er arbeitet mit den naiven

Go gle

Hieroglyphen mittelalterlicher Codicesschreiber und schildert holländische Straßen und Grachten so harmlos wie ein Kind, das noch in der holden Einbildung lebt, ein Baumblatt gliche dem andern und ein roter Ziegelstein bliebe unter allen Umständen ein solcher. Walsers Bilder haben den Charakter von sauberen und freundlichen Handarbeiten; als Erzeugnisse der Malerei werden nur ahnungslose Gemüter sie bewundern.

Vor den im Künstlerhause ausgestellten neuen Schöpfungen des schwedischen Tiermalers Bruno Andreas Liljefors, die fast sämtlich schon in Privatbesitz sind, findet man wieder einmal die alte Erfahrung bestätigt, daß ein großer Künstler meist dann erst vom Publikum anerkannt wird, wenn seine Kraft nachgelassen hat, wenn er bewußt oder unbewußt in seiner Art zahmer geworden. Was war Liljefors für ein frischer und guter Maler, als er vor etwa fünfzehn Jahren seine ersten Bilder im Salon Gurlitt zeigte! Welche große Rolle spielte die kräftige Farbe als Problem an sich in seinen Schöpfungen! Er ist unter den europäischen Tiermalern auch jetzt noch zweifellos der erste; aber seine Stärke liegt beinahe nur noch in der Schilderung der Tiere, nicht mehr in der malerischen Qualität seiner Bilder. Außerdem ist er einseitiger geworden. Er malt die Tiere, die ihm zur Hand sind: Wasservögel, Möwen, Strandläufer, Schwäne, wilde Enten und Gänse. Während man früher die Empfindung hatte, daß er seine Geschöpfe in der Freiheit, bei der Jagd und auf Segelfahrten studierte, meint man jetzt zu bemerken, daß er seine Beobachtungen an gefangenen oder gar ausgestopften Exemplaren macht. Und, als ob er selbst fürchtete, daß man dahinterkommen könnte, läßt er seine Tiere in einer Naturumgebung erscheinen, die so ausgebreitet ist, daß sie fast darin verschwinden. Nun ließe sich nichts dagegen sagen, wenn die Naturschilderung für sich auch anziehend wäre. Aber daran fehlt es. Diese schilfigen Ufer, diese dürren Heiden und Wasserwinkel sind meist von einer erschreckenden Eintönigkeit. Dazu trägt der angestrebte gelbgraue Gobelinton ebensoviel bei wie die gleichmäßige Durcharbeitung der Bildfläche, die nur selten Tiefenvorstellungen erweckt. Man ist ordentlich froh, außerhalb dieser gelbgrauen Welt einmal einem blauen Wasser, ein paar schwarzen Krähen im Schnee oder einigen weißen Schwänen zu begegnen. Aus einem amüsanten und geistvollen Maler ist ein braver solider Herr geworden, der von Aufregungen und Versuchen mit zweifelhaftem Ausgang nichts mehr wissen will und nahe daran ist, sich ein Schema für seine Arbeiten herzustellen. Ach ja: Der bequeme Ruhm — wenn er nur nicht der tödliche Feind jenes Ruhmes wäre, der die Zeiten überdauert!

Die Königliche Akademie der Künste hat in ihren prächtigen Räumen am Pariser Platz ihrem verstorbenen Mitgliede Carl Gussow eine Gedächtnisausstellung gerüstet und dabei dessen Lebenswerk aus guten Gründen so geordnet, daß drei Perioden seiner Tätigkeit unterschieden werden können. Davon kann nur ein lebhafteres Interesse beanspruchen: die des werdenden Künstlers. Man konstatiert vor den Arbeiten des jungen Gussow, die ungefähr in den Jahren 1862 bis 1872 entstanden sind, sehr viel positives zeichnerisches Können, einen Maler, der Gutes leistet, wenn er gute Vorbilder hat, jedoch auch schon einen bedenklichen Mangel an persönlicher Empfindung. Der Künstler war sich seiner Schwächen wohlbewußt; denn er hat viele Versuche gemacht, irgendwo Anschluß an eine bestimmte Anschauungsweise zu gewinnen. Er kopiert Tizian, um zu einer schönen Farbe zu gelangen, er lernt von Leibl mit weich hingesetzten Farbenflächen zu malen; Habermanns pikante Koloristik zieht ihn an; dann das Schwarz und Grau von Munkaczy. Nach Henners Vorbild malt er in verschwimmenden Farben den weißen Körper einer im Grünen schlummernden Nymphe; aber er versucht es auch mit Böcklins Art und malt ihm trefflich seine Vegetation und seine neugierigen Faune nach. Und man findet ferner Alfred Stevens und irgendwelche Schotten und Engländer in diesen frühen Bildern wieder. In den nächsten zwanzig Jahren ist Gussow jener naturalistische Maler, über dessen provo-

Go gle

kant ordinäre Bilder man sich in Berlin entrüstet, während man seine Art in Bildnissen unübertrefflich findet. Gussows gute Fähigkeiten kommen in seinen ersten Porträts ebenso überzeugend zum Ausdruck wie seine Unfähigkeit, mehr als die äußerste Oberfläche zu geben. Aber, um schnell Geld zu machen, gibt er am Ende die sorgfältige Arbeit auf und legt sich auf das Bilderfabrizieren. Jetzt gefällt er auch den Berlinern nicht mehr, zieht nach München, wo er sich mit maltechnischen Experimenten beschäftigt und Bilder malt, die nicht mehr ahnen lassen, daß er einst Talent besaß. Er hat das typische Schicksal vieler begabten Künstler gehabt, die des lieben Erfolges wegen jedes höhere Streben aufgeben und den Besitz der eigenen Villa mit dem Verlust ihrer Künstlerehre bezahlen.

Richard Wagner und Julie Ritter. Von S. v. Hausegger.*)

In den folgenden Jahren kam noch ein Ereignis hinzu, welches das ganze musikalische Deutschland in Aufruhr brachte: An den Palmsonntagen der drei Jahre 1846, 47, 49 veranstaltete Wagner jene denkwürdigen Aufführungen der Neunten Symphonie, welche bestimmt waren, das durch akademische Lederheit halb erstickte Werk zu neuem Leben zu erwecken. Sascha wohnte den ersten beiden Konzerten als Zuhörer, dem letzten sogar als Mitwirkender bei. Blitzartig fiel ein Licht auf eine ihm früher fast unbekannte Erscheinung: der Riese Beethoven stand vor ihm. Doppelte Förderung mußten Ritter diese Konzerte bringen. Die Bedeutung des größten Symphonikers ward ihm durch die Kongenialität Wagners erschlossen; die programmatische Erläuterung aber, welche dieser der Aufführung mit auf den Weg gab, zeigte Ritter einen neuen, wenngleich loseren Zusammenhang zwischen Musik und Gedankenwelt. Die dichterische Deutung erwies sich als geeignet, das tiefste Wesen eines bis dahin für unverständlich gehaltenen Werkes der absoluten Musik zu enthüllen. „Das Rätsel jener musikalischen Sphinx konnte eben einzig nur ein wahrhaft dichtender Musiker lösen.“ (Fr. Rösch.) Wie von selbst war dem jungen Kunsteleven dadurch das Verständnis erwacht für die Notwendigkeit, mit der Beethoven im letzten Satze zum befreienden Wort gelangte.

Wie fieberhaft muß des Jünglings freudige Erregung gewesen sein, als Konzertmeister Schubert das Kleeblatt Meister Wagner, vermutlich im Jahre 1846, persönlich vorstellte. Wagner schien schon damals Interesse und Neigung für die drei Knaben bekundet zu haben, denn Saschas Bruder konnte es wagen, ihm Kompositionen Bülows zur Beurteilung vorzulegen. Und im Januar 1849 betrat Wagner zum erstenmal das Ritterschе Haus, wo ihm ein Quartett Carls vorgespielt wurde. Es sollte auch das letztemal sein, denn schon im Mai darauf verließ er Dresden als Flüchtling.

In Frau Julies Gemüt stand von da ab der Glaube an Richard Wagner unerschütterlich fest. Doch bei der bloßen Begeisterung wollte sie es nicht bewenden lassen. Es erschien ihr als heilige Pflicht, den Genius, soweit ihre Kräfte reichten, von den drückenden Sorgen des Alltags zu befreien, damit er in voller Unabhängigkeit seinem Schaffen leben könne. Sie unternahm es deshalb, Wagner finanziell beizustehen, und führte dies Vorhaben durch Jahre, auch in Zeiten eigener Verluste, durch. Wie nachhaltig der Eindruck

*) Aus dem in diesen Tagen erscheinenden Bande Sigmund v. Hauseggers „Alexander Ritter“. (Mk. 3.) Der zahlreiche Abbildungen und unveröffentlichte Kompositionen Alexander Ritters enthaltende Band, welcher in der von Richard Strauß geleiteten Sammlung erscheint, bringt eine Reihe bedeutsamer unbekannter Briefe Richard Wagners.

Go gle

dieser hochstehenden und von ihrer Familie fast mit einer gewissen Scheu verehrten Frau auf Wagner war, trotzdem er nur Gelegenheit zu flüchtigster persönlicher Bekanntschaft gefunden hatte, geht aus seinem auf das nachdrücklichste geäußerten Wunsch hervor, Frau Ritter möge mit ihrer ganzen Familie zu ihm in die Schweiz ziehen. Er schreibt:

„Meine hochverehrte, liebe Frau!

Von hier aus endlich darf ich wissen, wie ich es anzufangen habe, um Ihnen zu schreiben. Hier ist es mir endlich vergönnt worden, mit hellen, offenen Augen zu sehen, was ich bisher nur in unbestimmtem, wenn auch unendlich wohltuendem Gefühle zu erfahren streben konnte. Ein Glied jener Kette, die sich wie ein schöner Zauber um mich geschlungen hat, habe ich jetzt deutlich erkennen dürfen, und von diesem Gliede vermag ich zu meiner beseligendsten Freude auf alle Glieder der Kette zu schließen. Unsere Freundin Jessie Laussot habe ich endlich kennen gelernt und durch diese Erkenntnis ist mir nun die unbezwingliche Sehnsucht erweckt worden, Sie und alle die Ihrigen zu meinem höchsten Glücke ebenso deutlich, klar und gewiß kennen zu lernen.

Noch schweben Sie mit den Ihrigen, trotz aller Freude meines Herzens an Ihnen, mir nur wie ein Bild vor: es martert mich völlig, die Farben dieses Bildes in einer gewissen Unbestimmtheit durcheinander fließen zu sehen. Nichts kann ich deutlich festhalten, als das entzückende Gefühl des Bewußtseins, Ihnen teuer zu sein: so beseligend dies Gefühl aber sei, so ist es doch jetzt nicht frei von aller Pein, denn — die Trennung lagert zwischen uns. Es ist unmöglich, daß Sie in mir nur den Künstler lieben, so wie es mir unmöglich ist, in Ihnen nur meine Wohltäter zu verehren. Zwischen uns flattert ein Band, das sich nur dadurch fest knüpft, daß wir uns — als Menschen lieben. Wir müssen uns sehen — Auge in Auge — bei der Hand fassen, miteinander leben, nicht nur im allgemeinen uns an uns freuen, sondern in jeder Einzelheit unseres Lebens gegenseitig an uns teilnehmen, traurig und freudig, weinend und lachend — wie es nun eben sein muß. Kennen Sie eine andere Liebe? Unmöglich! Denn es gibt nur eine Liebe. Oder liebten Sie mich nur so oder so? Das wäre schlimm, denn dann könnte ich Ihnen für den Teil von Liebe, den Sie mir schenkten, nie mit Erwiderung danken: nur deswegen habe ich so wenig Freunde, weil ich nur ganz lieben kann. Aber Sie lieben mich nicht halb: nein! Ich sehe und weiß, daß Sie mich mehr lieben, als ich Einsamer je hoffen durfte, in diesem Leben noch geliebt zu werden; deshalb — sei denn auch die Frucht oder der Genuß unserer Liebe ganz: heben Sie die Trennung auf, seien Sie mir nahe, ganz nahe — da ich Ihnen sonst fern bleiben muß.

Ich bin heute zu voll, um bedachtsam von Einzelheiten mit Ihnen reden zu können: ich bringe Ihnen nur Ausrufe zu. An Ihren Verstand kann ich mich heute noch nicht wenden, nur an Ihr Herz. Nur eines weiß ich: alle Beschlüsse unseres Verstandes, denen unser Herz nicht seinen vollen, warmen Atem einhauchte, sind willkürlich und unersprießlich; die Erfolge solcher Beschlüsse können uns unmöglich je beglücken — sondern sie sind in Wahrheit die Quelle aller unserer unerlösbaren Leiden. Wer aber lehrte Sie, mich so zu lieben, als ich Glücklicher es inne werden darf? Gewiß nur der unwillkürliche Zug Ihres Herzens! Folgen Sie ihm ganz, und da ich nicht in Ihrer Nähe sein darf, so kommen Sie in allernächste Nähe zu mir! Nennen Sie es nicht Uebermut und Anmaßung von mir, Sie alle — denn Sie alle meine ich — mir nachziehen zu wollen; bedenken Sie vielmehr, daß die Kraft, Ihnen zu genügen — ja Sie zu beglücken — wie ich sie mir kühn

Google

zutraue, mir nur aus Ihrer Liebe zu mir, aus meiner Liebe zu Ihnen kommt. Weisen Sie mir aber die Fähigkeit zu, diese Kraft meines Lebens zu entfalten und sie zur langandauernden, erfreuenden Tat für Sie zu verwenden: nur Sie können mir diese Fähigkeit geben, wenn Sie mir nahe, ganz nahe sind, — wenn ich so als ganzer Mensch, wie ich bin, mich Ihnen geben kann.

Kommen Sie zu mir in die herrliche Schweiz!

Dies ist heute alles, was ich herausbringe! O, stünden Sie vor mir, könnte ich Sie erfassen und aus vollem Herzen laut Ihnen zurufen! — Doch — ich denke auch nach — und in wenigen Tagen will ich Ihnen auch sagen, was alles für die Erfüllung meines Seelenwunsches spricht. Seien Sie gegrüßt, teuere Frau! Grüßen und küssen Sie die Ihrigen — die Meinigen — von Ihrem frohen

Bordeaux, 22. März 50. Richard Wagner."

Der Erfüllung dieses Wunsches trat Frau Ritter ernsthaft nahe, doch waren die Schwierigkeiten eines derartigen erneuten Wechsels des Aufenthalts zu groß, als daß sie sich hätten überwinden lassen. Mit Schmerzen gedachte Ritter noch in späten Jahren, welch unvergleichlicher Gewinn ihm durch das Aufgeben des Projektes, in einer Stadt mit dem großen Manne zu leben, entzogen wurde. Denn war es ihm auch später vergönnt, dem Meister nahezutreten, so wäre dessen Einfluß doch gerade für den Jüngling von unschätzbarster Bedeutung gewesen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festi, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Geschäftliches.

Neue Pracht-Säle. Wir Berliner sind daran gewöhnt, daß alle paar Monate neue Paläste mit großem Prunk und wenig Geschmack als Wohnhäuser, Hotels oder Theater aus der Erde schießen. Wir gehen wie an etwas Selbstverständlichem an diesen vorüber, und wenn ein Konzert oder eine Festlichkeit uns zufällig in einen dieser neuentstandenen Säle führt, bemerken wir meist erst, mit welchen aufdringlich äußeren, jeder Kunst baren Mitteln in Berlin für öffentliche Zwecke bestimmte Gebäude errichtet werden.

Eine seltene und freudige Ueberraschung bereitete uns das auf Anregung von Oskar Schwalm, des Schwiegersohnes Julius Blüthners, errichtete, für ernste Künste bestimmte Gebäude in der Lützowstraße 76. Die Schaffung zweier großer Säle — des Blüthner-Saales und des Klindworth-Scharwenka-Saales — bildet ein Ereignis für alle Musikfreunde Berlins. Neben der architektonischen Feinheit, die unserem in letzter Zeit wenig verwöhnten Auge besonders wohltut und die durch ihre vornehme Ruhe den Hörern die durch keine Geschmacklosigkeit abgelenkte Spannung erleichtert, ist es vor allem die unvergleichliche Akustik, die bereits in diesem Winter vielen hervorragenden Künstlern die Wahl des Saales zur Abhaltung ihrer Konzerte erleichtert hat. Es entspricht nur der Großzügigkeit des Unternehmens, daß hier außer dem Blüthner-Flügel auch andere gespielt werden dürfen, obgleich Oskar Schwalm die Säle gepachtet hat und obgleich die Blüthner-Flügel gewiß als unübertroffen in der ganzen Welt zu gelten haben.

Aber auch für gesellschaftliche Zwecke werden die Säle vielen willkommen sein. (Daß ihre gemeinsame Benutzung möglich ist, erhöht ihren Wert.) Denn nur zu störend machen sich immer mehr die Unruhe und die ungeladenen Beobachter bei Privat-Festlichkeiten bemerkbar, wenn man zu diesen Abhaltungen auf Hotels angewiesen ist, in denen nicht separate Eingänge den privaten Charakter auch nach außen hin wahren.

Kein Zweifel, daß diese Säle in der Lützowstraße für die Abhaltung vornehmer Festlichkeiten sehr bald gesucht sein werden.

Rudolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Inselverlages, zeigt in zwei Räumen, einem Schlaf- und einem Teezimmer, die z. Zt. im

Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,
Friedmann & Weber,
Berlin, Leipzigerstraße 13,

ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung. Die beiden Zimmer sind von solch vornehmer Originalität und großem Stimmungsgehalt, daß ein Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 23 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | **15. November 1907**

Kapitalismus und Kunstgewerbe.*)

Von Werner Sombart.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert, vor allem aber im neunzehnten Jahrhundert ergriff der Kapitalismus auch Besitz vom Kunstgewerbe. Der Kapitalismus: ein Wirtschaftssystem, das dadurch charakterisiert wird, daß Geldbesitzer die leitenden Wirtschaftssubjekte werden und alle wirtschaftlichen Tätigkeiten auf den obersten Zweck, Gewinne zu erzielen, einstellen; dadurch charakterisiert, daß den die Produktion unter diesem Gesichtspunkt leitenden kapitalistischen Unternehmern eine große Anzahl abhängiger, nur ausführender Lohnarbeiter oder Angestellter gegenübersteht; charakterisiert dadurch, daß die kapitalistischen Unternehmer in wildem Konkurenzkampfe um den Absatz entbrennen, weil sehr bald ein Ueberangebot auf allen Gebieten eintritt; charakterisiert dadurch, daß die Arbeit in großen, auf Kooperation und Spezialisation beruhenden Betrieben ausgeführt wird unter Anwendung einer neuen Technik: dem wissenschaftlich begründeten, auf Ausnutzung anorganischer Stoffe und Kräfte ausgehenden Verfahren.

Mit der Eroberung des Kunstgewerbes durch den Kapitalismus beginnt für dieses die trübseligste Epoche, eine Zeit völliger Verödung, Verkümmerung, Verwahrlosung, wie sich alle diejenigen deutlich erinnern können, die etwa die 1870er und 1880er Jahre schon mit Bewußtsein durchlebt haben.

Die Schuld an diesem Niedergang des Kunstgewerbes, namentlich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, traf zunächst die Konsumenten, die Käufer. Das Geschlecht, das in dieser Zeit heranwuchs, bestand zum Teil — in seinen besten Elementen — aus Leuten, die für die schöne Gestaltung ihrer Umgebung nur wenig Sinn hatten, weil sie ein innerliches Leben führten, in geistreichen Unterhaltungen, in philosophischen Gesprächen und in der Beschäftigung mit den Werken der Literatur ihre Tage in guten Stunden verbrachten. Die geistigen Führer der Nation, die in früheren Jahrhunderten die Träger des kunstgewerblichen Geschmacks gewesen waren, versagten völlig. Die Masse der reichen Leute aber bestand aus ungebildeten Parvenus, denen im besten Falle eine protzenhafte Entfaltung ihres Reich-

*) Aus einer demnächst im Verlage von Marquardt & Co. erscheinenden Schrift: „Kunstgewerbe und Kultur".

Google

tums am Herzen lag. Während die großen Massen einstweilen noch in Dürftigkeit wie ehedem dahin lebten.

Die andern, denen die Verödung des Kunstgewerbes um jene Zeit zur Last fällt, sind die Künstler. Diese kehrten den „angewandten" Künsten mehr und mehr den Rücken, um sich ausschließlich der „hohen" Kunst zu widmen. Damit kam ein Prozeß zum Abschluß, der seit dem Ausgange der Renaissance einsetzt und ebenso verderblich für Malerei und Skulptur wie für das Kunstgewerbe geworden ist. Der „hohe" Künstler, der auf den Kunstgewerbetreibenden mit verächtlicher Miene herabsah, verlor zuletzt neben dem Willen auch die Fähigkeit, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit künstlerischem Geiste zu durchdringen. Die Versuche, die Schinkel und die romantische gotische Schule, Männer wie Heideloffs und andere machten, auf die gewerblichen Produzenten einzuwirken, waren Versuche mit untauglichen Mitteln: jene Künstler hatten die Kunst verlernt, dem Zweck und namentlich dem Stoff des Gegenstandes entsprechende Vorlagen zu entwerfen, sie wollten meist ohne Rücksicht auf das Material und seine Bedingungen architektonische Formen den Arbeiten der verschiedenen Gewerke aufzwingen. Der „hohe" Künstler komponierte ein Kunstwerk, das dann unorganisch einem Gebrauchsgegenstande aufgeklatscht wurde, oder es mußte dem Stoffe Gewalt angetan werden, weil der Künstler seine Entwürfe ohne Kenntnis der Stoffverarbeitungstechnik machte; „der Künstler ist wohl geschickt und erfinderisch in der Zeichnung und im Modelle, aber er ist weder Erzarbeiter, noch Töpfer, noch Teppichwirker, noch Goldschmied" klagt Semper, der als einer der ersten (1852!) den Schleier lüftete und den verwahrlosten Zustand des Kunstgewerbes aufdeckte. Und das war in der Tat unerhört.

Denn jene Fälle, in denen der „hohe" Künstler sich überhaupt um die „technischen" Künste — wenn auch ohne Verständnis — kümmerte, gehörten noch durchaus zu den Ausnahmen. Die Regel war vielmehr, daß die kunstgewerbliche Produktion ohne alle künstlerische Wegweisung vonstatten ging: unter der Aegide allein des kapitalistischen Unternehmers und ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der kapitalistischen Interessen, das heißt zu dem Zwecke, Geld zu machen, gleichwie was man dabei produzierte.

Im Augenblicke ist das die Situation: eine Wiedergeburt des Kunstgeschmacks und der kunstgewerblichen Produktion hat begonnen, seit sich eine Anzahl von Künstlern besonnen hat, daß es auch auf dem Felde der angewandten Künste Lorbeeren zu ernten gibt.

Als das Geburtsjahr des englischen und damit des modernen Geschmackes überhaupt möchte ich das Jahr 1849 bezeichnen: das Jahr der ersten Ausstellung der Präraphaeliten: denn an den Rossetti, Hunt und Millais entzündete John Ruskin, den wir als den Reformator des modernen Kunstgewerbes neben Gottfried Semper ansehen müssen, das Feuer seiner Begeisterung. In demselben Jahre siedelte Semper nach London über. Ins Jahr 1851 fällt die Ausstellung und gleichzeitig der Beginn des Baues des South Kensington Museum durch Semper, 1859 die Erbauung des Red House, 1861 die Gründung einer eigenen Fabrik durch William Morris, 1862 die erste Ausstellung ihrer Erzeugnisse.

In Deutschland setzt die Wandlung etwas später ein. Zunächst nicht durch Selbstbeteiligung der Künstler am kunstgewerblichen Schaffen, sondern nur durch Ermahnung und Lehre abseiten einzelner kunstsinniger Männer. Der Ruf: „Zurück zu der Väter Werke!"

Google

wurde in den 1870er Jahren laut. Die Münchener Ausstellung des Jahres 1879 bildete hier den Markstein (nachdem noch ein Jahr zuvor auf der Ausstellung in Philadelphia Reuleaux sein berühmtes Vernichtungsurteil über die gesamte deutsche Industrie der Welt verkündet hatte: „billig und schlecht!"). Georg Hirth gibt sein „Deutsches Zimmer" heraus. Andere Männer unterstützten ihn in seinem Streben, das Kunstgewerbe zur Rückkehr zu den schönen Stilen der Vergangenheit, vor allem der Renaissance, zu predigen.

Seit etwa der Mitte der 1890er Jahre beginnt dann in Deutschland ein neues Leben auf allen Gebieten kunstgewerblichen Schaffens in dem Maße, wie auch mehr talentierte Künstler sich der Sphäre der angewandten Künste zuwenden. Zunächst waren es zwei Architekten, die Epoche gemacht haben durch die gewissenhafte Art, mit der sie die großen Bauten, deren Ausführung ihnen oblag, bis in die kleinsten Details des letzten Gerätes nach ihren Plänen ausstatteten: Paul Wallot, der Schöpfer des Reichstagsgebäudes, und Ludwig Hoffmann, der Erbauer des Reichsgerichts in Leipzig. Aber auch die Maler und Bildhauer selber erschienen auf dem Plane und nahmen sich des verwahrlosten Kunstgewerbes an: wohl großenteils in dem Maße, als der Absatz von Tafelgemälden und Skulpturen dank der überhandnehmenden Massenerzeugung unlohnend wurde. Durch Uebergang zu kunstgewerblicher Tätigkeit verwertete eine große Anzahl talentierter Künstler ihre Begabung in nützlicher, die Allgemeinheit erfreuender Weise. (O, daß es doch ein ähnliches Verfahren gäbe, unseren vielen Schriftstellern und Dichtern gleichfalls eine nützliche Verwendung ihrer „Talente" zu ermöglichen!)

Einer der ersten aus dieser neuen Generation von Künstlern war Otto Eckmann, dessen dekorativer Zyklus „Die Lebensalter" 1893 fertig wurde, der 1894 die ersten Holzschnitte und keramischen Versuche machte und 1895 im „Pan" seine ersten Buchschmuckstücke erscheinen ließ.

Die Entscheidung für Deutschland brachte dann das Jahr 1897: die Ausstellungen von Dresden und München enthielten zum ersten Male eigene Schöpfungen hervorragender Künstler auf dem Gebiete der angewandten Kunst. Und seitdem ist es etwas Selbstverständliches geworden, daß sich erste Kräfte wiederum um die Herstellung gewerblicher Gegenstände kümmern. Ich brauche nur an die Namen von Berlepsch, Erler, Bruno Paul, Obrist, Endell, van de Velde, Pankok, Riemerschmied, Christiansen, Behrens, Olbrich, Schuhmacher zu erinnern. Die Reihe läßt sich leicht vergrößern.

Worin die Gefahren bestanden und bestehen, die das Eindringen des Kapitalismus in das Kunstgewerbe für dieses im Gefolge hat, werden wir am besten ermessen, wenn wir dem Kampfe zuschauen, den diese neue Generation von Künstlern mit dem noch heute das Gewerbe beherrschenden Wirtschaftssysteme ausficht. (Davon handeln die nächsten Kapitel.)

Google

Politik und Kultur.

Von Karl Jentsch.

Schärfer als Werner Sombart hat vor reichlich 3000 Jahren Jotham, Jerubaals Sohn, nicht bloß die Politik, sondern schon ihren Gegenstand: Staat und Regierung verurteilt. Den Männern von Sichem, die sich den Mörder seiner Brüder als Herrn gefallen ließen, erzählte er: „Die Bäume gingen hin, sich einen König zu küren. Sie sprachen zum Oelbaum: sei unser König! Der aber antwortete: soll ich meine Fettigkeit einbüßen, um über die andern Bäume zu herrschen? Und auch der Feigenbaum weigerte sich: soll ich auf meine süße Frucht verzichten? Und der Weinstock: soll ich meinen Saft verlieren, der Götter und Menschen fröhlich macht? Da sprachen sie zum Dornstrauch: sei du unser König! Der war gleich bereit und sprach: so gehe denn Feuer von mir aus und verzehre die Zedern des Libanon!“ So unfruchtbar und grausam, wie eine altorientalische, sind ja nun glücklicherweise die modernen europäischen Regierungen nicht mehr, trotzdem habe ich immer ähnlich empfunden wie Sombart, habe darum nur einmal in meinem Leben, gezwungen, einer Wahlversammlung beigewohnt — es war eine Pein — und ein- oder zweimal gewählt, das eine Mal, auf das ich mich noch deutlich besinnen kann, bloß joci causa.

Nun ist ja nicht jeder in der Lage, jederzeit frei seinem Geschmack nachleben zu können. Es gibt mancherlei, wie Straßen kehren, Akten schreiben, Strolche einsperren, Visiten machen, was nur für die Zivilisation und höchstens sehr mittelbar für die Kultur geschieht, was aber doch getan werden muß. (Ich nenne Zivilisation die technische Seite der Kultur, die sich auf einer gewissen Stufe von dieser emanzipieren, und sie wohl auch vernichten kann.) Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte gehören zu den Dingen, die erledigt werden müssen, und wer sie besorgt, der leistet dabei trotz allem Mechanismus gewöhnlich auch etwas für die Kultur; auch kann ja jeder Beamte ein kultivierter Mensch sein und sich allerwege als solcher verhalten. Im modernen Verfassungsstaat ist nun die Erledigung der Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte ohne die Volksvertretung, deren Mitglieder doch eben gewählt werden müssen, nicht möglich, darum kann man die Nichtbeteiligung an der Wahl und der Wahlagitation dem Kulturmenschen nicht gerade zur Pflicht machen; die Sache könnte doch schief gehen, wenn nur die Unkultivierten wählten. Straffällig macht man sich ja durch Abstinenz glücklicherweise noch nicht, aber gegen Kants Moral sündigt man schon, da aus dem angegebenen Grunde das Nichtwählen und Nichtwühlen nicht zur allgemeinen Maxime erhoben werden kann. Es ist demnach immerhin ein Glück fürs Vaterland, daß es Kulturmenschen gibt, die auf einen Teil der süßen Früchte, die sie bringen könnten, verzichten, um ein wenig Dornstrauch zu spielen.

Die ausnehmende Häßlichkeit des heutigen politischen Lebens aber („geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh“) ist nicht eine Eigentümlichkeit Deutschlands oder des laufenden Jahrzehnts. Seltsam, daß Sombart nicht wenigstens die eine der beiden Ursachen dieser Häßlichkeit hervorgehoben hat, da er sie doch berührt, indem er die Selbstverwaltungskörper von dem über die Politik verhängten Anathem ausnimmt. Auch in der Kommunal- und Kreisverwaltung geht es ja nicht immer reinlich und

Google

vernünftig zu: der homo sapiens Linné kann nun einmal ohne Verfolgung selbstsüchtiger Interessen, ohne Neid, Ränke, Lügen und Parteisucht, ohne Angriffe auf den Nächsten mit Eisen, Blei, Feder oder Zunge nicht leben, weshalb man den Orthodoxen ihr Erbsünddogma nicht allzusehr verübeln darf. Aber es ist zu all diesen Niedertrachten in einem kleinen Selbstverwaltungsbezirk kein zwingender Grund vorhanden. Die Insassen können, wenn sie wollen, die Kommunalgeschäfte ruhig, anständig und verständig erledigen, denn sie vermögen die Bedürfnisse des Bezirks wie die vorhandenen Befriedigungsmittel zu übersehen, und sie kennen einigermaßen die für die Kommunalämter geeigneten Persönlichkeiten. In der Millionenstadt dagegen und im Großstaat kann der Gebildete und Unterrichtete wohl ein Urteil darüber haben, was im allgemeinen wünschenswert wäre, aber die Einzelheiten, die legislatorisch zu besorgen sind, versteht nur der Fachmann. Darum sind nicht allein die Wähler, sondern auch die Gewählten in diesen Einzelheiten, in allen konkreten Fragen der Gesetzgebung, unsachverständig, und wird gefragt, welches Stück Eisenbahn in Afrika gebaut werden soll, in wieviel Kähnen, von welchem Typ unsere beliebten blauen Jungen spazieren fahren sollen, welcher Zoll auf Lumpen fürs Wohl des Vaterlandes unerläßlich ist, wie der vorgeschlagene Kornzoll auf den Brotpreis wirken wird, welche neue Strafgesetzparagraphen erforderlich sind, die Zahl der Verbrechen zu vermindern (jeder neue Paragraph schafft natürlich neue Verbrechen), so müssen 99 vom Hundert, wenn sie ehrlich sind, antworten: das weiß ich nicht. Daraus ergibt sich, daß Kammerreden, Wahlreden und die Wahlartikel der Zeitungen nichts anderes sein können als Phrase, als ein Kohl, der unzähligemal aufgewärmt wird. Da haben wir also die geistige Oede, die von den Geschickteren mit dem Schein der Substanzialität in Gestalt einiger statistischer Angaben verdeckt zu werden pflegt.

Demnach erscheint als das allein Vernünftige, was die Weimarer Exzellenz als solches empfiehlt: „daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den anderen nicht hindere, das seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht.“ Nur muß es dann dem Volke freistehn, den Fürsten, der nicht zu regieren weiß — solche gibt es leider, und sie sind nicht gar selten — fortzujagen, was auch seine Unbequemlichkeiten hat, namentlich für die Exzellenzen. Um dieser bei unseren westlichen Nachbarn üblichen Praxis vorzubeugen, hat man eben den Kompromiß erfunden, den man Konstitutionalismus nennt, diesen aber so durchgeführt, daß die erste Ursache der beklagten Häßlichkeit unserer Politik nicht vermieden und die zweite erzeugt wird. Anstatt hinter den Absolutismus auf den Ständestaat zurückzugreifen und diesen in zeitgemäßer Form wiederherzustellen, hat man die englische Verfassung kopiert und durch die Ausdehnung des Wahlrechts eine Fratze daraus gemacht. In der großen Zeit des englischen Parlamentarismus — heut rutscht er allmählich auf das kontinentale Niveau herab — herrschte bekanntlich eine kleine Anzahl vornehmer Familien durch ihren Exekutivausschuß, das Kabinett. Das war möglich und verhältnismäßig vernünftig; höchst zweckmäßig war es auch, daß sich die Aristokratie in zwei Gruppen gliederte, deren jede abwechselnd die Rolle der regierenden

Google

und der kritisierenden Partei übernahm. „Das Volk", das damals zum größten Teile aus stupiden, unwissenden Lohnarbeitern — sämtlich Analphabeten — bestand, hatte gar keinen Teil an der Regierung. Die durch ihre Stellung und geistige Ausrüstung zum Regieren befähigten Lords und Gentlemen haben oft nicht sehr weise und niemals sehr tugendhaft regiert, und die Größe Englands ist auch nicht das Werk des Parlaments, sondern die Natur und die Lage des Landes haben sie geschaffen, zusammen mit der Tüchtigkeit der einzelnen, denen Freiheit der Bewegung gegönnt war; indes ohne Regierung vermag auch das freieste Volk nicht zu schaffen, und die Verfassung, nach der in England regiert wurde, war bei allen ihren großen Mängeln wenigstens nicht unvernünftig, keine contradictio in adjecto. Dieses aber sind die sogenannten parlamentarischen Regierungen des Kontinents: Herrschaft der Unsachverständigen, und darum ist die Parlamentsherrschaft immer nur Schein, ihr Kern ist die Herrschaft einer Koterie. Die Franzosen, und ihnen nachäffend die übrigen Nationen bis zu den Fustanella- und Schafpelzbauern Halbasiens, haben das Zweiparteiensystem angenommen, die Parteien aber zusammengesetzt aus mehr oder weniger frei gewählten Abgeordneten der atomisierten Masse.

Was notwendig ist, Revolutionen vorzubeugen, das ist eine Verfassung, welche die Handlungen der Regierung unter die Kontrolle des Volkes stellt: sie nötigt, vor Erlaß von Gesetzen die Betroffenen und die Sachverständigen anzuhören, und die dem Volke ein Vetorecht einräumt. Das Volk, diese unbehilfliche bunte Masse, desto unbehilflicher und komplizierter, je größer der Staat ist, kann nur durch Gliederung aktionsfähig werden, und die einzige natürliche Gliederung, die es gibt, ist die in Berufsstände. Das organisierte Volksleben besteht darin, daß jeder Stand eine Funktion für die Gesamtheit ausübt, und dafür von dieser erhalten und geschützt wird. Soll sich dieser Organismus mit Bewußtsein selbst regieren und in Ordnung halten, so bedarf er einer Art von Hirn, in dem die sensorischen und die motorischen Nerven der Glieder zusammenlaufen. Die motorischen sind die Verwaltungsbehörden, die von der im engsten Sinne so genannten Regierung innerviert werden. Die sensorischen können vernünftigerweise nichts anderes sein als die in einem Parlament vereinigten Abgeordneten der Berufsstände. Unter der Leitung der Regierung sind hier die verschiedenen und zum Teil einander entgegengesetzten Forderungen der Berufsstände durch Kompromisse auszugleichen. Außerdem haben die Volksvertreter zu rügen, was an Unordnungen und Ungerechtigkeiten in Rechtsprechung und Verwaltung vorkommt (wozu es keiner Gliederung in Parteien bedarf), und ihr Veto gegen neue Steuern einzulegen, wenn der Mehrheit des Volkes die Last zu schwer dünkt. Wiederholt habe ich hervorgehoben: das allgemeine gleiche Wahlrecht müsse in Ermangelung eines besseren wenigstens für das Reich bestehen bleiben, weil jedes Zensuswahlrecht die ärmere Bevölkerung mundtot macht, ihr den einzigen Weg versperrt, ihre Beschwerden in verfassungsmäßiger Form zu den Ohren der Minister zu bringen, und nur dann dürfe dieses allgemeine Wahlrecht abgeschafft werden, wenn den Lohnarbeitern das Recht eingeräumt werde, ohne Beteiligung von Angehörigen anderer Stände und von Behörden wirklich frei ihre eigenen Abgeordneten zu wählen — selbstverständlich aus ihren Kreisen, also aktive Lohnarbeiter, nicht Literaten und Advokaten —, welche die

Google

Beschwerden und Wünsche ihrer Auftraggeber im Reichstage vorzutragen und gegen Maßregeln, die diesen als Bedrückung erscheinen, zu protestieren hätten, ohne das Recht jedoch, in Angelegenheiten, die sie nichts angehen und die sie nicht verstehen, mitzureden und mitzustimmen. Die Konsequenz fordert nun, diesen Modus auf alle Berufsstände auszudehnen. Freilich gilt von den Berufsständen dasselbe, was oben von den Kommunen gesagt wurde, daß es auch in ihrem Schoß an Parteiungen und Intrigen nicht fehlen würde. Aber es gilt auch, daß die Wahl berufsständischer Vertreter ohne solche widrige Erscheinungen wenigstens möglich ist, und ganz gewiß sind solche Vertreter in alledem, was sie zu vertreten haben, sachverständig. Sie können irren in Beziehung auf die Wirkung, die sie von den gewünschten Maßregeln erhoffen — wie denn die Zünftler darin meistens, die Schutzzöllner manchmal irren —, aber welche Maßregeln von ihren Auftraggebern gewünscht werden, das wissen sie genau, und etwas schlechthin Unvernünftiges werden diese selten wünschen. Jedenfalls braucht dann weder bei der Wahl noch im Parlament gelogen und geschwindelt zu werden, was beim heutigen Modus unvermeidlich ist.

Denn unsere traditionellen politischen Parteien, welche die schon vorhandenen berufsständischen, sowie die konfessionellen und die nationalen Parteien zu absorbieren trachten, sind selbst berufsständische Parteien, Interessenverbände, aber verkappte; die „Liberalen“ vertreten die mächtigsten städtischen Gewerbe, die „Konservativen“ den landwirtschaftlichen Besitz und das städtische Kleingewerbe. Das zu verschleiern, müssen sie lügen, und schon ihr Name ist Lüge. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die beiden nicht sehr glücklich gewählten Parteibezeichnungen Mode wurden, hatten sie einigermaßen Sinn. Denn Industrie und Handel strebten, sich von zünftlerischen Fesseln zu befreien, und, da sie Arbeiter brauchten, die ländliche Bevölkerung vom Boden loszureißen; die Junker aber, denen die Geistlichen sekundierten, wollten ihre und des sie begünstigenden Monarchen Privilegien konservieren. Heute wollen die Gutsbesitzer, Bauern, Handwerker und Krämer nicht konservieren, was sie besitzen, sondern erkämpfen, was sie nicht besitzen: allerlei Privilegien, die ihnen größere Einnahmen und Schutz vor Konkurrenten sichern sollen. Die Industriellen, die Groß- und die Geldhändler aber protestieren zwar — keineswegs einmütig übrigens — gegen gewisse Beschränkungen, z. B. gegen die der Börse, im allgemeinen aber sind sie nicht weniger privilegiensüchtig als die „Konservativen“ — kann doch die Industrie nicht genug Schutzzölle, Exportprämien, Verkehrserleichterungen bekommen — und an die Befreiung der Lohnarbeiter von den Fesseln, über die diese noch klagen, denkt keine der gepaarten Parteien. Dagegen fordern die Katholiken, die Sozialdemokraten, die Polen, die Dänen Befreiung von mancherlei Fesseln. In der letzten Periode von Bismarcks Regime waren auch die vom damaligen Block abgesprengten Freisinnigen dabei, denn auch sie wurden mitunter eingelocht, aber jetzt, wo sie ministrabel geworden sind, können sie, als Mitinhaber der Gewalt, unmöglich gegen Fesseln ankämpfen. Wo Volk und Volksvertretung nicht berufsständisch, sondern politisch gegliedert sind, da gibt es, beim Lichte besehen, immer nur zwei Parteien: die herrschende, die einlocht, und die ist absolutistisch (konservativ ist für diesen Begriff eine grundfalsche Bezeichnung), und die beherrschte, die eingelocht wird; diese ist immer liberal oder freisinnig, auch wenn sie aus Pfaffen,

Google

Junkern und den Anhängern verjagter absolutistischer Monarchen besteht. Die heut sich liberal nennenden Mitinhaber der Regierungsgewalt können das Recht auf ihren Parteinamen nur noch von ihrer Stellung zur Religion ableiten: sie behaupten, für die Befreiung der Geister zu kämpfen. Indes die einzige Freiheit, die Lessing im Staate des großen Friedrich fand, die Freiheit, Sottisen gegen die Religion drucken zu lassen, genießen wir ja schon im vollsten Maße; den Atheismus zu predigen, wird niemandem verwehrt — man kann damit sogar Geheimrat werden, und was die Wünsche einiger Agitatoren in Beziehung auf die Schule betrifft, so haben sie die Mehrheit des Volkes nicht für sich. Die Katholiken wollen allesamt die konfessionelle Schule. Der Masse der Protestanten ist es ziemlich gleichgültig, ob die Schulen konfessionell oder simultan eingerichtet werden, aber die meisten wünschen aus ihrem nur wenig durch pädagogisch geklärte Einsicht geläuterten Empfinden heraus, daß ihren Gören und Bengels „ein bißchen Religion“ eingebläut werde; ja es gibt akademisch gebildete Führer der liberalen Partei, die mit ein bißchen nicht zufrieden sind, sondern ein reichliches Quantum fordern. (Ich habe solche kennen gelernt.) Darum haben die Monisten von unseren alten Parteiparlamenten nichts zu hoffen und von der vorgeschlagenen Neugestaltung nichts zu fürchten. Da unter den Berufsständen auch der Lehrstand mit der seiner Wichtigkeit entsprechenden Zahl und in bester Qualität vertreten sein würde, könnten die Herren ihren Ansichten und Wünschen sogar mit stärkerem Nachdruck Geltung verschaffen als jetzt.

In der politischen Maske können unsere herrschenden Parteien immer nur mit Lüge und Schwindel zum Ziele gelangen. Wenn der Agrarier, der höhere Kornzölle begehrt, von Stadtbürgern gewählt werden will, muß er ihnen eine gräßliche Not der Landwirtschaft und den drohenden Umsturz vorlügen; und will der Kommerzienrat, der einen Eisenzoll oder einen Mittellandkanal oder ungefesselte Börsenspekulation erstrebt, von Lohnarbeitern, Bauern, Krämern und kleinen Beamten gewählt werden, so muß er ihnen grausige Geschichten von erbschleichenden Jesuiten, volksverdummenden Pfaffen, unbarmherzigen junkerlichen Brotwucherern erzählen. Bei Faschingswahlen wird eine andere Walze eingelegt, die nationale, die den Kindlein das Liedlein von den Reichsfeinden vorsingt und zu beweisen versucht, daß das Vaterland in Gefahr schwebe, wenn die Kähne und die Rekruten nicht von den Epigonen des bekanntlich ungeheuer militärfreundlichen Eugen Richter, sondern von den Grafen, Justizräten und Pfarrern des Zentrums bewilligt werden; bewilligt werden sie auf alle Fälle. Und weil es das Lügen allein noch nicht tut, weil nur ein Enthusiasmus, und wo für solchen kein Anlaß vorhanden, ein Fanatismus die träge Masse in Bewegung setzt, so müssen durch eine lärmende Agitation alle häßlichen Leidenschaften entfesselt, muß ein sinnloser Haß entzündet, und mit Verleumdungen, Verdächtigungen und Beschimpfungen geschürt werden — „ethisch verlogen, ästhetisch roh“.

Selbstverständlich würde die berufsständische Gliederung der Volksvertretung andere Gliederungen ad hoc nicht ausschließen. Bei kirchlichen Fragen würde sich das Parlament konfessionell spalten, bei Fragen der Justiz und der Polizei würden alle zusammenhalten, die sich bedrückt fühlen, und bei großen Entscheidungen, wo das Schicksal von Volk und Vaterland auf dem Spiele steht, die aber nur alle halben, höchstens Drittel-

Google

säkula einmal nötig werden (1813, 1848, 1870), würde entweder eine aus Angehörigen aller Berufsstände bestehende Mehrheit der Regierung die Direktive geben, oder die ganze Volksvertretung sich um die das Interesse des Vaterlandes wahrende Regierung einmütig scharen.

Ein spezialisiertes Programm für eine solche Umgestaltung aufzustellen, wäre überflüssig, weil sie von allen maßgebenden Politikern perhorresziert wird. Darum ist es unmöglich, die Politik von ihren groben Kulturwidrigkeiten zu befreien, und es wird demnach vorläufig dabei bleiben müssen, daß sich alle Menschen von gutem Geschmack, feinem Empfinden und zartem Gewissen der unmittelbaren aktiven Beteiligung an der Politik enthalten.

München.

Von Otto Julius Bierbaum.

Noch immer bevölkert sich um die Zeit, wenn der Hundsstern regiert, die sonst im Besitze stämmiger Bajuvaren befindliche Stadt an der grünen Isar mit Sendboten des feineren nördlichen Geistes, die nicht „naa“ sagen, sondern „nee“ (was schon lautlich eine viel entschiedenere Verneinung ist), auf eine phantastisch verwegene Art den „Gamsjaga“ herausbeißen durch eine Aelplertracht aus den Magazinen Berlins, Dresdens, Rixdorfs, Potschappels und am liebsten schon auf der Maximiliansstraße zu jodeln anhüben. Süß singt der sanfte Sachse, selig vom Hofbräubier, die Ludwigsstraße entlang und zeigt der holden Gattin im praktischen Lodenrock, der an der wonnigen Hüftausladung durch reichlich angebrachte Knöpfe und Schließen amazonisch emporgerafft ist, ihr entschiedenes Gegenbild: die kunstreiche Aesthetin von Schwabing, die korsettlose, schlanke, schleppgewandige, an der alles fließt, fällt, hängt, was nur fließen, fallen und hängen mag. Aber der gebieterische Berliner knarrt, schnarrt und schnaubt, getragen und geschoben vom Gefühle angeborener Ueberlegenheit, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit und bringt mit seinem imperatorischen Laufschritt die gute Stadt München ganz aus ihrem alten, braven, königlich-bayrischen Tempo. Indessen ist auch er entzückt von der Residenz der Wittelsbacher und benimmt sich hübschen Kellnerinnen gegenüber, wenn seine Frau nicht dabei ist, so kordial, daß er nicht selten einen Klaps auf die herablassenden Finger kriegt. Es herrscht die bekannte eine Stimme: München ist doch eine wundervolle Stadt!

Ist das aber auch wirklich wahr? Oder ist es nur eine schöne Lüge?

Untersuchen wir den Fall! Rufen wir Zeugen auf! — Sie drängen sich massenhaft herbei, eifrig beflissen und bereit, für und wider auszusagen.

Ein junger Student, frisch vom königlich-sächsischen Gymnasium in Wurzen entlassen, drängt ungestüm vor und erklärt: München ist die Perle unter den deutschen Städten, denn es ist die Stadt des freiesten, fröhlichsten Lebens. Hier gibt es die muntersten, verliebtesten Mädchen und die tolerantesten Zimmerwirtinnen.

Er möchte noch viel sagen. Das Wort Kathi schwebt ihm auf der Zunge. Wir schneiden es ihm unbarmherzig ab und lassen den nächsten vor, einen eleganten Herrn

Google

anfangs der Dreißiger, von dem wir annehmen wollen, daß er einer der kleinen Gesandtschaften angehört, die hier noch immer (wohl nur zu ihrer Unterhaltung) unterhalten werden.

Er erklärt: München ist nicht übel. Im Schauspielhaus wird recht ordentlich gespielt. Auch das Deutsche Theater bietet manchmal einiges Divertissement, wenn ihm die Akquisition einer spanischen Tänzerin gelungen ist. Aber die horizontalen Damen sind nicht auf der Höhe der heutigen Kultur. Unglaubliche Dessous zuweilen. Die paar gut angezogenen sind in festen Händen. Das Gros der Malschakerln allzu primitiv. Mehr für Gemütsansprüche.

Läßt die Scherbe fallen und macht einem weniger eleganten jungen Manne Platz, der auf ungeordnetem Haar einen ausgedehnten, nicht durchaus soignierten Filzhut, im übrigen ein dunkelblaues Hemd, orangegelben Flatterschlips und eine Jacke aus gerieftem Plüsch trägt. Sein wilder Bart ist schwarz wie sein Auge und der Rand seiner Fingernägel. Er spricht mit slawischem Akzent und in einem temperamentvollen Tonfalle: Ich kenne nicht München. Ich kenne nur Schwabing. Schwabing ist schön, ist beinahe Montmartre. Hat herrliche Weibmenschen, billige Ateliers und Rahmenhändler, die sehr lange Kredit geben, bis sie Rahmen zurücknehmen mit Bild darin. So lernt man gratis, und das Genie wächst. Oh, es wächst sehr in Schwabing, und im Café Stephanie wird es bewundert.

Er zündet sich die ausgegangene Zigarette an und geht im wiegenden Schritte genialer Zuversicht von dannen.

Der Schritt dessen, der an seine Stelle tritt, ist nicht wiegend, sondern schwer; er drückt nicht Genialität, sondern Solidität aus. Es ist der berühmte Herr Nudlmeier, der jetzt spricht. Spricht? Nein, knurrt. Ins Hochdeutsche übersetzt, lautet seine Aussage wie folgt: Es gibt überhaupt kein München mehr. Seit 1871 ist diese Stadt langsam, aber sicher, preußisch geworden. Es ist rum mit aller Gemütlichkeit. Tritt man jemand auf den Fuß und sagt, wie sich's gehört: Oha, Herr Nachbar! so wird das als unhöflich übel vermerkt. Geht man irgend wohin zum Bier und packt seinen Käs und sein „Durcheinand" (Aufschnitt) aus, so sieht einen die Kellnerin mißbilligend an. Das Bier wird mit jedem Jahre dünner, und, wohin man spuckt, spuckt man auf einen Preußen. Wenn nicht die „Keller" noch wären und die Schwemm im Hofbräuhaus, und der Salvator, und die „Wies'n" am Oktoberfest, so könnte man gerade so gut überhaupt gleich nach Berlin auswandern.

Der nächste Zeuge spricht auch münchnerisch, aber der Dialekt ist schon hochdeutsch unterwachsen. Es ist Nudlmeier der Jüngere, der sich dem Sinne nach also vernehmen läßt: München ist aus einem schmutzigen Bierdorfe zur modernen Großstadt geworden. Die kleinbürgerliche Hauptstadt Bayerns hat sich zur großzügigen Kapitale Süddeutschlands entwickelt. Es ist sozusagen jetzt eine zweite Reichshauptstadt. Alle Fortschritte gedeihen hier auf das herrlichste. Zwar ist es kleiner als Berlin, dafür ist es aber schöner. Hier blüht und gedeiht die Kunst höchst wunderbar. Mit jedem neuen Hause entsteht ein neues Atelier. So groß München auch geworden ist, man könnte, nähte man alle Leinwand zusammen, die hier im Laufe eines Jahres mit Oelfarben bedeckt werden, ein Zeltdach darüber spannen.

Google

Herr Nudlmeier junior entfaltet die Münchener Neuesten Nachrichten und liest zur Bekräftigung seiner Aussage einen Artikel vor, in dem die Worte „bodenständig" und „wurzelkräftig" etwas eintönig zwar, aber durch fortwährende Wiederholung doch sehr eindringlich wirken, gleich den Paukenschlägen in einer patriotischen Blechmusik.

Das regt einen Herrn im Hintergrunde auf, dessen Stimme indessen trotz seiner Aufregung einschmeichlerisch sonor klingt, wie er, mit angenehmer Verbeugung vortretend, sagt: Mein Name ist Meier-Graefe. Ich könnte einfach auf meine berühmte Entwicklungsgeschichte hinweisen, die ja auch der Verfasser dieses niedlichen Artikels mit einiger Frucht, wenngleich nicht mit vollem Verständnisse gelesen hat, aber bei der grundlegenden Wichtigkeit, die meine Entdeckung des, wie ich annehmen darf, in den geistigen Besitzstand der Welt übergegangenen Entwicklungsgesetzes hat, möchte ich doch ausdrücklich betonen: München war einmal von einer gewissen Bedeutung für die Kunst, aber, so gewiß Herr von Uhde eigentlich nie über Muncaczy hinausgekommen ist, während die Kunst Liebermanns in die Zukunft hineinwimpelt (an der Fahnenstange hängend, die in Paris steht), so gewiß ist der einzige Ort, wo in Deutschland etwas wie ein Abglanz der wirklichen, einen, unteilbaren Kunst wahrgenommen werden kann, Berlin: das Berlin der Firma Cassirer. Ehe diese Firma keine Filiale in München errichtet, ist an eine Zukunft der Münchener Kunst keinesfalls zu denken.

Spricht's und reibt sich die Hände; es krachen die knochigen Finger;
Blitze sprüht das schwärmrische Aug'; es knistert der Spitzbart
Gleich dem geriebenen Fell des stark elektrischen Katers,
Und Herr Fritz von Uhde versinkt entsetzt in den Orkus,
Während der Geist Moritz Schwinds aus der Unterwelt lex mihi ars ruft.

Noch viele Zeugen lassen sich vernehmen. Herr von Possart kreuzt die Arme napoleonisch über der Brust und beleuchtet mit den blauen Strahlen seines allen dramatischen Anforderungen entgegenkommenden Auges das Prinzregenten-Theater bengalisch. Ein Hartschier läßt sich in Gala bewundern und fragt: Wo gibt es noch solche spanische Reiterstiefel, wo diesen silbernen Kübelhelm, wo solche Tressen über solchen Bäuchen? Isaren-, Schwaben-, Franken-, Pfälzer-, Braunschweiger-, Bayern-, Makaren-, Ratisbonen-, Transrhenanenburschen legen ihre Korpslisten vor und beweisen, daß nirgendwo der S.-C. so blüht, wie an der Isar, und sie fügen aufs bestimmteste hinzu, daß damit gleichzeitig der Vorrang der Münchener Universität vor allen andern bewiesen sei. Eine ganze Legion munterer und netter Ladnerinnen, Putzmacherinnen, Näherinnen, Kellnerinnen und andrer Mädchen weiblichen Geschlechts (was heutzutage nicht mehr durchaus Tautologie ist) erbietet sich, zum Ruhme Münchens und seines Faschings unter Anführung des berühmten Nero und des Barons Reznicek einen „Frassäh" zu tanzen. Der prächtige alte Papa Schmidt stellt sich trotz seiner sechsundachtzig Jahre mit seinem Kasperle Larifari und einer wahren Heerschar fideler Buben und Mädeln ein, die so herzhaft über eine Puppenkomödie des alten Pocci lachen, daß es einem erwachsenen Herzen sonderbar wonnigweh zumute wird. „Wo gibt's das noch?" fragt er, „als in der Münchener Stadt?" Skiläufer kommen, angeführt von einem Eskimo, der Olaf Gulbranssson heißt; Radfahrer, voran Alf Bachmann in Islandshandstrümpfen; Bergkraxler mit Eispickel, Schneereifen und Seil; und alles was überhaupt

Google

einen Sport treibt, vereinigt sich in dem Rufe, daß München mit seiner Umgebung ein idealer Sportplatz sei.

Der hohe Gerichtshof ist schon sehr geneigt, im Sinne der Sommergäste aus dem Norden für die so viel gepriesene Stadt zu entscheiden, indem er die Bedenken des Männervereins zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit als flaue Moralwehleidigkeiten mit herzlichem Bedauern für diese ehrenwerten, aber anscheinend schwächlichen Mannsnaturen beiseite schiebt — da erscheinen, mächtig auftrampelnd mit den gewaltigen Schleußenräumerstiefeln der Gesellschaft zur Abführung des städtischen Unrats, zwei literarische Zeugen auf dem Plan, die höchst schwerwiegende Aussagen gegen München vorzubringen nicht umhin zu können erklären.

Es sind die Herren Dr. Rollinger und Josef Ruederer.

Literarisch bemakelt ist nur der zweite. Herr Dr. Rollinger hat außer dem Hefte „Münchens Schattenseiten"*), das er uns zu den Akten liefert, noch nichts Uebles begangen. Nehmen wir ihn, da er auch sonst der weniger Beträchtliche ist, zuerst vor.

Er ist offenbar Junggeselle und sowohl magen- wie gallenleidend. Zur Erhaltung seines Lebens auf den Besuch öffentlicher Wirtschaften angewiesen, hat er, verwöhnt durch den Aufenthalt in Städten von höherem gastronomischen Range, als es München ist, im Bannkreise des Münchener Kindls Höllenqualen ausgestanden, und er bemüht sich nun, das Münchener Publikum zu höheren Bedürfnissen, die Münchener Wirte, Köchinnen, Schankburschen und Kellnerinnen zu höheren Leistungen zu erziehen. Ein bedauernswerter und ein wohlmeinender, wenn auch etwas grilliger Mann. Er wird es nicht erleben, daß seine Strafpredigt Früchte zeitigt. Es bleibt ihm nichts übrig, als zu heiraten, wenn er es nicht vorzieht, künftighin in einem der wenigen wirklichen Restaurants zu speisen, die München immerhin aufzuweisen hat. Die allgemeine Münchener Wirtshausküche führt sich auf die jahrhundertealte Tradition eines Volkes von Biertrinkern zurück, dessen Geschmacksnerven sich lediglich zur Bierkiesung entwickelt haben. Um dieses Institut zu reformieren, das den Bedürfnissen des Durchschnittsmüncheners durchaus genügt, bedarf es eines Säkulums. Die Münchener Magenwände, durch eine Malzgelatineschicht festgemacht, vertragen die Erzeugnisse der Unschlittküche, und auch die jungen Norddeutschen, die das eigentliche Lobtrompeterkorps Münchens bilden, bestehen die grausamen Prüfungen, die ihnen die Münchener Speisenkarte auferlegt, denn ihrer Jugend geht soviel anderes hier viel zu lieblich ein, als daß sie dafür nicht ein paar Magenkatarrhe mit in den Kauf nehmen möchte. Die nordischen Sommervögel aber, die zur Hundstagszeit hier durchziehen, schimpfen zwar auf diese Flecken an der Münchener Sonne, aber die Ferienstimmung läßt einen Dauerärger nicht groß werden, und im nächsten Jahre fällt derselbe Schwarm am selben Orte wieder ein, nachdem er zu Hause mit Ueberzeugung verkündet hat, daß München trotz seines „Schlangenfraßes" ein prachtvolles Nest ist.

Der hohe Gerichtshof entläßt demnach den Zeugen Dr. Rollinger mit der Entscheidung, daß seine Wahrheiten nicht sehr schwer gegen München in die Wagschale fallen, weil sie für die überwältigende Majorität der Münchener keine Wahrheiten sind

*) Im Kommissionsverlag der Druckerei von Seitz, weil sich wohl kein Münchener Verleger mitschuldig machen wollte.

Go gle

und weder die Semester- noch die Feriengäste beim Singen ihres Lobgesangs aus dem Takte bringen.

Die Zeugenaussage Josef Ruederers ist sehr umfangreich*), und sie würde schon etwas schwerer gegen die Isarstadt ins Gewicht fallen, von der sie eigentlich nur die Luft und Josef Ruederer gelten läßt, wenn der Zeuge sich weniger mit seiner Person und mehr mit der Sache befaßte, weniger auf Herauskehrung seiner literarischen Bedeutung und mehr auf wahrheitsgemäße Darstellung des Stoffes bedacht wäre, weniger durch Quarktreterei und mehr durch Gestaltung sein Talent zur Satire beweisen wollte. Es mag für künftige Literarhistoriker recht interessant sein, zu hören, in welchem Stadtviertel Münchens Josef Ruederer das Licht der Welt erblickt, welche Zensuren er auf der Schule bekommen, welche Enttäuschungen er erfahren, welchen Arzt er konsultiert, in welchem Vereine er die Ehrenmitgliedschaft erlangt, welche Uniform er als Soldat getragen, in welchem Beruf er sich außer dem literarischen versucht hat: — zur Kenntnis Münchens trägt alles dieses so wenig bei, wie die falschen Mitteilungen über die „Gesellschaft für modernes Leben" und das üble Behagen im Aufrühren alten Klatsches. All dies Ruedererische-Allzuruedererische könnte im Umkreise dieses Themas nur dann eine Bedeutung beanspruchen, wenn man annehmen wollte, daß diese Selbstcharakteristik gleichzeitig als Charakteristik des Müncheners überhaupt gelten dürfte. Aber damit täte man dem Münchener doch wohl unrecht. Es findet sich an ihm gewiß eine ausgesprochene Neigung zum Klatsch und zum Graunzen; auch spielt er gerne die gekränkte Leberwurst und den Zurückgesetzten zumal gegenüber denen, für die man früher das Wort „Nordlichter" hatte; und der Lokalpatriotismus äußert sich recht häufig bei ihm in der Form lokaler Dreschflegelei oder Medisance zum Trutze wider die wirklich oder vermeintlich Einflußreichen, denen er in großen und kleinen Blättern gern etwas am Zeuge flickt, — besonders gerne in Form des Vorwurfs der Cliquenbildung und Speziwirtschaft. Aber das ist nicht bloß und nicht vornehmlich Münchener Art, und zum Münchener Charakter gehören auch anmutigere Züge. Er ist nicht vorwiegend negativ kritisch angelegt, sondern vielmehr eine positive Natur, die gerne und schnell ja sagt, sich hinreißen läßt, fördert und anerkennt. Der Franke M. G. Conrad ist eher ein Münchener Typus, als der am Rindermarkt geborene Josef Ruederer. Auch er hat in seinen Büchern die Mängel am Münchener Wesen nicht bemäntelt, aber sie haben, indem sie wie mit feurigen Zungen Münchener Geist aussprechen, wesentlich dazu geholfen, daß München zu einem Orte der Anziehung für alles Frische, Jugendliche, Freie, Kräftige geworden ist bis auf den heutigen Tag. Es ist sehr zu bedauern, daß Leo Greiner, der Herausgeber der „Städte und Landschaften", sich nicht an ihn gewandt hat, das Buch über München zu schreiben. Es wäre ein Zeugnis für und nicht gegen München geworden, ohne daß wir ein falsches Bild dieser gesunden, an Kraft und Schönheit reichen, bei allen Fehlern ihrer Vorzüge grundliebenswürdigen Stadt erhalten hätten.

*) Sie umfaßt im Drucke, als Buch unter dem nicht ganz zutreffenden Titel „München" bei Georg Müller erschienen, 227 Seiten. Das Buch würde richtiger heißen: „Josef Ruederer, Skizzen mit Münchener Hintergründen zu einem Selbstporträt".

Google

Der Zeuge vom Rindermarkte aber wird mit der Bemerkung entlassen, daß seine Selbstbespiegelungen zwar psychologisch interessant, aber alles andere eher sind, als ein Mittel, über die Art und Bedeutung Münchens aufzuklären. Ruederer kündet darin einen Münchener Roman an, d. i., mit Anwendung Goethescher Worte zu reden, eine subjektive Epopöe, in der er sich die Erlaubnis ausbittet, München auf seine Weise zu behandeln. Dort wird alles das, die direkten Unrichtigkeiten ausgenommen, am rechten Platze sein, was hier am unrechten war, und so dürfen wir, da Ruedererś „Weise" die Satire ist, ein vielleicht nicht eben liebenswürdiges, aber sicherlich bedeutendes Kunstwerk satirischen Gepräges erwarten. Ruederer ist satirischer Impressionist von zwar nicht großem Horizonte, aber einer ungewöhnlichen Kraft, ja Vehemenz der Darstellung. Auch in seinem „München" sind glänzende Proben davon, und um ihretwillen soll das Buch allen denen empfohlen sein, die Darstellungskunst in Worten zu würdigen wissen.

Eugène Delacroix.

(Zur Ausstellung im Salon Paul Cassirer.)

Von Hans Rosenhagen.

Von den großen französischen Künstlern des 19. Jahrhunderts sind wenige dem deutschen Publikum so unbekannt geblieben wie Eugène Delacroix; obgleich sein Name in jeder Kunstgeschichte der neueren Zeit zu finden ist. Dieser Zustand erklärt sich daraus, daß Bilder von Delacroix kaum je nach Deutschland gelangt sind. Das scheint seltsam, hat aber seine Gründe. Der wichtigste davon mag der sein, daß die Meinungen über die Fähigkeiten und die Bedeutung des Künstlers während seines ganzen Lebens in Frankreich selbst sehr heftig auseinandergingen. Sodann ist das Verständnis des deutschen Publikums für rein malerische Begabungen niemals sehr groß gewesen, und endlich hatte man in Deutschland damals gar kein Verhältnis zu der Romantik, wie sie in den Werken des Malers zum Ausdruck gelangte. Wie wenig glich diese doch der Düsseldorfer Romantik mit ihrer Mondscheinlyrik, mit ihrer unechten Melancholie und ihrer süßlichen Sentimentalität! Aber sie war auch in nichts der Romantik ähnlich, die der Mitschüler Delacroix' im Atelier von Guérin, der fade Ary Scheffer vertrat, oder die man in den Werken von Ingres und seiner Nachfolger findet. Sie ist Romantik nur in dem Sinne, daß ihre Stoffe nicht der Wirklichkeit entnommen sind. Sie hat die größte Verwandtschaft mit der von Tizian, Veronese, Tintoretto, Rubens und Rembrandt; denn auch die haben gemalt, „was sich nie und nirgends hat begeben". Indessen Delacroix konnte sehr unangenehm werden, wenn man ihn den „Victor Hugo der Malerei" nannte. Er war sich bewußt, daß er etwas Besseres wollte als der Dichter, der seinen Ehrgeiz darein setzte, das Publikum zu überraschen und zu verblüffen. Sein Bestreben war, den Reiz der Objekte zu zeigen, den Augen Feste zu bereiten, und die Rechte der Phantasie in der Kunst zu verteidigen, die ihm bedroht schienen durch die Forderungen der Klassizisten nach Regeln und Vollendung.

Delacroix war mit einem Worte ein Befreier, ein Revolutionär, und gegen solche ist man in Deutschland zu allen Zeiten mißtrauisch gewesen. Es hat einfach niemand gewagt, Bilder des Malers in das Land der Dichter und Denker zu bringen, obgleich sich Goethe schon 1826 sehr anerkennend über das Talent des Künstlers ausgesprochen und dessen Einbildungskraft nachrühmt, daß sie seine eigenen Vorstellungen in gewissen Szenen des Faust übertroffen habe. Aber der Unsterbliche von Weimar sah damals nur einige Lithographien

Google

von Delacroix. Hätte er dessen Bilder zu Gesicht bekommen, so würde auch er sich vermutlich recht absprechend über den Maler geäußert haben, der die edle Gebärde der Antike verachtete, weil sie seinen Ansprüchen an Ausdruck nicht genügte. Indessen, was damals als ein Gegensatz empfunden wurde, ist heut keiner mehr. Die Richtung, die Delacroix während seines ganzen Lebens bekämpfte, ist längst überwunden und historisch geworden, und das Neue, das er selbst brachte, ebenfalls.

Wer die augenblickliche Ausstellung im Salon Cassirer in der Erwartung betritt, einige Hauptwerke des „Löwen der Romantik", wie Zola den Künstler bezeichnenderweise genannt hat, zu finden, wird allerdings etwas enttäuscht sein, nur Skizzen und Studien zu entdecken; aber geben diese auch, mit einer Ausnahme, keine Vorstellung davon, über welche Mittel Delacroix verfügte, um große Bildflächen zu bewältigen, so geben sie doch einen Eindruck von dem allgemeinen Charakter seiner Bilder und vor allem von der besonderen Art seines nervösen Talents, von seiner Koloristik und seiner geistvollen Konzeption. Das ist schon etwas sehr Wesentliches und nur zu erreichen gewesen durch das Entgegenkommen zweier hervorragender Pariser Sammler, der Herren Cheramy und Gallimard, die ihren kostbaren Besitz in der selbstlosesten Weise für die Ausstellung hergeliehen haben.

Wer die großen Werke des Künstlers im Louvre und in den französischen Provinzmuseen, wer seine Bilder in St. Sulpice und bei diesem oder jenem Amateur nicht kennt und gelesen hat, daß Delacroix in Rubens, Veronese und Constable seine Vorbilder erblickt, wird zunächst erstaunt sein, in dieser Ausstellung so viele altmeisterlich dunkle Stücke zu sehen. Auch wird er die gesunde Heiterkeit des Vlämen und die breite, ruhige Festlichkeit des Venetianers vermissen. Delacroix ist ein Maler durchaus für sich, der selbstherrlich handelte und alle ihm von außen gekommenen Anregungen ausschließlich in seinem Sinne verwendet hat. Das Treibende bei ihm ist eine Phantasie, die literarisch, musikalisch und malerisch zugleich, jeden ihr zusagenden Stoff in sich hineinschlingt, um ihn in höchst eigenartiger Weise zu verarbeiten und ihn in einer absolut neuen Form zur Darstellung zu bringen. So geht er mit seiner „Dantebarke" weit über die Schilderung des Dichters hinaus, so ist sein kleines hier ausgestelltes frühestes Selbstporträt in einem Hamletkostüm sicherlich unter dem Eindruck eines Bildnisses von Terborch entstanden, aber in der Kraft der farbigen Gegensätze jenem ohne Frage überlegen, und sein „Gemetzel von Chios" ist durch seltsame Dissonanzen der Komposition zu einem höchst ergreifenden Klagegesang geworden, mit dem Byron übertroffen wird. Goethes Lob trifft also eigentlich eine sehr charakteristische Eigenschaft der Kunst von Delacroix. Des Malers Neigung ging freilich in der Hauptsache auf das Dramatische, Dämonische, Phantastische und Ungewöhnliche. In Byrons Dichtung schien ihm keine Szene verlockender als die, wo geschildert wird, wie Sardanapal, der letzte Enkel des Ninus, sich aus seinen Schätzen und Weibern einen Scheiterhaufen errichtet, dessen Flammen das Ende des Assyrischen Reiches verkünden sollen. Die „Ermordung des Bischofs von Lüttich" durch den Grafen von der Mark bei einem abendlichen Festmahl in der Halle des bischöflichen Palastes schien ihm der Höhepunkt der Handlung von Walter Scotts Roman „Quentin Durward". Das Spiel Paganinis zieht ihn weniger an als die dämonische Erscheinung des Geigers in ihrer Eckigkeit mit dem bleichen mageren Gesicht und den übergroßen weißen Händen. Wie gern hat er Löwen gemalt, die einen menschlichen Leichnam zerreißen! Und eines seiner besten Bilder stellt „Medea" dar, die rasend vor Eifersucht, in einer Höhle eben ihre Kinder tötet. Eine fast perverse Vorliebe für grauenerregende Stoffe lebt in diesem Künstler. Alles deutet darauf hin, daß die Lektüre von Shakespeare und Goethe, von Byron und Scott in Delacroix sogleich bestimmte Farbenideen lebendig werden ließ, für die er dann in der selbständigsten Weise die Dichtung selbst als Gerüst benutzte, um sie andern in einer den Begriffen zugänglichen

Google

Form zu zeigen. Seine Kompositionen bestehen in ihren ersten Fassungen aus bloßen Farbenflecken, denen er später in der Skizze bestimmtere Formen zu geben sucht. So hat er eines seiner prachtvollsten Bilder, den „Barmherzigen Samariter“ der Mme. Esnault-Pelterie, den man in der letzten Pariser Centennale sehen konnte, lediglich um ein fabelhaft schönes Rot herumkomponiert, das darauf aus einem Gewande leuchtet.

Mit den Formen der Natur ging der geniale und hochgebildete Künstler nicht weniger frei um als mit irgend einer Dichtung. Auch sie sind ihm nur Mittel zum Zweck, um seinen Farbengedanken einen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Er macht in seinem Journal die Bemerkung, daß es für den Künstler viel wichtiger sei, dem Ideale, das er in sich trägt, und das ihm eigen ist, nahe zu kommen, als das vergängliche Ideal, das die Natur bieten kann, festzuhalten. Nur diejenigen könnten wirklich Vorteil aus der Arbeit nach dem Modell ziehen, die auch ohne Modell etwas Wirkungsvolles zu schaffen imstande seien. Die Kunst bestände nicht in der kalten Richtigkeit; das Wichtige sei, daß man etwas zum Ausdruck bringe. Die Kunst des Malers bestände darin, die Aufmerksamkeit nur auf das Wichtige zu lenken; und um diesen Zweck zu erreichen, seien Opfer unerläßlich. Es ist klar, daß jemand, der nach solchen Ueberzeugungen handelt, sehr leicht in den Verdacht kommen kann, er kümmere sich nicht um die Natur und sei ein schlechter Zeichner. Und in der Tat ist kein Bild von Delacroix zu dessen Lebzeiten an die Oeffentlichkeit gelangt, dem nicht der Vorwurf des Mangels an korrekter Zeichnung gemacht worden wäre. Auch in dieser Ausstellung kann man die Besucher darüber jammern hören, daß dies und das nicht stimme, daß kein Tiger so lang sei, wie der des Malers, daß das vor einem Blitzschlag scheuende Pferd des Künstlers unmögliche Bewegungen mache, daß dieser Arm und jenes Bein zu kurz oder zu lang seien. Delacroix selbst hat auf solche Tadel nie etwas erwidert, nur in seinem Testament verfügt, daß sein Nachlaß öffentlich ausgestellt werden sollte. Man fand in seinen Mappen mehr als sechstausend Zeichnungen und Naturstudien aller Art vor, aus denen überzeugend hervorging, wie gewissenhaft der Künstler zu zeichnen pflegte, und wieviel sorgsame Arbeit hinter seinen so heftig bekrittelten Bildern steckte. Von diesem Ereignis an datiert in Frankreich der Umschwung in der Beurteilung des Künstlers; und während er lebend nur sehr wenig für seine Schöpfungen erhielt, brachte die Versteigerung seines Nachlasses die Summe von 360 000 Frcs.

Die Ausstellung bei Cassirer enthält gerade einige der allerschönsten Zeichnungen von Delacroix. Dazu gehört in erster Reihe ein herrliches Löwenpaar von 1848, dann die Szene aus dem bereiten Jerusalem mit dem entzückenden weiblichen Rückenakt und die „Algerischen Frauen“. Das äußerlich wichtigste Werk hier ist ein von dem Künstler wiederholtes Stück aus dem Gemetzel von Chios — die Gestalt der rechts unten auf dem Boden liegenden getöteten jungen Mutter, an deren erkaltetem Busen ihr Junge nach Nahrung sucht. Es gibt einen ganz ausgezeichneten Begriff von dem Aussehen der bedeutenden Werke des Künstlers, von seiner Art, ein Bild auszuführen und von dessen mächtiger Farbenwirkung. Wunderbar der Gegensatz zwischen dem bleichen Frauenleib, dem Pfaublau der Gewandung und dem rosigen Kinderkörper! Danach verdient wohl am meisten Beachtung die köstliche, dem Bilde ganz ähnliche Skizze zu dem „auf den Trümmern Missolonghis sterbenden Griechenland“ im Museum von Bordeaux, weil es den aparten Farbengeschmack des Künstlers ebensogut erkennen läßt, wie seine geistreiche Art, eine Komposition durch Gegensätze zu beleben. Den Reichtum und die Pracht seiner Palette offenbart besonders schön die Skizze zur „Schlacht von Taillebura“, die dem Bilde zweifellos an Reiz überlegen ist. Das gilt auch von der Skizze für den „Sardanapal“, zumal, wenn man von der lebensgroßen rubenshaften Studie der am Lager des Königs knieenden blonden Sklavin auf den Charakter des Bildes schließen kann. Höchst interessant sind das in ein

Google

paar Stunden vor der Ankunft der Gäste geschaffene Bild für den Speisesaal von Dumas, „Der König Rodriguez“, in seiner Stimmung auf Gold und Grau; ein Selbstporträt, die Studie einer Aebtissin und der orientalische Helm, der beweist, wie intim der Künstler bei einem einzelnen Stück der Wirklichkeit nachging. Von der fabelhaften Glut seiner Orientbilder gibt die kleine und etwas dunkle Wiederholung des „Einzugs der Kreuzfahrer in Konstantinopel“ nur eine dürftige Vorstellung. Hingewiesen sei endlich noch auf ein Bild, in dem Delacroix zeigt, daß er auch ganz nüchterne Historie eindrucksvoller zu geben vermochte als die offiziellen Historienmaler. Es stellt Mirabeau an der Spitze der Deputierten dar, wie er dem die Versammlung im Nam n des Königs zum Verlassen des Saales auffordernden Oberzeremonienmeister Dreux-Brézé die Worte entgegenschleudert: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier auf Befehl des Volkes sind und nur der Macht der Bajonette weichen werden.“ Welch ein sprechender Ausdruck in den beiden Hauptgestalten, dem empörten Volkshelden und dem erschrockenen und fassungslosen Hofmann!

Ach nein: Delacroix war nicht der Wilde, der Fässer mit Farbe auf die Leinwand warf und mit einem „betrunkenen Besen“ malte, wie die Kritik von damals behauptete — er war ein Talent, das unendliche Arbeit und seinen ganzen Geist darauf wandte, seine Vorstellungen von Leben, Ausdruck und Farbe in Schöpfungen mitzuteilen, die ewig bezeugen werden, daß Malerei etwas anderes ist und etwas Höheres als eine bloße Nachahmung der Farben in der Wirklichkeit.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

Unsere Klassiker. I.

(1. Fortsetzung.)

Nur eine Dichtung, die aus einer mehr als zweitausendjährigen Vergangenheit zu uns herüberleuchtet, möchte ich voranstellen, trotzdem sie nicht im deutschen Boden wurzelt, denn sie ist so innig verwachsen mit dem Besten und Eigensten, was unsere Klassiker uns gegeben haben; von ihrem Geist und ihrer Anschauung ist fast jede Seite, die wir bei Goethe, Schiller, Herder, Lessing aufschlagen, erfüllt, daß wir sie mit unseren Klassikern als bleibenden Besitz überkommen haben: Homers Odyssee und Ilias in der Uebersetzung von Johann Heinrich Voß, der Sang von den Leiden und Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus und vom Zorn des Atriden.

„Und die Sonne Homers, siehe sie leuchtet auch uns.“

Ueber den klassischen Gestalten liegt die Sonne Homers, und die Götter- und Heldengestalten dieser griechischen Urzeit sehen uns an aus vertrauten Augen und reden zu uns, wie in unserer eigenen Sprache von einer Jugendepoche der Menschheit, in der Leben und Dichtung von selbst zu einem harmonischen Akkord von Schönheit und Größe zusammenklang; sie reden wie eine unmittelbare Offenbarung auch zu dem, dem die besondere Kultur, in der die Dichtung wurzelt, fremd, ja gleichgültig ist. Man kann jeden Tag an sich selbst und anderen die Probe auf das Exempel machen; wenn man in stiller Feiertagsstunde dem aufhorchenden Kreise von dem Kampf Hektors um die Mauern Trojas vorliest, oder von den Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus, dessen Schiff, die Heimat suchend, die weinfarbene Salzflut durcheilt, wie die Augen aufleuchten in reiner Freude und wie vor allem die Kinder sich diesen Menschen und ihren Göttern nahe fühlen. Das ist das Eingangstor, durch das wir in die Gedanken- und Anschauungswelt unserer großen Klassiker einziehen.

Am Eingang grüßt uns Klopstock; doch rate ich nicht, bei ihm zu verweilen; was er zu sagen hatte, war für die Zeit, in der er lebte, von unendlicher Bedeutung, er schuf das Instrument für die große Dichtung: die poetische Sprache, und in seiner Schule haben sie alle, die Großen, die nach ihm kamen — die einen länger, die anderen kürzer — gesessen und von ihm gelernt, alle haben sie ihm Dank bewahrt;

Google

aber die Schüler sind über den Meister herausgewachsen und so ist — durch ihre Arbeit — das Werk Klopstocks im wesentlichen heute nur noch ein ehrwürdiges Denkmal vergangener Größe, ein Zeuge des Ringens und der Siege einer untergegangenen Epoche, nicht mehr ein Quell unmittelbarer Erquickung, jedenfalls nicht für den, der nur kurze Mußestunden diesem Genießen widmen darf. Wer das Werden unserer neuen dichterischen Sprache verfolgen will, wen es reizt zu sehen, wie sich der erste wirklich schöpferische Geist der neuen Literaturepoche, den seine Seele das Erhabenste zu singen treibt, von der Umschreibung abstrakter Gedanken zu sinnlicher Anschauung und künstlerischer Gestaltung durcharbeitet, der mag in einer innerlich freien Stunde einmal den ersten Gesang des Messias oder eine der Oden, etwa den Zürichersee, sich vornehmen und er wird dann auch den Herzschlag eines echten Poeten spüren, am Gelungenen sich freuen und auch im Frembartigen den Keim werdender Schönheit nicht verkennen. Was Klopstock als Mensch und Poet uns geben wollte und konnte, ist bereits von der unmittelbar an ihn anschließenden Epoche selbständig verarbeitet und dadurch zwar nicht sein Name aus der Reihe führender Geister des 18. Jahrhunderts, wohl aber sein Werk aus dem lebendigen Besitzstand unserer heutigen Kultur ausgeschaltet worden.

Wie ein Hauch unzerstörbarer Jugend und fortwirkender Kraft aber weht es uns an, wenn wir den Namen Lessing nennen. „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß“, so schreibt Goethe vor rund hundert Jahren in der Darstellung seines Lebens, und charakterisiert damit nicht nur die Wirkung, die Lessing auf seine Zeit, auf die Jugend seiner Zeit ausgeübt hat, sondern nimmt geradezu als Voraussetzung für das Verständnis Lessings überhaupt eine gewisse Jugendlichkeit der Seele an, eine Jugendlichkeit aber, die mit dem äußeren Lebensalter nichts zu tun hat, sondern jene geistige Beschaffenheit, die auf alles, was Freudigkeit, Kraft, Klarheit atmet, mit einem jauchzenden Lustgefühl antwortet. Und mit diesen Elementen, die Wesensbestandteile von Lessings Dichtung sind, ist, solange es jugendliches Leben in dem oben angedeuteten Sinne gibt, Lessing für jedes Zeitalter, mögen seine Ideale und seine Arbeiten noch so weit ab zu liegen scheinen, neu. Und er wird nie, auch für einen müden Arbeiter des 20. Jahrhunderts seine freudig belebende Kraft versagen, vorausgesetzt, daß man ihn im rechten Augenblick zur Hand nimmt und ihn liest, wie er gelesen sein will. Es gibt Dichter, die, wo und wie wir ihnen auch begegnen, in Kampf oder Freude, im Dunkel oder im Licht, immer das erlösende Wort, das Wort der Stunde auf den Lippen tragen. Zu ihnen gehört Lessing nicht. Wie er selbst im Leben war, ist auch seine Dichtung herb, kühl, das letzte Gefühl zurückhaltend, aber unerbittlich ehrlich, furchtlos, wahr. Man hat das Gefühl solange er zu uns spricht, als sähe man zwei klare, strenge, unbestechliche Augen auf sich gerichtet und als würde man fest gepackt von einer feinen aber starken Hand, die mit ihrem frischen, kräftigen, vollen Pulsschlag unwillkürlich Selbstvertrauen und Wagemut in die Seele senkt und eine wundervolle freie Sicherheit und Ruhe gegen alles Kleinliche und Weichliche. In Augenblicken, wo die Seele danach verlangt, ist die Stunde gekommen, in der Lessing für uns da ist. Dann findet die spröde Männlichkeit des tapferen Major Tellheim mit dem zynisch-derben Begleitakkord seines getreuen Just, die eigentümliche Mischung von schalkhafter Spitzfindigkeit und reiner menschlicher Güte, die seine Minna darstellt, der manchmal grillenhaft anmutende und doch aus der inneren Notwendigkeit zweier unablenkbarer Naturen erwachsende, in wechselnden Formen und Farben vor unseren Augen sich abspielende Wettstreit des Edelmuts in unseren Herzen, trotz der leichten Puderwolke, die über dem Bilde schwebt, eine stimmungsvolle Resonanz, wie ein miterlebtes Ereignis. Ich habe absichtlich das Drama herausgegriffen, das nach meinen

Go gle

Erfahrungen, am häufigsten als unserem modernen Empfinden am fernsten stehend bezeichnet wird, wie ich glaube, vor allem deshalb, weil man die Voraussetzungen, die ich eben als für den unmittelbaren Genuß notwendig bezeichnete, in der Regel vernachlässigt. Auch „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“ sind heute noch für jeden, der sie zur rechten Stunde liest oder sieht, unmittelbare Kunstoffenbarungen, sowohl was ihren Ideengehalt wie die Form anlangt. — Wer aber Lessing in seinem Eigensten kennen und lieben lernen will, der darf nicht bei seinen Dichtungen stehenbleiben. Die für alle Zeiten geltende Bedeutung seiner Persönlichkeit als schöpferischer Geist offenbart sich am großartigsten gerade in den Schriften, in denen er nicht unmittelbar künstlerisch, schöpferisch gestalten will: in den „Literaturbriefen“, im „Laokoon“, in der „Hamburgischen Dramaturgie“, in denen er als Kritiker an einem oft spröden Material und an in vielen Fällen geradezu minderwertigen Objekten als Kritiker eine immer wieder zu tiefster Bewunderung hinreißende und restloses ästhetisches Behagen erweckende Kunst schöpferischer, d. i. aufbauender, Kritik entwickelt, die ihren Reiz auch auf den ausübt, dem die Probleme, um die es sich handelt, ziemlich fern liegen. Der berühmte 17. Literaturbrief, in dem er mit Gottsched abrechnet und für das deutsche Drama der Zukunft das Programm aufstellt, der Waffengang mit Voltaire in der Hamburgischen Dramaturgie, ja selbst die gelehrte Einleitung zum Laokoon sind Kundgebungen von so intimem künstlerischen Reiz und zugleich von einer so befreienden, die Seele unwillkürlich freudig stimmenden und beschwingenden Kraft, die immer wieder an sich selber zu erfahren keiner versäumen sollte. Aber ein Rat: Man lese — wenigstens zunächst — *in* ihnen; man versteife sich nicht pedantisch darauf, den Verfasser Schritt für Schritt vom Anfang an zu begleiten. Sondern man suche blätternd, die Fühlung mit ihm zu gewinnen; wo ein Gedanke, ein Bild lockt und packt, setze man ein. Dann ist in der Regel der Reiz der Darstellung so groß und der Zauber der Persönlichkeit so stark, daß der Leser nicht ruht, bis er auch im logischen und künstlerischen Zusammenhange der Gedankengänge des Verfassers sich den Inhalt ganz zu eigen gemacht hat.

Neben Lessing darf sein jüngerer großer Zeitgenosse *Herder* eine bleibende Stelle im lebendigen Gedächtnis des deutschen Volkes beanspruchen.

Wer seinen Namen heute nennt — auch unter denen, die sich auf eine literarische Bildung durch eine gelehrte Schule etwas zugute tun —, kennt ihn in der Regel nur als Verfasser des deutschen „Cid“ und als Sammler der „Stimmen der Völker“, d. h. er weiß nichts vom eigentlichen Herder. Das erscheint begreiflich, wenn man erwägt, daß Herder in noch höherem Grade als Lessing sein Bestes und Eigenstes ausgegeben hat in einer Fülle von Anregungen, daß er mit seinem Ideenreichtum die geistige Atmosphäre des ausgehenden 18. Jahrhunderts durchtränkt hat, und daß infolgedessen — ein Vorgang der an Klopstock erinnert —, das, was er zu geben hatte, uns überliefert und in Fleisch und Blut übergegangen ist in den bleibenden Kunstwerken dieser Epoche. Und doch erscheint dies auf der anderen Seite wieder seltsam, weil keiner von den führenden Geistern der klassischen Periode einen so ausgesprochen modernen Zug hat, wie Herder, weil keiner uns, gerade wenn wir ihn in seinen impulsiven temperamentvollen Aeußerungen zu den seine Zeit berührenden Tagesfragen kennen lernen, so menschlich nahe, als Kämpfer für moderne Ideen erscheint, wie Herder. War er doch der erste, der, selbst ein Gelehrter, ein Mann der Feder, in einem papierenen Zeitalter lebend, (einem Zeitalter, das eine Erbschaft vergangener Jahrhunderte die geistige Tätigkeit nur am Schreibtisch wertete und im Denken, Schreiben und Reden *über* die Dinge seine Aufgabe erfüllt glaubte), diesem *Gelehrtenideal* ein *Menschenideal* gegenüberstellte, dem von vier Wänden eingeschlossenen Studierzimmer die Welt und das Leben da draußen, dem Denken und Schreiben,

Google

das Schauen und Handeln! Ist er es doch gewesen, der dem deutschen Gelehrtenkultus des 18. Jahrhunderts den Krieg erklärte, der das Fenster weit aufriß und das helle Sonnenlicht und auch den Sturm der Elemente hereinfluten ließ in die von Moderluft erfüllten Räume, der seinem Zeitalter zurief: lernt eure Sinne wieder gebrauchen, werdet wieder gesunde, mitten im Leben stehende Menschen, dann werdet ihr auch große Dichter haben, dann werdet ihr auch eine Nation werden, die Geschichte macht. Was er seinen Zeitgenossen sagte, ist für uns nicht neu, denn unsere Großväter und Väter haben seine Gedanken in Taten umgesetzt. Aber gerade deshalb ist es für jeden, der die Keime moderner Dichtung, modernen Lebens im herbfrischen silbergrünen Glanz des ersten Frühlings mit allen ihre Entfaltung begleitenden Farben und Tönen der aufwachenden Natur einmal in sich aufnehmen möchte, ein Genuß ohnegleichen, einmal mit Herder Zwiesprache zu pflegen, in dem Tagebuch der Reise des 25jährigen den stürmischen Drang gärender Jugend, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte" die sich entfaltende Blüte eines neuen in die Zukunft blickenden Menschenideals zu betrachten und zu genießen. (Fortsetzung folgt.)

Der Symbolismus in der Mode.

Von Helene Volchert-Lietz.

Vor einiger Zeit durchlief eine Notiz die Tagesblätter, eine Londoner Toilettenkünstlerin habe den Einfall gehabt, Kostüme zu „komponieren", die gewisse Stimmungen, Gemütszustände symbolisieren sollten. Die Ausstellung dieser „Seelenkleider" war mit raffiniert impressionistischen Mitteln in Szene gesetzt. Nicht nur, daß jedes einzelne Kleid und damit seine schöne Trägerin in ein besonderes Parfüm gehüllt war, gedämpfte, künstlerisch ausgeführte Musik mußte bei dem Rundgang der schönen Anprobierdamen die erforderliche Stimmung wecken, falls das Gewand nicht die richtige Suggestion ausüben sollte. Man hatte es unternommen, eine ganze Skala von Gefühlen darzustellen, vom „dunklen Ernst bis zur jauchzenden Lust, von der lastenden Schwere des bedrückten Gemüts bis zur schwebenden Leichtigkeit des Frohsinns". Leider hatte man vergessen, auch die Mienen der wandelnden weiblichen Mannequins mit dem symbolisierten Gefühl in Einklang zu bringen, und so passierte es denn, daß „schluchzende Wehmut" in einer mattgrauen Creponrobe und unzähligen weißen Spitzenrüschen, mit kokettem, selbstbewußtem Augenaufschlag das Publikum musterte, während „süße Sehnsucht" in ein grünliches, weich fließendes Voilekleid gehüllt, mit dem ausdruckslosen Lächeln ihre Verkörperung Lügen strafte. Am besten gelungen war die Symbolik wohl in einem duftigen, zart rosa Seidenkleid mit einem rosenumkränzten Hut. „Blühende Rose" lautete sein Motto. Doch konnte man diesem Kostüme vielleicht einen Anflug von Trivialität vorwerfen. Freilich war er wohl nur die Wirkung des etwas abgedroschenen Themas. Immerhin besser als die forcierte Originalität, wie sie „Stete Erinnerung" und „Ewiges Gedenken" zur Schau trugen, oder gar ein Gewand, betitelt „Wenn die Liebe stirbt". Die Herbststimmung darin hatte man versucht in einer Skala brauner Töne auszudrücken, wie sie dem fallenden Laube eigen ist. Ihren Höhepunkt, vielleicht ein letztes stürmisches Aufflackern, erreichte sie in einem Hut von den feurigen Färbungen des absterbenden wilden Weinlaubes. Den mattvioletten herbstlichen Abendnebeln sollte wahrscheinlich der gleichfarbene Schleier entsprechen. Ueber die Art dieses Liebestodes ließe sich vielleicht streiten. Noch mehr aber wohl über die waghalsigen Farbenzusammenstellungen, die nur in äußerst fein empfundenen Ombrierungen des Stoffes ästhetischen Sinn haben dürften. „Träumerei der Abenddämmerung" war ein symphonisches Gewoge zart grauer, bläulicher

Google

rosa- und orangefarbener Nuancen. Der „Farbenrausch“ bildete eine grelle Orgie unvermittelter, förmlich gegeneinander kämpfender Kontraste und in allen Abstufungen purpurner Finsternis schwelgte der „Sieg der Leidenschaft“. Den elegischen Beschluß machte das „Sterben des Tages“, eine Brokatrobe, deren tiefes blasses Grau doch allzu körperlich für die verschwebenden Nuancen dieser Naturerscheinung wirkte.

Alles in allem genommen däucht mir das Experiment dieser Ausstellung verfehlt. Den Beweis liefert jedenfalls, daß die „Seelenkleider“ keine Schule gemacht haben. Ich kann mir auch nicht denken, daß zartfühlende Frauen auf die Dauer in solch eine plakatartige Ausstellung ihrer geheimsten Wünsche, in eine derartige Dekolletierung ihres Innenlebens einwilligen werden. Interessant in dieser Veranstaltung waren aber jedenfalls die Bezeichnungen der Kleider. Sie beweisen, daß die Mode von Zeit zu Zeit Anfälle von symbolischer Sentimentalität bekommt, und man könnte ihnen die Beschreibung einer eleganten Pariserin aus dem Jahre 1778 an die Seite stellen. Diese trug eine Robe aus „erstickten Seufzern“ (eine Art broschierter Seide), geziert mit Volants „überflüssiges Bedauern“, in der Mitte eine Spitze „vollkommene Aufrichtigkeit“, garniert mit „indiskreten Klagen“ und Bändern à la „markierte Aufmerksamkeiten“. Die Schuhe „Haare der Königin“, waren mit Diamanten bestickt in der Art „treuloser Streiche“. Frisiert hatte man die Schöne nach der Mode „zurückgehaltener Gefühle“. „Sichere Eroberung“ hieß der häubchenartige Kopfputz, den sie trug, der mit „wankelmütigen“ Federn und Bändern „der niedergeschlagenen Augen“ dekoriert war. Es existierten damals ungefähr 150 verschiedene Arten, die Kleider zu garnieren. Der Marquis de Valfons zählt in seinen Memoiren einige davon auf. Da gibt es Besatzarrangements des „sanften Lächelns“, der „zarten Gunstbezeugung“, des „vorzüglichen Rufes“, kurz einen ganzen Jargon der Empfindsamkeit.

Der Symbolismus in der Mode ist also keine Erfindung der Neuzeit, sondern macht höchstens jetzt wieder einmal eine neue Wandlung durch. Er ist ein Niederschlag der in unserer Literatur und bildenden Kunst so ausgeprägten Geistesrichtung, die gerne in unverständlichen Allegorien schwelgt. Damit wurden übrigens in der Mode nur Kräfte ausgelöst, die von Anfang an in ihr schlummerten. Aller Bekleidung, die das vom wirklichen Lebensbedarf erzwungene Maß überschreitet, wohnt seit den ältesten Zeiten das mehr oder minder absichtliche Streben inne, Zustände, Gemütsverfassungen zu symbolisieren. Oder ist die Königskrone, der Uräus*), das Zeichen der Pharaonenwürde, ferner das Chapelet**), das die vornehmen Damen des Mittelalters um die Stirn trugen, etwas anderes? Symbolisierte der bloße Arm der Germanin, den zu berühren das Salische Gesetz so schwer bestrafte, nicht die verhältnismäßig große Freiheit und das Ansehen, das sie genoß, ehe das Christentum mit seiner asiatischen Auffassung von der Stellung der Frauen sie sozial herabdrückte? Die Symbolik mancher Gewänder, wie die des Königs, des Priesters, diente dazu, mit Hilfe der Suggestion, die zum mindesten ideelle Machtsphäre des Trägers zu erweitern. Und etwas Aehnliches läßt sich wohl auch noch bis heutigen Tages von jedem Prunk- und Staatskleide behaupten. In diesem Sinne suchten auch die zahlreichen Kleiderverordnungen des Mittelalters ihre Wirksamkeit. Wenn man eine gewisse Länge der Schnabelschuhe, der Schleppen, gewisse Besatz- oder Gewebearten usw. für die Stände reservierte, die damals die Hauptträger der Kultur waren, so lag darin, zwar falsch verstanden, doch immerhin mehr ideale Auffassung als in der heutigen, die dies alles ausschließlich dem Geldbeutel zugesteht. Ja, man könnte noch weiter gehen und behaupten, daß die Mode an sich, zumal in jenen exquisiten Erstlingen, die nur für ein kleines auserwähltes Publikum berechnet sind, in der Hauptsache die Macht des Standes und des Geldes symbolisiert. Denn um sich schön zu kleiden, braucht es nicht dieses fieberhaften Wandels der Formen. Im Gegen-

*) die gewundene Viper mit dem Geierkopf.
**) einfacher, mit einem Edelstein geschmückter Goldreif.

Go gle

teil! Je mehr sich eine Gewandung dem Ideal der Formen- und Farbenvollendung nähert, um so langsamer wird man ihrer überdrüssig.

Mitunter verstieg sich aber die Mode noch zu einer weit tieferen geradezu religiösen Symbolik. Das war damals, als, von Byzanz ausgehend, sich die Flächenmusterung der Stoffe mit seltsamen Tierbildern im christlich-heidnischen Abendland verbreitete. Die christlichen Gegner dieser Geschmacksrichtung sahen darin einen ungemein feinen Schachzug des Teufels. Wurde die von ihren Glaubensgenossen geforderte Demut und Bescheidenheit doch geradezu zu einem Fallstrick für sie, um sie desto tiefer in die Sünde weltlicher Eitelkeit hinuntersteigen zu lassen. Da nämlich die vornehmen Christen, ohne sich zu kompromittieren, nicht Greife, Löwen, Panther, Elefanten, Bären, Adler, Jäger, Reiter, kämpfende Krieger in orientalischer Kleidung und Bewaffnung auf ihren Anzügen dulden konnten, legten sie all diesen Gestalten symbolische christliche Bedeutungen unter. So wurde der Löwe z. B. in den vom Stamm Juda, d. h. Christus, umgewandelt. Als Zeichen der Frömmigkeit wurde ausgelegt, was von der Eitelkeit geschaffen war und in Wirklichkeit auch wieder der Eitelkeit diente.

Aber die Geschichte erzählt auch von Versuchen, ein ganzes politisches Programm in einem Kostüm auszudrücken. Ludwig XI. von Frankreich z. B., dieser merkwürdig moderne König des Mittelalters, ließ unter seiner Aufsicht eine Zeichnung für seinen Grabstein entwerfen, auf der er in seinem Lieblingskostüm dargestellt war. Allen Traditionen und dem damaligen modischen Brauch zum Trotz war es ein Jagdanzug: kurzes Jackett, enganliegende Beinkleider, Gamaschen darüber, das Jagdhorn am Bandoulier, den Degen an der Seite. In diesem Kostüm, wie es von ihm auf seinen vielfachen Reisen bevorzugt wurde, drückt er zugleich die Geschichte und den ethischen Gehalt seiner Regierung aus. Es sollte der Nachwelt erzählen, daß er 20 Jahre seines Lebens zu Pferde zugebracht hatte, um überall nach dem Rechten zu sehen, um durch seine Gegenwart eine Einigung der zerstreuten Parteien seines Landes zu erzielen und das furchtbare Gespenst gegen den Thron gerichteter Koalitionen bis zu dessen Verendung vor sich herzujagen. — Aber auch das sonderbare Kostüm, in dem ihn Philippe de Commines beschreibt, hatte seine eigene Symbolik. Es war keine bloße, despotische Marotte, daß dieser, durch die übermäßige Anstrengung der äußerst schwierigen Regierungsgeschäfte vorzeitig gealterte und grämlich gewordene Herrscher eine fast die Aermlichkeit streifende Einfachheit in der Kleidung zur Schau trug. Claude de Seyssel, dessen Schrift sonst nur gegen ihn den Haß des unbotmäßigen, zur Unterwerfung gezwungenen Adels atmet, wird ihm wenigstens in diesem einen Punkt gerecht. Er gibt zu, daß die absonderliche Kostümierung des Königs vielmehr das Sinnbild einer weisen, vor allem zeitgemäßen Sparsamkeit sein sollte. Die Kriege mit England hatten den vollständigen Ruin der französischen Industrie bewirkt. Der Handel mit dem Auslande war zu einem reinen Import entartet. Ströme von Gold flossen unwiderbringlich für Pelzwaren, Seiden und feine Tuchstoffe ins Ausland. Eine weise Regierung mußte unter diesen Umständen natürlich versuchen, die Abflußkanäle nach Möglichkeit, wenigstens bis auf weiteres zu verstopfen. Daß Ludwig XI. dies nicht durch fruchtlose Luxusgesetze zu erreichen suchte, wie andere Regierungen des Mittelalters, spricht für seine tiefe nationalökonomische Einsicht.

Geradezu akut aber wird die Symbolik in der Kleidung in politisch bewegten Zeiten. Wenn z. B. das Schwarz am Vorabend von 1789 alle anderen Farben zu überwiegen begann, so dürften dies nicht nur Dichter als den Schatten ansehen, den die Ereignisse vorauswarfen. Das ernsthafte demokratische Schwarz ermöglichte es auch dem Unbemittelten, sich mit Anstand neben dem Reichen sehen zu lassen, und so ist das Vordringen dieser Farbe ein Symptom für die Zunahme der demokratischen Elemente in der sogenannten Gesellschaft, für ihre Durchsetzung mit ihnen. Aber die revolutionären, nivellierenden Ideen fanden

Google

auch bald ihr Abzeichen in einem bestimmten Kostüm, das eine gewisse absichtliche Liederlichkeit zur Schau trug und aus Mütze, langer Hose aus grobem Wollstoff (im Gegensatz zur aristokratischen Kniehose des alten Regimes, der culotte), langem Ueberrock im Winter und im Sommer der Jakobinerjacke bestand. Umgekehrt wurde in der großen Revolution das elegante, das Hofkostüm zu einem äußerst gefährlichen Aushängeschilde royalistischer Grundsätze, das sichere Anwartschaft auf die Guillotine verlieh. Es gehörte ein seltener Mut dazu, dies zu ignorieren, wie es z. B. Robespierre tat. Wie sehr sich jedermann bestrebte, in der großen dunklen Masse unterzutauchen, die allein noch Sicherheit bot und sich vor Anzügen fürchtete, die durch Eleganz auffielen, spiegelt sich in einem Briefe wieder, den der Terrorist Lebon an einen seiner Freunde schrieb.

„Seit acht Tagen bin ich nicht in Arras gewesen und ich fürchte, wenn ich zum ersten Mal wieder hinkomme, werde ich mit meiner Mutter einen kleinen Strauß zu bestehen haben. Wie Du weißt, wollte sie mir einen Rock und eine Hose aus sehr feinem Tuch und eine seidene Weste dazu anschaffen. Im ersten Augenblick war ich etwas betroffen, als ich den Stoff sah, wollte sie aber nicht kränken und ließ es zu, daß mir Maß genommen wurde. Aber seit 10 Nächten — ob Du's mir nun glaubst oder nicht — kann ich des unseligen Anzugs wegen beinah nicht schlafen. Ich, der ich Philosoph bin und von warmem Mitgefühl für die Menschheit, mich so reich herausputzen, während tausende meiner Mitbürger kaum von traurigen Lumpen bedeckt, Hungers sterben! — Wie soll ich mich in diesem prächtigen Aufzuge künftig in ihre Hütten wagen, um sie in ihrem Unglück zu trösten? Wie kann ich die Sache der Armen führen und mich über den Diebstahl der Reichen entrüsten, wenn ich selber ihre Pracht und ihren Luxus nachahme?"

All diese zarten Skrupel dienten in Wirklichkeit nur dazu, die Angst zu bemänteln, er könnte sich durch ein derartiges Kostüm den Jakobinern verdächtig machen.

Welche Bedeutung u. a. auch der Schuhform damals zukam, möge folgender Vorfall aus dem Jahre 1790 beleuchten. Die Hofpartei hatte die Schnallenschuhe beibehalten, während die Revolutionsmänner Schnürschuhe und der Sicherheit halber oft — wenigstens bei den Sitzungen — Klotzpantinen trugen. Als nun Roland Minister wurde und sich dem Könige in Schnürschuhen vorstellte, nahm dieser es als eine persönliche Beleidigung auf. Denn noch nie hatten derartige Schuhe die Schwelle zum Kabinett des Königs überschritten. Der arme Zeremonienmeister, der Roland einführte, war buchstäblich starr vor Entsetzen. Die Stimme versagte ihm. Mit stummer Gebärde machte er Dumouriez auf die entsetzlichen Schuhe aufmerksam. Nur mit großer Anstrengung unterdrückte er einen Seufzer. Dumouriez aber antwortete tief konsterniert: „Hélos oui, monsieur, tout est perdu!"

Wie steht es nun aber mit der Symbolik in unserer jüngsten Mode? So schwierig es ist, eben weil der notwendige Zeitabstand fehlt, darüber ein Urteil zu fassen, so kann man doch wenigstens gewisse Einzelheiten feststellen. So läßt z. B. die Einförmigkeit im Schnitt der Herrengarderobe das Ueberwiegen des Schwarz oder wenigstens indifferenter Nuancen darauf schließen, daß seit dem Anbruch des Maschinenalters die Männer in Toilettenfragen nüchterner denken. Nun erlangen aber die Kleidermoden um so mehr Wichtigkeit für die Menschen, je mehr sie sich von ernsten Lebensfragen abwenden. In dieser Hinsicht würde uns also die unbewußte Symbolik der Mode recht ungünstige Fingerzeige für die Frauen geben. Aber wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir auch zugestehen, daß die Mode für das weibliche Geschlecht in viel höherem Grade eine Waffe im Kampf ums Dasein ist, als für die Männer, und außerdem, wenn zwei dasselbe tun, so braucht es darum noch lange nicht dasselbe zu sein. Man könnte viel eher aus der starken Entwicklung der heutigen Damenmode eine größere Abhängigkeit der Frauen von den Männern — nicht vom einzelnen, sondern von der geschlossenen Phalanx der Männer — trotz aller Frauenemanzipation herauslesen, einer Abhängigkeit, die durch die eigentümliche Form des modernen wirtschaftlichen Kampfes bedingt ist. Denn je schwieriger sich für den Mann der Broterwerb gestaltet, um so größer sind auch die Hindernisse, die sich für die Frau auf dem Wege zur Eheschließung türmen, je schutzloser ist sie dem Erwerbskampf ausgesetzt.

Diese Abhängigkeit geht noch deutlicher aus

Google

einem anderen Symbol in der Mode hervor. Nie hat sich die weibliche Toilette so sehr bestrebt, dem modischen Ideal, das sich die Männer von der Frau gemacht haben, nahe zu kommen, wie im letzten Jahrzehnt. Das zarte, unberührte, blumenhafte Wesen, wie es den Präraphaeliten vorschwebte und von Rossetti, Burne-Jones und Maeterlinck mit Poesie umwoben wurde, möchte sich auch in der Kleidermode durchsetzen. Es geht so weit, daß die speziell weiblichen, für die Reproduktion der Menschheit so wichtigen Organe förmlich in Verruf getan werden. Man umpanzert beinahe den ganzen Rumpf, um die Hüften und den Unterleib nach Möglichkeit zu beseitigen und jene steife gerade Linie vorn im Körperprofil zu erzielen, die ein Unding ist und die nur ein verbildeter Geschmack schön finden kann. — Andererseits läßt aber auch die größere Differenzierung der weiblichen Gewandung auf größere geistige Bewegungsfreiheit schließen, zumal das Sportkleid. Wenn es wahr ist, daß wir hochfeministischen Zeiten entgegengehen, so dürften vielleicht unsere Nachkommen einmal ganz ernsthaft in dem berühmten divided skirt das Symbol entdecken, daß die Frau unter den Begriff „Mensch" rubriziert zu werden begann, der sich bis dahin in der Praxis nur mit dem Worte „Mann" deckte. Andererseits werden sie in ihm aber auch das Anzeichen für den vermännlichenden Einfluß unserer heutigen Frauenemanzipation erblicken, wodurch ihre Errungenschaften leider zum großen Teil wieder in Frage gestellt werden.

Der Weihwasserspender.*)

Einst wohnte er in einem Häuschen an der Landstraße am Ende eines Dorfes. Er hatte die Tochter eines Pächters aus der Gegend geheiratet und sich als Stellmacher niedergelassen, und da sie alle beide fleißig waren, machten sie hübsche Ersparnisse. Nur daß sie keine Kinder hatten, grämte sie sehr. Endlich bekamen sie einen Sohn; sie nannten ihn Jean und liebkosten ihn um die Wette, umgaben ihn mit ihrer Liebe und hingen derart an ihm, daß sie keine Stunde verbringen konnten, ohne ihn zu sehen.

Als der Knabe fünf Jahre zählte, kamen Seiltänzer ins Land und schlugen auf dem Platz vor der Mairie ihre Bude auf.

Jean hatte sie gesehen und stahl sich aus dem Hause; der Vater suchte ihn lange und fand ihn schließlich, aus voller Kehle lachend, mitten unter den dressierten Ziegen und abgerichteten Hunden auf dem Schoß eines alten Hanswurstes.

Drei Tage später, zur Mittagsstunde, als der Stellmacher und seine Frau sich zu Tisch setzen wollten, merkten sie, daß ihr Sohn nicht mehr daheim war. Sie suchten ihn im Garten, und da sie ihn dort nicht fanden, rief der Vater am Straßenrand

*) Die Novellen „Der Lackritzenwasserhändler" und „Der Weihwasserspender", die Guy de Maupassant vor Beginn seiner eigentlichen literarischen Laufbahn pseudonym in einer längst eingegangenen Zeitschrift erscheinen ließ, kommen jetzt in der definitiven Gesamtausgabe wieder ans Tageslicht. Sie gestatten einen lehrreichen Einblick in die Anfänge des Künstlers; „der Weihwasserspender" in seinem Legendenstil stammt wohl aus dem Dunstkreise von Flauberts „Trois Contes", während „der Lackritzenwasserhändler" schon Maupassants Gabe zur prägnanten Darstellung und künstlerischen Verklärung des modernen Alltagslebens offenbart. Solche „Coco"-Händler durchziehen an heißen Tagen Paris, ähnlich wie die italienischen Städte, mit ihrem Blechbottich auf dem Rücken oder auf einem kleinen weißen Wägelchen. — Die Novelle, die Herr von Oppeln-Bronikowski für den „Morgen" zu übersetzen die Güte hatte, ist der demnächst im Verlage von Louis Conard (Paris) erscheinenden neuen Gesamtausgabe der Werke Maupassants entnommen.

Google

aus Leibeskräften „Jean"! — Die Nacht sank; den Horizont verhüllten braune Nebel, die alle Gegenstände in eine düstere, unheimliche Ferne rückten. Drei große Fichten in ihrer Nähe schienen zu weinen. Keine Stimme gab Antwort; nur wie ein unbestimmtes Seufzen ging es durch die Luft. Lange horchte der Vater, in der Hoffnung, etwas zu vernehmen, bald nach rechts, bald nach links; dann verlor er den Kopf und stürzte hinaus in die Nacht, stets rufend: „Jean! Jean!"

So lief er bis zum Tagesanbruch, erfüllte das Dunkel mit seinem Rufen und erschreckte die schweifenden Tiere. Eine Todesangst schüttelte ihn; bisweilen glaubte er, den Verstand zu verlieren. Seine Frau saß auf der Türschwelle und schluchzte bis zum Morgen.

Sie fanden ihr Kind nicht wieder.

Da welkten sie rasch hin in untröstlicher Trübsal.

Zuletzt verkauften sie Haus und Hof und gingen von dannen, um selbst zu suchen.

Sie fragten die Schäfer auf den Hügeln aus, die vorüberziehenden Kaufleute, die Bauern in den Dörfern und die Behörden in den Städten. Doch ihr Sohn war schon so lange verschwunden, daß niemand etwas wußte; er selbst hatte jetzt sicher seinen Namen und den seines Dorfes vergessen. Und sie weinten, aller Hoffnung bar.

Bald ging ihnen das Geld aus; da verdingten sie sich auf Tagelohn in den Pachthöfen und Gasthäusern, taten die niedrigsten Dienste, lebten von dem, was die andern übrig ließen, schliefen auf der Streu und litten Frost. Durch Anstrengung und Entbehrung geschwächt, wollte sie niemand mehr zur Arbeit nehmen, so daß sie auf den Straßen betteln mußten. Mit traurigen Mienen und flehender Stimme sprachen sie die Wanderer an, bettelten bei den Schnittern, die Mittags auf den Feldern im Baumschatten aßen, um ein Stücklein Brot und kauten es schweigend am Wegrain.

Ein Gastwirt, dem sie ihre Leidensgeschichte erzählten, sprach eines Tages zu ihnen:

„Ich habe auch einen gekannt, der hatte seine Tochter verloren. In Paris hat er sie wiedergefunden."

Und sie machten sich auf den Weg nach Paris.

Als sie die große Stadt betraten, erschraken sie ob ihres gewaltigen Umfangs und der Menschenmengen, die darin verkehrten.

Trotzdem begriffen sie, daß er unter all diesen Menschen sein mußte, doch wußten sie nicht, wie sie es anfangen sollten, ihn zu suchen. Dann fürchteten sie auch, sie möchten ihn nicht wiedererkennen, denn es waren 15 Jahre verflossen, seit sie ihn nicht gesehen hatten.

Sie suchten alle Plätze, alle Straßen ab, blieben vor jeder Menschenansammlung, die sie sahen, stehen und hofften, daß die Vorsehung sie zusammenführte, irgendein wunderbarer Zufall, ein Erbarmen des Schicksals.

Oft zogen sie auf gut Glück daher, einer neben dem andern, und so kläglich und arm war ihr Ansehen, daß man ihnen Almosen gab, ohne daß sie darum baten.

Jeden Sonntag verbrachten sie vor den Kirchentüren, sahen die Scharen hinein- und hinausgehen und suchten auf den Gesichtern eine ferne Aehnlichkeit. Mehrfach wähnten sie ihn wiederzuerkennen, doch sie hatten sich jedesmal getäuscht.

Google

Am Eingang einer Kirche, die sie oft besuchten, war ein alter Weihwasserspender, der ihr Freund geworden. Auch seine Geschichte war sehr traurig, und das Mitleid, das sie mit ihm hatten, schloß sie eng aneinander. Sie zogen schließlich mit ihm zusammen in eine ärmliche Spelunke im obersten Stock eines großen Hauses, sehr weit draußen, nahe den Feldern, und der Stellmacher versah bisweilen in der Kirche den Dienst seines neuen Freundes, wenn dieser sich krank fühlte. Ein Winter kam, der sehr streng war. Der arme Weihwasserspender starb und der Pfarrer bestimmte zum Nachfolger den Stellmacher, dessen trübes Geschick er vernommen.

So ging er allmorgendlich hin und setzte sich auf den gleichen Fleck, auf den nämlichen Stuhl und scheuerte mit seinem Rücken die alte Steinsäule, gegen die er sich lehnte. Scharf musterte er alle, die er eintreten sah, und der Sonntage harrte er mit der Ungeduld eines Schulknaben, denn an diesen Tagen war die Kirche unablässig voll Menschen.

Er ward sehr alt und noch schwächer unter den feuchten Gewölben, und seine Hoffnung zerbröckelte Tag um Tag.

Er kannte jetzt alle, die zur Messe kamen; er kannte ihre Gewohnheiten, ihre Kirchenstunden, unterschied ihren Schritt auf den Fliesen.

So eng war sein Dasein umschränkt, daß wenn ein Fremder die Kirche betrat, dies ein großes Ereignis für ihn war. Eines Tages kamen zwei Damen, die eine war jung, die andere alt. Mutter und Tochter jedenfalls. Hinter ihnen erschien ein Mann, der ihnen folgte. Beim Ausgang grüßte er sie, und nachdem er ihnen Weihwasser geboten, reichte er der Alten den Arm.

„Das muß der Bräutigam der jungen sein", dachte der Stellmacher.

Und er suchte bis zum Abend in seinen Erinnerungen, wo er wohl einst einen jungen Mann gesehen, der diesem glich. Der aber, dessen er sich entsann, mußte nun ein Greis sein, denn ihm deuchte, als hätte er ihn fern in der Jugend gekannt.

Dieser Mann kam oft in Begleitung der beiden Damen und jene ferne, unbestimmte und doch so vertraute Aehnlichkeit, auf die er nicht kommen konnte, quälte den alten Weihwasserspender dermaßen, daß er seine Frau mitnahm, um seinem schwachen Gedächtnis aufzuhelfen.

Eines Abends zur Dämmerstunde betraten die drei Fremden die Kirche.

„Nun, kennst du ihn?" fragte der Gatte, als sie vorüber waren.

Die Frau war betroffen, sie suchte sich auch zu erinnern. Plötzlich sprach sie ganz leise:

„Ja ... Ja ... Sein Haar ist schwärzer; er ist stärker und wie ein Herr gekleidet; doch, Vater, siehst du, es ist dein Antlitz, wie du jung warst."

Der Alte fuhr auf.

So war es; er glich ihm und glich auch seinem Bruder, der gestorben war, und seinem Vater, den er als Knabe gekannt. Sie waren so bewegt, daß sie sich nichts zu sagen wußten. Die drei Fremden kehrten zum Ausgang zurück. Der Mann berührte den Sprengwedel mit dem Finger. Dem Alten bebte die Hand, daß ein ganzer Regen geweihten Wassers den Boden netzte. „Jean!" rief er.

Der Mann blieb stehen und sah ihn an.

Google

„Jean!“ wiederholte er leiser.

Die beiden Frauen sahen ihn forschend an und verstanden nicht, was er wollte.

Da sprach er zum drittenmal, schluchzend: „Jean.“

Der Mann neigte sich auf sein Gesicht; eine Kindheitserinnerung durchschoß ihn.

„Vater Pierre, Mutter Jeanne!“ antwortete er.

Er hatte alles vergessen, seinen Vatersnamen und den des Dorfes, doch eins hatte er immer behalten, die zwei Worte, die er so oft gelallt: „Vater Pierre, Mutter Jeanne!“

Er sank nieder, das Antlitz auf die Knie des Alten, und weinte. Und umarmte sie beide, Vater und Mutter, die vor unsäglicher Freude erstickten.

Auch die beiden Damen weinten; sie begriffen, daß ein großes Glück geschehen sei.

Da gingen sie alle zu dem Jüngling und er erzählte ihnen eine Geschichte.

Die Seiltänzer hatten ihn gestohlen. Drei Jahre lang war er mit ihnen durchs Land gezogen. Dann hatte die Truppe sich zerstreut und eine alte Schloßdame hatte einst Geld gegeben, um ihn zu behalten, denn er gefiel ihr. Da er klug war, kam er zur Schule, dann ins Gymnasium, und die alte kinderlose Dame hatte ihm ihr Vermögen vermacht. Auch er hatte seine Eltern gesucht, doch da er sich nur der zwei Namen entsann: „Vater Pierre, Mutter Jeanne“, so hatte er sie nicht gefunden. Jetzt wollte er heiraten, und er stellte seine Braut vor, die sehr gut und sehr hübsch war.

Dann erzählten die beiden Alten ihren Kummer und ihr Ungemach und umarmten ihn von neuem; und sie blieben an jenem Abend lange auf und wagten sich nicht zur Ruhe zu legen, aus Furcht, daß das Glück, das sie so lange geflohen hatte, sie in ihrem Schlummer von neuem verließe.

Doch sie hatten die Behaglichkeit des Unglücks gebrochen, denn sie waren glücklich bis an ihr Ende.

La Mosaïque, 1876. Guy de Valmont.

Maximilian Harden. Ein Brief.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, einen Punkt aus dem umfangreichen Material, das in den Zeitungen aller Parteien gegen Maximilian Harden aufgehäuft ist, näher zu beleuchten. Zwei adlige Herren haben die Stirn, Harden als einen journalistischen Handlanger des Fürsten Bismarck hinzustellen, dem der Fürst sein Haus verboten habe. Auch Fürst Herbert habe sich „in diesem Sinne“ ausgesprochen. Leider stimmt das nun gar nicht mit der vor Gericht bekundeten Tatsache überein, daß Fürst Bismarck die Flasche Steinberger Kabinett, die der Kaiser ihm geschenkt hatte, mit Harden zusammen geleert hat. Das ist doch der denkbar höchste Grad der Intimität. Harden erzählte mir damals unmittelbar nach seinem Besuch bei dem Fürsten von dem Vorgang, und erst sehr viel später ist er — nicht auf dem Wege der Reklame — bekannt geworden. Ich habe bei Harden einen Brief des Fürsten Herbert gesehen, der „verehrungsvoll“ unterzeichnet war, der Fürst selbst unterzeichnete „der Ihrige“. Das ist wohl nicht der Stil, in dem die Mächtigen der Erde mit einem journalistischen Galopin zu verkehren pflegen. Man bedenke, daß beide Herren aus Erfahrung wußten, daß gerade in Briefen an Tagesschriftsteller jedes Wort sorgsam gewertet werden muß.

Wenn jetzt Harden in einem Teil der Presse als ein Mann hingestellt wird, dem es an Ethos fehle, so muß ich dies Urteil auf Grund mehrjähriger naher Bekanntschaft unbegründet nennen.

Google

Alle diejenigen, die Harden wirklich kennen, sind darin einig, daß er ein überaus sensibler, bis zur Ungerechtigkeit leidenschaftlicher Mensch ist, der die Fehler seiner Vorzüge hat, daß er aber völlig aufrichtig ist. (Sein Briefwechsel wird es später einmal beweisen.) Die Fehler sind gering, die Vorzüge außerordentlich. Es ist möglich, daß er eitel ist. Sind wir's nicht alle? „Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein." Das hat Schiller gesagt, und damit ist dieser Einwand wohl abgetan. Es ist möglich, daß er den Gewinn liebt. Voltaire liebte ihn auch, und woran krankt denn unser Journalismus vor allem? Daran doch, daß die wenigsten von uns sich pekuniärer Unabhängigkeit erfreuen. Wäre das der Fall, dann stände es anders um die Kritik unserer inneren und auswärtigen Politik. Harden hat sich eben frühzeitig gesagt, daß er sich diese Unabhängigkeit erwerben müsse, wenn er sein groß gedachtes Programm durchführen wolle.

Wir haben nun endlich einmal eine journalistische Begabung, die zur Stunde in ganz Europa nicht ihresgleichen hat. (Rochefort, den Manche zum Vergleich heranziehen, hat nie Hardens universelles Wissen, nie seine tiefdringende Einsicht besessen.) Statt uns ihrer zu erfreuen, tadeln wir, daß bei soviel Licht auch etwas Schatten vorhanden ist. Aber das ist ja überhaupt ein Grunddefekt des deutschen Lebens: jeder schiebt dem andern unlautere Motive unter, und niemand würdigt die Persönlichkeit als ein Ganzes. Wenn ein Mann wie etwa Sombart eine befremdende Ansicht äußert, so wird er abgekanzelt wie ein Schuljunge, und seine Kritiker vergessen, daß ein solcher Mann zum mindesten darauf Anspruch hat, in der Sache unerbittlich, in der Form respektvoll kritisiert zu werden.

Die beiden adligen Herren, die sich kürzlich über das Verhältnis Bismarcks zu Harden geäußert haben, brauchen ja nicht zu wissen, was Harden als literarische Erscheinung bedeutet, daß er ein „Einziger" ist und daß kein Historiker deutscher Politik und Kultur sein Wirken übergehen kann. Wir Kollegen aber sollten uns dessen doch bewußt sein und auch dann bewußt bleiben, wenn wir mit seinen Ansichten und seinem Handeln nicht übereinstimmen. Die Jüngeren unter uns haben alle von ihm gelernt, sei es auch nur, um ihn, wie der drollige Ausdruck lautet, zu überwinden. Wir sollten uns freuen, daß in Deutschland wenigstens ein unabhängiger bedeutender Journalist existiert, der nicht im Joch einer Partei oder eines Verlages schmachtet. Harden wäre derselbe, der er ist, auch wenn ihn Fürst Bismarck nicht erkannt oder wenn er ihn verkannt hätte.

In besonderer Hochachtung

Eduard Goldbeck.

„. . . Und welche Meisterschaft der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung offenbarte sich doch in seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit, die sich nie langweilte, Jedem etwas zu sein und bei Jedem da anzuklopfen verstand, wo auch aus der trockensten Seele ein Quell springt."

Treitschke über Cavour.

*

„Il est doué par nature d'un sens particulier et presque excessif d'observation, de sagacité, de vue intérieure, qui perce et sonde les hommes, et démêle les intérêts et les intentions sur les visages: il offre en lui un exemple tout à fait merveilleux et phénoménal de cette disposition innée. Et avec cela il est artiste."

Saint-Beuve über Saint-Simon.

Und nun, ihr alle, die ihr diese blätter in die hand genommen und vielleicht mit unwillen weggelegt habt, um sie gleichwol wieder zu ergreifen, denkt euch einmal, der mann sei tot, der zu euch geredet hat, und versuchet dann zu tadeln. da ist nicht Ein ziel, dem Er zugestrebt, dem nicht auch ihr zustrebtet oder zustreben solltet: sein weg war arbeit, mut und verleugnung seines ichs, lezteres auch da, ja da am meisten, wo er sein ich am deutlichsten in den vordergrund stellte. nur euer bestes suchte er, als er sich selbst verteidigte, und der lüge wie dem hasse die maske vom gesichte riß.

Paul de Lagarde „Aus dem deutschen Gelehrtenleben".

K. S.

Google

Die Krisis.

Am 9. November 1907 ist die Krisis in den Zeitungen offiziell verkündet worden. Die Reichsbank mußte erst ihren Diskontsatz auf 7½ % erhöhen, damit Hinz und Kunz Kenntnis davon erlangt, daß der Höhepunkt der Konjunktur überschritten ist. Jetzt wird's endlich geglaubt; und die Handelsredakteure wurden von ihren Kollegen des politischen Teils höflich ersucht, an der Spitze des Blattes der aufhorchenden Welt zu verkünden, daß man sich nach den sieben fetten Jahren auf die sieben mageren Jahre gefaßt machen müsse.

Warum die Krisis gerade bei 7½ % Bankdiskont beginnen muß, wie in den Zeitungen zu lesen stand, ist nicht erfindlich. Wir hatten im vorigen Jahre bereits einen Diskontsatz von 7 %; ob dem Warenkaufmann bei der Diskontierung seiner Wechsel ½ % mehr oder weniger abgezogen wird, spielt schließlich keine große Rolle. Für die Großindustrie ist der Diskontsatz überhaupt nicht von wesentlicher Bedeutung; sie hat sich gerade in den letzten Jahren zu einem guten Teil der Abhängigkeit vom Bankkredit befreit. Und der Unternehmergewinn übersteigt selbst im Kleinhandel den von der Reichsbank festgesetzten Zinsfuß ganz beträchtlich. Die wahre Bedeutung der Diskonterhöhung ist verkannt worden; und dennoch liegt sie so nah. Nicht auf die Höhe des Zinssatzes kommt es an, sondern auf die Ursachen, die die schroffe Maßregel gezeitigt haben.

*

In Deutschland nimmt die Krisis einen sehr öden Verlauf. Die letzte Stockung des Wirtschaftslebens im Jahre 1902 war durch den Zusammenbruch eines Schwindelsystems gekennzeichnet, das in der Gründung von Tochtergesellschaften seinen markantesten Ausdruck fand. Die Sanden, Exner, Treberschmidt verliehen der Krisis ihr charakteristisches Gepräge. Die Inhaber der Firma Haller, Soehle & Co. sind keine Erfinder auf dem Gebiet der Finanzschliche. Sie haben kein neues System geschaffen, und all die kleineren Zusammenbrüche, die inzwischen gefolgt sind, entbehren der Individualität. Auch die Art, wie Herr Adolph C. Eberbach sich Geld zu verschaffen wußte, ist nicht neu: nur daß dieser Börsenskandal Zustände entrollt, die der prinzipiellen Bedeutung nicht ermangeln.

Herr Eberbach ist einer von den kleineren Gründern, deren wesentlicher Fehler recht häufig darin zu bestehen pflegt, daß sie sich selbst überschätzen. Als er vor etwa drei Jahren nach Berlin kam, war er gerade vom Glück begünstigt worden. In kurzer Zeit hatte er ein Vermögen angehäuft, das an der Börse (die mit solchen Dingen Bescheid zu wissen pflegt) auf zwei bis drei Millionen Mark geschätzt wird. Die Gründung der San Miguel Copper Company und der im englischen Parlament und in deutschen Blättern hart bekämpften Witworth-Gesellschaft hatten ihm reichlichen Gewinn verschafft. Doch der genügte ihm nicht. Der ausgezeichnete Fachmann des Hotelwesens wollte höher hinauf, wollte mehr zusammenscharren. Aus dem Berliner Hotel „Kaiserhof" hatte er (soweit sich das für Außenstehende überblicken läßt) mit dem Eintritt in die Direktion ein gut prosperierendes Unternehmen gemacht. Der Umbau des Hauses, die Schließung des Cafés hatten Berlin nicht nur um ein vornehmes Hotel bereichert, sondern auch den Zustrom von Fremden vermehrt. Die Kapitalmacht der Banken wurde beiseite gestoßen; die Deutsche Bank und die Berliner Handelsgesellschaft, die im Aufsichtsrat des Unternehmens saßen, wurden verdrängt. Nur mit geringer Hilfe einiger Großbanken (die nur Geld liehen, sich aber nicht beteiligten) mußte Herr Eberbach auch seine neuen Pläne verwirklichen. Vielleicht lag das nur daran, daß er bei den anderen Banken nicht auf Gegenliebe stieß. Wie dem auch sei, an der Ueberschätzung der eigenen Kraft ist er (ähnlich wie Haller) zugrunde gegangen.

Das Projekt, das Herrn Eberbachs Phantasie umstrickte, war großzügig, wirtschaftlich nicht unberechtigt und lief ebenfalls auf eine Bereicherung des großstädtischen Hotelwesens hinaus. Er wußte, daß die Admiralsgartenbadgesellschaft, die neben anderen Grundstücken in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße ein wertvolles Gebäude besaß, nur mit Mühe ihren Aktionären eine 5prozentige Verzinsung gewähren konnte, weil die Anlage von Baderäumen zu viel Platz verschwendet, um bei den teuern Grundstückpreisen in jener Gegend eine höhere Rentabilität zu erzielen. Er wußte auch, daß die Badeanstalt aus diesem Grunde mit der Absicht umging, auf ihrem Grundstück ein Hotel zu errichten. Zu diesem Zweck hatte sie die Aktien des Savoyhotels (das ihr Nachbar ist) erworben. Dies benutzte Herr Eberbach; er kaufte die Aktien des Admiralsgartenbades zu unsinnig getriebenen Kursen, gründete gleichzeitig das neben dem Savoyhotel gelegene Monopolhotel und verschaffte sich eine Option auf das weiter angrenzende Terminushotel. Terminus, Monopol, Savoy und Admiralsgartenbad sollten, das war sein Endziel, zu einem Riesenhotel vereint werden. Die frühere Interessengruppe des Admiralsgartenbades, die allzulange untätig dem Aktienankauf zugesehen hatte, war mit den Plänen nicht einverstanden. Doch in der Generalversammlung vom 26. Juli wurde die frühere Verwaltung mit Hilfe der Aktienmajorität überstimmt, und so konnte Herr Eberbach eine Zeitlang schalten und walten.

Google

Das Projekt ist nun jäh zusammengebrochen, denn der Spekulant konnte die notwendigen Geldmittel nicht mehr auftreiben, um den Kurs der gewaltsam aufgekauften Aktien zu halten. Da er zur Aufrechterhaltung der Majorität des Admiralsgartenbades und der Kaiserhofgesellschaft (die in engen Beziehungen zum Friedrichstraßenkonzern stehen sollte) mindestens 9—10 Millionen brauchte, so konnte er die angeschafften Aktien nicht bar bezahlen, sondern mußte sie in Lombard geben. Die Dresdner Bank, die Nationalbank für Deutschland und die Commerz- und Diskontobank gaben ihm Lombardvorschüsse. Den größten Teil der Effekten ließ er jedoch bei einer beträchtlichen Anzahl kleiner Bankiers kaufen und beleihen; das wurde später sein Verhängnis. Denn Herr Eberbach mußte nicht bloß hohe Zinsen und Provisionen bezahlen, sondern er wurde auch das Werkzeug raffinierter Bankierkniffe. Diese Bankiers hatten im Grunde ihres Herzens ebensowenig Vertrauen zu der Kapitalkraft ihres Kunden, wie jene Banken, die die Geschäfte abgelehnt hatten. So steckten sie Zins und Provision ein und suchten sich gleichzeitig gegen Verluste zu schützen. Als durch die ungünstigen Börsenverhältnisse der Kurs der von ihnen beliehenen Werte zu wanken begann, verkauften sie für eigene Rechnung die lombardierten Aktien. Hierdurch wurde der Kurs erheblich weiter herabgedrückt, und nun wurde Herr Eberbach zur Leistung von Nachschüssen gezwungen. Die konnte er, da der Ansturm von allen Seiten erfolgte, nicht leisten. Zuerst wußte er sich noch Rat zu schaffen. Er ließ durch die zu Direktoren gemachten Strohmänner die Aktien des Savoyhotels für Rechnung des Admiralsgartenbades verpfänden. Für den Erlös blieb er ohne genügende Sicherheit Schuldner der Badegesellschaft. Gleichzeitig ließ er auf das Savoyhotel und auf die Grundstücke des Admiralsgartenbades Hypotheken eintragen; und steckte auch diese Beträge in die Tasche. Ich habe nicht zu entscheiden, ob diese Transaktionen ohne Genehmigung der Aktionäre erfolgen durften. Herr Justizrat Kempner (der ein treuer Berater des Herrn Eberbach gewesen ist) und Herr Rechtsanwalt Dr. Hirschel (ein gewiegter Finanzmann, der im Aufsichtsrat des Kaiserhofes und des Admiralsgartenbades sitzt) werden dem Hotelspekulanten gewiß nicht falsch beraten haben. Auch die Frage, ob der Tatbestand des Betruges dadurch erfüllt wird, daß Herr Eberbach im Lombardvertrag mit der Commerz- und Diskontobank sich verpflichtet hat, Veränderungen des Besitzstandes der hinterlegten Aktien nicht vorzunehmen, die den Wert des Pfandes schmälern können, soll nicht entschieden werden. Jedenfalls konnten die auf solche Weise erhaltenen Gelder den Ruin nicht mehr aufhalten. Ein großer Teil der beliehenen Aktien wurde wegen Verweigerung der Einschüsse an der Börse verkauft. Noch ist die Affäre im Fluß; wenn über Herrn Eberbachs Vermögen der Konkurs eröffnet werden sollte, kann man heute schon auf die Mitteilungen des Verwalters gespannt sein. Der wird vielleicht die mühevolle Aufgabe haben, öffentlich zu sagen, zu welchen Bedingungen Eberbachsche Darlehnsgeschäfte geschlossen worden sind; vielleicht auch, wie die Hypothekengeschäfte zustande gekommen sind, die Herr Eberbach, als er sich in Notlage befand, gemacht hat. Die Börse hat keinen Grund, auf ihn einen Stein zu werfen; durch seine „kulanten" Geschäfte wurden Gewinne eingeheimst, die in diesem Jahre des Verlustes manch eine Bilanz verschönern werden.

*

Die Commerz- und Disconto-Bank wurde wegen ihrer Beziehungen zur Eberbach-Gruppe hart getadelt, und die Baissepartei hat den Kurs ihrer Aktien um einige Prozente herabgesetzt. Nicht ganz mit Unrecht. Die Bank mußte das von Herrn Eberbach angebotene Lombardgeschäft ablehnen, sie mußte wissen, daß die Agenten des Hotelgründers schon an mancher Tür vergeblich geklopft hatten und daraus ersehen, wie seine finanzielle Position zu beurteilen war. Sie mußte vor allem bedenken, daß Herr Eberbach selbst sich wohlweislich gehütet hat, in die Verwaltungen seiner Gesellschaften einzutreten, so daß Regreßrechte nur gegen seine Strohmänner wahrzunehmen sind. (Die übrigen Aufsichtsratsmitglieder können den Einwand erheben, daß sie von den Transaktionen nichts gewußt haben.) Und endlich mußte sie sich Sitz und Stimme in der Verwaltung der Gesellschaft verschaffen, an denen sie durch Lombardierung mit so erheblichen Summen beteiligt ist. Dennoch ist unsinnig, was sonst noch gegen die Bank geredet wird. Sie erklärt, der Eberbach-Gruppe $2^1/_2$ Millionen Mark geliehen zu haben; davon sollen ca. 1,6 Millionen durch Hypotheken und andere Sicherheiten gedeckt sein. Für die verbleibenden 900000 M. besitzt sie ca. 1,28 Millionen Aktien und Vorzugs-Aktien des Admiralsgartenbades. Nimmt man selbst an, daß deren gegenwärtiger Kurs den Wert noch übersteigt, und daß die übrigen Sicherheiten nicht genügen, so würde dieser Verlust die Dividende kaum viel mehr als um ein halbes Prozent ermäßigen. Warum aber wird die Bank zum Gegenstand des Börsengespräches gemacht? Warum hat man die Nationalbank für Deutschland nicht in gleicher Weise gescholten, die nicht minder waghalsige Geschäfte mit Herrn Eberbach gemacht und die für eine Hypothek sogar Bürgschaft geleistet hat? Die Antwort ist nicht

Google

schwer zu finden. Weil es seit drei Monaten zu den Gepflogenheiten einiger Großbanken gehört, gegen die Konkurrenz mit vergifteten Waffen zu kämpfen. Ein Teil der Schuld fällt auch hierbei auf das angegriffene Institut. Es hat in den Jahren der Hochkonjunktur allzu rasch die Anzahl seiner Depositenkassen vermehrt, und diese Kassen haben allzu skrupellos nach neuen Geschäften jagen müssen. Hierbei ist die Konkurrenz (die nun Rache übt) unterboten worden, und namentlich der Deutschen Bank und der Darmstädter Bank wurde manches einträgliche Geschäft entzogen. Vor solchem Beginnen mußte sich die Commerzbank um so eher hüten, als sie wußte, daß ein großer Teil ihrer Akzepte doch ins Portefeuille der Deutschen Bank zu wandern pflegt. Der ist es darum jetzt ein Leichtes, den Akzeptankauf zu verweigern oder zu erschweren und so die Konkurrenz zu schädigen. Doch auch bei der Deutschen Bank sollte man sich hüten, den Bogen zu straff zu spannen; zu groß ist schon die Anzahl derer, die beweisen können, mit welchen Mitteln gearbeitet, die „öffentliche Meinung“ gewonnen wird. Die Zeiten der Krisis lassen sich die Großbanken nur ungern entgehen; die Gelegenheit, kleinere Institute billig zu erwerben, ist gar zu günstig. Die Eifersucht unter den einzelnen Instituten aber sorgt diesmal vielleicht dafür, die Macht des zu Mächtigen nicht noch vermehren zu helfen.

Bruno Buchwald.

Musik.

Berliner Komische Oper: „Die verkaufte Braut“ von Smetana. Durch zwei Eigentümlichkeiten wird der Spielplan der Komischen Oper vornehmlich gekennzeichnet: Erstlich nehmen nichtdeutsche Werke darin den weitaus größten Raum ein. Es ist, als ob Herr Gregor und seine Berater von den reichen Schätzen, die unsere alte und neuere Opernliteratur birgt, nichts wüßten, oder als ob sie wenigstens nicht die geringsten Neigungen verspürten, darunter nach Brauchbarem für ihre Bühne zu suchen. Oder sollten sie des Glaubens sein, ein Werk habe schon halb gewonnen, weil es von einem Italiener oder Franzosen stamme? Da wäre der „Tiefland“-Erfolg eine Art Gegenbeweis. Wird er Herrn Gregor Mut machen, es gelegentlich auch mit anderen deutschen, vielleicht sogar noch lebenden Tonsetzern zu versuchen? Wie wär's zum Beispiel mit dem „St. Foix“ von Hans Sommer? (Der Titelheld eine Glanzrolle etwa für Herrn Egenieff.) Eine szenisch, darstellerisch und musikalisch in allen Teilen befriedigende Aufführung hat das Werk bisher noch nicht gefunden; in der Komischen Oper dürften die Vorbedingungen dafür vorhanden sein. Man würde mit diesem feinkomischen Kavalierstück, einem Erstling der modernen heiteren Konversationsoper, zugleich ein Werk gewinnen, das dem Namen des Hauses vortrefflich entspricht, besser jedenfalls als die meisten anderen Produkte, die seither auf der Bühne der Komischen Oper dargestellt wurden. Denn das ist die zweite Eigentümlichkeit des Gregorschen Repertoires: es enthält fast gar nichts Heiteres, sondern nur Blut- und Tränenreiches! Die tristen Wände des Hauses werden verwundert aufgehorcht haben, als dieser Tage, gelegentlich der ersten Aufführung der „Verkauften Braut“, ein ums andere Mal laute Heiterkeit vernehmbar wurde und die Lustigkeit triumphierte.

Man hat diese Wiedergabe des Smetanaschen Meisterwerkes in allen Tonarten gepriesen, und ganz gewiß war es auch eine Leistung, deren sich das Theater nicht zu schämen braucht. Immerhin drängen die superlativen Lobeshymnen doch zu dieser Erwägung: Wie hätte das Urteil gelautet, wenn genau die gleiche Vorstellung im königlichen Opernhause stattgefunden hätte, und nicht gerade in dem Gebäude am Schiffbauerdamm? Wäre das grobdrähtige, unausgearbeitete Orchesterspiel wohl überhört worden? Hätte man das Unzulängliche, das sich vielfach in der gesanglichen Behandlung der Partien bemerkbar machte, mit dem Mantel der Liebe zugedeckt? Wären die verschiedenen Entgleisungen ins Possenhafte so glimpflich angesehen worden? Hätte man es Herrn Mantler verziehen, daß er sich den Spaß machte, sich durch den niedergehenden Vorhang von der Bühne abschneiden zu lassen? Von solchen Scherzen bis zu Guido Thielscher, der von den Brettern springt, um im Parkett den kleinen Kohn zu suchen, ist doch nur ein Schritt! Warum ist man so verhältnismäßig nachsichtig mit diesen Dingen? Die Komische Oper hat sich mit der „Verkauften Braut“ ein Werk gewählt, das völlig tadellos herauszubringen durchaus in ihrer Macht liegt. Also kann von ihr auch das Beste, das Allerbeste verlangt werden. Es hat sich an diesem Beispiel wieder einmal gezeigt, daß sowohl das als so unerbittlich streng verschrieene Berliner Publikum wie die Kritik über sehr viel Wohlwollen verfügen. Eine an sich hocherfreuliche Tatsache! Allein alles am rechten Ort! Sollten wir nicht zu leicht geneigt sein, verschiedene Maßstäbe anzulegen, wo ein und derselbe Maßstab erforderlich wäre? (Man denke auch nur daran, mit welcher Langmut hier gewisse sommerliche Darbietungen auf dem Gebiete der Oper hingenommen werden!) Jedenfalls dürfte man Herrn Gregors Ehrgeiz wohl zu gering einschätzen, wenn man glaubt, ihm sei das Gemessenwerden mit dem Maßstab Nr. II erwünscht. Er hat es ja auch nicht nötig!

* * *

Aus den Berliner Konzertsälen. Die musikalische Abteilung der Berliner königlichen

Google

Bibliothek bewahrte seit langem schon die Abschrift eines Violinkonzertes, das als von Mozart herrührend bezeichnet, dessen Echtheit bisher aber nicht nachzuweisen war. Jetzt glaubt Professor Hopfermann genügend Gründe für seine Ueberzeugung beibringen zu können, daß das Werk wirklich von Mozart stammt. Er ließ es im Druck erscheinen, und von Anton Witek wurde es unlängst zum ersten Male gespielt. Wenn einige Stellen dabei im kritischen Hörer leise Zweifel weckten, ob der Schöpfer der „Zauberflöte" in der Tat der Urheber dieses Violinkonzertes sei, so darf demgegenüber zunächst wohl auf die Zuverlässigkeit und Gründlichkeit verwiesen werden, die der hochgeschätzte Leiter der königl. Musikbibliothek stets bewahrt hat. Dann aber ist nicht zu vergessen, daß das Charakteristische der größten Meister der Musik sich nicht in wenigen Zügen festlegen läßt, daß vielmehr ihr Eigentümlichstes gerade in der Vielheit der von ihnen eroberten Ausdrucksmöglichkeiten beruht. Wie oft wird selbst jemand, der sich viel mit Bach beschäftigt hat, von ganz ungewohnten Wendungen, von bis dahin nirgends beobachteten Ausdrucksmitteln überrascht! Und so braucht denn auch z. B. die allerdings auffallende Benutzung des Pizzikato in dem Andante des Violinkonzertes keineswegs gegen Mozarts Autorschaft zu sprechen. Der sehr liebenswürdige Satz hat, wie nicht minder das Finale, so viel melodische Anmut, so viel Grazie Mozartischer Art, daß das Werk ruhig unter der Flagge des großen Klassikers segeln mag, selbst wenn seine Herkunft sich nicht völlig aufklären ließe.

Charakteristisch für das Berliner Musikgetriebe ist, daß die immerhin recht interessante Novität nicht in einem der großen Abonnementskonzerte, auch nicht in einem der zahllosen Virtuosenkonzerte gespielt wurde, sondern in einem der populären 75 Pf.-Konzerte des Philharmonischen Orchesters. Fast sieht es so aus, als ob hier die einzige Stätte wäre, wo noch etwas für die Kunst um der Kunst willen getan werden könnte! Eins ist gewiß: es gibt nicht viel musikalische Veranstaltungen in Berlin mit solch ernsthaften, wertvollen, eminent „sachlich" zusammengestellten Programmen. Das ausgegrabene Mozartwerk wurde an jenem Abend eingeschlossen von einer Haydn- und einer Schumannsinfonie. Man vergleiche damit z. B. das Programm des Beethovenabends, der mit dem Mozartorchester unter Karl Panzner im Mozartsaal gegeben wurde. Erst die ehernen Klänge der „Coriolan"-Ouverture, dann das „Bäschen im Sträßchen" mit Triobegleitung; inmitten das verstaubte Tripelkonzert, um den vorher benötigten Instrumentalsolisten nochmal Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Dann wieder etwas am Klavier Gesungenes, und nach den neckischen Scherzliedchen vom Kuß die wuchtigen Rhythmen der C-moll-Sinfonie! Welch eine Höhe des künstlerischen Geschmacks! Schade wär's, wenn Karl Panzner für Berlin wieder verloren ginge; aber ob er nicht doch auf einem verlorenen Posten kämpft? K.

Notiz.

Am 9. Dezember spricht Frank Wedekind im Blüthner-Saal über „Kunst und Moral", am 12. Dezember der Franziskanermönch Doktor Pater Expeditus Schmidt über „Theater".

Für die Abonnenten sind diese Vorträge kostenlos, doch müssen bis zum Donnerstag, den 21. November, bei der Geschäftsstelle des „Morgen", W. 50, Eislebenerstr. 14, unter Berufung auf den betr. Buchhändler oder unter Einsendung der Abonnementsquittung die zum Besuch der Vorträge berechtigenden Karten verlangt werden. Die bis zum 21. d. M. neu hinzutretenden Abonnenten wollen sich unter denselben Bedingungen um Ueberlassung einer Freikarte zu den Vorträgen bemühen.

Vor Weihnachten sprechen voraussichtlich noch Hermann Bahr und Georg Simmel.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witek, Wien I, Graben 28. — Druck von Bass & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstraße 66.

Rudolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Inselverlages, zeigt in zwei Räumen, einem Schlaf- und einem Teezimmer, die z. Zt. im

Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,
Friedmann & Weber,
Berlin, Leipzigerstraße 13,

ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung. Die beiden Zimmer sind von solch vornehmer Originalität und großem Stimmungsgehalt, daß ein Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.

☛ Der heutigen Nummer liegt bei eine Sonderbeilage der Verlagsanstalt

Georg Reimer,
Berlin, Lützowstr. 107—108,
betreffend: „Dokumente des Fortschritts"
Internationale Revue,
worauf wir besonders hinweisen.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 24 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 22. November 1907

Windsor.

Während des himmlischen Lichts kein Strahl die deutsche Erde wärmt, und mühsam der nach politischen Zielen Strebende durch den dicken Novembernebel tastet, kann Eduard lachen: Tag vor Tag strahlt ihm die Sonne heitrer, und keine Winterlaune droht dem Reifen seiner Saaten. Als er den Thron der „großen Vicky" bestieg, empfing ihn Gelächter; keine Regung von Ehrfurcht hinderte ruppige Witze, und mancher von Gottes Gnaden war im Haufen der Spötter zu sehn. Sechzig Jahre und krank, nach einem Leben, das Sir John, der dicke Wanst, nicht ärger gelebt haben könnte. Seht seinen Rock! Ein Vermögen Dem, der ein Stück auch nur von eines Thalers Größe uns zeigt, das Fama, die geschäftige Hure, nicht schon besudelt hätte. Als Herr und Fürst von Indien vielleicht noch ein möglicher Mann; als König von England? Nimmermehr. In ganz Europa bestand nirgends ein Zweifel. England hat die böse Zeit mit Würde getragen, hielt sich still und forderte durch keine Antwort zu gröberer Duplik heraus. Und ehe das erste Jahr seines Regnums zu Ende ging, hatten die öffentlich Meinenden ihre Ansicht gründlich geändert. Bald wars zu merken: der lustige Prince de Galles war wirklicher König geworden und hatte, rascher noch als Prinz Heinz, die Kunst des Vergessens geübt; war still, trieb mit heiligem Ernst nun das heilige Amt, versagte sich keiner Pflicht und ließ bald erkennen, daß hinter dem müden Auge noch ein waches Gehirn, unterm Fettpolster noch arbeitwillige Nerven lebten.

König Eduard hat das Leben von vielen Seiten gesehn, hat — Keiner kanns, wenn er redlich und sehend ist, leugnen — das seine mit Nutzen gelebt. Seine erste That war der Friede in Südafrika. Seine zweite die mit großer Umsicht betriebene Schwächung Rußlands, das die Nöte der Burenkriegszeit mit allzu hastigem Eifer zu nutzen versuchte, auf Indien zu drücken begann und die grob gebaute Slavenhand nach dem gelben Meere und Afghanistan, Persien und Armenien zugleich reckte. Die Narbe von Faschoda war an Mariannens heißem Leib noch deutlich sichtbar, schmerzte noch bei jedem Wetterumschlage; und nach kurzer Frist war die Schöne an John Bulls Seite zu finden. Wäre so rascher Erfolg möglich geworden, wenn Eduard die Franzenpsyche nicht so gut wie seine Westentasche und die Corridore der Comédie Française kännte? Die Entente war kaum fertig, ging im asiatischen Osten eine Sonne blutig auf, dem europäischen eine blutig unter. Was nun folgte, war nicht mehr das

Google

Werk eines Genies (brauchte es wenigstens nicht mehr zu sein), nur das eines feinen Talents und klugen Psychologen, der keine Gelegenheit ungenutzt ließ, manche selber schuf, um sie selber zu nutzen. Der englisch-französische Aprilvertrag von 1904, der England Aegypten, Frankreich Marokko sicherte und seine Diplomatie ins Fahrwasser der englischen zwang, war des Onkels Werk; der Friede von Portsmouth ließ bald sein Wirken erkennen. Was von dem, was nachher kam, nicht? Ohne sein Wollen wurde kein Vertrag, keine Entente geschlossen. Er hat uns Algeciras beschеert; hat Italien an Frankreichs Seite gebracht; Spaniens Verständigung mit seinem nordafrikanischen Concurrenten besorgt; den Bund der Westmächte gegen uns geschaffen; Rußland zur Verständigung mit seinem Albion gezwungen, dem östlichen Erzfeind versöhnt und verbündelt; und weckt in Oesterreich die Erinnerung an alte, uns nicht günstige Tradition. (Daß wir Herrn von Tschirschky jetzt an diesen bedrohten Punkt setzen, gehört zu den Großthaten neudeutscher Diplomatik.) Sein Werk. Eins, wie die Welt noch keines sah; neben dem Kaunitzens Koalition (vor der Bismarck so oft uns eindringlich warnte) fast wie die mittelmäßige Schöpfung eines mittelmäßigen Kopfes sich ausnimmt; das das tüchtigste Volk Europas jeder Expansionsmöglichkeit beraubt, die stärkste Militärmacht der Erde zu politischer Sterilität verdammt. Alles, was der liebe Onkel wollte, hat er vorläufig erreicht. Sogar, daß sein Wollen zum Gesetz deutscher Diplomatie geworden ist. Grollt er, legt uns Steine in den Weg, hemmt unsere Bewegungsfreiheit nach jeder Seite: wir nehmens hin. Er lächelt, winkt? Auf nach Kreta! Kein Zug, kein Schiff geht schnell genug für die Erfüllung so löblichen Wünschens. Vergessen ist Alles, Alles vergeben; und Choräle steigen vom Rhein und der Spree, der Elbe und Donau ins Nebelmeer. Und des Drucks, der uns den Atem benimmt, wird im Freudenrausch nicht mehr gedacht. Eduard war, oft, in Paris, war mit Alphons, Viktor Emmanuel und Franz Joseph zusammen, hat bei uns noch immer die Antrittsvisite nicht gemacht, uns jahrelang jedes freundliche Wort, jede Entrevue geweigert, voriges Jahr (dem Bitten Franz Josephs und der hessischen Margarete zu liebe) ein paar Stündchen auf neutralem Boden den Kaiser gesehen und ihn, endlich, auch auf einen Vierteltag in Wilhelmshöhe besucht. Als Letzten nach langer Carenzzeit. Und nun? Konnten wir nicht wenigstens warten, bis die freundlicher Bedachten erst ihrer Pflicht genügt? Nicht, bis die politische Entspannung im internationalen Geschäft eingetreten ist? Nein; die Letzten mußten die Ersten sein.

Ich habe gegen eine vernünftige Verständigung mit England gar nichts; nie etwas gehabt. Aber an uns wars nach allem Aerger und Verdruß wirklich nicht, die uns gütigst gewährte Rolle des in Gnaden wieder aufgenommenen Vetters zu spielen. „Ihr habt einen Zweckverband für nöthig gehalten? Schön. Diesem Zweckverband eine deutlich erkennbare Spitze gegen uns gegeben? Auch schön; wir fürchten uns trotzdem nicht. Jeder muß ja wissen, was ihm am besten frommt; vielleicht kommt Manchem nach kurzer Frist, wie Stockmann, dem Volksfeind, die Erkenntnis, daß ‚der, der allein steht, der stärkste ist'. Denn keine Rücksicht bindet sein Handeln. Wir fühlen uns vorläufig wohl; wenn nicht, werden wirs Euch sagen und auf Abhülfe dringen. Drückt Euch unser Schweigen, unsere Correktheit: an Euch nur liegts, Aenderung zu schaffen. Aber bildet Euch nicht ein, daß wir Euch nachlaufen, jeden Winks gewärtig seien. Wir haben noch Wichtigers zu thun; unser Haus ist noch neu, bedarf noch des Ausbaus; war für vierzig Millionen zugerichtet, jetzt haben wir für sechzig Millionen Raum zu schaffen. Das ist schwer, und wir sind nicht einmal sicher, obs

Go gle

uns gelingt (daß wir das Elsaß nicht entbehren können, leuchtet Euch ein). Daß wir niemand nachlaufen, hat schon Bismarck gesagt, und unser Bernhard hats wiederholt. Liegt Euch an unsrer Freundschaft? So oft ihr kommt, ihr sollt willkommen sein. Weiter können wir, nach den Vorkommnissen der letzten Jahre, zu unserem Bedauern aber nicht gehn." Das wäre vernünftig, wäre männlich gewesen; auch klug. Denn daß ihr Trust für die Ewigkeit gemacht sei, glaubt von den Herren wohl selber Keiner; und ob alle von der Wirksamkeit des Syndikats für den Fall einer Kraftprobe überzeugt sind, darf man wohl bezweifeln. „Ein Staatsvertrag, hat Spinoza (im theologisch-politischen Traktat) gesagt, wird immer nur solange wirken, als seine Grundlage, die Rücksicht auf die Gefahr oder den Nutzen, vorhanden sein wird; da Niemand einen Vertrag schließt, noch gezwungen ist, Verträge zu halten, ohne die Hoffnung auf irgend ein Gut oder die Furcht vor irgendeinem Uebel. Mit dieser Grundlage wird immer auch der Vertrag selbst aufgehoben, was die Erfahrung zur Genüge lehrt." Aehnlich sprach Macaulay, der Engländer und in der Geschichte kein Fremdling war: „In der Natur aller Coalitionen liegen Mängel: es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Unternehmen, das die aufrichtige und lang dauernde Mitwirkung vieler unabhängiger Staaten verlangt, zu einem gedeihlichen Ende geführt wird. Und je zahlreicher die Bundesgenossen, desto zahlreicher waren immer auch die Gefahren, die eine Coalition bedrohten." Die sind diesmal, wie man weiß, ja sehr zahlreich. „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt werden. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Bismarcks Gedanken sind wohl auch in der Syndikatsbücherei zu haben. Ein Philosoph, ein Historiker, ein praktischer Staatsmann. Noch ein Fürst? Der alte Fritz (den Georg der Zweite, Eduards glorioser Ahn, den Habsburgern in die Reichsacht zu bringen riet) hat Aehnliches oft gesagt. Lest sein Vorwort zur Histoire de mon temps. „Vaut-il mieux que le peuple périsse, ou que le prince rompe son traité?" — fragt er da. „Quel seroit l'imbécille qui balanceroit pour décider cette question?" tönt die Antwort. Und im Testament des Großen Kurfürsten findet man den Satz: „Es weisset undt gibet auch die stette erfahrung, daß wenig auff Alliancien zu bauen stehen, jedoch heldt ein Schwerdt zum osteren das andere in die scheiden." Konnten wir, mußten wir nicht ruhig abwarten?

Gewiß. Doch wann wäre im letzten Lustrum bei uns je geschehen, was die Vernunft empfahl. Daß der Kanzler nicht mitging, ist das Einzige noch, was man zu loben vermag. Die Königin von England hat mit keinem Fuß noch die deutsche Hauptstadt betreten, blieb uns jeden Besuch, die Erfüllung der einfachsten Courtoisiepflicht schuldig. Thut nichts: die Kaiserin geht, trotz Fußverletzung, Erkrankung einer Prinzessin und Niederkunft der Kronprinzessin, mit. Lange wards bestritten; doch der liebe Onkel setzte das uns peinliche Verlangen durch. Und ists nicht nett, daß Herr von Schön (der Vielgepriesene, von dessen Begabung wir ja wohl bald genug hören werden) seine Wässerchen auch nicht verhalten kann und englischen Journalisten schon das übervolle Herz ausschüttet, ehe er auch nur ordnungsmäßig sein neues Amt angetreten hat? Daß er pflichtschuldigst für und von England schwärmt, wenns oben gewünscht wird, versteht sich, und ich will hoffen, daß er im Reichstag Rede steht, wenn die Frage laut wird, wer die Kosten des teuren Spektakels letzten Endes zu bestreiten hat. Denn ich bekenne: ich bin mißtrauisch gegen diese laute Herzlichkeit. Mißtrauisch gegen ein Volk, das jede Unfreundlichkeit seines Königs gegen uns

Google

geduldet, mit Beifall aufgenommen hat. Das lauter noch vor Kurzem für Frankreich schwärmte, sich, wenns das Geschäftsinteresse will, plötzlich erinnert, daß Blut dicker als Salzwasser ist, und eine Geschichte hinter sich hat, die keine Sektlaune, keine Phrase ungeschehen machen kann, die auf jedem ihrer Blätter erzählt, daß dieses Volkes Empfinden stets nur im Einklang mit kühl wägender Reflexion sich regte. König Eduard war acht Stunden Wilhelms Gast; der Kaiser bleibt so viel Tage. Glaubt Einer, daß der Brite die Zeit ungenützt lassen wird? Schon fängt, in Frankreich, die Hoffnung wieder an zu blühn. (In Parentheſe: Die Kammerdebatte über Marokko hat euch doch gezeigt, wie desperat das ganze Land über Clemenceaus Marokkoabenteuer ist?) Am Goldenen Horn, am Kongo giebts noch Manches zu ordnen; gewiß auch in Anatolien und dem näheren Skandinavien. Unter der Hand, in der Stille; drum kein halbwegs politisch deutbares Wort im Begrüßungsspeech des Onkels, der wie ein Rauhreif in der Frühlingsnacht sich auf die Feststimmung legte. Bin sehr erfreut, Eure Majestät hier zu sehen; hatte schon lange auf Ihren Besuch gehofft (noch immer witzig, wie Sir John). Das letzte Mal wars so traurig. Die arme Vicky starb uns allen viel zu früh. Innigste Wünsche für Deutschland und den Frieden. Drei Grad unter Wilhelmshöhe. Des Kaisers Antwort war wärmer, für ein gutes Gedächtnis, den ersten Augenblick, nach so kühlem Sommer zu warm. Er nannte des Königs Worte „überaus freundlich“ und war „tief gerührt“. „Bande enger Verwandtschaft und viele teure Erinnerungen an vergangene Tage verbinden mich mit Eurer Majestät Familie. Unter diesen Erinnerungen steht an erster Stelle die Gestalt meiner verehrten Großmutter, der großen Königin (Wilhelm der Große und Victoria die Große: wir sind bescheiden geworden), deren Bild meinem Herzen unauslöschlich eingegraben ist, während die Erinnerung an meine geliebte Mutter mich zurückversetzt in die frühesten Tage einer glücklichen Kindheit, die ich unter dem Dache und unterhalb der Wälle dieses großen alten Windsorschlosses zugebracht habe. Es ist mein ernstester Wunsch, daß die enge Verwandtschaft, welche zwischen unseren beiden Familien besteht, sich wiederspiegeln möge in den Beziehungen unserer beiden Länder und so den Frieden der Welt bekräftigen möge, dessen Aufrechterhaltung ebensosehr Eurer Majestät Bestreben wie's mein eigenes ist.“ Der letzte Satz führt ins Politische und ist nicht zu loben. Er paßt für den englischen Verfassungsboden nicht, und daß der Neffe dem Onkel den friedlichen Willen bescheinigt, macht sich ebenfalls nicht gut. Da Herr von Schön bei der Festerei ist, konnten die Dinge vermieden werden.

Ueber den politischen Ertrag der Reise brauchen wir heute noch nicht zu reden; nur ein nüchternes Wort wollte ich in den allzu lauten Festlärm sprechen, zur Vorsicht mahnen, vor dem Truggeschwätz warnen, das wieder einen Wendepunkt der Weltgeschichte sieht. Quid sit futurum cras? Fuge quaerere. Wie oft hat der mit Sorgfalt bereitete Schein schon unserem Hoffen gelogen, häufige Enttäuschung für Goethes Novemberstimmung den Boden bereitet.

Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das Bängliche
Das graugestrickte Netz.

Karl Schnitzler.

Go gle

Der Ursprung des revolutionären Syndikalismus.

Von Werner Sombart.

Das erste, was wir angesichts einer so seltsamen Lehre, wie der des revolutionären Syndikalismus, fragen werden, ist doch wohl dieses: wes Geistes Kind sie sei, um vielleicht schon aus ihrer Herkunft einiges Verständnis für ihre Eigenart zu gewinnen.

Die Frage kann zunächst in einem dogmengeschichtlichen Sinne beantwortet werden: indem wir die Fäden aufzuweisen suchen, die zwischen der syndikalistischen Theorie und älteren sozialen oder sozialistischen Theorien ein Band knüpfen.

Da tritt uns nun gleich die eigene, oft verkündete Ansicht der Syndikalisten selbst gegenüber: daß ihre Lehre ganz und gar keine neue Theorie darstelle, daß sie vielmehr nichts anderes sei, als der zu neuem Leben erweckte und somit allein echte — Marxismus. Wie ein alter Meister, sagen sie, der oftmals übermalt und überfirnißt ist, gereinigt werden muß, um ihn in seiner ganzen Schönheit und Echtheit genießen zu können, so haben wir die entstellenden und verwischenden Uebermalungen und Ueberfirnissungen von dem Bilde des Marxismus weggenommen, das nun erst sich unsern Blicken darbietet, wie es der Meister gedacht hat. Die Uebermalungen aber rühren nach der Meinung der Syndikalisten großenteils von Engels her oder gar von vorwitzigen Epigonen: so gehöre die ganze Lehre von der Entwicklung zur Friedfertigkeit, von der Legalité und ihrer Bedeutung für die soziale Umwälzung nicht dem ursprünglichen Marxismus, sondern sei ein später Zusatz von Engels. Marxistisch gedacht sei der Syndikalismus: sein Grundgedanke: „Die Emanzipation der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein", sei von echt marxischem Gepräge; ebenso sei die Auffassung marxisch, daß die großen Umwälzungen immer auf gewaltsamem Wege vor sich gehen. Wie denn überhaupt die Intensität des revolutionären Empfindens, das radikal-revolutionäre Wollen, auf das sie so entscheidendes Gewicht legen, aus rein marxischem Geiste geboren sei. Marx und der Marxismus seien „revolutionär" ihrem innersten Wesen nach und ganz und gar nicht revisionistisch-opportunistisch. Der Meister würde jene, die jetzt in seinem Namen die sozialistischen Parteien in den verschiedenen Ländern leiteten, als Verräter und Schänder seiner Lehren zum Tempel hinausjagen, kehrte er wieder.

Demgegenüber sind die orthodoxen Marxisten schnell bei der Hand mit ihrem (im sozialistischen Sinne vernichtenden) Urteile: der Syndikalismus sei gar kein Sozialismus, sondern Anarchismus. In verschiedenen der Berichte beispielsweise, die über den Gang der sozialen Bewegung in den einzelnen Ländern an das internationale Bureau in Brüssel erstattet werden, finden wir die ganze syndikalistische Theorie und Taktik als „neuesten Trick" des Anarchismus mit einer Handbewegung abgetan.

Wie steht es nun in Wirklichkeit?

Haben die Syndikalisten das Recht, sich als allein echte Marxisten zu bezeichnen?

Nun, daß sehr viel marxischer Geist in ihren Lehren steckt, ist zweifellos. Ich glaube, daß meine eigene Darstellung der marxischen Auffassung, die ich in meinem „Sozialismus" gebe, die Behauptung der Syndikalisten in weitem Umfange rechtfertigt: die saubere Trennung zwischen dem Proletariat und andern „niederen Volksschichten", wie sie jetzt wieder die Syndikalisten vornehmen, ist marxisch schlechthin; die starke revolutionäre Färbung ist wenigstens zweifellos jung-marxistisch, und so werden sich noch andere Berührungspunkte ohne Mühe nachweisen lassen. Aber auf der andern Seite enthält die syndikalistische Lehre

Google

doch Bestandteile, die ich absolut nicht mit den Grundgedanken des Marxismus — in welcher Periode seiner Entwicklung auch immer — in Einklang zu bringen vermag. Ich finde nirgends im Marxismus eine ausdrückliche Ablehnung der parlamentarischen Aktion und glaube, daß die Idee der Action directe, die doch die tragende des syndikalistischen Gedankensystems ist, schlechthin im Widerspruch steht mit der von Marx niemals ausdrücklich aufgegebenen Lehre von der Diktatur des Proletariats. Es sei denn: die Syndikalisten wollten diese Lehre als unmarxistisch in dem Sinne, wie ich es in meinem „Sozialismus" tue, kennzeichnen: dann aber würden sie zu einer Auffassung des Marxismus gelangen, die im übrigen ihrer Theorie — namentlich ihren „revolutionären" Ideen — schnurstracks zuwiderliefe.

Man wird also sagen müssen: der Syndikalismus hat manche Bausteine für seine Lehre dem Trümmerhaufen des marxischen Systems entnommen, hat aber offenbar auch anderswoher sich Material zu beschaffen gewußt. Gewiß auch vom Anarchismus, wie seine orthodoxen Gegner behaupten und wie Syndikalisten und Anarchisten selbst (Pouget, Broutchoux, Fabbri u. a.) ohne weiteres zugeben. Offenbar ist doch der Grundgedanke des Antiparlamentarismus und der direkten Ation, ist aber auch der Plan der antizentralistischen, auf der Autonomie der einzelnen Arbeitergruppen aufgebauten Zukunftsgesellschaft u. a. der anarchistischen Ideenwelt entnommen.

Und zu diesen marxistischen und anarchistischen Bestandteilen sind dann noch wichtige Elemente aus andern Systemen hinzugefügt worden: Enrico Leone beispielsweise läßt einen starken Zufluß tradeunionistischer Gedanken in seinen Schriften verspüren. Edouard Berth wandelt mit Vorliebe auf den Spuren Proudhons, wenn er beispielsweise in einem geistreichen Essay als die wichtigste Aufgabe des Syndikalismus bezeichnet: „Die Schicksalsmäßigkeit der Arbeit zu besiegen": vaincre la fatalité du travail.

So daß sich uns die syndikalistische Lehre eher als ein buntes Gemisch aus den verschiedenartigsten Elementen darstellt.

Aber diese dogmengeschichtliche Ahnenprobe ist am Ende gar nicht so wichtig. Wichtiger für das Verständnis einer sozialen Theorie erscheint mir vielmehr: sie aus den objektiven Bedingungen herauszudeuten, unter denen sie entstanden ist, sie als Erzeugnis also eines bestimmten nationalen, sozialen, politischen, kurz kulturellen Milieus zu begreifen.

Da werden wir uns erinnern, daß die neue Lehre in Frankreich entstanden ist und bisher nur in Italien Wurzel geschlagen hat. Das ist kein Zufall. Denn bei genauem Zusehen werden wir bald gewahr, daß sie ein spezifisches Gewächs französisch-italienischen, genau vielleicht nur französischen Bodens ist, daß sie nur in diesen Ländern entstehen konnte.

Da ist zunächst der Volkscharakter (und zwar denke ich vorwiegend an Frankreich bei meiner Analyse, weil ja Frankreich doch das Ursprungsland des Syndikalismus ist), dessen Einfluß wir ganz deutlich wahrzunehmen vermögen, wenn wir die syndikalistischen Lehren etwas eingehender betrachten. Nur in einem so hochkultivierten Lande wie Frankreich, scheint mir, konnte eine solche Theorie entstehen: sie konnte nur von ganz überfeinerten Geistern konzipiert werden, von raffinierten Menschen, deren Ueberkultur so groß ist, daß sie nur noch Gefallen finden an dem Außergewöhnlichen, Ungeheuren, Sensationellen, deren Nerven ganz starke Reize brauchen, um in Schwingung zu kommen. Die aber auch aus einer gewissen künstlerischen Empfindsamkeit heraus eine Abneigung haben gegen alles Philistertum, gegen die boutique, gegen alles spezifisch „Bürgerliche". Seide kontra Wolle! Das Alltägliche ist

Go gle

ihnen ebensosehr ein Greuel wie das Natürliche. Es sind Gourmets der sozialen Theorie, die den Syndikalismus als Gedankensystem geschaffen haben.

Und wiederum die Menschen, die als Träger der syndikalistischen Bewegung gedacht sind, können nur Franzosen (oder allenfalls Italiener) sein: Menschen, die gewohnt sind, impulsiv zu handeln, bei denen plötzlich ein heißer Strom der Begeisterung das ganze Innere durchflutet, deren Wesen von solchen plötzlichen Wirkungen beherrscht und zu raschen Taten fortgerissen wird, die „Elan" haben, aber nur wenig Stetigkeit, Ausdauer, Unverdrossenheit, Schrittvorschritthaftigkeit.

Unverständlich bliebe eine Theorie wie der Syndikalismus auch, wenn man nicht die eigenartige Geschichte Frankreichs zur Erklärung heranzöge, die so durchaus von der Tatsache des großen Revolutionserlebnisses beherrscht wird, daß bei jeder Gelegenheit die Erinnerung an die denkwürdige Zeit hervorbricht: vor allem finden wir im Syndikalismus den alten unverwüstlichen Gedanken als Leitmotiv wieder: die Revolution wird verraten. Wir müssen der Revolution zu Hilfe kommen. (Was damals die Revolution von 1792/93 war, ist jetzt die Idee der sozialen Revolution.) Ueberall wittert man Verräter, „Aristokraten".

Und dann scheint mir das ökonomisch-soziale Milieu, in dem die Lehren des Syndikalismus entstanden sind, von starkem Einfluß auf deren Inhalt gewesen zu sein. Ich möchte geradezu sagen: die grundlegende Idee der korporativen gruppenmäßigen Organisation der zukünftigen Gesellschaft, die Theorie der Arbeit und ihrer Befreiung und vieles andere konnte nur in einem Lande gedacht werden, wo der Typus der kapitalistischen Unternehmung großenteils noch das mittelgroße Atelier ist mit dem maître-ouvrier an der Spitze und den verhältnismäßig wenig zahlreichen Gehilfen. Die Vorstellungen, die vielen Theorien der Syndikalisten zugrunde liegen, tragen (so sehr diese es ableugnen mögen) ein durchaus handwerksmäßiges Gepräge: ich verweise z. B. auf den Aufsatz Ed. Berths im Januarheft 1907 des Mouvement socialiste, wo (in Anlehnung an Proudhon) ganz frank und frei als Ideal der Arbeiterorganisation der allmähliche Aufstieg vom Lehrling zum Gesellen, zum Meister gepriesen wird.

In diesem Milieu wuchert natürlich ein kleinbürgerlicher Geist besonders stark und droht die Arbeiterbewegung jederzeit zu unterdrücken. Dieses Ueberwiegen der kleinbürgerlichen Elemente zusammen mit der eigentümlichen Geschichte des Landes bewirkt dann leicht eine Hypertrophie der rein politischen Bewegung, die ihr Uebergewicht um so stärker fühlbar macht, je schwächer die spezifisch proletarische, das heißt die Gewerkschaftsbewegung ist. Diese Tatsache muß man vor allem in Betracht ziehen, will man sich die Entstehung der syndikalistischen Theorie in so spätem Entwicklungsstadium der sozialen Bewegung zum Verständnis bringen: daß sie eine Reaktion darstellt gegen die Vernachlässigung der Gewerkschaftsbewegung in den romanischen Ländern. Ein englischer oder ein deutscher Arbeiter begreift diese antipolitische Strömung deshalb so viel schwerer, weil er — der Engländer von jeher, der Deutsche seit einem Jahrzehnt — stets auf dem festen Fundamentum einer starken gewerkschaftlichen Organisation gestanden hat, die den romanischen Ländern fehlt. „Die Partei", schreibt E. Leone zum Beispiel, „war auf dem Kampfplatze erschienen: mit den Erfolgen ihrer demokratischen Politik hatte die gleichzeitige Entwicklung der Klassenbasis nicht Schritt gehalten. In diesem Augenblicke mußte es als Pflicht empfunden werden, die gewerkschaftliche Organisation zu pflegen und zu fördern." In Ermangelung einer starken Gewerkschaftsbewegung verschlang die parlamentarisch-politische Partei in jenen

Google

Ländern die soziale Bewegung fast vollständig und erfüllte sie bei dem schon erwähnten Vorwiegen kleinbürgerlicher Elemente mit rein bürgerlich-demokratischem Geiste: der Sozialismus wurde tatsächlich zu einer „Volksbewegung", die sozialistische Partei zu einer reinen Volkspartei, die ihr spezifisch proletarisches Gepräge je mehr und mehr abstreifte. Den Höhepunkt erreichte diese Verbürgerlichung im Millerandismus, der dann auch den Hauptanstoß zur syndikalistischen Reaktion in Frankreich gegeben hat.

Dazu kommt noch, daß den romanischen Ländern ein aus „Intellektuellen" und Kleinbürgern zusammengesetztes Politikantentum besonders eigen ist, von dem man eine schwere Schädigung der proletarischen Interessen (vielleicht mit Recht) befürchtete.

Wiederum fast unverständlich für einen Deutschen oder Engländer oder Amerikaner ist es, wenn Lagardelle die „Intellektuellen" als die an der Erhaltung und Ausdehnung der staatlichen Funktion in erster Linie interessierten Elemente charakterisiert: „d'une part la classe ouvrière, d'autre part la masse des intellectuels qui fournit leur personnel aux factions politiques (!) pour l'exploitation de l'Etat, tend au contraire à augmenter le rôle du pouvoir, à élargir le domaine des institutions gouvernementales, à étendre la fonction dirigeante des partis". Von alledem ist natürlich in den nicht romanischen Ländern so gut wie keine Rede.

Ich glaube also in der Tat, daß nur in einem französischen (italienischen) Milieu die neue Theorie zu entstehen vermochte. Damit könnte ich nun mein Urteil über ihren Wert und ihre Bedeutung für die soziale Bewegung als abgeschlossen betrachten, wenn mir eine Reihe von Gedanken nicht doch eine eingehende sachliche Prüfung zu verdienen schienen und wenn ich nicht doch annähme, daß wenigstens einzelne Bestandteile der syndikalistischen Lehre zu größerer Wirkung zu gelangen bestimmt sind.

Ich will deshalb versuchen, in den folgenden Studien diesen neuen Gedankenbildungen soweit es mir möglich ist, gerecht zu werden, dadurch, daß ich ihre Tragweite für die Geschichte des Sozialismus und der sozialen Bewegung abzumessen mich bemühe.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

Wenn wir einen Mann von Bedeutung, einen Ritter vom Geiste, persönlich und lange gekannt haben, so ist, was uns immer wieder heimsucht, wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt, vor allem sein Bild als Mensch, die verschiedenen im Laufe der Jahre von ihm empfangenen Eindrücke, wie er bei dieser oder jener Gelegenheit ausgesehen, was er gesagt und getan hat, die ganze Außenseite seines Wesens mit ihrer Ausstrahlung, seine Eigenheiten und komischen Seiten.

Doch das macht nicht den Mann. Die Literarhistoriker preisen sich in der Regel glücklich, nichts über Sophokles oder Shakespeare zu wissen. Sie meinen, daß hierdurch die Werke um so reiner auf sie wirken, die Bücher ohne irgendein störendes, ihnen nicht zukommendes Element hervortreten.

Mich, meinesteils, würde es nicht stören, genau zu wissen, weshalb oder wie Shakespeare die Werke anderer bearbeitet und mit andern zusammengearbeitet hat. Doch räume ich willig ein, daß derartiges von untergeordneter Bedeutung ist. Auch bei den Zeitgenossen ist es das Werk, worauf es ankommt, das bleibt, wenn die Gestalt verschwindet.

Da versucht man denn, den Verstorbenen „unter der Form der Ewigkeit", wie Spinoza es nennt (sub specie aeternitatis), zu sehen.

Ewigkeit ist nun gleichwohl ein sehr großes Wort. In der Literatur ist ein Jahrhundert eine respektable Ewigkeit. Der Werke sind wenige, die einen solchen Zeitraum überleben. Und in keines Jetztlebenden Macht steht es zu entscheiden, was die Zukunft über die Bücher und Männer, die uns am meisten beschäftigen, sagen werde. Was in dem Werke und dem Manne sich hoch über die Zeit, die ihn zeugte, erhebt, das wissen unsere Nachkommen besser als wir.

Was wir hingegen besser als sie kennen, sind alle die Beziehungen, in denen das Werk ursprünglich stand, dessen Bedingungen und dessen Voraussetzungen im Urheber und seiner Umgebung. Mit andern Worten: Die Zukunft schätzt das Werk besser ab als wir. Aber wir verstehen das Werk besser als sie; denn eine Sache verstehen, heißt ja, sie auf ihre Voraussetzungen zurückführen.

Die Zeitgenossen sind überdies die einzigen verläßlichen Zeugen hinsichtlich des Eindrucks, den die Arbeit bei ihrem ersten Erscheinen gemacht hat — daran läßt sich die Größe des zwischen Urheber und Leserwelt vorhandenen Abstandes bemessen.

Trotz aller Versuche, das Lebenswerk eines Zeitgenossen vom Standpunkte der Ewigkeit aus zu sehen, empfindet man es demnach als berechtigt und notwendig, seinen Ausgangspunkt vom Verfasser zu nehmen und sich vor Augen zu stellen, was und wie er war.

I.

Alexander Kielland war ein Patriziersohn aus einer kleinen norwegischen Küstenstadt, der wohlgeborene Sprößling eines alten Handelshauses, eines Geschlechts, dem ererbte Vorstellungen von Würde innewohnten, das mit der europäischen Eleganz Fühlung hatte und im übrigen konservativ wie alle vornehmen Kleinstadtfamilien war. Allein seine Empfängnis fiel in das aufrührerische Jahr 48, und es ist, als ob dieser Ursprung in seinem Gemüte nachgewirkt hätte.

Alexander Kielland war der schmuckste Student seines Jahrgangs. Der alte Kürschnermeister Werring soll versichert haben, solange er seine Troddelmützen auch schon nähe, nicht einer hätte die Studentenkappe getragen wie er. Und ein aus jener Zeit aufbewahrtes Porträt bestätigt diese Aussage: Ein offeneres, schöneres, keckeres Jünglingsantlitz und eine stolzere Haltung wird man lange suchen können.

Er sah gut aus und war sich dessen bewußt. „Ich habe eine märchenhafte Gesundheit und ein gutes Aeußere", mit diesen Worten stellte er sich in einem Privatbriefe vor. Letzteres hielt länger vor als die erstere.

Er hatte eine schöne, stattliche Erscheinung, einen sonnigen Blick in den braunen Augen, ein kleidsames Lächeln und allezeit Haltung. Als er seine Fähigkeiten an den Tag legte, den Ruf bekam, Witz und dichterische Anlagen zu besitzen, gereichte es ihm selbstverständlich zur Befriedigung, seinen Mann zu stellen. Doch zweifle ich, daß er jemals so viel Freude an seinem Talent wie an seinem Aeußern gehabt. In seinen Jünglingsjahren fuhr ich einmal mit ihm die norwegische Küste entlang. Er wollte nach Trondhjem, um dort eine Vorlesung zu halten, von der er sich viel versprach. Als ich wieder mit ihm zusammentraf, gab er auf die Frage: „Wie ist es gegangen?"

Google

die Antwort: „Miserabel! 19 Personen waren in allem da. So was Fades! Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, die Leute würden wegen des Quarks kommen, den ich geschrieben habe; aber einen so schönen Burschen zu sehen, das hätte ich denn doch geglaubt, würde sie interessieren.“ Er hatte damals noch nichts als seine ersten Novelletten verfaßt. — In Stavanger ansässig, ließ er gleichwohl alle seine Anzüge nach Maß in Hamburg machen. Die Stavanger Schneider mochten wohl nicht auf der Höhe gewesen sein. Wir korrespondierten seit einem Jahre etwa, und ich hatte aus seinen Briefen seine große Jugendlichkeit, seinen Humor kennen gelernt und was für Keime in ihm lägen, als ich im Jahre 1880 nach Christiania kam, um dort einige Vorlesungen zu halten. Kielland sollte an demselben Tage, an dem sie begannen, aus dem Norden kommen. Wie ich aus der Universität gehe, sagt mir ein Bekannter: „Alexander Kielland war in Ihrer Vorlesung; er saß neben mir.“ — Unwillkürlich stelle ich die törichte Frage: „Nun, und war er mit ihr zufrieden?“ „Um die Wahrheit zu gestehen“, lautete die Antwort, „er hat sich nicht darüber geäußert.“ — „Gar nicht?“ — „Nein, d. h. das eine hat er gesagt: Ich möchte doch wissen, wo der Mann seine Sachen machen läßt. Der Frack, den er an hat, sitzt ausgezeichnet.“

Als ich den nächsten Morgen im Hotel beim Tee saß, brachte man mir aus der Etage unter mir Kiellands Karte. Er kam, und wir sprachen uns zum erstenmal miteinander nach Herzenslust aus. Er war lebhaft, heiter, voll Selbstironie, erzählte mir u. a., in welcher Spannung er umhergehe. Zum ersten Male sollte er an dem Tage eine dem Verlauten nach außerordentlich schöne Dame sehen, die ihm mehrmals geschrieben hatte und die das Düstere, Herbe, das sich hinter dem glänzenden Stil seiner Novelletten barg, ungemein anzusprechen schien. Nach einigen Umschweifen rückte er dann mit der einzigen persönlichen Frage heraus, die er an mich richtete: „Mit Verlaub, wo haben Sie den Frack machen lassen, den Sie gestern an hatten. Er saß wie angegossen. Dürfte ich mir die Adresse Ihres Schneiders erbitten?“ Ich war damals in Berlin ansässig, und mein Schneider demzufolge etwas schwer zugänglich für ihn.

Unserer Verabredung nach sollte er mir abends über den Ausgang seines ersten Besuchs bei der schönen Dame Bericht erstatten. Diese Dame war übrigens keine Geringere als die nachmalige Frau Amalie Skram. Er kam indessen den Abend nicht wieder, woraus ich schloß, daß der Besuch nicht nach seinem Wunsche ausgefallen war. Auf meine Frage am nächsten Morgen erwiderte Kielland: „Ja, sehen Sie, es ging gerade nicht zum besten. Nach meinen Novelletten scheint sie sich von dem Verfasser die Vorstellung gemacht zu haben: düster, mager, Weltschmerz. Kaum war ich ins Zimmer getreten und hatte meinen Namen genannt, als sie die Hände zusammenschlug und ausrief: „Nein, der vergnügte, feiste Geck!“

Es gehörte die ganze Sicherheit eines Weltmannes dazu, so etwas über sich selbst zum besten zu geben. Doch so drollig der Ausruf ist, so wenig zutreffend war er.

Kiellands Geckenhaftigkeit war die eines Kindes. Ich möchte bestreiten, daß er mit Recht eitel genannt werden kann. Er hatte die Freude eines Kindes an dem, was er an der Kleidung als schön oder eigentümlich betrachtete. In seinem Vorzimmer pflegten seine sieben bis acht Kopfbedeckungen, darunter der rote Fez, zu hängen. Man hatte den Eindruck, es sei eine Herrengesellschaft da. Einmal kam er nach Kopenhagen

und machte, wie gewöhnlich, sofort Besuch bei einigen seiner Bekannten. Er fuhr von dem einen zum andern mit wachsender Ungeduld. Keiner von ihnen beachtete seinen Anzug. Er hatte sich damals gerade eine eigene Sorte von ungemein großen, weichen Umschlagkragen angeschafft, die seinen Hals sehr gut ließ. Endlich abends im Theater platzte er heraus: „Da könnte man doch des Teufels werden! War ich da heute bei dem und dem und dem und dem und treffe nun Sie am Abend hier, und kein Mensch hat mir ein Wort über meinen Kragen gesagt. So schauen Sie sich ihn doch an."

Insofern er sich in den Tagen der Jugend mit einem neuen Kragen und in späteren Jahren mit einer neuen Uniform zu freuen vermochte, konnte man ihn geckenhaft nennen. Er brach dem aber die Spitze dadurch ab, daß er selbst sagte: „Ich weiß, Ihr habt Nachsicht mit den Großhändlerallüren und dem Läppischen, das ich an mir habe." — Die andern hätten wohl mehr Grund gehabt, an seine Nachsicht zu appellieren.

Man möge aber auch nicht außer acht lassen, wie er mittels des Anzuges seine Figuren zu kennzeichnen verstand.

Man denke nur an die beiden alten Brüder aus „Garman & Worse" in ihren Unterhosen. Der junge Konsul im Nachthemd mit an den Knien von Bändern und breiten Binden befestigten Flanellhosen, die dünnen Waden in langen grauen Strümpfen, wie nur Jungfer Cordsen sie stricken konnte; der Legationsrat in türkischen Pantoffeln, glatten Trikots, die sich straff an seine schönen Beine legen, und einem feinen gestärkten Hemde, in dem er des Nachts im Bett zu liegen pflegt.

Frau Skrams Ausruf tat Kielland ferner unrecht, wenn sie auch nur einen Augenblick daran zweifelte, daß es ihm mit seiner Entrüstung und seinen Angriffen ernst gewesen. Vergnügt war er in keinem andern Sinn als dem, gesund, keineswegs in jenem, zufrieden zu sein.

Er hatte schon damals nach einem englischen Gemälde die Novellette „Welke Blätter" verfaßt. Zwei Liebende, die in einen leichten Zwist geraten sind. Sie sitzen in einem offenen Lusthause. Welke Blätter fallen um sie her. Die Dame sieht aus, als erleide sie eben einen Verlust.

„Zweifle nicht an meiner Liebe!" beschwört er sie eifrig. Doch sie hat daran gedacht, daß selbst diese allmächtige Liebe wie eine Blume im Herbst ende.

„Welke Blätter!" sagt sie ruhig und, sich erhebend, zerstreut sie mit dem Fuße die schönen Blätter, die der Wind zusammengetragen hatte und nun aufs neue geschäftig zu einem kleinen Grabhügel schichtete. Der Dichter aber schließt mit den Worten: Und wie wir sind, kommt mit der Zeit an jeden von uns die Reihe, auf einen Gartenstuhl uns hinzusetzen und auf einen kleinen Grabhügel von welken Blättern zu starren.

Kielland beginnt als ein Erfahrener und ein Mißvergnügter, und der Titel, den Garman & Worse ursprünglich führen sollte, war „Die Mißvergnügten". Er wurde dann in „Garman und Kruse" umgewandelt, und der einzige junge Mann, der im Buch seinen Willen durchsetzt, hieß anfangs Lars Kruse. Da aber Holger Drachmann, als noch das Buch in der Ausarbeitung begriffen war, seine bekannte Schrift mit eben demselben Namen auf dem Titelblatte herausgab, mußte Kiellands Roman den seinen nochmals wechseln und bekam das Firmazeichen, das er berühmt gemacht hat. Die männliche Hauptperson aber wurde in Jacob Worse umgetauft.

Google

Wenn Kielland sich selbst als einen Mißvergnügten auffaßte, so kam es daher, daß er das Gefühl hatte, in Opposition zu stehen. Und dieses Gefühl der Opposition beherrschte ihn in unbestimmterer Weise fast von 1867, dem ersten Jahre, da er Student wurde, an. Er ging schon damals seine eigenen Wege, legte, halb als Sohn aus reichem Hause, halb als vornehme Natur, Gleichgültigkeit an den Tag gegen vieles, das die Begeisterung der Kameraden weckte, wie etwa der Uebertritt einer Anzahl Schauspieler aus dem Christianiatheater zu einer andern Bühne, und was dergleichen nationale Kampfhandlungen mehr sind.

Er schien blasiert, allein die Blasiertheit zeigte sich zumeist darin, daß er die Kontrolle der Kameraden nicht litt. Bezeichnenderweise trug er — wie einer seiner Studiengenossen in „Verdens Gang“ mitteilte — die Bücher, die er der Universitätsbibliothek entlehnt hatte, auf der Straße stets eingepackt. Allein wir wußten doch, sagt der Verfasser, daß es Dickens, Heine, Sören Kierkegaard, besonders der letztere, seien.

Diese Namen haben für Alexander Kielland weit über seine erste Jugend hinaus Bedeutung.

In dem Geiste, der seine Schriften beseelt, ist etwas, das sich von Dickens herleiten läßt — des Bankchefs Christensen weiche Spürnase erinnert an ihn. Die Bücher haben ein englisches, zumal Dickenssches Gepräge durch die Art, wie darin für die Kleinen in der bürgerlichen Gesellschaft Partei ergriffen wird, und durch den grellen Gegensatz zwischen den Gestalten, die der Verfasser liebt, und jenen, die er verabscheut.

Insoweit Alphonse Daudet unter dem Einflusse von Dickens steht, vermochte er auf Kielland Eindruck zu machen. Das Hochzeitsmahl der Dienstleute in „Arbeiter“ erinnert ein wenig an das Gesindefest in Daudets „Nabob“.

Von Heinrich Heine schreibt sich etwas von Kiellands Radikalismus und Respektlosigkeit, vielleicht auch etwas von seiner Vorliebe für Frankreich her.

Von Sören Kierkegaard stammt in vielfacher Hinsicht sein Standpunkt dem Christentum gegenüber.

Er war wie Kierkegaard ein Gegner jedweden offiziellen Kirchentums, blieb jedoch bei all seiner persönlichen Irreligiosität der Hauptsache nach in seinen Sympathien ein Christ. Man vergegenwärtige sich nur die Schilderung des edlen Laienpredigers in „Schiffer Worse“, und welches Mitgefühl sich in dem Buch mit der Sekte der Haugianer kundgibt (Alexander Kielland ist nirgends Heide in dem Sinne, in dem z. B. Henrik Pontoppidan so genannt werden kann). Wer sich der vielen, fein umrissenen und fein durchgeführten Priestergestalten Kiellands erinnert, wird leicht erkennen, daß der Gesichtswinkel, von dem aus sie bei ihm betrachtet werden, derselbe ist, von dem sie auch in Kierkegaards „Augenblick“ gesehen sind, daß hier wie dort der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Lehre dieser Priester und der des Neuen Testaments, noch mehr zwischen dieser Lehre und ihrem Leben beleuchtet wird. Es war denn auch ein Lieblingsgedanke Kiellands, daß eine Volksausgabe des „Augenblick“ zu einer Krone, im Stile etwas vereinfacht, veranstaltet werden sollte. Schon so frühe wie im Dezember 1879 schrieb Kielland mir darüber und bat mich, das Buch mit einer orientierenden Vorrede zu versehen, doch „ohne Ihren abschreckenden Namen“.

(Fortsetzung folgt.)

Erlauschtes aus Paris.

Von Paul Stark (Paris).

„Nun, haben Sie schon eine cochère erspäht? Es sind ihrer eigentlich nur sehr wenige auf dem Boulevard.“

„Femme-cocher ist der richtige Ausdruck für weibliche Kutscher, lieber Herr Landsmann. So wie man femme-advocat sagt oder femme-sandwich.“

„Merci, Herr Professor!“

„Die femme-sandwich, diese ins Pariser Weibliche übersetzte Ausgabe der Londoner Sandwichmänner taucht jetzt zum erstenmal auf den Boulevards auf. Sehen Sie, da kommen gleich zwei Paar solcher femmes-sandwich an uns vorbei. Uebrigens, scheußlich, die vorne und rückwärts mit Plakattafeln behangenen Reklameweibchen!“

„Vorder- und Rückseite ganz gleich und ganz flach — da ist unsere deutsche Frauenbewegung wieder längst voran gewesen: Reformkleidung! Ja, auch auf den Boulevards wird man jetzt praktisch und solide.“

„Das gilt in allem Ernste für ganz Paris und für ganz Frankreich. „Oh, nous ne sommes plus si gais!“ höre ich meine Pariser Bekannten sagen. Und in der Tat — wenn man nach längerer Zeit wieder herkommt, fällt es einem auf — man wird seit den letzten Jahren in Paris ernster . . . strammer!“

„Mein lieber Professor, ich muß Ihnen da die Ansicht Ihres berühmten Berliner Kollegen Professor Sombart entgegenhalten, der von irgendwelcher zunehmenden Strammheit in Frankreich nicht nur nichts weiß, sondern vielmehr Ursache zu haben glaubt, von ‚dem vielleicht schon in politischer Auflösung befindlichen Frankreich‘ zu sprechen.“

„Ah, Sie meinen den Artikel, den Professor Sombart vor einiger Zeit im ‚Morgen‘ über den Hervéismus veröffentlicht hat. Ich las ihn auch in der Bahn und hatte bereits die Empfindung, in ein Land zu reisen, das seiner Auflösung entgegensieht.“

„Und Sie werden alsbald hier aus eigener Anschauung gelernt haben, wie wenig Nährboden die antimilitaristischen Ideen in Frankreich finden. Mein altes Kriegerherz schlug höher, als ich eine Woche hindurch hier auf Schritt und Tritt dem ausgelassenen Treiben der „joyeux conscrits“ begegnete. Dieses kleine Rekrutenvolk hier bringt eine angeborene, überschäumende Lust zu seinem neuen Beruf in die Kaserne mit. Dazu muß man noch nehmen, daß ein beträchtlicher Teil des Soldatennachwuchses bereits zwischen seinem siebzehnten und zwanzigsten Jahr freiwillig in militärisch geleiteten Anstalten eine ausgezeichnete Vorbildung genossen hat. Diese „sac au dos“ genannten Anstalten, die es mit unseren „Jugendwehren“ wohl aufnehmen können, erfreuen sich im Volke immer größerer Beliebtheit. Indes ist der Name Hervés in Frankreich weniger bekannt als im Auslande, obschon er auch hierzulande in den Bühnenrevuen oft genannt und in den Zeitungen täglich gedruckt wird.“

„Aus ihren Zeitungen, Büchern und Theaterstücken die Franzosen kennen zu lernen, glauben die meisten, und manchmal auch gründliche Gelehrte. Da sind aber schon persönliche, praktische und häufige Studien notwendig. Wäre es, zum Beispiel, gestern das erstemal gewesen, daß ich im Grand Guignol war, so könnte ich leicht den Eindruck erhalten haben, ich hätte einer antimilitaristischen Kundgebung beigewohnt. Nichts wäre jedoch verfehlter. Was den Anschein erweckt, ist ein unterseeisches Drama „En Plongée“ betitelt, das mit seinen zwei kurzen Bildern allabendlich in dem kleinen Montmartretheater — Martertheater, théâtre des tortures, wird es schon lange genannt — lebhaftes Gruseln und lauten Beifall hervorruft. Beim Aufgehen des Vorhangs lernen wir ein neuartiges Milieu, das Leben und Treiben in einem Unterseeboote kennen. Plötzlich sinkt das havarierte Boot, giftige Gase bringen Mannschaft und Offiziere dem Er-

Go gle

stickungstode immer näher . . . Immer atembeklemmender wird die Atmosphäre auch im Publikum, so daß die Zuschauer es gewissermaßen als eine Erlösung begrüßen, wenn unter der Mannschaft eine Meuterei ausbricht und die Insassen mit einigen blitzschnellen Revolverschüssen sich gegenseitig rasch umbringen. Der Vorhang fällt und geht gleich wieder auf: das feierliche militärische Begräbnis der Opfer. Ein Minister im Frack hält die obligate, große patriotische Grabrede, feiert mit großen Worten „die Helden, die so brüderlich miteinander fürs Vaterland in den Tod gingen". Dröhnendes Salutschießen und dito Schlußapplaus. Letzterer wiederholt sich im darauffolgenden Einakter, in dem ein zerstreuter Gelehrter der Medizin unausgesetzt seine Operationszange sucht und nicht weiß, in welchem Unterleibe er sie vergessen. Schließlich findet er die Pinzette in seiner Zuckerbüchse. Blutige Satire. Man lacht aus vollem Halse, aber mit einem Lachen bon enfant. Denn im Grunde genommen schätzt man die ärztliche Wissenschaft hierzulande zumindest so hoch, wie in anderen zivilisierten Ländern, obwohl man es seit Molières Zeiten gewohnt ist, sich über sie lustig zu machen. Ebenso liebt und achtet der Franzose sein Vaterland, wenn er es auch gern sieht, daß man die leeren Phrasen der Byzantiner des Patriotismus und des extremen Militarismus ins Lächerliche zieht. Jene Stellen der Jahresrevuen, die die Wahnideen Hervés drastisch verspotten, werden ja nicht minder mit beifälligem Gelächter aufgenommen. Seitdem die Theaterzensur aufgehoben ist, bekämpfen sich die Extreme noch heftiger und machen sich um so sicherer unschädlich. Freies Spiel der Kräfte. Sieger bleibt eben die Mittellinie des bon sens, des schlichten gesunden Menschenverstandes von Monsieur Tout-le-monde, der, wie die Franzosen längst wissen, mehr Geist und Verstand besitzt als Monsieur Voltaire."

„Diesem ausgezeichneten Monsieur Tout-le-monde mit dem bon sens begegnet man jetzt täglich auf dem Boulevard. Er grüßt mich, er drückt mir warm die Hand und ist überhaupt von der größten Herzlichkeit gegenüber dem Fremden, seitdem er das böse nationalistische Fieber überstanden hat. O, Monsieur Tout-le-monde hat in den letzten Jahren viele gefährliche Uebel überwunden. Und nun sollte ihm der bon farceur Hervé ernstlich schaden? Oder Monsieur Tout-le-monde müßte sich vor der zunehmenden Macht der Arbeitersyndikate fürchten? Allons donc! Damit gewinnt ja nur die Demokratie! Wird ihnen Monsieur Tout-le-monde mit seinem bekannten gesunden Menschenverstand antworten . . . Verfallen wir Deutsche nur nicht in den früheren Fehler der Franzosen und unterschätzen wir unsere Nachbarn nicht. Bei ihnen ist aber gegenwärtig eher eine stramme Kräftezunahme als eine Krise zu merken."

„Beobachten wir hier den Boulevard, den vollen pochenden Herzschlag von Paris, den Pulsschlag des Landes. Er ist normal, kräftig und im Vergleich zu früheren Zeitläufen auffallend ruhig. Wohl schreien die Zeitungsverkäufer aus vollem Halse den neuesten Marineskandal aus. Aber die schönen Zeiten für sie sind vorüber. Die Skandale erregen nicht mehr in früherem Maße die Leidenschaften. Sie haben an Anziehungskraft eingebüßt. Dieser jüngste Skandal des degenerierten Seeoffiziers wird so rasch verraucht sein wie der Rauch in den Opiumhöllen von Toulon: . . . Die nationalistischen Blättchen toben, doch der Boulevard reagiert nicht. Er erscheint gegen früher weniger gallisch und mehr universal. Von jenem praktischen Universalismus, der sich von den Extremen, Chauvinismus und Internationalismus, fernhält und der in gesunder Realpolitik den friedfertigen Austausch von Waren, Anschauungen und Sitten fremder Länder anstrebt. Englische Bars, deutsches Bier, reges Interesse für die jüngsten

Berliner Skandale, die amerikanische Mache der Zeitungen — fallen auf den Boulevards auf. Ja selbst die bisher so engherzig nationale französische Theaterindustrie findet am lukrativen Import fremder Bühnenwerke immer mehr Gefallen. Sarah Bernhardt, die vorige Saison mit Catull Mendès keine Geschäfte gemacht hat, hofft in Wildenbruchs ‚Rabensteinerin' das langersehnte Kassenstück gefunden zu haben."

„Die Aufhebung der Zensur hat also den erwarteten Aufschwung nicht gebracht?"

„Das erste Jahr zeitigte bisher die merkwürdige Erfahrung, daß die unbegrenzte Freiheit auch die Bühnenkunst der Bo levards solid gemacht hat. Auf den Boulevards wagt man sich ebensowenig zum rechtschaffenen Ehebruchstück aufzuschwingen, wie in der Comédie française. Die bisherigen Neuheiten stammen alle aus der zahmen Schule des rosenroten Capus und könnten etwa den Gesamttitel führen: „Die Reise um den Ehebruch herum". Dabei hat nur Louis Artus in den Variétés mit „L'amour en banque" ins volle Menschenleben gegriffen. Er hat aber einen dankbaren Vorwurf nur angeschnitten. Um die in der französischen Gesellschaft herrschende Spielwut würdig und wirksam auf die Bühne zu stellen, müßte ein neuer Sittenschilderer, müßte wieder ein Augier erstehen. Geschadet hat also die Aufhebung der Zensur nicht und sie kann noch viel nützen."

„Die Freiheit des künstlerischen Schaffens ist eine schöne Sache. Selbst wenn sie zu weit geht. Sehen Sie sich hier an der Ecke die Karikatur von der Hand Molochs an."

„Wieder der arme König der Belgier."

„Mit seinem schönen, weißen Bart . . . Und da sind gleich mehrere Störche, die respektlos am Königsbart zupfen."

„Mit Verlaub, mein Lieber, das sind „des petites grues". Unsere biederen germanischen Familienstörche haben damit nichts zu tun. Mit den Tierchen, die sich um des Königs Bart streiten, sind gewisse Spaziergängerinnen des Boulevards gemeint. Faire le pas de grue — Sie merken: auf und ab gehen."

„Abermals merci, Herr Professor. Ungastfreundlich bleibt es aber immer gegenüber dem König, der als liebevoller, morganatischer Gatte der Baronin Vaughan nun schon die längste Zeit in Frankreich weilt."

„Die Romanen verquicken Politik und Erotik gar zu gerne miteinander. Geld und Galanterie spielen in dieser halb athenischen, halb amerikanischen Republik eine große Rolle. Beide bilden wichtige Kapitel im Studium der französischen Demokratie. Bei dem letzteren Kapitel muß aber auch ich eine Ausnahme machen und bin gezwungen, es nur als reiner Theoretiker kennen zu lernen. Zumeist aus den Zeitungen. Da hören sie die kleine nouvelle à la main aus dem Cri de Paris. Eine junge Dame beschwert sich beim Schutzmann an der Ecke, daß ein Herr sie verfolge und sie beleidigt habe. Schutzmann: Mein Herr, Sie haben Madame beleidigt?! Herr: Das habe ich nicht getan, ich habe ihr hundert Franken angeboten. Schutzmann: Hundert Franken? Dame: Jawohl. Schutzmann: Hundert Franken, und das nennen Sie eine Beleidigung, Madame? Sie wollen wohl die Polizei zum Narren haben! . . . Bezeichnend, nicht wahr? Wenn man, wie ich, als purer Theoretiker . . . Ah! da kommt Freund Müller heran, mit dem ich im Hotel abgestiegen. Ach, seien Sie so gut, lieber Landsmann, und bestätigen Sie ihm, ich hätte die Nacht ausbleiben müssen, um mit Ihnen nach dem Schlachtfelde von Champigny zum neuenthüllten deutschen Kriegerdenkmal zu fahren."

„Schlachtfeld von Champigny? . . . Sehr wohl, tapferer Theoretiker!"

Go gle

Orchideen.

Von Gräfin L. Uxkull.

Karmoisinrote Seidenvorhänge öffnen sich breit auf einen Saal. Die Wände sind aus kühlem, glatt poliertem, grüngrauem Onyx. Sie fangen wie Spiegel die roten Glasblumenlichter der Wandarme ein, scheinen sich langsam von innen her zu erhitzen. Es ist, als verflüchtige sich mit jedem Augenblick etwas von ihrer wundervollen Kühle, als saugten sie sich nach und nach ganz voll von der Wärme, die aus den Schultern der Tänzerinnen strahlt, aus dem Lächeln der Herren, aus den schwülen, auf zitternden Geigensaiten schwingenden, wiegenden Walzermelodien. Und aus dem Dufte der großen Orchideensträuße, deren Blüten wie durstig geöffnete Lippen, starre bannende Schlangenaugen, begehrliche Finger über die Ränder der japanischen Emailvasen wuchern.

Eckbert blickt in den Saal.

Durcheinander schieben sich die Paare, vorwärts, rückwärts, um sich selber kreisend, langsam, als strichen sie, bunte Fische, durch die grünen Kristallwogen des Bostontaktes.

An den Wänden stehen Herren, die töricht lächeln oder gelangweilt ein Monokel aus dem Auge fallen lassen oder finster und verbissen dreinschauen, als ob sie plötzlich jemand erwürgen könnten.

Melancholische ältere Damen sitzen zusammengesunken auf Armstühlen: sie denken, wie schnell man die Flügel verliert, wie schnell jener Herr, der ihre Tochter kühn und siegend im Arme durch die Menge trägt — wie schnell er auch ihr die Flügel abreißen wird . . .

Und dicke, lustige Frauen sehen lachend in die sich drehende Welt: immer wiederholen sich dieselben Geschichten, und immer sind sie interessant.

An Eckbert gleitet alles wie ein Schattenspiel vorüber. Er findet nichts schön und nichts häßlich — alles gleichgültig.

Und er denkt: Wie wunderlich es ist, so außen zu stehen: wie wenn man lange in den Nachthimmel gestarrt hätte zu den Lichtfunken empor, die im Weltenäther flirren, auf unschätzbare Weiten entfernt. Man weiß, daß kein Kontakt mit ihnen besteht — gar keiner. Sie werden nie mit unserer Welt in Wechselwirkung treten. Sie sind uns Schein, Spiel, Feuerwerk. — Ich werde fortgehen.

Zwei Herren unterhalten sich neben ihm. Der eine unterscheidet sich von einem Dutzend anderer nicht. Der andere hat schon eher etwas Besonderes: einen schlecht sitzenden Frack, der an Ellenbogen und Nähten glänzt. Graues, strähniges Haar hängt ihm hinten bis auf einen nicht tadellosen Klappkragen hinab. Plumpe Stiefel. Hosen wie Korkenzieher. Sein Gesicht hat etwas von dem eines gereizten alten Nagetieres.

Die beiden stehen vor einem der Orchideensträuße.

Der erste, der sich von einem Dutzend anderer nicht unterscheidet, betrachtet die Blüten, beriecht sie, betastet sie mit den Fingern. Dann sagt er:

„Diese Orchideen — kostbar! Grazie — bizarre Schönheit — Duft — Vornehmheit — alles vereinigen sie."

Das gereizte Nagetier antwortet:

„Jawohl. Aber sie sind Parasiten — etwas Verächtliches. Nein doch. Nicht einmal Parasiten sind sie — vielmehr Saprophyten! Das ist noch häßlicher."

Der Erste sagt lächelnd: „Saprophyten? Das klingt ganz gut. Ich könnte mir was Hübsches dabei vorstellen. Wollen Sie mir nicht erklären, was Saprophyten eigentlich sind?"

Der Herr mit dem schlechten Frack rümpft die Nase, so daß sie wie die eines Kaninchens in vielen Falten zittert. Als ob der andere ihn mit seiner Frage hätte beleidigen wollen, wirft er ihm zu:

„Saprophyten sind Gewächse, die nur auf verwesenden organischen Substanzen vegetieren. Pflanzenleichen — Tierleichen — davon nähren sie sich. Daraus ersteht die ganze Pracht. Das ist's, was sie in Schönheit, Anmut und Duft umarbeiten. Ach — ich verabscheue sie!"

Er schleudert einen Blick des Hasses und der Ranküne auf die Blumen, die mit vollen Lippen zu lachen scheinen. Dem andern sind sie entzaubert. Beide gehen davon.

Eckbert fühlt sich auf einmal nicht mehr draußen stehend. Irgend etwas hat sein Inneres berührt.

Er sieht aufmerksam zu, wie die Paare sich in seltsam wogendem, langsamem Rhythmus durcheinander schieben: gleich einer Zeremonie vollzieht sich das; gleich der Zeremonie irgendeines geheimnisvollen, verderbten exotischen Kultus.

Plötzlich ist es ihm, als wucherten die Orchideen weiter und weiter über die Ränder der Emailvasen hinaus, über die blanke Fläche des Fußbodens hin: sie schießen empor, hängen und nicken in wunderlich gezackten und gefleckten Blütentrauben übereinander, erfüllen den ganzen Saal. Sie lächeln und winken, sie blicken aus traurigen, sehnsüchtigen Augen, sie locken, sie duften berauschend und schwer.

Grazie — bizarre Schönheit — Duft — Vornehmheit — alles vereinigen sie. So denkt Eckbert. Alle diese Menschen sind Orchideen. Und um zu dieser Blüte zu gelangen, was ließen sie alles in sich hinsterben! Wie viele Gedanken, Gefühle, Fähigkeiten, Erlebnisse liegen da drinnen tot und verwesend — wie vieles Unbeschreibliche, Ungreifbare, Namenlose, was leben wollte — was leben konnte . . . und alles um dieser Blüten willen!

Und nun spürt er das, was ihn mit jenen verbindet: das, was auch in seinem Innern lebendig emportreibt und aus Gestorbenem sich Nahrung trinkt und Kraft. Orchideen in ihm, wenn auch ein wenig kühner und wehrhafter gezackt, kälter und metallischer in der Farbe.

Auf den Klängen der Valse bleue schwebt es heran wie Träume, die verwischte Bilder um einen malen, und man hat das Bewußtsein, daß man sie vor Jahrtausenden schon einmal in einem andern Leben sah . . .

Ein altfränkisches Zimmer mit einer Hängelampe über dem runden Tisch. Geneigte Häupter, blonde und braune. Eine Frau mit glattem grauem Haare um ein stilles Friedhofsgesicht. Sie hat die Hände gefaltet. Ihre Augen weilen weitab. Im Halbdunkel der Zimmerecke spielen Lichtstreifen über die Mahagonipolitur des Klaviers, über

Go gle

das weiße Gebiß der Tasten, über das helle Kleid eines viel zu zarten Mädchens. Beethovens Mondscheinsonate schluchzt unter ihren Fingern . . .

Waldhänge an hochgetürmten Gebirgsdomen. Eckbert fliegt den Höhen entgegen — jung, so jung! Und seine Seele braust und klingt von wundervollen Worten, die sich rhythmisch skandieren: zischend, als ob Wasser über geschmiedetes Eisen flösse — voll und dröhnend wie der Sturm, der über das Land ruft — weich, schmiegsam, zärtlich, sterbenstraurig, wie wenn Nachtigallen über blühendem Flieder schluchzen . . .

Dann gleiten drei Frauen vorüber Hand in Hand, als ob sie zusammengehörten und doch nichts voneinander wüßten. Sie haben die Augen niedergeschlagen — ist es Scham? Oder eine letzte Zartheit der Liebe, die nicht aufblicken will, weil sie weiß, daß unter den Lidern ein klagender Vorwurf steht? . . .

Schüchterne gelbe Keime sind das gewesen, daraus Rosenbüsche aufblühen konnten in Purpurpracht. Puppen sind's gewesen, in denen wundervolle Falter mit atlasblauen Flügeln schlummerten . . .

Anderes drängte erstickend darüber hinweg.

Die Welt sich erobern — die Menschen sich zwingen — Herrscher werden durch den Gedanken — Triumphator durch die Tat! Hart sein, kalt sein, mit einem ganz ruhigen, scharfen, vorwärts gehefteten Blicke.

Orchideen — Orchideen . . .

Einer, dem das gesellschaftliche Wohl seiner Mitmenschen besonders am Herzen liegt, sagt zu ihm:

„Kennen Sie Marozza? Marozza ist eine Göttin. Ich werde Sie vorstellen."

Eckbert verneigt sich vor einer Dame, die ein Kleid trägt wie Nebel über einem Flusse: fliederfarbene Gaze, durch die es silbern schimmert. Sie blickt auf ihn mit lastenden grauen Augensternen aus dunkeln Wimpern und schweren Lidern. Heiße Lippen lächeln abwesend.

Er fragt aus einem Pflichtbewußtsein heraus, ob sie tanzen wolle.

Sie sagt: „Nein, ruhen. Wir wollen ruhen und plaudern."

Sie hat ihre schmale Hand in seinen Arm geschoben — eine Hand, welche weiß, was sie will. Sie liegt ganz leicht und weich auf und führt ihn zielsicher aus dem Saale in das große Treppenhaus, wo Bänke zwischen hohen, blanken Säulenschäften stehen und breite, teppichbelegte Stufen an schmiedeeisernen Rampen hinabführen.

Einzelne Paare sitzen und flüstern in den Nischen.

Marozza läßt sich auf die Stufen niedergleiten. Die Schleppe ihres Kleides windet sich wie ein schimmernder Schlangenleib über den hellrasenfarbenen Teppich.

Ohne Eckbert anzusehen, sagt sie vor sich hin:

„Also plaudern wollen wir. Können Sie plaudern?"

Eckbert antwortet: „Ich fürchte: nein."

Darauf blickt sie lange und forschend in sein Gesicht. Wie zwei blanke, haarspitze Dolche dringen ihre Augen in ihn. Endlich sagt sie:

„Sie sollen sich nicht quälen. Wie ganz gute alte Freunde wollen wir sein und schweigen."

Sie sitzen stumm nebeneinander. Marozza ruht unbeweglich, auf einen Arm gestützt: wie eine weiße Wasserrose blüht ihre Büste aus den flimmernden Nebeln ihres Gewandes. Die Geigen singen vom Saale her: My Queen. O, wie jeder Bogenstrich über ihre Nerven bebt!

Immer, wenn sie diese Melodie hört, ist es ihr, als fasse ein dunkler Geist sie bei der Hand und schwebe mit ihr zurück — zurück — immer weiter — tief in violette Dämmerfernen.

Sie sieht einen vor sich am Boden liegen: Adonis, den bleichen, blutenden, wunderschönen Frühlingsgott.

Ach, was soll diese Wunde auf deiner Brust, Adonis, aus der dein heißes, leidenschaftliches Leben unaufhaltbar quillt — eine Flut glühender Mohnblüten, die ewigen Schlaf verstreuen? Warum mußtest du sterben, Adonis?

Marozzas Augen werden ganz starr und leer.

Sterben mußt' ich, weil ich dich liebte, Marozza! . . . Wie war uns das Leben schön! Eine in tausend Fazetten sprühende Schale, darin ein heißer Feuerwein perlte. Rosen zerpflückten wir und streuten einzelne Blätter über den Wein . . . Darum mußte ich sterben, Marozza!

Sie streicht über die bauschenden Kupferwellen ihres Haares, und ihre Finger beben nervös.

„Können Sie mir denn gar nichts erzählen?"

Eckbert sagt: „Was könnte ich Ihnen geben? Klare, eiskalte Wasserkräfte sprudeln hier, die nützliche, starke Werke treiben. Was soll Ihnen mein Wasser? — Rausch und Wein brauchen Sie."

Leise, mit gesenkten Augen spricht sie ihm nach:

„Wein brauche ich — Wein, in den man Rosen entblättert . . ."

Pause. Sie sinnt.

Dann wendet sie sich langsam gegen Eckbert.

„Nun will ich Ihnen etwas erzählen. Hören Sie zu."

Ihre Stimme schwebt eintönig und getragen.

„Einmal habe ich einen geliebt — und er mußte sterben . . ."

Sie denkt: Warum erzähle ich ihm das? Warum gebe ich ihm das Geheimste und Heiligste aus meiner Seele preis? Um Eindruck auf ihn zu machen? — Komödiantin!

Ihm tönt es wie eine Strophe aus einer alten Ballade:

„Einmal habe ich einen geliebt — und er mußte sterben . . ."

Er sieht sie an und fühlt: Gleich einer großen, heißen, treibenden Naturgewalt stürmt sie dahin. Was sie erfaßt, das wirbelt sie fort in rasendem, tödlichem Tanze. Dann wirft sie es fort und ergreift ein anderes. O, einmal so fortgewirbelt werden, ohne daß man sich wehren kann . . .!

Er sagt: „Sie sind schön, Marozza. Ja. Sie sind schön."

Sie spricht wieder vor sich hin, gleichförmig, getragen:

„Zarteste Seidenteppiche breiten sie ihr unter die Füße. Mit roten und grünen Juwelenfeuern behängen sie sie. Kränze von weißen Rosen und Ranken von dunkeln

Google

Trauben legen sie ihr ins Haar. Sonnen- und Mondstrahlen holen sie herunter, um ihr das Haupt mit leuchtendem Schein zu umflechten ... So drängen sie sich in anbetender Bewunderung heran, schmücken sie über und über mit dem Kostbarsten, Edelsten und Feinsten, was sie in sich tragen. Dichter und Schöpfer werden sie an ihr — und was sie aus ihr gestalten, das wird sie ... Aber einmal hab ich einen geliebt — und er mußte sterben ..."

Auf erregten Geigensaiten schwingt sich die Valse bleue empor, stürzt nieder, stirbt hin, und wieder drängt es empor, aufblühendes, sehnendes Leben ...

Eckbert ist bleich geworden. Er richtet sich auf.

„Nun wollen wir tanzen."

Marozza streckt ihm die Hände entgegen.

Er faßt sie, zieht sie empor: schwer und weich liegt sie in seinem Arme. Noch nie hat er ein Weib so im Arme gehalten.

Was ist das? Auf einer dunkeln Purpurwolke steigt er empor. Ueber dem Leben schwebt er mit ihr. Ueber das Leben hinweg trägt er diesen wundervollen, schmiegsamen, warmen Körper. — Nichts ist mehr. Nie ist etwas gewesen als er und sie, zwei Feuersterne, welche verschmelzen über einem tönenden, singenden Abgrund ...

Sie stehen in einer Fensternische, glühend, bebend, atemlos. Und plötzlich neigt er sich sinnlos über sie wie ein Verdurstender, und auf ihrer Schulter brennt sein Mund.

Die Musik verstummt. Menschenstimmen schwirren nahe vorüber, knisternde Schleppen streifen sie.

Eckbert ist's, als sei er jäh auf einem harten, festen Boden gelandet. Fremd blickt er Marozza an.

Unterwürfig, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein kleines banges Mädchen wartet sie.

Sie wartet, aber er spricht nicht.

Er nagt an seinem Schnurrbarte. Er ärgert sich. Vielleicht schämt er sich.

Marozza wartet und findet die Zeit lang. Endlich sagt sie mit einer ganz weichen, träumenden, hingeschmolzenen Stimme:

„So ist es. Ja, so ist es. Immer muß etwas sterben, damit Neues leben kann."

Er scheint ganz absorbiert von dem Anblicke des Orchideenstraußes, der aus der japanischen Emailvase wuchert. Langsam zieht er eine der Blütentrauben an langem, farblosem Stengel heraus.

„Wissen Sie, was das für Gewächse sind, Gnädigste? — Saprophyten! Gelt — das klingt hübsch? Saprophyten! Ich wüßte nichts, was sich zum Austausche zwischen Ihnen und mir besser eignete."

Sie nimmt die Blüten aus seiner Hand und lächelt verständnislos, zärtlich.

Eckbert verneigt sich korrekt und geht heim.

Max Reinhardt. Von Hermann Bang.

Nein, das ist der Bonaparte der Theaterkünste (von den Feldherren der Zeit nenne ich mit Absicht Bonaparte, weil ich überzeugt bin, daß dieser größte Akteur aller Tage auch im Strategischen ein Faible für das dramatische Moment gehabt hat) — und weiter als dieser Feldherr der Drehbühne kommt man nicht. Das sind Tausendkünste und Zauberei und Augenverblendung. Es ist wunderbar; es ist das Lehrreichste, was ich gesehen habe, und es ist vollkommen überrumpelnd . . .

Lassen Sie mich gleich sagen, daß es nebenbei — aber sehr wenig und durchaus nicht in so hohem Grade, daß es die, die die Klassiker scheuen, von den Parkettsitzen abzuhalten braucht — „Was Ihr wollt“ von William Shakespeare ist. Aber über den verstorbenen William Shakespeare, dessen Name bei diesem Anlaß auch auf dem Plakat steht, ist oft gesprochen worden, und er ist hier gewiß nicht der Wichtigste: von dem lebenden Max Reinhardt muß man sprechen: Max Reinhardt, dem Direktor, und Max Reinhardt, dem Regisseur. Noch einen solchen Regisseur gibt es sicherlich nicht — es sei denn vielleicht in Amerika oder am kaiserlichen Hoftheater in Tokio oder im Zirkus Busch.

Im Zeitalter der Elektrizität, im Zeitalter der Serpentinentänze, im Zeitalter der Elevatoren, im Zeitalter der Drehbühne, der Schleierverhänge, der lebenden Bilder; im Zeitalter der elektrischen Springbrunnen und der gebauten Dekorationen — in den wundervollsten Tagen der Wundertechnik bemächtigt sich Herr Reinhardt wunderbar aller technischen Wunder, und sein Genie (denn der Mann hat Genie) spielt mit ihnen wie der „große Everhart“ mit seinen Faßreifen spielt und Francis Evelyn, der Jongleur einmal (denn der Mann ist verrückt geworden) mit seinen Messern spielte, mit denen er Kohlstrünken die Köpfe abhieb. (Auf Ehre, die Aehnlichkeit mit Mr. Evelyn ist tatsächlich verblüffend, auch Herr Max Reinhardt kappt zuweilen Köpfe ab — nämlich den Dichtern.)

Aber sprechen wir ernst über die Dinge, die es verdienen, ernst genommen zu werden.

Die bis zum äußersten getriebene Virtuosität in der Benützung all der letzten technischen Mittel tritt bei Herrn Max Reinhardt in den Dienst einer mächtigen Einbildungskraft. Die Werke, die die Dichter uns schenkten, gebären in ihm gleichsam eine brausende Flut lichtumflossener und düsterer, stimmungsvibrierender und bewegter Bilder, die er vor seinen Augen sieht und mit der Energie des Genies, die nicht abläßt, verwirklicht. In den glücklichsten Momenten sieht diese Phantasie und führt diese Energie Bilder durch, so wunderbar schön und so mannigfaltig wie die Elfentanzbilder im Sommernachtstraum.

Die künstlerische Form, in die diese Bilder gegossen werden, ist ein bewußter und weitgetriebener Impressionismus. Max Reinhardt ist der Impressionist unter den Bühnenleitern, und es gibt unter seinen Bühnenbildern szenische Gemälde, die Claude Monet hinreißen würden. Herr Reinhardt bringt seine Wirkungen durch eine Mannigfaltigkeit von Farben, Bewegungen, Tönen, Pausen, Lauten hervor — die zu dem Gesamteindruck zusammengleiten, den er erstrebt. Nur ein vereinzelter impressionistischer Roman und in der Malerei Claude Monets Bilder selbst haben in der modernen Kunst eine Vollkommenheit erreicht, die sich mit dem vergleichen läßt, was Reinhardt in seiner Unerschöpflichkeit erreicht.

Der Leiter des Deutschen Theaters ist jedoch — und würde er wohl sonst das späte Kind unserer Zeit sein, das er eben ist? — ebenso rastlos wie reich.

Zum Teil ist es diese Rastlosigkeit, die ihn in „Was Ihr wollt“ aus den Akten ausbrechen ließ, um auch — in den Zwischenakten zu arbeiten. Die Drehbühne ist es, die ihm diese überraschende Freidichtung der Regie ermöglicht.

Denn auf der Bühne, die sich immer weiter herumdreht, wandelt er die Zwischenakte in eine blendende Reihe lebender Bilder um, die die Handlung fortsetzen und uns erzählen, was William Shakespeare (der zuweilen ein bißchen pressiert war) — vergessen hat.

Diese Bilder, wo die Personen des Stücks

Google

in seltsamen und verschlungenen Tänzen phantastisch herumgewirbelt wurden oder in verborgenen Lauben geheimnisvolle Stelldicheins hatten oder . . Kleider wechselten, diese Bilder, hastig, im Halblicht, waren beinahe der Höhepunkt der Darstellung, weil Herr Max Reinhardt hier gar nicht von Herrn William Shakespeare geniert wurde.

In den Akten selbst, wo es sich ja nicht immer vermeiden läßt, daß zwei zu Wort kommen, und daß Shakespeare auch ein wenig mitspricht — mußte man öfter Herrn Max Reinhardts Begrenzung entdecken, die ihren bestimmten Grund hat.

Die Sache ist die: die Kultur dieses Bühnenleiters steht kaum auf der Höhe seiner genialen Begabung.

Es ist der Mangel an einer festgegründeten und langen Kultur, der ihn sehr oft (und in verschiedener Weise) unsicher macht. Er wird unsicher dem Stil gegenüber, den er nicht festhält. Eine höhere und gefestigtere Kultur würde unwillkürlich und ganz unbewußt Max Reinhardt die Stileinheit in dem einzelnen Werke festhalten lassen. So aber sehen wir staunend, wie er einen Maeterlinckschen Garten — drei ungeheuere, giftig grüne Wandschirme — mitten in das Bild der Renaissance pflanzt, das er selbst geschaffen.

Es ist versagende Kultur, die selbst Reinhardts Geschmack unsicher macht und die ihn plötzlich und unwiderstehlich in die seltsamen Uebertreibungen stürzt, die verstimmen.

Es ist schließlich sein Mangel an einer stark untermauerten Kultur, die ihn sich selbst gegenüber unsicher macht. Ohne feste Richtschnur wird er ein Spielball seiner eigenen sprudelnden Einfälle. Von dem Augenblick an, wo er einen Einfall hat, ist er ihm rettungslos verfallen. Selbst wo sein flüchtiger Gedanke gegen allen Geist und Sinn und Zusammenhang der Dichtung verstößt, folgt er ihm blind, wie man einem verirrten Triebe folgt.

Infolge mangelnder Kultur ist er die Beute seiner eigenen Einfälle, und allein beherrscht von seinem unüberwindlichen Ehrgeiz und seinem Drange, voran zu sein, sprengt er nicht nur die Dichtung — nein, er sprengt sogar den Dichter ganz aus dem Werk heraus. Und vor uns sehen wir — Max Reinhardt ganz allein.

Das ist für den Kritiker ein großer Vorteil: denn man muß gestehen, daß Max Reinhardt dort vorne, wo er steht, gut zu sehen ist. Seine Persönlichkeit wird voll und ganz von dem elektrischen Lichtstrahl beleuchtet, unter den er sich selbst stellt — buchstäblich wie unter eine Dusche.

Betrachten wir ihn also.

Er ist ein Pessimist. Darum wird er nicht müde in der Ausmalung von unheimlichen Stimmungen und Beängstigungen. Er schafft diese Stimmungen mit Vorliebe und überall — selbst der Vernunft zum Trotz: er hat es zustande gebracht, aus einem Akt des Sommernachtstraums einen Gesang aus Dantes Hölle zu machen. Wie reich schwelgt er nicht in dem Gespensterdunkel in „Rosmersholm“, und in welche angsterfüllte Ungewitterwolke hüllt er nicht die „Gespenster“. Als der Dekadent und Pessimist, der er ist, liebt er das kalte und weiße Grauen.

Er ist Pessimist und der Menschen Verächter. Er verachtet die Menschen, die ein Bündel Triebe sind, und die in der Gewalt der Triebe Tiere sind. Den Menschen als das Tier zu entlarven, das er ist, wird für Max Reinhardt Hauptzweck und Spaß. Im „Sommernachtstraum“ ist es der Liebestrieb, der sie zu Eseln, in „Was Ihr wollt“ ist es die Trunksucht, die sie zu Hunden macht.

Die Menschen werden in diesem blinden Tanz der Triebe zu Tieren und — zu komischen Tieren. Mehr als komisch. Mit Grausamkeit fast jagt der Regisseur seine Komiker in das Groteske hinaus — hinaus in die übergroße Burleske des Affenspiels. Er peitscht diese schwankenden Tierfiguren in Menschengestalt über die Beine, bis die leibhaftige Bestialität — wie in der Trunkenheitsszene in „Was Ihr wollt“ — Orgien feiert.

Tiere sind für Max Reinhardt die Menschen, und groteske Tiere sind sie.

In der Inszenierung von Gustav Wieds Satyrspielen würde er Triumphe feiern.

Für des Pessimisten schwermütige Sehn-

sucht hat Max Reinhardt weniger Gefühl. Hätte er es gehabt, so wäre „Was Ihr wollt“ unendlich reicher geworden.

Denn zwei Melodien steigen aus dem Grund dieses Dramas auf: das Bacchanal der Triebe und der brechende Ton der Sehnsucht.

Doch die letztere hörten wir nicht. Dieser Gesang war erstickt. Der Herzog und Viola waren stumm. Max Reinhardt ließ sie nicht mitsingen.

Aber wenn Max Reinhardt seine gehorsamen Schauspieler keinen Ausdruck für die schwermütige Sehnsucht finden läßt, so findet er wohl noch weniger Ausdruck für den Schmerz des Pessimisten, das mächtige Weh, in dem die Seele kämpft und durch Kampf geadelt wird.

Darum ist „Rosmersholm“ ein Drama von den „weißen Pferden“ geworden, und nicht von dem schmerzerfüllten Rosmer, der Rebekka brach und adelte.

Und am allerwenigsten hat Max Reinhardts herber Pessimismus jene Schlußsumme des Pessimismus erreicht, die in das unendliche Mitgefühl mündet — das Mitgefühl mit den Mitmenschen, die mit uns leiden.

Dieses Mitgefühl ist der Resonanzboden, über den bei einer Eleonore Duse alle Saiten gespannt sind — aber Max Reinhardt ist wohl allzu jung, um es errungen zu haben . . .

Max Reinhardts Wissen vom Schmerz ist noch unvollständig. Das Leben wird es vervollständigen. Denn wenn es etwas gibt, dessen dieses schöne Leben sich nicht weigert, so ist es, uns jeden neuen Tag von neuem über das Leid zu belehren. Es wird gegen Max Reinhardt nicht anders handeln, und in der Kunst wird dann Zehntausenden geschenkt werden, was im Leben der eine litt.

So ist dieser geniale Mensch, der mit der Bühne und dem Dichter spielt, um sich selbst einen Ausdruck zu schaffen.

Der ein gefährliches Spiel spielt.

Denn als unumschränkter Herrscher der Bühnentechnik verwendet er und schwelgt er bis zum Uebermaß in allen äußeren Mitteln der Bühne. Aber wie reich und unerschöpflich diese Mittel auch scheinen mögen, wird man doch eines Tages mit ihnen zu Ende gekommen sein. Diese Welt des Blendwerks hat Grenzen, die selbst ein Reinhardt nicht wird überschreiten können. Darum ist das Spiel mit der Bühne gefährlich, und das Spiel mit den Dichtern — noch gefährlicher.

Denn ein Regisseur kann sich selbst und seine Kunst nur erneuern, wenn er sich die Dichter aneignet, die er verdolmetschen soll. Wenn er sie rücksichtslos auf ein Prokrustesbett legt, um nur sich selbst auszudrücken, wird er rasch dahinkommen, nur sich selbst zu wiederholen. Und man darf, was Herrn Max Reinhardt betrifft, glauben, daß seine Seele nicht so mannigfaltig ist wie seine Einbildungskraft weit und intensiv.

Außerdem kann man nicht mit allen Dichtern ungestraft spielen. Wenn wir uns an Shakespeare halten: was wird Herr Reinhardt an dem Tag, an dem er uns auch den „Sturm“ geschenkt hat, in die Hand nehmen?

Von innen muß auch die Bühne leben. Die großen Dichterwerke sollen nicht vorgezeigt, sondern durchlebt werden. Aber um das zu können, ist es nicht genug, auf dem engen Plan der Bretter zu experimentieren. Man muß die weite Welt der Seele erforschen und klarlegen.

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es Herrn Max Reinhardt ergehen könnte, wie den großen Primadonnen. Die enden immer damit, Rollen für sich schreiben zu lassen.

Wird Herr Max Reinhardt eines Tages dasselbe tun und Schauspiele für sich schreiben lassen — —? Bravourstücke der Inszenierung, von und über Max Reinhardts Persönlichkeit und einzig dastehende Virtuosität geschrieben?

Es kann so gehen, und sollte es doch nicht. Denn dieser geniale Mensch wird eine große Zukunft haben, wenn er sich dazu zwingen kann — auch die Dichter zu verdolmetschen.

Vor allem, wenn er verstehen will, daß die Welt der Seele unendlich reicher ist als die Welt des Theaters, die er jetzt so vollkommen beherrscht, und daß diese Welt der Seele nicht nur die einzige, unerschöpfliche ist, sondern auch die einzige, die Stoff und Ziel der Kunst ist und bleibt.

Google

Majeſtätsbeleidigung.

Von Siegberd Fieleck.

Si quis modestiae nescius et pudoris ignarus improbo petulantique maledicto nomina nostra crediderit lacessenda ac temulantia turbulentus obtrectator temporum fuerit, eum poena nolumus subjugare neque durum aliquid nec asperum sustinere, quoniam, si ex levitate processit, contemnendum est, si ex insania miseratione dignissimum, si ab iniuria, remittendum. — So verordnete vor mehr als 1½ Jahrtauſenden der römiſche Kaiſer Theodoſius, der Große genannt. Er ſprach damit aus, was auch unter den meiſten und beſten ſeiner Vorgänger gegolten hatte, daß das Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung durch Schmähreden gegen den Kaiſer nicht begangen werden könne.

In Deutſchland fand das römiſche crimen laesae majestatis durch die goldene Bulle Eingang mit den grauſamen Strafen des Geſetzes der Kaiſer Arcadius und Honorius, die nicht nur den Majeſtätsbeleidiger ſelbſt trafen, ſondern auch ſeine Angehörigen. Auch in dieſer Form bedeutete aber die Majeſtätsbeleidigung nicht das, was ſie heute iſt: Kränkung der Ehre des Staatsoberhauptes; ſie war das Staatsverbrechen, begangen durch Hochverrat oder durch Landesverrat.

Ihre Ehre brauchten die römiſchen Kaiſer deutſcher Nation nicht zu ſchützen. Ihre Herrſcherſtellung beruhte auf der Macht ihrer Waffen und auf der Treue der Fürſten, ihrer Lehnsmannen. Treubruch und Verrat war ihnen gefährlich und wurde unter Strafe geſtellt, nicht der Angriff auf ihre Ehre.

Auch der Territorialherren Macht war nur durch ihre Feinde und Nachbarn gefährdet, gegen ihre eigenen Untertanen brauchten ſie ſich nicht beſonders zu ſchützen; und wurden ſie von denen beleidigt, ſo genügte die gleiche Strafe, wie ſie den Dienſtboten traf, der die Herrſchaften ſchmähte; es handelte ſich um kein Staatsverbrechen.

Erſt als die deutſchen Länder Staaten geworden waren, die Fürſten nicht mehr beim Kaiſer zu Lehen gingen, ſondern aus eigenem Recht ihre Throne und Thrönchen erbten, als ſouveräne Herren nicht mehr ſo ſehr Eigentümer der Herrſchaft als Herrſcher waren; erſt mit dem Erſtarken des Abſolutismus ſtellte ſich die Majeſtät der Landesherren ein als die Summe ihrer Herrſcherrechte und -ehren. Nun war ihre Majeſtät — das Wort in dieſem neuen Sinne genommen — verletzbar und wurde gegen Schmähreden und Schmähſchriften durch Strafen geſchützt. Etwa mit dem 18. Jahrhundert findet ſich als Majeſtätsbeleidigung auch die Ehrenkränkung angeſehen. Der aufgeklärte Deſpotismus eines Friedrich von Preußen, eines Leopold von Oeſterreich bringt dieſe Auffaſſung der Majeſtätsbeleidigung zu voller Klarheit: die Macht des Herrſchers beruhte bei ihnen immerhin mit auf der Achtung der Untertanen, auf ihrer Opferwilligkeit, auf ihrem Vertrauen und ihrer Anhänglichkeit an den Monarchen. Sie konnten ihm ſonſt auch unbequem, widerwillig im Gehorſam werden.

Das Preußiſche Allgemeine Landrecht von 1794 war das erſte Geſetz, das der Majeſtätsbeleidigung im heutigen Sinne dieſen Namen vorbehielt und die weſentlichen Beſtandteile des alten crimen laesae majestatis als Hochverrat und Landesverrat ausſchied. Die Erinnerung an das Geſetz des Theodoſius bewahrte es mit der beſonderen,

sonst bei den einzelnen Verbrechen nicht gegebenen Anordnung, daß statt der Strafe Verwahrung in einer öffentlichen Anstalt bis zur Heilung eintreten solle, falls die Majestätsbeleidigung aus Wahnsinn oder Zerrüttung der Verstandeskräfte begangen sei.

Heute ist der absolute Staat begraben. Der durch die Verfassung geschützte Monarch bedarf des Schutzes gegen Beleidigungen nicht mehr. Er ist unantastbar. Die Regierungsakte vertritt statt seiner der Minister. Durch die Geburt ist er so hochgestellt, daß er sich nicht noch persönlich auszuzeichnen braucht. Er kann nicht unrecht tun, Vorwürfe gegen ihn können niemals zutreffen, niemals ihn treffen, er kann in seiner Herrscherstellung nicht beleidigt werden, seine Majestät kann nicht beleidigt werden. Soweit er auf die Anerkennung seiner Ehre als Mensch Wert legt und als Mensch Vorwürfe abwehren will, die etwa gegen ihn erhoben werden, bedarf er keines anderen Schutzes als den, den auch jeder andere Mensch gegen Ehrenbeleidigungen hat.

So, was unsern staatsrechtlichen Zuständen entsprechen würde, so das Rechtsgefühl des Volkes. Anders unsere Gesetzgebung, noch schlimmer unsere Rechtsprechung. Dies ist begreiflich genug. Der Beamte, Staatsanwalt wie Richter, hat (um auf Preußen zu sehen; in den andern monarchisch regierten Bundesstaaten ist es nicht wesentlich anders) der Königlichen Majestät von Preußen, seinem allergnädigsten Herrn, Untertänigkeit, Treue und Gehorsam zugeschworen. Von Seiner Majestät erhält er die Anstellung zu seinem Amt, von ihr Beförderung, Titel und Ehren. Die Majestät ist für ihn deshalb gefühlsmäßig, selbst wenn seinem kühlen Verstand die verfassungsmäßige Stellung des Monarchen im konstitutionellen Staat geläufig ist, mit dem Nimbus des absoluten Herrschers umgeben. Ist der Beamte zudem Reserveoffizier, so verstrickt er sich noch beträchtlich leichter in absolutistische Majestätsgefühle. Nun bietet ihm noch ein unzeitgemäßes, dazu vieldeutig gefaßtes Gesetz Stützen für diese Gefühle; was Wunder, daß sie sich in der Praxis der Staatsanwälte und beamteten Richter bis ins Grenzenlose austoben!

Das Strafgesetz bedurfte also schon längst der Abänderung in diesem Punkte ganz besonders dringend. Das hat auch der deutsche Juristentag anerkannt, sicher keine revolutionäre Versammlung.

Nur unsere lieben verbündeten Regierungen schienen lange zufrieden. Nie wurde eine Vorlage angekündigt, die den Uebelstand beseitigen sollte, während sonst alle Großtaten, an die man denkt, lange vorher angekündigt zu werden pflegen. Da wollte plötzlich der Monarch des führenden deutschen Staates die Untertanen belohnen, die sich enthalten hatten, sozialdemokratisch zu wählen. Einen Orden für den artigen Wähler zu stiften ging nicht an; denn wie sollte man ermitteln, wer ihn verdiente? Man muß doch immerhin so tun, als ob bei der Reichstagswahl wirklich geheim abgestimmt würde. So erschien am Geburtstage des Königs von Preußen Wilhelms II. Gnadenerlaß. Er und später bei der Eröffnung des Reichstags die Thronrede kündeten einen Gesetzentwurf zur Einschränkung der Bestrafung der Majestätsbeleidigung an. Seine Erledigung wird eine der nächsten Aufgaben des Reichstags sein.

Der Entwurf entspricht der Entstehungsgeschichte, die er hatte, entspricht der Herkunft aus gnädiger Laune des Monarchen. Nichts von einem Aufgeben des nicht

Google

mehr zeitgemäßen, absolutistischen Grundgedankens der Majestätsbeleidigung. War doch der Geburtstagsgnadenerlaß, indem er auf dem Wege der königlichen Order das Gesetz änderte, einen Teil dessen, was gesetzlich als Majestätsbeleidigung zu bestrafen war, im voraus allgemein für straffrei erklärte, ein verfassungswidriger Willkürakt. Nicht ferner von einer Definition des Begriffs der Majestätsbeleidigung. Die Fragen, soll bei einem Vorwurf gegen den Monarchen der Wahrheitsbeweis zugelassen sein, soll der Nachweis des berechtigten Interesses den Beleidiger vor Strafe schützen, waren bisher in der Wissenschaft bestritten. Die Praxis der Staatsanwälte und Strafkammern, sowie des Reichsgerichts hatte sie natürlich verneint. Und doch, zu welchen Unbilligkeiten kann es führen, wenn bestraft wird, wer die beweisbare Wahrheit ausspricht oder wer, vielleicht im dringendsten berechtigten Interesse sagt, was möglicherweise allgemein bekannt, dennoch nicht als wahr erweisbar ist. Daran soll nichts geändert werden. Die Bestimmung des Entwurfs, daß die Vorschriften über gemeine Beleidigung in Anwendung kommen sollen, wenn die Beleidigung des Herrschers weder mit Vorbedacht noch böswillig begangen ist, könnte im Gegenteil ein neues Argument für die bisherige Praxis bieten. Man wird sagen können: ist ausdrücklich bestimmt, daß die Vorschriften über Wahrheitsbeweis und berechtigtes Interesse in diesem einen Fall zur Anwendung kommen sollen, so sollen sie sonst ausgeschlossen sein.

Aber die Majestätsbeleidigung soll in Zukunft nur dann strafbar sein, wenn sie böswillig mit Vorbedacht begangen wird. Also doch eine Verbesserung? — Bisher kennt das Strafrecht den Begriff Vorsatz, daneben beim Mord den schon kaum mehr definierbaren der überlegten Ausführung. Nun wird der Begriff der Begehung mit Vorbedacht dazu kommen. Wie er abzugrenzen sein wird, weiß heute niemand; die Untertanen aber werden allmählich am eigenen Leibe spüren, wenn Oberreichsanwalt und Reichsgericht es im Wege der Vivisektion an einer Reihe von Versuchssträflingen feststellen. Klarer ist, was böswillig in der Praxis bedeuten wird. Ob einer böswillig gehandelt hat oder nicht, werden Staatsanwalt und Richter, die den Menschen kaum kennen, nicht selbst feststellen können. Sie werden sich, auch wenn das Urteil nominell auf Grund der mündlichen Verhandlung gefällt wird, auf die polizeiliche Auskunft verlassen. Der Wachtmeister wird nachsehen, ob der Inquirent sozialdemokratisch organisiert ist, und wird sich überlegen, ob er dem Herrn Wachtmeister etwa irgendwie einmal auf die Füße getreten ist, dementsprechend wird der Polizeileutnant seinen Spruch tun, und gegen diese aktenmäßigen Ermittlungen wird es dem Angeklagten höchstens helfen, wenn er in der Hauptverhandlung sehr demütig ist und seine Verteidigungsrede mit einem Hoch auf den Beleidigten schließt.

Der Erfolg des neuen Gesetzes wird also sein, daß ein trunkenes Kriegervereinsmitglied ein bißchen schimpfen darf, oder auch ein zorniger Agrarier, dem die Zölle zu niedrig sind, oder ein Mitglied des Alldeutschen Verbandes, der zu wenig Blut riecht. Solange der Bülowblock besteht, wird die Schimpffreiheit sich auch auf die Liberalen erstrecken, wenn es nämlich bis in die unteren Instanzen dringt, daß sie heute nicht oppositionell und vaterlandslos sind.

Was Verbesserung zu sein scheint, ist nicht viel mehr als Blendwerk. Man mag

die kürzere Verjährungsfrist noch gelten lassen. Aber, daß die Strafverfolgung nur mit Einwilligung der Landesjustizverwaltung eintreten soll? Das bedeutet eine wesentliche Stärkung der Verwaltung auf Kosten der Rechtsprechung. Vom Richter, der Karrière machen will, verlangt es schon viel Charakterstärke, sich der Auffassung des Ministers geradezu entgegenzusetzen. Zur Dämpfung des Uebereifers eines Staatsanwalts aber hat die Landesjustizverwaltung schon heute die Mittel, da sie es mit der Frage, wie weit ihre Verfügungen gegen das Legalitätsprinzip verstoßen, nie allzu genau genommen hat. Der unveröffentlichte Ministerialerlaß, auf den Marck und Kloß hinweisen, wird wohl auch nicht bestimmt sein, dem Ermessen der unteren Instanzen bei der Verfolgung von Majestätsbeleidigung allzu viel Spielraum zu lassen.

Der Entwurf wird vielfach als ein Erfolg der auchliberalen neuesten Bülowära angesehen. Wird des Blockes Linke auf den Leim gehen und für scheinbare Verbesserungen das „kleine Sozialistengesetz", wie der Entwurf mit Recht genannt ist, annehmen, in dessen Stricke auch ihre eigenen Freunde fallen können, sobald einmal die Liberalen wieder opponieren? Oder wird der Reichstag wirkliche Verbesserungen verlangen, wird er am Ende gar, vom zweiten und dritten Abschnitt des zweiten Teils des Reichsstrafgesetzbuches, auf den die Vorlage ihn führt, einen Blick in den ersten Abschnitt (Hochverrat und Landesverrat) hineinwerfen und nachsehen, ob nicht bei dieser Gelegenheit auch Bedarf nach einer Lex Liebknecht ist? Wir werden es sehen.

Der Offizier.

Das Leben des Offiziers ist eine Vorbereitung auf den Krieg. Der Krieg aber bringt die höchste Gefahr des Todes. Die Möglichkeit des Sterbens in der Mannesblüte ist also eine Grundtatsache dieses Standes. Das gibt der Stellung des Offiziers in der Gesellschaft etwas Einziges. Alle anderen Berufe schützen ihre Mitglieder nach Möglichkeit vor jener letzten finsteren Katastrophe, für den Offizier darf auf dem Gipfel seiner Berufserfüllung der Tod nichts Schreckendes haben. Ich glaube, dies hat von jeher der Instinkt des Volkes gefühlt. Als Belohnung verlieh man ihm den Ruhmestitel des „ersten Standes". Man ließ ihm etwas einzigartig Glänzendes, Funkelndes. Es ist der schimmernde Leichtsinn der Morituri. Bunte, farbige Kleidung, Gold und Silber, Sporenklirren und wehende Helme. Als Herr, als Souveräner darf er im äußeren sozialen Leben dastehen. Man unterschätze nicht Kleinigkeiten. Seht ihr, wie der Kellner fliegt, wenn Uniformen eintreten. Wie die Augen der Mädchen leuchten, wenn die Wache aufzieht und der Leutnant mit dem Degen grüßt. Und ihre eigentliche dauernde Berechtigung hat diese Bevorzugung, diese blendende Anerkennung als Ersatz — für die innere Knechtschaft des Offiziers. Gehorsam, Unterordnung ist die Grundmelodie seines täglichen Daseins. Erwachsene Herren müssen springen und strammstehn wie die Schuljungen. Der Major wettert, wie man sonst nie mit einem Gebildeten spricht. Der Offizier hat die Zähne aufeinanderzubeißen, die Hand an der Mütze und zu schweigen. Es ist nötig für diesen Beruf: die eiserne Zucht, das Auslöschen des Individualitätsgefühls. Und daraus erwachsen nun wieder andere psychologische Momente. Einmal der feine kavaliermäßige Gesellschaftston des Offiziers, seine Höflichkeit. Es ist die natürliche Kehrseite der barschen Grobheit, des Schimpfens im Tagesdienst. Ist eine gewisse Roheit bei dem wesentlich physischen Abrichten einer Horde ungeschliffener Bauernjungen nun einmal nicht zu umgehen, so erfordert das Gleichgewicht eine um so delikatere Eleganz außerhalb des Berufes im freien sozialen Verkehr. Das ist zur Erhaltung der Würde des Persönlichen einfach notwendig. Und dann liegt meiner Ansicht nach hier auch der Ursprung der — Ehre. Wir sahen das Dilemma im Offizierstum: hier ein glänzendes äußeres Anerkanntsein und dort durch die Disziplin ein Herabgedrücktwerden des Persönlichkeitsgefühls zu fast formaler Leerheit. Die Möglichkeit einer freien, weiten, reichen Sonderentwickelung des Innenlebens ist ausgeschlossen. Der Offizier

Google

darf auch dort nicht den Rahmen seiner Kaste verlassen. Gewisse Ideen sind ihm einfach verboten, gewisse Weltanschauungen, gewisse ethische Freiheiten. Kurz, der Stand muß sich seiner Mitglieder sicher fühlen, bis auf die Frau, welche man heiraten, bis auf das Lokal, in dem man sich sehen lassen darf. Es gehört das zu dem Grundinteresse des Standes: unbedingter Disziplin. Und nun andererseits: Männer, die den höchsten Anspruch gerade auf persönliche Achtung machen müssen. Wie geht das zusammen? Der Ausweg ist eben das Ehrgefühl. Die Ehre löst dies Dilemma. Denn sie ist eben das Anerkanntwerden eines Formalismus. Sie hat in sich denselben Widerspruch. In der Ehre setze ich meine ganze Persönlichkeit ein für etwas Konventionelles, ich biete mich selber dar als ganzes Individuum für etwas, das durchaus nicht seinen Grund gerade in diesem Individuum hat. Für eine von anderen formulierte Standesanschauung gebe ich mein eigenstes Blut hin. Ob mich jemand „Dummkopf" nennt, ist doch eigentlich ein höchst harmloses Ereignis, über das ein reifer Mensch lächelt oder noch besser darüber nachdenkt, ob nicht gar etwas Wahres daran ist. Der Persönlichkeit kann also solch ein belangloses Wort ganz gleichgültig sein. Der Offizier ist aber verpflichtet, dieses Wort wieder ungeschehen zu machen, denn es ist eben jenes formale Standespersönlichkeitsgefühl verletzt. Da ein inneres individuelles Persönlichkeitskriterium nun einmal nicht stattfinden darf, so muß an seine Stelle ein nach äußeren Regeln zurechtgemachtes System der ehrebesitzenden Persönlichkeiten treten. Dies Ehrgefühl richtet sich natürlich nach dem oberflächlichen Massengefühl, denn vor dieser oberflächlichen Masse findet die Anerkennung ja statt. Die Gesetze, nach denen nun so eine Verletzung der Ehre gesühnt wird, sind ganz nebensächlich. Sie werden einfach vereinbart, und jeder muß sich fügen. Die Hauptsache ist, daß der Offizier überhaupt neben seiner wirklichen realen Persönlichkeit — die natürlich bei jedem eine andere ist — noch jene abstrakte Standespersönlichkeit in sich verkörpern muß. Je mehr in unserer Zeit das Individualitätsgefühl des Menschen wächst, das Gefühl der einzigen Verantwortlichkeit der Seele vor sich selber in all ihrem Tun und Lassen, um so häufiger werden natürlich auch die Konflikte zwischen Individualitätsgefühl und Standesgefühl, zwischen persönlicher Ueberzeugung und allgemeiner Ehre. All diese Dinge beruhen aber auf dem Grundsinn des Offizierstandes, und sie können nur anders werden, wenn der Offizierstand in seinen Wurzeln sich ändert. Das ist meiner Ansicht nach aber nicht möglich. Der Offizier braucht als Mensch aus gebildeten Kreisen, der in wesentlich physischem, seelisch niederdrückendem Dienste fast zu einer Nummer erniedrigt arbeitet, er braucht als Gegenwert jene autoritäre äußere Anerkennung. Jede Anerkennung muß nun aber doch ein Persönlichkeitsmoment haben. Bloße bunte Kleider kann man nicht anerkennen. Die echte, freie, innere Persönlichkeit darf nun aber nicht geduldet werden. So bleibt nur ein maßloses Hochschrauben jener äußeren konventionellen Standesanerkennung übrig, eben die Ehre. Die eigentliche Einlösung dieser Schuld, die die Offiziere gegenüber dem Volke haben — diese Schuld: die Ersten spielen zu dürfen, ohne es eigentlich zu sein — diese Schuld wird ganz eingelöst nur im Kriege durch das Vorangehen in den Tod.

Nur wenige freilich durchleben diesen Prozeß mit Bewußtsein. Bei den meisten rächt sich die mangelnde Tiefe der Bildung. Sie kommen daher nie wirklich zu der inneren Reife der Furchtlosigkeit. Sie sind feige, wie es das Gros der Menschen ist. Aber nun zeigt sich die Ehre in ihrer großartigen Nützlichkeit. Gerade weil die Offiziere daran gewöhnt sind, ihre eigentliche wahre Persönlichkeit nicht mitreden zu lassen, sondern nur die Standespersönlichkeit, so zwingt diese sie im entscheidenden Momente ihres Berufes ganz unter ihr Joch. Sie sind tapfer und sterben furchtlos — aus Furcht vor der Verletzung jener höheren Göttin, der Ehre. Und so ist wieder eine gewisse Gerechtigkeit hergestellt. Das formale Persönlichkeitsgefühl hat sich praktisch bewährt. Es ist daher nicht klug, über den Friedensleutnant allzusehr zu witzeln oder gar sich zu empören. Er ist oft komisch, gewiß, es ist die Komik eines, der von der glänzenden Schale Anwendung macht, ohne den bitteren Kern zu ahnen. Aber dasselbe Prinzip macht ihn im Kriege zum Helden. Es ist hier so wie mit den meisten Erscheinungen der Welt. Es gibt ein lebendiges Grundprinzip in jedem sozialen Organismus. Von einer Seite gesehen, mag man sich darüber ärgern und es fast zum Lachen finden, sicherlich hat es aber auch die andere Seite, wo es blutig ernst ist, und wodurch es sich als notwendig im Volkshaushalte erweist. Die ganz Klugen, welche nur eine Seite herausgreifen und mit Entrüstung darauf loswettern, sind daher meist allein die ganz Törichten. Mit Witzen und moralischen Tiraden ist gegen die Macht des Lebendigen nichts auszurichten.

Rudolf von Delius.

Das Palliativ.

In Amerika geht wieder einmal das Gespenst des „schwarzen Freitags“ um. Das Schwungrad der ökonomischen Maschine, die umlaufendes Kapital in stehendes, und die Früchte des stehenden wieder in umlaufendes Kapital verwandelt, hat plötzlich Contredampf bekommen. Was gestern noch Kapital und festgelegt war, soll heute Geld, soll zur beliebigen Verfügung bereit sein. Das ist natürlich unmöglich, ist in jedem Lande und zu jeder Zeit unmöglich. Wollte der Londoner Rothschild heute versuchen, sein ganzes Vermögen in bares Geld, in sovereigns zu verwandeln, so würde der Versuch an der einfachen Tatsache scheitern müssen, daß in ganz England nicht so viel Gold zirkuliert, wie sein Vermögen ausmacht. Die Oekonomie der Nationen hält eben wie ein kluger Kaufmann nicht mehr Geld in der Kasse, als zur Deckung der Tageszahlungen normalerweise erforderlich ist; den gewaltigen Kapitalrest legt sie an. Und wenn dann unvermutet das Volk zur Kasse drängt und in Gestalt von Geld zurückverlangt, was längst die Form von Eisenbahnen und Fabriken angenommen hat, so führt das naturnotwendig zu einer Rückbildung des ökonomischen Prozesses, zu einer Zwangsliquidation. Da nutzt kein Palliativ, auch das der Goldeinfuhr nicht. Denn es gibt keine Stelle in der Welt, wo man Gold geschenkt erhält. Man muß es überall bezahlen und hat daher nur die Wahl, ob man im Inland oder im Ausland liquidieren will; und im letzteren Falle reißt man das Ausland, das auch nur so viel Geld in der Kasse hat, wie regulären Ansprüchen genügt, mit in die Krisis hinein. Das ist der Kern der wirtschaftlichen Vorgänge der letzten Wochen. Und es ist müßig zu fragen, ob es Roosevelts Antitrustpolitik gewesen ist, was das Mißtrauen geweckt und die Kündigung der Kapitalien veranlaßt hat, oder ob sonstige Gründe obgewaltet haben. Das Volk steht nun einmal an der Kasse und verlangt sein Geld. Heute in Amerika, morgen vielleicht in England, übermorgen in Deutschland. Und da hilft nur eins: Man muß versuchen, das große Volk der Depositengläubiger zu beruhigen, muß es veranlassen, sein Geld stehen zu lassen. Denn bar auszahlen kann man nun einmal beim besten Willen nicht, in Deutschland so wenig, wie in Amerika.

Und dennoch hat man das versucht. Amerika hat die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, allen Kreditverpflichtungen nachzukommen. Zuerst sprang die Regierung ein, indem sie ihre verfügbaren Fonds bei den Nationalbanken deponierte; dann arbeitete die Notenpresse und brachte ein paar Millionen Dollar auf; und schließlich griff man auf das Ausland zurück, indem man die Guthaben aus Getreide- und Baumwollverschiffungen einkassierte, Effekten verkaufte und Kredite in Anspruch nahm. Das brachte denn auch richtig etwa 65 Millionen Dollar effektiven Goldes auf den Weg nach Amerika. Aber was machen selbst ein paar hundert Millionen aus, wo Milliarden flüssig gemacht werden müssen! In den Vereinigten Staaten ist der Kreditverkehr ja so gründlich ins Stocken gekommen, daß nur noch bares Geld gilt. Auch die besten Surrogate werden nur mit mehreren Prozent Disagio angenommen — wo sie überhaupt genommen werden. Und schließlich ist doch nichts anderes übriggeblieben, als die meisten Zahlungen zu verweigern, hier in der groben Form des Bankrotts, dort in der milderen des Moratoriums. Aber erst, nachdem man vorher Europa leergepumpt hat, bei dem heute 65 Millionen Dollar eine so große Rolle spielen, daß ihr Fehlen eine unerhörte Steigerung der Zinssätze hervorrufen und sich bis in die letzte deutsche Arbeiterhütte hinein fühlbar machen muß. So ist die Krisis auf Deutschland übergesprungen. Auch in Deutschland beginnt die Epidemie der Kreditentziehungen und der Geldkündigungen. Auch bei uns droht die Summe, die das Publikum in bar reklamiert, größer zu werden als der ganze verfügbare Vorrat an Währungsgeld. Reichsbank und Hochfinanz suchen zu helfen, jede auf ihre Weise. Aber ihre Mittel sind beschränkt und genügen nicht im entferntesten. Wie in Amerika, so offenbart sich jetzt auch bei uns der große Rechenfehler in der nationalen Geldwirtschaft. Man hat an ein „Gesetz“ der Drittel-, Viertel- oder Zehnteldeckung geglaubt und daher zwei Drittel, drei Viertel oder neun Zehntel des bei den Kreditanstalten deponierten Geldes in Handel und Industrie gesteckt; im frommen Wahn, es könne niemals mehr als der bereitgehaltene Rest zurückgefordert werden. In normalen Zeiten stimmt die Rechnung wohl auch. Aber sobald das Mißtrauen erwacht, fordert das Publikum sein Geld zurück, ohne sich um die Deckungsgesetze zu kümmern, die sich die Verwalter des Geldes zurechtgemacht haben.

Eine Kreditkrisis wirft eben alle Regeln über den Haufen; und wer ihr mit den normalen Palliativen beikommen will, der schleudert Kiesel nach dem Tiger. Es hat keinen Zweck, mit dem Aufgebot aller Kräfte dem Zahlungsbegehr einer ganzen Bevölkerung genügen zu wollen, denn bei dem heutigen Kreditsystem wird man es doch niemals können. Man kann die öffentlichen Kassen leerpumpen, jeden berechtigten Kredit mit der Schnur eines unerschwinglichen Diskonts erdrosseln, das Ausland brandschatzen:

Google

und so die Krisis zu einer internationalen machen. Man wird auf diese Weise nur die Industrie, auch die allerkräftigste und gesundeste, ruiniert und dadurch das Mißtrauen und die Geldrückforderungen noch vermehrt haben. Einer Krisis, sei es eine nationale oder universelle, läßt sich nur mit homöopathischen Mitteln beikommen. Man muß diese wirtschaftliche Krankheit bei ihrer Wurzel packen und das Fehlen des Vertrauens, das diese Wurzel bildet, selbst als Heilungsmittel benutzen. Schließlich verschwindet ja das Vertrauen niemals gänzlich; es verringert sich nur. Und die ganze Kunst besteht darin, es richtig abzulenken. Das ist gar nicht schwer. Jeder Staat, der nicht in seinen Grundfesten erschüttert ist, verfügt über eine Instanz, die über jeden Zweifel und jedes Mißtrauen erhaben ist. Die Bank von England und die Deutsche Reichsbank sind solche Instanzen. In den Vereinigten Staaten fehlt eine Centralbank, hier nimmt also der Staatsschatz ihre Stelle ein. Zu diesen Stellen, die das öffentliche Vertrauen noch genießen, wenn es sonst überall geschwunden ist, hat man die Gelder hinzulenken, die anderwärts gekündigt werden. Gelingt das, dann vermeidet man, daß die Gelder sich in den Taschen und Panzerschränken des Publikums verlieren oder gar nach alter Sitte in die Erde vergraben werden, und bewirkt statt dessen, daß sie sich an einem Punkt sammeln, von dem aus sie den Stellen wieder zugeführt werden, denen sie eben erst entzogen worden sind. Reichsbank, Bank von England, Staatsschatz der Vereinigten Staaten, sie müssen die großen Reservoire werden, in die das Geld fließt, das sich sonst nirgends mehr sicher dünkt. Wenn das geschieht, dann hat der rohe und zwecklose Kampf ums Geld, wie er heute in der ganzen Welt gekämpft wird, ein Ende. Denn dann hat jedes Land ein Sammelbecken, das sich so lange füllt, wie Mißtrauen und Krisis anhalten, und das sich erst wieder leert, wenn das Vertrauen zurückkehrt und das Geld seinen normalen Kreislauf wieder beginnt.

Heute sind diese Sammelbecken leer. Und das liegt daran, daß man überall das scheu gewordene Kapital sich selbst überläßt. Die Deutsche Reichsbank hat noch keinen Versuch gemacht, die Gelder an sich zu ziehen, die heute sicherlich in Beträgen von vielen hundert Millionen beim Publikum brach liegen. Beim Bankier glaubt der Privatmann es nicht sicher genug, bei der Sparkasse hat er Schwierigkeiten zu gewärtigen, wenn er es eines Tages wieder abheben will, und an Effekten hat er gerade genug verloren. Der Reichsbank würde er das Geld gern anvertrauen, aber sie — nimmt es nicht. Denn Geld nicht verzinsen, heißt es nicht nehmen. Wollte die Reichsbank heute erklären, daß sie für die Dauer der Krisis, also etwa bis ihr Diskont wieder unter 6 Prozent sinkt, Depositen zum Zinsfuß von vier Prozent entgegennimmt, so würde sie der internationale Katzbalgerei um das Gold nicht mehr mitzumachen brauchen. Alle unbeschäftigten Gelder würden ihr direkt oder durch Vermittlung zufließen; sie brauchte wegen eines Goldausgangs von ein paar Dutzend Millionen nicht mehr aus der Fassung zu geraten und die deutsche Goldwährung nicht zu diskreditieren.

Eine Kreditkrisis führt zur Verblutung, wenn man versucht, das Loch im Kreditverkehr mit Gold zu verstopfen. Denn es gibt in der ganzen Welt nicht Gold genug, um so viel Kapital zu mobilisieren, wie in Krisenzeiten erforderlich wäre. Es gibt nur ein Palliativ: Aufrechterhaltung der Geldzirkulation, die ins Stocken zu kommen droht, und das durch Aufnahme des unbeschäftigten Geldes in einen öffentlichen Sammelbecken, von dem aus es von Amts wegen wieder in die Kanäle geleitet wird, in die es freiwillig nicht mehr fließen will.

Alfred Lansburgh.

Theater.

Zwei Premièren. Die eine war im Kleinen Theater: „Die Getreuen“ von Georg Hirschfeld. Georg Hirschfeld? Georg? Das war ja — ich irre nicht! — das zärtlichste, blondeste, blauäugigste der Talente, die unmittelbar nach Hauptmann über den Horizont kamen. Da schwang einmal ein unendlich rührender Ton von Innigkeit, da zitterte ein Tropfen warmen Blutes, ein weiches, nachgiebiges, Vergangenem scheu und treu zugewendetes Herz war redend geworden. Es hat nun leider seine paar tiefer geholten Laute bald verstammelt. Nichts tönt mehr; der arme, leise, manchmal so traurigsüße Klang ist verschollen. Ein akustisches Problem: wohin ist die Musik dieses Dichters — denn wirkliche Dramen schuf er niemals, nur musikalische Abwandlungen über Ereignisse des Gemüts — wohin ist nun seine Musik entschwunden? Man hört sie nicht mehr. Er selber hört sie nicht mehr. Wie früher rührt sein Finger fragend, verlangend, an die zarte Empfindlichkeit menschlicher Gemüter; aber es regt sich kein tieferer Klang. Es ist, als gehorchten ihm die Worte nicht. Sie streifen, unsicher und kraftlos, über kahle Oberflächen hin. Und der große Moment, wo der bildnerischen Macht des Wortes das Wesen eines ganzen Menschen und seiner ganzen Welt entkeimen muß, wird ihm nicht mehr. An den Einfällen läge es nicht. Sie sind ganz dünn, und die Wege, die sie ins Dunkel menschlicher Seelen graben können, sind schmal genug. Aber sie könnten doch tiefer führen, könnten irgendwo eine Wahrheit finden, die gehört werden muß.

Google

weil sie mit eigenen Tönen spricht. Aber die Worte wollen nicht. Zwei Freunde sprechen. Sprechen von allem Tiefsten und Stärksten, was Männer, was Menschen in der Seele tragen können. Sprechen, sprechen, sprechen... Vom Leben, über das Leben, hinter dem Leben, neben dem Leben. So daß keiner von ihnen zum Leben kommt; weil nämlich in lauter Betrachtung, Beschwörung, Beteuerung, in den allzu geräumigen Worten, die ganze Welten fassen sollen, jede persönliche Eigenheit sich spurlos verliert. Man hat zwei Stimmen gehört, zwei Stimmen ohne besonderen Ton. Und darum fällt, was sie sagen, so stumpf und bedeutungslos zwischen ihnen nieder. Was kümmert uns der Schmerz, die Hoffnung, die Weltabkehr oder die Weltlust, das tote Leben oder der lebendige Tod eines Menschen, den wir gar nicht kennen? Er bleibt uns fremd und verborgen, weil er sein eigenstes, tiefstes Wort nicht findet, weil er nicht spricht, was nicht Programm, Erklärung, musiklose Auseinandersetzung, was nicht — in einem weiteren Sinne — taube Phrase wäre.

Oder Frauen kämpfen um ihr Heiligstes; — um die Reinheit ihres Lebens, um die Dauer ihrer Liebe. Das wäre genug, einen Dichter zu sich selbst zu bringen. Hier aber bleibt alles im Gegenstand stecken. Hart und zäh klebt sich das Wort an den Vorgang, zu plump, ihn tiefer zu durchdringen, zu platt, ihn leidenschaftlich zu erhöhen. Selbst das bißchen Innerlichkeit, das der Einfall doch schließlich gewollt hat, wird gepredigt, nicht erlebt. Es kommt immer die Stelle, wo man am unruhigen Aufbäumen der Worte deutlich merkt: nun wird die Tendenz nach Innen sich ihrer bewußt, nun wird Seele hervorgeholt. Man merkt — aber man glaubt nicht. Weil wieder den großen Reden und den absichtlich zarten Worten die Resonanz fehlt, der Nachhall von wo anders her, der dichterische Zusammenhang mit einem besonderen, auch ohne Absicht kenntlichen Ton des Ganzen. Sprachliches Unvermögen — das ist der geheimste, der schwerste Mangel der jetzigen Produktion Georg Hirschfelds. Ein Problem des inneren Hörens und der inneren Hörbarkeit; ein akustisches Problem.

Und soweit der Schauspieler es bewältigen kann, geschieht es auch nur rein akustisch, in starken Tönen. Wenn es Frau Sorma vermag, dieses zweite Stück mit seiner Atmosphäre von übelduftendem Verbrechen und übelduftender Tugend so halb und halb lebendig zu machen und dieses dritte mit seiner trocken erklügelten Innerlichkeit zu einem unverdient hohen Glanze zu erheben, so gelingt dies nur ihrer wunderbaren, reinen, aus den Tiefen her klingenden Stimme. In dieser liegt alle Kraft und Schönheit und Echtheit, die man für diesen Moment der Aufführung dem Stücke glaubt. In ihr liegt alle Kunst des Abends.

* * *

Kammerspiele: Der Marquis von Keith: Frank Wedekind gehört zu denen, die ein hilfloser Schematismus den ewigen Spöttern zurechnet, den unentwegt Grinsenden, die aus ihrem eigenen bösen Jucken gar zu gern eine ansteckende Krankheit machen möchten. Ist es denn so ungeheuer schwer, einzusehen, wie öde solches prinzipielle und unaufhörliche Gelächter sein müßte? Versteht man so schwer, daß es gar kein Talent auf der Welt geben kann, das sich ausschließlich aus Hohn und Ueberlegenheit zusammensetzt? Das gemütlose Grinsen ist viel eher die Grimasse, die der völlig Unbegabte vor seine Zweifel an sich selbst hängt. Denn Begabung ist vor allem eine Sache des Gemütes; und wer das Talent zum andauernden Grinsen hat, der ist sicher der Talentloseste. Immer über den Dingen zu stehen, ist die Lust der Verständnisarmen. Sie suchen wohl gern nach einer Bestätigung durch höhere Verwandtschaft. Und wenn sie die Schmerzen eines Leidenschaftlichen sehen, dem innere Bitternis die Miene starr gezogen hat, so schreien sie: Seht her, er grinst uns an; welch ein interessanter Kopf! Aber sie meinen: er grinst wie wir; welche Erhöhung für uns!

Nun, Wedekind gehört zweifellos zu den leidenschaftlichsten Geistern, die wir jetzt haben. Sein Pathos ist zu groß, zu abrupt — vielleicht sogar zu rein, als daß es von der platten Klugheit nicht mißverstanden werden müßte. Seine Leidenschaft ist der Mensch, seine Verzweiflung die menschliche Gesellschaft. Das gibt zusammen die primärste, die unmittelbarste Grundstimmung für einen deutschen Dramatiker: das urewige Thema vom rebellischen Räuber Karl Moor. „Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sind," sagt der Graf von Moor. Und „meine einzige Begabung ist vielleicht, daß ich das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft unerträglich finde," sagt der Marquis von Keith. Es ist ungefähr dieselbe Sache. Zweck der Persönlichkeit gegen Zwecke der Allgemeinheit; und im Pathos der großen Erörterungen, da jeder starke Trieb, so schlau als unbewußt, die ethische Maske vornimmt, heißt es: Moral des einzelnen gegen die Moral des gesamten Ganzen. Wenn sich Wedekind für seine Menschen nur erst recht ereifert, so gibt er als Moralist dem großen Friedrich Schiller gar nichts nach. Nur die Jahreszahlen über ihrem Kodex sind gewaltig voneinander unterschieden — und die meisten Menschen haben ein so schlechtes Gedächtnis für die Jahreszahl, die

Google

man gerade schreibt! Daher die argen Mißverständnisse, daher der zuwidere Irrtum, der diesen aufgeregten Revolutionär für einen hämischen Witzling ansieht.

Im Gegenteil: Sein größter Fehler ist vielleicht, daß er sich zu sehr an sein Pathos hingibt; daß er die Menschen weniger intensiv spürt als das, was er von den Menschen will. Und er will so stark, daß er kaum einen Gegenwillen mehr sieht; seine Dramatik arbeitet fast ohne inneren Widerstand, und das ist ihr größter, ihr unverbesserlichster Fehler. Alles, was gegen ihn und seine Leidenschaft wäre, erscheint ihm nur mehr als Unsinn, wunderliche Groteske, Trugbild des Zufalls, in der logischen Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Er schaut darüber weg; und es kommt wohl vor, daß er es mit einem bitteren Grinsen streift. Er kann nicht anders, als es verachten, und verachten ist undramatisch; denn im Drama hat alles, was lebt, sein Recht, zu leben. Aber das große Pathos Wedekinds erkennt nur sich und seine Träger an. Das Gesetz, dem dieser Marquis von Keith karlmoorisch dienen muß, ist leuchtend genug über das ganze Stück geschrieben: Es ist das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der menschlichen Leidenschaft (und dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft verwandt). Aber das Gesetz, das ihn stürzen muß, indem es seinem großartigen Wesen großartig begegnet (wie in der älteren Karl Moor-Tragödie), ist hier nirgends ernsthaft begründet: es wäre das moralische Trägheitsgesetz. Die Hemmungen, die im Drama eine Weltanschauung der anderen entgegensetzt, fehlen hier bis auf ein paar zur Lächerlichkeit verkümmerte Rudimente. Und folgerichtig schwingt sich dieser Rebell, ebenso überlegen wie leidenschaftlich, von Sieg zu Sieg, immer höher und höher, und richtig muß seine ganze Geschichte, sein Siegen, sein Stürzen, seine Leidenschaft und sein Unrecht, seine Größe und seine Unvernunft mißverstanden und für das Blendwerk verwegenen Witzes gehalten werden. Denn die Leute hören im Theater seltsamerweise viel schlechter, als sie sehen. Leidenschaft, die ihre Gewalt in starke, gefährliche, sprengstoffhaltige Sätze zwängt, gilt ihnen nicht; Tragik, die sich aus wild umstürzenden Gedanken von selbst ergeben kann, spüren sie kaum. Sie sehen den geistreichen Hochstapler und meinen, da er doch ein bewußter Lügner ist, so werden wohl alle seine Worte als spaßhafte Gaukelei zu nehmen sein. Man lacht. Es ist nicht ihre Schuld allein; der dramatische Wille Wedekinds ist hinreißend genug; er dürfte nur nicht so hingerissen sein. Nicht so blind und ungerecht gegen alle Hemmung, gegen alles, was ihm zuwider ist. Seine Leidenschaftlichkeit ist sein Schönstes; nur schade, daß er so selten über sie Gewalt bekommt. Meist läßt er sich von ihr in einen antidramatischen Fanatismus hineintreiben, der ihm das Gegenspiel grotesk verzerrt, der ihm die Wildheit der Aktion an wichtigsten Stellen ganz in Wildheit der Sprache auflöst. Und so ist seine Leidenschaftlichkeit ihm auch sein Gefährlichstes.

Aber sie ist da und ist zweifellos der stärkste dramatische Antrieb dieses Stückes. Ganz ausgezeichnet wurde das in Reinhardts Kammerspiel Erscheinung. Die Leidenschaft bekam Körper, Ton, Gebärde, bekam ihre ganze unheimliche Animalität in dem groß stilisierten Pathos, zu dem Paul Wegener, dieser merkwürdig starke Verwandlungskünstler, seine Figur und das ganze Stück hinauftrug. Wedekind selbst stand in seiner kleineren Rolle daneben, so mächtig und eigen im Ton, daß man in ihm den bestimmenden Geist dieser pathetischen Stilisierung wohl erkennen mußte. Und um die beiden her noch manch einer und eine in diesem Geiste. Es war wie ein urkräftiger Hauch über dem ganzen Werk des Abends, — der Hauch jener fanatischen Leidenschaftlichkeit, die im letzten Grunde die künstlerische Seele dieses Dichters und seines Dramas ist.

Willi Handl.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feix, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wilsek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Rudolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Inselverlages, zeigt in zwei Räumen, einem Schlaf- und einem Teezimmer, die z. Zt. im

Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,
Friedmann & Weber,
Berlin, Leipzigerstraße 13,

ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung. Die beiden Zimmer sind von solch vornehmer Originalität und großem Stimmungsgehalt, daß ein Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.

☞ Der heutigen Nummer liegt bei eine Sonderbeilage der Verlagsanstalt

George Westermann

in Braunschweig

worauf wir besonders hinweisen.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 25 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **29. November 1907**

An die preußische Regierung.

Wenn schon die Hundstagsenzyklika und die Attacke des Kardinals Fischer auf eine der Bonner Fakultäten den Gedanken nahegelegt haben — jetzt, nach dem Motu proprio vom 18. November, ist kein Zweifel mehr erlaubt: will die preußische Regierung nicht sich und die deutsche Wissenschaft unsterblich lächerlich machen, so muß sie die katholischen Fakultäten der Theologie aufheben und die Dressur des geistlichen Nachwuchses den bischöflichen Klerikalseminarien überlassen, was ohnehin den Vorschriften des Trienter Konzils und den Herzenswünschen der Bigotten entspricht, also die preußischen Katholiken mit heißer Dankbarkeit erfüllen muß. Und nicht weniger dankbar werden deren Gegner sein: nach romanischer Art gedrillte Pfarrer können bei ihrer geistigen Impotenz weder der evangelischen Kirche gefährlich werden noch als politische Parteiführer wirken. Das stiermäßige Draufgehen des guten Sarto ist psychologisch interessant: „Wir haben mit unserer ultramittelalterlichen Form des Katholizismus zunächst der ältesten Tochter der katholischen Kirche den Katholizismus überhaupt ausgetrieben, also nun erst recht immer mit Volldampf voran auf dem beschrittenen aussichtsvollen Wege!“ Genau die Methode der preußischen Regierung in der Polenpolitik.

Karl Jentsch.

Google

Spiegelung.

Die Casa santa am Königsplatz hat ihre Pforten wieder geöffnet. Equipagen fahren vor, und behende klettern und mit wichtigem Schritt die Sendboten des geeinten Volkes die steinernen Treppen empor; um die heilige Handlung nicht zu versäumen, der Weisheit derer zu lauschen, die er Führer nennt, und denen er treuen Gehorsam schwor: denkt das Provinzialenhäuflein, das sich gleich darauf in den Sitzungssaal drängt. Rasche Ernüchterung folgt. So siehts hier aus? Ein Lärm wie in einem enttäuschten Theaterparkett. Da werden die Abenteuerchen der Feriencampagne erzählt, werden alte Bekannte begrüßt und, nicht immer aufrichtige, Händedrücke gewechselt. Daneben macht die Privatkorrespondenz viel Arbeit. In sanftem Schlummer ruht oben das Bureau, und nur, wenn die von der Tribüne rieselnden Wässerchen ins Stocken gerathen, schreckt Herr Paasche aus behaglichem Sinnen und sieht nach der Rednerliste. Immer dasselbe: nach Einem von der Rechten steigt Einer von der Linken aufs Treppchen; und Jeder weiß, was Jeder zu sagen hat. Drum hört Keiner hin, geht man lieber der Erfüllung seiner Privatwünsche nach, wäre längst nicht mehr da, wenn die liebe Präsenzliste nicht wäre und die Unvernunft einer erzwungenen Parteikonstellation nicht in ewiger Angst vor Ueberraschungen hielte. Wäre das Restaurant nicht: es wäre auf die Dauer nicht auszuhalten. Fällt Einem zum Zeitvertreib gar nichts mehr ein, begrüßt man den Präsidenten, promenirt vor den Bänken auf und ab oder setzt sich auf den berühmten Tisch des Hauses. So siehts hier aus. Und seit der ewige Posadowsky weg ist, macht sich auch der hohe Bundesrath selten. Vielleicht kommts besser, vielleicht erhalten wir mit der Zeit wirklich noch ein acceptables Unterhaus nach englischem Muster. Vorläufig stehen wir zwischen Storthing und Reichsrath, treiben Parteikabale, keine Parlamentspolitik. So wills der Block; und wie die eidgenössischen Radikalen von donnemals jubeln heute die Freisinnigen: douce voix font loi, halten anmaßliche Reden und zittern im Innern doch vor der Möglichkeit, daß das Centrum morgen vielleicht wieder warm in der Wolle sitzt. Ob das monströse Mondkalb sein verpfuschtes Dasein noch lange leben wird? Drei Dinge halten vorläufig noch die Situation: Erstens: der Kanzler ist ohne den lieben Freisinn verloren. Zweitens: Der Freisinn ists ohne diesen Kanzler ebenfalls. Drittens: Das Centrum hat nicht, wie es durch die Herren Gröber und Hertling versichern ließ, die nötige Geduld zum Warten und streckt allzu unvorsichtig nach rechts und links die Fühler aus. Kühl zu bleiben, zwei, drei Jahre selbst in vornehmer Opposition zu verharren und die Leutchen ruhig an sich herankommen zu lassen: eine Kunst ists, die bei uns Niemand mehr übt.

*

Weder im Innern, noch nach Außen. Schon Clemenceau hat, recht deutlich, davon gesprochen, und die hastige Fahrt übers Nebelmeer hat die Thatsache leider wieder aufs Neue bewiesen. Doch von Kritik ist nirgends die Rede. Was im internationalen Geschäft die Herren oben thun, ist wohlgethan. Das ist ja auch so wichtig nicht (wichtiger, viel wichtiger, daß man Ministern Versprechungen entpreßt, die seine Stellung unhaltbar machen und mit dem Manne dann fallen). Wer an die für die Reichswohlfahrt wichtigsten Stellen gesetzt wird, gilt gleich. Disputare de principali judicio non oportet. Sacrilegii enim instar est, dubitare, an is dignus fit, quem elegerit imperator. So stehts im Codex Justinianeus, und bei dieser löblichen Mode

halten wir heute wieder. Darum ist auch kein Volk so leicht zu regieren, wie das der Deutschen. Wer blinde Gefolgschaft versagt, nicht täglich die Leyer für Hymnen gestimmt hat, bescheiden an der Wahrheit eines aus hohem Munde geschlüpften Wortes zweifelt und sich eigene Urtheilsbildung vorbehält, ist ein Schwarzseher, Reichsnörgler oder Comödiant, der sich interessant machen will. Willig wird Alles geglaubt, was man zu glauben empfiehlt. Beispiele? Heute nur Eines.

Seit den Tagen, da die Franzosen sich in Casablanca festsetzten, werden bei uns die Offiziösen nicht müde, zu versichern, daß Frankreich einen unüberlegten faux pas gemacht habe, wird von einer Sackgasse gefabelt, in die es durch Clemenceaus unbedachtsamen Eifer gerathen sei. Am zwölften November war die Marokkodebatte in der französischen Kammer, wenige Tage vorher kam das Gelbbuch heraus, das sich unsere Offiziellen, Offiziösen und Journalisten recht genau ansehen sollten. Mit dem bei uns so beliebten System rascher Ausraubung und noch rascheren Vergessens ists nicht gethan. Am 31. Juli meldete der Comte de Saint-Aulaire, Frankreichs Geschäftsträger in Tanger, die Metzelei von Casablanca, der drei Franzosen, zwei Spanier und drei Italiener zum Opfer fielen. Die Berichte des Grafen zeigen ein Talent, das man sicher auch an der Seine zu schätzen weiß und bald wohl an wichtigerer Stelle verwenden wird. Abhülfe, „l'experience ne le démontre que trop, ne peut être efficacement poursuivie que par nos propres moyens. Nos compatriotes, que nous avons encouragés à s'établir au Maroc, reclament instamment de la sollicitude du Gouvernement de la République des actes décisifs dont personne, dans les milieux les plus hostiles à notre influence, ne songe à contester la légitimité. Tous les regards ici sont fixés sur nous et c'est de la France seulement qu'on attend un secours qu'elle ne peut refuser ni dissérer sans une véritable abdication." Das ist die Tonart; und man begreift nun wohl, warum der Galilée, den Herr Saint-Aulaire nach Casablanca sandte, die Stadt mit Granaten bediente. Am ersten August läßt Herr Pichon in Madrid, London, Rom, Berlin, Petersburg, Wien und Washington melden, was er zu thun gedenkt. Am gleichen Tage erhält er von Herrn Paul Cambon, Frankreichs klugem Sachwalter in London, schon die Antwort: J'ai fait connaître aujourd'hui à sir Charles Hardinge les dispositions que nous avons prises pour la sauvegarde des Européens à Casablanca. Il m'a dit que le Gouvernement britannique n'avait pas l'intention d'intervenir, mais il n'a pas caché qu'on attendait des mesures énergiques du Gouvernement de la République. Diese Depesche ist die wichtigste von allen, wurde aber nirgends erwähnt. Warum? Weil sie nicht in die Feststimmung paßt, die wir gerade für den lieben Vetter überm Kanal empfinden mußten. Die Feier ist vorbei, und wir können, nüchtern nun, konstatieren, daß der liebe Onkel mit sorgsam leitender Hand neben Herrn Clemenceau stand, während er seine Koffer für die Entrevue von Wilhelmshöhe packen ließ. Wer im August vorsichtig andeutete, daß England ins Kartenspiel sah, wurde als unverantwortlicher Hetzer verschrieen, für den Herr Müller-Meiningen Stellung unter Polizeiaufsicht forderte. Nach Cambons Depesche erst kommt Stil in die Aktion, die, natürlich, auch Herr Saint-Aulaire in sich drängenden Depeschen fordert. Am zweiten August spricht Herr Carbonnel in der Wilhelmstraße von Frankreichs Absichten, am vierten gibt Herr Pichon unserm Radolin bei seinem Besuch im Ministerium Aufschluß. „Il n'a fait aucune observation." Wie im Frühjahr 1904. Am Vierten bittet die englische Colonie von Mazagan um französischen Schutz (ohne vorherige Anfrage im Foreigne Office? Unwahrscheinlich.), und die deutsche Colonie

Go gle

folgt dem guten Beispiel. Am Fünften ist Herr Carbonnel wieder bei Tschirschky und giebt ihm vom Stand der Dinge Kenntnis. Antwort: „Devant de tels événements, nous sommes tous solidaires, n'en doutez pas; on pourra juger dans ces circonstances, de la loyauté de notre politique.“ Reizend; zu gleicher Zeit schossen die Franzosen Casablanca in einen Schutthaufen. Am Siebenten erzählt Herr Jules Cambon die Leistung unserm Leonhard. „C'est excellent, soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies.“ Herr von Tschirschky findet Alles exzellent und charmant (die grämliche Miene der Unsern kam später); Herr Eduard Grey versichert: „Frankreich konnte nicht anders handeln, und es ist gut, daß es gezwungen (von wem?) worden ist, energisch zu handeln“; in Petersburg wurde Alles gebilligt und guter Erfolg gewünscht. Herr Tittoni, unser lieber Freund, endlich giebt zu Allem seinen Segen. Was nachher kam, ist nur die natürliche Entwicklung der Vorgänge dieser Woche.... Das ist die Sackgasse, die in den Köpfen unsrer Offizieusen spuckt. Und da wundert ihr euch, daß Herr Clemenceau mit fidelem Lächeln ins Purgatorium kroch und kein unschönes Wort zu hören bekam? Wollen wir die alberne Mythe, die uns zum Gespött Europas macht, nun noch länger verhöckern?

*

... Vor wenigen Tagen erschien ein Buch über das Leben am preußischen Hofe in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts; ein Frauenbuch, das lehrreich wirkt. Heute nur ein paar Sätze aus den Tagebüchern der Marie de la Motte-Fouqué, Rochows, des Staatsministers Stiefschwester; Worte, die, nach sechzig Jahren, sich lesen, als ob die Schreiberin gestern die Augen geschlossen hätte. „Alle Menschen, die dem Könige nahe standen, wurden von ihm bezaubert, wenn er auf seine Ansichten einging.. Sieht man jetzt, nach einer fünfzehnjährigen Erfahrung, auf jene ersten Monate der Regierung zurück, so erkennt man nur zu deutlich die Anfänge unserer späteren Zustände. Augenblickliche Sympathien in dieser oder jener Richtung verleiten zu Bevorzugungen und Handlungen, die in der nächsten Zukunft schon ohne Folge blieben; deshalb ward keine Richtung konsequent vertreten; es bildete sich ein Parteigeist, der sich um so heftiger gegenüberstand, je schwankender der Schutz von oben sich für oder gegen denselben bewies. Der König glaubte, in der Überzeugung seiner geistigen und irdischen Macht, über den Partheien zu stehen, während er die Beute derjenigen ward, die durch die Umstände zur Macht gelangten. Damals erkannte man diese traurige Eigenthümlichkeit des Koenigs noch nicht so klar; man hielt die verschiedenartigen Bevorzugungen für Folge zu schnellen, durch die Eingebungen eines warmen Herzens gebotenen Handelns und hoffte von der Erfahrung mehr Ruhe und eine größere Ordnung der reich begabten, überquellenden Natur. Es war eine Eigenthümlichkeit des Königs, die er wohl durch eine lange Unthätigkeit angenommen, Regierungsangelegenheiten mit Personen zu beraten, die außerhalb der Verhältnisse standen, und deren Aussprüche sie weder verpflichteten, danach zu handeln, noch eine richtige Kenntnis der Umstände voraussetzen ließen. Sie hörten meist nur seine überzeugende Sprache und erschwerten durch ihr unbedingtes Eingehen in des Koenigs Ideen den handelnden und verantwortlichen Männern ihre Aufgabe.“ Ich bemerke noch einmal: Die Entstehung dieser Zeilen liegt zwei Menschenalter zurück, und sie handeln von Friedrich Wilhelm dem Vierten, der sich bekanntlich immer sein Urtheil vorbehielt und an seinem Hofe nie etwas von einer Camarilla bemerkt hat.

Karl Schnitzler.

Ist Frankreich kriegsbereit?

Bisweilen — besser gesagt selten — lenken Parlamentsdebatten in einem demokratisch regierten Lande, wo die öffentliche Meinung Herrschergewalt besitzt, die Aufmerksamkeit nicht nur desselben Volkes, sondern ganz Europas auf gewisse allgemein wichtige Fragen. Eine solche — sozusagen internationale — Frage ist jetzt in der französischen Kammer, gleich nach dem Wiederbeginn ihrer Sitzungen, erörtert worden.

Ein ehemaliger Offizier, der ein wichtiges Amt in dem Ressort eines ehemaligen Kriegsministers bekleidet, der Hauptmann Humbert, gegenwärtig Deputierter von Verdun, hat in einem Buche, das öffentliches Aergernis erregt, und nachher von der Rednerbühne herab den französischen Patriotismus durch eine wuchtige Kritik des nationalen Wehrsystems in Angst und Schrecken versetzt. Charles Humbert bekämpft die seiner Ansicht nach gefährliche Vorherrschaft der Bureaus des Kriegsministeriums, die der Autorität des Ministers entgegenwirke, die Ausführung der für die Sicherheit des Landes unerläßlichen Maßregeln behindere, allen Eifer und guten Willen lähme, die Sachkundigen beiseite schiebe, die Uebelstände, unnützen Geldausgaben, die Routine und den Schlendrian verewige, kurz, unser ganzes Wehrsystem auflöse und einer Katastrophe vorarbeite.

Nach Charles Humbert wäre das Kriegsmaterial der französischen Armee im Vergleich mit dem des deutschen Heeres so gut wie wertlos, die Maschinengewehre namentlich beinah unbrauchbar, das Lebelsche Gewehr längst veraltet und endlich unsere gesamten Befestigungswerke an der Grenze so gebrechlich wie Kartenhäuser.

„Hört man den ehrenwerten Herrn Humbert", rief der General Picquart, „so glaubt man wirklich, man träume einen bösen Traum. Danach wären die Pläne schlecht entworfen, widersinnig ausgeführt und immer zwecklos. Die Mauern fallen um, die Kasematten haben Risse, die Kuppeln funktionieren nicht; wenn man eine Batterie Kanonen aufstellt, schießen sie nicht; die Nebenwerke sind nicht fest genug; das Oberkommando ist lahmgelegt. Kurz, diese Kritik unseres Festungssystems könnte betrüben, wenn sie nicht der Wirklichkeit widerspräche.

Nicht zufrieden unsere Angriffs- und Verteidigungswaffen herabzusetzen, bemäkelt Humbert nicht bloß die Dinge, sondern auch die Menschen. Die Intrige und der Nepotismus, behauptet er, beherrschen unsere Armee und entscheiden über das Avancement. Alle unsere Offiziere lassen sich in zwei Kategorien einreihen: Zu der einen gehören die untüchtigen, selbstsüchtigen Streber, die sich der höchsten Kommandostellen bemächtigt haben; zu der anderen die große Mehrheit der rechtschaffenen, fleißigen und patriotischen Offiziere, die sich von allen höheren Chargen unerbittlich ausgeschlossen sehen, allen Hoffnungen und Illusionen entsagen und sich im stillen Ingrimm verzehren. Also überall in der französischen Armee ein unumschränktes Cliquenwesen, konsequente Zurücksetzung der Tüchtigen und, wie Humbert sich noch auszudrücken wagt, Verbrechen gegen das Vaterland.

Unter diesen Umständen braucht sich die wirkliche oder angebliche Begehrlichkeit unserer furchtbaren Nachbarn (Sie sind gemeint, meine Herren Deutschen!) — brauchen

Google

sich unsere Nachbarn jenseits des Rheins mit ihren Annexionsgelüsten nicht länger zu genieren und erst noch lange auf eine günstige Gelegenheit zu warten über unser unglückliches Vaterland herzufallen: Se. Majestät der Deutsche Kaiser entsende bloß seine Stallknechte, die genügen, ihm die Champagne ohne Schwertstreich zu erobern.

Aber es geziemt sich, von ernsten Dingen in einem ernsten Tone zu reden. Wenn Herrn Charles Humberts „böser Traum" ein Bild der Wirklichkeit wäre, so stehe ich nicht an zu behaupten, würde dies ein sehr großes Unglück für die ganze Welt sein. Ich spreche hier in meiner Eigenschaft als demokratischer Abgeordneter, Freund des Friedens und Mitglied der Armeekommission. Da ich die große Ehre habe, für eine angesehene deutsche Zeitschrift zu schreiben, so will ich offen sagen, was ich denke. Habe ich doch nicht vergessen, daß vor zwei Jahren mein ehrenwerter Kollege, Herr Lucien Hubert, eine Einladung erhielt, in der Hauptstadt Ihres Reiches einen Vortrag zu halten, und daß ihm die Leute, die von unsern französischen Chauvinisten hartnäckig „unsere Erbfeinde" geschimpft werden, begeisterten Beifall spendeten. (Es gibt eben boshaftes Gewürm diesseits wie jenseits des Rheines.) Ich weiß, was man von solchen mörderischen Phrasen, solchen Worten des Hasses zu denken hat, mit denen man die Mißverständnisse zwischen den Völkern schürt und verewigt. Ferner bin ich, ehe ich Abgeordneter wurde, Geschichtslehrer gewesen und habe meine Schüler unparteiischerweise das Vaterland Goethes, Schopenhauers und Mommsens bewundern gelehrt. Ich mag nicht ignorieren, daß die modernen großen Nationen etwas Besseres sind als Besatzungen mit Kanonen gespickter Festungen, nämlich Heere organisierter Arbeiter und Träger des friedlichen Fortschritts. Ich glaube an eine dereinstige Versöhnung der Völker und bin überzeugt, daß der eigene Vorteil mindestens ebenso sehr wie die Wissenschaft und die Philanthropie die „Vereinigten Staaten von Europa" zu kräftiger Gegenwehr gegen feindliche Rassen zusammenschweißen wird. Meine Ueberzeugungen geben mir also das Recht, mir Franzosen, mit Deutschen frank und frei zu reden.

Da es sich in diesem Artikel um die Armee und ihre Kriegsmission handelt, so behaupte ich also, wenn Frankreichs Wehrsystem wirklich auf so schwachen Füßen stände, wie Herr Charles Humbert, ein — was ich zu beachten bitte — republikanischer Deputierter und Mitglied der Majorität, so laut erklärt, so würde dies ein Unglück für Deutschland sowohl wie für Frankreich, ja ein Unheil für die ganze europäische Zivilisation sein. In dieser Ansicht begegne ich mich mit dem Deutschen Kaiser, der, als er kürzlich das verrückte Treiben unserer Antimilitaristen verurteilte, die Bemerkung hinzufügte, alle Völker und alle Regierungen seien solidarisch, wenn das nationale Interesse auf dem Spiele stehe.

Dieselben Ursachen bringen überall dieselben Wirkungen hervor. Entwickeln sich die Fermente der Zersetzung heute bei uns, so entwickeln sie sich morgen gewiß bei unseren Nebenbuhlern, und das würde einen allgemeinen Zerfall bedeuten. Man müßte dann nicht „Finis Galliae!" oder „Finis Germaniae!" schreien, sondern „Finis Europae!" und die Weißen müßten daran denken, der stärkeren und gesunderen gelben Rasse Platz zu machen.

Jawohl, alle Völker wie alle Regierungen sind solidarisch auf dem Felde des nationalen Lebens wie in der scheinbar heiteren und höheren Region der Wissenschaft,

der Philosophie und der schönen Künste. Raum ist zwischen ihnen nur für einen edleren, nicht einen blinden und mörderischen Wettkampf. Das Volk, das über den Untergang einer benachbarten Nation spotten und frohlocken würde, weil sie eine Nebenbuhlerin sei, wäre ebenso töricht wie der Stadtbürger, der über den Ruin, die Krankheit oder den Tod seines Nachbars sich freuen würde, denn wer weiß, ob dieser ihm nicht zu Hilfe eilen würde, wenn eines Tages der Blitz bei ihm einschlüge. Neben Gründen zu Zwietracht und Krieg gibt es zwischen allen Völkern desselben Erdteils Elemente der Liebe und Einigkeit. Wir Völker des alten Europa gehören sämtlich zur weißen Rasse und erfreuen uns derselben weit vorgeschrittenen Zivilisation!

Es wird Ihnen nun aber nicht schwerfallen zu glauben, daß der Abgeordnete von Verdun Uebereifer gezeigt und sich vergeblich bemüht hat, die Nation zu erschrecken. In Frankreich wird glücklicherweise die verständige öffentliche Meinung mit den Uebertreibungen seiner Katone ebenso leicht fertig wie mit dem lächerlichen Ehrgeiz seiner Talmi-Cäsaren. Von Humberts pessimistischen Behauptungen, die in der Kammer der Deputierten scharf geprüft wurden, hat sich keine — oder nur sehr wenige — als begründet erwiesen. A. Nestimy, ehemaliger Berichterstatter des Marinebudgets und gegenwärtig Berichterstatter des Kriegsbudgets, und der General Picquart haben in ausführlichen, mit zahlreichen Belegen und Beweisen gespickten Auseinandersetzungen, sowie die Herren Etienne und Berteaux in kurzen Zwischenreden die Behauptungen des Deputierten von Verdun Stück für Stück widerlegt und volle Klarheit geschaffen. Die Kammer konnte sich endgültig überzeugen, daß die von Herrn Charles Humbert gerügten Mängel keineswegs die Regel ausmachten, sondern nur Ausnahmen bildeten. Es finden sich allerdings Unvollkommenheiten in einer so gewaltigen und komplizierten Ausrüstung wie die der Armee eines großen Landes, — zumal man bedenken muß, daß das Kriegswesen in beständiger Weiterentwicklung begriffen ist, aber das sind Unvollkommenheiten, die allem Menschlichen anhaften, und denen abzuhelfen man bei uns eifrig beflissen ist. Die Redner der Regierung und der Minister selber zitierten zum Beweise ihrer Behauptungen ähnliche Schwächen der deutschen Heeresorganisation. Man verwies auf das „vollständige Fiasko der deutschen Feldartillerie, deren Material 1896 bis 1899 in Dienst gestellt wurde, aber vier Jahre später endlosen Umarbeitungen und Verbesserungen unterzogen werden mußte und sich noch heute nicht mit dem unsrigen messen kann, ja nicht einmal in sich selber die richtige Uebereinstimmung aufweist.“ Dies waren des Ministers eigene Worte. Sie bezweckten nicht eine Herabsetzung des deutschen Kriegsmaterials, sondern sollten bloß darauf hinweisen, daß Ueberstürzung und Ungeschicklichkeit überall die nützlichste Tätigkeit hemmen und den lobenswertesten Eifer in falsche Bahnen lenken kann. Was aber unser Festungsnetz betrifft, so muß es wie das Ihrige beständig abgeändert werden, da ja auch die Zerstörungswerkzeuge sich beständig vervollkommnen. Abgesehen davon, daß man ein ganzes Befestigungssystem nicht im Handumdrehen von Grund aus umwandeln kann! Es ist also nicht verwunderlich, daß man an manchen Einzelheiten dies oder jenes auszusetzen findet, aber ist das nicht auch bei Ihnen der Fall?

Ein Abgeordneter, getrieben von seinem glühenden Patriotismus, erklärte, indem er sich auf einen Kriegsschriftsteller berief, die französische Armee sei der deutschen durch-

Google

aus gewachsen, brauche sich überhaupt vor keinem Gegner zu fürchten und werde dies durch die Tat zu beweisen jederzeit imstande sein.

Solche — immer gewagten — Vergleiche möchte ich nun nicht gern anstellen, aber das darf ich wohl versichern, daß unsere Armee ihrer Aufgabe gewachsen ist, und freue mich, des Weltfriedens wegen, daß dem so ist.

Thierry-Cazes,
Mitglied der französischen Deputiertenkammer.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

II*)

Im Dezember 1871 legte Kielland ein einfaches juristisches Examen ab, reiste nach Stavanger zurück, vermählte sich das Jahr darauf im Alter von nicht mehr als 23 Jahren, kaufte das Ziegelwerk Malde und betrieb sein Geschäft, das für ihn paßte: „viel Motive, wenig Arbeit und keine Fuchserei", d. h. keine Unredlichkeit.

Er litt in dieser Stellung unter einem Uebelstand, dem Druck seiner Umgebung. Was seine Ansichten betraf, stand er durchaus auf gespanntem Fuß. Die Kleinstadtaristokratie war hochkonservativ, und im Jahre 1872 hatten in Norwegen die hergebrachten Vorurteile noch nicht die geringste Erschütterung erfahren. Er war in einer Lage wie Ludwigsen in seinem spätern Schauspiel „Der Professor". Alles, was er hochhielt, war Verwandten wie Freunden ein Greuel, was er verabscheute, war ihnen Religion. Er fand bei niemandem Verständnis, außer bei seiner jungen Frau, konnte sich nur durch Geschmeidigkeit und Glätte durchwinden. Auch hatte er Vertreter des alten Glaubens unter den Nächststehenden. Sein älterer Bruder war Pastor, sein Großvater mütterlicherseits war einer der herrischen und despotischen Prälaten des Landes gewesen.

1878 wurde ihm der Druck so unleidlich, daß er gegen den Willen seines Vaters sich für einige Zeit durch eine fluchtartige Reise nach Paris davon befreite. Ein volles halbes Jahr hielt er sich dort auf und empfing, ohne auch nur einen Franzosen, eine Französin kennen gelernt zu haben, die nachhaltige Einwirkung großer Kultur, entwickelter Kunst, freier und weiter Verhältnisse. Auf der Reise reifte sein Talent, das erst jetzt Früchte zu zeitigen begann. Das kleine Schauspiel „Auf dem Heimwege", das unmittelbar vor der Rückreise in einer Zeitschrift erschien, verriet nicht nur weiteren Kreisen, sondern ihm selbst die Begabung, die er besaß. Und nun gärte es in ihm. Er mußte frei atmen.

Alexander Kiellands vornehmste Eigentümlichkeit liegt darin, sich auch nicht einen Augenblick als Poet gefühlt zu haben, der laut zu träumen hätte, sondern von Anbeginn als ein Kombattant, der sich in den Kampf hinauswagen müsse. In seinen Briefen aus dem Jahre 1879 äußern Kampflust und die Furcht vor Feigheit sich immer wieder wie ein Refrain.

„Energie und rücksichtsloser Mut, daran gebricht es mir; ich bin darin zu fein. Deshalb schieße ich auch Spatzen; aber ich bin mir dessen wohl bewußt . . ., schwerlich werde ich je einen großen, starken Kampf ausfechten; mir ist nur beschieden, halb aus dem Hinterhalt mit meinem Degen zu stochern . . . Im Grunde ist es schade,

*) Siehe „Morgen", Heft 21.

daß ich nicht mehr Mut habe; ich glaube aber doch, es wird besser gehen, sobald ich nur einmal in der Literatur festen Fuß gefaßt habe.

Und wieder und noch, nach jedem neuen Beweis von Tapferkeit, scherzhaft die Angst: „aufs neue eine Memme zu werden.“ — Wahrhaftig, es gehörte Mut dazu, in Norwegen den großen Krummen zu bekämpfen, der auf uns allen lastete und den man nie zu treffen vermochte.

Heutigentags, da man bis an den Hals mit Erklärungen überfüttert wird: Sache des Dichters sei Schilderung, nicht Kampf, er habe das Leben darzustellen, nicht Ideen zu erörtern — wird man in diesen Aeußerungen wahrscheinlich ein beredtes Zeugnis dafür erblicken, daß Kielland seinem innersten Wesen nach kein Dichter war. Mit Unrecht. Nicht eine Minute hat er anderes als Leben schildern wollen; was ihn jedoch zur Dichtung trieb, war die Empörung, von der ja schon das Altertum der Ansicht war, daß sie die Verse schaffe.

Das kleine drückende Gemeinwesen, von dem er umgeben war, vermochte er nicht zu missen, denn wie wenige fesselte ihn die norwegische Küstenstadt, besonders die großartige, wilde Natur ihrer Umgebung, der Jäder mit seinem Charakter der Hölle Dantes. Dieses kleine Gemeinwesen war indessen doch nur eine Miniatur des großen norwegischen, auf das zwei Mächte ihre Hand gelegt hatten: das orthodoxe Kirchentum und das Beamtentum. Die kirchliche Herrschaft führte zu starrköpfiger Beschränktheit und üppig blühender Heuchelei; die Beamtenherrschaft hatte die Kluft zwischen den Ständen zur Folge — zwischen Oberklasse und Bauer und Fischer, dieser Unterklasse, die den unterdrückten, nie zu ihrem Rechte kommenden Nationen glich. Sie beschwor überdies den ständigen politischen Streit der noch immer am Ruder befindlichen Rechten mit der unter Sverdrups Leitung sich langsam aber sicher emporringenden Linken herauf.

Wie tief Kielland die zwischen den Ständen herrschende Kluft und das Unrecht, das dem gemeinen Manne widerfährt, empfand, davon zeugen alle seine Bücher. Man erinnere sich an den Gegensatz zwischen dem Begräbnis des Konsuls und dem Mariannes in „Garman & Worse“, sowie an das ganze Buch „Arbeiter“ mit der fruchtlosen Klage des schlichten Fischers, die im Chaos des Gerichtsdepartements verschwindet und nie gelesen, geschweige denn einer Beachtung gewürdigt wird. Nicht minder beachte man die Energie, womit er die Vorurteile brandmarkt, die Madeleine verbieten, den Fischerburschen, den Warteper, zu heiraten, oder die den Dr. Bennecken von der Fischertochter Kristine absperren, wodurch sie dem Untergang in den Armen eines siechen, verworfenen Greises preisgegeben wird.

Ohne politisch Partei zu nehmen, griff Kielland als Schriftsteller der norwegischen Linken mächtig unter die Arme und half ihr auf, indem er ihr die Unterstützung der Intelligenz zuführte und durch seinen Witz und sein geistiges Uebergewicht sie ins Recht setzte. Die alte Beamtenpartei hatte in Norwegen wie in Dänemark die Intelligenz in Stich gelassen und sie den Vertretern des lutherischen Muckertums ausgeliefert. Von ihr war nichts zu hoffen.

Sollte sie gestürzt werden, so konnte es nur durch die politische Macht, die sich Linke nannte, das Bauernvolk, geschehen. Allerdings war auch von diesem in bezug auf Aufklärung nicht sonderlich viel zu erwarten — die Bauern waren um nichts

Google

weniger bigott als die Städter —, doch teils hatte die Linke notgedrungen Geistesfreiheit auf ihre Fahne schreiben müssen, teils hieß es, dem hervorragendsten politischen Talente Norwegens wäre es gelungen, die alte, ewig nur sparende Bauernlinke in eine Linke im europäischen Sinne zu verwandeln.

John Sverdrup hatte stets die Haltung eines Freidenkers eingenommen. Er war zum mindesten kein Grundtvigianer, ebensowenig ein Anhänger Kierkegaards. Ihm war, wie er zu sagen pflegte, Kierkegaard „ein hysterisches Mannsbild". Mit ihm schien demnach echter moderner Freisinn zur Macht zu gelangen. Noch wurde er mit Spott und Haß als der kleine schwarze Bauernfänger verfolgt; aber alles, was es in Norwegen und Dänemark an Intelligenz gab, arbeitete für ihn und trieb ihn vorwärts. Wohl kam er um das Jahr 1880 als ein geschlagener Mann, krank und erschöpft, nach Berlin. Ich sah ihn da längere Zeit fast täglich und fürchtete für sein Leben, an das sich so große Hoffnungen knüpften. 1884 geschah dann auf einmal das Unerhörte. Er stand als norwegischer Konseilspräsident da. König Oscar hatte sich an den schärfsten Gegner des Unionskönigtums gewendet.

Da zeigte es sich, daß es auch innerhalb der Linken mit dem Freisinn auf religiösem Gebiet nicht sonderlich bestellt war. Schon bei dem Feste, das im Sommer 1884 Johann Sverdrup zu Ehren in Skodsborg abgehalten wurde, bekam man davon einen Vorgeschmack. Es war zu der Zeit, wo eben C. Berg mit Hörup und den übrigen Männern vom „Morgenblatte" gebrochen hatte, „weil er nicht mit Freidenkern zusammen arbeiten könne". Sverdrup, der, wiewohl ein alter Bekannter von Högsbro, mit allen seinen Sympathien der radikalsten Seite angehörte, hätte hier durch sein Auftreten, auch ohne Parteinahme, die radikale Sache zu stärken vermocht. — „Laß uns wenigstens nicht im Stiche!" hatte man ihm gesagt, und das gelobte er voll Wärme. Darauf folgte die in Skodsborg gehaltene fromme Rede: wie Gott ihn von Stufe zu Stufe geführt habe, und wie er ohne Gottes Fügung nie ein Politiker geworden wäre — als ob er, oder wer immer unter Voraussetzung einer Vorsehung, ohne deren Willen irgend etwas werden könnte. Und dazu die Wendung: „Sollten starke Geister dies eine Schwäche von meiner Seite nennen, so muß ich eben den Schlagschatten, der damit auf mein Leben fällt, ertragen."

In seinem Ministerium wurde, besonders durch seinen Vetter Jakob Sverdrup, die Kirchlichkeit eine Macht, und unter der Herrschaft der Gemäßigten, denen Kielland in seinem „Johannisfest" den witzigen Spitznamen „die Kaninchen" gab, äußerte diese Macht 1886 ihre schmählichste Wirkung: die norwegische Linke lehnte den Antrag auf Verleihung eines Dichtergehalts an den mit steten ökonomischen Schwierigkeiten kämpfenden Kielland auf den Appell hin ab, den der nachmalige Staatsrat Liliendahl an die Bauernschaft Norwegens richtete: „Auf, Bauern, auf, heute wie einst! Doch ich füge auch noch hinzu: Hüte dich, Bauer, hüte dich auf deinem Wege vor der falschen Geistesrichtung! Sie ist nicht zu deinem Heil! Hüte dich davor, um des Landes, um deiner selbst und deiner Kinder willen! Die Annahme des Antrags hieße diese Richtung in einem ihrer wichtigsten Vorkämpfer ehren und anerkennen."

Die Mehrzahl der norwegischen Bauern stützte die Hochkirche. Zu ihr gesellte sich aber auch noch, was man die Männer der niedern Kirche nennen könnte, das

Reich Lars Oftedals, jenes Reich, dem Kielland im „Johannisfeste“ den Krieg erklärt hatte. Ich erinnere mich deutlich eines Tages, an dem ich mit Kielland an Stavanger vorbeisegelte und wir drinnen am Lande schwarze Punkte sahen, schwarze Volksmassen, weithin auf dem Grase gelagert. Kielland erklärte mir, daß diese Menge herbeigeströmt sei, um einen Geistlichen zu hören, einen in ihren Augen heiligen Mann, der im Laufe der Jahre einen noch nicht dagewesenen Einfluß gewonnen habe, predige und bete, baue und verwalte, Versammlungshäuser errichte, Bethäuser, Erholungsheime, Kapellen, Magdalenenheime, Kinderhorte, Spitäler, Blindeninstitute. „Um sich hatte er eine Schar Männer versammelt, die ihm unbedingt ergeben waren und mit ihm arbeiteten. Meistenteils Leute, die verschiedenes hinter sich hatten — an einer verfossenen Jugend, etwelchen Bankrotts oder dergl. laborierten, die aber als seine Mitarbeiter eine leise, fettigfahle Wohlbeleibtheit ansetzten, als ob sie im Dunkel hausten und gut tafelten.“

In der Erzählung besitzt Oftedal noch größere Macht über die Frauen als über die Männer, gebraucht sie aber einzig zur Befriedigung seiner Machtgier. Er freut sich der Askese, die er der jungen, blühenden Konstanze Blomgreen aufzwingt. Er berührt sie niemals selbst. Wie weit blieb Kielland hinter der Wirklichkeit zurück! Wie ritterlich war er nicht in seinem Angriffe! Keine einzige Anspielung auf das Leben, das Oftedal in Wirklichkeit führte. Schwach ist daher der Schluß seines Romans, verglichen mit dem Zusammenbruch im Leben Oftedals, da er — nach der Entdeckung, doch bevor sie veröffentlicht wurde — ebenso klug als frech, vor den Altar trat, seiner Gemeinde zu ihrer höheren Erbauung das von ihm geführte schrecklich fleischliche und ruchlose Leben bekannte und stehenden Fußes Vergebung von ihr erlangte! Das ereignete sich 1891, vier Jahre nach dem Erscheinen des Romanes.

In der Zwischenzeit hatte auch Knut Hamsun Oftedal angegriffen. Doch Kiellands Angriff war der erste und entscheidende. Er unternahm ihn als Wortführer der Kultur.

Und was er schrieb, das traf und schmerzte. In jedem neuen Buch richtete er einen wohlgezielten Schlag gegen einen verächtlichen Zustand, gegen Beamtenhochmut und Beamtenträgheit in „Arbeiter“; gegen kirchlichen Hochmut, die aufgeblasene theologische Nichtigkeit in „Schnee“; in „Jakob“ gegen die Gefahr, die von der rohen Kulturfeindlichkeit des geizigen Bauers als eines Emporkömmlings drohte.

Wollen Dänen die Stärke seiner Angriffe an der eigenen Haut erfahren, so mögen sie nur an die Bagatelle von ein Paar Bogen in Duodezformat denken, die Kopenhagen traf und den Titel „Treu“ trägt. Sie wurde in der Kopenhagener Presse in affektiert überlegenem Ton behandelt. Man war ja so gewohnt von den Fremden, die zu Besuch in die dänische Hauptstadt kamen, schale Schmeicheleien zu vernehmen und sie mit Bravour in den Blättern abzudrucken. Was Wunder, daß man diese kaltblütige, aber scharfe Satire über dänische Hundevergötterung und Hofvergötterung mit Hohn verwarf. Den possierlichen Scherz, daß alle auftretenden Personen, ohne Ausnahme, Hansen heißen, wies man als wohlfeil zurück, und niemand erwähnte die Morgenstimmung auf dem Amalienborgplatze: „In einem Fenster des Palastes lag ein galonierter Bedienter und bohrte sich in der frühen Morgenstunde in der Nase.“ Und doch machte dieser ohne alle Ehrerbietung aufgefaßte rote Lakai eine so gute Figur in der Landschaft.

Google

Ein ärgerlicher Fehler ist es nur, daß Kielland hier mit dem edlen dänischen Hunde die häßliche gelbe Dogge verwechselt. Sie ist es, von der es heißen sollte: „Dieses starke, breitbrüstige Tier mit den schweren Tatzen, dem schwarzen Schlund und den fürchterlichen Zähnen, das aber so gutmütig, unschädlich und liebenswürdig ist — erinnert es nicht an die berühmte, unverwüstliche dänische Loyalität, die jeder Ungerechtigkeit oder Mißhandlung nie anders als mit wedelndem Schweife, den Bauch auf der Erde, und mit leckender Zunge begegnete?“

Welcher Däne hat je ein Wort gegen die Wachthunde gesagt? Keiner außer dem Kandidaten Viggo Hansen in Kiellands Erzählung, der bemerkt: „Nichts ist ungereimter, als daß ein armer Mensch, der in seiner Kohlennot seinen Sack von einem Kohlenberge füllen kommt, von wilden Tieren zerrissen werden soll. Zwischen einem so geringen Vergehen und einer so furchtbaren Strafe ist durchaus kein vernünftiges Verhältnis.

Als hierauf der Kohlenhändler ihn heftig anfährt, was denn der Kandidat unter einem vernünftigen Verhältnis zwischen Verbrechen und Strafe verstehe, erhält er zur Antwort: „Wenn ich z. B. von einem Großhändler, der 2—300 000 Tonnen Kohlen besitzt, hören würde, daß er einem armen Teufel verwehrt habe, seinen Sack mit Kohlen zu füllen, wofür dann dieser selbe Großhändler zur Strafe von wilden Tieren zerrissen worden sei — ja sehen Sie, da wäre das etwas, was ich leicht verstünde; denn zwischen einer so großen Herzlosigkeit und einer so grausamen Strafe wäre doch ein vernünftiges Verhältnis.“ Selbstverständlich wird der Kandidat vor die Tür gesetzt, und Kiellands „Treu“ erging es in Dänemark wie ihm.

Sonst aber wurde Kielland von der jüngern Generation in Dänemark vortrefflich aufgenommen. Er paßte als Streiter in die Situation und erwies den Dänen die Ehre, sich ihren Schriftstellern verwandter als den norwegischen zu fühlen, wiewohl die ungewöhnliche Freundschaft, die Björnson ihm früh und dauernd schenkte, in Kielland fast Sohnesliebe für ihn erweckte. In Dänemark stand er von seinem ersten Auftreten an Edvard Brandes sehr nahe — sie bearbeiteten gemeinschaftlich „Garman & Worse“ für die Bühne — desgleichen wurde er J. P. Jacobsen ein liebevoller und verständiger Freund. In Kiellands Haus wurde Jacobsen wie ein Familienmitglied aufgenommen und führte dort den äußerst passenden Spitznamen: die Exzellenz. Es war ein schönes Bild, ihn, auf Kiellands Sofa hingestreckt, den Kindern Märchen erzählen zu sehen.

Zum Kampf gegen das Uebermenschentum.

Von Dr. S. Saenger.

Nun ist es, seit im Mannheimer Rosengarten sich auch die deutschen Rechtsanwälte gegen das Uebermenschentum in seiner juristischen Gestalt, den Ueberrichter, erklärt haben, vollends um das Uebermenschentum geschehen!

Du arme Schöpfung eines überhitzten Philosophengehirnes, dessen Ideal cäsarische Gewaltmenschen, dessen Zuchtmittel zur Aufbesserung der Rasse die Eisenstangen des Tierbändigers sind: du bist, samt deinen zahmeren Vorahnungen von Heraklit bis auf Hobbes herab, nun auf ewig der Verachtung der gerecht und sozial-ethisch empfindenden Menschheit preisgegeben, unter dem demütigenden Gelächter unserer stärksten Dialektiker

als kulturwidrig entlarvt und als Ausgeburt bösen Willens und unhistorischer Denkweise vor den Augen aller Welt zerfasert . . .

Der Vorgang ist tiefernst, darf durch Satire nicht entheiligt werden. In der Menschheit lebt, seit unausdenklichen Zeiten, der Glaube an die kulturschöpferische Mission des Genies; des Finders, Erfinders, Pfadfinders. Ein falscher Glaube? Erst der Halbgott, der, zum Staunen des dumpfen und stumpfen Menschengewimmels, den Vollgöttern die Geheimnisse, die technischen Mittel der Schöpfung raubt und mit dem prometheischen Funken die Halbmacht seiner irdischen Wohnstatt erleuchtet. So fängt er das Chaos zu gestalten an und zwingt die träge Masse, wider die eigene Lust und die niederziehende Macht tierischer Gewöhnung, die königlichen Wege trassieren zu helfen, die allmählich, unter martervollen Strapazen, in das Reich der Gesittung und der Freiheit führen. Rasch ist die Periode der Augiasstallreiniger, der Heroen und Halbgötter vorüber: die der Könige und weisen Gesetzgeber hebt an. Eine edle Schar erleuchteter Seher und Dichter und Denker wandelt aufklärend, das harte, aber unerläßliche Geschäft rücksichtsloser Zuchtmeister verklärend, an ihrer Seite. Schon quaken im Entenpfuhl die Frösche, in den Niederungen im männermordenden Froschmäusekrieg befangen, während über der Erde, unter den Augen ewig leuchtender Sterne, die Giganten von Berge zu Berge schreiten, in Gruppen keuchend eng verschlungener Streiter. Ach, der Weg aus dem Dunkel ins Licht ist weit: und an den Mänteln der Fackelträger hängen, mit der Wucht bleierner Gewichte, der kurzsichtige Mißverstand, die ängstliche Sorge um das augenblickliche Wohl, die Gleichheitssucht willensschwacher Eintagsfliegen. Aber sie rasten und verzagen nicht, die heldischen Zukunftsgestalter, weil sie nicht dem Glück, dem Jagdobjekt der Schwachen und Bequemen, sondern ihrem Schicksal von Aufgabe nachstreben und erst mit dem letzten Atemzug ihrer Arbeitsmission entsagen.

*

Diese dem natürlichen Empfinden auch heute noch geläufige Abstufung menschlicher Werte versucht eine im übelsten Sinne demokratische Gegenströmung ins Wanken zu bringen. Sie geht an der geschichts- und kulturphilosophischen Orientierung der besten Köpfe, der schärfsten Denker, der edelsten und großmütigsten Menschenfreunde achtlos vorüber und verschweigt, daß Politiker von radikaler Gesinnung, wie John Stuart Mill, den Satz verkündet haben, daß die großen Einäugigen das Salz der Erde bildeten, und das Leben der Gesellschaft ohne die schöpferische Leistung des Genius einem großen stagnierenden Sumpfe gleichen würde. Da es gilt, einen kostbaren Erkenntnisbesitz gegen unbedachte Angriffe zu verteidigen, stelle ich zunächst die Ueberzeugungen einiger führenden Geister zusammen, ehe ich eine wahrhaft demokratische, moderne Interpretation versuche: es wird sich zeigen, daß sie nichts als die entwickelnden und deutenden Kommentatoren eines dumpfen Menschheitsgefühles sind.

Von Wilhelm von Humboldt ist bekannt, daß er die schaffenden geschichtlichen Kräfte im Singulären, Individuellen sieht, nicht in der identischen Wiederholung derselben Zustände, Vorgänge und Handlungen; das Neue, den Fortschritt Bedingende, läßt sich daher nicht berechnen, höchstens ahnend vorhersehen, weil die ursächlichen

Google

Antriebe zu ihm, die der Historiker aufzählend und aneinanderreihend zu beschreiben versucht, sich ins Dunkel des Unterbewußten, Unbewußten, Physiologischen und Kosmischen verlieren. Im Bereich des reinen Naturgeschehens haben wir es aufgegeben, in das Wesen des Werdens und Erzeugens einzudringen; die Gleichförmigkeit des Naturverlaufes genügt aber für die Zwecke der Naturbeherrschung. Wo aber der beseelte Wille zu den wirkenden Ursachen gehört, wie im Gesellschaftsleben, ist die Ungleichartigkeit der Vorgänge das Wesentliche, das, woran eigentlich dem Menschen liegt, das, was er als das Wertvolle an ihnen betrachtet. Dieses Wesentliche und Wertvolle an den menschlichen Handlungen, die den Geschichtsverlauf bestimmen, ist der ideelle Zusatz zu dem Gleichartigen: aus ihm resultieren die Ideen in der Geschichte.

Diese Ideen nun, die vorwärts und aufwärts treiben, sind stets an hervorragende Individuen geknüpft: Kant, Schiller, Goethe, Fichte, Schopenhauer, Hegel, Schelling, Novalis und das ungezählte Heer der von ihnen Befruchteten sind gleicher Meinung. „Es gibt in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine unerwartete Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäußerung setzen muß." Diese Kraft zeigt sich in der besonderen Rassenleistung und, innerhalb (wie außerhalb) ihrer, in der hervorragenden Einzelleistung: im Genie. Steinthal beschreibt Humboldts Gedankenbewegung so: die geistige Zeugung geht vom Genie aus; ohne Anerkennung geistiger Zeugung keine Geschichte; Genie ist ein Individuum, dem sich eine Idee anvertraut hat; die Idee ist die erzeugende Kraft. Nach Humboldts eigenen Worten geben die großen Individuen „durch die Kraft ihrer Eigentümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung"; „in allen Zeiten sind, ohne die wenigen in die Augen fallenden Beispiele zu erwähnen, wo einzelne in Kunst, Wissenschaft und menschlicher Weisheit ihrem Volke eine andere Richtung gaben, Reformatoren aufgestanden, die plötzliche Umwandlungen der Religion, Verfassung und Sitte bewirkten".

Das scheint so selbstverständlich, so sehr im Einklang mit der alltäglichen Erfahrung und der alltäglichen Uebung bei der spontanen gegenseitigen Abschätzung, die aus Feigheit oder Schwäche nur nicht immer laut zu werden braucht, bei der allseitigen Anbetung von Göttern oder Götzen: daß nur der Erklärung bedarf, wie es möglich war, die Genie-Feindlichkeit, den Haß gegen die Großen in der Geschichte in solchem Umfange zu einer ansteckenden Krankheit zu machen. Sollten die zu unserem Rationalismus so schlecht passenden heroischen Benennungen („Held", „Uebermensch") verstimmt haben? Ein geistreicher französischer Soziologe, Gabriel Tarde, betrachtet als Grundgesetz der Kulturentwicklung die Nachahmung der Taten, Handlungen und Verhaltungsweisen der geborenen Herdenführer, deren Denken, Fühlen, Wollen und Gestalten die Gattungsvernunft stärker repräsentiert und mit unvergleichlich größerer Instinktsicherheit das der Gattung Nützliche vorhersieht, bekennt und beherzigt als der Durchschnitt. Sie sind die repräsentativen Männer, deren Wesensart und soziale Bedeutung Emerson so geistreich analysierte; die Helden Carlyles, denen wir zwar keine

Kultstätten mehr weihen, keine Altäre mehr bauen, aber nach denen der Mensch ein unaustilgbares Verlangen im Herzen trägt. Ein Verlangen, das sich in Zukunft sicher noch steigern wird, je mehr nämlich die absolute Unproduktivität der durchschnittlichen Beamtenleistung erkannt werden wird.

Die Verdunkelung des Sachverhaltes kommt auch daher, daß die naturwissenschaftliche Methode die Grenze nicht respektiert, die ihrem Erklärenkönnen gesetzt ist; ferner daher, daß bei fortschreitender Rationalisierung eine Halbkultur leichter und eher erreicht wird als wirkliche Bildung, der es Bedürfnis ist, dort zu verehren, wo sie aufhört, zu begreifen; die es vorzieht, sich durch Anerkennung bahnbrechender ideeller Leistungen oder genialer Willenskonzentration zu erhöhen, als durch den Versuch, die Impotenz mit der Eminenz gleichzustellen, die Distanz zwischen Genie und Kretin zu verkleinern. Auch mögen zur Irreführung der Masse die falschen Erklärungen beigetragen haben, die über das Wesen der dem Genie zukommenden Originalität verbreitet sind. Es schafft nicht aus dem Nichts, gleich als ob es aus dem luftleeren Raum in den lufterfüllten Impulse geben könnte; nicht in jedem Betracht gleicht es Nietzsches aus sich selbst rollendem Rade. Das Materiale ihrer Leistung, den Stoff, entnimmt es der natürlichen und sozialen Umwelt, die von einer Ueberfülle zukunftreicher Keime geschwängert ist. Aus dieser Umwelt voller Anstöße und Anregungen empfängt es seine Offenbarungen, die also in materieller Hinsicht nicht originell sein können. An diese seine sozialpsychische Gebundenheit erinnerte darum Goethe das Genie, indem er es vor dem Wahne des Uebermenschentums warnt:

Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist Du von andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Ich müßte aber Dutzende seiner Sprüche und Aussprüche anführen, um zu beweisen: daß Goethe sich keine Gesellschaftsordnung vernünftig dachte, in der die Menschen nicht nach dem sozialen Werte ihrer Leistungen Schätzung und Verwendung fänden; daß sich seinem Geschmacke (der kein rein wissenschaftlicher war) Kulturgeschichte in die Geschichte genialer Leistungen und Männer auflöste, und endlich, daß er die Originalitätssucht und den Dünkel für Schwächen hielt, die bedeutende Menschen zuweilen mit den Gernegroßen des Durchschnitts teilten . . .

Auch über diesen Punkt verdanken wir Wilhelm von Humboldt die kostbarste Aufklärung. „Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden war. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch so viel offenbar, daß in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff zu beherrschen.“ Damit ist schon gesagt, daß Massenbewegung, eine triebartige Richtung des Gesamtbewußtseins, der öffentlichen Meinung auf neue Ziele (Ideen) und neue Mittel der Lageveränderung so gut vorhanden sein

Google

muß wie die Genialität großer Individuen, diesen aber die Aufgabe zufällt, die Ideen zu realisieren, ihnen weniger Gehalt als vielmehr Gestalt zu geben. Ihre Leistung ist formaler Natur.

Das macht ihre Leistung nicht weniger entbehrlich; mindert um keinen Deut den Grund, sie zu verehren; lehrt aber freilich verstehen, warum die große singuläre Leistung, die schöpferische Synthese des genialen Menschen soziale Wirkung haben muß. Er ist sozialphysisch, so gut wie jeder andere Mensch der Gruppe, der er zugerechnet wird, von den Kollektivkräften abhängig, über deren Tendenzen er bei steigender Bewußtheit Klarheit gewinnt. Diese Gruppenseele nährt ihn; ihre Triebe treiben, ihre Bedürfnisse quälen ihn. Er findet auf jedem Gebiet menschlicher Betätigung, in der Kunst wie im praktischen Leben, Spuren, die zur nächstmöglichen Entwickelungsstufe führen. Sein Instinkt antizipiert sie und verscheucht die Wolken, die den gangbaren Weg in die Zukunft verschleiern. Daher ist ein wissenschaftlicher Begriff, eine philosophische oder politische Idee, ein künstlerisches Symbol, eine Neuordnung von Mitteln zu sozialen Zwecken lebenskräftig nur insofern sie der Entwickelungsrichtung der Gruppenseele parallel laufen. Es liegt in der Natur der genialen Leistung, daß sie Antizipation der zukünftigen sozialpsychischen Notwendigkeiten ist, und es ist eine selbstverständliche Folge ihrer kausalen Bedingtheit, daß sie nicht minder eine soziale Wurzel als eine soziale, überindividuelle Bedeutung hat.

Aber weil die Masse blind ist gegen die Regungen eines der Form nach individuell auftretenden Willens, der überindividuellen Zwecken untertan ist, eines Egoismus, der sich im Dienste von Gemeinschaftsaufgaben auslebt: sieht sie erst hinterher, daß der brutal gescholtene Egoismus der großen Männer am letzten Ende der Erhöhung ihres Wohlbefindens, der Steigerung ihres Lebensinhaltes gegolten hat.

Man hat gut spotten über Carlyles Heroenkultus; nur eine Bedientennatur wird in diesem mannhaften Schotten ihresgleichen wittern. Kein Mensch haßte so sehr den Schein von Größe, den Humbug der Tagesgötzen und das Talmikönigtum, keiner erkannte so klar die sozialpsychische Gebundenheit der genialen Leistung (seine Beurteilung Napoleons beweist es) und machte ihre soziale Wirkung zu ihrem Kriterium. Es ist nun vielleicht Temperamentssache, ob man in dem Träger, dem sichtbaren Ausgangspunkt genialer Leistungen mit Carlyle einen Helden, mit Fichte einen Heiligen (religiosus), meinetwegen auch mit dem Nietzsche der vorletzten Epoche einen Uebermenschen sieht, d. h. einen „höherwertigeren Typus", der zu einer stärkeren Spezies Mensch, zu einer Art Ueberart („Aufwärts geht unser Weg von der Art zur Ueberart") zuerst den Weg ebnet; oder ob man ihn nüchterner, bescheidener und mit größerem Respekt vor den schöpferischen Zutaten des nachahmenden Durchschnitts einen repräsentativen Geist nennt: die Tatsache seiner auszeichnenden Anerkennung bleibt bestehen. Und eine Demokratie, die ihrem Wesen nach auf eine ihrem Sozialwert entsprechende Verwendung aller Talente angelegt ist, der großen und seltenen Begabung aber aus Neid, Mißgunst und Unverstand die zu ihrem Gedeihen nötige Ermunterung und Auszeichnung versagte, weil jede solche Begabung Herrenrechte verlangt, um Herrenpflichten erfüllen zu können: eine solche Demokratie würde sich und ihre Zukunft aufgeben.

Frisches Lakritzenwasser.*)

Ich hatte gehört, wie mein Onkel Ollivier gestorben war. Ich wußte: er war sanft und friedlich verschieden in dem großen Schlafzimmer, dessen Läden man vor der glühenden Julisonne geschlossen hatte. Grade, als er starb, erklang in dem lastenden Schweigen des heißen Sommernachmittags auf dem Hofe ein silbernes Schellchen, und eine helle Stimme drang durch die drückende Schwüle: „Frisches Lakritzenwasser! Erfrischung, meine Damen! Lakritzenwasser! Wer kauft Lakritzenwasser?“ Mein Onkel hatte eine Bewegung gemacht; der Hauch eines Lächelns kräuselte seine Lippe, eine letzte Heiterkeit glänzte in seinem Auge, das in Bälde für immer erlöschen sollte.

Ich wohnte der Testamentseröffnung bei. Mein Vetter Jacques erbte natürlich das Vermögen seines Vaters; dem meinen waren einige Möbel vermacht. Die letzte Bestimmung betraf mich. „Meinem Neffen Pierre hinterlasse ich ein Manuskript von wenigen Blättern, das man in der linken Schublade meines Schreibtisches finden wird; ferner 500 Franken zum Ankauf einer Jagdflinte und 100 Franken mit der Bitte, sie dem ersten Lakritzenwasserhändler, dem er begegnet, in meinem Namen zu schenken.“

Alles war starr. Das Manuskript, das mir zugestellt wurde, erklärte dieses merkwürdige Vermächtnis.

Ich gebe es wörtlich hier wieder.

„Der Mensch hat stets im Joche des Aberglaubens gelebt. Einst glaubte man, ein Stern ginge zur selben Stunde auf, wo ein Kind geboren wurde, folgte den Wechselfällen seines Lebens und zeigte durch sein Aufleuchten die Glücksfälle, durch seine Verdunklung das Unglück an. Man glaubt an den Einfluß der Kometen, der Schaltjahre und Freitage, der Zahl Dreizehn. Man meinte, manche Menschen können hexen, haben den bösen Blick. Man sagt: „Wenn ich ihm begegne, hab' ich Unglück!“ Das alles ist wahr. Ich glaube daran. — Deutlicher gesprochen: ich glaube nicht an den geheimen Einfluß der Dinge oder Menschen, wohl aber an den wohlgeordneten Zufall. Es steht fest, daß der Zufall wichtige Ereignisse herbeigeführt hat, während die Kometen unsern Himmel besuchten, daß sie in Schaltjahren stattfanden, daß gewisse vielbeachtete Unglücke auf Freitage fielen oder mit der Zahl Dreizehn zusammentrafen, daß die Begegnung mit gewissen Personen mit der Wiederkehr gewisser Tatsachen verknüpft war usw. Hier entspringt der Aberglaube. Er entsteht aus einer unzureichenden und oberflächlichen Beobachtung, die die Ursache in dem Zusammentreffen erblickt und nicht darüber hinaussieht.

Mein Stern, mein Komet, mein Freitag, meine Dreizehn, mein Hexenmeister ist sicherlich ein Lakritzenwasserhändler.

Am Tage, da ich geboren ward, schrie, so erzählte man mir, ein solcher den ganzen Tag lang unter unserm Fenster.

Mit acht Jahren ging ich mit meinem Kindermädchen in den Champs Elysées spazieren und wir kreuzten gerade die große Avenue, als einer dieser Verkäufer plötzlich seine Klingel hinter uns erklingen ließ. Das Kindermädchen blickte einem Regiment nach, das in der Ferne vorbeimarschierte; ich drehte mich um, den Wasserverkäufer zu sehen. Ein Wagen mit zwei Pferden kam leuchtend und rasch wie ein Blitz auf uns zu. Der Kutscher rief uns an. Das Mädchen hörte ihn nicht, ich ebensowenig. Ich fühlte mich emporge-

*) Siehe „Morgen“, Heft 23.

Google

rissen, rollte am Boden, ward gequetscht . . . und ich lag, ich weiß nicht wie, in den Armen des Wasserverkäufers, der, um mich wieder zum Leben zu bringen, meinen Mund unter einen der Wasserhähne hielt, ihn aufdrehte und mich vollspritzte. . . . Dadurch kam ich wieder ganz zu mir.

Dem Kindermädchen war die Nase eingedrückt. Und wenn sie auch ferner den Soldaten nachblickte, so blickten die Soldaten sie doch nicht mehr an.

Mit sechzehn Jahren kaufte ich mir die erste Flinte. Am Tage vor der Eröffnung der Jagd ging ich zum Postbureau. An meinem Arm schritt meine alte Mutter, die ihrer Gicht wegen nur langsam vorwärts kam. Plötzlich hörte ich hinter mir rufen: „Lakritzenwasser! Frisches Lakritzenwasser!“ Die Stimme kam näher, folgte uns, verfolgte uns. Mir war, als riefe sie m i r zu, als wäre es eine persönliche Verunglimpfung. Ich glaube, die Leute blickten mich lachend an, und der Mann rief immerfort: „Frisches Lakritzenwasser!“ Als hohnlachte er über meine glänzende Flinte, meine neue Jagdtasche, mein nagelneues kastanienbraunes Jagdkostüm. Noch im Wagen hörte ich ihn rufen.

Am nächsten Tage schoß ich kein Stück Wild, nur einen herumlaufenden Hund, den ich für einen Hasen hielt, ein junges Huhn, das ich für ein Rebhuhn nahm. Ein kleiner Vogel setzte sich auf eine Hecke; ich schoß, er flog davon; doch ein furchtbares Brüllen ließ mich stillstehen wie angenagelt. Es währte bis in die Nacht. — Mein Vater mußte die Kuh eines armen Pächters bezahlen.

Als ich fünfundzwanzig Jahre zählte, sah ich eines Morgens einen alten Wasserhändler, ganz runzlig, tief gebückt und auf seinen Stock gestützt. Er schleppte sich kaum fort, wie unter der Last seines Wasserbehälters zusammenbrechend. Er erschien mir wie eine Art Gott, wie der Patriarch und Ahnherr, das Oberhaupt aller Wasserverkäufer auf Erden. Ich trank ein Glas Lakritzenwasser und gab ihm ein Frankstück. Eine tiefe Stimme, anscheinend mehr aus dem Blechkasten als aus dem Manne, der es trug, kommend, sprach: „Das wird Ihnen Glück bringen, mein lieber Herr.“

An jenem Tage lernte ich meine Frau kennen, die mich stets glücklich machte.

Schließlich brachte mich ein Wasserhändler um die Präfektenstelle.

Eine Revolution war gekommen. Mich ergriff der Drang nach einer öffentlichen Stellung. Ich war reich, angesehen, ich kannte einen Minister. Ich bat um eine Audienz und gab den Zweck meines Besuchs an. Sie wurde mir in der verbindlichsten Weise gewährt.

Am bestimmten Tage — es war im Sommer und furchtbar heiß — legte ich helle Beinkleider, helle Handschuhe und weiße Tuchstiefel mit Messingknöpfen an. Die Straßen waren glühend. Der Asphalt der Bürgersteige schmolz, man sank darin ein; und die Wassertonnen verwandelten die Fahrstraßen in Moräste. Hier und dort schoben die Straßenreiniger diesen heißen und sozusagen künstlichen Schlamm zu Haufen zusammen und taten ihn in die Kanäle. Ich ging rasch, nur an meine Audienz denkend, als mir eine dieser Schlammwellen entgegenkam. Ich nahm einen Anlauf, eins . . . zwei . . . Ein gellender, furchtbarer Schrei zerriß mir die Ohren: „Lakritzenwasser! Wer kauft Lakritzenwasser?“ Ich machte eine ungeschickte Bewegung wie Leute, die erschrecken; ich glitt aus . . . O Jammer und Graus . . . Ich saß im Dreck . . . Mein Paletot war dunkel, mein Hemd mit Schmutzflecken gesprenkelt, mein Hut schwamm neben mir. Die furchtbare, heiser

geſchrieene Stimme brüllte immer noch: „Lakritzenwaſſer!“ Und vor mir ſtanden zwanzig Leute, ſchüttelten ſich vor Lachen und blickten mich mit furchtbaren Grimaſſen an.

Ich lief, was ich konnte, nach Hauſe, zog mich um. Die Stunde der Audienz war verpaßt.“

Das Manuſkript ſchloß mit den Worten:

„Freunde Dich mit den Waſſerverkäufern an, Peterchen. Was mich betrifft, ſo werde ich getroſt von hinnen ſcheiden, hör' ich einen von ihnen im Sterbeſtündlein ſein Waſſer ausrufen.“

Am nächſten Tage begegnete ich auf den Champs Elyſées einem alten, ſehr alten Waſſerverkäufer, der ſehr ärmlich ausſah. Ich gab ihm die 100 Franken meines Onkels. Er zitterte vor Verblüffung, dann ſagte er zu mir: „Schönen Dank, junger Herr. Das wird Ihnen Glück bringen.“

Guy de Valmont.
(Guy de Maupaſſant.)

La Moſaïque 1876.

Claude Debuſſys Pelleas und Meliſande.

Von Romain Rolland.

Am 30. April 1902 wurde im Theater der Opéra-comique in Paris Claude Debuſſys Pelleas und Meliſande zum erſtenmal aufgeführt. Es wurde in Frankreich mit toſendem, fanatiſchem Beifall aufgenommen, der aber in den deutſchen Muſikkreiſen kein Echo erweckte. Das deutſche Publikum nahm offenbar an, es handle ſich um einen jener von der Mode diktierten, in Paris ſo häufigen Erfolge, die ſchnell verpuffen und keine Spuren hinterlaſſen. Aber der Erfolg, den Pelleas und Meliſande davontrug, iſt ſeit fünf Jahren beſtändig gewachſen, auch die es anfangs am abfälligſten beurteilten, ſind ſchließlich in Frankreich der Schar der Bewunderer beigetreten. Dieſe Tatſache will anerkannt ſein und heiſcht eine Erklärung. Ich will alſo hier verſuchen nachzuweiſen, daß in der Tat die Aufführung von Pelleas und Meliſande, — ob man das Werk nun lobe oder tadle, — an Wichtigkeit der Erſtaufführung von Lullys Cadmus und Hermione, Rameaus Hippolyt und Aricia, Glucks Iphigenie in Aulis nicht nachſteht, kurz, daß dieſes Tondrama einen Wendepunkt in der Geſchichte der franzöſiſchen Muſik bezeichnet. Und dieſe Behauptung, darf ich verſichern, entſtammt einer objektiv hiſtoriſchen Betrachtung der Tatſachen, nicht etwa perſönlichen Empfindungen, auf die es hier nicht ankommt.

*

Die Urſachen, denen Pelleas und Meliſande ſeinen Erfolg verdankt, ſind recht mannigfaltiger Art und von recht verſchiedenem Gewicht. Wir haben ſolche, die auf der Oberfläche liegen, namentlich die Mode, die hier, wie ja überall in der Kunſt, ihren Einfluß, aber nur einen geringfügigen, geltend gemacht hat. Dann ſolche, die größeren Tiefen entſtammen, den Tiefen des franzöſiſchen Denkens und Fühlens. Ferner moraliſche, allgemein äſthetiſche und ſchließlich rein muſikaliſche.

Unter den moraliſchen Urſachen verſtehe ich diejenigen, die nicht auf eine ſpezifiſch franzöſiſche, ſondern allgemein europäiſche Geiſtesrichtung Bezug haben. Ich meine,

Google

die Art zu denken und zu empfinden, die in Maeterlincks Dichtung und in Debuſſ Muſikdrama ihren Ausdruck gefunden hat. Die Atmoſpäre, in der ſich Maeterl Pelleas und Meliſande bewegt, iſt die einer ſchwermütigen Entſagung des Wil zum Leben, der ſich den Geboten des Fatums unterordnet: Der Gang der Ereig läßt ſich durch nichts ändern. Trotz aller Illuſionen des menſchlichen Hochmuts, de für den eigentlichen Herrn hält, regeln unbekannte und unwiderſtehliche Mächte in al Einzelheiten, vom Anfang bis zum Ende, die Tragikomödie des Lebens. Keiner iſt a antwortlich, wenn er will, wenn er liebt; höchſtens weiß man, was man will, was m liebt: Man lebt, man ſtirbt, ohne zu wiſſen warum? Die ganzen fünf Akte hindu die ſich in einem fortwährenden Dämmerlicht, in Wäldern, Höhlen, einem Sterbezimm abſpielen, glaubt man kleine Vögelchen ſich unſichtbarer Fallſtricke matt erwehren ſ ſehen. Dieſe melancholiſche Weltanſchauung einer intelligenten und daſeinsmüden E menſchheit hat Debuſſy in ſeiner Muſik wunderbar wiedergegeben und mit einer eig Sinnlichkeit gepaart, die berauſcht und ſo ihren verführeriſchen Reiz erhöht. Jede M hat eine berauſchende Kraft: Dieſe reißt die Seele mit ſich fort, um ſie in eine wollüſtiges Nirwana, einen ſchmachtenden Fatalismus, einen lieblichen Peſſimismus, e weiche Melancholie zu verſenken. Welchen moraliſchen Wert ich aber einer ſolchen A ſchauung beimeſſe, liegt, wie ſchon geſagt, nicht in meiner Abſicht; ich begnüge mich h ſie zu konſtatieren.

Die auf dem Kunſtempfinden beruhenden Urſachen erklären ſich leicht aus der Eig art der franzöſiſchen Raſſe. Debuſſys Pelleas und Meliſande bedeutet eine berechti unumgängliche Reaktion, ja ſogar eine Notwehr des franzöſiſchen Nationalgenius ge eine fremde Kunſt, gegen Richard Wagner und vorzüglich gegen ſeine ungeſchickten u plumpen franzöſiſchen Nachahmer.

Sagt das Wagnerſche Muſikdrama der deutſchen Geiſtesart vollkommen u vollſtändig zu? Dieſe Frage zu beantworten, muß ich den kompetenteſten Vertret der deutſchen Kunſt überlaſſen, aber das kann ich beſtimmt verſichern, daß es in kein Hinſicht dem franzöſiſchen Empfinden genügt: Es entſpricht nicht unſerer Auffaſſung v dem Weſen der Kunſt, des Theaters, der Muſik. Es hat ſich mit dem Recht des Stärke uns aufgedrängt, aber den Widerſpruch, der nun einmal zwiſchen ihm und dem fra zöſiſchen Kunſtempfinden beſteht, vermag es nicht aufzuheben.

Ueber die Geſchmacksunterſchiede brauche ich mich hier nicht zu verbreiten. D Wagnerſche Ideal iſt ein Ideal der Kraftfülle. Der Wagnerſche Ueberſchwang der G fühle und Gedanken, ſeine myſtiſche Sinnlichkeit ergießt ſich in einem Feuerſtrom, der all vor ſich herfegt, vernichtet, keiner Schranke achtet. Er gehorcht nicht den herkömmlich Regeln und ſcheut nicht den Vorwurf der Geſchmackloſigkeit, — was ich nur billig kann! — Aber man wird begreifen, daß es ein anderes Ideal geben kann, eine Kun die mehr auf richtiges Maß und richtigen Ausdruck als auf Fülle und Kraft ſieht. Di Kunſt — ich meine die franzöſiſche Muſik — mußte ſich um ſo entſchiedener gegen M Mißbrauch der zügelloſen Kraft auflehnen, als ſie es ſeit zwanzig Jahren mit m mehr Karikaturen als echten Erzeugniſſen der Wagnerſchen Muſe zu tun gehabt hat Darf ſich das Genie alle Rechte herausnehmen, darf es die Regeln des guten Geſchma die Moral, die öffentliche Meinung mit Füßen treten, ſo machen ſich die Nichtgeni

Go gle

wenn ſie ebenſo auftreten wollen, nur lächerlich und verhaßt. Es gibt zu viel Affen Wagners in Frankreich, nur wenige franzöſiſche Komponiſten haben ſich in den letzten zwanzig Jahren ſeinem Einfluſſe zu entziehen gewußt. Daher die Auflehnung zugunſten der weiſen Beſchränkung, der Natürlichkeit, des guten Geſchmacks gegen alle Uebertreibungen und Ausartungen der — wahren oder falſchen — Leidenſchaft. Das Manifeſt nun dieſer Empörung iſt Debuſſys Pelleas und Meliſande. Es bezeichnet eine entſchiedene, unnachgiebige Reaktion gegen allen Schwulſt, gegen alles Uebermaß, gegen jeden Ausdruck, der über den Gedanken hinausgeht. Dieſer Widerwille gegen übertriebene Empfindungen und Worte geht ſogar ſo weit, daß man ſich ſcheut, den Mund von dem, wes das Herz voll iſt, überfließen zu laſſen: Die leidenſchaftlichſten Gefühle werden in Debuſſys Drama nur halblaut geäußert. Mit wie leiſem Erzittern bringt die Melodie die Liebe zum Ausdruck, die im Herzen des unglücklichen Paares emporkeimt! Wie ſchlicht klingt Meliſandes „O, warum geht Ihr?“ zu Ende des erſten Akts oder das ruhige „Ich liebe dich auch!“ der vorletzten Szene. Und man vergleiche die wilden Klagen der ſterbenden Iſolde mit dem Tode Meliſandes, die ohne Geſchrei, ohne Wortgepränge zu ſterben verſteht. — Als wollte ferner der Komponiſt von Pelleas und Meliſande ſeinen Antagonismus gegen Wagner noch deutlicher betonen, ſchreibt er jetzt einen „Triſtan und Iſolde“ nach dem altfranzöſiſchen Epos, deſſen kürzlich von Bédier herausgegebener herrlicher Urtext mit ſeiner maßvollen und erhabenen Ruhe einen merkwürdigen Kontraſt zu der Wagnerſchen Oper bildet.

Als Schauſpiel widerſpricht Pelleas und Meliſande dem Wagnerſchen Kunſtideal nicht weniger ſcharf. Der große, beinah übergroße Umfang der Wagnerſchen Muſikdramen, ihr feſter Aufbau, die Willensſpannung, die ſie vom Anfang bis zum Ende trägt, ihr Ideeninhalt, der ſich oft auf Koſten der Handlung zu breit macht und ſogar den Schwung der Leidenſchaft hemmt, widerſtrebt entſchieden den franzöſiſchen Anſchauungen, die klare, logiſche und engumgrenzte Handlungen bevorzugen. Die kurzen, gut abgerundeten Szenen in Pelleas und Meliſande, die immer einen neuen Fortſchritt der Handlung deutlich markieren, unterſcheiden ſich in ihrem Baue ſehr weſentlich von denen der Wagnerſchen Dramen. Beſonders auffällig tritt aber die Verſchiedenheit hervor in der Darſtellung der Beziehungen, die in der Oper zwiſchen der Poeſie und der Muſik obwalten ſollen. Bei Wagner iſt die Muſik der Kern, der Brennpunkt, das Anziehungszentrum; ſie verſchlingt alles andere, ſie herrſcht unumſchränkt. Dieſe Auffaſſung wird kein echter Franzoſe — und überhaupt kein Romane — je gelten laſſen. Er verlangt von der Oper, daß die bei ihrem Aufbau beteiligten Künſte ſich das Gleichgewicht halten ſollen; muß aber doch einmal dem einen der beiden Teile ein Uebergewicht geſtattet werden, ſo ſei es immer die Poeſie, die klarer zu dem Verſtande ſpricht. Dies war Glucks Ideal: Seine Muſik ſollte ſeine Poeſie in derſelben Weiſe vervollſtändigen wie die Lebhaftigkeit der Farbe und die harmoniſche Uebereinſtimmung zwiſchen Licht und Schatten eine richtige und gut durchdachte Zeichnung ergänzt, ſollte die Geſtalten beleben und doch ihre Umriſſe nicht verwiſchen. Dank dieſer Auffaſſung und ihrer Verwirklichung hat ſich Gluck eine Beliebtheit, ein Anſehen bei dem franzöſiſchen Publikum erkämpft, das noch keineswegs im Schwinden begriffen iſt, ja, das ſeit einigen Jahren geſtiegen zu ſein ſcheint: Seine Muſik iſt zwar zum Teil veraltet,

Go gle

aber ſeine Auffaſſung von dem Weſen des muſikaliſchen Dramas hat noch heute mit dem franzöſiſchen Kunſtgefühl mehr Verwandtſchaft als die Wagnerſchen Theorien. Und auch Debuſſy hat nur deshalb ſo Hervorragendes geleiſtet, weil er zu dem alten Ideal, zu der künſtleriſchen Einfachheit und Selbſtbeſchränkung zurückgekehrt iſt, die das Genie des Muſikers in den Dienſt der Poeſie ſtellt: Er hat nicht verſucht, Maeterlincks Text zu überbieten, ihn in die Fluten ſeiner Muſik unterzutauchen; er hat ſich ihm angepaßt, ſo daß jetzt kein Franzoſe mehr an Maeterlincks Tragödie denken kann, ohne daß ihm alsbald Debuſſys Muſik im Ohr erklingt.

Dieſe Vorzüge, die noch außerhalb des eigentlichen Gebietes der Muſik liegen, erklären an ſich ſchon zur Genüge den Erfolg der Debuſſyſchen Oper. Aber wir verdanken dieſem genialen Tondichter noch einen anderen Fortſchritt, deſſen Wert wir noch höher einſchätzen müſſen, eine Reform der franzöſiſchen Theatermuſik ſelber. Und zwar bezieht ſie ſich auf mehrere Gebiete dieſer Kunſt.

Erſtens auf das Rezitativ. Wir hatten bisher in Frankreich kein Rezitativ, das ſich in der ſprachlichen Ausdrucksweiſe der Wirklichkeit einigermaßen angepaßt hätte. Lully und Rameau hatten ſich die geſchraubte und ſchwülſtige Sprache der damaligen Tragödie, nicht den Umgangston zum Vorbild genommen. Die franzöſiſche Oper der letzten zwanzig Jahre geriet aber auf einen noch gefährlicheren Abweg, der ſie immer weiter von der nationalen, natürlichen Sprechweiſe entfernte: Sie ahmte Wagners ſprunghafte, wuchtig akzentuierte Sprache nach. Nichts aber läuft dem franzöſiſchen Geſchmack ſo zuwider wie ein ſolcher Stil, und es war für die äſthetiſch Gebildeten eine Qual, wenn ſie einen ſolchen Wortſchwall über ſich ergehen laſſen mußten. Außerdem bahnte ſich auch, dank den Bemühungen Antoines, Gémiers, Guitrys uſw. eine Reform an, die der Natur und Wirklichkeit nahe zu kommen bezweckte, ſo daß nun die ſteife, pomphafte Sprache der alten franzöſiſchen Opern um ſo unangenehmer auffiel und noch altertümlicher klang. Eine Reform des Rezitativs konnte alſo nicht ausbleiben. Schon Jean Jacques Rouſſeau hatte ſie ja vorausgeſehen und die Richtung angedeutet, in der ſie durch Debuſſy vollzogen wurde. „Wie ſoll man es je begreifen können,“ ſchreibt er in ſeinem Briefe über die franzöſiſche Muſik, „daß die franzöſiſche Sprache, deren Tonfall ein ſo glatter, einfacher, gleichmäßiger, ſo wenig geſangartiger iſt, gut wiedergegeben ſei durch die lärmenden und ſchrillen Töne des franzöſiſchen Opernrezitativs? Daß irgend eine Aehnlichkeit beſtehe zwiſchen dem ſanften Stimmfall unſerer geſprochenen Rede und den langgezogenen und geſchwellten Tönen oder vielmehr jenen ewigen Aufſchreien, aus denen dieſer Teil unſerer Muſik zuſammengeſetzt iſt? . . . Es leuchtet von ſelbſt ein, daß nur ein ſolches Rezitativ mit dem Weſen der franzöſiſchen Sprache übereinſtimmen kann, das faſt in jeder Hinſicht dem jetzt gebräuchlichen entgegengeſetzt iſt, daß es ſich zwiſchen kleinen Intervallen bewegen muß und die Stimme weder ſtark erhöhen noch tief ſenken darf: wenige gehaltene Töne, keine heftigen Steigerungen, geſchweige denn Aufſchreie, keine großen Ungleichheiten in der Dauer oder dem Wert der Noten noch in ihrer Tonhöhe.“ Eben dieſe Definition paßt auch auf Debuſſys Rezitativ.

Das ſymphoniſche Gewebe in Pelleas und Meliſande unterſcheidet ſich in ähnlicher Weiſe von dem der Wagnerſchen Opern. Bei Wagner hat man einen einheitlich entwickelten Organismus, ein Syſtem miteinander verflochtener Tonſätze, einer Eiche ver-

gleichbar, die nach allen Richtungen ihre ſtarken Aeſte und Zweige ausſtreckt. Oder man kann auch an ein Gemälde denken, das zwar kein einzelnes Ganzes vorſtellt, das aber doch dieſen Eindruck machen möchte und trotz zahlreicher Uebermalungen ein unauflösliches, beinah unteilbares Amalgam bildet. Debuſſy dagegen verfährt impreſſioniſtiſch, entwirft einzelne muſikaliſche Tableaux, die je einen beſonderen Eindruck hervorrufen — nach Art Claude Monets — und innerhalb jedes Bildes trägt er nebeneinander glanzvolle, feine Striche auf, eine Kunſt, die mehr an Muſorgski erinnert als an Wagner — trotz einiger Reminiſzenzen aus dem Parſifal, die nebenſächlich ſind und mit dem Weſen des Werkes in keinem inneren Zuſammenhange ſtehen. So findet man einerſeits in Pelleas und Meliſande keine vom Anfang bis zum Ende konſequent durchgeführte Leitmotive, keine Themen, die Perſonen und vollſtändige Charaktere veranſchaulichen ſollen, ſondern Tonſätze, die vorübergehende, fortwährend abwechſelnde Gefühle ausdrücken. — Andererſeits iſt die Debuſſyſche Harmonie nicht wie bei Wagner und bei faſt allen Tondichtern der deutſchen Schule eine den Geſetzen des Kontrapunkts unterworfene, einheitliche, ſondern vielmehr, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine vor allem harmoniſche Harmonie, d. h. eine ſolche, die ihr Prinzip und ihren Endzweck in ſich ſelber trägt. Sie iſt, da ſie nur den Eindruck des Augenblicks wiederzugeben ſtrebt, von dem, was nachfolgen ſoll, unabhängig. Jeder Akkord wird nur wegen ſeiner Tonfarbe und Klangfülle gewählt, und die Wahrheit des Ausdrucks gilt hier erſt als zweites Gebot; das erſte befiehlt, nach dem Schönen zu trachten, zu entzücken. Demgemäß bringt alſo die Debuſſyſche Kunſt die äſthetiſche Veranlagung der franzöſiſchen Raſſe zum Ausdruck, denn dieſe will das Vergnügen kunſtgemäß genießen und duldet ungern das Häßliche, ſelbſt wenn es ſich auf die Geſetze des Dramas und der Wahrheit beruft. Dieſes Prinzip Debuſſys erinnert alſo an einen Ausſpruch, den Mozart in bezug auf ſeine „Entführung aus dem Serail“ tat: „Die Muſik muß auch in der ſchaudervollſten Lage das Ohr niemals beleidigen, ſondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Muſik bleiben. (26. Sept. 1781)“ Die Debuſſyſche Muſe ſchwelgt alſo vorzugsweiſe in den Wonnen des Wohllauts; ſie liebt die Harmonie an ſich und um ihrer ſelbſt willen; jeder Akkord, hat man ſagen dürfen, iſt ihm eine Konſonanz, inſofern er an ſich wohlklingt, ohne einen anderen nach ſich ziehen zu müſſen.

Was dieſe Harmonien ſelber betrifft, ſo wäre es abgeſchmackt, mit manchen Bewunderern Debuſſys zu behaupten, ſie ſeien durchaus neu, aber jedenfalls hat er ſie in charakteriſtiſcher Weiſe verwendet. Ihre Originalität beſteht hauptſächlich in dem häufigen Gebrauch der Septimen und Nonen, ohne Auflöſung, in Verkettungen von Nonen und großen Terzen, in harmoniſchen Entwicklungen, denen eine Tonleiter von ganzen Tönen zugrunde liegt. Und wenn auch dieſe eigenartigen Prinzipien ſich ſeit Chopin und Liſzt in den Werken verſchiedener Meiſter angedeutet finden, ſo iſt es darum nicht minder wahr, daß ſie bei Debuſſy eine beſondere Wichtigkeit erlangt haben, und daß Pelleas und Meliſande, das „Reich der Nonen“, wie es jemand genannt hat, ſich in einer Harmonieſphäre bewegen, die der keines anderen, früheren Muſikdramas ähnelt. — Endlich iſt das Orcheſter maßvoll, fein, durchſichtig, jedem Tongewirr abhold, frei von ſchwerfälligen Miſchungen der Klänge, lichtvoll verteilt, auf das nötigſte beſchränkt und auf zarte, duftige, vibrierende Effekte berechnet.

*

Go gle

Hier haben wir alſo mehr Gründe als wir brauchen, um den Erfolg von Pelleas und Meliſande und ſeine hervorragende Bedeutung für die Geſchichte der Bühnenmuſik zu erklären. Nun behaupte ich aber nicht, daß der Komponiſt ſich ſeiner Rolle als Reformator ſo klar bewußt geweſen iſt, wie ich es hier auseinandergeſetzt habe. Im Gegenteil, die Neuerung war eine ſpontane, und gerade darin beſteht ihr Wert; weil ſie einem unbewußten, tief innerlichen Bedürfnis entſprach, hat die Oper Pelleas und Meliſande hiſtoriſche Bedeutung. Man kann ſogar ſagen, daß ihre geſchichtliche Bedeutung ihren Wert als Kunſtwerk noch übertrifft. Der Verfaſſer, der als Künſtler ſeine Fehler hat, — für ſeinen größten Fehler halte ich es, daß ihm verſchiedene Fehler fehlen, daß er namentlich dem Ueberſchwang und der Maßloſigkeit der Leidenſchaft keinen Ausdruck geliehen hat, ein Fehler der Kraftnaturen, der zum Weſen des Genies gehört und der mir u. a. an Richard Strauß ſo gefällt, — der Verfaſſer von Pelleas und Meliſande, ein hoch kultivierter, feinfühliger Sinnenmenſch, ein vielſeitiges Genie, ein Dichter, der an die zugleich preziöſe und naive Plejade des 16. Jahrhunderts erinnert, beſitzt unter anderen Vorzügen eine Eigenſchaft, die man in dieſem hohen Grade bei keinem anderen großen Muſiker findet — abgeſehen vielleicht von Mozart: Er hat „Geſchmack“. Geht doch ſein Taktgefühl ſo weit, daß er ihm die anderen, die wilden und regelloſen Elemente ſeiner Kunſt zum Opfer bringt. Doch laſſe man ſich dadurch nicht irreführen, denn dieſe gefliſſentliche Armut iſt mehr eine ſcheinbare als wirkliche: In dem Debuſſyſchen Werke herrſcht eine verſteckte, beſtändig gedämpfte Leidenſchaft. Nur durch eine leichte Aufwallung der Melodie, ein ſchwaches Erbeben des Orcheſters wird man aufmerkſam gemacht auf das Drama, das ſich in den Herzen abſpielt. Dieſe ariſtokratiſche Scheu, ſtarke Gemütsbewegungen zu markieren, laſſen Pelleas und Meliſande als etwas in der Muſikwelt ſo Seltenes erſcheinen, wie es in der Poeſie die Tragödie Racines iſt: Dieſe beiden Werke gehören derſelben Gattung an, gehören zu den feinſten Blüten des franzöſiſchen Geiſtes. Alle, die im Auslande in die Erkenntnis des franzöſiſchen Genius eindringen möchten, werden gut daran tun Pelleas und Meliſande zu ſtudieren, wie ſie Racines Berenice ſtudieren würden.

Nicht als ob das Debuſſyſche Tonwerk die ganze franzöſiſche Geiſtesart widerſpiegele! Nein, es zeigt uns nur die eine Seite des franzöſiſchen Genius. Es fehlt die andere: die heroiſche Tatenluſt, das ſtolze Selbſtbewußtſein der Vernunft, der Frohſinn, der Drang nach dem Licht, es fehlt das Frankreich Rabelais', Molières, Diderots und in der Muſik — ſagen wir — Berlioz's und Bizets. Aber Gott verhüte, daß ich das andere verleugne! Iſt es doch das Gleichgewicht dieſer beiden Kräfte, das die Eigenart Frankreichs ausmacht. In der franzöſiſchen Muſik unſerer Gegenwart ſchwebt Pelleas und Meliſande an dem einen, Carmen an dem anderen Pol; dieſes ganz nach außen gekehrt, voller Licht und Leben, ohne verborgene Tiefen; jenes durchaus innerlich, voll zarter Scheu, in melancholiſches Schweigen gehüllt. Was das durch zarte Nebelſchleier gedämpfte Sonnenlicht für die Isle-de-France iſt, das iſt dieſes Doppelideal für Frankreichs Genius.

Der deutsche Künstlerbund und die deutsche Kunstausstellung in Paris 1908.

Von Hans Rosenhagen.

Vor wenigen Wochen ging eine Notiz durch die Zeitungen, daß im Frühjahr nächsten Jahres in Paris eine deutsche Kunstausstellung stattfinden würde, mit deren Leitung der erfolgreiche Veranstalter der Mannheimer Ausstellung, Ludwig Dill, vom Komitee beauftragt wäre. Kurze Zeit darauf erfuhr man auf dem gleichen Wege, daß Graf Leopold von Kalckreuth das früher niedergelegte Präsidium des Deutschen Künstlerbundes wieder übernommen habe. Zwischen den beiden Nachrichten besteht ein ursächlicher Zusammenhang. Die Pariser Veranstaltung nötigt den Künstlerbund zu einer Aktion, wenn er die Notwendigkeit seines Daseins nicht in Frage stellen will, und um jene in Szene zu setzen, hat er sich der repräsentativen Persönlichkeit seines ersten Vorsitzenden aufs neue versichert.

Daß niemand daran gedacht hat, wegen der Pariser Ausstellung mit dem Künstlerbunde zu verhandeln, ist überaus bezeichnend für die Rolle, die er so wenige Jahre nach seiner Begründung im deutschen Kunstleben spielt; zugleich aber auch ein Beweis dafür, daß der Vorstand des Bundes sich bis jetzt die Mühe geschenkt, sein angebliches Programm durchzuführen. Man wird sich erinnern, daß der Deutsche Künstlerbund begründet wurde, nachdem sich herausgestellt, daß die deutsche Regierung bei der Beschickung der Weltausstellung in St. Louis mit deutschen Kunstwerken die Sezessionen nahezu ausgeschaltet hatte. Diese blieben der Weltausstellung fern und schlossen sich mit der ausgesprochenen Absicht zu einem „Deutschen Künstlerbunde“ zusammen, die Zustände, die zu jener Ausschaltung geführt, mit allen Mitteln zu bekämpfen und ein gemeinsames Vorgehen für künftige deutsche Kunstausstellungen im Auslande in die Wege zu lenken. In der Praxis kamen die Beschlüsse der neuen Vereinigung in einer Interpellation im Reichstage wegen der St. Louis-Affäre zum Ausdruck und in der Veranstaltung einiger Ausstellungen in München, Berlin und Weimar. Daneben erschien noch als höchst überflüssiges Produkt ihres Wirkens die Stiftung des Villa Romana-Preises für talentvolle Leistungen in den einzelnen Künstlerbund-Ausstellungen. Im übrigen vergnügte man sich damit, anderen Ausstellungsleitungen die Hölle heiß zu machen, wenn sie das ungeheure Verbrechen begangen hatten, zu irgendwelchen Zwecken Werke eines Künstlerbund-Mitgliedes in einer Kunstgenossenschafts-Ausstellung zu zeigen.

Mit soviel Enthusiasmus der Künstlerbund bei seiner Begründung begrüßt wurde — er stand von Anfang an auf schwachen Füßen. Völlig verfehlt war es, ihn unter das Protektorat eines Fürsten zu stellen, dem ein Interesse für Kunst erst gewaltsam suggeriert werden mußte. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat sich gegenüber den Huldigungen und Unternehmungen des Künstlerbundes wirklich nicht passiver verhalten können, als es der Fall gewesen ist. Der Wahn, daß die alte Musenstadt an der Ilm ein Hort für die moderne Kunst werden könnte, hat überraschend schnell geendet. Der junge Großherzog fühlte nicht einmal die Neigung, die repräsentativen Pflichten zu übernehmen, die man als geringste Leistung von ihm erwartet hatte. Die Pläne, die ihm der kunstbegeisterte und bewegliche Graf Keßler unterbreitete, um der Welt ein Dokument von der Kunstfreundlichkeit des Großherzogs vorweisen zu können, kamen nie aus dessen Kabinett zurück, so daß es zweifelhaft bleibt, ob sie über die Absichten oder das Vermögen des Protektors wider Willen gegangen sind. Mindestens ebenso verfehlt, wie diese Versuche, war das Bestreben des Künstlerbundes, Mitglieder um jeden Preis zu gewinnen. Wer sich nur zur Mitgliedschaft meldete, wurde aufgenommen. Die Qualität der künstlerischen Leistungen kam dabei anscheinend wenig in Betracht. Dieses Verhalten stand in einem seltsamen Widerspruch zu dem vom Grafen Keßler formulierten Programm des Künstlerbundes, in dem zwar die Erwartung ausgesprochen wurde, daß diesem neue, starke Kräfte beitreten würden, die den Sezessionen ferngeblieben wären; das aber gleichzeitig betont, daß der Deutsche Künstlerbund eine Macht „aus den verbundenen Kräften der echten und eigenartigen Künstler“ schaffen wolle.

Was nun die praktische Tätigkeit des Bundes angeht, so sind die unter seinem Namen inszenierten Ausstellungen recht sehenswert ge-

Google

wesen. Daß sie ausschließlich Werke deutscher Künstler enthielten, war an sich keine Neuerung; denn vorher hatte schon die Berliner Sezession einmal gezeigt, daß man eine ganz treffliche Ausstellung machen könne, ohne ausländische Kunstwerke heranzuziehen. Bei aller Anerkennung des vom Künstlerbund in seinen drei Ausstellungen Geleisteten aber kann man ruhig behaupten, daß jede der deutschen Sezessionen jederzeit imstande ist, Ausstellungen dieser Art dem deutschen Publikum zu bieten, daß der Künstlerbund also gar nicht nötig hatte, sich in dieser Richtung zu betätigen. Der eigentliche Grund, aus dem der Bund solche Ausstellungssorgen auf sich genommen, war wohl der, dem sonst außerhalb der Peripherie des Kunstinteresses liegenden Weimar die mit einer wichtigen deutschen Kunstausstellung verbundenen Vorteile zu verschaffen. Nachdem die weimarische Ausstellung ohne tiefere Wirkung auf die Zeitgenossen vorübergegangen ist, hat der Künstlerbund auf die Fortsetzung dieser Unternehmungen anscheinend verzichtet. Und in der Tat: er hätte wichtigere Aufgaben zu erfüllen gehabt. Da war, um nur ein Beispiel anzuführen, die diesjährige Ausstellung in Venedig.

In dem vom Grafen Keßler, wie man annehmen muß, im Auftrage und mit Zustimmung des Vorstandes abgefaßten und veröffentlichten Programm des Deutschen Künstlerbundes kann man folgendes lesen: „Eine andere Aufgabe, die durch St. Louis grell beleuchtet worden ist, haben die Sezessionen ohne ihr Schuld und weil sie einzeln zu schwach waren, nicht zu lösen vermocht: dem deutschen Talent auf fremden internationalen Ausstellungen seinen Platz zu sichern, — zuerst gegenüber der deutschen Mittelmäßigkeit und dadurch dann gegenüber der fremden Kraft. Der Künstlerbund wird dagegen diese Aufgabe bestimmt lösen. Denn die Macht ist auf seiner Seite. Gegen und ohne fast sämtliche namhaften deutschen Künstler wird eine deutsche Kunstausstellung im Auslande nicht zum zweiten Male unternommen werden.“ Nun, in Venedig hat sie eben doch stattgefunden. Der Künstlerbund kann darauf erwidern, daß es sich in Venedig nicht um eine selbständige Repräsentation der deutschen Kunst handelte, daß vielmehr von Venedig aus an einzelne Künstler die Aufforderung ergeht, die Ausstellung zu beschicken. Das stimmt; aber diese Aufforderung geschieht auf Vorschläge hin. Diese werden, soviel bekannt ist, von dem Maler Cairati [illegible] macht, der sich wieder Rats bei seinen Münch[illegible] Freunden Zügel, Herterich und Dill erholt. Es wäre nun leichter für den Künstlerbund gewe[illegible] als mit Hilfe dieser drei Künstler, die im Mitglieder sind, oder auch direkt Fühlung [illegible] der Ausstellungsleitung in Venedig zu suche[illegible] Er denkt nicht einmal daran und läßt es ruh[illegible] geschehen, daß den internationalen Beir[illegible] der venetianischen Ausstellung zwei Säle m[illegible] deutscher Kunst gezeigt werden, welche die m[illegible] günstigste Meinung von dieser erwecken müs[illegible] weil sie derartig viel schwache und mittelmäß[illegible] Leistungen enthalten, daß die für Deutsch[illegible] bestimmte erste Medaille von der Jury [illegible] Künstler von ganz durchschnittlicher Begabu[illegible] verliehen werden mußte.

Jetzt läßt sich der Künstlerbund noch [illegible] der für Paris geplanten Ausstellung üb[illegible] raschen. Wie bei St. Louis tritt er mit sei[illegible] Ansprüchen und Forderungen wieder er[illegible] dem Augenblicke auf, wo sich wahrschein[illegible] nichts mehr erreichen lassen wird. Ein sol[illegible] Ergebnis aber hätte ganz andere Folgen [illegible] damals. Paris ist viel wichtiger als St. Lou[illegible] Es muß dort gezeigt werden, daß Deutschland [illegible] das in den letzten Jahren ein so großer Mar[illegible] für französische Kunstwerke geworden ist, jetzt [illegible] eine starke und eigenartige Kunst produziert [illegible] über eine große Zahl von höchst selbständig[illegible] Künstlern verfügt. Kommt diese Tatsache b[illegible] dieser Gelegenheit nicht voll und überzeugen[illegible] zum Ausdruck, so ist auf lange Zeit hinau[illegible] keine Rede von Achtung der französischen [illegible] Nation vor deutscher Kunst. Nun ist Ludwi[illegible] Dill zweifellos der talentvollste Ausstellungs[illegible] arrangeur, den Deutschland besitzt; aber [illegible] richtet sein Hauptaugenmerk vielleicht gar z[illegible] stark auf die verblüffende dekorative Wirkun[illegible] im allgemeinen. Mannheim war ein Zeugn[illegible] dafür. Seine Art, Bilder zu hängen, Skul[illegible] turen zu stellen, Hintergründe zu schaffen, [illegible] denen jede, auch eine minderwertige Leistun[illegible] Effekt macht, hat sich vielleicht nie erfolgreich[illegible] erwiesen als dort. Ein solches Ziel aber f[illegible] Paris zu erstreben, wäre durchaus falsch. Man würde Dills Dekorationsgeschmack an der Sei[illegible] genau ebenso oder, weil er an dieser Stel[illegible] neuartig wirken muß, noch mehr bewundern[illegible] als in Deutschland; man würde jedoch gerad[illegible] deshalb um so kritischer die Kunst muster[illegible] die soviel von dieser Aufmachung gewinnt. De[illegible] schöne Gesamteindruck einer von Dill arran-

Google

gierten Ausstellung wird nicht einen einzigen Franzosen verführen, die Schwächen mancher von Dill bevorzugten Künstler zu übersehen. Die Auswahl der für Paris bestimmten deutschen Kunstwerke kann daher nicht vorsichtig genug erfolgen. Es wird sich vielleicht nicht vermeiden lassen, daß man die öffentlichen Kunstsammlungen um dieses oder jenes hervorragende Werk angeht. Böcklin, Leibl, Marées und Menzel dürften in dieser Ausstellung kaum fehlen. Den Franzosen ist eine gewisse Entwicklungsperiode der deutschen Kunst vollkommen entgangen. Es kann Deutschland nur zum Ruhm gereichen, wenn man sie, obgleich die Hauptakteure von der Bühne des Lebens abgetreten sind, in ihren wertvollsten Erzeugnissen vorführt.

Der Künstlerbund hat nichts Besseres gewußt, als für die Ausstellung in Paris hinterher den Antrag auf eigene Räume zu stellen. Wäre es nicht würdiger und praktischer, für diesen Fall einmal alle Sonderinteressen fallen zu lassen und den Franzosen auch ein in der Kunst einiges Deutschland zu zeigen? Die einzige Bedingung, die der Künstlerbund mit einigem Rechte für seine Mitwirkung stellen könnte, wäre, daß er in der Jury für die Ausstellung vertreten sein müsse. Nichts wäre törichter als den Unternehmern und Dill die Pistole auf die Brust zu setzen und damit zu drohen, daß der Künstlerbund seine Mitglieder verhindern würde, sich an der Veranstaltung zu beteiligen. Das könnte ihm nicht nur einen Teil seiner Mitglieder kosten, sondern möchte am Ende noch zu einem Bruch zwischen Nord und Süd führen. Damit wäre aber niemandem gedient, am wenigsten den süddeutschen Künstlern, die allen Grund haben, das kaufkräftige und mit Aufträgen so freigebige Norddeutschland nicht gegen sich einzunehmen. Und käme es wirklich zu solchem Bruche, so hätte der Künstlerbund überhaupt jede Existenzberechtigung verloren und könnte von der Bildfläche verschwinden. Zweckdienlich aber wäre es, wenn die Mitglieder des Künstlerbundes sich einmal darüber besprächen, wie sie ihren untätigen Vorstand in einen tätigen verwandeln könnten. Graf Kalckreuth hat sicherlich viel Arbeit von seiner Präsidentenwürde gehabt; aber was haben die anderen Herren geleistet? Mit der Repräsentation im Auslande hat man es, wie eben gezeigt, vollständig versehen. Die Einigkeit, das Solidaritätsgefühl der Mitglieder läßt alles zu wünschen übrig; denn die Fälle Venedig und Paris lassen erkennen, daß jeder bestrebt ist, für sich Sondervorteile zu suchen. Die in Aussicht genommene Galerie des Künstlerbundes ist ganz und gar vergessen worden.

Jedenfalls hat der Bund im Augenblicke nicht die geringste Veranlassung, sich aufs hohe Pferd zu setzen. Er hat alles Recht, den Beteiligten klarzumachen, daß es illoyal war, sich mit ihm wegen der Ausstellungen im Auslande nicht ins Einvernehmen zu setzen, ihm nicht den nötigen Einfluß auf deren Gestaltung einzuräumen. Den Vorwurf, einen erheblichen Mangel an Initiative während seines Wirkens bewiesen zu haben, kann und darf er jedoch nicht von sich abschütteln. Er hat ihn zweifellos verdient. Proteste und Erklärungen sind bei der gegenwärtigen Sachlage absolut zwecklos. Zu wünschen wäre allerdings eine wohlmeinende Verständigung zwischen den Veranstaltern der Pariser Ausstellung und dem Künstlerbund. Nicht allein in dessen Interesse, sondern in dem der deutschen Kunst, die unter all' den törichten Zänkereien der letzten Jahre wegen ähnlicher Machtfragen genug gelitten hat. Der Künstlerbund kann unmöglich Maßregeln gegen einen ganzen Kreis seiner Mitglieder ergreifen. Er hat weder für die Rechte der norddeutschen, noch für solche der süddeutschen Künstler einen besonderen Standpunkt zu vertreten. Er soll zugunsten der fortschreitenden deutschen Kunst wirken; nicht für eine Partei oder Gruppe, nicht für einzelne Persönlichkeiten. Aber erstrebenswert wäre, daß er die Macht im deutschen Kunstleben wirklich würde, die zu sein er jetzt nur vorgibt. Zu diesem Zwecke scheint eine Ergänzung des Vorstandes durch tatkräftige Elemente unerläßlich. Man wird niemals Persönlichkeiten, wie den Grafen Kalckreuth, Klinger, Stuck, Uhde und Liebermann darin missen mögen; aber ihnen müssen sich unbedingt noch einige Kräfte gesellen, die in der Lage sind, im Interesse des Bundes wirklich Arbeit zu leisten; Leute mit Ideen und Fühlung nach außen. Dieses Hinterherlaufen des Künstlerbundes bei den Unternehmungen anderer ist ebenso lächerlich wie unwürdig und dürfte unter keinen Umständen fortgesetzt werden. So bedauerlich es wäre, wenn die unter Dills Leitung stehende Pariser

Go gle

Ausstellung nicht das leisten würde, was man von ihr erwartet — wer könnte den Künstlerbund hindern, nach einer gewissen Pause den Franzosen mit einer unter seiner Verantwortung stehenden Ausstellung zu zeigen, daß jene Veranstaltung ein dekoratives Prinzip, aber nicht die deutsche Kunst in ihrer wahren Gestalt vertreten habe? Das bleibt der einzige anständige Ausweg, wenn es dem Künstlerbund jetzt unmöglich gemacht werden sollte, für das Pariser Unternehmen in Tätigkeit zu treten.

Musik.

Kgl. Opernchor. Bußtags-Konzert. Man sollte heute eigentlich nachgerade auch im Konzertsaale die Hände von „Parsifal“ lassen. Einer Propaganda bedarf das Werk nicht mehr. Bayreuth *hat* sein Publikum. (Geht nur hin: so sieht das „deutsche Volk“ aus. Freilich hat es Wagner sich anders geträumt.) Aber es ist auch ein Irrtum in der Konzertaufführungsrechnung: wer nach den Kostproben einer solchen Darbietung nach dem Bühnenwerke verlangt, inbrünstig verlangt, dem bleibt der liebliche Hügel meist doch unerreichbar. Warten wir doch ruhig das Jahr 1913 ab! Da werden die „echten und wahren Kunstmäzene“, die Unternehmer und Agenten, sich schön ins Fäustchen lachen . . . und dann? *Da* wird der Parsifal zu dem werden, was er sein soll, zum *Weihefestspiel*. Bayreuth für die Reichen, für das Ausland und den Kurfürstendamm, — wofern nicht die Millionen des Stipendienfonds *nicht* Chimäre bleiben. Würdige, billigere Vorführungen aber alsdann auch anderwärts! An würdigen Stätten! *Da* wird dann das Volk zu dem Werke vordringen und seinen Standpunkt zu ihm gewinnen können. Was aber soll der Parsifal heute noch im Konzertsaale? Wie dachte denn sein Schöpfer über Konzertaufführungen von Bühnenwerken? Und warum zieht die Familie Wagner jetzt, wo sie zu dem seinerzeit blutigen Herzens gemachten Kompromiß nicht mehr gezwungen ist, nicht die Aufführungserlaubnis einfach ganz zurück? Oder — wenn sie sie schon bruchstückweise zugesteht, warum dann nicht so, daß der Hörer sich wenigstens ein *klares* Bild von dem Werke machen kann: Bruchstücke in szenischer Darstellung? Wäre das *mehr* Kompromiß? Das wäre kaum logisch gedacht. Alle Achtung vor der Aufführung der zwei Drittel des letzten Aufzuges im Opernhause (unter Edmund von Strauß' gewandtem Stabe)! Aber einen Begriff von dem Ganzen konnten sie schwerlich vermitteln. Damit alles plastisch, im Klange glatt summiert und doch mit der nötigen Abhebung der menschlichen Stimme vom Tönen des Orchesters herauskomme, bedarf es nun einmal des mystischen Abgrundes und der Bühne. Welcher nicht Eingeweihte konnte sich beispielsweise wohl von der wahren Wirkung des Karfreitagszaubers oder der Verwandlungsmusik unter solchen Umständen und bei der klangaufsaugenden Akustik des Opernhauses eine einigermaßen zutreffende Vorstellung machen? Als Bußtagsfeier war das hier Dargebotene gewiß würdig, als Kunstwerk eine Halbheit.

Anders der rein vokale Teil des Konzerts. Gegen ihn ließe sich ästhetisch (wenigstens zumeist) nichts einwenden. Es gibt ja mehr als diesen einen von Berufs wegen tätigen und besoldeten Chor, aber wohl kaum einen, der bei so angestrengter Tätigkeit, wie dieser *Opern*chor (!) sie fast täglich ausübt, eine so treffliche Einstudierung zuwege brächte, wie sie der sechzehnstimmigen Hymne von Richard Strauß hier zuteil wurde. Das absolut schöne, schwungvolle und interessante Werk soll vor vier Jahren in Basel noch schöner geklungen haben. Ich glaube aber, würde es der Opernchor in einer akustisch guten Kirche singen, es würde nicht weniger einschlagen. Man muß die Schwierigkeiten kennen, die dieser nichts weniger als landesübliche Chorsatz enthält, dann wird man dem Chore und Hugo Rüdel, seinem vortrefflichen Führer, für die rhythmische Straffheit, saubere Intonation, den Schwung, die Wärme des Vortrages und die technische Durcharbeitung des polyphonen Gewebes seine Anerkennung nicht versagen können. Ich glaube nicht, daß es der Domchor, die Regensburger oder die Sixtinischen Sänger besser herausbringen könnten.

Wie blaß nahm sich im Grunde Mozarts „Kyrie“ dagegen aus! Ich kann mir nicht helfen, und nenne man mich einen Ketzer, aber der Anfang macht mir Qual. Es ist ein ewiges Hin und Her polyphoner Art, aus dem sich endlich in die lichteren Sphären Mozartischen Wesens versetzt zu sehen, eine wahre Befreiung bedeutet. Hier erhöhte auch die nicht immer reine Intonation der Soprane das Mißbehagen, dessen sich gewiß viele nicht erwehren konnten. Ein typisches Beispiel, wie der innere Lebensnerv eines Kunstwerkes auf die Ausführenden suggestiv wirkt. Denn das „Jacob' Dein verlorener Sohn“ lebte darauf denn doch ganz anders in den Kehlen der Sängerschar auf . . . a . . . sn . . .

Google

Prognosen.

Die Freude an dem neuen Börsengesetz, das, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, endlich erschienen sein wird, geht den Effektenhändlern unter der Mißgunst der Verhältnisse verloren. Wer kann es wagen, bei 7½ pCt. Bankdiskont unter dem Zeichen einer internationalen Wirtschaftskrisis die Kurse in die Höhe zu setzen? Selbst die Großbanken verhalten sich mäuschenstill. Die sonst so Geschäftigen sind in den Märkten kaum zu sehen, und keine Hand regt sich bisher, vor dem Jahresende höhere Bilanzkurse zu schaffen. Vielleicht (wahrscheinlich sogar) werden die Kurstreibereien beginnen, wenn noch ein paar Wochen verstrichen, die schlimmsten Anforderungen der Ernte an den Geldmarkt vorüber sind. Die viel zu stark angewachsenen Effektenbestände will man, solange die Zeit nicht drängt, die Bilanzen ein wenig zu verschönern, nicht noch vermehren. Und solange jeder Tag eine neue Insolvenz, jeder auch neue Symptome des Fortschritts der Krisis bringt, werden die Banken niemand finden, der ihnen die Werte zu höheren Kursen abnimmt. Drum wartet man sehnsüchtig, bis der Sturm (wenn auch für kurze Zeit nur) sich gelegt hat. Dann werden die Banken rasch eingreifen. Das Angebot der Effektenbesitzer hat nachgelassen. Es fehlen die Käufer wie die Verkäufer. Und die Börsenleute benutzen die Geschäftsstille, um sich gegenseitig ein paar Prozent Kursdifferenz aus den ohnehin schon stark geleerten Taschen zu locken.

Niemand vermag mit Sicherheit zu sagen, ob das jetzige Kursniveau den Tiefstand erreicht hat. Nur für Spekulanten ist's wichtig zu wissen, ob die Kurse noch 10 oder 20 pCt. zurückgehen. Doch unter dem Gesichtspunkt höherer volkswirtschaftlicher Beurteilung kann man behaupten, daß an der Börse das Schlimmste überwunden scheint. Seit dem Oktober 1905 sehen wir ein beständiges Sinken der Börsenkurse; der allmähliche Rückgang bildete das erste Symptom der nahenden Krisis. Das wird von den Krisentheoretikern allerorten gepredigt; schon Max Wirth, dessen Werk über die Geschichte der Handelskrisen noch heute lesenswert ist (obgleich er die Dinge allzusehr mit dem Auge des Manchestermannes sah) führt den Kursrückgang als letztes, aber nicht unwichtigstes Krisensymptom an. Warum aber sollte man nicht umgekehrt auch eine Stagnation der Börsenkurse dementsprechend werten können? Freilich kann man dann niemals erkennen, wann der neue Aufschwung einsetzt; ebensowenig wie man beim Eintritt des Börsenrückganges wissen kann, wann der Konjunkturrückschlag erkennbar wird. Im Jahre 1900 betrug die Zeitspanne zwischen den ersten Börsensymptomen und dem tatsächlichen Ausbruch der Krisis ein Jahr; diesmal fast zwei Jahre. Niemals wohl ist eine so lang währende Börsendepression vorangegangen wie jetzt; auch hierfür liegen besondere Gründe vor. Ich zähle hierzu in erster Reihe die Verdunkelung des politischen Horizontes im Jahre 1906, die infolge der Marokkoaffäre eintrat. Ein schriftstellernder Bankdirektor hatte damals die Impression, nur die Politik des Reichskanzlers habe Deutschlands Industrie um die Früchte der Hochkonjunktur betrogen. Ich bin wahrlich kein Verehrer des Fürsten Bülow, halte seine Marokkopolitik für eine der verfehltesten politischen Aktionen des letzten Jahrzehnts und bin dennoch der Meinung, daß durch die Trübung, die unser Verhältnis zu Frankreich erfuhr, der Ausbruch einer Ueberspekulation in Deutschland vermieden wurde, wie wir sie zuletzt im Jahre 1899 erlebt haben. Frankreich hatte während dieser Zeit einen großen Teil seiner Guthaben aus Deutschland zurückgezogen; das verschärfte die Spannung am Geldmarkt und hielt Börse wie Industrie von Ausschweifungen zurück. Darf man sich heute hieran nicht erinnern, wo die ärgsten Befürchtungen aufzutreten beginnen? Freilich war es in erster Reihe die Großindustrie, waren es die Aktiengesellschaften, die (weil die Börse sich nicht bereit zeigte, neue Aktien aufzunehmen) in der Betriebserweiterung, d. h. in der Vermehrung der Produktion sich Beschränkungen auferlegten. Darum vermögen wir jetzt zu konstatieren, daß trotz der schon anderthalb Jahre währenden Verteuerung der Geldverhältnisse nicht eine einzige Aktiengesellschaft zum Konkurs, eine erst (die westfälischen Stahlwerke) durch die Geldkalamität zur Sanierung getrieben worden ist. Vermag eine Industrie eine Krisis besser zu überstehn? Gewiß, die amerikanische Panik ist erst vor wenigen Wochen zum eigentlichen Ausbruch gekommen! Aber diese kurze Zeitspanne hätte schon genügt, morsche Gebäude zu stürzen, wie sie einer ganzen Reihe kleinerer Handelsunternehmungen das Grab bereitet hat. Wenn eine Industrie monatelang mit einem Bankdiskont von 7 Prozent die Preise aufrechterhalten kann, Arbeiter nicht zu entlassen braucht, so hat sie den Beweis ihrer Widerstandsfähigkeit erbracht. Die großen Gesellschaften haben sich in den letzten Jahren von der Fessel des Bankkredites befreit, aber die Banken haben, um Geschäfte zu machen, nach neuen Beleihungen Umschau gehalten und haben die vermehrten Aktienkapitalien und Zuflüsse an Depositengeldern dazu benutzt, dem Warenhandel vermehrten Kredit zu geben. Deshalb befindet sich hier der eigentliche Krisenherd; das haben die letzten Wochen deutlich bewiesen. Die Firma J. C. F. Moeller in Altona, die sich für insolvent er-

Google

klären mußte, hat bei einem Barkapital, das (wenn die Bilanz richtig aufgestellt worden war) in den besten Zeiten 5 Millionen Mark betragen haben soll, bei unseren Großbanken Blanko-Kredite in Höhe von 6—7 Millionen Mark angehäuft. Wenn die Banken in dieser Weise vorgehen (die angesehensten Institute waren beteiligt), wenn die Depositengelder so unsichere Anlage finden können, so darf man sich nicht wundern, wenn der Lärm nach Staatsaufsicht bei Anlage der Depositengelder sich ständig mehrt. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde in diesen Tagen verkündet, die Reichsverwaltung hätte „bereits seit längerer Zeit eine umfassende Untersuchung unserer Geld- und Kreditverhältnisse unter Mitwirkung von Sachverständigen in Aussicht genommen". Auch wer diese offiziöse Mitteilung nur für einen Schachzug der Regierung hält, um das p. t. Publikum wegen der Nachgiebigkeit gegen die Jobber bei der Börsenreform zu beruhigen, wird der Maßnahme eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten können. Schade nur, daß die Absicht zu deutlich war (die Notiz erschien gerade einen Tag vor der Ankündigung des Börsengesetzes), so daß selbst die Börse sie nicht einmal für ernst genommen hat.

Trotz alledem darf nicht verkannt werden, daß die Krisis der mittleren Industrie und des Warenhandels als Folge des allgemeinen Rückschlages nicht so tief empfunden wird wie Katastrophen in der Großindustrie. Der Zusammenbruch der Leipziger Bank hat mehr Existenzen vernichtet, mehr Mißtrauen gesät, als die Fälle Haller, Eberbach, Möller, die schlimmstens zwei oder drei Insolvenzen nach sich ziehen. Und ein Land, in dem die Aktiengesellschaft als industrielle Unternehmungsform eine so große Rolle spielt, wird durch das wirtschaftliche Gedeihen der Großindustrie gekennzeichnet. Die Stabilität der Börsenkurse sollte darum nicht übersehen werden, und man sollte berücksichtigen, daß die Kurse der Aktiengesellschaften zwar geringere Dividenden für die nächsten Jahre zum Ausdruck bringen, aber doch wesentlich höher notieren, als die niedrigsten Kurse des Jahres 1901.

Die Wirtschaftskritiker sollten an der Bedeutung der Kursentwicklung nicht schweigend vorübergehen. Unter all den guten Werken über die Theorie und den Verlauf der Krisen finde ich nicht ein einziges, das in deskriptiver Weise sich eingehend auch mit dem Verlauf der zu gleicher Zeit ausgebrochenen Börsenkrisen beschäftigt. Man weist darauf hin, daß die Kurse an einem Tage oder während bestimmter Zeit um soundso viel Prozent zurückgegangen sind, aber man untersucht niemals im einzelnen den Verlauf der Börsenbewegung. Man stellt keine Vergleiche zwischen dem Grad der Kursrückgänge und dem der Krisis an und vermeidet die Untersuchung, ob und inwieweit die Börsenkurse die Höhe des wirtschaftlichen Rückschlags erkennen lassen. Wäre das Problem nicht wissenschaftlicher Erörterung wert? Wäre eine solche Feststellung nicht nützlicher, als das Zusammentragen statistischen Materials über Import und Export, über Zunahme des Sparkapitals im Vergleich zur Anzahl der Emissionen und ähnliche Dinge, die gar zu oft mit einem Federstrich als unrichtig zu beweisen sind? Die gegenwärtige Krisis wird wieder eine Flut von Schriften hervorbringen, die sich mit ihrem Verlauf, ihrer Ursache und ihrer Wirkung beschäftigen. Da sollte einer, der über dieses Thema schreibt, die Entwicklung der Börsenkurse vornehmlich ins Auge fassen. Ein Vergleich zwischen der Rentabilität der Aktiengesellschaften während der letzten Krisen und zwischen der Kursentwicklung zu derselben Zeit würde wertvolles Material liefern.

Bruno Buchwald.

Bristol-Briefe.

Der Erste.

Berlin, im November.
Hotel Bristol.

Liebste Leonie!

Jawohl aus „Bristol", nicht „Adlon" datiert Deine Violette diesen Brief — und darum denke mich nicht weniger mondain! O nein, je — desto! Denn weißt Du: ich liebe das Rheingold nicht als Oper noch als Restaurant, geschweige denn als Hotel. Nein, auch die Irrlichter in den Schlafzimmern — auf grün kommt ein Stubenmädchen, glaube ich, sieht man rot, ein „Ober" — machen's nicht. Wenn ich dafür im Restaurant bei 18 Mark-Sekt „keine" Gesellschaft finde, oder höchstens das Premierenpublikum des Metropol — Du weißt, ich bin nicht vergnügungssüchtig. Ich besuche weder die Grünfeld-Konzerte noch die $2^1/_2$-Sonntage im Zoo und hörte auch von Hupkas Gänseklein- und Ressource-Krebsessenabenden, von denen Miß Ali, unsere englische Morning Post, so oft durch ihren Bruder dieser englische Krankheit der Neuberliner Finanz erzählt, nie ohne Schaudern. Das alles ungefähr sah ich im holden Verein à la carte bei „Rederns", und das sieht man in Bristol, wenn's

schon sein muß, doch besser kachiert! Und darum ist's doch noch der einzige Ort in Berlin, wo wirklich eine vornehme, internationale Art herrscht, wo etwas Ritz, ein Stückchen Carlton, ein Ausschnitt vom Excelsior glänzt und man sich mit einiger Phantasie auch bei Sherry glauben könnte — kurzum, „die schönste Stadt der Welt" für einige Stunden auf das glücklichste vergessen wird. Darum, wenn ich müde und abgehetzt von den Weihnachtseinkäufen wieder im Hafen von Bristol lande und dort diniere, dann, liebste Leonie, dann denke ich, daß mich Parisiana umrauscht, der Korso lächelt, die Freiheitsstatue schimmert, und fast aus einem Nebelmeer grüßt mich London proud. Ich atme Weltbürgerluft! Die „Spießer" fehlen. Denn noch hat Uhls unnachahmliches Geschick der Menschenkenntnis es verstanden, die beste Gesellschaft in den kosigen, dunkel holzgetäfelten Raum zu bannen. Noch drängen sich die oberen Vierzig — mehr hat die Bärenstadt wohl nicht für einen Abend zu versenden — in das Bristol-Restaurant, und für zwei Stunden war Deine dumme Violette recht glücklich! Denn Du mußt wissen, heute nachmittag war ich es nicht, und das wirst Du begreifen, die Du weißt, was ich für schöne Kleider besitze, welch kostbarer Schmuck, welch schmeichelnde Pelze mein sind. Ja, aber wo sie als Fremde tragen, wo mit ihnen glänzen? Geh' nur einmal ins Opernhaus, selbst zu Carusopreisen, oder besuche ein Philharmonisches!! Spanische Shawls, Blusen, die bei Spindler freundlich aufgenommen, Handschuhe, die nach Benzin duften, Abendmäntel, na -- — —. Allerdings wenige Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Und nun denke nur an unsere afternoon teas im Carlton „einst im Mai". Sechs Wochen lang saßen wir in der vorigen season jeden Tag wie festgebannt in der einzigen, Margueritengeschmückten Hall. Ich glaube, wir zählten gewissenhaft an 6000 lila Samtkleider, die große Mode von vorgestern, die in unzähligen Nuancen vom tiefsten Veilchenblau bis zur mattesten Syringenfarbe an uns vorüberzogen. Denkst Du daran? Dann wirst Du verstehen, was London ist und was Berlin nicht sein kann.

Da schreiben sie sich die Finger wund, was sie zur Hebung des Fremdenverkehrs tun sollen, und vergessen, daß sie nach Demolierung der Bellevuestraße und Schaffung der Ersatzbauten am Kaiserdamm (als wenn man in Paris die Rue Gabriel durch einen Apachenstadtteil ersetzen würde) Berlin noch das letzte geraubt, was eigentlich wirklich schwer zu ruinieren war. Aber auch dieses ist prompt geschehen: den Tiergarten! Wer von den Fremden will noch eine Fahrt durch seine grünen Alleen wagen, wo rasende Automobile das letzte Schöne, was Berlin besaß, getötet haben. Erst unlängst sagte mir eine hohe russische Familie, die seit zwei Jahren statt im „Rom"- im Zentralhotel ihr Domizil hat: „Nur beim Bahnhof wohnen, um wieder schneller von Berlin wegzukommen. Man kann ja nicht einmal mehr hier spazieren fahren, aus Furcht, massakriert zu werden." — Unser Kaiser ist jetzt in London. Hoffentlich entgehen seinen scharfen Augen nicht die Tafeln an den Hyde Park-Eingängen, die besagen, daß derselbe nur offen für elektrische Automobile bei 10 km Schnelligkeit sei. Vielleicht fährt er auch einmal durch Park Lane und sieht, wie Benzindroschken langsam fahren, fahren müssen, weil einfach der englische Volkswille jeden Bedag- oder Blitzführer töten würde, der ähnlich durch Mayfair rasen würde, wie es hier im Tiergarten üblich ist. Hier in Berlin ist man als eleganter Fremder allein auf „das" Hotel angewiesen, und weist einem dieses nicht die Gesellschaft, dann ade!

Doch ich schweife ab. — Also ich will es Dir sagen, ich war unglücklich, denn alle meine Schätze mußte ich in Berlin im Koffer lassen und mein „Berliner Dreß" tragen, d. h. Rock und Bluse. Toilette paßt doch nicht! Trage ich Perlen von Boucheron, Kleider von Paquin und Hüte von Virot, wo finde ich die mir zusagende Konkurrenz? Als ich das letztemal in einer Premiere war, habe ich mich tödlich gelangweilt. Nur mit kleinen entretenierten Schauspielerinnen, deren mehr oder minder bezahlte Reize und Kleider eine bestimmte Sorte von Blättchen auf Gegenseitigkeit loben, zu konkurrieren, ist nicht nach meinem Geschmack. Der New York Herald, Paris Edition, könnte

Google

in Berlin noch immer nichts berichten. Ach, glaube mir, Liebe, die Du in Brighton, Metropole lächelnd nach der Churchparade meine Zeilen liest, ich war nach all diesen Eindrücken, ein trauriges „Mädchen aus der Fremde", zum Diner gegangen. Ich trug mein letztes von Maurin Blossier (der Pariser Lieferantin unserer entzückenden Kronprinzessin), hellblauen Panne mit Silberperlen gestickt, dazu eine Stola gestreift, von gleichfarbenem Tüll mit Chinchilla, ein Brillantsautoir mit dem großen Amethystpendeloques, ich kaufte es bei Cartier, der schönen Frau George Wätgens nach. Dann ging ich mit Clarissa, die von der „Georgette" angezogen, mit ihren roten Zöpfen wie ein Creuzeköpfchen aussah (hellgrüner Crêpe de chine mit weißem Marie Antoinette-Fichu), mißmutig hinab und — amüsierte mich göttlich.

Wer war da? Ich will Dir alles erzählen, und Du wirst mich wieder als eine wandelnde Neuausgabe unseres Vademecums „Who is Who" nehmen. Also höre; gleich das Beste zuerst! Jenes holde Doppelwesen, welches in ihrer königlichen Gestalt die schönste Frau am preußischen und britischen Königshofe zugleich verkörpert: die Fürstin Pleß. Weiße schimmernde Perlen auf schneeigem Halse, schwarzer Crêpe de chine, der die schlanke Gestalt gleißend umschmeichelt, auf dem blonden Haupte ein wallender Gainsborough, am Busen eine hellila Orchidee und in den Nixenaugen ein smaragdner Schimmer — auf den roten Lippen ein Lächeln, wie nur irgend eine sagenhafte Königin ihres Heimatlandes, Berengaria oder Schwanenhals, einst auf einem nebelumlagerten Wales-Schloß geheimnisvoll gelächelt, wenn sie auf weißem Zelter Heerschau gehalten über ihre Vasallen . . .

Am Nebentisch: Schon fast graues Haar über der weißen Stirn, aber noch immer brennen die herrlichen Augen, zucken die feinen Nüstern, bebt der schmale feine Mund. Und noch immer rechtfertigt Frau von Schrader den Ruf, einst Berlins gefeiertste Schönheit gewesen zu sein, die heute mit mütterlicher Huld ihre Schwiegertochter führt. Nicht weit davon, Dresdens bestangezogene Dame, Frau Geheimrat v. Hartmann. Dann ein Tisch mit d[r] Portugiesinnen, von ihrer korpulenten Mem gehütet, der Gattin des größten Lissabo[n]er Handelsherrn. Wie drei lebend gewordene Meißener Figuren schauen diese kleinen Dam[en] aus, die Worths Meisterhand nach Watteauzeichnungen gekleidet hat. — Im schwarzen Trauerkleid, den dunklen Rembrandthut [auf] dem Haar, sehr einfach, sehr bescheiden, aber jeder Zoll doch ein Königskind, des Kaiser Leopold älteste Enkelin, Prinzessin Günther von Holstein. Dann zwei Damen der russischen Aristokratie. Eine in lichtgrauem Atlas mit gleichfarbigem Krimmer verbrämt, die andere in tiefroter Samttoilette, mit fast unbezahlbarem schwarzen Zobel besetzt, in Begleitung eines weltbekannten und beliebten Petersburger Causeurs. Dann erscheint im Saal ein zierliches Rassefigürchen von eigenstem Reiz. Okzident und Orient sind nicht mehr zu trennen. Die junge Prinzessin Hatzfeld, geb. Komtesse Aoki, gleich Pierpont Morgans Schwiegertochter, auf das holdseligste die „gelbe Gefahr" verkörpernd. Ach! ich könnte Dir noch viel mehr erzählen, aber Clarissa wollte noch in die Oper zum „Fliegenden Holländer". Ach es war — — — schweigen wir — —. Hoffentlich hat Herr v. Hülsen jetzt auch einmal Covent Garden besucht. — Aber die Dinerstunde hat mir Mut und Lust gemacht in Berlin zu bleiben, meine Kleider auszupacken resp. sie anzuziehen und sogar auf Empfehlung von Miß Ali, die mich am nächsten Morgen, voll von interessantesten Neuigkeiten besuchte, neue Sachen für mich, nicht nur für unsere Wirtschafterin und Cousinen aus der Provinz, einzukaufen.

Miß Ali empfahl mir Spitzer. Dort hängt noch Jenny, die selige Groß, als Maria Theresia. Ich finde es zu long ago, old fashioned — man lebt und vergißt zu schnell in Berlin. Aber Kleider sah ich doch: wirklich, ein Stückchen Paris! Und dabei sehr distinguiert, denn Spitzers Vorzug ist, daß er nicht für Demimonde arbeitet. Ich sah wundervolle Kleider dort für Exzellenz Krupp und die junge Bohlen-Halbach, die übrigens rührend bescheiden auftritt. Wenn die Meyer hieße!! Auch die sehr elegante Frau

Google

von Schön war durch Spitzer so tip top im Winterpalais gekleidet, daß selbst Marie Paulowna, die tonangebende, schöne Großfürstin Wladimir, „zufrieden".

Dann ging ich auf Miß Alis Empfehlung weiter zum neuesten Berliner Hutladen mit dem schönen Namen „Glück". Du wirst das Geschäft aus Karlsbad oder Wien kennen, Mrs. Frederic Vanderbilt und die schöne Mme. Letellier sahst Du dort noch schöner und vornehmer geschmückt, wenn sie diesen Salon verließen. Ach, was für schöne Hüte sah ich hier, aber ich bin bescheiden und begnüge mich mit einem kleinen — ich bin ja hier nicht in einem Weltbad . . .

Dann ging ich mit Clarissa, die am 20. Geburtstag hat, zu Friedländer. Da reizte mich „nur" ein Ring, der Tiffany würdig war. 28 Karat und 40 000 Mark. Ich bewunderte einen großen Solitär, der bestimmt war, den Schmuck von Berlins elegantester, ich möchte sagen „einzigster" Finanziere zu vergrößern, und kaufte ein Smaragd und Brillanten fazettierten Rien Bracelet für Clarissa. Auf einen Brillantanhänger, in Form einer Riesenschlange verzichtete ich, denn Du weißt, wie Rußlands schickste Frau, die obenerwähnte Großfürstin Wladimir, trage auch ich nur braune oder zitronengelbe Brillanten. Grund: sie machen den weißesten Teint. Auf der Suche nach diesen Raritäten — es gibt Aesthetiker, die sie gräulich finden — zog ich zu Marcus und fand einen Riesenperiodot, den augenblicklich modernsten Stein in England. Ich wette, selbst Rider in Bondstreet, der doch anerkannt smarteste Juwelier in London, hätte keinen besseren zu versenden. Clarissa fand einen Saphirring — wie sie überschwänglich Dir sagen läßt, gibt es im Braganzaschmuck keinen schöneren!

Dann ging ich, weil es totschick ist, verlassene Schlachtfelder zu besuchen, mit Miß Ali zur Weidendammer Brücke. Was Miß Ali dabei von Terrainschwindelgeschäften, verkrachten Banken und Bankiers erzählte — — mir schwindelte förmlich! Wir betrachteten des famosen Eberbach „bescheidenes Projektchen". Ein Angestellter der Komischen Oper, der wie Marius auf den Trümmern Karthagos thronte und alles treulich zeigte, meinte, „in Amerika haben sie schuld daran, weil's da kracht, gibt's hier kein Geld. Aber wenn es drüben wieder ruhig ist, dann baut man hier wieder, und das ist bald!" Ich fand den Mann wirklich komisch. Weil drüben die wirklichen Herren ihre Macht zeigen, weil Milliardäre, die erst eines Landes Größe und Eigenart schufen, dem sie verkleinernden Reichsrepräsentanten ihre Macht zeigen wollen, deshalb kracht's hier. Condottierilaunen, die anscheinend zwei Welten beherrschen! Und weil's drüben donnert, zittert nun wirklich hier alles, und ich glaube, diese Ausrede hält für Goldshares, Kanadaaktien, Terraingesellschaften und ähnliche edle, dem Publikum angedrehte wertlose Anlagen wohl noch recht lange! Denn ich glaube nicht, daß so bald hier gebaut wird, wie der gute Mann von der Komischen Oper meint, ich glaube, auch ohne Amerika ist viel faul im Staate Dänemark. Ich glaube überhaupt nicht an Herrn Eberbach, der Mann war schon längst mir verdächtig, gleich als er seinen Frackukas erließ. Das paßt für Paris, London, New York, aber nicht für Berlin. Als ich damals diesen Erlaß gelesen, erinnerte ich mich an einen anderen, wohl auch etwas größenwahnsinnigen Finanzier, der auch Dinervorschriften erließ, Rezepte diktierte, der mit seiner Köchin stundenlang die Plätze ausmaß für seine Gäste und schließlich gemütvoll Depots veruntreute. Er führte recht aktuell den Beinamen „der Süße", er tat wohl auch niemandem etwas zuleide, denjenigen ausgenommen, die ihm Geld anvertrauten. — — Es war keine kleine Ironie des Schicksals, daß im Hause dieses peniblen Herrn ein Herr „Schieferdecker", der Konkursverwalter, das letzte Wort sprechen mußte, nachdem der maître d'hôtel, um dem Zuchthaus zu entgehen, sich entleibt hatte. Ja, Herrn Eberbachs Kulturträumereien, Verbesserung der Gesellschaftsregeln, mußten, wenn sie nicht gleich als verräterische Pose angesehen werden sollen, auf goldenen, nicht auf tönernen Füßen stehen. Herr Eberbach, der viel gesehen, hat wohl auch viel geträumt. Er sah sich selbst wohl zu Gaste an des Lebens Tafel, und da glaubte er „den

Google

Gentleman“ zu schaffen und lud den für solches Dasein lebensfrohen und schönheitsberechtigten Cornelius Vanderbilt — und siehe da, es kam nur, totenwangig, mit zerschmettertem Schädel, Felix Sommerfeld. Er hatte den Reichtum geladen — und der Schwindel war erschienen!! Und diese seine Illusionen müssen die leidtragenden Aktionäre bezahlen. — Hoffentlich haben andere Gründer, die mit fremden Depositen Terraingesellschaften ins Leben rufen, nicht „verwandte“ Träume. Doch in Berlin ist ja alles möglich, wenn auch nicht für alle Gentlemantaten der amerikanische Krach als Entschuldigung gelten sollte. Jedoch an Entschuldigungen fehlt es nie — ich entsinne mich, wie man seinerzeit in nahestehenden Kreisen „Bahring“ für „Sommerfeld“ verantwortlich machen wollte — Brombeeren sind ja immer billig zu haben, und neugierig bin ich ja nur, mit welcher Ausrede man dem jetzt schwebenden Meineidsverfahren, das eine Sensation ersten Ranges zu werden verspricht, begegnen will. Miß Ali weiß vorläufig nur, daß die Untersuchung sich gegen eine verwitwete Millionärin richtet und das Beweismaterial aus Briefen von eigener Hand der Dame und solchen des Gläubigers ihres verstorbenen Sohnes besteht. Da die Originale von der „objektivsten Behörde der Welt“ eingefordert sind und sich zurzeit in Händen der königlichen Staatsanwaltschaft befinden, behauptet Miß Ali, nur die photographierten „Briefe einer Millionärin an ihren Sohn“ gelesen zu haben. Und Miß, die freilich sehr bescheiden, meint, sie „genügen“! Doch dürften sie im Verein mit den erhebenden Briefen eines, zu seinen Klienten versammelten W — — einhändlers zu der schönen Hoffnung berechtigen, auch höhere Ansprüche zu befriedigen, um dem edlen Wild eines soliden, deutschen Familienlebens gerecht zu werden und sicher erfolgreich mit dem Marlittschen „Hause des Kommerzienrats“ an Noblesse und Gesinnung zu konkurrieren. Miß war übrigens in Tränen aufgelöst, als sie unter dieser Blütenlese aus den „Papieren eines Verstorbenen“ (ist doch von P—ückler, nicht wahr?) auch jenen Hungerbrief eines Millionärsohnes kurz vor seinem Tode, fast vom Operationstisch, ich glaube, aus Heidelberg datiert, gelesen; der Arme ging dort einsam und verlassen in das Friedental des ewigen Lebens ein. Für welche Lektüre aber weder die edle Mama, noch der gütige Papa, ein stadtbekanntes „Gemüt“, absolut keine Leselust gezeigt. Genaueres teile ich Dir mit, sobald Ali, dank ihrem Stunden gebenden Bruder, das ganze Material hat. Es schadet Dir nicht, wenn ich Deine Neugierde à la Sandrock auf die „Wolter spanne“.

Alles Nähere teile ich Dir mit, sobald ich Miß Ali gesprochen. Ich erwarte mit Sehnsucht Deinen Brief aus Brighton. Wie ich Dich kenne, berichtest Du mir auch bald aus Eastborne vom Devonshirer Schloß, von Highcliff Castle, wo Lenbachs holde Lady Curzon litt. Wir sahen sie vor zwei Jahren in Brighton, als sie halb sterbend im Extrazug ihren Mann und ihre Kinder besuchte und wo jetzt in dem Wortleyschen Riesenpark unser Kaiser den schönen Herbst genießt. Für heute adieu.

Auf Wiedersehen oder besser Wiederschreiben. Deine Violette.

An Frau Leonie King,
Metropole Hotel, Brighton.

Notiz.

Bei Keller & Reiner ist momentan eine Ausstellung des ungarischen Malers Gjula Tornai nach japanischen und indischen Motiven, auf die wir in nächster Nummer zu sprechen kommen werden. D. R.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feldl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

☛ Der heutigen Nummer liegen zwei Sonderprospekte bei, und zwar:

1. des Verlages **Georg Müller** in **München-Josephplatz 7**, betreffend: „Hervorragende Neuerscheinungen“;

2. des Verlages **R. Piper** in **München, Hohenzollernstr. 23**, betreffend: „Die Odyssee der Seele“, auf welche wir besonders aufmerksam machen.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 26 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 6. Dezember 1907

Contes drôlatiques.

„. . . In der Schule der politischen Projectmacher habe ich mich nur schlecht unterhalten, denn die Herren schienen mir verrückt zu sein, und eine solche Scene machte mich immer sehr melancholisch. Diese unglücklichen Leute brachten Entwürfe in Vorschlag, die Monarchen dahin zu überreden, daß sie ihre Günstlinge nur nach Weisheit, Fähigkeit und Tugend wählen; daß Minister belehrt würden, nur das Wohl des Staates in Betracht zu nehmen, Verdienst, Fähigkeit und Dienste zu belohnen; sie suchten die Fürsten über ihr wahres Interesse aufzuklären, so daß sie letzteres auf derselben Grundlage, wie das Volk, erbauten, und daß sie für Aemter nur die passenden Personen wählen. Es fanden sich darunter noch mehre wilde und unausführbare Hirngespinnste, die kein Mensch bisher begreifen konnte, und die mich von der Wahrheit jener alten Bemerkung überzeugten, es gäbe keine so ausschweifende und unvernünftige Meinung, welche von einzelnen Menschen nicht als Wahrheit aufgestellt sei.

Unter Andern machte ich die Bekanntschaft eines Arztes, welcher mit der Natur und dem System des Regierens vollkommen bekannt zu sein schien. Diese ausgezeichnete Person richtete seine Studien auf einen sehr nützlichen Zweck, auf die Erfindung von Mitteln, welche allen Krankheiten und Verderbnissen der Staatsverwaltung abhelfen werden. Alle Schriftsteller und Philosophen gestehen einstimmig zu, es finde sich eine Aehnlichkeit zwischen dem natürlichen und politischen Körper, und so ist es klar, daß die Gesundheit beider erhalten, die Krankheit beider curirt werden muß durch dieselben Recepte. Es ist bekannt, daß große Versammlungen häufig durch überflüssige, aufbrausende und andere schädliche Säfte belästigt werden, daß man Krankheiten des Kopfes und noch häufiger des Herzens, bei ihnen beobachtet; daß starke Convulsionen der Nerven und Sehnen in beiden Händen, besonders aber in der rechten Faust, bei ihnen stattfinden; daß sie an Spleen, an Blähungen, Schwindel und Delirien leiden; daß sie scrophulöse Geschwülste mit fauler Materie enthalten; daß sie an saurem und stinkendem Aufstoßen, an Unverdaulichkeit und an anderen Uebeln krank sind, deren Erwähnung hier nutzlos sein würde. Der Doctor machte deshalb den Vorschlag, sobald man im Senat zusammenkomme, sollten Aerzte bei den drei ersten Versammlungen gegenwärtig sein, und nach dem Schlusse einer jeden Sitzung den Puls der Senatoren untersuchen; nachdem sie hierauf die Natur der Krankheit und die Gegenmittel reiflich berathen, sollten sie am vierten Tage, vom Apotheker begleitet, welcher die passende Medicin mitbringen würde, in den Versammlungssaal zurückkehren. Bevor alsdann die Sitzung beginne, sollten Parlamentsmitgliedern Abführungsmittel, Brechmittel, Corrosiva, Astringentia, Palliativa, Acustica usw. gereicht werden, wie dies die besonderen Fälle erforderten; nach der Wirkung dieser Medicin sollten alsdann diese Mittel bei jeder Sitzung vermehrt, verändert oder aufgegeben werden.

Go gle

„Dies Project würde nicht viel Geld kosten und müßte nach meiner demüthigen Meinung die schnellere Abfertigung in denjenigen Ländern befördern, wo die Parlamente Anteil an der gesetzgebenden Gewalt besitzen. Die Einstimmigkeit würde dadurch befördert, die Debatte abgekürzt. Mancher jetzt geschlossene Mund erhielte dadurch Flüssigkeit der Rede, ein anderer, der zu sehr sich öffnet, würde dadurch geschlossen werden; der Muthwille der jungen Parlamentsmitglieder würde dadurch wegpurgirt, und das Phlegma der älteren vermindert werden; der Dumme würde dadurch aufgeweckt und der Impertinente in seiner Hitze gemäßigt.

„Der Doctor gab ferner den Rath: jeder Deputirte einer Nationalversammlung solle, nachdem er seine Meinung ausgesprochen und vertheidigt, seine Stimme für die entgegengesetzte Behauptung übergeben. Geschehe dies, so würde das Resultat unfehlbar zum Vortheil des Publikums ausfallen.

„Wenn Parteiwuth in einem Staate zu heftig wird, so sei ein wunderbares Mittel in Anwendung zu bringen, damit der Friede wieder hergestellt werde. Die Methode ist folgende: man nimmt ungefähr hundert Parteiführer und stellt sie paarweise, nach Aehnlichkeit ihrer Schädel, auf. Alsdann sägt ein geschickter Operateur den Schädel eines jeden zu derselben Zeit und in solcher Weise ab, daß er das Gehirn auf gleiche Weise theilt. Alsdann werden die abgesägten Theile des Hirnschädels vertauscht, indem der Conservative den eines Liberalen erhält und umgekehrt. Allerdings scheint dies Verfahren eine große Geschicklichkeit zu erfordern. Der Professor gab uns jedoch die Versicherung, der Erfolg werde unfehlbar sein, wenn die Operation nur auf geschickte Weise ausgeführt würde. Seine Schlußfolge war folgende: da die beiden Gehirne alsdann in einem Schädel die Sache unter sich ausmachen, werden sie sich sehr bald gegenseitig verständigen und dadurch jene Mäßigung und regelrechte Denkmethode bewirken, welche in den Köpfen derjenigen so sehr zu wünschen ist, welche einzig zu dem Zwecke in die Welt gekommen zu sein glauben, damit sie die Bewegung derselben überwachen und leiten. Was nun den Unterschied der Gehirne in Quantität und Qualität betreffe, so versicherte uns der Doctor, dies sei kein sehr wichtiger Umstand.

„Ich hörte eine heftige Debatte zweier gelehrten Häuser über die bequemste und wirksamste Weise Steuern zu erheben, ohne den Unterthanen lästig zu werden. Der erste behauptete: die gerechteste Methode werde darin bestehen, wenn man Laster und Thorheit besteuere; die Summe für Jeden müsse alsdann aufrichtig durch eine Jury bestimmt werden, welche aus seinen Nachbarn zusammengesetzt würde. Der zweite war durchaus der entgegengesetzten Meinung: man müsse diejenigen Eigenschaften des Körpers und der Seele besteuern, worauf die Menschen hauptsächlich eitel wären; man müsse geringere oder höhere Abgaben nach dem Verhältniß der Eitelkeit bestimmen; einem Jeden müsse die Entscheidung in diesem Punkte überlassen bleiben. Die höchste Abgabe müsse von Männern bezahlt werden, welche große Günstlinge des andern Geschlechts seien, und zwar nach Verhältniß der Zahl und der Natur aller Gunstbezeugungen, die sie erhalten hätten. Hierbei solle ihnen erlaubt sein, Zeugniß für sich selbst abzulegen. Witz, Tapferkeit und Höflichkeit solle ebenfalls hoch besteuert werden, wo dann die Abgaben in derselben Art eingezogen werden müßten; indem nämlich jeder Mann die Quantität, die er besitze, auf sein Ehrenwort angebe. Ehre, Gerechtigkeit, Weisheit und Gelehrsamkeit sollen jedoch nicht besteuert werden, weil es Eigenschaften sind, die Keiner seinem Nebenmenschen zugestehen, oder bei sich selbst bedeutend schätzen wird.

„Die Weiber müßten ferner im Verhältniß ihrer Schönheit und ihrer Geschicklichkeit, sich zu putzen, besteuert werden, und dabei dasselbe Privilegium, wie die

Männer, besitzen, d. h. sie müssen den Grad derselben selbst bestimmen; Beständigkeit, Keuschheit, Verstand und Gutmüthigkeit sollten jedoch in die Steuerliste nicht aufgenommen werden, weil sie die Kosten des Steuererhebens nicht einbringen würden.

„Damit die Parlamentsglieder stets im Interesse der Krone ihre Stimmen abgeben, wurde der Vorschlag gemacht, sie sollten um Staatsämter würfeln. Jeder müsse zuvor schwören und Bürgschaft leisten, um nach dem Willen des Hofes zu votiren, er möge gewinnen oder verlieren; dafür erhalten diejenigen, welche verlieren, auch die Freiheit, bei der nächsten Vacanz wieder zu würfeln. So würde Hoffnung und Erwartung fortwährend erhalten; Keiner würde sich über gebrochene Versprechen beklagen, sondern jede Vereitelung seiner Hoffnungen ausschließlich der Fortuna zur Last legen, deren Schultern breiter und stärker wie die eines Ministers seien."

Diese Citate waren mit fast unleserlicher Handelsschrift auf kleine Zettel geschrieben und wurden am letzten Samstag nach der Sitzung im Plenarsaal des Reichstages von einem der Waschweiber unter dem Sitze eines Wilden gefunden. Nicht weit von dem Sessel des Abgeordneten Bebel wurden zwei weitere Zettel entdeckt. Der Eine lautet:

„In Processen der Personen, welche wegen eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt wurden, ist die Verfahrungsart bei Weitem kürzer und empfehlenswerter, als in Privatklagesachen. Der Richter sucht zuerst die Stimmung der Machthaber zu erforschen und kann alsdann einen Verbrecher sehr leicht retten oder hängen lassen, indem er alle Rechtsformen mit der gehörigen Genauigkeit beobachtet."

Der Zweite: „Da ich aber zufällig einen Staatsminister erwähnte, befahl man mir, zu sagen, was ich unter dieser Benennung verstehe. Ich sagte, ein Premierminister, den ich zu beschreiben beabsichtige, sei ein Geschöpf ohne Freude und Kummer, ohne Liebe und Haß, ohne Mitleid und Zorn; er gebrauche seine Rede zu allen Dingen, nur nicht um seine wirklichen Gedanken zu verkünden; er sage nie eine Wahrheit, als in der Absicht, daß man sie für eine Lüge halte, noch eine Lüge je, als damit man sie für wahr ihm glaube; diejenigen, denen er in ihrer Abwesenheit die schlimmsten Dinge nachsage, könnten überzeugt sein, daß er sie befördern werde; Andere, denen er in ihrer Gegenwart oder Abwesenheit Lobsprüche ertheile, könnten sich als verlorene Leute betrachten. Das schlimmste Zeichen für irgend eine Hoffnung sei jedoch ein Versprechen, besonders wenn es mit einem Eide bestätigt werde. Hierauf pflege sich Jedermann zurückzuziehen und alle Hoffnung aufzugeben." Mit Blaustift standen hier von unbekannter Hand die Worte: Armer Max, ärmerer Posa, ärmster Freisinn!

Auf der Bundesrathsestrade endlich fand sich ein Zettelchen mit den mit männlich steter Hand geschriebenen Worten:

Man schlenkert sie halt einfach an die Wand!
Sich da besaffen thut nicht gut;
Sie schaden dem nur, der sie fürchten thut.

Der genaue Fundort war leider nicht mehr zu ermitteln. Doch im Papier oben rechts ein Fürstenhut in Golddruck.

Da die Citate nur aus einer socialistischen oder anarchistischen Schrift stammen können, wird nach dem Autor eifrig gefahndet, und die Königliche Staatsanwaltschaft soll bereits ein Verfahren gegen Unbekannt wegen Verächtlichmachung von Verfassungseinrichtungen eingeleitet haben, das bisher leider ergebnislos verlief.*)

Karl Schnitzler.

*) Ist ein kleiner Wink gestattet? Der Stil erinnert an Jonathan Swift, und die Ketzereien stehen, irre ich nicht, in den von Doktor Kottenkamp übersetzten Reisen Gullivers nach Lilliput. Und der letzte? Valentin, der ungehobelte Laffe, sagts in Mystificinskys Faust.

Go gle

Die Bedeutung der syndikalistischen Lehren.

Von Werner Sombart.

Kein Zweifel: die Syndikalisten wirken außerordentlich anregend. Sie bringen die träge Masse der sozialistischen Gedankenwelt wieder etwas in Fluß und verhindern die völlige Erstarrung. Darin dem „Revisionismus“ vergleichbar, wenn nicht überlegen. Denn an vielen Stellen dringt ihre Kritik tiefer als die der Revisionisten oder richtiger: der reformistischen Revisionisten; denn als Revisionisten bezeichnen sich auch die Syndikalisten gern, nur im Gegensatz zu den friedfertigen als revolutionäre Revisionisten. Als solche müssen wir sie daher auch in erster Linie werten; als solche haben sie ihre große historische Bedeutung. Denn es ist immer gut, daß Ketzer aufstehen, wo eine Hochkirche herrscht. Und Optimisten mögen sich sogar der Hoffnung hingeben, daß die Syndikalisten, wenn sie (als Richtung!) erst in ein reifes Mannesalter eintreten, am Ende uns noch eine lebensfähige und den modernen Anschauungen angemessene soziale Theorie bescheren. Einstweilen freilich ist das, was sie uns mitzuteilen haben, noch Stückwerk, und teilweise sogar ist der Bau mit brüchigem Gestein aufgeführt, das unweigerlich entfernt werden müßte, soll beim Weiterbauen nicht die Sicherheit des ganzen Baus in Frage gestellt werden.

Wo steckt nun das Lebensfähige, Starke; wo das Brüchige, Tragunfähige, Schwache?

Ich will mit den Aposteln des neuen Glaubens nicht über den Inhalt dieses Glaubens selbst, über ihr Hoffnungen, kurz über ihre Ideale streiten.

Nur eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: wenn die Syndikalisten bei jeder Gelegenheit betonen, daß die soziale Revolution nur dann einen Sinn hat, wenn die zukünftige Gesellschaft von Grund auf sich neugestaltet, wenn sie aus völlig neuem Geiste geboren wird; wenn sie eine förmliche Scheu haben, sich durch die Verwertung irgendeiner kapitalistischen Einrichtung zu kompromittieren: warum entnehmen sie dann ihre Ideale ausschließlich der kapitalistischen Gedanken- und Empfindungswelt? Oder sind sie sich darüber nicht klar, daß das unselige Ideal des „Fortschritts“, mit dem die Menschheit nun seit Jahrhunderten genarrt und in der Wüste herumgeführt wird, allein aus der kapitalistischen Dynamik erwachsen ist? Daß ebenso die Wertung des ewig Werdenden in der sozialen Welt, des ewig Unfertigen, der ewigen Unruhe und Unrast kapitalistischem Geiste entsprungen ist? Wie erklärt es sich, daß so feine Menschen, die mit allem Degout erfüllt sind vor den Brutalitäten der modernen Kultur, dieses ekelhafte Baumwollspinnerideal der möglichst hoch gesteigerten Produktivität zu dem ihrigen erklären? „Wir haben“, meint Sorel einmal, „von Marx die These überkommen: daß der Fortschritt der Produktion niemals zu rasch sein kann, und wir betrachten diesen Satz als den kostbarsten Bestandteil in der Erbschaft des Meisters.“ Sonderbar, höchst sonderbar! Konnte man Marx vor zwei Menschenaltern noch eine solche Geschmacklosigkeit verzeihen (deren ich mich selbst noch vor zehn Jahren schuldig gemacht habe): heute sollte doch jedermann, der etwas auf seine Reputation gibt, nicht mehr solche Parvenuideale mit sich herumschleppen. Zumal nicht, wenn man einen neuen Weltanfang inaugurieren will. Da ja doch dieser Gedanke: es kann nie genug produziert werden, das legitimste Kind des kapitalistischen Snobismus ist.

Eine Zeitlang schien es fast, als sei der Syndikalismus wirklich im Begriffe, ein neues wertvolles Ideal: das des Produzenten, zum Leitstern seiner sozialen Pläne zu machen.

Denn in der Tat ließe sich die Idee: eine Gesellschaft aufzubauen nur aus produktiven Menschen, sie zu gliedern nach Maß und Art der Produktivität ihrer Mitglieder, die Entgelte zu differenzieren nach der produktiven Leistungsfähigkeit des Einzelnen — recht wohl zu dem Tragbalken eines modernen sozialen Systems machen, an dem man seine Freude haben könnte (von der Realisierbarkeit braucht hier nicht gesprochen zu werden). Da wurde aber gleich im Anfang alles Neue, alles Reizvolle, alles Zündende aus dieser Idee herausgenommen: denn man legte den Begriff des Produzenten von vornherein in dem alten traditionellen marxischen Sinne fest, wonach bekanntlich nur der Handarbeiter „produktiv" ist. Mit dieser banausischen Lastträgeridee kann man natürlich nicht neues Licht in die Welt tragen. Dort also müßte der Syndikalismus einsetzen, wollte er uns die Erlösung von dem Uebel bringen: neue soziale Ideale müßte er uns als Fanale aufstecken.

Aber wie gesagt: ich wollte diese Seite seines Systems nur im Vorübergehen berühren, um nun etwas ausführlicher bei denjenigen Punkten zu verweilen, über die sich wirklich streiten läßt.

Da möchte ich nun gleich als ein großes Verdienst der syndikalistischen Theoretiker hervorheben: daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin. Wo insbesondere die Altmarxisten Lösungen oder — gar nichts sehen, sieht der Syndikalismus erst Probleme: So wenn er die Schwächen der Demokratie und die Gefahren der Demagogie aufdeckt; wenn er auf die menschheitzerstörenden Kräfte der staatlichen Zentralisation und die Bureaukratisierung unseres gesamten Lebens hinweist, und namentlich wenn er die Kulturwidrigkeit und Menschenunwürdigkeit unseres auf Differenzierung und Integrierung der einzelnen Arbeitsleistungen aufgebauten Systems der Arbeit hervorhebt. Und zu all dieser Kritik hinzufügt: Keiner dieser Uebelstände (die die kardinalen Uebelstände unseres sozialen Lebens sind) würde aus der Welt geschafft werden, auch wenn alle Produktionsmittel längst der Gemeinschaft überliefert wären, das heißt, auch wenn die kapitalistische durch die sozialistische Produktionsweise (wie sie sich die Altmarxisten denken) ersetzt worden wäre.

Nur daß mich die Lösungen der Syndikalisten auch nicht recht befriedigen. Es geht doch nicht an, jene Uebelstände dadurch beseitigen zu wollen, daß man eine soziale Ordnung dekretiert, die sie nicht mehr enthält! Daß man einfach erklärt: wir wollen keine Zentralisation, keine Bureaukratie und setzen an ihre Stelle die autonome Arbeitergruppe, die keinerlei Aufsicht und Oberverwaltung braucht. Oder: wir wollen die Fabrik mit ihrer geisttötenden Arbeitsspezialisierung nicht und ersetzen sie durch die wieder durchgeistigte Vollarbeit des individuellen Produzenten. Das ist doch Utopismus reinsten Wassers. Denn diese Reformvorschläge berücksichtigen zu offensichtlich ganz und gar nicht die notwendigen Bedingungen, an die unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Kultur gebunden ist. Die sie machen, übersehen, daß alle von ihnen aufgedeckten Uebelstände aus zwei Grundtatsachen unserer Kultur sich mit Notwendigkeit ergeben: aus der Ueberfüllung unserer Länder mit Menschen und aus unserer Technik. Die Masse braucht die moderne Technik, und die moderne Technik braucht zu ihrer Entfaltung die Zerstörung der alten organischen Vollarbeit und ihre Auflösung in Teilverrichtungen, die — sei es innerhalb eines Betriebes, sei es innerhalb eines Bezirks — wieder zu einer Einheit zusammengefügt werden müssen.

Google

Was heißt es: die Autonomie der Arbeitergruppe als Heilmittel empfehlen angesichts dieser Tatsache? Angesichts der modernen Verkehrsmittel, die sich immer mehr zu einem Länder und Erdteile umspannenden Systeme auswachsen? Welche autonome Arbeitergruppe soll die Eisenbahnlinien Nordamerikas oder die Kanäle eines Landes oder die Pittsburger oder Essener kombinierten Eisenwerke in Verwaltung nehmen, ohne sich dreinreden lassen zu müssen? Hier begegnen wir bei den Syndikalisten derselben Weltfremdheit, die wir von den Anarchisten her zur Genüge kennen.

Dasselbe gilt aber — ich möchte sagen in erhöhtem Maße —, wenn wir ihre Gedanken mustern, die sie über die Neugestaltung unserer Arbeitsverfassung äußern: So z. B. wenn Edouard Berth (der Spezialist auf diesem Gebiete) sich einmal wie folgt ausläßt: „Damit die Arbeiter wirklich frei werden, ist es notwendig, daß die hierarchische Teilung der Arbeit aufhöre; ist erforderlich, daß sich von den Arbeitern die Kollektivkraft ablöse, die die Werkstatt in Bewegung setzt, und daß die Arbeitergruppe, indem sie in sich die intellektuellen Kräfte der Produktion aufnimmt (résorbant en lui les puissances intellectuelles de la production) und als Gruppe, ähnlich einem Unternehmer, wie Labriola sagt, den Gesamtplan der Arbeit entwickelt: Leitung und Ausführung einbegriffen. Das ist die Lösung. Außerdem bleibt der Sozialismus eine Nachahmung bürgerlichen Wesens (contre façon bourgeoise).

Ganz einverstanden, Monsieur Berth, daß die hierarchische Arbeitsteilung aufhören müsse, damit der Arbeiter völlig befreit werde usw. Aber genügt denn zu dem allen, daß Sie es dekretieren? Wie stellen Sie sich diese Emanzipation des Arbeiters z. B. in einem Eisenbahnbetrieb, an einem Hochofen, in einem Walzwerk, in einem Steinkohlenbergwerk, in einem Warenhause oder in irgendeinem beliebigen modernen Großbetriebe vor?! Das müßten Sie uns erst sagen. Bis dahin können wir uns, die wir die Arbeitsorganisation etwas kennen, nichts, aber auch rein gar nichts unter Ihren Worten vorstellen und müssen eine Wendung wie diese: „Il socialismo abolirà non erediterà il sistema di fabbrica“ („der Sozialismus wird das Fabriksystem nicht erben, sondern abschaffen“: ich glaube, sie findet sich bei Enrico Leone) in das Reich — verzeihen Sie das harte, aber allein zutreffende Wort — der Phrase verweisen.

Nein: der große Fehler, den hier die Syndikalisten (ähnlich hierin den Anarchisten) begehen, ist der: daß sie eben die aus Masse und Technik (unabhängig von aller sozialen Ordnung!) sich ergebenden Notwendigkeiten unserer Kulturgestaltung nicht erkannt haben. Oder wenn sie sie erkannt haben, daß sie nicht mit dürren Worten ausgesprochen haben: damit unsere Pläne sich verwirklichen können, ist die Erfüllung zweier Voraussetzungen unbedingt erforderlich:

1. muß die lebende Menschheit auf mindestens die Hälfte reduziert und
2. müssen sämtliche Steinkohlenbergwerke und Eisenerzgruben gesperrt werden.

Vortrefflich wiederum ist die Kritik, die die Syndikalisten an der altsozialistischen Theorie der sozialen Entwicklung üben: wie der Uebergang aus der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaftsweise zu denken sei.

Besonders glücklich scheinen mir die Ausführungen zu sein über die schematische politische Umformungstheorie, die in der Lehre von der Diktatur des Proletariats bekanntlich ihren letzten Ausdruck findet. Nicht müde werden die Syndikalisten zu wiederholen: daß eine

loße Aenderung der Rechtsordnung keineswegs genügt, um eine neue Gesellschaft ins eben zu rufen. Sie verspotten (mit vollem Recht, wie mir scheint) „den parlamentarischen Aberglauben . . . vermöge dessen man wähnt, daß Gesetze die Wunderkraft haben, neue soziale Kräfte zu schaffen“ (Leone); „die Vorstellung von der magischen Wirkung der Regierungsgewalt“ (Sorel). Und stellen immer wieder fest: „Parteien können Abgeordnete wählen; aber weder eine Maschine in Gang setzen, noch eine Unternehmung organisieren“ Labriola).

Damit eine neue Gesellschaft lebensfähig sei, müßten vielmehr die schöpferischen und organisatorischen Fähigkeiten bei ihren Mitgliedern vorhanden sein. Den echt marxischen Gedanken (der nur freilich, wie ich an anderer Stelle schon nachwies, durch die rein blanquistische Wahnidee von der „Diktatur des Proletariats“ und ähnlichem verdunkelt und verwirrt wird), daß die neue Gesellschaft sich im Schoß der alten schon herangebildet haben muß, ehe sie Aussicht auf selbständigen Bestand hat (das, was ich die Sozialisierungstheorie im Marxismus nenne), entwickelt die syndikalistische Theorie in fruchtbarer Weise dadurch, daß sie den Hauptnachdruck auf die Erfüllung der psychologischen und ethischen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft legt. Immer wieder wird betont, daß die lebenden Menschen die technischen und moralischen Eigenschaften oder wenigstens die Keime dazu besitzen müssen, die nötig sind, um ein ganz neues Produktionssystem einzuführen; daß die Entwicklung der „Produktivkräfte“, das heißt der Verfahrungsweisen und des Produktionsmittelapparates nicht genügt, um darauf eine ganz neue Gesellschaft zu begründen: „der Syndikalismus baut seine ganze Zukunft auf die ökonomischen, psychologischen, ethischen und politischen Kräfte, die sich im Proletariat entfalten müssen“ (Leone). „Die neue Schule hat sich sofort vom offiziellen Sozialismus dadurch abgehoben, daß sie die Notwendigkeit einer Sittenverbesserung (la nécessité de perfectionner les moeurs) anerkannte“ (Sorel).

Nur freilich: wie sich die Syndikalisten die Erfüllung dieser psychologisch-ethischen Bedingungen des Sozialismus vorstellen, scheint mir nicht ganz einwandfrei zu sein. Ich glaube, daß dabei wieder eine schwere Menge Utopismus unterläuft, wie ich in einem folgenden Aufsatze zu zeigen versuchen werde.

Die Bagdad-Bahn. Von Alfred Lansburgh.

Je mehr die Verfügungsgewalt über das deutsche Volksvermögen und seinen jährlichen Zuwachs sich in den wenigen Händen der plutokratischen Elite, der Hochfinanz konzentriert, um so mehr entfernen sich die Prinzipien, nach denen diese Verfügungsgewalt ausgeübt wird, von der nüchternen kaufmännischen Kalkulation. Die Willkür tritt an die Stelle der Berechnung, und Einflüsse, die jenseits vom Einmaleins liegen, geben dem Kapital seine Direktiven. Das alte volkswirtschaftliche Gesetz, daß das Geld dahin geht, wo es die lohnendste Verwendung findet, gilt nicht mehr; zum mindesten gilt neben ihm das neuere Gesetz, daß das Kapital sich dorthin wendet, wo die Staatsgewalt jeweils bemüht ist, nationale Eroberungen zu machen. Das Kapital ist der Trabant der Politik geworden. Das ist nun an sich nicht schlimm, so lange nur die Politik eine zielbewußte ist. Dann kann man den Verwaltern des Volksvermögens ruhig die persönlichen Vorteile gönnen, die sich auf den Scheiteln patriotischer Gelddisponenten zu häufen pflegen. Denn es ist auch für die Besitzer dieses Geldes besser, daß ihr Kapital unter dem Schutze deutscher Kanonen arbeitet

Google

als anderwärts. Die Sache ändert sich aber, sobald die deutsche Politik eine unzuverlässige wird. Dem Politiker selbst macht ein Tendenzwechsel ja nichts. Er kann sich sehr wohl mit einer eleganten Pirouette aus einem lästig gewordenen Engagement herausziehen. Aber das Kapital, das ihm gefolgt ist, hat nicht so leichte Füße. Es liegt fest und geht ohne den Rückhalt an der deutschen Diplomatie leicht verloren. Deshalb mag man über das Zick-Zack des deutschen Kurses und seinen Einfluß auf die deutsche Machtstellung urteilen, wie man will — dem deutschen Kapital sind die Sprünge jedenfalls nicht gut bekommen, die es gewissenhaft hinter jeder politischen Exkursion hergemacht hat. Die politische Stimmung, die im Krüger-Telegramm am reinsten zum Ausdruck gekommen ist, hat die Sachwalter des deutschen Volksvermögens nach Transvaal geführt; der so teuer erkaufte Sieg über Delcassé hat deutsches Geld nach Marokko geleitet; die Dernburgiade zieht es jetzt in die Kolonien. Der Politiker ist kurz von Gedächtnis. Er weiß sich der einstigen Sympathien für Transvaal kaum noch zu erinnern; aber viele Millionen deutschen Kapitals sind dort kleben geblieben. Die Ambitionen auf Marokko sind fort; aber das deutsche Geld ist noch da. Vielleicht vergeht auch die Begeisterung für die Kolonien früher als man heute denkt. Das würde dann das deutsche Sparkapital zahlreiche Millionen kosten. Es hat jedenfalls seine ernsten Bedenken, daß sich heute jede Laune der Regierung in finanzielle Engagements umsetzt. Denn die deutsche Sparkraft hat den Schaden davon, wenn die nationale Phrase das kaufmännische Kalkul verdrängt.

Ein Kind dieser Phrase ist auch die Bagdadbahn. Als sie gegründet wurde, war gerade alles Türkische bei uns beliebt. Abdul Hamid war der beste Freund des Kaisers, und alles, was südlich vom Taurus lag, galt als das Land, in dem Milch und Honig fließt. Der Kaiser war eben vom Heiligen Lande zurückgekehrt und berichtete an der Hoftafel von den Wundern des Orients. Man hatte ihm gesagt, daß Anatolien, Mesopotamien, Syrien und der Irak mindestens soviel Getreide ausführen könnten wie ganz Rußland. Um das zu erreichen, bedürfte es nur einer Verbindung zwischen Mesopotamien und dem Bosporus. Mit Rußland war man gerade leicht brouilliert. Das russische Getreide durch das des türkischen Freundes zu ersetzen, hätte also den damaligen politischen Sentiments durchaus entsprochen. Auf einem Diner des brandenburgischen Provinziallandtages sprach der Kaiser denn auch mit Miquel über das Projekt einer kleinasiatisch-mesopotamischen Bahn, mit der Deutschland die Kornkammern des Orients erschließen könnte. „Gibt es denn in der Gegend auch genug Wasser?“ fragte der vorsichtige Miquel. Er wurde lachend darüber belehrt, daß Mesopotamien das „Land zwischen den Flüssen“ heiße. Das mußte bei einem Minister, der nicht gerade amtsmüde war, jedes Bedenken ersticken. Wenige Tage später war der Direktor der Deutschen Bank, Georg v. Siemens, beim Kaiser. Und seit damals steht das östliche Kleinasien bei uns in dem Ruf, deutscher Arbeitskraft (Trompetenstoß!) und deutscher Intelligenz (Trompetenstoß!) die lohnendsten Aufgaben zu stellen. Der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft fiel das ehrenvolle Amt zu, mit deutschem Gelde eine Bahn zu bauen, die dem Weltverkehr neue Wege weisen und gleichzeitig die deutsche Einflußsphäre im Orient erweitern sollte.

Man muß im allgemeinen in der Verurteilung solcher aus der Stimmung des Augenblicks geborenen Projekte sehr vorsichtig sein. Sie können nämlich wirtschaftlich nützlich und kaufmännisch profitabel sein, obwohl sie ihre Entstehung der nationalen Phrase verdanken. Und sie können andererseits unrentabel und dennoch von höheren Gesichtspunkten aus vorteilhaft sein. Die zweite Eventualität scheidet bei der Bagdadbahn aus. Die Bahn hat eine Berechtigung nur dann, wenn sie die aufgewendeten Gelder mit barer Münze und nicht mit politischen Prozenten verzinst. Deutschland hat nachgerade Reibungsflächen genug in der Welt, und es wäre ein nationales Unglück, wenn sich die Bagdadbahn zu einer weiteren

auswachsen würde. Das wird und darf sie nicht. Im Auslande, speziell in England und Rußland, wo man die Entstehungsgeschichte der Bahn kennt, wittert man freilich noch immer politische Begehrlichkeit und den Wunsch nach Erweiterung der wirtschaftlichen Einflußsphäre Deutschlands. Aber ganz zu Unrecht. Deutschland hat seinen politischen Kurs schon längst wieder geändert. Und an maßgebender deutscher Stelle sieht man die Bagdadbahn heute ausschließlich als ein privates Unternehmen der Deutschen Bank an. Bülow hat das bereits vor einem Jahre in dürren Worten gesagt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Sympathien der Regierung für das „rein kommerzielle Unternehmen“ lediglich platonische sind. Und man mag im Auslande glauben, was man will: in diesem Punkte ist man hier wirklich aufrichtig. Niemand denkt daran, etwa die Anerkennung der Bagdadbahn als nationaldeutsches Unternehmen zur Voraussetzung von Konzessionen in Marokko zu machen, oder die Bahn sonstwie als Kuhhandelsobjekt zu gebrauchen. Im Gegenteil: Man ist geneigt, den Engländern den Bau der wertvollen südlichen Strecke an der persischen Grenze zu überlassen. Aus nationalen Sympathien geboren, ist die Bagdadbahn heute nichts als ein reines Erwerbsinstitut mehr, ganz wie es die kapitalistischen Andenken an überwundene politische Epochen in Transvaal und Marokko sind.

Das ist aber für das deutsche Kapital recht unerfreulich. Denn es steht schlecht um die kommerzielle Entwicklung der Bagdadbahn und um ihre ganze Zukunft. Als sich die Gesellschaft konstituierte und die Konzession von der Anatolischen Bahn übernahm, war Voraussetzung dieser Konzession, daß die ganze, zirka 2000 Kilometer lange Strecke von Konia bis Bagdad mit einem Anschluß nach Kueit am Persischen Golf binnen acht Jahren, d. h. bis zum April 1911 fertiggestellt würde. Heute trennen uns nur noch 3½ Jahre von diesem Termin, und man hat erst den zehnten Teil der Strecke, die 200 Kilometer von Konia bis Eregli, dem Verkehr übergeben; wenn man es „Verkehr“ nennen darf, daß — Personen- und Güterzüge durcheinander gerechnet — täglich ein Zug in jeder Richtung fährt. Zum Weiterbau fehlt das Geld. Es ist vergeblich in Rußland, England und Frankreich angeklopft worden. Ueberall sind Absagen erteilt worden, teils aus Gründen der Politik, teils aus solchen der nüchternen kaufmännischen Erwägung. Man sieht kein „Geschäft“ in der Bagdadbahn, deren Bau Witte schon vor zehn Jahren als unrentabel verworfen hatte. Für das ausländische Privatkapital fehlt so jeder Anreiz, und für die Regierungen erst recht. Rußland und England haben das, was sie an politischen Vorteilen durch Kapitalbeteiligung hätten erreichen können, billiger und sicherer durch ihr Abkommen über Persien erreicht, das sich indirekt auch gegen die Bagdadbahn richtet. Gebaut aber muß die große Reststrecke unter allen Umständen werden, sonst verfällt die Konzession, und die bisher gebaute Strecke bleibt ein wertloser Torso.

Die bisherigen Resultate der Bagdadbahn sind die denkbar schlechtesten. Die Gesellschaft hat zwar mehrmals Dividenden verteilt, aber das konnte sie nur, weil der verlustbringende Betrieb nicht von ihr selbst, sondern von der Anatolischen Bahn geführt wird. Als liebevolle Mutter gibt diese das schlechte Verhalten ihrer Tochter nicht öffentlich zu. Sie versteckt das beträchtliche Defizit unter ihren eigenen guten Einnahmen. Man weiß nur, daß sie in den letzten beiden Jahren vertragsgemäß je 157 000 Frcs. an die Bagdadbahn abgeführt hat. Da die letztere außerdem noch einen garantierten Zuschuß von der türkischen Regierung erhält und auf ihr noch nicht verbautes Kapital gute Zinsen bezieht, kann sie einen Reingewinn ausweisen, obwohl die Brutto-Einnahme, die übrigens von Jahr zu Jahr sinkt, zuletzt nur 1369 Frcs. pro Kilometer betragen hat. Für eine Bahn, die durch das Milch- und Honigland führt, etwas wenig. Ende dieses Jahres läuft der Betriebsvertrag mit der Anatolischen Bahn ab, und wenn diese den Vertrag kündigt, wie sie es ihren Aktionären schuldig wäre, hat die Bagdadbahn selbst für ihr Defizit aufzukommen. Es scheint aber,

Google

als ob die Anatolische Bahn nach wie vor ihre schützende Hand über sie halten wird, obwohl sie nur 10 Prozent des Kapitals der Bagdadbahn besitzt, also kein erhebliches Eigeninteresse an ihr hat. Ja, ihre Selbstverleugnung geht noch weiter. Sie hat kürzlich einen Vertrag mit der türkischen Regierung geschlossen, der sie berechtigt, der Regierung 20 Millionen für die Bewässerung der Konia-Ebene vorzustrecken. Eine Gunst, um die sie lange hat kämpfen müssen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß der alte Miquel ganz recht hatte, als er fragte: „Gibt es denn dort Wasser genug?“ Der Boden zwischen Konia und Karaman ist in solchem Maße steril, daß man das Wasser 100 Kilometer weit hinleiten muß, wenn man nicht endgültig darauf verzichten will, der „Kornkammer“ ein paar Tonnen Getreide abzugewinnen.

So ist man denn heute glücklich so weit, daß man heilsfroh wäre, wenn die Engländer oder Franzosen dem deutschen Kapital einen Teil des kleinasiatischen Engagements abnehmen würden. Möglich, daß die Chancen der ganzen Bahn sich verbessern, wenn man sie bis Bagdad durchgeführt haben wird. Dazu gehören aber ca. 400 Millionen, und die sind heute in Deutschland nicht flüssig zu machen. Die türkische Regierung denkt außerdem gar nicht daran, für die südlicheren Bahnstrecken Garantien zu gewähren, die das Risiko auch nur annähernd decken würden. Sie ist jetzt selbst mißtrauisch gegen die angeblichen politischen Ambitionen Deutschlands und unterstützt lieber die englischen Konkurrenzbestrebungen. Die deutsche Bankengruppe ist also in einer peinlichen Zwickmühle. Gibt sie die politische Bedeutung der Bahn zu, so setzt sie sich in Widerspruch mit den formellen Erklärungen der deutschen Regierung und verschlechtert sich die Verhandlungsbasis bei der Pforte. Trotzdem muß sie aber das politische Moment immer wieder in den Vordergrund rücken, denn aus anderen als politischen Gründen wird sich weder englisches noch französisches Kapital je bei der Bagdadbahn betätigen. Auch wird der Patriotismus Vorspanndienste leisten müssen, wenn man zu geeigneter Zeit an das deutsche Kapital appellieren wird. Deshalb muß die Bankengruppe sorgsam darauf achten, daß der Geh. Legationsrat Helfferich der Bagdadbahn erhalten bleibt, da er immerhin die Verbindung mit der Regierung aufrechterhält. Wie froh war man nicht, als man diesen Mann gewann, mit dem man die ganze Regierung hinter sich zu haben glaubte! Heute muß man zufrieden sein, wenn sein Verbleiben wenigstens den Schein wahrt. Ob das Abenteuer am Euphrat die Banken lehren wird, das ihnen anvertraute Kapital in Zukunft etwas mehr nach kaufmännischen Gesichtspunkten zu verwalten und der kaleidoskopisch wechselnden nationalen Phrase mehr Widerstand entgegenzusetzen?

Die erste Regung.

Von Jules Lemaître.

Touriri war ein reicher Bürger von Bagdad, der im Rufe großer Tugend stand. Nicht allein, daß er den Armen mit Geld half und sogar seinen eigenen Luxus einschränkte, um seine Almosen vervielfältigen zu können, sondern auch seine Geduld war bewunderungswürdig, mit der er die Klagen aller Leidenden anhörte und sie mit Trostesworten stärkte.

Mit Ergebung trug er die unscheinbaren kleinen Verdrießlichkeiten, aus denen die fast ununterbrochene Kette des menschlichen Lebens besteht. Er war wahrhaft duldsam und zürnte nie, wenn man seine Ansicht nicht teilte: eine schwierige und seltene Tugend, denn es ist der geheime Wunsch eines jeden Menschen, die andern möchten ihm ähnlich und dabei doch untergeordnet sein!

Google

An eine zänkische Frau verheiratet, blieb er ihr treu, verzieh ihr ihre Launen und grollte ihr nicht, weil sie weder schön noch jung war. Und obwohl er selbst gern dichtete und dialogisierte, Fabeln für das Theater schrieb, freute er sich über die Erfolge seiner Rivalen und bewies es ihnen durch aufrichtig verbindliche Worte und durch gute Dienste aller Art.

Kurz, sein ganzes Leben bestand aus Sanftmut, Wohltätigkeit, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit; und er galt für einen Heiligen, der zugleich ein Edelmann war.

Indessen zeigte er die heitere Ruhe nicht, die sonst gewöhnlich auf den Gesichtern der Heiligen zu sehen ist. Seine Züge waren gequält, wie die eines Menschen, der von heftigen Leidenschaften oder heimlicher Angst durchwühlt wird; und oft sah man ihn, ehe er irgend etwas tat, einen Augenblick die Lider senken, sei es um sich zu sammeln, sei es um die Leute nicht in seinen Augen lesen zu lassen. Aber niemand achtete darauf.

*

Unweit von Bagdad war ein Asket, namens Maitreya, der Wunder tat und zu dem die Gläubigen Wallfahrten unternahmen. Von den gemeinen Lebensbedingungen der Menschen losgelöst, beobachtete Maitreya eine solche Unbeweglichkeit, daß die Schwalben auf seiner Schulter Nester bauten. Sein Bart, der von getrocknetem Schmutz bedeckt war, hing ihm lang herab, und sein Körper glich einem knorrigen Baumstamm. So lebte er seit 90 Jahren, weil es ihm so gefiel.

Eines Tages hörte er einen Pilger folgende Worte sprechen:

„Touriri erscheint in seiner Güte wie die Inkarnation von Ormuzd. Sicher gäbe es keine Leiden mehr auf Erden, wenn ein solcher Mann alles vermöchte, was er will."

Die Unbeweglichkeit Maitreyas wurde noch unbeweglicher. Es war offenbar, daß der Asket in direkte Verbindung mit Ormuzd trat. Nach einigen Augenblicken sagte er zu dem Pilger:

„Ich kann von Ormuzd nicht erlangen, daß Touriri die Macht habe, alles zu tun, was er wünscht: denn dann wäre er Gott selber. Aber Ormuzd gestattet, daß von morgen ab der erste Wunsch dieses frommen Mannes in jeder Lebenslage sofort verwirklicht werde."

- „Nun", meinte der Pilger, „dies kommt so ziemlich auf das Gleiche heraus. Der erste Wunsch Touriris bei jeder Gelegenheit wird seinen andern Wünschen gleichen, also mildtätig und großmütig sein. Ehrwürdiger Maitreya, du verkündest mir Glück für eine große Anzahl von Menschen, und ich danke dir dafür!"

Wäre der Bart Maitreyas nicht so dicht gewesen, so hätte der Pilger den Schatten eines Lächelns auf den steinernen Lippen wahrnehmen können. Aber fast unmittelbar darauf kehrte der Asket wieder in seinen traumähnlichen Zustand zurück.

Am nächsten Morgen beim Erwachen betrachtete Touriri seine Frau, die noch an seiner Seite schlummerte; und diese erhob sich, wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben, sprang auf das Fenstersims und zerschellte sich den Kopf auf dem Hofpflaster.

Als er seine Wohnung verließ, umringten ihn Bettler. Er sagte ihnen keine harten Worte, er suchte sogar gewohnheitsgemäß in seinem Geldbeutel; aber plötzlich sanken alle Bettler tot um.

**

Go gle

Auf seinem Spaziergang begegnete er der schönen Mandanika, einer der hervorragendsten Kurtisanen Bagdads. Dieser tugendhafte Mann verbarg ihr nicht, was er von ihr wollte. Sie führte ihn in ihr Haus und war ihm zu Willen. Dann erzählte sie ihm ihre Lebensgeschichte und versicherte ihm, sie wäre nicht wie die anderen Frauen, aber plötzlich verschied sie in den Armen Touriris, der fortfuhr, sie heftig an sich zu drücken.

Als er von dort wegging, geriet er in eine Wagenstockung, und er begann ungeduldig zu werden, als plötzlich alle Kutscher, die ihm den Weg versperrten, von ihren Sitzen fielen und die Kniekehlen sämtlicher Pferde wie von einer unsichtbaren Sense durchschnitten waren.

Er ging in das Theater und hatte daselbst Streit mit dem Gelehrten Çarvilaka wegen eines Verses, den dieser dem Nisami zuschrieb, während Touriri behauptete, er sei von Saadi, dem Dichter der Rosen. Plötzlich sank der Gelehrte um, und ein Blutstrom drang ihm aus dem Munde. Die Komödie, die man an diesem Abend spielte, hatte einen großen Erfolg, und das Publikum applaudierte anhaltend. Noch ehe Touriri, der — wie vorhin erwähnt — sich auch mit dem Theater beschäftigte, sich entschloß zu applaudieren, gab der Autor des Stückes plötzlich den Geist auf.

Touriri kehrte nach Hause zurück und war ganz entsetzt über dieses Gemetzel. In seiner Verzweiflung über das Unerklärliche stieß er sich einen Dolch ins Herz.

In derselben Nacht starb der Asket Maitreya.

*

Beide erschienen zusammen vor Ormuzd. Der Asket dachte:

„Ich wäre nicht erzürnt, diesen Mann nach Verdienst behandelt zu sehen, dessen falsche Tugend so lange von den Persern fast wie die meine bewundert wurde und der sich endlich als das zu erkennen gab, was er ist, indem er sich an einem Tag mit unzähligen Sünden und Mordtaten belud!“

Aber Ormuzd lächelte Touriri zu:

„Tugendreicher Touriri, wahrhaft guter Mensch, mein treuer Diener, gehe ein in meine Ruhe!“

„Der Scherz ist gut!“ sagte der Asket.

„Ich sprach niemals ernsthafter!“ erwiderte Ormuzd. „Touriri, du wünschtest die Vernichtung deiner Frau, weil sie nicht sanft und weil sie nicht mehr schön war; diejenige der Bettler, weil sie lästig und häßlich anzusehen waren; deiner Geliebten, weil sie dumm war; jene der Kutscher und der Pferde, weil sie dich zu langweiligem Warten nötigten; diejenige des Gelehrten Çarvilaka, weil er nicht deiner Ansicht war, und die des Autors endlich, weil er mehr Erfolg hatte als du. Alle deine Wünsche waren ganz natürlich. Die Morde, die Maitreya dir vorwirft, waren ohne dein Wissen die Wirkung deiner ersten Regung, jenes Wunsches, dessen niemand Herr ist. Unvermeidlich haßt man, was einen hindert, und unvermeidlich wünscht man die Vernichtung dessen, was man haßt. Die Natur ist egoistisch und der Name des Egoismus ist Zerstörung. Der tugendhafteste Mensch beginnt also ein Schurke im Grunde seines Herzens zu sein; und die einem Sterblichen verliehene Macht, seinen ersten unbewußten Wunsch bei jeder Gelegenheit zu verwirklichen, würde die Welt bald entvölkern. Das wollte

Google

ich durch dein Beispiel lehren, Touriri. Aber ich richte die Menschen nach ihrem zweiten Wunsch, denn dieser hängt nur von ihnen ab. Ohne die geheimnisvolle Gabe, die ohne deinen Willen deinen letzten Tag so mörderisch machte, hättest du ein wohltätiges Leben weitergeführt. Ich darf also nicht deine Natur in Betracht ziehen, sondern den Willen, der gut war und stets darauf gerichtet, die Natur zu verbessern und mein aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengesetztes Werk zu vervollkommnen. Und deshalb, mein lieber Mitarbeiter, erschließe ich dir heute mein Paradies."

„Das ist gut!" sagte Maitreya. „Aber welche Belohnung gibst du dann erst mir?"

„Dieselbe", antwortete Ormuzd, „obwohl du sie nur ungenügend verdienst. Du warst ein Heiliger, aber du warst kein Mensch mehr, es wäre denn durch deinen Dünkel. Es gelang dir, den ersten Wunsch in dir zu ersticken; aber wenn alle Menschen leben würden wie du, wäre die Menschheit noch rascher ausgerottet, als wenn alle die wunderbare und unselige Macht hätten, die ich einen Tag lang meinem Diener Touriri verlieh. Und es gefällt mir, daß die Menschheit bestehe, denn sie unterhält mich, und ihr Schauspiel ist manchmal ein schönes. Selbst deine Anstrengung, elender Asket, war nicht ganz ohne Schönheit, und ich verzeihe dir ihren ungeheuren Irrtum. Um zum Schluß zu gelangen: ich nehme Touriri in meinem Schoße auf, weil ich gerecht bin, und dich, Maitreya, weil ich gut bin."

„Aber . . .", begann Maitreya.

„Ich habe gesprochen."

Meißner Porzellan.*)

Von Hofrat Doenges-Dresden.

Ueber dem Zeitalter Augusts des Starken liegt nicht der Glanz großer Erfindungen, wohl aber der Schimmer der Schönheit und Pracht. Der Schimmer einer Schönheit, die anmutet, wie ein leuchtender Sonnenuntergang, wie die Purpurfackeln eines versinkenden Tags. Wir fühlen den Zauber dieser Schönheit noch heute, wenn wir durch alte Schlösser und Herrensitze wandeln und in ihnen den feinen, berauschenden Duft jener Wunderblüte einatmen, die „Rokoko" heißt; wenn wir uns von den rosigen Träumen umgaukeln lassen, welche die Kunst des 18. Jahrhunderts umschweben.

Zu keiner Zeit so sehr wie zum Rokoko gehört das Porzellan; wie dieser Stil selbst zu allen seinen Zeiten eine höfische Kunst blieb, eine Kunst, die nur dem verfeinerten Geschmack verständlich war, nur beim Vornehmen Schutz und Pflege fand, so war und ist letzten Endes das Porzellan noch heute eine echte und rechte Hofkunst. Es will nichts besagen, daß heutzutage jeder, der Aermste selbst, von Porzellantellern essen, aus Porzellantassen trinken kann; die Billigkeit des Porzellanmaterials hat in diesem speziellen Falle nichts zu tun mit dem künstlerischen Reize, der diesem keramischen Erzeugnisse innewohnt, einem Reize von so eminenter Größe, von so un-

*) Aus einem noch vor Weihnachten dieses Jahres im Verlage von Marquardt & Co. in Berlin erscheinenden Werke über „Meißner Porzellan".

Google

vergleichlicher Kraft, daß kaum ein anderes, künstlerischen Zwecken dienstbar gemachtes Naturprodukt demgegenüber nur annähernd einen Vergleich bestehen kann. Nehmen wir das Papier an. Eine Meisterradierung, eine Steinzeichnung, ja selbst eine gute photographische Aufnahme fordern für ihre Abdrücke, wenn diese künstlerischen Wert besitzen sollen, die Verwendung edlen Papieres; das handgeschöpfte Büttenpapier und die wertvollen Illustrationspapiere, die aus Japan und China zu uns kommen, erscheinen noch immer als das für eine volle künstlerische Wirkung erforderliche Material.

Dagegen das Porzellan. Man braucht durchaus nicht vor Glanzstücken aus der Meißner oder anderen Manufakturen von Rang und Ansehen zu stehen, um des hohen künstlerischen Reizes inne zu werden, der von diesem an sich so spröden Stoffe ausgeht; Form und Farbe verleihen selbst der Porzellanmasse von geringerer Güte eine Kraft künstlerischer Wirkung, die uns staunend dieses Naturprodukt als eines der ausdrucksfähigsten Kunstmittel bewundern läßt. Welches andere Mineral von Bestand böte beispielsweise die Möglichkeit, die Muster der Spitze bis hinauf zu den feinsten Blonden, mit einer Treue und Zartheit wiederzugeben, wie das Porzellan (sog. Frittenporzellan), welches Material käme ihm gleich als Träger der Farbe!

Dem Rokoko schmiegt sich das Porzellan in einer so überwältigenden Hingebung an, daß man die irrtümliche Annahme Sempers*), das Rokoko verdanke dem Porzellan seine Entstehung und sei von Dresden nach Frankreich gebracht worden, verstehen kann. Mit welch künstlerisch edelgearteten plastischen Mitteln immer auch die moderne Porzellankunst arbeitet, welche wunderbaren farbigen Wirkungen Meißen z. B. neuerdings mit seiner reichen Scharffeuerfarbenpalette (Unterglasurfarben) erzielt — an Zartheit, Grazie und Anmut, vor allem aber an feinfühliger Wahrung des Porzellancharakters erreichen die modernen Muster die Muster aus der Rokokozeit nicht.

Der Satz muß daher noch zu Recht bestehen, daß letzten Endes alle Porzellankunst heute noch, wie in der höchsten Blütezeit, die sie bisher in Europa erlebte, ihre besten Vorbilder in den Mustern aus der Rokokozeit, in den Arbeiten aus der Kaendlerperiode findet. Vielleicht ist es unter dem Einflusse der Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes, von denen ja auch die Keramik bedeutsam getroffen wird, der Porzellantechnik beschieden, mit der Zeit einen Stil herauszubilden, der sie zu einer neuen Blütezeit hinführt. Freilich wird diese zweite Blütezeit dann anders geartet sein als die erste. Der süße berauschende Duft dieser wird ihr, der ernsteren, herberen, an Grazie, Anmut und sprühender Laune ärmeren, fehlen; aber der Schönheitsreiz, der von ihr ausgehen wird, wird trotzdem vielleicht demjenigen nahekommen, den die lichte, heitere, farbenfreudige Kunst der Kaendlerzeit ausströmte. Es schmälert das Verdienst derer, die sich bis zu dieser Stunde um die Porzellanbildnerei bemüht haben und noch bemühen, es schmälert selbst Kaendlers, des hervorragendsten bisherigen Porzellanplastikers Verdienst nicht, wenn man über die plastischen Möglichkeiten des Künstlers diejenigen des

*) G. Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. München 1878/79.

Materials stellt, in dem er seine Kunst Ausdruck gewinnen läßt. Wer heute von irgend einem anderen bildnerischen Materiale zur Porzellantechnik herkommt, der muß zu einer ganz neuen, ihn neuartig erregenden, Neuartiges von ihm verlangenden Behandlungsweise des Materials sich entschließen. Marmor und Erz, ja selbst das Holz will Ruhe der Linien, Größe der Formengebung, Erhabenheit des Ausdrucks, will Rhythmus und Klarheit der Gliederung; das Porzellan dagegen verlangt in allem und jedem das gerade Gegenteil: es will Freiheit in der Linienführung, Ungebundenheit in der Formengebung, Leichtigkeit und Grazie des Ausdrucks. Der Rhythmus ist ihm verhaßt, die Klarheit der Gliederung widerspricht seinem Wesen. Wenn Semper dem Meißner Porzellanstil der Kaendlerzeit entscheidenden Einfluß auf die Bildung des Rokokostils zuerkannte, so ergibt sich aus dieser an sich irrtümlichen Auffassung doch mit zwingender Notwendigkeit die Tatsache, daß wie kein anderer Stil das Rokoko dem Wesen und Charakter des Porzellans entspricht. Die Porzellantechnik ist, wenn man so sagen darf, die personifizierte Rokokotechnik, ist das Darstellungsmittel κατ' ἐξοχήν für eine so graziöse, heitere, lichte, von sinnfälligster Schönheit erfüllte Kunst, wie es das Rokoko ist. Wie sympathisch man daher immer auch die moderne Porzellanplastik betrachten mag: wenn sie die Forderung der konstruktiv-klaren Linie, die das zeitgenössische Kunstgewerbe als ihre wichtigste ausgegeben hat, auf ihre Erzeugnisse allzu rigoros anwendet, so zerstört sie sich selbst den Schönheitsreiz, der so bezwingend das Porzellan der Rokokozeit erfüllt.

Es will scheinen, als unterscheide das heutige Kunstgewerbe nicht mehr scharf genug zwischen dem Wesen des Porzellanmaterials und anderen keramischen Produkten. Mag immer ein anderes keramisches Material die Stilisierung der Form und des Ornaments ohne Einschränkung vertragen — das Porzellan erträgt die Auferlegung architektonischen und ornamentalen Zwanges nur bis zu einer scharf wahrnehmbaren Grenze. Die stilisierten Figuren- und Gefäßdarstellungen, die, von Kopenhagen ausgehend, auch in Deutschland Nachbildner gefunden haben, überschreiten diese Grenze bereits. Sie berücksichtigen nicht mehr mit der erforderlichen Einsicht jene andere, sehr zu Recht bestehende Forderung der modernen dekorativen Kunst, daß jedes Material seinen Stil hat, der nicht ohne weiteres auf ein anderes Material übertragen werden kann.

Ein neuer Porzellanstil von mehr als nur vorübergehender Bedeutung kann nur herausgebildet werden, wenn die Plastiker und mit ihnen selbstverständlich auch die Maler des Porzellans diesem seine Eigenart, seine Wesenszüge williger und charaktervoller lassen, als dies gegenwärtig geschieht. Die Kopenhagener Manufakturen, so hoch ihr rein künstlerischer Einfluß auf die Weiterentwicklung der Porzellankunst im modernen Sinne durch ihre über den Weg japanischer Vorbilder hin erfolgte Rückkehr zur Natur eingeschätzt werden muß, lassen sich heute zu sehr von dem Wesen anderer keramischen Materiale, z. B. des Steinzeugs, beeinflussen, als daß sie im Porzellan noch die reinen, unbeeinträchtigten Wirkungen zu erzielen vermöchten, die das Porzellan der Rokokozeit in so faszinierendem Maße besitzt.

Fragen wir uns doch, weswegen der Rokokostil für das Porzellanmaterial wie eigens geschaffen, wie unauflöslich und unabänderlich verbunden mit seiner Eigen-

Google

art erscheint. Beruht diese Eigentümlichkeit wirklich nur auf dem Interesse an der Ueberlieferung, an dem graziösen Reize des Zeitbildes, das uns im Rokoko entgegentritt? Ergötzen uns die Kaendlerschen Figuren nur, weil durch sie die leichtfertige, rosenrote, töricht-schöne Zeit lebendig vor uns wird, die sie schildern? Bewundern wir hier die Marquise mit den rosigen Wangen, mit dem rauschenden Reifrock und dem kokettierenden Fächer, dort den stolzen Kavalier mit dem gravitätisch gehaltenen Galanteriedegen, da die Schäferin, die ihrem Schäfer die kirschroten Lippen zum Kusse darbietet, den Jäger, der plaudernd bei seinem Liebchen steht — bewundern wir alle diese und tausend andere Gebilde von Kaendlers kunstfertiger, fleißiger Hand nur deshalb, weil sie uns die kosende und tändelnde, sonnige, von den glänzenden Lichtern einer versinkenden Kultur überstrahlte Zeit mit fast photographischer Treue, mit höchster, reizvollster Farbigkeit und im köstlichsten Formenreichtum zeigen?

Mit nichten! Was Porzellan und Rokoko uns so unzertrennbar voneinander macht, was die Porzellanarbeiten, wie sie das Meißen der Kaendlerzeit mit so viel künstlerischer Laune, mit so viel bildnerischer Kraft erschuf, so sehr bewundern, noch heute über jedes andere Porzellangebilde stellen läßt, das ist die wunderbare Uebereinstimmung zwischen Material und Stil. Was die Porzellanmasse verlangt, was sie zu geben imstande ist, das besitzt der Stil des Rokoko. Er gestattet, ja er verlangt sogar die ruhelose Beweglichkeit, den graziösen, unaufhaltsamen Fluß des Ornaments, die oft bis zur Kaprize gesteigerte Unterbrechung der Kreislinie oder der Ellipse.

Und dann, soweit die farbige Dekorierung des Porzellans in Frage kommt: Es hieße die Schönheit der modernen Unterglasurtechnik völlig verkennen, wollte man ihrer Einschränkung das Wort reden. Aber wenn, wie bei manchen der modernen Porzellangebilde, der Unterglasurdekor zu einer völligen Verdeckung des Materials führt, so widerspricht das ebensosehr dem Wesen des Porzellans, wie allzu große Ruhe, allzu geringe Bewegung in der Formengebung. Die Roerstrandschen Gefäße mit Lüster- und farbigen Glasuren, die den Ueberlaufglasuren japanischer Steinzeuggefäße nachgebildet werden, sind ein charakteristisches Beispiel für diese dem Porzellanmaterial nicht entsprechende farbige Dekorationsmanier.

Auch hinsichtlich der farbigen Dekorierung des Porzellans muß es dabei bleiben, daß kein Stilcharakter irgend einer Zeit und irgend einer künstlerischen Kultur diesem keramischen Material so seinen Charakter läßt, wie das Rokoko, das die leuchtend weiße Außenseite des Porzellans nicht so durch Farben verdeckte, daß nichts mehr von seiner schimmernden Schönheit zu sehen war: ein Tüpfelchen Rot auf jede Wange, ein winziger blauer Punkt in die Augenhöhlen, ein paar leichte kirschrote Striche an den Lippen, ein zarter Hauch um die Nasenflügel, bunte, leuchtende Farben auf dem Gewand — so stellen sich die Figuren aus der Kaendlerzeit vor uns hin als eine ganz wundersam geartete Welt im kleinen, als eine Welt, die zwar nicht voller Naturwahrheit, aber doch voll reizvoller Natürlichkeit ist, als eine Welt, die wir lieben müssen, weil sie voller Grazie und Anmut, voller Formenschönheit und Farbenfreude ist.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

III.*)

Ich habe länger bei der Seite von Kiellands Schaffen verweilt, von der es sich als ein Handeln darstellt. Und es ist keine Uebertreibung, von ihm zu sagen, daß jede seiner Erzählungen eine Tat war.

Wer nichts anderes als das bisher von ihm Gesagte wüßte, könnte ihn leicht für einen geistreichen Pamphletisten, einen sozialen Polemiker, wie Paul Louis Courier, halten.

Er aber war bei allem ein echter Dichter. Nicht von jenen, die Verse schreiben. Ich entsinne mich nur eines einzigen Gedichtes von ihm. Es schilderte das Elend einiger armer Menschen, kehrte sich satirisch gegen den albernen Optimismus und endete, wenn mir recht ist, „Und es saugte der Floh, es biß die Laus", — war also weit davon entfernt, in höhere Welten emporzuheben.

Ein wahrer Dichter aber ist er gewesen. Als er zum erstenmal auf den Gedanken gebracht worden war, einen Roman zu schreiben, offenbarten sich ihm die Gestalten in Scharen, wollten hinein, wollten mit, ihrer mehr und mehr, in allzu großer Zahl mitunter, und er sah die Situationen vor sich, hörte Rede und Gegenrede, so daß er sie wie nach einem Diktate niederzuschreiben vermochte. Auf den Rat, ohne Rücksicht auf die Kapitel aufzuzeichnen, was eben leibhaft vor ihm stünde, erwiderte er damals:

„Wenn ich hinschriebe, was ich vollkommen fertig habe, also die Brennpunkte, wo nicht die Glanzpunkte, so überkäme mich eine Unlust, an die schwierigern, weniger interessanten Teile zu gehen, und die Arbeit riskierte am Ende halb getan zu bleiben. Ich muß beim Anfang anfangen und darf mir nicht gestatten, etwas auch nur halb ausgearbeitet für das nächstemal stehen zu lassen; deshalb wird es mir auch so schwer, an dem Geschriebenen zu bessern. Erzähle ich mir hingegen in Gedanken eine Geschichte viele Male vor, so feile ich mit großer Sorgfalt und wüßte nicht, daß ich je ein Wort, mit dem ich zufrieden war, vergessen hätte. Komme ich dann beim Niederschreiben zu einem jener Punkte, die ich auswendig weiß, so geht es im Handumdrehen, und dann freue ich mich schon auf das nächste."

Stets wurden die Bücher gut und fest komponiert; denn sie waren von einer Idee getragen. Sie trat deutlich hervor, doch sie war Fleisch und Blut, und fast bedauerte damals Kielland, die Tendenz von der Dichtung so verhüllt zu sehen. Nach „Garman & Worse" schrieb er:

„Ich glaube, daß ich mit den Jahren dahin kommen werde, schärfer zu schreiben. Es ist nicht zu leugnen, daß mein Roman zahmer geworden ist, als ich gedacht habe. Doch ich schreibe dies zum Teil dem Umstande zu, daß Gedanken, die anfangs ganz nackt gedacht sind, stets von ihrer ursprünglichen Schärfe etwas einbüßen müssen, wenn sie in Personen eingekleidet und durch Begebenheiten und Charakterentwicklungen entfaltet werden."

*) Siehe „Morgen", Heft 24 und 25.

Google

Er meint naiv, nur einen Gedanken bekleidet zu haben; in Wirklichkeit ist er von seinen Erinnerungsbildern und Phantasien überschwemmt worden. Man denke nur an die im ersten Buche vorkommende, fast zu empfindsame, aber ganz tendenzlose Schilderung der beiden alten Brüder im Weinkeller! Oder man erinnere sich der poetisch-symbolischen Schlußreplik des Buchs. Pastor Martens hat eine salbungsvolle Rede in Wartepers aus dem Wrackholz einer französischen Brigg erbauten Hause gehalten und sie mit den Worten geschlossen: „Ein ganzes Leben gründet sich hier auf lauter Schiffstrümmern!“ Mit einem letzten Anfluge ihres alten Trotzes bemerkt hierauf Madeleine: „So leben wir alle!“

Da haben wir Kiellands Ernst und Melancholie in einem einzigen Bilde.

In einem Briefe bediente er sich eines Tages des treffenden Gleichnisses, daß ihm die Idee wie ein brennender Holzstoß erscheine, dessen Wiederschein auf die Gestalten des Buches falle. Manche würden voll beleuchtet, andere nur halb, wieder andere stünden größtenteils im Dunkeln.

Oder genauer. Er schreibt (1884):

„Da ich meine Schriftstellerlaufbahn begann, stürzte ich mich auf alles mit solchem Ungestüm, daß ich mein Auge nur auf ein begrenztes Feld zu richten brauchte, und schon wimmelte es von Leuten, die erzählen wollten. Nun, da ich verschiedene Felder des sozialen Lebens meines Vaterlandes durchkreuzt und mir das Herz ausgeschüttet habe, ist kein solches Gedränge erzählungslustiger Stimmen mehr in mir. Das kommt wohl daher, daß ich mich weniger für den einzelnen Menschen als solchen, denn für die Menschen im Verhältnis zueinander und zu irgendeinem Laster, irgendeiner Torheit interessiere. (Das klingt geradezu Holbergisch.) Ich zünde gleichsam einen Scheiterhaufen in der Mitte an, auf dem ich irgendein soziales Uebel verbrennen möchte, und ringsum gruppieren sich (nicht: gruppiere ich) eine Schar von Personen, auf die das Licht des Holzstoßes stärker oder schwächer fällt. Die Beleuchtung geht aber stets nur vom Holzstoße aus. Daher sind meine Figuren einseitig beleuchtet, oder — wie man sagt — oberflächlich. Das ist nun einmal so meine Art, und darum — kannst du dir denken — finde ich sie ausgezeichnet.“

Er bemängelte denn auch Björnsons Manier bei den großen Romanen, eine Menge vortrefflicher und wohlgemeinter Dinge, die mit der Hauptsache nichts zu tun haben, hineinzupacken.

Guy de Maupassant gebrauchte einmal in einem Gespräche den Ausdruck, daß er zumeist die Psychologie in Handlung auflöse. Er gab keine weitläufigen Beschreibungen der Seelenzustände, sondern ließ uns durch die Erzählungsweise selbst blitzartig Einblick in ein Seelenleben gewinnen.

Das paßt auf Kielland.

Sind seine Bücher auch in mancher Hinsicht allzu klar und enthalten sie des halbbewußten und unbewußten Lebens zu wenig, so sind sie doch weit den dicken, klebrigen Büchern vorzuziehen, in denen entweder von Anfang bis zu Ende eine graue Melancholie breitgetreten wird, oder psychologische Dialoge, Nachahmungen von Raskolnikows Gesprächen mit Porfyrios, sich meilenlang dehnen. Kiellands Romane sind nie wie die langen Straßen mit hohen Häusern, in die kein einziger Sonnenstrahl

fällt. Es blinkt darin die Sonne des Witzes. Es sind leichte Bücher. Sie haben die Aufgabe gelöst, gewichtig und doch nicht schwer zu sein.

Man hat zuweilen bei ausschlaggebenden Aussprüchen das Gefühl, des Verfassers eigene Stimme zu hören, so bei der Aeußerung des Kandidaten Viggo Hansen über die Wachthunde. Ja, er leiht seinen tapfern jungen Mädchen einen so hellen Verstand, daß er mittels ihrer Reden seine eigene Ansicht sagen kann. Ein Beispiel ist Gabriele in „Schnee".

Sie ist jung und sehnt sich nach Reformen. Ihr geistlicher Schwiegervater entgegnet ihr:

„Wir, die wir die Sache von beiden Seiten sehen, wissen, wie unsäglich leicht es ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten."

„Ist das wirklich so leicht?" fragt Gabriele trocken.

„Was meinst du, was ist leicht?"

„Ein Kind auszuschütten, weil man das Badewasser weggießen will."

„Aber Gabriele, ich glaub', du nimmst das Sprichwort buchstäblich?"

„Ja, Lieber, will man Sprichwörter als Argumente gebrauchen, so muß in der Tat auf ihren wahren Sinn Bedacht genommen werden. Dies alte Wort ist das Ueberbleibsel einer Geschichte von einer unglaublich fahrlässigen Mutter, die als eine Mahnung bestehen blieb, daß Gedankenlosigkeit das Unwahrscheinlichste ermögliche. Mit diesem Wort haben alle Freunde von Reformen seit undenklichen Zeiten her sich herumschlagen müssen, und es scheint unverwüstlich zu sein.

Die Sache ist eben die, daß die wenigsten sich zu der Schwärmerei für altes Badewasser bekennen mögen, und daher kommen sie mit diesem kindischen Geschwätz — um Vergebung — mit diesem Geschwätz von dem Kinde, das so unsäglich leicht usw."

Die Auseinandersetzung ist hier so scharf und witzig, daß sie unvergeßlich bleibt, und unmöglich ist sie im Munde einer Weltdame nicht.

Von Anfang an hat Kielland an hochstehende junge Frauen geglaubt, die mit Recht die meisten Männer über die Achsel ansehen und auf die bessern anspornend wirken. Daß er sie nicht mit so trefflichen Verstandesgaben ausgestattet hat, um sie als Sprachrohr für seine eigenen Anschauungen zu benutzen, erhellt am besten aus denjenigen seiner Bücher, die völlig tendenzlos sind und ebensolche Frauen haben. Das kluge und reizende Fräulein Svendsen in „Drei Paare", einer der witzigsten und leichtesten Arbeiten Kiellands, springt mit den Männern, wie sie will, um, spricht stets das erlösende Wort und verfolgt doch keinen andern Zweck, als den einfachen, sich zu verheiraten.

IV.

Wie er ein Erzähler, so ist Kielland auch ein Schilderer, und das von sehr hohem Range. Doch mit der Einschränkung, daß er in der Regel keinen Wert darauf legt, Interieurs zu zeichnen. Allzu oft spielt sich die Szene bei ihm im abstrakten Raume ab, wie da der kleine Marius stirbt. Wenn Törres Vold sich im Storthing erhebt und die herrliche Rede über seinen Kinderglauben hält, vermag niemand den Saal vor sich zu sehen. Kielland verschwendet kein Wort daran.

Google

Maler wird er erst im Freiluftbilde, und in seinen Landschaftsgemälden und Marinebildern offenbart sich die Lyrik seines Wesens. Er hatte die leidenschaftlichste Liebe zur Natur, d. h. zur norwegischen Natur, genauer zu der des Westlandes mit seinem Meer und seinem Strand, seinem Licht und seiner Luft. Er konnte nirgends anders leben als dort, er sehnte sich heftiger dahin zurück, als er sich wahrscheinlich je nach einem Menschen gesehnt.

Man gedenke der Liebeserklärung an das Meer, mit der er seinen ersten Roman eröffnet. Und wie er das Meer zu malen versteht, so auch das Feuer, so den Schnee und den Flug der Zugvögel durch die Luft. Sogar als Dramatiker verleugnet er diese Gabe nicht und entwirft so in „Drei Paare“ das frischeste Bild vom Schlittschuhlaufen.

Der Brand in „Garman & Worse“ ist ein reines Meisterwerk. Kein Feuer nach Art des van der Neer steht so hoch. Die ganze Aufregung eines großen Brandes ist darin und seine wilde Poesie.

Hier ein paar Zeilen: „Der dem Brande zugekehrte Teil des Schiffes wurde nun so heiß, daß er rauchte, so oft der dünne Wasserstrahl darüber hinstrich. Aber plötzlich bedeckte sich ein großes Stück mit kleinen knisternden Flammen, als ob man große Massen von Blattgold an die Schiffswand geworfen hätte; die Flämmchen züngelten nach allen Seiten in dem starken Luftzuge und setzten sich in langen parallelen Streifen in dem geteerten Werg zwischen den Planken fest. Der Wasserstrahl fegte sie hinweg. Aber mit einemmal waren sie wieder da, anderswo — immer weiter eilend; mit tausend kleinen Beinchen einsetzend, liefen sie hinauf bis zu der Goldleiste, ihr entlang, und jetzt — warfen die Flammen sich mit einem Satze über das Brett mit dem Namen; die vergoldeten Buchstaben standen mitten im knisternden Feuer.“

Oder man vergegenwärtige sich das Bild des alten Stavanger zur Nachtzeit, im fünften Kapitel von „Schiffer Worse“. Dergleichen ist nicht vollendeter zu machen. Die finsteren Hafengäßchen, in denen man sich mit der Laterne in der Hand mühsam vorwärtstappt, das Schweigen, die Stille, die Wächter mit den dicken Friesröcken und den schweren Stäben mit der eisernen Zwinge, auch hier wieder die Beschreibung des nächtlichen Alarms bei einem Brande, vor allem aber das Leben und die Gemütsbewegung in der Stadt beim Anlangen des Herings: Ein Mann springt ans Land und läuft, was er kann, in die Stadt hinein; die großen Wasserstiefel drücken Elefantenspuren in den Schnee; der Wächter hebt die Laterne empor, um sich den Mann anzusehen, dessen Stiefel, dessen Hosen, ja selbst dessen gelber Südwester wie Silber von unzähligen, gleißenden Blättchen schimmern. — Es sind Heringsschuppen.

Die zurückgedämmte Lyrik macht sich bei Kielland besonders in den episodischen Partien Luft, den Einschaltungen, die seinen Büchern oft ihre eigenartige Stimmung leihen.

So bei der mitten in dem Christiania-Romane „Arbeiter“ eingeflochtenen Skizze, die mit den Worten anhebt: „Längs des Nils hockte eine dichte Vogelschar und briet in der Sonne.“

Das ist ein Andersensches Märchen, doch mit frischerem Zug als die meisten von Andersen. Vögel aller Gattungen kommen darin vor. Wildgänse und Schwäne, Reiher und Störche, Schnepfen und Kiebitze, Ibisse und Flamingos. Doch auch Stadtrat Schulze

Google

aus Berlin und arme norwegische Emigranten sind in dem Bilde mitaufgenommen, und kämpfende Libellen, die aus der Luft in den Mühlenteich plumpsen, und Kaulquappen, die den unbequem gewordenen Schwanz abgeworfen haben und flott schwimmend als junge Frösche auftreten.

Nicht übersehen werde auch das Kapitel über den Postdampfer und die Postkajüte mit der Unzahl von Briefen in Säcken und Segeltuchbeuteln, das gelegentlich des Briefes der sterbenden Christine an den Lotsenältesten in das Buch eingeschoben ist. Da kugeln durcheinander Briefe mit den verschiedensten Aufschriften, mit unbeholfenen, schiefen, die ganze Vorderseite des Kuverts bedeckenden Buchstaben, mit feinen, kleinen Damenschriften, die auf dem glatten Velin sich wie darüberlaufende Fliegenbeine ausnehmen; große, dumme, amtliche Schreiben, Lotteriezettel und Liebesepistel, Mahnbriefe und Geldbriefe. „Und der Briefe erwartet hatte, bekam keinen, und wer am Morgen aufgestanden war, ohne an die Post oder an Briefe zu denken, lachte oder weinte vor mittag über ein Stück Papier."

Das Ganze ist ein entzückendes Gedicht über die Welt von „Ueberraschungen, Enttäuschungen, Albernheit, Kummer, Ruin und unerwartetem Glück", die Briefe bedeuten.

Dies inmitten seines streitbarsten Romans „Arbeiter". Der Streiter in ihm war in der Tat ein Dichter.

V.

Fünfzehn Jahre vor seinem Tode hat Kielland aufgehört zu dichten. Sein letztes Buch war ja nur eine Liebhaberarbeit ohne Wert, eine Beschäftigung für Mußestunden. Sein ganzes dichterisches Schaffen umrahmt ein Zeitraum von zwölf Jahren, fast ganz so wie bei Alfred de Musset. Auch Musset verstummte ja lange vor seinem Tode. Der Fall ist gleichwohl sehr verschieden. Musset ging an Absinth zugrunde.

In der Regel findet man es seltsam, wenn ein Schriftsteller seine Produktion mit einem Ruck abbricht. In Kiellands „Vis-à-vis" fragt der Kupferschmied den Leutnant von Buddinge, „Wenn Sie nun alles geschrieben haben, was Sie wissen, wovon werden Sie dann leben?" — Man lacht, weil man es für ungereimt hält zu denken, jemand könnte alles niedergeschrieben haben, was er wisse.

Doch von allem Anfang an hatte Kielland das volle Bewußtsein, nur eine bestimmt umgrenzte Grundsumme von Erinnerungen, Erfahrungen, Stimmungen, Aufruhrtendenzen und Gedanken, deren Ausmünzung ihm am Herzen lag, zu besitzen. Er äußerte unter anderem in der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit wiederholt, er müsse die paar Jahre sich seine Arbeit ordentlich zahlen lassen. Gar lange werde seine Schaffenskraft schwerlich vorhalten.

Und als er bei der Ausarbeitung seiner letzten Erzählung „Jakob", zu der ihm Gustaf af Geijerstams „Mutter Lenas Junge" das Motiv eingegeben zu haben scheint, die Entdeckung machte, wie träge und langsam ihm nunmehr die Einfälle zuflossen, empfand er es als das Würdigste, seine schriftstellerische Tätigkeit aufzugeben, und mit männlicher Energie schloß er sie plötzlich ab.

Seine Hauptbedeutung dürfte er als Befreier und Kulturträger haben. Er hat mutig die Partei der Unterdrückten gegen die Starken genommen und war ein aus-

Google

gezeichneter Verfechter einer von aller Kirchlichkeit befreiten Kultur. Er hat Norwegen wohl kaum so zurückgelassen, wie er es vorgefunden. Doch wir dürfen uns nicht zu laut des Großen berühmen, das die neuere Literatur für die nordische Bildung geleistet hat. Dies zu bestimmen, fehlt uns jeder verläßliche Maßstab.

Ich weiß Kielland nicht so sehr Dank für das, was er ausgerichtet, wie für das, was er als Schriftsteller gewollt und angestrebt hat.

Er kämpfte ja nicht gegen einzelne Menschen, wie Politiker zu tun pflegen, sondern gegen ein förmliches Fabeltier, von dem viele behaupten, daß es ein solches gar nicht gebe. In alten Tagen hätte man es gewiß einen Drachen genannt. Und sich mit Drachen einzulassen, dazu gehörte Mut.

Das Tier, das Kielland vor sich hatte, war ein sonderbares Zwittergeschöpf, ungefähr wie die Schimäre der Griechen. Es hatte einen samtnen Bauch und scharfe Krallen. Es war ein heiliges Tier wie der Apis der Aegypter. Es hatte 100 salbadernde Köpfe, 100 giftige Zungen, und jedem Haupt entquoll ein Moralgebrüll. Es hatte unzählige wedelnde Schweife, und der Staub, in dem es sich wälzte, war Kanzlei-, war Pedantenstaub.

Es hatte die Stirn des Ochsen und den Blick der Taube, und sein Herz war voll Machtgier und Pharisäertum. Seine Stärke war Verstocktheit und Verknöcherung. Es war Schuppe um Schuppe mit Vorurteilen gepanzert. Näherte man sich ihm, so glitt man aus in seinem Schleim. Und dieser Schleim war Salbung.

Mit seinem Degen hat Kielland etliche von den Köpfen des Ungetüms abgehauen. Doch sicherlich sind andere nachgewachsen.

Daher bin ich ihm nicht so sehr für das, was er ausrichtete, wie für seinen Mut und seine Festigkeit dankbar.

(Ins Deutsche übertragen von Erich Holm.)

Randbemerkungen.*)

Nehmt das Schwert fort!

Kann Europa, solange es in so viele feindliche Heerlager geteilt bleibt, jemals hoffen, sich fremde Märkte zu erobern oder die amerikanische Invasion zurückzuschlagen? Auch diese Frage ist Antwort zugleich.

Das sind die Hauptgegensätze zwischen beiden Kontinenten und die Folge davon auf die Industrie. Was muß Europa tun, um diese Besorgnisse zu zerstreuen? Darauf gibt es nur eine Antwort: Europa arbeitet vergeblich, bis es nicht eine Form politischer und industrieller Union gefunden hat und ein einiges Ganze wird, wie es die amerikanische Union in dieser Hinsicht ist, denn das ist die einzige Grundlage, auf der es überhaupt mit Erfolg gegen Amerika um den Welthandel kämpfen kann. Auch behält jede seiner getrennten Nationen nicht einmal seinen eigenen heimischen Markt für Industriewaren, es sei denn unter dem Schutzzollsystem, das es aber in dem Wettkampf um den Welthandel stark belastet.

Ob wohl Europas Herrscher jemals zu dieser Schlußfolgerung kommen werden? Die Durchführung würde einem Amerikaner leicht erscheinen. Aber obgleich sie sich als sehr schwierig erweist, so sollte es doch nicht undurchführbar sein, so weit zu gehen, um den Frieden zu sichern und den Austausch mit den einzelnen Bestandteilen, ohne den nichts Bedeutendes erreicht werden kann. Damit würde die Last des Militarismus aufhören, auf sie zu drücken. Denn nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Kosten der gegenwärtigen bewaffneten Abwehr der Mächte würde genügen, sie vor fremden Angriffen zu schützen. Europa

*) Von nun an ständige Rubrik.

ist ein Körper, dessen Glieder gegeneinander Krieg führen. Ihre Feinde gehören aber zum eigenen Hause — ein trauriges Schauspiel. Die Konsolidierung Europas hat übrigens innerhalb eines Jahrhunderts rasche Fortschritte gemacht. Napoleon beseitigte in Deutschland allein mehr als hundert Brutstätten der Zwietracht. In unseren Tagen haben wir durch Zusammenschluß Deutschland zu einer der kräftigsten Mächte erstehen und in die erste Reihe in der Industrie treten sehen; Italien hat sich wieder erneuert und erweitert. Frankreich hat Nizza und Savoyen seinem Gebiete angegliedert, und noch einige kleinere Territorialwechsel haben stattgefunden, aber niemand, der mit internationalen Angelegenheiten vertraut ist, glaubt, daß Europa jetzt schon seine endgültige Form angenommen hat. Es befindet sich noch im Zustande des Ueberganges, deshalb schlafen die Großmächte noch mit dem Gewehr im Arm, weil einer dem andern mißtraut, und jedes Jahr weisen ihre Staatshaushaltspläne ungeheure Summen auf, um ihre Kriegsmacht noch zu verstärken, Jahr für Jahr geben sie die furchtbare Note aus, daß sie vorbereitet sind; das beunruhigt stets das Kapital und verhindert eine rasche und gründliche planmäßige Entwicklung der Industrie und den freien Austausch. Und mit Sicherheit kann man das Ende des Kampfes, der einmal begonnen hat, nicht voraussehen. Zwanzig Kriege und Friedensschlüsse werden Europa vielleicht noch in diesem Stadium des Ueberganges finden, wenn seine Endformen durch das Schwert bestimmt werden sollen.

Glücklicherweise haben Vereinigungen von Mächten die Herde des Unfriedens etwas vermindert, so daß es heute nur noch fünf in Europa gibt, und die Europäer können manchmal für ein Menschenalter von der Niedermetzlung ihrer Mitmenschen ausruhen und brauchen sich nicht an des Nachbarn Blut zu versündigen. Und dies ist möglich, obgleich Europa ein bewaffnetes Lager ist und die Mächte geschäftig daran arbeiten, ihr Zerstörungsmaterial zu vervollkommnen. Wir sollten den Dreibund und den Zweibund begrüßen, da sie Abwehrvereinbarungen sind und in Wirklichkeit die Explosionszentren des Krieges auf zwei vermindern; ein Kampf zwischen diesen würde solch ungeheure Dimensionen annehmen, so daß jetzt die sorgloseste Ruhe zum Spielen gegeben ist. Aber es ist klar, der Einfluß der Bündnisse ist ein rein negativer. Sie haben noch für keinen Moment ein Aufhören der fortgesetzten Rüstungen bewirkt, ein Beweis, daß die Mächte noch einander fürchten, trotz der Vereinigung und Verbrüderung, und vor dem Ausbruch eines unvermeidlichen Kampfes zurückschrecken, dessen Ende erst dann erfolgen würde, wenn die Karte von Europa bedeutende Veränderungen erfahren hat. Deshalb holt die militärische Armee seine Dienstpflichtigen aus der industriellen Armee und hält den Fortschritt auf allen Gebieten friedlicher Entwicklung auf. Das ist keine Sicherheit.

Einige haben erklärt, daß ein immerwährender Friede so lange unmöglich ist, bis die Teilung in Großmächte im wesentlichen Teilungen in Rassen geworden sind. Eine solch drastische Wiederherstellung aller Zustände würde aber generationenlange Kämpfe und Rüstungen bedeuten, und das wäre fast ebenso verhängnisvoll für den industriellen Fortschritt, und es würden trotz alledem noch drei aufeinander eifersüchtige Mächte übrigbleiben. An eine solche Lösung kann selbstverständlich nicht gedacht werden. Man ruft instinktiv aus: „Nehmt das Schwert fort, die Staaten mögen sich ohne es erhalten."

Andrew Carnegie.

Randbemerkungen zu einem aktuellen Kapitel.

Wenn die Männer sich verweibsen und die Weiber sich vermannsen, kann man sicher darauf schließen, daß der allgemeine Zustand der Zeit neutral ist — höflich gesprochen. Man könnte auch sagen: kastratisch.

*

Friedrich der Große meinte, daß in seinem Staate jeder auf seine Fasson selig werden dürfte. Er für seine merkwürdig aus der Art geschlagene Person verzichtete sogar auf die ewige Seligkeit. Indessen war er doch Hohenzoller genug, sehr entschieden zu wünschen, daß die populace stramm glaubte. Es scheint, daß er auch über andere „Seligkeiten" persönlich sehr frei dachte. Das Verhältnis zu seiner Gattin war entschieden „normwidrig", wie man in Vehses lehrreicher Geschichte der deutschen Höfe nachlesen kann. Seine Feinde haben ihm noch Schlimmeres als „Lieblingsminne" vorgeworfen. Aber auch er

Google

wäre kaum für die Aufhebung des Gesetzes gewesen, das die mann-männliche Fasson der irdischen Seligkeit verbietet. Es hat überhaupt zumeist die Neigung bestanden, die Knabenliebe als ein Reservatrecht der oberen Schichten zu behandeln. Bis zu einem gewissen Grade demokratisiert war sie wohl nur in Griechenland. Aber kann man in unserem Sinne von Demokratie bei einer Staatsform reden, zu deren grundlegenden Institutionen die Sklaverei gehörte? Der griechische Demos war Oberschicht. Und als solche hat er sich auch diesen Luxus geleistet. — Die Päderastie gehört zu den Luxusartikeln jeder Kultur, die zu einer gewissen Ueppigkeit gediehen ist. Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen, — gerade weil das Eis eigentlich kein Tanzboden ist. Dies gilt natürlich nicht von den *geborenen* Dienern des Eros Uranos. Die folgen nur ihrer Natur, und diese ist unabhängig davon, ob im übrigen die Kultur geil oder puritanisch ist.

*

Das epidemische Auftreten der Päderastie auch unter *nicht* geborenen Urningen bei uns hängt damit zusammen, daß in Deutschland jetzt die Generation der Erben heraufsteigt, deren Luxus und Neurasthenie schon in der Kinderstube begonnen hat. Die hohe Schule dieser Generation ist bekanntlich England, das England der gesunden, wohltrainierten jungen Gentlemen mit den tadellosen Kleidern, gemessen guten Bewegungen und klug geschlossenen Lippen. Dort gab es schon Aestheten, als wir noch Naturalisten waren. Die ganze moderne Lebenskunst stammt von dort, wo die aristokratische Kultur bereits existiert, von der bei uns nur die Rede ist. Aristokratische Kulturen sind grausam (man denke an Venedig). — Oscar Wilde hat es erfahren. Sie lassen sich ihre Triebe nicht beschneiden, wie geil sie auch sein mögen: aber wer sie unklug vor die Menge bringt, wird geopfert. — Soweit sind wir noch nicht. Es wird niemand geopfert (es sei denn, daß es gelingt, Maximilian Harden zu opfern), sondern man entrüstet sich. Man lärmt, statt zu schweigen. Fast könnte es wirklich scheinen, als habe in den Kreisen, die es angeht, niemand bisher davon eine Ahnung gehabt, was weiße Hosen und hohe Stiefel bedeuten. Ich glaube, der Haß wider den Ankläger im Grunewald ist kein guter Berater.

*

Sahst Du, o Freund, die holden Knaben,
Die an der Kranzler-Ecke steh'n,
Von Seide rote Schlipse haben
Und lächelnd auf und nieder gehn?

Sie spitzen die gefärbten Lippen
Und äugeln sonderbar lasziv,
Und kommst Du ihnen nah, so tippen
Sie Dich wohl an und legen schief

Das Köpfchen mit gebrannten Haaren,
Und ihre Blicke himmeln Dich
Sehnsüchtisch an; — kurz, ihr Gebaren
Ist immerhin absonderlich.

— *Abscheulich*, meinst Du? — Laß das Zanken!
Es ist nicht schön; ich geb es zu;
Wir wollen unserm Schöpfer danken,
Daß wir nicht so sind, ich und Du:

Doch nicht uns besser dünken, meinen,
Es müssen alle sein wie wir.
Hat nun die Liebe mehr als *einen*
Ausweg, — jenun, so gönn ihn ihr!

Selbst Das muß man mit Gleichmut tragen,
Daß derlei Knaben, es ist bös,
Auf ihre Art die Leier schlagen:
So scheußlich süß, so sirupös,

Und daß es Mode wird, zu schminken
Die Lippen selbst der Poesie.
Auch diese Mode wird versinken:
Absurditäten dauern nie.

Das Zeug schmeckt bald auch Denen fade,
Die jetzt dran schlecken: Zuckerkant,
Lakritzensaft und Limonade
Wird auf die Dauer degoutant.

*

Die fatalen Lyrikerasten sind übrigens (auch, wenn sie so tun, weil das augenblicklich für vornehm gilt) meistens gar keine echten Uraniker. Sie dilettieren im erotisch Normwidrigen, wie sie im Lyrischen dilettieren. Was ich von echt urnischer Lyrik kenne, ist im allgemeinen nicht schmachtlappig, sondern eher herb. — Ich bemerke das, um nicht dahin mißverstanden zu werden, als wollte ich den Wert eines lyrischen Gedichtes etwa davon abhängig machen, ob es normentsprechend von einem Er an eine Sie gerichtet ist. Die Adresse kann uns ganz gleichgültig sein. Wenn man uns heute nachwiese, daß Horazens Lalage ein garstiges Mädchen war, — was verschlüge uns das? Geht uns Anakreon an, oder Bathyllos?

Google

Gesetzt, Platen habe wirklich die Neigungen gehabt, die ihm Heine zuschrieb, — werden wir deshalb weniger Genuß an seinen Gedichten haben? — Eklig ist nur die Süßtuerei eines gestaltungsunfähigen, gefühlsimpotenten Aesthetlertums, das aus unserer lyrischen Muse einen geschminkten Lustbuben macht. Eklig, — aber wir brauchen uns ja nicht damit abzugeben. Diese schleimige Schnecke am Postamente Apollos beeinträchtigt die Schönheit des Götterbildes nicht. Macht nicht zu viel Wesen daraus! Macht aus der Tatsache überhaupt, daß es eine normwidrige Erotik gibt, nicht so ein großes Wesen. Und, vor allem, entrüstet euch doch nicht wieder einmal ex officio der Normalität! Ich wittere dahinter den Philister und seine scheußliche Selbstgerechtigkeit, die tausendmal widerwärtiger ist, als jede Normwidrigkeit.

Otto Julius Bierbaum.

Balthesserglossen!

— Rasse ist Erziehung in Permanenz.

Takt ist im Grunde nur ein anderes Wort für — Herz.

Gesellschaftston ist das Bestreben, aus Zwang zwanglos zu erscheinen. Wer das Bewußtsein der Tatsache verloren hat, daß dieser Zwanglosigkeit Zwang zum Grunde liegt, heißt ein Gesellschaftsmensch.

Ein Mensch von Benehmen richtet niemals sein Benehmen ein. Er hat ein Benehmen, und das geht von ihm aus wie der Heugeruch vom Stallburschen.

Gut gekleidet sein, heißt vor allem nicht auffallend gekleidet sein. Alles Vollkommene ist unbefangen, selbstverständlich.

Wir leiden heute an Autoren, die mehr können, als sie — sind.

Vor Gemälde vermeide ich mit Bekannten zu treten. Es wird dann immer höchst überflüssigerweise „geredet". Und in dem Moment, da man vor Gemälden über sie redet, entziehen sie sich einem. Es ist, als ob es sie verdrösse. Sie verhüllen sich gleichsam von innen heraus. Man kann über Gemälde nur in ihrer Abwesenheit sprechen.

Das Gegenteil hat bei Menschen statt. Ich finde, daß man über Menschen nur mit ihnen selbst sprechen kann. Natürlich auch brieflich, denn der richtige Briefschreiber spricht zu einem Anwesenden. Es gibt wohl auch Briefschreiber, die zu Abwesenden sprechen, solche aber werden immer schlechte Briefe schreiben, uninteressante, unpersönliche.

Intime Kunst.

Ich war jüngst in einem kleinen Theater, das moderner, sonst auf das rühmlichste sich betätigender Künstlersinn vom Salzfaß bis zur Deckenbeleuchtung ausgestattet hat . . . Ich sah schaudernd die Logennummer (aus vergoldeter Gipsmasse) auf die marmorne Brüstung geklebt, — kopfschüttelnd die elektrische Tischlampe als Blumenbehälter zur Attrappe verschäkert, sah — auch dies zählt ja zur künstlerischen „Renaissance" — gelangweilt zu dünner Musik allerlei stilisiertes Gewändergewalle einen nüchternen „Farbenrausch" agieren . . . Beiläufig: Eine im Kostüm der zwanziger Jahre, sonst berückend graziöse Tänzerin mußte, sich windend und drehend, eine Art Leuchterkäfig von mehr als halber Meterlänge auf dem zarten Kopfe tragen: ein Anblick von erbarmungswürdiger Schwerfälligkeit . . .

Richard Schaukal.

Ueber Bücher und anderes.

Zehn lyrische (?) Selbst(?)-Portraits (?). Besprochen (oder wie soll man sagen? also gut: besprochen!) von (muß ich wirklich meinen Namen nennen? Erkennt man nicht die Bärenklaue ohnehin? Von wem andern könnten diese Blitze stammen, als von): Mir . . .

Schwarze Körbe. Grüne Blätter. Goldene Gitter. Ein blauer, gerippter Zettel mit krötenblutroten Namenszügen. — Dies der Deckel.

Finden Sie den schön, Herr Theodor Weicher in Leipzig?

(So heißt nämlich der wunderliche Mann, der dieses . . . dieses . . . Dingsda, dieses . . .

Go gle

Buch herausgegeben hat*). Er hat, seinem Stil nach, wenn ich nicht irrig bin [aber: wann wäre ich je irrig gewesen?], eine goldene Brille [etwa Nummer 8], einen Spitzbauch, Umlegkragen, etwas Eiweiß [Spuren, nur Spuren!], ein gutes Herz, liebt Bratwürste, spricht den Dialekt von Pottschapperl und ist glücklich verheiratet. [Kinder? . . . Problem!].)

Kann man die (warum krötenblutroten?) Namenszüge lesen? Brille her! Ich ent—zif—fe . . re . . . re . . re: Ferdinand von Saar . . . Felix Dahn . . . Martin Greif . . . Ernst von Wildenbruch . . . Detlev Baron v. Liliencron . . . Gustav Falke . . . Arno Holz . . . R. Dehmel . . . Otto Julius Bierbaum.

Dahn und Dehmel dürfen weiter so schreiben. Liliencron und Falke könnten sich immerhin etwas mehr Mühe geben. Aber an den andern ist Eisengallus und Alizarin verloren. Pfote! Pfote! Pfote! Der pfotigste ist Holz. (Pfotigste — knotigste; — mich dichtert's aber ich bezähme mich.)

Mit Gerhart Hauptmanns Handschrift kann sich keine der Zehn (zehn? Ist Wildenbruch — Einer?) vergleichen.

(Dies immer im Auge behalten, Mensch, der Du dieses liest! Immer! Es ist das Wichtigste. Einen Tritt in den Bauch Dir, wenn Du es vergißt!)

Somit zur Sache! (Sache? Wie wird mir? Ist das zur Sache? Nicht, daß ich wüßte! Es ist ein Kuddelmuddel, ein Rührei, Hachée, Klops, Salat [um zurückhaltend zu reden], Florian Geyer ist eine Sache. Fuhrmann Henschel ist eine Sache. Diese Kritik hier ist eine Sache. Schon das da? Das da!?! — — Dieser Herr Weicher ist zum Schreien. Und . . ich . . schreie) —:

Felix Dahn ist ein Ba . . . ba . . . barde, — kein Dichter.

Johannes Trojan ist ein Mo . . . mo . . . moselblümchen, — kein Dichter.

Ernst von Wildenbruch ist ein Ehrenmitglied des Vereins deutscher Studenten, — kein Dichter.

Gustav Falke ist ein Klavierlehrer, — kein Dichter.

Arno Holz war einmal ein schlechter Schüler Gerhart Hauptmanns, — kein Dichter.

Hermann Sudermann, — (hebe Dich weg, Satanas! Dränge Dich nicht auf, schandebesudelter Backenbart! Bring mich nicht aus dem Konzept, längst vermoderter Leichnam! Denn ich habe Dich getötet]): es sollte heißen, Otto Julium Bierbaum ist ein Mensch mit zwei, — kein Dichter.

Bleiben: Saar, Greif, Liliencron, Dehmel.

Bleiben? Wirklich? Und, wenn schon: wie lange?

Laßt uns verschleierten Auges in die Zukunft schauen, meine Freunde! Was sehen wir? —: Saar? —: Schon um die Ecke! Weg! Ein Fünkchen. —: Greif? —: Ha'm Se nich den kleinen Greif gesehn? (Und so weiter. Bis:) Der kleine Greif is weg! —: Liliencron? Richtig: Ein Rittergutsbesitzer aus dem Holsteinschen, der seinen schlechten Lebenswandel in Verse brachte. —: Aber: Dehmel!

Stuhl her! Nein: Ein Sofa her! Ich muß mich ausstrecken, lang legen: Irgend etwas Dünnes kitzelt mich kongenial am Adamsapfel. Vrwlt! Vrwlt! (Das könnte wirklich von mir sein!) Und ich sage (Ruhe! Stillgestanden! Dies ist der Moment!), ich sage: Dehmel ist ein . . .

Ich hätte jetzt wirklich beinahe gesagt: Dichter.

Aber ich sage es doch lieber nicht. Man muß (auch wenn man, wie ich, viele Kronen auf Lager hat) nicht mit Kronen um sich herumschmeißen, wie der gewisse Herausgeber eines (wie heißt es doch gleich?) gewissen Wochenblattes mit Päderasten.

(O dieser Elende! Erinnerst du dich, Jüngling? Du, Jungfrau, erinnerst du dich? —: wißt ihr es noch, Männer, Weiber, Kinder, was er über den sieben- (sieben!) mal göttlichen Fuhrmann schrieb? Schrieb? Nein: grunzte, kotzte! Auf den Schandanger mit ihm! Sudermann soll ihn . . . soll ihn . . . tafelrunden! . . . Ich will fortan Klempner heißen, wenn ich noch einen trockenen Faden an mir habe. Ich . . . kann . . . nicht . . . mehr.)

*) Zehn lyrische Selbstportraits. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig.

Google

Reden wir von etwas anderem! Wer durchaus Lyrik haben muß, soll die versunkene Glocke auswendig lernen. Fertig. Aus. Basta. Streusand. Löschpapier. Schluß!

Reden wir von Herrn Stremel! Dieser Mann hat, statt den dantesken Riesengebirgler (Riese! Gebirge! Fühlt ihr es, Gesindel?) zehnmal zehnmal zu porträtieren, diese zehn Männerchen aus der Ebene der Zwerge abkonterfeit. „Nach der Natur", sagt der unglaubliche Herr Weicher.

Was haben die sich (um Gottes willen!) dabei gedacht, Mann!

Sind . . . das . . . Naturen!?

Ich sehe fünf Backenbärte, vier Schnurrbärte, zwei Brillen, zwei Zwicker, hohe Krawatten, Stehkragen, Umlegkragen und noch allerhand, — aber: Naturen?

Der Mann mit den zwei sieht aus wie ein verstörter Pfannkuchen. (Wenn er gefüllt sein sollte, kann es nur Pflaumenmus sein.)

Der Beinahe-Dichter hat das Air eines Gymnasiallehrers, der wegen Sadismus zu Zuchthaus verurteilt worden ist. (Hier wäre vielleicht Gelegenheit, das Eigenschaftswort „mulmig" anzuwenden.)

Der Barde . . . aber, Gottstrambach, — wozu rede ich eigentlich noch von diesem Dreikäsehoch? — Ich muß mir den Magen verdorben haben oder in die Nähe einer deutschen Grammatik gekommen sein. Ich bin schwer krank. Wie hätte ich sonst auf diese irrsinnige Idee geraten können, von einem Buch zu reden, das ein Kuddelmuddel, ein Klops, ein Hachê, ein Salat ist? (Herr Aschinger hätte es verlegen sollen. — Diese Bemerkung ist vielleicht sehr tief.)

Zwei Sofas her! Ich muß mich ausruhen. Weggeschmissen hab' ich mich. Vergeudet. Englischen Rekord gebrochen. Was nun, wenn ich dann zugrunde gehe? Qualis artifatzke pereo!

Und nun rennt in den Buchladen, ihr Halunken, ihr Musenzuhälter, Stiefel, Hornochsen, Affenschänder, — rennt, rennt, rennt! Denkt ihr vielleicht, ich mache euch den Hanswurst noch länger?

*

Nachschrift der Redaktion. Indem wir diesen Aufsatz des impulsivsten kritischen Temperaments der Gegenwart unseren Lesern vermitteln, hoffen wir auf den Beifall der jetzt so zahlreichen Liebhaber kräftiger kritischer Hausmannskost. Wir würden in Rücksicht darauf, daß der Aufsatz ein wertvolles und interessantes Buch in Fetzen reißt und zehn literarische Reputationen im kritischen Mörser zu Brei zerstampft, vielleicht von der Veröffentlichung Abstand genommen haben, wenn uns unser geschätzter Mitarbeiter nicht selbst versichert hätte, daß seine „Meinungseruptionen" weder den Zweck noch den Effekt haben, als Kritiken zu wirken. A. L.

Wilhelm Bode: Amalie, Herzogin von Weimar. (Verlag von S. Mittler & Sohn, Berlin; 1907.) Das in drei hübsche Bändchen gegliederte Werk des bekannten Goetheisten ragt unter dem Andrang neuerer Bucherscheinungen hervor. Die gefällige Niedlichkeit seiner Ausstattung erfreut das Auge, der solide Inhalt den prüfenden Kopf. Wilhelm Bode hat ein episches Erzählertalent, das beim Schöpfer von Wahrheit und Dichtung mit Nutzen in die Schule ging. Ruhig, sachlich, etwas gemessen im Schritt geht Herr Wilhelm durch das alte Weimar, sieht da, sieht dort in ein altes Haus, entlockt alten Akten kleine Weisheiten und Lebensdaten, stellt Bekanntes in neue Zusammenhänge und läßt uns, trotz des vielen verarbeiteten Materials, nichts von der Mühe spüren, die hinter der mit Kraft festgehaltenen Ruhe dieser Erzählungsart steckt. Soll ich mich in Philologenkram verirren? Bedenken äußern, weil der Verfasser in der ihm lieben Zeit, dem ihm lieben Ort mehr Sonne fand, als ich zu sehen vermag? Auch das Dionysische dieser kleinen Welt in apollinischer Gehaltenheit schildert? . . Wenn hoch das Gras im Thalgrund steht und der vorwärts tastende Fuß deutliche Fährte in die Wiese zeichnet, der müdlos drängende Bach mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne spielt, still die Nacht von den Hängen gleitet und kein Hauch die sinnende Seele stört, die sich nach des Tages Schweiß und Hatz gern in Abendwind und Kühle reckt, — verzeiht; ich liebe das. Und liebe auch so leise Bücher, die mir in trüben Wintertagen die Entbehrung erträglich machen. K. S.

Go gle

Es gibt Stunden, in denen man denkfaul ist; auch zum Lesen guter Bücher nicht die Sammlung findet. In dieser Trägheit des Geistes und des Körpers befindet man sich in der richtigen Verfassung, um bei der Besprechung der „Bücher für den Weihnachtstisch" mit einiger Sicherheit den allgemeinen Geschmack zu treffen. Man spürt instinktiv in Robert Saudeks Roman „Dämon Berlin" die Wahrscheinlichkeiten für ein Interesse in weitesten Kreisen, die sich beim Lesen dieses Buches so unendlich geistreich vorkommen. (Das sicherste Mittel für den Erfolg eines Autors: nicht er, sondern der Leser muß bei der Lektüre als der Kluge erscheinen.) So fühlt man in diesem Stadium der Verdauung beim Lesen von K. Rosners „Sehnsucht" genau, wo die Rührung beim Publikum (nicht etwa im Buche oder gar beim Autor) einsetzt, und kann sicher sein, sich sehr bald als treffsicherer Kritiker einen Namen zu machen.

Das Unglück des Autors will, daß ich beim Lesen dieser Bücher in feierlichster Stimmung mich befand. Ich hatte eben Carl Hauptmanns letzten (der Himmel behüte uns und die deutsche Literatur! ich meine „neuesten") Roman „Einhart der Lächler" zu Ende gelesen! Kinder! Wenn ihr noch Blut in euren Adern habt, trotz allem materiellen Kram und Krempel dieses freudeleeren Lebens, noch fähig seid eines heiligen Empfindens vor einer großen, starken und wahren Kunst, dann kniet nieder vor diesem Dichter, diesem Kinde, diesem Menschen, der euch hier ein Werk beschert, das ihr an euren Feiertagen, fern von allem Lärm des Tages, vornehmen und genießen sollt! „Ist's Literatur?" „Ist's Kunst?", fragt ihr. Geht hin und lest's! Fragt nicht, was es ist und kritisiert nicht, „wer's nicht gefühlt, der wird es nie begreifen." Wen's aber glücklich macht, braucht um sein Leben nicht zu bangen. Denn es gibt Stunden, die einen nicht nur alles vergessen machen, die einen innerlich so bereichern, daß man stark (oder stumpf) wird gegen das Leben.

Ein Seitenstück, wenn man so will, zu Otto Julius' prachtvollem „Prinz Kuckuck", über den Ernst von Wolzogen hier sprechen wird. Man braucht, wenn man den einen lobt, den andern nicht zu tadeln. Gewiß führt keine Brücke von einem zum andern. Prachtvolle Menschen sind sie beide. Es gibt in Berlin und Wien eine stattliche Schar (nein, Clique) von Aestheten, die glauben, besonders geistreich zu sein, indem sie Otto Julius literarisch nicht mehr ernst nehmen. Denen er zu gesund ist. Denen er zu natürlich ist. Denen er zu produktiv ist. (Denn die geistige Verinnerlichung verlangt heute mindestens sechs Jahre für jede Arbeit. Damit hat sie den Beweis ihres Wertes erbracht.) Denen er zu gewöhnlich ist; denn jedermann versteht ihn, und der gebildete Mitteleuropäer findet schon beim ersten Lesen den Sinn heraus. Denen er schließlich (horribile dictu) zu materiell ist. Mir scheint's, Sache des Verlegers zu sein, den materiellen Wert einer Arbeit zu bemessen. Und fast sämtliche Verleger reißen sich um ihn. Würden sie's tun, wenn er sie Geld kostete? Die Berliner Aesthetenclique (die sich auch gegen die Mitarbeit Bierbaums am „Morgen" wandte) sollte, statt sich die Nächte hindurch in den Cafés gegenseitig literarisch zu ästhetisieren, nach Fiesole fahren und das reiche Leben dieses Menschen kennen lernen. Sie würden dann, meine Herren, weniger blasiert und etwas abgeklärter sein. Wenn Dehmel recht hat, daß, wer an seinem Leben nie verzagte, nie um des Lebens Deutung rang, so ist er weit davon entfernt, damit Resignation zu predigen. Stellung zur Welt fordert er, meine Herren, nicht überlegen und teilnahmslos sich außerhalb der Welt stellen. Des Lebens Deutung finden, heißt: über des Tages Gleichmaß hinaus uns klar werden über unser persönliches Verhältnis zur Welt. Finden Sie das, meine Herren, die Sie mir so intensiv Otto Julius Bierbaum für den „Morgen" verekeln wollen, und wir werden uns weiter sprechen. Um derartige Werturteile zu fällen, sind weder der Absinth noch das Nachtcafé notwendige Vorbedingungen.

Ich finde kein Glied, um zu Robert Saudeks „Dämon Berlin" zurückzukehren. Dies Buch hat einen buchhändlerischen Erfolg aufzuweisen, der in keinem Verhältnis zu seinem Wert steht. Robert Saudek weiß das selbst am besten. (Gurlitt wird nächstens hier seine „Gymnasiastentragödie" besprechen.) Er selbst hat bei seiner Kontroverse mit Dr. Pfennig im „Morgen" schon den Beweis erbracht, daß er sich auch mit ernsten Dingen zu beschäftigen weiß. Er ist ein Anhänger Weiningers, ohne ein persönlicher Gegner von Fließ zu sein, und hat wiederholt, wenngleich ohne Erfolg, das geniale System von Fließ ad absurdum zu führen versucht. Ich besitze die Kühnheit, zu behaupten, daß er Fließens „Ablauf des

Lebens" zwar durchaus mit heißem Bemühen zu Ende studiert, ihn aber nicht verstanden hat. Seine „Billigen Weisheiten" sind jedenfalls nicht imstande, die Begriffe zu klären. Sie bringen nur neue Verwirrung. Für mich ist das Buch „Dämon Berlin" — vorausgesetzt immer, daß es der Verfasser selbst nicht für ernst nimmt — der Beweis mangelnder Selbstzucht. Ein begabter Mensch, wie Saudek, darf solche Geschmacklosigkeiten nicht begehen, sofern er verlangt, weiterhin in seinem Streben ernst genommen zu werden.

Fern von jeder Trivialität hält sich die stimmungsvolle Novelle Delmars „Glück". Wie liebevolles Verständnis natürliche Anlagen pflegt, wie zarte Empfindsamkeit letzte Bitternis nimmt und zwei gleichgestimmte Menschen auf des Lebens Höhen führt, zeigt meisterhaft diese Novelle. Das Leid der Einsamkeit das Sehnen nach Vertiefung, der Wunsch, dem Leben neben äußerem auch inneren Glanz und Fülle zu geben, all das habe ich nie teilnahmsvoller mitempfunden. So zeigt sich's wieder: es gibt nichts absolut Triviales. Nicht das „Was", das „Wie" entscheidet. Zwei Menschen, die sich lieben; wer mag's noch mitanhören? Wie diese beiden Menschen unter der starken Hand des Mannes dem Leben innere Werte abgewinnen, wie ein Wesen sich bildet durch die Pflege des andern, eins in das andere hineinwächst; wie die Erkenntnis des eigenen Wertes erst leise dämmert, dann hell durchbricht, und wie dann unter all dieser Erleuchtung das große Glücksempfinden erwacht, das nun nichts mehr erschüttern kann; denn nun ist des einen Schicksal auch das des andern geworden. Das muß durchlebt sein. Starker Wille und große Liebe leiten zwei Menschen über alle Kümmernisse hinweg. Ihr Glück wird so groß, daß sie es vor der Welt verbergen — und das Buch bricht ab. Weiter geführt würde es das Schicksal eines Menschen werden, so eins sind sie geworden. Neben diesen reinen Tönen, durch die doch überall die helle Lust am Leben klingt, mutet die sentimentale Arbeit Rosners eigentümlich an. Hier ist nichts unmittelbar empfunden, hier ist alles Roman, wie dort alles Leben ist.

Habe ich schon aus der Schule geplaudert, als ich euch für Hauptmanns Roman erwärmte, so sei es auf das gleiche Schuldkonto gesetzt, wenn ich von zwei weiteren, ebenfalls noch nicht veröffentlichten Arbeiten spreche — mit einigem Recht, wie mir scheint, nachdem ich vor mehreren Wochen hier gar zu eifrig (wie anonyme und andere Zuschriften mich zu belehren suchten) für ihre Verfasser eingetreten bin. Eulenberg und Bab. Ich schrieb, daß ihre Arbeiten die Erfüllung noch nicht bedeuten! Indes, wie's mich dünkt, zu ihr hinüberleiten. Ich habe keine Veranlassung, dies Urteil zu widerrufen. Für den einen so wenig, wie für den andern. Babs vieraktiges Drama „Blut" vertritt mit — wie mir scheint — nicht zwingender Gewalt die Weltanschauung, nach der nur auf den Thron gehört, wer mit größtem Erfolge den Befähigungsnachweis, der Rechte auf dem verantwortungsvollen Platz zu sein, erbrachte. Zwar soll die Machtfrage weder von der Kraft der Muskeln, noch von der Stärke des Geistes gelöst werden. Die Zweckmäßigkeit für die Gesamtheit gibt den Ausschlag. Es ist die demokratischste Lösung, die man sich denken kann. Bedingungslos jedes Recht des Blutes aberkennen, die Königin als Hirtin auf die Wiese setzen und einer gefühlsrohen Magd die Krone zuerkennen, die sie sich durch Untreue und Gewalt erschwindelt hat, nur weil sie willensstärker ist — nein, Herr Bab, und tausendmal nein! — hier gibt's für Hunderttausende noch ein Gefühl (Pietät trifft's nicht ganz), dessen sich, wie mir scheint, auch der Vorurteilsloseste nicht zu schämen braucht. Ihre Königstochter — und darin liegt Ihre Kühnheit und, wie mir scheint, auch die Gefahr — besitzt Adel, der Ihrer Magd abgeht. (Ja, merken Sie's denn nicht? Ihre Heldin kommt mir selbst auf dem Throne noch, trotz ihrer Herrschertalente, wie die gröbste Magd vor.) Wär's umgekehrt, Ihre Weltanschauung wäre die meine. Bis dahin mitzugehen, verbietet mir ein instinktives Gefühl, kein Vorurteil, vielleicht Pietät, vielleicht Achtung vor der Geschichte, die Erziehung vielleicht — wahrscheinlich aber — das „Blut". Und doch, dies Drama (das bereits in Mannheim im Manuskript zur Aufführung erworben wurde) hat Qualitäten, die mich nach wie vor an Bab glauben lassen. Gleiches gilt von Eulenberg, dessen neuestes Drama „Ulrich Fürst von Waldeck" dieser Tage in Buchform erscheint. Auch ein Lustspiel liegt im Manuskript vor. Ueber beide Arbeiten wird hier noch zu sprechen sein.

Auf ein groß angelegtes Werk möchte ich noch hinweisen: „Die Gemäldegalerie des Prado in Madrid." Es entstand in der Kunstanstalt Franz Hanfstängl (München, London, New

Go gle

York). Soll man auf die Verdienste dieses Hauses noch hinweisen? Seine Aquarellgravüren und Faksimileaquarelle kennt jeder. Sie haben — und hier liegt das große Verdienst — immer mehr den geschmacklosen Oeldruck verdrängt; und wenn sie auch nicht, wie etwa das neue Lichtdruckverfahren, an die Originale heranreichen, so wird doch selbst ein verwöhnter Geschmack einigen Blättern, wie dem „Lachenden Kavalier“ von Frans Hals oder der „Madonna“ von Kaulbach Anerkennung zollen.

Das Prachtwerk „Die Gemäldegalerie des Prado“ zu schaffen, ist einfach ein Verdienst. Ganz abgesehen von der künstlerischen Bedeutung ist hier meines Erachtens auch einer historischen Pflicht genügt. Viel zu wenig sind Philipp II. und Philipp IV. als Menschen und Mäzene von der Geschichte gewürdigt worden. Man braucht da nicht an Schiller zu denken, für den Lessings Gesetz über die Grenzen, innerhalb deren sich der Dichter an den historischen Stoff und die Charaktere zu halten hat, einfach nicht existiert. Leider! Karls V. Verdienste um Tizian sind bekannt. Daß aber von den heutigen Gemälden Tizians im Prado ein großer Teil aus dem Besitze Philipps II. stammt, wissen nur wenige. Und was für die Weite seines Blickes das beste und sicherste Zeugnis gibt: auch für die altniederländische Malerei hatte er Sinn und Verständnis (Versuchung des heiligen Antonius von Hieronymus Bosch). Ein Verdienst, das mehr gilt, als das seines Enkels Philipps IV. Denn von Gott begnadet der Herrscher, der einen Velazquez an seinem Hofe hat. Daß er ihn hielt, trotz vieler Anfeindungen, soll ihm nicht vergessen werden.

Die Ausgabe dieses Prachtwerkes erfolgt in vierzehn Lieferungen zu je sechs Blatt. Außer Velazquez und Tizian finden wir Murillo, Goja, Rubens, van Dyk, Raffael, Lorenzo Lotto. Warum fehlt Dürers „Erstes Menschenpaar“? Gibt es Vollendeteres von ihm?

Auf Ullsteins Weltgeschichte war hier schon einmal hingewiesen. Nun liegt der erste Band vor, und man findet seine Erwartungen übertroffen. Diese Weltgeschichte, in der jahrelange ernste Arbeit steckt, ist ein Verdienst, das höchstes Lob verdient. Viel zu wenig weiß unser Volk von seiner Geschichte. Als trockene Materie schwebt sie uns noch immer wie ein Lehrgegenstand vor, mit dem uns lange Schuljahre nicht eben verkürzt wurden. Niemandem wird es einfallen, zur Unterhaltung ein Geschichtswerk statt eines Romans zur Hand zu nehmen. Hier ist nun etwas geschaffen, was unser Interesse zu wecken und zu erhalten weiß. Es war ein glücklicher Gedanke, die ersten Männer der Zeit zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Persönlichkeit weiß heute mehr als die Materie zu fesseln; selbst wenn unter der Stärke der Individualität hin und wieder subjektive Werturteile ausgesprochen werden. Haeckel, Pflugk-Harttung, Bezold, Lamprecht u. a. schufen dies Werk (4 Bde., à 20 Mk., Ullstein & Co.), das durch über 3000 Illustrationen belebt wird. Nicht in der bekannten Art ähnlicher Unternehmungen. Die Illustrationen, wie die gesamte Ausstattung verraten erlesenen Geschmack. Ich glaube, daß man dies Werk sehr bald überall finden wird wo man Anspruch auf Bildung macht.

A. L.

Theater.

Neues Schauspielhaus. „Zar Peter“. Am Tage der Premiere brachte das „Berliner Tageblatt“ ein Feuilleton von Erler über das natürliche Drama. Ohne in die Tiefe zu gehen, entwickelte Erler hier gesunde Ideen. Ein dramatisches Handikap. Goethe (bei ihm auch als Dramatiker) und Shakespeare: hors concours. Dann — und das nahm mich für ihn ein — an erster Stelle Kleist, an zweiter Hebbel. Danach durfte man Besseres erwarten. Warum diese Leute an ihre eigenen Werke so gar keinen Maßstab zu legen wissen.

Einem Königlichen Oberlehrer (oder sind Sie's nicht? Sie müssen's sein) kann man es schließlich nicht verübeln, wenn er statt eines schlechten Wedekind einen schlechten Schiller schreibt. Wenn's noch ein schlechter Kleist wäre! Aber seines Geistes auch nicht der leiseste Hauch! Wir suchen Nachwuchs. In Erler finden wir ihn nicht. Zwei Namen sind en vogue: Borngräber und Fresca. Es soll in Literatenkreisen zum guten Ton gehören, sie zu kennen. Beschäftigen wir uns mit ihnen. Borngräber ist freilich schwer belastet. Er ist Dramaturg bei Schmieden. Fürs „Ungeheuer“ wohl noch nicht verantwortlich. Ein Stück, in dem von Anfang bis zu Ende der Eine immer von dem Andern betrogen wird. Sonst fiel mir nichts Berichtenswertes an dem Stück auf. Es sei denn, daß diese Korruptionsmanie auf der Bühne auch auf die Angestellten ansteckend wirkte, und daß ein mir unbekanntes Fräulein Winkler viel Geschmack und einiges Talent entwickelte.

A. L.

Google

Bristol-Briefe.

Der Zweite.

London, Carlton Hotel.

Hier, liebe Violette, finden mich Deine sehr interessanten Zeilen, die mir von der verlassenen Königin der Seebäder, aus Brighton, nach der überfüllten Weltenzentrale London nachgesandt wurden.

Ich sitze hier im Carlton in dem kleinen gelben Salon mit dem löblichen Vorsatz, Deinen Berliner Erguß zu beantworten. Ach, es wird mir sehr schwer, hier zu schreiben, seine Gedanken nach Berlin, wo es am W—esten ist, zu lenken, wo Pall Mall, die höchste Blüte des modernen Lebens, großzügig an mir vorüberflutet, und doch auch das historische London mich mit seinem schmeichelnden Zauber umgibt.

Carlton! Schon der Name ist ein Programm. Kicherndes Lachen von rosigen Frauenlippen, klirrendes Florett- und Degenspiel ritterlicher Gestalten, spitzenbesetzte Jabots, bänderflatternde Fontanges, Fackelschein und Kerzenglanz, das merry old England und die fêtes galantes, Kavaliere und Pierrots, Könige und Narren, Prinzessinnen von Geblüt und Fürstinnen der Venus, die ganze ars amandi im höchsten höfischen Raffinement wird kaleidoskopartig mit diesem Namen beschworen, Sir Pepys Diary scheint leibhaftig an uns vorbeizuziehen. Man glaubt des Duke of Yorks zierlichen Palast erstehen zu sehen, in dessen Söllergang der verbannte, verliebte Rowley seine Nelly Gwynne erwartet, der auch dann im Königssaal als zweiter Karl von England dies Liebchen nicht um Katharina von Portugal verlassen will und sie nach White Hall bringt. Aber der König ist „mobile“: auch in Carlton House finden die Rendez-vous statt, die der englische Louis Quinze der schönen Herzogin von Portsmouth gewährt, der holden Agentin der Tripleallianz, welche an der „pretty witty Nell“ ihre Siege über die Braganza rächt. Hier im Carlton Palace traf auch der König mit Lady Castlemaine zusammen, von hier aus nahm der Sohn der Winterkönigin, Prinz Ruprecht von Pfalz, der Gründer der englischen Flotte, weihevollen Abschied zum Kampfe gegen Heemskerk und de Ruyter; in Carlton House schlugen die holländischen Kanonen ein, von hier aus betrachtete der blasiert entnervte Hof ein neronisches Schauspiel: den Brand von London.

In diesem selben Salon vielleicht, an dessen Fenster ich sitze, mag die schöne Auguste von Koburg als Prinzessin von Wales der Sänfte geharrt haben, die ihre beste Freundin, Lady Dudley, bringen sollte, und in deren Verkleidung der Minister Bute seinen Weg zu der schönen Fürstin fand. — Hier in Carlton fand jenes Maskenfest statt, auf welchem die Herzogin von Kingston, über eine allzu gewagte Maskerade von ihrer Herrin zur Rede gestellt, der königlichen Geliebten des ministerlichen Botanikers die entzückende Antwort gab: „Your Highness, warum heut so streng? Hier in diesem Hause chacun peut donc trouver son „but“. — In diesem Salon hielt der Gemahl der schönen Sünderin Frederic von Wales und Vater des nachmaligen George III. seine berühmten literarischen Abende ab, hier lud er den gefürchteten Satiriker Pope ein, nachdem er gewettet, der „Rote“ würde nicht kommen, und als er nicht nur kam, sondern sogar mit einer Ode den Thronerben begrüßte, fragte dieser den Dichter: „Warum schreiben Sie so feindlich gegen die Könige und sind so freundlich gegen den Thronerben?“ worauf dieser ihm die berühmte Antwort gab: „Weil ich die Löwen nur liebe, solange ihnen noch keine Krallen gewachsen.“ — Hier in Carlton House glänzte auch Karoline von Braunschweig, Georges IV. Gemahlin, bevor noch Sidney Smith ihren Namen verdunkelt, — hier lebte Napoleon III.; von Miß Howard unterstützt, übte der kaiserliche Aar seine Fänge zum späteren Fluge, und heute — heute flutet das einzige Londoner life um Carltons Mauern und breitet seine höchste Lebensfreude in seinen Sälen aus.

Heute diniert in dem großen roten Saal, wo einst zum Ballspiel geladen, Spaniens holde Königin, die glückliche Vertreterin des tu felix Albion nube, in bläulichem Crepe de chine-Ge-

Google

wande mit fabulösem Zobel geschmückt, heute rauscht die junge Mrs. Marshall Field, die Mutter des Warenhaus-Kronprinzen, in wundervoll kleidsamer Halbtrauer durch das Hotel, das sie mit dem fünften Avenue Palace vertauscht, um persönlich die Erziehung des glücklichen Erben von 600 Millionen Vermögen, und dem größten Dry goods store der Welt in London zu leiten.

Am Nebentisch Mr. George Gould, dessen stolze Jacht „Atlantic" in Plymouth im Dock liegt, der auch um seinen jungen Sohn Harald, den Champion-Tennisspieler, Amerika mit England vertauscht hat. Auch Lord Howard, de Waldon, dem der Druce-Prozeß gegen seinen Großonkel, den fünften Herzog von Portland, und mithin auch gegen ihn gerichtet, anscheinend nicht den Appetit zu frischem Spargel verleidet. — Die schöne John Jakob Astor hat auch ihr unweit der deutschen Botschaft gelegenes Heim verlassen, um hier im roten Saal zu dinieren. Die berühmten Türkisen zieren den dunkeln Scheitel, den weißen Busen der schönen Amerikanerin, die, ganz im Stil von Nattiers Pompadour gekleidet, in bläulichem Taffet mit hellila Rüschen schimmert, ihre Schwiegertochter, in leichten rosa Tüll gekleidet, würde den Eindruck eines deutschen Pfarrertöchterchens machen, wenn nicht an einer Plantinkette der „Sancy" jener berühmte Diamant Karls des Kühnen erglänzte, der einst nach mannigfachen Irrfahrten Eugenie Montijos weißen Hals schmückte, als sie am Arm „unseres Fritz" in Ismael Paschas neugegründetem Reich zur Aida-Premiere den Gezireh-Palast betrat, und welches historische Juwel Frau „Waldorf" auf der letzten Auktion der französischen Kronjuwelen erstanden und neidlos — wo ist die Schwiegermutter — der Frau ihres Sohnes als Morgengabe schenkte. Auch Mrs. Spencer Clay, geb. Astor, im weißen Crepe de chine unter weißem Rosenhut, dann die schöne Gräfin Torby — ein Märchen an Chic und Eleganz, in silbergrauem Tüll und Chinchilla — sah ich, als ich aus dem großen Speisesaal mich hier in diese „cosy corner" flüchtete, um Dir zu schreiben. Ja, auch ich bin müde durch meine saunters through the shops. Aber ich wurde auch wunderbar angeregt von dem, was der Weltmarkt Londons mir geboten.

Heute morgen, als ich frisch von Brighton kam — der Nebel dort drückt mich nieder — er ist in London doch nicht so intensiv, und der momentane Aufenthalt des Königs hier, die Besuche der vielen fremden Monarchen, haben eine neue „season" geschaffen, die den Herbst vergessen läßt, und so hatte ich es vorgezogen, den sonnenklaren Tag in London zu verbringen.

Ich lunchte im Ritz — zu meinen Füßen St. James Park — in jener zauberischen Terrassenhalle, die wirklich der roi du soleil selbst gebaut haben könnte — das gelbe Licht des Herbsttages mischte seine kalten Strahlen mit dem Zauberkreis der Lustres, die in geschlossenem Circle kreisartig den Saal beleuchten. Noch hat kein zweiter Hotelier eine festlichere Tafelrunde geschaffen. So saß ich, dem Buckingham Palace zur Linken, Devonshire House zur Rechten, umrauscht von Piccadillys Weltstadtbrausen — und habe wie ein Lukullus gespeist —, beinahe noch raffinierter als bei Scotts, das jetzt wegen der warmen Witterung noch nicht fashionable. Auch Ritz war zur Lunchzeit „packed". Gräfin Stephany Lonyay, die Ruhelose, auf deren Scheitel sich einst drei Kronen senken sollten, saß da, blendend schön, in tiefviolettem Sammetkleid mit Skunks verbrämt. Sie kam von Woodnorton, wo die spanische Heirat sich eben vollzogen, mit ihr war die entzückende Herzogin von Guise eingetroffen. Ich sah Mrs. Winifred Ashley, des erfolgreichsten Finanziers einzige Tochter im lichten Tuchkleid. — Auch Lord Curzon erblickte ich. In diesem ernsten kalten Napoleonsgesicht liegt noch die tiefe Trauer. Wo ist die schöne Daisy geblieben, Josua Leiters, Marshall Fields einstigen Partners, vielbeneidete Tochter, die als indische Vizekönigin auf dem Pfauenthron zu Delhi glänzte. Warum hat sie allen Widersprüchen ihrer zahllosen Freundinnen in Simla entgegen doch zum letzten Koronationstage jenes Gewand aus Pfauenfedern sich sticken lassen, indem sie wirklich als

Google

die holdeste Verkörperung ihres zweiten Heimatlandes wie eine indische Begum die Huldigungen des Kaiserreichs entgegennahm. Ein alter Aberglaube hat hier schmählich recht behalten. Dann sah ich mit der Marquise von Villobar Lady Sassoon, geborene Peruggia, Sargents holdestes Modell auf der hiesigen Ausstellung; ebenso wie die schöne Mrs. Charles Meyer, deren Anmut auch der neuenglische Van Dyk auf das glücklichste in jenem vielbewunderten Gemälde „Mrs. Charles Meyer and her children“ wiedergegeben hat!

Dann ging ich Bondstreet entlang zu Gorer. Du kennst, auch wenn Du nicht Judith Gautiers Buch gelesen hast, meine berechtigte Vorliebe für Jade! Der uralte geheimnisvolle Schmuck der chinesischen Mandarinen, der heute an den Armen amerikanischer Milliardärinnen glänzt, in seiner stumpfen Farbe und Eigenart einen rassigen Gegensatz zu dem funkelnden Schmuck bildend, der gerade wohl um dieses raffinierten Tones willens zu keiner noch so glänzenden Toilette, noch so kostbaren Juwelen fehlt. Was ich heute bei Gorer sah, war wohl alles, was China, Japan und Indien an exquisiten, nicht landläufigen Schmuckwerken aufzuweisen hat. Von Kristall-Buddhas, amethystgeschnitzten Blumen, bis zu den breiten Bernsteinvasen, die einst Tartaren als höchsten Tribut der zweiten Katharina zu Füßen legten, und die mich stets an jenes einzige Schmuckstück der Rosenborg erinnern, an jenen Bernsteinkronleuchter, der mit seinem zauberisch-goldenen Schein das mit Schweinsledertapeten ausstaffierte Gemach erhellt, zu dessen abgeplasteten Goldreliefs einst kein Geringerer als Andersen den schönen Spruch niederschrieb: „Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht“. Dann weiter die köstlichsten Armspangen aus Karneol, Amethyst, Nephrit geschnitten. Stickereien, wie sie nur der Orient erfinden und ein Meister aussuchen konnte. Dann besuchte ich jenen kleinen köstlichen venezianischen Glasladen, der die „Schuhe der Herzogin von Bedfort“ verkauft, jene kleinen von ihrer Hoheit erfundenen Glaspantöffelchen, welche das Neueste und Allerneueste der Tischblumendekoration in England bilden. Auch bei Deinem „Rider“ war ich, sah einen kostbaren Aquamarinschmuck, der übrigens viel moderner wie Periodot, und hervorragende Turmaline — bei Garrison ein Smaragden- und Perlen-Halsband, das einen Maiblumenkranz darstellte und von verblüffender Wirkung war. Hier, wie überall, jene entzückende Mode, in den Schaufenstern lose Edelsteine in kleinen Perlmutterschalen auszustellen. — Warum kommt kein Berliner Juwelier auf die Idee, diese Edelschätze der Erde im Rohzustande vorzuführen.

Dann ging ich zu Waring — ein Glück für Berlin, daß er nach dort kommt! Du weißt doch, er hat U. d. Linden gemietet. Denn er arbeitet, wenn es sich um wirklich schöne Möbel handelt, in „Material“, d. h. ihm genügt nicht nach Art der Künstler des modernen Deutschland, irgendein simples Stück Holz zu nehmen, zu schnitzen, zu beizen und dann zu sagen: „Sehen Sie dieses schöne Holz und meine Arbeit. Ist dies nicht süperb, muß das nicht Tausende wert sein?“ Nein, Du findest auch bei ihm prachtvolle Holzmöbel, aber er nennt Holz Holz — seine Eigenart, seine Kunstfertigkeit besteht aber darin, Elfenbein, Schildkrot, Edelsteine und edle Metalle zu verarbeiten. Da sieht man Tortoise-Shell, Onyx, Elfenbein usw. zu entzückenden Möbeln benutzt, die getrost mit jenen Kunstschätzen konkurrieren könnten, die einst die Herzogin von Galliera, die prachtliebende, künstlerische Brignole Salis, in ihrem modesten Genueser Palazzo Rosso aufgestellt. Bei Waring sieht man Perlmuttertische, Onyxbänke, Jaspisetageren, Alt-China-Lackkonsolen, deren Kostbarkeit mit dem Inventar des Winterpalais wetteifern kann. Um auch dem Holz einen gewissen Reiz zu verleihen, ist Waring auf die hübsche Idee gekommen, das Wrack des Nelsonschiffes Foudroyant zu kaufen und aus diesem historischen Holze allerlei Möbel und sonstige Kleinigkeiten herzustellen. Ein Schreibtisch für den Kaiser ist aus diesem Material bereits abgegangen. — Ich sah auch das ganz in Silber gehaltene Schlafzimmer für die Königin Alexandra, welches wirklich in seiner zarten, geschmackvollen Farben-

Google

stimmung — lichtgrüne Seerosen auf lila Liberty — für des „Seekönigs“ Tochter paßt. Bauernmöbel, wie man sie antik oder neu, echt oder nachgemacht in Berlin kauft, findet man hier gar nicht — wie für „Bauern“ in England wohl überhaupt nur Platz auf dem Lande ist —, den vielgesuchten Möbeln entsprechend, scheint ihnen Berlin sehr bekömmlich!

Von Waring ging ich zur International Fur Store in Regent Street, wo ich einen russischen Zobelmantel zum Preise von — nein, ich schreibe ihn nicht, Du würdest ihn doch nicht glauben — für die schöne Gattin des Besitzers der größten englischen Tageszeitung sah. Auch ein Blaufuchs für die Großfürstin Kyrill von Rußland von zauberhafter Schönheit. Noch chiker, jedoch nicht ganz so teuere Sachen hat die Crafton Company in Regent Street aufzuweisen, deren Clou ein weißes Spitzenjäckchen, mit Hermelin verbrämt, war, angeblich für die Herzogin von Westminster, der nicht minder schönen Schwester der Fürstin Pleß. Ich zog auch zu dem Mann, den ich nach William Shakespeare für den verdienstvollsten Mann in England halte, zu Peter Robinson und sah dort bezaubernde, mit gleichartigen Fransen besetzte rote Seidenblusen, welche Farbe wieder außerordentlich modern ist. Uebrigens erfuhr ich hier, daß unsere Kaiserin bei ihrem Besuch in Guild Hall Furore mit einem panneblauen Seidenkleid gemacht, welches ebenso wie eine lila Abendtoilette und ein großes zyklamenfarbiges Sammetkleid von, höre und staune, Gerson war. Du siehst, daß auch Berliner Kleider in London gefallen können. Dann ging ich an dem Clarence House vorüber, am Buckingham Palace und wartete auf den „King“. Der machte seinen Besuch bei seinem holden Gast im Kensington Palace, und richtig, bald kam die große elegante und doch so einfache offene Kalesche, und der König, die Königinnen von Norwegen und Spanien hielten vor dem Buckingham Palace. Königin Ena ist noch hübscher geworden, seitdem Du sie vor zwei Jahren bei dem großen Abschiedsfest in Strafford House gesehen. Der Königin Mauds Antlitz ist noch etwas länger, ernster geworden, aber der König sieht famos aus, er schaut darein wie ein höchst kluger menschlicher, sehr machtvoller Handelsmagnat, der sich trotzdem als den Herrn der Welt erblickt. Etwas außerordentlich Jovial-Gemütliches liegt in seinem Gruß, diesem sanften Lüften des tadellosen Zylinders, dem sprechend spöttischen Blinzeln seiner Augen, die sich rastlos spürend in dem breiten Gesicht drehen.

Aber trotzdem mangelt es bei aller Prunklosigkeit nicht an Hoheit. Sein außerordentlich ruhiges, sicheres Gebaren erinnert mich unglaublich an jene Würde, mit der einst der verstorbene Alphonse Rothschild den Zaren begrüßte, als dieser sich von Paris nach Compiègne begab und auf dem Gare du Nord mit unnachahmlicher Würde und Ruhe mit dem — wohl etwas Geld benötigenden — unruhigen Herrscher aller Reußen konversierte, nachdem dieser den Präsidenten Faure mit unermüdlichem, an das berühmte Theaterintermezzo „Wo ist Rothschild“ erinnernden Eifer wohl eine Viertelstunde mit „où est le Baron, où est le Baron?“, wie man sagt, „geschwächt“ hatte.

Uebrigens, der „King“ ist nicht nachzumachen! In Deutschland beliebt man ihn in den Witzblättern als einen Falstaff, Ochsenfrosch oder ähnlich geschmacklos mit großen Glotzaugen darzustellen, und vergißt ganz, daß es ein paar stahlharte Augen sind, die mit ernstem Spott — denn ihm ist seit Sam Lewis und Baron Hirsch wohl nichts Menschliches fremd — ihre Blicke über den Beschauer schweifen lassen. Der König, der unnachahmlich verkörpert, welche Würde auch das Zivil zu vergeben hat, ist unglaublich in England beliebt, nicht nur bei den Frauen — wo der einst gebeten, hat wohl keine widerstanden —, der Engländer, der nichts mehr als die Geschichte des Landes liebt, glaubt im König, in seinen beispiellosen Erfolgen die höchste Verkörperung des Lieblingshelden seines großen Dichters, Heinrich V., zu erleben, und man versucht nun mit hundert Zärtlichkeiten, wie um ein großes Unrecht gut zu machen, alle die

Google

kleinen Skandälchen und Chroniken, die sich an die Kronprinzenzeit des Königs reihen, zu vertuschen — als ob sie einen anderen Hintergrund gehabt hätten, als daß der große Mann noch nicht an seinem Platz gestanden. Auch heute glaube ich, kann man dem König noch nicht die Tugendrose überreichen, aber man ist von so viel Erfolgen des politischen Lebens klug geworden, um einem so großen Manne so kleine Schwächen zu verzeihen, die übrigens wirklich nichts mit seiner Politik und dem Glück seines Landes zu tun haben, denn nicht jede Tugend heißt gleich Maria Theresia. Der Zar und die Zarin strotzen, glaube ich, vor Tugend, und dennoch wird die zweite Katharina trotz Potemkin und hundert anderen ihrer Geliebten einst in der Unsterblichkeit mit Meilenstiefeln ihrem tugendhaften Enkel ausweichen wollen. „Connaître son métier", hat die Semiramis des Nordens als erste Monarchentugend ihrem Halbgott Voltaire gerühmt. — In diesem Punkte könnte Victorias Sohn ein direkter Sproß der holden Zerbsterin sein.

In dieser heute den König vergötternden Schwärmerei vergeht kein Tag, an dem nicht vom Publikum irgend etwas erfunden oder aufgefrischt wird, das nicht nur seine Klugheit, sondern auch seine Herzensgüte beweisen soll. Die Zeitungen, Magazine sind voll von queer stories — über „Bertie", wie einst Eduards nick name. Mir braucht man allerdings nichts zu erzählen. Du weißt, ich habe den König nur einmal beobachtet — da handelte ein damals viel bekrittelter Fürst so, wie nur ein wahrhaft guter, großer Mensch handeln konnte. Du wirst Dich auch noch besinnen, liebste Violette — Berlin, März 88. Der alte Kaiser tot, zur letzten Heerschau im Dom ausgestellt. Durch schwere Truppen- und Schutzmannskordons die Straßen gesperrt. Kadres von Gendarmen, die das letzte Defilee vor dem greisen Helden bewachen. Der Hof, die kaiserlichen Trauergäste wollen dem toten Kaiser ihr vale senex imperator zurufen, den letzten Besuch abstatten — Wagen auf Wagen der fremden Fürstlichkeiten rollen die Linden entlang zum Dom — langsam sich Bahn durch die stauende Menschenmenge brechend. — In einem Wagen der Prinz von Wales — wieder blicken seine Augen klar und spähend hinaus. Ein Schutzmann hat eine Menschengruppe besonders hart angelassen. In ihrer Mitte eingeklemmt ein kleiner unbeholfener Mann, ein Bucliger, der auch auf diese Weise sich den Weg zum Dom bahnen möchte, vergebens sich gegen die drängende Menge wehrt. Aber der „Wales" kennt ihn — scheint ihn zu kennen, er besinnt sich — irgendwo hat er ihn einmal — vielleicht in Homburg oder Ostende — gesehen, hat ihm dieser kleine Kerl einen Dienst geleistet — irgendeinen, welchen weiß er nicht. Aber er fühlt eine gewisse Dankesschuld in sich aufsteigen und sieht die Gelegenheit, sie abzutragen — und den Wagen halten lassen, den Verwachsenen zu sich hineinziehen, ist das Werk eines Augenblicks. — Zwei Minuten später schreitet der Prinz von Wales mit Albert Samson in den Dom zur letzten Reverenz vor Deutschlands Heldenkaiser, der inmitten seiner ob dieser profanen Begleitung erstarrten Granden in heiliger Ruhe daliegt. — Das war der echte „Wales", derselbe Prinz Heinz von Gottes und Shakespeares Gnaden, der, als seine große Stunde schlug, die Narrenkappe „good-bye Sir John" abwarf und die Krone aufsetzte, um der — siebente Eduard zu werden.

Ich weiß nicht, liebe Violette, ob Dich meine Königsschwärmerei interessiert. Ich will sie auch abbrechen, um Dir zu erzählen, daß ich nun über Dover Street — „where we often meet" — ging, an Sunderland House, dem herrlichen, verlassenen Palace der Marlboroughs vorüber. Consuelo ist jetzt in New York, wo sie in den „Tombs" ihren einstigen Spielkameraden Harry Thaw besuchte und ein ergreifendes Wiedersehen mit ihm im Gefängnis feierte. Keiner von ihnen sprach ein Wort — nur mit Tränen im Auge haben sie sich begrüßt — — und das alles um ein „Eldorado-Girl". — Weiter ging ich dann zur Synagoge, wo der jüngste Duveen Miß Lewis heiratete. Die Hochzeit war ein Tutti-frutti von Orchideen, Perlen und Spitzen, die Braut ist blendend schön, der Bräutigam

Google

Teilhaber von Duveen & Co., Pierpont Morgans Kunstjäger, und dann kam ich heim ins Carlton und las Deinen Brief. Was Du mir von Miß Alis Neuigkeiten schreibst, interessiert mich hier fast gar nicht. Die Affäre ist mir, wie ich die Angelegenheit kenne, auch nicht verwunderlich. Wenn ich heute mehr Zeit hätte, könnte ich Dir ganz andere ergötzliche Details aus dem freundlichen Hause des Kommerzienrats mit noch viel verblüffenderem Beweismaterial mitteilen, wo kein Staatsanwalt, sondern nur das heilige Lachen der Richter. Für einen Satiriker gäbe es eine Fundgrube dort! Ein Witzblatt könnte man darauf gründen, aber hier in England interessiert mich wirklich wenig aus Berlin W. Hekuba aus Schilda tönt nicht in Eduard des Siebenten Reich, und dann, ich muß heute noch nach Brighton und deshalb „überhaupt" aufhören. Ich sehne mich ordentlich nach der Glasterrasse des Metropole, mit ihren Kolibris und Honigsaugern, die in entzückendem Farbentanz mich buntschillernd umspielen. Wie angenehm träumt sich's dort, wie viele romantische Regungen steigen da im alten Normannenhofe auf. Weißt Du, daß ich von Brighton aus an keinen geringeren als Shaw schreiben will, er ist ein Herunterreißer, ein Götzendämmerer, ich möchte diesem „Entkönigsmacher" einen Verkannten zum Aufbauen geben, Georg IV. ein Piedestal errichten, dem England in nationalökonomischer Beziehung so außerordentlich viel zu verdanken hat. Was wäre die englische Kultur, der nun mal herrschende Geschmack, der Sport und die Rennen, die Wagen und die Schneider, die heute die Kulturwelt beherrschen, ohne ihn! Der Paris und die französische Mode entthront hat. Auch Brummel war wohl nicht ganz so bedeutungslos und verderblich für London; ist dieses Thema nicht wert, dem größten Satiriker der Neuzeit vorgelegt zu werden? In Brighton, wo der vierte Georg trotz Maccaulay den „Pavillon" schuf und mit der Fitz-Herbert einen unerhörten künstlerischen Königstraum geträumt, da kommen solche Gedanken! Was sagst Du dazu? Absurd, nicht wahr? Schreibe bald

Deiner Leonie.

An Frau Violette Riedinger,
Hotel Bristol, Berlin.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Kissingenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Das Phonola-Haus der Firma Ludwig Hupfeld A.-G., das bisher Leipziger Straße 106 bestanden hatte, ist in Anbetracht der großen Ausdehnung, die die Berliner Filiale in wenigen Jahren erlangt hat, nach der Leipzigerstr. 123 a verlegt worden. Nicht nur ist hier ein prachtvoller Verkaufsraum geschaffen, den hervorragende Berliner Firmen in wahrhaft künstlerischer Weise ausgestattet haben, sondern auch ein größerer Vortragssaal erbaut worden, in dem über hundert Personen Platz finden. Handelt es sich doch, wie vorhin schon gesagt, darum, die neuen Künstlerrollen, dann aber auch die neuen Instrumente in stimmungsvoller und künstlerischer Umgebung vorzuführen. Gerade der letztere Umstand dürfte aber auch vielen Künstlerinnen und Künstlern bestens zustatten kommen, die, wie es die moderne Kunst nun einmal verlangt, von einer stilgerechten Umgebung nicht absehen können. Auch die nebenan gelegenen „Studierzimmer" sind geschmackvoll ausgestattet. Das Auge soll hier nur Eindrücke empfangen, die zu der hohen Kunst hinlenken, und nicht, wie es so häufig der Fall ist, von ihr abziehen.

Ueber das Phonolainstrument selber sei nur noch mitgeteilt, daß es sich in kurzer Zeit allenthalben eingebürgert hat, und, wie die sogenannten Phonolaabende im Mozartsaal und Hotel de Rome bewiesen haben, einer großen Beliebtheit erfreut. Als künstlerisches Klavierspielinstrument genießt die Phonola heute Weltruf und steht unbestritten an der Spitze aller Klavierspielapparate. Kein zweites derartiges Instrument hat Künstlerrollen aufzuweisen.

Die Phonola hat ihren Siegeszug ungehindert fortsetzen können, sie ist jetzt im Gebrauch europäischer Herrscher und Fürsten und es ist nachgewiesen, daß sie sich einer steigenden Beliebtheit erfreut und laut der statistischen Einfuhrnachrichten des letzten Jahres allein in Deutschland eine größere Verbreitung gefunden hat als alle „Ausländer" zusammen.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonder-Prospekt der **Literarischen Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.**, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 27 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **13. Dezember 1907**

Maximilian Harden.*)

Es ist die banalste und ordinärste aller Verdächtigungen, wenn einem bedeutenden Menschen nachgesagt wird, ihm sei es nicht um die allgemeine Sache zu tun, sondern nur um seine privaten Interessen. Wer so redet, hat wohl noch nie überlegt, wie notwendig der persönliche Kalkül für alle sachlichen Zwecke ist, und daß in energischen Charakteren Person und Sache einander decken bis ins privateste Seeleneckchen. Hardens hervorragende Bedeutung für die öffentliche Urteilsbildung wird wohl von niemandem geleugnet werden; daß seine Feinde nach Kräften schimpfen, ist ebenso selbstverständlich wie der Beifall der Freunde, und Harden weiß aus seinem Shakespeare, wie wohlfeil alle Gründe sind. Der unbefangene Zuschauer freut sich, daß ein politischer Frondeur von so privater Autorität in unserer ach so sozialen Epoche überhaupt noch dauernd möglich ist; geraten doch selbst die Parteien der Aristokraten vor lauter gemeinnütziger Interessenpolitik immer mehr ins Demagogische. Da darf die Nation sich gratulieren, die einen solchen Hecht im Karpfenteich hat.

R. Dehmel.

Ich bin seit 15 Jahren mit Harden befreundet: also bin ich von der Integrität seines Charakters überzeugt.

Ueber alles andere, was an dem Prozesse drum und dran hängt, kann und dürfte ein Außenstehender nicht urteilen.

Max Liebermann.

Hardens politischer Ernst, sein Verantwortlichkeitsgefühl, sein Wille zum Positiven stehen für mich außer Zweifel. Das Verhalten der Preßleute gegen ihren durch Talent und Leidenschaft außerordentlichen Kollegen ist miserabel.

Thomas Mann.

Sie fragen an, was ich von Maximilian Harden denke? Ich denke, daß auf Harden ebensowenig ein Tadel fällt, wie auf jeden Künstler, der sein Material mit Geist ver-

*) Hier die Stimme von einem Dutzend Männern, die den Mut haben, ihrer Ueberzeugung auch da Ausdruck zu geben, wo sie wissen, damit der öffentlichen Meinung, die eine verlogene Presse irreführte, ins Gesicht zu schlagen. Der „Morgen“ steht weder direkt noch indirekt in einem Verhältnis zu Maximilian Harden, wie's verschiedene Blätter immer wieder behaupten. Wir sind eine unabhängige Wochenschrift, wie es die „Zukunft“ ist. Wir brauchen Harden so wenig wie Harden uns. Wir möchten ihn in unserem öffentlichen Leben nicht missen, da wir mit ihm wünschen, daß „Recht Recht bleibe im deutschen Vaterlande, daß Wahrheit Wahrheit bleibe“.

A. L.

Google

arbeitet, und Hardens Material ist die politische Welt, der er seine klugen und geistvollen Impulse widmet.

Wenn ein Mann geistvoll handelt, hat er das Recht, alles zu behandeln, und er selbst bleibt dabei schuldlos, wie der heilige Geist selbst.

Max Dauthendey.

Wie ich über Harden denke?

Es ist über 15 Jahre her, daß ich Harden kenne. In ihren Anfängen war mir seine Weise zuwider. Viel Manier im Wortewählen, viel artistische Auftrumpferei in der dialektischen Erledigung einfacher Dinge und dazu diese Neigung zum Auskramen von Belesenheit in den verschollensten Sparten internationalen Schrifttums: niemals hatte ich in deutschem Schreibwerk so viel prunkenden Aufwand gesehen. Auch nie so viel Kunsttanz, wo ich ruhig festen Schritt gewohnt war.

Hinter diesem grellen Aeußeren lag aber etwas, das innerlich fesselte, das zum Verweilen und Nachgehen zwang. Etwas ungemein Geistiges, Ueberlebendiges, das mit den hergebrachten Worten und Gefügen in seinen feinen Nuancen nicht leicht zu bannen war.

Und im hingebenden Beobachten und treuen Prüfen kam ich zu dem Schluß: Ist das nicht meine und deine Natur, so ist's doch nicht Unnatur — es ist Hardens Natur, das Phänomen einer ganz seltsamen künstlerischen Zusammenwirkung und Ineinanderwebung schwer verträglicher Kräfte zu einer Einheit mit schärfstem Persönlichkeitsakzent. Ein ehrlicher Mann als zungenzwingender Hexenmeister, ein aufrechter Kamerad von lauterstem Charakter im Zaubermantel, ein kühner Degen, unermüdlich im Dienste höchster Kultur, mit den Posen spielerischen Zeitvertreibs — ist das ein alltägliches Erlebnis?

So mußte ich aus reinem Interesse an einer seltenen Menschenspielart diesen ungewöhnlichen Vertreter reichsdeutscher Hochkultur im modernen Schrifttum schätzen, mehr noch, ich mußte ihn liebgewinnen. So selten ich auch Gelegenheit hatte, in weiten Zeitabständen, Harden zu sehen und zu sprechen, es war mir jedesmal ein Genuß. Er ist mir eine der sympathischsten Gestalten in der europäischen Tagespresse als starker Künstler von reifer Menschlichkeit.

Daß seine Kampfesweise oft die Massen verwirrt und schwache Köpfe zu Irrtümern reizt, die Tagesmeinung gewerbsmäßiger Schreiber beunruhigt und die Gehässigen gegen seine sittliche Intaktheit aufbegehren läßt, ist kein Zeugnis gegen ihn.

Michael Georg Conrad.

In Maximilian Harden verehre ich den größten deutschen Publizisten. Seine Ueberzeugungstreue ist für mich über jeden Zweifel erhaben. Als die vornehmste und edelste seiner Eigenschaften aber schätze ich die glühende Feuerseele, die verzehrend in einem schmächtigen Körper lebt. Unrecht und Leiden anderer verwandeln sich bei ihm in eigenes Leiden. Seine schriftstellerische Tätigkeit gleicht den Schmerzensäußerungen eines Menschen, der auf der Folter liegt. Aus dieser Tatsache erklärt sich wohl auch die leidenschaftliche Erbitterung, mit der er kämpft. Uebrigens möchte ich mit diesen Zeilen bei Maximilian Harden nicht den Anschein der Anmaßung erwecken. Ich betrachte es als eine Ehre, meiner Ueberzeugung Ausdruck geben zu dürfen.

Frank Wedekind.

Google

Maximilian Harden hat meine ganze Verehrung und Bewunderung, seitdem ich erkannt habe, daß seine einzigartige Begabung als Publizist im Dienste leidenschaftlich-ehrlicher Ueberzeugung steht und, weit entfernt davon, sich an Augenblickserfolgen genugzutun, die zumeist durch Kompromisse eropfert werden müssen, von einem sehr ernsten Kulturgewissen geleitet wird, das sich keine seiner als notwendig erkannten Forderungen abhandeln läßt und, aus dem Innersten eines sehr ernsten, streng an seiner Vervollkommnung arbeitenden Menschen kommend, beträchtlich weitere Perspektiven erfaßt hat, als es bei politischen Schriftstellern die Regel zu sein pflegt.

Die Entwicklung Hardens ist ein schönes und ermutigendes Beispiel dazu, wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst. Eine Weile konnte man wohl glauben, er treibe Spiegelfechterei und bilde nichts aus, als sein Talent des verblüffenden Fleuretstoßes, — ohne Bild gesprochen: seine Gabe, eine andere Meinung als die der Mehrzahl elegant und berauschend zu vertreten. Man konnte vermuten, er gefalle sich in der Rolle des starken Geistes als Allesbesserwisser und zwinge sich daher immer einen Standpunkt außerhalb der gewöhnlichen Linie ab. Es ist möglich, daß eine Neigung dazu in seinem Wesen liegt. Das, was man seine „Manierthheit" als Stilist nennt, kann in dieser Meinung bestärken. Beobachtet man aber, wie streng diese Manier sich zu einem wirklichen persönlichen Stil entwickelt hat, und wie ungebrochen logisch die Linie seines Widerspruchs auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens läuft, und betrachtet man dazu (was seine Gegner gerne übersehen) einmal: wie oft er mit seinem Widerspruch recht behalten hat, ohne etwa deshalb nun von seinem Standpunkt abzutreten (wie er doch tun müßte, wenn es ihm wirklich bloß darauf ankäme, „anders" zu sein), und dann: wie vieles (und was) er durch Bejahung gefördert hat, — so wird man bekennen müssen, daß dieser Mann im Grunde alles andere eher ist, als ein Effekthascher und Virtuos der polemischen Geste, nämlich ein Deutscher im Sinne Richard Wagners: der eine Sache immer um ihrer selbst willen tut. Wenn trotzdem eine gewisse Eitelkeit den Untergrund seines Wesens bilden sollte, so wäre es um so erstaunlicher, wie ganz er nun im Ernste einer Aufgabe aufgegangen ist, die einen bis zur Selbstaufopferung leidenschaftlichen Arbeiter erfordert, einen geistigen Gecken aber, wenn ein solcher sich überhaupt an sie wagen könnte, sehr bald entmutigen müßte, da sie wahrhaftig nicht dazu geeignet erscheint, leichte Triumphe von Eitelkeit herbeizuführen. Die Rederei von seiner Eitelkeit beruht aber wohl lediglich auf der beflissen oberflächlichen Psychologie jener Sorte von Leuten, die, wo immer Berühmtheit und äußeres Wohlergehen sich als „Lohn" für energische Entfaltung besonderer Kraft einstellt, sich mit diesem ihnen anscheinend unangenehmen Phänomen nur dadurch abzufinden wissen, daß sie wenigstens die Motive des Erfolgreichen herabsetzen und beteuern, er strenge sich durchaus nicht bloß wegen der Anstrengung an. Meiner Empfindung nach ist Harden keineswegs eine eitle Natur. Ich halte ihn nicht einmal für besonders ehrgeizig, wenngleich wohl auch ihn ursprünglich „des Ruhms lockender Silberklang" in die Literatur gerufen hat. Das Wesentliche an ihm scheint mir vielmehr jener „große Zorn" zu sein, wie wir ihn ähnlich bei Ludwig Börne finden, — ein Erbteil vielleicht von den wilden jüdischen Propheten, die sich gegen die Erbärmlichkeit ihrer Zeit empörten und dem Volke sowohl wie den Königen grimmig den Text lasen. Kein Zweifel: Harden kann besser hassen

Google

als lieben. Er hadert mit Gott und der Welt lieber, als daß er aus Menschenliebe das Geringste von dem abließe, was er für recht hält. Das „erbärmliche Behagen“ im Halbundhalben, das Fürliebnehmen mit einer Abschlagszahlung, wenn man das Ganze nicht haben kann, die hurtige Fähigkeit, Mittelmäßigen dieselbe Krone zu reichen, die vordem überragender Größe zugehörte, kurz alles das, was schon Börne am Jüste-Milieu unerträglich empfand, ist ihm höchst zuwider. Er ist Anti-Philister von Grund aus, eine aristokratische Empörernatur, Fanatiker der Echtheit, unversöhnlicher Feind alles Aufgeblasenen, aller Größenallüre, alles Talmitums; wie sehr er sich als Politiker auch zum Realismus im Bismarckschen Sinne bekennen mag, ist er doch (und das ist kein Widerspruch) im Grunde Idealist. Aber er ist keiner von den sanften, seligen, die, weil sie „an die Menschheit glauben“, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, sondern einer von den zarten, klaren, die an Helden glauben und nicht müde werden, Heldenbilder aufzurichten. Darum stört und ergrimmt es ihn so sehr, alle Sockel mit Puppen von der Art besetzt zu sehen, zu welcher Jesaias sprach: „Siehe, ihr seid aus nichts, und euer Tun ist auch aus nichts; und euch wählen ist ein Greuel.“

Fiesole, im Dezember 1907. Otto Julius Bierbaum.

Ich will wirklich versuchen, ob ich ein gutes Wort über Hardens Wahrheitstreue schreiben kann, denn so, wie er behandelt wird, empört mich.

Also von Rom aus. Ihr Björnstjerne Björnson.

Ihre Frage, „ob wir es bei Maximilian Harden mit einem Manne zu tun haben, der seine zweifellos hervorragenden Gaben zum Zwecke des allgemeinen Wohles verwendet, oder ob er sich ihrer lediglich in seinem Privatinteresse bedient“, kommt mir in ihrer Oberhälfte so kindlich vor, daß eine ernsthafte Antwort darauf mir nicht nötig scheint. Arno Holz.

Sie werden mir die Antwort gewiß erlassen, wenn Sie die — na! sagen wir idyllische Kuriosität vernehmen, daß ich, meines Wissens, niemals einen Aufsatz oder Artikel von Harden gelesen habe. Von seiner „Zukunft“ hatte ich vor ungefähr zehn Jahren ein paar Hefte in Händen, als eine Streitsache über das Verhältnis von Nietzsche und Brahms zwischen einem Jünger Nietzsches und mir in diesem Wochenblatte ausgetragen wurde, bei welcher Gelegenheit Herr Harden, wie ich mich wohl erinnere, sich zwischen den Gegnern als unparteiisch gerechter Kampfwart bewährte. Nur die ganz allgemeine Bemerkung kann ich mir gestatten, daß — wenigstens auf dem Gebiete des öffentlichen Wortes — ein reich veranlagter Mensch, auch wenn er nur seinem Privatinteresse dient, nolens volens die Zwecke des großen Ganzen erfüllt. Endlich — wo wir zweifeln, sei Wohlwollen uns näher als das Gegenteil, eingedenk des Hamletwortes: Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? J. V. Widmann.

Gewiß beistimme ich Ihnen in den starken und ernsten Worten, die Sie über den Beruf und auch die Pflicht der Dichter in Ihrem hochgeschätzten Briefe gesagt haben. Gewiß bin ich auch der Meinung, daß die Frage, die Sie aufgestellt haben, von höchstem Interesse und Bedeutung ist.

Wenn ich jedoch darauf verzichten muß, auf diese Frage eine Antwort zu geben, so hängt dies damit zusammen, daß ich mich sehr antipathisch fühle, wenn Dichter oder Nichtdichter mit leeren Phrasen eine Enquete abfertigen und dabei sind, nur weil sie gern wünschen etwas Reklame für ihre eigene Wenigkeit zu machen.

Das wäre mit mir der Fall, wenn ich hier auftreten sollte. Denn über Harden weiß ich tatsächlich allzuwenig, um ein ernsthaftes Urteil über ihn wagen zu können.

Nehmen Sie mir also nicht übel, daß ich Ihren liebenswürdigen Brief mit einem Nein beantworten muß. Und nehmen Sie, verehrter Herr Doktor, meinen unbekannten und doch nicht unbekannten Gruß, indem ich zeichne

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Gustaf af Geijerstam.

Harden: Bezeugen Sie ihm meine grenzenlose Hochachtung; ihm seine Bedeutung im germanischen Leben zu sagen, ist nicht nötig, die kennt er selbst. Er hält einmal in der Woche eine „Rede an die deutsche Nation“ und wird gehört. Sollte er je zum Giftbecher verurteilt werden, wäre es für Sokrates' Verbrechen. „Ich bin nicht Athener (Deutscher), ich bin Weltbürger.“ Sagen Sie ihm, daß ich es für eine Ehre halte, an einer Ecke seiner Werkstätte mit ihm haben arbeiten zu dürfen.

Das ist meine einfache Ansicht, die ich nicht unterdrücken kann.

August Strindberg.*)

Wenn ich in dem Scherbengericht, das Sie von einem internationalen Dichterareopag über Maximilian Harden veranstalten lassen wollen, mein Votum mit einem kräftigen „Pro reo“ abgebe, so geschieht es, weil ich in ihm die Persönlichkeit liebe. Alles andere ist mir vollkommen gleichgültig. Ob „seine Ziele und Gründe höchst patriotische und rein politische, oder ob sie rein persönliche“ sind, das berührt mich gar nicht. Ueber das, was moralisch ist oder nicht, bin ich der allerunkompetenteste Richter, weiß ich doch zu genau, was diese „Moral“, die auf jedem Fleckchen unserer Erde eine andere ist, wert ist. Ein Spielzeug für Kinder und Trottel! — Mögen deutsche Richter diesen Mann verurteilen oder freisprechen — das geht mich nichts an. Er bleibt doch, was er ist: eine große Intelligenz und eine starke Persönlichkeit. — Und deshalb liebe ich ihn.

Hanns Heinz Ewers.

Kann es einen Menschen geben, der selbst etwas macht und das Werk dieses Mannes nicht grüßt, diese bis an den Rand mit Arbeit gefüllten Tage nicht ehrt, dieses Wissen, diesen Fleiß, dieses Wollen und Können, diese Bravour nicht bewundert?

Sein Leben steht unter einem ewigen Auge. Bismarck. Immer wieder entzündet sich an diesem Licht Hardens Glauben an seine politische Sendung. Er hält eine

*) So hat sich Strindberg seinem deutschen Uebersetzer, Emil Schering, gegenüber geäußert, der diese Aeußerung bereits veröffentlicht hat. Indem er sich heut auf sie beruft, beweist er, daß er ihr treu blieb.

Google

Fackel in Händen und will in alle Winkel leuchten. Das mag die eigene Gestalt zuweilen in Dunkel hüllen, oder in vielen Farben erschillern lassen, aber echt und rein ist die Farbe, die er selbst bekennt.

Er ist ein Idealist; kein matter, der auf zu steilem Wege ins Knie bricht, sondern ein heftiger, der oft über sein Ziel hinausschwirrt, aber stets ein hohes Ziel erkennt. Treuen und starken Herzens muß er sein, von zornigem Kampfesmut beseelt, wie ein Recke. Der Staub, den sein Wagen aufwirbelt, kann seine reinen Absichten nur verhüllen, aber nicht beschmutzen.

Dankbar sollten ihm Dichter sein. Dieselbe Stimme, der zu lauschen sie gewohnt sind, wenn es die Kunst gilt, ertönt auf anderen, der Poesie fernen Gebieten so laut und eindringlich, daß ein schlummerndes Interesse erwacht. Viele kommen aus Träumen und nehmen teil an Rat und Tat. Harden lehrt sie die Wichtigkeit öffentlicher Fragen, lehrt sie, sich erwärmen für alle Geschicke ihrer deutschen Tage.

Siegfried Trebitsch.

Hardens Leben bietet dieses, im Grunde tragische Schauspiel dar: eine reiche und leidenschaftliche Künstlernatur ist in die öden Niederungen des öffentlichen Lebens verschlagen, ein sensitives Künstlertemperament ist zum Ringen mit einer Materie verdammt, die sich der Gestaltung durch den Künstler zäh und spröde widersetzt. Die starke Gunst und der starke Haß der Gebildeten, die Hardens Schicksale unablässig umbranden, müssen aus diesem Konflikt verstanden sein, wie auch seine Vereinsamung, die ihn immer bedrohlicheren Zielen entgegentreibt. Wenn aber, wie heute, der verworrene Tumult der breitesten Menge Harden mit seinem unreinen Gischt überschüttet, so ist es die Pflicht und müßte es die Herzenssache der Künstler im Volke sein, eine Mauer um diesen Mann zu bilden und ihn vor dem Mißverständnis der Popularität in Schutz zu nehmen.

Berlin. Arthur Holitscher.

Die Erwägung, daß innerhalb unserer durch Mißtrauen, Uebelwollen, Unterschieben persönlicher Motive vergifteten Atmosphäre mein Schweigen falsch gedeutet werden konnte, veranlaßt mich hier auszusprechen, daß ich an der Ehrenhaftigkeit Hardens so wenig je gezweifelt habe, nie an der Stärke seiner Begabung — wenn ich mich auch mit seinen Aeußerungen nach Inhalt und Tonart nicht selten in Widerspruch befinde.

Arthur Schnitzler.

Wiener After-Kritik. Von Siegfried Trebitsch.

Bei der Ueberfüllung in allen Erwerbszweigen Wiens wird es dem reellen Kunsthandwerker immer schwerer unterzukommen, denn der reine Tor meint, er müsse alle seine Mitbewerber an Kenntnissen und Qualitäten zu übertreffen suchen. So verliert er aber nur seine schönsten Jahre, während Witz und Frechheit doch viel verläßlichere Wegweiser auf den Straßen des Lebens sind und fast immer zu einem Ziel führen. Es soll nun allen, die ihre

Google

Unfähigkeit, in künstlerischen Dingen mitzusprechen, die ihren Mangel an Wissen und an Bildung für einen ausreichenden Grund halten, die Finger von der öffentlichen Kritik zu lassen, Mut zugesprochen und geraten werden, wie sie es trotzdem zu einem Urteil und zu einer Stimme bringen können.

Natürlich steht die Wiege der Wiener Pseudokritik, wie die aller unechten Literatur, im Kaffeehaus. Von der richtigen Wahl dieses Lokals mag viel abhängen. Es genügt nicht, daß man dem den Vorzug gibt, das des Nachmittags ständig von einflußreichen Kritikern besucht wird, — man muß auch „gesehen werden", wenn es einem gelungen ist, an dem Tisch der Gestrengen geduldet zu sein . . . gesehen von Schriftstellern, Schauspielern und Theaterdirektoren, bis sie langsam höflicher zu danken anfangen, wenn man sie grüßt.

Ist man einmal von den Richtigen bemerkt worden — was viele Monate dauern kann —, zögere man nicht länger und beginne zu schreiben. Es gibt niemanden, von dem sich das Papier das nicht gefallen ließe.

Da man gar nichts zu sagen hat — was gut ist, weil man dann viel schneller vorwärts kommt — wähle man ein berühmtes Vorbild und, bei aller Nachahmung seines Stils, opponiere man ihm. Derlei wirkt auf die meisten Verleger. Ich würde Alfred Kerr empfehlen. Aber die Erfahrung lehrt, daß sie sich an ihn nicht heranzumachen wagen. Doch ist nicht Hermann Bahr ebenso unnachahmlich? Unsere Freunde denken anders, und, verführt durch nichts weiter als durch die Landsmannschaft und die Gemeinsamkeit unserer leichtherzigen Mundart, bahrisieren sie auf das unverschämteste darauf los. Und sie haben recht, denn eine für die Menge bestimmte Umprägung Bahrscher Einsichten in Banalitäten — bei strenger Nachäffung der Form — ist wirklich zu machen: man versuche es nur.

Wenn die druckgeschwärzte Ablagerungsstätte für regelmäßige Trivialitäten endlich gefunden ist, gehe man schleunigst einen Schritt weiter. Man greife an . . . irgend etwas, irgend wen, einen Schauspieler, einen Dichter, einen Direktor oder einen Dramaturgen — aber ja keinen Dramaturgen, der Stücke schreibt. Mit dem soll man vielmehr zusammengehen, behufs gemeinsamer Verfertigung eines Theaterstücks. Jawohl, das bringt jeder zuwege, wenn der Mitarbeiter etwas kann. Wenn nun der Direktor, an dessen Theater der Helfershelfer Dramaturg ist, das Stück aufführt, kann es nie ganz schief gehen; es hat die ungültige, aber die kompakte Majorität in der Kritik für sich, die dann scheinbar der Arbeit wohlwill, in Wirklichkeit aber dem Kollegen keines auswischen mag . . . zum Verreißen sind die „Nur-Dichter" da; die können wenigstens nicht hinüberschießen, wenn herübergeschossen wurde; an denen kühle man sein Mütchen. Nach so einem Erfolg mit Ausschluß der Oeffentlichkeit hat man doch bewiesen, daß man „vom Bau" ist und auch selbst hervorzutreten und die eigene Haut zu Markte zu tragen wagt. Jetzt darf man kühner werden und mit klobigen Fingern immer fremdere Gebiete betappen. Man dränge nun seine Gegenwart bei Generalproben den wehrlosen Theaterdirektoren regelmäßig auf; das macht guten Eindruck: es beweist, wie ernst es einem mit der Kunst ist.

Dann richte man sein Augenmerk auf Details. Darf ich ein paar Erfahrungen mitteilen? Ich habe übersetzt. Die Uebersetzungen sind beurteilt worden. Niemand ist dankbarer für nachgewiesene Fehler als irgend ein Mensch, der ehrlich etwas macht. Aber Fehler nachweisen ist nicht so leicht, wie Vorwürfe machen. Und Vorwürfe machen, gesteigert bis zur grundlosesten Beschimpfung, muß doch eine sonderbare Wollust sein. Welch Gefühl, einem Schriftsteller Ausdrücke wie „halbdeutsch", „kommißdeutsch", „stammeldeutsch" an den Kopf werfen zu können. Wie schön ist es, seine Bildung in der Sonne leuchten zu lassen, ohne gezwungen zu sein, Kenntnisse zu verraten. Und vergeßt nur ja nicht auf das Original — das ihr nicht lesen könnt — hinzuweisen und euch über die Ungenauigkeiten der Verdeutschung zu beklagen. Ihr habt dann zwar zur Freude der Redaktion, der ihr angehört, die unwiderlegbare Gründlichkeit des Fachmannes von

Google

Rang erwiesen; aber unsereinem und jedem, der sich redlich müht, müßt ihr erlauben, sich an folgendes Wort von Lichtenberg zu halten:

„Er fällt mich an, nicht mit dem edlen Unwillen eines Denkers, der die Wahrheit gekränkt glaubt und zu rächen sucht; nicht mit dem kränkenden Lächeln und der beißenden Laune des Satyrikers, sondern mit der ungezogenen Wärme eines betrunkenen Scharwächters will er mich niederschlagen und poltert und stolpert und setzt sich endlich zu nicht geringer Satisfaktion des Publikums gerade da hinein, wo er mich hin haben wollte."

Nicht nur in diesem, sondern auch in allen andern Fällen kommt es mehr auf den Schein von Kenntnissen als auf Kenntnisse an: man wühle in fremden Sprachen, man plündere sie! Die Worte, die man ihr entleiht, kann bei kluger Auswahl ohnedies niemand verstehen. Eine Handvoll besonders empfehlenswerter fremdländischer Namen, die man gar nicht aussprechen oder richtig schreiben können muß, aber fleißig erwähnen soll, weil sie umfassende kosmopolitische Bildung dartun, mögen hier ohne Gebrauchsanweisung zur Verfügung gestellt werden: Whistler, Beardsley, Burne-Jones, Millais (den man mit Millet verwechselt), Wilde, Swinburne, von dem man glaubt, er habe Rossettis Werke geschrieben, Rossetti, von dem man annimmt, er habe die Gedichte Swinburnes verfaßt, Shaw, Jérome, Watts, Sisley, Manet, Monet, Ribaut, Verhaeren, Verlaine, Stephane Mallarmé, Félicien Rops, Rodin, Meunier, Cézanne, Toulouse-Lautrec, Baudelaire, Minne, Gainsborough, Velazquez, Boticelli und andere Zeitgenossen.

Man beachte, daß die überwiegende Mehrheit von diesen bildende Künstler sind, womit der Kritiker andeuten soll, daß ihm das bißchen Literatur nicht so wichtig ist, wie den Dichtern, die für gar nichts anderes Sinn haben. Man rümpfe vornehm die Nase über jene Leute, denen das Theater alles zu bedeuten scheint, betone gelegentlich, wie viel mehr wert ein gutes Buch sei — selbst wenn man einen gekrümmten Rücken hat, weil man sich gar zu viel im Staube vor Theaterdirektoren windet. Man spreche mit nachlässiger Zurückweisung von Sudermann, Fulda und Dreyer, und so oft der Name Wedekind genannt wird, nötige man sich ein Feuilleton ab. Endlich verzeihe man keinem ein Talent, der kurzgeschorenes Haar oder gar einen Zylinder trägt und täglich badet. Söhne zahlungsfähiger Kaufleute, Söhne bekannter Aerzte und Advokaten behandle man wie Analphabeten, wenn sie Beweise von der Begabung erbringen. Man hat dann alle durch gar kein Talent der Vorfahren kompromittierten Nichtskönner auf seiner Seite, also eine schöne Majorität, zu der man sprechen kann und die zu lauschen bereit ist.

Wer nach diesem Rezept seine Rezensentenkarriere sich zimmert, dem wird es wohlergehen auf Erden. Er wird zwar niemals an weithin sichtbarer Stelle wirken, niemand wird ihn einen „ersten Kritiker" nennen, aber er wird einer unter vielen sein und der großen Meute angehören, die ein Talent zuschanden hetzen kann, denn ihre Ohnmacht erweist sich nur an den Arrivierten. So wird man sich wenigstens selbst genügen und sich ausleben können und wäre seinen Fähigkeiten entsprechend kaum berufen gewesen, auch nur ein verwendbarer Zeitgenosse zu werden.

Schließlich gäbe es noch ein Mittel, ein tüchtiger Kritiker zu werden: man könnte wirklich kritisch begabt sein und durch Ernst und Fleiß dem Verständnis alles abringen, was herzugeben es imstande ist. Aber das ist ein zeitraubendes, unmodernes und meist aussichtsloses Beginnen, zu dem kein wahrer Freund raten wird. Denn dabei fände man beschämt heraus, wie wenige zu diesem Amt berufen, und daß unsere ernsten, großen Kritiker eine Sendung haben und eine Stimme, der noch die Zukunft lauschen wird.

Google

Persönliches von Björnstjerne Björnson.

Mitgeteilt von C. Mjöen.

Was im Laufe eines Jahrzehnts an Gutem und Unvergeßlichem von dorther in mein Leben gekommen ist, hat sich mir kristallisiert zu einem Bild: Björnson auf der Landeswacht hoch droben auf seinem Altan. Das Gutshaus von Aulestad liegt hoch und frei am Berghang über einem weiten, lichternsten Tal. Der breite Altan läuft um das ganze Haus herum und ist sein Dichterzimmer. Dort rennt er auf und ab, rastlos wie die alten Wikinger, immer wach, immer bereit, die Augen unter den weißen Büscheln spähen wie flugbereite Falken aus nach allen vier Weltecken, als wollten sie sehen, ob alles in Ordnung sei. Dort oben haben wir gute Stunden verlebt. Da strömte in der behaglichen Nachtischstille das Wort aus seinem Munde, und wir saßen und horchten.

Sein Interesse hat so vieles umfaßt, seine Kraft Unendliches umspannt. Nicht nur das Wohl und Wehe seines eignen Landes, nein, die Wunden der ganzen Menschheit brennen ihm auf der See e. Polens und Finnlands Schmerzensschrei hat Widerhall in seinem Wirken gefunden. Jütlands Klage fand ihn zu Tat und Wort bereit. Die Ruthenen sehen in ihm den warmherzigen Kämpfer ihrer Sache. Linda Murris Briefe danken ihm in Worten, die von ungeweinten Tränen zittern, für seine hochherzige Fürsprache. Deutschlands koloniale Unruhen, der Magyaren unterbundenes Selbstleben regten ihn zu hochdramatischer Spannung an. Alfred Dreyfuß sah in schwerer Zeit in ihm neben Zola seinen unerschrockensten Verteidiger. Wo er einen Unverstandenen unter der Volksopinion leiden sah, griff er zur Feder. Ein Beweis seiner hilfsbereiten Tatkraft ist ein kleiner Brief, den ich bewahre. Als er von Ludwig Thomas Verurteilung hörte, bat er mich um meine deutsche Mithilfe zu diesem Brief. Er wollte Thoma helfen:

„Lieber Baron von Puttlitz!

Erlauben Sie mir, daß ich durch Sie Seine Majestät den König bitte, die Verurteilung des Dichters Ludwig Thoma von sechs Monaten Gefängnis zu sechs Monaten Festung zu mildern.

Ich habe Ludwig Thomas Produktion von ihren Anfängen verfolgt und ich prophezeie, daß er einen ganz eigenartigen und bedeutungsvollen Platz in der deutschen Literatur einnehmen wird. Ein Buch wie „die heilige Theis“ ist etwas ganz Neues.

Aber die Bedingung ist, daß er gut behandelt wird, so daß die Bitterkeit in ihm nicht überhand nimmt.

Das Gedicht, um dessentwillen er verurteilt worden ist, ist hervorragend in seiner persönlichen Indignationskraft und seiner herrlichen Form. Es gehört nicht zu denen, deren Tendenz ich bewundere, aber hier, bei uns, wäre er nicht verurteilt worden. Mich dünkt das Urteil sehr streng.

Ich bitte Sie, lieber Herr Baron, Seiner Majestät dies vorzulegen. Ich bin überzeugt, er wird es mir nicht verargen, daß ich ein gutes Wort einlege für ein junges deutsches Genie.

Ihr ergebener

Björnstjerne Björnson.“

Aulestad, 3. Mai 1906.

Google

Ich muß, wenn ich von Björnsons Dichtung rede, an ein Wort denken, das Benfey über Ibsen sagt. Das Ideal, das seiner Dichtung bewußt oder unbewußt vorschwebt, ist: „Die göttliche Idee, welche der Geschichte menschheitlicher Entwicklung zugrunde liegt, in einer dieser Geschichte entlehnten Begebenheit derartig zur Anschauung zu bringen, daß die beiden Bestandteile des Kunstwerkes sich restlos ausgleichen, die Idee sich ganz zur Begebenheit gestaltet und die Begebenheit überall von der sie durchleuchtenden Idee ihr Leben erhält." Björnson hat in vielen seiner Werke dies Ideal erreicht, zu Zeiten sogar mehr als sein großer Zeitgenosse Ibsen.

Wenn er in diesen Stunden auf dem Altan auf- und abwanderte, angeregt durch die eine oder andere unserer Fragen, abwechselnd milde und mächtig, immer die Ideen seiner eignen Dichtung inkarnierend, dann war mir oft, als hätten wir Menschen ihm noch lange nicht genug gedankt für das, was er für uns gewollt hat. Die Frauen besonders. Keine einsam ragenden Gestalten wie Hedda Gabler, Ellida, Irene, Rebekka und Hjördis hat er geschaffen. „Nicht die Ausnahmemenschen sind es, deren Sache ich geführt habe und bis zum letzten Herzschlag führen werde", sagt er jetzt das letztemal dort oben. „Ibsen und die Zeit, die ihn als ihren größten Dichter bewundert und ihm huldigt, haben meiner Meinung nach einen großen Mangel an sich. Sie haben sich alle viel zu viel mit den Ausnahmemenschen beschäftigt, mit denen, die die Grenzen ausweiten. Aber ich habe meine Kraft darauf verwandt, zu dem Zentralen zu kommen, zu dem Gültigen, dem Allgemein-Menschlichen. Das Alltägliche interessant zu machen, indem ich seine vielfach zusammengesetzten Formen teile. Das Alltagsleben und der Alltagsmensch bieten unendlich viel mehr an Problemen, als wir ahnen und sehen. Die Ausnahmemenschen helfen uns so wenig, sie verrücken nur das Leben und dessen Grenzen, sie verleumden das Leben, sie machen uns mutlos und nehmen uns das Beste was wir haben, die Lebensfreude. Aber die Lebensfreude zum Hochsitz zu führen, sie zu einer mächtigen Fackel zu machen und mit ihr den Werktag zu durchleuchten, das ist's, was ich gewollt habe."

Großer alter Mann, dafür wird die Menschheit in deiner Schuld stehen. In dieser Zeit, so arm an Schönheit, läuterst du das Leben durch dein befreiendes Lachen, kommst du zu den Mühseligen als ein Messias der Lebensfreude.

„Seht nun zum Beispiel das mit dem Erbübel", fuhr er fort. „In Ibsens „Gespenstern" haben wir wieder den Ausnahmemenschen, Oswald, der im Kampf wider das Erbübel unterliegt, trotz aller Erziehung und trotz aller Arbeit. Ich habe dagegen in meinem Buch „Flaggen über Stadt und Hafen" gerade das Gegenteil beweisen wollen. Da lasse ich eine von den frohen Kernnaturen, ein ganz durchschnittlich begabtes, gesundes Menschenkind, zu Felde ziehen gegen das Erbübel. Freilich war es ein tüchtiges Stück Mensch, diese Thomasine Rendalen. Ihr Modell, Frau Amtmann Hilda Thesen in Molde, war noch lärmender und burschikoser, das sollte meine Heldin nicht sein. Ein Stückchen von Thomasines Geschichte habe ich übrigens wo anders her. Nämlich ihre Ehe mit dem Kurt. Natalie Munch, Professor P. A. Munchs hochbegabte Tochter, erlebte es, daß nach mancherlei Abenteuern und nachdem sie nach rechts und links Körbe ausgeteilt hatte, ein roher Patron, ein Wüstling, sich in sie verliebte und sie im Sturm eroberte. Er war ein solcher John Kurt. Als Natalie Munch zum erstenmal meine Maria Stuart aufgeführt sah, sagte sie zu mir: „Er ist mein Bothwell." Er nahm sie mit Gewalt, und sie wurde sein Weib. Er wurde verrückt und starb später in einem Bordell. Sie verlor aber auch ihren Verstand und endete im Wahnsinn. Er hatte sie besiegt. Statt dessen lasse ich die zwei in meinem Buch den Kampf anders ausfechten. Als John

Google

Kurt sich Thomasine in der Niedrigkeit und Nacktheit seiner Gesinnung entlarvt, schüttelt sie ihn mit der Kraft des Ekels ab. Er läuft in Raserei von ihr, schließt sie ein, besäuft sich und stirbt am Herzschlag. Ihr ist zuerst das Leben verleidet. Aber als sie entdeckt, daß sie Mutter ist, beschließt sie, den Kampf aufzunehmen. Ihren Jungen dem Erbfluch des Geschlechtes von rohen Wollüstlingen zu entreißen, wird das Werk ihres Lebens."

Welch ein phantastischer Kampf, dieser Kampf gegen das Erbe. Wie sie vom ersten Tage an auf der Wacht sitzt, um das Kind vor dem Raubtier in ihm selbst zu hüten. Wie bei Ibsen Oswalds Mutter in Verzweiflung ihren Sohn dem Verderben zu entreißen strebt, und in diesem Kampf zuletzt so kläglich die Waffen strecken muß, so kämpft Thomasine Rendalen um ihr Kind, ihr einziges Bindeglied mit dem Leben, ihres Mutterherzens Not und Wehruf. Der Königsgedanke ihres Lebens ist, aus dem Kurtschen Hause, dem Ort der Wollust, der Saufgelage und des Verbrechens, einen Friedenshain reinster Kinderunschuld zu machen. Trauliches Kinderlachen soll die Räume füllen, wo schlüpfrige Trinklieder und Zoten an den Wänden entlang krochen, helles Mädchengezwitscher die öden, geheimnisschwangeren Wege des alten Parks. Sie läßt den Jungen unter lauter Mädels aufwachsen und gründet auf dem Gut eine Mädchenschule, die später landesberühmt wird. Der kleine Kerl, ein echter Kurt, herrisch und launenhaft, muß sich, ohnmächtig aufbegehrend, der rotbäckigen, bezopften Uebermacht beugen, ja sich sogar bis zum Verhauenwerden erniedrigen, sowie er Mannsnücken zeigt. So wächst er heran, unter dem verfeinernden Einfluß des Verkehrs mit Mädchen und, als er größer wird, in der steten Wechselwirkung zwischen seiner eignen Selbsterziehung und dem wachsenden Verständnis für das Lebenswerk der Mutter. Dies Lebenswerk treibt Wurzeln auch in ihm. Der Sproß des wilden Kurt will Erzieher junger Mädchen werden.

„Das ist der zweite Hauptgedanke meines Buches", unterbrach jetzt Björnson meinen Gedankengang. „Eine Schule, die es darauf anlegt, das Uebergangsalter des Kindes zu schirmen, so daß dieses nicht ein Fluch, sondern ein Segen wird. Dazu habe ich einen Mann wie Thomas Rendalen ersehen. Ich hatte auch zu ihm ein Modell. Mein geliebtester Lehrer auf der Schule in Molde, mein Lehrer in Französisch und Norwegisch, Thomas Rekdal. Der war auf der elenden kleinen Philisterschule meine Lichtgestalt. Mit seinem Bild identifizierten sich unmerklich die Ideen und Pläne, die nach und nach in mir reiften, von einer Idealschule für das heranwachsende Geschlecht. Dem gefährlichen Uebergangsalter, wo so viele schon Schiffbruch gelitten haben, voll gerüstet zu begegnen, das ist der Kernpunkt aller Erziehung. Das ist die Hauptsache, es läßt sich nicht wegleugnen. Das bedeutet in Wahrheit Leib und Seele bewahren. Und dagegen ist aller andere Gelehrsamkeitskram unwichtig."

Ich fragte ihn, ob die sittliche Idee, die seine Schule ihren Zöglingen predigt, nämlich die Abschaffung der doppelten Moral für die beiden Geschlechter, noch heute seine Ueberzeugung sei. Es ist dies dasselbe Leitmotiv, das so schmerzlich aus einem anderen seiner Stücke, dem „Handschuh", klingt. Hier in den „Flaggen" setzt es zunächst in vollem Dur ein, geschmettert aus optimistischen Mädchenkehlen. Während bei Svava (im „Handschuh") schon die herbe Erfahrung eines frühgetäuschten Idealismus klagt, tummeln sich Rendalens Schülerinnen in frohmütigem Kampfeifer und der Lust „sich zu beweisen", Kriegsmut, der vom Kampf noch nichts als klingend Spiel und wehende Fahnen kennt und dessen Wunden noch nicht am eignen Leibe erfahren hat. „Eine Frau, die einen Mann mit einer unsittlichen Vergangenheit heiratet," verkündet

Google

die sechzehnjährige Tinka Hansen mit heller Stimme vom Rednerpult des Turnsaals, „macht sich zu seiner Mitschuldigen. Sie billigt dadurch, daß ihr Geschlecht so behandelt wird und erhält ihre Strafe dafür.“ Und im vollen Mädchenchor zwitschert es begleitend: „Denkt doch nur einen Mann zu umarmen, der . . .“

Hinter den phantastischen Mädchenköpfen sehe ich die weiße Mähne des nordischen Verkünders und höre seine Stimme. Die Stimme, die in der Fülle ihrer Jugend die Farbe des Donners, das Flüstern der blonden Juninacht und das vieltönige Brausen des Meeres hatte.

„Was ich von den Frauen will? Sie sollen ein Elitekorps bilden. Das will ich. Ich verlange ja nicht, daß alle so sein sollen wie Svava, die den Mann, den sie liebt, von sich stößt, als sie erfährt, er sei nicht „rein“. Ich will nicht alle Mädchen mit einem Male so haben. Aber die Eliteschar soll sich nach und nach verstärken, und sie wird wachsen, bis sie die stärkste geworden ist und alles andere besiegt. Denn auch die Männer werden dann ein solches Elitekorps bilden. Und schließlich werden sich nur noch Menschen der gleichen Atmosphäre zusammenfinden. Das mit der Atmosphäre ist überhaupt etwas so sehr Wichtiges. Ich glaube an die Macht der Atmosphäre. Feinere Naturen stößt der üble Geruch von Menschen aus einer unreinlichen Atmosphäre ab. Eine wirklich feine, reine Natur, eine von dem Elitekorps, kann sich unmöglich einem Libertiner hingeben. Es ist mit der Seele ganz dasselbe wie mit dem Körper. Und beides hängt oft eng zusammen. Darum lasse ich auch Thomas Rendalen seinen Körper pflegen mit einer fast weiblichen Peinlichkeit. Menschen, die viel baden und ihre Wäsche wechseln, bekommen einen feineren Geruch für andere, die das nicht tun.“

Ich wollte gern wissen, welche Aufgabe er den Frauen geben wollte. Da sagte er: „Alles ist individuell. Nichts ist gemeinsam. Was für den einen Sünde ist, ist für den anderen keine. Wir sollen aber mehr abgesondert leben, mehr einzeln, als jetzt. Und den sinnlichen Hingebungsdrang in uns müssen wir überwinden. Das ist in erster Linie Aufgabe der Erziehung. Die soll daran arbeiten. Da gehen diese jungen Menschen ledig umher, man sehe sie sich nur mal an, diese jungen Dinger, wie sie aus unseren Bauernschulen kommen, alle Sommer schicken sie uns da eine solche Ladung halbfertiger Mädels in die Welt hinaus. Ich versichere dich, diese Geschöpfe sind wie aus Seife. Jeder kann sie brauchen, zuletzt ist nichts als ein bißchen schmutzige Kalilauge übrig. In Hunderten solcher Wesen ist nicht mehr Wille wie in einem einzigen ordentlich erzogenen Menschen. Da liegt ein Arbeitsfeld. Eine Erziehung zu voller harmonischer Entfaltung aller Wesenseigenheiten, mit dem richtigen Verhältnis aller Anlagen, in gesundem freudigen Wechsel zwischen leiblicher und seelischer Pflege. Da bleiben die Versuchungen von selber weg.“

Was mir von diesen Gesprächen mit Björnson im Gedächtnis geblieben ist, habe ich, soweit es sich auf seine Dichtung bezieht, für meine kritischen Studien über Björnsons Frauengestalten aufgezeichnet. Hier sollten sich nur einige seiner Gedanken und Worte um das Bild ranken, das ich gern zu einem historischen Bilde prägen möchte für die, die den Mann lieben und bewundern.

Google

Die Handels- und Wirtschafts-Beziehungen Deutschlands mit den Vereinigten Staaten.*)

Ein Mahnwort an den Kongreß von Ludwig Max Goldberger-Berlin.

Nach langen Verhandlungen, nach eingehenden Beratungen ist zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika im Frühjahr d. J. ein Uebereinkommen abgeschlossen worden, das die beiderseitigen wirtschaftlichen Beziehungen auf eine neue, in Deutschland als vergleichsweise befriedigend anerkannte Grundlage stellt. Am 1. Juni ist dann das Abkommen vom Präsidenten Roosevelt in gehöriger Form verkündet worden. Die sogenannte North Kommission, die — ohne eigentliche Verhandlungsvollmacht, lediglich zur Kenntnisnahme der auf den Warenaustausch mit Amerika sich beziehenden deutschen wirtschaftlichen und Produktionsverhältnisse — von Washington nach Berlin entsandt worden war, bestand aus Mitgliedern, die nicht gerade mit günstiger Vormeinung für die mannigfachen deutschen Klagen über die Mängel des amerikanischen zolltechnischen und namentlich des Appraiserverfahrens erfüllt waren. Eher könnte das Gegenteil behauptet werden. Erst ganz allmählich ließen sich die Mitglieder der North-Kommission überzeugen, daß die deutschen Beschwerden guten Grund gehabt hatten, daß man in Deutschland reichlich Anlaß gehabt hatte, durch die amerikanische Behandlung der diesseitigen Provenienzen sich nachteilig differenziert zu glauben. Dieses differenzierende Verhalten zu unserem Schaden war nicht absichtlich gewesen, es war vielmehr aus unzureichender Vertrautheit mit unseren Produktionsbedingungen und der Eigenart der deutschen Zollgesetzkonstruktion, zum Teil vielleicht auch aus dem etwas übertriebenen Bestreben entsprungen, die Wirkungen des amerikanischen Zollsystems zur unverkürzten und äußersten Geltung zu bringen. Ungerechtigkeit hat nicht in dem Willen der großen amerikanischen Nation und ihrer Bevollmächtigten gelegen. Dieses Zutrauen, das bei uns immer lebendig gewesen ist, hat es Deutschland ermöglicht, in mehrfacher Wiederholung weitestes Entgegenkommen, größte Nachgiebigkeit zu zeigen und dabei die Hoffnung aufrechtzuerhalten, daß das von uns nie angezweifelte Bekenntnis der Amerikaner zur „Billigkeit“ aufrichtige Betätigung finden werde, sobald nur einmal die Gelegenheit vorhanden sein würde, mißverständliche tatsächliche Auffassungen zu berichtigen. Zu solcher Berichtigung gab die Entsendung der North-Kommission willkommene und mit Erfolg benutzte Möglichkeit. Mit herzlicher Freude haben wir hier wahrgenommen, daß unser Vertrauen in amerikanischen Sinn für Billigkeit uns nicht getäuscht hat, daß die Mitglieder der North-Kommission, einmal belehrt, sich freimütig auf den Standpunkt stellten, es müsse nun auch auf der jetzt als richtig erkannten Grundlage eine Vereinbarung erzielt werden. Das Ergebnis liegt in der deutsch-amerikanischen Verabredung vor, die Präsident Roosevelt, wie oben erwähnt, proklamiert hat.

Um dem Einwand zu begegnen, daß das von mir betonte wiederholte Entgegenkommen von seiten Deutschlands sich bloß in Formalitäten ohne münzbaren Wert kundgetan habe,

*) Dieser Aufsatz gelangt in der Dezembernummer des „Deutschen Vorkämpfers“ in New York, der ihn uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat, zum Abdruck. Der „Deutsche Vorkämpfer“ bezweckt, den nach Amerika einwandernden Deutschen nach Kräften beizustehen, sie in Fühlung mit der alten Heimat zu erhalten und zugleich die zwischen den beiden Ländern bestehenden guten Beziehungen zu festigen und den deutschen Export nach Amerika zu heben. Das Blatt hat ungeachtet der kurzen Zeit seines Bestehens eine große Verbreitung gewonnen und zählt zu seinen Mitarbeitern hervorragende Männer des politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens.

Die Schriftleitung.

Google

will ich einige Tatsachen in Erinnerung bringen, die der Festhaltung wert sind:

Bis zum Jahre 1890 hat zwischen Deutschland einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits wirkliche „Meistbegünstigung", wie man sie damals in aller Welt auffaßte, die Grundlage der wirtschaftlichen Beziehungen gebildet. Im Jahre 1890 gewann in Amerika die Meinung Geltung, daß die „Meistbegünstigung", um Aktualität zu erlangen, von Fall zu Fall durch besondere wirtschaftspolitische Zugeständnisse erst erkauft werden müsse. In Europa hat man diese neue Begriffsbestimmung der „Meistbegünstigung" nicht adoptiert; in den Handelsverträgen der europäischen Staaten untereinander und mit allen Staaten außer der Union hat die „Meistbegünstigung" die alte Bedeutung und Tragweite behalten. Deutschland sah sich deshalb veranlaßt, von der Regierung der Union die Erklärung zu verlangen, daß seine Provenienzen in Amerika nicht differenziert werden würden. — Die Regierung der Union hat diese Erklärung abgelehnt.

Im August 1891 kam das Saratoga-Abkommen zustande. In diesem Abkommen sagt Amerika im wesentlichen uns zu, deutschen Zucker mit Retaliationszöllen nicht zu belegen und von der dem Präsidenten der Union verliehenen diskretionären Befugnis zur Einführung von Wiedervergeltungszöllen uns gegenüber keinen Gebrauch zu machen. Deutschland erklärte dagegen, Amerika hinsichtlich seiner Agrareinfuhr nicht differenzieren zu wollen. — In Ausführung des Abkommens geht Deutschland weit über seine Zusagen hinaus, indem es der gesamten amerikanischen Einfuhr volle Meistbegünstigung gewährt, die es dritten Staaten nur gegen das Zugeständnis besonderer Vorteile einräumt, und überdies eine Amerika unangenehme Bestimmung hinsichtlich der Einfuhr von Schweinen, Schweinefleisch und Würsten aufhebt. — Der Abstand zwischen amerikanischer Leistung und deutscher Gegenleistung wird noch größer dadurch, daß Amerika im Jahre 1894, nachdem es unseren Zucker durch Zuschlagzölle auf deutschen Prämienzucker vorübergehend differenziert hatte, durch Einführung eines allgemeinen Zuckerzolls sein Zugeständnis gegenstandslos macht!

In den Jahren 1898, 1899, 1900 wurden Deutschlands Provenienzen in Amerika durch die Handelsabkommen der Union mit Frankreich, Portugal und Italien offenbar nachteilig differenziert. Der diesseitige Protest ist erfolglos, und Deutschland bleibt nichts übrig als die Adoptierung der amerikanischen Auffassung von der Meistbegünstigung Amerika gegenüber.

Am 10. Juli 1900 bewilligt uns der Unionspräsident auf Grund des Artikels 3 des Dingleytarifgesetzes die Frankreich, Italien und Portugal zugestandenen Zollnachlässe — auch hier noch mit der Ausnahme, daß Portugal bezüglich des Schaumweins besser gestellt bleibt —, während Deutschland den Vereinigten Staaten den Konventionaltarif gewährt, den es sieben europäischen Staaten 1891/94 in besonderen Tarifverträgen zugebilligt hat. — Durch dieses Abkommen werden unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Amerika auf den Boden der Gegenseitigkeit gestellt. Da beiden Kontrahenten dreimonatige Kündigung vorbehalten ist, haben sie volle Aktionsfreiheit. Doch das Prinzip von Leistung und Gegenleistung bleibt insofern Theorie, als die Voraussetzung eines gewissen Gleichgewichts zwischen Leistung und Gegenleistung nicht erfüllt wird. Es besteht zwischen Leistung und Gegenleistung ein arges Mißverhältnis zu unseren Ungunsten, und das wird noch erhöht, als Amerika im Jahre 1903 — in Ausübung formellen Rechts — den deutschen Zucker zugunsten des kubanischen Zuckers abermals differenziert.

Im Sommer 1905 — man wußte damals, daß wir Ende November zum 1. März 1906 wegen unseres neuen Zolltarifs das Abkommen von 1900 würden kündigen müssen — erklärte sich Präsident Roose-

Google

velt mit dem deutschen Vorschlage einverstanden, über den Abschluß eines Handelsvertrages in Verhandlungen einzutreten. — Im Herbst 1905 versicherte Präsident Roosevelt, daß die Annahme eines solchen Vertrages im Senat nicht zu erreichen sei; und Staatssekretär Root, der auf die im November 1905 von Deutschland gemachten Vorschläge betreffs eines Reziprozitätsvertrages schriftlich überhaupt nicht reagiert hatte, legt mündlich die Abneigung der leitenden Kongreßmitglieder gegen jede Tarifermäßigung dar. — Deutschland wiederum antwortet mit fortgesetzter Gewährung bedingungsloser Meistbegünstigung auf der Grundlage seines inzwischen getätigten neuen Konventionaltarifs bis 30. Juni 1907, in Rücksicht auf die Möglichkeit, „daß sich die Aussichten für das Zustandekommen eines Vertrages in absehbarer Zeit bessern würden".

Diese unwidersprechlichen Tatsachen zeigen, daß die erfreuliche ununterbrochene Fortdauer des freundschaftlichen Charakters der deutsch-amerikanischen Beziehungen von Deutschland aus mit bemerkenswerter Hingabe gepflegt worden ist. Ich bin gewiß der letzte, eine Unterbrechung zu wünschen. Aber gerade als ein Freund und Bewunderer Amerikas, als ein eifriger Mitarbeiter an der Erhaltung der einen Faktor für den Kulturfortschritt der Menschheit bildenden guten deutsch-amerikanischen Beziehungen, darf ich sagen, daß es hohe Zeit war und ist, von der seitherigen Ungleichmäßigkeit in den beiderseitigen Zugeständnissen abzulassen. Noch ist das Gleichmaß nicht hergestellt; das neue Abkommen, das von beiden Seiten vereinbart wurde, bringt erst eine Milderung des Mißverhältnisses. Den Mitgliedern der North-Kommission, die den Mut gehabt haben, in ihrer Heimat ihre Bekehrung zu vertreten, gebührt Anerkennung. Ihr Beispiel sollte ein Ansporn sein, daß alle führenden Personen und Körperschaften in dem weiten Reich der Vereinigten Staaten die neue Bahn beschreiten, die die Bahn der „Billigkeit" ist. Es kann der amerikanischen Nation nur zur Ehre und zum Gewinn gereichen, wenn sie eine Richtung einschlägt, auf der ihr das Vertrauen der befreundeten deutschen Nation folgen kann.

Die tarifmäßigen Zugeständnisse, die das deutsch-amerikanische „Agreement" uns einräumt, sind minimal. Die Ersparnisse, die der deutschen Ausfuhr nach Amerika daraus erwachsen, beziffern sich nach amerikanischer Statistik auf 208 168 Dollar jährlich. Unser Zugeständnis der Mindestzollsätze auf alle für Amerika irgend belangreichen Tarifpositionen dagegen bringt der amerikanischen Ausfuhr nach Deutschland eine Zollersparnis von jährlich 6 664 000 Dollar. Von der amerikanischen Einfuhr nach Deutschland genießen auf Grund des neuen Abkommens 96,7 Prozent Zollfreiheit oder die Vergünstigung des niedrigsten Zollsatzes. — Die deutschen Waren, die bei der Einfuhr nach Amerika an den Vergünstigungen des neuen Abkommens Anteil haben, machen, die Zahlen des Fiskaljahres 1906 zugrunde gelegt, nur 1,4 Prozent des deutschen Imports nach Amerika aus.

Man muß sich die deutsche Ausdauer in der Nachgiebigkeit gegenüber Amerika, die ich oben mit Tatsachen belegt habe, gegenwärtig halten, um eine solche Verschiedenheit in dem Ausmaß gegenseitiger Zugeständnisse möglich zu finden. Es ist begreiflich, daß in Amerika Gegner des Abkommens und einer wirtschaftspolitischen Verständigung mit Deutschland eben aus diesem Mißverhältnis einen Grund herleiten, das Mißtrauen der amerikanischen Bevölkerung zu erwecken, als ob das jüngste Abkommen dem deutschen Import nach Amerika heimliche, von den Mitgliedern der North-Kommission nicht durchschaute und auch nicht beabsichtigte Vorteile gewährte. Daß sogar nach diesen tendenziösen Darstellungen und falschen Berechnungen kaum eine Parität hergestellt würde, soll später nachgewiesen werden.

Der Wert dessen, was Deutschland in dem neuen Abkommen erlangt hat, liegt nicht auf dem Gebiet der tarifmäßigen Zugeständnisse, sondern in der Gewährung der diesseits schon immer gewünschten Aenderung der zollpolitischen und zolltechnischen Anweisungen an

Google

die Konsuln der Vereinigten Staaten — in dem Zugeständnis, daß die von Amerika nach Deutschland entsandten Agenten personae gratae sein müssen — in der Anerkennung der Zertifikate der deutschen Handelskammern als ausreichendes Beweismaterial — endlich in neuen Bestimmungen für die Handhabung der Zollverwaltung.

Ich lege der Anerkennung der Zertifikate der deutschen Handelskammern große moralische Bedeutung bei. Der amtliche Charakter dieser Institutionen, für die es außerhalb Deutschlands keine genauen Analogien gibt, war in Amerika nicht bekannt. Die Mitglieder der North-Kommission haben sich davon überzeugt. Sie haben danach nicht gezögert, eine entsprechende Einschätzung der deutschen Handelskammerzertifikate zu empfehlen. — Daß für die amerikanischen Schatzamts-Agenten, die nach Deutschland geschickt werden, das vorausgehende „agrément" der Reichsregierung verlangt wird, stellt diese Herren auf eine Stufe mit den diplomatischen Agenten, für die das voraufgehende agrément überall anerkannter Brauch ist. Ich sehe nicht, wer sich hierüber sollte beklagen dürfen. Das Gegenteil würde eine Ausnahme zuungunsten der Schatzamts-Agenten etablieren. — Daß der deutsche Exporteur in der Regel nicht mehr persönlich vor dem amerikanischen Konsul zu erscheinen braucht, daß die Beeidigung der Faktura abgeschafft wird, daß auf die Deklaration des Schiffsnamens verzichtet wird, daß die Vorlegung der Originalfaktura nicht mehr erforderlich sein soll, das alles sind dankenswerte Neuerungen. Ernstlicher Einspruch kann gegen sie nicht erhoben werden, nachdem die amerikanischen Experten selbst sie als unbedenklich und ihre Forderung als angemessen bezeichnet haben. — Das Hauptgewicht der amerikanischen Einräumungen liegt darin, daß nach Abschnitt A der von dem Vereinigten Staaten-Staats-Departement gegebenen amtlichen Auslegung, die als integrierender Teil des deutsch-amerikanischen Abkommens anzusehen ist, in Artikel 19 des amerikanischen Zollverwaltungsgesetzes die Bezeichnung „Marktwert" in allen den Fällen den „Exportpreis" bedeuten soll, in denen Waren ausschließlich für den Export verkauft oder im Inlandsmarkt nur in so begrenzten Mengen abgegeben werden, daß infolgedessen ein Marktwert, der sich auf den Verkauf solcher Waren in den üblichen Großhandelsmengen und in den für die Versendung nach den Vereinigten Staaten üblichen Fertigverpackungen stützt, gar nicht festgestellt werden kann.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß dieses Zugeständnis wertvoll ist. Ich muß aber hinzufügen, daß es wertvoll namentlich deshalb erscheint, weil das bisherige zollamtliche Verfahren überaus rigoros, manchmal vexatorisch und fast immer diktatorischer gewesen ist, als es meiner Meinung nach hätte sein sollen. Schon bei der Definition des „Marktwertes" ist man zuweilen über die Grenzen der Billigkeit hinausgegangen, indem man einen Schematismus walten ließ, der einer tatsächlichen Differenzierung gleichkam. Daß man unter „Marktpreis" die Herstellungskosten plus Transportkosten plus einem Gewinn von nicht weniger als acht und nicht mehr als fünfzig Prozent verstand, mochte noch angehen, obwohl die Maximalgrenze des Gewinnzuschlags reichlich hoch gegriffen ist. Es dürfte wenig deutsche Exportwaren für den amerikanischen Markt geben, deren Hersteller einen Gewinn von fünfzig Prozent wirklich erzielen. Wenn man aber den deutschen Zoll auf das Rohmaterial, der für Ausfuhrware rückvergütet wird, mit zu den Produktionskosten und dadurch zu dem „Marktwert" rechnet, so hat man meines Erachtens die Grenze des Zulässigen überschritten, ist man über die eigentliche Absicht der amerikanischen Zollschutzgesetzgebung hinausgegangen. Mit dem Zoll auf Rohmaterialien will man nur den inländischen Verbraucher treffen. Diese Beschränkung ergibt sich schon aus dem Grunde, weil man nur ihm die Abgabe aufzwingen kann. Der ausländische Verbraucher würde die Belastung nicht übernehmen, sondern seinen Bedarf da decken, wo die Abgabe entweder überhaupt nicht oder doch ausschließlich von dem Binnenkonsum erhoben.

Google

der Export durch Rückvergütung des Rohmaterialienzolls abgabenfrei belassen wird. Dazu kommt, daß einzelne Staaten von gewissen Rohmaterialien gar keinen Zoll, daß andere ihn in verschiedener Höhe erheben. Eine deutsche Exportware beispielsweise, zu deren Herstellung der in Deutschland mit einer beträchtlichen Eingangsabgabe belegte Kakao nötig ist, müßte, trotz der Rückvergütung bei der Ausfuhr, diese ganze Abgabe in ihrem „Marktwert" mitberechnen, während die gleiche Ware in einem anderen Lande, das einen Kakaozoll nicht kennt, ihren „Marktwert" von diesem Zuschlag frei sähe. Das ist eine Differenzierung zuungunsten des deutschen Exports, die nicht einmal für Amerika von irgendwelchem Nutzen ist. Das System der Rückvergütung, das auch die Union selbst als notwendig anerkannt und eingeführt hat, wird von den Staaten befolgt, nicht um den Export zu fördern, sondern bloß, um ihn nicht direkt zu schädigen. Wo die technische Möglichkeit vorhanden ist, das zur Verarbeitung für Exportware bestimmte Rohmaterial von vornherein erst gar nicht zu verzollen, den Zoll ausschließlich von dem für den inländischen Konsum bestimmten Eingang zu erheben, da wird von dieser Möglichkeit auch Gebrauch gemacht.

Ich verarge es den amerikanischen Interessenten durchaus nicht, daß sie gegen eine Schmälerung auch des quasi illegitimen Teiles des ihnen bisher gewährten Zollschutzes Einspruch erheben. Nur sollten sie das nicht unter unzutreffenden, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Vorwänden tun. Unkundige können sie damit — bis Aufklärung geschaffen ist — täuschen, doch die Gesetzgebung, die wirtschaftliche wie die politische, darf keine andere Grundlage haben als Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Damit komme ich zu der oben angekündigten Zurückweisung des Versuchs tendenziöser Darstellungen und falscher Berechnungen hinsichtlich der materiellen Wirkungen des neuen deutsch-amerikanischen Abkommens.

In einer Adresse der „Textile Importers' Association" an den Präsidenten Roosevelt ist gesagt:

„Deutschland hat einen ihm nicht zukommenden Vorteil errungen. Das ist der, um den es lange gekämpft hat; es ist der, den es mit allen in seiner Macht liegenden Mitteln gesucht hat; es ist der, den, wie jeder amerikanische Importeur weiß, der jemals im deutschen Markt Waren zu kaufen gesucht hat, Deutschland seit einer Reihe von Jahren sich zu verschaffen bestrebt war; es ist der, nach dem Deutschland verlangt hat, weil es eine konsignierende, nicht eine verkaufende Nation ist. Es zieht vor, seine Waren hierher zu konsignieren, sie hier zu seinem „Exportpreise" zu deklarieren und dann auf unserem Markt mit direkten oder kaufenden Importeuren und amerikanischen Fabrikanten zu konkurrieren. Amerikanische Kaufleute wissen, daß die Vorteile gänzlich auf Deutschlands Seite liegen, und das vermöge der „Exportpreis"-Bestimmung. Die Importe von Deutschland im Jahre 1906 betrugen z. B. 136 Millionen Dollar, zum größten Teil unter Konsignation. Eine Reduktion nach dem „Exportpreis"-System um 10 Prozent würde sich auf 13 600 000 Dollar belaufen und bei höherem Prozentsatz auf entsprechend mehr. Aber schon unter der Annahme einer zehnprozentigen Reduktion würde unser ganzer Vorteil, wie er in der vom Staatsdepartement ausgegebenen Erklärung dargestellt ist, verschwinden."

Die Berechnung in dieser Adresse ist nicht frei von Willkürlichkeiten und Irrtümern. Ohne den Versuch eines Nachweises wird zuerst behauptet, daß im Jahre 1906 die Importe von Deutschland im Betrage von 136 Millionen Dollar „zum größten Teil" Konsignationsware darstellten. Dann aber wird der Differenzberechnung nicht „der größte Teil" — was allerdings eine recht ungenaue Bezeichnung ist — von 136 Millionen, sondern der ganze Betrag dieser Summe zugrunde gelegt. Ferner wird, gleichfalls ohne den Versuch eines Nachweises, eine zehnprozentige Reduktion des „Marktpreises" durch Akzeptierung des „Exportpreises" angenommen. Und endlich wird diese ganze zehnprozentige Differenz als den Zolleinnahmen Amerikas entgehend hingestellt,

Google

was doch selbst dann eine Uebertreibung um das Doppelte gegenüber der Wirklichkeit wäre, wenn der amerikanische Wertzoll sich im Durchschnitt auf 100 Prozent beliefe, was bekanntermaßen nicht der Fall ist.

Ich lasse dahingestellt, ob wirklich in dem von der Textile Importers' Association behaupteten Umfang oder auch nur annähernd in diesem Umfang Deutschland „eine konsignierende, nicht eine verkaufende Nation" ist. Jedenfalls ist die Konsignation ein vollkommen legitimes und gar nicht anfechtbares Verfahren, das übrigens von Exporteuren anderer Nationalität ganz ebenso wie von deutschen Exporteuren geübt wird.

Neben der Textile Importers' Association hat die American Protective Tariff League einen Protest gegen das neue deutsch-amerikanische Abkommen veröffentlicht. Auf eine Charakterisierung der von dieser in ihrer Sitzung am 25. Juli dieses Jahres gefaßten Resolution, die dem vom Präsidenten Roosevelt getätigten Abkommen Nichtigkeitserklärung durch die Gerichte in Aussicht stellt, gehe ich nicht ein. Zu derlei Mitteln sollte man selbst im wirtschaftlichen Kampfeseifer nicht greifen. Wohl aber gibt gerade dieses exzessive Vorgehen erneuten und vermehrten Anlaß, den Schwierigkeiten des Problems nachzugehen, wie man für dauernde und beiderseits gedeihliche Gestaltung der deutsch-amerikanischen wirtschaftlichen Beziehungen eine sichere Grundlage finden kann. Die Grundlage muß derartig sein, daß beide Teile darin ihr Genügen finden. Wenn es schon dahin kommt, daß sogar die Rechtmäßigkeit eines von dem Staatsoberhaupt und dem zuständigen Staatssekretär unterzeichneten und proklamierten Vertrages in Frage gestellt wird, so ist unzweifelhaft ersichtlich, daß ein Abkommen Stabilität nur unter der Voraussetzung gewährleistet, daß alle maßgebenden Faktoren des Staates gleichmäßig von seiner praktischen Durchführbarkeit ohne Verletzung legitimer Interessen überzeugt sind, und daß alle maßgebenden Faktoren des Staates gleichmäßig den Willen haben, den wirtschaftlichen Frieden zu erhalten und zu fördern.

Der sogenannten North-Kommission ist neuerdings eine zweite Kommission unter Führung des Herrn E. Reynolds, Gehilfen des amerikanischen Schatzamtssekretärs, nach Berlin gefolgt. Wie ihr Leiter erklärte, wollte sie mit den deutschen Exporteuren und Fabrikanten in persönliche Berührung treten, zum Zweck der Besserung und Förderung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen, wollte sie auch mit den deutschen amtlichen Kreisen Fühlung nehmen, um über Exportangelegenheiten Auskunft zu erhalten und Auskunft zu geben. Die Entsendung dieser zweiten Kommission — als „Tarif-Kommission" in den Blättern angekündigt, änderte sie später ihren Namen in Export-Kommission — mußte auffallen, da doch ein fertiges und ratifiziertes Abkommen bereits vorlag. In der Tat hat sich Präsident Roosevelt erst entschlossen, Herrn Reynolds nachzuschicken, um der oben skizzierten Bewegung gegen jenes Abkommen ein beruhigendes Zugeständnis zu machen. Die neue Kommission soll dem Kongreß Bericht erstatten und die Ermittelungen der North-Kommission gewissermaßen superrevidieren. Wir sehen dem Ergebnis dieser Nachprüfung mit Zuversicht entgegen.

Bei dem Festmahl, das die American Association of Commerce and Trade am 19. Oktober zu Ehren der Mitglieder der amerikanischen Export-Kommission hier veranstaltete, kam offen zur Sprache, wo die Schwierigkeiten liegen, die auch durch das geltende deutsch-amerikanische Abkommen nicht überwunden seien. Nicht in den tendenziösen Klagen und Forderungen von Interessenten, die sich in dem Fortbezug von Vorteilen bedroht sehen, sondern in der Entsendung der Export-Kommission selbst ist der Beweis dafür zu finden, daß wir sozusagen in eine Sackgasse geraten sind. Ernsthafte Männer hüben wie drüben denken nicht daran, daß Deutschland und Amerika einander wirtschaftlich befehden dürften. Deutschland und Amerika sind auf friedlichen Wetteifer unbedingt angewiesen, denn jedes der beiden Länder ist für das andere ein vortrefflicher und ohne sofortigen schwersten Schaden gar nicht zu missender Kunde. Aus dem Munde des Herrn E. Reynolds haben wir

Google

bei jenem Festmahl die Versicherung gehört: „Dem redlichen Exporteur, gleichviel, ob er uns seine Waren aus Deutschland oder aus einem anderen Lande sendet, reichen wir unsere hilfreiche Hand und bemühen uns, ihm technische Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Wir wünschen nicht, den Handel durch Formalitäten zu lähmen. Wir wollen den Geschäftsbetrieb nicht belästigen, den Fortschritt und die Entwicklung des Handels nicht durch kleinliche, schikanöse Maßnahmen lähmen. Aber dem, der das Gesetz kennt und bestrebt ist, es zu umgehen, wollen wir unsere Türen verschließen, und ihn dadurch einer gerechten Strafe unterwerfen. Nur eine auf großer Basis gerecht gehandhabte Anwendung unserer Gesetze würde von dem Präsidenten Roosevelt geduldet werden, der für alle und jeden, ob groß oder klein, Gerechtigkeit verlangt. Bei unseren Bemühungen, uns zu unterrichten, die, wie wir mit Bestimmtheit hoffen, dazu führen werden, in Zukunft Mißverständnissen vorzubeugen, ist uns die deutsche Regierung überall auf das freundlichste entgegengekommen. Die hohen Reichsämter haben uns alle Türen geöffnet und uns in freundlichster Weise Gelegenheit geboten, unsere Kenntnisse zu bereichern.“ — Das waren gute und zutreffende Worte. Wir haben keine Heimlichkeiten und machen deshalb unsere Türen für die amerikanischen Kommissionen weit auf. Wir wollen genau dasselbe, was Herr Reynolds als sein und aller Amerikaner Ziel hingestellt hat. Wir haben keine Sympathien für fraudulöses Gebaren, auf welcher Seite es sich zeigen mag, wir wollen von dem Konationalen im Wettbewerb ebensowenig wie von dem Mitglied einer anderen Nation übervorteilt werden. Wir sind also ganz einverstanden, daß Sicherungen aufgestellt werden, die den redlichen Kaufmann schützen. Aber diese Sicherungen dürfen nicht zu Fallstricken und Fußangeln werden. Wir sind sonst schon — in Rußland und anderwärts — nach dem Abschluß von Handelsverträgen durch die praktische Handhabung einzelner Bestimmungen zu unerfreulichen Ueberraschungen gekommen. Doch diese sind in der Regel durch gütliche Vereinbarung beseitigt worden. In unseren wirtschaftlichen Beziehungen zu Amerika ist das nicht immer gelungen. Da die Ursache nicht in bösem Willen liegt, so muß sie anderweitig gesucht werden. Nach meiner Meinung ist sie darin zu finden, daß unsere Abmachungen mit Amerika seit fast zwanzig Jahren den Charakter des Provisorischen tragen. Die Geltung der Abmachungen ist immer auf eine kurze Zeit beschränkt, so daß der Handel stets auf dem qui vive sein muß und an weitsichtigen Dispositionen gehindert ist. Auch ist das Maß der Zugeständnisse, die Amerika machen kann, durch seine Gesetzgebung über Gebühr beschränkt. Artikel 4 des Dingleytarifgesetzes hatte dem Präsidenten noch die Befugnis gegeben, Reziprozitätsverträge mit etwa zwanzigprozentiger Zollermäßigung für den Zeitraum von fünf Jahren unter Zustimmung des Senats abzuschließen. Die zweijährige Frist, für die diese Befugnis gegeben war, ist längst verstrichen, und nie ist von der Befugnis Gebrauch gemacht worden. Ich bin der Ueberzeugung, daß wir zu einer endgültigen, befriedigenden und dauernden Ordnung nur auf zwei Wegen kommen können: Entweder — und hierin schließe ich mich dem Vorschlag an, den Herr N. L. Stone, Mitglied der North-Kommission, in seiner Abhandlung „the double tariff system“, erschienen in den „Publications of the american academy of political and social science N 535“, gemacht hat — Artikel 3 des Dingleytarifgesetzes wird durch Kongreßbeschluß so erweitert, daß er eine hinreichend beträchtliche Zahl von Einfuhrartikeln umfaßt, an denen Staaten verschiedenen Klimas und verschiedener Produktionsart interessiert sind. Oder — und das ist der Vorschlag, den ich schon wiederholt gemacht habe — der Artikel 4 des Dingleytarifgesetzes wird wieder reaktiviert, so daß ohne Zeitbegrenzung der Präsident mit Zustimmung des Senats bezw. des Kongresses eine allgemeine Herabsetzung der Zollsätze von etwa 20% in besonderen Reziprozitätsverträgen gewähren kann — mit der festen und aufrichtigen Absicht, die Reaktivierung auch praktisch zu verwerten. In beiden Fällen ist der Boden für einen langfristigen Tarifvertrag geebnet. Nicht ein „agreement“, nur ein „treaty“ kann uns helfen, uns in Deutschland und Ihnen in Amerika.

Google

Ich maße mir nicht an, dem Kongreß in Washington unverlangt Ratschläge zu erteilen. Doch als deutscher Patriot und als aufrichtiger Freund Amerikas erhebe ich in einer Angelegenheit, die Deutschland und Amerika gleichmäßig angeht, meine Stimme zu diesem Mahnwort.

Ich habe schon an anderer Stelle ausgeführt:

„Es wird eine Zeit kommen, in der man sich in den Vereinigten Staaten sagen wird, daß es doch eine besonders unwillkommene Kehrseite darstelle, wenn der Amerikaner seinen Bedarf überteuer bezahlen müsse, damit ihn das wirtschaftlich zu besiegende Ausland billiger, sogar unter dem Gestehungspreis, erhalte, daher glaube ich, daß der amerikanische Konsument allmählich immer mehr zu solchen Betrachtungen gelangen muß. Und weil dies der Fall sein wird, so meine ich auch, daß die Produzenten selbst, in kühlerer Abwägung, zumal wenn sie erst Verlustjahre durchgemacht haben werden — die doch unausbleiblich sind, trotz der „unbegrenzten Möglichkeiten" im eigenen Lande —, sich der Erkenntnis nähern werden: daß sich ein stetiger und gesunder Außenhandel, dessen die immer mehr anwachsende Industrieerzeugung dringend bedarf, nur auf dem Boden langfristiger Tarif- bezw. Handelsverträge erhalten und fortentwickeln läßt, unter Beseitigung eines ungeheuerlichen prohibitiven Hochschutzzollsystems, das nicht der Gesamtheit des Volks, sondern auf die Dauer nur einem Teil, und hier wieder nur übermächtigen Interessengruppen Nutzen bringt."

Das halte ich in vollem Umfang aufrecht. Aber auf die Abwendung der amerikanischen Wirtschaftspolitik vom prohibitiven Hochschutzzoll wollen wir nicht warten, auch nicht auf eine Tarifrevision, auf die uns jüngst Herr North tröstend verwiesen hat. Alles das ist zu unbestimmt.*) Wir hoffen auf die Zukunft, doch in der Gegenwart müssen wir leben.

Die Zusammenhänge zwischen uns und Amerika reichen bis in die Tage Friedrichs des Großen zurück, der zuerst einen Präsidenten der Vereinigten Staaten als seinen „großen und guten Freund" ansprach. In ihrer rechtlichen Anordnung reichen die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge fast achtzig Jahre zurück. Die Geltung, diesseits ursprünglich auf Preußen beschränkt, hat sich ohne viele Worte, beinahe stillschweigend auf den Zollverein und dann auf das Deutsche Reich ausgedehnt. Freundschaftlich waren die Beziehungen immer; und als die Vereinigten Staaten vor jetzt über 40 Jahren die schwerste innere Krise seit ihrem Bestehen durchzukämpfen hatten, hat unsere Freundschaft, hat das Vertrauen der deutschen Handelswelt zum Sternenbanner und zu seinem Stern sich glänzend bewährt. Austausch und dann Wettbewerb waren mannigfachen Schwankungen unterworfen, aber dauernd sind sie gestiegen. Und nicht zum mindesten dieses Wachstum ist es, das nach neuer Formulierung der gegenseitigen Verkehrsbedingungen verlangt. Nicht als ob es gälte, ein fremdes Element hineinzutragen und ohne Not an dem zu modeln, was ohne Kunst und Gunst sich frei entfaltet und historisch entwickelt hat und zu hoher Blüte, zu mächtiger Bedeutung für beide Teile gelangt ist. Nein, unter gleichzeitiger vorsichtiger Schonung unserer gefesteten politischen Beziehungen, die noch niemals eine ernste Trübung erfahren haben und sie nie erfahren mögen, sollten wir daran gehen, auch für alle Zukunft wirtschaftlichen Mißverständnissen und Einseitigkeiten vorzubeugen. Bewegungsfreiheit will jeder für sich in seinem Gebiet und dazu das unverkürzte Recht, sich daheim nach seinem Gefallen einzurichten. Nach innen geschlossen, nach außen entschlossen, hat der Deutsche Kaiser gesagt. Das gilt nicht nur für uns, sondern für jede aufrechte und vorwärtsschreitende Nation. So wollen wir es beide beherzigen.

Man könnte nun sagen: Seit fast 80 Jahren

*) Auch Herr Roosevelt betont in seiner jüngsten Botschaft: einmal, daß die Grundlagen des Schutzzollsystems nicht geändert werden dürfen — sodann, daß die Tarifgesetze in etwa zwölfjährigem Turnus revidiert werden müßten, um nicht übermäßige Gewinne durch sie zu ermöglichen — endlich, daß eine solche Revision nicht im Jahr vor der Präsidentenwahl vorgenommen werden dürfe.

Die Schriftleitung.

Google

sind wir in dem wirtschaftlichen Wert füreinander mächtig gestiegen — was brauchen wir da an dem Vorhandenen zu ändern! Aber abgesehen davon, daß manche Begriffe eine modifizierte Definition erfahren haben, und darum das Wort von gestern dem Begriff von heute zuweilen nicht mehr entspricht — eine Welt von neuen Erscheinungen hat sich innerhalb der wirtschaftlichen Verflechtung der beiden Reiche mit elementarer Gewalt erschlossen und legt uns neue Pflichten auf. Den nunmehr mächtigen Baum, dessen Früchte dem Wirtschaftsleben auf beiden Seiten des Ozeans unentbehrlich geworden sind, dürfen wir keinen Zufälligkeiten und keinen Gefährdungen aussetzen. Zwar könnte er schon einen derben Sturm vertragen und ihn überdauern; aber Nutzen hätten wir davon nicht. Wir alle haben ein vitales Interesse daran, Wurzel wie Gipfel des Baumes vor Ungemach zu schützen.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Jugend und Torheit.

Der Lehrer sprach:

— Was hältst du von diesem Sprichwort: „Die Jungen bilden sich ein, daß die Alten Toren sind; und die Alten wissen, daß die Jungen Toren sind.“

Der Schüler antwortete:

— Es ist ganz richtig. Als ich jung war, bildete ich mir ein, alles besser als die Alten zu verstehen, aber ich verstand eigentlich nichts. Ich war jung und dumm. Verwechselte mein eigenes Wissen mit fremdem; glaubte, was ich gelernt, sei meins. Wenn ich ein Buch gelesen hatte, ging ich in Gesellschaft und gab das Gelesene aus, als habe ich's selber gefunden. Ich war also ein Dieb.

Aber ich war auch der Raub einer andern Täuschung: daß ich nämlich alles zu verstehen glaubte, was ich im Gedächtnis hatte; oder daß ich wußte, an was ich mich augenblicklich erinnerte. Die Logarithmen zum Beispiel verstand ich mit vierzehn Jahren nicht; aber ich lernte das Verfahren auswendig und benutzte die Logarithmen als Hilfsmittel. Warum alle Brüche, bei denen die Summe der Zahlen durch drei geteilt werden kann, durch drei gekürzt werden können, verstand ich nicht, lernte es aber auswendig.

Wenn man die Einzelheit einer Wissenschaft studieren will, beginnt man Material zu sammeln; sonst kommt nichts heraus. Aber der junge Mann greift die schwere Wissenschaft des Lebens ohne Erfahrungen, das heißt ohne Material, an. Darum wird es so, wie es wird. Ich sehe mich jetzt als jungen Studenten. Wie hochmütig war ich auf fremdes Wissen, geborgte Federn! Wie verachtete ich die Alten! Und doch war alles, was ich aus den Büchern gestohlen hatte, von den Alten gestohlen, welche die Lehrbücher geschrieben; die Jungen schreiben keine Lehrbücher. O Jugend, o Torheit.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Politische Glossen.

„Der Reichskanzler hat es unterlassen oder verschmäht, eine unionistische Majorität zu bilden, die, wie 1886 in England, unter innerer Anpassung bisher getrennter, sich nun mehr organisch verbindender Parteien für die Durchführung eines großen politischen Programms wirken könnte. Ein solches Programm ist weder im Reich noch in Preußen verkündet worden. Vielmehr ist nur eine taktische Formation erreicht: für vorübergehende Zwecke und ohne inneres starkes Band. Das ist vielleicht das Proton Pseudos, das innerlich Schwache des Blocks; daran kann dieser leicht zerschellen.“ Diese Worte, die einer Wahlrede des Geheimrats Witting entnommen sind, scheinen mir in ihrer tiefschauenden Prägnanz eine vorbildliche Leistung positiver politischer Kritik darzustellen.

*

Mommsen wollte die Wissenschaft voraussetzungslos; nicht minder wichtig scheint mir,

Google

daß sie ziellos sei. Dies gilt vor allem von der politischen Theorie, die meist auf ein nicht eingestandenes, von persönlichen Wünschen diktiertes demonstrandum zustrebt.

*

„Bremser" haben wir unter unseren Ministern genug; wäre es nicht zeitgemäß, einmal einen „Chauffeur" zu engagieren?

*

Wir modernen Menschen haben dekretiert, daß Geschichte nicht Königsgeschichte sein dürfe, aber alle Geschichte war einmal Tageserlebnis, und nun schaut nur nach, wieviel Spalten täglich von Windsor handelten!

*

Apokryphes Wort eines apokryphen Königs: „Wenn ich nicht Leopold wäre, möchte ich wohl Rockefeller sein. Götzenverehrung und Menschenverachtung sind uns gemeinsam."

*

Wenn man unter dem ancien régime einen Finanzminister brauchte, so nahm man einen Tänzer. Der österreichische Semiparlamentarismus macht es nicht anders, nur daß Praschek . . . nicht tanzen kann.

*

Ein Block ist nie ganz unnütz . . . schlimmstenfalls kann man das Haupt darauf legen.

*

Unter den Todesanzeigen der letzten Zeit erregt die Ankündigung einer Wochenschrift „zur Förderung der Blockpolitik" allgemeines Interesse.

*

Summarische Verteidigung eines ungetreuen Beamten: Nasi fan tutti!

Eduard Goldbeck.

Sehr geehrte Redaktion!

Gestatten Sie mir gefälligst folgende Anfrage. Vielleicht drucken Sie dieselbe ab und ersuchen die Leser Ihrer geschätzten Zeitschrift, die Antwort zu finden, wenn Sie mir dieselbe nicht beantworten können. Einen Preis bin ich gern erbötig auszusetzen.

Am 17. November 1906 unternahm Herr Maximilian Harden in der „Zukunft" einen sehr heftigen Angriff auf Fürst Philipp Eulenburg, mit der Folge, daß ihm Herr Eulenburg alsbald einen Parlamentär ins Haus sandte, um über die Friedensbedingungen zu unterhandeln. Ende November desselben Jahres ließ Herr Harden Sr. Durchlaucht durch den Freiherrn von Berger sagen, daß er ihn für homosexuell halte. Se. Durchlaucht war keinesfalls beleidigt, sondern „er schwieg und schlug die Augen nieder". Im April 1907 erschien in der „Zukunft" ein noch stärkerer Angriff und im Juni gab Harden vor Gericht eine Aussage ab, deren provokatorischer Charakter am allerwenigsten dem Fürsten Eulenburg entgehen konnte, entging er doch selbst dem vernehmenden Amtsrichter nicht. Se. Durchlaucht war aber nicht beleidigt. Am 26. Oktober sprachen die Herren Harden und Bernstein im Plaidoyer sehr wenig liebreich vom Fürsten Eulenburg, der dadurch aber nicht im entferntesten beleidigt war. Erst vier Wochen und drei Tage später war er's, am 26. November a. d. 1907.

Ich gestatte mir nun die Anfrage: Welche Funktion der Zeit ist die Empfindlichkeit Sr. Durchlaucht? Es würde mich vom mathematischen Standpunkt aus interessieren. Es gibt mathematische Größen, die sog. Fourierschen Reihen, die stellen z. B. eine Linie dar, die plötzlich abbricht, dann einen einzelnen Punkt, dann wieder eine gerade Linie, dann wieder einen Punkt uff. bis ins Unendliche, etwa wie die folgende Skizze zeigt.



Vielleicht läßt sich's damit erklären, ich bin aber ein zu schlechter Mathematiker, um die Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu finden. Hoffentlich befindet sich in der Redaktion oder unter den Lesern ein besserer Kopf. Vielen Dank im voraus.

Ein Leser des „Morgen".

Berlin, den 29. 11. 07.

Google

Die Arbeiter der Zukunft.

Jeden Tag dieselbe Beschäftigung haben — das ist so köstlich wie das Leben in der Hölle. Die meisten „Beamten“ führen ein derartiges Leben. Und da wir in Deutschland so viele Beamte haben, deswegen ist unserm ganzen öffentlichen Leben der Charakter des Stumpfsinns so eigen. Der große Materialist de la Mettrie hat in seinem Buche „L'homme machine“ behauptet, daß jeder Mensch eine Maschine sei; da jedoch heute kein vernünftiger Mensch Materialist ist, so sollte man sich Mühe geben, das maschinenartige Leben zu fliehen wie die Pest. Und deshalb sollten für die Folge alle Beamten und alle Arbeiter gezwungen werden, in jedem Vierteljahr eine andere „mechanische“ Betätigung zu suchen. Immerzu dasselbe — z. B. Leitartikel oder Kritiken — zu schreiben, sollte auch als „mechanische“ Betätigung aufgefaßt werden. Das Schlimmste ist wohl, wenn jemand jeden Tag dasselbe „redet“. Wir brauchen die Abwechslung in allen Lebenslagen — auch der Arbeiter muß sie haben.

Paul Scheerbart.

Das Automobil-Theater.

Die Automobilindustrie hat sich über einen Mangel an Käufern zu beklagen, und so läßt man sich auf kostspielige Experimente ein, um die Interessentensphäre zu erweitern. Und so kam es, daß in der vorigen Woche von einer bekannten Automobilfabrik ein imposantes Schauspiel arrangiert wurde, zu dem die meisten Theaterpotentaten Norddeutschlands geladen waren. Es erschienen u. a. auch Brahm, Lindau, Reinhardt, Hauptmann, Zickel und Bonn. Durch einen Zufall kam es, daß ich auch dabei war. Es wurden zehn Lastautomobile vorgeführt, in denen sich alles, was zu einem Theaterbau notwendig ist, vorfand. Und das Theater wurde in unsrer Gegenwart in einer halben Stunde von zehn Arbeitern „aufgebaut“. Unter den Materialien herrschte Linoleum und Segeltuch vor, von Wellblech und Eisen war wenig zu bemerken; das Ganze bekam durch farbige Hölzer einen sehr frischen modernen Charakter. Und der Zuschauerraum konnte 150 Personen aufnehmen. Es wurde auch eine Szene aus Lessings „Minna von Barnhelm“ gespielt. Und nach der Vorstellung wurde das ganze Theater in ein Restaurant verwandelt mit Küche, Garderobe und Nebenzimmern. Diese Verwandlung nahm kaum 7 Minuten in Anspruch. Zum Schlusse wurde das Restaurant in derselben Zeit in ein kleines Hotel verwandelt, in dem das gesamte Theaterpersonal mit allen Bequemlichkeiten für die Nacht untergebracht werden konnte. Somit werden wir demnächst auch „fahrende“ Theater haben. Und diesen wird, nach dem Vorgeführten zu urteilen, nichts Schmierenartiges anhaften. Leider darf der Name der Automobilfirma noch nicht genannt werden, da zwischen dem Erfinder und der Firma noch einige Differenzen bestehen, die erst beseitigt werden müssen. Es ist der Bau von zehn solchen Wandertheatern von der Firma beschlossen worden.

Paul Scheerbart.

Ein Gespräch in meinem Grabe

über mein Stück „Ulrich, Fürst von Waldeck“*)

Gehalten im Jahre 1950.

„Pfui! Wie kannst du so selbst dich zeigen?“
Ich muß es doch, wenn die andern schweigen.

Ein mir befreundeter Regenwurm, der mich zuweilen an trocknen Nachmittagen in meiner Gruft aufsucht, hat mir mitgeteilt, daß man in Berlin mein anno 1905 geschriebenes Schauspiel „Ulrich, Fürst von Waldeck“ aufführen wolle. Wenngleich mir diese Nachricht in meiner langweiligen Verwesung ganz amüsant war, so erschrak ich doch nicht wenig, als ich mir, soweit ich es drunten übersehen konnte, die Situation klar machte. Ich habe zeitlebens eine starke Angst vor allen Berlinern gehabt. Die Disharmonie zwischen uns war ihnen ein steter Anlaß zum Gelächter und zu vielen faulen Witzen über mich, worin sie noch heute ihresgleichen suchen. Und wiewohl das Publikum dort heuer nur mehr meinen Schatten, der

*) Erscheint soeben im Verlage Marquardt & Co.

Google

droben wehmütig um die Souffleurkästen herumschleichen soll, auszischen und scheu pfeifen kann, und die Nachtkritiker — Disteln wachsen aus meinen Daumen zu euch empor, ihr Geliebtesten! — nur mehr meinen Namen totprügeln können, ein Rest von Ehrgefühl in mir wird sich, so fürchte ich, noch in meinem Grabe drüber grämen.

Mein Freund, der Regenwurm, riet mir, ich solle ein posthumes Pamphlet unter dem Titel: „Was ich mit meinem Fürsten Ulrich ausdrücken wollte!“ herausgeben. Nichts sei geeigneter, um sich in die Herzen der gescheiten Leute — soweit sie diesen Knorpel besitzen, Regenwurm! — einzuschleichen. Ich müsse in diesem Pamphlet zunächst zeigen und beweisen, welche dualistischen Ideenfaktoren meinem Stück zugrunde lägen, aus deren Aneinanderprallen eben der das ganze Kunstwerk entzündende schöpferische Funke hervorspringt. Oder anders ausgedrückt: Ich müsse nachweisen, erstlich, daß und wie in meinem Stück das Leben in seiner Gebrochenheit vorhanden sei (Problemstellung), und zweitens, daß und wie diese verlorene Einheit in meinem Geiste sich wiederhergestellt habe (das Moment der Idee).

Dies sei seit Hebbel in Deutschland unumgänglich notwendig, und wenn mir bei meinem Stücke dies nicht zu demonstrieren gelänge, so würde kein Rezensent, selbst in Krähwinkel und Grünwiesel, nicht mehr, eine Szene von mir ohne Murren verschlucken. Dieser erste Teil meiner Beweisschrift müsse so schwierig und unverständlich als möglich sein; ohne längere philosophische Zitate, von Aristoteles angefangen bis auf Weininger und Mach, sei meine Arbeit keinen Achtungserfolg wert, und man würde ihr in Berlin nicht einmal das Wort „Talentprobe“ verleihen. Wie der einer Schandtat angeklagte Verbrecher sein Alibi, so müsse der wegen Verfassung eines Dramas vor Gericht stehende Dichter seine Zugehörigkeit zu einem Philosophen nachweisen. Sonst würde er in den Tartarus der Lächerlichkeit geschleudert, und sein Kleinhirn als Dichterscheuche vor den Parnaß aufgespießt.

Im zweiten Teil deiner Verteidigungsschrift aber mußt du — und hierbei krümmte sich der Regenwurm vor Aufregung wie ein Korkenzieher — den regelrechten Aufbau deines Stückes dar- und klarlegen. Ich rate dir dazu zunächst, den verschwenderischsten Gebrauch von dem Wörtchen „dramatisch“ zu machen. Mit diesem muß mindestens jeder zweite Satz, den du schreibst, gesalzen sein. Das Wörtlein „undramatisch“ muß dir einen solchen Ekel und Schauder einflößen, wie mir der Gedanke an ein Huhn, das meiner ganzen kurzweiligen Existenz ein Ende setzen kann. Was mein Vetter, der Bazillus, für die Menschen droben, das bedeutet dies Wörtchen für den dramatischen Dichter. Mehrfach appliziert, führt es unabwendlich zu seinem poetischen Tode, es sei denn, daß er sich zum prosaischen Berufsmenschen oder Kunstschriftsteller verpuppt, und so die Bazillen verkapselt, wie eure Aerzte sagen.

Darum beweise den dramatischen Aufbau deines Stückes, oder laß dich begraben! (Verzeihe den Pleonasmus!) Man muß seine Leistung auf eine Formel bringen und diese heilig sprechen, oder kein Gervinus nimmt dich in seine Literaturgeschichte auf. Eine Köchin, die aus ihrem Instinkt heraus und nicht nach dem Rezeptbuch kocht, ist eine ordinäre Person und kein Feuilleton wert. Darum beweise, daß dein Stück dramatisch gebaut sei, daß es eine fortlaufende, innere und äußere, Handlung habe, die sich aus einer gesetzten Situation bei so und so beschaffenen Charakteren hat ergeben müssen. Es hat zwar leider bis dato schon so viele, verschiedene Dramatiker gegeben, daß man kaum mehr weiß, was eigentlich noch undramatisch ist, und jeder hat jedesmal den Flügelgaul anders aufgezäumt. Aber trotzdem mußt du dich immer wieder als einen Dramatiker ausrufen, um für einen solchen zu gelten, oder sie werden dir so lange über deinem Kopf herumtrampeln, bis du es hier unten in deinem jetzigen undramatischen Zustand verspürst und aufschreist: „O, wie dramatisch!“

Der Regenwurm merkte, daß ich mit meinen aus dem Scharnier geratenen Kinnbacken zu gähnen versuchte, und schlich sich, beleidigt dar-

Google

über, daß ich seine guten Ratschläge so in den Wind schlug, von dannen. Er begab sich sofort von mir an seinen Lieblingsplatz, eine Müllgrube in der Nähe der Stadt, wo viel altes Zeitungspapier herumliegt, aus dem er seine bedeutende, mich jedesmal wieder verblüffende Bildung und Gelehrsamkeit hernimmt. Ich aber drehte mich dreimal in meinem Grabe herum, wobei ich einige neuerlich unangenehme Verkürzungen feststellte, und blieb im Grunde leider derselbe, der ich gewesen war.

Herbert Eulenberg.

Musik.

„Tragaldabas", Komische Oper in 4 Aufzügen von Eugen d'Albert.

Am Vormittag des 3. Dezembers ließ Eugen d'Albert den Lesern des „Berl. Lokal-Anzeiger" verkünden: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die moderne Opernkomposition der Vereinfachung entgegengeht, daß die Salome nach gewisser Richtung hin einen Höhepunkt bedeutet und das gleiche Publikum, das die Straußsche Oper bejubelt, auch einfache, natürliche musikalische Kost willkommen heißt." Am Abend desselben Tages gab aber das Publikum, das zur Aufführung von d'Alberts „Tragaldabas" im Hamburger Stadttheater erschienen war, unzweideutig zu verstehen, daß die Zeit für die von d'Albert verstandene Rückkehr zur Einfachheit noch nicht gekommen sei. Natürlich sind hier nicht die Mißfallensäußerungen des Pöbels gemeint, der nach dem dritten Aktschluß ins Parkett hinunterbellte und pfiff. Das kann nicht der Maßstab für die Aufnahme eines Kunstwerkes sein; auch der herrliche „Corregidor" Hugo Wolffs wurde seinerzeit in Berlin mit Zischlauten begrüßt, obwohl der unglückliche Tondichter zur Zeit der Berliner Premiere längst tot war, was den damaligen Schreiern offenbar nicht bekannt gewesen ist.

Möglicherweise gingen die Hamburger Demonstrationen von Leuten aus, die d'Albert den Erfolg seines „Tiefland" nicht verzeihen können. Von größerer Bedeutung aber war die kühle Reserve, mit der das neue Werk von allen ernsten Musikern und Musikfreunden aufgenommen worden ist, eine passive Ablehnung, aus der auch der künstlich entfachte Beifall einen Scheinerfolg nicht zu konstruieren vermochte.

Ein merkwürdiger Fall, denn offengestanden, finde ich für die Ablehnung des „Tragalbadas" zum mindesten nicht mehr Gründe, als für den Ueberschwang, mit dem der Tiefland-Komponist kürzlich als Retter aus der deutschen Opernnot gefeiert worden ist. Der Sänger des „Tragaldabas" ist mir sympathischer als der Vertoner des „Tiefland". Der laute, lärmende Erfolg der auf die veristische Skala eingestimmten Tiefland-Tragödie beweist, daß das Publikum dem mühelosen Spaziergang im Flachland immer noch den Vorzug gibt vor dem Streben nach höherem Auslug. Es ist auch auffallend, daß die wortführenden Zeitgenossen, die für ausländische Tonsetzer nur mürrische Worte übrig haben, die einen Massenet und einen Puccini als ordinäre Musikhandwerker hinstellen, nicht auf den Einfall gekommen sind, Vergleiche zwischen der Schreibweise eines Puccini und eines d'Albert anzustellen. Sie würden dabei sicherlich zu dem Resultat gelangt sein, daß Massenet und Puccini eigentlich recht persönliche Musik machen, mit anderen Worten einen stark entwickelten Stil ihr eigen nennen, während d'Albert im „Tiefland" haltlos hin und her schwankt; bald klingen aus dem Orchester brünstige Kantilenen italienischer Provenienz herauf, bald werden auf der Bühne unverfälschte Operndouette alten Stils, wie zu des seligen Neßlers Zeiten, geschmachtet. O Publikum, wie hast du dich nasführen lassen. Der d'Albert des „Tiefland" zeigt nicht sein wahres Gesicht; da ist er nur der große Macher, der gewiegte Routinier, der alle Register eines wirksamen Opernkrams zieht, der mit ausgleichender Geschicklichkeit die Dürftigkeiten mit buntem Instrumentalflitter vergoldet.

Der d'Albert aber des „Tragaldabas" ist, wenigstens in der Absicht, der wahre Künstler, der Schöpfer der „Abreise", die als typisches Beispiel der Kammeroper immer noch an der Spitze der d'Albertschen Bühnenwerke steht.

Das Libretto zur „Abreise" (vom Grafen Sporck) ist sicherlich kein Meisterwerk; aber es zeichnet sich durch geschickte Anlage aus; es herrscht ein vornehmer Ton in dieser artigen Biedermeierkomödie und der über den Szenen ausgebreitete freundlich-behagliche Humor ist auch in d'Alberts Partitur glücklich zur Auslösung gelangt. Diese guten Eigenschaften fehlen dem Textbuch zum Tragaldabas. „Natürlich hat Rudolf Lothar den Text geschrieben", erklärte d'Albert einem Reporter. Als ob das so selbstverständlich wäre! Lothar hat sich einer um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Komödie des Auguste Vacquerie angenommen, das Werk verdeutscht, umgedichtet und endlich aus der Nachdichtung das für d'Albert bestimmte Libretto herausdestilliert. Das französische Original mag ein interessantes, lustiges und witziges Stück sein. Da aber,

Google

wie Lothar selbst erzählt, die Uebersetzung sehr selbständige Wege ging und dabei die vielen Bonmots und Tiraden ausgeschaltet und gekürzt wurden, ist wohl vom Esprit Vacqueries nicht viel übrig geblieben. Das vorliegende Libretto zumal ist von Witz und Geist völlig verlassen. Aus der lustigen Mantel- und Degen-Intrigue des französischen Dichters ist eine ungeschlachte Groteske geworden, an der, ganz abgesehen von dem rohen Gefüge und der dick aufgetragenen Farbe, die geradezu entsetzlichen Verse das Schlimmste sind. Im Hinblick auf die Naivitäten und Plattitüden ist dieser Operntext höchstens noch etwa mit der Uebersetzung einer früheren Verdi-Oper zu vergleichen. Diesem Tragaldabas, dessen Charakteristik verwandte Züge mit Falstaff und Cyrano aufweist, wäre vielleicht musikalisch beizukommen gewesen, wenn die feine Hand Rostands dazu die Feder geführt und Ermanno Wolf-Ferrari seine schimmernden Tonketten darüber ausgeschüttet hätte.

Jetzt ist der „Tragaldabas" nichts als ein riesiger, instrumentierter Witz. Die Partitur ist die Arbeit eines Musikers, der ungeheuer viel kann, der den technischen Apparat der Bühne und des Orchesters sicher und mühelos beherrscht, dem es aber nicht gelingen konnte, mit bloßen Verstandeskategorien mehr als Interesse zu erwecken. Kurz: die Tragaldabas-Partitur ist völlig blutleer, sie wendet sich ausschließlich an den Verstand; das Herz geht leer dabei aus. Aus diesem Grunde wird ihr ein dauernder Erfolg versagt bleiben. Und dennoch ist mir diese Musik lieber als die falsche Maske, die d'Albert im „Tiefland" aufsetzt. Das Heitere, Lustspielmäßige liegt nun einmal dem Komponisten viel besser, als ihn der tragische Wurf des Musikdramas kleidet. Das leitmotivisch verwendete Themenmaterial zeichnet sich in der Hauptsache nicht gerade durch starke Eigenart aus. Vortrefflich gedacht ist das Tragaldabas-Motiv, das die Oper in mannigfachen harmonischen und rhythmischen Umbildungen, fast zum Ueberdruß, durchzieht und jedenfalls beim ersten Auftritt des Titelhelden am ergötzlichsten wirkt, wo es in riesenhafter Plastik von den Posaunen, Bässen und tiefen Holzbläsern eingeführt wird. Ueberhaupt ist die Orchesterbehandlung die beste Seite des Werkes. D'Albert hat fast sämtliche Instrumente auf ihre komische Wirkungsmöglichkeit geprüft. Bald gurgeln die Fagotte, bald ächzen und stöhnen gedämpfte Hörner, Trompeten und Posaunen. Trillernde Blechinstrumente, klopfende Geigenbogen und andere Scherze tauchen in jedem zweiten Takt auf. Diese Häufung komischer Effekte ermüdet aber auf die Dauer und schwächt die guten Eindrücke ab. Das ist eben eine grundfalsche Aeußerung des Humors, der nicht von außenher auf die Noten übertragen werden darf, sondern aus dem musikalischen Gedanken heraus seine goldenen Fäden spinnen muß. Hier zeigt sich auch die Grenze zwischen Talent und Genie. Das Talent versucht durch künstliches Aufpfropfen Stimmungen zu erzeugen. Das Genie durchwärmt mit seinem Blut die Form. Beispiel: Smetanas „Verkaufte Braut". Das Orchester des genialen Böhmen ist von fast Mozartscher Einfachheit; von Instrumentalscherzen nirgends eine Spur; in den köstlichen Buffoszenen des Kézal führen die Streicher das Wort. Welcher warme, sonnige Humor blüht aber aus diesen Tönen auf, selbst wenn man sie nur am Klavier anschlägt.

Wo d'Albert im „Tragaldabas" ernstere Saiten anschlägt, zeigt er sich nicht besonders wählerisch. Es sind alles gutklingende, aber sehr konventionell anmutende Melodien, die manchmal bedenklich nach dem Salonstil gravitieren. Zwar der D-Dur-Walzer Ottavios, in dem die meisten das Haar in der Suppe gefunden zu haben glaubten, ist so schlimm nicht; auch Offenbach (in Hoffmanns Erzählungen) und Lortzing haben wiederholt zur Walzerform gegriffen. Ueberdies versöhnt bei d'Albert die famose parodistische Wendung des Walzers, wenn Tragaldabas von Weib und Liebe singt. Die Duette des Ottavio und der Laura im zweiten Aufzug mit der hübschen Stimmungsmalerei des Orchesters und das Duett im dritten Aufzug, dessen Hauptthema viel Aehnlichkeit mit der Schlußszene der „Abreise" hat, bilden vom rein musikalischen Standpunkt aus betrachtet sehr annehmbare Momente, und auch die Serenade Ottavios hat in bezug auf ihre rhythmische und klangliche Wirkung Anspruch auf Beachtung. Zum besten der Oper rechne ich das breit dahinströmende, symphonisch behandelte Vorspiel zum letzten Aufzug, eine stimmungskräftige Schilderung des Sonnenaufgangs.

Einer polyphonen Schreibweise ist d'Albert merkwürdigerweise aus dem Wege gegangen. Vielleicht hätte sich durch eine sorgfältigere musikalische Faktur mancher Mangel an Erfindungskraft etwas verdecken lassen. Jedenfalls kann die neue Oper die Spuren einer sehr hastigen Arbeitsweise nicht verleugnen. Dafür ein weiterer Beweis: Im Juni dieses Jahres übergab Lothar dem Komponisten das Libretto. Nach fünf Monaten schon ist die Erstaufführung möglich, zu der schon längst der gedruckte Klavierauszug vorlag. Der Ehrgeiz d'Alberts, seinen unbestrittenen Lorbeeren auf dem Gebiet des reproduktiven Künstler-

Google

tums neuen Ruhm auf der heißumstrittenen Bühne anzugliedern, scheint den Künstler auf Abwege zu führen. Er gönnt sich zu wenig Zeit, neue Pläne ausreifen zu lassen. Noch hatte der „Tragaldabas" seine Erstaufführung nicht hinter sich, als ein Blatt zu melden wußte, d'Albert habe eine neue tragische Oper beinahe vollendet. Was ihm also vor allem nottut, ist künstlerische Konzentration, sonst setzt er sich der Gefahr aus, ein Vielschreiber gescholten zu werden.

Noch ein Wort über die Hamburger Aufführung. Hofrat Bachur hatte seine besten Kräfte ins Treffen geschickt. An der Spitze des Orchesters stand der talentvolle Gustav Brecher, ein junger, aus der Strauß-Mahler-Schule stammender Feuergeist, der seiner Kapelle Schwung und Geist zu suggerieren wußte. Herr vom Scheidt, eine geniale Mischung von Bariton und Buffobaß, agierte die anspruchsvolle Titelpartie mit zwingendem Verstand und gesanglicher Noblesse. Ihm sekundierte der stimmgewaltige Max Lohfing als Vagabund Griffo. Das Liebespaar Ottavio und Laura erschien in der Interpretation durch den mit schönen Mitteln ausgestatteten Aloys Pennarini und Frau Hindermann, die diesmal etwas matt wirkte, als angenehmer Kontrast zu der rauflustigen Gaunergesellschaft. Große Enttäuschung bereitete die Regie. Ich las auf dem Zettel: Einrichtung von M. Moris. Das sollte, wie ich annehme, nicht weniger besagen, als daß der „Tragaldabas" in dem von der Berliner Komischen Oper inaugurierten Stil in Szene gehen werde. Allein nichts von alledem. Vermutlich hat sich die Hamburger Regie von Berlin aus nicht dreinreden lassen wollen. Jedenfalls war das, was man auf der Bühne zu sehen bekam, der alte Opernschlendrian mit seinen gemalten Requisiten, seinen gräulichen Bäumen und Rasenstücken. Der Sonnenaufgang war rot, die Nachtszene grün und der Tag gelb, alles ein breiter, uniformer Farbenton, ohne Nuancen, ohne Uebergänge. Ein wahres Glück, daß es Regisseure gibt wie Gregor und Moris, die den Kampf mit dem künstlerischen Phlegma aufgenommen haben und durch ihre Resultate vorbildlich zu wirken berufen sind.

Eusebius.

Theater.

Eine Bearbeitung. In der vergangenen Woche ließ Paul Eger aus Wien am hiesigen Kleinen Theater seine „Mandragola" aufführen. Seine, trotz Macchiavell. Denn das können wir doch für ausgemacht nehmen, daß das Eigentum an einer dramatischen Arbeit irgendwelcher Art nicht von der Fabel bestimmt wird, die irgendwo gefunden worden ist, sondern von der Stimmung des Ganzen, die vom Autor kommen muß. Das allein entscheidet. Man hat jetzt viel gegen die Bearbeiter von älteren Stoffen auf dem Herzen, tut so, als ob die Erfindung von Vorgängen, das Hinstellen und Ordnen sonderbarer Begebenheiten die wesentlichste Aufgabe dramatischer Talente wäre, und erbost sich, weil es die günstige Gelegenheit gerade verstattet, insbesondere gegen die Wiener; diese wenden sich, heißt es, lässig und kraftlos und unfruchtbar, am liebsten dem Gewesenen und zu Ende Geformten zu, putzen es spielerisch heraus, modeln es um und setzen es gelenkig in Bewegung, um sich an diesem Anschein eines neuen Lebens zu erfreuen. Hier wird jetzt nicht zu entscheiden sein, was die Wiener können, oder nicht können. Daß es unsinnig ist, für dramatische Neuprägungen, wie sie dort in den letzten Jahren zufällig zweimal versucht worden sind, Wien selber verantwortlich zu machen, leuchtet wohl jedem ein, der einsehen will. Aber da es nun wiederum vorgekommen ist, daß einer aus Wien die Handlung einer alten Komödie für seine neue benutzt hat, liest man wiederum, es sei die Gewohnheit der Wiener, Stoffe aus vergangenen Literaturen „aufzuschürfen" und moderner herauszuputzen. Und der Unkundige mag sich, wenn er das gedruckt sieht, ungefähr vorstellen, daß da eine literarische Gelehrtenkolonie ständig mit historischen Ausgrabungen beschäftigt sei . . .

Zunächst ist zu sagen, daß diese Bearbeitungen, die man da so in der Geschwindigkeit zu einer kleinen Gruppe zusammengeworfen hat, so wenig zusammengehören, wie sonst irgend Dramen grundverschiedener Art. Es ist was anderes, menschliche Konflikte, die von altersher für groß und stark und anschauenswert gegolten haben, bis in die feinsten Empfindlichkeiten hin auszuspannen, von denen unsere Zeit noch weiß; und was anderes ist es, die Wirksamkeit von Situationen zu überprüfen, sie neu zu glätten, für die Gaumen von heute umzukochen. Geschieht jenes, so hat ein Zufall oder eine Laune dem Dichter — denn hierzu sind Dichter notwendig — einmal seinen Gegenstand aus einem Buch anstatt aus einem anderen Gehege des inneren Lebens zugeworfen; wird dieses unternommen, so haben die Finger eines Geschickten oder die Nerven eines Geschmackvollen das Buch ausgefunden, das sich ihren technischen Versuchen am bequemsten fügt. Es ist, wie man sieht, doch eine etwas andere Methode zu „bearbeiten". Man kann diese „Mandragola" als das Experiment einer anfängerischen Begabung ansehen, die sich vorläufig noch hinter fremden

Google

Erfindungen bescheidet und erst nur im Ton und im Aufriß der Szenen das Eigene probiert; man kann selbst über ein allzukeck verfehltes Wagnis murren, wenn man sich dazu versteigt, dem Komödiendichter Macchiavelli den Heiligenschein der literarischen Unantastbarkeit aufzusetzen.

Aber man kann nicht von „Bearbeitungen" so obenhin und so allgemein sprechen und eine neue Rubrik der Literaturgeschichte auftun, in die nun plötzlich alle modernen Wiener Autoren gesperrt werden sollen. Es stimmt nämlich nicht; es stimmt nicht, daß Umformungen von von Aelterem nur zu unserer Zeit und nur in Wien gemacht werden, und es stimmt nicht, daß nun alle Wiener Autoren oder auch nur eine Gruppe von ihnen an dieser Sucht, Gestaltetes neu zu gestalten, erkrankt wären. Und es stimmt schon gar nicht, daß es ein Zeichen von Schwäche oder Leere oder Müdigkeit sein soll, wenn einem einmal einfällt, seiner Kunst oder seinen Künsten dort Raum zu erzwingen, wo schon das Werk eines Früheren steht. Im Gegenteil; ich meine, es gehört schon ein recht üppiges Temperament dazu, sich mit einer gewordenen und geprägten Arbeit so heftig auseinanderzusetzen, daß daran gleich eine eigene anknüpfen kann. Es muß Kraft in einem sein, der ein so uraltes Gefüge auseinanderzunehmen, ihm eine neue Seele einzugeben oder ein neues Gesicht vorzuhängen wagt. Wer dann noch, wenn dies gelungen ist, nichts anderes gehört haben will als eine alte Fabel, der ist eben ein schlechter Zuhörer und hat sich sein Mißbehagen nur selbst zuzuschreiben. Es gibt keine Bearbeitungen älterer Stoffe, in denen der Stoff mehr wirken könnte, als das Talent, das neuerdings an ihn gekommen ist. Wo diese „Mandragola" gefiel, da gefiel die Geschicklichkeit, der Witz, die Wortsicherheit des jungen Paul Eger; und wo seine Kraft zu dünn, seine Stimme zu uneigen war, da mußte ihm seine Komödie mißraten. Seine Komödie, trotz Macchiavell; denn was dieser erfunden hat, war dem Heutigen nur mehr das Gerät, an dem seine Geschicklichkeit sich übte, an dem seine Kraft auch gelegentlich versagte. Bearbeitung ist nichts, als eine zufällige Art der Stoffwahl; mit Begabung oder geistigem Reichtum oder Frische und Fülle des inneren Lebens hat sie nicht das mindeste zu tun.

Das gilt schon von dieser leichteren, untiefen Gattung und umsomehr noch von jenen starken und neu durchseelten Umdichtungen, die man bei der Gelegenheit so unvermerkt mit in die Rubrik „Bearbeitung" werfen wollte. Darum ist es vielleicht ganz gut, diesem leidigen Wort ein wenig ins Gesicht zu leuchten, bevor es, im Dunkeln weiterschleichend, unangenehmen Schaden stiften kann. Willi Handl.

Reformen.

In den nächsten Jahren werden, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Blicke der an innerer Politik Interessierten auf ein Gebiet gelenkt werden, das der Mehrzahl in der Regel verschlossen scheint. Wer kümmert sich (außer den Fachmännern) um die wichtigen Fragen, die den Geldumlauf betreffen, wer kümmert sich um die Fragen, die sich an die Verfassung der Reichsbank knüpfen? Nur in Zeiträumen von 10 zu 10 Jahren, wenn die Erneuerung des Bankprivilegiums vom Reichstage und von der Regierung beschlossen werden muß, wird das Für und Wider von Berufenen und Unberufenen erörtert. Zu heißer Parteienstreit pflegt bei uns nicht um die Gold- und Silberwährung zu entbrennen. In Nord-Amerika hat die Agitation der Silberleute dahin geführt, daß Schuster und Schneider den Dingen ein gewisses Verständnis entgegenbringen. Und vor den Wahlen wurde häufig (besonders bis zur großen Währungsreform des Jahres 1893) selbst auf den Straßen heftig debattiert. Bei uns ist nichts so unpopulär wie die Börse und was mit ihr zusammenhängt. Drum sorgen auch die Parteien dafür, daß den Wählern nicht gesagt wird, eine Reform des Börsengesetzes nach den Wünschen der Händler sei im wirtschaftlichen Interesse notwendig. Bei den Reichstagswahlen im Vorjahre verhielten sich selbst die freisinnigen Parteien gegenüber ihren Wählern mit der Forderung auf eine Aenderung des Börsengesetzes sehr still. Die Agrarier wissen, daß die Gegner keinen Widerhall im Lande finden, und nützen die Unkenntnis der Masse aus. Gerade die Liberalen sind aber an diesen Zuständen nicht ohne Schuld. Das größere Verständnis des amerikanischen Volkes in wirtschaftlichen Dingen ist nur dadurch herbeigeführt worden, daß man diese Fragen zum Gegenstande hitziger öffentlicher Debatten machte. Mag sein, daß die liberalen Parteien hierdurch zunächst manche Stimme verlieren würden, aber mit der Zeit würde das Verständnis vermehrt werden, und auch der Kapitalfeindliche würde erkennen, daß man die Börse nicht ohne weiteres nur als die Stätte der Reichen bezeichnen und bekämpfen darf, daß man wirklich vorhandene Schäden und Auswüchse erst dann beseitigen kann, wenn man in die Materie weiter eindringt.

Wir haben selbst im Reichstag kaum eine Handvoll Abgeordneter, die von Geld-, Bank- und Aktienwesen etwas verstehen. Dieser Mangel hat zwei Nachteile. Einerseits traut man sich an notwendige Gesetzesänderungen nicht heran (eine Verbesserung des Aktienrechtes ist längst fällig), andererseits ist man zu

Google

sehr auf Fachleute angewiesen, wenn es zur Beratung über eine solche Vorlage kommt. Beim Hypothekenbankgesetz trat dies drastisch hervor; da haben sich Reichstag und Regierung in den meisten Punkten den Wünschen der Hypothekenbankdirektoren gefügt. Ein böser Zufall wollte später, daß ein Teil derjenigen Direktoren, die den Ton angaben, nach wenigen Jahren ins Gefängnis wandern mußte. Ist's nicht der Mühe wert, auch diese Dinge zu studieren? Ueber die Frage, ob ein in Hofgunst Stehender homosexuell veranlagt ist, wird tagelang diskutiert; die wichtigsten wirtschaftlichen Vorlagen werden im Handumdrehen erledigt. Mögen nicht alle Abgeordneten von kaufmännischem Geist beseelt sein, mögen sie von dem Wesen der Geldzirkulation, von der Technik des Bank- und Börsenwesens keine Ahnung haben; ein paar Spezialisten müßte jede Partei präsentieren können. Das Spezialistentum muß in den Fraktionen überhaupt mehr entwickelt werden als es heute der Fall ist.

Der Verlauf der Enquete über das Geld- und Bankwesen, die die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" angekündet hat, wird die Richtigkeit dieser Ausführungen beweisen. Schon aus Andeutungen, die in den Zeitungen gemacht werden, geht hervor, daß die Kommission zur Prüfung der Fragen von einseitigen Fachinteressen beherrscht sein wird. Die Vertreter der Landwirtschaft werden mit denen der Industrie und des Börsenhandels darüber hadern, ob die Drittelbeckung der Reichsbank beibehalten werden soll, ob das Prinzip der Goldwährung durch vermehrte Ausgabe von Scheidemünzen durchlöchert werden soll.

Die Novelle zum Börsengesetz, die dem Reichstag bei seinem Zusammentritt zugegangen ist, zeigt ebenso deutlich die Mißstände dieser Art von Gesetzesmache. Sie ist ein Produkt Bülowscher Blockpolitik. Auf der einen Seite wird der Unfug zugegeben, den das Börsengesetz angerichtet hat. Dann aber erkennt man wieder das Bestreben, die Landwirtschaft versöhnlich zu stimmen. Die weiß natürlich sehr gut, daß die Annahme der Novelle die Wünsche der Börse zum größten Teil befriedigt. Doch die Erfüllung dieser Wünsche muß nun wieder auf alle mögliche Weise verklausuliert werden, damit die Wähler nicht merken, daß man den früheren Standpunkt aufgegeben hat. Die Vertreter der Börse müssen sich wieder so stellen, als ob das neue Gesetz ihren Wünschen nicht entspreche. Würde das Einverständnis offen erklärt werden, so müßten die Agrarier, ihrer Wähler wegen, mit der Annahme zaubern. So wird das Spiel weiter geführt, bis die Novelle unter Dach und Fach gebracht ist. Ein Anblick für Götter.

Charakteristisch hierfür ist zunächst die Art und Weise, wie von den Anhängern der Börse die gesetzliche Festlegung des handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfts in Getreide und Mühlenfabrikaten kommentiert wird. Jeder Händler weiß, daß er mit dem handelsrechtlichen Lieferungsgeschäft vollständig ausgekommen ist, und es ist ihm in Wirklichkeit höchst gleichgültig, ob der Abschluß als Termingeschäft oder als handelsrechtliches Lieferungsgeschäft gemacht wird. Der Uebelstand beim jetzigen Handel ist der, daß die Kaufleute niemals wissen, ob auch das Reichsgericht die Umgehung des Terminhandels (die selbst die Vertreter der Landwirtschaft im Börsenvorstand gutgeheißen hatten) sanktionieren würde. Jetzt soll diese Handelsform durch Gesetz gestattet werden; mehr braucht auch der Börsenfreund nicht zu fordern. Doch die Agrarier stellen es so hin, als ob sie der Börse nichts konzediert hätten; diese wiederum stellt sich so, als ob ihr das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft nicht genügen würde. Man kann dieses Komödienspiel vielleicht begreifen; zu widersprechen ist aber, wenn die Blockpolitik es zustande gebracht hat, notwendige Reformen (die nicht im Börseninteresse liegen) beiseite zu schieben, weil die Aenderungen eben nicht unter dem Gesichtspunkte wirtschaftlicher Notwendigkeit vorgenommen werden, sondern nur unter dem des Interessenausgleichs der Blockparteien. So hat man (abgesehen von einigen Bestimmungen über die Zulassungsstelle, die den Agrariern nützlich sind oder den Emissionshäusern Kosten ersparen sollen) nur eine Aenderung des Abschnittes IV des Börsengesetzes vorgenommen. Dieser Abschnitt enthält die Bestimmungen über den Börsenhandel und den Differenzeinwand, also diejenigen, die der Börse ein Dorn im Auge waren. Weil aber die Agitation der Banken und Bankiers nur darauf hinausging, das ihnen Lästige zu beseitigen, hat man sich nicht, wie es sich gehörte, gefragt, ob nicht in den anderen Abschnitten manches enthalten ist, was für eine Aenderung reif ist.

Ich will einige Vorschläge machen, die bei der Beratung der Novelle nicht ohne Beachtung bleiben sollten. Vor allem müßte die bisherige Art der Kursnotierung einer Verbesserung unterzogen werden. Das geltende Börsengesetz bestimmt nur (im § 5), daß die Börsenordnung Bestimmungen darüber festzusetzen hat, in welcher Weise die Preise und Kurse zu notieren sind. Hier wäre notwendig, Vorschriften zu erlassen, die die Feststellung falscher Kurse verhindern. § 29, 3 des Gesetzes sagt zwar, daß als Börsenpreis derjenige Preis festzusetzen ist, „welcher der wirklichen Geschäftslage des Verkehrs an der Börse entspricht".

Google

Wie aber verhindert werden kann, daß auf Wunsch der Emissionshäuser die Kurse in die Höhe gesetzt werden, ohne daß auch nur ein einziges Stück zum Handel gelangt, wird nicht gesagt. Die Frage hat vor einigen Monaten in der Handelspresse eine Rolle gespielt. Doch sie ist nicht genügend gewürdigt worden. Man hat gegen das „Heraufsetzen" der Kurse ohne effektiven Handel Stellung genommen, aber man hat keine praktischen Vorschläge gemacht, um diesem Unfug zu steuern. Mindestens wäre zu fordern, daß aus dem Kurszettel deutlich sichtbar sein müßte, wenn zu dem festgesetzten Kurse die vereideten Makler Geschäfte nicht abgeschlossen haben. Das Publikum würde dann erkennen, daß es dem Emissionshause nur darum zu tun war, einen höheren Kurs herbeizuführen, daß aber tatsächlich Nachfrage nach dem Papier nicht bestanden hat. Gegen den Wunsch des Geheimrats Hemptenmacher, des Staatskommissars an der Berliner Börse, die Kurse derjenigen Papiere, in denen Geschäfte nicht abgeschlossen wurden, nicht zu notieren (zu „streichen", wie der Fachausdruck lautet), ward eingewendet, daß hierdurch die Effektenbesitzer in den Glauben versetzt werden, das Papier sei überhaupt nicht verkäuflich. Dem ist aber sehr leicht abzuhelfen, indem im amtlichen Kurszettel vermerkt wird, warum die Notierung nicht erfolgt ist. Dadurch würde auch verhindert werden, daß wegen einer winzigen Nachfrage ein Kurs übermäßig erhöht, wegen eines winzigen Angebots zu weit herabgesetzt werden kann. Droht diese Gefahr, so hätten die Makler (nach Gesetzesvorschrift) den Kurs zu „streichen". Ist gleichzeitig aus dem Kurszettel zu ersehen, wie groß Nachfrage oder Angebot war, so wird sich am nächsten Tage eine Anzahl von Käufern finden, die das Angebot ohne wesentliche Kursveränderung aufnimmt oder die Nachfrage befriedigt. Auch noch in einem anderen Punkte hätten Aenderungen der Kursfeststellung im Börsengesetze Aufnahme zu finden. Der § 79 droht Gefängnisstrafe demjenigen Kommissionär, der bei Ausführung eines Auftrages absichtlich zum Nachteil des Kommittenten handelt. Es hat sich jedoch in der Praxis gezeigt, daß die Anwendung dieses nützlichen Paragraphen so gut wie niemals möglich ist, wenn es sich um Aufträge in Termingeschäften handelt, die im Laufe des Börsenverkehrs eintreffen. Die amtlichen Notierungen geben nämlich neben dem ersten und dem Schlußkurse immer nur die Schwankungen innerhalb der höchsten und niedrigsten Kurse an. Um welche Zeit aber die betreffenden Preise während des Verkehrs erzielt wurden, geht aus dem Kurszettel nicht hervor, wissen selbst die Makler meist schon am nächsten Tage nicht mehr zu beantworten. Wie soll dann der Auftraggeber ermitteln können, ob der Bankier ihm nicht zu seinem Nachteil falsche Kurse (wenn auch innerhalb der Schwankungen) aufgegeben hat? Nach den jetzigen Bestimmungen aber ist der § 79 überflüssig und dient nur dazu, den Kunden der Bankiers einzureden, daß sie niemals übervorteilt werden. — Es ist zu fordern, daß im Kurszettel zu vermerken ist, wann die betreffenden Preise erzielt wurden. Auch die Bestimmungen über die Zulassungsstelle hätten noch manche Aenderung zu erfahren. Der Prospekt bei neuen Emissionen ist unzureichend. Die Zulassungsstelle läßt sich zwar von den Emissionshäusern nähere Angaben machen und beurteilt die Verhältnisse der Gesellschaften hiernach, sowie nach eigenen, praktischen Gesichtspunkten. Aber die Sitzungen dieser Behörde, in denen über die Zulassung beraten wird, sind nicht öffentlich; wären sie es, so würden wenigstens die Journalisten einen besseren Ueberblick über den Wert der Emission bekommen und oft die Erwerber vor Nachteil schützen können. Der Einwand, daß durch die Veröffentlichung Geschäftsgeheimnisse verraten werden könnten, ist hinfällig, denn auch Mitglieder der Zulassungsstelle sitzen in den Aufsichtsräten von Konkurrenzgesellschaften. Last not least muß auch die Stellung der Journalisten an der Börse neu geregelt werden. Sie sind, nach dem jetzigen Gesetz und der Börsenordnung, nur Gäste der Börse, und es kann ihnen, wenn sie dem Börsenvorstand (vielleicht durch scharfe Kritik) mißliebig geworden sind, die Einlaßkarte entzogen werden.

In der Börsenpresse war von all diesen Vorschlägen nichts zu finden. Da hat man sich damit begnügt, die neuen Bestimmungen zu kommentieren, und stellt sich so, als ob die Wünsche der Börse nicht genügend befriedigt werden. Auch die Börsenpresse treibt eben Blockpolitik.

Bruno Buchwald.

Bücher.

Ein Verzeichnis derjenigen Bücher, auf die wir vor Weihnachten noch hinweisen möchten, soll im nächsten Heft des Morgen erscheinen. Heut — wo die Memoirenliteratur sich wieder besonderer Beliebtheit erfreut — sei auf die Briefe eines jungen Diplomaten und Offiziers aus der Zeit Napoleons aufmerksam gemacht; auf Briefe, die von dem Streit des Kaisers mit dem Kurfürsten von Hessen berichten: „Ralph Heathcote" von Gräfin Günther Gröben. (London: John Lane The Bodley Head.) Schon die Einleitung wird neben dem

Google

historischen auch das persönliche Interesse soweit wachrufen, daß man das Buch gern von Anfang bis zu Ende liest.

*

Babs Drama „Das Blut", von dem im vorigen Hefte die Rede war, wird in Buchform vor Weihnachten nicht mehr erscheinen. Ich habe die künstlerischen Qualitäten dieser Arbeit bereits hervorgehoben — nicht in ausreichender Weise, wie mir scheint, nachdem sich die zum Urteil Berufenen mit der von Bab vertretenen Weltanschauung, die m. E. mit dem literarischen Wert der Arbeit nicht das Geringste zu tun hat, einverstanden erklärt haben. Und um die Urteilsbildung in weiten Kreisen vor Erscheinen des Dramas durch meine vorige Besprechung nicht ungünstig zu beeinflussen, stelle ich hiermit ausdrücklich fest, daß ich mit meiner Auffassung ziemlich einsam stehe. Jedenfalls zeigt es sich schon heute: Sobald die Arbeit bei S. Fischer erscheint, wird man zu ihr Stellung nehmen müssen. Ich will nur hoffen, daß man sich im Streit um die Motive nicht um den reinen Genuß der dichterischen Schönheiten des Dramas bringt. A. L.

Bristol-Briefe.

Der Dritte.

Berlin W., Hotel Bristol.

Liebste Leonie!

Erschrick nicht, wenn Dich in Deinem Londoner Königstraum mein Brief mit dem Stempel „Berlin" stört, auch fürchte heute nicht, wieder etwas über „Hekuba aus Schilda" zu hören, denn einmal bin ich sehr beeilt, weil ich nach Paris will und zwischen Koffern und Kisten Dir schreibe — und dann habe ich heute ein Ereignis zu schildern, das so schön, so wohlgelungen, ein so seltenes événement für Berlin war, daß kein Mißton hier hineinklingen soll.

Ich will Dir — es wird Dich ja als Londoner Mitglied des Lyzeum-Clubs in Piccadilly außerordentlich interessieren — rasch den Fünf-Uhr-Tee beschreiben, zu dem der Vorstand des Berliner Lyzeum-Clubs gestern nachmittag in das Hotel Adlon geladen hatte. — Es war ein Gedanke, wie ihn eben vornehme Frauen wohlüberlegt und auch ebenso geschickt ausgeführt hatten.

Das Hotel bot dieses Mal wirklich einen Anblick, der mit den berühmten Empfängen in Carlton und Bridgewaterhouse jeden Vergleich aushalten könnte, denn, ich hebe gerade letzteres hervor — es machte wirklich nicht (an das berühmte Raziyill-Wort erinnernd) den Eindruck eines in einer „auberge" stattfindenden route's, sondern — dank dem Geist und der Liebenswürdigkeit der Empfangsdamen — verspürte man überall ein „at home".

Du wirst neugierig sein, zu wissen, wer da war. Lieber Himmel! Ich glaube über fünfzehnhundert Besucher. Die Damen allerdings sehr in der Mehrzahl. Aber es war dennoch außerordentlich amüsant und interessant, denn wohl alles, was es in Berlin Bedeutendes und Schönes gibt, war erschienen.

In dem hübschen Vorzimmer machte Frau Kommerzienrat Heyl in violettfarbenem, mit prachtvollen venezianischen Spitzen besetztem Kleide die Honneurs den Gästen, die in unaufhörlichen Scharen in die Marmorhalle fluteten.

Die junge hübsche Prinzessin Albert von Schleswig-Holstein war in schwarzer Sammetrobe mit großem Rembrandthut erschienen — Frau Staatssekretär von Bethmann-Hollweg in hellgrünem, fließendem Crepe de Chinegewande. Der Gesandte am Weimarer Hof, Graf Wedel, führte seine schöne Gemahlin, die in perlgrauer Crepe de Chinetoilette mit großem Rembrandthut erschienen war, die schöne Tochter der Gräfin von der Gröben, welche in ihrer lichten, chantillyverbrämten Atlasrobe noch immer jene holde, rassige Schönheit verkörpert, deren berückenden Zauber einst Horowitz auf seinem unerreichten Gemälde festhielt. Die blonde Gräfin Castell-Isenburg erregte in dunkelroter Toilette mit schwarzem Hut allgemeine Bewunderung — Gräfin Scheel-Plessen war in lichter Toilette mit märchenhaften Perlen geschmückt — Frau von Wesendonk schmückte schwarzer Sammet — ihr zur Seite glänzte das schöne Töchterchen. — Gräfin Keller erregte in einem wundervollen Türkisenschmuck allgemeine

Google

Bewunderung. — Auch Frau Schmidt-Burcklyn trug diese Steine in künstlerischem Kontrast zu einer rötlichen Toilette. — Frau von Stumm hatte ein schwarzes Kleid, mit Hermelin verbrämt, angelegt — Frau Generalin von Pfuhl war in rötlichem Kleide erschienen — Gräfin Willy Kanitz in einem prächtigen spitzengarnierten Gewande. — Ferner waren der Schweizer und belgische Gesandte mit ihren Gemahlinnen gekommen. — Frau von Schwabach sah bildschön in ihrer schwarzen Toilette mit kleinem Pelzmützchen aus — Frau Konsul Wedekind in pastellfarbenem Kleide, mit prachtvollem Perlschmuck und Gräfin v. York in dunkelgrünem, pelzverbrämtem Kleide, rechtfertigte wieder den Ruf, einstens Petersburgs gefeierteste Schönheit gewesen zu sein. — Frau James Hardy in dunkelviolettem Sammet, in ihrer rassigen Schönheit erinnerte wieder an jene großen internationalen Damen der haute finance, wie man sie in London, Paris und Wien so häufig und in Berlin — fast gar nicht sieht. — Frau v. Siemens hatte ihre blonde Schönheit in ein helllila Gewand gehüllt, das reizende Fräulein Bernard sah wunderhübsch in einem sehr aparten dunkelgrünen Sammetkleid aus, Frau Prof. Schaper trug hellblaue Seide und Frau Ida Herz' vornehme Anmut und feine Schönheit wurde durch die große Einfachheit ihrer Kleidung außerordentlich gehoben, und die hübsche junge Frau Hecht sah wie immer reizend aus.

Ich schreibe und zähle Dir hier nur den zehnten oder zwanzigsten Teil alles Erblickten auf, aber Du wirst verstehen, daß dies ein für Berlin wirklich kaum dagewesener gesellschaftlicher Erfolg der Frau im allgemeinen und des Lizeum-Clubs im besonderen war. Für diese paar Stunden habe ich Dich, die sich sicher wieder von Brighton nach London begeben hat, wirklich nicht beneidet — und so schließe ich für heute mein Schreiben, das keinen Brief, sondern eigentlich nur eine Ansichtspostkarte vom Lizeum-Club-Tee bedeuten soll.

Meine nächsten Zeilen erzählen Dir, aber erst nach Weihnachten, von Paris und — Berlin, falls Du nicht vorziehst, zu schreiben

Deiner
Violette.

An Mrs. Leonie King,
Brighton, Metropole Hotel
F. s.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feld Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlkek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Der heutigen Nummer liegen fünf Sonderprospekte bei: 1. Der Dietrich'schen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig, Inselstr. 10, betr. Goethe-Kalender; 2. der Fa. Fritz Eckardt, Verlag, Leipzig, Querstr. 4—6, betr. „Die Werke der klassischen deutschen Philosophie"; 3. des Verlages Schuster & Löffler, Berlin, Bülowstr. 107, betr. „Leo Gilbert — Seine Exzellenz der Automat", Ein phantastisch-satirischer Roman; 4. des Verlages Gustav Lammers in München, betr. „Allgemeine Rundschau über Land und See"; 5. des Verlages Georg Merseburger, Leipzig, betr. Alexander L. Kiellands sämtliche Werke, auf welche wir noch besonders hinweisen.

Aus dem Inhalt der Weihnachtsnummer 28/29:

Karl Lamprecht .	Fortschritte des liberalen Denkens	Richard Wagner .	Unveröffentl. Briefe
Georg Brandes .	Lebenserinnerungen	August Strindberg	Meine Karikatur und anderes
Friedrich Nietzsche	„Beschwörung" (Unveröffentlichte Komposition)	Auguste Rodin .	Aus meiner Skizzenmappe
Max Liebermann .	Aus meiner Skizzenmappe	Richard Dehmel .	Gottesnacht (5 märch.)
		Ernst Schur . . .	Das Problem der Ehe
		Carl Hauptmann .	Michael (Roman)

Marquardt & Co., Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.

Google

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 28/29 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 19. Dezember 1907

An unsere Leser.

Am 1. Januar 1908 beginnt der „Morgen“ sein drittes Quartal. Er hat, in der kurzen Zeit seines Bestehens, sich seinen festen Platz in der Menge der Erscheinungen gesichert und ist aus dem Bilde der Gegenwart nicht mehr zu tilgen. Er war redlich bemüht, Alles, was vom Tage den Tag überdauert, in den Kreis des Betrachtens zu ziehen, aus der Gegenwart zu scheiden, was noch dem Morgen gehört.

Er wird auch in Zukunft in diesem Bemühen nicht erlahmen, keine Mühe scheuen, die den inneren Ausbau der Zeitschrift zu bereichern geeignet ist, und den Lesern nur Werke hervorragender und gediegener Mitarbeiter übermitteln. Von allen Gebieten. Politik und Kunst, Wissenschaft und schaffendes Leben in allen ihren Emanationen werden im „Morgen“ ihre Spiegelung erfahren. Daneben wird die Literatur durch eine Reihe größerer Werke (Dramen, Romane und Novellen) von ersten Autoren zu Worte kommen.

Für die beste bis zum 15. März bei der Schriftleitung eingehende Novelle, deren Umfang acht Druckseiten nicht übersteigen darf, setzen wir einen Preis von 2000 Mark aus. Die Novelle erscheint im nächstjährigen Osterheft.

Verlag des „Morgen“. Redaktion des „Morgen“.

Google

Fortschritte des nationalen und liberalen Denkens in Deutschland während der vierziger Jahre.

Von Karl Lamprecht.

Bis zum Jahre 1820 etwa hatte in Deutschland im ganzen und großen noch die frische begeisterte Vaterlandsliebe der Zeit der Freiheitskriege fortgewährt. Dann aber war sie weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, in Partikularismus, Kosmopolitismus, ja Antinationalismus untergegangen. Und so war es zu keinen vaterländischen Erörterungen großen Stiles mehr, geschweige denn zu nationalen Parteibildungen gekommen; und als zweifelhaftes Ergebnis all des Aufschwunges der Freiheitszeit war zunächst nichts zurückgeblieben als der schale Rest eines auf enge Kreise begrenzten nationalen Radikalismus.

Wie hätte es auch, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, anders sein sollen? Ließ sich leugnen, daß dieses Volk der Franzosen, das man soeben besiegt hatte, doch der größte Kulturbringer des 18. Jahrhunderts von auswärts gewesen war? Galt nicht ein wenig das ciceronianische Erfahrungswort Victi victoribus leges dedere, dessen herbe Wahrheit uns selbst nach 1870 nicht durchweg erspart geblieben ist? In ganz Deutschland hatten noch ein gutes Teil des 18. Jahrhunderts hindurch Adel und Bürgertum französisch korrespondiert: so stark war noch die Ueberlegenheit des geistigen Exportes Frankreichs seit dem 17. Jahrhundert gewesen. Wenigstens der Adel aber hat diesen Brauch nicht bloß bis zu den Freiheitskriegen, sondern auch noch darüber hinaus festgehalten. Und wo schwärmte man nicht, bis in die vierziger Jahre hinein, für den kleinen Korporal und seine große Armee? Was sind noch am Schlusse dieser Zeit sogar die Grenadiere, die nach Rußland zogen, besungen worden!

Mit diesem Kult des Besiegten verband sich sehr bald eine befremdliche Art von Friedensliebe, die der Schätzung der eigenen Nation Abbruch tat. Da rief nicht bloß der Philister mit dem guten Hebel „Und numme keini Sebel meh!“ — auch die sogenannten besseren Kreise zeigten sich bald nach den Freiheitskriegen wieder jenes harten politischen Denkens entwöhnt, das mit dem Kriege als letzter Möglichkeit, ja letztem Gottesurteil ständig rechnet. Eine wunderliche Sorte von politischem Kosmopolitismus verbreitete sich, die dem Denken des 16. bis 18. Jahrhunderts, insbesondere der Aufklärung, einige Momente entnahm und sie mit romantischem Fühlen eigenartig durchwirkte. Nachdem das Völkerrecht seit dem 16. Jahrhundert auf die Verbindlichkeit des Ius gentium eine naturrechtliche Societas gentium aufgebaut hatte, in der, trotz aller den einzelnen Völkern gewährten Selbständigkeit, die unvertilgbare Einheit des Menschengeschlechtes zum Ausdruck kam, hatte man diese neue Völkergemeinschaft dem absterbenden Reichsgedanken zur Seite gestellt und sich in Stunden patriotischer Schwäche auf sie bezogen. Und von der Zeit ab, da, kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, durch Nettelbladt zum ersten Male die Theorie des Bundesstaatsbegriffes deutlicher ausgestaltet und noch vor Untergang des Reiches durch Pütter auf dessen staatsrechtliche Konstruktion übertragen worden war, hatte man begonnen, in einer weiteren

Google

Ausdehnung dieser Vorstellungen auf die Menschheit oder wenigstens auf die europäische Staatengemeinschaft von einer über die Nation hinausreichenden Bildung halb öffentlich-rechtlichen und halb völkerrechtlichen Charakters zu schwärmen, in der mit anderen Völkern auch das deutsche aufzugehen bestimmt sei. Es waren Gedanken, die besonders seit dem Untergange des alten Reiches an Kraft innerer Gestaltung wuchsen. So hat der warmherzige Philosoph Krause im Jahre 1808 seinen „Erdrechtsbund" geschrieben*), indem er vorschlug, Europa unter Napoleons Führung und unter französischer Vorherrschaft zu einem Einheitsstaate zu gestalten mit Paris als natürlichem Sitze der Weltregierung, der französischen Sprache als Staatssprache — und dem allgemeinen Verbote des Leihens auf Zinsen: Phantasien, die durch die Kriege der Folgezeit bald aufs grausamste gekennzeichnet wurden. Als aber nach dem ersten Pariser Frieden die Heilige Allianz ins Leben zu treten begann: hatte man da nicht in manchem Betrachte den ersehnten Erdrechtsbund? Und bewährte er sich nicht gegen Napoleon, den verkörperten Antichrist, wie gegen das geistige Antichristentum des Liberalismus? Da war die große Lebensform errungen, deren man bedurfte. Wozu noch, im Schutzbereiche der Heiligen Allianz, eine nationale Einheit hinaus über die des Deutschen Bundes?.

Selbst in den Kreisen, die liberal empfanden, gewöhnte man sich an diesen Zustand. War man denn am Ende nicht wirklich in erster Linie Oesterreicher, Preuße, Sachse; Mecklenburger, Reuß-Schleizer, Reuß-Greizer? Die Nationalität fiel aus; höchstens daß man für sie einen überaus vagen Begriff volkstümlicher Bindung entwickelte. In der zartesten, unbrauchbarsten Form findet sich dieser Begriff schon in der Frühromantik. „Deutsche gibt es überall, und Germanität ist so wenig wie Romanität, Gräzität oder Britannität auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind nur allgemeine Menschencharaktere, die nur hier und da vorzüglich allgemein geworden sind." Zu den Zeiten des Jungen Deutschlands ist dieser Begriff dann gang und gäbe; und schon in Kühnes Novellen vom Jahre 1831 wird die fataldeutliche Frage Ernst Moritz Arndts, was des Deutschen Vaterland sei, mit dem Satze beantwortet, für die Gemäßigten sei „die Einheit Deutschlands nicht untergegangen, weil diese nicht in äußeren Formen, sondern in idealer Weise in deutscher Kunst und Wissenschaft" zu suchen sei.

Da war es denn doch gut, daß es außer den „Gemäßigten" auch noch Radikale und außer den Gebildeten auch noch ein Volk gab. In den unteren Kreisen der Nation war das Gefühl des Deutschtums noch stark, ein mächtiges Fundament späteren Aufschwunges, heftete es sich politisch an die immer noch nicht völlig abgestorbenen Reste der Kaisersage des Mittelalters, deren tiefen Sinn Rückert in seinem Kaiser-Barbarossa-Lied unmittelbar nach den Freiheitskriegen erneuert hatte. Unter den Gebildeten hielten namentlich die Mitglieder der weitverbreiteten Burschenschaften der Universitäten an den politischen Einheitshoffnungen fest; sie wollten „das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich"; sie wollten „predigen und sprechen vom heil'gen Deutschen Reich".

Aber mit den dreißiger Jahren, mit der zunehmenden Erörterung öffentlicher Fragen überhaupt, begann auch der nie abgestorbene Keim des nationalen Gedankens von neuem kräftiger zu schwellen. Leise trieb er namentlich bei den Jungdeutschen empor und zerstreute die Vorliebe

*) Herausg. von Mollat, 1893.

Google

für Frankreich und den Kosmopolitismus. Und deutlich kann man verfolgen, wie seine Entwicklung einem sich erneuernden Gefühle für Kraft, Frische und Selbständigkeit parallel ging. Es ist zunächst noch etwas halb Unbewußtes, sind Stimmungen und Affekte, die aufdämmern; es ist bis zu einem gewissen Grade ein Reaktionsgefühl gegen den Intellektualismus und damit gegen die Bildung; es ist etwas wie Erdgeruch, wie steigender Saft des Volkstums. Das alles drückt sich z. B. in dem Satze Laubes vom Jahre 1838 aus, daß die Unterschiede der Nationen „bis in den geheimsten Winkel unseres Wesens eingepreßt seien und am lautesten sprächen, wenn man wer weiß welch hohe Motive zu hören glaube". Und führen diese Worte noch die kühle Sprache der Beobachtung, so ging die Zeit, und mit ihr auch der Kreis der Jungdeutschen, über den Mangel an Affekt doch schon in den nächsten Jahren hinaus.

Den Wendepunkt bezeichnet hier ziemlich genau das Jahr 1840; und so kann dies Jahr bis zu einem gewissen Grade als das Geburtsjahr des modernen deutschen Nationalgefühls gelten. Von niemand aber ist diese Zeit schließlich enthusiastischer begrüßt worden, als von dem im Grunde seines Herzens so nationalen König Ludwig von Bayern:

Endlich ist gelöst des Bannes Siegel,
Freudig sind die Herzen aufgetan,
Und das Leben wird des Denkens Spiegel,
Und zur Wahrheit, was erschien als Wahn.

Bezeichnend war dabei, daß das eigentliche Signal des Aufschwunges durch das erste Ereignis der äußeren Geschichte gegeben wurde, das die Nation seit den Tagen der Freiheitskriege wieder erregte: die Bedrohung der Rheingrenze durch die Franzosen. Es war wie das früheste, fernste Wetterleuchten einer Zeit, die da kommen mußte, einer Zeit der kriegerischen und der staatsmännischen Tat. Und alsbald erweckte diese erste nationale Stimmung auch die nationale Poesie: von der epischen Haltung, mit der Jungdeutschland die Gebildeten zu umstricken versucht hatte, sprang die Dichtung zur Lyrik über und sang zum Volke. So vermählten sich in ihr noch einmal letzte Neigungen der Vergangenheit, die auf Denken und Dichten gingen, mit der Tatenspannung des Zukünftigen. Beckers Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben!" erschien, ein Chor von Liedern schloß sich ihm an, geführt noch von dem greisen Ernst Moritz Arndt, der, nun einundsiebzigjährig, in einem von edelster Begeisterung getragenen Liede die Brücke schlug zwischen der Zeit der Erhebung seit 1806 und der neu sich ankündigenden Zeit der vierziger Jahre; und in den Ruf der Dichter mischte sich schon ein eherner Drommetenton der Musik; über hundertfünfzig Male ist Beckers Rheinlied komponiert worden. Unter den Komponisten aber befand sich auch Schneckenburger; und eben diesen Tagen verdankt jenes Lied von der Wacht am Rhein seine Entstehung, das ein Menschenalter später, nach langem Schlummer, zum Höchsten berufen war, was ein Dichter und Sänger erträumen kann: zum Herolds- und Kriegsrufe seines Volkes.

Alsbald aber wurden die Weisen auch mannigfaltiger und die Meinungen tiefer begründet; von den äußeren Sorgen sprang die Dichtung über zu den inneren, zu freiheitlicher Prophezeiung, Erwartung, Verkündigung. So enthält das gedankenreiche Gedicht von Robert Prutz aus dieser Zeit, „der Rhein", die Strophe:

Google

Gebt frei das Wort, ihr Herr'n auf euren Thronen,
So wird das andre sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen
Wo strahlt ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif — ich wag's und sag' es laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res anvertraut!

Unter diesem Ansturm schwand zunächst die begründende, forschende, staatsrechtliche Erwägung. Schon der Schluß der dreißiger Jahre hatte vielfach mit Ruge*) gemeint, der Staat sei weder ein Organismus noch eine Maschine, sondern das freie Reich der Sittlichkeit — und zu erreichen sei er nur durch scharfe Forderungen des Tages: die französische Revolution sei eine „notwendige Blutwäsche" gewesen. Im Beginne der vierziger Jahre aber waren wohl neue Anfänge einer Staatslehre zu bemerken gewesen, die nun wirklich freiem Subjektivismus zustrebte, so z. B. in Bluntschlis „Psychologischen Studien über Staat und Kirche" (1844): allein, soweit sie wirklich besser ausgebaut wurden, fielen sie doch erst späteren Zeiten zu. Was jetzt zur Frage stand, war ein anderes: Stimmungen, deren Ziele sich allmählich konkreter gestalteten; Ahnungen, die sich verdichteten; Visionen, deren Verwirklichung erstrebt, Forderungen, deren Erfüllung immer ungestümer verlangt wurde. So war denn die Politik auch innerlich eine Politik noch der Dichter; der äußeren Erscheinung nach aber sind um das eine Jahr 1840 herum allein schon die sehr politischen „Unpolitischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben, die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von Dingelstedt, die satirische Komödie „Politische Wochenstube" von Prutz, die „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh ins Feld getreten.

Von den beteiligten Dichtern war Hoffmann von Fallersleben, damals schon etwa vierzigjährig, noch der ruhigste, der eigentliche Vaterlandssänger, der unsterbliche Dichter des „Liedes aller Deutschen": Deutschland, Deutschland über alles! (1841). Gerade, ehrlich, der Romantik noch nicht gänzlich fern, schuf er aus der Tiefe einer eingehenden geschichtlichen Kenntnis der deutschen Volksseele; wir haben Lieder von ihm, die man nach ihrem psychischen Gehalte auf den ersten Blick geneigt sein könnte, dem 15. oder 16. Jahrhundert zuzuschreiben, so scharf erfassen sie den historischen Moment; und auf echt altgermanisch ist seine Lyrik unzertrennlich vom Gesange. So hat er schon in jungen Jahren so köstliche Kunstwerke geschaffen, wie das heute noch vielgesungene „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald". Um das Jahr 1840 aber, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., dessen Untertan er als Professor an der Universität Breslau war, wurde er politisch. Und politisch hieß ihm national:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland.

Indes auch dieser reinste aller politischen Standpunkte, dessen Höhe lauter aus den Unpolitischen Liedern hervorgeht, schützte ihren Verfasser nicht vor Verfolgung; Anfang 1843 wurde Hoffmann seines Amtes entsetzt. Es hat ihn nicht eigentlich verbittert:

*) Hallesche Jahrbücher S. 1169 f.

Google

Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.

Doch tritt in seinen späteren Gedichten, neben manchem wirklichen Sarkasmus, ein gutmütig ironisierender Humor mehr als früher hervor, so in der folgenden Zeitungsversifiage:

Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borten,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant! Wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Geistig bedeutender, bei weitem persönlicher, aber eben darum nicht gleich stark in die Weite wirkend, seiner Anlage nach aristokratischer und seinem Vorgehen nach überlegen-rücksichtslos ist Dingelstedt:

Was ist, ihr Herr'n, ein deutscher Patriot?
An alle Fakultäten diese Frage! —
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage."

So hat er wesentlich nur verneinend geschaffen; mit Recht trägt seine erste Gedichtsammlung das Motto aus Béranger: „Eteignons les lumières et rallumons le feu." Doch besteht über sein tief nationales Pathos kein Zweifel, wenn auch seine gelegentlich an Heine erinnernde Anlage wie seine späteren Schicksale — er wurde 1845 königlich württembergischer Dramaturg in Stuttgart und brachte es bis zum „Geheimrat" — bei den Zeitgenossen wie später gelegentlich Zweifel an seiner Aufrichtigkeit weckten.

Unter solchen Zweifeln hat nun Prutz nie gelitten, denn er war der korrekte Dichter des gemäßigten Liberalismus; bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß schon bei ihm die Hoffnung auf einen großen Helden und Retter emportaucht, der der eigenen maßvollen Ohnmacht aufhelfen soll:

Wird er erscheinen
Wird er sich zeigen,
Unser erwarteter
Pfeilbewaffneter
Rächender Gott?

O du erwarteter;
O du verheißener
Freundlicher Bote zukünftiger Zeit!
O erschein', o erschein' uns, wir flehen dich an,
Dein wartet in Tränen, dein wartet die Welt:
O erscheine dem hoffenden Volke. (Politische Wochenstube.)

Aus ganz anderem Holze geschnitzt war Georg Herwegh. Es war das Geringste, was von ihm gesagt werden konnte, wenn ihn Gottfried Keller mit der Zeile pries: „Zum Wecker bist vor vielen du gefürstet". Er hat manch schönes unpolitisches Lied gedichtet; noch singt man von ihm „Die bange Nacht ist nun herum", und wohl auch gelegentlich noch das einstmals vielgeliebte „Ich möchte hingehn wie das Abendrot". Was ihm aber politisch seine

Google

Stelle wies, das war der Umstand, daß er den frühen Radikalismus des Jungen Deutschlands um vieles reifer und schärfer wieder aufnahm; aus der Gedankenwelt Börnes und über sie hinaus erwachsen seine Lieder. Und erst recht ihre Form zeigt, daß die Trennungstage eines gemäßigten und eines radikalen Liberalismus nahten: rhetorisch zugespitzt, erbittert und erbitternd, Stacheln gleich dringen sie in die Gesinnung des Lesers; und sollte aus ihnen selbst ein Motto gegeben werden, so müßten es die Zeilen sein:

Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen.

So erhält der Dichter unerwartete Beziehungen zu manchem großen Sänger der Jahre des Franzosenhasses und der Befreiung; und in den Strophen des „Aufrufs" ist es wie ein Wiederaufleben des Ingrimms der Geharnischten Sonette:

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden,
Und kein goldnes Korn dem Feld!
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

Doch streckt sich der Dichter nicht minder nach vorwärts; und wo die großen Ziele einer Demokratie der Zukunft aufdämmern selbst in den entferntesten Regionen eines nationaldemokratischen Systems, da ist er heimisch. So hat er mit zuerst die ungeheure Bedeutung einer nationalen Expansion über See geahnt; und noch heute wirkt sein Flottenlied mit der Gewalt eines der Zukunft gewidmeten Impulses:

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick' in des Schicksals goldnes Buch!
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!

Erwach', mein Volk, Heiß' deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Gegenüber diesen Weiten, die freilich in späteren Jahren dichterischem Ermatten und steigender Verbitterung wichen, treten Dichter wie Freiligrath und auch Heine weit zurück. Freiligrath, der zuerst im Jahre 1844 mit der Gedichtsammlung „Ein Glaubensbekenntnis" eingriff, ist wohl von gewaltiger Kraft und hinreißendem Schwunge der Sprache und hat den Vorteil, der späten seichten Rhetorik Herweghscher Verse im allgemeinen fernzubleiben; aber ein Seher, wie es ein politischer Dichter vor allem sein soll, war er kaum. Dagegen hat er die einzelnen Zeitereignisse der späteren Jahre, insbesondere des Jahres 1848, mit dem heißen Blute seiner Verse besprengt, ein Dichter der sich vollendenden Revolution ohnegleichen: und mit Recht darum noch ein Liebling des revolutionären Proletariates der Gegenwart. Heines Stellung in den vierziger Jahren ist im Grunde leicht verständlich. Er war der Veteran der Opposition, wie er schon der Vorkämpfer und Parabat des Jungen Deutschlands gewesen war; und das gab ihm Autorität und das Recht, gehört zu werden. Aber war er eigentlich jemals national gewesen in dem glühendpraktischen Sinne des staatsmännischen Talentes? Hatte er einzugreifen versucht? Seit den Tagen der Julirevolution saß er den deutschen Ereignissen persönlich fern in Paris — draußenstehend, von objektiver

Google

Ironie —: und sein Urteil wurde doch vielfach nur zufälligen Veranlassungen und rein individueller Veranlagung, der Spottsucht des Autors, der satirischen Ader, dem Scharfblick, der ein Objekt suchte, dem Ehrgeiz, der des literarischen Erfolges bedurfte, verdankt. Gewiß war ihm Deutschland dabei nicht bloß Prügelknabe; er besaß eine höchste politische Tendenz; und nicht so ganz fern war er dem Pathos der werdenden Dinge. Aber seine Erwartungen galten nicht nur Deutschland. Er ersehnte ein Reich des freien Geistes; er war kulturpolitisch, was Napoleon III. machtpolitisch war: der Erträumer einer internationalen liberalen Zukunft: und in dieser Zukunft galt ihm, wie Napoleon, Frankreich als Führer. So begreift es sich, daß seine späteren satirischen Verse, „Deutschland, ein Wintermärchen“ (1844), „Atta Troll“ (1847) und anderes, heute noch von jungen Leuten gelesen werden, welche die glänzende Form besticht und der freche Inhalt kitzelt; die Erfahrung Aelterer wendet sich von ihnen ab, denn sie enthalten kein Programm und sie atmen keine verhaltene Liebe.

Und doch ging es in den Jahren, da Heine sich so vernehmen ließ, in Deutschland schon machtvoll vorwärts; doch wäre so viel Positives bereits zu raten gewesen.

Schon in den ersten Jahren des fünften Jahrzehnts hatte der nationale Gedanke auch hier und da in den Parlamenten der einzelnen Länder, wo sie bestanden, Fuß gefaßt: in Sachsen gelegentlich, stärker im deutschen Südwesten, in Baden, in Hessen. In Hessen-Darmstadt hatte 1842 der Abgeordnete Glaubrecht aus Anlaß des hannöverschen Verfassungsbruches und seiner Folgen beantragt, „laut und freimütig die Stimme zu erheben zur Verteidigung der heiligsten und wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes“. In der Germanistenversammlung des Jahres 1846 zu Frankfurt sprach es Uhland bei einer Tagung im Römer, in dem Bankettsaal der alten Kaiserkrönungen, offen aus: es sei ihm, als wollten die Gemälde der alten Herrscher, die die Wände zierten, lebendig werden, als wollten die Kaiser herabspringen unter ihr Volk. Ein Jahr später aber forderte eine Versammlung südwestdeutscher Liberaler zu Heppenheim schon die Berufung eines Zollparlaments. Und wiederum ein Jahr darauf, im Februar 1848, beantragte Bassermann im badischen Landtage die Berufung eines nationalen, politischen deutschen Parlamentes neben dem Bundestag.

Zugleich mit der Verdeutlichung vor allem zunächst der nationalen Forderungen wuchs aber auch das allgemeine Unbehagen mit dem Bestehenden; die Nation begann zu fiebern, Gewalttätigkeit aus gleichviel welchem Anlaß wurde zum Zeichen der Zeit: bereits 1845 kam es in Leipzig, auch in München und Stuttgart zu Unruhen. Und schon erschienen jetzt Männer liberaler Gesinnungsart als Reaktionäre, die noch 1840 als fortschrittlich gegolten hatten: der Radikalismus erhob sein Haupt und organisierte sich 1846 zum ersten Male parteipolitisch in der badischen Kammer unter Hecker, Struve und Fickler: unruhig wurde der Strom des nationalen Lebens, aufzischend da und dort unter entgegenstrebenden Hindernissen: das brodelnde Kochen von Wässern stellte sich ein, die nahen Kataraktен entgegeneilen.

Da mochte denn wohl ein Schweizer Kind, das treu deutsch beobachtete, im Jahre 1845 gelegentlich dichten:

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Jahr,
Noch tut uns not ein scharf, ob unschön Zanken;
Durch dieses Zeitenwaldes wirre Ranken
Lacht eine Zukunftsau noch nicht uns klar. (Gottfried Keller.)

Google

Bei den wahren Propheten der Zukunft streckten sich gleichwohl die Ziele bereits deutlicher vorwärts, und von fern leuchteten den rechten Sehern schon blutig lohende Fanale:

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

Das waren denn wahrlich nicht mehr die Ideale, die der alternde Goethe erspäht hatte: „nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen“. Anderes kündete der Führer eines neuen dichtenden Geschlechtes, der jugendliche Geibel, in seinen besten Stunden der Welt, die er bereits schärfer, realistischer, ein Mann von Herz, von Glauben, von Treue, erschaute.

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängnis fodern;
Doch besser als am innern Krebs vermodern
Deucht mir's, dem Feind auf blut'gem Feld begegnen . . .

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todkrank, schlagt ihm eine Ader!

Und von der festen Warte seines Glaubens, der sich ihm in der Vision des Nibelungen-Enkels offenbarte, ließ er es hinabschallen in die deutsche Welt:

Wachet auf! Ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders.

I.

In der ersten Hälfte des September 1872 reiste ich nach Deutschland. Ich fuhr gleich zu Henrik Ibsen in Dresden und blieb einen Monat mit ihm zusammen.

Indessen erhielt ich auf der Reise unerwartete Gesellschaft. Auf dem Stettiner Dampfer entdeckte ich M. Goldschmidt, den sein Verleger, der Buchhändler Hoest, an Bord begleitete.*) Von Goldschmidt aufgefordert, näherte sich Herr Hoest und stellte uns einander vor, als hätten wir uns bis dahin nie gesehen. Kaum hatte das Schiff sich in Bewegung gesetzt, als Goldschmidt um mich herumzugehen begann wie die Katze um den heißen Brei, mit größter Freundlichkeit bald diese, bald jene kleine Bemerkung an mich richtend. So machte er mich z. B. darauf aufmerksam, daß mein Vater auf der Brücke gewartet hatte, um mich noch einmal zu grüßen, was ich übersah.

*) M. Goldschmidt, der erste dänische Prosaschriftsteller der damaligen Zeit, glänzender Novellist und Romandichter, ursprünglich politischer Schriftsteller (1819—1887).

Google

Nach kurzer Zeit setzte er sich zu mir, vermied die leiseste Anspielung auf irgendwelche früheren Zwischenfälle, ließ dann das ruhige Verhältnis einem ungezwungenen, das ungezwungene einem herzlichen und dies endlich einem durchaus kameradschaftlichen weichen. Zuerst aßen wir zusammen, dann begann er lange Gespräche über seine Steckenpferde, die Nemesis, ägyptische Vorstellungen von der Nemesis usw. Er gab sich große Mühe, schlicht, ehrlich, wacker, brav zu erscheinen, Eigenschaften, die ich, wie er merkte, hochschätzte, ließ dann eine Aeußerung tiefster Verachtung über meinen stetigen Angreifer, Rudolf Schmidt, fallen, erzählte später, daß er niemals jemandem etwas nachtragen könne. Sie und ich, ich und Sie, ins Unendliche!

Er drückte sich liebenswürdig und originell aus, vergaß nicht, sich aufmerksam und zuvorkommend zu zeigen. Da ich mit meinem angegriffenen Bein das Stehen nicht recht vertragen konnte, lief Goldschmidt und holte mir einen Stuhl, der in der Mitte des Schiffes angebracht wurde, wo wir dann lange Zeit bei einem tosenden Sturm saßen, bis die Wellen sich über das Schiff ergossen und ihr Wasser in unsere Philosophie mischten.

Goldschmidt sprach über Grundtvigs Begräbnis, Björnsons Auftreten und Rede bei dieser Gelegenheit, über dessen beneidenswerten Vorzug, in Dänemark eine ganze Gemeinde, die grundtvigianische, zu besitzen und auf solche Weise dazu zu gehören, ohne eine Forderung in der eigenen Seele, die das überschritte, was die Umgebung dachte oder zu hören wünschte. Er selbst habe in seiner Erzählung von dem Mann, der allen denen groß erschien, die von dem Wasser aus dem Brunnen der Stadt getrunken, Grundtvig im Auge gehabt. Er schätzte Björnson sehr, aufrichtig; aber er meinte, Henrik Ibsen habe ihn in seinen letzten Arbeiten Brand und Peer Gynt überflügelt. Ibsen kannte er nicht persönlich, hatte ihn nie gesehen. Aber er kannte die Jüngeren, die sich mir angeschlossen hatten. Holger Drachmann hätte leider vergessen, im British Museum etwas Aegyptisches für ihn zu zeichnen, das er ihm zur Verwendung für Nemesisstudien versprochen hatte. Ueber Vilhelm Möller drückte er sich wohlwollend aus. Er bezeichnete ihn scherzhaft als „den wahren Neger, dem nur in der Druckerschwärze wohl sei". Kam darauf auf das Verhältnis zwischen Dänemark und Preußen zu sprechen und äußerte nicht ohne Scharfblick: „Es sieht ja so aus, als ob sie zu Hause in Haß und in der Erbitterung gegen Deutschland aufgingen. Die Preußen brauchten uns nur ein gutes Wort zu geben und den kleinen Finger zu reichen, dann fielen sie zu Hause ihnen gerührt um den Hals."

Darauf sagte er flüchtig: „Ich weiß, daß Sie über mich geschrieben haben — und zwar ungünstig; aber das berührt mich nicht: ich habe es nicht gelesen, lese überhaupt nie, was über mich geschrieben wird." Es entsprach ja dem guten Ton, daß Goldschmidt eine Auseinandersetzung mit mir über einen länger als drei Jahre alten Artikel vermeiden wollte, aber in der Art, wie die Worte fielen, behagten sie mir nicht; denn ich wußte ganz genau von Vilhelm Möller, daß Goldschmidt meinen Artikel gelesen und in welchen Ausdrücken er seinen Zorn und sein Mißvergnügen zu erkennen gegeben hatte. — Ich war nicht unerfahren genug, um auch nur einen Augenblick zu glauben, Goldschmidt habe mir so scharfe kritische Aussprüche verziehen.*) Aber ich fühlte, daß er

*) Georg Brandes: Gesammelte Schriften, III, 478.

Go gle

sich aufrichtig bemühte, seinen alten Groll zu vergessen, und er hatte mich ja früher mehrmals aufgesucht. „Mich zieht," sagte er, „Ihre erstaunliche Kindlichkeit an. Das Eigentümliche an Ihrem Gesicht ist das ununterbrochene Wechseln des Ausdruckes; das Eigentümliche an Ihrem Wesen ist dies überraschend Kindliche." — Er ließ sich am nächsten Tage kaum Zeit, Toilette zu machen, so „interessant" fand er mich.

II.

Er teilte mir das Ziel seiner Reise mit. Er begäbe sich zuerst nach Berlin, dann nach einer ganzen Reihe anderer deutscher Städte, wo man Schauspiele von ihm aufführen wollte und wo ihn Theaterdirektoren erwarteten, mit denen er zu verhandeln hätte. Daß in Deutschland eine solche Nachfrage nach Goldschmidts Stücken bestand, mußte seltsam erscheinen. Bei all seiner außerordentlichen stilistischen Begabung und seiner manchmal feinen Seelenkenntnis war Goldschmidt doch nichts weniger als Dramatiker, und mit keinem seiner Stücke hatte er sich jemals Ruhm erworben. Er ging augenscheinlich darauf aus, mir zu imponieren, und schlug hier und da einen etwas prahlenden Ton an.

Dann fragte er mich, wo ich hin wolle. Auf meine Antwort: „Nach Dresden! Zu Henrik Ibsen!" rief er: „Kennen Sie ihn?" Und als er eine bejahende Antwort erhielt, sagte er sofort: „Wollen Sie mich ihm vorstellen?" „Aber Sie wollen doch einen ganz anderen Weg nehmen?" „Nein," antwortete er ohne Bedenken. „In diesem Falle ändere ich meinen Reiseplan und folge Ihnen nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin nach Dresden. Wir unternehmen dann gemeinsame Spaziergänge; Ibsen, Sie und ich werden miteinander zechen und kneipen." — Wie mit einem Zauberschlage waren all die wartenden Theaterdirektoren in die Erde gesunken. Ich kann es nicht leugnen, daß ich erstaunt war. Und wirklich, von der Minute an sprach Goldschmidt während der Reise mit keiner Silbe von den vielen Städten, wo Stücke von ihm gespielt werden sollten — und wo sie (soviel ich weiß) auch nie gespielt worden sind. Er blieb ruhig mehrere Wochen hintereinander in Sachsen.

Auf dem Bahnhof in Stettin traf ich den jungen Landschaftsmaler Godfred Christensen, der im Winter bei mir gehört hatte; er fuhr in demselben Waggon und wir verabredeten eine Fußpartie in der Sächsischen Schweiz. An dieser wollte sich nun auch Goldschmidt beteiligen. Die Reise von Stettin nach Berlin nahm einen lustigen Verlauf. Auf dem Schiff war ich Goldschmidt gegenüber zurückhaltend gewesen; nun begann ich ihn ein bißchen zu necken, worin mich der junge Maler unterstützte. Er wagte es allerdings nicht selbst, Goldschmidt zu necken, aber er gab mir recht, besonders in unseren Auseinandersetzungen über Kunst. Bald waren wir soweit, daß ich jedesmal, sobald Goldschmidt — zehnmal in der Stunde — seine Lieblingsausdrücke Geist und seelenvoll gebrauchte, trauernde und klagende Töne ausstieß, und jedesmal, sobald er sagte, „das Menschengeschlecht erlösen", murmelte, „dem Menschengeschlecht etwas zu essen geben". Besonders jammerte ich, als er sagte, daß Paolo Veronese ein Maler ohne Bedeutung sei, denn er habe keine Seele. Da Christensen mitzujammern begann, sah Goldschmidt, daß er unter seelenlose Räuber geraten war.

Google

Was mir seine Kunstkritiken längst so ungefähr verraten hatten, wurde während unseres nun folgenden Zusammenlebens zur Gewißheit: daß ihm der Sinn für bildende Kunst völlig abging. Eines Tages, als ich bei einem gemeinsamen Besuch der Dresdener Galerie vor den vier dort nebeneinanderhängenden Bildern Correggios zu ihm sagte: „Vergleichen Sie das älteste Bild mit dem zuletzt gemalten," fragte er: „Woher wissen Sie, daß das da das älteste ist?" war sehr verwundert, als ich ihm sagte, das könne man leicht sehen, und wollte kaum glauben, daß ich es nicht von anderer Seite erfahren hätte.

Eine junge, sehr hübsche sittlich-germanische Frau fuhr mit uns in demselben Wagen. Ich sagte zu Goldschmidt: „Was ist ihr Mann?" und er antwortete wie ein Orakel, ohne Besinnen: „Maschinenbauer."

Unserer Verabredung gemäß sollte Goldschmidt mich eines Morgens um 10 Uhr abholen, um sich bei Henrik Ibsen einführen zu lassen, doch bei näherer Ueberlegung hat er es augenscheinlich unter seiner Würde gehalten, daß er mich nötig hätte, um Zutritt zu erlangen. Da, eines Morgens, ehe ich noch mit dem Ankleiden völlig fertig war, kam er mit Ibsen, den er sehr zeitig aufgesucht hatte, um mich abzuholen.

III.

Ibsen gehörte zu den wenigen, denen mein Buch „Die Emigrantenliteratur" unbedingt gefallen hatte; er hatte mich in einem jetzt gedruckt vorliegenden Briefe in kräftigen Worten gelobt und es herrschte in manchen Punkten zwischen uns eine fördernde Ideengemeinschaft, in anderen bestanden Unstimmigkeiten, deren Ursachen zu ergründen noch fördernder war.

Täglich verließ ich das kleine, allzu schlechte Hotel in seiner Nähe, das er mir empfohlen, und holte ihn zu einem Spaziergang ab, der oft durch den Besuch eines Gasthauses unterbrochen wurde, wo die barbarische Pracht in seinem Knopfloche den Kellnern imponierte, der aber stets an dem Teetisch in seinem Hause schloß.

Ich erhielt nach dem Jahr, das seit unserer letzten Begegnung verflossen, einen neuen Eindruck von ihm. Nicht besonders groß, aber schön, athletisch gebaut, mit wuchtigem Kopf, starkem Halse, mächtigen Schultern, sah er aus, als müsse man ihn mit Keulen niederschlagen, wenn man ihn bezwingen wolle. Er sprach im allgemeinen wenig, wenn er auch mir gegenüber mitteilsam war; aber das Eigenartige an seiner Art, zu reden, waren die Ruhe und Langsamkeit und dann der Umstand, daß er niemals lächelte, auch nicht, wenn der mit ihm Sprechende zuerst lächelte. Dies wirkte zuweilen fast beängstigend. Hätte man ihn mit einem Wort bezeichnen sollen, so wäre „drohend" der richtige Ausdruck gewesen. Er konnte erschreckend aussehen, wie er dasaß, mit aufmerksamen Augen. Da glich er einer Autorität. Er sah aus wie ein Mann, der gewöhnt war, im Verkehr mit anderen Leuten den Standpunkt eines Schulvorstehers Knaben gegenüber einzunehmen, und der es gewöhnt war, eine gewisse Angst einzujagen. Bei all seinem Kampf gegen die Norweger war er in seinem Wesen sehr norwegisch.

Die Bitterkeit und der Haß von vierzig Jahren hatten sich in seinem Innern angesammelt; seine Menschenverachtung kannte keine Grenzen. Er war Aristokrat bis zum äußersten und zog die Konsequenzen daraus. Es war für ihn ein Glaubensartikel, daß alle Politiker — d. h. Parlamentspolitiker, nicht Männer vom Schlage Bismarcks

Google

— Heuchler, Lügner, Phrasendrescher, Hunde seien. Sie lebten von den politischen Freiheitsbestrebungen, die einzig den Zweck hätten, daß die lächerlichsten Dilettanten in der Politik zu Worte kämen und, wo es die Angelegenheiten des Landes gelte, Gehör fänden. Diese Staatsbürgerei und das Aufheben, das davon gemacht werde, müsse ein Ende haben; sie hätte ihre Rolle ausgespielt. Die politischen Versammlungen seien mit Recht in Verruf gekommen und so ziemlich in ganz Europa zum Gespött geworden. Sein Haß gegen die unehrlichen Freiheitsbestrebungen war im Begriff, sein Interesse für die wahren zu verdrängen. Er hielt eine große Lobrede auf die Knute. „Sagen Sie mir kein böses Wort auf die Knute!“ rief er. „Sie befreit die Völker von dem ungesunden Fett!“

Die Freiheit, auf die es ankäme, sei soziale Freiheit, Geistesfreiheit, Gedankenfreiheit, Gewissensfreiheit! Für diese Ziele ließe sich ebensogut unter einer modernen intelligenteren Form der Alleinherrschaft arbeiten als unter der Herrschaft kleiner Tyrannen, ja noch besser! Er verabscheute die norwegischen Liberalen und sah in dem größten Teil der Bauern Norwegens eigennütziges und schmutziges Pack. Ueber Björnsons Bauernnovellen lachte er. Er jubelte über den Platz, den das Erotische in ihnen einnahm, während den norwegischen Bauern nichts weniger beschäftigte, vom Eros in der derbsten Formation abgesehen. Ein Kerl von zwanzig Jahren verheiratete sich seelenruhig mit einer wohlhabenden Vettel von siebzig. Wenn Björnson nur fortfahren würde, bis Arne in den Reichstag komme, dann würden wir den wirklichen Arne zu sehen kriegen.

Aus Ibsens Briefen erfuhr ich viele Jahre später, daß er zeitweise für Björnson Freundschaft empfunden, ja fast Schwärmerei gehegt hat. Ich habe ihn persönlich damals wie sonst Björnson nur mit der stärksten Mißbilligung und Geringschätzung nennen hören. Wie fanatisch er war, wurde mir einleuchtend, als er eines Tages in kräftigen Ausdrücken Magdalene Thoresens Erzählungen heruntermachte, ihre Sprache tadelte, sie verschroben und unwahr nannte, sich dann mit der Wendung unterbrach: „Aber natürlich — sie hat immer noch mehr Talent als dieser Björnson!“ — Hier sei hinzugefügt, daß, wie Christian Richardt eines Tages sehr richtig bemerkte, Ibsen trotzdem niemals dermaßen herabsetzend von Björnson sprach, wie dieser von ihm.

In seinem grenzenlosen Glauben an die Notwendigkeit der Königsmacht, eine aristokratische Geistesrichtung am Leben zu erhalten und die Liberalen zu brechen, verurteilte Ibsen Björnsons Republikanismus. Worauf es ankäme, sei, daß eine Nation ihren Beitrag zur Weltentwicklung liefere. Eine Regierung sei tauglich, wenn sie die Nation dazu antriebe, etwas Großes und Seltenes zu leisten.

Auf einem Spaziergange nach dem Plauenschen Grunde sagte er: „Der Norden liegt außerhalb des Kulturstromes. Die unglückselige Folge davon ist, daß alle Stadien bei uns zurückgelegt werden, nachdem ganz Europa über sie hinaus ist. Wir müssen sie alle durchlaufen. Es ist, als wolle man die Astronomie auf Madagaskar einführen und begönne mit dem ptolemäischen System!“

Ueber die neuesten dänischen Dichter urteilte er mit Wohlwollen. Er sprach mit Achtung von J. P. Jacobsen, so wenig dieser auch noch veröffentlicht hatte, mit Sympathie von

Google

Drachmann, obwohl es ihn ein wenig beunruhigte, daß dieser sich so sehr zersplitterte. Er nannte sie beide als vielversprechende Möglichkeiten für mich, falls es mit einer von mir geplanten Zeitschrift Ernst würde. Er selbst wollte vom Januar 1873 ab ein eifriger Mitarbeiter daran werden.

Seine Urteile über Bücher waren interessant, aber über einen Leisten. Es kam ihm einzig darauf an, ob sie mit dem Seelenleben ihres Verfassers in inniger Verbindung standen. Dann sei alles gut, andernfalls alles akademisch. So hoch er Heiberg früher geschätzt hatte — er hatte ihn ja in dem Gedicht „An die Ueberlebenden“ als den Kämpfer besungen, der ein Licht im Lande anzündete. — Jetzt hielt er weniger von seiner Dichtung. Er betrachtete es als den Fortschritt des Zeitalters, daß die Poesie immer psychologischer wurde, und nicht nur sie, sondern die gesamte Literatur. „Das ist es, was Ihrem letzten Buch ein Leben in der Zukunft sichern wird, daß es zeigt, wie Sie die Dinge betrachtet haben. Wollt ihr Objektivität haben, dann geht zu den Objekten! Lest mich, um mich kennen zu lernen!“ — Er meinte, dies sei die große literarische Revolution, die er selbst herbeiführe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gottesnacht.

Ein Erlebnis in 5 Träumen von Richard Dehmel.

Erster Traum.

Ich spürte, ich würde gleich einschlafen; und ich wünschte es sehr nach den tristen Gedanken, die wegen der abends empfangenen Todesnachricht seit Stunden in mir rumorten. Ich sann noch über den Eigensinn nach, mit dem sich die junge Selbstmörderin die langsamste Todesart ausgesucht hatte; aber ich war schon erlöst von dem Sinn in den Worten, die durch mein müdes Gehirn schossen. Ich hörte beseligt den Drosselgesang, der aus dem Wort Erdrosselung klang, und wunderte mich über die Bilder, die sich aus jedem Satzglied entpuppten. Da stand sie auf einmal deutlich vor mir: die rätselhafte Gliederpuppe.

Wie war sie nur in mein Zimmer gekommen? Da stand sie zwischen Tür und Schrank mit ihrem wachsbleichen Gesicht wie eine Auferstandene. Die großen gläsernen goldbraunen Augen starrten mir so bekannt ins Herz, als hätten sie schon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Und ein Schmelz war darin, als ob sie lebten; als ob sie mich liebten; fast mütterlich. Aber natürlich, das schien nur so; ich mußte mich nur recht erinnern. Denn ja, meine Mutter hatte sie ja meinen Kindern zu Weihnachten geschenkt, diese lebensgroße Gliederpuppe; und das Lächeln um die schmalen Lippen blieb immerfort so unbeweglich, wie die Falten des steifen brokatenen Mantels um ihre sanftgeschwungenen Achseln. Ja, sie war tot; tot wie die schönen phantastischen Blumen dieses alten indischen Tempelmantels, der sie bis zu den Füßen hinab verhüllte. Zwischen solchen Blumen spielte ich einst und pflückte einen Strauß davon; für ihre bleichen gefalteten Finger. Damals hatte ich sie noch angebetet. Denn sie thronte auf einem vergoldeten,

Google

mit Rubinen und Perlen geschmückten Altar und war die Göttin der Barmherzigkeit; das war wohl viele hundert Jahre her. Warum sah sie mir nun so starr ins Herz, als ob ich sie getötet hätte? Sie hatte sich doch selbst entleibt! Ich träumte wohl?

Nein, sie hielt ja noch immer die Finger gefaltet und stand groß zwischen Tür und Schrank. Wenn ich nun mit ihr betete, ob sie sich dann vielleicht rühren würde? Denn sie war doch früher beweglich gewesen; wenn ich an ihre Gelenke rührte, dann klirrten noch die zersprungenen Drähte, bis in den hohlen Brustkorb hinein. Ich seufzte auf, da klirrten sie wieder; und ihre Arme zuckten ein wenig. Ob sie mich niemals mehr anrühren würde? mich immer bloß so unverwandt ansehn? Ich spürte ein Stechen in meiner Brust, als ob aus den Drähten elektrische Funken herzuckten. Ich hörte wieder das leise Klirren; oder klang noch immer der Drosselgesang? Ich wollte beschwörend die Hände ausstrecken, aber das Stechen in meiner Brust drang mir bis in die Fingerspitzen. Ich wollte wegblicken — da blickt sie mir nach.

Ich träume ja nur! will ich mir einreden; aber sie blickt auf meine Hände. Auf den Rubinring an meiner Linken; der beginnt zu glühn wie ein Altarlämpchen. Auf den Trauring an meiner Rechten; der beginnt zu glänzen wie Tränenperlen. Und auf den Ring, den mein Vater mir schenkte, als ich noch keinem Weibe gehörte. Warum quälst du mich, Mutter? will ich stöhnen; aber ihr Blick verschließt mir den Mund. Ich will mich aufrichten; ich liege gebannt.

Ihre Augen beginnen zärtlich zu leuchten, und der Glanz der Ringe wird funkelnder. Ihre Augen funkeln begehrlich mit; der Glanz der Ringe erlischt auf einmal. Das sind nicht meiner Mutter Augen! meine Mutter blickt sanft, meine Mutter ist fromm! Das sind auch nicht mehr die goldklaren Augen, die ich einst angebetet habe, weil die Mutter meiner Kinder so blickt. Diese Augen sind schwarz, nein dunkelgrau, und kennen nicht Treue noch Gottesfurcht; es sind die Augen der Selbstmörderin. Warum hast du dich aber töten müssen? will ich sie fragen und höre entsetzt: du hast es doch gewollt, mein Geliebter! —

Ich will es leugnen und sehe ihr Lächeln. Vielleicht hat sie gar nicht die Worte gesprochen. Oder vielleicht verstand ich den Sinn nicht; sie sprach von jeher so doppelsinnig. Doch sie läßt den Kopf so sonderbar hängen. Ach ja: ich wollte sie ja erdrosseln. Ich höre wieder den Drosselgesang; aus dem Wald meiner Heimat kommt er her. Gleich wird mein Vater zwischen den Bäumen erscheinen. Nein, es ist ferner Flötenklang. Nein, eine Geige jubelt bang. So hat mein toter Freund einst gespielt, als wir noch kindisch durchs Haidekraut liefen und hinter den Birken die Waldfee suchten. Ach, ein König der Geiger wollte er werden, und kommt jetzt gramvoll dahergeschritten im Gefolge der Königin. Am Waldrand macht der Jagdzug Halt; und wir beugen alle das Knie vor ihr.

Warum blickt sie uns so prüfend an mit ihren silbergrauen Augen? Das ist mein Freund nicht, das bin ich selbst — und die Königin Elisabeth winkt mir. Erhebe dich, Shakespeare! flüstert sie; und ich fühle, wie wir uns aufrichten. Er trägt noch die schwarze Scholarentracht, worin er der Schule entlaufen ist, und einen verrückten alten Brokathut mit gelben Papageienflügeln. Denn ich weiß, wir müssen uns wahnsinnig stellen vor der treulosen Königin. Denn sie hat ihn begehrlich angeblickt, als ich gestern „Venus und Adonis“ beim Bankett der Jagdgäste deklamierte; er aber liebt ihre Kammerdame.

Google

die Augen wie eine Göttin hat, wie eine Waldfee, wie ein Reh. Das äugt in Todesangst durch die Büsche, und ich stehe und stiere es an wie ein Bluthund. O, wie gut wir uns wahnsinnig stellen können, wenn wir nichts als eine Göttin lieben und solchen verrückten Hut aufhaben! Und nun ahnt sie, wieso er Schauspieler wurde und den armen Hamlet gedichtet hat; und wir schwenken den Hut vor der treulosen Königin, und sie lächelt in Barmherzigkeit.

Sie lächelt immer barmherziger; es bringt uns stechend durch Brust und Gehirn. Ich will ihr den Hut vor die Füße werfen, und tue es, und stehe erstarrt: der Hut hat schwarze Drosselflügel und fliegt zurück auf meinen Kopf. Ihr Lächeln wird so grausam barmherzig, daß ich sie dafür umbringen möchte. Du hast es ja schon getan, mein Geliebter! raunt sie mir unbeweglich zu. Es ist nicht wahr! will ich aufstöhnen; doch sie läßt den Kopf so sonderbar hängen. Ist das die englische Königin noch, oder bloß die indische Gliederpuppe? Wenn sie noch lange da bei der Tür steht, wird sie mich wirklich wahnsinnig machen! Warum quält sie den armen Hamlet so? sie ist doch seine leibliche Mutter! Sie hat doch Augen wie eine Gottheit und blickt mir stechend in mein Gehirn. Ob Gott überhaupt nur ein grausames Weib ist? in steter Verpuppung?! die Allmutter! — Aber sie hat ja zersprungene Drähte und läßt den Kopf so sonderbar hängen! — Ich glaube nicht mehr an Gottheiten! knirscht mein erstarrter Mund ihr entgegen. Und mit ungeheurem Triumphgefühl weiß meine Seele: ich träume nur! —

Wenn nur die Drähte nicht immerfort klirrten! das ist doch wirklich verwunderlich. Sie klirren lauter, und immer lauter; so laut wie die kleine alte Orgel in der Kirche meiner Vaterstadt. Ich lese die goldene Jahreszahl 1641 auf dem schwarzlackierten Täfelchen zwischen den elf Apostelbildern. Denn der treulose Judas fehlt natürlich; das habe ich schon als Kind begriffen. „Salvator Mundi“ steht unter dem zwölften Bild, auf klarem, himmelblauem Grund; und neben der eisenbeschlagenen Tür thront lächelnd die Mutter mit dem Kinde. Ich höre die Orgel ihr Lob anstimmen und weine vor Weihnachtsseligkeit. Die silbernen Fransen der Altardecke schwimmen in meinen perlenden Tränen. Ich spiele mit diesen schönen Perlen, und lächelnd sieht mir die Mutter zu. Ich bin wieder Kind auf ihrem Schoß und wundere mich nun gar nicht mehr. Ich bin bloß im stillen ein bißchen erstaunt: der Apostel Thomas hat drei Hände. Zwei kleinere, die sind wohlgepflegt; aber aus seinem braunroten Mantel langt eine dritte, große, aussätzige. Die umklammert ein Buch und ist mir entsetzlich. Ich darf mich aber kein bißchen rühren, sonst würde sie nach mir herlangen. Ich starre das Buch an: ob Bücher krank werden können —

und atme plötzlich erleichtert auf: ich erkenne, es ist ja gar keine Hand: es ist nur eine Falte des Mantels, die über das Buch geschoben liegt. Ich möchte sie wegtun, ich darf aber nicht; sonst kommt der Küster und schlägt mir das Buch um die Ohren. Sie dröhnen mir schon; er schlägt immer dröhnender. Er schlägt mich wohl mit Glockenschlägen? Sie schallen mir donnernd ins Gehirn. Nein, Blitze schlagen wohl um mich ein; o Himmel, Hilfe, sie werden mich treffen! Ich will mich verstecken; o Mutter, wo bist du?! Ein blendender Strahl schließt mir die Augen; ich bin getroffen, der Strahl zerreißt mich. Ein unabsehbarer Farbenstrudel spritzt himmelansprühend aus meinem Kopf. Ich schreie vor Wonne: mein herrlich Gehirn! Und eine Stimme erwidert von oben: es ist bis über die Sterne gespritzt. Ich will ihm nach: o himmlisches Licht! Es scheint mir ins Auge; ich erwache.

Go gle

Auf meinem Nachttisch brannte die Kerze noch, bei der ich, um meine Gedanken zu stillen, in Shakespeares Sonetten geblättert hatte; und an der Wand zwischen Tür und Schrank blitzte der Rand des Spiegelglases über dem Bildnis meiner Mutter. Ich schlug das Buch zu und löschte die Kerze.

Ich möchte keiner Flamme bekennen,
was für Blicke in uns Menschen brennen.
Kein Spiegel wird uns je klar machen,
welche Augen in unserm Schlaf erwachen.
Zwischen dunkeln Wänden ahn'ich mit Beben,
wieviel Geister hinter jedem Geist leben.
Denen kann ich nichts vorscheinen;
denen wird mich das Licht einst einen,
wo wir alle in Schweigen schweben,
alle im Reinen . . .

Zweiter Traum.

Wir gingen die Wurzeltreppe des Hügels hinab, zehn zwölf Mann; oben lag die Försterei in tiefem Schnee. Die klare Kälte machte alle stumm; der Schnee verschluckte das Geräusch der Schritte. Die Teckel hielten sich, vor Frost humpelnd, sorgsam hinter uns im festgetretenen Wege. In dem rauhen Reif der Birkenreiser fingerte die Morgensonne; die starren Nadelbärte der Kiefernschonung sträubten sich aus ihren weißen Pelzen. Es sollte ein Dachs gegraben werden. Ich weiß nicht, wieso dabei schon wieder: mir kam der liebe Gott in Sinn.

Die Hunde gaben plötzlich Laut; Rädergeklapper kam. Um die Ecke aus einem Schleifweg bog die alte Semmelfrau vom Dorf drüben her, auf ihrem Köterkarren hockend; ein schußscheuer Jagdhund zog ihn, der einem Nachbarförster aus der Art geschlagen war. Unsre Teckel, keifend, auf ihn los. Der Hochbeinige weiß nicht, was er dazu sagen soll; den Schwanz eingeklemmt, setzt er sich in Trab. Die Kleinen blaffen lustiger. Er begreift; und hussa, alle Schwänze hoch, stiebt die wilde Jagd, schneeumspritzt, bellend und belfernd den Weg hinunter, die falsche Richtung für die gute alte Frau, die schimpfend und jammernd auf dem stuckernden Wagen sitzt, mit beiden Armen ihre Semmelkiepe umklammernd. Wir, lachend, hinterdrein mit langen Sätzen; am Bahndamm unten holen wir sie endlich ein. Die Teckel drücken sich beschämt zu ihren Herren; wir lohnen die Alte ab. Und ich denke wieder an den lieben Gott.

Schwitzend schreiten wir weiter. Der Schnee fängt an zu blenden und den Augen weh zu tun; die Bahnschienen flimmern. Von der andern Seite her taucht funkelnd ein Flintenlauf über den Damm, eine wohlbekannte Mütze aus Otterfell. „Der Nachbarförster," sagt jemand scheu; einer wird bleich wie der Schnee. Jetzt steht der Alte oben, straff, im grünen Galastaat, die nackte rote Faust auf der Krone des Hirschfängers. Sein grauer Kinnbart perlt von Eis, die große Hakennase wirft einen Schatten über die Backenfurchen bis zum Ohr; suchend brennen seine dunkelblauen Augen. „Komm her!" ruft er heiser. Der Bleichgewordene gehorcht; nun stehn sie mitten auf dem Damm, im stechenden Licht. „Zieh den Handschuh ab!" hör ich mit Grauen, fühlend, wie der Alte sich beherrscht.

Google

„Wo hast du den Ring?“ fragt er drohend. Keine Antwort. Der Alte zittert. Seine Finger spannen sich um den Hirschfängergriff. Ein Ruck: die Schneide blitzt. Bis zur Hälfte; hohnlachend stößt er sie zurück. Mit unsäglicher Verachtung speit er in den Schnee, zum Gehn gewendet. „Vater!“ schreie ich auf, in die Knie stürzend. Er geht.

Ein Krampf schüttelt mich. Meine starren Augäpfel sehen mich zucken; in weiter Ferne. Sausend peitschen schwere spitze Büschel, Kiefernzacken, gegen meine Stirne. Sie verwandeln sich. Stecheichenzweige rauschen um mich her; ich sehe, wie die roten Beeren lange Kurven durch mein graues Atemnetz reißen. Aber eine weiche Hand legt mir immer wieder, schmeichelnd, ihre Finger durch die Haare. Die gepreßten Zähne lösen sich; ich glaube, ich werde ein Anderer. Der liegt zu ihren Füßen, den Kopf in ihren Schoß gedrückt. „Lebst du denn noch?“ fragt er verwundert. Sie läßt sich in den Lehnstuhl gleiten; das ferne Rot des Frühlingsabends vergoldet ihre hellbraunen Flechten. Neben ihr, auf meinem Schreibtisch, steht ein zartes venezianisches Kelchglas, purpurzart, ein Lilienkelch, golddurchrieselt, und ein meergrün schillerndes Schlänglein ringelt sich darum empor. Ein Stecheichenblatt starrt aus dem Kelch, und eine wachsbleiche Hyazinthe. Die hat sie mir eben gebracht; die üppige Blüte berauscht mich.

„Gib mir den Ring!“ schmeichelt sie. „Ich kann nicht,“ fleht er mühsam; und ich höre ihn mit beklommener Stimme die Geschichte des Ringes erzählen. Den hat der Urgroßvater seines Vaters, der Husarenwachtmeister, nach der Schlacht von Torgau, für seine Tapferkeit und lange Treue, aus des alten Ziethens eigner Hand empfangen; vielleicht sogar vom großen Friedrich selbst. Er betrachtet das gepreßte Eisenbild des Königs in dem dünnen goldenen Reifen: „und immer der Aelteste erbt ihn“. Ich höre seine Worte wie im Traum; es ist, als ob ich sie in einem Buche lese. „Gib mir den Ring!“ schmeichelt sie. Er kämpft mit sich. „Hast du Gewissensbisse?“ flüstert sie; „Du —?“

Was! Will sie mich verspotten? Ich presse drohend meine Zähne an die Knöchel ihrer Hand. Sie nimmt sie lächelnd vom Knie, hält mir die Hyazinthe an die Lippen. Ich schlürfe den Geruch und erinnere mich; „du hast ihn ja schon,“ entgegne ich und blicke auf ihre Finger nieder. „Den andern noch,“ schmeichelt sie; „den Ring der Andren!“ Ihre grauen Augen werden immer bestrickender.

Ich fühle ein heftiges Zittern; am liebsten möcht ich sie wieder erwürgen. Dann könnte ich wieder der Andren treu sein, die meine Kinder geboren hat. Meine Blicke heften sich herzverwirrt auf den Rubin an meiner Linken; er perlt wie Blut aus einer frischen Wunde. „Gewissen ist der Spuk des toten Gottes“, spricht sie auf einmal meine Gedanken aus, mir ins Ohr. Ich weiß nicht, ob sie es höhnisch meint. Ich will's ihr erklären; sie erhebt sich. „Du bist zu gut,“ haucht sie gespenstisch — „nur gute Menschen haben ein schlechtes Gewissen; — ich hatte nie eins“ — und streift mir den Ring ab. Ich will es ihr wehren; sie entschwebt. Ich will ihr nachstürzen, vergebens; meine Kniee winden sich gebannt am Boden. Ich suche das Wort, das mich frei macht.

Ich stammle Verse, lange flehende Zeilen; sie verliert sich immer ferner in die Nacht. Ich sehe sie geisterbleich verschwinden; nur der Rubin glüht noch wie Blut im Mondlicht. Nein, wie ein Wundmal; der tote Freund! Mit seiner Geige schwebt er herbei. Zu meinen Versen beginnt er zu spielen: ferne, flehende Töne: von einer Seele, die ihm untreu ward. Die runde Wunde seiner Stirne tut sich auf; Blutstropfen perlen aus

Google

der kleinen Oeffnung, bei jedem Bogenstrich, die bleiche Schläfe nieder, in den Schnee. Immer näher schwebt die rote Spur; die geschlossenen Augenlider zucken, bleicher als sein Sterbehemd, und ich suche das Wort, das Wort — in unsrer Kindheit wußten wir's.

Er schlägt die Augen auf, der Geigenbogen stockt, ein Schrecken schlägt mich: das sind nicht seine Augen! das ist „die Andre"! — Meine Blicke erlahmen, mein Mund versagt; meine Finger krümmen sich, ihr Gewand zu betasten — hilf mir! das Wort! — Sie weist auf meinen starren Körper: lange Ketten Verse, wie Spruchbänder, umschnüren meine gezerrte Kehle: ich lese und lese, mir graut:

Schwere Ringe . . . wirb . . . ich werbe . . .
leere Schlinge . . . deine Meinung —
dunkle Kammer . . . uralt Erbe . . .
Irrtum . . . Jammer . . . wird Erscheinung —

Wer sprengt die Ketten?! Die Tür springt auf. Lichtschein wie Nadelstiche prallt mir entgegen. Auf der Schwelle steht meine Mutter; mit unsäglichem Kummer blickt sie mich an. Meine Arme mühn sich nach ihr; vergebens. „Sünde an der Mutter deiner Kinder?!" ringt es sich von ihren Lippen. „M u t t e r!" ringt sich's von m e i n e n Lippen, laut, das Wort; — ich bin wach.

Durch die dunkle Stube lag ein schmaler Streifen Mondlicht grell bis auf mein Bett; er zuckte. Ich sah zum Fenster; da war kein Spalt. Ich wandte den Blick ab; der Streifen glitt mit. Ich weiß nicht, was für ein Licht so zuckte.

Wenn dich zwischen Schlaf und Schlaf
um Mitternacht
dein rasend klopfendes Herz
aus deinen Träumen jagt
— furchtsam stockt dein Atem —
und sich durch dein finstres Zimmer
weiße Schatten vor dir flüchten:
kennst du dieses Grauen? —
Wenn dann aus dem toten Raum
mit starren Augen
ein geliebtes Gesicht
lautlos dir entgegenscheint
und leben möchte:
kennst du dieses Grauen? —
Mit eignen Händen
willst du nach dir greifen
und dich erwürgen
für eine Schuld . . .

Dritter Traum.

Ich habe sie doch vielleicht umgebracht. Warum sollte es auch unmöglich sein? Ich habe doch einst sogar ein Kind umgebracht, ein kleines, hübsches, unschuldiges Kind. Und damals glaubte ich doch sogar noch an Gott, an die Hölle und ans jüngste Gericht.

Go gle

Damals war ich ein schwedischer Kürassier, bei den sakrischen deutschen Protestanten, und wir brandschatzten ein katholisches Pfarrdorf. Ah, ich fühle wieder die himmlische Mordlust, wie sich die Bauernweiber wehrten, die wir ins Spinnhaus eingesperrt hatten. Und da spießte ich einfach der Ungebärdigsten das schreiende Kind aus den Armen weg und schmiß es im Bogen in den Dorfteich. Ich sehe noch deutlich die kleine Hand, die aus dem sumpfigen Wasser herausstak, als wir nachher von den Weibern kamen; ganz mit geronnenem Blut bedeckt, so stak sie zwischen den Binsen heraus, wie eine dicke rote Tulpe. Ich habe aber kein Grauen davor; es weiß ja keiner mehr, daß ich es tat. Ich darf mich nur nicht selber verraten, wenn sie mich doch vielleicht vor Gericht stellen.

Wenn ich mich bloß erinnern könnte, welche von beiden ich umgebracht habe. Doch nicht die Mutter meiner Kinder? die hat mir ja immer alles verziehen. Aber die Andre hat sich ja selbst umgebracht; deren Hand kann doch nicht gegen mich zeugen. Jedenfalls muß ich zu der Beerdigung gehen; sonst könnten die Leute Verdacht auf mich werfen. Und ich muß ihr einen Strauß auf den Sarg legen, einen großen schweren Tulpenstrauß, damit sie die Hand nicht herausstecken kann. Aber weiße Tulpen müssen es sein; die roten riechen auf einmal so stark, es ist der reine Leichengeruch. Warum sieht mich der Blumenhändler so an? mit richtigen Totengräberaugen! — Ich will auch weiße Tulpen nicht! die sehen noch leichenhafter aus! — Er lacht; ich verlasse eilig den Laden.

Auf der Straße ist so bleiches Licht, wie ich noch niemals erlebt habe. Ich kann mich kaum schleppen in diesem Licht, so weltschwer hängt es um meinen Kopf. Es geht auch kein Mensch auf der bleichen Straße, und die Häuser sind wie aus Schatten gebaut. Wenn ich nicht wüßte, wo ich bin, könnte ich an ein Geisterland glauben. Aber es macht mich schwach, dieses Licht; es ist, als ob es mich auspressen möchte. Und ich will und will mich nicht schwach machen lassen; keine Seele der Welt darf in meine Seele. Dann muß ich mich aber bei Kräften halten, mein Körper ist schon wie ausgehöhlt. Ach ja, ich werde wohl Hunger haben; ich habe ja heute noch nichts gegessen.

Ich mache ein harmloses Gesicht und trete in einen Schlachterladen. Die Schlachtersfrau blickt mich fragend an — ganz still und fragend — was blickt sie nur! — „Geben Sie mir dies kleine Stück Fleischwurst!“ sage ich langsam mit ruhiger Stimme, als ob ich gar keinen Hunger hätte. Sie blickt mich wieder wortlos an und legt das Stück Wurst auf ein weißes Papier, reicht es mir über den Ladentisch. Ich will es nehmen und kann mich nicht rühren: ich erkenne auf einmal, es ist keine Wurst: es ist eine kleine Kinderhand, ganz mit geronnenem Blut überzogen. Ich starre der Frau verstört in die Augen: es sind die Augen des Bauernweibes, dem ich vor Zeiten Gewalt antat. Ich fasse mich endlich und tappe hinaus; hinter mir her tönt ein dumpfes Lachen.

Ich tappe mich wie durch Nebel weiter und komme an eine Frühstückshalle. Da sitzen wohl hundert essende Menschen hinter der großen Fensterscheibe, da wird mich wohl keiner beobachten. Ich setze mich ganz in den Schatten hinten und bestelle irgend ein rasches Gericht. Es ist so laut in dem halbdunkeln Raum, daß ich kaum meine eignen Worte verstehe. Das Schenkmädchen bringt mir frischen Hummer und wünscht mir freundlich guten Appetit. Es freut mich auch wirklich, wie gut er riecht; aber was steht sie und wartet noch! Ich darf mir aber nichts anmerken lassen; vielleicht will sie bloß ihr Geld bald haben. Ich bezahle; sie bleibt noch immer stehen. Es wird mir schwer, sie nicht

Google

anzuschreien; aber ich nicke ihr ruhig zu und greife rasch nach dem Hummerteller. Ich will mir sacht eine Schere abbrechen: aber was ist das, was ist das nur?! Ich fühle mich bis in die Lippen erbleichen: es ist eine kleine rote Hand, und ein Leichengeruch schlägt mir entgegen. Und alle Menschen blicken mich an; wohl hundert menschliche Augenpaare blicken mich unabwendbar an. Und alle sitzen so still wie Geister; kein Laut ist mehr in dem halbdunkeln Raum. Ich taste mich mühsam zur Tür und ins Freie; ein brausendes Lachen schallt mir nach.

Wo kann ich nur etwas zu essen bekommen! Wenn ich noch lange so schweigsam herumgehe, werde ich ohnmächtig vor Hunger. Es ist nicht, weil mein Geheimnis mich würgt; nur, es stachelt mich immer stärker, mir die herrlichsten Speisen auszumalen. Halt, ich werde mal wieder den Maler besuchen, der immer so köstliche Späße macht; der wird mich auf andre Gedanken bringen. Ich sehe, er malt an einem Fruchtstück; eine große goldgelbe Ananas steht auf der malachitgrünen Schüssel, ein paar rote Tomaten liegen daneben. „Darf ich mir eine Tomate nehmen?“ frage ich ihn ganz unbefangen; „Tomaten sind mein Leibgericht.“ Er malt schweigend weiter; was schweigt er nur? — „Machen Sie doch nicht solche Späße!“ stammle ich plötzlich und sehe entsetzt: er malt eine rote Kinderhand. „Lachen Sie nicht!“ beherrsche ich mich; „Tomaten sind wirklich mein Leibgericht!“ — Er lacht aber gar nicht, er lächelt nur — er blickt mir nur sonderbar in die Augen und sagt mit teilnahmvoller Stimme: „Sie haben sich wohl in der Tür geirrt, die Tür zum Gerichtssaal ist nebenan.“

Ich bin einen Augenblick wie im Traum; ich fühle nur wieder wie durch Nebel, daß der Maler sanft den Arm um mich legt und meine tappenden Schritte leitet und die Tür des Saales hinter mir schließt. Ich möchte aufwachen aus diesem Traum; ich glaube mich doch genau zu erinnern, daß ich in Wirklichkeit niemanden umgebracht habe, weder die eine noch die andre; aber ist das auch wirklich die Wirklichkeit? Ich bin ja schon öfters im Traum erwacht, und dann war's trotzdem nur wieder geträumt. Ich will mich lieber zusammennehmen, daß ich nichts von meinem Geheimnis verrate; mit keinem Wörtchen, mit keiner Miene. Ich sehe mir meine Richter an.

Ob ich vor einem Vehmgericht stehe? Regungslos sitzen sie mir gegenüber, elf schwarzvermummte stille Gestalten, mit Augenlöchern in den Kapuzen. Es funkeln aber nicht Augen darin; es schauen mich aus den schwarzen Masken nur lauter noch schwärzere Löcher an. Ob es vielleicht lauter Schatten sind, die in den hohlen Gewändern sitzen? Ob es vielleicht doch Geister gibt? Denn in der Mitte sitzt Einer ohne Maske, mit geschlossenen Augen wie ein Toter, mit silberweißem Haupthaar und Bart, und mit ewig gebieterischer Stirn; vor dieser Stirn hat mir oftmals gebangt. Ich weiß nicht, ist's meines Vaters Stirn? ich weiß nicht, ist's eines Gottes Stirn? Wenn lauter Geister da vor mir sind, muß dann nicht auch ein Obergeist sein?! Könnte ich nur seine Augen sehn! Vielleicht sind's doch meines Vaters Augen, meines Vaters herrliche stahlblaue Augen, die mich oftmals so hart und zornig anstrahlten, und doch so glutweich im hellsten Zorn, und dann so spöttisch verzeihungswarm. Aber er sitzt da so starr und kalt jetzt, als werde er die geschlossenen Augen nie wieder zu seinem Sohn hin öffnen; es sei denn, ich öffne ihm mein Gewissen. Sie sitzen *alle* so starr und kalt, als wollten sie ewig darauf warten. Ich fühle, ich muß wohl endlich sprechen.

Google

Meine Herren Richter! beginne ich unverzagt: ich habe wirklich ein reines Gewissen. Denn gesetzt auch, ich hätte sie umgebracht, so hätten doch beide sich selbst umgebracht. Denn die eine, die wirklich sich selbst umgebracht hat, die hat sich auch selbst dazu gebracht. Denn da sie kein Gewissen gehabt hat, so hat sie mir mein Gewissen genommen und hat es dann nicht ertragen können. Denn die andre, der mein Gewissen gehörte, und die mir drum immer alles verzieh — denn sonst hätte ich mir's nicht wegnehmen lassen — die hat das nicht länger verzeihen können. Denn da ich kein Gewissen mehr hatte, und wenn sie deswegen — was ich nicht weiß — vor Gram zu Grunde gegangen ist, so ist auch sie im Grunde von selbst und an sich selbst zu Grunde gegangen. Denn wenn ich es auch gewollt haben sollte, so hat es, meine Herren Richter, doch im Grunde ein Anderer gewollt. Denn wenn ich jetzt hier vor Ihnen stehe — und wenn, wie ich sehe, mein Vater jetzt Gott ist — so bin ich im Grunde der Sohn meines Vaters, und mein Wille ist Gottes Wille gewesen. Wenn also ich, meine Herren Richter — nein, nicht ich, wenn ich Gottes Sohn bin —: wenn also Gott, meine Herren Richter, eine von beiden umgebracht hat — nein, die andre — nein, beide — nein, alle andern — —

Ich stocke plötzlich und kann nur noch stottern; ich merke, ich habe mich verwirrt. Ich suche im Blick meiner Richter zu lesen und sehe nur lauter schwarze Löcher. Ich blicke hilflos den Einen an, der herrlich in ihrer Mitte sitzt, und erbange vor seiner klaren Stirn; mich befällt auf einmal dumpf ein Erinnern, als ob ich seit unvordenklichen Zeiten unzählige Seelen umgebracht habe. Und da endlich tut Gott mir die Augen auf: meines Vaters strahlende blaue Augen tut er aus ewiger Ruhe auf und fragt meine Seele: „bekennst du dich schuldig?“ — Ich höre mein Herz in seiner Stimme und sehe mein Leben in seinen Augen. Ich weiß, ich brauche nur nein zu sagen, dann bin ich auf ewig freigesprochen. Ich fühle das Nein schon auf den Lippen; ich brauche nur den Mund aufzutun, dann ich bin von all der Mühsal erlöst. Und ich tue ihn auf und — sage „ja“.

Ein Schrecken befällt mich wie ein Schlag. Ich fühle betäubt mein Bewußtsein schwinden; mir ist, ich stürze endlos hinab, durch dunkle, bodenlose Räume. Oder stürze ich endlos empor? Ich höre von oben her singende Stimmen; sind's Menschenstimmen? sind's Geisterstimmen? Sie singen mich wieder zur Besinnung — von fern her singen zwei Frauenstimmen —: Von wannen, von wannen? — von wannen dein Träumen! — befreie dich, Seele — von Zeiten, von Räumen! — sie verklingen. Ich schlage mühsam die Augen auf; ich sehe mich durch ein Bogentor schreiten.

Es ist noch immer so weltschweres Licht, wie ich noch niemals erlebt habe; ein totengelbes Abendlicht. Nur vor mir her, da schreitet ein Mann in richterlichem schwarzem Talar, auf dessen Schritte ich horchen muß, dann wird das schwere Licht mir leichter. Sie tönen mir seltsam vertraut, diese Schritte; ich muß sie schon öfters vernommen haben und ihnen so Schritt für Schritt gefolgt sein, wie ich jetzt ihnen Schritt zu halten suche unter der dröhnenden Bogenhalle. Ist es mein Vater? mein Herz sagt nein. Und da höre ich hinter mir noch solche Schritte; nur ungewissere, haltlosere. Ich wende mich und stehe erstaunt; und auch der Mann vor mir wendet sich. Ich sehe, hinter mir geht der Jüngling, der ich vor Jahren gewesen bin; ich sehe, vor mir steht der Mann, der ich in Zukunft sein werde. Er winkt mir kurz, und es weht sein Talar, und wir schreiten im Gleichschritt zum Tor hinaus. Und es weht sein Talar, und mit lautlosem Schritt schreitet

Google

der Mann aus sich selbst heraus und entschwindet meinem gebannten Blick. Denn mein Blick hängt an einem väterlichen, ewig gebieterischen Greis, der an Stelle jenes verblieben ist, und der mir weiterzufolgen winkt. So kommen wir an ein Hafenwasser.

Wohl unabsehbar dehnt sich das Wasser unter dem totengelben Himmel. Viele große Schiffe lagern darauf, mit hohen reichbewimpelten Masten; aber das Gelbe lastet so nachtschwer, daß keine Farben mehr dämmern können. Alles, die Schiffe, die Wimpel, das Wasser, scheint alles so schwarz aus Schatten geschaffen wie der Talar meines greisen Führers; nur sein weißes Haar schimmert silbern im Zwielicht. Was sind das für Schiffe? frage ich zweifelnd. „Wirkliche Schiffe," entgegnet er tonlos und weist auf ein Dock am westlichen Himmel. Kein Laut von Arbeit kommt aus den Werften her; der ganze Hafen scheint ausgestorben. Die schwarzen Stützpfähle um die Hellingen ragen starr am Horizont entlang wie ein auferstandener kahler Hain von urflutlichen Riesenstauden. Nur aus dem westlichen Saum des Haines taucht klumpenhaft etwas Graues hoch und regt sich in der schweren Stille; es regt sich wie das felsengraue, urschwere Haupt eines Elefanten. Ist's eines spukhaften Götzen Haupt? ist's eines Gottes heiliger Scheitel? Mein Führer aber winkt mir zu schauen.

Und was wie ein Haupt war, beginnt zu erglänzen, und entsteigt dem schwarz aufstarrenden Hain, und ist ein großer glanzvoller Mond. Er glänzt nicht so fahl wie ein nächtlicher Mond, er glänzt nicht so grell wie die tägliche Sonne; er glänzt wie ein Tautropfen in der Frühe, und alle Farben klären sich auf. Und nun wendet mein Führer sein greises Antlitz blauäugig nach dem östlichen Himmel, und mit langsam gebieterischer Hand entwinkt er der verklärten Nacht einen zweiten solchen glanzvollen Mond. „Wisse, du sollst an Geistermacht glauben" — haucht er mir in mein schauerndes Herz und entschwebt dem einen der Monde zu. Bin ich erblindet von seinem Anhauch? ich sehe auf einmal nur lauter Licht. Ich fühle nur blindlings ein leuchtendes Schweben ins grenzenlose Blaue hinein. Ich ahne dunkel, ich selbst bin der Greis; er ist wohl dem andern Mond zugeschwebt? Ich schwebe mit ausgebreiteten Armen und raumentrückten Augen gleich Ihm.

Das Leuchten wird immer feuriger; ich atme entzückt die zarte Glut. Ich höre von oben her singende Stimmen, zweistimmig aus unsichtbarer Ferne. Sind's wieder die Seelen der Geistinnen beide? erwarten sie mich auf den strahlenden Monden? Sie singen mich weiter und weiter hinauf: Ins Weite, Seele — von wannen dein Träumen! — erwache ins Freie — von Zeiten, von Räumen! — sie nahen mir. Sie nahen wie schüchterne Lüfte so lind; sie küssen mir meine entbreiteten Hände. In meinen Handflächen ruhn ihre Lippen, mein Herzblut strömt ihren Küssen zu. Sie küssen immer herzinniger, und andere Geistinnen singen von oben. Wollen sie mir mein Leben ausküssen? „befreie dich, Seele," singen sie. Leben sie nur, wenn Ich sie belebe? „erwache, Seele," verklingen sie. Ich raffe all meine Herzkraft zusammen; ein leeres Grausen stöhnt aus mir auf. Ich will mich den tötlichen Küssen entwinden; wie ein Gekreuzigter schwebe ich machtlos. Ich krümme mit letzter Gewalt meine Finger, und während ein herzzerreißender Klageschrei mir die glanzgebadeten Augen aufreißt, höre ich, daß es mein eigener Schrei ist, von dem ich unter Tränen erwacht bin.

Google

Ich lag wirklich wie ein Gekreuzigter da, mit ausgebreiteten Armen im Dunkeln, die Handflächen über den Bettrand gestreckt, rechts und links in die schwarze Luft. Ich schob meine halb erstarrten Glieder langsam in eine andere Lage und machte die Augen wieder zu; die ruhige Finsternis tat mir wohl nach der tollen Seelenfeuersbrunst. Ich nahm mir vor, wenn ich wieder so träumte, sofort an meinen Körper zu denken.

Befreie dich, Seele,
von Zeiten, von Räumen,
erwache ins Weite,
von wannen dein Träumen;
von wannen, von wannen? —
Von Räumen, von Zeiten,
die ewig bleiben,
erwache, Seele,
du kannst sie vertreiben,
von dannen, von dannen,
ins Weite all dein Träumen bannen! —

Vierter Traum.

Aber ich muß doch zu ihrer Beerdigung gehen. Oder wenigstens ihre Gräber besuchen. Denn beerdigt sind sie wohl nun schon lange; ich war ja bei ihrer Feuerbestattung. Könnte ich nur die richtige Grabkammer finden! ich muß mich hier unten verlaufen haben. Wo mag das Urnengewölbe denn sein! hier sind ja nur lauter Schädelkammern. Und die Gänge dazwischen so schlecht beleuchtet, daß man jeden Sinn für Richtung verliert. Wenn ich zurück auf den oberen Friedhof komme, werde ich den Verwaltungsrat anregen, bessere Wegweiser einzurichten. Aber wie komme ich endlich hinauf! Ich erinnere mich, gelesen zu haben, es sollen schon Leute umgekommen sein in diesen verwirrenden Katakomben.

Woher nur das Licht in den Schädelkammern kommt? Es ist nicht elektrisch angelegt; es wird wohl eine Art Oberlicht sein. Darum flimmern wohl auch die Gänge dazwischen so unterirdisch dumpf und trüb. Ich werde jetzt nicht mehr nach rechts noch links blicken, sondern immer den Gang gradaus verfolgen, nach der sonderbar hellen Oeffnung da vorn. Sie steht wie ein weißes Rechteck im Düstern; da muß eine Tür ins Freie sein. Sie scheint auch allmählich noch heller zu werden; beinahe blendet sie mich schon. Das Weiße kann aber kein Luftweiß sein; es steht wie aus Stein so unbewegt. Es grenzt sich so grell ab, ich muß meine Augen schließen. Ich gehe aber doch grad drauf los; ich spüre, wie ich hindurchschreite. Es atmet sich auf einmal viel leichter; es muß also doch eine Luftöffnung sein. Ich schlage die Augen auf und sehe: hoch über mir blaut der freie Himmel.

Ich seh es und seh es: hoch über mir — und über vier hohen weißblanken Mauern, die senkrecht um mich emporsteigen. Soll ich denn wirklich nie wieder herausfinden aus diesem sinnlosen Labyrinth? Ich will aber nicht die Fassung verlieren; ich weiß ja seit lange aus Erfahrung, ich muß nur an meinen Körper denken, dann kommt auch die Seele wieder zu Sinnen. Ich werde mir also den Raum erst betrachten, ob er nicht doch eine Auf-

Google

fahrt hat. Er hat vier glatte kristallblanke Wände, aus lauter quadratischen Feldern gebildet. In der Mitte jedes Feldes ein Goldstern, entzückend in den Kristall eingeschliffen; aber nirgends ein Halt, um hinaufzukommen. Es ist ein weiter leerer Saal; es scheint nichts als eine Art Luftschacht zu sein. Aber sieh, er hat ja noch eine Tür: grad gegenüber der andern Tür, durch die ich hereingekommen bin. Und da ist ja ein Handgriff an der Kante, in den eine Schnur aus den Gängen her mündet; das soll gewiß eine Richtschnur sein. Ich fasse die Schnur, um weiterzugehen, mit einem letzten Blick zurück.

Aber was ist das? bin ich denn wirklich von Sinnen? Auch an der andern Tür drüben ist solch ein Handgriff, in den eine solche Richtschnur mündet. Die muß ich vorhin in den halbdunkeln Gängen beim Suchen übersehen haben. Aber die Türen sind völlig gleichgeformt, und ich habe mich in dem leeren Saal fortwährend um mich selbst gedreht; durch welche Tür bin ich nun gekommen? — Ich betaste die Schnur und betaste mich selbst; es ist alles vollkommen körperlich. Ich kann also ruhig weitergehen; wenn ich vorsichtig suche, wird sich schon zeigen, ob es die richtige Richtung ist. Ich taste mich immer die Schnur entlang, von Zeit zu Zeit einen Handgriff streifend; ich komme wieder an lauter Schädelkammern. Hier sieht das Licht aber bleicher aus; und der Gang scheint allmählich tiefer zu sinken. Dies Licht kann nicht von oben her kommen; es scheint aus dem Erdinnern aufgefangen. Die Schädel gleißen alle so weißblank wie die Kristallquadrate des leeren Saales vorhin, und doch ist ringsherum tiefer Schatten. Und in all diesen Schädeln haben einst Welten gespukt — mit Goldsternen drin und blauen Himmeln — und vielleicht auch mit einem ewigen Gott; ich fühle eine irrsinnige Lust, in diesen Schädeln nach Gott zu suchen. Ich lasse aber die Schnur nicht los; ich will nicht wieder die Richtung verlieren.

Jetzt kommen auch Kammern mit Tierschädeln; sie schimmern ebenso erdinnerlich. Was regt sich da auf einmal im Schatten? Ist es denn möglich, mein alter Getreuer?! Komm her, mein Teckel, was suchst du denn! Was blickst du mich so innerlich an? Jawohl, ich habe dich umgebracht; aber was hast du auch immer geknurrt, wenn die tote Dame mich küssen wollte! da hab ich dich doch vergiften müssen! — Er blickt mich nur immer seelenvoll an, mit demselben Blick noch, den er mir zuwarf, als er im Todeskampf vor mir lag; ganz ohne Vorwurf, ganz treu ergeben. Aber was will er denn noch, er lebt doch noch! Er will mich wohl in die Kammern locken? Ich nehme die Richtschnur fester zur Hand und erinnere mich an meinen Körper; ich werde einfach weiterschreiten, der Hund ist gewiß nichts als ein Spuk.

Nein, er folgt mir; ich höre ihn hinter mir. Ich bleibe stehen; da steht er auch still. Ich drehe mich um; da legt er sich. Ich locke ihn nochmals; er rührt sich nicht. Er blickt mich nur immer inständig an mit seinen unendlich treuen Augen; und kaum beginne ich wieder zu schreiten, folgt er mir wieder Schritt für Schritt. Ich höre seine leisen Zehen; ich spüre, wie sein Blick an mir hängt. Ganz ohne Rachsucht, ganz voller Liebe; als ob der liebe Gott mir folgt. Wie dieser Gottblick mich hinterrücks martert! Wenn er noch lange so anhänglich bleibt, bringe ich ihn zum zweitenmal um! Aber ich darf doch die Richtschnur nicht loslassen; ich komme sonst schließlich selbst noch um in diesem wahnwitzigen Labyrinth. Halt: schimmert da vorn nicht wieder ein Lichtloch? das ist wohl endlich die Urnenhalle. Jawohl, das Viereck wird immer heller; und die Schnur scheint

Google

grad draufhin zu leiten. Wenn ich nur rascher vorwärts käme; wie Grabeslast ist der Blick hinter mir! Ich zwinge meine Füße zu rennen. Ich keuche der leuchtenden Halle entgegen. Ich achte nicht den Schmerz meiner Augen. Ich taumle fast in dem blendenden Viereck; hindurch! und pralle entsetzt zurück: ich stehe abermals in dem Kristallsaal, den offenen Himmel über mir — ich bin im Kreise herumgeirrt.

Und was stöhnt da, was rührt sich neben mir? Durch die Tür kommt der Teckel mir nachgeschlichen! Ich sehe jetzt deutlich, es ist nur ein Schatten; ein Schatten mit gottergebenen Augen. Ich stürze in rasendem Haß auf ihn los; ich werde den Spuk nun endlich zerreißen! Mit beiden Händen packe ich ihn, am Genick, am Kreuz, und zerre und zerre. Er windet sich unter meinem Griff; wie Kautschuk spannt er sich hin und her. Ich spüre verzweifelt, wie er mich lähmt: wie er nachgiebig meine Arme entmannt. Ich fühle bis innerst in Leib und Seele: wenn ich dies Gespenst nicht bewältigen kann, bin ich machtlos für Zeit und Ewigkeit! Ich spanne all meine Nervenkraft an; und wenn mir Gehirn und Adern zerbersten! Und ein Ruck, ein leises ersterbendes Winseln: o Wonne, ich habe den Schatten zerrissen. Mit einem letzten hingebenden Blick zerfließt er in die leere Luft.

Ich stehe und zittre am ganzen Körper, vor Glück und Ermattung und neuer Verzweiflung. Ich starre hinauf in den blauen Himmel: ist kein Entrinnen aus diesem kristallenen Grab? — Ich betaste meine erschöpften Glieder — warum muß ich nur immer an meinen Körper denken! — Es ist doch gar nicht mehr nötig jetzt; wer hat mir das eigentlich eingeredet? — Wie schön könnt ich schlafen in diesem lautlosen Schacht. Ich bin so müde, ich höre mein Seelenspiel klingen. Es rauschen wohl Flügel oben im Blauen? Nein, ich glaube nicht; es ist nichts zu sehen. Doch: eine weiße Feder schwebt nieder. Wie eine Schneeflocke kommt sie gewirbelt. Noch eine, noch eine, Flaum auf Flaum; grad in die Mitte des Saals herab. Immer mehr, immer mehr, weiße Flaumfederflocken; der ganze Boden liegt schon bedeckt. Ich muß zurück an die Wandfläche treten; es ist schon ein Hügel, es wird ein Berg. O Seligkeit, das ist ja die Rettung: der Berg wächst immer höher hinauf! Schon steht er fast so hoch wie der Schachtrand, und immer dichter häuft sich das Flockengewimmel. Ich springe mit beiden Füßen hinein; ich versinke in dem bettweichen Schwall. Aber er ballt sich unter mir; ich stampfe und stampfe, und es glückt. Ich stampfe mich höher und höher hinan; es ist, als federn mich Bälle empor. Ich kann kaum sehen, so stiebt es um mich; und brennender Schweiß verschließt mir die Augen.

Da: ein frischer Lufthauch kühlt mir die Stirn: ich fühle entzückt, ich bin oben, oben! Meine Augen wagen wieder zu blinzeln, durch die feuchten, flaumverschleierten Wimpern. Kein Federchen stiebt mehr, der Himmel blaut; es ist eine überirdische Stille. Ich stehe auf steilem, schwankendem Gipfel; tief unter mir klafft der weiße Abgrund des labyrinthischen Schachtes herauf. O Seele, Seele, wie komm ich hinüber?! Sieh: rings um den Schacht, wie ein Garten Eden, liegt der blühende frühlingsgrüne Friedhof! — Und die Seele erklingt: ich seh es, o Geist! Ich seh es durch Tränen, o göttlicher Geist, durch regenbogenfarbene Tränen! Ja, dein Gipfel schwankt, und ein Wind kommt gebraust, und du Schwankender weinst und ich breite die Arme: wenn du jetzt, o Gottgeist, mich Seele erhörst, will ich Deiner Kraft trauen ewiglich! —

Horch: braust nicht der Wind beflügelnd, o Seele? und der Gipfel löst sich und schwebt und wird Wolke! Sieh, mit beiden Armen umspanne ich sie und schwebe über den Ab-

Google

grund dahin. O, wie weich sich's fliegt in dem leichten Flaum: ich fühle nicht Höhen, nicht Tiefen mehr. Ich fühle nur, wie mich die Windwolke schaukelt und mir süß alle Kräfte stachelt und kitzelt. Will sie mir etwa mein Leben wegschaukeln? Dann wisse, Seele: mein Körper lacht! Ich kann sie loslassen, wenn ich will; ich bin ja befiedert über und über! Ich kann mit dir fliegen, wohin ich will; ich brauche ja nur den Flaum wegzublasen! Ich blase und blase; was ist denn das? ich blase mir ja in die eigne Nase! Ich mache wohl selbst den Wind, der so kitzelt? Ich niese, ich lache — lache — erwache.

Ich lag noch immer im dunkeln Bett, und ich hielt mein Kopfkissen in den Armen. Ich fühlte, daß eine kleine Feder aus dem zerknüllten Kissen herausstak; sie berührte noch meine Nasenspitze. Ich entfernte die Feder und legte das Kissen glatt; ein Stündchen hoffte ich doch noch zu schlafen. Der Morgen schien zwar bereits zu grauen; aber ich war noch müde genug.

Wenn über unsern tiefsten Verzweiflungen,
wo wir vor lauter geöffneten Nottüren
nicht aus noch ein zu finden wissen,
stets eines Gottes Blick wachte —
Wenn unter unsern höchsten Entzückungen,
wo wir verstummend vor Triumph
mit zitterndem Fußtritt
jede Gefahr zerstampft zu haben meinen,
stets eines Gottes Ohr weilte —
Wenn zwischen unsern erhabensten Gleichgültigkeiten,
wo wir mit Adlerruhe
alle Verfolgung
Todes wie Lebens
in leere Luft verflogen wähnen,
stets eines Gottes herzliche Teilnahme schwebte —:
ich glaube, er würde vor Lachen sterben . . .

Fünfter Traum.

Ja, meine Verfolger, ich lache euer! Denn ich kann fliegen, wenn ich will; ich kann aus eigener Willenskraft fliegen! Sie rasen hinter mir her wie gehetzt, eine Meute tobsüchtiger Jäger und Hunde. Aber hier, ich spanne nur meinen Mantel, dann bin ich ihrem Wahnsinn entrückt. Schon schwebe ich über den Eichenwipfeln und lache Halali auf sie nieder. Ich höre sie brüllen: du Mörder, Mörder! und würden mich alle doch selbst gern morden. Nackt sind sie auf die Jagd ausgezogen, aber dennoch war ich schneller als sie. Wie sie rachekeuchend mir nachstarren, durch die kahlen Eichen die fahlen Gesichter, während ich höher und höher entschwinde! Halali Hallelûjah lache ich nieder und werfe ihnen Handgrüße zu: Ja, ihr seid auferstanden zum jüngsten Gericht, ich aber fliege ins ewige Leben! —

Wie sie kleiner und kleiner schrumpfen, die schreckbefallenen bleichen Leiber: wie Würmer wimmeln sie durcheinander zwischen dem welkbraunen Laubwerk unten, wie aus-

Google

gegrabene Engerlinge. Ich lasse breit meinen Mantel fallen, um ihre klägliche Blöße zu decken. Schwer schwebt er hinab, denn ich schwebe hinan; mit schwimmenden Armen zerteil ich die Wolken. Was glänzt da her aus dem stahlblauen Aether? ist es ein unbekannter Stern? — Halalt Hallelûjah jauchzt mein erkennendes Herz: es ist eine weltbestrahlende Stirn! Sei mir gegrüßt, pfadkundiger Wildrer, du Jagdherr der Frevler, Shakespeare, Erhabener! — Er schlägt die entschlafenen Augen nicht auf; traumselig lächelt sein Geisthaupt nur und grüßt mich stumm und bestrahlt meine Bahn. Es grüßen noch manche entschlafene Geister mit sternengleich aufstrahlenden Stirnen und beleuchten meine erhabene Bahn. Es grüßen Rembrandt und Lionardo, und Dante und Goethe, Beethoven, Bach. Es grüßt auch mein Vater, und meine Mutter; und fern strahlt ein dornenkranztragendes Haupt.

Wo hab ich dies rührende Haupt schon gesehen? dies schmerzverklärend verzeihende Antlitz: in meiner Kindheit war es wohl? Ich möchte vorüber an diesem Antlitz jetzt; aber dahinter ist alles schwarz. Ich möchte dennoch vorüberschweben; aber es zieht mich näher und näher. Es zieht mich mit seinem Dornenkranz an, der noch heller strahlt als die träumende Stirn. Er strahlt wie ein großes verzweigtes Nest; das Gezweig wächst immer größer ins Weite. Ich möchte dies wachsende Lichtnest umkreisen; aber es weitet sich kreisend um mich. Es wirbelt mich hoch wie einen Funken ins schwarze Unermeßliche. Ich blicke hinab, ich will's überschauen: ich sehe ein unermeßliches Helles. Ich sehe ein grenzenlos schwebendes Lichtreich: ein tiefes, ringshin ruhendes Nest von unzähligen kreisenden Sternenreihen, endlos verzweigt durch den schwarzen Raum. Mich weht ein Grausen an, ich erkenne: ich bin in einer anderen Welt.

Das Grausen weht inniger, es beseligt; ich fühle, es will mich zur Ruhe wehen. Es weht mich hinab auf das träumende Haupt; wer bist du, wer bist du, entschlafener Geist, auf dessen Haupt mich ein Lichtreich wiegt? Ich lasse mich willig niederbewegen zu dem leuchtenden Scheitelpunkt in der Mitte; ich sinke mit heller Heimatswonne immer tiefer hinein in das weltweite Nest. Und was wie ein Punkt schien, ist eine Wölbung, eine milchweiß gestirnte unendliche Kuppel, auf deren Scheitelfläche der Nestkranz ruht. Ich staune hinab in den traumstillen Kuppelraum, hinab durch das schimmernde Scheitelgewölbe: das ist wohl das, du erhabenes Haupt, was wir auf Erden die Milchstraße nannten? Ja, ich sehe sie kreisen in deinem Innern, die Sterne, die Sonnen und jene Erde, wie Blutzellkörperchen deiner Adern, du strahlendes, dornenkranztragendes Haupt! Wie sie zittern, die kleinen Seelchen alle, die sich Welten dünken in ihrem Dunstkreis: ich sehe sie deutlich erbeben im Nebel, vor Deiner weltbegrenzenden Stirn. Und sind meinem Blick doch alle so fern, so grenzenlos fern wie jener Erdball, dem ich durch Wolken entronnen bin in diese verklärte andere Welt. Die Augen fallen mir zu vor Bangen: wer bist du, wer bist du, verklärender Geist? —

Ein silberhell klingendes Lachen weckt mich; hab ich's geträumt oder leben hier Menschen? Nein, eine Lichtgestalt weilt vor mir; ich schnelle auf, eine Geistin umschwebt mich. Hab ich sie schon auf Erden gekannt? Ihre Augen ermuntern mein Herz so vertraut, als hätten sie schon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Ihr Blick ist so innig silbergrau, nein lichtschwarz, nein tief von Herzen goldklar, ganz silber-und-goldherzinnig klar; ist es die Göttin Barmherzigkeit? Sie lächelt, sie läßt den Kopf

Google

etwas hängen; o süße Schelmin Barmherzigkeit! Sie nickt mir nochmals von Herzen zu; ich lausche, ich höre ihr Seelenspiel klingen.

Die Erde schläft in Nebelschleierschein;
doch kann ihr Atem nicht ihr Leid verdecken.
Ihr träumt, sie würde wach viel freier sein;
es ist wohl Zeit, daß wir sie wecken?!

Ich starre hinab, mir bangt aufs neue. Nein, fleht mein Blick, laß die Erdseele ruhn! sie ist voll Rachsucht, sie will nur morden; laß uns den Geist dieses Lichtreiches wecken! — Die Geistin lächelt; weshalb nur wieder? aber ihr Lächeln ermutigt mich. Laß uns ihn wecken! verlangt mein Blick; Ihn, dessen Haupt diese andre Welt trägt, doch unter dessen träumender Stirn jene Erde uns noch immer bannt! Laß seine Augensterne erst leuchten, das wird uns erheben aus diesem Bann! —

Sie lächelt und nickt, ist nickend verschwunden; ich greife verdutzt in leeren Glanz. Ich schwebe wieder allein in den Weiten; nur ihr silberhelles Gelächter klingt noch. Nein, auch ihr Blick ist zurückgeblieben; wie ein goldenes Sternchen schwebt er vor mir, inmitten des silberweiß kreisenden Nestes. Oder nein, es ist ja ein Doppelsternchen! Ja, ein goldklar flimmerndes Zwillingssternchen! ein kleines wirbelndes Sternseelenpärchen! zwei kleine glitzernde Seelensternzellchen, die in eins zusammenzusprießen streben. Ich greife danach, ich schrecke zurück: das eine spiegelt deutlich mein Bild. Ich seh mich hinauf in den Nestkranz greifen, in das kreisende Spiel des Sternengezweiges; — und spielt nicht im andern das Bild der Geistin? — Nein, schon sind beide zusammengesprossen: ich weiß nicht, spielt da *mein* oder *ihr* Bild? Es spielt mit den kreisenden Neststernbällen, mit unzähligen, reihenweis wirbelnden, unendlich zellkleinen Zweigsternbällchen; und in jedem Zellstern spielt wieder solch Bildchen. Ich will es fassen; ich greife ins Unfaßbare. Ich merke, es schwebt weit über mir, unermeßlich weit, und sprießt weiter im Schweben, immer weiter in wirbelnden Sternbilderspielen; es scheint nur so klein, weil's so grenzenlos fern ist. Es wirbelt mich nach, schon entwirbelt's dem Nestkranz; und sprießt immer wirbelnder über mir fort, und ein silberhelles Gelächter umstürmt mich.

Ich muß mitlachen, ich blicke hinab: ganz zusammengeschnurrt in schwarzer Tiefe schwebt das weltweite Dornennest unter mir, nur wie ein flaches Korbflechtwerk noch, eine tellerförmige milchweiße Scheibe, auf der sich ein riesenhaft sprudelnder, goldklar von Sternzellen sprudelnder, fort und fort wachsender Kreisel dreht. Er schleudert mich mit im sausenden Umschwung, immer höher den schwellenden Rand hinan; ich kann kaum noch das winzige Urzellbild ahnen, das in der Kreiselspitze da unten mit andern solchen Urbildern Ball spielt. Ich ahne nur, wie sich aus jedem Bildstrahl, den es hochsprudelt in den silbrigen Nebel, eine neue Schar Goldstrahlenbilder entpuppt, aus jedem Weltsternchen eine Sternenwelt, immer riesenhafter emporgegliedert, ein unendlicher Springbrunn von Lichtpuppengliedern, und jedes Glied schon ein ganzes Wesen, ein ganzes Weltpuppengliederspiel, das andere spielende Weltgliederpuppen nach allen Seiten entspringen läßt. Ich möchte eins dieser Wesen betrachten; ich schwebe so nahe an seiner Seite, ich kann seinen Atemkreis brausen fühlen. Ich möchte erkennen, ob's Mann ist, ob Weib;

Go gle

aber es dehnt seinen riesigen Lichtnebelkörper, den Sterne um Sterne wie Flugsaat durchwirbeln, so stürmisch ins Unermeßliche, daß ich wieder nichts weiter wahrnehmen kann als ein seelenvoll brausendes Gelächter. Und wieder muß ich voll Bangen mitlachen, denn in all meinem Bangen ahne ich jetzt: vielleicht ist dies unabsehbare Glanzspiel, dieser ganze erhabene Sternpuppenkreisel auch wieder nur ein kleines Glied, vielleicht nur die unterste Zehenspitze von einer noch größeren Spielgestalt, die wieder noch größere ausspielen kann — o laß dich erkennen, erhabenstes Wesen! —

Ich starre hinauf zu dem äußersten Lichtsaum: könnt ich nur einmal ein einziges Leuchten seiner Augensterne aufschimmern sehn! Ich mühe mich, jäher emporzukreisen, dem Bannkreis des Strudels noch näher zu steuern; mir ist, ich tu's schon seit Ewigkeiten. Ich blicke zurück auf meine Flugbahn; das Sternennest unten ist gar nicht mehr sichtbar, es scheint nur die allerunterste Spitze dieses schwebenden Weltenkreisels zu sein. Mir wird so hinschwindend seelenweit, ich kann kaum mehr meine Bewegungen fühlen. Ich kann in dem wachsenden Lichtseelennebel auch nichts mehr von meinem Körper sehen; ich bin wohl selbst eine Lichtwelt geworden. O könnt ich nur endlich das Augenlicht sehen, dem all diese seligen Weltspielpuppen aus ihren Kreisen entgegenlachen! Ich muß auf einmal auch selig lachen: ich sehe urplötzlich im Innern des Kreisels, rings unter mir, überallher aus den Nebeln, ganze Schwärme von Augenlichtern aufschimmern: alle die hohen entschlafenen Geister, die meine Bahn einst beleuchtet haben, sie erwachen aus ihren träumenden Tiefen und folgen mir höher mit lachenden Blicken. Es erwachen und lachen Rembrandt und Shakespeare, Cervantes und Swift, Aristophanes, Nietzsche. Es lacht auch mein Vater, auch unsre Mütter, und jenes dornenumspielte Haupt. Ich will es begrüßen, mein Gruß erstarrt: aus seinem Blick lacht die Göttin Barmherzigkeit. Ich starre hinab von Blick zu Blick: in allen den schwärmenden Augensternen, selbst in Euern Gestirnen, Nietzsche, Rabelais, Shakespeare, ihr wildesten Schwärmer, ihr Freunde der Frevler, spielt das Bild der Göttin Barmherzigkeit. Mir schwindelt; ich muß wieder aufwärts blicken! O erwache auch Du, erhabenstes Wesen, erwache aus deiner Gleichgültigkeit! Erhebe mich endlich zu Deinem Blick! Entreiß mich all diesen wachsamen Augen: sie mahnen noch immer an jene Erde, die doch seit Ewigkeiten dahin ist! Entpuppe dich endlich: wer bist du, Du —

Ich horche erschrocken: was lacht da „Du"!? Und ein Echo lacht stürmisch abermals „Du!" Will das erhabenste Wesen mich höhnen? O, nur höher! mir bangt nicht mehr! nur zu! — Ich steure noch jäher hinein in den Kreisel, ich lache stürmisch mit „Du, du, du!" Ich lasse mich ganz in den Lachstrudel reißen: vielleicht kann selbst das erhabenste Wesen mich nur in seinem Innern erhören, da in der innersten Achse da! — Ja, ich höre, nun lacht es „Da, da, da" —: und siehe, das ganze Weltpuppenspiel beginnt zu nicken, wild, fern und nah. Und immer wilder, mir stockt das Herz: will es mich aus dem Gleichgewicht nicken? Nein, in ganz gleichwilden Weltkreisen nickt es, kreisunter kreisüber mir — da, da, da — mit sternklar barmherzigen Geisteraugen — und lacht ganz gleichgültig „Ha-ha-ha!" Es will mich gewiß nur in Sicherheit lachen; ja, die Achse des Kreisels ist schon ganz nah; ob sich's da endlich entpuppen wird? Ja! All die Geister da lachen Ja! und nicken. Aber was ist das? Ah! die Achse! Sie dreht uns immer noch höher; aber mir stockt das Herz immer jäher — verliert sie nicht doch jetzt das Gleichgewicht? — Nein,

Google

sie verdreht wohl ihr Seelenlicht? Hahahah, sie verdreht uns die Uebersicht! Sie beginnt zu wackeln! o all ihr Geister: das erhabenste Wesen scheint Kopf stehn zu wollen! —

Ich höre entsetzt, alles lacht wieder „Ja!“ — Haha-halt! Barmherzigkeit! Wenn wir fallen — wir fallen ins Bodenlose da! — Da, was seh ich: allmächtiger Himmel, ja: es steht ja schon Kopf! — es entpuppt sich! — Uh — —: himmelhoch über mir steht etwas da: mitten-auf aus den wackelnden Seelenwelten steht die Kreiselkrone in Gloria — und ist eine — was? — eine Sohle?? — ja: eine riesige wacklige Weltseelensohle, von unzähligen Zehenspitzen umzappelt. Ich erkenne, sie will uns noch höher zappeln: sie beschirmt unsre Welt wie ein maßloser Fallhut: wir zappeln in einer ungeheuren, all-weltenhütenden Urweltpuppe, die auf ihrer Hutspitze bodenlos kopfsteht und deren Bauch sich vor Lachen schüttelt. Er schüttelt uns mit, immer mit, hahahah! Macht Halt, ihr Geister, sonst platzt er! Da —: er platzt — ich muß mich vor Lachen umdrehn. Ha-hahah, all die Weltgeister drehn sich mit um! Hahahah, sie verdrehn mir Hören und Sehen! Hahahah, das erhabenste Wesen rächt sich! Hahahah, es läßt mich vor Lachen sterben — mir gehn alle Augen über, nein auf! — ja auf! endlich auf! — Was? — bin ich denn wach? —

Ja, ich saß mit offenen Augen im Bett; und mittenher durch mein halbdunkles Zimmer langte ein goldheller Morgenstrahl, voll unzähliger wirbelnder Sonnenstäubchen. Es war also doch ein Spalt in dem Fenstervorhang. Ich stand auf, machte vollends hell und besann mich; dann warf ich die abends empfangene Todesnachricht aus meinem Shake-speare in den Papierkorb. Ich wußte nicht, sollte ich wie ein Kind ein dankbares Morgengebet verrichten, oder Gott, Welt und Leben zum Teufel wünschen. Ich weiß es noch heut nicht, du himmlischer Quälgeist, o allbarmherzige Phantasie! —

‚Wer bist du?‘ „Wer du willst!“
‚Wo wohnst du?‘ „Wo du's fühlst!“
‚Lebst wohl im Lichtstrahl still?‘
„Wohl auch im Staubgewühl!
Bürst mein Hütlein,
klopf dein Kittlein,
so kannst du merken, wer ich bin,
wieviel goldne Wunderwelten in uns glühn!‘ —

Zu Liebermanns Zeichnungen.

Von Hans Rosenhagen.

Der Begriff Zeichnung ist genau so vielen Mißverständnissen unterworfen wie der Begriff Malerei. Es kommt ganz darauf an, was der einzelne unter Zeichnung versteht und was er von einer solchen verlangt. Es gibt Menschen, die an einer Zeichnung lediglich die Arbeit und die Korrektheit schätzen, und es gibt andere, für die der darin offenbarte Geist des Künstlers das Entscheidende ist. Zwischen diesen beiden Auffassungen liegen hundert Möglich-keiten, nur nicht die der Verständigung. Unter solchen Verhältnissen hat es nichts Verwunder-liches, daß auch über Liebermanns Zeichnungen die Meinungen noch auseinandergehen. Wahr-lich: sie sind weder korrekt, noch fertig in dem üblichen Sinne; aber schön und vollendet in dem Sinne, daß sie die Empfindung des Künstlers klar und vollkommen zum Ausdruck bringen. Klar, weil Liebermann das Unwichtige mit Weisheit opfert; vollkommen, weil mit einem Nichts von Mitteln das stärkste Maß von Verständlichkeit und Wirkung erreicht wird. Was bedeutet Korrektheit, wenn der Ausdruck fehlt! Er allein macht eine Zeichnung lebendig;

Google

er allein hat suggestive Kraft. Vor einer Zeichnung Liebermanns wird man nie in Zweifel sein, warum er sie gemacht, was ihn in der Natur gereizt und was er zur Darstellung hat bringen wollen. Von wie wenigen Zeichnungen selbst berühmterer Meister kann man das sagen! Und was Liebermanns Arbeiten mit dem Stift und der Feder, mit der Kreide oder mit der Radiernadel so kostbar macht: sie sind in jedem Striche persönlich. Sie bilden nicht nur Dokumente seiner Anschauungsweise und seines Geschmacks, sondern auch solche seiner individuellen Technik und seines Geistes.

Ein Künstler wird nicht mit einer Technik geboren — er erwirbt sie. Sein vollkommenes Eigentum wird sie erst von dem Augenblicke an, wo sie sich mit seinen Nerven identifiziert, wo diese ihr das besondere Gepräge geben, wo die Technik zu einem persönlichen Stil wird. Auch Liebermann hat den seiner Zeichnung erst nach und nach gefunden. Seine frühesten Zeichnungen — der alte Jude mit der Hand am Bart aus dem „Christus im Tempel“ kann wohl noch dazu gezählt werden — zeigen viel mehr Absicht auf Naturnachahmung als die späteren, weil es sich für den Künstler darum handelte, Formen ganz genau kennen zu lernen. Erst von dieser Kenntnis aus konnte er zum Wesen der Form, zum Ausdruck gelangen. Der aber ist nicht zu gewinnen durch fleißige Arbeit und Korrektheit, sondern allein durch Erfassung des Wesentlichen, durch Geist. Liebermanns Streben ist von früh an darauf gerichtet gewesen, den Charakter der Erscheinungen, ihr Typisches zu geben. Im Laufe der Jahre hat sich seine Neigung fast ausschließlich auf Charakteristik räumlicher Empfindungen und typischer Bewegungen konzentriert, wobei ihn die der Landschaft und der Atmosphäre wie die von Menschen gleichmäßig stark angezogen haben. Er wird nicht müde, zu beobachten, wie der arbeitende Mensch sich bei besonderen Verrichtungen hält; wie ein Mann steht, der ein Boot herankommen sieht; wie Damen in irgendeinem Kurort spazieren sitzen; wie ein Mensch sich benimmt, der jemanden stürmisch begrüßt; wie ein Arbeiter sein Mittagbrot einnimmt; wie ein Kind sich beim Zeichnen anstellt oder welche Manöver die Scheveninger Jungen auf ihrem Badestrand und im Wasser ausführen. Man könnte beinahe fragen: Was hat Liebermann noch nicht beobachtet und gezeichnet? Erstaunlich bleibt immer, welche überzeugende Kraft seiner Linie innewohnt, welche starken Illusionen sie vermittelt. Sieht man nicht unter ein paar wilden Strichen ein Feld sich weiten, Wolken ziehen und Bäume im Winde sich neigen? Gibt nicht ein Nichts den sonnigen Strand, lassen nicht einige Linien das unendliche Meer aufleuchten? Und auf wie rätselhafte Weise zaubern wenige durcheinander gewischte Striche die trostlose Einsamkeit der holländischen Dünen mit dem dunstigen Himmel darüber vors Auge!

Zweck und Mittel der Kunst sind in Liebermanns Zeichnungen zu der wunderbarsten Einheit verschmolzen. Ein Wille, ein Geist und Auge und Hand eines Meisters haben sich in ihnen zusammengetan, um etwas Einziges und Eigenes zu schaffen. Und weil das Streben jeder Kunst dahin geht, in der Wirkung die Mittel vergessen zu machen, sich zu entmaterialisieren, wird die Nähe oder Ferne von der Erreichung dieses Ziels immer einen Maßstab für die Bewertung von Kunstwerken bilden. Von hier aus hat man aber unzweifelhaft recht, den Zeichnungen Liebermanns nachzusagen, daß sie zu den vorzüglichsten Kunstwerken gehören, welche die Gegenwart hervorgebracht.

Das Problem der Ehe. Von Ernst Schur.

I.

Es wird neuerdings versucht (endlich!), die Frau von ihrer geschlechtlichen Abhängigkeit zu befreien.

Es sollen ihr die Folgen, die sie allein zu tragen hat, und die sie in die Stellung hinabdrücken, für die sie nicht allein verantwortlich ist, abgenommen, erleichtert werden, damit sie ihre Persönlichkeit entwickeln kann.

Vielfach behauptet man, daß eben in dieser Funktion das weibliche Geschlecht seine Bedeutung besitzt und daß es umgekehrt, wie dadurch seine Abhängigkeit bedingt sei, auch mit dem Gleichen herrsche. Die erotische Frau, die herrscht, wird durch ihre Mutterschaft, falls diese überhaupt hier in Frage kommen kann, nicht in Verlegenheit geraten. Die Rechnung bezahlen immer die, die nicht, wie es so schön heißt, herrschen: der ganze, große Teil der feineren Naturen des weiblichen Geschlechts.

Go gle



AUS DER SKIZZENMAPPE VON
MAX LIEBERMANN

KUNSTBEILAGE DES
MORGEN
WEIHNACHTEN
MDCCCCVII

Google



Go gle







Google



Go gle

Aber dies soll gerade hintenangehalten werden, die Einschätzung der Frau ausschließlich als Geschlechtswesen. Wenn wir auf diesem Standpunkt verharren, könnten wir überhaupt die primitive Kultur der Naturvölker einnehmen. Alle Gegenbeweise, daß frühere Kulturen den gleichen Standpunkt eingenommen hätten, nutzen hier nichts. Denn es ist gerade uns anheimgegeben, die neue, allseitige Kultur, die auf der Differenzierung, dem Nebeneinander aller Teile beruht, zu begründen; in wahrstem, eigenstem Sinne eine neue, europäische Kultur. Eine Kultur, die nicht auf Unterdrückung einzelner Teile sich gründet, so daß das glanzvolle Bild nur ein Schein ist (von dem nicht einsichtige Beurteiler entnehmen, diese Ungleichheit sei Vorbedingung der Kultur), sondern die in gleichmäßiger Ausstrahlung alle Kräfte sich entfalten läßt nach ihrem Wesen, in dieser Ganzheit kraftvoll und imponierend. Denn so gewiß der Mensch, der aller Dinge Vielheit ruhig trägt, größer und reicher ist als der, der mit Gewalt das andere, das Du unterdrückend sich Haltung verschafft, so gewiß ist die Kultur, die alle nach ihrer Bedeutung sich auswirken läßt, größer, reicher, umfassender als die Kultur, die auf der Unterdrückung beruht. Es ist dies nicht Ausfluß moralischer, sondern eher ästhetischer Bedenken. Die freie, schöne Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Beziehungen ist herrlicher als der abgezirkelte Garten. Und so müssen wir unsere Kultur gestalten, als ein reiches, kompliziertes Kunstwerk, in dem alles sich auswirkt und in dem also auch Kampf und Not als Folge des Spiels der Kräfte vorhanden sein müssen; wir müssen einen so hohen Standpunkt einnehmen, daß auch dies sich ausgleicht.

Doch muß man dies richtig verstehen. Kampf und Not muß sein; aber nicht in dem Sinne, wie es oberflächliche Beurteiler meinen, die eine unterdrückte Klasse ruhig in diesem Zustand lassen wollen, „weil es so durch die Natur bedingt sei, Kampf und Not müssen sein“. Vielmehr ist die Folge, die daß diese Klasse sich immer energischer freimachen muß, damit sie mit gleichen Waffen kämpfen könne. Der auf diese Weise erfolgende Kampf ist erst ästhetisch schön, groß, notwendig. Kampf muß sein. Aber mit gleichen Waffen.

Mit den Bestrebungen, die auf die Befreiung der Frau ausgehen, kommen wir über die Trivialität der bisherigen Anschauungen hinweg und wir lernen, uns daran zu gewöhnen, daß die Frau an sich eine arbeitende und ringende Persönlichkeit sein kann. Auch der Kampf des Arbeiters empfängt hier seine Bedeutung. Es streben die beiden Klassen, sich zu entwickeln, die bisher vernachlässigt wurden. Das Schöne ist, daß sie das ohne Bevormundung tun, im Vertrauen auf eigene Kraft. Das ist gerade das Neue und das gewährleistet späterhin eine neue Kultur. Während alle anderen Kulturen, die wir erstreben könnten, Nachahmungen sind, und, da wir nie mehr die Einheit früherer Zeiten in der gleichen Weise durchführen können, eine schwächliche Nachahmung. Was in früherer Zeit durch konzentrierte Anstrengung und Macht des Einzelnen erreicht wurde, das erreichen wir durch Summierung der Einzelkräfte, und die überragende Größe einer alten Kulturkonzentration ersetzen wir durch den Reichtum der Erscheinungen und die Einseitigkeit durch Fülle.

Die Entwicklung der Gesellschaft vollzieht sich in Vorstoß und Rückschlag, in Erweiterung und Verengerung. Gegenüber den primitiven Zuständen bedeutet unsere jetzt vulgäre Eheauffassung mit ihrer Regelmäßigkeit, ihrer Durchsichtigkeit, ihrer Verknöcherung einen Fortschritt. Gegenüber dieser Ehe bedeutete die Emanzipation des gesellschaftlichen Lebens, die wieder die Macht freier Erotik betont, eine Höherentwicklung. Und indem dieser gegenüber wieder ein geistigeres Problem aufgezeigt wird, müssen wir auch hier einen Fortschritt erkennen.

Gewiß sind also die genannten Bestrebungen von großer Bedeutung. Aber sie stehen nicht so ausschließlich in Frage.

Die Mutterschutzfrage und alle mit ihr zusammenhängenden Bestrebungen sind gewiß als reale Versuche mit Ernst zu behandeln; sie tragen zur Reorganisierung der Beziehung der Geschlechter in äußerlicher Hinsicht bei. (Daneben aber gibt es etwas Geistiges, etwas Metaphysisches.)

Google



ZWEI UNVERÖFFENTLICHTE HANDZEICHNUNGEN VON AUGUSTE RODIN IN PARIS (s. S. 957)

Go gle



Go gle

Sie sind als tätige Arbeit an den Problemen der Gegenwart, als kräftiges Bollwerk gegenüber den langatmigen, theoretischen Auseinandersetzungen (die nur Behauptungen und zwar unbewiesene sind) gewisser Kritiker zu betrachten, die immer wieder sich Mühe geben, zu beweisen, daß die Frau keine Persönlichkeit sein kann, also nie in irgend einem Sinn schöpferische Arbeit leisten könne. Kurzsichtig vergessen sie das Zukünftige über dem Gegenwärtigen und verwischen das Notwendig-Praktische mit dem Geistigen und vergessen vor allem, daß es sich nicht um die künstliche Schaffung weiblicher Genies handeln kann, sondern um die ehrliche Beantwortung drängender, wirtschaftlicher Fragen, um die Frage vor allem, wie die Frau ihre Kraft gewinnbringend verwerten kann. Gegen diese tatsächlich sich immer mehr durchsetzende, wirtschaftliche Entwicklung angehen wollen, dazu gehört geistige Blindheit oder böser Wille.

Mit diesen Fragen die Frage, ob die Frau schöpferisch tätig sein könne, verquicken wollen, zeugt von Unklarheit im Durchdenken von Problemen. Wie können wir jetzt schon darüber richten? Das sind letzte Dinge, über die uns noch kein Urteil zusteht. Alles, was ist, kann wirken.

Soll der Mann — kann man dagegen halten — vielleicht deshalb aus dem Wirtschaftsleben gestrichen werden, weil aus der unzähligen Masse nur selten Genies aufragen?

Diese ganze Verquickung wirtschaftlicher und künstlerischer Fragen zeugt nur von der mangelhaften Differenzierung im Denken, von der Begrenzung im sozialen Empfinden, von der Enge der Weltanschauung, die im Fachlichen beharren bleibt. Es ist dieselbe verknöcherte Auffassung, die die Arbeiterbewegung wegdekretieren möchte, weil sie sich über Menschen ärgert, die über ihren Horizont, wie es heißt, hinausstreben, und die darum zu beweisen bemüht ist, daß die Primitivität hier jede Geistigkeit ersticke. Das Reale aber ist Vorbote des Geistigen. Und auch hier ist das Reale das Machtvolle, gegen das nicht anzugehen ist. Und es ist Vorbote des Geistigen. Das Volk ist die Grundlage. Aus diesem Boden wachsen die genialen Begabungen, und das Werden entzieht sich der kleinlichen, nachrechnenden Kontrolle. Und je höher die allgemeine Entwicklung steigt, um so imponierender kann das Genie und muß es sich entwickeln. In unserer Zeit allerdings ist der notwendige Abstand schwieriger und größer. Früher war es leichter, sich auffällig abzusondern, sich strahlend abzusondern von dem dunklen Hintergrund der allgemeinen Unwissenheit einer dumpfen Masse.

Das ganze Problem der Frauenbewegung läßt sich dahin zusammenfassen: Hier sind Kräfte, die wirksam werden wollen. Wie sie wirksam werden, wohin sie treiben und drängen, welches Ziel sie finden — die Zukunft wird es erweisen.

Doch dies sollte nur nebenbei bemerkt werden. Die praktischen Probleme, die sich in den Bestrebungen des Mutterschutzes und in all den Versuchen, der Tätigkeit der Frau die Wege zu ebnen, ihr Gebiete zu erobern, berühren, so wertvoll sie sind, sie sind noch nicht das eigentliche Problem, das menschliche Problem, das Problem der Ehe. Es sind Vorstufen.

II.

Was aber hier in Frage steht, das ist die Ehe.

Die Ehe in diesem Sinne ist eine innerlich-persönliche Angelegenheit. Eine Angelegenheit zwischen zwei reifen Menschen; für die das Kind höchstens ein äußerlicher Ausdruck eines schon und sowieso bestehenden Innerlichen ist. Die Ehe ist in dieser Auffassung Sinnbild einer Weltbeziehung; der Beziehung zu einem Teil des Seienden, das ganz anders ist wie ich, an dem ich wachse, leide, mich bereichere, das ich vielleicht verlasse, um es leuchtender wiederzufinden.

Diese Beziehungen sind das Wertvolle. Das ist die Ehe. Wenn diese Auffassung besteht — die nicht bewußt zu werden braucht —, kann man von Ehe reden. Ob ein Kind vorhanden ist oder nicht, ist nicht von Belang. Es kann freie und große Menschen sogar stören; man soll nicht so schematisch urteilen. Das Jahrhundert des Kindes wird dann zur Kinderei des Jahrhunderts.

Die Fortpflanzung ist das Natürliche, eine physische Angelegenheit; sie kann da sein ohne

Google

eheliche Beziehung, d. h. ohne daß die beiden Menschen (mögen sie verheiratet sein oder nicht) das kennen, was ich „Ehe“ nenne, den Komplex der innerlich-seelischen Beziehungen. Die Ehe ist etwas Geistiges, eine psychische Angelegenheit; sie kann sogar da sein ohne die physische Beziehung, die allmählich zurücktreten kann, d. h. ohne daß die beiden Menschen (mögen sie verheiratet sein oder nicht) die Fortpflanzung pflegen.

Und wie die Beziehungen des Menschen zum Weltganzen überhaupt geistiger Art sind, sowie er mit Bewußtsein sich diesem gegenüberstellt, so bildet schließlich auch der andere Teil, das ihm fremde Geschlecht nur das Mittel, hinüberzureichen in das Unendliche, das Mittel, an dem, in dem er erlebt, sich bereichert, sich wandelt und immer fester in dem Grund des Seelischen sich verankert. Wir haben uns zu sehr in etwas oberflächlicher Weise daran gewöhnt, einen Zustand „Ehe“ zu nennen, der durch allerlei äußere, nicht geistig-seelische Momente herbeigeführt ist und so nach außen hin einen „Zustand“ aufzeigt. Geld, äußeres Gefallen, Familienrücksichten, Bequemlichkeit, Tradition. Wir müßten unsere ganze, sonstige Höherentwicklung negieren, wollten wir in dieser Anschauung verharren, die vielleicht in primitiven Kulturzuständen richtig, ja notwendig war. Unsere Aufgabe, Kulturaufgabe ist es, dem Alten einen neuen Inhalt zu geben. Die Ehe ist kein Zustand, sondern ein Werden. Ein geistiges Werden.

Sie entwickelt sich neben diesen äußerlichen Faktoren — möglicherweise. Wenn nicht, die Ehe ist davon nicht berührt. Es ist dann gar nicht zur Ehe gekommen.

Wir sinken erst auf das Niveau einer primitiven Kultur herab und schleudern dann unsere Argumente und Anklagen gegen eine Institution, verfolgen sie vielleicht mit Haß als kulturfeindlich, behandeln sie mit Ironie und vergessen ganz, daß wir nur das lächerliche Abbild, die Fratze eines erhabenen Bildes in Händen haben.

Ueberhaupt: die Ehe ist nie. Sie wird immer. In Kampf, Erziehung, Unterliegen und Aufrichtung, in immer neuer Problemstellung. Sie ist in diesem Sinne ein Kunstwerk. Ein Kunstwerk des Erlebens, das all die Momente geistigen, seelischen, ästhetischen, sozialen Werdens, die sonst getrennt vorhanden sind, in praxi enthält.

Für viele genügt die tägliche Nahrungsbereitung, um ein Zusammenleben als Ehe bezeichnen zu können.

In höheren Ständen ist die Frage, von wem sich die Frau die teuren Toilettenausgaben bezahlen läßt, meist entscheidend. Ebenso umgekehrt: wer dem Mann durch Einbringen der Mitgift ein gutes Auskommen ermöglicht. Beide Spekulanten sind einander wert. Oder die Frage der Aufziehung der Kinder (ein schwieriges Problem, gelegt in die Hände von Unmündigen) gibt den Ausschlag.

Oder: Ehemann ist der, der am längsten durch sein Geschäft, seinen Beruf von seinem Hause ferngehalten wird. (Hausfreund der, der sich am längsten der Hausfrau widmen kann.)

Doch ist auch hier Vorsicht geboten. Man darf nicht zu schematisch urteilen. Diese Momente können nämlich andererseits bestehen: und es kann doch eine Ehe vorhanden sein. Man sieht, wie sehr sich die Ehe von all diesen äußerlichen Faktoren trennt. Sie hält sich abseits von der alltäglichen Straße. Ein Zeichen, daß eben neben diesem Aeußerlichen immer noch ein anderes da ist, das entscheidet. Während das erste — Arrangement ist.

(Auch darf man Formulierungen nicht zu schematisch auffassen. Uebertreibt man sie, so gilt oft das Gegenteil. Wenn in der Zukunftsehe — die vielleicht in seltenen Exemplaren schon besteht, denn von einem Nichtseienden zu reden, ist schwer — die Frau außer ihrer Arbeit noch kocht, so werden dazu zwingende, d. h. wirtschaftliche Gründe vorliegen. Man wird es ihr nur hoch anrechnen, wenn sie auch hier noch eingreift, solange keine anderen Möglichkeiten gegeben sind, und es wird dem Manne nicht schaden, wenn er mit Hand anlegt.)

Andererseits ist auch das zu beachten und bei der Mehrzahl der Ehen ist das der Fall. Es heiraten eine große Anzahl Frauen, die nichts anderes bieten können, als ihre Kochkunst (wenn man die übliche, schematische

Google

Nahrungsbereitung noch so bezeichnen kann), und sie tauschen dafür die Existenzmöglichkeit ein; es ist eine wirtschaftliche Abmachung.

Und zuletzt soll man nicht vergessen, daß bis herunter zu einfachen Verhältnissen Abflachungen einer Weltanschauung stattfinden, die die große Idee kaum noch erkennen lassen, für die ein anderes Maß gilt. Für viele mag dann die freundliche Nahrungsbereitung das sein, was in der wirklichen Ehe der geistige Austausch, die seelische Entwicklung ist, das natürliche Symbol intimen Zusammenlebens.

Es bleibt die Idee.

Diese Etappe gilt es zu erreichen.

Alle die sonstigen Reformbestrebungen geben nur den Grund. Sie bilden den Anfang. Sie zeigen den Weg zu dem Ziel. Sie sind gegenüber den Forderungen früherer Generationen vorgeschritten, sie bilden die Weiterentwicklung. Sie sind Ausdruck von Differenzierungen. Sie wühlen den Boden auf.

Aber es mag an der Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß es noch andere Ziele gibt, daß dies nur Aeußerlichkeiten, wenn auch unentbehrliche sind.

Diese Bestrebungen sollen bleiben und sie sollen sich ganz festsetzen in dem sozialen Leben des Volkes.

Aber es ist ein Zeichen einer möglichen Höherentwicklung — und dieses Weitergehen und Erarbeiten nennen wir doch erst Kultur —, wenn darauf hingedeutet werden kann, daß diesem Natürlich-Sozialen ein Geistiges entspricht, das ebenso gepflegt, vertieft und bereichert werden muß.

Der Beruf der Frau sei nur ein Mittel; und dieses Berufsleben gebe ihr nur die Möglichkeiten, selbständig denken, urteilen und fühlen zu lernen. Aber im letzten Grunde ist auch das nur äußerlich. Gibt der Beruf den Männern ein reicheres Innenleben? Er gibt nur die Möglichkeit. Und so bilde er für die Frau auch nur die Möglichkeit, ein reicheres Innenleben zu entwickeln. Wer einen Platz selbständig erobert und behauptet, wer arbeitet, der hat ein anderes Gesichtsfeld als die Puppe. Wer im Leben steht, lernt, vor Konsequenzen nicht zurückscheuen. So daß wir statt des ewigen, erotischen Geleiers weibliche Charaktere kennen lernen, die wissen, daß auch ihr Beruf nur ein Mittel ist, das auf etwas Anderes, Höheres hinweist, wodurch wiederum das Erleben des Mannes bereichert wird.

Wer in dieser eigentlich selbstverständlichen Gleichberechtigung eine Einbuße erblickt, der weiß nicht, daß jede Bereicherung des einen Teils dem andern zugute kommt. Und wer befürchtet, daß der Hochmut der Frau wachsen werde, der vergißt, daß gerade die feinentwickelte, bewußte Frau ihre Stellung zum Manne instinktiv sicher erfühlt. Sie kann sich nichts anmaßen, da sie etwas ist. Alles andere sind Durchgangsstadien, Uebergänge.

In diesem Sinne ist die Ehe ein Problem. Man kann darum herumgehen. Man kann sich darüber hinaus entwickeln.

Jedenfalls ist die Ehe kein juristisches Arrangement, wie es das soziale Leben will, keine moralische Frage, wie es die Sitte will, keine Fortpflanzungsanstalt, wie es der Staat will.

Sie ist überhaupt — das ist das Wesentliche — kein Zustand, der, einmal fixiert, bestehen bleibt und als gegeben genommen wird. Sie ist — ein Problem; das jedem ein anderes Gesicht zeigen kann, das immer verschieden beantwortet werden kann, an dem der einzelne sich entwickelt. Es ist darum so wechselnd, weil es eine innerliche Angelegenheit ist.

Ueber der wirtschaftlichen, der juristischen, der moralischen, der physischen Frage steht das Geistige, in dem sich erst der eigene Gehalt des Problems enthüllt. Wenn man paradox sein will, kann man sagen: die Ehe ist eine Angelegenheit des einzelnen. Denn das Zusammenleben gibt nur die Mittel her, den einzelnen zu bereichern, erleben zu lassen, zu verarmen, sich zu wandeln.

Und wenn wir dies alles ganz durchdenken, werden wir einsehen, was wir in uns selbst verloren haben. Es handelt sich hier nicht mehr um Rechte, die eine einzelne Gattung fordert, sondern um Verarmung im Erleben. Und unsere Kultur wäre eine andere, würden wir auch hier in jeder Beziehung unsere ganze Persönlichkeit einsetzen. Die Entwicklung der Frau wird dazu mithelfen.

Google

Beschwörung.

(Alexander Puschkin.)

Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung komponiert von

Friedrich Nietzsche (Bonn 1864).



Google

ruf' ich, harr' ich um Lei = la's wil = len: Zu mir, mein Lieb! Her = an! her = an!

dolce cresc.

Tempo I.

Zeig' dich, ge = lieb=te Huld = ge=stalt, wie dich mein Auge sah beim

p p cresc.

rit.

Scheiden: bleich wie der Win = ter = tag und kalt, ent = stellt vom letz=ten To=des = lei = den!

poco rit. poco rit.

a tempo

Schweb' wie ein fer = ner Stern her = an, wie lei = ser Klang, wie Win = des = we = hen,

a tempo cresc.

Go gle

wie ein Ge=sicht, schreck=lich zu sehn, mir al = les gleich! Her=an! her = an!

dolce cresc. L

Tempo I.

Ich ru = fe dich, nicht dar = um, nein! um schnö=den Mor=des

rit. p pf

an = zu = kla = gen, die dei = ner Ju=gend fro = hes Sein ver=nich = tet und zu Grab ge=

poco rit. poco rit.

Go gle

a tempo

tra=gen. Mich treibt in dei=nes Zau=bers Bann der Lie=bes=sehn=sucht Glut=ver=

a tempo cresc.

lan=gen. O laß mich dich se=lig um=fan=gen!

dolce cresc.

O sei du mein! Her=an! her=an!

L

cresc.

ff mf cresc. ff

Google

Richard und Minna Wagner an Theodor Apel in Leipzig.

Paris, den 20. Sept. 1840.

Mein Theodor,

in einer Lage, von der Dir selbst vielleicht der Begriff fehlt, — und in der ich mich gleichsam als am äußersten Ende der unglücklichsten Möglichkeiten angelangt betrachte, ist es der Freund meiner — leider hingeschwundenen Jugend, an den ich mich wieder wende, an ihn, der selbst durch die härtesten Schickungen geprüft wurde. Um allen Schein von Heuchelei zu vermeiden, schicke ich, was als der egoistischste Teil füglich zuletzt erwähnt werden sollte, sogleich an die Spitze dieses meines Briefes, nach Jahren wieder des ersten, das ist: ich bin im äußersten Unglück, und Du sollst mir helfen! — Dich wird eine trübe Bitterkeit anwandeln. Warum aber, oh mein Gott, — geht es mir so, daß ich selbst dieser Bitterkeit zu trotzen im Stande bin? — Was sollte ich nicht, wenn ich sagen muß: — seit einem Jahre lebe ich mit meiner Frau ohne einen Groschen verdienen zu können ohne einen Pfennig mein nennen zu dürfen? Ueberdenke, was in diesem Bekenntnisse liegt, und Du wirst begreifen, was mich vermag, den ersten Brief seit Jahren an Dich so zu eröffnen, wie es hier geschieht. —

Es ist über 4 Jahre, daß wir uns nicht sahen, — Du bist während dem blind geworden, und ich muß meinen ersten Brief an Dich so beginnen; — da hast Du ein Stück Schicksal, genug für uns Beide! —

Kaum hatten wir begonnen zu fühlen, daß wir in der Jugend unsres Lebens lebten, so sollten wir auch schon erfahren, daß sie zertreten werden könne; Dein Aufschwung sollte mit Blindheit, der meinige durch ewigen Mangel gelähmt werden. Als wir uns damals trennten, und ich dem Norden zuwanderte, — weißt Du, was mich damals für eine trübe Ahnung durchzuckte? — Es war die Ahnung, daß sich zweie die Hände drückten, die sich so nie wieder sehen sollten. Mein leichtsinniger Muth war längst angefressen durch das Misere, das sich meiner natürlichen, sanguinischen Schwungkraft anhängte. Mein Kampf war schwer und bitterer Folgen voll, denn ich sollte entsagen lernen, ich sollte meine ganze Natur bekämpfen. In keiner meiner Unternehmungen, mein höheres Künstler-Ziel zu erreichen, war ich glücklich; ich war so weit, daß man meine Oper in Berlin angenommen hatte; es bedurfte weiter nichts, als daß ich ein halbes Jahr dort mich aufhalten konnte, um den schwachen und wankelmüthigen Direktor, auf den ich jedoch persönlichen Einfluß hatte, immer unter Augen und Händen zu haben; — doch war ich arm, keiner wollte mich unterstützen. Ich gab es auf, wie ich seitdem so vieles aufgegeben habe, und ging nach Königsberg, wo mir eine Stelle zugesichert war. Dort heirathete ich; aber Mangel und Noth verfolgte mich. Zu der mir versprochenen Stelle konnte ich nicht gelangen, ich mußte mich so durchhelfen. — Damals erhielt ich endlich die erste Nachricht über Dich von Jemand, der Dich eben in Leipzig gesehen hatte. Von der Stunde an wußte ich, was meine Ahnung zu bedeuten gehabt hatte, aber nimmer hatte ich geglaubt, daß sie eine so grausame Erfüllung erhalten solle. — Wenn wir uns einmal wiedersehen, so frage mein Weib, wer ich von dieser Stunde an wurde! Die Aermste hat sehr darunter gelitten! Aller Frohsinn, alle[r] Freiheit, alle Offenheit wich von mir; ich kann Dir meinen Zustand nicht besser schil-

Google

dern, als wenn ich Dir sage, daß dieses das Jahr meines Lebens war, in dem ich fast keine Note komponirt habe, nichts entworfen, nichts erfaßt. Ich war sehr unglücklich! — Nach diesem Leidensjahr verbesserte sich meine Lage wenigstens im Aeußeren; ich erhielt eine gute und ehrenvolle Musikdirektorstelle in Riga. Dort habe ich zwei ziemlich ruhige Jahre verlebt; ich würde sagen können, daß ich dort anfing, mich wieder zu erholen, wenn ich nicht immer mehr hätte einsehen müssen, daß ich zu dieser Art, mein Brot zu verdienen nicht gemacht bin. In der fast leidenschaftlichsten Tätigkeit suchte ich Betäubung; mein Körper war aber nicht dazu gemacht, dem das nördliche Klima überhaupt ungünstig war. Ich verfiel in eine schwere Krankheit, ein Nervenfieber drohete mich für immer darnieder zu werfen. Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, so traf mich die Nachricht, daß mich während meiner Krankheit mein scheinbarer Freund Dorn auf die perfideste Weise um meine Stelle gebracht hatte! — Es war fürchterlich; in meiner Exaltation suchte ich mir aber Gottes Willen so zu deuten, als ob dieß Ereignis mir ein Wink sein sollte, noch nicht still zu stehen, und meinem höheren Lebensziel wieder nach zu streben. Ich raffte ein paar hundert Rubel zusammen, und erklärte meiner Frau, daß es nach Paris gehen sollte. Sie, die niemals leidenschaftliche Hoffnungen hegt, und voraussah, welchem Jammer wir entgegengingen, stimmte aus Liebe zu mir ein. Wir bestiegen ein Segelschiff und langten nach einer furchtbaren Seereise von 4 Wochen, nachdem wir dreimal durch Sturm an den Rand des Todes gebracht worden waren, in London an, von wo wir zunächst nach Boulogne-sur-Mer gingen. Schon war unsre Baarschaft so geschmolzen, daß ich fast für unmöglich hielt, uns nur ein paar Wochen in Paris halten zu können. Da führt mir mein wunderliches Schicksal in Boulogne Meyerbeer entgegen; ich mache ihn mit mir und meinen Compositionen bekannt, er wird mein Freund und Protector. Nun wußte ich, daß nur durch eine Protektion, wie die Meyerbeers, meine Angelegenheiten in Paris beschleunigt werden könnten; ich faßte Muth und beschloß es zu wagen. Was mir nun hier in Paris begegnet ist, oh, welch ein Gemisch von Hoffnungen und Niederschlagungen ist dieß! Meyerbeer ist unermüdlich meinem Interesse treu geblieben, — leider aber haben ihn Familien-Verhältnisse gezwungen, die meiste Zeit im Auslande zuzubringen; und da hier nur persönlicher Einfluß nützen kann, so konnte dieser Umstand nicht verfehlen, den lähmendsten Einfluß auf meine Angelegenheiten hervorzubringen. — Was mich aufrecht erhält, sind immer nur neue Hoffnungen, im übrigen kann sich jeder wohl leicht denken, daß meine Lage mit einer Frau und ohne einen Heller Verdienst — die fürchterlichste von der Welt sein muß. Mehr als einmal habe ich mir den Tod gewünscht; wenigstens bin ich gänzlich gleichgültig gegen ihn geworden. —

Mein Gedanke an Dich, mein Theodor, war stets nur dumpfe Wehmuth. Ausführliche Nachrichten über Dich erhielt ich nie, und was mir gemeldet worden war, — war entsetzlich! — Ist es wahr, daß Du Deine Freunde nicht mehr erkanntest?! — Mir war jedes Mittel benommen, Dich selbst nur zu trösten; und was konnte ich, ich Aermster! Du warst mir ein Freund, den ich betrauerte, der mir aber nicht mehr gehörte! — — Da, ganz vor Kurzem, erhalte ich umständliche Nachrichten über Dich durch eine Dame aus Leipzig, die Paris besuchte. Was ich da hörte, wie hat es mich

Google

tief erschüttert und gerührt, aber wie hat es mich auch erquickt und mit Hoffnung erfüllt! Ich erfuhr, daß Dein Uebel nur noch körperlich sei, und daß man selbst die gegründetste Hoffnung hege, auch davon Dich genesen zu sehen. Oh, wisse, daß dieß die einzige Nachricht war, die mich mit einem Ruck aus dem Abgrunde meiner Lage zu reißen im Stande war! Zur Bestätigung aller Aussagen, fügte man mir sogar hinzu, daß Du einen Band Gedichte herausgegeben habest. Du bist noch Dichter! Armer, armer Freund, — jetzt kannst Du singen, — sieh, Du hast das tiefste Leiden gelitten! Laß mich auf einen Augenblick mich aus meinem Pfuhl herausreißen, und Dir erklären: daß ich auch noch Dichter bin, oder vielleicht sind wir Beide jetzt erst es geworden. — Gott wird mir doch in diesem Augenblicke, als ob wir eben wieder vor einer schönen Aussicht zusammen dasäßen, und Du könntest sie wieder sehen! — Hoffnung, Hoffnung, mein Theodor, wir werden wieder sehen! — — Und siehst Du, wie ich in Dir, ganz Eins mit Dir gelebt habe; — mein eben fertig gewordenes Werk heißt: Rienzi, der letzte der Tribunen! Wer hatte die erste Idee davon? — Ich glaube auch, wir haben die Arbeit zusammengemacht! Wenigstens ist sie meine beste. — Laß Dir sagen, (— Sieh, ich fange schon an zu plaudern, als ob eben gar nichts vorgefallen sei! —) — unser Rienzi ist eine Oper in fünf Akten geworden. Ich hatte sie zur Hälfte fertig mit nach Paris gebracht; in der Anlage bestimmte ich sie wohl für hier. Bald aber lernte ich einsehen, daß ich wohl 2 bis 3 Jahre noch warten könne, ehe ich hier ein so großes Werk zur Aufführung bekäme, denn dazu muß ich mir hier erst durch kleinere Opern Ruf gemacht haben; ich entschloß mich also, um meine liebste Arbeit nicht umkommen zu lassen, die Oper im Deutschen fertig zu machen, und sie für ein deutsches Theater zu bestimmen. Ich habe Dresden gewählt; es ist gewissermaßen meine Vaterstadt und ich habe bereits allerhand vorbereitet, um zumal mit Meyerbeers Hülfe, die Oper dort zur sicheren Annahme zu bringen. Dazu erhält Dresden jetzt ein großes, würdiges Theaterhaus, — Tichatschek, und die Devrient sind geeignet für unsere Parthien; somit will ich hoffen, dort zu reüssieren. In einem Monat schicke ich meine Partitur ab; Anfang künftigen Jahres kann sie vielleicht schon ausgeführt werden, und ich würde dazu selbst hinreisen. — — Sieh, da sind wir wieder die Alten; Du hättest das Alles nicht gehört, wenn Du nicht einen Band Gedichte herausgegeben hättest! —

Sieh, mein Theodor, das sind so Blitze, wie sie manchmal aus meiner Nacht aufsteigen; sie erhellen mir aber dieses Düster noch nicht, denn, oh mein Gott — welche Hoffnungen sind mir nicht all schon zu Grunde gegangen! Fast würde ich einen gewissen Tod vorziehen; aber hier scheint man nicht so bald sterben zu können. Paris ist zu reich, zu reich an Aussichten und zu verschiedenartig, als daß es nicht immer wieder Hoffnungen darbieten sollte. So stehe ich gegenwärtig wieder in ziemlich günstigen Relationen mit der großen Oper wegen einer 2 oder 3actigen Oper, — „Der fliegende Holländer“ — von welcher mein eingereichter Entwurf des Sujets den größten Beifall erhalten hat. — Was ist da nicht wieder alles zu hoffen? —

Für jetzt hätte ich aber gern meinem armen Weibe Medicin gekauft! Wird sie diesen Jammer überleben, und werde ich den ihrigen ertragen? — Herr Gott, stehe mir bei! Ich weiß mir nicht mehr zu helfen! — Alles, Alles, — alle letzten Quellen

Google

eines Hungernden habe ich erschöpft; ich Unglücklicher hatte bis jetzt die Menschen leider noch nicht gekannt. Geld — ist das Fluchwort, was alles Edle vernichtet; mancher dienstwillige Freund erkaltet bei diesem Worte; Verwandte sind schon starr, ehe man es ausspricht; — und doch, mein Himmel, was ist oft alle Hülfe, ohne dieser wirklichsten vor Allen. Wer wahre Noth kennt, fühlt, daß sie nur damit gelöst werden kann. Damals, als Du mir ein Opfer nach dem andern brachtest, glaubte ich wirklich schon Noth zu empfinden. Oh, ich Blödsinniger, der ich Verlegenheiten für Noth hielt, jetzt habe ich sie kennen lernen. Den letzten kleinen Schmuck, das letzte nothwendige Geräth seiner Frau zu Brod gemacht haben zu müssen, und sie dann krank, leidend ohne Hülfe lassen zu müssen, weil der Erlöß der Trauringe nicht zureichte Brod und Arznei anzuschaffen, — wie soll ich dieß nennen, wenn ich früher schon von Noth sprach! — Mit einem Wort — Gott verzeihe mir's — ich habe dem Leben geflucht; — was kann ich Aergeres thun! Mein erstes Wort an den kaum wiedergefundenen Freund ist: — sende mir schleunige Hülfe; mein Leben ist verpfändet, löse es ein! Somit: — ich gehe Dich um dreihundert Thaler an, und sei versichert, daß wenn Du sie mir schickest, ich bereits über 8 Monate davon gelebt habe, denn seit dieser Zeit habe ich außer Brod nichts mehr bezahlen können. Drehe auch Du mir den Rücken, — dann kenne ich mein Schicksal!

Sieh, das ist mein Ruf aus dem Elend! — Wird es weichen? Soll ich noch das Glück sehen? — Ich habe für diese Fragen nichts als einen bittren Seufzer! — Und doch giebt es Stunden, in denen ich mit einem Blick auf die Erbärmlichkeit so Vieler, die mir jetzt begegneten, stolz auf meine Lage sein könnte, wenn ich nicht mein gutes, armes Weib sehen müßte; — sie hat mir ihre Jugend geopfert, und ich kann nichts für sie thun, als — Dir diesen Brief schreiben. Ich thue dieß hinter ihrem Rücken, denn ich weiß, sie würde mir abrathen, weil sie keine Hoffnung mehr kennt. Ich thue es dennoch, schreiben mußte ich Dir jetzt, — mein Herz war zu voll, Dir dem Genesenden — nach 4 Jahren voll Unheil — Glück zu wünschen; — und konnte ich Dir schreiben, ohne so zu schreiben, wie es eben geschieht? Nein, — dann hätte ich Dir nicht als Freund geschrieben, — dann wäre mein Brief eine Visitenkarte geworden. Die wirst Du schon genug erhalten haben; — nimm dafür hier ein altes Theil Deiner selbst hin; ein neuaufgefundenes Stück mit dem alten Inhalt.

Willst Du mir wieder einmal einen glücklichen Tag machen, schreibe mir umgehend; bis dahin will ich mich freuen und hoffen, daß wir wiedersehen mögen! Ach! Wiedersehen! Wiedersehen! Im Glücke? — Mein Theodor, hoffen wir! Jedenfalls werden wir dann unendlich mehr werth sein? Mögen wir es auch uns sein!

Gott befohlen, mein Freund!

Paris; 25 rue du Helder.

Dein

Richard Wagner.

Sehr geehrter Herr Apel,

Möge es Sie nicht verwundern, wenn Sie von mir einen Brief erhalten, und zwar einen Brief dieses Inhaltes. Gott sei mein Zeuge, daß ich lieber gewünscht hätte, Ihnen in Ihrem Unglücke einmal tröstend nahen zu können, als so durch eine Bitte um Theilnahme Sie beunruhigen zu müssen. Leider aber kann ich nicht Herrin

Google

meines Schicksals werden, und muß mich jetzt an Sie wenden, um mich vor Verzweiflung zu schützen. — Wenige Worte werden hinreichen, Sie über den Anlaß meines Briefes aufzuklären; — heute früh hat mich Richard verlassen müssen, um das Schuldgefängniß zu beziehen; noch bin ich fürchterlich aufgeregt, daß mir alles vor den Sinnen schwirrt; das einzige, was mich eben wieder in den Stand setzt, meine Gedanken etwas kalter zu sammeln, ist ein Brief des Herrn Laube, der so eben ankommt und den ich in Richards Abwesenheit erbrochen habe. Er nimmt mir auf der einen Seite alle Hoffnungen, unserm Unglück aufgeholfen zu sehen, auf der andern Seite giebt er mir aber den Muth, meinen letzten, — ich gestehe es — einen Verzweiflungsschritt zu wagen. — In diesem Brief schreibt Herr Laube, daß es Ihnen unmöglich sei, die von Richard erbetene Summe von Ihren Einkünften entbehren zu können, zugleich aber erzählt Herr Laube, daß Sie freundlich und theilnehmend sich geäußert hätten; wenn Sie wüßten, werther Herr Apel, wie sehr wir an die Unfreundlichkeit und Theilnahmsloßigkeit derjenigen gewohnt sind, die wir genöthigt waren um Hilfe ansprechen zu müssen, so würden Sie sich erklären können, daß diese Nachricht meine Hoffnung einigermaßen wieder belebte. Was bliebe mir Aermsten auch übrig, wenn ich nicht einmal auf eine geäußerte Theilnahme Hoffnung gründen dürfte. Suchen Sie also vor allen Dingen darin was mir den Muth giebt, mich an Sie zu wenden. — Mein armer Mann, der als Fremder nicht einmal die Vortheile genießt, die [in] dergleichen Lagen dem Einheimischen zu gute kommen, ist in den Händen eines hier ansässigen Deutschen, der mit solcher Hartnäckigkeit gegen ihn verfährt, daß ich durch Erweichung hier auf keine Erlösung rechnen kann. Was ich nun anfangen soll, ist mir in diesem [Augenblick] noch ein Chaos; hätte ich selbst die Mittel, mich von Paris zu begeben, so würde ich doch nun und nimmermehr Richard in dieser Lage verlassen, denn ich weiß, er ist nicht durch Leichtsinn in dieselbe gerathen, sondern das edelste und natürlichste Streben eines Künstlers hat ihn so weit gebracht, wie ohne besondere Hülfe leider wohl jeder kommen mußte. Ich hatte nur nach großen Wiederstreben in seinen Plan gewilligt, nach Paris zu gehen; je vertrauter ich jedoch nun mit seinem hiesigen Vorhaben geworden bin, jemehr sehe ich ein, daß es nur an Mangel einer hinreichenden Unterstützung liegen wird, wenn er hier zu Grunde geht, und sein Ziel nicht erreicht, was ihm sonst wohl beschieden sein könnte. Er hat sich jetzt wirklich schon so weit gebracht, daß er bald auf die Früchte seiner Bemühungen Ansprüche machen kann, und es sind nur die Opfer, die es bis hieher gekostet hat, die sich ihm jetzt in den Weg stellen, er hatte Arbeit, und nahm fast schon genug ein, als ich brauche um ihn seine kleine Wirthschaft mit Sparsamkeit zu führen; das heutige Ereigniß macht aber alles [zu] Nicht. Endlich z. B. hat er es so weit gebracht, daß in einem großen Conzert etwas von ihm aufgeführt werden soll, in 14 Tagen sollte die Ouvertüre zu seinem Rienzi, die er eben fertig gemacht hat, und der Alle großen Erfolg versprechen, aufgeführt werden; ohne seine persönliche Anwesenheit bei der Probe ist dies aber nicht möglich. Soll man darüber nicht in Verzweiflung fallen? — Was kann ich anfangen, mit meinem Weinen richte ich Arme Verlassene nichts aus; sollte es wirklich so mit uns enden? Sollten Sie, der Sie seit so lange meinem Richard ein freundschaftliches Herz erhalten haben, ihn uns untergehen lassen, weil es sich hier um ein außergewöhnliches Opfer handelt? — Verzeihe

Google

mir Gott, — ich kann mir nicht denken, daß es so mit uns enden sollte. — Messen Sie meiner unbeschreiblichen Lage es zu, wenn ich in diesem Augenblicke vielleicht die Gränzen des Anstandes überschreite, indem ich Ihnen eine Zumuthung stelle, wie sie eben die Verzweiflung eingiebt. Zu meinem Schrecken habe ich früher einmal erfahren, wieviel Ihnen Richard schon schuldet; Sie haben ihn damals durch ihren Credit Geld verschafft; — was war aber seine damalige Lage gegen unsere jetzige? Sollte nicht ein solches Opfer jetzt ungleich besser angewendet sein, weil jetzt auch die Aussicht vorhanden ist, eine ähnliche Schuld im Laufe eines, höchstens zweier Jahre gewiß wieder bezahlen zu können? Glauben Sie mir, daß ich für gewöhnlich Richards exaltirte Hoffnungen nicht theile; jetzt aber weiß ich aus seiner eignen Bekannten Munde, daß er nur noch einen Schritt vorwärts zu thun hat, um an sein Ziel zu kommen. — Mein Gott, was soll ich hier Alles noch sagen? Mir fehlt die Ruhe, um mich klar gegen Sie aussprechen zu können; ich werde nachholen, was ich hier versäume. Das Einzige was ich heraus bringe ist: Hülfe, Hülfe! Bringen Sie Richard ein großes Opfer, suchen Sie es schleunig möglich zu machen, und Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Richard's dankbare[s] Herz und mein Gebet zu schwach dazu sein sollten. — Ich kann nichts mehr hinzufügen; Gebe der Himmel, das meine Bitte erhört werde, und unser Dank wird keine Grenzen kennen. Herzliche Wünsche für Ihr Wohlsein von

Ihrer
ergebenen Freundin
Minna Wagner.

Paris den 28. Ocber 40
25 rue du Helder.

Paris d. 17. November 40.

Werthester Herr Apel,

Zunächst fühle ich, habe ich Sie um Verzeihung zu bitten, wegen der Art und dem Ungestüm, mit welchem ich letzthin Ihnen schrieb; es wird mir klar, daß meine heftige Aufregung wenig geeignet sein konnte, Ihre Theilnahme für unser Schicksal zu steigern, dafür, daß ich richtig urtheile, spricht Ihr Schweigen. Haben Sie aber die Güte, diese meine Aufregung, die Sie wahrscheinlich unangenehm berührt, wenn nicht gar verletzt hat auf Rechnung meines großen Elendes und des betäubenden Schlages zu setzen, der mich am jenen Tage traf. Seitdem bin ich ruhiger geworden; so viel mehr. Ich war bei Richard, und habe ihm Ihren werthen Brief übergeben, er dank[t] Ihnen herzlich dafür; ich habe ihn zugleich getröstet mit dem Vertrauen auf Sie, und ihm die Hoffnung erweckt, daß Sie sich in Betracht so außerordentlicher Umstände zu einem außerordentlichen Opfer entschließen würden. Ich gestehe Ihnen, daß ich täglich auf eine Erfüllung meiner verzweiflungsvollen Bitte geharrt habe. Richard ist krank, um ihn zu pflegen möchte ich gern zu ihm ziehen; da dieß jedoch unbezahlbare Kosten verursachen würde, so muß ich ihn in dieser Hinsicht Gottes Schutz überlassen, um auf der andern Seite zu versuchen, was in meinen Kräften steht, um die Schuld zu tilgen, die uns in diese Lage bringt.

Richard's Gläubiger schickte gestern zu mir, und hatte die Unverschämtheit, mir zuzumuthen, daß ich an Richard's Schwager, H. Brockhaus schreiben möchte, um bei ihm die Bezahlung der Schuld auszuwirken. Er kennt also diese Verwandschaft und es

Go gle

wurde mir nun klar, auf welche Aussicht hin er so hart gegen meinen Mann verfährt. Richard aber so als ich, wir würden lieber Jahre lang eine solche Lage ertragen, als unsern Schwur brechen, seinen Verwandten je mehr zur Last fallen. Jedoch hat mich dieser Auftritt bewogen, mich noch einmal an Sie zu wenden, auf die Gefahr hin, als zudringlich von Ihnen abgewiesen zu werden. Ich als Vermittlerin bin vielleicht fähiger, als Richard es ist, Sie um ein Opfer anzugehn, den[n] ich spreche für einen Andern, weniger für mich. Ich kann mich mit Ihnen gleich stellen, denn auch ich habe ihm Opfer gebracht, ich habe mein ruhiges selbständiges Loos aufgegeben, um mich an das seinige zu fesseln, den es bestimmt zu sein scheint erst durch die heftigsten Stürme und Prüfungen an sein Ziel zu gelangen. Ich erfülle daher jetzt eine heilige Pflicht, ja vielleicht bringe ich selbst ein Opfer, indem ich Ihnen noch einmal schreibe. — Sie entgegnen in Ihrem Briefe an Richard, daß es Ihnen unmöglich sei, mehr für ihn zu thun, als Sie zugleich thaten. Daß Sie selbst dieß thaten, giebt Ihren guten, edlen Willen zu erkennen, daß Sie, ohne den gewöhnlichen Etat Ihrer Ausgaben zu überschreiten, ihm kein größeres Opfer bringen können, muß ich ebenfalls glauben, da Sie es versichern. Lassen Sie mich aber, ohne mich weiter damit brüsten zu wollen, erzählen, was ich als Mädchen für meinen Bruder that, der mir in gewissen Beziehungen vielleicht ferner stand, als Ihnen Richard. Jener sollte in Leipzig studieren, meine Aeltern aber konnten ihn nicht unterstützen, ich übernahm es, in Zeiten, wo mir es bei dem schlimmen Cassen-Bestand der Theater-Direction oft an 4 Groschen fehlte um Mittag-Essen holen zu lassen; ich versetzte denn meine Ohrringe und d. gl. die mir für das Theater oft unentbehrlich waren, schickte das Geld meinem Bruder, der dafür etwas lernen sollte, und behielt mir nur drei Pfennige zurück, um mir dafür ein Brödchen zu kaufen, das ich auf einen Spatziergange um die Stadt als Mittags-Mal verzehrte, während ich bei meinen Wirthsleuten vorgegeben hatte, daß ich irgend wo zu Tische ausgebeten sei. — Sollte denn nur der Arme und Dürftige das Gefühl haben, Opfer dieser Art zu bringen? Sollte der Vermögende den es verhältnißmäßig so unendlich viel leichter werden könnte, über all sein Vermögen nicht die Mittel finden, auf ähnliche Art zu helfen? — Man kann mir einwenden, das war für einen Bruder; — für einen Bruder wäre es aber auch nicht zu viel, wenn man die Hälfte seines Vermögens opferte, sollte der Freund denn aber nicht wenigstens ein Hundert-Theil werth sein. Und Richard war und ist Ihr Freund im eigentlichen Sinne; ich kann es bezeugen, denn ich kenne den Eindruck, den die erste Nachricht von Ihrem traurigen Schicksal auf ihn machte und bin Zeugin und Theilnehmerin der tiefsten Rührung gewesen, mit der er stets Ihrer gedachte, als er Jahre lang von Ihnen getrennt war Noch mehr, — es kommt mir zwar nicht zu mich darüber auszulassen, — in Richard ist ein schönes Talent zu retten, das seinem Untergange nahe gebracht wird, denn schon ist er so weit allen Muth aufzugeben, ohne dem ist seine höhere Bestimmung verloren. Es ruht vielleicht eine schwere Verantwortung auf denen, die sich jetzt Achsel zuckend von ihm wenden. Ich kann ihn nicht aufgeben; des wegen bin auch ich vielleicht die Einzige, die am lebhaftesten fühlt, wie schmachvoll es ist ihn verkommen zu lassen. — Ich bitte für meinen Mann für Ihren Freund, wollen Sie unsern Richard aufgeben, weil es sich darum handelt, durch Ihren Credit ihm schnell eine

Google

Summe zukommen zu lassen? Wahrlich das werden Sie nicht wollen, — denn die Sache so kleine angesehn, hängt es von Ihrem Willen ab; und dessen dürfen wir gewiß sein, — Ihr werther Brief spricht dafür, und die edle Gesinnung die Sie von jeher zeigten.

Ich habe das Meinige gethan, deß kann ich mich rühmen, Sie werden es nicht fehlen lassen, und Gott wird Ihnen durch Ihre baldige Genesung vergelten, sowie dadurch einen Freundschaftsbund aufs Neue unter uns errichten der nie untergehen wird.

Es empfiehlt sich mit herzlicher Achtung

Ihre ergebenste
Minna Wagner
25 rue du Helder.

P. S. Wenn Sie sich entschließen, so bedarf es wohl nicht erst der Erwähnung, daß die größte Eile eine wichtige Bedingung ist, in jeder Hinsicht muß ich Sie bitten, die Sache wenigstens nicht mit Stillschweigen zu übergehen, da Ungewißheit das schrecklichste ist.

Leuthen. Ein Nachklang.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Was weiß die große Masse von Leuthen! Das Lied jenes Grenadiers am Abend der Schlacht — die Potsdamer Wachtparade — vielleicht noch etwas von den Granitsätzen der Rede des Königs am 3. Dezember im Lager von Parchwitz.

Für uns Preußen bedeutete es Schlesien. Der Sieg eines großen Geistes einer Stahlnatur, über ein Heer von Feinden. Weit über die Grenzen des Vaterlandes feierte man den Sieg und den königlichen Feldherrn, der ihn errungen, am lautesten in England, wo seit Leuthen der Geburtstag des Königs wie der des eignen Herrschers geehrt wurde. Eine allgemeine Begeisterung, welche selbst in beiden Häusern des Parlaments widerhallte und wesentlich zu dem neuen glücklichen Subsidienvertrag des Jahres 1758 beitrug. Freilich, nicht ohne Eigennutz. Die väterlichen Erblande waren im Spiel. Und doch, wie gering hatte Lord Mitchell, der englische Gesandte, noch am 24. Oktober den König bewertet, als er einen Brief desselben an seinen Monarchen, Lord Holderneſſe, sandte: My Lord, I must not conceal from you even my apprehensions and fears, it is my duty to speak out on this important and most unhappy occasion. I think all assistance from England will come too late to save the King of Prussia. I fear the French and Austrians will be in possession not only of Berlin, but of the greatest part of his hereditary country before Christmas next . . .

Und wie erstrahlte in Breslau der Christbaum 1757. —

36 Stunden hatte der König auf demselben Pferde im Sattel gesessen, als er am 19. Juni nachmittags 3 Uhr im Lager vor Prag aus dem Sattel stieg — und zusammenbrach. Physisch, aber wie in Oetscher, nach Kunersdorf (12. Aug. 1759), die physische Entkräftung war auch begleitet von einem völligen momentanen Nervenchoc. Und was hatte in den letzten 36 Stunden auch sein Hirn zermartert. Immer wieder hatte er auf dem Felde zwischen Krzeczorz und Chozemitz gerungen mit dem Siege, und als Pennavaires Kürassiere versagten, Seydlitz' Schwadronen ermatteten, Zieten gegenüber Nadasdy nicht vom Flecke kam, die Bataillone Hülsens, Treskows und Manstein's vor den feuerspeienden Höhen zerschmettert zusammenbrachen, da sammelte er selbst noch 40 Mann vom Regiment Anhalt

Google

und führte sie vor gegen die österreichische Batterie südlich Chozemitz. Auch sie zerstieben wie Schneeflocken im Winde. Allein ritt er weiter, den Feuerschlünden entgegen. Major Grant rief ihn in die Wirklichkeit zurück. „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?"

Nach dem kühnen Einbruch in Böhmen nach der Schlacht bei Prag und der Einschließung der Armee des Prinzen Karl war anscheinend der Gipfel des Ruhmes erklommen. Wie siegesgewiß ist der Brief an die Königin-Mütter nach Prag: Mes frères et moi nous nous portons encore bien. Toute la campagne risque d'être perdue pour les Autrichiens, et je me trouve libre avec 150 000 hommes. Ajoutez à cela que nous sommes maîtres d'un royaume qui est obligé de nous fournir des troupes et de l'argent. Les Autrichiens sont dispersés comme de la paille au vent. J'enverrai une partie de mes troupes pour complimenter Messieurs les Français, et je vais poursuivre les Autrichiens avec le reste de mon armée . . . Noch ein Sieg über Daun, und er glaubte, den Frieden in Wien diktieren zu können.

Und nun dieser furchtbare Rückschlag. Diese schweren 36 Stunden aufreibendster Tätigkeit, seelischer Aufregungen, körperlicher Kraftersch öpfung wirkten läuternd auf seinen großzügigen Charakter. Der lorbeerbekränzte Feldherr wurde zum selbstkämpfenden Ringer. Eisen wurde im Feuer des 18. Juni zu Stahl.

Aus Brandeis am 20. Juni schrieb er an den Prinzen Moritz: „. . . Das Herz ist mir zerrissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen." Und am 24. an den Prinzen von Preußen, dessen eiliger Rückzug über Zittau nach der Lausitz demnächst zum Zerwürfnis der zwei edlen Brüder führen sollte: . . . „Eine gute Viertelstunde kann uns das Uebergewicht über unsere Feinde wiedergeben, fehlt sie uns aber, so müssen wir kämpfen bis ans Ende für das Wohl des Staates." Eine zweite verlorene Schlacht müsse mit seinem Untergang enden, deshalb wolle er sich hüten, eine solche zu wagen, sie aber nicht scheuen, sobald sich eine günstige Gelegenheit darböte — so äußerte er sich am 28. Juni zum englischen Gesandten.

Welch harte Prüfungen aber sollten noch über ihn hereinbrechen, ehe die günstige Gelegenheit kam. Welch eine Fülle schwerer Schicksalsschläge hämmerten noch vorher auf die Heldenseele ein.

Jener Rückzug aus Böhmen. Dann der Tod der geliebten Mutter. Am 1. Juli schreibt er seiner Schwester, der Prinzessin Amalie: „Tous les malheurs m'accablent à la fois . . . peut-être le ciel a-t-il retiré notre chère mère, pourqu'elle ne vît pas les malheurs de notre maison . . . Am 6. Juli an die Markgräfin von Bayreuth: . . ma situation devient difficile par le nombre de mes ennemis. .

Dann greift die Sorge um die Existenz des Staates mit immer gierigeren Fingern nach seinem Herzen — fast zermalmend. Hastenbeck (26. Juli) und die Konvention bei Kloster Zeven (8. Sept.) beraubten ihn der Hülfe der Verbündeten. Und im Osten die Niederlage des Feldmarschalls Lewaldt bei Groß-Jägersdorf (30. Aug.). Schon nach Hastenbeck drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß seine Lage eine verzweifelte sei und nur durch eine verzweifelte Tat zu retten (am 5. Dez. abends im Schlosse zu Lissa, nachdem er ein Ragout von den Tafelresten der österreichischen Offiziere zu sich genommen, fragt er unvermittelt den Besitzer, Baron Mudrach: „Kann Er Faro spielen?" und auf ausweichende Antwort: „So weiß Er doch, was Va-banque ist? Das habe ich heute gespielt.") Am 25. Juli in Pirna äußerte er sich zum Oberst v. Krockow, der ihm über den Rückmarsch der Armeeabteilung des Prinzen von Preußen berichtete: „Meine Wahl ist getroffen. Ich will eine Schlacht liefern und sieggekrönt sterben." Daher sein Vormarsch auf Zittau am 18. Aug. Er wollte dem österreichischen Hauptheer ans Leder, dort lag die Entscheidung. Der große Schlag mußte gewagt werden. Doch: 50 gegen 100 000 — 1 : 2 und diese in fast unangreifbarer Stellung. Trotz Winterfelds brieflichem Angriffsrat vom 5. Aug.: Hat man nur eine seiner vordersten Batterien stille gemacht, kann man ihn hardiment attackieren — gelang es dem Prinzen Heinrich, ihm den Angriff auszureden. Dieser Bruder trat ihm stetig näher. Bei Prag

Go gle

hatte er seine Tapferkeit erkannt, seine Führereigenschaften im Laufe des Feldzuges immer mehr schätzen gelernt. So willigte er ein und zog ab. Man zeigte sich die Zähne ... bis später ... 5. Dez.!

Nichts kann den König mehr zur Verzweiflung bringen in jener Zeit als Zurückgehen. Als Fürst Moritz mit 15 Bataillonen und 20 Eskadrons südlich Pirna bei Cotta zur Deckung Dresdens stand (gegen Laudon und Nadasdy) und nach einem kleinen Gefecht bei Godtleuba am 14. Aug. nach Sedlitz zurückging, schrieb er ihm äußerst scharf: „Ich hatte mir nicht eingebildet, das nach meinem expressen Befel Kota nicht zu verlassen, sie doch allda Weck Marschieret wären, Laudon hat kaum 2500 man, ich bin gar nicht mit ihrer conduite zu friden, gehen Sie die Churken auf dem Halse und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf, hier ist keine Complesance vohr den Printzen sondern der General mus seine Schuldigkeit thun, Sonsten hört alles auf. Wohr ist die Ehre der preußen vohr 2500 man laufen ein general von der Infanterie mit 14 Bataillons und 20 escadrons zurücke wan ihr Vahter diesses im Grabe hörte So würde er sich umkehren."

Noch schlimmeres mußte der Gen. v. Finck in Dresden zu hören bekommen: „Ihr lasset euch alle ins Bockshorn jagen, man sollte sagen 10 Oesterreicher währen besser wie 50 Preußen, schämet euch alle miteinander und habet Haare auf eure Zähne, sonsten werde ich glauben müssen, ich kommandire eine Armee alte Huren." (Diesen etwas eigentümlichen Vergleich wendet er im November auch gegenüber dem Herzog von Bevern betreffs der Generäle Kyau und Lestwitz an.)

„Bald hätte ich vergessen Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese weiß ich für ihn: erhalte Er sich mir." Dies die Worte, mit denen der König Winterfeldt am 25. Aug. in Bernstadt entließ. Bei Moys (7. Sept.) fiel Winterfeldt. Erst eine Woche später erreichte den König die Trauerbotschaft. „Wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden können, aber ich werde keinen Winterfeldt wieder kriegen." Und den Winterfeldt hat er nicht mehr gefunden. Zwischen beiden bestand eine fast ideale Ideengemeinschaft. Mensch und Soldat waren dem Könige sympathisch. Er war wohl der einzige, dessen Rat der König einholte. Auch geistiger Mitarbeiter bei dem großartigen strategischen Entwurf zum Einmarsch in Böhmen.

Sodann: der Franzmann und les cercles in Preußens Westen, in Hessen und im Halberstädtischen. In Pommern die Schweden, auch die Uckermark ausplündernd. Haddicks Zug nach Berlin (16. Okt.). Die Flucht der Königin und des Hofes nach Spandau. Der Verlust der Lausitz, die Unsicherheit aller Verbindungen, Reichsacht. In Schlesien endlich der Kern des Unglückskometen: das starke österreichische Heer und die Bedrängung Beverns.

Niemals aber kommt in seiner offiziellen Korrespondenz das Beklemmende der Situation, die Seelenmarter zum Ausdruck. Nur an Freunde, an D'Argens, an die Markgräfin von Bayreuth. Daneben liest er Lucrez, besonders Racines Mithridates beschäftigt ihn sehr — freilich die Giftphiole, die er stets bei sich führte, hatte sorgende Hand längst mit unschädlicher Substanz gefüllt... Und in dieser Zeit der inneren und äußeren Bedrängnis schreibt er die „Raisons de ma conduite militaire". So sucht der Große in dem bewährten Heilmittel der Arbeit das Trostmittel für seines Schicksals Wunden.

Die beiden Briefe vom Juni und 19. Juli an den Marquis D'Argens aus dem Lager bei Leitmeritz spiegeln seine Seelenstimmung wieder: La resource de ma douleur est dans le travail journalier que je suis obligé de faire et dans les continuelles dissipations que me fournit le nombre de mes ennemis. Si j'avais été tué à Kolin, je serais à présent dans un port où je ne craindrais plus les orages. Il faut que je navigue encore sur cette mer orageuse, jusqu'à ce qu'un petit coin de terre me procure le bien que je n'ai pu trouvé dans ce monde-ci. Adieu mon cher. Je vous souhaite la santé et toutes les espèces de bonheur qui me manquent.

Und später: Mon cher Marquis! Regardez-moi comme une muraille battue en brèche par l'infortune depuis deux ans ... Cependant ne pensez pas que je démolisse. Dussent tous

Google

les éléments périrent je me verrai ensevelir sous leurs débris avec le sang-froid dont je vous écris . . . Voilà l'époque du stoïcisme. Les pauvres disciples d'Epicure ne trouveraient pas, à cette heure, à débiter une phrase de leur philosophie . . . Enfin que me reste-t-il pour me trouver dans la situation du pauvre Job . . . La philosophie, mon cher, est bonne pour adoucir les maux passés ou futurs, mais elle est vaincue par les maux présents."

Gegen den Herzog von Bevern brach er am 24. Auguſt abends, als der Unglücksbecher noch lange nicht gefüllt war, in die Verzweiflungsworte aus: „Wenn ſie (in Schleſien) eine Schlacht gewinnen, Lewaldt die zweite und ich die dritte, ſo bin ich dennoch verloren."

Der Tag der tiefſten Depreſſion war unbedingt der 12. Oktober. Seydlitz und Prinz Moritz ſind nach Berlin entſendet, dem Haddick zueilt. Beverns Armee in Schleſien iſt durch Uebermacht bedroht. Die Gewißheit drängt ſich ihm auf, daß die Sonderunterhandlungen mit Frankreich keinen Erfolg zeitigen. An die Markgräfin, ſeine ſchweſterliche Seelenergänzung, ſchreibt er zwei Briefe. Sodann hat er ein Geſpräch mit Prinz Heinrich, das uns das Tagebuch des Grafen V. A. Henckel von Donnersmarck aufbewahrt hat. Hier einige Stellen aus den erſteren . . . Enfin ma chère sœur cela parait une chose faite; le sort ou un démon ont résolu la chute de la Prusse, il a fallu que tout y concourût: des alliances contre nature, des haines, sans qu'on leur ait fourni d'aliments; des causes secondes et des malheurs réels

Und im 2. Brief . . . L'on veut me renvoyer à l'hiver, mais l'on me serre si fort à présent, et cela de tant de côtés, que je dois m'attendre aux plus grandes catastrophes entre ci et le mois de décembre . . .: Je suis dans une cruelle situation, dont la fin ne peut être qu'épouvantable et tragique.

Feuchter Augenglanz . . . zum Prinzen Heinrich: Ich halte für meine Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, daß mein Entſchluß gefaßt iſt. Briefe melden mir, daß ich von Frankreich nichts zu erwarten habe, meine Emiſſäre müſſen übermorgen nach Naumburg zurück ſein. Ich weiß, daß ſie mir wenig Tröſtliches bringen, indeß will ich ſie noch anhören, mich dann aber krank ſtellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Der Zuſtand, in dem ich mich befinde, iſt nicht länger zu ertragen und ſchlimmer als der Tod". Am Abend deklamierte er mit Leidenſchaft Racines Mithridates . . . die Phiole . . . Pflichtgefühl — (der erſte Diener des Staates) — riß ihn wieder empor. — Zur Höhe von Roßbach und Leuthen.

Welch feſte Ruhe kommt über ihn, als er den Entſchluß gefaßt hat, nach Schleſien zu marſchieren (10. November). Denn Roßbach hatte er doch nur als einen Durchgangsſieg zur ſchleſiſchen Entſcheidung betrachtet. Je vous envoie, comme vous l'ordonnez, la relation de nos sottises heroiques **ſchreibt der König fünf Tage nach Roßbach aus Leipzig an die Markgräfin von Bayreuth. Weder der Fall von Schweidnitz noch der Verluſt der Schlacht bei Breslau (22. November) ändern daran. Mild und gütig empfängt er im Lager von Parchwitz (2. Dezember) die dort geſchlagenen Truppen, deren Führer ein heiliges Donnerwetter erwartet hatten. Dann trifft er alle Vorbereitungen für ſeinen Tod. Eichel erhält Inſtruktion, was zu tun. Am 28. November ſchreibt er ſein Teſtament — das kleine** — en philosophe, **nur 15 Zeilen:** J'ai ordonné à mes généraux tout ce qui se doit faire après la bataille, en cas de bonheur ou de malheur. Quant au reste, pour ce qui me regarde, je veux être enterré à Sans-Souci, sans faste, sans pompe et de nuit. Je ne veux pas que mon corps soit ouvert, mais qu'on m'envoie là-bas sans façon et qu'on m'enterre la nuit. Je lui (**Prinz von Preußen**) recommande mes aides de camp. Je recommande a ses soins tous mes domestiques.

Am 4. Dezember bricht er auf. Er will den hinter der Lohe ſtark verſchanzten Gegner angreifen — 35 000 Mann, wie er meint, der Feind nur wenig überlegen. War doppelt ſo ſtark. Und als er am 4. abends erkennt, daß die Oeſterreicher die Stellung aufgegeben, ihm entgegenmarſchieren — da bemächtigt ſich ſeiner eine ſtille Freudigkeit. „Der Fuchs iſt

Google

aus seinem Loch gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermut bestrafen", sagte der König zum Prinzen Franz von Braunschweig, als er am 4. abends zu Neumarkt in das Parolezimmer trat.

Leuthen selbst: die Normalschlacht. Bei Roßbach hatte er den Oesterreichern vorgemacht wie sie es am 5. Dezember hätten machen müssen: Seine Teten anfallen während des Flankenmarsches. Doch, wie das Kaninchen vor der Schlange, erwartete man untätig die Vernichtung. Zum einzigsten Male wurde Friedrichs Taktik oblique, stilrein durchgeführt. Prinz Moritz — Herr Feldmarschall — Ziethen, Retzow und Driesen — hätte ich dem alten Esel gar nicht zugetraut — darf man dabei nicht vergessen. Aber auch der König machte seine Fehler von Kolin wieder gut. Er sorgte für schwere Artillerie — die Brummer von Glogau — kräftige Unterstützung seiner Avantgarde, reichliche Munition und schnelleres Feuern.

„Je n'ai eu qu'un peu de sang-froid et beaucoup de bonheur."

Napoleon: La bataille de Leuthen est un chef d'œuvre de mouvements, de manœuvres et de résolutions, seule elle suffirait pour immortaliser Frédéric et lui donner rang parmi les plus grands généraux. Il attaque une armée plus forte que la sienne en position et victorieuse, avec une armée composée en partie de troupes qui viennent d'être battues et remporte une victoire complète sans l'acheter par une grande perte disproportionnée avec le résultat.

Er selbst, der König, genoß seines Sieges und seiner Folgen in Bescheidenheit und Mäßigung, nicht wie nach Prag, in hochfahrendem Stolze.

„Wenn je Preußen Ursache gehabt hat, das „Herrgott, dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist" (an Keith, 20. Dezember). Und aus Striegau, vom 28. Dezember an die Markgräfin:

Enfin, chère sœur, je respire,
Et ne respire que pour vous.
Le sort est las de son courroux.
La fortune vient de me rire.
Ces fiers Autrichiens de nos destins jaloux,
Dans les champs de Lissa dissous,
D'un triomphe idéal ont perdu le délire,
Et vont dans Bohême oublier leur dégouts.

Und satirisch:

N'oubliez pour le retour,
Des chemins qui vont dans Bohême.
De vous ménager le plus court.
A ce prix, après le carême
Revenez à condition
Qu'en obtenant permission
Nous prennions congé tout de même."

Und im Winter . . . in Breslau . . behagliche Geselligkeit . . . Musik, „mein bester Freund": die Flöte.

Ein wahrhaft königliches Weihnachtsgeschenk, das Friedrich vor 150 Jahren Borussia in den Schoß legte: Leuthen, Breslau, Liegnitz — Schlesien — das blutgetränkte und fast verlorne. Der Advent gab wieder, was Johanni gekostet hatte.

Go gle

Randbemerkungen.

Maximilian Harden.*)

Daß eine in der Oeffentlichkeit stehende Persönlichkeit so lange und so gewaltsam die Blicke auf sich lenkend wie Maximilian Harden unter uns wirkte, ohne daß man allgemein eine klare Ansicht über ihn gewann, so daß die verschiedenartigsten Urteile auf ihn niederhagelten, — das ist gewiß selten. Ebenso selten wie, daß einem Mann, den alle den ersten Journalisten Deutschlands nennen, auch einstimmig ein natürlicher, leichtflüssiger Stil abgesprochen wird. Das Rätselhafte hierin muß die Aufmerksamkeit erwecken.

Er selbst erzählte uns von seiner frühen, wenig glücklichen Jugend, von hochgespannten Idealen, mangelndem Einvernehmen, von seiner Flucht, als er dreizehn Jahre alt war, seinen Enttäuschungen, seinen Demütigungen. Dabei war gewiß viel, viel mehr zu erzählen, als wir zu wissen bekamen. Hätte er uns alles erzählen können, dann wäre sein Lebenslauf gewiß ein anderer geworden, und wir hätten einen großen Dichter mehr unter uns. Statt dessen schlugen Gram, Enttäuschungen und Demütigungen in sein Leben ein und erzeugten Trotz. Die Kritik, die er an sich und alle die andern legte, wurde viel zu streng, derart, daß sein Verhältnis zu ihm selbst mit Angst erfüllt und damit zu groß wurde. Das drängt sich in alles ein, was er denkt und was an ihm geehrt; das Leben wird ihm zu einem stetigen Wachtposten, und von diesem sieht er nur sich selbst neben sich selbst. Das Unmittelbare geht verloren. Glücklichere Existenzen wissen nicht, was das für eine Tortur ist, obgleich viele Menschen in ihrer Nähe diese Qualen erdulden. Deshalb haben sie auch keine Ehrfurcht vor dem einzelnen, der mit kolossaler Geistesarbeit auf die Höhe seiner Kritik zu kommen und derart seine Freiheit wiederzuerkaufen sucht. Wie weit es Maximilian Harden gebracht hat — seine Stellung als Journalist, die ihn noch Tag für Tag mit selbstgeschaffenen Hindernissen beschwert, sein eigenartiger Stil, durchbohrt von hundert Nebenreflexionen, die sein Verdacht oder seine Voreingenommenheit einwarfen, nicht zum mindesten seine Oppositionssucht, weisen mit Bestimmtheit auf alle die Verhältnisse, denen er sich entriß, um sich emporzuzwingen.

Aber von dem, was endlich aus Form und Wesen der Persönlichkeit geworden ist, kann man nicht auf den Kern schließen. Das ist ein Fehler, dessen sich viele schuldig machen; freilich ein Psychologe mag nicht unter ihnen sein.

Korrekterweise darf ich nicht so weit gehen, wie ein Freund, der sagte: „Er schreibt nur das, was er glaubt.“ Das sind gewagte Worte über einen Journalisten; besonders über einen so trotzigen und irritierenden wie Maximilian Harden. Es wird ihm immer unangenehm sein, Unrichtiges zu widerrufen, namentlich dies ohne Umschweife zu tun.

Aber in einer langen Reihe von Jahren hat er wieder und wieder seine großen Fähigkeiten, seine ehrgeizige Willenskraft eingesetzt, um der Wahrheit zu dienen; daß er in gleich langer Zeit Unrecht und Uebermut verfolgt hat — und das nicht immer unter gefahrlosen Umständen —, das kann nur völlige Parteilichkeit verneinen. Derselbe Knabe, der mit dreizehn Jahren entwich, um seinen Idealen nachzulaufen, hat sich als Mann aus Liebe zu seinen Idealen ins Gefängnis, in Verkennung und Haß von Hunderten geschrieben. Er hat das Zeug zu einem Helden. Seiner Ueberzeugung wegen könnte er den Scheiterhaufen besteigen. Möge er vielleicht auch dabei sich selbst neben sich sehen, er bestiege ihn! Ja, daran ist in meiner Seele kein Zweifel. Und deshalb wollte ich — obgleich zurzeit krank und müde — unter denen sein, Herr Redakteur, die ihre Stimme erheben, um ihn zu stützen.

Noch eins: man liest nicht viel von Maximilian Harden, ohne erraten zu können, daß im Innersten dieses harnischbekleideten Kriegers etwas wäre, das einmal sentimentale Gedichte verbrochen hat. Diese finden sich kaum mehr,

*) Wir fahren hier mit der im vorigen Hefte begonnenen Veröffentlichung der Erklärungen über Harden fort.

Go gle

aber es findet sich dagegen unzweifelhaft so viel von dem vor, was diese Gedichte erzeugen mußte, daß, wenn die deutsche Allgemeinheit durch berufene Frauen und Männer versuchte, dem Manne und seiner Arbeit ein milderes Klima zu verschaffen, dies Früchte tragen würde.

(gez.) Bjørnstjerne Bjørnson.

Ihre Anfrage über Harden wandte sich ausdrücklich an deutsche Dichter. Da ich nun weder Deutscher noch Dichter bin, betrachtete ich mich als nicht gefragt. Nun sehe ich mit Erstaunen, daß mehrere Skandinavier und außerdem Liebermann geantwortet haben.

Ich war ganz außerstande, Harden zu beurteilen, denn ich habe in zehn Jahren nicht mehr als fünf-, sechsmal eine Nummer der „Zukunft“ gesehen. Ich bin aber seinen Anfängen gefolgt, und ich habe einen so lieben persönlichen Eindruck von ihm gewonnen, daß ich ihm sehr gerne eine kleine Freude, sehr ungern einen kleinen Schmerz (nämlich durch Schweigen) bereiten würde.

Georg Brandes.

Ich höre, die Wendungen eines Prozesses, den ich als Ausländer nur sehr von ferne verstehen konnte und um des deutschen Ansehens willen sehr bedauern mußte, hätten es mit sich gebracht, daß man Herrn Harden von links und rechts desavouiert und eine Art von Ostrazismus an ihm vollstrecken will.

Ich kann es nicht gut verstehen, wie ein einziger, vielleicht unglückseliger, immerhin in seinen Motiven ganz unpersönlicher Schritt, eine einzige, vielleicht unglückliche aber keinesfalls unehrenhafte Geberde sollten die Lebensarbeit eines außerordentlichen Publizisten auslöschen können, eines Mannes dessen Stellung im Leben und in der Politik immer schwerer zu definieren und leicht zu verleumden war, dem aber ganze Konventikel erbitterter Gegner niemals Schlimmeres nachweisen konnten, als daß er einsam, reizbar und unbestechlich ist. Ich weiß, daß ich die unvergleichliche Arbeitskraft, das stupende und stets gegenwärtige Wissen und die aufs Große gerichtete publizistische Allüre des Herausgebers der „Zukunft“ bewundert habe, lange bevor ich irgend Ursache hatte, ihm für sein Verständnis und seine Haltung meinen Artikeln gegenüber dankbar zu sein, und ich bedaure nicht die Nötigung, nur die Ursache, die mich nötigt, diese beiden Gefühle, die ich Privatbriefen mehr als einmal anvertraut habe, nun in einem nicht privaten Briefe auszusprechen.

Hugo von Hofmannsthal.

Ich halte Herrn Harden, den ich seit Jahren kenne, für unfähig, aus Eigennutz oder Skandalsucht Existenzen aufs Spiel zu setzen.

Aber selbst abgesehen vom Ethischen: Herr Harden hat sich, wie ich meine, als Publizist viel zu gewitzigt und als Politiker viel zu leidenschaftlich gezeigt, als daß man ihm zutrauen könnte, er habe gerade mit einer für ihn entscheidenden Kampagne die Absicht verfolgt, Klatsch aufzuwühlen: man wird vielmehr auch hier als treibendes Motiv dasselbe annehmen müssen, was ihn so offenbar sonst leitet: eine zur Leidenschaft gesteigerte politische Ueberzeugung.

In der Sache selbst stehe ich auf anderem Boden als Herr Harden; denn ich bringe dem Grafen Moltke als Menschen meine Sympathie und als Gentleman meine volle Hochschätzung entgegen; auch bin ich prinzipiell gegen die Vermengung öffentlicher und privater, namentlich sexueller Dinge. Um so mehr darf es vielleicht ins Gewicht fallen, daß ich in dem, was sich zugetragen hat, keinen Grund gesehen habe, Herrn Harden, dessen Motive ich für rein halte, irgendetwas von meiner Achtung zu entziehen.

Harry Graf Keßler.

Der verehrl. Redaktion
der Wochenschrift „Morgen“
habe ich auf Ihre freundliche Zuschrift vom 23. v. M. ergebenst zu erwidern:

Da Herr Maximilian Harden seiner feindseligen Stimmung mir gegenüber nicht nur in vielen Artikeln der „Zukunft“, sondern auch in einem besonderen Pamphlet („Kampfgenosse Sudermann“) Ausdruck gegeben hat, so habe

Google

ich ebenso sehr Ursache, der Unbeirrbarkeit meines Urteils zu mißtrauen, wie auch anzunehmen, daß es von der Oeffentlichkeit als befangen betrachtet werden würde.

Und darum, so meine ich, kommt es mir nicht zu, in einer Sammlung von Aussprüchen das Wort zu ergreifen, die in objektiver Weise aufklärend auf die Zeitgenossen wirken soll.

In vorzüglicher Hochachtung

Hermann Sudermann.

Der gegenwärtige Prozeßfall Hardens mit seinen Gegnern scheidet ja wohl, wenn ich Sie recht verstehe, ganz aus der Behandlung aus. Ich würde mich auch nicht für zuständig halten, in dieser noch schwebenden Sache öffentlich ein Urteil abzugeben. Bleiben wir also beim allgemeinen.

Der tiefste Grundzug von Hardens Persönlichkeit ist für mich eine wilde, schnellende, stürzende und darum wohl manchmal auch überstürzte Leidenschaftlichkeit. Also ein durch und durch tragisches Element. Ein Mann, geboren zu kämpfen, zu hassen, zu vernichten, und also auch bekämpft, gehaßt, vielleicht vernichtet zu werden. Ein Willensmensch, wie nicht gar viele über diese Erde gegangen sind, von exzedierender Phantasie, von dunkler, schwerblütiger Phantastik, ein napoleonesker Willensmensch, statt des Degens mit der Feder, wie ihn die Natur sich ausdenkt, wenn Zeiten sich wenden und alt gewordene Welten sterben sollen. Ein Willensmensch mit dekadenten Nerven, wie es der Verwünschung des Zeitalters gemäß. Ein Zerstörer wohl mehr als ein Aufbauer, wie es ebenfalls in der Sternenstunde bedingt. Einer, der Leiden über die Menschen bringt, aber auch einer — hier die sühnende Ausgleichung —, der unter dem Leidenbringen am letzten Ende selber am meisten zu leiden bestimmt ist. Einer aus der Luziferwelt, der in den Erdenkampf heraufgestiegen ist, um Erlösung zu suchen und, wenn es Gerechtigkeit gibt, sie jenseits unserer Grenzen auch zu finden. Ein grelles, seltsames Phänomen, nachgebornen Betrachtern, Gestaltern Anregung, Entzückung, Rausch, Leckerbissen, aber den Mitlebenden gefahrbringend, sich selbst ein dunkler Fluch und eine furchtbare Verantwortung . . . Bedarf es nach dem Gesagten noch einer ausdrücklichen Schlußfolgerung? Einer moralischen Nutzanwendung? Wer so bitterernst mit Welt, Menschen, Leben, mit Freund und Feind, und nicht zuletzt mit sich selbst ringt, dem sollte man, muß man unter Umständen sagen, daß er sich in den Mitteln vergreift, aber die Ehrlichkeit der Absichten, die Redlichkeit des Willens, die Ueberzeugtheit und Unantastbarkeit der gesamten Persönlichkeit sollte den Zeitgenossen feststehen.

Max Halbe.

Das Problem Maximilian Harden will mir keineswegs schwer lösbar erscheinen. Ich sehe in ihm den geborenen Journalisten, dessen beweglicher Geist an allen Erscheinungen der Gegenwart den lebhaftesten Anteil nimmt und dessen rascher Witz sein höchstes Behagen daran findet, verblüffende Zusammenhänge zwischen den verschiedenartigsten Dingen herauszufinden und durch künstliche Beleuchtungseffekte bald die eine, bald die andere Gruppe von Erscheinungen blendend hervorzuheben. Ein Mann, der sich einer ganz ungewöhnlichen Begabung für den Journalismus bewußt ist, kann unmöglich ohne Eitelkeit sein. Und diese selbstverständliche Eitelkeit führte Harden zur Schauspielerei. Sobald er aber merkte, daß sein Talent nicht stark genug war, um die neugierige Bewunderung des Publikums auf seine Person zu konzentrieren, nahm er die Feder in die Hand und schrieb sich sicher wirkende Soloszenen auf den Leib, d. h. er begann seine neue Laufbahn als Kritiker der Kunst, Staat und Gesellschaft damit, daß er grundsätzlich das Gegenteil von dem behauptete, was alle Welt meinte und die Kollegen aussprachen. Indem er mit seiner stets geistreich verfochtenen Ansicht immer solo dastand, mußten sich selbstverständlich aller Blicke auf ihn richten — und er war der Mann dazu, das ohne Wimpernzucken auszuhalten. (Da ihm das so gut geglückt ist, haben ihm seither alle jungen Streber den Trick nachzumachen versucht.) Ich glaube nicht, daß ihm damals irgendetwas anderes

Google

heilig war, als der böse Ruf seiner witzigen Bosheit. — Dann aber kam seine Verbindung mit dem anderen, noch weit größeren Solospieler im Sachsenwalde. Nobel, der Löwe, schloß Freundschaft mit Reineke, dem Fuchs — und als Nobel starb, fühlte sich Reineke quasi als dessen Testamentsvollstrecker. Das gab seiner Seele einen Aufschwung, der erheblich mehr bedeutete als nur einen flüchtigen Rausch befriedigter Eitelkeit. Von nun an hatte sein Streben einen Inhalt, sein Mühen ein Ziel, und nicht mehr bloß der Witz, sondern auch ein echtes Pathos führte ihm fortan die Feder. Ich glaube wenigstens, daß er sich zu einem ernsten Werke berufen fühlte, seit jener Einzige ihm dankbar die Hand gedrückt hat. — Warum hat man niemals gewagt, die einfache Probe auf das Exempel zu machen? Warum hat man ihm kein Ministerportefeuille angeboten? Da konnte er entweder beweisen, daß ein witziger Kopf auch eine starke Hand zum Steuern besitze — und da wären Kaiser und Reich wohl mit ihm gefahren — oder aber er hätte sich als ein hilfloser Maulheld, ein lächerlicher Rabagas entpuppt — und Kaiser und Reich hätten vor einem unbequemen Störenfried Ruhe gehabt.

Ernst von Wolzogen.

Maximilian Harden hat, wie kein anderer deutscher Schriftsteller von heute, den Willen zu wirken. Damit ist für mich entschieden, ob er in seinem Privatinteresse oder im öffentlichen gehandelt hat. Ich bin überzeugt, daß er sein ganzes Vermögen darangeben würde, könnte er dadurch eine große Wirkung zugunsten des Deutschen Reiches erzielen. Nicht aus Altruismus würde er's tun. Mirabeau unternahm nicht aus Altruismus, die Monarchie zu retten; Bismarck hat, was die Deutschen sich immer einbilden mögen, nicht ihnen zu Gefallen das Reich errichtet. Sie wollten wirken, ihre Kraft fühlen und fühlen lassen. Wenn die Großen nützen, tun sie es fast immer ohne Absicht. Es hat Heilandsnaturen unter ihnen gegeben, auch in der neuesten Geschichte mindestens eine. Die anderen sind Selbstsüchtige, denen man nichts zu danken hat, als ihre Stärke: und das ist genug. Noch heute wird von Nationalisten beklagt, daß Goethe von internationaler Gesinnung war. Aber hat dem Ruhm der Nation irgend einer mehr hinzugefügt als er?

An einem der Großen hat Maximilian Harden sich erzogen. In seinen unruhigsten Stunden — nicht in seinen besten: in ihnen ist er sich nur des Wortes bewußt, ist er so sehr Mensch des reinen Wortes, daß er die Menschen der Wirklichkeit, die sein künstliches Gebilde aus Worten angreifen und vor Gericht zerren, genau so wenig verstehen kann, wie ein Romancier die Leute, die er als Vorbilder benutzt hat, und die es ihm übelnehmen —: nicht in seinen besten also, aber in seinen unruhigsten Stunden, wenn die Hände, die das Reich halten, ihm gar zu jämmerlich schwach schienen, wird er das Schicksal gehöhnt haben, das ihn, gerade ihn vom Handeln ausschloß; das ihm verbot, sich auf seinem Instrument zu versuchen. Denn auch er hat das Reich zu seinem Instrument gemacht. Nur in seinem Geiste darf er es spielen, aber er spielt es mit tieferer Leidenschaft als die anderen, mit sachlicherer Sehnsucht, mit seltsamerem Ehrgeiz. Es ist sicher, daß er dieses Instrument liebt, unter seinem Mißbrauch leidet, es siegreich gehandhabt sehen möchte. Es ist auch sicher, daß er es mit keinem andern vertauschen wollte noch könnte. Wer ihn für einen Komödianten und Eitelkeit und Geldgier für seine wichtigsten Eigenschaften hält, müßte folgern, daß Harden, nun sein Patriotismus unbelohnt bleibt und verfolgt wird, eine andere Rolle ergreifen, seine Begierden anders sättigen werde; daß er vor allem dem Gefängnis, diesem möglichen Ruin, ausweichen werde. Aber jeder fühlt, daß der Mann solche Stilwidrigkeit nie begehen kann. Um seiner selbst willen kommt er nicht los von der Sache, die ihm öffentlich nützlich scheint. Wie er geworden ist, muß er, ähnlich darin seinem Helden, um der eigenen Größe willen die Größe des Reiches wollen. Ein, mit seinem Wissen, ihr schädliches Unternehmen wäre Verrat an ihm selbst und innerer Ruin: schlimmer als der im Kerker drohende.

Der Rest der aufgeworfenen Fragen stellt

Google

nicht ihn in Frage, sondern das Land, wo es heute noch so liegt, daß ein auf dem Boden großer Aktionen drängendes Talent nicht den herrschaftlichen Aufgang nehmen kann, sondern durch Schlafzimmer und schlecht riechende Nebenräume schleichen muß, um bestenfalls in einen Gerichtssaal zu gelangen. Wünscht die Presse, daß es so bleibe, daß dies das Höchste bleibe, was einem der ihren erreichbar ist? Dann steht sie auf der richtigen Seite. Aber sie wird sich besinnen. Denn trotz allem ist auch sie ein Instrument des Geistes und muß bemerken, daß hier durch einen, der sie oft unnütz gekränkt hat, endlich doch der in Deutschland, wie nirgends sonst, zur Untätigkeit verdammte Geist gerächt wird. Wir sind nicht Frankreich; die Geschichte des Geistes ist bei uns nicht eins mit der Geschichte der Tat; und keine Namen gehören uns, die ein vom Geist belebtes und geführtes Volk beschwören, gleich den Namen Voltaire, Lamartine, Zola. Wenn dennoch einmal unser Tag kommt, auch unserer: wenn der Geist Macht erlangt haben wird über die adeligen Faustmenschen, deren überlebte Herrschaft uns vor Europa täglich tiefer schändet, dann wird Maximilian Harden sein Denkmal empfangen, und die Presse wird es ihm setzen. Sie möge vorausſehen! Sie möge sich eines bedeutenden Augenblickes würdig zeigen!

Heinrich Mann.

Ich achte in Harden seinen Mut, seine Amoralität und seinen Fleiß. In diesen dreien hat er zur Stunde in Deutschland seinesgleichen nicht.

Es widerstand mir, für einen Mann, dessen ich täglich dankbar gedenken muß, öffentlich auszusagen. Ich hole es gerne nach, da ich sehe, mit welcher Erbitterung auf der andern Seite gegen ihn gekämpft wird.

Herbert Eulenberg.

Wie kann man über einen Harden so kleinlich urteilen und seine fröhliche Jahresbilanz der „Zukunft“ — das ist doch wohl das „Privatinteresse“ — zur schnöden Subtraktion beim Fixieren seiner öffentlichen literarischen Ehrenquote ausbeuten! Aber so sind Ehrenmänner. Je gelber der Neid, so falscher der Schluß. Deutschland war nie übermäßig reich an politischen Publizisten und temperamentvollen Kulturkauseuren, die mit Begabung, Mut und Geschick mitten im Wirbel der Ereignisse und Meinungen eine bedeutende Selbstlosigkeit entfalteten und jahrelang immer wieder zur Geltung brachten. Wir haben darum alle Ursache, Maximilian Harden mitsamt den Schwächen und Aergernissen seiner Stärke nur anständig zu bewerten. Die Kurve seiner Leistung und Laufbahn hat etwas Großzügiges. Es ist doch schließlich kein bloßes stilistisches Taschenspielerkunststück, heute auf sich gestellt in Deutschland ein wirklich epochemachender Journalist zu werden.

Harden kommt mir vor wie ein kühner und gewandter Ulan auf dem Felde des zeitkritischen Polemos, und wenn er mal mit Stachel und Sporn lossaust, so treffen die Stöße seiner blitzenden Lanze mitunter verblüffend gut oder böse — je nachdem. Dann schießt er, wütend attackiert, auch noch sein Pistol ab und sprengt, ehe sich Rauch und Staub verzogen haben, mit einer boshaft mokanten Grazie, die die feinste, verhaßteste und verräterischste Gebärde seines quälend überlegenen, bis zur Misanthropie mürrisch-reizbaren Geistes ist, seiner, soviel ich weiß, leider nur im Grune-, nicht Sachsenwald belegenen Villa zu.

Karl Henckell.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Meine Karikatur.

Menschen treten oft in unserm Leben auf, als seien sie geschickt; man erfährt nicht, warum sie in unser Schicksal eingreifen; sie wissen es vielleicht selber nicht. Als ich ein junger Mann war, von dem man sich eine Zukunft versprach, ohne daß ich schon etwas geleistet hatte, erhielt ich als Kameraden in meiner Stellung einen Menschen, der mir sofort antipathisch war. Auch er haßte mich gleich. Aber

Google

er suchte mich auf, nötigte mich zum Trinken, obwohl ich mich nicht gerade bitten ließ. Er trank furchtbar. Oft glaubte ich, er wollte mich tot saufen. Im Rausch ging er immer auf meine Person ein, schmeichelte und krittelte; trat wie ein Charlatan auf, der vorgab mein Schicksal zu kennen, sagte voraus und verkündigte. Dies zog mich bald an, bald stieß es mich ab. Schließlich beschimpfte er mich in Gesellschaft beim Rausch. Nannte mich Humbug, aus dem nichts werden würde. Ich war damals meines Berufes mir vollbewußt; von der Beschimpfung gereizt, mit der scheinbaren Kraft des Rausches legte ich ein übermütiges Versprechen beim Weihtrunk ab: daß ich „groß" werden würde. Da geriet der Mann in Wut und schwur bei der Hölle, ich würde nicht „groß" werden.

Dann trennten sich unsere Wege. Kameraden merkten es und fragten: Verkehrst du nicht mehr mit deiner Karikatur? — Was soll das heißen? — Sein Gesicht war eine wirkliche Karikatur des deinen. — Und so war es.

Einige Jahre später schlug ich durch. Ich will mich erinnern, daß meine Gedanken damals zu dem Geheimnisvollen, der sich für mein Schicksal interessierte, zurückgingen.

Etwas später erfuhr ich, daß der Mann gestorben sei, mit siebenundzwanzig Jahren und unter eigentümlichen Umständen. Er stand auf einem Berg am Mittsommerabend und sah in die Sonne, als der Schlag ihn rührte. — Er zersprang wie der Troll beim Sonnenlicht! sagte ich scherzend.

Er sah aus wie ein Hunne oder ein Totenkopf; war im siebenten Monat der Mutter geboren; war auf Watte in der Nische des Kachelofens gerettet worden. Aber das erklärt doch nichts?

*

Böse und Gute.

Der Schüler fragte:

— Besteht ein so großer Unterschied zwischen den Menschen?

Der Lehrer antwortete:

— Ja und nein! Aber ein sicheres Zeichen des bösen Menschen ist: er tut das Böse des Bösen wegen. Das ist der Boshafte; das ist der krittlige Lehrer, der harte Hausherr. Das ist das Kind, das seine Mutter quält, indem es alles ausforscht, was ihr zuwider ist. Das ist das böse Weib, die Furie, die mit Genuß einen Mann, der ihr nur wohlwill, quält und erniedrigt. In den Kämpfen des Lebens ist es recht menschlich, daß man sich freut, wenn ein Feind geschlagen wird. Auf allen Schlachtfeldern hat man Gott für den Sieg gedankt. Das ist etwas anderes!

Sieht man, wie der Uebermütige von Unglück getroffen wird, so freut man sich, daß es Gerechtigkeit gibt. Sieht man, wie der Boshafte gestraft wird, empfindet man eine Genugtuung, daß das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. Das ist doch etwas!

Wer sich aber über jede böse Handlung freut, die er selber nicht hat begehen brauchen; wer triumphiert, wenn der Verbrecher seiner Strafe entrinnt; wer über das Unglück eines guten Menschen grinst; wer leidet, wenn das Gute und Verdienstvolle belohnt wird — das ist ein böser Mensch. Wer rief, man solle den Mörder Barrabas freilassen, und ihm vielleicht ein Gelage gab, das war ein böser Mensch.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Politische Glossen.

Klopstock hat warnend gesagt, wir Deutsche seien zu gerecht. Sein Werk ist vergessen, aber dies eine Wort wird noch oft zitiert, denn für schmeichelhafte Aeußerungen seiner großen Männer hat jedes Volk ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Indessen, die Mahnung: „Sei nicht zu gerecht!" ist weder sittlich noch klug; wir werden vielmehr gut tun, auch fernerhin so gerecht zu sein wie nur irgend möglich. Einstweilen sind wir nicht zu gerecht, wir sind voreilig. Was wir eitel unseren Gerechtigkeitssinn nennen, ist meist nur schlechte Information, Mangel an Fleiß. Beispiele: die Burenschwärmerei und der Moltketaumel.

*

Herr von Bethmann-Hollweg hat eine Rede an die Arbeiter gehalten und ihnen Nüchtern-

Google

heit und Gottesfurcht empfohlen. Warum so pastoral? Das Moralische versteht sich immer von selbst. Und warum muß eine ganze Versammlung sich bieten lassen, was jeder einzelne sich sehr energisch verbitten würde? Die Arbeiter erwarteten von dem Minister eine politische Darlegung, keine Fastenpredigt. Immer hübsch nüchtern, liebe Exzellenz!

*

Als der Vizeadmiral von Ahlefeld seinen Posten als Stationschef in Wilhelmshaven antrat, machte er die üblichen Besuche, unter anderen auch bei einem Marinebaumeister. Als er aber nachträglich erfuhr, daß der Marinebaumeister vor kurzem eine Forderung abgelehnt habe und infolgedessen seiner Charge als Reserveoffizier verlustig erklärt worden sei, ersuchte er ihn, seinen Besuch als nicht erfolgt anzusehen. Daraus ergibt sich für unseren Ehrenkodex eine neue Regel, die jeder Vater seinem Sohne einprägen möge: Der Normalmensch der höheren Klassen darf nichts zurücknehmen, nur seine Visitenkarte.

*

Ein Kardinal hat einen Professor gemaßregelt. Ein Konsistorium hat einen Pfarrer gemaßregelt. Beiden Behörden sei das Bibelwort empfohlen: „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ (Joh. 8, 32.) Wir aber, die Objekte der kirchenbehördlichen Fürsorge, wollen, um uns vor Ueberhebung zu schützen, von Zeit zu Zeit in stillen Abendstunden Nathan den Weisen lesen.

Eduard Goldbeck.

Ein Geschäftsgeheimnis der Staatsanwaltschaft.

Wenn der Mensch in Leidenschaft gerät, kann es vorkommen, daß er einmal ausplaudert. was man sonst wohl denkt und tut, aber doch nicht sagt. Der Anlaß, weshalb neulich eines Staatsanwalts Blut zu Halle an der Saale, dem lieblichen Sitz der Alma Mater Friderciana, in Wallung geriet, ist unerheblich. Er mag sogar edel gewesen sein. Es kam dem Herrn darauf an, die Studiosen, deren Ehre so leicht verletzt ist, vor dem dummen Ding, der Pistole, zu warnen. Als Stätte seiner Beredsamkeit wählte er den Gerichtssaal bei einer Hauptverhandlung gegen einen Studenten, der den Gegner im Zweikampf mit tödlichen Waffen einer Kleinigkeit wegen erschossen hatte.

Soweit gut und recht. Aber dem Rufer im Streit genügte die einfache Mahnung nicht. Als Mann des Strafrechts scheint ihm erst die lex plus quam perfecta vollkommen. Zur Mahnung muß er die Strafdrohung fügen. Und da verkündet er nicht nur, daß er bei Pistolenkisten in Zukunft immer hohe Strafen beantragen wird, sondern er wird auch fortan beim Strafverfahren wegen eines Pistolenzweikampfs unnachsichtlich die Untersuchungshaft beantragen. (Beantragen heißt hier so viel, wie verhängen; denn der Richter, der der Form wegen den Beschluß über die Anordnung der Untersuchungshaft unterschreiben muß, pflegt den Antrag der Staatsanwaltschaft nicht abzulehnen.) Aber Herr Staatsanwalt! Wissen Sie denn nicht, daß Untersuchungshaft keine Strafe ist! Wissen Sie denn nicht, daß sie nur verhängt werden darf, wenn Fluchtverdacht oder Gefahr der Beeinflussung von Zeugen und der Beseitigung von Beweismitteln vorliegt!

Die öffentliche Meinung findet seit lange, daß mit dem Verhängen der Untersuchungshaft Mißbrauch getrieben wird. Vor zwei Jahren tagte eine Kommission für die Reform des Strafprozesses. Die Regierung hatte lauter Leute hineinberufen, die möglichst wenig novarum rerum cupidi waren, aber auch diese Herren erkannten an, daß mit der Untersuchungshaft Mißbrauch getrieben wird, das aber verhindert werden muß.

Daß die Untersuchungshaft benutzt wurde, um einem Uebeltäter vorläufig einen kleinen Denkzettel zu geben, ohne daß erst das geordnete Strafverfahren abgewartet zu werden brauchte, das leider unser Jahrhundert zum Schutz des einzelnen gegen wohlmeinende staatliche Willkür eingeführt hat, man konnte sich's

Google

manchmal denken. Aber es war doch nicht recht zu beweisen, denn im Antrag der Staatsanwaltschaft und im Haftbeschluß stand immer schwarz auf weiß etwas vom Fluchtverdacht oder von den Tatsachen, aus denen zu schließen ist, daß der Angeschuldigte Spuren der Tat vernichten, oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder dazu verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen. Hier hat nun einmal einer, der's wissen muß, verraten, wie's gemacht wird. Es wird der Mühe wert sein, sich den Fall zu merken, in dem ein Staatsanwalt aus der Schule geplaudert hat. S. F.

Der Salon der Kaiserin.

Von Truth.

Noch immer saß Maja Rintelmann wie betäubt da. Seit einer Viertelstunde hatte sie den Brief gelesen, hatten ihre Augen die drei braunen Scheine betrachtet — seit einer Viertelstunde wiederholte sie sich fast wie im Halbschlaf die Schlußworte des Schreibens:

„. . . und indem wir Sie, geehrtes Fräulein Rintelmann, ganz besonders beglückwünschen, daß es Ihrer Kunst und Ihrem Talent gelungen, den ersten Preis zu gewinnen, erlauben wir uns beifolgend die Summe von 3000 Mk. Ihnen einzulegen, welche Sie mit Ihrer Novelle „Die goldene Harfe“ gewonnen haben. Hoffend, daß wir weiteren Einsendungen aus Ihrer werten Feder für unsere Zeitschrift entgegensehen können, zeichnen wir

hochachtungsvoll
der Verlag der „Woche“,
August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.“

Noch einmal hatte Maja dies stammelnd durchlesen — dann faßte sie, wie um sich der Wahrheit zu vergewissern, prüfend die Geldscheine an. Es war kein Traum — 3000 Mark waren ihr in den Schoß gefallen. Für eine kleine Arbeit, die sie im letzten Sommer in Heringsdorf am Strande des ewigen Meeres unter dem Eindruck der Bekanntschaft von Cora Randfontain, der gottbegnadeten, weltberühmten Sängerin, deren intime Freundin sie geworden war, geschrieben hatte. Dreitausend Mark! Ein kleines Vermögen gehörte nun ihr — mehr noch, ein unverhofftes Gnadengeschenk des Himmels, das ihr regenbogenartig eine Brücke in ein heißersehntes Zauberland bauen sollte. Noch gestern hatte sie Coras Einladung, die sie bat nach Paris zu kommen, das Weihnachtsfest dort mit ihr zu verleben und gleichzeitig Trauzeugin bei ihrer Vermählung mit Ronald F. Sherry, dem amerikanischen Milliardär, zu sein, bitteren Herzens ablehnen müssen. Wie konnte Maja, die sich von dem täglichen Zeilenlohn ihrer kleinen Arbeiten für Tagesblätter ernährte, und die sich ab und zu nur eine kleine Erholungsreise in ein Ostseebad oder ein Thüringer Nest gestatten durfte, daran denken, die Seinestadt besuchen zu können, dort jener Hochzeit beizuwohnen, die, wie ihr die Künstlerin schrieb, und wie diesem Briefe beiliegende Ausschnitte aus dem Gaulois und dem Figaro bezeugten, ein Ereignis ersten Ranges in der Madeleine zu werden versprach, bei dem tout Paris sich einfinden sollte. Cora, die Reiche, Glückliche, hatte in schmeichelnden, liebenswürdigen Worten gebeten, doch ja diesem Feste, das für Maja eine Einführung in eine bisher unbekannte Welt des Luxus bedeuten würde, beizuwohnen. Sie hatte ihr die Liebenswürdigkeit, die Eleganz, den Zauber und Charm verschiedener Pariser Tagesgrößen und Mondänen, den Chick und die Smartneß der tonangebenden Persönlichkeiten der amerikanischen Kolonie geschildert. Ein berauschender Hauch, ein goldener Traum von Reichtum und Glanz war aus diesem lockenden Bilde vor der armen Maja aufgestiegen, die den vergangenen Sommer ungläubig all den Erzählungen der Sängerin über ihr Leben, ihre Freunde, den Glanz ihres Daseins, die Pracht ihrer Toiletten gelauscht hatte. — Gab es wirklich Menschen, die Perlenschnüre im Werte von Hunderttausenden trugen? die sich in Pelze kleideten, welche das Jahreseinkommen von preußischen Ministern überstiegen! — Lag es wirklich im Bereich der Wahrheit, daß zu einem Festabend die Blumenausschmückung einer einzigen Tafel eine Summe verschlang, welche genügte, einer Oberlehrerfamilie von zehn Köpfen ein auskömmliches Jahreseinkommen zu schaffen! Maja hatte mit Bitternis noch gestern abend diese Einladung abgeschrieben, sie nach jenem von Cora Randfontain bewohnten koketten Schlößchen im Park Monceau gesandt, und hatte sich in ihr nur kärglich geheiztes Pensionszimmer wieder frierend hingesetzt, um über Wohltätigkeits-Veranstaltungen, Konzertpremieren, Modesalons usw. mehrere kleine Artikel zu schreiben. — Sie hatte diese absichtlich ausgedehnt — sie wollte Geld machen. Warum den Verlegern 20 Mk. schenken?! Auch wenn der Stil dadurch verlangsamt, die

Google

Arbeit breiter, langweiliger geworden; dann hatte sie diese Epistel dem Verleger zugestellt. Entschieden war sie etwas befriedigter. Fünfzig Mark hatte sie nun doch aus diesen kleinen Artikeln herausgeschunden — und war zu Bett gegangen, nachdem sie ihr kümmerliches Abendbrot — eine aufgewärmte Tasse Tee und einen alten Pfannkuchen, den ihr das Pensionsfräulein vom Kaffee aufgehoben hatte — verzehrt. — Dann war sie eingeschlafen. Die ganze Nacht hatte sie von Paris geträumt — von der Madeleine! Oder vielmehr sie hatte eine ungewisse traumhafte Vorstellung von der ihr unbekannten französischen Kirche. Sie sah sich in einem weiten Dome im feierlichen Kerzenglanz, hörte die Orgel rauschen, die Chöre singen, den Priester sprechen — sie sah ihre schöne Freundin mit den weltberühmten Brillanten, die ihr einst ein französischer Thronerbe geschenkt, am Altare knien, an der Seite eines hohen schlanken Mannes, dessen Antlitz Maja nicht sehen konnte. Dann plötzlich fühlte Maja sich an den Altar gezogen, man schmückte sie mit köstlichen Brillanten, man setzte ihr eine goldene Krone aufs Haupt — aber dann war es nicht die Madeleine, die Maja erträumte, sondern die Notre Dame, so wie Maja sie aus den Illustrationen in Victor Hugos Romanen kannte. — Plötzlich aber schien ein fürchterliches Wesen sie vom Altare zu stoßen — sie kannte es — es war Quasimodo, der sie wütend bedrohte. — Maja wollte schreien, als er ihr den köstlichen Schmuck entriß — da war sie entsetzt aufgewacht. Ein lautes Pochen an ihrer Tür hatte sie ganz in die Wirklichkeit zurückgerissen!

„Ein eingeschriebener Brief!“ hatte das Pensions-Stubenmädchen in ihr Zimmer gerufen. Maja war erschrocken aufgewacht. Ein eingeschriebener Brief? — Das konnte nur eine Mahnung sein. Im Geiste ließ sie alle ihre kleinen Schulden Revue passieren — Gott sei Dank, es waren alles nur geringe Summen. Drüben bei der Handschuhverkäuferin war sie ein Paar Handschuhe schuldig geblieben, beim Konditor ein halbes Pfund Schokolade, beim Bäcker einen Napfkuchen — aber darum schrieb wohl keiner einen rekommandierten Brief. Sie hatte dann etwas beklommen, aber doch beruhigt, die Tür geöffnet und hatte den Brief entgegengenommen. Schon die gedruckte, den Absender verkündende Aufschrift der „Woche“ hatte sie außerordentlich beruhigt, und dann hatte sie den Inhalt gelesen — und nun saß sie noch und konnte ihr Glück nicht fassen.

Aber nun mußte sie vernünftig sein! Es galt keine Zeit zu verlieren. Geschwind sich anziehen, telegraphieren, daß sie doch noch kommen wollte — —. Zehn Minuten später stand sie im Telegraphenamt, wechselte sie voll stolzer Freude den ersten Tausendmarkschein am Schalter. — Ein Telegramm für fünf Mark kündete Cora Randfontain den Besuch der jungen Schriftstellerin — dann ging Maja weiter. — Eine Viertelstunde später hatte sie das nächstliegende Warenhaus erreicht, war sie Besitzerin eines weißen Libertyseidenkleides, eines zu diesem prachtvoll stimmenden metalldurchwirkten Tüllschals und eines Paar silberner Schuhe — dazu wählte sie eine Garnitur verlorener Parmaveilchen. Sie wollte „malerisch“ kommen — sie wußte, daß sie mit den von Pariser Schneidern gekleideten Mondänen doch nicht konkurrieren konnte — darum sollte ein einfaches, ideales Gewand sie schmücken. Sie wollte schön sein, und sie wußte, sie war es nun auch. —

Wie bezaubert starrte sie in den Spiegel, vor dem die geschäftige Verkäuferin sie in die weichen, fließenden Stoffe hüllte — wie eine Braut, strahlend und siegesgewiß sah sie aus — wie ein keuscher Traum legte sich der weiße faltige Stoff um ihre schlanke Erscheinung. Wie Queen Mabs Zauberschleier umfloß der silberne Stoff verklärend Hals, Schultern und Busen. Maja konnte gar nicht glauben, daß diese hohe Gestalt, in deren dunklem Haar der violette Kranz in mattem Scheine strahlte, dieselbe kleine unscheinbare Schriftstellerin war, die im dunklen Gewand von Redaktion zu Redaktion strich, um ihre kleinen Arbeiten an den Meistbietenden zu bringen.

„Haben das gnädige Fräulein sonst noch Befehle?“

Ach ja, es fiel Maja noch ein, sie mußte doch ihrer berühmten Freundin auch ein Geschenk machen. Aber was Cora Randfontain, der australischen Nachtigall, darbieten, die auf dem Siegeszuge ihrer Karriere in zwei Welten Lorbeeren und Gold, Ehre und Diamanten von den Mächtigsten und Reichsten erhalten, und die heute ihre Laufbahn damit krönte, daß der Chef des größten amerikanischen Eisenbahnmagnatenhauses Cora zum Weibe begehrte. — Aber war nicht Weihnachten — und war jene reiche Frau nicht eine Künstlerin? — Hatte sie, die einst in dem kleinen pommerschen Badeort Ruhe und Erholung gefunden — die glücklich gewesen war, wenn Maja ihr einen Erikakranz ins goldene Haar geflochten — die sich in Heringsdorf statt mit Diamanten mit Bernstein geschmückt und froh gewesen bei dicker Milch und Heidelbeeren, und die Flundern über Sterletts gestellt — diese Frau, die im Winterpalast vor dem Zaren geglänzt, die in Sandringham gesungen — hatte sie nicht oft gesagt: „Einen Wunsch habe ich nur — einmal einen deutschen Weihnachten mitzu-

Google

machen". Das war's! Das konnte die kleine Schriftstellerin ihr schenken. Am 1. Januar sollte die Hochzeit sein — heute schrieb man den 17. Dezember. Maja konnte durch des Schicksals Gunst die Festwoche in Paris verleben — da wollte sie der Freundin ein deutsches Weihnachtsfest bereiten! Die Königin des Gesanges, die zukünftige Milliardärin sollte den Zauber eines deutschen Christfestes kennen lernen. „Ich werde ihr einen Weihnachtsbaum schenken."

„Sagen Sie Fräulein, bei Ihnen gibt es ja wohl alles," wandte sich Maja an die Verkäuferin. „Kann ich hier auch einen Weihnachtsbaum kaufen — einen frischen, lebenden, mit Aepfeln, Nüssen, Kerzen, Lametta und anderem Schmuck?"

„Einen fertigen wohl kaum," gab die Angestellte zur Antwort, „aber wenn gnädiges Fräulein wünschen, so können wir auf ein Sammelbuch die verschiedenen, dazu gehörigen Sachen kaufen und sie verpacken lassen. Den Baum selbst muß gnädiges Fräulein freilich extra kaufen — am besten wohl am Gendarmenmarkt."

Nach einer halben Stunde kehrte Maja mit einem wohlverpackten Weihnachtsbaum, einem großen Paket Aepfel, Nüsse, Lametta, Wachskerzen, Papierketten — ihrem Libertykleid und all den anderen Schätzen in ihre Pension zurück. — Dann packte sie ihr bescheidenes Köfferchen und eilte zum Reisebureau.

„Ein Billett II. Klasse nach Paris, Schlafwagen." Stammelnd bestellte sie's am Schalter.

„Wird schwer gehen, denn heute kommt der Petersburger Zug durch; Großfürst Gregor hat für sich und seine Suite alles belegt," raunte ein im Hintergrunde Beschäftigter dem Billettverkäufer zu. „Halt, doch, es läßt sich machen, ein halbes Coupé, hier."

Maja zahlte zitternd die geforderte Summe und eilte, das Billett wie einen Freipaß zum Elysium an sich pressend, ihrem bescheidenen Heime zu. — Wenn sie doch die Stunden antreiben könnte! Wenn es doch endlich elf Uhr würde! Immer wieder setzte sie sich den Veilchenkranz auf, legte den schimmernden Stoff um Hals und Nacken, probierte die entzückenden silberglänzenden Schuhe an. Die Besitzerin des Pensionats mußte sie bewundern, auch das kleine Dienstmädchen stand stumm und starr ob so viel ungewohnten Glanzes in dem kleinen Hinterzimmerchen. — Man war einig, daß ein großes Glück über Fräulein Maja Rintelmann gekommen — man pries sich glücklich, daß diese nun so berühmte Schriftstellerin in der kleinen Pension wohnte — man bat sie auch, nach der Rückkehr aus Paris nicht untreu zu werden, und schließlich war man sich darüber einig, daß August Scherl doch ein Stück Vorsehung für die großen Schriftsteller im allgemeinen, für Maja Rintelmann aber im besonderen sei. — Maja ließ sich noch etwas Kamillentee kochen, packte ihr Köfferchen und als es endlich ½11 Uhr wurde, fuhr sie zum Anhalter Bahnhof. —

Nun saß sie in dem Coupé — der Zug sauste mit ihr in die Dunkelheit hinaus. — Sie spürte Hunger — warum hatte sie nichts mitgenommen? Ob hier wohl etwas im Zuge zu bekommen wäre? Sie klingelte — der Steward, der das Bett herrichten wollte, verneinte die Frage nach einer warmen Erfrischung — aber ein paar trockene Brötchen würde er besorgen. Heißhungrig verschlang Maja dieselben, nachdem er sie ihr gebracht. — Da wurde in dem Gang ein köstlich arrangierter Teetisch vorübergetragen — schweres goldenes Teegeschirr — Becher mit prachtvollen Edelsteinen montiert — auf köstlichem Sevres waren kleine Geflügelpasteten serviert. In geschliffenen Kristallschalen funkelte der Wein. —

„Schnell, beeilt euch, Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst wartet!" Aha, der Großfürst! Maja fielen die Worte des Billettverkäufers ein. Wie gut es doch diese hochgeborenen Herrschaften hatten — selbst auf der Reise waren sie umgeben von kaiserlichem Luxus. Dann sah sie plötzlich einen hochgewachsenen Mann über den Korridor gehen — „der Großfürst", flüsterte ihr der Steward zu. Maja hatte neugierig den Vorübergehenden angesehen — sie mußte sich gestehen, er war schön — und sah gar nicht so blutgierig aus, wie die Zeitungen die männlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie schilderten.

Gegen Mittag lief der Zug in Paris ein. Wenige Minuten später stand Maja auf dem Nordbahnhof. — Ein Wagen war nicht zu erreichen, da sie zu ihrem Schrecken vernahm, daß man einen Omnibus für das Gepäck vorher bestellen mußte. Ratlos fror sie neben ihrem Köfferchen — auch der Name eines Hotels war ihr unbekannt. Wohin sich wenden? Vis-à-vis vom Bahnhofe las sie verschiedene Gasthausnamen, doch machten dieselben einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck.

„Où est donc la Voiture du Continental?" hörte sie plötzlich in nachlässigem Tone sprechen und mit leichtem „Pardon" einen Herrn, mit langsamem Riesenschritt einfach über ihr Köfferchen hinwegschreitend, in einen nun haltenden Landauer steigen. — Maja sah ihm empört nach, aber ihr Zorn legte sich, als sie ein amüsierter Blick aus diesem aristokratisch stolz geschnittenen Männerantlitz traf, in dem sie den Großfürsten Gregor erkannte. Wie einer

Google

Erscheinung starrte sie ihm nach, den der Landauer rasch entführte, während eine Gruppe von Herren mit einem verwachsenen Diener, die ehrerbietig vor dem Dahinschreitenden sich verneigten, Platz in einem Omnibus suchten, der die Ueberschrift „Hotel Continental“ trug. Der Kondukteur des Omnibusses, der Maja vielleicht als dazugehörig vermutete, fragte sie höflich, ob sie nicht auch einsteigen wolle. Rasch entschlossen nickte Maja, ihr Köfferchen wurde auf das Deck des schweren Gefährts geschafft — rasselnd fiel die Tür hinter ihr zu. —

Nun fuhr der Wagen langsam durch die Pariser Straßen — in Sonnenglanz lag die Weltstadt vor ihr, aber Maja hatte keinen Sinn dafür. Sie dachte nur an den Großfürsten und fühlte sich äußerst glücklich in der Umgebung der drei sehr eleganten Herren, welche lächelnd inzwischen von „Ihm“ sprachen, von der raschen Flucht nach Paris, um dem Weihnachtsfest im Annitschkopalais zu entgehen, und das alles für eine „nouvelle Bêtise“. Nur der buckelige Diener erschien Maja wie ein lebend gewordener Alpdruck, der sie an ihr nächtliches Traumbild erinnerte. Aber dies Unbehagen schwand bald vor dem rätselhaften Etwas, das sie entzückte! Ein berauschender Zauber stieg in ihr auf, umschwebte diese Gestalten, die rund um sie in dem rasselnden Gefährt saßen. — Eine internationale Eleganz, der Hauch von raffiniertestem Geschmack, der Abglanz einer guten Rasse lag auf diesen Männern. Sie wußte es sich nicht zu erklären, worin der Reiz bestand, der von ihnen ausging. War es nun der Glanz der schimmernden grauen Perle, die der nächst ihr Sitzende, ein älterer Herr mit langen Bartkotteletts, in seinem grauen Schlips trug, waren es die blendend weißen Manschetten, die aus dem otternverbrämten Pelze des zweiten herausglänzten — war es vielleicht der pfaublau seidene Skarf des etwas melancholisch dreinblickenden dritten? — Maja wußte es nicht zu entscheiden — sie kannte sich nicht wieder, sie, die unzählige Stunden auf der Redaktion mit den Zeitungsgewaltigen verbrachte, die zu den Empfangsabenden ihres kleinen literarischen Klubs ging und dort nur gezwungen mit Herren verkehrte — sie, die den Freunden ihrer Brüder, welche die stille Pfarre, ihr Vaterhaus, oft mit ihrem Besuche erfüllten, stets unliebenswürdig begegnet war, und denen sie stets ein gleichgültiges, fast feindliches Empfinden dokumentiert hatte — sie fühlte sich fast wehrlos einem berückenden Zauber ausgeliefert. — Paris, auf das sie sich gefreut, das sie ersehnt in langen Jahren ihrer kleinen Schriftstellerlaufbahn — in dem sie eine Fundgrube von Anregung für ihren Beruf erhofft — Paris erschien ihr gleichgültig. Sie blickte kaum zum Fenster hinaus auf die belebten Straßen, auf die geputzten Menschen, die in ihnen auf und ab wogten. Sie fühlte sich glücklich in ihrer Umgebung, sie wollte jede Raddrehung hemmen, um nur die Zeit des Zusammenseins mit ihren Gefährten zu verlängern. Selbst den Buckligen fürchtete sie nicht mehr. Auch die Hochzeit, die Freundin, der eigentliche Grund ihrer Reise nach Paris war vergessen. Maja hatte nur einen Gedanken: die Minuten der gemeinschaftlichen Fahrt zu verlängern, — vielleicht sprächen sie näheres von ihm. — —

Rasselnd fuhr der Wagen in den gewölbten Toreingang des Hotel Continental, nun in einer eleganten Schleife um den Hof biegend. Der Portier half zuerst dienstbeflissen den Herren aus der großen nun haltenden Viktoria heraus, dann wurde Maja aus dem Wagen gezogen. — Die Herren eilten dann sofort mit tiefer Verbeugung auf den Insassen des ersten Wagens zu. Maja erzitterte, als sie plötzlich den flüchtigen Blick des stolzen Mannes auf sich ruhen fühlte, als er an einem sich tief verneigenden Direktor nun zur Freitreppe hinaufgeführt wurde. — Wieder blickte Maja ihm traumverloren nach — auf die Wirklichkeit sich besinnend, als ein junger Mann äußerst kühl Maja nach ihren Wünschen, Zimmer betreffend, fragte und ihr mitteilte, daß alles besetzt — vielleicht im „Meurice“, dem Hotel nicht weit ab? Nein, sie wollte hier bleiben — mit ihm unter einem Dache sein. —

„Haben Sie gar nichts?“ klang es sehr gedrückt.

„Alles besetzt, es sei denn — ich hätte allerdings ein Appartement — aber 250 Frcs. pro Tag.“

Maja sah diesen Augenblick, wie der Großfürst mit seiner Begleitung sich der Haupttreppe zuwandte, über die Balustrade des Vestibüls hinab zum cour d'honneur sich neigte, er blickte sich noch einmal nachlässig — sie wußte nicht, ob nach ihr — um — und sie sah in ein Paar große, funkelnde braune Augen. Sie sah diesen Antoniuskopf, eines römischen Imperators würdig. — Sie wußte, dieser Mann wohnt in diesem Hotel. — Sie mußte hier bleiben — koste es, was es wolle — und die Gewinnerin des 3000 Mark-Preisausschreibens der „Woche“ sagte großartig: „Ich akzeptiere die Wohnung zu 250 Frcs.“ — Und mit plötzlich außerordentlicher Zuvorkommenheit führte der Hotelangestellte sie zum Lift, der Maja in die erste Etage trug.

„Erlauben Sie, daß ich vorgehe — rasch rasch die Zimmer 140—143 — schnell.“

Der angeherrschte Etagenkellner öffnete die

Google

Tür. Maja trat in einen großen, mit goldgelbem Atlas ausgestatteten Salon, hierneben schloß sich das Schlafzimmer und Bad an.

„Es ist das Appartement der Kaiserin Eugenie, die es vor einigen Minuten verlassen, um nach Mentone zu reisen. Wenn Madame sich an das Fenster bemühen wollten und in den Tuileriengarten hinabschauen — dort die alte Dame mit dem greisen Kammerdiener, sie kann sich von den Tuilerien nicht trennen. — Haben Sie sonst noch Befehle? — Die Koffer werden sogleich erscheinen."

„Eine Nachricht muß ich einer Dame zugehen lassen."

„Ich werde gleich darauf warten."

Maja meldete Cora Randfontain ihre Ankunft und erbat ihren Besuch für den Abend!

Der Koffer wurde gebracht.

Nun saß Maja in dem großen gelben Gemach, dessen schimmernde Boulemöbel im Verein mit den glänzenden Stoffen für die kleine Schriftstellerin einen fast überwältigenden Luxus repräsentierten. Die letzten Strahlen der Wintersonne drangen verklärend, gleißend in den weiten Raum und küßten in zauberischem Scheine Kaiserin Eugeniens Bild von Winterhalter, die holdeste aller Fürstinnen in jugendlicher Schönheit und märchenhaftem Schmuck darstellend. Leise, fast auf den Spitzen gehend, trat Maja vor das Bild. — Das war die Frau, die mit ihrem Zauber eine Welt unterjochte — das war die Herrscherin Frankreichs und somit der Welt gewesen — und heute war sie nur das letzte traurige Ueberbleibsel aus einer großen, dahingeschwundenen Welt, die noch einmal — alle Jahre — wie der ewige Jude hier auftauchte, um die Stadt ihrer früheren Triumphe, die Stätte ihres einstigen Glanzes aufzusuchen. Hatte der Hoteldirektor nicht gesagt, die Kaiserin hätte eben erst dieses Gemach verlassen, da sie noch einmal vor ihrer Abreise den Tuileriengarten besuchen will? Wie um mit einem letzten Gruß noch einmal den Altar ihres früheren Glückes zu umfangen. — Maja eilte ans Fenster — da unten, drüben an der Rue de Rivoli lag der Tuileriengarten. Der Ostwind spielte mit den letzten Blättern — nur wenige Menschen eilten durch seine verlassenen Promenaden — und richtig, da — diese kleine, zusammengekauerte Gestalt, gebückt, am Arme ihres greisen Begleiters — bewacht von dem respektvoll hinter ihr herschreitenden Diener. Das war Eugenie! Maja sah, wie die Gestalt zitternd den Stock hob und einen Halbkreis in der Luft peilte — es war, als ob sie hinüberschauend nach dem Louvre diesen mit ergreifen, berühren wollte in einer letzten Umarmung, einem letzten Gruß — dann sah Maja die Kaiserin langsam, das Haupt schüttelnd und zurückkehrend, den dort haltenden Wagen mit der bescheidenen Reisetasche auf dem Bock besteigen — und dann hatte das Straßengetümmel von Lutezia die einstige Herrin von Paris verschlungen!! Das also war die Kaiserin Eugenie! Wie vergänglich ist das Leben. — Aber doch — schließlich, was fehlte dieser Frau, die aus den kleinen Verhältnissen eines spanischen Edelfräuleins zu dem Kaiserthron emporgestiegen. — Alt muß jeder werden, — seinen Sohn, sein Kind kann auch das Schicksal jedem rauben — und wenn die Gräfin Montijo nicht den Kaiser der Franzosen „gekapert" hätte, was wäre sie dann heute? — Auch heute eine alte Frau — aber das Leben wäre dahingegangen, ohne solch unerhörten Märchentraum verwirklicht zu haben — und sie, die höchstes Glück, fabelhaften Glanz erlebt hat, gehört auch noch der Geschichte, der Unsterblichkeit an. — Die Kaiserin hatte entschieden Glück gehabt. Nur Glück? Maja fiel ein, einst ein Buch über die Fürstin gelesen zu haben, das plötzlich lebendig vor ihre Seele trat. Tausend kleine Züge der außergewöhnlichen Klugheit der Heldin, einer beispiellosen Ausnutzung des Augenblicks traten ihr lebhaft vor die Augen. — Eugenie wäre nie Kaiserin geworden, wenn sie nicht die Stunde genützt hätte. Wer das auch könnte! — „Readiness is all," hatte das Fräulein von Montijo an ihre Schwester, die Herzogin Alby, geschrieben, als sie, wie ein Märchen, geschmückt mit schimmernden Perlen und weißem Samt, sich tief vor dem damaligen Präsidenten der Republik — Louis Napoleon, ihrem späteren Gatten, auf dem Zauberfest in St. Cloud verneigte und jenen unvergeßlichen Eindruck auf den leicht Entzündlichen hervorrief. — Ach ja — jeder Frau, wenn sie schön ist, kann eine Kaiserkrone winken — wenn sie einem Herrscher entgegentritt. —

Langsam, träumend ließ sich Maja in den schimmernden weichen Fauteuil nieder und sah sich in dem Salon der Kaiserin um. — Hier schien plötzlich alles Leben zu gewinnen. — Dort der bronzene Korse schien sie zu grüßen — das Bild der Beauharnais lächelte zu ihr herab — und drüben — die Trauung Eugeniens mit Napoleon III.! — Ja, war das nicht sie selbst — nicht das Bild, das sie im Traume gesehen hatte? War sie nicht in gleicher schimmernder Pracht im Traume heute vor den Traualtar getreten — war, konnte jener Mann, dessen Züge sie nicht erkannte, nicht auch ein Kaiser, ein — — Großfürst sein? — Die Priesterschar, die Orgel, die Menge — alles schien die Verwirklichung ihres Traumbildes, und da — war da nicht auch Quasimodo?! Herr Gott! sie schrie laut auf.

Google

Er stand ja nun vor ihr, leibhaftig, — zögernd die Tür hinter sich schließend. Aber nein, nun erkannte sie ihn — es war der kleine bucklige Diener der fürstlichen Suite, mit dem sie im Omnibus hierher gefahren.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber ich brauche diesen Salon für heute abend — für wohl jeden Tag, und ich biete Ihnen 3000 Frcs. — hier, für heute abend.“ Die gekrümmte kleine Hand legte die knisternden Scheine hin.

„Ja, mein Gott — was wollen Sie? — Ich verstehe noch immer nicht — —“

„Ich werde Ihnen begreiflich machen. Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst Gregor ist hier in Continental abgestiegen — ist mit seinem Quartier nicht zufrieden; er braucht für eine besondere Gelegenheit heute abend und wohl auch später — diesen Salon — und somit bitte ich Sie, mein Anerbieten anzunehmen.“

Maja erholte sich nur langsam von ihrem Staunen und ließ ihre Blicke noch einmal zu Eugeniens strahlendem Bilde emporschweifen — dann sagte sie: „Ich bin einverstanden! Aber wollen Sie nicht näher erklären, zu welchem Zweck der Großfürst den Salon gebraucht?“

„O, das will ich Ihnen sagen — es soll hier um 7 Uhr ein kleines Fest veranstaltet werden zu Ehren einer Dame. — Darum bitte ich Sie, so schnell wie möglich diesen Salon zu verlassen, da wir die Tafel decken sollen.“

„Sehr gern, — nur da ich den Preis so außerordentlich hoch finde, darf ich wohl auch etwas zur Ausschmückung der Tafel beitragen. — Ich habe vielleicht einen Schmuck hier, der auch den Großfürsten interessieren würde“ — und Maja kniete rasch entschlossen nieder und entnahm dem geöffneten Koffer die Kiste mit dem Weihnachtsbaum. Nun putzte sie diesen so schnell sie es konnte, steckte die Lichte auf, entzündete sie, während der Diener sich vor Staunen nicht zu lassen wußte.

„Das ist eine wundervolle Idee und ich bin überzeugt, das wird dem Herrn Oberhofmarschall und auch dem Großfürsten imponieren. Das akzeptieren wir gerne.“

„O, er ist noch gar nicht fertig! Ich werde Ihnen den Baum in etwa einer halben Stunde vollständig — Sie sehen ja, was ich für Schätze mit mir führe — geputzt vorführen.“

„Gut, der Großfürst wird sowieso in einer Stunde vielleicht sich alles ansehen und dann entscheiden, ob er zufrieden ist oder die Tafel umzuwerfen beliebt. — Bitte, Fräulein, noch einmal — hier sind die 3000 Frcs.“

Eine tiefe Verbeugung — und der Kleine war verschwunden. Er ließ Maja allein, die in höchster Erregung das Zimmer drei-, viermal durchmaß. — Der Salon der Kaiserin — das fühlte sie — brachte ihr Glück. Ihre große Stunde schien gekommen — das Glück schien greifbar nahe. Doch es galt, keine Zeit zu verlieren. — Rasch das Lametta ausgepackt, die Ketten hervorgeholt, Aepfel und Nüsse angehängt und dann den Baum auf den Tisch gestellt. — Doch nun auch die Hauptsache — sich selbst schmücken! — Sie zerrte den Koffer in das anstoßende Gemach. Einen Augenblick blieb die kleine Schriftstellerin wie gebannt stehen. — Ja, konnte es so etwas geben? Konnten hellgrüne Seidenmöbel, Meereswogen gleich, von den Wänden herabrieseln — weiße Spitzenvorhänge wirklich ein goldenes Bett umrauschen und in einer weißen Marmorwanne das Wasser — einem Springbrunnen gleich — sprudeln? — Aber die Zeit drängte. Sie packte das Köfferchen aus, und vor Eugenie Montijos Toilettenspiegel schmückte sich Maja Rintelmann, die kleine Schriftstellerin aus dem obskuren Potsdamerstraßen-Pensionat, zum Empfange des Großfürsten. — Maja hatte gerade den lila Veilchenkranz in ihr dunkles Haar gesteckt, als sie an der Salontür ein leichtes Klopfen hörte, und gleichzeitig schien jemand einzutreten. Sie lauschte am Schlüsselloch ihres Schlafzimmers und öffnete nun leise die Tür — da sah sie, es war kein Irrtum, den Herrn, der so rücksichtslos über ihren Koffer fortgestiegen, langsam und verwunderten Blickes im Salon sich umsehen — Großfürst Gregor!

„N'est il pas un rêve adorable!“ erklang es leise und vergnügt. — Schon wollte er sich befriedigt zurückziehen, als ein Geräusch hinter ihm ihn umschauen ließ. Maja hatte die Tür geöffnet und stand nun — einer Weihnachtsfee vergleichbar vor Großfürst Gregor im Salon der Kaiserin.

„Pardon — millefois, Madame — Mademoiselle — permettez que je me retire —“

„O, nicht doch, Sie stören gar nicht — ich freue mich, wenn ich — wenn Ihnen diese kleine Aufmerksamkeit gefällt.“ Mit einer Kühnheit, die Maja innerlich schaudern machte, war sie ganz nahe an den fremden Mann herangetreten.

„Nicht wahr, ein unnennbarer Zauber geht von einem deutschen Weihnachtsbaum aus.“

Der Großfürst wollte zu dem geschmückten Tannenbaum treten, aber er sah in diese reinen, lieblichen Züge — in diese zitternden, flammenden Augen — sah diesen zarten, mädchenhaften Hals, diese Schultern, die schimmernde weiße Haut, die mit dem Glanz des Libertyatlasses wetteiferte, und dann sagte er langsam: „Ja, mein gnädiges Fräulein, Sie müssen aber — bitte — dieses improvisierte Weihnachtsfest auch

Google

mit mir feiern, Sie dürfen mich nicht verlassen! Einen Augenblick —“

Er klingelte dreimal kurz. Nicht ohne Schrecken sah die von einem goldigen Wonnerausch durchzuckte Maja wieder den kleinen Diener — den Quasimodo ihres Traumes erscheinen.

„Trage diese Zeilen sofort an ihre Adresse.“ Der Großfürst war an Eugenies Schreibpult geeilt, hastig einige Zeilen hinwerfend — dann das Ganze kuvertierend und dem Diener aushändigend. Majas scharfer Blick hatte noch gerade gelesen: „Lady Maud Malverson“, dann war der Großfürst auf sie zugetreten.

„Wer sind Sie, Engel — Huldin — Nixe oder Teufelin? Sagen Sie mir alles, erzählen Sie mir alles.“ —

Und Maja sagte: „Ich bin gestern abend aus Berlin zur Hochzeit meiner Freundin Cora Randfontain hierher gekommen.“

„Mon Dieu, da sind wir ja gemeinsame Gäste — ich will ja auch zum 1. Januar zur Hochzeit dort sein. — Aber was wollen Sie jetzt hier?“

„Ich bin früher gekommen.“ —

„Und wer sind Sie sonst?“ —

„Fast niemand — eine kleine Schriftstellerin.“

„Ja aber — Sie wohnen von einem fürstlichen Luxus umgeben.“ —

„Ich habe einmal träumen wollen — weil ich einem Traumbild gefolgt,“ sagte sie leise errötend. —

„Und wer war dieses Traumbild?“

„Sie!“

„Aber — ich habe Sie noch nie gesehen! Sie kannten mich ja gar nicht.“

„Doch, seit heute morgen, als Sie über meine Koffer stiegen. Ich fuhr im gleichen Wagen mit Ihrer Begleitung hierher. Und ich blieb in diesen Hotel, weil Sie hier wohnten — und diesen Salon bezahlte ich mit dem Glücksgeschenk, das der Himmel mir in den Schoß geworfen. — Ich hätte nicht nur die paar hundert Mark — ich hätte mein Leben darum gegeben,“ sagte Maja. Sie wußte selbst nicht, inspirierte der Geist der zweiten Kaiserin von Frankreich sie oder war es ihre eigene gelöste Seele, die so kühn, so verführerisch mit dem ihr völlig unbekannten Fürsten redete.

Der schwieg lange. — Dann nahm er langsam Majas Hände und küßte sie.

„Ich habe noch nie einem Menschen geglaubt — aber ich glaube Ihnen, und ich denke, Sie werden nicht bereuen Ihrer inneren Stimme gefolgt zu sein. Sie gestatten, daß ich nun für unser Weihnachtsfest Toilette mache.“

Noch einmal küßte Gregor ritterlich Maja die Hand, dann war die kleine Schriftstellerin allein. — Halb ohnmächtig sank sie zusammen. Die Spannkraft ihrer Nerven löste sich in ein Gefühl vollständiger Schwäche auf. Was hatte sie getan? — was angerichtet — was begonnen? Wie wollte sie ihre Rolle durchführen? In einer Stunde wollte der Großfürst wiederkommen — er, der gefürchtetste Frauenräuber des Kontinents — ein Mann, der ebenso viele erfolgreichen Duelle aufzuweisen hatte, wie sich mißlungene Attentate an seinen Namen hefteten — ein Mann, der, wie sie aus den Zeitungen erfahren, der Abgott der Petersburger Gesellschaft und der Schrecken der Nihilisten war. Ein Mann, der gewiß Frauen ihresgleichen, Männer ihres Standes sonst verachtete oder gar unbarmherzig nach Sibirien transportieren ließ. Ein Mann, der nur gewöhnt, mit Fürstinnen oder zweifelhaften Frauen, von höchstem Luxus und Raffi: ment umgeben, zu verkehren — der Mann wollte zu ihr kommen — mehr noch — er hatte sicher eine andere um ihretwillen verlassen. Ja, war denn das nicht ihr Traum, hatte sie sich nicht — vielleicht mit ihm gar, am Altare knien sehen? — Aber auch der Quasimodo war da! — Ein Schauder, die Ahnung eines kommenden Schicksals überkam sie! — Doch nur nicht grübeln und die Traumbilder mit der Wirklichkeit verdunkeln. Sie mußte handeln — sie mußte die Stunde nützen. — Aber konnte Cora sie nicht stören? Deren Besuch sie jeden Augenblick erwartete! Rasch schrieb sie einige Zeilen an die Freundin, daß sie heute angekommen, doch so von der Reise ermüdet sei, daß sie sich sogleich zu Bett begeben hätte, und ihren Besuch zu verschieben bitte. — Sie klingelte . . . und legte sich dann tiefaufatmend in den Sessel zurück, das Bild der Kaiserin betrachtend.

Aus ihren Träumereien erweckte sie das Kommen des Großfürsten.

„Man wird die Tafel richten, mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie bitten, solange in meinen Salon eintreten zu wollen.“ Und ehe die verwunderte Maja etwas erwidern konnte, öffnete sich die seitliche Tür des Salons und Maja blickte in eine Flucht von Gemächern.

„Sehen Sie, wir waren heimliche Nachbarn und werden nun gute Freunde sein.“ Er reichte ihr den Arm, und Maja, mit hochklopfendem Herzen, schritt, noch einen Blick auf Eugeniens Bild werfend, am Arm des Großfürsten in seine Gemächer.

„Ich glaube einen Traum zu erleben,“ sagte Seine Kaiserliche Hoheit. „Noch nie hat mich ein Abenteuer so gereizt — noch nie habe ich ein holderes, schöneres und naiveres Geschöpf kennen gelernt. Noch drückt Sie der Mehltau der Not, der Arbeit, aber wenn Sie sich voll und ganz entfaltet — Ihre Gaben

Google

gepflegt und behütet, durch den Luxus und Reichtum aufgeblüht — — Sie werden eine Königin, eine Herrscherin sein, wenn Sie mir ein klein wenig vertrauen — und dies müssen Sie mir als Revanche für den Weihnachtsbaum erlauben." — Er schob einen funkelnden Rubincapouchon auf ihren kleinen Finger. „Das gleißt wie Blut auf Ihrer weißen Haut," sagte er, ihre Hand an seine brennenden Lippen führend. — „Und warten Sie nur — morgen gehen wir durch Paris, und ich kaufe das Schönste, was wir finden, um meine Weihnachtsfee zu schmücken, und dann — — Sie werden nicht lange hier bleiben — Sie werden mit mir kommen nach dem Süden. Von dort können Sie Cora telegraphieren und sie einladen, Sie zu besuchen. Ich weiß schon eine schöne, verschwiegene Stätte bei Roque Brune. — Dort werden Sie ausruhen und da — da werden wir glücklich sein! Sehr, sehr lange — für immer."

Er hatte wieder ihre Hand ergriffen, legte leise, zitternd vor Aufregung, seine schlanken weißen Finger auf ihren weißen, schimmernden Nacken — bog ihren schlanken Hals zu seinen kühn geschwungenen Lippen, und dann umarmte Gregor von Rußland Maja Rintelmann in einem heißen, glühenden Kusse.

„Man scheint drinnen alles bereit zu haben," sagte er, wie um sich selbst zur Ruhe zu bringen, und ging langsam mit Maja wieder zurück in den Salon. Dort stand ein schimmerndes „Tischlein deck dich" unter dem kleinen flimmernden Weihnachtsbaum — gekühlter Sekt, Trüffelpasteten, Austern, Kaviar — die auserlesensten Delikatessen.

„Man wird uns nicht stören, ich werde Sie selbst bedienen" — und der Großfürst servierte lächelnd den köstlichen Beluga der kleinen Schriftstellerin. Maja saß da wie im Traume. Ein unnennbares Glücksgefühl durchrauschte sie. Sie wußte nicht recht, ob sie lebte oder träumte, sie wußte auch nicht, was sie tat — sie überlegte nicht, daß sie, ein fremdes, einsames Mädchen, aus ihrem arbeitsvollen, mühseligen Weg nun plötzlich alle ihre Prinzipien — ihre Anschauungen fortgeworfen — daß sie den Pfad der Alltäglichkeit verlassen und nun mit einem Male einen ganz ungewöhnlichen Weg beschritten. — Aber sie wollte nichts wissen. — Eugenie hat auch den Augenblick ergriffen — und da drüben — in dem Tuileriengarten — hatte da nicht Gabriele d'Estrée den vierten Heinrich erwartet — nicht die Lavallière um den Sonnenkönig geseufzt — nicht die Pompadour ihre Sklaven geknechtet, und all die anderen unsterblichen Weiber der französischen Geschichte nicht ihr glanzvolles Leben dort gelebt — hier umschwebte sie der Geist der Liebe, die Allmacht der schönen Frauen, die alles erreicht, wenn sie alles gewagt — und lächelnd ließ Maja es geschehen, daß der Großfürst zu ihren Füßen kniete, ihre kleinen Füße küßte — an ihrem Gewand nestelte — und sie — seiner Sinne nicht mehr mächtig — in Eugenie Montijos Schlafzimmer trug.

Es war heller Mittag, als Maja erwachte. — Verwirrt rieb sie sich die Augen. Ja, war's Wahrheit!? sie lag in diesem spitzenumrieselten Bett, an ihrem Finger glänzte der blutrote Rubin — vor ihrem Bett stand schüchtern ein junges Mädchen, das ihr bescheiden die Schokolade reichte — und wirklich — ungeduldige Hände klopften an ihre Türe, und als mit einem Pardon die Hotelzofe das Zimmer verlassen, da stürzte wirklich der Großfürst Gregor von Rußland in einem weißen seidenen, zobelbesetzten Schlafrock in ihr Zimmer, er, der Höchstkommandierende der russischen Armee, kniete vor Majas Bett und bedeckte ihre zarte bebende Gestalt mit heißen Küssen.

„Comme je t'aime ma Mignonne, wir wollen ausfahren, sieh, wie Paris vor dir liegt, ich will es dir zeigen."

Im Nebenzimmer wurden Stimmen laut. — Der Großfürst sprang wütend auf und eilte in den Salon. Maja hörte erschreckt laute Stimmen. „Ja, sie läßt sich nicht abweisen, sie muß Sie sprechen, es sei Gefahr im Verzuge. Sie bittet, den Brief zu lesen."

„Ich bin nicht zu sprechen — geben Sie den Wisch her." — Der Großfürst kehrte wieder zu Maja zurück.

„Was gibt's?" fragte diese ängstlich. Alles, was sie von den Attentaten gegen den Großfürsten gehört, stieg wieder vor ihr auf. — „Nichts, Kind, es geht nichts über exaltierte Engländerinnen — eine eifersüchtige Frau will mir, um mich wieder an sich zu fesseln, mit Attentaten drohen — da, lies den Wisch." — Nachlässig gab Gregor Maja den Brief — Es war der Schrei einer gekränkten Weibesseele, der hier aus diesen Zeilen sprach. Mit tausend Vorwürfen klagend, den Großfürsten beschwörend, zu ihr zurückzukehren, und wenn er es nicht aus Liebe täte — so doch um seiner eigenen Sicherheit willen, denn sie wolle ihm das Geständnis machen, daß sie gedungen sei, ihn zu morden — sie allein könne ihn retten. — Er müsse heute abend um 7 Uhr sie zur Dinerstunde treffen. — Unterschrieben war der Brief „Maud".

Totenbleich hatte Maja die Zeilen gelesen.

„Du brauchst nicht erschrecken, Täubchen, ich gehe nicht zu ihr. Aber stehe auf, wir wollen Paris genießen."

Um fünf Uhr kam Maja heim. — Sie war umnebelt, geblendet von allem, was sie gesehen,

Google

erlebt, von allem, was sie genossen. — Bei Ritz hatten sie diniert. Noch konnte sie den Luxus nicht fassen, nicht begreifen, daß drei Kellner um ihren Tisch geschart, daß der Direktor des Hotels sie mit tiefster Ehrfurcht begrüßt — daß die Augen aller Welt in diesem kleinen weißen Saal auf sie gerichtet. Ja, auch Cora hatte sie gesehen und gesprochen. Sie war Zeugin ihres Triumphes gewesen. — Diese Begegnung hatte sie eigentlich gefürchtet — aber Cora als Mondaine — als Künstlerin — hatte die Situation erfaßt — war rasch an Majas Tisch getreten, um sie und den Fürsten zu begrüßen und zum Abend zu einer kleinen Soiree zu laden. — Damit war ein Stein von Majas Herzen gefallen. Cora faßte die Situation wie etwas Selbstverständliches auf. Wie dankbar sie ihr für diesen feinen Takt war. Wenn sie sie doch heute allein einen Augenblick sprechen könnte — vielleicht würde sie ihr einen guten Rat geben, denn noch immer konnte sie ihr Glück nicht fassen — fühlte sie alles wie etwas Unwirkliches. — —

Aber nun schlug's halb sieben — nun mußte Maja sich anziehen — und richtig, da kamen auch schon all die Kostbarkeiten, ein ganzes Trousseau, das sie heute zusammen ausgesucht, auch das neue bläuliche Samtkleid von Paquin, das Großfürst Gregor eigens für Maja ausgewählt. — Wie umrauschte es ihre zarte Gestalt — wie wundervoll legte sich die köstliche Perlenkette, Cartiers Clou, um ihren zarten Nacken.

Der Großfürst war eingetreten. „Ich muß vor dir knien" — und wieder sank Gregor in seiner unwiderstehlichen Art vor der Frau nieder, die momentan seine Sinne berauschte. „Liebst du mich, liebst du mich auch wirklich — ganz allein — nichts kann mich von dir trennen," sagte er leise. Maja wollte anworten — da klopfte es an die Tür. — Ach — immer, immer erschien dieser Quasimodo! —

„Der Wagen ist vorgefahren," sagte er, „und dieser Brief ist mir als dringend übergeben."

Der Großfürst zerriß ärgerlich das Kuvert.

„Lächerlich, ich lasse mir nicht drohen," sagte er. „Komm, gehen wir zum Wagen, deine Freundin Cora wird entzückt sein, dich heute so strahlend zu sehen — meine Geliebte — mein Weib."

Maja erschauerte — dann schritt sie mit dem Großfürsten über den Korridor zum Lift. Sie sah sich im Spiegel des Vestibüls — wirklich, sie sah aus wie eine Fürstin — ein Brillantendiadem funkelte in ihrem dunklen Haar — der dunkelrote Samtmantel, mit dem kostbaren Schwatzfuchs verbrämt, verlieh ihrer mädchenhaften Gestalt eine frauenhafte Würde. — Der schimmernde Schmuck blitzte aus dem dunkeln Pelz hervor bei jeder Bewegung, die den weißen Hals sichtbar werden ließ. Noch einmal sah sich Maja bewundernd im Spiegel an.

„Du gefällst dir und auch mir" — klang es leise und heiß von des Großfürsten Lippen — „und nun komm." Der Großfürst bot ihr galant den Arm, und über dieselbe Treppe, wo sie als unscheinbare Fremde ihren Einzug gehalten, schritt sie am Arm des Großfürsten zur Rampe! Dort hielt der Wagen. Am Schlag der wartende Quasimodo. — Einen Augenblick erzitterte Maja. — „Komm, reizende ..." — der Großfürst neigte sich in verliebter Schmeichelei vor Maja, ihr den Vortritt lassend — da stürzte an Quasimodo vorbei eine dunkle Gestalt auf Maja heran — ein Krach — ein Schrei — noch klang es halb in ihren Ohren: „Dich konnte ich nicht töten, aber sie muß sterben" — und mit zerschmettertem Leibe bezahlte Maja Rintelmann den Liebestraum im Salon der Kaiserin! —

Bücher.

Strindbergs „Schwarze Fahnen". Ein furchtbares Buch, — eines der schrecklichsten Bücher: wie eine hohe, schöne erhabene Stigne voller Schorf und Aussatz. Das Genie des Hasses, der lieben möchte, hebt sich in ihm aus; es ist von einer satanisch-grandiosen Häßlichkeit, obgleich sie mosaikartig aus einer Unzahl scheußlicher Einzelheiten zusammengesetzt ist. Dämonisch durch und durch bannt dieses abscheuliche Meisterwerk (Hexenmeisterwerk) den Leser in einen schauerlichen Kreis gräßlichlebendiger Gespensterfratzen. Ein Totentanz der Kultur nach dem Takte eines gefallenen Engels: man möchte nicht mehr zusehen und muß. muß. Aber für „Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel" nimmt man diese kalibanischen Verzerrungen doch nicht. Der Haß, der sie eingab, und die Kunst, die sie zeichnete, diese beiden sind echt; aber der Haß kann wohl ein großer Künstler, jedoch kein dokumentarischer Schilderer sein. Wenn Moralisten (wie Savonarola, Strindberg, — Wedekind) von den Sitten ihrer Zeit handeln, so klagen sie an, — nicht gerade wie Staatsanwälte, aber doch als Anwälte irgend einer beleidigten großen Sache, und sei es auch nur ihr Glauben, ihr Wissen, ihr Wollen. Sie klagen an: das heißt: sie übertreiben. Was der Staatsanwalt aus Pflicht und Amt und daher kalt tut, tun sie voller Wärme aus Leidenschaft und innerem

Google

Beruf. Man kann ihre Hantierung abscheulich finden, unheilvoll, vielleicht auch albern, aber man wird ihnen den Respekt nicht versagen dürfen, der jedem Idealisten gebührt, — wenn er nicht bloß ein Dilettant des Idealismus ist. Indessen wird man gerade Idealisten gegenüber auf seiner Hut sein müssen: sie sind voller Lehren, aber gefährliche Lehrer, denn ihr Weltbild ist immer falsch. Ich rate: freut euch an ihrer Kunst, aber glaubt ihnen nicht. Sie alle wollen das, was dem Größten ihrer Art scheinbar gelungen ist: die Menschheit verrenken. —

Wieviel Liebe (bis zur Verstiegenheit) in dem Hasse Strindbergs steckt (er könnte ohne diesen Kern nicht so ungeheuerlich sein), zeigt das sechzehnte Kapitel der „Schwarzen Fahnen". Es gibt keinen Begriff von dem Grundton dieses außerordentlichen Buches, wohl aber vom Grundwesen dieses außerordentlichen Genies.

Otto Julius Bierbaum.

Chr. Groteveld, „Das Finanzsystem des Deutschen Reiches". (Verlag von E. Pöschel, Leipzig, 1906). Das Buch, das vor Allem den breiteren Schichten des Volkes eine verständliche Auseinandersetzung über die Etataufstellung des Reiches, seine Ausgaben und Deckungsmittel, bringen soll, ist kurz, klar und übersichtlich gehalten; Vorzüge, die bei der immerhin nicht unbeträchtlichen Complicirtheit unseres gesamten Steuerwesens das kleine Werkchen empfehlbar machen. Aktuell ist es durch unsre momentane Geldmisère auch. Dazu kommt, daß der Verfasser sich mit einem reinen Referat nicht begnügt hat und zu positiven Aenderungsvorschlägen für die Finanzirung fortschreitet. Nur in dem Uebergang zu direkten Reichssteuern sieht er das Heil und findet sich damit nicht nur auf den Bahnen des Liberalismus, sondern auch auf denen, die Herr Staatsminister von Podbielski in Nr. 3 des „Morgen" als gangbar entwickelt hat.

Xiphilin.

Homers Ilias, deutsch von Hans Georg Meyer. (Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin, 1907.) Ein neuer Homer, und dazu noch ein guter, sogar in Hexametern! Neben dem der liebe alte Voß sich ausnimmt, wie eine Carrikatur. Gewiß, immer wird eine Uebersetzung Surrogat bleiben; doch nicht jedem ists, in der Hast des modernen Lebens, gegeben, sich im Lande Homers so heimisch zu machen, daß er mit dem Sänger sich in seinen Dialekten unterhalten könnte. Soll ihm die Griechenwelt deshalb verschlossen bleiben? „Es giebt, sagt Ulrich von Wilamovitz-Möllendorff mit Recht in seiner, guten, Vorrede zur übersetzten Orestie, es giebt einen Dünkel der Halbgelehrten, der dies Bestreben verwirft. Wozu übersetzen? sagen sie; wer die Dramen lesen will, der soll Griechisch lernen. Ja, wo denn? wohl bei denen, die so reden, wohl auf den preußischen Schulen? Das Griechisch, das da gelernt und vielfach auch gelehrt wird, kenne ich, — ich will hier nichts darüber sagen. Diese Halbheit, die weder die ganze Wissenschaft erfassen kann, noch die Hoffart des Bildungsphilisters fahren lassen mag, ist ganz wesentlich Schuld daran, daß die Deutschen mit dem Klassicismus auch die Klassiker verwerfen. Ich wende mich gerade mit besonderem Zutrauen an die, welche sich den Wahn, Griechisch gelernt zu haben, nicht erst abzugewöhnen brauchen. Nicht den Nachbetern einer abgestandenen Kunstlehre noch den bildungssatten Décadents, sondern denen, die unverdorben und meinethalben ungebildet nach dem reinen Lebenswasser einer großen ächten dürsten, will ich dienen, indem ich ihnen einige solche Werke vermittle, so gut ich kann. Vielleicht wecke ich ihnen nebenher die Lust, Griechisch zu lernen, oder doch die Erkenntnis, daß es sich lohnt, es zu lernen, aber erst lohnt, wenn mans ordentlich lernt." Besseres wüßte ich zur Rechtfertigung auch dieser Uebersetzung nicht zu sagen. Sie ist leicht verständlich (was Voß nicht ist), verrenkt nie die Sprache, ist in modernem Deutsch, nicht im Canzlistenstil einer hundertfünfzigjährigen Aktensyntax geschrieben und umgeht die zahllosen Uebersetzungsfehler, die Voß, ohne subjektives Verschulden freilich, nicht zu meiden vermocht hat. Dem Philologen sei noch gesagt, daß, nach meinem Empfinden, diese Ilias eine beträchtlich reifere Arbeit darstellt, als des Verfassers vor zwei Jahren erschienene Odyssee.

K. S.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Der politische und literarische Ruhm Georg Herweghs war ein temporär bedingtes Moment von ephemerer Bedeutung. Er glich einer Rakete, die in die politische Gärung der Revolutionsjahre hineinfuhr, den geistigen Staub des Philisteriums aufwühlte, aber keine freie Höhe erreichte, von der er auf spätere Geschlechter leuchtend herniederblitzte. Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" sind für uns eher ein zeitgeschichtliches Dokument als eine literarische Tat. Sie sind der Mund, die Gedanken, das Gefühl des Volkes, gesehen durch das Temperament eines leidenschaftlichen Menschen und eines halben Dichters. Wir müssen ihre Zeit verstehen, wenn wir ihre Wirkung, ihren Erfolg begreifen wollen. Jene Zeit, deren politische Bewegung uns mehr interessiert als seine künstlerische, und deren Literatur der halbvergessene Dichter Dranmor einmal treffend „Papierschnitzelliteratur" genannt. Goethes Tod hatte geistige Niederungen geschaffen, aus der sich selten ein starrer Fels emporreckte, den Jahr-

Google

zehnte nicht schon verwitterten. Der politische Sumpf, der den Befreiungskriegen folgte, fand wenigstens bald eine Reaktion in den revolutionären Gedanken der Jugend, der dichterische aber schleppte sich wie eine Elegie durch die Zeit, bis auch hier der politische Gedanke dichterische Talente schaffen mußte, die den Kampfgesang nach Freiheit und gegen die politische Zwangsjacke anstimmten. Die dichterische Halbheit aber als Verkörperung des politischen Ideals mußte eine Auflehnung gegen die rein ästhetischen Werte Goethes zeitigen — eine markante Signatur jener Zeit, die sich einen Dichter ohne politische Ideale nicht denken konnte. Das Volk dämmerte steril in die großen Tage der Umwälzung hinüber, aber das Ohr gestimmt auf das neue Wort und den neuen Ton. Und diesen neuen Ton brachten 1841 Herweghs „Gedichte eines Lebendigen". Sie waren der Mund des Volkes, sein Gedanke, sein Gefühl. Was es halb unbewußt dachte, drückte eine edle Begeisterung mit echtem Schwung und vielem Geschick aus. Unmittelbar, ehrlich und hell gestimmt, waren sie ihm ein Triumph, den seine späteren Werke nicht mehr rechtfertigten oder aufleben ließen. — Jetzt hat der französelnde Herr Marcel Herwegh die Briefe seines Vaters mit seiner Braut herausgegeben, die sein literarisches Andenken wieder aufleben lassen sollen. Aber um es gleich vorwegzunehmen: seine Briefe zeigen ihn in keinem anderen Licht, ja, sie wirken gegen die seiner Braut gezwungen, farblos, fast unbedeutend. Literarisch sind sie höchstens interessant, nicht wertvoll. Man fühlt in ihnen nicht den Dichter, dessen Worte einst die Gemüter aufrührten, nicht den tollkühnen, herzhaften „Freiheitspoeten", für den er sich selbst ausgegeben; man stößt alle Augenblicke auf eine eitle Geste oder eine leere Phrase. Die Herzlichkeit des Tons wirkt gezwungen, ihr fehlt das Unmittelbare, das Zuherzengehende. Die Briefe Emma Siegmunds dagegen, seiner tapferen, freiheitschwärmerischen Braut, die als Tochter eines bekannten Berliner Großkaufmanns eine gewählte künstlerische und gelehrte Gesellschaft um sich zu scharen wußte und eine gute Bildung mit feinem Geschmack und einem starken Temperament verband, sind warme, menschlich schöne, von übergroßer Bewunderung erfüllte Liebesepisteln. Man verzeiht der Wärme ihres Gefühls einige schiefe Urteile, ihrer tiefen Neigung jene kritiklose Bewunderung des Geliebten, die sie Größeren versagt . . . Im Letzten aber wirken sie eindrucksstark und volltönend, gedanklich unbefangen und liebenswürdig beseelt. Der Briefwechsel, der nur die kurze Zeit vom November 1842 — ihrer ersten Trennung — bis zu ihrer nach manchen Abenteuern erfolgten Wiedervereinigung in der Schweiz im Februar 1843 umfaßt, läßt deutlich die Einheit ihrer Charaktere und Veranlagung hervortreten: die demagogische Grundstimmung und den Haß aller politischen Engherzigkeit, die beide beseelen. Im Hintergrunde haben wir in matter Beleuchtung ein Gemälde der Zeit, das die ausführliche, aber etwas unkritische Einleitung und der erdrückende Kommentar gewissenhaft ergänzen. Das Buch ist bei Robert Lutz in Stuttgart als 10. Band der „Memoirenbibliothek" erschienen. Oest.

„Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgeg. von Frhrn. von Grotthuß.
„Was sagt Goethe" über Religion, Ethik, Lebensführung, Kunst, Philosophie, Naturforschung und Staatskunst.
„Beethovens Briefe."
„Gobineau," Auswahl aus seinen Schriften.
„Montaigne," Auswahl.
„Montesquieu," Auswahl.
„Hans Sachs," Auswahl.

Diese Sammlungen geben das Wichtigste und Interessanteste aus den Werken der großen Denker und Dichter aller Zeiten und aller Völker.

Ferrero: Größe und Niedergang Roms. 2 Bände. (Julius Hoffmann.)

Aus diesem ausgezeichneten Werke brachte die Wochenschrift „Morgen" bereits einen längeren Abschnitt.

Notiz.

Die diesem Hefte beigegebene Kunstbeilage „Detlev v. Liliencron" ist dem in der vorigen Woche parodistisch (manch einer nahm's freilich für ernst) besprochenen Werke „Zehn lyrische Selbstporträts" (Dieterich'sche Verlagsanstalt) entnommen. Das Interesse, welches der Besprechung folgte, veranlaßt uns, hier nochmals auf das Werk hinzuweisen.

In verdoppeltem Umfange erscheint bei Marquardt & Co. das 7. bis 11. Tausend des Rainer Maria Rilkeschen Werkes über „Auguste Rodin". Auch die in diesem Hefte aufgenommenen Zeichnungen waren anfänglich für dies reich illustrierte Werk bestimmt. Sie werden nun erst in der nächsten Auflage Aufnahme finden.

Der X. Band von Karl Lamprechts „Deutscher Geschichte" wird den in diesem Hefte an erster Stelle veröffentlichten Aufsatz enthalten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 0, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 6.

Go gle

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Autorenverzeichnis

1907

Juli — Dezember

Heft 1—29

Marquardt & Co.
Berlin W. 50.

Google

A.

Anonym, 542, 612, 645, 677, 745, 806, 808, 837, 843, 870, 879, 950, 952.
Asch, Schalom, 431.
A. L., 193, 251, 412, 477, 544, 580, 616, 679, 840, 842, 878.

B.

Bab, Jul., 191, 507, 614.
Bang, Herm., 767.
Bartholomé, P. A., 350.
Bierbaum, Otto Jul., 21, 117, 205, 346, 360, 421, 448, 535, 641, 672, 723, 835, 852, 950.
Björnson, Björnstjerne, 852, 936.
Blech, Leo, 626.
Blei, Franz, 571.
Blumenthal, Herm., 446.
Bölsche, Wilh., 341, 459, 521.
Brandes, Georg, 11, 170, 295, 395, 545, 754, 786, 829, 889, 936.
Brandi, K., 598.
Bredow, C. v., 128, 151, 390, 144, 476, 686, 930.
Bücher, neue, 251, 446, 616, 839, 878, 950.
Buchwald, Bruno, 541, 577, 646, 743, 807, 876.

C.

Carnegie, Andr., 137, 358, 559, 834.
Carossa, Hs., 27, 562.
Corinth, Ludw., 169.

D.

Dauthendey, M., 502, 850.
Dehmel, Rich., 171, 849, 895.
Delius, R. v., 773.
Dessoir, M., 169, 329.
Destez, Eug., 231, 484.
Doenges, Hofr., 825.

E.

Eloëssier, Arth., 404.
Ernst, Otto, 247.
Eulenberg, Herb., 280, 871, 939.
Ewers, Hanns Heinz, 578, 579, 629, 695, 853.

F.

Ferrero, G., 702.
Fieleck, S., 771, 941.
Fließ, Wilh., 163.
Förster-Nietzsche, Elis., 488.
France, Anatole, 600, 660.
Freund, Dir., 160.
Fürth, Henr., 475.

G.

Geijerstam, Gust. af, 853.
Gerlach, H. v., 585.
Goldbeck, Ed., 220, 377, 741, 869, 941.
Goldberger, M., 861.
Gurlitt, 14.

Google

H.

Halbe, M., 937.
Handl, Willi, 410, 473, 506, 642, 675, 776, 875.
Harden, Maximilian, (siehe: Bierbaum, Björnson, Dauthendey, Dehmel, Ewers, Geiserstam, Goldbeck, Halbe, v. Hofmannsthal, Holz, Graf Keßler, Konrad, Liebermann, Heinr. Mann, Thom. Mann, Arth. Schnitzler, Karl Schnitzler, Strindberg, Sudermann, Trebitsch, Wedekind, Widmann, v. Wolzogen.)
Hauptmann, Carl, 18, 497, 604.
Hausegger, Sigm. v., 526, 712.
Hearn, Lafcadio, 243.
Heilbut, 166.
Heine, H., 279.
Hellpach, Wilh., 531.
Henckell, C., 939.
Hoensbroech, Graf v., 161.
Hofmannsthal, H. v., 53, 123, 372, 664, 936.
Holitscher, Arth., 153, 854.
Hollaender, Vict., 274, 313.
Holz, Arno, 852.

J.

Jaeckel, Otto, 617.
Jentsch, Karl, 289, 455, 493, 718, 779.
Jourdain, Fr., 218.
Israels, J., 171.

K.

Kahn, Gust., 159, 222.
Keßler, Harry Graf v., 8, 936.
Kohler, Jos., 35.
Koigen, Dav., 97, 129.
Konrad, Mich. Georg, 850.
Kunowski, Loth. v., 187.

L.

Laband, P., 6, 549.
Lamprecht, C., 90, 882.
Lansburgh, 28, 62, 94, 126, 157, 190, 218, 247, 317, 348, 381, 408, 439, 473, 504, 590, 690, 775, 819.
Lemaitre, Jul., 822.
Lichtwark, Alfr., 634.
Liebermann, M., 166, 849, 912. (Siehe auch: Bartholomé, Brandes, Corinth, Dehmel, Deffoir, Jourdain, Israels, Prévoft, Rodin, Roll, Scheffler, von Stuck, v. Tschudi.)
Liszt, Frz. v., 88.
Litzmann, Berth., 673, 731.

M.

Mann, Heinrich, 938.
Mann, Thomas, 214, 849.
Maupaffant, Guy de, 738, 795.
Meyer, R. M., 621.
Michels, R., 299.
Mjöen, C., 857.
Moll, Alb., 141.
Muftkrundfchau, 542, 612, 645, 677, 745, 806, 873.
Muther, Rich., 19, 84, 325, 692.

N.

Naumann, Friedr., 383.
Nietzfche, Friedr., 913.
Notizen, 96, 222, 414, 511, 544, 615, 679, 747, 952.

O.

Oppeln-Bronikowski, Fr. v., 32, 181, 193.

P.

Pannwitz, R., 414.
Paulfen, Elif., 185.
Pelletan, C., 72, 259, 655.
Pfennig, 30, 382.
Podbielski, Vict. v., 99.
Preuß, 568.
Prévoft, Marc, 350.

Go gle

R.

Rilke, Rainer Maria, 437, 471, 913.
Rodin, Jul., 168.
Roll, 218.
Rolland, P., 797.
Rosenhagen, Hs., 441, 563, 608, 707, 728, 803, 911.
Rostand, Edm., 58, 80.
Rundschau, 30, 64, 247, 285.
Ruth St. Denis, 649 (siehe auch: Bierbaum, Schur).

S.

Saenger, S., 790.
Salten, Felix, 113.
Saudek, R., 380.
Schaukal, R., 837.
Scheerbart, Paul, 871.
Scheffler, Karl, 25, 170, 355.
Schmidt, Loth., 509, 638.
Schmidt, Wilh., 193.
Schnitzler, Arthur, 854.
Schnitzler, Karl, 33, 65, 101, 133, 200, 229, 253, 287, 319, 375, 397, 427, 452, 539, 574, 639, 681, 742, 749, 780, 813, 839, 951.
Scholz, Wilh. von, 247.
Schröder, A., 705.
Schur, E., 285, 671, 912.
Shaw, Bernh., 104, 263, 286, 305, 331, 365, 467.
Simmel, Georg, 235, 393, 593.
Sombart, Wern., 1, 40, 67, 98, 172, 195, 223, 255, 299, 321, 352, 415, 479, 513, 649, 715, 751, 816.
Stark, P., 759.
Stendhal (H. Beyle), 181, 193.
Stöcker, Helene, 250.
Strauß, Rich., 15.
Strindberg, Aug., 665, 853, 869, 939.
Stuck, Franz, 170.
Sudermann, Herm., 936.

T.

Tews, J., 517.
Thierry-Cazes, 783.
Trebitsch, Siegfried, 286, 678, 854.
Truth, 942.
Tschudi, Hugo v., 186.

U.

Uzkull, Gräfin L. v., 762.

V.

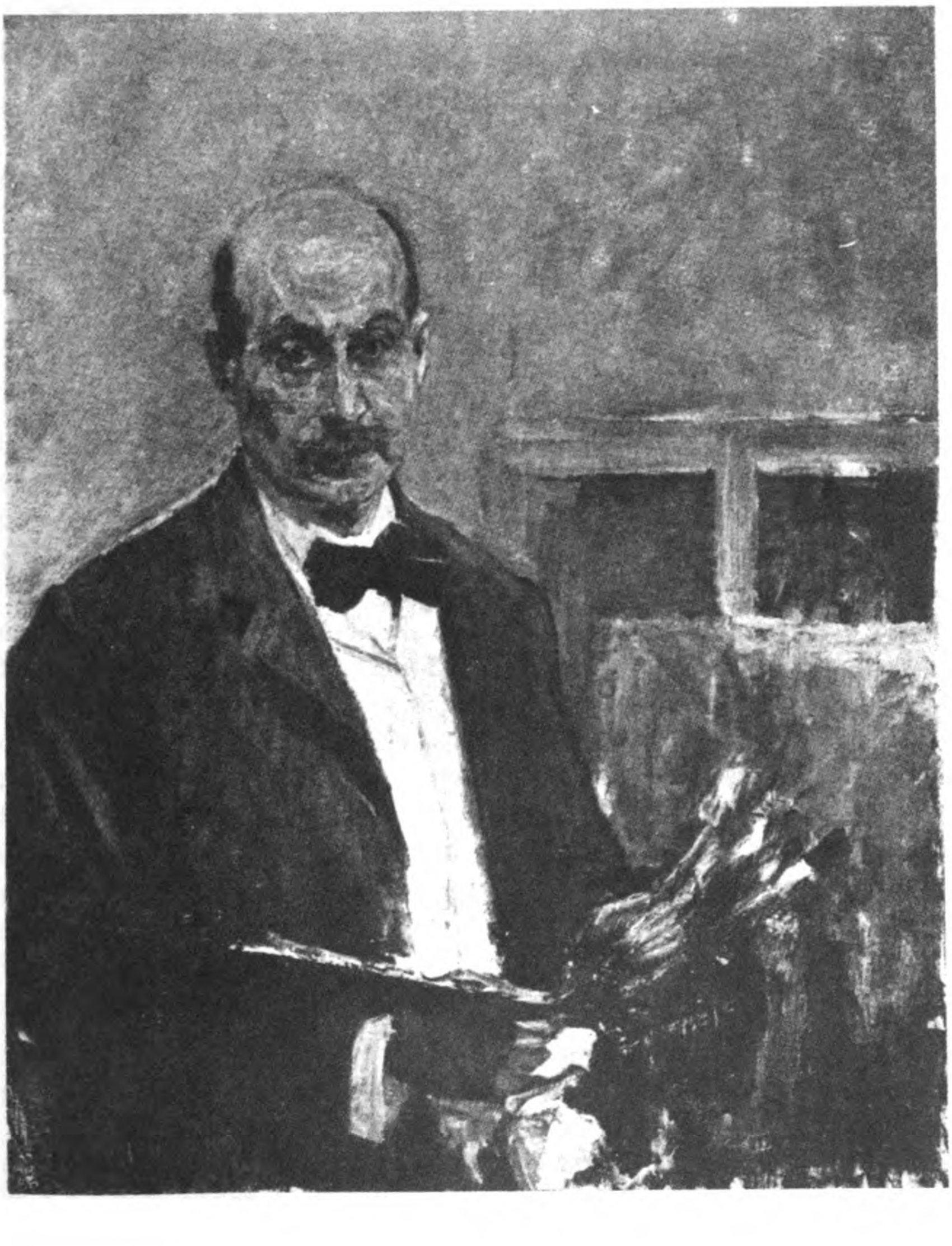
Valmont, Guy de, (siehe Maupassant).
Volbach, 50.
Volchert-Lietz, H., 510, 734.

W.

Wagner, Richard, 48, 923.
Wedekind, Frank, 61, 75, 107, 143, 175, 850.
Widmann, G. B., 159, 852.
Wolzogen, Ernst v., 210, 399, 433, 463, 937.

Druck von Haj & Gottheb G. m. b. H., Berlin W.

Go gle



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

DER TANZ

von

OSKAR BIE



Ein stattlicher Band in gr. 8°. 21 Bogen Text mit 100 Bilderbeilagen und reichem Buchschmuck von Karl Walser in echt Pergament gebunden M. 25.—. Luxusausgabe auf Japanpapier in 30 numerierten Exemplaren gedruckt in echt Pergament gebunden M. 100.—

MARQUARDT & Co., BERLIN W. 50

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



AUS DER SKIZZENMAPPE VON
MAX LIEBERMANN

KUNSTBEILAGE DES
MORGEN
WEIHNACHTEN
MDCCCCVII

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN







Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



ZWEI UNVERÖFFENTLICHTE HANDZEICHNUNGEN
VON AUGUSTE RODIN IN PARIS (s. S. 952)

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Beschwörung.

(Alexander Puschkin.)

Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung komponiert von

Friedrich Nietzsche (Bonn 1864).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ruf' ich, harr' ich um Lei = la's wil = len: Zu mir, mein Lieb! Her = an! her = an!

dolce cresc.

Tempo 1.

Zeig' dich, ge = lieb=te Huld = ge=stalt, wie dich mein Auge sah beim

p p cresc.

rit.

poco rit.

Schei=den: bleich wie der Win = ter = tag und kalt, ent = stellt vom letz=ten To=des = lei = den!

poco rit.

a tempo

Schweb' wie ein fer=ner Stern her=an, wie lei = ser Klang, wie Win = des = we = hen,

a tempo cresc.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wie ein Ge=ſicht, ſchreck=lich zu ſehn, mir al = les gleich! Her=an! her = an!

L

dolce *cresc.*

Tempo I.

Ich ru = fe dich, nicht dar = um, nein! um ſchnö=den Mor=des

rit.

p *pf*

an = zu = kla = gen, die dei = ner Ju=gend fro = hes Sein ver=nich = tet und zu Grab ge=

poco rit.

poco rit.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

a tempo

tra=gen. Mich treibt in dei=nes Zau=bers Bann der Lie=bes=sehn=sucht Glut=ver=

a tempo cresc.

lan=gen. O laß mich dich se=lig um=fan=gen!

dolce cresc.

O sei du mein! Her=an! her=an!

L

cresc.

ff mf cresc. ff p

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wochenschrift fÃ¼r deutsche Kultur, begrÃ¼ndet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauh: TNusit / Georg Vrandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von tzofmannsthal: Vyrls.
1907
^ Division ot
I>lencieln/I.iecntenÂ«tein
1970

<53'/^<?^/^
Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner So«d«rt: Kulturphilosophie / Richard srrauh: Wuftl / Georg Brandes: Literatur
Richard Wnther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von tzoftnannsthal: vyris.
1907
Juli —Dezember
Heft 1—29
schriftleitung Dr. Nrwr Landsberger.
Marquardt H Co.
Berlin XV. 50.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Wem« Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / Nichard Wuther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyril
Nummer 1 ^»««m^ährl.^^^^ 14. Juni 1907

Kulwrphilosophie.

Ein Programm von Werner Sombart.

^H^hllosophleren heißt sich besinnen. Sich besinnen auf sich selber und auf die WeU, in ^W H der wir leben, heißt: sich Rechenschaft geben über Richtung und Ziel, Sinn und Wert des Lebens. Philosophie bedeutet die Sehnsucht nach Einheitserlenntnls, nach Wesenswissen: bedeutet die Sehnsucht nach einem klaren Weltbilde.

Und wenn wir dem Worte ein Beiwort hinzufügen, wenn wir von Kulturphilosophie reden, so soll das heißen, daß wir jene Besinnung in einer ganz bestimmten Richtung vornehmen wollen: daß wir uns besinnen wollen auf uns selbst als Kulturwesen: auf das, was Kultur als ein Ganzes und in seinen einzelnen Strahlungen sei; auf Sinn und Wert der Kultur überhaupt und ihre Bedeutung für unser persönliches Leben; daß wir den Beziehungen nachspüren wollen, die zwischen Kulturentfaltung und Menschen» schicksal obwalten: seien es Beziehungen, die wir selber schaffen durch sinnvolle Zweck» setzungen, seien es Beziehungen, die wir als düstere Zwänge aus den Händen einer höheren Gewalt schweigend empfangen.

Gerade in dieser Richtung aber — in der Richtung auf unsere Kultur — ist eine ernste Besinnung heute wohl mehr denn je notwendig. Denn wir scheinen in die Irr? zu gehen. Unsere Schritt« tasten nach einem sicheren Wege. Unsere Augen suchen angst^ voll nach «ine« deutlichen Ziele.

Galt es noch vor wenigen Jahren als eine Art von Axiom, dessen Richtigkeit nur wenige Sonderlinge anzuzweifeln wagten: daß die Menschheit „fortschreite', daß die Bahn der Kultur «ine Sonnenbahn sei, die uns «mporführ« zu höheren Formen des Lebens, so mehren sich jetzt von Tag zu Tag die Stimmen derer, die ganz im Gegen» teil nur Uebles von der Kultur auszusagen wissen, die in ihr nur noch Zerstörung, nur noch Niedergang erblicken; dt« da meinen, bah wir inmitten allen Reichtums an Kulturgütern verarmen, in aller Fülle verkümmern, zwischen allen Schätzen verhungern: die darum allem fluchen, was uns die Kultur an Errungenschaften täglich neu da.» bietet, weil sie meinen, daß unter ihnen — mögen «3 neue Techniken oder neue Wissen» schaften oder neue Wirtschafts« und Staatsformen sein — alles echte und edle Mensch« tum begraben werde wie Blüten unter einem Haufen Schutt und Geröll.

sy5e?-V^/?
Und sichere Gewißheit für jeden, ßer mit schauenden Augen durch Las Leben geht, ist heute dieses: das; wir „Kultur' nicht mehr schlechthin als »ertvoll betrachten tonnen; daß es «gute' und „schlechte' Kultur gibt; also: baß wir sichten, werten, wählen müssen.
Im Angesichte dieser Sachlage drängen sich unserer Seele zwei Probleme aus, die nach Lösung verlangen. Probleme ganz und gar verschiedener Art.
Das eine ist dieses: wie in der Wirrnis unserer Zeit wieder ein Weg zu finden sei. den jeder mit Zutrauen unli mU der Gewißheit gehen mag, daß es ein sicherer Weg sei, der zu hohen Zielen führt. Das heißt: es gilt wieder neue, lebendige Ideale zu schaffen; richtiger: einen vornehmen Lebensgefchmack, einen edlen Kulturgeschmack neu zu stabilleren.
Das nun freilich ist etwas, das sich nicht erzwingen läßt. Am wenigsten mit tzilfe ge» lehrt« Abhandlungen, hlftorischer Rückblick« und finnvoller Pergleichungen. Die ganz« reichhaltige „WeItanfchauungs'»Literatur, die uns Hie letzten Jahre gebracht haben, hat nur wenig neue Gründe gelegt. MU verblichener Intelleltualität ist hier nichts getan.
Mit Gelehrsamkeit hat dieses Problem nichts zu schaffen. Aus der Wissenschaft blühen leine Wert«. Was uns hier allein helfen kann, ist dal «igen« Erlebnis, ist vielleicht die vorbildliche Schau tiefer, echter Dichternaturen. Nicht impotente hofräte können uns hie? als Führer dienen. Nur ganze Kerls, Leute mit Fleifch und Blut, Leute mit ficheren Instinkten, mit Geschmack und lebendigem Gefühl. Am ehesten Frauen, die noch nicht in der modernen Kultur verkümmert, noch nicht im Intellektualismus verblödet sind.
Der Vau, den wir da in unserm Innern aufrichten follen, muß aus höchstpersönlicher Subjektivität, aus schrankenloser individueller Freiheit erwachsen. Und was wir so «n Lebenserfahrung in uns neu gewinnen, das läßt fich nur in seltenen Fällen durch Lehr« übertragen. Es muß von Perfon zu Perfon lebendig werden, durch Veifpiel, durch Vlut, durch Erlebnis.
Aber wenn wir nun daran gehen, uns unser Leben nach eigenem Geschmack zu gestalten, so vxrden wir sehr bald gewahr, baß wir doch nicht selbstherrisch schalten und walten können, daß wir eingeschlossen sind in eng« Schranken durch die natürliche und sozial« Umgebung, in der wir nun doch «lnmal leben müssen.
Wir werden gewahr, und Las in unserer Zelt mehr denn je, daß unser Lebens» schiff auf einem Strome fchwimmt, der es fortträgt ohne und gegen uusern Willen.
Wir werden gewahr, und Las mit jedem Lage deutlicher, daß unsere Existenz als Kultur» Wesen nicht minder großen Entwicklungsgesetzen unterliegt als unser natürliches Dasein.
Und mit dieser Erkenntnis gewinnen wir den Problemen der Kultur gegenüber eine andere Stellung. Sie erscheint uns nun nicht «ehr als etwas, das sein kann, aber auch nicht sein könnte; nicht mehr als etwas, das wir bejahen oder verneinen, das wir nach unserm Gutdünken gestalten, beleben oder zerstören können. Sie erscheint uns vielmehr in ihrer ganzen schlcksalsmähigen Notwendigkeit. Wir empfinden, daß fich ein großer Prozeß abwickelt, abwickeln muß, an dessen Verlauf wir nur wenig zu ändern vermögen.
Weshalb uns die vielen hübfchen Vücher, die mit neuen oder auf neu gearbeiteten Kultur» idealen jetzt auf dem Markte haufieren gehen, so flach erscheinen, so dürftig, so dünn, ist — abgesehen von der meist geringen Lebendigkeit ihrer Verfaffer — wohl dieses: daß ihnen allen das Bewußtsein des NotwenLtg»Schlcklalsmäßigen unseres Kulturablaufes

55Ne?^^
fehlt und daß sie darum des Grundtons ermangeln, der allen diesen Problemen erst de» tiefen Gehalt und 8en gebietenden Ernst gibt: de, Trag». Das innerste Wesen des Kulturproblems ist Tragt!: ist der Zwiespalt zwischen unserm Drängen nach höchstpersön» licher freier Gestaltung unseres Lebens und dem, was uns von außen her als Not» wendigkeit und oft genug verhaßte Notwendigkeit aufgezwungen wird.

Wenn wir aber die Kulturprobleme von dlefer Seite her anschauen (und ich mein« nur diese Betrachtungswels« wird ihrer Tiefe und ihrer Größe ganz gerecht), so springt mit einem Wale ein ganz neues Interesse aus den Dingen heraus: das Interesse am Erkennen dessen, was ist. Denn wenn wir einsehen, daß wir mit unserm eigenen Leben in einem notwendigen Ablauf von Geschehnissen eingeschlossen sind, an deren Gestaltung »lr nur geringen Anteil haben, so wollen wir wenigstens die Zusammenhänge dieses notwendigen Geschehens begreifen, wollen die Gesetz« erkennen, nach denen der Kultur» Prozeß verläuft. Sei es, daß wir damit unsere Freiheit der Notwendigkeit auch des Kulturgeschehens gegenüber wiedergewinnen — die ja am letzten Ende darin bestehen soll, daß wir das freiwillig, c, ^s «lg«ner Entschließung tun, wozu uns die Notwendig, leit zwingt — sei es, daß wir aus der Einsicht in die Vedingungen der Kultur dl« Möglichkeit hernehmen, gestaltend, fördernd, hemmend in den Gang der Kulturentwicklung einzugreifen oder doch w«nigstens unser Leben in gewissen Grenzen nach eigenen Plänen zu gestalten. Denn daß wir uns ganz und gar der eigenen Willensbetätigung ent» halten würden, liegt außerhalb menschlicher Natur. Immer wieder werden wir die Zu» lunft aus Freiheit neu schaffen wollen, auch wenn wir längst die Notwendigkeit des Kulturverlaufes erkannt haben. Und völlig wirkungslos ist sicher das Eingreifen des einzelnen nicht. Wird doch de» notwendige Prozeß selbst aus den (scheinbar Willkür« llchen) Entschließungen der lebendigen Glieder der menschlichen Gemeinschaft zum guten Teile gebildet.

Aber wie groß auch immer oder wi« klein die Macht der einzelnen Persönlichkeit sein mag, ihr eigenes Leben oder das gesamte Kulturleben nach Plänen, die sie selbst «nt» worfen hat, zu gestalten: das ein« ist sicher: die Wurzeln dieser Eigenmächtigkeit liegen in der Einsicht in die Zusammenhänge des Kulturdaseins. Es ist Klnderart, Forde» rungen zu stellen, ohne die Vedingungen zu kennen, an die ihre Erfüllung geknüpft ist. Es ist wertloses Geschwätz, neue Kulturideale zu predigen, ohne die Grundlagen aufzuweisen, auf denen unsere Kultur ruht oder die neuen ruhen tonnten. Es ist Quack» salberet, Heilmittel anzupreisen, ohne etwas von den Lebensgesetzen des Körpers zu wissen, den «an heilen will.

Deshalb mein« ich: wi« man sich auch zu den praktischen Problemen der Kultur» gestaltung stellen mag: das erste müht« immer sein, dies« Kultur zu velstehen. Und was mir am herzen liegt, wozu ich auch ganz besonders die Spalten dieser Zeitschrift nützen möchte, ist eben, dieses Verstehen zu wecken. An diesem Werke kann jeder mit» wirken, der offen« Augen hat und Fleiß und Ausdauer, den tausendfachen Ver» schlingungen nachzugehen, in die unsere Kulturzusammenhänge auslaufen. Um etwas l» seiner Notwenvlgtelt zu begreifen, genügen freilich schöngeistiges Gerede und all« gemein« Senilmenls nicht, mit denen man bisher die Kulturproblem« behandelt hat. Es beoarf oec grüMlchen Fachkenntnisse, in unserm Falle vor allem auf dem Gebiet«

der sozialen Wissenschaften, in denen alle die Kultur angehenden Probleme zusammen»
laufen. Nur der Soziologe kann heute über Kulturprobleme reden und auch dann nur,
wenn er vor allem die Bedingungen des Wirtschaftslebens aus eigener Wissenschaft und
eigener Anschauung genau lennt.
Der Leser dieser Blattei soll also nicht die flüchtige Erörterung „aktueller' und sensa»
tioneller Probleme erwarten. Vielmehr soll ihm diese Zeltschrift ein Führer werden, der
ihn zwischen allen Tagesfragen hindurch auf eine Anhöhe führt, von der fein Geist
die einzelnen Geschehnisse zu überblicken und zu ordnen vermag. Ohne jede parteiische
Voreingenommenheit soll jedes Kulturproblem analysiert, sollen die einzelnen Phäno»
mene und ihre Abhängigkeit voneinander untersucht werden. Ich möchte die Geister
Heller und dadurch freier machen.
Aber ich welß, daß Versprechungen billig sind. Das Werl selber muß entscheiden, ob
es wert war getan zu werden.
In dieser ersten Aeußerung, in der ich nur sagen wollte, was mir als Programm vor»
schwebt, will ich nur noch einige wenige Andeutungen über die Richtung machen, in
der wir unser« Probleme zu suchen haben.
Vor allem müssen wir uns — zunächst ganz im großen — verständigen darüber, was
wir unter „Kultur" überhaupt verstehen wollen. Ich habe absichtlich bisher das Wort
gebraucht, ohne es genauer zu deuten: weil ich erst einmal jedem einzelnen überlassen
wollte, sich selbst klar zu machen, was für einen Begriff er mit dem Worte verbinden wollte
Ich benle nun, jedem Lefer wirli dieses schon zum Bewußtsein gekommen sein: daß wir
mit dem Worte Kultur zwei wesensveischtedene Dinge bezeichnen. Es ist etwas grund»
anderes, wenn wir von einem Menschen aussagen: «8 sei ein Wann von Kultur und
wenn wir von der deutschen Kultur oder von der modernen Kultur sprechen.
In jenem Falle meinen wir ein« bestimmte Gestaltung persönlicher Wesenheit: es ist,
wie man es nennen kann, subjektive, persönliche Kultur, an die wir denken. Im andern
Falle aber haben wir einen Besitzstand von objektivierten oder objeltivierbaren Leistungen
und Werken und Schöpfungen der Menschheit im Sinne, die diese vom Tiere unter«
scheiden: objektive oder Menschheitstultur.
Wir können drei große Gebiete objektiver Kultur unterscheiden:
1. materielle Kultur: umfaßt alle Errungenschaften der Technik; also die Gesamt»
heit der Einrichtungen, Kenntnisse und Möglichleiten, die Sachgüterwelt unseren Zwecken
gemäß zu gestalten;
2. gesellschastlich« (soziale) Kultur: umsaßt allen Besitz an staatlichen Vrgani»
sationsformen, an wirtschaftlichen Einrichtungen und bergl. mehr;
A. geistige Kultur: umfaßt den Besitzstand an Denkmälern, Urkunden und Symbolen,
aus denen unser Geist in wissenschaftlicher oder künstlerischer oder sprachlicher oder sltt»
licher Hinsicht Nahrung zu ziehen vermag: alle Kunstwerke, Sittenordnungen, Sprach»
denlmäler usw.
Wobei zu bemerken ist, daß dl« verschiedenen Gebiete der objektiven Kultur selbstver»
ständlich wieder Berührungspunkte haben, so daß die Grenzen sich nicht scharf ziehen lassen.
Ersichtlich ist nun, daß die beiden Arten der Kultur, die persöillieye und die <«ch»
liche, im Zusammenhange stehen können und meistens stehen, baß sie aber keines»

KTT^ ^V'e^
wegs in einem Zusammenhange stehen müssen. Erst wenn die Schöpfungen der ob» jellioen Kultur in einem Menschen lebendig werden, tritt dieser Zusammenhang in die Erscheinung. Die Schätze einer objektiven Kultur können jahrhundertelang ungenützt ruhen: etwa die Dichtwerke des Altertums, ohne daß «in einziger lebendiger Mensch von ihnen besruchtet wird, bis der Tag kommt, an dem sie aus ihrer Erstarrung zum Leben erweckt werden. Und eine Zeit kann reich an Gütern der objektiven Kultur, arm aber an persönlicher Kultur ganz im allgemeinen sein oder arm an Menschen mit hoher persönlicher Kultur, wenn nur wenige aus den höhen der Kultur wandeln. Und in einer Zeit kann die persönliche Kultur der Vesten ohne, ja im Gegensatz zu dem Be» stände an objektiver Kultur sich entfalten, die in der Gegenwart aufgehäuft ist. Und was derlei Kombinatlonsmöglichlelten mehr sind.

Da ergibt sich nun als eine erste wichtig« Aufgabe für den, der sein Denken dem Wesen der Kultur zuwendet: die genaue Feststellung der Eigenarten sowohl der sub» jtltiven als auch der verschiedenen Zweig« der objektiven Kultur. Dann aber der Nach- weis des Zusammenhangs: zunächst zwischen objektiver Kultur überhaupt und subjektive: Kultur: welche Bedeutung jene für diese besitze; und ebenso dann des Zusammenhanges, in dem wiederum die verschiedenen Zweige der objektiven Kultur untereinander stehen: wie die technische Kultur oder tiie staatliche Kultur auf die gelftige bestimmend einwirke, wie «ine Zeit ihr kulturelles Gepräge erhält durch die besonder« Eigenart eines Kultur» gebiets, die sich für all« anderen mitbestimmend geltend macht.

Damit wir aber bei diesen Untersuchungen nicht in die Irre gehen, werden wir uns in der Weise zu orientieren versuchen, daß wir die Kulturerscheinungeil, wenn irgend mög» lich, in einen kausalen Zusammenhang bringen mit den technischen und wirtschaftlichen Sonderheiten der Zeit. Nicht, um damit von vornherein die Priorität eines der Kultur» Phänomene als bewirkende Ursachen zu konstatieren, sondern nur, well wir durch dieses Verfahren am «h«sten zu «iner einheitlich«« Auffafjung vom Wesen des Kulturprozesses glauben gelangen zu tonnen. Der technischen und wirtschaftlichen Sonderheiten: die keines» Wegs identisch, sondern sehr voneinander unterscheidbar sind, was allzuhäufig übersehen wird: es ist ganz und gar verkehrt, all« unsere Kulturerscheinungen als Symptome einer kapitalistischen Kultur (heißt also einer durch ein bestimmtes Wirtschaftssystem charakterisierten Kultur) anzusprechen, da doch ein großer Teil durch die Eigenart unserer Technil bestimmt wird, der somit unverändert bliebe, auch wenn die Wirtschaftsverfassung geändert wäre, (^vi« aux «oclHlist« l)

Wie das nun, was hier mit knappen Worten programmatisch angedeutet ist, in jedim Falle ausgeführt wird, müssen die einzelnen Aufsätze zeigen, die in den folgenden heften diesem Thema gewidmet sein werben. Ich bemerke, bah es selbstverständlich im Rahmen einer Wochenschrift nicht möglich ist, dl« hi«r aufgerollten Probleme in systematischer Geschlossenheit abzuhandeln; daß vielmehr in zwangloser, unsystematischer Folge bald dieses, bald j«n«8 Elnz«lproblem zur Erörterung kommen wird und daß das geistig der» bindend« Banlj lediglich die Grundidee ist, von der stillschweigend die einzelnen Ab» Handlungen (wenigstens soweil sie von mir selbst herstammen) getragen sein werden.

Zunächst will ich mich in einer Reihe von Essays mit dem Problem der Beziehung«:' zwischen politischem Interesse und BUdung auseinandersetzen.

S?55?^S??
o
o o »

Zur Einführung der zweiten Saager Friedens-konferenz.

Von Prof. Paul Laband» Straßburg.

I.

^Vl^le anders war die spannungsvolle Erwartung, mit welcher der ersten Friedens. ^/HH lonfcrenz entgegengesehen wurde, als die Nuhe — um nicht zu sagen teilnahmslose ^^ Gleichgültigkeit — mit welcher die bevorstehend« zweite Konferenz angesehen wirb! Man verstehe dies nicht falsch; es gilt dies nicht von Diplomaten, Politikern, Staatsmännern und Gelehrten des Völkerrechts; sondern von der großen Masse der gebildeten Bevölkerung, der sogenannten öffentlichen Meinung. Dies« Umschwung der Stimmung ist sehr begreiflich. Die erste Konferenz war etwas Neues, noch niemals Dagewesenes, etwas Sensationelles. Man kannte zwar Kongresse, um nach großen Kriegen eine Neuordnung der politischen Verhältnisse zu treffen, oder um eine bestimmte einzelne international« Angelegenheit zu erledigen; aber Kongresse im Frieden zur allgemeinen Bewahrung des Friedens hatte es noch nicht gegeben. Der zweiten Konferenz fehlt dieser senfationell« Eharakt«, den jedes große Ereignis nur einmal hat, wie die erste Aufführung eines Theaterstücks. Die Wieder» holung hat nichts Aufregendes. Man knüpfte aber auch an die erste Konferenz über« schwängliche Hoffnungen, die sich nicht erfüllen konnten. Der naive Sinn des Volles sieht in den großen Heeren und Kriegsflotten nicht bloß die Sicherung des Friedens, so oft ihm dies auch gesagt wird, sondern das Mittel zur energischen und siegreichen Führung von Kriegen. Nichts scheint so einleuchtend, als daß «8 ohne bewaffnete Macht keine Krlege geben würde. Von der Friedenskonferenz erwartet« man eine Vereinbarung über die Abrüstung oder wenigstens über einen Stillstand in der Vermehrung und Stärkung der Streitkräfte, eine Entlastung der Völker. Nachdem man eingesehen hat. daß die Friedenskonferenz in dieser Hinsicht kein Resultat gebracht hat und daß die großen Militär» und Seemächte nach der Konferenz mit demselben Elfer ihre «rtegsrüstung vervollkommnen wie zuvor, ist an die Stelle der unerfüllbaren Hoffnungen ein resignierter Pessimismus getreten, und man ist geneigt, dl« Bedeutung der Friedenskonferenz sehr zu unterschätzen. Endlich wird diese Anschauung dadurch gefördert, daß der haager Schtedsgerichtshof, der das wichtigste und am meisten in die Augen fallende Resultat der ersten Konferenz bildet, bisher eine sehr gering« praktisch« Bedeutung erlangt hat. Denn die zwei Fälle, welche zu seiner Entscheidung gebracht worden sind, Hütten wegen der Geringfügigkeit und Befchaffenheit des Streitgegenstandes auch ohne ihn zu einem Krieg« nicht geführt; andererseits trat er in ernsten Fällen, z. B. dem russisch-japanischen Konflikt, der Marokkoangelegenheit usw., nicht in Tätigkeit. Der Fall von hüll ist aller» dings ein Beispiel, daß ein Konflikt durch die Einsetzung einer Untersuchungs» lommission nach Maßgabe des haager Abkommens friedlich erledigt wurde; aber es waren doch in erster Neihe politisch« Erwägungen, welche die englische Negierung von einem Krieg« mit Rußland abhielten. Welche Bedeutung haben nach dem allgemeinen Empfinden die Bestimmungen der Konferenzalt« über dl« schiedsgerichtliche Beilegung von

o «>
s^TT^^V'S^
international«« Streitigkelten und über dl« Bildung des Gerichtshofes im tzaag, wenn es in jedem einzelnen Falle von einem Kompromiß der streitenden Parteien abhängt, ob sie ihre Streitsach« dnrch «in schiedsgerichtliches Perfahren zum Austrag bringen wollen oder nicht? Gelangen st« darüber erst zu einer Verständigung, so werden sie auch zu einer Vereinbarung über dt« Bildung des Schiedsgerichts und über das zu beobachtende Verfahren gelangen; daß ihnen ein bestimmter Gerichtshof als Schiedsgericht zur Verfügung steht und ein bestimmtes Verfahren bereits vorgesehen ist, wird ein« Wacht, welche zum Kriege schreiten will, von diesem Entschluß nicht abbringen. Ja wenn das Schiedsgerichtsverfahren für all« Staaten, die an der Konferenz teilgenommen haben, obligatorisch wäre, dann hätte die Einrichtung des Schiedsgerichts eine vollkommen andere Bedeutung; dann wäre es «in Weltfrl«densg«richt2hof, «ine Erneuerung der mittelalterlichen Landfriedensgerichte in riefenhafter Vergrößerung ihrer Wirksamkeit. 2Iun weiß man, oder glaubt zu wissen, baß auf der zweiten Friedenskonferenz diese beiden tzauptsachen, die Abrüstung unli das obligatorische Schiedsverfahren, entweder gar nicht zur Erörterung kommen, oder in keinem Falle den Gegenstand einer allgemeinen Vereinbarung bilden werden, und! daraus zieht die allgemeine Weinung, allerdings sehr voreilig, den Schluß, daß auch auf der zweiten Friedenskonferenz „nichts Rechtes' heraus» kommen wird. Ja man wittert fogar böfe Hintergedanken einzelner Regierungen, die Veranstaltung eines Kesseltreibens gegen das Deutsche Reich; man befürchtet ein Zerwürfnis unter den großen Wächten infolg« des tzervortretens von Meinungsverschieden» heilen, gegenseitig« Verdächtigungen als Störenfriede, und man ist geneigt, dem Satz 5i v« p»«m p2r» bellum den Argwohn gegenüberzustellen si vi« bellum p2« pacem; wenn du «inen Krieg vom Zaun« brechen willst, veranstalte eine Friedenskonferenz! Diese Anschauungen scheinen in Deutschland sehr verbreitet zu sein, so völlig unbegründet sie Voraussichtlich sind; aber die Detailfragen von fozusagen technischer Natur über das schiedsgerichtlich« Verfahren vor dem Gerichtshof im yaag, über das Reglement für den Landkrieg, über das Beuterecht im Seekriege und das Seetriegsrecht finti in der Tat nicht imstande, das allgemeine Interesse der Völler lebhaft zu erregen. Es find das Dinge, welche die Fachleute unter sich abzumachen haben, und aus solchen Dingen besteht das Programm der zweiten Friedenskonferenz. Aus diefen Gründen wird ihr der glänzende Strahlen» glänz der Popularität verfagt bleiben; anders aber ist sie vom Standpunkt des Völl«r« rechts und der auswärtigen Politik aus zu beurteilen.

II.

Man mag die auf der ersten Friedenskonferenz gefaßten Beschlüsse nach ihrem praktischen Wert hoch oder niedrig einschätzen; die Tatsache, daß nach einigen Jahren ein« zweite Konferenz zusammentritt, um die auf der ersten getroffenen Vereinbarungen zu verbefsern und zu ergänzen, ist an sich selbst von großer Bedeutung. Der völkerrechtlichen Gemein» ichaft, zu welcher all« Kulturstaaten der Welt verbunden sind, fehlt es zw« nicht an eine» gemeinsamen Recht, ohne welches eine Gemeinschaft nicht dentbar ist, wohl aber an einer Vrganisation. Soweit die Kulturstaaten sich für gewisse besonder« Zwecke dauernd vereinigen, ergibt sich das Bedürfnis, welches ja auch bei allen Vereinigungen der Individuen vorhanden ist, den Verein zu organisieren, und zwar namentlich durch

periodisch abzuhaltende Konferenzen, auf welchen erörtert und befchloffen wird, was zu? Förderung des Verelnszuxcks erforderlich oder nützlich ift. So geschieht es im Weltpost» verein, im Tel«graph«nd«r«ln, im Elsenbahnverein ufw., so geschah es im Deutschen Zollverein und unzähligen anderen Staatenverelnen alter und neuer Zelt. Von solchen Vereinen mit bestimmten Zwecken, die meistens wirtschaftlicher Natur sind, ist ein Welt» friedensbund sehr verschieden, denn er betrifft die Handlungsfreiheit, die politische Selbstbehauptung der Staaten und eine unübersehbar« Mannigfaltigkeit ihrer Interessen. Dl« Souveränität der Staaten, ihr Machtgefühl, ihr Egoismus in der Geltendmachung ihrer besonderen Interessen, vielleicht auch das Bestreben nach Erweiterung ihrer Macht und ihres Einflusses, widerstreben einer Veschräntung, wie sie durch jede Bindung, auch eine selbst gewollt« und gegenseitige, begründet wird. Daher sind es lose und fein gesponnene Faden, w«lch« d«n Friedensbund bei seinem Beginn zusammenhalten sollen,- sie sind leicht zerrelßbar; aber sie haben die Fähigkeit, fester und stärker zu werben und in neuen Bändern «ine Ergänzung zu finden. Ein solches Band ist die Vereinbarung periodischer Konferenzen zur Vervollkommnung des begonnenen Wertes. Nun ist «ine zweite Konferenz zwar noch lange nicht die Einrichtung von regelmäßig in bestimmten Perioden wiederkehrenden Tagungen, aber lioch «in Schritt in dieser Richtung. Auf dem Gebiet des Völkerrechts haben Präzedenzfälle «ine befonders groß« Bedeutung; wenn auf die zweite Konferenz einst ein« dritt« und vierte gefolgt sein werden, so werden die lnter» nationalen Friedenskonferenzen zu einer ständigen Einrichtung werden und eine immer wachsende Garantie des Weltfriedens bilden. Ist aber erst der Anfang einer Organisatton gemacht, so ist der AusgangspmM für eine weitere Ausbildung derselben geschaffen. Man darf in der Entwicklung der internationalen Rechtsverhältnisse leine zu plötzlichen Umgestaltungen erwarten; ja vielleicht nicht einmal wünschen, weil ihnen sonst leicht die Haltbartelt fehlt. Auch hier gilt: Gut Ding will Welle haben. Auch wenn die zweite Friedenskonferenz lein« Beschlüsse von epochemachender Wichtigkeit bringen sollte, so wird sie doch einen Markstein auf dem Wege zu einem gesicherten Weltfrieden bilden

III.

Das dem Völkerrecht zugrunde liegende Prinzip der freien und unabhängigen Selbst» bestimmung der Staaten hat zur Folge, daß die Konferenzen der Staaten an ein im voraus fest bestimmtes Programm gebunden werden. Kein Staat kann sich der Gefahr aus» setzen, daß Fragen zur Verhandlung gelangen, welche seine besonderen Interessen berühren und deren Erörterung ihn in Konflikt mit anderen Staaten bringen tonnen. Dadurch unterscheiden sich die Konferenzen, welche gemeingültige Regeln des Völkerrechts festfetzen sollen, von Konferenzen oder Kongressen zur Erledigung eines einzeln«« »«stimmten Gegen» standes oder Streitfalles, daß die ersteren nur solche Angelegenheiten erörtern können, an welchen ein gemeinsames Interesse aller Teilnehmer besteht, und daß sie nur solche Beschlüsse fassen tonnen, welche allen beteiligten Staaten genehm sind. Von der Konferenz lann daher nur dann ein günstiges Resultat erwartet werden, wenn das ihr vor» ceschrlebene Programm sich in den durch diese Rücksicht gebotenen Grenzen hält. Die haager Konferenz von 1899 liefert dafür ein Beispiel. Das erst« von Rußland (1898) vor» gelegt« Programm hatte diese Linie so weit überschritten, daß dl« Haag«? «onf«r«nz viel

55^/?^^e-/9
eh«i ein« Unfriedens» als ein« Friedenskonferenz geworden wäre; nur durch die Beschränkung aus das zur Zeit Erreichbare vermochte sie zu einem praktischen Ziele zu gelangen. Bekanntlich wurden auf dieser Konferenz drei verschiedene Vereinbarungen getroffen: das Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle — das völlerrechtlich unzweifelhaft wichtigst« und aus die Verhütung von Kriegen unmittelbar gerichtete, sodann das Abkommen und Reglement über die Gefetze und Gebräuche des Landkriegs; endlich das Abkommen über die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg. Dazu kamen noch „Erklärungen' über das Verbot, gewlfse Gefchofs« zu verwenden, welche aber Großbritannien nicht unterzeichnete. Diese Vereinbarungen geben «uch den Rahmen ab für die Verhandlungen der bevorstehenden Konferenz. Soll die Konferenz «in« Fri«d«n3!onferenz fein, so liegt der Schwerpunkt ihrer Ausgabe nicht in der Reglementierung, sondern in der Verhütung des Krieges, und liegt daher die Annahme nah«, daß die zweite Konferenz vorzüglich zur Revision und Verbesserung des ersten der drei erwähnten Abkommen berufen sei, und zwar um so mehr, als seit der ersten yaager Konferenz sehr zahlreich« partikuläre Schiedsverträge zwischen einzelnen Staaten ab» geschlossen worden sind, welch« weit über die Bestimmungen des Abkommens vom 23. Juli 1899 hinausgehen. Es handelt sich dabei in der Hauptsache darum, das salul» tative Schiedsverfahren durch das obligatorische zu ersehen. Allein so weit ist die Solidarität unter de» Kulturstaaten noch nicht vorgeschritten. Die Verhältnisse, welch« im Jahre 1899 «8 ausschlössen, das Schiedsverfahren obligatorisch zu machen, daueru noch gegenwärtig sort; ja die politische Spannung unter den Großmächten ist vielleicht größer geworden. Der Hinweis auf die inzwischen geschlossenen Verträge ist nicht zutreffend. Wenn in dem Vertrage zwischen Belgien und der Schweiz die schiedsrichterlich« Entscheidung obligatorisch gemacht wurde, so ist dies ohne Erheblichkeit; denn zwischen diesen Staaten ist ein Krieg ohnedies tatsächlich unmöglich. Aber auch zwischen anderen Staaten mittlerer Größe, z. B. zwischen Dänemark und Holland, ist ein Krieg wohl kaum zu befürchten; denn auch der Sieger würde keinen politischen Vorteil erringen. Andere verhält es sich aber unter den großen Militär» und Seemächten, welche sich einem Zwange zur friedlichen BeUegung von Streitfällen nicht sügen können oder wollen. Die Aufgab« der zweiten Konferenz wird daher darauf befchränlt sein, einzelne Bestimmungen deZ Abkommens über die Bildung des Schiedsgerichts, den Inhalt der Schiedsverträge und über das schiedsgerichtliche Verfahren zu verbessern und zu ergänzen.

Im wesentlichen dasselbe gilt von dem Abkommen über dl« Gesetz« und Gebräuche de? Landkrieges, hier wird es sich nur darum handeln, das Erfordernis einer Krieg»» ertlärung oder eines Ultimatums für den Beginn der Feindseligkeiten zu bestimmen und dctz Reglement von 1899 hinsichtlich der Behandlung neutraler Personen und ihres Eigen» rums in txn G«bi«t«n der kriegführenden Parteien zu ergänzen.

Was dl« Genfer Konvention anlangt, so ist diese bereits im Jahre 1998 in einer besonderen Konferenz, an welcher alle in Betracht kommenden Staaten teilgenommen haben, revidiert und wefentlich vtrbessert worden unter Berücksichtigung der Fortschritte welch« di« Wissenschaft und Praxis feit 39 Jahren gemacht haben. Dementsprechend werden die Bestimmungen des haager Abkommens über die Anwendung der Genfer

in 55^2'V'SN?
c> n
Konventton auf den Seekrieg zu revidieren und hinsichtlich der Lazarettschiff« unli Schiffslazarette in Beziehung auf ihre Abzeichen, ihren Schutz usw. zu ergänzen sein. Die Hauptaufgabe der Konferenz aber wird darin bestehen, die Gesetz« und Gebräuche für den Seekrieg festzustellen und dadurch das Völkerrecht in einem überaus wichtigen Punkt fortzubilden und möglichst vollständig zu kodifizieren, hier handelt es sich nicht etwa um «ine analog« Ausdehnung des Reglements für den Landkrieg, sondern um eine Materie, in welcher das bisher geltende Recht im Widerspruch steht mit denjenigen Grundsätzen und Anschauungen, die für das Kriegsrecht im allgemeinen gelten, d. h. daß der Krieg zwischen den Staaten und ihren Streitkräften, aber nicht gegen die fried» llchen Angehörigen derselben geführt wird. Während im Landkrieg dieser Grundsatz seit langer Zeit besolgt wird und in dem von der haager Konferenz beschlossenen Reglement Art. «S in der Fassung sanktioniert worden ist:
^Die Ehre und dl« Recht« der Familie, das Leben der Bürger, das Privateigentum, die religiösen Ueberzeugungen und die gottesdienstlichen Handlungen sollen geachtet werden. Das Privateigentum darf nicht eingezogen werden.'
besteht für den Seekrieg noch die Schutzloflgkeit des Privateigentums. Wenn auch durch den Pariser Veittag von 1856 die Kaperei abgeschafft und der Sah, daß die neutrale Flagge das feindliche Gut deckt, anerkannt worden ist, so sind doch Handelsschiff« und ihr« Ladungen, welche den Untertanen des feindlichen Staates gehören, der Aufbringung und Konfiskation oder Vernichtung preisgegeben. Wenn man in früheren Zelten glaubte, dem feindlichen Staat durch Unterbindung des Seehandels dl« Möglichkeit zur Fortsetzung des Krieges zu nehmen, so ist dies bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen, den Eisen» bahnverbindungen mit neutralen Häfen, der Veruxndung neutraler Schiffe wohl in der Regel ausgeschlossen. Die Schuldlosigkeit des Privateigentums im Seekrieg ist der Rest einer rohen und brutalen Art der Krlegsführung, zu welcher auch im Landkrieg die Plünderung gehörte, und «3 würde unzweifelhaft ein außerordentlich großer Fortschritt des Völkerrechts sein, wenn dieser Nest beseitigt werden würde.
Auch von der Vlockade der Seehäfen gilt fast das gleiche. Während im Landkrieg d«r Verkehr und die Vewegungsfreiheit der Privatpersonen nicht gehindert sind, soweit es nicht durch die militärischen Kriegsoperationen erforderlich ist, kann der Verkehr mit den Häfen gesperrt werden, und der Versuch eines Schiffes, aus» oder einzulaufen, wird als ein Delikt behandelt. Auch hier richtet sich die kriegerische Maßregel nicht gegen den feindlichen Staat, sondern gegen die Vermögensinteressen setner Angehörigen. Die Abschaffung der Blockade dürft« vorläufig wohl noch ein unerfüllbares Verlangen sein, dagegen sind Vereinbarungen über die Voraussetzungen und Wirkungen «in«r Blockade möglich und erforderlich.
Das gleiche gilt von der Feststellung, welch« Gegenständ? als Kriegskonterbande anzusehen sind und als solche der Wegnahme unterliegen.
In dem russisch»japanischen Krieg hat ferner die Gefährdung ber Handelsschiffe, ins» besondere derjenigen der neutralen Staaten, durch S«emlnen «ine so große praktische Bedeutung erlangt, baß es allgemein als erforderlich anerkannt ist, über die Legung und Entfernung von Minen bestimmte Regeln zu vereinbaren.

Tolstoi kontra Shakespeare.

Von Georg Brandes.

>^5 albhundert Jahre hindurch ist auf Shakespeare mit großen Worten geschimpft ^^ worden, weil er sich für den Autor von Werken ausgegeben habe, von denen ^^ er nicht imstande wäre, eins zu verfassen, deren Meister aber Lord Bacon war. So wurden die Dramen auf feine Kosten gepriesen.

Tolstoi läßt Shakespeare die Ehre für die Dramen, die unter seinem Namen zu uns gekommen sind. Doch diese Ehre wird unter seinen Händen zur Schande; denn die Dramen Shakespeares seien schlechte Kunst und deren Tendenzen von niedrigster, unsittlichster Art.

Wenn Mereschkowsky Tolstoi angreift, geht er nicht halb so weit wie Tolstoi in seinen Angriffen auf Shakespeare.

Wie der Patriarch von Iasnaja Poljana seinerzeit sein Buch über die Kunst damit ansing, das moderne künstlerische Streben durch eine satirische, aber unverhältnismäßig lange Schilderung einer Opernprobe zu verspotten, so beginnt er sein letztes Buch mit einer unglaublich weitschweifigen Niederreißung König Lears, das in feine? Wiedergabe ein Monstrum von Unnatur und Ungereimtheit wird.

Was er gegen den Ausgangspunkt der Tragödie sagt, haben andere vor ihm längst vorgebracht,- sie haben sich aber nicht von den Schwächen der Exposition die Freude an der Größe und Gewalt des Themas rauben lassen.

Tolstoi dagegen wendet gegen Lear wie überhaupt gegen die Dichtung Shakespeares «in, daß hier jede Individualisierung der Sprache fehle; alle Personen reden in gleicher Weise. Er spielt dabei nicht aNein auf die Spuren von Euphemismus an, die kein Kritiker unerwähnt gelassen hat; sondern für ihn ist Shakespeares Scherz immer unwihig und langweilig, sein Pathos immer hohl und leer. Ueber Julia, Desdemona, Eordelia, Imogen und Marina sagt er, daß sie alle dieselbe gekünstelte und senti» mentale Sprache führen. Wenn Shakespeare unwitzig ist, — wer ist dann witzig? Wenn Shakespeare hohl ist, wer ist dann gediegen? Ueber solches läßt sich nicht bis» pürieren. Wenn jemand Naffael abgeschmackt und Leonardo affektiert nennt, so ist es nicht der Mühe wert, sich in Wertstreit einzulassen. Hat aber die Behauptung, daß bei Shakespeare alle Personen in gleicher Weise reden, einen Sinn, so muß es der sein, daß man Shakespeare in ihnen allen wiedererkennt. Was heißt dies aber anderes, als daß er als Künstler seinen Stil hat. Welchen wahren Künstler kennt man nicht sogleich in seinen Werken wieder? Vielleicht nicht Aembrandt, nicht Turgenjew, nicht Tolstoi?

Alle hauptgeftalten Shakespeares werden als unwahr bezeichnet, Hamlet mU Argumenten wie diese: „Im einen Augenblick steht er vor seines Vaters Geist, von Schauern ergriffen, in dem andern höhnt er ihn, nennt ihn: Alter Maulwurf!; ein»

mal liebt er Ophelia, ein anderes Mal peinigt er sie, und so fort/ Lebenswahr sollen nur einige Nebenfiguren sein: Portio, im Kaufmann und Polonius, von den Hauptfiguren eine einzige: Falstaff; doch hier wird die künstlerische Wirkung da» durch gestört, „daß diese Figur durch ihre Völlerei, Trunksucht, Ausschweifung Schurkerei, Betrügerei und Feigheit abstoßend wird". Man sollte verschwören, das, derlei Kritik von den Lippen eines Dichters lauten könne. Freilich hat de: Nousseausche Moralist den Dichter in Tolstoi fast getötet.

Bei Shakespeare, sagt er, ist alles übertrieben. Doch „ohne den Sinn für Mäßigung kann nie jemand ein Künstler sein, hat es nie einen Künstler gegeben. Shakespeare mag sonst sein, was ihr wollt, nur kein Künstler".

Durch solche Anwendung der Mäßigkeitsfordcrung würde man Michelangelo wic Rubens totschlagen können, doch besonders Tolstoi. Ist es Mäßigung, Shakespeare „die niedrigste, gemeinste Lebcnsanschauung" zuzuschreiben oder zu behaupten, daß seine Dramen durch ihre Unsittlichkeit dem Leser die Fähigkeit rauben, „gut und böse zu unterscheiden," ihn endlich „einen unbedeutenden, unlünstlerischen, direll un» sittlichen Schriftsteller" zu nennen.

Shakespeares Werte, heißt es, „haben nichts mit Kunst und Poesie gemein, erborg: wie sie sind, rein äußerlich wie Mosaik, zusammcngekittet". In vollem Ernste betrachtet Tolstoi es als Schmach für Shakespeare, daß.er seine Stoffe aus altera Erzählungen und Schauspielen genommen hat, ja er soll die Steife durch seine Ve» Handlung verdorben haben; das alle Drama Lcir stehe über seinem Lear, de? Amleth Sapos über seinem Hamlet, Cinthios Othello über dem seinen — laute» Behauptungen, die einer künstlerischen Bildungsstufe entsprechen, die bei Tolstoi betrübt.

Aber der große Russe schaudert ja überhaupt vor keinem noch sowildcn Paradoxon zurück. In der Kreutzei-Sonate verdammte er den natürlichen Verteh, der Geschlechter sogar in der Ehe; in seinem Buch über die Kunst stellte er di. biblische Erzählung von Joseph über alle moderne Poesie,- zu Joseph Lcwinsky, der ihn einmal besuchte, sprach er die Vermutung aus, daß Ibsen in seinen spätere:. Dramen die Zuschauer zum besten habe, prüfen wollte, ob es irgend eine Tollhcn gäbe, die sie nicht guthießen.

Das bißchen Wahrheit, das sich in seiner Shalespearetritil findet, die Behauptung daß Shakespeare manchmal mit dem augenblicklichen theatralischen Effekt vor Augen arbeitet, ist vor manchen Jahren viel besser von Bümelin begründet worden.

Doch die künstlerischen Mängel Shakespeares würden vielleicht eine mildere Beurteilung finden, wenn seine Werte nicht, Tolstois Ansicht nach, jeder religiösen oder sittlichen Ueberzeugung bar wären. Das Drama soll den Lesern etwas mitteilen „über des Menschen Beziehung zu Gott, das Universum, das Ml, die Einigkeit, die Unendlichkeit'. Die Dramen Shakespeares enthalten nichts derartiges.

Ei wal, heißt es, schon vergessen, als die Deutschen Ende des 18. Jahrhunderts ihn in die Mode brachten. (So oft dies auch behauptet wird, wird es dadurch nicht wahr«.) „Eine Reihe zufälliger Umstände' bewegten Goethe, Shakespeare zu preisen. Die deutschen Kritiker haben aus Snobismus in dies Lob eingestimmt, und „alle Schriftsteller fingen an, ihm nachzuahmen, nichtige Dramen zu schaffen, wie da sind die von Goethe, Schiller, Hugo und in Rußland die von Puschtin, oslrowsly. Alelis Tolstoi' usw.

Wenn auch Goethe, Schiller und Hugo der Sense verfallen, wird Shakespeare wenig» stens in guter Gesellschaft vernichtet. Man liest noch einmal und prüft, ob man nicht mißverstanden habe: Goethe — nichtig? Schiller — nichtig?

Aber nein, wie der Narr in vehlenfchlägers Aladdin sagt: Ich tändle nicht; es steht bei Gott im Text.

Alle diese Dichter sind nämlich Organe der Lebensansicht einer verderbten Obertlasse, und merkwürdig ganz äuge, scheinlich alle Organe derselben Ansicht, da es doch bclannllich nicht gewichtige Unterschiede zwischen ihnen gibt.

Die tzauptsünde Shakespeares ist seine Geringschätzung der Urteilskraft der Massen, die bei Tolstoi zur Geringschätzung des gemeinen Mannes wird.

Tolstoi preist Homer auf Shakespeares Kosten, wie Homer überhmcht der einzicc Dichter ist, der bei ihm der Verdammung entgeht. Er hat übersehen, daß Homc? wenigstens ebenso aristokratisch ist wie Shakespeare. Thersites, der im zweiten Gc» sang der Vias die Sache des Volkes und des Friedens führt — zweier Sachen, die Tolstoi am teuersten sind — erhält bekanntlich von Odysseus eine äußerst schlechte Ve» Handlung, und alle Häuptlinge begleiten die Prügel, die er bekommt, mit ihrem lautesten Beifall.

Der Ruhm Shakespeares ist in Tolstois Augen eine Modesache, wie das Interesse für Dreyfuß es war. (Die Aehnlichkeit zwischen dem Fall Shakespeare und dem Fall Dreyfuß ist nicht eben überwältigend.) Es wird dem berühmten Engländer vi« anderen überschätzten Geistern gehen. „In den vierziger Jahren wurden Eugönc öue und George Sand gepriesen" — Tolstoi kann es über sein Herz bringen, dic beiden in einem Atemzug zu nennen — setzt sind sie vergessen. Hegel, Eomte und Darwin spielten einmal eine Volle; jetzt sind sie vergessen oder daran, vergessen zu werden. Shakespeare hält sich noch, weil die verderbte Lebensanschauung in seinen Werken mit der verderbten Geistesrichtung des wohlhabenden Zehntels der Ve» völterung in den europäischen Ländern entspricht.

«Je trivialer ein Phänomen ist, desto übernatürlicher und übcrschwönglicher wird die Bedeutung, welche ihm gegeben ist.' Der Papst ist ein Beispiel, Shakespeare ein anderes. Shakespeare hat ungefähr soviel Aehnlichkeit mit dem Papst wie mit Dreyfuß.

14 K?72?2V^)S
o
n 0 2
Es ist wahrlich nicht Shakespeare, der hier einer Verteidigung bedarf. Für seinen Ruhm in der Zukunft bin ich ganz ohne Sorgen.
Nein, es sind die armen Kritiker, über die Tolstoi die Schalen seiner Geringschätzung ausgießt, die der Verteidigung bedürfen; denn ihr zukünftiger Ruhm ist weniger sicher; sie müssen sich in der Gegenwart wehren.
Sie kommen in Tolstois Wiedergabe ihrer Worte höchlich zu kurz. Er hat z. B. den Unterzeichneten ganz unrichtig im Russischen angefuhrt, und weder die deutsche noch die englische Uebersetzung von seiner Arbeit zitieren meine Worte über Shake» speare so, wie sie in dem deutschen und englischen Texte stehn. Die Hauptstelle über „Cynibeline" ist noch dazu bis zur Sinnlosigkeit verdreht. Ich habe nicht von der Schwierigkeit gesprochen, sein Leben von dem Unrecht anderer rein zn halten, sondern von Unwahrheit, Betrug und Gewalt gegen andere. Ich habe gezeigt, daß Shakespeare zu der Zeit, da er Cymbeline schrieb, es einsah, daß di< Zweckmoral die einzig währe, die einzig mögliche sei. „So ist also nach Brandes/ ruft Tolstoi aus, „der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, der, welchen Shakespeare, meint l' — und er überschüttet den Iesuitismus Shakespeares mit seiner Verachtung. Sollten diese Zeilen Rußlands großem Di/Hter (und achl weniger scharfem Denker) vor Augen kommen, möchte ich ihn bitten, nachzulesen, was Eduard von Hartman» über Zweckmoral und Iesuitismus in seiner Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins sagt (S. 563 ff.). Er wird daraus ersehen, daß der Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" nur eine unvollkommen« Umschreibung des unzweifelhaft wahren Prinzips der Zweckmoral ist, und daß dieses Prinzip selbstverständlich nicht jedes Mittel rechtfertigt, das dem Zwecke dient, ohne Rücksicht auf die Neben» Wirkungen dieses Mittels. Daß Shakespeare jene «Rücksicht übersehe, kann wahrlich niemand weder aus seinem Cymbeline noch aus seinen übrigen Dichtungen herleiten.
Erstaunlich ist es zu beobachten, welchen Eindruck die Angriffe Tolstois auf der» schieden« Literaten in England und außerhalb Englands gemacht haben. Die unzweifel» hafte Größe des Mannes auf anderen Gebieten haben die Leute unsicher gemacht gegenüber seiner nicht minder unzweifelhaften Schwäche als Kunstrichter, und es gibt doch Stellen, wo er förmlich an Nordau erinnert.
Es kann nicht wundern, daß Vernarb Shaw Tolstoi gewaltsam applaudiert. Die paradoxen Geister ziehen nun einmal einander magnetisch, an. Aber es hat mich erstaunt, daß William Archer diesen Angriffen gegenüber die Engländer für un» fähig hält, sie unbefangen zu widerlegen, weil sie nämlich Shakespeare zu früh kennen gelernt haben. Er zieht denn leinen anderen Schluß von Tolstoi kontra Shakespeare als den, daß es englischen Schulkindern verboten werden sollte, Shakespeare zu lesen.
Es dürfte jetzt zu spät sein, ihnen die Lektüre zu verweigern, und es würde in de» Schulen schwer fallen, den umstrittenen Dramatiker zu ersetzen.

c> o
KT?^/^^^ 13

Gibt es für die Musik eine Fortschrittspartei?

Ueber die Ziele der künstlerischen Betrachtungen und kritischen Ausführungen, die in dieser Wochenschrift der Musik gewidinet sein sollen, ein« Art Programm zu geben, widerstrebt mir gründlich.

Ich liebe überhaupt Programme nicht. Dem «inen versprechen sie zu viel; den anderen beeinflussen sie zu stark; «in Dritter behauptet, in der Betätigung seiner eigenen Phantasie durch das Programm gestört zu sein; ein Vierter denkt lieber gar nichts, als daß er nachzudenken versucht, was ihm ein Zweiter vorgedacht hat; der Fünfte nörgelt sich mit ein» anderen Ausrede hindurch — kurz, Programm« sind unzeitgemäß. Nun traut »an mir aber einen großen Spürsinn in der Auffindung des Sensationellen zu; ich tue auch wirtlich, wie einige kluge Zeitgenossen bereits scharfsinnig herausgefunden haben, den ganzen Tag nichts anderes, als liarüber spekulieren, wie ich (also so eine Art Musitschneider) die Mode der nächsten Saison wieder am besten befriedigen könnte — und so wollte ich denn zuerst, ls tias Allermodernste, den mufilallschen Teil dieser Zeitschrift ganz ohne Programm d<s Herausgebers vom Stapel lassen, zumal ich damit a-:> besten meiner lau« überwindlichen Abneigung gegen schriftstellerisch« Betätigung frönen könnt«.

Die Herren Verleger ließen jedoch nicht nach: „Wenn Sie, werter Herr Strauß, schor. als Herausgeber figurieren, geht es nicht an, daß Sie nur ab und zu als .^piritu, rector" hinter den Kulissen wirken, sondern Sie müssen als „Führer der Moderne", als „Haupt der Fortschrittspartei" unsern musikalischen „Morgen" mit einer wenn schon kurzen, aber desto bedeutenderen Kundgebung einleiten."

Ich hasse derartige Kundgebungen von ganzem herzen. Gegen sein« beste Absicht kann «an es kaum vermeiden, mehr oder minder pro ciomc» zu sprechen, und mein Grundsatz ist nun einmal, daß man für sich selbst nur Taten und Werl«, aber nicht Worte reden lassen soll. Jedenfalls ist selbst mit den verwegensten Werken der Künstler noch niemals soviel Konfusion angerichtet worden, wie mit den papierenen Kundgebungen ihrer Gegner, die mit Worten gegen Weile zu kämpfen sich bemühen. Ich überlasse daher solche Kund» gebungen auch fernerhin allen denen, die ohne Schlagwort« nicht leben mögen, oder die mit dogmatischen Verboten den naturnotwendigen Prozeß des Fortschrittes glauben aufhalten zu tonnen, so z. B. den Gegnern der Zukunftsmusik, oder auch solche l>. Wagnerianern, die — an dem Geist ihres eigenen Meisters sich versündigend — ebenjo petrefatt geworden sind, wie seinerzeit die Mozartianer um Franz Lachner, die Nendelsohnianer um Carl Netnecke oder die Llsztianer hinter Draesele.

Wie gesagt, ich weigerte mich hartnäckig. Allmählich aber setzten sich die so verlockenden Worte „Führer der Moderne" und „Haupt der Fortschrittspartei", mit denen jetzt ebens» fleißig wie gedankenlos hantiert wird, immer «igenfinniger in meinem Kopse fest, und ich begann, besonders über die Fortschrittspartei, etwas nachzudenken.

Nachdenken ist immer unangenehm. Diesmal hatte es aber wenigstens zur guten Folge, baß ich mir schließlich die Frage vorlegte: Gibt es denn überhaupt ein« Fortschrittspartei? Ich mußte mir diese Frage endlich mit einem stritten Aelnl beantworten.

16 KTT^/^e^
0 »
0 o
Auch die eigentlichen engeren Wagnerianer waren doch nur «ine Vereinigung gleich» gesinnter Jünger, deren Ziel «8 war, die Ideen ihres Meisters zu erklären und zu ver» breiten, Irrtümer und Mißverständnisse aus dem Weg« zu räumen, die Gleichgültigen aufzurütteln, die Gutwilligen in ihrem Urteil zu bestallen und die Mißgünstigen zurück» zuweisen. Aber schließlich haben doch nicht diese Parteigänger den Fortschritt erzwungen, der treibende unti in letzter Instanz entscheidende Faltor, der auch einem Richard Wagner, wie jedem anderen großen Neuschöpfer zu endgültigem Siege verholfen hat, war die große Masse des unbefangen genießenden Publikums, das sich in seiner naiven Empfänglichkeit für jede neue und bedeutend« Kunstleistung in der Regel als der zu« verlässigste Träger jeglichen Fortschrittsgedankens bewährt hat. Gegenüber der in der Geschichte immer wieder erhärteten Tatsache, daß ein« große künstlerische Erscheinung vom großen Publikum sozusagen als «in Naturgegebenes instinktiv richtig erfaßt, wenn auch nicht durch klares Urteil im einzelnen begriffen wird, ist das Wirken eines etwa als Fortschrittspartet zu bezeichnenden engeren fachmännischen Kreises nicht von aus» schlaggebender Bedeutung. Die Hauptsache ist der zwingend« Kontakt zwischen dem schaffenden Genie und ver über den Rahmen jeder möglichen Partei weit hinausretchenden fortschrittswilligen Nasse. Van darf sich nur dadurch nicht verwirren lassen, daß das» selbe große Publikum das mühelos Gefällige, Gemeinverständliche und sogar Banale ebenso — vorübergehend oft noch mehr — bejubelt, als das künstlerisch Bedeutungs» volle, Neuartige, der Zeit Vorauseilende. Das Publikum hat eben zwei Seelen in seiner Brust. Eine dritte allerdings fehlt ihm: für diejenige Kunst, dl« weder ohne weiteres eingänglich, noch in hervorragendem Maße zwingend ist, hat das Publikum das Wenigsie Verständnis und die geringst« Zuneigung. Daher so viele Enttäuschungen ernst strebender Künstler, von denen selbst der Gegner nicht schmähen mag, sie seien banal, und selbst der Freund nicht rühmen kann, sie besäßen eine auch die Masse fortreißend« suggestiv« Kraft.

Carl Maria von Weber sagte einmal vom großen Publikum: „Der einzelne ist ein Esel und das Ganze ist doch Gottes Stimme'. Und in der Tat, die Seele der tausend» löpsigen Menge, die sich da in einem Konzert» oder Theatersaale zu künstlerischem Genießen vereinigt, wird in der Regel instinktiv für den Wert des ihm Gebotenen ein richtiges Empfinden haben, sobald ihm nicht von seilen geschäftiger Kritik oder geschäftlicher Konkurrenz Vorurteile eingepflanzt werden, die sein« Unbefangenheit be» cinslufsen.

Ein markantes Beispiel für dl« sonderbare Verwirrung, die äußer« Einflüsse auf das erste richtige Urteil des Publikums ausüben können, erzählte mir Alexander Ritter: Als Franz Liszt vor etwa 50 Jahren zum ersten Male drei Konzert« in Dresden mit eigenen 0rchesterwerten gab, löste die Uraufführung der damals zuerst gehörten, später so viel verlästerten symphonischen Dichtungen am Konzertabend selbst eine ungeheure Begeisterung bei dem damals diesen Werten noch ganz naiv gegenüberstehenden Publikum aus. Am nächsten Morgen stand im Blättchen, Liszt sei überhaupt lein Komponist, und plötzlich schämten sich alle die guten Leute, die am Abend vorher ihrem schönen Enthusiasmus freien Lauf gelassen hatten, ihrer Begeisterung, keiner wollte schließlich applaudiert haben, und jeder hatte nachträglich tausend Wenn und Aber!

Alles Große lann jedoch schlimmstenfalls nur eine Zeillang in seinem siegreichen Zuge gehindert, von den Dunkelmännern nicht endgültig aufgehalten weiden: und so hat das groß« Publikum — Gottes Stimme — auch Franz Liszt gegen die Bosheit und den Unverstand erhoben, »le es Richard Wagner schon 1876 durch seine Begeisterung zu endgültigem Siege über seine Nörgler, Neider und Verleumder verholfen hat.
Wenn es nun auch im eigentlichen Sinne „leine Fortschrittspartei" gibt und nicht zu geben braucht, so ist es doch notwendig, das natürliche, gesunde Urteil der Unbefangenen zu schützen vor der Partei der ewig Rückständigen, die aus Unverstand, Unfähigkeit, Bequemlichkeit oder Eigennutz stets am Werke ist, den im Publikum lebendigen Sinn für den Fortschritt zu ersticken.
Nach dem Jahre 1876 glaubte man wirklich, der Enthusiasmus des großen Publikums habe die Hetze der Feinde soweit zum Schweigen gebracht, daß sie nurmehr hinter stillen Konservatoriumsmauern, unter Ausschluß der Oeffenllichteit wagen würden, ihr Gift gegen den frechen Neuerer in die unschuldigen Seelen harmloser Klavier» und Kom» Positionsschüler zu träuseln. Man glaubte schon hoffen zu dürfen, von nun ab könne jeder im Kunstwald auf seine Fasson selig werden, komponieren, wie er Lust und wozu er Talent habe.
Diese Hoffnung war trügerifch. Zünftig« Fachgenofsen, die ängstlich besorgt um ihre eigen« Wertschätzung, ohne schöpferische Potenz, lediglich im Besitz einer gewissen Kom» positionstechnit irgend einer verflossenen Kunstepoche, eigensinnig und gewalttätig gegen jede Erweiterung der Ausdrucksmittel und gegen jede Ausdehnung künstlerischer Form» gebiete sich sträuben, Kritiker, deren Kunstanschauung auf einer erstarrten Aesthetik der» gangener Zeiten basiert, wagen sich als festgeschlossene „Realtionspartei" mehr und mehr wieder an die oeffenllichteit und sind eifriger denn je am Werke, den weiter Strebenden das Leben sauer zu machen.
Ich kann nun denjenigen noch lange nicht einen Neattionär nennen, dem Beethovens Eroica lieber ist, als eine schwach« moderne symphonische Dichtung, oder der erklärt, er sehe sich lieber zwölfmal hintereinander den Freischütz an, als eine faule moderne Oper.
In diesem Sinne wäre ich selbst ein Reaktionär. Reaktionäre im unerträglichen Sinne sind für mich alle diejenigen, welche behaupten, weil Richard Wagner seine Dramen« stoffe dem germanischen Mythus entnommen hat, sei es künftig verboten, Stoff« der Bibel zu entnehmen (ich fpreche hier natürlich pro clomo); diejenigen, die dozieren, daß es ordinär fei, die Ventiltrompete als melodiöses Instrument zu behandeln, bloß des» wegen, well Beethoven seine Naturtrompeten notgedrungen nur mit Tonika und Dominante sich herumschlagen lassen mußt«; kurz alle diejenigen, die mit großen Gesetzestafeln be» waffnet, jeden, der Neues fchaffen will und kann, mit einem: HnatKema, «it! in feinen Bestreben hindern wollen.
Richard Wagner hat das bedeutsame Wort gesprochen: „Ich will meinen Siegfried ein» mal vor einem aus der ganzen Welt zusammengerufenen Publikum von teilnehmenden Geistern aufführen und dann die Partitur verbrennen." „Gottseidank, sagen wir heute, daß er es nicht getan hat! Denn leider sind die Siegfriede so selten, daß wir nicht derartig verschwenderisch mit so kostbaren Geschenken umspringen dürfen. Aber der Ge» danke, der in dieser erhabenen Absicht des großen Meisters lag, daß auch ein" voll»

ig KTT^/^e^
c> c>
endetes Kunstwerk nur als Glied einer großen, stets lebendigen Entwicklung betrachtet werden soll, als Same in die Seelen der Nachkommen gelegt, fortzeugend stets höheres und Vollkommeneres zu gebären: diesen herrlichen Gedanken wollen wir Pflegen, an der steten Entwicklung unserer Kunst tatkräftig fortarbeiten, und über der Liebe und Bewunderung, die wir den verewigten und schon vollendeten Meistern zollen, nicht der» gessen, daß auch die Kunst denselben Gesetzen unterliegt, wie das immer neu sich ge» staltende Leben.
Darum fort mit der Anwendung einer schulmeisterlichcn Aesthetit auf Werte, die mit eigenem Maßstabe zu messen sind; fort mit allen Gesetzestafeln, die längst schon von großen Meistern zerbrochen worden sind; fort mit allem hohepriestertum, das sich einer kraftvollen Weiterentwicklung hindernd entgegenstellen will; fort mit allem, was leine andere Berechtigung für fich aufweisen kann, als daß es gestern schon gewesen ist!
Dagegen sei in unserem „Morgen" allen denen ein freimütiges Willkommen geboten, Schutz und Förderung versprochen, die zuviel Respekt vor den großen Meistern haben, als daß sie — aus Bequemlichkeit oder ihres lieben Broterwerbes halber oder zur Be» friedigung eines im tiefsten Grunde unkünstlerischen Ehrgeizes — die Werl« der Meister durch billige Nachahmung entweihen und verflachen könnten! Willkommen alle, die „strebend sich bemühen' und ein fröhliches Pereat der Neattionsparteil
Fontainebleau, Pfingsten 1907. Richard Strauß.

Aphorismen.

Von Carl Hauptmann.*)

Ich lebe an allen Enden.
Ich sollte nur das Zarte schaffen! Ja — l Ich habe zehn ungeborene Mädchen in mir — und zehn frohe Kinder — aber ich bin auch alt und grausam wie Stein — und bin ein Trommelschläger in einem Heere, das gegen den Feind geht, und ich sitze an einem ewigen Wasser und sehe die Wellen hinschießen im Schatten rauschender Bäume und trauere — und ich bin ein harter, gehässiger Arbeiter im Frondienst, und ich bin ein Angeklagter, der seine Nichter haßt, weil sie nicht recht richten, und ich bin auch ein Jüngling, der sein Mädchen mit Frühlingsglrren anstaunt und dem die tollste Lust heilig ist. 0, ich lebe an allen Ecken und Enden dieser wunderlichen Welt.

Eltern.

Zwei die vielleicht gegeneinander waren aus Blut und Leben, und unvereinbar in ihren Drängen, sind im Kinde eingeschlossen: Vater und Mutter. Nun bekämpft euch fort! Es soll vorkommen, daß der eine den andern dann im Kampfe noch tötet: Selbstmord.

') Zwei Proben, Stichproben, nur aus einem umfangreicheren Aphorlsmencyllus des stillen und doch nicht verschlossenen Sinners, der sich vor den Augen der Aufdringlichen gern in träumenden Wäldern birgt. In einem der folgenden hefte soll er uns mehr und Bessere« noch von sich sagen, D. A.

Kunstpflege.

Von «Richard Muther.

<I^ ^ nser Programm in Kunstdingen besteht darin, daß wir eigentlich keins haben. Der R > Leser muß absehen von den verschiedensten schönen Themen, mit denen er ander- '^ ^ wärts gespeist wird. Wir werden nicht reden von Kunsterziehung, denn wir sind der Ansicht, daß Leute, die das Organ für Kunst haben, einer Erziehung durch Drucker» schwärze nicht bedürfen, und daß solche, denen es mangelt, es auch nicht bekommen, wenn man ihnen die Kunst im Leben des Kindes mit der Milchflasche einträufelt. Wir werden auch nicht reden von Deutschtum. Denn wir sind gute Europäer. So lächerlich es ist, wenn ein Snob ein französisches Vild kauft, nur weil es französisch ist, so unverantwortlich ist es, wenn deutschtümelnde Literaten unsere Künstler da» durch am hervorbringen guter Sachen zu hindern suchen, daß sie ihnen das Studium der großen Ausländer Vorwehen und die phrasenhaften Begriffe von Naivität, Ge» müt und gedankenvollem Tiefsinn als alleinige Kennzeichen wahren Deutschtums auf» stellen. Die Kunst kennt leine Landesgrenzen. Wer Selbständiges in einer gebildeten Sprache ausdrückt, ist ein Künstler, auf den sein Vaterland stolz sein kann, wenn sich die Werke auch nicht zu den obligaten Erörterungen über die angeblich in jedem Kunstwerk schlummernde Voltsseele eignen. Noch weniger werden wir sprechen von Thodescher Sittlichkeit und den hohen religiösen Idealen, denen nach dem nämlichen Prediger der Künstler zu dienen hat. Denn der Hinweis auf Religion ist 1900 Jahre nach Christi Geburt eine oratorische Stilblüte, und für seine Sittlichkeit kann jeder privatim sorgen. Nuditäten, die schlecht sind, schaut der Gebildete nicht an, und die Betrachtung guter kann ihn so wenig zum Unhold wie die Betrachtung einer guten Landschaft oder eines guten Stillebens machen. Wenigstens ich persönlich muß zu meinem Bedauern gestehen, daß sich die bewußten Symptome bei mir nicht zeigten, selbst wenn ich vor der Aphrodite Kallipygos oder der Florentiner Venus des Tizian stand, wo in der Wiedergabe der „gemeinenWirklichkeit" doch das Schlimmste geleistet ist. Folgt weiter die Kritik. Im Grunde wissen wir ja, ich meine, wir Kritiker, daß das Geschreibsel wenig Sinn hat. Wir langweilen uns selbst, wenn wir Zensuren verteilen, und zweifeln im Stillen an unserer Unfehlbarkeit, wenn wir Direktiven über das. was die Kunst soll und nicht soll, zu geben suchen. Auch daß wir praktisch mehr schaden als nützen, ist uns nicht verborgen. Denn, wie die Dinge einmal liegen, loben wir in der «Regel Werke, die das Publikum nicht versteht, und verekeln ihm die, die es kaufen würde. Auf das Kaufen aber kommt es in der Hauptsache an. Das In- teresse hat seit einigen Jahren sich.in ganz merkwürdiger Weise auf die Kunst geworfen. Bücher über Kunst finden reihenden Absatz. Die Nachfrage nach Vorträgen über Kunst ist kaum mehr zu decken. Berichte über Kunst nehmen in den Zeitungen einen größeren «Raum ein, als die über andere, ungleich wichtigere Dinge. Doch praktisch

20 K??2?^e59
c> o
hat das alles geringen Wert. Zu einem Kunstleben in Deutschland wird es nicht tommen, so lange über Kunst nur geschrieben und gelesen, aber keine gelaust wird, hier eröffnet sich, wie ich glaube, der Kunftschriftstellerei ein nützliches Tätigkeitsfeld. Sie kann, aus dem Theoretisieren heraustretend, mehr dafür sorgen, daß die Freude am Kunstbesitz in Deutschland zunimmt. Denn, um Kunstwerke zu besitzen, braucht man, wie Frankreich zeigt, gar lein Krösus zu sein, man muh nur Geschmack und sinn» liches Bedürfnis nach Schönem haben. Man muß seinem Urteil trauen, statt nur das erwerben zu wollen, was etwa ein Museumsdirektor empfiehlt oder ein Modekunst» Händler ausstellt. Die Niesensummen, die von einigen reichen Leuten für solche Werke gezahlt werden, kommen nicht der Kunst, nur dem Händler zugute. Aber der Kunst wird genützt, und auch der Nichtmillionär kann Werte ansammeln, wenn er gebildet und selbständig genug ist, um nach Gutem zu greifen, bevor es Spekula» tionsobjekt der Händler geworden ist. Ziehen wir die Monopole ein, die wir als ästhetisch unselbständiges Volt einzelnen Managern des Geschmacks verliehen; werden wir selbst zu Kennern, die sich nicht bevormunden lassen, und bedenken wir nament» lich, daß über Kunst zu lesen noch lange nicht so schön ist, als sich mit Kunst zu umgeben — dann wird es wieder werden, wie es früher war, daß die Kunst kein literarischer Begriff, sondern der natürliche Schmuck, die frohe Begleiterin unseres Lebens ist. Der Künstler kann mehr, kann besser und billiger schaffen, je größer und kultivierter der Konsumentenkreis ist. Für diese Dinge zu wirken, indem wir die Aufmerksamkeit auf das lenken, was in den deutschen Privatsammlungen schon ist oder sein könnte, wird eine Hauptbeschäftigung unserer Zeitschrift werden. Berichte unserer ausländischen Mitarbeiter sollen die Verbindung zwischen den Sammlern der der» schiedenen Länder herstellen. Und was wir im übrigen wollen? Das wird sich von dem, was jede gute Zeitschrift bringt, nicht sehr unterscheiden. Wenn ein Künstler 70 Jahre alt wird oder stirbt, sieht er die Augen der Welt auf sich gerichtet. Solche Iubiläumsartikel und Leichenreden sollen pünktlich zur Stelle sein. Auch alle lunst» politischen Fragen, die der Tag aufrollt, wird der Leser erörtert finden. Er wird erzählt bekommen, was man in den Ausstellungen sieht, ohne daß er den Erzähler als aufdringlichen Cicerone empfindet. Denn — um es nochmals zu sagen — zu Kunst» Pädagogen sühlen wir uns gar nicht veranlagt. Ebensowenig ist unser Plan, einseitige Propaganda für das Moderne zu machen. Die jetzt so verbreitete Art von Kritikern, die ihren vorgeschrittenen Standpunkt dadurch beweisen zu müssen glauben, daß sie zum Verrücktesten Ja sagen, ist kaum besser als die ältere Spezies, die alles Neue ver» spottete. Verhältnis zur Kunst hat allein, wer das Gute in allen seinen Ausdrucks» formen erkennt, und der Kunstschriftsteller, wie ich ihn auffasse, unterscheidet sich vom Amateur nur dadurch, daß er das zu Papier bringt, was jener für sich behält.
«l» »«««n l«s»

0 <>
0 o

Kindsschnabelweisheit.

Nach Balzac von Otto Julius Bierbaum.

ey meynes lieben Haushahns gedoppletem roten Kammb und bey dem gedopvleten ^M^ hellrosfarbenen Futter des schwartz kraus pelhenen Pantöfelchens meyner ^^^ lieben Kammergesellin l Beym 5aint <Iocu (steht nit im deutschen Kalender — der Heilig!) und allen Hörnern derendter, so disen Stirnzierrat mit Anstand tragen! Nit minder aber auch bey der ansehnlichen Tugendt derer lieben Frauen, so es sich steihig angelegen seyn lassen, bemeldte Hörndlein auf bemeldte Schedtel zu setzen! —: das Best und Schönst und kostbar Lieblichst, das eyn Mann zu werke bringen mag, nit etwa« eyn Beimgedicht ists, oder eyn Lainwand mit viel edel Färb und Liniatur, oder eyn wolgeseht Stück Musika, oder eyn Schlohgebäu gar hoch und Vielfalt, oder eyn Bildgeschnitz auh tzolh oder Stain, oder eyn stoltz Schiff, fahrend dahin mit Segelwert oder Buderschlag, — nit das, nit das! —: eyn Kindlein ists!

Die Kindlein seynd das Anmutigst, so zwischen denente Blumen und Bäumen des großen Erdgartens herumbvigilieret, ob auch offtmalen rotznaset. Aber merket wohl auff, wie ichs meynl Vis zum zehnten Jahr, nit weiters, gilts mit der Kind» schafft! Alsdann wird Bub und Vübin sachte Wann und Frau, und werden, Gott seis geklagt, gar vernünftig und siebengescheidt, und keyns ist weiteis mehr wert, was es gekostet hat. Nur an denen Ungeratenen erlebt der liebe Gott, Wenns gut geht, manchmal eyn Freud.

Aber die rechten Kindlein, so noch Kindlein seynd, — schauet sie euch wohl an, wie sonderbar Neb und labsälig sies treiben! Haben noch kein Arg und Harm und also auch keyn Aeshelt, vor was auch immer es seye, und gilt ihnen alles eyn Svielwerck, und seyend eben darumb weise ohne Vernunft. Des Vaters Hausschuch dunket ihnen ein pahlich Ding, Löchlein dareyn zu bohren mit vielem Fleiß; der Mutter Hausrat tragen sie ohn Ermüden die Kreuz und die Quer, dahin und dorthin, wo es ihnen wohl scheint, daß Scheer und Knaul und Nadelbüchs recht zuhause wären in Winkeln, da sie teyn See! nit vermuten möcht,- was ihnen aber just nit behagt, seht, das lassen sie fein liegen, denn die kindisch Hand langt nur nach dem, das ihr behagt (also weise ist siel). Wo Gutselen seynd und wohl eyngelocht Mus und resch Knuspergebäck mit Aosindtlein, spüret das näschig Völklein wohl, findts und frißts auf (wenn nur die Iähndlein in den lieben Goschen erst duichs rosfarbene Flaisch seynd l), und alleweil lachts und jubilierts dabei, — das süße Völklein, das ausbündig süße. Gelt, ihr heißt mich nit eyn' Narren, so ich wiederumb laut aufruf und sag: außer Maaßen lieb seynds und tausendmal

mehr wert, als wir Alten. Könnt wohl auch nit gut anderster seyn! Seynd ja Blust und Frucht in Eyneml Furcht vom Eynanderliebhaben und das blühend Leben selber.
Darumb, so sie den Schnabel austhun, kommt nichts heraus als hell eitel kostbar Red und Gesprüch, maaßen ihr Zünglein noch nit beschwert ist vom arg schweren Steine der Vedachtsamleit, aber auch noch nit umgetriben vom bösen Wind« derer Spekulation. Seynd heilige Wort, vergnüglich heilige Wort, so die Kindlein plappern in ihrer Unschuld, lieben Leute! Schab, daß man sie „naiv" heißt, als welches velbum HHeclivuin ärgerlich in Mißbrauch stehet in disen Tagen. Aber ich sag euch: verstopfet eure Ohren slugs mit Wacks, wie weiland Herr Ulysses bei denen Menschern mit denen Hühnerbeinen, so eyn Mannsbild den Schnabel süße zieht und thud in Worten als ein Kindlein, das naive ist. Ist immer ein übel Büchlein Vernunft und Calculation bei. Biecht nach dem Fuchs, sothane Manns» maulnaivetät. (Kenn beßre Gerüche, gelt, Schatz?) Kindsschnabelnaidetät aber riecht frisch wie Erdraich im Mayen, lieblich und herbe, wie ein gesund, rein, munter Kind selber. Sela l
Und nun merket wohl auf, was ich zu deme Thema weiß!
Es war umb die Zeit, als Kathrin, die später' Königin, in Frankraich, noch nlt Königin war, sondern noch Frau Kronprinzeß geheißen ward, oder wie's die in Franz» mannsland nennen: Madame Daulphine. War aber ihr Herr Schwiegervater, der König, ein bresthaft Mann und hatte wenig Freud an Krone und Thron, maaßen er nit gar offte auf deme Throne saß, vielmehr in seyme königlichen Bette lag, alswo es auch nit kurtzweiliger zu liegen ist, als in eym« andren Bette (wohl» gemerkt, wann Gyns alleine drin liegen muß). Die gut Kathrin aber war eyn gar höflich Frauenzimmer und wüßt wohl, was sich schickt für eyn rechtschaffen Schwiegertochter. Wohl wissende, daß der alt König eyn sonderbar Gelüsten hätt für die gar lieblichen und tunstraichen Schilderungen, so die Walersleut im Lande Italia aus der Maaßen schön zu werten velstehen, recht meisterliche Leut und gar hoch angesehen bei Kaysern und Königen dazumal, (wie denn bemeldter König in Frankraich es nit für eyn Baub hielt an seyner hohen Krön, daß er mit etlichen von denen Meistern in Welschland gut«r Freundschaft pflog und nit gar klain« Beutlein voll eitel Dukaten zu ihne schickt über die Berg, als zum Exemvel an den Herrn Baffaeln aus Urbin und an die Herren Primatiz und Leonhardn von Vintsch) — dieß, sag ich (und's hat mir schier den Athen» verschlagen), wohl wissende, hat die gut Kathrin manch groß und Name Tafel von denen welschen Hexenmeistern für gut Geld getaufft (Gott gesegn es ihr noch heut!) und deme königlichen Schwieger» valter an seyn Bette gestellt. War ihr aber nit immer not, ihrn Seckelmeister zu rufen, denn manch kostbar Malerey ward ihr selber zum Geschenck, sintemalen sie Eyne aus dem hochcdlen Hause derer Wedici war, die recht eigentlich an der Quelle

0 c>
K77^/Ve^ 23
sahen, wo die Farben gleich auf die grundiert Lainwand laufen, im gesegneten Lande Toskanien, da die Malersleut wild wachsen, Edle und Bürgerliche aber daran noch nit genug haben, vielmehr mit vielem Fleiße und nit weniger Geld auch noch von der Fremde her Meister und Gesellen der preislichen Kunst zu kommen heißen und, wann die nit wollen, zum mindest ihre schönst Gemäld und Bildwert.
Also begab es sich, daß Frau Kathrin aus der über alle Städte schönen Stadt Florenz (das hciht die blümig Stadt) eyne gar köstlich Walerey zum Angebinde kriegte, die von teym geringern gemalen war, als Meister Tizianen selber, dem Könige derer Walersleut in der ruhmraichen Stadt Venedig, und Kaysers Karln, des fünften seynes Namens, Leib« und Lieblingsmaler. War aber das Gemal ein dopplet Bildnus, fürstellende Herrn Adam und Frau Evan in Lebensgroß und ganh nach der Mode ihrer Zeit gekostumieret, als über die sich alle Gelehrten eynig seynd, maaßen männiglich weiß, daß die Zwei wanbleten im Garten Eden angethan mit ihrer Unschuld und verzierartiert mit nichts als lauter Anmutigteit, die ihnen der tz<lrr selber um Schulter, Brust und Lenden gelegt hat mit seyner liebraichen Hand. Wollet aber nit etwan vermeynen, daß dieß himmlisch Kleid leichtlicher zu malen sey«, als Sambt und Seid und gülden Spangenwert l Fragt, wenn ihr cynen habt in eurer Bekanntschafft, der mit Pinsel und Färb handtieret, ob's nit vielmehr das schwierigst sey der ganhen Kunst, umb der Färb willen nit minder als von wegen der bös tückischen Anatomia, als welche voll eitel Fährlichteit steckt und taufend Hinterlist. Für unfern Herrn Tizian aber war just das das rechte Fressen und nit mehr als freundliche Erluftierung. hats halt getunnt, der Herr aus Venedig.
Stellte also Frau Kathrin das maisterlich Bild dem Herren König ans Bette, dem dazumalen das Wehtumb, daran er später hat sterben müssen, sonderlich grimme that, und war der arm König recht froh darob. Und liebte es, gar wie man ein lebendig Wesen lieb hat, daß er nit eyn Augenblick seyn wollt ohn Herrn Adam und Frau Evan. Mußten, so lang er Athen» hatte, an seym Bette stehn, und die Herren Kämmerling und schönen Weibsleut bei Hof, die auch gar gerne gewußt hätten, wie die Zwei herschauten, muhten sich« Maul wischen.
War aber doch eyn groß Wesen und Geredt umb das Bild im gantzen Schloß, dermaaßen, daß auch Frau Kathrins Kindlein, der klein Franz und die klein Gret, davon hörten, (maaßen Kinder eyn gut Gehör haben, auch wo die Alten vermeynen, sie höreten besser nit), und wollten justament Herrn Adam und Frau Edan sehn, Tormentierten drumb ihre gut und zärtlich Frau Mutter gar sehr mit „Vitt gar schön" und „Sei doch lieb" und „Mammele" hin und „Mammele' her und „Warum denn nit?" und „Was ist denn dran?', und, kurz und gut, Frau Kathrin wüßt' sich gar nimmer zu retten vor denen Plappergoschen, bis daß sie die Kindlein an die Hand nahm und zum Herrn König führte, (tzätt's freilich doch nit than, wenn fic nit gar wohl inne gewesen war, daß der königlich

24 2755/^555
Herr Großvater das Nein Enkelgesind gar gerne zuweil umb sich hatte, ohngeachtet es nit so stille war, wie Herr Adam und Frau Eva.)
And sprach Frau Kathrin zu ihren Kindlein, indem« sie die zwei Ausbund vor Herrn Tizians bunte Leinwand stellte: „Da, ihr Neugier miteinand! habt Herrn Adam und Frau Evan schlechterdings sehen gewollt, — wohl, so sehet sie auch recht an!"
Das junge Blut stund still vor lauter Gestaun und that Herrn Tizian rechte Ehre an mit gar andächtigen, aber munteren Blicken, indeß Frau Kathrin sich zu dem Könige ans Bette setzte, dem es recht lieblich dünkte, zu sehn, wie die Kindlein sich nit rühreten und regten und schier stumm wurden vor dem Geleucht der Farben des venedischen Meisters.
Da vernahmen sie ein Gewisper. Der Nein Franz wars, der seinem Schwesterlein, recht als es des Knaben Art ist, einen Puff gab und sprach: „Du, Gret, sag: wer von den Zweyen ist denn der tzerr Adam?"
Das Grellem aber, nit faul, antwortete flugs: „Wie kann ich das denn sehn, du Dummrian, wo doch leins Kleider anhat von dene zwey?'
Diese Antwort freute den armen kranken König baß, daß er seiner Krankheit eine Welle nimmer Acht hatte, und auch Frau Kathrin entzückte sich drob in ihrem mütterlichen tzertzen gar sehr, daß sie hinging und ihr Mägdlein recht aus dem Grunde küßte. Aber der Bub ging auch nit leer aus.
Dann aber lief Frau Kathrin gar eilig in ihr Schreibgestühl und vermeldete gen Florenz die Schnabelweisheit der kleinen Margret dem andern Herrn Großvaten.
Gott lohn der guten Frau Kathrin das glücklich Mutterbrieflein heut noch! Denn, wie hätt ich euch dies wahre Märlein berichten können, lägs nit zu Florenz bei anderen Documentpapieren (die aber beileib nit all so lustig und Aufhebens werth seynd!) im Archivio?
Nimmt mich Wunders, daß noch teyn Historiographus sichs hat beifallen lassen, es ans Licht zu stellen. Seynd doch sonsten hurtig hinter jedem Quarck her, so er nur alt und schimmlig ist. Aber ich kenn die Knasterbart' wohl: Däucht ihnen zu gering, was nit aus bärtigem Maul kommbt. Seynd Leimsieder, — mit Verlaub zu sagen.
Darumb solls hier stehn unter denen guten alten Schwank, als ein zwar unscheinbar Blümlein und nit gar so bunt wie die andern, ohngeachtet es auch nit gar eyn Schwänklein eigentlichen ist. Stimmt aber doch zur Grundlehr aller pantagrue« tischen Weisheit. Denn, und das frag ich euch itzt ernsthaffte: Wie wollt ihr so hold und finnreich Geschwätz aus Kindsschnäbeln vernehmen, wenn ihr nit allzeit munter und steißig seid, Kinder zu machen?

u o
o o

Meuniers Verhältnis zur Kunst.

Von Kall Scheffler.

A^ls vornehmstes Zeichen der ursprünglichen Begabung muß es bezeichnet werden, wenn das Individuum unter dem Zwang eines inneren Müssens steht. Das Talent und noch mehr das Genie sind nicht denkbar ohne einen Egoismus großen Stils. Denn sich selbst durchzusetzen: Das ist das höchste Gesetz des wahren Kunst» lerö. Nur stärkstes Ichgefühl kann die Kräfte seiner Seele konzentrieren.

Dieser selbstherrliche Wille, der nicht anders handeln kann, als er muß, fehlte Meunier. Nirgend in seinem Leben ist ein Punkt erkennbar, wo eine unerschütter» liche, leidenschaftliche Eigenart sich Gestalten nach ihrem Bilde geprägt hätte. Und weil seiner Kunst damit die wahre Ursprünglichkeit fehlte, vermochte sie auch nicht, sich einer lebendigen Tradition anzugliedern. Denn nur die Selbständigkeiten einer Zeit sind untereinander durch das Band des Zeitgeistes verbunden. Meuniers Kunst hat immer versucht, sich irgendwo anzuschließen, und hat doch nirgend einen Platz erringen können in der Entwicklungsidee der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Was gute Einsicht leisten kann, das hat sie stets geleistet. Sie hat sich an die wert« vollsten Vorbilder gehalten, den wohlfeilen Erfolg verachtet und nur ersten Zielen zugestrebt) aber trotzdem ist sie außerhalb der eigentlichen Schule geblieben. Mancher Künstler gehört einer Konvention an, ohne es zu wissen und zu wollen. Der späteren Zeit wird dann klar, wie er zu seinen Zeitgenossen in einem festen Verwandtschafts» Verhältnis steht. Und andere Künstler wieder suchen sich mit allen Kräften einzu» ordnen und bleiben immer nur Resümierende, zählen in der Geschichte nur als Mitläufer. Zu ihnen gehörte Meunier bis zu feinem fünfzigsten Jahre. Es handelt sich hier eben um Dinge, die man nicht wollen kann. Als Meunier in dieser Zeit zurückblickte, hatte er gewiß nie etwas Schlechtes gemacht, doch auch nie etwas wahr» Haft Künstlerisches. Er hatte alle Kunstkämpfe mit geschlagen; aber es blieb immer ein äußerliches Prinzip, um das er sich bemühte. Wäre er in dieser Zeit gestorben, so würde sein Name heute kaum noch genannt werden. Von den ersten plastischen Versuchen ist überhaupt nichts erhalten, und die Bilder sind Beispiele einer schwer» blutigen, ernsten Genremalerei, Illustrationen düsterer sozialer Themata, die nur des Gegenstandes wegen da find. Die Malerei ist nie geschmacklos, läßt ernstes Studium und gute Vorbilder erkennen: nur ist es streng genommen überhaupt leine Malerei. Stoff und Darstellung, Gegenstand und Technil bleiben stets zweierlei.

Meuniers Malerei, die sich zuweilen zu einer gewissen Größe der Zeichnung erhebt, ist skulptural, ist schulmäßig geworden, weder bildgemäß noch dekorativ und ohne das notwendigste Baumgefühl. Der Maler ist vom Motiv abhängig, selbst dort noch, wo er sich später vor den mächtigen Silhouetten des Vergwerllandes mit den Motiven erhebt. Gegen den Bildhauer spricht es dann, daß er alte Vildermotive Linie für

Linie in die Neliefplastik übersetzt hat; denn damit ist bewiesen, daß weder hier n
dort ein inneres ästhetisches Erlebnis zum Anstoß des Schaffens geworden
Vielen Kritikern imponiert es, daß Meunier „nur das Material gewechselt hat",
übrigen aber seiner Idee treu geblieben ist. Dieses „nur" hat etwas Ueberwä
gendes. Es ist ganz deutsch. Danach hätte Beethoven seine Sonaten „nur" zu
strumentieren brauchen, um Symphonien zu schaffen.
Immerhin hat Meunier das handwerkliche der Kunst von allen Seiten kennen
lernt, und er war im Besitz aller erlernbaren Ausdrucksmittel, als der Stoff zu i
kam, der ihn von der Malerei wieder zur Skulptur zurückführte und ihn mit eir
Schlage berühmt machte. Man kann sich diesen oft besprochenen Vorgang der E
deckung des Arbeiters für die Kunst und die Art, wie Meunier die Entdeckung nu
etwa so vorstellen. Ein Kunstliebhaber, der sich Sinn und Gefühl vor den Meis
werten seiner Zeit so fein gezogen hat, daß er überall in der umgebenden Welt
den Augen und in der ganz besonderen Art seiner geliebten Künstler sieht, g<
plötzlich in eine Situation, wo ihm sehr glückliche und noch ungenutzte Motive «
gegentreten. Auf Schritt und Tritt ist er genötigt, zu bedauern, daß dieses neuarl
Stoffgebiet der Kunst noch nicht erschlossen worden ist, und in seiner Ungeduld möl
er gern Künstler herbeirufen. Denkt man sich nun hinzu, ein solcher Amateur hätte
fünfzigjährige Praxis des Meunier, defsen Handwerksfähigteit sowohl in der Mal«
wie in der Skulptur, so kann es kaum fehlen, daß er sich hinsetzt und versucht,!
reichen Anschauungsstoff im Sinne Derer, die ihn sehen gelehrt haben, nachzubild
Was dann zustande käme, würde sicher künstlerische Züge die Fülle aufweisen l
fogar eine Bereicherung sein; aber ganz lebendige, ursprüngliche Kunst wäre es nat
lich nicht. So auch mag es Meunier ergangen sein. Seine Tat, die so einfach schc
ist ziemlich kompliziert. Um die Mitte seines Lebens gehört seine ganze Liebe!
Vertretern des sozialen Pathos in der französischen Malerei: Daumier und Mil
Auch von Courbet hatte er schon etwas gesehen, und die belgischen Kollegen,
allem de Gronze, hatten Einfluß auf ihn. Da er die Welt und das Leben n
mit eigenen Augen anzuschauen vermochte, geriet er durchaus in den Bann di<
Führer. Deren kühne Tat, eine rauhe Wirklichkeit emphatisch zu steigern, begeist«
ihn, und er suchte wohl unwillkürlich — wie wir alle es getan haben — im Le!
des Alltags die Gegenbilder seiner durch Nachempfindung gewonnenen Künstl
Überzeugung. Und als ihm nun in den Vergwertsdistritten, in einer bezwing«
düsteren Atmosphäre, Modelle und Situationen entgegentraten, die der Milletsc!
Welt entlaufen schienen, muhte notwendig der Entschluß entstehen, dem wir die
kannten Skulpturen verdanken. Auf den absoluten Kunstwelt dieser Arbeiten a
wirft es ein Helles Licht, daß sie ohne Daumicr und Millet nicht nur in dieser Fo!
sondern in jeder Form unmöglich gewesen wären. Man wende nicht ein: auch
«Raffael wäre ohne seine Vorgänger undenkbar, und es gäbe leinen großen Kunst

c> c>
L^T^^^e^ 2?
der nicht durch ein Vorbild entscheidend beeinflußt worden wäre. In der Tat, es ist so; aber immer ist es lebendige Tradition, was die Verbindung herstellt. Zum Wirken der Tradition gehört es, daß der Künstler über seine Vorgänger, auf deren Schultern er steht, in einem Punkte wenigstens, hinaussieht, und wäre es nur ein Zaunkönig, der sich vom Adler zu schwindelnder tzöhe emportragen ließ und so über ihn hinaus» zufliegen vermochte. Meunier aber bleibt hinter Daumier und Millet zurück. Er ist weniger ein Schüler der von diesen Franzosen verkörperten Kunstgedanten als viel» mehr ein Erweiterer ihrer Stoffgebiete. Wenn man genauer hinsieht, findet man diesen Mangel an Persönlichkeit auch im Einzelnen wieder. Meunier mochte sich an» strengen, wie er wollte, mochte genau wissen, welche Art der Entmaterialisierung Millet mit seinem Stoff hat vornehmen müssen, um ihn ästhetisch zu adeln; bei der Ausführung drängte sich ihm dann die Genreidee doch stets vor die aus zweiter Hand empfangene Formanschauung. Millet liebte seine Bauern und ihre Scholle ganz un» mittelbar, in seiner Kunst herrscht im wesentlichen das naive Gefühl; Meunier aber liebte in erster Linie die Idee, die er aus der Kunst der anderen gewann, und er sah das Eigenleben feiner Modelle nicht durch ein Temperament, sondern gefärbt durch diese Idee. Bei ihm war also mehr Reflexion als Unmittelbarkeit. Und diefer Mangel vernichtete ihm die objektiv« Naivität, ohne die bleibende Kunstwerte nicht entstehen können.

Heimweg.

Dämmert meln Garten? Eine Harfe von Drähten
Nauscht schon der Fluh? tönt aus der Allee,
Noch glüht mein Leben Spuren von Rädern
von Deinem Kuß, glänzen im Schnee,
noch trinkt «ein Nug«, glänzen und deuten
von Dir erhellt, heilig zu Dir zurück, —
nur Dich, nur Deinen Vann Ich weiß, daß Du noch wachst
im Bann der Welt ... tief, tief im Glück . . .
Vom Himmel atmet Der Schirm Deiner Lampe
des Mondes Trau«, färbt Dich wie Wein,
bleich web» eine Wolke, Du hauchst ln das <tls
grün schmilzt ihr Saum . . . Deines Fensters hinein.
Das Wasser führt Schollen Deine Augen träumen
herab aus der Nacht, herüber zum Fluß,
es trägt jede Scholle Du bist nur noch Leben
'. on Licht schwere Fracht . . . von meinem Kuß . . .

Hans «larossa.

28 55Ne?^S56

Welt-Liquidation.

Von Alfred Lcmsburgh.

^Nl^enn es je einen vollkommeneren Widerspruch im wirtschaftlichen Leben der Vi
^/D^ gegeben hat, so klafft er heute zwischen Wert und Be Wertung der Kapitalsanla
Wenigstens äußerlich. Die Fühlung zwischen der Industrie und der Vörse ist eb
verloren gegangen wie die zwischen den Staatsfinanzen und den Kursen der Staatsanlei
Niemals hat der englische Staatstredit fester gestanden als heute, wo die splenclicl izolation
ehemals in eine Weltverbrüderung umgeschlagen ist. Und niemals seit vierzig Jahren stand«
englischen Konsols niedriger als heute. Den deutschen Finanzen hat man eben erst
einer etwas gewaltsamen Reform auf die Beine geholfen, und Preußens Budget strahl
alten Glänze. Die Anleihen des Reichs und aller Bundesstaaten aber nehmen e
beschämenden Tiefstand ein. Den Industrien aller Kulturländer geht es gut. Ja man
sagen, es geht ihnen glänzend, wenn man in Rücksicht zieht, daß die Totenlieder, die
der internationalen Konjunltur seit einem halben Jahre singt, die Verbraucher veranla
nur von der tzand in den Wund zu bestellen. Die Kurse hingegen bröckeln seit Jahr«
unausgesetzt einer Entwertung entgegen, die einer industriellen Krisis Rechnung trügt,
die noch kein Industrieller glauben will. In London und Paris mehren sich die Insolven
und jede Ultimo»Abwickelung bringt neue Ueberraschungen. In New Bork grollt es u,
irdisch wie vor einem Ausbruch. In Genua hat es Zahlungseinstellungen gegeben, die
Börsenverkehr einige Tage lang völlig zum Stocken brachten. Bis nach Kairo hat
Entwertungsprozeß hinübergegriffen. Und wenn auch jeder Platz seine lokalen Sü»
büßen muß — man nennt es bekanntlich immer .Sünde", wenn die Spekulation e
Platzes falsch operiert hat —, so ist doch eine gemeinsame Unterströmung vorhanden.
Berlin geht es noch verhältnismäßig ruhig zu. Aber es ist die Ruhe des Kirchhofs,
hier herrscht. Gin« großzügige Spekulation existiert hier nicht, wenigstens an der T
nicht. Wer hier im letzten Jahre noch spekulative Neigungen verspürte, hat sein Gel
London und New Vort verloren. Jetzt hat der eigentliche Markt nichts mehr zu verli«
er ist bis auf die Knochen »ausgepowert". Die Verkäufe, die immer von neuem auf die S
drücken, rühren von der Kundschaft der Großbanken her, der es unbequem wird und
stchtslos erscheint, auf ihre jahrelang durchgehaltenen Engagements sechs bis sieben Prc
Zinsen zu zahlen.

And der tiefere Grund dieser internationalen Liquidation? Der Londoner Rothschild
sich mit dem Problem der Rentenbaisse beschäftigt und den eigentlichen Grund darn
blicken wollen, daß die Staaten (und die Städte) sich zu große Aufgaben sozialpoliti
Natur stellten und infolgedessen zu große Ansprüche an den Geldmarkt erhöben, trot
aber ausgesprochen antitapitalistische Politik trieben, die das Kapital erbitterten und ee
Staatsanleihe entfremdeten. Gesetzt, er hätte recht: Wo ist das dem Rentenmarkt entzo
Geld geblieben? Und wo ist das Kapital geblieben, das sich normalerweise dem Eisend
bau, der Anlage von Gasanstalten, Elektrizitätswerken usw. gewidmet hätte, vom Staat
den Städten aber von diesen Anlagen fortgedrängt worden ist? Absorbiert die offen
Gewalt auf der einen Seite Geld, um Privatunternehmungen zu kommunalisieren, so «
sie auf der anderen Seite doch private Kapitalien frei. Das Ueberangebot von Staats«
und Stadtanleihen Hütte ein entsprechendes Vakuum auf dem Aktienmarkt schaffen und
verstärkte Nachfrage nach industriellen Werten erzeugen müssen. In der Tat ist es
bekannte Erscheinung, daß eine Rentenbaisse eine Altiensteigerung hervorruft und umgel

« c>
o o
KTT^/^e^ 29
und daß das Kapital zwischen den beiden Anlagealten hin und her wandert wie Wasser in kommunizierenden Bohren, deren Gleichgewicht gestört wird. Wir stehen aber heute vor der in politisch ruhigen Zeiten ganz anormalen Erscheinung, daß der Liquidationsprozeß sich aus beiden Anlagegebieten gleichmäßig vollzieht. Es müssen also doch wohl andere Ursachen sein, die den gesamten Kapitalmarkt unter ihrem Druck halten.
Daß zum mindesten eine dieser Ursachen mit der Geldknappheit identisch ist, die sich heute in ganz abnorm hohen Zinssätzen äußert, ist eine jener Selbstverständlichkeiten, die wie abgegriffenes Kleingeld von Hand zu Hand wandern. Daß das Geld nicht vorhanden ist, nach dem die Staaten, Städte und Industrien der ganzen Welt verlangen, das steht jedes Kind. Und baß es kein besseres Mittel gegen die Geldknappheit gibt als Enthaltsamkeit, das ist ebenfalls allbekannt. Elnheilmittel für die desolateVerfassung derBörsenwäre esabernicht, wenn jetzt plötzlich allenthalben Enthaltsamkeit geübt werden würde. Wollten heute alle Gemein» Wesen, all« Industrien, alle Händler gleichmäßig ihre Geldansprüche einschränken, so wäre das gleichbedeutend mit einem verminderten Konsum der Rohstoffe und Halbprodukte, die das Material zu all den Waren darstellen, deren Bezug dann unterbleiben würde. Dann würde freilich wieder Gelb für Essettenkäufe frei, und theoretisch könnte der Zersetzungs» Prozeß an den Börsen ein Endi nehmen. Aber die Liquidation würde von der Börse auf die Industrie überspringen, ^,'ede Unterbrechung der Erzeugung, an die sich die Industrie zu einer gegebenen Zeit gewöhnt und auf die sie sich eingerichtet hat, muß ja naturgemäß eine Krisis auslösen; und der freundschaftliche Bat, Zurückhaltung zu üben, den man allen als Konsumenten auftretenden Faktoren im Interesse des Geldmarktes so gern erteilt, heißt nichts anderes, als die eine Krisis durch die andere beenden wollen. Daß aber ein Nieder» gang der industriellen Tätigkeit auf die Börsen zurückwirken und diese — trotz des er» leichterten Geldstandes — in eine noch trübseligere Verfassung bringen würbe als heute, ist ganz gewih. Und so kann man es eigentlich nur als ein Glück bezeichnen, daß der billige Bat, die Geldansprüche und damit den Warenbezug einzuschränken, bisher nicht befolgt worden ist, und auf Kommando wohl auch gar nicht befolgt werden kann. Schon die Zurückhaltung, die heute das Berliner Baugeschäft infolge des Maurer» ftrelts unfreiwillig üben muß, hat sichtlich einen ungünstigen Einfluß auf das Trägergeschäft und damit den Absatz des Stahlwerksverbandes gehabt, und nur die noch immer wachsende Nachfrage nach Halbzeug und Schienen hat bisher das Manko ausgeglichen. Sobald die Ktockung in der Bachfrage auf andere wichtige Branchen überspringt, ist die Absatzkrisis da. Dann ist es aber ganz gleichgültig, ob die Stockung auf freiwilliger oder gezwungener Zurück» Haltung der Konsumenten beruht.
Demnach scheint es fast so, als werde die industrielle Konjunktur zu gleicher Zelt mit der Geldteuerung zu Ende gehen. Beide bedingen einander und find auf Grund uralter Erfahrung gar nicht ohne einander denkbar. Bisher ist wenigstens noch immer eine starte Gelderleichterung nach jahrelanger Anspannung die Ursache und nach außen hin das Signal eines Bückschlags gewesen. Möglicherweis« ist die beispiellose Andauer der diesmaligen Geldklemme als ein günstiges Zeichen für die Dauer der Konjunktur aufzufassen. Dann werden die Börsen ihre Tendenz korrigieren müssen, so sehr der Geldmangel die Besserung auch erschweren mag. Endet dagegen die Geldnot, so endet mit ihr auch die internationale Konjunktur. Dann haben die Börsen mit ihrer Liquidationsstimmung recht und dürfen sich «us ihre fein« Witterung etwas zugute tun.

S75/?^S^/9
3>?^/? iH^^/?<^//
Wider die Asterlrittl. Vi« schlechteste aller Kritiken will ich an den Pranger stellen, die bisher über Wilhelm Flieh' grundlegendes Werl „Der Ablauf des Lebens" veröffentlicht worden sind. Herr Notiert Saude! hat unter der Marke »Weibisch« Künstler" im »März" <Nr. 5) gegen Flieh' Analyse des Künstlertums eineil Artikel gerichtet, der im wesentlichen «in Ausschnitt ist aus einer Schrift »Billige Weis» heilen", worin er sich u. a. auch mit den Fliehfchen Forschungen auf seine Weise aus» cinandersetzt.
Die Kritik Saudels ist lein« ehrliche, sie ver» stößt gegen Treu und Glauben, weil sie sich auf wissentlich unwahr« Zitate stützt.
Wie soll Flieh die Künstler hingestellt haben? Als »nicht vollwertig, vor allem". Dann als »Zwitterdinge, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenrcich kommen, aus jenem Neich, das erfüllt ist von weibischer Eitelkeit, Prunksucht, Leichtgläubigkeit, Maßlosigkeit, Größenwahn ... Goethe, Da Pinci, Heine, Schumann, Menzel, sie alle zählt er zu den weibisch»«rbärmlich«n Kreaturen."
Und was sagt Flieh in Wirklichkeit und Wahrheit?
Als Erster hat er die physische Natur des Künstlers erforscht und gezeigt, dah der Künstler ein Mehr an gegengeschlechtiger Substanz von der Natur erhalten hat. Deshalb leistet er auch mehr als «in Normalmensch. Ich brauche hier nur Flieh' eigen« Wort« h«rzuseh«n, wie sie noch nie «in Forscher eindrucksvoller zum Preis« und Verständnis des Künstlers gefunden hat:
»Vom Künstler verlangen wir, dah er gerade ‚die feineren "Regungen unferer Seele' befonders gut kennt, dah er nicht bloh ihre Außenfläche, die auch wir überschauen, photographisch getreu schildert, sondern daß er für jeden Konflikt — und sei es der des Drückens und Tragens im Bauwerk — die künstlerische Lösung findet . . . Soll ab«r eine Lösung uns wirtlich befriedigen, so muß in ihr die Note des Unbewußten er» klingen, die in uns wohl harmonische Mit» schwingungen hervorrufen kann, die wir aber aus eigener Kraft anzuschlagen nicht vermochten.
Ter Künstler verstand es. Denn vermöge seiner stärker gegengeschlechtigen Natur verfügt er über «inen größeren Ausschnitt der gesamten Psyche. Die schwächere männliche Hälfte vermag in ihm die stärker« w«ibliche nicht in dem Maß« ins Unbewußt« zu drücken, wie das bei einem gewöhnlichen Menfchen geschieht. Und weil er von beiden Psychen mehr im Bewußtsein hat oder doch fürs Vewuhte verwendbar besitzt, ist er stärker .begabt', ist er «in ‚G«n!u3 Zeugender, der aus dem männlichen und

lichen Anteil seiner Seele ein neues 2>
das Kunstwerk, erschafft'
Wer Wesen und Beruf des Künstlers si
der Tiefe «rfaht, hat der »wissenschaftlic
gründet", bah er »Goethe, Da Vinci ... z
w«ibisch»erbärmlich«n Kreaturen zählt?"
Welch« erbärmliche Verdrehung! Welch d
Unsinn, von einem »wissenschaftlichen Gele!
feldzug wider die Künstler" zu faseln!
Aber bald kommt es ganz schlimm. E
fährt fort:
»Man denk« sich etwa folgenden Satz:
»»Die künstlerischen Talent« der Weibe,
sekundäre männlich« Sezualcharaltere;
Künstlertum ist nur dem Manne gegebe!
Nur»Weib kann leine Künstlerin sein; un!
Manne bedingt Künstlertum «inen starke
halt von Weiblichkeit."
»Wie lautete doch die "Regel, die uns der
in der Schule beibrachte? »Zwei sich
sprechend« aussagend« Sätz« können nur du
‚aber' verbunden werden." Fließ ver
seine zwei Aussagen durch ein ‚und.
»Das ‚und' ist schlimm, das .und' isl
schlimm, das ‚und' stellt die Schulweish
den Kopf."
Wer das liest, lann doch nicht anders a
nehmen, Saudel habe den Fließschen T<
auf die Partileln genau zitiert, da «r
gefuchter Schulmeistere! «inen angeblich f
Gebrauch d«rf«lb«n lorrigi«rt und ausd
sagt- »Flieh verbindet sein« zwei Au
durch ein ‚und'."
Aber das Zitat ist von Anfang bis 2n!
fach erfunden.
Nirgends steht bei Flieh die Behauptung,
Künstlertum ?«i nur dem Manne gegeben
groh« Zahl Stellen seines Wertes, wo
Künstlerinnen mit hoher Achtung sprich
dies« Ungeh«u«rlichl«lt Lügen. Unbestritt«,
bei ihm, dah es mehr männlich« Kunst!,
»Di« Natur," «rllürt «r bedeutsam, »drin,
ganz allgemein bei den Männern mehr
phroditisch« Bildungen hervor."
hier hat Saudel Flieh gerade mit
Plagiator Weininger verwechselt. De«
dings, wo ihn nicht mehr, wie im erste,
seines Buchs, die Fliehsch« Tradition
hatte sich in die ärgsten Absurditäten hi
redet und auch die Kunst ausschließli,
Manne zugesprochen.
Wer aber glaubt, diese Verwirrung en<
nur einer Fahrlässigkeit Saudels, erinn

F?77^^^e^
daran, wie verwünscht gescheit er sich den Nucken
mit der Einkleidung deckt:
»Man denke sich etwa folgenden Satz . . ."
Sollte unser sinniger Kritiker wirtlich jemanden
für so herzlich dumm halten, dieses Doppelspiel
nicht zu durchschauen: ein vollkommen aus der
Luft gegriffenes Zitat ganz ernsthaft zu wider»
legen und dabei in raffiniert zweideutiger Weife
die Form des exempluin lictum zu wahren?
Daß er bewußt die AnWahrheit sagt, geht zu»
dem sonnenklar aus seinen »Weisheiten" hervor,
wo er aus den von Flieh aufgeführten Links»
händer»Beifpicl«n diejenigen Fälle extrahiert,
bei denen Fließ künstlerisch« Begabung feststellt,
darunter hohe, und auch bei Frauen!
Damit man mit Händen greife, mit welchen
Mitteln Saude! arbeitet, lese man das Folgend«:
»Herr Flieh macht an anderer Stelle seines
Buches, da, wo er Weiningers Plagiat nachzu»
weisen sucht, die witzige Bemerkung, dah ‚man
immer nur den anderen mihver ehe« könne'.
Er ahnt nicht, dah er kurz vorher selbst das
Beispiel eines Menschen gab, der sich selbst mih»
versteht. In der Tat, der Frauen Künstlertum
auf ihren Inhalt an Männlichkeit zurückzu»
führen und darauf der Männer Künstlertum
durch ihren Inhalt an Weiblichkeit zu erklären,
heiht sich selbst mißverstehen!"
Nun steht diese »witzige Bemerkung" nicht im
»Ablauf", fondern in der Fliehschen Broschüre
»In eigener Sache". Ferner stammt sie nicht
von Flieh, sondern dieser zitiert Dr. Hans Fischer.
Der aber hat das Wort auf Weininger gemünzt,
welcher durch ein entwendetes, aber mihver»
standenes Beispiel sich selbst als Plagiator ver»
raten hatte. Was aber die Hauptsach« ist: nicht
Flieh mißversteht sich, sondern Saude! ihn. Ich
will ihm die Sache klar zu machen suchen.
Schon vor Weininger hatte MöbiuS den Spezial»
gedanlen ausgesprochen, dah die Talente der
Mädchen sekundäre männliche Geschlechts»
charatter« seien, nicht aber das übergreifend«
besetz, dah bei beiden Geschlechtern die künst»
lerisch« Eignung ans Zwischenreich geknüpft fei.
Männliche Künstler müssen mit einem starken
weiblichen, weibliche mjt einem starken
männlichen Einschlag begabt sein. So lehrt
Flieh. Und obwohl er das nur kann, weil er
nicht den einseitigen Standpunkt Möbius' und
Weiningers teilt, imputiert ihm doch der Kritiker
hartnäckig den Fehler, den er vermieden hat.
Verstehen Sie jetzt, Herr Saudel?
Ein« nicht geringere Blöße gibt er sich bei dem
andern Versuch, Flieh ein Mißverstehen seiner
selbst nachzuweisen. Schon die Tatsache, sagt er,
daß seine Zahlen 28 und 23 das eine Mal
Lebenstag« von Substanzen, das andere Mal
biologisch« Dimensionen bedeuten, sei durch»
schlagend. Er hat eben den „Ablauf" nur

ganz flüchtig gelesen, und, wo er ihn ge>
lesen, nicht begriffen, nämlich die Stellen, wo
der bedeutsame Schluß dargelegt wird, dl'.sj di>
28 und 23 Tage die Lebenszeiten zweier Sud»
stanzeinheiten seien, aus denen sich alles
Lebendig« in immer höheren Dimensionen auf»
baut.
Aber er hat Fließ nicht nur nicht verstanden,
er will ihn ja gar nicht verstehen, er will ihn
ja fälschen und entstellen. Aus den Linkshänder»
Beispielen hat er die Stirn zu zitieren:
». . . der vierte (ein Hauptmann) schwärmt für
Kunst und Wissenschaft."
»Fließ", fährt er fort, »macht es wie jener Ver»
fasser des Wiener Couplets, der teilte die Men»
schcn wie folgt ein: ‚Ter fchwärmt für Kunst und
Wissenschaft, der andere wieder fürs Ballett'!"
Es gibt leine parlamentarische Bezeichnung, um
dies« Niedrigkeit gebührend zu brandmarken.
Saudel weiß ganz genau, daß Flieh sich ausgc»
drückt hat: »Lebhaft begeistert für Wissenschaft
und Künste", denn er zitiert ganz richtig so in
feinem Buche; aber im »März" schiebt er ihm
»ls authentisch (in Anfuhrungszeichen!) jene
Albernheit unter!
Im Zitieren leistet er überhaupt schlechthin An»
vergleichliches. Daß er im »März" aus der
Charakteristik der Künstler bei der Stelle: »Sie
sind putz» und glanzsüchtig" gerade die Haupt»
sache wegläßt, nämlich die Parenthese ‚— "Richard
Wagners seidene Schlafröcke, Parfüms «nd
seine Einrichtung im Palazzo Vendramin —",
um dann die Putz» und Glanzsucht bequemer
auf Menzel beziehen zu tonnen, ist gar nichts
im Pergleich zu dem unübertrefflichen Meister»
stück (Weisheiten S. 86):
»Als Ausdruck einer unter dem Bewußtsein
schlummernden gegengeschlechügen Begung zitiert
Flieh eine Stelle ‚aus einem Aeisetogeliuch'.
»Ich bin zufällig in der Lage, die Quelle näher
anzugeben (Lafcadio hearn, .Koloro') . . ."
Sollt« man es glauben, daß Titel und Ver»
fasser groß und breit bei Flieh stehen, und zwar
in derselben Fußnote, nur aus der vorhergehenden
Seit« («69)?
Und noch ein letztes Beispi«! für unseres Kritikers
unentwegtes Streben nach Wahrheit. Wir
zitieren nach dem »März":
„Fließ schreibt: ‚Der weiche Bobert Schumann
ist in Wasielewsli abgebildet, das Haupt auf
die Linle gestützt, ganz wie Heinrich Hein« in
d«m rührenden Bilde aus seinen früheren
(heißt bei Flieh natürlich: .späteren') Tagen.'
„Fließ hält Hein« für «inen Linkser, weil er sich
auf die linle Hand stützt. Aber leider ist nach»
gewiesen worden, daß auf der Lithographie, auf
die er sich beruft, wie auf vielen Blättern älterer
Kunst, die Seiten durch Umdruck vertauscht
worden sind, und daß die Linke auf der Original»

555e?-V^/?
Zeichnung, nach d«l lithographiert wurde, di«
«cht« war."
Nun sollt« man doch b«i d«m Wort« »nachge»
wiesen' ««inen, jemand Hütte die Original»
Zeichnung gesehen, »us welcher die recht« Hand
di« stützend« ist. Aber niemand lennt st«, sie
existiert wahrscheinlich nicht mehr. <is handelt
sich vielmehr nur um ein« luftig« Vermutung
von Fritz Stahl, d«r behauptet, bah .früher'
öfters ein direkter Umdruck bei Lithographien g<»
macht sei. Demgegenüber hat Prof. Hanns
Fechner hervorgehoben, daß jeder gute Stein»
zeichner seine Zeichnung mittels eines Spiegels
schon umgelehrt auf den Stein bringe, damit
der Druck dem original gleich«.
Aber was da« Wichtigst« ist: Uns« Wahrheit«,
such« hat mit gutem Vedacht in s«inem Zitat
gerade dt« entscheidend« Stelle fortgelassen. Flieh
schreibt in Wirklichkeit (S. «?):
.Der weich« Aobert Schumann, von d«ss«n
überwl«g«nb«r Kraft in d«r linl«n Hand
wir schon »nt«llicht«t lind, ist im Waste»
lewsti abgebildet. . /
Er hat nämlich aus S. 442 mitgeteilt, dah
Schumann, der zuerst Klavierspieler werden
wollte, sein« recht« Hand selbst opertert habe,
um st« d« linl«n an Geschick gleichzumachen.
Nun lann er dl« Vperation doch nur mit d«
Linien ausgeführt haben, war alfo schon des»
wegen llnls betont.
Indem Saud«! den Hinweis »von dessen über»
wiegender Kraft in der linken Hand wir fchon
unterrichtet sind" einfach fortläßt, fälscht er di«
Wahrheit, dl« er zu fördern vorgibt.
Und «in folchtr .Krittler' wagt «« schliehlich,
de» Spieh umzudrehen und Flieh des Plagiats
an dem Knaben Weininger in der Psychologie
des Künstlers zu beschuldigen! Damit hat er
den Gipfel der Lächerlichkeit erklommen. Denn
« versucht auch nicht den Schatten eines Aach»
Welses und führt statt der fehlenden Gründe nur
fein .«befühl" in« Feld, ««in Gefühl für die
Dem von un« in der nächsten Aumm« ver»
öffentllchten „Der Tageslauf ein« Preziösen' von
Anstand schickt der Uebersetzer, Herr v. Vppeln»
Vronilowsli, folgendes Geleit voraus:
Vorbemerkung.
Fn .Tyrano von Vergerac' hat Anstand uns
einen Querschnitt der .preziösen' Zeit gegeben.
Der Held selbst ist groh in pr«z<ös«n Künsteleien,
die freilich fein Individualismus und fein Aatur»
aefühl oft schrankenlos durchbricht. Dagegen ist
sein« Geliebt«, Aarane, «in« Preziös« vom reinsten
Wasser. Den Tageslaus «in« ihrer Mitschwestern,
Ann« Mari« 0gier von Nliremonde, die sich in
der preziösen Sprach« (in .Phöbus' Aeich")
Doralis« nennt (das « am Gnd« der französischen
Namen ist ftumm), rollt di« nachfolgende, in

Deutschland noch unveröffentlicht« Dichtung mit gleicher Meisterschaft aus.
Reminiszenzen aus Schäferromanen schwirren durch ihren Morgentraum, den sie erwacht in ihrer abgekarteten Liebschaft mit Phylant fort» setzt. Nach dessen pflichtschuldigem Morgen» standchen füllt sich ihr Schlafgemach mit Morgen» besuchen,. Das Bett, «in ri«sig«r Aufbau, steht nach der Sitte der Zelt mitten im Zimmer z d« frei« Aaum auf allen vi« S«lt«n O ruel!« od« l'»Icüve) wird von d« .Aunde' d« Schöngeister eingenommen, dl«, 1« nachdem st« bürgerlich odeu adlig sind, «inen Stuhl od« ein FauteuU «» halten. Wegen der Güte der hier vorgetragenen, oft improvisierten poetischen Spielereien n»t» brannten oft heiß« Meinungsverschiedenheiten. Der Mittelpunkt de« preziösen Lebens aber war das berühmte hütet d« Aambouillet, wo dl« Marquis« Catherine b« Aambouillet, geborene de Vlvonn«, präsidiert«. Arthenlc«, lbr prezioser Name, ist «in Anagramm von Catherine; ihre Salons hießen: »Das blau« Zimmer" und »3yrph«s Log«", hier kam Geburts» und Gelstesaristokratl« der Zeit zusammen. Dicht« wie Voiture, Menage, Godeau. Gombaud, di« geisrvoll« Madam« «ornuet, die wegen ihr« schonen Stimm« b«rühmt« Angeliau« Paul«. Lustig« Lieder »erden während der Fahrt aufs Land in den riesengrohen altmodischen Kutschen angestimmt, sog. «lein« Fing«lied« (»petits <wiA5») und ‚I-«mwlIu5'. Dann folgt der Abend auf dem Lande mit seinen Menuetten und Feuerwerken. Doralis« hat sich in b«n verliebt, mit dessen Lieb« sie nur gespielt hatte, um «inen anb«r«n zu lieben, und so behält dl« Aatur schllehlich auch in diese« künstlichen »reis« recht. Vi« Vterbaumsch« Novell« «lN«d»schn«bel» Weisheit" wird sich in d« l» Entstehen de» griffen«« s«hr freien, ab« nicht »ll usum clelpiiini hergerlchteten Nachdichtung der Ont« cisülatiqu« finden, dl« fürs erst« als kostbar« Bibliophil««, ausgab« in «in« «lnmaligen, auf die Zahl d« Subskribenten limitierten Auflag« bei Georg Müller in München erscheinen wird.
«l»!»tr»»»!<.««rl!» W.«, ««««»««»st«»« l, - V«Ul »»» V»» » »««»l«». «»Nn V, », ««»^chnstn»»« »i.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / «Richard Strauß: Musit / Georg Vrandes:
Literatur / Richard Wucher: Kunst / yugo von tzofmannsthal: Lyrik
Nummer 2

Gestern.

Deutschen, der im Wandel dieser Zeiten nichl der einstigen Geschicke seines Volles ^^ / vergiß!, schenkt die Erinnerung jetzt wenig fröhliche Stunden. Schmerzlich brennen noch immer die Tage von Tilsit im Gedächtnis, die der Leichtsinn eines Generals zu den kränkendsten unserer Geschichte machte. Geknebelt lag Preußen, das, nach Hegel, ‚in Friedrich dem Großen sein, wenn nicht begründendes, so doch fest» und sicherstellendes Individuum und im Siebenjährigen Kriege den Kampf dieser Fest» und Slcherstellung gefunden hatte", am Boden; ward von fremden Korden überfchwemmt und ausgesaugt; sein Heer vernichtet; der Hälfte feines Landes beraubt; seine Königin profanirt. In jede Wasche, die ihm der geriebene Talleyrand legte, stolperte mit schuldhafter Arglosigkeit General Kalckreuth. Doch nie wäre das Glend so groß geworden, hätte Preußen nicht auf die Zuverlässigkeit eines Freundes gebaut und dem Wort des gekrönten Schwärmers Alexanders getraut. .Keiner von uns Veiden, hatte Madame Krüdeners Schutzgeist einst pathetisch gerufen, füllt allein!" Nicht lange, und le aonamcdoltizme cl'^Ieiauclr«, von dem Lanfrey spricht, ließ Preußen im Stich. Alexander war ein Mann von schwächlichem Willen, reichte mit der Intelligenz knapp insMittel» maß und beraufchte sich gern an d?n liberalen Ideen des westeuropäifchen Geistes. Jedem Wort, von wo es auch kommen mochte, war er, wie alle, die den Wuth felbständigen Urthcils nicht finden, zugänglich, den Unterschied zwischen Acht und Talmi hat seine kernlose Aatur in ihrem Leben nie gefühlt; Geniale und Bornirte, Aufrechte und Schmeichler wurden ge> fragt und gehört. Stein, Turgenef, Karamsin und Speranslij hatten sich mit Bentham, b'Gntralgues, Ezartoryski, Capodistria, Aesselrode, Armfeld und Madame Krüdeners koketter Frömmigkeit in fein Vertrauen zu theilen, und über ein haltloses Schwanken zwischen Laharpe und Saltykow kam der von Heine verspottete »Talma des Nordens" (wie der Korse ihn nannte) nie hinaus.

And ähnelt darin Nicolai Alexandrowitsch, der heute noch nicht weih, ob er mit Witte oder einem neuen Plehwe, als absoluter Monarch oder konstitutioneller Negent enden wird. Vorläufig hat er die Duma wieder nach Hause geschickt. Ium zweiten Male nun in einem Jahr. Als er das Vktobermanlfeft erließ, ahnten liberale Schreiber den Anfang eines Völker» frühlings. Als die Duma eröffnet wurde, follte eine neue Epoche anheben, wurde an den Juni 1789 erinnert, und die siegende Kraft moderner Ideen über alle Hemmnisse ver> tommener Reaktionäre gefeiert. Denn daß es unredliche Höflinge, um ihr Bischen Prival»

34 5Y72?/Ven?
besitz bange Schmarotzer nur wagen tonnten, das größte Europäerreich um die allein seligmachende Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz zu betrügen, war leine Frage. Mit souveräner Unkenntnis der Dinge wurden im Ton diktatorischer Befehle Postulat« über die Grenze gerufen und am nächsten Morgen der selbstherrlsche Schwächling wie ein ertappter Verbrecher, seine Minister wie willenlose und bestochene Lakaien geschmäht, wenn die Erfüllung unvernünftigen Wünschens auf sich warten ließ. Jede Forderung, die ungebildete, in der überwiegenden Mehrheit felbst analphabetische, zum einfachsten Äcrwaltungsgeschäft untaugliche Schreier durch die Straßen gellten, erhielt in der Presse des Westens ihr unterstützendes Echo. Daß die Todesstrafe abgeschafft, das Land verteilt, schleunig nur ein Ministerium nach den Grundsätzen gebildet werden müsse, die in England sich im Laufe von arbeitsreichen, an verfassungsrechtlichen Friktionen nicht armen Jahrhunderten sich entwickelt hatten, wurde behandelt, als verstünde es sich von selbst. Mit bewußter Beharrlichkeit wurde an den Thatsachen der Geschichte und allen ethnobiologischen Entwicklunggesetzen vorbeigesehen, wurde Wandel über Nacht geheischt.)e peu5e, hatte Alexis de Tocqueville vor siebzig Jahren geschrieben, oue «i l'oo ne palvieut 5 illtroäuire peu 5 peu et 5 touäer eutin varmi nou« c« Institution« äimoeratique«, et que «i l'ou renouce 5 cloouer 5 tou« le« cito^en« äes i<i6e« et 6« zeutimentz <^ui (i'adold le« preoareot ^ la liberte et enzuite leur en permetteut I'u«2^e, il u'^ 2ur2 6e I'inäipeuä2oce pour perzonue, ni pour !e bour^eoi«, ni pour le noble, ni pour I« pzuvre, ni pour le licde, mlüz uue 6ß2le t^laimie pour tou«; et je privoi« que «i I'ou oe reu«8it poiut avec I« temp« öl sooäer p2llui uou« I'empil« p^izible <lu plu« ^rauck nomd«, uou« arriveroll« tüt ou tai-6 au pouvoir illiiuite ä'uu «eul.« Vergessen. Vergessen auch, daß Karamfin einst Alexander vor allzu hitziger Austheilung von Bechten warnte, für die dem Volk die Fähigkeit vernünftiger Anwendung fehlte. »Gebt den Leuten Freiheit, sie werben euch mit Staub verschütten. Sagt ihnen ein Wort ins Ohr, sie werden euch zu Füßen liegen.' Der Schöpfer der russischen Geschicht. schreibung kannte den Islam der Slaven. Und selbst Speransktj, gegen dessen Beformeifer die Worte sich wandten, hat in fein Programm den Satz aufgenommen: .Die äußere Form hat keine Bedeutung; eine wirtliche Bedeutung hat nur die innere Form. Mit allen äußeren Merkmalen der Freiheit, Gefetzlichkett kann das Volk in Wirklichkeit doch ein Sklave fein." Ists heute anders geworden? Kein Unparteiischer, der Bußland wirklich kennt, hats be» hauptet. Keiner die Schwierigkeiten unterschätzt, die einer Verfassungsänderung in Bußland entgegenstehen. Und was Wallace und Leroy»Beaulteu schreiben, hat mit denselben Argumenten schon Katharina die Zweite verfochten, haben Karamstn und Speransktj, Bernhard! und Tolstoi behauptet. Bescheidenheit empfahl, mit kühler Skepsis der Entwicklung der Dinge zu folgen. Wir tatens nicht; gebürdeten uns, als obs um die eigene haut ginge. Wenn in Kiew, in Odessa, in Warschau ein Jude der Wut des Pöbels erlag, heulte durch die engbrüstigen Gassen unserer öffentlichen Meinung das Schrcckhorn, ließ die Börfe die Kurse fallen, und Bcgierungsrüte prophezeiten den Staatsbankrott. Mancher hat inzwischen wohl umgelernt. Daß die erste Duma arbeitsunfähig war, wird heute nicht mehr bestritten. Zehn Wochen hat sie gelebt, geredet und geschimpft. Zu ernster Arbeit war sie nicht zu brauchen. »Die Ballon, hat Stein vor hundert Jahren an Hardenberg geschrieben, muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus dem Zustand der Kindheit heraus» zutreten." Ein Menschenalter später erst hat Preußen den Versuch gemacht. Nun hats

auch «Rußland gewagt. Und hat, allen Prophezeihungen zum Trotz, erfahren, daß seine Zeit noch nicht erfüllet ist. Denn auch die zweite Duma war nicht lebensfähig. Und wenn sie noch länger tagt«, wäre sie zum Kinderspott geworden. Ueber die äußere Form des Tagen» lam sie nie hinaus. Sie war gemäßigter im Wort, als die erste, doch ebenso steril; hatte die Wahl nur zwischen Gehorsam und Nichtsein: hatte nichts zu wollen und alles hinzunehmen, weil sie leinen einheitlichen Willen hatte. Mittelmäßigkeiten, die Partei» Prinzipien über die Forderungen praktischer Politik stellten, gaben auch in ihr den Ton an. Gab sie nach, geschahs nicht, weil in ernster Prüfung gefundene Einsicht drängte, fondern weil sie in Sorge um ihr würdeloses Dasein zagte. Hundertmal wars zu lesen. Dazu kam der Mangel jeglicher Bildung. Unter einem halben Tausend Menschen waren noch nicht sechs, die ein Budget zu lesen verstanden. Und den Ausführungen der Minister waren nur die Wenigsten gewachsen. Brandreden, die niemand nützten und jedem Parlament geschadet hätten, mußten die Argumentation ersetzen. Stolyptn, dessen Charakter selbst seine Feinde achten, nahm sie nicht hin; tonnte, wenn er sich nicht um jeden Credit bringen wollte, sie nicht hinnehmen. Keine Negier mg, die auf Selbstachtung hält, hätte es gethan. Schließlich beschränkte sich die ganze Thätic/eit der durchs Wahlsieb in den Taurischen Kasten Gefallenen darauf, die Fanfaronaden einzelner Hitzköpfe mit Ehamade zu beenden. Eine Komödie ohne Witze, nicht die Vertretung eines tzundertmillionenvolts, das in dumpfen Sehnen der Er» lösung zudämmert.

. . . Aeaktionär? Seht euer Abgeordnetenhaus, seht euren Aeichstag an! Und dann fragt, was ihr von einem Lande fordert, das nicht die alte Kultur Vstastens, nicht die junge West» europas hat.

Vuddha oder Christus?

Von Josef Kohler.

Pantheismus hat sich in Indien wie in Griechenland in zwei Systemen ent-
^^M wickelt, welche zwei Systeme bei geistreichen Völkern mit Naturnotwendigkeit stets wiederkehren werden. Wie in Griechenland die Eleaten mit der Lehre von dem ständigen Beharren und mit der Ablehnung aller Naum» und Zeitentwicklung die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Gottheit bekundeten, so betrachtete heraklit als echter Ionier die Welt im ständigen Flusse der Bewegung. So auch in Indien das idealistische Philosophiesystem des Vedanta, dessen Darstellung durch Vadarayana mit dem großartigen Kommentar des Schankara noch jetzt unser Erstaunen erregt und insbesondere alles überragt, was das Griechentum in der Philosophie gc» eistet h«lt,l und im Gegensatz dazu die Samkhya» und Voga-Schule mit der Lehre vom ständigen Werden und Vergehen.

In der Tat handelt es sich in beiden großen Systemen um eine Betrachtung der Welteinheit und Weltvielheit von verschiedenen Standpunkten aus und um Versuche, die Welt der Erscheinungen mit der Idee der Alleinheit des Weltgeistes zu der» söhnen. Blicken wir hinter die Welt der Erscheinung, so sehen wir die Ewigkeit

der Gottheit, die Ewigkeit der Substanz; blicken wir dagegen in die Welt der Er» scheinung selbst hinein, so sehen wir mit Ergriffenheit ein ungeheures Wogen des Werdens und Vergehens, eine ständige Umwandlung, so daß das Rad der Ge» schichte keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In beidem liegt eine gewaltige Realität, und doch scheint beides einen unversöhnlichen Gegensatz zu bilden. Erst der große Hegel versöhnte den Widerspruch durch den Gedanken der Entwicklung: in der Entwicklung liegt das Werden und Vergehen, in ihr aber zu gleicher Zeit das Ewig» Beharrliche; denn was wird, ist nur die Ausrottung dessen, was bereits in Ewig» teil vorhanden war.

Während die offizielle indische Schule dem Vedanla anhing, bei welchem die Welt der Erscheinung mit ihrer Kausalität fast wie eine Phantasmagorie zerflieht, hat sich die Samlhya»Schule dcs Kapila dem System zugewendet, wonach die reale Welt des Werdens und Vergehens wirklich existiere, und aus dieser Schule ist Buddha hervorgegangen.')

Siddartha oder Gautama, aus dem Schatyageschlecht, welcher später Buddha, d. h. der Erleuchtete genannt wurde, ist nicht ein selbständiger Philosoph: er hat ebenso» wenig wie Jesus eine neue Metaphysik begründet oder neue metaphysische Kon» struktionen geschaffen; wie bei Jesus, so liegt auch bei Buddha der Nachdruck im Religiösen und vor allem im populär Religiösen. Beide haben das Verdienst, die größten und einflußreichsten Religionen geschaffen und dadurch unendlich zur Kultur der Menschheit beigetragen zu haben. Und wie Jesus aus der Schule des hellenistischen Judentums hervorging und, vollkommen den Galilöer bekundend, dem orthodoxen Pharisäertum entgegentrat, so stammte Gautama aus dem Norden Indiens, und seine Lehre trug durchaus das Gepräge der Kapila» und Vogaschule, denn sein Gedankenkreis bewegte sich im Gebiete des ständigen Werdens und Vergehens und des ständigen Flusses der Dinge: das Wesen seines Systems ist das Bestreben, aus diesem Werden und Vergehen zur Ruhe zu kommen: das Werden und Schwinden ist bei ihm das Leiden, und die Erlösung tritt ein, wenn die Flut stockt und das Einzelwesen, das in der Tat nichts anderes ist als ein ständiges „Fluktuieren" von Gedanken und Gefühlen, im ewigen All aufgeht. Das kann aber nicht durch den Tod geschehen; denn nach dem Tode leben die Wesen weiter, wenn auch in anderer Form; wie die Lampe weiterbrennt, wenn man ihr neues Oel zugießt; und in immer veränderten Gestalten wandern die Seelen tausende und aber tausende von Jahren, Not und Leid in sich tragend: die Erlösung tritt nur ein durch ein Losreißen von den Elementen des Werdens, diese Elemente aber liegen (das ist der Kern seiner tzeilslehre) in dc.m Trieb nach dem Werden, d. h. in den Begierden und Leidenschaften und in dem ständigen Ich» gefühl, das den Menschen von Stufe zu Stufe weiterdrängt: zerstöre diesen Trieb,

') «lllbe, die Samthya-Philosophi« (189»), Pischel, Leben und Leb« des Buddha.

K7???/^e^ 3?
dann wirst du die Erlösung finden, denn dann hast du die Kausalkette ab» geschnitten. Aehnliche Gedanken waren schon vor Buddha ausgesprochen worden, doch die frühere Lehre verlegte das Erlösungselement fast ausschließlich in das '«» tellektuelle Gebiet: die Erkenntnis sei es, welche erlöse; Buddha aber erblickt das Erlösende mit Aecht nicht in der Erkenntnis, die zwar notwendig, aber nicht ausreichend sei, sondern in der sittlichen Ueberwindu'ng: nicht das Wissen, daß etwas so und nicht anders sei, sondern die kraftvolle sittliche Zerstörung des Selbsttriebes befreie den Menschen von der Wiedergeburt. Darum die tief ethische Bedeutung des Buddhismus und vor allem das hohe Lied der Liebe, das er ebenso singt wie das Christentum, aber noch weitergehend, denn die Liebe erfaßt alle lebenden Wesen, sie erfaßt auch die Tiere. Manche Stellen erinnern an Paulus:
„Alle Mittel in diesem Leben, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, haben nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe, der Erlösung des Herzens." (Nach Pischel S. 78.)
Vor allem aber zeichnet sich der Buddhismus vor dem Christentum aus durch die grenzenlose Toleranz gegen Andersgläubige, durch den Gedanken: man müsse es jedem gestatten, sich nach seiner «Religion zu entwickeln,- und was im Abendland« Friedrich der Große von der religiös?« Freiheit aussprach, das hat schon zwei Jahrtausende vor ihm König Aschota Priyadarschin erklärt, und mit viel erhabeneren Worten.
Der tief sittliche Charakter zeigt sich auch in dem Institut der Beichte, die jeder Mönch an jedem Feiertag ablegt, und in dem Gedanken an die Wiedervergeltung bei der Seelenwanderung, wodurch die Verbindung zwischen der Weltordnung und der Sittlichkeit in handgreiflicher Weise zum Ausdruck gelangt.
Geht man natürlich vom System des Uebermenschen aus, so muß man den Buddhis» mus als Religion der Schwäche oder als Religion der Ermüdung und Mattigkeit betrachten, und es darf nicht verschwiegen werden, daß er manchmal wenig Wider» standslraft bewiesen hat, namentlich gegenüber dem Islam, dessen Erscheinen mit zur Verdrängung des Buddhismus in Indien beigetragen hat. Andererseits hat die Lehre vom Uebermenschen zwar eine relative, aber nur eine relative Wahrheit: eine übermenschliche Gärungsnatur tut der Menschheit von Zeit zu Zeit wohl, allein eine allzu bunte Gärung führt zur Explosion und zur Zerstörung dessen, was die Menschheit Großes und hohes geschaffen hat. Es war daher vor allem eine wichtige Aufgabe des Buddhismus wie des Christentums, überkräftige Völler» fchaften, die in einem Ilebermah von Vetätigungstrieb in die Menschheit hineinstürmten, zu bändigen und ihre kulturfeindlichen Bestrebungen zu dämpfen.
Wie das Christentum, war der Buddhismus hauptsächlich zur Mission in die Ferne bestimmt, und seit der Kirchenversammlung von Pataliputra, 245 v. Chr., hat er auf Anregung des großen Maudgaliputra seine Sendboten außerhalb Indiens

n»
in die Ferne geschickt. Die Zivilisierung des unwirtlichen Tibet und die Bezähmung der schrecklichen Tartarcn war sein Werk.
Betrachten wir den metaphysischen Gehalt des Buddhismus, so blieb Buddha im wesentlichen in der Weltanschauung der Samthyaschule; sie war pantheistisch, nicht theistisch: der Buddhismus kennt allerdings seine Götter, aber die Götter sind nicht Götter in unserem Sinne, sondern Dämonen und himmlische Gewalten, die kommen und vergehen, ebenso wie es Heilige und Verklärte gibt, vor allem Buddha selbst. Später aber schuf sich der nördliche Buddhismus seinen Gott, denn man bedurfte dessen, und man erhob darum einen Ausläufer des verklärten Buddha, den Patmapani oder Avalokiteschwara zur Würde des höchsten Wesens.
Der metaphysische Gehalt des Christentums, nicht wie es Jesus lehrt, sondern wie es unter dem Einfluß der Schulen von Kleinasien und Alexandrien und der scholasti» schen Philosophie wurde, ist viel reicher, vor allem der Gottesgedanke in Verbin» düng mit der pantheistischen Idee der Dreieinigkeit: eine der größten religiösen Kon» zeptionen, die allerdings schon in früheren Zeiten ihre Analogie hat, aber durch das Christentum zum Glauben der Welt geworden ist. Neben die religiöse Kraft der Sittlichkeit, die auch der Buddhismus kennt, tritt im Christentum die erlösende Kraft des Leidens und damit auch des Leidens für andere, die Idee des Opfertodes, eine ungemein fruchtbare und sittlich erhebende Vorstellung. Vor allem aber bleibt das Christentum, so sehr es die irdische hülle verleugnet, doch innerhalb der Welt des Werdens und Vergehens, denn die individuelle Verklärung der Einzelpersön» lichkeit in einem ewigen Jenseits ist nichts anderes als die sinnbildliche Ver» törperung des Gedankens von der fortdauernden Wirkung menschlicher Bestrebun» gen in künftigen Geschlechtern. Das Christentum huldigt daher dem Optimismus, während der Buddhismus tief pessimistisch ist: nur optimistische Völker aber sind zum Siege im ewigen Kampf der Dinge bestimmt. So hat auch die allzu große Be» tonung der Milde des Buddhismus im Christentum einen Gegensatz gefunden, nämlich in dem aus der persischen «Religion herrührenden Dualismus, in der Idee des ständigen Kampfes zwischen dem guten und bösen Clement und in der Idee der «cclezi» milit2N5. die allerdings wieder zur Intoleranz, Ketzerverbrennung u. a. geführt hat.
Die hciligenverehrung hat wenigstens das katholische Christentum gemeinsam mit dem Buddhismus. Sie ist ein unendliches Element der Poesie und der sittlichen Kraft. Dazu kommt aber noch im Christentum die Verehrung der Madonna, während Buddhas Mutter kurz nach seiner Geburt starb und aus dem Kreis der religiösen Gedankengebilde ausscheidet. Was die Mutter Jesu geschichtlich gewesen ist, kommt für das Christentum nicht in Betracht, sondern nur der wunderbare Mythentreis, der die Madonna umschlangt denn für die Religion ist niemals die geschichtliche Wirklichkeit das Bedeutungsvolle, fondern dasjenige, was der Glaube aus der

Wirklichkeit geschaffen hat, — ein Satz, der als selbstverständlich erscheinen muh und doch so unendlich viel mißverstanden worden ist.
So werden wir allerdings dem Christentum die Palme zusprechen, aber zugleich anerkennen müssen, daß der Buddhismus ihm in vielem, namentlich in der Moral, gleichkommt, und bah er dieselbe große geschichtliche Erscheinung aufweist, nämlich die Verbreitung aus kleinen Anfängen ohne Schwertstreich, nur durch die über» zeugende Kraft der Lehre und den tzeilsinhalt. Die Verbreitung des Buddhismus ist ein« ebenso großartige historische Tatsache wie die Verbreitung des Christentums, und es ist völlig verkehrt, zu behaupten, daß nur das Christentum sich durch seine Lehre verbreitet habe, andere Religionen durch das Schwert. Der Buddhismus ist ohne Gewalt zum idealen Gute der Völker geworden und seine Verbreitung be> ruht wie die des Christentums nicht auf übernatürlichen Ursachen, sondern auf seelischen Gründen, auf dem religiösen Bedürfnis und dem der Menschheit inne» wohnenden Streben nach Kultur, und auf der Besonderheit der geschichtlichen Lage der Völler, welche als Kulturvölker nach einer religiösen Verklärung seufzten, während die ungebildeten Stämme von dem Glänze der.Kultur von selbst besiegt wurden.
Welche Elemente aus dem Buddhismus in das Christentum übergegangen sind, ist eine Frage des geschichtlichen Realismus. Man darf in dieser Beziehung nicht zu weit gehen. Institute, wie das Wönchtum, werden sich überall bilden, wo der Gedanke auftaucht, daß die Weltflucht eine besondere Heiligung des Menschen er» mögliche: Mönchs» und Nonnenklöster kannten auch die Intaperuaner. Auch manche Züge aus dem Leben des Religionsstifters, wie die Wahl der Jünger, unter denen sich auch ein Lieblingsjünger (Ananda — Johannes) und ein Verräter (Devadatta — Judas Ischariot) befinden, ergeben sich aus den seelischen Mächten, die einen Religionsstifter umgeben, von selbst. Dagegen wird manches aus den Kindheitslegenden Jesu auf buddhistische Mythen zurückgehen, auch die Ver» suchungsszene Christi hat mit der Buddhas eine zu überraschende Aehnlichkeit; Äußerlichkeiten, wie Tonsur und Rosenkranz dürften gleichfalls auf Entlehnung beruhen. Die bisher unbekannten Kanäle, welche von Indien nach Klein-Asien ge> führt haben, find nunmehr aufgedeckt. Wir wissen, daß schon im zweiten Jahr» hundert v. Chr. der Buddhismus in Turlestan herrschte, und von da mußte vieles durch die Syrer nach dem Westen kommen.
Jede Religionsbildung ist eine Kulturbildung, und es gibt auch hier nichts Absolutes; die Ansicht, daß nur die eine Religion überhaupt menschheitsbeglückende und mensch» heitsfördernde Bedeutung habe, ist ebenso einseitig, wie die frühere Vorstellung, daß nur das römische Recht Recht gewesen sei, und die Meinung von der absoluten Wahrheit einer religiösen Lehre verstößt gegen den Grundsah, daß alles Vergängliche nur «in Gleichnis und aller Glaube nur ein Sinnbild tiefer metaphysischer Wahrheiten ist.

Unser Interesse an der Politik.
Von Werner Sombart.
ein politisches Programm zu entwickeln, das heißt also: statt Werturteile auszusprechen und Forderungen aufzustellen, wie das sonst üblich ist, wenn man eine neue Zeitschrift bei den Lesern einführen möchte, will ich das heikle Kapitel der Politik an dieser Stelle mit einer Frage beginnen und will versuchen, eine Antwort aus diese Frage zu geben: auf die Frage, die also lautet: wie geht es zu, daß in Deutschland das Interesse gerade der Gebildeten an allem, was Politik heißt, von Jahr zu Jahr geringer wird, also daß die Kluft, die zwischen Bildung und Politik sich auftut, zu einem breiten Abgrunde sich auswächst, der überhaupt nicht mehr überbrückbar zu sein scheint. Da doch — wie man oft genug festgestellt hat — alle Bedingungen erfüllt sind, damit ein reges politisches Interesse gerade auch in den Kreisen des gebildeten Bürgertums sich entfalten sollte: das Reich ist geeint und in mächtigem wirtschaftlichen Aufschwung; es sucht sich unter den Völkern seinen Platz zu erhalten oder zu erobern; das allgemeine Wahlrecht gestattet jedermann die Anteilnahme am politischen Leben; neuerdings entfaltet sich sogar ein neues Reis am Stamme der deutschen Eiche: ein mächtiges Kolonialreich Und trotz alledem: kein Funken von politischer Leidenschaft, ja auch nicht einmal der hauch eines »ärmeren politischen Interesses bei den Gebildeten. Ich frage (und ich denke, die Frage lohnt sich wohl gestellt zu werden): Wie erklärt sich das? Oder beobachte ich etwa falsch? Interessiert man sich in Deutschland doch für Politik? hat man nicht noch vor »enlgen Monaten Berlins .Intellektuelle' — von Liebermann bis Anton von Werner, von Dehmel bis Wlldenbruch, von Slmmel bis Schmoll« — für eine hochpolitische Frage: die Bewilligung eines Aachtredits für die koloniale Schutztruppe, in einer imposanten Versammlung sich begeistern gesehen? Und find nicht die Wahlen des heurigen Faschings der beste Beweis dafür, baß gerade auch die Gebildeten ein warmes Interesse an politischen Vorgängen nehmen, wenn nur der rechte Moment kommt, um es zu betätigen? Und der Enthusiasmus für dl« Flotte und derlei Dinge?
Ich glaube nein: Dies« Vorgänge bewcisen nichts für das Interesse an der Politik; eher sind sie ein Beweis fürs Gegenteil. Ich glaube, daß eine Versammlung wie die der »Intellek» tuellen' Berlins in einem politisch interessierten Milieu überhaupt nicht denkbar wäre (ich werde mein« Meinung darüber in einem anderen Zusammenhange später begründen). Und was die Beteiligung an den Wahlen anbetrifft, so haben sie schon gar nichts mit Politik und politischem Interesse zu schaffen.
Man sollte nicht jeden Vorgang, der äußerlich in irgend einem Zusammenhange mit der Politik steht, für einen politischen oder gar das Interesse an ihm für politische Interessen halten. Ich glaube, wir müssen uns, ehe wir die aufgeworfene Frage beantworten können, erst darüber verständigen: was wir unter politischen Interessen verstehen wollen.
Wenn sich Gymnasiasten und Backfische für die Flotte interessieren und dem Flottenverein beitreten, so ist das gewiß kein Zeichen für das Anwachsen irgend welchen politischen Inter» «ffes, sondern nur ein Zeichen dafür, daß sich momentan die Pubertäts»Schwärmerei für Blttertum und die Indlanerromantik in der Aichtung auf die Seeabenteuer bewegen.

5: ^i///n/^^//?Fi?/^/6 «
Und wenn etwa bei allerhand Geschäftsleuten die Interessen an der Kolonialpolitil erwachen, so bedeutet das auch noch leine Zunahme politischer Interessen. Wie es denn auch gewiß nicht der Ausdruck politischer Interessen ist, wenn sich ein Voll plötzlich einmal für ein großes nationales Ideal begeistert — etwa den Feind aus dem Lande zu jagen. Wie es gewiß nicht politische Interessen sind, die den einzelnen an patriotischen Festen teilnehmen heißen. ,
Und ebenso wenig beweist die rege Beteiligung an einem so interessanten Sport wie all» gemeinen Wahlen, daß eine Vevöllerung politisch interessiert sei. Die Psychologie der Wahlen sollte einmal von einem geistvollen Sozialpfych otogen dargestellt werden. Man würde dann, glaube ich, zu dem frappanten Ergebnis kommen, daß selbst bei Leuten, die sonst sich ihr Lebtag «it Politik befassen — bei der unseligen Spezies der Berufspolitiker — gerade die Wahlzeit die einzige Zeit ist, in der sie sich einmal von der schweren Bürde des politischen Lebens erholen. Die Wahlzeit ist die Faschingszeit für den Berufspolitiker. Die Zeit der beständigen Aufregungen, der durchwachten Nächte, der müden Augen, des fortgefehten Rausches und Taumels, in der er auf Tage und Wochen die Mlfere des Alltagslebens (eben des politischen) vergißt: weshalb er auch den Wunsch nach häufiger Wiederholung dieser Feste hat. Schon ein« oberflächliche Analyse aber des Reizes, den jede Wahlkampagne auf die Berufspolitiker ausübt, würde ergeben, daß ganz und gar andere Seelenftlmmungen als die des politischen Interesses die Oberhand in dieser Zeit gewinnen, und zwar im wesentlichen sportliche Inter» essen: die Freude, dem Gegner mit möglichst vielen Rasenlängen zuvorzukommen, dl« Freude an der Massenhafttglelt der Stimmenziffern, die Freude an hohen Rekordleistungen in der Abhaltung von Wahlversammlungen, in der Verteilung von Flugblättern u. dgl. Und diese sportliche Aufregung ergreift dann in der Wahlzeit auch die fönst indifferenten Kreife. Man kürt sich einen Favoriten und bangt nun um dessen Sieg. Diefe rein sportliche Behandlung der Wahlen hat ihre reinste Allsbildung in den Vereinigten Staaten erfahren, hier inter» esfiert sich im Grunde fchon längst überhaupt lein anständiger Mensch mehr für Pollttl, die vielmehr eine Art von unehrlichem Gewerbe geworden ist (wie die Abdeckerei, die Scharf» rlchterei ufw. im Mittelalter). Aber in den großen Wahlkampagnen ergreift ein unerhörter Taumel das ganze Volt, dessen interessantester Sport in der Tat die Präsidentenwahlen geworden find.
Was aber find denn nun eigentlich politische Interessen?
Ich will zunächst noch weiter sagen, was ebenfalls leine politischen Interessen find, obwohl »an sie häufig genug mit jenen zusammenwirft:
Interessen am öffentlichen Leben: etwa an der Ausschmückung unserer Städte mit schönen Vauwerlen und Standbildern; die Abhaltung von Voltsfesten, Veranstaltung von Schau» spielen, tilnrichtungen von öffentlichen Bildungsstätten — die Interessen an diesen und ihnllchen Dingen find leine politischen Interessen.
Noch viel weniger aber hat mit dem Interesse an der Pollttl die Anteilnahme am Wohl und Wehe des Voltes zu tun. Auch die gemeinnützige Tätlglelt hat damit nichts zu tun. Man lann beispielsweise das Wohl der arbeitenden Klassen zu sördern sich zur Lebens» aufgäbe machen und lann darum doch «in ganz .unpolitischer' Mensch bleiben. Man denle etwa an den Pastor Bodelschwlngh. Ja, es ist gar lein seltener Fall, daß die 3alli5 oublic<l aus einem überwuchernden Interesse an der Pollttl gefährdet wird: wenn das

"2 ^5///^/^H//c?F^H/6 ° I
Interesse an der Durchsetzung des Mittels Herr wird über das Interesse an der Verwirklichung des Zwecks.
Also liegt das spezifisch Politische in der Eigenart der Mittel zur Erreichung bestimmtes Erfolge? Nicht ohne weiteres. Vielmehr erscheint uns das Politische in einer so mannig» fachen Gestalt, daß man zweifeln kann, ob es überhaupt etwas Eigenartiges und Gleichartiges gebe, das sich als politisches Interesse ansprechen läßt. Selbst dann, wenn man nur den landläufigen spezifischen Sinn des Wortes, seine engere Bedeutung vor Augen hat und ganz außer acht läßt, daß wir auch von der klugen .Politik' einer Geliebten reden, die uns durch allerhand Kunstgriffe immer wieder an sich zu fesseln versteht. Ich fage: auch wenn wir Politik in dem viel engeren Sinne fassen, der uns vorschwebt, wenn wir von politischen Interessen reden, überrascht uns die Vieldeutigkeit des Wortes, sobald wir genauer Hinsehen, was darunter vc, standen werden kann; überrascht uns vor allem die Mannigfaltigkeit der Seelen» stimmungen, die jeweils durch ein politisches Interesse ausgelöst werden.
Nur ein paar hindeutungen will ich hier machen: wo überall und in welchen Formen politisches Interesse zutage treten kann.
Politisches Interesse kann zunächst Interesse an der politischen Tätigkeit als solcher, kann also ein «in formales Interesse sein. Und zwar sehr verschiedener Art, je nach der Sphäre, innerhalb deren es sich betätigt: Da ist das Interesse, das der leitende Staatsmann «n der Regelung der internationalen Beziehungen seines Landes nimmt, also das spezifisch» diplomatische Interessiertsein, das die Neize des Intrigulerens, aber auch die Neize des Schachspiels wecken kann.
Ganz anderer Art sind die Interessen an der Gestallung der inneren Politik, auch wenn diese eigenmächtig vom absoluten Herrscher gemacht wird, hier werden wir eher an Stimmungen, Empfindungen denken müssen, wie sie den Künstler beseelen, der ein Wert schafft: das Interesse bietet die Freude, den eigenen schöpferischen Ideen Gestalt zu geben. Etwa bei Goethe, als er Staatsmlnlster war.
Wozu sich dann leicht die Lust am herrschen, der Kitzel der Macht gesellen, die wohl bei allen politischen Interessen Anteil haben, aber naturgemäß im absolut regierten Staat a» stärksten zur Geltung kommen.
Ganz anderer Art sind dann die Gefühle, die den Politiker im konstitutionellen Staate beseelen, hier werden beim Machthaber auch die Lust am Gestalten und die Freude an der Macht einen wichtigen Bestandteil seines Interesses an der Politik bilden. Aber schon der Machthaber im konstitutionellen Staate muß mit jenen Empfindungen die Neigungen des Schachspielers verbinden, soll er volle Befriedigung in feiner Tätigkeit finden: wie er die Figuren richtig zieht, um stets eine gefügige Majorität in den Parlamenten sich zu erhalten. Was bann beim Parteipolltiter die vorherrschenden Freuden werden müssen. Bei ihm überträgt sich die Seelenstimmung, die den Machthaber beherrscht, vom Staate auf die Partei: er will in ihr herrschen wie jener im Staate und durch sie im Staate: bei ihm also muß jede Maßnahme zunächst unter dem Gesichtspunkt des Parteilnteresses orientiert sein.
Aber das alles ist doch nur ein formalpolltisches Interesse, wie man es nennen könnte. Ein künstlerisches Interesse — l'art pour l'art — wie es freilich wohl häufig genug allein l» «in« Persönlichkeit sich geltend macht. Aber ich will hoffen und möchte glauben: nicht

» »
^////«V/^^/Z^F^H/^ «
als Regel. Vielmehr wird — wenigstens dort, wo die politischen Interessen, wie wir uns zu sagen gewöhnt haben, .ehrliche' sind, das heißt, wo ihnen überhaupt irgend ein .Sach» tnleresse' zugrunde liegt — das Interesse cm der Politik begründet sein in dem Interesse «n der Verwirklichung bestimmter Zwecke, denen alles politische Können dienstbar gemacht werden soll. Was nun aber ist dieses geheimnisvolle Ziel, dem alles politische Wesen zustrebt, in dessen Eigenart auch die mannigfachen Formen des politischen Interesses schließlich ihre Einheit finden? Ich denke, wenn man «8 in einem Satze aussprechen will, woraus sich das politische Interesse übereinstimmend richtet: es ist die Gestaltung der gesellschaftlichen Beziehungen durch Gesetzgebung und Verwaltung, es ist die Regelung unseres Lebens in der Gesellschaft durch äußere Normen. Also daß das politische Interesse so weit reicht als die Gestaltung menschlicher Lebensverhältnisse durch die äußerlich regelnden Normen der öffentlichen Gewalt geboten und möglich ist. Aller politischen Tätigkeit — sosern sie nicht um ihrer selbst betrieben wird — muß der Glaube an die Wichtigkeit jener äußeren Regelung zugrunde liegen und damit zur gleichen Zeit der Glaube an den hohen Wert der jene Regelung bewlrlenden Organe: des Staates (dem immer die übrigen öffentlichen Körper gleich» zusetzen find), sowie als Mittel, wiederum den Staat zu beherrschen: der politischen Partei. Dieses Interesse tonnen wir als sachpolitlsches bezeichnen, das aber nicht mit dem Sach» Interesse verwechselt »erden darf. G8 kann aus persönlichen Tlützlichkeitserwägungen entspringen, dann reden wir von Interessenpolitlt, ober aus Gemeinnützigkeit, dann ist auch das politisch« Interesse ein gemeinnütziges.

Diese Begriffsbestimmung gilt zunächst (und vor allem) für die sogenannte .innere" Politik und das Interesse an ihr; kann aber auch aus die äußere Politik übertragen werden, sofern deren Ziel ja im Grunde auch vertragsmäßige Ordnung der internationalen Beziehungen ist. Wo die Möglichkeit diefer Ordnung aufhört und die Macht der Waffen die Gntfcheldung trifft, hat auch die Politik aufgehört.

Zur Erläuterung oder Ergänzung wird man hinzufügen müssen: daß das politische Interesse in dem hier entwickelten Sinne stets praktischer Natu» ist; das heißt: mit dem Wunsche gepaart: ein bestimmtes politisches Ideal zu verwirklichen. Wodurch sich die spezifisch politischen Interessen unterscheiden beispielsweise von denen des Soziologen, der die gesell» Ichaftlichen Zusammenhänge nur erkennen will; des Juristen, der rechtliche Zusammenhänge tlarlegen will; des Verwaltungsbeamten, der eine gegebene Ordnung nur zur Anwendung bringen will (obwohl natürlich in alle diese Interessen sich politische Interessen mischen können). Was spezifisch politisch« Interessen sind, machen wir uns am besten klar, wenn wir uns einen episch politischen Menschen vor Augen stellen, «inen nomo pnüticuz.

Das ist also ein Mensch, der der äußeren Regelung unseres Daseins durch den Staat eine überragend« Bedeutung beimißt— was natürlich nicht ausschließt, daß er die Staatseingriffe, da» Dielregieren ufw. verdammt und für politische .Freiheit' kämpft: kämpft er dafür, so beweist das eben, daß er jene Hochachtung vor der äußeren Regelung hat — und der alle Lebens» Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt dieser Regelung betrachtet. Er geht im Walde spazieren und denkt an Baumfrevel, Wildschaden, Iagdgerechtlgleit, Holzleserecht, fiskalische Forslpolltll. Er reift in Italien und denkt an die schlechte Verwaltung der Eisenbahnen, an den Unfug des Bettelns, an die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, an die Latifundien in der römischen Eampagna, oder vielleicht sogar an den Dreibund. And in den bunlcn hallen der

Alhambra, wenn die weißen Nebel aus dem Tale des Guadalqulvir aufsteigen; und auf den Klippen von Helgoland, wenn die Sonne hinter den loten Felsen im Meere versinkt: da holt er das Abendblatt aus der Tasche, um nachzuschauen, wie in der zweiten Lesung die Abstimmung ausgefallen ist über die Vlehseuchenkonvenilon mit 0esterreich»Ungarn. Ihn jammert die ärmliche Lebenslage der breiten Voltsmassen, und er beschließt, für Vc» besserung der Arbelterschutzgesetze, für Aufhebung der Lebensmittelzölle »durch Wort und Schrift" einzutreten, aber auch für die Ausdehnung der politischen Rechte des Arbeiters, damit dieser selbst Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung gewinne.

Der weibliche nomc> politicus — ein« heute immer häufiger auftretende Spielart, die in dem Maß« zunimmt, als bei den gebildeten Wännern das Interesse an der Politik erkaltet — der weibliche linmo po!iticu5, dem das Wohlergehen seiner Geschlechtsgenossinnen am herzen liegt» wird für die Reform des Eherechts, des ehelichen Güterrechts, der Alimentengesetzc, der verfassungsmäßigen Aechte der Frauen und dergleichen sich erwärmen, weil er eben von dorther d'e Rettung lommcn sieht.

Und wer als politischer Mensch — wie es ja wohl die Regel ist — für das Wohl des ganzen Volkes sich interessiert, dem wird nichts wichtiger erscheinen, als die Staatsverfassung, in der die äußere Regelung des gesellschaftlichen Lebens ja gleichsam kulminiert: er wird Anhänger der monarchischen oder republikanischen oder konstitutionellen Verfassungsform, Anhänger des Ein» oder Zweikammersystems, Anhänger dieses oder jenes Wahlrcchtssystems sein: eben well er glaubt, daß Wohl und Wehe der Nationen wie der Einzelnen abhängig seien von dieser oder jener Norm.

Der nomu puliticuz feiert Weihnachten damit, daß er einen Leitartikel zur Verherrlichung des Sozialismus schreibt und Jesus als Urlommunisten und Anwalt der Armen und Bedrängten schildert.

Er sieht in Bismarck den konservativen, in Virchow und Mommsen die freisinnigen, in Lueger und Stöcker die antisemitischen Politiker, ohne weiteres Interesse an dem zu nehmen, was diese prominenten Menschen sonst etwa waren oder sind.

Und ich sage nun: Das Interesse der Gebildeten in Deutschland an der Politik in diesem Sinne ist immer mehr im Schwinden, und will versuchen, dieses Phänomen zu erklären.

Das kann nun, da die zum Verständnis notwendigen Erklärungen soviel Zeit in Anspruch genommen haben, erst in den folgenden Artikeln geschehen.

Krankheit und Erziehung.

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt» Steglitz.

diesen Tagen machte ich bei einem Besuch in Frankfurt a. M. eine mich über» ? M laschende Erfahrung, die meines Trachtens in weiten Kreisen bekannt zu werden O verdient. Es handelt sich um praktische Versuche auf dem Gebiete der tzeil» Pädagogik. Durch Studium der psychologischen Untersuchungen, die sich mit t«r Kindesseele beschäftigen, und durch eigene Beobachtung hatte sich bei mir schon längst die Ueberzeugung festgesetzt, daß das meiste von dem, was als kindliche Uuan

s^7^/V^>V ^5
beurteilt und bestraft wird, auf krankhafte Anlagen zurückzuführen fei. Mir ist auch bekannt, daß der Direktor der Sofienhöhe bei Jena, der auch als Schriftsteller angesehene Pädagoge I. Trüper, seit Jahren schon durch hygienische Wege mit gutem Erfolge gegen moralische Schwächen der Kinder vorgeht. Die moderne Pädagogik will eben eine angeborene Sündhaftigkeit der Kinder nicht gelten lassen und wendet liebevolle Pflege in Fällen an, wo vorher mißbräuchlich die harte Zucht des Stockes angewandt wurde. In Frankfurt also lernte ich Herrn E. Kamp» mann, einen Schüler Neinhold Gerlings, kennen, der dort ein „heil» Pädagogium" für Suggestivbchandlung im Wachzustand und Hypnosen errichtet hat. Sein Sanatorium liegt in der Erlenstr. 13 am hohenzollernplatz.
Aus seinem eigenen Munde und mehr noch durch das Zeugnis des ihm befreundeten Dr. mecl. Voigt wurde ich darüber belehrt, daß es ihm in zahlreichen Fällen gelingt, nervöse Störungen verschiedenster Art an Kindern durch seine Heilmethode dauernd zu beseitigen. Sein Prospekt, den ich in Händen halte, verspricht Erfolg im Kampfe gegen Lügenhaftigkeit, Naschhaftigkeit, Kleptomanie (Stehlsucht), Träg- heit, Unaufmerksamkeit, Launenhaftigkeit, Jähzorn, gegen Bettnässen, Nägeltau in. Sprachstörungen, Stottern, Lispeln, geschlechtliche Verirrungen und Ausschweifungen, gegen Willensschwäche, Schüchternheit, Angstzustände, gegen alle schlechten Angewohnheiten, auch gegen Trunksucht, Nauchsucht usw., usw. Außerdem verspricht er vorgeburtliche Erziehung während der Schwangerschaft ebenfalls durch Suggestivbehandlung. Ferner bekämpft er Nerven st örungen und Semütsleiden wie Schlaflosigkeit, nervöse Verdauungsstörungen und Kopf- schmerzen, Migräne, Neuralgien, Ischias, Veitstanz, Epilepsie, nervöses Hautjucken, nervöse Herzbeschwerden und Schwindel, hysterische Lähmungen und Krämpfe, Wein» und Lachkrämpfe, sexuelle Störungen nervöser Art, wie psychische Impotenz, sexuelle lieber» und Ilnempfindlichkeit, Perversitäten usw. Ferner Zwangs» erscheinungen wie Erröten, Schüchternheit, Platz», Saal», höhen» und Vühnen» angst, Mcnschenfurcht, Zweifelsucht, Examenangst, Grübelsucht, Eifersucht, Be- rührungsfurcht und Neinigungsmanie, Schreibfurcht, religiöse, musitalische, sexuelle Zwangserscheinungen, Zwangstriebe, Furchtgedanten, sich oder andere zu töten, «Rechnen» und Zählzwang, die Furcht, irrsinnig zu werden, oder sonstige fixe Ideen, allgemeine unbestimmte Angstgefühle usw.
Das heißt allerdings viel versprechen!
Zahlreich aber wenden sich Eltern an ihn, wenn sie in dem Betragen und dem Gemütsleben ihrer Kinder krankhafte Veränderungen wahrnehmen, häufig kommen zu ihm auch aus eigenem Antriebe größere Schüler, junge Studenten und Kauf» leute, um sich durch seine Behandlung im Willen und dem Kampfe gegen allerlei Verirrungen zu störten. Er konnte mich versichern, daß ihm solche Patienten unter den Händen neu aufblühen, fchon in wenigen Wochen sichtlich zu neuer Kraft und zu

innerer Freiheit gelangen. Herr Kampmann machte mir w Erscheinung und Wesen einen verläßlichen Eindruck. Ich hörte, daß er auch in der Stadt seiner Wirksamkeit einen guten Auf genießt.

Mit Verantwortlichkeit dürfte ich sein Heilverfahren natürlich nur dann empfehlen, wenn ich die Erfolge aus eigener Beobachtung kennen gelernt hätte. Aber schon die Tatsache, daß er moralische Schwächen pathologisch und pädagogisch beurteilt und behandelt, daß er durch seine Tätigkeit vor der Vertrrung warnt, solche moralische Krankheitserscheinungen durch harte Strafen, durch Erregung von Furcht, durch Wißachtung oder Scheltreden zu bekämpfen, ist ein Verdienst, das Anerkennung und weite Beachtung fordert. Wie unendlich viel ist auf diesem Gebiete schon an leidenden Kindern gesündigt worden l Wieviel häuslicher Verdruß, wieviel heimliche Tränen, wieviel Verzweiflung, ja, wieviel Selbstmorde hätten vermieden werden können, wenn schon früher eine solch« humane, wissenschaftlich begründete An» schauung und Praxis Allgemeingut der Erzieher gewe en wäre.

Ich erinnere mich, um aus den vielen Fällen, die hier in Betracht kommen, nur einen gut beglaubigten zu nennen, daß der bekannte Schriftsteller Johann Gottfried Seum« in seiner Selbstbiographie (1813) erzählt, er habe in seiner Jugend viel Tadel und viel Ungemach ertragen müssen, weil ihm das Bettnässen als Ungezogenheit angerechnet wurde. Auch seine älteren Brüder hätten daran gelitten, und einer von diesen habe sich aus Verzweiflung darüber das Leben genommen. Ferner erzählt er, er habe die Unart gehabt, beim Nachdenken die Stirn kraus zu ziehen, und die liebenswürdige Frau Direktorin, bei der er in Pension lebte, sei ihm deshalb unzählige Male mit freundlicher Hand über die Stirn gefahren. Geholfen aber habe es nichts. Natürlich nicht. Wir sehen die zerfurchte Stirn heute noch auf Seumes Mannesbildnis. Dergleichen vermeintliche Unarten sind in der Negel nichts als nervöse Erscheinungen oder ererbte, vielleicht von Ururahnen her ererbte, körperliche Eigenarten, gegen die jeder Kampf vergeblich ist.

Wenn erst die Ansicht allgemein verbreitet sein wird, daß alle Schulkinder, bevor sie zum Lehrer kommen, vom Arzte auf körperliche, geistige, moralische Qualitäten geprüft werden müssen, dann wird aus dem Iugendleben auch viel unverschuldetes Ungemach verschwinden.

Der Heilpödagog« Kampmann ist befreundet mit einem andern, auf ähnlichem Gebiet tätigen Herrn, der sich als Eharalterologe vorstellt. Ich habe diesen Herrn auch in Frankfurt a. M. kennen gelernt. Er heißt Carl Kotthaus und wohnt dort in der Leerbachftr. 45. Er hat sich dem Studium der Physionomil gewidmet, und seinen Blick für Formen und Farben, für Ausdruck und Zeichnung des menschlichen Gesichtes und der gesamten menschlichen Erscheinung so geschärft, daß er sich über Charakter. Befähigung und Eigenart jedes einzelnen auf den bloßen Augenschein

° »
KTT^^S'S^ 4?
hin ein verläßliches Urteil abzugeben getraut. Ich habe ihn darin nur in einem Falle tätig gesehen, nämlich bei der Eharatterftudie, die er an mir selbst machte. Ich war überrascht, wie zutreffend er meine Natur darstellte. Aber ich darf deshalb keinen großen Wert darauf legen, weil ich ihm, wie er mir sagte, schon aus meinen Schriften bekannt geworden war. Seine Freunde bestätigten mir aber, daß er von Kindern, die ihm fremd zugeführt wurden, zur Ueberraschung der Mütter, die gesamte geistige Eigenart auf das verläßlichste bestimmte; so zuverläßlich, daß diese in der Wahl der Schule nicht mehr irre gehen können. Er sagt den Kindern auf den Kopf: Du hast Befähigungen zum "Rechnen und zu technischen Arbeiten; dir fehlt der Sinn für Sprache und Poesie, du wirst auf einem Gymnasium nicht bestehen können. Einem andern Kind sagt er: du bist ein geborener Musiker, auch für Rechnen fehl befähigt, dabei aber flüchtig und für seelische Einflüsse sehr leicht empfänglich und erregbar. Einem Dritten fagt er: du wirft bei deiner angeborenen Neigung für die Natur und für die Tierwelt, bei deiner großen Geduld und Out» müligkeit als Tierzüchter, etwa als Hühnerzüchter, große Befriedigung finden. Und immer, so bestätigen die Freunde, bekennen auch die Mütter unter Staunen, daß diese Eharatteranlagen tatsächlich bei den Kindern deutlich hervorgetreten wären und daß deshalb die Eltern aus Ueberzeugung den ihnen erteilten Rat befolgten. Den meisten Lesern dieser Worte wird ebensolcher Zweifel aufstoßen, wie einer Versamm» lung von Lehrern, die den Vortrag des tzerrn Kotthaus über seine Methode spöttelnd abwies. Er erklärte sich darauf bereit, sofort die Charakteristik jedes einzelnen dieser Zweifler zu geben und stellte ihnen frei, fein Verfahren als Schwindel zu bezeichnen, wenn ihm auch nur an einem Fall ein Irrtum nachgewiesen werden tonnte. Und darauf zeichnete er die Charaktere jener Lehrer, die ihm persönlich nicht bekannt waren — und in jedem Falle wurde ihm mit Verblüffung zugegeben, daß sein Urteil sich mit der Wahrheit decke. Er selbst hofft, auf diese Weife junge Leute vor der falschen Wahl der Schulgattung und vor einem falschen Lebensberuf zu bewahren, beabsichtigt ferner, durch seine Vorträge, die er zumeist vor Lehrern hält, diese zu einem wissenschaftlichen Studium der Charaktere zu veranlassen, da nur ein psychologisch streng geschulter Lehrer seine Schüler richtig zu behandeln und gerecht zu beurteilen verstehe. Auf Grund feiner Studien bekämpft er den Mechanismus der öffentlichen Schulen, in denen von allen Köpfen im wesentlichen die gleiche Geistes» arbeit gefordert wird. Also auch Mathematik von Köpfen, die schon ihrer äußeren Struktionen nach die Unfähigkeit oder doch jedenfalls den mangelnden Sinn für dief« Wissenschaft ersichtlich machen. Seine Methode predigt das gleiche, was jetzt aller Orten gepredigt wird, nämlich den größtmöglichen Individualismus in der Erziehung, die größtmögliche Differenzierung beim Unterricht.

Man ist heute solchen Neuerungen gegenüber nicht mehr so steptisch wie vor wenigen Jahrzehnten. Wir haben vieles, was wir früher bespöttelten, durch wissenschaftliche

Experimente als erwiesene Tatsache anerkennen gelernt. Wir wollen also auch diese neuen pädagogischen Bestrebungen nicht leichtfertig abweisen.
Ich bin fest überzeugt, daß hier die Keime einer neuen Wissenschaft liegen, mit der auf dem Gebiete der Pädagogik Segensreiches erreicht werden kann. Wie weit die genannten Herren in ihrer Wissenschaft schon vorgedrungen sind, das zu beurteilen fehlt mir die Beobachtung und damit jede Berechtigung. Ich möchte veranlassen können, baß sich Lehrervereine von den tzeilpädagogen und Charaltero» logen Vorträge halten und Vorführungen zeigen ließen, damit dieses interessante Thema zu Nutz und Frommen unserer Jugend weit und breit beachtet und nutzbar gemacht werden könnte. — Sollte aber eine Suggesrivbehandlung nachweislich Schädigungen verursachen, was ich bezweifle, so wäre auch aus diesem Grunde notwendig, die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses pädagogische Heilverfahren zu richten.
Wagner-Vriefe l."
Liebe Fraul
Es ist wirtlich Zelt, daß ich Ihnen wieder einmal sage, »ie sehr ich Sie Nebel Ich nehme mein schönstes Papier dazu, um Ihnen diese Liebeserklärung recht augenscheinlich zu machen.
Das Letzte, was ich von Ihnen weiß, ist nur, daß Sie Liszt zum Seraph gemacht haben: seitdem weih ich nur, daß Sie — noch wie zuvor — fortfahren, Nachsicht gegen mich zu üben; dafür danke ich Ihnen! Denn wahrlich, ich bedarf's, sonst ist mit mir nicht einen Tag auszukommen. Weine in jeder Hinsicht so gefesselte und gebundene Lage hält mich nun einmal im fortwährenden, indurablen Fieber. Ich kenne keine Ruhe, als die der Erschöpfung des Fiebers: Ermattung, nicht Nuhe. Eine unglaublich mannigfaltig kombinierte Situation, die ich Tor bis in die weitesten Weltzustände verfolgen kann, erhält mich fest und unentwindbar in meinem Schicksale: ich bin gefangen bis in die notwendigsten Regungen meines Herzens hin, und nichts bleibt mir, als darüber zu weinen, zu toben — und endlich auch wohl einmal zu lachen. Zuzeiten bricht der Jammer in hellen Flammen aus: jetzt war's einmal wieder so weit; Liszt hat böse Briefe von mir bekommen. Sie sollen aber nichts davon wissen, und die vorsichtige Emilie*) auch nicht.
s) Vi« vorlieg«nb«n Vrl«fe «Richard Wagners gehören zu den schönsten, die er geschrieben hat. Wenig« standen ihm so nah«, wie die Mutter Alexanders nnl» Karls Ritter. Und lein Mißton hat, wie «inst in sein Verhältnis zu den Wesenboncks, hier störend ln dl« Harmonie gellungen. Wir hoffen, den Freunden und Schülern des Bayreuth«? Meisters mit der Publikation «ine Freud« zu bereiten. Leise und laut bricht durch dl« Zellen die Sehnsucht. Vrichts manchmal wie verhaltenes Schluchzen. Nach Buh« und Wahnfried. Spät, fast zu spät, hat sich ihm dl« Erfüllung und das Glück geneigt.. > Jedenfalls: Wir blicken ln dl« unruhvollen Zeiten elnes unruhvollen Leben«. D. A.
*1 Alexander Aitter« Sch»«st«r.

0 <>
KT^e^V'e^ 48
Seit ich von Paris zurück bin, machte ich mich an die Kompositton des „Nhelngoldes" — ich warf mich so leidenschastlich auf dies« Arbeit, dah ich, trotz einer längeren Unterbiechung durch Krankheit, um die Witte dieses Monats schon damit fertig wurde. Im 2ommer soll die Walküre in Wusil gesetzt werden, und Ende nächsten Jahres denke ich auch mit den beiden Siegfrieden fertig zu sein. Im Mai 1858 sollen hier in Zürich die Aufführungen des Ganzen beginnen: — lebe ich bis dahin nicht mehr, so ist's desto besser. Dann wird wahrscheinlich Nietz in Leipzig das Ganze zu meiner Totenfeier auf» führen« — das wäre fo recht analog meinem ganzen Leben.
Mit den jetzigen Aufführungen meiner Opern habe ich mir auch eine rechte Züchtigung aufgebunden: daß ich mir untreu geworden bin und überhaupt diese Aufführungen zugab, muß ich lecht büßen. Das Peinlichste ist auch dabei, daß mir zeitweise die Hoffnung auf starten Gewinn geweckt wurde, was mich — wie ich nun einmal bin — zur Verschwendung verleitete: plötzlich läuft dann alles fo recht ledern auf Pfennige und Groschen hinaus, daß ich mir immer wie im Erwachen aus den dummen Träumen vor» kommen muß, wo man Haufen Gold findet, von denen dann keine Spur vorhanden ist.
— Der Leipziger Lohengrin wird mich überhaupt wohl wieder stark zurückbringen: — es geschieht mir ganz recht,- wie kann ich dies Wert aufführen lassen, ohne es mindestens selbst ins Leben gerufen zu haben.
Nun, das sind eitle Klagen, denen sich ein solider Wann nicht hingeben soll.
— Ich muß Ihnen aber doch noch sagen, wie ich hier lebe. Wie ein rechter Phantast. Ich habe seit einiger Zeit wieder «inen Narren am Luxus: (wer sich denken kann, was er mir ersetzen soll, wird mich allerdings für sehr genügsam halten y Des Vormittags setze ich mich in diesem Luxus hin und arbeite: — das ist nun das notwendigste, und ein Vormittag ohne Arbeit ist ein Tag in der Hölle. Unter Arbeit verstehe ich aber nie ,^esen" — was ich 7<lst gar nicht mehr kann, se widerwärtig ist mir's: sondern jetzt — komponieren. Dabei übernehme ich mich gewöhnlich, «ize auch mein« Frau durch das zu spät zu Tisch fertig werden zu gerechter Entrüstung: so daß ich immer mit der lieblichsten Laune 8er Welt in die zweite Hälfte des Tages trete, »it der ich nun gar nicht weiß, was anfangen: einsame Spaziergänge in den Nebel; ai manchen Abenden bei Wesendoncks. Sagen Sie Emilie, daß ich dort noch immer meine einzige Anregung gewinne: Die anmutige Frau bleibt mir treu und ergeben, wenn auch vieles für mich in diesem Umgang marternd bleiben muß. — Die interessantes^ Etunde des Tages bleibt immer noch die des Briefträgers: so hänge ich immer fast einzig nur noch von außen ab.
Jetzt hatte ich mir vorgenommen, bis Ende des Monats mit neuer Arbelt auszusetzen, um mich — zu „erholen". Diese „Erholung" ist stets fürchterlich: wenn ich an die Wirt» lichleit appelliere, werde ich rein fertig; dann tonnte ich den ganzen Tag weinen. — So schreibe ich denn auch Briefe. Nun weiden Sie sich wundern, warum ich das an sie schreibe, und noch dazu unter dem Titel eines Liebesbriefes? Sie haben recht: aber ich Hab« nun einmal alle Logik verloren; und einen Willen habe ich nun schon gar nicht mehr. Alles geht Vi« Kraut und Nüben durcheinander: die lächerlichst« Lustigkeit kommt mir oft in derselben Stunde mit der mordslustigsten Traurigkeit. Das müssen Sie nun alles in dem Liebesbriefe mitnehmen.

Vorgestern Hütte ich fast an den König von Sachsen geschrieben, er solle mich amnestieren. Natürlich dauerte das nicht lange; bann wollte ich geradewegs nach Deutschland gehen, und wenn's nicht anders ging, mich fangen lassen. Jetzt laß ich wieder Gottes Schicksal über mich ergehen — und will mich bald wieder an Musik machen. Sagen Sie übrigens Karl, daß ich noch — oder wieder — ganz gut komponieren tonnt«: ich war' ganz zufrieden mit dem Zeug, was ich da gemacht. Gmilie schreibt mir gar nichts über ihn, doch möchte ich gern wissen, wie sich nun seine Verhältnisse gestalten. Er ist mir bös und wird mir's gewiß nicht schreiben: und doch laß ich ihm versichern, bah ich ihm dies» mal einen ganz vernünftigen Brief zur Antwort geben würde. —
Und Sie, liebe Frau? Geben Sie mir nicht einmal wieder ein sichtliches Lebenszeichen von slch? Können Sie sich immer noch nicht einmal zu einer Sommer-Schweizerreise entschließen? Liszt kommt diesmal mit seinen Frauen auf länger: Wesendoncks bleiben auch: es ließe sich doch einmal eine «cht wonnige Zeit der ewigen Wlnterexistenz abgewinnen. Aber — diesmal mühten Sie mit dabei sein! Das hat seine Gründe- ich muß Sie immer wieder haben. Denn wenn ich so auf mein ganzes Leben zurückblicke, — die hellste, leuchtendste Begegnung bleiben mir St«. Glaube« Sie das! Sie bleiben es. —
Taufend Grüße an die Kinder! Leben Sie wohl best«, teuerft« Freundin!
Ihr
(20. Januar 54.) Nich. W.

Salome-Zauber.

sine phantastische Studie von Dr. Fritz Volbach» Mainz.

/2^in ewige« Nätsel ist des Weibes Seele. Wie in einen tiefen Schach« blickst du in sie R^^ hinein, und aus der Tiefe gähnt dir geheimnisvolle Finsternis, unergründlich, un» burchdringbar, ein ewiges Geheimnis.
Unendlich, ohne Grenzen ist des Weibes Seele. Unendlich wie daS Meer, das vom leifen Atem des Windes bewegt, vom Sonnengold« überflutet, dem hoffenden Schiffer die Heimat verheißt; — unendlich wie das Meer, das vom Sturmwind« gepeitscht, seine wilden Wogen «mporschleudert, — weiß« Titanenarme, die sich nach dem Himmel recken, ihn herunterzureißen in die unendliche Tiefe. Alfo ist des Weibes Seele, unendlich, grenzen» los im Guten, unendlich, ewig unergründlich auch im Böfen. Einer Naturlraft gleicht sie, die, was sie umschlungen, zu des Himmels Wonnen hinanzieht,- einer Naturmacht, die mitleidlos, ohn Erbarmen, wie die Natur selbst, Vernichtung in sich birgt. — Wie die Verkörperung dieser unerforschlichen, unheimlichen, «aßlofen Naturlraft stehen fi« vo, uns, die düstern Gestalten ber Weltgeschichte, wie von blutig glühendem Nebel umwallt.- ein« SemiramiS, Medea, Agripplna, Fredegunde, der Franken Königin, als die furcht» barste, unbegreiflichste aber Salom«.
Nur wenige Worte berichtet die Bibel über Salome. Sie tanzt vor yerodes, tanzt um da« Haupt des Johannes. Nichts welter. Was hat Johannes ihr zuleide getan, daß sie

seinen Tod will? Hat er ihre Liebe verfchmäht und sie in tzah verwandelt? Wir möchten es glauben, „denn nte," sagt Iuvenal, «ist das Weib furchtbarer, als wenn Beschämung sie zum hasse spornt.' Aber die Schrift schweigt darüber, vergebens warten wir auf Antwort. Eine ander« Frag« drängt sich auf. Welchen Zauber mußte Salomes Tanz in sich bergen, daß er solch furchtbaren Preis verlangen tonnte?

Während wir, Antwort suchend, nachsinnen, steigt vor unserer Phantasie die Gestalt der Prinzessin empor. Von der flackernden, roten Glut der Fackeln beleuchtet, steht sie inmitten des Königssaales. Leichte Schleier verhüllen die Schönheit des üppigen LeibeZ nur zum Scheine. Kaum merkbar beginnt nun der Glieder reizvolles Spiel. Leicht wiegt sie den Körper, die Schleier wallen empor und schetnen die Gestalt schwebend empor» zuHeben, daß sie wie ln einer Wolle lichten Duftes «rfchetnt. An Stelle scharfer Umrisse ein weiches, zartes Uebergehen, — dem Sfumato eines Lionardo ähnlich, — die Linien beginnen zu fließen in wunderbar harmonischem, rhythmischem Spiel. Den Blick wie traumverloren nach innen gelehrt, schwebt sie dahin, „wie eine llelne Prinzessin, deren Füße weiße Tauben sind'. Die Welt scheint ihr entschwunden, ein Zauber hat sie umsponnen. Und aller Blicke hangen wie gebannt an ihr Und empfinden den Zauber mit und tonnen sich nicht abwenden. Wie «in Rausch erfaßt es alle, «in Rausch unsicht» barer Schönheit, und wl« von Nusll fühlen sie sich umflutet. Da wird die stumme Gebärd« zur Sprache, und die fließende Bewegung beginnt zu llingen. Immer mächtiger ergreift dieses Slrenenlied liie Sinne, Schrecken, Grausen weichen dem Lustgefühl höchster etstattscher Wonne. So mag bei« Dionysosfest orglastischer Taumel die Menge ergriffen haben, daß sie trunlen von klingender, tönender Bewegung sich selbst vergessend und entäußernd «in« nie empfundene, neu« Welt in fich fühlten. „Jetzt soll sich das Wesen der Natur symbolisch ausdrücken; «ine neue Welt der Symbole ist nötig, — nicht nur die Symbol« des Mundes, des Gesichtes, des Leibes, sondern die volle, alle Glieder rhythmisch bewegende Tanzgebarde." (Nietzsche.) Das hat nichts mit jener strengen, herben, dorischen Ruh« klassischer Kunst zu tun; ein Uebermaß hat das Maß verdrängt. Ein düsterer, dämonischer Zauber, eine elementare Naturmacht sprengt hier die Fesseln, rote Brandglut, die zum Nachthlmmel lodert und das Auge nicht abwenden läßt. Und Salome? — Als solche ist sie uns entschwunden, vor uns steht die Verkörperung jener elementaren Naturmacht, der dämonische Ur>
zauber der Wusll. Ein Geheimnis offenbart sich uns, wir schauen hinein ln der Natur innerstes Walten, und das Uebermaß erfüllt uns mit Schrecken und Grausen. Um diesen Zauber zu fesseln, ihn glaubhaft zu fchildern und sein« Wacht zu beweisen, bedurfte es eines Preises von erschreckender Größe wie das Haupt des Iohannls, des Reinen, Unschuldigen.

Jener ungebändigt« Urzauber ist es aber auch, der allein zu künstlerischer Gestaltung drängt. Nicht die Handlung, das Dlama ist hier die Hauptsache, fehlt ihm doch jeder Zug, der unfer herz «rgretfen und in Mitgefühl erbeben lafsen tonnte; nicht die Personen find es. Sie erhalten ihr Leben erst durch Salome, ihre Leidenfchaft erst entzündet die jener. Wie ln einem Sonnensystem, — um ein Vlld Kieitegards zu gebrauchen — die duntlen Körper, welch« ihr Licht von der Zentralsonne erhalten, beständig nur zur Hälfte hell sind, leuchtend auf 8er zur Sonne hingewandten Seite, gerad:

« »
so ist's mit den Personen dieses Dramas: nur ihr Lebensmoment, die Salome zugewandt« Seite, ist erleuchtet. Nicht eine Handlung gllt es zu schildern, sondern eine Idee, durch die Kunst zu lebendigem Sein zu erwecken.
So haben es die großen Meister auch empfunden und zum Ausdruck gebracht. Nicht aber die Musiker, nicht die Dichter sind es gewesen, die diesen Gegenstand zuerst ergriffen, sondern Meister der bildenden Kunst haben versucht, jene geheimnisvolle Macht in solcher Auffassung uns fühlen zu lassen. Das sehen wir am deutlichsten bei jenen Werten, deren Meister, noch frei von aller Reflexion, fich ganz der naiven Führung ihres Empfindens anvertrauten. Wie einfach und klar z. B. fpricht diefe Idee aus jenem unvergleichlichen Bilde Glottos in S. Croc« in Florenz! Im Mittelpunkte des Bildes, vorne, steht Salome, das Ganze beherrschend. Kein wilder Tanz, laum scheint sie sich zu bewegen, leicht, schwebend gleitet sie; der rhythmische Fluß der Linie des Gewandes läs^t auf die weiche, fühe Biegsamkeit der wunderbaren Glieder schließen. Aber etwas Unheimliches, Bezauberndes, etwas fchrecklich Dämonisches liegt über dem berauschenden Spiel der Glieder verborgen, das aller Augen auf fich zwingt, wie die Schlange durch den Blick bezaubernd. Das zeigt der Ausdruck der beiden Frauen rechts. Die eine möchte den Blick abwenden, aber fi« vermag es nicht, der Zauber zwingt sie, hinzuschauen; in den Augen der anderen aber liegt es wie Furcht, Grausen vor etwas Ungelanntem, Nie» empfundenem. Links aber sehen wir die wunderbare Gestalt des Geigers. Wie in Ekstase steht er dort, die tzand, die den Bogen führt, scheint erstarrt, seine Kunst bezwungen durch die Musik, die aus jenen Bewegungen Salomes herausNingt. Fast ebenso, wenn auch weniger tief, hat A. Lorenzetti (wenn er wirtlich der Urheber des Bildes ist) die Szene aufgefaßt in der Kirche der Servl in Siena, und Pisano hat versucht, das, was hier der Pinsel geschaffen, in Erz nachzubilden auf jener herrlichen Türe des Baptisteriums in Florenz. Wie hoch überragen diefe Bilder an Klarheit und einfacher Größe der Auffassung der Idee jene fpäteren eines Ghlrlandajo u.a.! Aber erst die Musik vermag diefe Idee zu wirtlichem Leben zu erwecken; was jene nur ahnen lassen tonnen, das vermag sie tat» fachlich auszusprechen, gewissermaßen als «ine Apostrophe ihr» selbst. Aber tetner der alten Meister hat die Darstellung gewagt. Solange die Kunst fast ausschließlich eine lirch» liche war und fich an die kirchlichen Texte halten mußte, verbot sich das von selbst, schon durch den Mangel eines Textes. Wenn man aber sieht, mit welcher Vorliebe sich die Meister der Renaissance des tzohen Liedes, dlefes berauschenden, glühenden Liebes» gesanges, bemächtigen und es immer wieder, zum Entsetzen der Frommen, in Nusll setzen, daß es selbst dem alten Gesangsmeister Zacconl ob all der Weltlichteit bange wird, so kann man wohl annehmen, daß fie mit Schmerz auf diesen Stoff verzichtet haben. Aber auch die spätere Zeit ging an ihm vorüber.
Den Klassiiern war dies« dämonische Seite der Kunst fremd, ein unbekanntes, verfchlossenes Land. Ihre Kunst ist eine apollinisch«, ein« Kunst des Maßes, der ruhigen Schönheit. Sie gleicht jenen olympischen Göttergestalten, wie sie die Giebel des erhabenen Parthenon-Tcmpels schmückten. Noch galt das Gesetz von der edlenElnfachheit und klassischen Nuh« als das Oberste, Einzige aller Kunst. Man kannte noch nicht jene wild bewegten Szenen, wie sie der große Altar von Pergamum der erstaunten Welt offenbart«, und die jene Zeit mit Furcht und Grauen würden erfüllt haben.

Erst mußte ein Nietzsche erscheinen und der Welt die Furcht nehmen, die Furcht, hinab» zusteigen in die duntlen Tiefen dämonischer Urgewalt, in die Nacht des ewig Mensch» lichen. Und als erster, der die Furcht nicht rannte, schritt Richard Strauß hinab in das neue Neich. Unbefangen und furchtlos machte er sich den Salomestoff zu eigen, und mit der Zuverlässigkeit eines Sehers erkannte er sein innerstes Wesen. Salome ist ihm die Verkörperung der dämonischen NaturmachtderMufik. Die „volle, alle Glieder rhythmisch bewegende Tanzgebärde- wird bei ihm zum lebendigen Ton. Nichard Wagner nennt einmal die Symphonie eine Apotheose des Tanzes, das gilt viel mehr, und zwar im höchsten Sinne, von Strauß' Salome von der ersten bis zur letzten Note. Die tanzende Salome macht allein den Mittelpunkt, das Wesen des Wertes aus, ihre Leidenschaft allein entzündet die der andern, durch fie allein erhalten sie Leben. Was Nietzsche vom Archi» lochus sagt, gilt hier, nicht si« ist es, nicht ihre Leidenschaft, die vor uns in orgiastifchem Taumel tanzt: wir sehen Dionysos und die Mänaden, wir fühlen etwas von dem Urwefen der Mufll in feinem elementaren Sein. Mit richtigem Gefühle hat Strauß dieser Idee olles andere untergeordnet. Was man hat tadeln wollen, das Zurücktreten Iochanaans, die fast aphoristisch« Behandlung der beiden Nazarener, das ist in Wirtlich» leit des Werkes Vorzug. Denn nicht um die Darstellung eines ethischen Problems handelt es sich hier, nicht um den Sieg des Moralischen, nicht um die Darstellung des Kampfes zweier Weltanschauungen, sondern einzig und allein um die Verkörperung einer Idee in und durch die Gestalt der Salome. Die Klarheit allein, mit der Strauß dieses Ziel verfolgt, trägt schon das Zeichen des Genies. Es ist natürlich, daß diese neue Kunst des Uebermaßes uns erst mit Schrecken und Grausen erfüllen mußte, wie einst die Griechen, als des Dionyfos orgiaftifche Kunst in die heitere Welt Apolls hereinbrach. Wie jene Frauengestalten auf Glottos Bild möchten wir gerne den Blick abwenden, aber der Zauber zwingt ihn immer vMder hin. Auch wir werden es fühlen müssen, „daß Apoll nicht ohne Dionysos leben kann', auch wir werden das „Titanische", das „Barbarische" zuletzt als eine ebensolche Notwendigkeit wie das Apollinische betrachten lernen.

Die Vriefe des Zurückgekehrten.

Der erste.

April 1901.

So bin ich nach achtzehn Jahren wieder in Deutschland, bin auf dem Weg nach Vester» reich, und weiß felbst nicht, wie mir zumuth ist. Auf dem Schiff machte ich mir Begriffe, ich »achte mir Urtheile im voraus. Meine Begriffe find mir über dem wirklichen Anfehen in diefen vier Monaten verloren gegangen, und ich weih nicht, was an ihre Stelle getreten ist: «in zerfpaltenes Gefühl von der Gegenwart, eine zerstreute Benommenheit, eine inner« Unordnung, die nahe an Unzufriedenheit ist — und fast zum erstenmal im Leben widerfährt mir's, daß ein Gefühl von mir selbst sich mir aufdringt. Sind es die überschrittenen Vierzig, und ist auch in mir etwas schwerer und dumpfer geworden, so wi« mein Körper, den ich in den Districten nie gespürt Hab« und nun — wenn das nicht

5«l K722?^S?S ^
eine angeflogene Hypochondrie ist — zu spüren anfange? Ich machte mir einen Begriff von den Deutschen, und noch als ich über Wesel der Grenze zufuhr, hatte ich ihn ganz rein in mir: es war nicht völlig der, den die Engländer vor 70 von uns hatten, nur mit den wenigen Büchern, die ich mit mir führte, dem Welcher und Wilhelm Weist«, floh mir mein Bild von den Deutschen auch nicht zusammen (was in diesen Nomanen abgespiegelt war, erschien mir immer wie «in Spiegelbild, unendlich vertieft, vertlärt, beruhigt), aber auch den unfreundlichen Begriff, den die Engländer unferer Zeit von uns in Umlauf setzen, hatte ich von mir abgewehrt: denn ein Volt verwandelt sich nicht bis zur Unkenntlichkeit, es regt sich nur wie im Schlaf und wirft sich herum, es stellt nur andere Seiten seines Wesens ins Licht. Und nun bin ich seit vier Monaten unter ihnen, habe in Düsseldorf mit ihren Mtnenleuten gehandelt und in Berlin mit ihren Bantleuten, habe Gerhart auf seinem Amt besucht, Charlie auf seinem Gut, Hab« um eines Gutachtens willen mich von einer Göttingel Kapacität an eine Gießen« weisen lassen, mich in Bremen verhalten und in München umgetrieben, habe mit Aemtern und Behörden zu thun gehabt, Eure Eisen» und Maschinenleute, Eure kleinen und großen Herren gekostet — und weiß nicht, was ich sagen soll.
Was hatte ich mir denn vorgestellt? Was hatte ich zu finden erwartet? Und warum ist mir nun, als verliere ich den Boden unter tien Füßen? Du kannst Dir denken, daß ich darüber hinaus bin, eine vereinzelte persönliche Erfahrung ins Allgemeine zu ziehe«. Auch ist mir niemand anders als loyal begegnet, ich habe meine javanesisch»deutsch«n Negociationen besser abgewickelt, als ich mir hätte träumen lassen, und bin heute frei, und dazu zwar nicht reich, aber unabhängig, was mehr ist. Nein, es ist nichts in mir, was mich befremdet und quält und mich der Heimath nicht froh werden läßt, es ist lein «pleeu, es ist — also, wie soll ich es nennen? Es ist mehr als eine Beobachtung, es ist ein Gefühl, eine Beimifchung aller Gefühle, ein Exlstenzgefühl — Du siehst, ich quäl« mich zurück in den Gebrauch einer Kunstsprache, die mir in zwanzig Jahren fremd genug geworden ist. Aber muß ich wirtlich complicirt werden unter den Eomplicirten? Ich möchte in mir selber blühn, und dies Europa könnte mich mir selber wegstehlen. So will ich es Dir lieber weitschweifig oder ungeschickt sagen und ihren Kunstworten ausweichen. Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich bei meinem Leben nicht viel Zeit hatte, llbstracte oder theoretische Lebensweisheit anzusammeln. Eher eine gewisse practische (irfahrung, aus den Gesichtern von Menschen oder aus dem, was sie nicht sagen, etwas abzunehmen, oder eine Nein« Kette von unauffälligen Details hinreichend zu dechiffriren, um allenfalls den Gang der Dinge bei einem Geschäftsabschluß oder einer Klise im Verhalten anderer zu mir oder untereinander irgendwie vorauszusehen. Von Theoretischem aber, wie gesagt, habe ich fast nichts in mir, so gut wie nichts. Immerhin ein oder zwei od« drei Sätze. Aphorismen, oder wie man es nennen wollte; es giebt Verbindungen von Wörtern, die man nicht vergißt; wer vergißt das Vaterunser? lue nuole 0222 luuHl muve 2t ouce ^ Da hast Du eine von meinen großen Wahrheiten. Ich scherze nicht, das ist eine große Wahrheit, ein tiefsinniges Aphorisma, eine ganze Lebensweisheit, wenn es auch nur wenige Worte sind, die nicht viel gleichsehen. Und es war ein groß« Mensch, der sie mir überliefert hat. Er war mein Bettnachbar im Spital von Montevideo, und es war einer von denen, dl« weit gekommen wären. Viel von dem Stoff war in ihm,

woraus die englische Rasse ihr« Warren hastings' und ihre Eecll Ahodes' macht. Aber er starb mit fünfundzwanzig, nicht damals in dem Bett neben mir, sondern ein Jahr darauf, an einer Aecidive. Er hatte den Spruch von feinem Vater, der ein Landgeist» licher in Schottland war und hart unll bös gewesen sein muß, aber ein tiefer Kopf. Es ist ein Spruch, um ihn auf feinen Fingernagel zu schreiben, und man vergißt ihn nicht mehr, V«nn man ihn einmal gefaßt hat. Ich führe ihn nicht oft im Mund, aber er ist irgendwo in mir immer präsent. Es ist mit solchen Wahrheiten — ich glaube nicht, daß es diele von solcher Kraft und Einfachheit giebt — wie mit dem Organ, das wir im inneren Ohr haben, den Knöchelchen oder kleinen beweglichen Kugeln: fie sagen uns, ob wir im Gleichgewicht sind oder nicht. Ide vdole mlw must move 2t an«, — wenn ich unter Amerllanern und dann später unter den südlichen Leuten in der L»n6» onental, unter den Spanlern und Gauchos, und' zuletzt unter Chinesen und Malaien, wenn mir da ein guter Zug vor die Augen trat, was ich einen guten Zug nenn«, ein Etwas in der Haltung, das mir Aespect abnöthigt und mehr als Nespect, ich weih nicht, wie ich dleS sagen soll, es mag der große Zug sein, den fie manchmal in ihren Geschäften haben, in den U. 3. »ein« ich, dieses fast wahnwitzig wild« unli zugleich fast lühl besonnene „Hineingehen* für «ine Sache, oder es mag ein gewisses patriarchalisches l^Äucl ,ir sein, ein alter weißbärtiger Gaucho, wie er dasteht an der Thür seiner «tH»ci», so ganz er selbst, und wie er «inen empfängt, und wie feine starten Teufel von Söhnen von den Pferden fprlngen und ihm parlren, und es mag auch etwas viel Unscheinbareres sein, ein thlerlsches hängen mit dem Blick am Zucken einer Angelschnur, «in Lauern mit ganzer Seele, wie nur Malaien lauern tonnen, denn es lann ein großer Zug darin liegen, wie einer flfcht, und «in größerer Zug, als Du Vir möchtest träumen laffen, darin, wie ein farbiger Bettelmönch Dir die irdene Nettelfchal« hinhält — wenn etwas der Art mir unterkam, so dachte ich: Zuhause! Alles, was etwas Aechtes war, worin eine rechte Wahrhaftigkeit lag, eine rechte Menschlichkeit, auch im Kleinen und Kleinsten, das schien mir hinüber zu deuten. Nein, meine ungeschickt« Sprach« sagt Dir »lelxr nicht di« Wahrheit meines Gefühls: es war nicht hlnüberdeuten, auch nicht Erinnert»»erden an drüben, es war kein hüben und Drüben, überhaupt leine Zweiheit, die ich verspürte: es war eins ins andere. Indem die Dinge an meine Seele schlugen, so war mir, ich läse «ln buntes Buch des Lebens, aber das Buch handelte immerfort von Deutschland. Ich denke, ich bin lein Träumer, und wenn ich — vielleicht als Bub — einer war, so habe ich jedenfalls ln diesen achtzehn Jahren ganz einfach leine Zeit gehabt, einer zu fein. Auch find es leine Träumereien, von denen ich Dir rede, nichts Ausgefponnenes, fondern. etwas Blitzhaftes, daS da war, während ich lebte, und oft in Momenten, wo «ein Denken und alle meine Aerven vom Leben fo angefvannt waren wie möglich. Daß ich mich Dir mit einem Beispiel ausdrück«, das freilich beinahe albern ist: es ist wie mit dem Waffertrinlen am Brunnen. Du weiht, ich war als Kind fast immerfort ln Oberösterrelch auf dem Land, nach meine» zehnten Jahr dann nur mehr di« Sommer. Aber fooft ich ln Kassel während der Schulwlnter oder sonst, wohin ich mit meinen Eltern kam, einen Trunk frischen Wassers that — nicht wie man gleichgtltig bei der Wahlzeit trlntt. sondern wenn man erhitzt ist und vertrocknet und sich nach dem Wasser sehnt — so oft »ar ich auch, jedesmal für eines Blitzes Dauer, ln meinem Oberöfterreich, in GebhartS«

5« ATT^-V^/S
o I>
stetten, an dem alten Laufbrunnen. Nicht: ich dachte daran — war 8ort, schmeckte in dem Wasser etwas von der eisernen Röhre, fühlte übers ganz« Gesicht die Luft vom Gebirg her wehen und zugleich den Sommergeruch von der verstaubten Landstraße herüber — kurz, wie das zugeht, weiß ich nicht, aber ich habe es zu oft erlebt, um nicht daran zu glauben, und so gebe ich mich zu Frieden. — Noch in New Port und in St. Louis die turze Zeit ging das mit mir, dann freilich in New»Orleans schon und später noch weiter im Süden, da verlor es sich: Luft und Wasser waren da zu sehr «in Verschiedenes von dem, was in Gebhartsstetten aus dem Nohr sprang und über den Zaun wehte — und Luft und Wasser sind große Herren und' machen aus den Menschen, was sie wollen. Aber das mit dem Trinken sollte ja auch nur ein Beispiel sein. So wie mich ein Trunk an den alten Laufbrunnen in Gebhartsstetten zurückzaubcrn konnte, so war ich in Deutschland alle die Male, wo in Uruguay oder in Kanton oder zuletzt auf den Inseln mir irgend etwas die Seele traf, es brauchte nur der Blick eines der unglaublich schönen Mädchen zu sein, wie sie auf den «infamen Gehöften der Gauchos aufwachsen, oder die rührende Genüg» samteit eines alten Chinesen, oder kleine gelbbraune nackte Kinder im Teich vor dem Dorf. Denn man erlebt viel, aber das Meiste thun die Sinne ab, oder die Nerven und der Wille, oder der Verstand, aber was die Seele treffen wird, das läßt sich nicht voraus» ahnen, es kann der einsame schwingende Flug eines tropischen Vogels sein über einem ganz leeren, leierförmig geöffneten Bergthal, oder das Arbeiten eines guten Schiffes unter einer fchweren See, oder der Blick eines sterbenden Affen, oder ein braver kurzer Händedruck. Diese Dinge alle, wenn sie kamen und ins Innre des Innern trafen, redeten von Deutfchland mit einer Deutlichkeit und Kraft, die weit über diefer ist, mit der diese Schriftzeichen Dir von mir reden. Viel mehr, wenn ein solches Dich traf, fo war ich in Deutschland. Das alles ist. wie es ist, und es ist nichts von Träumeret dabei. Iedcnnoch — in zwei Wochen fahre ich nach Gebhartsstetten und kann so ziemlich sicher sein, den Laufbrunnen wieder zu finden mit der friedlichen Jahreszahl 1776 in verschnörkelten thereslanischen Chiffern — da wird er stehen und mich anrauschen, und der alte, schiefe, vom Blitz gespaltene Nußbaum, der immer am spätesten von allen Bäumen seine Blätter bekam und am unwilligsten von allen sie dem Winter preisgab, der wird in all seiner Schiefheit und' feinem Alter irgendwie ein Zeichen geben, daß er mich erkennt und daß ich nun wieder da bin und er da ist, wie immer, — aber da bin ich nun vier Monate in Deutschland, und kein tzaus, lein Fleck Erde, lein geredetes Wort, kein menschliches Gesicht, wenn ich ehrlich sein soll, keines, hat mir dies Nein« Zeichen gegeben. Dies Deutschland, in dem ich herumfahre, handle, abwickle, mit Leuten esse, den kosmopolitischen Geschäftsmann, de» fremden, welterfahrenen Herrn agire — wo war ich jedesmal, wenn ich in dem Land zu sein meinte, das man durch den Spiegel der Erinnerung betritt, wo war ich in den Augenblicken, wo nur mein Leib unter den Gauchos oder unter den Maoris herumwandelte? Wo war ich? Nun da dies Deutschland ist, so war ich nicht in Deutschland. Und dennoch, ich nannte es in mir Deutschland. Es war geradewegs der Spiegel der wehmüthigen Erinnerung, durch den ich es betrat — wenn ich es betreten durfte. EZ war — es waren Männer und Frauen, Mädchen, Greise und Jünglinge. Es war mehr eine Ahnung als eine Gegenwart, wie das herüberwehen des Seelcnhaftesten, des Wesen haftest«» und des Ungreisbarsten. Es

o °
L^T^^V'e^ 5?
war der geistigst« Aeflex — wt« nichtssagend ist das Wort für ein Erlebniß, eine innere Krise, die jedesmal stärker war als Wohllust und r«in«r, zarter begrenzt und bestimmt als ein einfaches, der Erhörung sicheres kindliches Gebet — der Reflex, zahlloser inein» ander verflochtener Lebensmöglichteiten. Es war der zarteste Duft eines ganzen Daseins, des deutschen Daseins. Besser kann ich es Dir nicht sagen, so gerne ich möchte. Das Einzelne, der Anstoß kam von außen. Ich war nur wie die Klaviatur, auf der ein« fremde Hand spielt. Aber in mir lag etwas, «in Gewoge, ein Chaos, «in Ungeborenes, und daraus konnten Figuren aufsteigen, und das waren deutsch« Figuren. Es war Müdchenhaftigleit und alten Mannes Wesen, es war Behagen und Seßhaftigkeit und wiederum gräßliche Armut ohne ein Strohdach über ihrem Kopf; es war Jünglings» dasein und grenzenlose Freundschaft, grenzenlofe Hoffnung; starrende Einsamkeit, bleiches Gesicht, aufgedreht zu den schweigenden Sternen; es war Liebesleben, Bangen, Warten Wartenlassen, Einanderqualen, Einanberumschlingen, Jungfräulichkeit und hingegeben« Jungfräulichkeit; es war einen Acker haben, ein Haus haben, Kinder haben, Kinder badend im Bach, badend unter Pappeln, unter Weiden; «8 war Geselligkeit und Ein» illmlei». Freundschaft, Zärtlichkeit, haß, Leid, Glück, letztes Nette, letztes Daliegen und Sterben. Deutsche Figuren waren es, die sich zu diesen Zauberbildern zusammenballten — nein, es war mehr ein hauch, als daß es Bilder gewesen wären — und gleich wieder auSelnanderflossen, deutsch« sparsam« Gebärden, ich weiß nicht was vom lnnersten Wesen der Heimath. Ihr Starkes und ihr Schwaches, ihr Rauhes und ihr Sanftes kam gleichzeitig zu mir, und ich tonnte es genießen, konnte ihrer Geschöpfe und des Lebens ihrer Geschöpfe genießen, träumend vom Verlorenen oder vorahnend, vorwegnehmend! Freuden der Wirklichkeit, vorbehalten, wie ich mir schmeichelte. Und jelxs ihrer Geschöpfe, das mir erschien — nein, denn ich bin kein Visionär und meine Geschäfte gestatteten mir lein« tzallucination«n — d«ss«n Seelenhauch als «ine flüchtigste Möglichkeit löst« llcher zukünftiger Begegnung mich anwehte, jedes Frauenbild und! Bild von Greis und Mann und Jüngling, reichem Mann und armem Lazarus, jedes war aus einem Guß und vertrug die innere Wahrheit, daran ich es maß. I'l,« vKol« m«, mu»t move ,t ooce — und so waren sie, ob es Mädchen waren mit Taubenblick ober unstäte Männer, die Augen trunken von grenzenlosen Gedanken, oder verzeihend« Greise und! zürnende «Richter mit Brauen des Löwen. Sie waren aus einem Guß. In einer Gebärde erschienen sie mir, und keiner blieb länger bei mir als die Dauer eines aufzuckenden und erlöschenden Blitzes, denn ich bin kein Tagträumer und führ« l«in«n Dialog mit den Ausgeburten meiner Einbildungskraft. Aber in ihrer «inen Gebärde, in der fi« an mich heran» und durch mich hindurchwehten, waren fie ganz. In jedem Blick ihrer Augen, in jedem Krümmen ihrer Finger waren fie ganz. Sie waren nicht von denen, deren rechte Hand nicht weiß, was die linke thut. Sie waren eins in sich selber. Und das — oder es mühte mich seit vier Monaten bei offenen Augen der bösartigste, vieltheillgst«, zuhefte aller bösen Träum« narren — das sind die heutigen Deutschen nicht.
Hugo v. Hofmannsthal.

2 »
K/T^/^e^
Der Tageslauf einer Preziösen.
Von Edmond Rostand.
(Gekürzt.)
!.
Drelviertelzehn Uhr.
. . . Doch Lycidas entschwebt: der Traum
verbleicht;
Eric erblaßt und Amaryllis weicht
Und Daphnes haar zergeht in Nebelflor;
Alcimadure verschmilzt mit Linbamor:
Zum Scheidegruße flattert noch ein Band,
Schon fern und ferner, wo Sylvander stand.
Von Seladon ist jede Spur verflogen;
Die Landschaft selbst entschwindet ihrem Blick:
Es bleicht die Brücke wie ein Regenbogen;
Alles verschwimmt; der Gott am Wegelnick,
Der an dem Grabstein lehnt, zerflieht in Blau;
Das Wäldchen, das nicht fehlen darf, wird grau.
Die Bank, dcrSprlngquell und die altenEichen
Mit tausend eingeritzten Llebeszeichen
Sind ausgelöscht als wie von Zauberhand;
Und wo der alte hohle Baumstamm stand,
Der Bliesbehälter mancher Liebesgrüße,
Erheben sich zwei Fenster allgemach.
Die Scheiben werden Heller nach und nach.
Ilnd wie Eisblumen durch der Sonne Küsse
Sind Schäfer, Zaubrer, Held vom Glas getaut.
Der Tag dringt ein; vor seinem Glanz verstecken
Des Traumes Fetzen sich in dunkle Ecken.
Ein Schäferstab tanzt nach . . . Ein blanker
Nagel lacht,
Wo sie des Zaubrers böfen Blick geschaut...
Und Anne Sibylle Ogler von Miremonde
erwacht.
Sie ist erwacht, und doch, sie glaubt es kaum.
Denn immer noch ist ihr's als wie im Trau«.
Theorbcntlang mischt sich ins Lied der Spatzen,
Die zwitschernd sich an Bogelbeeren atzen
In einem nahen Garten im Marals.
Der Traum, den Phöbus traf aus lichter höh'.
Lebt er noch fort? Und ist das Auge wach,
Folgt mandem Traum noch mit dem Ohre nach?
Was war das nur? . . . Ihr rosiger Fuß
entschlüpft
Dem Bette, das so lang und breit sich streckt,
Sinkt in den Teppich, der den Ausbau deckt,
Ist in das Zimmer flink gehüpft,
Das von dem Nett die stolze Brüstung scheidet,
Wacht ein paar Schritte, blickt hinaus und lacht,
Geht Schritt für Schritt zurück und gleitet
Zurück ins warme Lager, gähnt und sagt:
.Es ist Phylant.' Sie blinzt zurWanduhr hin.
Deren Gewichte lange Schatten zieh«.
Und reckt sich, denn sie hat sich überzeugt,
Daß es noch nicht zehn Uhr ist; das besagt,
Daß es für Edeldamen eben tagt.
Sie hat das Haupt ins Pfühl zurückgeneigt,

Und Doralise — denn merkt es Euch und wißt,
Daß dieS in Phöbus' Reich ihr Name ist —
Und Doralise, der dort die Zeiger sagen,
Es sei nun Zelt, ihr herze zu befragen —
Befragt es . . .
Ja. wie ist's damit bestellt?
Phylant, der mit Musik sie weckt, ist ein
Galanter Mann, sein Spiel ihr wohlgefällt.
Ihr dünkt, sie liebt ihn und er sie Allein
Phylant.
Phylant, mit Modebändern angetan,
Phylant, sich blähend wie ein stolzer Hahn,
WltSpitzenschmuck amFuß stattmancherFedcr,
Der Schuhe trägt von Korbovaner Leder,
Was sie auch kosten mögen, und die feinen
Jabots von echtem Niederländer Leinen,
Der unterm Aermel schnürt «in schwarzes Band,
Daß um so weißer glänze seine Hand.

» o
59
5^7^^^^^
Phylant, den Gott durchaus nicht häßlich schuf,
Der so die Laute meistert und den Auf
Genießt, daß er zu plaudern weiß, Phylant,
Dem das Geheimnis höchster Lust bekannt,
Ja, den man stets mit ihr zusammenbringt,
Wenn aus die Liebe sich die Rede lenlt,
Der drunten just sein Morgenllebchen sing»,
Schenkt ihr nicht mehr sein herz, als fte's ihm
schenkt.
<is ist nur «in Noman, ein leckes Spiel. . .
3.
Das Spiel.
Ein Spiel.
Seit Jahresfrist ist es das Ziel
Von Dorallse, zu tun, als liebte sie
Phylant, den Dichter, Musketier, Marquis.
Doch insgeheim ist, der ihr herze hat,
Der Alchimist und «Ritter Tlridat.
Phylant bemäntelt Dorallses Glut
— GW schmucker Mantel traun für den
Gewählten l
Er spielt nur ein« Volle, doch so gut,
Daß wir ihn unter die Verräter zählten,
War' nicht sein eignes herze schon erglüht
Für eine Freundin seiner Dorallse,
In Phöbus' Reich genannt Garamantide.
Zum Schein ist Tlridat entbrannt für dies«
Und sie für ihn—ein höchst verwegnes Spiel—
Zu heucheln ist das allgemeine Ziel!
Jedoch wozu solch Drang zu falschem Schein,
Wo lxr Verdacht, von der gellebt zu fein,
Die man zu lieben heuchelt, dennoch droht?
Zunächst ist Lieben ohne ein Komplott
Und Heimlichkeiten nur eln dumpfes Schwelen
Von plumpen herzen und von trägen Seelen.
Zärtliche Schäfer lieben das GeHelme
Und find zum Schein getrennt erstrecht
verbunden.
Sind denn, Ihr Dichter, die gekreuzten Reim«
Nicht auch so gut wie die sich gleich gesunden?
So muß auch ein Quartett von Liebespaaren
Die herzen wie die Verse klug verschränken.
Und dann: oh Du, Asträa, hast's erfahren, —
Du, die entflieht durch dies Gewirr von Ränken
Wie durch den Wald — wir sind nicht sehr
verlegen
Und leine Nöte uns« Wangen deckt
Und keine Drohung uns« Liebe schreckt,
Wenn man uns nachsagt, was nicht ist —
dagegen
Schon beim Verdacht der Wahrheit zittern wir.
So führen wir die bösen Zungen irr.
Vier herzen, durch den Doppeltrug geborgen,
Sie schlagen heimlich, kennen leine Sorgen.
Und .keine Sorgen' wiederholt sie bang,
Sie stutzt ob ihrer Stimme Zweifelllang.
Je öfter sie es sagt, je minder schon

Bezweifelt sie. baß zweifelnd ist ihr Ton.
In diefem Augenblicke schlägt es zehn.
Zehn Uhr.
So scharf sie sich belauscht — lm Nu vergeh«
Di« Zweifel alle: Dorallse denkt
Nur noch der Gäste, die sie heut empfängt.
Sie hüll sich »ach. Sie ruft: Was bringt
Martine
Ihr da in der vergoldeten Terrine?
Gin leichtes Frühstück: Gerste, fein gestoßen
Und durchgeseiht, mit Vrüsten von Geflügel,
Die mit Rosinen und mit trocknen Rosen
(Wahrhaftig!) sind geschmort in einem Tiegel,
Gewürzt mit Koriander und mit Zimmt —
Gin Frühstück, wie fte's täglich zu sich nimmt.
.Mach «ich zurecht", mahnt sie, ‚es schlug
schon zehn'.
Sie läßt sich putzen, ohne aufzustehn;
An hals und Arm ein feuerrotes Vand,
So will's die Mode, legt Martine ihr an.
Dann ruft sie den Frlfeur, damit er Hand
An ihre Locken legt. Laprime, der große Mann,
Kommt und erneut der Nackenflechte Knauf,
Der Seltenlocken fröhliches Gewirr.

o c>
5^7^/Ve^
.So', sagt er, .frischen wir sie zierlich auf...
Doch nun erlaubt, daß ich die Strähnen glätte.'
Er tut's und geht. Nun bringt sie Kästchen ihr
Und Schachteln. Doralise erwählt im Nette
Halsband und Häubchen. Ist doch heut ihr Tag,
Und zeigen will sie sich im höchsten Glänze.
Ein Wagen kommt; laut dröhnt der Hufe
Schlag.
Die Stühle werden aufgeftellt im Kranze,
Ein bettelnd Hündchen wird verjagt, ein Buch
Verteilt auf jedes Tischchen . . . Nasch . . .
Besuch . . .
5.
Der Besuch.
Und ein paar ältliche Gesichter nah«
— Preziöse aus der Stadt — in Spitzenkragen
Nings eingerahmt. Danach, schwarz angetan,
Ein paar Autoren . . . Kompliment und
Fragen . . .
Die Damen haben nur ein Necht auf Stühle;
Die Herren hocken auf der Sessel Pfühle...
Man hüstelt: Vorbereitung auf den Geist,
Der schon von zwei Lakaien eingekreist
Mit einem Wandschirm wird, und es geht an.
Bavlus verliest die jüngst verfaßte Nede,
Die er auf einen Vers Eorneilles ersann,
Indes Dordonius, sein Nlval, die Fehde
Mit Spott eröffnet. Jede Dame schlägt
Mit ihrem kleinen Stock«, den sie trägt,
Sich auf ihr Kleid bei ausgesuchten Stellen.
Nun kommt auch Tiridat. Gin paar Marauis,
Phylant, auf seine Handschuh stolz, die hellen..
Doch plötzlich: .Liebste!« — ,0h mein herz!
Sind Sie'sl'
Es rauscht... Garamantid« voran. Es find
Vom Hof die Damen. — Aufsehn. — Und
geschwind
Nehmen ein paar schnurrbürt'ge blonde Herrn
Mit Spitzenkragen Platz zu ihren Füßen ...
Sie sinken in Fauteuils, indes sie grüßen.
Die Damen aus der Stadt sehn es nicht gern.
Kurzweil mit Bändern, Tätscheln auf die Seide.
Geplauder. Neuigkeiten. „Denkt doch nur!
Zum Scherze bindet Herr von Liancourt
Bei einer Dame um den hals der Katz'
Ein Perlenhalsband. Draußen pfeift ein
Spatz . . .
Und hui — fort ist die Katz' und das
Geschmeide' . .
Ein jeder weiß von Tieren allerlei
Zu sagen. Auf die Negeln feiner Sitte
Kommt das Gespräch; man nennt es Ketzerei,
Wenn jemand Fisch mit einem Messer schnitte..
Dann kommt das Preisgcdicht. Der Gegenstand
Ist dieser: .Auf ein Fläschchen von Kristall
Iu dichten ein Nondeau, auf ein und all
Kunstvoll gereimt, der Spröden Sinn zu

wenden.'
Ernst löst vom Pergament ein rosa Band,
Tritt vor und sagt sein Verslein Tiridat:
»Voll Schwermut ihr, die mich vergessen hat,
Mit einem Fläschchen von Kristall zu senden.'
Nondeau.
Dies Fläschchen von Bergkrlstall
Mahnt mich zu meiner Pein
An Deiner Augen kalten Strahl.
Denn find sie wie Kristall so rein,
So ist Dein herze das Felsgestein.
hell, eisig und klein,
Ein winziges Eisberglein,
Ein gefrorener Tränenschwall
Ist dieses Glas.
Ein Epigramm und Madrigal,
hat es doppelten Sinn zumal:
Es gleicht dem frostigen herzen Dein
Und ist auch wie die Tränen fahl,
Als wollt' es Dich der Härte zeihn
Mit seinem trocknen Naß . . .'
Das Beifallsmurmeln unterbricht Phylant,
Tritt vor, gelassen, lein Papier zur Hand.
.Nondeau,' sagt er, .der Spröden herz zu
rühren,
Auf das Etui des Glasflakons zu klieren.'
Wöge dies Siegel von Kristall,
Dieses Siegel von lichtem Schein

(Denn selbst Pipln von heristal
Besah lein Slegel, so klar und «in),
Das Siegel unsres NundeS sein.
Mein herz pocht Schläge ohne Zahl-
Dir, die es spießte wie auf Stahl,
Fror alles ein.
Sieh, mein Kopf ist ein Federball:
Laß dies Slegel den Schlägel sein.
Schlage, schlag mir den Schädel ein,
Vder laß mich »tt Paukenschall
Künden: .Dies herz von Vergtrlstall
Ward mein!'
Vegelstrung herrscht. Doch wem gebührt der
Preis?
Die Weinung schwankt, und man bekämpft
fU) heiß.
(Schluß
»Ich zieh' das ernste vor.'— .Ich lieb'es, wenn
man spaßt.
Gin zweiter Lottlnl" — »Gin Voiture." —
.3a. fast.'
Und Doralise sieh» schon im Geist, oh Glück!
Daß ein berühmter Streit daraus entsteht.
Indes hält sich ein Dichter scheu zurück.
Warum tat er nicht mit? Doch von den Gästen
Umringt und ausgefragt, gibt der Poet
Gelassen aus dem Stegreif dies zum besten:
»Ich meine, daß hier ein Nondeau
Am Platze war' von «Longora,
Damit es allzeit würdig hieß'
Unfrei verehrten Doralise .."
Dies Meisterwerk bc klatscht die ganze Runde.
Dann geht man essen — es ist Mittagstunde,
folgt.)
Mutter und Kind.
Von Fro.nl Wedetinb.
Dr. Landsberger beehrt mich mit dem Auftrage, für mein vieraktiges Sitten»
gemülde „Musik", das in den nächsten Nummern des „Morgen" altweise er»
^^ scheinen soll, eine kurze Ginführung zu fchreiben. Ich bin nun allerdings der Ueberzeugung, daß es kein gutes Zeugnis für eine künstlerische Arbeit ist, wenn sie einer Ginführung bedarf. Ich bin der Ueberzeugung, daß es dem Gindruck einer in sich ab» geschlossenen künstlerischen Arbeit sogar zum Nachteil gereicht, wenn man ihr ein« Glnführung vorausschickt; ich bin der Ueberzeugung, daß auch dem ernstesten Künstler das künstlerische Mittel erlaubt sein soll, den Leser, Hörer oder Zuschauer durch seine Arbeit z» überraschen oder gar zu verblüffen. Da ich nun aber im vorliegenden Falle von diesem Mittel zufälligerweise keinen Gebrauch mache, gehe ich mit um so verbindlicherem Dank auf den liebenswürdigen Vorschlag des Herrn Herausgebers «in.
Mein Sittengemälde „Wusit" wurde in der Veffentlichkeit fchon mehrfach als Komödie angekündigt. <ts ist so wenig eine Komödie, wie mein „Kammersänger". Wer in einer sittlich ernsten dramatischen Arbeit allen sittlichen Grnst mit souveräner Verachtung links liegen läßt und sich lediglich an die Witz« hält, die in den Stichworten liegen, der kann mein« Ueberzeugung nach auch aus Shakespeares „Hamlet" ein« hanswurststudie machen. Wie meln Sittengemäld« als Komödie angekündigt werden konnte, ist mir um so rätscl» Haft«, da es «ine der ernstesten Fragen behandelt, die unsere Kulturentwicklung ge» zeitigt hat.
Im § 218 des Deutschen Strafgesetzbuches wird das Verbrechen gegen das leimende Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist meiner lieber»

62 A??5/VS^
c> o
Zeugung nach das Ergebnis ein« abgefeimten Heuchelei; einer Heuchelei, die tief in unseren, Volksbewußtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egois» mus darin verankert ist, «in« Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Aufgaben unserer leider fo weibisch jämmerlichen Frauenbewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau sind die fünf Jahre Zuchthaus, die im § 218 angedroht werden, Luft. Ich kenne nicht einen einzigen Fall, in dem eine verheiratete Frau durch den § 218 auch nur in ihrem Mittagsschlafe gestört worden ist. Unverheiratete Frauen werden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt. In Nr. 219—220 der von Karl Kraus in Wien herausgegebenen „Fackel" behandelt Herr Dr. Fritz Mittels die Bestrafung des Verbrechens gegen das keimende Leben fo erschöpfend, daß ich die Vortämpferinnen für weibliche Unabhängigkeit nur bitten kann, diese Auseinandersetzungen zum Kriegsgesang zu erheben. Leider gehen diese Vortämpferinnen seit Jahren nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln. Die Interessen der Frau sind ihnen gestorben.
In meinem Sittengemälde „Musik" habe ich darzulegen versucht, daß der Mann, der allein für die bestehenden Gesehe verantwortlich ist, mit dem § 218 nicht etwa das ent> stehende Leben zu schützen sucht, sondern daß es ihm mit der Androhung von fünf Jahren Zuchthaus lediglich darauf ankommt, dem heranwachsenden jungen Weibe die selbständig« körperliche und geistige Entwicklung unmöglicher zu machen, daß es ihm lediglich darauf ankommt, die Eingeweid« des weiblichen Körpers als eine Domäne männlichen Unternehmungsgeistes strafrechtlich einzuhegen. — Mit fünf Jahren Zuchthaus.

Vankendämmerung.

Von Alfred Lansburgh.

seit längerer Zeit kann man an der Berliner Börse eine kleine, aber sehr rührige Baissespekulation beobachten, die bald auf diesem, bald auf jenem Markt Attacke bläst und bisher im allgemeinen erfolgreich gewesen ist. In der vorigen Woche galt ihr hauptangriff den Aktien unserer großen Banken; und er wurde mit weit mehr Sicherheit und Bachdruck gefühlt als auf anderen Gebieten. Man fühlt sich hier wohl der Gefahr eines Irrtums weniger ausgesetzt als anderswo. Die Kurse der Industrieaktien stehen nachgerade so niedrig, daß selbst eine mähige Abschwächung der Konjunktur ihnen nicht sonderlich mehr schaden kann. Und ob es mit dem industriellen Hochgang wirklich definitiv vorbei ist, das ist eine Frage, die niemand sich zu beantworten traut; man erinnert sich noch zu deutlich, wie grob man 19<X) nach oben und 19N4 nach unten daneben gehauen hat. Bei der Beurteilung der Geschäftslage unferer Banken indes glaubt man sich gegen jeden Berechnungsfehler gefeit. Mag die Konjunktur zu Ende gehen oder nicht, mag die Kursentwicklung nach dieser oder jener Bichtung weisen, in jedem Fall bleibt die Tatsache bestehen, daß die Banken ein miserables Halbjahr hinter sich haben. So glaubt man. Das Emissionsgeschäft stockt schon seit dem vorigen Jahre, das Kommissionsgeschäft schläft mehr und mehr ein, neue Konsortialoperationen verbieten sich bei dem teuren Geldstande. Dagegen schwellen die Effeltenbestände in den Tresoren, weil bei der Kundschaft das Geld ebenso knapp ist wie an der Börse, und die geforderte« Bachschüsse nicht geleistet werden tonnen. Bur der kleinste Teil der Effekten kommt an dem

» o
5^7^/Ve-^ LZ
offenen Markte zum Verlauf, der größere Nest bleibt bei den Banken, die sich, um die Börse zu schonen, selbst zwischen diese und das Publikum schieben. Als kürzlich die Deutsche Bank einen Auftrag zum Verlauf von 60 000 Mt. <3elsentirchen»Attien ein» mal nicht in sich selbst erledigte, sondern an der Börse weitergab, da brach geradezu eine Nein« Panik aus; so sehr hat man sich daran gewöhnt, in den Banken eine Art Kugelfang zu sehen. Diese Schonung der Börse hat aber den allgemeinen Bückgang der Kurse nicht aufhalten können, und so liegen heute große Differenzen auf den hohen Effeltenbestünden der Banken. Und nicht nur au> den Aktien. Zwischen den Dezember» lursen unserer 3 und 3 V-N igen Staatsanleihen und ihrem heutigen Stande liegt ein Bück» gang von 5»/», und die Bestände bei den meisten Banken betragen Dutzende von Millionen, noch von der mißglückten Emission des letzten Jahres her. Auf eine Diskontermäßigung wird man zwar nach Ueberwindung der herkömmlichen Semestral» Nemme rechnen können. Aber dann drückt bereits die Angst vor den Herbstansprüchen auf jegliche Unternehmung und beseitigt die letzte Aussicht auf einen Ausgleich der Frühjahrsverluste. Ein BaissoEngagement in Bankaktien dünnt daher die Spekulation das denkbai ungefährlichste Unternehmen. Wobei ihr im Hintergrund« noch die Wog» lichleit eines scharfen Konjuntt rumschlages als Gewinnprämie winkt.

Aber die Angriff« der Börse sind nicht die einzigen, denen die Banken heute aus« gesetzt sind. Zu ihnen gesellen sich Anfeindungen, die gegen die Struktur der Banken selbst gerichtet find. Die alten Bestrebungen, eine Scheidung zwischen Effekten» danken und Depositenbanken herbeizuführen, gewinnen im Parlamente und in den Ministerien mehr und mehr an Boden. Sieht man genau hin, so ist auch hier die Geldteuerung der Ausgangspunkt. Leute, die noch immer den Unterschied zwischen „Um» laufsmittel" und „Kapital" nicht begriffen haben, und andere Verständigere, die einen Teil der Umlaufsmittel aus dem Verkehr ziehen und zu Kapital machen möchten, ar» beiten planmäßig auf eine Beform des Zahlungsverkehrs hin. Scheck, Giro und Clea» ring sollen das Hartgeld ersetzen und das Publikum an die Depositenrechnungen bei den Banken gewöhnen. Das historische Huhn Heinrichs des Vierten, das jeder Bauer <m Topfe haben sollte, hat dem Bankkonto welchen müssen. Von ihm verspricht man sich eine dauernde Erleichterung des Geldmarkts.

Daß England uns schon lange den Gegenbeweis geliefert hat, fchelnt bisher nicht bemerkt worden zu fein. Als Voraussetzung für die Erziehung des Bürgers zum Depositengläubiger gilt aber eine gründliche Beform des Bankwefens. Von allen Schlacken des Effekten» und Gründungs-Geschüfts gesäubert, soll die ‚Depositenbank" allein berechtigt sein, Spargelde? anzunehmen. Schon im März hat sich diese Tendenz zu Besprechungen hervorragender Beichstllgs»Abgeordneter verdichtet. Damals gab es unter dem Feldgeschrei .I^ei Wertheim- den ersten schärferen Angriff auf die Bankaktien, denn die Börse sah bereits die Groß» danken ihres Emissionsgeschäfts beraubt und an der Stelle der Effetten»Gewinne ein klaffendes Loch. Und auch bei den neueren Attacken scheinen solche Befürchtungen eine Bolle zu spielen. Wie es mit der Verzinsung der Blesenkapitalien werden soll, wenn eine Deutsche Bank und eine Dlsconto-Gesellschaft weder gründen noch emittieren dürfen, sondern sich mit den Erträgnissen des regulären Bankgeschäfts begnügen müssen, löst an der Vör?^ ernst« Bedenken aus.

Zu Unrecht. Daß sich im deutschen Bankwesen eine entscheidende Wandlung vorbereitet, ist freilich sicher. Die reine Depositenbank wird alfo wohl in ganz turzr Zeit kommen. Denn ohne es zu »ollen sind die meisten unserer Banken im Laufe der Jahre bereits zu Depositen» danken geworden, denen das Effektengeschäft nur noch als Ueberrest einer überwundenen Epoche anhaftet. Die Deutsche Bank zum Beispiel kann jeden Tag ihr Gründungs» un»

t)il
S??/?^^
Emissionsgeschäft von sich abstreifen. Und bei den anderen Großbanken, vielleicht mit Aus» nähme der tzandcls»Gesellschaft und des Schaaffhaufen'schen Bankvereins, liegt die Sache ebenso. Das Emissionsgeschäft ist in den meisten Fällen nicht mehr Selbstzweck, sondern ein Mittel, um einflußreiche Großindustrielle zu Geschäftsfreunden zu gewinnen. Das Depofitengeschäft auf der einen und das Wechsel» und Porschußgeschäft auf der anderen Seite haben sich, unterstützt durch das die Konzentration befördernde Börsengesetz, so eminent gehoben, daß das Effektengeschäft völlig von ihnen überwuchert wird. 18?« z. B. verhielten sich die Effekten» und Konsortialbestände der Disconto» Gesellschaft zu den sonstigen Anlagen wie 60 zu IIX). Zehn Jahre darauf war das Verhältnis nur noch «0 zu IM. Im Jahre 1896 war die Ziffer des Effektengeschäfts bereits auf 16 Prozent zufammengefchrumpft, und im vorigen Jahre war die Relation wie 12V2 3« 16N. Bei der jüngeren Deutschen Bank dominierte das eigentliche Bankgeschäft von vornherein, hier ist das Verhältnis zwischen Effektengeschäft und sonstigen Anlagen in den letzten zehn Jahren von 15 zu 160 aus 7 zu IIX) zurück» gegangen. Und es bedarf nur noch eines leisen Anstoßes von außen, um das Effekten» geschäft gänzlich loszulösen. Gin Depositenbankgesetz ist also keineswegs etwas so Fürchtcr» llches, wie es den meisten scheint.

Freilich muß man, um das zu erkennen, vorher den Irrtum über Bord werfen, das Gmifsions» Geschäft sei heute der Hauptfaktor der Gewinn»Rechnung. Bei der Deutschen Bank erbrachten Effekten» und Finanzgeschäfte in den beiden letzten Jahren etwa 17 '/, des Gesamtgewinnes, ob» wohl kaum ?"/, des werbenden Kapitals in ihnen angelegt waren. Scheinbar hat also dasEffekten» und Konsortial»Konto eine ganz enorme Verzinsung erbracht. Aber das ist ein Trugschluß. Man hat sich nämlich daran gewöhnt, die eigenen und die fremden Gelder der Banken zusammen» zuwerfen und sie einheitlich als »werbendes Kapital' anzusehen. In Wirklichkeit sind jedoch das Aktienkapital und die offenen und versteckten Reserven einer Bank streng von den fremden Geldern zu scheiden. Denn die letzteren stießen ihr ja nur auf Grund des Vorhandenseins der elfteren zu. Je kleiner Kapital und Reserven, desto geringer das öffentliche Vertrauen, das sich im Zufluß der Depositengelder äußert. Ist ein unverhältnismäßig großer Teil des Aktienkapitals in Industrie»Effekten und Beteiligungen angelegt, so wirkt das ebenso, als wäre dieser Teil des Kapitals gar nicht vorhanden. Ja es wirkt sogar noch ungünstiger, da man damit rechnen muß, daß die konsortialiter eingegangenen Verpflichtungen einen weiteren Teil des Aktienkapitals festlegen. Je größer dl« Effekten»Engagements einer Bank, um so kleiner der Betrag der ihr zustießenden und im regulären Geschäft anzulegenden Gelder. Bei der Deutschen Bank machen die fremden Gelder das Achtfache des Kapitals und der Reserven abzüglich der 118 Millionen Effetten»Engagements aus. Würden die letzteren weg» fallen, fo würden der Bank rechnerisch achtmal 118 Millionen weitere fremde Gelder zu» fließen tonnen, oder anders ausgedrückt: Das vorhandene Garantiekapital würde unter Beibehaltung des jetzigen Deckungsverhältnisses fast eine Milliarde fremder Gelder mehr sichern, als es heute der Fall ist. Ob die 118 Millionen Effekten» und Konsortial»Engagements sich heute besser verzinsen, als es künftig eine Milliarde Depositengelder tun würde? Ich bezweifle es.

3>?^/7Q555Hi2^

In den nächsten Nummern de« «Morgen"
werden unter anderen, außer den Herausgebern,
zu Worte kommen: Exzellenz von Podbielsll,
Franl Wedekind, Vehmel, Llllencron, Eulenberg,
Bernhard Shaw, Richard Wagner, Maupassant
(mit Ineditis), Maeterlinck, Max Liebermann,
0. Tschudi, Strindberg, Dessolr, Delitzsch, Eulen»
dura, Doumer und Varris.
Der in der ersten Nummer erschienen« Aufsatz
-Neunter» Verhältnis zur Kunst" von Karl
Scheffle» ist ein Fragment aus einem Epilog,
den Herr Scheffler der lm herbst erscheinenden
Neuauflage seines Büchleins über Meunier
hinzuzufügen beabsichtigt. Herr Scheffler legt
Wert darauf, bah den Lesern des .Morgen"
darüber Aufschluß werde.

««aiUworMch für die ««bottlon: Ol «»w» L<>nd»l>n«e». Vt»u» V «. L«m>tst»«z« l. - ««l»» »n«»v««d» « ei,.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / «Richard Strauß: Wustl / Georg Brandes:
Literatur / Richard Wucher: Kunst / Hugo von tzofmannsthal: Lyrlt
Nummer 3 ^ementj^ 28. Juni 1907

Das Friedensfest.

^Um 30. Januar 1902 wurde in London zwischen Lord Lansdowne, dem Herrn für ^/I Englands Auswärtiges, und dem japanischen Gesandten hayashi ein Vertrag ^^" abgeschlossen, der in Artikel 2 bestimmt: »Wenn Einer der beiden Vertragschließenden in einen Krieg mit einer ande en Macht verwickelt werden sollte, wird der andere Thell strenge Neutralität bewahren und sich bemühen, zu verhindern, daß andere Mächte sich an den Feindseligkeiten gegen seinen Verbündeten beteiligen." Und durch Artikel 3 sich dahin erweitert, daß, »wenn irgend eine Macht sich den Feindseligkeiten gegen diesen Verbündeten anschließt, die andere Partei ihr zu hülfe eilen, den Krieg mit ihr gemeinsam führen und !n wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen soll". Der Vertrag erregte in der diplomatischen Welt beträchtliches Aufsehen, und am 3. März kamen im Deutschen Reichstag die Herren hasse, von hertling und Eugen Richter auf das englisch»japanische Abkommen zu sprechen. Herr von hertling, der ein geschmeidiger, nicht talentloser Diplomat, doch kein politischen Denleils fähiger Kopf ist, fand, daß der Vertrag »unsere deutschen Interessen durchaus unberührt lasse". Auch die Abgeordneten hasse und Richter fanden kein haar in der Suppe, und Graf Bernhard von Bülow bestärkte die Herren in ihrem Wahn. Er konstatirte, daß die Abmachungen »uns nicht berühren", verlangte in Ehlna „keine Extrawurst" und versicherte obendrein noch, eine läppische, doch nicht absichtlose Auslandente verifizierend, stockernst: »Von einer Mitwirkung deutscherseits bei dem englisch-japanischen Abkommen ist mir nichts bekannt. Wir haben nicht Pate gestanden, und mit der Vaterschaft hatten wir erst recht nichts zu thun." Trotzdem war er natürlich ,weit entfernt, die Bedeutung des Abkommens zu verkennen. Es ist das erste Mal, daß ein asiatisches Volk vollkommen gleichberechtigt in enge Verbindung mit einer europäischen Großmacht tritt". Also eine rein formale Geschichte. Im Reichstag gabs viermal die berühmte Heiterkeit, und die Sache war für uns erledigt. Doch nicht für Frankreich und Rußland; die antworteten mit der Erklärung, daß auch sie im Osten solidarisch vorgehen wollten.

Nicht lange danach schloß Eduard mit den Vurenstaaten Frieden. Großbritannien hatte in den Zelten der Kriegsnoth die Gefühle Europas kennen gelernt, athmete jetzt wieder frei und tonnte die Erfahrungen, die es gesammelt hatte, nun nutzen. Verlor auch nicht lange tost, bare Zeit. Es wußte, was es wollte, und hat nie lange gezögert, wenn ihm irgendwo ein Vortheil winkte. Erstes Erfordernis einer nutzbaren Politik war eine Schwächung Rußlands, las in Asten, trotz Li»hung»Tschangs Warnung, nach der Mandschurei gegriffen, Japan damit bis zur Unverföhnlichtelt gereizt hatte, und mit starten Machtmitteln an der indischen Grenze zu drücken begann. Allzu lange konnte dem nicht zugesehen werden. Gelang's, Frankreich ins britische Schlepptau zu bringen, dann hatte Japan im Osten freie Hand, und

66 A75/?/^e^
«> o
England war des immerhin kostspieligen Vergnügens, aktiv in den Kampf ewgreifen zu müssen» überhoben. Eduard, der Vlelbespöttelte, hatte die Situation rasch erfaßt. Und die erste Antrittsvlfite wurde, via Lissabon und Nom, Paris gemacht. (Frühjahr 1903.)
Demselben Paris, das vor kurzem noch seine Mutter geschmäht, ihn selbst gehöhnt hatte, wie nur je ein Volk einen fremden Herrscher. Die Folgen zeigten sich bald, und als das Jahr seinem Ende sich neigte, schwamm Frankreich in Englands Kiellinie; die Verständigung war erreicht. Die Herren, die wir mit der Wahrung unserer Staatsintercssen betraut hatten, tonnten nun mindestens ahnen, wie die Dinge laufen sollten. Sahen und hörten aber nichts.
Fünf Wochen danach, am 6. Februar Ilwtz, griff Japan Nußland an. Im April wurde das englisch»französische Abkommen über Nordafrika bekannt, das England Egypten, Frankreich Marokko sicherte. Durchlaucht fand Deutschlands Interessen noch immer nicht engagirt. Frankreich rührte sich während des ganzen russtsch»japanischen Krieges nicht und trieb, von uns noch enger an Englands Seite gedrängt, sogar Noschdeftwenstijs Flotte vor Annams schützender Küste ins sichere Verderben. Damals wäre ein Zusammenschluß Deutschlands und Nußlands wohl billig zu haben gewesen; sogar die Wiederherstellung des «taws quo ante 1890. Doch wir thaten nichts und ließen unsere Presse Tag vor Tag über die polnische Grenze schimpfen. (Das in dem Augenblick, da wir Frankreich die Nechnung wegen Marokko präsentirten.)
Die Klugheit war nicht zu überbieten. Und als sich das Blättchen zu wenden begann und Nußlands Ausfichten wuchsen, ließen wir, wie Noosevelt, in Petersburg einen Vllvenzweig überreichen und drängten zum Frieden; zu einem Frieden, der in Amerikas, Frankreichs, Englands Interesse liegen mochte, sicher aber nicht in unserem lag. Algeciras kam. Wir traten den Nückzug an, den ersten, fett das Neich besteht, und rasch verschlechterte sich nun unsere Position. Was wir dazu beitragen konnten, wurde, trotz der Warnungen einsichtiger Köpfe, geleistet. Und der Krieg, dem wir mit sentimentaler Negung aus dem Wege gingen, ist nun zur Notwendigkeit geworden.
Auch Versäumnisse haben ihre Folge. »Auch was ihr unterlaßt, hat Zarathustra gepredigt, webt am Gewebe aller Menschenzutunft.' An versäumten Gelegenheiten brach vor hundert Jahren Preußen zusammen; versäumte Gelegenheiten beengen heute die Bewegungsfreiheit unferes Volkes. Trübere Tage fah das junge Neich noch nie; nie die Welt ein auch nur annähernd gleiches Coalltionssystem. Kein Punkt ist auf der beschienenen Erde mehr sichtbar, über dessen Schicksal wir mitzureden hätten; Eduard ist zum mächtigsten Mann der Gegen» wart geworden. Laut dürfen und ungestraft französische Generale und Minister über den Nheinstrom drohen, darf die Auslandspresse höhnen, baß wieder ein Bünbniß ohne Deutsch» land zu fragen abgeschlossen sei. England ist mit Japan und Nußland, Frankreich, Italien und Spanien, Norwegen und Portugal liirt oder befreundet; Nußland mit Frankreich, England und Japan, Frankreich mit England, Japan, Nuhland, Spanien und Italien verknüpft; Italien, Spanien, Portugal sind bündnißfähig; Vesterreich hat sich mit Nußland und England über den Balkan verständigt (und ist im Uebrlgen mtt der Heilung seiner inneren Gebresten vollauf de» schäftigt); sein Dreibund ist ein persönlicher Treubund, der mit zwei müden Augen morgen erlöschen kann. Nur wir stehen allein; isolirter, als England zur Zeit der Napoleonlschen Eonttnental» sperre. In Asien, Afrika, Australien und dem außerbeutschen Europa haben wir kein Wort mehr zu sagen. Wer von einer Theilung der Erde spräche, übertriebe nicht allzu sehr, hat nicht Nuhland seinen gesammten Besitz gesichert, seine Interessensphären fast überall anerkannt? Japan nicht, was es wollte, im Osten garantirt? Nicht Frankreich, Annam und Slam, Tunis, Algier, Marokko? Und England? Es hat, wie ftchs gebührt, den Haupthappen bekommen. „Es wird ein glücklicher Tag sein, schrieb, vor genau fünfzig Jahren, Eobden an John Bright, wenn England keinen Acre Land mehr auf dem astatischen Festlande besitzt.'

o u
5eute hat es seinen ganzen Besitz in verbürgter Sicherheit und neue Strecken concessionirt. Afrika ist von der Nilmündung bis zum Kap der guten Hoffnung fein; bald wird von Kairo bis Kapstadt der Schienenstrang gehen, und wenn es heute an die Integrität dc? Congostaats tastet, können wir über ein papiernes Veto nicht hinaus. Afrika (das ist de? Sinn und der Zweck des neuen Dreibunds; und die Folge der fo geräuschvoll instradicrkli neuen Colonialpolitik, der Nederei des Herrn Dernburg, der „nationalen" Wahlen, der leicht« sinnigen Schwächung unserer bisher leidlich stabilen inneren Verhältnisse) Afrika soll für m» unerreichbar werden. Wenn Eduard nicht will, kommen wir zu keiner unferer Kolonien; selbst die Nordsee Ist uns versperrt. Aergere Fessel trug nie ein Volk von Selbstachtung und Kraft. Iuausaue wuciem diese Misere?

Bernhard Fürst von Bülow drückt die Frage nicht. Kommt sich wohl gar, obwohl er dcH Neich wie lein Zweiter geschwächt hat, noch immer unersetzbar vor. „Weine Politik, hatte der auch auf allen Gebieten dilettirende Byron gesagt, ist wie ein junges Mädchen für einen alten Mann: je schlimmer sie wird, desto verliebter werde ich in sie." Wir haben manches Schmerzliche seit Blsmarcks Weggang erfahren. Doch dem, was wir jetzt erleben, hätte felbst hohenlohes senile Demenz noch eine kräftigere Antwort gefunden, als die »gewisse drohende Gestaltung von Drucke-schwärze", die Bismarck einst eine „unglaubliche Dummheit" nannte; und jedenfalls eine ist, wenn ihr leine Thaten folgen. Die Preßtattik war in den letzten Tagen wieder wunderbar und lobte laut ihren Meister. Zuerst, als die Nachricht vom neuen Dreibund auftauchte: Charmant; neue Bürgschaft für den Weltfrieden; berührt uns, die wir von jeder Angriffabsicht uns rein wissen, überhaupt nicht. Zwei Tage später: Keine Kollision mit unseren Interessen. Aber was mag nur Italien dazu sagen? Wieder zwei Tage danach: «Rühren der Lärmtrommel in Eöln. Deutliche Kriegsdrohung. Wirds Ernst? Gewiß doch; Ministeropfer fallen unerhört. Und vom neuen Dreibund ist nicht mehr die Nede. lieauiezcat in p»ce ... Ob wir uns nicht doch noch an der Abrüstungs» frage beteiligen könnten?

Politik und Bildung.

Von Werner Sombart.

habe in dem vorigen Aufsatze gefagt, was ein politischer Mensch sei; ich muh nun ^ M sagen, was ich unter einem gebildeten Menschen verstehe, da ich ja das Auseinander» ^W gehen dieser beiden Typen erklären wollte.

Das in kurzen und verständlichen Worten auszusprechen, was Bildung sei (oder wie wir statt dessen auch sagen können: was ^persönliches Kultur sei), ist deshalb so sehr schwer, weil die Worte, die dabei von uns gebraucht werden, gar einen so verschiedenen Sinn haben. So daß man fast definieren tonnte: ein Menfch von Bildung ist der, der alle Bildung von sich fern hält; ein Wann von Kultur der, der alle Kultur haßt. Und weil das Wichtigste gar nicht in klaren Begriffen ausgedrückt werden kann, well es gefühlt, empfunden, erlebt fein muz, um verstanden zu werden. Denn was weiß jemand, der sie selbst nicht besitzt, mehr, wenn ich sag«: daß ich Bildung gleich setze mit Persönlichkeltstultur? Während für den andern alle langen Auseinandersetzungen unnötig, ermüdend, peinlich sein müssen.

Aber ich will doch wenigstens den Versuch machen, das Phänomen des gebildeten Menschen in seinen tzauptzügen zu beschreiben. Vielleicht daß ich doch bei diesem oder jenem, der auf ähnlichen Gedankengängen bereits gewandelt ist, bekannte Vorstellungen erwecke und Gebauten'

keime zur Entwicklung bringe. Ich beschreibe den gebildeten Menschen, wie er mir vor »»einen geistigen Augen schwebt, und spreche von ihm als von einem guten Freunde, dessen Eigenarten ich einem andern schildern will.
Unser Freund hat alle Probleme dieser Welt in seinem Geiste bewegt, hat alle Liebe und alles Leid in seinem Innern lebendig werden lassen und ist nach reiflichem Sinnen etwa zu dieser Auffassung vom Wert und Wesen unseres Daseins gelangt.
Im Mittelpunkte der Welt und seiner eigenen Interessen steht das Persönliche, das eigen» artig Individuelle, dessen Entfaltung er als den Sinn des Lebens betrachtet. Alles objektiv das Einzelwesen Bestimmende, alles Normative, alles nach allgemeiner Geltung Strebende, alle Errungenschaften der objektiven Kultur läßt er nur sowett gelten, als es der Entwicklung des Persönlichen und seiner Eigenart förderlich ist. Er glaubt, daß alle Werte am letzten Ende nur im Persönlichen ruhen und wurzeln können, und daß alle Erscheinungen, alle Geschehnisse in dieser Welt nur Sinn und Bedeutung haben in ihrer Beziehung zum Wohl und Wehe unserer Persönlichkeit, unserer lebendigen Seele. .Und so Ihr die ganze Welt gewönnet, was nützte es Euch, so Ihr Schaden an Eurer Seele nähmet . .'
Dieses Persönliche, um dessen Entwicklung sich somit alles bewegt, betrachtet unser Freund nun als etwas Lebendiges, das nach den Gesetzen des organischen Lebens sich entfalten, das sich auf natürliche Weife auswachsen muß. Zwar können äußere Einflüsse den Wachstums» prozeh aufhalten oder beschleunigen; aber niemals ersetzen. Nur was der einzelne in seinem Innern erlebt, das erwirbt er sich, und daraus bildet sich seine Individualität. Für die Menschheit ist aber nur das vorhanden, was in den einzelnen Individuen zu innerem Besitz erwachsen ist, und die Menschheit und die Welt find so gestaltet, wie die lebendigen Persönlichkeiten geworden find.
Begreiflicherweise sieht unser Freund, dem das Persönliche der höchste Wert ist, für sich und die andern das Ideal der Gestaltung in reichster Entfaltung der individuellen Eigenart und Lebendigkeit, und darum liebt er alle Lebensbedingungen, die jene Mannigfaltigkeit zur Entwicklung bringen, und haßt er jene oder begegnet jenen mit Mißtrauen, die sie zu verkümmern drohen.-
Er liebt die Einsamkeit, die zur inneren Sammlung drängt; er liebt das Leben in der Natur, das uns auf tausendfachen Wegen zur Vertiefung und Bereicherung unseres Wesens führt; er liebt den Umgang der Musen, die unser Leben schmücken und verschönen; er liebt die sinnvolle Arbeit an einem Werte, das selbst wieder Leben atmet oder Leben erzeugt; er liebt den Umgang mit Einfältigen und mit Kindern, die ihm das Ursprüngliche, das Wesenhafte des Menschentums zeigen; er liebt den Umgang mit echten Frauen, die chm den ganzen Menschen erleben lassen, weil sie noch durch keine Zwangsjacke beruflicher oder ähnlicher Teiltütigkeiten verkrüppelt sind.
Und er haßt eben jene Teiltätigkeiten, er haßt alles Berufhafte, alles Fachmüßtge, well es die persönlichen Werte herabmindert. Er haßt es besonders stark dort, wo es noch vorhandene Werte vor seinen Augen zu zerstören droht: bei den Frauen. Er haßt die berufliche oder andere Hierarchien, well sie den eigenartigen Menschen in eine nivellierte Allgemeinheit herabziehen. Er haßt alles, was im vulgären Sinne .Bildung- heißt und nur äußerlich angenommenes Wissen ist, wie er denn alles bloße Wissen, dem kein Erlebnis

zugrunde liegt, haßt. Er liest wenig, am wenigsten Zeitungen. Er steht wenig Kunstwerk«, besucht wenig Theater, wenig Konzerte, Er haßt die äußeren Errungenschaften der modernen Kultur, vor allem die Technik, weil sie den Geist zerquetschen und ertöten; er haßt den Trubel, das Gewimmel, die Masse, das »ommerztum, weil in ihm der Elnzelmensch ab» geschlissen, abgerieben, spezialisiert wird und also an Eigenartigem, an Persönlichem verliert. Er fürchtet die Wissenschaft (obwohl er vor ihren großen Leistungen Ehrfurcht empfindet), »eU sie — in der Hand von minderen Geistern — leicht dazu dienen kann, das Persönliche zn erdrücken, das Lebendige zu töten, weil sie immer auf dem Wege zur Scholastik ist. Er fürchtet den Reichtum (obwohl er ihn in edler Verwendung gern sich entfalten sieht), weil ein Uebermaß an Besitz, zumal an rasch erworbenem Besitz, die geistige Spanntraft zu lähmen, die Frische und Beweglichkeit der Seele zu hemmen sehr wohl imstande ist.

Was unser Freund für sich erstrebt: die harmonische Herausbildung seines Wesens zu edler eigener Gestalt — das schätzt er natürlich auch bei den andern. Er sucht den ganzen Menschen und freut sich feiner Eigenart. Er fragt nicht sowohl danach, was ein Mensch leistet, was er kann, als vielmehr danach, was er ist. Nicht die berufliche Tüchtigkeit allein imponiert ihm, wenn er steht, daß darunter lebendiges Wesen verdorrt ist. Er schätzt den Menschen nach dem, was er als Mensch im ganzen ist: wie er mit hoch und niedrig verlehrt, wie er mit seinen Kindern spielt, wie er seine Mutter begräbt, wie er Freunden aus der Not hilft, wie er der Sonne und des Meeres froh wird, wie er liebt und leidet. Er geht nicht als ein strenger Nlchter durch das Leben. Er lebt und läßt leben, was Gott der Herr in seinem überquellenden "Reichtum geschassen hat. Er rechtet nicht mit der Rose, daß st« leine Narzisse ist, und ebensowenig mit dem Menschen, daß er diese und nicht jene Eigenart befitzt. Nichts Menschliches ist seinem herzen fremd, und milde ist sein Urteil in allen menschlichen Dingen. Wo er eines kodifizierten Gesetzestextes bedarf, um über Wenfchen zu richten, greift er zum Faust, den er immer noch — trotz aller Leistungen der neuen Literatur — als ständigen Begleiter mit sich zu führen sich nicht schämt. Denn unser Freund, das ist eines seiner hervorstechenden Kennzeichen, ist sehr unmodern.

Wir dürfen nun beileibe nicht unfern Freund für einen Genußmenfchen oder gar einen jener Uebermenschen halten, die in den Eaföhäufern die Zeit totschlagen und die die Spielerei mit der Kunst und die Liaisons mit lieben, süßen Mädeln für den Inhalt des Lebens an» sehen und sich frei nennen und eine Persönlichkeit, well sie frech sind und sittenlos. Unfer Freund weiß, daß die Grundlage alles Persönlichen die Beherrschung des Trleblebens ist, er weih, daß „Genießen gemein macht" und daß der Mensch ohne tiefen, ernsten Lebens» inhalt hohl und leer ist. Weil er die persönliche Freiheit über alles setzt, so bleibt er sich stets bewußt: Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Und wir dürfen unfern Freund nicht mit jenen impotenten Aestheten verwechseln, die in ihren Sammlungen die Grenzen der Welt erblicken und sich mit tausenderlei eitlem Tand umgeben und das in Schönheit leben heißen.

Auch kein Egoist« ist unser Freund. Nicht nur, daß er den andern alles Llcht^nd^allen Sonnenschein gönnt: er nimmt an ihrem Wohl und Wehe Anteil, wo er steht, daß sich Lebendiges zur Entfaltung durchringt; er freut 'ich, wenn er ihnen helfen lann, und will

seine Gaben und sein Können gern den Mitmenschen zu Nutz und Frommen hingeben, wenn er glaubt, daß damit einer suchenden, irrenden Menschenseele geholfen ist.
Und ganz gewiß ist unser Freund leine müde Seele. Er liebt das Leben wegen seiner unendlichen Offenbarungen, die es ihm täglich gewährt; er liebt und segnet die lebendige Arbeit, das keimbilbende, bluten» und früchtetretbende Schaffen. Nur daß die Arbeit nicht Fronwerk werde, daß sie nicht zu stumpfsinniger Mühsal sich gestalte und den lebendigen Menschen wieber niederdrücke, statt ihn zu erheben und frei zu machen. Nur daß die Arbeit nicht in sinnlose Vielgeschäftigleit ausarte, wie sie den modernen Großstadtmenschen zermürbt, verödet, verflacht: jenes armselige Lasttier, das „nie Zeit hat". Unser Freund hat immer .Zeit". »
Wovon wir ausgingen: Der Gegensah zwischen dem, was hier als gebildeter Mensch ge» schildert wurde, und dem, was wir früher als politischen Menschen kennen gelernt haben, springt in die Augen: es ist der uralte, in bestimmten Personen verkörperte Gegensatz zwischen Freiheit und Ordnung, zwischen Persönlichem und Sachlichem, zwischen Individuellem und Allgemeinem. Und wir verstehen nun, daß es nur der Gegensatz des Kulturmenschen (in dem hier dargelegten Sinne) zum Politiker ist, wenn wir (beispielsweise von Alfred de Musset) erfahren: daß er in Staat, Kirche und Gesellschaft alles gehen läßt, wie es eben geht. .Teilnahmslos sieht er, wie Throne zusammenstürzen und neue Neglerungen eingesetzt werden. Ein junges Mädchen mit weißem Nacken, das im Theater zufällig vor ihm sitzt, interessiert ihn mehr als der Wechsel der Dynastien. Jenes vermag ihn zu einem reizenden Gedichte, wie ‚Une zoirse peräue' anzuregen, dieser läßt ihn ganz gleichgültig." Und wir begreifen den tiefen Sinn eines Wortes, das sein Bruder Paul von ihm zittert: .Die Art und Weise, wie sich Napoleon die Stiefel angezogen hat,' sagte Alfred, »interessiert mich mehr als die gegenwärtige Politik Europas."
Wir erleben aber auch die Antwort mit, die der Dichter seinen Freunden erteilt, die also zu ihm sprachen: ^, . ^, .

‚Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst Du nur auf Wässerung
Deines Wleschens denken?"

Die Antwort lautete, wie man weiß:

Blühe, was da blühen mag
Unter Euren hauchen,
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.
Möge jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Nose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Ganz unwillkürlich vermindert sich für denjenigen, der in der Pflege des Persönlichen den Inhalt seines Strebens erblickt, der den Menschen nicht als Glied einer staatlichen Gemeinschaft, sondern als Naturwesen, als Lebendiges in der großen Gotteswelt anschaut, der da glaubt, daß alle menschliche Entwlckelung inneres Erlebnis sei, von innen nach außen, nicht von

außen nach innen sich vollziehe, der Wert aller sozialen, aller staatlichen "Regelung, wie aller äußeren Regelung überhaupt. Die höchstpersönlichen und daneben die kosmischen Problem« entfalten sich in der Seele dieses Menschen zu solcher überragenden Größe und Weite, daß neben ihnen die Staats» und Gesellschaftsmäßigkeit unseres Wesens ganz und gar in nichts sich aufzulösen droht.

Diese zunächst rein gefühls» und empfindungsmäßige Ablehr des Kulturmenschen vom Politischen wird nun bei denkenden Gebildeten zu einer bewußten Gegnerschaft gegen die Politik aus» gebildet. Mit allerhand Gründen sucht man den Nachweis zu führen, daß für all« wirklichen Lebenswerte — für alle wertvolle, objektive Kultur ebenso wie für die Person» lichkeitskultur — die Gestaltung der politischen Verhältnisse irrelevant sei. Man weift darauf hin, daß politisch rückständige Zeiten die höchste Kultur — objektiv wie subjektiv — hervorgebracht haben, daß Deutschlands Kunst, Wissenschaft und Literatur nie herrlichere Blüten getrieben haben als in der politisch verschlampten Zelt von 1750 bis 1850, und daß auch die Persönlichkeiten in diesem Jahrhundert weit über denen der Gegenwart gestanden haben dürften. Ja, man geht so weit, zu behaupten, daß staatliche Neuorganisation und politische Fortschritte eher lähmend auf die Entfaltung wichtiger und wertvoller Zweige der Kultur einzuwirken scheinen, — indem man auf die Verödung des geistigen und persönlichen Kulturlebens Deutschlands seit der Reichsgründung die Aufmerksamkeit lenkt.

Man sagt aber auch, daß manche politisch rückständigen Länder auf einer höheren Stufe der objektiven und subjektiven Kultur stehen als politisch sehr avancierte, da doch zweifellos zum Beispiel "Rußland eine höhere geistige Kultur habe als die Vereinigten Staaten.

Man behauptet endlich noch, daß die staatliche Ordnung für das Wohl und Wehe des einzelnen Bürgers, die Gestaltung seines persönlichen Lebens doch nur von geringer Bedeutung sei, daß sich ein menschenwürdiges Dasein, ein sinnvolles Leben ebensogut führen lasse unter dem Krummstab wie in einer freien "Republik, daß die sogenannten .politischen Rechte" im Grunde für den einzelnen gar keine fo große Bedeutung haben, daß man ihre Wichtigkeit ungebührlich aufbausche. Man bemerkt, daß irgend ein .Freiheitsrecht' den einzelnen Bürger nicht frei und nicht glücklich mache, wenn er Freiheit und Glück nicht im Blute trägt, und glaubt, daß der Engländer ein .freier" Bürger sei, nicht weil er eine freie Verfassung habe, sondern weil er in 1000jähriger Selbstzucht sich freigemacht habe, und daß der Preuße eine Sklaven» seel« bleiben würde, auch wenn man ihm die freieste Verfassung von der Welt gäbe.

Man meint, daß Probleme, wie das der Ghe, des Arbeitsverhältnisses, niemals durch eine Reform des Rechtes gelöst werben können.

Man findet heraus, daß die wirklichen Lebenswerte, die jemanden durch irgend eine Ver» änderung der Rechts» oder Staatsordnung vielleicht zuwachsen, jedenfalls in keinem Ver» haltnis stehen zu dem ungeheuren Aufwände an politischer Aktion in Wort und Schrift, von der hinwiederum man behauptet, daß sie leeres Stroh dresche, daß sie hohl und schal sei, daß sie die Menschen zu leblosen Automaten herabdrücke, daß sie jeden, der an ihr teil» nehme, verflache, veröde, vertroddele. Und was dergleichen Gedanken sonst noch sind.

0b (und wenn ja, wie weit) diese Argumentation zu Recht besteht, soll hier noch nicht ge» prüft »erden. (Ich denke, in späteren Aussätzen gerade auch dieses überragend bedeutsame Problem zu erörtern.) hier sollten ja nur die Gründe bloßgelegt werden, die den Mann von Bildung der Politik entfremden, lind daß dabei Gründe der eben genannten Art (die

also in der eigentümlichen Richtung liegen, in der sich der Lebensgeschmack unserer Besten wieder einmal bewegt) eine Atolle spielen, dürfte außer Zweifel fein.
Aber allein vermögen wir mit diesen Gründen den Widerwillen nicht zu erklären, den bei uns heute jeder Mann von Geschmack gegen die Beschäftigung mit der Politik hegt.
Ist es doch- außer allem Zweifel, daß auch eine Geistesrichtung, wie sie unser Freund hat, doch noch nicht ohne weiteres jedes politische Interesse oder jede Anteilnahme an der Politik ausschließt. Wir finden in andern Ländern und in Deutschland zu andern Zelten zweifellos hochgebildete Leute sich am politischen Leben beteiligen.
Also müssen wohl noch andere Ursachen mitwirken, die zu dem hier untersuchten Phänomen führen. Sie lassen sich in der Tat ohne viel Mühe entdecken. Sie liegen nicht in der Eigenart unserer Bildung und Kultur, sondern in der Eigenart des politischen Lebens unserer Zeit. Sie sind zum Teil allgemeiner Natur — in allen modernen Staaten wirksam; zum Teil spezieller Natur — auf Deutschland beschränkt.
Ueber sie spreche ich in den folgenden Essais.

Die fiskalische Neform in Frankreich.

sie diesmal endlich zustande kommen? Die Hintommenstcuri stöhl auf hef°
^/D^ tigen Widerstand, Ader überall im Ausland ist sie auf den gleichen Widerstand von feiten der Leute mit bedrohten Interessen gestoßen; und diese letzteren hatten, nachdem sie die Beformen lange verzögert, endlich nachgeben müssen. Unsere Finanz»Gloßmächte wollen nichts davon hören. — Wan sagt, und scheinbar mit Necht, daß sie eine Krlegslasse dagegen geschaffen hätten, die reichlich versehen wäre. Dan! der Hilfe, die sie wie gewöhnlich in der Presse gefunden haben, ist es ihnen gelungen, einem Gutteil des Mittelstandes Schrecken einzujagen. Die Abgaben der wohlhabenden Bürger würden gewiß einen großen Teil der Kosten der Beform ausmachen. Man wird alle Mittel in Bewegung setzen, um sie sich vom halse zu schaffen. Man wird im Notfall das alte, aus der Zeit der Gracchen beliebte Verfahren wieder aufnehmen, den Plänen noch weitergehende entgegenzusetzen und alles am Uebertreiben scheitern zu lassen. Doch es ist ein Versprechen, das uns treibt. Wir habe»- bei der allgemeinen Wahl die Einkommensteuer und die Arbeiterpensionierung feierlich versprochen. Ueberall in den Dörfern haben sich die Blocklandidaten verpflichtet, die drückende Steuerlast des Landes zu «leichtern. Wenn wir nun im Jahre 1910 zu unseren Wählern zurückkommen würden, ohne unser Versprechen eingelöst zu haben, würden wir uns einer wohlverdienten Niederlag« aussetzen. Die Volksherrschaft ist in Frankreich kein bloßes Wort mehr. Der ländliche Wähler weiß heute genau, was er will und was er tut. Wir würden ohne üble Folgen für uns kaum etwas zustande bringen, wenn nicht der Senat uns von diesen befreien würde, indem er die Unpopularität auf sich nimmt, die aus der Zurück» Weisung eines Projektes, für das die Kammer gestimmt hat, entstehen würde. Dadurch würde aber die Lage nicht weniger schwer sein; der Buf nach „verfaffungsgemäher Ne» Vision" würde von neuem in den Bethen der allgemeinen Wähler laut werden. Die

» «
» »
5^7^/^e^ 73
Afsemble« du Luxembourg, die di« öffentlich« Meinung schon abgeschafft hätte, wenn st« geblieben war«, was fl« vor ungefähr zwanzig Jahren war, würde in einem Augen» blick den Kredit verlieren, den fi« schließlich erlangt hat. Ich glaube nach allem nicht, daß sie sich ähnlichen Zufällen ausfetzt. Sie ist nicht in de» Geschichte und den Gewohn» heilen des Landes begründet, wie die englische Pairstammer. Sie darf leinen dauernden Konflikt »it der Landesmehrheit verurfachen.

Venn man unfer« direkten Steuern prüft, sieht man mit Erstaunen, daß sie noch vor» Händen sind. Das Werl unserer Väter von 1789 — das nicht ihr bestes war, mangel« Haft, wie es ist — hat mannigfache Wandlungen erfahren. Erst durch fortgefetzt« hinzu» fügungen, dann durch Veränderung der ölonomifchen Verhältnisse, die denen seiner Gut» stehungszeit nicht mehr gleichen. Als Präsident der Kommlfsion, die beauftragt ist, der Kammer das Einlommensteuerprojett zu unterbreiten, habe ich bi« Studien zu prüfen ge» habt, die zu verfchiedenen Zeiten vom Finanzministerium über die Anwendung der heutigen Abgaben und der projektierten in einer gewissen Anzahl von Gemeinden gc» »acht wortxn find. Ich erkannt« dl« F«hl«r des gegenwärtig«« Systems; ich habe sie mein ganzes Leben lang angegriffen. Ich erkannte nicht den vierten Teil der Wahrheit, »i« sie aus den Listen fpricht, di« ihre Zusammenstellung dem Zufall verdanken; Er» llärungen von ein paar tausend Steuerzahlern mit Andeutungen über ihre Einkünfte »nd Steuerabgaben. Ich habe mich zuweilen gefragt, ob die Zahl, die auf dem Steuerzettel steht, nicht ausgelost wäre. Um die sogenannt« „Inquisition" zu vermeiden, «it der man sich in Deutschland gar nicht so schlecht befindet (nicht schlechter als in der Schweiz, in England usw.), richtet« man bei uns bekanntlich die Steuer nach äußeren Merkmalen «in. Nach der Allele, oder für das Land nach Schätzungen, die nach Schaffung des Grundbuchs gemacht worden sind. So gelangt man zu phantastischen Ne» '.ullaten. Um so phantastischer, als «8 die Aufgab« der direkten Steuer ist, die Gerechtig» Kit in den Abgaben wieder einzuführen, die die indirekt« Daraus verdrängt hat; fo wird aber das Gegenteil erreicht.

Ich wußte schon, was flch für den Grundbesitz ereignet«. Der Vezirt, von dem ich be» richte, setzt sich aus Landstiecken in der Nachbarschaft von Marseille und Aix zusammen. Dort befindet sich di« Eran, diese trockene Steinfläche, die einer Wüste gleicht, und auf die, nach Aeschylos, Zeus «inen Hagel von Kieselsteinen niederfallen ließ, um Herakles zu retten, der von den gallischen Stämmen übelfallen wurde. Zu ihrer Seite direkt ein Ueberfluß an prächtigen vlivenpflanzungen. heute, bei der Konkurrenz von Algier und Tunis, bringen dies« Pflanzungen, die ehemals ein Vermögen waren, laum soviel hervor, »» den zu erhalten, der sie bearbeitet. Man reiht die Vüume heraus, um andere Kul» turen zu »«suchen. Dagegen hat das Wasser txr Durance, gesammelt in den Kieseln der Eran, gestattet, dort herrliche Wiesen zu schaffen, Sumpftulturen, deren Frühgemüs« die der Nachbarschaft an Frühreif« übertreffen. Noch heute zahlen dies« Landwirte nach einer mehr als hundertjährigen Schätzung. Di« Steuerlast, die er trägt, nimmt dem Besitzer seinen letzten Bissen Brot, während di« reichen Güter, die in der Eran geschaffen sind, dieselben Steuern aufbringen wie zu der Zeit, da die Schafe die seltenen Kräuter zwischen den Steinen abweid«t«n.

In den Listen, die ich Durchgesehen Hab«, find« ich manchmal Ländereten, dl« 30 °/, ihre» Einkünfte aufbringen, neben anderen, die nur auf '/, <V« taxiert sind. Dieselbe Ungleich» heit herrscht in der Gewerbesteuer (Handel» und Industrieabgabe). In einer Gemeinde, di« ich anführen lönnte, bezahlt ein ganz kleiner Kaufmann mit 1000 Francs Einkommen 95 Francs Gewerbesteuer, gerade so viel, wie einer seiner Nachbarn, der jährlich 10 000 Francs Profit macht. Ebenso zahlt ein dritter Nachbar, der 15 000 verdient, «u« dieselb« N«hörde nur 93 Francs. Wir sahen ein« Liste von Gewerbeabgaben einiger großer Magazine und Finanzetablissements. Mit acht oder neun Millionen Nutzen b<» zahlt das «ine als Gewerbeabgabe 9»/» davon, das andere nicht ganz NM »/<>. Ungefähr zwanzigmal weniger. Das erster« macht viele verschiedene Geschäfte, und die neue Gesetz» gebung, die auf erbitterte Netlamationen ber Pariser Kaufleut« hin erfolgte, trifft es seh? schwer. Das zweite ist ein« Vant, die nicht den Luxus von Zweigniederlassungen wie einige ihrer Nivalinnen treibt. Gin« Steuer, die auf festem Gesetz begründet ist, nach einem Gesetz, das auf das Mietsverhältnis gestützt ist. erreicht sie, sozusagen, nicht. Durch Einzelmllßregeln könnte man diese innere Ungleichheit korrigieren. Aber was ernster ist: di« verschiedenen Arten Vefitz sind im ganzen sehr ungleich belastet. Man berechnet, baß der Grundbesitz im Durchschnitt 5»/« bezahlt. Sowohl der ganz kleine »l< der ganz große Vesitz. Der Handel bezahlt vielleicht 2'/,°/,. Was die weniger äugen» fälligen Einkünfte anbetrifft, die nur durch die cote mobiliere personelle getroffen werden, so weiden sie nur auf «ine lächerliche Weise erreicht. Ich, für meinen Teil, zahle nicht 1»/» zum Budget des Staats von dem, was ich im Jahre verdiene, während ich eine Anzahl meiner unglücklichen ländlichen Wähler eine Summe bezahlen sehe, die im Verhältnis fünf« oder zehnmal größer ist, als ihren Einkünften entspricht. Seltsam! Der ganz kleine ländliche Besitzer, der tias zahlreichste Element der französischen Bevölkerung bildet — der Vau«, der nur elend von seinem Felde lebt, nur durch saure Arbeit und durch Entbehrungen; der Arbeiter oder der kleine Dorftaufmann, der feinem armfeligen Gewinn «ine Landparzelle hinzufügt —: sie sind es, di« di« Steuer erdrückt, noch in unserer De» motratie, und könnten durch das Stimmrecht Herren sein, wenn sie wollen.

Wie ist diese Abnormität zu erklären? Einmal dadurch, baß in politischen Fragen die Masse der französischen Bevölkerung — im Gegensatz zur öffentlichen Meinung — mehi durch die Ideen und Leidenschaften als durch die Interessen in Bewegung gesetzt wird. D« haß gegen die Geistlichkeit z. B. ist der mächtigste Hebel, den allgemeinen Druck zu erleichtern. Sodann well die Volksmassen, vor allem die ländlichen, am häufigsten durch Männer in Bewegung gesetzt worden sind, die man zu den führenden Klassen zählt, und die sich wenig beeilen, sie Beformen zuzuführen, deren Kosten sie, die Führer, tragen müßten; zum Schluss,' und vor allem dadurch, daß die Landbevölkerung, die langsam zur Bepublik kam, zum großen Teil konservativen oder reaktionären Einflüssen empfänglich blieb.

Die Sachlage hat sich jetzt geändert. Die Landbevölkerung ist größtenteils zu den fortge» schritten«« republikanischen Ideen übergegangen und geht von Tag zu Tag mehr dazu über. Sie ersetzt seitdem, was wir in der Stadt verloren haben durch den Abfall eines bemertens» werten Teils der Kleinbürger. Außerdem haben sie sich über den Einfluß der gebildetere» und reicheren Gesellschaftsklassen unterrichtet, und obwohl sonst stark im Widerstand solchen Einflüssen gegenüber, widerstehen sie ihnen nicht mehr da, wo die Interessen der Einen mit denen

« o
« o
KTT^^S'e^ 75
der Anderen in Konflikt kommen. Dazu kommt, daß hier ihr« Sache auch die der Arbeiter» bevöllerung ist; die letzteren werden, obwohl sie weniger unter den jetzigen Steuern leiden, doch überall, außer in Paris, wo die Stadt sie von direkten Abgaben befreit, auch ihren Vorteil von der Reform haben.
Dem Lande wird also fchließlich die Einkommensteuer gegeben werben müssen.
Eamllle Pelletan,
Vorsitzender der Einkommensteuer»
Kommifston der Devutiertenlammer.
Musik.
Slttengemalde in vier Bildern von Frank Vebetind.
Personen:
Dr. mea. Vchwarzlopf
Der Gefängnisbirektor
Fra» Vberft tzühnerwaoel
klar», lh« achter, Vlufikschülerin
Professor Fosef A«thn«r, Lchrer «n der «ufilalifchen Alademi«
«ls«, fein« Frau
Franz Llndetuh, Literat
Ein Wachtmeister 1 , <5.«>^!«
Hin« Aufseherin / ^m «besangt«
Hildegard, Mädchen bei Aeihntl«
«in« Vermieterin
Erstes Bild.
(Möbli«rt«< Jim««» mit Klavi«»; t» Hintergrund «in Allov«n. Auf d«m Tisch brennt di« Lampe Dan«ben li«gt «in« gepackte Aeisetasch«.)
Erste Szene.
Clara hühn«r»ab«l, dann Elf« A«lhn«r.
(Clara ft«ht a« F««fl«». In d«r F«rn« schlägt «in« Turmuhr di« st«b«nt« Swnd«. Clara zähU laut di« Schlag« von «ins bis sl«b«n.)
Elara: ... Was, schon sieben Uhr! — Vor fünf Minuten hat es sechs geschlagen. — Eine ganze Stunde schon siehe ich hier! — Allmächtiger Gott, allmächtiger Gott, was ist aus mir geworden! Allmächtiger tzlmmel, was wird aus mir! (aufhorchend) Jetzt kommt jemand! Endlich! Endlich! («« llopft) Verein!
(Elf« A«ifzn«r tritt «in, volllommn» v«rh«tzt und verstört.)
Else: tzier bin ich! Gott im Himmel weiß, wie ich bis hierher gekommen bin! Ich selbst werde es wohl niemals wissen! Ich glaubte, das Schrecklichste, was ein Mensch erleben kann — ich glaubte, das alles längst erlebt und hinter mir zu haben! Dieser Keulenschlag! Nein, ich war auf alles nur denkbar Mögliche gefaßt! Seit Jahren bin ich in jeder Minute, die ich atme, auf das Aller—Allerschrecklichfte gefaßt! Aber diese.... diese Keulenschlägel — Nein, ich weiß in diesem Augenblick nicht, ob ich überhaupt noch lebe!
Elara: Aber Du, Else? Warum kommst denn Du?
Else: Warum ich komme? Ich? Ich bring« Dir das Geld für Dein Blllet, für Deine Fahrkarte bis Antwerpen! Hast Du denn Deine Sachen gepackt?
Clara: Ich habe eine Tasche gepackt. Ich kann nichts anfassen! Ich lann nichts denken! Ich kann von hier nicht bis zu dem Schrank hinüber! Ich bin an Kopf und Händen ge» lähmt! Mein« übrigen Sachen müssen mir nachgeschickt »erden!
Else (ftnlt l» «inen Sessel): Allmächtiger Gott^ ich kann mir nicht vorstellen, wie ich das überlebe!
Elara: Else! — Ich wage Vir nicht den kleinsten Schritt näher zu kommen. Ich . . .
(plötzlich von ihrem V«fühl überwältigt, wirft st« sich Else zu Füßen und umklammert ihre Knie)
Else! Else! Kannst Du mir denn vergeben? Kannst Du mir verzeihen, Else? Ja) bittc Dich, Else, sag' mir, daß Du mir vergibst! Sag' es mir bitte! Du tust ein Wert der Barm Herzigkeit, Else! Ich »erde alles Entsetzliche, was mir bevorsteht, leichter ertragen lönncn'

?6 KTT^^V^)?
o o
Else (ihr da« yaar streichelnd)- Du, Clara? — Du tust mir unsäglich leibl — Mehr sagen lann ich nicht. Du bist ja nicht die Erste, (richtet st« «ühsa« empor) Aber »aS hilft uns das! TV« hast Du denn Dein« Tasche?! Du muß» doch genügend Wäsche mitnehmen! Du weißt ja gar nicht, unter »as für Menschen Du bis morgen abend kommst!
Clara: Ich muß natürlich fort! Muß so rasch wie möglich fort! Das ist selbstverständlich. Aber muß ich denn notwendig heute abend schon reisen?
Else: Das fragst Du mich, Clara? Wie soll ich das wissen?! Ich »eiß von der ganzen Sache nichts, als was mir Josef vor zwei Stunden erzählt hat. Ich bin ja von seinen Worten noch ganz betäubt! Cr sagte, der Verhaftsbefehl gegen Dich sei heute nachmittag erlassen worden, und wenn man Dich noch nicht abhole, bann wolle man Dir nur die Mög» lichkeit geben, heute noch über die Grenze zu kommen.
Clara: Wenn ich hier bleibe, soll ich also morgen schon ins Gefängnis?! — 0 Gott im Himmel, wo hätte ich mir vor einem Jahr, als ich hierher kam, träumen lassen, bah mir solche Höllenqualen bevorständen!
CIs«: Ich habe mir — das lann ich bei allem, was heilig ist, schwören — bis vor zwei Stunden nichts von alledem träumen lassen! Ich habe Josef und Dich fett einem Jahr, vor allem seit dem Tage, an dem Du seine PrivatschülerIn wurdest, so angstvoll, so elfersüchtig beobachtet, wie nur eine Frau von meinen Erlebnissen zwei Menschen beobachten lann. Ich war ja das ganze Jahr hindurch auf gar nichts anderes gefaßt, als daß er ein Verhältnis mit Dir anfangen weidet Ich bin aber offenbar ein Aindvieh, das man aus Gründen der öffentlichen Sicherheit totschlagen mühte! So überrascht hat mich noch in «einem Leben nichts wie die Eröffnungen, die mich jetzt in diesem entsetzlichen Augenblick zu Dir hierherführen!
Clara: Clsel — Ich kann Dir genau erzählen, wie alles gekommen ist, und zwar gerade von dem Augenblick an, wo ich seine PrivatschülerIn wurde! Ich Hütte mich nie in meinem Leben daraus einlassen dürfen, seine Privatschülerin zu werden! Aber ich bin fest überzeugt, daß Du, die Du ihn kennst und liebst, ihm verzeihen wirst. Ich allein bin ja einzig an allem schuld! Ich
Cls«: Ich beschwöre Dich hoch und teuer, Clara, erzähle mir nichts von Cuchl Ich habe nicht die Kraft, noch mehr zu hören, als was mir Josef erzählt hat! Ich wäre zum Speicher hinaufgerannt und hätte mich erhängt, wenn mich Dein grauenvolles Clend nicht daran gehindert hätte! Josef sagt, Du brauchest mindestens zweihundert Mark, sonst steckst Du morgen im Gefängnis. (zwei Schein« aus ihrer Tasche nehmend) hier ist das Gelb! Frag' mich nicht, von wem ich es habe! Um es zu bekommen, habe ich vielleicht eine neue Hirn» lose Eselei begangen, die sich nie in diesem Leben wieder gut machen Iaht!
Clara: Der Himmel erbarme sich meiner, dann nehme ich Dein Geld nicht! Ich habe Josef und Vir durch meine verzweifelten Entschlüsse wahrhaftig schon Unglück genug gebracht! Lieber lasse ich mich morgen ins Gefängnis sperren!
Else: Was wird denn dann aber aus Josef und mir, wenn Du ins Gefängnis kommst?! Josef verllert feine sämtlichen Schülerinnen, er verliert se' 2 Stelle an der Akademie! Josef und die Kinder und ich sind brotlos! Deine Abrelfe ist das einzige, was uns alle retten kann!
Clara (das Geld nehmend): Von wem hast Du denn das Geld bekommen?
Else: Von Franz LIndekuh habe ich es. Ich wußte in meiner Angst nirgends anders hin! Ich erzählte ihm, es handle sich um einen Wechsel, den Josef unterschrieben habe. Dabei kam Franz Lindcluh selber auf den Prozeß zu sprechen. Er sagte, in der morgigen öiyung werde das Urteil gefällt. Er fand es unbegreiflich, daß ich die Zeitungsberichte nicht kannte. Franz Lindcluh hatte aber jedenfalls noch leine Ahnung davon, daß Du, Clara, in den Prozeß verwickelt bist.
Clara: hattest Du denn die Zeitungsberichte wirklich nicht gelesen?
Else: Aber natürlich habe ich sie gelesen! Das war ja heute nachmittag das unsagbar Schauerlich«! Ich sitze eben dein, Kaffee und lese die Zeitung. Seit vierzehn Tagen hat mich in dem elenden Vlatt überhaupt nichts anderes als der Prozeß der Frau Fischer mehr interessier». Eine Frau, die sich Damen aus allen Gesellschaftskreisen, die sich den Folgen

5^7^/^e^
> <
ihrer Abenteuer entziehen möchten, gegen die ungeheuersten Bezahlungen gefällig erwc.s:, wen auf Gottes Welt interessiert ein solcher Prozeß nicht! Ich lese eben den zwölften Vir-Handlungstag; ich freute mich gerade darüber, daß nun endlich einmal keine gesellschaftlichen Unterschiede mehr gelten sollten, sondern daß rücksichtslos alle Schuldigen bestraft würden. Da tritt Josef ein, totenbleich, und sagt, er brauche sofort zweihundert Wart, sonst seien wir beide verloren. Ich lachte vor mich hin, ich fragte ihn, ob er zuviel getrunken habe. Da schrie er: ‚Dn hast es ja schwarz auf weih vor Dir gedruckt, wofür ich das Geld brauche!' Da ging mir ein Licht auf, wie ich es vor meinem Tode nicht noch einmal aufflammen sehen möchte. Ich stürzte die Treppe hinunter, um, koste es, was es wolle, die zweihundert Wart aufzutreiben. Darüber find zwei Stunden vergangen. Ich hätte Dir das Geld für Deine Flucht mit dem besten Willen nicht rascher verschaffen tonnen.
Elara: Es läßt sich mit Worten nicht schildern, Else, was ich, während wir, Josef und Du und ich, Abend für Abend beieinander saßen — was ich während dieser Abende an Folteranalen ausgestanden habe! Josef und ich, wir hatten einander kaum einmal die Hand gedrückt — es war ein Augenblick, in dem ich das Bewußtsein, einen eigenen Willen zu haben, vollständig verloren hatte —, da offenbarten sich mir auch schon die Folgen meiner Bewußtlosigkeit. Und nun saß ich mit Euch beiden zusammen, saß Dir, Else, Auge in Auge gegenüber, fühlte bei jedem Schluck, den Du trankst, den Argwohn, mit dem Du mich ins Auge faßtest, und mußte mir d'bei gestehen, daß ich, Deine Freundin, schlecht genug war, um Dich durch mein Benehmen immer und immer wieder über den wirtlichen Sachverhalt hinwegzutäuschen! Aus dieser grauenhaften Weinstube, in der wir so oft beieinander saßen, ist mir jedes Bild und jedes Licht und jedes Gesicht wie ein unaufhörlich bohrendes Messer in Erinnerung! Und dann kam das Fürchterlichste! Wir krumpfen sich heute noch die Finger zusammen, wenn ich an die Stunden zurückdenke! Weine Mutter schrieb mir, der schweizerliche Bundesrat habe einstimmig beschlossen, ich solle am Schützenfest in Glarus die Partie de» Eva in der „Schöpfung' von haydn singen. Ich erschien mir aus den Himmeln meiner glühenden begeisterten Liebe für meine Kunst wie durch einen unerschütterlichen Blitzstrahl auf die Erde genagelt! Die erste große Aufgabe, die sich mir bietet, mußte mich in dieser Lage finden! Weine Mutter telegraphierte mir: Wann kommst Du? Wann darf ich Dich erwarten? — Und ich . . . und ich . . . aber meine künstlerische Zukunft durfte und tonnte an diesem unseligen Zusammentreffen nicht scheitern! Drei Tage und drei Aüchte habe ich eingeschlossen in meinem Zimmer vor Verzweiflung in mich hineingeschrien und mir die Finger blutig gebissen, um durch den körperlichen Schmerz meine Seelenqualen zu betäuben. Da fiel mein Blick zufällig auf eine Zeitungsannonce, deren Abfassung gar keinen Zweifel darüber ließ, worauf sie sich bezog. Und diese Annonce stand so gebieterisch vor meiner gemarterten Seele, als wäre mein dreitägiges Jammern um Gnade und Erbarmen endlich, endlich von einem höheren Wesen erhört worden! Ich hätte es für die himmelschreiendste Ruchlosigkeit gehalten, dem Wink nicht blindlings zu folgen. Am gleichen Abend ging ich zu» erstenmal zu dieser Frau Fischer. Nachdem sich ihre Giftmischerei dann glücklich de »tr bewährt hatte, da war das Eidgenössische Schützenfest in Glarus längst vorbei und ich, ich war so zerrüttet, so elend, baß ich ein Vierteljahr lang überhaupt an kein Singen nie!). denken tonnte! Else! hast Du angesichts meines fürchterlichen Jammers denn gar lein Wor! der Vergebung, des Erbarmens für mich?!
Else: Es lommt jemand.
Elara (aufhorchend): Ja, weiß Gott, es ist jemand gekommen! Das wird Josef sein!
(da «« Nopft) herelnl
Zweite Szene,
gosef Aeißner, die Vorigen.
Josef (hastt, «intretend): Ja, was ich sagen wollte... (zu Else) hast Du das Geld bekommen?
Else. Ich Hab« es Elara gegeben.
Josef (zu Llara): Du mußt mit dem Zug acht Uhr fünfzig fahren. Du kannst auf den. Bahnhof noch etwas essen. Worgen früh um zehn Uhr bist Du in Antwerpen. Ich u>v

3 ATT^-V^/S
o l)
eben noch auf einen Sprung im Iustizpalast. Das Urteil wird jedenfalls heute abend noch gefüllt. Man sagt, die Frau Fischer werde mit zwei Jahren Gefängnis davonkommen. Das läßt darauf schließen, daß ihre Mitschuldigen vielleicht völlig straflos ausgehen weiden. Aber trotzdem mußt Du fort. Die Staatsanwaltschaft würde es als die größte Herausforderung auffassen, wenn Du hier bliebst, (zu Elfe) Ich traf Franz Lindetuh eben vor dem Justiz» palaft. Franz Lindetuh meinte, der Paragraph achthundertundzwölf fei überhaupt gar nicht zum Schutz des Kindes in das Strafgesetzbuch aufgenommen worden. Der Schutz des Kindes, meinte Franz Lindetuh, sei nur ein plumper Vorwand, durch den sich das Vollsbewußtsein über den eigentlichen Zweck des Paragraphen achthundertundzwölf blauen Dunst vormache. Der eigentliche Zweck des Paragraphen achthundertundzwölf, meinte Franz Lindetuh, fei die Unterdrückung des Weibes, dem durch den Paragraphen die freie Verfügung über die eigene Person entzogen werde. Uebrigens Hütte auch die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen die Frau Fischer niemals erhoben, wenn die entlassene Magd der Frau Fischer nicht dl« schäm» losesten Erpressungsversuche gemacht hätte. Die Frau Fischer hatte die Magd, wie sich jetzt herausstellt, aus dem einfachen Grunde entlassen, wei.l die Person sie bestohlen hatte. Sie hatte ihr die Hemden aus dem Wäscheschrank gestohlen, und dann noch einen Schmuck von ihrer Großmutter, dessen Wert die Frau Fischer auf siebentausend Wart angab. Die Magd drohte dann nach ihrer Entlassung zuerst der Frau Fischer selber mit Anzeige, und als die ihr nicht antwortete, schrieb sie direkt an die jetzige Frau Oberstallmeister, dl« ihr natürlich auch nicht antwortete. Darauf schrieb sie an deren Wann, den Vberstallmeister selbst, selbst» redend auch ohne Erfolg. Und dann wandte st« sich an die Mutter der Dame, eine hoch« angesehene sechzigjährige Gräfin, die in diesen Fragen vollkommen die gleichen Ueberzeugungen hat wie Franz Lindetuh, und die seit Zähren in allen Frauenvereinen für eine Petition an den Reichstag um Abänderung des Strafgefetzbuches Propaganda macht. Diese Dame übergab nun die Zuschrift der entlassenen Magd der Frau Fischer kurzweg der Staatsanwaltschaft. Offenbar hatte die alte Gans in ihrem Idealismus gehofft, daß ihr Schwiegersohn, den st« wie die Sünde haßt, nun gezwungen sein werde, die Kastanien, die ihr seit Jahren so sehr am herzen liegen, aus dem Feuer zu holen.
Else (sich erhebend): Ich bin jetzt hier in diesem Zimmer wohl überflüfflg . . .
Iofef: Ja, was ich noch sagen wollte, Else . . .
Else: Mir — Josef! — Haft Du hier in diesem Zimmer nichts mehr zu sagen. Das Geld, das Du um fünf Uhr von mir verlangtest, habe ich Clara verschafft. Aber Clara hast Du vor ihrer Abreise hier in diesem Zimmer wohl noch sehr vieles zu sagen. 'Und auch ich habe Clara hier in diesem Zimmer noch etwas zu sagen. . .
Clara: Wir, Else? — Ich nehme so unsagbar viel Unglück auf dies« Fahrt mit — unglücklicher, als ich schon bin, kannst auch Du, trotzdem Du das größte Aecht dazu hast, mich nicht mehr machen.
Else (von plötzlichem Grauen gepackt): Nein, Du barmherziger Himmel! Aeinl Ich erbärmliches Unglucksgeschöpf! Ich weiß es ja, ich armselige Kreatur! Ich allein bin ja an Eurem Verderben schuld, an unser aller Verderben! Könnte ich meinem Manne die Kurz» weil bieten, dl« Du ihm bietest! Könnte ich ihm sein, was Du ihm bist! Ja ja. daß ich ihm das nicht sein kann, wie viele Unschuldige hat das nun schon ins Verderben gestürzt! O warum hat man mich elenden Schwächling nicht vor meinem ersten Atemholen erwürgt! — (sie trocknet ihr« Tränen) Aber ich — ich kann Euch mtt meinem Geheule nicht die letzte Minute zur Hölle machen. — Lebt wohl! — (st« geht auf «lar» zu und reicht ihr dl« Hand) Leb wohl, Clara!
Clara («i» ein«« bittenden Blick ihr« Hand nehmend): Elfe!
Else (weinend): Ich bitte Dich nicht um Vergebung. Ich gehe. Das ist einfacher. — (ab)
Dritte Szene.
Clara, Josef.
Josef (aufatmend): Gott sei Dank, daß sie draußen ist!
Clara: Wieviel Uhr hast Du?

» o
KTT^/^e^ 79
Josef (nach der Uhr sehend): Dreiviertel auf acht.
Clara: Dann hol mir einen Wagen.
Zosef: Ich habe eine Droscht« unten.
Clara: Weißt Du noch, was ich Vir sagte, als Du «ich auffordertest, zu der Frau Mischer zu gehen?
Josef: Lassen wir das jetzt. Nicht wahr? — Du kannst Deinem Aufenthalt in Antwerpen «il der größten Gemütsruhe entgegensehen. Ich schicke Dir monatlich hunbertundfünfzig Marl. Damit kannst Du leben. Perweil wird hier der Prozeß der Frau Fischer zu Ende verhandelt, und in zwei oder drei Monaten ist die ganze peinliche Geschichte vergessen, und um leinen Preis der Welt kommt weder die Polizei noch die Staatsanwaltschaft auf ihr« Tlebenumstande zurück. Dafür bürgen uns die Kreise, die dadurch in empfindlichster Weise w Mitleidenschaft gezogen würden. Dann kommst Du ruhig von Antwerpen zurück, studierst hier noch ein halbes Jahr weiter, natürlich bei mir, und wenn Du heute in einem Jahr nicht ein glänzendes Engagement als Wagnersängerin an einem der ersten deutschen Theater hast, dann nenne mich einen Schuft! Ich kann Vir in diesem Augenblick leider nichts anderes sagen. Wenn Du in einem Jahr nicht das glänzendste Engagement als Wagnersängerin hast, dann — dann nenne mich einen Schuft!
Clara (auffahrend): Wenn ch daran zurückdenke, mit welchen Hoffnungen ich vor einem Jahr auf das hiesige Konservator«« kam! Allmächtiger Gott! Zu Hause der Abschied von meiner in Tränen aufgelösten Mutter! Aber keine Macht der Welt hätte mich von meinen künstlerischen Zielen abgelenkt! Die Liebe zu meiner Kunst war mir meine Neligionl Ein höheres Gebot gab es in dieser Welt nicht für mich, als dt« seltenen Gaben, die mir unter Tausenden durch die Gnade des Himmels zuteil geworden, zur allerhöchsten Vervollkommnung auszubilden! Und mich brachte ich in meiner Kunst so frei, so rein, so unangetastet als Einsatz dar! Ich brachte ihr alles, was sich in der kindlichen Knechtschaft an Seelenstärte, «n innerlichen Erlebnissen in mir aufgespeichert hatte! Und dann die ersten Wochen am Konservatorium! Welch ein herrliches, feuriges Mngenl Wie wuchs da mit jedem Tage die Zuversicht! Je unüberwindlicher sich die Arbeit vor einem auftürmte, um so mächtiger wurde der Stolz, um so fröhlicher, um so freudiger war das rastlose Streben! Wenn ich daran zurückdenke! Allmächtiger Gott! Allmächtiger Gott! Wenn ich an diese Zeiten zurückdenke!
Josef: Ich möchte nur sehen, wie Du Dich dieser vertrockneten Schulfuchseret am Konservatorium heute gegenüberstellen würdest. Diese staatlich konzessionierten Klavierhengste hätten Dir im besten Falle eine auf beiden Veinen hinkende Klaviertechnit beigebracht, und Du wärst als die größte Klavierlehrerin, die die Schweiz je gesehen, zu Deiner in Tränen auf» gelösten Mutter zurückgekehrt!
Clara (flammend): Was bin ich jetzt?!
Josef: Jetzt bist Du eine Künstlerin, um die sich in eine« Jahr« die er>en Theater die hülse brechen werden! — Und wem verdankst Du das?!
Clara: Da kamst Du! Kamst mtt Deinem unwiderstehlich schönen Fliegendenholländcr» bart! Schimpftest aus das Konservatorium, an dem Du Lehrer bist! Sagtest, ich käme, w^nn ich bei Dir Privatunterricht nähme, in einem Vierteljahr weiter, als wenn ich mein ganzes Leben lang auf der Musikschule studiere! Benutztest jede Stunde, die ich mit meinen Mitschülerinnen bei Dir war nur dazu, um mir den Unterricht am Konservatorium als den sicheren Tod meiner Stimm« hinzustellen! — Und wie sollte ich Dir das alles nicht glauben, wo es sich doch um ein Institut handelte, das Dich selber als Lehrer bezahlte! So kam ich denn schließlich u« meine Entlassung ein und wurde Deine — Privatschülerin l — Gelernt habe ich vieles bei Dir, das weiß Gott im Himmel! Dein Privatunterricht hat Abgründe vor mir aufgetan, von deren Vorhandensein ich mir vorher nichts hatte träumen lassen! Üb ich im Lauf dieses Jahres am Konservatorium in meinen Musikstudien nicht vielleicht doch weiter gekommen wäre? Ich will das nicht entscheiden. Ich weiß nur eines, was in diesem Augenblick unumstößlich feststeht: Weit ist es mit mir gekommen!

80 K772?/^eN5
Josef: Clara, wir müsse« jetzt gehen!
Clara (beginnt irr« »n «den): 3« «einer Wutter, Josef? — Ja, Geliebter! Gehen wir doch zu meiner Mutteil «8 ist ja s« selbstverständlich, baß wir zu ihr gehen! Du bist ja doch mein Wann, Josef! Wirb dl« eine Freude haben, «einen Wann kennen zu lernen! «ihn stürmisch umarmend) Josef, Josef! Du bist mein Wann! Ich bin Dein Weib, mein Geliebter! Vin ich es vielleicht nicht?! — (schmeichelnd) Komm, gehen wir zu «einer Wutter! Meine Mutter gibt uns ihren mütterlichen Segen, und bann fahre» »ir «it einem Dampfer nach Amerika hinüber! Durch unserer Hände Arbeit, Josef, »nnen wir in Amerila reich werden! Wir können uns das herrlichste Leben schaffen!
Josef (suchtsich loszumachen): Wtt«üssenf«rt, Clara! InelnerhalbenStundefährtDein Zug!
Clara: Ja, ja ins Gefängnis!
Josef: Dein Zug nach Antwerpen! Es handelt sich um g«r nichts weiter, als daß Du hier in der nächsten Zeit nicht öffentlich gesehen wirst!
Clara (sinkt weinend in «inen Sessel): In Tränen aufgelöst beschwor sie «ich, «ein Lebens» glück nicht auf meinen unüberwindlichen Größenwahn zu setzen! Du, «ein Kind, willst ein« berühmte Sängerin werden! Du! Wit Deinem Gesicht! Um eine berühmte Sängerin z« werden, rief sie, muh man andere Nerven haben, als Du von Deinen «ltern geerbt hast! Dazu gehört ein Pferdemagen, von de« wir uns in der Schweiz keine Vorstellung machen 1 Dazu muß «an über Leichen gehen können! — Sie hatte recht! Sie hatte recht! Und ich mit meinem hirnwütigen Größenwahn glaubt« ihr nicht! Ich Hab« st« ausgelacht! Nein« lieben braven Wutter schenkte ich in «einer wahnwitzigen Selbstüberhebung keinen Glauben! (verzweifelt aufspringend) Könnte ich Dirne jetzt wenigstens vor sie hintreten und sagen: Jal Ich habe mich überschätzt! Du hattest recht, Wutter! Ich bin lein« Sängerin! Ich bin z» spießbürgerlich, ich habe zuviel Chrgefühl, um eine wirklich« Sängerin z« werden! Ab« nicht einmal das kann ich! Fort in Aackt und Nebel! Fliehen muH ich! Uebe» die Grenze muh ich! Meine Kunst, meine Mitschülerinnen, «eine Freunde, alles muß ich fliehen! U»> Dich muß ich fliehen! Dich, Josef! Das ist das Entsetzlichste! Dich, dem ick mein ganze» Elend verdanke! Dich, den ich liebe, wie ich «ir irgend etwas «uf tirden lieben zu könne» niemals träumen ließ! (ihn umarmend) Wie soll ich denn ohne Dich, Josef, leben! Sag« es mir, Josef, wie ich mir ohne Dich helfe!
Josef: Clara, es ist jetzt höchste Zeit! Der Zug wartet nicht auf uns!
Clara (von «hm ablassend): Sie sagt«: »Du kannst Dich auf einen WettllNnpf »it de» abgefeimtesten internationalen Abenteuerinnen nicht einlassen, ohne dabei Deine Chre auf» Spiel zu setzen ...'
Josef (die yleisetasch« vom Tisch n«hm«nd): Ich trage Dein Gepäck hinunter. Dein« Fahr» karte nach Antwerpen habe ich in der Tasche.
Clara (ihm folgend): Wenn die eine Ahnung Hütte, worauf ich «ich habe einlassen müssen! (Veide ab.) (Fortsetzun, folat.)

Der Tageslauf einer Preziösen.
Von Eblnond Rostand.
(Gekürzt.) lSchlns,^
«.

Mittag.
Di« Sonne bricht sich in der Gläser Aeih'n,
Das Tafeltuch mtt seinen Bügelfalten
Liegt wie ein großes Schachbrett, weiß und rein.
«Kings Polstcrstühle, Goldne Nägel hatten
Den Stoff, die Aückenlehnen zieren Quasten.
Im Morgenkleld sitzt Doralls« und sinnt,
Von Wohlgeruch umwölkt, und scheint z» fasten.
Ihr Finger polkt an einem Krug, und blind
Ist sie für das Nagout, den Hasenbraten,

» o
8l
KTT^^V^eZ^
Der «it Oliven und Zitronen prangt,
sie rümpft das Naschen, als sei nichts geraten.
Wenn nunPhylant zuviel von ihr verlangt?
Wenn ihm das Spiel behagt? Zornig zerbeißt
Sie eine Lerche, wirft die Serviette
Neiseit', indes fi« Vlandelcren« verlpelli.
(Wenn dieses Spiel «m doch ««fahren hatte?
Liebt sie nicht Tiridat?) Vle «osenllppen
An Sellerie in Sahnensauce nippen —
Und sie erhebt sich.
Plötzlich fallt ihr ein.
Daß die berühmte Artent« sie heut
Zu Safte lud, zu» ersten Wal — wie freut
Sie das— tnsBambouillethotell Im Frei«
Zvxli wird man speisen, doch das Stelldichein
Ist, »i« die «arte sagt, bei der Marquis«.
Vle Toilette.
. . . Und eilends ruft den Zofen Voralis«:
.Bringt dl« drei Galaröcke mir herein!"
Man bringt sie, doch ihr Herz bleibt abgelenkt.
Sie träumt, vergleicht, und dies ist, was sie
den«:
Phylant, der ewig wie '»« Umsel schlügt,
Der leck den Federhut im Nacken trägt
Und stets auf Lager Klatschgeschichten hat.
Ist glänzend, ja. Wogegen Tiridat
De« Pagenton, der Art der Italiener,
Viel fremder ist und minder froh als jener,
Und doch ist er ihr lieb — aus diesen Gründen:
Blaß tftseinAuMtz und sein Schnurrbart braun.
Das schwarzbestickt«Wams, es steht ihm, traunl
Er spricht von jedem Thema lang und breit,
Kann mit gelehrten Worte» es begründen
Und führt den Vorsitz in der Geister Streit.
Phylant . . .
Doch hocherhobn« Arm« reichen
Drei Böcke, die drei Tonnenrelfen gleichen,
Ihr knisternd dar. Vel« Ueberwurf des einen
Ift sie bestimmt für Tirldat entbrannt;
Doch bei dem zweiten wieder will's ihr scheinen,
Daß sie Phylant verehrt. .Sie schnürt ein Vanb,
Seufzt auf, zupft einen Aermelpuff zurecht,
Zerdrückt ihn und beharrt auf Tirldat
Velm dritten Bocke. Ja, nun weiß sie «at.
Sie treibt zur Eile jetzt und schilt nicht schlecht
Auf ihre Zofen, knüllt zwanzig Manschette»,
Um zwei zu nehmen, legt den Spitzenkrag««
Um ihren Hals und bann dl« Perlenkette»,
Befragt den Spiegel, lächelt mit Behagen
Und dreht sich um.
Gleich einer Wondeszähe«
Hängt ein« Perle, «ine lange, schwere,
Vom Perlenhalsband nieder auf den Hals.
Fertigt Die Handschuh zugeknöpft. Doch all
Sie gehn will, schwankt sie zwischen Most'
und Schleier.
Die Mass ist unbequem im Sprechen. Freie»

Ist man in jenem. Doch dies schwarze Ding
Gibt solch ein unheimlich Gepräge — flink
Wählt st« die Mass und geht.
Sie geht und nebe»
Ihr trippelt die Duenna. Ihre Hand
Im Handschuh rafft das seldne Staatsgewand:
Man fleht sie grün bestrümpfte Beine heben...
8.
Bei Artenice.
Sie kommt zu dem Hotel, und die Marquis«
Empfängt sie lächelnd an der Tür. Voll ist
Zyrphäas Kammer schon, und Dorallse
Mißt raschen Blicks, denn kurz ist nur die Frist.
Die hohen Fenster, die berühmten Lüster,
Die Pracht der Paravents, den Blumenflor.
Berühmte Namen klingen ihr ans 0hr,
Nezaubert sucht sie alles, was illuster:
Madame «lornuel, Gombaub, Menage,
Godeau.
Sie sieht Phylant und Tirldat, doch so
Hat st« sie nie in ihre« Haus gekannt:
Gemessen Tiridat, bescheidener Phylant.
Und nach dem ersten Bausch der Eitelkeit
Belebt sie seltsam edle Heiterkeit.
Ein zarte» Glück erfüllt sie, teilzuhaben
An alle«, was beschwingt, beglückt, erhaben

o <»
o »
S?72?/^S)S
3cr große Raum voll Glanz und Stimmgewiri
Dünkt ihr ein Bienenstock. Sie fühlt, daß dies«
Vreziösen unter frohem Wortgeschwirr
Da etwas für die Zukunft vorbereiten.
Aisweilen auch bedünkte Doralise,
Als ob die Worte sich von selbst befreiten
Aus ihrem Ballspielflug und höher schwirrten,
Wie Federbälle, die zu Vögeln würden ...
9.
Die Kutschen.
Man lenkt zum yof den Schritt und steht im
Kreise.
Der Kutschen harrend. Jemand sagt ihr leise,
Daß sie zusammen mit der schönen Paulet fahre,
Genannt die Löwin ob der goldnen haare.
Ihr Sang, so sagt man, ist so wundersam,
Daß man dereinst an eines Brunnens Nand,
Wo sie die Nacht gesungen — war's aus
Gram? —
Zwei Nachtigallen tot des Morgens fand...
Die grünen Kutschen nah'n, bespritzt mit Lehm.
Zwei Kanapss, bestickt und ausgeschlagen
Mit Borten, Basocin, Nägeln, höchst bequem,
Sich gegenüberstehend füllen eng die Wagen.
Wie große Kästen sind die Wagenschläge;
Lakaien öffnen sie, und Teppichstege
Gntrollen ihnen, die zum Trittbrett werden.
Die Wagenstühle hängen in den Nädern,
Wie Niesenfrösche breit, mit starken Ledern.
Man nötigt sich mit höfischen Gebärden,-
Doch keiner will der erste sein,- man dankt,
Indes der Wagen in den Niemen schwankt —
Vis sie zuletzt die Ziererei satt haben.
Sie steigen ein. Die Schimmel ziehn und traben.
<ls gafft das Volk ...
10.
Dl« Fahrt.
Man zieht den Vorhang auf
— heiß ist's— und trinkt Orangen «ms. Im Lauf
Durch Neuilly geht es. Manch ein Sträußchen
fällt
Aufs Knie, vonBaueinmädchenhand geschnellt.
Die Sträng« schlagen «m der Pferd« Flanken,
Die Diener hüpfen auf den Wagenplanken,
Und drinnen deklamiert man ein Gedicht.
Man singt, schreit, lacht, ist zärtlich, ausgelassen.
Und führt die Kutsche Schritt auf stellen
Straßen
Mit leisen» SchellenNang, die Bäder rasseln
nicht,
Dann hört «an wohl: Trala ... klingling ...
Marquis ...
Du spielst im Vagen »arten? ... Gib!...
Ist ein
Bonbon gefällig? ... Teures Leben! Nein —
Ihr tötet «ich ... Gin Spielchen Neversi?

Last Ihr schon Pyramus? ... Noch stets
bergan? ...
Mach, bis wir oben sind, ein Stegrelflied
Auf Paulets Netz«!... Kling ... Nein, singt
^. ein Lied
Vom kleinen Finger! ... Schau, wir traben
an! ...
.Mein Neiner Fing«? sagt'... Klingling ...
Ich sag'
Guch guten Tag, Ihr Schaf«! Guten Tag,
Herr Gfelt... Kling ... Marquis ... Parfu«
... Klingling..
Den Fächer... KlingNing... Tigrin... Lieb«
... Glut ...
Gin Gartentor ... Vi« rasch die Zeit verging!
11.
Das Fest.
.Nehmt mich zum Nitter heute, seid so gut,'
Fleht Tiridate sie an. — .Wie ungewandt!
Nicht einen Augenblick laß ich Phylant
Von mir. Lebt wohl. Laßt keinen etwas merken
Und widmet Gure Zeit Garamantid«' ...
Und Paar auf Paar nach dem Spazierplatz
Zieht.
Der köstlich prangt mit seinen Wasserwerken,
Fast wie in Tivoli ... Di« Sonne sinkt
Purpurn im Westen. Aus dem Busch erklingt
Sanfte Musik von vierundzwanzig Gelgen ...

^755^65?
83
Diel Nymphen — wie man weiß, «ms edle»
Hau« —
Flugs treten «uf den Wiesenplan heraus.
And wiedieNachtstntt, schlingen sie den Neigen
Gespensterhaft um der Fontäne Schimmern..
Die Geigentöne schwellen ab und schweigen,
Doch zum Azur steigt mit lrlstallnem
Schimmern
Der Springauell hoch und plätschert. Schon
entzündet
Der Stern sich, der die Schüferstunde tündet...
Die Symphonie hat jedes herz gerührt.
Zum Gartenhauschen zieh« die Paar« leise:
Dort harrt der Schmaus. Die letzte süße Speis«
Wird von den Schönen kaum zum Mund
gel 'chrt —
Und schon ertönt ein wilder Gelgenschall:
Zum Menuett die Ladung und zum Valll
Die Bänderschuhe streifen laum die Grd« .
Und was nicht tanzt, sttehlt sich mit
Diebsgebärd«
Fort in den Parl ... Sternschnuppen steht
man fallen,
hört Angelina Paulets Lieb erschallen,
Indes sich Hand zu yand im Dunkeln findet.
— Da plötzlich wird ein Feuerwerk entzündet:
Rateten schießen hoch und sinken in den Teich.
Man muß die Spieler dem Trtcktrack entreißen,
Die Tänzer der Musik, dl« Liebenden demNeich
Der Nacht, denn es geht heimwärts ...
12.
Di« Heimkehr.
Frohe Weisen
Geschalten auf der Fahrt bei Fackelscheine,
Und Dorallse schließt ihr« müden Lider.
Die Nacht ist kühl und blau. Und immer wieder
Sagt sie sich: .Gins nur Hinbert mich, das eine,
Den Mann zu lieben, den ich lieben möchte:
Verächtlich ist's, so ohne kunstgerechte
Geheimnisse und Listen, ohne Bangen
Hinfach zu lieben den, an dem man glaubt zu
hangen'...
Gs wird ein Kleine»Finger»Lled gesungen,
Und dieser Nein» ist ihr ans Ohr gedrungen:
»Sie tändelt zwar galant
Mit dem schwarzen Phylant,
Doch das ist keckes Spiel von ihr!
Das falsche blonde Mädchen hat
Grwählt den braunen Tlridat,
Mein Neiner Finger sagt es nur ...'
Sie tut, als hätte sie kein Wort vernommen,
Und lächelt, welch ein Gtnfall ihr gekommen.
»So/ sagt die Falsche, »man weiß alles, gut!
So nutzt sie denn zu nichts mehr, unsre List?
Doch diese List die gleichen Dienste tut,
Wenn mein Geliebter nun der andre ist.
So lieb ich denn Phylant, indes die Feinen
Je mehr ich für ihn glühe — welch ein Spaß! —

Je wen'ger glaube, daß er mir gefällt.
Und das Geheimnis, das ich fast vergaß,
höchst liftig ist es wieder hergestellt!
So sei es denn. Ich bin nicht zu betlagen.
Bisher verstellt' ich mich, nun muß ich mich
betragen,
Als ob ich mich verstellte!' Doralise
Fährt hoch im Sitz: das Pflaster von Paris!
1«.
Zwei Uhr früh.
Man hält vor ihrem Haus, und Stimmen
schrei'«:
.Schlaft wohl! Auf Wiedersehen!' vom.
Wagenschlag.
Und Dorallse steht sich im Schlafgemach
Mit ihren Zofen. Stehend schläft sie ein.
Man zieht sie aus. Auf ihre Lagerstatt
Sinkt sie, erschöpft von diesem großen Tage.
Gs ziemt sich, baß sie heut mit Titus sage:
.Den Tag verlor ich nicht.' Ihrhaupt sinkt matt
Ins Kissen. Ja . . . Phylant, sie wird ihn
lieben . . .
So ist's verhängt.. Die Bilder sich verschieben.
Gin Fläschchen von Kristall tanzt vor dem Bette.
Dazwischen Schellentlang . . . Gine Nakete
Sprüht unter ihren Lidern Feuerschein . . .
Und Sibylle Anne Vgier von Mtremond«
schläft ein.
Autorisiert« Uebertragung von Friedrich von 0ppeln»VronikowsN.

8tz K???^en5
«»
Gruß an Max Liebermann.
Von Richard Wucher,
I^^^^ux Liebermann blickt auf ein Schaffen von 35 Jahren zurück. 2s ist alfo lehrreich, an ^F R / die deutschen Ausstellungen der siebziger Jahre zu denken. Was wurde damals ^"^^ gemalt? Vorwas fürBildern blieben dieLeute stehen? Nun,man malteblstorl«. Von Gustav Adolf und Wallenstetn, von Tusnelda und Eromwell wurde auf Leinwandflächen größte» Formates erzählt. Kleinere Vllder stellten Kardinäle und Landsknechte in irgend welcher Episode vor Augen. Szenen aus dem Bauern« und Mönchsleben wurden zu Genrebildern melo» dramatischen oder humoristischen Inhalts verarbeitet, während die Landschaften von den Sehens» Würdigkeiten fremder Länder berichteten. Kurz, die Malerei war literarisch. Vom Anekdotischen, stofflich Interessanten gingen die Künstler aus, und die Betrachter lasen den Inhalt der Bild« ab, wie man Geschichtsbücher, historische Romane, Reiseberichte «der Novellen lieft.
Aber ein Bild ist lein Buch. Es wM nichts und kann nichts, als durch farbig« «läng« kultivierten Augen «in Fest bereiten. Und wo sind die Anregungen zu solchen Werken zu finden? Nun, in den Bildern, die das Leben selbst in unerschöpflicher Fülle ausbreitet. Der Künstler erlebt das, was er »alt, mit dem Auge, und die Größe seines Künstlertums wird nicht durch die Nangtlasse der Stoffe, die .er darstellt, bestimmt, sondern tiurch dl« Feinfühligteit, mit der er «in Stück Natur in die Formen» und Farbensprach« d>r KunH übersetzt. Die ganze Geschichte der Malerei ist im Grunde ein« Geschichte der Verfeinerung des menschlichen Sehvermögens, und an Stoffen aus dem Leben sind alle jene Er» oberungen gemacht worden, deren Etappen man andeutet, wenn man die Namen Pier« della Francesca, Leonardo, Velasquez nennt. Man tritt selbst Großen wie Böcklin und. Feuerbach nicht zu nahe, wenn man betont, daß ihr«, d«m inneren Gesicht entsprungenen Werte an rein malerischen Qualitäten nicht jenes Letzte und Feinst« bieten, was et» Künstlerauge in der Wirklichkeit sehen kann. Auch etwas anderes sollten diejenigen, tii« Naturausschnitten den höheren Inhalt absprechen, doch nicht velgessen. Kunst ist nichts Zufälliges, künstlich zu Wachendes. Sie wächst organisch und logisch aus dem Boden ihrer Epoche heraus, ist der Form und Farbe gewordene Geist ihres Zeitalters. Einst konnte sich das, woran die Menschen glaubten, zu großen Symbolen verdichten. Sie sahen ihre Götter leibhaftig und körperlich über die Erde wandeln. Wir glaube» a» nichts, als an unser Recht, zu leben. Die Natur ist entgöttert. Der Versuch, noch DingH malen zu wollen, die für die Meister von einst die Quell« ganz natürlicher Insplra« tionen waren, ist also heut« Romantik, eine unklare Sehnsucht noch, mit dem Flitter von «inst uns«« entgöttert« W«lt zu schmücken. Am klarsten, am stolzesten spricht die moderne Weltanschauung in den Werken sich aus, die, alles Transzendental« meldend, mit der Tatsache rechnen, daß von dem, was früher die Kunst befruchtet«, uns allein die Natur blieb, die unendliche schöne Welt, dl« Stoff zu imm«r neuen, unvergänglichen Meisterwerken dem gibt, der in ihre Wunder mit dem Auge des Künstlers schaut.
Ein solcher Maler, der die Welt nahm, wie sie ist. den es niemals lockte, noch im 19. Jahr» hundert Metaphysik zu treiben, sondern der breitbeinig sich auf die Erde stellte, aus ihr wie Antaeus die Kraft seiner Werte saugte, war Eourbet. Er fand, als er 1896 nach München gekommen war, in Wilhelm Leibl einen aus der nämlichen Nasse. Und Lieber» mann ging weiter auf dem Weg, an dessen Ausgangspunkt Eourbet und Leibl stehen.

» 0
5^7^^^Sl)V
Die Frag«, aus w«Ich«n wetteren Neftanbtellen der Begriff Liebermann sich zusammen« seht, braucht nicht erörtert zu »erden. Wir waren von jeher stark in solchen chemische» Analysen. So hat »an von Wuncicsy und Israels, von Wenzel und Mlllet, vo» Wanet und Vegas, von den Javanern und van Gogh gesprochen, hat Llebermann de» ^omlniz vo>2zeur der modernen deutschen Kunst genannt uud namentlich mit Bedauern hervorgehoben, daß es säst lmmer Fremd« gewesen seien, aus deren Werten «r die An« regungen zu seinen eigenen Bildern schöpft«. Die Hoffnung auf «in« bodenwüchstg«, national deutsche Kunst sei durch dies« Auslanderei zunlcht« gemacht. Wirtlich? Der Kenner der Kunstgeschichte kann über d«rl«i Phrasen nur lächeln. Dl« Antwort darauf, daß Llebermann «ln Eklektiker sei, hat schon Goethe in den Worten gegeben: „Sieht man «inen großen Meister, so findet «an immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzt« und daß eben dieses ihn groß macht." 0b einer «in Nachtreter oder «in Schöpfer wird, hingt lediglich von der Intensität ab, mit 8er «r dl« Anregungen, die in der Blldungs» atmosphär« seiner Epoche liegen, verarbeitet und zu Selbständigem umformt. Un8 dt« Auslandereil Kennt die Kunst Landesgrenzen? Entstehen die Stile nicht daraus, daß jedes neue Zeitalter neue Aufgaben stellt? Und ist das National« nicht oft ein« Mode von gestern, die als Nationalgewand nur denen erscheint, die nicht wissen, daß sie ehe» dem Allerweltsmode war? Eines ist ja richtig. Wir Deutschen tonnen uns nicht rühmen, immer als erst« n«u«n Problemen die neu« Fassung gegeben zu haben. Das tat« in früheren Jahrhunderten die Italiener, im neunzehnten die Franzosen, lieber die Gründe, weshalb wir in der Kunst immer die Empfangend««, nie die Gebenden waren, ließen dicke Bücher sich schreiben. Jedenfalls hatten aber die deutschen Waler der Dürer» Zeit ebenso gewichtigen Anlaß, nach Italien zu gehen, wie ihn später Menzel und Knaus, Spitzweg und Waldmüller hatten, sich nach Paris zu wenden. Und was den einen recht ist, ist dem anderen bUllg. Statt Liebermann wegen des gleichen Vorgehens zu tadeln, das man bei den älteren lobt, sollte man froh sein, daß wir «inen Meister in Deutschland haben, der, nachdem er sich mit dem Besten auseinandergesetzt, was in ganz Europa geschaffen wurde, Werte von europäischer Gültigkeit hervorbringt.

Viele von Liebermanns Bildern, das hat die Ausstellung d«r Sezession jede« bewiesen, gehören zum schlechthin Besten, was in Deutschland unserer Tag« gemalt wurde. Ein Naler, der trotz seiner «0 Jahre «8 an Schaffenstraft mit den Jüngsten aufnimmt, wlrlt gleichzeitig so abgeklärt, so klassisch, als wären die Werl« aus dem holländischen Saal des alten Museums herübergenommen. Man erkennt, daß eine Kunst, der solang« nach» gesagt wurde, daß sie anarchistisch gegen die Alten sich empöre, in Wahrheit die Fort» setzung der besten alten Kunst ist, an dem Punkt einsetzt, wo die Arbeit der Alten ab» brach. Und nicht nur darüber staunt man, daß ein Mann, der solange als Apostel der Häßlichkeit galt, schon heute wie «ln Klassiker anmutet. Man ist auch erstaunt, verblüfft über den Aeichtum und die Fülle dieses Schaffens. Liebermann hat es in den Jahren, als der Ruf nach neuer Phantasletunst erscholl, ruhig mit angesehen, daß er «ine Zeit» lang zum alten Eisen gelegt wurde. Er dachte auch nicht daran, denen zu folgen, die in de« Streben nach dekorativer Wirkung die Stilgesetz« der Tafelmalerei mit denen der Zeichnung oder des Fleslo vermengen und durch diese Verquickung Feinheiten preisgebe,!, die in den Tagen des Impressionismus mühsam errungen wurden. Selbst auf die Gefahr, baß seine Bilder von solchen totgeschlagen welden, die mit den Farben des Plakats auf

Auge und Nerven lostrommeln, ist er noch immer der Ansicht, daß die Basis für all« Schönheit die Wahrheit sei. Auch Nebenqualitüten, wie Gemüt und Humor, die man in Deutschland so gern als Ersah für mangelndes Künstlertum akzeptiert, gab er niemals in Zahlung. Noch heute wie einst deckt sich sein Eredo mit Dürers Wort: „Wahrlich, die Kunst steckt in der Natur. Nur wer sie heraus kann reißen, der hat sie.' Und sein« Entwicklung war nur die, daß er von gewissen Sentimentalitäten 5 I» Israels, von ge» wissen Fabulierlünsten 5 I» Menzel immer mehr sich frei machte; daß er sein Denken immer mehr auf den «inen Punkt konzentrierte, den Kunstgehalt jedes Motives ganz rein her» auszuschälen, und daß er in ewigem Suchen immer neue Mittel sich dienstbar machte, um nach allen Seiten hin die Natur zu meistern. Viag er, wie jeder groß« Künstler, neben gelungenen Werten manchmal weniger gute schaffen, die Hauptsache ist die ungeheure Energie, die er an die Lösung neuer Aufgaben seht. Gerade deshalb, well es stets um Problem« rein künstlerischer Art sich handelt, sind Liebermanns Werke ein« hohe Schul« für den, der lernen will, die Kunst in ihrer reinsten Form zu begreifen. Gerade deshalb aber, weil die Natur ihm immer neue Fragen, immer neu« Problem« vorlegt, blieb ihm auch erspart, der Wiederholer seiner selbst zu weiden. Waler, die frühzeitig sich «in« fertige Formensprache zum Ausdruck von Gedanken zurechtmachen, die sie aus der Tiefe des Gemüts, nicht aus dem Kosmos schöpfen, erschöpfen und wiederholen fich balli. Liebermanns Schaffen war «in ewiges Sicherneuern, so wie die Natur selbst mit jedem neuen Frühling neues Leben und neu« Schönheit gebiert.

Selbstverständlich — es wäre töricht, das verschweigen zu wollen — haben glückliche Um» stände ihm sein Schaffen erleichtert. Talent und guter Wille allein find für einen Künstler nicht immer ausreichend, um durchzudringen und auf der höhe zu bleiben. Wie manche, die gut begannen, streichen bald die Segel, da leidiger Broterwerb sie zum Kltschmalen zwingt. Wie manche verstummen früh, da sie rein künstlerisch nicht mehr die Spann» traft zum Produzieren haben. Liebermann hat mit derlei MißHelligkeiten, die so viele lahmlegen, nie zu rechnen gehabt. Wie er als vielgereister Mann die besten Erzeug» nisse der europäischen Kunst schon sah, als si« sonst in Deutschland wenig bekannt waren, haben sein« Verhältnisse ihm erlaubt, auch später Künstler zu bleiben, ohne je ein Kom» promih mit der Menge schließen zu müssen. Gesundheit, das Kostbarste, was ein Schaffender braucht, war ihm gleichfalls beschieden. Und schließlich außer allem noch jene Ellbogen» traft, ohne die niemand der Welt sich aufdrängt. Unser Verhältnis zur Kunst war ja sehr platonisch. Wir lasen Vücher, wir wußten theoretisch genau, was die Kunst solle und müsse, aber wir beherzigten nicht die Antwort, die Schwind einmal einem Kunst» f«und gab, der ihn als den Schöpfer einer neuen Gattung ideal-romantischer Kunst pries: „Lieber Herr, für mich gibt es nur zwei Gattungen von Bildern, das sind die verlauften und die unvertauften; die vertauften find mir alleweil die liebsten." Wir be« trachteten den Künstler nicht, wie das in gesunden Zeiten geschah, als Produzenten und Verlauf« sehr realer Werte, sondern sahen in ihm ein seltsam unpraktisches Wesen, da« zu seinem Vergnügen Leinwand mit Farbe bedeckt. Und die Künstler nahmen diese Tat» sache als etwas Feststehendes, Unabänderliches hin. Sie lehrten der Gesellschaft, die sie ja doch nicht verstand, den Bücken, sie schimpften in der Kneipe, sie vergruben sich bei den Bauern und überließen es dem lieben Gott, ob er einen Menschen erleuchtete, sie posthum zu entdecken. Liebermann, der unromantischste aller modernen Künstler, hat auch mit diesem Ueber»

bleibsel der Romanttl gebrochen. Er wußte, daß Dürer und Tizian, ohne als Künstler deshalb Neiner zu sein, gewiegt« Geschäftsleute waren, wußte, daß Julius II. und Leo X. der Kunst nichts genützt haben würden, wenn sie nur Vücher über griechisch« Kunst gelesen, aber bei Aafael und Michelangelo lein« bestellt Hütten. Mit der Zähigkeit seines Stammes hat er den Deutschen begreiflich gemacht, bah Bilder nicht nur zum Scherz, auch zum Verlaufen gemalt werden. Als großer Organisator ist er «ine Macht im tunstpolittschen Leben Deutschlands geworden. Blicken wir aus Frankreich, so sehen »ii hinter den Künstlern stets die Schriftsteller stehen. Mit den Namen Courbet, Stevens oder Manet sind die Namen Champfleury, Zola, Camille Lemonnler ober Theodor« Vuret untrennbar verbunden. Sie waren die Freund« der Maler, ihre gleichwertigen Kollegen, ihre natürlichen Vundesgenofsen im Kampf um die nämlichen Ideale. Aus diesem Verlehr erwuchs für beide Teil« ein Porte«. Der Krittler fchretbt sachlicher über Kunst, wenn er mit den Gedanken, die in Malerateliers besprochen werden, vertraut ist, als »enn er, außerhalb stehend, sich nur als Kunstrichter fühlt. Die Kunst aber schwebt nicht in der Luft. Für alles Neue, das sich durchsetzen wM. sind immer gleich die daraus vorbereiteten literarischen Champions da. Liebermann hat auch in dieser Hinsicht mit Vorurteilen aufgeräumt, hat in Deutschland, wo die Krittler oft nur deshalb sich als Feinde der Künstler gaben, well sie eine mimose-nhafte Scheu davor hatten, als deren Freunde zu gelten, etwas von jener kollegialen Verbindung hergestellt, die in Frank» reich zum tzeil« der Kunst immer bestanden hat. Und wer da von ReName, von Inter» essenpolitit redet, verkennt, daß gerade ein solcher Organisator uns not tat. Man kann nicht Untunst und Kunst, nicht Manet ebenso glühend wie Anton von Werner lieben. Der Sinn für das Schlecht« muß getötet sein, bevor die Bahn für das Gute frei wird. Damit sie es werde, hat die gütige Vorsehung uns einen Menschen geschickt, in dem der Waler mit dem Schriftsteller, der Künstler mit dem Agitator, der unermüdlich« Arbeiter mit dem Mann der Gesellschaft sich verbindet. Indem «r plaudert, gibt er Dlrel» tiven, indem er einem Journalisten die Hand drückt, sagt er mit einem einzigen Blick, worauf es ankommt bei einem Werke, das diesem sonst unverständlich geblieben wäre; indem er bei einem Abendessen die Bilder an der Wand scheinbar gleichgültig mustert, deriät er deren Besitzern, ohne ein Wort zu sagen, welch« gut sind und welche schlecht. Museen und Kunstsalons würden, wenn man Liebermann wegdenkt, nicht das sein, was sie heut« sind. Und welcher Künstler kann einer solchen, über sein eigentliches Tätigleits» gebiet weit hlnausgehenden Wirkung sich rühmen? Lenbach vielleicht und tzans Matart in Wien — mit dem Unterschied, daß sie als Künstler nicht ebensoviel wie als Diktatoren bedeuteten. Liebermann ist das Phänomen eines Menschen, der als Künstler ebenso hoch wie als Anreger, als Politiker, als „Erzieher" steht. Indem er, mit stärkstem Instin rt für das, was Kunst ist, begabt, die Reichen anleitete, nicht mehr Schlechtes, sonder» Gutes zu laufen; indem er mit Pinsel und Feder nach langen Jahren literarischer Zwitter» lunft den Sinn der Deutschen für wirkliche Kunst weckte und stärkte, hat er den Jüngeren einen Dienst, für den fi« nie genug danken können, erwiesen. Er hat ihnen das Ge° lande erschlossen, auf dem fle nun ohne Kampf, ohne die Komplikation von Fähig, leiten, die sich in Liebermann so glücklich vereinigten, frei sich bewegen tonnen. Die un> geheure Tatsach«, daß wir «ndlich in Deutschland «ine kultivierte Kunst zu bekommen scheinen, ist in erster Linie auf feinen Einfluß zurückzuführen.

o »

KTNe'-'V^/V

Unveröffentlichte Komposition von Franz Liszt.'

5-^

I

Z^

^

s

W

!^I

V ^ !, >

/^^

W

^

'6^-

^^^

^

"^// f ^

M

S

«

V V'" V

/I'?. >? I,

W

ÜV ^

I, ,^,I

^

^

^^

^

^^

»^

G

ß

H^

^^

G

^^

2-5

^

ff

!^».^.1 ^

^

W

^ '55

«^^O"

W

3

^

2-2-

W

U

M

^^^

^

W

..^

>» ^ <»

^^W

3^^" <i
s^^"5
^
I ? 1 l»^
^ ^ '>b!^
53^-
'°Uwi «w»>» »ei «Na»«««»»« « »«. l» Ke»bN «sch«wcnben Nlzt>V«»»e »»n ^nllerlch.

» <»
89
5^22^/^e^
^5-1
^—^
-—i
N
^ ^
lc^^m3
O
t^^
^ ^
o?
«- ^
?—^
<- H
s
>I /"
D «i
W
^^
^
^2.
G
^s^
Z'/'
^-^
2-^5
^2
^ ^p
?^
^^^
"2
^
^
^ ^- .
!^ .'/'
3ick
H^Z^-
<? q-
^
^^
-^^
«^
-^^
-O^-
-2

90 5577^/^eN? 3

Das Lied in der Nomantik.

Musik war in gewissem Sinne die Kunst, die der «Romantik am meisten entsprach ^A I denn der Ton, an sich abstrakt, schafft, ins Leben eingeführt, die fernsten Möglich, ^W^ leiten zur Wirklichkeit um.

Verfolgen wir die Entwicklung der romantischen Musik im einzelnen, so brauch! wohl kaum noch bemerkt zu werden, daß sie mit der Geschichte des Liedes eröffnet weiden mutz.

Auf diesem Gebiete drängte die Romantik zunächst überall auf ein dem ein» fachen lyrischen Gedicht entsprechendes musikalisches Gebilde. Die Franzosen haben in diesem Sinne die Romanze entwickelt. Lied und Romanze aber bezeichnen ganz allgemein den Unterschied der französischen und deutschen Romantik, ja, fast könnte man sagen, des deutschen und französischen Geistes. Wie tritt doch schon der Charakter des älteren deutschen Volksliedes und des älteren französischen Gesellschaftsliedes, der Strophen etwa über den Lon roi va^odert bis hin zu dem Singsang von ölarlboroußn 5'en v» t-«n ßuerre grundsätzlich auseinander. Dort tzerz und Gemüt, flutende Melodie bis oft zu sentimentaler Kantilene; hier Esprit und jene leise Ironie, die fast jedes französische Gespräch durchscheint, und in der Musik denn tatsächlich auch, nach deutscher Empfindung, ein starker Einschuß trällernden Gesprächstons! In Romanze und neuerem deutschen Lied, aber erscheinen diese Gegensätze fast noch ebenso verschärft als vergeistigt: bis zu dem Grade, datz der französischen Sprache ebensowenig eine Uebersetzung für das Wort Lied zur Ver» fügung steht wie der deutschen für Romanze, und daß es in beiden Sprachen langer und doch ungenügender Interpretationen bedarf, um die beiden Begriffe wechselweise auch nur verständlich zu machen.

Die neuere französische Oper aber, die Spieloper der Oper» conüyue wie die große Oper der ^«ciemie nationale 6e Ivluziczue, sind ebenso auf der Romanze aufgebaut wie die deutsche Oper der Weber und Warschner, der Nicolai und Lortzing auf dem Liebe.

Dies neue deutsche Lied ist nun allerdings nicht erst ein Erzeugnis der Romantik. Wit Sturm und Drang, ja bereits mit der Zeit der Empfindsamkeit hob es seine Schwingen, ein echtes, noch heute jugendfrisches Kind subjetttvistischer Zeiten überhaupt. So hat schon Gluck die schönsten Oden Klopstocks liedmählg komponiert und tziller in und mit seinen Liedern sogar schon das erste deutsche Singspiel, den Vorläufer von komischer Oper und Operette, geschaffen. Und bereits Schulz zeigte sich in der Einführung seiner »Lieder im Voltston bei dem Klavier zu singen", die 1785 erschienen, über das Wesen der neuen Kunstgattung klar: durch Melodie und Gesang sollten die Wort« des Liederdichters allgemeinere und erhöhte Aufmerksamkeit erregen. Dann hat Mozart in der Zauber» flöte mehr als einmal das Arioso zugunsten des Liedmätzigen fallen lassen, und von seinen Einzelliedern leben heute noch „Komm, lieber Mai, und mache' und „Vrüder, reicht die Hand zum Bunde" fort, wie von tzaydn „Gott erhalte Franz, den Kaiser" („Deutschland, Deutschland über alles"). Beethoven aber hat in den Liedern an die ferne Geliebte schon den ersten Liederzytlus komponiert.

Dennoch entband erst die Romantik gänzlich die neue Form. Denn jetzt erst verschwindet das Arienmatzige, Kunstartige, „Vornehme". Jetzt erst bedarf es nicht mehr der noch bei

° o
KTT^/^e^ 91
Beethoven gelegentlich gegebenen Weisung, „ mit der innigsten Empfindung vorzutragen". Jetzt vor allem erst wird das Lied populär und Eigentum breitester Schichten.
Nichts aber ist dabei für den Umschwung charakteristischer, als bah nun neben dem neuen Gesang auch all die alte Liederlust der Nation wiederum erwacht. Wenige Jahre nach dem Erscheinen von „des Knaben Wunderhorn", dessen reiche Sammlung das Liederarchiv der Vergangenheit erschloß, gründete Zelter in Berlin lm Jahre 1809 die erste Liedertafel; und ihr folgte ein Jahr später in der Schweiz, in Zürich, auf Anregung Aägelis der erft« Männergesangverein. Und wie verbreiteten sich diese Organe einer nationalen Pflege des Liedes! Wie griff man hier eifrig nach der „Sammlung deutscher Volkslieder", die Silcher veranstaltete, und wie sang man dessen eigene Kompositionen, von denen heute noch „Ich weih nicht, was soll es bedeuten", „Ich hatt' einen Kameraden", „Morgenrot, Morgenrot", „<ts zogen drei Burschen wohl über den Nhein" und manch andere fortleben, frifch wie a» ersten Tag. Und neben den süddeutschen Silcher trat im von jeher sangesfreudigen Thüringen und seinem Kolonialgebiete, in Leipzig, Zöllner, der „Sängervater"; im Jahre 1833 hat er den ersten „Zöllner»Verein" gegründet.
Ls war eine volkstümliche Pfleg« der Kunst, die nicht ohne politische Bedeutung geblieben ist; solange wie das Deutsche Nelch der Gegenwart durch Handel und Verkehr zusammen» geschweißt worden ist, ist es auch von tausend und abertausend Kehlen zusammen» gesungen worden. Doch über den Fluten des volkstümlichen Gesanges ertönte alsbald auch der edlere Flügelschlag des Kunstlieds.
Der erste große Meister des Kunstliedes war Franz Schubert (1797—1828): «in Sänger, wie ihn sich die romantische Phantasie fahrender Schüler kaum besser hätte erfinden können; «in Boh6mien vor der Zelt, doch von gemildert wienerischem Wesen: der Vogel, der von den Zweigen sang, gleichgültig selbst, ob auch nur Gott ihm lohne, der Mann eines stetigen milden Enthusiasmus, Optimist durch und durch, niemandem Untertan und niemandes Herr, auch nicht seiner selber.
DaS schönste Liederjahr Schuberts ist wohl das Jahr 1814 gewesen, damals und da herum hat er als Schulgehllfe seines Vaters, eines armen Lehrers mit vierzehn Kindern und vierhundert Gulden Gehalt, in dessen Brot — und was für einem Brot! — den „Wanderer" und den „Erlkönig", die Mlgnonlieder, den „Fischer" und das „tzeideröslein" — darüber auch noch Opern und Singspiele, Messen und Kirchenchöre, die erste Symphonie, «onaten, ein Streichquartett und tausend anderes geschaffen
Am unerschöpflichsten aber war er doch als Liederkomponist. Es genügte oft, daß er ein Gedicht las; denn er las es mit Her aufquellenden Melodie zugleich. Und er schrieb die Eingebungen nieder, wo er sich eben befand, bei Freunden, lm Wirtshaus; Speife» karten, Papierschnitzel waren es, die nicht selten unsterblichen Gehalt empfingen. So war er auch in der Form nicht ängstlich. Er ging wohl von der strengen Art Beethovens aus, den er kindlich verehrte, so sehr sich der Meister gegen seinen liebenswürdigen und ein» schmeichelnden Genius bei aller inneren Anerkennung spröde verhielt. Aber im Grunde stand zwischen ihnen doch der Gegensah von Heroismus und «Romantik; und so war es Schuberts Aufgabe, dem Liede selbständig seine Form zu geben. Und dies bedeutete eine Freiheit, die Schubert reichlich nutzte. Er hat „Am Brunnen vor dem Tore" und „An »chwager Kronos", er hat „Die junge Aonne" und die „Grenzen der Menschheit"

komponiert: leine der möglichen Liebformen, die bis zur Gegenwart hin entwickelt worden sind, ist schon ihm völlig fern geblieben. Da ordnen sich denn die Lieder gelegentlich wohl auch zu Zyklen, wie in der „Winterrels«' und dem sogenannten „Schwanengesang'; das Volks» tümllche paart sich mit dem Kunstmäßlgen früherer Zelten; das Ganze schließt sich, und der Meister erscheint fast als ein Symphoniker des Liedes. Da wird in anderen Fallen die geschlossene Form gebrochen und der Klavlerapparat fast zur Programmusil erweitert. Da zeigt sich wohl auch der sichere SM und die Tabulatur des Volksliedes: und das „Heide» röslein' entsteht. Da bringt endlich ein Opus 1 — die Nummern bezeichnen bei Schubert, der sich um seine musischen Kinder nicht im geringsten, am wenigsten etwa durch Reihen« zahlen, kümmerte, freilich nicht sicher dl« relative Zeit des Tntstehens — da bringt also ein Opus 1 alsbald den „Erlkönig' und in ihm die Vollendung der musikalischen Form der Ballade. Da erweitert sich manches Lied sogar zur dramatischen Skizze von gedrängtester Empfindung; und der Dichter steht beschämt vor dem Gefühlsreichtum des Komponisten.

Doch wie auch die Form moduliert wird: eins bleibt bestehen, die Klarheit und auch noch die wenngleich künstlerisch gewandte Volkstümlichkeit des Ganzen. Schuberts Lieder hauchen «lidgeruch aus gleich dem gesunden Brodem der Pflugfurche, sie sind nicht „vornehm'; rafft» nierte tzalbempfindungen parfümierter Kreise, etwa Schlegels „Windesrauschen, Gottes Flügel', vermag der Meister nicht befriedigend in Töne zu fassen. Denn dazu sagen seine Lieder von vornherein viel zu deutlich und zu genau, was sie wollen; die ersten Takte schon schlagen die richtig« Stimmung an. Durchsichtig ist die Melodie geführt, und die Klavier» begleltung zeichnet breit, oft mit enormer, kaum je übertroffener Kunst der Malerei die festesten Umrisse ihrer Umwelt.

So begreift sich denn auch, daß Schubert keineswegs nur Liederkomponist gewesen ist. Er hatte das Bedürfnis, sie allseitig auszuleben. <tr hat tiefsinnige Sonaten für Klavier geschrieben, nicht ohne sie in „göttlichen Längen' auszusptnnen, mit heute vielfach veraltetem technischem Apparat«, aber auch schon mit leisen Uebergängen zu den Umwälzungen Llszts und Wagners. Denn er tonnte, wenn auch nicht grübeln, so doch grünblich reflektieren, und er hielt dafür, daß die Sonate hierfür ein geeigneter Ort sei, mochte sie auch unter dieser Zumutung einiges von der alten Geschlossenheit ihrer Formen verlieren. Wollte Schubert aber leicht sein und spielerisch, mehr Weaner als Wiener und weniger Musiker als Musikant, so vertraut« er sich dem Tanze und Marsche an, und tam's hoch, so griff er zur Ouvertüre. In seinen Quartetten dagegen begegnete er sich noch mit Beethoven; und was kann man von der schweren Philosophie seiner anscheinend unvollendeten h«Woll»Symphonie Besseres sagen, als daß sie würdig war des Zusammenlebens mit diesem Größten aller Großen, der nur «in Jahr vor ihm starb, und verwandt erscheint mit dem spätgeborenen Werl eines BrahmS?

Das Lied aber entwickelte sich nach Schubert immerhin noch in vollere Bretten. Wie neben die Lyrik des Sturmes und' Dranges schon, als Ausdruck rapider, dramatischer Lyrik, die Ballade getreten war, so entfaltete sich neben dem musikalischen Liebe, nicht ohne lyrische Gmpfindungsbeigaben auch eine besondere Musik der Ballade: wir haben schon gesehen, wie sie bei Schubert, wenn auch nicht mit zahlreichen, so doch um so «ehr mit bedeutenden Stücken vertreten war. Aber bereits vorher hatte Zumsteeg, seit 17V2

hoftapellmelster in Stuttgart, Balladen komponiert, und eben die großen Anfangswerke der literarischen Bewegung, Bürgers „Leonore" und anderes, waren von ihm in Wusil gesetzt worden. Der eigentliche Balladenlönig der späteren Zeit ist dann aber der Sachse Karl Loew« (1796—1869) geworden. Er war vornehmlich in den zwanziger bis vierziger Jahren fruchtbar; und noch immer singt man seinen „Erlkönig" oder „Heinrich den Vogler', seinen „lnäenn« Kex" oder „Archibald Douglas': Stücke, welche alle Porteil« der Komposition Loewes zeigen: die Zerlegung des Stoffs in eine Art Llederreihe, ihre Unterbrechung durch rezltativartige Partien und ihre Verbindung durch eine Begleitmusik, in der neben symphonischem Charakter schon Spuren einer Musik des Leitmotivs auftauchen. Jedoch nicht eigentlich auf dem Gebiete der Ballade hat sich das Lied fortentwickelt: zu sehr wies hier, vor allem in romantischer Zeit, der epische Gehalt von den breiten Be» reichen des Stimmungsvollen hinweg. 2s zeigt sich das namentlich auch in Loewes Lyrik; zu oft fchon hat sie etwas hartes, Realistisches und bewahrt darum auch strengere Form: ein Moment, das sie nach rückwärts wiederum mit dem Klassizismus und der Technik Zumsteegs verbindet.

In der Hauptströmung der Ge. hichte des Liedes sind es natürlich die großen Musiker der Nomantik überhaupt, die Epoche machen: Weber, Mendelssohn, Schumann, und nur Franz würde neben ihnen noch als ein Meister von vollster Eigenart zu nennen sein. Weber war dabei nicht so sehr der Held der subjektiven, als schon der objektiven Romantik; in keinem seiner Lieder verleugnet sich seine allgemeine Stellung als größter Komponist der roman» tischen Oper. Er nähert sich darum ähnlich wie im Freischütz dem Volkston; und was in dessen Liedern sangbar war seit Jahrhunderten, das lebt in ihm auf und fort. Doch gelang ihm auch die Weiterbildung dieses Tones in Anwendung auf moderne Perhält« nisse: vor allem die Kompositionen der Lieder aus Körners „Leier und Schwert' beweisen es: wie lange haben sie, in den Chören der Männergesangvereine pietätvoll gepflegt, wenn nicht die volle Stimmung, fo doch das Andenken der Freiheitskriege erhalten helfen. Weicher, mehr auf das Bedürfnis des mittlerwelle ganz entwickelten Wannergesanges ein» gestellt ist die Kunst Wendelssohns: selbst seine schönsten Kompositionen, „Es ist bestimmt in Gottes Rat', oder „Wer hat dich, du schöner Wald', bedeuten nicht eigentlich mehr Sturm, sondern Dünung, sind mehr empfunden als erlebt. Sie waren darum auch nicht eben schwer nachzuahmen; und es ist vielleicht ihr herbstes Schicksal gewesen, daß ihre Art von Abt, von Gumbert, von Kücken und anderen Helden verseicht werden tonnte.

Die vollste höh« erreichte das spezifisch romantische Kunstlied erst in Schumann. Besonders wenn sich Schumann mit dem Spätling der dichterischen Flühromantik, mit Heine, traf. Welche Deutung heinescher Lieder in ihrer tiefen Melancholie gibt nicht vor allem der Zyklus der „Dichterliebe'l Was dem Poeten Erlebnis gewesen war, das wurde dem Komponisten Schicksal. Und nun ergießt sich über den Hörer trotz stetig festgehaltener gedrückter Stimmung «in unglaublicher Wechsel der Stimmungen, von den noch halb hossnungsvollen Tönen des wunderschönen Wonats Wai bis hin zu dem in Verzweiflung gebrochenen „Ich grolle nicht' und von dem breit hingeworsenen „Im Nhein, im heiligen Strome', dessen Harmonien sich wie Quadern aufbauen, bis zum Idyll des leuchtenden Sommermorgens, das leise Töne aus einer nicht mehr irdischen Feenwelt umHauchen, hat der Dichter seinen Liedern wie seiner Liebe das grotesk« Begräbnis in einem Biesen«

M S?n?/V^
l» l>
farge gewünscht, den Träger, stärker wie der St. Christoph des Kölner Doms, im Ozean betten sollen für alle Zeit — in Schumanns Töne gefaßt, haben sie mehr als dieses Wunsches Erfüllung erlebt, werden sie noch Menschenalter deutschen Lebens erschüttern.
Gewiß wird man Schumann schon auf Grund diefes einen Zyklus als den charakteristischsten Liederdichter der Romantik ansprechen dürfen. Ob auch als den an fich größten? Wehr als sonst jemand hat er das Pathos der Romantit; aber wo Schubert sinnt, da brütet und starrt er bisweilen: es ist manchmal als kündigte sich das unheilvolle Ende seines Lebens, der Sprung von der Düsseldorfer Brücke in die Rheinflut eines eisigen Winter» tages, die Nacht der letzten wahnfinnigen Jahre verderbenhauchend an. So fehlt auch das schöne, naive Maß Schuberts: der Meister weicht der Stimmung, eilt ihr nach, läßt fich von ihr fortreißen, und fie flutet in langen Vor« und Nachspielen aus. Zugleich malt er nicht selten 2I tresco trotz weichster Mittel — denn weit übertrifft feine Harmonik an Umfang und Intensität die Schuberts —: aber Schubert zeichnet mit weniger Mitteln feiner und seht der Wandmalerei eine fast plastische, reliefartige Kunst entgegen. So ist Schumann in der Form breiter, die Begleitung wächst zu orchestraler Fülle und deckt bisweilen im Suchen nach Wohlklang die Stimme, doch schwingt sich die Stimme im allgemeinen frei über ihr auf: während bei Schubert Stimme und Begleitung mehr als Freunde zufammenwandeln und sich in einer Prägnanz des Gesamtausdruckes ergehen, die Schumann der Regel nach versagt ist.
Im übrigen weiß man, daß das deutsche Lied mit der Romantik keineswegs abgestorben ist. Auf Schumann folgte nicht bloß Robert Franz in feiner vornehmen Herbheit; neue Zeiten brachten neue Meister; wer wird nicht noch von Brahms und Rubinstein, von Liszt und Cornelius, von Strauß und Wolf vernehmen wollen; und noch heute wallt und quillt es im deutschen Liederbronnen wie vor alters. Was aber für die Romantik zum ersten Wale bezeichnend war, das war der Umstand, daß die großen Meister nicht isoliert standen undi nicht für eine exklusive Gesellschaft schufen: ihr tzörerlreis war die Ration, wie fie seit 1815 erwacht war; und unzählige Trabanten und tzalbtalente vermittelten die neue Kunst des Liedes den Waffen.
Leipzig. Professor Karl Lamprecht.
Vedag.
groh« wirtschaftlich« Epoche hat ihr« Parasiten, oft sind das Existenzen, denen man außer ^M einer großen Dosis Leichtsinn leinen anderen Vorwurf machen kann, als bah sie Anglück (^ gehabt haben. Vi« Vontoux, Strousberg und Quistorp lebe» nur deshalb als Katilinarier in der Wirtschaftsgeschichte fort, well sie die Dauer der Konjunkturen überschätzt haben. Welt Gewissen» losere und Dümmere als sie sind mit Weiher Weste und vollem Geldbeutel aus dem allgemeinen Schiffbruch hervorgegangen. Vielleicht weil st« Pessimisten und deshalb vorsichtig waren. Vielleicht auch, weil sie ihr« Geschäfte im Halbdunkel machten und das Licht der Veffentlichleit fcheuten. Zweifelhaft« Gründungen — und das sind ja diese Geschäfte in der Mehrzahl — vertragen eben nur Dämmerlicht. Das hat im Lauf« d«s letzten Jahres der Bankier Carl Neuburger erfahr«« müssen. Von den großen Gründern aller Zeiten ist er einer der kleinsten. Wenn er dennoch im Brennpunkt der öffentlich«« Aufmerksamkeit steht und seinen Aamen als Charakteristikum für «in« ganz bestimmte Spezies von Gründungen hat hergeben müssen, so liegt das daran, bah die großen Geschäfte heute in aller Stille bei den Banken gemacht werden, die kapitalkräftig genug sind, si« jähr«» und jahrzehntelang ausreifen zu lassen. Cine Gründung aber, dl« Neuburger h«ut« unt«r»

5^7^/V^/^ n
nimmt, muh morgen in aller Mund« sein, denn übermorgen schon fordert er das Publikum zur Beteiligung auf. Sein« Gründungen sind daher ohne bengalisch« Beleuchtung nicht denkbar. Und das ist ihm verhängnisvoll geworden. Wohlgemerlt ihm selbst, nicht etwa seinen Gründungen, Denn di« g«h«n an sich selbst, an ihrer fehlerhaften Konstruktion zugrunde. Aber ihrem Schöpser bat es zum Verderben gereicht, dah die öffentliche Meinung sich mit feinen Geschäften besaht« und den Stab üb« sie brach, «och eh« er das Publikum für sie gewonnen hatte. Denn fo behielt er di« m«ift«n Aktien feiner Gesellschaften auf dem Hälfe. Nur der urteilsloseste Teil des Publikums und d« spekulativst« Neil der Börse beteiligte sich an Neuburger-Werten, im vollen Bewußtsein einer Gefahr, die alle Spatzen von b«n Dächern pfiffen. Als es bann zum Niedergang der 0mnibus»Ges«llschaft, der Elberfelder Papierfabrik, der Dampfziegeleien ufw. kam, d» war Neuburger der haupt»L«idtragenbe. Wehr als einmal stand er vor dem Zusammenbruch, und in die Entrüstung über den skrupellosen Gründer mischte sich das Mitleid mit dem Mann, der das Opfer seines unverwüstlichen Optimismus zu werden drohte. Raffiniertere als er hätten es wohl länaft oerstand««, sich aus den Schlingen zu ziehen, die für andere bestimmt waren, in die er sich abe-. immer wieder selbst verstrickt«.

Seine letzten beiden Gründungen sind die Passag«»Vau»G«sellschaft, über die man wohl noch viel zu hören bekommen wird, und die Beb ag. Die letzter« ist heute schon in aller Munde, allerdings nicht »us Gründen, di« mit ihrer finanziellen Organisation zu tun haben. Vi« Berliner Elektromobil' Droschlen»Att »Ges. ist schlechtweg beliebt. Sie hat den Berliner Verkehr um hundert elegante Wagen bereichert und die Großstadt noch großstädtischer gemacht. Das hat sie mit den meisten Gründungen Neuburgers gemeinsam, Es ist in der letzten Zeit Prinzip bei ihm, an den Eeld^ beut«! der Berliner Bevölkerung auf dem Umweg« über den Lokal»Patriotlsmus heranzukommen. Das foll ihm wohl die Bellum« erf«tz«n und «rsetzt st« in d«r Tat. Und g«rad« das ist das Gefährlich«. Denn mancher biedere Bürger, der da glaubt, daß ein« nützlich« Ginrichtung auch imm«r ein« gewinnbringende ist, mag sich durch persönlich« Sympathien verleiten lassen, sein Geld in «in zweifelhaftes Unternehmen zu stecken. Und fo unbestritten di« Eleganz und Beliebtheit der Bedag»W«»gen ist, so unbestreitbar ist di« Fragwürdigkeit des Unternehmens an sich. In der vorigen Woche hat dl« Generalversammlung der Gesellschaft stattgefunden. Was da über die finanziellen N«fultate d«s letzten Jahres, des zweiten feit Bestehen, vom Verwaltungstisch au« »um besten gegeben wurde, war einfach trostlos. Nicht weniger als 21?lXX) Marl sind in diesem Jahr« zug«s«tzt worden, obwohl im Jahresdurchschnitt nur etwa 50 Wagen im Betrieb waren. Neuburg« als Aufstchtsr»ts»Vorsitz«nd«r und di« übrigen Herren der Verwaltung haben freilich «in ganzes Arf«nal von Gründen auf Lager, um darzutun, bah diefes "Resultat nur durch ganz außergewöhnlich« Umstände verschuldet worden sei. Eine Hauptrolle spielen in der Begründung die verspätet« Li«f«rung der Wagen und der Streik der Auto»Kutscher im Frühling vorigen Jahres, Aber di« Ziffern d«r Gewinn» und V«rlust»N«chnung strafen diese Erklärung lügen. Die reine« Betriebskosten und Löhne sowie die Abschreibung«« für Material»Abnutzung übersteigen die Ein. nahmen bei weitem. Es ergibt sich daraus, dah selbst, abgesehen von den Verwaltungskosten, jede Fahrt der B«dag>Wag«n Verlust gebracht hat. Wären also die Wagen zahlreicher und der Betrieb «in »«unterbrochener gewesen, so wäre das Defizit nicht kleiner, fondern größer ausgefallen, Inzwlsch«« ist allerdings die Fahrtaze etwas erhöht worden. Ab« mit der größeren Zahl der eingestellten Wagen läßt — wie der Augenschein lehrt — zum mindesten vorübergehend auch ihre Benutzung nach, so daß der Betriebsloeffizient sich erhöht.

Im übrigen genügt es, die Geldpolitik der Gesellschaft zu beobachten, um zu wissen, woran man mit ihr ist. All« Fehler Neuburgerscher Finanzgebarung, die sich doch nun schon an fo viel Ge» sellschaften bitter gerächt hat, findet man hier wieder. Das Kapital ist Anfang vorigen Jahres von 1'/, auf 3 Millionen Marl erhöht worden, obwohl nicht die mindeste Veranlassung dazu vorlag. Denn »ehr als 1 Million war noch in barem Geld« vorhanden und bei dem Bankhaus« Neuburg« deponiert. Man gab an, daß im Laufe des Jahres hundert neue Wagen 5 INlXX) Marl zu bezahlen und mehrer« Depots zu errichten feien. Es war aber durchsichtig genug, daß die neuen Depots und die schnelle Vermehrung der Wagen nur die Kapitalserhöhung motivieren sollten. In Wirklichkeit diente diese wohl anderen Zwecken. Wenigstens weih man aus Erfahrung, daß Neu»

burgersche Gesellschaften ihr Kapital gewöhnlich erhöhen, um «in größeres Outhaben bei Herrn Neuburger unterhalten zu können. Line Gesellschaft liefert so immer die Mittel für die Gründung einer anderen oder für Manipulationen in eigenen und fremden Aktien. Einzelne Gesellschaften haben sich mit der Zeit emanzipiert und ihre flüssigen Gelder anderwärts angelegt. Die Vedag kann das noch nicht. Sie ist noch ganz und gar in der Gewalt ihres Gründers und Herrn und wird, wenn alles gut geht, noch manche Kapltalserhöhung mit neuen Wagenbestellungen motivieren müssen. Denn wie aus 50 Wagen 100 und 200 geworden sind, können mit der Zelt 500 und 1000 daraus werden. Gin .Bedürfnis' wird sich bei gutem Willen immer nachweifen lassen.
Natürlich hat sich das Bankhaus Neuburger auch eine« ansehnlichen Zwlschengewinn bei der Aktien» ausgäbe zugewendet. Gs hat die Aktien zu 11l> Prozent übernommen und zu 120 »n die Aktionär« »eiterbegeben. Das bedeutet einen reinen Nutzen von mehr als 100 000 Marl. Dagegen hat man den Altionären versprochen, die Vedag.Altlen recht bald an der Berliner Börse «inzuführen. Das Honorar dafür ist also pränumerando bezahlt worden; ob aber die versprochene und bezahlte Leistung auch bewirkt werden wird, das ist sehr die Frage. Fürs erst« ist an die Zulassung der Vedag» Aktien gar nicht zu denken, denn die Zulassungssttlle fordert vor allen Dingen den Nachweis einer Rentabilität, und den kann die Gesellschaft in diesem und im nächsten Jahr« nicht erbringen. Gs ist allerdings zu Anfang dieses Jahres bei der Vedag wieder gestreikt worden, und die Verwaltung I >it dadurch genau wie im vorigen Jahr an Unkosten gespart. Aber solch« Ersparnisse genügen noch nicht, um ein Vewinnresultat zu erzielen. Selbst das Unterlassen ausreichender Abschreibungen — eine Neuburgersche Spezialität — kann nur in ganz geringem Mähe zur Aufbesserung der Gin» nahmen beitragen. Und mit der Zeit merlt auch das Publikum, bah die Wagen zu hoch in die Bilanz eingesetzt sind, so geschickt man es anfängt, die Unzulänglichkeit der Abschreibungen zu be» mänteln. Die Aktionär« der Bedag welden also wohl vergeblich darauf warten, ihr« Aktien notlert zu sehen und Abnehmer für sie zu finden. Und das ist ganz gut. Denn wenn an der Bedag schon Geld verloren gehen muh, so ist es besser, daß diejenigen es verlleren, dl« das Bistlo der Beteiligung ursprünglich und freiwillig auf sich genommen haben, als etwaige Dritt«, die »uf gutes Zureden hin oder im Banne einer suggestiv wirtenden Kurssteigerung die Aktien erwerben.
Kein Unglück ist so vollkommen, dah es nicht noch einen Tropfen Glück in sich birgt. Das merkt auch Larl Neuburger. Er hat das Glück, dah man sich mit ihm in der letzten Zeit weniger be» schäftlgt als früher. Einesteils aus Mitleid mit dem arg zerzausten Flnanzmann, anderenteils well man ihn für »nfchädlich hält. Fast alle sein« Unternehmungen liegen am Boden. Dennoch ist eS falsch, den Mann zu den Toten zu werfen und nach dem edlen Satze zu handeln, der über Tote nichts oder nur Gutes zu reden gebietet. Carl Neuburger ist «in unverbesserlicher Vptimlst und hat einen starten Anhang unter den Leuten, deren Bang und Vermögen im umgelehrten Ver» hältnls zu ihrer kaufmännischen Urteilsfähigkeit steht. Auch im Aufsichtsrat der Bedag wimmelt es von hochmögenden Persönlichkeiten. So fällt denn Neuburger niemals ganz. Gr steht immer wieder auf wie die tzollunder»Männchen und wird dem Lande noch manchmal schaden, wenn man die Unvorsichtigkeit begeht, ihn aus den Augen zu lassen.*)
) «ine» Tag nach «liederlchrift diel« Zeilen rurlierte an der Völle da« «erüch«, die Firma «orl Neudurger soll« w eine
»elelllchas» ml! deiche. Haltung umgewandelt »erden. Da« Liehaul-Männchen steht all» wieder!

Notizen.

Im nächsten tzest wird Staatsminister v. Vod» bielski über Finanzpolitik sprechen. Lugen« Destez, der Politiker vom Gil Blas, behandelt dl« Glsah» Lothringische Frag«, Thomas Mann das Theater.

Karl Lamprechts Arbeit wird in einem der nächsten Bände seiner deutschen Geschichte Aufnahme finden.

Der in dem vorigen Aeft veröffentlicht« Brief Bichard Wagners ist dem im herbst im Verlage von Marquardt H Co. erscheinenden Buche tzauseggers »Alexander Bitter' entnommen.

Nobert Sandele Grwideruna (stehe Heft 1) konnte in dieses Heft noch nicht aufgenommen werden.

August Llilchf»,
Wlen VII. - Verla« Narauard« « <lo., Wllmersdarl'Verlln w.»». 5l«!ebenerst»al« l», - Vruck »«» P«z «, »»riet, ». m. d,ß,,
«erlrn V, 3l, ««««lizerllr«»» ll.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von tzofmannsthal: Lyrll
Nummer 4 5. Mi 1907

Zur Philosophie der Revolution.

Von David Koigen.

I.

Der Kvlturakt und die Revolution.

soziale Kulturwirtlichtett, die aus guten Gründen als Kulturalt aufgefaßt mcrdcn ^^ I kann, wird von verschiedenen Prinzipien gebildet, die zugleich die Stellung des einzelnen ^M in der Welt zum Ausdruck bringen. Solcher Vilbungsprlnzipien gibt es vier. Drei unter ihnen: das aristokratische, demokratische und revolutionäre haben greifbare menschliche Ver» Haltungsformen zum Inhalt. Sie bringen die Verhältnisse der Ueberordnung oder das Ueber» einander, das Nebeneinander und das Gegeneinander zum Vorschein. Das vierte Prinzip aber geht auf die Einheit und Ganzheit des Kulturattes hinaus, sein Objekt macht z. B. diejenige Einheitswlrtlichkeit in den Begriffen Staat, Volk, soziale Organisation, Kultur» mensch und dergl. mehr aus, die nicht von den ersten drei Kulturpositionen konstituiert werden können. Wir nennen es das Gemelnschaftsprinzip, den Willen zum einheitlichen und widerspruchslosen Miteinandersein. Ganz unverhohlen gesprochen, bedeutet letzten Endes der Gemeinschaftswllle die Theo» oder Sozlokratie schlechthin.

Wir haben hier unser Augenmerk lediglich auf die revolutionäre Position im Kulturakt zu richten, die in der Mitte zwischen der aristokratischen, demokratischen und gemeinschaftlichen Wlllensrtchtung waltet. Während die aristokratisch gerichtete Lebensposition des einzelnen im subjektiven Selbsterhaltungstrieb ihren Anfang nimmt, sich fremde Kräfte aneignet, eine hierarchische Ueberordnung anstrebt, auf Besitz (ein haben) gerichtet ist und schließlich wieder zu sich zurückkehrt, um sich in Selbstsucht zu verlieren, so zielt die demokratische Lebens» lichtung auf eine Nebensorbnung von sich als Selbstzweck wissenden, autonomen Wesen ab. Die demokratische Position will den Menschen als Person schlechthin, abgesehen von all seinem Vermögen, Können und Haben, gelten lassen und sucht so den usurpatorischen Willen des Aristotratismus zur Stagnation zu bringen. Sie vertritt innerhalb der einander be» kämpfenden, einander beherrfchenden und sich aneinander assimilierenden Menschenverhältnisse die Idee des Seins und der Einzigkeit, mit einem Worte, den Nuhepunkt des Kulturaktes. Der aristokratische Wille in uns will immer etwas Aeußerliches, Fremdes, der demokratisch gerichtete Wille hingegen will nur sich selbst, und nur im eigenen Selbst findet er Genugtuung und Freiheit. Der GemetnfchaftZwille sucht den Ausgleich zwischen diesen beiden Polen des

0 <»
menschlichen Verhaltens herzustellen, weckt den Slnn für einheitliche Ordnung und Zuge» Hörigkeit und erhebt fortwährend die einzelnen in die Lphär« der gemeinsamen Ganzheit und Allheit. Zwischen all diesen polaren Willensäußerungen schiebt sich der revolutionäre, umwälzende Wille hinein, der an sich weder «in .haben", noch ein .Sein' (Geltung) ist, noch endlich sich von Rücksichten der Gemeinschaft und organischen Ganzheit leiten läßt. <Ir stellt vielmehr das reine Anbers»werden vor, und in ständiger Um» und Verwandlung sucht er sich zu erfassen. Anders als, die naturallstlsch»usurpatorlsche und die autonom»ibeallstlsche Verhaltungsform den Weltinhalt gestalten, hinaus über den vom Gemetnschaftswillen ge» schaffen«, Gleichgewichtszustand, hinweg von den natürlichen, sozialen und wissenschaftlichen ver» und befestigten und befestigenden Organisationen, — dahin geht seine große, jeder Ge» bundenheit und Begrenzung spottende Sehnsucht, barin liegt sein vornehmliches, immanentes Ziel verborgen.

Der revolutionäre Wille in seiner Reinheit ist die verkörperte Unruhe, und er weist nur ein Ziel, und zwar ein negatives, auf: Anders»weiden. Ihm ist und bleibt immer die durch die übrigen menschlichen Positionen und ihre Korrelate natürlicher Art hergestellte Kontinuität ein Dorn im Auge. Diskontinuierlich, .diskret' erscheint ihm die Welt, und in lauter diskontinuierliche, disharmonische, gegeneinander gerichtete Größen möchte er diese umgewandelt sehen. G8 ist klar: allenthalben, wo Spannkräfte wahrgenommen werden, wo das Übereinander, Neben» und Miteinander mit sich selbst ober untereinander in Kollision geraten, überall bort waltet der revolutionäre Wille. Gr ist der Bogen, der die mannig» faltigen Attivltätsäußerungen auseinanderhält und sie in polare, einander ausschließend« Wechselbeziehungen verwandelt, aus denen dann ein nicht dagewesenes Drittes, ein Anders» werden hervorbricht. In jede noch so kleine Verfassung menschlicher Begebenheiten schleicht sich notwendigerweise die revolutionäre Wlllensrlchtung ein und mahnt an Veränderung, Verwandlung und an das Anders»werben»können überhaupt, bis es nicht zu einer selbst» ständigen umwälzenden Kulturmacht herauswächst.

?>ch muh «in Wort sagen über meine Stellung zu den Beiträgen, die in dieser Zeitschrift ver» <) öffentllcht werben, da ich aus zahlreichen Aeuherungen entnehme, baß man mein« Roll« als .Herausgeber' falsch aufgefaßt hat.

In vollem Umfange .verantwortlich" fühle ich mich nur für «ein« eigenen Arbeiten. Neben ihnen aber werden Aufsah« erscheinen, b!« doch wenigstens in meinem Geist« geschrieben find, wenn auch ihr Sachgehalt vielleicht von meiner Auffassung abweicht. Zu dieser Gattung gehören die Artikel David Koigen«, dessen Fragestellung der melnlgen sehr ähnlich ist, wenn wir auch oft zu verschiedener Einsicht und verschiedener Wertung kommen. Diel« Beiträge, mit denen also der bestimmte Ton angeschlagen werden soll, auf den ich den Inhalt der Zeltschrift allmählich stimmen möchte, werden von nun ab an «rst«r St«ll« erscheinen und sich auch drucktechnisch von de« Nest« abheben. Selbstverständlich würde es metneni Wunsch« entsprechen, wenn es bei diesen Beiträgen, die mein«« Geistes sind, sein Bewenden haben könnte. Nun hält es aber die Schriftleltung für notwendig, neben der neuen .Bichtung" Aeuherungen alten Stil« zu publizieren — politisch« Betrachtungen, povulär»wiss«nschaftliche Erörterungen beliebigen Inhalts — dl«, sei es wegen ihres Stoffe«, sei es wegen ihres Verfassers, Interesse bieten könnten. Für dies« Art Veröffentlichungen, die also zunächst gar lein bestimmtes Gepräg« trag«n und dl« ebensogut in einer andern» Zeitschrift hätten Aufnahm« finden können, bin ich nicht verantwortlich, auch dann nicht, wenn sie etwa .sozialwissenschaftlichen" Inhalts sind.

0b jemals und wenn ja: in welchem Umfang« und wann es möglich fein wirb, dl« gesamt« Z«it» schrift mit meinem Geist« zu «rfüllen, wird davon abhängen, ob sich ein« genügende Zahl von Lesern einstellen wirb, die Gefallen an meiner Art sind«« und — von Mitarbeitern, die Talent genug besitzen, sie schriftstellerisch zu vertreten. Werner Sombarl.

F^7?2?/^^>^ 99
Finanzpolitik.
Bon Victor von Podbielsli, Staatsminister a. D.
i.
Das «Reich.
Aeußerungen sind momentan aktuell. Ueberall in der P«sse standen
^^ sie in letzter Zeit zur Diskussion, und in den Parlamenten wurde mehr als sonst über
^^I sie bei Gelegenheit der Etatberathungen debattirt. Das Reich und sein größter Bundesstaat brauchen Geld, viel Geld. Pas Reich für die Armee, für die Warine, für seine Eolonien und manches Andre. Preußen in der Hauptsache für seine Beamten, denen eine allgemeine und nicht unbeträchtliche Erhöhung ihrer Bezüge in Aussicht gestellt ist. In beiden Füllen handelt es sich um enorme Summen. Man denle an die Zahl von Beamten, die Preußen beschäftigt, an die hunderte von Willionen, die das Aeich allein in wenigen Jahren für Sübwestafrika zu op,?rn hatte und beim augenblicklichen Status unserer inter» nationalen Situation für die absolute Schlagfertiglelt von Heer und Wehr zu opfern hat.
Wo aber ist die Deckung für so hohe Beträge? Daß wir sie brauchen, ist lein« Frage, wirb auch von keiner auf nationalem Boden stehenden Partei bestritten. Uneinig durchaus aber ist man über die Art der Deckung. Im Reich plant man die verschiedensten Steuern. Bler. Taback, Branntwein, Automobil und Luxus werden als Objekte genannt. Jeder reitet sun Steckenpferdchen und wird ungemütlich, Wenns dem Andern nicht gefällt. In Preußen h«u der Ftnanzminister die Erhöhung der Einkommensteuer als dringend nothwendig bezeichnet und auf keiner Seite des Abgeordnetenhauses angesichts der finanziellen Lage des Budgets Widerspruch erfahren.
Was das Aeich anbelangt, so hat man vor Allem klar darüber zu werden, daß jede ein» seitige Anspannung der Steuerschrauben aufs Unangenehmste empfunden werden wird und auf beträchtliche Widerstände stößt. Einseitig aber ist jede Besteuerung, die einen Erwerbs» zweig erheblich mehr belastet als einen andern, handle es sich dabei nun um «Rohprodukte oder um fertige Eonsumartilel. Unangenehm wirkt eine einseitige Besteuerung schon, weil sie als ungerecht empfunden wird und Jeder sagt: warum soll gerade ich bluten? Das kann der Andere. Und hat von seinem Standpunkt« aus Necht; nur ist dem Staate und seiner Kasse damit nicht gedient.
. . . Aber find wir denn heute nicht bereits ein völlig vlutolratlscher Staat? Ist nicht jedes große Industrieunternehmen eine kleine, in sich geschlossene Einheit mit staatlichen Formen? Können wir daher nicht von ihnen lernen? Vornehmlich von der vollendetsten Form dieser Privatbetriebe, den Banken, die allesamt eine Gelbumsatzgebühr erheben? Die Banken erheben '/, per Mille, der Staat könnte zehn Pfennig pro hundert Marl als Grundquote nehmen. Bedingung freilich wäre, wenn damit wirklich Nennenswerthes erreicht werben soll, daß wir Einschränkungen (wie sie in der Qulttungs», Fahrkarten», Banderolen» und ähnlichen Steuern zu Tage traten) fernhalten. Wie leicht giebt man zehn Pfennige aus; auf der Straßenbahn, für Anstchtlarten, für tausend Neine Bedürfnisse und

Bichtbedürfnisse des täglichen Lebens; eine Statistik des Nickelumsatzes würde gewiß interessante Dinge erzählen; und selbst der sozialdemokratische Arbeiter bringt für .reine Wäsche', als minimalste Leistung, seinen Wochengroschen zur Parteikasse.
Aber nicht nur allgemein, auch obligatorisch müßte die Umlaufsteuer sein, so daß leine Zahlung, für die nicht der Obolus in Form einer Kontrollmarke geleistet wäre, gültig und als geleistet zu gelten hätte. Würde die Steuer in diesem Umfange und mit diefer Streng« durchgeführt werden, fo hätte man in ihr ein vorzügliches Mittel der Budgetbalanzirung, die heute fo viel Schwierigkeiten und Kopfzerbrechen macht. Denn der "Reichstag hätte die Möglichkeit, im Bedarfsfälle den Aormalfatz etwas zu erhöhen, oder, wenn die Finanzlage es gestattet, ihn zu verringern; tonnte die Quote auf elf steigen oder auf neun fallen lassen. <ls leuchtet ein, daß damit der Etat eine ungemeine Elastizität erhielte, den Schwankungen der Aus» gaben ein von Jahr zu Jahr leicht beschaffbares finanzielles Aequivalent entgegenfetzen könnte, und wir wären endlich der leidigen Pflicht ledig, uns immer und immer wieder den Kopf über mögliche neue Steuern zu zerbrechen.
Jedes Gesetz hat nicht nur eine rechtliche, sondern auch eine ethische Seite, oder soll sie wenigstens haben. Und Steuergesehe machen da keine Ausnahme. Die Steuerbeamten haben gegen jede neue Steuer die ernstesten Bedenken» sehen in jeder zunächst nur wieder einen neuen Anreiz für das politische 'Rechtssubjett zu Defraudation und Hinterziehungen. Das ist begreiflich: sie fehen den Menschen nur allzuoft von seiner schwächsten Seite. Allein Gesetze können nicht lediglich nach dem Gesichtspunkt möglicher Umgehung gegeben werden oder unterlassen bleiben. Auch läßt sich Manövern, die den Willen des Gesetzgebers zu hintergehen den Zweck haben, durch die Formulirung des Gesetzes vor» beugen. Wird jede Umgehung unler rigorose Strafe gestellt, so wird der Anreiz dazu mit der Ausschaltung möglicher Gewinnchancen beträchtlich schrumpfen. Auf der andern Seite gilt es, die Bevölkerung zu streng rechtlichen Anschauungen zu erziehen. Das ist unbedingt nöthig. heute bedingt jede neue Steuer ein neues Heer von Beamten, also eine enorme Belastung der Staatskasse, während die erste Forderung ist, Steuern ohne besondere Ve» lastung der Bevölkerung zu erhalten. Ihr Zweck ist doch, der Staatskasse, also dem großen Ganzen zugutezukommen. Jetzt stießt nicht selten der dickste Tropfen vorweg einer kleinen Spezialbeamtenkategorie zu. Gin klassisches Beispiel ist die Sektsteuer, die eine Bruttoein» nähme von etwa 2,4 Millionen Marl bringt und der Staatskasse nur einen ganz erheblich reduzirten Tlettoüberschuß abgiebt. Der größte Theil wird also von einer beschränkten Zahl von Speztalfunktlonäien verschlungen, wie in der nicht immer guten alten Zeit der Chaussee» Häuser und Brückenzölle. Dies muß unbedingt vermieden werden und läßt sich, wie bemerkt, durch eine entsprechende Fassung des Gesetzes verhüten. Sie festzulegen, ist nicht die Auf» gäbe eines kurzen Artikels, der nicht abschließen, sondern anregen soll. Eine end» gültige Fixirung muß der öffentlichen Diskussion und der Berathung durch die ver» fnssungsrechtlich zuständigen Instanzen überlassen bleiben. Die nachfolgende Formulirung hat daher lediglich den Zweck, der öffentlichen Diskussion eine präcisirte Unterlage zu schaffen.
Das ganze Gefetz ließe sich in etwa vier Paragraphen umschreiben.
§ 1: Jede Zahlung über 5 Mark, mag sie in welcher Form immer geleistet werden, unterliegt einer Abgabepflicht.

ß 2: Die höhe der Abgabe wird auf einen bestimmten Prozentsatz normirt, der all»
jährlich durch die Organe der Gesetzgebung im Gtat bestimmt wird.
ß 3: Zede Zahlung ist nur dann als rechtsgültig geleistet zu betrachten, wenn die ihr
entsprechende Abgabe geleistet wurde.
§ «: Wer zur Ausübung seines Berufes einer Konzession bedarf, geht dieser verlustig,
falls er sich der Leistung der Abgaben entzieht.
§ 5: hohe Strafbestimmungen.
Da mit dieser Steuer jede Art von Geldumlauf getroffen würde, fiele die Notwendigkeit
spezieller Besteuerung einzelner Bevölkerungstlassen fort, die bisher so viel böses Vlut
gemacht hat. Daß der hier vorgeschlagene Weg gangbar ist, dürfte, wie ein Blick auf England
lehrt, nicht mU Erfolg zu bezweifeln sein. Und ebenso sind Volt m»d Negierung gleicher»
maßen daran lnteressirt, endlich einmal aus der ewigen GeldNemme und Schuldenmacherei
herauszukommen. Der im praktischen Leben Stehende pflegt die Bedürfnisse des Voltes
unmittelbarer zu empfinden, als der Mann am grünen Tifch. Daher legitimirt sich der
Versuch, aus der Praxis des Lebens heraus Vorschlüge für die Regierung zu öffentlicher
Diskussion zu stellen. ^^ 5^,
Memento.
^^ängst hatte Karl der Große die Augen geschlossen, doch lein Geschlecht hinter»
^^ lassen, das ihm gleich war. Nasch bröckelte Stein um Stein aus dem Riesenbau,
das Gefüge im Streit kleiner, mit Alltagklugheit und Alltageigenuutz
sich befehdender Mensch lein. Noch ruhte der Große nicht ein Menschenalter in der
Aachener Gruft, da barst seine Schöpfung schon in drei Theile, und jeder davon hat
in langen und harten Kämpfen sich dann mühsam sein Daseinsrecht erstritten. »Von
Allen ward, klagt ein Diaton dieser Zeit, das Neich, wie ein vom Haupte gefallener
Kranz, mit Füßen getreten und verlor, seines Diadems beraubt, zugleich kaiserlichen
Namen und Zier. Schon wird Niemand mehr als Kaiser geehrt, die Einheit der
Herrschaft ist gefallen, und statt der Könige walten Königlein, statt des Neiches haben
wir Neichsfragmente. Sie alle, die einst Eintracht verband, werden jetzt, nach
gebrochenem Bunde, durch traurige Spaltungen heimgesucht.' Nicht immer lähmte
innerer Hader die Gravitation der Kräfte; oft drohte Verhängnis von außen. Und
im Ncich der Ostfranten wollte die Nuhe nicht mehr sich einHeimen. Der Normannen»
schrecken kam, im Osten drückte die Macht der Slaven mehr und mehr, und bald
sollten im Südosten Feinde erscheinen, wie sie seit Attilas Tagen nicht mehr in
deutschen Marken gesehen waren.
Waren sie gerufen? Die Legende schwankt; jahrhundertelang hat das Voll Per»
wünschungen auf Arnolfs, des Kärrners, Haupt geladen, weil er die Ungarn zum
Kampf gegen Swatoplul, den Währerfürsten, bis dicht an des Neiches Grenze
geführt haben sollte, und Liudbrand fragt, ob er nicht pro t«un immenzo »celeie in
der Hölle zu büßen habe. Sicher ist, daß seil diesem Zug die Sicherheit des Süd»
ostens dahin war, und daß das wie kaum ein zweites von den Germanen verabscheute Volt
in kurzen Pausen verheerend über die deutschen Grenzen zog. Die Chronisten zeichnen
sein Vild mit den widerlichsten Zügen. .Schon das Aeußere der Magyaren, sagt

Dümmler in de» vorzüglichen Geschichte des Ostfränkischen Beichs, flößte den Flanken Abscheu und Widerwillen ein, so daß sie mehr Unholde, als wirtliche Menschen vor sich zu haben glaubten. Sie bemerkten an ihnen vornehmlich die häßlichen, wilden Gesichtszüge, die tiefliegenden Augen, das bis auf drei Zöpfe abgeschorene Haupt» haar und den niederen Wuchs. Dazu unscheinbare Waffen und Zelte, der eintönige Klang ihrer unverständlichen Sprache und der barbarische Schlachtruf. Man erzählte schaudernd, daß sie Vlut der Erschlagenen tränken und die herzen der Gefangenen als ein Heilmittel stückweise verzehrten. Wo sie hinkamen in Feindes Lande, brannten sie alle Gebäude nieder, töteten, was wehrhaft war, und schleppten nebst unermeßlichem Vaube, zumal an Vieh, Scharen von Weibern und Mädchen unter den rohesten Mißhandlungen pro Iibi6ine exercencia mit sich fort." Kein Wunder also, daß „die einen sie mit den fast schon verschollenen Avaren, ihren Vorgängern, oder mit den Hünen in Verbindung brachten, an welche der Name erinnern konnte; andere gar mit den Sarazenen, denen sie an Grausamkeit glichen. Auch den vieldeutigen Skythen wurden sie beigezählt und als die Völker Gog und Magog angesehen, die am Ende der Welt erscheinen, um Tod und Verderben zu spenden. Mit ihrer Verschlagenheit, der sie die meisten ihrer Siege zu verdanken hatten, verbanden sie, wie so viele barbarische Völker, große Treulosigkeit und trugen, wenn Habgier sie reizte, nie Vc» denken, ihre Eide zu brechen."

»Ihrer Treulosigkeit, ergänzt Quitzmann, kam aber nur die Unersättlichkeit ihrer Habgier gleich, wie sie sich in dem wilden Charakter eines armen Näubervolkes erzeugt und durch seine Mißgeschicke, wie durch Vermengung mit dem Auswurfe aller durchzogenen Stämme auf den höchsten Grad gesteigert werden mußte. Wenn die Gothen das verhaßte Voll der Hünen aus einer geilen Vermischung von Zauber» hezen und bösen Geistem entspringen ließen, so wundern sich die abendländischen Schriftsteller, daß die Langmuth Gottes wohl nur zur Strafe der sündigen Christenheit solche Ungeheuer auf Erden dulde."

892 hatte Arnolf den Schlag gegen Swatoplul geführt, dem Mähren erlag. Kein Jahr war seitdem vergangen, in dem die Ungarn nicht das deutsche Land bedroht hätten; bald an der Elbe, bald an der Donau. Und als, in den ersten Jahren des zehnten Säkulums, das Neich der Marahanen vernichtet war, lag der Nomadentroh vor den entblößten Grenzen Bayerns und Sachsens. Arnolf war nach längerem Kränkeln 899 gestorben und Erzbischof hatto von Mainz hatte die Krone dem sechsjährigen Ludwig gerettet. An dessen Hof war aber für die größte Gefahr zunächst lein Interesse zu finden. Alter Familienhader drängte zur Schlichtung, und als die Vabenberger Fehde endlich ihr blutiges Ende erreicht hatte, war das Land so geschwächt, daß es beim ersten Stoß nicht mehr zu widerstehen vermochte. Mit Sachsen beganns. Die Daleminzler, von Heinrich, des Sachsengrafen Otto Sohn, bedrängt, riefen die Ungarn zu hülfe, die am 24. Juni 996 zum ersten Wal deutschen Boden betraten. Ein grüß» liches Wüten entfesselter Varbarenroheit begann. »Viele Männer, erzählt ein Annalist, wurden erschlagen; ganze Scharen von Weibern edler, freier und geringer Abkunft fortgefchleppt, mit den haaren verkoppelt, wie das Vieh, nackt und mit durchbohrten Brüsten; viele Kinder dazu." Kurz darauf ward der Raubzug wiederholt. Und doch war dies alles nur ein Vorspiel zu dem, was sich im folgenden Juli in Bayern abspielen sollte.

Schneller ist eine Katastrophe wohl selten über ein Voll hereingebrochen, als die vom Juli 907 über Bayern. Keine Chronik weiß etwas von dem, was vorherging, zu melden; keine auch nur anzugeben, wo die Schlacht stattfand. Ob die Vajuvaren, des Schreckens ohne Ende satt, ob die Ungarn, von leichtfertiger Ueberhebung der Germanen gereizt, begannen: wird je die Geschichte zweifelfreie Antwort finden? Die zuverlässigen Chronisten stellen uns vor das nalte Faktum, und Aventin, der mU der Kunst eines Exakten lügt, hat zwar eine betaillIrte Skizze geliefert, sich zugleich aber um jeden wissenschaftlichen Kredit fabulirt. So stehen wir einem der entscheidendsten Ereignisse unserer Geschichte gegenüber, ohne zu wissen, warum, wo, in welchen Formen eS verlief. Nur die Zeit ist uns bekannt und ein Thell der Opfer, mit dem die Vaju» varen ihr Unglück bezahlten. Am 5. (oder 8.) Juli lams zwischen ihnen und den Ungarn zur Schlacht, die zu einem Schlachten ward. Was an hervorragenden Namen in der Ostmark war, fiel der Tücke des Feindes zum Opfer. .Laioaliollim ßeuz ab UngHlis peus aeleta e«t', sagt der Eorveier Annalist; Chronisten und Tolenbücher nennen die Namen derer, die auf der Wahlstatt blieben. Markgraf Luitpold, ihr ritterlicher Führer, Bischof Theotmar von Salzburg, der Erzkaplan, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Seben. ‚So viele Grafen und Herrn vom höchsten Adel mit ihren Ministerialen und Dienslmanncn, sagt Ouitzmann, lagen im Heldentode hingestreckt, daß man seitdem glaubte, die alten Geschlechter der Bajuvaren seien damals ausgestorben. Die Ver» Wüstung, das grenzenlose Elend, welches diese Niederlage über die Ostmark nicht nur, sondern über das ganze Flachland von Bayern bis an den Lech brachte, ist unsäglich, denn über den Totenwall der Helden brachen die unmenschlichen Näuberhorden in das nichtsahnende Land, und mit ihnen flog der Würgengel über dessen friedliche Fluren.' Doch die Schlacht hatte noch andere, wichtigere Folgen: .Mit diesem gewaltigen Siege war das Bestehen der Ungarn als einer selbstständigen Nation in den von ihnen eingenommenen Sitzen für die kommenden Jahrhunderte gesichert." So urtheilt Dümmler. Erst durch ihn entstand, was wir heute Ungarn nennen. Und diese politische Seite ists, die das schmerzliche Ereignis dem Publizisten ins Gedenken ruft. Jahr um Jahr zog nun das Verderben durch die deutschen Gaue, durch Franken und Thüringen, Schwaben und Bayern. Erst ein Lustrum später machten die ver» einigten Alemannen und Bajuvaren unter Arnolf, Luitpolds thatträftlgem Sohne, in der mörderischen Schlacht am Inn dem Schrecken ein Ende. Gräßlich tobte der Grimm sich aus, kaum dreißig sollen sich zu retten vermocht haben. «Da was, singt ein aller Dichter, da was gevochten ew michel strlt;

Manch Ungern verlos da den lip;
Die Bayer rochen ihint und wip.
Ir wart da sovil erslagen,
daz es niemen ihan gefagcn
und niemen erzelln mach;
sie slugen sich nacht und lach
unz an der Lcita stat;
bannoch waren si nit vechlen satl'

Alte Schmach war damit getilgt; doch ihre Folge nicht vernichtet.

io4 A???/^e->T
»
o «»«
Auf der Jagd nach dem Vergnügen."
Von Vernarb Shaw.
zu einem gewissen Punkt bin ich nie vor Warterqualen zurückgeschreckt. Bei ^^M weitem dle schwerste Forderung, die jemals vom Gemeinwohl an mich gestellt wurde, ist die, welche vor Jahren meine Nächte den Theatern und meine Tage dem Schreiben über diese Theater opferte. Nenn ich geahnt hätte, wie außerordentlich peinlich meine Erfahrung sein würde, ich weih nicht, ob ich das Gemeinwohl nicht noch eine Welle ungefördert gelassen hätte, bevor ich ihm dieses höchste Opfer brachte. Aber ich bin in den vorhergehenden Jahren so selten im Theater gewesen, daß ich mir seine Greuel nicht vergegenwärtigen tonnte. Ich glaube steif und fest, daß die Heimsuchungen, die damals für mich begannen, meinen Geist erheblich geschädigt haben. Jedenfalls kamen die Dinge nach der kritischen Tätigkeit der letzten Wochen zu einer Krisis. Ich fühlte, insbesondere was die frische Luft anbelangt, daß ich unter Bedingungen, die denen der Sperrsitze möglichst unähnlich sind, irgend ein wirkliches Erlebnis haben müsse. Nach einiger Ueberlegung fiel mir ein, baß sich vielleicht ein neuartiges und überzeugendes Stück «Realismus ergeben tonnte, wenn ich aufs Land hinausginge, einen gefährlichen Hügel auswählte und ihn auf einem Nad, während der dunkelsten Nachtstunden, mit voller Geschwindigkeit hinunterführe. Das geschah auch.
Es hat wohl noch kaum ein Mensch einen andern jemals so völlig mißverstanden, wie der Arzt mich mißverstand, als er sich wegen des Gefühls entschuldigte, das die Spitze seiner Nadel hervorrief, mit der er die übermäßige Offenheit meines Antlitzes, nach meinem nach!» lichen Abenteuer, ausbesserte. Wer durch nahezu drei Jahre die Stiche der Schauspieler erduldet hat, den berührt der Stich einer chirurgischen Stopfnadel wie eine köstliche Er» leichterung. Ich tonnte ihn nicht gut bitten, bloß zu meiner Unterhaltung noch ein paar Stiche zu machen, da ich doch aus retner Genußsucht seine Sonntagruhe in einem solchen Maße gestört hatte, daß seine Güte mich beschämte; aber ich zweifle, ob ich je wieder ein Stück fehen werde, ohne mich nach dem verhältnismäßigen Vehagen jenes stillen ländlichen Vperationszimmers zurückzusehnen. Die Stille um mich her wurde nur durch den entfernten Gesang und den pochenden Trommelschlag irgend eines Heilsarmeekorps unterbrochen, und die Nabel berührte mit ihrem zarten Neallsmus meine Gefühlsnerven, Stich um Stich, mi! absoluter Aufrichtigkeit in den Händen eines Künstlers, der seine Sache wirtlich gelernt hatte und sie auszuüben verstand.
Um den Vergleich zu vervollständigen, wäre es notwendig, auf seine Oetonomie einzugehen und das Honorar des Doktors gegen den Preis eines Sperrsitzes in einem Westend-Theater abzuwägen. Aber hieran werde ich durch die Tatsache gehindert, daß sich die höchste Kunst gegen einen Vergleich zwischen ihrem unendlichen Werte und einem endlichen Geldhaufen empört. Zufällig gewann mir meine Stimme, die eine irländische Stimme ist, die Sympathie des Arztes, ein Umstand, der angesichts der Tatsache, baß er selbst Irländer war, beinahe

*) Diesen Aufsatz hat Shaw kurz vor seinem Scheiden als Theaterlrltiler geschrieben, er liefert uns den interessanten Beweis, baß englisch« Kritiker von seinem Rang ungefähr genau so über Herrn Trees Schauspielkunst gedacht haben, wie die verrohten Berliner Rezensenten, deren Legitimität in der Auffassung Shalefpearescher Dramen Herr Tre« so herablassend bezweifelt hat.
Anmerkung des Uederfetzers.

« «»
« »
9^7^/^e^ 105
üb» alle Glaubwürdigkeit hinaus erstaunlich erscheinen muh, aber es war so. Er empfand richtig, daß Sympathie über jeden Preis erhaben ist, und lehnte es ab, sie zum Gegenstand eluer geschäftlichen Transaktion zu machen. Dadurch machte er es mir unmöglich, seinen Namen ohne schwarzen Undank zu nennen, denn ich lenne leine wirksamere Art, einen Wann in diesem Lande zugrunde zu richten, als die Bekanntmachung seiner Neigung — und wäre sie noch so klein — eine wohlwollende Haltung gegen notleidende Fremde anzu» nehmen. Hier wird der Westend»Theaterdlreltor vielleicht vorwurfsvoll murmeln: »Nun, habe ich denn jemals gestattet, daß Sie Ihren Platz bezahlen?' Worauf ich nicht umhin kann zu entgegnen: »Ist das auch der Sympathie zuzuschreiben, die mein« Stimme in Ihnen erweckt, wenn ich sie jeden Samstag erhebe?' Ich schmeichle mir, Einladungen gegenüber nicht undankbar zu sein, aber man kann von mir doch nicht verlangen, daß ich für den Direktor, der meine Nerven foltert, meinen Geist schwächt und meinen Charakter vernlchtet, so fühlen soll wie ich für den Arzt fühlte, der meinen Körper heilte, meine Seele erfrischte und meiner ausgebildeten Stimme schmeichelte, als ich ihm nicht mehr war denn ein im unrichtigen Augenblick erscheinender Fremdling mit einem unerhört blau geschlagenen Auge. Das hieße die Gerechtigkeit entthronen und die ewige Seligkeit verwerfen. Außerdem sagte er, es sei ein Glück zu nennen, daß ich mich nicht erschlagen habe. Würbe irgend ein Theaterbirektor dieser Meinung gewesen sein?

Das köstlichste an diesem Dorf war vielleicht, daß sein Gefühl für die relatlve Wichtigkeit der Dinge so richtig angepaßt war, daß es in seinen Mauern leinen Theaterllatsch gab, denn dieser Doktor wußte tatsächlich nicht, wer ich bin. Mit einem Zynismus, über den «ich seine Barmherzigkeit später erröten machte, suchte ich ihn wegen der pekuniären Zu» lüngllchleit seines totbesprltzten, zerfetzten, blutbefleckten Patienten zu beruhigen, indem ich sagte: „Mein Name ist G. V. S.", wie wenn einer sagt: „Mein Name ist Cecil Nhodes oder Henry Irving oder Wilhelm von Deutschland." Ohne mit der Wimper zu zucken, befriedigt« er freundlich meine egoistische Geschwätzigkeit, indem er vollkommen leichten Herzens entgegnet«: „Der meine ist F.: was sind Sie?" Als ich endlich in einer Atmosphäre atmete, in der es so wenig ausmachte, wer und was G. V. S. ist, daß nie« «and etwas darüber wußte, schluchzte ich beinahe vor Erleichterung, während er sein« Nadel mit einem hübschen weißen Roßhaar einfädelte und taktvoll so tat. als hörte er «einem ausweichenden Gemurmel an, ich sei „eine Art Schreiber", eine Erklärung, die lh» wohl beibringen sollte, daß ich meinen ehrlichen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Namen in Goldbuchstab«n über Auslagefenstern und auf durchlochten Drahtjalouslen verdiente. Der Walel meines konventionellen bescheidenen Ansehens in das un» derdorbene Bewußtsein seines wohlwollenden und vernünftigen Lebens zu bringen, wäre die Tat einer Schlange gewesen.

Alles in allem genommen, ließ der Erfolg meines Experiments nichts zu wünschen übrig, und ich empfehle es vertrauensvoll zur Nachahmung. Weine Nerven hatten ihre Spann» traft, und mein Naturell hatte seine natürliche Sanftheit vollkommen wiedererlangt. Ich bin seitdem stets in einem Grade friedlich, glücklich und zärtlich, der meine Freunde in Erstaunen setzt. Allerdings läßt mein Aeußeres etwas zu wünschen übrig; aber ich glaube, daß die Sanftheit meines Augenausdrucks, wenn es wieder sichtbar wird, für die Verwüstung seiner Umgebung mehr als entschädigen wird.

Immerhin ist ein Mensch etwas mehr als «ine Omelette, und nicht die schwerste Ver» wundung vermag meinen Geist so weit zu zähmen, daß ich mich der Sophisterei unter» würfe, mit welcher Neerbohm»Tree versucht hat, die Schuld namens „Katherine and Pe» truchlo" von seinen und Garricks Schultern auf die Shakespeares zu wälzen. Ich habe nie gezögert, unserm unsterblichen William soviel wie möglich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man in Erwägung zieht, wie weit seine Frevel meine Schmähträfte über» steigen,- aber auch William hat Anspruch auf ehrliches Spiel. Tre« behauptet, daß die Szenen, die Shakespeare geschrieben und die Garrick aus ihrem Zusammenhange gerissen hat, ein echtes Shakespeare-Drama bilden; und auch noch, daß das Stück zur Unterhaltung Christophe! Slys, des Kesselflickers, aufgeführt wurde und deshalb desto besser gewesen sei, je ausschweifender es war. Diese Beweisführung ist so atemberaubend, daß ich nur die eine Frage hervorteuchen kann, was denn Tree unter der einzig wirtlichen beredten und tief» gefühlten Stelle versteht, die Sly in den Mund gelegt ist: „'s ist «in vortreffliches Stück Arbeit: ich wollt', es war' getan l" Dieser Zug, zu dem sich das ganze Sly»Zwischenspiel nur wie der Griff zum Dolche verhält, scheint mir Trees Identifizierung des Geschmacks seines Publikums in her Majefty's Theatre mit dem eines betrunkenen Kesselflickers auf ein Niveau zu stellen, das entschieden tiefer steht als der augenblicklich« Zustand meines Unken Auges. Das zweite Argument ist ernsthafter gemeint und kann fogar die Einfalt des echten Londoner Theaterbesuchers täuschen. Wir wollen sein Prinzip dadurch auf die Prob« stellen, daß wir seine Anwendung variieren. Gewisse antichristliche Propagan» disten haben sowohl hier wie in Amerika aus der Bibel all« Stellen ausgemerzt, die für die Familienlettüre nicht geeignet sind, und bann eine Anzahl davon dem Publikum als Proben aus der heiligen Schrift angeboten. Einige unserer strenggläubigen Schriftsteller haben sich, obwohl stark entrüstet über diese polemische Kriegslist, nichtsdestoweniger lein Gewissen daraus gemacht, dem Wesen nach dasselbe mit dem Koran zu tun. Will Tre« für diese Sammlungen die volle Autorität, Würde und Begeisterung der Autoren be» anspruchen, aus denen sie zusammengesetzt sind? Wenn nicht, welchen Unterschied macht er zwischen dem Vorgehen Garricks von dem ihrigen? Garrick entnahm einem Drama Shakespeares alle Stellen, die seinem niedrigeren Zwecke dienen konnten, und ließ das übrige fort. Wäre es sein Ziel gewesen, in dem ehrlichen Glauben, daß die Shakespeare» Perehrung ein verdammungswürdiger Irrtum sei, Shakespeare in Mißkredit zu bringen, so hätten wir „Katherine and Petruchio", trotzdem wir das Produkt beklagten, achten tonnen. Aber er hatte keine derartige Ueberzeugung: ja, er war ein erklärter Shakespeare» Verehrer und ohne Zweifel ein aufrichtiger, so weit seine unglückliche Urteilsfähigkeit ging. Er verstümmelte „Der Widerspenstigen Zähmung" einzig und, allein, well er aus der Gemeinheit des Geschmacks seiner Zeit Kapital zu schlagen hoffte. Eine folche Trans« altion kann auf kaufmännischem Gebiete verteidigt werden; sie auf eine« andern zu verteidigen, scheint mir entweder ein künstlerischer Fehler oder ein Bekenntnis von Philister«! zu sein. Wenn Tree mutig erklärte, daß er „Katherine and Petruchio" für ein besseres Stück als „Der Widerspenstigen Zähmung" halte, und daß Garrick als Schau» spiele? und Direktor seine Sache besser verstanden habe als ein bloßer Dichter, so blieb« er in den Grenzen seiner Rechte. Er würde unserer Leichtgläubigkeit nicht einmal allzu» viel zumuten, denn eine lange Dynastie von Schauspielerdireltoren von Libber bis auf

« >>
5^77^/Ve^ 10?
Sir Irving sind unzweifelhaft aufrichtig gewesen, wenn sie ihr« eigenen Bühnenbear» beitungen den verstümmelten Meisterwerken des Genies vorzogen, das sie mit gesprochenen Ehrenbezeugungen verschwenderisch überschüttet haben. Aber Tree erhebt leinen Anspruch auf einen solchen Vorzug; im Gegenteil, er brandmarkt dl« Bearbeitung Garricks un» verblümt als Kesselfllckertost und macht Shakespeare dafür verantwortlich, daß ihm die Materialien gestohlen wurden.
Ich wünsche nicht, Tree durch akademische Fragen in Verlegenheit zu bringen. Mein Zweck ist ein praktischer: ich will ihn soweit «inschüchtern, daß er seine« eigenen Urteile gänzlich mißtrauen soll, wenn es sich um Shakespeare handelt. <lr ist im Begriff, eines von den großen Dramen Shakespeares, »Julius Cäsar', aufzuführen: und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dieses Wert in Stücke reißen wird. Der Mann, der .Catherine and Petruchio' wieder aufgeführt hat, ist ganz gut fähig, all«« Un»Shakespearesch« zu tun. Ich tadle ihn darum nicht: es ist eine ganz natürliche Folg« der Tatsache, daß er, wie die meisten Schau» spieler und Direktoren, Shakespeare nicht liebt und ihn nicht kennt, obwohl er sich ohne bewußte Unmlfrichtigkeit der allgemeinen Uebereinkunft über die Größe des .Schwanes' fügt. Ich bin weit davon entfernt, meine eigene, aus den Tagen meiner Kindheit stammend« Vorliebe für Shakespeare und meine Vertrautheit mit dem Dichter irgendwie als überlegen hinzustellen gegenüber Trees reifer Abneigung oher Gleichgültigkeit. Aber ich darf ver» nünftigerweis« annehmen — obwohl ich zugebe, daß diese Annahme ungewöhnlich und wahrlich beispiellos ist — daß Shakespeares Stücke zur Befriedigung jener Menschen auf» geführt »erden, die Shakespeare lieben, und nicht als langweiliger Bitus, um den Auhm des Autors zu feiern und den des Schauspielers zu erhöhen. Deshalb hoffe ich, Tree werde beim Zustutzen des .Julius Cäsar-, soweit seine beschränkte Zelt ihm dies gestattet, sorgfältig alle Stellen beibehalten, die ihm mißfallen, und nur jene streichen, die ihm genügend populär erscheinen werden, um den Anschauungen Christopher Slys entgegenzukommen. Cr wird in keine« Falle «in« so gute Bühnenbearbeltung hervorbringen, wie Forbes Aobertsons .Hamlet' es gewesen ist, »eil .Hamlet' Herrn F. A. gefallen zu haben scheint; auch keine so gute wie George Alexanders Bearbeitung von »Wie es Cuch gefällt', weil Herr Alexander augenfcheinlich Shakespeare für einen ebenso guten Beurteiler eines Stückes hält wie sich selbst; aber wir »erden dann »enigstens einem ausgesprochenen antt-Shakespeareschen .Julius Cäsar' entgehen, wenn Tree soviel »ie ich darunter gelitten Hütte, Shakespeare verstümmelt zu sehen, um dem Londoner Spießbürger «in Fest zu bereiten, so »ürde er meine Nervosität über diesen Gegenstand nach» empfinden können. Deutsch von Siegfried Trebitsch.
Musik.
Sittengenlälb« in vier Bildern von Frank Wedekind.
Zweites Bild. »Fortsetzung
(Line g«n»g«tüncht« Gefängniszelle. In der von» Zuschauer aus linken Wand die eisenbeschlagen,: Tu«, n»it Guckloch und Klapp« zu« hinausreichen des Speisenavfes. In der rechten Seltenwand ein kleines, seh» hoch angebrachtes starr vergittertes Fenster. An der Aückwand von links nach rechts zuerst ein schlichter, an der Wand befestigter Tisch, der hlnaufgellappt werden kann. Daneben eine

ebenso «ing«richt«t« primitiv« Vanl ohne Lehn«. Neben der Nanl steht «in« braun«, lrben« Schale «nn Voden und darinnen «in braun«, irdene» Wassertrug. Darüber »« der Wand «in kleines Regal, worauf «in« Vilxl, «in Speisenapf, «in eis«rn«r Löffel, «in« Salzbüchse, «in Kam» und «in Ende Zwirnsfaden liegen. Neben dem Regal hängt ein Handtuch. Mehr de« Fenster zu ist «m der "Rückwand das htnausgeNappt« und »n die Mauer festgeschlossen« Vett angebracht, bestehend an«
einer Pritsche und einer graulelnenen Matratz«. Ueber dem Vett hängt die gedruckt« Gefängnis» ordnung mit den siebe» Disziplinarstrafen.)

Erste Szene.

(Clara sitzt in blau und weih gestreifter SträfllngsNeibung, bestehend aus Rock und ssack«, am Tisch und liest im n«u«n Testament. Plötzlich hört man brauhen das Rasseln eines Schlüsselbundes. Sie erhebt sich und bleibt regungslos stehen. Ein Schlüssel wirb von außen ins Türschloh gesteckt unb umgedreht, zwei schwer« Riegel werden zurückgeschoben. Darauf öffnet sich die Tür, und die Auf» seherin in schlichter, grauer Kleidung, «inen Packen Zeltungen unter dem Arm, tritt ein.)

Di« Aufseherin: So! Da ist die Allgemeine Deutsche Wustlzeitungl Der Herr Direktor hat mir mein Fett gegeben! Unsereins hat alles auszufressenl Pas ist ein Leben mit euch Weibsleuten, ich dante schön! Eben lommt er ins Magazin, der Herr Direktor: ‚Tla, was fahren diese Zeitungen im Gefängnismagazin herum?! Ist unser Gefängnismagazin eine Trödelbude?!' — »Herr Direktor, das ist die Allgemeine Deutsche Muslt zeitung, die das Fräulein von Siebzehn allwöchentlich zugeschickt bekommt.' — .Dann sagen Sie ihr, sie soll« die Zeltungen ganz genau eine nach der andern dem Datum nach ordnen, und sie solle sie ganz genau eine auf die andere legen, so daß sich nirgends ein Eselsohr in dem Packen findet, unb daß nirgends eine Ecke von einem Blatt aus dem Packen heraussieht!' Da haben Sie nun wenigstens was zu tun! Sie sollen die Zeitungen ganz genau eine nach der andern dem Datum nach ordnen, unb Sie sollen sie ganz genau eine auf die andere legen, so daß sich nirgends ein Eselsohr in dem Packen findet, und daß nirgends eine Ecke von einem Blatt aus dem Packen heraussteht, haben Sie soviel Verstand, um das zu begreifen?

Elara: Ja, ich habe es verstanden.

Di« Aufseherin: Also vorwärts, flink an die Arbeit! Bis Sie das Essen fassen, müssen Sie fertig sein! Dann kann ich den verdammten Packen wieder ins Magazin zurückbringen, (sie nimmt den Kamm vom Negal und betrachtet ihn genau) Es ist nicht zu glauben, was das für Ferlel find! Wozu gebe ich Ihnen denn den Zwirnsfaden? Sagen Sie mir nur, wozu gebe ich Ihnen jeden Sonnabend nachmittag einen Zwirnsfaden?!

Clara: Ich habe den Kamm, so gut ich tonnte, gereinigt. Aber Sie haben mir noch nie gesagt, wozu der Zwirnsfaden da ist, den Sie am Sonnabend nachmittag hereinreichen.

Die Aufseherin: Ihnen muß man alles hundertmal sagen!

Elara: Das lügen Siel Sie haben es bis jetzt in den vier Monaten, die ich hier bin, absichtlich unterlassen, mir zu sagen, wozu der Zwirnsfaden da ist, den Sie mir am Sonnabend hereinreichen, damit Ihnen ja noch ein Vörwand übrig bleibt, mich wie einen Dienstboten anzuschnauzen!

Die Aufseherin: So eine Frechheit! Ml, Sie sehen vor Pfingsten übers Jahr keinen grünen Baum wieder! Das kann ich Ihnen sagen! — Den Zwirnsfaden bekommen Sie, um Ihren Kamm damit zu reinigen! Wo haben Sie ihn denn?!

Elara: Weinen Kamm? Sie halten ihn ja in der Hand!

Die Aufseherin: Nicht Ihren Kamm, zum Donnerwetter! Ihren Zwirnsfaden!

Elara: Ach so, meinen Zwirnsfaden, (sie nimmt den Zwirnsfaden vom «Regal) hier ist der Zwirnsfaden.

Die Aufseherin: «beben Sie her! Natürlich voll Schmutz! Ferkel! Das eine Ende nimmt man in den Wund, zwischen die Vorderzähne. So! (st« tut es) Das andere Ende hält man mit der linken Hand fest. So, sehen Siel Werten Sie sich das jetzt! Ich habe keine Lust, Ihnen das noch hundertmal vorzumachen! Dann faßt man den Kamm mit der rechten Hand und führt an dem Zwirnsfaden gleichmäßig auf und nieder, (sie tut es) So, iehen Siel Und so reinigt «an — sorgfältig — der Neihe nach einen Zahn um den andern.

<» o
^777^/^e^ 109
Einen um den andern! (mit dem Namm auf und nieder fahrend) Eins, zwei! Eins zwei! — Werden Sie das jetzt endlich begriffen haben? — Eins, zwei! — Sie?!
Clara: Ja, jetzt wo Sie es mir gezeigt haben, weih ich es. — (angstvoll) Aber der Arzt ist heute wieder nicht gekommen! Vorgestern versprach er als sicher, daß er heute kommen und mir etwas verschreiben werde!
Die Aufseherin: Der Arzt? Das glaube ich Ihnen! — Nehmen Sie sich gefälligst ein Beispiel an unseren Mannsbildern da drüben! Wenn die sechs Wochen bei uns in Kost sind, bann haben sie ganz und gar vergessen, daß es überhaupt noch Weiber auf dieser Welt gibt. Fünfzehn Jahre bleiben sie dann hier, ohne daß ihnen auch nur im Traum einmal ein Weib vorkommt! Aber Ihr Weibsleute l Euch kann man im Dunkeln an die Kette legen, Ihr denkt Tag und TIacht nur an den Mann! heute ist es der Arzt und morgen ist es der Geistliche! Ihr denkt nur an den Wann, der Euch für all eure Schande und all Euer Elend trösten soll!
Clara (unter Krämpfen): Ich werbe wahnsinnig! Ich bin dem Selbstmord nahe! Ich habe gestöhnt und gestöhnt die ganze Nacht hindurch! Wein herz hält das nicht mehr aus! Ich muß ein Schlafmittel haben! Ein Schlafmittel! Sagen Sie das dem Gefängnisarzt! Er muh mir etwas Beruhigendes geben!
Die Aufseherin: Ein heißes Fußbad! Ja, das tonnen Sie haben! — Das hilft gegen Ihre Herzbeklemmungen. Ich l ringe das heiße Fußbad herein, wenn Sie das Essen gefaßt haben. Vis ich Ihr Bett losschlleße, stecken Sie Ihre Füße hinein, auch wenn's etwas weh tut! Soviel hält man aus, wenn man fchlafen will! Den Gefängnisarzt, den haben Sie zu« Schlafen nicht nötig!
Zweite Szene.
(In der offen gebliebenen Tür« erscheint Josef Beißner, hinter ihm «in Wachtmeister in Uniform.)
Clara (schreit überwältigt): Josef l
Josef (sie mit einem Blick zur Besinnung bringend): Gnädiges Fräulein!
Der Wachtmeister: Sind Sie da, Aufseherin?
Die Aufseherin: Ich bin hier, Herr Oberaufseherl Was ist es mit dem Herrn?
Der Wachtmeister (in der Tür stehen bleibend): Der Herr Direktor hat dem Herrn Pro« fessor gestattet, die Zelle der Gefangenen zu betteten, natürlich oorausgefetzt, daß die Aufseherin anwesend ist. — Sie, Aufseherin, sind also da?
Die Aufseherin: Ich bin hier!
Der Wachtmeister: And Sie bleiben auch hier?
Die Auffeherin: Schon gut. Ich bleibe in der Zelle, solange der Herr hier ist.
Der Wachtmeister: Ba also, (er steht sich flüchtig in der Zelle um und bleibt am B<n stehen) Wie das hier aussteht!
Elara (zuckt nervös zusammen).
Die Aufseherin: Ich sage es ja! Man kann reden und reden, soviel man will, es nutzt alles nichts!
Der Wachtmeister: Eine gerade Linie muß die Wattatze mit dem oberen Band des Vettes bilden! Eine gerade Linie! Wenn das der Herr Direktor gewahrt, dann kriege ich einen Verweis!
Elara («llt an das Bett): Ich bringe es gleich in Ordnung!
Der Wachtmeister: Ba also. (Er verläht die 3«N«. Vi« Tür« bleibt geöffnet.)
Dritte Szene,
«lara. Vi« Aufseherin. Josef.
Josef: Gnädiges Fräulein! Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß mein Erscheinen Erwartungen in Ihnen wachruft, die im nächsten Moment zur schmerzlichsten Enttäuschung werden tonnen. Glauben Sie, bitte, nicht, in mir Ihren Befreier vor sich zu sehen. Mit voller Bestimmtheit Iaht sich in diesem Augenblick noch wenig sagen. Aber die Tatsache, daß

o
o o n
mich der Herr GefängnisdireNor Ihre Zelle betreten läßt, ist mir ein untrügliches Zeichen dafür, baß Ihrem Geschick jedenfalls eine günstige Wendung nahe bevorsteht!
Clara: Herr — Herr Professor! — Ich — ich — die Sprache — ich kann nämlich nicht sprechen! — in der Kehl« — hier — seit vier Monaten — ich habe seit vier Monaten — leinen bekannten Menschen habe ich mehr gesehen! — Herr Professor — (plötzlich angstvoll auffahrend) Herr — Herr — Nein! — Gehen sie fort, Herr! Lassen Sie mich allein! Sie bringen nichts Schönes, Herr! Mit Ihnen, Herr — kommt nichts Gutes über diese Schwelle! Nein! Niemals! Ich habe geschworen, Herr! Ich will mich auf das, was Sie mir fagen — «b Sie es mit Bestimmtheit sagen oder nicht mit Bestimmtheit sagen! — nie, nie mehr einlassen!
Josef (räuspert sich laut, dann mit starker Stimme): Gnädiges Fräulein! In einer Viertel» stunde von jetzt ab gerechnet. — <ts kann höchstens zwanzig Minuten dauern! — wird meine Frau hier bei Ihnen sein. Sie werben sich meiner Frau noch erinnern! — Gnädiges Fräulein, meine Frau hat ohne Ihr Wissen ein Immediatgesuch an den Landesherrn gerichtet....
Illara (vor sich hinmurmelnd): Gnädiges Fräulein?
Josef: Meine Frau, gnädiges Fräulein, hat «in-Immediatgesuch, in dem sie unter aller» Hand Begründungen um Ihre Begnadigung nachsucht, durch ich weih nicht welche Vermitt» lungen an sein« königliche Hoheit zu bringen verstanden. Und seine königliche Hoheit — soviel steht augenblicklich unumstößlich fest — haben das Gnadengesuch selber in Händen gehabt..
Clara (betrachtet lächelnd ihr« Kleidun« von oben bi« unten): Das gnädige Fräulein, das soll wohl ich sein?
Josef: Ich konnte mit dem besten Willen nicht darauf gefaßt sein, gnädiges Fräulein, daß Ihnen der Anblick Ihres Lehrers, dem nur die Wahrscheinlichkeit einer baldigen günstigen Wendung in Ihrem Schicksal Zutritt zu Ihnen verschafft, daß Ihnen dieser Anblick so un» erträglich sein »erde! — Meine Frau hat sich cm eine Dam« gewandt, deren Verbindungen und Beziehungen gar leinen Zweifel an dem besten Erfolg ihrer Bemühungen aufkommen lassen!
Illara (bricht plötzlich in die Knie und windet sich in Krämpfen auf der l?rbe): 0 womit habe ich dc»S verdient! Womit habe ich das verdient! Nein, ich bin kein hysterisches Weibs» bildl Ich bin nicht hysterisch! Ich bin «8 nicht! Ab«r ich kann nicht anders! Ich kann mir nicht anders helfen! 0 Gott, womit habe ich das verdient! O Gott, o Gott! ich bin nun einmal so! Die ganze vergangene Nacht habe ich an den fürchterlichsten herzträmpfen gelitten! Was Wunder, baß jetzt alles zum Ausbruch kommt! — 0 Gott, o Gott, o Gott, wenn mich doch jemand durchpeitschte! Wenn mich nur jemand peitschen wollt«! Peitschen» hiebe, bis ich lein Gefühl mehr in den Gliedern habe! Nur kein Gefühl mehr im Körper! Peitschenhieb« brauche ich! Nur kein menschliches Gefühl mehr! Um Gottes Barmherzigkeil willen die Peitsche! — bi« Peitsche!
Josef (kniet neben ihr nieder und streichelt ihr geschäftig Stirn und Wangen): Beruhigen Sie sich, mein Fräulein! Beruhigen Sie sich, mein Kind! Beruhigen Sie sich doch in des drei Teufels Namen! habe ich als Ihr Lehrer denn nicht die Pflicht, mich darum zu kümmern, was aus Ihnen wird? Ich versichere Sie, daß ich Ihr Geschick während der ganzen Zeit Ihrer Gefängnishaft nicht «ine Minute aus dem Kopfe verloren habe! (« richtet si« langsam empor) Und Gott sei's gedankt, hat sich Ihr Los doch seit dem Beginn Ihres Prozesses stetig zum Nesseren gewandt. Verg«ff«n Sie dos doch, bitte, nicht! Sie sind jetzt auf dem allerbesten Wege, sich Ihr künstlerisches Leben neu zu gestalten. Denken Sie doch nur zurück! Unendlich viel schlimmer als der Aufenthalt hier im Gefängnis war doch für Si« die Zeit, die Sie in Antwerpen verlebt haben! Ihre Existenz war damals vollständig aussichtslos! War es denn da ein so unverantwortungsvolles Verbrechen von mir, baß ich Ihnen als Ihr Lehrer den Nat gab, nach Deutschland zurückzukommen, sich kurzerhand verurteilen zu lassen und in aller Stille Ihre Straf« zu verbüßen?! Jetzt können Sie doch endlich Ihre ganze Lebenskraft wieder frei und ohne Hindernisse für Ihre Kunst einsetzen! Bedenken Sie doch, was Sie durch die Quälereien, die Sie hier erdulden mutzten, gewonnen haben! Die Hälfte der über Sie verhängten Strafen haben Sie ja nun schon glücklich überstanden! Und

« I>
5^?^2^e^ in
wie ich cbcn andeutete, findet das Bätsel Ihres Geschickes ja in diesem Augenblick vielleicht schon eine ganz unerwartete günstige Lösung!
Clara (unter seinen Lieblosungen wollüstig erschauernd): Wie wohl das tut! — V Gott, wie wohl das tut!
Josef: In Antwerpen kannten Sie leine menschliche Seele! Deutschland war Ihnen verschlossen! Zu Ihrer Mutter in die Schweiz zurückzukehren war Ihnen, solange Ihre künstlerische Zukunft nicht wieder frei und offen vor Ihnen lag, gleichfalls unmöglich!
Clara: Sie hatten recht, Herr Professor! Gottes Gnade behüte mich davor, die Tage noch einmal erleben zu müssen, die ich in Antwerpen verbrachte! Das war schrecklicher als alles, was ich hier in den vier Monaten ausgestanden! Vor meinem Fenster der schwarze Konol, in den ich htnunterstarrte, während ich Woche um Woche kein Wort über die Lippen brachte! Kein Klavier! Keine Noten! Tat ich einmal den Mund zum Singen auf, dann war mir meine Stimme das gellende Verdammungsurteil, vor dem ich mich in den dunkelsten Winkel verkroch! Ein zermalmender Donnerschlag war mir der leiseste Laut, den ich sang! Und in der Schweiz meine Mutter, deren Briefe mir gewissenhaft nachgeschickt wurden! Die nicht ahnen durfte, wo ihr Kind war, geschweige denn, weshalb es dort war! Ich las und las und sah keine Möglichkeit, ihr ein Lebenszeichen von mir zu geben!
Josef: Ja, was ich noch s< gen wollte ...
Clara: Als Du dann schobst, es wäre wohl das Beste, zurückzukommen, weil ich ja doch voraussichtlich freigesprochen würde...
Josef: Mein gnädiges Fräulein!...
Clara: Ja, ja! Gewiß! — Meine Nichter dachten im Traum nicht daran, mich frei» zusprechen. Sie verurteilten mich zu acht Monaten Gefängnis und liehen mich aus dem Sitzungssaal in dies« Zelle bringen! Aber trotzdem ist mir doch die Fahrt von Antwerpen hierher als das reinste, schönste Glück im Gedächtnis, das mir seit den Erlebnissen meiner frühesten Kindheit zuteil geworben ist.
Josef: Sie spannen mich absichtlich auf die Folter!
Clara: Wie es freilich jetzt um meine künstlerische Zukunft aussteht, das liegt einstweilen für mich noch im dunkeln! Legen Sie hier doch einmal Ihre rechte Hand auf Ihr herz, Herr Professor, und fehen Sie mir in die Augen! Glauben Sie immer noch daran, daß ich l» einem Jahr eine der gefeiertsten Wagnersängerinnen bin?!
Josef (ihr ruhig in die Augen blickend): Wenn Sie bei mir Privatunterricht nehmen!
Clara: Wenn ich bei Ihnen Privatunterricht nehme?!
Josef: Was tonn ich Ihnen als Gefangspüdagoge anderes antworten! — Gott sei Dank, da kommt meine Frau!
Vierte Szene.
(Elfe Aeihner, einig« groß« ?lof«n in d«r Hand, tritt «in. hinter ihr erscheint der Wachtmeister in o«r Tür. Die Vorig«n.)
Gls« (rasch auf sie zugehend): Clara, ich bringe Dir diese Aosenl
Clara: Else! — Die schönen Blumen! — Du findest mich hier in einer ganz unmöglichen Toilette!
Der Wachtmeister (in der oZfenen Tür): Aufseherin! Der Herr Direktor sagt, Sic könnten die Gefangene mit den tzerrfchaften jetzt, wo die Frau Professor hier ist, allein in ber Zelle lassen. Sie wissen, was Sie zu tun haben?
Die Aufseherin: Schon gut, fchon gut. Sie bleiben hier, Herr Vberaufseher?
Der Wachtmeister: Gehen Sie nur. Ich bleibe hier.
Die Aufseherin: Dann gehe ich also! (sie verläszt di« Zell«. — V«, Wachtmeister bleibt anfangs in der Türe, tritt bann in den Gang hinaus und geht vor der off«n«n Zelle auf und niedel)
Else: Dein« Begnadigung, Clara, ist ausgefertigt! Du bist begnadigt, Clara! Du bist begnadigt! Wir warten hier nur noch auf den Gcfüngnlsdirektor, der Dir die allerhöchste Entscheidung mitteilen muß, und dann verlassen wir dieses entsetzliche Bauwerk!
Clara (scheu und angstvoll): Ich soll voraussichtlich wieder einmal freigesprochen »erdenl

» !»
Else: Du bist begnadigt, Clara! Glaub mir, Du bist begnadigt! — Seit dem Ver» Handlungstage, an dem Du zu acht Monaten verurteilt wurdest, gab es in meinem Kopfe nur einen Gedanken: Wie kann ich sie befreien! Wie kann ich Clara befreien! Nächte» lang habe ich mein Gehirn mit diesem einen Gedanken zermartert! Endlich tam mir die Erleuchtung: ein Gnadengesuch an den Großherzog l Erste Bedingung war natürlich, daß das Gnadengesuch dem Iustizminister nicht in die tzände geriet. Denn der Iustizminister hat für alles, was nicht gleich Näuber und Mörder ist, nicht das geringste Verständnis. Dein Gnadengesuch mußte dem Großherzog von jemandem, der ihm menschlich nahe steht, zu lesen gegeben werden; und diesen hilfreichen Cngel fand ich in der Person der Baronin Sommer» feld. Ich tat einen Fußfall vor ihr, ich habe aufrichtig und ehrlich vor ihr geweint. Wie das in dem Augenblick plötzlich so gegen all mein Erwarten über mich kam, ist mir heut« noch nicht verständlich. Nun handelte es sich nur noch darum, das Begnadigungsgesuch wirkungsvoll zu stilisieren. Deine beste Fürbitterin, Clara, war, ohne daß sie sich's träumen läßt, Deine liebe Mutter. Ich schrieb, daß Du eine schweizerische Offizierstochter feiest, und daß Deine Mutter feit Jahren an einem schweren Herzleiden daniederliege. Per Grohherzog soll sofort geäußert haben: daß nur ja die alte Dame nichts davon erführt! Er begreife ja, wie einem hübschen, jungen Mädchen so etwas passieren könne, aber es wäre doch zu gräßlich, wenn die alt« Mutter dafür büßen müßte!
Clara: Ich möchte mich vor Scham erdrosseln, Else, daß ich hier in diesem Nock und in dieser Jacke vor Dir stehen muß! Da, nimm Dein« Blumen! Die Blumen passen mir nicht recht zu meiner Frisur! Ich will Gott danken, tvenn diese Tür wieder hinter Euch zugeriegelt wird! Mir war in dieser Zell« so wohl wie d«m Fisch im Wasser, solange ich allein darin war! Euer Besuch martert mich mehr, als es der Untersuchungsrichter mit all seinen Verhören getan hat!
Else: Clara, Clara, wie kannst Du mich so fürchterlich quälen! In einigen Minuten — es kann höchstens noch eine Viertelstunde dauern — wird der Gefängnisdirettor hier sein! Ich kann ja vor Glück über Deine Befreiung die Tränen kaum zurückhalten! (vo, Weinen überwältigt) O Clara, Du ahnst ja gar nicht, wie gut es Dir ergangen ist! In jene« gleichen Nacht, in der Du damals nach Antwerpen flohst, wurde die unglückliche Fra» Fischer, mit der zusammen Du angeklagt warst, zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt!
Clara: Allmächtiger Gott!
Josef: Die Frau Fifcher wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt! Cin Jahr von ihrer Strafe hat sie bis heute schon abgebüßt!
Der Wachtmeister (tritt hastig «in und geht direkt auf da« Vett zu)': Der Herr Direktor kommt! haben Sie die Matratze vorschriftsmäßig zurechtgerichtet? (fährt mit der Hand über den oberen Vand des Bettes) Na, Gott fei Dank! (die Zeitungen bemerkend, die «uf dem Tisch liegen) Was tut denn der dicke Packen Zeitungen hier?
Clara: Der Herr Direktor hat mir die Zeitungen eben erst hereingefchickt, damit ich sie dem Datum nach ordnen soll.
Der Wachtmeister: Das weiß er aber doch gar nicht mehr! Ich kriege einen Verweis! (strammstehend, da von außen rasch« Schritt« laut werd««) In Gottes Namen!
Josef (zu den Vamen): Jetzig bitte, ruhig!
Fünfte Szene.
(D«r Gefängnisdirettor tritt «in, «in hochgewachsen«, rüstiger Graubart in 0ffizi«rsunlform mit schweren silbernen <lpaul«U«n. — Dl« Vorigen.)
Der Gefängnisdirettor: Was fahren heute hier überall diese Zeitungen herum?:
Der Wachtmeister: Zu Befehl, tzerr Oberst!
Clara: Die Zeltungen wurden mir hereingebracht, damit ich sie dem Datum nach ordnen soll.
Per Gefängnisdirektor (Josef di« Hund reichend): tzerr Professor! — Wollen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Gemahlin vorstellen.

Josef: Herr Gefängnlsdlrektor — «elne Frau.
D« Gefängnlsdlrettor (zleht «in Schriftstück aus der Tasche und prüft e« von oben vi«
»«ten. Zu Clara): Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Ihnen durch allerhöchste Entschließung seiner königlichen Hoheit des Großherzogs der Nest Ihrer Strafe — und zwar auf dem Gnadenwege — erlassen ist. Der allerhöchste Erlaß, den ich hier in Händen halte, ordnet ausdrücklich an, daß Sie mit dem heutigen Tage aus der Haft entlassen werden. — (V^s Schriftstück zusammenfaltend) Von diesem Augenblicke an sind Sie nicht mehr meine Gefangene. <sich leicht verbeugend und Clara die Hand reichend) Gestatten Sie mir, mein Fräulein, baß ich Sie aufrichtig, aus vollem herzen, zu Ihrer unverhofften Befreiung beglückwünsche.
tllara (sinkt langsam in die Knie, tüht dl« Hand des Gefängnlsdirettors, die st« in der ihria» hält; darauf fällt st« vornüber und bricht, auf der Diel« zusammengekauert, in herzerschütternde« Wimmern aus.)
Der Gefängnlsdlrektor (sehr ruhig zu Josef): Ich habe dem Fräulein vom ersten Tag« an Krankenkost verabreichen lassen. Für Leute aus guten Verhältnissen ist der Aufenthalt bei uns elne ganz unverdient« Grausamkeit, während ein Landstreicher jedenfalls nirgends in der Welt gesunder« Kost und Pflege findet als hier bei uns.
Gls« (ist n«b«n Llara niedergekniet und richtet sie empor): Ich bitte Dich, Clara, steh doch ruhig auf! Du bist frei, Clara! Du bist freil
Clara (hat sich wortlos erhoben.)
Der Gesängnisbtrettor: Dlefe Kleider hier legen Sie unten bei unferer Zeugmelsterin ab, dl« Ihre Sachen in Verwahrung hat. Sie werden sich der Güte unseres allergnädlgsten Großherzogs erst voll und ganz bewußt werden, wenn Sie sich wieder hübsch und menschlich gekleidet sehen. Vor allem aber, mein Fräulein, muß ich Sie zu den aufopfernden treuen Freunden beglückwünschen, die Sie in Herrn Professor und seiner Frau Gemahlin haben! Daß jemand in seinem tiefsten Glenb noch auf solche Freunde rechnen darf, kommt nur äußerst fetten bei uns vor. (Josef die Hand reichend) Herr Professor, ich habe Sie als Sänger schon mehrfach an Ihren musikalischen Abenden bewundert. Ich freue mich sehr, Sie bei diesem Anlaß als Lehrer und als Menschen persönlich kennen zu lernen. (zu Llara) halten Sie sich nur immer an Ihre Freunde, «ein Fräulein, dann werben Sie m Zukunft vor solchen Kalamitäten gesichert sein.
Josef (dem <b«fängni«dir«kt«r dl« Hand reichenb): Gestatten Sie, Herr Oberst, daß wir uns empfehlen, (leife z» den Damen) Vorwärts marfchl hinaus aus diesen Mauern!
(<llse und^Iosef führen llara hinaus.)
Der Wachtmeister: gu Vefehl, Herr Oberst! Sollen der Gefangenen die Zeitungen nachgeschickt werden?
Der Gefängnisdlreltor: Lassen St« «ich doch erst mal fehen, was das ist. (er ent» fallet ein« d«r Zeitungen und liest den Titel) Das ist die »Allgemeine Deutsche Musikzeltung'. — Di« Zeltungen sollen in unserer Buchbinderei gebunden und der Gefängnlsbibliothet ein« verleibt weiden. Unsere Leute hier find durch die Bank weg außerordentlich stark musikalisch veranlagt. (Fortsetzung folgt.)
Der Wiener Korrespondent.
Von Felir. Saiten.
so im Allgemeinen über Wien geschrieben wird, ist beglückend. Wer draußen ^/ D P im Reich lebt, Wien nicht kennt, immer und immer wieder liest, wie töricht sorg» los hier die Zeit vertrödelt wird, mag sich diese Stadt als «in weitläufiges V«rgnugung8Iolal vorstellen. Und staun««, daß die ganze Geschichte nicht eines Tages zusammenkracht. Denn ein« Stadt muß elne Stadt sein, im Ernst des Lebens ernstooll lebendig. Sonst kann st« nicht bestehen. Dieses Wien aber, wie «s da geschildert wird, ist

eher ein Jux von «in« Stadt, ein Scherz, eine Spielerei, an der sich allerdings viele Menschen beteiligen, an die aber keiner in besonnenen Stunden so recht glaubt. Solch eine Wirt» schaft muß natürlich zu schmählichem Untergang führen, hätte ja auch längst schon dazu geführt, wenn nämlich alles wahr und richtig wäre, was darüber geschrieben steht. Dann freilich müßte das arm« Wien schon lange laput sein. Aber, Wien ist eben anders. Und deshalb ist es auch noch nicht laput. Kein Gedanke.

Gar so blödsinnig vergnügt sind die Wiener auch nicht, wie es immer gemeldet wird. Das heißt, sie sind gewiß hie und da vergnügt, aber es ist nicht das einzig Wichtige an ihnen. Sie sind auch nicht so derrottei. Ein bißchen Verrottung mag freilich in unseren Zu» ständen stecken. Aber nur grab soviel, als sich überall in alle großstädtische Zustände ein» schleicht. Und keinesfalls ist es das Bezeichnende für Wien. Man muß ferner nicht so inbrünstig fest dran glauben, daß die Wiener entweder Walzer tanzen oder Backhändel essen. Manchmal tanzen sie gewiß einen Walzer, und es ereignet sich bisweilen, daß sie gebackene Hühner essen. Das soll nicht geleugnet werden. Aber es ist durchaus nicht ihre ausschließliche Beschäftigung.

Da ist ein Ausdruck für die Wiener, der beständig in Gebrauch steht: Phäaken. Zum Uebelwerden. Dann gibt es «in anderes Wort für Wien: Eapua. Seit Grillparzer es einmal benützt hat, greifen hier alle Tage Dutzende von Schreibern danach. Ob das Wien Grillparzers, das geistig geknebelte, und von katholischen Slnnlichteitsfreuden be« täubt« Wien mit d«m heutigen Wien des allgemeinen Wahlrechts noch irgendwie identisch ist, bekümmert sie nicht «inen Augenblick. Phüalen und Eapua. So oft ich so ein Wort lese, möchte ich's aus dem Text kratzen, auf den Boden werfen und drauf» treten. Phrafenungeziefer. Dann sind die Wiener noch was:„Früchte!". Lumperl, die ihr Geld verputzen, im Fialer fahren, heurigen Wein saufen, und in die Hände klatschend ihre Gassenhauer singen. Sie sind leichtlebig. Das fertig gestanzte Wort heißt: ein leichtlebiges Völkchen. Der Sonntag fängt am Mittwoch fchon an und ist am Dienstag noch nicht zu Ende, Wie soll es da vorwärts gehen mit Wien? Gewöhnlich ist das für den Publizisten eine schwere Aufgabe: den Stillstand einer Stadt aus tausend Ursachen erklären. In Wien strengen sich die Herren nicht an. Ein leichtlebiges Voll» chen . . . und alle Rätsel sind gelöst. Wer wundert sich noch, wenn so ein« Stadt zurück» bleibt. Das Verwickelte an der Sache ist nur, daß es mit Wien stark vorwärts geht.

Es ist geradezu in «,in«m Aufschwung. Ave? davon spricht niemand. Weil zu so frohem Berichten die alten Formeln nicht passen winden, weil die, alten Formeln bequem sind, und weil es nicht zu verlangen ist, daß einer sich die Mühe nimmt, um billigen Zeilen» lohn neue Formeln zu ersinnen.

Besonders liebenswert sind die Leute, die fortwährend von einem Wiener Sumpf zu «zählen wissen. Wiener Sumpfluft, Wiener Sumpfpflanze, es ist ihr drittes Wort. Ihnen scheint de? Boden hier verseucht, die Luft verdorben. Ueppigtelt, die in Fäulnis übergeht, die an ihrem zuchtlosen Geniehen erstickt. Die guten Keim« wellen im Ent» stehen, und dieses furchtbare, trügerisch linde Nlima schläfst den Wanneswillen, die Sittentraft, die Muskel. Schmettert ein asletifcher Gesellschaftstritiker einmal so wuch» tigen Schimpf, dann mag's vielleicht aufrütteln. Aber täglich im mürrisch raunzenden Schulmeisterton hergeleiert, ist es abgeschmackt und zudringlich. Liebenswerte Leute. Sie laden eine so reizend turnermüßig« Weltanschauung, «ine so entzückend lächerliche Gc»

sinnungsstrammheit. Wer nicht jeden Tag auf dem wohlgefügten Gerüst „ewiger' Wahr»
heilen den Bauchaufschwung vollführt, taugt nichts und ist tränt im Marl. Man stellt
sich vor, daß diese Herren in einem wahrhaft heroischen Training leben, daß sie un»
unterbrochen entweder zentnerschwere hanteln oder der Menschheit schwerste geistige
Güter stemmen, daß sie weiß Gott wie wertvolle Leistungen verrichten und dabei nur so
nebenher auf das müßiggängerische Wien herabspotten. In Wirtlichleit würde man der»
geblich nach irgend einem Werl von ihnen forschen. Sie lommen vor Entrüstung nicht
zur Arbeit, sie begnügen sich damit, zu schimpfen und auf ihre Martigteit stolz zu sein.
Die Wiener tonnen ihnen gar nicht genug Marl haben, hätten sie's, dann würden sie eines
schönen Morgens diese hochmütigen Fastenprediger zur Tür hinauswerfen, die hier um»
hergehen, die Hofmeister spielen, Flauheit verbreiten, jede Leistung wienerischer Tüchtig»
teil unterschlagen, oder sie mit verdrossenem Witz betriechen. In Verlin läßt man sich's
nicht gefallen, bei allen Leuten ausgerichtet und schlecht gemacht zu werden, und schiebt
derlei streng« Kibitze einfach ab. Ich will nicht sagen, daß mir diese Praxis besser ge»
fällt. Beileib«. Sie beweist ja an sich nicht das geringste. Allein über Verlin liest man
nirgendwo diese beständigen, t» einerlichen oder scherzhaften oder gehässigen Schimpfereien.
Wart' ein bißchen. Es gibt schon ein paar gute Dinge, die uns zugestanden werden. Die
alte Kultur. Der Geschmack. Und dann: die Wiener sind alle graziös. Täglich tann
lnan's lesen, ob nun ein wienerisches Buch, eine Kabinettstrise, «in Theaterstück oder
ein« Praterfahrt besprochen wird. Wer noch nicht hier war, muh glauben,
daß in Wien die Leute auf den Fußspitzen durch die Straßen tänzeln, den
Spazierstock zwischen zwei Fingern halten und ein ununterbrochenes Menuett
aufführen. Es tostet so einem Wiener nicht die leiseste Mühe, von früh bis abend
»nd von abend bis früh Grazie zu entwickeln. Sie ist ihm eben angeboren und deshalb
weiter tein Verdienst. Sie rollt in seinem von Strauß und Lanner beschwingten Blut.
Nur daß man von so einem niedlichen, wie auf Sprungfedern schwebenden Wesen tieferen
Gehalt und seelischen Ernst nicht verlangen darf. In diesem Sinne wird den Wienern zu»
gestanden, sie seien graziös.
Der Geschmack . . . Gott, ja . . allerdings. Wenn die Guten, die den Wiener Geschmack
loben, es nicht grob heraus sagen, dieses „allerdings", dann hört man es zwischen ihren
Zeilen greinen. 28 bedeutet: dies alles sei eben nur ein Beweis wienerischer Ober»
flächlichteit, nur ein Symptom der völlig nach außen gewendeten, auf Aeutzerlichkeiteu ge»
stellten Natu» des Wieners, oberflächlichteit. Mit diesem Wort wird seit langem eine
Bauernfängerei ohnegleichen getrieben. Es foll erschrecken und deprimieren. Und es
hat oft genug wienerische Künstler eingeschüchtert, hat sie gegen ihre zartesten sinnlichen
Regungen mißtrauisch gemacht. Sie hören sich geschmackvoll nennen, aber auf eine Weise
und in einem Ton, als seien sie mit dieser Eigenschaft in Wirklichkeit doch nur Gecken
und Dandies. Die Herren, die über Wien f« zweideutig dreistes Lob ausstreuen, ver»
stehen nicht, daß der Gefchmack weit mehr vorstellt, daß man von ihm, wie von eine.n
Sakrament sagen tonnte, er s«l „das äußere sichtbare Zeichen einer inneren unsichtbaren
Gnade". Das verstehen sie nicht. Aber wenn es etwas hülfe, man mühte es ihxc.i
«inblüuen.
Die alte Wiener Kultur wird mit verdrehten Augen gepriesen und mit schmerzlicher
Wehmut. Sie ist nicht mehr tätig, nicht mehr lebendig. Man tonnte zwar hun^.l»

tausend Beweis« dafür anführen, daß fle noch immer springlebendig, daß st« unaufhörlich fruchtbar und schöpferisch ist. Aber das gilt diefen Leuten nicht. Sie verschweigen all das Grundlegende, Neue, Triebfähige, das w Wien gefchaffen wird. Und sprechen fte darüber, fo tun ste «8, wie gerissene Poltzetlommifsä« von ertappten Betrügern rede», oder wie hochweife Pädagogen von fchwachstnnigen Kindern. Die alte Kultur jedoch preisen sie mit himmelwärts gedrehten Augäpfeln. Di« ist leider nicht mehr lebendig. Sie ist nur da wie das kostbar« Mobiliar in einem alten Schloß. Der Enkel hat's ge« erbt, weiß es nicht zu brauchen und verschleudert es. Basta.

So steht die Sache «us, wenn wir gelobt werden. Daneben unterhalten sich die Herrschaften vortrefflich über die Dinge, die nach ihrer Meinung .nur in Wien möglich find'. Bei jeder Gelegenheit fuchteln sie einem mit dlefem von allen Dutzendbeobachtern abgefingerten, schmierigen Wort vor der Nase herum. Wird irgend eine Nein« Korruption ruchbar, hat sich bei Hof etwas Menschliches ereignet, wird ein Buch oder ein Stück verboten, ist ein Verbrecher entwischt, — nur in Wien möglich! Die niedlichen Geschäfte der Kompanie Podblelstl-Tippelstlich; der rheinische Sittlichkeitsbunb, der Kunstwerte denunziert; die Rodln» Hetze in Weimar; das stille Walten Gulenburgs; der Königsberg«? Prozeß; die Jagd nach hennig; der Köpenick« Hauptmann geben diesen Wackeren nichts zu denken. Daß bei uns zweimalhundertfünfzigtaufend Arbeiter mit aufgerollten roten Fahnen über die Ringstraße ziehen durften, ohne daß unser Bürgertum die Fraisen, und ohne baß unser Militär Marsch» order bekam, während in Berlin das bloße Gerücht von einem beabsichtigten Umzug der Soziallsten hinreichender Anlaß war, den Lustgarten wie die Linden mit Garberegimentern und mit Kanonen zu sperren, regt unsere Besserwisser zu keinem Vergleich an. Alles Törichte, Ungerechte und Rückständige ist ihnen »nur in Wien möglich'.

Man fragt sich, was für Beziehungen haben diefe Leute zu der Stadt, in der fle leben, und die ste doch eigentlich durch und durch kennen müßten, da sie ja von ihr berichten und erzählen. Sie betasten neues, frlfches Leben mit wellen, alten Phrasen. Sie gucken durch die angelaufenen Brillen verjährter Vorstellungen, als würden sie ihren eigenen Augen nicht recht trauen. Sie nehmen junge Wahrheiten und sperren sie in das Gefäß hohler lügnerischer Worte, wie in einen Käfig. Sie sprechen von einem Wien, das nur in verstaubten Zeitungs» blättern des vorigen Jahrhunderts, in den Büchern und Feuilletons verdrossener Lokal» Humoristen existiert, und stellen sich an, als sei es das wirtliche Wien. Die ewige Luft des Handwerkers an der Schablone. Das fröhlich« hlnrutschen in ausgefahrenem Gleis, weil das bequemer und weniger mühsam bleibt, als selber neue Gleis« zu legen. Der absolute Mangel eigener Sehkraft. Der bedauerliche Mangel jeglichen tieferen Gefühls für diefe Stadt, das Fehlen aller inneren Beziehungen zu Wien. Diefe Herren kennen Wien gar nicht. Und fchreiben darüber. So was kommt ja im Journalismus öfter vor. hier freilich ist es die Regel. (Von den paar Ausnahmen spreche ich nicht.) Man verlangt gewlß nicht, daß die Herren immer die Voltshymne anstimmen sollen, wenn st« über Wien fchreiben. Aber es wäre doch hübfch von ihnen, wenn sie schauen, denken und entwerfen lernen wollten, was hier vorgeht. Sie werden sich aber schwerlich dazu entschließen. Denn fte bezweifeln wohl alles, was in Wien auf zwei Beinen geht, nur nicht fich felbst. Und f« »erden fte unbeirrt fortfahren, falsche Bilder von Wien zu verbreiten. Jeder Versuch, fle davon abzuhalten, wäre fruchtlos. Aber es lft vielleicht nicht ganz unwlchtig, ihnen dann und wann ein wenig zu widersprechen.

o 5
KTT^/^e^ 117
Offener Vrief an Aerrn Maurice Varrtzs.
Mitglied de» frauzöftfche» Aladnui« »»d b«r französisch«, D«p»nen«»la»»»»».
Von Otto Julius Blerbaum.
Geehrter her»! Die Beschäftigung mit der französischen Literatur ist unter uns Deutschen von heute nicht mehr so lebhaft, wie unter unfern Vorfahren. Nicht allein, daß wenige» Französisch gelesen wird, als früher, es werden anch wenlger französische Vücher über» setzt. Ein erfreulicher Umstand für den deutschen Vaterlandsfreund und befonbers für de» deutschen Schriftsteller, denn «» bebeutet durchaus nicht, daß wir uns gegen französisch« Werl« von wirtlicher Bedeutung verschließen, oder daß wir gar begonnen Hütten, den französischen Helft zu mißachten. Es wird sogar entschieden noch immer zuviel übersetzt und von manchen Ihrer Boulevardgrüßen bei uns ein Wesen gemacht, das weit übe» das Gelstesmaß dieser Herrschaften hinausgeht. Einsichtige Deutsch« bedauern das vor allem deshalb, well es bei Ihren Landsleuten den Eindruck «wecken könnte, als seien Vi» »iellIch das, wofür sie uns gerne noch immer halten: ästhetisch« halbwilde, die sich mit französtfchen Glas« perlen und Slmilldiamanten behänge«. Di«ser Eindruck ist uns einmal deshalb unerwünscht, weil er wenig schmeichelhaft für uns«» Selbstgefühl ist, dann aber auch deswegen, weil er die Franzosen, die so gerne glauben, was si« wünschen, in einem Wesen bestärken lann, das recht gefährlich für unser gegenseitiges Verhältnis ist, und zwar gefährlicher für sie, als für uns. Denn es erschwert dl« Annäherung zweier Nationen entschieden, wenn die eine von ihnen sich in dl« fize Idee versteift, die ander« sei kulturell subaltern. Und fize Ideen, auch wenn st« angenehm« Gefühle erregen, sind den Besessenen sehr bedenk, llch, well sie unvernünftig sind. Aus de, Vogelperspektive wirklicher, fruchtbarer Gedanken und Erkenntnisse betrachtet, erscheinen sie freilich als leere Blasen, als Unbeträchtlich» leiten; wenn es aber wahr ist, was Ihr großer Napoleon gesagt hat, daß nämlich „Lappalien in Frankreich eine groß« Bolle spielen, Vernunft leine', so wird man »echt sehr wünschen müssen, st« vertilg» oder wenigstens aus die Kreis« beschrüult zu s«h««, die für die Voltttl Franleelchs nicht in Betracht kommen. Der gebildet« Deutsche, der Deutsche von europäischem Kultulgewissen, der Frankreich wegen seiner hohen Verdienst« um die europäische Kultur, und das französische Voll wegen seiner vielen liebenswürdigen Eigenschaften liebt, erschrickt bei dem Gedanken, baß Ihr Vaterland weiterhin de» Götzendienste unbedingten Ueberlegenheitswesens verfallen und sich von diesem hohlen, wen« auch reichlich schmucküberladenen Götzen in Entschlüsse jagen lassen könnte, die sicherlich nicht ihm, sondern England zum Vorteil gereichen und auch ein etwa besiegtes Deutschland nicht zu« Unterlegenen Frankreichs machen würden. Ich gesteh« Ihnen, daß dieses Gefühl eines Schreckens, der von irgend welcher Furcht für «ei» Vaterland völlig frei ist, mich ergriffen hat, als ich kürzlich Ihre Schilderung der Erlebnisse eines ElsHssers als deutscher Elnjährig«Freiwilliger in der Uebersehung*) las.
"> ,In deutsch«, ht«««bl«,fttn.' Lrst« Vand von .Vchutzväll« i» 0st«»' von Nauri« Narr^s.
autorisierte Uebersehung von Armin Schwazz, Vudapeft. Verlag von G Vrlnnn.

n8 s^ ^ ^ ^e^
»<»
Daß man dieses Vuch ins Deutsche überseht hat, ist zu begrüßen, denn der fatale Ein» druck, den seine Lektüre hinterläßt, schließt eine heilsam« Belehrung in sich. Wir lernen aus ihm, daß auch wir Deutschen «inen Glaub«« abzulegen haben, der gleichfalls fast zu einer fixen Idee geworden ist, zu der Ueberzeugung nämlich, als sei der französisch« Ueberlegenheitsdüntel, die gefährlich« Oberflächlichkeit in der Beurteilung des deutschen Wesens, als sei der Geist jener Chauvins jetzt zu den Unbeträchtlichen hinabgestiegen, zu den professionellen und skrupellos unüberlegten Lärmmachern auf der Kindertrompete billiger Phrasen fürs Volt, das flch dies« Blechmusik überall gerne vortragen läßt, schließlich aber doch, wie bei uns, so bei Ihnen, ernster aufhorcht, wenn das große Orchester der Wahrheit und Vernunft ertönt.

Ihr Buch, das Werl eines Mannes, den die höchste literarische Instanz seines Landes als erlesenen Künstler der Sprache, als hervorragenden Geist anerkannt hat, und eines Mannes, ber als Politiker durch das Vertrauen seines Volles mit dem Amte eines Gesetzgebers betraut worden ist, — dieses Buch belehrt uns eines Schlimmeren. Wir sind gezwungen, zu sehen, daß «in Dichter von hoher Bedeutung und ein Politiker von Nang mit leidenschaftlicher Ueberzeugung Anschauungen vertritt, die an sich zwar nur den Wert leerer Blasen, im Vortrage eines ergriffenen Künstlers aber entschiedene Wucht haben. Demnach dürfen wir fürderhtn nicht mehr glauben, daß der französische Ehauvi» nismus nach unten versickert und versandet ist. Das Gift einer krankhaften Selbst» bewunderung, des verhängnisvollen Wesens „dauernder, unbestrittener Ueberlegenheit', der Verachtung deutschen Wesens, ber Begehrlichkeit nach deutschem Lande und einer im Grunde auf Eitelkeit und Unverstand basierten «Ruhmsucht kreist noch im Geäder des französischen Geistes. Napoleon, so scheint es, hat recht gehabt, wenn er zu den „vor» herrschenden Eigenschaften der französischen Nation" zählte „Eitelkeit und Einbildung, verschmolzen mit einer unbesiegbaren Ruhmsucht', und so wird er auch mit den folgenden Worten recht behalten: „sie werden lieber auf das täglich« Brot, als auf den Ruhm verzichten'. Einstweilen stopfen sie das Leck, das der deutsche Sieg von 1870/71 in das Schiff ihres "Ruhmes gerissen hat, mit Proklamationen ihrer Ueberlegenheit; aber erst eine nochmalig« Eroberung Elsah»Lothrlng«ns wird dieses pompös aufgetakelte Schiff wieder flott machen können. Der Charakter der Franzofen findet offenbar nicht, wie der des Deutschen „seine Befriedigung in der «ls« rnen Anerkennung des eigenen Wertes' (Vismarck); er braucht die Lobpreisungen der „ßloire"; er hat, wiederum entgegen dem Deutschen, „das Bedürfnis nach Vorrecht, nach Herrschaft' (Vismarck).

Ihr ganzes Buch, geehrter Herr, läuft auf nichts hinaus, als auf dies. Es fagt nicht bloß mit Guizet: l.» l'ran« marclie 5 la tele cie I» civüizHtion (ein Wort, das für gewisse Zeiten so gut Wahrheit ist, wie für andere der Vers unseres Walther von der Vogelweide: Deutsche Zucht geht vor allen), sondern es behauptet: Frankreich hat ein Recht auf Elsaß»Lothringen und die Pflicht, dieses Land, obwohl es nicht französisch ist, wieder zu gewinnen, weil der Franzose de« Deutschen gegenüber der zum herrschen

geboren« Aristokrat ist, weil Frankreich tue Kultur repräsentiert und Deutschland die Barbarei. „Die Nomanisierung der Germanen ist eine beständige Tendenz Elsaß» Lothringens". „Wir warten, bis unser Boden die germanisch« Flut eingesogen hat' (die ihn durch Jahrhundert« befruchtete) „und seinen unwandelbaren keltischen, romanischen, französischen Grund, d. h. unsere Spiritualität wieder erscheinen läßt.' „Vttilie" (eine deutsche Fürstentochter) „ist der Name eines Sieges der lateinischen Nasse'; es war „notwendig, daß jed« Generation der Tochter Adelings zustimmt, daß sie sich der brutalen Ueberlieferung ihrer Väter entgegenseh«'.

Mit dieser überraschenden historischen Wendung komme ich auf das, was natürlicher» weif« Ihr fchwüchster Punkt fein muß: auf Ihr« historifche Logik. Denn wer historisch« Tatsachen dialektisch hinwegargumentieren will, ist genötigt, seine Zuflucht zu einer Logik zu nehmen, die auf Grund falscher Voraussetzungen mit verkehrten Schlüssen operiert. Sie bezeichnen als den unwandelbaren Grund des elsässischen Vodens „Ihre' Spiri» tualität, die überlegen« Geijligkeit der teltoromanischen Blutmischung, unter der Sie das Franzosentum verstehen. Davon, wie schwach fundiert diefe Nassentonstruttion ist, scheinen Sie leine Ahnung zu haben. Und doch sollte ein Wann, der bald von einer lateinischen, bald gar von einer elsässlschen Nasse spricht, das dringende Bedürfnis empfinden, sich durch Studium den Begriff der Raffe im allgemeinen aufzuhellen und in allen Einzelheiten diefes fehr problematischen Gebietes soviel als möglich exakte Kenntnisse anzueignen. Dadurch würde Ihr logischer Eiertanz allerdings noch grotesker werden, als er es jetzt schon ist, wo Sie nur den elementarsten historischen Tatsachen aus» zuweichen haben. Zum Beispiel der, „daß germanisch« Spiritualität es war, die „Ihrem' Boden Sprache und Namen gegeben hat'. Sie ahnen offenbar gar nicht, wie ergötzlich es wirkt, wenn Sie Ihre gallifchen Entzückungen an Verttichleiten knüpfen, die so französische Namen tragen wie Nied«r»Ltnd«n, Geraldseck. Pfalzburg, Trutten« Hausen, Warmelstein. Blockshöhe, Elsberg. Die Bedeutung der Sprache als des Haupt» fermentes zur Bildung von Nationalitäten und als des bestimmenden Ausdruckes wesentlicher Stammeszugehörigkeit übersehen und vernachlässigen Sie zugunsten von leeren Allgemeinheiten, bei denen sich zwar alles mögliche fühlen, aber nichts denken läßt. Sie geben eine verblüffende Prestigiateurvorstellung, indem Sie mit Hilfe einer Logik, die doppelten Boden hat, und einer Dialektik, die mit falschen «arten die Volte schlägt, alle unbequemen Tatsachen verschwind«» und stets das Aß Ihrer Wünsche erscheinen lassen. Nicht unamüsant für den Zuschauer, aber zur Erkenntnis der Wahr, heit kaum die geeignet« Methode. Auch ßann, wenn Sie Ihre Kunststücke als Salon» Hexenmeister mit schwärmerischen Worten verbrämen und feierlich pathetisch gerade zielen, gewinnen Sie an reeller Bedeutung nichts. Die heilige Vttilie wird keine Französin, wie verzückt Sie sie auch als Nothelferin anrufen mögen. Sie wird es fo wenig wie irgend eine andere heilige deutschen Geblütes, die auf anderem deutschen Boden zur Ausbreitung römisch»tatholischen Geistes unter ihren germanischen Stammesgenosse.! bei»

getragen hat. Wenn das wahr wäre, was Sie von der Wirksamkeit der Tochter Adelings behaupten, so wäre ganz Deutschland lateinisiert worden.
Indessen läßt sich über historische Realitäten mit einem Manne nicht reden, der leine ander« Verwendung für sie hat, als, gelinde gesagt, zu gewaltsamen Konstruktionen, und der überdies offenbar nicht übermaßig mit historischen Kenntnissen belastet ist.
Sie übertreiben, geehrter Herr, wenn Sie behaupten, bah unsere Zivilisation bloß aus Disziplin und Unterricht bestehe. Wahr ist, daß beides in ihr noch zu sehr überwiegt. Wir tonnen Ihnen in der Tat davon abgeben, und mir scheint, daß Sie persönlich davon gebrauchen tonnten. Gin Kursus Logit und Weltgeschichte wäre Ihnen wohl zu wünschen. Auch empfehle ich Ihnen, von Goethe mehr zu lesen als die „pseudohellenische" Iphigenie. Wer von deutscher Art und Bildung anders reden will, als der Blind« von den Farben, sollt« Goethe kennen, und w«r bann von ihnen noch so redet, wie Sie, verdient, in wie schöner Sprache er es auch tun möge, das Gegenteil von Bewunderung. Man würde von ihm sagen müssen, daß er entweder unfähig ist, «ine fremde Kultur zu begreifen, oder daß es ihm an Respekt und Gewtfsen fehlt, daß er ein leichtfertiger Schwätzer ist.
Auch die Ausrede, daß Goethe eine» deutschen Vergangenheit angehöre, die durch tzas neue Deutsche Reich verschüttet sei, niebergetrampelt von den berühmten Kürasslerstiefeln des «Herrn von Blsmarck", dessen preußisches Gewaltmenschentum das gegenwärtige Deutschland beherrsche, — auch diese Ausrede würde einen solchen Menschen in unseren Augen nicht rehabilitieren und geeigneter dazu erscheinen lassen, in Fragen der Kultur mitzureden. Denn dies« Ausred« beweist, bah der, der sie im Wunde führt, leine Empfindung für das Unsterbliche, für lien Geist eines Volles hat, der immer der gleiche bleibt, wie er sich auch manifestieren möge. Bismarck war lein« goethische Natur, aber wie Goethe eine Verkörperung des deutschen Genies. G8 war für die Nationen, die diesen Geist so lange hochschützten, als er sich mehr in der Imagination denn als politische Tatkraft bewährte, nicht angenehm, wie er sich in einem Staatskünstler verkörperte, der aus dem sympathischen Voll der „Denker und Dichter' eine Nation von Konturrenten auf de« Felde politischer Wacht unlü schließlich auf dem Weltmarkt« gemacht hat, aber diese unangenehme Ueberraschung sollte nicht zu dem törichten Trugschlüsse führen, als habe diefer groß« Künstler der Tat, wie außerordentlich sein Genie auch war, es vermocht, das alte Volt der Deutschen zu verändern.
Schiller hat lange vor Bismarck (im Jahr« 1796) die Verse geschrieben:
Ringe, Deutscher, nach römischer Krast, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.
Wenn Sie diese Verse überdacht unli deren Sinn erfaßt haben, geehrter Herr, erhalten Sie von dem, wovon sie handeln, vom „deutschen Genius', einen klaren, wenn auch nicht vollständigen Querschnitt. Römische Kraft und griechisch« Schönheit sind in der Tat zwei deutsche Ideale. Der gallisch« Sprung ist es nicht, weil er außerhalb unserer An» lagen liegt. Aber, glauben Sie mir, nur törichte Schwätzer, von denen auch wir nichl

frei sind, machten deswegen den gallischen Sprung und glauben, Art und Bildung der Franzosen erschöpfend charakterisiert zu haben, wenn sie die Franzosen als eine Nation von Windbeuteln und Taugenichtsen bezeichnen.
Der gebildete Deutsche ist voller Anerkennung auch für das, worin die Franzosen uns überlegen sind. Sie haben z. V. ganz recht, wenn Sie. sagen, daß wir Ihre „Kultur der Sinne' bewundern. Wir tun dies bis zu einem Grade, der einige von uns unfähig macht, die Grundbedingungen spezifisch deutscher ästhetischer Kultur zu erkennen und zu schätzen. Dieser Ueberschwang der Bewunderung ist ein deutscher Fehler und hat uns nicht ganz mit Unrecht Ihre Perachtung zugezogen. Trotzdem wollen wir lieber überschwenglich bewundern, was wir nicht in gleichem Grade besitzen, wie Sie, als daß wir es etwa lächerlich machten, oder an Ihren Vorzügen nur die Fehler demonstrierten, die überall den Hintergrund von Vorzügen bilden. Wir würden undeutsch handeln, wenn wir es anders hielten, denn, wie Fichte in seinen „Neben an die deutsche Nation" sagt: „Es gibt nämlich Völker, welche, indem sie selbst ihre Eigentümlichkeiten beibehalten und die» selben geehrt wissen wollen, auch den anderen Völkern die ihrigen zugestehen und sie ihnen gönnen und verstatten,- zu diesen gehören ohne Zweifel die Deutschen."
Aber auch die Franzosen? Ich weiß es nicht, behaupte aber gewiß nicht das Gegenteil. Was ich behaupte, ist, daß Sie, Herr Barrös, die vornehme Gabe der Anerkennung nicht besitzen. Sie fehlt Ihnen so völlig, daß Ihr Buch sofort zum Pamphlet wird, wenn Sie deutsche Eigenheiten darstellen wollen. Und, ach, das Pamphlet zeigt weder Geist noch Geschmack. Es ist ein Pamphlet nach der schlechtesten Schablone. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß jeder Franzose von geistiger Auszeichnung noch mehr davon degoutiert wird, als ein deutscher Leser Ihres Buches. Denn wir, die wir uns nicht zu schämen brauchen, tonnen uns an das Lächerliche darin halten und Üwa entstandenen Aerger mit Lachen verjagen. Nur der Schriftsteller, der Dichter, der Künstler wird angesichts Ihrer plumpen, reizlosen Karikaturen ein Gefühl ästhetischen Mißbehagens kaum überwinden tonnen.
Ich habe mich angesichts Ihrer oft kindischen Zerrbilder immer wieder fragen müssen: Für welches Publikum schreibt dieser Akademiker?
Alle deutschen Frauen, die Sie vorführen, sind entweder „dick", oder „dick und rund",- mehr wissen Sie von ihnen nicht zu berichten, außer, daß eine etwa noch blond ist unli „sehr weiße Augen und stark zurückgestrichenes haar" hat. Doch, noch etwas: „Ihre mit weißen Strümpfen bekleideten Beine fchienen am Boden in zwei schwarzen Säcken zu enden. Wenn sie im Tanz« innehielt, um zu verschnausen, war sie eine Walküre." Sie fragen sich selbst, inwiefern, indem Sie als Bestandteil eines Wallürenantlitzes anführen: „eine fleischige Nase, die ziemlich gerade sitzt, Nasenlöcher, die nicht aufgeschürzt sind, eine Oberlippe, die nicht gerundet ist." Noch drolliger als dies aber klingt es, wenn Sie auch feierlich erklären: „Ich kann nicht behaupten, daß auf diesem Balle alle Frauen häßlich gewesen wären." Es ist, als ob Sie sich selber parodierten. — Daß Ihre deutschen

Frauen sich entweder widerlich oder albern aufführen, ist nicht zu verwundern. Nur fallt die Albernheit auf Sie zurück, wenn Sie z. B. bei Schilderung einer Szene auf einem Aussichtspunkt fchreiben: „Da warf fich die dicke Majori«'(an der Spitze des deutschen VogefenNubsl) „ihrem Manne um den Hals, und Tränen der Vegeisterung uns des Meines flössen aus den Augen dieser Walküre" (die ander« war die Frau eines Feld» webels) — „Ach, Fritz l Fritz!" rief sie. „Welch ein Land hast du erobert l"
Und das müssen Sie selbst gesehen un8 gehört haben . . . Poch Sie haben noch Erstaunlicheres gesehen und gehört. Sie haben in einem Tingeltangel einen Assessor gesehen, der sich dort mit einer Studentenmütze auf dem Kopfe bewegte. Das glaubt Ihnen „unter den Völkern jenseits des «Rheins" lein Stiefelwichfer. Wer aber in Frankreich glaubt Ihnen dies? —: „Sie" (die deutschen Studenten in demselben Straßburger Tingeltangel) „hatten lange Angelruten in den Händen, an deren Spitze Heringe hingen, die sie den Leuten im Parterre vor die Nase hielten. Von Zeit zu Zeit warfen sie Hände voll kleiner Kupfermünzen in den Saal. Ich sah einen, der am Nande seiner Loge saß und ein Bein herabbaumeln ließ; auf den Knieen hatte er einen Teller, und er aß in unflätiger Weise eine Kalbskeule,*) deren Tunte auf das Publikum herniedertroff." Wenn Sie auch fönst über eine so üppige Phantasie verfügen, geehrter Herr, müssen Ihre Bücher sehr kurzweilig zu lesen sein. Doch rate ich Ihren Landsleuten, sich um so weniger auf Ihre Exaktheit zu verlassen. Es könnte schlimme Folgen für sie haben, wenn sie sich z. B. Ihre Charakteristik der Preußen zu eigen machten: „Alle Preußen stehen unter der Einwirkung des Bieres; das Bier berauscht und schläfert ein, dämpft den Zorn oder die Leidenfchaft, macht gutmütig und vergeßlich."
Wenn ich an andere französische Schriftsteller von heute denke, die zwar nicht alle Mit» glieder der Akademie, aber Dichter in dem erlauchten Sinne von Kulturträgern, Wahr» heitvertündern, Schönheitgestaltern sind, so wandelt mich das Gefühl an, ein Unrecht am französischen Geiste zu begehen, indem ich mich vor der Oeffentlichteit mit Ihrem lultur» widrigen, unwahren, häßlichen Buche auseinandersehe. Aber ich darf mir sicher sein, von meinen Landsleuten nicht mißverstanden zu werden, und lein Deutscher von Bildung und Gesittung wird zu der Absurdität fähig sein, verallgemeinernd von Ihnen auf das geistige Frankreich zu schließen und zu sagen: „Alle Franzosen stehen unter der Ein» Wirkung des Chauvinismus, der sie impertinent und unfähig macht, logifch zu denken und fremde Eigentümlichkeiten objektiv darzustellen. Er vermindert bei ihnen die Urteils» traft, hebt jedes Gefühl für Billigkeit auf, schwächt den Sinn für Wahrheit, kulturell« Pflichten und künstlerischen Geschmack und steigert ins Maßlose eine angeborene Eitel» lelt, EinbUdung und Ruhmsucht." Nein, man wird alles dies nur in seiner Beschränkung auf Ihr Buch gelten lafsen und wird, gleich mir, hoffen, daß defsen Einfluß auf ähnlich

*) Ach, wenn Sie wüßten, wie viele Portionen ein deutscher Wirt einer «albsleule abzu» gewinnen weih.

geartete Voltstreise eingedämmt und schließlich einmal zunichte gemacht werden wird durch «inen Vertreter des verehrungswürdigen französischen Geistes, den Sie, geehrter Herr, mit Ihrem Ltbell bloßgestellt haben.
Ich begrüße Sie in der Hoffnung, daß Sie sich durch das Stubium der Werke des berühmtesten Straßburger Studenten Wolfgang Goethe davon abhalten lassen werden, die künftigen Bünde der „Schutzwäll« im Osten" in dem gleichen Geiste der Verwirrung abzufassen.
e«s» ««s»
Die Vriefe eines Zurückgekehrten.
Der zweite.
22. April 1901.
Ich weiß nicht, auf was hin die Leute leben, das ist es, und je länger ich mich unter ihnen bewege, um so weniger weiß ich es. Sie sind ernsthaft, sie sind tüchtig, sie arbeiten, wie leine Nation auf der Welt, sie erreichen das Unglaubliche — aber, es ist leine Freude, unter ihnen zu leben. Daß ich achtzehn Jahre fort war und nun zurück bin und das hin schreiben muß! Irr' ich mich? Wie gern möchte ich mich irren! Ich verhandle und ich verkehre und ich werde freundlich aufgenommen, und ich mache Diners mit, und ich werde aufs Land eingeladen, und ich sehe alte Männer und junge Männer, Hinauf» gekommene und Leute von Familie, Männer in Aemtern und Männer mit neuen riesigen Vermögen, Menschen, die noch viel vom Leben erwarten, und Menschen die mit dem Leben abgeschlossen haben, und ich kann ihrer nicht froh werden. Und ich werde so gern eines Menschen frohl Ich achte so gern! Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte, da müßte ich ein Dummtopf sein. Aber sie selber, die Menschen — die deutschen Menschen! Aber es geht mir unheimlich damit: ich bekomme sie nicht zu fassen. Nicht, als ob sie verschlossen wären oder hinterhältig, davon Hab' ich unter süd» lichen Breiten ganz andere Beispiele erlebt — aber wenn auch: ein verschlossenes Gesicht und ein tückisches Gesicht reden auch ihre Sprache, und daran, daß er sich nicht fassen lassen will, daran faß ich eben einen solchen. Aber hier — hier ist nichts von Verstellung, nichts von Absicht, und darum um so schlimmer. Wo soll ich eines Menschen Wesen suchen, wenn nicht in seinem Gesicht, in seiner Nebe, in feinen Geberden? Meiner See!', in ihren Gesichtern, ihren Geberden, ihren Neben finde ich die gegenwärtigen Deutschen nicht. Wie selten begegnet mir ein Gesicht, das eine starke, entschiedene Sprache redet. So verwischt sind die meisten Gesichter, so ohne Freiheit, so vielerlei steht darauf geschrieben, und alles ohne Bestimmtheit, ohne Größe. Es geschieht mir manchmal, daß ich mir das Gesicht eines indianischen Halbbluts herbeiwünsche oder das Gesicht eines chinesischen Lastträgers. Neulich hatte ich, einer schwebenden Sache wegen, Empfehlungen an den ersten Präfidenten eines der obersten Gerichtshöfe. Der alte yerr war gütig und gesprächig, aber die Schwächlichkeit seines nervösen alten Gesichtes und ein Etwas von weltmännischer Ironie in seinem Ton, als wollte er zeigen, daß er lein Pedant wäre, vexirt« mich so, daß ich ihm kaum ordentlich Antwort gab. Wir geht letzter Zeit das englische Wort nicht aus dem Kopf, mit dem sie ihren alten Gladstone ehrten. CranH

0I6 man! Und ein Richter, «in oberster Richter unter den Deutschen! Weine Träume! Ich möchte einem begegnen, der jeder Zoll ein alter oberster Nichter wäre — oder doch wenigstens einem, der jeder Zoll ein großartiger alter Wann wäre. Aber es ist alles so verwischt, durcheinander hingemischt: in den Jungen wieder steckt etwas von Alten, in den Gesunden etwas von Kranken, in den Vornehmen etwas von recht Unvornehmen. Und ihre Gebärden sind genau wie das. Alles mischt sich da durcheinander. Wo bloß das höfliche hingehört, mischen sie Gott weiß was für eine Art von biederer Zutraulichkeit darunter, um dann wieder aus dem an« gewärmten Ton in eine solche Trockenheit, solche Trivialität zu fallen, daß es weh thut; wallen sie aber große Airs annehmen, so ist es eine falsche Feierlichkeit, eine angstvolle Gespreiztheit, die den Fremden kalt und verlegen macht. Ich habe mein Leben auf diese Dinge nicht viel geachtet — bin ich wirklich unter halbblüttgen Pferdehirten und unter nackten Insulanern so verwöhnt worden, daß mir in Salons dahier und Vanlettsälen und Konferenzzimmern manchmal vor Unbehagen übel wird? Aber ich würde von den Dingen nicht reden, würde mir sagen, daß ich überempfindlich bin, wäre nicht alles so einheitlich, so unerbittlich einheitlich. Jedes Land hat seinen bestimmten Geruch und jede Landschaft und jede Stadt und jeder Theil einer Stadt; Andalusien so gut wie Whitechapel und Hamburg so gut wie Tahiti. Aber hier verfolgt mich etwas wie ein geistiger Geruch, etwas namenlos Bestimmtes und doch kaum Sagbares: ein Gegenwartsgefühl, ein europäisch»deutsches Gegenwartsgefühl — warum sag' ich „verfolgt mich"? — warum nicht „erfüllt mich"? Aber das erste Wort sagt die Wahrheit. Wie sie guten Tag sagen und wie sie Dich zur Thür begleiten, wie sie eine Tischrede halten und wie sie von Geschäften reden, wie sie in ihren Zeitungen schreiben und wie sie ihre neuen Stadt» theile bauen — das ist alles aus einem Guß. Ich meine, das paßt eins zum andern: denn i n sich ist nichts, was sie thun und treiben, aus einem Guß: ihre linke Hand weiß wahr» haftig nicht, was ihre rechte thut, ihre Kopfgedanten passen nicht zu ihren Gemüths» gedanten, ihre Amtsgedanten nicht zu ihren Wlssenschaftsgedanken, ihre Fassaden nicht zu ihren Hintertreppen, ihre Geschäfte nicht zu ihrem Temperament, ihre Oeffentlichteit nicht zu ihrem Privatleben. Darum sag' ich Dir ja, daß ich sie nirgends finden kann, nicht in ihren Gesichtern, nicht in ihren Geberden, nicht in den Neben ihres Mundes: weil ihr Ganzes auch nirgend darin ist, well sie in Wahrheit nirgends find, well sie überall und nirgends sind. Ein menschliches Gesicht, das ist eine Hieroglyphe, ein heiliges, bestimmtes Zeichen. Darin steht eine Gegenwart der Seele, und so auch beim Thier — sieh einem Büffel ins Gesicht, wenn er taut oder wenn er zornig das blutunterlaufene Auge rollt, und fieh einem Adler ins Geficht und einem guten Hund. In einem mensch» lichen Gesicht steht ein Wollen und ein Müssen, und das ist mehr als <ines einzelnen Wollen und Müssen. Solche Gesichter hatten die Deutschen in meinen Träumen, deren jeder kürzer war als ein Atemzug; zwar sah ich den Unbekannten, die an mich wehten, nicht immer ins Gesicht, manchmal hörte ich ihre Rede, oder meine Seele selbst schweifte für Vlitzesdauer in ihre Rede hinüber, dann war mir, ich sah solche Gesichter von innen. „Ich kann nicht anders" steht auf solchen Gesichtern geschrieben. Und nun sehe ich seit vier Monaten in die Gesichter der Wirklichen: nicht als ob sie seelenlos wären, gar nicht selten bricht ein Licht der Seele hervor, aber es huscht wieder weg, aber es ist

ein ewiges Kommen und Wegfliegen wie in einem Taubenschlag, von Start und Schwach, von Nächstbestem und Weithergeholtem, von Gemeinem und höherem, eine solche Unruhe von Möglichkeiten, und was fehlt, ist der «ine große, nie auszusprechende Hintergedanke, der stetige, der in guten Gesichtern steht, der wie ein Wegweiser durch dl« Wirrniß des Lebens auf den Tod un8 noch über den Tod hinaus weist, und ohne den mir ein Gesicht leine Hieroglyphe ist, oder eine verstümmelte, verwischte, geschändete. Und mit ihren Neden geht's mir wie mit ihren Gesichtern. Auch da ist etwas so Precäres, so etwas Unsicheres. Auch da ist mir immer, als tonnten sie auch etwas anderes sagen, und als wäre es gleichgUtig, ob sie dies oder jenes gesagt hätten. Mir ist, als dächten sie immer an mehreres zugleich. Aber der eine große, nie ausgesprochene hinter» gedante, der allem, was aus eines Menschen Mund lommt, sein Mark gtebt und seinen Klang, und eine Rede zur menschlichen Nebe macht, so wie die Drossel ihren Laut hat und der Panther den seinen und in seinem Laut die ganze, in Worten nicht zu fassende Wesenheit seines Daseins — muß ich zurück nach Uruguay oder hinunter nach den Inseln der Südsee, um wieder von menschlichen Lippen diesen menschlichen Laut zu hören, der in ein schlichtes Abschiebt Dort, in eine Floskel der Gastlichkeit, in eine Frage, in ein hartes, abweisendes Wort manchmal das Ganze der menschlichen Natur zu legen vermag und mir sagt, daß ich nicht allein bin auf der weiten Erde? Denn was red' ich von Neben und was red' ich von Gesichtern: es giebt den Menschen und nichts als den Menschen. Und wenn ich meine Deutschen träumte, so waren es Menschen vor allem. Und wenn mir Menschen nicht unheimlich werden sollen, so muß ich ihnen anfühlen können, auf was hin sie leben. Ich verlange nicht, daß einer die Geheim» nlsse seines Lebens auf der Zunge trägt und mit mir Gespräche führt über Leben und Sterben und die vier letzten Dinge, aber ohne Worte soll er mir's sagen, sein Ton soll mir's sagen, sein Dastehen, sein Gesicht, sein Thun und Treiben. Wenn ich mit ihm esse und trinke, unter seinem Dach schlafe und mit ihm handle, fo will ich erfahren, auf was er seine Sach' gestellt hat, nicht mit ausdrücklichen Worten, implicite, nicht explicite. Daraufhin will ich es mit Banditen und Goldsuchern wagen, mit Strafkolonisten, mit New Porter Obdachlosen, mit wem Du willst. Ich kann mich in einen hineinfinden, den das Nelordfieber um Milliarden Dollars zerfrißt, und in einen, der badet und fischt und auf einer mit Taubenfedern bestickten Watte schläft und seine Frau die Feldarbeit thun läßt; in einen, dessen höchstes eine Flasche Num ist, und in einen, der aus Zwischen» beckspassagieren christliche heilige machen will. Aber in den kann ich mich nicht hinein» finden, der es selber nicht weiß, auf was er sich gestellt hat, der daliegt auf dem Leben wie ein Polyp, und mit dem einen Fangarm saugt er an jenem, mit dem andern an diesem, und das ein« Glied weiß nichts vom andern, und haut man ihm eines ab, so kriecht er fort und weiß von nichts. So liegen die Deutschen da und haben ein „Einerseits" und ein .Andrerseits', ihre Geschäfte und ihr Gemüth, ihren Fortschritt und ihre Treue, ihren Idealismus und ihren Nealismus, ihre Standpunkte und ihre Standpunkte, ihre Vierhäuser und ihre Hermannsdenkmäler, und ihre Ehrfurcht und ihre Deutschheit und ihre Humanität und stören in den Kaisergrüften herum, als wären es Laden voll alten Trödels, und zerren Karl den Großen aus feinem Sarg und Photographie«« den Stoff, der um feine Knochen

gewickelt ist, und restaurieren ihr« ehrwürdigen Dome zu Bierhäusern und treten halb erschlagenen Chinesenweibern mit den Absätzen die Gesichter «in. Etwas Unfrommes ist in d«m ganzen Thun und Treiben — ich weih tein anderes Wort. Bin ich vielleicht selber «in frommer Mensch? Nein. Aber «S giebt auch eine Frömmigkeit des Lebens, und die steckt in einem harten, largen, geizigen Bauern, und in einem ruchlosen Desperado von Pferdedieb noch lann sie stecken, und im letzten Matrosen steckt sie, und noch mit der letzten «Ruchlosigkeit ist sie verträglich, und der Glaube an die Gln»Flasche kann noch eine Art von Glaub« sein. Aber hier, unter den gebildeten und besitzenden Deutschen, hier kann mir nicht wohl werden. Immer erschien mir die kleine Fabel albern, und nun verstehe ich sie mit einem Schlag: von dem Waldmenschen, den schauderte, und der in seinen Wald entfloh, als er den Bauern kalt und warm, eins ums ander«, aus seinem Munde blasen sah, als wenn dies weiter nichts wäre. Auch mich kommt mehr als einmal «in solcher Schauder an. Aber wo ist mein Wald, in dem ich zu Hause wäre?
Hugo v. Hofmannsthal.

Konjunktur und Fiskus.

Von Alfred Lansburgh.

HsH^itten in den streit der Meinungen über ^»^ hochgang oder Niedergang der Wirtschaft» llchen Lag« platzte unlängst dl« Meldung, die preußisch« Staatsbahnverwaltung Hab« 700 Lolo» motlven bestellt, dl« spätestens Ende 1908 abzu» liefern seien. Jede moderne Schnellzugs, lolomotiv« tostet «0000 bis 80000 Marl; der Auftrag macht also etwa 50 Millionen au«. Das ist an sich schon «in ganz b«d«ut«nd«s Objekt. Aber ihr« Bedeutung erhält die Ziffer doch erst dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die deutschen Lotomotivfabriken durchschnittlich noch auf «in Jahr voll besetzt sind. Durch den neuesten Auftrag des Eisenbahn.Fiskus wird den Fabriken für «in weiteres halbes Jahr voll« Beschäftigung gesichert, und man konstatiert« d«nn auch hoch» erfreut dl« Tatsach«, daß die deutschen Lokomotiven» bau»Anst»lt«n bis Ende 1908 über ihr« Leistung«, fähigleit hinaus beschäftigt seien. Das muh in den beteiligten Kreisen peinlich berührt haben, denn man bemühte sich sofort, «inen Dämpfer aufzusetzen: Einige Fabriken wären ja freilich ausverkauft, aber ander« hätten noch Platz genug in ihren Vrdrebüchern. Für dl« meisten Firmen bedeute der auf sie entfallende Anteil am Auf» trag nur etwa 50 Prozent ihrer Leistung«» fähigleit. Wenn das «in D«m«nti lein soll, fo ist es ledenfall« «in sehr unglückliches, denn es bestätigt im großen und ganzen alles, was es leugnen will. Uno es lenkt überdies die Aufmerlsamleit auf die Tatlach«, in welch hohem Matz« unser« schweren Industrien vom Fiskus und seinerInvestitioilsvolitit abhängen. Di« Tat» such« an sich ist ja «>»< Selbstverständlichkeit. Das Beich und Preußen betreiben mehr als drei Viertel aller deutschen Eisenbahn«« und hat»«« daher auch den weitaus größten Teil alle» Vrdres auf Boll» und 0berbau»Mat«rial zu vergeben. Bon den 2 Millionen Tonnen Schienen und Schwellen, dl« d«r Stahlwerks» verband lährlich Herstellt, absorbiert der Fislu«

de , größeren Teil. Aehnlich verhält «« sich mit der Erzeugung von Vl«ch«n, Achs«n und Bädern für den Waggonbau. Zieht man daneben die Trägelmengen für öffentliche Bauten in Betracht, und kürzt man ferner von der Eisenerzeugung den Iahresbedarf für Heer» und Marinezwecke, fo ergibt sich, daß die Fiski de« Beichs und Preußens Welt über «in Drittel der gesamten deutschen Eisenproduktlon mit Beschlag belegen. Der Geschäftsgang in den schweren Industrien Deutschlands ist daher in höherem Maß« imm«r politischen Einflüssen ausgeletzt, als der irgend einer Industrie des Auslandes.

Für das Maß der Staats»Anschaffuna«n sind ja lediglich Moment« der sozialen Nützlichkeit bestimmend. Preis» und Konjunkturfragen sprechen anderwärts «in gewichtiges Wort mit und mögen in England undAmerika für neunzehn Zwanzigstel der Eisenproduktlon maßgebend sein Bei uns scheiden st« für «in Drittel der Produktion vollständig aus, und für «in w«it«res Quantum kommen st« nur nebensächlich in Betracht; denn der Umfang der Staatsbestellungen ist ja in hohem Maß« mitbestimmend für den Umfang der Neu» und Erweiterungsbauten in der Eisen» industri«.

Das alles ist, wie gesagt, selbstverständlich. Aber

o c>
12;
KTT^^'B'ß^
«« wild vl«l zu wenlg beachtet und auf sein« Kons«au«nz«n hin geprüft. E« wird völlig über» lehn», bah die «Regierung noch ander« Pflichten hat als dl«, sich alle für lh« einzelnen Ressort« erwünschten Anschaffungen von der parlamen» tarischen V«wllligung«maschin« bezahlen zu lassen. Sie hat «in«n in »nd«r«n Ländern unbelannten Einfluß auf den Gang b«rj«nigen Industri«, die den Oradmesser für dl« Allg«««in»Konjunktul abgibt, und st« hat au« bi«snn Grund« auch ein« weitgehende Verantwortung für dies« Kon» junktur. E« erwächst ihr dl« Pflicht, nach Kräften auf «in« Niv«ll!«rung der wirtschaftlich«« Schwankung«« Hinzuwillen. Sie hat die Pflicht und auch die Mach» hlerzu. D«nn sie braucht nur bei industriellem hochgang« ihre Bestellungen «inzuschränlen und st« b«i «lnge» tretenem Niedergange zu erhöhen. Da« ist «in Prinzip, das in allen anderen Landern, besonders eher in England, aufrecht erhalten wird. Selbst dringend« Arbeiten werden hier weitestmöglich zurückgestellt, wenn dl« Preis« u,.d die Lohn« hoch sind, und erst zur Ausführung gebracht, wenn Löhne und Preis« sinltn und geschäftlichen Niedergang ankündigen; dann füllt das auf» geschoben« Arbeitsprogramm früherer Jahr« eine Lücke au« und wlrlt als ‚Notstanb«arb«it' außerordentlich wohltätig, Ebenso zu handeln, wäre der preußische Staat vor allen anderen verpflichtet. Denn lein zweiter Staat hat wie «r «in Ventil in der Hand, durch das er den Dampf des .überhitzten Kessels' entweichen lassen, und das er bei Nachlassen der Spannung wieder schließen kann. Durch geschickte Vertei» lung seiner Aufträge länn er außerordentlich viel dazu beitragen, daß der jäh« Wechsel zwischen Konjunktur und Aoljahr gemildert und Krisen ausgeschaltet werden. Freilich gehört dazu ein wcitschauender Blick und vor allem ein Stand» Punkt üb«r b«n wirtschaftlich«« Parteien. Ein Minister, der sich von jedem Augenblicksbedarf und jedem Mangel — den unzertrennlichen B«> gleitern jeder Hochkonjunktur — zu überstürzten Bestellungen verleiten läßt, d«r gibt damit nur zu, daß «r in schlechten Zeiten nicht an dl« guten gedacht und notwendig« Verbesserungen unter» lassen hat. Aus diesem ersten Fehler folgt dann der schwer zu vermeldend« zw«it«, daß gerade im ungeeignetsten Moment das Versäumnis nach» geholt und die wirtschaftlich« Anspannung v«r» schärft statt gemildert wird.

Und so stehen die Ding« jetzt in Preußen. Unser« ganz« Konjunktur ist heut«, soweit die Eisen» industrie in Vetracht kommt, nur «in« Konjunktur von Fislus Gnaden. Man braucht nur die Ausweise desStllhlwerlsverbandes durchzugehen, um das zu «rl«nn«n. D«r Absatz an Halbzeug

weist heute einen scharfen Nückgang, der Versand an Formeisen nur eine ganz geringfügig« Steige» rung gegenüber 1905 auf. An Eis«nbahn»Ma» terial werden dagegen rund 50'/, mehr erzeugt und abgesetzt als vor zwei Jahren. Von b«r Steigerung darf «an nur wenig« tausend Tonnen für den Export abrechnen, der ganz« Nest bleibt im Inland und g«ht an den Eisenbahnfislus,
Der Schienen» und Schwellenabsatz des Stahl» Werksverbandes wäre in den letzten beiden Jahren stabil geblieben, wenn nicht die Eisenbahnve» waltung fast da« doppelt« Quantum ibr«S früh«, ren Bedarfs in Vestellung gegeben hatt«. Man schätzt den Vedarf an Vberbaumaterial für 1907 auf 800000 Tonnen, da« ist mehr als für die beiden Jahr« 19« und 1905 zusammen» genommen. Was sich der Eisenbahnmlnister für die Jahre der Hochkonjunktur vom Landtag hat bewilligen lassen, grenzt ans Unglaubliche. 1906 sah der außerordentlich« Etat I« Millionen und die Kl«inbahn»Vorlage 271 Millionen vor. Für das neue Jahr liefert der außerordentlich« Etat 18« Will., die Selunbärbahnvorlage 222 Will. Dazu treten die laufenden Investitionen, dazu kommt ferner «ine Etatsüberschreitung aus dem Vorjahr in höh« von 50 Millionen. Alles in allem hat der Eisenbahnfislus feit Anfang 1906 «in« Milliarde neuer Aufträge ver. geben oder noch in der Llnterhand, und davon fliehen zwei Drittel der Eisenindustrie zu. Damit nicht genug, hat der Minister in der Budget» lommission erklärt, das eigentlich« groß« Eisen» bahnbau'Programm komme «rft im nächsten und den folgenden Jahren. Sind dies« «normen Aus» Wendungen notwendig, so sind sie es nicht seit heul und gestern. Dann hat man aber wahrend der Jahr« des Niedergangs 1901 bis 1904 den Ausbau des Staatsbahn»Systems in ganz un» verantwortlicher Weis« v«r«achlässtgt und bi« Gelegenheit, der barniederliegenden Industrie hilf« zu bringen, sträflich verabsöumt. Oder aber man laßt sich jetzt von den Industriellen drängen und nimmt Bauten und Investitionen zur un» geeignetsten Zeit vor, bezahlt Konjunkturpreis«, nimmt der Landwirtschaft Arbeiter weg und treibt die Konjunktur durch Ueberanspannung einer akuten Krisls zu. Jedenfalls wirb der Eisen» bahnminister mit seinen Investitionen gerade fertig sein, wenn die Krisls da ist. 0der — das» selb« mit besserer Betonung des Kausalnexus — die Krisls wird da sein, wenn der Minister zu investieren aufhört. Also absolut« Planlosigkeit in der Vornahm« der öffentlichen Arbeiten. Und das im sozialen Zeitalter!

Der Staat sollt« sich besser auf dl« Pflichten be» sinnen, bi« ihm f«In« Eigenschaft »ls Eroßunter» nehm« »uferlegt. Würde irgend «in privater Niesentrust so wiltschaften wie bel Fislus und gleich ihm sein« Milliarden»Aufträg« immerzu? ungeeignetsten Zeit vergeben, dadurch Krisen her» beisührend oder verschärfend, so wäre die ltaat»

lich« Gewalt schon längst mit eine« Ausnahme»
gesetz zur Hand. Die unleugbaren Volteil«,
die der staatliche Allelnbetrieb der Eisen»
bahnen bietet, werden aufgehoben, sobald die
mit diesem Allelnbetrieb verbundene Einwirkung
»uf das wirtschaftliche Leben kurzsichtig und
ohne Rücksichtnahme aus die höheren Inter»
essen der Volkswirtschaft ausgeübt wird. Die
Sympathien, die unser« Delbrück und Nhein»
baben sür unsere großen Syndikat« haben,
dürfen nicht dahin fuhren, das, bi« Ver»
gebung öffentlicher Arbeiten im Sinn« dieser
Syndikate und zum Schaden der Allgemein»
Wirtschaft erfolgt.

«Einem neuen Sedan entgegen."

Im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg
ist «ine Uebersetzung des beachtenswerten Buches
von Major Driant erschienen: »Einem
neuen Sedan entgegen.' Ein Panegyrikus auf
die deutsche, ein Aequiem auf die französische
Armee. Wir wollen dadurch nicht hoffärtig
werden, sondern weiter arbeiten an unserer
Besserung. Aber anerkennenswert ist der Tainesche
Freimut, mit dem der Verfasser die Zustände der
eigenen Arme« bespricht. Nur die öffentliche
Weinung soll aufgerüttelt werden — Alarm»
blasen ... die Alarmierten werden Front gegen
den Musikanten machen. Auch wir haben
unsere Schwächen in der herrlichen Maschine
unseres Heeres, wir hüten uns aber vor öffent»
lichen Bekanntmachungen. Aur das Tageblatt
macht dari« eine Ausnahme. Fast jede Spalte
birgt aber bort persönliche Spitzen und Empfind»
lichleiten — mindert dadurch sachliche Wirkung.
Driant wird es ergehen wie dem Oberst Stoffel.
Seine Berichte waren den Herren Ministern —
Vllvier, Viel, Lehoent — unbequem. Papier»
lorbfutter. In Frankreich wird dieses Buch
ein ähnliches Schicksal erleiden. Wir aber
wollen uns an dem sühen Gift des Lobes nicht
berauschen.

Wertvoll aber ist, dah es in erster Linie
moralische Faktoren sind, welche Major Driant
di« Ueberlegenheit der deutschen Arme« vor
Augen führen. Wenige Analphabeten - unser«
Volts« und Fortbildungsschulen — Disziplin —
Ehrerbietung — di« 83000 Kapitulanten gegen»
über Frankreichs 40000 — unsere Aeserve»
Offizier« — bi« Wucht der Kriegerverein« usw.
Dah di« mächtige Persönlichkeit des Kaisers in»
mitten des Feldlagers in Schlesien ihn zur
Bewunderung anregt, besonders im Vergleich
mit französischen Manövern, erscheint selbstver»
ständlich. Kein« Nation huldigt so dem Gindruck
der Persönlichkeit wie unsere westlichen Nachbarn.
Aber trostvcrheifzend ist der Ausspruch:

den Anblick dieser Sozialdemokraten, die einmal die Pickelhaube auf dem Kopfe — genau fo ohne Zögern gegen Frankreich marschieren werden wie 1870. »Von Iaures' Sozialisten»Vat»illonen be» fürchtet er andere Ding«. S«i«s sol Daß der Geist der Indisziplin inFrankrelchstzeer relßendeFort» schritte macht, bewiesen die auch in weiteren Kreisen bekannt geworbenen aufrührerischen Neservistenszenen im herbst 1906. Driant meint dazu: Ein Sturm des Aufruhrs ist in diesem Jahre über viel« Aegimenter bahlngebraust, nächstes Jahr wird er zum Orkan erwachsen, im folgenden wird er alles mit sich fortreißen . . / Auch die Gefangenen»Bataillone, welch« am 29. Oktober 1870 aus Metz marschierten, be» schimpften ihr« Offiziere st« fchlugen sich doch brav!

Allerdings: dl« Verkürzung der Dauer der Aeserve»Uebung«n aus Furcht vor politischen Kundgebungen, mit denen die tzauptleut« öffent» llch bedroht wurden; Aegiments»Kommandeure, die zurückweichen vor Soldaten, dl« ihnen die Drohung ins Gesicht werfen: »Wenn Sie mich bestrafen, schreibe ich an meinen Deputierten'; Generäle, die für den Minister bestimmt« Be» richte unterdrücken; Obersten, welch« zu Aecht verhängte Strafen aufheben; Subalternoffiziere, die den Kopf abwenden, um nicht die Per» Weigerung einer Ehrenbezeugung zu sehen . . .; das sind Symptome, die zu günstiger Diagnose nicht berechtigen. Und in der Kammer wurde vor wenigen Tagen der Auf laut: Wenn der Jahrgang 1904 im Dezember entlassen wirb, fo ist die Armee nur noch ein Skelett. Nach Driant fogar «in morfches, verfallendes . . . bock) 1796 zeitigte auch «inen Vonaparte, und das Volksheer 187? war eine große patriotische Tat. Freilich was Bert«au»Andr6 verdorben haben mit Nepotismus, Frelmaurertum und Schwarzem Kabinett ist auch von einem Piauart nicht leicht zu ersetzen. Verlorene Wert«!

E. v. Bredow,
Generalmajor z. D.

Verantwortlich >ür dt« ««»»Mon: Di, Nrtur Land«!,«»»,, Berlin Vs, 9, Lenntslr»ze 3z für V«s!err«ich>Ung»r», «lodert Fcsll,
Wten I. - Verl«» Wa»<n»»rdt « «»., WII««»«bors»V«rl!n ^V. «0, <lt«l«ten«rstraß« l«. — Vnul »,n Pag « «ar!«l> K, ».b,H,,
Bellt» V, M. 2«e«Il»«l»n»z« II.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / «Richard Strauß: Musit / Georg Brandes:
Literatur / «Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyrit
(77,»»«»»,/,»»!? Abonnement vierteljährlich n Marl 1 l, c?«.1s, Is».^»'?
Al.UMNier il P«is der einzelnen Nummer 50 <Vfg. ^» ^jUN lU^I /

Zur Philosophie der Revolution.

Von David Koigen.

II.

Der Mythos der Nevolution.

^H^ach zwei Seiten hin wollen wir das revolutionäre Princip betrachten: nach der rein ^^ il metaphysischen, um seines GeburtZortcs gewahr zu werden, und dann nach der ^^ ^" Nichtung des sozialen Lebens, innerhalb des kulturellen Productionsprozesses, wo es das geschichtlich Gewordene in Frage stellt, ganze Völker und einzelne Volksschichten tn Aufruhr versetzt und selbst dem Feigen den Wut verschafft.

Wie jedes Bildungsprinclp des Kulturaktcs, so weist auch das revolutionäre auf einen »eltgeschichtlichen Mythos hin, aus dem die Wenschenphantasie ihn hervorgehen ließ. Die Prometheus»Sage ist die große, vielsagende Legende, die im Mittelpunkte des dialektischen, herausfordernden und Polarität fchaffenden Willens steht. Eines Tages wacht Prometheus auf und will nun die Welt anders haben, als diese von »Natu? und .Gewissen' gebildet wird. Gegen den .natürlichen Gang der Dinge-, sowie gegen die tonservierende Sitte, gegen Alles, was sich zu genügen und zu behaupten sucht! — lautet das Losungswort des Prometheus. Prometheus zeigt lein Mitleid mit den mühsam entstandenen Verfassungen und Ordnungen in der Zeit. Er wünscht sie sich vielmehr zum Gegner, an ihrer Zähigkeit und Sprödlgkelt will er seine Kraft messen. Und seinem Verlangen schwebt lein eigennütziges, positives Ziel vor Augen. Lediglich die Vorstellung davon, daß es anders werden könnte, macht das letzte Motiv seiner Handlung und Gesinnung aus. Daß er einen Gegner, einen Gegenpol haben muß, um überhaupt bestehen zu tonnen, — will er nicht gestehen. Vielmehr »erde er von der Liebe zum Werden als solchem tn KricgLstimmung versetzt.

In seiner abstrakten Reinheit mündet also das dialekllsch»revolutionäre Princip in das Nichts hinein, das jenseits der weltlichen Ordnungen haust, und aus dem Nichts ist es geboren. Mit keiner Stufe der Welt» und Kulturentwickelung vermag es sich zufrieden zu geben. Setzt doch jede weltliche Verfassung und Organisation begrenzte Aeußerungen bestimmter Richtung voraus, bedeutet sie doch Friede mit dem Gegebenen und vor allem eine Absage an neue Möglichkeiten, an den Willen zum Verwegenen, zum hinaufdringen, zur Rebellion schlechthin. So neigt feinem innersten Wesen nach das revolutionäre Vermögen in uns und in der Weltcntwickclung zum radikalen Atheismus und Nihilismus; es nimmt den Kampf

mit Gott und Welt auf, wird aber dadurch zu dem am tiefsten liegenden, nach allen Seiten selbständigen Schöpfungs» und Umwandlungstrieb. Lediglich der Prozeß der umwälzenden Tätigkeit, ohne Rücksicht auf haben, Sein und Zufammenfetn, Rausch und Pathos der ungebundenen, uneigennützigen Tat habe nun die immer fragende Stimme des Nichts ver» stummen zu lassen.

hier berührt sich der revolutionär gerichtete Wille mit dem Vffenbarungsglauben, der ja auch des Sichtbaren und Gegebenen spottet und das Wunder an Stelle der Gesetzesordnung gelten läßt. Und in der Tat stellt die Erscheinung der Offenbarung ein innerlich-geistiges Correlat zum revolutionären Princip dar. Beide dünten sich voraussetzungslos, beide gebrauchen im Grunde zu ihrer Manifestierung keiner.Sakramente', d. h. keiner äußerlich» fremder Begebenheiten und Wächte. Voraussetzungslose Erkenntnis, voraussetzungsloses Streben, rücksichtsloses, weil ja auch voraussetzungsloses hinaufdrängen, gefetzeslofe Freiheit, vollkommene Stillung des Durstes nach dem Da»Sein, — all diese Worte brücken nun von verschiedenen Seiten den Anfangspunkt des revolutionären, frei»schöpferischen Vermögens aus, wo sich Tat, Glaube und Wissenschaft als solche begegnen. Von hier aus nehmen auch alle diese drei Betättgungsorgane der sozusagen absoluten Freiheit ihren Lebenslauf. Die freie Tat, der freie Glaube und die freie Wissenschaft sind also an sich, was ja auch sonderbar scheinen mag, .atheistisch-, gegenweltlich, rebellisch. Sich dem Gegebenen, wie es ist, wie es sich momentan darbietet, hinzugeben, kommt ihnen allen als grobe Götzendienerei vor. Die Tat, der Glaube, die Wissenschaft, jede dieser Willensmächte auf ihrem Gebiete und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dringen zum Anders»werden, fuchen am Ende das Gegebene aller Qualitäten, aller Individuatlon und Bestimmtheit zu entkleiden, um sich so einmal der Identität, der Totalität und so auch — des Nichts zu bemächtigen. Sie wollen niemandem was schuldig bleiben und dünken sich im Grunde gottähnlich. Die Vffenbarungs» religionen lehren demgemäß auch immer eine Gottmenschlichteit oder sehen gar über die Existenz Gottes hinweg.

Die eigentliche Geburtsstätte des revolutionären Mythos ist das alte Indien. Der griechische Prometheus stellt schon mehr eine Synthese zwifchen dem indo»germanlschen Bewußt» sein und der naturalistisch»arlstokrattschen Kultur des Homer dar. Im alten Indien unternahm es das revolutionär-.atheistische' Bewußtsein, derartig ins Reine mit dem Gegebenen, mit seinen Erscheinungen des Lebens, der Krankheit und des Todes zu kommen, daß es am Ende zum eigenen Ausgangspunkt, zum Nichts (.Nirvana') gelangte. Das indogermanische Bewußtsein lehnte sich da gegen die Ordnungen der Dinge und des Lebens auf, und in seiner Eigenschaft als nur»revolutionäres Bewußtfein vermochte es keine neu« Weltord» nung aufzurichten; es fant in die Nacht des Nichts zurück. Denn der revolutionäre Wille, was bei der Betrachtung sozialer Revolutionen mit besonderer Klarheit hervortritt, ist an sich blind, und er vermag infolgedessen weniger als irgend eine andere Willensposttton des Menschen aus sich heraus den Kulturakt zu konstituieren, geschwelge denn zu erschöpfen. Dafür birgt das revolutionäre Princip in sich das traglfch-erhebende Moment, das durch die Vorstellung einer absoluten, voraussetzungslosen Freiheit, durch dos hin» und herwogen vom Nichts zum Nichts und vor allem durch den Prozeß der umwälzenden Tätigkeit geför» >erl wird. Die Tragödie des tampfmähigen, von Polaritäten und Spannungen erfüllten umwandelnden Werdens verleiht ihm allein Sinn und Bedeutung. Der großstilige Zug

der Revolution an sich und ihres Fürsprechers, des Titanen Prometheus, besteht gerade darin, daß er, trotz prtncipieller Verschmutzung aller zeitlichen Ordnungen, gewillt ist, den Kamps aufzunehmen und sich an der Widerstandstraft der Welten zu messen. Das revolutionäre Princip stellt sich so als die eigentliche Seele aller Tragödie und tragischer Schöpfung heraus. Andererseits verspüren wir in jedem geistigen, politischen und gewerbsmäßigen Schaffe.-, einen hauch von der tragischen Ueberwindung der Revolution. And so müßte auch die .Geburt der Tragödie", die Nietzsche an die Duplizität des Apollinischen und des Dionysischen gebunden hat, etwas tiefer gesucht werden. Indien, und nicht Griechenland, ist die Heimai des Tragischen. Und die tragische Kunst scheint nur als Spezialfall des revolutionären Ver» wandlungsprincips, das ja jedem Kulturakt, jeder Lebensrichtung in dieser oder jener Form inne wohnt, sich entpuppen zu wollen. Auch die Philosophie suchte dem revolutionären Mythos ein Bild zu verschaffen und ihn in Begriffe zu kleiden. Man erinnere sich nur an die dialektifche Philosophie von heraklit und Hegel. Während aber der Philosoph von Hellas natürlicherweise noch am Stofflich»ftnnlichen kleben bleibt und die gefamte Welt au? dem Urfeuer hervorgehen läßt, lo läßt der deutsche Hegel den Weltinhalt direkt aus den: Nichts mittels gegensätzlichen K>. mpfes hervorgehen und sich dann auch entwickeln. In ahn» licher Weife verfuhr in Anlehnung an Hegel, aber noch radikaler als der Meister, der schwerfällige und allzu schwermütige Julius Bahnsen. Auch die revolutionären Wortführer aus der Witte des vorigen Jahrhunderts schienen noch in unmittelbare Berührung mit dem .letzten Dasein' des revolutionären Mythos, und zwar mit dem zu Taten anspornenden .Nichts', gekommen zu sein, indem sie ja den absoluten Nihilismus und eine Art absoluter Freiheit als das letzte Wort aussprachen. Nur aus dem Bewußtsein unserer Zelt ist der Mythos des revolutionären Princips ganz verschwunden. Und demgemäß wird man, z. B. im größten dichterischen Werke der Neuzeit, das der revolutionären Schöpfungsweise ge» widmet ist, — ich meine natürlich den „Prometheus" . . . von Carl Spitteler, — vergebens nach dem philosophischen Hintergrund der Nevolution, nach ihrer metaphysischen Wesenheit suchen.

III.

Nevolution und Arbeit.

Wir tonnen hier nicht die revolutionäre Ueberwlndungstütigtelt in all ihren Manifestationen verfolgen. Denn es ist kaum ein Gebiet menschlichen Lebens vorhanden, wo sie nicht ihre Tragödie aufgeführt hätte, und die historische Ueberlieferung bring! uns Kunde von der revolutionären Auflehnung des Wenfchen gegen Blutsverwandtschaft (Kain), gegen Gott (Die Leiden hiobs und des zürnenden Propheten Jonas), von den Kirchen», Klassen» und Stände»Nevolutlonen gar nicht zu reden. Allein der Zentral» puntt aller sozusagen normalen Nevolution ist und bleibt die Tatsache der mensch» lichen Arbeit. Die Arbeit dem Naturverlauf und der Sitte zum Trotz, aus dem Ur» bedürfnis nach Anders-werden, nach der Gestaltung einer eigenen Welt zu stieben, und nicht, wie die zum Teil orientalifierte Bibel es möchte, infolge eines Fluches Gottes, als NesuUat des Sündenfalls, macht den dauerhaften fozialen Inhalt des revolutionären Ver» mögens aus. Und in dieser Beziehung darf man auch den Uebergang zum Ackerbau und das ursprüngliche handhaben von Wertzeugen als die größte Nevolution auffassen, von der die Menschheit je erschüttert wurde. Innerhalb des Arbeitsattes aber, der einen Kulturakl

im kleinen darstellt, bleibt der Prozeß der reinen Ueberwindung und Umwandlung der eigentliche Nerv der revolutionären BetätigungZart. Wie sich nun die Revolution, angesichts dieser Tatsache, fundamental gerade in unserer Zelt gebärdet, was sie uns nimmt und gibt, dies wollen wir in aller Kürze andeuten.

Das revolutionäre Vermögen der Neuzeit stammt vornehmlich aus zwei Quellen: einmal wird es durch die herrschende Form der industriellen und verstandesmäßigen Arbeit, die ja an sich eine tritisch»umwälzende ist, gefördert, und dann wird es besonders durch die all» gemeine Staats» und Wirtschaftsorganisation oder, sozialdemokratisch geredet, durch den Kapitalismus latent gehalten. Die Tatsache, daß der moderne soziale Kulturakt zerrissen daliegt, und daß große Kreise des Voltes gezwungen sind, ihr Leben in einseitigen Willens» und Verstandcsrichtungen aufgehen zu lassen, dieser gefahr» und verhängnisvolle Zustand ist nicht einmal wegzudisputteren. Im großen und ganzen ist es doch noch immer die feudale und industrielle Aristokratie, die das herrschaftliche Prlnclp in hohem Maße Hand» habt und fo den Prodnktionsmechanlsmus einleitet und bewältigt, und die fog. sozialen Zwischentlassen, wie die Neinen selbständigen Gewerbetreibenden und Vermittler allerhand, sind es auch, die vor allem das demokratische Prlnclp der Autonomie (der Geltung der Person) für sich in Anspruch nehmen. Der proletarische Lohnarbeiter hingegen bleibt aus» schließlich auf die uniwälzende, ‚sinnlich»krltische" Tätigkeit angewiesen und damit auch auf den revolutionären Willen. Sein Leben geht in einer Aktion auf, die er weder einleitet, und der er noch ein Ziel steckt, sein Vlick schweift zwischen Sein (Geltung) und Haben (Besitz) einher, und die obere Gemeiuschaflseinhelt, und zwar den Staat, der nicht imstande ist, ihm einen Körper und eine Seele zu verschaffen, nennt er nur notgedrungen und schweren Herzens seine Heimat. Der Staat hingegen scheint diese tragische Lage seines Stiefkindes anerkennen zu wollen, indem er an den Proletarier Konzessionen macht oder machen muß. Ich meine hier das Recht auf den Streik, das den gesamten kapitalistischen Vertrag in Frage stellt; und das so die Auslösung revolutionärer Energie zur normalen Erscheinung unseres Alltagslebens erhebt. Uebrigens bedeutet auch jede radikale Sozialgesetzgebung eine revolutionäre Tat. Und so wird in der modernen Gesellschaft der revolutionäre Wille legitimiert. Anders wäre es auch in einem Gemeinwesen undenkbar, wo ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung sich „revolutionär-kritischer" Tätigkeit hingibt. Karl Marx, der Erzieher des Proletariats von der Revolte zur Revolution, scheint an dieser Lage der Dinge sein Gefallen zu haben. Denn von feinem Meister Hegel lehrte er, daß das Leben der Welt in der dialektischen EntWickelung des Geistes besteht. Unter Geist will er aber nichts anderes als die umwälzende, kritisch.sinnliche Tätigkeit (»Protis') verstanden haben. Ist nun dem so, so bleibt nichts übrig, als das Tun des Proletariats, das ja Revolution selbst ist, zur eigentlichen Substanz des sozialökonomischen Productionsprozesses zu erklären. Und was darüber ist, sei vom Uebel, sei schlechte „Ideologie" der Herrschenden und Wellenden.

Nun, der revolutionäre Wille vermag nicht aus sich heraus allein den Kulturakt zu bilden, was auch aus den obigen Ausführungen ersichtlich ist. Die Uebersättigung des Proletariats in Revolution ist kein Glück für die Gesellschaft, noch weniger aber für das Proletariat selbst. Und abermals zum wirtlichen Vorteil und Segen unserer Kultur und des Proletariats bleibt die angehäufte revolutionär»umwälzende Energie fest zwischen den Idealen der Geltung (Sein), des Besitzes und der Beherrschung und denen des allumfassenden

und Sicherheit verschaffenden Gemeinschaftsbewußtseins eingeschlossen. Allmählich geht die Eintauschung der immanenten und permanenten Bevolutionscnergie in positive Lebenskräfte und Güter vor sich. Die vornehmliche Aufgabe des Staates ist es nun, diesem normalen permanenten Prozeß entgegenzukommen, ja selbst das Nuder an dieser Kultur-Transformation zu ergreifen. Das will fagen: der moderne Staat muß ein heroischer Staat werden, damit die aristokratischen, demokratischen und namentlich auch die revolutionären Willensäußerungen aller Menschen auf der Grundlage der allgemeinen Gemeinschafts »Heimat eine annähernde Befriedigung finden tonnten. Der Staat allein kann die Lohnarbeiter und die Gesellschaft überhaupt der Revolution entlasten. Und besonders heute muß er es tun, da die Cäsaren» Träume des neilauferstehenden Feudalismus, Imperialismus und Partikularismus sich dem ernstlich in den Weg stellen. Im entgegengesetzten Falle aber würden notwendigerweise die im Gesl-llschaftsorganismus zerstreuten und tagtäglich aufs neue reproduzierten Bevolutions» Energien sich immanenterweise zu einem einzigen allgemeinen Nevolutions»Willen akkumulieren, und die Massen» und Gewalt»Bevolution mit all ihren schwerwiegenden Folgen werde sich des Lebens bemächtigen.

Was nun die Wassen»Bevolutlon an sich bedeutet und was sie aus dem Menschen macht, wie sie ihn von Grund aus bedroht, nivelliert und entleert, — sei anderen Aus» führungen vorbehalten. Eins sei aber schon hier gesagt: heilig sei uns der umwälzende, tragisch-erhebende revolutionäre Wille, solange er im Dienste des allgemeinen Kulturatles bleibt und sich seinen Forderungen unterordnet: von dem Trüger der ausschließlichen Revolution, und zwar vom Bevolutionsmenschen aber seien hier vorläufig die Worte Rencms Wiederholt: »Klalueur i qui lait w revoluuou, üeureux qui eo, uörile!"

Florilegium.

ochsommer. Die Sonne lastet mit drückender Schwere auf dem Luftmeer und turnt VH Dunstgebirge am müden Abendhimmel auf. Allnächtlich fast zucken grelle Blend.'- ^^ durch die Dunkelheit hin, prahlt der Donner hinter dem Flammenspiel her. Und jegliche Kreatur hält sich, nach des Tages Schweiß und Arbeit, scheu und müde unterm schützenden Dach. Ist froh, wenn der Blitz das eigene Best verschont und die Kühle der Bachmitternacht etwas Schlaf und Erquickung bringt, eh die ermattende hatz von vorne beginnt. Keine Zeit, in der man viel für Dinge übrig hat, die nicht unmittelbar unseres Körpers und Geistes Wohlbehagen berühren; eine, in der dc? Intercssenkrcis so eng wie nur möglich gezogen, jede Entlastung fast wie eine Gnade empfanden wird. Auch für die ßerrn Politiker fönst die UrlaubZzeit. Doch nicht Heuer. Wohin der Aufmerksame sieht, ein Blesenbetrieb,- in Amerika und Japan, Frankreich und England, Ocsterreich, Portugal und Marokko will die Buhe nicht kommen, im Haag sitzen die Vertreter von fünfzig Staaten »m grasgrüne Tifche, und bei uns jagt ein Ereignis das andre. Und die wenigsten von ihnen erfreuen das Auge.

13!l ATT^/V-T^
Zuerst kam der Petersproceß, der acht Tage lang die Sensation der Tagespreise war. Gin Sozialistenblatt, die .Münchener Post", hatte den etwas hitz» und hart» töpfigen Afrikaner, dem wir Ostafrita danken, mit den üblichen Schmähreden bedacht, weil der äocwr nullen« zur letzten Neichstagswahlzeit in München eine Vereinsrede hielt und überdies die Unvorsichtigkeit beging, sich für einen Wahlkreis als Candidaten aufstellen zu lassen, tzerr Doktor Peters Nagte, und in einer umfangreichen, doch nicht lückenlofen Beweisaufnahme trat der Kläger einen Reinigungsbeweis dafür an, daß die feit Jahren ihm nachgesagten Schandtaten nichts als verleumderische Aus» streuungen wären. Ist er gelungen? Für jeden, der reinen Willens ist, ja; für Partei» Verblendung wird er einwandfrei nie zu führen fein. Das Ausland konnte aus dem Gang der Verhandlung lernen, daß wir noch immer Politik mit Moral verwechseln und jeden, der (auf dem empfindlichsten aller Gebiete) nicht ganz genau nach der Seldenschnur handelt, in den Orkus werfen. Neues brachte der Proceß, trotz des großen Zeugenaufgebots, nicht ans Licht, und der Angeklagte vor Allem, der doch eigentlich die Veweislast zu tragen hatte, brachte auch nicht die bescheidensten Bechtfertigungsgründe für sein Schmähgeschwätz bei. Am Schönsten war das Nelchstagstrto Vebel, Arendt, Liebert. Herr Bebel, einer der pfäffischsten Geister unserer Zeit, trat als Schützling des Tuckerbriessabritanten auf (der natürlich im Hinblick aufs Staatsganze mehr Schonung verdient, als ein Gehelmerlaß von Einem oder Tirpitz); tzerr Arendt, der nicht immer das Gute will und stets das Vöse schafft, leistete eine beeidete Aussage, die unter Gib nachher von der Witwe des verstorbenen Kolonial» direttors Kayser bestritten wurde; und tzerr Generalleutnant und Gouverneur a. D. Liebert nannte in einem, die äußersten Grenzen des Zulässigen streifenden Gutachten die gegen Peters ergangenen Discipltnarurtheile eine Schmach für das Deutsche Volt (was sie gewiß nicht sind; wohl aber ein betrübendes Zeugnis von der politischen Unreife derer, die sie extrahierten). Ich schwärme weder für den Neichsverband noch für Herrn Liebert und kann icin Gutachten nur sehr unklug nennen; finde aber das Gehaben der Demokratenpresse, die laut nach dem Staatsanwalt rief, beträchtlich schlimmer als die Entgleisung des Generals, ölandalös zani, ptnas« aber war eine, vom Lokalanzeiger als offiziös denunzierte, Nichtig» 'lcllung der Cölnischen Zeitung über die »außerordentlich vielen Irrtümer", die Herrn Liebert begegnet sein sollten, ehe das Verfahren zu Ende war. . . . tzerr Doktor Peters ist dem Reichsdlenst wohl für immer verloren, paßte, mit den starren Formen seines eckigen Wesens, auch nicht in die strenge Hierarchie des Beamtentums. Doch sein Schicksal ward nicht von sauberen Händen bestimmt, und heute noch laborlrt das Nelch an den Folgen eines Bubenstreichs.

0b der vorzeitige Verlust des Grafen Pofadowsky nicht noch länger und beträchtlich weher empfunden wird? Er war der fleißigste und stillste Minister, den das Nelch seit langem gehabt hat; ein Wann von gründlichem Wissen, niemals rastender Arbeitskraft und »froheit; lein Blender und doch, im Flackerschein der Bunbesrathsgrößen, der einzig scheinende Geist. Ueberall spürte man bei ihm den soliden, nicht immer mühelos geschaffenen Unterbau

solidester Bildung, die aus tausend Brunnen geschöpfte Erfahrung, und staunte über die bis ins Meine reichende Beherrschung eines Niefengeblets. Li war die vornehmste Erschei. nung an der Minifterbanl, und wer ihn hörte, konnte, solange er sprach, sich im englischen Unterhaus wähnen; ruhig, sachlich, wohlerwogen und wohlerzogen Nang fast jedes Wort. Er war lein Neoner, und tonnt« doch so eindrucksvoll wie, außer Herr von Einem, Keiner sonst reden. Nie stieg er in die Niederungen, in denen sich unsere Parteigöhen so gern ergehen (und die damit dem gebildeten Menschen den Neichstagsbesuch so verleiden). Nun ist auch er weg. häßliche und sicher ungerechte Angriffe gingen seinem Sturz lange schon vorher. Daß er trotzdem völlig überrascht wurde, spricht für die Saubertelt seines Wollens und einen nach Allem, was wir schon sahen, fast naiven Glauben an gute Sitten. Wars wirtlich nöthig, einen Wann, der zehn Jahre ein immenses Arbeitsfeld mit von Freund und Feind offen anertllnnter Tüchtigkeit beackerte, wegzuschicken, wie einen auf Probezeit angenommenen Dienstboten? Doch was ist bei uns noch unmöglich? Seit wir die Segnungen der nationalen Paarung genießen, seit die Unnatur zum Ereignis werden tonnte und der Neichstag zum willenlosen Werkzeug einer planlosen Negterung herabsank, in der inneren Politik nichts. »Gegenwärtig, schrieb Swift vor zweihundert Jahren an Lord Peterborough, ist der höchst« Wunsch eines ehrlichen Mannes, sich durch diese Sitzung durchzuhelfen. Niemand ist fo unverschämt, zu glauben, daß wir nicht in Stücke fallen werden, und dies ist nicht etwa ein Geheimnis, nicht einmal für einen Whiglakaien.' Klingts nicht, als hätte es Graf »anitz in der Osterzett an seinen Freund Zedlitz geschrieben? Doch mit Ernst wird ja immer noch vom Block geredet. Wer weiß: vielleicht besteht er sogar am Allerseelentag noch und beweift für heraklits, des Dunklen, These: ll«n»lpü>!«v«, «Kl h»!»<sh«»l.

Denn herallitisch find die Wege derer, die uns führen, und wenn, wie Hegel will, der Widerspruch es ist, der die Welt regiert, dann hat Mancher von denen, die jetzt im Amte fitzen, den philosophischen Doktorhut verdient. Der junge Fritz hat in Briefen einst »U bitteren Worten das Schwante« in der Politik gerügt; Ntsmarck hält .jede Politit für eine bessere, als eine schwankende'; Treitschte sah in ihr .die ärgste aller politischen Sünden'. Und als Friedrich Wilhelm der Dritte (vielleicht hat er w den, nicht unverschuldeten, Tagen von TUfit der Mahnung gedacht) den Thron bestieg, überreichte ihm Friedrich von Gentz eine Adresse, in der man die heute wieder attuellen Sätze findet: ‚Zu welche» System aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unferes Staates und das Betragen der aus. wärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen: nur Eines verlasse uns nie: ein Heller, fester und konsequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder, was schmählicher als Alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems.' Alte Schule. Das hübsche Wort Nealpolltil war noch nicht zum Synonym für Tageslaune entwerthet. Wer heute nach einem Plan, einem Ziel, nach den dazu führenden Wegen und Mitteln fiagte und sich Plattheiten als Antwort im Voraus verbäte, bliebe ohne Antwort. Mit Nccht.

Denn den Zeitgenossen gefällt ja der Betrieb, den wir haben. Und wiederum mit 'Recht. Wer wollte im Ernste bestreiten, daß er wundervoll ist? Lacht uns der Himmel nicht heitrer als seit langer Zeit? Eduard hat, nach langer Schmollzeit, den Kaiser eingeladen, und wir haben angenommen (obwohl er noch nicht mal seine Antritisvisite bei uns gemacht hat); und im 52cr6 eoeur <le I'Turope, in Paris, wird uns gütigst nun ein Dachkämmerchen zur Verfügung gestellt. Nach heißem Werben, wenn man dem glauben soll, was man lesen muß. ‚Wlr laufen, sagte Vismarck in der unvergeßlichsten seiner Neben, Niemand nach. Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr.' Fünfzehn Jahre danach hat ein anderer Ecsürsteter erklärt: «Wir haben gar nicht nötig, aufdringlich um Liebe zu werben, wir brauchen niemandem nachzulaufen." Und im hornung dieses Jahres erklang ähnliche Losung, heute lesen wir mit unbehaglichstem Empfinden, was der Kaiser in Kiel gesagt haben soll, vernehmen, daß Etienne offen bekannte, nicht mehr folgen zu tonnen; und hören natürlich wieder einmal, daß stundenlang zwischen dem unverantwortlichen Träger der Krone und dem ehemaligen sranzösischcn Kriegsminister politische Geschäfte besprochen würden. „Man fordert mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das I zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß nicht die Besonderheit des Charakters das Bedeutende ist.' Der Erzreaktionär tzegel ists, der also redet, und jeder merkt, wie veraltete Weisheit aus dem Wanne spricht. Natürlich hat der Kanzlei den Inhalt des Gesprächs vorher gewußt. Natürlich kam Herr Etienne nicht bloß pro torm» nach Berlin, um den nötigsten Anstand zu wahren. Natürlich fuhr Herr Cambon zum Vergnügen nach Paris. Oder wars, wie es früher immer war? Dann müßte bald in der Wilhclmstraße der Exodus beginnen.

Ein paar Tage nach den Ereignissen, die für den Uneingeweihten ein Skandalon waren, hielt Herr Pichon in der französischen Kammer eine Nede, die man bei uns weniger laut preisen sollte, als es geschehen ist. „Herr Etienne halte von uns keine Misston für die deutsche Ncgierung. Wir brauchen keinen geheimen Emmissär, denn wir sind in Berlin durch einen Mann vertreten, für dessen hervorragende diplomatische Begabung ich hier gern eintrete. Aeberdles sind unsere Beziehungen zu Deutschland die herzlichsten." Führte Herrn Pichon der Eifer der Abwehr zu weit? Jedenfalls ist im Stenogramm nur noch von höf» lichkcit die Nede. Und das Ganze sieht einer Abfuhr wieder verzweifelt ähnlich; die nicht den Kanzler, sondern, wie die Verfassung es will, das unverantwortliche Haupt des Mon» archen trifft.

... Jäh ist die Zulihitze verflogen, das Barometer gesunken, und über Mitteleuropa lagert ein Minimum. Im Haag gähnen die Leute wieder an grasgrünen Tischen und Freiherr von Marschall warlct auf neue Instruktionen.

Karl Schnitzler.

» »
» »
5^7^/^e^ 13?

Kontinentale oder nationale Industrie?

Von Andrew Carnegie.

holen von ungeheuren Industrievereinigungen zu Lande und zu Wasser, aber ^W DW die Vereinigung von 45 Staaten, die die amerikanische Union bilden und zum '^^^ Teil größer sind als die vereinigten Königreiche, verspricht Europa in der Herstellung vieler Stapelarlilel einzuholen und stellt schon jetzt einen Artikel von höchster Wichtigkeit in größerer Menge her als die übrig« Welt zusammengenommen. Das ist eine Tatsache, deren folgenschwere Bedeutung Europa zu denken Anlaß geben sollte. Wenn Amerikas Bevölkerung »eiter so steigt wie bisher, dann wirb es noch zu Lebzeiten manches unter uns eine Bevölkerung haben, die der von Europa mit Ausschluß von Nußland gleichkommt.

Der Einfluß eines geeinten Kontinents aus die kleineren und getrennten Nationen der Welt ist schon überall zu spüren. Europa sieht seine Kunstschatz«, seine Schiffahrtslinien, seine Flnanzzentrale nach dem neuen Land« übersiedeln, wie es schon das Primat in der Industrie, im Neichtum und im Handel errungen hat, unter dem Gesetze der Schwere, das überall regiert, selbst auf dem Gebiete der Literatur. Auf ein Exemplar der Encyclopödia Vritannica im alten Lande, im Publlkationslande, kommen 8 Exemplare in der neuen Heimat. Dl« Manufaktur des neuen Landes dringt in das alte Land ein und konkurriert mit ihm aus de» Weltmärkte. Diese Tatsachen sind der Aufmerksamkeit der Nationen nicht entgangen, Europa ist aufgeregt über das, was ihm in der Zukunft noch droht, und sucht jetzt ausgleichende Kräfte zu entdecken. Der erste notwendige Schritt aus diesem Wege ist, die zwei Kontinente zu vergleichen und die verschiedenen Tatsachen festzustellen, die ein« so furchtbare Gefahr hervorriefen.

Wir »ollen Europa und Amerika als zwei Einheiten gegenüberstellen — Kontinent gegen Kontinent.

Dl« Gegensätze sind ungeheuer.

Erstens: Europa steht aus wie ein bewaffnetes Feldlager. Jedermann muß jahrelang Zeit und Arbeitskraft dem Militärdienst widmen, und das ist nicht nur unproduktive Arbelt, sondern auch für den Staat fehl kostspielig. Nahezu 9 Millionen Männer sind zum Militärdienst eingezogen. Die amerikanisch« Union hat ihrerseits nur «ine Armee von etwa 66 000 Wann, und es gibt dort leine Militärpflicht. Amerikas Männer stehen in der Industrie, nicht in der Armee, und sie vermehren unaufhörlich den materiellen Neichtum ihres Landes. Amerika wird sogar direkt reicher durch die Wirtungen der Militärpflicht in Europa. Man der» gleiche die geringe Zahl der Schlachtschiffe, Kreuzer und Küstenpanzerschiffe Amerikas mit der Europas. Es würde schwer sein, die Wirkung dieses Gegensatzes auf industrielle Ent» Wicklung der beiden Kontinente zu überschätzen.

Zweitens- Amerika ist eine wirtschaftliche Einheit, im Frieden mit sich selbst, und hat keine Angrisse von feiten seiner Nachbarn zu fürchten; nicht einmal von Europa, well dieses von Amerika mit so vielen notwendigen Lebensmitteln versorgt wird, daß ein Stillstand in der Zufuhr amerltanifcher Waren nach Europa nicht nur Teuerung, sondern wirtliche Hungersnot

hervorrufen und Europa dadurch zum Frieden zwingen würde. Aus diesem Grunde hat seine Industrie eine unerläßliche Bedingung zur Entwicklung: Friede und Sicherheit. In Europa fehlt sie aber, denn es ist in feindliche Lager gespalten. Daß diese ungeheuren Aüstungen nicht ins Unermeßliche wachsen tonnen, ist Nar. Line Explosion muß erfolgen. Und daß man mit dieser drohenden Tatsache rechnet, kann man ebenso Nar aus den Maßnahmen ersehen, welche die Nationen ergreifen, um sich vor den Folgen derselben zu schützen. Nenn die Herrscher und Staatsmänner nicht die unvermeidlichen Folgen dieser Rüstungen über ihren Häuptern fühen (dieses Damoklesschwert), so würden sie sich nicht so vorbereiten, ihren möglichen Wirkungen zu begegnen. Es ist für die Industrie unmöglich, sich unter dem Schatten dieser furchtbaren Katastrophe befriedigend welter zu entwickeln, und ehe diese Gegensätze nicht aufhören, ist eine auch nur annähernde Kräfteglelchhelt zwischen den Industrien der alten und neuen Welt unerreichbar.

Drittens: Der Amerikaner hat, da sein Kontinent weniger als 30 Menschen pro Quadratmeile (engl.) zählt, «in« beständig sich vergrößernde heimische Nachfrage, die ihn zur Ausdehnung seiner Unternehmungen zwingt, und die ihn auch zu kostspieligen Verbesserungen und zur Annahme neuer Verfahren berechtigt. Er hat auch einen einzigen Kontinent unter einer Neglerung. Er kann seine verschiedenen Werke in den Zentren der einzelnen Märkte errichten. Wenn irgend ein brauchbarer Stoff sich in dem einen Staate befindet, etwas anderes in einem anderen Staate, wenn es wünschenswert ist, für einen Teil eines Fabrikationsverfahrens hier und dort Werke zu errichten oder Schisse zu bauen oder in irgend einen Teil des weiten Landes Eisenbahnen zu legen, so geht er ohne Zögern daran. Er fürchtet lein Dazwischenkommen eines andern Angebots, einer feindlichen Gesandtschaft ober nationaler Antipathien. „Kein abgesperrtes Utlva schränkt Kräfte ein,' der fast unbegrenzte Kontinent ist sein Feld, alle Märkte stehen ihm offen, frei von jedem Zoll. Seine Unternehmungen sind frei von Anfang bis zu Ende.

Die Folge ist, daß die einzelnen Industrien in den Vereinigten Staaten ganz natürlicher Welse nach den Gegenden sich ziehen, die sich am besten für sie eignen. Da gibt es keine Schranken für freie Auswahl. Die besten Plätze können ausgesucht werden für die Ansammlung für Aohmaterlalien ober Halbfabrikate für die Fertigstellung der Waren. Kurz, überall herrscht freier, uneingeschränkter Handel: dieselben Bedingungen, dieselben Gesetze, dieselbe Flagge und dieselben Märkte überall auf einem entwlckelungsfählgen Kontinent. Und das vermögen nur diejenigen in seinem vollen Werte zu schätzen, die im industriellen Leben erfahren sind. Der europäische Fabrikant findet für eine folche mannig. fache Ausbreitung seines Geschäfts manche Hindernisse: Der Kontinent ist in feindliche, kriegerifche Staaten geteilt, verfchledene Gesetze und verschiedene Verwaltungen; Jolle herrschen an jeder Grenze, und die Kriegsfurcht droht überall. Er ist fast gezwungen, seine Kapitalsanlage und seine Fabrikation auf fein eigenes Land und seinen kleinen Inlandmartt zu beschränken.

Einer der vielen einschneidenden Vorteile, die die Industrie in Amerika von der politischen Einigung hat, ist, daß die große Nachfrage im Inland nach einer Ware von einem vereinigten Volke gewisse feststehende Formen erzeugt, auf die Herstellung des Besten hinarbeitet, was den Fabrikanten veranlaßt, spezielle Maschinen aufzustellen und sie

ausschließlich «in einziges Muster arbeiten zu lassen. Elektrische, Brücken» und Hafen» bahnen, der eine oder andere Zweig von Maschinenanlagen haben ganz bestimm«« Formen (Standardformen) angenommen. Wenn daher zum Beispiel eine Brücke in großem Maßstabe sofort in irgend einem Teil der Welt, in Aegypten oder Indien, gebaut werden soll: Amerika ist darauf eingerichtet. Der Stahlfabrilant hat sein« Abteilung für Brücken» konstrulttonen und Brückenbau. Alles wird von Spezialisten gemacht, die ihre Sache besser verstehen, als irgend ein Ingenieur im allgemeinen es verstehen kann. Die »forder» lichen Sonderplane für die Standardbrücke werden gemacht, und die Arbeit kann sofort beginnen. Wohlgemertt, der Stahlfabrilant ist auch der Brückenbauunternehmer, und das ist ein wesentlicher Punkt. Die Brücke kann wahrscheinlich schon dem Verkehr übergeben werden, bevor der europäische Ingenieur die Pläne veranfchlagt und der Brückentonstrukteur mit dem Stahlfabrikanten abgeschlossen Hütte. Eine neue Brücke in Europa ist eine Neuschöpfung, an der verschiedene besondere Unternehmer beteiligt sind; in Amerika wird sie nach feststehenden Mustern, die aus der Erfahrung hervorgegangen find, von Anfang bis zu Ende von demselben Unternehmer hergestellt.

In einem höheren oder niedrigeren Grade herrscht dieses Prinzip bei der Herstellung der hauptsächlichsten Artikel, wofür Amerika gegenwärtig der größte Produzent ist. Einer der führenden englischen Industriellen erzählte mir einmal, daß er gezwungen war, seine auswärtigen Märkte und schließlich das Geschäft selbst aufzugeben: der amerikanische Fabrikant hatte ihn aus dem Felde geschlagen. Während dort drei« oder vierhundert Maschinen für die Nachfrage der Saison genügten, hatte sein amerikanischer Freund ?<XX1 im Betrieb. Wieder der Zug ins Große. Diese Produkttonsmenge führte zu automatischen Waschinen für jeden Prozeß der Herstellung. Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, waren 22 Arbeiter in England und nur 2 Arbeiter in Amerika bei einem und demselben Prozeß beschäftigt. Das heißt, die Maschine tat die Arbeit für 20 Mann. Warum nimmt man das nicht an?

Weil die heimische Nachfrage zu gering ist und dlefe Nachfrage überdies noch dem amerikanischen Konkurrenten offen steht.

Um in der Industrie, in der Flnanzwelt oder im Handel den ersten Platz zu behaupten, müssen sich die kleinen Nationen mit anderen verschmelzen und gedeihliche Glieder einer großen vereinigten Macht werden. Einst war das Menschengeschlecht in Nationen geteilt, von jetzt ab in Kontinente.

Man lege sich einmal die Frage vor: Wenn Amerika zusammengesetzt wäre aus lauter kleinen, unabhängigen, auseinander eifersüchtigen Staaten, wie Europa es heute ist, wo eins das andere fürchtet und bis auf die Jahne bewaffnet seinerseits einen Angriff erwartet, und wenn es Zollschranken gegen die Waren eines anderen Staates errichtet Hütte, würde dann Europa je von einer Invasion der amerikanischen Industrie gehört haben? Die Frage stellen, heißt sie beantworten.

Der tiefste und mächtigste aller Gegensätze zwischen den beiden Kontinenten ist, daß der eine Kontinent ein einziges, harmonisches, friedlich zusammen arbeitendes Ganzes ist, dessen Macht und Energie auf industriellen Fortschritt gerichtet ist, daß der andere in feindliche Lager gespalten ist, und daß jedes dieser Lager seine Macht und Energie auf militärische Abwehr und kommerzielle Isolierung richtet.

o I>
o 0

Nervöse Frauen und Frauenfrage.

Von Dr. Albert Moll.

man früher von einer nervösen Frau sprach, so verstand man gewöhnlich ^/ W M darunter eine Frau aus wohlhabenden Kreisen, die den ganzen Tag nichts tut, bei ihren Pflichten gegen Wann und Kinder sich mit Migräne entschuldigt» die Umgebung durch ihre Launenhaftigkeit reizt, abends aber auflebt, um Theater und Gesell» schaften zu besuchen und zu kokettieren. Dieses Vlld hat in der Wirklichkeit stets existiert und existiert auch heute noch. Es gibt einen solchen Typus, doch ist damit keineswegs die große Masse der nervösen Frauen gezeichnet. Schon die Tatsache, daß die Nervosität der Frau nicht nur in den besser fttulerten Kreisen, sondern auch in den ärmeren, ja in den ärmsten herrscht, zeigt uns, daß man es in jenem Fall nur mit einem Typus, nicht aber mit dem Typus der nervösen Frau zu tun hat. Die Verkäuferin, die Kontoristin, die Telephonlstln, die Lehrerin, die Künstlerin, die Fabrikarbeiterin sind ebenso von nervösen Erscheinungen helmgesucht wie die reiche Weltdame. Hieraus geht auch hervor, daß die früher vielfach ausgesprochene Ansicht, der Müßiggang allein führe zur Nervosität und hindere deren Heilung, mindestens übertrieben ist. In der Tat hat ja die medizinische Wissenschaft zahlreiche andere ursächliche Faktoren längst festgestellt. Die erbliche Veranlagung brauche ich nur zu erwähnen: die Erfahrung zeigt, daß in der Familie eines Nervösen außerordentlich häufig auch andere Familienmitglieder nervös sind, ja oft genug schwere Nerven» oder Geisteskrankheiten zeigen. Aber auch Einflüsse des Lebens spielen beim Bestehen der Nervosität eine erhebliche Nolle. hierher gehören geistige Überanstrengungen, starke Affekte, insbesondere Sorgen und Kummer, schlechte Ernährung; hierher gehört aber auch der schon erwähnte Mangel an Tätigkeit. So verkehrt es aber auch war, auf diesen alles zurückzuführen, so kann er doch in einzelnen Fällen eine große Vedeutung haben. Darauf weist schon der Umstand hin, daß man in neuerer Zeit bei der Behandlung der Nervösen in der Arbelt einen besonderen heilzweig steht und auf die Erkenntnis hiervon die Arbeits» oder Beschäftigungstherapie gründete. Diese hat nicht nur eine medizinische, sondern auch eine weitgehende soziale Vedeutung. Es ist in neuerer Jett empfohlen worden, Nervenheilanstalten für Unbemittelte oder weniger Bemittelte zu gründen, da nur wenige Leute in der Lage find, die hohen Preise, wie fte unsere im privaten Besitz befindlichen Nervenheilanstalten fordern und fordern müssen, zu zahlen. Um hierbei die Kosten zu verringern, dabei aber doch gleichzeitig die Patienten zweckmäßig zu behandeln, hat man durch die Arbeitstherapie gleichzeitig einen Teil der wirtfchaftlichen Unkosten zu decken gesucht. In der Behandlung der Geisteskranken ist ähnliches schon lange geschehen. Die Arbeitstherapie kommt aber nicht nur in Anstalten in Betracht, sondern auch außerhalb derselben, und hier berührt sie unmittelbar soziale Gebiete. Ich erwähne die Unfallkranken, von denen viele lediglich dadurch erkranken oder doch kränker werden, daß sie im Kampf um die Nente jede Arbeitsgelegenheit meiden. Die Arbeitstherapie berührt aber auch unmittelbar eine andere wichtige soziale Frage, nämlich die Frauenfrage.

Wenn das bloße Nichtstun einen so wesentlichen Anteil an der Krankheit der nervösen Frau ha», so ist der beste Nat, den der Arzt geben kann, der zur Arbeit. Dieser Nat wird

auch außerordentlich häufig erteilt. Man tonnte daraus schließen, daß man in der modernen Frauenbewegung ein Hellmittel für die Nervosität der Frau sehen tonnte, da dieser durch sie allerlei neue Gebiete zur Betätigung erschlossen werden. Leider wird hierbei sehr leicht das Wichtigste übersehen, nämlich, daß eS meistens nicht auf «ine mechanisch ausgeübte Tätigkeit anlommt, sondern auf eine solche, die innere Befriedigung gewährt und allein oder im Zusammenhang mit anderer Beschäftigung das Sein ausfüllt. Gewiß tann auch eine Beschäftigung der ersten Art mitunter wünschenswert sein. Sie tann zu einer vorüber, gehenden Ablenkung führen. Eine Frau, die fortwährend von dem Gedanten beherrscht wird, daß sie geisteslrant werde, eine andere, die an allerlei nervösen Schmerzen leidet, tonnen durch eine ablenkende Tätigkeit gebessert werden. Solche Frau vergißt ihre Beschwerden beim Tennisspielen, beim Spazierengehen, bei Ausführung einer Nelnen Walerei. So erfreulich dies aber auch für manche Krante ist, so soll man doch nicht über» sehen, daß es sich hierbei nicht um ein wirtliches Heilmittel, sondern nur um ein fymp» tomatisches Mittel handelt. Diese vorübergehende Tätigkeit ist etwas anderes als eine solche, die das Leben ausfüllt und in Wahrheit den Namen eines Heilmittels verdient.

Gerade wenn wir dieses c ^wenden wollen, stoßen wir aber sehr leicht auf eine unüber» windliche Schwierigkeit. Tatsache ist, daß viele nervöse Frauen unbefriedigt sind, weil ihnen das Bewußtsein einer wirklichen Lebensaufgabe fehlt. Wenn der Arzt sie auch auf deren Wichtigkeit hinweist, ist es doch sehr schwer, ein Arbeltsfeld zu finden. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß viele nervöse Frauen über das Unbefriedigende ihres Lebens klagen und anscheinend eine Betätigung suchen. In Wahrheit tun sie das nur, solange sie keine Arbeit haben; wird sie ihnen geboten, so weisen sie sie zurück. Der Widerspruchsgeist, der ein charakteristisches Zeichen des »ranlheltsbildes ist. äußert sich bei ihnen auch gerade hier. In Wirlllchleit ist de? Mangel an Tätigkeit nicht, wie man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen tonnte, die Ursache der Nervosität, sondern mehr dl« Folge der tranthaften Natur, die an leiner Arbeit Genuß hat. Das sehen wir schon daran, daß diejenige Arbelt, die wenigstens für die verheiratete Frau immerhin das Nächstliegende ist, nämlich die im Haus und in der Familie, von ihnen zurückgewiesen wird. Auch «ine andere Tätigkeit bereitet diesen Frauen leine dauernde Befriedigung. Würde man ihnen eine soziale Arbeit, etwa die Fürsorge für irgend eine Wohltättgteltselnrichtung, oder auch die Erlernung eines bestimmten Berufs anraten, so würde der Nat im günstigsten Fall zuerst freudig aufgenommen, aber in Wirklichkeit doch nicht durchgefühlt werden. Man wird daher begreifen, baß die Nervosität dieser Frauen auch mit der Erschließung neuer Berufe nicht gebessert würde, und dasselbe gilt für zahlreiche unverheiratete nervöse Frauen. Man findet eben für sie keine Tätigkeit, die ihnen dauernde Befriedigung gewährt.

Dl« Gerechtigkeit fordert aber, zu erklären, baß ähnliches auch bei vielen Männern beob. achtet »erden kann, vielleicht allerdings in geringerem Maße. Jedenfalls ist eö mit dem bloßen Anraten zu «iner Tätigkeit oder zur Ausübung eines Berufs nicht getan. Das beweist schon ein Blick auf die Berufe, die den Frauen heute offen stehen, und in denen sich zum Teil eine überaus große Nervosität geltend macht. Ich erinnere an die TelephonistInnen, unter denen sich «ine überaus große Zahl nervöser Damen befindet, ganz besonders aber an die Lehrerinnen. Wlchmann hat über die Nervosität bei Lehrern und Lehrerinnen besondere Untersuchungen angestellt. Obwohl er zu dem Ergebnis kommt, daß bei beiden Geschlechtern

«
» « »
nervöse Erscheinungen sehr häufig seien, meint er doch, daß die Lehrerinnen ungünstiger abschneiden als die Lehrer. Trotz geringerer Arbeit und geringerer Verantwortlichkeit — die «leisten haben leine Familie zu ernähren — sei dies der Fall. Besonders erwähnt Wlchmann, daß die Lehrerinnen selbst ihre Arbeitskraft viel geringer einschätzen als ihre männlichen Kollegen. Bei der Frage, wieviel Stunden sie täglich, ohne dauernd zu übermüden, arbeiten tonnten, haben die Lehrerinnen eine wesentlich geringere Zelt angegeben als die Lehrer. Wenn ich auch das Aesultat nicht für so ungünstig halte wie Wichmann, so beweisen doch diese und andere Erfahrungen zur Genüge, daß die Nervosität nicht durch Ausübung irgend eines beliebigen Berufes geheilt wird.

Dürfen wir daher auch den Wert der modernen Frauenbewegung für unsere Frage nicht überschätzen, so muß doch andererseits zugegeben werben, daß sie für einzelne Fälle eine große Bedeutung hat. Es gibt in der Tat eine Gruppe von Frauen, die lediglich durch das Unbefriedigende ihres Daseins nervös werden, und well sie leine ihnen zusagende Lebensausgabe haben, mehr und mehr der Nervosität zum Opfer fallen. Wir sehen dies sowohl bei unverheirateten Mädchen wie bel verhelrateten Frauen. Viele wollen nicht heiraten oder können es nicht, weil Hindernisse dem entgegenstehen, dl« nicht nur materieller Natur zu sein brauchen; auch ein unangenehmes Aeußere tann dem Mädchen eine ihm zusagende Heirat verschließen und noch zahlreiche andere soziale, ethische, religiöse Faktoren. Unter diesen für die Ehe verlorenen Perfonen befindet sich manch«, die das Zeug zur Betätigung in einem ernsten Beruf hat und dadurch vor dem Gefühl der Vereinsamung und des Unbefriedigten bewahrt bleiben könnte. Und ähnliches gilt auch für manche verheiratete Frau. Zu« Beispiel für kinderlose, aber auch solche, die, nachdem die Kinder aus dem Hause gekommen find, nicht mehr den vollen Wirkungskreis finden, hier kann eine geeignete Arbeit Segen stiften, eis mögen nur wenige weibliche Personen sein, die hierbei in Betracht kommen, aber daß es solche gibt, kann der Beobachter des Lebens, besonders auch der Arzt, ohne Schwierigkeit erfahren. Das Haupthindernis für die Heilung sind hier Vorurteile der Familie, die auch bei den für die Ehe nicht geeigneten Mädchen die Ehe für den einzigen Lebensberuf hält und dementsprechend angeblich auf die Erziehung hierzu den größten Wert legt. In Wahrheit ist davon nicht dl« Rede. Die Mädchen werben gar nicht dazu erzogen, sich um Haus und Kinder später zu kümmern, wenigstens sehen wir, daß dieselben Familien, die eine Berufsarbeit des Mädchens für etwas Minder» wertiges halten, auch in der Ausübung mancher mütterlichen Pflicht etwas Unftandesgemäßes sehen. Ich brauche nur daran zu «rinnen», daß viele Mütter das Selbststillen des Säuglings für ihrer unwürdig halten und auch dl« sonstige Sorg« für die Kinder zum größten Teil auf bezahlte Hilfskräfte abwälzen. Und dieselben Kreise, wo dies geschieht, find oft genug gleichzeitig gegen die Berufsarbeit des Weibes. Immerhin muß man zugeben, daß dieses Vorurteil in den letzten 10—20 Jahren abgenommen hat, doch ist die frühere Auffassung noch lange nicht überwunden. Selbst die »eiblichen Personen, denen die Berufsarbett ein glückliches Leben schaffen könnte, und dl« hiervon auch überzeugt find, nehmen des Arztes Aar zur Tätigkeit oft nur kühl auf. Es erfordert eine große Ueberrebungsgab« und Ueber» zeugungstraft, das Vorurteil zu besiegen. Noch häufiger freilich sind «8 die Familien» angehörigen, l.le einem emporstrebenden jungen Mädchen hindernd in den Weg treten und versuchen, des Arztes Einfluß für ihre Ziele zu mißbrauchen.

5^7^^^S^ itz3
Alle möglichen Berufe können als Heilmittel in Betracht kommen. Nicht nur diejenigen, die schon seit langer Zeit dem Weibe erschlossen sind, wie elwa der der Lehrerin, Erzieherin, Künstlerin, sondern auch der der Aerztin und dergleichen mehr. Freilich muß man dem Weibe Nar machen, daß es sich nicht etwa um bloßes Dllettieren handelt, wie es leider so viele Frauen, die nach Frauenrechte schreien, betreiben. Unter dem Dilettantismus leidet zum großen TeU die Frauenfrage, indem die ernststrebenden Mädchen mit den vielen Dilettantinnen, die sich in der Öffentlichkeit breit machen, verwechselt werden. Gelingt es aber, in dieser Weise ein Mädchen für ernste Arbelt zu begeistern, so wird man nicht selten eine wahre Wunderkur beobachten. Gin Mädchen, dem Verbitterung vorher die Lebenslust verscheuchte, lebt, bald langsamer, bald schneller, auf und geht einer glücklichen Zukunft entgegen. Gar manche Frau, die vorher ihre Nerven durch Nichtstun und Nuhe, durch Wasserkuren, Massage und Badereisen zu bessern suchte, ist überrascht über die Grund» lichteil des Heilmittels, das bei ihr in ernster Berufsarbeit besteht. Selbstverständlich braucht es nicht immer eine eigentliche Berufsarbelt zu fein, es kann auch eine soziale Betätigung hier in Betracht kommen. Nur nuß auch hier ein Unterschied gemacht werden zwischen jenen Frauen, die in der Oeffentlichkeu mtt Wohltätigkeit prunken wollen, und jenen, die in stiller, unverdrossener Arbeit das Los der Enterbten zu bessern suchen.
Gin Allheilmittel wird natürlich auch bei ihnen die Arbett nicht sein. Zu vielfach find ja die Faktoren, die das Nervensystem schädigen können. Und auch bei der Berufs» arbett kann ein Zuviel sehr leicht Schaden bringen. Immerhin aber weiden wir, wenn es nur gelingt, die richtigen Personen herauszufinden, die für eine Arbelt geeignet find, manches sonst zerstörte Lebensglück retten können, hier ist es Sache des Arztes und auch der Umgebung, mtt allen Vorurteilen zu brechen. Mit Menschenkenntnis und Takt wird es hier dem Arzte möglich sein, Grfolge zu erzielen, die auf keine andere Weise erreicht werden können. ^_,
Musik.
Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.
Drittes Bild. s2. Fortsetzung
(Zimmer ln Aelhners Wohnung. An der einen Seitenwand «in Flügel, an der andern ein Schreibtisch. Die Fenster sind mit dunklen Gardinen verhängt. <ls herrscht tiefe Dämmerung.)
Erste Szene.
(Clara sitzt am Flügel. Sl« schlägt einzeln« Tasten an und singt, ohne dl« Klavierbegleitung zu spielen.)
Glara (singt): Was ist's? Worin war meine Liebe lässig?
Geliebter, wessen klagest Du mich an?
(sich unterbrechend): Was das heute wieder einmal mit meiner Stimme ist?l
(sie singt): Weh Dir! Verräteil Heuchler! Undankbarer!
Ich laß Dich nicht! Du darfst von mir nicht zieh«!
Gin Dienstmädchen (öffnet von auhen die Tür« und sagt): Wollen Sie, bitte, eintreten.
Der Herr Professor hat gesagt, er werde um sechs Uhr zu Hause sein.
Zweite Szene.
(Franz Linbetuh, fünfunddr«ihlg Iah« »lt, glatt rasiert und kurz g«schor«n, tritt «in. — Clara.)
Lindetuh (bemerkt «llara und sagt erstaunt): Sie stnd hier, Fraulein hühnerwadel?

Clara (hat sich erhob««): Ja, ich bin's, Herr Lindeluh. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.
Lindeluh: Allerdings. Anderthalb Jahre werden es sein. —Ist denn Josef nicht zu Hause?
Clara: Nein. Cr ist in der Musikschule. Aber er muß jeden Augenblick kommen.
Lindeluh: Und Else?
Clara: Else ist vor einer Stund« ausgegangen.
Lindeluh: Ist sie wirklich ausgegangen?
Clara: Ja, oder zweifeln Sie daran?
Lindeluh: Nicht im geringsten. Sie wird ja wohl auch so bald nicht wieder nach Hause lommen?
Clara: Das weiß ich nicht. — Was haben Sie denn?
Lindeluh: Ich habe gar nichts. — entschuldigen Sie, Fräulein tzühnerwadel. — Ich lomme her, weU mir Josef in einer wichtigen Angelegenheit schreibt, daß er mich um sechs Uhr bei sich zu Hause sprechen möchte.
Clara: Cr wirb ja jedenfalls gleich hier sein.
Lindeluh: Ich kann ja warten. — — ^ Ich muh Ihnen aber aufrichtig gestehen, Fräulein hühnerwadel, baß ich nicht erwartet hätte, Sie hier zu finden!
Llara: Warum? Was ist denn los?
Lindeluh: Sie scheinen offenbar leine Ahnung von dem zu haben, was um Sie her vorgeht!
Clara: Nein, das habe ich auch nicht. Aber sagen Sie es mir, bitte! Ist es irgend etwas, was mich betrifft? Nun?! — — Sie benehmen sich mir gegenüber so sonderbar! — Neben Sie doch! — Um Gottes willen, was ist geschehen?!
Lindeluh: Geschehen? — («r wirft sich in «inen Sessel) Geschehen ist — meines Wissens — bis jetzt noch nichts.
Clara (geht an die Tu« und ruft auf den Vorplatz hinaus): Hildegard, bringen Sie dl« Lampe! (st« lommt ins Zimmer zurück und bleibt erwartungsvoll am Flügel stehen.)
Lindeluh («ach «in«r Paus«): Was würden Sie, Fräulein hühnerwadel, denn dazu sagen, wenn Else Nelßner von ihrem Ausgang heute nicht mehr zurückkehrte und in einigen Tagen irgendwo tot aus dem Wasser gefischt würde?
Tiara: Was ich dazu sagen würde, wenn — wenn Elfe Nelßner . . .?
(Das Dienstmädchen bringt die brennend« L»mp« her«in, st«llt st« auf b«n Flüg«l. schraubt lx» Docht auf und nl«d«r, bis st« richtig brennt, und geht wieder hinaus.)
Lindeluh (nachdem da« Dienstmädchen draußen ist): Was würben Sie dazu sagen?
Clara: Gott sei Dank, ist es hier endlich hell. — Aber was ist denn mit Clse?l Ich habe nicht das geringste an ihr bemerkt!
Lindeluh (erhebt sich erstaunt): Ist das Ihr Crnst?
Clara: So wahr ich hier stehe! Sie ging fort, um, soviel ich weiß, ein Paar Schild» patttämme, die sie vorgestern gelauft hat, umzutauschen. Jetzt fagen Sie mir aber endlich, was Sie von ihr wissen! Sie begehen einen Schurkenstreich, wenn Sie jetzt nicht reden!
Lindeluh: Mein gnädiges Fräulein, soweit ich meiner fünf Sinne mächtig bin, ist Ihre Behauptung, daß Sie nichts von den Vorgängen, die sich in diesem Hause abspielen, wissen, eine — Schamlosigkeit. . .
Clara (auher sich): Mein Herr . . . (die Hände vor dem Gesicht) 0 Gott . . .
Lindeluh: Das berührt mich nicht. Aber ich kann um fo eher sprechen, da Ihr Per» halten voraussichtlich morgen schon in den Zeitungen erörtert werden wird!
Clara (auffahrend): Ich habe keine Nichter und keine Zeitungen mehr zu fürchten! Das habe ich Gott fei Dank hinter mir! Wollen Sie mir jetzt endlich Nebe und Antwort stehen!
Lindekuh: Mit Vergnügen! —
Clara: Sie scheinen sich aber doch noch zu besinnen?!
Lindekuh: Weil es mir in diesem Augenblick nicht behagen kann, mich von Ihnen zum Narren halten z« lassen! Wenn in der Zeit, die wir hier mit unnützen Worten oer» geuden, ein Menschenleben zum Opfer fällt, dann tragen Sie die Schuld!

0 « <>
5^?^^^e^ il»5
<>
«lara: Ich?!
Lindetuh: Warum zum Teufel warten Sie denn, bis die Polizei Sie als Lanbstreicherin über die Grenze spediert, bevor Vi« diesem Hause endlich den Rücken lehren?!
Clara (ruhig): Sie sind doch wohl nicht so ohne weiteres in der Lage, «ein Herr, die Verhältnisse in diesem Haus« richtig zu beurteilen.
Lindetuh: Ich tann Ihnen bei allem, was heilig ist, schwören, daß mich die Verhält» nisse in diesem Hause nicht im geringsten interessieren! Ich habe wichtigeres zu tun! Aber seit acht Tagen sehe ich ein gemartertes Menschenkind in der grauenhaftesten Verzweiflung mit dem Selbstmord ringen! heute vor acht Tagen kam Elfe Meißner zum erstenmal zu mir. Ich lag noch zu Vett. Sie eröffnete mir unter Wetnträmpfen, daß sie jeden Moment fürchte, wahnfinnig zu werden, weil sie das Verhältnis zwischen Ihnen und ihrem Mann unmöglich langer ertragen lönne. Sie beschwor mich, Sie, mein Fräulein, durch irgend eine Gewaltmaßregel, sie sei wie sie sei, zur Abreise zu zwingen. Sie erzählte mir, sie sei auf dem Polizeipräsidium gewesen und habe den Pollzelpräfibenten gefragt, ob man Sie, da das Glück einer Familie auf dem Spiel stünde, als Ausländerin denn nicht einfach aus» weisen tonne. Der Polizeipräsident habe ihr aber geantwortet, solang« Sie als Musik» schülerin von Ihrem eigenen Geld« lebten und noch nicht unter Polizeiaufsicht ständen, sei das leider nicht möglich. Ich erwiderte ihr natürlich: .Warum zum yenler Haft Du die Dame denn nicht ruhig im s:fängnls sitzen lassen?! Dort war sie doch einfach tadellos aufgehoben!' Ich habe sie übrigens auch ausdrücklich gefragt, ob Josef vielleicht Geld von Ihnen geborgt hat. Wenn das der Fall sei, sagte ich ihr, bann lönne sie schlechterdings nichts Besseres tun als die Jahne zusammenbeißen und mäuschenstill abwarten, bis ihr Mann seine Schulden an Sie zurückbezahlt habe. Soviel Rücksicht sei eine Frau, deren Haushalt aus dem Darlehen voraussichtlich Gewinn gezogen, ihre« Mann unter allen Am» ständen schuldig! — »Nein, davon lann gar leine Rede sein! Mein Mann ist der Person nicht einen Pfennig schuldig!' — Vorgestern Abend lam sie in einem so fassungslosen, ver» geisterten Zustand zu mir, daß ich im Begriff stand, dl« Sanitätslolonne zu alarmieren, um sie ins Krankenhaus bringen zu lassen. Ich wollte mir ganz einfach die Verantwortung für einen Selbstmord vom halse schassen! Sie, mein Fräulein, hatten an dem Tage mit Josef Meißner im orientalischen Restaurant diniert. Glfe Retßner wälzte sich wie eine Wahn» sinnige vor mir auf dem Teppich und fchrie mir einmal über das ander« zu: .Mach' meinem Elend ein Ende, toste es, was es tosten mag! Ich bitte Dich nur, meinem Glend ein Gnde zu machen.' Ich sagte ihr: .Wenn Du im voraus wußtest, daß die Zwei im Orientalische!» Restaurant dinieren werden, warum gingst Du denn nicht mit einer Reitpeitsche hin und schlugst sie der schamlosen Person von rechts und llnts um die Ohren . . .!'
Dritte Szene.
Fofef Relhner. Di« Vorig«,.
Zosef (eintretend): Was ist denn hier los?
Lindetuh: Du fchriebft mir, baß Du mich um sechs Uhr sprechen möchtest. — Ich bin hier.
Josef: Ich danl« Dir. — Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich verspätet Hab«. — (zu Clara) Wollen Sie uns bitte einen Augenblick allein lassen. (er geleitet «lara Hinaus und seht sich «n seinen Schreibtisch, auf den er die Lampe gestellt hat. Indem er Lindetuh einen Sessel Hurechlrückt): Darf ich Dich bitten, Platz zu nehmen.
Lindetuh (setzt sich zu ihm).
Josef (in einer Schreibtilchschublad« nach «ine« Vrief suchend): Auf «ich hageln die An» annehmlichlelten augenblicklich so erbarmungslos nieder, daß ich gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht, («i hat den «rief gefunden und fliegt ihn durch) Du schreibst mir da, Du werdest morgen — das wäre also heute — den Zeitungen beiliegende Rotiz einsenden ... Ich muß die Rotiz noch einmal durchlesen. Ich habe sie nicht mehr recht im Kopf. (« liest, indem «r jeden einzelnen Sah deutlich hervorhebt:)

„Slandalöser Undank. — Ein empörendes Veisplel von skandalösem Undank bietet der Verlauf einer Strafsache, die vor etwa einem halben Jahr das hiesige Landgericht beschäftigte. Es handelt sich um eine ausländische Wusttschülerin, die wegen Ver» gehens gegen den Paragraphen 218 zu acht Monat Gefängnis verurteilt worden war. Der Gattin ihres Lehrers gelang es dann, durch ein Immediatgesuch an den Landes» Herrn ihre Begnadigung zu erwirken. Und nun nistete sich die Begnadigte im Hause ihres Lehrers, mit dem sie schon vor ihrer Verurteilung ein Verhältnis unterhielt, mit solcher Hartnäckigkeit ein, daß der unglücklichen Frau, der st« ihre Freiheit verdankt, nichts übrig bleibt, als sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen und mit ihren Kindern in die weite Welt hinauszuziehen. Sollte das Gesetz denn gar leine handhabe bieten, um mit ausländischen Elementen von so skrupelloser Gemütsbeschaffenhelt kurzen Prozeh zu machen?!'

Zch fand den Brief leider erst heute früh um drei Uhr, als ich hundemüde nach Hause kam. Ueber Mittag war ich gestern nicht zu Hause gewesen. Ich frage Dich nun zuerst: hast Du heute den Zeltungen diese Notiz eingeschickt?

Lindetuh: Ja! Ich habe sie an sämtliche Zeitungen geschickt.

Zosef: So?l — Dann sind Else und Fräulein hühnerwadel und ich verloren! Ich verliere meine Stellung als Professor am Konservatorium und verliere meine sämtlichen Prlvatschülerinnenl

Lindetuh: Findest Du denn ein Wort in der Notiz unwahr oder übertrieben?

Zosef: Nein! Aber darüber werden wir später sprechen. — Ich fragte mich, nachdem ich den Brief gelesen, immer und immer wieder vergebens: Welchen Beweggrund kann mein Freund Franz Lindetuh haben, um in dieser — unerhörten Weise gegen mich vorzugehen? Und nun kommt eine zweite Frage, die ich an Dich richten muß: hat Dir vielleicht meine Frau durch Aeuherungen irgendwelcher Art Veranlassung gegeben, mir diesen Brief zu schreiben?

Lindekuh: Nein. Das hat sie nicht getan.

Josef: Du kannst es mir, wenn es sich so verhält, ruhig sagen. Ich würde es der» stündlich finden und würde meiner Frau, obschon es eine maßlose Dummheit von ihr gewesen wäre, deswegen kein haar krümmen.

Lindekuh: Ich habe Dein« Frau seit vier Wochen überhaupt nicht mehr gesehen.

Josef: Sie kann Dir aber geschrieben haben?!

Lindetuh: Nein, sie hat mir nichts geschrieben! Nicht eine SUbel Ich kann Dir mein Ehrenwort darauf geben.

Josef: Aber dann sag mir doch zum henter einmal, welchen Beweggrund Du dazu hast, um uns alle zusammen mtt einem Schlage zu Grunde zu richten?!

Lindetuh: Ich — ich tonnt« die Verhältnisse, in denen Du lebst, nicht länger ruhig mtt ansehen.

Josef: Das war in der Tat auch die einzige Erllürung, die mir für Deine handlungs» weise übrig blieb. Du hast einen Sparren! Du giltst infolge Deiner Schriften seit Jahren als der unmoralischste Mensch, der unter Gottes Sonne umherläuft; in Wirklichkeit läufst Du aber tagaus, tagein mit einem ungestillten, unersättlichen moralischen Heißhunger umher! Du bist moralisch ein Monomane! Du bist ein Don Quichote, der nicht ahnt, um was es sich in dieser Welt handelt, sondern der vom Leben nur die Erfüllung seiner Hirn» verbrannten Zwangsvorstellungen erwartet und der gemeingefährlich wie ein toller Hund wird, sobald die erhoffte Erfüllung ausbleibt! Du bist einem als Freund durch Dclnen Wahnsinn gefährlicher, als es einem der erbittertste Feind, der bei gesunder Vernunft ist, durch die abgefeimteste Bosheit werden könnte!

Lindetuh: Wenn Du mir weiter nichts mitzuteilen hast, dann werbe ich gehen.

Josef: Und — die Notiz steht morgen in den Zeitungen?

Lindetuh: Gewiß. Die Notiz steht morgen in den Zeitungen.

Josef: Nun sag mir einmal, welchen Erfolg Du Dir denn von dieser Notiz versprichst!

o o
s^T^^V'e^ itz?
Lindekuh: Fräulein hühnerwadel wird ein unverhofftes Wiedersehen mit dem schweizerischen Bundesrat feiern und wird am eidgenössischen Preis» und Wettrlngfcst iu Appenzell die Partie der Julia in Spontinis .Vestalln' fingen!
Josef: Allem Anschein nach fürchtest Du also doch, daß meine Frau innerlich unser der Tatsache leidet, daß Fräulein hühnerwadel trotz ihrer Verurteilung nach wie vor ungehindert in unserem Hause ein» und ausgeht?
Llndekuh: Offen gestanden, ja l
Josef: Wie kommst Du denn aber zu der hirnverrüclten Annahme? Meine Frau lebt mit mir in dem glänzendsten Einvernehmen, das sich zwei verheiratete Menschen nur wünschen tonnen!
Lindekuh: Wie Du weißt, kenne ich Deine Frau seit nun bald sechs Jahren und hatte in dieser Zeit reichlich Gelegenheit, sie sowohl in glücklichen wie in unglücklichen Gemüts» ftimmungen zu beobachten. Ich habe Deine Frau in Jetten gesehen, wo sie sich in unserem Kreise als unumschränkte Herrschers« fühlte, ich habe sie in anderen Zeiten gesehen, wo sie der umsichtigsten Lebensklughelt bedurfte, um ihre Stellung als Deine legitime Frau zu behaupten. Aber dieser zur äußersten Zuflucht, zur Lieblingsbeschäftigung gewordene Selbst» mordgedanle, den ich jetzt bei jeder Gelegenheit, wo wir uns begegneten, unheilvoller in ihren Zügen lese . . . was soll ich Dir sagen?! Ich find« seit Tagen, seit Wochen keine <Ruhe mehr! Ich kann des Nachts nicht mehr schlafen!
Josef: Ich kann Vir mtt b<n besten Gewissen von der Welt die Versicherung geben, daß Deine Befürchtungen vollständig unbegründet sind!
Lindekuh: Das wäre mir eine große, aber überraschende Beruhigung.
Josef: Diese Beruhigung kannst Du Dir aus dem Wunde meiner Frau, sobald sie nach bause kommt, bestätigen lassen. Mach Dich nur bitte darauf gefaßt, baß meine Frau vor Empörung über Deine Handlungsweise völlig außer sich ist. Selbstverständlich zeigte ich ihr, sobald ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte. Deinen Brief sowohl wie die Aotiz, die Du für die Zeitungen geschrieben hast, und fragte sie, was st« mir in der Angelegenheit zu tun rate. Ich frage meine Frau nämlich immer u« Nat, wenn ich vor einen» wichtigen Entschluß stehe. Meine Frau vx» zuerst wie aus den Wolken gefallen und brach dann in eine Flut von Schlmpfreden über Dich aus, die ich Dir hier nicht wiederholen will. Sie sagt, wie kommt dieser Llndekuh zu der unerhörten Unverschämtheit, sich in unsere Privat» angelegenhelten zu mischen! Kümmern denn wir uns um seine Privatangelegenheiten?! Ich begreife nicht, woher dieser Mensch dl« Stirn« nimmt, uns vorschreiben zu wollen, wie wir uns in unserem eigenen Hause einzurichten haben!
Lindekuh: In solcher Entrüstung sprach Deine Frau über mich?
Josef: Laß ihre Ausdrücke, bitte, mich nicht entgelten! Alles, was ich Dir hier sage, kannst Du, sobald meine Frau nach Hause kommt, von ihr selber hören.
Llndekuh: Aus ihrem weiblichen Stolz ist mir diese Empflndungswelse erklärlich. Wein gewaltsames Vorgehen war natürlich darauf berechnet, daß Deine Frau nie etwas davon erfahren würde.
Josef: Wie konntest Du das denn aber bei der uneingeschränkten Offenherzigkeit, in der, wie Du weißt, meine Frau und ich miteinander leben, jemals voraussetzen?!
Lindetuh: Ich konnte das voraussetzen, weil ich glaubte, Deine Frau werde Gott für ihre Erlösung danken wie jemand, der nach zweijähriger Kerkerhaft plötzlich in einem idyllischen Blumengarten erwacht!
Josef: Und statt dessen wünscht meine Frau Dich mit allem, was Du für sie tun zu müssen glaubtest, zu allen Teufeln! — Du siehst, daß Du der unglückseligste Hansnarr bist, der je das Opfer seiner lebensgefährlichen psychologischen Phantastereien war! Soll ich Dir sagen, woher das kommt?! Du lebst zu wenig unter Menschen! Du trinkst zu viel! Du solltest Pich endlich einmal verheiraten, um nicht mehr wie eine reihende Bestie durch unsere friedlichen Straßen zu trotten!
Llndekuh: Weiht Du unter Deinen Schülerinnen vielleicht ein liebenswürdiges, hübschcs Mädchen, das eine solche Bestie heiraten würde?

<»
o I> <»
Josef: Vorderhand habe ich leider noch bringender« Angelegenheiten zu erledigen. Bevor ich für Dich auf die Brautschau ausziehe, möchte ich wenigstens erst selber vor Deiner 'Raserei in Sicherheit sein. Deshalb bitte ich Dich, mir jetzt aufmerksam zuzuhören, sonst laufe ich von neuem Gefahr, infolge irgend eines Mißverständnisses, das kein normaler Mensch voraussehen konnte, zum Opfer Deiner blinden Wutanfälle zu werden. Fräulein yühnerwadel hat mir in einem Augenblick, wo ich nicht aus noch ein wußte, ihr ganzes väterliches Erbteil in höhe von drelhlgtausend Francs als Darlehen überlassen, nota bene, ohne daß ich nötig hatte, sie mit einem Wort darum zu bitten. Dein unheilvoller Elfer zwingt mich schlechterdings, Dir alle, auch die unerfreulichsten Beziehungen, die zwischen Fräulein hühnerwadel und mir bestehen, rückhaltlos aufzudecken! Das Mädchen hat sich durch dieses Darlehen bis auf den letzten Heller sämtlicher Einkünfte entblößt, die ihr jemals zu ihrer künstlerischen Ausbildung zur Verfügung gestanden haben! Und ich bin leider seit Monaten nicht in der Lage, ihr von meiner Schuld einen Pfennig mehr als das, was st« für ihr tägliches Brot unbedingt nötig hat, zurückbezahlen zu können.
Lindeluh (sich erhebend): Das ändert die Sachlage allerdings gewaltig.
Josef: Und nun willst Du das Mädchen mit Pollzeifchergen in die weite Welt hin» aushetzenl
Lindekuh: Gott behüte mich davor!
Josef: Wenn Du nun einen Funken Ehrgefühl im Leib hast, dann wirst Du in die Notiz, die Du an die Zeitungen verschickt hast, wenigstens ein« ergänzende Bemerkung ein» flechten müssen. Diese Einflechtung wirb freilich nicht hindern, daß Fräulein hühnerwadel und Elfe und ich und meine Kinder morgen Abend auf dem nackten Straßenpflafter liegen!
Llndekuh: Wenn sich die Dinge so verhalten, dann verdiene ich totgeprügelt zu werden.
Josef (sich gleichfalls erhebend): Offenbar glaubtest Du mein« Frau gegen die Umtriebe einer Dirne, einer hochstaplertn in Schutz nehmen zu sollen! Laß Dir sagen, daß dieses Mädchen das edelste, anständigste Menschenkind ist, das ich jemals kennen gelernt habe! Und was hat sie nun davon, daß sie mir ihren letzten Pfennig zum Opfer brachte?! Tagelang sitzt sie in ihrem möblierten Zimmer in der verlängerten Fllegenstrahe an einem Fenster, das auf den Hof hinausgeht, und wünscht nichts sehnlicher, als der Stadt den Rücken lehren zu können. Von allem künstlerischen und gesellschaftlichen Leben ist ft«, da sie mich um keinen Preis kompromittieren will, erbarmungslos ausgeschlossen. Unser Haus ist das einzige in der ganzen Stadt, das ihr offen steht. Dabei hat sie hier wenigstens Gelegenheit, hin und wieder ein wenig zu musizieren. In dem hlnterzlmmer, das sie in der Fliegen» straße bewohnt, ist für ein Pianlno leider kein Platz, und wenn sie ihre künstlerischen Zutunftspläne auch längst zu Grabe getragen hat, so ist ihre künstlerische Zukunft ihr eben doch immer noch die teuerste Erinnerung aus ihrer künstlerischen Vergangenheit.
Lindekuh: Kann ich vielleicht, bevor ich gehe, noch ein Wort mit der Dame sprechen?
Josef: Was führst Du denn jetzt wieder im Schilde?
Lindeluh: Dir, lieber Freund, brauchte ich das wahrlich nicht auf die Nafe zu binden!
Josef: Ich frage mich natürlich, welch ahnungslofes Opfer Du denn jetzt wieder meuch» lings aus dem Hinterhalt überfallen wirst?!
Lindeluh: Ich nehm« dl« nächste Automobildroschke, die ich find«, und fahre, fo rafch sie mich trägt, von einer Redaktion zur andern, um wenn irgend möglich den Abdruck der Notiz bis morgen noch zu verhindern. — Vorher muß ich aber noch mit D«iner Schülerin sprechen.
Josef: Ich werde sie hereinrufen. Aber (ihm die Faust über den Kopf haltend) nimm Dich vor mir in acht! Ich warne Dich! — Wenn Du den geringsten Versuch machst, das Mädchen zu beleidigen, dann — schlage ich Dir die Zähne ein und werfe Dich kopfüber die Treppe hinunter!
Lindeluh (ihm kalt in dl« Augen sehend): Traurlgerweise muß ich mir diese Behandlung von Dir gefallen lassen. Ich habe sie mir durch meine Beschränktheit redlich verdient! — Wo ist die Unglückliche?

o «>
o «
5^7^^^e^ iW
Josef (öffnet die Tür »nd ruft hin«,«): Fräulein hühnerwadell — Wollen 6« eben hereinkommen.
Clara (tritt mit ruhigem Stolz «in, zu Llnbeluh): Was wünschen Sie noch von mir?
Lindeluh: Wein gnädiges Fräulein — ich habe Ihnen, als ich vor einer halben Stunde, ohne die Verhältnisse zu kennen, hier eintrat, so weh getan, daß ich mich jeder Demütigung unterziehen würde, die meine unmenschliche Roheit ungeschehen machen tonnte. <5ott sei Dank tonnen solche Verfehlungen aber trotz ihrer erschütternden Traurigkeit noch zu glücklichen Ergebnissen führen. Ich bitte Sie inständig, mein Fräulein, lassen Sie mich diese einzige Hoffnung als geringen Trost aus unserer unseligen Begegnung mitnehmen l In mir haben Sie in dieser Welt auf lange Zelt Ihren größten Schuldner! Sollten Sie je einmal eines Menfchen bedürfen, von dem Sie aus irgend einem Grunde ein großes Opfer zu fordern genötigt find, dann bitte ich Sie, sich meiner zu erinnern! — (zu Josef) Weiter wollte ich nichts sagen. — Jetzt in die Redaktionen! (ab)
Vierte Szene.
Josef, Clara.
Josef (aufatmend): Da geht der Efel hin!
Glara: Ich merkte fofort, daß es nicht bös von ihm gemeint war.
Josef (ihm nachsehend): Solch ein Hanswurst! — Bildet sich ein, ich werde vor seinem Revolverjournalismus zu Kreuze kriechen! Sobald der Mensch mit seiner deutschen Literatur nur halb soviel verdient, wie ich mit meiner Gesangspädagogik, dann läßt er den berüch» tigtsten Raubmörder, der ihm in die Hände läuft, ungeschoren! In meinen häuslichen Ein» richtungen glaubt er endlich den geeigneten Stoff für fein geplantes Sittengemälde gefunden zu haben. Deshalb bietet er sich Dir als opferfreudiges Faktotum an! Ich bedanke mich! Ich verspüre nicht die minbeste Luft, mich auf allen Schaufplelbühnen als modernen Eagliostro dargestellt zu sehen! Wenn sich mir der Gsel noch einmal über die Schwelle wagt, dann schlage ich ihm, bevor er irgend etwas in meinem Hause zu sehen bekommt, den Hirnkasten ein!
Clara: Mir schien, baß er die Abficht hatte, irgend etwas über uns in den Zeitungen zu veröffentlichen?
Josef: Ich habe ihm seine Finger so blutig gequetscht, daß sie ein halbes Jahr lang nicht daran denken, die Feder zu ergreifen! («llara in« Gesicht sehend) Aber nun sag mir endlich einmal, mein liebes Kind, was ist denn nun eigentlich mit Dir?! — Seit Tagen und Wochen bist Du unausgesetzt in einer Stimmung, als hättest Du einen Tümpel voll Kröten verschluckt! Das wird für Deine Umgebung auf die Dauer einfach zur Quälereil Wir bemühen uns hier alle auf das redlichste, um Dir Dein Unglück so erträglich wie irgend möglich zu machen! Jeder Mensch im Hause tut, was er Dir an den Augen absehen kann! Und für alles Zartgefühl bekommt man von Morgen bis Abend immer nur das gleiche saure Gesicht zu sehen! Ich wiederhole mir jede Minute, wie unendlich viel Du durch mich gelitten Haft und wie große Opfer ich Dir zu danken habe. Aber ich habe wie jeder Künstler meine Nerven: tag aus tag ein ununterbrochen die verkörperte Unzufriedenheit, die sich durch leine Liebenswürdigkeit erschüttern läßt, vor Augen zu haben, das bringt einen schließlich zur hellen Verzweiflung!
Clara: Mit mir ist nichts.
Josef: Das hast Du mir schon ein halbes Dutzend mal geantwortet! Wenn nichts mit Dir ist, dann benimm Dich, bitte, wie andere Menschen! Ist Vir das aber nicht möglich, dann sag mir, was Dich daran hindert! Meine Geduld hat schließlich auch ihre Grenzen! Welchen Vorteil erhoffst Du Dir denn davon, daß Du Dein Leben damit hinbringst, über längst vergessene Unglücksfälle zu trauern, an denen mit dem besten Willen kein Mensch mehr was ändern kann! Raff doch lieber Deine eingeschüchterten Lebensgeister durch einen träftigen Ruck zusammen und frag Dich endlich einmal, wie Du Dir mit den Hilfsmitteln,

die Dil augenblicklich zur Verfügung stehen, ein neues, freieres Leben gestalten lannstl Ich rate Dir, das weiß Gott im Himmel, nicht mit der geheimen Abficht, mich Deiner zu ent» ledigen! Aber Du leidest offenbar an einer Art von Willenslähmung l Du bist infolge Deiner aufregenden Erlebnisse Veurasthenlterln geworden! Sobald Dein Wille wieder ein festes Ziel erfahr hat, wirst Du mit uns anderen, denen es im Grunde nicht um ein haar besser geht als Dir, Deines Daseins endlich auch wieder froh werden tonnen!
Clara: Mit mir ist nichts.
Josef: Nichts? — Nichts! — Nichts bis auf Deine verbissene halsstarrige Melancholie, die Dich für die bestgemeinten Ratschläge, die man Dir erteilt, taub und blind macht! — Es ist rein um aus den Fugen zu gehen! — (von jetzt ab ganz kalt) Meiner selbstlosen un» bestechlichen Vernunft nach, für deren Ergebnis ich meinerseits jede Verantwortung ablehne, führt Dein Verhalten zu folgendem logischen Schluß: Von jedem modernen Mediziner wird gegen das Leiden, unter dem Du dahinsiechst, als erstes und sicherstes Mittel — Luft» Veränderung verordnet. Mit dem Geld«, das ich Dir monatlich von meiner Schuld zurück» zahle, kannst Du bei Deiner Mutter in der Schweiz in jeder Hinsicht behaglicher leben als hier bei uns! Fürchte, bitte, nicht, daß ich die geheime Absicht habe, mich Deiner zu ent» ledigen. Sobald Du Pich dann von Deiner Schwermut nur halbwegs erholt hast — und Du wirst Dich unter völlig veränderten Verhältnissen rascher erholen, als es Dir jetzt glaub» Haft erscheint . . .
Clara: Ich kann augenblicklich nicht zu meiner Mutter.
Josef: Sag mir bitte, warum nicht!
Clara (aufflammend): Dir, mein Freund, das zusagen, lann mir noch einmal in diesem Leben einfallen! Alle himmlischen Wächte mögen mich vor dieser Greueltat bewahren! Ohne mich eines Unrechtes zu »ersehen, bin ich zur gemeinen, verabscheuungswürdlgen Ver» brecherin geworden! Die niedrigste Entwürdigung, die einem weiblichen Wesen vorbehalten ist, habe ich bis zur Grundhefe ausgekostet, well ich ein Mal feige genug war» Dir zu offenbaren, wie es mit mir stand! — Nein, mein lieber Freund! Das Kind, das ich jetzt von Dir unter dem herzen trage, ist vor Deinen wohlgemeinten "Ratschlägen in Sicherheit! Dies Kind gehört mir! Was ich noch an Schrecknissen auszusieben haben werde, bis es das Licht der Welt erblickt, das will ich, wenn Gott mir hilft, mit der letzten Kraft, die mir aus meinen Erlebnissen übriggeblieben ist, freudig auf mich nehmen! Und nachher — nachher habe ich dann Gott fei Dank wenigstens ein lebendes Geschöpf auf dieser Welt, bei dem ich alles Unrecht, das ich erlitten — bei dem ich meine wundervolle Stimme, meine Kunst — bei dem ich alle irdische Herrlichkeit, die ich einst aus meiner künstlerischen Vegabung erhoffte — bei dem ich alles, alles vergessen kann!
Josef (ist fassungslos w einen Sessel gesunken): ^ Clara — Clara — ich kann es nicht glauben! — Sollte das wahr sein . . .?
Clara (in höchstem Stolz): Beklage ich mich denn?! — Will ich irgend etwas von Dir?!
Josef: Was — in aller Welt — foll denn werden . . .?
Clara: Jetzt schick mich nach Hause zu meiner sechzigjährigen Mutter, wenn Du den Mut dazu hast!
Josef (glotzt sie mit blöden Augen an).
«is klingelt, «bleich darauf tritt <ils« Neihner ein.)
Else (ausgeregt, in jammerndem Ton): Ach. da seid Ihr ja! — Ich kann Euch sagen, es ist mit diesen Leuten rein nicht mehr auszuhallen! Vorgestern taufe ich mir in der Königstraße für achtzehn Mark zwei echte Schildpattkämme und sehe, sobald ich sie zu Hause ins haar stecken will, daß der eine zerbrochen ist. Und nun behaupten diese Menschen, ich hätte mich in der Elektrischen auf meine Tasche gesetzt, und wollen den Kamm nicht umtauschen, (sie sinkt weinend in elnen Sessel) Wenn diesen Spitzbuben ihr handwert nicht bald gelegt wird, dann verliere ich noch den Verstand!
(Fortsetzung folgt.)

c> c>
151
5^7^^^^/?
Berliner Pädagogik.
Von C. von Bredow, Generalmajor z. D.
/^rdsegenl Boseggers herrliches Wort. Wem ^2< wlrd es nicht gegenwärtig im Frühlings» zauber. Wenn der Pflug die Scholle bricht, das junge Grün sprießt und täglich der Vögel Chor sich reicher und vielstimmiger gestaltet... Mein Weg führte mich durch den Tann — Fürstenwaldes herrlichen Forst. Die Sonne ging zur Aüste, ein mattes Licht flammte auf. Stimmengemurmel. Nähertretend, bietet sich dem Auge ein wohltuendes und doch hier überraschendes Bild. Line Schar Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren, dazwischen Er» wachsen«, lagernd in der Heide, inmitten ein Mann, der ausdrucksvoll eine Stiftersche Erzählung vorlieft. Die freie Schulgemelnde Buschgarten ist's, die hier ihre Abendsamm» lung hält. Gin harmonisches Bild!
Wie ich am nächsten Morgen vom hohen Ballon eines Berliner Hauses in den Hof einer Gemeindeschule blickte, überkam mich schmerzlich der Vergleich. Etwa zweihundert Kinder ergingen sich auf dem engen Hofe, der» von Mauern umgeben, kaum der Sonne und der Luft Einlaß gewährte, und der Freude, die sich im tollen Jauchzen und Spielen tund» gibt, leinen Platz bot. Gefangene Vöglein im Käfig. Wie fo ganz anders die frifche Freiheit in der Freien Schulgemeindel
Ja, warum legen wir denn unsere Schulen mitten in die starren Steinhaufen unserer Städte, wo weder Platz für Luft noch Lust vorhanden ist? Prof. Wagner hat vor kurzem von Berlin als der rückständigsten Stadt ge» sprochen. Man könnte das Wort auch hier anwenden. Bei allen wissenschaftlichen Fort» schritten fehlt die Erkenntnis von der dringen» den Notwendigkeit eines gesunden, freudigen Schnllcbens. Und es wäre doch gar nicht so schwer, wenn diese Erkenntnis vorhanden wäre, Taten aus ihr zu schaffen. Wir haben einen vorzüglich organisierten Vorortsvertehr, der von Jahr zu Jahr noch welter aus» gestaltet wird. Die Morgenzüge fahren ge» füllt in die Stadt, leer zurück, und umgekehrt ist's am Spätnachmittag und Abend. Die Beförderung der Kinder nach draußen würde fomit keine erheblichen Umwälzungen hervor» rufen. Die Werte der ftädtischen Schul» gebäube und Terrains würden die Kosten großer gesunder Schulanlagen da draußen übersteigen. Diese praktischen Gedanken, die bereits vor Jahresfrist in der Broschüre .Berlins pädagogischeZone" besprochen waren, führe ich hier an, damit man nicht den Vor» schlag einer Verlegung der sämtlichen Schulen

nach außerhalb für eine unerfüllbare Utopie ansieht. Eharlottenburg hat eine Waldschule für kränkliche und erholungsbedürftige Kinder im Grunewald eingerichtet. Damit ist der Weg gezeigt. Was den Kranken billig ist, sollte auch für die Gesunden getan werden, damit sie von vornherein vor allem Siechtum bewahrt blieben! Denn Vorbeugen ist der Inbegriff aller gesundheitlichen Weisheit und auch wohl der aller volkswirtschaftlichen überhaupt.

Es mag zu denken geben, daß der Lord» mayor von London bei seinem Besuche in Berlin am meisten von der Waldschule gefesselt war, und daß er sie für das Bewunderungs» würdigste erklärte, was Verlin ihm gezeigt habe. Vielleicht bewirkt diese Anerkennung des englischen Gastes, daß die Idee weiter um sich greife. Vielleicht besinnt sich auch die Verwaltung darauf, daß nicht Mitleid der treibende Faktor sein darf, sondern der Selbst» erhaltungstrieb des Gemeinwesens.

Das Wort Friedrichs de» Großen gilt

auch heute noch: ‚E8 empört mich, wenn ich sehe, welche Mühe darauf verwendet wird, unter unserm rauhen Himmelsstrich Ananas, Plsang und ander« exotische Gewächse zu ziehen, und wie gering« Sorgfalt man sich um das menschliche Geschlecht gibt. Man möge sagen, was man will, der Mensch ist kostbarer als alle Ananas der Welt. Das ist die Pflanze, die man in Flor bringen muß, die alle unsere Mühe und Arbeit ver» dient» weil sie den Schmuck des Vaterlandes bildet.'

Unsere Schule hat hingegen stets auf dem Standpunkt der Wlssenschaftlichteit ge» standen. Vi« Wissenschaft wurde der Mittel» puntt, nicht der werdende Mensch. Die humanistische Bildung in allen Ehren! Sie hat uns große Männer geschaffen, die Gründlich» telt, die Wlssenschaftlichteit gefördert und uns die ehrenvolle Bezeichnung des Volles der Denker verschafft. Nicht gegen die Wissen» schaft an sich lichtet sich die moderne Päda» gogik, sondern gegen den Geist, der die Wissenschaft über das lebendige Menschentum setzt. Darum find die von modernem Geiste erfüllten Schulmänner keine Philologen, sondern Erzieher. Nicht das herbartsche Prinzip der Formung des heranreifenden Menschen nach der Normalseele eines Er» wachsenen in schemattscher Weise — sondern individuelle Erziehung. Nicht nur Bildung des Kopfes und des Gedächtnisses, fondern Bildung des Charakters, Formung des Willens. Daneben: gefunde Organe, kräftige Muskeln! Das find die Leitsähe, die die Freie Schulgemelnde Buschgalten zu den ihrigen gemacht hat. Was vorläufig der Stadt und dem Staate noch eine Anmöglich» teil erfcheint, das will fie als Privat.In» ftitution schaffen: eine Schule mit den gleichen ernsten wissenschaftlichen Zielen, aber versetzt aufs Land in die denkbar günstigste Umgebung und durchweht von dem Geiste, dem die allseitig harmonische Aus-bildung eines Menschengeistes und Menschen« Herzens das einzig erstrebenswerte Ziel der Pädagogik ist. Die Freie Schulgemelnde stellt sich auf die Basis der Oberrealschule. Sie verbindet Schul« und Haus, denn fie zieht die Eltern als die besten Kenner der Kinder in den Nahmen ihrer Bestrebungen. Die Kinder wohnen in Buschgarten, die Lehrer teUen Arbeit und Spiel, Mahlzeiten und Nuhe mtt den Zöglingen, sie werden dadurch die älteren Freunde und Kameraden und be» lehren auch im Spiel durch ihr Beispiel. Eine scheinbar unbegrenzte Freiheit winkt den Kin» dern, denn die Grenzen, die die Grundsätze

der Erziehung ihnen stecken, sind ihnen ja völlig verborgen. Sie tummeln sich nach be» endeter Arbeit im Garten, in Feld, Wald und Wiese, niemals unnütz, immer beschäftigt und so beschäftigt, baß unmerklich dt« Lust zur inneren Förderung wird. Sie lernen eb«n bei allem, was fie tun und sehen. So haben fie sich kürzlich einen zoologischen Garten an» gelegt. Welch eine Fülle von geistiger Arbeit steckt in den primitiven Käfigen für tzamster, Meerschweinchen und Kaninchen! Alles ist eigene Arbelt, selbst ausgemessen, selbst ge» zeichnet, entworfen, ausgeführt. Nichts Un» nutzes durfte bestellt werden, jedes Brett war zuvor berechnet, jedes Stückchen Drahtzaun feinem Zwecke angepaßt.

Es ist natürlich, daß in einem solchen Institute, dessen erzieherische Pflichten so weit ausgedehnt find, der Lehrkörper weit mannig» faltiger zufammengesetzt sein muß. Aeben den wissenschaftllchen Lehrern kommen Arzt, Offizier, Künstler, tzandferttgteits » Lehrer. Gärtner und Landwirt noch zur Geltung. Der Familiencharatter der Schule verlangt die Mitwirkung der Frau. Auch diefe wich» tige Frage ist in der Freien Schulgemelnde in glücklichster Weise gelöst. Die Nähe der Großstadt erlaubt den Eltern, die -Rolle, die

ihnen die Grzlehungsgrundsätze der Freien Schulgemeinde geben, auch wirklich auszu» füllen. Auch der wissenschaftliche Teil der Schule, dem man besondere Aufmerksamkeit schenkt, zieht aus der Nähe Berlins seinen Gewinn. Die herrlichen Kulturschätze der Großstadt sind Lehrern und Schülern er» reichbar. Nur den schädigenden Einflüssen der Großstadt sollen die Kinder entzogen sein, nicht aber soll ihnen die Heimat durch eine ängstliche Vogel Strauß»Politik entfremdet werden. Natur und Kultur sollen zusammen» wirken, um Menschen heranzubilden, die später mit vollem Bewußtsein für die Besserung der heute noch ungesunden Zustände ein» treten.

Die neue Idee, die erst vor kurzem in Borträgen und Broschüren an die Oeffent» lichteit trat, hat ein allseitiges Interesse ge» funden. Das LandgutBufchgarten belFürsten» walde wird der Sammelpunkt vieler Menschen, die es ernst meinen mit der Erziehung und Heranbildung der künftigen Menschen. Die großstädtischen Verhältnisse zwingen ja so manche Eltern, sich von den heranwachsenden Kindern zu trennen. Da gewährt das Ve» wußtseln, in der Freien Schulgemeinde eine Gelegenheit zu haben, die Kinder oft zu sehen, mit ihnen und den Lehrern zu leben, bcson» ders den Müttern große Beruhigung. Auch eine eigens zu diesem Zwecke begründete Zeitschrift „Die Neue Deutsche Schule" stellt die ununterbrochene Verbindung zwischen Schule und Haus her.

Wie harmonisch der Zusammenklang all der verschiedenen Faktoren ist, die an der neuen Idee arbeiten, zeigte sich so recht am vergangenen Sonntag, als die Freie Schul» gemeinde in Vuschgarten die Feier der Grund» steinlegung ihres neuen Schulbaues beging. Zahlreiche Vertreter erster wissenschaftlicher und öffentlicher Kreise Berlins waren er» schienen und erfreuten sich an der Seligkeit der Kinder, als spät am Abend das „Iohannisfeuer- emporlohte. Wie hatten die Kinder holz aus ihrem Walde dazu herbeigeschafft! Wie mühsam war die Arbeit gewesen, die Wurzel» tnorren kunstgerecht aufzuschichten, daß die Flammen üppig knisterten und doch nicht zu schnell verglühten. Der Kinder maßloser Jubel steckte auch die Großen an, und selbst diejenigen, die durch schwere Amtesbürden fast vergessen hatten, was Naturfreuden sind. Sie alle fanden sich zusammen in dem warmen Wunsche, daß die junge Schöpfung sich kräftig entwickeln möge zum heile unserer Jugend und zur Gesundung unseres Volkes.

I^-z» I-2«
Straßenecken-Legende.
Von Arthur tzolitscher.
bin ich? Eine Straßendirnc, ein verworfenes Geschöpf, und mein LliZ auf
^/ D F Erden ist: daß die Männer all den yah und die Wut, womit ihr Leben sie
erfüllt, an mir auslassen und mir Geld geben dafür, daß ich es erdulde. Ich
liebe es nicht, daß junge Knaben zu mir kommen, auch nicht die gierigen, geilen Alten,
ich will mein Schicksal fühlen, so hart es mich auch geschlagen hat, dafür bin ich ein
Mensch! Weiß es gut, welch ein Schimpf das ist, sagt mlr's einer ins Gesicht,
aber wenn ich ganz allein bin, da spreche ich's mir doch vor, du bist ein Mensch, ein
Mensch, trotz allem. Ich habe es mir abgewöhnt, darüber zu weinen, wovon sollt' ich

denn leben; eine traurige hure ist keines Geschmack. — Aber jüngst, da kam einer zu mir, der wollte mich traurig haben. Ich sollte die Lippen zusammenpressen und ihn aus halbgeschlossenen Augen ansehen, so als sei ich schläfrig. Er ist dann bei mir sitzen geblieben, auf einem Stuhl mir gegenüber, und hat mich erst lang' angesehen, bis er dann anfing, leise und mit großer Achtung zu mir zu sprechen — ich merkte gleich: der spricht nicht zu mir, sitzt nur da und denkt an eine andere, und ich soll die andere vorstellen. Darum wagte ich's auch gar nicht, mich zu rühren, nur wie er bann seinen Kopf mir in den Schoß legte, da habe ich ihm mit den Händen ganz sacht über die haare weg» gestrichen — und dann hat er mich geküßt. Seine Augen waren zu, und beim Fort» gehen gab er mir Geld, mehr als ich's gewohnt bin. Aber wirklich, er hat mich auf den Mund geküßt, als war mein Wund ein Menschenmund, geschaffen, ruhig« Worte zu sprechen, die aus einem freudigen herzen und einem gebildeten Hirn hervorkommen. — Schon dreimal war er hier, und noch immer scheint er diese elende Stube nicht zu bemerken und nicht dieses elende Kleid, in dem ich ihm an der Straßeneck« begegne, und das ich mir vom Leib reihe, sobald ich ganz allein bin. Neulich Hab ich ein paar Worte zu ihm gesprochen, und er hat mich ganz entzückt angesehen, so daß ich glaube: auch meine Stimme muß im Klang ähnlich sein wie die Stimme der Frau, die er lieb hat — ganz stolz und glücklich bin ich darüber, denn nichts ist mir so grauenhaft, wie die Stimmen der Mädchen, die mit mir an der Ecke stehen in der Nacht. Nichts weiß ich von ihm, als daß er fein gekleidet ist und schön«, gepflegte Hände hat. Er ist nicht wie die anderen, ich kann ihm zuhören, solange ich mag, am Ende ertappe ich mich dabei, daß ich mir kein Sterbenswort von allem gemerkt habe, obzwar ich hörte, wie er von seinem Leben sprach, seiner Arbeit, seiner Mutter. Es kommen oft welche zu mir, die sprechen, sprechen, aber ihr Feind ist's, der ihnen zuhört und sich merkt, was sie ihm antun; das ist nicht so bei meinem Liebsten. Einmal hat er mich gefragt, ob ich ein Kind habe? Ich gab darauf gar keine Antwort, denn ich weiß ja, ich bin die ander«, und zu der spricht er, nicht zu mir. Erst wenn er mich in den Armen hält, bin ich wieder ich, ich selbst, denn ich bin ja auch wieder eine ander«, und zu der kommt er wohl auch! Aber wenn wir uns lieben, dann bin ich nicht die, dann bin ich ich selbst, so betrüge ich ihn!
Wenn ich ihn nur nicht verliere. Oft ist's mir, wenn ich ihn ansehe, als lönnt's nicht lange mehr dauern, und ich wünsche mir: er käme eines Tages und hörte von den Mädchen beim Tor: die ist gestorben, heut' hat man sie weggetragen. Und jedesmal, wenn er fort» geht, sage ich mir: sieh ihn gut an, siehst ihn nicht wieder. Er spricht auch wenig mehr zu mir, sieht mich kaum an, und das letztemal, als er mich eine Welle angeschaut hatte, da hat er mich geschlagen! Er hat mir nicht weh getan und ich Hab vor Lust geweint, aber er hatte sich dann, wie «in Kind, mit der Stirn gegen die Wand gestellt und ge» schluchzt vor Scham und Schwäche und ist dann gegangen. Ich Hab mich gefürchtet vor seinem Mick — er hat mir die Hand gereicht und hat mich angeblickt, so als sähe er mich zum erstenmal, mich, darum hatte ich Angst. Denn eher möchte ich tot fort» getragen werden aus diesem Haus, als baß er nicht wiederkäme! — Und jetzt fchon fo lange nicht. Was mag mit ihm sein. Ich fürchte mich! Ich hatte sein Gesicht noch so gut in der Erinnerung, und nun auf einmal nicht mehr. Ich sitze nur da und starre in meinen Spiegel, traurig, mit zugepreßtem Mund und schweren Lidern — und ertappe

mich dabei, wie ich gar nicht an ihn denke, sondern an sie, an die Frau! Immer denk ich jetzt an die, mit dem zugepreßten Mund und den schläfrigen Augen, die mir so ähnlich sieht.
Ich bin in ein anderes Quartier verzogen und denke mir jetzt: er sucht mich und tann mich nicht finden. Die Männer, die mich früher gekannt haben, kommen auch nicht und das ist gut für mich. Ich habe die achthundert Kronen aus der Sparkasse geholt un8 mein« tzurenlleider verkauft, aber ich muh im Gang und Aussehen noch etwas haben, das die Leute sich nach mir umdrehen läßt. Darüber gräme ich mich. Denn ich gehe jetzt halbe Tage lang in der Stadt herum, es treibt mich, ich weiß gar nicht, was ich suche. Ich weih es, jetzt weih ich'sl Gestern sah ich sie. Aus meinem Spiegel Hab ich sie er» lannt. Sie ist aus einer Equipage gestiegen und quer vor mir übers Trottoir in ein Mode» geschäft «ingetreten. Sie ist hellblond wie ich, sie hat meinen Wuchs, sie hat denselben Kinderhals, sie hat den schläfrigen Blick und die zugepreßten Lippen, aber sie ist bläh, nicht bloh so aus eleganter Affektiertheit, sondern, als wollte sie in Wirklichkeit die Augen nicht auftun, um die Welt nicht zu sehen, und den Mund nicht, weil sie was zu ver» schweigen hat. Diel — sagte ich zu mir. Und wieder habe ich die entsetzliche Angst ge» spürt von damals, wie er zum letztenmal fort ist, eine entsetzliche Angst, mit einemmal. Ich bin der Frau nachgegangen, in das Geschäft, stellte mich in ihre Nähe und sucht« «inen Stoff aus. Die Kommis, die uns bedienten, rissen die Augen auf, sahen sich heimlich an und machten freche Gesichter, aber die Dame hat's nicht bemerkt, so etwas bemerkt nur unsereiner. Von der Kassiererin habe ich dann ihren ?!amen erfahren. — Ich sehe in meinem neuen Kleid ganz anständig aus, niemand würde mich sür eine Prostituierte halten, «her für eine Erzieherin, bessere Kammerzofe oder so. Gestern war ich bei der Dame. Man hat mir gesagt, sie empfängt niemand. — Ich Hab die Klinke in der Hand gehalten, die er gewih so oft niedergedrückt hielt, ich war ganz schwach, ich Hab mich abweisen lassen und sagte nur kleinlaut, ich wollte in ein paar Tagen wiederkommen. Ich log, ich sei Maniküre und an die Dame empfohlen. — Ich will dies Handwerk lernen und probleren, ob ich mich durchschlage. Ich bin auch gleich zu unserer Maniküre in der Christinengasse gegangen und habe aufgepaßt, wie sie's macht. Und morgen geh' ich wieder zu der Dame, und' sollt« ich die Zofe über den Haufen rennen müssen, ich werde hineinkommen und erfahren, was es mit meinem Liebsten ist! —
Ich war heute bei ihr. Was Hab' ich da erlebt. Sie sah an ihrem Schreibtisch und frug mich, wer mich schickt? Aber eh' ich noch ein Wort herausbrachte, sah sie mich wie er» starrt an, so hat sie's auch gleich gemerkt, wie ähnlich ich ihr sehe. Ihre Augen sind ganz Nein geworden. Ich ging ganz nah« zum Schreibtisch und suchte, ob ich ein Porträt in einem Nahmen dort finden würde, es war aber nur ein kleiner, verwelkter Veilchen» strauß da, in einer silbernen Vase. Da erinnerte ich mich, daß er mir auch ein», zweimal Veilchen mitgebracht habe, ich Hab' sie aber nicht mehr, ich Hab' sie nicht aufbewahrt. — Sie frug ganz leise, was ich will? Da fing ich, weih nicht wie, zu weinen an und nur, wie sie mich nach einer Weile, schon wie im Zorn, gefragt hat, was ich will, Hab ich mich fest gemacht und fie grab auf's Gesicht zu gefragt, was mit meinem Liebsten ist? Erst hat sie mich ganz erstaunt angeblickt, aber lange konnte sie meinen Blick nicht er» tragen: die Tränen schössen ihr in die Augen, aber st« schluckte nur und sah weg. Da

Hab ich gewußt: er ist tot und sie ist schuld daran. Ich bin dagestanden vor ihr und leins hat gesprochen, lange Zeit. — Am Ende aber da hielt ich's nicht länger aus und fing zu sprechen an. Ich sei ein armes Mädchen, aus der Provinz, und habe meinen Liebsten kennen gelernt, als ich bei seiner Mutter Arbeit hatte. Kaum Hab ich das gesagt, ist mir auch schon eingefallen: daß ich mir ja dann bei seiner Mutter hätte Nats holen können. Ich wurde ganz verlegen, sie aber stand auf und zeigte nach der Türe: Sie gehen von hier! Sie gehen augenblicklich l Aber ich habe mich nicht gerührt, stand da und' sah sie an. Im Spiegel bei der Tür erblickte ich mein Gesicht: ich dachte, es blicke voll Verachtung, aber es war mein Straheneckengesicht, das mir «ntgegenblickte. Sie war ins andere Zimmer gegangen und hatte sich hinter der Portiere versteckt. Ihre Zofe lam, doch mich anzurühren traute sich die nicht. Ich bin dagestanden und Hab' gesprochen, hast du schon keinen, der dich aus Liebe anhört, wenn du deine Not Nagst, so redest du's dir vom herzen vor einem, auf den du den größten haß hast in dieser Welt! Ich sagte alles her, wie er zu mir gekommen war, daß ich erst sie vorgestellt habe und daß er mich auf den Wund geküßt hat, aber daß er mich auch auf den Mund geküßt hat nachher, wie er mir von ihr erzählt hat und von ihrem Kind, von ihrem Kind auch! Ich habe es ein paarmal gesagt: daß er mir von ihr erzählt hat und von ihrem Kind, obzwar ich nur eine Stiahendlrne bin, eine Straßendirne. — Sie hat den feinen Vorhang in Stücke ge» rissen, in lange Fetzen, die herunterhingen, und hinter denen ich ihre Augen sah. Ich war ganz von Atem und mußte mich setzen, so stark pochte mein herz. Als es dann ruhig« wurde, hörte ich, wie sie immer ein paar Worte vor sich hinmurmelte.... von einem reinen Andenken, das jetzt beschmutzt war, das reine Andenken, beschmutzt.... Nun, wenn du reiche, gebildete Frau nichts weiter aus dir heraus findest, als diefe Wort«, sagte ich mir, dann hasse ich dich nicht, dann hasse ich dich nicht. Ich fürchtete mich, aufzustehen, denn da würde fie doch ficher schreien: Kommen Sie mir nicht in die Tlähel und die Hände an ihr Kleid pressen, wie in einem Theaterstück. Wo ich sie doch gar nicht berühren will, nicht im Guten und nicht im Vösen. Ich bin ganz verlegen ge» worden, für fie, nicht für mich, und auch nicht wegen einer Lüge, wie zuvor, sondern aus Wahrhaftigkeit, denn ich Hab' zum erstenmal, seit ich denke, Mitleid gespürt mit einem Menschen, der nicht ich war. „Ich gehe/ Hab' ich gesagt, „ich möchte Sie nicht beflecken mit meinem hauch, denn ich bin ja eine, die jeder für Geld taufen kann, und an die wohl keiner in feiner Todesstunde denkt, nicht einmal meine Eltern haben's getan. Und doch: wenn die guten Stunden gezählt werden, die einer auf Erden gehabt hat, und die schlimmen, und es wird dann gefragt, wer hat sie dir geschenkt, die guten, wer hat sie dir angetan, die bösen —« Ich Hab' nicht gewußt, wie ich den Satz zu Ende sprechen soll, ich Hab meinen Schirm genommen und bin rasch hinaus, und im Vorzimmer ist das Kind gestanden, ein blasses kleines Mädel in einem SpitzenNeidchen. Aber wie ich auf der Straß« war, bin ich mir gar nicht mehr wie ein Auswurf vorgekommen. Ich habe sogar dl« Blicke ausgehalten, und an die Maniküre dachte ich nicht mehr, dachte nicht mehr daran. — —

Das alles ist weit. Ein Jahr zurück? Viele? heute war ich wieder im Wodengeschäft, und wie ich aus meinem Wagen steige, hält vor mir einer, und die Dame steigt aus, die von dazumal, und tritt vor mir ins Geschäft ein. Ich hätte sie kaum wieder erkannt, fie

hat sich sehr verändert, so dürr, mit solchem Kinderhals, als war sie eingegangen, kleiner geworden — sie sieht mir gar nicht mehr ähnlich. — Mich hat derselbe Kommis bedient wie damals. Die Leute schauen mich nicht mehr frech an, ich habe mich her» ausgemacht in der Zeit. Ich ließ mir den teuern Chinastoff vorlegen, aus dem Schau» fenster, er paßt sehr gut zu meinem Teint und zu meiner Gestalt und zu meinem tzaar.

Nund um Marienburg.

??n der alten Stadt der Deutschmeister ist UN» <> längst «in« Nein« Vanl mit 300 000 Marl Kapital zusammengebrochen. Die Depositen und Guthaben sind veiloren, bedeutende Depots sind verschwunden, der Konkurs ist eröffnet und der leitend« Direktor verhaftet. Also ein regelrechter Normal»Bantbruch; mit Vedaueim muh man «s konstatieren. Denn leider stell es sich trotz unseres strengen Depotgesetzes noch immer in der Wehrzahl der Fälle heraus, daß das anvertraute Gut der Depotgläubiger angegriffen ist. Der Zu» fammenbruch hat trotzdem ein Aufsehen erregt, als ob es sich um einen ganz exzeptionellen Fall handelt«. Dl« begleitenden Umstände waren freilich befonders tragische: Die Betroffenen in der Hauptfach« klein« Leute, Beamten, Lehrer, Witwen, Pensionär«. Daneben Stiftungen — das Gemeingut der Armen — Perbandskassen und fonstiges Kolleltiv»Eigentum. Und das alles untergegangen in den Spekulationen eines Ein» «gen, dem die Bevölkerung eines ganzen Kreises blind vertraute, w«ll «r mit der Vreitbeinigleit des reichen Mannes dastand, hohe Steuern zahlt« und ganz und gar dem Fetisch entsprach, den der .Bankdireltor" für viel« Leute darstellt. Man brachte ihm in barem Geld« nach und nach das achtzehnfach« dessen, was die Bank an Kapital und Reserven auswies. Dieses Mißverhältnis zwischen Depositen und Garantie»Kapital hat die Veffentlichleit in erster Reihe beschäftigt. Und die Verwendung, welche die fremden Gelder ge» funden haben — zweifelhafte Effekten, schlecht« Wechsel und Darlehen ohne Unterlage —, er» innert daran, daß wir das oft gefordert« Depo» sitenbanlgesetz noch immer nicht haben. Auch der Sartasmus kommt zu seinem Necht: Gerade zur selben Zeit, um die in Marienburg und ander» »ärts Banken zusammenbrechen und Millionen an Depositengeldern in Verlust kommen, konsta» tieren Handelskammern, Aeichsbanl»Direltorium und kaufmännisch« Verbände, daß das deutsch« Volk s«in G«ld noch viel zu wenig zu den Banken träqt, und daß es planmäßig an den Depositen» und Scheckverkehr gewöhnt werden muß. Aach der Meinung der Sachverständigen spielt der Privatmann in Deutschland zum Schaden der Volkswirtschaft noch viel zu fehr feinen eigenen Kassierer. Und die Bauern an der Nogat ver» dienen harten Tadel dafür, baß sie ihr G«ld im Sparstrumpf aufbewahrt und nicht bei der Marien» burger Privatbank auf Depositenkonto «ingezahlt

haben.
Aber bei Bankbruch regt vor allem zu G«»
danken über das Aufsichtsratswesen an.
Fünf angesehen« und erfahren« Männer haben
im Aufsichtsrat der Marienburger Privatbank
gesessen, haben die Bilanzen geprüft, die Bestände
kontrolliert und die Geschäftsführung überwacht.
Wo haben st« ihr« Auaen gehabt, daß sie neun»
zehn Jahre lang Dividenden auszahlen liehen,
die nicht v«rdi«nt waren, die Richtigkeit von
Depots attestierten, die nicht vorhanden waren?
Der in tzaft genommene Direktor hat nämlich
«ingestanoen, daß sein« Veruntreuungen bis in das
Jahr 1888 zurückreichen. Das Gesetz fordert,
daß bei Verlust des halben Aktienkapitals «ine
Generalversammlung einberufen wird, und macht
den Aufsichtsrat für die Unterlassung haftbar.
Schon «in Verlust von 150 000 Marl hätte also
für dieVerwaltung verhängnisvoll werden müssen.
Statt dessen sind mehr als 4 Millionen dem
ahnungslosen Aufsichtsrat unter den Händen
verschwunden. So etwas ist natürlich nicht ohne
grob« Pflichtverletzung möglich. Man hat sich
eben in den Quartals» und Bilanz»Sitzungen mit
einem Vortrag« d«s Direktors begnügt, hat im
besten Falle das ziffermäßige Uebereinstimmen
der Bilanz mit den Büchern der Vanl lon»
statiert und sich versiegelte Päckchen zeigen lassen,
die angeblich Effekten oder Banknoten enthielten.
Ein« materiell« Prüfung unterblieb. Weshalb?
Aun aus dem Grunde, aus dem sie fo oft unter»
bleibt: Das Veffnen der verfchlossenen Päckchen
und das selbständige Kontrollieren der «inz«ln«n
Bilanzposten hätte vom Direktor als Mißtrauen
aufgefaßt werden lönnen. Und ein richtiger Auf»
sichtsrat hält den von ihm selbst bestellten Ge»
schöftsleiter für «inen solchen Ehrenmann, daß
er lieber selbst schuldig wird, als bah erzenen
der gesetzlichen Kontrolle unterwürfe. Das haben

c> c>
S?22?^e5S
die Aufsichtsräte der Marienburger Privatbank jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach mit lhrem Ver» mögen zu büßen, denn der Konkursverwalter muh namens der Bank Klage gegen sie erheben, und ihr Verschulden liegt ziemlich klar zutage. Den Gläubigern der Vank gewährt das aber nur «inen schwachen Trost, denn die Haftpflicht der Aufsichtsratsmitglieder endet auch da, wo ihre Schuld erwiesen ist, mit lhrem Vermögen, und das reicht im vorliegenden Fall« laum aus, um einige Prozent des Schadens zu decken.
Man hat sich in den letzten Jahren viel mit der Frag« beschäftigt, ob die Haftpflicht des Auf» sichtsrats im Gesetzestezt nicht klarer ausgesprochen und zugunsten der Aktionäre und Gläubiger erweitert werden muß. heute haftet der Auf» sichtsrat nur für solchen Schaden, den er bös» willig oder grob fahrlässig verurfacht, und er haftet überdies nicht dem einzelnen Aktionär oder Gläubiger, sondern lediglich der Gesellschaft. Schon ein Aufsichtsratsmitglled auf Schadens» erfatz zu verklagen, ist in den meisten Fällen unmöglich. Der geschädigte Aktionär oder Gläu» biger würde sich zunächst der Mitwirkung von 10°/» der Aktien versichern müssen; denn nur ein« solch« Minorität ist gesetzlich ermächtigt, eine Aktien» gesellschaft zum Vorgehen gegen ihr« Verwaltung zu veranlassen. Gr darf die Aktien aber nicht etwa laufen; denn die Nagende Minderheit muh nachweifen, dah st« mindestens seit fechs Monaten im Besitze der Aktien ist. Gr ist also auf den guten Willen zahlreicher Aktionäre angewiesen. Und wenn di«f« auch erfahrungsgemäß für «ine Polemik in Wort und Schrift leicht zu haben sind, in einem Prozeß gegen die Verwaltung lassen sie sich fast niemals «in. Aus gut«« Gründen. Sie würden ihre Aktien für die ganze Dauer des "Rechtsstreits gerichtlich deponieren müssen, sich also ihres Verfügungsrechts begeben. Sie hätten ferner die Prozehkosten zu tragen und «nd» Ilch Schadensersatz zu leisten, falls der Gerichtshof den Eindruck gewinnen follte, daß sie den Prozeh »böslich" angestrengt haben. Aber dem setzt sich l<!n Aktionär so leicht aus. Aber selbst wenn es zur Klage kommt, ist d«r Ausgang des Pro» zesses noch sehr zweifelhaft. Der Aufsichtsrat soll allerdings di« G«schäfte mit der »Sorgfalt des ordentlichen Kaufmanns' kontrollier««. Aber das ist ein s«t)r d«hnbar«r Begriff. Und selbst wenn d«r Richter zu d«r Ueberzeugung kommt, daß di« Sorgfalt verletzt worden ist, wird er doch in neun Fällen unter zehn den allein in Frage kommend«« ß 823 BGB. nicht heranziehen, sondern es als unerwiefen »nfehen, daß die Ver» letzung der kaufmännischen Sorgfalt und nur diele Verletzung den entstandenen Schab«« v«r» ursacht hat. Denn «in« andere Entscheidung hätte

— da es sich fast imm«r um Million«n»Verluste handelt — den Ruin de« verklagten Aufstchts» rats.Mitglieds zur Folge; und der Richter ist Mensch genug, um sein Urteil unter dem Gin» druck zu sprechen, daß eine solche Straf« ganz auß«r Verhältnis zum Vergehen stehen wurde. Auf Basis der gegenwärtig geltenden Gesetz« ist gegen einen Aufsichtsrat, dem nur Saumseligkeit, aber nicht Böswilligkeit vorzuwerfen ist, herzlich wenig zu machen. Gegen eine Verschärfung der V«f«tze hat sich aber der letzt« Iuristentag zi«m» llch deutlich ausgesprochen, indem er «in dring» lich«s Bedürfnis zu einer Aenderung der b«» stehenden Rechtsvorschrift«»» verneint«. Di« B«» hauptung d«s Referenten, Reichsgerichts rat Düringer, bah ohnehin bald kein angefehener Mann mehr «ine verantwortlich« Stell« über» nehmen wert»«, fand dl« lebhafte Zustimmung des Auditoriums.

Wo ist nun das Recht? Fäll« wi« d«r Marienburger Banlbruch sollten diese Frag« in den Brennpunkt der öffentlichen Erörterung rücken. Die augenblickliche Situation ist kurz folgend«: Das Gefetz knüpft die Verfolgung «in«s läfsig«n Aufsichtsrates an Voraussetzungen, dl« selten erfüllbar sind. Werben si« «lnmal erfüllt, so wird die Schuld des Aufstchtsrates moralisch vielleicht bejaht, juristisch hingegen ver» neint. Bisher ist sie wenigstens noch nie in folchem Umfange bejaht worden, daß der de» klagt« Aufstchtsrat den durch sein Wltverfchulden herbeigeführten Verlust voll hätte decken müssen. Eine Verschärfung des bestehenden Rechts ist nicht denkbar, denn der Aufstchtsrat würde sofort zu einem Kollegium mittelloser Strohmanner werden und Aehnlichleit mit den verantwort» lichen Redakteuren einzelner politischen Zeitungen bekommen. Wi« es heute ist, kann es aber keines» falls bleiben, denn der gegenwärtig« Zustand bedroht geradezu die öffentlich« Sicherheit i« Akti«nw«s«n. Man hat bereits den Vorschlag gemacht, das ganz« Institut des Aufsichtsrates abzuschaffen und es wieder bei dem Verwaltungs» rat bewenden zu lassen, der bis 1870 die Geschäfte der Aktiengesellschaften führte und regelmäßig aus ihren Großaktionären bestand. Ein solcher Verwaltungsrat bietet weitgehende Garantien, w«ll «r mit seinem eigenen Vermögen für jeb« Verfehlung des Vorstandes büh«n mutz und daher schon im «ig«nen Int«r«sse strengst« Kontroll« übt. Diesem Vorschlag verwandt ist ein anderer, der den Aufstchtsrat beibehalten, ihn indes zwingen möchte, große Kautionen zu stellen, wodurch eben» falls «In« materielle Solidarität zwischen dem Interesse der Aufsichtsräte und dem der Aktionär« und Gläubiger entstehen würde. Veit»« Weg« sch«ln«n ind«s praktisch nicht gangbar, was «ig«nt» lich s«hr zu bedau«rn ist; denn st« würden mit einem Schlag« dem Unfug «in Ende machen, daß dreißig Aufsichtsratsstellen und m«h, stck in «in«r Hand v«r«inig«n. tzttr gibt «> meine«

A?5/?2^e^
o
»
Trachtens nur ein radikales Mittel: Bestallung gerichtlicher Nevisoren. Für i«d« Gesellschaft würde es deren zwei bedürfen: eines Bücher» revisors und eines Branche»Sachverftändig«n, beide vom Amtsgericht zu bestellen und in Eid zu nehmen. Und zwar hätten dies« Funktionale jährlich zu wechseln. Wenn es auch dringend zu wünschen ist, daß solche unabhängigen Kontroll» vrgan« (ähnlich wie in England, nur gründlicher als dort) bei allenAktiengesellschaften obligatorisch wären, so ist ihr« Bestallung doch vor allen Dingen da vonnöten, wo die Sparlapitalien der Bevölkerung in Frage kommen, hoffentlich gehl man im Aeichsamt des Innern bald an die Arbeit und entwirft entsprechend« Vorschriften, die um fo dringlicher sind, als die Propaganda für den Scheck und das mit ihm verbundene Deposttcn»Konto neu« Kapitalien zu den Kredit» Instituten treibt. Und der Bankkrach in Marien, bürg hat dem Faß wahrlich den Boden aus» geschlagen!

Alfred Lansburgh,

Zum «Salome-Zauber".

Ein kleiner Nachtrag,

t^n Nummer 2 sagt Herr Dr. Fritz Volbach» <) Mainz, die Bibel berichte nur wenig« Worte üb« Salome. Was Johannes ihr zuleide getan Hab«, daß sie seinen Tod will, ob er ihre Lieb« verschmäht und sie in hah »er! andelt Hab«, darüber schwelg« dl« Schrift. ‚Verg> bens warten wir auf Antwort.' —

Im katholischen Mainz sind Bibeln wohl rar, daher benachrichtig« ich Herrn Bolbach aus in«in«r Bibel erstlich, dah die Evangelien über» Haupt den Aamen der Tochter der Herodias nicht nennen,') ferner aber, dah die Tochter der Herodias — wie der Evangelist Matthäus er- zählt, — als sie vor herodes zu dessen Wohl» gefallen getanzt hatte, nicht aus eigenem Antrieb das hauptIohannis des Täufers fordert«, sondern »well st« zuvor von ihrer Mutter war zugerichtet worden', diese Bitte zu tun. Und so bracht« >'<e auch das Haupt ihr«r Nultcr. Diese selbst w»t die Feindin des Johannes, der gegen ihr« E!ic mit herodes geeifert halte. Das Mägdlein, b.,s vor herodes tanzte, wird wohl auch lein Tugend spicgel gewefen fein und dürft« sich schwerli^ beklagen, dah die Dichter es für Freiwild halten, das man mit phantastischen Pfeilen erlegt. Abc? den Kopf des Johannes hat »Salome" nur ii. Austrage ihrer Mutter ertanzt.

Bern. I. V. Wldmann.

Pariser Vrief.

M? Humoristen.

/^.he die Pariser Paris verlassen, um ans Meer, ^ in die Kasinos, den Wald, auf die Schlösser

zu ziehen, besuchen sie noch fchnell die beiden Ausstellungen, von denen man fetzt spricht: die Humoristen» und die Chardin»Fragonard»Aus» stellung. her» Iuven, der Redakteur des ‚Aire", hat sein« Ausstellung ruhig im Palais de Glace untergebracht, neben dem Grand Palais, das die beiden Salons der Malerei und Skulptur de» herbergt, und freut sich wie jemand, der einer Jahrhundert« alten Gewohnheit eine neue gegenübergestellt hat. Nächstes Jahr wird er eben dort mit einem gröheren Heer von humo» »iften sein« Ausstellung wieder eröffnen.

Und wie recht hat er damit! Eine Aus» stellung der besten Zeichnungen des Jahres, von Spottbildern und Satiren, darf wohl eine Aolle i« unferen Gewohnheiten spielen. Denn mit Necht kann man sagen, dah es in den anderen Salons wenig zu lachen gibt; auher Jean Veber, der mit seiner Manier dl« Kunst Isrüme Boschs, Teuniers, Eornilis Tooffts und Taumiers fortsetzt, geben die anderen Künstler nur ziem» lich unfreiwillig Gelegenheit zum Lachen. Auher Jean Pebcr noch einige Blätter Willette, und das ist alles für den Geist, den Humor, die Ironie, wenigstens beinah' alles.

Der ganzen Skulptur beider Salons fehlt's an Temperament und Leichtigkeit; diefen Slulp» turen, die uns nichts z» erzählen wissen, stehen wir ohne innere Erregung gegenüber. Ein Brunnen, der Lafontaines Fabel von den.Fröschen, die «inen König wollen', in geistreicher Weise illustriert, macht eine Ausnahm«.

Dagegen verläßt die Bildhauerei im Salon der Humoristen den steifen Marmor und formt aus holz die niedlichen Skulpturen, die Earan» d'Ache befcheiden »Spielzeug" nennt; Napoleons, Grenadier«, Netter. Da sieht man ein« schöne Büste des Schauspielers Vrasseur, der von unfern Voulevardtunstlern die Voll« einer alten Dam« am besten zu spielen versteht, von «lapiello; Tragöde» und Schauspielerinnen und Puette Guilberts. In diesem Salon sind es nicht nur

') Dn «lame salom« «rschetnt zuerst In den .Füdllcken Altertum«»'»«« Io,'e»5u« Flu»!»», w» sich auch eine lehl w<

Sla»«!»!«l d«l »«rt«sflichn> Fülft«n«eschl«cht«< d««l .»Ol h«r»l><' findet, «er hela.!«»eb« »c« m^ftl. ,«»eb« dc< m^ftl. Tel!»

o o
<» o
^77^/^e^
Bildhauer, die Stulpwren ausgestellt haben, auch dramatisch« Autoren sind dabei. Beispiel: Sacha löuitry, der mit beißendem Spott seine Freunde, seine Feinde, seine Darsteller, seinen Vater in holz geschnitzt hat; und auch die Krittler, die seine Theaterstück« beurteilen.
Der eigentümlich« Neiz dieser Ausstellung der Humoristen ist, daß die Boulevardlers das Vergnügen haben, immer auf ihrem Boulevard zu sein; si« sehen hier nämlich die wichtigsten Passanten recht boshaft lariliert (und so sehen die Pariser st« immer), von Leandre, Sem und andern weniger berühmten Künstlern, aber immer sehr amüsant. Den Ausländern hat dl« Aus» stellung eine klein« Tcke eingeräumt; hier lann man die phantasievollen Zeichnungen Th. Th. Heines und Bruno Pauls bewundern. Von unseren Künstlern beschäftigen sich nur wenige mit de» Karikatur der Acise und Wanderung — ein« Ausnahm« macht Aobid« — si« alle aber führen uns in die Zukunft, in die Bahnhof« d«r lenk» baren Luftschiffe. Di« Neise mit Dampflraft stellt nur der ausgezeichnet« huart dar. <ir hat aus New Vor! «in amüsant«« Buch mitgebracht, das «r geschrieben und illustriert hat. <lr hat besondere Winkel gefunden, beispielsweise «ine Diogeneslolonie am Ufer des Hudson, nicht weit von den Palästen der Milliardär«, in b«r man ohne Sorgen, ohne Bedürfnisse und ohne zu arbeiten lebt. Weniger glücklich ist sein .Berlin" und bietet keinerlei Ueberraschungen, aber Straßen, Plätze und Prachtbauten sind sehr flott gezeichnet.
Paris, Juli 07.
Gustav« Kahn.
6^»» I^S,

Der Grand Prix 1907.

Von Direktor Gustav Freund, Berlin,

^^^iele erbitterte Preßfehden und Proteste der Clubs der einzelnen Länder hatten zu ^^H Anfang des Jahres das Zustandekommen dieses Rennens fraglich erscheinen lassen, und dennoch ist es dem Automobil Club de France trotz dieser Widrigkeiten gelungen, das Nennen um den Grand Prix am vergangenen Dienstag zum Austrag zu bringen. Dem Elub gebührt unzweifelhaft für die musterhafte Organisation des Nennens, bei dem selbst die kleinsten Vorbereitungen nicht übersehen waren, vollste Anerkennung.
Das Nennen um den Grand Prix sollle ein ausgesprochenes Geschwindigkeitsrennen sein, und keinerlei Vorschriften sollten die Konstrukteure in der Wahl der Stärke, des Gewichts und der Form ihrer Nennfahrzeuge irgendwie beschränken. Es konnten daher alle Wagen» typen ohneUnterschled zugelassen werden, sofern sie nur mitExplosions-Motoren betrieben waren. Nur eine einzige Bedingung war zu erfüllen, und zwar zum ersten Male bei einem derartigen Nennen, daß der Brennstoffverbrauch eine bestimmte Grenze nicht überschreiten durfte, und war diese mit 30 Liter per 1(X) Kui zurückgelegten Weges bemessen.
Nimmt man den Preis des Liters Benzin mit 32 Pfg. an, so hat der über 100 Pferdestärken besitzende Nennwagen noch nicht einmal für 10 Pfennige Betriebsstoff pro Kilometer verbraucht.
1? verschiedene Fabriken mit zusammen 38 Fahrzeugen hatten zum Nennen gemeldet, und nur ein Fahrzeug fehlte beim Start. Interessant ist hierbei festzustellen, daß die meisten der beteiligten Fabriken Eardan»Antrieb für ihre Wagen gewählt hatten, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

Vayard 3
Cardanwagen
Porthos 1 Eardanwagen
Darracq 3
Vrasier 3 Kettenwagen
Wotobloc
,
3
Kettenwagen Marchand 1
Eorre 1
Aquila 1
Panhard 3
.,
Mercedes 3
Nenault 3
Christie Vorderrad-Antrieb
Dietrich
„
3
, Fiat 3 Kcttcnwagen
Germain 3
Weigel 2
'
Gobron 1 ,
zusammen 20 Cardanwagen, 17 Kettenwagen, 1 Wagen mit direktem Antrieb.

o o
o o
5^7^/^e^ i6i
Die Kettenwagen verteilen sich auf 7 Fabriten, die Cardanwagen auf 9 Fabriken, und außerdem nahm ein Magen mit Vorderrad»An trieb teil.
Die Nennstrecke war glücklich gewählt, leicht von Paris und London erreichbar, in reizvoller Gegend, abwechfelnd bergig und wieder Tiefland, längs der Küste des Aermel» kanals, an und für sich schon ein beliebter Ausflugspunkt für Touristen.
Die Länge der Strecke betrug 78 Km, die zehnmal durchfahren werden muhte. Die Ueberwachung der Nennstrecke war mustergültig. «000 Mann Infanterie, «00 Mann Kavallerie, 300 Gendarmen zu Fuß und «00 zu Pferd teilten sich in diefe Aufgabe. Diesen sorgfältigen Vorbereitungen ist es wohl zuzuschreiben, daß bei dem Nennen keinerlei schwerere Unfälle zu beklagen waren.
Am Dienstag, den 2. Juli, um 6 Uhr morgens, begann der Start: in Zwischenräumen von je 1 Minute wurden die Nennkolosse abgefertigt, fo daß nach 37 Minuten der letzte Wagen abgefahren war.
Der von dem Sieger Nazzaro gesteuerte stegreiche Fiat»Wagen besaß einen vierzylindrigen Motor mit paarweise zusammengegossenen Zylindern. Die Kraftübertragung erfolgte durch Kettenantrieb, die Zylinderkühlung mittels Vienenkorbtühlers unter Verwendung einer Zirtulationspumpe. Die Durchschnittsgeschwindigkeit, die dieser Wagen beim Nennen erreichte, betrug ca. 114 Km pro Stunde.
Der zweite Sieger, Sziß auf Renault, hatte einen Nenault»Wagen mit Eardan-Antrieb und erreichte annähernd dieselbe Geschwindigkeit. Die vier Zylinder seines Wagens waren paarweise zusammengegossen, und erfolgte die Wasserkühlung durch den bekannten, hinter dem Motor stehenden Nenault-Kühler nach dem Thermosyphonsystem, also ohne Pumpe.
Visher zweifelte man daran, daß der Cardanwagen imstande sei, gleiche Leistungen wie der Kettenwagen zu ergeben. Wie bekannt, wird beim Kettenwagen die Kraft des Motors mittels Ketten auf die Hinterräder übertragen, während beim Cardanwagen die Uebertragung mittels einer in der Mitte des Wagens gelagerten Welle geschieht.
Es war von besonderem Interesse, daß auch bei dem diesjährigen Nennen Cardan» wagen und Kettenwagen fast gleichzeitig als Erste das Ziel erreichten.
Die Wichtigkeit derartiger großer Nennen für unsere gesamte Technik wirb leider noch vielfach unterschützt. Die Nennen dienen nicht etwa der Neklame, wie so vielfach von gegne» rischer Seite vorgebracht wird; der Zweck derselben ist vielmehr die Erprobung neuester Konstruktionen und Materialien.
Aus den Nesultaten der Nennen zieht aber nicht nur die Automobil-Industrie allein ihren Nutzen, sondern auch andere Industrien der modernen Technik lernen die Fortschritte des jungen Sprossen der Maschinentechnik würdigen und machen sich viele derselben zu eigen.
Jeder Eisenbahntechniler muß mit Neid auf die erzielten Geschwindigkeiten der Automobile blicken und den Wunsch hegen, daß es dem Eisenbahnwesen gelingen möge, seine Fahrzeuge mit ähnlicher Geschwindigkeit im regelmüßigen Betriebe auf den Schienen fortzubewegen, wie es den Automobilen bereits auf der Landstraße gelungen ist.
„Morgen"')
hochgeehrte "Redaktion. Sie haben mich freundlich zurMitarbelt an Ihrer Zeitschrift aufgefordert.
Veiten Dank dafür! Lassen Sie mich, als ersten Veitlag, Ihnen und Ihrem Leserkreise einige Gedanken vorlegen, die der Aame Ihrer Zeitschrift in mir auslöst.
Ein verheißungsvolles Wort: Morgen! Es verheiht: Licht, helle, Aufklärung und damit den Fortschritt, das hineinschreiten in einen neuen Zeitabschnitt, in einen neuen, besseren, schöneren Tag. Der Morgen ist nicht der Tag, er bahnt ihn an, bereitet ihn vor.
') Wl» »«»ftentlichen diesen V»<«! erst heute, damit « nicht et»» als Piogr«mm«rtllel de» .Morgen' gedeutet n«lde.
Di« «edültl»n.

0 o
55Ne?^n9
2>as ist wohl auch Ihre Absicht. Wer tonnt« von sich behaupten wollen, der Menschheit, der Kultur den vollen Tag zu bringen? Nicht bloß „unser Wissen ist Stückwerk", wie das ewig wahre Wort der Schrift lautet; „Stückwerk" ist auch unsere Kunst, unsere Literatur. Nur Steine, bald größere, bald kleinere, sind es, die die Träger von Wissenschaft, Kunst und Literatur seit Jahr» taufenden aufeinander gehäuft haben und weiter häufen werden, um den Kulturdom der Mensch» heit zu bauen. Niemals wird er vollendet da» stehen. Immer wird Neues gefunden, Neues gedacht, Neues ausgesprochen werden. Ewig währt das Forschen, das Bauen.
Ein ewiger Morgen steht am Kulturhimmel der Menschheit.
So ist es nun einmal; und Vollendung ist eben nur ein Traum, und nicht einmal ein fchöner. Denn der geistige Fortschritt darf nicht auf» hören. Mit seinem Aufhören träte die Stag» nation, derNückfchritt ein. Stets wird dieMenfch» heit in den Morgen hinelnfchreiten, niemals den Tag und noch weniger den Abend erleben. Geht sie einmal, nach Icchrbillionen, in losmifchen Ne» Volutionen unter, famt dem Erdball, auf dem sie lebt, dann sind auch diese Flammen des Anter» ganges Morgengluten.
Aber auch der Morgen hat seine Schatten; Wollen verdunkeln ihn, hemmen das sieghafte Emporleuchten seines jungen Lichtes. Und der geistige Morgen zählt der finsteren Gegner noch Welt mehr als der physische. Ich nenne Ihnen «inen, der an Größe und Macht, an Intensität seiner Verdunkelungslraft alle andern überragt. Was ist es, worauf unserMorgen, unferFort» fchritt wesentlich ruht? Die Geistesfreihcit, das frei« Forfchen. Und ein« Weltmacht stemmt sich, seit reichlich einem Jahrtausend, dieser Freiheit entgegen; eine Weltmacht, der hundert« von Millionen in allen Kulturländern der Erde willig Gefolgschaft leisten. Es ist der Ultramon» tanismus, das heißt jenes Antilultursystem, das unter dem Deckmantel von Neligion und unter ihrem Mißbrauch sein« Niesenllamm«rn um d«n Menschengeist und seine Betätigung auf allen Gebieten zu legen bemüht ist.
Tausende dieser Klammern könnt« ich Ihnen nennen und die tötenden Einschnitte zeigen, die sie in d ie Kulturentwickluna der Menschheit gemacht haben. Nur auf drei weife ich heute hin, die in ihrer umfassenden Mächtigkeit alle anderen einschließen.
1. Im Syllabus, dem zu folgen — wohl» gemerkt — die ganze ultramontan« W«lt im Gewissen streng verpflichtet ist, hat das Papsttum den für immer gültigen Satz ausgesprochen: „Der römische Papst kann sich nicht mit dem Fortschritte, d«m Liberalismus und der modernen

Zivilisation versöhnen und vergleichen" (Sa<>, 80).
2. Das vatikanische Konzil verkündet mit »unfehlbarer Wahrheit": ‚So jemand sagt, die menschlichen Wissenschaften dürften sich so frei entwickeln, bah deren Sätze, auch wenn sie der aeoffenbarten Lehr« Widerstreiten, als wahr dürften festgehalten und von der Kirche nicht könnten geächtet werden, der fei im Banne."
3. Der Inder. Seit Jahrhunderten bis zur Stunde überwacht die Indextongregation in Vom die gesamte Literatur und Wissenschaft und ächtet von Erzeugnissen des menschlichen Geistes, was immer sie will.
Nur einige Namen solcher feien angeführt, deren Werke Nom zu den »Toten" geworfen und ihre Lefung den Katholiken verboten hat: Abülard, Balzac, Cafanova, Lukas Cranach, Moritz Carriera, Flaubert, Feydau, A. Dumas (Vater und Sohn), Baco von Verulam, d'Alembert, Bluntschli, Bunfen, Eantü, Cartesius, Cervantes, Eopernilus, Daumer, Diderot, Erasmus, Völlinger, Fenelon, de la Fontaine, Fogazzaro, George Sand, Madame de Gr«vill« (mit ihrem von der Pariser Akademie preisgekrönten Noman „Dosia"), Kant, Lessing, Lenau, Heinrich Heine, Friedrich der Große, V. Hugo, Galilei, Grego» rovius, hinschius, hobbes, John Stuart Mill, David tzume, Kepler, de la Mettrie, de la Menais, Lelbniz, Mantegazza, John Low«, Mocchiavelli, Wanzoni, Ada Negri, Mignet, Milton, Peter Baryle, hyppolite Tain«, Moliere. Mosheim, Montesquieu, Pascal, Nousseau, Schell, Loisy, houtin, Laberthonniere, Pusendorf, Nanke, Spinoza, David Strauß, Voltaire, E. Zeller (der Berliner Philosoph), Zola.
Welch eindringlich« Sprache redet das trockene Namensverzeichnis! Leichensteine auf dem Kulturweg« des Ultramontanismus!
Sehen Sie, in dies« Finsternis muß auch Ihr „Morgen" leuchten. Aufklärung müssen Sie verbreiten über die größte Kulturgefahr aller Zeiten. Die Unwissenheit über die Gefahr ist groß, auch in Kreisen der Gebildeten.
Gern will ich Ihnen bei dieser Aufllärungs» arbeit helfen. Fürchten Sie oder Ihre Lefer nicht, daß ich konfessionellen Streit entfache. Ich hasse ihn. Nicht um Neligion handelt es sich, fondern um Kultur. Der Kampf für die Kultur, der echt« Kulturkampf ist unser« Pflicht.
Schwingen Sie Ihre Aufklärungsfackel, damit ihr erleuchtender Schein auch zu jenen dringe, die sitzen in der Nacht der Finsternis; damit er scharf und grell die dunkeln Züge jener Niesen» macht beleuchte, die wie leine andere den Fort» schritt hemmt, und die vielfach leider auch am Staate noch ihren Bundesgenossen hat.
In diesem Sinn«
Ihr Kampfgenosse
Graf von hoensbroech.
April 1907.
i><«ran»»»rtllch für b!e ««dattUM! vi, «Urtur Lanolbng»», NnN« V.», e«nnifli»ß« 3, für

0»I»«rrelch.Un«llrn: «ober» Festl,
Wien I. — Vnla« Mür,u»»b< » «»,, W!lmer»»»»»f»V«lll» V.«, «llllleienerftraß« l«. — «lzpediNon für
0esterrei<h>Un«»rn
bei «»fall « WlUel. Wien I. «r<l»«n l». — Vl«l »»» P»z « »»rl«» K, «. b, b, Verlw V.», Vt«»U»nst»»i« II.

EMPTY

EMPTY

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musil / Georg Vrandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / tzugo von Hofmannschal: Lyril
Nummer 6
Abonnement vierteliährlich 6 Marl
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.
19. Juli 1907

Zur Viologie des Künstlers.

Von Wilhelm Fließ.

'^om war's. Wieder einmal standen wir vor Lysipps Schaber, der die Welt begeistert, ^ M seitdem er vor einem halben Jahrhundert in Trastevere seinem Grabe entstiegen. Warum ^I der wohl mit der Linien das Gisen führt, statt mit der Nechten sich vom Staube der Palästra zu befreien? Zufall, meinte mein Freund. Und als wir in eines der Neinen Gemächer kamen, das die Canovaschen Fausttämpfer birgt, erhob sich dieselbe Frage. Denn beide schlagen mit der Linken. Sonderbar, war die Antwort. Am nächsten Tage aber sahen vir im Lateranischen Museum ein antikes Fausttämpfer»'Relief, auf dem ebenfalls die Linke regiert. Und nun war aus dem Sonderbar ein Merkwürdig geworden, mit wurzelechter Betonung. Gewiß gilt es hier aufzumerken. Zufall ist das alles so wentg, als «8 bei Nafael eine zufällige Laune sein kann, daß er seine Sixtina, seine Granduca, seine Madonna mit dem Fisch das Kind auf der Linken tragen läßt. Ein Stüct vom Wesen des Künstlers offenbart sich hier. Des Künstlers, dessen Leib sich von dem des Normalmenschen dadurch grundsätzlich unterscheidet, daß seine linke tzälfte gegen die rechte nicht zurücksteht, sondern im Gegenteil ställer betont ist. Des Künstlers, der selber unbewußt mit der Linken mehr agiert und unwillkürlich seine Personen gern mit der Linken agieren läßt.

Wie? Der Künstler hat ein körperliches Stigma, und ein angeborenes dazu? Denn wenn der wahre Künstler geboren wird, so muß ja auch seine „Gelinttheit* mitgeboren sein. So ist es in der Tat. Und wollen wir den Schleier lüften, der über diesem TIaturgeheimnis liegt, so müssen wir in die Bedeutung der rechten und linken Körperhälfte einzudringen suchen, mit der jedes Wesen begabt ist, das vom Leben stammt. Von der Baumblüte bis zur Alge, vom Wirbeltier bis zum Infusorium zeigen die lebendigen Formen einen zwei» seitig symmetrischen Bau, und man braucht nur die Strahlentörper eines Seesterns anzu» sehen, um zu wissen, daß es auch bei den niederen Tieren leine wirkliche Ausnahm« gibt. Jede Zelle kann nur in ihrer Symmetrieachse zerfallen, und sie bringt dabei immer zwei, niemals drei Tochterzellen hervor. Die Zweiteilung aller Organismen ist also «ine

grundsätzliche Einrichtung. Sie muß mit dem Lebensprozeß aufs innigste. zusammenhängen und durch ihn bedingt sein.
Wer aber je ein Baumblatt aufmerksam betrachtet hat, weiß, daß die beiden Hälften einander nicht völlig gleichen; so wenig, wie unsere rechte und linke Hand. Die ein« überwiegt in der Größe und Stärke die andere, häufig auch in der Geschicklichkeit. Wir sind gewohnt, die Aechte für bevorzugter anzusehen. Nicht bloß die rechte Hand, sondern die ganze rechte Körperseite. Aber manchmal ist's anders. Da dominiert die Linke. Und zwischen den Extremen völliger Nechts» und ausgesprochener Lintshändigteit gibt es zahllose Uebergänge, die nur dem schärferen Blick sich offenbaren.
Was sagt das alles: die Zweiteilung und die Inkongruenz der hülsten?
.Gott hat den Dualismus in allen Erscheinungen der Schöpfung zwischen männlich und weiblich dargestellt," meinte Bismarck, als er im April 1895 seine Anrede an die steirische Deputation hielt. Und er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. „Ich will leinen Slawen damit tränten,' fuhr er fort, „aber fie haben viele der weiblichen Vorzüge, sie haben die Grazie, die Klugheit, die Schlauheit, die Geschicklichkeit.'
Blsmarcks Genius erriet, was auch Goethe geahnt hat, daß die einzelnen Menschen und Völler eine verschiedene Mischung von männlichen und weiblichen Elementen besitzen, ja daß der Dualismus der lebendigen Schöpfung auf männlich und weiblich beruhe.
Man kann es nicht kürzer und richtiger ausdrücken, was die wissenschaftliche Forschung in unseren Tagen nachzuweisen unternommen hat, daß kein Lebensvorgang denkbar ist, ohne das Aufeinanderwirken männlicher und weiblicher Substanz im Organismus. Daß jedes Wefen, ob Wann, ob Frau, also doppelgeschlechtig insofern ist, als es dauernd weiblichen und männlichen Stoff beherbergt. In der rechten Seite aber enthält der Mann mehr männlichen, die Frau mehr weiblichen Stoff, während die linke des Mannes stärker mit weiblicher Substanz, die linke des Weibes mehr mit männlicher Substanz begabt ist. Die recht« entspricht also in ihrer Betonung normalerweise dem Geschlecht, sie ist beim Mann die männliche, bei der Frau die weibliche Seite.
Wenn aber der Geschlechtscharatter verwischt, der Wann weiblicher, die Frau männlicher abgestimmt ist, so enthält ihre linke Seite mehr vom gegengeschlechtlichen Stoff (männlichen bei der Frau, weiblichen beim Mann). Sie wird dadurch bereichert, gestärkt, und die rechte verliert ihr Uebergewicht, ja tritt es nicht selten an die linke ab.
Ist dem wirklich so, dann müssen links betonte Männer weiblicher, links betonte Weiber männlicher gemischt sein. Und das lehrt die Erfahrung auf das eintiringltchste. Man braucht nur die Augen offen zu halten, und die Belege strömen aus dem Leben des Alltags. Meine Nachbarin mit dem pikanten Schnurrbart raucht ihre Zigarette mit der Linken. Er aber, der «schöne' elegante Wann, muß seine schräg links sitzende Krawattennadel mit derselben Linken eingeführt haben, mit der er jetzt eifrig gestikuliert. Niemand zweifelt, wer von diesen beiden das stärkere Geschlecht repräsentiert. Und niemand würde sich wundern, wenn er hört, die beiden stammen von den Brettern, die die Welt bedeulen. Den Tenor hält lein Mensch für besonders männlich, und die feinste, weichste Weiblich«

leit sucht man vergebens bei Terpsichorens Töchtern. Aber nicht auf die Bühne, auf Musik und Tanz beschränkt sich das .Iwischenreich"; es findet bei Malern, Bildnern, Dichtern die ureigenste Heimat. Die Dichter, meint Lenau, hätten eine schwesterliche Verwandtschaft zu den Frauen. „Denn jeder Dichter hat viel Weibliches in seinem Wesen, er tonnt« nicht zeugen, wenn er nicht auch empfangen könnte."

Wen wird es jetzt wundernehmen, daß Linardo da Vinci, nach Taine der weiblichste unter den Künstlern, ein völliger Linkshänder war, daß die Linke bei tzolbein, ja bei Michelangelo regierte, dessen Knabenliebe nicht für normale Männlichkeit spricht? Daß der weiche Robert Schumann seine schwächere rechte Hand mit der linken selbst operierte, u« sie dieser an Kraft und Geschicklichkeit gleich zu machen: ein Unternehmen, von dem man weiß, wie unglücklich es ausschlug. Und von Paganinis Rtesenhänden konnte die linle noch mehr als die rechte. Sein Pizzicato mit der linken Hand rühmt man noch heute. Wenn eine Sängerin bei der hohen Intonation in unwillkürlicher Mitbewegung sich auf die Fußspitze stellt, so hat sie den linken Fuß erhoben; und ein« feine Künstlerin erzählte mir, daß sie schwierige Uebungen am leichtesten bewältige, wenn sie die Tonfolgen mimisch mit der linken Hand begleite. Achtet man überhaupt auf die Gesten der Hand', so kann man gerade im Schauspiel sehen, wie groß dabei die Rolle der Linken ist. Die Düse zeigt das. Und Suzanne Desprös ist von einem hiesigen Kritiker direkt als Beleg für «eine Theorie angeführt worden, nach der auch die Künstlerinnen wirklich ins Zwischen» reich gehören. Jetzt wissen wir, daß es lein Zufall ist, wenn Goethe von seinem „Nick» fang' in der linken Seite spricht — seine linke Gesichtshälfte war merklich länger als die recht« — und wenn die Vüsten, die uns das Altertum von Demosthenes (Rom, Thermen» museum), Salust, vom kunstsinnigen tzadrian (Vatikan) hinterlassen hat, eine starke Betonung der linken Gesichtshälfte aufweifen.

Die Künstler haben von der Ratur ein Wehr bekommen: die männlichen ein Plus von weiblicher Substanz, und die weiblichen ein Plus von männlicher. Die Ratur aber hält genaue Rechnung. Das Wehr, das fie aus dem fest bestimmten Maß der Familien« substanz dem einen ertellt, nimmt sie dem anderen. So kommt es, daß Künstlerfamilien sehr ungleich begabte Mitglieder zählen. Ja es findet fich in sehr vielen von ihnen direkt ein Schwachsinniger. Der ist gleichsam ein Restlörper, ihm fehlt etwas, und zwar gewöhnlich von der Substanz des eigenen Geschlechtes, so daß auch er linksbetont ist, aber nicht durch ein Wehr, sondern gerade durch das Minder. Von diesen Wesen ist denn auch die Nebenbedeutung des „Linkischen" abgeleitet, und von ihnen, nicht von den Künstlern, stammt die peinliche Unterströmung des Gefühls, welche oft die Linlsbetonten verhindert, von ihrer Gignung zu sprechen.

Vermöge seiner stärkeren gegengeschlechtlichen Mischung steht aber dem Künstler auch ein größerer Ausschnitt aus der Psyche benutzbar zur Verfügung. Denn zwei Seelen wohnen in unserer Brust. Und gerade die zweite, gegengeschlechtige, unbewußte, die in der Norm ebenso wie unsere körperliche Gegengeschlechtigteit zurücktritt, aber im Traume sich enthüllt und als Gewissen und als Takt unser Leben lenkt, ist bei den Künstlern

stärker entwickelt und ragt in ihr Wachbewußtsein hinein. Für uns sind Träume nur Schäume, tagesflüchtige Bilder, aus denen der Künstler, dieser Tagträumer von Gottes Gnaden, seine Werte formt.
Der Künstler bringt die Linksbetonung zu Ehren. Er darf ruhig, wie der Dichter in dem antiken Relief des Lateran, die Maske in der Linken halten. Wir wollen es ihm auch verzeihen, wenn er auf unferem Bismarckdenkmal den Genius die Posaune mit der Linken ergreifen läßt, wenn die Siegesgöttin mit der Linken die Palme reicht, der Bote mit der Linken den Lorbeer bringt und der Engel mit der Linken die Nosen auf Bismarcks Haupt streut . . .
Wenn nur des Künstlers ganze Seele von dem hauch unsterblicher Eingebung entflammt ist!
Max Liebermann.
i
Liebermann besitzt jetzt jenen Grad der Berühmtheit, von dem die Brüder Goncourr reden. Eher glaubte das kluge Brüderpaar nicht einen Ruhm befestigt, als bis ein Künstler durch zwei Generationen geschritten war. So weit ist Wax Liebermann jetzt.
Fragen wir uns nun, welches ist das merkwürdige Moment bei Liebermann, so ist es vielleicht dies: Als er debütierte, war er der Verfechter einer Kunst, die die „n^wre naturelle" darstellte. Er gewann durch dieses Prinzip, also durch seinen Naturalismus, bei seinen ersten Zeitgenossen je nachdem Verachtung oder Zustimmung. Zur höhe ge» langt ist sein Ruhm jedoch erst in der Zeit, in der der Naturalismus in der Malerei — siehe Bastien«Lepage — abgeblüht hatte. Der zweiten Generation gefällt somit Liebermann trotz seines Naturalismus, indessen er von der ersten bekämpft oder ge» priesen wegen seines Naturalismus wurde. In Liebermanns neuer Produktion gewahrt das jetzige Geschlecht selbstverständlich den in ihr wohnenden Kolorismus und Subjektivismus — aber auch den Werten seiner ersten „naturalistischen- Zeit gegenüber stellt es die Anficht auf, daß in ihnen das Persönliche bestimmender war als der Vbjetttvismus. Typisch für den Liebermann der ersten Zeit ist das .Altmännerhaus- vom Ausgang der siebziger Jahre, typisch für den schrankenlos gewordenen Liebermann der zweiten Epoche die «Amsterdamer Iudenstraße- von 1905.
Daß auch bereits in den Werten der ersten Epoche Liebermann wesentlich ein Tempe» ramentstünftler gewesen ist, daß wir auch hier bereits das Zucken erkennen, das ihm durch die haut fährt, daß wir in diesen scheinbar naturalistischen Werken seine Subjektivität in

*) Max Liebermann feiert am 20. Juli seinen 60. Geburtstag. Richard Muther hat an dieser Stelle das Wert des Meisters gewürdigt. Andere folgen ihm heute — Wenige; aber, wie uns scheint, Berufene — um lurz von dem Wesen Liebermannscher Kunst zu sprechen, tzeilbut an erster Stell«. Als Erster hat er — wenn wir nicht irren — in Veuschland auf Liebermann hingewiesen. Immer noch in die Fern« weist des Meisters greiser Freund Josef Israels; immer noch Größeres, Volllommneres dürfen wir nach seiner Ueberzeugung von dem Sechzigjährigen erwarten; und diese Erwartung bildet den Ausgang aller unserer Wünsche.
Das diesem hefte beigegebene Bild des Meisters ist die Wiedergabe seines vor wenigen Tagen erst vollendeten, unveröffentlichten Selbstporträts, das für die Hamburger Kunsthall« bestimmt ist.

0 <,
^77^/^e^ i6?
jeder Bewegung, in jedem Blick auffassen, daß uns hier seine gewisse Ungeschicklichkeit und persönliche Linienführung und Ausdrucksweise begegnet — dies ist erst im Laufe der Zeit, sehr allmählich, begriffen worden. Die ältere Generation hat unter dem Eindruck gestanden, diese Bilder seien rein naturalistisch, im Naturalismus liege ihr Verdienst oder ihre Schwäche.

Der Liebermann im ganzen — auch der Liebermänn der ersten Zeit — wird mithin erst von der gegenwärtigen Generation richtig verstanden. Auch sein reicher Geist wird richtig anerkannt. Ferner seine große Fähigkeit, sich nicht selbst zu verlieren, auch wenn er „5on Kien oil il le trouve" nimmt, wie Wolitzre. Er wird jetzt in jeder Beziehung richtig beurteilt, nur vielleicht in einer nicht: in seinem Verhältnis zu Wenzel.

Man kann nicht umhin, angesichts der Tonalität von Bildern der früheren Epoche wie „Altmännerhaus", „Biergarten", „Seilerbahn" usw. an Menzel zu denken: nur mit Wenzel, nicht aber mit Leibl oder anderen haben in der Tat diese Großtaten Lieber» manns Berührungspunkte. Diese Bilder sind Wenzel sehr ähnlich.

Und der Geist von Liebermann, die gewaltige Wirkung, die seine ästhetischen Urteile auf das junge Geschlecht ausgeübt haben, sind dazugetreten, so daß z. B. nach dem Tode von Wenzel die Anschauung hier und da hat zutage treten können, als ob Liebermann der Rivale von Menzel wäre, der vielleicht von dem Altmeister, so lange dieser lebte, mit mehr oder weniger Unrecht in den Schatten gedrängt worden sei, als wäre er bis dahin „der Kronprinz" gewesen (so drückte sich nach Menzels Tod ein außer» ordentlich begabter Schriftsteller aus). Diese Ansicht ist aber unrichtig. Wenzel und Liebermänn gehören in der Kunst zwei nicht zu vergleichenden, nicht ineinander übergehenden Kategorien an.

Wenzel gehört, sagen wir, einer ganz anderen Kategorie an. Er ist die unendlich, die unvergleichlich stärkere Begabung. Und alles und jedes vermochte er serttg zu bringen. Er läßt beinah' an das denken, was Ludwig Bamberger in seinen Memoiren von jenem prädestinierten Finanzgenie sagte, das, selbst wenn es an die Spitze des Ehimborasso fest« geklemmt würde, noch eine Transaktion zuwege brächte. Als ihm bei den Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen auferlegt wurde, den Raum von elf 2uadratzentimetcrn nicht zu überschreiten, geriet ihm auch noch die Beschreibung der Beschränkung, die ihm auferlegt war, zum Bilde, und zwar zu einem köstlichen. Er strotzt von Begabung. In einem Finger ist er mehr begabt als Liebermänn mit seiner ganzen tzand. Was uns an Liebermann gefällt, ist die Kultur seiner Kunst. (Das müßten die hören, die vor Jahren über sein Bersertertum in der Kunst schalten.) Er erscheint uns als ein musterhafter Künstler. Er ist jedoch nicht allein der Mann, der mehr über Kunst nachgedacht hat als sein Vorgänger und ihm in der Kultur des Malereikenners und im sympathischen Geschmack überlegen ist — dies würde vielleicht jetzt auch die Gemeinde der Liebermannhasser zuzu» geben bereit sein —, sondern auch der Mann des stärkeren Kunst-Gefühles (und dies sind sie zuzugeben nicht bereit). Der Rhythmus in seinen Bildern ist bewundernswert, er lenkt die Chöre seiner Bilder, die harmonische Bewegung der gegeneinander abgestimmten Massen in seinen Arbeiten ist ausgezeichnet, indessen bei Menzel die Bilder manchmal nur

» «»
einen lebendigen Mittelpunkt aufweisen, ihnen aber im übrigen Lebenserscheinungen oft nur aufgepfropft sind.
Und dann ist bei Llebermann der Lebenslauf schöner als bei Menzel.
Bei Wenzel ist von leinen» künstlerischen Lebensverlauf, von keiner Entwicklung (höchstens von einer nach rückwärts) zu reden — Liebermann dagegen ist in feinem Lebens» lauf organisch, wie er in seinen Arbeiten rhythmisch ist. Im Anfang finden wir bei ihm die scharf ausgeführten Werke: .Strümpfestopferin', .Schusterwerkstatt', .Altmännerhaus' usw. In seine Lebenshöhe fallen die .Netzflickerinnen', fein großartigstes, schwungvollstes Werk. In der zweiten Hälfte seines Daseins sehen wir ihn eine Kunst entfallen, die der Epoche der Reife und der künstlerischen Sammlung entspricht und von der Freude am Erweitern des Horizontes bewegt wird. Das vielleicht schönste Beispiel dieser Epoche ist die .Amsterdamer Iudenstraß«'. In einer durch die Natur so künstlerisch konzipierten Laufbahn tritt Liebermann nun in sein Alter.
Emil yellbut.
«
^l»x I-irdermÄim e5t »I! <lez m«!ll»« 6« I» Inllüii« el Uli 6e« m»l!l»» »rtillel 6« I'/VI!en>3ssi,e. ^e «ui» Kenrem 6'ippoNei m» coulribntioll i l'boiuiiiß« reixiu i «nu ß^lm6 t»Ieut, «u vou«
»
Wenn ich über die Bedeutung eines lebenden Künstlers Klarheit gewinnen will, so frage ich mich stets, ob sein Fernbleiben mir als eine Lücke empfindlich wäre. Im Falle Llebermann muß ich mit Ja antworten. Denn ich verdanke ihm Eindrücke, die ich nicht missen möchte. Und ich frage mich weiter: ob die Entwicklung des bestimmten Künstlers ein Vorgang ist, an dem ich teilnehme; ob ich mich freue, sobald sie nach meinem Urteil aufwärts geht,- ob ich Nage oder mich entrüste, well sie nach unten sich zu wenden fchelnt. Auch dlefe Frage hätte ich gegenüber Max Liebermann bejahend zu beantworten, habe ich es doch oft genug erfahren, daß neue Bilder dieses Malers mir nicht gleichgültig, sondern Gegenstand einer erregten Anteilnahme waren.
Aber wenn ich nun nach dem Grunde forsche, wenn ich die Hauptwerke Liebermanns mir vergegenwärtige und mich prüfe, was an ihnen die Anziehungskraft geübt haben mag, so bleibe ich zu meinem eigenen Erstaunen bei nur zwei Eigenschaften stehen: einer künst» lerischen und einer moralischen. Die künstlerische liegt in der Behandlung des Raumes, als welche mtt außerordentllcher Meisterschaft erfolgt. In Liebermanns Gemälden sind die Zusammenhänge zwischen den Raumbestandteilen stets wundervoll durchsichtig, und sie über» wiegen dermaßen, daß die Eigenart des einzelnen gelegentlich zurücktritt. Durch diese Betonung der Räumlichkeit mildert der Künstler die Härten mancher seiner Sujets, etwa wie die gute Akustik eines großen Saals dem gesungenen Ton die Schärfe nehmen, ihn runder und voller machen kann. Die weitende Raumkraft alfo, mehr noch als Licht und Farbe, scheint hier dem Kunstwerk die ihm nötige Unwlrklichkett zu geben; doch ist sie bei Liebermann nichts Geheimnisr^lles, in dessen tief begründetes Leben rätselhafte Einzeldinge verwoben lind, sondern die unserm Gesichtssinn vertraute Raumtraft.

«> «»
o
Mit der moralischen Haupteigenschaft des Künstlers meinte ich seine Aufrichtigkeit. Man hat das Gefühl, als ob er in ernstester Sachlichkeit die Dinge wiedergebe, ohne die glückselige Unbekümmerthelt des jugendlichen Genies, aber auch ohne den Leichtsinn und die angemaßte Selbstherrlichteit so mancher Talente. Und zu dieser objektiven Ehrlichkeit tritt eine subjektive (über die ich urteile als jemand, der nur von den Werken, fast gar nichts von dem Menschen weiß). Der Künstler Llebermann scheint bemüht, nicht nur aus den Dingen, nein, aus sich selber ein Letztes herauszuholen, er bekennt sich mit bedingungsloser Offenheit und zugleich mit dem Hinweis auf eine weitergehende innere Tntwicklung. Sollte diese Vermutung einen wefentlichen Punkt richtig treffen, fo würde sie mich in Ltebermanns Augen dafür rechtfertigen tonnen, daß ich felbst am heutigen Tage meine Meinung ohne jeden Behang an die Veffentlichteit gebracht habe, und sie würde dem herzlich dargebotenen Wunsch einer stetig steigenden Wirkensllnie freundliche Aufnahme sichern.
Max Dessoir.
»
.Max Llebermann hat Zeit seines Lebens nur das rein künstlerische Prinzip verfolgt ohne alle literarischen Nebenabsichten.
Feuriges Temperament und stetes Weiterbilden seiner selbst haben ihn nie auf dem Errungenen beharren lassen, sondern ihn rastlos weitergetrleben immer wieder neuen Zielen entgegen. Ich stehe nicht an, ihn heute traft seiner Stärke den ersten lebenden Künstler Deutschlands zu nennen.'
Ludwig Eorlnth.
An der öffentlichen Feier dieses Tages nimmt nicht eigentlich die Nation teil. Mancher nährt noch einen gegenstandslosen Groll; viele stehen unwissend abseits, und viele auch bleiben kalt. Als Gratulanten finden sich die Intellektuellen ein: von Malern nicht viele, aber die besten; Dichter, Musiker und Architekten, universal gebildete Gelehrte, aufgeweckte Kauf» leute und vorurteilslose Politiker; die klarsten Denker und bewußtesten Kulturarbeit«!. Der Liberalismus mischte sich hier und da mit falfchen Prätentionen hinein; und Zionisten fallen zuweilen durch überlauten Elfer auf. Im ganzen ist die Verehrung aber echt, die Bewunderung spontan, und die Worte der Anerkennung haben lebendigeren Inhalt, als man es sonst bei solchem Anlaß gewohnt ist. Viele Tugenden hört man preisen; Gegner selbst lassen dem bedeutenden Künstler und aufrechten Menfchen nun Gerechtigkeit widerfahren; und auch das Ausland stimmt hier und da ehrerbietig zu. Nur Worte naiver Liebe werden nirgend gehört. Und darum kann dieser Geburtstag nicht für ein ganzes Volk zu einem jener Festtage werden, womit es Zeugnis für das ewig Festtägliche im Dasein ablegt.
Llebermann hat sich den Dank der Besten, der ihm nun wird, schwer verdient. Sind ihm die vierzig Jahre künstlerischen Aingens köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Durch eiserne Treue gegen sich selbst vermochte er die Achtung der widerstrebenden Geister zu gewinnen. Selten ist ein Künstler bei uns in diesem Maße konsequent dem Müssen seiner Natur gefolgt; und felten hat sich darum in neuerer Zeit eine Eigenart so unwlde» stehlich ins weiche holz der Zeit gebohrt.

170 5??22?2^e-2?
o <»
Nicht immer ist das schöpferische Vermögen so bull» bei uns erkannt und geehrt worden. Man wird in diesen Tagen nicht den Gedanken los an den armen tzans von Maries und an den unglücklichen Feuerbach. Auch an den vereinsamten Wenzel denkt man und an Leibl, dem keiner jemals recht gesagt hat, was er der Nation bedeutet. Zugleich aber denken wir auch daran, daß Liebermanns Beispiel und Lehre entscheidend geholfen haben, diesen Mißhandelten gerechte Anerkennung zu erringen.
Nicht nur Liebermann feiert dieses Fest der Neife. In ihm begeht die ganze neue deutsche Kunst diese Feier der Tüchtigkeit, des Sieges über viele Lügen und der Selbst» befreiung. 2s ehrt unsere Zeit, daß sie sich der Würde Dessen, was dieses Fest verherrlicht, wieder bewußt wird; und es ehrt Liebermann, daß er diese Zeit in seiner Person verkörpert. So verwächst er trotzdem organisch mit der Nation. Solange sie lebt, werden auch Lieber» manns Werte leben.
Karl Scheffle?.
In Llebermanns Kunst erschien mir von jeher als der markanteste Zug die außer» ordentlich starte Naumempfindung, die scheinbar mühelos erreichte Abstufung der Erde und Luft von vorne nach hinten, im Gegensatz zur ausgesprochenen Nelief-Gmpfindung der meisten alten Meister. Sogar die Figuren schienen mir immer weniger um ihrer selbst willen da zu sein, sondern vielmehr als ausgiebige Mittel, den Naum als solchen recht sinnfällig herauszubringen.
Prof. Franz von Stuck.
Die Form des fo ungewöhnlich sprühenden Lebens in Wax Liebermann als Künstler und Wensch ist die Unruhe — die Unruhe des immer strebenden und suchenden Genies, die Unruhe des in der Nede erst ein wenig stotternden, dann treffsicheren Plauderers — eine Unruhe, die in der modernen deutschen Malertunst wie die Unruhe in der Uhr gewirkt hat, bewegend, treibend, die feinsten Nüder drehend.
Welch ein lebhafter Geist! Gin Frager der Natur und der Menschen, ein Seher der Welt als farbig leuchtende Flüche, ein Beobachter des Lebens als zitterndes, zuckendes Mienenspiel. In dem Gesicht des Lebewesens hat er vielleicht biswellen die Grimasse fest» gehalten; es ist ihm nie zur Maske erstarrt.
Ueber einen solchen geistigen Edelmann wäre nur ein Gericht seiner wahren Standes» und Gesinnungsgenossen competent. Man sollte gehört haben, wie der jetzt verstorbene Fritz Thaulow, der schöne Niese und feinschmeckende Künstler, ihn bewunderte und ihn pries. Doch die Lebenden werden nicht schweigen.
Georg Brandes.

o c>
o o
^77^/^e^ i?i
Ich bewundre und liebe in Licbermanns Werten die immer wache, niemals verträumte reine Andacht vor der Natur. Mehr als all sein beweglicher Scharf» sinn gibt diese ruhereiche Gefühlstraft seinen Bildern den großen Zug: diese Andacht, die völlig frei ist von der geistigen Vermessenheit, hinter dem lichtvollen Spiegel des Daseins noch irgend ein sogenanntes Wesen aus dem Dunkel hervorzuholen. Solche Vermessenheit kann riesenhaft sein, lann scheinbar den Urgrund der Dinge ermessen, kann erhaben sein und uns mit erheben: Nembrandt. Me aber wird sie uns das verschaffen, wovon Vembrandt zudem noch beflügelt war, und was herrfchend auf jeder Vildfläche Liebermanns schwebt: die reine Freude am wirtlichen Leben.
Dehmel.
»
Einem intelligenteren, vornehmeren Trio als Max Liebermann und seiner Frau und Tochter begegnet man nicht oft in seinem Leben — und ich bin stolz darauf, zu ihren Freunden gerechnet zu werden.
Daß meine Meinung über Max Liebermann die denkbar beste ist, wird niemanden wundernehmen. Ist er doch halb ein Landsmann von mir, obgleich er, in Berlin geboren, aus vollster Aeberzeugung Deutscher ist.
2r liebt Holland seit vielen Jahren und hat mehr als einmal das ganze Land mit Malkasten und Stizzenbuch durchwandert. Ja, es gibt wenige, selbst unter meinen eigenen Landsleuten, die so viel und so lieb und so wahr von Holland erzählt haben wie er.
Eine Torheit ist es, immer wieder zu sagen, daß er in gewisser Weise ein Schüler von mir ist. Gewiß, man lernt im Umgang mit andern Künstlern immer etwas, ich aber spreche es gern aus, daß, wenn von einem Lernen hier überhaupt die Nebe ist, daß nicht Liebermann von mir, sondern ich von ihm gelernt habe.
Wie war ich immer, wenn wir irgendwo zusammen skizzierten, über die Schärfe betroffen, mit der Liebermann seine Beobachtungen aufzeichnete, wie genau er immer die Perspektive faßte und den Figuren in der Landschaft die rechten Proportionen gab, wie er Vor» und Hintergrund auseinanderhielt und alles auf den rechten Fleck hinstellte. Er gab es unmittelbar wieder, während ich selber bei der Beschauung der Landschaft vielleicht mehr darüber nachdachte, auf welche Weise hier ein gutes Bild zu schaffen sei. Um wieviel naiver, um wieviel schärfer als ich nahm mein Kamerad all das auf.
Dabei ist auch seine Methode nicht fremden Vorbildern entnommen, sie ist originell, ganz sein eigen. Max Liebermann kennt die Grenzen, die der Wiedergabe jedes Künstlers durch das Material gezogen sind. Wie er sie bis zum äußersten zu nutzen weiß, das ist wert der höchsten Bewunderung. Derb und trocken ist jeder Strich, und doch wie assimiliert sich alles in der Ferne. Keinen Maler kenne ich, dessen Arbeitsweise der Liebermanns ähnelt.
Mein Glaube steht fest, daß der Sechzigjährige immer noch im Vorwärtsschreiten begriffen ist, und wenn Deutschland das Glück hat, Liebermann das Alter von Menzel erreichen zu sehen, dann hat es von ihm noch immer größere Meisterwerke zu erwarten. Daß das geschehe, ist mein aufrichtiger Wunsch.
Der Haag, 29. Juni 1907. Prof. Josef Israels.

Wien.

Von Werner Sombart.

Nr. 4 dieser Zeitschrift hat Felix Saiten den .Wiener Korrespondenten' ge»
H A schildert, der von der hohen Warte modern»reichsbeutscher Weltbetrachtung ans an
(^F Wien so ungefähr nur die Dultäh»Stimmung der .Fledermaus" und allenfalls
noch die Fiater gelten läßt (obwohl ihm auch diese nicht ganz recht sind, weil ihm die
Fahrpreisanzeiger an ihnen fehlen), während er hochmütig alle Tüchtigkeit und alle
Leistungen — und damit in seinem Sinne allen Wert — den Norddeutschen reserviert.
Ich lenne diese Spezies sehr genau. Von zehn Norddeutschen gehören ihnen neun
an. Aber gerade darum, well ich sie so genau kenne, scheint mir die Abwehr Saltens
noch nicht scharf, nicht gründlich, nicht «grundsätzlich? genug, kurz: zu wienerisch-liebens»
würdig, nicht norddeutsch deutlich genug. Weshalb ich mich gemühigt fühle, einiges
zu dem, was Saiten gesagt hat, hinzuzufügen: vom Standpunkt gerade des Nord»
deutschen aus. Damit doch die Wiener nicht vergessen, daß auch in Norddeutschland
Leute leben, die sie nicht nur lieben, sondern die sich auch bemühen, sie zu verstehen
und dl« ihre Werte in tausendfacher Hinsicht zu schätzen wissen. Und die bereit sind, für
Wien und Wiener Art eine Lanze zu brechen, wo blöder Unverstand sich erdreistet, an
ihnen zu mäkeln. Vlöber Unverstand, sage ich — denn jene Art von Krittlern, die Felix
Saiten im Auge hat, wissen und sehen nichts. Sie haben leine Ahnung, wo die
Probleme liegen. Sie haben keinen Sinn für die besonderen Dinge, die es zu schauen
und zu beurteilen gilt, wenn man vor einem Phänomen steht wie das, das in dem
Worte „Wien" zum Ausdruck gebracht wird. Das sind talentlose Schmocks, die solch«
Urteile fällen. Sie follten von ihren Verlegern zum Teufel gejagt werden.

Wer nicht in Wien geboren und aufgewachsen ist, braucht freilich oft lange Zeit,
um feine spezifischen Neize zu fühlen. Ich felbst habe die längste Zeit meines Lebens
Wien wenn nicht gehaßt, so doch gering geachtet oder gar verachtet. Noch vor zehn
Jahren fand ich es lächerlich, daß Wien lein Nachtleben und keine Stadtbahn hatte und
nicht alle Jahre um IW OiKl Einwohner zunehme. Man sieht: ich stand in meinem Urteil
jenem „Wiener Korrespondenten" nicht fern, von dem uns Felix Salten erzählt hat.
Ich war Berliner mit Leib und Seele. Seitdem ist bei mir alles in sein Gegentell der»
lehrt. In diese zehn Jahre (denke ich) fällt meine Gntwickelung zum Kulturmenschen
und darum lieb« ich jetzt — Wien.

Man kann das Urteil über Wien wirklich in dem einen Wort zusammenfassen:
Wien hat Kultur. Ich sag« nicht einmal „alte". Kultur schlechthin, oder wenn man dem
Worte ein Epitheton beifügen will: künstlerische Kultur.

Denn auch seine unbeschreiblich schöne Natur ist großenteils so schön, well sie einen
hauch von Kultur trägt, von Gemessenheit, von Stil, von Ausgeglichenheit. Wer ein»
mal an einem schönen Frühlingstage auf der Nohrer tzütten ober in der hinterbrühl
die feine Luft eingefogen hat und der dezent versteckten Blütenpracht der Bäume froh ge»
worden ist, weih, was ich meine (wenn er etwa noch die Baumblüte in Werder dagegen
hält, von der es auch gilt: „Die Mc!se muß es bringen"), oder wer die Gärten der

alten Patrizierhäuser in Nodaun mit ihren träumenden Hecken kennt. Oder wer an einem klaren Spätsommertage durch die stillen Wege Schönbrunns geschlendert ist, wo Natur und Kunst zu wunderbarer Harmonie sich vereinigen, um unbeschreibliche Wirkungen auf unsere Seele auszuüben. Was bedeutet allein Schönbrunn für die Menschheit! Eine der ganz wenigen Blüten, die sie getrieben, wie ihrer hier und da noch in der Um» gegend von Paris sich wiederfinden, aber auch nirgend sonst. Wahrhaftig, wenn Wien nichts als Schönbrunn hätte, könnte es die ganze «Kultur- z. B. von Verlin in den Sack stecken.

Aber aus den Hecken seiner Parks, über die Wiesenflächen des Prater klingen die Klänge des Wiener Walzer! Mensch von einem Korrespondenten: hast du denn gar lein Gefühl dafür, was das bedeutet! Nicht nur Duliäh-Stimmung ist es, die aus der „Schönen, blauen Donau" herauZMngt. Es ist das letzte und höchste, das zu den Menschen reden kann. Denn neben Strauß stehen haydn, Schubert, Brahms, Beethoven, Mozart. Die heiligsten Namen, die wir verehren. Wien ist Musik. Ist Harmonie. Und also wieder Kultur. Ganzheit, Aus^eglichenheit.

Nur in einer auch äuße^ich so wundervollen Welt konnten diese Harmonien der Töne sich bilden. Das alte Wien als Stadt: in jedem Stein ein Lied, in jeder Straßen» krümmung, in jedem rebenumrantten Hof, in jedem alten Palazzo ein melodisches Tonstück. Und wie Wien — der Wiener: ein Mensch. Nicht das Teilstück eines Menschen, das wir in Norddeutschland so häufig finden. Auch der Berufsmensch noch mit Sinn für das Leben. Ausgeglichen. Nicht eckig; nicht hart. Weich, schmiegsam im besten Sinne. Aber „untüchtig" sagt man. Das ist nicht einmal wahr. Nach meiner Kenntnis nicht wahr. Ich weiß ebenso viele Wiener Männer, die in der Wissenschaft, in der Kunst, im öffentlichen Leben reichlich ebensoviel leisten als wie Norddeutsche. Nur daß sie nicht soviel Aufhebens davon machen wie wir. (In Wien nennt man große Avenue« noch Gassen, in Verlin ist jede Gasse eine Straße.) Und wenn schon: kommt es denn allein auf die „Tüch» tlgkelt" an? frage ich mich. Verkommen wir nicht in „Tüchtigkeit"?! Vergessen wir über irgend einer „tüchtigen" Teilleistung nicht allzuoft das Ganze, den Menschen?!

Und weil die Wiener Menschen sind, darum sind auch die Wiener Frauen Frauen. Wien ist — habe ich schon vor Jahren einmal ausgesprochen — eine der ganz wenigen Städte, die Frauen, besondere, ursprüngliche Frauen hat, Frauen, die man schmecken kann, die etwas Eigenes an sich tragen wie eine schöne Blume, wie ein schönes Tier. Mensch von einem Korrespondenten: begreifst du nicht das Ungeheure, das eine Stadt der Menschheit schenkt, die ihr Frauen beschert?! Glaubst du wirklich, daß zehn Berliner Stadtbahnen eine einzige lokal gefärbte Wienerin aufwiegen?!

Wer verstehen will, was Wien für uns, für Deutschland, für die deutsche Kultur bedeutet, der muß es mit einem modernen Gebilde wie Berlin in Vergleich stellen. Man muß erst tief und schmerzvoll in seiner Seele erfahren haben, wie furchtbar rafch wir veiarmen, wenn wir uns nur noch am Berliner Wesen begeistern, um — ich möchte sagen — eine heilige Verehrung zu fühlen für Wien: als Symbol dessen, was wir zu erhalten, was wir wiederzugewinnen trachten müssen.

Berlin ist ein Vorort von New Vorl: nicht mehr, nicht weniger: Alles, worauf der Berliner stolz fein kann, hat New Voll in zehnfachem Umfange: es ist dreimal

i?4 55?5e?^V^/S
so groß, es wächst noch rascher an, es hat zehnmal soviel Verkehr, zehnmal soviel Theater, seine Restaurants und Vergnügungsparks sind zehnmal so groß, sein Lärm ist zwanzigmal lauter, seine Entfernungen sind noch weiter.
Und was ist New York? Eine Wüste. Ein großer Kulturkirchhof. Soll die Menschheit auf ihm endigen?!
Was unsere Kultur bedroht, ist die Ueberwertung des Massenhaften, des Großen, des Nein»Quantitativen. Ist die Ueberwertung des technischen Mittels, über dem wir schließlich die letzten und wahren Worte vergessen. Als ob der „Verkehr" irgend einen Wert darstellte und in den Städten nicht bloß eine traurige Notdurft befriedigte.
Der Verkehr, auf den der Amerikaner (Berliner) fo stolz ist. Als ob die „gute Vrd» nung" an fich irgend etwas Wertvolles wäre, da fie doch nur einen Sinn hat, wenn sie wertvolle Dinge ordnet und nicht, wenn sie zum Selbstzweck wird. Als ob es auf „Leistungen" irgend welcher Art ankäme und nicht auf die Menschen, die sie voll» bringen.
Was nützt mich die ganze norddeutsche (amerikanische) Kultur, wenn ich nur noch Teilmenschen, unliebcuswürdige, ekelhafte Patrone um mich herum sehe.
„Wien schreitet nicht fort." Darauf foll man nicht antworten: doch. Sondern: leider — und viel zu sehr! Wenn doch erst die ganze Hohlheit dieses Götzen „Fort» schritts" erkannt wäre, vor den uns der Kapitalismus in die Kniee zwingt! Während wir mit aller Heftigkeit bekennen sollten: wir wollen zu deinem „Fortschritt" nicht mehr beten, der uns unsere alten heiligen vernachlässigen läßt. Der ein Zerstörer von besten Werten ist. Weil er mit roher Hand — nur von Nützlichteitsgedanten erfüllt — hin» eingreift in ein organisches Gebilde feinen Menschentums, das uns in den Jahr» Hunderten erwachsen ist. Auch Wien ist vom „Fortschritt" bedroht, wie Florenz, wie Nom, wie Paris. Ich sprach von Schönbrunn als einem heiligen Symbol höchster Kultur: nun soll man von dort auf die Stadt schauen, wie sich ein gräuliches modernes Proletarier» viertel dazwischenschiebt und alle feinen Empfindungen verletzt.
Wollen die Wiener wirklich ihren höchsten Stolz darein setzen, ,,berlinerisch»ameri» lanisch" zu werden?! Verkehr zu bekommen? Ein „Nachtleben"? „Tüchtig" zu werden? Ganz wird es ihnen ja nie gelingen. Denn der alte Kulturboden bleibt ihm erhalten. Und um ganz in „Modernität" aufzugehen, um sich ganz dafür begeistern zu können, daß in einem Restaurant 6(K)l) Menschen speisen tonnen, daß alle zwei Minuten ein Stadtbahnzug fährt: dafür muß man so aller Tradition, aller Kultur, aller Qualitäten bar sein, wie der — New Volker.
Was ist uns Wien? Uns, die wir in der Wüste der modernen technischen Kultur leben?!
Nicht nur der Sonntag, an dem wir uns von der Misere des Alltagslebens er» holen. Nicht nur die Geliebte, die uns allen Neiz dieses Lebens verkörpert. Mehr: Wien ist uns — um tantisch zu sprechen — die regulative Kulturidee: an Wien und Wiener Art orientieren wir uns, wenn wir wissen wollen, was Kultur ist. An Wien erstarken wir wieder, wenn wir von Ekel über die moderne menschliche Entwicklung er» füllt werden.

Ich fürchte, ich fürchte: auch über Wien geht der verheerende Strom der modernen Aftertultur hinweg und reißt nieder, was wir lieben, zerstört, was wir wert hielten. Wie «r über Florenz, über Paris, über Brüssel hinwegstürzt. Dann freilich: wenn es sich darum handelt, welche Stadt die größte Zunahme, die meiste Industrie, den regsten Verkehr hat: dann wird Wien in Rückstand tommen. Dann wird es .rückständig" sein. Aber alles, was gut und wertvoll in uns ist, soll sich aufbäumen gegen diese Proletenhafte Umwertung der alten Kulturwerte. Alles, was gut und wertvoll ist in uns, soll immer wieder und laut bekennen: Kultur heißt Menschenschöpfung; heißt Schön» heit und Harmonie; heißt sinnvolles, geruhsames Leben; heißt Wien.

Und wenn wir uns zu dieser reinen Einsicht geläutert haben, dann erscheint uns das, was Wien noch besitzt, nicht als rückständig, sondern als hohes, bewundernswertes Ideal, von dem wir nur wünschen können, daß wir es in ferner Zukunft noch einmal wieder verwirklichen. Wenn die Untergrundbahnen und die Stratzenreinigung und die Tausend-Menschenlokale und die gute Staatsverwaltung das Ende der Kultur wären: dann wäre sie leinen Schuß Pulver wert.

Und darum sollten wir i-l unserem herzen beten: Gott erhalte Wien und Wiener Art und lasse uns allezeit ihrer froh werden und uns danach stieben, sie in uns zu lebendigem Leben zu erwecken.

Der Teufel aber soll die Kerls holen, die uns dieses Liebste und Schönste verekeln wollen, die mit ihren verbildeten und verblödeten Sinnen uns Afterwerte predigen, weil sie selbst zu dürftig und zu armselig sind, um das Wertvolle zu begreifen, selbst zu sehr Teilchen von einem Menschen, um noch Verständnis bewahrt zu haben für Ganzheit und Menschlichkeit.

Das wollte ich zur Ergänzung der hübschen Ausführung Felix Saltens sagen. Nicht weil ich glaubte irgend einen neuen »Beitrag- zur Erkenntnis des Wiener Wesens bei» bangen zu können. Das läßt sich nur zum kleinen Teil in Worten aussprechen. Das muß gefühlt, erlebt werden. Nein: um meintzerz zu erleichtern. Und dochauch, um anzudeuten,worauf man achten muß, wenn man über fo bedeutsame Dinge spricht. Und um des Bekenntnisses willen.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Viertes Vild. sSchiuhi

Eine Dachstube in einem einstöckigen Häuschen auf dem Lande. Blaugetüncht« Wände. Niedrige Fenster mit Geranien davor und kurzen, weihen Gardinen. Heiligenbilder an der Wand. Im Hintergrund steht ein schlichtes Bett, davor «in Kinderbettchen, in dem ein Kind liegt. Auf einer Kommod« stehen «in Soxhletapparat und Arzneigläser.

Erste Szene.

Clara (sitzt in schlichter Kleidung am Bettchen und singt mit leiser SNmme vor sich hin:

,<i« lief «in Knäblein in den Wald Das »näblein sprach: Wie sollt ich sein,
Gar munter und geschwind. Ich bin ja frisch und gesund!
Di« Mutter sprach: Kehr wieder bald Walbmännchen hat Beeren ohne Stein,
Und nasche nicht Beeren, mein Kindl Die schmecken so süh mir im Mund!
Und als die dunkle Nacht begann. Nicht schlief die Mutter dl« ganze Na
Da schlich es sich müde nach Haus. Sie weinte vor Kummer und tzarm;
Die Mutter sprach: Was hast du getan? Und als der junge Tag erwacht,
Du siehst ja so kümmerlich aus! hielt tot sie das Knäblein im Arm."

l, o
O 0
(Sie hat den Gesang mehrfach durch heftiges krampfhaftes Schluchzen unterbrochen und die letzte Strophe kaum zu Ende singen können. Vei dem Wort ‚tot" schrickt sie jäh empor und flüstert die letzten Worte nur noch mechanisch vor sich hin. — Darauf sich zusammenraffend) Nein, nein, soweit ist es noch nicht! (über das Vettchen gebeugt) 2s schläft ja nur! — Die Händchen — wie kühl! Aber es muß seine Tropfen bekommen! (sie geht zur Kommode, füllt einen Löffel aus einem Arzeneiglas, kehrt zum Vettchen zurück und flöht dem Kind die Medizin ein.) 2s schluckt die Arzenei und öffnet die Augen nicht — verzieht den Mund nicht kein Lächeln mehr! — (aufhorchend) Da kommt der Doktor! Endlich! Gott sei Dank! Gott fei Dank! (sie eilt zur Tür und öffnet. Auf die Treppe hinaus sprechend) Wer ist denn da? —Ach —Ihr seid es! Verhaltet Euch nur bitte ruhig!

Zweite Szene.

(Josef und Clse Neihner treten in durchnähten 'Reisekleidern ein. Clara.)

Josef (mit gepreßter Stimme): Ist das ein schauderhaftes Wetter! Und dieser Schmutz vom Bahnhof bis lnerherl

Else (gleichfalls leise fprechend): Wie geht es Dir denn, Clara?

Clara: Fragt nicht danach! Fragt nicht danach! Ich weiß ja nicht, wie es mir geht! Ich glaubte, es wäre der Doktor! Er hatte hoch und heilig versprochen, daß er um vier Uhr kommen werde.

Else (ist mit Clara zum Vettchen getreten und schrickt unwillkürlich zusammen): — Er schläft! — Wann war denn der Arzt zum letztenmal da?

Clara (über das VeUchen gebeugt): Aicht wahr? Nicht wahr? — Es steht schlimm! (schluchzend) 0 Gott! 0 Gott!

Josef (hat sich zögernd bis auf einige Schritt« genähert): Wenn das Kind schläft, dann wird es auch wieder zu Kräften kommen. Der Schlaf beweist, daß die Krisis überwunden ist.

Else: Wir können leider kaum eine halbe Stunde bleiben. Wir sind auf der Durch» reise ausgestiegen. — Warum läßt ihm der Arzt denn keine heißen Einwicklungen machen? Das Kind braucht Wärme!

Josef: Ich würde an Deiner Stelle dem Arzt lieber nicht ins Handwerk pfuschen!

Clara (kleinlaut): Ihr seid wohl gerade im Begriff, in die Sommerfrische zu fahren?

Else: Wir gehen auf sechs Wochen nach Marienweller. Die Kinder sind mit dem Mädchen gleich weiter gefahren.

Clara (über das Bettchen gebeugt): Jetzt öffnet es die Lippen. Seid einen Augenblick ruhig! Ich bitte Euch!

Josef: Was sagt denn der Arzt?

Clara (auffahrend): Daß dieser Mensch nicht kommt! Das ist Pflichtvergessenheitl Das ist Mord! hätte ich nur die geringste Vermutung, bei welchem Patienten er Zurückgehalten wird, dann liefe ich zu ihm hin . . . (sich plötzlich besinnend) Allmächtiger Gott im Himmel! Ihr müßt mich allein lassen! Zch bitte Euch, laßt mich gleich allein! Ihr habt ja gar keine Ahnung davon, was mir bevorsteht!

Josef (ist ans Vettchen getreten): Der ruhige Schlummer des Kindes setzt Dich in Schrecken, Clara. Laß ihn doch nur wenigstens noch so lange schlafen, bis der Arzt hier ist . . .

Clara (mit verhaltenem Aufschrei): Meine Mutter ist hier! In diesem Augenblick steigt sie am Bahnhof aus! Jetzt kann sie jeden Moment in der Türe stehen!

Josef: Deine Wutler?!

Clara (nimmt ein Telegramm vom Tisch und reicht es Joses): hier ist ihr Telegramm! — 0 Gott, o Gott!

Josef (reicht Else das Telegramm und liest, während es Llse in der Hand hält): »Zürich, 10. Juni — bin morgen Abend um vier Uhr bei Dir. Bitte, mich vom Bahnhof abzuholen. — Mama.'

Clara: Franz Lindekuh ist auf den Bahnhof gegangen, um meine Mutter, wenn sie aussteigt, so gut es ihm irgend möglich wirb, auf alles vorzubereiten. Euch beiden hat er sich natürlich nicht gezeigt, als Ihr ausstiegt.

Josef: Hast Du denn Deiner Mutter nicht ein Wort davon geschrieben, baß Du das »int» hast?
Clara: Hätte ich es ihr doch nur geschrieben! hätte ich ihr doch nur alles geschrieben! Dann wäre mir jetzt leichter zumute! Ich schrieb ihr nur um Geld und schrieb ihr meine jetzige Adresse dazu. Sie kommt auf meinen Vrief hin hierher, weil sie glaubt, daß ich nichts mehr zu beißen und zu brechen habe, und baß mich nur meine künstlerischen Ent» täuschungen davon abhalten, zu ihr nach tzause zu kommen. (Die Hände ringend) Allmächtiger Gott, allmächtiger Gott, wie trete ich meiner Mutter entgegen! — Aber es gibt da oben über uns keinen Gott! Das habe ich untrüglich erfahren! Es müßte denn ein Ungeheuer sein, dem das klägliche Aechzen meines armen verlassenen Kindes Musik in den Ohren ist! — (Sich wieder über das Bettchen beugend) Mein armes Kind! — Dein Erbrechen hat heute früh wenigstens nachgelassen. Aber wie schlaff Deine Aermchen sind! — Gewiß, gewiß, Du bekommst wieder etwas zu trinken! (zur Kommod« gehend) Kalte Milch mit Sodawasser.
Else (ihr folgend): Kann ich Dir etwas helfen, Clara?
Clara: Bitte, laß mich in Frieden. (Sie lehrt mit dem Trank zum Bettchen zurück und flöht ihn dem Kind ein.)
Else: Woran soll denn aber Lindekuh Deine Mutter am Bahnhof erkennen, wenn sie aus dem Zug aussteigt?
Clara (vom Bettchen aus nc.h vorn sprechend): An ihrer Verzweiflung!
Josef: Dieser Eisblock von einer Menschenseelel — Dem Linbeluh ist der Auftrag, Deine alte Mutter vom Bahnhof zu Vir hierher zu führen und sie auf dieses Wiedersehen vorzubereiten, ein Hochgenuß, für den er getrost zwei Jahre Gefängnis absitzen würde! Dein und Deines Kindes Leiden sieht sich dieser lieblose Mensch mit dem gleichen wonnigen Behagen an, mit dem die Bürgerschaft im alten Vom christliche Märtyrerinnen unter den Zähnen reißender Bestien verenden sah!
Clara (auffahrend): Da kommt jemand! hilf mir Gott, das ist meine Mutter!
Josef: Hoffentlich ist es der Arzt!
Clara (hat die Türe aufgerissen und spricht in den Vorplatz hinaus): Gott sei Dank, find Sie endlich, endlich hier!
Dritte Szene.
Dr. Schwarzlopf. Di« Vorigen. Dann di« Vermieterin.
Dr. Schwarzköpf (sich l«ines Havelocks entledigend): Nun erzählen Sie mir einmal aus» führlich, Fräulein hühneiwadel, wie es Ihnen denn nun heute eigentlich geht.
Clara (ist ans Bettchen geeilt): Kommen Siel Sehen Sie mein Kind! Wecken Sie das Kind aus dem entsetzlichen Schlaf! Es schläft schon zwei Stunden!
Dr. Schwarzkopf (ist ans Vettchen g«tr«t«n, befühlt das Kind von oben bis unten und sagt fortwährend ‚Hm — hm". — Sich aufrichtend): Jetzt rasch ein heißes Bad! (Zu Llse) Frau Professor, Sie sind schon so freundlich, mir hier ein wenig an die tzand zu gehen. Ich habe mich bei der Frau da unten im tzause eben schon erkundigt. Sie hat heißes Wasser bereit. Lassen Sie die Frau sofort einen Kübel voll heißes Wasser bringen! So heiß als möglich! Cs kann fünfundvierzig Grad Celsius haben!
Clse (hat Hut und Mantel abgeworfen): Gewiß, tzerr Doktor! Sofort! (Ab)
Dr. Schwarzkopf (zu Clara, di« weinend am Vettchen lniet): Nun seien Sie erst mal bis auf weiteres vollständig ruhig, Fräulein Clara. Der Verlauf dieser Krankheit hängt leider mehr vom Charakter der herrschenden Epidemie als von der ärztlichen Behandlung ab. (dem Kind die Brust reibend) Geben Sie acht, gleich wird das Kind wieder schreien.
Clara (die Hände ringend): Wusitl Musik! — Was habe ich um deinetwillen auf Gottes Welt schon ausgestanden!
Dr. Schwarz topf (zu Josef): Als ich eben noch einen Krankenbesuch im Dorfe machte, lief mir unversehens Franz Lindetuh über den Weg. Ich fragte mich: Was hat denn der nur! Cr befand sich in der unglaublichsten Aufregung. Er sagte, er müsse rasch jemanden vom Bahnhof abholen.

u c»
Josef: Franz Lindeluh hat immer irgend jemanden zur Hand, den er im ungeeignetsten Moment vom Bahnhof abholt! Dieser schadenfrohe Menschenverächter glaubt, wir alle, die wir uns hier auf Erden in den furchtbarsten Qualen winden, seien von Vott nur dazu geschaffen, um ihm durch unfere Gefühlsäußerungen die Zeit zu vertreiben. — (Clara den Kopf streichelnd) Clara, Du muht Deiner Mutter mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein ent» gegentreten! Du mußt ihr mit unnahbarem Stolz in die Augen sehen; dann ist Deine Mutter glücklich, Dich wieder zu haben!
Dr. Schwarzlopf: Mut, Fräulein Clara! — Wenn die Gewebe nur erst wieder eine gewisse Sättigung zeigen und das Vlut wieder kräftig durch die Adern strömt! (Else Rechner und die Vermieterin tragen «inen Kübel dampfenden Wassers herein, den sie in die Witt« des Zimmers setzen.)
Else: Das Bad wird ihm gut tun. (den nackten Arm im Wasser) Alles Kochsalz, das in der Küche war, haben wir hineingeschüttet. Das Salz wird ihm doch wohl nicht schaden, Herr Doktor?
Dr. Schwarzkopf (am Bettchen, gedämpft): Es ist nichts mehr zu wollen. Das Kind ist tot.
Clara (schreit jämmerlich auf.)
Dr. Schwarztopf (nimmt st« in die Arme und richtet sie sorglich empor): Nun kommen Sie, Fräulein Clara! Der Patient find jetzt Siel Wir haben jetzt sehr ernst miteinander zu sprechen, und wir haben noch sehr, sehr viel miteinander zu sprechen. Schreien Sie nur, so laut Sie schreien mögen! Tun Sie sich uns gegenüber nicht den geringsten Zwang an! Weinen Sie sich jetzt aus, so viel und so heftig Sie nur weinen können! — (zu der Vermieterin) Tragen Sie das Wasser wieder hinunter!
Die Vermieterin (nimmt den Kübel mit Wasser vom Boden auf und trägt ihn hinaus).
Dr. Schwarzkopf (tllara, die ihr Gesicht wimmernd an seiner Brust birgt, den Kopf streichelnd): Nur weinen! Hecht viel weinen! — Sehen Sie, Fräulein Clara, wenn man so liebe und so treue Freunde in dieser Welt sein eigen nennt wie Sie, bann ist es ja unmöglich, daß es einem in Wirklichkeit einmal schlecht geht! Glauben Sie mir, Fräulein Clara, daß ich aus meiner Erfahrung weiß, wie das wirkliche Unglück aussteht! Dagegen gehatten find Ihre Erlebnisse Dilettantismus! — Aber «8 schüttelt Sie eben doch, es reißt Sie innerlich zusammen, es würgt Ihnen den hals ein! — Dafür haben Sie eben augenblicklich auch all Ihr aufgepeitschtes Blut im Kopf! — Weinen Sie n»r, wir bleiben bei Ihnen! Sie müssen sich jetzt erst wieder vollständig gesund und vollkommen glücklich fühlen; was Sie in den letzten Wochen erlebt, muß Ihnen ganz und gar aus dem Gedächtnis entschwunden sein, bevor wir Sie aus unserer Gefangenschaft entlassen! — So, und jetzt setzen Sie sich, bitte, in diesen Polstersessel, (tir hat einen Strohstuhl zurechtgerückt und läht tllara sich darauf nieder» setzen. Ihr forwährend Vesicht und Hände streichelnd): Sehen Sie, Fräulein Clara, Sie haben — genau betrachtet — wlrklich ein ganz unverhofftes Glück gehabt! An Ihrer Stelle würde ich dem lieben Gott aufrichtig für seine barmherzige Fügung danken. Das Kind, dessen Verlust Ihnen jetzt noch so erbarmungslos das herz zerfleischt, das liebe Kind wäre in dieser Welt doch niemals glücklich geworden! Ich als Arzt kann Ihnen die Versicherung geben, daß das herzige, gute Geschöpfchen, ohne es zu ahnen, den besten Weg gewählt hat, der ihm zum Glück offen stand. — Weinen Sie, Fräulein Clara! — Weinen Sie, wir haben Zelt.
Else (gedämpft): Unter diesen Verhältnissen, Josef, weiden wir heute doch jedenfalls noch bei ihr bleiben müssen!
Josef (ebenso): Selbstverständlich bleiben wir hier! Es ist mir unbegreiflich, wie Du daran zweifeln kannst!
Dr. Schwarztopf (tllara den Kopf streichelnd): Weinen Sie jetzt nur ruhig so Wetter,
(er geht zu Josef hinüber und sagt leise, aber mit Nachdruck) Das Mädchen darf diese Aacht unter temen Umständen allein bleiben! Wie ich eben bemerkt habe, hat sich ein äußerst bedrohlicher herzklappenfehler bei ihr entwickelt, der ihrem Leben bei der allergeringsten Aufregung ein Ende machen kann.

Josef (während Else zu Llara hinübergeht): Es versteht sich ganz von selbst, Herr Doktor, daß wir die nächsten Tage hier bleiben. Aber was geschieht jetzt mit dem Kind — mit der Leiche, meine ich? Man muß die Unglückliche doch jedenfalls baldmöglichst von dem traurigen Anblick befreien.
Dr. Schwarztopf: Das muß natürlich das erste sein, (leinen Havelock anziehend) Ich schicke jetzt gleich die Vermieterin von unten herauf, damit sie das Kind möglichst unausfällig hinausträgt. Derweil stelle ich auf der Gemeindetanzlei den Totenschein aus und beforge beim Tischler einen kleinen Sarg. Sobald es duntel geworden ist, tragen wir, Sie und ich, das Kind dann zur Leichenhalle hinaus. Ich muß Sie aber noch einmal darauf aufmerksam machen, Herr Professor, bewahren Sie das Mädchen vor jeder Art von Aufregung! Ich halte es für sehr gut möglich, daß sich der herztlappenfehler unter dem Einfluß einer guten Pflege wieder zurückbildet. Aber bei der Heftigkeit, mit der er sich augenblicklich geltend macht, würde die geringste feelifche Erschütterung den sicheren Tod zur Folge haben. (Hm die Hand drückend) Auf Wiedersehen! Für die nächste Nacht bekommt sie ohne ihr Wissen ein unschädliches Schlafmittel zu trinten.
Vierte Szene.
Frau Oberst Hühnerwadel. Franz Llndekuh. Die Vorigen.
Frau Oberst («in« hochgewachsene Dam« von sechzig Jahren öffnet die Tür und sagt): In dieser jämmerlichen Dachkammer!
Elara (mit einem Aufschrei emporfahrend): Da ist meine Mutter!
Frau Oberst (ist rasch auf sie zugeeilt und schließt sie in die Arme): Mein Kind! Mein inniggeliebtes Kind! So habe ich Dich endlich wieder!
Elara (gleitet wimmernd an ihr herab, bis st« mit dem Gesicht den Boden berührt): Mutter! Meine Mutter! — Ich bin ja nicht wert, Dir die Füße zu küssen!
Frau Oberst (richtet sie zärtlich auf): Ermanne Dich, mein Kind! Wirf Dich vor Gott in die Knie! Ich bin Deinesgleichen, Dein Fleisch und Blut, Deine Mutter! Ich weiß ja alles, was Du mir zu sagen hast: weiß alles, was Du gelitten hast! Nimm Dein Kind in den Arm und komm! Du und Dein Kind, Ihr werdet die glücklichsten Tage bei mir haben!
Elara (aufschreiend): Mutter, mein Kind ist tot! (zum Bettchen eilend): hier liegt mein Klndt Es ist kalt! Es hat keine Spur von Wärme mehr in sich! Mutter, was ich um dieses Kind gelitten habe, das hast Du um mich nicht gelitten, als Du mich gebarst! Und jetzt ist es hin! Alles hin! Alles, alles hin!
Frau Oberst (zum Bettchen gehend und sich in mahlosem Erstaunen zu Lindeluh zurückwendend): Das Kind ist tot?! — Und das verschweigen Sie mir?!
Lindekuh: Das Kind, gnädige Frau, war, als ich vorhin von hier fortging, um sie vom Bahnhof abzuholen, noch am Leben.
Frau Oberst (da« «ind befühlend): Und jetzt ist es eine Leiche!
Dr. Schwarztopf: Das Kleine ist vor zehn Minuten einem äußerst heftigen Magen» und Darmtatarrh erlegen. Ich Hütte ihm noch eine Kampfereinspritzung gegeben, aber der rasche Verlauf ließ mir leine Zeit mehr dazu.
Frau Oberst: Elara, Elara, jetzt erfaßt mich ein Grauen vor Vir!
Elara (noch immer weinend): Was Haft Du, Mutter?
Frau Oberst tzu Lindekuh): Nührt Sie denn diefes Unglück nicht?!
Llndeluh: Ich bin erschüttert.
Frau Oberst: Erschüttert find Sie? — Der Tod dieses Kindes läßt Sie so gleichgültig, als wäre in Ihrer Abwesenheit ein« Kirsche vom Baum gefallen!
Lindetuh: Gnädige Frau ...
Frau Oberst: Aeden Sie mich nicht mehr an! Ihre Ausdrucksweise verwandelt einem dos Blut in Eislörnerl Ich habe bei uns zu Hause schon die empörendsten Ruchlosigkeiten als Ihre Lebensauffassung erzählen hören, aber das Entsetzen, das Ihr persönliches Er»

scheinen in die Welt bringt, übertrifft die furchtbarsten Vorstellungen, die man sich von Ihnen gemacht hat!
Clara (aufspringend): Mutter, geh um Gottes Barmherzigkeit willen, woher Du gekommen bist! Laßt mich alle, alle allein! Ich werde sonst wahnsinnig!
Frau Oberst: So weit hat Dich also sein Satanismus glücklich gebracht! Sei ruhig, mein Kind; ich sage kein böses Wort mehr über Deinen Liebsten. (Zu Llndetuh): helfen Sie mir doch jetzt wenigstens, mein armes Kind zu beruhigen!
Llndetuh (sucht Llara zu beruhigen): Die Majestät des Todes gebietet uns zu schweigen.
Clara (sich losreihend): Wo ist diese Majestät?! Die Qualen eines Tieres gebieten Chr» furcht! Welcher Mensch wäre so roh, ein Tier zu verspotten, das auf der Schlachtbank liegt?! Aber die Qualen, die mich zerfleischen, die mich zu Boden reißen, werden lächerlich! Die Leiche meines Kindes, das ich vor einer Stunde noch lebend an meiner Brust hielt, schickt sich an, lächerlich zu werden! Meine tzöllenschmerzen verkehren sich in Lächerlichkeit! In gemeinen Schmutz! Das ist übermenschliche, das ist überirdische Grausamkeit! Wo finde ich einen Ausweg?! Mich packt ein namenloser Ctel vor dem schauerlichen Los, unter schallendem Hohngelächter zu Tode gefoltert zu werden!
Dr. Schwarzkopf (nimmt sie besänftigend in die Arme): Weinen Sie, Fräulein Clara! — Das ist ein Unglück, das ich bei jedem Trauerfall erlebe, daß das Unglück gerade im unglück» lichsten Moment lächerlich wird. (Sie zum Sitzen nötigend): Auhen Sie sich jetzt aus! Ich muh Sie bei Ihrem Leben darum beschwören!
Frau Oberst (mit äuhcrster Zurückhaltung): Mit dem besten Willen, mein teures Kind, konnte ich nicht ahnen, daß den Menschen, die an Deines Kindes Totenbett stehen, Dein unseliges Geschick ein Geheimnis ist. Gibt es denn keine Möglichkeit, mit Dir allein zu sein?!
Josef: Ich war drei Jahre hindurch der Lehrer Ihrer Tochter.
Frau Oberst: Herr Professor Meißner?
Josef: Ich bin mit meiner Frau auf der Durchreise ausgestiegen. Wir sind auf dem Wege in die Sommerfrische.
Frau Oberst: haben Sie Dank dafür. Wein Kind pries mir in jedem Brief die außer» ordentlichen Vorzüge Ihrer Gesangsmethode.
Clara: Mutter, Mutter . . .
Frau Oberst (eilt zu ihr): Was ist Dir, Kind? Ich hoffe doch, Dein Lehrer wirb Schweigen bewahren über die Schrecknisse, die er hier mitangesehen hat.
Josef (in aufrichtiger Zerknirschung): Meine Antwort, gnädige Frau, bleibt mir in der Kehle stecken.
Glse (eindringlich): Ich bitte Dich, komm.
Frau Oberst: Ihre Frau Gemahlin wird ungeduldig! Gehen Sie denn. Aus vollem herzen danke ich Ihnen für alles, was Sie in den drei Jahren an meiner Tochter getan haben!
Clara (rennt in Verzweiflung auf und nieder): Reiß doch lieber mein totes Kind aus dem Vcttchen dort und tritt ihm vor meinen sehenden Augen den Kopf entzwei! Drei Jahre lang habe ich, ohne zugrunde zu gehen, das gräßlichste Unglück ertragen, das einem Weib beschieden sein kann! Aber das war zu wenig! Wir war noch aufgespart, all meiner Leiden wegen verhöhnt und verspottet zu werden! Mich bemitleidet niemand mehr! Aus dem Umkreis menschlicher Gefühle bin ich hinausgestoßen! In den eiskalten Weltenraum gestoßen! Das irdische Denken reicht nicht bis zu dem Gedanken, daß es solche Qualen gibt! Die armselige, die anspruchslose Würde, die jedem Unglück verbleibt, ist meinen Höllen» schmerzen geraubt! Am Schandpfahl erdulde ich meine Qual! Was ich in den drei Jahren alles erlebt und erlitten habe, ist einfach lächerlich! Und kein Erwürgen ist möglich! Kein Selbstmord! Dazu sind meine Höllenschmerzen zu lächerlich! Gelächter, wohin ich mich Wendel Gelächter über mich! Gelächter! Mein totes Kind sehe ich über mich lachen! Sein Vater wendet sich ab, weil er das Lachen kaum verbeißen kann! Ich selber . . .! Oh! (indem sie in fürchterlichstem Schmerz aufheulend zu Boden bricht): Die Menschen bekommen Krämpfe vor Lachen, wenn sie die Geschichte meiner Leiden hören!

Dr. Schwarzkopf (leise zu Josef): Ich bitte Sie, tzeri Professor, gehen Sie jetzt, ohne sich zu verabschieden.
(Josef und 2lf« ab.)
Frau Oberst (für sich): hätte ich mein Kind doch nur erst unter freiem Himmel!
Dr. Schwarzkopf: Frau Oberst, ich erwarte jetzt die tatkräftigste Entschlossenheit von Ihnen! Für die Bestattung dieses unglücklichen Wesens werden Herr Lindekuh und ich Sorge tragen. Nehmen Sie Ihre Tochter, wenn Sie ihr Leben retten wollen, besinnungslos, wie sie daliegt, vom Boden auf und bringen Sie sie, ohne sie zur Besinnung kommen zu lassen, zur Bahn! Dann fahren Sie ohne Aufenthalt mit ihr in die Schweiz und pflegen Sie sie bei sich zu Hause so gut, wie man ein todkrankes Kind nur irgendwie Pflegen kann!
(Clara vom Boden aufhebend): Stehen Sie jetzt rasch auf, Fräulein Clara! Sie haben dringend Luftveränderung nötig! («in« wollene Deck« von ihrem Bett nehmend): Wickeln Sie sich fest in diesen Neiseplaid, und nun gehen Sie mit Ihrer lieben Mutter! Herr Lindekuh und ich kommen Ihnen gleich nach, um Ihnen die Fahrkarten zu besorgen! halten Sie sich nicht mehr auf, meine Damen! (Er geleitet die Damen hinaus. — Zurückkommend zu Linbeluh): Ihre ritterliche Haltung, die Sie als der zu Unrecht Beschuldigte beibehielten, hat mir die größte Hochachtung vor Ihnen eingeflößt.
Llndekuh: Die kann ein Lied singen! ^Schluß.)

Ein Frauenschicksal aus der Renaissance.

Nach einer italienischen Chronik*)

übersetzt von

Friedrich von 0pveln»Vronitowski.

^^einrich von Aragonien, Marchese von Gera«, ein natürlicher Sohn des Königs V^H Ferdinand I. von Neapel*') und dem Sorrentiner Edelfrüulein Diana Guardati, ^^ ehelichte Polixena Centilla, Tochter des Marchese Antonio von Corrone, die ihm vier Kinder schenkte: Don Ludwig, der dem Vater in der Herrschaft folgte, dann aber Priester und später Kardinal wurde und das Erstgeburtsrecht seinem Bruder Don Carl abtrat, ferner zwei Töchter, Katharina, die den Grafen GentU« Orsini von Nola heiratete, und Johanna, die Alfons Piccolomini, Herzog von Amalfi, die Hand leichte. Sie wurde schon nach Jahresfrist Witwe, verwaltete aber das Herzogtum für ihren nachgeborenen Sohn Alfons, ungeachtet ihrer großen Jugend, mit Umsicht und Gewandt» heit. Es begab sich aber, daß Antonio Bologna, ein neapolitanischer Edelmann, der im Hofstaat vieler Großen und zuletzt dem unglücklichen König Friedrich von Neapel ge» dient hatte, von der Herzogin zum Haushofmeister ernannt wurde. Er genoß großes An» sehen, war geschickt in Geschäften, ein guter Reiter und wußte herrlich zu singen und die Laute zu schlagen. Die Herzogin, die sich nicht wieder verheiraten wollte, damit ihr Sohn nicht in fremde Hände käme, erkannte seinen Wert vor all ihren Untertanen wohl und entbrannte in Liebe für ihn. Sie faßte den Gedanken einer geheimen Heirat, die fie später einmal, wenn die Zeit kam, offenbaren wollte; und so ließ sie den Bologna eines Tages zu sich bescheiden und sprach also zu ihm:

') Pariser Nationalbibliothek, Ital. Fol. 296, früher im Besitz des berühmten Romanciers und Psychologen Henri Beyle (de Stendhal), von dessen Erben es die Nationalbibliothel erwarb.
—) Ferdinand I., König von Neapel, natürlicher Sohn Alfons' V. von Aragonien, 1458—14!».

»Wenn ich einen anderen vor mir hätte, als dich, oh, Antonio, so würde ich mich de»
denken, dir zu sagen und tund zu tun, was ich beschlossen habe. Doch da ich weiß, wie
verschwiegen und verständig du wärest am Hofe Alfonsos, Fliederichs und Ferdinands,')
so hoffe ich zuversichtlich und glaube gern, baß du nach Anhören meiner ehrsamen Gründe
meine Meinung teilen wirst. Wie dir bekannt ist, ward ich in sehr jungen Jahren Witwe
und habe bis auf diesen Tag so in Ehren gelebt, daß mir niemand das geringste vor»
werfen tonnte, Wedel über meinen Wandel, den du mich täglich führen siehst, noch was
die Verwaltung des Herzogtums betrifft. Wenn mein Sohn einmal die Herrschaft antritt,
wird er sie in besserem Stand übernehmen, als mein Gatte sie mir überlassen hat. Ich
habe fünfzehntausend Scudi Schulden") bezahlt, die mein Gemahl in den vergangenen
Kriegen gemacht hatte, so daß der Besitz jetzt schuldenfrei ist. Aber wenn ich mir vor»
genommen hatte, stets Witwe zu bleiben und mich nur der Verwaltung des Herzogtums
zu widmen, so habe ich nun meinen Vorsatz geändert und halte es für besser, mich wieder
zu vermählen, — anstatt wie viele zu tun, die Gott beleidigen und durch schlechten
Wandel Aergernis erregen, indem sie sich Liebhabern ergeben. Aber zu meinem Leid»
wesen tann ich teine standesgemäße Ehe eingehen, die mir ehrbare Liebe erlaubt«; es ist
gegenwärtig tein Varon, der ein Weib freien müßt«, und so fiel es mir nach reiflichem
Erwägen ein, dich zum Gatten zu nehmen. Aber um dem Gerede des Volks zu ent»
gehen und es nicht mit meinen Brüdern, insonderheit dem Kardinal, zu verderben,
wünsche ich es geheim zu halten, bis der Tag kommt, wo ich es ohne Gefahr für mein
Leben veröffentlichen kann; und wenn ich nicht Herzogin bleiben kann, so will ich mich
begnügen, als Edeldame zu leben. Aber was sagst du dazu, Antonio?"
Er küßte ihr freudestrahlend die Hand und entgegnete:
‚Ich lobe Eure Meinung und ich erbiete mich nicht nur als Gatte, sondern auch als ge»
treuer und folgsamer Knecht."
Nachdem sie sich derart einander versichert hatten, reichten sie sich im geheimen die Hand.
Die Herzogin hatte eine vertraute Kammerfrau, die um ihre Liebe wußte; die rief sie
und traute sich dem Bologna in ihrer Gegenwart an. Die Ehe blieb Jahre hindurch ge»
heim und als die Herzogin eines Tages ein Kind gebar, nannte Bologna es Friedrich
im Andenken an den unglücklichen König, dem er bis zu seinem Tode in Frankreich treu
gedient hatte. Dann gebar sie ein bildschönes Mädchen; aber durch eine Unvorsichtig»
keit ward diese Geburt ihrem Hofstaat bekannt, und das Gerücht drang bis zu den Ohren
des Kardinals und des Marchese, ihrer Brüder. Diese sandten nun täglich unter mannig»
fachen Vorwänden Leute an sie, um der Sache auf den Grund zu kommen, und da
Bologna an der Verschwiegenheit der Kammerfrau zweifelte, sprach er also zu der Herzogin:
„Herrin, Ihr wißt, daß Eure zweite Niederkunft Euren Brüdern zu Ohren gekommen
ist, und daß fie es «Uig haben, alles zu erfahren, und so fürchte ich, daß sie Verdacht
auf mich haben und mich eines Tages werden ermorden lassen. Ihr kennt ihre Gemüts»
*) Alphons II. war seinem Vater Ferdinand I. gefolgt, als dieser 1494 während der
französischen Invasion staub, dankte aber nach wenigen Monaten zugunsten seines Sohnes, des oben
genannten Ferdinand II., ab, während Alfonsos jüngerer Bruder Friedlich nach dem Tode seines
Neffen Ferdinand II. (ltzW) die Aegierung antrat. Er starb 1504 in französischer Gefangenschaft.
—) D. h. 60 000 Mark nach damaligem Gelbe, dem heutigen Geldwert nach etwa 300 000 Marl.

ait besser als ich und wißt auch zur Genüge, wie der Kardinal zu handeln pflegt. Und da ich glaube, daß er auf mich ergrimmter sein muß als auf Euch, so bin ich entschlossen, nach Neapel zu gehen, meine Geschäfte zu ordnen und dann nach Ancona überzusiedeln, wohin ich Gelegenheit habe, mein« Einkünfte überweisen zu lassen; dort werde ich bleiben, bis der Verdacht aus dem Geist Eurer Brüder gewichen ist.'

Es wurden noch viele Worte gewechselt, aber schließlich reiste Bologna zum großen Schmerze der Herzogin ab und ging mit seinen Kindern nach Ancona, wo er sie sorg» fältig erziehen ließ. Die Herzogin gebar noch ein drittes Kind, aber die Sehnsucht nach ihrem geliebten Antonio und die Furcht, daß auch dies letzte Ereignis den Brüdern zu Ohren kommen tonnte, bestimmten sie, zu ihrem Gemahl zu reisen und als Privatperson mit ihm in Ancona zu leben. Als sie aber sah, daß der Zorn der Brüder sich in Wut de» wandelt hatte, erklärte sie, ein Gelübde an die Madonna in Loreto erfüllen zu wollen, und brach mit großem Gefolge dorthin auf, ihren Sohn, den künftigen Herzog, in guten Händen zurücklaffend. Nachdem sie der Madonna von Loreto reiche Gaben dargebracht hatte, erklärte sie ihrem Hofstaat: „Wir sind nur fünfzehn Meilen von Ancona ent» fernt, welches eine sehr schöne Stadt sein soll. Auf, laßt uns gehen und sie ansehen."

Das Gefolge fügte sich ihrem Willen. Als der Zug Ancona nahte, ritt ihr Bologna mit vielen Edelleuten aus der Stadt entgegen, um fie einzuholen. Er sprang vom Pferde, küßt« ihr die Hand und führte fie in seinen prächtig geschmückten Palast, wo ein Fest» mahl ihrer harrte. Bach dem Wahl« nahm die Herzogin die Waste ab, ließ all ihr In» gesinde in den Saal treten und begann:

„Die Zeit ist gekommen, Ihr meine Edelleute und anderen Diener, Euch zu offenbaren, was bisher nur Gott offenbar war. Da ich Witwe bin, so schien es mir recht, mich wieder zu vermählen und den zum Gatten zu nehmen, der mir der liebste war. Vor mehreren Jahren freite ich im Beisein dieser meiner Kammerfrau den Herrn Antonio Bologna; «r ist mein rechtmäßiger Gatte und ich werde mit ihm leben. Bisher war ich Herzogin und Ihr wäret mir treue Vasallen und Diener; dienet in Zukunft ebenso treu meinem Sohne, dem Herzog, und geleitet jetzt meine Frauen nach Amalfi zurück. Ich habe meine Gaben für sie vor der Abreise im Kloster des hl. Sebastian niedergelegt und will nur meine Kammerfrau behalten. Wenn einer der Diener bei mir bleiben will, so soll er es gut haben; um es kurz zu machen: ich lege meine Würde als Herzogin nieder, um mit Herrn Antonio ins Privatleben zu treten."

Das Gefolge war erstaunt ob dieser Bede und mehr noch, als Bologna ihm den Knaben und das Mädchen zeigte, das er von der Herzogin hatte. Außer der Kammerfrau und zwei Dienern lehrten alle nach Amalfi zurück, und ein Edelmann begab sich nach Bom, um dem Kardinal von Aragon Bericht zu erstatten. Dieser tonnte den Schimpf nicht er» tragen: er wandte sich an den Kardinal von Mantua, Sigismund Gonzaga, der unter dem Pontifilat Julius II. päpstlicher Legat in Ancona war, und bat ihn, das Paar ausweifen lassen, wie es auch geschah. Bologna verschaffte sich durch einen Freund «inen Freibrief von der Slgnoria von Si«na, um dort mit feiner Familie zu leben; doch die Brüder der Herzogin verständigten flch mit den Häuptern der Signoria, und Bologna

in A??/?/^en?
wandte sich nun mit der Gattin nach Venedig, um den Nachstellungen ihrer Brüder ^u entgehen. Unterwegs in der Nomogna, unfern Forli, sahen sie sich plötzlich von einem großen Neltertrupp verfolgt. Bologna und sein Sohn Friedrich waren gut beritten, aber die Herzogin sah mit ihren beiden kleineren Kindern in einer Sänfte. Sie ermahnte ihn zu entfliehen; für sich wie für ihre Kinder hatte fi« keine Furcht. Da nahm er mit vielen Tränen Abschied und entfloh mit Friedrich und vier Dienern. Die Verfolger, denen er entgangen war, nahmen die Herzogin gefangen, und ihr Anführer fagte: .Frau Herzogin, Ihre Vrüder haben mich gesandt, Euch heimzuführen, damit Ihr die Erziehung Eures Sohnes, des Herzogs, wieder übernehmt und nicht von Land zu Land herumstreicht, indem Ihr den falschen Worten des Bologna traut, der Eurer satt ist und Euch gern im Stich lassen würde. So seid denn guten Mutes und zürnet nicht über das was geschehen muh, wie es unsere Pflicht erheischt."
Bei diesen falschen Worten des Hauptmanns ergab sich die Herzogin in ihr Los und kehrte mit den Reitern nach Amalfl zurück. Aber statt zum Herzogsstuhl, ward die Aermste ins Kastell gefühlt und mitsamt ihren Kindern und der treuen Kammerfrau elend «rdrofselt, und ihre Leichen wurden heimlich begraben.
Antonio wandte sich mit seinem Sohn und den Dienern nach Malland und fand ein Obdach für wenige Tage bei Silvio Savelli, welcher das Kastell von Mailand im Namen Maximilian Sforzas befehligte, nachdem die Franzosen es im Jahre 1512 geräumt hatten. Als sein Gastfreund zur Belagerung von Eremona ausrückte, lebte Bologna im Hause des "Ritters Visconti und war guter Dinge. Inzwischen liehen die Vrüder der Herzogin seine Güter in Neapel unter allerhand Vorwünden einziehen. Auch unter» hielten sie Verkehr mit den verbannten Neapolitanern in Mailand. Bologna erfuhr davon durch feine Freunde, doch hoffte er die Brüder der Herzogin eines Tages zu besünf» »igen; ahnte er doch nicht, dah sie mit den Ihren in Amalfi erdrosselt worden war. Eines Tages sagte ihm Visconti und dessen Gattin, sie wüßten bestimmt, dah die Brüder der Herzogin Leute nach Mailand entsandt hätten, um ihn zu ermorden. Er dankte ihnen für diese Warnung, ertlärte aber, er befände sich nach den Nachrichten, die ihm aus Neapel geworden seien, in Mailand vollauf sicher; seine Güter seien zwar konfisziert worden, aber die Brüder seien nicht mehr erzürnt auf ihn und würden ihm seine Gattin in Bälde zurücksenden.
Eines Tages im Jahre 1512, als Bologna nach seiner Gewohnheit zur Messe nach San Francesco ging, von zwei Dienern begleitet, wurden alle drei von dem Hauptmann Daniel Bazzato und drei Gefährten elendiglich ermordet; die Mörder verliehen den Tat» ort ungehindert. Die Leiche wurde in das Haus des Visconti gebracht, der sie mit großem Prunk begraben lieh, und der junge Friedrich wurde nach einer Neihe von Jahren, als der Grimm der Brüder verraucht war, mit gutem Geleit nach Neapel gesandt.

Gedichte von Elisabeth Paulsen.

Lebenslied.

Mein Leben rinnt und sickert
durch meine Hände hin.
Ich frage Gott oft bange
nach meines Lebens Sinn.
Ich bin ein Flötenspielen
zur Nacht. Es tönt sehr zart.
Wer spielt mich denn?
Gott selber—auf bange Menschenart.

Gefällte Bäume.

Der Hain metner Jugend
steht grün.
Die Kastanien
»ollen schon blühn.
Ich aber sehe
mit stockendem herzen
ihre Kerzen
langsam erglühn.
Denn nicht zu Auferstehungstagen
leuchtet ihr Schein;
bald wird der ganze hohe Hain
abgeschlagen.
Ach! all die Wipfel tragen
drangvoll dicht
in diesen hellen Tagen
ihr eigenes Sterbelicht.
Alle Bäume find schon gezeichnet,
die fallen sollen.
Ich tann ihre wundervollen
Kronen,
in denen Singvögel wohnen,
nicht schützen.
Ich glaubte sie alle zu besitzen,
alle die Vögel, alle die Bäume,
so sicher wie die lieben Träume,
die sie mir schenkten tagaus, tagein,
mir allein.
Mit jedem Baum, der fällt,
Verarmt meine Welt.
Morgen vielleicht
dröhnt der Axtschlag schon.
And dein Bild entweicht
mit jedem Schlage,
und dein Bild verbleicht
mit jedem Tage,
du meiner Jugend Sonnenstrahlen»
thron!

Einst ritzt ich mein herz
in die Ainde dir ein.
Scharf war das Messer,
turz deine Pein.
Lieber Baum,
ich gab dir mein herz zu tragen.
Lieber Baum,
ich tonnt' es allein nicht tragen.
Wohl netzte ein Tröpflein

Saft meine Hand,
und ich empfand
mich graufam.
Aber es war doch
mehr meine Pein;
die grub sich dir
ins Mark hinein.
Mein Herzbaum l
mein einsames herz in der Welt
fühlt jetzt den Axtstreich,
der dich füllt.

186 55?5/?s^e-5?
2 »
0 0
Max Liebermann.'
Von tzugo v. Tschudi.
I^^s^on allen Vorwürfen, die man der Kunst ^icbcrnmnns zu machen pflegt, scheint H mir einer besonders ungerecht. Er betrifft den Mangel eines seelischen Ver» hältnisses zu dem Stoff, der diesem Künstler eigentümlich sein soll. Nicht nur ungerecht ist solcher Vorwurf, sondern auch töricht, weil er gerade eine Stärke des Meisters gänzlich mißtennt.
Es gibt Künstler, die von einer Idee, einem gegebenen Inhalt ausgehen und diesem die Form suchen. Es gibt wieder solche, die sich zwar von der Form anregen lassen, aber diese nachträglich für das sentimentale Bedürfnis des Publikums mit einem literarischen Aufputz versehen. Alle diese werden als die wirtlich seelenvollen Künstler von der großen Menge geschätzt, die immer einen Inhalt jenseits des Sicht» baren verlangt, und für die die Welt erst da beginnt, wo der Körper aufhört.
Von dieser Art Seele ist freilich bei Liebermann, von einigen feiner früheren Bilder abgesehen, nichts zu finden. Form und Inhalt, Körper und Seele fchließen sich in feinen Werken zu einer festen Einheit zusammen.
Nichtig ist, daß Liebermann seinen Stoff nicht um der stofflichen Interessen willen wählt. Er wählt als Künstler, weil die formalen Qualitäten des Stoffes ihn zur Gestaltung reizen. Nie aber ist ihm der Stoff der gleichgültige Präger optischer Erscheinungen. Mit der ganzen Intensität seines leidenschaftlichen Temperamentes erfaßt er das Objekt, um dessen innerstes Wesen zum Ausdruck zu bringen. Des Kunst» lcrs Seele, die die Seele des Gegenstandes sucht. Nein artistische Erwägungen spielen hierbei eine so geringe Volle, daß die Seite der farbigen Nuanciertheit neben den zeichnerischen Elementen, auf denen die Ausdruckskraft beruht, zuweilen zu kurz kommt. Nicht diejenigen, die seelischen Gehalt fordern, sondern die Anhänger der I att pc>ur I'art könnten Einwendungen erheben.
Mese Prägnanz des Ausdrucks sucht Liebermann ebenso in den Linien des Nanmcs, dem er eine so große Beredsamkeit zu geben weiß, wie in den Bewegungen der Körper, die er mit reichstem Leben erfüllt, wie in den Zügen der menschlichen Physiognomie.
Am sinnfälligsten wird sein leidenschaftliches Werben um den Ausdruck in den Porträts, weil hier die Faktoren zur Sichtbarmachung des seelischen Inhaltes zahlreich und leicht verständlich sind. Mit zunehmender Meisterschaft gewinnt er eine Fähigkeit lebensprühender Darstellung der Persönlichkeit, die der» jenigen eines Frans hals in nichts nachsteht. In Bewegung und Mienen» spiel scheint er die letzten Möglichkeiten der Charakterisierung zu erschöpfen, und mit kaum bemerkbaren Ueberlreibungen der Form gibt er frappante
*) Des späten Eingangs wegen an dieser Stelle.

psychologische Aufschlüsse. — Ja, einige Bildnisse aus Liebermanns letzter Zeit, in denen die Lebendigkeit des sprechenden Ausdruckes nur noch durch die Karikatur, bis an deren Grenze sie gehen, übertroffen werden kann, verraten ein Ungestüm des Wollens, wie einst Donatello die wilden Meißelhiebe, die die Natur des Zaccone aus dem Marmor holten, mit dem Zunif begleiten ließ: Sprich, sprich, bis du Blut spuckst.')
Diesem Streben, das Wesen des Objektes zu fassen, entspringt auch Liebermanns starker, aller äußeren Anregungen ungeachtet ganz persönlicher Stil. Ohne die geringsten stilisierenden Nachhülfen entsteht er. Unter dem einfachen Zwang alles Nebensächlichen fallen zu lassen und sich auf die Elemente des stärksten Ausdruckes zu konzentrieren. Indem er den Stil des darzustellenden Gegenstandes sucht, findet er feinen eigenen Stil.
Aus derselben Quelle fließt dem Sechzigjährigen die Fugendfrische, mit der er an seinem Werke schafft. Fern aller Virtuosengeschicklichkeit, ohne jegliches Atelier-rezept tritt er, trotz gereifter Meisterschaft, mit dem Eifer und mit dem Bangen des Anfängers vor jede neue Aufgabe, weil jede ihm eine neue Lösung bedeutet.
Nicht umsonst steht das Schillersche Wort vom Objekt, von dem das Gesetz zu empfangen, am Anfang der Liebermannschen Aesthetik. ^ Tsckudi

Die Verliner Sezession.

Von Lothar von Kunowski.

diese Ausstellung ein Ereignis nur für mich, weil ich zehn Jahre in München, H M Florenz und Nom gelebt habe? hat die Kritik nicht hinreichend alle nordischen ^^I Kunstbestrebungen definiert? Ohne Zweifel. Ich gebe nur den frischen Eindruck eines Fremden, den Unterschied von früheren Eindrücken.
Ich selbst habe lein größeres Erlebnis im Bereiche moderner Kunst erfahren als den Nittelsaal der Ausstellung. Seine Wirkung ist ernst, still, groß, monumental; nicht allein durch Tuaillons Stierbändiger: ein Wert allseitig wirkender, von innen her belebter Freiplastik. Ein Werl, fähig, einen Platz ohne Anlehnung an Architektur zu beherrschen. Ein Werk, frei von der Enge des hildebrandschen Problems der Form; frei von dem „ewigen Gesetz" der Ncliefanschauung, frei vom Gesetz der Haupt» und Äebenansichten.
Monumental wirkt der Mittelsaal durch die Porträts und Porträtgruppen des deutschen Bürgers, „wie er leibt und lebt", in wirklichen Räumen, nicht vor bloß angestrichenem Hintergrunde. Bürger um den Tisch versammelt zur Beratung, freistehend in amtlicher Tracht; Bürger im Zimmer und in repräsentativer Halle; die bürgerliche Frau. Nicht nur geistreiche Köpfe mit flüchtigem Anhang einer dem Künstler unangenehmen Kleidung. Kein Vertuschen von Mängeln der Gestalt. Keine Verschönerung von Arbeit zeugender Physio»

") So lautet sein Zuruf in gesittetes Deutsch übertragen. Es sei nicht unterlassen, hier anzumerken, dah Vonatello ein wundersamer Bildner der italienischen Frührenaissance war und vor 5<X) Jahren in Florenz lebte. Denn es ist vorgelommen, dah Kunstliebhaber, die Donatellos Meisterschaft rühmen hörten, in der Meinung, das wäre etwas wie Canonica, sich nach seiner Adresse erkundigten.

188 K755?/^S/tz
2 0
c> n
gnomien. Aber auch leine Karritaturen. Der stalle Bürger mit Verständnis und Liebe gesehen.
Das besondere Ereignis dieser Ausstellung ist also das Entdecken und Prägen einer Form des deutschen Vürgervorträts in modernem Charalter. hier ist eine künstlerisch un» möglich scheinende Aufgabe mit solcher Würde und hohem Geschmack gelöst, daß man vom Erschließen eines weiten Feldes der Betätigung aufrichtiger Kunst sehr wohl reden darf. Max Liebermanns Gruppe der Hamburger Professoren ist eine Tat, weil sie ein Bedürfnis befriedigt und in Studien und Skizzen den Weg zum Aufbau solcher Werl« zeigt. Trübners, Slevogts, Kallreuths Porträts sind Taten starler Männer, hier haben leine Jünglinge experimentiert, hier ist deutsche Malerei anwendbar geworden im Leben, so wie es heute ist.
Porträts sind gut, wenn sie ergreifend und unvergeßlich find. Man lann leines der Gesichter und leine Gestalt vergessen; weder die schwere Figur Brinckmanns, noch den Graubart, der ihm gegenübersitzt, noch die Neihe der Köpfe im Hintergrunde der Gruppe Liebermanns. Man vergißt nicht Trübners Bürgermeister Wönckeberg auf geschnitztem Stuhl in seiner Tracht. Man wird ergriffen von Kallreuths Selbstporträt: ein traft» voller, großer, blondbärtiger Mann; lahltöpfig, breitbeinig, ohne Pose malend. Der Deutsche! Eine Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, vor der man den Hut abnehmen muß. Wäre ich Vorstand eines der tausend deutschen Bürgerverbände, ich wüßte, welche Künstler» gruppe fähig ist, einen Saal mltPorträts auszugestalten, die wahr und repräsentativ zugleich sind. Würde man diese Porträts, ihren räumlichen Aufbau und viele gelungene Bilder anderer Säle durch die Brille „des Problems der Form" von Hildebrand anschauen, so ergäbe sich ein großes Fiasko — nicht der Bilder, sondern der Brille. Seine Glasscheibe, die er vor den Bildraum aufstellt als Projeltionsebene aller Erscheinungen aus der Bild» tiefe nach vorn, ist hier gründlich zertrümmert. Liebermanns Porträtgruppe ist gerade durch mächtige hochreliefwirlung neu und erfrischend, so daß man glaubt, es habe tat» sächlich eine Art Glasscheibe vor dem Bildraum der meisten bis jetzt geschaffenen Meister» werle unseren klaren Blick auf die Batur getrübt, als sei sie uns niemals recht nahe ge» kommen. In Eorinths vortrefflichem Porträt des Schauspielers Miltner in Rüstung und mit gesenkter Fahne ragt das gezogene Schwert weit aus der Bildebene. Anderwärts schweben blätterreich« Zweige vor der Landschaft aus dem Nahmen. Vlumenftücke von Weiß und van hogh scheinen zur Hälfte vor, zur Hälfte hinter der Leinwand als frei» schwebende Borstellung zu leben, ohne klaren Umriß einzubüßen und! ohne die Wandfläche ganz unvorstellbar zu machen.
Ich habe keine Ausstellung gesehen, in der das Naumproblem kühner, rücksichtsloser und mit dem Erfolge so starker Naumillusion angegriffen wurde. Sie gibt dem Raumtheoretiter außerordentliche Anregungen; sie ist ein Protest lebendiger Kunst gegen vorzeitige Ber» tnöcherung in Gesetzen, die früher weit waren, heute viel zu eng sind. Diese Malerei strebt danach, den Wirtlichkeitssinn so stark zu ergreifen, wie es nach Bericht von Zeit» genossen einige frühere Werte großer Künstler taten. Die Professorengrupp« Liebermanns besitzt eine Macht der Wirklichkeit, die ich bisher an keinem Werte moderner Kunst so slarl verspürt habe. Man verläßt den Porträtsaal mit dem Gefühl, viele wertvoll« Männer durch Kunst wirtlich kennen gelernt zu haben.

» »
s?77^/VS^ 189
28 ist leine Uebertrelbung, wenn man sagt, hier sei Llebermann für ganz Deutschland deutlich geworden. Auch kann solche Behauptung andere neben ihm wirkende Künstler nicht herabsetzen. Sie alle haben sich auch auf romantischen Gebieten, oft mit großem Glück hervorgetan. Ich schätze „die Amazonenschlacht' Trübners hoch ein und sehe in Corinths „Gefangennahme Simsons" «ine kühne Selbstbehauptung frei phantasierenden Geistes, die man nach solchem Gelingen in jeder Weis« fördern sollte, da derartige Urwüchsigkeit, Entwurflraft und guter tzumor besonders in dem zu herbem Ernste neigenden Verlin nicht hoch genug angeschlagen werden können. Aber die größte Exaktheit und Frische des Schauens in das Dasein unti Leben spricht aus Liebermanns Bildern, die nahe ge» sehen ungewöhnlich derb, aber materialecht, fern gesehen vollständig ausgeführt er» scheinen, was bei vielen ähnlich gemalten Bildern nicht der Fall ist. Man betrachte unter diesem Gesichtspunkte seine „Iudenstraße in Amsterdam"; eine Perle des Formausdrucks durchleuchtend reine Farbe für die Ferne.
Liebermann hat zwei Pole der Blldkunst deutlicher als irgend ein anderer fixiert: Waterialechtheit qualitätvoller Farben in nächster Nähe und Zusammenschluß der Farben in der Ferne zur lückenlosen Naturerscheinung. Auf dem Wege des Betrachters von Bildfeine zu Bildnähe liegen allerdings ganz wefentliche Probleme zukünftiger Malerei, von denen ich angesichts so hochstehender Leistungen nicht reden will, zumal sie dem Schöpfer des in der Nähe ausführlichen „Christus als Knabe im Tempel' nicht unbekannt sein können.
Die Fernwirkung selbst ganz kleiner Bilder Liebermarns ist enorm und erweist sich in seiner großen Porträtgruppe, die einen Saal beherrschen soll, ohne bloß dekorativ zu wirken, als eine Borbedingung aller WirNichleitsdarstellung. Man erwirbt solches Können nur in Jahren eisernen Fleißes.
Bilder, deren Farbflecke in der Bähe nicht materlalecht und zugleich aualltätvoll wirken, BUder, die subjektiv nicht angenehm, blumig, appetitlich wie Fruchtschalen, zuweilen wie reine Butter oder Käse erscheinen, üben auch in der Ferne keine Wirkung aus. Watte, schmutzige, undeutliche Farben und nicht genügend handschriftliche Pinselstriche oder vorzeitiges Ileberpinseln der derben Vildanlage zerstören die Fernwirkung. Bildnähe und Bildferne bedingen einander.
Die großen Porträtstudlen zu Liebelmanns Portrütgruppe zeigen, wie man der Natur in denkbar einfachster Weise jene mit echtem Material verträglichen, in der Bähe an» genehmen, in der Ferne wirksamen Qualitäten zur Verwendung in Bildern von be» sonnenem Aufbau kühn entnimmt. Diese auf den Hintergrund weißer Leinwand hin» gehauenen Kopfstudien sind für den Studierenden von hohem Werte und der Art nach neu. Sie sind jugendlich frisch. Einige verblüffen durch so konzentriertes Leben, daß sie die Ausführung der Studien in einem großen Bilde rechtfertigen. Ehe ein junger Künstler solcher Naturstudien nicht fähig ist, sollte er keine großen Bilder malen. Man bedenke die lange Zeit, welche Trübner braucht«, um durch intimes Studium der Natur sich eigenartige Farbwerke in kleinen, delikaten Flecken zu gewinnen und seinen Pinsel» strich zu »einigen, eh« er in großen, offiziellen Beiterporträts die Gunst schwer zugäng» liche? Kreise für modern« Kunst gewinnen konnte.
Nur Künstler von solchem oder ähnlichem Ernste werden Berlin erobern, nicht nur für sich selbst, sondern für jede echt« Kunst.

3>e^5/?<Ä^55<5//
lHequiezcat in pace. In den ersten Sep»
^ tember» Tagen soll in Hamburg «in All»
gemeiner Deutscher Bankiertag abge»
halten werden, der dritte seiner Art. Und
den ersten Punlt der Tagesordnung bildet,
was auch den Kernpunkt der ersten beiden
Vanliertag« abgegeben hat: das Börsengesetz.
An seiner Beform wird nun schon seit Jahr und
Tag gearbeitet, und im herbst soll endlich —
endlich! — ein halbwegs brauchbarer Entwurf
an den Reichstag gelangen; ob er auch zur Ver»
abschiedung tommt, das wird mit davon ab»
hängen, ob man im herbst unter ‚Block>Politit°
noch dasselbe verstehen wird wie heute. Jeden»
falls wird der Vanliertag das seine tun, um
eine nochmalige Verschleppung zu verhindern,
soweit eine rein kaufmännische Interessenver»
tretung in Deutschland etwas verhindern kann.
Und wenn es dann wirtlich durchgesetzt werden
sollte, bah in Zukunft ein Vantler Zeitgeschäft«
vermitteln darf, ohne fürchten zu müssen, daß
ihn sein« ehrenwerte Kundschaft um sein Ver»
mögen prellt, dann wird der Bantier»V«rband
tzosiannah rufen und aller Welt kundtun: Di«
Bors« ist wi«d«r dastüchtigeWirtschaftsinftrument
von ehedem, der Bankierstand ist aus den Ketten
elfjähriger Bedrückung befreit und seinem ur»
eigensten Beruf zurückgegeben worden.
Und das werden dann eine ganz« Meng«
Leute glauben. Alle diejenigen werden es
glauben, an denen die Entwicklung der letzten
zwanzig Jahre spurlos vorübergegangen ist, und
die nicht inne geworden sind, daß in wenigen Jahr»
zehnten das deutsche Bankwesen sich von Grund
aus geändert hat. Vielleicht müssen wirklich erst
dem Börsengesetz die Giftzähne ausgebrochen und
dem Vanlierstand sein« alten Freiheiten wieder»
gegeben werden, eh« man merkt, daß es «inen
Vanlierstand heut überhaupt nicht mehr gibt.
Er stand schon mit einem Fuß im Grabe, »ls
die berüchtigte Börsen-Enauete dl« Schling« um
seinen Hals legte, die bann das Vörsengesetz
zuzog. Gewiß, das Gesetz hat den Stand «r»
drosselt. Aber er wäre ohnehin gestorben. Und
die moderne Entwicklung hätte sich selbst ins
Gesicht geschlagen, wenn es anders gewesen
wäre. Oder kann man im Ernst glauben, daß
die Entwicklung vom Klein» zum Großbetrieb
und zur Uebermacht des Kapitals gerade in dem
kapitalistischsten aller Berufe nicht hätte zu fpüren
fein follen? Ver Verzweiflungskampf der Privat»
banliers gegen die Altienbanlen datiert in
seinem Veglnn mehrere Jahrzehnte zurück. Ihm
danlt die nun schon 37 Jahr« alte Deutsch« Bank
ihre Entstehung. Sie ist 187« von Privatbanliers
mit der ausdrücklichen Zweckbestimmung geschaffen
worden, die großkapitalistischen Aktienbanken
mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Natur»

lich haben sich die Waffen im Lauf« der Jahre gegen die gewandt, zu deren Schutz sie geschmiedet waren; ohne Böswilligkeit, ohne sichtbaren Front» Wechsel, rein aus der Aatur der Dinge, aus der Uebermacht des Großkapitals heraus. Denn die Aktienbank mag wollen oder nicht: sie schlägt den Privatbcmlier durch die einfach« Tatsach« ihrer Existenz tot.

2s bestehen allerdings in Deutschland noch viel« hundert« von Bankgeschäften in der Form der offenen Handelsgesellschaft. Aber sie haben vom Bankier nichts als den Namen gerettet. Sie sind entweder Vermögensverwaltungen oder Agenten der Spekulanten; alles andere, nur nicht das, was sie sich nennen. Der Bankier im eigentlichen Sinn« des Worts ist so selten ge» worden, daß viele gar nicht wissen, welchen Be» griff man früher mit dem Aamen verband.

Einst ging man zum Bankier, wenn man sich Bats erholen wollte, in welchen Papier«« man sein Vermögen am vorteilhaftesten anlegen könnte, oder welches Papier am meisten Aussichten hatte zu steigen: oder ob man es einmal riskieren sollt«, ein« Vorprämie auf eine Eisenbahn-Aktie zu erwerben. Man bezahlt« dafür dem Bankier eine Proviston, jenachdem «in drittel oder ein sechstel Prozent, und vergütet« ihm auf die bei Kassageschäften ausgelegten oder sonst vorge» fchossenen Beträge hohe Zinsen. Diese Zinsen auf sein Betriebskapital, die Provision und das, was er etwa an den üblichen Spesen sparte, bildeten den Verdienst de« Bankiers. Da« wurde anders, als die Banken aufkamen, die die Provisionssätze auf 1 Promille und für große Kunden gar auf «in halbes Promille herabsetzten und so das Kommissionsgeschäft an sich rissen. Zunächst halfen sich die Bankiers durch allerhand unsolide Manöver. Man .schnitt' den Kunden und entschädigt« sich so am Kurs« für d«n Fortfall einer auskömmlichen Provision. Aber das trieb natürlich die Kundschaft nur noch schneller zu den Aktienbanken, die nebenbei ganz besondere Krebit»Facilitäten gewährten, wenn ihnen »n «inem bestimmten Kunden gelegen war. Als dann das Börsengesetz kam und den .Schnitt' abschafft«, und als bald darauf Differenz» und Begister-Einwänd« dem ohne großes Kapital betriebenen Termingeschäft ein Ende machten, da war der Auflösungsprozeß bereits in vollem Gange und es bedurfte kaum noch der Beschleu» nigung. Eine hund«rt»Millionen»Vanl ist nun einmal dem Eluzelbantier überlegen durch ihre «apltalmacht an sich und durch die Garantien, die diese Kapitalmacht und dl« öffentliche "Rechnungslegung über sie jedem Kunden bieten. Man könnt« es als eine Prob« aufs Exempel ansehen, daß jede neu« Depression — auch die jetzige in ihren doch noch so bescheidenen Anfängen

— Nutzend« von Bankgeschäften hinwegfegt. Aber das wäre irrig, denn was da hinweggefegt wird, das sind gewöhnlich leine Bankiers mehr, sondern Nachfolger von Bankiers. 2s sind Spekulanten, die »n eigenen Verlusten, oder Agenten (Nemisiers), die »n den Verlusten der Kundschaft zugrunde gehen. Die häufer, die auf der «inen Seit« d«in Aufsaugungsprozeh der Großbanken und auf der andern dem hang zur Spekulation Widerstand geleistet hoben und als geachtet« .Bankiers" dastehen, sind nichts als Verwalter des seit langen Jahren im Geschäft steckenden Kapitals, das st« unter Zuhülfenahme bescheidenen Kredits und der wenigen Provisionen, die ihnen «in alt« tr«u«r Kundenstam« nach wie vor zuweist, mit 8 Prozent statt mit 4 verzmsen. Ist der Kundenstamm (als ‚L«ut« vom alten Schlag" halb bewundert, halb bemitleidet, ausgestorben, so fällt auch der letzt« Nest der Bantierstätigleit fort, wenn nicht gerade «in paar Verwandt« oder Freunde den «instigen Bankier zum Verwalter ihrer Gelder bestellen ^ wozu si« auch j«d«n anderen 2 »renmann be» stellen könnten.

Dem Privatbank«» wird auch die gründ» lichst« und wohlwollendste "Reform des Börsen» gesetzes nicht wieder auf die Bein« helfen, fo wenig wie «ine neu« Ueberflutung Europas den Ichthyosaurus wiedererstehen lassen würbe. Und das ist nicht einmal zu bedauern. Wenn dl« Mittelstandsretterei sonst überall am Platze ist — hier ist sie es nicht. Zur Zeit des Großkapitals hat am Kapitalmarkt nun einmal nur die große Zahl ein« Daseinsberechtigung. Und zu Ver» waltern des Nationalvermögens taugen nur Institut«, die öffentlich Nechnung l«g«n> und d«ren Kapltallraft die Sicherheit des anvertrauten Geldes verbürgt. Und selbst hier will und muh «in neues Gesetz über dl« Depositenbanken noch ganz besonder« Kaut«l«n schaff««. Damit ist' aber dem ehemaligen Bankier, heutigen Spelu» lant«n, Vermögensverwalter usw. durchaus nicht de» Untergang geweissagt; nur die Mauserung. 2s gibt für den Kleinen gegenüber der Kapital» gewalt des Großen ein treffliches Verteidigungs» mittel: die Spezialisierung. Die Großbank modernen Stils mit all ihren Depositentassen ist nicht imstande, den ehemaligen Bankier voll zu ersetzen. Gs gibt Dutzend« von Funktion««, di« si« ihm übrig läßt. Vor allem fehlt heute dem Publikum d«r fachkundige und uninteressiert« B«rat«r> d«r ihm gute Kapitalanlagen zuweist, auch wenn leiner Großbank am Verlauf gelegen ist. 2s fehlt der kühle Beobachter, der di« Chancen der einzelnen Börsenpapiere durch ernstes Studium uno sachverständige Untersuchung gegeneinander abwägt. 2s fehlt überhaupt der .Aufllärungsdienst" auf dem Kapitalmarkt, hier harren vielfältig« Aufgaben des gewefenen

Bankiers, Aufgaben, die er unter den verschie» denstcn Namen erfüllen kann. 2r mag sich auch .Bankier" nennen, wenn er will. Sofern er nur das Publikum daran gewöhnt, etwas anderes in ihm zu fehen als «inen Mann, der Gefchäfte an sich reißt, die den Aktienbanken zustehen. Denn der Bankier von «hcdem ist tot. 2r ruhe in Frieden. Alfred Lansburgh.

Festspiel und Kammerspiel. Im <^ letzten Jahrzehnt ist .die 2rn«uerung der Schaubühne" einer der beliebtesten Vis» lussionsgegenstände geworden. Unter den zahl» losen Broschüren» und Artilelschrelbern sind auch gewiß viel«, die das Theater voll 2rnst als eine Kulturinstitulion, fähig einer großen nationalen Wiedergeburt, empfinden. Aber wenige unter diesen Pathetilern sind sich klar, daß ihr Chor mit ziemlich gleichen Worten zwei wesentlich verschieden« Dinge fordert, daß diese Idealisten im Grunde — je nach der Art ihres Tempera» ments — zwei ganz verschiedene Ideale haben. Si« sprechen wohl beide von der 2ntsühnung und Heiligung unseres Vergnügungslokals .Theater" durch den Dienst reiner Kunst, sie fordern beide einen Raum voll tiefer Feierlichkeit, Darfteller von großer Hingebung, Zuschauer voll religiöser Andacht — aber an irgend einem Punkt offen» bart es sich plötzlich, baß der «ine ragend« Tempel» hallen im Geiste sieht, «in Amphitheater von vielen Tausenden gefüllt, «ine monumentale Szene dröhnend vom Pathos festlicher Spieler — und der andere sieht einen kleinen stillen Naum mit gedämpstem Licht, «ine 2lite der Kultiviertesten lehnt auf weichen Sesseln und lauscht den leisen Worten, den sachten Geberden der Seelen» entschleieret auf der schmalen, kaum erhobenen Szene. Wenn fo (es gefchieht selten genug) unsere Ideallsten ihres Widerspruchs gewahr werden, pflegen sie weidlich aufeinander los zu fchlagen. Der Intim« fchilt den Pathetifchen «inen unheilbar kulturlosen Plebejer, und der heißt ihn «inen entnervten, jedes wahren Auf» fchwungs unfähigen Snob. Nichtig fcheint mir nun allerdings die völlig« Unvereinbarkeit beider Ansichten: selbst der Glaube, auch nur einen Kompromiß zwischen ihnen zustande bringen zu können, stammt aus geistiger Unklarheit, hier sind zwei Welten — so verschieden wie heroisches und philosophisches Leb««, wie Tat und Leiden, wie Demokratie und Aristokratie. Aber ebenso» wenig als «in« Uebereinstimmung beider Parteien fcheint mir das absolut« Necht für eine von beiden erweislich. 2s geht durchaus nicht, dem intimen Theater jeden Sinn und Wert abzusprechen, mit dem Hinweis auf den Ursprung der Bühnen» kunst. Gewiß ist die dramatische Darbietung in der festlich erregten Masse entstanden, gewiß ist der pathetische Schwung erratischer Chorführer

3?^//?<Ä^5/?<5//
die ursprünglichste Tonart der Szenenkunst —
aber es ist ein trotz seiner Häufigkeit ganz grund»
loser Glaube, daß mit der Art der Entstehung
zugleich die einzig möglich« und berechtigt« Art
zu sein und zu werden für «in Ding aufgezeigt
fei. Aus jener Kunst der Massenextas«, aus
dem Drama der festlich erhobenen «Red« und der
großen Geberde hat die neuere Zeit in völlig
organischer Weis« «in still«r«s Spi«l entwickelt,
das nicht mehr «ine berauscht« Mass« in d«r
Tief« erschüttern, bezwingen, fortführen will, das
den einzelnen, den Vorbereiteten, feiner Ein»
gestimmten mit feiner leifen Wahrheit zu über»
reden, zu ergreifen trachtet. Es ist das »psycho»
logisch« Drama" entstanden, das nicht an die
großen, allen gemeinsamen Grunderfahrungen
des Lebens rührt, das die individuelleren V«r»
schlingungen der Lebenskräfte darstellt, tompli»
zierte« Erfahrungen, die nur für ähnlich geartete
Natur«« von Bedeutung sind. In dieser neuen
Art sind reine Meisterwerk« entstanden, die auf
eine ihrem Wesen angepaßt« Szene Anspruch
haben. Und weil weder »Torquato Tasso" noch
,«Rosm«rsholm",wed«rMaet«rlincknoch Johannes
Schlaf im mächtigen Amphitheater, vor den
Augen der Tausenden, beim Dröhnen des tiagi»
lchen Kothurns die richtige «Resonnanz finden —
deshalb ist das Festspielhaus nicht allein be»
rechtigt; deshalb brauchen wir — um einen löst»
llchen Besitz unserer künstlerischen Kultur voll
genießen zu können — das intime Theater.
Aber ebenso töricht ist nun die Behauptung
der .Intimen", sie seien die allein Berechtigten,
in ihrer Bühne lieg« Ziel und Sinn der ganzen
Enlwickelung, jede ander« Art von Theaterkunst
sei rückständige Barbarei. So liegt die Sache
wahrlich nicht! — Das psychologische Drama
stellt wohl «inen Weg der Entwlckelung dar, aber
nur «inen — und vielleicht sogar «in« Sackgasse.
Gewiß ist, daß die Dramen des großen, von
Massenspannung lebenden, auf Wassenerschütte»
rung zielenden Feststils für uns keineswegs tot
sind, daß ihr Pathos in uns Gefühl« von ganz
unersetzlicher Schönheit und Macht auslöst, und
daß seit kurzem sogar das Geschlecht unserer
jungen Dramatiker sich sehnsuchtsvoll um jenen
Stil bemüht, der über die individuell« Wahrheit
des Kulturmenschen hinausführt, zum Kampf der
cwiggleichen Element«, zur Notwendigkeit der
großen Tragödie. Der Will« zur festlich hoh«n
Bühnendichtung, die sich an alle wendet, well
sie vom allen Gemeinsam«« handelt, ist wieder
wach. Diesem Drama ist die tempelhoh« Szene,
sind die endlos aufsteigenden «Reihen des Amphl»
theaters, die pathetischen Gebärden feierlichen
Spiels die gemäß« Resonanz. Deshalb ist das
Festspielhaus heute ein lebendiges Ideal.
um Macht und Ohnmacht der intime»

Bühnen zuerkennen, um ihre Möglichkeiten recht klar gegen die Welt des Festspielhauses abzu» grenzen, dazu bietet sich in Verlin jetzt «in« vor» treffliche Gelegenheit. Von diesem traurigarmen Bühnenwinter dürft« in das Gedächtnis der Theatergeschicht« doch eines übergehen: die bis dahin vollendetste Ausgestaltung des Intimen Bühnen»Ideals in denBerliner,Kammerspielen". Als Ergänzung seines .Deutschen Theaters" hat Mar, «Reinhardt «in Kammerspielhaus erbaut. Der Name scheint mir sehr charakteristisch ge» wählt — die Ausführung ist nicht minder glücklich. Ein fchmaler, sachtansteigender, länglich recht» eckiger Saal — holzgetafelte Wände, teppich» gedeckter Boden — weniger als zweihundert sehr breite, sehr bequeme Sessel aus rotem Tuch — schlank« weihe Kandelaber an den sonst schmuck» losen Wänden. In den Kerzen verlischt ganz allmählich daS el«ktrisch« Licht — und oh»« Zeichen rauscht der Vorhang auseinander und öffnet den Blick auf die Szene, die, kaum erhöht, in der kleinen Breite des Saales und wenig tief, nur wie der letzt« Abschnitt dieses vornehmen «Raumes wirkt. Auf dieser Szene gab Max «Reinhardt einig« höchftvollendet« Auffuhrungen: feinem dekorativen Vefchmack kamen Künstler wie Munch, Slevogt, Vrlik entgegen, feinem Negletalent dienten Schauspieler, die durch die Schule des Naturalismus gegangen, dieser nur verfeinerten, nicht veränderten Art des psycho» logischen Dramas wohl gewachsen waren. Di« wildeft>ur»Tonart des hauptmcknnschen.Friedens» fest" wurde ebenso gut wiedergegeben wie das uberzarte Moll von Maeterlincks .Aglorain« und Selysette". Seltsam«, trankhaft besonder« Seelen auf ihren Irrpfaden zu verfolgen, die Stimmungen ihrer Einsamkeit stilsicher zu ge» stalten, galt es hier wie dort. Und das Kammer» spielhaus bewährte sich als recht« «Resonanz. Von der Bühne kam Ton und Bild vielfach fein, vor» sichtig und leise getönt, in dem schmalen, wohl» verkleideten «Raum ging lein« Nuance verloren, und die Zuschauer, die in ihren ganz großen Sesseln fast «infam, fast jeder für sich saßen, konnten all ihre Nerven zur Einfühlung in dies fremde Leben stimmen. Am Ende der Spiel» zeit aber führt« man im Kammerspielhause Hebbels Tragödie »Gyges und sein «Ring" auf. Es war kein« „schlechte" Aufführung. Ein kluger «Regisseur (vi E. Milan) war der sehr geschmack» volle und einsichtige Letter, und unter den sonst tüchtigen Darstellern gab Friedrich Kayhler dem Gyges Blut und Seele echt hebbelscher Art. Und dennoch mißlang dies« Auffuhrung im Kern. St« fand nicht ihr« «Resonanz im Kammerspiel» Haus. »Gyges und sein «Ring" ist ein Iestspi«! — durch «in« nur scheinbar sehr individuell«, «rotisch« Problemstellung greift das Pathos des großen Dichters hier hindurchzu ganz allgemeinen ewigen Konflikten — in den «Rausch der tragischen

Notwendigkeit werden wir gerissen, die alles
Leben gebiert durch den Vernichtungslampf von
Scham und Freiheit, Gesetz und Willkür, Ve»
harren und Bewegung. Das Pathos, das zu
zu diesem Letzten strebt und jedem Vers« der
Tragödie Maß und Klang gibt, dies Pathos
fand nicht Na um im Kammerspielhaus. Ver
laute Ton brach sich grell und unwillig an den
zu nahen Wänden, dl« großen Gebärden drohten
die lleine Szene zu sprengen, und der Zuschauet
erschauert« beim Ansturm dieser hohen Leiden»
schaft in seiner patrizischen Isolierung und sehnt«
sich die Näh« d«r andern zu fühlen, mit denen
vereint er solch ungeheures Schicksal ertragen
lann, mit denen ihn der Anhauch dieser großen
Glut in brüderlich« Gemeinschaft schmelzen will.
Dies Drama, das äußerlich so sehr auf intime
Psychologie gebaut ist, verriet seinen flüssigen
Feuerlern, seinen religiösen Willen — es suchte
die Menge, die erratische Masse. Es fand «in»
z«ln« Epiluräer und zerging, t'o zeigte sich,
was das Kammerspiel nicht verin. g. Es zeigt«
sich, daß wir das Festspiel brauch««. —
Wir haben es noch nicht; weder in der Archi»
teltur noch in der Schauspielkunst ist die große
hart« Linie gefunden, die die Vielfältigkeit des
modernen Menschen zu symbolischer Große ve»
«infacht. Was Aeirharbt in seinem tzaupthause
bietet, das ist trotz »ancher Ansätze doch zumeist
mit der viel zu grozen Fülle farbiger Details,
psychologischer Nuancen, szenischer Intimitäten
«in rein quantitativ vergrößertes und dadurch
verdorbenes Kammerspie!. 2s gilt, den Stil für
das neu« Festspiel zu finden.
Julius Bab.

7?u unserer N»velle. HenriVeyl« (geb.
e^ 1783 in Grenolle), der sich nach Winckcl»
manns Vaterstadt dcsPseudonym de Stendhal
zulegte, an das sei« weltliterarischer Name ge»
knüpft ist, hatte während seines langjährigen
Aufenthaltes in Italien (1830 bis 1842) kultur»
geschichtliche Studin in verschiedenen Archiven
gemacht und zwölf Vände altitalienischer Lhro»
nit«n abschreiben assen, aus denen er sein«
.Nenaissancenovelle,' <dnwnique5 italienn«),
deutsch bei E. Dicdeichs in Jena, 1902, geschöpft
Hot. Auch zu seinon berühmten Noman ‚Di«
Kartause von Barnit' <lH <2n»rtreuze llep2rme>,
deutsch ebenda 1907, hat er sie als Vorbilder
benutzt. Die herausgab« weiterer Vände ver»
«itelt« sein unverhoster Tod in Paris (1842),
und dies« Schätz« seiner Hinterlassenschaft gingen
ungenutzt in den Peutz der Pariser National»
bibliothel über. Die nachfolgend« Novelle ist
d«n» gänzlich unbenutzten Band« ^venlur«
wüpolüamez I (Ital. Fol. 296) «ntnomm«« und
mit «inigen Kürzungen wörtlich übersetzt, ohne
die altertümliche Form und Sprechweis« zu

verwischen. Auf dem blutigen Hintergrund der verheerenden Eroberungskriege, mit denen die nordischen Barbaren, Franzosen und Deutsch«, Italien, den Herd de» Aenaissancelunst und Kultur, überzogen, hebt sich «in« Tragödie der Liebe und des verletzten Fürstenstolzes ab — ein kulturhistorisches Dokument für die wilden Sitten de» Zeit und di« unbedenkliche Justiz. Ainem neuen Sedan entgegen. (V«> ^»" merlungen zu v. Vredows Ausführungen.)

»Doch das Jahr 1796 zeitigte auch einen Vonaparte, und das Vollshcer von 1877 war eine groß« patriotische Tat.' In diesen Worten erblicke ich «in ähnliches Mißtrauen, wie ich es beim Studium jenes Vuches ebenfalls empfand, ausgedrückt. Ein Mißtrauen, das man über» Haupt allen jenen Machwerten, die ich zur Gat» tung .Seestern 1906' rechne, entgegenbringen soll. Wohl sind die moralischen Faktoren, dl« Driant ins Treffen führt, mit anderen unser« groß« Stärke, unsere Ueberlegenheit über di« meisten europäischen Heere, doch, so frage ich, bezweckt Driant damit, «in Lob auf unser« Arme« auszusprechen? In keinem Falle. Mit der herausschälung jener Tatsachen will er nur den deutschen Optimismus in Bezug auf Sieg, Macht, Auhm noch bestärken.

Wie .Seestern 1996' uns Deutungen über wund« Punkte in der englischen Warin« gibt, so versucht auch Driant hier, falsch« Vorstellungen über die Leistungsfähigkeit der französischen Armee zu verbreiten, indem «r besonders di« Minder» Wertigkeit seiner Element« ins grellst« Licht stellt. Welch anderen Zwecken sollen diese Vüch«r sonst dienen; vielleicht denen der Unterhaltung? Nein! Es gibt allerdings auch derartige, höchst traurig« Veispiel«, wie Vilses .Aus einer kleinen Garnison' und andere; doch stehen diese in leiner Weise mit jenen im Zusammenhang, sind vielmehr meist Harm» loserer Natur. Man sieht also, wie gefährlich derartige Vücher werden können, die auch noch meistens unter der Flagg« großer Wissenschaft» lichkeit segeln, und gehe nur mit größter Vorsicht heran.

Ich glaub« immer, di« Absicht der Verfasser herauslesen zu können, di« darauf ausgeht, Deutschland über die Stärk« der Nation zu täuschen, die in einem eventuellen Krieg mit größter Bestimmtheit sein« Gegner sein durften.

W. Schmidt.

V«!in!»,ltl!ch n'r »l« «<»»!l«N! I>r, «Nu» Landsb«»«««», «<rN» W, 9, Lenntstraz« 3, fü» Vcst«rie!ch.Un«»rN! «ober! F.!<,
Vln» l. — Verl», Mar«»«»« « «»^ WU««r«oor<»N«rlw ^. «0, 2!«leb«ntr<tl»h« l». — Hlpedltlo» für ües!er«!ch»Nngur!i
b«, «»l»«l « wltitl. Win I. «laben U. - Drml »»» P«z » »«ll» ». ». ». K, «trlw V.», St««Il,«rst»»» I>.

19tz
K??/?^e^
- 0 5 t<.>VI^ LIL -
N'alÂ»e^ in ee/lt Ligament gHunlien ^/. ^?Z,â€”, ^uiuÂ«>

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werne? Sombart: Kulwrphilosophie / Richard Strauß: Mustl / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyrik
N?,»»»»»»»»»^«. »7 Abonnement vierteljährlich 6 Marl «<! c?<»li 1 NN»?
mummer 7 Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. ild. IMt 1UU7

Die Politik als Beruf.

Von Werner Sombart.

^^as politische Leben weist große Verschiedenheiten auf, nicht nur nach den Sphären, in ^!^ denen es sich abspielt, nach den Gebieten» auf denen die politische Tätigkeit sich vollzieht, sondern ebenso große und vielleicht noch gründlichere je in den verschiedenen Zeitepochen, in denen sein Artcharalter als Ganzes wechselt. So trägt auch das politische Leben der Gegenwart (in den Kulturländern, versteht sich) übereinstimmende Züge, die es von dem aller früheren Zeit unterscheidet und die aus den Grundbedingungen moderner Staaten sich zwanglos erklären.

Alles politische Leben der Vergangenheit spielte sich entweder ab in großen Staaten, die dann aber stets despotisch — „absolut" — regiert wurden (ohne Anteilnahme des Volkes). So alle orientalischen Despotien, die großen Reiche Vstasiens, das römische Kaiserreich, die modernen Großstaaten bis zum Veginn der konstitutionellen Aera.

Oder — wo das Volk an der Regierung Anteil nahm— waren es kleine Gemeinwesen von höchstens der Größe einer Mittelstadt in unserer Zeit, so die Dorfgemeinfchaften, dl« Stadtgemeinden und Stadtstaaten des Altertums oder des europäischen Mittelalters.

Damit war die Stellung des Bürgers zur Politik von vornherein auf natürlichem Wege bestimmt: in den Absolutien hatten die Staatsangehörigen selbstverständig gar keinen Anteil am politischen Leben, in den Demokratien ebenso selbstverständig nahmen sie teil.

Die Vetütigung im politischen Leben steht hier für jeden (Voll»)Vürger ebenso» wenig in Frage wie seine Betätigung in seinem yause oder seinem bürgerlichen Berufe. Der einzelne fühlt sich als Glied des Gemeinwesens, dessen Gestaltung und Schicksale seine eigenen sind. Gr wird in diesem Sinne als »politisches Tier" bezeichnet von Aristoteles, der unter „Politik" nichts anderes verstand als die Lehre von der Lebensbetätigung der Bürger, soweit diese auf die Polis — die heimatliche Stadtgemeinde — gerichtet war. Im gleichen Sinne mußte der Bürger Athens oder des republilanifchen Noms, in gleichem Sinne der Bürger des mittelalterlichen Florenz oder Nürnberg die Betätigung am öffentlichen Leben als felbstverständlichen Teil seiner gesamten Lebensbetätigung empfinden. Es war noch die unreflektierte, ungelöste

«> <»
Verbindung zwischen Einzelglied unli Vrganismus, was hier die Grundlage ein« selbständigen Eigenbetätigung als ^c»on rolitilcon jedes einzelnen Bürgers bildete.
Das aber muhte sich von Grund auf ändern mit der Entstehung der modernen Staaten. Denn dies« sind wesensverschieden in ihrer Struktur von irgend einem früheren Gemeinwesen. 2s sind große Millionenreiche, die ihre Herrschaft über weite Länder, zum Teil über Erdteile erstrecken (wie laum das römische Kaisertum) und ruhen doch auf demokratischer Grundlage, das heißt lassen die Bürger in mehr oder weniger weit gesteckten Grenzen Anteil nehmen an den Negierungsgeschäften, somit am politischen Leben.
Die grundsätzliche Veränderung aber, die dieses erfuhr, äußerte sich zunächst und vor allem in der Entstehung eines selbständigen politischen Gewerbes, einer Zunft von Berufs» Politikern, die nicht (wie ehedem in den Abfolutien) zu dem kleinen Häufchen der herrschenden und auch nicht zu deren ausführenden Organen (der Bureaukratie) gehörten, sondern die sich als eine immer zahlreicher werdende Gruppe innerhalb der Bürgerschaft selbst ausbreiteten.
Daß diese Differenzierung eintrat, die politische Tätigkeit den Inhalt eines selbständigen Berufes bildete, war in der Notdurft der Verhältnisse begründet: mit der zunehmenden Kompliziertheit des staatlichen Lebens einerseits, der zunehmenden Demokratisierung des Gemeinwesens andererseits wuchsen die Mengen von Arbeitslast, die zu bewältigen waren, um die politische Maschine im Gange zu erhalten (sei es, um die von der Verfassung stabilierte Anteilnahme der Bevölkerung an den Begierungsgeschäften ins Wert zu setzen, sei es, um diese selbst auszuführen); wuchsen aber auch die technischen Schwierigkeiten aller mit der Politik verknüpften Vornahmen fo gewaltig, baß die bloß gelegentliche Beschäf» tigung mit diesen Dingen nicht mehr ausreichte, um sie gründlich und sachgemäß zu betreiben.
(Diese Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der modernen Demokratien und Groß» staaten einerseits und der Entwicklung eines Berufspolitilertums andererseits lann man am besten verfolgen in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo ja alle Modernität zur stärksten Entfaltung gekommen ist.)
Die unmittelbare Folge nun aber dieser Ausscheidung eines besonderen politischen Berufs mußte naturgemäß die sein: daß nun die große Masse der Bürger von der regulären Mitwirkung an der Politik ausgeschlossen blieb (während doch die Verfassung von der Fiktion ihrer Mitarbeit ausgeht), daß also der nicht berufsmäßig tätige Politiker „Laie" oder „Dilettant" in allen politischen Fragen wurde, somit seine Mitwirkung am politischen Leben Komödie oder Kannegießere! oder Kirchturmpolitik wurde. Während der Berufs» Politiker sich zum Dilettanten in allen Fragen wandelte, die nicht in das von ihm beherrschte Handwerk einschlugen: in allen Fragen des geistigen oder materiellen Lebens also überhaupt: es mag sich um Kunst oder Landwirtschaft, um Wilitärwesen oder Armen» Verwaltung, um Kolonien oder Universitäten handeln.
«
Das Gewerbe der Politik selbst aber gehört wohl zu den schwierigsten, mühsamsten und ödesten von allen Gewerben unserer Zeit. Die Tätigkeit des modernen Politikers (der immer auf Wasscnwirkung ausgehen muß) läßt sich ihrem Inhalt nach in zwei hauptteil«

zerlegen: eine mehr exoterifche, für die Wirkung nach außen bestimmte, und eine mehr esoterische, auf Innenwirtung berechnete.
Die exoterische Tätigkeit besteht darin, die große Masse unausgesetzt für die Fragen der Politik zu interessieren und ihr Interesse in eine bestimmte, vom Regierungs» oder Partei» Programm vorgeschriebene Richtung zu lenken: was sich in dem einen inhaltsschweren Wort Agitation zusammenfassen läßt. Das ist eines der peinlichsten und undankbarsten Geschäfte, bei dessen Betrieb der, der es ausübt, leicht an Leib und Seele Schaden leiden kann. Gilt es doch unausgesetzt — ob man selbst dazu geneigt oder die Gelegenheit dazu an« getan ist — „Stimmung' zu machen, immer „die Flamme der Begeisterung- zu schüren; gilt es doch, zum 1001. Male dieselbe Sache (an die «an vielleicht selbst nicht mehr glaubt) mit „feuriger Energie" in Wort und Schrift zii vertreten; gilt es doch, jederzeit mit seinem Urteil fertig zu sein; gllt es doch, jederzeit eine Frage im Sinne des einmal angenommenen Programms zu entscheiden; gllt es doch, „unentwegt' dem politischen Gegner mit Emphase entgegenzutreten, mag man zehnmal der Meinung sein, daß er recht habe.
Das esoterische Wirten des Politikers dagegen besteht vornehmlich in zweierlei: in der Erledigung der laufenden Geschäfte der Gesetzesmacherei und was dazu gehört und der für die Instandhaltung der politischen Maschine erforderlichen Maßregeln, wozu eine gewisse Routine und — Selbstverleugnung vonnöten sind, und in einem unausgesetzten Abwägen und Ausnutzen der politischen Konstellation, einem steten Handeln und Feilschen um Stimmen bei den parlamentarischen Aktionen. Wobei einige die Drahtzieher, andere die Puppen abgeben, die von jenen in Bewegung gesetzt werden.
Ist der so beschaffene Inhalt der berufspolitischen Tätigkeit schon an sich geeignet, dieses Gewerbe in Mißkredit zu bringen, so wird es durch die Formen, in denen es heute betrieben wird, gar erst zu einer unheimlichen und widerwärtigen Kunst. Diese Formen sind mit Notwendigkeit aus den Bedingungen erwachsen, unter denen heute Politik gemacht wird. Da ist zunächst die Schwierigkeit: die politischen Ideen, Gedanken, Stimmungen einer sehr großen Meng« von Menschen, die über ein sehr großes Gebiet zerstreut leben, rasch und eindringlich mitzuteilen. Dieser Schwierigkeit sucht man dadurch Ierr zu werden, daß man den zur Mitteilung bestimmten Inhalt in eine möglichst geeignete Begriffsformel Neidet und diefe mit einem möglichst lonztsen Ausdruck belegt und bann dieses gedankliche Präparat des wirklichen Lebens weiter reicht. Diese kurz den lebendigen Vorgang, den lebendigen Tatbestand dem Intellekt in Pillenform zuführende Methode des PolMters ist die in jedem offiziösen Communique, in jeder Agitationsrede, in jedem Leitartikel angewandte. Die Pillen, in denen dem hungernden Nagen des Parteigenossen die politische Kost vorgesetzt wird, nennen wir Schlagworte. Das Wichtige bei diesem Verfahren ist nun dieses: daß in diesen Schlagworten schließlich alles wirkliche Sachverhalten, alle lebendige Wirklichkeit eingekapselt wird, daß die Vorstellungen und Empfindungen des aktiv wie passiv politisch Tätigen schließlich von dem Quell des Lebens ganz abgedrängt werden und nur noch in dieser unwirklichen, verzerrten, verwaschenen Begriffswclt des politischen

Schlagwortes eingeschlossen bleiben, daß er vom Leben selbst überhaupt nichts mehr hört noch sieht. Das Lebendige stirbt und das Tote lebt allein weiter

Diesen Prozeß, die wirklichen Vorgänge in ein System von selbständig weiter lebenden und weiter wirkenden Begriffen und Schlagworten umzuwandeln, kann man als Mechani« sierungsprozeß bezeichnen. Er vollzieht sich auf allen Gebieten gesellfchaftltchen Lebens, besonders rasch und besonders umfassend jedoch auf dem des politischen Lebens, wo er gefördert und beschleunigt wird durch die vollendete Uebermittelungstechnil unserer Zeit, die es gestattet, ein politisches Schlagwort in wenigen Stunden zum Gemeingut einer großen Menge zu machen: diese Menge nimmt das Schlagwort meist schon auf, ohne den zugrunde liegenden fachlichen Tatbestand zu kennen, ohne den Sinn des Wortes nach» prüfen zu können oder zu wollen. Damit aber wird das Schlagwort rafch gleichsam ob» jettiviert: es wurzelt sich ein.

Wenn wir einmal in den politischen Aeuherun gen in Wort und Schrift Umschau halten, fo bemerken wir beim ersten Hinsehen, daß alle Mitteilung nicht mehr auf lebendiger Sach» befchreibung aufgebaut ist oder auf diefe abzielt, sondern daß sie ein tzinüberreichen undj Zurücknehmen von Schlagworten ist, die niemand mehr auf ihre Wahrhaftigkeit oder ihren Sinn hin prüft, mit denen sich vielmehr eine traditionelle Vorstellung verbindet, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Man denke etwa an Ausdrücke wie diese: Schutz der nationalen Ehre; Vrotwucher; Kohlenbaron; Neichsfeind; Klassenjustiz; Militarismus; Ausbeutung; Kulturkampf; Klerilalismus; Umsturzpartei, alles Ausdrücke, die für jeden nachdenklichen Menschen ohne allen Sinn sind, die vielleicht einmal einen guten Sinn hatten, den sie aber längst verloren haben, oder die nie einen vernünftigen Sinn besessen haben. Sie aber bilden das tägliche Vrot für jeden auf der politischen Arena tätigen Menschen.

Eine Mechanisierung der geistigen Vorgänge, wie sie eben geschildert wurde, wird immer verödend wirken; aber ganz und gar zerstörend auf alles lebendige und' feine Seelen» leben wirkt fie, wenn fie mit einem anderen Vorgange zusammen auftritt, dem, was man die Simplifizterung nennen kann. Und das ist im politischen Leben unserer Tage der Fall. Da in diesem nämlich alle Uebermittelung geistiger Inhalte in der Form erfolgen muß, daß sie auch der ungeheueren Masse der geistig Armen verständlich ist, so muß das Niveau der Ansprüche, die an geistige Fähigkeiten gestellt werden, das denkbar niedrigste sein.

In der Tat sind ja alle gesprochenen oder geschriebenen Aeußerungen politischer Natur heute von einer solchen intellettualen Dürftigkeit, daß jedem Wann von etwas Geist vor ihnen grausen muß. Und das Schlimme ist, daß diese Anpassung an das niedrige Niveau der großen Masse nicht nur auf intellektuellem, fondern ebenso auf moralischem und ästhetischem Gebiete sich vollzieht.

Ich berühre damit das weitschichtige Problem der Demagogie, das ich aber hier noch nicht gründlich erörtern will, da es eine liebevolle, ausgiebige Behandlung verdient. Ich begnüge mich hier mit der Feststellung der notorischen Tatsache, daß unser politisches Leben heutzutage immer mehr die Form der Demagogie annimmt und daß damit die ethischen und ästhetischen Anforderungen, die man im politischen Kampfe stellt, naturgemäß

« o

immer geringer werden: ein notwendiger Prozeß, wo die Masse in das politische Getriebe hineingezogen wird. Man geht immer laxer mit der Wahrheit, immer laxer mit der Ehre des Gegners um und man nimmt immer mehr die Manieren eines Rüpels und eines "Rowdys an — begreiflicherweise dort um so rascher und nachhaltiger, wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat.
Geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh: das ist'die Signatur, die unser politisches Leben offensichtlich von Tag zu Tage mehr annimmt.
«
Wie nun soll sich der Gebildete verhalten angesichts des Entwicklungsganges, den die Politik in unseren Tagen nimmt? Offenbar kommen nur zwei Möglichkeiten für ihn in Betracht: entweder er bleibt allem politischen Leben fern, oder er wird Berufspolitiker oder widmet doch wenigstens einen großen Tell seines Lebens der Beschäftigung mit der Politik. Denn die dritte Möglichkeit fällt für ihn aus: die Rolle des politifchen herlien« tiers zu spielen, das besinnungslos seinem Parteileithammel (der unter Umständen der Negierungsmann selber ist) folgt und ohne Murren das Futter herelnfrtßt, das ihm in die Krippe geworfen wird.
(Sollte wenigstens für ihn ausfallen, tut es aber leider nicht immer, wie unlängst wieder die Versammlung der „Intellektuellen" Berlins bewiesen hat, in der zugunsten der Kolonialpolitik demonstriert werden sollt«. Es macht einen beschämenden Eindruck, wenn man bei solchen Gelegenheiten sieht, wie Leute von Geist von einem beliebigen politischen Drahtzieher in der fürchterlichsten Weise eingeseift werden, Leute, denen der Mangel an politischem Verständnis aus allen Poren bringt und die darum gutmütig genug sind, irgend eine banale Bierbanlrede als Ausdruck höchster politischer Weisheit sich anzu» hören und ohne allen Sinn die ihnen vorgelegten „"Resolutionen" zu votieren.)
Daß die berufs» und gewerbsmäßige Beschäftigung mit der Politik für jeden Mann von Geist, Anstand und Geschmack abschreckend wirken muß, ist aber nach dem, was wir von ihrem Inhalt und ihrer Form in Erfahrung bringen tonnten, wohl selbstverständig. Damit er sich entschlösse, das Widerwärtige doch zu tun, müßten ihm große Preise winken: Sach» preise, wenn es sich etwa um wirklich wichtige Fragen von großer prinzipieller Bedeutung handelt, an deren Entscheidung er mitwirken kann. Persönliche Preise: die Aussicht auf eine einflußreiche Stellung im Staat, auf Macht und Ansehen: jene vielfachen personal» und formalpolitischen Interessen, von denen ich in einem der früheren Artikel gesprochen habe.
Wie aber steht es mit diesen Preisen in Deutschland, von dessen politischem Leben wir doch reden? Sind sie derart, daß sie den gebildeten Menschen zur Ueberwindung seines Ekels vor der Beschäftigung mit der Politik veranlassen können? Nein, das sind sie ganz und gar nicht. Und daraus entnehmen wir abermals eine Erklärung für die Tat« fache, weshalb gerade in Deutschland die Gebildeten aller Politik sich fern halten.
Aber wir werden doch genau prüfen müssen, warum in Deutschland jene Preise dem Politiker nicht winken, und welche besonderen Umstände in Deutschland die Befassung mit politischen Dingen abstoßend machen. Das soll wieder in den folgendenUnterfuchungen geschehen.

Sein und Werden.

<^m lieben Deutschland kräuselt kein Windchen die flache See des politischen Lebens. <) Unsere Prominenten sind weg, baden sich den alten Parlamenlsstaub vom sommer» müden Körper und freuen sich, daß endlich, endlich nun des Aktenalltags Einerlei lieblicherem Wechsel den Platz zu lassen hat. In Norderney erholt sich nach strapaziöser Arbeit der (wem doch?) verantwortliche Leiter unserer auswärtigen Geschicke und inneren Sorgen vom wechselreichstcn seiner Kanzlerjahre. Ob er mit der Bilanz zufrieden ist? Er hat mehr als früher diesmal vom Nervenkapital zugesetzt und manchmal des Nachts wohl ans Gitter» thor geschaut, ob Musketier Sensenmann nicht zum letzten Kanzlergang lud. Gnädig schwebte der Kelch indeh vorüber; und heute wird schon wieder der Lokalanzelger zur Bescheinigung der großen «Rüstigkeit entboten (woraus, in Parenthese, die Zeichendeuter und Opferbesprecher ersehen konnten, daß es mit der vielbeschwatzten Entthronung Augusti Scherls noch gute Wcile habe), wird jedem auf Succession hoffenden also abgewinkt. Warum auch nicht? hat er nicht Alles, was er wollte, erreicht: den Liebenberger ist er für immer los, das Eentrum in den Winkel gedrückt, Pofadowsky nicht mehr beschwerlich, Herr Dernburg noch immer in der Gnade, und im schönsten aller Neichstage gabs leine einzige unbequeme Frage. Und im internationalen Wettrennen stehn unsre Chancen auf Gewinn. In ein paar Monaten werdet ihr fchn, wie genial die Wege waren, die er uns führte, und wie jämmerlich blamirt die sind, die feinem Führerwerth mißtrauten. Vorläufig, freilich, stört manche Kleinigkeit noch den ungetrübten Genuß. Kein Mensch von Urthcil glaubt an ein langes, Niemand an ein fruchtbares Leben der konservativ-Iiberalen Paarung. „Man regiert nicht," hat schon Eavour gesagt, »auf der Spitze einer Nadel'. Was an großen Aufgaben Erledigung heischt, ist mit dieser wunderlichsten aller politischen Mißgeburten nicht zu erreichen; ein Vereinsgesetz, ein Börsengesetz, eine Finanzreform, eine Strafproceßreform, ein halbes Dutzend anderer Novellen, für die die Herren Oldenburg und Wagner, WülleoWetningen und Schrader stimmen könnten, müssen gottvoll aussehen; und von der Produktivität des Geschöpfes, das einer Lüge sein Entstehen dankt, haben wir ja einen kleinen Begriff fchon bekommen. Doch was in den vier Flitterwochen ging, hat ein Ende, wenn der Werkeltag seine Nechte fordert. Der Liberalismus hat sich mit der großen Lüge eingelassen. Männer pflegen, ehe sie sich entscheiden, ihres Handelns Folgen zu überdenken, pflegen zu erwägen, ob sie die Eonsequenzen zu tragen den Muth, die Kraft und den Willen haben. Pflegen zu wissen, daß man, nach Bismarcks Wort, »nicht mehr auf jeder Station umkehren kann, wenn man eine Politik einmal falsch Instradlrt hat", und daß man ungestraft nicht seine That feige im Stich lassen darf. Die gigantefken Geister des Freisinns haben ihre Ent» schlüsse gewiß reiflich überdacht, sorgsam erwogen, quick valeant dumeri, quiä lerre recuzeut. Auch nicht aus dem Bereich ihrer Rechnung gelassen, daß das Eentrum nach jahrelanger, oft gescholtener Willfährigkeit, grundlos mit Hohn und falscher Verdächtigung plötzlich aus der Gnadenfonne gezwungen wurde, die ohne feine, oft wie Verrath geschmähte, Nachgiebigkeit längst nicht mehr scheinen würde, und daß ihnen vielleicht ein ähnliches Schicksal einst blühen kann. Dankbarkeit braucht der Politiker nicht zu üben; doch hat schon Goethe gewarnt: »Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige

Menschen wären undankbar gewesen.' Ein Ziel, soviel steht jedenfalls außer Zweifel, ein erkennbares Ziel hat unsere innere Politik zur Zeit nicht.
hat die äußere eins? Wer den Schalmeien lauschte, müßte es glauben, müßte wähnen, daß unsere Lage sich gründlich geändert habe. »Wie lange, schrieb neulich die Vofstn, ist es her, daß man nahezu allenthalben Unbehagen, wenn nicht Unruhe über die Beziehungen zum Ausland empfand? Alle Welt sprach von der Einkreisung, der Vereinsamung Deutsch» lands, wenn es auch noch nicht ganz so weit gekommen war, wie der Zar, der einst Monte» negro seinen einzigen Freund nannte. Wunderlich, wie schnell sich das Blatt gewandt hat! heute hat man (hat man?) allgemein das Gefühl, daß sich Deutschland in einer ganz angenehmen Lage befindet und gar keinen Grund hat, der Zukunft besorgt entgegen zu sehen. Angeblich eingekreist und isolirt, anscheinend von verschiedenen Seiten ernstlich bedroht und von schweren Gefahren umgeben, hat Deutschland mit einem Male wieder ein« Stellung gewonnen, die alles eher als besorgniserregend ist. Die Wolken haben sich zerstreut. Und wenn es kritische Zelten gegeben hat, so hat Deutschland sie ohne Ginbuße an Achtung und Ansehen überstanden.' ^ubilate. And erkennt nachher, baß euch eine Sirene geäfft hat. Die Lage hat sich gar nicht gebessert. Vor wenigen Wochen noch wurde der neue englisch»französisch»spanische Vertrag bekannt, der sich gegen uns, und nur gegen uns, richtet (mit der Entwicklung der Dinge in Ostasien freilich ebenfalls in Zusammenhang steht). Was sonst auf dem weiten Erdenrund hätte sich verschoben? Zu unser« Gunsten ganz sicher nichts. Mit Rußland tonnten wir längst in einem besseren Verhältniß sein; wir Habens versäumt. Wenn es jetzt Frankreich in der «Aovoje Wremja" etwas unsanft an seine Ehcpflicht ge» mahnen ließ, so hats damit nur gezeigt, daß der Draht zwischen Verlin und Petersburg noch immer nicht recht funktioniert, und lieber an der Seite der undankbaren Marianne bleiben, als neue Wege beschreiten will. (Daß ein deutscher LegatlonLbeamter dabei wieder verdächtigt wurde, gehört zur Förderung des von uns mit so heißem Glfer erstrebten «pprocbement und paßt in die Situation.) Und ob die Augustbegegnung in der Ostsee alte Verstimmungen zu bannen und die größten Landmächte des Continents einander näher zu bringen vermag, wollen wir abwarten. Geht der offiziöse Spektakel diesmal wieder zu früh und zu laut an, so können wir erleben, daß die Feier noch in letzter Minute wieder abgeläutet wird. Das erste Mal wärs nicht, daß es so kam, und Nicolai Alexandrowilsch hat die Welt schon manchmal überrascht. Gefährlich mühte auch der Irrtum werden, daß Fiankrelch und Nußland sich entfremdet wären, hat nicht Herr Elemenceau bedingungslose Satisfaktion durch seine Mannen anbieten lassen und lächelnd das Haupt des Herrn Eombes auf den Vlock gelegt? Wenn Rußland heute Geld will, jede Summe, die es wünscht, wird ihm auf den Tisch gelegt. Seine Lage im Innern ist so gut, wie seit Jahren nicht; von Aevolution ist nicht mehr die Rede. Draußen kanns ins Allgemeine schweifen und mit dem großen Strom des Lebens gehn; denn es sitzt mit in Eduards Konzern, der ihm nie schaden, doch, durch die Gewährung eines ungestörten Ausbaus seines Innern, sehr nützlich Verden kann. Im Osten hat es nichts mehr zu fürchten und ist im unbestrittenen, gesicherten Besitz seines Alesenlandes. Mit Japan hat es sich verständigt, Vi höng hat bereits die Sporteln bezahlt (die haager Gesandtschaftskomödie gehört zum Diplomatenbetrieb und ist nur, gut inscenirter, Vorwand). Vermag es sich mit dem Sonnenland dauernd gut zu stellen, so wird es bald wieder im Osten mächtiger sein als irgend eine andere europäische Macht. Und Japan ist, als Continentalmacht, nun leichter verwundbar, wäre ohne Auhlailds Freundschaft auf ein Menschenalter hinaus in seiner politischen Entwicklung gehemmt. Aichls drängt Außland momentan an unsere Seite und Optimisten nur tonnen von den Leoniden eine Aenderung unserer Lage erhoffen.

Wenn uns eine Entente mit Nußland aber nicht winkt, was wäre sonst, was uns Grund zum Jauchzen gäbe? Von dem Wahn, mit Frankreich in ein besseres Einvernehmen zu kommen, sind wir nach der letzten Blamage nun hoffentlich auf Jahre hinaus geheilt. Sie hätten wir füglich uns fparen können. Selten ist eine Werbung fo einstimmig und fo entschieden abgelehnt worden, selten freilich auch eine ungeschickter begonnen. Und daß unsere Negierenden ohne Grund wieder einmal den Kaiser ins Vordertreffen ließen, soll ihnen nicht vergessen werden.

(Eben hat, um das nette Werk zu krönen, unser Durchlauchtigster in Norderney Herrn huret, der unfern Kaiser der Furchtsamkeit zieh, die belastete Brust geöffnet. Herr huret war, als galanter Gallier, dankbar, fand in dem Mann, der vor Tagen erst Posadowsky wie einen Taglöhner aus dem Amt trieb, einen Engel; fand ‚es fei fchwer, sich gleichzeitig eine ungezwungenere und lächelnder« Freundlichkeit, mehr Würde und Autorität vorzustellen", und .übergeht die Komplimente, die fo liebenswürdig sind, daß er sie nicht wiederholen kann'. Und alfo fprach, nach der Kieler Woche, des Deutschen Reiches Kanzler: »Erst Detente, dann Entente; nach ein paar Jahren der Detente wird die Entente,' wenn sie kommen soll, schon kommen. Frankreich gegenüber, das ein sehr eindruckfähiges Land ist, bedarf es sehr viel Takt, Mäßigung und Geduld. Die Jett arbeitet für den Frieden. Aber es darf natürlich keine Zwilchenfälle geben, die wieder Alles in Frage stellen.' Und wiederholte mit einer Beharrlichkeit, die dem Aushorcher auffiel: ‚Es gehört dazu enorm viel Takt, viel Mäßigung und noch mehr Geduld.' Alfo fprach, zwei Wochen nach den Bordgefprächen, unfer Kanzler, und läßt, wie die Verfassung es will, vor aller Welt feinen «aifer im Stich, hat die Welt je solche Ritterlichkeit gesehn?)

Ists nach Allem, was die langen Jahre schon Schmerzliches brachten, nun noch immer nicht genug? Sollen wir uns Tag vor Tag an dem Auslandgeschwätz weiter ärgern? „parier» t-il? ^e parlera-t-il pa«? — Cette «.ueztion eourrait clanz toutez I« boucuez", schreibt huret, der malitiöse holzbock des Figaro, in seinem Buch über Deutschland. (Ist der Nuhm, ein guter Plauderer zu sein, für einen Monarchen denn gar so groß? „II uouz fault prendre ^arde — schon Montaigne hats erkannt — combien c'ezt de parier 5 «ou beure, de eboizir son poinet, de rompre le propos ou le cuan^er, d'uue auctorite rua^istrale, de ze detlendre des Opposition« d'aultru? par uu rnouvernent de teste, uu zoubri«, ou uu sileuce, devant un azzistance qui tremdle de reverence et de rezpect." Und der Eorse pflegte zu spotten: »Gestehen Sie, daß es auf diefem Sitz sehr leicht ist, Geist zu haben'.) ,,/'ai I'impre8«lou ou'il n'a releve se« poi>8 eu oroc o.ue pour cacner sa vraie uature qui ezt celle d'un tiruide." Daher: „Quillaume le ?2«tio.ue". Sorgt alfo nicht, baß er je mit den Waffen euerm Planen ein Ziel fetzt. Nicht von ihm gilt, was Aeneas Silvlus, der als Plus II. den Stuhl Peters beftieg, von Albrecht, dem Habsburger, einst fagte: In arrniz promptuz, lacere quam dicere malebat. Die Legende kommt auf und hat in Kiel neue Nahrung erhalten. Mit ihr erst aufzuräumen, wäre wichtiger, als einen Ontel zu besuchen, der vom ersten seiner Negententage an uns mit Unfreundlichkeiten bedacht, manches Wort in Kurs gefetzt hat, das den Deutschen verletzen mußte. Mit Furcht und Kleinmut, mit Schwarzseherei und Nörgel» sucht hat das Alles nichts zu schaffen. Kein Vernünftiger hält uns für schwach: Nur von dem Einfluß ist die Nede, den wir auf die Erledigung der Weltgeschäfte haben, und von dem traurig großen Maaß, um das es hinter dem zurückbleibt, den wir, traft unserer Macht, der Tüchtigkeit, dem Fleiß unseres Volkes, der Schärfe und Bereitschaft unseres Schwerts haben tonnten und sollten. Keine Sovhistik wird die Differenz verwischen. Kein Preßbureau uns auf die Dauer darüber täufchen, mag hundertmal auch alles Ungünstige unterdrückt

<> «» Karl Schnitzler: Sein und Werden 203
o
0
oder ins harmlose umgedeutet, Zweifelhaftes mit sehr beumßter Geschicklichkeit zu großen Erfolgen umgedlchtet werden.
Eben haben wirs wieder durchgemacht. Freiherr Lexa von Aehrenthal hat Herrn Tittoni, des Kanzlers Freund und treuem Vundesgenosse», seine Antrittsvlftte in Desto gemacht und fuhr mit ihm zu Victor Emanuel nach Racconigi. Was zwischen Italien und Oestrelch. abzumachen war, wurde abgemacht. Wenig wars nicht; und das Resultat, ward verkündet, tonnte gar nicht günstiger sein: was wünsch bar war, ist erreicht und für alle Zeiten gesichert; der Dreibund vornan. Und die beiden erlassen dann eine Kundgebung, in der der dritte Verbündete mit keiner Silbe erwähnt wird, »weil, wie Aehrenthal erzählte, kein Anlaß dazu vorlag'. Sehr hübsch. Inzwischen hat Herr Clemenceau olti-iozziszime erklären lassen, daß .sich Italien jetzt endgültig an Frankreich und England angeschlossen habe", und Herr Iudet, dem man ein Faible für Eduard und feinen Prolonful gewiß nicht nachsagen kann, findet, daß wir wieder einmal die Übergangenen seien. Ob er Recht hat, stehe dahin; sicher ist, daß wir zum Iublliren leinen Grund haben (obwohl unsere offiziösen die Sache wieder als großen Erfolg ausposaunt wissen wollen). Am allerwenigsten, wenn, wie man vermuthen muß, Veftreich und Italien sich wirtlich über Alles, was sie bis zur Stunde trennte, einigten, bestreich wir bisher noch das einzige Land, das uns die Treue hielt, hat er auch von Italien nun nichts mehr zu beforgen, fo kann auch der Doppeladler nun frei optiren nach Herzensdrang oder Vernunftgehelß. Mit Rußland hat er sich in der Würzfteger Konvention, die Lexas Wert ist, geeinigt; jetzt mit Italien. Keine Vallan» sorge drückt Franz Josephs altes Auge. 1u lelii hüstln opta! Mehr als ein Thor steht Dir nun osfen.
Und nun? Wir stehen allein, so einsam, wie das alte Preußen einst unterm vierten Friedrich Wilhelm. Aengsten brauchen wir uns deshalb nicht. Wir sind stark genug allein und haben auch ohne Bündnisse nicht zu zittern, denn wir überschätzten sie nicht. „Alliancen, schrieb der Große Kurfürst in dem Traktat, der als fein politisches Testament durch die Geschichte geht, Alliancen seindt zwar gutt, aber Eigene Kräfte noch besser, darauff tan man Sich sicherer Verlassen.' Doch daß eine Politik, die das, nach dem Kanzlerwort, bündnis» fähigste Land der Welt auf den Isolirschemel brachte, eine unfähige sei, leidet leine Frage; und daß wir einen Thell unserer Kraft in fruchtlosen Friktionen vergeuden, ebensowenig. Findet der Kanzler seine Kräfte noch immer nicht unzulänglich? ‚Es giebt einen Stand der Gnade für Minister und Ehemänner, sie merlen es nicht, wenn die Liebe schwindet", pflegte, nach Treitfchle, Eavour zu sagen. Die Zeit der Liebe, steht zu fürchten, ist auch für Seine Durchlaucht nun vorbei; zehn Jahre hatte er, nun möchten wir um einen llaren Status bitten. Wo sind die Feste, die den Lebenden eine Freude, Kommenden eine stolze Erinnerung sein tonnten? Vergebens müht sich desSuchersVltck nachleuchtendenPunttenab. ‚0n pourra Mlwßel !«5 2md2552<!eul5, schrieb Katharina, die Anhalterin, vor hundertdreißig Jahren an ihren Beichtvater Grimm, K2r6iment en cieux clazzes, et uowmer 1« uns Walftschjäger et le« »ulle« Heringsfänger.' Walfifche haben wir, trotz der Aordlandreisen noch leine erjagt, nie auch nur von ferne einen gesichtet. Marianen, Karolinen, Sonnenplätze: just herrlichteiten, die im dräuendsten Wetterwinkel liegen. Oder liegt die Schuld etwa nicht beim Kanzler, wird er nicht, wie sichs gehörte, informirt? Dann sorge er schleunigst nun endlich für bessere Gehilfen. In Paris und London, Petersburg, Washington und Tolio wenigstens.
Wie oft schon wurde beseufzt, daß die Herren leine Witterung haben, Stimmung und Interessen der Menfchen nicht lennen, mit denen sie denselben Himmel und die Athmosphäre thellen. Keine Großmacht ist so unzulänglich wie wir vertreten; fast jedes Ereignis trifft uns überrafchend, in einer Zeit, die, nach Lamprechts gutem Wort, im Zeichen »einer,

l> o
» o
wenigstens vorläufig, sehr großen geographischen Gleilbartclt gerade der weltgeschichtlichen Interessen" steht, und ln wenige, Jahren Aenbernngen in den politischen Konstellationen sah, wie selten eine Zeit vor ihr. And, wenn nicht alle Zeichen trügen, neuen Aenderungen entgegeneilt.

Tausend Jahre und mehr mögen es sein, seit auf einen Stein im Tempel Patushiji in Vamato eine Spur von Buddhas Fuße und die Verse drunter eingeschnitten würden:

Des Helden
Eingetretnc Fußspur
Ist auf dem Felsen
Noch jetzt zurückgeblieben.
.Sieh sie, und übe Geduld!"
Sagt sie, ‚üb' lange Geduld!'

Der also rieth, hat seinem Volte gut gerathen; und gut hat das Voll seinen Aath befolgt, hat allem Ungestüm des Empfindens Jahre, Jahrzehnte lang straff die Zügel gehalten, in Stille, doch mit nie rastendem Eifer an seiner Nüstung, der geistigen und der physischen, gearbeitet, und trat, als es sich stark genug wußte, erst aus der Abgeschiedenheit seines Lebens heraus. Nasch hat es sich in einem leichten und einem schweren Kampfe sein politisches Aktionsrecht und die Anerkennung seiner Macht erstritten, erst China, dann Nuß» land aus der beengten Flanke gedrängt. Und schon drohts mit einem neuen Waffengang, der, falls er kommt, ihm die Herrschaft über das größte der irdischen Meere sichern soll. Wird Amerika, dessen Phllippinenbesitz auf dem Spiele steht, sich ln die rasche Auseinander» setzung drängen lassen? Kampflos wird es nicht herausgeben, was es im Kampfe einst erstritt. Und lange wird Japan der Festigung seiner Herrschaft nicht mehr thatlo? zusehen. Allzu laut schon sprachen die drohenden Zeichen, die der offiziellen Evangelien spotten. Schon senden die Staaten ihre Flotte an die kalifornische Küste, läßt Japan durch Offiziere die amerikanische Küste bespähen. Auch der Vanlee kocht schon, wenn er von den kleinen Schlitz» äugen spricht. Kommt der Krieg, dann wird er mit der barbarischen Wuth eines Nassen» tampfes geführt. Und er kommt, kommt sicher in dem Augenblick, wo Einer sich dem Andern überlegen wähnt. Japan hat vorläufig den militairischen Vorsprung; Amerika die finanzielle Ueberlegenheit, doch zugleich auch das größere Nisito, denn Wutsuhito hat, mags noch so ungünstig gehn, seinen Besitz garantiert. Ob der Krieg das Weltbild im Osten wesentlich verändern wird, und wie, weiß, außer Mars, King Eduard allein. Doch mag sich das Glück Dem oder Jenem ergeben: Ruhe zu halten, ist unsre Pflicht. Wir sitzen weit genug vom Schuß, um es zu können. Und sollten — Keiner kann wissen, wie die Würfel fliegen — die Dinge eine Wendung nehmen, die uns Gunst verheißt: lein Wort. Still handelnd sei sie genützt. Zst2 ausschweifend, im Lande der Denker und Streiter noch Solches zu hoffen? Karl Schnlhler.

Berlin« München.

Bon 0tto Julius Bierbaum.

/Hs war ein schöner, frischer Maiabend des Jahres 1890. Der Himmel glaubte ohne ^"" Sterne auskommen zu können, und die Straßenbeleuchtung in Oberammergau ließ auch zu wünschen übrig. So war also Finsternis ringsum, obwohl die ganze berufs» mäßige Intelligenz von München sich in dem berühmten Passionsspielorte befand. Denn der Münchner Journalisten» und Schriftstellervercin hatte einen Sonderzug zu den Proben des frommen Vcmerntheaters veranstaltet.

Ich stand in einer Gruppe von Federkollegen und hatte eben heftigen Widerspruch durch eine Bemerkung über Schloß Linderhof erregt, dessen Grottensee mit künstlichem Mondschein mir weniger poetisch als tomisch vorgekommen war, als ich plötzlich erst leinen Boden mehr unter de'. Füßen und dann strömendes Wasser über meinen: Kopfe fühlte. Ich versuchte vergeblich, mich aufzurappeln, und glaubte schon, zur Strafe für meine anstößige Kritik an einem Werke Ludwigs II. elend ersaufen zu müssen, als eine Hand mich vorn am tzemdtragcn zu packen kriegte und emporzog.

Das Bedauern, um eine rührende Notiz unter „Vermischtes" gekommen zu sein, war allgemein, dann aber gratulierte man mir nicht minder einmütig dazu, daß ich in dem tückisch tiefen, gemauerten Gebirgswasserkanal nur eine kleine Abkühlung statt des Todes gefunden hatte. Der Mann aber, der so freundlich gewesen war, mich empor» zufischen, fand, daß daraus eine böse Erkältung entstehen könnte, und daß ich deshalb unbedingt einen G?ogk trinken und trockene Kleider anziehen müsse. Zu diesem Zwecke brachte er mich in ein Wirtshaus, wo er erst aufs liebreichste für mich sorgte und dann, als ich vor dem dampfenden Glase saß, die Frage an mich richtete, wer ich eigentlich sei. Als ich aber meinen Namen genannt hatte, schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief aus: »Je! Der preißische Windhund!' Und da erkannte ich ihn allsogleich. Mein Netter war der berühmte Doktor Sigl vom „Bayrischen Vaterlands", der mich erst vor ein paar Tagen mit diesem Kosenamen geschmückt hatte.

Wir lachten beide herzhaft und unterhielten uns dann vortrefflich miteinander. Dr. Sigl, der die Feder bald wie einen Dreschflegel, bald wie eine Narrenpritsche, bald aber auch wie eines der recht unangenehmen grifffesten niederbayrischen Vauernmesscr zu handhaben wußte, in seiner Art ein Journalist von großem und sehr originellem Talente, war nicht bloß von Metier, sondern aus Ueberzeugung Preußenfresser. Seit die Preußen, wie er mir erzählte, 1866 einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, und seit er gezwungen gewesen war, wegen Bismarckbeleidigung einige Monate seines Lebens hinter eisernen Gardinen zuzubringen, hatte sein tzaß auf alles Preußische eine stark persönliche Färbung angenommen und sich manchmal so überschlagen, daß es nicht so sehr wie Aufbäumen, als wie Purzelbäumen aussah, aber man tat weder

c» o
o »
recht, noch klug daran, die Siglschen Expektorationen gegen das .preußische Neich* bloß tomisch zu nehmen. In ihnen sprach sich mehr aus als nur die persönliche, grotesk verärgerte Meinung eines bajuvarisierenden Journalisten; sein Blatt vertrat die Anschauungen weiter Voltskreise Altbayerns, und es war eben deswegen eine Macht, die von den Negierenden innerhalb der blau«weihen Grenzpfähle keineswegs durchaus negligiert wurde, während man außerhalb Bayerns freilich im Siglschen „Vaterland" nichts sehen wollte als eine Art unfreiwilliges Witzblatt.
Aber die Grundtendenzen Sigls sind auch heute noch lebendig, denn sie decken sich niit Neigungen und Abneigungen, die im Altbayerntume selbst wurzeln und von An» gehörigen des Wittelsbacher Hauses ebenso empfunden werden, wie von Angehörigen des Klerus bis hinab zu den holzknechten und Flößern. Prinz Ludwig hat ihnen in seiner Art oft genug Ausdruck gegeben, Dr. Ludwig Thoma, nicht viel feiner, aber sehr viel klüger als Dr. Sigl, vertritt sie in seinem Umkreise, das bayrische Zentrum in einem anderen, größeren, und der „ungekrönte König von Bayern", Herr von Vollmar, in dem seinen, der auch recht umfangreich ist.
Als quantitä n^li^eable sollten diese Anschauungen also auch außerhalb Bayerns nicht angesehen werden. Es steht viel Voll, und ein kräftiges, tapferes, begabtes Volk, es steht Geschichte, Tradition, Neligion, es steht Stammestemperament und Stammesbewußtsein hinter ihnen.
Mit dem Worte Partitularismus ist die Sache nicht abgetan, und das große und böse Wort Neichsfeindschaft ist gar am falschen Platze. Ich erinnere mich gut daran, daß selbst Dr. Sigl mir damals erklärte, er sei durchaus kein Neichsfeind und nicht der Narr, zu glauben, Bayern tonne seine Wege außerhalb des Neiches selbständig gehen. Er beteuerte geradezu, die Preußen zu hassen, weil sie — keine Deutschen seien. Er nannte sie, wenn ich mich recht erinnere, Wenden und Kassuben, einen Mischmasch von Slaven, beherrscht von einer pferdelöpfigen Aristokratie, mit Geist versehen durch die Juden. Sein Ideal war noch immer Großdeutschland unter Führung der Habsburger. Die neuen deutschen Neichsfarben nannte er »zwei Drittel preuhifch, ein Drittel sozi-rot". Schwarz-gelb-rot wäre ihm sympathischer gewesen.
Von diesen speziell Siglschen Neigungen hat sich wenig am Leben erhalten, obwohl das jetzt so üppig im Schmer stehende bayrische Zentrum immer noch ein bißchen damit durchwachsen zu sein scheint. — Man hat sich an das Schwarz»weiß in den Neichsfarben gewöhnt; wenn es aber zu flaggen gilt, und fei's auch an Kaisers Geburtstag, so verschlingt das lustige, geliebte Blau»weiß, das so gut zu Himmel und Luft stimmt, das bißchen Schwarz-weih-rot fast völlig, das zwar recht vornehm, aber gar nicht fidel aussieht.
Es ist wirklich eine Farbenzusammenstellung, die man liebgewinnen muß. hell, frei, leicht, munter. Sieht gar nicht nach Staat, sieht eher bäuerlich oder kindlich aus. Wirkt nicht majestätisch, bedeutsam, nicht prachtvoll repräsentativ, — wirkt gemütlich.

o o
o o
Otto Julius Vierbaum: Verlin-München 20?
Droht nicht, — lacht. Es sind Farben, die sich nicht stoßen, sondern aneinander» schmiegen. Und sind doch nicht weichlich, sondern frisch.
Es gibt lein Lied: «Ich bin ein Bayer, lennt ihr meine Farben"; der Mann aus dem Volte würde es „geschwollen" finden, sein Blau-weiß zu besingen; es gehört zu ihm, wie sein Maßkrug, den er auch nicht besingt, sondern fleißig handhabt. Diese Landesfarben sind wirklich volkstümlich; auch die Sozialdemotraten sind hier vor allem blau-weiß und bloß nebenbei auch noch rot. Die Wappenfarben einer Dynastie sind zur Vollsfahne geworden. Wenn die augenblicklich noch königlich bayrische Sozialdemokratie einmal dahin kommen sollte, die bayrische Republik zu gründen, so würde sie zweifellos sehr viel abschaffen, was von den Wittelsbachern herrührt, — die Wittelsbacher Farben kaum, denn sie sind durchaus die Bayernfarben geworden. Wenn die tzelmraupe nicht schwarz, sondern blau-weiß gewesen wäre, — lein Kriegsminister hätte es wagen dürfen, den Naupenhelm durch eine Pickelhaube zu ersetzen. Daß diese leidenschaftliche L'ebe zu einer bestimmten Farbenverbindung auf mehr beruht, als koloristischer Neigung, ist klar. Blau-weiß ist bayrisch, und die unzähligen blau-weißen Bauten der bayrischen Fahne sind ebensoviele Zungen, die nicht müde werden, zu betonen: Bayrisch ist zwar deutsch, will und kann aber nie preußisch werden. Damit ist mehr betont, als Trotz des Kleineren gegen den Größeren. Die blau-weißen Tendenzen, demonstrativ nicht gegen das Schwarz-weiß-rot gerichtet, sondern nur gegen das Schwarz-weih, sind, ohne Gehässigkeit, der Ausdruck einer starken Sonderart wesentlich süddeutschen Gepräges, die zwar gelernt hat, die Vorzüge der norddeutsch-preußischen Art neidlos anzuerkennen, aber selbstbewußt genug ist, zu fühlen, daß auch sie Vorzüge besitzt, deren sie sich unbeeinflußt erfreuen will.
Die Gründung des Beiches hat das Schwergewicht und die Führung nach Borden verlegt. Berlin ist die Beichshauptstadt und der Mittelpunkt der deutfchen Politik. Kein Mensch hat prinzipiell etwas dagegen einzuwenden. Aber, wie Prinz Ludwig mit Becht dagegen protestierte, als Vasall des deutschen Kaisers bezeichnet zu werden, so lehnt man sich gegen die Auffassung auf, als ob zum Beispiel nun München eine bloße Provinzialhauptstadt geworden wäre. Man ignoriert die neueste politische EntWickelung nicht, der man als Deutscher die größten Vorteile verdankt, aber man legt mit Becht auch ein großes Gewicht darauf, daß diese EntWickelung zum geeinten Ganzen nichts von dem verschütte und unterdrücke, was sich hier selbständig in einer langen Geschichte aus besonderer Voltsart entwickelt hat. Die süddeutsche Kultur ist älter, als die norddeutsche, und sie baut sich auf einem Vollswesen auf, das zwar anders, als z. B. das preußische, aber gewiß nicht weniger deutsch ist. Diese Art Kultur, die wesentlich mit der katholischen Kirche verknüpft ist, diese süddeutsche Art der Lebensanschauung und Lebensführung, die etwas Freieres, Ungezwungeneres, weniger Reglementiertes hat, als die norddeutsche, möchte man respektiert und gewahrt sehen, obgleich man garnlcht verkennt, daß die großen Erfolge, die das gesamte

Deutschland spezifisch preußischen, dem Bayern im allgemeinen nicht zukommenden Eigenschaften verdankt, ein Beweis für Vorzüge des preußischen Wesens sind.
Aber man fühlt: diese Exaktheit (das Wort ist beinahe onomatopoetisch), diese Gabe der Subordination, dieser in manchem Betracht heilsame Polizeiordnungssinn, diese kaltblütige Verstandesrichtung, diese Schärfe des Witzes, Sicherheit des Kalküls, Hurtigkeit des Auffassens, dieses Tempo der Arbeit, diese Unruhe des Lebens, tzast des Genusses, Geringschätzung der Behaglichkeit, — alles dies ist zwar recht schötzens» wert, aber in dieser Ausbildung dem eigenen Wesen fremd. Und es hat Kehrseiten, die nicht gefallen.
Der Bayer hat, um nur einiges anzuführen, eine starke Abneigung gegen kommandierendes Auftreten, vordringliches Korrigierwesen, betonte Schneidigkeit, hoch» fahrenden Kastengeist, schnoddriges Absprechen, selbstgefälliges Nenommieren, nervöses Ueberallanderspitzestehenwollen, geschwollenes Phrasenwölzen, schnellfcrtiges Urteilen, unduldsam heftiges Dekretieren. Er ist im Grunde konservativ, aber der geborene Demokrat. Er kann z. V. streng kirchlich gesinnt sein und seinen geistlichen Herren gar gröblich die Gefolgschaft verfügen, wenn sie, wie bei den letzten Wahlen, in nicht kirchlichen Angelegenheiten gefordert wird. Er kann Sozialdemokrat und ein Schwärmer nicht bloß für Ludwig den Zweiten, sondern auch für den Prinzen Alphons sein. — Polizeifromm ist er garnicht. Nespekt vor großen Worten, und kämen sie aus höchster höhe, ist ihm nicht gegeben. Wie loyal er auch fein mag, servil gebärdet er sich schwerlich. Der oberbayrische Bauer nennt seinen Pfarrer, seinen Nichter Du und wäre imstande, auch zum Kaiser Du zu sagen, ohne die Ehrerbietung verletzen zu wollen. D. h., nein, zum Kaiser doch nicht; der ist ihm zu fremd. Ihn würde er mit „ös" anreden. Die Art des Auftretens mancher preußischen Offiziere gegen» über »Zivilpersonen" wäre hier undenkbar. Ueberhaupt läßt sich der ganze Unterschied zwischen Preußen» und Vayerntum an nichts besser erkennen, als an der Ver» schiedenheit zwischen bayrischen und preußischen Offizieren iu ihrem äußeren Gebaren. Ein Franzose sagte mir darüber einmal: Der preußische Offizier hat mehr Stil, der bayrische mehr Kulwr. (Von den Damen der Berliner und der Münchner Ge» scllschaft urteilte derselbe Franzose so: Die Berliner Dame ist eleganter, die Münchner Dame hat mehr persönlichen Geschmack; jene wirkt oft distinguierter als Dame, diese meist reizender als Frau; der Geist der Berlinerin scheint mir agiler, der der Münchnerin munterer zu sein. — Ich setze das in Parenthese, weil es zwar als Urteil eines unbefangenen Ausländers interessant sein mag, aber gewiß nicht als gültige Durchschnittstennzeichnung angesehen werden kann.) — Auch die Art des Verkehrs zwischen Dynastie und Volk ist hier anders als in Preußen. Sie hat etwas Ungezwungeneres; es steht nicht so viel Spalier dazwischen. Die Wittelsbacher sind ein sehr stolzes Geschlecht, aber sie betonen den Stolz einer seit mehr als tausend Jahren souveränen Familie mehr im Umkreise der regierenden Häuser, als gegenüber

dem Volte, an dessen Spitze sie so lange stehen. Nur Ludwig II. hat eine Ausnahme gebildet. Er machte sich unsichtbar und bekam gerade dadurch einen Nimbus. Er war schließlich eine Art Märchenkönig. Er thronte geheimnisvoll auf einsamer tzöhe und wurde gerade deshalb vom niederen Volte beinahe vergöttert. Denn dieses Voll, eben weil es sehr urwüchsig ist, ist sehr phantasiedoll, und es ist überdies künstlerisch in hohem Grade begabt. Dieser König, der ganz Majestät war, unnahbar inmitten phantastischer Pracht, dem Gemeinen abhold, schweigend, einsiedlerisch, ohne Weib und Kind wie ein Priester, durchaus abgehoben von allem Welkeltäglichen, eine vollkommene Verkörperung des Begriffes König, wie ihn ein Kind haben mag, — diese Erscheinung wie aus einer andern Welt, aus einer andern Zeit imponierte diesem Volte aufs höchste. Er, der das Volt mied, war in einem überschwenglichen Grade populär und ist es noch. Man stelle ihn sich einmal in Preußen vor (Ein Vergleich mit Friedrich Wilhelm IV. wäre ganz verfehlt.) Dagegen würde ein König, der fortwährend mi' betonter Majestät vors Volt treten, sich immerzu majestätisch in den Mittelpunkt aller Ereignisse stellen, selbstherrlich über alles entscheiden wollte, hier leine Aussicht haben, volkstümlich zu werden. Kann man schon nicht immer einen König haben, der wie der Sonnenball auf Wolken thront, so wünscht man Fürsten, die gleich ganz unauffällig, gewissermaßen demokratisch auf» treten. Und so ist es jetzt in Uebung. Die strenge spanische Etikette, die den bayrischen Hof bei rein höfischen Angelegenheiten noch immer beherrscht, nuanciert das öffentliche Auftreten der Wittelsbacher nicht im entferntesten. Es ist dieselbe Erscheinung, wie bei der hohen bayrischen Aristokratie, die in sich selber exklusiver ist als etwa die preußische, im Verkehr mit anderen Vollskreisen aber alles betont Exklusive mit gutem Geschmack vermeidet.

Es ist symptomatisch, daß zwei Angehörige des tzauses Wittelsbach die ärztliche Praxis ausüben, und daß der eine von ihnen im Orchester der Wagnerfcstsviele im Prinzregententheater mitwirkt. Und, man denle, nicht am Dirigentenpultl Sondern als Geiger, der einem ganz gewöhnlichen bürgerlichen Taktstock zu folgen hat. Man erkennt hier auch in den höchsten Kreisen eine Souveränität der Kunst an. Es gilt als nobile officium, sie zu fördern, nicht aber, sie zu gängeln.

Als sich die Münchner Künstlerschaft in zwei Lager schied und die 5ece55io in montem zacrum der Moderne erfolgte, stand der alte Prinzregent innerlich gewiß zu den Alten, aber es ist ihm nicht eingefallen, den Jungen ein ^uc>5 e^o! zuzurufen. Er ging von da ab einfach in zwei Kunstausstellungen und laufte Tierstücke aus zwei Lagern. Gcwährenlassen, nicht dekretieren! ist ein blau»weihes Prinzip. Auf allen Gebieten. Strömungen, die im Volte entstehen, künstlerische, geistige, politische, läßt man nach Möglichkeit ihren freien Verlauf nehmen und dämmt nur sehr behutsam, und nie unter Aufwendung lauter Machtfprüche, ab. So kommt es freilich, daß die Liberalen sagen, die Regierung fei klerikal, und die Klerikalen, sie sei liberal. Sie ist aber in

o o
Wahrheit nur höchst gewissenhaft konstitutionell. Es ist nicht ihre Schuld, wenn jetzt auf lange Zeit hinaus eine Vormachtstellung des Zentrums im bayrischen Landtage etabliert wird. Aber auch die herrschende Partei wird nicht gegen das blau-weihe Prinzip der Duldsamkeit verstoßen tonnen, selbst wenn das in ihrer Absicht läge, denn auch das bayrische Voll, und gerade in seiner katholischen Majorität, ist auf Toleranz angelegt. Me Partei hat nicht unter der gelb'weißen Fahne des Papstes, sondern unter der blau-weißen Vayernfahne gesiegt. Die Leute, die immer durchschauen lassen, cs sei dies ein Sieg der Schwachen im Geiste über die Intellektuellen, mögen über die Maßen intellektuell sein, — sehr politisch handeln sie nicht. Sie handeln genau so politisch, wie die gewissen Norddeutschen, die den Bayern mit herablassender Freundlichkeit als eine Art zurückgebliebenen, zwar gutmütigen, aber durch Katholizismus und allzuvielen Viergenuß etwas verdunkelten Vetter behandeln.
Aber der Bayer ist nicht dumm, sondern blau»weih, — und gerade das beweist, daß er nicht dumm ist.

Wohltäter der Menschheit.

Von Ernst Freiherr von Wolzogen.

^^b der deutsch« Augurenbund noch existiert, weiß ich nicht, obgleich ich die Ehre habe, ihm ^^ anzugehören; zweifellos aber ist der Witz seines Namens und die Güte seiner Sache. Er hatte seinen Sitz in Leipzig und verfolgte, ohne jemanden durch Verpflichtungen materieller Natur, durch Statuten oder irgend welchen Formeltram zu belästigen, einzig und allein den Zweck, eifrig Umschau zu halten nach wahrhaft freien Geistern in allen Ländern deutscher Zunge, die durch Wort oder Tat ihre lächelnde Unberührtheit von allerlei Feldgeschrei des lauten Tages bewiesen hatten und sich anscheinend weder durch das Bruttogewicht der Massen, noch durch die selbstgefälligen Narrheiten übertultivierter Einzelner imponieren ließen. Solche Leute galten einfach als Auguren und wurden, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu werden, durch Verleihung eines bis zur Brustwarze reichenden und mit einem Eberhauer geschmückten Stabes ausgezeichnet. Außerdem beschäftigte sich der Bund damit, unfreiwilligen Großauguren in aller Welt die Ehrenmitgliedschaft durch erhaben stilisierte und edel talligraphierte Handschreiben zu verleihen. So wurden im Jahr« der Gründung des Bundes beispielsweise dem damaligen Unfehlbaren, Leo XIII., dem anderen Leo mit dem bürgerlichen Namen Tazil und dem Scharfrichter Neinbl dergleichen Diplom« übersendet.
Mich deucht, cs lag ein feiner Witz in diesem lindlichen Spiele. Einerseits die An» erlennung der denlreifen Jugend — denn die Gründer des Bundes waren lauter junge Leute — für die wahren Führer vernünftiger zeitgemäßer Gelstesbewegung und anderer» seits die ironische Belobigung wahrer Wohltäter der Menschheit: d«8 Scharfrichters als handgreiflichsten Menschenfreundes, indem er die geschworenen Feinde der Gesellschaft um

eine Kopfeslänge verkürzt, des Papstes, dieses dreifach gekrönten Großaugurs, als des irdischen Statthalters aller himmlischen Herrlichkeiten, und Leo Taxils, dieses genialen Charlatans, der ein ganzes Konzil von Exzellenzen, Eminenzen und Eminentissimi dahin brachte, die Unterschrift des Teufels Bitru anzuerkennen!

Sind sie nicht wirtlich die größten Wohltäter der Menschheit, jene wenigen Besitzer eines unbestechlichen Humors, die ernsten Leuten vorzulachen verstehen, den Philister tränten und den Snob durchschauen, dem dünkelhaften Zyniker mit der Pritsche derb auf den Kopf schlagen und dem einfältig Gutgläubigen lächelnd die Wange streicheln? Nicht die Possenreißer für den Pöbel habe ich im Sinn, nicht die Hofnarren des Philisteriums, sondern einzig jene gesegneten Tröster der Wissenden und darum Verzweifelnden: die sein lächelnden Auguren und die messtanischen Narren eigenen Stils.

Für die gesunde Vernunft ist es wirklich eine Zeit zum Verzweifeln. 2s will schier nichts mehr zusammenstimmen in dieser verrückten Welt von heute: zwischen Glauben und Wissen ist das Tischtuch endgültig zerschnitten und doch will man die beiden zwingen, unter einem Dache zu wohnen und sich auf der Straße zu grüßen; Kapital und Arbelt sind aufeinander angewiefen und doch hassen sie sich als Erzfeinde und steigern sich gegen» seitig in groteske Formen der Ungerechtigkeit und des Unsinns hinein; der Weltverkehr verbindet alle Völker der Erde, und die Schöpfer feiner Möglichkeiten spicken ihre Grenzen mit Kanonen und ärgern sich gegenseitig mit Zöllen die Gallsucht an; geistige und materielle Werte weiden im Ueberfluß erzeugt und das Zuviel vermodert auf den Gassen und verpestet die Luft für die Jungen und die Schwachen; die Intellektuellen beeisern sich, soweit sie für wohlanständig gelten wollen, Staats» und Aeligionsformen zu schützen und zu stützen, die ihnen ein Gegenstand heimlichen Gelächters sind; die, deren ehrlichste Sehnsucht es sein müßte, im Frieden patriarchalischer Fürsorge unterkriechen zu dürfen, erheben ein wüstes Geschrei nach Freiheit und Gleichheit; und die liebe Kunst tut auch nichts weniger, als daß sie in das Undsoweiter dieser garstigen Feindseligkeiten wenigstens die Grazie brächte. Man hat neuerdings das Wort „Unstimmigkeit" geprägt — Verwendung dafür hat man wahrlich auf Schritt und Tritt. Kein Wunder, daß alle Welt verstimmt ist und daß das moderne Weltlonzert eine chinesische Musik hervorbringt.

Der Wissende, der Augur, findet in dieser unstimmlgen Gegenwart so viel zu lächeln, daß sein Lächeln in Gesahr ist, zur Fratze zu werden, die von der des Schwarzsehers kaum mehr zu unterscheiden ist. Aus dem Munde Peter Schlehmils hörte ich einmal das köstliche Wort: »Ich versteh' net, warum ihr so arg auf die heutige Zeit fchimpftsl Mir is's grad' recht, bal mer sich so recht scheen giften kann!" Ja freilich, von dem Gesichtspunkt aus läßt unsere liebliche Moderne nichts zu wünschen übrig. Ginschlafen kann man wenigstens nicht bei dem Spektakel, und die seelische Fettsucht kann auch nur ein Grzphilistcr bei so reichlich vorhandener Gelegenheit zur Gemütsbewegung kriegen. Aber die Leute, denen das Giftspeien und das Glftfchlucken eine Lust ist, befinden sich doch wohl in der Minderheit, und von der großen Mehrheit wird immer das befreiende Lachen vorgezogen werden.

Jede rüstig vorwärtsschreitende Kulturnatlon ist der Ueberzeugung, daß in ihrer licht» vollen Gegenwart sich die großstillgen Gaunereien und grotesken Narrheiten der Ver» gangenheit nicht wiederholen lönnten. Aber ist nicht unser Leo Taxil mit seinem Teufel Bitru, den das Bischofskonzil von Trient feierlichst anerkennt, «in ebenso eleganter Charlatan, wie einst der geniale Cagliostro, und hat nicht erst in neuester Zeit ein geriebener alter Gauner, der Schuster Voigt, als Hauptmann von Köpenick nicht nur die Galerie, sondern auch das Logenpublilum in helle Begeisterung versetzt durch seine gelungene Parodie auf den Militarismus? Der Wann hat sogar Intelligenz genug besessen, um als bewußter Ironiker gelten zu dürsen, als er sich im Zuchthaus überlegte, daß mit dem Militär »ein Ding zu drehen' sei. Daß er durch seinen Gaunerstrelch den ganzen Militarismus 26 »bsuräum geführt habe wird lein Verständiger behaupten wollen; aber das große Gelächter über Köpenick hat, meine ich, dem Militär als Popanz wenigstens seinen Schrecken genommen. Ist der Mann, der das vollbrachte, nicht ein Wohltäter der Menschheit?

Und weiter: sollte man es für möglich halten, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein leibhaftiger Don Quixote unter uns wandeln lönnte? Und doch ist dem so. Graf Pückler, der edle Hidalgo von Klein»Tschirne, ist, wie sein Ahnherr von der Mancha durch die Lektüre unsinniger Viiterromane, durch den Anblick krummer Iudennasen sanft über» geschnappt und unternimmt, unbelümmert um all ^>le entsetzlich nüchternen modernen Einrichtungen, Polizeileutnants, Staatsanwälte usw., im rasselnden Waffenschmuck seiner Urväter einen abenteuerlichen Nitt nach dem andern wider den bösen Erbfeind. Ist er nicht einfach köstlich, dieser liebe Graf, der seine Knechte auf die Ackergäule seht und wider die markierte Iudenschaft Attacke retten läßt, und dann wieder nach der Reichs» Hauptstadt zieht, blind und taub für allen Ull, der mit ihm getrieben wird, das Voll zu Mord und Totschlag aufreizt und dann vor Gericht mit lächelnder Grandezza zugibt, fich im Interesse seiner helligen Sache einer populären Phraseologie bedient zu haben?

Die gesamte Christenheit liegt sich seit Jahrhunderten in erbittertem Durcheinander in den haaren um die große Frage, ob man die Vernunft irgendwie mit der Neligion verquicken dürfte. Die Papstkirche fagt „czuocl non" und weist stolz auf ihre ungeheuerliche Wacht über die Köpfe und herzen der Gläubigen hin. Die protestantische Pfasfenschaft vergeht vor Neid auf diese Wacht und bemüht sich, den Offenbarungsglauben durch Ober» lonfistorialbeschlüsse zu stützen und der freien Forfchung durch höherhängung des pasto» ralen Brotkorbs den Spaß zu verderben. Da kommt fo ein Erzschelm wie dieser Monsieur Leo Taxil und nagelt die ganze hochwürdlge Orthodoxie auf seinen niedlichen Teufel Bltru fest, um hinterher lachend einzugestehen, daß dlefer nunmehr offiziell beglaubigte Teufel von ihm unter dem Beistande eines hysterischen Frauenzimmers fabriziert worden fei. Resultat: ein brausendes Gelächter durch die ganze sogenannte zivilisierte Welt, über dem die ertappte Klerisei wenigstens für einen Moment den Atem anhält und fogar der offenbart« Teufel in der ersten Verlegenheit den Schwanz einzieht.

Oder aber: die zivilisierten Nationen blecken sich gegenseitig ihre Kanonenschlünde entgegen, um unter dem Schutze der bleichen Furcht ihre Industrieprodutte in aus» wärtigen Märkten abzusetzen und an ihren Waren» und Effektenbörsen ein unterhalt» sam profitables Hasardspiel in flottem Gang zu erhalten. Und weil man schöne Generäle mit Federhüten und hochgewachsene Goldlihentrüger nicht wohl mit „Herr Börsenwächter" oder „Herr Kaffeesackgardist' anreden tann, ohne sie in ihrem berechtigten Selbstgefühl zu verletzen, so sagt man für Börse „heimischer Herd" und statt Kaffeesack „nationale Ehre' und gibt den frischen jungen liebenswürdigen Idealisten, die sich der militärischen Lauf» bahn widmen, als Entschädigung für die schwere Geduldprobe bei kargem Ginkommen und geringen Chancen ein schönes Gewand und eine angenehme soziale Stellung. Die Bereit» schaft, jederzeit sein Leben zu lassen für Dinge, die einen persönlich gar nichts angehen, verdient allerdings eine glänzende Entschädigung, und darum sollte jeder billig Denkende der Soldateska die Ehrenbezeigungen des Zivils vor dem Bocke des Königs und die Bor» liebe begüterter Mädchenherzen für diefen Bock willig gönnen. Da kommt ein krummer alter Schuster daher, steckt sich in diesen königlichen Bock, den er beim Trödler erstanden, und erhält in dieser Erscheinungsform anstandslos die Kasse von Köpenick ausgeliefert. Die vllterlandslosen Sozis brüllen vor Schadenfreude. Der dickbäuchige Spieher, dem bei den Weibern kein Glück blüht, weil ihm Eleganz und Schneidigkeit gänzlich abgehen, feiert den krummen Schuster als Bächer seiner Ehre, und die deutsche Sentimentalität himmelt den alten Gauner als unschuldiges Vpfer schmachvoller Verhältnisse an. — Auch das Gelächter über Köpenick war gut, obwohl der blasse Beid einen so starken Auteil daran hatte. Geßlers Hut auf der Stange kränkte die freien Schweizer mehr, als alle noch so fühlbaren Bedrückungen des Fronvogtes. Es gibt Hauptleute, die nach Wesen und Talenten rechte Schuster sind, und, es gibt andererseits Schuster, die wahre Haupt» kerle sind — diese simple Erkenntnis wieder einmal im besten Sinne populär gemacht zu haben, ist das Verdienst Wilhelm Voigts. Deshalb wird aber doch kein Bernünftlger der Jungfer Köchin oder den Kommerzienrats»Töchterleln grollen, wenn sie trotz Köpenick unentwegt dabei bleiben, für ihre Herzensbedürfnisse den Uniformierten den Vorzug zu geben. Schließlich haben fle auch recht, denn für die Mädels ist von Gottes Gnaden immer der Mann der beste gewesen, der mit derselben siegesgewlssen Schneidigkeit heute in den Tanzsaal und morgen aufs Schlachtfeld spazierte.

Und endlich ist da die Bassenfrage. Nächst der Beliglon hat kein Prinzip soviel haß in die Welt gesät, soviel Hirnschmalz gekostet und soviel Blut fließen lassen als die Bässen» frage. Den einen ist sie eine Torheit, den andern das letzte Agens aller Menschlichkeiten. In der neuen Welt liegen sich Weiß, Schwarz und Gelb in den haaren und machen das Geschrei von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zur lächerlichen Farce, während in der alten Welt Sem, ham und Iaphet ihre Bachtommenschaften aufeinanderhetzen. Es ist ein Krieg, der nimmer enden kann, ehe nicht alles Blut der Menschheit in einen großen Bottich gegossen worden ist und die glorreiche homunlelfabril der Zukunft ihrem Universal»

o 0
Produkt dadurch den endgültigen Frieden garantiert, daß sie in jede ihrer fertig vor» gearbeiteten Aormalpellen eine Kuchenspritze voll Blut aus jenem Vottich gibt.
Bis zur Erfüllung dieses schönen Traumes ist aber noch ein weiter Weg, und der Nassen» haß wird jahraus jahrein weiter säen und ernten dürfen. Inzwischen wollen wir den sinnreichen Junker von Klein-Tschirne herzlich willkommen heißen, der mit seiner Volks» tümlichen Beredsamkeit eine so ergötzliche Zwischenaktmusik ausführt und das moderne Vorurteil gegen den frifch»fröhlichen Totschlag mit munterem Schneid bekämpft. Selbst die Inhaber höchst mißliebiger Nasen sollten sich ihm zu Dank verpflichtet fühlen, weil er das schwierige Kunststück ausgeführt hat, selbst diese dunkelste moderne Kulturfrage durch ein wenig grotesken tzumor aufzuhellen.
Unsere Vernunft ächzt über die zahllosen Unstimmigkeiten des modernen Lebens — und doch: wäre ein absolut vernünftiges Dasein voller Logik und Gerechtigkeit auf die Dauer erträglich? Ich glaube nicht. Ich glaube, es ist besser so, wie es ist und der Menschheit zuträglicher, wenn sie Gelegenheit findet, sich abwechselnd krank zu giften und gesund zu lachen. Diejenigen aber, die ihr zum heilsamen Lachen verhelfen, sollte sie als ihre größten Wohltäter in Ehren halten.

Das Theater als Tempel.

Von Thomas Mann.

*HOns Deutschen ist eine Ehrfurcht vor dem Theater eingeboren und anerzogen, wie ^^ keine andere Nation sie kennt. Was dem übrigen Europa eine gesellige Zerstreuung ist, gilt uns zum mindesten als Vildungsfattor. Noch neulich hat der deutsche Kaiser gegen eine französische Schauspielerin geäußert: wie die Universität die Fortsetzung des Gymnasiums sei, so sei uns die Fortsetzung der Universität das Theater. Das ist, wie gesagt, das Mindestmaß von Respekt. Nur bei uns tonnte eine Schrift wie „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" ans Licht treten. Nur bei uns tonnte „Bayreuth" konzipiert und verwirklicht werden. Daß das Theater als Tempel möglich sei, ist ein nicht zu entkräftender deutscher Glaube, und dieses tief» ernste theatralische Ideal ist vielleicht schuld daran, daß die deutsche Bühne so arm an heiteren Meisterwerken geblieben ist. Selbst für den aber, der die künstlerische Hegemonie des Theaters aus guten Gründen bekämpft, wird jene Möglichkeit immer ein Problem von großem Neiz bedeuten.
Als der tragische Chor im Tanz um den Altar der Thymele schritt» da war das Theater ein Tempel. Und in Bayreuth hat es nach Jahrtausenden zum zweitenmal — wenigstens die Miene eines Nationalattes und künstlerischen Gottesdienstes angenommen: wobei der Verdacht, daß dieses Bayreuth doch schließlich nur der Aus» druck höchsten Künstlerehrgeizcs und nicht ein Nationalausdruck sei, freilich nicht ganz zu unterdrücken ist. Auf jeden Fall ist es dem hieratischen Genie Richard

Wagners gelungen, ein Theater, ein bestimmtes, sein Theater, zu einer Weihe» statte, einem über alles gemeine Theaterwesen erhöhten Haus der Mysterien zu machen, — ein Beginnen, an dem noch Goethe so gründlich scheiterte. Goethe nahm seine Entlassung von der Oberdirektion der Weimarer Vühne, weil der Herzog darauf bestand, daß eine „Spezialität", wie wir heute sagen würden, ein dressierter Pudel nämlich, auf dieser Vühne dem Publikum als Held eines Melodramas vorgeführt werde: er sah eine „Herabwürdigung" des Theaters darin. Vielleicht war hier der Weise einmal nicht weise. Vielleicht ist es unweise, so streng auf die Würde einer einzelnen Vühne zu halten, da doch, vernünftig überlegt, die Vühne an fich nichts ist, sondern in jedem Falle nur etwas vorstellt. Was ist das Theater? Ein Bretter» gerüst. Du kannst darauf auf den Händen gehen oder ein unsterbliches Gedicht re» zitieren. Wo gestern Ballettbeine schwirrten, schreitet heute Nedea. Das Theater verlangt so viel Vergessen, daß man auch noch vergessen mag, was „gestern" war. Das Theater ist eine Gegenwart und hat lein Gestern. Es ist recht häufig nur ein „Lokal"; aber fein Ehrgeiz, ein Tempel zu sein, wird immer wieder erwachen, und er ist gut in seinem Wesen gegründet.

Das Wesen des Theaters ist die Sinnlichkeit. Aber von der Sinnlichkeit, der Sinn» fälligleit bis zur Sinnbildlichteit ist nur ein Schritt. Das Theater als symbolische Anstalt hat mich oft beschäftigt. Die Anzeichen dafür, daß das Sinnbild der eigent» liche Sinn des Theaters sei, sind schon in den tiefsten Gegenden der theatralischen Kunst zu finden. Man betrachte in diesem Lichte einmal eine beliebte Vühnenper» sönlichteit niederen Banges, irgend eine populäre Figur hinter der Bampe eines Vor» stadt» oder Operettentheaters. Die München« zum Beispiel beklatschen „ihre" ***, diese gedrungene und kreischende Soubrette, die nichts wäre, als das, wenn sie nicht den Beiz der Echtheit hätte. Sie ist ein Typus, ein populäres Ideal; sie hat etwas Fürstliches, denn sie ist repräsentativ. Das Volk betlatscht sich selbst, in» dem es sie beklatscht. Solange sie, der Menge gegenüber, herausgehoben und erhöht auf den Brettern steht, ist sie in der Tat ein Sinnbild.

Aber der Symbolismus des Theaters reicht ja viel weiter und höher. Jede rechte Bühnen» und Schaugestalt großen Stils ist ein Sinnbild. Man denke sich den fol» genden dichterischen Charakter. Ein Mann, edel und leidenschaftlich, aber auf irgend eine Weise gezeichnet und in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme unter den Begel» rechten, unter „des Volkes reichen, lockigen Lieblingen"; vornehm als Ausnahme, aber unvornehm als Leidender, einsam, ausgeschlossen vom Glücke, von der Vummelei des Glücks, und ganz und gar auf die Leistung gestellt. Gute Bedingungen, das alles, um die „Lieblinge" zu überflügeln, welche die Leistung nicht nötig haben; gute Bedingungen zur Größe. Und in einem harten, strengen und schweren Leben wird er groß, verrichtet öffentlich ruhmvolle Dinge, wird mit Ehren geschmückt für feine Ver» dienst«, — bleibt aber in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme, sehr stolz als ein

«,»
Mann der Leistung, aber voller Mißtrauen in sein menschliches Teil und, ohne Glauben daran, daß man ihn lieben könne. Da tritt ein junges Weib in sein Leben, ein lichtes, süßes, vornehmes Geschöpf. Sie liebt ihn um deswillen, was er tat und litt, sie verschmäht alle lockigen Lieblinge und erwählt ihn. Sein ungläubiges Entzücken lernt den Glauben. Sie wird seine Frau, und er ist in der Ehe fern von Eifersucht. „Sie hatte Augen ja und wählte mich!" Sie ist seine Versöhnung mit der Welt, seine Nechtfertigung, seine Vollendung, sie ist sein menschlicher Adel in Person. Und nun wird durch eine teuflische Ohrenbläserei dieser Mann langsam mit dem Verdacht vergiftet, daß sein Weib ihn mit irgend einem glatten und gewöhnlichen Burschen hintergehe. Langsam, unter Qualen zerfrißt der Zweifel feinen Stolz, seinen jungen Glauben an das Glück. Er ist dem Zweifel nicht gewachsen, er ist nicht sicher, die bittere Erkenntnis stellt sich ein, daß Seinesgleichen nie sicher sein kann, daß er sein Leben niemals auf Glück und Liebe hätte gründen dürfen und daß mit dem Glauben an dieses Liebesglück nun auch sein Leben vernichtet ist. „Warum vermählt' ich mich?!" Er bricht zusammen; und der Nest ist das Chaos, ist Word und Selbstmord. — Man denke sich diesen Mann und Gatten als Helden einer erzählenden Dichtung. Der Nomandichter wird sich nicht unbedingt genötigt fühlen, der Figur die Abzeichen ihrer Wesensart mit pittoresken Strichen ins Gesicht zu malen. Im Gegenteil wird er vielleicht einen besonderen Neiz darin finden, das Aeußere des Mannes in einen betonten, ironischen Gegensatz zu seiner seelischen Verfassung zu bringen, — fo wird es ihn vielleicht lebenswahrscheinlicher dünken. Auf der Bühne aber, als Schaugestalt, ist dieser psychologische Typus — ein Mohr; er ist schwarz, seine besondere Art ist auf der höchsten Galerie als Schwärze sichtbar, er ist kein Typus mehr, er ist ein Sinnbild, ein Symbol, — der erhöhte Statthalter all derer, welche in irgend einem Sinne „schwarz" sind und darum nicht klug tun, sich zu vermählen. . .

Die populäre Schauspielerpersönlichkeit ist symbolisch, die große Schauspielgestalt ist symbolisch, — mehr noch: auch das theatralische „handeln", alles echt theatralische Tun ist symbolisch. Stets hat mich die Flagge, jene berühmte Flagge im dritten Akt von Ibsens „Klein Eyolf" interessiert, die Vorgheim im ersten Auftritt auf Halb» mast hißt und die am Ende dann Allmers zur vollen Höhe hinaufzieht. . . Das ist alles, was in diesem Akte getan wird, — es ist der eigentliche „Akt". Inmitten einer vollkommenen und äußersten Vergeistigung des Schauspiels bleibt als einziges naives, sinnliches und augenscheinliches Tun diese kleine, bedeutsame Zeremonie übrig, und sie ist mir als Zeremonie stets als theatralische .Handlung" par excellence er» schienen.

Nepräsentativität hat noch stets zur Zeremonie und zum Formalismus gefühlt, und die Symbolik des Theaters, in seiner Sinnlichkeit, seiner Augenscheinlichteit gegründet, ist es in der Tat, worauf alle szenische Feierlichkeit beruht und wodurch sie innerlich gerechtfertigt wird. Von Feierlichkeit und gemessener Umständlichkeit ist der Szene

immer etwas geblieben: und gerade der niedrigsten. Wieviel Grotesk-Zeremonielles findet sich noch im Operettenftil, — welcher sich darin mit dem höchsten und ehr» geizigsten Schauspiel berührt, mit der Nütliszene, der Braut von Messina: nicht zu reden von dem konservativen Theater Europas, dem französischen, auf welchem noch heute ein abgezirkelter und reigenartiger Formalismus herrscht wie vor zweihundert Jahren. Wir kennen das nicht mehr, wir lachen wohl gar darüber, — wir haben das naturalistische Theater. Und dennoch: daß Stil, Form, Gemessenheit und Neigen zum Wesen der Szene gehören, daß „naturalistisches Theater" eine gröbliche contra-aicric» in »ch'ecto ist, — ich glaube, diese Erkenntnis beginnt auch bei uns nachgerade wieder zu dämmern.

Symbolik und Zeremoniell,—einen Schritt weiter noch, oder kaum noch einen Schritt, und wir haben die szenische Handlung an dem Punkte, wo sie rituell und Weiheatt wird, wir haben das Theater auf feinem Gipfel — nämlich auf dem Hügel von Bayreuth, wir haben das Schauspiel dort, wo es „Parsifal" heißt . . . Kein Zweifel, daß der „Parsifal" Richard Wagners theatralisch st es Werk ist, und sehr Zweifel» Haft eben darum, ob es sein künst1erischstes ist. Auf jeden Fall muhte er mit diesem Werke enden, und nicht leicht war eine Künstlerlaufbahn logischer, als seine. Eine Kunst der Sinnlichkeit und der symbolischen Formel (denn das „Leitmotiv" ist «ine Formel, — mehr noch: es ist eine Monstranz) führt mit Notwendigkeit ins Zelebrierend-Kirchliche zurück, — ja, ich glaube, daß die heimliche Sehnsucht, der letzte Ehrgeiz alles Theaters der Nitus ist, aus welchem es bei Heiden und Christen hervorgegangen. Kirche und Theater, so weit auch ihre Wege auseinandergegangen sind, so sind sie doch stets durch ein geheimes Band verbunden geblieben; und ein Künstler, der, wie Nichard Wagner, gewohnt war, mit Symbolen zu hantieren und Monstranzen emporzuheben, mußte sich schließlich als Bruder des Priesters, ja, selbst als Priester fühlen.

Die „Wirklichkeit" des Theaters, feine direkte Wirkung auf eine konkrete Verfamm» lung, zusammen mit seiner unter allen Künsten außerordentlichen Wirkungs s u ch t, war der Grund, warum es sich von jeher nur zu gern, nur zu skrupellos außer künst» lerischer Wirkungen bedient, die Sache auf fremde Gebiete hinübergespielt und an alle erreichbaren Glocken geschlagen hat. Es hat sich soziale, politische, nationale, moralische Wirkungen zunutze gemacht, — es hat sich die ehrwürdigste Wirkung, die religiöse, nicht entgehen lassen und wird sie sich in Zukunft vielleicht noch weniger entgehen lassen. Schiller hat in seiner Abhandlung über die Schaubühne die Bei» Wandtschaft der Wirtungen von Religion und Theater in Meistersätzen ans Licht ge» stellt. Denkt man seine Gedanken zu Ende, so scheint es einem nicht mehr unmöglich, daß in irgend einer Zukunft, wenn es einmal keine Kirche mehr geben sollte, das Theater allein das symbolische Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen haben würde —, daß es die Erbschaft der Kirche antreten und dann allen Ernstes ein Tempel fein tonnte.

o o
Max Liebermann.')
Oe«t »vec I» plu« trüncli« «vmplltlii«, gue
i'»ur<ü joie i von8 äire mon »auiiilltioii pour I »rt
ä« Iiiedemuum. II «8t 6« c«ui gue nc>u8 »opelloil» —
un villi peiutre, p«i le »en» oroloud «zu'll » 6e»
cuo«e8 6e I» vie.
^« lll« 8»uvieu« »voll v» 6«» tolle« Kite« eu
No»2ii6e <zui m'out piru 6'luliuirllb!«» iuo«e«.
^«ic>utel«i, pc>ur I» ßloiie 6e untre p»v«, gue I'Hcole
ll2n?«Ü5« 6u Milieu 6u «iecl« 6enüer, me »embl«
»voii eu uu<: inilueuc«! 6ici«iv« 8ur l'llit 6'uu 6e«
plus ßiÄn6« «liliüte« <zne colupl« I^VUemÄßue
conteiuool2i»e.
I^oll.
?ri«i6ent 6e I» 3ocii«: H«ltion»Ie 6e» 8«»ui ^rt»
(I><«ii«).
I^on ebei «Uni,
llllu« 1» dlltüille e5tbttio.ue a.ui»mi« »ui pii«e»l'»rt
libie et le vs<!«nti«iue, Ilunoui 6« I» vie et le culle
6e« poucil«, I'inäipeixllmce eeiödrill« et I'««eivi««e»
meut »ui lui« 8ect»ire« et itroite« 6e l'Iulltitut, I^iedei»
numu «e«t o!»e< liitueiueut äu cotö öe I» viriti.
II «, iliinö zun temp« et »e«t I>t«iu!6le8«6 6e I»
sriperie mvinolol^ique «levlmt I»aueIIe l'dvpnlltiliüeut
tnu« le« peiutie« <zui «nut p«l«zi« ,8lM8 IlU88er meine
leur omble 8ur le mur", m<u8 <zui, i rette epo<zu»
2cc2pllliüent le« corurulmäe«, le« douueui« et l'»<l»
minltio^ 6e« loule«, I^iedeinuluu » uu peu jc>ui
en ^IIem2ßue le rüle <le illinet eu ?l2uc«i il » «u
compleuckie I'iutiret 6e I» uK>6eruit<!, lui reuclre 8ou
c«li2cteie propie, Liei 8ur I» voile le« ße8le8, I«8
lllütuäe«, I» pd^ziuuniuie <le ceui qui leutcoillueul,
et «laut il p«il2l^e«it le« jnie« et le« «uürauce«,
1°I>ut 6'od«elv2!illi! et <le «iucörite, 8c>u »i< 2 reuouö,
en lö^liti, I» tliuliiiiou 6e« I^rau6« inllitre«, et uou«
conzelvou« uns «oite 6e iecoui>H!88luice »tteu<zii«
pour le uuble 2rli8te <zui u'» ^»inili« meuti, yui
u'I> ^«mi2i8 llildi et <zui u'I> jimilu« plii «» cou«<üei>e«
»ui lu«licli2ii6»lze« lnucde« ui »ui i<>llce««iou»
M2li!il>ple«.
Lieu col-äilllemeut i von»
I?ii!lltl ^l>ulä»i»,
?i-e«i6eilt <lu LeUoii H'Xutoimie, ?llii».
3^^5/7Q^^/?i^//
Börse.
<^>as Scheckgeseh. Aus meine» «nb«r»
^^ zeit erinnere ich mich dunkel eines
Märchens vom .Dulatenesel'. Das war «in
Wundertier, das automatisch gemünztes Gold
von sich gab, wenn man es am Schwanz« zog
und ein« bestimmte Zauberformel dabei sprach.
Diesem Dulatenesel ist der deutsche Zahlungs»
verlehr unserer Tage zu vergleichen. Er ist, wie
man weih, durch und durch mit Gold gesättigt;
und wenn man auch das Goldquantum, das er
festhält, nicht auf die Doppelkrone genau kennt,
d» ihm «in schwer zu ermittelnder T«il der Aus»
münzung«« durch Einschmelzung und Aus»

Wanderung entzogen wird, so weiß man doch, daß mindestens 2/, Milliarden Gold im Umlauf sind. Diese zirkulierenden Milliarden sind totes Kapital. Sie vertcilen sich auf Millionen einzelner Taschen und sind im Dunkel bürgerlicher Porte» monnaies weder werbend tätig, noch tragen sie Zinsen. Wenn es gelang«, si« zu sammeln und st« d«r Aeichsbanl oder den grohen Privatbanken zuzuführen, fo wäre die deutsche Volkswirtschaft mit einem Schlage um «in paar Milliarden reicher, und Industrie, Handel und Landwirt» schaft würden neu befruchtet werden. Ditse Aus» ficht ist auherordentllch verlockend, und man ist deshalb unablässig bemüht, dem Zahlungsverkehr sein Gold abzuzapfen. Aber so energisch man auch den Esel beim Schwanz« zieht, er gibt seine Dukaten nicht her. Solange man die Goldzahlung nicht durch ein besseres Zahlungs» system zu ersetzen vermag, hält die deutsche Be» völlerung zähe an ihrem zwar schwerfälligen, aber soliden Varverlehr fest. Nun hat man si« zwar schon oft auf den Scheck als das beste aller bekannten Zahlungsmittel hingewiesen und ihr die Zauberformel »Scheck statt Bargeld' ins Ohr geschrien. Aber auher im Verkehr b«r Banken untereinander hat der Scheck das Gold bisher nicht ersetzen können. Gin Voll ist eben konservativ in seinen Gewohnheiten und läßt sich durch volkswirtschaftliche Vorlesungen nicht von einem Zahlungsmittel abbringen, das es nun einmal praktisch findet.

Diesen außerordentlich plausiblen Grund hat man aber zu keiner Zeit gelten lassen wollen; vielmehr sollte die spärlich« Verwendung des Schecks ihren letzten Grund im Fehlen eines Scheckgesetzes haben. Ann ist es ja wahr, bah «in Scheck, der das bar« Geld ersetzen soll,

") Des späten Eingangs wegen in diesem Heft.

diese« an absoluter Zahlungskraft möglichst nahe kommen muh. Und bisher fehlten ihm dazu einig« Vorbedingungen, zum Beispiel der «Regreß gegen den Aussteller und die Giranten im Fall« der Nichteinlösung sowie di« Festsetzung «iner Intasso»Frift. Ab«r in Wirklichkeit ist sich das Publikum dieser Mängel nie bewußt gewesen; des Hauptmangels eines fehlenden Regreßrechts schon deshalb nicht, weil der landesübliche deutsche Scheck auf den Inhaber lautet und gar nicht giriert wird. Wenn d«r Scheck sich bei uns nicht «ingebürgert hat, so liegt das ganz und gar nicht daran, daß sein« Annahme häufig verweigert würbe, sondern daran, daß seine Ausstellung nur selten erfolgen kann. Denn die Voraus» setzung «iner Zahlung mittels Schecks ist doch, daß der Zahlende ein Depositenkonto bei einer Banl hat. Aber nur «in kleiner kaufmännisch geschulter Teil der Bevölkerung unterhält «in solches Konto. Die groß« Mehrzahl hält ihr Geld von den Banken fern. W «halb? Aus hundert Gründen. Gin tzauptgruno ist, bah das deutsche Voll an di« noch sehr junge Institution der Depositenbank noch nicht gewöhnt ist und zu dem ganzen Bankierstande nur «in sehr bedingtes Vertrauen hat: «in Vertrau««, das überdies häufig genug gemihbrcwcht wird. Ein weiterer und viel zu wenig beachteter Grund ist der, daß dieselben Banken, di« D«positengelder an sich zu ziehen bestrebt sind, gleichzeitig in ihrer Ligenschaft »ls Finanzhäuser Effekten unter» bringen wollen. Mancher Privatmann tritt mit der Absicht zur Tür herein, sich ein Scheck»Konto eröffnen zu lassen, und verläßt die Bank statt mit ein«m Scheckbuch mit einem Posten Pfand» brief« «der Aktien unter dem Arm. Statt Gläubiger der Bank ist er ihr Schuldner ge» worden. Das ist in England anders. Die Banken beleihen dort Effekten und machen fi« zur Unterlage neuer Scheck-Aechnungen, während bei uns das D«positen»Konto im Entstehen be» reits durch die Verlaufstätigkeit der Banken ums Leben gebracht wird. Schon aus diesem Grund« ist auf einen nachhaltigen Aufschwung des De» positen» und Scheck-Verlehrs nur dann zu rechnen, wenn es bei uns zu der englischen Scheidung zwischen Depositen» und Effekten» Banken kommt.

Aber es soll nun einmal durchaus das Fehlen eines Scheckgesetzes sein, was den hartgelb»Verkehr bei uns zur Volksgewohnheit macht. Das ist so oft und von solchen Kapazitäten behauptet worden, daß es geradezu ein« Kühnheit ist, anderer Ansicht zu sein. Di« Aeltesten d«r Berliner Kaufmann» schaft haben noch im vorigen Herbst dies« Kühnheit gehabt. Das ist ihnen aber sehr verdacht worden,

und sie haben seither den Wert der «ig«n«n Meinung dadurch zu cachieren gesucht, daß sie sich jetzt mit aller Energie für die Schaffung eines lebhaften Scheckverkehrs ins Zeug legen und sogar ein paar Preise für populäre Dar» stellungen des Scheckwefens aussetzen. Sie hoffen wohl, daß «cm ihnen ihr« Opposition gegen die gesetzlich« Aegelung des Schecks vergessen wird, wenn sie für den Scheck selbst in die Posaune der öffentlichen Meinung stoßen. Daran tun sie um so klüger, als ihre Opposition ihnen nichts genützt hat. Denn das Scheckgesetz ist bereits da und wird im Herbst an den Aeichstag ge» langen. Sein vorläufiger Tert ist unlängst publiziert worden, und man muß sagen, daß das Aeichsamt des Innern eine gute Arbeit geliefert hat. Es ist anscheinend Posadowky's Abgangs» arbeit gewesen. Alle Wünsch« erfahrener Kauf» leute sind berücksichtigt, alle Fehler, di« noch b«r unter den Tisch gefallene Entwurf von 1892 enthielt, sind vermieden worden. Einige Ab» weichungen vom englifchen Vorbild erscheinen durch die andersgearteten deutschen Verhaltnisse gerechtfertigt. Am Scheckgesetz wird es also nicht liegen, wenn das Depositenwesen in Deutschland jetzt keinen kräftigen Aufschwung nehmen sollte. 2s wird aber auch umgekehrt nicht »m Gesetz liegen, wenn sich der Zahlungsverkehr mittels Schecks wirtlich ausbreitet. Denkbar ist es ja, daß künftig die Staats» und Kommunalkassen all« Lieferungen und alle Gehälter in Schecks be» gleichen und so manchen Kaufmann und Beamten veranlassen werden, sich ein Scheck» Konto er» richten zu lassen, wodurch er eine Gutschrift feiner Bezüge ermöglichen und das umständliche Bar» Inkasso vermeiden würde. Aur «in solcher auf Verrechnung beruhender und das Bargeld aus» schaltender Scheckverkehr hätte überhaupt einen volkswirtschaftlichen Zweck. Aber Staat und Städte brauchten mit einer solchen Aenderung ihrer Zahlungssitten durchaus nicht auf das Scheckgesetz zu warten. Das Scheckgesetz schützt ja mehr den Zahlungsempfänger als den Zahlenden; den öffentlichen Kassen gegenüber verzichtet aber wohl jeder gern auf den Schutz. Und außerhalb der Verwaltungen wartet niemand auf das Gesetz, um sich ein D«positen»Konto errichten zu lassen. Wer das Bedürfnis danach empfindet, wird es ohne weiteres heute fchon befriedigen und di« wenigen Fährlichkeiten, denen der Scheckverkehr heut« ausgefeht ist, ruhig in Kauf nehmen; denn auch beim Barverkehr gibt es ein« Gefahr der Fälschung.

Wenn die Dinge sich so entwickeln, wie es der Aeichsbanl'Prasident und Dutzende kauf» männischer Organe wünschen, so werden wir in Jahr und Tag «inen lebhaften Scheckverkehr in Deutschland haben. Tritt der unwahrschein» liche Fall wirtlich «in, daß englische Zahlungs» sitten sich in Deutschland einbürgern, und daß bei uns in ein paar Jahren durch kunstliche Züchtung

ein System Geltung erlangt, das in England

o »
o «
Goldbeck: Wie soll das werden?
Jahrzehnt« und Jahrhundert« braucht«, um sich durchzusehen, so wird eine Milliarde baren Geldes entbehrlich werden. Was dann? Es wäre töricht zu sagen, dah das ohne jeden Nutzen wäre. Denn es ständen immerhin sechs» oder siebenhundert Willionen mehr als heute zur Verfügung de» deutschen Volkswirtschaft. (Der Nest würde als Bar»N«s«rv« zurückgehalten werden müssen.) Das würde nach dem landes» üblichen Zins berechnet jährlich «inen Nutz«« von etwa 25 Millionen ergeben, in den di« Vanlen und ihre Depositen»Kunden sich zu teilen hätten. Entschieden «in nationaler Gewinn. Dazu tritt während der Uebergangszeit, allerdings nur während dieser, der Gewinn eines etwas leichteren Geldstandes, als wir ihn ohne di« V«r> Wandlung umlaufender Goldmengen in stehendes Kapital haben würden; das ist ja momentan die haupt'Triebfedcr der Propaganda für den Scheck Da aber bekanntlich nichts in der Welt umsonst gegeben wird, so entsteht die Frage: Womit wird dieser Gewinn erlauft? Ein Blick auf England zeigt es uns: Mit der eminenten Gefahr, die «in hochgetürmtes Kreditsystem auf schmaler Noldunterlage für jedes Land bedeutet. Di« Gelder, die durch den Scheck zu den Vanlen getrieben werden, sind diesen nicht geschenkt, nicht einmal auf sestbestimmte Zeit geliehen. Si« tonnen in der Mehrzahl jederzeit zurückgezogen werden, und werden denn auch jedesmal ge» lündigt, sobald «tn« nahend« Krise befürchten Iaht, dah dies« oder jene Vanl eine Tages ihr« Schecks nicht werd« «inlösen lönnen. Dann lommt es darauf an, wie di« G«ld«r angelegt worden sind, und ob sie schnell oder nur langsam eingezogen werden lönnen. Danach richtet sich dann di« Intensität der Krisis. Stets aber sind in England die Krisen heftiger gewesen als in Deutschland, wo ein Goldfonds von mehr als doppelter Höh« ein« wertvoll« Neserve bildete. Dieser "Reserve soll sich Deutschland jetzt um eines jährliche« Nutzens von 25 Millionen willen b«» geben. Das mutet mich fast an wie di« Wollen» schieherci, die ein« Zeitlang beliebt war: Um di« Negcnwollen von einem bestimmten Fleck zu vertreiben und der Landwirtschaft «inen Schaden von ein paar hundert Marl zu ersparen, v«r» knallte man für zehntausend Marl Pulver. . . .
Alfred Lansburgh.

Politik.

Hsssie soll das werden? S«it 0r<«nt ^^ und occident nicht mehr zu trennen sind, darf der politische Chronist, ohne den Vorwurf der Ueberhebung scheuen zu müssen, von einer ."Rundschau" sprechen. Sei» Amt wird durch die Füll« d«r Gesichte, die tu. Zell«

alter des Verkehrs auf ihn eindringt, zugleich erschwert und erleichtert. An »Stoff' fehlt es dem Publizist«« von h«ut« nie; es gilt nur noch, ihn zu gestalten, das Nachrichtenchaos kosmisch zu ordnen. Das ist nicht leicht und ist um so schwerer, well die internationale Politik «inen so ausgesprochenen Uebergangscharalter trägt. Ge» wih ist jede Zeit eine Uebergangszeit, sogenannte reinliche Scheidungen sind im geschichtlichen Leben nicht möglich, Grenzlinien lassen sich nicht ziehen, «in Ultimo Iaht sich nicht normieren. Alles slieht, und di« Cäsuren, die wir anbringen, sind technisch« Hilfsmittel unserer mehr oder minder geistreich motivierten Willkür. Trotzdem aber gibt es doch wohl Zeiten, die sich in be» sonderen« Sinne als Uebergangsperloden dar» stellen. Vi« internationale Politik zeigt heut« «in« leimreich«, kombinationsfroh« Vielgestaltig» leit, dl« in der Geschichte noch nicht erschaut war, und fast überall drängt sich di« Frag« auf: Was will das werben? In diesen Wochen waren di« Vlick« d«r politisch Interessierten vor allem auf Japan gerichtet. Wird das aus bunller Tiefe quellende Nassenempfinden, der ererbte Kriegergeist im Verein mit dem durch Boden» armut und Uebervöllerung aufgezwungenen Ez» pansionsdrang di« .Preuhen des Ostens' zu ihrem dritten Krieg« treiben? Oder wird staats» männisch« Weisheit di« Atavismen des Feudal» adels und die Instinkte der Masse unterjochen? Die leitenden Männer beschwichtigen, denn di« Finanz«« sind erschöpft, und noch zeigt di« Nüstung klaffend« Lücken. Aber auch sie müfs«n sich sagen, dah j«d«r Tag ihre Chancen ver» schlechter!. Amerika ist alarmiert und wird von nun an in fieberhaftem Tempo rüsten, es wird an der bedrohten Küste seine Vorkehrungen treffen, dl« Flott« verstärlen, und der Panama» tanal wird seine Aktionsfähigkeit erhöhen. So steht jetzt Japan vor der schwersten Frag«, vor die ein Voll überhaupt gestellt werde« lann: vor der Frage nach dem Präventivkrieg. Der Krieg ist heute noch keineswegs unvermeidlich. Sollen wir, so werden die japanischen Staatsmänner sich grübelnd das Hirn zermartern, sollen wir ihn führen, weil er in zehn Jahren vielleicht unver» meidlich fein wird? Fürst Blsmarck hat dies« Frage bekanntlich verneint; er war der Ansicht, dah man dem lieben Gott nicht ins Handwerk pfuschen und den unbegrenzten Möglichkeiten der Entwicklung nicht vorgreifen dürfe, aber freilich, als er die Emser Depesche redigiert«, hätte sich der Krieg vielleicht auch noch vermeiden lassen, ohne Schande für Deutschland, denn die Legende, dah Benedettl den König brüskiert Hab«, ist längst widerlegt. Gerade für tatträftlg« Politiker ist die Versuchung groh, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen, und in Japan findet die sentimentale Vetrachtung des Krieges noch leinen Naum. Doch, mag es auch gelingen,

den Ausbruch der Feindseligleiten hinauszu» schieben, nach menschlicher Voraussicht ist auch hier aufgeschoben nicht aufgehoben. Denn die Motive — der Antagonismus der Nassen, dl« wirtschaftlich« Konkurrenz in l)st»Asien, der not» gezeugte Expanfionsdrang — bleiben bestehen. Die international« Diplomatie rechnet denn auch mit dem japanisch»am«rikanisch«n Krieg« wie mit einem unentrinnbaren Fatum. heute die Aus» sichten abwägen zu wollen, wäre verfrüht und würde uns in «in Labyrinth führen. Wie würd« China sich verhalten, das sich langsam und unwillig aus der Jahrtausend« währenden Dämmerung «mporhebt? Würde das geknechtet« Korea sich empören, das jetzt mit der Naivität der Ver» zweiflung de« »Parlament der Menschheit' im Haag seine Not gellagt hat? Wie würde Australien, das die Japaner fürchtet und haßt, Englands Haltung beeinflussen? Wäre es nicht denkbar, dah für England der c»«uz lueäeri» «nt» stände, wenn etwa Mexiko sich t r Neutralität begäbe? Würde die Garung in Indien, über die wir so wenig Authentisches erfahren, weil die Engländer alle Nachrichtenquellen geflissentlich unterbinden, sich nicht zur Nevolutton steigern? Würde Nußland, das jetzt restgniert mit dem Gegner über die Korrektur des Friedens von Portsmouth verhandelt, ihm nicht vielleicht in die Flanl« fallen? Ein« Neih« innig miteln» ander verflochtener Problem« ... und die List« macht aus Vollständigkeit leinen Anspruch. Fest steht heute nur die wichtig« Tatsach«, daß Amerika entschlossen nach Westen hin Front gemacht hat. Die Zelt der politischen Autarchi« ist vorüber, und «ine Epoche der Expansion hat begonnen. Dies« Epoch« des schrankenlosen Umsichgreifens setzt gerade zu einer Zeit ein, wo der Präsident die Eroberertypen des wirtschaftlichen Lebens, die großen und skrupellosen Expanstonlsten, wl« Noctefeller und harriman, mit der rauh«n virw» seiner bierehrlichen Beredsamkeit als Banditen brandmarkt und den Staat gegen ihre uner» sättlich« Vier ausruft.

Rußland, das Neich, das Jahrhundert« lang d«m Moloch b«r Expansion gefrohnt hat, Nuß» land ruht nun. Vi« «inen sagen: 1^» Lu5«I« se recueMei die anderen: Ein Leichentuch ist über das unermeßlich« Neich gebreitet. Die Neist« Hoffnungslosigkeit herrscht, und das neu« Er» p«riment, di« Grundbesitz«r»Duma> von der die Negierung das heil erwartet, interessiert kaum noch. Man weih: sie wird servil sein, oder sie wird nicht sein. Das Volk, durch dreifachen Terrorismus, den der Negierung, den der Nealtion, den der Nevolutionäre, verschüchtert, duckt sich in dumpfem Schweigen.

2s ist nur natürlich, bah die unglückselige innere Zerrüttung di« Vündnissähigleit Nußlands mindert«. Niemand kann sich darüberwundern, daß di«Haltung d«r französischen Negierung, derPrcsse und der Finanzwelt immer kühler wurde, je un» aufhaltsamer die Zersetzung im Zarenreiche fort» fchritt. Wenn die »Nowoj« Wremja' jetzt den Franzosen ihr« Sünden vorhält, so sieht sie den Splitter im Auge ihres Nächsten, ignoriert aber klüglich den Valien im eigenen AuZe. In ihrer Entrüstung hat st« sogar «inen kostlichen Wü> wider Willen verbrochen, indem sie der störrischen Nepublik drohte, Nuhland werde die entliehenen Milliarden auf einem Vrett an Frankreich zurück» zahlen, so dah der französische Kapitalist in seinem Fett ersticken müsse. Es läßt sich eben auf die Dauer nicht verleugnen, dah das Bündnis zwischen einer Varbarolrati« und einer Demokratie ein widernatürliches ist. Freilich dürfen wir uns auch nicht verhehlen, dah ein Sieg der revo» lutionären Tendenzen in Nuhland aus ahn» lichen Gründen nicht zur Annäherung an Deutsch» land, sondern zur Annäherung an Frankreich geführt und unser« Stellung erheblich erschwert hätte. Wenn jetzt dl« russisch« Presse «in w«nig mit uns kokettiert, so werden wir gut tun, nicht sosort wieder in den altgermanischen ululawz auszubrechen, mit dem «in T«il uns«r«r Press« jeb« Hoffnung auf «in« ‚Ent«nt«' zu b«grühen pflegt. Aber wl« glücklich sind wir Deutsch« doch: eben wurde ein« Annäherung an Frankreich signalisiert, jetzt ist Nuhland zu einem Flirt ge» neigt. Vielleicht wird der Leiter der deutschen Geschick« dl« G«lea«nh«lt wahrnehmen, uns nun endlich den verheißenen »herrlichen Tagen' ent» g«genzuführ«n. Die Masse des Sechzig-Millionen» Volles trottet beseligt hinterdrein. Was aber wird aus Herrn von Tschirschly? crnelle sni^m«. Wer weih denn, ob «r sein Schemendasein noch weiter fortfriftet, oder ob «r, »Eestius' Wal vorbei', leise zum Vrlus hinabgeglitten ist? Einstweilen gleicht Deutschland eln«r wohlassorti«rt«n Konditorei. Der Kaiser teilt Süßigkeiten an di« Fremden von Distinktiv« »us, der Kanzler füttert di« un> geduldigen Liberalen. Er wählt dazu Fondants, ein« rasch wegschmelzende Kost ohn« Nahrgehalt. Wir leben von Hoffnungen, und so sei es auch verzeichnet, daß sich im deutschen Katholizismus ein« Suppltlant«n»B«wegung gegen den Index, dl« schwarze List« der Schwarzen, regt. Von einer »deutschen Liga', wie das päbstlich« Leib» blatt die Gruppe der Bittsteller nennt, kann nicht die Nede sein, denn in diesem Wort tont Waffen» klang, und heut« wirb niemand das Schwert des Geistes wider Nom zücken. Noch weniger von eine« »katholischen Kulturbund'. Kulturbünde sind an sich schon verdächtig, weil Kultur nur der einzeln« durch ganz persönlich« Arbeit er» werben kann. Ein katholischer Kulturbund aber ist insofern «in Widersinn, als dem gläubigen Katholiken di« Freiheit des Irrtums versagt ist,

dies« Freiheit, der wir, weil sie allein zur

<»»
schöpferischen Wahrheit führt, ln unserem herzen Altar« bauen sollten. Nein, es ist nur eine de» mutige und allergetreueste Opposition, aber es ist eine Opposition. Und die Kurie ist nervös geworden, während doch die Kirch«, „patiens, qu>2 2eteri,2", solch« Episoden mit ruhiger Majestät verrinnen lassen tonnte. Di« Kirch««, die pro» testantische wie die katholische, fühlen eben, daß sie sich den Geist der Zeit weder zu unterjochen noch zu assimilieren vermögen. Sie herrschen nur noch durch mechanische Mittel, und der Staat erniedrigt sich willig zu Knechtsdiensten. So ist z. V. ln Preußen und Bayern die Leichen» Verbrennung untersagt. Vle Mucker herrschen, und Väffchen oder Soutane, das macht leinen Unterschied. Der Staat hemmt uns um ihret» willen in unseren natürlichen und berechtigten Bestrebungen, und dieser Widerstreit zwischen dem vorwärtsdrängenden, schaffenden Menschen» tum und dem bremsenden, unfruchtbaren Tschin des Staates und der Kirch« erzeugt die pro» blemalische Lage, die uns die besorgte Frage: »Was will das werden?' abnötigt.

Eduard Goldbtck.

Pariser Brief.

Ehardin»Fragonard»Aus»

^^ stellung. Künstler und Dilettanten, die die Ehardin»Fragonard»Ausstellung besuchen, freuen sich über die große Meng« der bort aus» gestellten Gemälde, soviel Chardins oberFrago» nards hat man noch nie beisammen gesehen. Und wenn sie bann in den Katalogberichten lesen, daß es noch viel mehr Bilder von diesen Meistern gibt, dann wächst ihre ästhetische Freude.

Betrachten wir also die Gemälde. Chardin zeigt sich uns in seiner so sympathischen Arg» losigkeit, weltfremd, ohne jede Beziehung zu der Zeit, in der er lebt«; Fragonard in der lieben«» würdigen Grazie des großen Liebhabers und Plauderers. Di« Bilder der beiden Künstler gewähr«« «Ine doppelt« Aussicht ln das Jahr» hundert, das gleichzeitig das Voltaires und Nousseaus, das WarmontelS und Diderot«, das der Madame du Barry, der Madam« von L«spinass«, des Finanzmannes Nouret und des Pacifisten Abbs de St. Pierre ist; in «in Jahr» hundert, das wie alle Jahrhunderte reich an Gegensätzen war: frivol und empfindsam, leicht» sinnig und leidenschaftlich. Jedesmal, w«nn Chardins g«zeigt werden, bemerkt dl« Kritik, daß Chardin das Vorhandensein ruhiger bürgerlicher Tugenden im 18. Jahrhundert beweist. Man wüßte es ohnehin, aber ein guter Beweis ist nie zu verachten.

Man ist — und zwar nicht ohne Grund — gegen manch« Bilder, deren Schicksal man nicht von Ort zu Ort verfolgen kann, mißtrauisch ge»

worden, hüten muh man sich aber davor, alle Bilder, die nicht die gewohnte Manier des Künstlers zeigen, ohne weiteres für unecht zu erklären. Schon der Besuch in dem Atelier eines lebenden Künstlers ist ln bezug darauf interessant und belehrend, denn fast jeder Künstler ist auS Skizzen wiederzuerkennen, dl« durchaus von der Art seiner übrigen Schöpfung«» abweichen; e« find Versuche, die er wieder fallen ließ.

Aber hier erfcheinen drei oder vier Frago» nards und «ln Chardin (was für «ine Aus» stellung von 250 Gemälden nicht viel ist) ganz abweichend vom Stil, das heißt vom Stil der Zeit, des guten alten Jahrhunderts. Aber da« hindert« nicht, daß die Sammelwut sie unter die Chardins oder Fragonards einreihte.

Das schabet aber nicht«. Diese Bilder h«ben eben durch b«n Unterschied der Auffassung den ästhetischen Eindruck der schönen, echten Gemälde; durch die zweifelhaften Fragonards steigen die echten im Wert, gerade wie seinerztit «in wohl» angebrachte« Schönheitspflästerchen den Teint der Schönen hervorhob. <« « . «. »

^ "Gustav« Kahn.

Bemerkung. Di«NotizWernerSombarts ^ in Heft 4 bezog sich auf den sozialpolitischen (kulturphilosophischen) Teil der Zeitschrift.

(3>er Aufsatz von Thomas Mann wird in er» ^ weiterter Form in der Zeitschrift .Nord und Süd' erscheinen.

Ve»»n!«°rU!ch wi die «ed»«on - 0r, «rti» L»nd«bn>,«, Verlin V.«, Lenn«l»oß» «: für 0efter»ei«.Un»,«rn «ob«, Festl.

^" ^'«^."^^..1?°!"^,"' ", <5?" WUm»«»«l,.VeiI!n ", 50. <l!«I«benerftr»ß< ,^ - «rpeditlon für 0efterr.,ch.Ung»rn bei «»fael H WItiet, W.en I. <Lr»b«n 28. - Druck »«n Poß « ««leb «.». b. b, Berlin ^V.«, Sl«,»,«rülx,e ll.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Nlchard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / Nichard Wuther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik
Nummer 8
Abonnement vlerteljühllich 6 Mail
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.
2. August 1907

Vom Stil des politischen Lebens in Deutschland.

Von Werner Sombart.

^UH^an tennt die Schäden des eigenen Hauses besser als die des fremden und ist darum ^»5^ nur allzuleicht geneigt, dcs eigenen Hauses Wert auf Kosten des fremden herabzusetzen. Das gilt in ganz besonders starrem Maße von dem Urteil über die Zustände der Politik und des öffentlichen Lebens im eigenen Lande. Zumal wenn man ein Deutscher ist und darum schon immer die Neigung hat, das Fremde höher als das heimische einzuschätzen; den Balken im Auge des Nachbarn zu übersehen und sich über den Splitter im eigenen Auge zu ärgern. Darum soll man mit großer Vorsicht daran gehen, das politische Leben im eigenen Lande zu beurteilen und zu beschreiben, und soll sich dabei unausgesetzt selber prüfen, ob nicht parteiische Poreingenommenheit oder persönliche Per» ärgerung etwa den Blick trübt und das Urteil ungünstig beeinflußt.

Wenn ich im folgenden die Eigenarten des öffentlichen Lebens bei uns, wie sie sich meinem Auge darbieten, und wie sie im Grunde jeder andere auch wahrnimmt, zunächst summarisch aufzähle (um sie dann später zu erklären), so leitet mich dabei jedenfalls der aufrichtige Wunsch, »objektiv- zu sein, das heißt die Dinge in ihrer wirklichen Gestalt auf« Zufassen und darzustellen: niemandem zuliebe, niemandem zuleide.

Fragen wir zunächst nach dem Stil, der unserer Regierung eigentümlich ist; also nach dem Geiste, der in den Regionen der Machthaber herrscht, nach ihren Absichten, ihren Leitmotiven, so ist es außerordentlich schwer, darauf eine bündige Antwort zu geben. Vielleicht weil kein SM vorhanden ist? So daß vielleicht die Stillosigkeit das erste Kennzeichen unserer offiziellen Politik wäre? Jedenfalls trägt sie deutlich einen Zug der Unbestimmbarkelt, der Unvoraussehbarteit an sich, der sich in einen Charakter der Unstetigkeit und Unsicherheit wandelt, wenn wir auf einen längeren Zeitraum zurückblicken.

Was ist nicht alles in den letzten zwanzig Jahren von politischen Zielen maßgebend für unsere Politik gewesen! Jedermann weiß es. Und er weiß, daß jeder Tag eine neue Ueberraschung bringen kann. Zwischen Karl dem Großen und Vallin schwanken die Ideale hin und her, die jeweils bestimmend sind für diese oder jene Negierungsmaßregel, und die auch ohne viel Bedenken ruhig nebeneinander gestellt und nebeneinander verwirklicht werden.

o o

Wenn wir uns nur erinnern, welche scheinbar unvereinbaren Gegensätze allein auf dem Gebiete der geistigen Kultur in den oberen Sphären ihre Versöhnung gefunden haben: auf der ganzen Linie Bordringen der Orthodoxie, aber harnack der kommende Mann.

Gin halbes Menschenalter hindurch: die Lehrstühle für Nationalökonomie an den deutschen (insonderheit natürlich preußischen) Hochschulen mit Leuten besetzt, die Agrariern und Industriellen genehm sind, auch wenn ihre wissenschaftlich« Qualifikation noch so gering sein mochte: jetzt einer der radikalsten Sozialpolitiker an die Technische Hochschule nach Charlottenburg berufen.

Im allgemeinen: Charleys Tante, Laufs und der Kund von Baskerville, und nun mit einem Male — Hebbel.

Im allgemeinen: die Siegesallee und der Berliner Dom und daneben nun Messet als Museumsbaumeister.

Im allgemeinen: „alle moderne Kunst ist Ninnsteintunst-, und dann einer der Haupt» «Präsentanten dieser Mnnsteinkunst — Bruno Paul — an maßgebender Stelle in einer öffentlichen Verwaltung.

G8 erscheint fast unmöglich, angesichts solcher Unstimmigkeiten irgend welche Merkmale an unserer offiziellen Politik herauszufinden, die überhaupt ihr ein einheitliches Gepräge der» leihen. Bei genauem Hinsehen wird es uns aber doch wohl gelingen. Wenigstens werden wir etwas wie eine einheitliche Grundstimmung entdecken können.

Man wird sagen dürfen: soweit Preußens Ginfluß in Deutschland reicht — und der reicht ja, wie man weiß, weit über Preußens Grenzen hinaus — ist der Geist, der unsere "Regierung beseelt, im Grunde noch immer der des aufgeklärten Despotismus im guten und schlimmen Sinne. Die Negierung hält sich immer noch für berechtigt und verpflichtet, über das Wohl ihrer „Untertanen" zu wachen, damit ihnen kein Leids geschehe an Leib oder Seele. Bald ist sie als sorgende Mutter, bald als streng verweisender Vater an unserer Seite, halb ist es der Geist der Kinderstube, halb der der Kaserne, der aus den Maßregeln der Regierung spricht. Im kleinen und im großen.

Ich glaube — beispielsweise — daß es in keinem anderen Staate heißt: »Das herauslehnen aus den Wagenfenstern ist (nicht etwa wegen der Schereret, die ein Unglücksfall der Eisenbahn» Verwaltung verursacht, sondern) wegen der damit verbundenen Lebensgefahr verboten.' (Die Mutter.) Und in keinem anderen Lande der zivilisierten Welt ist es denkbar, daß die Verwaltung der Staatsbahnen ihre Fürsorge für das Seelenhell derer, die für ihr teures Geld auf der Gisenbahn fahren, so weit treibt, ihnen die Lektüre auszuwählen, mit der die Reisenden sich auf den Bahnhöfen versehen können. (Der Vater.) Oder wo sonst spürte man den Buditäten in der darstellenden Kunst so eifrig nach wie bei uns, wo jetzt fchon die hängekommlsstonen in den Kunstausstellungen Weisungen empfangen sollen über das zulässige Maß von Bildwerken, auf denen sich unbekleidete Menschentinder herumtreiben.

Und dann greift's hinüber in wichtigere Dinge: Verbot sozialdemokratischer Kindergärten; Büffelung ftädtlfcher Verwaltungen, die ihre Lokalitäten an nicht ganz hafenreine Vereinigungen abgeben; Verbot harmloser Straßentundgebungen; Verbot verdächtiger, Auflösung anderer Ver»

sammlungen; willkürliche Abschiebung .lästiger' Ausländer. Und so weiter. Und so weiter. Jeder Tag bringt ja irgend eine Maßregel, die aus diesem altpreuhischen Geiste polizeilich» landesväterlicher Bevormundung geboren ist.

Aber es hieße doch der Eigenart preußisch-deutschen NegierungZwesens nur unvollkommen gerecht werden, wollte man es rein unter diesem Gesichtspunkt der Bevormundungspolitik betrachten. 28 trägt noch eine Reihe anderer markanter Züge, unter denen vor allem ein Zug auffällt, den man sehr gut beschreiben, aber nur schwer mit einem einzigen Worte bezeichnen kann. Ich will ihn einmal den Zug von Unaufrichtigkeit nennen und meine damit dieses: es ist kein seltener Fall in Preußen«Deutschland, daß die Verfassung weitgehende Rechte der Bevölkerung stabiliert, die aber die Regierung nicht gewillt ist, anzuerkennen und die sie infolgedessen durch ihre Regierungspraxis zu annullieren sucht. Das darf sie natürlich nicht offen aussprechen. Und dadurch entsteht eben jene Unaufrichtigkeit, wie ich es nannte. Man redet so und handelt anders. Jedermann weiß das; die Regierung am allerbesten. Aber man hat sich daran gewöhnt und macht nicht mehr viel Aufhebens davon. Beispiele: nach der Verfassung gibt es keine Standesvorrechte, Rassenunterschiede usw. Jeder unbescholtene Deutsche hat ein gleiches Recht, Offizier, Diplomat, Richter ufw. zu werden. Jedermann weiß aber, daß die Praxis sich an diesen Grundsatz nicht lehrt. Kein Jude wird Offizier, und nur eine beschränkte Anzahl Juden werden zu Richtern ernannt; kein Bürgerlicher wird jemals Botschafter und so fort.

Zum Ehrenamt eines Geschworenen oder Schöffen sind alle Deutschen gleich qualifiziert. Aber man wird einen sozialdemokratischen Arbeiter nicht zu diesen Aemtern zulassen.

In zahlreichen Fällen muß man Sozialdemokraten als öffentliche Funktionäre gelten lassen (im Gewerbegericht, im Versicherungsschiedsgericht usw.). Aber die Bestätigung als Stadtrat würde in Preußen und vielen anderen Bundesstaaten kein Sozialdemokrat bekommen.

Mit Emphase verkündet man: die Wissenschaft und ihre Lehre ist fr:i; die deutscheu Umver» sitüten sind der tzort der Lehrfreiheit. Weiß aber, daß das ganz und gar falsch ist. Richt mal Physik darf ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei an einer preußischen Universität lesen, und daß er gar soziale Wissenschaften lehrte, ist ein ganz undenkbarer Fall. Roch unlängst hat sich einer unserer begabtesten jüngeren Sozialtheoretlter (der nebenbei Sozial» demotrat ist) vergebens bemüht, an irgend einer deutschen Universität auch nur als Privat» dozent anzukommen. Wo doch jeder Troddel zugelassen und unter Umständen zum ordent» ltchen Professor befördert wird, wenn er nur gesinnungstüchtig ist.

Das alles weiß man an den maßgebenden Stellen, aber man darf es nicht sagen, man muß die Tatsachen durch Worte aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu vertufchen suchen. Und das eben erzeugt jene Unaufrichtigkeit, die ein besonders charakteristisches Merkmal unseres öffentlichen Lebens ist, weil sie dann auch in ganz anderen Fällen (soll man sagen: aus Gewohnheit?) die Rede» und Handlungsweise unserer Regierung bestimmt.

Daß in Preußen in weitem Umfange ein persönliches Regiment herrscht, ist ein offenes Geheimnis: offiziell weiß man davon nichts. Und fo in tausend anderen Fällen.

Waren da, um noch ein sehr lehrreiches Beispiel anzuführen, im Fasching 190? Reichstags» wählen. Die Regierung hatte die Parole ausgegeben: gegen das Zentrum, dessen Macht es zu brechen gelten sollte. Das Zentrum kehrte mit mehr Sitzen in den neuen

Reichstag zurück, als es im alten besessen hatte. Die Niederlage der Regierung war so eklatant, so blamabel, wie sie garnlcht eklatanter und blamabler gedacht werden tonnte. Aber trotzdem blühte die Phrase vom Siege der Negierung, vom Siege der nationalen Idee und was dergleichen mehr ist. Weil ohne alles Zutun der Regierung — aus völlig eigenen Grünben — die Sozialdemokratie an Sitzen (nicht etwa an Stimmen!) eingebüßt hatte. Thomas Theodor zeichnete daraufhin den Ritter Georg, wie er gegen den schwarzen Drachen auszieht. Der entwischt ihm nun zwar, dafür erlegt er den roten, der ihm zufällig in den Weg läuft. And der Ritter spricht: ‚Aeh, pardon: meinte natürlich den roten Drachen—'. Unaufrichligleit auch hier, wenn man nicht annehmen will, daß man sich höheren Ortes wirklich das Gegenteil suggeriert von dem, was ist.

Und wie schaut es in den Niederungen aus, in denen »das Volt' Politik in Deutschland treibt? Also vornehmlich in der Versammlung, die dieses deutsche Volt repräsentiert: im Reichstage?

Der deutsche Reichstag — das muß ihm sein ärgster Feind lassen — ist das gesittetste, wohlerzogenste und anständigsteParlament von der Welt (das englische vielleicht ausgenommen). In ihm wird nicht gerauft, werden leine Möbel zerschlagen, werden leine Vrandreden gehalten, wird niemand .Lausbub' geschimpft. Neuerdings wird über den .guten Ton' so streng gewacht, daß ein Mädchenpensionat sich ein Muster daran nehmen tonnte. Aber freilich: der deutsche Reichstag ist wohl auch dasjenige Parlament, in dem es so nüchtern, so geschäftsmäßig, so langweilig zugeht, wie nirgends sonst in einem großen Reichs» Parlament. Es scheint manchmal wirtlich, als habe man allen Geist grundsätzlich aus dem hohen Haufe verbannt, hielt da neulich der Abgeordnete Naumann seine Jungfernrede: hübfch, mit bogmatlfch scharfer Zuspitzung, mit Ausblicken auf die großen Züge der Entwicklung, lurz wie ein Menfch von Geist spricht, wie einer sprechen muß, dessen Kirn in der Alltags» Politik noch nicht ganz vertrocknet ist. Und am nächsten Tage stand der Abg. Pauli»Potsdam (lons.) auf und fagte (nach dem Zeitungsbericht): .Die Rede des Abg. Naumann gehört in ihrem theoretischen, will sagen (!) hochgebildeten Standpuntt in den Hörsaal und nicht auf die Neichstagstribüne.' Diese unglaubliche Beleidigung (die den jungen Studenten eher für qualifiziert erachtet, eine .hochgebildete' Nede anzuhören, als den Reichtags» abgeordneten) beantwortete das hohe Haus nicht etwa mit .entrüsteten Pfuirufen', fondern durch .schallendes Gelächter'. Gin« bessere Eharakteriflerung, als sich der Reichstag hier selbst hat zuteil werden lassen, lann man gar nicht von ihm geben. Es ist Tatsache, was der Abg. Pauli, wohl ohne es selbst zu ahnen, was er sagt, ausgesprochen hat: Line geistvolle Rede gehört nicht auf die Tribüne dieses Reichstags. Ueberhaupt tein Wort, das sich über die nüchternste Geschäftspolitil des Werttages erhebt. Durch jahrzehntelange Entwöhnung ist das hohe Haus unfähig geworden, eine etwas mehr grundsätzliche und darum geistreiche Art der Behandlung zu vertragen. Neben der nüchternen Geschüftsrede dominiert im Neichstag nur noch die Phrase, die man sich anhört, ohne sich weiter um sie zu kümmern; dieselbe alte, hundertmal wiederholte Phrase, die so manchem Redner, vor allem natürlich der Opposition so glatt vom Munde fließt: hier ölig — bei freisinniger Observanz; dort schaumig — bei, sozialdemokratischem Bekenntnis.

° ° W. Sombart: Vom Stil des politischen Lebens 22?

Kein Mensch regt sich auf — weder in noch außer dem Hause — wenn Vebel oder Pachnicke ihre gewiß sehr schönen Neben wieder einmal halten: was sie auch vertreten mögen, die allerbeste Sache, sie wird mit tödlicher Sicherheit (wenn es sich nicht mal um irgend eine Kleinigkeit handelt) »gegen die Stimmen der Freisinnigen und der Sozial» demotratte" abgelehnt. Warum also auch sich aufregen?

Doch halt — ich Hütte beinahe die »Paarung- vergessen. Vielleicht ist durch sie ein anderes Leben in die tristen hallen des Reichstags gekommen.

Die .Paarung' ist aber vielleicht das allerunerfreulichste Ereignis, das unser politisches Leben in den letzten Jahren aufzuweisen hat. Sie ist gerade das Symptom jener Unaufrichtigteit der Negierung und dieser Phrasenhaftigleit unserer Opposition.

Jedermann, wenn er nicht freisinniger Paarungsmann ist, weiß, daß die Regierung nicht einmal im Traum daran denkt, dem Liberalismus auch nur die geringste Konzession zu machen (es sei denn die Verleihung des roten Adlerordens H. Klasse an einen namhaften freisinnigen Führer oder Aehnliches). Aber man redet drüben und glaubt hüben und paart sich.

Auch diefes ein schriller Mihklang. Ein Mißverhältnis zwischen Wort und Tat, zwischen Schein und Wirtlichkeit. Alle Gegensätze eingehüllt in eine Staubwolke von Phrasen, an die im Grunde lein Mensch glaubt: „Nationaler Block!" Um ein paar Willionen Nach» tredit für eine beliebige koloniale Unternehmung bewilligt Zu erhalten, bemüht man wahrhaftig eine ganze große Nation und redet ihr vor, sie müsse sich auf sich selbst besinnen, ihre Ehre verteidigen und desgleichen mehr. Daß man nicht die Erfahrungen des Hirten in der Fabel mache, der immerfort ohne Grund rief: »der Wolf ist da," bis der schließlich kam und keiner mehr dem Hilferufe des Hirten Folge leistete!

Man möchte es fast für unmöglich halten, daß dasselbe Volt, in dem vor hundert Jahren die Stein, Hardenberg, Schön und Thaer Gesetze machten, in dem in den 1820 er und 1830 er Jahren Männer wie Nebenius, Humboldt, List den Ton angaben, in dem vor einem halben Jahrhundert eine Versammlung wie der Männer in der Paulskirche die Geschicke der Nation berieten, in dem vor einem Menschenalter noch ein Treitschke und ein Lassalle am politischen Horizonte wetterleuchteten, in dessen Parlamente vor wenigen Jahrzehnten Männer wie Benntgsen, Laster, Bamberger, Windthorst, Neichensperger mit einem Vismarck die Klingen kreuzten, daß dasselbe Volt, sage ich, einen solchen Tiefstand des politischen Lebens erreicht hat, wie ihn uns das neue Jahrhundert erleben läßt.

Wir fragen erstaunt: woher das alles? Wir suchen nach irgend einer Art von Erklärung für die eigentümliche — und wie wohl der unbeteiligte Zuschauer sagen darf: unerfreuliche — Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland. Ich will wenigstens den Versuch machen, sie in dem folgenden Essay zu geben.

o «,
Oestliches.
(^mosten hat Nußland nichts mehr zu fürchten und ist im unbestrittenen gesicherten "Besitz seines Riesenlandes. Mit Japan hat es sich verständigt, Pt Köng hat bereits die Sporteln bezahlt (die Haager Gesandtschaftskomödie gehört zum Divio» matenbetrieb und ist nur gut inscenirter Vorwand. Vermag es sich mit dem Sonnen» land dauernd gut zu stellen, so wird es bald wieder im Osten mächtiger sein als irgend eine andere europäische Macht. Und Japan ist, als Continentalmacht, nun leichter verwundbar, wäre ohne «Rußlands Freundschaft auf ein Menschenalter hinaus in seiner politischen Entwicklung gehemmt." Vor acht Tagen schrieb ichs; und ahnte nicht, wie nahe schon die Erfüllung war. Heute sieht jeder, wie die Mnge liefen. In Korea geht Alles programmgemäß; so glatt als nur wünschbar. And wer die Kette der Thatsachen ohne Unbefangenheit überprüft, erkennt, daß nicht blinder Zufall die Glieder fügte. Marquis It? ist der Mann der koreanischen Geschicke, die Halbinsel japanischer Besitz, Mutsuhito nicht mehr bloß Herrscher über ein Inselreich. Eine Aenderung immerhin, der Aufmerksamkeit werth, wichtiger als der Proceß Hau, und von Folgen vielleicht, die sich heute auch mit dem schärfsten Auge noch nicht über» sehen lassen.

Vielleicht! Wissen wir, wie der japanische Volkscharalter ist? Kennen wir die Psyche der Kleinen von Nippon? Seit einen» Dezennium erst verfolgen wir ihre Entwicklung mit Aufmerksamkeit, sehen Manches, was uns über ihren Intellekt und das Maaß ihres Wollens Aufschluß giebt. Wer aber findet sich in der Psyche der Schlitzaugen ganz zurecht, kann mit Fug behaupten, ihres Willens letzte Faser zu schauen? Das Urtheil derer, die länger unter der Sonnenflagge lebten, schwankt. Munzingcr, der sie als Missionspfarrer fah und, nach Lauterer, eine der besten Autoritäten über sie ist, findet „ihren Charakter, der sich hinter unverrückbaren Mienen verbirgt, nicht offen, ihren Ehrgeiz Alles überragend." Nein, dem wir das gründ» lichste Buch über Japan verdanken, bekennt bei einer sonst fast ins Auffallende gehenden Sympathie, „daß zu den großen Schwierigkeiten bei der Veurtheilung auch die Ver» fchlossenheit der Japaner gehört, eine Charaktereigenschaft, die bewirkt, daß es zwischen ihnen und Wcißen wohl nur selten zu einer wahren, vertraulichen Freundschaft kommt". Andre urtheilen etwas günstiger und rühmen die Noblesse ihres Charakters und die Fähigkeiten des Verstandes; die Aufrichtigkeit ihres Wesens Keiner. Alle aber weisen mit bedenklichem Finger auf den Widerstand, den sie einer fremden

Culwr entgegenbringen, auf den Fremdenhaß, der nicht schlummert, nur von rechnender Klugheit straff an der Leine gehalten wird. Lafcadio hearn, der, nach Herrn von Hofmannsthals schönem, pietätvollem Vorwort zu Kotoro, .vielleicht der einzige Europäer war, der dieses Land ganz gekannt und ganz geliebt hat", sagt: »Möglich, daß Japan seiner fremden Lehrmeister im Lauf der nächsten Jahrzehnte freundlicher gedenlt. Aber es wird dem Abendlande gegenüber nie das fühlen, was es vor der Wcijiperiode für China empfand, die ehrfurchtvolle Achtung, die nach altem Brauch dem geliebten Lehrer gebührte. Denn die Weisheit Chinas wurde freiwillig gesucht, während die des Abendlandes ihnen mit Gewalt aufgezwungen wurde. Me Schranken des Nassenempfindens, der Verschiedenheit des Gefühls, der Sprache, des Wesens und Glaubens werden voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus unübersteiglich bleiben. Obwohl man auch Beispiele warmer Freundschaft zitieren könnte, versteht doch der Fremde im Allgemeinen den Japaner so wenig, wie der Japaner den Fremden versteht. Was für den Fremden schlimmer als das Unverständnis, ist die einfache Thatsache, daß seine Position die des Eindringlings ist.' Munzinger: »Man haßt die Fremden, trotz der zur Schau getragenen Freundlichkeit und Höflichkeit. Von alters her litten sie wegen ihrer Isolirtheit an Größenwahn. Vor der Vaterlandsliebe hört jeder Sinn auf; lein Mittel ist für das Vaterland unerlaubt. Der Fanatismus bemächtigt sich leicht der Gemüter." Bousquet: »Viel Lebhaftigkeit, Intelligenz und Talent, wenig Prinzip und lein Charakter." Selbst Nein findet »oft eine unergründ» liche Verschlagenheit", hat ähnlich nicht Sir Harry Parkes, der frühere englische Gesandte, geurteilt? Nicht Herr Ernst von Hessc-Wartegg (in seinem Buch über China und Japan) dasselbe in einem langen, Dschiudschutsu übcrschriebenen Kapitel vertreten? Und leicht ließe sich die Liste noch verlängern. Gewiß, das ist der Herren eigner Geist, in dem die Völker sich bespiegeln; doch ist's immer gut, zu sehen, wenn eigene Prüfung nicht möglich ist, wie sich in fremdem Auge ein Wefcn gezeigt hat.

»Die europäischen Mächte zeigen bereits Anzeichen des Verfalls, und das kommende Jahrhundert wird Zeuge sein von der Zertrümmerung ihrer Verfassung und dem Auflösen ihrer Neiche. Selbst wenn das nicht eintreten sollte, werden ihre Hilfsquellen durch die erfolglosen Versuche zur Colonisation aufgebraucht fein. Wer soll dann ihr Nachfolger werden, wenn nicht wir? In Bezug auf intellektuelle Kraft ist der Japaner dem Europäer in jeder Hinsicht gewachsen; ja noch mehr, haben die Japaner nicht die Vervollkommnung einer Erfindung zuwege gebracht, die den Europäern trotz jahrelanger Arbeit nicht gelang? Wahr ist es: unser Volk ist klein

von Stawr, aber die Ueberlegenheit des Körpers beruht nicht auf der Größe, sondern auf der Constitution. Ist die Revision der Verträge vollzogen, und hat Japan China besiegt, dann sollten wir eine der ersten Großmächte der Welt werden, und leine andere Macht könnte sich in irgend eine Unternehmung einlassen, ohne zuerst uns zu befragen. Japan könnte dann mit Europa in Wettbewerb treten als der Vertreter der orientalischen Nassen." Graf Shigenobu Otuma, der Minister des Auswärtigen, hat früh fchon das Ziel gezeigt, nach dem gesteuert werden sollte. Und hat gewiß mehr, als seinen Landsleuten lieb war, von dem Sehnen verrathen, das in der Brust fast jedes Nipponesen drängt. Schritt für Schritt hat sich das Inselvolk dem einmal gesteckten Ziele genähert, keine Anstrengung gescheut, nicht Blut noch Leben geschont. Und scheint heute mehr denn je entschlossen, den letzten verfügbaren Mann an die selbstgewählte Mission zu wenden.

Ob es ans Ziel seines Wünschens gelangen wird? Vorläufig ist ihm fast Alles gelungen, und mit Staunen sah die alte Europa, wie lenzliche Kräfte sich auf dem Krater» land recken und regen; hat längst auch schon seine Großmachtstellung anerkannt und wirbt eifernd um seine tzuld. Es ist mit England verbündet, mit Frankreich freiwillig und aus Vertragspflicht ci'accorcl, mit Nußland nun in Entente. Und steht mit einem Bein fest fchon auf dem größten der Continente. Weiß es sich mit dem (freilich auf Jahre hinaus noch gelähmten) Sibirier dauernd gut zu stellen, tonnen wir in Asien noch eine Verschiebung der Verhältnisse erleben, die nicht bloß den Unzünftigen über» raschend kommen dürfte. 9b Eduard dabei viel Freude erleben würde? Schwerlich. Jede Verständigung zwischen Japan und Nußland ist eine Schwächung der Position Eng» lands, dessen Stellung in Indien ohnedies nicht allzu günstig ist. Manches drängt den Tenno zur Verständigung mit dem tzerrn aller Neußen, der in Europa Deutschland, in Asien England in der Flanke sitzt, mit Niesenarmen das Neich des tzimmelssohnes umklammert hält, und dessen Freundschaft tzayashi, solange die Abrechnung mit dem Vankee nicht erledigt, so nöthig hat wie den täglichen Neis. Gegen seinen Willen ist auf die Dauer japanische Politik mit Erfolg nicht zu machen; auch mit Eduards Hilfe nicht. Sentimentalität ist kein japanisches Laster. Erkennt der schief Geäugte, daß die Freundschaft mit England nicht den erhofften Gewinn abwirft, wird er keinen Augenblick mit dem Frontwechsel zögern. Und selbst Nicolai ist nicht launenhaft genug, eine Entente nicht zu Pflegen, die mehr, als irgend eine fönst, dem Augen» blick Gunst verspricht.

Karl Schnitzler.

Die Elsah«-Lothringische Frage.

Von Eugene Destez, Paris.

«führend der 36 Jahre, die seit dem Besitzübergang EIsaß»Lothrlngens an Deutschland ^v vergangen find, hat die elsaß-lothrlngische Frage nicht aufgehört, im Vordergründe des öffentlichen Interesses in Frankreich zu stehen. Diese zwischen den beiden Nachbar» ländern schwebende Frage hat ihren Einfluß 36 Jahre lang auf die ganze europäische Politik ausgeübt und wird, wie ich fürchten muß, noch auf lange Zelt hinaus als Gewitterwolke über den Vogesen stehen.

Dies» und jenseits des Rheins haben kluge Männer versucht, auf friedlichem Weg« diese beide Länder trennende Frage zu lösen. Sie haben die EntWickelung anderer annektierter Länder verfolgt und aus der Geschichte zu lernen versucht. Gewiß sind vom ethnographischen und historischen Standpunkte aus ihre Mühen interessant gewesen, ganz ohne Zweifel! Aber «inen praktischen Wert, «in Resultat, haben sie nicht gehabt. Denn nur zwei Lösungen sind möglich: der friedliche Vergleich oder das Schwert. Fürchterlich wäre das Schwert. Weder Deutschland noch Frankreich wünschen sich diese Lösung. Die Elsässer und mehr als sie, die Lothringer, wissen, daß auch diesmal wieder auf ihren sonnigen heiteren Gefilden sich das blutige Glücksspiel abwickeln würde, und das ist wahrlich leine reizvolle Aussicht.

Von Tag zu Tag verringert sich die Zahl der Nevancheschreier in Frankreich. An der Spitze der nationalen Partei stehen zwar noch D6roulede, Millevoye, Warcel Habers, aber ihr politischer Einfluß hat merkwürdigerweise seit der boulangistischen Bewegung immer mehr an Bedeutung verloren. Wenn es jemals wieder einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben sollte, würde die elsaß»lothringische Frage vielleicht nicht die wirkliche Ursache sein; würde möglicherweise nicht einmal den Verwand abgeben. Frankreich hat übrigens soviel« Beweise seiner Friedensliebe gegeben, daß man tatsächlich nicht zu fürchten braucht, es werde d«n Anstoß geben, der das Pulver zum Explodieren bringt.

Die Versuche einer friedlichen Lösung sind sehr zahlreich, aber leider muß ich sagen, daß ich den meisten recht skeptisch gegenüberstehe.

Zuerst ist da eine Kundgebung der Liga vom Jahre 1903: Unmöglich ist für Frankreich die Anerkennung des lait »ecompli; für Deutschland unmöglich die Rückgabe der Provinzen an Frankreich.

Die Neutralisation würde Deutschland schädigen, ohne Frankreich zu nützen.

Die käuflich« Rückerwerbung würde in Frankreich wenig Zustimmung finden, und ich glaube, Deutschland würde, schon um der eigenen Würde willen, nie auf einen solchen Handel eingehen.

Schließlich könnte es sich um Austausch des ganzen Reichslandes oder eines Teiles davon gegen eine koloniale Besitzung handeln.

Dieser Lösung bringt man in Frankreich am meisten Sympathie entgegen, ohne doch gar zu ernst an ihre Verwirklichung zu glauben.

Betrachten wir die elsah»lothringlsche Frage nunmehr von einem anderen Gesichtspunkte.
Es unterliegt keinem Zweifel, daß Elsässer wie Lothringer ,,I« lran^is" und such „lex allem2n65" sagen; die „hinzugekommenen" zum Unterschied von den Eingeborenen.
Ich wage es nun keineswegs, irgend einen der oben erwähnten Vorschläge zu emp» fehlen, und wenn ich mich dennoch nach einer Lösung des Problems umsehe, so will ich versuchcn, sie aus dem Studium des anneltierten Landes selber zu gewinnen.
Wie langwierig und mühevoll ist doch die psychologische Erforschung eines Volles, defsen geistige und soziale Entwickelung durch ein« plötzlich« Katastrophe grausam unter» brechen worden ist, dessen Denken und Fühlen ein neues Erzlehungs» und Unterrichts« system in «ine unbekannte, ungewohnte Bahn gelenkt hat!
So darf ich wohl reden, ich, der fünf Jahre hindurch, um nur des einen der beiden Länder, Lothringens, zu gedenken, den Pulsschlag seines inneren Lebens — und Leidens! — beobachtet habe. Denn in einem oder zwei Monaten dringt weder der Blick eines Deutschen noch eines Franzosen so tief in die Seele dieses Volles, daß er sich ein Urteil über dessen Eigenart bilden könnte. Wieviele meiner französischen Landsleute habe ich an dieser schwierigen Aufgabe scheitern sehen, deren Lösung nur auf eine Weife mög» lich ist: Es gilt, sich selber in die Denkwelse des elsässisch»lothringischen Volkes einzuleben, sie sich anzueignen!
Diesem Zweck zuliebe überwand ich mich, allem Groll, aller Voreingenommenheit zu ent» sagen, alle Erinnerungen an den schrecklichen Krieg, den ich mit erlebt habe, in mir auszulöschen.
Diesem Zweck zuliebe suchte ich Zugang zu allen gesellschaftlichen Kreisen, verkehrte ich mit Beamten, Gewerbetreibenden, Abgeordneten aller Parteien des Landesausschusses in Straßburg und des Reichstags in Berlin, bemühte ich mich, genau festzustellen, eine wie große Dosts Aufrichtigkeit die Proteste eines Bezan<?on, den man den »letzten fran» Mischen Maire" genannt hat, sowie der Herren Antoine und Lalanne enthielten.
Wahrlich, ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, mir wäre bei mancher allzu eifrig betriebenen Nachforschung nicht weh ums herz geworden! Wüßten die Bationen, was für Verwüstungen eine Annexion im innersten Wesen eines Volles anrichten kann, — sie würden an leine gewaltsamen Eroberungen mehr denken!
Denn eine solche Eroberung bedeutet die Entfesselung der gemeinsten Leidenschaften, des Verrats, b«r Lüge, der Angeberei, die nach der Besetzung des Landes alsbald durch die vereinsamten Straßen umherschleicht, der feigen Furcht, die Verwandte und Freunde dem Sieger ausliefert!
Ja, der moralische Gewinn, der nach der Ausmusterung der feindlichen oder verdäch» tigen Elemente übrig bleibt, ist zu gering, als daß ein großmütiger Eroberer ihn nicht verschmähen sollte.
Und man wende nicht ein, ich hätte eine solche Verunstaltung einer Volksseele nur in Elsaß»Lothringen finden können: Aehnliches habe ich auch oben in Schleswig gesehen!
Im Lauf der Jahre hat das Beichsland seinen Werdegang wieder aufgenommen, aber nur, indem es an dieser und jener Stelle des Weges einen Teil seiner Illusionen,

seiner Hoffnungen fallen ließ, hat doch im Elsaß wie in Lothringen das Wort Patrio»
tismus alle und jede Bedeutung verloren. Das Vaterland! Welches? Das alte oder
das neue? Klammert man sich an das alle, so macht man sich eines Mangels
an Loyalität schuldig; bevorzugt man das ander«, so ist man ein Tempelschänder l
Aber dringender noch als die Fragen der Politik, der Nationalität und die geistigen
Interessen machte sich das materielle und praktische Leben geltend. Diejenigen, die aus
verschiedenerlei Gründen nicht nach Frankreich hatten auswandern können, übrigens auch
nicht wußten, welch ein Schicksal ihrer dort wartete, sahen neben sich eine Unzahl Ge»
schäftsleute zweifelhafter Natur auftauchen, die aus den unbekanntesten Winkeln Deutsch»
lands, aus dem Großherzogtum Luxemburg, ja sogar aus Frankreich hergelaufen waren,
und diese Menschen, denen die plötzlich« Auswanderung vieler Einheimischen eine Menge
Grundstücke in die Hände lieferte, sahen sie durch leck«, mühelose Spekulationen rasch
zu Neichtum gelangen!
Von den alteingesessenen Elsässern und Lothringern blieben so nur die untüchtigen,
minderwertigen Elemente zurück, und aus diesen unbrauchbaren Trümmern mußte man
Volksvertretungen und städtische Behörden herstellen! Es gelang, aber die Ergebnisse
waren recht mittelmäßige. Das deutsche Unterrichtssystem namentlich führte nur langfam
eine Umwandlung der Jugend herbei: Die Kinder lernten in der Schule deutsch und
sprachen zu Hause französisch. Die deutsche Schulbildung sagte eben der Denkweise und
dem Charakter der elsässisch«lothringischen Nasse nicht zu, sie ist ein Kleid von schlechtem
Schnitt, das ihr nicht paßt.
Allerdings mildert sich der haß der ersten Annexionsjahre, und nimmt der Handels»,
Geld» und Industrievertehr zu. Aber in den Gemeindevertretungen müssen die Bürger»
meist« mit dem Gespenst des „Kaiserlichen Wunsches' drohen, wenn sie eine gemeinnützig«
Maßregel durchsetzen wollen. Und im Elsaß hat die gemeinsame Sprache nicht die Ver»
schmelzung der Einheimischen und der Reichsdeutschen, nicht die Germanisation gefördert,
fie ist vielmehr eine Waffe der Opposition geworden. Autonom und Elsässer war der
Elsässer vor der Annexion, und er ist es nach der Annexion geblieben. Per Lothringer
aber denkt, spricht und lebt französisch.
Alle Vrangsalierungen haben keinen Erfolg gehabt, sie entflammen nur die Sehn»
sucht nach der Vergangenheit, die für dieses Voll die Freiheit bedeutet.
Die Geistlichkeit freilich, die anfangs die Erinnerung an die französische Vergangen»
heit eifrig Pflegte, hat diese Nolle wegen der Politik, die Frankreich in bezug auf die
Kirche «inschlug, nicht weiter spielen können. Denn die katholischen Zeitungen des
Neichslandes stehen unter der Botmäßigkeit der Bischöfe und durften, als mehr und
mehr vom Kaiser bezeichnete Prälaten einen bischöflichen Thron bestlegen, auch nur
deren Ideen wiedergebcn. Es ist schon lange Jahre her, daß der Lorrain, das katholische
Organ in Wetz, in einem von dem Abbs Collin, seinem Nedakteur, unterzeichneten Ar»
ttlel von der Vergangenheit Abschied nahm. „Ohne unfern alten Erinnerungen etwas
zu vergeben," schrieb er damals, „ist es Zeit, uns der Zukunft, der aufgehenden Sonne,
zuzuwenden."

Bei der Gemütsverfassung der eroberten Provinzen, so wie sie sich gegenwärtig, nach sechsunddreifjigjähriger deutscher Herrschaft, entwickelt hat, ist es die erste Pflicht des Reiches, die Annektierten das Joch nicht fühlen zu lassen: Man kann ein Voll nicht mit Gewalt seiner Nationalität berauben, man gewinnt herzen nicht mit Rücksichtslosigkeiten l Van lasse sie in Freiheit leben und atmen, hemme ihre Bestrebungen durch leinen Zwang, dann wird sich, wenn einst die beiden Provinzen erst wieder zu sich kommen, w«nn die Erinnerung an die Gewaltsamkeit der Annexion mehr und mehr schwindet, die Lösung der Frage vielleicht von selber ergeben.

Unter einem gleichmäßigen, milden Regiment kann EIsaß»Lothringen, das jetzt ein« Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildet, ein Bindeglied werden, ohne daß man sich auf eine Reutralerklärung einzulassen brauchte.

Ideen schreiten vorwärts in allen Ländern, Menschenmacht kann ihnen kein halt gebieten. Das im Reiche des Geistes so mächtige Deutschland steht mehr als jedes andere Land unter ihrer Herrschaft.

Faßt man die unermeßlichen Folgen ins Auge, die eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland nach sich ziehen würde, berechnet man, was für Vorteile sich daraus für die Machtstellung beider Länder ergeben müßten, so erstaunt man, daß diese Frage nicht schon längst einer reiflichen, praktischen Erwägung unterzogen worden ist.

In Frankreich erlaubt der Rationalstolz keiner Regierung, was für eine es auch sei, den ersten Schritt zu tun.

In Deutschland ist dem nicht so, und deshalb darf die zivilisierte Welt erwarten, daß es die Initiativ« ergreifen und diese offene Frage für immer schließen wird. Diese Zumutung kann es sich gefallen lassen: sie beweist, baß es in den Augen der Welt zu groß dasteht, als daß es sich durch ein Entgegenkommen etwas dergeben könnte.

Das Christentum und die Kunst.

Von Georg Simmel.

^^ie geschichtlichen Fäden, die sich zwischen Religion und Kunst spinnen, sind ^^ unzählige Male verfolgt worden: wie die Kultzwecke das Götterbild entstehen ließen, wie sich aus der religiösen Feier und der Anrufung der Götter die poetischen Formen entwickelten, wie die Erhebungen und wie der Verfall der Religion die Kunst oft in gleichem, oft in völlig entgegengesetztem Sinn beeinflußten — alles dies ist zu begriffenen Tatsachen der Kulturgeschichte geworden. Allein die Motive, mit denen aus dem Wesen der Sache heraus das eine das andre anzieht oder abstößt, durch die all jene historischen Verknüpft!) eilen nur als die mehr oder weniger voll» lommenen Verwirklichungen tieferer und prinzipieller Zusammenhänge erscheinen — diese Motive harren noch ihrer Klärung. —

In das räumliche Gleichnis von Nähe und Distanz müssen wir unzählige Male das Verhältnis seelischer Inhalte bannen, dessen innerliches Wesen diesem Symbol mit

seiner äußeren Meßbarkeit schließlich ganz fremd ist. Auf seine Verständlichkeit dennoch rechnend, kann man die Gemeinsamkeit des religiösen und des künstlerischen Verhaltens so bezeichnen: daß das eine wie das andre seinen Gegenstand in eine Distanz, weit jenseits aller unmittelbaren Wirklichkeit hinausrückt — um ihn uns ganz nahe zu bringen, näher, als je eine unmittelbare Wirklichkeit ihn uns bringen kann. In dem Maß, in dem eine Religion wirklich ihrem reinen Begriff entspricht und nicht von andern Seelenprovinzen her mit allerhand Bedürftigkeiten und Beschränktheiten gemischt ist, drängt sie den Gott ins „Jenseits", sein Abstand von allem Greifbaren und von der Welt unfrei Wirtlichkeiten ist die absolute Steigerung jener »Distanz", in der der hohe und überlegene Mensch alle ihm Nicht-gleichen hält. Aber der Gott, in dieser Distanz verbleibend, bleibt zugleich nicht in ihr, sondern als wäre jene nur ein Anlaufrückschritt, bemächtigt sich die Seele seiner als des Nächsten und Vertrautesten, bis zur mystischen Einswerdung mit ihm. Dieses Doppelverhältnis zu unserer Wirklichkeit wiederholt die Kunst. Sie ist das Andere des Lebens, die Erlösung von ihm durch seinen Gegensah, in dem die reinen Formen der Dinge, gleichgültig gegen ihr subjektives Genossen» oder Nichtgenossen»Werden, jede Berührung durch unsere Wirklichkeit ablehnen. Aber indem die Inhalte des Seins und der Phantasie in diese Distanz rücken, kommen sie uns näher, als sie es in der Form der Wirklichkeit konnten. Während alle Dinge der realen Welt in unser Leben als Mittel und Material einbezogen werden können, ist das Kunstwerk schlechthin für sich. Aber all jene Wirklichkeiten behalten dabei eine letzte, tiefe Fremdheit gegen uns; und selbst zwischen unserer Seele und der des andern findet unsere Sehnsucht des Nehmens und des Gebens eine hoffnungslose Unüberbrückbarleit. Das Kunstwerk allein kann ganz unser werden, in seine Form gegossen ist allein eine Seele uns ganz zugängig: indem es mehr für fich ist, als alles andere, ist es mehr für uns als alles andere. Von den Inhalten des Lebens als solchen Pflegen wir zu empfinden, daß es irgend einer Bewegung des Daseins, irgend eines „Schicksals" bedurfte, um fie uns nahe zu bringen, daß fie durch ihr bloßes Dasein noch nicht zu uns gehören. Nur der Gott, an den wir glauben, und die Kunst, die wir genießen, sind von vornherein und bloß dadurch, daß sie da sind, für unsere Seele bestimmt. Und wenn auch die große Liebe sich solcher Vor» bestimmtheit füreinander bewußt ist, die das zusammenführende Schicksal nur vollstrecken kann, so unterscheidet sie von jenen beiden ihr völlig individuelles Wesen: nur mit diesem einen Menschen und weil er gerade dieser eine i'., ist ihm die andere Seele rein von sich aus verbunden. Wenn aber der Gläubige schon durch seine Existenz sich mit seinem Gotte eins weiß, wenn der vom Kunstwerk Ergriffene dies wie feine eigne innere Notwendigkeit empfindet — so sind hier nicht mehr individuelle Besonderheiten am Werke, sondern jene tiefen Schichten, in denen der Mensch zwar sein ganzes Ich wirtsam, dieses aber doch als den Träger einer überhersönlichen, seine Sondergestaltung hinter sich lassenden Gesetzlichkeit und Seinsbedeutung fühlt.

Und dies erscheint mir als die tiefste Formgleichheit, aus der heraus die «Religion allenthalben als der Vorläufer der Kunst, die Kunst allenthalben als die Erregerin religiöser Stimmung auftritt: daß nur diese beiden ein absolut für sich existierendes Sein zum innersten und wie selbstverständlichen, wie dorbestimmten Besitztum der Seele machen.

Diese prinzipielle Beziehung zwischen der Form des religiösen Lebens und der der Kunst realisiert sich in den verschiedenen Kulturen in sehr mannigfaltigen Arten. Es ist gewissermaßen ihre eigene Steigerung, durch die sie im Christentum manchmal in ihr Gegenteil umzuschlagen fcheint. Sicher ist hier unter allen bekannten «Religionen die Spannung zwischen der Entferntheit und der Nähe des Gottes die allerenergischste, aber auch die versöhnteste, weil hier eine Beziehung des Herzens zu dem Gölte besteht, die an der Unendlichkeit der metaphysischen Distanz gegen ihn ihre ganze siegende Kraft zeigt, hiermit fcheint das Bedürfnis mancher Seelen, einen Lebens» inhalt sich ganz ferne zu rücken, um ihn dann ganz ir fich einzuziehen, so völlig gedeckt, daß die Kunst in ihrer parallelen Leistung als überflüssig, ja als ein unzulässiger Wettbewerb erscheint. Daß das Christentum so oft die Kunst unmittelbar abgelehnt hat, ist weder immer asketifche Verwerfung des Sinnenreizes, noch immer ästhetische Unkulwr, sondern geht, neben manchen andern Motiven, auf diesen Instinkt zurück: daß die Seele der Kunst nicht mehr bedarf, weil sie alle Ausdehnung in das «Reich jenseits des Gegebenen und alles Wiedereinbeziehen dieses in sie hinein — bereits besitzt.

Andrerseits bietet das Christentum ebenso durch die Personen und Geschehnisse seiner Tradition wie durch den körperlichen Ausdruck, zu dem die ihm eigenen Ge» mütsverfassungen drängen, Motive dar, die wie auf die Formgebungen der bildenden Kunst angelegt erscheinen. Die Demut, das Gebet, das innige Insichverzücktsein — alles dies bringt den Körper befonders gut in sich zusammen, hält die Extremitäten an den «Rumpf und begünstigt damit die Geschlossenheit und anschauliche Einheit des Körpers. Selbst das Ausstrecken der Arme zum Gebet ist etwas völlig anderes als das Abspreizen, das die Konzentriertheit der Erscheinung auflöst.' Denn entweder sind die Hände vereinigt, was eine sehr entschiedene Zusammengefaßtheit des Bildes ergibt, oder, selbst wenn sie sich breiten, streben sie einem ideellen Brennpunkt zu, in dem die «Richtungen ihrer inneren Bewegtheit sich begegnen — wie man von parallelen Linien sagt, daß sie sich im „Unendlichen" treffen. Daß in aller guten Kunst der Körper in seinem ganzen Umriß streng zusammengehalten ist, gehört zu den Forderungen, mit denen der «Reiz der bloßen Anschaulichkeit zum Sinnbild innerlich'seelischer Normen wird. Denn wir verlangen von dem Individuum, daß all seine Aeußerungen von einem Mittelpunkte her beherrscht und charakterisiert seien, und nicht anarchisch, ohne Beziehung auf die Einheit der Perfon, zerlaufen; fo fordern wir von der plastischen Erscheinung des Menschen, daß seine Glieder jedem

Impuls seiner zentralen Einheit absolut gehorsam erscheinen, keines dem durch das Ganze kreisenden Lebensstrome entzogen sei. Daß die Seele den Körper einheitlich durchdringt und ihn damit zum Träger der „Persönlichkeit" macht, wird vermittels jener Geschlossenheit des Umrisses, vermittels der gefühlten Beherrschtheit jedes Gliedes durch die Innervation vom Zentrum her in die sinnliche Anschauung erhoben. Was wir die „Beseeltheit" des Körpers nennen, ist nur ein anderer Ausdruck für die artistische Forderung seiner Zusammengehaltenheit. Die unbedingte Herrschaft der Seele, für die das Christentum lebt, drückt sich deshalb adäquat in all jenen Attitüden aus, die, dieser Forderung von sich aus genugtuend, schon in ihrer Wirklichkeit die Kunstform vorbereiten. Die besondere Bedeutung, die die Anschauungsform hier als Ausdruck des seelischen Zustandes gewinnt, liegt darin, daß diese Formen strenger Zusammengehaltenheit gerade von einer starken inneren Bewegtheit durchströmt werden — im Gegensatz etwa zu den Vuddhagestalten der indischen und japanischen PK stik, in denen die künstlerische Geschlossenheit der Erscheinung eine ganz vollkommene ist, ohne daß die damit ausgedrückte Seelenhaftigleit eine eigentlich bewegte wäre. Sie ist vielmehr die der absoluten «Resignation, des Zurückziehens der Seele in das schlechthin Bewegungslose, das freilich die reine Einheit ist, weil das Leben hier jede Expansion verloren hat; jene für das Christen» tum charakteristischen Gesten aber verraten gerade leine weit ausgreifende Leidenschaft, die nun durchaus auf einen einzigen, innersten und entscheidenden Punkt hin orientiert ist.

Dies findet eine höchst wirkungsvolle Zuspitzung oder Besonderung in der Er« scheinung der christlichen Mythologie, die der künstlerische Instinkt von Anfang an in ihrer formal künstlerischen Bedeutung erkannt hat: in der Maria mit dem Kinde. Jene Verknüpftheit aller Wesenselemente nach innen zu, jene konzentrierte Einheit des Lebens, von der ich sprach, ist am unmittelbarsten innerhalb der Weiblichkeit gegeben. Die Frau wird — ob überall und dauernd mit Becht, bleibe dahingestellt — als das undifferenzierte« Wesen empfunden, als dasjenige, dessen Kräfte und Triebe enger und einheitlicher als beim Wanne in sich gesammelt, solidarischer von einem Punkte aus erregbar sind. Dem entspricht es, daß von ihrer körperlichen Erscheinung, in der Natur und noch stärker in der Kunst, völlige Geschlossenheit und Zentripetalität erwartet wird, nicht die weit ausladende, sondern die zusammengehaltene Gebärde, die immer, wenn sie auch unmittelbar sich nach außen richtet, nach innen weist und mit allem, was sie hat, jedesmal den Kreis ihres Wesens schließt. Indem die Madonna nun mit dem Kinde verbunden ist, wird dies scheinbar aufgelöst, sie findet jetzt den Sinn ihrer Existenz in einem Wesen außerhalb ihrer. Daß dies dennoch ihre Einheit nicht zerstört, daß das Kind zwar ihr Mcht-Ich und doch ihr Ich ist, bedeutet das eigentliche Mysterium der Mütterlichkeit, hier ist der Gegen» satz des Fürsichseins und Für»einen»andern»seins überwunden, nicht im Sinne des

l» «
Egoismus, der oft einen geliebten Menschen in sich einbezieht, sich um ihn erweitert, aber dabei immer Egoismus bleibt; sondern hier offenbart sich ein« höhere Bedeutung des Lebens, die seiner Tesammeltheit nach innen erst durch diese Richtung auf seinen, zu eigenem Sein aufgewachsenen Sinn die volle Kraft und Weihe gibt. Indem durch die Konzentriertheit auf das Kind die Wesenseinheit der Mutter scheinbar durchbrochen ist, ist sie in Wirklichkeit erst ganz gewahrt. Diese seelische Struktur der Mütterlichkeit gibt den Darstellungen der Maria mit dem Kinde ihre höchste formale Aufgabe. Wo sie gelöst ist, da ist die Erscheinung der Frau, während sie mit dem Kinde zusammen die artistisch geschlossene Anschauung gewährt, doch in sich absolut einheitlich. Daß ein Wesen, indem es mit einem andern zu einer Einheit zusammengeht, darum lein bloßes Glied und Bruchstück ist, sondern gerade so zu seiner höchsten eigenen Geschlossenheit gelangt — dies ist hier für die äschetische Anschauung völlig verwirklicht. Gerade durch die Eigenbedeutung des Jesuskindes, die das animalische Dazugehören des Kindes zur Mutter, als wäre es noch immer ein parz viLceruiu. ausschließt, gipfelt sich die Spannung zwischen beiden und das Problem, dem religiös-metaphysischen Verhältnis der Madonna zum Kinde eine Anschaulichkeit zu schaffen. Wit seiner Lösung begann die Kunst, ein völlig neues Neich von Formen auszubilden — von Formen, die die Darstellung eines Individuums gerade an seinem Verhältnis zu einem andern auf ihre höchste Eigen» bedeutung zu bringen gestatteten. Dies ist die allgemeine Konfiguration der christlichen Mythologie, durch die sie sich von der antiken scheidet: daß jede Einzelperson in ihr in einer wesentlichen, ihre Bedeutung bestimmenden Beziehung zu anderen steht. Johannes ist um Jesu willen da — wie, auf anderen Stufen, Maria und wie die Engel —, Jesus ist für alle da, die Heiligen um der Gläubigen oder der "Ungläubigen willen, die Kirche umschlingt die gesamten Stufen des christlichen Lebens in einem Organismus wechselwirkender Glieder. Ein Netzwerk von gegen» seitigen Delationen durchzieht hier den Bezirk heiliger Persönlichkeiten, aus ihrem tiefsten religiösen Wesen quellend oder es bestimmend, während die Beziehungen der klassischen Götter und Heroen entweder äußerlich-verwandtschaftlicher oder anekdotischer Art sind und die eigentlich religiöse Bedeutung der einzelnen wenig berühren. Daher ist für die christliche religiöse Kunst die Malerei ebenso charakteristisch, wie für die antike die Plastik, weil jene die Darstellungsformen für die Delationen mehrerer Persönlichkeiten bietet, diese aber für die sich selbst genügende Einzelgestalt. —

Nicht weniger revolutionär, wie das Problem der Madonna innerhalb der artistischen Formenentwicklung wirkt, tritt das Problem des Kindes auf: ein kindlicher Körper, mit seiner quantitativen Geringfügigkeit, seiner Undifferenziertheit, seiner geringen Fähigkeit zu starkem und eindringlichem Ausdruck — soll dennoch anschaulich als das legitime Zentrum des Bildes, als die beherrschende, sinngebende Potenz

innerhalb desselben auftreten. Es ist höchst interessant, die Mittel zu verfolgen, mit denen die Waler diesen Widerspruch überwinden. Votticelli gibt z. V. in dem herrlichen Berliner Tondo dem Kinde dadurch eine exzeptionelle Betonung, daß er es in die Horizontale legt, während alle andern Figuren des Bildes aufrecht stehn. Andrea del Sarto erreicht das gleiche in der großen Madonna der Uffizien, indem das Kind das einzige lebhaft bewegte Element unter lauter ruhig dastehenden Gestalten ist. In manchen Fällen ist es die Nacktheit des Kindes, die es vor den andern, beNeideten Gestalten sinnlich stark heraushebt. Michelangelo verwendet in dem Tribunabild ein mehr psychologisches als formales Mittel: er läßt fühlen, daß dieses Kind für diese Eltern die Hauptsache ist, wodurch es denn auf die natürlichste Weise zur Hauptsache des ganzen Bildes wird, hier wie sonst häufig nötigt die auf das Kind hin orientierte Attitüde der andern Personen dem Beschauer den Bückschluß auf: da dieses kleine Wesen als das Zentrum seiner Umgebung situiert und verehrt ist, so muh «s ja Wohl die Superiorität besitzen, die solches rechtfertigt.
Dieser Schwierigkeit korrespondiert eine ähnliche, die an dem andern Pol der Lebensgeschichte Jesu auftaucht. Der gekreuzigte oder vom Kreuz genommene Christus scheint nicht die Kraft zu haben, mit der er als das bewegende Zentrum der lebhaften Erregungen um ihn herum wirken könnte. Der Leichnam, der anschaulich nur wie ein Stück Materie der bloßen Gravitation folgt, dem die "Richtung des Geistes: nach oben, zur Vesiegung der stofflichen Schwere — fehlt, macht die Superiorität nicht finnlich begreifbar, die er dennoch ausüben soll. Die malerischen Mittel zur Ueberwindung dieses Widerspruchs ähneln denen des vorigen Problems. Vor allem wirkt auch hier die Nacktheit als ein akzentuierender Faktor; dann, daß dieser Körper gerade der einzig unbewegte unter lauter leidenschaftlich bewegten ist; endlich bringt auch hier seine als Tatsache vorgetragene Wirkung gerade durch den Gegensatz gegen ihre anschauliche Rechtfertigung ihre ungeheure Stärke um fo schlagenderer Heber« zeugung. Daß fo vermöge gewisser Imponderabilien die Christuserscheinung kann, was sie eigentlich nicht kann — das ist der malerische Ausdruck der tiefen Paradoxie des Christentums: daß der Seele das eigentlich Unmögliche zugemutet wird, dem irdischen Wesen der Gewinn der transzendenten Werte, dem Unvollkommenen die Vollkommenheit. Die Aufgabe wird so schwer gemacht, bah sie unlösbar scheint; indem sie nun dennoch gelöst wird, mindestens der Idee nach oder in der Erscheinung des „heiligen", tritt erst die unermeßliche Gewalt der Seele hervor. Es wird so» zusagen das Stadium der „Möglichkeit" übersprungen; der absoluten Aufgabe des Christentums gegenüber befindet sich die Seele im Stande der Unmöglichkeit und doch im Stande der Erfüllung und Vollendung, das „Mittlertum" Christi drückt gewissermaßen den Ausfall der Instanz des „Könnens" aus, ein ideelles Zwischen» glied tritt ein, um fühlbar zu machen, daß die Seele hier vollbringt, was sie nicht kann. Dieser fundamentale Zug des Christentums, den das creclo c^uia 2d5Uläum nach

der Seite der Intellektualität hin darstellt, hat die Kunst aufgenommen, indem sie Erscheinungen mit anschaulicher Ueberzeugungskraft Wirkungen ausüben laßt, Zu denen sie gerade anschaulich nicht imstande zu sein scheinen.

In weniger absoluter, aber künstlerisch nicht weniger interessanter Weise ist es dem Christentum in der Kunst gelungen, die Gestalten der heiligen Geschichte der unvermeidlich scheinenden Alternative zwischen historisch-realer Treue und individuell» künstlerischer Phantasiemäßigkeit zu entrücken. An bedeutenden Persönlichkeiten der Vergangenheit, deren Vorstellung ebenso durch die Fülle weit ausgreifender Asfozia» tionen wie durch die Zeitferne unvermeidlich eine gewisse Verschwommenheit zeigt — pflegt die malerische Darstellung erhebliche Schwierigkeiten zu finden. Wird uns von einer männlichen Figur im Kunstwerk gesagt, dies sei Phidias oder Plato oder Karl der Große, so wirkt dies oft bis zur Peinlichkeit oder bis zum Humor enttäuschend. Die Vielheit der Vorstellungen, die, mit unsicher begrenzter Latitüde um einen festen Kern schwingend, unser inneres Mit» dieser Persönlichkeiten ausmachen, wird durch die konkrete Darstellung ungebührlich eingeengt, sie kann überhaupt, der festen Begrenztheit alles Anschaulichen wegen, der Forderung unserer Phantasie nicht genügen und ist dieser gegenüber gleichzeitig Verarmung und Vergewaltigung. Wo das historisch'wirtliche Porträt überliefert ist, fällt diese Schwierigkeit fort, weil die Ueberzeugung von der Wirklichkeit über jene unbestimmten Schwebungen des Vor» stellens triumphiert oder sie in dieser nicht bezweifelbaren Anschauung zentrieren läßt. Die Kunst der christlichen Kirche hat nun diesen Dualismus wunderbar vermieden, indem sie für ihre Figuren durchgehende Typen schuf, die durch ihre Fixierung die Funktion der historischen Wahrheit haben: wir glauben nicht, daß jener Mann im Chiton, mit seiner ganz zufälligen Erscheinung, Phidias sei, oder jener mit den Aeichsinsignien in der tzand Karl der Große; aber die Tradition der christlichen Kunst hat das Entsprechende dennoch erreicht: wir glauben — mit dem „Glauben", der überhaupt in der ideellen Sphäre der Kunst in Frage kommt —, daß dieser Wann im blauen Gewand Christus ist, dieser an den Vaum gebundene der hl. Sebastian, diese Frau mit der herabsinkenden Lyra die hl. Cäcilie. Aber die sozusagen nachträgliche Aealität, die die kirchliche Tradition diesen Erscheinungen verschafft hat, ist nun weit und allgemein genug, um alle möglichen individuellen Ausgestaltungen, alle möglichen künstlerischen Nüancierungen und Stilisierungs» Verschiedenheiten zu gestatten. Es ist damit die ungeheuer bedeutsame Form des Typus eines Individuums geschaffen. Wenn sonst die singulär künstlerische Versinnlichung historischer Persönlichkeiten armselig, eng und überzeugungsschwach zu Wirten Pflegt, so wird dies hier durch die besondere Kombination überwunden: die religiöse Tradition hat den Glauben an jene Typen erzeugt und damit die real» historische Wahrheit des Gebildes ersetzt, mit dem die Darstellung sonst allein jenem Manko entgeht; aber weil es eben doch nicht Wissen, sondern Glauben ist, so ist hier eine unbegrenzte Freiheit für die individuelle künstlerische Schöpfunq gelassen.

Mit alledem haben die seelischen Inhalte des Christentums die Kunst zur Bildung neuer Formen veranlaßt: die Probleme der Komposition, des Umrisses, der Art, den Körher fühlbar zu machen, die Wichtigkeitsakzente zu verteilen — all diese formalen Probleme wurden jetzt in einer Weise dringlich, die dann auch für alle möglichen Vorwürfe jenseits des Religiösen ihre Fruchtbarkeit zeigte. Endlich aber hebe ich noch ein Beispiel aus den neuen Inhalten hervor, die der Kunst aus dem Christentum kamen und deren Ausdruck sie durch Mittel nicht rein formaler Art gewinnen mußte. Ich meine die Darstellung des Leidens, das erst seit dem Christentum einen in den letzten Tiefen gegründeten Anspruch auf anschaulich-künst» lerische Darstellung erhebt. Die antike Kunst hat freilich Erscheinungen wie Niobe und Laokoon. Aber hier ist das Leiden ein äußerliches Schicksal, gerade der völlige Gegensatz zu jener tiefen Notwendigkeit, mit der das Christentum es zeigt: als die Frucht der Seele selbst oder als den Klang, den sie, die zu einem ewigen Schicksal berufene, im Zusammenschlug mit der Irdischkeit ergeben muß. Andererseits hat die Antike die Amazone und den Antinous. Allein der schmerzliche Affekt in diesen ist Trauer. Und Trauer ist Leiden über das Leiden, nicht mehr die primäre Schmerzlichkeit des Schicksals selbst, sondern deren Restex in den gleichsam allgemeineren Schichten der Seele. Dadurch hat die Trauer schon als WirNichkeits» Vorgang eine innere Distanzierung, eine Gelöstheit von dem unmittelbaren Befangensein im Schicksal, durch die sie von sich aus zur Aufnahme in die Kunstform disponiert erscheint. Die Leistung der christlichen Kunst aber ist, daß sie für das ganz unmittelbare Leiden, das noch nicht zur Trauer umgeformt ist, die, ästhetische Möglichkeit und bildnerische Gestaltung gefunden hat. Das Christentum hat viele Werte, die w den sonstigen Ordnungen des Lebens, und auch vielfach in anderen Religionen, bloß negativen Charakters sind, ins Positive gewandt. Der Verzicht auf die irdischen Güter und auf alles Leibliche ist hier nicht nur ein Akt der Befreiung, es sind damit nicht nur Hindernisse für die Seele in dem Aufsteigen zu ihrem ewigen Schicksal beseitigt, sondern schon an sich selbst ist dieser Verzicht etwas Wertvolles und ein Gut der Seele: zum mindesten ein Teil ihres Weges selbst, nicht nur das Abwerfen einer Bürde auf diesem Weg. Mit der sittlichen Hingabe und Selbst» Verleugnung ferner wird hier nicht nur ein objektives Moralgebot verwirklicht, dem die Selbstsucht entgegensteht, sondern sie ist unmittelbar eine Erhöhung der Seele, die Selbstverleugnung ist für sich jchon eine Selbstgewinnung. Der Tod ist nicht nur eine Befreiung von der Last des Lebens, sondern das Opfer Christi zeigt den Tod als den Gipfel des Lebens selbst, als seine eigentliche Weihe und die gleichsam positiv ausgedehnte Stufe, die der Seele zwischen dem Diesseits und dem Jenseits bestimmt ist. Und so nun ist dem Christentum das Leiden keineswegs ein negativer Zustand, ein Passivum der Lebensbilanz — eine Interpretation, auf die hin andere Weltanschauungen es entweder wegdisputieren oder ihm gerade «ine absolute, den ganzen Lebenswert mit dem Minuszeichen versehende Bedeutung geben. Sondern

» »
es ist ein integrierender Bestandteil des religiösen Lebens. Denn gerade, indem das "Reich Gottes sich schon hier zu realisieren beginnt, muh es im Zusammenstoß mit den irdischen Ordnungen und Mächten das Leiden erzeugen: deshalb muh der Gerechte leiden, deshalb sind die Mühseligen und Veladenen zur Seligkeit bestimmt. So ist dem Christentum, im Gegensatz zu jenen griechischen Erscheinungen, das Leiden gerade ein solches, über das man nicht trauert, so wenig es seinen furcht» baren Ernst herabmindern will, ja darf. Durch diese Wendung ins Positive hat das Leiden den Charakter der Depression verloren, der es von der Kunst ausschließt. Wenn das Leiden nichts als eine tzerabgesetztheit des Lebens ist, widerspricht es der Erhöhung des Lebens, die die Kunst ist -— zwar nicht der Poesie, die durch das Nacheinander der Stimmungen und der Schicksale dem Leiden eine Versöhntheit und Entwicklung zu jeder Höhe und Fülle geben kann. Die bildende Kunst aber, die nur über einen einzigen Anschauungsmoment verfügt, kann ihren Wider» spruch gegen das Leiden erst aufgeben, wenn das Leiden selbst jene Erhöhung zu einem positiven Lebensmomente erfahren hat. In der Passion Christi und den Qualen der Märtyrer wirkt der Schmerz nicht mehr als der feindliche Zerstörer des Lebens» sondern als eine Aufgipfelung zu einer durch nichts anderes erschlichen Intensität; jetzt wird das Leiden von einem Sinne durchgeistigt, der, seine Depression und seine Häßlichkeit aufhebend, es zu einem neuen Werte und Aufgabe macht. Das Christentum hat damit den ästhetischen Wert des Leidens entdeckt und hat feiner religiösen Bedeutung die Sprache der Anschaulichkeit verliehen. —
Soll mit all diesen Zusammenhängen die «Religion die Kunst «angeregt' oder ihr neue Aufgaben gestellt haben — so ist dies doch nur auf eine tiefere Ueberlegung hin annehmbar. An und für sich haben Religion und Kunst nichts miteinander zu tun, ja sie können sich in ihrer Vollendung sozusagen nicht berühren, nicht ineinander übergreifen, weil eine jede fchon für sich, in ihrer besonderen Sprache, das ganze Sein ausdrückt. Man kann die Welt religiös oder künstlerisch, man kann sie praktisch oder wissenschaftlich auffassen: es sind die gleichen Inhalte, die jedesmal unter einer andern Kategorie einen Kosmos von einheitlich»unvergleichbarem Charakter formen. Unsere Seele aber, mit ihren kurzlebigen Impulsen, ihrem fragmentarischen Können, vermag keine dieser Welten zu der Ganzheit, die sie ideell fordert, auszubilden, jede bleibt von den zufälligen Anregungen abhängig, die bald dieses, bald jenes Stück von ihr in uns aufwachsen lassen. Aber gerade, daß diese Weltbilder der felbstgenugsamen Abrundung ihres Sachgehaltes ermangeln, erzeugt tiefste Lebendigkeiten und seelische Zusammenhänge — denn 'es weist jedes darauf an, aus dem andern Impulse, Inhalte, Aufgaben zu schöpfen, die es bei lückenloser innerer Ausgebautheit in sich selbst finden würde. Indem die Religion, wie diefe wenigen Beispiele zeigten, der Kunst solche Dienste leistet, offenbart die Kunst zwar, was ihrer jeweiligen Wirklichkeit an unbedingt eigenem Schöpfertum

» »
« «»

fehlt; aber eben damit gibt sie der Seele die Möglichkeit, mit der Ergänzung der «inen Welt aus der andern sich selbst als den Einheitspunlt beider zu fühlen, als die Kraft, die einen diefer Ströme aus dem andern speisen kann, well jeder für sich aus ihr entspringt.

Eine Bekehrung.

Von Lafcadio hearn. I

^^»Dai schob das Lämpchen, die Weihrauchschale und das Wassergefäß auf dem Buddha» ^^ regal zur Seite und öffnete den kleinen Schrein, vor dem sie gestanden waren. Innen sah man die Ihai (Sterbetüfelchen) ihrer Angehörigen und die goldene Gestalt der lächelnde» Boddhisatva»Kwannon.

Die Ihai ihrer Großeltern nahmen die linke Seite ein, die ihrer Eltern die rechte, und zwischen ihnen war ein kleineres Täfelchen mit dem Kaimyo des kleinen Brüderchens, mit dem sie in früheren, glücklicheren Jahren zu spielen und zu schmollen, zu lachen und zu weinen pflegte. Der Schrein enthielt auch einen Makemono, eine Rolle, beschrieben mir den Gelsternamen vieler Vorfahren. Seit ihren Kinderjahren war O»Dai gewohnt gewesen, vor diesem Schrein zu beten.

In früheren Tagen bedeuteten die Täfelchen und die Rolle mehr für ihren Glauben, weit mehr, als nur die Erinnerung an eines Vaters Zärtlichkeit, einer Mutter Lieb» lofung, — mehr als die Erinnerung an die stets liebreichen, stets geduldigen, immer lächelnden Eltern, die ihre Kindheit gehegt, sie auf dem Nucken zu jedem Feste ge» tragen, Freuden für fie ersonnen, fie in ihren kleinen Kümmernissen getröstet, ihre Un» ruhe beschwichtigt, sie in den Schlaf gesungen hatten, — mehr als die Erinnerung an das Lachen und die Tränen, das Schreien und Rufen und Zappeln des lieben kleinen Brüderchens, — mehr als alle Traditionen der Vorfahren.

Denn diese Gegenstände bedeuteten tatsächlich die unsichtbare Gegenwart der Ver» blichenen, — das Weben geheimnisvoller Sympathie und Zärtlichkeit, — die Fröhlich» leit und Betrübnis der Toten über die Freuden und die Kümmernisse der Lebenden. Wenn sie vormals bei Anbruch der Dunkelheit das kleine Lämpchen vor ihnen an» zuzünden pflegte, wie oft hatte sie da das winzige Flämmchen, von ihrem Odem an» geweht, aufflackern gesehen!

Einem frommen Gemüt ist das Ihai weit mehr als ein Zeichen, — seltsame Mög» lichkeiten der Transsubstantiation und Umwandlung sind ihm eigen. In der Zeit zwischen Tod und Wiedergeburt dient es dem abgeschiedenen Geist vorübergehend als Körper: Jede Faser eines weihrauchdurchdrungenen tzolzes hat ein unsichtbares latentes Leben. Der Mille des Geistes vermag es zu erwecken. Durch die Kraft der Liebe wandelt es sich manch» mal zu Fleisch und Blut. Mit Hilfe des Ihai kann die begrabene Mutter zurückkehren, um ihren Säugling in der Dunkelheit zu nähren. Mit tzilfe des Ihai kann die auf dem Scheiterstoh verbrannte Braut auferstehen, um sich mit ihrem Verlobten zu vermählen,

I> »
za ihn sogar mit einem Söhnchen zu beschenken. Durch die Kraft des Ihai kann der Diener »on dem Staube seiner Ruhestätte zurücklehren, um seinen Herrn von dem Verderben zu erretten. Dann, wenn die Liebe ihr Werl vollbracht, entschwindet die Persönlichkeit und der Körper wird — dem äußeren Anschein nach — wieder zum Täfelchen.
All dies hätte 0»Dai bedenken und sich immer vor Augen halten sollen. Vielleicht hatte sie es auch getan, — denn sie weinte, als st« die Täfelchen und die Volle dem Schrein entnahm und sie aus dem Fenster warf. Als die Strömung sie erfaßte und fort» wirbelte, wagte fle nicht, ihnen nachzusehen.
H.
0»Dai hatte dies auf Geheiß zweier englischer Missionärinnen getan, die durch allerlei Beweise scheinbarer Güte sie dazu vermocht hatten, Christin zu werden. (Konver» titen befiehlt man ja immer, ihre Ahnentäfelchen zu vergiaben oder fortzuwerfen.) Diese Nissionärinnen, die ersten, die in der Provinz gesehen worden waren, hatten 0»Dai, weil sie lesen und schreiben konnte, als Gehilsin drei 'Yen monatlich versprochen. Mit ihrer Hände Arbeit war sie nie imstande gewesen, mehr als zwei Ven zu verdienen, und davon mußte sie 23 Sen für die Benutzung eines Dachlammerchens bei einem Trödler be» zahlen, hierher brachte sie nach dem Tode ihrer Litern ihr armseliges Hausgerät und die Ahnentäfelchen.
Sie hatte fich wirklich hart mühen müssen, um ihr Leben notdürftig zu fristen. Aber mit drei Ven monatlich konnte sie schon sehr gut auskommen, um so mehr, als die Missionärinnen ihr auch «ine Kammer zur Verfügung stellten. Sie glaubte nicht, baß die Leute ihren Veliglonswechsel beachten würden.
Dies taten sie auch wirklich nicht. Sie wußten nichts vom Christentum, und es verlangte sie auch nicht darnach, etwas davon zu wissen. Sie lachten bloß über das Mädchen, weil sie so töricht war, die Art der fremden Frauen nachzuahmen. Sie glaubten, diese hielten sie nur zum besten und spotteten arglos über sie.
Und sie fuhren fort, gutmütig über sie zu lächeln bis zu dem Tag, wo sie sie die Täfelchen in den Fluß werfen sahen. Da hörten sie auf zu lachen. Sie beurteilten die Handlung an sich, ohne aber die Motive zu erörtern. Das Urteil war einmütig intuitiv, aber stumm. —
Kein Wort des Vorwurfs traf 0»Dai, — fi« war einfach für die übrigen nicht mehr vorhanden.
Die moralische Entrüstung einer japanischen Gemeinde ist nicht immer eine jäh auf» wallende, die schnell verfliegt. In dem Falle 0»Dais war sie kalt, schweigsam, lastend, eisig. Niemand äußerte sie, — es war etwas Spontanes, Instinktives . . . Aber das all» gemeine Gefühl tonnte etwa fo in Worte gefaßt werden:
In diesem östlichsten Osten wurde die menschliche Gesellschaft feit unvordenklichen Zeiten traft jenes Kults zusammengehalten, der die Dankbarkeit der Gegenwart gegen die Vergangenheit, die Verehrung der Lebenden für die Toten, die Liebe der Nachkommen für die Ahnen fordert. Weit über die sichtbare Welt hinaus erstrecken sich die Pflichten

des Kindes gegen dt« Eltern, des Dieners gegen den Herrn, des Untertans gegen den Souverän. Deshalb führen die Toten den Vorsitz im Familienrat«, in der Gemeindever» sammlung, in dem hohen Gerichtshof, in der Verwaltung der Städte und der Regierung des Landes.

Gegen diese oberste Pflicht lindlicher Pietät. — gegen die Religion der Ahnen, gegen allen Glauben und alle Dankbarkeit, Verehrung und Pflicht, gegen die gesamte moralische Erfahrung ihrer Rasse hatte 0»Dai die Sünde begangen, die nicht vergeben werden kann. Darum soll sie von aller Welt als unreines Geschöpf angesehen werden, — der Gemein» schast weniger würdig als die Eta, — der Güte weniger wert als der Hund auf der Straße oder die Katze auf dem Dache, da selbst dies«, gemäß ihrer schwächeren Erkenntnis, das allgemeine Gesetz der Pflicht und Liebe beobachten.

v»Dai hatte ihren Toten das Wort der Dankbarkeit verweigert, das Flüstern der Liebe, die Verehrung einer Tochter. Darum sollen die Lebenden ihr für immerdar den trauten Gruß, die freundliche Antwort verweigern. O»Dat hat das Andenken des Vaters, der si« gezeugt, geschändet, die Erinnerung an ihre Mutter, deren Brüste sie genährt, die Erinnerung an ihre Großeltern, die ihre Kindheit gehegt, die Erinnerung an den Kleinen, der sie Schwester geheißen. Sie hat der Liebe nicht geachtet, darum sollen ihr alle Liebe und alle Beweise der Zuneigung versägt bleiben. Dem Geiste des Vaters, der sie zeugte, dem Geiste der Mutter, die sie trug, hat 0»Dai das schützend« Dach entzogen und den Dampf der Nahrung und die Gabe des Wassers. So soll auch ihr «in schützendes Dach, erquickend« Speise und kühlende Labe verweigert werden. Und so wie sie sich von den Toten losgesagt, so sollen die Lebenden sich, von ihr lossagen. Wie vor dem faulenden Aas am Wege soll man sich von ihr abwenden, einem Gerippe, das jeder sich scheut, anzusehen, das niemand begraben will, niemand bemit» leiden, dessen niemand im Gebete an die Götter und Buddha gedenken mag. Wie ein Galt soll sie sein, wie ein Shojili«Gatiü, in faulendem Abhub Nahrung suchend. Bei lebendigem Leib soll sie in die Hölle eingehen, aber ihre Hölle soll die Einzelhölle sein, die einsame Hölle, die Hölle Kotoku, in der die verfluchten Geister im einsamen Feuer kreisen.

m.

Tanz unerwartet verständigten dl« Missionärinnen 0»Dai, daß sie von nun ab selbst für fich sorgen müßte. Sie mochte ja ihr Bestes getan haben, aber soviel stehe fest, daß sie ihnen nicht von dem allermindesten Nutzen gewesen sei, und sie brauchten eine eifer» volle Mitarbeiterin. Ueberdies reisten si« für einige Zeit weit fort und könnten sie nicht mitnehmen. Sie tonne doch unmöglich so töricht gewesen sein, zu glauben, sie würden ihr nur dafür, daß sie Ehristln geworden, drei Ven monatlich geben! ...

0«Dai weinte, und fie ermahnten fie, tapser zu sein und den Pfad der Tugend zu wandeln. Sie sagte, sie würde keine Beschäftigung finden können, und sie ant» worteten, daß es keinem arbeitsfreudigen Menschen in dieser emsigen Veit an Arbeit fehlen könne.

Da, in ihrer Verzweiflung und ihrem Entfehen, sagte sie ihnen Wahrheiten, die sie nicht verstehen konnten, und die zu glauben sie sich energisch weigerten. Da sprach

sie von einer unmittelbaren Gefahr und sie antworteten ihr mit all der Härte, deren sie fähig waren, in der Meinung, das Geständnis ihrer Verworfenheit gehört zu haben. Aber sie irrten sich. In dem Mädchen war keine Spur von Lasterhaftigkeit. Line liebens« würdige Schwäche, eine kindliche Vertrauensseligkeit waren ihre schlimmsten Fehler. Sie bedurfte tatsächlich der Hilfe, bedurfte ihrer dringend, bedurfte ihrer allsoglelch.

Aber sie verstanden nur so viel, daß sie Geld wollte und gedroht hatte zu sündigen, wenn sie es nicht beläme. Doch sie waren ihr ja nichts schuldig, — hatten sie doch immer in vorhinein bezahlt, — und sie wußten ausgezeichnete Gründe, ihr jede fernere Unter» stützung zu versagen. So setzten sie sie auf die Straße. Schon hatte sie ihren Hausrat vertauft, sie besah nichts mehr als das Kleid, das sie auf dem Leibe trug und ein Paar überflüssige Tabi (durchbrochene Strümpfe), die die Missionärinnen sie gezwungen hatten, zu laufen, „weil es für ein junges Mädchen unanständig sei, sich mit nackten Füßen sehen zu lassen", — sie hatten sie auch gezwungen, ihr haar in einen abscheulichen Nacken» knoten zusammenzuzwängen, weil ihnen die japanische Art, das haar zu tragen, als verwerflich galt.

Was wird aus dem japanischen Mädchen, das öffentlich überführt wurde, sich gegen die kindlich« Pietät vergangen zu haben?

Was wird aus dem europäischen Mädchen, das öffentlich der Unkeuschheit über» führt wurde? Freilich, wäre sie stark gewesen, hätte O»Dat ihre Aermel mit Steinen gefüllt und sich in den Fluß gestürzt, — was unter diesen Umständen eine aus» gezeichnete Sache gewesen wäre. Sie hätte auch die Kehle durchschneiden können, was als respektabler gilt, weil die Handlung gute Nerven und Geschicklichkeit erfordert. Aber wie die meisten Konvertiten ihrer Klasse war O»Dai schwach: Der Mut ihrer Rasse war ihr versagt geblieben.

Es verlangte sie noch, die Sonne zu sehen, und sie gehörte nicht zu dem zähen Typus, der mit der Erde um dieses Vorrecht kämpfen kann. Selbst nachdem sie ihre Irrtümer ganz abgeschworen hatte, blieb ihr nur ein einziger Weg offen.

„Wein Gewerbe ist ein äußerst schmähliches Gewerbe," — meinte der Mann, der O»Dais Körper für den dritten Teil des geforderten Preises taufte, — „aber selbst in dieses schmähliche Gewerbe kann lein Weib aufgenommen werden, von dem man weiß, daß es getan, was Ihr getan. Nähme ich Euch in mein Haus auf, blieben alle Besucher fort und zudem würden mir wahrscheinlich die Leute Unruhe machen. Deshalb könnt Ihr nur nach Osaka kommen, wo Euch niemand lennt, und das Haus in Osaka wird das Geld de« zahlen ">

So verschwand und verdarb O»Dai, — geschleudert in den Lustpfuhl einer Stadt. Vielleicht hatte sie nur gelebt, um ein tragisches Beispiel jener Tatsachen zu veranschau» lichen, die jeder fremde Missionär versuchen sollte, zu verstehen.

Aphorismen.

Ein reinlicher Mensch sollte wenigstens einmal im Leben seine Weltanschauung wechseln.

Einzig mögliche Zukunft der Religion: Das Glaubensbekenntnis muß sich in ein Wlllensbetenntnis verwandeln.

o

Das ist das wehmütig-Schönste: wenn ein Mensch, der ein elendes, freudloses Leben geführt hat, nun auf der Warte des Erinnerns steht — und die Erinnerung vergoldet ihm dieses elende Leben, täuscht ihm eine glückerfüllte Vergangenheit vor, daß fein rückschauender Blick tief, still und dankbar wird.

o

Gebildet fein heißt: fein geringes Wissen geschickt zeigen und geschickt verbergen können.

Wilhelm v. Scholz.

Ä)enn die Dummköpfe auf Geist stoßen, so grinsen sie überlegen.

Wenn im Winter die Sonne scheint, wird es rauher.

Das Leben ist wie das Geratter der Eisenbahn; man kann jede Melodie hineinlegen.

Die Freuden des Rausches tragen eine furchtbare Vergeltung in sich: Sie hinterlassen keine Erinnerung.

o

Vor jedem schweren Gange sage dir dies: Vei Abschied und Wiederkehr sind die Leute da mit Hurra und Trara — den langen, bitteren Weg mußt du allein gehen.

0tto Ernst.

Börse.

Deutschlands Staatsanleihen. Daß ^^ di« deutschen Anleihen einer andauernden Entwertung unterliegen und nur zu Kursen Käufer finden, die man fast als „Kriegslurse" bezeichnen muh, ist sattsam bekannt. Gegen den Höchststand im Jahre 1895 haben die drei» 3?e^5/?<^5^/?i5// prozentigen Anleihen des Aeichs und Preußens etwa 17 Prozent oder mehr als den sechsten Teil ihres Nominalwerts eingebüßt; bei den 3V:Pro> zentigen Anleihen macht der Ausgang etwa 13 Prozent aus. An manchen Tagen ist eine Wertminderung um «in halbes Prozent einge» treten, weil nur zu einem so ermäßigten Kurs« das drängende Angebot Aufnahme finden

konnte. Schlechtweg unverkäuflich sind aber deutsche Anleihen bis Mitte Juli dieses Jahres noch nicht gewesen, Erst seit der vorigen Woche muh der Privatmann mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm der Auftrag, einen Posten deutsch« Anleihen zu verlaufen, vom Bankier als unausführbar zurückgegeben wird. Di« neuen vierprozcntigen Schatzanweisung«« des Reichs und Preuhens sind nämlich mehrer« Tage hintereinander »rein Brief' notiert worden, und zwar zu 1UU Prozent, demselben Kurse, unter d«m das sog. ‚Preuh«n»Konlortium' lein« Schatzanweisungen abzugeben sich vervflichtet hatte. Dief« Verpflichtung war gleichbedeutend mit der Zusage, den Kurs nicht unter pari sinlen zu lassen, und er fanl auch tatfächllch nicht darunter. Wer aber seine Stücke zu diesem Kurs« verlaufen wollt«, wurde st« «lnfach nicht los, denn «s war«n lein« Käufer da, di« IIXI Prozent angelegt hätten. Nicht einmal das Konsortium laufte. Den Kurs des Papiers wollte es zwar nicht sinlen lassen; andererseits aber wollte es sich aber auch nicht mit den Stücken beschweren, di« am 17. Juli aus der Zeichnungs» sperr« entlassen worden waren und nun an den Markt strömten. Man half sich daher mit der Notierung eines nominellen Kurses, den man dem Ansehen des Deutschen Reiches schuldig zu sein glaubte, zu dem aber nicht ein« «inzige Schatzanweisung wirklich zu verlaufen war. D«r Hindruck, den das macht, ist der denkbar schlechteste. Denn wenn es einer so unwürdigen Komödie bedarf, um den deutschen Kredit zu retten, so muß es traurig um diesen Kredit bestellt sein. Di« deutsche Iprozentlg« Reichsanleih« steht heut« ungefähr 12 Prozent niedriger »ls di« 3prozentig« französische Rente und niedriger als die 2V? vrozentigen englischen Konsols. Das ist scheinbar eine Anomalie. Es mag Leute geben, dl« den Bestand des Deutschen Reichs für weniger gefestigt halten als den Englands und Frank» reichs, und di« in dem niedrigen Kursstande unserer Anleihen weiter nichts als di« Kon» statierung dieser Tatsach« sehen. Diese Leute übersehen, daß Preuhens Anleihen genau den» selben Tiefstand einnehmen, obwohl Preuhens politischer Bestand nirgends angezweifelt wird, und obwohl di« preußisch« Staatsschuld schon durch den Wert desSwütsbahnnetzes um ungefähr eine Milliarde übeldeckt wird. Di« Preußischen Konsols sind ohne Übertreibung das sicherst« Papier der Welt, und wenn sie trotzdem so außerordentlich viel nl«drig«r bewertet werden als di« französisch«» und englischen Schwester» Papier«, so muß das seine besonderen Gründe haben. Welches dies« Gründe sein mögen, darüber hat man sich lang« den Kopf zerbrochen.

Und doch liegen die Ursachen Nar zutage. Um st« zu «rlennen, muh man sich nur den D«nl» f«hl«r abgewöhnen, im Kurs« «in« Wert» bemessung «blicken zu wollen. Tatsächlich ist der Kurs nichts weiter als der Ausgleichs»«««« zwischen Angebot und Nachfrage; w>« wenlg « mit dem »Wert' zu tun hat, das zeigt der höh« Kursstand, den manch« «cht bedenllich« Alti« einnimmt. Räch den Reichsanleihen, preußischen Konsols und sonstigen deutschen Staatspapieren ist aber eine geringer« Nachfrage als nach der französischen Rente und den englischen Konsols. Das hat nun aber ganz und gar nichts mit de» größeren Reichtum unserer westlichen Nachbarn zu tun. Wie läm« es sonst, daß heut« die 3'/<Proz«ntlg« Rente Italiens, dessen Reichtum sich doch mit dem deutschen nicht entfernt messen kann, höher notiert als unser« tz prozentigen Schatz» ««Weisungen? Nein, dl« gering«« Nachfrag« nach unseren Staatspapieren beruht auf der historischen EntWickelung des deutschen Spar» triebs. Das deutsche Sparlapital ist jahrzehnte» lang systematisch von unseren Anleihen abgelenkt und zu anderen Anlagearten hingetrieben worden; ganz besonders zu den Sparlassen. Hier haben sich nach und nach etwa 13 Milliarden deutschen Bollsvermögens angesammelt, mehr als in Eng» land und Frankreich zusammengenommen. Und von all diesen Milliarden ist kaum der zehnte Teil in deutschen Anleihen angelegt. Neun Zehntel sind dem deutschen Staatskredit entzogen und kommen dem deutschen hypothelenmartt zu» gute, dessen Sättigung mit Leihkapitalien den Vodenwert in ganz Deutschland so enorm ge» steigert hat, daß beim besten Willen und trotz der höchsten Zolle leine Rente mehr aus ihm herausgewirtschaftet werden kann.

Ehe nicht auf dem Weg« der Gesetzgebung dafür gesorgt wird, daß «in «rheblicher T«il d«r Sparkassengelder in deutschen Reichs» und Staatsanleihen angelegt wird, ist nicht daran zu denlen, daß dl« deutschen Anleihen sich auf den Kursstand der englischen Konsols schwingen. In England sind von 18 Milliarden Staatsschulden 11 Milliarden bei den Sparkassen und sonstigen öffentlichen Kassen untergebracht; von der etwa «benfo großen Schuld des Deutschen Reichs und der Bundesstaaten sind nur etwa 3 Milliarden in festen Händen. Daß di« 5 Milliarden flottanter Anleihen in England nicht entfernt den Kurs» druck ausüben wie dl« 13 Milliarden in Deutsch, land, ist ohne weiteres klar. Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich aber im vorigen Jahre nicht einmal dazu aufschwingen können, den Sparkassen di« Verpflichtung eines 15prozentigen Pflichtbestandes an Staatsanleihen aufzuerlegen. Di« Interessen der Städte und des Bodenbesitzes sind in der preußischen Kamme» so stark ver» treten, daß von dieser Instanz für den Staats» kreblt wenig zu erwarten ist. In den übrigen Landtagen ist es ähnlich, und der Reichstag muß

untätig bleiben, da das Sparlassenwesen seiner Kompetenz entzogen ist.
Dennoch hat Witte der neunziger Jahr« der dreiprozentig« Anleihetypus den Paristand erreicht. Das ist für die deutschen Anleihen und den deutschen Kredit verhängnisvoll geworden, denn es hat den Blick für die wahren Verhält» nisse getrübt. Man hat sich daran gewöhnt, In dem damaligen Kursstand« das Normal«, und in dem späteren Ausschlage eine unnatürliche, durch besonder« Einflüsse aus dem Gleise ge» brachte Entwicklung zu sehen. Geldknappheit, Industrialismus, Politik und Schuldenwirtschast muhten nacheinander herhalten, um die angeb» lich widernatürliche Entwicklung zu begründen. Selbstverständlich trägt Marokko ebenso feinen Teil Schuld an dem Ausgange der Anleihen, wie die steigende Beliebtheit der Aktien und Kuxe und die Verdoppelung der deutschen Aeichsschuld feit 1895. Aber all das hat eben nur deshalb lo intensiv auf die Kurse wirken können, weil de» Staatskredit bei uns leine Stütze hat, die de« Druck solcher Moment« einen Widerstand entgegensetzt. In Wirklichkeit ist die stolze Kurs» höhe unserer Anleihen vor zwölf Jahren «ine Anomalie g«wefen, hervorgerufen durch den ‚terrc>r exoticuz". In den achtziger Jahren hatte das deutsch« Kapital sich zu Zwecken der Anlage und der Spekulation an allerhand fremden An» leihen beteiligt. In Argentiniern, Serben, Portu» zielen und Griechen war «ine Milliarde oder mehr angelegt. Da kam 1891 die argentinifch« Zahlungsstockung, 1892 der portugiesische und 1893 der griechisch« Bankrott. Zwei Jahre später reduziert« Serbien zwangsweise seine Schuld» zinsen von 5 auf 4 Prozent. Das jagt« natu» lich eine ganz bestimmte Klasse von Kapitaliften aus den fremden Anleihen hinaus und trieb sie den deutschen Anleihen in die Arm«. Damals stiegen 3proz. Konsols und Aeichsnnleihe binnen fünf Jahren um 13 Prozent. Selbstverständlich würde heute eine etwaige Wiederholung des Massen»Banterotts fremderStaaten dieselbe turs» steigernde Wirkung auf unfere Anleihen ausüben. Aber das wäre genau wie damals «in« abnorme und vorübergehende Erscheinung, und wenn man im Vertrauen auf ihre Dauerhaftigkeit wieder zu einer vermehrten Ausgabe dreiprozentiger Anleihen fchreiten wollte, würde man unbedingt diefelbe trübe Erfahrung machen, die man in den letzten Jahren gemacht hat.
Nicht etwa, weil Deutschland »nicht reif" für den dreiprozentigen Typus ist. Kein Land ist reif für einen Zins, der hinter dem feiner aller» «rft«n Stabtanleihen zurückbleibt, und jedes Land istr«iffür den Typus, denmanihm aufzwingt. Eng»

land würd« weder einen zweieinhalbprozentigen noch einen dreiprozentigen Zins aufrechterhalten können, wenn der Kaufzwang nicht wäre, der die öffentlichen Kassen zu ständigen Abnehmern für «nglifche Konsols macht. Und andererseits kann das geldlnapp« Amerika seine zweiprozentigen Staatsbonds glänzend plazier««, solang« fein eigenartiges Aotensystem ihnen einen fiktiven Wert verleiht. Gerade in Deutschland hat man eb«n «rst die Erfahrung gemacht, dah Anleihen, die mit keinem äußeren Aeiz ausgestattet sind, lo lang« k«in« Käufer finden, wie ihr Zins hinter dem jeweilig geltenden Neldfatz für «rst« Anlagen zurückbleibt, und dah es — solang« dies ber Fall ist — ganz gleich ist, ob man si« mit «inem drei», dreieinhalb» oder vierprozentigen Zins ausstattet. Als man vom dreiprozentigen Typus wieber zum dreieinhalbprozenttgen überging, er» reicht« man weiter nichts, als einen neuen Aück» gang des niedriger verzinslichen Papiers; das höher verzinslich« blieb wider alles Erwarten unverkäuflich und in den Händen des Ueber» nahmesynditats. Dieselbe Erfahrung wiederholt sich jetzt. Der Rückgriff auf den vlerproz«ntig«n Typus hat lediglich b«m dr«l» und dreieinhalb» prozentigen geschadet, der Leihlraft des Staates ab«l nichts aenützt. Denn nur mit Kunstmitteln wenig würdiger Art läht sich der Parikurs der vierprozentigen Schatzanw«isung«n aufrecht er» halten. Natürlich spielt auch der miserable Ein» druck eineAolle, den das Zurückgehen des Deutschen Reichs auf den vierprozentigen Zins in Deutsch» l»nd und im Ausland macht. Ein Schuldner, ber sich fr«Iwillig zu «in«m vierprozentigen Zins versteht, v«rll«rt s«lbstr«dend bei allen d«nen an Kredit, die ihn bisher des dreieinhalbprozenttgen Zinses würbig hielten. Das hat man in Deutsch» lanb schon vor 1? Jahren klar erkannt. Als die dreieinhalbprozenttgen Anleihen 1890,91 um sechs Prozent zurückgingen, brachte man «ine neue Anleihe nicht mit «inem höheren, sondern mit einem niedrigeren Zins heraus. Man wuhte wohl, dah die Unbeliebtheit der Anleihen weniger dem Zins als dem betreffenden Staatspapler galt, von d«m das Publikum grohe unbegebene Posten in erster tzand vermutet«. Man brachte kurz entschlossen ein dr«iprozentig«s Papier heraus und erreicht« so (statt, wie heute, ein« kursdrückende Wirkung auf die niedriger verzinslichen Anleihen auszuüben) «in« Kurssteigerung der alten drei» einhalbprozentigen Anleihen und «ine Hebung des ganzen Anleihe»Aivcaus.

Unseren Staatsanleihen kann nicht von innen heraus, sondern nur durch äuher« Mah» regeln geholfen werden. Wir sind ja glücklich lo weit, dah die im nächsten Jahr« rückzahlbar«» dreieinhalbprozentigen Schatzanwelsungen sich heute mit 4'/« Prozent verzinsen. Eine Anleihe des Deutschen Aeichs mit 4'/< Prozent! Welchen Zinsfuß soll da wohl die unvermeidlich kommende Anleihe des nächsten Jahres haben?

Alfred Lansburgh.

lZehr geehrte Schriftleitungl

^^ Erst heute kommt mir Nr. 2 des .Morgen' zur Hand, in der Frank Wedelinb unter dem Titel »Mutter und Kind' zu seinem neuesten Sittengemälde .Musik" ein« Einführung gibt, Er weist darauf hin, daß der § 218 des deutschen Strafgesetzbuches das Verbrechen gegen das leimende Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist seiner Ueberzeugung nach das Ergebnis einer ab» gefeimten Heuchelei, einer Heuchelei, die tief in unferem Vollsbewuhtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egoismus darin verankert ist. Einer Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Auf» gaben der leider so weibisch jämmerlichen Frauen» bewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau seien die fünf Jahre Zuchthaus, die im §218 angedroht werden, Luft; unverheiratet« Frauen würden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt. Wedekind weist auf die Ausführungen von Dl, Fritz Mittels in der von Karl »raus in Wien herausgegebenen »Fackel" hin und bittet, daß die Vorlämpferinnen für weibliche Unabhängigkeit diese Auseinandersetzungen zum Kriegsgesang erheben sollten. Leider gingen diese Vorkämpferinnen, meint Wedekind, seit Jahren nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln. Die Interessen der Frauen seien ihnen gestorben.

Für Frauen, die das Schaffen Wedekinds seit Jahren mit größter Anteilnahme verfolgen, ist es «in wenig erstaunlich zu sehen, daß Wcde» lind über EntWickelungen, denen er doch sein Interesse zuwendet, wie diese Ausführungen be» weisen, so unzulänglich orientiert ist. Sonst hätte «r wissen müssen, daß seine Vorwürfe, die Vor» lämpferinnen der Frauen gingen nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln, nicht mehr zutreffen. Er hätte wissen müssen, daß nicht nur Einzelne seit Jahren dafür kämpfen, der weiblichen und mütter» lichen Sehnsucht der Frau auch in der Frauenbewegung Geltung zu verschaffen, sondern baß wir seit mehreren Jahren sogar «in« allgemeine Bewegung haben, die sich die Befreiung des Weibes in der Frau aus» drücklich zum Ziel gesetzt hat. Die Mutter» schutzbewegung, die zugleich «ine Bewegung zur Neform der sexuellen Ethll fein will, sucht nicht nur der unverheirateten Frau, die Mutter wird, die Erfüllung der mütter» lichen Aufgaben zu ermöglichen und überhaupt der mütterlichen Leistung der Frau immer mehr die gebührende Stellung zu verschaffen; sl« hat auch den Kampf aufgenommen um eine Ver» ticfung unserer sittlichen Anschauungen auf sexuellem Gebiet, die gleich weit «ntf«rnt fein sollen von heuchlerischer und unfruchtbar«»

Aslefe wie von roher Willlür und V«rant»
wortungslosigteit. In Ar. 8 des ersten Jahr»
ganges 19l>3 der von mir herausgegebene?»
Monatsschrift .Mutterschutz-, Zeitschrift zur
Aeform der sexuellen Ethik, Verlag von I. D.
Sauerländer, Frankfurt a. M., ist auch das
Problem derVernichtung des keimenden
Lebens ausführlich behandelt und wird in einem
der nächsten hefte auf neue zur Diskussion gestellt.
Wir sind also, wie hieraus unzweideutig
hervorgeht, mit Frank Wedekind der Meinung,
daß die Abänderung des § 218 eine notwendige
Forderung zur Erringung der weiblichen Unab»
hängigkeit ist.
Auch auf dem im herbst 1905 stattgefunden««
Kongreß des Verbandes fortschrittlicher Frau«n»
vereine in Verlin, auf dem auch die Aeform
der Eh« zur Debatte stand, ist die Frag« von
Oi. Hans Dorn in einem Vortrag über »Straf»
recht und Sittlichkeit" erörtert worden, der jetzt
als erstes Heft der .Schriften des Verbandes
fortschrittlicher Frauenvereine" erschienen ist. Di«
Vorschlag« zur Aeform des deutschen Strafgesetz»
buches in bezug auf § 218 gehen dahin, die Ve»
strafung der Abtreibung auf folgend« Fäll« zu
beschränken:
1. Wenn die Abtreibung durch eine andere
Person als die Schwangere selbst gegen den
Willen der Schwangeren vorgenommen wird.
hier strafen wir dann den Angriff <ruf di«
Gesundheit der Schwangeren und auf ihre Frei»
heit in einer Funktion des geschlechtlichen Lebens.
2. Wenn dieAbtreibung durch die Schwanger«
selbst oder durch «ine andere Person vorgenommen
wird, aber nur, nachdem die Schwangere durch
einen anderen unter Mißbrauch eines psychischen
oder sozialen Abhängigkeitsverhältnisses zur
Zulassung der Abtreibung bestimmt worden ist.
Wir sind also in der angenehmen Lage,
nachgewiesen zu haben, daß die schweren An»
klagen, die Frank Wedekind gegen eine so be»
deutungsvolle soziale Bewegung, wie die Frauen»
bewegung sie ist, richtet, wenn sie vielleicht
vor einem Iahrzehntzutreffend schienen,
heute glücklicherweise gegenstandslos geworden sind.
Auch die Frauen haben erkannt, welcher
Widersinn darin liegt: die große Bedeutung der
Frau für die Menschheit liegt in der Mutter»
schaft, und doch hat man, seit es eine Einehe
nach Vaterrecht und damit die Prostitution auf
der anderen Seit« gibt, sich nicht gescheut, jede
Mutterschaft der Frau außerhalb der Vaterrechts»
Eh« ihr als «in Verbrechen anzurechnen. Ja,
vielleicht gerade der Mann, der der Vater ihres
Kindes war, ist mit unter denen gewefen, di« st«
wegen .ihres" Leichtsinns tadeln und verachten.
Er, der Mann, der bisher allein Wert« schuf,
der sich über dem Gesetze fühlte. Solange die
Frauen ein« stumm«, unorganisierte Masse waren,

»«««schult zum pekuniären Kampf ums Dasein,
so fehl man ihre Arbeitskräfte auch von jeher
ausgebeutet hatte, konnte dieser trostlose Zustand,
wenn auch zu« Schaben fü» beide Teile, wohl
bestehen. Nun aber ist die sozial« EntWickelung
an einem Punlt angekommen, der jede» einzelnen
zur Arbeit und zum Kampf ruft, der dl« Ver»
entwortung jedes einzelnen für sein «beschick
fordert. Damit hört natürlich auch die General»
Vormundschaft des einen Geschlechtes über das
ander« »uf. Nun sind in einer ganzen Schar
höher «nlwickelter Menschen andere, edler« Be»
bürfnisse wach geworden Ihr« S«hnsucht g«ht
nach einer Kultur, in der nicht nur die Kraft
der Noheit, sondern auch die Kraft der Güte
herrscht. Dies« neue Kultur soll sich vor allem
in den Beziehungen der Geschlechter offenbaren.
Sie soll wirklich die Mutter in der Frau ehren,
wie «an dies ja seit Jahrhunderten in der Kunst,
in der Dichtung, ja selbst in der Neligion tut,
ohne diese Verehrung jedoch in di Wirklichkeit
zu übertragen. Nirgends vielleicht ist der Kontrast
»wischen Dichtung und Leben, fast möchte man
sagen, zwischen Phrase und Leben greller als
hier. Als eines der höchsten Symbole der Mensch»
Heft hat man die Mutterschaft hingestellt. Wie
aber ist es mit der Verehrung der Mutter in
Wirklichkeit beschaffen?
Die Kirche hat ihrer Auffassung gemäß die
Mutterschaft von vornherein mit «ine« Makel
bedeckt. Nach ihrer Lehr« von der Grbfünde, dl«
ja nicht nur im Katholizismus, sondern auch im
Vrotestantismus gilt, heißt es noch heut«, bah
wir »ll« in Sünden empfangen und geboren
werben. So hat man den Ursprung des Lebens
vergiftet, und auch der Mutter Gottes gegenüber
hat man sich nur zu helfen gewußt, indem man
st« zur.jungfräulichen' Mutter umschuf. Wenn
wir der Mutter wirklich die ihr gebührend«
Stellung im Leben verschaffen wollen, wenn die
Heiligkeit der Mutterschaft eine Wahrheit werden
und nicht «ine Dichtung bleiben soll, dann gilt
es vor allem, d«n Kampf gegen diese alt« W«lt»
anschauung aufzunehmen.
In diesem Kampfe, den wir an unf«r«m
Teil aufgenommen haben, freuen wir uns, Franl
Wedelind als Kampfgenossen begrüßen
zu dürfen. Verfucht er doch auch in feinem
Drama .hidalla", zur Erkenntnis der tiefen Bar»
barei zu führen, die noch auf dem Gebiet der
Lieb« herrscht. Karl tzetmann, der Held des
Dramas, kämpft gegen di« drei barbarifchen
Lebensformen, di« auf jahrtaufenbalten Vor»
urteilen beruhen. Dies« drei barbarischen Lebens»
formen sind auch nach seiner Meinung: die wie
«in wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft

hinausgejagt« ‚Dirn«", das zu körperlicher und geistiger Krüpvelhaftigteit verurteilte, um sein ganzes Liebeslcben betrogene »alt« Mädchen" und di« zum Zweck möglichst günstiger Verheira» tuna gewahrt« Unberührtheit des jungen Weib«s. <ir hofft, den Stolz des Weibes zu entflammen und st« zum Kampfgenossen zu gewinnen.

Ich habe bereits »n anderer Stelle, u. a. auch in meinem Buche »Die Liebe und die Frauen", darauf hingewiesen, bah gerade Frank Webelind zu den heut« leider noch nicht zahlreichen Männern gehört, di« sich d«r ungeheuren Opfer bewußt sind, welch« dl« Aufrichtung d«r Eh« nach Paterrecht und der damit verbundenen Prosti» tution gerade von den Frauen gefordert hat.

Wir sehen es mit ihm als unser« Aufgab« an, die Erkenntnis von der Häßlichkeit und Sinn» lostgkeit dieser Zustände in immer weitere Kreise zu treiben. Wir wissen, daß alle menschlichen Dinge sich unter bestimmten Voraussehungen entwickelt haben; wir wissen aber auch, bah sie sich weiter verändern können.

Wir brauchen also nicht hilflos die Hände zu falten, sondern können sie zur Aenderung unhaltbar gewordener Zustände wohl gebrauchen. Wenn dieser Wille zur Umänderung, der heute bereits in einer kleinen Minderheit von Männern und Frauen gilt, immer m«hr in das Bewußt» sein einer größeren Menge übergeht, dann ist die ganz natürliche Konsequenz, daß auch die Zustande von unsgcändertwerden. Unbmanchmal möchte es scheinen, als seien wir von diesem Ziel nicht mehr allzu weit entfernt.

Bücher.

Dr. pdil. Helene Stöcker.

<Aie Sudermann»Monographien

^^ bereichert recht überflüssigerweis« Ida Axelrod um «in« Studie, dl« sie im Cottaschen Verlag« erscheinen läßt, oder war's der Verlag, b«r gleichzeitig die Werk« Sudermanns verlegt, und der — ziemlich spät — das verständliche Be» dürfnis fpürte, d«n langst zu ewigem Schlummer eingegangenen Nuhm seines Lieblings zu neuem Leben zu erwecken.

harden und Kerr haben vor Jahr und Tag das Todesurteil an dem .Dichter' Suder» mann vollstreckt, haben's mit so zwingender Gewalt getan, daß alle Wiederbelebungsversuche erfolglos blieben, harden schlug zu mit heiligem Ernst, gedrängt von seinem künstlerischen Ge» wissen, Kerr kitzelt« in überlegener Ironl« den solchen Gegnern gegenüber Wehrlosen zu Tode. Sudermann ist ein« Neviston dieses Urteils nicht gelungen. Dies Urteil hat vielmehr durch seine letzten Arbeiten seine Bestätigung erfahren. (Selbst mag «r's erkannt haben, denn er ist zu seiner ersten Lieb« — dem Noman — zurück» gelehrt. Wenn er dort bliebe! Nicht weil wir bann von schlechten Dramen verschont blieben, wir hätten Aussicht auf gut« Unterhaltungs»

l<ltüre, die uns in derZeit derStilgebauer und des .Tagebuchs einer Verlornen" wahrhaftig nottut.)
lind nun erscheint Ida Azelrod und sagt: Sudermann ist doch ein Dichter! Alles Leugnen hilft nichts. Wer ihn nicht anerkennt, ist Neu» romantiker unbVertreter einer ästhetischen Schule. Sudermann hingegen ist Dramatiker, der das wirkliche Leben mit allen seinen Schattenseiten darstellt. Es ist die heut« herrschende entgegen» gesetzte literarische Richtung, die, wie Schiller damals, so auch setzt Sudermann gegen sich hat. (I l t) Das etwa ist die Quintessenz dieser Studie, die den ewigen Schlummer seines Ruhms nicht stören wird.
Wie man Monographien schreibt, kann Ida Axelrod bei Viktor Klemperer lernen, der in gleichem Verlage für dessen zweiten Heiligen, Adolf Wilbrandt, ein Buch geschrieben hat, das den ungleich wertvolleren Poeten würdigt. Viktor Klemperer beschert uns vielleicht mal einen guten Roman. Die Anlag« steckt in ihm. Drum sollt« er seltener aktuelle Essays für die Tages» blätter schreiben. Am nicht zu verflachen.
Wer in Deutschland für das Werl Gustav« Flauberts, des größten Romanciers aller Zeiten, eintritt, den sollte man überall da hören, wo literarisch« Werte gewürdigt werden, die über den Tag hinaus Geltung haben. (In Deutschland gibt es noch heutzutage verständig« Leute, di« Flaubert neben Zola sehen, ohne zu empfinden, wie sehr sie damit »die Majestät verletzen, m«je5t2lem xenii'.) Darum sei hier auf die im VrunsschenVerlage erschienenen WerteFlauberts hingewiesen, obgleich sich manches gegen diese Arbeiten sagen ließe. (Die beste Uebertragung gab noch immer Alfred Gold im Verlage Eassirer »!'l5ciuc2iicin sentimentale». Lest's!)
Herbert Eulenberg und Julius Bab sind die beiden Dichter, von denen Jungdeutsch» land seine dramatische Wiedergeburt erwartet. Denn was nach Hebbel kam, ist für sie nur für den Augenblick geboren. Man mag über Wede» kinds und Hauptmanns Nachruhm denken, wie man will, als für ihre Zeit bedeutende Wert« wird man sie nicht vergessen.
Eulenberg und Bab! Ganz fraglos! Mit beiden wird man sich sehr bald auch außerhalb des literarischen Blocks mehr als bisher be» schäftigen. Eulenberg foll Hauptmann ablösen. Längst ist's lein Geheimnis mehr! Trotz des Durchfalls bei Vrahm, dem gute Freunde den .Ritter Blaubart" aufdrängten. 0b die Ver» ständnislosigleit des Publikums, ob Nittners Spiel an diesem Durchfall schuld, wer will's entscheiden? Daß «in Dichter sprach, wo sonst Sudermann feine Geschäfte abwickelt, mag manch einer, der am Abend selbst noch teilnahmlos war, nachher gemerkt haben. Mehr noch wird

lnan's spüren beim »Ulrich, Fürst«« von Waldeck', den Reinhardt (mit Wegen« hoffent» lich) im Winter spielt. Wenn man di« «lemen» taren Kraft« «ines Dichters höher schätzt als die geschickte Mache eines Stückeschreibers, so Wirt» sich Eulenberg bald durchsetzen.

Ist Eulenberg ein ungestümer Dränger, ber, ohne sich nach dem Erfolg« umzuschauen, nieder» rennt, was ihm in den Weg tritt, der leine Rücksicht auf die Gesetze d«S Dramas kennt, so ist Bab ein Suchender. Ein klug und bedächtig Wägender. Steht der Weimarer Schul« nahe, die mit heiligem Ernst den Werdegang unserer Literatur verfolgt und bedächtig di« Möglich» leiten abwägt, die jeder einzeln« im Kampf« um das literarische Championat mitbringt. Und hier steht Bab hoch im Kurse. Wenn nicht in d«n Mauern Weimars selbst — in denen der hoch» begabt« WIlh«lm v. Scholz schafft — der Trium» phator steckt, lann's nach Weimarer Ansicht nur Bab sein.

Das Deb'it wird nicht lang« mehr auf sich warten lassen' Aufs Hebbeltheater setzen viel« ihre Hoffnung l hier wirken Bab als Dramaturg, VallentIn als Regisseur. Und Babs Drama: .Der Andere" (S. Fischer) wirb eines der ersten fein, di« über die Bühne gehen.

Außer Webekind, v. Hofmannsthal und Eulenberg wird Strindberg in diesem Jahr« mit einem n«u«n Werl« (Wetterleuchten) bei Rein» hardt erscheinen. Da mag auf «inen psychologischen Versuch hingewiesen werden, den August Eßwein (im Verlag R. Piper) unternimmt. Derselbe Eßwein, dem wir die ausgezeichnete Abhandlung über Knut Hamsun verdanken. Mir will's scheinen, daß Eßwein mit seiner Arbeit mehr daran gelegen war, die Krittler »ls das Publikum zu belehren, dessen geistiger Tiefstand im allge» meinen «in« «rnste Vertiefung in Strindbergs Werl nicht zuläßt. (Sherlock Holmes! Raffles ü Ein seltsamer Fallt > i)

Endlich sei hier noch auf gut« Unter» Haltungslektüre hingewiesen. Auf Bücher, di« ub«r b«n Tag hinaus Geltung haben und daher wert sind, gelesen und gekauft zu werden: Blu» menthal, .Das Land der Jugend" (Verlag Julius Bart», 2. Auflage). Blumenthal ist ein sehr be» gabter junger galizischer Jude, «in Landsmann und Gesinnungsgenosse Schalom Aschs, von dem «in Novellenbanb bei S. Fischer vorliegt. Sie wollen uns eine neue Literatur bescheren. Die jüdisch.deutsche.

Wenn man sie schwärmen hört, meint man, «in« neue Welt müsse sich uns erschließen, neue Menschen mit neuen Werten. Mir scheint's nicht recht glaublich, daß diese Wert« aus den engen und schmutzigen Gassen Galiziens wie «ln Sturmwind reinigend über die deutsch« Literatur fegen werden. So heiß unser Sehnen, an wirk» licher Größe einen Wertmesser für die Bedeutung

der Weil« unsere» Zeit zu finden — ich glaub'
nicht daran. Angst und Beklemmung lasten auf
diesen Werten wie auf den Menschen, die sie
schrieben.
Ihr Glück und ihre Schmerzen sind ohne
befreiend« Größe. Nie dringt lauter Jubel aus
diesen Gassen, nie tönt ein Jammer, daß die
Wände zittern. Und darum glaub« ich an leine
befreiende Wirkung, die von jede« Kunstwerk
ausgeht. Ich «flenne ihr Talent an, ohne an
ihre Größe zu glauben. Was bei uns zunächst
interessiert, ist das seltsam Unb«lannte. Mit
dieser Welt vertrauter, wird man neben dem
Stofflichen künftighin auch auf Qualitäten sehen.
Aesthetisch widerwärtig war'S, was Schalom Asch
uns im »Gott der Nach«" beschert hat. Uno
doch «in stark dramatisches Talent. Ganz un«
verkennbar. Von seiner Klugheit, Geschicklichkeit
und scharfen Berechnung haben wir noch manche
wirkungsvoll« Arbeit für dl« Vühn« zu erwarten,
«»nchen guten Roman wird uns Blumenthal,
b«r aufrichtig«, naiver, aber schwächer ist, noch
bescheren — und beiden werden wir gern zuhören.
Di« groß« Sendung aber für dl« b«utsch« Literatur
bedeutet der Ein« so wenig wie d«r Andere. Webe»
lind ist neben Schalom Asch ein Ri«s«. Ein
Ri«se neben Blumenthal, Emil Strauß und
Thomas Mann.
Unser« Hoffnung — lch wl«b«rhole es — sind
bei aller inneren und äußeren V«rschlebenh«lt:
Herbert Gulenberg, Julius Vab, Wilhelm v.
Scholz ll Nicht als ob wir dl« Erfüllung
h«ute od«r morgen erwarten. Nicht als ob st«
b«dingungslos selbst schon diese Erfüllung be»
d«ut«n — si« leiten zu ihr hin, und wir ver»
trauen ihnen. A z».
Aerr Negierungslath «Rudolf Martin
^ hat, im Verlag von Dr. Wedekind, nach seinem
Buch über Rußland, der Bagdabphantast« und
anderen Ungeschicklichkeiten, nun eins uber.K a l s« r
Wilhelm ll. und König Eduard VII.' «r»
scheinen lassen. Wenige Tage nach der Publi»
lation ging die Nachricht durch dl« Press«, b«r
f«d«rfertlg« Herr sei vorläufig vom Amt«
suspendirt. Das vorliegende Buch allein genügt«
wieder, dl« R«gi«rungsmaßreg«l zu billigen. Denn
«in Mann, d«r in d«r ausschweifendsten W«is«
vom Krieg zwischen Deutschland und England
fabelt, von der deutschen Invasion nach dem
Balkan irrlichtelirt und Rußland (wieder l) in der
thorichsten W«is« anrempelt, mag sich für «inen
freien Wann halt««, in «in Ministerium paßt
er nicht. Lohnt sich, auf den Inhalt der vor»
liegenden Broschüre einzugehen? Schwerlich.
Doch werden «in paar — willkürlich heraus»
gegriffen« — Stichproben den Leser ergötzen.

Seit« 12: ‚D«r Dreibund der drei «aiser, den Bismarck seit dem Jahr« 1870 plante, sollte dem jungen Deutschen Reiche für alle inneren Gefahren den Schutz des kosalischen Regiments sichern." Die Einberufung des Berliner Congresses war, nach Seite 15, ein« groteske Dummheit. „Wem wollte Fürst Bismarck dabei nur dienen? Ein Krieg zwischen England und Rußland würde beide aufs äußerste geschwächt und die Macht Deutschlands kolossal vermehrt haben. Billiger ließ sich die Weltmachtstellung Deutschlands nicht begründen." Und ein so bodenlos unfähiger Mann wird nun schon seit sieben Lustren als Heros gefeiert. Ueber die Politik unserer Tage weiß Herr Martin ebenfalls nicht Bescheid; übrigens ist Alles, was er bringt, schlecht ver» dauter Schiemann, dessen Autorität nur da «b» gelehnt wird, wo sie mit Herrn Martins fixer Idee kollidiert. Sonst ist er »der hofhistoriograph Kaiser Wilhelms I!.", hat .sehr gründliche Kennt» nisse, und jeder Politiker liest seine fesselnden Darstellungen der gegenwärtigen Lage mit Genuß". ?255on5. .König Eduard — Seite 31 stehen wir — ist die Seele der englischen Politik. Es giebt wenig Monarchen, die in ihrem Staate so einflußreich sind wie König Eduard. Wenn jemand die englische Verfassung zum Beweis« dafür anführt, daß der König nichts in der aus» wältigen Politik zu sagen habe, so beweist er gar nichts. . . In welchem Staat« der Welt hat ein Monarch so bestimmenden Einfluß auf die Mode und auf die Sitte ausgeübt wie König EduardVI I.?" Bernhard Shaw lönnts nicht besser machen. .Wie Bismarck von Bleichröder, lernte er von Baron Hirsch. 2s giebt leinen Juden inter» national (l), den König Eduard nicht kennt". Form und Inhalt stehen, man sieht, auf gleicher höhe. Dann kommt Rußland wieder an die Reihe. Herr Martin hätte triftige Gründe, vor» läufig über das Land zu schweigen, das seiner Prophetengabe mit dem Gang seiner Entwicklung schon Blamagen genug beschert hat. Doch der Herr Regierungsrath ist unbelehrbar und er glaubt an den russischen Staalsbanlrott wie an den lieben Gott. Kein Bankleiter von Rang, lein Großindustrieller, der an ragender Stelle steht, lein vernünftiger Politiker hat die Frage der Zahlungseinstellung durch Ruhland je ernsthaft genommen. Es hat noch leine einzige Einnahme verpfändet, Tausend« von Millionen allein in Klöstern liegen; all« Kenner des Landes erklären, daß seine geologischen Werth« unschätzbar sind. Und wenn es heute zur Platinwährung über» geht — es hat das Monopol —, kann es morgen Gold haben so viel «s nur immer will. Was Herr Martin über Rußland zum Besten giebt, ist Gefasel. Nicht besser ist das Gerede über die .Krieoslufislotte", die Luftmacht, die Luftmotoren und Kriegsluftschiffe, das Verlangen nach einer »großzügigen Lustmachtvorlage"; ‚2<XX> starr« Aluminium» und 8000 Halbstarre Molorlustschifse"

wären etwa von Nöthen. Es ist SM in dem Blödsinn. . . Um ein Ende zu machen: »Kaiser Wilhelm II. ist der «ächtigste Monarch, der jemals in Europa und damit in der Kulturwelt existiert hat, Napoleon I., Karl den Großen, Kaiser Friedlich II, (den Staufer), Alexander den Große« und Julius Lasar nicht ausgenommen. Der Deutsche Kaiser lann mit seiner riesenhaften Arme« heut« jeden Tag nach Osten wi« nach West«n, nach Süden wie nach Norden, bis an die letzten Enden Europas marschiren" (74). Selbst der im Faust lommt nicht daneben auf. Ta wärs der Mühe werth, Monarch zu sein; ein Mann der unbegrenzten Möglichleiten. Wem der Simplicissimus auf die Dauer un» genießbar wird: hier winlt Ersatz. tf. S.

(?>a gerade von Nuhland die Nede war: Zu ^»^ Theodor Schiemanns 61. Geburtstage er» schien (bei Alexander Juncker in Verlin) eben ein von Freunden und Schülern verfaßter, von Vtto tzötzsch herausgegebener Band »Beiträge zur russischen Geschichte', der neben streng historischen Arbeiten (wie der von Ost ««»Sacken über den »tzansehandel mit Pleslau bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts", und Emil Zweig über die Entstehung und Organisation der englisch» russischen Handelsbeziehungen in der 2. hälft« des 16. Jahrhunderts") auch einige Arbeiten bringt, die weitere Kreis« interesslren dürften. Dahin gehören zunächst bi« »Bemerkungen zu den Vliesen Katharinas II. an den Prince de Lign«" von Andre»«. Die Schilderungen d« Lignes gehören (neben denen Segurs, Krapowitzlys und den 1858 in Berlin ver» öffentlichten Gesandtschaftsberichten der englischen und französischen Geschäftsträger) zum Besten, was wir über die Anhalterin besitzen, wenn sie auch allesamt den Werth der Brief« nicht er» reichen, die Katharina an ihr »Factotum" Grimm geschrieben und die zum Werthvollsten lechnen, was wir aus dem an Brieffammlungen gewiß nicht armen 18. Jahrhundert lennen. — Dahin gehören weiter die Abhandlungen von tzötzfch ub«r dl« »historischen Grundlagen «ines ton» stitutionellen Lebens in Rußland" und von Wi schnitz er über »Nicolai, Turgenews politische Ideale". Beide Abhandlungen bringen Zwar so gut wie nichts Neues, fassen aber geschickt zu» lammen, und man hat — Martins Buch hat eben wieder gezeigt, wi« w«nig oder viel das heute ist — wenigstens die Gewißheit, auf historisch haltbarem Boden zu stehen. Wie wärs, wenn sich endlich mal jemand entschlösse, Turgenews Bekenntnisschriften in ein ordent» liches Deutfch zu übertragen? Nützlicher noch, scheint mir, als die vorliegenden Abhandlung«« wäre da« als Gab« gewesen, g ^

Johanne« Penzler, der betriebsam« heraus»
<) geber der Neben Bulows, Posadowstl,« ««d
Wilhelms de« Zweiten, ha» sich, nach der»
7bändiaen Buch »Bismarck nach seiner Ent»
lassung", nun zu «ine« neuen, großen Unter»
nehmen über den alten Kanzler bereitet und
eine Neihe von Gelehrten für das auf 15 Bände
berechnete Wert gewonnen. »Geschichte des
Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen" nennt
es sich, erscheint bei Ed. Trewenbt in Berlin, und
vor liegt zunächst nur der von Penzler selber be»
sorgte 13. Band, der die Artikel bismärckischen Ur»
sprungs aus den,hamburg«rNachrichten"enthält;
nicht alle; nur von der Entlassung bis März 1892
reichen die vierhundert Seiten. Die Sammlung
scheint sorgfältig, wirlt in ihrer Ganzheit (ohne
jeden verbindenden Text, ohne eitles Vordrängen
des herausg bers und ohne den, von Lagarbe
so innig gehaßten »Mäusedreck der Notizen") gut,
und mancher Zeil« sieht man noch an, daß sie
wörtliche Wiedergab« bismärckischen Denkens ist.
Von Allem läßt« sich freilich nicht fagen und
das Vuch ist verhältnismäßig reich an recht
schwachen Passagen. Immerhin ist der vom Heraus»
geber befolgte Grundsatz, lieber Alles zu bringen
als nur eine willtürlich«, subjeltivem Befinden
untergeordnet« Sammlung, zu billigen, da ja nicht
nur der Persönlichleitrelz der bismärckischen
Sprache, sondern auch die materiellen Grundlagen
sein« Urtheil« interessiren. 0b die Zeit einem so
(monumental möchte ich nicht sagen, wohl aber)
umfangreich angelegten Werl über den ersten
Reichskanzler günstig ist, bleibt abzuwarten.
Allzuviel« gehn heute durch« Leben, ohne die
Fähigkeit zu «rwerben, Talmi vom Aechten zu
sondern; für dt« Aechten ist das nicht günstig.
Und Herr Penzler hat seinem Unternehmen schon
selber gar zu viel zeitgemäße Concurrenz ge»
macht.

Hston der von tzofrat A lexander Koch heraus»
-<5 gegebenen Zeitschrift »Deutsch« Kunst und
Dekoration" liegt d«l 19. Band (Winterhalbjahr
1906/07) vor, der auf der tzöh« d«r früher«« steht.
Sowohl die Textbeiträge als auch die Abbildungen
verraten fast durchweg große Gediegenheit. Von
d«« Texten lnteresstlen am meisten die üb»
die alchiteltonischen und plastischen Well«, unter
den Bildern namentlich die über künstlerisch«
Photographie. Sämmtliche Abbildungen zeigen
sorgfältig« Auswahl und Wiedergab«. Di« Aus»
stattung des Ganzen ist, wie üblich, geschmackvoll
und splendid. E. F.

«><«lan!w»lU!ch fül die yledolrw»! i>l, Nltul Lonblbelgtl, «ellin V. 9, L«nnil»l»ße »: fü»
0eftel«<ch.Ung»ln: «obelt Festl,
Wien I. — Verla« Mal»u»ld! « «»,, WUmei<»»il.«er!ln ^V,l0, 2i«lei>entlftl»ß« >», — <llpedM»n fü»
oelten-eich-Ungarn
bei «aloc! « Wltiel, Wien I, «laben W. — Dluck »,n P»j » «»lieb », ». b. h,. Nelltn W, U, s!e«!i,clftlaz« U.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauh: Mustl / Georg Brandes:
Literatur / «Richard Muther: Kunst / tzugo von Hofmannsthal: Lyril
Nummer 9 U«7s7«7«1^ 9. August 1907

Die Elemente des Politischen Lebens in Deutschland.

Von Werner Sombart.

Hssler die Verflachung und Verödung erklären will, denen das öffentliche Leben in ^V Deutschland verfallen ist, wird zuerst darauf hinweifen, daß lein irgendwie großes Ideal im Mittelpunkte steht, das hoch wie niedrig packte, von dem Wärme und Leben ausstrahlten.

Die großen Ideale, die noch unsere Väter und Großväter begeisterten, sind verblaßt: die nationale Idee ist verbraucht, nachdem in mächtig aufstammender Begeisterung das Deutsche Reich errichtet ist. Was uns heute an Nationalismus geboten wird, ist ein schaler zweiter Aufguß, der niemand mehr so recht zu erwärmen vermag. Die hohle Phrase muß dann eben die innere Oede verdecken.

Dasselbe gilt von den großen politischen Idealen, um die unsere Vorfahren in den Tod gegangen sind. Teils sind sie verwirklicht, teils in ihrer Belanglosigkeit erkannt worden. Die junge Generation lächelt überlegen, wenn sie von dem Kampfe um die politischen Frei» heitsrechte liest und die Erinnerungsfeiern der großen Begeisterungszeiten werden zur lächerlichen Farce.

Aber auch die religiösen Ideale in ihrer heutigen Fassung scheinen ihre herrschende Kraft zum Teile eingebüßt zu haben; sie entbehren der Frische und Ursprünglichkeit, aus denen allein die hinreißende Begeisterung zu entspringen vermag. Daß sie aber niemals durch ein paar ethische Postulate Humanitären Inhalts ersetzt werden tonnen, hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zur Gewißheit gemacht.

Und wiederum die Tatsache, daß keine neuen, Licht und Wärme spendenden Ideale am politischen Horizonte auftauchen, könnte man mit dem Hinweis auf unfere allgemein« soziale und ökonomische Lage zu erklären versucht sein.

Die mächtige Entfaltung des Kapitalismus hat auf der einen Seite eine starke Vermehrung unseres «Reichtums, auf der anderen Seite eine große Verschärfung der Klassengegensätze, eine Verschärfung des Kampfes ums Dasein gebracht. Grund genug, den Sinn der Massen mehr auf die ökonomifchen Interefsen hinzulenken und damit den politischen Kampf in einen ebenso gehässigen wie geistig belanglosen Streit um ökonomische Vorteile oder wie man es auch ausdrücken tonnte: in eine Klassenguerilla auslaufen zu lassen.

o 0
Und zweifellos sprechen Gründe Lieser Art mit, wenn es das politische Leben Deutschlands in der Gegenwart zu erklären gilt. Aber eine genauere Prüfung ergibt doch, daß diese Gründe nicht von entscheidender Bedeutung sein tonnen. Immer würden sie doch nur einige Seiten unserer Politik verständlich machen. Und auch diese nicht ganz. Denn in anderen Ländern, in denen die Entwicklung des sozialen Lebens doch einen ähnlichen Vei» lauf genommen hat, weist das politisch« Leben deutlich andere Züge auf. So daß wir uns nach spezifischen Elementen umsehen müssen, die gerade das preußisch-deutsche Kultur» leben unserer Tage konstituieren.
»
Man denkt unwillkürlich an die Persönlichkeit des Kaisers, deren Eigenart zweifellos der deutschen Politik der Gegenwart zum guten Teil ihr Gepräge gibt. Der Kaiser selbst stellt seiner ganzen Natur nach gleichsam symbolisch den Dualismus dar, der unser poli» tischcs Leben beherrscht, wie er denn selbst sein Dasein der «Paarung- zwischen einem Sprossen des feudalen tzohenzollernhauses und einer liberalen englischen Prinzessin der» dankt. Aber man sollte — aus verschiedenen Gründen — die Bedeutung des persönlichen Einflusses des Kaisers auf unfer öffentliches Leben nicht forcieren und sollte sich vor allen Dingen stets bewußt bleiben, daß die weitreichend« Wirksamkeit dieser einen Person doch nur möglich geworden ist, weil in Preußen«Deutschland bestimmte Vorbedingungen für ihr Eintreten erfüllt waren. Alan versehe Wilhelm II. auf den Thron Englands, Frank» reichs, Italiens oder der Vereinigten Staaten und seine Wirksamkeit wäre eine von Grund aus andere gewesen.
Unser Hauptinteresse wendet sich also jenen objektiven Bedingungen zu', die in Preußen» Deutschland eine Aera Wilhelm II. möglich gemacht haben. Offenbar sind diese Ve» dingungen zunächst verfassungsrechtlicher Natur. Well Preußen noch ein zu drei Vierteln absoluter Staat seiner Verfassung nach ist, kann sich der König von Preußen, wenn er eine mit absolutistischen Instinkten stark durchsetzte Natur ist, als halb oder ganz absoluter Herrscher sehr gut betätigen: die Verfassung erheischt es geradezu. Von Preußen aus aber, dessen Einfluß in Deutschland sich immer weiter ausdehnte, griff nun dieses in der preußischen Verfassung und in der Natur seines Regenten begründete absolute Wesen auf das gesamte deutsche Leben über. Die Verfassung des Deutschen Reiches selbst ist ein seltsames Gemisch aus Absolutie und Demokratie. Sie läßt sich mehr im abso» luten, mehr im demokratischen Sinne handhaben. Da nun Preußen — der übermächtige Bundesstaat und in seinem Gefolge eine Neihe anderer Bundesstaaten — mit absolutem Geiste sich wieder bis zum Sättigungspunkte füllten, so gelang es dem Einflüsse Preußens — dank der gefügigen Natur der deutschen „Volksseele" — das labile Gleichgewicht zwischen Absolutie und Demokratie, das die Neichsverfassung vorsieht, in der Weise zu verändern, daß tatsächlich der Schwerpunkt der deutschen Politik immer mehr nach der Seite einer absoluten Herrschaft verschoben wurde. Tatsächlich wird heute auch Deutsch» land fast absolut regiert: der Bundesrat ist alles, der Reichstag nichts.
Diese eigentümliche Zwitterhafllgteit der Neichsverfassung liefert aber auch für manchen andern Zug des politischen Lebens in Deutschland die Erklärung. Sie ist wiederum ein Symbol der objektiven Unstimmigkeit und subjektiven Unaufrichtigteit, die unsere Politik,

wie wir sahen, kennzeichnen. Sie ruht scheinbar auf breiter demokratischer Basis und wenn man zusieht, gewährt sie dem Volle doch nur minimale Rechte. Zunächst deshalb, weil sie selbst ja nur soweit gilt, als die Kompetenz des "Reiches reicht; das ist aber gar nicht arg weit, so daß in einer «Reihe der wichtigsten Fragen (Unterrichtswefen! Steuer» Wesen!) wenigstens in Preußen das verfassungsmäßig halbabsolute Regime besteht. So» bann gewährt sie selbst ja zwar dem Volle ein sehr demokratisches Wahlrecht, aber wie man weiß, kann das Volk damit seinen Willen doch nicht durchsetzen, da ihm der Bundes» rat als verfassungsmäßig gleichberechtigter, in Wirklichkeit übermächtiger Partner gegenübersteht und die «Regierung selbst leine parlamentarische, sondern eine kaiserlich« ist.

Das alles soll hier gar nicht auf feinen Wert oder Unwert geprüft weiden, fondern nur in feiner Wirkung auf die Gestaltung unseres politischen Lebens.

Offenbar nämlich ergeben sich aus der eigentümlichen Struktur unserer Verfassung ganz von selbst folgende Konsequenzen:

Die «Regierenden bilden eine abgeschlossene Kaste, in die der Tintritt nicht erzwungen weiden kann. Für ihre Zusammensetzung maßgebend ist die historische Tradition und der Geschmack des jeweils regierend n Herrschers. In Preußen — weiß man — besteht die obere Schicht der «Regierenden (von wenigen Konzesfionsschulzen abgesehen) heute noch wie vor hundert und zweihundert Jahren aus dem Junkertum, die Unterschicht aus den ebenso alten Geheimen Räten. Man darf nun sagen, ohne jemandem etwas Uebles an» Hutun, daß von dem, was wir heute unter Bildung und Kultur (im guten und im schlimmen Sinne) verstehen, in diesen Schichten außerordentlich wenig zu finden ist. Ich glaube, daß im wesentlichen alle neueren Strömungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, namentlich aber der Kunst und Literatur an jenen Kreisen vorübergerauscht sind, ohne sie «igentlich zu berühren. Man muh sich nur einmal in der Wohnung eines preußischen Ministers umsehen, muß nur einmal zuschauen, welchen Geschmack die Geheimräte und ihre Frauen im Theater, bei der Auswahl ihrer Lektüre, in der Beurteilung von Bildern usw. betätigen, um sofort zu empfinden, daß fich zwischen ihnen und dem, was die moderne Bildung in Deutschland' repräsentiert, eine tiefe Kluft auftut. (Womit wiederum .ganz und gar lein Werturteil ausgesprochen sein soll!)

DieAbsonderung einer besonderen «Regierungskaste hat nun aber noch eine andereWirtung als die eben aufgewiesene. Sie bedeutet nämlich — wenn man sich die Situation „von unten" anschaut, das heißt vom Standpunkt des „souveränen Volts", das in den Parlamenten vertreten ist —, daß es bei uns in Deutschland ebensowenig wie in den meisten Bundesstaaten dasjenige gibt, was man in anderen Ländern die „politische Karriere" nennt. Gs ist bei uns dem gewählten Vertreter des Volts, auch wenn er der Mehrheit im Parlamente angehört, nicht möglich, mit tzilfe des Parlaments sich einen Platz in der «Regierung zu erzwingen. Der Weg zur Macht geht bei uns über den Land» rats» oder Leutnantsposten. Schon aus diesem Grunde also gewinnt das parlamentarische Leben in Deutschland ein ganz eigenartiges Gepräge. Während unten im Parkett sich die „«Vertreter des Volkes" abmühen, ihre Säcke pflichtschuldigst zur Mühle zu schleppen, blickt die herrschende Kaste von oben ihrem Treiben mit einem wohlwollend-mitleidigen Schmunzeln zu, das da sagen will: brav gemacht; aber zu uns fühlt euch euer Weg doch nie und nimmer herauf. Der Parlamentarier bleibt immer Zweite Garnitur. Und

diese Klassifikation als ein tüchtiger, aber nicht zum herrschen berufener Mann wird nun um so deutlicher, je geringer seine Wacht auch nur als Parlamentarier ist. Und dl« ist eben von «Rechts wegen, das heißt Verfassungs wegen, eine minimale und wird bei der Weichheit des deutschen Voltscharalters in Wirklichkeit auf das denkbar geringste Matz herabgedrückt.

So erklärt es sich denn, warum die hohle Phrase im deutschen "Reichstage vorherrscht. Well man doch nichts zu taten hat, so will man wenigstens raten nach Herzenslust. <ts fehlt unseren Parlamentariern vollständig das Bewußtsein, Machthaber zu sein oder je es werden zu können.

So erklärt sich aber auch auf der anderen Seite die geschäftsmäßige Oede der Reichstags« Verhandlungen (und natürlich auch die Verhandlungen in den anderen deutschen Par» lamenten). Weil man ja doch in den meisten Fällen von vornherein weiß, wie die Sache letztlich ausgeht — nämlich so, wie die Negierung will — so fehlt das dramatische Intel» esse, wie es der Kampf um Prinzipien erzeugt, wenn es nicht im voraus sich be» stimmen läßt, wie er ausgeht. Nur selten kommt es bei uns zu solchen dramatischen Zu» spitzungen (Schulvorlage in Preußen, Lex Heinz«, Zuchthausvorlage im Reichstage), und dann bekommen auch die Verhandlungen in unseren Parlamenten einen Anflug von Schwung und wecken unser Interesse. Aber das sind eben bei uns die sehr seltenen Ausnahmen.

o

Fragt man nun aber wiederum nach den Gründen, die es erklärlich machen, warum Deutschland diese seltsamen Verfassungsverhältnisse hat, so müßte man als Antwort einen Abriß der preußisch-deutschen Geschichte geben und würde vielleicht auch dann noch nicht alle Absonderlichkeiten unseres Wesens erklären tonnen, hier, wo es sich ja nur um eine aphoristische Skizzierung des Tatbestandes handeln soll, müssen wir uns mit dem hin» weis auf ganz wenige, aber, wie ich glaube, ausschlaggebende Momente begnügen.

Man hat oft (und wohl mit Recht) die Machtlosigkeit, zu der in Teutschland das Voll der Regierung gegenüber dauernd" verurteilt zu sein scheint, aus der unglücklichen Ent» Wicklung zu erklären versucht, die unsere oppositionellen Parteien lm Verhältnis zuein» ander erlebt haben. Daß es vor einem Menschenalter den liberalen Parteien nicht ge» lungen ist, das quellende Wasser der proletarischen Bewegung auf die eigene Mühle zu leiten; daß die Bourgeoisie immer von einer unbegreiflichen Angst vor dem roten Ge» spenst besessen gewesen ist, und sich in dieser Angst immer wieder unter die preußischen Bajonett« geflüchtet hat; daß darum die Brücke zwischen der proletarischen Bewegung und der bürgerlichen Opposition frühzeitig schon barst, um bald ganz abgebrochen zu werden: das hat sicherlich zur Stärkung unserer regierenden Kaste außerordentlich viel bei» getragen.

Ader es hieße doch zuviel Verantwortung auf einzelne Personen häufen, wollte man diesen Gang, den unser Palteileben genommen hat, ausschließlich den zufälligen Maß» nahmen bestimmter Führer zuschreiben. Die Gründe auch für diese Vorgänge werden wir doch noch tiefer zu suchen haben: in der Eigenart des deutschen Volkscharalters, in der eigentümlichen sozialen Struktur des Deutschen Reiches selbst, dente ich.

« 0

Wenn ein seltsamer Dualismus den Geist des politischen Lebens in Deutschland be» herrscht; wenn derselbe Dualismus die Verfassungsverhältnisse in Deutschland durchzieht, so geht das doch wohl auf den Umstand zurück, daß Deutschland selbst, das Land, das Voll, die Kultur diesen dualistischen Zug tragen.

Deutschland liegt zwischen Nuhland und Frankreich: und zwar nicht nur im geogra» phischen Sinne, sondern in jeder anderen Wesensbeziehung auch.

Klimatisch weist es die Gegensätze auf Zwischen dem rauhen Steppenllima der sarma« tischen Tiefebene und dem lachenden, fröhlichen Klima der französischen hügellandschaft.

Seine Bevölkerung steht mit einem Fuß im Slaventum, mit dem anderen im Nomanentum' Religiös und kirchlich vereinigt es die Gegensätze bigotten Stumpfsinns mit freiheitlicher Denkart in seinem Innern. (Während es konfessionell dank einem unglücklichen Zufall an dem Dualismus des evangelischen und katholischen Bekenntnisses zu tragen hat — einem Dualismus, der heute fast nur noch politische, ab« wie man weiß, unheilvolle Bedeutung hat, da er lähmend auf unser gesamtes öffentliches Leben einwirkt.)

Kulturell und kulturhistorisch vereinigt es die Kultur ganz junger Steppenstämme mit der alter, bis in die Nömerzeit zurückreichender Kulturvölker.

Die wirtschaftliche Struktur — und das ist vielleicht das allerbedeutsamste Moment! — schwankt zwischen dem feudalen Großgrundbesitz im Osten der Elbe und dem demotra» tischen Tabak» und Weinbauerntum im Südwesten und Westen. Und dementsprechend ist das Land in seinem einen Teile steppenmäßig dünn, im anderen überdicht besiedelt; in einem TeU herrscht die Wirtschaftsverfassung, die aus der Leibeigenzeit überkommen ist, noch heute in der Praxis fast unverändert, im anderen ringen ganz neue soziale Schichtungsverhältnisse sich zum Leben durch.

Deutschland liegt zwischen "Rußland und Frankreich in jedem Verstände. Und darum darf «8 uns nicht in Erstaunen setzen, wenn auch seine Verfassung, wenn auch sein politisches Leben — ich finde leinen lonziseren Ausdruck, der meine Gedanken in einem zusammenfaßte — zwischen Rußland und Frankreich in der Mitte liegen.

Zur Winzerbewegung.

Von Camille Pelletan.

^>n unserm Süden fängt es an, ruhiger zu werden. Man kann jetzt auf diese merk» <) würdige Krlsis, die diesen Teil Frankreichs aufgewühlt hat, einen Blick zurückwerfen.

Es ist nicht das erste Mal, daß der Süden einen solchen Notstand durchmacht, er ist schon vor einigen dreißig Jahren hart geprüft worden. Er hatte sich damals, als ihm der Ausbau unseres Eisenbahnnetzes den Export nach dem übrigen Frankreich ermöglichte, rasch und außerordentlich bereichert. Man hatte alle anderen Kulturen aufgegeben und nur Weinstöcke gepflanzt; in den großen Dörfern der Langued'ocschen Ebene, denen das Glück so plötzlich wohl wollte, herrschte Wohlstand, überall sah man vergnügte Gesichter. Da kam die Neblaus und ruinierte das Land. Ein Teil der Bevölkerung wanderte aus.

Das Land erholte sich allmählich, als man auf den Gedanken verfiel, amerlkanifche Neben, die widerstandsfähiger sind, zu pflanzen. Man ließ es sich Geld und Zeit kosten,

« n

aber dem Weinbau wurde wieder aufgeholfen. Allerdings warf er nun nicht mehr den reichen Ertrag wie früher ab, aber man tonnte noch sein gutes Auskommen haben, als ein neues Uebel, das noch grimmiger wütete als die Neblaus, über das Land hereinbrach: der Winzer fand keinen Absatz mehr für feinen Wein.

Um die Katastrophe zu verstehen, muß man wissen, wie man in der ganzen Ebene, die sich von dem Fuße der Eevennen, der Montagne»Noire, der Eorbieren und der Pyrenäen bis an die flachen Ufer des Mittelländischen Meeres erstreckt, Weinpflanzungen anlegt. Man bemüht sich nicht, bessere Weinsorten zu erzeugen, es tommt den Winzern nur auf die Quantität an, und hat es so auf mehr als zwanzigtaufend Liter pro Hektar gebracht. Alle andern Nutzpflanzen sind verschwunden, sogar die Olivenbäume hat man herausgerissen. Man kann sich keine sonderbarere und kaum unschönere Landschaft vor» stellen, als diese weite Ebene mit den endlosen Weinpflanzungen und den überall verstreuten, massigen weißen Häusern, auf die eine fast afrikanische Sonne ihre erbarmungslosen Strahlen herabsendet. Man läßt nicht wie in anderen Teilen Frankreichs die Neben sich an Pfählen emporranken, sondern begnügt sich damit, Drähte horizontal dicht über dem Boden anzubringen.

Die Weine, die man bei dem dort üblichen Naubbau erzeugt, eignen sich natürlich nur für gewisse Zwecke. Sie sind nicht haltbar und müssen bald getrunken werden, meisten» teils aber verschneidet man damit edlere Weine. Man könnte sich mithin fragen, ob die südfranzösischen Winzer ihren Nuin nicht selber hauptsächlich dadurch verfchuldet haben, daß sie die Qualität zu sehr der Quantität aufgeopfert haben. Aber ebenfo verderblich für sie ist jedenfalls die Weinfälschung. Bringen die Ebenen von Bsziers und Narbonne zu viel Wein hervor, so fabriziert man in den Kellereien der Fälscher noch viel mehr; das Wunder, das Ehriftus auf der Hochzeit zu Kana tat, wiederholen diese Leute täglich im ungeheuer- lichsten Maßstabe. Die Weine, die ihnen der Winzer liefert, alkoholisieren sie künstlich und- leiten dann sintflutliche Ströme von Wasser hinein. Dank diesem weisen Verfahren nimmt die Produktion einen gewaltigen Umfang an, und sinken die Preise unter zehn Centimes pro Liter.

Das Problem also, das es hier zu lösen gilt, ist ein sehr verwickeltes. Es liegen hier Uebelstände vor, gegen die Gesetze und Negierung nichts ausrichten können. Anderen tonnte man abhelfen, was freilich auch nicht leicht ist. Die Weinfälscher sind fchlaue Leute, und die Mittel, deren man sich bedient, um unechte Produkte von echten zu unterscheiden» leisten zwar gute Dienste in dem Laboratorium eines Chemikers, versagen aber in der Praxis wegen der großen Zahl der Proben, wie der Kleinhandel sie liefert, und wegen der Un» wissenheit oder Nachlässigkeit der subalternen Beamten. Auf die städtischen Laboratorien kann man sich nicht verlassen: sind doch sogar im Pariser Laboratorium Dinge passiert, die das ärgste Mißtrauen rechtfertigen! Es sind gewiß viel Unschuldige verurteilt worden, weil die Untersuchungen leichtfertig angestellt wurden, und es kommt nicht selten vor, daß Analysen, die an zwei Proben aus derselben Flasche vorgenommen worden sind, verschiedene Nesultate ergeben.

Aber es ist darum nicht weniger unbestreitbar, daß man die Weinfälschung mit straf» Ilcher Nachsicht behandelt. Wenn die Vertreter des Südens erbarmungslose Nepresfiv» maßregeln verlangen, so nehmen sich die großen Städte, in denen man leine Neben pflanzt

und doch Wein produziert, der Weinhändler an und vereiteln jede wirksame Bekämpfung des Uebels. Im Süden selber wimmelt es von Weinfälschern, die das Geschäft im Großen betreiben: man sagt, und es ist wahrscheinlich, daß sie einflußreiche Gönner haben. Diese Mißbräuche erbitterten die Winzer seit geraumer Zeit, und wer ist zwischen Mmes und Perpignan nicht Winzer? Und diejenigen, die nicht selber Wein bauen, die Arbeiter, Geschäftsleute, Notare, Bankiers, wissen, daß sie kein Geld verdienen können, wenn es dem Weinbauer schlecht geht. Die Sache des Weinbaus ist im Süden jedermanns Sache.

Daß die Krisis offene Rebellion im Gefolge hatte, wird man alfo leicht begreifen, zu» mal wenn man das hitzige Temperament und das großfprecherifche Wesen der Südfranzosen kennt. Das Wort geht bei ihnen leicht über die Wirtlichkeit hinaus, und der Gedanke folgt fchnell dem Wort. Man hat sich in Hitze geredet, die Wut hat immer weiter um sich ge» griffen, zumal sie keinen Widerspruch fand, und schließlich haben alle einander versprochen, man wolle die Regierung zwingen, sich um den notleidenden Süden zu bekümmern. Gleich» wohl dachte man an keine gewalttätige Auflehnung, nur an eine Art Streit, wollte nicht mehr seine Bürgerpflichten erfüllen. Merkwürdig ist es nun, daß die Regierung lange Zeit nichts wußte und nichts vorausgesehen hat. Die Südfranzosen sind doch Leute, die aus ihrem herzen keine Mördergrube zu machen Pflegen. Ein gut unterrichtetes Ministerium Hütte sich nicht überrumpeln lassen.

An dieser Bewegung war alles sonderbar, auch der Charakter und das Beihalten des» jenigen, der sie eine Zeitlang zu leiten schien. Gr war ein Unbekannter; wie mir scheint, ein guter, ehrlicher Wann; aber, wie die Folge gezeigt hat, keine hervorragende Intelligenz und kein Charakter. Sein für seinen Ginfluß so verhängnisvoller Besuch bei dem Minister Clemenceau zeugte von keiner großen Schlauheit. Ginen Minister aufzusuchen, um ihm die Beschwerden und Forderungen eines ganzen Landes vorzutragen und dann wegzugehen, ohne etwas andres ausgerichtet zu haben, als daß man ihn — meinetwegen ganz harmlos — um hundert Franken zur Rückreise angepumpt hat; so etwas kann den Glanz einer Messias» glorie nicht erhöhen.

Zu denen, die eine hervorragende Aolle in dem Ausstande gespielt haben, gehört auch der Doktor Ferroul. Ferro«! hat lange Zeit in der Veputtertenlammer auf den Bänken der Sozialisten gesessen, und er würde noch da sitzen, wenn er's gewollt hätte, aber er wurde es müde, fern von Aarbonne leben zu müssen, der Stadt, deren Bürgermeister er schon war, und trat seinen Platz im Palais Bourbon an seinen Freund Aldy ab. Seine Beliebtheit beim Volte Hot in der Stadt, die ihn in die Kammer schickte, nie eine Ginbuße er» litten. Gr ist ein tüchtiger Mann, dessen Aufrichtigkeit und Aechtfchaffenheit niemand je in Frage gestellt hat. Uns allen, den Vertretern des Blocks, dem Vorsitzenden des Staatsrats so gut wie mir ist er ein alter Freund, ein treuer Kamerad, mit dem wir Schulter an Schütter für die Republik gekämpft haben, ein Charakter, der sich in den Zeiten der Gefahr — und wir haben deren viele durchgemacht — trefflich bewährt hat. Als die Krisis im Süden eintrat, hielt er es für feine Pflicht, sich der Sache feiner Landsleute anzunehmen, und schloß sich der Bewegung an, entfaltete aber eine seltene Energie, um sie vor gewalt» tätigen Ausschreitungen zu bewahren.

Manche haben behauptet, der gegenwärtigen Regierung feindliche Parteien hätten bei diesen Unruhen die tzand im Spiele gehabt. Aber die Krisis ist eine rein ökonomische und

hat mit der Politik nichts zu schaffen. Denn in diesem einst von Palteltämpfen zerrissenen Lande, in dem eine sehr rote Majorität sich mit einer wütigen Minderzahl hartnäckiger Reaktionäre herumzuschlagen pflegte, haben sich infolge der gemeinsamen Not die alten Feinde versöhnt, ist die ganze Bevölkerung eines Sinnes geworden. Aber deshalb wollen wir nicht behaupten, daß die politischen Parteien nicht versucht hätten, die Krists zu ihrem Vorteil auszubeuten. Unzufriedenheit und Nevolten sind allen Oppositionen willkommen, aber es wäre lindisch, die Krlsis im Süden auf reaktionäre oder revolutionäre Machen» fchaften zurückzuführen.

Die Art, wie der Süden seinen Forderungen Nachdruck verlieh, kann man gewiß nicht billigen. Daß irgend ein Teil der Bevölkerung das Getriebe der Verwaltung zum Stillstand bringt, um einen Druck auf die Negierung auszuüben, ist auf jeden Fall unzulässig. Aber man konnte dem sübfranzösischen Volke mildernde Umstände zubilligen und hätte alles Mögliche tun müssen, um Blutvergießen zu vermelden. Die gegenwärtige Negierung hätte sich erinnern sollen, wie sie selber erst kürzlich gegen gewalttätigere Empörer verfuhr. Als die Inventarien in den Kirchen aufgenommen werden mußten, veranstalteten die Klerikalen regelrechte Nevolten, hielten sie Belagerungen in den Kultusgebäuden aus, verschanzten sich ganze Dörfer, legten die fanatischen Gläubigen Hinterhalte und griffen in verschiedenen Gegenden unsere Soldaten ernstlich an. Angesichts dieser bewaffneten Nevolte stellte der Vorsitzende des Staatsrats, damals Minister des Innern, auf lange Monate die Vollstreckung der Gesetze ein und ließ eher das Ansehen des Staates leiden, als daß er den Boden des Vaterlandes mit Bürgerblut besteckt hätte. Gr soll es bleiben lassen, zu erklären, warum er gegen Republikaner, die nichts Böses im Schilde führten, weniger geduldig gewesen ist als gegen aufrührerische Klerikale.

Dabei hatte er aber doch anfangs eine Geduldspolltik befolgt, fo daß die Bevölkerung des Südens sich offner und zuversichtlicher mit ihren Forderungen hervorwagte. Die Kammer beschloß in Ueberelnstlmmung mit der Negierung, sofort strenge Gesetze gegen die Weinfälfcher zu erlassen. Sie tat freilich nicht, was man von ihr erwartete, und lehnte die wirksamsten Paragraphen ab. Gleichwohl konnte man bemerken, daß die Spannung entschieden nachlieh: die südfranzösischen Nepublitaner kamen zur Besinnung und begriffen, daß die reaktionäre Partei drauf und dran war, Nutzen aus der Bewegung zu ziehen. Die Voltsvertreter des Südens, Senatoren fowohl wie Abgeordnete, waren überzeugt, daß nach Annahme des Gesetzes, und sobald man der Bevölkerung von Langued'oc einigermaßen entgegenkäme, ein guter Teil der vernünftigen Bürger sich von den gewalttätig gesinnten lossagen würde, und das Ansehen des Gesetzes wiederhergestellt werden tonnte. Von diesem Augenblick, den die Negierung entschieden erreichen zu wollen schien, war man nur noch durch einige Tage, ja, ich darf wohl sagen einige Stunden, getrennt, als plötzlich der verhängnisvolle Theatercoup erfolgte, der den Ereignissen eine so tragische Wendung gab, die Verhaftung aller derer, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, vor allen Ferrouls. Durch diese verkehrte Maßregel reizte man das Voll zum heftigsten Jörn und trennte es gleich» zeitig von den Männern, die allein imstande gewesen wären, diesen Zorn zu beschwichtigen.

3 b diese Verhaftungen gesetzlich berechtigt waren, will ich hier nicht näher untersuchen. Ich bezweifle es aber, denn ich begreife nicht, daß es ein Verbrechen sein soll, wenn Gemeinde» beamten ihr Mandat niederlegen, weil ihre Wähler es so wünschen. Am Tage darauf

o o
o o

floß Blut in Narbonne. Man hat sich greuliche Episoden von diesem Kampfe erzählt. Dies Wort paßt nicht hierher: Es ist nirgends gekämpft worden, es wurden Gewalttätigkeiten ohne Kampf verübt. Das war nicht anders zu erwarten. Alle diejenigen, die den Krieg nahebei gesehen haben, namentlich den Bürgerkrieg, wissen, wie leicht sich in der Gefahr der Kulturmensch des 20. Jahrhunderts in die Bestie des Steinzeitallers zurückoerwandelt. Man wird dann von einer Art Schwindel, einem Blutrausch befallen, in dem man alles Bewußtfeln feines moralischen Ichs, alles Verantwortlichkeltsgefühl verliert und der blinden, blutdürstigen Wut die Zügel schießen läßt. Möchten doch solche Zeiten so selten wie möglich wiederkehren! Auf diese Weise haben sich die Ereignisse in der Langued'oc abgespielt. Nunmehr hat es den Anschein, als würde wieder Nutze eintreten, es sei denn, daß ein neuer Notstand neue Wirren nach sich zöge. Aber diese vorübergehende Erregung wird ernste Folgen haben. Dieser Landesteil, der mit so leidenschaftlicher Begeisterung an unseren demokratischen Einrichtungen hing, wird zu der alten Gesinnung nicht mehr zu» rückkehren. Der reaktionäre sowie der revolutionäre Fanatismus werden von neuem Wurzel fassen, und dann wird man Ursache haben, die begangenen Fehler bitter zu bereuen.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Alten von Vernarb Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Personen:

0berst Daniel «Trauen
Wa ! '"" « achter
Joseph lluthbcrtson
Vrac« Tranfield, seine Tochter
Leonard Charterls
Dr. Paramor«
Ein Klubpag«

Ort der Handlung: Der erst« Alt spielt in Grace Tranfields Salon im Victorla»Distrllt London«; der zweit« und dritte im Bibllolhelzimmer des Ibsen»Klubs; der viert« im Salon des Dr. Paramor« in Savil« No». — Z«il: Zu Beginn der n«unziger Jahr«, »ls die Dramen Ibsen« in London die ersten Stürm« entfesselten.

Erster Akt.

N» Sal«n «<n«r W»hn»ng, die in Alhl«y Sardenl gelegen IN, ioulchen ein« Dom« und »in Herr liebesschwür« au«, Es
ist zehn Uhr nachts »»ruber. An den Vlinden hingen Stiche und Vhotngraphlen, die Persönlichkeiten aus dem Theater»
leden darstellen, penible als Hamlet, Frau S!bb»ns »II >«»n!g!n leathartna, «l« st« eben ihr« S»ch« »»r Kerlcht »ertritt,
Nlacreaby als Werner <n»ch Macllsc>, Vir Henry Irving als «ichxrb III. (nach l»ng), Ellen Terry, Frau itendal, Ada
«ehon, Sarah Vernhardl, Henry Arlhur Jone», «I. W, Piner», S^nbney Grundy u. a, m. linde» man abgebildet, dagegen
weder llle«n»ra Du!« n»ch irgend wen, de» «!l Nbsen zusammenhangt. Das Zimmer Ist nicht rechtwinklig, denn die eine
Ecke wird durch den Türeingang lchrig »bgclchnltlcn, und die gegenüberliegend« ist durch «in Fenster abgerundet, in besten
Erler «in« blu»«ng«Ich«2ckt« Statuette Shalespearcs «ul einem Tischchen steht. Der Kamin befindet sich an der Leite des
Türeingan««, ein Lehnsessel steh» daneben, Auf einem Neinen runben Tllch, der weiter von der Tür entlernt ist, li««t ein
gelbrückiger französtlcher A»»»»n «ulgeschlagen. <lin Sluhl ist an den Tisch gerückt. Da» <N«»l«r, ein Flügel, steht an »er
8h»lelp«»r«»S«it« und ist geifsnel, die Klaviatur bilde! mit der Wand einen rechten Winlel. Da« Wulirstück auf dem
<l»l»»p»l»« h«i»t ,W«nn «nd«r« Llvp«n'. Sul b«Icha!»et« Nlüblichtcr find »ul dem Mavlcr und bem Naminsim« beseftigt.
In der NHHe de« Klaviers steh! ein S»I»> »ul de« dl« Dam« und d«r Herr In zärtlichster Umarmung beisammen sitzen.
Die Dame, Ü»r»c« Tr»nll«l>> ist ungelähr znxiunbbreltzig Jahr« »lr, »»n zarter Nestalt unb feinen

Zügen, ml! sensitivem
Ausdruck. Eben setzt ist sie ber Erregung bc« Augenblicks hingegeben, aber ihr »»hlgesormler Nunb, ihre stolz geschwungenen
Vrauen das lest« Kinn »nd dt« «l«ganle Haltung b«lunden sehr »I«l Entschlossenheit unb Selbstachtung, st« tri!«!
ein« Sarreetollette.
Der Herr, L«»n»»d «lh»»l«»l», ist «in l»»r Jahr« lUer, zwang!»«, aber fl»t< gelleidet. Er trügt ein Samtiacket»
und K»schmlrh»l«n. Sei» blauer Leinenlrage» ist am Hemd befestigt und sällt über ein« granaisarben« Vinb« «ns indischer
seid«, dl« «in TürNs«nrlng zusammenhillt. Er trägt blau« Sexten und Ledtlfchuh«. Di« An»»dnung seines lahbraunen
Haares, feines kurzen Bartes und Schnurrbartes ist »ugenscheinUch der Natur überlassen «»eben, »ber er hat bafür gesorgt,
»atz die Vatn» ll>» Vi« »»llst« Nerechtigleit widerfahren lasse. Sein« b«g«ist«rt« Verliebtheit, über b!« er sich lelbn lustig
»acht, »üb sein« lluge, phantafterelch«, h»m«r»»ll« Ar» bUden «inen ft»rlen Segensatz zu der aufrichtigen ZHrtllchlei» unb
würdevollen Nuhe der Frau.
llhart«rls <Sr»c« le«de»Ich«I»llch umarmend): Geli«bt«l
Glace <H«rUl« «»«»«,»»)! Geliebter! Bist du glücklich?

«»
o « »
Charteris: Im Himmel.
Grace: Ich auch.
Charteris: Meines Herzens Liebling. <«, seufzt »»» «lück und nimm« ihr« tz«nd« ln die seinen, »»bei « sie seltsam ansieht) Dieser Kuh muh unbedingt der letzte lein, Grace, oder ich werde den Verstand ver» lieren. «lr läßt n« i«« und setzt sich ein »«nl« beiseite.) Grace, bin ich deine erste Lieb«?
Grace: hast du vergessen, dah ich Witwe bin? Du glaubst doch nicht etwa, dah ich Tranfield des Geldes wegen geheiratet habei
Charteris: Was weih ich? Uebrlgens magst du ihn ja nicht geheiratet haben, weil du ihn liebtest, sondern weil du leinen andern liebtest. Wenn man jung ist, heiratet man aus bloßer Neugier, nur um zu sehen, was es damit für eine Bewandtnis hat.
Grace: Jetzt, wo du mich danach fragst, ist mir, als wäre ich niemals in Tranfield verliebt gewesen, obgleich ich das erst entdeckte, als ich mich in dich verliebte. Aber ich liebte ihn jedenfalls dafür, dah er in mich verliebt war, und das hat alle Vorzüge seines Wesens so sehr ans Licht gebracht, dah ich mir seitdem immer gewünscht habe, in jemanden verliebt Zu sein. Ich hoffe, dah du mich genau so lieben wirst, wie ich Tranfield liebte, jetzt, wo ich in dich verliebt bin.
Charteris: Mein Schatz, weil ich dir gut bin, mochte ich dich heiraten. Lieben tonnte ich ein« jede, wenigstens jede hübsche Frau.
Grace: Meinst du das ernstlich, Leonard?
Charteris: Gewih. Warum nicht?
Grace (nachdenklich)- 0H nichts. Sag' mir nur, ob ich deine erste Lieb« bin?
Charteris (bestürzt über die «linfachheit de» Frage): Nein, bei meiner Seele, nein; auch die zweit« nicht, die dritte auch nicht.
Grace: Ich meine, deine erste ernsthafte Liebe?
Charteris (nach einigem Zögern): Ja. «is entsteht eine Paus«, Sie ist nicht überzeugt. <ll fügt mit einelfth»
fühlbaren Last auf dem »ewilsen hinzu) Es ist das erst« Mal, dah i ch es ernst meine.
Grace (scharf)! Ich verstehe. Die Partnerinnen haben es immer ernst gemeint.
Charteris: Nicht immer. Bei Gottl
Grace: Wie oft?
Charteris: Nun, einmal.
Grace: Julia Craven?
Charteris (zurückweichend): Wer hat dir das gesagt? («l« schüttelt «ehe!mni»»»ll den »opf. <lr wendet sich unmutig von ihr ab und lügt hinzu) Du hättest viel besser getan, nicht zu fragen.
Grace (sanft): Ich bedaure es, Liebster. (Sie streckt die band «u« und berührt ihn leise, um ihn wieder zurückzugewinnen.)
Charteris (duldet mechanisch die Verührung und läßt ihre tzand auf seinem Arm liegen, bleibt aber unltwegNch sitzen und macht nicht den geringste» Versuch, die Liebkosung zu erwidern): Vi« ich unempfindlicher gegen dein« Berührung als vor fünf Minuten?
Grace: Welch «ln Unsinn!
Charteris: Mir ist, als wäre mein Körper in das härtest« Akazienholz verwandelt worden. Das lommt davon, wenn man mich an Julia Craven erinnert, («r brütet »or sich hin. da« «Nnn in die recht« Hand und den Llllwgcn »us da« »nie gestützt) Ich habe mit ihr allein zusammen gesessen, genau so, wie lch mit dir hier sitze —
Grace (zurückweichend): Genau so?
Charteris (erhebt sich und bietet ihr die Stirn): Genau so. Sie hat ihre Hände in die meinen gelegt, und ihre Wange an mein« Wange geschmiegt, und meinen Worten gelauscht und allerlei Unsinn geschwätzt. (<3»»ce erhebt sich, bl« ins Innerste erkaltet, ,«m Sola und setz» sich s» auf den »laoiersessel, daß sie der fNavlatui den Nucken zulehr»,) Ah, du hast leine Lust, noch mehr ZU hören. Um so besser.
Grac« (tief verletzt, aber sich beherrschend): Wann hast du der Sache ein Cnde gemacht?
Charteris (h»r«l»«>: Cin Ende gemacht?
Grace (f»st>: Ja, ein Ende gemacht.
Charteris: Nun, wart« «inmal. Wann habe ich mich in dich verliebt?
Gr>ice: hast du damals der Sache «in Cnde gemacht?

Charteris (bo»h»ft. indem er immer klarer zu »erstehen gibt, daß er lein «inde gemacht hat): 2s War selbst»
versländlich, dah damals «In Cnd« gemacht werden muhte.
Grace: Und hast du ein Ende gemacht?
Charteris: Vh ja. Ich habe «in Ende gemacht.
Grace- hat sie ein Ende gemacht?
Chartert« (sich erhebend): Ich bitt« dich, Li«bst«, tu mir den Gefallen und ändere das Thema.
Komm fort vom Klavier. Ich möchte, dah du dich mit mir hierhersetzest, «lr«»chteinen «<hrl« auf st« zu.)

Grace: Ich bin auch hart geworden — eben, sogar viel härter als Akazienholz, hat sie ein Ende gemacht?
Eharteris: Liebes Kind, sei vernünftig. 2s wurde ihr klar genug auseinandergesetzt, daß die Sache ein« Gnde haben müsse.
Giace: hat sie sich mit dieser Auseinandersetzung zufrieden gegeben?
«lharteris: Sie tat, was eine Frau wie Julia in solchen Fällen immer tut. Wenn ich mich mit ihr mündlich auseinandersetzte, sagte sie, es sei nicht mein besseres Selbst, das so aus mir spräche, und sie wühle, dah ich sie noch immer wahrhaft liebte. Wenn ich ihr mit brutaler Deutlichkeit schrieb, las sie den Brief sorgfältig und sendet« ihn mir dann mit einer Zeile zurück, in der sie sagte, dah sie nicht den Mut fände ihn zu offnen, und dah ich mich schämen sollte, ihn geschrieben zu haben. (sr tritt „«in, «»»« und legt »l« nnl« h»nd ilet>l«s«nd u» ihren Nacken.) Nu stehst,
mein Schatz, sie will der Tatsache nicht ins Antlitz sehen.
Grace (Ichütteu lein« hon» ab NN» »endet sich an» de» Sessel «in «enig fort): Aach der leichten Art, mit
der du davon sprichst, fürchte ich, dah du nicht die richtigen Saiten aufgezogen hast.
«lharteris: Mein Kind, wenn du das tust, was «ine Frau ‚ihr das herz brechen" nennt, rannst du die allerfchönfte Saite aufziehen, für ihr 0hr llingt sie dennoch so — «lr setzt sich »»l da» Baß«nd« dt» »laviatu». «Lrace H2l« sich die‚obren zu. «lr «rhedl sich, geht vom «lavier sort und laut) Nein, mein
Schatz: ich bin gütig gewesen, ich bin aufrichtig gewesen; ich bin alles gewesen, was ein gutartiger Mensch sein kann; aber sie steht in alledem nur «inen absichtlichen Vorwand, zu streiten, wie es unter Llebesleuten eben vorlommt. «»«« zuckt zusammen) Aufrichtigkeit und Güte: eines fo schlecht wie das andere — namentlich die Aufrichtigkeit. Ich habe beides versucht, «lr geht «u« zum »»min hinüber und steht mit de« Gesicht zum Feuer, detrachtet dt« vrnamente aus de» Kamins!«« und wärmt sich die bände)
Grace (mit et«»» «»hodener Stimme)- Was Wirst du NUN versuchen?
«lharteris (»endet sich »us dem »»»Intepplch «» und sieh» ihr in» «esscht): Ich werde handeln, meine Liebe! heiraten! Daran muh sie glauben. Sie wird durch nichts Geringeres zu überzeugen sein, denn du muht wissen, ich habe schon früher einmal «intg« grauenhaft« Liebesverhaltnisse abgebrochen und bin hinterher doch zu Julia zurückgelehrt.
Grace: Das ist der Grund, warum du mich heiraten willst?
«lharteris: Ich lann's nicht leugnen, mein Schatz. Ja, es ist deine Sendung, mich von Julia zu befreien.
Grace (sich «rh«b«nd)- Wenn du nichts dagegen hast, so weigere ich mich, für einen folchen Zweck benutzt zu werden. Ich will dich leiner andern Frau stehlen. <sie deginn» «u »nhell»ertund«nd« Erregtheit aus und ab zu g«h«n.)
«lharteris: Mich stehlen! «lr geht aus st« zu.) Grace, ich habe «in« Frag« an das vorgeschrittene Weib, das du bist, zu stellen. Bedenk«: an das vorgeschrittene Weib, das du bist. Gehort mir Julia? Bin ich ihr «ligentümer — ihr Herr?
Grace: Gewih nicht. Keine Frau ist das Eigentum eines Mannes. Line Frau gehört sich selbst und niemand sonst.
«lhartelis: Ganz richtig. Das ist auch mein« Ansicht. Nun sag' mir: gehöre ich Julia, oder Hab« ich auch das Aecht, mir selbst zu gehören?
Grace (verblüff»)! Natürlich hast du das. Aber —
Chartert« (unterbricht st« «u«ph!e«nd>! Wie kannst du mich dann Julia stehlen, wenn ich ihr nicht gehöre? «lr pack» st« b«l d«n Sch»li«rn und hält sie »us <Ur»««l«ng« »»» sich.) Aun, kleiner Philosoph?
Aein, mein Schah: Wenn Ibsens Weisheit für die Gans gilt, so gilt sie auch für den Gänserich. Ueberdies (schmeichelnd) war das mit Julia nichts als «ine Liebelei — nichts weiter — glaube mir.
Grace (stürzt »»n ih» lory- Um so schlimmer! Ich hasse deine Liebeleien. Sie sind schuld, dah ich mich meiner selbst und deiner schäm«. (Si« «h» ‚»« s»s« und s«tzt sich mit «b»«»end«tem «cstch» in dl«
vom »lavl«» »» »eiteflen «nts«rnte ticke und stützt sich verdrießlich aus den <lllb»g«n aus)
«lharteris: Grace, du täuschest dich vollkommen über die Ursache meiner Liebeleien. («, s«ht sich »eben sie) höre mich an: bin ich «in besonders hübscher Mann?
Grace («rstaun» über l«ln« illnbildun«): Nein!
«lharteris (triumpbl«r«nd>! Du gibst es zu. Bin ich «in auffallend gut gekleideter Wann?
Grace: Aicht sonderlich.

Lhaltelis: Natürlich nicht, habe ich «in«n romantischen, geheimnisvollen Aeiz? Sehe ich aus, als ob «in geheimer Kummer an mir nagte? Bin ich den Frauen gegenüber galant?
Grace: Nicht im geringsten.
Charteris: Gewih nicht. Niemand kann mir derlei vorwerfen. Wessen Schuld ist es dann, dah sich die Hälfte der Frauen, mit denen ich spreche, in mich verliebt? Nicht die meine, ich hasse das, es langweilt mich bis zur Verzweiflung. Anfangs schmeichelt es mir — es entzückt mich — und auf dies« Art hat «ich Julia drangelriegt. Sie ist die erste Frau gewesen, die den Wut

«»
» o »
hatt«, mir «ine Liebeserklärung zu machen. Aber ich hatte bald genug davon, und niemals habe ich die Initiativ« ergriffen und Frauen mit meinen Anträgen verfolgt, wie die Frauen mich verfolgt haben. Niemals. Dich ausgenommen, natürlich.
Grac«: 0H, du brauchst leinerlel Ausnahme zu machen. Ich hatte recht viel Müh«, dich dahin zu bringen, uns zu befuchen. Du tatest sehr svrode.
Eharteris (nimmt lieblosen» lh« ßand)- Mit dir, Geliebte. Das Sprödetun war bloh Koketterie. Ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt, und floh nur, damit du mich verfolgen solltest. Aber lomm! Wir wollen über etwas wirtlich Interessantes sprechen. <c»» schließt st« «» dl« «rm«> Liebst du mich mehr als irgend etwas »uf der Welt?
Grac«: Ich glaube, du »«rträgst «s nicht, dah man dich zu fehr liebt.
Eharteris: Das hängt davon ab, wer es tut. Du (preßt st« an sein ß«r,) kannst mich nicht zu seh» lieben. Du kannst mich nicht annähernd genug lieben. Ich werfe dir täglich deine Kälte vor — deine — (Draußen Nopft «» heftig zweimal, Sie fahren »uf, und einander noch ln de» Annen liegend, horch«» st«, wobei
st« lau» ,n atmen wagen). Wer zum Teufel kommt um diese Stund«?
Grac«: Ich habe kein« Ahnung. (Sie lauschen schuldbewußt.)
Die Stimm« «iner Frau (»»n außen)- Ist Herr Eharteris hier?
Eharteris (aufspringend)! Julia! Verdammt! («r steht »» «and« de» s«f»», stützt dl« v«nl»« d»»»l »n» »«ugt stch, dl« Auge» »ul dl« 3ül geheftet, »»»»>
Grac« (erhebt sich »lelchsaU»)! Was kann sie wollen?
Die Stimme: Einerlei, ich will mich selbst anmelden. ««» schon«», brünette». tragisch »u»!eh«ndc» Weib, ln Mantel und b»t, erscheint wütend aus de» Schwelle.) oh, das ist reizend. Ich Hab« «in hübsches
Tete»a»tet« unterbrochen. Elender! (Sie stürmt gerade»«»» »ul »l»c« zu. «harter!» liuft ihr hinter d«m Sola
«ntgegen und tritt ihr ln den Weg. Li« limpft wütend mit ihm. <br»ce bewahrt ihr« Selbstbeherrlchun» und zieht sich
,«l»ff«n n»ch d«m lll»»lt» zurück. Al» Iull» steht, daß «lhartert« stirler al» fle ist, gibt ste den «ersuch aus, M »rac« zu
gelangen, aber sie schlaft «lharteri« in« Gesicht, während sie stch l»««acht>
Eharteris (abgestoßen): 0H, Julia, Julia! Das ist zu stark!
Julia: Wahrhaftig, das ist zu stark! WaS hast du hier oben bei diese« Frauenzimmer zu suchen? Du Schurke! höre mich an, Leonard: Du hast mich zur Verzweiflung gebracht, und es ist mir einerlei, was ich tu, oder wer mich hört. Ich werde es nicht dulden. Sie wird meinen Platz an deiner Seite nicht einnehmen.
Eharteris: Sh — shl
Julia: Aeln, nein, es ist mir einerlei. Ich werde ihren wahren Eharatter schon enthüllen. Du gehörst mir und hast kein Aecht, hier zu sein, und sie weih es.
Eharteris: Ich glaube, du tätest besser, mir zu erlauben, dich nach Hause zu bringen, Julia.
Julia: Ich.will nicht. Ick geh« nicht nach Haufe. Ich werde hier bleiben — hier — bis Ich dich dahin gebracht habe, dah du ste aufgibst.
Eharteris: Mein liebes Kind, du muht vernünftig sein. Du kannst wirklich nicht ln Frau Tranfields Haus bleiben, wenn ste es nicht gestattet. Sie kann klingeln und uns beide vor die Tür setzen lassen.
Julia: Dann soll sie es tun. Lah sie nur klingeln, wenn ste es wagt. Wir wollen doch scheiß wie dieses rein«, tugendhafte Geschöpf dem Skandal standhalten wird, den ich ihr machen werbe» Wir wollen auch sehen, wie du ihm standhalten wirst. Ich habe nichts zu verlieren. Jedermann weiß, wie du mich behandelt hast: du^hast dich beiner Eroberung gerühmt, du armseliges, bellagens» wertes, eitles Geschöpf, ich bin das Tagesgespräch ln deinem und ihrem Bekanntenkreis. 0H> ich habe mein« Lage genau erwogen. <sl« wirft ihr«» Mantel ob.) Ich bin ein mahlos unglückliches und beleidigtes Weib, aber ich bin nicht die Törin, für die du mich hältst. Ich werde bleiben — schau» <Sl« wirft b«n M»nt«l »uf d«n runden lisch, l««t ihren tzu» darauf und s«»t stch.) Aun, Frau Tranfield: hier ist
dl« Kling«!, (sie zeig» »us den »nopf nebt» dem Kamin) warum klingeln Sie nicht? <«r»c«. die «harter«» aus.
merlsa« ansteht, rührt stch nicht.) h»l ha! Ich dacht' es Wohl.
Eharteris (ruhlg. »in« Juli» »us den Augen zu l«ss«n)! Frau Tranfield, ich glaub« Sl« täten besser,

in «in anderes Zimmer zu gehen. (»r»ce »»cht «in« ««wegung noch de» 22r, bleibt ob» steh«» und bll<!t
«horlerl» fragend »», »I« Null» »ulsprlngl und ihr ln den W«, treten will, «harterl» tritt «lne» Schritt vor, »» den
Weg nach de» Tür zu bewachen)
Julia: Das soll sie nicht. Sie soll hier bleiben. Sie soll wissen, was du bist, und wie verliebt du in mich gewesen bist — und bah noch lein« zwei Tage verstrichen sind, seit du mich getuht und mir gesagt hast, deine Zukunft werde fo glücklich sein, wie deine Vergangenheit es gewesen ist. (Ihn anschreiend.) Das hast du gesagt, leugne es, wenn du es wagst.
Eharteris (zu »roc« mit leiser Stimme)- Geh.
Grac« (geht, mit de» Au»dru<l «»chlisstgen «lel»>: Schaffen Sie sie fort, Leonard, so schnell Sie nur können.
(Null» stürmt, «lnen unt«rdrück»«n Wntschr«» ««««stoßend, »us »roc« I»«, dl« hinter dem Sofa zur Tür geht. <lh»rteri» holt
Null» seit und hindert ste, am Sof» »orbelzulommen. »r»c« gebt hinau». «harterl», de, NM« »och Im»«, festhält, bli<tt»
»uf dl« 3ür, um zu sehen, ob »roc« «lü<Mch »u« de» Ii»»« ist.)

Vernarb Shaw: Der Liebhaber 26?
Julia (hört plötzlich 5U Umpfen ans »nd spricht ml» feierlicher Wilrd«), Vh, ich Hab« einigen Grund, heftig
zu sein, (Er geht an ihr vorbei nach de» sos» «nd lehnt sich keuchend »nd fich dl« Stirn abwischend «n die Seitenlehne.)
Das ist deiner würdig! — brutal« Gewalt zu gebrauchen! — mich vor ihr zu demütigen! (Sie sin» zusammen »nd bricht ln 2rH»e» au»)
Charteris (für sich, «u ««l»nch»iisch«ru«b«»,t»«un«>: Das Wirbeln köstlicher Abend werden. Geduld! Geduld, Geduld! («I setzt sich »us «inen «whl w de» «llh« de» lunden «Ische«)
Juli» (mit «eauölter Angst): Leonard, hast du lein Gefühl für mich?
Charteris: Nur den innigen Wunsch, dich heiler haut von hier fortzubringen.
Julia (leidenschaftlich)! 3ch werde mich nicht von der Stell« rühren.
Charteris (trmllbe»): Gut, gut. (»r stoß« einen langen Seuszer «u». Sie sitzen »in« WeU« ftnm» d», Juli»,
»ich! bell«!>t, ihr« Selbstbeherrschung wiederzugewinnen, sondern ihre Wut »us dem Siedepunkt zu erhalten.)
Julia <s!ch plötzlich erhebend)! Ich werde mit diesem Frauenzimmer sprechen.
Charteris (»«»springend): Nein, nein. Laß das sein, Julia, wir wollen nicht noch so «inen Aingkampf zum besten geben. Ich bin bald vierzig: du bist zu jung für mich. Setz' dich nieder oder gestatte mir, dich nach Hause zu bringen. Bedenke, wenn ihr Vater läme.
Julia: Das ist mir einerlei. Es liegt nur an dir. Ich bin zu gehn bereit, wenn du sie auf» eben willst. Bis dahin werde ich bleiben. Das mache ich zur Bedingung; du bist mir das schuldia.
"Lle setzt sich entschlossen, «lharler!« betrachte» sie «inen Augenblick, dann geht er «bens» entschlossen zum Los» und setz! sich
»us den «and, während Juli» am entgegengesetzten llnde sitzt. <Ir spricht mit beißender «llndringlichlelt.)
g
Charteris: Ich bin dir ganz und gar nichts schuldig.
'Du'' '"
Julia (vorwurfsvoll): Nichts! Du kannst mir ins Gesicht sehn und mir das sagen? 0H Leonard!
Charteris: Ich möchte dich daran erinnern, Julia, bah du die Stellung einer Frau mit vor» geschrittenen Ansichten einnahmst, als wir uns kennen lernten.
Julia: Das hätte ein Grund mehr für dich sein sollen, mich zu respektieren.
Charteris (versöhnlich),- Das war es auch, meine Liebe. Aber daraufkommt es nicht an. Als Frau mit vorgeschrittenen Ansichten warst du entschlossen, frei zu bleiben. Du erblicktest in der GH« einen entwürdigenden Handel, durch den «in Weib sich einem Mann«, der sozialen' Stellung einer Ehefrau zuliebe, verlauft, und um das Aecht zu haben, von ihm erhalten und in den alten Tagen auf seine Kosten pensioniert zu werden. Das ist die vorgeschrittene Ansicht — unsere Ansicht. Wenn du mich übrigens geheiratet hallest, würde ich mich vielleicht zu deinem Entsetzen als Trunken» bold, als Verbrecher, als Idiot entpuppt haben; und du hättest dich nicht zu befreien vermocht. Ein« zu groß« Gefahr, wie du siehst. Das ist die vernünftige Anficht — unfere Ansicht. Deswegen hast du dir das Aecht gewahrt, mich jederzeit vellassen zu dürfen, wenn du unser« Gemeinschaft unvereinbar finden würdest mit — wie war doch der Ausdruck, den du zu gebrauchen pflegtest? — mit deiner ungehinderten Entwicklung als menschliches Wesen. Ich glaube, so hast du die Weltanschauung Ibsens ausgelegt — unsere Anschauung. Ich hatte mich also mit einem reizvollen Getändel zu» frieden zu geben, das mich fehr viel gelehrt und mir Stunden vollendeter Glückseligkeit geschenkt hat.
Julia: Leonard, du gibst also zu, daß du mir etwas zu verdanken hast?
Charteris (hochmütig,: Nein, was ich bekam, das gab ich wieder, hast du von mir nichts gelernt? — gab es für dich kein Entzücken ln unserer Freundschaft?
Julia (heftig und beweglich, denn setzt ist sie aufrichtig): Nein. Ich muhte dir jede Minute des Glücks teuer bezahlen. Du hast dich für die Demütigung, der Sklave dein« Leidenschaft für mich gewesen zu sein, bitter gerächt. Ich bin deiner leinen Augenblick sicher gewesen. So oft «in Brief von dir kam, zitterte ich, daß er irgend einen Dolchstoß für mich enthielte. Ich fürchtete deine Besuche eben» sosehr, wie ich mich nach ihnen sehnte. Ich war dein Spielzeug, nicht deine Gefährtin, (sie erhebt sich, »»»rufend) oh, in meinem Glück gab es so viel Kummer, dah ich Freud« von Leid laum unter» schied. (Sie sin« «ruf den <n»»iers«ssel und füg», ihr Gesicht mit den Händen bedeckend »nd sich von lh» abwendend, Hinz»)
Es stünde besser um mich, wenn ich dir nie begegnet wäre!
Charteris (erhebt sich entrüstet): Du undankbares Geschöpf! Ist das der Lohn für meine zarte Huldigung? Was Hab« ich alles ertragen — ertragen mit engelgleicher Geduld? hatte ich nicht

entdeckt, bevor unser« Freundschaft vierzehn Tage alt war, daß deine vorgeschrittenen Ansichten all« nur die Folg« «iner Mode waren, die du aufgegriffen und mitgemacht hattest wie irgend «in« and«r« Mode, ohne sie zu verstehen oder nur im geringsten ernst zu nehmen? hast du mich nicht trotz der Sorge um deine eigene Freiheit mit Ansprüchen überhäuft, mit d«n«n v«rglich«n die Ansprüche der eifersüchtigsten Frau nur Kleinigleiten gewesen wären? habe ich einen einzigen weiblichen Freund, den du nicht als alt, häßlich, lasterhaft verleumdet hättest —
Julia (rasch ausblickend): Das find sie auch all«.
Charteris: Aun, bann will ich zu Beschwerden übergehn, die selbst du gelten lassen wirst.
Ich Nag« dich der gewohnheitsmäßigen, unerträglichen Eifersucht und Bösartigkeit an; ich llag« dich an: du beleidigst mich aus eingebildeten Gründen, du schlägst mich, du stiehlst mein« Briefe —

o o
Null» «Ich e»he»e»d)l Ja, schön« Brief«!
«lharteris: Du hast dein feierliches Versprechen, es nicht wl«d«r zu tun, gebrochen, verbringst Stunden — nein Tage damit, dir den Inhalt meines Papierkorbe«, in de» Suche nach meinen Briefen, zusammenzustellen; und dann spielst du dich als mihhandelt« heilig« und Märtyrerin m»f, die von einem felbstsüchtigen Ungeheuer von Mann boshaft und absichtlich betrogen und verraten wird.
Julia: Ich war berechtigt, dein« Bri«f« zu lesen. Unser« groh« gegenfeltig« Vertraulichkeit gab mir das Aecht dazu.
Lharteris: Ich danle schön. Dann beeil« ich mich, einer Vertraulichkeit ein Ende zu machen, die dir solch« Vorrechte einräumt. <»» >«,« fich «rgerlich »uf »»» «»»»,)
Julia (beugt sich, »I« recht« band »ul de» «2<lenl«hn« de» s,l»»> »»ohen» lllellhn): Dazu hast du kein Aecht l
Lharteris: Doch, das habe ich. Du hast dich geweigert, mich zu Heiraten, weil
Julia: Das habe ich nicht. Du hast nie um mich angehalten. Wenn wir verheiratet wären, würdest du nie wagen, mich so zu behandeln, wie du es jetzt tust.
Eharteris (nimmt leine Argument« »»«»« tifrlz auf)! Es war zwischen uns abgemacht, dah wir uns als Menschen mit vorgeschrittenen Ansichten nicht heiraten wollten, weil das Gesetz mich nicht gehindert hätte, ein Trunkenbold zu werden, ein —
Julia: Hin Verbrecher, «in Idiot oder «in Ungeheuer. Das hast du eben erst gesagt.
«3l« letzt sich mit «in«« satz neben ihn.)
Chartert« (hifnch)- Verzeih, Liebst«. Ich weih, bah ich die Gewohnheit Hab«, mich zu wiederholen. Die Hauptsache ist, dah du dir deine Freiheit wahrtest, um mich, wenn es dir passen würde, aufzugeben.
Julia: Ann, was hat das damit zu fchaffen? Ls paht mir nicht, dich aufzugeben, und ich will es nicht. Du bist lein Trunkenbold und lein Verbrecher g worden.
«lharteris: Du siehst noch immer die Hauptsache nicht, Julia. Du scheinst zu vergessen, bah du dir für den Fall, dah es mit mir fchlef gehen sollt«, die Freiheit wahrtest, mich zu verlassen, und dah du dadurch auch mir die Freiheit gewahrt hast, dich zu verlassen, falls es mit dir schief gehen sollt«.
Iulla: S«hr g«istr«ich. Und bitte, bin ich vielleicht «in Trunkenbold oder Verbrecher oder «in Idiot geworden?
«lharteris: Aus dir ist unvergleichlich Schlimmeres geworben als dl« Summe dieser drei Delikte: ein eifersüchtiger Zankteufel.
Julia (schüttelt bitter den »°ps)l Ja. nur zu, beschimpf« mich.
Lhart«ris: Ich poch« jetzt auf das Aecht, das ich mir vorbehielt: das Aecht, mit dir zu brechen, sobald es mir passen würbe. Vorgeschritten« Ansichten, Julia, haben vorgeschritten« Pflichten zur Folge. Du kannst nicht ein vorgeschrittenes Weib sein, wenn du «inen Mann zu deinen Füßen bringen, und «in alltägliches, wenn du ihn dort gegen seinen Willen festhallen willst. Vorgeschrittene Leute gehn entzückend« Freundschaften ein, alltägliche heiraten. Di« «ihe taugt für fehr viele; und ihre erst« Pflicht ist Tr«ue. Freundschaft taugt für sehr wenig«; und ihr« erst« Pflicht ist di« un» verzüglich klaglose Annahme ihrer Kündigung, falls «in Wechsel der Gefühle auf der «inen oder andern Seit« stattgefunden hat. Du wähltest die Freundschaft statt der lihe. Aun tu deine Pflicht und nimm die Kündigung an.
Julia: Niemals! Wir sind verlobt in den Augen der — in den Augen der —
«lharteris: Ja, Julia. Kannst du'« nicht aussprechen? In den Augen der Welt, an di« vorgeschritten« Fr»u«n nicht glauben, h«?
Julia «ollf» sich ih» 5» Füßen) - 0H, Leonard, s«l nicht grausam. Ich bin zu elend, um Schlüsse zu ziehen, um zu d«nl«n. Ich weih nur, bah ich dich liebe. Du wirfst mir vor, bah ich dich nicht heiraten wollt«. Ich würde dich jederzeit geheiratet haben, nachdem ich mich in dich verliebt hatte, wenn du um mich angehalten hättest. Ich will dich jetzt noch heiraten, wenn du willst.
Chart «ris: Ich will aber nicht, Liebst«. Das ist abgeschmackt. Wir passen geistig nicht zueinander.
Julia: Aber warum nicht? Wir könnten so glücklich sein. Du liebst mich — ich weih, dah du mich liebst — ich fühle es. Du nennst mich .Liebste": du hast mich heut« abend mehrmals so genannt. Ich weih, dah ich abscheulich und schlecht gewesen bin. Ich sag« nichts zu meiner Ver» teidigung. Aber sei nicht hart gegen mich. Ich war auher mir bei dem Gedanken, dich zu ver» lieren. Ich kann dem Leben ohne dich nicht die Stirn« bieten, Leonard. Ich war glücklich, bevor ich dir begegnete: ich habe niemals und niemanden gellebt; und w«nn du mich zufrieden gelassen hattest, wurde ich zufrieden geblieben fein — ganz allein. Aber jetzt kann ich's nicht mehr. Fetzt muh ich dich bei mir haben. Stoh mich nicht von dir, ohne zu bedenken, was für mich alles auf dem Spiel« steht. Ich könnte dir «in Freund fein, wenn du es mich nur fein liehest — wenn du

mich nur in d«in« Pläne «inweihtest — mir «inen Anteil an deinen Werken gönntest — behandle mich wie «twas Besseres als die Zerstreuung einer mühigen Stund«. Oh, Leonard, Leonard, du hast mir ni« G«legenh«it gegeben, dir etwas zu sein: wahrhaftig niemals. Ich will mir Müh«

« »

g«b«n; ich will l«s«n; ich will zu d«nl«n versuch««; ich will «ein« Eifersucht bekämpfen; ich will — («3<« stürz» llharlerl» zu Fülze», wiUzt lh»«» O«pf »erzwelleU <u»s s«t»e» Knlee« hin und h« »»» »lnvet sich.) l)h, ich
weide rasend, ich werde rasend; du tötest mich, wenn du mich verläht.
Charteris (sie ftrelcheln»). Oh, wein« nicht, Liebst«, fahr« nicht fort in diesem Ton. Du weiht, dah ich nicht anders l»nn.
Julia (schluchzend. »Hhrenb «l aussteht UN» st« sch»e«ch«ln» zu st« e»p«lhebt): 0H> du kannst anders, du
lllnnst schon. Ein Wort von dir könnt« uns zeillebens glücklich machen.
Charteris <lXpl»m»tlsch>! Komm, Liebst«. Wir müssen wirtlich gehn. Wir können nicht hier bleiben, bis Cuthbertson kommt. <«» laßt sie s»nft l°» »nd nimm» ihre« m»n««l »»» «lsch.) hier ist dein
Mantel, zieh ihn an und sei gut. Du hast mir «inen entsetzlichen Abend bereitet. Du muht etwas Rücksicht aus mich nehmen.
Julia <»led« ««l«hllich)> Ich soll also fortgestoßen werden?!
Charter!« (schmeicheln»)! Tu sollst deinen Hut aufsetzen, Liebste, «l» leg« »«» «nantel««lh« «ch»l«ern.>
Julia (halb blUe» lachen», halb schluchz«»»)! Nun, ich seh« Wohl, dah ich tun muh, was man mir sagt. «3l« «eht zu» Tisch UN» sucht Ihren tzul. Sl« sieh» »en ««lbrückigen fr»nz«stschen «»man.) Ah, sieh dir das einmal
«ml <3»»t» sie lh» »»» «uch «ntgeaenhiu) Sieh dock — sieh doch — was dies« Kreatur liest — aemeinen, schmutzigen, französischen Unsinn, den lein achtbares Weib berühren würde, und du — du hast ihn mit ihr gelesen.
Charteris: Du selbst hast mir dieses Vuch empfohlen!
Julia: Pfui! (Ol« schleudert «« »us »en F»z»»»en.)
Charteris (ängstlich »e» Buche n chlauscn»): Beschädig« nicht fremdes Eigentum, «lr hebt c» »us UN» staubt e» ab.) Szenen machen, das ist Gefühlssache; die Beschädigung fremden Eigentums ist eine «rnst« Angelegenheit. «5r le»» »»» Buch »l«»e» »us den «lsch zun!«.) Und nun komm, ich bitte dich.
Julia <unnbltUlch), Du kannst gehen. Dich braucht nichts zurückzuhalten. Ich werde mich nicht von der Stell« rühren. «3l« Ie,< sich eigensinn!« «us »»» Sosa.)
Charteris <»l« »»»»»l» »«riier«nd)l So komm doch. Ich habe leine Lust, wieder von vorn anzu» fangen. Selbst mein« Langmut hat Grenzen. Komm.
Julia: Ich will nicht, sag ich dir.
Charteris: Dann, gul« Nacht, «lr geht en!Ichl»ss«n aus »le Tür zu. Ml« eine» So» stürzt st« »»I Ihn hln »n» »ersperr» lh» »en weg.) Ich denke, du wünschest, dah ich gehe.
Julia <»n »er Tür)l Du wirst mich hier nicht allein lassen.
Charteris: Dann komm mit.
Julia: Nicht, bevor du mir geschworen hast, dieses Frauenzimmer aufzugeben.
Charteris: Ich will schwören, was immer du verlangst, mein«Liebe, wenn du nur gehen und dieser Szene ein Ende machen willst.
Juli» (verblüff!, »»ztrauisch)- Du willst schwören?
Charteris: Feierlich. Schlage den Wortlaut des Eides vor. Ich bin seit einer halben Stunde bereit, leben Eid zu leisten.
Julia <»erz»elfelt>! Du machst dich NU» über mich lustig. Ich will keine Eide. Ich will dein Versprechen — dein heiliges Ehrenwort.
Charteris: Gewih — alles was du verlangst; aber unter der Bedingung, dah du sofort mit» kommst. Bei meiner heiligen Ehre als Gentleman — als Engländer, als was immer du willst — ich will sie niemals wiedersehen,niemals wieder mit ihr sprechen.nlemals wieder »n st« d«nl«n. Komm jetzt.
Julia: Meinst du es ernst? Wirst du dein Wort halten?
Charteris (lächelt splzfin»!«)! Du fängst an^ unvernünftig zu fein. Komm jetzt und lasse diesen Unsinn. Ich geh« unter allen Umständen. Ich bin nicht stark genug, dich nach Hause zu tragen, aber stark genug, mir meinen Weg durch diese Tür, selbst gegen deinen Willen, zu bahnen. Meine brutale Gewalt wird dir dann einen neuen Anlah zur Klag« geben. (»» «ach« einen schritt nach »er Tür >
Julia (selerllch): Wenn du das tust, werde ich mich aus diesem Fenster stürzen, während du darunter vorbeigehst, das schwöre ich dir.
Charteris (»»»«»«»»): Dieses Fenster geht in den Hof. Ich werde vorne vorbeigehen, du wirst

mich also durch deinen Sturz nicht verletzen. Gut« Nacht. (»» »«her« stch »«» 3ü».>
Julia: Leonard, hast du lein Erbarmen?
Charteris: Nicht das geringst«. Wenn du dich zu solchen Possen hergibst, zwingst du mich,
dich zu verachten. Wie kann sich «in« Frau, die sich wie ein verzogenes Kind benimmt und die
Sprache eines sentimentalen Nomans spricht, träumen lassen, dah sie die Gefährtin eines Mannes
abgeben könnte, der nur etwas Vernunft oder Charakter besitzt? «Zle ft«s,» «tuen »nartlrul»«r««n
Schrel
au« UN» »!rf» stch schluchzen» »n seln« Brust.) Weine nicht, mein« liebe Julia; komm, du siehst so
nicht
halb so schön aus, als wenn du glücklich bist; und mich macht es ganz traurig. Komm fort von hier.

o r»
Julia <z«lUlch): Ich will gehen, Geliebter, wenn du es wünschest. Gib «lr «inen Kuh.
Chartert« («».zweifelt)! Das ist zuviel. Nein, ich will verdammt sein, wenn ich da« tu. L»h
mich gehen, Julia. (Sie n»»»n» sich »» ihn.» Wirst du endlich schweigen und gehen, wenn ich dir
einen Kuh gebe?
Julia: Ich will alles tun, was du wünschest, Geliebter.
Charteris: Nun, da. «z» schließt fi« in dl« «im« »»» gibt ih» oh»« viel umstand« «we» Nu».» Jetzt
erinnere
dich an dein Wort. Komm.
Julia: Was war lein netter Kuh. Ich will einen deiner alten, wirtlichen Küsse.
Charteris (wütend): Oh, geh zum Teufel. «zr «»cht sich h«ftl« io», und fi» sin», »l« »b «» fl« ,n «od«»
g«ichmett«r! hin«, m!» «in«» unterdrückten Stöhnen pathetllch nieder, «linen «lg«r!lchtn Blick aus sie
werfend, «eht er mit
fraßen Schritten hinau« und schlH»» dl« Tür zu, Sie «rh«bt sich auf einer Hand und lauscht seine»
Schritt«», dl« sich ent»
lern«». Sl« halten plötzlich Innc, «iin« eifrige, triumphierend« VerlchlagenheU «rhell» ihr »«ficht. Die
Schritt« lehren hastig
zurück. Juli» wirft sich »leder »ie vorhin zu «»den. «lharterl» «rsch«in» in d«r iuß«rst«n ««stürzung und
ruft:) Julia,
wir sind verloren. Cuthbertson tommt eben mit deinem Bater heraus. (Juli» richt«t sich rasch «uf.»
hörst du? Di« beiden Väterl
Julia <»uf d«« V«l><» sitzend): Unmöglich. Sie kennen einander nicht.
Charteris <»«rz««il«l»»: Ich sage dir, sie lommen beide zusammen heraus wie Brüder. Was um
des Himmels willen sollen wir beginnen?
Julia lrlchte» sich mit hilf« seiner Hand empor): Nasch in den Aufzug, wir können bann hinunterfahren.
<2i« stürz! nach dem Tisch um ihren Hut.)
Charteris: Nein, der Junge ist nach Haus« gegangen, und der Aufzug ist abgesperrt.
Julia lindem sie ihren Hut mit tiiizug»««ich«indiglelt aufsetzt): Wir wollen eine Treppe hoher gehen.
Charteris: Ls gibt keine Treppe über uns. Wir sind im obersten Stock des Hauses. Nein,
nein, du muht irgend eine plumpe Lüg« erfinden. Ich kann mir lein« ausdenken, du kannst das,
Julia. Nimm dein ganzes Genie zusammen. Ich werde dich darin unterstützen.
Julia: Aber —
Charteris: Sh — lhl Da sind sie. Setz' dich und tu, als ob du zu Haus« wärest. (Julia
reih! ihre» hu» und «Man!«! hcrunle», wirft sie auf den Lisch und stürzt an» «lavier.)
Julia: Komm und singe. <Sl« spielt dl« «eglelwng zu .Wenn ander« Lippe»'. <lr st«ht »»«lavier, als ob
t»
im N«grlsf »2« zu singen. Zwes altlich« Herren lr«!en «in, Julia hört aus zu spielen)
Ver öltere der Heiden Herren, Obers! Daniel üraven, spielt den barsch«», schlichten V«t«r»n«n und führt
dies« «olle angenehm
und gut durch, da er eine schön« aufrecht« Sesialt hat und tatsächlich «In gutmütiger, impulsiver,
leichtgläubiger Alcnsch ist,
de» nach einer vollkommen gedankenlosen Laufbahn ol« offizle» und Gentleman durch da«
überraschend« Vttragn» s«ln«r
Ninder jetzt zu einer Art Sclbsterzlehung aufgerüttelt wird Sein ««gleitet, Herr Joseph «lulhbertson,
Sroce« Vater, hat
»ich!« von der «tnabenhaftiglei! de« obersten, <lr ist «in Wann von glühend idealistischer Empfindung,
d!« durch di« Tal»
lachen de« L«ben« so häufig blleidlg! worden lst, daß er «lne beständig «nlrüste!« Ar! angenommen
Hot, dle unerwartet
enthusiastisch »der herzlich wird, »en» «r spricht.
Di« leiden ÄN«nn«r welchen lm S«stchts»usdruck starl voneinander ab Da» Sestcht de» obersten lst
vom Wetter, vom
Alter, vom <iil«n und Trinken und von d«r »ng«HHusten Wirkung viel«» Neinllcher Aergernist«, »bei
nlchi vom Denke»
ncsurch», <lr lst noch frisch, »oll Erwartung d«« Vergnügens und n«uer «lreignlff«. llulhbertson« Züge
tragen die Spuren
der fitzenden, den Seist »nstr«ng«nd«n Londoner Lebens»«!!«, mit ihr« chronischen Nlüdlglcit und
Sehnluch! noch Auhe und
erfrischender O«mü!«dew«gung, und baden den S!«»p«l «rnücht«rt«r Sl«!chgüll!gk«ll g«g«n Ab«n!«uer

und Senilst«, »ußer
w«nn diese der Erholung dienen Sein wachsame«, reizbare« Aug«, s«ln «mporgekämmle« haar und dl« v»rn«hm« Ernst»
haftlglei!, mit d«r «r sich gibt, »erl«lh«n ih» «in Aulsehen von d«trächtllch«l ««d«utung,
Sl« sind b«ld« Im Frack <luthb«rts»n hat seinen Ueberrock mit ««Iztiagt» nicht abg«n»m»«»,
Cuthbertson (mit «wem Schimmer g»stf«undllch«r F»«ud« darübn. b«z «r ««suche« vorfwdtt): Lassen Sie
sich nicht stören, Fräulein Craven. Fahren Sie fort, Charterls. (Er tri« hlnt«, do« Sof« »nd I«g« sew«n Ueberrock daraus, nachdem er s«ln opernglo» und sein Thealerprogramm au« den Taschen ««n»»«t» «nd fi« auf da«
«Iavl«r g«l«g! hat, tlra»«n g«ht »I!!l«rw«ll« »» d«n Kamin und bleib! »uf d«m «»«Inltpplch st«h«».>
Charteris: Nein, ich danke. Fräulein Craven hat mir eben «in altes Lied vorgespielt, und
ich habe genug davon. (Er nimmt da» Ll«d vom «lottnpult fort und l««t «« b«is«lt«! dann schlllß» «I d«» »«l«l
üb«» d«r lllavlarü»)
Julia (g«ht ,»lsch«n Sofa und «la»««r hindurch, um «uthbtrtson dl« Hand z» schült«ln)! Vh> Sie haben Papa
mitgebracht! Welche Ueberraschung! (Zu clr»v«n hlnüberbllcktnd) Ich freue mich ungemein, bah bu gekommen bist, Papa. <Sl« nimmt «ln«n swhl, d«r «n dt» «Ulhe de» Fenster» steht «nd setzt sich)
Cuthbertson: Craven, gestatten Sie, dah ich Sie mit Herrn Leonarb Charterls, dem berühmten IbZen'Philosophen, bekannt mache.
Craven: 0H, wir kennen einander bereits. Charteris ist bei uns wie zu Hause, Fo.
Cuthbertson: Dann bitte ich Sie beide um Entschuldigung. <«h»rt«rl« setzt sich »uf b«n «a»i«l«iiel» «lr ist hier auch wie zu Hause. Apropos, wo ist Grac«?
Julia und Charteris: Lr — (Sl« h»u«» «»»« «nd sehe» einander «».)
Julia (höflich». Verzeihen Sie, Herr Charteris, ich unterbrach Sie.
Charteris: Vh, durchaus nicht, Fräulein Craven. (Ei« »«rl«««ne P»»l«.»
Cuthbertson (»ui ih» h«»»»«h«ls«»): Sie waren lm Begriff, über Grac« zu spiechen, Charterls.

o t,

Chartert«: Ich war nur im Begriff zu fagen, dah ich nicht wußte, dah Sie und Craven gute Bekannte sind.
Crav«n: Nun, ich wußte es auch nicht — vor heut« abend. Es ist «ine ganz ungewöhnliche Geschichte. Wir trafen «inander zufällig im Theater, und es stellte sich heraus, daß er mein ältester Freund ist.
Cuthbertson <n»chdr»<nlch): Ja, Craven; und sehen Sie, das beweist nur zu gut, was ich Ihnen über den Abbruch des Familienlebens gesagt Hab«. All« unsere jungen Leute — Grace und Fräulein Julia und die übrigen — sind unzertrennliche Busenfreunde, und doch wären wir beide, di« «inander kannten, bevor dl« da geboren waren, vielleicht nie wieder zusammengetroffen, wenn Sie nicht zufällig Heut« abend plötzlich auf dem Platze neben mir gesessen hätten. Kommen St«, setzen Sie sich, <er «u» geschlftlg und »oll Zärtlichlel» zu lh» hinüber und drültt lhn ln den Lehnsessel, de» vor dem Feuer
steht) hier ist Ihr Platz, an meinem Kamin, wann immer Sie Lust haben, ihn einzunehmen, «lr lehn» sich »n da« Sosaende und be»und«l» Craven 1 Versuchen Sie sich vorzustellen, daß Sie Dan Craven sind.
Craven: Und Sie, bah Sie Io Cuthbertfon sind. Das ist noch weit sonderbarer, weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, bah Ihr Name Tranfield fei.
Cuthbertfon: 0H, das ist der Name meiner Tochter. Sie ist Witwe, wissen Sie. Wie ungewöhnlich wohl Sie aussehen! Die Jahr« haben Ihnen nicht viel zuleide getan.
Craven <»irb plötzlich unnatürlich trübsinnig): Ich seh« wohl aus. Ich fühle mich sogar wohl. Aber mein« Tag« sind gezählt.
Cuthbertfon (besorg»): l)h, sagen Sie das nicht, lieber Freund. Das will ich nicht hoffen.
Julia (»li Vlsorgnl« in de» Glimme): Papa! «luihbertson dreh» sich fragend nach ihr um.)
Craven: So ist's, so ist's, liebes Kind: es war unrecht von mir, davon zu sprechen. Es ist ein trauriges Thema, aber es ist besser, wenn Cuthbertson es weih. Wir waren einst innig befreundet und sind es hoffentlich noch. «lulhberllon geh» zu <lra»en und brüll» lh» lchwtlgenb die Hand! dann lehr» e» »n
d»i Sola zurück und setz» sich, «»bei er lein Talchentuch herauszieht und innig« Führung an den Tag legt.)
Charteris (ein wen!« Ungeduld!«): Die Sache ist die, Herr Cuthbertfon: Craven glaubt andächtig an jenes Geistesfach, das medizinisch« Wissenschaft genannt wird. Cr ist an allen medizinischen Fakultäten berühmt — als «Repräsentant des neuesten Leberleidens. Di« Aerzte behaupten, bah er noch «in Jahr leben könne, aber er hat sich vorläufig dazu entschlossen, di« nächsten Ostern nicht zu überleben; um sie zu verbinden, gleichsam.
Craven (ml» «uuürisch«» Ziererei): Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, dah Sie meine Lebens» geister dadurch wach zu erhalten versuchen, dah Sie sie erhellen, Charteris. Aber ich werde bereit sein, wenn meine Zeit um ist. <«>» Schluchzen Julia«) Weine nicht, Julia.
Cuthbertson (heiser): Ick hoff«, das wird noch lange dauern.
Craven: Io — mir zuliebe: ein anderes Thema. («r «hebt sich unb postiert sich «leb» »us de» »»»w. tepplch, mit dem Glücken zum Feuer)
Charteris: Versuchen Sie, lhn zubewegen,in unfern Klub «inzutreten, Cuthbertson. Cr langwellt sich.
Julia: Das wäre vergeblich. Sylvia und ich sind deswegen immer hinter ihm her, aber er will nicht.
Craven: Mein Kind, ich habe meinen eigenen Klub.
Charteris (geringschitzlg): Ja, den .Junior Arm» and Navy'. Das nennen Sie «inen Klub? Dort wagt man es nicht, ein weibliches Wesen die Türschwell« überschreiten zu lassen!
Craven (ein »en>« polternd): Klubs sind Geschmackssache, Charteris. Ihnen gefällt «in Hahn» und h«nn«n»Klub, mir nicht. Es ist schlimm g«nug, dah Julia und ihre Schwester — «in Mädchen unter zwanzig Jahren! — die halbe Zeit an einem solchen l)rt verbringen. Ueberdies führt dieser Klub einen Namen! Na, ich danke! Der Ibs«n»Klubl Ich würde in London ausgelacht werden.
Der Ibs«n»Klubl Kommen Sie, Cuthbertson: halten Sie zu mir. Ich bin überzeugt, dah Sie meiner Ansicht sind.
Charteris: Cuthb«rtson ist selbst Mltgll«d.
Craven (erstaunt): Nein! Nun, er hat den ganzen Abend mit mir darüber gesprochen, wl« alles vor di« tzund« g«ht infolg« der vorgeschrittenen Anschauungen der jüngeren Generation.
Charteris: Selbstverständlich. Er hat diese Generation im Klub studiert. Er ist lmmer» während dort.
Cuthbertson <»«»»): Nicht lmmer. Uebertreiben Sie nicht, Charteris. Sie wissen sehr gut, dah ich niemals damit einverstanden war, obgleich ich Grac« zulleb« ist b«n Klub «intrat. w«ll ich

dachte, bah ihres Vaters Gegenwart für sie dort einen Schutz und «ine Art Zustimmung bedeuten würde. Craven («aNl», aus eiuthbertson« Inl»nse<iu«n, herumreitend,: Nun, ich muh fagen: das hätte ich nicht erwartet; ich würde es nie für möglich gehalten haben, nachdem ich Ihnen zugehört hatte, Io. Sie erklärt«« doch, dah Ihn«« di« ganze modern« Bewegung unerträglich fei, weil Sie Ihr Leben als Zeug« von Szenen edel ertragen«» Leiden und williger Opfer verbracht hätten, Szenen, die weibliche

t»
o o «»
Frauen und männlich« Männer, und der Teufel weiß wer sonst noch, aufgeführt haben. Ist es der Ibfen»Klub, wo Sie alle diese Männlichkeit und Weiblichkeit zu sehn kriegen?
Charterls: Gewlh nicht. Di« Regeln des Klubs verbiet«« d«rl«l Szenen. Jeder Kandidat, der sich um die Mitgliedschaft bewirbt, muh von einem Mann und von einer Frau eingeführt werden, die beide dafür bürgen, bah sich der Kandidat, wenn er ein Weib ist, nicht weiblich, und wenn er ein Mann ist, nicht männlich beträgt.
Craven (lichtet verschmitzt, wahrend er ftch bü<n> u» sein« «rxirmten Veinllelbe» »n sein« ««ine zu pressen, dl« eil»
loit lind): Das genügt nicht, Charteris. Tiefer dürftigen Anekdote werde ich nicht aufsitzen.
Cuthbertfon (heftig): <ls ist wahr. Ungeheuerlich, aber wahr.
Craven <«It steigende» Entrüstung, d» t» die unveiweldlichen Folgerungen zu zieht» beginnt): Wollen Sie
damit sagen, bah jemand die Kühnheit hatte, dllfür zu bürgen, dllh meine Julia lein weibliches Weib sei?
Charterls (düster): 2s tlingt unglaublich; aber es hat sich ein Wann gefunden, der bereit war, dies« unfaßbar« Lüge auf fein Gewissen zu nehmen.
Julia lauliahrend): Wenn er nichts Schlimmeres auf dem Gewissen hat, bann darf er ganz ruhig schlafen. Inwiefern bin ich weiblicher als die anderen, wenn ich bitten darf? Sie fagen derlei immer hinter meinem Nucken, ich erfahre es von Sylvia. Erst neulich hat «in Mitglied des Komitees behauptet, ich hätte niemals gewählt werden dürfen — Sie (zu «harter«) hätten mich hinein» geschmuggelt. Ich wünschte nur, bah man mir das einmal ins Gesicht sagte; das ist alles.
Craven: Aber, mein Schatz, ich hoff« inständigst, dah es wahr ist. Man hat dir das höchst« Kompliment gemacht. Dieser 0rt muh ja «ine infam« hohl« s«in.
Cuthbertfon (nachdrücklich): Jawohl, Craven, so ist «s.
Charteris: Sicherlich. Deshalb bleibt der Klub auch so e.l«f«n; nur Leute, deren Auf über allen Zweifel erhaben ist, dürsen es wagen, ihm anzugehören. Wenn wir einen sogenannten guten Namen in unserer Mitte hätten, würben wir nur mehr «ine Wcihwaschbud« für alle zweifelhaften Charaktere Londons sein. Sie täten gut, auch einzutreten, Craven. Darf ich Sie vorschlagen?
Craven: Was! Ich soll einem Klub beitreten, in dem es «inen Schürten gibt, der dllfür bürgte, dah meine Tochter ein unweibliches Weib fei? Wäre ich lein Invalide, einen Fuhtritt würd ich diesem Menschen geben.
llharteris: 0H, sagen Sie das nicht. Ich bin der Schürte.
Craven <»or»url«r,»li): Siel Nein, bei meiner Ehre, llharteris, das ist sehr ärgerlich. Wie tonnten Sie sich nur dazu hergeben, so etwas zu tun?
Charteris: Sie zwang mich dazu. Nun, ich hatte auch für lluthbertfons Unmännlich» teil zu bürgen; und er ist der führend« Repräsentant des männlichen Empfindens in London.
llraven: Io hat das nicht weiter geschadet; aber meine Julia hat dieser Ort um ihren llharalicr gebracht.
Julia <b«l«ldl«»): Papal
Charterls: Nicht der Ibs«n>Klub, im Gegenteil. Uebriqens, was tonnen wir tun? Sie wissen doch, was die meisten Klubs, die Männer uno Frauen zu Mitgliedern haben, unmöglich macht. 2s kommt immer zu Zänkereien, zu Skandalen, cnercn« Ia lemme — immer steckt ein« Frau dahinter. Das wußten wir, als wir den Klub grünbeten; aber wir wußten auch, bah die Frau, die immer dahinter steckt, stets ein« weibliche Frau ist. Die unweiblichen Frauen, die für ihren Lebens» unterhalt arbeiten und wissen, wie sie sich zu betragen haben, machen niemals irgendwelche Schwierig» teilen. So beschlossen wir einfach, lein« weiblichen Frauen zu dulden, und wenn es einer gelingt, sich hineinzuschmuggeln, hat sie auf ihrer Hut zu sein und sich nicht auf weibliche Weis« zu benehmen. So vertragen wir uns sehr gut. <«r «»l)«dt sich) Kommen Sie: frühstücken Sie morgen mit mir in diesem Klub und sehen sich d«n Vrt dabei an.
lluthbertson (»»sst«ht»d): Nein, ich Hab« ihn schon eingeladen. Ab«r Sie tonnen mit uns lommen.
Charterls: Um wie viel Uhr?
Cuthbertson: Zu jeder Stunde nach zwölf. <Zu «ro»«n> Cor! Street Nr. 90 am andern Cnde der Burlington Arcad«.
Craven («»cht stch ein« «»«,): Neunzig sagen Sie. Nach zwölf. (»»»erf«llt plötzlich »iede» l» «rüdstnn.) Apropos, bestellen wie nichts Besonderes für mich. Ich darf leinen Wein trinlen — nur Appoli» naris. Auch lein Fleifch darf ich essen — nur gelegentlich ein Stückchen Fisch. Ich bin bestimmt, ein kurzes, aber lein lustiges Leben zu führen. (Seufzend,) Gut, gut. (Indem «»sich zusammenrafft.) Nun, Julia, es ist die höchst« Zeit, daß wir gehen. (Juli» «rh«»t fi«>

Cuthbertson: Aber wo um des Himmels willen bleibt Grace? Ich muh mich nach ihr um» sehen. <Hr wendet sich zur Tür.)
Julia (ihn aufhaltend): 0H bitte, Herr Cuthbertson, stören Sie si« nicht. Sl« ist so müde.
Cuthbertson: Nur einen Augenblick, ich will ihr bloh Gutenacht sagen, (guii» »»» «harter!» dlule» »wand«» »»I1 ««stürz»»« »n. lluthberts»» »lrft «inen raschen «Ilck auf sie, da lh» »ulsülll, daß et»»» nichl in Ordnung lst^

Charteris: Wir müssen Ihnen «inen Wein einschenken, wie ich sehe.
Cuthbertson: Worüber?
Charterls: Cuthbertfon, Frau Tranfield, die, wie Sie wissen, die geistvollst« aller Frauen ist, hat es sich in den Kopf gesetzt, daß ich — daß ich angelegentlich wünschte, mit Fräulein Craven allein zu sprechen. Deshalb sagt« sie, baß sie müde sei und zu Bett gehen wolle.
Claven <«e«r«ert): Pfull Pfui!
Cuthbertfon: 0hol das ist es? Dann ist alles in Ordnung; sie geht niemals so früh zu Bett. Ich werde sie gleich holen. («» g«h» zuderfichMch hlnou», «harter« bleibt entsetz» zurück.)
Julia: Nun haben Sie «ine schöne Sache angerichtet, (Sie stürzt noch dem runden lisch »nb pack« lh»n Mantel »n> Hut.) Ich gehe. (Sie geht »ul die 3Ü» zu)
Craven centsetz»): Was wst du, Julia? Du tannst nicht fortgehen, bevor du Frau Tranfield gute Nacht gesagt hast. Es wäre entsetzlich ungezogen.
Julia: Du kannst bleiben, wenn du willst, Papa, ich kann nicht bleiben. Ich werde im Treppen» flur auf dich warten. <«>« will hin»»»,)
Craven «olg» ihr): Aber um des Himmels willen, was soll ich sagen? <«>« verschwindet. «» gib» die Jagd «ul und »endet sich brummend zu «harter».) Nein, wahrhaftig, Charteris, das ist verdammt UN» angenehm, so wahr ich lebe! 2s war äußerst unzart von Ihnen, so etwas vor uns allen plump heraus zu sagen — das von Ihnen und Julia.
Charteris: Morgen werde ich das alles aufklären. Jetzt täten wir wirklich besser, Julias Beispiel zu folgen und davonzulaufen. «lr stürzt nach de» Tür.)
Craven <ihm in den Weg tretend) halt! verlassen Sie mich nicht auf folche Weise; ich würde vcr» legen wie ein alterNarr aussehen. Ich werde es wahrhastig übelnehm«n,wenn Sie davonlaufen, Charteris.
Charteris <«rg«b«n): 2s ist gut, ich werde bleiben, «z» schwing» sich aus den »»rspringenden «und dc» Flügel« und bleibt dort sitzen, mit den Velnen baumelnd, und «r»»»n resigniert betrachtend.)
Craven (aus und »d lausend): Ich bin empört über Julias Benehmen; wahrhaftig, sie kann nicht den leisesten Widerspruch vertragen, selbst in den kleinsten Kleinigkeiten nicht, das arme Kind. Ich »erde mich für sie entschuldigen müssen l Ihr Fortgehen ist ein fürchterlicher laux p25 in den Auge» dieser Leute hier. Luthbertson ist sehr leicht beleidigt, soviel ich weiß.
Charteris: Oh, lümmern Sie sich nicht um ihn. Frau Tranfield ist hier der ßerr im Haus.
Craven cnsn«): Ah, das ist es, so? Das sieht ihm ganz ähnlich, diesem Burschen, daß er kein« Macht über seine Tochter hat. («r gebt »n leinen frühere» Platz »ul de» Kaminteppich zurück und lehr! den «lückcn
««gen da« Feuer) Apropos, was zum Teufel meinte «l mit all dem, daß er sein Leben damit verbracht halt« — was war es nur? — »Zeuge von Szenen edel ertragener Leiden und williger Opfer zu fein, die weibliche Frauen und männliche Männer gebracht haben' und so weiter. 2r hat Wohl «ln« Stelle in einem Krankenhaus!
Charterls: Krankenhaus! Unsinn! 2r ist Theaterkritiker. haben Sie nicht gehört, daß ich sagte, er sei der führende Nepräsentant des männlichen 2mpfindens in London?
Craven: Wahrhaftig! Nein wirklich, wer hätte das gedacht! Wie lustig muh das fein, wenn man umsonst ins Theater gehen kann! Ich muß ihn bitten, mir gelegentlich «in paar Plätze zu-kommen zu lassen. Aber ist es nicht lächerlich, wenn ein Wann so spricht? Ich will mich hängen lassen, wenn er das, was er auf der Bühne steht, nicht ernst nimmt.
Charterls: Selbstverständlich tut er das; das ist auch der Grund, warum er «in guter Kritiker ist. Uebrigens, wenn Sie die Leute ernst nehmen, die nicht auf der Bühne stehen, warum wollen Sie dt« nicht ernst nehmen, die auf ihr agieren? <«r spring» «om »l»«!«l herunter und geht zum Fenster. «utb>
btlts»« lehrt zurück.)
Cuthbertson <z»«r»»«n. et»», dämlich): Grace ist wirklich zu Bett gegangen. Ich muh Sie und Fräulein «z, wendet sich »u Julia» Stuhl und bricht »b, d» er lh» leer sieht) um Verzeihung bitten.
Craven <»«rle««n>: Ich Hab« mich für Julia zu entschuldigen, Io, sie —
Charteris (unterbrechend): Sie fagt«, sie fei überzeugt, Sie würben, falls wir nicht gingen, Frau Tranfield zu überreden wissen aufzustehen und uns aus Höflichkeit Gutenacht zu sagen, und deshalb zöge sie es vor, einfach fortzugehen.
Cuthbertfon: Wahrhaftig, fehr gütig von ihr. Ich bin wirklich beschämt —
Craven: 0H nicht doch, Io, nicht doch. Julia wartet unten auf mich. <««hend.) Gute Nacht. Gut« Nacht, Chart«ris.
Chart«ris: Gute Nacht.
Cuthbertfon <«r»»«n nachrufend,: Gute Nacht. Sagen Sie Fräulein Julia Gute Nacht und

danken ihr in meinem Namen. Morgen etwas nach zwölf, vergessen Sie nicht. (Sie gehen hin»««, und «harter» geht mit «ine» langen Seufzer, »ollftandlg erschöpft, »» den Kamin hinüber.)
Craven (v«n »uzen): Abgemacht.

Luthbertson (»o» a«z«»>: Geben Sie «wf die Stufen acht, sie sind ziemlich steil. Gut« Nacht.
<Dle Vuhentil» schlieszt sich, und <luthl«»ts»n lehrt zuriul. Unftatt «inzutreten, bleibt «r, «in« h»nl> »» dt» Vruft» «lf b««
Schwelle stehen und lieht «lhorterl» stren»« an.)
Charteris: Was gibt's?
Cuthbertson (strenge,: «lharteris, was ist hier vorgefallen? Ich bestehe darauf, es zu wissen. Grace ist nicht zu Vett geyangen; ich habe sie gesehen und mit ihr gesprochen. Was soll das alles?
Charteris: Fragen Sie Ihre theatralische Erfahrung, «luthbertson. Ein Mann, natürlich.
Euthbertson (l»«mt noch ,««««ru »nl> sieh« lh« ln die »»«en>: halten Sie mich nicht zum besten, Charteris, ich bin zu alt, um mich dabei zu amüsieren. Ich frage Sie ernstlich, um was handelt es sich?
EharteriS: Ich antworte Ihnen ernstlich, es handelt sich um mich. Julia will mich heiraten, ich will (vrace heiraten. Ich lomm« heut« abend her, um Grace den Hof zu machen. Julia tritt ein. Alarm und Flucht. Grace geht ab. Sie und Craven treten ein. Vorspiegelungen und Ent» schuldigungen, «lraven und Julia gehen ab. Und da sind wir. Das ist dl« ganze Geschichte. Ueberschlafen SIe's. Gute Nacht. («r «eht «b^
Cuthbertson <lh» nachst»r«nd: Nun, ich will —
Vorhang. (Fortsetzung folgt.)

Die Witwe.

Von Felix yollaender.

/^s war alles so entsetzlich schnell gekommen. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, ^«^ wie ich eines Abends einen Brief von ihm bekam, in dem er mich bat, sofort an sein Krankenbett zu kommen. Die Schrift dieses Briefes war zitterig und angst» erfüllt. Die großen Buchstaben waren mit sichtlicher Mühe hingeworfen. »Komm schnell, sonst triffst Du mich nicht mehr.' So schloß der Brief.

Ich konnte den Inhalt nicht ganz so tragisch nehmen. Ich wußte, daß es ln seiner Art lag, zu übertreiben. Er war ein Mensch, dem nüchterne und klare Beurteilung der Dinge fern lag. heute war er auf das freudigste bewegt und wie im Rausche, und morgen war er niedergedrückt, elend und ohne Hoffnung. So kannte ich ihn seit seiner Kindheit. Dennoch machte ich mich auf den Weg. Durch seine Zeilen klang etwas, das mich in Unruhe versehte. Ah, dachte ich, seine Frau wird wieder hinter irgend einen seiner Liebes» Händel gekommen sein und ihm eine jener leidenschaftlichen Szenen gemacht haben, die ihn, für Stunden wenigstens, verstimmten. Indessen, als ich vor seiner Tür stand, wurde ich eines Besseren belehrt. Eine Aufschrift bedeutete, daß man nicht klingeln sollte. Bun wurde ich unruhig und zauderte ein wenig. Es war also doch ernst. Ein Gefühl der Angst überkam mich. Ich konnte ihn mir gar nicht krank vorstellen, er war sein Lebtag ein kerngesunder Mensch gewesen und von einer Lebensfreudigteit, die unersättlich war. Dieser Drang zu leben hatte seine Ehe so unglückselig gestaltet, hatte zwischen ihm und seiner Frau jene Szenen heraufbeschworen, die ihn immer wieder aus dem Hause und in neue Liebesabenteuer trieben. Es lag ln seinem Wesen jene knabenhafte Anmut, die auf die meisten Frauen ihrer Wirkung sicher ist. Seine dunklen Augen hatten immer etwas Bittendes und zugleich Siegessicheres. Und dann wußte er, wie man mit den Frauen umgehen muhte. Er kannte ihre Launen, weil er selbst launenhaft war, und er verstand ihre Zärtllchteltsbedürfnisse zu befriedigen, well er selbst nach Zärtlichkeit hungerte. Und dann fühlten die Frauen, mit denen er ln Berührung kam, daß sein reiches Wesen etwas in sie hineintrug, was sie im Grunde nicht besaßen. Er nahm jede neue Geliebte als die Erfüllung

seiner Illusion, und so wuchs jede unter seinen Händen; fi« bekam durch ihn eine neue Freude, einen neuen Stolz und ein schöneres Gefühl von sich selbst. So reich er in verschwiegenen und geHelmen Zärtlichkeiten war, so brutal tonnte er seine Freundinnen mißhandeln. Aber die Mißhandelten fühlten sich ihm nur enger verknüpft.
Ich klopfte leise. Das Mädchen öffnete und führte mich in ein Vorzimmer. Unmittelbar darauf trat seine Frau mit einem ernsten und strengen Gesicht herein. Sie reichte mir stumm die Hand.
.Was ist denn nur?' fragte ich bestürzt.
Sie fah mich starr an, ehe sie antwortete. Ich begriff ihr ganzes Wesen nicht, das «ir heute noch herber und unversöhnlicher als sonst erschien.
„Gehen Sie hinein,' sagte sie endlich, ,er will Sie sprechen, er hat es beim Arzt durchgesetzt.'
Ohne ein Wort der Erklärung wollte sie aus dem Zimmer. Ich hielt sie fest und sal> flüchtig in ihr Gesicht, dessen edle Züge verbittert und vergrämt und von einem Ausdruck der Feindseligkeit belebt waren.
.Nein, nein,' stieß sie abwehrend hervor und machte sich los.
Auf den Fußspitzen ging ich in das matt erleuchtete Krankenzimmer. Ich nahm mich zusammen, als ich sein Gesicht sah, das bereits vom Tode beschattet war. Seine Auge» glänzten. Er richtete sich mühsam auf, winkte mir, und indem er leise lächelte, sagte er:
.Du wirst sehen, es geht mit mir zu Ende.'
Mit einer Heiterkeit, die ihm wohltat, wehrte ich ab.
Er sah mir forschend ins Auge.
»Ich möchte nämlich nicht sterben,' meinte er kaum hörbar. Und nach einer kleine» Pause: ,Du weißt, wie ich am Leben hänge. Aber aber 'Er sah sich um unt> blickte scheu nach der Tür. »Ich glaube,' fügte er traurig hinzu, ,sie belügen mich.'
Ich suchte ihm das auszureden. Er nahm bankbar meine Hand, die er beständig streichelte. Er wollte offenbar über etwas mit mir sprechen, das ihm sauer fiel. Endlich raffte er sich auf und zog mich dicht zu sich heran.
,Du mußt ganz nahe kommen,' sagte er flüsternd, und er ruhte nicht eher, bis ich, mich auf den Nand feines Bettes gefetzt hatte.
.Sieh einmal,' brachte er stockend hervor, .ich habe solch eine Angst vor meiner Frau. Sie rächt sich jetzt für alles, was ich ihr angetan habe. Sie wirft es mir brocken» weife vor. Sie zahlt mir gewissermaßen heim, daß sie mich jetzt in meinem elenden Zustande auf dem halse hat, während sie in gesunden Tagen Du,' unterbrach er sich, und sein Gesicht wurde fleckig — .das macht mich wund. Ich habe so eine Angst, daß ich hier nicht gesund werden kann. Sie pflegt mich mit harten Händen ich kann ihre Blicke nicht ertragen.' Er hielt einen Moment inne. .Ich habe so eine Furcht, sie zu rufen, fo eine Scheu, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich beiße mir eher die Lippen ab, als bis ich etwas von ihr verlange. Sie sieht mich so lieblos an, daß es mich überläuft.'
Er hatte das alles mühfam und mit sichtlicher Anstrengung hervorgestoßen. Das Sprechen fiel ihm schwer, der Atem versagte. Aber tiefer als seine körperliche Not ergriff mich sein seelischer Schmerz. Ich suchte ihn zu beruhigen, er hörte jedoch nur verdrösse» zu. Mit dem Eigensinn eines Kranken blieb er beständig dabei:

»Ich lann unter ihrer Pflege nicht gesund werden.'
»Ja, willst Du denn in ein Krankenhaus?" fragte ich.
Er schüttelte den Kopf, und sein Gesicht färbte sich dunkelrot.
»Nein, nein, das nicht," entgegnete er und zog mich noch dichter zu sich heran.
»Nämlich," fuhr er zögernd fort, »ich kenne jemanden, der sich nach mir bangt der sich um mich grämt der mich gesund pflegen würde."
Ich sah ihn erschreckt an. Er mochte im Nu begreifen, was in mir vorging.
»Ich kann nur bei ihr gesund werden," wiederholte er eigensinnig, »ich verkomme hier Du muht doch fühlen, daß ich fo zugrunde gehe."
Er wurde immer unruhiger, bis ich ihm versprach, das Meinige zu tun.
Als ich das Zimmer verließ, hatte ich das Empfinden, daß ihm niemand mehr helfen konnte. Das Mitleid mit diesem armen Teusel, dem das Sterben in seinen eigenen vier Wänden so bitter wurde, erschütterte mich.
Ein paar Minuten später stand ich seiner Frau gegenüber.
Sie hörte mich mit zusammengezogenen Brauen schweigend an, als ich ihr sagte, daß er die größte Liebe und Sorgfalt brauche, und daß es nach meinem Dafürhalten verteufelt ernst mit ihm stehe. Zunächst wagte ich es nicht, ihr von seinen Wünschen zu sprechen.
»In solch einem Zustande kommt er zu mir," antwortete sie, als ich geendet hatte.
»Ich werde Ihnen sagen," fuhr sie zornig fort, »wer an seinem Unglück schuld ist Die Weiber, nur die Weiber sind es, die ihn zugrunde gerichtet haben! Jetzt, da er elend ist, habe ich ihn in guten Tagen ist er über mich hinweggegangen, um zu diesen Frauen» zimmern zu laufen Denken Sie, ich kann das vergessen!" fügte sie hinzu, und ihr Gesicht verzerrte sich.
Ihre Härte verletzte mich.
»Wenn Sie das nicht können, so muß er aus dem Hause," erwiderte ich ärgerlich.
»Wenn es sich um Tod und Leben handelt, haben solche Erinnerungen zu schwelgen. Aber," fuhr ich diplomatisch fort, »niemand kann gegen seine Natur, und wenn es Ihnen recht ist, so will ich ihn fortschaffen."
»So, das wollen Sie?"
Ihr Gesicht war mit einem Male weiß wie Linnen geworden. Ich begriff sofort, daß sie mich verstanden hatte mit dem unheimlichen Instinkte der Frauen hatte sie mich verstanden.
»Und dazu wollen Sie Ihre Hand bieten — das wagen Sie mir zuzumuten?"
»Dieser Mensch ist trank und elend und braucht Liebe."
»Wissen Sie, was er mir angetan hat?"
»Ich finde es erbärmlich," antwortete ich, „daß Sie mit einem hilflosen abrechnen wollen l"
Sie wurde noch bleicher und blickte mich mit erweiterten Augen an.
»Ich werde niemals zugeben," sagte sie endlich, »daß er jetzt das Haus verläßt. Im übrigen dürfen Sie beruhigt sein, er wird nicht mehr unter mir "Sie verhüllte plötzlich ihr Gesicht mit den Händen »Ich kann darüber nicht sprechen," brachte sie gequält hervor, »ich kann nicht!"

In gedrückter Stimmung verlieh ich das Haus. Ich wußte, daß sein Wunsch nicht zu erfüllen war, aber ich war wenigstens darüber beruhigt, daß er von nun an nicht mehr unter ihren Blicken zu leiden haben würde.
Ich dachte über die zerstörte Ehe der beiden Menschen nach, über das verpfuschte Leben dieser Frau, die er im Grunde doch auf seine Art gellebt hatte. Er gehörte zu den Männern, die in ihren Liebesempfindungen leine Hemmungen kennen. Er war immer eine finnenfrohe Natur gewesen, die das Leben ganz auf den Genuß gestellt und aus allen Blüten Honig sich gesogen hatte.
Acht Tage später sah ich ihn zum letzten Male. 23 war nur noch ein Schatten von ehedem. Er bat mich, seiner Frau zur Seite zu stehen, die in seinen letzten Tagen sich auf sich selbst besonnen und alles getan hatte, um ihm das Sterben leicht zu machen. Er hatte noch im Tode jenen Zug von faszinierender Liebenswürdigkeit, der alle Menschen seiner Umgebung gefangen genommen hatte.
.Siehst Du, ich weiß, was ich ihr angetan habe, wieviel Gram und Elend ich über sie gebracht habe. Es ist halt ein Unglück, das sie an mich geraten ist, denn/ setzte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu, »ich bin einmal so und lann nichts gegen meine Natur. Sie hat geglaubt, es würde anders werden, wenn ich gesund würde — das ist natürlich Unsinn . . . das ist nur Einbildung. Es wäre genÄu so geworden wie vorher. Man kann doch nicht gegen sich selbst wüten. — Nein, das begreift Zhr nicht! Ihr denkt alle noch, es geht mit guten Vorsätzen! Ach Kinder, wenn Ihr darüber hinweg kämt! — Du mußt nicht glauben, daß ich mich entschuldigen will — fällt mir beileibe nicht ein!'
Er hielt die abgemagerte Hand an die Schläfe und sah mich rätselhaft an.
.hör' einmal — wenn es mit mir zu Ende ist, muht Du Dich auch des armen Mädels annehmen. Du mußt ihr sagen, daß ich immer an sie gedacht habe.'
Eine Anzahl von Vorstellungen und Gedanken beunruhigte ihn. Er hatte offenbar noch unendlich viel auf dem herzen, aber mit einem leifen Spott zog er die Mundwinkel herab und gab es auf, sich zu erleichtern. In seinem Schweigen lag etwa: .Was nützt das alles — einen Menschen wie mich begreift Ihr doch nicht.'
Als ich am anderen Tage wieder zu ihm hinaufging, fand ich ihn nicht mehr vor. Freund Hein hatte ihn auf seinen Buckel geladen und die große Nelse mit ihm angetreten. Ich schüttelte seiner Frau, die hilflos und gebrochen war, stumm die Hand und über» nahm die Erledigung all der widrigen Geschäfte, die notwendig sind, wenn man einem die letzte Helmstätte bereitet. Dazu bedurfte ich vor allem gewisser Papiere, um die ich sie bat. Sie hieß mich warten und ging in sein Arbeitszimmer, um sie aus dem Schreibtisch hervorzukramen.
Ich wartete und wartete, aber sie kam nicht. Die Zeit verrann, ohne dah sie sich um mich kümmerte. Ich schritt ihr leise nach und blickte durch die geöffnete Tür. Sie fah am Schreibtisch ihres Mannes in sich zusammengesunken und wimmerte; aus der Erde lag eine ganze Nelh« von Briefen zerstreut. Ich rief ihren Namen. Sie sah auf und blickte mich «lt einem Ausdruck unfagbaren Zornes an.
.Was ist Ihnen denn?" fragte ich erschreckt.
Sie wies auf die Briefe, die am Boden lagen.

n c>
„Das find alles Liebesbriefe aus den letzten Monaten, hier sind die Papiere,' setzte sie tonlos hinzu.
Da ich nichts erwiderte, maß sie mich mit fremden, kalten Blicken.
»Können Sie denn begreifen, wie er mich behandelt hat, nein, wie er mich mißhandelt und mein Leben zerstört hat? Kein wahres Wort hat er zu mir gesprochen, alles war Lüge, nichts als Lüge. Es ist lein Tag gewesen, wo dieser Mensch mich nicht betrogen hat. Nein, nein,' rief sie, »darüber komme ich nicht hinweg. 2s ist nicht wahr, daß der Tod alles auslöscht. Er hat mich betrogen mit jeder, die seinen Weg kreuzte. Keine war ihm schlecht genug, und mich hat er um meine Jugend und mein Lebensglück gebracht," zischte sie hervor.
»Für diese Frauenzimmer hat er immer gütige Worte übrig gehabt ... für mich nur Niederträchtigkeiten! Dieser Mensch,' schloß sie, und ihre Augen funkelten, .hat kein wahres Wort zu mir gesprochen. Immer wieder habe ich an ihn geglaubt, und immer wieder hat er sich an mir versündigt ... ich schäme mich, wenn ich daran denke. Von diesen Personen ist er zu mir gekommen.'
Sie erhob sich und ging zur Tür.
»Tun Sie mir einen Gefallen,' sagte sie, »machen Sie Ordnung unter diesen Papieren, ich will mein Haus wieder sauber haben.'
Ohne eine Antwort abzuwarten, wandle sie sich ab. Ich hob sorgfältig die Briefe auf und begab mich an die Arbelt. Das ganze Liebesleben meines Freundes rollte sich vor mir auf. Er mußte ein Meister in der Kunst gewesen sein, die Weiber zu behandeln.
Alle diese Vriefe, die fast den ganzen Schreibtisch füllten, atmeten eine dankbare Zärtlichkeit Die Frauen und Mädchen, mit denen er in Beziehungen gestanden, mußten leidenschaftlich an ihm gehangen haben. Aus diesen Dokumenten ging hervor, daß er keineswegs immer gleichmäßig gülig gegen sie gewesen war. Dennoch bettelten sie demütig um seine Liebe und baten um Verzeihung, wenn sie ihn gekränkt hätten, er sollte sie nur nicht wegwerfen und vergessen. Jetzt begriff ich, warum er eigentlich nicht die seinen Fähigkeiten entsprechende Entwicklung genommen hatte. Er hatte mit den Weibern zu viel zu tun gehabt. Seine Zelt und seine Gedanken hatten sie ihm gestohlen und die Möglichkeit, sich zu sammeln.
In diesen Liebesgcschäften berührte mich eines seltsam. Alle seine Freundinnen hingen an ihm, auch wenn er mit ihnen fertig war, erbaten in wichtigen Geschäften des Lebens feinen Nat, wenn über seine Neigung zu ihnen längst schon Gras gewachsen war. Und das ging so weit, daß etliche sogar seine Erlaubnis einholten, wenn sie sich zur Ehe entschlossen.
Es war ein unförmiges Paket, in das sich sein Liebesglück geschnürt halte. Vevor ich das Haus verließ, ging ich noch einmal in das Totenzimmer und betrachtete ihn. Ich sah in seine feinen Züge und rief mir den verfchleicrten Blick seiner Augen zurück und sein leises Lächeln, mit dem er die Frauen gelockt hatte, bis sie ihm ins Garn gegangen waren. Und auf dem Heimwege fragte ich mich, ob er nicht recht gehabt Hütte, das Leben auf seine Art auszuschlürfen und zu genießen.
Beim Begräbnis stellte sich ein untersetzter, spltzbäuchiger Herr mit kurzen Beinen und einem runden Vollmondgesicht ein, aus dem zwei Nein« Aeuglein gutmütig und verlegen zugleich beständig zwinkerten. Er war ein ehemaliger Freund des Verstorbenen, der sich in den letzten Fahren nicht mehr hatte sehen lassen. Der Verschiedene tonnte seinen Anblick

nicht recht vertragen. Er wußte, daß er von Grund aus gutmütig und wohlwollend war, aber sein Philisterwesen, das bei aller Ehrlichkeit auf das Profitliche und eine wohlgeordnete Existenz ausging, war ihm zuwider. Dieser Mensch, der von Tag zu Tag fetter wurde, beständig seine Zinsen vermehrte und immer nur darauf hinarbeitete, in seinem Alter als unabhängiger, kleiner Nentier zu leben, war ihm in der ganzen Weltanschauung so entgegen» geseht wie nur möglich. Er mit setner unruhigen Lebensfreude konnte ein gefällig! es Spleßerleben nicht begreifen.

Beim Begräbnis war nun der Spitzbäuchige aus seiner Versenkung wieder hervor» getaucht. Er brachte einen Niesenkranz, trug den üblichen Leichenbitteranzug, hatte auf dem Kopfe einen müchligen umflorten Zylinder und einen breiten, fchwarzen Flor am linken Arm. Er ging auf die Witwe zu, und feine Stimme fchlug über, als er ihr fein Belleid ausdrückte.

»Wenn er sich in den letzten Jahren auch nicht habe blicken lassen/ brachte er ein wenig stockend hervor, ‚fo hätte doch sein Heidenrespekt und seine anhängliche Liebe für den Verstorbenen nie nachgelassen, und sie sollte über ihn verfügen, an jedem Tag und zu jeder Siunde. Er wüßte, was Freundespfllcht fei.' Dabei hielt er krampfhaft feinen Lorbeer» kränz fest und wirkte bei aller Komik, die von seiner Gestalt ausging, doch sehr rührend und aufrichtig. ' (Schluß folgt.)

Anveröffentlichter Heinebrief.*)

"^ -^' Paris, den ?»«» April 1839.

t?^>erehrter Freund — ich zweifle nemlich nicht baß ich fchon jetzt berechtigt, Sie mit ^^ diefem Worte anzureden, ich darf ein großes Verständniß zwischen uns voraussetzen — ich habe mich auch noch nie geirrt in meinen Sympathien! heute komme ich wieder mit einer Bitte, nemlich sobald als möglich den einliegenden Aufsatz, betitelt Schriflstellernöthen, in der Eleganten abzudrucken. Es ist eine Antwort auf Eampes Erwiederung im Telegraphen, die zwar äußerlich harmlos, desto tiefer im Innern die Absicht verbarg meine Glaub» Würdigkeit überhaupt zu verdächtigen. Eampe ist wirklich unschuldig und folgt nur dem Nathe Gutzkows und dessen liter. Bagagen, auf deren Antrieb er die Erklärung im Telegraphen geschrieben. Ich glaube den Rattenkönig hinlänglich belauscht zu haben, und ich glaube dieses gelang mir ohne daß ich dadurch in ein Gezänk mit Gutzkow verfalle, was dieser Raufbold im Interesse feiner Zeitschrift gewiß wünscht.

Ich glaube das Publikum wird intelligent genug seyn, alles zu verstehen was ich aus Nücksichten nur andeute, und so zu sagen zwischen den Zellen zu lesen. Wenigstens Sie und die Gleichgesinnten werden alle meine Winke und Intenzionen errathen. Der freundselige Ton des Ganzen wird wohl diesen Aufsatz ganz durch die Censur bringen, um so mehr da ich die tönigl. sächs. Censur vertheidige und lobe. Die von Studtgardt aus» gehenden schmutzigen Umtriebe bey den Eensurbehörden habe ich daher nur leise berührt.

-) Dieser bisher unbekannte Brief ist das ausführliche Begleitschreiben zu dem berühmten Aufsah »Schriftstcllcrnöthen", welcher in der von Gustav Kühne geleiteten »Zeitschrift für die elegante Well" veröffentlicht wurde. Wir verdanken diesen Brief dem Entgegenkommen der belannten Antiquarialfirma Baer und Sohn, Frankfurt a. Al.

t> «»
Sollte dennoch der Censor an der Gicsener Geschichte etwas streichen, so bewerten Sie gefälligst in einer Note, baß es nicht meine Schuld wenn einige auf meine Erörterung bezügliche Fakta im Aufsatz« fehlen.
<ls ist mir verdrießlich, daß ich Namen wie Wihl aus ihrem schäbbigen Dunkel hervor» ziehen mußte; aber dieser eben ist es welcher mit Studtgardt in beständiger Klatschkorrespondenz und Gutzkow mit den Schwaben (wo nicht gar am Ende mit Menzel) versöhnt hat — auf meine Kosten.
Sollte dieser Mensch Neklamazionen gegen meinen Auffatz machen, und gar wieder die Frechheit begehen, dem Publikum von einer freundschaftlichen Verbindung zwischen seiner Wenigkeit und mir etwas vorzulügen, so lassen Sie doch gefälligst unverzüglich die Notiz drucken: daß jene angebliche Verbindung sehr problematisch sey, da nur Herr Wihl davon rede, und die annonymen Notizen die darüber in deutschen Blättern standen von Herrn Wihl selbst eingesandt worden sind — Ich setze nemlich voraus, daß die Notiz die in der Eleganten über solche Freundschaftsverbindung zwischen mir und Herrn Wihl gestanden, Ihnen ganz sicher von demselben selbst eingesandt worden — Ich habe ihn nur als armen Teufel, wie so manche andere Landsleute, unterstützt. Er hatte in Hamburg sogar die Impertinenz zu meiner Mutter zu gehen und sich als ein Eingeweihter in meine delikatesten Verhältnissen zu präsentlren. Welcher Vegoutl
Ich bitte Sie vom Abdruck meines Aussatzes einige Ex unter Kreuzkouvert an meine Mutter zu schicken. Ihre Adresse ist: Madame Betty Heine, nee de Geldern, auf dem Neuenwall No: 24 5 Hamburg. — Auch mir schicken Sie gefälligst ein Ex, hier her: rue <ie5 KlaN^rs !^o: 23. K Paris.
Herrn Weil habe ich Ihren Brief übergeben; er fcheint ein sehr gulmüthlger Mensch zu seyn und sein Aufsatz über Basel, den ich dieser Tage gelesen, zeugt von Talent.
Ist Laube in Leipzig? Lassen Sie ihn gefälligst wissen daß ich noch in Paris bin, aber nur bis Mitte May hier bleibe.
Leben Sie wohl; herzlich grüße ich Sie, ich hoffe wir werden alt zusammen werden.
Ihr freundschaftlich ergebener
h. Heine.

Aeber den Anwert der Kritik.

Von Herbert Eulenberg. ^ konntest du das grohe Bild des Ansehen« erblicken: .Dem tzund im Amt gehorcht man.'
König Lear,
/^eit Sudermanns verunglücktem Feldzug wider die deutsche, richtiger die Berliner Theater» >»? krltit hat keiner es wieder gewagt, den Kampf mit dieser großen Macht, die sich über das ganze Gelände hin seitdem bitter an jenem gerächt hat, aufzunehmen. Sudermanns Angriff mußte mißglücken, weil er diese bestehenden Dinge vom Standpunkt einer überlegen tuenden, nicht angebrachten Moral behandelte, und dann vor allem, weil er diese schwarze Gefahr rein persönlich nahm. Es nützt nichts, ein paar Theaterkritik« als böse Buben heraus« zunehmen, — Sudermann hatte zudem noch das Mißgeschick, gerade die drei begabtesten Theaterbeobachter und Beurteiler Verlins zu packen — und der Hydra ein paar Köpfe

abzuschlagen. 2s ist auf jeden Fall zu vermeiden, mit großen Worten als Streiter für die Idee und die Ideale in den Kreuzzug zu ziehen und dann auf einmal zum Gelächter des Olymps für die eigene haut und' das eigene zerzauste Hemd zu kämpfen. Es handelt sich bei einer Fragestellung über das Wesen oder Unwesen der Kritik, insbesondere der Theaterkritik, gar nicht um die betreffenden Herren, die heute, meist stöhnend und ohne inneren Trieb, dies Handwerk zufällig betreiben. Der Wert diefer Kritik muß in und an sich selbst bestritten werden, das lächerliche Sphinxrätsel ihrer Macht muß gelöst werden, um sie zu zwingen, sich selbst in den Abgrund dies Komischen zu stürzen, in den sie bisher ihre Opfer hineingeworfen hat.

Sehen wir diesem Tier ein wenig in seine Augen hinein und unterhalten wir uns eine Weile freundschaftlich mit ihm, so muß ihm zunächst einmal gesagt werden, wie unsäglich leicht eigentlich die Kritik als Beruf zu treiben ist. Nicht als ob es leicht sei, ein kluger Wann zu sein. Die von Sudermann Gereizten konnten sich damals nicht genug tun, die größere Entwicklung dieses Organs, des Intellekts, bei ihnen über die sogenannten „Schaffenden' zu betonen. Aber was bewiese das selbst? Die Schöpfungen der Kunst sind doch nicht nur dem Tribunal des menschlichen Verstandes unterstellt. Braucht Düntzer erst Goethe zu beweisen? Kann ein Drama gesetzmäßig restlos begutachtet werden wie eine Chemikalie? Könnte selbst ein Aristoteles uns Shakespeare zertrümmern? Ebenso» wenig, wie Lessing der „Phädra" eine Zeile ihrer strengen Schönheit rauben konnte.

Was von dem Verstand an einem Kunstwert gefaßt wird, ist bekanntlich immer nur ein kleiner Teil von ihm, etwas Aeußerliches, Deftnierbares, oder mit unserem Schlagwort: das Technische. Nun wohl, glaubt das Gros unserer Theaterkritik« wirtlich, von dieser Technil des Bühnenschriftstellers mehr zu verstehen als Sudermann oder Otto Ernst, um die am meisten Angegriffenen zu nehmen, die seit Jahr und Tag nichts anderes tun, als fich mit dem heutigen Theater und seinen Wirtungen auf unfer Publikum beschäftigen?

Oder nimmt das Gros der Theaterkritik« — nur dieses steht zur Erörterung — sein Necht auf Verurteilung der vor ihm auftretenden Bühnendichter etwa aus ethischen Gründen her? haben für Geld und nur aus btefem Grunde Schreibende das Aecht, über andere Kreaturen verächtlich zu reden, die aus dem gleichen Grunde für das Theater arbeiten und sich lein Gewissen daraus machen? Ist es nicht oft ein Schauspiel zum Totlachen, Neinecke als Nichter zu sehen? Ist es nicht viel schwieriger, einen müden Haufen Menschen lachen oder weinen zu machen oder selbst nur drei Stunden lang nicht zu langweilen, als hinterher aus dem Schelm einen kleinen Essai oder ein paar Spalten voll zu machen? Nein, seien wir einmal ehrlich, wie trunkene Auguren, alle, die wir jemals Kritit geschrieben oder getrieben haben, daß das ein jämmerlich leichtes Gewerbe ist. Zumal, wenn kritisieren nur mehr „verreißen" heißt oder es, wie heute zumeist, nur darauf antommt — «das liebt das Publikum" (Leitmotiv des Ehefredattcurs) —, die Komö» dianten oder Stückfabrikanten möglichst lächerlich zu machen. Wozu die plebejische Un» sitte gehört, die übrigens unt« anständigen Nezensenten so verpönt sein sollte wie unter leidlich Erzogenen das den Fisch mit dem Messer Essen oder das Kartoffelzerschneiden, ich meine, den Inhalt eines Stückes ironisch oder sozusagen komisch wiederzugeben. Denn man nenne mir das Stück Shakespeares od« Schillers, das sich nicht lächerlich «zählen od« Nein machen ließe!

Daß es schwerer ist, eine Stanze als eine Kritik zu schreiben, weiß jeder, der je beides versucht hat! Daß es leichter ist, einen „Demetrius" zu beurteilen als ihn besser zu machen, bewies uns Hebbel selbst. Und daß der Ausspruch Lessings, daß er seine dramcl» tischen Erzeugnisse nur seinem kritischen Vermögen verdanke, ein frommer Selbstbetrug war, ähnlich dem Glauben einer Frau, daß sie durch den bloßen Gebrauch einer Franzens» bader Kur ganz ohne eine hinzukommende Schöpferkraft ein Kind bekommen tonnte, sah schon Goethe ein. Denn selbst bei einer so erlernbaren Sache wie der Negieführung ist eine schöpferifche Betätigung um die Strecke mühsamer und schwieriger als eine kluge Beurteilung, wie beim Malen der Weg von Auge zur Hand. (Man denke an den Fall Hermann Bahr als Theaterbeobachter und als Regisseur.)

Drum ist das Präzeptorverhältnis des Tages» oder Nachtkritikers zu seinem ihm zu» geordneten Produzenten, das nach der Prüfung zum Verteilen der Zensuren berechtigt, im Grunde ebenso lächerlich wie widerwärtig. Man weiß nicht, wann Schmock unangenehmer ist, wenn er Kadelburg lächerlich macht, oder wenn er Schiller rühmt.

Im übrigen sollte jeder Kritiker von Wert sich Macaulays Satz zur Richtschnur seines Berufes machen: »Nur über das zu schreiben, was er mit Einschränkung loben kann.' Alles andere tue er so kurz wie möglich ab, wenn ihm nicht über dem Quarlbreittreten eines Tages selber übel werden soll. Dies letztere, die Berufskrankheit der Kritiker, die bei den besten oft zur Selbstverntchtung führt, ist schon der Heilsprozeß, den die Natur, diese große kritiklose Macht, mit jedem anstellt. Und aus ihm geht der eine als Mensch, der andere als Pharisäer hervor.

Wird es für viele sehr schwer, ja ist es für Pharisäer ganz unmöglich, zuzugeben, wie leicht das Kritisieren ist, so sieht jeder, der sehen will, doch ein, wie nutzlos eigentlich die ganze Kunstlichter«» ist. Dieser Fluch, der an dem Gewerbe haftet, drückt die meisten in bittern Stunden viel mehr als jene Berufskrankheit. Weil eben die meisten Rezensenten durch das unerschütterliche Gefühl ihres höheren Wertes, kürzer gesagt durch ihre Selbst» überhebung, die längste Zeit gegen die Krankheit des Zweifels und Ekels geimpft find.

Daß er nutzt ofe Arbeit getan hat, das sagt sich aber fast ein jeder Theaterkritiler einmal am Ende einer jeden Spielzeit. Kadelburg lacht bei Empfang seiner Monats» abrechnung über jede Kritik, und Sardou in seiner Villa und die seines Geschlechts und seines Gewissens tun das gleiche. Die wütendste Philippika gegen das „husarenfieber" mindert die Tantiemen der Verfasser um keinen Pfennig. Und wie ein Demosthenes ein dem politischen Untergang geweihtes Volk nicht retten tonnte, so vermöchte eine gleich starke Persönlichkeit nicht, ein dem künstlerischen Bankerott verfallenes Volk durch Neben vor dem Nuin zu bewahren. Zehn .hamburgische Dramaturgieen" wiegen weniger als eine „Minna von Barnhclm". Der vereinte Angriff der Theaterprefse gegen Sude» mann hat höchstens seinem Nuf, keineswegs seiner Anziehungskraft bei unserem Theater» Publikum Abbruch getan. „Das Publikum ist es, das die Zeitungen redigiert," oder jede Mode macht sich selbst, wie die großen Schneider von Paris und London wissen, die jedes Jahr ein Dutzend Neuheiten bringen, von denen nur eine aufgegriffen wird. Und reiner vermag hier zu prophezeien, fo wenig wie bekanntlich irgend einer, und sei er noch so lange bei dem Theater, dort das Wetter machen oder das Schicksal eines Stückes vorher» sagen kann.

o c>

Die Komik der Kritik liegt ja darin, immer erst vom andern Morgen, „ctu lenclemain", zu sein. Die großen Aesthetiker kommen wie die Marodeure hinter den großen Dichtern, von Aristoteles, diesem ersten Schrittmacher des Genies an, bis etwa auf Otto Ludwig, den schärfsten Schillergegner. Neber die zu gleicher Zelt mit ihnen schaffenden Künstler täuschen sich die meisten Krittler stets, falls sie sie nicht gänzlich übersehen. Dies Lied ist so alt wie Homer. Und man braucht nicht an Shakespeare und seine zeit» gcnössischen Kritiker, die ihn kaum erwähnen, nicht an Nembrandt und seine Zeit, überhaupt nicht an die Leidensgeschichte aller Großen zu erinnern, die von der Kritik, die mit ihnen lebte, ignoriert oder tot gequält wurden. Man braucht auch nicht alle die schiefen Urteile aus der jüngsten Vergangenheit, gegen Wagner, Nietzsche oder Ibsen, aufzulesen, um die berufsmäßige Kritik damit zusammenzuschlagen. Wiewohl durch dieses greifbare Mittel, ein planmäßiges Zusammenstellen all der falschen Sprüche von zu ihrer Zeit anerkannten Kunstrichtern, dem Ansehen dieser Zunft bei der dummen Masse wohl am schnellsten der hals gebrochen werden könnte.

Dies ist der Punkt, wo die Kunstkritik, die wir in ihren guten Absichten meist als nutzlos entlarvt haben, geradezu schadenbringend' ist und wirkt, hierher gehören alle die Justiz» morde der Kritik, die großen Falschurteile zeitgenössischer intelligenter Kunstrichter, die das Lebenswerk eines jeden Genies in seinem Durchbruch, wenn auch nicht ganz aufgehalten, fo doch oft jahrzehntelang gehemmt haben. Ein jeder mag hier der ihm bittersten, weil geliebtesten Beispiele gedenken. Ohne falsche Empfindsamkeit: Denn so wenig ein Stern durch die unrichtigen Beobachtungen und Prophezeiungen seiner Deuter in seiner Bahn beirrt wird, fo wenig kann ein Genius durch das Geschrei seiner Gegner bestimmt oder in Verwirrung gebracht werden. Drum ist der Schaden, den verständnislose Kritik einem Künstler zufügen kann, nur ein äußerlicher, noch nackter ausgedrückt, ein materieller. Denn den großen Schaffenden vermag kein falsches Urtell aus dem Kontakt mit seinem Genius zu bringen. Ja nicht einmal ein richtiges; denn er hängt in sich selbst und von sich selbst ab, und von außen kann nichts in ihn hineinkommen. Darum las Goethe keine Zeitungen mehr, weil er einsah, daß dies nur eine leere Belastung für ihn gewesen wäre, oder weil er, mit Ibfen zu reden, „den Zusammenhang nicht mehr fand".

Und dies gilt für einen jeden Künstler, und selbst für den kleinsten. Denn der Kritiker kann ihm ebensowenig helfen wie ein Apotheker mit seinen Latwergen dem Kranken, der sich selbst nicht kurieren kann, und er kann ihn nicht anders schaffen oder aus dem Wurm eine Seidenraupe züchten. Seine Selbstkritik muß der Künstler ebenso aus sich selbst heraus» spinnen wie sein Werk. Man denke nur nicht, daß der Kritiker immer dem Künstler um das Wissen um seine Fehler und Mängel überlegen und klüger wäre. Nichts kann dümmer sein. Böcklin kannte sicherlich seine Schwächen ebensogut wie etwa Meier»Gräfe, und Bürger schluchzte auf wie ein Hund, als er Schillers Rezension las, und sagte zu seinen Freunden: „Der Mann hat ganz recht. Ich wußte es längst." Aber der eine konnte doch nicht anders malen, und der andere konnte nicht anders dichten. Daß jeder wahre Künstler bei Vollendung seines Werkes aufbrüllt wie Achill bei der Leiche des Patroklus oder Kleist bei dem Tod der Penthestlea, davon ahnen die meisten Kritiker nichts. Sie fahren fort, das Neue gegen das Alte herabzusetzen, oder mit Hebbels Worten: „Die -Rose mit der Lilie totzuschlagen und Kirschen vom Feigenbaum zu fordern.' So kommt

o c>
o o
es, daß man heute fast von jedem Theaterschriftsteller, den man danach fragt, zu hören bekommt: „Ich lese keine Kritiken mehr!", oder daß Waler fortlaufen, wenn einer über ihre Bilder klug zu reden anfängt.
Ist der Schaden der Kritik somit bei den Künstlern selbst meist innerlich gering, so ist er unendlich groß bei dem Haufen, der von ihr wirklich bedient wird, bei dem Publikum. Die meisten Menschen, die durch Nahrungssorgen gehindert sind, in Kunstfragen selbst zu denken und zu urteilen, sind hierin auf ein anderes Gehirn angewiesen, das Zeit hat, sich mit derlei nichtigen Dingen, über die man aber doch gerne mitreden will, zu befassen. Das Gehirn nun, das wie ein Neservoir eine bestimmte Menge bedient, prägt die Urteile, die nun in den Mäulern seiner Pachtheiren kursieren. Die geistlose Verflachung, die daraus folgert, daß viele einen für sich denken lassen, ist seit dem ersten Rezensenten immer wieder beklagt oder belacht worden. Diese Urteilsversandung nimmt von Tag zu Tag bei uns zu und ist die größte aller Gefahren des sogenannten freien germanischen Geistes. Kaum mehr schämt sich einer, den Satz: „Man muß erst die Kritik abwarten", auszustoßen und sich so in die Hammelherbe einzublöken. Man macht sich bange mit dem Popanz, den man doch selber aufgestellt hat. Dann werden die Urteile herum» gereicht wie schmutziges Papiergeld, und leiner wagt es, diese ganze faule Zauberei einmal zu verachten und zu verlachen. Falsches und echtes Urteil wird blind durcheinander» gemengt und getauscht, denn der Gebrauch und die Verbreitung von Falsifikaten geht einem hierbei ja nicht an den Kragen, nicht einmal an die Ehre. Drum erhalten sich jene falschen Scheine, ich nenne nur „der ewig heitere Mozart', „Ibsen, der Naturalist", „Zola, der Pornograph" usw. usw. jahrzehntelang im Kurs und sind fast zum Mythus geworden.
Nicht minder schädlich und verdummend für das Lesevolk ist die sogenannte positive Kritik, die sich in Kommentaren äußert. Diese Leichenwäscher und Totengräber der Künstler sind in unserer wahrhaft alexandrinifchen Zeit wieder rührig am Werke. Die Warnung Schopenhauers, die er vor jede Universität nageln wollte: „Alles von und nichts über Kant zu lesen", könnte man heute verhundertfachen. Schon wird Nietzsche zerkleinert und zerbeutelt und „dem Volle mundgerecht gemacht", diesen Verleger» ausdruck zu gebrauchen, und bald' wird «3 mit Ibsen ebenso geschehen. Nur wenige trinken noch aus der Quelle selbst; eine lange Nöhre mit allerhand Beigeschmack, der .literarische" Kritiker als Kommentator, muß das Publikum, das keine Zeit hat, mit den Genies aller Zeiten verbinden. Und in unseren Bibliotheken häuft sich der kritische Kommentar» kram an und verdeckt fast die ewigen Urschriften mit seinem Schimmel. Wann kommt endlich der neue Kalif Omar, der diesen Wust ins Feuer steckt und uns von dem Götzen der Kritik befreit! Wir wollen ihn mit „tzosiannah" empfangen.

c> c>
c> c>
285
Ernst Schur: Vühnenkunst
3^/^/7i^^t7/?^//
^Nühnenlunstl Seit ein.,wel Zahlen hat die
"^ dekorative Kunst sich die Bühne «lodert und
damit «inen Schritt in der Entwicklung getan, der
notwendig getan werden muht«. Das Theater alten
Stils — wie «s noch zum großen Teil erhalten
ist — war dem künstlerisch feiner Empfindenden
entfremdet. 2s rechnete nicht mehr in dem Matze
mit wie früher, wo «s geistiger Mittelpunkt war.
Man gewöhnt« sich, in dem Theater einen zurück»
gebliebenen Ueberrest eine» alten Zeit zu «blicken.
Da kam die Erneuerung des Darstellungs»
Materials, der Schauspieler. Unter dem Einfluß
der neuen Dramenliteratur, die auf Natur drang,
bildete sich ein neuer Sprechstil aus. Die Psycholo»
gie derDarstellung wurde ein« andere. Vermodern«
Geist prägt« sich darin aus. Feiner« Nuancen,
lebensechter« Empfindung, leisere Abtönung.
Es blieb nur noch ein Schritt . u tun übrig.
War in den Neiden d«r Schauspiele? «Ine El»
Neuerung vor sich gegangen, der innere Vrga»
nismus gewissermaßen neu gebildet, das äußere
Kleid war das gleiche geblieben. Wir sahen
immer noch Kulisien, deren kleinliche Unwahrheit
lächerlich erschien, Bühnenbilder, deren Geschmack»
losigkeit, deren grelle, ungeregelteBuntheitverletzt«.
War di« erst« Epoch« unter dem Einfluß d«l
sich kraftvoll entwickelnden neuen Bühnendichtung
«ingetreten, fo war es auch in der zweiten Etappe
di« Dichtung, die auf neu« Weg« lockte. Die Ab»
wefenheit der farbigen Bühnenbilder in der Zeit
des naturalistischen Dramas lieh den Wunsch
nach einer sarbenschönen Phantastil wieder empor»
kommen. Die der Nomantik zuneigende Dichtung
der Folgezeit kam diesem Wunsch entgegen. Man
steht hier überall die Zusammenhänge.
Noch «ins kam hinzu: di« Entwicklung b«r
d«lorativen Künste selbst, di« danach strebten,
di« neugewonnen« Formen» und Farben»
anschauung für di« Bühn« nutzbar zu machen;
die durchaus folgerichtig nach und nach alle
Gebiete des plivaten wie des öffentlichen Lebens
l«olganlsi«lt«n. Zweifellos besahen fül die Vel»
gangenheit die alten Bühnenbild« j«n« Sug»
gestion, di« wil an ihnen velmissen. Aber eb«n
für die Wenfchen der Vergangenheit, nicht für
uns. Jede Zeit fchafft sich diejenigen Neiz« und
Erfüllungen, di« in sie gelegt sind. Dies« Nar
nach außen zu st«ll«n, sie fül Gegenwart und
Zukunft sichtbar werden zu lassen, darin besteht
eben die Kulturarbeit jeder Zeit, jeder Generation.
Ein Abwägen von stecht ober Unrecht der je»
weiligen Meinungen gibt es eigentlich gar nicht.
Di« Tatsache, daß eine Generation «inen Mangel
velsvürt, genügt und muh genügen. Denn es
handelt sich hier nicht um moralische Unter»

suchungen, sondern um ästhetische Befriedigungen. Vrlil und Walser sind die beiden Künstler, denen das Theater die Verknüpfung mit den künstlerischen Intentionen verdankt. Vrlik betont das Architektonische; Walser ist mehr malerisch. Das «Reinhardt» Theater in Berlin darf den Nuhm für sich in Anspruch nehmen, diesen An» schluh wieder hergestellt und damit das Theater für dl« künstlerisch Gebildeten wieder genießbar gemacht zu haben. Di« .Komische Vper" in Berlin hat dieselben Tendenzen für di« Oper nutzbar gemacht und hat speziell in den beiden Vpern »Carmen" und »tzoffmanns Erzählungen", zu denen Walser Kostüme und Dekorationen entwarf, Meisterwerte einer künstlerischen Inszenierung geliefert, die jedem in Erinnerung bleiben werden.

Man hat diese neuen Tendenzen In der Bühnenkunst als Modeströmungen und Spetu» lationen in Mißkredit bringen wollen. Sie fügen sich jedoch in den Nahmen unserer Gegen» Wartskultur so logisch ein, dah wir sie nicht mehr missen können. Das Theater wird dem modernen Geschmack« dadurch erst wieder möglich gemacht. Und d» die Bühnenkunst mit allen Mitteln des Scheins zu operieren gezwungen ist, ist nicht einzusehen, weshalb fi« das nicht in geschmack» voUer Weise tun soll und weshalb nicht so, wie es unserm Gegenwartsgelst entspricht.

Jede Zeit schreitet zu anderen Zielen, es gibt leine absoluten Vorbilder, sondern nur Stationen, di« j«w«ils charakteristisch für die de» treffend« Generation sind. Und in den Nahmen der Gegenwartstultur fügt sich die neu« Bühnen» kunst fo folgerichtig ein, dah st« nicht mehr weg» gedacht werden kann. Im Gegenteil, wäre sie nicht da, so mühte sie entstehen. Unser« Zeit denkt nicht mehr so hoch und hehr von der Be» stimmung und dem Zweck des Theaters, wie unser« Vorfahren es taten. Dafür albeitet sie um so energischer an den praktischen, künstlerischen Zielen. Das Theater ist nicht ein Vorbild, das anderen voranleuchten soll. Vielmehr soll es selbst bestrebt sein, das Niveau erst zu erreichen und innezuhalten, das unsere Allgemeinkultur sonst inne hat. Vielleicht kommt dann einmal eine Zeit, die auch im Theater wieder Sinn für grohgeistig« Aufgaben hat, so dah es wieber «ine Erziehungsanstalt, eine moralische Anstalt wird. Aber liegt unserer Zeit das? Ich glaube nicht. Ich glaube, wir haben ernster« Aufgaben. Das Theater dient zur Unterhaltung, dient der Kunst, dem Schein, d«r Schönheit und möge es tun mit allen verfeinerten Mitteln. Dief« über» ragende Bedeutung, di« es einst hatte, als jede sonstig« kulturelle Gemeinsamkeit vermißt wurde, kann es nicht mehr haben, dazu gehen die Inter»

cs?>,n zu weit auseinander. Wir haben ander«
Sammelpunkt«. Wir haben andere Vühnen,
von denen wir sprechen tonnen. Vielleicht aber
gestattet gerade diese Entlastung dem Theater
eine freiere Entfaltung. 2s verliert vielleicht an
Wucht und Schwere, um an Schönheitzu gewinnen.
2s darf auch das nicht zu gering eingefchätzt
werden, daß durch das Theater auf diese Weis«
Kunst in Massen dringt, die sonst nicht dafür zu
haben sind. In den Kunstsalon gehen wenige;
in das Theater viele. Und ohne daß es zu
kontrollieren ist, dringt die Schönheit des Scheins
zu den fernen Scharen. Der Verbreitung, dem
Verständnis der modernen Kunst wird dadurch der
Voden bereitet. Denn es bestehen zwischen der
graphischen Kunst und dem Bühnenstil eines Vrlil,
zwischen Walser und dem Impressionismus Zu»
sammenhänge, die nicht ohne Einfluß bleiben
können. Was vielen als Kunstwerk, als Blatt, als
Gemälde übertrieben, unklar erscheinen möchte,
wird ihnen klar durch die Körperlichkeit der Gegen»
stände auf der Vühn«. Beides aber ist im
gleichen Stil geschaffen. Der Wert solcher pral»
tischen Belehrung liegt auf der Hand.
Man kann auch nicht einmal die Behaup»
tung gelten lassen: der Geist der Dichtung werde
verletzt. Schlimm genug, wenn dem Hörer das
Aeuherlich« über das Innerliche geht. Schlimm
auch für die Dichtung. Denn das Aeuherlich«,
selbst in höchster Vollendung, die wir heut« nach
unseren künstlerischen Instinkten unbedingt ver»
langen — dient nur dem Innerlichen, und selbst
in der höchsten Vollendung müssen wir, di« Auf»
nehmend««, noch fähig sein, den Kern zu sehen,
zu ihm als dem geistigen Mittelpunkt vorzu»
dringen. Wir sind nur im Künstlerischen der
Außenseite so bescheiden geworden, daß wir un»
willkürlich annehmen, äußere Armut der
Erscheinung sei Vorbedingung der Bedeutung.
Wir fürchten uns im Geistigen vor der Schön»
heit (die asiatische Kunst, China, Indien, Japan,
Persien belehren uns jetzt darüber anders. Diese
Kulturen entfalten höchsten Glanz bei tiefster
Weisheit). Und schwebte dem Dichter nicht die
höchste Illusion vor? Er, als intellektuelle Kraft,
steht inmitten des geistigen Prozesses seiner Zeit.
Er hat, als er schuf, oie Malerei, die Viastil,
die Musik seiner Zeit vor Augen. Als Künstler
überträgt «r die Schwingungen seiner Zeit, die
vielfach hinausgehen, in sein Werl. Soll man
diesen Zusammenhang negieren? Wenn der
Dichter sein Werk in eine bestimmt« Zelt ver»
legt oder sich von einer bestimmten Kunst an»
regen läßt, so schwebt ihm doch di« höchste
Illusion vor, die überhaupt möglich lst. Wenn
man dies« also verwirklicht, so dient man den
Intentionen des Dichters. Und wenn das Geistig«
dann erdrückt wirb, — so ist es eb«n nicht stark

genug. Gewiß kann der Aegisseur sich vergreifen. Dann ist das sein Fehler. Das sagt aber nichts gegen die Sache. Es gilt, aus dem Kunstwerk selbst den Maßstab zu entnehmen, bis wie weit die Schönheit des äußeren Scheins den geistigen Gehalt umkleiden darf. Vergreift sich der Künstler, so ist das seine Schuld. Und eine Korrektur wird dann nicht ausbleiben.

Ist doch auch der Umstand von Wert, daß auch die Künstler diesen Anschluß an die Praxis nur schätzen können, der ihnen ein erfolgreiches Wirten eröffnet. Schätzen wir doch um dieser praktischen Erziehung willen das Ausblühen der dekorativen Künste so hoch ein, weil sie ablenken von unnützer Bilderproduktion. Und ist das Ziel, im leben» digen Spiel Schönheit zu Wirten, für de« Kunstler nicht lockend, dient er der Allgemein» heit nicht natürlicher, freier, als wenn er Bild um Bill» malt und sehnsüchtig harrt, daß eine Kunstausstellung einmal sein Werl zu Tausenden hinzuhängt. Was wir bei den graphischen Autzlünsten, dem Plakat, der Ae» Namezeichnung, als gesund empfanden, das gilt auch hier. Es eröffnen sich n«««« Wege für den Künstler, auf denen er nützlich wirken kann. Di« Kunst wirb auch hier in ihr« Rechte «ingesetzt.

Ernst Schur.

Der Liebhaber.

,ie Komödie »l'ne ?nÜ2näe«r», die nach dem D'
Wunsch des Autors für di« deutsche Vühnen» und Buchausgabe den Titel .Der Liebhaber' erhalten hat, ist das Drama Shaws, dem di« heimisch« Bühne am längsten verschlossen blieb. Es lst in dem Dramenband »Unp!e282Nt pwyz» enthalten, wurde im Jahre 1893 geschrieben und im Jahre 1898 veröffentlicht. Es war eines der ersten Stück«, die für Greins „Inckepenclant l'neÄtre" in Betracht kamen, doch machten die Schwierig» leiten der Besetzung «ine Aufführung unmöglich. Die Westend-Theater aber, die das Stück hätten spielen können, namentlich di« Bühn«, an der Charles Windham wirkte, wollten von d«m kühnen Neuerer nichts wissen.

Die meisten Kritiker sahen in diesem Werl des Ibsen.Vollämpsels eine Verspottung Ibsens, während Shaw nichts weiter verspottet als di« Verwirrung, di« der große nordische Dichter in Köpfen angerichtet hatte, die ihn nicht verstanden, aber nach seinen Satzungen zu leben glaubten. Shaw hat überdies im .Liebhaber" in der Ge» stall des Aezensenten Euthbertson den berüch» tigten englischen Ibs«n»Töter, Element Scott, den Kritiker des Daily Telegraph, verewigt.

Die erste öffentliche Aufführung des „pniwn-äerer" hat in London im Vorjahre stattgefunden und Shaw «inen fpäten Sieg gebracht.

Siegsried Trebitsch.

«»amwoilüch <üi d!e «edoitwn: », Art»! i!»nd«l>eiuli, «»!!» ".U, >.'«!>n5<>l»z« 3z tu» 0»Ner«<ch»UngaM! 5l»b«rt Feftl,
wl«» I. - ««!»« Vt»r»u»i»! « e»»^ WU»ei«»»r!.Bir!!n W,l», »iOItbenelstruz« 1». — <llped>tl«n für

Vcslcllvich'U»«»»
b«i «l»I»«l « WUi«l, Wi«n I, »raben 2». - Druck »«« P», « »»lieb ».». b. b, V«rUn V.«, Vie»I!,»l!»l<»l»«
".

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / "Richard Strauß: Musik / Georg Brandes:
Literatur / «Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyril
Nummer 10
Abonnement vlelteljährlich 6 Mail
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.
16. August 190?

Spiel und Ernst.

t^^elert ihr die Feste, wie sie fallen, oder fallen sie, wie ihr gern feiert? Jedenfalls bleib! <5 Swineniünde Episode. Und wir wollen hoffen, daß nicht Unangenehmes noch nach» sickert. Möglich bleibt bei uns immer Mancherlei, und was unmöglich schien, ist, ach, allzu oft schon schmerzliches Ereignis geworden. Im Großen und Ganzen gings diesmal: lein lautes Presscbrimborium, leine überschwingenden Neben, leine Drohung nach außen. Da^ Manches wieder den Verlust guter Tradition verrieth, wollen wir, froh des immerhin Erreichten, nicht allzu laut betlagen. Die Seepredigt, zum Exempel, tonnte vermieden werden; die Erwähnung des gegenwärtigen Zustands der russischen Flotte in der Antwort auf die höflichen Worte des Zaren mußte es. Und das Gefackel über das Aufleben des Gastet, in der Sicherheit deutscher Panzer war eine Taktlosigkeit, die ihresgleichen suchte. Eine Unvorsichtigkeit dazu; alle Monarchen werden heute von den Wachthabenden mU Zeitungs» ausschnitten gefüttert. Glaubt ihr, daß es unfern Beziehungen zum Beich des weißen Acr-s nützt, wenn Herr IZwolskij seinem Beherrscher die Fahnen vorlegt, auf denen er als eine Memme geschildert wird, die in der Fremde auflebt? Besser war, baß wir mit vorsichtigem Finger nur auf die möglichen politischen Folgen zeigten (Ein paar Entgleisungen gäbs. .Man sah', wie Goethe bei den Weiblein zu hühnefeld, .sie sind guter Hoffnung, oder wollens werden".); unllug wieder, wie lärmend und fchrill darüber gejauchzt wurde, daß der Ifolationsring, der uns umgiedt, im Osten ein Loch habe. Seht ihr, heißts nun in den fremden Eabinetten, daß sie unterm cauchemar cles coalilions litten und die lächelnde Wienc nur Mäste war? Fraglich freilich bleibt, ob die Haltung unferer Offiziösen ganz freiwillig war. Vielleicht hat Herr Iswolsttj schon vorher mit der Zaunlatte gewunlen und, für den Fall der Nichtbeachtung, Unannehmlichkeiten in Aussicht gestellt. Wer für die Derbheit der rufstschen Presse ein Ohr hatte, lonnte, mußte fast auf den Gebauten tommen, als ob schon Begonnenem im Keim noch der Garaus gemacht werden sollte. Zu eifrig fchon war von der Lockerung des Zweibunds gesprochen worden, bei uns, wo so oft doch der Kanzler vor den Extratouren unsrer südlichen Liebsten beide Augen zugedrückt hatte.

Politischen Ertrag wird das Wasserballett schwerlich haben. Bußlands Leib streckt sich wohlig auf dem weichen Eisbärfell. Entente mit Japan, Alllance mit Frankreich, Entente mit England, Einvernehmen mit Oeftrelch und — hundertmal lonnte es die frohe Botschaft in den letzten Tagen hören — .traditionelle Freundschaft- mit uns. Wehr lann, nach den Ereignissen der letzten Jahre, lein Vernünftiger verlangen. Dazu die heute im Innen nirgends ernstlich bedrohte Lage der Beglerung. Das Alles wurde ohne rlslante Engagements und ohne uns erreicht. Wärs zu verantworten, wenn Herr Iswolstij, der, ohne unfre allzu hitzige Werbung, jetzt vielleicht am Pariserplatz säße, einen so erfolgreichen Kurs änderte«' Wir wagtens felbst nicht zu hoffen, und im Auslande ward es von lelnem hellen befürchtet. Die englische Presse, wie immer in Dingen, die den nationalen Instinkt berühren, wunder» voll; ruhig, sachlich, fast loyal (daß die Vierrelfen und Berbrüderungsfeste daran unschuldig sind, braucht man Erwachsenen wohl nicht beweisen); lühl wird erklärt, daß man sich über das Schicksal des russtsch»englischen Abkommens keinerlei Sorge mache, an Aenderungen in der allgemeinen Lage überhaupt nicht glaube, und kein Gifttropfen ins Kredenzglas

geträufelt. Morgen ist Eduard Wilhelms Gast, und da man so ziemlich am Ziel des Wünschbaren ist, auch Frankreich die von Freund Elemenceau etwas allzu heiß aufgetragene Marokkanersuppe nicht durch Provokationen versalzen möchte, reagierte man weder sauer noch alkalisch und blieb verständig neutral. Selbst in Frankreich blieb Alles ruhig; der übliche Schimpf übers Moselthal blieb aus, und nur ein paar Gegner des Eabinetts benutzten die Gelegenheit, Herrn Elemenceau ein Bischen am Lederzeug zu flicken. Unruhe? Nirgends. Und wenn, wie harden meint, Herr Iswolstij Wariannchen, dem Flatter» geschöpf, eine kleine Lehre ohne Worte geben wollte, so hat sie die Situation jedenfalls rasch erfaßt. Andre Gründe für das Verhalten der französischen Presse bleiben. Was die Herrn in Casablanca angezettelt haben, war ohne England und «Rußland nicht zu machen; noch weniger aber ohne uns. ,

Seltsam! Wenn ich der Dey von Tunis wäre, Schlug ich bei so zweideutgem Vorfall Lärm; Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch, Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.

Und würd' mich dann, Euer Durchlaucht, auf märksche Weise fassen und Herrn Elemenceau in der höflichsten Tonart fragen, ob das Atlasspektakel im selben Tempo weitergespielt werden soll. Schließlich kann die Geschicklichkeit, mit der die Sache an der Seine betrieben wurde, für uns doch keinen Grund abgeben, schwachgemuth weiter zu krebsen. Allzuviel an Prestige haben wir schon an diesen Erdwinkel gesetzt. Vor zwei Iah» ^n standen wir Wochen, Monate hindurch vor der Kriegsgefahr, fuhr der Kaiser nach Tanger und demonstrirte, ein Jahr zu spät, gegen Delcassös und seiner Eonsortlalen Pläne, die die Souveränität des Scherifen bedrohen sollten. Sinn der merkwürdigen Worte: „Das muß ein Mann mir sagen, eh' ichs glaube. Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt, schütz' ich vor diesen jungenhelden ihn." Algeciras kam und unser Nückzug. Kaum ein Jahr ists jetzt her. Von Allem, was auf dem famosen Flitterwisch steht, ist nichts in Geltung. Die Polizei ist nicht organisiert, Frankreich ist als Vormacht längst anerkannt und hat schon beträchtlich mehr, als Herr Delcasse in den heißesten tzundstagnächten je zu erträumen wagte. Herr von Holstein, der auf dem richtigen Wege war, wurde aus dem Amt gedrängt, und muß sich noch heute drum von Tschirschtys Leuten .verbohrten haß und senilen Eigensinn- vorwerfen lassen. Vor Monaten ward in Udschda (wo, am 14. August 1844, Abd er Nahman von den Franzosen geschlagen wurde) schon eine Belastungsprobe unserer Geduld vorgenommen; das Land ist heute noch besetzt. Dann kam Herr Etienne nach Kiel und sondierte. Stlmmts oder stimmts nicht, daß er den Leuten am Qual d'Orsay melden konnte: von Deutschland habt ihr, was ihr auch thut, nichts zu fürchten? Wozu noch lange warten, wenn die Gunst des Augenblicks ruft. Durch Gewissensstrupel war Herr Elemenceau in seinem Leben schwerlich viel gequält. (Schon Manchen mag, wenn er die irren Gänge dieses nüchternen Mediziners übersah, Nivarols Witz über Mtrabeau ins Gedächtnis getreten sein: II ezt cspadle c!e tout pour c!e l^r^ent, meine cl'une banne action.) Doch wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann; nicht nur für Deutfche hals ein Deutscher gesagt. Die Nordlandreise wurde angetreten, der Kanzler ging nach Norderney; Herr Clemenceau saß in Paris und erledigte die noch nöthigen Kleinigkeiten. Die französischen Einflüssen nicht unzugängliche Nowoje Wremja darf den Werth des Zweibundes erörtern; ein paar Jahr» günge des Heeres werden vor der Zeit entlassen, und unter Protest nehmen ein paar der tüchtigsten Generale ihren Abschied. Stehts so? Sicher, der alte Ehlrurgus denkt momentan nicht an eine Operation. Ueberdies geht er nun, nach aufreibender Thätigkeit, zu den alten Heilquellen Karlsbads. Swlnemünde, Wilhelmshöhe, Ischl stehen vor der Thür: in stillem Fest» schlummer ruht die sommermatte Europa und träumt nur noch von Entrevuen und Friedensengeln. Unsanft und jäh wird das Idyll gestört und durch die Schwüle zittert das Gestöhn mmlvoll hingemarterter Menschen. Von Marokko lommts, und mischt sich mit dem fanatischen Gebrüll halbirrer Nachsucht. Herr Pichon eilt vom Schweizer Iura herbei und (ilemenceau erbittet sich, nach Karlsbad, Auskunft. Denn er hat ja vor zwei Tagen schon varis verlassen, von dem, was vorging und vorherging, natürlich keine Ahnung. Also lange Veveschen von, noch viel längere nach Paris. Kein Engel ist so rein. Schleunigst werden die Mächte benachrichtigt, wird mitgetheilt, daß so unerhörter Frevel bestraft werden müßte.

o 0
Carl Ientsch: Der Krieg 289
Hinverslanden. Alle; wir vornan, versteht sich. Wo wären wir nicht die Ersten, wenn das Allgemein»Menschliche in Frage steht. Waren die Schiffe schon seeklar? Wir wissen es nicht; wissen nur, daß das Bombardement von Casablanca begonnen hatte, ehe man auch nur genau wußte, was eigentlich los war. Wissen heute, daß die Vorgänge so, wie sie sich ab» ipielten, nimmermehr ohne Vorbereitungen möglich waren, wissen endlich, daß unsre Genies aus der Wllhelmstraße sich glatt über den Haufen rennen liehen. »Une excellenle journse«, jubelte, mit gutem Fug, der Figaro. Und während die Times mit dem aufmunternden Zuruf bei der Hand war, ein Papier könne jetzt nicht die «Richtschnur des Handelns abgeben, las man bei uns im Lokalanzeiger: .Unter den Forderungen Frankreichs ist die weitaus bedeutsamste die, der Maghzen habe für die Sicherheit der Franzosen in Fez sowie im gesamten Landesinnern kräftigst Sorge zu tragen. Dieser kategorische Auftrag erscheint zum ersten Wale und scheint denen "Recht zu geben, die von der Möglichkeit eines Fortschreitens der Besetzung von Udschda in der «Richtung auf Fez sprachen". Was zur Provokation der Marokkaner gethan werden konnte, wurde gethan. Ganz Casablanca liegt in Schutt und Asche, auch die Moschee, Frankreich hat über dreitausend Wann auf dem Festlande stehen, eine kleine Flotte vor dem Trümmerhaufen liegen, und einen regulären Krieg, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind. Der Weg von Casablanca nach Udschda führt über Fez. Mehr brauchts zur Zeichnung der Situation nicht. Der Sultan weiß nun, wer allein am Atlas zu gebieten hat, und wird sich künftighin t mach richten. Unsre Rolle an diesem Punkt der Erde ist definitiv zu Ende. Und die an manchem andern, davon wird noch zu reden sein, bedroht. Was wird Herr von Kiderlen im Vildlz antworten, wenn Abdul Hamid fragt, ob er das Grab für feine auf Deutschland gesetzten Hoffnungen nun auch bald schaufeln lassen könne? Neben dem, was jetzt gemacht wird, ist Algeciras Kinderspiel. Doch wir rühren uns nicht. Zahlen Jahr vor Jahr eine Milliarde für die Erhaltung unsrer Wehrkraft, lehnen mit brüskem Wort die Dlslussionbeteillgung auf Rüstungsbeschränkung ab, — und schlucken Alles, was kommt. Auf ein Jahrzehnt hinaus getraute sich, rechts und links, Keiner mehr gegen uns zu mucksen: Das war zu erreichen. Ohne Krieg.. . Wozu doch? Niemand ver» langt ja danach. Nutze zu halten, ist des Deutschen erste Pflicht. Auch wenns nicht Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist, der die "Ruhe stört, klingt uns die unfürstliche Frage ans Ohr: ‚Wozu die Stadt aus ihrem Schlummer wecken?- Karl Schnitzler.

Der Krieg. Von Carl Ientsch.

Jahrtausende vor Darwin hat die Menschheit gewußt, daß unaufhörlicher Kampf das <) Loos aller Lebendigen ist. Herr Walther singt: „swaz tnuchet undc fliuget und brin zur erde biuget, daz fach ich, und« jage iu daz: der teinez lebet äne haz. Daz wilt und daz gewürme die strltent starke stürme." Und wiederum lange vor Darwin hat sich den Denkenden die Einsicht in die Notwendigkeit dieses Zustandes gerade für den Menschen erschlossen. Die Kampfesart war es, die mit den andern Nöten zusammen, denen sie entsprang, den Wenschengeist in die Kulturentwicklung hinein und alles, was er ver» mag, aus ihm herausgetrieben hat. Und als höchste Kraftbetätigung, die ihm zum Ve» wußtsein seiner mannigfaltigen Anlagen, zum höchsten Selbstgenuß verhilft, bleibt der Kampf nicht eine armselige Not und Angst, sondern wird zur Freude, zur Lust ver» edelt. „Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Wenscheugeschicks; mir gefallt ein lebendiges Leben, mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben aus der steigenden, fallenden Welle des Glücks. Denn der Mensch verkümmert im Frieden; müßige «Ruh' ist das Grab des Muts. Das Gesetz ist der Freund des Schwachen, alles will es nur eben machen, möchte gern die Welt verflachen,- aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Wut.'
Und wir müssen den Gegnern der Friedensbewegung zugeben, daß ein Krieg wie

der von 1870 eine großartige, erhebende, herzstärkende Katastrophe ist, die lein Mensch von Gefühl aus der Weltgeschichte fortwünschen mag: diese begeisterte Hingabe von Millionen an ihr Vaterland, diese Bereitwilligkeit zahlloser Scharen, für Weib, hau» und Herd, für die Unabhängigkeit des eignen Volkes, für das Wohl der Kinder und der Enkel, für die als Siegespreis winkende lange ersehnt« Einigung der deutschen Stämme zu sterben. Wir dürfen ihnen ferner zugeben, daß die militärische Erziehung der männlichen Jugend nicht leicht durch irgend etwas anderes erseht werden kann. Alfred Vuchanan, ein Bürger des australischen Gemeinwesens, dessen glücklichen Mitgliedern das Leben so leicht wird, äußert in seinem Vuche ^be re«,1 ^.ustrali» die Befürchtung, sein« Landsleute möchten unheilbarer Verlotterung verfallen, wenn sich nicht bald ein mUi» tärischer Drillmeister ihrer erbarmt.

Nur wird man beachten müssen, daß «8 sich mit diesen beiden Erziehungsmitteln, dem Kriege und seiner Vorbereitung, nicht anders verhält wie mit allen übrigen: der Erfolg hängt von der Beschaffenheit des Lehrmeisters und der Zöglinge ab. Die russi» schen Offiziere haben es bekanntlich in den mandschurischen Garnisonen während des Krieges noch bestialischer getrieben als sonst. Also der Krieg für fich allein tut's nicht. Den Tüchtigen, den Edlen macht er noch tüchtiger, noch edler, die gemeine Natur sieht in ihm nur die willkommene Gelegenheit, sich, aller Fesseln ledig, einmal gründlich aus» zutoben. Nicht anders steht es mit den politischen Wirkungen der Kriege. Krieg« haben Staaten und Reiche zertrümmert, Staaten und Reiche aufgebaut, fo dah die äußere Staatengeschichte der Hauptsache nach Kriegsgeschichte ist. Und im Großen und Ganzen ist ja das Endergebnis, das heutige Staatensystem, erfreulich ausgefallen; viele Kriege haben notwendige und heilsame Veränderungen herbeigeführt. Aber doch nicht alle. Die wohltätigen Wirkungen des Befreiungskrieges von 1813, des deutsch «französischen Krieges von 187N können nicht angezweiselt werden. Dagegen hat der dreißigjährig« Krieg bloß Verwüstungen angerichtet, ohne irgend etwas zu schaffen oder zu nützen; er war nur ein widerlicher Wust völlig sinn» und zweckloser Greuel. Endlich sind zwar alle Uebel, die Seuchen, Laster und Verbrechen nicht ausgenommen, Triebkräfte der Ent» Wicklung und darum unentbehrlich; aber daraus erwächst doch nicht die Pflicht, diese Uebel zu hegen, zu Pflegen und sozusagen zu beschaffen; Triebkräfte der Entwicklung werden sie gerade dadurch, daß sie uns zwingen, sie zu bekämpfen. Wenn nun zwar der Krieg nicht gleich den Krankheiten und Verbrechen schlechthin ein Uebel ist, wenn er seinen eignen Wert hat, ein Uebel bleibt er, und darum ist es nicht Aufgabe vernünftiger Menschen, ihn herbeizuwünschen und herbeizuziehen, vielmehr den Anlässen vorzubeugen, die seinen Ausbruch zur Folg« haben tonnen. Sollte er bis zum Ende der Zeiten not» wendig bleiben zur Erhaltung der Volksgesundheit, so wird der die Geschicke des Menschengeschlechts leitende Weltgeist ohne Zutun der Kriegsschwärmer dafür sorgen, daß es an dieser heroischen Kur sittlicher Schwächen niemals fehlt.

Vielleicht haben die Verteidiger des Krieges auch darin recht, daß sie es Ueber» treibung nennen, wenn ihre Gegner die Schrecken des Zulunftstrleges mit den blutigsten Farben malen, dieses Krieges, in dem Millionenheere mit Ntesenmordmaschinen einander zu vernichten streben werden. Aber alle Uebertreibung abgerechnet, bleibt der Massen» mord, der eine moderne Schlacht nun einmal ist, etwas Schreckliches — trotz allem, was di« moderne Humanität zusammen mit der rationellen modernen Kriegstechnik getan hat, di«

<» n

Schrecken zu mildein. Der Schauplatz des Krieges ist beschränkt worden; nicht mehr schweifen einzeln« Truppenteile planlos plündernd und verheerend durchs Land, sondern jede Arme« bewegt sich auf dem kürzesten Wege nach ihrem durch den Kriegsplan ge« gebenen Ziele hin. Die Nichtkombattanten, namentlich Frauen und Kinder, sind vor Gewalttat sicher; die Verwundeten, auch die des Feindes, werden sorglich gepflegt. Und <s ist auch wahr, daß die Zahl der Opfer, so groß sie sein mag, weit überboten wird von der Zahl derer, die jahraus jahrein an schmerzlichen, entstellenden, nicht selten zu grausamen Operationen zwingenden Krankheiten sterben. Trotz diesem allen bleibt «in« Schlacht, in der zehn» bis zwanzigtausend kraftvolle blühende Menschenleben vernichtet, in der Tausenden Arme oder Beine weggerissen oder Augen ausgeschossen werden, etwas Furchtbares. Der alte Kaiser Wilhelm fand in einem Lazarett einen jungen Mann, der beid« Vein« verloren hatte, und fragte, womit er ihm wohl eine Freude bereiten könne. Der Unglückliche bat um den Gnadenstoß. Wilhelm mahnte, er möge sich auf einen christlicheren Wunsch besinnen, aber in solcher Lage Pflegt die Kraft des Christentums auch beim Gläubigsten zu versagen.

Nicht immer ist der Krieg so schrecklich gewesen. Im tzeroenzeitalter hatte er nichts Entsetzliches, Grauenvolles an sich. Heute meint man wohl, der Einzelkampf sei das eigentlich Verrohende. Allein es ist noch nicht Noheit, was sich entwickelt, wenn zwei Helden um einer ernsten und wichtigen Sache willen einander Aug in Aug gegenüber» stehen und jeder jeden Nerv anspannt, den Gegner zu überwältigen. Das bietet Zweifel» los «inen ästhetischen Anblick, dieses schöne Spiel von Kraft und Gewandtheit erscheint weder häßlich noch schrecklich. Besonders da Menschlichkeit keineswegs ausgeschlossen ist. Kommt es doch vor, daß im Kampfgetümmel zwei Helden einander als Gastfreunde er» kennen und die Nüstungen tauschen: „die goldne gegen die eherne; hundert Farren sie wert, neun Farren die andre.' Oder daß der Stärkere den Schwächeren tröstet, ehe er ihm den Todesstoß versetzt. „Stirb denn, Lieber, auch du! Warum wehklagst du also? Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging. Schaust du nicht, wie ich selbst so schön und groß von Gestalt bin? Denn dem edelsten Vater gebar mich die göttlich« Mutter. Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängnis nahn." Und es gab keine grausigen Verstümmelungen. Entweder nur Fleischwunden, die Machaon rasch heilte, „der die Pfeil' ausschneidet und auflegt lindernden Balsam'. Oder d«r Schwergetroffen« verscheidet nach kurzem Todeskampf auf dem Schlachtfeld«. „Also zappelt im Blut er ein weniges, aber nicht lang«,' heißt es von Adamas, „denn ihm nahte der Held Merionas, welcher dem Leibe mächtig die Lanz' ausriß, und Nacht umhüllte die Augen." Man könnte nun meinen, der zarte Hellenensinn habe den Dichter abgehalten, das Widerliche, das vorgekommen sein möge, zu schildern. Aber Homer scheut auch vor häßlichem nicht zurück, wie wenn Polydoros, von Achill in den Unterleib gestochen, heulend das austretende Gedärm heranzieht. Aus der seltenen Erwähnung solcher schlimmen Verwundungen dürfen wir auf ihr seltenes Vorkommen schließen. Und wir haben ein geschichtliches Zeugnis dafür, daß Verstümmelungen bis in die Zeit der Nömer» kriege hinein selten gewesen sind. Livius erzählt, nach dem ersten Gefecht im zweiten makedonischen Kriege habe es die Truppen des Königs Philipp und diesen selbst mit Ent» setzen erfüllt, als sie bei der Musterung der Verwundeten sahen, wie das gewaltige hiö»

« o
panische Schwert hier den Arm samt der Schulter, dort den Kopf abgehauen, einem dritten die Eingeweide bloßgelegt habe; bis dahin hätten sie, im Kampfe mit Griechen und Illyriern, nur leichte Fleischwunden kennen gelernt. Was im späteren Mittelalter bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein Entsetzliches verbrochen worden ist, nachdem die Greuel des Orients in die europäische Kriegführung — wie in die sogenannte Justiz — eingeschleppt worden waren, darin wollen wir nicht wühlen. Aber was die heutige Kriegführung betrifft, so meine ich, es müsse den Bediener eines Geschützes, eines Tor» pedos der Gedanke an das, was seine Maschine anrichtet, an die Verstümmelung von Menschen, die er weder kennt noch haßt, mit denen er keinen persönlichen Konflikt aus» zulämpfen hat, bis ins tzerzmark peinigen.
Demnach kann es keinem Zweifel unterliegen, dah es Pflicht ist, dem Kriege vor» zubeugen; Pflicht jedes Mannes, denn jeder einzelne Mann hat heute eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten, und übt auf sie einen, wenn auch noch so winzigen Ein» fluß. "Rudolf Steinmetz meint in seiner Philosophie des Krieges, jeder einzelne Krieg sei eine Notwendigkeit gewesen, tonne aus der Weltgeschichte nicht weggedacht weiden. Gewiß! Aber zu den Gliedern der Kausalketten, die zu Kriegen führen, gehören vor allen andern die bewußt handelnden Menschen. Wir verstehen es nun zwar, daß ein armer Hirtenstamm erobernd und raubend in ein reiches Land fleißiger Bauern einfällt; ein solcher Krieg ist hinreichend motiviert. Wir verstehen auch, wie in den Zeiten des Absolutismus die an blinden Gehorsam gewöhnten Menschen sich in die für dynastische Zwecke unternommenen Kriege schleppen und opfern liehen. Wir verstehen es, daß 1813 das deutsche Voll aufgestanden ist, das napoleoni.sche Joch abzuschütteln. Wir verstehen es, daß sich 1870 dasselbe deutsch« Volk wie ein Mann erhob, seine Unabhängigkeit zu wahren gegen die französische Anmaßung, die unfern greisen Monarchen unter Vor» mundschaft zu stellen sich erfrechte. Aber wir würden es nicht verstehen, wenn aus der heutigen politischen Konstellation ein Krieg hervorbräche, denn ein solcher wäre reiner Wahnsinn. Es wird ja allgemein anerkannt, und ist schon längst Gemeinplatz geworden, daß ein Krieg zwischen zwei heutigen Kulturnationen nur gerechtfertigt erscheint, wenn eine der beiden ein wirkliches Lebensinteresse mit den Waffen zu verteidigen gezwungen wird. Es gibt aber kein erdenkbares Lebensinteresse, das England und Deutschland — — diese beiden Nationen kommen vor allen andern in Betracht — zwingen könnte» einander zu bekriegen. Daß England aus seiner Monopolstellung auf dem Weltmarkt allmählich zurückgedrängt wird, daß unter seinen Konkurrenten das ehedem gering ge» achtete Deutschland der erfolgreichste ist, mag den englischen Stolz verletzen, dem ober» flächlichen englischen Beurteiler als eine Gefährdung des englischen Wohlstands er» scheinen, aber nur ein Geisteskranker tonnte diese Benachteiligung Englands — salls es «ine ist — mit einem Kriege abwenden wollen. Kein Krieg vermöchte die Produttivtraft zurückzudämmen, die das deutsche Volt in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Nach» dem beide Staaten in einem törichten Kriege einander eine Menge Schädigungen zu» gefügt hätten, würde beider Stellung im Konkurrenzkampfe wieder genau dieselbe sein wie vorher. Die Handels» und Kolonialkriege des 16. und 17. Jahrhunderts waren Raubkriege. Spanische Silberflotten waren gute Prisen und haben nicht wenig dazu beigetragen, zuerst die holländische, dann die englische Kapitalmacht zu begründen. Was

jedoch könnte es heute England nützen, wenn es einige Schiffsladungen deutscher Klaviere, Mikroskope oder Damenmäntel kaperte? Von allen solchen Waren haben die Engländer selbst nur allzuviel; los werden wollen sie sie, nicht ihre Massen der» mehren. Und steht es denn fest, daß der industrielle Aufschwung Deutschlands für Eng» land einen Verlust bedeute? Wächst nicht mit dem deutschen Export zugleich auch der englische Export nach Deutschland? Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts haben aller Welt darüber die Augen geöffnet, oder sollten doch diesen Erfolg gehabt haben, daß die reichen Länder die besten Kunden füreinander sind, und daß in armen Ländern nichts zu holen ist (außer etwa Wucherzinsen). Im Jahre 1779 fragten zwei englische Staatsmänner Adam Smith, ob es seiner Ansicht nach ratsam sei, die den Iren auf» erlegten Handelsbeschränkungen aufzuheben. Smith antwortete u. a.: „Sollte sich Irland in Zukunft einmal der Freiheit und einer guten Regierung erfreuen und seine Industrie an Tüchtigkeit mit der englischen wetteifern, dann um so besser für das ganze britische Aeich und für England im besonderen! So wenig der Wohlstand und die Industrie von Lancashire Porkshire schädigen, so wenig würden der Wohlstand und die Industrie Irlands England schädigen; vielmehr würden dadurch Englands Wohlstand und Industrie befördert werden." Dasselbe gilt nun natürlich auch für England und Deutschland, über» Haupt für je zwei unabhängige Staaten. Dieses -Gesetz der Solidarität der Interessen den Völlern klar zu machen, das wäre die nächste und dringendste Aufgab« der Friedensfreunde. Die haager Konferenz mag durch Ausbau des Völler» und Kriegsrechts nützliche Arbeit leisten — den Frieden zu fördern ist sie wenig geeignet, weil jeder Vorschlag einer Beschränkung oder Sistierung der Rüstungen de» Verdacht erregt, der Vorschlagende wolle nur seinen Gegner verlocken, sich selbst die Hände zu binden, sich wehrlos zu machen. Darauf kann natürlich leine Groß» macht eingehen, und die einzigen Wirkungen folcher Vorschläge sind Verstimmungen. Aber wenn die Deutschen und die Engländer sich klar machen, daß «in Interessengegen» satz, der sie zu einem Kriege nötigen könnte, zwischen ihnen nicht obwaltet, dann ist für diese beiden Völker jede Kriegsgefahr gehoben. Von den kleinen Konflikten, die sich etwa um der Kolonien willen erheben könnten, zu sprechen, lohnt kaum die Mühe. Den Eng» ländern Indien und Aegypten entreißen zu wollen, ist noch nie einem Deutschen in den Sinn gekommen, und wird nie einem in den Sinn kommen. Die englischen An» siedlerlolonien stehen der deutschen Einwanderung offen, und an Tropenkolonien, die Kaffee und Kalao, Gummi, Palmöl und Baumwolle erzeugen, hat jeder der beiden Staaten genug. Wohl möglich, daß es Engländer gibt, die niemals genug haben, und die ganz Afrika einsacken möchten; aber der Durchschnittsengländer ist doch zu nüchtern und zu verständig, als daß er daran denken tonnte, um eines Fetzens Afrika willen einen gefährlichen und kostspieligen Krieg gegen die stärkste Militärmacht der Welt zu wagen. Uebrigens würde dieser Krieg zur lächerlichen Tragikomödie werden, weil Eng» land für die Landaktion, Deutschland für die Wasserattion zu schwach ist. In England scheint eine Iingopresse, die den schlechten Instinkten des Volkes schmeichelt, die tatsüch» liche Lage zu verdunkeln und die Kopse zu verwirren. Vielleicht wird das nach dem großen Iournalistenbesuch anders. Bei uns scheinen drei mächtige Gruppen, die zum Teil zusammenfallen, sich verschworen zu haben, gegenseitiges Vertrauen zwischen den

Nationen nicht aufkommen zu lassen: die Wilitärpartei, deren Wunsch, das tzeer und damit die Zahl der offizierstellen beständig wachsen zu lassen, natürlich ist; die so» genannten Konservativen, die in der Armee das wirksamste Mittel sehen, sozialdemo» tratische Gelüste niederzuhalten und das Volt in ihrem Sinne zu „erziehen", die darum Kriegsgefahren an die Wand malen, um zur Verstärkung von yeer und Marine zu drängen; endlich die Interessenten des Schiffbaues und der Vewaffnungsindustrien. Indes allen diesen bleibt die Erfüllung ihrer Herzenswünsche noch auf lange Zelt ge» sichert, auch wenn die unsinnig« Verhetzung zwischen Deutschland und England auf» hört und einer aufrichtigen Freundschaft beider Nationen Platz macht. Die Verständigung ist ja glücklicherweise durch gegenseitige Besuche und Besprechungen von Geschäftsleuten, Kommunalbeamten, Journalisten eingeleitet, aber soll ein durchschlagender Erfolg er» zielt werden, dann muh die oben beschriebene Interessensolidarität von den Zeitungen beider Länder unablässig gepredigt werden. „Den Krieg abschaffen", das geht so wenig wie den Tod oder die Erdbeben abschaffen. Aber es dahin bringen, daß zwei Nationen von der Art und den Lebensbedingungen der englischen und der deutschen jeden Ge» danken an Krieg gegeneinander ehrlich aufgeben, das sollte wohl möglich sein; soviel Gewalt müßte die Vernunst über die Tücke des Objekts haben. Verzichtet man auf verständige Einwirkung, dann freilich kann es kommen, daß bei irgend einem dummen Anlaß die Engländer oder die Deutschen einen Tollheitsanfall erleiden, wie die Fran» zosen 187N, wo der Pariser Pöbel ä, Lerliu brüllte.

Als «in Punkt, über den zwischen den beiden Nationen ernste Weinungsverschieden» heilen entstehen könnten, hat der Orient gegolten; doch auch dort dürften kaum noch ernste Konflikte entstehen. Es ist klar, daß Oesterreich und Deutschland die nächsten dazu sind, den Auflösungsprozeß der Türkei zu einem für die Kulturwelt ersprießlichen Ende zu führen. Dieser Weinung ist auch Edward Dicey (in seinem Buche ?ne N^pt ot tue l'uture) und er spricht zugleich die Ueberzeugung aus, England werde ihnen dabei nicht hinderlich sein; die alte Türkenfreundschaft sei in England vollkommen erloschen, und der Levantehandel — Kg,« pasgeä out ol Nn^lisn nkuäZ, Nur Nußland komme als Gegner der beiden mitteleuropäischen Wächte in Betracht. Sollte es sich aber, woran Dicey nicht denkt, im Laufe der nächsten Jahre zeigen, daß Rußlands Neorganisations» versuche vergeblich sind, und daß es also nicht in der Lage ist, in die türtischen und vorderasiatischen Wirren einzugreifen, dann werden die Engländer um so weniger etwas dagegen haben, daß wir uns ohne russische Konkurrenz oder Feindschaft jener Aufgabe entledigen.

Nichts als Wahrhaftigkeit, Offenheit, Verzicht auf Lügen und Nänte wird dazu erfordert, mit England zu einem Einvernehmen zu gelangen, das jede Kriegsmöglichteit ausschließt. Mit Frankreich wird bei der Eitelkeit und Unberechenbarkeit des Volkes eine ähnliche Verständigung kaum möglich sein. Die Franzosen werden niemals zugeben, daß ihre Kriegserklärung im Jahre 187N ein Frevel war, der Abschluß jener langen Neihe von Freveln, die schon vor der Negierung Ludwigs XIV. begonnen haben; sie werden sich niemals zu der Einsicht bequemen, daß die im Frankfurter Frieden vollzogen« Grenzregullerung gerecht und eine Notwendigkeit war, und es ist möglich, wenn auch nicht unbedingt gewiß, daß sie die Aussicht auf Sieg zu «inem Nevanchefeldzuge verleiten

könnte. Vorläufig beruht demnach di« Sicherung des Friedens nach dieser Seite hin lediglich darauf, daß die Franzosen ihre militärische Schwäche uns gegenüber kennen, daß die einzige Bundesgenofsenschaft, die ihnen die Aussicht auf einen erfolgreichen Krieg offen hielt, wertlos geworden ist, und daß innere Wirren den Staat zerrütten. Nehmen sie wider alle Erwartung Vernunft an und lassen sie sich, wie es jetzt scheint, in Ver» standigungsversuch« ein, so wird uns das natürlich um so mehr freuen.

Villa San Remigio.

Von Georg Brandes.

(^m Garten steht eine Cypresse. Sonderbar pyramidenförmig ist dieser hohe und feler» <H liche Vaum. Doch er wirkt nicht hier wie sonst tragisch; man sieht sogar nicht gleich dessen Art. Denn über di« Cypresfe, und von ihr alles deckend, hat sich das dichteste Netz von weißen Nosen, mit kleinen gelben Nosenlnospen durchsprengt, so gewebt, daß das dunkle Laub nur dazwischen schimmert, und das Ganze einem riesengroßen Rosenbaum ähnlich ist. Schlingrosen haben die Cypresse umwunden, umsponnen, betört, unlennt» llch gemacht.

Das ernst« Wesen ist von Rosenschönheit und' Nosenzärtlichleit eingesponnen.

o

Auf dem höchsten Punkt außerhalb Pallanza mit freier Aussicht nach allen Seiten über Lago Älaggiore und, dessen stilvolle Nein« und größere Inseln liegt die Villa so, daß sie die reiche, mit eitel Schönheit gesegnete Gegend beherrscht. Sie erinnert, ob auch neuer und kleiner, an jene italienische Villen mit ihren Gärten, deren Nuhm in Jahr» Hunderten über die Erde gegangen ist; Gabriele d'Annunzio hat ihren Garten den schönsten Norditaliens genannt, und obwohl man fünfzehn Jahre ununterbrochen an dessen Verschönerung gearbeitet hat, sind die Anlagen noch im Werden.

Die Villa, die stetig erweitert wurde, ist auch jetzt im Umbau begriffen. Aber die Zimmer können verändert und eine schöne längliche Halle hinzugefügt werden, ohne das Haus dessen Gepräge von einem piemontesisch»lombardischen Gut verlleren zu lassen. Zwischen Bllveno und Stresa hat ein reicher Engländer aus roten von England her» geführten Backsteinen sich ein Landhaus errichten lassen, bei welchem sowohl Material wie Stil in dem widerlichsten Streit mit dem Eharatter der Landschaft liegen, hier steht das Haus, was auch mit ihm vorgenommen wird, in vollster Acbcreinstimmung mit der Gegend.

Es gehört dem Marchese Silvio della Valle dl Casanova von der herzoglichen Familie Ventignano, und wie es ist, verdankt es dem Schönheitssinn des Besitzers und seiner Gattin alles außer der Lage. Jeder kleinste Teil ist ihr Werl. Als sie das Eigen» tum übernahmen, waren weit und breit nur Wiese und Wald mit alten, aber ge» wohnlichen Bäumen. Jetzt ist der Ort und der Garten wie ein Gedicht, eins von den besten Swinburnes mit südländischem Gegenstand, streng in seiner Architektur, voller Haltung, obwohl berauschend durch Farben, Wohlklang und Stimmung. Aus dem Hause strömt edle Wusil, aus dem Garten der gewürzte und gemischte Geruch Hunderttausender Pflanzen, und «8 ist «ine Harmonie zwischen dem Duft und den Tönen. Wenn die Musik schweigt, hört man aus den Baumkronen Amsel» und Nachtigallengesang.

<I «
Von dem Hügel hier und bis zum See schrägt das Terrain reich bewachsen hin» unter; die Küstenlinie selbst trägt echte Kastanienbäume, Nadelbäume und schlanke Cypressen zwischen weißen Häusern mit roten Dächern. Doch vor der Fassade der Villa und hinter ihr senkt sich der Erdboden nicht ebenmäßig. Mit jahrelanger Anstrengung ist Erde und Tufstein und Granit heraufgeschleppt worden, und die Abschlägung in vier breite, glattbepflasterte, mosailbedeckte Terrassen verwandelt mit steinernen Valu» straden, mit hohen Granitsäulen, die in einer Abteilung japanische Drachen tragen, in einer anderen Vasen oder Urnen, aus denen Flammen steigen, mit einer Menge Statuen aus den Jahren 1600—170!) dekoriert, die alle heidnische Götter und Göttinnen dar« stellen. Alles ist hierhin geführt und alles dennoch mit so sicherem Geschmack gewählt, daß es aus der Erde hier gewachsen scheint.
Die Statuen stehen sparsam mit reichlichen Zwischenräumen, wie es auch guten Platz gibt zwischen den hohen Palmen, die hier in Neihen wachsen. Es saust in ihren Blättern, und sie scheinen sich nicht bewußt, daß bleichrote Aosen sich um ihre Stämme winden. Zwischen ihnen schießen kleine Fächerpalmen empor; die Palmen vermehren sich über» Haupt hier ohne Maß und Grenzen.
Am untersten Nande des Gartens gegen die Straße umschließt eine hohe weihe Pforte eine Nische von roter Mosaik mit einer Herkulesstatue, eingerahmt von weißen Mosailpilastern mit hell» und dunkelgrünen, von roten Vändern umwundenen Guirlanden — alles in Mosaik. Dieser leuchtende weiße Flecken gibt dem Auge einen Nuhepunlt. Ihm nicht fern befinden sich Nischen mit Delphinen, und ihnen gegenüber liegen kleine steinerne Wasserbassins, umgeben von symmetrischen, harmonisch wirkenden Blumenbeeten. Diese Symmetrie ist das romanische Element des Vrts. Denn was ist es anderes, als alte italienische Kultur bei dem Nachkommen jenes Cesare della Valle di Casanova, Duca di Ventignano, der vor hundert Jahren die besten klassischen Tragödien seit Alfieri schrieb, der diese Terrassen architektonisch angelegt, die mittlere Partie dieses Gartens symmetrisch geordnet und die Landschaft in dem Geiste der Landfchaft umgeformt hat!
Stolz und einfach schreiten Lorbeer und Cypressen bis Lago Maggiore herab, der dort liegt, schwach grünlich, von weihen kleinen Segeln durchfurcht, glänzend in der Mittagssonne zwischen den Schneefelfen Simplons im Norden und den wälderbelleideten italienischen Bergen, die ihn kränzen; dem rostroten Sasso di Ferro, dem Monte Chimolo und den anderen, wovon jedes seinen wechselnden Schimmer und Ausdruck hat.
Alle diese Anlagen, Nischen wie Bogengänge, Mosaiken wie Cinquecento>Stuck» decken, die Arabesken der eisernen Gitter, die steinernen Balustraden der Terrassen, die schöne Kapelle unten am See mit dem Familienbegräbnis und den stille» Grotten, alles ist nach den Entwürfen des Warchese und nach den Zeichnungen und Gemälden der Mar» chesa ausgeführt worden. Ihr Künstlerauge hat über jede Einzelheit gewacht. Sie hat auch im Garten ihr Atelier, das einem kleinen Kirchengebäude gleicht, und von dort sind Gemälde ausgegangen, die an manchen Ausstellungen mit goldenen Medaillen aus» gezeichnet und in Italien und Amerika verlauft worden sind.
Die Eheleute sind miteinander verwandt und stehen zugleich einander geistig nahe. In der Marchesa ist irisches Blut, in dem Herrn des Hauses italienisches und englisches Blut gemischt. Beider Bildung ist kosmopolitisch. Der Marchese, der ein hervorragender

lyrischer Dichter ist, vereint die Leidenschaft des Dichters und des Sammlers. Er hat die steinernen Obelisken zuhauen lassen, welche die Allee schmücken, die sich vom Haupt» «ingang unten am See hinauf zum Hause schlingt. Er hat die nähere Umgebung der Villa mit Säulen und Obelisken von Granit versehen. Eine hat eben ersetzt werden müssen, der Blitz hatte die laum aufgerichtete granitene Säule wie Glas zersprengt. Er hat in Venedig, Milano und anderen Städten die hübschen Statuen aus der besseren Barockzeit eingekauft und die seltenen Bäume von allerwürts hergeholt, hier wachsen nicht nur in wilder Ueppigkeit schwere alte Laubbäum« von den gewöhnlichen Italiens, aber dicke Bambusbäume, mächtige Ceder und seltene südländische Nadelbäume.
Und das exotische Element fehlt nicht. Alle Bäume Japans wachsen und gedeihen in diesem Garten, denn das Klima des Ortes ist japanisch. Als feine Sonderlinge stehen sie hier unter den dunkelblättrigen Stämmen Italiens. Welche Freude für das Auge ist nicht zum Beispiel der japanische Ahornbaum mit den halb weihen, halb hellgrünen Blättern, der als Ganzes weiß wirkt und in der Entfernung förmlich in der Sonne glüht und leuchtet! Man fühlt die Universalität des modernen Lebens, wenn man zwischen den Bäumen des fernen Ostens hier am Lago Waggiore geht und sie gemischt sieht mit der einem so nahen und lieben Vegetation des europäischen Südens. Dieser fremde Baumschlag trägt das seinige zur bunten Pracht, des Gartens bei.
Im Norden ist die Natur zur ersten Frühlingszeit nicht selten eintönig hellgrün. Sie steht dort unter dem Himmelzeichen des Spinats, hier ist sogar die Blutbuche nicht einfarbig, la^us tricolor hat an jedem ihrer Blätter drei verfchiedene Nuancen von Not, und jede Baumgruppe lohet hier in weißen, braunen, roten, gelben, grünen Farben, in zahlreichen helleren und dunNeren Abschattungen, saftiger oder trockener koloriert, aber immer überwältigend durch die Abwechselungen und Umtauschungen der Farbenpracht.
Die Blumen der blaFnolia Franälllara leuchten, doppelt oder dreifach fo groß wie im Norden, schneeweiß oben in den Zweigen. Rosenhecken, deren Blumen schwerer und schwellender sind als die Georginen jenseits der Alpen, begegnen dem Auge bei jedem Schritt. Es sind nicht Prachtblumen ohne Duft, sondern Duftquellen wie 1^2 Trance.
Wieviel Nesignation oder Furcht vor Nemesis liegt nicht in den bekannten nordischen Dichterworten über Pflanzen! In dem deutschen: „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen', in I. P. Iacobsens dänischem: „Dort hätten Nosen sein sollen', hier geht man völlig ungestraft unter Palmen, und hier bilden die roten Nosen Sturzseen, die zwanzig Meter weit hinunterfluten, hier ist im Garten ein Ort, wo wie eine Blumenkaslade die Azaleen, purpurrot, bleichrot, gelblich, rosa, weih und weihgespickt in bretten Gurten hinunterrieseln. Nie ist hier ein Anlah zu sagen: Dort hätten Nosen sein sollen, oder Farben. Ein Bergstrom von Blumenfarben bricht fich jeden Augenblick Weg zwischen Gras und Laub, während die romanischen und japanischen Baumsorten von oben dem Anblick ihr Leben geben.
Doch gibt es Tage, wo alle Farben hier gedämpft und verfchleiert sind wie durch eine stille Wärme, wenn die grohen Kugelwollen über den Himmel gleiten, und die Sonn«, ohne zu brennen, backt. Dann liegt's wie silberner Nebel um Isola Madie.
Das künstlerische Gepräge, das den Garten gestempelt hat, ist auch dem Hause auf. gedrückt. Der Marchese hat fast alle modernen Möbel, die zur Zeit feiner Eltern und

Großeltern das Haus füllten, hinausgefegt, sie in einem Stallgebäude aufgestapelt, und von oberst zu unterst das Haus mit alten schönen italienischen Möbeln von den Jahren 1500—1700 möbliert, so daß jeder "Raum, wenn alles fertig ist, sein entsprechendes Gerät besitzen wird, hier gibt es ein Gewimmel von alten Truhen und Schreinen, für Kleider. Leinwand und Juwelen, von alten Schränken, Tischen, Stühlen und Betten, außerdem zahlreiche alte Brotladen, Seidenstoffe und Gemälde von der besten Zeit. Zwei «Reliefs von einem Zeitgenossen Donatellos nehmen einen Ehrenplatz über dem Kamin der Wohn» stube ein.

Und wie im Garten japanische Bäume neben den italienischen stehen, so in den Räumen der Villa japanischer Schmuck neben den europäischen Kunstwerken. Mehrere Satsuma»Vasen, riesengroß und schön mit zahlreichen gemalten Köpfen dekoriert, nehmen einen bedeutenden Platz in der Wohnstube ein. Und in einem Nebenraum, einer läng» lichen Halle, stehen zwei Vasen in Cloisonn6, die nach dem Ausspruch von Kennern die größten sind, die überhaupt existieren.

Es gefällt dem, der von einem Lande kommt, wo das nationale Hausgerät dürftig ist, sich zur Ruhe zu legen in einem Bette, das ein Kunstwerk vom Jahr 1600 ist, von schön geschwungenen Säulen mit schwach vergoldetem Eichenlaub getragen, in seinem ganzen Vau des durchbrochenen Holzwerts so leicht aussehend, als könnte man es mit einer Hand bewegen. Und es ist noch ansprechender, am Morgen die Fensterläden für die Aussicht aufzuschlagen zu den hängenden gelben Rosen, hinter ihnen zu den viel» farbigen Bäumen, und hinter ihnen zur Landschaft, zu dem See, zu der kleinen Insel mit ihren Villen und Lorbeerhainen, endlich zu den Bergen, die schräge steigend ihre Rückenlinie gegen den lichten Himmel abheben.

Der Großvater der Hausfrau war lange englischer Geschäftsträger in Kopenhagen und trat in die intimsten Beziehungen zur dänischen Königsfamilie. Ganze Stöße von Briefen von der verwitweten Königin Caroline Amalie, mehrere Briefe von der Königin Louife und einzelne vom König Christian IX., die gewissenhaft aufbewahrt sind, geben noch heute Zeugnis von jener Freundschaft. Doch von allen Ländern außerhalb Italiens steht der Hausherr in dem innigsten Verhältnis zu Deutschland. Er hat seine ganze Jugend in Stuttgart verbracht, hat in Weimar bei Liszt deutsche Wusit wie ein Deutscher studiert, und hat — was wohl einzig dasteht — trotzdem er als Italiener geboren und erzogen ist, in deutscher Sprache zwei Gedichtsammlungen veröffentlicht. Die erste führt den Titel Lieder und Gedicht« 1898, die zweite den Titel Meine Liebe 1899 (beide in Jena bei Hermann Costenoble herausgegeben). Es find Gedichte eines Musikers, daher von sicherem Wohlklang, und Gedichte eines Malers, deshalb farbenfatt. Es sind elementarische, gestaltenlose Poesien, sich wie Shelleys in losmischen Mythen bewegend, abstrakt in dem Ausdruck der Gefühle, wie Wufit abstrakt ist, Dichtungen eines un» weltlichen Enthusiasten, der außerhalb der menschlichen Gesellschaft, die er weder kennt noch kennen will, in Ratur und Liebe aufgeht. Sein Gedicht An die See, ein be» deutendes Stück Lyrik, hat durch die vorzügliche Wiedergabe des Wellenschlags im Rhythmus eine schwache Aehnlichkeit mit Björnsons Gedicht An das Meer in Arnljot Gelline, das Casanova nicht kennt.

« o o
Nobert Michels: Die deutschen Sozialdemokraten 299
»
Dieser Fremde bewegt sich als Virtuose in deutschen Rhythmen und Reimen, vermag als Wortlünstler mit der Sprache zu spielen, und verrät nur durch die über» strömende oratorische Leichtigkeit den Italiener. Er ist und bleibt trotz seiner gründlichen deutschen Bildung ein Kind des Südens, das von der rauhen Wirklichkeit unberührt nur das Schöne und Verfeinerte sucht, wie er immer in schönen und harmonischen Umgebungen lebt. Was in ihm ernst und feierlich ist, das ist von der Anmut einer südlichen Natur in Rosen gehüllt worden.
o
In dem Garten steht eine Cypresse, der stolze und einsiedlerische Baum. Aber über ihn und um ihn, alles deckend, hat sich das dichteste Retz von weißen Rosen so gewebt, daß das dunkle Laub nur dazwischen durchschimmert. Schlingrosen haben die Cypresse um» wunden, umsponnen, unkenntlich gemacht.
Die deutschen Sozialdemokraten und der internationale Krieg.
Von Robert Michels.
Robert Michels, einer unserer begabtesten jüngeren Sozialhistoriler, jetzt Vrivatdozent in Turin, gehört der in Deutschland nur schwach ver» lretenen Richtung der revolutionären Syndikalisten an, deren Heimat Frankreich und Italien ist. Sie sind gleichzeitig die Hauptvertreter des Antimilitarismus. Da das Thema, von dem dieser Essay handelt, auf dem demnächst in Stuttgart tagenden Internationalen Sozialisten'Konqrch zur Verhandlung gelangt, so nehme ich an, daß den Lesern des .Morgen' eine Erörterung des Problems Interesse bietet. Wird es doch manchen Leser geben, der erst aus den Auslassungen Michels erfährt, bah die deutsche Sozialdemokratie, allen voran Vebel, von vielen, namentlich aus» ländischen Sozialisten, des militaristischen Chauvinismus geziehen wird.
Daß ich mich sachlich nicht mit jedem Artikel identifiziere, der in meinem Ressort hier erscheint, brauch« ich wohl nicht mehr jedesmal besonders hervorzuheben. Ich halt« jeden Veitrag für geeignet, der unseren Horizont «rweitert. Werner Sombart.
^^ie sozialdemokratischen Führer und Deputierten August Vebel und Gustav Nosle
^^ haben kürzlich wieder einmal in« Neichstag die öffentliche Erklärung abgegeben, ihre Partei würde in jedem Angriffskrieg das Vaterland mit Einsehung aller Kräfte verteidigen.') Auch in der sozialdemokratischen Presse, auf sozialdemokratischen Kongressen spukt die dieser Erklärung zugrunde liegende formalistische Unterscheidung von Angriffs» und Verteidigungskrieg herum.
Die deutschen Sozialdemokraten glauben also, entscheiden zu können, in welche Kategorie im einzelnen Falle ein ausbrechender Krieg hineingehölt. Je nach» dem dann ihre Stellungnahme. Entweder freudiges Einsehen aller Muskeln für das „Vaterland", oder….
Nur schade, daß ein tzaken in dieser bequemen Fassung des Problems ist und daß dieser tzaten in der Logik der Tatsachen liegt.
") Es ist «in« Legende, daß die deutschen Sozialdemokraten unter allen internationalen Sozialisten die schlimmsten seien. St« sind die ausgemachten Gegner aller von französischer und

o n

Es ist in der Tat ein Unding, im Moment der Gefahr und der hochgespannten Erregung erkennen zu wollen, wen von den beiden kontrahierenden Staaten die „Schuld" trifft, ja, selbst entscheiden zu wollen, in welchem von den beiden der wirkliche „Angreifer" zu erblicken ist.

Zunächst: wer entscheidet darüber, wer im gegebenen Falle — sagen wir in einem zwischen Deutschland und England oder Frankreich ausbrechenden Kriege — der schuldige Teil ist? Die «Reichstagsabgeordneten Vebel und «Roste? Oder die oppor» tunistische Redaktion des von den «Radikalen eroberten Vorwärts? Oder etwa eine — natürlich geheim zu haltende — Zusammenkunft von Parteivorstand und General» lommission? Oder beruft man — telegraphisch —, etwa am dritten Mobilmachungstag? — einen außerordentlichen Parteitag ein, dessen Majoritätsbeschluß bindende Kraft besäße? Und weiter: Würde er in Landwehruniform tagen? Und von den parteipolitisch organisierten «Reservisten aller Gaue Deutschlands beschickt werden? Und welche geheimen Aktenstücke würde er in Händen haben, au? Grund derer er seinen Ent» scheid fällen tonnte? Und endlich und nicht zum letzten: über welche Exekutivgewalt würde er verfügen, gesetzt den Fall, daß die Organe des Staates diesen tragikomischen Kongreß überhaupt gewähren lassen würden? Unterdessen ständen dann die drei Millionen sozialdemokratischer Soldaten und Unteroffiziere natürlich schon längst vor Paris und würden kaum Lust dazu verspüren, sich um ein etwaiges Urteil, daß die deutsche «Regierung Frankreich gegenüber im Unrecht wäre, auch nur im geringsten zu kümmern. Jede derartige Entscheidung wäre also ein Schlag ins Wasser!

Aber noch wichtiger als die Frage nach der Ausführbarkeit eines sozialdemokratischen Entscheides in der Kriegsfrage ist die nach seinem Zustandekommen. Daran, die Fürsten und Diplomaten der interessierten Staaten vor ein sozialdemokratisches Tribunal zu berufen und sie einem hochnotpeinlichen Kreuzverhör zu unterwerfen, wird doch wohl niemand von den Angriffs» und Verteidigungs»Theoretikern im Ernste denken. Wie liegen überhaupt die Dinge im Kriegsfall?

Jede «Regierung besitzt alle Machtmittel, deren sie bedarf, um den wahren Sachverhalt der Auseinandersetzungen zwischen zwei Diplomatien, die zum Kriege führten, den Augen der Konttolle zu entziehen, zur ausschließlichen Verfügung. Jede «Regierung wird in letzter Stunde, wenn sie den Telegraph allein in der tzand hat anderer Seit« ausgehenden Versuch« zur Lösung des Problems vom Verhalten der organisierten Arbeiterschaft im Kriegsfall«. Ihre Wut gegen den Antimilitarismus geht sogar fo weit, daß sie, wenn es sich um feine Bekämpfung handelt, alle anderen bisher eifersüchtig bewahrten Partei» Prinzipien vergessen, dl« elementarsten Pflichten sowohl im inneren Parteileben — die Preisgab« eine« unter der Anllag« des Hochverrats stehenden Genossen im Aelchstag l — als auch im inter» nationalen Verbände — die Bloßstellung eines Parteivorstandmitgliedes der französischen Bruder» Partei in einem ausgesprochen bürgerlichen Interessen dienenden französifchen Tageblatt durch Bcbel. Vi« deutsche Sozialdemolrati« ist zweifellos im Lauf« der letzten Jahre .patriotischer' geworden, .patriotischer' als die große Mehrzahl der Genossen des Auslandes, deren Mangel an Patriotismus sie fogar durch Mitarbeiterfchaft an bürgerlichen Zeitungen bekämpfen zu müssen geglaubt hat. Vorstehender Artikel ist ein Beitrag zum Studium der angedeuteten Entwicklung.

und teineilei Widerlegung von irgend einer Seite her mehr zu befürchten braucht, den Zwischenfällen diejenigen Versionen geben, die ihr am tauglichsten scheinen, um in den Augen ihrer Untertanen als gerecht, als frivol in den Krieg hineingedrängt dazustehn. Vor und bei dem Ausbruch jedes Krieges ist die ganze bürgerliche Presse beider interessierten Länder eifrig bemüht, den Gegner als den alleinigen Störenfried, den leidigen Krakeelsucher, den heimtückischen Einbrecher darzustellen, den es gilt, mit der Hilfe aller von Haus und Hof fernzuhalten. Die Völker sind jener Presse auf Gnade und Ungnade ergeben, einschließlich der der gewohnten Preßfreiheit ganz oder zum größeren Teil beraubten Sozialisten, auch wenn sie anmaßlich genug sind, das wissen zu wollen, was in fast allen Fällen historisches Geheimnis bleibt, nämlich wer .Unrecht" hat.

DerKrieg von 1870/1871 zeigt uns tlarwie die Mittagssonne, wie innerlich unmöglich jedes moralische Nichteramt über die Schuld der Völler und Negierungen ist. Noch heute, fast vierzig Jahre nach den Kriegsausbruch, ist die Schuldfrage des deutsch» französischen Krieges eine der kompliziertesten, ja, verworrensten Probleme unserer neueren Geschichtsforschung. Noch heute sind in Deutschland nicht nur der gebildete und der ungebildete Plebs, sondern mit einer in der deutschen Wissenschaft sonst seltenen Einmütigkeit selbst die Fachkreise darüber einig, daß dieser Krieg fast ausschließlich ein Werk der Provokation Frankreichs war, während umgekehrt in Frankreich alle Welt, vom Krämer bis zum Hochschulprofessor, ebenso einig in der Annahme ist, daß der Krieg einzig auf das Konto der Anmaßung Preußens zu sehen war: hier die kränkende Anrempelung des greisen Heldenkönigs durch Venedetti in Ems, dort die kränkende Fälschung der Emser Depesche und die Bekanntgabe der Umredaltion durch Vismarck. Die Historiker der nicht direkt beteiligten Völker aber stehn teils auf deutscher, teils auf französischer Seite, je nachdem sie aus deutscher oder aus französischer Quelle schöpften, je nachdem ihre Sympathien mehr nach deutscher oder nach französischer Seite hinneigen.

Und die .historische Wahrheit?", wird man mich fragen. Die „historische Wahr» heil" wird manchmal von den geschichtsbeflissenen Pfadfindern aufgefunden, wenn es den perzoniz ckramatis gefallen hat, nachdem sie die Augen geschlossen, ihre Memoiren ver» öffentlichen zu lassen, sowie wenn es den Negierungen einfällt, ihre Archive der staunende« Nachwelt zu öffnen. Später, später. Selbst die demokratische gallische Nepublit läßt sich nur in die bis zur französischen Nevolution geschriebenen Staatspapiere hinein» gucken und verschließt den Nest, wenigstens in sehr wichtigen Teilen, allen forschenden Augen. In der Mehrzahl der Fälle wird die .historische Wahrheit" nie gefunden.

Und es ist auch gar nicht nötig, daß sie gefunden werde. In der Mehrzahl der Fälle existiert eine „Schuldfrage" überhaupt nicht. Die „Schuld" an den Kriegen tragen zumeist die wirtschaftlichen Interessengegensätze zweier um die Absatzmärkte streitender, in Staatsgebiete gesonderter Interessentomplexe. Wer aber wollte über die „Schuld" von Interessen Nichter sein?

o n
Kurz zusammengefaßt: das ganze Gerede vom »Angriffs»" und ‚Verteidigung?»
lrieg" operiert mit den jammervollsten Fiktionen, die jemals in ernste Betrachtungen,
bei denen es im Grunde um tzals und Kragen von Millionen geht und die
deshalb des größten wissenschaftlichen Ernstes und des unbedingtesten Wahrheits»
mutes bedürften, hineingeworfen worden sind. Nur in einem Ialle steckt in jenen Worten
auch ein Sinn: nämlich in dem Falle, daß sie rein äußerlich gefaßt werden: An»
griffskrieg ^ der Krieg, den derjenige führt, der die Kriegserklärung erlassen hat,
Verteidigungskrieg der, den derjenige führt, an den sie ergangen ist. Ein jedes
Kind aber weiß, daß die Kriegserklärung mit der „Schuld"frage nicht das geringste
zu tun hat, überhaupt keine moralische, sondern fast jedesmal eine taltisch-strategische
Angelegenheit ist. Eine Partei, die so eifrige Militärkundige, ja Militärspezialisten
wie August Vebel an ihrer Spitze hat, dürfte über diese Elementarkenntnisse hinaus sein.
Wenn wir trotzdem immer wieder von neuem seitens der offiziellsten deutschen
Sozialdemokraten die famofe Unterscheidung in Angriffskrieg (Spezies H.) und Ver»
teidigungskrieg (Spezies L) und, damit zusammenhängend, zur höchsten Genugtuung
unserer bürgerlichen Presse von A bis Z, die hochgemute Erklärung vernehmen, daß
im Falle der Spezies L die gesamte deutsche Sozialdemokratie, die lriegsuntüchtigen
Häupter an der Spitze, den — nicht bewilligten — Tornister auf die Schulter nehmen
und bis zum letzten roten Blutstropfen in vollendeter Klassenharmonie für das Reich
eintreten würden — was sie im Falle der Spezies ^, zu tun beabsichtigen, wird uns
im Reichstage vorsichtshalber nicht einmal verraten — dann wissen wir, daß das alles
nicht »marxistische Wissenschaft", sondern ein politisierender Opportunismus ist, der
weder wissenschaftlich noch politisch den moralischen Mut hat, ein vitales Problem
bei den Hörnern anzufassen, sondern es vorzieht, es in eitle Phrasen aufzulösen,
um es zu umgehn.*)
Die Antinomie, die dem sozialdemokratischen Misoneismus als offener Ausweg aus
dem Problem des Verhaltens der organisierten deutschen Arbeiterschaft im Kriegs»
fall dient, wird sofort offenbar, wenn wir die Stellungnahme der deutschen Sozial»
demokratie zum Kriegsproblem im Lichte der zwei großen Weltanschauungen prüfen,
die sich im modernen Völkerleben die Herrschaft streitig machen.
Nach der geltenden staatsrechtlichen Auffassung ist die Staatsgewalt unteilbar, ein»
heitlich, ausschließend. Ihr unterliegen alle Staatsbürger, die ihresteils nichts sind
als Partikel des Ganzen, moralisch verpflichtet, sich einzugliedern und den Organen
des Staates treue, sich unterordnende Gefolgschaft zu leisten, wohin immer der Weg
*) Das wird von einigen Mitgliedern der deutschen Sozialdemokratie auch erkannt. So, in
flagrantem Gegensatz zu August Bebet, Karl Kautsly: »Wer sein« Zustimmung zu einem Kriege
davon abhängig machen wollte, ob sein« Nation angegriffen oder der Angreifer ist, dürfte selten
früher als einig« Jahre nach dem Friedensschluh in die Lag« kommen, diese Frage präzis «nt»
scheiden zu können.' (Neue Zelt, XXIII, S. 3«6.) Jedoch befinden sich dies« und ähnliche Stimm«
ganz unzweifelhaft in einer ganz verschwindenden Minderheit in der Partei.

» »

gehe und welche immer die Pflichten seien, die das „Ganze" des von Grenzen umschlossenen, rechtlich geeinten Staatsgebietes den einzelnen auferlegt. Gewiß ist die «Richtlinie des Willcnskomplexes dieses Staatsganzen veränderlich, aber die Grenzen dieser Veränderlichkeit sind feste. Sie sind gegeben durch die Verfassung. Wenn also in einem Falle die verfassungsrechtlich fixierten Instanzen dieses „Rechtsstaates" — in Deutschland der Kaiser und der Bundesrat, denen dann der Reichs» tag, nach dem lait accompli, die Gelder zu bewilligen hat — beschlossen haben, einem andern Staatsgebilde den Krieg zu erklären oder eine Maßregel zu ergreifen, die die Kriegserklärung eines andern Staatsgebildes provoziert, so sind damit alle staatsrechtlichen Bedingungen erfüllt, und die Bürger des Staates haben keine andere Aufgabe mehr als die, zu gehorchen. Maßt sich die Sozialdemokratie da noch ein Recht auf Kontrolle, ja auf Revision eines auf dem Staatsrechtswege zustande gekommenen, mit Rechtsgültigkeit ausgestellten Beschlusses an, so fällt sie aus dem Rahmen des «Rechtes und der Moral heraus. Des Rechtes, weil sie willkürlich an einer legitimen Sentenz rüttelt — sie wird hochverräterisch. Der Moral, weil sie, die Bürgerrechte genießt, sich frivol den Bürgerpflichten entzieht und das gemeinsame Vaterland in der Not im Stiche läßt — sie wird infam.

Grundverschieden von diesem ist der Standpunkt, der sich aus der sozialistischen Weltanschauung ergibt. Der materialistischen Geschichtsauffassung nach liegen die menschhcitlichen Antagonismen nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen den Klassen. Die großen Interessengegensätze zwischen der Arbeit und dem Kapital sind die einzigen, oder doch wenigstens die einzig wesentlichen geschichtsbildenden Faktoren. Dagegen haben sich die Proletarier aller Länder mit einander zu vereinen, um gegen die besitzenden Klassen aller Länder zu kämpfen, in möglichst zivilen Formen gewiß, aber doch ohne Unterlaß bis zur Expropriation der Expropria» teure. Die Arbeiter verschiedener Sprachen» und Rasscngcbiete sind einander näher verwandt, als die dieselbe Sprache sprechenden und dasselbe Gebiet bewohnenden Mitglieder der beiden großen exzentrischen Klassen. Der „Staat" aber seinerseits ist nichts als die Organisation der herrschenden Schichten, der Hammer, mit dem in der Faust sie die Unterdrückten beherrschen, und, wenn nötig, nieder» schlagen. Daher geht der Krieg zwischen zwei Staaten das Proletariat nicht mehr an, wie etwa ein Prozeß zwischen zwei Aktiengesellschaften. Er ist eine Privataffäre zweier kapitalistischer Konkurrenten, deren beider Machtfülle lediglich durch die politische Rechtlosigkeit, soziale Niederhaltung und wirtschaftliche Ausbeutung der unteren Voltsklassen bedingt ist. Wenn im Kriegsfall Bebet an der deutschen und Iaurös an der französischen Grenze mit geschultertem Gewehr, jeder für sein Vaterland (Vebel für das deutsche und Iaures für das französische), den Heldentod stirbt, so ist das ein durchaus unsozialistisches, ja lächerliches Bild. Der Sozialismus, der auf der großen Klassenscheidung aufbaut, und der Krieg, der nur denkbar ist bei

o
o c> o
der Voraussetzung einer pronunzierten Interessengemeinschaft aller innerhalb eines bestimmten Staatengebiets zusammenlebenden Klassen, schließen einander 2 priori aus. Sicher handelt der Sozialdemokrat, der sich vermißt, über das „Necht" eines Klassenstaates einem anderen gegenüber zu entscheiden, der — nicht aus kulturellen, sondern aus „nationalen" Gründen — freudig bewegt in einen‚Verteidigungs"trieg zieht, entgegen der sozialistischen Nechtsauffassung und entgegen der Moral. Entgegen der sozialistischen Nechtsauffassung, well er über die Ewigkeitssatzungen der materia» listischen Geschichtsauffassung hinweg sozialistisch ungültigen atavistischen Anschauungen Rechnung trägt und sein bürgerliches Vaterlandsbewußtsein in den proletarischen Klassenkampf störend hineinträgt. Unmoralisch deshalb, weil er wissentlich intellektueller Helfershelfer davon ist, daß das Proletariat sein rotes Blut für eine ihm fremde, ja, ihm feindliche Sache verspritzt.

So sitzen die sozialdemokratischen Verteidigungspatrioten prinzipiell zwischen zwei Stühlen. Sie sind noch nicht konsequente „Bourgeois", aber sie sind auch nicht mehr konsequente Sozialisten. Da sie die Möglichkeit der Existenz eines mit den herrschenden Schichten des Staatsgebildes, in dem sie leben, gemeinsamen „Feindes" annehmen — der natürlich auch seinerseits wieder in Proletariat und Bourgeoisie zerfallen würde — ist es in der Tat ganz unbegreiflich, wie sie dazu kommen, den Militäretat glattweg zu verneinen. Wer einen „Feind" anerkennt, der muß sich gegen ihn wappnen, und wer fich auf den Nechtsgrund der deutschen Neichseinheit stellt, der muß gegebenenfalls nicht nur das Gewehr aufpacken, um mit Bebe! das letzte deutfchgewordene Franzofendorf gegen die Franzosen und das letzte deutsch» gewordene Polennest gegen die Polen zu verteidigen, sondern es auch bewilligen. Das wären die Konsequenzen. Diese ergeben sich aus den Neichstagsreden der Abgeordneten Bebe! und Nosle, hinter denen zweifellos die übergroße Mehrheit ihrer einst marxistischen Partei steht.') Man mag sich dieser, den ausländischen Sozialisten allerdings fchwerverständlichen „patriotischen" Stellungnahme der großen deutschen Arbeiterpartei zum Kriegsproblem und zumal der sich aus ihr ergebenden fälligen Konsequenzen erfreuen und sie begrüßen als den endlichen Sieg der Vernunft in der ehemals so gefürchteten Umsturzpartei. Man mag sie betrauern Aber unabwendbar sind sie. Unabwendbar wie die Nacht, die auf den Tag folgt.

*) Die kürzlichen Erklärungen der Neichstagssraltion haben allerdings in der sozialdemo» lratischen Parteipresse zu einer ausgedehnten Polemik geführt, in der die Stellung der Abgeordneten in der von uns berührten Frage vielfacher Kritil unterzogen wurde, llinig« Blätter haben sogar behaupten wollen, die Fraktion stehe in dieser Frage isoliert da. Das wissen wir nicht. 2s ist aber auch ganz irrelevant. Uns genügt es, aus einer öffentlichen Kundgebung Bebels zu wissen, daß auf dem im August stattfindenden internationalen Kongreß er, Bebet, dem Franzosen yerni gegenüber seinen Standpunkt vertreten werde. Auf internationalen Kongressen aber pflegt deutscher» seiis stets nur im Namen der Partei gesprochen zu werben. Also dürfen wir in dieser Frag« die Partei Bebcl gleichsetzen.

Der Liebhaber.
Komödie in vier Alten von Bernald Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.j
Zweitei Alt. D- Fortsetzung^
«linen 3a» spät« n» dl« Witt»glstund« i« Vibllothelzlmme» de« Ibsen»Klubl. <ls ist eln langgestreckte» A»um
»lt «lastültn, dl« »uf beiden Stilen il» zu» hilft« de» Zimme»höh« reichen, ln b«n speilcsaallorrid»» und in da« haup!»
stiegenhaul führen. In de» Mitte de» «taumes befindet sich der Kamin, d« »»n «ine» hübschen Kaminsims überraat wird,
worauf sich «ln« Ibs«n>Vüfte und d«l»r»tw« Inschriften de» Titel leine» stück« befinden. Zu beiden Gelten de» »»min«
ftnd ti«l«förm!g« Nischen angebracht, dl« »«n »«polsterten sitzen «ingefaßt sind und zu hlupten ein Fenste» hab«n, de»
Aaum Mischen d«n Liegestühlen und den Fensiergesimsen lst mU Vüchern gefüllt. <l!n langes Sofa steh« dem Feuer gegen»
über. Dem «ücken bei Los»« parallel laufend und so, daß er es berührt, befindet sich eln grüner, mlt Zeltungen bedeckter
Tisch. Wenn Ibsen aus das Zimmer herabbilckt, hat «» dl« Lpeisesaoltür zur Linsen, und hinte» ih», nahezu in de» Witte,
steht eln d«hb»»t» Vücherständer und dicht daneben ein Lehnstuht. Zu seine» «echten zwischen de» Tür und de» Nische
lehnt «in« lticht« «lbllothelslelter, Anschlagezettel »lt der Aufschrift .Nutze» stnd hier und d«rt> ln ble Augen sallend.
angebracht,
«luthbertso» fitzt l» Lehnffuhl »o» dem deehdare» N2ch«rstHnd«r und Nest den .Daily Graphic'. Dl, Paramore siyl
auf dem Dl»an in de» «lisch« zu Ibsen» «echten und «est da« .Vrltish Wedical Journal". <l» lst jung sü» seinen
Berus, tnopp an dl« vierzig. s«in ha»» lichtet sich aus der srirn«, und sein« dunleln, gewölbten Augenbrauen, dle ziemlich
nahe zusammentreten, geben ih» «in »«wiss«nh»ft düster«« Aussehen. <lr ist in «inen Gehrock gelleidet und tragt das
.Krantenbettbenehmen^ des belieblen Arzte« »l» elne» peinlich genauen Fö»ml!chle!t zu» schau. <l» ist durchaus lein
«lücklich«» od«» fltimütige« Wann, «de» nicht dewuszt unglücklich »de» abfichtllch unaufrichtig und ln intelleltuclle» Beziehung
hichs» selbstzusrleben.
shlvi« <l»»vtn fitzt in de» Witt« d«» ^»la» »o» d«m Feue» und ll«st «ln«n «and Ibsen: »on der Witt« de»
Zimmer» au» Ist nur dl« Nückseile ihre» K> ^fe» fichtbar, sie ist ein Wädchen »on achtzehn Jahren, Nein und schmuck.
trHat ein schicke», ziemlich turzei, t»i!ol'M»<!e »eardeitete« Kleid und eine rei«!»ckett»rtige Jack«, dl« eine weiße Nluse mit
Heller selbenschleife, «inen her»enlragen und «in« Herrenuhrlette hervorschimmern laß! und so »rrangiert ist, daß sie
möglichst wie eine Herrenwest«, die «in« Hemdbrust umschließt, aussieht, »»» abt» d«n hübschen Kesamteindruck nicht stört, Di«
stimme eine» jungen Klubpagen, der monoton ‚vr, Paramore' »uft, läßt sich, von außen rechts nähe» lommend, vernehmen,
»lubpag« (von außen): l)r. Paramore, l)r. Paramore, Ol-, Paramore — («l tritt ml» eine» Präsent»«». t«ll«r> auf de» «in« Kart« liegt, ein.)
Dr. Paramore «scharf, sich aufrichtend): hier, Junge. (De» Klubp»«« »eich» Ih» den Präsentierteller, Dl. Par».
»or« ni»»t bi« «alte und sieh» sie an.) Es ist gut, ich werde zu ihm hlnunterlommen. ‚De» »lubpag« geht
ob. Or. Par»««l« «»hebt fich, lommt »u» de» «lisch« hervor und wirst seine Zeitung »us den Tisch.! Gut«N Morgen,
Herr Luthbertson. («» bleibt stehen, u» sein« W»nsch«tten hervorzuziehen und leinen «lock zu richten.) Frau Tran»

field ist doch hoffentlich wohl?
Sylvia (entrüstet den Kopf wendend!: Sh— sh— shl <vr, Paramore wendet sich überrascht um. lluthbertson
steht energisch aus und sucht »» Buchnstlnde» entlang nach dem UrHebe» dieser Frechheit)
Paramore lzu «uwia. stell): Verzeihen Sie, Fräulein Craven, ich hatte nicht dieAbslcht, Sie zu stören.
Sylvia lverwlrrt, »der dennoch Ihren standpun« wahrend) - Sie lönnen sprechen, soviel Sie wollen, wenn Sie zuvor die üblich« Aussicht nehmen und fragen, ob die anderen Leute damit einverstanden find. Wogegen ich mich verwahre, das ist Ihr« Ueberzeugung, dah mein« Gegenwart nichts zu sagen hat, weil ich nur «in weibliches Mitglied bin. Das ist alles. Nun fahren Sie fort, bitte:
Sie stören mich nicht im geringsten, (sie »ende» sich zum Feuer und vertief« sich wieber in Ibsen,
lluthbertson (»u nachdrücklicher Würde): Kein Gentleman würde auch nur im Traum etwas dagegen einzuwenden gehabt haben, dah wir einige Wort« wechseln, Fräulein. <sie nimmt lein« Notiz von «luthbertson. llr fährt ärgerlich s«»t) Ich war einfach im Begriff, Dr. Paramore zu sagen, dah ich nichts dagegen hätte, wenn er seinen Besucher hier heraufführen lassen wollte. So «ln« Frechheit!
<<lr schleudert seine Zeitung »uf den stuhl)
Paramore: Vh, vielen Dank, aber es ist nur «in Instrument«nmacher.
lluthbertson: Gibt es wieder neu« medizinisch« Gntbeckungen, Doktor?
Paramore: Nun, da Sie mich danach fragen: vielleicht «ine äußerst wichtige. Ich habe etwas «nideckt, das bis jetzt übersehen worden ist. Gin kleines Gefäh in der Leber des Meerschweinchens. Fräulein Lraven wird verzeihen, dah ich so etwas erwähne, wenn ich hinzufüge, dah diese Entdeckung «in wichtiges Licht auf den Fall ihres Vaters werfen könnte. Hauptsach« ist natürlich, dah man h«rausfindet, zu welchem Zweck das Gefäh vorhanden ist.
lluthbertson (ehrerbietig. i»»efühl sich de»Wissenschaft gegenüber zusehen): Wahrhaftig. Wie wollen Sie das anstellen?
Paramore: l)h, das ist ganz einfach. Ich brauch« das G«fäh nur zu durchschneiden und zu beobachten, was dem Meerschweinchen dann geschieht. (s»l»l» «hebt sich «„»setz»,) Ich werde dazu «in
Messer nötig haben, welches so konstruiert sein muh, dah ich an die Stelle heranzukommen vermag. Der Mann, der unten auf mich wartet, hat mir einige Muster mitgebracht, damit ich sie versuche, bevor er sie fertigstellt und ins Laboratorium schickt. Ich denke, es hätte keinen Sinn, solche Waffen hier heraufbringen zu lassen.

Sylvia: Wenn Sie das wirtlich versuchen sollten, Dr. Paramore, werde ich mich beim Komitee beschweren. Die meisten unserer Mitglieder sind Antlviviseltionisten. Sie sollten sich schämen. (sie stürzt zu» Ltlegenhaustür hinaus >
Paramore («u ««duldiger Verachtung): Mit solchen Vorurteilen haben wir Männer der Wissen» schast heutzutage zu lämpfen, Herr Euthbertson. Unwissenheit, Aberglaube, Sentimentalität, es ist alles ein und dasselbe. Eines Meerschweinchens Leben wird über das Wohl und Wehe des ganzen Menschengeschlechtes gesetzt.
Euthbertson «Hein«)- Das ist Weber Unwissenheit noch Aberglaub«, Paramore, sondern Ibsenis» mus vom reinsten Wasser: das ist es. Ich wäre gerne den ganzen Vormittag bequem am Feuer sitzen geblieben. Aber ich habe mit diesem Mädel nie Glück gehabt. Ich lonnt« nicht hingehen und mich neben sie in einen Stuhl fallen lassen. Sie würde denlen, dah ich wer weih was von ihr will. Das ist «ine der Annehmlichleiten, Frauen im Klub zu haben: wenn die hier «intreten, wollen sie alle am Kamin sitzen und diese Büste anbeten. Manchmal habe ich groß« Lust, das Schüreisen zu nehmen und es ihnen um die Nase zu schlagen. Ahl
Paramore: Ich muh gestehen, dah ich das ältere Fräulein Eraven ihrer Schwester vorziehe.
Euthbertson <i«ln« «lugen l«ucht«n aus»: Ah, Julia! Das glaub« ich Ihnen. Ein wunderbar schönes Geschöpf — jeder Zoll «in Weib. Nichts von Ibsenismus in ihrem Wesen.
Paramore: Ich bin barin ganz Ihrer Meinung, Herr Euthbertson. GH — apropos, glauben Sie, dah Fräulein Eraven sich für Eharteris interessiert?
Euthbertson: Was, für dies«n Vursch«n! Für den nicht. Er ist hinter ihr her. Aber er ist nicht männlich genug für sie; «ine solche Frau liebt einen starten männlichen, breitschultrigen Mann.
Paramore (begi«rig>! hm! eine Art Sportsman, glauben Sie?
Euthbertson: 0H nein, nein. Einen Mann der Wissenschaft, vielleicht einen Ihresgleichen. Sie wissen, was ich meine — einen Mann. «lrschlägt sich »u» »>« «ruft. t»z «« ich««.)
Paramore: Selbstverständlich; aber Eharteris ist «in Mann.
Euthbertson: Pah! Sie verstehen nicht, wie ich «S «ein«. <D« niubpag« lommt »u i«i»e» Vilsentlerteller zurück,)
Klubpage (ruft «onoton «l« zuvor): Herr Euthbertson, Herr Euthbertson, Herr Euth —
Euthbertson: hier, Bursche. («u»mt ei« «arte vom Präsentierteller,, Führen Sie den Herrn herauf. »Der Page »eh» hinaus,) Es ist Eraven. Er lommt, um mit mir und Eharteris zu frühstücken. Sie tonnen mithalten, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, sobald Sie mit dem Instrumentenmachcr fertig sind. Wenn Julia lommt, werde ich sie auch einladen.
Paramore (vorFreude errötend): Ich werde mich f«hr glücklich schätzen. Ich banl« Ihnen. («r»ill durch die Otiegentü» hinausgehen, da tritt «raven «in) Guten Morgen, oberst Eraven.
Eraven (»n der Tür): Guten Morgen; ich freu« Mick), Sie zu sehen. Ich suche Euthbertson.
Paramore (lächelnd): hier ist er. («r geht hinaus)
Euthbertson <«ra««n lebhaft begrüßen»)! Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen. Wollen Sie ins Rauchzimmer lommen oder hier Platz nehmen und plaudern, während wir auf Eharteris warten? Wenn Sie Gesellschaft wünschen, im Rauchzimmer sind immer ein« Menge Weiber, hier werden wir bis gegen drei Uhr recht hübsch für uns allein bleiben.
Eraven: Ich mag Frauen nicht rauchen sehen. Ich werde es mir hier bequem machen, (»» <e»t sich ln «inen Lehnsluhl aus b«r O«lt« de» Treppenhaus«« >
Euthbertson <nl»>nt «inen Stuhl, der sich lin» neben lh» besinbet): Ich lann's auch nicht leiden. Es gibt in diesem Klub lein Zimmer, in dem ich in Nuh« meine Pfeife rauchen tonnte, ohn« dah «ln« Frau hereinläm« und sich eine Zigarette dreht«. Es ist ein« elelhaft« Gewohnheit bei einer Frau, es paht nicht zu ihrem Geschlecht.
Eraven <le»l,«n»>: Ah, Io> die Zelten haben sich geändert, seitdem wir beide, vor vielen Jahren, Molly Ebben den Hof gemacht haben. Ich habe meln« Niederlage gut ertragen, alter Knabe, nicht wahr?
Euthbertson (»it ernster Zusn»«»n«>- Das haben Sie. Der Gedanle daran hat mir selbst oft geholfen, mich gut zu betragen. Jawohl, bei meiner Ehre.
Erav«n: Ja, Si« haben immer an heim und Herd geglaubt, Io — an eine echt englisch« Frau und an eine glückliche, behaglich« Kaminecke. Was ist au6 Molly geworden?
Euthbertson (»ersucht treu ,u «loll, l» hall«»)! Nun, nichts Schlimmes. Aber mit mir hätte es «in schlimmes Ende nehmen tonnen. Sehen Sie, ihr« Verwandten waren mir unerträglich; dies« Leute sind ung«blld«t« Philister gewesen, und Molly lonnt« sich mit meiner Mutter nicht vertragen. Und bann höhte sie das Stadtleben, und ich lonnt« m«in«r Beschäftigung wegen nicht auf dem Lande leben. Aber wir sind, wie die meisten Leute, ganz gut miteinander ausgekommen, bis wir uns trennten.

o «
Vernarb Shaw: Der Liebhaber 30?
Eraven (betl,sl«n): Getrennt! <»» «st unwiderstehlich belustigt.) l)h, das war also das Ende von heim und Herd, Io?
Euthbertson <»»rm)! Es war nicht meine Schuld. <««sühl»°li.) Lines Tages wird die Welt erfahren, wie lehr ich diese Frau geliebt habe. Aber sie war unfähig, die Liebe eines Mannes zu schätzen. Wissen Sie, dah sie oft gesagt hat, sie wünschte, sie hätte Sie geheiratet?
Eraven (durch dies« «ndeuwn« «nüchte»«)! Vh Gott, oh Gott! Nun, vielleicht war es besser so. Ich nehm« an, daß Sie von meiner Heirat gehört haben.
Euthbertson: Vh ja, wir haben all« davon gehört.
Eraven: Nun, Io, ich Hab« bts G«ld«s wegen geheiratet, jedermann wühle es; ich lann «s freimütig bekennen.
Euthbertson (er»»«,«»d)! Warum auch nicht, warum nicht? Wir können bekanntlich nicht ohne Geld auskommen.
Eraven (mit aufrichtiger «eilnah««)! Ich Hab« sie sehr geliebt, Io. Vis zu ihrem Tod« hatt« ich «in heim. Nun hat sich alles geändert. Julia ist immer hier im Klub. Sylvia ist ganz anders geartet, aber sie ist auch immer hier.
Euthbertson lt«u«ah««»oli) - Ich weih. Mit Grac« ist es genau so. Sie ist auch immer hier.
tlraven: Und nun bestehen die Mädchen darauf, dah ich auch immer hier fein soll. Sie sind täglich hinter mir her und verlangen, daß ich in den Klub eintrete — wahrscheinlich, um meinen Ginwendungen gegen ihn ein Ende zu machen. Darüber will ich mich auch mit Ihnen beraten. Glauben Sie, bah ich eintreten sollte?
Euthbertson: Nun, wenn Ihr Gewissen nichts dagegen hat —
tlraven «hn mürrisch unterbrechend)! Ich verwahre mich prinzipiell gegen die Existenz eines solchen Vrt«s; aber was hilft das? Er existiert trotz meiner Verwahrung, und ich will wenigstens aus dem Guten, das er haben mag, Vort«il ziehen.
Euthb«rtson «h» besänftigend)! Selbstverständlich, das ist die einzig« »«rnünstige Art, die Sache zu sehen. Gr ist wirklich nicht so unerträglich, wie Sie glauben. Wenn Sie zu Haus« sind, haben Sie das Haus mehr zu Ihr« Verfügung; und wenn Sie Ihr« Famill« um sich wünfchtn, können Sie mit ihr im Klub dinieren.
Eraven <nlch» seh» en«,2<n »»»»»»)! Da« ist wahr.
Euthbertson: Uebrigens brauchen Sie auch hier nicht mit Ihrer Familie zu sp«is«n, wenn Sie lein« Lust dazu haben.
Eraven (überzeugt): Wahr, sehr wahr. Vringen die Mädchen es hier zu etwas?
Euthbertson, Vh neln, das könnte «an gerade nicht beHaupt««. Selbstverständlich ist der üblich« Ton sehr gewöhnlich, weil die Frauen rauchen und ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen und dergleichen; aber trotzdem gibt es augenblicklich nichts, worüber man zu klagen hätte. Und b«r Klub ist zuträglich, gewih. <«h«rt«»l» lamm« herein und sucht sie.)
Eraven «ich «»hebend)! Wissen Sie, dah ich groh« Lust Hab«, Mitglied zu werden, nur um zu sehen, wie es hier zugeht.
Charteris <l«»»t zwischen ste): Werden Sie das, jedenfalls. Ich hoffe, ich Hab« Ihre Unter» Haltung nicht durch zu frühes Kommen gestört.
Eraven: Keineswegs. Willkommen, lieber Freund. <«» schütte» lh« dl« tz»»»,)
Eharteris: Das ist r«cht. Ich kam früher, als ich die Absicht hatte. Ich Hab« Euthbertson nämlich «in« ziemlich wichtig« Mitteilung zu machen.
Grauen: In einer Privatsache?
Eharteris: Nicht unbedingt. <Zu «««hbertson.) Nur in der gestern abend besprochenen Angelegenheit.
Euthbertson: Nun, Eharteris, ich denk«, das ist Privatsacht, od«r sollte es sein.
Craven <zi«ht sich »«lrel hinter den Tisch zurlleyl Ich will nur einen Vlick in die Zeitung werfen —
Eharteris <lhn aufhaltend)! Vh, es ist lein Geheimnis, jedermann im Klub errät es. <Zu «ulhbertson.) hat Grace Ihnen nie gesagt, dah st« mich zu heiraten wünscht?
Euthbertson <entrüs>«t>! Sie haben mir gesagt, dah Sie sie zu heiraten wünschen.
Eharteris: Ah, aber auf das, was ich wünsche, legen Sie doch lein Gewicht, sondern auf das, was Grace wünfcht.
Eraven <«wa» ab«est»zen>: Verzeihen Sie, Eharteris, das ist Privatsache. Ich will Euch ein» ander überlassen. (Sich »lebe» gegen den Nsch ,u bewegend)
Eharteris: Warten Sie «in«n Augenblick, Eraven, das geht Sie auch an. Julia will mich gleichfalls heiraten.
Eraven <I« 3»n strengster Verwahrung)! Das ist stark! Neln, bei meinem Leben, das ist stark!
Eharteris: Tatsache, ich versichere es Ihnen, hat es Sie nicht eigentümlich berührt, dah wl»

gestern abend bei Frau Tranfield waren, und dah sie nicht in unferer Gesellschaft gewesen ist?

e> o
Craven: Nun ja, das tat es wohl. Aber Sie haben es aufgellärt. Wahrhaftig, Charteris, Ihr« Aufklärung war in Julias Gegenwart abstoßend und geschmacklos.
Charteris: Oh, das tut nichts. <is war ein« gut«, gesund«, stramme Lüg«.
Craven und Cuthbertson: Lüge?!
Charteris: haben Sie das nicht vermutet!
Craven: Gewiß nicht. Und Sie, Io?
Cuthbertson: Nicht sofort.
Craven: Uebrigens glaub« ich Ihnen nicht. Ich bedaur«, so etwas sagen zu müssen: aber Sl« vergessen, daß Julia zugegen war und Ihnen nicht widersprochen hat.
Charteris: Sie wollte es nicht.
Craven: Wollen Sie damit sagen, bah meine Tochter mich hintergangen hat?
Charteris: Julias Zartgefühl gegen mich zwang sie dazu, Craven.
Craven <«inen sehr «msten «»n anschlagend): hören Sie einmal, Charteris: Sind Sie sich nur im geringsten der Tatfache bewußt, daß Sie zwischen zwei Vätern stehen?
Cuthbertson: Ganz richtig, Herr, ganz richtig. Ich wiederhole diese Frag« für mein« eigen« Nechnung.
Charteris: Nun, ich bin noch ein wenig betäubt davon, zwischen zwei Töchtern gestanden zu haben, aber ich glaube, baß ich die Situation erfasse. <«uthb«r»l»n »«»cht «u «in«« «us des Abscheu« zurück,)
Craven: Dann bedaure ich Ihr« Manieren, Charteris, das ist alles. <»r l«hrt sich verdrossen ob. s«hr» dann pizzlich »»l und »endet sich zu eiharterl«,) Wie lönnen Sie sich erlauben, mir zu lagen, daß meine Tochter Sie heiraten mochte? Wer sind Sie, wenn ich bitten darf, daß Julia darein einen solchen Ehrgeiz setzen sollte?
Charteris: Ganz richtig, sl« hätt« leine schlechter« Wahl treffen lönnen. Aber sie will nicht Vernunft annehmen. Ich selbst Hab« zu ihr wie ein Vater gesprochen — ich versichere Ihnen, mein lieber Craven, ich habe ihr alles gesagt, was Sie ihr hätten sagen lönnen; aber es ist umsonst, sie will mich nicht aufqeben. Und wenn sie nicht auf mich hören will, wie groß ist dann die Aussicht, daß sie auf Sie hören wirb?
Craven (ärgerlich,! Cuthbertson, haben Sie schon so etwas gehört?
Cuthbertson: Niemals! Niemals!
Charteris: 0H, zum henler! Kommt, benehmt euch doch nicht wie «in paar alltägliche alt« Väter, das ist eine ernst« Angelegenheit. Seht euch diesen Brief an. («inen «ries und «inen »»r»«nbl<«s herausziehend.) Der da <« zeigt den »»rtenlries) ist von Grace — bei dieser Gelegenheit, Cuthbertson, ich Ware Ihnen danlbar, wenn Sie ihr einmal sagen wollten, daß sie nicht Kartenbrief« schreiben soll. Di« blaue Farbe macht es Julia so leicht, die Papierstuck« in meinem Papierkorb aufzulesen und zusammenzustellen. Nun, hören Sie. »Mein lieber Leonard! Um nichts in der Welt möchte ich i« wieder solchen Szenen wie gestern abend ausgesetzt sein. Du tätest daher besser, zu Julia zurückzukehren und mich zu vergessen. Dein« aufrichtige Grace Tranfield."
Cuthbertfon <»ü»tn»)! Verdammt!
Charteris (»ende« sich zu ««»«„ und der«!»«» sich »»r, den «ries,» l«s«n>: Nun zu Julia. <V«r oi«st »«nd««
<lch »d, sein Gesicht »»» <lh»rt«ris zu »elbeige», d» e» ein« e,«m»!«be«<gung furcht«», ei» legt dl« Hand aus einen stuhl,
»» sich zu stüzen.) »Mein liebster Junge! Nichts wird mich glauben machen, bah diefes abscheulich« Frauenzimmer in Deinem herzen meinen Platz einnehmen lann. Ich leg« einig« von den Briefen bei, die Du mir nach unserer ersten Begegnung geschrieben hast, und bitte Dich, sie zu lesen. Das wird Dir die Gefühl« zurückrufen, die Du hattest, als Du sie mir schriebst. Du kannst Dich nicht so sehr verändert haben und gegen mich gleichgültig geworden sein; wer immer Deine Phantasie einen Augenblick lang beschäftigt haben mag, Dein herz gehört noch mir' — und fo weiter: Sie kennen die Sache — »Immer und ewig Deine Dich liebend« Julia." (Der oderst sin« «»s den Stuhl »nd »«deck» sein Gesicht mit der Hand) Sie glauben doch nicht, daß sie es ernst meint, nicht wahr, nein? Solch« Brief« schreibt sie mir täglich dreimal. (Zu <lu»hb«r»s»n) Grace meint es aber ernst — leider Gottes, cell lMt »race« Vlies hin) Blaues Papier, wie gewöhnlich. Diesmal wetde ich dem Papierkorb nicht Vertrauen, «lr geht zum Feuer und wirst die «riefe hinein)
Cuthbertson (sieht lh» »ll »«rschr«ntl«n Armen in» ««««sich», »«hrend « zu ihn» ,ur»<N»m»»): Darf ich Sie
fragen, Herr Charteris, ob das vielleicht der »neue Humor" sein soll?
Charteris <n»ch zu sehr »lt seinen eigenen Angelegenheiten deschlftigt, »» irgend »eichen sinn für die

Wirkung
,» hadt», dl« «I i«l den anderen hervorruft) Ach Unsinn, glauben Sie, daß es lustig ist, sich in meiner Lage zu befinden? Sie haben den Kopf fo voll vom »neuen Humor" und dem »neuen Weib" und dem neuen Dies und Jenes, und das alles vermengt mit dem eigenen alten Adam, der Sie sind, daß Sie den Verstand verloren haben.

c> o
Vernarb Shaw: Der Liebhaber 309
Cuthbertson <h«f«»)! Betlachten Sie diesen alten Mann einmal, der im ehrenhaften Dienst« seines Landes grau geworben ist und dessen letzte Tag« Sie geschändet haben!
Charteris (überrascht, steht «raven an »nd vergegenwärtigt sich I«w« Pein «u »ufrlchtlg« Vetlübnl»)! Das tut
mir sehr leid. Kommen Sie, Craven, nehmen Sie sich's nicht zu herzen. («l»»«» schütten den »»Pf.) Ich versichere Ihnen, es hat nichts zu bedeuten. Das passiert mir fortwährend.
Cuthbertson: Für Sie gibt es nur «in« Entschuldigung. Sie sind nicht völlig verantwortlich für Ihr« Handlungen. Wie alle vorgeschrittenen Menschen sind Sie Neurastheniler.
Ch»rt«ris <«»«»»«: Groß« Gott, was ist das?
Cuthbertson: Ich weigere mich, Ihnen das zu erklären. Sie wissen es so gut wie ich. Ich aeh« jeHt hinunter, das Frühstück zu bestellen. Ick werde drei Gedecke auflegen lassen, aber der dritte Platz ist für Dr. Paramore, den ich eingtlab«« habe, bestimmt und nicht für Sie. (»r,«h» durch dl« Opeisesaaltür hinaus,
Charteris (seine ß»nd aus »r»»en« Schult« legend)! Kommen Sie, Cr»v«n, g«b«n Sie mir «inen Rat. Sie sind gewiß selbst einmal in so einer Klemm« gewesen.
Craven: Charteris, leine Frau schreibt einem Mann «inen solchen Brief, wenn «r ihr nicht s«hr «ntgegengelommen ist.
Charteris (düster): Wie wenig Sie die Welt kennen, Vberst, die .neue Frau' ist nickt so.
Craven: Ich lann Ihnen nur einen sehr altmodischen Aat geben; und der besteht darin, daß nun» gut tut, mit der ‚alt«n Frau" auszuräumen, bevor man sich mit der .neuen Frau' einläßt. Ich bedauere Ihr« Mitteilung««. Si« hätten bis nach meinem Tode damit warten können, er ist fetzt nicht mehr fern. (Sein llovf finlt wieder herab. 3»lla und Paramore lammen au« dem Stiegenhause herein,
Julia bleibt stehen, ol» st« »harte»»» erblickt, ihr »estcht umwollt sich und ihre Brust hebt sich, Paramore eilt, b» er steht,
d»z der Vberst sich «ugnlscheinllch unloohl fühlt, zu ihm hw »nd tntfaltet d«< tätigst« .»ranlenbettbenehme»',)
Charteris (guli» «blickend): Großer Gott! («» ziehtfich unter b«»«ch»tz de» drehdaren Bücherstand«» zurück.)
Paramore (teil»ah»»»,ll zu» oberste», »ahrend « sein Handgelenk u»lla«»«t und seinen Pul» zu zähl«» «ezinnt): «bestatten Sie mir.
Craven <»«f»llcke»dl! Nun? («l zieht sein hond««l«nl zurllcl und erhebt sich ziemlich «»««llch) Doktor Pllla»
»«««, j«tzt ist's nicht meine Leber, sondern ein« Privatangelegenheit. (Zwischen Null» und «harte»« de» »t»»t «in« 8»«», dl« u» s» «ulrezenbtl fu» Julia ist, »l» bl« Jäger!» und ihr« Beut« den »irlllchen ««rund diese» Ver»
f«lg»ng »o» den Vn»es«nd«n ««d«»gcn müssen «chartert« näher« sich zuerst der Treppenhoustü», Juli» läuft sofort dahin
»nd »«lptrrt ihm den Weg <l» lehrt, um den Bücherstand« herumgehend, zurück, auf de« Weg« zu» »nb«e» lül setzt
« lh» in Bewegung, während Iulu» in seine» Verfolgung guer über »l« Bühne stürmt <l» ist im Begriff, z» entwische»,
«l» ihm de» Weg durch die «lückteh» «uthbertson« abgeschnitten wirb <lr dreht sich »» »nd steht Juli» dicht hinter stch,
»» nicht» andere« übrl« blelbt, stüizt er in die «lisch«, ‚» gbsen« Linlen.)
Cuthbertson: Guten Morgen, Fräul«ln Craven. (Sie schütteln stch «« h«nd«,) Wollen Sie mit uns frühstücken? Paramore wirb auch mithalten.
Julia: Danke. Mit Vergnügen, (Ste sehle»»«» »l» «»heuchelt« «dfichi»l»figlelt b« «lisch« ‚», «h»»t«l», d« d»rw wie gefangen ist, lleuzt da» <l»»tngUt« «ntla»g »och d» gegenülerlieg«»»«» «lisch«, »»»«< « da» <e»mln««rät
lrachod »«stößt.)
Craven (d« nach de» sich b«h«»d«» «ücherslani» hwnbergeg»»,«» lft »»b ihn »»gehalten hat): Was zum
Teufel machen Sie da, Charteris?
Chart«ris: Nichts. Es ist «in v«rdammtes Zimmer, wenn man stch darin zurechtfinden will.
Julia (d»«h»ft): I», nicht wahr? (Sie ist t» Begrlff, ^«w«^V«»«gu»« z» «och«», »» dl« Sti«genhanitür zu
««decke», ol» lh» lluthb««»» l«l»«n Br» »»bietet.)

Cuthbertson: Darf ich Sie hinunt«rführ«n?
Julia: Nein, das geht wahrhaftig nicht. Sie wissen doch, dah «s g«gen die Klubregeln ver» stößt, Frauen irgendwie zu lxvorzug«». W«r nmn«r der Tür zunächst ist, geht zuerst hinaus.
Cuthbertson: «tun gut, wenn Si« darauf b«st«h«n. Kommen Sie, meine Herren, gehen wir nach der Ibsen>Art frühstucken, nach der geschlechtslosen Art. («r wendet sich u»»»d geht hl»»u«: Paramore,
d« sei» hlfltchste» Spiechzlmmerlachen höre» lllzt, ftlgt »hm, <ln>»«n schll«zt stch ol« Letzt« an.)
Craven (»» d» »»», «««>: Komm, Julia.
Julia <«lt ,«n»«rh»ft« 8«itllchl««t): I», litlxi Papa, sofort. Wart« nicht auf mich. Ich komm« in «in« Minut«. <»« vd«st,»«««) Cs ist alles in Ordnung, Papa.
Craven <l«d«ut»»«»»«ll)! halt« dich nicht lang« aus, «ein Kind. <«» ,«ht hl»«»».)
Charteris: Ich geh«, «l» »»cht «wen «atz n»ch b« «»».)
Julia ssilrz« «»»lh» z» »»» p<u« lh» »«l» ß«nd««lt»l): Kommst du nicht mit?
Chartert«: Ät«in. Laß mich los, Julia. («» »«sucht sortzul,»»«», st« hält ihn.) W«nn du mich nicht losläßt, Werl»« ich um hilf« schreien.
Julia <»»rw»rl»»oll): Leonard l <«» stilr»« »on lhr s,»».) 0H, wie kannst du so brutal zu mir sein, mein Liebling!? hast du m«lnen Vrl«f erhalten?
Chart«ris: Ich Hab« ihn »«rbrannt (ste wende» sich, dl» «»»Innerste »«»»«»«, »»»»d»««r«bt «h» »«ficht
<» »«, ß«»d«») — zusamm«« mit d«m d«l anb«l«n.

o c>
Julia (sich schnell wlcde» umdrehend)! Mit dem b«r anderen! hat st« dil geschrieben?
Eharteris: Ja — um mit mir zu brechen, deinetwegen.
Julia <»l»leuchtend«Au««,)- Ah!
Eharteris: Das freut dich, Elende! Nun hast du mich verloren, bis auf das Weihe meine»
Augen. <<l» »endet sich »b und will gehen, wild »de» durch Sylvias «lüetteh» aufgeholt««. 3ull»
»ende« sich «b, bleibt
stehe» und tut, als »b sie «in« Zeltung läse, die st« »o» Tisch aufnimmt)
Sylvia (ungezwungen): Eharteris, wie geht es Ihnen? <SI« nimmt »eltiaullch seinen «l» und schlend«»»
ml» lh« durch da« Zimmer) haben Sie Grac« Tranfield heute schon gesehen? (Iull« uz» die Zeitung
fallen
und lomm» elnen Schritt naher, um zu lauschen). Sie pflegen ja zu wissen, wo man sie finden lann.
Lharteris: Ich werde es niemals wieder wissen, Sylvia. Sie hat sich mit mir entzweit.
Sylvia: Sylvia! Wie oft muh ich Ihnen sagen, bah ich im Klub nicht Sylvia bin?
Eharteris: Ich vergah. Ich bitte Sie um Entschuldigung, Eraven, alter Bummler — «z» Nopft
st« »ul die schulte» >
Sylvia: Das ist fchon besser. Etwas zuviel, llber besser.
Julia: Sei nicht dumm, Sylli.
Sylvia: Werte dir gefälligst, Julia, dah wir hier Mitglieder eines Klubs und nicht Schwestern
sind. Ich nehm« mir auf Grund unferer Familienbeziehungen nichts gegen dich heraus. Nimm
du dir auch nichts gegen mich heraus. (Sie geht »n da» s«f» und nimmt Ihren früheren Platz »lebe»
«in)
Eharteris: Ganz recht, Eraven. Fort mit der Tyrannei der älteren Schwester!
Julia: Sie sollten «twas Besseres wissen, als ein Kind darin zu ermutigen, sich lächerlich zu
machen, Leonard, selbst wenn dies auf meine Kosten geschieht.
Eharteris (Indem er sich auf die Tischt»«« setz»!- Ihr Frühstück wird kalt werden, Julia. Mull» ist l»
Vegrisf, »ülend zu entgegnen, »lrd ab« durch das Wiedererschcinen Üuthoerlsons an der Lpelsesaoltüi
jHH gehemmt)
Euthbertson: Wo bleiben Sie, Fräulein Eraven? Ihr Vater wird ganz ungeduldig. Wir
warten all« auf Sie.
Julia: Daran bin ich eben erinnert worden. Ich danle Ihnen. <Gl« g«ht «r,»llch „» lh» »»rb«,
ylnons, während sich Tylni» umsieht, was »»rg«ht>
Euthbertson <der erst IM» nachsieht und dann «harte»»« »nlllckt)! Ein noch fchw«r«l«r Fall von Neur»
»sthcniel («l f,lgt lhl.)
Sylvia (springt auf. »Niet »uf da» ««so und sprich» übe» dessen «üllenlehn« hinweg)! Was ist
vorgefallen,
Eharteris? hat Ihnen Julia ein« Li«b«serllärung gemacht?
EI/art«rls (indem er ihr über dl« «chull«» hinweg antworte»): Nein, ste ist eifersüchtig auf Grac« —
Sylvia: Geschieht Ihnen schon recht. Sie sind ein entsetzlicher Kerl mit Ihrem ewigen Getändel.
Eharteris (ruhig), halten Sie es für gutes Klubbenehm«n, auf dlefe Weif« mit einem Wanne
zu sprechen, der beinahe Ihr Vater fein tonnte?
Sylvia (»erschmih»)! 0t>, ich lenn« Sie, Bösewicht!
Eharteris: Dann wissen Sie, dah ich niemals irgend «ine» Frau besondere Aufmerksamkeit schenke.
Sylvia (nachdenklich)! Wissen Sie, Leonard, bah ich Ihnen das sogar glaube? Ich bin über»
zeugt, dah Ihnen an keiner Frau auch nur «in bihchen mehr gelegen ist als »n einer anderen.
Eharteris. Sie glauben, dah mir an leiner Frau auch nur ein bihchen w«nig«r g«legen ist
als an einer anderen.
Sylvia: Um so schlimmer. Aber ich glaube, bah Sie sich niemals darüber Gedanken machen,
daß es nur Frauen sind. Sie sprechen zu ihnen genau so wie zu mir oder irgend einem anderen
jungen Menschen. Das ist das Geheimnis Ihrer Erfolge. Sie können sich nicht vorstellen, wie
zuwider es Frauen ist, wenn man sie mit dem Aespett behandelt, der ihrem Geschlecht gebührt.
Eharteris: Ach, wenn Julia nur Ihr« W«ish«it besäße, Eraven! «lr steig« mi»«ine» Seufz» »»m
Tisch herunier und setz» sich nachdenNich aus dl« Siehlel»«,)
Sylvia: Sie kann solch« Ding« nicht leicht nehmen, nicht wahr, Alter? Aber fürchten Sie
nicht, Julia das herz zu brechen, sie überwindet ihr« kleinen Tragödien. Wir haben das schon zu
Hause bemerkt, als der grohe Kummer über uns kam.
Eharteris: Wann war das?
Sylvia: Als wir erfuhren, dah der arme Papa Paramores Leiden hat.
Eharteris: Paramores Leiden?! Was fehlt Paramore?

Sylvia: Vh, es ist leine Krankheit, an der «r leidet, fondern «ine, die er entdeckt hat.
Eharteris: Die Leberlrankheit?
Sylvia: Ja, die hat Paramore berühmt gemacht! Papa fühlte sich zuweilen unwohl, aber wir dachten immer, dah dies teilweise von seinem Dienst in Indien herrührte, und teilweise daher, dah er zuviel ah und trank. 2r hatte damals die Gewohnheit, seine Mahlzeiten gierig hinunter» zuschlingen. Die Aerzte wuhten nicht, was ihm fehlt«, bis Paramor« «ine fürchterliche klein« Mikrobe in seiner Leber entdeckte. Es gibt vierzig Millionen solcher Mikroben auf j«d«n Quadratzoll d«r

I^eb«. Paramor« entdeckte dies« Mikrobe und erklärt«, dah jedermann dagegen genau so geimpft »erben sollte wie gegen Blattern. Aber es war zu spät, den armen Pap» zu impfen. Alles, was man tun tonnt«, bestand darin, sein Leben um zwei Jahre zu verlängern, indem man ihn auf ein« streng« Diät setzt«. Der arm« alt« Kn»b«l Man «ntzog ihm seinen Likör; und er darf lein Fleisch «sie«.
«lharteris: Ihr Vater macht mir den Eindruck, als ob er sich ungewöhnlich wohl befände.
Sylvia: In, man sollt« glauben, dah es ihm bedeutend besser geht. Noch die Milroben sind an lxr Arbeit, langsam, aber sicher. In einem Jahr wird alles vorüber sein. Armer alter Papa! Es ist gefühllos, in dieser Stellung über ihn zu sprechen, ich muh mich ordentlich niedersehen.
<2!« l»«»l »»» <3»l» herunter »od setzt sich «uf den stuhl neben d«m Vüch«rstände»,> Ich wünschte, daß Pllpa
«wig lebt«, um Paramor« l«ine fix« Idee auszutreiben. Ich glaub«, der Doktor ist in Julia verliebt.
Lharteris (starrt sie »«f»««»t «»>: In Julia verliebt?! Ein Hoffnungsschimmer auf dem Horizont! I>t das Ihr Ernst?
Sylvia: Aa, ich glaub's. Warum, meinen Sie, lungert er heute mit einem neuen Aock und «iner neuen Krawatte im Klub herum? Dieses Frühstück mit Julia wird ihm den Aest geben. Er wird Papa um ihr« Hand bitten, bevor sie zurückkommen — darauf wette ich mit Ihnen drei gegen «ins, um was immer Si« woll«n!
Ehart«ris: Um Handschuhe?
Sylvia: N«in, um Zigar«tt«n.
Charttits: Abgemacht! Aber wie dentt sie darüber? Ermutigt si« ihn?
Sylvia: 0H, die übliche Sache. Sie ermutigt ihn gerade so viel, um es jeder anderen Frau unmöglich zu machen, ihn zu lriegen.
Chart«ris: Ganz richtig. Ich versteh«. Nun hören Sie mich an, ich will sprechen wie ein Philosoph. Julia ist auf jedermann eiferfüchtig — auf jedermann. Wenn Ihre Schwester Si« mit Paramor« flirten sah«, würd« sie sofort beginnen, ihn zu schätzen. Sie könnten sich ein bihchen aufspielen, Lraven, mir zuliebe — ja?
Sylvia <fich «rl)«l>»»): Sie sind zu entsetzlich, Leonard. Schämen Sie sich. Immerhin, alles nm «inen Ibsen'Kameraden zu verbinden. Ich werde Ihr« Angelegenheit im Auge behalten. Aber ich glaub«, «s wäre wirkungsvoller, wenn Si« Grace dahin brächten, das zu tun.
Eharteris: Glauben Sie? hm! Si« mögen «cht haben,
Klubpag« <oon «uz«n, »>e zunor>- Dr. Paramor«, l)r. Paramor«, vr, Paramor« —
Sylvia: Man sollte die Stimm« dieses Knaben zivilisieren, es ist «ine Schmach für den Klub «2« ,«ht »n dt« «tische z» Ibfen« Linien >
D«l Klubpage «ritt «in: er hält b»« .Vritish Vledical Journal' in der ha«»,)
«lharteris <d«n Pagen rufend)- »r, Paramore ist im Speisezimmer.
D«r Klubpag«: Ich dank« Ihnen, Herr Charter!«, «lr!N im ««griff, in »«n «p«is«s»»l 5» ,«h«n. «1« «Züwi» «xf ihn zustürzt.)
Sylvia: heda, woher haben Si« dies« Zeitung? Si« gehört in dieses Zimmer.
Klubpag«: Auf Dr. Paramores b«sond«r«n Befehl muh ihm das .British Medical Journal' immer sogleich gebracht werden, wenn es kommt, Fräulein Eraven.
Sylvia: So eine Frechheit! Eharteris, sollten wir diesem Unfug nicht grundsätzlich «in Ende machen?
Eharteris: G«wih nicht. Grundsatz« sind die geringst« Ursache, dl« ich kenne, sich etwas zu vergeben.
Sylvia: Pah! Ibsen!
2h»rt«rls <,»» «n»dp»««n>: Fort mit dir, mein Jung«, vi-, Paramor« ist in atemloser Erwartung.
Klubpag« <«rn»): Wahrhaftig, Herr? <«r «m f»„.>
Ehart«ris: Dieser Kleine wird seinen Weg in England machen. Er hat keinen Sinn für Humor.
<<«?»« l»»mt herein, Ihr Meid, sehr de«»«!!» und praNisch, hat de» Zweit, ohne die geringste Rücksicht »ul die M»de ihr zu
g<'allen, «bgleich doli fargsältlge Interesse für ihre persönlich« <lleg«nz s ledhaft etn, »le «ln« geVihnlich sehr beschäftig!« Frau)
,<i»ll«», «bgleich da« fxrgsältige Interesse für ihre persönlich« «lleganz leineswegs «utz<r acht g«lass«n »urd« 2i« tritt
»ft «in, wie «in« »e»»t>n!!ch sehr beschäftig!« Frau >
Sylvia (zu ihr etlend): Da sind Sie endlich, Tranfield, altes Mädchen, Ich habe seit einer Vylvla <zu ihr eilend,: Va stno V«e «nollch, Ä
Stunde auf Sie gewartet. Ich sterbe vor Hunger,
Grace: Schon, schön. <Zu «harter»«,» haben Sie meinen Brief erhalten?
«Th»it«ris: Ja. W«nn Sie nur nicht auf dieses blaue Papier schreiben wollten!

Sylvia <z» »r»«): Soll ich voraus gehen und «inen Tisch bestellen?
Eharteris <«« «tnw»r» »»« «r«««« Mund »or»««n«h»«n»)! Tun Sie das, alter Knabe.
Sylvia: Bleiben Sie nicht zu lange. <«i« ,«h» in d«n Speisesaal.)
Grac«: Nun?
Ehart«ris: Ick) fürchte mich, dir zu beg«gn«n seit gestern abend. Kannst du dir eine enl» setzüche?« Szene vorsttll«n? Verabscheut du seither nicht schon meinen bloyen Anblick?
Grac«: Oh n«in.

o
l> o o
Charteris: Das solltest du aber. 0H! es war fürchterlich — «in« Beleidigung — «in« Schmach. Lin schönes Ende haben sie gefunden, alle mein« Plane, dich glücklich zu machen — dich zu «iner Ausnahm« vor allen anderen Frauen zu erheben, die schwören, dah ich sie unglücklich gemacht habe.
Grac« <le»»iich, i»»fy: Ich bin durchaus nicht unglücklich. Ich bin traurig, aber es wird mir das herz nicht breche«.
Chart«ris: Nein, du Haft ein tüchtiges herz; du schreist und weinft nicht jedesmal, nxnn is weh tut. Das ist der Grund, warum du die einzig mögliche Frau für mich bist.
Grac« <l»plich««t«lnd): Jetzt nicht mehr. Niemals.
Charteris: Niemals?! Was meinft du damit?
<5rac«: Was ich fage, Leonard.
Charteris: Wieder lolett! Der Wanlelmut der Frauen, die ich liebe, ist nur mit de» teuf» lischen Vegehrlichleit der Frauen, die mich lieben, zu vergleichen! Nut, gut! Ich seh«, wi« es Ned:, Grace, du kannst diese entsetzliche Szene von gestern abend nicht vergessen. Du hörst st« noch sagen, bah ich sie in den letzten zwei Tagen gelüht Hab«.
Grac« («hebt sich heftig): Ist das vielleicht nicht wahr gewesen?
Charteris: Wahr! Nein, es war eine oerdammte Lüge.
Grac«: ÖH, das freut mich aber fehr. Das war das einzige, was mich wirklich gefchmerzt hat.
Charteris: Das ist ja der Grund, warum st« «s gesagt hat. Wi« anbetungswürdig von dir, dah dir daran etwas liegt, mein Liebling, «tr «greift ihre hanb« un» brück« l>« »» lein« «ruft,)
Grac«: Merk dir das, zwischen uns ist alles aus.
Charteris: Ach ja, du haltst mein tzerz in deinen Händen, brich es. Wirf mein Glück zu« Fenster hinaus.
Giace: 0H, Leonard, hängt dein Glück willlich von mir ab?
Charteris (zärtlich).- Unbedingt, (Sie strahl» »°r ««««zücken, «ei biele« Anblick l»»>m« «in plötzliche» Um!«,»«?«
über ihnl er weicht zurück, lißl ihr« HHnbe lallen unb ruft) Ach nein, Warum sollte ich dich so belügen? <»» verlchrann bie Vr«e unb füg« lest hinzu) Mein Glück hängt von niemandem als von mir selblt ab. Ich kann auch ohne dich leben.
Orace «ich beruhigen«,)- Das sollst du auch. Unb ich banl« dir für die Wahrheit. Jetzt will ich dil die Wahrheit sagen.
Charteris <ble Arm« «all «lntseoen «u« ihrer V«rlchr«nlun« lisenb): Nein, ich bitte dich, tu das nicht. Als Philosoph ist es mein« Sache, den andern die Wahrheit zu sagen, aber es ist nicht die Sacht d«r andern, sie mir zu sag«n. Ich mag nicht, «s schmerzt.
Grac« <ruhig),- l)h, ich will dir nur sagen, dah ich dich lieb«.
Charteris: Ah, das ist leine philosophische Wahrheit. Das kannst du mir sagen, so oft du willst. <«» lchllez« lie in lein« Ar»«,)
Grace: Ja, Leonard, aber ich bin ein vorgeschrittenes Weib. <«» h»u wn« unb lch»»» st« »u einig« Vestürzuna an) Ich bin das, was mein Pater »die neue Frau" nennt, «lr laß« sie l»« unb starr» st« »».) Ich stimm« mit allen deinen Ansichten vollkommen überein.
Charteris <«nlsetz»)l Das ist aber sehr schön für eine anständige Frau! Du solltest dich wirtlich schämen.
Glace: Ich mein« «s mit diesen Dingen sog« vollkommen «lnst, obgleich du das nicht t.i?t. Und ich weide niemals einen Mann heilaten, den lch zu schl liebe. Das würde ihm einen entlcy» lichen Vorteil über mich einräumen. Ich wäre vollständig in seiner Gewalt. So ist's um ,d:e neu« Frau" bestellt. Hat si« nicht recht, Herr Philosoph?
Charteris: Der Kampf zwischen dem Philosophen und dem Mann« ist fürchterlich, Vrace. Aber der Philosoph gibt zu, dah du recht hast.
Grace: Ich weih, bah lch recht Hab«. Unb deshalb müssen wir scheiden.
Charteris: Durchaus nicht. Du muht einen anderen Mann heiraten; und ich werde dann zu euch kommen und dir den Hof machen. (Syl»«» lehrt zurück)
Sylvia cbi« «ür «lfen hailenb): l>h, kommen Sie doch endlich, Grace! Ich sterbe vor Hunger.
Charteris: Ich auch. Ich werd« mit euch frühstücken, wenn ihr wollt.
Sylvia: Das Hab' ich mir gleich gedacht. Ich habe drei Gedecke bestellt. >,»«« geh« h«»««». Sylol» lahrl, zu «lharltrl» gemenbe». l°rl:) Sie können Paramore von unserm Tisch aus beobachten, « tut so, als ob er das .British Wedical Journal" läse, aber er scheint sich für das Wagnis vorzu» bereiten, er sieht ganz grün aus vor Nervosität. <2>« geh« hin«»«)
Charteris: Ich wünsch« ihm Glück, «zr s»ig« ihr,)

Vorhang. lFortsetzung '«Igt.)

<» »
Felix tzollaender: Die Witwe 313
Die Witwe.
Von Felix tzollaender. ^Schluß)
^>n der Folgezelt traf ich ihn oft bei der Witwe. Mit einer gewissen unaufdringlichen
<) Geschicklichkeit hatte er sich zu ihrem Famulus gemacht. Er besorgte für sie alle Kommisstonen, erledigte mit Feuereifer ihre Angelegenheiten und wachte mit Eifersucht darüber, daß lein anderer ihm bei diesen Dingen in die Quere lam. So wurde er ihr allmählich unentbehrlich.
Ich sah mit einem stillen Lächeln seinem Treiben zu und wollte mich völlig zurückziehen, um ihn in seinen Plänen nicht durch meinen Anblick zu stören. Das scheiterte indessen am Widerstände der Witwe. So bereitwillig sie ihm willfahren lieh, fo wohl ihr seine Fürsorg» lichleit tat — es gab doch Dinge, über die sie nur mit mir sprechen tonnte. Und diese Dinge bezogen sich jedesmal auf das Liebesleben des Verstorbenen, unter dem sie noch nach seinem Tode zu leiden hatte. Es kamen in der ersten Zeit beständig aus allen Windrichtungen Briefe seiner Freundinnen, die nicht wußten, daß er gestorben war. Es war erstaunlich, wie er es fertig gebracht hatte, alle seine Beziehungen zu pflegen und aufrecht zu erhalten. Jeder dlefer Briefe erbitterte sie von neuem und schürte ihren haß. Es dauerte lang«, ehe sie sich beruhigte. Einmal sagte sie zu mir, sie lüme erst jetzt zu der Erkenntnis, was sie für ein SNavendafein in ihrer Ehe geführt hätte. Sie besinne sich jetzt erst auf sich selbst, und daß sie ein Wesen mit eigenem Denken, Fühlen und handeln sei. Sie feiere, fchloß sie feltsam lächelnd, ihre Auferstehung auf Erden.
Ich hörte mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung ihre Klagen an, und sie mochte wohl merken, daß die Art, wie sie den Toten aus ihrem Gedächtnis zu tilgen und zu über» winden suchte, wie sie ihn über das Grab hinaus noch verantwortlich machte, anklagte und verurteilte, mich ihr entfremdete und von ihr abftieß. Dabei lag doch in ihrem herben Wesen ein leidenschaftliches Empfinden und ein starkes, gesundes Fühlen, dessen Aeiz ich mich andererseits nicht entziehen tonnte. Sie gehörte offenbar zu den Frauen, die den geliebten Wann so fest umschlingen, so gewaltsam an sich ziehen, daß er sich nicht mehr zu rühren vermag. Sie möchten jede seiner Regungen, jeden seiner Gedanken besitzen. Einen solchen Zustand aber halte mein Freund mit seinem unaufhaltsamen Drange zur Freiheit nicht zu ertragen vermocht. Sobald jemand versuchte, ihm Handschellen anzulegen, zerbrach er mit leichter Hand und ohne jeden Gewissensbiß das Band, das ihn fesseln sollte. Schon der Gedanke, daß irgend eine Seele ein dauerndes Besitzrecht auf ihn ausüben, auf sein Innerstes Beschlag legen, ihn kontrollieren wollte, konnte ihn bis zum äußersten Widerstand treiben. Mit den Frauen, die sich nicht mit dem begnügten, was er ihnen freiwillig gab, war er fertig. Freilich, für die Ehe war er von vornherein verpfuscht gewesen.
Der Spitz bäuchige war über die kleinen Verstimmungen, die sich zwischen mir und der Witwe auftaten, nicht wenig erfreut. Auf eine etwas täppische Art suchte er mich sanft aus ihrem Hause zu drängen. Er fing plötzlich an, im Pluralis Majestatls zu sprechen.
.Wir tonnen doch nicht verlangen,' sagte er, „daß Sie Ihre kostbare Zeit für uns opfern. Wir wissen Ihre Fürsorge zu schätzen — aber sie drückt uns."
Dabei machte er eine so geschäftige und geheimnisvolle Miene, war immer mit Paketen beladen, wenn er die Treppen hinaufleuchte und bei seinem asthmatischen Zustande kaum zu

c, c>
atmen vermochte, daß ich, durch die unfreiwillige Komil, die von ihm ausging, belustigt, seine lächerliche Anmaßung übersah. Er machte im geeigneten Moment immer ein so schlaues, diskretes Gesicht, das etwa auszudrücken schien: »Lieber Freund, ich wäre wohl in der Lage, Ihnen eine vertrauliche Mitteilung zu machen, Sie müssen sich jedoch noch etwas gedulden."

Ich konnte ihm nicht gram sein, selbst als er mir auf eine furchtbar tomische und schüchterne Art zu verstehen gab, daß meine Anwesenheit einigermaßen störend empfunden würde. So eine gutmütige und behagliche Pfiffigkeit lag über feinem Wefen — die Schlauheit, über die etwas beschränkte Menschen in wichtigen Abschnitten ihres Lebens zu verfügen pflegen. So erklärte ich ihm denn, daß ich, für die nächsten Monate durch allerhand Arbeiten in Anspruch genommen, mich zurückziehen müßte. Er drückte mir strahlend die Hand.

Dann kam der Sommer, ich ging auf Reisen und unmittelbar darauf ins Ausland, wohin mich wichtige Geschäfte riefen. Als ich nach längerer Zeit zurückkehrte, fand ich seine Vermählungsanzeige mit der Witwe vor. Sie waren bereits ein halbes Jahr verheiratet. Der Verstorbene tauchte vor mir auf. Obwohl ich wußte, wie schlecht er mit ihr gelebt hatte, war es mir doch ein fatales Gefühl, sie in den Armen eines anderen zu wissen. Der Teufel mag mich holen — aber so etwas ist nach meinem Empfinden unästhetisch. Es war für mich ausgeschlossen, bei ihr zu verkehren. Zn allen Ecken würde ich meinen Freund sehen, wie er mit sarkastischen Blicken seinen dicken Nachfolger musterte. Ich schrieb also an die Neuvermählten die üblichen Glückwünsche, deren Verspätung ich erklärte.

Die Geschichte war damit für mich abgetan, und ich glaubte kaum noch, daß ich jemals den Weg dieser beiden Menschen kreuzen würde. Da eines Tages klingelte es bei mir, und er schickte seine Karte herein.

Ich muß ein entsetzlich verblüfftes Gesicht bei seinem Anblick gemacht haben. Denn er lächelte weinerlich und nickte dabei beständig mit dem Kopfe. Der Menfch war total verändert. Er sah mager und elend aus, keine Spur mehr von einem Bauch. Sein Gesicht war lappig geworden und zuckte beständig. Er stand in ratloser Verlegenheit vor mir und suchte vergeblich nach einer passenden Einleitung. Erst brachte er unverständliche Laute hervor, dann machte er allgemeine "Redensarten. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus, während er ununterbrochen mit einem zerknitterten Taschentuche über seine Stirn fuhr.

Ich müßte zu ihm kommen. Sein ganzes Lebensglück stünde auf dein Spiele, er hielte es nicht mehr länger aus. Er wüßte nicht, was mit seiner Frau wäre. Sie behandelte ihn wie einen ßund, stieß er leise hervor, obwohl er ihr jeden Wunsch erfüllte, bevor er noch ausgesprochen sei. Er begreife einfach nicht, was in sie gefahren fei. Sie hätten alles, um sich das Leben angenehm zu machen, sie tonnten behaglich und ohne Sorgen existieren. Und dennoch habe er keine ruhige Stunde in seinem tzause. Wie gesagt, er begreife es nicht. Dabei knöpfte er sich nervös seinen Nock auf und zu und sah mich mit seinen kleinen, zwinkernden Augen hilflos an. Schließlich nahm er mir trotz meines Sträubens das Wort ab, daß ich am nächsten Abend zu ihm kommen würde.

Ich werde den Abend nicht vergessen. Er saß wie ein geduckter yund bei Tisch und schielte bei jedem Wort, das er sprach, furchtsam zn ihr hinüber. Sie behandelte ihn auf ein« niederträchtige Art und Weise. Er konnte sagen, was er wollte, sie wies ihm sofort nach, daß es eine ausgemachte Dummheit war. Er hing ängstlich an ihren Augen, jedes

ihrer Winke gewärtig. Ein verprügeltes Mnd tonnte nicht demütiger sein. Einmal versuchte er eine schüchterne Zärtlichkeit. Sie wies ihn so verächtlich und von oben herab in seine Schranken, daß er sosort zurückwich. Es war ein jämmerlicher Anblick. Als sie einen Moment das Zimmer verließ, raunte er mir flehend zu:
»Ich geh jetzt sort. Sie müssen mit meiner Frau sprechen!'
Und ohne eine Antwort abzuwarten, war er verschwunden.
Ich sah ihr eine Weile schweigend gegenüber und betrachtete sie forschend. Sie war noch immer eine Frau, die sich anschauen lassen konnte. Aber auch ihre Züge waren von einer fahrigen Unruhe beherrscht. Die zweite Ehe mit dem Spitzbäuchigen schien ihr nicht gerade sonderlich bekommen zu sein.
Jedenfalls war sie nichts weniger als heiter und glücklich.
»Er hat Ihnen wohl einen Auftrag gegeben?" fragte sie mich unvermittelt brüsk und spöttisch.
Ich aber schwieg und blickte ihr statt aller Antwort gerade und herausfordernd ins Gesicht. Wein prüfender Vllck machte sie verlegen.
»Sie fixieren mich ja wie ein Staatsanwalt l"
»Und Sie sprechen zu mir wie ein schuldiger Angeklagter!'
Sie lachte feindselig auf.
.Wie ist denn das nur möglich? Ich dachte, Sie hätten nun Ihr Glück und Ihre Freude auf Erden und statt dessen .."
.Statt dessen?" wiederholte sie.
.Statt dessen macht es auf mich den Eindruck," ergänzte ich in völliger Auhe und mit einem leisen tzohn, den sie wohl heraushören mochte, »als ob Sie tiefer in der Tinte sähen denn je!"
.Meinen Sie?"
.Ich meine allerdings l"
Sie stand auf, trat an mich heran, und Nef aufatmend sagte sie:
.Nun gut, es ist wahr, ich leugne es nicht. Was weiter? Was wollen Sie eigentlich?"
»Sie sind im Irrtum," erwiderte ich kalt, .wenn Sie annahmen, ich hätte den Wunsch, mich in ihre Angelegenheiten zu drängen."
Ich wollte eine Verbeugung machen und mich entfernen. Sie aber hielt mich zurück.
.Nein, nein, es ist gut, dah Sie da sind. Ich brauche einen Menschen, zu dem ich reden kann. Ich habe das Bedürfnis, mich einmal auszufprechen. Alfo es ist wahr," fuhr sie, sich überstürzend, fort, .ich kann mit diesem Menschen nicht länger Zusammensein, ohne zu ersticken. Ich kann nicht!" wiederholte sie und sah mich vergrämt an. .Sie begreifen das nicht. Nun gut! Ich werde es Ihnen erklären. Ich kann mit diefem Menschen nicht leben, obwohl er mich auf Händen tragen möchte und meine Schuhfohlen küssen würde, wenn ich es verlangte. Ich sehe —" fuhr sie leiser fort und wandte sich ab, .immer meinen Mann. Und wenn ich dann die beiden vergleiche, fo überläuft es mich. Ich habe nicht gewuht, was er mir war. Er hat mich mißhandelt und gequält, aber es gab doch Zeiten, wo er zu mir gut und freundlich war. Und wie konnte er dann sein! Das lüßl sich ja nicht aussprechen. Es ging einem ins Blut. Er riß einen mit sich fort, er erfüllte

» o
einen ganz. Ich begreife jetzt, daß die Frauen an ihm gehangen haben. Denn man vergißt nicht, was er zu geben vermochte. Und wie zärtlich war er mitunter, und wie verstand er sich auf Zärtlichkeiten. Und in feinen Augen hatte er etwas fo wundervoll Leuchtendes und Funkelndes Gibt es denn überhaupt noch einmal solche Augen auf Erden? Und diefer plumpe Junge da/ sie wies auf die Tür, »glaubt, daß das so einfach sei, bildet sich ein, man brauche bloß eine Frau"
Sie machte eine Gebärde des Abscheus und brach ab. Dann aber fuhr sie heftig fort:
„Das ist ja ein Plebejer, der mich mit seinen Iunggesellenzoten anödet und verletzt.'
Und mit einem wehmütigen, in der Erinnerung an den Verstorbenen beinahe koketten Lächeln setzte sie hinzu:
‚Er hat mir gewiß auch allerhand gewagte Sachen erzählt. Aber wie hat er das getan! Mit welchem Charme! Und immer zur richtigen Stunde — im richtigen Augenblick und dabei stets diskret — in der Pointe sofort abbrechend, wenn er nur glaubte, es könnte ach Gott, wie soll man darüber reden. Kann man denn Wasser mit Feuer vergleichen l"
Auf einmal wandte sie sich mit vollem verstörten Ges.cht mir zu:
«Wenn man mit ihm zusammengelebt hat, so ist man für jeden anderen verpfuscht. Er hatte eben eine Kultur und eine Art, die sich nicht schildern lassen. Er löste Dinge und Empfindungen in einem aus, durch die man erst auf sich felbst kam. Da« alles habe ich nicht gewußt! Das alles ist mir jetzt erst klar geworden. Ich kann die Vertraulichkeit dieses Menschen nicht ertragen," stieß sie erregt hervor. ‚Er widert mich an — er erinnert mich an das, was ich verloren habe!'
Sie schwieg eine Weile und nach einer Pause:
»Ich bin, um mir völlig klar zu werden, bei einigen seiner Freundinnen gewesen. Ich kann Ihnen sagen, keine hat ihn vergessen. Sie hängen an ihm, obwohl jede weiß, daß er sie mit einer anderen hintergangen hat. Er gehörte zu den Männern," schloß sie leise, »denen man das Betrügen verzeihen muß, weil sie einem trotz alledem so unendlich viel zu geben vermögen. Ich habe ihm das Leben sauer gemacht, weil ich ihn und mich nicht begriff!'
Sie atmete tief auf.
„Es ist gut, daß ich mich einmal ausgesprochen habe. Der Mensch braucht das, wenn er nicht ersticken soll. Nun bitte ich Sie noch um eines. Sagen Sie ihm, daß er in die Scheidung willigen soll. Sagen Sie ihm, es ist zu seinem eigenen Vesten!'
Ich versprach es ihr, und sie verabschiedete sich von mir mit einer leichten Verneigung des Kopfes, ohne mir die Hand zu reichen.
Auf dem Nachhausewege dachte ich über die Frauen im allgemeinen und insbesondere über die meines Freundes nach und fand, daß man niemals aus ihnen klug wird.
Ein Jahr später war die Ehe zwischen den beiden geschieden.

Q 2
31?
Alfred Lansburgh: Standard Oil
Börse.
Standard Oil. Der unerschrocken« Aoose»
^^ velt hat in seinem Feldzuge gegen die großen
Trusts wieder einen Sieg erfochten. Die Standard
Vi! Company ist vom Bundesgericht zu Chicago
wegen Verletzung der Trust»Gesetze in 1463 Fällen
zu mehr als 29 Millionen Dollar Geldstrafe
verurteilt worden. Öl» das Urteil sich in einer
höheren Instanz wird aufrecht erhalten lassen,
ist freilich noch recht fraglich. Das Zerlegen
einer jahrelang fortgesetzten Gesetzesverletzung in
mehrere tausend Einzelfalle ist zwar das einzig«
Mittel, um dem Trust ein« wirtlich empfindlich«
Geldstraf« zudiktieren zu tonnen; juristisch ist
dieses Verfahren aber überaus anfechtbar, denn
es verletzt den Fundamcntalsatz »n biz in iclem»
und bestraft den Trust dafür, dah 'er öffentliche
Ankläger nicht schon früher den Mut gefunden
hat, gegen ihn vorzugehen. Das System der
gesetzwidrigen Frachtrabatte, das den Oeltrust
allen sein«« Konkurrenten gegenüber in Vorteil
setzt, datiert ja nicht von heute und gestern,
sondern von 1872; damals war die Standard
Vil Co. noch «in« P«troleum»Aaffinerie wie
Dutzend anderer Raffinerien und ohne den
Monopol»Charakter, den sie zehn Fahre später
annahm. Es wäre zu jener Zeit ein leichtes ge»
Wesen, jede illegale Handlungsweise der Gesell»
schaft und ihres Leiters Nockefeller zu inhibieren.
Machtmittel genug standen jedem Einzelstaate
zu Gebote, in dem die Standard 0il Co. ihr«
Geschäfte betrieb, und auch die Bundesregierung
hat schon seit siebzehn Jahren in der Inierzwte
Commerce wv eine handhab« zu gerichtlichem
Vorgehen. Es sind denn auch wiederholt An»
laufe genommen worden, um dem Nockefellerschen
System «in Enb« zu machen, diesem konsequent
durchgeführten Prinzip der Tottonlurrenzierung
jeglichen Wettbewerbs. Eine skrupellose Preis»
Politik, das Frachtabkommen mit den großen
Vahnen und ein Netz von Rohrleitungen, die
nur den der Standard Vil tributpflichtigen Ge»
sellschaften zur Benutzung freigegeben sind, das
sind die Hauptwaffen Aockefellers. Der Staat
Ohio hat im Jahre 1892 versucht, ihm die Waffen
aus der Hand zu schlagen, aber ohne Erfolg.
Der Trust muht« freilich in Vhio formell liqui»
dleren, tat das aber nur, um im Staat« New
Jersey neu aufzuerstehen. Und wenn es ge»
lungen wäre, den Trust in Amerika völlig zu
unterdrücken, so hätte er wahrscheinlich als eng»
lisch« Gesellschaft seine Geschäfte nach wie vor
betrieben. Soweit ist es aber nie gekommen,
denn zu einem wirklich energischen und nach»
3??^5/?iH55/?i5//
haltigen Vorgehen hat sich bisher weder «in
Einzelstaatnoch ^«Bundesregierung aufschwingen

können.
Man führt das gern auf die amerikanische Korruplion zurück und behauptet, der rollende Volar sei schuld daran, dah trotz aller Spezial» gejetze die Exekutiv« dem Trust gegenüber ver» sage. Das ist aber nicht richtig. Die Korruption ist in den Vereinigten Staaten gewih so groh und größer als anderwärts, aber sie kann «in so allgemein und so ingrimmig gehaßtes Unter» nehmen, wie es die Standard Oil Co. ist, nicht vor dem Nichter schützen. Alles was man mit Bestechungsgeldern erreichen kann, sind Nein« Gelegenheitsvorteil«: hier ein Frachtnachlah, bort eine Stcuerminderung, ab und zu auch einmal «in Verteidigungswort im Senat. Für solch« gelegentlichen Dienst« zahlt der Trust alljährlich ansehnliche Summen, und er läßt sich auch di« Präsidenten»undScnatoren»Wahlen etwas kosten. Aber da all« Welt das weiß, erreicht er bei wirklich wichtigen Anlässen nur das Gegenteil von dem Gewollten; man stimmt und handelt nicht für, sondern gegen die Trustinteressen, nur um ja recht deutlich zu dokumentieren, daß man unbestochen und unbestechlich ist. Wenn man nichtsdestoweniger den Praktiken der Standard Vil»Leute bisher lein Ende hat machen können, so liegt das daran, daß hier Kräfte tätig sind, gegen die leine Gefetzgebung und lein Äichter etwas vermag. Das zeigt auch das jetzt gegen den Trust ergangene Urteil; man braucht sich nur seine Konsequenzen klar zu machen, um den Schlag ins Wasser deutlich zu erkennen. Die Sachlage ist folgende: Nockefeller hat sein enormes Vermögen von mehreren Milliarden hauptsächlich in Bahnaktien angelegt und als Großaktionär die Verwaltungen gezwungen, das Petroleum der Standard Vil Eo. für den dritten Teil des Aormalfrachtsatzes zu befördern. Das spart ihm jährlich viel« Willionen. Allein bei der New «York Central-Bahn soll er 1 Million Dollar Frachtnutzcn haben; bei der Chicago» Alta»Vahn dürfte der erspart« Betrag «in noch höherer sein. Von den 40 Prozent Dividende, die d«r Standard 0il»Trust für das letzte Fahr verteilen lonnte, entspringt so «in ganz erheb» licher Teil solchen vom Gesetz ausdrücklich ver» boten«« Frachtnachläss««. Erlangt das jetzt «r» gangen« Chicagoer Urteil Gesetzeskraft, so ist es künftig mit solchen Extraprofiten vorbei, und das haupt»Drangsalierungsmittel, mit dem bisher Nockefeller die Konkurrenz bekämpft hat, kommt in Fortfall. Damit hat man aber nur einen rein äußerlichen Erfolg errungen, der praktisch

ohne jeden Belang ist. Denn es gibt zahlreiche Mittel und Wege für den Trust, um die drohende Frachtverteuerung von sich abzuwenden.
Das nächstliegende Mittel ist der Vau neuer Röhrenleitungen von den Oelfundstätten zu den Raffinerien, und von diesen zum Meer. Diese »pipe-ün«- sind die gefürchtetften Konkurrenten der Eisenbahnen, denn der Veltransport stellt sich hier weit billiger als beim Verfrachten in Petroleum»T»nlwagen. Deshalb ist es auch ein Irrtum, zu glauben, daß lediglich der gros;« Aktienbesitz Rockefellers, sein Ginfluh und feine Schmiergelder dem Trust die großen Fracht» rabatte verschafft haben. Die notorisch« Skrupel» losigleit und «m»rtne55 des Vellönigs dürften »uf die Entschließung der Bahndirettoren «inen weit geringeren Druck ausgeübt haben als das simple Rechenexempel, welch« Frachtmengen den Bahnen verloren gehen würden, wenn die Standarb Vit <lo. eigene Röhren legen wollte. 2s bedurfte alfo nur einer Drohung mit neuen »Pipeline«», um die Bahnen gefügig zu machen. Nun «nt» hält allerdings das neueste Frachtrat«n»G«fetz die Bestimmung, bah öffentlich« Röhrenleitungen als Transportmittel im Sinne des Gesetzes an» zusehen sind. Demnach würden auch hier alle Frachtvorteil« entfallen, und der Trust müht« fremdes Petroleum ebensogut durch feine Röhren leiten wie fein eigenes — wenn er nicht die Klugheit befähe, feine »tubez» nur über eigenen Landbesitz zu führen und sie fo durchaus zu seinem Privateigentum zu machen. Die meisten Röhren der Standard Oil Co. sind dadurch allen anderen als den rein ordnungspolizetltchen Vorschriften entzogen und tonnen zum aus» schließlichen Vorteil des Trusts benutzt werden. Dagegen steht dem Staate kein Machtmittel zur Verfügung, und deshalb würde selbst die ultiin» ratio der Antitrust.Politik, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, wirkungslos bleiben. Roose» velt ist denn auch ein entschiedener Gegner der Verstaatlichung.
So bedauerlich es auch ist: den großen Trusts ist beim allerredlichsten Willen nicht bei» zukommen. Alle behördlichen Wahnahmen, alle Gelegenheitsgesetze scheitern an der «infachen Tatsache, dah das enorme Kapital, das in den Trusts arbeitet, sich dank feiner natürlichen Schwerkraft immer wieder durchsetzt. Selbst Radikalmittel verfchlagen nicht. Das hat der demolratifcheste aller Bundesstaaten, Kansas, erst vor ein paar Jahren einsehen gelernt. Auch damals richtete sich die Aktion gegen den Standard Oil»Trust. In Kansas waren zahl» leit kam es ofort f«in«n en Kansas

er war i»
reiche ergiebige velquellen «bohrt worden.
Um das 0«l keiner externen Raffinerie in die
Hände fallen zu lassen, erklärte sich di« d«m
Standard 0ll»Trust angehörende prairie vi! »ncl
Q28 C)o. bereit, eine 250 Km lange Röhr«nl«itung
nach Kansas»Eity zu legen und für j«l>« Tonn«
Rohöl 1 Dollar zu zahlen. Kaum war indes
die Leitung fertig und das Monopol de»
Standard Vil <lo. etabliert, als di« Prairi« vil
<lo. den Preis um mehr als 50 Prozent herunter»
fetzte. Für den Staat handelt« es sich nun darum,
das Monopol des Trusts zu brechen. Die R«»
gierung beschloß, eine eigene Raffinerie zu bauen
und das Vel durch Sträfling« bearbeiten z»
lassen; sie «rllärt« tue Nöhrenleitung des Trusts
zum öffentlichen Verkehrsmittel, fetzt« die Vel»
flachten der Bahnen zwangsweise h«rab und
unternahm sogar «in« gesetzlicht Festlegung des
Mindestpreis«« für 0«l. Man sollte meincn»
daß der Oeltrust vor einer mit solchen Mitteln
arbeitenden staatlichen Konkurrenz di« Segel
hätte stleichen müssen. In Wirtli,"'
aber ganz anders. Der Trust stellte
ganzen Betrieb in dem sozialistisc
«in, und das Vel der Grubenbest
selben Moment unverkäuflich. BiS die staatlich«
Raffinerie hätte fertiggestellt fein können, wären
sie samt und sonders bankrott gewesen. Und
selbst nach Inbetriebsetzung der Raffinerie wären
drei Viertel des «rbohrten Vels überschüssig
geblieben. Um solche Velmengen unterbringen
zu können, bedurfte es eben einer Land und
Welt umspannenden Organisation, wi« si« nur
die Standard Vil Co. zur Verfügung hat, und
die Velproduzenten waren schließlich froh, als
der Trust ihnen ihre staatssozialistischen Gelüste in
Gnaden verzieh und ihr 6el wiener zu raffi»
nieren versprach. So endete di« «rft« und einzige
wirklich energische Aktion gegen den Trust.
Der Kampf gegen die Trusts wird stets ein
vergeblicher bleiben, denn er ist in Wirklichkeit
lein Kampf gegen eine besonders ausbeuterische
Form des Unternehmertums, sondern ein Kampf
gegen das Kapital, das heute in dieser, morgen
in jener Form auftritt. Wenn man das Gesäß
zerstört, bleibt immer der Inhalt, der sich ein«
neu« hülle baut. Da gibt es nur eins: Gz»
propriation. Und zu diesem Kraftmittel d«r
Sozialisten dürfte sich der republilanifche Drachen»
töter Roofevelt schwerlich je verstehen, wenn «r
auch auf dem besten Wege dazu ist; denn er
bereitet jetzt «ine Grbschaftssteuer vor, di« den
groß«« Kapitalien beim Lrbgange «in Stück ab»
hauen soll. ^^ Lansburgh.

V«rant»»rN!ch für die «<l>»M»n: Dl, «Irtur L«n»«»e»«rr. V«rl!n >V, 9, Lcnn«st»»z« »i »ür 0es!crr«lch.Un«»r» «l»»«r» Fllll,
Wien l. - ««!»« «ll»r,uart! « «».., «l»U»«»«d«r!.««il!n w.«, «i«l«»«nerlrr«j« ,». - «N><d!rl«» für 0esttr»ti<H.U»«<!rn

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / Nichard Muther: Kunst / huc,o von yoftnnnnsthal: Lyrit
Nummer 11 V^^z^RN^g! 23. August 1907

Gestern, heute, übermorgen.

Hs^or einem Jahr, als der Onkel in Frledrichshof bei der Schwester des Neffen zu Gast ^? war, tonnte man über das (wohl nicht ohne Franz Josephs erbetene Hilfe) endlich erreichte Zusammentreffen der beiden Monarchen allerliebste Eommcntare lesen, hochoffiziös, versteht sich, und im Lotalanzeiger, versteht sich, praeluäimn: „Die Zusammeutunfl des Kaifers Wilhelm mit feinem Oheim, dem König von England, wird ein sichtbares Zeichen dafür fein, daß die Zeit der Verstimmung und des Mißtrauens zwifchen den beiden Vor» mächten des Germanentums zu Ende ist. Mit hochgespanntem Interesse und voller Hoffnung auf die Wiederkehr freundschaftlicher Beziehungen verfolgen beide Völler den Verlauf der Ereignisse, die sich heute dort vollziehen werden." Ankunft: Die Begrüßung war „ungemein herzlich", und Onkel und Neffe küßte» sich auf beide Wangen. Verlauf: Frühstückstafel. Darauf private Unterhaltung unter vier Augen, Erwcckung von Neue und Leid und Absolution 5ub conliitione, „Diese Unterhaltung scheint der Kernpunkt der Zufammcnkunft zu fein." rlac re bene ^egt» „waren der Kaiser, König Eduard, der britische Botschafter Lascelles und Herr von Tschirschty eine Stunde allein auf der Schloßterrassc. Bei dieser Gelegenheit sind die schwebenden Fragen im leichten Konversationston besprochen worden". Trotzdem: „Wichtige Entscheidungen sind nicht gefallen, weil in der internationalen Politik im Augenblick nichts zur Entscheidung drängt." Trotzdem: „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute abend der Meinung, daß sie (fett gedruckte) Vorthelle bringen wird." Dann gings nach der Saalburg, von da zurück zum Diner. Zwclunddreißig Gedecke: jedes intime Wort muhte also unterbleiben; Trintsprüchc halte sich der Brite verbeten. In der Früh des andern Tags: Abfahrt. Der Kaiser fuhr wieder mit zur Bahu, trug wieder, wie beim Empfang, den grüngrauen Ueberrock feiner Jäger zu Pferd und Stahlhelm, der Onkel war, wie beim Empfang, in grauem Civil. „Kaiser und König verabschiedeten sich äußerst herzlich. Sie küßten sich, und als der Zug sich in Bewegung sehte, riefen sie sich ein herzliches 5 revoir! zu." I5t na« meminizze juvadit. Epilog: „Die allgemeine Stimmung ist eine recht gute, man möchte sagen freie. Die Politik dürfte eine bevorzugte Nolle bei der Begegnung gespielt haben, denn beide Monarchen arbeiteten lange mit den anwesenden Diplomaten." Ncsultat: Es blieb Alles beim Alten, die ganze politische Aufmachung der Privatgeschichte war Schwindel, und der Ontel arbeitete von nun an mit einem Nachdruck gegen uns, wie nur je zuvor. Zog den Kreis um uns noch enger, legte neue Manchen ins alte Geflecht und hat uns glücklich nun aus der Wellpolitit ausgeschaltet. Gänzlich. Auf der beschienenen Erve — Welt, hat Lagarde bc» hauptet, sagt man immer nur, weun man nicht denkt — ist nicht ein Plätzchen mehr zu finden, über dessen Schicksal wir mitzubestimmen hätten. Nicht in Europa, nicht in Asten, nicht in Afrika. Und Eduard ist am Ziel seines Wünschcns, mindestens am Abschluß einer erstrebten Etappc, und kann drum den Versöhnlichen spielen.

Spielt ihn auch: mit Geschick und mit Geschmack. Lädt ein und läßt sich laden, sieht übermorgen den Kaiser bei sich an der Themse, sitzt heute in Wilhclmshühe. „Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiß, das Fest der Feste." Und jede Erinnerung wird rasch aus dem

» «
Gedächtnis gewischt; Mißverständnisse, heißts, die es in der besten Familie gibt, kamen vor, nie ernste Zwiste. Wo denn und wann? Nur eitle Phantasten tonnten von ihnen sprechen, das öffentliche Gemeinwesen damit beunruhigen und die Zirkel, die tühl wägende Staats» Mannschaft zog, zu stören versuchen. Seht die Herzlichkeit! Wären ernste Friktionen so leicht aus der Welt geschafft? So tönt, in Blocksbergstimmung, der Vffiziösenchorus in der Nunde.
Sehn wir. ?r2ep2r2tio: Der Kaiser .übt' Spalierbildung, der König verzögert die Ankunft und verkürzt damit den Aufenthalt um drei Stunden, und am Empfangstag erfreut die englische Negierung die Welt mit der Nachricht, daß in nächster Zeit mit dem Bau dreier Ntesenpanzer von der Dreadnoughttlasse begonnen werden soll, welcome: Endlich hält der Zug. Der Kaiser grüßt und Eduard dankt .sehr herzlich'. „Die nun folgende Begrüßung auf dem Perron war eine äußerst herzliche. Die beiden Herrscher küßten sich und drückten sich lebhaft die Hand. Wer die Begegnung in Kronberg gesehen hat, wird nur sagen können, daß seitdem eine wesentliche Steigerung der Herzlichkeit, mit der die beiden Souveräne sich begegnen, zu verzeichnen ist." Jeder merkt, der Lotalanzeiger hat das Wort. »Der Eindruck, den man von der Begegnung der Herrscher empfing, war vorzüglich. Manches erinnert an Kronberg. Doch Eines fehlte damals: der offene, freundschaftliche Charakter, mit dem Kaiser und König, Oheim und Neffe heute einander begegneten. Damals dieselbe Eourtoisie wie heute, vollendet die Form, wie selbstverständlich; heute d isselbe, aber dazu den Ausdruck herzlicher Freundschaft. Der König war von gewinnender Freundlichkeit, die man an ihm bei aller weltmännischen Form doch vermißt, wenn er im Innersten anders denkt. Kaiser Wilhelm zeigte alle die feine Eourtoisie, die sein eigenstes Wesen ausmacht, die aber doch nicht voll hervortritt, wenn sein herz nicht ganz dabei ist. heute sah man es deutlich: ehrlich in Handschlag und Geste! Beiden Herren liegt diese Tonart besser, sie entspricht ihrem Wesen." Schmeichelhaft. Verlauf der zehn Stunden: Parade, Frühstück, Spazierfahrt, Essen, Abschied. Viel Wichtiges kann nicht verhandelt worden sein. Und nach den Trintsprüchen zu schließen, ists mit der herzlichteitnicht allzuweit her gewesen. Der des Kaisers ward ersichtlich aufden Ton des dankbaren Neffen gestimmt. Persönliche Freut»e,verwandtschaftliche und freundfchaftliche Familiengefühle, Erinnerung an die gemeinsame Vicky, und im Uebrigen »gute Beziehungen zwischen unfern beiden Völkern". Das mag Mühe getostet haben,bis dleTemperatur dieser An» spräche bestimmt war. Die Antwort des Gastes war noch einige Grade tühler. Persönlicher Dant für die Festerei; gerührt, einen so ausmertsamen Neffen zu haben; Freude, ihn bald im Buckinghampalast zu sehn, und im Uebrigen: »Mein größter Wunsch, daß zwischen unfern beiden Ländern nur die besten und angenehmsten Beziehungen bestehen." Wunsch; Wenns anders war (oder noch ist): sucht die Schuld, bitte, nicht bei uns. Kühleres war ohne Un» Höflichkeit nicht gut zu sagen. Finale: »Von berufener Seite wirb mir bestätigt, daß es sich heute nicht um die Erledigung akuter Probleme gehandelt hat. (Als ob nicht mindestens von Marokko, dem engllsch»russtschen Abkommen und Abdul Hamid gesprochen worden wäre.) Die Aussprache der Herrscher hat aber die unzweifelhafte Gewißheit gebracht, daß die Er» Haltung des Friedens gewährleistet ist, soweit die Kraft und der Wille der beiden Monarchen reicht. (Das heißt, aus dem offiziöfen Bombast ins Nüchterne übertragen: wir geben zu Allem, was in Marokko und auf dem Balkan geschieht, unfern Segen. Pas wußte die Erde schon vor der Entrevue, und die Gortschatowsche Floskel war unnöthig.) Während der Ausfahrt, bei der der Kanzler allein mit den Souveränen im Automobil faß, ist alles Wesentliche, was Staatsmänner und Politiker beschäftigt, besprochen worden, beide Theile sind sehr zufrieden." (Wirtlich? Mir fehlt der Glaube an die Botschaft. Warum denn die kühlen Trintsprüche, warum nicht mal die üblichen Orden, mit denen doch sonst nicht geknickert wird? Geht und verschont uns mit euren Enten.) Der Abschied war wieder .überaus herzlich" . . .
(^ui bono das Ganze? Uns nicht. Wer von einer Besserung unserer Situation fabelt, irrt oder lügt. Nicht besser, schlechter noch ist sie geworden, und wenn die Spannung der contlür stiebenden Kräfte etwas nachgelassen hat, fo lommts daher allein, daß wir wieder freiwillig Terrain geräumt haben. Gefährlicher, wie im Augenblick, war unsere Lage über» Haupt noch nie, und wir stehn am Beginn einer ganz neuen Entwicklung der Dinge. Von

» »

Marokko braucht man nicht mehr zu reden; die Gelegenheit ist versäumt und kehrt nicht wieder; überdies hatten sich Kaiser uud Kanzler vor Wochen schon so engagiert, daß von einer Entschlutzfreiheit, als das Spektakel losging, nicht mehr die Nebe war. Wir rennen Gespenstern nach, lassen alle Realitäten im Stich und staunen bewundernd uns selber an. Wie Aarciß. 5pem sine corpore 2M2l, corpus puwt «ze, quoci umbra ezt, 2ciztupeci ipze 5>bi, sagt Ovid. Ernster, viel ernster ist, was in Oestreich wird, dem Herr Aehrenthal neue Wege weist. Keine, die wir mit ungemischter Freude betrachten tonnten. Wollen wir wieder warten, bis nichts mehr zu wollen ist? Sieht der Herr Kanzler, wo die Aeise hingeht?
.Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen: Oeffentlich immer dem Voll, immer dem Fürsten geheim." Auch ein Ministerwort. Von der ersten wollen wir ihn gern entbinden. Seinem Kaiser aber hat er zu sagen, daß die östreichische Politik einst von Kcmnitz und Metternich, Schwarzenberg, Vuol und Esterhazy (dem „heimlichen Moritz"), Mensdorff und Beust geleitet wurde. Oestreich ist auf dem besten Wege, sie wieder zu vcr» suchen. Nnd der erste Schritt dazu ist gethan. Gelingts Herrn von Aehrenthal, sich die Irredenta» und Baltansorgen vom halse zu schaffen und Oestreichs Diplomatie von der unfern zu emanzipieren, so tonnen wir noch Sorgen erleben, die nach einer Lösung drängen, die wir nicht herbeiwünschen wollen. Wer hat unsere Politik in Petersburg, London und Paris Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch am meisten geschädigt? habsburg. Jedesmal, wenn es sich stark genug fühlte, auf eigene Faust zu handeln. Auch das ist eine Tradition; die jederzeit wiederkehren kann. Würzsteg, Desto, Ifchl: Etappen. Wenn Eduard sich bequemt, Herrn Aehrenthal zu unterstützen, so ist die Liebe zu Oestreich, ist Sympathie für das Valkanpack gewiß nicht der Grund. Paßts nicht ins Vild, daß der Dritte im Bund in Desto nicht genannt werden durfte? Eine Möglichkeit, durchaus nicht lieblich anzufchaun. Wer Deutschland schwächen will, braucht nur Oestreich groß zu päppeln. So wars immer, wirds bald vielleicht wieder sein. Warum werden auf seine äußeren Wunden mit solcher hast Pflaster gelegt? ‚Auf Europens Festlande werden auch die Kolonialkriege entschieden." Manchmal schon wurde die Aeberzeugung bei uns laut. Gut; zeigen wir, daß man Deutschland auch da zu kitzeln vermag . . .
Swinemünde, Wilhelmshöhe, Zschl sind nun vorbei. Wo ist der Ertrag? Er kommt; warte nur, balde. Phrasen wurden gedroschen, ganz Europa alarnürt, und günstigsten Falls bleibt Alles beim Alten. Karl Schnitzler.

Der Internationale Sozialistenkongreß in Stuttgart, I.

Von Werner Sombart.

<?n dieser Woche tagt in Stuttgart «in Inte» <) nationaler Sozialistenkongreß.

Di« Internationale» Sozialistenlongress« der Gegenwart sind die Erben der berühmten (oder im Sinn« d«r Gegner berüchtigten) Inte» nationalen ArbeiteoAssoziation (der I. A.»A.), die im Jahr« 1864 unter der Oberleitung von Karl Marx gegründet wurde und bis zum Jahre 1876 bestanden hat. Marx dachte sich die I. A.-A. als das Organ, von dem die Arbeiterbewegungen in d«n einzelnen Ländern Anleitung und An» regung erhalten sollten. Für ihn sollte die neue Verbindung gleichsam die erst« Probe sein auf seinen Auf: „Vroletarier aller Länder, vereinigt Euch." Er wollte die Proletarier aller Länder zu Einem Körper vereinigen, um diesen mit seinem Geiste zu erfüllen.

Der Versuch mißlang. Der Kommune» ausstand vom Jahre I8?l, für den sich die I. A.-A. engagierte, gab ihr den Todesstoß: er führie zum Austritt der englischen Gewertoereine, die eben von einer Verherrlichung und Unterstützung des wahnwitzigen Kommuneausstandes nichts wissen wollten.

Marx selbst ist mit der I. A.»A. zusammen»

gebrochen: mit ihr und durch sie, die gleichsam den Zwiespalt verkörperte, der Marxens Innere erfüllte, und der ihn frühzeitig zu einem müden Mann« macht«: den Zwiespalt zwischen der realistisch »historischen Auffassung der sozialen Bewegung, die Marx zuerst in ein System brachte, und dem durchgängerischen, revolutionären Temperamente, das immer wieder — und am gründlichsten im Jahre 1871 — seinen Träger in Widerspruch zu seinen Grundideen brachte. In der Tat: die I. A.°A., die Marxens Geist in die Welt tragen sollte, wurde je mehr und mehr unmarxischer, antimarxischer. Was war denn die Internationale, wenn die englischen Trade Unions ihr den -Rücken

wandten? Ein Bund von „Verschwörern". Ein Gebilde ganz vieux jeu. Hin „Bund der Ge» rechten' reciivivu«. Eine Handvoll „Nevolutio» näre", hinter denen lein« Arbeitermasscn standen, die leinerlei Organisationen, weder ökonomische noch politisch«, vertreten tonnten, weil es deren in leinem Land« noch gab. Das war etwas sür Balunin, aber nicht für Marr. Deshalb wuchs jenes Interesse in dem Mähe, wie das Interesse Marxens «rlaltete. Balunin lonnte in der Tat seiner ganzen Ausfassung nach in der Inter» nationale »l» «u!e pui5»n« creative 6e I avenir poütique et «oci»l» erblicken, jene paar hundert entschlossenen Leute, von denen die Kropotlin heute noch träumen, dah sie hinreichen wurden, in ganz Europa die Flamme der Devolution zu entzünden. Batunin faßte denn auch ganz folge» richtig die I. A.»A. als reine revolutionar« Propagandagesellschaft auf, er verglich sie geradezu mit dem Freimaurerbund«, »der Internationale der Bourgeoisie".

Erst muhten sich die Bewegungen in den einzelnen Ländern ihrer naNonalen Zufälligkeiten bis zu einem gewissen Grad« entkleiden, erst muht« sich di« «inheitlich« ökonomisch« Entwicklung noch w«it«r bestimmend durchsetzen, «he von selbst, gleichsam von innen heraus, sich das Proletariat seiner internationalen Solidarität wieder bewuht wurde und zur Erkenntnis seiner Aeberein» stimmung in den Hauptpunkten seines Programms gelangt«.

Es sollt« nicht lange dauern, bis dieser Zeit» Punkt kam: Bei Gelegenheit der Weltausstellung des Jahres 1889 trat in Paris ein Internationaler Sozialistenlongreh zum ersten Male wieder zu» fammen, und seitdem sind sich solche Kongresse in legelmähigen Zwischenräumen gefolgt: 1891 in Brüssel, 1893 in Zürich, 1898 in London, 1900 in Paris, 19<X in Amsterdam und nun heut« in Stuttgart.

Di« .neue" Internationale, wie man nicht sehr glücklich jene modernen Aeuherungen der internationalen Solidarität des Proletariats genannt hat, knüpft dem Geiste nach an die .alte" Internatlonale Arbeiterassoziation unmittelbar an. .Sie ist nicht tot," lonnte Wilhelm Lieb» lnecht auf dem Pariser Kongreh im Jahr« 1889 von dieser sagen — .sie ist übergegangen in di« mächtigen Arbeiterorganisationen und Arbeiter» bewegungen der einzelnen Länder. Sie lebt in uns fort. DieserKongreh istda«W«rl derI.A.»A." »Sie lebt in uns fort": damit ist der Punkt angegeben, wo tatsächlich di« Kontinuität der internationalen Bewegung am greifbarsten zum Ausdruck kommt. Es waren zum Teil dieselben Männer, di« in d«r alt«n I. A.»A. im Vorder» grund« gestanden hatten, und di« nun mit d«r ganzen gewaltigen Autorität ihrer historisch««

Persönlichkeit die jung« Generation in die neuen Formen einführte: Liebknecht, D«Poepe in Paris, Karl Vürtli, Hermann Greulich in Zürich und ander« Veteranen verkörperten di« Einheit der alten und der neuen Bewegung. In Stuttgart ist wohl Greulich der letzte Veteran, der noch die alte International« als werktätiger Genosse mit» erlebt hat.

Die alte Internationale wollt« di« Idee der internationalen Solidarität gleichsam den Ar» beitern der einzelne» Länder oktroyieren, si« wollte aus internationalen Verbindungen national« Be» wegungen erzeugen. Jetzt sind dies« vorhanden, orgauisch erwachsen und von ihnen geht nun der Gedanle der internationalen Verbindung aus.

Die alt« I. A.»A. war eine vom Stamm gc» schnittene Blüte ohne Wurzel, zum Verdorren bestimmt; die »neue* Internationale ist die Blüte an einem fest Im Erdreich wurzelnden Baume.

Der Malische Weckruf tonnt« nur in zwei Etappen zur Ausführung «langen, von denen di« «in« erst in unser«r Zeit erreicht wurde: »Proletarier in allen Ländern, v««inigt Euch"; dann erst tonnt« dem Nufe gefolgt werden: .Proletarier, die Ihr in de» einzelnen Ländern geeinigt feid: vereinigt Euch zu gemeinsame« handeln.' Was jetzt »n internationaler 0rgani» lation des Proletariats vorhanden ist, ist tat» sächlich nur die Vereinigung, der proletarischen Vrganisationen in den einzelnen Ländern: und zwar annähernd aller Organisationen der Arbeitertlass« wenigstens derj«nig«n Europas: aller sozialistischen Parteien, aber auch fast aller Gewerlschaften. Denn was heute auf den inter» nationalen Arbeiterlongressen nicht vertreten ist, sind die etwa auf konfessioneller Basis gebildeten Gewertvereine einzelner Länder und ein paar der „alten" englischen Trade Unions.

Unvertreten ist jetzt auch der Anarchismus, mit dem man aus früheren Kongressen langwierig« "Redeschlachten führte; nur teilweise vertreten in» gleichen dl« moderne Spielart des Anarchismus, der revolutionär« Syndikalismus, der in Italien und Frankreich neuerdings «ine gewisse Volle spielt. Doch fallen dies« ultraradikalen, aus dem Kongresse unv«rtr«tene» Bichtungen der prole» tarischcn Bewegung quantitativ wohl ebensowenig ins Gewicht wie die fehlenden Organifationen der äußersten Aechten: man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dah mehr als drei Viertel bis fünf Sechstel aller proletarischen Verbände jetzt auf dem Stuttgarter Kongrch vertreten sind.

Aber es ist auch der Kreis mächtig ausgeweitet gegen früher, den die »Internationale" heut« um» spannt: so waren beispielsweise in Basel im Jahr« 1889 nur 9, in Stuttgart find jedoch mehr »ls drei» mal soviel „Nationen" durch Abgesandte vertrrten. Deshalb und weil leb« Nation erheblich mehr Ver» treter als srüher sendet, ist die Zahl der Kongreß» teilnehmer beträchtlich gewachsen. Während auf

den Kongressen der I. A.»A. meist weniger »ls

o I>
c,
100 Person«« t«ilnahm«n (in G«nf 80. in Brüssel 96, in Basel 80), betrug die Zahl der offiziellen Vertreter in Paris (1889) «07. in Brüssel (1891) 37«. in Zürich (1893) «9, in London (189«) 748 (davon 473 Engländer), in Paris (I90U) 788 (oaoon «73 Franzosen), in Amsterdam (1904) «7« und l»«ut in Stuttgart fast doppelt soviel.

Ebenso wie das äußere Bild ist nun aber auch das innere Wesen der »neuen Int«r» nationale' von Grund aus von dem der alten verschieden. Vor allem darin, daß die „neue Internationale" gar lein« .Internationale" im Süine der allen I. A.»A. ist (deshalb sagte ich auch sei der Ausdruck nicht sehr glücklich g«» nä!)ll). Will sagen: der alte Verband t»»r «in sel^'tändiger internationaler Berein, dessen Mit» glieder die einzelnen Arbeiter oder ihre Vrgani» sation«« in den verschiedenen Ländern waren. Jetzt ist die Vrganisation der Arbeiterschaft «in« nationale: der einzelne Arbeiter lann nur Mit» glied nationaler Verbände sein, und diese selbst können nur zu nationalen Föderation«« sich zu» samm«nschl!eßen. Dies« auf nationaler Basis ruhenden Organisationen entsenden dann ihr« Vertreter auf die internationalen Kongresse. Daß dies« selbst ihren Charakter völlig verändert haben, ist leicht verständlich. Schon der so viel größere Kreis nimmt ihn«« viel von der In» timität der früheren Veranstaltungen. Aber auch der Inhalt der Verhandlungen ist von Grund auf gewandelt. Die Kongresse der I. A.»A glichen Distuliertlubs, in denen theoretisch« Prinzipienfragen mit vielem Eifer und herzlich wenig Verständnis «ingehend erörtert wurden. Aui den neuen Kongressen ist nur noch ein« Frag«, di« di« Prinzipien d«r Bewegung betraf, ausführlich erörtert worden, die Frage: ob sich die Sozialisten an der „politischen Aktion" de» teiligen sollten. Jetzt ist das Interesse mehr der Erörterung taktischer Fragen zugewandt. Soweit .Prinzipienfragen" noch «rörl«rt werden — wie beifpielsweife die .nationale" resp. .militärische" Frage auf dem Stuttgarter Kongreß —, betreffen sie die Stellungnahme zu Vroblemen, dl« außerhalb des Umlreifes der sozialen Bewegung als solcher liegen; enthalten sie. möchte ich sagen, die Frag«: wieweit die ge» samt« Weltanfchauung des Proletariats ein «in» heitliches Gepräge tragen, und welches etwa dieses sein solle?

Besser als alles Andere ist ein Ereignis wie dieser international« Kongreß geeignet, uns Ein» blick in da« Wesen des Sozialismus und der sozialen Bewegung tun zu lassen. Und weil es die Bedeutung der Sache «rheischt, daß jeder jede Gelegenheit ergreife, sich «in klares Urteil zu billx« üb«r «in« geschichtlich« Ersch«inung, die

doch nun einmal zu den marlant«st«n und b«deut»
samft«n unserer Zeit gehört, soll hier davon ge»
sprachen werden.
So kann man beispielsweise jenen Leuten,
die noch immer die Sozialisten unserer Tag« für
«ine Aott« blutdürstiger Barriladenmänner und
finsterer Revolutionär« halten, tein«n b«ss«ren Bat
geben, als sich di« Oeame dieser gefürchteten
Element«, wi« si« auf dem Internationalen Kongreß
sich «infinden, einmal aus der Aähe »nzufchauen.
Da würde, er bald gewahr werden, daß die üb«r»
wiegende Mehrzahl der Teilnehmer ebenso fried»
liebende Menschen sind wie di« Mitglieder irgend
einer andern politischen Partei; ebenso das G«>
präge des geruhsamen Spießers tragen wie
irgendwelche Vertreter einer Mittelstandsgrupp«,
etwa des Handwerks.
Ich sag«: das Gros der Vertreter. Eine
Minderheit wird freilich von Typen höchst zweifel»
hafler Aatur gestellt. Da sind die wilden Weiber
aus Außland mit ihren fanatischen Männern
in den schwarzen Blusen. Da sind «in« Meng«
Leute, d«nen man ansieht, daß sie irgendwie im
Leben Schiffbruch gelitten haben und nun aus
Aot, in der Verzweiflung sich diefer Bewegung
anschließen, die so unendlich duldsam ist gegen
alles, was sich ihr verschreibt.
Und in den Sitzungen des Kongresses würde
«r «rstaunt sein üb«r d«n ruhigen, geschäfts»
mäßigen Ton, der di« V«rha»dlungen beherrscht.
Er würde bald merken, daß di« Sturm» und
Drangptriod« auch bei dieser Bewegung längst
vorüber ist, und daß nur noch in oen Köpfen
übereifriger Polizeier jener Aevolutionsheld
spult, der in jeder Aocktasch« ein« Pistol« od«r
ein« Bombe mit sich herumträgt. (Wobei ich
wieder von d«n Aussen absehe, di« ja in jeder
Hinsicht heute «in« Ausnahmest«llung einnehmen,
und deren Aevolution mit der modernen sozialen
Bewegung in den Kulturländern nur in sehr
loser Beziehung steht: es ist bedauerlich daß
die berufsmäßige Aevolutionsmacherei im Zaren»
reich« offenbar hie und da auch in West»
«uropa auf nicht ganz balancierte Gemüter »b»
gefärbt hat, deren uberlautes Geschwätz in manchen
Ländern den Anschein hervorruft, als habe die
proletarische Bewegung außerhalb Außlands
auch nur das geringste mit jener Aevoluzzerei
zu tun, unter der sich das rufsische Aeich in
schweren Krämpfen Windel.)
Aber die tzeerschau, di« auf «in«m solchen
Kongreß über die sozialistischen Streitkräfte .der
ganzen Welt" abgehalten wird, ermöglicht es,
auch positiv uns «in Urt«il zu bilden über das,
was nun die sozialistische Bewegung zunächst
rein quantitativ im Leben unserer Staaten vor»
stellt. Da ergibt denn ein« näher« Prüfung,
daß di« tönenden selbstbewußten Phrasen von
der ungeheure» Ausdehnung dieser Bewegung
(wie sie sich allzu häufig in der sozialistischen
Press« und in sozialistischen Beden noch finden)

doch bedenklich den wahren Sachverhalt entstellen.
.Unser das Aeich, u»ser die Well" schrieb der

^Vorwärts' bekanntlich nach dem Ausfall der Wahlen im Jahre 1903. Und auf «inen ahn» lichen Klang ist noch mancher Leitartikel abge» stimmt, der den sinkenden Mut der Genossen wieder heben soll.

Vi« Ziffern, die uns die verschiedenen Landes» fettionen selbst in ihren Berichten an den Kon» greß mitteilen, belehren uns, daß — vielleicht von Belgien und Dänemail abgesehen und neuerdings von Vefterreich, wo «ine ganz «igen» tümliche Konstellation den Sozialisten einen «sfenbar nicht auf Dauer berechneten Erfolg bracht« — selbst in den Ländern mit allgemeinem Wahlrecht jetzt nach einem ungeheuren Kampfe von zwei Jahrzehnten höchstens ein Zehntel der Sitze in den Unterhäusern in den Händen der Soziallsten sich befindet, während st« in den Oberhäusern (wo diese bestehen) meist gar nicht verrreten sind. Also daß die sozialistisch« Be» wegung heute im politischen Leben irgend eines der grohen Länder eine reale Macht darstellte, mit der ein Politiker rechnen mühte, wird man nicht behaupten dürfen, wenn man mit den Tat» fachen im Einklang bleiben will.

Aber gerade ein Kongreß wie der Stuttgarter klärt uns des weiteren darüber auf, daß auch die geistige Potenz, die in der sozialen Bewegung gebunden ist, leine überwältigend groh« ist. So viel« geistvolle, kenntnisreiche Leute unter den Führern sind (Männer, deren Heroismus und Selbstverleugnung man nicht hoch genug preisen kann), so wird man doch nicht sagen können, daß das Niveau der Verhandlungen eines solchen Kongresses, auf dem doch die ersten Kräfte zu Wort« kommen, wesentlich über dem ähnlicher Veranstaltungen stände, auf dem wir Bürger» lichen den Ton angeben.

Die fachlich« Ausbeute der Debatten ist meist herzlich unbedeutend. Und vergebens würde man vor allem nach irgend welchen fruchtbaren oder kühnen Ideen praktischer Sozialpolitik Um» schau halten. Ich glaube, man sagt nicht zuviel, >rcnn man behauptet, daß der Sozialismus seit enem Menschenalter keine einzige neue, schöpferische Idee produziert habe. Was heute in der Erörterung irgendwelchen sozialen oder politischen Problems in praktikablen Gedanken auftaucht, ist entweder ein altes Inventarstück des Sozialismus, das schon in den Schriften und Aeden der 70er Jahr« «in« Aolle spielte, oder (was die Aegel bildet) es ist bürgerlich«! Herkunft: mag es sich um Arbeiterschutz oder Arbeiterversicherung, um Gewerkschaften oder Genossenschaften, um Wohnungsreform oder sozial« Hygiene oder Steuerreform oder was sonst auch immer handeln. Und zwar gilt das selbst von denjenigen Problemen, die im engsten Sinn« der »Sozialpolitik' angehören.

Aber wir würden einen schweren Fehler

begehen, wollten wir auf Grund aller dieser Erwägungen den Sozialismus und die sozial« Bewegung der Gegenwart gering achten. Viel» mehr ist gerade wieder ein« Veranstaltung wie der jetzt tagend« Kongreß geeignet, uns von der zweifellos grohen Kulturbedeutung der prole» tarischen Bewegung zu überzeugen.

Es ist gewiß schon ein« imposant« Tatsache, daß hier «in« ziffernmäßig fo ungeheure Menge von Menschen zu einer einheitlichen Willens» lundgebung gelangt, daß acht bis zehn Millionen Menschen — soviel mögen insgesamt als Auftrag» geber hinter den Delegierten des Kongresses stehen — wie mit einem Hirne benlen, wie mit einem herzen fühlen. Ich glaube, daß dieses Phänomen neu in der Weltgefchicht« ist.

Welches ist bief« Macht? Nun zunächfr zweifellos das materielle Interesse. Das Interesse der Lohnarbeiterschaft, des Proletariats, das sich zu einem Kampfe gegen den Kapitalismus auf inter» nationalem Boden zusammenfindet. Aber mit der Vertretung dlefer materiellen Interessen er» fchöpft sich der Inhalt der internationalen sozio» listischen Bewegung doch keineswegs. Sonst würden die internationalen Gewerkschaftskongresse ge» nügen. Vielmehr kommt in diesen Internationalen Sozialistenkongressen die Doppelnatur der modernen sozialen Bewegung deutlich zum Aus» druck: daß sie «ine proletarische Klassenbewegung ist, aber daneben doch auch «in« ideal« Bew«gung, di« d«r ganzen Menschheit zuliebe sich betätigen will. Und ich glaube doch, daß erst diese idealistische Unterströmung der ganzen Bewegung ihre G<» schlossenheit, ihren Schwung, gleichsam ihr« Seele verleiht. Welches aber sind die Ideale, die der proletarischen Bewegung ihren geistigen, all» gemein menschlichen Gehalt geben? Sind «s etwa neue Werte, di« nun «rst anfangen, die Menschheit für sich zu «robern? Gewiß nicht. Es sind vielmehr die uralten Ideal« d«r hurna» nität in ihrer Anwendung auf die soziale Ordnung, die di« Sozialisten unserer Tag« verfechten: di« Ideale der »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit', für die fchon di« Bürgerlichen in den Tod ge» gangen sind. Wie denn der sozialistischen Be» wegung nichts mehr abgeht als »Modernität'. Sie ist in jeder Hinsicht — soweit sie Ideal« vertritt — eine .rückständige', altfränkische, un» moderne Bewegung. Darin nur den klerikalen Parteien vergleichbar. Man denk« an ihre Stellung zu Kunst und Literatur! Man lese die »Festgedichte" in den sozialdemokratischen Blättern!

Aber mir scheint: darum sollten wir dies« Bewegung und die Männer, die sie tragen, nicht gering achten. Vielmehr gerade weil sie diese alten, heut« so unendlich »unmodernen' Ideale hoch halten, gebührt ihnen unser« Teilnahm«. Es hat menschlich etwas unendlich Aührcndes und Ergreifendes, hier noch so viel Glauben an die Möglichkeit einer »gerechten' Vrdnung, einer

Verwirklichung des Himmelreichs auf Erden zu finden. Und einer Zeit, die in Kapitalismus, Materialismus, Chauvinismus, Militarismus, Imperialismus, Aesthetismus aufzugehen droht, lann es gewiß nichts fchaden, wenn ihr immer wieder vor Augen gehalten wird, daß ein an» derer Ismus doch auch noch Anspruch auf Be» achtuna verdient: der Humanismus. Und der ist es, der von den Besten unter den Sozialisten (nach denen wir unser Urteil vom Wesen, von der Joe« der Bewegung bilden müssen, wenn wir gerecht sein wollen) vertreten wird.

In dem Festhalten an diesen uralten Idealen, in dem ehrlichen Bemühen, sie in die soziale Wirklichkeit zu übertragen, liegt alle Slärl« wie alle Schwäch«, alle Größe wie alle Eng«, alles Lebenskräftige wie alles Lähmende: liegt der groß« Konflikt begründet, der die modern« sozialistische Bewegung durchzieht, und der ihr Würde und Gewicht verleiht. Es ist der Konflikt zwischen Interesse und Ideal, dem Interess«, das sich im Leben durch jede« Mittel, das zur Wacht fuhrt, durchzusetzen bemüht, und dem Ideal, das sich rein und unvermischt zu «r» halten trachtet.

Täuscht nicht alles, so muh in unsererheutigen Welt j«mand, d«r zur politischen Macht gelangen will, ein gut Teil sein«» Humanitären Ideale opsern; ist d«r, d«i von diesen Idealen nicht lassen will, ewig zum Träumer verdammt. Stieß« die internationale sozialistisch« N«» wegung die Träumer und Idealisten ab, so würde sie bald regierungsfähig »erden: sie würde bald «ine «ine Interessenpartei der Arbeiterschaft werden, wie sie sich die Begierungen aller Länder wünschen. Aber sie würde damit auch ihren wesentlichen Beiz und, wie mir scheint, auch einen großen Teil ihrer Kulturbedeutung verlieren, die eben darin zum Ausdruck kommt, daß «in be» trächtlicher Bestandteil der Angehörigen aller Nationen sich in «inem grundsätzlichen Gegensatz zur herrschenden Klasse befindet. Aur freilich tut das den spezi fischen Albeiterinteressen wiederum entschieden Abbruch: und die sollen doch in der sozialen Bewegung auch und zuvörderst vertreten w«rden.

Wie zwischen diesen Widersprüchen zu ver» Mitteln sei: das hat den Inhalt aller Verband» lungen auf den Internationalen Sozialistischen Kongressen der letzten Jahr« gebildet und bildet ihn heute in Stuttgart wieder. Ich will in der nächsten Woche, wenn der Kongreß zu Gnde sein wird, über die Verhandlungsgegenstande im ein» zelnen noch einiges sagen.

Courbet. Von «Richard Wuther.

/^.ine Würdigung Gustave Courbets kann man in den Worten zusammenfassen: Er ^»- war ein Waler, ein gottbegnadeter Maler, aus dem Stamm der Holbein, Velasquez

und Iordaens. Freilich, ein Buch über Courbet muß auch vom Menschen sprechen. So mag erst die Geschichte seines Lebens erzählt werden. Sie war interessant genug, um rein als Erzählung zu fesseln.

Die Franche-Comte, die ehemalige Freigrafschaft Vurgund, grenzt an die Schweiz, «t» den Kanton Neuchütel. Die Hauptstadt ist Besanc^on, ein wenig südlich davon liegt Vrnans, ein Ort von 3000 Einwohnern. Hier wurde Courbet am 10. Juni 1819 ge» boren. Sein Vater war Gutsbesitzer. Drei Schwestern — Joe, Ielie und Iuliette — wuchsen mit Gustave dem Erstgeborenen auf. 183? schickte man ihn auf die Hochschule von Besanyon, damit er zum Juristen sich ausbilde. Doch alles in seinem Wesen zog ihn zur Malerei. 1842 ist er in Paris. Als seine Lehrer werden Alexandre Hesse und dcr aus Baden stammende Varon Steuben genannt. Mehr freilich als von diesen lernte er im Louvre, wo er Bilder von Frans hals, Nembrandt, Zurbaran und Gsricault kopierte. Das erste Werl, das er 1844 in den Salon schickte, war ein Selbstporträt, auf dem er sich dargestellt hatte in einer Felsenlandschaft sitzend, mit seinem Hund zur Seite. Darauf folgten in den nächsten vier Jahren: Sein Selbstporträt als Guitarrero, das Liebespaar in der Landschaft, der Verwundete, sein Selbstporträt mit der Pfeife, die Dame in der Hängematte und ein schlafendes junges Mädchen. Courbet war ein prachtvoller Sinnenmensch. Sein Auge öffnete sich weit und groß der schönen sichtbaren Welt. Ueberall, wohin er i» Leben blickte, sah er Bilder, und da das Leben selbst eine solche

Fülle von Bildern vor ihm ausbreitete, konnte er den Gedanken gar nicht fassen, daß ein Maler es für notwendig halten könnte, etwas anderes malen zu wollen als das, was das Auge sieht. Sehr verbreitet war nun aber diese Anschauung damals nicht. Denn die Kunst in der ersten Hälfte des 1U. Jahrhunderts war retrospektiv. Die Maler fanden, daß ihre eigene Zeit zu wenig Schönheit enthalte, um Stoff für Kunstwerke bieten zu tonnen. Ingres und Delacroise, so verschieden sie sonst waren, hatten das gemein, daß sie mehr an der Vergangenheit als an der Gegenwart sich erwärmten. Die Größe und Schönl>eit alter Kulturen stellten sie dar in einer Formen» und Farbensprache, die auf der Kunst der alten Meister basierte. Und wie daä immer so geht, die Kunst dieser Großen wurde vom Troß verwässert. Die Massigsten, die um Ingres kreisten, erzeugten Idealfiguren von retouchiertcster Schönheit. Die Historienmaler, die von Delacroise aus« gingen, arrangierten Theatertableaur mit würdevollen Gesten und pomphafter Garderobe. Der Sinn für das 'Natürliche war auf diese Weise verloren gegangen. Und wer nicht Vergangenes, sondern Modernes malte, wer obendrein dieses Leben nicht in idealisierter Verschönerung, sondern in ungeschminkter Wahrheit darstellte, hatte von vornherein Aus» ficht als Apostel der Häßlichkeit zu gelten.

Dieses Schicksal traf Courbet. Gewiß, die Bewegung, die auf die Eroberung des Moderneu ging, hatte fchon längst begonnen. David bereits war nicht nur Partei» ganger der Antike. Er malte den toten Marat, malte die Krönung Iosevhinens. Dann kam als merkwürdig moderner Künstler Gericault, der in seinen Soldaten» und Wert» rennbildern alle zeitlichen Grenzen übersprang. Immerhin, im oeuvre von David spielen die modernen Bilder neben den antiken doch eine ganz nebensächliche Roll«. Kl>ricault starb als Jüngling, und hinsichtlich der nächsten Generation ist die Chrono» logie nicht außer acht zu lassen. Daumier, dessen Bilder heute so geschätzt werden, wurde von den Zeitgenossen nur als Karikaturenzeichner gewürdigt. Millet, der Bauern« maler, hatte, da er erst spät zur Malerei gekommen war, um 1850 entscheidende Wert« noch nicht geschaffen. Courbet als erster zog also die Aufmerksamkeit auf sich. Er wäre möglicherweise wenig beachtet worden, wenn er bescheiden seine Werte in dem kleinen Format gehalten hätte, das die Aesthetit von damals dem Genrebild im Gegensatz zum historienbilde einräumte. Aber sein ganzes Talent drängte nach großen Flächen. Wie Aubens einmal schreibt: „Ich bekenne, daß ich infolge einer natürlichen Begabung mehr geeignet bin sehr große Bilder zu malen als kleine Kuriositäten," hatte Courbet für seiue Werke großes Format gewählt. Uebersehen tonnte man sie nicht, und bei lebens» großen Figuren wirkt Realismus noch stärker als bei kleinen. So erging es Courbet ganz ebenso wie es im 17. Jahrhundert Caravaggio ergangen war. als er dem Schön» heitsideal der Spätrenaissance seinen kraftstrotzenden Naturalismus entgegenstellte. Dazu kam noch ein Zweites. Courbet war ein Bauer aus der Franche»Comte.

Seinem kraftvoll bäurischen Wesen sagte rein menschlich der Bauer und Arbeiter mehr zu als die elegant« Welt von Paris. Der Zufall fügte nun aber, daß sein Auftreten mit der sozialen Bewegung der vierziger Jahre zusammenfiel. Die Arbeiter schickten sich damals an, auf die Barrikaden zu gehen. Eine Anzahl Schriftsteller machten sich zu Wortführern des demokratischen Gedankens. Auch die Kunst, lehrten sie, müsse mit« kämpfen für die ernsten Ziele d«s Zeitalters. Proudhon, Conrbets Landsmann aus B«« san>.on, trng sich schon niit den Gedantcn, die er später in dem Buch „Du principe:

cle I'art et cle 82 äestination sociale" publizierte. Nur eine Kunst, dl« das Leben der Gegenwart, den Menschen, namentlich den arbeitenden Menschen unserer Zeit in allen seinen Daseinsbedingungen darstelle, könne der wahre Ausdruck eines ganz demokratischen Jahrhunderts sein. Courbet hat in Wirklichkeit mit diesen Theorien gar nichts zu schaffen. Als Künstler für irgend etwas Propaganda machen zu wollen, lag ihm so fern wie möglich. Er hat einmal in dem Bilde der Rückkehr von der Konferenz ein wenig defpeltierlich von geistlichen Herren gesprochen, hat ein Bild gemalt, auf dem ein alter Bettler einem Bettel» jungen ein Almosen gibt. Das ist alles in seinem oeuvre, was allenfalls als tendenziös gedeutet werden könnte. Im übrigen hat er nichts gemein mit jenen Anklägern und Volkstribunen, die um 1848 in allen Ländern Europas auftauchten. Er war lediglich Maler, ein vorzüglicher Waler, der eigens zur Welt gekommen schien, um zu beweisen, daß ein Künstler nichts als seine fünf Sinne brauche, um unsterbliche Meisterwerke zu schaffen. Er fchuf reine Kunst, malte keine Plaidoyers, sondern Bilder, die gar keine andern Gedanken als Farbengedanlen hatten. Aber immerhin, er war auch ein Mensch. Seinen hauptsächlichsten Verkehr im Andlerleller, einer Kneipe der Nue hautefeuille, bildeten jene langhaarigen Weltverbesserer, deren Gestalten Murger in den Szenen aus dem Bohemeleben zeichnete. So erklärt sich, daß in Eourbets eigenem Hirn das, was seine natürliche Begabung war, sich mit dem, was Leute vom Schlage Proudhons ihm einredeten, ganz unklar vermengte, daß er selber glaubte, nicht nur «in Maler, sondern ebenfalls ein Politiker zu sein. Er hielt große Pierreden über die Aufgaben der Kunst. Er polterte, wetterte, bezeichnete sich als demokratischen Maler. Und natürlich verfehlten da auch die Betrachter, die Kritiker nicht, sozialistische Gedanken aus seinen Bildern herauszulesen. Die Werte, die er 1849 und 1850 nach dem Salon schickte, erschienen als eine Herausforderung sondergleichen. Im „Nachmittag von Orleans" hatte er die Küche seines väterlichen Hauses gemalt, wo nach dem Essen die Familienangehörigen und ein paar Freunde musizieren, trinken und rauchen. Das BUd mit den Steintlopfern, jetzt in der Dresdener Galerie, zeigte einen Alten und einen Jungen am Chausseegraben arbeitend. Auf dem Begräbnis in Ornans, dem Niesenbild des Louvre, sind fünfzig Leute, Männer und Frauen aus Ornans dargestellt, die einem Leichenbegängnis beiwohnen. Auf dem Bilde der «Rückkehr vom Markte sah man Bauern und Bäuerinnen auf einer Landstraße mit ihren Nindern, Schweinen und Gemüfelörben daherkommen. Fast alle Kritiker fanden, es sei unerhört, eine sozialistische Propaganda sondergleichen, daß solche plebe» jische Figuren sich anmaßten, an der Stelle zu stehen, die bisher nur samtbekleidete Helden einnahmen. Der Arbeiter reckte sich auf, bereit, die bourgeoise Welt zu zer» trümmern. Wer solche Gefahr nicht witterte, glaubte zum mindestens, sagen zu müssen, daß die Darstellung so trivialer Dinge eine Versündigung am heiligen Geist der Kunst be» deute. Eourbets Walerei sei eine große Entdeckungsfahrt nach dem häßlichen, eine skia» vische Nachahmung dessen, was in der Natur am wenigsten poetisch und am wenigsten edel ist. Bei den Steintlopfern erschien es unbegreiflich, daß ein Künstler einen fo unerhört gewöhnlichen Gegenstand, Arbeiter in zerlumpter, schmutziger Kleidung, über» Haupt behandelt hätte. Im Begräbnis habe er offenbar das kirchliche Zeremoniell der» höhnen wollen, denn das Bild fei von einer herausfordernden, geradezu brutalen Vul» garität. Der Maler habe förmlich Sorge getragen, die abstoßenden, komischen und grotesken Seiten der Mitglieder der Trauerversammlung hervorzukehren, habe leinen

>,»
Zug gemildert, der ein« unpassend« Heiterkeit erwecken konnte. Diese burlesken Masken mit ihren roten Schnapsnasen, dieser Dorfpfarrer, der «in Säufer zu sein schiene, dieser Hanswurst von Veteran, der sich einen zu großen tzut aufgesetzt — all das bedeut« ein Karnevalsbegräbnts von sechs Metern Länge, über das es mehr zu lachen gebe als zu weinen. Selbst in den Tingeltangels wurden Spottverse über Courbets Realismus gesungen'

faire vrai ce n'est rien pour etre reaüzte,
d'est laire laicl ou'il laut! l)r monsieur, 5'il vous plait
1°out « que je c>e55>ne «t borridlement Iai6!
Kla peinture est allreuse et, pour qu'elle soit vraie,
1'en arracne !e beau comme un lait cle I'ivraie,
1'aime lez teintz terreux et Ie5 n« cle carton
l.ez lillette« avec cle !a darbe au menton,
l^es tro^nes cle Varasque et leg coqueci^ruez,
l.ez clorillons, leg corz aux piecls et lez verrues!
V0Ü2 le vrai!

In der gleichen Tonart ging es in den nächsten Jahren weiter. Man lacht« 1852 über die vemoisellez cle villa^e, jenes Vtld, auf dem Courbet seine drei Schwestern dargestellt hatte, wie sie in einer Landschaft mit einer jungen Bäuerin plaudern. Man sah 1853 in den Zirkuskämpfern und der schlafenden Spinnerin Musterbeispiele einer Kunst, die auf die Wiedergabe der gemeinsten Wirklichkeit ausging, und fand es uner» hört, bah auf dem Bilde der Baigneuse elne nackte Frau dem Publikum ihren enormen Rückenakt zeigte. Hin Bild, d«r Auszug der Feuerwehrleute, wurde, da die Regierung darin aus unersichtlichem Grunde eine Aufreizung der Bürger sah, amtlich beschlag» nahmt, und einem Leutnant, der dem Maler einen Kasernensaal als Atelier eingeräumt hatte, «inen Verweis erteilte. Immerhin — Courbet wurde durch alle diese Debatte» sehr bekannt. Ein Mensch vom Schlag« des Frans hals, der zeitlebens «in Rapin blieb, sah es nicht ungern, wenn die Bourgeois sich seinetwegen ereiferten. „Klon ^rancl pere qui etait un republicain cle 93 avait trouve une Maxime qu il me repetait toüjourz: Crie fort et marcne ciroit. Klon pere I'a toujourz 5uivie et moi j'ai lait cle meine."

Das Weltausstellungsjahr 1855 gab ihm willkommene Gelegenheit, sich vor den Augen ganz Europas in der Pose des Athleten zu produzieren, der seine Welt aus den Angeln hebt. Elf Bilder hatte die Jury von ihm angenommen, aber das Begräbnis refüsierl. Das veranlaßt« Courbet überhaupt, auf die Beschickung der Ausstellung zu verzichten und in einer tzolzbaracke in der Nähe des Pont d'Iena, unmittelbar am Eingang der Weltausstellung, seine Werke gesondert dem Publikum vorzuführen. „Paris soll auf dem Kopf stehen. Es wird das große Begräbnis all des bricä brac werden, den die moderne Kunst hervorgebracht hat." lieber der Eingangstür stand: Der Realismus. G. Courbet. Ausstellung von 40 Bildern seiner tzand. Eintrittspreis 1 Franc. Der Nein« Katalog, der für 10 Cts. verkauft wurde, enthielt das Glaubensbekenntnis des Malers, ein Credo, in dem sozialistische und künstlerische Gedanken wirr sich verquicken. „Der Titel Realist ist mir gegeben worden, wie man den Malern von 1830 den Titel Ro» mantiter gab. Titel sagen nichts, sonst wären die Werte überflüssig. Ich habe unab» hängig von jedem System und ohne mich einer Partei anzuschließen die Kunst der Alten und der Reueren studiert. Ich habe die einen ebensowenig nachahmen, als die andern kopieren, sondern nur aus der gesamten Kenntnis der Ueberlieferung die begründet« und unabhängige Empfindung meiner eigenen Individualität schöpfen wollen. Wissen,

um zu lönnen, war mein Gedanke, imstande zu sein, die Sitten, die Ideen, den An» blick unserer Epoche nach meiner Wertschätzung auszudrücken, nicht nur ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein, mit einem Wort, lebendige Kunst zu üben, das ist mein Ziel. Ich bin nicht nur Sozialist, auch Demokrat und "Republikaner, mit einem Wort: ein An» Hänger jeder Revolution und obendrein noch Realist, das heißt aufrichtiger Freund der wahren Wahrheit. Das Prinzip des Realismus aber ist die Negation des Ideals. Indem ich aus der Negation des Ideals alles weitere folgere, gelang« ich zur Emanzipation des Individuums und schließlich zur Demokratie. Der Realismus ist seinem Wesen nach demokratisch« Kunst. Er kann nur bestehen in der Darstellung von Dingen, die für den Künstler sichtbar und berührbar sind. Denn die Malerei ist eine ganz physische Sprache, und ein abstraktes, nicht sichtbares, nicht existierendes Objekt gehört nicht in ihre Domäne. Die Monumentalmalerei, die wir haben, steht im Widerspruch mit den sozialen Zu» ständen, die kirchliche Malerei im Widerspruch mit dem Geist des Jahrhunderts. Ein Unsinn, daß Maler, ohne daran zu glauben, mit mehr oder weniger Talent Geschichten aufwärmen, die ihre Blütezeit nur in einer anderen als unserer Epoche haben tonnten. Statt dessen bemale man die Bahnhöfe mit den Ansichten der Gegenden, durch die man «ist, mit Bildnissen der großen Männer, durch deren Geburtsstadt man fährt, mit Maschinenhallen, Bergwerken, Fabriken — das sind die heiligen und Wunder des 19. Jahrhunderts.'

Man darf nicht jedes dieser Worte auf die kritische Wagschale legen. Man kann ^ogar finden, daß Courbet vornehmer dastehen würde, wenn er toeniger schwadroniert Hütte. Aber wer sich als Revolutionär fühlt, muß eben poltern. Eourbet war gar nicht dazu geschaffen, irgend welche Märtyrerrolle zu spielen, zu der er verdammt gewesen wäre, wenn er gleich Millet zu den Stillen im Lande gehört hätte. Mit der rück» stchtslosen Ellbogenlraft des brutalen Egoisten wollte er sich Bahn brechen. Das tat er. Und so unklar die Worte waren, so imposant wirkten die Bilder selbst. Courbet hatte so ziemlich alles vereinigt, was er aus Staats» und Privatbesitz hatte zusammenbringen können. Man sah die großen Werl«, die schon aufgezählt wurden, sah das Atelier, jenes Niesenbild, auf dem er sich darstellte, umgeben von den Leuten, die ihm in sieben Jahren seines Schaffens als Modelle gedient hatten, sah die Getrcideschüttlerinnen: zwei jung« Frauen, die im Kornspeicher mit dem Durchsieben von Getreide beschäftigt sind, sah viel« Bildnisse und Landschaften. Eins war erreicht: man nahm Eourbet nun ernst. Er war «ine Macht im französischen Kunstleben geworden. Der Nealismus trat gleichberechtigt neben Klassizismus und Romantik.

Wie ich starb.

Von Mal Dessoir.

^jann jemand über seinen eigenen Tod etwas mitteilen? Es gibt Menschen, die davon ^> überzeugt sind, daß sie früher schon einmal auf der Erde gelebt haben; in abnormen Bewußtseinszuständen kommt ihnen anscheinend die Erinnerung wieder, und dann berichten sie manchmal auch von der Art ihres Todes. Doch steht es über jedem Zweifel fest, daß wir es hierbei mit phantastischen Vorstellungsgruppen zu wn haben, die in ganz anderer -Weise sich bilden, als durch Zurückblicken auf eine frühere Existenz.

Es kommt ferner vor, daß jemand im letzten Augenblick dem Tode entrissen und zum Leben zurückgeführt wird: er vermag nun wohl von dem Grenzland zu erzählen, das sich fchmal zwischen Sein und Nichtsein dahinzieht.
Obwohl ich nie in einer dieser Lagen gewesen bin, so meine ich doch, ich sei mehrfach gestorben und tonne darüber etwas sagen. Enttäusche ich den Leser, wenn ich hinzu» füge, daß ich an den geträumten Tod denle? Auf den Traum vom Sterben folgt aller» dings das Erwachen, und infofern mag der geträumt« Tod sich vom wirklichen unter» scheiden. Aber was nachträglich geschieht, ändert nichts an Beschaffenheit und Stärke des Erlebnisses selbst. Die Traumerfahrung, an fich betrachtet, deckt sich vielleicht bis ins kleinste mit jener furchtbar wirtlichen Erfahrung, die uns allen ein einziges Wal be» vorsteht. Wenn wir die Träume mit den vorher erwähnten Berichten Geretteter ver» gleichen, fo finden wir eine weitgehende Uebereinstimmung. Zugleich aber erhalten wir die tröstliche Gewißheit, daß der Gott des Todes in der Regel seines Amtes mUder waltet als der dieser Mäste sich bedienende Traumgott.
So möchte ich wenigstens glauben. Es hat in meinem Leben Zeiten gegeben, wo Ereig» nisse und Stimmungen das innere Auge an den letzten Grenzpfahl bannten. In dielen Zeiten habe ich während des Schlafes mehrfach den Tod erlitten. Aicht nur den törper» lichen, sondern — wenigstens einmal — auch den geistigen, hiervon spreche ich zuerst.
Mir träumte, ich sähe mich in meinem Schlafzimmer um und bemerkte Möbel, die ich vordem noch nie wahrgenommen hatte. Schon das machte mich stutzig. Außerdem waren diese Möbel in einer eigentümlich schattenhaften Weise da: sie zeigten keine festen Um» risse und verschwanden zeitweise völlig. Da tam — das geschah im Traum — meine Frau herein. Als sie mich anschaute, wurde sie blaß, verzog das Gesicht wie zum Weinen und sagte: Wie siehst du denn aus? Was ist denn mit dir? Ich antwortete: Erschrick nicht — ich glaube, ich bin wahnsinnig geworden. Darauf zeigte ich ihr, was ich er» blickte, und sie erklärte mir, was sich in Wirklichkeit an den Orten befand, d. h. in der geträumten Wirklichkeit. Bald bemerkte ich auch kleine, menschenähnliche, schwarze Wesen, von denen meine Frau nichts entdecken tonnte. Eins davon sprang auf mich zu und biß mich in die linle Hand; der Schmerz war sehr heftig, und nur mit Mühe tonnte ich das kleine Ungetüm abschütteln. Die Ueberlegung war keinen Augenblick getrübt: ich dachte an die Ratten, die dem vom Delirium tremeng Befallenen erscheinen; ich beob» achtete, daß die Hand unversehrt geblieben war, und schloß daraus, daß es sich um eine Halluzination handelte. Da mir trotzdem recht ängstlich zumute wurde, so eilte ich aus dem Zimmer. Aber ich tam nun nicht auf unseren Korridor, sondern auf einen fehr hohen und weiten Wandelgang. Sonderbare Menschen mit zum Teil etelhaft entstellten Ge» fichtein gingen dort herum. Sie riefen mir zu, ich müßte die eine Hälfte der Tür zu» machen und nur den anderen Flügel offen lassen, denn sonst würden die Teufelchen mir folgen. Wiederum bewährte fich die scheinbar nicht angetastete Vernunft: die Un» sinnigleit des Verlangens bestimmte mich zur Weigerung, obwohl der Schwärm sich jetzt auf den Gang zu ergießen begann. Doch sogleich sagte ich zur Traumgestalt meiner Frau: Wenn ich diese Quälerei nicht mehr aushalten tann, so gib mir Gift; laß mich nur nicht in eine Anstalt bringen — die Wärter sind so roh. Dann endlich verschwand der Traum.
Als ich erwachte, schrieb ich sogleich den Inhalt des Traumes nieder, fast wörtlich so, wie er hier erzählt wurde. Es wurde mir llar, daß nur in einem Uebergangszustand solche

Gespenster aufflattern — worüber theoretische Erörterungen an anderer Stelle stattfinden sollen —, aber es gelang mir nicht, irgend einen Anlaß für diese besonderen Gebilde her» auszufinden. Bei den Träumen vom körperlichen Tod dagegen ist das Motiv in einem äußeren Netz unschwer zu erkennen. Ich schildere diese Art von Träumen an drei Vei» spielen.

Mir war, als hätte ich mich, angewidert vom Leben und über alle Maßen ermüdet, in dt« Fluten gestürzt. Mit großer Geschwindigkeit sank ich, und ich fühlte, wie das Wasser dröhnend sich um mich schloß. Nun ging der Traum manchmal in der «Richtung fort, daß eine peinigende Atemnot eintrat und zum Erwachen führte, andere Male jedoch folgte das schöne, das erlösende Bewußtsein: jetzt sei es zu Ende, und zwar in Wahr» heit, nicht bloß im Traum. — Es liegt auf der Hand, daß derselbe körperliche Netz in verschiedener Stärke die abweichende Gestaltung der Bilder hervorrief.

Vor Jahren hat sich mir öfter der folgende Traum wiederholt. Jemand stellt mir nach. Ich versuche ihm zu entfliehen. Doch allmählich versagen die Füße den Dienst: immer matter werden die eigenen Bewegungen und immer schneller naht der Mörder. Jetzt hat er mich erreicht. Alle meine Glieder sind gelähmt. Nun zieht er einen Dolch und bohrt ihn mir in die linke Seite. Der Schmerz kann schwer beschrieben werden. Er gleicht kaum dem Schmerz bei einer wirklichen Schnittwunde: da überwiegt das Gefühl einer rauhen Vberfläche, die das knirschende Fleisch auseinanderreißt — dieser Schmerz war vielmehr fein, fpitz, gewissermaßen mit einem faulig-süßlichen Beigeschmack, aber vor allen Dingen so stark, so unerträglich, daß ich schließlich mein Bewußtsein verlor und glaubte, ich ginge zugrunde.

Eine Zeitlang träumte mir häufig, daß die Decke des Zimmers oder eine andere schwere Masse sich auf mich senkte und mit dem Zermalmen bedrohte. Die Qual begann stets damit, daß ich zu erwachen vermeinte und nun hilflos mit den Händen die dunkle Last wegzustoßen mich mühte. Aber sie überwältigt mich; ich bemerke, wie ich ihr erlieg« und wie mir die Sinne schwinden. Da endlich erwache ich in Wahrheit. Weine Hände sind krampfhaft gegen die Wand gestemmt. Noch weiß ich nicht, daß es eine ungefähr» liche Wand ist, weiß nicht, wo ich mich befinde; erst sehr allmählich komme ich zur Klarheit. Werkwürdigerweise ist mir dieses Sterben immer nur in meinem eigenen Zimmer zuteil geworden.

Ueber diese Traumerfahrungen spreche ich sehr ruhig, weil sie einige Jahre zurückliegen und inzwischen völlig ausgeblieben sind. Nichtsdestoweniger schließen sich auch heute noch mir beim Zurückdenken einige Betrachtungen an, denen ich damals nachhing. Warum, so fragte und frage ich, nimmt der Traumgott die einen so gütig auf, führt sie auf lachende Gefilde, zu lieben Freunden, durch fröhlich spannende Abenteuer hin» durch, und warum peinigt er die anderen? Ich selber darf über die verhältnismäßig wenigen Todesträume in einer kurzen Zeit der Ueberarbeitung keine Klage führen. Aber ich habe Kinder und Erwachsene kennen gelernt, di« an solchen Träumen tropfenweis« verblutet sind; deren geistige und leibliche Gesundheit mit immer erneuter und verschärfter Grausamkeit so zerstört worden ist. Wehe den Unglücklichen, die selbst im Schlaf von des Schicksals Hand getroffen werden!

Und wie ist es mit dem wirklichen Tod? Gute, edle Menschen müssen langsam dahin» sterben, mit voller Einsicht in die Unabwendbarleit ihres Geschickes, mit gesteigertem

o <>
Bewußtsein aller gegenwärtigen und kommenden Qualen, während andere plötzlich fort» gerissen werden ohne Krankheit, Schmerz und Sorge. Warum sind die Lose nicht anders verteilt? Weshalb lann nicht wenigstens in Vorbereitung und Vollzug des Todes eine gewisse Gerechtigkeit (ich sage nicht Gleichheit) herrschen? Wir schaudern, wenn wir von dem Erstickungstod einiger Unglücklichen bei Feuersbrünsten lesen; be» denken wir, daß viele Herzkrank« diese Warter oft, recht oft, erleiden. Was ist das ärgste einmalige Ende gegen den ungezählte Wale sich wiederholenden Halbtod? Der zum Tode verurteilte Verbrecher weih, daß, falls ihm nicht bis zu einer bestimmten Stunde die Mitteilung wurde, eine Galgenfrist von vierundzwanzig Stunden ihm unter allen Umständen sicher ist — der Schwerkranke jedoch wird immerfort, unaufhörlich vom Schwert des Todes bedroht.

Trotzdem scheint es mir, als ob das eigenlliche Sterben uns keine Furcht einzuflößen braucht. Schlimmer als das Sterben im Traum vermag es wohl nicht zu sein und ein klareres Bewußtsein wird in den endgültig letzten Augenblicken des Lebens schwerlich vor» Händen sein. Wer solche Träume gehabt hat, darf sich sagen: Ich weiß, was Sterben heißt; so scheue ich den Tod nicht mehr. Doch er wird il nerlich hinzufügen: Wöge das Ende kurz und gnädig sein. Nicht einem plötzlichen, unvorhergesehenen Tode will ich das Wort reden, denn es ist roh und sinnlos, ohne jede Ahnung des Geschehenden das Dies» scits zu verlassen; nur gegen die Qualen des Kampfes richtet fich der Wunfch.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Alten von Vernarb Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Dritter Alt. »Fortsetzung.)

«loch l«««» da« Vlblio!h«lz!»m«, Zeh» Minuten spite». Null« l»«»t Irgeillch und m»«l»<l!lch au» den» 6peil«la»l»

<lra»«n sälgt lh». Sl« geht ge«u<llt duich da» Zl»»e» und »im stch l» «in«» stuhl.

«lraven (Ungeduld!«): Was ist geschehen? Bist du velrückt geworden? Was soll das heißen, bah du plötzlich vom Tisch aufspringst und davonläufst? Was soll da« heihen, dah Paramore sein« Zeitung liest und nicht antwortet, wenn er angesprochen wird? (Iullo »lud«» stch ungeduldig» Komm,

komm, <,lrtil<h> wird mein Liebling seinem eigenen Vater nicht sagen, was, igerelzt» was zum Teufel mit euch beiden passiert ist? Nimm dich zusammen, Julia, lluihbertson kommt. Er bezahlt nur die Rechnung. Lr wird gleich hier sein.

Julia: Ich konnte es nicht länger ertragen. Oh, das mltanzusehen, wie sie beim Frühstück beisammensahen, lachend, plaudernd, und sich über mich lustig machten! Noch einen Augenblick, und ich hätte aufgeschrien! —ich hätte «in Messer genommen und st« getötet — <«uth»«its»n ellch.»»»»«, »»«

Flühslücliechnung In de» Hand. Er stopft st« ln lein« Westentolch«, »ih«nd » zu leinen lKHsten l»«»t. <l» beginn» in»

«ugenblicl seines tiintleien« zu lvlechtn.)

«luthoertson: Ich fürchte, Ihr Frühstück ist sehr dürft!» gewesen. <is war herzzerreißend, mit» anzusehen, wie Sie «in paar Bohnen aufstocherten und Sodawasser tränten. Ich staun«, dah Si« davon leben können!

Julia: Das ist immer alles, was er nimmt, Herr Luthbertlon, ich versichere es Ihnen. Er lieb» «« nicht, deswegen zur Bede gestellt zu werden.

«lraven: Wo ist Paramore?

lluthbertfon: Er liest seine Zeitung. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht mitkommen wollt«, »b«r «, hört« mich nicht. Es ist zum Staunen, wie ihn alles Wissenschaftliche in Anspruch nimmt. Ein kluger Mann! Ein ungeheuer kluger Mann!

llraven lverdliezilchi- l)h ja, das ist alles ganz gut, Io; aber das sind keine guten Manieren bei Tisch, «r sollt« seinen Beruf manchmal beiseite lassen. Der Himmel weih, wie sehr ich bemüht bin, seine Wissenschaft zu vergessen, feit er «ein Todesurteil verkündet hat. <«» setz» stch ml» «clanch«.

lischt« Miene nieder)

lluthbertfon (teilnahm««««!»- Sie dürfen nicht daran denken, llraven, vielleicht hat er sich geirrt. <a> !«ulzl tl«! aul und I«»» siel» Aber es ist sicherlich «in sehr kluger Mensch. El denkt zweimal, bevor

er sich eine Vlohe gibt. <«zl« «»«, sch»e«,«nd da, d«, Ulst«st«» ««danle» »»ll Piltzlich tritt Barm»»« »in. »l»»
und in «ujersler Vermlrrung. da« .British Wedlcal Journal' in dn zur Faust geballten «and, <5r»»«n und «luthbertson
«rdtbe» sich »oll Vesorgnl«. Paramor« »ersuch! zu sprechen, »der sein Atem stockt, «» laß! sich »n die ««hl« und taumelt
«lulhbertson ergreift schnell s«in«n swhl und stellt ihn hin!«» Par»««f«, der hineinltnU, »ihrtnb sich <lr»»«n zu seiner
B«ch!en, (luthbertson zu s«in«r Linken und Juli» hln»«l <lr»»«n »» ihn dringen.)
Craven: Was gibt's, Paramor«?
Julia: Sind Sie krank?
llulhbertson: Hoffentlich leine fchlechten Nachrichten?
Paramor« (»«r,»«»s«i«>: Vi« schlimmsten aller Nachrichten! Schrecklich« Nachrichten! Unglückselige Nachrichten! Mein« K»anlh«it —
Erav«n (rasch): W«in«n Si« m«in« Krankheit?
Paramor« (h«mg): Ich mein« mein« Krankheit — Paramores Krankheit — dl« Krankheit, die ich entdeckt habe — mein Lebenswerk! Dal sehen Siel <»» d««t«t »l» «wem unheimlichen «»«druck d««<»»t>
s«tzen» »uf da« .British Wedle»! Journal'.) Wenn das wahr ist, dann war alles nur «in Irrtum, dann gibt es gar l«in« solch« Krankheit. <<l»»hd«»»s«n und Juli« sehen «!n»»d«» «», ft« »»««nl»»». d»« l»,h« ««ulgl««,
zu glauben. >
Craven (mit ««»,iich«r ««»«hrun»), Und das nennen Si« schlechte Nachrichten?! Nein wirklich, Paramor« —
Paramor« <ihn rauh un!«rdr«chend). Von Ihrem Standpunkt aus ist es ja natürlich, dah Si« an sich denken. Ich tadle Si« deswegen nicht, alle Invaliden sind selbstsüchtig. Nur «in Wann der Wissenschaft tonnt« setzt mit Mir fühlen. (Indem er sich I« »«suhl« «in» »nert»«,llch«» Un,««ch««glelt trümm»)
Die bösartigen, sentimentalen G«s ze dieses Landes sind an allem schuld. Ich war nicht imstande, die genügende Anzahl Versuch« «zustellen — nur an drei Hunden und einem Affen. Bedenken Sie doch nur einmal: ganz Europa ist voll mit meinen Konkurrenten, mit Männern, die daraus brennen, zu beweisen, dah ich unrecht Hab«! In Frankreich, in der erleuchteten französischen Ne» publik, da gibt es Freiheit! Ein Franzose hat an zweihundert Affen Versuch« »nHestellt, um «eine Theorie »6 abzultlum zu führen. Ein anderer opfert« sechsunbdr«lhig Pfund Sterling — drei» hundert Hunde zu drei Franks das Stück, -» um die Experiment« mit d«n Affen zu widerlegen. Ein dritter beweist den beiden durch «inen einzigen Versuch, indem er die Temperatur einer Kamel« leber auf sechzig Grad unter Null zu bringen versteht, dah sie unrecht haben. Und setzt kommt dieser verdammte Italiener und ruiniert mich. Er hat eine Negierung, die bereit ist, Tier« zu laufen, überdies geben ihm die größten Spitäler Italiens jede Gelegenheit, «wu ,«r,««««l«ue» «ntschl«,) Aber ich will von keinem Italiener geschlagen werden. Ich werde mein« Krankheit nochmals entdecken, ich weih, dah sie eristiert, ich suhle es; und ich werde es beweisen, und wenn ich st« an jedem sterb» lichen Tier, das überhaupt «ine Leber hat, nachweisen mühte. «»» »«rsch»«»« dl« Br»« und «t««t «rav«,
schwer in» «besicht.)
Craven <d<» da» «o»ußt!«!n de« «ellttenen Unrechte« »ufd««»«r»>: Soll das htihen, Paramor«, bah Si« stch's in den Kopf gesetzt haben, mich zum Tod« zu verurteilen — ja, zum Tobe, gestützt auf drei Hund« und «inen l«uflisch«n Affen?
Paramore (»oll Berachtun« für <lra»«n» engherzig« p«rs«»llch« Bussaffu», d« «ach«): Ja. Das war alles,
wozu ich mir die Erlaubnis verschaffen konnte.
Craven: Nun, bei meiner Seele, Paramore, das ärgert mich. Ich möchte nicht unfreundlich sein, ab«r ich bin wahrhaftig sehr bös«. Ahnen Si« auch nur, was Sie getan haben? Sie haben mir ein Jahr lang mein Fleisch und meinen Wein entzogen — mich zu einem Gegenstand öffentlichen Aeraerniises gemacht — zu einem unglücklichen Vegetarianer und Abstinenzler.
Paramor« (sich erhebend)- Nun, Sie können die verloren« Zeit wieder «inbringen. Witt«», »»«»«« da« Blatt zeigend) Dal Si« können es selbst lesen. Das Kamel wurde mit Fleisch genährt und mit Alkohol getränkt und nahm dabei an Gewicht zu. Essen und trinken Si«, soviel Sie wollen. <«»<h immer unsihig, ohne stütz« zu stehen, geh! er an tluthbertson »orbel nach de» drehdaren Vücherstindn

und dl«lbl dort,
ihn«n d«n Bücken lehren», stehen und lehn! sich, de» »ops aus die Hand gestützt, «n>
Craven (brummend): ÖH ja, Si« haben leicht reden, Paramore. Aber was soll ich den humani»
tären und vegetarlanischen Gesellschaften sagen, die mich zum Vizepräsidenten ernannt haben?
«luthbertson (schmunzelnd): Aha! Si« haben «ine Tugend daraus gemacht, nicht wahr?
Craven (»arm): Ich habe aus der Not eine Tugend gemacht, Io. Niemand kann mich darum
tadeln.
Julia (Ihn streichelnd): Mach' dir nichts daraus, Papa. Komm zurück ins Spelsezlmmer und ih
«in gutes Veefsteat.
Craven (schaudernd): hu! (Nagend) Nein, ich habe meinen männlichen allen Geschmack dafür
verloren. Meine Natur selbst ist dadurch, dah ich von Vrel lebte, verdorben worden. <Z» Paramorc.)
Das kommt von all der Vivisektion! Si« machen Ihre Versuch« an Pferden, und das Ergebnis
ist dann natürlich, dah Si« mich in einen Zustand velsetzen, der Sie zwingt, «ich mit Vohncn zu
lullern.

»
«»o »
Paramore (trocken, ohn« seine Stcllung zu v«r«nb«rn>: Nun, wenn sie Ihnen gut belommen sind, um so besser.
Craven (jammernd): Das ist alles sehr schön, aber doch sehr ärgerlich. Sie haben ja nicht die leiseste Ahnung, was es heiht, «lnem Manne einreden, daß er nur noch «in Jahr zu leben Hab«, wahrhaftig nicht, Paramore, das muh ich Ihnen sagen. Ich habe mein Testament gemacht, was gänzlich unnötig war; und ich habe mich mit einer ganzen Meng« Menschen, mit denen ich mich zerstritten hatte, wieder versöhnt, mit Leuten, bi« ich unter gewöhnlichen Umständen nicht ertragen könnte. Dann habe ich mich von den Mädchen zu Hause in «lnem Grade herumkriegen lassen, wie «s nie der Fall gewesen wäre, wenn ich mein Leben vor mir gehabt hätte. Ich Hab« sehr viel nachgedacht und gelesen und bin viel in die Kirche gegangen. Und nun stellt sich heraus, dah alles Zeitvergeudung war. Meiner Treu, das ist zu widerlich, ich hätte vorgezogen, wie ein Wann zu sterben, als Sie sagten, daß ich sterben mühte.
Paramore (wie zuvor): Vielleicht müssen Sie trotzdem sterben. Ihr Herz ist schwach, wenn Ihnen das irgend eine Befriedigung gewährt.
Craven (beleidigt): Sie müssen mir verzeihen, Paramore, wenn ich Ihnen sage, bah ich zu Ihren Diagnosen leinerlel Vertrauen mehr Hab«. (Paramore«A»g« flammt »»f. « st»«« sich und hört zu,) Ich Hab«
Ihnen für jene Konsultation, in der Sie mich zum Tod« verurtellten, «in nettes Honorar gezahlt. Aber ich lann nicht behaupten, bah Sie mir dasür den richtigen Gegenwert gegeben hätten.
Paramore (»endet sich um und sieht ei«»«, voll ln« Auge): Das ist unverantwortlich, Vberst Craven. Ich werde das Honorar zurückerstatten.
Craven: 0H, es ist nicht wegen des Geldes, aber ich glaube, Sie sollten sich Ihre Lag« llar» machen. (Paramore »endet sich fielt »b, «raven folgt ihm lmpulfiv, und ruft reuig »»»,> Nun, vielleicht war es
abscheulich von mir, darauf anzuspielen. <<lr bietet Paramore dle Land)
Paramore (der sie gewissenhaft ergreift): Keineswegs. Sie sind vollkommen im Aecht, oberst Craven, mein« Diagnose war falsch, und ich muh dle Folgen tragen.
Craven dein« h»«d festhaltend)! Nein, sagen Sie das nicht. Cs war ganz gut begreiflich, meine Leber ist Wohl imstande, jede Diagnose ins Unrecht zu setzen, ««n lange» Händeschütteln, da« für P»ra»or?«
«lernen sehr peinlich tfi. Dann zieht sich Paramore nach der Nische zu Posen« Linken zurück und wirft sich mit ein«« halb
unterdrückten schluchzen auf den Diwan, <lr deugt sich über da« .British Nledical Journal', den Kops aus dle hlnd« und
dle Arme aus dle «nie gestützt)
Cuthbertson (der sich «U Julia auf de» anderen Leite de« Zlmmer« gefreut hat): Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Ich gratuliere Ihnen, Craven, und hoffe, bah Sie noch lange verschont bleiben
werden, («raven reicht ihm dle Hand,) Nein, Herr, zuerst kommt Ihre Tochter. (<ll ergreift sanft Fulia» Hand
und schiebt sie zu «lraoen hinüber, sie stürzt mit hervorbrechendem Sefühl« in seine Arme.)
Julia: Teurer alter Papa!
Craven: Ah, sreut sich Julia, dah ihr alter Papa noch ein paar Jahre mehr zu leben hat?
Julia (beinahe weinen!»: 0H> so froh bin ich, so froh!
«luthbertson schluchzt hörbar. Der Vberst ist erqrlfsen, Ohlvl», die au« dem Speisesaal kommt, bleibt l«h »n der
T5,r stehen, »l« sie dle drei sieht, Paramor«, in der Nische, entgeht ihrer Ausmerlsamlelt.)
Sylvia: Hallo!
Craven: Teile du ihr die Neuigkeit mit, Julia, es klänge lächerlich, wenn ich es täte, «lr «ch!
Julia: Sylli, denk dir! Papa ist gar nicht krank. Es war nur «in Irrtum von vi-, Paramore.
Vh, unser lieber Papa! (Vi« «Igrelft elraven» linle Hand und beugt sich nieder, um st« zu lüssen, während seine «cht«
Hand noch auf «luthbertson« Schulter ruht)
Sylvia (verachtungsvoll): Ich wuhte es. Du hattest einfach zu viel gegessen, das war alles! Ich sagte immer, dah Paramore ein Esel ist. <Sens»tt°n. Luthbertson, »r°ven »nd gun» wenden n« »oll B«. stü^zung um!
Paramore <,h« «»»hell): Macht nichts, Fräulein Craven. Das sagt jetzt ganz Europa. CS ist schon gut.

Sylvia <«<n wenig bestürzt): Ich bedauere unendlich, Dr. Paramore. Sie müssen dle Gefühle einer Tochter entschuldigen.
Craven (polternd): Dir ist das natürlich einerlei, Sylvia.
Sylvia: Ich will nicht empfindsam werden, Papa, darauf kannst du wetten, («eht ,u <lra»«»)
Ucberdies wuhte ich immer, bah dies alles Unsinn sei. (Ihn streichelnd) Armer t«ur«r alter Papa! Warum sollten deine Tage mehr gezählt sein als dl« eines anderen? (»r n»pft ihr besänftigt «»f l»l« «Wange, Juli» »endet sich ungeduldig von ihnen ab) Komm ins Aauchzlmmer und lah uns sehen, was du nach einjähriger Abstinenz zu leisten vermagst.
Craven (scherzend): Du ausgelassenes kleines Mädel, du! («, tneift si« «n» vhr) Sollen wir gehen, Io? Sie werden nach dieser Aufregung gegen «in«n Schluck Kognak nichts einzuwenden haben.
Cuthbertson: Ich schäm« mich ihrer nicht, Dan, sie hat mir wohlgetan, «lr geht an den Tisch und schüttelt die Faust nach d«l «üst« über dem »aminsim«.) Aufregung täte dir dort auch wohl, wenn du
Augen und Ohren hättest, das zu begreifen.

«lraven <erst»»»l>! Wem?
Sylvia: Nun, dem guten alten Henrik natürlich.
«raven <»««lü«>! Henrik?
«luthbertson <un»«b»n>l«)! Ibsen, Mensch, Ibsen. «,» g«ht b»r« die «tleaenh«,,»» h«»»«««. «yi»««.
die »er «ust« !» Vorbeigehen ein« Kuhhand zuwirft, folgt ihm. «Iraven starr» zuerst lh» verblüfft nach und bann auf die
«üst«. V» er da» Prob!«» «U unlösbar aufgibt, schütteft er den »opf und folgt lhnen. In de» Näh« »«» 3ür hält «»
»nn« »nb l»»»t zuriul.
Clanen <!»»ft)l Apropos, Paramor«?
Paramore On»t» «» sich »u Anstrengung «rftüttel»): Ja?
«lravtn: Das war diesmal doch nicht Ihr lirnst mit meinem herzen, nicht wahr, nein?
Paramor«: Selbstverständlich nicht, es ist nichts. Nur «in leichtes Geräusch — die Herzklappen sind vielleicht «in wenig abgenützt; aber sie dürften schon aushalten, bis Ihr« Zeit um ist, wenn Sie vorsichtig sind. Nauchen Sie nicht zuviel.
«lraven: Was? Wieder neue Entbehrungen! Nein, wahrhaftig, Paramor«, wahrhaftig —
Paramor« (stch zerstreut «heben«»! Verzeihen Sie, ich kann das Gespräch nicht fortsetzen. Ich — ich —
llraven: Schon, schön, ich will Sie nicht stören. <«» geh» zu Paramor«, ber ruh«!«» in be» «Mtte be« 3>»»«r« »nf NN» ab schreite») Kommen Sie, Paramore, ich bin nicht selbstsüchtig, glauben Sie mir, ich kann Ihr« Enttäuschung nachempfinden. Aber Sie müssen sie tragen wie ein Wann. Und beweist das nicht vor allem, dah in der modernen Gesellschaft «ine Meng« faul ist? Unter uns gesprochen, müssen Sie doch zugeben, dah es schrecklich grausam und eine verdammt ärgerliche Sache ist, Kamel« und Aff«n in Stück« zu reihen und zu s«zi«ren. Das muh schließlich früher oder später all« besseren menschlichen Gefühle ertöten.
Paramor« <stch »h» z»w«nb«nl»! Wie viel Kamele und Pferde und Menschen wurden in den Tagen ber Sudan»Kampagne, wo Sie Ihr Viltoria»Kreuz gewannen, in Stücke gerissen, Vberst Craven?
llraven <a»ffohren»): Das ist «in «hrlich«r Kampf — und ein ganz anderer Fall gewesen, Paramore.
Paramore: Ja, Martinigewehre und Mitrailleusen gegen nackte Speerreltei.
Craven (hitzig): Ich Hab« mein Glück versucht, Dr. Paramore. Ich wagte mein eigenes Leben, vergessen Sie das nicht.
Paramor« <»u gleiche» siser)- Und ich Hab« mein L«b«n gewagt, wie alle Aerzt«, öfter als irgend «in Soldat.
llraven: Das ist wahr. Daran Hab« ich nicht gedacht. Verzeihen Sie mir, Paramore, ich will nie wieder «in Wort gegen ihren Beruf sagen. Aber ich hofse, Sie werden mir jetzt gestatten, bei lxr alten Methode zu verharren, die Behandlung meiner Leber abzuschütteln und hinter den Hunden «inen tüchtigen Ritt durch die Felder zu machen.
Paramor« <»»» bittere» Ironie)! Ist das vielleicht nicht grausam, «ln Nudel Hund« zu Hetzen, um «inen Fuchs in Stück« zu r«ihen?
Juli» <!ch»e!ch«lnb z»lich«» st« tretend)! Laht das Streiten. Geh ins Nauchzimmer, Papa: Herr <5ul!)b«rtson wird nicht wissen, was aus dir geworden ist.
tiraven: Schön, schön, ich werde gehen. Aber heut« ist es wirklich nicht vernünftig von Ihnen, Paramor«, auf folche Weise von diesem edlen Sport zu sprechen —
Julia: S — schl <Ind«m si« lhn schmeichelnd nach der Tür drängt,)
tlraven: Gut, gut, ich gehe. <ll» entfernt sich gutgelaunt, von Iul!» hinaulgeschoben,)
Julia (wendet sich mit de« bestrickendsten Zauber ihre« Wesen« «» der «»» u»): Sehen Sie nicht so «Nt»
täuscht drein, Dr. Paramore. heitern Sie sich auf. Sie sind ungemein gütig gegen uns gewesen «nd haben Papa unendlich viel Gutes getan.
l)r. Paramore <st»»»» «n»z2<« z» lh» hin): Wi« schön ist es von Ihnen, mir das zu sagen, Fräulein clraoenl
Julia: Ich hass« «s, jemanden unglücklich zu sehen. Ich kann Unglück nicht ertragen. <si« läuft binau« »nd wirft lh» eine» scharfe» Vllck zu, während sie enteil», Paramore steh» »erziut» d» und starr» lh» durch die
Glastür nach, Wäheexl» er ganz »errieft ist, lomm! Lharteri« »u< de» Speisesaal und berühr» seinen Arm.)
Paramor« <stn»«»d>! Nun! Was gibt's?
Chartert« <»«t»»t»»,»»,ll)! Ein r«iz«nd«s Weib, nicht wahr, Paramor«? <«>ch» ih» bewundernd »n> Wi« hab«n Si« «s angestellt, st« so zu faszinier««?
Paramor«: Ich! Meinen Sie wirklich — <«» steht ihn «nz b»n» s»z» »»sich »nd füg« t<m hinzu) Ber»

«lhen Sie, das ist «in G«genstand, über den ich nicht gerne scherz«. «l» geht von «harter!» fort un» setzt sich in «inen Lehnstuhl, wobei «» fein« Zeltung lieft, um «nzndeülen, daß er da« <l»«spräch nicht fortzusetzen wünscht.)
llharteris «ignorier» diesen Wlnl »nd setz» sich laftblütig neben ihn): Warum verheiraten Si« sich nicht, Paramor«? Es ist wahrhaftig «in Skandal für «inen Mann Ihres Berufes, ledig zu bleiben.
Paramore (»ur,. anscheinen» noch immtl l«i«nd)! Das ist meine Sache, nicht die Ihr«.
Eharteris: Durchaus nicht, es ist «in« äußerst wichtig« soziale Frage. Werden Sie sich verh ei raten?
Paramore: Nicht dah ich wühle.

llharteris <»e»nr»hl«»)! Nein?! Sagen Sie das nicht! Warum nicht?
Paramore <erh«»t sich ärgerlich UN» n»pft »us «wen d» .«nhe'.Zettel)! Erlauben Sie mir, Ihr« Auf» merlsamleit darauf zu lenken. <«r «eh« noch dem Lehnftuhl, d« sich »» »er «Uh« d« dreh»»«» «ücherständ«»«
befindet, und wirft fich »lt «ntlchiedene» Fetndleligieit hinein.)
llharteris <»ei ihm folgt und zu tief »eichäftigt IN. n» auf die «ll>»eisun, ,» »cht«»)! Paramore, Sie beun»
ruhigen mich mehr, als ich's Ihnen sagen kann. Sie haben die Sache irgendwie verpfuscht. Ich weih ganz gut, worum es sich bei Ihnen gehandelt hat, und Hab« erwarte^ in Ihnen «inen froh» lichen, erhörten Freier zu finden.
Paramore (ärgerlich)! Ja, Si« haben mich beobachtet, well Sie Fräulein llraven selbst bewun» dern. Nun, Si« tonnen jetzt zu ihr gehen und das Spiel gewinnen. Es wird Sie freuen zu hören, bah ich ein ruinierter Wann bin.
Chartert«: Siel «Ruiniert! Wieso? Ver Turf?
Paramore (hochmütig): Der Turf!! Gewlh nicht.
llharteris: Paramore, wenn Ihnen mein ganzesV«r«ög«n helfen lönnte, dies« Schwierigkeit zu überwinden, dann bitte, verfügen Si« darüber.
Paramore (überrascht aufstehend)- llharteris! — Ich (argwöhnisch) Scherzen Sie?
llharteris: Um «Lottes will«n, warum verdächtigen S>« mich immer, dah ich scherz«? Ich bin in meinem ganzen Leben nicht ernster gewesen.
Paramore <d»rch »hart««' «r»z»»t »«schäm»). Dann bltt« ich Sie um Entschuldigung. Ich dachte, dies« Nachricht wäre Ihnen willkommen.
llharteris (die Ungerechtiglett gegen sein edle» »efühl ««ringlchätzen») Mein Freund —l
Paramore: Ich seh«, dah ich unrecht hatte. Es tut mir w.rtlich sehr leid. («l« schütteln ««»» ander die Hand«,) Und nun sollen Sie auch bi« Wahrheit erfahren, Es ist mir sogar lieber, wenn Si« sie von mir hören, als durch ein Klubgeschwätz. Mein« Leberentdeckung hat sich («Kl»»» «s nicht über fich »ringen, «« zu fagen,)
Eharteris (hilft ih» her»»«)! Bestätigt? <«»«»«> Ich versteh«, der arm« Oberst ist verloren.
Paramore: Nein, im Gegenteil, es ist — «h — fraglich geworden. Der Vberft hält sich jetzt für vollkommen gesund, und mit «einen freundschaftlichen Beziehungen zu den Lravens ist es nun «in für allemal vorbei.
Eharteris: Wer hat «s ihm gesagt?
Paramore: Ich selbstverständlich: sofort als ich da dies« Nachricht las. («» ,«l«t b», «l»u »»»leg» e< »uf den Vücherständer,)
Eharteris: Nun, Mensch, Sie waren der Bringer so froher Botschaft! haben sie ihn nicht beglückwünscht?
Paramore (entrüstet)! Ihn beglückwünschen?! Einen Mann beglückwünschen, zu dem ärgsten Schlag, den die pathologische Wissenschaft in den letzten dreihundert Jahren erlitt«« hat?
Eharteris: Nein, nein, nein. Gratulieren Si« ihm zur Errettung seines Lebens, Gratuli««» Sie Julia dazu, dah ihr Pater verschont bleiben wird. Schwören Sie, dah Ihre Entdeckung und Ihr Auf Ihnen nichts bedeuten im Vergleich mit der Freude, dem Haus«, das bi« schönsten hoff» nungen Ihres Lebens umschlicht, das Glück wiedergeben zu können. Bedenken Sie, Mensch, Sie werden nie verheiratet sein, wenn Sie solche Kleinigkeiten nicht mit einer Frau in Beziehung zu bringen verstehen.
Paramore (ernst) - Entschuldigen Sie, aber meine Selbstachtung ist mir sogar teurer als Fräulein Craven. Ich bin unfähig, mit wissenschaftlichen Fragen um persönlichen Vorteils willen zu spielen. «ir wendet fich l»l« »» und geht »n den Wsch)
Ehart«ris: Das gibt mir d«n N«stl Das Gewissen eines Nonlonsormisten ist schlecht genug; aber das wissenschaftliche Gewissen ist die rein« Hölle, «lr s»l»t Paramore «n» legt den «rm «rtranNch »»
sein« Schulte» und führt Ihn, währen» «l ihn »nsprlchi. wieder zurück) Schau«« Sie her, Paramor«, ich Hab« in
diesem Sinn« überhaupt lein Gewissen, es widert mich an wie alle Fallstricke des Idealismus, aber ich Hab« einigen Sinn für Menschlichkeit und Vernunft, «lr »rü<« ihn »l«d«» »n den Lehnstuhl und setzt sich
!»m gegenüber.) Kommen Sie, was ist «ine wissenschaftlich« Theorie? — eine richtige Theorie, nicht wahr?
Paramor«: Zweifellos.
llharteris: Zum Beispiel, Si« haben eine Theorie über Eravens Leber, nun?

Paramore: Ich halte sie noch immer für «ine richtige Theorie, obgleich si« für den Augenblick widerlegt worden ist.
llharteris: Und Si« halten es theoretisch für angenehm, mit Julia verheiratet zu s«in?
Paramor«: Das nehm« ich an — in gewiss«m Sinn«.
Eharteris: Dies« Theorie wirb wahrscheinlich auch widerlegt werden, bevor Sie ein Jahr aller sind.
Paramore: Immer zynisch, llharteris.

«lharterls: Ach, machen Si« sich nichts daraus. Nun ist es aber durchaus tadelnswert von Ihnen, zu hoffen, bah Ihr« Lebertheorie richtig fei, weil sie zu der Hoffnung berechtigt, daß Eraven eines schrecklichen Todes sterben wird. <D»» berühr« Paramore var»d«l»i, «de» e« rüttelt ihn oul> Dagegen
ist es angenehm und menschlich, zu hoffen, daß Ihr« Theorie über Julia richtig sei, weil sie zu der Hoffnung berechtigt, daß wie glücklich leben werden.
Paramore: Das hoff« ich aus dem Grunde meiner Seele, (sich »«rbeffernd) ich mein« mit «einer ganzen tzoffnungsfähigleit.
«lharterls: Da nun beide Theorien in gleichem Mähe wissenschaftlich sind, warum wollen Sie sich als humaner Mensch nicht lieber der Beweisführung der angenehmen Theorie widmen, als b«r Beweisführung der unangenehmen?
Paramore: Wie wäre das?
«lharterls: Das will ich Ihnen sagen. Sie glauben, bah ich Julia selbst liebe. Das ist auch der Fall, aber ich lieb« eine jede; also zähle ich nicht. Ueberdies, wenn Sie das wissenschaftliche Grveriment machten, sie zu fragen, ob sie mich liebt, fo würde sie Ihnen sagen, dah sie mich haht »no verllchtet; ich bin also nicht im Spiel. Trotzdem hoffe ich so wie Sie, aus dem Grund« meines — was Sie Ihre Seele genannt haben — dah st« glücklich wird —
Paramor« (ungeduldig) - 0H, fahren Sie fort, fahren Sie fort, beenden Sie, was Sie «den zu sagen im Begriff waren.
«lharterls (h«»ch«li plotzilch »ollsiänbig« «zlelchgültiglei« und «rh«b» sich teilnahm!»«): Ich wühte nicht, dah
ich noch irgend etwas zu fügen hä'te. Wenn ich Sie wäre, würde ich Lraoens zum Tee einladen, zur Feier der Nachricht, dah der Vberst einem schrecklichen Ende entgangen ist. Apropos, wenn Sie das »British Medical Journal nicht mehr brauchen, würde ich gerne sehen, auf welche Weif« «an Ihre Theorie »ci abzurcium geführt hat.
Paramore (,»l»»«en,ucke»d. wahrend er ftch «leichioll» erheit)! I>h gewih, wie Sie wünschen, ich habe nichts dagegen. <tlr nimm! »»« Vlott »o» «2cherft«nder> Ich gebe zu, daß die Persuche des Italieners «ein« Theorie scheinbar über den Haufen geworfen haben. Aber bitte, bedenlen Sie, dah es zweifelhaft ist ^ äuherst zweifelhaft — ob durch Experiment« an Tier«n etwas bewiefen werden kann. («l» handigt «lharlerl» die Zeitung «w.)
«lharterls (nimmt sie): Das macht nichts, ich Hab« nicht die Absicht, welch« anzustellen, («»zieh» sich in di« «lisch« zu Idlen« «echten zurück und stellt im Vorbeigehen b!« «Ztehleiter I«, daß er imstande ist, sie »l« Fuj.
ba:ck z» benutzen, »Hhrenb er sich, mit dem «ücken der ticke de« «aminsimse« zugelehr», aus den Di»»« nieberlHH», um zu
lese». Paramore g«h> nach der Spelsesaaltür und ist im Vegrifs, dl« Vibllothel zu »erlassen, »l« er »lt d«r «intretende»
««««« zusammentrillt,)
Grace: Wie geht es Ihnen, Dl. Paramore? Ich freu« «ich sehr, Sie zu sehen. <«i« schütteln sich die Hand«.)
Paramore: Dank«. Ihnen geht es hoffentlich gut?
Grac«: Ganz gut, danke. Si« sehen überarbeitet aus. Si« müssen sich mehr schonen, Doktor.
Paramore: Sie sind zu gütig.
Grac«: Sie sind zu gütig gegen Ihre Patienten. Sie opfern sich auf. Buhen Sie sich aus. Kommen Sie, plaudern wir — erzählen Sie mir von den letzten wissenschaftlichen Entdeckungen — und sagen Sie mir, was ich lesen sollte, um mich auf dem laufenden zu erhalten. Aber Si« sind vielleicht beschäftigt.
Paramore: Nein, durchaus nicht, lls wird mir nur ein Bergnügen sein, «?«« gehen l» di« «tisch« zu Ibsen« Linien, setze» sich und pl»ud«rn s«hr »«traulich im Flüsterton.)
<lh»rt«»is: Wie «in Arzt doch von allen geliebt wird! Man kann ihm sagen, was man will.
(Null» lehrt zurück. llr nimmt dl« Füße von d«r Leiter und richtet sich aus! hu! «Juli» geht «n ihm »«ruber, «ugen»
lch«lnlich lucht si« iemanden cjharterl« stiehlt sich ihr nach.)
«lharterls <»u ltls«»«tl»m«): Suchst du mich, Julia?
Julia <h«ft!, «rlchi«ck«n»)! Oh! wi« du mich erschreckt hast!
«lharterls: Sch! Ich will dir etwas zeigen. Schau! <«r d«»l«t <u>» d»» Paar w der «lisch«,»
Julia (eifersüchtig): Dieses Frauenzimmer.
«lharterls: Mein« Geliebte, die sich um deinen Geliebten bemüht.
Juli»: Was meinst du damit? Wagst du anzudeuten —

«lharterls: Sch — Ich — sch I Störe st« nicht. (Paramore erhebt sich, nimm» ei» «uch «l» setz» sich ,» eHrace» Fü,«».)
Julia: Warum flüstern sie so?
«lharterls: Weil si« wünschen, dah niemand hört, was si« einander sagen. (Paramore zeigt «r«« «l» Vil» in d«o» Vuch. «2!« lachen beide herzlich darüber.)
Julia: Was zeigt er ihr?
Charterls: Wahrscheinlich «In Diagramm der Leber, «Juli» »«her» sich »l» «in«« «»»ruf de» «r«i» »er «lisch«, «harter!« pack» sie beim <llerm«l.) halt! sei vorsichtig, Julia. («!« mach» sich sr«l, wd<« n« ihm «ine»
«3<oß gib», lxr ihn in den Lehnsessel wirf»! bann ge!,! sie aue» nach de» Nische hinllb«» und bleib» »»»» stehen, »u« der «5»
tn der «lHH« »«« llamtnfeuer« aus Kr»c« und Paramore niederbückend»

«<»
»<»
Julia (mit unterdrückte» Wut): Sie scheinen «in sehr interessantes Buch gefunden zu haben, Dr. Paramore. («i« sehen erstaunt aus) Darf ich fragen, wie es heißt? («l« bückt st« schnell, «nt»l»» Varamor« da« Buch und lonxnt an den Tisch, u« «» laich anzusehen, »Hhrend Paramore und Gr»« sich »oll Nestürzun,
erheben) Großer Gott! (Julia schleudert es aus den Tisch, rauscht an «harte»!« »»rbel und ruft »e»achwng»»oll «»»>
Sie Narr! (Paramore und Grace lammen unterdessen «ul der Ulsch«! Pa»»»»l« »er»!rrt> <br»c« sest entschlaffen.)
Eharteris (beiseiie zu Julia, «Ihren» er au« de» Lehnsessel aufsteht): Hinfälliges Frauenzimmer! Sie wird dich aus dem Klub hinausweisen lassen.
Julia <erschr«<n>: Das lann sie nicht — nicht wahr, nein?
Paramore: Was ist geschehen, Fräulein Craven?
Eharteris (schnell): Nichts — mein« Schuld — ein dummer Scherz. Ich bitte Sie und Frau Transield um Entschuldigung.
Grace (streng): Es ist ganz und gar nicht Ihre Schuld, Herr Eharteris. Dr. Paramore, wollen Sie so freundlich sein und Sylvia Craven holen? Sie würden mich sehr verbinden.
Paramore (zögernd,! Aber —
Grace: Ich wünsche, daß Sie jetzt gehen, wenn's gefällig ist.
Paramore (unterliegend)! Gewiß. ,«r »erbeugt sich unb geht durch die Otiegenh»»«trepp« ob.)
Grace: Sie werden ihn begleiten, Eharteris.
Julia: Sie werden mich nicht allein lassen, damit ich von dieser Person beleidigt werde, Herr Eharteris. («3!« nimmt seinen Arm, »l« um mit ihm zu gehen,)
Grace: Wenn in diesem Klub zwei Damen einen Streit haben, so ist eine Beilegung in Gegenwart der Herren wider alle Klubregeln, namentlich in Gegenwart jener Herren, die die Ursache des Streites sind. Ich nehme an, daß Sie diese «Regeln nicht zu brechen beabsichtigen, Fräulein Craven. (Julia l«zt sofort mürrisch «harter«' «r» I»«. «rat« »endet sich zu «harter« und fügt hinzu) Nun, Leonard, ab!
Eharteris: Ich geh« schon. („ folgt P»»amo« schmählich)
Grace (zu Juli» ml» ruhige» «estl»mtheit>! Was haben Sie mir zu sagen?
Julia (»lrft stch plötzlich tragisch »r»ce,» Füßen)! Nehmen Sie ihn mir nicht fort, vh, tun Sie da« nicht — feien Sie nicht so grausam. Geben Sie ihn mir zurück. Sie wissen nicht, was Sie tun, was zwischen uns vorgefallen ist — wie ich ihn lieb«. Si« wissen nicht —
Grace: Stehen Sie auf und feien Sie lein« Törin. Bedenken Sie, wenn jemand hereinkäme und Sie in dieser lächerlichen Stellung sähe!
Julia: Ich weiß kaum, was ich tue. Es ist mir auch einerlei, ich bin zu unglücklich. Vh, wollen Sie nicht auf mich hören?
Grace: halten Sie mich für «inen Wann, daß dieses törichte Benehmen Eindruck auf mich machen follte?
Julia (steht »us und blickt st« finster an): Si« haben alfo die Absicht, ihn mir abwendig zu machen?
Grace: 3ählen Sie nach der Art, wie Sie sich benommen haben, vielleicht auf meine Hilfe, ihn für Sie festzuhalten?
Julia (»ersucht ihr« theatralische Methode in eine» anderen Farm — »ernünftig und lmpulfi» statt tragisch): Ich
weih, daß ich unrecht hatte, mich gestern abend so zu benehmen. Verzeihen Si«. Es tut mir leid. Ich war verrückt.
Grace: Durchaus nicht. SI« hab«n genau berechnet, wie weit si« gehen könnten. Wenn er zugegen ist und zwischen uns steht, um die Szene mit Ihnen zu spielen, zähle ich nicht. Wenn wir allein sind, nehmen Sie wieder den Standpunkt «in, der Ihnen alles, was st« erreichen wollen, verschaffen foll: Sie weinen wie «in Baby, bis Si« alles erhalten haben.
Julia (mit »noersohnUchem h»ß>! Das haben Si« von ihm gelernt.
Grace: Bon Ihnen Hab« ich es gelernt, gestern abend und jetzt. Wie ich den Gedanken hasse, ein« Frau zu sein, wenn ich an Ihnen sehe, was für erbärmliche, kindische Geschöpf« wir sind! Jen« beiden Männer würden Sie schneiden und aus dem Klub auswetten lassen, wenn Sie ein Wann wären und sich ihnen gegenüber so benommen hätten. Aber weil Sie nur ein Weib sind, sind die Herren nachsichtig, teilnahmsvoll, galant. Oh, wenn Si« einen Schimmer von Selbstachtung hätten, würde Sie diese Nachricht rasend machen. Jetzt verstehe ich, warum Eharteris die Frauen nicht achtet.
Julia: Wie können Sie es wagen, das zu sagen?

Grace: Wagen! Ich liebe ihn. Und habe ihm «inen Korb gegeben, als er mir «inen Heirat^» antrag machte.
Julia (ungläubig, aberhoffnunglvoii): Sie haben ihn abgewiesen?
Grace: Ja, weil ich mich keinem Mann« hingeben will, der von Ihnen und Ihresgleichen gelernt hat, Frauen zu behandeln. Ich kann ohne feine Liebe leben, aber nicht ohne fein« Achtung: und Ihre Schuld ist es, daß ich nicht beides habe« kann. Nehmen Sie also seine Lieb«; und wohl belomm'sl Laufen Sie ihm nach und bitten Sie ihn, Mitleid mit Ihnen zu haben und Si« zurückzunehmen.

o «j
o
Julia: Vh, was für «in« Lügnerin Si« sind! Er liebt« mich, bevor er Sie auch nur gesehen hatte — bevor er auch nur von Ihnen träumt«, Si« bejammernswertes Geschöpf. Glauben Sie, dah ich es nötig habe, vor Männern auf den Knieen zu liegen, damit si« zu mir zurückkehren? Das mag Ihr« Erfahrung sein, Sie schlechtgewachsenes Ding, nicht die mein«. Es gibt Dutzende von Männern, dl« ihre Seele für «inen Blick von mir hingeben würden. Ich Hab« nur einen Finger zu rühren.
Grace: Dann rühren Sie ihn und sehen Sie zu, ob er kommen wird.
Juli»: Ich hätte gute Lust, Sie zu töten! Ich weih nicht, warum ich es nicht tue.
Grace: Ja, Sie lieben es, Ihr« Unannehmlichkeiten billig loszuwerden — auf Kosten anderer Leut«. Nicht wahr, man hat allen Grund, sich dessen zu rühmen, daß Dutzend« von Männ«rn ein«n li«ben würden, wenn man st« dazu aufforderte.
Julia ll«wbl«Ng>! Ich glaub«, es ist besser, wenn man fo wie Sie beschaffen ist, mit eine« kalten herzen und der Zunge einer Schlange. Gott fei Dank, ich Hab« «In herz, und deshalb können Sie «ich beleidigen, wie ich Si« nicht b«l«idig«n kann. Aber Sie sind «in« Memme. Si« üb«rlassen ihn mir ohne Kampf.
Grace: Ja, Ihr« Sache ist es zu kämpfen. Ich wünsche Ihnen Erfolg. <sl« »«»>><, sich »«. achtungsvoll ab und geh! nach »er speilelaaltür, all Szlbl» »»» de» gegenüberliegenden Selt« eintritt, «juthberts»» und
«lr»»«n !»><<» ihr »nd gehen 5» Juli«, während syldl« «u«r 5» «Lrace hinübergeht.)
Julia (»«nN hhsterllch und streckt dl« «lrm« »ach «lravtn au«): Papa!
tlraven lst« w die «rm« schlitzend): Nein Liebling! Was ist geschehen?
Julia «unter «r«nen): Sie will mich aus dem Klub ausweisen lassen, welche Schmach für unst hat sie ein "Recht dazu, Papa?
tlraven: Nun wahrhaftig, die Negeln dieses Klubs sind so ungewöhnlich, baß ich es nicht weih. G»»«c«.i Darf ich fragen, Frau Tranfield, ob Sie über das Benehmen meiner Tochter Klage zu fuhren beabsichtigen?
Grace: Ja, Vberst Eraven. Ich werde mich beim Komitee beschweren.
Sylvia: Ich wuhte, du würdest «ine« Tages zu weit gehen, Julia. <»r»»«n. w ««l«»«nl)«u, «lckt «luthbertlon an.)
Euthbertson: Sehen Si« mich nicht an, Dan. Zwischen diesen Mauern zählt der Ginfluh «in«« Vaters gleich Null.
tlraven: Tars ich nach dem Grund Ihrer Beschwerde fragen, Frau Tranfield?
Grace: Ganz einfach: Fräulein Eraven ist «in durch und durch weibliches Weib, und als solches nicht geeignet, Mitglied dieses Klubs zu sein.
Julia: Das ist nicht wahr. Ich bin lein weibliches Weib. Es wurde für mich Bürgschaft geleistet, als ich «intrat, genau so wie für Sie.
Grace: Von Herrn Eharteris, wahrscheinlich auf Ihr eigenes Verlangen hin. Ich werde ihn zu« Z«ug«n für Ihr grundlich weibliches Benehmen anrufen, und das sofort, in sein«! und vr. Varamores Gegenwart.
Eraven: Euthbertson, fcherzen die «der träume ich?
Euthb«rtson <«r»«»i«)! Es ist schon so, Dan, Sie sind wach.
Sylvia (ergreift «iraven« llulen Ar» und streichelt ihn ,«rt«ch): Mein lieber alter Nip Van Winllel
Eraven: Nun, Frau Tranfield, ich kann nur sagen, dah ich hoffe, es werde Ihnen gelingen, Ihre Klage vorzubringen und dah Julia zum letzten Male in diesen widerwärtigen Räumen gewesen sein wird. <2yl»i», dl« seinen Arm noch immer liebtest, lach» über lh»! «iharterl» lehrt zurück)
Eharteris <»n b«l3ür): Darf ich eintreten?
Sylvia «den vierst lo«ass«nd>: Ja, Sie werden hier als Zeugt gewünfcht. «lharterl» tritt ei») Es ist ein schwerer Fall von .Weiblichkeit'.
Grace <h«ld beiseite zu ihm, debeutun««»«ll,: Verstehst du? (Julia, dl« sie eiscrsüchti» deobachte«, Verl««,! ihren
«»«er und tritt dich» »» «harter« her»», «r»c« fügt laut hinzu-) Ich werde Ihr« Unterstützung vor dem Komitee benötigen.
Julia: Wenn Sie nur «inen Funken Männlichkeit besitzen, werden Sie meine Partei ergreifen.
Eharteris: Da würde ich ausgeschlossen werden, weil ich dann «in männlicher Wann wäre. Ueberdies bin ich selbst im Komitee; ich kann nicht gleichzeitig als Nichter und als Zeuge austreten. Si« müssen sich an Paramore wenden, er hat alles mit angesehen.
Grace: Wo ist vr, Paramore?
Eharteris: Er ist eben nach Hause gegangen.

Julia (mit einem plozllchen «ntschlusse, I Welch« Nummer hat Dr. Paramore in Savil« Now?
Eharteris: Neunundsicbzig. «Juli» gehl, ,» aller «lrstauntn, rasch durch dl« «titgenhaultur hixou«.
<lhart«rl»
l»lg< ihr bl3 zur Hur, ble ihm vor de» Nase zufliegt und ihm Ireistellt, Juli» durch das lvlos nachzuschauen
Sylvia: Grace, folgen Sie ihr. Lassen Sie st« nicht allein zu Paramore. Sie wird ihm dl« h«rzz«rreihcndsten Geschichten über die Behandlung erzähl««, die ihr hier Widersahren ist, und ihn vollständig herumkriegen.

Itzd Vernarb Shaw: Der Liebhaber
o e»
Craven (donnernd): Sylvia! «in« nette Art, von deiner Schwester zu sprechen! «z»»«p«H» ««!»>»« Hand, u» sie z» «lösten, und setz! sich ruhig nleder. Oylvl» pflanz« sich hinter «brace« Sessel aus NN» beugt sich üb«! dl«
«üclcnlehne, u« die solgend« Unterredung zwischen den drei Männern «itanzuhlren > Ich Versichere Ihnen, Frau
Tranfield, Dr. Paramore hat uns eben all« zum Tee eingeladen: und wenn meine Tochter zu ihm ««gangen ist, dann benützt sie nur sein« Einladung, um sich hier einer sehr peinlichen Szene z» entziehen. Wir werden all« hingehen. Komm, Sylvia. <«r »endet sich, um zu «ehe», «nthberrson s»l«< lhi^>
Charteris (bestürzt): halt! («lr t»u» ,»lschen «lra»«n UN» «u»hd«rrson> Was soll diese Elle? Können Sie dem Wann keine Zeit gönnen?
Craven: Zeit? Wozu?
Charteris (ln selnei Aulregung «rlcht sprechend)! Nun, sich «in wenig auszuruhen! Ein VerufSmensch, wie der, hat den ganzen Tag leinen Augenblick für sich.
Lraven: Aber Julia ist bei ihm.
Charteris: Einerlei, sie sollte Gelegenheit haben, ihm ihren Fall vorzutragen. Als Mitglied de« Komitees halt« ich das nur für gerecht. Seien Sie vernünftig, Lraven, gönnen Sie ihm «in« halbe Stunde.
Cuthbertfon «starr): Was meinen Sie damit, Charteris?
Charteris: Nichts, glauben Sie mir. Nur die gewöhnlichst« menschlich« «Rücksicht für de« armen Paramore.
Cuthbertson: Sie haben irgend «inen Grund. Craven, ich rat« Ihnen entschieden, sofort hinzugehen, «lr leg« dl« Hand aus dl« TürNlnle)
Charte ris (schmeichelnd): Nein, bitte nein, «i» leg» überredend dl« Hand aus «lraven« Arm und lügt Hinz«
Es ist nicht gut für Ihr« Leber, Craven, unmittelbar nach dem Frühstück davonzulaufen.
Cuthbertson: Seine Leber ist g«sund. Kommen Sie, Craven. «l» lssnet dl« Tür)
Charteris «lulhbertson beim Vermel packend): «luthbertson, Sie sind verrückt. Paramore will UN, Julia anhalten. Wir müssen ihm Zeit lassen; er ist nicht der Mann, der sich in drei Minute« entschließt, wie Sie oder ich. (Wendet sich zu clraoen) Begreifen Sie nicht, dah uns das aus d«r Schwierigkeit, von der wir heute morgen sprachen, befreien könnt« — Si« und mich und Cuthbertson? Erinnern Si« sich?
Craven: Und man darf fo etwas vor Zeugen plump heraussagen, Eharteris? Zu« Teufel, haben Sie denn lein Zartgefühl?
Cuthbertson <«rnst>: Nicht das geringste.
Eharteris,»endet sich ,u <luthb«rtl«n): Äein — seien Sie nicht ungütig, Cuthbertson. halten Si« zu mir. W«ln« Zukunft, Ihr« Zukunft, Frau Tranfields Zukunft, jedermanns Zukunft hängt davon ab, dah wir Julia als angelobt« Braut Paramores wiedersehen, wenn wir in Savil« Ron, erscheinen. Er wird ganz bestimmt um sie anhalten, wenn Si« ihm nur Zeit lassen. S«hen Sie, «luthbertson, Sie sind doch ein gütiger und erfahrener Mann, und ein ganz verteufelt kluger noch dazu, trotz aller Ihrer Schrullen. Sprechen Sie «in Wort zu meinen Gunsten.
«lraven: Ich bin gerne bereit, die Entscheidung «luthbertson zu überlassen, und zweifle nicht, wie dies« Entscheidung ausfallen wird, «luthbertson schließt die n» s»r«i«m, und l»m«» mu «in« «m«»» ge»!cht!ger Uederlcgung ins Zimmer zurück,»
«luthbertson: Ich will jetzt wie «in Lebemann sprechen: das heiht, ohne moralisch« Verant» »ortlichleit.
Craven: Ganz so, Io, selbstverständlich.
Cuthbertson: Deshalb glaube ich, obgleich ich mit Charteris' Ansicht«« durchaus nicht sym> pathisicre, dah es nicht schaben könnte, wenn wir — sagen wir ungefähr — zehn Minuten warten wollten, «lr sc,l sich.)
Charteris (entzückt): Ah, «s gibt doch leinen, der Ihnen gleichkam«, Cuthbertson, wenn es sich darum handelt, «in« schwierig« Entwicklung zu beurteilen.
Craven (sehr enttäuscht»: Nun gut, Io, da das Ihre Entscheidung ist, muh ich mein Wort halten und mich fügen. Ich denke, wir täten besser, uns zu setzen und es uns bequem zu machen, «»i se»< sich protestierend.)
Charteris (unruhig »us und ab gehend): Ich kann mich nicht setzen, ich bin zu unruhig. Julia hat mich wahrhaftig so nervös gemacht, dah ich für mich nicht einstehen kann, bevor ich Julias Ent. schlüsse kenne. Frau Tranfield mag Ihnen erzählen, was ich unlängst durchgemacht Hab«. Julia

ist nämlich «ine äußerst energische Frau.
Craven (»ussprlngend): Bei meinem Leben! Bei meiner Ehre! Und bei meinem Gewissen!! Bein wahrhastig!!! Ich werde sofort gehen. Komm, Sylvia. Cuthbertson, ich hoffe, Sie werden zeigen, wie si« über ein solches Benehmen denken, indem Si« sofort mit uns zu Paramore mitkommen. «lr geht zur Nir^
Charteris («er,»elf«U). Craven, Sie spielen mit dem Glück Ihrer Tochter. Ich bitte nur noch um fünf Minuten.

Wilhelm Völsche: Bei Pater Wasmann 3ll1
»lraven: Nicht fünf Sekunden tzerr. Pfui, schämen Sie sich, Lharteris. <«l zeh» hin»»«.)
Guthbertson (HN «h«»teel», »«hrenb er »»l »e» We« z« 32r »n lh» »»rüb«»,eh»)! Stümper! <<lr s»lzt
Sylvia: Geschieht Ihnen schon recht! Sie Stümper! <«l« »»lg« »uthbertt,».)
llharteris: 0H, dies« starrköpfigen »lten Männer! cg» »r««.> Jetzt tonnen wir nichts tun, als mit ihnen gehen und den Vberft fo viel wie möglich aufhalten. Ich fürchte alfo, baß ich dich ver» lassen muh.
Grace «ich «hebend). Keineswegs. Paramor« hat auch mich eingeladen, als wir vorhin zusammen plauderten.
«lharterls (bestüezt): Du willst doch nicht mitkommen?
Grac«: Ganz gewiß will ich das. Glaubst du vielleicht, daß ich dieser Person gestatten werbe, von mir zu denken, daß ich mich fürchte, ihr zu begegnen? <«h<««erl» stn«»l» ein»» l»n««e,»»en»n siöhncn ans «ine» ewhl.) Komm, sei nicht dumm, du wirst llraven nicht mehr einholen, wenn du noch länger zögerst.
ciharteris: Warum bin ich geboren, ich Unglücksmensch?! <«» «heb« fich »eiz»eile«>. Nun, wenn du mitkommen mußt, so mußt du. («, bietet lhl sewe» «NN. be» sie nl»»,). Apropos, was hat sich ereignet, seitdem ich dich verlieh?
Grac«: Ich Hab« ihr «in« Lektion wegen ihres Benehmens erteilt, an die sie sich bis an das Gnde ihres Lebens «rinnern wird.
Lharteris <z»st<m«enl,)- Das war recht, mein Schatz! «», schieb« l«w«n«r» »» lh« «»m«.> Nur «inen Kuß — um mich zu besänftigen.
Grac« tu)« Wo»«« ««»am, d««e««nb): Verrückter Kerl! «z» »zt fi«.) Nun komm. <«i« ,eh«» ,ui»»»«» Vorhang. (Schluh folgt.)

Bei Pater Wasmann.

Von Wilhelm Völsche.

/gelten ist mir ein Gedanke fo aufdringlich deutlich geworden, wie im letzten Früh» ^»^ jähr in einem der Berliner Vorträge des Iesuttenvaters Wasmann über Ent» wicklungslehr«.
Offen gestanden: ich langweilte mich ein bißchen. Ich hörte die alte, nachgerade wirtlich etwas abgestandene Beweisführung. Körperlich fei allerlei möglich, fogar natürliche Ent» Wicklung ohne unmittelbare Eingriffe des lieben Gotts. Aber die Seelen der Menschen hatte Gott unmittelbar geschaffen. Aus einzelligen Wesen tonnten vielzellige werden. Aber die erste Zelle fei doch höchftwahrfcheinlich, falls nicht noch einmal exakt Urzeugung wissenfchaftlich nachgewiesen werden sollte, auch direkter Gotteseingriff.
Die Wissenschaft dürfe ruhig arbeiten. Aber über die und die Fragen habe die „höchste Instanz", nämlich die Oberleitung der katholischen Kirche, vorher zu entscheiden.
Das alles ging nun nicht eben über den hergebrachten Durchschnitt. Selbst das, was von manchem aufgeklärten tzörer als relativer Fortschritt, als mutiges Zugeständnis be» wundert wurde, kam doch auch hier nur zustande durch die absolute Trennung von Seele und Leib nach ältestem Rezept. Die Seele zu Gott, der Leib in die Tiefe. Da unten in feinem Dunkel mochte diesem Leibe schließlich auch Entwicklung nach reinem Naturgesetz zu» gebilligt werden, sie kam eben zu dem andern niedrigen, belanglosen Spiel des Standes und der Verwesung, hinter dem dozierenden Pater in seinem schwarzen Nock unter seinen Lichtbildern mit Skeletten erschien mir die Gestalt Goethes, wie er im „ernsten Bein» Haus" vor dem Schädel Schillers der „Gott»Natur" nachsinnt, „wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre." Was für ein endloser Ab» stand war hier immer noch, und was ich hörte, machte ihn nur breiter. Für eine ein» seitige Entwicklung bloß im Materiellen brauchte der gute Pater ja gar nicht aus seinen

eigenen Kirchenvätern herauszugehen. Er konnte sich auf den heiligen Augustinus berufen, der einst bei der Frage, woher die entlegenen Inseln des Weltmeers nach endgültiger Lan» düng der Arche an einem bestimmten Fleck doch noch wieder ihre Landtiere bekommen hätten, ganz unbefangen meinte: Das nächstliegende sei eben, daß die Materie sie aus sich dort neu erzeugt habe.

Einen Augenblick verweilten meine Gedanken, während Herr Wasmann gerade dar» legte, wie sehr alle diese Entwicklungsdlnge heute doch noch Theorie, oft leere, luftige, schaukelnde, torkelnde Theorie seien, bei dem alten tapferen Glaubensstreiter Augustinus selbst. Damals hatten auch Theorien, die an die höchsten Geistesfragen rührten, die Köpfe heißer gemacht. Wie brav saß dieses Publikum hier, es schneuzte sich nur, wenn der Nedner Wasser tränt, und klatschte erst zum Schluß höchst wohlerzogen. Damals hatten sie um der „Theorien" willen die platonische Philosophin hypatia auf der Straße nackt ausgezogen und mit Steinen totgefchmissen. War das bei uns heute nun Wachs» tum der Toleranz und Einsicht, — oder war es Indifferentlsmus einer hochgradig materiell engagierten Zeit gegenüber Weltanschauungsfragen überhaupt?

Das wollte ich jetzt nicht untersuchen. Aber was mich mit unhemmbarer Wucht packt« inmitten all dieses Redens über das bloß Zweideutig«, Problematische des Entwicklungs» gedankens war etwas anderes. So manchem dieser schwitzenden roten Köpfe da im Publikum, Köpfen sicher ehrlicher, materiell hart arbeitender Menschen, die sich um allerlei schwere Fremdwörter heute mühen mußten, um dann gleich hinterher in der Neredsamteit des Paters die zugehörigen Werte fast alle wieder im blauen Dunst des Unbewiesenen, Unbeweisbaren aufgehen zu sehen, mochte heute wieder die Angst kommen, ob nicht alle menschliche Forschung doch eigentlich nur ein Kinderspiel für mühige Stunden müßiger Leute sei. Wenn sie doch immer wieder nur zu dem bißchen hohler Theorie führte, zu einem Gewirre menschlicher Meinungen, wo keiner und jeder recht hatte? Es ist das die Stimmung, die auch den Wissenden so leicht befällt, wenn er «in Lehrbuch über die theroretifchen Grundlagen irgend eines modernen Wissenszweiges in die Hand nimmt. Was ist das für ein ungeheures Labyrinth in diesen Tiefen der mo» dernen Physik! Moleküle, Atome, Ionen, Elektronen, ein Maelstrom von Worten, Be» griffen, Hypothesen, und keiner, der dem anderen sicher glaubt, alles provisorisch, schwankend, von der nächsten Auflage des Buches schon wieder umgestülpt. Und doch fahren die Hörer aus dieser Versammlung hier nachher so ruhig, so sicher mit der elet» irischen Straßenbahn heim, die diese gleiche mobernste Physik geschaffen, als handle es sich um urälteste ehrwürdigste Institutionen des Erdballs! Das Telephon ist uns schon so vertraut, daß die junge Generation gar nicht mehr nach seinen theoretischen Grundlagen überhaupt fragt. Die Röntgenstrahlen werden dem Arzt bereits Handwerkszeug. Nächstens ist es so mit der Telegraph« ohne Draht, übernüchstens mit dem lenkbaren Luftschiff. Hier ist in der Praxis überall eine ungeheure Macht, die sich absolut durchsetzt, lange, lange, ehe die Theorie mitkann.

Das klingt rätselhaft und ist doch die einfachste ewige Weltwahrheit. Das Kind lebt und handelt, lange ehe es anfängt, theoretisch sich in den Begriff Wenfch einzuleben. Die Menschheit hatte Unendliches bereits geleistet, so geleistet, daß jedes Kind davon pro» filierte, ehe sie es selber klar zu begreifen begann. Die Theorie ist gewiß nicht belanglos im Kultur» und Naturvrozeß. Aber die Praxis ist ihr stets voraus, ist ihr voraus

gewesen, ehe sie anfing, ist ihr heute in unserem höchsten Geistesleben immer wieder sofort voraus um «in weites Stück, in einem ganz anderen Tempo. Die Erde steht nicht still, solange der Philosoph über sie nachdenkt. Das alte ,,?rimum vivere, cieincle pnilnzupnIs!« kann man auch so übersehen, daß das Leben immer das zunächst sich Durchsehend« ist gegenüber der theoretisch schwankenden Lösung. Wir Menschen sitzen heute mit unserer Wissenschaft nicht in einem abgeschiedenen Denkkämmerlein. Dieser Klosterzug ist aus unserem Tagesleben fast völlig verschwunden. Wir stehen mit allen Kräften in einem enormen Eroberungsprozeß. Unsere Technik ist dem Punkt nahe, wo wir die „absolute Anpassung" des Lebens an die Erde darstellen. Die ganze Oberfläche unseres Planeten kommt in unsere Hand. Die alte Streitfrage aus den Kollegentreisen dieses Paters dort: ob alle übrigen Tiere, Pflanzen, Klimate, Land- und Wasserverteilungen, Mineralschütze und so weiter des Erdballs bloh für den Menschen geschaffen seien, regelt sich unter unseren Händen sichtbarlich mehr mit jedem Tage, einfach im praktischen, realistischen Tatsinne. Die Erde wird unser, wird von uns systematisch u m geschaffen bloh noch f ü r uns. Unser ganzes öffentliches Leben steht im Dienst dieser Eroberung. An der immer umfassenderen An» eignung aller Hilfsquellen unseres Planeten, an der Ordnung der Dinge auf unseren Zweck hin hängt die Lösbarkeit unserer sozialen Frage, sie bedingt alle Fortschritte unseres Wirtschaftslebens, man kann sie in Börsen» und Industriewerten in ihrem Weitelgang jederzeit ziffernmäßig herausrechnen, sie ist die eigentliche tragende Strömung all unserer Politik. Sie, als höchste Gewähr der Machtsteigerung, verfügt auch über alle größten Machtmittel der Kulturmenschheit. Sie besitzt in erster Linie auch praktisch alle unsere aktuellen Wissenschaften, arbeitet mit ihnen als ihren Organen.

Und hier ist nun ganz sicher: Herr Wasmann mag uns so viel erzählen, wie er will, von wirklicher oder angeblicher vager und windiger Theorie in der modernen Entwick» lungslehre, — fest steht, dah auch diese Entwicklungslehre längst mitten in jener großen praktischen Armee für die Eroberung steht, einrangiert ist und mitmarschiert.

Jener große Kampf um die Erdherrschaft, Erdaneignung, der nach der Außenseite recht eigentlich die Aufgabe unserer Kultur umfaßt, sieht sich vor zwei Naturerscheinungen: den sogenannten Kräften der anorganischen Materie und den lebendigen Wefen. Mit beiden n-.uß er rechnen. Wie die reinen Naturtrüfte uns dienstbar werden, ist allbekannt. Gleich den Niesen des Märchens treten sie einfach in unfere Dienste, bloß daß das Zauberwort, dem sie folgen müssen, hier die einfache Logik ist. Auf bestimmte Ursache» hin müssen sie für uns erscheinen; dann kann ein Kind auf den Knopf einer elektrischen Leitung drücken, und eine ganze Felsklippc, die seit Jahrtausenden der Brandung eines ganzen Ozeans stand gehalten hat, fliegt in die Luft.

Im Grunde ist es der banalste Satz: „Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen", mit dem wir hier das Unmöglichste erreichen und uns ein Geschlecht von Zyklopen bändigen. Mit der künstlichen Feuererzeugung hat das begonnen. Dann kamen Hebel und Schießpulver, Dampf und Elektrizität. Wir heute ahnen schon, daß wir die Meeresbrandung selbst ein» mal verwerten, den Fluteinfluß des Mondes wie eine Maschine in unsere Industrie ein» stellen, das unerschöpfliche Energiereservoir des Erdinnern ausnutzen werden. Allenthalben beginnen wir über dt« Stufe bloh des Schutzes, des Widerstandes gegen diese Urgewalten der Erde schon hinauszuwachsen in die der Lockung und Leitung zu aktiver Hilfe. Auf den negativen Blitzableiter zum Schutzzweck sind unsere elettlischen Zuleitungen für positive

Arbeitsleistungen gefolgt. Wir bauen noch Buhnen, das Land zu sichern gegen die »er» heerende Brandung. Unsere Enkel werden mit dieser Brandung tief in dem Lande ihre Näder treiben, der Stoß, der heute eine Insel bedroht, wird dereinst ein Herzschlag in einem wunderbaren System ersprießlicher Kulturarbeit sein.

Nun tritt uns aber im Leben eine andere, eine höhere und feinere Stufe der Natur» dinge auf unserem Planeten gegenüber. Die erste Tat der Kultur, an der sie jetzt seit zwei Jahrtausenden schon bewußt arbeitet, nachdem sie lange schon vorher duntel 8ahin getastet, war hier die Einigung der Menschheit selbst zu einem geschlossenen Lebenskörper, der zu aller niederen Organismenwelt «inen strengen Einheitsgegensatz bildete. Diese innere Menschentat ist noch lange nicht vollendet. Aber sie war im Wesen entschieden mit dem Begriff der Humanität. Also, wenn wir es bloß als eine moralische Sache nehmen ohne Magie: mit dem Christentum. Der Kerngedanke bleibt: alle Menschen der Eide ge» hören zusammen, sind das absolut unantastbare Krongut, sind die berechtigten Teilnehmer an all den Vorteilen jener Eroberung; diese Eroberung tritt unter ihnen selbst lediglich auf in Gestalt einer immer allgemeineren Erziehung zur Nutzung, zum Genutz und zur ge» meinschaftlichen Förderung der Kultur Hand in Hand mit einer immer glücklicheren so» zialen und politischen Ordnung. Es tonnte vielleicht eine Weile verzeihlicher erscheinen, datz von den Pater Wasmanns dieser innere Zusammenschluß der Menschheit gegen» über der übrigen Welt unseres Planeten gefaßt wurde als ein ewiger Geschichtsgegensatz: als müsse diese Menschheit auch ursprünglich ganz wo anders herstammen, lönne unmöglich ursprünglich einmal selber ein Prodult etwa des niederen Tieres sein. Aber abgesehen von den handgreiflichen Tatsachen, die dagegen sprechen, würde das heute auch gewissermaßen moralisch gar keinen Wert mehr haben. Eine solche Theorie von einem echten „Gottesgnadentum" in außernatürlichem Sinne im Menschen gegenüber Tier und Pflanze ist heute kein erzieherisches Mittel mehr zum Fortgang jener Kulturarbeit zur inneren Verfestigung des Menschheitsideals. Sie ist es deshalb nicht (ganz abgesehen jetzt von dem Wahrheitswert als solchem), weil diese innere Eroberung der Menschen für die Humanität und Menschheitsidee gar nicht auf geschichtlichen Dingen ruht. Sie ist und wird, das ist ihre Lebenstraft. Geschicht» lich läßt sie sich nicht bestimmen. In der Geschichte haben wir auch im Menschen Zelten, wo das roheste Abschlachten auch des Gegners im Menschengeschlecht einfach Pflickt und "Recht war, wir haben Menschenfresserei und alle denkbaren Greuel zwischen Merüch und Wensch. Zwischen dem Menschenfresser und dem Gorilla kann die Grenze hier nicht liegen. Sie liegt uns viel näher: zwischen dem Menschenfresser oder dem Schlimmeren, der Mitmenschen foltert und verbrennt, und dem edlen Obermenschentum im Licht« der Humanität. Sie geht noch mitten durch unsere Zeit selbst. Diese Dinge sind viel zu neu und auch zu sehr praktische Tages» und Zukunftsarbeit, als daß alle Verankerung in problematischen Fragen der Urgeschichte dabei etwas zu» oder abtun tonnte. Wer heute Güte, Menschenliebe, echtes praktisches Christentum bewährt, der hat zu seinen Hand» lungen weder den Uraffen, noch den Urengel nötig, und wenn aus streng Wissenschaft» lichen Gründen der Uraffe wahrscheinlicher wird als der Urengel, so kann er ruhig der Wahrheit die Ehre geben und wird im übrigen seinen Weg gehen, stolz und bescheiden zu» gleich sich bewußt, datz in ihm jedenfalls dieser Affe so wenig mehr ist, wie jener Menschenfresser oder folternde und verbrennende Inquisitor.

» «»
Wilhelm Völsche: Bei Pater Wasmann 3H5
Doch das beiseite wieder, wie die Wasmanns sich nun die Sache denken: diese? pral» tischen Menschheitseinigung als unseres modernen Realpolitik steht eine ebenso pral» tische Realpolitik bei uns zu jenen niederen (sei es denn ursprünglich mit uns stamm» verwandten) Lebewesen der Erde selbst gegenüber. Unsere Eroberung geht auch da längst ihren festen Weg. Auf der einen Seite wehren wir uns gegen das, was un3 von Tier, Pflanze und Urwesen aus als hemmend entgegentritt. Wir säubern die Erde von Gift» traut und Ungeziefer. Man weiß, wie lange das fchon im Gange ist: warum unser« schon ganz geregelten Kulturländer leine Bären und Wölfe mehr haben. Als Zoologe mag ich das bedauern, die Theorie könnte noch so viel lernen aus dem ursprünglichen Sach» verhalt. Aber im Sinne der Realpolitik Iaht sich nicht daran mäkeln. Es ist mehr wert, baß alle Kreuzottern unseres Planeten ausgerottet werden, als daß eines der Wesen dieses Planeten, die wir nun einmal in den Bannsaum des Humanitätsgedankens »lt einbezogen haben, nämlich ein einziger Mensch, an einem Kreuzotterbiß leid«. Das Protozoum, das die Malaria erzeugt, muß als unser Feind fallen, wenn wir nicht die Eroberung ungeheurer räumlicher Gebiet« für unser Menschheitsideal einfach aufgeben wollen; wollen.... wir werden gar nicht gefragt, — wir muffen da durch, die Malaria ist eine soziale, eine kolonial«, «ine wirtschaftliche Existenzfrage für uns, und fie muß fort, fobald wir die Mittel haben.
Dem aber steht auch hier nun wieder eine andere Seite gegenüber. Ein« positive der negativen. Auch sie reicht bereits über Jahrtausend«. Der Mensch merzt nicht nur feind» liches, unbrauchbares Tier» und Pflanzenmaterial aus, — er begünstigt auch anderes, das s«in«n Zwecken entgegenkommt. Man kann nicht von Kultur reden, ohne an Acker» bau, Viehzucht, Gartentultur, Haustier« zu denken. Die paradox« Idee, daß die ganze Kulturgeschichte sich in Kornziffern vorrechnen liehe, hat wenigstens das Nichtige, daß man fie nicht ohne diese Ziffern erzählen kann. Wie Pilz und Alge in der Flechte, wie gewisse Seerosen mit Einsiedlerkrebsen, so ist der Mensch mit so und soviel Tier» und besonders Pflanzenarten in Symbiose (nutzbringendes Zusammenleben auf Gegenseitigkeit) getreten. Er schützt sie und nützt sie. Das beginnt bei Hund und Pferd und endet bei den mikroskopischen Wesen, die bei den uns so wichtigen Gärungsvorgängen ein« Aolle spielen. Unwillkürlich aber, indem der Mensch hier eine Wahl ausübte, diese Tier» oder Pflanzenform symbiottsch begünstigt«, jene ablehnte, grisf er fchon ein in das gegebene Bild des Erdlebens, — immer mehr, je mehr feine Erdherrschaft erstarkte. Man kann das de» sonders an Begetationsbildern verfolgen. Europa war nach Ausgang seiner letzten Eis» zeit wieder in eine ausgesprochene Waldperiode mit sehr viel Laubwald in allen tieferen Gegenden eingetreten, heute machen ungeheure Gebiete dieses Erdteils umgekehrt den Eindruck eines Steppenlandes, in dem statt der Baumform die Grasform und Kraut» form physiognomisch das Landschaftsbild beherrscht. Das liegt lediglich am Menschen. Diese Stepp« ist Kultursteppe, ihre Gräser sind die vom Menschen begünstigten Getreide» arten, ihr typisches Kraut die Kartoffel. Der Wald ist künstlich gerodet, vielfach auch ebenso künstlich aus der Laubform in die dem Menfchen bequemere Aadelholzform der Kiefer übergeführt. Wo aber der Wald geschwunden ist, da ist doch nicht immer die Liane des Waldes mit verschwunden: an künstlichen Stützstangen aus Menschenaibeit bedecken die Weinrebe, der Hopfen weit« Strecken. Im letzteren Falle beginnt sogleich aber da auch etwas, was über die einfach« h«gung und Rodung noch wieder hinausareift.

» «»
Keine intimer« Symbiose aus der Tic» und Pflanzenwelt, die wir kennen, ist ohne einen gewissen Einfluß auch auf die Körpergestaltung mindestens des «inen Partners verlaufen. Polypenkolonien, die von Krebsen, die in leeren Schneckenschal«« Hausen, herumgetragen werden, zeigen ganz bestimmte Abänderungen ihres Baues, ihrer Arbeitsteilung für den genossenschaftlichen Zweck. Jene Neinen Küferchen, die von Ameisen gehegt werden, ein Gebiet, das gerade Wasmann so kenntnisreich und fern vom Lärm der Parteien so liebenswürdig geschildert hat, sind sofort an ihrem Leibesbau als solche „Gäste" kenntlich. Es lag auf der Hand, daß auch die hegende, positive Tätigkeit des Menschen nicht bloß ge» wissen Tier» und Pflanzenarten zu einer gewissen parallelen Erderoberung für ihr Teil verhalf, sondern auch auf die Dauer wirtlichen Wandel bei diesen begünstigten Formen hervorbrachte. Wenn ich Getreide in eine andere Landschaft mit verändertem KUma künst» lich verpflanze, fo bringt dieses Klima Aenderungen in der Reifezeit, Beschleunigungen oder Verkürzungen entsprechend veränderter Sonnenstrahlung. Sommerdauer u. s. f. mit sich. Das kriechende Knieholz des Gebirges, das ich in meinem Garten im Tal Pflanz«, richtet fich auf und bildet steile Stämme, hier aber muhte für den Menschen schon früh ein neues praktisches Problem auftauchen.
Er, der gelernt hatte, einen rohen Feuerstein so lange zurecht zu schlagen, bis die ge» wünschte verbesserte Form eines handlichen scharfen Messers entstand, mußte vor die Frage kommen, ob sich nicht auch der Organismus des Tieres, der Pflanze für solchen noch feineren Zweck „zurechtschlagen", ob nicht auch er sich künstlich verändern, schärfen, aufbefsern liehe noch über das Gegebene hinaus.
Man hatte den Kirschbaum gehegt und den Dornbusch abgehauen. Ließ sich nicht das noch überbieten und zwar zweimal positiv, — indem man den Kirschbaum nötigte, das, was wir an ihm liebten, das Fruchtfleisch, doppelt so stark anzusetzen, und indem man den Dornbusch veranlahte, tirschenähnliche Früchte zu tragen?
Und hier jetzt ist nach meiner Ansicht der Punkt, wo die Entwicklungslehre, von der uns Herr Pater Wasmann erzählt, daß sie eine schwer beweisbare pure Theorie sei über Vor» gänge, die sich vor Millionen von Jahren einmal geschichtlich zugetragen haben könnten, zuerst in der Kulturmenschheit aufgetaucht ist, aufgetaucht auch sie wohlverstanden als eine vollkommen praktische Sache, eine Brot» und Aepfelfrage bei Menschen, die ganz in der Gegenwart lebten, die auch nur ein paar hundert Jahre zurück noch nirgendwo eine halbwegs sichere Tradition hatten, denen Geschichte ein Nebel von Märchen und Ein» fällen war. (Weitere Aufsätze folgen.)
«Randbemerkungen. Von Otto Julius Vierbaum.
Wedekind: Moral in Gärung. Pathetisch gesprochen: das gärende Drachenglft der Moral. Mchts für den Frühstückstisch vom Moralisten.
Dehmel: Erotit als Doktrin. Nichts für Erotiter.
Theaterreformer: Sie lassen sich prächtige neue Flaschen schleifen, wissen aber noch nicht, was hineintun, hoffen indessen, das Publikum werde, entzückt von den glänzenden neuen Gefäßen, am Ende auch gefärbtes Wasser für Wein nehmen. Das Publikum will sich aber nicht bloß mit den Augen berauschen.

Otto Julius Vierbaum: «Randbemerkungen 3^I?
Di« Pornographische Hochflut: Symptom zunehmender Impotenz und Anzcichcn einer nahenden bös moralischen Epoche. — Auffällig ist der sonst selten beobachtete gute Instinkt der Staatsanwälte, dieses Wesen gewähren zu lassen.
Stefan George: Höchste, nie noch dagewesene Kunst: falsche Diamanten so zu schleifen, daß sie durch den kunstvollen Schliff wirtlich wertvoll werben. Artistenpcrvcrsität, leine schwindelhaste Absicht.
M«ier»Ola«fe: Wunderliches Phänomen eines Menschen, der Kraft und Geschick genug hätte, das lebendige Pferd der Poesie zu zügeln, und es vorzieht, das hölzerne Steclenpferd der Kritik zwischen die Beine zu tlcmmen.
Alfred Herr: Bei ihm wird das Steckenpferd lebendig und bockt zuweilen wie der richtige Pegasus.
Shakespeare: Anbetungswürdig, wie alle Klasstler, vornehmlich deshalb, «eil er leine Tantiemen bezieht.
Ibsen: Der Apotheker als Genie.
Isador« Duncan: Die Gouvernante als Tänzerin. Nein: Die Tänzerin als Gou» vernante. Nein: Die Gouvernante.
A«üf«nt« Nneldot«: Als man von dem Kaiserlich Knackfußschen Bilde „Völler Europas, wahrt eure heiligsten Güter!" Aeprodultionsabzüge zur Verwendung als aller» höchste hulbbeweis« auf besonders kostbarem und schönem Material herzustellen sich veranlaßt sah, benutzte man Papier aus der Kaiserlichen Manufaktur zu Tokio.
Das größte äfthetifche Unglück der modernen Zeit: die Aufhebung des Kirchen» staatcs. Es bereitet sich indessen ein noch größeres vor: die Industrialisierung Italiens, höchstens noch hundert Jahre, und es ist so reich und so schön wie Sachsen.
Peter Behrens: Das inspirierte Lineal.
Taroclpartie Thoma«Ganghofer: Erlaubt es der Maiestätsbclcidigungeparagraph, ihren heimlichen dritten Mann zu nennen?
Des heimlichen Kaisers Gebet:
ha, ich bin Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der höh' und Liebe nicht überhebe.
(Goethe: Königlich Gebet.)
Lehsr: Der Walzcr»Wollüftling. Wer in Worten nur andeuten wollte, was er in Tönen ausspricht, würde anstatt Tantiemen Gefängnis kriegen. So verschieden ist die Moral der Künste.

3W Alfred Lansburgh: Die argentinische Anleihe
o <»
Argument gegen die Anarchisten: In Italien gibt es Gemeinden, die sofort alle ihre Schulden bezahlen und außerdem noch sehr reich werden tonnten, wenn sie ihr Erbe an Kunstweilen verlauften. Sie möchten es gerne und täten es gleich, wenn der Staat es nicht verböte. Gepriesen sei der Staat!
Seltsam: Die drei mächtigsten Kirchenhäupter find heute Staatsgefangene: der Papst, der Zar und der Dalallama.
Vlut ist ft«rler als Wasser. Tinte ist stärker als Vlut: Wenn ein Wadchen zufällig als Junge in ein Register des Standesamts eingetragen ist, so wird es zum Militär ausgehoben, und die Sache kommt erst dann ins Gleiche, wenn die Papiere korrigiert find. Doch das ist nur ein Witz, mit dem die Tinte ihre Macht exemplifizieren will. Aber ernst» Haft: Wenn zwei sich lieben und zueinandertun, so ist es Konkubinat, sofern die Tinte des Standesbeamten nicht geflossen ist, die aus jedem gemeinen lieblosen Paarungstontratt eine The «acht. — Indessen ist dagegen und gegen die Tinte überhaupt, in die wir geraten sind, seitdem es einen Staat gibt, nicht das geringste einzuwenden, außer von Anarchisten, die schließlich aus der Tinte ins Vlut kommen wollen und — werden. Die Tinte ist das Vlut des Staates, und sie ist ein noch viel besondererer Saft a:s Blut: direktes Gehirndestillat. Gin ungeheuerliches Kulturprodutt und Symbol. Man tonnte sie den Wein des Geistes nennen, der über die Materie triumphiert.
Sozialdemokraten: Freiheitsphilister und daher in Deutschland höchst aussichtsreich. Indessen weiden sie auch hier ihren Napoleon finden, wenn ihre Zeit gekommen ist. Vor den Philistern der bestehenden Ordnung haben sie voraus, baß einstweilen auch die meisten nicht philisterhaften Rebellengeister zu ihnen stehen. Aber schon jetzt fürchten und hassen sie diese. Mit Recht, denn es sind ihre gefährlichsten Feinde. Mit den Philistern werben sie fertig werden (zum Teil schon durch „Ueberzeugung"); mit den freien Geistern nicht (auch nicht durch die Uebergewalt der Masse, wenn's soweit ist).
Simplizissimus: Das Gatllinarierblatt einer Zeit, die es noch zu keinem Gatillna, wohl aber zu einer unabsehbaren Reihe kleiner Ciceros gebracht hat, die zu ärgern ein recht verdienstvolles Unternehmen ist.
Falschmünzer der öffentlichen Meinung: Gin verkehrter Ausdruck, denn die öffent» liche Meinung bringt immer nur Spielmarken, keine allgemein gültige Münze in Umlauf. Es gibt folche mit dem aufgeprägten Kopfe Bebels, wie es solch« mit dem Vllde des Kaisers, des Papstes, Rothschilds usw. usw. gibt. Man ist sogar schon einigen ganz kopflosen begegnet.
Börse.
<Hie argentinische Anleihe. ImMärz
"^ dieses Jahres ist in London und Paris «ine neue funfprozentig« Goldanleihe der Argen, tinischen Aepublil herausgebracht worden, mit der «in früher gewährter Vorschuß von ca. 30 Millionen Goldpesos abgelöst werden sollte. Ein«, Teilbetrag dieser Anleihe in höh« von 1560000 Pfund Sterling hatte man für Deutschland reserviert. Doch unterliefzen die Vanlen es in Anbetracht der heitl«n Geld» Verhältnisse, den deutsch«« Teil der Anleihe gl«ich» zeitig mit dem englischen und französischen zur Emission zu bringen. Das war sehr verständig gehandelt und machte den groben Fehler wieber gut, den man damit begangen hatte, sich an d«r Anleih« überhaupt zu beteiligen. Denn der Vorschuh war seinerzeit lediglich von englischen und französischen Vanlen gewährt worden: die argentinische Regierung sollt« dadurch in Stand geseht werden, die sechsvrozentig« Anleihe z»

tilgen, mit der si« 1891 den Staatsbank«»« not» dürftig verkleistert hatte. Deutschland hatte weder «rn dieser Anleihe noch an dem si« ersetzenden Vorschuß das mindeste Interesse,- und hätte des» halb auch die Finger von der neuesten Anleihe lassen sollen. Nur Gründe persönlicher Natur — «ine Hand wäscht auch in Argentinien die andere — lonnten es den Berliner Banken geraten erscheinen lassen, sich an d«r franko» britischen Finanzoperation zu beteiligen. Wer dies« Gründe lennen lernen will, muh sich in die Details der verschlungenen Geschäft« v«rtiefen, «it denen die deutsche Elettrizitäts» Industrie sich und ihr« Bankverbindungen in Südamerika festgeritten hat. Das deutsche Publikum als solches interessieren sie nicht. Es war deshalb sehr verständig, die argentinisch« Anleihe in London und Paris, nicht aber in Berlin auf» lege« zu lassen, und die Banken ernteten dann auch reiches Lob, wegen der .Schonung des deutschen Geldmarkts". Das Lob l>ar aber vor» eilig gespendet. Denn wenig« T lochen später forderten die Banken dennoch zur Subskription auf, obwohl der Geldmarkt sich um nichts ge» bessert hatte. Den Subskriptionsturs bemaß man auf 9?V, Prozent, das heißt scheinbar ebenso hoch wie kurz zuvor in London; in Wirklichkeit aber um ein halbes Prozent höher, da man den Umrechnungskurs und die Zinsverrechnung so ungünstig angesetzt hatte, daß darin ein halbes Prozent Mehrlosten oersteckt war. Zum Kurs« von 98 Prozent erhielt also das deutsche Publi» lu« ein« fünfproz«ntig« argentinifch« Anleih« zur selben Zeit, in der allerbeste deutsch« Waren» Wechsel 6'/: Prozent Zinsen brachten. Während man aber gute Wechsel jederzeit bei der Neichs» dank und anderen Banken zu Geld machen kann, waren die argentinischen Titres unverkäuflich. Ihr« Zulassung zum Vörs«nhand«l war noch nicht nachgesucht; sie sollt« zwar, wi« d«r Pro» spett besagt, baldmöglichst beantragt werden, doch Monat nach Monat verging, ohne daß die Banken Anstalten machten, ihr Wort einzulösen. Es fehlt« ihnen noch immer das Material über die argentinischen Finanzen, auf dessen Bei» bringung und Veröffentlichung die Zulassungs» stelle bestehen muß.

In der vorigen Woche endlich ist die An» gelegenhelt in Fluh gekommen, und wenn auch bis zu dem Moment, wo ich diese Zeilen schreib«, noch immer nicht all« Wünsch« der Börsenbehörde erfüllt worden sind, fo ist doch Aussicht vorhanden, dah die Zulassung jetzt erfolgen wird. Es ist aber auch die höchst« Zeit. Di« Banken haben wohl gewußt, warum si« di« Emission trotz der Ungunst der Geldverhältnisse forciert und nicht auf di« Zulassung gewartet haben. Denn heute wäre es ihnen unmöglich, auch nur eine argentinisch«

Obligation zum Londoner Emissionskurse unter» zubringen. Schon im Mai muhte man mit technischen Mittelchen wenig würdiger Art nach» helfen. Man etabliert« einen .freien Markt" und lieh an diesem Markt Kurs« notieren, di« den Emissionskurs überstiegen und so zum Zeichnen reizten. Nachdem der Markt dies« seine Wission erfüllt hatte, löste er sich auf, und di« Zeichner blieben auf ihren unverkäuflichen Stücken sitzen. Das ist ein Verfahren, wie es sonst nur Emisstonshäuser dritten Nanges üben. Freilich sind die Banken in einer Zwangslage. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens haben sich seit dem Mai nennenswert verschlechtert, und Tatsachen, di« vor einigen Monaten nur Leute mit direkten Beziehungen zu den La Plata» Staaten kannten, sind heute publik. So weiß man heute allgemein, daß die Ernte Argentiniens nur auf etwa di« Hälfte einer Normaler«!« ver» anschlagt wird, und dah die Geldkalamitäten drüben noch weit ernster sind als bei uns. Und man hat mit lebhaftem Befremden Notiz davon genommen, dah Argentinien keinen besseren Ver» treter seiner Interessen nach dem Haag zu ent» senden wuhte als den berüchtigten Herrn Drago, ben Abgott des Naubstaates Venezuela. Drago versieht im Haag bekanntlich die nach ihm de» nannte Doktrin, dah Europa lein Necht Hab«, bankerott« Staaten Amerikas mit Waffengewalt zur Innehaltung ihrer Verpflichtungen zu zwingen. Das ist auch «in« Art, den Weltfrieden zu propagieren; aber eine Art, die den Gläubigern südamerikanischer Staaten und insbesondere Argentiniens höchlichst mihfällt und die Zeichner der letzten Anleih« veranlassen könnt«, ihr« Stück« den Banken vollzählig zurückzugeben. Wenn dl« Banken also keinen Kurs für di« Anleih« ««««««, so ist das S«lbst«rhaltungstrleb in Nein» lultur und durchaus verständlich. Dem kauf» männisch«« Anstand entspricht es freilich weniger, dah sie ihr« Kundschaft auf der argentinischen Anleihe sitzen lassen wie die Maus in der Falle. Fast sollte man wünschen, dah einmal «in Exempel statuiert werde und die Zulassung der argentinischen Anleih« zum Börsenhandel ver» sagt bleibe. (Möglicherweise ist si« bereits erfolgt, wenn diese Zeilen de« Leser vorliegen.) Das würde di« Z«ichn«r zwar empfindlich treffen, dem Unfug der ‚Vor»Emission«n aber mit einem Schlage «in Ende machen. D«nn ein Unfug und nichts anderes ist es, wenn Großbanken im Vertrnuen auf ihrenKundenanhangPapier« unter dasPublikum bringen, «he dieZulassung zumBör» senhandel ausgesprochen ist. Wieviel ist dagegen gesagt und geschrieben worden, daß man dem beut» sch«n Publikum di« Bekanntschast südafrikanischer Minen» und amerikanischer Eisenbahn-Altien vermittelt hat! Und doch handelt es sich hierbei um «ine Kategorie von Papieren, di« in London od«r New Vor! eine Macht hat und jederzeit veräußert werden kann, handelt es sich bei

ihnen also um eine immerhin begrenzte Gcfahr,

so ist dl« Gefahr, die das Publikum bei der neu»
artigen »Emission unter der Hand" laust, schlecht»
hin «ine unbegrenzt«. Vi« Verlauflichteit eines
solchen Papiers hangt ganz und gar vom guten
Willen der Vanlen ab; wollen diese nicht, so bleibt
der Zeichner eben auf dem Papier sitzen. Die
Vanl hat ihm zwar zugesichert, dah sie späterhin
den Vörsenhandel beantragen werde; aber das
Versprechen ist wie «in unalzeptierter Wechsel.
Denn die Vanl hat leine Macht über die Zu»
lassungsstelle und vor allem leine Macht über
die Ereignisse, von denen die Entschließung der
Zulassungsstelle abhängt. Wie wenn sich in
Argentinien die Dinge wieber so zuspitzen wie
I89U, wo die zeitweilige Insolvenz des Staates
eine regelrechte Weltlrists ausgelöst hat? 2s ist
ja nicht anzunehmen, dah die Fehlernte und der
Geldmangel diesmal so alut« Folgen haben
werden wie damals; das ist schon deshalb un>
wahrscheinlich, weil die argentinischen Interessen
heute bessere Sachwalter hab«n, als s. 3. das
Vanlhaus Baring einer war. Aber muh di«
Zulassungsstelle nicht all« ungünstig«« Moment«
berücksichtig«» und sein« Konsequenzen daraus
ziehen? Ich bin allerdings d«r Ansicht, d»h ein
legaler Grund, dl« Zulassung zu v«rw«ig«rn, nicht
vorliegt. Denn das Geld, das uns die argen»
tinische Anleihe tntzieht, wandert auf all« Fäll«
imDezember(dieNanlen haben sich den passendsten
Monat ausgesucht!) nach London, gleichviel w«r
dann di« Inhaber des Papieres sind; ‚«rh«blich«
allgemein« Int«r«ss«n" w«rd«n also sowltso,
und nicht erst durch den Zulassungsalt geschädigt.
Ebensowenig würde es sich durch «ine Nachtrag»
liche Persagung der Zulassung ungeschehen
machen lassen, falls wirllich die argenlmische
Emission eine »Uebervortciluug des Publikums"
involviert haben sollt«. Was im übrigen nicht
der Fall ist; die Emission mag wohl sachlich «in«
Benachteiligung sein, sie ist aber lein« wissentliche
Uebervorteilung. Also spräche eigentlich nichts
im Gesehe gegen die Zulassung. Aber die Vörs«n»
behörde hat das Gesetz in zahlreichen Fällen s»
extensiv ausgelegt, sie ist mit der Konstatierung
einer „Schädigung allg«m«in«r Interessen" so
schnell bei der Hand gewesen, dah «ine Ablehnung
des Arg«ntinier»Prosp«lt«s b«i ihr nur «ine
Folgerichtigleit bedeuten würde. Ls wäre, wie
gesagt, wünschenswert, wenn sie sich dieser oder
einer anderen Voremlssion gegenüber zu solcher
Folgerichtigleit aufschwingen würde. Damit da«
Publilum crlennt, wie wichtig di« börsenmähige
Notierung für «in Papier ist, und wie wenig
Ersatz die llingenden Namen der Vanlen für
ihr Fehlen bieten. Und damit die Banlen ihrer»
scits nicht gewohnheitsmäßig di« Macht miß»
brauchen, die ihnen das Vorhandensein «incs
tauscndlopfigen Kundenstammes gicbt. Man

hört «s in diese» Kreisen zwar ost genug aus» sprechen: »Wir werden auch ohne di« Bors« fertig." Aber das ist nicht wahr. Die Vanlen brauchen die Vörse, wie diese di« Vanlen braucht. Sie werden sich davon, wenn nicht früher, so beim Ausbruch der nächsten alutcn Krisis über» H"'gcn. Alfred Lansburgh.

Max Liebermann/i

Monsieur! ,<, ^„., ,°0?.

l.ieberm«nn «t trop procne cle l'imriressionisme frnncais, et c!« M2net, pour ne p2« merilcr le zufliege o"2M2teurz lr»nc»is. Observ2teur «2^2«, coloriste subtil, il continue zlorieusement Menzel et Israel«, ^'«l un M2ilre peintre et un MÄitre ">l'«l"°- M,rcel prevost.

2 «out 1907.

Monsieur!

p»rc!onn« moi 6'2voir <2Nt t»rc!e 2 vou« reponclre; j'«i tti 2«s« zoullrant lous ces tenip« clernier« pour remetire 2 plus t»rc! dien cl« clioses qui m'2ur«ient ile a^re^bl«, 2« nombre 6e ceües-ci est !'o«2sion cle parier 6'un «liste pour lequel j'«i cle« Souvenirs clej« vieux 6'26mir2!ion et cle« Souvenirs plus recent« <le rellltion« tres «vmpatbiques.

personne n 2 ouolie le« 2llmir»blez toile« c>ue I_iebcrm2nn envov»it autrelois aux exposilion« cle pari«.

^ucun artiste srgnc^is n'est 2lli » Ncr'in s.-lns empörter !e souvenir cle I'»ccuei! qui !ui lut s,it cl,n« cette m»ison oü se^ne I2 tres ßlacieiiz« M2c>2me I_ieoerm2nn.

^e ne veux p»s entrer 6»ns I'»n2l)se 6cs cruvres clu peintre. 1'estime qu'un artisle, mcme convalescent, cloit occuper ses loisirs »utrement qu'2 ecrire «ur se« contempor»in«.

I! cloit reciouter cle clonner les raison« cle son 2c!mir2t!on. 3'i! 2 comme moi le «entiment que c!,2q»e inot pose s»r le papier 2rrive comme nne 6im!>il,tlon cle In pensöe.

Veuiüe? n^rrer, monsleur, I'azzulance cle m« «entiment« les plus clistin^ue«.

82rtl>olnm6.

') D«« <p«!«n <t!nz«ng« »cgcn »lfi ln diclcm hctt.

««r»»«»»«l!ch «>» b!« ««doNion: I>i Äl»r L»nd»d»rz»i, «erlw V,,, L»nni»l»z« »z fi!»

0»!!«rie<ch.U!!«»»n: «ober! 3«':I>

«>><n I. - V»l!>>« «Narouur!» « ll«,, >WUm«r«b»i1.«»ll!i> "SU, ei!«!l»en«l<^«z« I«. - <in>edi»!«i> »ül 0»»erle>ch.Un«<irn

d«i ?l»I»t! « Wllill, Wien I, »«bcn L», - Dnut ,«n P»z « ««i!«b K, », », h,, «n»n ^V, ». El«,II«,»l1!l»zt II.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von tzofmannsthal: Lyrit
Nummer 12 30. August 1907

Der Internationale Sozialistenkongreh in Stuttgart, ll.

Von Werner Sombart.

5^ch beabsichtige hier leinen Bericht über den Verlauf des Internationalen Sozialisten» e^) kongresses, der vergangene Woche in Stuttgart getagt hat, zu schreiben. Das haben die Zeitungen zur Genüge getan, und ich setze bei den Lesern die Kenntnis dieser Zeitungs» berichte voraus. Der Zweck dieser Zeilen ist vielmehr der: einige Betrachtungen über die Verhandlungen und ihr Ergebnis anzustellen, sie in einen größeren Zusammenhang zu bringen und ihre prinzipielle Bedeutung zu würdigen.

Wie ich schon in meinem ersten Aufsatze angedeutet habe, stellt der Kongreß eine bis zu einem gewissen Grade homogene Masse dar, was dadurch bewirkt ist, daß man die ab» »eichenden Richtungen einfach nicht zuläßt. Die Aufnahmebestimmungen lauten: »Zu den internationalen sozialistischen Kongressen werden zugelassen: 1. alle Vereinigungen, die den wesentlichen Grundsätzen des Sozialismus zustimmen: Sozialisierung der Produkttons« und Austauschmittel: internationale Vereinigung und Aktion der Arbeiterklasse; Eroberung der öffentlichen Gewalt durch das in eine Klassenpartei organisierte Proletariat; 2. alle gewerkschaftlichen Vrganlsationen, die sich auf den Boden des Klassenkampfes stellen und die Notwendigkeit der politischen, also legislativen und parlamentarischen Aktion anerkennen, tedoch (soll heißen: auch wenn sie) nicht in direkter Welse an der politischen Bewegung teil» nehmen.'

Diese Masse annähernd verwandter "Richtungen hat nun überdies sich auf bestimmte Grundsätze ausdrücklich geeinigt: als sie auf dem Amsterdamer Kongreß im Jahre 19M mit erdrückender Mehrheit eine Resolution annahm, die vor allem den Zweck hatte, von dem tompromisselnden Mlllerandismus abzurücken (im Prinzip, versteht sich: was dann in den einzelnen Ländern in praxi geschieht, steht auf einem anderen Brettl). Die Amsterdamer Resolution, die also die Grundgedanken des internationalen Sozialismus festlegte, lautete:

„Der Kongreß verurteilt auf das entschiedenste die revisionistischen Bestrebungen, unsere bisherige bewährte und sieggetrönte auf dem Klassenkampf beruhende Taktik in dem Sinne zu ändern, daß an Stelle der Eroberung der politischen Macht durch Ueberwindung unserer Gegner eine Politik des Entgegenkommens an die bestehende Ordnung der Dinge tritt.

Die Folge einer derartigen revisionistischen Taktik wäre, daß aus einer Partei, die auf die möglichst rasche Umwandlung der bestehenden bürgerlichen in die sozialistische Gesellschafts» ordnung hinarbeitet, also im besten Sinne des Wortes revolutionär ist, eine Partei wird, die sich mit der Neformierung der bürgerlichen Gesellschaft begnügt.

Daher ist der Kongreß im Gegensatz zu den vorhandenen revisionistischen Bestrebungen der Ueberzeugung, daß die Klassengegensätze sich nicht abschwächen, sondern stetig verschärfen, und erklärt:

1. daß die Partei die Verantwortlichkeit ablehnt für die auf der kapitalistischen Produktions» weise berphepden pplitischen Vssd wirtschaftlichen Instand«, und daß sie deshalb jede Be» willigung von Mitteln verweigert, welche geeignet sind, die herrschende Klasse an der Regierung zu erhalte»;
2. daß die Sozialdemokratie gemäß der Resolution Kaulsky des internationalen Sozialistentongresses zu Paris im Jahre 190U einen Anteil an der Aegierungsgewalt innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft nicht erstreben kann.
Der Kongreß verurteilt ferner jedes Bestreben, die vorhandenen Klassengegensätze zu vertuschen, um eine Anlehnung an bürgerliche Parteien zu erleichtern.
Der Kongreß erwartet, daß die sozialdemokratischen Fraktionen die größere Wacht, die sie durch die vermehrte Zahl ihrer Mitglieder wie durch die gewaltige Zunahme der hinter ihnen stehenden Wühlermossen erlangen, nach wie vor zur Aufklärung über das Ziel der Sozialdemokratie verwenden und entsprechend den Grundsätzen unseres Programms dazu benutzen, die Interessen der Arbeiterklasse, die Erweiterung und Sicherung der politischen Freiheit und der gleichen Aechte überall aufs kraftvollste und nachdrücklichste wahrzunehmen und den Kampf wider Militarismus und Marinismus, wider Kolonial» und Weltmacht« politit, wider Unrecht, Unterdrückung und Ausbeutung in ieglicher Gestalt noch energischer zu führen, als es ihnen bisher möglich gewesen ist, und für den Ausbau der Sozialgcsetz. gebung und die Erfüllung der politischen und kulturellen Aufgaben der Arbeiterklasse energisch zu wirken."
Auf dem Stuttgarter Kongreß stritt man über diese Grundsätze der sozialistischen Politit überhaupt nicht: sie wurden als allgemein gebilligt vorausgesetzt. Wie denn über» Haupt der Eindruck, den man von der Stuttgarter Tagung im großen Ganzen erhalt, der einer außerordentlich weitgehenden Uebereinstimmung der internationalen sozialistischen Bewegung ist. Die Franzosen, die noch in Amsterdam in zwei feindliche Lager getrennt aufmarschierten, bilden heute Eine Partei, deren Einigkeit wohl dadurch erzielt wurde und erhalten wird, daß die gemäßigten Elemente — allen voran Faures — den radikalen immer mehr nachgeben: wenigstens in der Form. Aehnlich wie in andern Ländern. Sodaß man sagen darf: Der internationale Sozialismus hat seinen Fortschritt zur Einheitlichkeit wesent» lich durch eine Verschärfung feiner radikalen Tendenzen erreicht (immer — wohlverstanden — im programmatischen Sinne, während sich die tatsächliche politische Gebahrung oft genug in umgekehrter Aichtung entwickelt: um einen ausgesprochenen »Aevisionismus" treiben zu tonnen, muß man erst einmal eine energische «radikale' Aesolution gefaßt haben: Diese Doppelnatur der sozialistischen Bewegung: ihr Leben in Programmen und ihr Leben in der Wirtlichkeit muß immer in Betracht gezogen werden, wenn man ihre Wesenheit richtig ver» stehen will).
Freilich: einen Fremdkörper enthält im Augenblick die internationale sozialistische Bewegung doch, von dem noch nicht abzusehen ist, ob er von der großen Masse aufgesogen werden kann oder ob er (wie der Anarchismus) abgestoßen werden muß. Ich meine den revolutionären Synditalismus, der in Frankreich und Italien in letzter Zeit zweifellos eine gewisse Bedeutung erlangt hat: ist doch die Verwaltung der französischen Gewerlschaftszentrale — der QonfHie'lAtian ^nsrale äu Iravai! — in seinen Händen! Der Syndikalismus ist eln Stiefbruder des Anarchismus. Er verachtet die politische, das heißt parlamentarische Tätig» teit ebenso wie die .zünftlerischen" Bestrebungen der nach dem Wuster der Trade Unions vorgehenden Gewerkschaften — (wie etwa die deutschen). Er vertritt dagegen die sction clirecte: die unmittelbare Inbesitznahme der Produkttonsmittel durch die Arbeiter und erblickt im Generalstreit das vorzüglichste Kampfmittel. Das sind — wie mir fcheinen will — An»

« o

schauungen, die denen des internationalen Sozialismus, wie er jetzt auf den Kongressen vertreten wird, schnurstracks zuwiderlaufen, und dtef« Gegensätze müssen früher oder später einmal zum Austrag kommen.
Auf dem Stuttgarter Kongreß sind sie es nicht. Nie Debatte über die Beziehungen zwischen Partei und Gewerkschaft (die am ehesten Gelegenheit zur Auseinandersetzung geboten hätte) brachte den Zusammenstoß nicht. Und auch sonst hielten die Syndikalisten mit ihren ketzerischen Ideen zurück. Vielleicht, well sie sich einstweilen noch zu schwach fühlen, den Kampf aufzunehmen und well sie das Schicksal der Anarchisten vor Augen haben, die man einfach exkludierte: vestißia terrent.
Syndikalistischer Geist trat aber in den Debatten des Stuttgarter Kongresses doch in die Erscheinung, wenn auch in einer anderen Gestalt, nämlich als grundsätzlicher ‚An!i» Militarismus' oder genauer gesprochen als hervsismus.
herve ist der auch im Ausland bekannt gewordene antimilitaristische Agitator Frank, reichs, der wegen seiner aufwiegelnden Tätigkeit verurteilt, aber schon nach 3 Monaten be» gnadigt wurde. Der hervslsmus ist, wie es scheint, im Augenblick die Tagessensation der Franzosen. Alle Welt spricht von dem kleinen, untersetzten Schulmeister, der persönlich wie die Karikatur eines Croupiers us einem französischen Witzblatt wirkt. Die Arbeiter und Bauern strömen ihm zu, weil er ihnen klar macht, daß es Unsinn sei, Blut und Leben für «inen Popanz, wie die französische Republik, zu opfern, die doch nichts anderes darstelle, als eine boshafte Erfindung der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Proletariats. Der Begriff des Vaterlandes fei veraltet, Vaterlandsliebe ein Aberglaube, schlimmer wie irgend ein Kirchenglaube. Daher es der Würde eines aufgeklärten Proletariers allein entspreche, mit allen Mitteln — Generalstreit, Desertion, Revolte, Insurrektion — das Joch des Militarismus, das ihm die Bourgeoisie in ihrem ausschließlichen Interesse auflege, ab» zuschütteln.
Diefe dem niedrigsten Niveau der Nasse angepaßten Räsonnements, Ueberreste eines alten, fadenscheinigen Doktrinarismus, ein Pendant zu der aufgeklärten Athelsterei der Viertelsgebildeten, sind nun durch den temperamentvollen kleinen Schulmeister selbst in Stuttgart vertreten worden und haben der Debatte über den Militarismus und die inter» nationalen Konflikte eine außergewöhnliche Schärfe verliehen, herve griff in der Kommisston die deutsche Sozialdemokratie, insonderheit Bebe! in maßloser Weise an: er warf ihr rück» ständigen Chauvinismus vor, redete Bebet als »empereur Bebe!" an u. Vgl. Zn Humor, voller Welse anwortete ihm u. a. Vollmar, indem er sagte: Mr. herve hat bei seiner ersten Entdeckungsreise nach Deutschland den Eindruck gewonnen, daß wir gutmütige Leute seien. Er hat unzweifelhaft richtig beobachtet. Denn nur sehr gutmütige Leute werden sich eine Rede gefallen lassen, wie sie Mr. herve uns hier gehalten hat.
Natürlich blieb herve in der Minorität. Selbst seine Landsleute, denen er in der Partei schon manche Schwierigkeiten bereitet hat, selbst Vaillant, mußten von ihm abrücken, wenn sie auch in ihrer Resolution der hervöistischen Bewegung einige unzweideutige Konzessionen gemacht hatten. Aber herve blieb doch allein mit seiner anti» oder a»nationalen Ge. sinnung. Es scheint, als ob diese Spielart des Internationalismus, die zur Zeit Balunlns «ine große Verbreitung hatte, heute in der Tat von den urteilsfähigen Sozialisten aller Länder überwunden sei: die Auffassung nämlich, daß Vaterland und Vaterlandsliebe, Rationalität und Rationalismus rein bourgeoise Begriffe und Empfindungen seien, die das Proletariat so rasch und so gründlich wie möglich loszuwerden trachten müsse. Franzosen wie Deutsche wie Vertreter anderer Rationen bekannten sich freimütig zu ihrem Vaterlande, der »Schatzkammer aller Geistesschätze", wie Iaures es nannte.

«> »
Aber ebenso einig — hierin einig auch mit den wenigen tzervsisten — war man natürlich in der internationalen Gesinnung, in der Vertretung der internationalen, das heißt Humanitären Idee: alle Menschen sind Vrüder.
Und einig war sich wohl die überwiegende Mehrheit der Kongreßteilnehmer auch in dem Glauben, daß zwischen den nationalen Gemeinschaften leine andern Gegensätze bestehen als die, die aus der Vertretung kapitalistischer Interessen hervorwachsen.
Daß man konsequent zur Ablehnung aller grundsätzlich nationalen Machtpolitit dies» mal in Stuttgart wieder wie früher schon des öfteren gelangen mußte: zur Ablehnung heißt das aller aus dem Prinzip des Nationalismus fließenden Bestrebungen, die zum Ziel haben, die Ausdehnung der nationalen Wacht auf Kosten anderer Völkerschaften — seien es Kultur», seien «8 auch nur Naturvölker —, also des Imperialismus, Chauvinismus, Iingoismus sowie aller .Kolonialpolitit", die auf Unterdrückung fremder Volksstämme hinausläuft (Leitsatz: alles, was Menschenantlitz trägt, ist gleichwert und darf nicht den Interessen eines andern Voltes geopfert werden: Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit auch in Afrika).
Da man nun aber keine andern, als dem kapitalistischen Wirtschaftssystem entspringende nationale Gegensätze anerkennt, so muß man folgerichtig auch die militärische Rüstung der Länder als nur den kapitalistischen Interessen dienende Ginrichtung ansprechen und somit verdammen.
Vis hierher, wie gesagt, herrscht Einigkeit. Nun aber kommen die Differenzen (auch abgesehen also von dem ganz abseits stehenden hervsismus). Differenzen, die aus ganz verschiedenen Quellen stießen; teils aus der grundsätzlich verschiedenen Weise, wie man den Verlauf der Dinge im allgemeinen betrachtet; teils aus der verschiedenen politischen Kon» stellation in den einzelnen Ländern u. dgl.
In erster Beziehung könnt« man die Gegensätze — etwas roh — als die uralten, immer wieder durchbrechenden Gegensätze der evolutionistischen und revolutionistischen Auf» fassung zu fassen versucht sein. Auf der einen Seite, von den marxistisch doch besser geschulten (und verschütten) Deutschen vertreten, die Anschauung des „naturnotwendlg- sich vollziehenden Kulturprozesses: der Krieg — eine Begleiterscheinung des Kapitalismus — wird mit diesem verschwinden, sicherlich, aber nicht früher, nicht ohne daß seine Ursache selbst mit verschwunden wäre. Diesem Naturprozeß gegenüber kann das Proletariat (konsequenterweise!) nur durch Aufklärung die Uebergünge erleichtern helfen. Es ist schon eine Konzession an die vulgäre Meinung, wenn von diesem Standpunkt aus überhaupt einer antimllitaristischen Propaganda noch bei Lebzeiten des Kapitalismus das Wort geredet wird. Sie kann aber nie zu einer Haupt« und Staatsaktion des Proletariats werden — das dadurch von seinem Endziele: der Ueberwindung des Kapitalismus abgebracht werden würde.
Dem gegenüber die — von den Franzosen vor allem vertretene — Auffassung: der Willtarismus ist ein Uebel, das sehr wohl für sich besettigt werden kann, wie man den Klerlkalismus zu beseitigen trachtet. Und zwar durch energisches Handeln, durch entschlossene Propaganda in allen Formen, bis zum Militärstreit und der Insurrektion.
Gegensätze aber erwachsen des weiteren aus der Verschiedenheit des Milieus in den einzelnen Ländern. Es ist ersichtlich, daß man sich in dem politisch vielleicht schon in der Auflösung begriffenen Frankreich andere Dinge erlauben kann als in dem militaristisch strammen Deutschland. Weshalb die Deutschen so energisch gegen die Empfehlung des Militärstreiks und ähnlicher Dinge gekämpft haben. Es war ein seltsamer Anblick: Bebet auf der äußersten Rechten zu sehen, als den, der zur Besonnenheit mahnen mußte.
Das Ergebnis aller Veratungen war dann die obligate Einigungsresolution, in der alle Spitzen abgebrochen sind und die einen Sack von zweideutigen, unklaren, unentschiedenen

<» o

Wendungen enthält, wie sie so häufig auf den internationalen sozialistischen Kongressen sind. Nun kommt der Zwiespalt zwischen Idealismus und Realismus zum greifbaren Ausdruck, von dem ich in meinem ersten Artikel schon sprach, der Zwiespalt, der die ganze moderne proletarische Bewegung durchzieht.

Daher darf man auch eine irgendwelche praktische Bedeutung den Verhandlungen und Beschlüssen eines solchen Kongresses nicht beimessen. Sie stehen auf demselben Niveau wie die Beschlüsse irgend eines Friedenskongresses. Ihre Bedeutung liegt höchstens auf morali» schem Gebiete. Einen irgendwie erfreulichen Hindruck hinterlassen sie mit ihren Wirrnissen und Zweideutigkeiten nicht.

Wilhelm Vusch.

Von Karl Scheffler.

^VHusch ist einer der ganz wenigen Künstler, die von niemand kritisiert werden. -«O Das will in Deutschland, dem Lande der Kritik, etwas heißen! Der Genius des „Humors", oder dessen, was in unserer humorlosen Zeit so genannt wird, hat ihm einen Freibrief ausgestellt, so daß selbst der Zweifel, der vor einem Böcklin nicht zurückgewichen ist, den Meister der populären Knüttelkunst unangefochten gelten läßt. Der siebenzigste Geburtstag und ebenso nun wieder der fünfundsiebenzigste haben der lachenden Weisheit Buschens aufs neue begeisterte Zurufe aus allen Lagern der neudeutschen Weltanschauung gebracht. Beim achtzigsten Geburtstag wird die öffentliche Meinung, die immer — wie, nach Fontane, jeder Autodidakt — über» treibt, wahrscheinlich gestimmt sein, Buschens humore für reife Früchte eines nationalen Idealismus und darum für unangreifbar zu erklären, so daß den Vermessenen dann, der an dieses Heiligtum nur zu rühren wagt, der Bannfluch trifft. Darum ist schon jetzt vielleicht der flüchtig, im Vorübergehen gegebene Nat nützlich, die Sympathie für Wilhelm Vufch dem kritischen Bewußtsein nicht ganz zu entrücken. Denn es handelt sich bei einer Neberschützung nicht um Unwichtiges, wie es den Lachfrohen scheinen mag; nicht Pedanterie und freudelose Wälelfucht rät zur Vorsicht. Es ist nicht belanglos, worüber ein ganzes Volt, worüber eine Zeit lacht; das innerste Leben decouvriert sich im Gelächter.

Die Menschen unserer Tage sind nicht von herzen lachlustig. Sie tragen allesamt zuviel Arbeit auf dem Nucken und find! unter dieser Last mürrisch geworden, hinter ihren Witz« blättern im Caf6, in der Elektrischen verziehen sie leine Miene. Nur wenn ein Bekannter hinzukommt, gibt es ein Zusammenstecken der Köpfe; aber auch dann lein befreiendes Lachen, sondern mehr ein trockenes, hämisches Meckern. Die allgemeine Nachfrage nach gedruckter Heiterkeit, die ein paar Dutzend Witzblättern den Unterhalt fichert, ist lein Zeichen allgemeinen Humors. Wie fich religiöse Selten niemals zahlreicher bilden, als in Zeiten des Unglaubens, so prosperiert die publizistisch industriealisierte Heiterkeit gerade in Epochen einer allgemeinen schadenfroh und satirisch gestimmten Galligkeit.

Busch scheint nun freilich eine Ausnahme zu sein. Seine Art unterscheidet sich vom pathetischen Simpllcissimussarlasmus, ist anders als die flaue Scherzlust der „Fliegenden Blätter' und steht hoch über dem Niveau der schalen, politisch, erotisch oder sonstwie gepfefferten Marktware. Er ist ein Einzelner, wie Oberländer, und vor vielem hat er noch die Saftigteit unmittelbarer Sinnlichkeit voraus. Zweifellos: «in Künstler von vielen Graden und eine Individualität. Aber dennoch kein großer Humorist. Nicht in dem Sinn wenigstens, den das deutsche Volk, das seinen Jean Paul glaubt vernach»

o
o c> »
lässigen zu dürfen, das Shakespeare als einen der Seinen betrachtet und den Don Quichotte fleißiger liest als der Spanier es tut, dem Worte Humor notwendig geben müßte. Denn der tzumorlst ist nur denlbar als ein Liebender. Er vernichtet, um in höherem Vezug wieder herzustellen; er befreit, stellt den Leser und Betrachter auf eine Philosophenhöhe und gewinnt seine Wirkungen aus dem Kontrast des Vergänglichen mit dem Ewigen. Ohne Sinn für das Erhabene, ohne eine Lebensidee ist Humor nicht einmal denlbar. Und diese höheren Eigenschaften nun sind bei Wilhelm Busch verkümmert.
Man betrachte den Mann und sein Lebenswerk. Ja, ist überhaupt ein Lebenswerk vor» Händen, dessen ein Künstler, ein starker Wille sich rühmen tonnte? Die Summe dieses fast achtzigjährigen Lebens besteht aus einem oder zwei Dutzend köstlicher Schnurren. Das ist fast kompromittierend. Etwas, das Nebenbeschäftigung hätte fein sollen, ist zur lebenfüllenden Arbeit geworden. Es drängt jede echte Willenskraft, also vor allem jeden rechten Künstler, zu bauen, fortzeugende Werte zu schaffen; besteht die Tätigkeit eines Mannes im kritischen Verneinen, so soll das Niederreißen wenigstens den Zweck haben, Platz für das lebendig Neue zu schaffen. Wo Vuschens verneinende Kunst aber gejätet hat, wächst in aller Ewigkeit nicht neues Leben. Er vernichtet lachend, doch nicht, um neue Lenze sprießen zu machen; alles degradiert er zum schalen Alltag. Seine Welt ist entgöttert bis in den letzten Winkel; ein Nihilist ist er im Innersten. Ihm fehlt die rechte Liebe; und auch der rechte haß. höherer Indifferentismus ist seine Weltanschauung. Als Philosoph ist er nicht Jenen zuzuzählen, die neue religiöse Empfindungen denkend vorahnen und zergliedernd noch für die Zukunft schaffen, fondern der Schüler einer Philosophie ist er, die die Nichtigkeit aller Dinge nachweisen möchte und die vom fort» schreitenden Leben darum Lügen gestraft wird. Was er zeigt, ist im gewissen Sinuc wahr. Aber was für eine Wahrheit ist das doch! Daß er daran hängen bleiben tonnte, wirkt gegenüber seiner großen Begabung fast pathologisch.
Mehr als er es sonst liebt, hat er sich jüngst in einem Dankgedicht decouvriert:
„Nur eins erschien mir oftmals recht verdrießlich:
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
Daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
Im Dunkel erst das wahre Leben sitzt.
Allein wozu das peinliche Gegrübel?
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel.'
Vor diesem wahren Leben, das im Dunkel hinter den Dingen sitzt, hat Busch sich immer gefürchtet. Jeder Künstler mutz aber gerade in diese Finsternis eindringen und sie mit der Fackel seines Geistes erhellen, wenn er seiner ihm verliehenen Gabe sittlich genug t:in will. Busch wußte stets, worauf es ankam. Aber er mochte das ungeheure Problem nicht auf fich nehmen, mochte die Gasttafel des Sichtbaren nicht verlassen. Nie hat er entschlossen Faustens Worte nachgesprochen, hat nie mit leidenschaftlichem Bildnerwillcn ein Ganzes, worin es ein Vorne und hinten, ein Diesseits und Jenseits nicht gibt, zu erringen versucht. Welcher ins wirre Getriebe der Großstadt Gestellte vermöchte dem Philosophen, dem Menschenkenner, dem scharfen Beobachter Busch nicht die Sehnsucht nach dörfischer Einsamkeit, nach weltflüchtiger Nuhe, nach den engen Freuden des Bienen» Züchters und Gartenpflegers nachzufühlen! Aber wer dieser Sehnsucht nachgibt, während er unter den Menschen noch eine Arbeit zu verrichten hat, ist nicht die höhere Natur um solcher Flucht willen. Der große Humorist flieht nicht das Leben; er überwindet es. Nicht verachtend oder spottend erträgt er das Dasein, sondern er dient ihm als ein leiden» schastlicher Altruist.

Buschens so behaglich und bieder lachende Kunst macht bei näherem Hinsehen den Hin« druck, als hätte sich der Mensch, der dahinter steht, in sich selbst verhärtet, sich vor jenem Leben ,,im Dunlel" bewußt verschlossen. Eine peinliche herzenstälte weht aus den Büchern, die soviel Heiterkeit entfesseln. Die ausschließliche lebenslängliche Beschäftigung mit der Karikatur, mit dem Zerrbild allein weist schon auf ein halbes Menschentum. Eine «nb» lose Verneinung ohne Gegengewicht: das ist die Tat einer verkappten Verzweiflung. Buschens Biederkeit und Gemütlichkeit ist der typischen jovialen Oberförsterlaune ver» wandt, die so sympathisch, so anregenli wirkt, den flüchtig tzinblickenden entzückt, als eine Form derber, ehrlicher Männlichkeit, und die doch nichts ist als die schöne ober» fläch« eines kalten und harten Lebensegoismus. Unwillkürlich ruft man beim Anblick der langbärtigen, waldfrischen alten Herren, die im Krug, im Kreise der Honoratioren ihre Schwante erzählen und den Bierkrug fröhlich schwenken: „Welch prächtige Kerle!" Doch wenn man sich zu ihnen setzt, so zeigt es sich, daß dieses suggestive Behagen auf ein bis zur Grausamkeit gehendes, epikuräisches, ichsüchtiges Glückseligteitsbedürfnis zurück» zuführen ist. Der Gesund« mag sich im Genuß nicht stören lassen: daher die Vonhomie. Daher auch die herzlose Jovialität in der Kunst Buschens. Die Tragik des Lebens wird nicht lachend überwunden, sondern mit einem mehr oder weniger guten Spaß beiseite geschoben.

Solche Gemütsart wäre Privatsache, wenn sie nicht der Kunst des Dichters und Zeichners den Stempel aufgedrückt hätte. In dieser Kunst sind außerordentliche Qualitäten. Ein Daumier steckt in dem Zeichner; ein Otto Ludwig, ein Acuter in dem Dichter, hätte faustisches Temperament dieser seltsamen Doppelbegabung das Ziel gezeigt und sie gezwungen, sich für eine Kunst zu entscheiden, so hätte Deutschland «inen Graphiter großen Stils gewonnen. Jetzt ist Buschens Lebenswerk ein nicht gehaltenes Versprechen, hier und da in den illustrierten Büchern begegnet man einer Handschrift von magistraler Größe, einer Charatterisierungsfühigleit von seltener Tiefe, einem Pathos des Grotesken von monumentaler Wucht und einem Geschmack, der auf Anlagen zur höchsten Kultur deutet. Busch hätte Gavarni und Lautrec überflügeln, Oberländer und Keene weit hinter fich lassen, Th. Th. Heine erdrücken können; er hätte neben Leibl sein tonnen, was Daumler neben Eourbet war. Es lebt in vielen seiner Karikaturen heimlich die pathetische Gebärde, die auf jene Kunst des Grotesken hlnüberweist, die Goya unsterblich macht. Zuweilen sind hart neben dem Lächerlichen Spuren des Erhabenen: ein einziger Schritt, und aus dem häßlichen, aus der Bagatelle wäre das Dämonische, Bedeutende abzuleiten gewesen. Aber Busch hat anders gewählt und seine außerordentlichen Gaben in Spaßen verzettelt, worüber Sekundaner und auf» geklärte Philister vor Lachen brüllen, die der Neifere aber nach flüchtigem Ergötzen gelangweilt und selbst degoutiert aus der Hand legt, aus denselben Gründen, die Goethe alles Karikierte fatal machten: well die geistige Perspektive, die heimliche Bejahung hinter der Verneinung fehlt.

Was Busch im ernsthaften Sinne der deutschen Kunst bedeutet, ist recht wenig. Gewisse Dinge, die wider Willen fast aus seiner eilig zeichnenden Hand hervorgegangen sind, werden zu den bleibenden Werten gehören. Aber es ist nicht Anlaß, von ihm als von einem der „größten deutschen Humoristen" zu sprechen. Einer solchen falschen Wertung ist zu widersprechen, weil es stets bedenklich ist, wenn ein ganzes Volk, eine ganze Zeit laritierende Komit für Humor, Satire für Scherz und das heimliche Pathos des Grotesten für Witz nimmt. Das führt notwendig zur Verwirrung in den ethischen Wert»

» I>
bestimmungen. Und niemals doch ist die Reinheit des Instinktes für ethische Unter»
scheidung notwendiger gewesen, als in unserer Zeit überstürzter Neubildungen. In
rechter Meise ertragen tonnte Busch nur ein fehr starkes männliches Geschlecht. Das
unsere aber ist "schwach und vielen Mißverständnissen des Gefühls preisgegeben.
Darum hüte man sich, diesem Künstler, dem auch der Menschheit Würde in die Hand gegeben
war, der es aber vorgezogen hat, sich über die Schauer der Schicksalsgröße mit Schwänken
hinwegzutäuschen, in erregter Festlaune einen Sitz unter den Großen anzuweisen.
Wenn Wilhelm Busch sich und den Deutschen, denen er schon zum Typus geworden ist,
einen bedeutenden Dienst leisten will, so greife er mit alter tzand nochmals zu Stift
und Feder und gebe als Epilog seines Lebenswerkes eine geniale Karikatur des eigenen
Ruhmes. Damit würde er seinem immer noch in vielen Dingen unmündigen Voll lachend
den Kopf zurechtsetzen und zugleich, indem er sich über sich selbst emporschwingt, einen
höheren Standpunkt gewinnen als jemals vorher.

Kaiser Wilhelms wirtschaftspolitische Sendung.

Von Andrew Carnegie.

/^in großer Wann ist in England aufgestanden, Majestät, er heißt Cromwell," sagte
,^< Richelieu zum Könige. Ich möchte sagen: »Gin großer Wann ist in Deutschland
erstanden, der Kaiser." Es ist unmöglich, seine Taten zu verfolgen ohne das Gefühl: hier
ist eine Persönlichkeit, eine Kraft, die Gutes oder Schlimmes in der Welt wirken kann. Bis
jetzt hat er Deutschland den Stimulus zu industrieller Tätigkeit gegeben, den es so nötig
brauchte, zur See und zu Lande ist sein Ginfluh bestimmend gewesen. Die deutschen Schiffe
sind heute die ersten auf dem Atlantischen Meere an Schnelligkeit. Die inländischen Wasser»
weg« in Deutschland, nach seinen Plänen ausgearbeitet, werden bald eine wichtige Rolle in
der inneren Gntwickelung Deutschlands spielen. Deutschland ist jetzt der zweitgrößte Stahl»
Produzent, und das will viel sagen, da Stahl die Basis für die Herstellung von tausend
Artikeln ist. In der Gisenproduttion wird es auch bald die zweite Stelle einnehmen, und
des Kaisers Kopf und Hand und auch sein herz haben an diesen Triumphen ihren Anteil. Er ist
Kaiser und Lebenskraft des Reiches zugleich. Man wundert sich, daß er sich nicht, nachdem sich
die deutsche Verfassung in ihren Wirkungen so bewährt hat, zu ihrer weiteren Ausgestaltung
entschließen mag.
Alles, was Deutschland gewonnen hat durch seine Konsolidierung zu einem einzigen
Reiche, würde Europa gewinnen und noch viel mehr, wenn alle Länder sich in eins vcr»
schmelzen würden. Eine Vereinigung der deutschen und amerikanischen Verfassung, die die
meisten, wenn auch nicht alle, europäischen Rationen befriedigen würde, erschiene mir nicht
undurchführbar; und eine Vereinigung der bedeutendsten ist nur erforderlich, um den Frieden
zu sichern. Frankreich, Deutschland und Rußland würden genügen. Einmal sind sie schon
vereint in Aktion getreten, warum taten sie es nicht später in noch größerem Maßstäbe?
Unter beiden Verfassungssystcmen, dem deutschen und amerikanischen, werden auch die kleinen
Rationalitäten unverletzt erhalten, ebenso wie Schottland in der Unwn mit England. Daher
die vollkommene Zusammenschweihung. Die Könige von Sachsen und Bayern sind Deutsche.

o I>

Jeder Staat in der amerikanischen Union ist in sich souverän, mit seinem selbsterwählten Gouverneur. Wo irgendwo Unterdrückung versucht wurde, erhob sich das Volt dagegen. Stelle man sich die Folgen vor: wenn man versuchen wollte, die Nationalität Schottlands zu vernichten und das Gefühl auszulöschen, das im innersten Vusen jedes Schotten ruht, und das lein ander Wort zum Ausdruck bringen kann, wie: »Schottland auf immer!'
Dieses wertvolle nationale und patriotische Gefühl muh geachtet und gewahrt bleiben. Die Konsolidierungen der Nationen sind mit ihm auch leicht und von Nutzen. Die kleineren, in das Ganze verschmolzenen Nationen werden wenig verlieren und viel gewinnen dadurch, daß sie Bestandteile eines großen Gebietes weiden. Solche Verschmelzungen werden einmal kommen und sollten als Fortschritt im Weltlauf begrüßt werden, als Vorläufer der kommenden Ver» brüderung der ganzen Welt, die heute nur ein Traum der Dichter, einmal Wirklichkeit sein wird. Das kommende Jahrhundert wird auf das jetzige zerstückelte Europa mit demselben Gefühl zurückblicken, wie wir auf die 114 Duodezstaaten von Deutschland und ihre Zweig» Herrscher des vergangenen Jahrhunderts mit ihren 34 Handels» und Uebergangszöllen am Nhein, ähnlich den Likinzöllen in China.
Wie der Kaiser von Nußland durch die Einberufung der tzaager Friedenskonferenz den ersten Schritt vorwärts getan hat zur Herbeiführung des allgemeinen Weltfriedens, fo tonnte eines Tages der andere mächtige Kaiser, geleitet von dem Gedanken, daß er es sich und Deutschland schuldig ist, eine haupttolle auf der großen europäischen Vühne zu spielen, als sein Befreier auftreten von dem Drucke, der auf diesem Kontinente lastet und ihn schwächt, von der bleichen, lähmenden Furcht vor einem Vernichtungskriege unter den Gliedern des» selben Leibes. Selten kommt einer in die Welt, der Kaiser und Herrscher zugleich ist, und die wenigen, die die Geschichte kennt, haben der Welt ihren Stempel aufgedrückt, von Eösar bis König Alfred und Karl dem Großen.
Man kann sich nicht helfen, man muß glauben, daß einer von den ganz Großen, der zugleich Kaiser ist, doch die wenigen Nlänner, die Europas Geschicke lenken, mitreißen und den ersten Schritt machen könnte. Alles, was für die Gegenwart erwartet werden kann, ist nicht eine Vereinigung der Länder, sondern ein Bündnis unter ihnen, um den internationalen Frieden zu sichern. Was die getrennten Völker von Europa mit Ausnahme von Nußland in einer nicht zu fernen Zukunft zu erwarten haben, wenn sie sich nicht soweit zusammen» schließen, um sich einer friedlichen Sicherhett, eines freien Warenaustausches zu erfreuen, wenn sie nicht aufhören, einander politisch oder kommerziell zu bekämpfen, statt eine Macht zu werden — es wird ihnen ergehen, wie es vielen Liliputanern um den Niesen Gulliver ergangen ist —, die amerikanische Union würde bald die 200 Millionen englisch Sprechenden umfassen und dann fähig sein, die meisten Bedürfnisse der Welt zu befriedigen, Nahrungs» mittel und industrielle Produtte zu den niedrigsten Preisen und doch noch gewinnbringend zu liefern. Die sanguinischsten Prophezeiungen über ihre Gewinne und ihre kommenden industriellen und kommerziellen Triumphe würden nach meinem ruhigen Urteil wahrscheinlich noch Übertrossen werden. Selbst wenn die europäischen Nationen es vorziehen würden, sich auszusöhnen, um nicht die angedeutete untergeordnete Nolle zu spielen, so ist doch der gegenwärtige Bestand unmöglich, solange der gegenwärtige militärische Druck noch lastet, unter dem schon einige zu ermatten beginnen. Die Last muh sich früher oder später als zu schwer erweisen und andere Formen erzwingen.

<» <»

Selma mit dem Vrustpanzer.')

^^bwohl in seiner Gegenwart nie davon gesprochen wurde, fühlte es Felix doch sehr ^^ wohl, daß sein Geheimnis auf Frau Famas Flügeln die Residenz durchrauschte. Di« Offiziere, Graf Pfründten immer ausgenommen, wurden zusehentlich kordialer und beglückwünschten ihn, als er nach Ablauf seines Dienftjahres den Entschluß tund» gab, als Fahnenjunker der Offizierslaufbahn zuzustreben, so herzlich dazu, daß er an ihrem guten Willen, ihn einmal als "Regimentskameraden zu begrüßen, nicht zweifeln tonnte. Die Art, wie man ihn jetzt behandelte, war mehr als gemessene, durch ein ge» wisses Air von Herablassung fatal nuancierte Freundlichkeit; fie hatte etwas Freieres, beinahe schon Kameradschaftliches angenommen.

Felix, hierin recht feinfühlig, hatte es mit guter Witterung bemerkt, wie etwas, das einer atmosphärischen Schicht verglichen werden mochte, die ursprünglich zwischen ihm und dem Offizierskorps lag, fich mehr und mehr verflüchtigt hatte. Frau Famas Flügelrauschen hatte das verweht; er wußte das wohl. Und er fand das ganz in der Ordnung, indem er für sich die Lage eines großen Herrn in Anspruch nahm, der unter einem bürgerlichen Inkognito aufgetreten war, es aber zuließ, daß dieses Inkognito von anderer Seite gelüftet wurde.

G8 bereitete ihm natürlich innige Genugtuung, so ohne direktes eigenes Zutun „erkannt" zu werden. Daß schließlich sein Name echt und keineswegs eine vorgehaltene Maske war, fiel ihm gar nicht ein. Er hatte sich längst in das Gefühl eingewöhnt, eben immer nur inkognito aufzutreten und durchaus ein andrer zu fein, als der er hieß. Selbst die Standeserhöhung, auf die der Prinz hinarbeitete, würde immer doch nur ein etwas dekorativeres Inkognito bedeuten, sagte er sich. Gewissermaßen eine Maske aus Seide statt der aus Leinwand, die das Schicksal ihm bisher zu tragen auserlegt hatte. Aber wirklich demaskieren würde er sich nie können. Welches Wappen man ihm auch verleihen mochte, es würde nie die hochherrlichen heraldischen Insignien aufweisen, die ihm zukamen.

So ging er denn auch nur mit einer gewissen Lässigkeit auf des Prinzen Absichten ein, obwohl er gleichzeitig im Innersten doch recht beglückt davon war. Denn hier, in diesem Kreise, dem er durchaus angehören wollte, wirkte ein Mensch ohne Wappen un» gefähr so, wie ein Mann, der die Frechheit hätte, einen Ball in Badehosen mitzu» machen. Und überhaupt: es ging zweifellos nicht an, ewig alle Menschen von Gesell» schaft in peinliche Beklommenheit zu versetzen durch Nennung eines Pseudonyms, das sich nicht durch das geringste Ornament von der großen Müller» und Schulze »Herde abhob. <ts war geschmacklos und also unmöglich.

*) Bei der lebhaften Spannung, mit der die Leser der ersten beiden Bände des Bierbaumschen Bomans »Prinz Kuckuck" dem dritten «ntgegenharren, dürfen wir sicher sei»«, mit Veröffentlichung dieses Bruchstückes aus dem dritten Bande einem weiten Kreis« entgegenzukommen. Doch wird es auch denen Vergnügen bereiten, dl« dl« ersten beiden Bände noch nicht kennen, denn es ist «in Nein«« satirisches Kabinettstück für sich. 2s spielt im Fahre 1893 in einer kleinen mitteldeutschen "Residenzstadt und bildet im achten Kapitel des dritten Bandes das viert« Stück. — Um unerwünschten Mißdeutungen zu begegnen, legt der Verfasser W«rt auf bi« Mitteilung, daß „Selma mit dem Vrustpanzer" im Februar geschrieben worden ist. Der unserem Abdruck zugrunde liegend« Bevisions» bogen tragt den Druckereistempel vom 1. Mai.

» »
Vierbaum: Selma mit dem Vrustpanzer 361
Auf den Prinzen machten Aeußerungen Felixens in diesem Sinn« einen vor»
trefflichen Eindruck. Zumal die Nachlässigkeit, mit der Felix die Angelegenheit behandelte,
gefiel ihm, denn sie war ihm ein neuer Beweis für angeborene Vornehmheit.
Aber er hatte doch darauf bestanden, daß auch Felix selber etwas dazu tue.
— „Müssen von zwei Seiten aus operieren, höchster Herr zuweilen sonderbar.
Gchapplert gerne plötzlich. Für Militär jetzt gar lein Interesse mehr. Fahnenjunker
gänzlich egal. Millionen schon weniger. Müssen aber, äh, vorsichtig nahegebracht werden.
Kann ich nicht tun. Nee. Scheue Konkurrenz mit gewissen Managern. Kann bloß
leise andeuten, was nicht, äh, direkt finanzieller Natur. Wird auch wirken, höchsten
Ortes viel Sinn für natürliche Söhne vorhanden. Ueberdies Nomantiler. Aber nicht
bloß. Na ja. — Sicherstes Mittel immer einschmeichelnde Stimm« von Vorleserin.
Wissen doch: Wappenspruch geadelter Singedame: vi» in voce."
Felix lächelte verständnisvoll, aber nicht ganz reinlich.
Der Prinz fuhr fort: „Scherz beiseite. Meine ernst. Müssen sich an letzt ge«
wesene 'ranmachen. Augenblicklich regierende natürlich streng zu meiden. Alte Herren
Spähen Jugendlicher immer abgeneigt. Finde begreiflich. Aber letztgewesene immer Stein
im Brette. Finde rührender Zug. — Augenblicklich letztgewesen« übrigens recht reizvoll!"
— «Selma mit dem Brustpanzer?"
Felix zeigte sich etwas erschrocken:
„Die Dame ist mir zu dick, Prinz. Auch liebe ich diese idealistischen Kuhaugen nicht."
— „Gibt sich mit der Zeit. Können ja wegsehen. Mensch nicht bloß zum Per»
gnügen auf der Welt. Begreife Abneigung gegen Fülle übrigens nicht, hemigloben
unten und oben, der Mensch soll Gottes Gaben loben."
Auch dieses Kasinozitat brachte Felixens Abneigung nicht ins Wanken. Er kannte
Selma mit dem Brustpanzer vom Ansehen recht gut, denn er bewohnte eine Villa in der
berühmten Straße am Schloßberg, die man die avenue llez lectric« nannte, weil ein
viertel Dutzend der gewissen gewesenen Vorleserinnen dort ihre cbaletz hatten, und die
üppige Selma pflegte immer am Fenster zu erscheinen, wenn er vorüberlitt.
— Gott behüte und Gott bewahre! dachte er bei sich, ich will leine Fettfleck: kriegen.
Aber Prinz Assi (wie Sein« Durchlaucht im Kasino nach seinem Namenspalron
hieß) unterstützte seinen auf so massiger Basis errichteten Plan mit so vielen Argu»
menten, daß Felix sich schließlich sagen mußte, es sei ein soliderer kaum zu finden.
Erstens bewies Serenissimus dieser Gewesenen eine besonders deutliche Anhänglich»
leit über das Grab seiner Liebe hinaus, und dann war es bekannt, daß die ehrgei5ige
Selma sich nicht auf die sonst übliche Art abfinden lassen wollt«. Das oblig,te Chalet
besaß sie bereits, an Geld fehlte es ihr auch nicht, und an dem höchsten hildbeweis:
Verheiratung mit einem Manne von ebenso gutem Adel, wie unerschrockener, zu jeder
Lehenspflicht bereiten Loyalität, schien ihr sonderbarerweise nichts zu liegen. Sie hatte
es sich in den Kopf gesetzt, Direktorin einer Pflanzschule für junge dramatische Talente
zu werden, die natürlich vom Hofe zu gründen war. — Gute Seelen fanden das sehr
ideal, böse Menschen erklärten es sich da«it, daß Selma, nachdem sie die Liebe des
Alters genossen, den begreiflichen Wunsch hegte, diesen Genuß nun auch in mehr jugend»
licher Form lenn:n zu lernen. Doch dachte sie, meinten dieselben boshaften Leute, dabei

» <»
nicht bloß an sich, sondern auch an den gnädigsten Herrn. Ihr die Eleven, ihm die Elevinnen.
Es war gewiß häßlich, so von einer Künstlerin Zu denken, die immer nur (und wie ideal) die idealsten Frauengestalten der Dichtung verkörpert und sich einmal empha» tisch geweigert hatte, ein .sinnliches Ungeheuer' darzustellen. Aber die Medilance blüht in kleinen Residenzstädten auf jedem Fensterbrette, und die ideale Selma stand wirk» lich etwas zu häufig hinter den Gardinen, wenn junge Männer ihr Haus passierten.
Sie würde, das war dem Prinzen unbedingt klar, einer Annäherung Felixens gewiß leine Schwierigleiten entgegensetzen, ihn vielmehr mit kräftigen Tragödinnenarmen so innig ans liebevolle herz pressen, daß nur dessen üppige Polsterung ein Unglück verhüten konnte. Wenn dann Felix gleichfalls Kraft, Feuer und einige Ausdauer bewährte, gleich» zeitig aber aus unwiderstehlicher Leidenschaft zu? dramatischen Kunst eine recht aus» giebige Stiftung für die zu gründende Pflanzschule machte, dann war an hohem Lohn für hohe Leistung nicht zu zweifeln. Für einen glänzenden jungen Mann, der so in jeder Hinsicht ihren Wünschen genug tat, würde Selma zweifellos mit dem ganzen Feuer ihrer Künstlerseele und mit dem ganzen Timbre ihrer bestrickenden Stimme beim höchsten Herrn wirken, und dieser würde, gleichzeitig vom Prinzen auf das romantische Mexiko hingewiesen, ebenso zweifellos den vereinten Bemühungen einer großen Dame der Kunst und eines großen Herrn der Geburt ein geneigtes Ohr schenken. Dies um so mehr, als er dadurch auf die angenehmste Manier zur Gründung eines Kunstinstituts kam, das dem geliebten Theater zu dienen bestimmt war.
So war es geschehen, daß Felix in der Tat Selma mit dem Brustpanzer zu seiner „Geliebten" erkoren hatte.
Es wäre ihm aber recht unangenehm gewesen, hätte er erfahren, daß gerade Graf Pfründten davon Wind bekommen hatte. Es mußte das geradezu durch Spionage ge» schehen sein, denn Felix frequentierte die Dame seiner Interessen nur im Dunkel der Aacht und bemühte sich peinlich, leine Kunde dieser liaizon aufkommen zu lassen, die ihm weder sehr wohlgefällig war, noch besonders dekorativ erschien.
Trotzdem mußte er monatelang Aacht für Nacht in dieser ihm unausstehlichen Villa bei dieser ihm ganz und gar ungemähen Dame zubringen.
hier »ar es, wo er erst fühlte, was er einmal besessen hatte: Liane.
Sehnsucht kannte er nicht; weder vorwärts noch rückwärts gewandte; und auch die Gabe, in Erinnerungen zu schwelgen, war ihm nicht eigen. Aber hier drängten sich Vergleiche mit solcher Stärke auf, daß er mehr als einmal das kleine Pariser Haus und seine heirin wie leibhaft vor sich zu sehen vermeinte, wenn er vor gegenwärtigen Aeizen die Augen verschloß.
Seimas Boudoir war grauenhaft- eine Folterkammer des Geschmacks. Die hoch» gestimmt Seele der Künstlerin, im Grund« massiv wie ihre Körperlichkeit, hatte es ver» schmäht, diesen Raum mit imitiertem Aokiko auszustatten, wie es ihre Kolleginnen zu tun pflegten. Ihrem dramatischen Elan konnte nur das entsprechen, was sie im Sinne ihrer Zeit für Aenaissance hielt, hochrenaissane versteht sich. Balliges Getäfel, nach den Ausmessungen eines Niesensaales, drückte «ichenklotzig ein mittelgroßes Zimmer,

das keine Türen, sondern Portale aus Nußbaumholz hatte, dem alle möglichen Schänd»
llchkeiten angetan worden waren. Löwentöpfe sperrten daran die Nachen auf, so daß
man sehen tonnte, wie die großen Bronzeringe (aber es war eigentlich leine Bronze)
an den Zähnen hingen. Unverschämt dicke Fruchttränze bepflasterten das übrige,
und in einigen schaukelten sich noch dazu gräßlich eingezwängte Putten mit
Wasserköpfen. Rechts und lints aber traten mühsam und daher mit in»
grimmigen Blicken Landsknechte aus dem tzolze hervor, die ungemein schön geringelte
Barte, aber an diesem Orte eigentlich leine Daseinsberechtigung hatten. Die großen,
bogigen Fenster waren mit zahllosen flaschengrünen Butzenscheiben von deutlicher Fabrits»
Herkunft bedeckt, mußten aber auch noch daran befestigte Glasmalereien ertragen, die
rührende Szenen aus dem Trompeter von Säckingen in Farben wiedergaben, denen nur
ein abgehärteter Magen widerstehen tonnte. Die Papiertapete heuchelte braungenarbtes
Leder mit Guldornamenten, die ein Stilleben von Helmen, Schilden, Spießen, Säbeln,
Trompeten, Pauken und Kronen zu bedeuten hatten. Zum Glück war dieser Papier»
lederne Kriegslärm zum großen Teile von Lorbeertränzen mit gewaltigen goldbedruckten
Bändern bedeckt, die meistens die Farbe des Herrscherhauses trugen, dem die begnadete
Künstlerin ihre höchsten Triumphe verdankte. Möbel standen in diesem dräuenden Naume
leine, sondern gewaltige Gebäude, die sich nur herabließen, als Schränke, Tische, Stühle,
Sofas zu figurieren. Was Holz an ihnen war, war bis an die Grenze der Möglichkeit
geschnitzt, und zwar dermaßen, daß man hätte glauben können, diese wild vorgereckten
Kanten, Knäufe, Zacken, Zinken, Wülste seien nicht zum Schmucke, sondern zum Schuhe
dieser Holzbefestigungen bestimmt. Wo fich Stoff an dieses Holz ansetzte, ornamental
ausgeschorener Plüsch von unappetitlich braungelblicher Farbe, war dieser Umstand un-»
mäßig betont durch gewaltige Knöpfe aus bronziertem Metall. Auch gab es .hier
wiederum aufgesperrte Löwenrachen mit Ringen. Der persische Teppich aus Würzen
mußte höchst kostbar sein, denn er war von vielen Bärenfellen bewacht, deren auf»
gerissene innen rot bemalte und zähnefletschende Köpfe im Kampfe mit dem Schuh-
werk der Besucher dieses Kabinetts der Schrecken ihre Nasen eingebüßt hatten. In»
mitten eines Grters, der von einer Palastterrassenbalusirade aus knolligen Säulen wie
ein Altar abgeschlossen war, stand zwischen blechernen, aber sehr sauber auf Natur
lackierten Palmen auf einem trotzig gekanteten Untersatze aus naturfarbenem Eichen-
holze mit eingelassener Bronzeinschrift die Büste Selmas als Jungfrau von Orleans.
Nach ihr, die so glatt und glänzend war, daß man auf die Vermutung kommen mußte,
fie sei vom Seifensieder aus weißer Glyzerinseife gegossen worden, fühlte die gefeierte
Tragödin den Namen Selma mit dem Vrustpanzer. „Kein Busen war's, ein Bollwerk
war's zu nennen."
hier, vor diesem Grleraltar stehend, angetan mit einem Schlafrock aus himmelblauem
Flanelle, der nach ihrer Meinung vom Schnitte eines griechischen Priesterinnengewandes,
in Wahrheit aber doch eben nur ein ganz gewöhnlicher Schlafrock war, pflegte die
üppige Heroine, 5 la Germania auf dem Niederwalde frisiert, mit glühenden Väckchen
und gewaltig einherwogendem Busen Verse der Klassiker zu deklamieren, indessen Felix
auf einem schauderhaft unbequemen Stuhle fitzen mußte, dessen gebuckelte und gekerbte
Knöpfe sich ebenso schmerzhaft in seinen Nucken eingruben, wie die hohl scheppernden

o o
Wortrouladen der begeistert Wimmernden in seine Ohren. Ursprünglich hatte ihm die skrupellose Selma zugemutet, auf diesem Stuhl der Qualen einen im Hause der Vor» leserin allergnädigst zurückgelassenen Schlafrock des höchsten Herrn zu tragen, aber Felix, obwohl er sonst Order zu parieren hier nicht weniger als in der Kaserne sich zur Pflicht gemacht hatte, war in diesem Punkte denn doch nicht gefügig gewesen. Er hatte sich darauf hinausgeredet, daß der Schlafrock Serenissimi für ihn nie und nimmermehr ein Gebrauchsgegenstand, sondern immer nur ein Objekt 6er Verehrung sein dürfe. Aber auch die Zumutung, dann seinen eigenen Schlafrock hier zu deponieren und zu tragen, hatte er zurückgewiesen. Es gab denn doch immerhin Grenzen. Schauderhaft genug, daß er genötigt war, sich selbst zu prostituieren, um einen im Offizierskorps möglichen Namen zu erhalten. Sein« Heiligtümer aber sollten von dieser brünstigen idealistischen Kuh nicht berührt werben. Er hatte einfach gesagt, er besitze kein derartiges Kleidungs« stück, das würdig wäre, den prachtvollen Renaissancemöbeln Selmas benachbart zu sein. Dafür mußte er nun als Orestes hier sitzen, die bloßen Füße in Theatersandalen und auf dem nackten Leibe eine grüne Theatertunita mit rotem Mäander an der Saumlinie. Er kam sich wie ein Statist vor, der der Heroine ihr Rollen abhören darf.
O, diese Rollen, diese rollenden, hallenden Rollen! Felix bekam einen unauslösch» llchen haß gegen den fünffüßigen Jambus, und der Geschmack an klassischen Dramen, ohnehin nicht sonderlich stark bei ihm entwickelt, wurde ihm hier für alle Zeit verleidet. Selmas übermäßig gefühlsfchwangeres Organ, das auf den höchsten Herrn angenehm er» hitzend gewirkt hatte, wirkte auf ihn ganz anders. Man konnte nicht sagen: erkältend, denn es war ihm in der Gegenwart seiner huldin nie heiß zumute. Man hätte eher sagen können: abstumpfend. Selma hatte für ihn nicht Kanthariden, sondern Brom in der Stimme. Doch geschah es auch, daß er in der wabernden Umplätscherung dieser von heftigen Atemstößen gehobenen Rhythmenwogen innerlich eine Wut aufsteigen fühlte, die er nur durch rastloses stummes Wiederholen eines gegensätzlichen, gewissermaßen als Gegengift Wirlenden Rhythmus bemeistern konnte. Am besten bewährte sich das Anapäst» gchüpf: Wenn der Mops mit der Wurst übern Spucknapf springt.
Dabei aber doch ein entzücktes Mienenspiel zu unterhalten, war indessen schwer, und es war um so schwerer, well er wohl wußte, daß Selmas idealistische Atemgymnastik nur das Vorspiel zu einer sich immer gleich bleibenden, reizlosen realistischen Llebesszene war, der jede Gliederung, jeder Geist, jedes Raffinement, jede Glut, jede Ueberraschung fehlte. Mähiges Naturprodukt, durch keine Kunst geadelt und verfeinert.
0, lieber, viel lieber noch Friedrich Schiller in Seimaschen Rouladen!
Oft, wenn die vor Begeisterung Keuchende schon Anstalten machte, zu dem Tra» gödienschritte anzusetzen, der ihm die Zerreibungszone ihrer Umarmung näherte, sprang er hingerissen auf und zurück und rief:
„0, bitte, einmal noch von der herrlichen Stelle an:
In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
Richt Wännerliebe darf dein herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eiller Erdenlust."

Aber, wie bedeutsam er auch die zwei letzten Verse betonen mochte, es lam doch immer zu der unvermeidlichen Katastrophe, die mehr dem Wesen der Voltaireschen Pucelle, als der Schillerschen Jungfrau entsprach, und unter deren Entladungen sich Felix mehr als einmal fragte: Wann ist dies« furchtbare Person eigentlich echt: wenn sie Schiller, oder wenn sie mich notzüchtigt?
hätte er sich eingehender mit Selmas Charakter beschäftigt, so würde er darauf gekommen sein, daß sie es das eine wie das andere Mal war, im tieferen Sinne aber nie. Doch Felix dachte nicht daran, sich mit Selmas Charakter zu beschäftigen, er hatte gerade genug mit ihrer Leiblichleit zu tun.
Wenn die Griechenpriesterin in ihrem himmelblauen Flanell ihren Orestes unter schallenden Küssen zwischen den grimmigen Landsknechten hindurchbugsiert und zu ihrem geräumigen Lager geschleppt hatte, das in einem himbeerlimonadefarbenen Lichte schwamm, weil eine von zwei an Drähten schwebenden Tauben gehaltene Nosaglasmuschel es so wollte, dann lernte Felix die große, aber bittere Wahrheit des prinzlichen Wortes kennen, daß der Mensch nicht bloß zu°n Vergnügen auf der Welt ist. Der Begriff der Arbeit ging ihm auf, und, wenn es auch Arbeit auf einem Gebiete war, wofür er hinreichend Talent und auf dem er reiche Erfahrung besaß, so gehörte doch viel Selbstüberwindung, gewaltige Energie und der beharrliche Gedanke an den Lohn der Mühe dazu, sie zu leisten.
Als ihn der Prinz eines Tages beinahe aufgeregt mit der Meldung beglückte: „höchster Herr in Anerkennung besonderer Verdienste um dramatische Kunst Graf gemacht l" da atmete er tief auf und sagte: „Gott sei Lob und Dank! Das Hab' ich mir redlich und sauer verdient. Es war die höchst« Zeit."
Der Liebhaber.
Komödie in vier Alten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)
Vierter Alt. lSchluh.)
Volon ll> Paramor«« Wohnung !n s»»ll« «low. Da« dunN« ehrwürdig« Wobilio« st«h» sozusagen l» «linllang« mit Pcira»
mor«Z Vthroll und Mansch«»«», Wenn man da« Zimmer »on den Faffad«senft«rn au« d«»»«cht«t, so steht man dt« Tue in
der geg«nüb«rll«g«nden W»n», ln b«e Näh« d«r llnlen <l<l«, «llne zweit«, leichte, geräuschlose AbteNtü», mit glünem Flanell
überzogen, befindet sich im Hintergründe d«r rechtsseitigen Wand; st« führt zu Paromore« Sprechzimmer Der llamln ist
zur Linien, «ln seiner nächsiaelegenen «ante ist eine elhalselongu«, !» rechten Winkel der Wand zugelehrt, «lechts wird
bie Wand »on einem Nücherschranl »ingenommen, der stch »elter vorn« al« dl« grün« lür befindet, V«r Tür gegenüber
steht «ln Vchranl für anatomisch« Präparate! ein« eingerahmt« Photograph!« der .Anatomieschule» »on ?lemdrandt hängt
darüber an der Wand, Vorn«, «in wenig zur Nichten, steht «in Teetilch
Paramor« sltzt In «in«» rundl«hnlg«n Sessel und schänlt 3«« «ln, Iulla sitz» ihm g«g«nüde», »It dem glücken zu» Feuer
<lr ist aufgeräumt, sie s«hr niedergeschlagen
Paramor« lind«» «lh» «« «»ff« »elcht. «e «l «de» ««füll« ha«>: Hl«! Tee lochen gehört zu den w«nig«n Dingen, von denen ich selber glaube, batz ich sie gründlich verstehe. Kuchen gefällig?
Julia: Nein, ich danke. Ich lieb« Sühigleiten nicht. l«l« i«„ dl« 3»n« unberührt «>«»«»>
Paramor«: Ist der Te« nicht gut?
Julia: Doch, «r ist fehr gut.
Paramor«: Ich furcht«, bah ich «in schlechter Gesellschafter bin. Ich bin zu sehr Verufsmensch. Ich glänz« nur bei Konsultationen. Ich wünscht« fast, Sie hätten ein« schwer« Krankheit, so doh Si« auf meine Kenntnisse und melne Teilnahme angewiesen wären. Jetzt kann ich Sie nur bewun» dcrn und empfinden, wie angenehm es ist, Sie hier zu haben.
Julia <bl«er>: And mir zu schmeicheln und mir Artigkeiten zu sagen! Ich wund«« mich, oah Si« mir nicht sofort «in« Tass« Ntilch statt T«« ang«bot«n hab«n.
Paramor« <«rst»»n»>: Warum?
Julia: Weil Sie in mir ein Angora-Kätzchen zu sehen scheinen.

c» «,
Paramore <w h«m«« Zurückweisung): Fräulein Cra —
Julia «h» l»r, unterbrechend): I>h, Sie brauchen nicht zu protestieren. Ich bin daran gewöhnt, diese Art Zuneigung scheine ich immer einzuflößen. (Ironisch) Sie können sich nicht vorstellen, wie schmeichelhaft da« ist!
Paramore: Wein liebes Fräulein Craven, wie lönnen Sie nur so zynisch sprechen! Siel die «ruf den ersten Vllck von den Menschen geliebt wird, sobald Sie nur auf der Strah« »n den Leuten vorübergehen. Im Klub kann ich von den Gesichtern der Männer immer ablesen, ob Sie kürzlich im Zimmer waren oder nicht.
Julia (leidenschaftlich ,»l»mme»ioh«nl»! oh, ich hasse diesen Ausdruck in ihren Gesichtern. Wissen Sie, dah ich seit meiner Geburt nie ein menschliches Wesen gekannt habe, das sich um mich ernstlich gekümmert hätte?
Paramore: Das ist nicht wahr, Fräulein Craven. Selbst wenn es wahr wäre, was Ihren Vater und Charterls betrifft, der Sie wahnsinnig liebt, trotzdem Sie ihn nicht ausstehen mögen, was mich betrifft, ist es gewih nicht wahr.
Julia (bestürzt): Wer hat Ihnen das von Charteris erzählt?
Paramore: Nun, er selbst.
Julia lmlt Uef durchdrungener u«b«zeu«»ng): Ihm ist nur an einem Geschöpf auf Erben gelegen, und das ist er selbst. In seinem ganzen Wesen gibt es keinen selbstlosen Fleck. Cr würbe nicht eine Stunde seines Lebens damit verbringen, sich - sein Schluchzen «stickt »h»e s«»««! st« «hebt sich leiden.
Ichaftlich. indem sie »»»ruft) Ihr seid all« gleich, einer wie der andere. Selbst meinem Pater bin ich nur «in Spielzeug. «Kl« geht fort nach de» «lamtn nnd dleibt bort. <h« den «ücken zuwendend, stehen)
Paramore <f»l«tlh» de«««««): Das Hab« ich nicht um Sl« verdient, wahrhaftig nicht.
Zuli<l <lh» «bwelsend)! Warum sprechen Sie dann mit Charteris hinter meinem Rücken über «ich?
Paramore: Wir haben nichts Ungünstiges über Sie gesprochen. Niemand soll das jemals in meiner Gegenwart wagen. Wir sprachen von dem, was unfern yerzen am nächsten lag.
Julia: Sein herzl 0H Gott, sein tzerzl («,«><»« fich «,, dl« «halsel»»,»« »n» »»dl»,» lh» «esicht.,
Paramore (traurig): Ich fürchte, daß Sie ihn lieben, Fräulein Craven.
Julia <»h«b» l»»»lt den »opf>- Wenn «r das fagt, lügt er. Wenn Sie jemals hören, dah mir an ihm etwas gelegen fei, widersprechen Sie, es ist nicht wahr.
Paramore (,«ht «sch «>» st« zu): Fräulein Craven, ist der Weg für mich also frei?
Julia (die d»« Interesse a» »«sprach »etiler» und verdrossen in« Feuer blickt): Was meinen Sie?
Paramore (haftl«,: Sie müssen empfinden, was ich meine. Widersprechen Sie dem Gerücht über Ihr« Gefühle für Charteris nicht mit Worten — dazu ist es zu weit gekommen — sondern dadurch, daß Sie meine Frau werden, (ernst) Glauben Sie mir, nicht nur Ihre Schönheit zieht mich an. (Juli» blickt «ng««««t rasch ,» lh» <m»,) Ich kenn« andere schöne Frauen. Ihr tzerz ist es, Ihr« Aufrichtigkeit, Ihre gehaltvoll« Echtheit — (Juli» erheb« stch und starrt lhn «temlo«, mit «in«» neue» Hoffnung an >
Di« großen Gaben Ihres Charakters, die nur halb entwickelt sind, weil sl« von Ihr«! Umgebung niemals verstanden wurden — die liebe ich.
Julia (steht lhn scharf durchdringend »n und beginnt dennoch ««de» «Villen, höhnisch und sleptisch zu sein): Haben
Sie das alles wahrhaftig in mir gesehen?
Paramore: Ich habe es gefühlt. Ich stehe allein im Leben und brauch« Sie, Julia. Dadurch habe ich erraten, daß auch Sl« all«in im Leben stehen.
Julia («il theatralische» V»th«»>: Darin haben Sie recht, weih Gott! Ich steh« allein im Leben.
Paramore (»«her» sich ihr schüchtern): Mit Ihnen stünde ich nicht allein. Und Sie? — mit mir?
Julia: Siel (Sie entzieht sich ihn, schnell und nl»»t zum «eensch Zuflucht.) Aein, nein. Ich kann mich nicht dazu haben — (Sie brich« »erlegen »b und blick» unruhig umher.) Oh, ich weih nicht, was ich tun soll.
Sie werden zuviel von mir erwarten. (Sie setz« sich.)
Paramore: Ich habe mehr Vertrauen zu Ihnen als Sie. Ihre Aatur ist reicher, als Sie denken.
Juli» (zwelfelud): Glauben Sie wirklich, dah ich nicht das seicht«, eifersüchtig«, teuflisch«, temperamentvolle Geschöpf bin, das all« in mir zu fehen behaupten?
Paramore: Ich bin bereit, mein Glück in Ihre Hände zu legen. Beweist das zur Genüg«, wie ich über Sie denk«?
Julia: Ja, ich glaub«, daß Sie mich wirklich leiden mögen. «,» n«h«r! sich ihr lebhaft, «in heftig« Umschwung überlommt Füll»: sie «heb« stch m!« «hoben« ljand, wie um lhn zurückzustoßen, und ruft

»u«) Nein, nein,
nein. Ich kann nicht. Cs ist unmöglich, («u« ,«h« nach der «ll»)
Paramore <d« lh» »»fmerlf»« »«chsteh«): Wegen Charteris?
Julia (blellX steHen und »ende« fich um): Ah, das glauben Sie? hören Sie mich an. Wenn ich Ja sag«, wollen Sie mir versprechen, mich nicht zu berühren — mir Zeit zu lassen, mich an den bedanken unserer neuen Beziehung zu gewöhn««?

o o
Vernarb Shaw: Der Liebhaber 36?
Paramore: Ich verspreche es auf Treu und Chre. Ich möchte Sie um alles in der Welt nicht drängen.
Julia: Dann — dann — ja. Ich verspreche — ««rist l» «egriss. sein «»«zück«, »uszubiücke»! st« «m «» nicht Haien > Nun, lein Wort mehr davon. Wir wollen es vergessen. «Li« Nim«! ihren Platz »m Tilch «lehn ein.) Geben Sie mir noch etwas Tee. «l» eilt «n leinen früheren Platz. Vl» er an «hl vorbeigeht, leg!
fi« ihr« lwl« tzand <U!» leine» Ar» nnb sagt) Seien Sie gut zu mir, Percy, ich Hab' es so nötig.
Paramore «hingerissen)! Sie haben mich Percy genannt! Hurra! «lh»»«erl» »n» <lr»»«n treten «in. Paramore eilt ihnen strahlend entgegen.) Ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen, oberst Craven. Und auch Sie, Charteris. Nehmen Sie Platz. «Der oberst setzt sich »us tie »»nie »er «lhaiselongu«) Wo sind die ändert»?
Charteris: Sylvia hat Cuthbertson nach den Burlington Arcaden geschleppt, um sich von ihm einig« Vonbons laufen zu lassen. Er sieht es gerne, wenn sie Bonbons ißt, er hält das für weiblich. Ueberdies mag er sie selbst. Sie werden gleich da sein, «l» schlendert nach de« S<hr»nl hinüber »n» »ut.
«K ob er die Vembrandt.Photogiaphi« ftndierte, um nur so lveit »l« möglich außerhalb Julia» Vereich zu sein)
Craven: Ja, und Charteris hat versucht, mich zu überzeugen, dah man zwischen Cor! Street und Savil« Bow den Weg abschneidet, wenn man durch die Conduit Street geht, haben Sie jemals so «inen Unsinn gehört? Dann sagte er mir, daß mein "Rock abgetragen sei, und wollte, daß ich zu Pool ging« und mir «in«n neuen bestellte. Paramore, ist mein Bock abgetragen?
Paramore: Bein, soviel ich sehen lann.
Craven: Das will ich meinen. Dann wollt« er mich in eine Debatte über den ägyptischen Krieg verwickeln. Wir wären schon vor einer Viertelstunde hier gewesen, wenn seine Torheit es nicht verhindert hätte.
Charteris (»xch immer «embrandt betrachtend)! Ich Hab« alles aufgeboten, zu verhindern, daher Sie stört, Paramore.
Paramore <d»nlbar): Sie sind im richtigen Augenblick gekommen. Oberst Craven, ich habe Ihnen «in« ganz besondere Mitteilung zu machen.
Craven «sieh« beunruhigt »uf): Ein« vertraulich«, Paramore, nein, wahrhaftig, sie muh mir veo traulich gemacht werden.
Paramore »überrascht): Selbstverständlich. Ich war im Vegriff, Ihnen mein ordinationszimmer anzubieten, es ist jetzt niemand da. Fräulein Craven, wollen Sie mich entschuldigen, Charteris wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis ich zurückkomme. «lr geht nach der grünilberzogenen Tür voran.)
Charteris «erschrocken): Oh! bitte, taten Sie nicht besser, zu warten, bis die anderen lommen?
Paramore «frohlockend): Es ist l«in Grund zu längerem Zögern vorhanden, liebster Freund. «tir drückt «lharlerl« die Hand.) Ist's gefällig, Herr Oberst?
Craven: Ich steh« zu Diensten, Paramore, zu Ihren Diensten. «lr»»«» und Paramore gehen «„ da« Sprechzimmer. Juli» »endet den llopf und starrt «lharteris höhnisch an. Sein« Nerven lassen ihn im Stich: er ist »ugcn»
blicklich »olls.'änbig außer Fassung. Sie erhebt sich plötzlich <lr fahrt zusammen und tommt hastig nach vorne, zwischen
3!Ich uud Vüchcischranl. (sie treuzt nach bei Seite hinter de» Tisch, und er lreuzt vorn« nach der »n«gegeng«l«tzten S^ite,
indem er ihr mit einer plötzlichen Seitenbewegung ausweicht.)
Charteris «nervös): Nicht, Julia. Bütz« deinen Vorteil nicht aus. Ich bin hier in deiner Gewalt. Sei einmal gut und mach' mir leine Szene.
Julia «verachtungsvoll): Glaubst du, dah ich dich berühren werde?
Charteris: Nein. Natürlich nicht, «sie l»»»t »us ihrer Tischselte nach vormlrt« lir zieht sich »uf der seinigen zurück, Sie sieht ihn mit der äußersten Verachtung an, legt »uer nach de» tlhaiselongue hinüber und setzt sich mit
der Illien« einer llaiserin nieder. Mit einem großen Seufzer bei «Erleichterung fällt er in Paramores Etu!)l>
Julia: Komm her. Ich habe dir etwas zu sagen.
Charteris: Ja? <«r rollt den Stuhl «in paar 3°ll gegen sie z»>
Julia: Komm zu mir her. Ich werd« nicht durch das ganze Zimmer zu dir Hinübelschreien. Fürchtest du dich vor mir?
Charteris: Schrecklich. (<tr fchlebl den «»»hl langsam, »lt großer Vesorgni» nach de» «lnd« de»

«lhaiselongu«»
Julia «mit studierter Frechheit): hat diese Person dir gesagt, bah sie dich meinetwegen aufgeg'.'lx-n hat, ohne den leifesten Verfuch, ihren Besitz zu verteidigen?
Charteris luderzen»«»» flüsternd): 3«ig. dah du desselben Opfers fähig bist. Gib mich auch auf.
Juli»: Opfer? Du glaubst also, dah ich danach vergehe, dich zu heiraten?
Charteris: Ich fürchte, deine Absichten waren ehrbar, Julia.
Julia: Du Philister du!
Charteris «mit eine» Seus,«r>! Ich gebe zu, bah ich etwas weniger oder etwas mehr »ls «in Gentleman bin, Julia. Du hast mir einst dl« Wohltat des Zweifels erwlefen.
Julla: Wahrhaftig! Das Hab'ich nie getan. Wenn du dich nicht wie «in Gentleman benehmen lannst, tätest du besser, in die Gesellschaft der Frau zurückzukehren, die dich aufgegeben hat — wenn

<> o
t> o
«in so kaltherziges, feige« Geschöpf .Frau" genannt werden darf. <«!« «r»«»» ft« »»»«lUlnlch. « »»» leinen «tuhl zueüclfliegen.) Ich lenn« dich jetzt, Leonarb «lharteris, durch und durch, in deiner ganzen Falschheit, deiner Neinlichen Grausamkeit und deiner Eitelkeit. Der Platz, den du eingenommen hast, ist von einem Mann« erkämpft worden, der feiner würdiger ist als du.
Eharteris <»»ffp»w««»» und dich» ,«» ft« v»n»»«t«»d, lnuh«»» „» ««««<»v«)l Was willst du damit sagen?
heraus damit, hast du feinen Antrag —
Julia: Ich bin mit vr, Paramor« verlobt.
Eharteris («nlH»e»i! Nein« einzig« Julia! <«, ^riucht fi« z» »»«»«».)
Julia tzur2<t»«lch«»d, »«h«nb «» »h«>z«nd« «»«reift und ft« lefthiU)- Was unterstehft du dich! Vlst b« verrückt? Soll ich Dr. Paramor« rufen?
Eharteris: Auf«, wen du willst, Liebchen, ruf« ganz London. Nun w«lb« ich «s nicht med» nötig haben, brutal zu sein — mich zu verteidigen — in Angst vor dir zu vergeh««. Wi« Hab« ich mich nach di«se« Tag« gesehnt! Fetzt weiht du, dah ich von dir nicht verlange, daß du mich heiraten ober lieben sollst, ich gönn« das alles Paramor«. Ich wünsch« dich nur zu s«h«n und «ich uneigennützig des Glücks «einer <«v» vi« ß«»v »fienv» teuren IM», («« »nve« ß»n» lüftend) meintr schönen Juli» freuen zu dürfen. <«« »»»«,,» lh» lh« ß«»d« »»» »»h«v» fi«. <u» »,lu« ft« ihn lchl»«,«". »»« ft« ««
«m Abend zuvor <« h»»l« «uthl>«»tl«»» »»».) <is ist zwecklos, mir fetzt noch zu drohen, ich furcht« dies«
Hände nicht mehr — die schönsten Hand« der Welt.
Julia: Wo nimmst du nur den Mut her, dich auf di«s« W«is« zu drehen, nachdem du »ich beleidigt und gefoltert hast?
Eharteris: Wach' dir nichts daraus, Liebst«, du hast mich niemals verstanden, und du wirft mich nie verstehen. Unser Freund, der Vivlseltor, hat endlich «in «rfolgr«ich«s Experiment gemacht.
Julia («n»fi)- Du bist der Vivifeltor — «in weit graufamerer, leichtfertiger«» Viviseltor als er.
Eharteris: Ja, aber ich lern« sehr vi«l m«hr aus ««inen Experimenten als er! Und die Vpfer lernen fo viel wie ich. Darin besteht mein« morallsch« Ueberlegenheit.
Julia ll«»« ft« mu »«hmürl««» h»»»r »leb» »»»» «« «z«ll«w»«»«> - Nun, du sollst nicht länger »n mir herumexperlmentieren. Geh zu Glace, wenn du «in Opfer willst. Sie wird «in zäh«r«s sein.
Eharteris <»,»»»»f»»,ll. lnv«» n ftch n«v«n fi« setzt)- Und du hast mich dazu getrieben, um ihre Hand anzuhalten; dir wollt« ich dadurch «ntfli«h«nl Nimm »n, st« hält« ja gefagt, wo wäre ich jetzt?
Julia: Wo ich jetzt bin, wahrfcheinlich^ die ich Paramor« mein Jawort gegeben habe.
Eharteris: Ab«r ich hatt« Gr»c« unglücklich gemacht. (Null» Ulcheil hlhnllch.) Allerdings wenn ich darüber nachdenke, glaub« Ich, bah du Paramor« auch unglücklich machen wirst. Aber wenn b» ihn abgewiesen hättest, wäre er dennoch verzweifelt. Armer Teufel!
Julia (d«»«n 3»l» s»l «inen ««»nu »»«de» «rm«»»«)! Er ist «ehr wert als du.
Eharterls (benMi«)- Dafür bürg« ich dir, m«in Schatz.
Julia <h«ft«g>- N«nn« mich nicht fo. Was ««inst du damit, w«nn du fagft, dah ich ihn unglücklich machen w«rd«? Bin ich nicht gut genug für ihn?
Eharteris ll»«1«i»»)! Nun, das hängt davon ab, was du unter genug verstehst.
Julia (nnst>: Du hättest mich gut machen können, wenn du gewollt hättest. Du hattest «in« groß« Macht über mich. Ich war wie ein Kind in deinen Händen; und du hast es gewuht.
Eharteris <»u l»«!l<h« »»««bnn»)- Ja, mein Schatz. Das heiht, wenn du «iferfüchtig wurdest und in rufend« Wut gerietest, konnte ich mich immer darauf verlassen, dah es glücklich enden würde, wenn ich nur lang« genug wartet« und dich während der ganzen 3«it gehörig verzärtelte. Wen» du deinen Nappel hattest und den Gegenstand deiner Eifersucht mit jedem Namen, den dir bei» Zorn verleihen konnte, belegt und mich nach Gefallen stundenlang geschmäht hattest, dann k«n die Reaktion; dann sankst du endlich hin in «in« gellnde zärtlich« Verzückung, in der du dich «ngel» gleich gütig und versöhnlich fandest. 0H, ich lenn« dl«f« Art von Gut«! Du magst in solchen Fällen geglaubt haben, bah ich deine latente Liebenswürdigkeit zutage förderte; aber ich glaub«, du tat«ft dies mit der meinen und beanfpruchtest davon «her mehr, als dir zukam.
Juli»: Deiner Meinung nach habe ich also gar nichts Gutes an mir, ich bin «in überaus werlloses, schlechtes Frauenzimmer. Nicht wahr?
Eharteris: Wenn du so beurteilt werden solltest, wi« du ander« bturteilst — ja! Am üblichen Mah gemessen, kann nichts zu deinen Gunsten gesagt werden, Julia — nichts. Und deshalb muh ich irgend «in and«r«s Mah finden und mein« Selbstachtung r«tten> wenn ich «ich «rinn«r«, wie

sehr ich dich geliebt habe. 0H, was hast du mich alles gelehrt, du, dl« nichts von mir lernen wollt«. Ich machte dich zu ein«» Törin, und du brachtest mir Weisheit; ich brach dein herz, und du gabst mir Freud«; meinetwegen verwünschtest du dein« Weiblichkeit und hast doch mein« Männlichkell erweckt. 0H möge der Name Julia für und für gesegnet sein! <«»u <u»t»lchn,n «üb»«,« »»«« » «H» band, u» ft« »leb«» zu tuffen.»

Julia <lhm ihre b»nd »u «l»«n»m«n «ntr«<ß«nd>: 0H, hör' auf mit diesem ekelhaft«», höhnischen Zeug!
Eharteris n»ch«nd d» bi»««l »nr»i«n»>: Das nennt sie «lelhaftes, höhnisches Zeug! Gut, gut, ich werde nie wieder so zu dir sprechen, Liebste. Ich wollte damit nur sagen, d»h du «in wunder» schönes Weib bist, und dah wir dich alle lieben.
Juli»: Sag' das nicht, ich Hasse das. Es Ningt, als ob ich nur «in schönes Tier wäre.
Eharteris: hm! »in schönes Hier ist ein wundervolles Ding. Wir wollen Tiere nicht de» achten, Julia.
Julia: Dasür hältst du mich also, eigentlich.
Eharteris: Komm, Julia, du «rwartest doch nicht, dah ich dick) wegen deiner sittlichen Eigen» schaften bewundere? «3!« d«ht sich »» und steht ihn durchdlingNld an, <l» springt sngstllch au! und de««gt flch n»<!)
rück»Hrt« »»n lhr fort. Sie «»hebt sich und »erfolgt lhn längs«» und »usmerlsam.)
Julia (d«d«ch»»»): Ich erinnere mich, wie du in dieses herabgelommen« Geschöpf, das leine silt» lichen Eigenschaften hat, sehr verliebt gewesen bist.
Eharteris <fich zurückziehend): Loh das, Julia. Vedenl« deine neue Verpflichtung gegen Paramore.
Julia (die lhn ln der Min« de« Zimmer» einholt): Kümmel« dich nicht um Paramore, das ist mein« Sache. <Vl«»lich so,« st« ihn »u delden banden »m «ocktragen UN» »Ilckt ihm l«st ln« Auge > oh, wenn die Leute,
mit denen du so Nug zu schwatzen verstehst, dich nur so lennten, wie ich dich lenne! Manchmal wunder« ich mich üb«r mich s«lbst, daß mir an dir jemals etwas liegen tonnte.
Eharteris <fi«ht st« freudestrahlend an): Nur manchmal?
Julia: Du Heuchler! Du Lüqner! Du elender kleinlicher Scheinheiliger! «lr blickt entzück! dreln)
l)hl (In «ine» A»f»ll, d«n zur ljHlft« «. u», zur lHHlfte glrtlichleit h«r»»rrusen, deutelt ste lhn und tnurr! ihn »n, wie
eine Tigerin lhr« Jungen. In biese» Augenblick l< . .
fi:.d »»» diesem Anblick »!e »»» Donner gerühr!)
eine Tigerin ihr« Jungen. In diese» Augenblick lommen Paramore und <»r»»«n »u« de« Vrdinatlonszlmmcr zurück und
Craven (schreit, auf» «uherft« »daestoge»): Julia! (Julia iaht »harteri» lo«, »der behaupte« hochmütig ihren
Plan, »Ihrend die wanner nach »orn« sommen, <l»a««n zu lhrer Linten, Paramor« zu lhr«r Aechten.)
Paramore: Was gibt's?
Eharteris: Nichts, nichts. Sie werden bald daran gewöhnt sein, Paramore.
Eraoen: Nein, wahrhastig, Julia, das ist ein sehr ungewöhnliches Betragen. 2s ist Paramore gegenüber unverantwortlich.
Julia <l»il): Wenn Dr. Paramore etwas dagegen hat, lann er unser« Verlobung auflösen.
<3» Paramor«) Vitte, zögern Sie nicht.
Paramore <st«ht st« ,»«lf«lnd und «ngMich »n): Wünschen Si«, dah ich die Verlobung auflös«?
Eharteris (»«unruhig,): Unsinn! handeln Sie nicht so rasch. Es war meine Schuld. Ich langweilt« Fräulein Eroven — beleidigte sie. Verdammt, gehen Sie deshalb doch nicht hin und verderben alles.
Eraven: Das ist verteufelt sonderbar. Ich lann nicht glauben, daß Sie Julia beleidigten, <5harteris. Ich zweifle nicht, daß Sie sie gelangweilt haben — aber beleidigt! — was meinen Sie damit?
Paramore <s«hr erns»- Fräulein Eraven, bei allem Zartgefühl und aller Innigkeit meiner Gesschl« bitte ich Sie, gegen mich ausrichtig zu sein. Welcher Art sind die Beziehungen zwischen Ihnen und Eharteris?
Julia: Fragen Sie ihn. (Sie gehl zum «»»in und lehr! ihnen den «ücken zu.)
Eharteris: Gewiß, ich will beichten. Ich liebe Fräulein Eraven — ich bin immer in si« verliebt gewesen und habe sie mit meinen Anträgen verfolgt, seitdem ich st« lannte. Es war ver» gcbens, sie findet mich verabfcheuungswürdig. Vor einer Minute hat mich der Anblick des Glücks eines Äebenbuhlers dazu verleitet, «in« ekelhaft höhnisch« Sprache zu führen und sie -- nun, st« hat mich dasür ein wenig gezaust, wie Sie gesehen haben.
Paramor« (ritterlich). Ich werde nie vergessen, bah Sie mir geholfen haben, sie zu gewinnen, Eharteris.
«Juli» dreht flch rasch um, einen Wutlrampf im Vellchl,)
Eharteris: Sch! Um des Himmels willen, erwähnen Sie das nicht.
Eraven: Diefe Geschichte llingt aber ganz anders als die, dl« Sie Euthbertson und mir heute

morgen erzählt haben. Verzeihen Sie, daß sie mir der Wahrheit viel näher zu lommen scheint. Gestehen Sie nur, Sie haben uns zum besten gehalten!
Eharteris: Fragen Sie Juli». (Paramore und clraoe» »enden sich »» Juli», «»harteri« bleib! stehen un5 blick» »erstockt gerabeau« »or sich hin)
Juli»: Ja, so ist es, auf ein haar. Er ist in mich verliebt gewesen, er hat mich mit Anträgen verfolgt; und ich fand ihn verabfcheuungswürdig.
Eraven: Erlläre das nicht so unumwunden, Julia, es ist nicht gütig. Kein Mann ist gan, bei Sinnen, wenn er ln der Lieb« enttäuscht wird. <Z» <lh»r!cri«> hören Sie mich an, Eharteris. Als

ich ein junger Bursch war, verliebten wir uns, Cuthberlson und ich, in dieselbe Frau. Sie zog Cuthbertson vor. Ich wurde abgewiesen, das will ich nicht leugnen. Aber ich lannt« «eine Pflicht und tat st«. Ich gab sie auf und wünschte Cuthbertson Glück und Freude. Cr sagt« mir gestern abend, als wl» uns seit vielen Jahren wieder trafen, dah er mich feitdem immer geachtet und geliebt hätte. Und ich glaub« ihm und fühl« mich wohl dabei. <«u»dr»«l««,ll> Nun, Charteris, Paramor« und Sie stehen heut« dort, wo Cuthbertson und ich an einem gewissen Juliabend vor fünfund» dreißig Jahren gestanden haben. Wie werden Sie's tragen?
Juli» <aui«»bi»cht> - Wie er es tragen wird? Wahrhaftig, Papa, das ist Zu stall. Wenn Frau Cuthbertson dich nicht gewollt hat, ist es sehr edel von dir gewesen, daraus «in« Tugend zu machen und
auf si« zu verzichten, genau so wie du eine Tugend daraus machtest, dah du Abstinenzler geworden bist, als Percy dir den Wein untersagt«. Aber Charteris braucht meinethalben nicht tugendhaft zu sein. Ich habe ihn abgewiesen; und wenn ihm das nicht recht ist, foll er — soll «r —
Charterts: Dann foll er's bleiben lassen. Ganz gewiß. Craven, Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde es bleiben lassen, («r schlendert «leichgüm» »ort und lehnt sich »n »«» V2cherich»»»t. l»e
H2nd« in den Höschen.)
Craven (»«letzt): Julia, du behandelst mich nicht mit gebührender Achtung. Ich möchte mich nicht bellagen, aber das war lein« passend« Aedensart.
Julia bricht in «l«n«n »u» und »ir« sich ln den «r»ßen «Wh»! Lebt irgend jemand auf der weiten Wclt, der «ln Gefühl für mich hat, der mich nicht für durch und durch erbärmlich hält? «lra»«n und Par». m»r» eilen ln de» »ritzten Vestürzung zu Ihr hw)
Craven <d«d»uer»d): Liebes Kind! ich habe nicht «inen Augenblick die Absicht gehabt —
Julia: Muh ich mich von zwei Männern verschachern und wie ein Sllav« auf dem Marlt von ein«m zum andern reichen lassen, ohne ein Wort zu meiner Verteidigung fagen zu dürfen?
Craven: Aber liebes Kind —
Julia: Oh, geht all« fort, alle. Laht mich. Ich — oh — <«l« «hl eine» Trinenstrom sreien Lauf)
Paramor« <„r»urs««»ll ,« <lra«en): Sie haben sie grausam gelränlt, Oberst Craven — grausam.
Craven: Aber das war nicht meine Absicht, ich habe nichts gesagt. Chartert«, bin ich hart gewesen?
Charteris: SI« v«rgessen den Aufftand der Töchter, Craven. Gegen ein« erwachsen« Frau, die nicht Ihr« Tochter wäre, würden Sie sicherlich nicht so vorgegangen s«in.
Craven: Soll das heißen, dah man mir zumutet, Ich solle meine Tochter so wie irgend ein fremdes Mädchen behandeln?
Paramor«: Das sollten Sie sicherlich, Oberst Craven.
Craven: Nun, der Teufel foll mich holen, w«nn ich das tun will. Da —
Paramor«: Wenn Sie in diesem Ton fortfahren, habe ich nichts hinzuzufügen, «lr ,»ht ml« del.ioigter würde «uer durch da« Zimmer und stell! sich mit dem «2<len zum Nücherschranl neben «lharterul)
Juli» «chiuchzend): Papa!
Clllven idesorgt, sich ,u lhr »endend): Ja, liebes Kind —
Julia (dllclt tianenben «luge« 5U ihm auf UN» lüht ihm die Hand): Mach' dir nichts daraus. Du hast es nicht bös gemeint, Papa, nicht Wahl neln?
Craven: Neln, nein, mein Schatz. Komm, w«ine nicht.
Paramore <zu «harteris, indem er 3«Il» ,»ll ewtzüllen ansteht): Wie schön sie ist!
Charteris <di« h«nd« «mpor»«rsenl»: Oh, Gott helfe Ihnen, Paramor«! <»» »tri«», den «ücherschranl und ietzt sich aus de» N»»d der «ihaiselongue, de» »« »«itesten »om Feuer entfernt ist Mittlerweile lammt Sylvia »nan»<lt >
Sylvia Mnlia »etrachtend): Du weinst lchon Wieder! Neln, bist du «in weibliches Weib!
Craven: Aerger« b«in« Schwester nicht, Sylvia. Du weiht, sie l»nn das nicht vertrag««.
Sylvia: Ich mein« es gut mit ihr, Papa. Di« ganze Welt lann doch nicht wissen, daß sie das Vaby de» Familie ist.
Juli»: Du wirst gleich geohrfeigt werden, Sylli.
Craven: Aber, aber, mein« lieben Kinder — wahrhaftig! Komm, Julia, st«ck d«in Taschentuch «ln, bevor Frau Tranfield dich so sieht. Sie lommt mit Io.
Julia (sich «rhe»»»)! Schon wieder diese Person!
Sylvia: Gin neuer Ausbruch! h«raus damit, Julia!
Craven: halt« d«in«n Mund, Sylvia, «lr »endet sich «edieterlsch z» Iull») Nimm dich zusammen, Julia.

Charteris: Oh! Cin Ausstand der Väter!
Craven: Nuhlg, Charteris, <Zu Nu«». »n»i»erleal>ar> Der Prüfstein auf eines Mannes oder eines Weibes Lebensart ist ihr Verhalten ln einem Streit; denn jeder lann sich anständig betragen, wenn die Ding« ihren glatten Weg gehen. Du hast heut« in diesem lasterhaften Klub gesagt, d»h du lein weibliches Weib seist. Gut, ich Hab« nichts dag«g«n. Aber wenn du dich nicht wie eine

Dam« benehmen willst, sobald Frau Tranfield dieses Zimmer betritt, dann muht du dich wie ein Gentleman benehmen, oder ich verleugn« dich, so lieb ich dich auch Hab«, genau so, wie wenn du «ein Sohn wärst.
Paramore (sich verwahrend): Oberst Trade« —
Eraven (ihn lur, unterbrechend): Seien Sie l«in Narr, Paramore.
Julia ,stch »«inend entschuldigend): Ich bin überzeugt, Papa —
Eraven: hör auf zu heulen. Ich spreche jetzt nicht als dein Papa; ich spreche als dein Vor» gesetzter.
Sylvia: Gutes altes Viktoria»Kreuzl <«»«»»» »endet sich schari n»chS,wi» u«. sie stürz» hlwer «harter« und setz! sich sosor! auf die Lhaiselongue, so daß si« und «harter!» Lchuller an schult«! nach entgcaenaclezien «ichwnge»
sch»»«u, «uthd«rtson tritt mit Srae« «in, di« ln d«r Nöh« dl» Tür bleib«, wöhrend ihr Vater sich zu den anderen gesellt,
Eraven: Ah, Io, da sind Sie. Nun, Paramore, teilen Sie ihnen die Neuigkeit mit.
Paramore: Frau Tranfield — Euthbertson — erlauben Sie mir, Ihnen meine zukünftig« Frau vorzustellen.
Euthbertson (tritt »»r. um Paramor« die Hand zu schütteln,! Meine herzlichsten Glückwünsche! <Par». »»« geht zu »race. u» ihr die Hand zu drücken,! Fräulein Eraven, ich hoff«, Graces Glückwünsche werden
Ihnen ebenso Willkommen sein, Wie die «einen. <«r pflanz« sich »»r de» »»»in »us. »Hhrend t»r»ce „rwörU
schreite» und auf Julias Antwort »artet.)
llraven: Das werden sie, Io. (Julia erheb« sich langsam, macht aber nicht Miene, sich Sr»c« zu nöhern, bl»
b« Vbeist ihr in oesehlendem Ton sag» Nun, Julia?
Grac« (leise, nur zu Julia sprechend»: Sie haben ihm also gezeigt, dah Sie ohne ihn fertig werden können! Jetzt nehme ich alles zurück, was ich gesagt habe. Wollen Sie mir di« Hand reichen?
(Julia reich« ihr die Hand, mühsam, mit »bgtwenbete« »estcht.» Sie halten das für «inen glücklichen Abschluh,
Julia — diese Männer — unsere Herren und Gebieter! (Vi« »etden flehen schweigend Hand in h«nd)
Sylvia (indem sie sich »«er üt«r die «haiselongu« zurücklehnt, delseU« zu «harter«), hat si« Ihnen wirklich
den Laufpah gegeben? «l» nick« zustimmend. Sie steh« ihn zweifelnd an und füg« hinzu. Ich dachte, dah Si«
ihr den Laufpatz gegeben haben
Cuthbertson: Nun, machen Sie sich aber wegen Eharteris leine Gedanken, Paramore. Er ist in derselben Lage. Er ist mit Grace verlobt.
Julia stößt »r»«« Hand sallen und spricht mit »»««lose» «lugst, »bei nicht heftig): Also doch!
Eharteris (sich rasch erheben»): Veunruhigen Si« sich nicht. Es ist alles aus.
Sylvia (sich entrüste» »»hebend): Was? Sie haben Grac« auch sitzen lassen? Welch« Schmach!
(Sie geht aufgedrach« protestierend nach der anderen Seit« des Zimmers»
Eharteris «folg» ihr und legt die Hand beschwichtigend aus ihre Schulter)! Si« will mich nicht, alter Jung«
— das heißt «ich zu den andern wendend) vorausgesetzt, dah Frau Tranfield ihren Sinn nicht wieder geändert hat.
Grace: Nein, wir werden hoffentlich sehr gut« Freunde bleiben, aber nichts könnt« mich dazu bewegen, Sie zu heiraten. (Sie ergreift den Stuhl oberhalb be» «»min« und se»t sich «u «olllommener »emülsruh«)
Julia: Ah! (Si« !«tzt sich mit eine« grozen Seufzer der llrlelchlerun«,)
Sylvia («harter« tröstend»! Armer alter Leonard!
Eharteris: Ja, das ist das Los des Liebhabers. Ich werde mein ganzes Leben fortfahren müssen herumzuschwörmen. Kein heim, lein herb, gar nichts im Sinn« Euthbertsons! Niemand will mich heiraten — oder haben Sie Lust, Sylvia?
Sylvia: Nicht dah ich wühle. Eharteris.
Eharteris <z» »n«n ««wendet): Va haben Sie's.
Eraven: Sie sollten sich üb«r diese heiligen Dinge wahrhaftig nicht lustig machen, bei meinem L«b«n, das sollten Sie nicht, Eharteris.
Euthbertson (am ««»inteppich): Sich darüber lustig zu machen, das ist das einzige, was er mit

Ihren heiligen Dingen anzufangen weih. Das ist die neu« Richtung. Gott sei Dank, wir gehören zur alten Nichtung.
Eharteris: Euthbertson, werden sie nicht symbolisch.
Euthbertson (beleidigt): Symbolisch! Das h«lht, Sie klagen mich des Ibsenismus an. Was meinen Si« damit?
Eharteris: Ich mein« «s symbolisch. Vilden Si« sich nur nicht «in, dah Sie di« all« Nichtung »«präsentier«« Es hat nie eine alt« Nichtung gegeben.
Eraven (in die Mitte de» Zimmer« »»rlommend): Darin muh ich Ihnen durchaus widersprechen und für Io eintreten. Als ich ein junger Mann war, würde ich mich genau fo wenig wie Sic benommen haben, wie ich beim »artenspiel falsch gespielt hätte. Ick gehöre zur alten Nichtung.
Eharteris: Sie werden alt, Eraven, und wollen sich daraus ein« Tugend machen, wie gewöhnlich.

o c»
Craven: Kommen Sie jetzt, «lharteris, ich hoff«, Si« sind nicht beleidigt. <Mu eine» »ersähnlich» »efühl«au«bn>ch geht erschnell »ui ihn ,U,1 Vielleicht hatte ich das mit dem Falschspielen nicht sagen sollen.
Ich nehme es zurück. (Sein« ß»nd dardietend.»
Lharteris <««»»<« ««»««» z»nd>: Ich bin nicht beleidigt, mein lieber «lraven, nicht im geringsten. Ich hatte nicht die Absicht, auch nur den kleinsten Aerger zu zeigen. Aber (beiseite, nachdem er »ch umgesehen hat. od «« »nd«r«n zuhörn,! bedenken Sie nur einmal! — der Anblick des glücklichen Neben»
buhlers!
Craven <!»»«. entschlossen,: Charteris, nun müssen Sie sich wie ein Wann benehmen. Ihr« Pflicht liegt klar vor Ihnen. (Zu «uthbertson) tzabe ich recht, Io.
«luthbertson (sest>: Das haben Sie.
Craven <z» «hart«-««)! Gehen Sie schnurgerade auf Julia zu und beglückwünschen sie. Und tun Sie das wie ein Gentleman, lächelnd.
Eharteris: Oberst, das will ich. Nicht ein Muskel soll meinen innelen Kampf verraten.
«lraven: Julia, Charteris hat dir noch nicht gratuliert. Er will es jetzt tun. (Ful!» «heb» sich und richtet elnen gefahrdrohenden Mick »uf <lhart«rl»)
Sylvia (schnell^hinter «iharterl« flüsternd, während er Im «egriff steh». »orwärtizugehen,! Aehmen Sie sich in
acht. Sie wird Sie lchlagen. Ich kenne sie. («harter!« bleibt »ehe» und blickt Juli», die «ltuotion er»>2gend.
»»rstchtlg «n. Sie betrachten einander einen Augenblick lang «»verwand! Niac« erheb! sich sanft und tritt dicht neben
Julia»
Charteris <2ber lein« Schulter hinweg. öylvia zuslüsternd) - Ich will's riskieren. (2r geht vertrauen«»»!! auf
Null» ,«.! Julia! («I «ich» chl sreundlich lächelnd dl« Hand)
Julia (erschöpft, indem sie sich herbeiläßt, sie zu nehme»!: Sie haben recht. Ich bin «in wertloses Weib.
2harteris (triumphierend und heiter widersprechend): oh, warum nicht gar!?
Julia: Weil ich nicht tapfer genug bin, Sie zu töten.
Grace (nimmt sie, »«hrend sie halb ohnmächtig hinsinlt, »on Ihm fort In die Nl»e>: vh nein. Man soll niemals aus einem Liebhaber einen Helden machen. <llh»r<er>« ichüüeü belustigt und ungerührt lachend de»
Kopf. Die übrigen blicken mit Besorgnis, !» sogar mit «twa« «lhrsurcht Julia an, »«ll si« ,um «rst«n Wal« den hauch
eine« echten, heftigen Kummer« fühlen,» ^
li n l) e.
Die Briefe des Zurückgekehrten.
Der dritte.
9. Mai 1901.
t^^ente nicht, baß ich ihre Leistungen nicht achte. Aber daß die Deutschen arbeiten, ^!^ davon ist die Welt voll: Da ich heimkam, dachte ich zu sehen, wie sie leben. Und ich bin da, und wie sie leben, sehe ich nicht; und ich sehe, wie sie leben, und es freut mich nicht. Sie sind reich und sie sind arm und du stoßest dich an den Armen und den "Reichen und nicht das eine und nicht das andere giebt einen reinen Klang. 28 giebt Vor» nehme und es giebt Subalterne, es giebt Anmaßende und es giebt Demüthlge, es giebt Gelehrte und es giebt, die vom gestrigen Zeitungsblatt leben; und die einen puffen, die andern ducken sich, die einen dünlen sich was, die andern genieren sich: aber es giebt Alles leinen reinen Klang. Sie haben ein Oben und Unten, ein Besser und Schlechter, ein Gröber und Feiner, ein Nechts und Links, ein Füreinander und Gegeneinander, und bürge» llche Verhältnisse und adelige Verhältnisse und Universitätstreise und Finanztreise: aber was in dem allen fehlt, ist eine wahre Dichtigkeit der Verhältnisse: es halt nichts ins andere ein — es ist irgend etwas nicht drin, wofür ich dir den Kunstausdruck nicht zu finden weiß, was aber doch im englischem Wesen drin ist, so grandios und vielfältig es ist, und im Maori» Wesen drin ist, so kindisch und kunstlos dieses ist: das Gemcinschaftbildende, all das Ursprüngliche davon, das was im herzen sitzt. Freilich — vielleicht irre ich — das sage ich mir immer — vielleicht ist es mit diesen Dingen wie mit einem Vexierschloß: vielleicht muß man, um dieser vielgespaltenen Welt gerecht zu sein, eine innere Vorbereitung besitzen, eine

Bildung. And Bildung, im europäischen, im heutigen Sinn habe ich nicht — aber dennoch gerade in diesen Dingen, da stellt sich mir aus dem wenigen was ich je gelernt habe, was mir da und dort hängen geblieben ist, im Innern immer etwas auf, um was ich nicht herum kann: wie sie, sterbende Männer und Jünglinge, — in den lateinischen und griechischen Büchern, Bruchstücken von Büchern, die man uns Schulbuben zu lesen giebt — in ihrem Blut, am Abend der Schlacht, den Namen der Vaterstadt vor sich hin riefen, in Triumph und Todes» festigkeit an dem Klang sich weideten: ^i^oz meminizze juv^dat — woher ist der Brocken? Was hat dies alles mit dieser Welt zu thun, mit hier, mit heute, mit mir? und dennoch, dennoch: so sagte ich: .Deutschland!' vor mich hin — nicht das Wort vielleicht, aber die Seele des Worts! So sagte ich .Deutschland!' vor mich, solange ich ferne von Deutschland war. Und dann: da hatte mein seliger Vater in Gebhartsstetten eine Mappe mit Kupfer» suchen des Albrecht Dürer. Wie oft zeigte er uns das, mir und meiner Schwester und meinem Bruder, die beide so früh starben. Wie vertraut und fremd zugleich waren mir die alten Blätter, wie zuwider und wie lieb zugleich! Die Menschen, die Ochsen, die Pferde wie aus holz geschnitzt, wie aus holz die Falten ihrer Kleider, die Falten in ihren Gesichtern. Die spitzen Häuser, die gcschnörlelten Mühlbäche, die starren Felsen und Bäume, so unwirtlich, überwirNich. Manchmal quälte ich den Vater, er solle die Mappe bringen lassen. Und manchmal war ich nicht dazu zu bringen, noch ein Blatt mehr zu sehen, lief mitten drin fort und wurde gescholten. Ich könnte es auch heute nicht sagen, ob mir die Erinnerung an diese schwarzen Zaubcrblütter lieb und kostbar oder verhaßt ist. Aber nahe gingen sie mir, in mich hinein drang eine Gewalt von ihnen und ich glaube, ich werde auf dem Todtenbett noch sagen können, was für einen Hintergrund das Mcerwunder hat oder der Ginsiedler mit dem Tobtenschädel. .Das ist das alte Deutschland' sagte mein Vater und das Wort Nang mir fast schauerlich und ich muhte an einen alten Menschen denken, wie solche in den Bildern waren, und um zu zeigen, baß ich Geographie gelernt hatte und die Welt begriff, fragte ich: .Giebt es auch ein Buch, wo man das alte Vesterreich drin sehen kann?' Da sagte mein Vater: .Dies hier unten ist wohl Vesterrelch' (die Bibliothek war im Thurmzimmer, und drunten lag das Dorf und die Hügel und da und dort die kleinen Wäldchen, die den Gemeinden und den einzelnen Bauern gehören, und zwischen den Hügeln der gewundene Fluß und die weiße Straße und in der Ferne die blauen Weinberge über den großen dunkelnden fernen Wäldern) .und wir sind 0esterreicher, aber wir sind auch Deutsche und da das Land immer zu den Menschen gehört, die darauf wohnen, fo ist hier auch Deutschland.' Das machte eine Art von Verbindung zwischen den Bildern in der Mappe und dem leuchtenden Land, in dessen Grde ich mich einwühlte, Maulwürfen nach oder glitzernden Steinen, in dessen Wassern und Tümpeln ich badete, dessen ganzen Duft ich in mich fog, wenn ich hoch anf dem heuwagen, flach geduckt neben der Stange, durchs Scheunenthor fuhr. Diese Verbindung einer Wirklichkeit mit einem Eindruck von Bildern, einem halben Schrecken, einer Art von Alp war seltsam genug. Aber seltsam und auch tief find alle Dinge, die uns in der Winterzeit widerfahren. Mit bewußten Gedanken dachte ich freilich nicht an die alten Figuren, wenn ich mit den Knechten Heu machen ging oder mit den Dorfbuben fischen und krebsen, auch nicht wenn ich Sonntags am Altar ministrierte und hinter mir aus den Bänken die bäuerischen Stimmen empor» drangen und stark an das lichte Gewölbe schlugen und die Orgel dareinfuhr und der Schall

o «»
wie ein Gießbach, aber lein irdischer, mir im Nucken herabstürzte, und noch weniger, als ich dann die Liebschaften aller Mädeln wußte und halb scheu, halb frech abends um die Fenster strich und zugleich bei den Alten mich einschmeichelte und mit ihnen den neuen Wein kostete — aber unbewußt bevölkerte ich doch mit den Schattengeberden dieser über» wirtlichen Ahnen die einsamen Stellen im Walde, die Halde mit den großen Stein blocken, den halbzerfallenen Kreuzgang hinter der Kirche, der viel älter war als die freundliche Nein« Kirche selber und die immer dämmernden Ecken in den großen Stuben der großen Bauernhöfe, wo die Urgroßmutter oder ein gelähmter Alter saßen, oder noch zu sitzen schienen, wenn wir sie auch im vergangenen herbst begraben hatten und Asternkränze, weiß, lila und roth, auf den Sarg geworfen. Das Gehaben jener mit den überstarken Geberden, die nicht mehr da waren, ging doch zusammen mit dem Gehaben derer, mit denen ich aß und trank und in den Birnbaum stieg und die Pferde schwemmte und zur Kirche ging, so wie die alten Geschichten von Aäubern, Einsiedlern und Büren zusammengingen mit der Landschaft, so wie die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa in mir zusammenging mit dem blonden Gngelsgesicht der schönen Fleischhaucrslochter Amalle.
Es war alles anders in den alten Bildern als in der Wirklichkeit vor meinen Augen: aber es klaffte kein Nih dazwischen. Jene alte Welt war frömmer, erhabener, milder, kühner, einsamer. Aber im Wald, in der Sternennacht, in der Kirche führten Wege zu ihr. Die Geräthe waren nicht die gleichen, die Trachten waren sonderbar und die Geberden waren über die Wirklichkeit. Aber ich weiß nicht welches Tiefste im Gehaben, das noch hinter den Geberden ist: das Verhältnis zur Aatur, baß ich es mit einem solchen dünnen Worte sage, das Verhältnis zum Leben: wie weit es Gntgegenstemmen ist und wie weit Sichfügen, wo Auflehnung hingehört und wo Ergebung, wo Gleichmut am Platze ist und eine trockene Aede und wo Uebermut und Lustbarkeit: dies Wesentliche, dies Wirkliche hinter dem Alltäglichen, dies was die schlichten Handlungen des Tages aus dem Menschen heraus» treibt wie es aus dem Baum sein Nauhes und sein Süßes hervortreibt, Ainde und Blatt und Apfel — dies, dies hat meine Welt, wie jene Blätter es wissen, das weiß ich heute und wußte es damals: denn es lag in mir, daß ich das Wirtliche an etwas in mir messen mußte und fast bewußtlos maß ich an jener schreckhaft erhabenen schwarzen Zauberwelt und strich alles an diesem Probierstein, ob es Gold wäre oder ein schlechter gelblicher Glimmer.
And vor den Aichtcrstuhl dieser Kindereien, von denen ich im Innersten nicht los kann, schleppe ich das große Deutschland und die Deutschen des heutigen Tages, und sehe daß sie mir nicht bestehen und komme nicht darüber hinweg.
Ich meinte, heimzufahren, und für immer, und nun weiß ich nicht, ob ich bleiben werde, hättest du noch deinen überseeischen Posten und nicht London, wo ich nicht sein möchte — kann sein ich käme zu dir, mein Lieber. Denn ich habe wenig Menschen auf der Welt — .wenig" ist eine Beschönigung, ich habe niemanden. 2s ist das erste Mal eigentlich, daß mir dies so auf die Seele fällt. Und ich möchte in diesem Deutschland nicht sterben. Ich weiß, ich bin nicht alt und bin nicht tränt — aber wo man nicht sterben möchte, dort soll man auch nicht leben.
Früher dachte ich immer, es würbe mich so unversehens mitten aus dem hastigen Leben wegnehmen, und dazu ist jeder Ort gut. Das große Spital in Montevideo mit den großen Spinnen oben an der Decke und den vielen delirierenden Menschen in den Betten

und der einen unglaublich schönen spanischen Nonne, deren Gesicht dahin glitt über all den emporgeworfenen sterbenden Gesichtern wie der sanfte Mond, — und das schöne reinliche Lazarett in Serrabaja mit den Bäumen so voll der herrlichsten Nelnen Vögel vor den Fenstern —, und sonst noch ein paar Platze von seltsamem vorbedeutenden Gesicht: stiller tückischer Band eines gelben Sumpfes, stiller kleiner Platz im Wald, stiller hang unwegsamer grauer Klippen — aber nun habe ich den Glauben, es wird anders geschehen, in Buhe, in eigenem Bette, vielleicht in Langsamkeit. Da stelle ich mir ein Bereitsein vor, ein Gesammeltsein. Und hier ist niemand gesammelt, niemand zum Letzten bereit. Blicke stelle ich mir vor, letzte Blicke durch ein friedliches Fenster ins Freie. Nein, hier dürfte es nicht sein. Hier ist es nicht heimlich. Wie in einer großen ruhelosen freudlosen Herberge ist mir zumuthe. Wer möchte in einem Hotel sterben, wenn es nicht sein muß.
Doch weiß ich noch nicht, wohin ich will. Auch ist vorher so Manches abzu» wickeln und Oesterreich will ich jedenfalls vorher noch einmal wiedersehen. Ich sage .vorher', denn ich deute schwerlich, dort zu bleiben.
Hugo v. Hofmannsthal.

3>?^//?^5^/?i5//

Marginalien.

Hsm 24. August feierte Doltor Adolf Wilbrandt -^ seinen siebzigsten Geburtstag. In allen Zeitungen Artikel, die mit der Ell« zu messen sind, und der Honig wird üppiger verschwendet als «inst zu Kanaan. Einer, auf den wir uns besonders viel einbilden dürfen; der vorwärts weist, staunenden Augen neu« Lebensseiten zeigte, Aoman« und Dramen mit gleicher Genialität zu schaffen vermochte. So ists recht: ehrt eure deutschen Meister! Ernsthaft: die üble Sitte, pünktlich auf den Kalendertag jeder belanglosen Mittelmäßigkeit mit einem Lobfprüchlein aufzu» warten und «in« Weihrauchpfanne abzubrennen, ist, wie es icheint, im Lande der stillen Grübler nicht mehr auszurotten. Wie Könige werden die Kärrner geehrt. Und dah bei so wichtigem Anlaß der Kanzler (leider mit Gattin) in der Schar der öffentlich Begeisterten nicht fehlen darf, ver» steht sich; Beide sind dem Meister vonAostock ja seit Langem befreundet. Die Kanzlerepistel ist, wie fast Alles, was Sein« Durchlaucht schreibt und spricht, ohne den Beiz individueller Färbung, nicht bedeutend im Inhalt, nicht schön in der Form. »Mit euch Herr Doltor zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn." ... Der Brief der Fürstin:

,In meinem Besitze befindet sich «in« kleine wertvolle Ausgab« des »Faust', bie solgende Widmung trägt:

Der deutschesten Italienerin zur Erinnerung
an die Kostümprob« des dritten F»ust»Ab«nds
und di« Vollendung ihrer Deutschwerdung.

Der Freund, der mir in Wien zu Weih» nachten 1882 diesen Band verehrte, heißt Adolf Wilbrandt. Ihm verdanke ich es nächst dem großen Genius Richard Wagners, wenn ich im Fühlen und Denken vollkommen deutsch geworden bin, wenn ich nichts Gröher«s kenne als deutsch« Musik, deutsch« Dichtkunst, deutsch« Philosoph!«. Adolf Wilbrandt war «s, d«r mich immer wieder zu Goethe und Schiller führt«, d«r mich mit

Kl«ist und Hölderlin bekannt macht«, mir di« Schätze der oeutschen Lyrik erschloß und mich in die ernsten hallen der deutschen Philosophie ge» leitete. Dank und Glückwunsch heut« dem lieben Freund und treuen sKünder deutschen Geistes!
Berlin, ?. Juli 1907.
Marie Fürstin Bülow
geb. Prinzessin Camporeal«.
Nun wissen wir wenigstens, wem wir di« philosophischen Entgleisungen Seiner Durchlaucht zu danken haben.
Am 12. Juli citierte ich hi«r aus Hegels «Rechtsphilosophie den Satz: «Man fordert mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Mon» archen. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um di« Spitze formellen Ent» scheidens zu thun und um ein« natürlich« Festigkeit gegen die Leidenschaft. Er hat nur Ja zu sagen und den Punkt »uf das I zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß nicht di« Besonderheit des Charakters das Bedeutend« ist." Der Kreuzzeitung liegt das Citat schwer im Magen, und, nachdem sie rasch aus der .Zukunft' das — ebenfalls aus der Aechts»

Philosophie stammende — Hegelwort übe» den Charakter der ‚0«ff«ntlichen Meinung' ab» geschrieben hat, begleitet sie sein« Erwähnung mit dem netten Satze: »Eine neugegründet« Wochenschrift, der von Georg Brandes, «Richard Muther u. a. herausgegebene „Morgen", be» schäftigt sich auch reichlich mit unserer inneren Politik, und zwar in der Absicht, an der heutigen Politik alles schlecht zu sinden. Dah auch wir dies« mit vielen Wünschen und Bedenken be» gleiten, wissen unsere Leser. Aber es berührt uns doch seltsam, dah «ine uns zufällig vor» liegende Nummer der sonst uns kaum inter» cssierenden Zeitschrift mit langen Zitaten aus Hegel, Bismarck und Treitfchte gespickt ist, und Mar sind es die reaktionärsten Gedanken des alten preußischen Staatsrechtsphilosophen und die kräftigsten Aussprüche Bismarcks und Treitschles über ein« rücksichtslos« Realpolitik, die heute Beifall finden." ... "Reizend. Der Vorwurf reaktionärer Gesinnung macht sich bei der Kreuzzeitung sicher gut. Noch besser, dah sie in demEitat einender »reaktionärsten Gedanken des preuhifchen Staatsrechtsphilosophen" sieht. Swinemünde. 1890: Bismarck wird aus dem Amt gedrängt und einer der Hauptgrund« ist, das, Wilhelm II, sein« Bussen»Politik nicht mehr mitmachen will. 1891: Alexander der Dritt« fährt im September durch Berlin, sucht den Deutschen Kaiser aber nicht auf. Als hohenlohe Den fragt, wie er jetzt mit dem Moskowiter stehe, hört er die Antwort: „Gar nicht. Er ist hier durchgereift, ohne mich zu befuchen, und ich schreibe ihm jetzt nur konventionelle Briefe". Alexander starb, Bicolaus der Zweit« kam. 1895: Zusammenfein mit Wilhelm in Breslau. Am 6. September wird hohenlohe von Nicolai Alexandrowitsch empfangen. Aus der (^Iircmique zczncwleuze: „Gegen die Politik der englischen Begierung sprach Seine Maiestät das ent» schiedenste Mißtrauen aus. /»ime beaucoup l ^n^leierreet lez^nL!2>5 qui me sont z>mp2ttiique«, MÄiz je me meiie cle leur poütique. Man habe ihm gesagt, dah die englischen Staatsmänner ihn bei Gelegenheit seines Besuches zu Ab» machungen einsangen wollten. Als ich erwiderte, dah die englische Verfassung und die Bücksicht, welch« die englischen Staatsminister auf die wechselnd« Meinung zu nehmen hätten, es unmöglich mache, Verträge mit England zu schlichen, stimmte er mir lebhaft bei." (Und heute?) 1897: Der Zar, der in Darmstadt sitzt, weigert ‚ich, den Großherzog von Baden zu empfangen, tann den Deutfchen Kaiser aber nicht ebenso be» handeln und empfängt ihn in frostigster Zurück» Haltung. Weder bei der Ankunft noch bei der

Abfahrt geht er an die Bahn, wohl aber, um Herrn Chulalongkorn, Slam« bronzener Majestät, die üblichen Ehren zu «rw«ls«n, zw«imal. Kurz vorher war Wilhelm in Petersburg gewesen, «in paar Tage nach ihm Herr Felix Faur« (»l.e don »»nneur 5 «pprele i iouer en pumpe!e Lour^eoiz llentünomme »ux xeux cle toute l Hurope amuz«», spottete Elem«nceau), der bei derBückkehr in Paris «n lxn häuserfac.ad«n in Lämpchenschrift die Gleichung l-s>1—3 findet. Di« D«utung war nicht fchw«r und wurde auch von uns verstanden. 1901: Wilhelm und Bicolaus treffen sich auf der Danziger Beede. Die Anregung ging von uns aus; der Zar wollt« zu h«rrn Loubet. Aus der französischen Presse hagelt es Angriff« über den Bhein, und nebenhergehen erregte Erörterungen über denWert des französisch»russischen Bündnisses, die von Osten in russischer Deutlichkeit erwidert werden. 1992: Begegnung in Beval; die Anregung geht natürlich von uns aus. 1993: Begegnung in Wiesbaden; die Anregung geht von uns aus. Um zu schwichtigen, fährt kurz vorher Graf Lamsdorsf nach Paris,- mit der von dem unruhig geworden«« Vestreich durch Herrn Lexa von Aehrenthal abgefchlossenen Mürzsteger Convention in der Tasche. 1905: Biörtö. Keiner zweifelt, dah die Anregung von uns ausging. Unliebsamste Commentare rings» um. Der Kaiser beteuert dem Zaren, die Warolloaffaire „conciliant" erledigen zu wollen. 1997: Swinemünde. Triumphgefang: einem Herzensbedürfnis des Herrn aller Beuhcn wird willfahrt. Am 19. August versichert der lempz hochoffiziös, dah Bicolaus einem vom Kaiser aeäuherten Wunsch« gefolgt, die Anregung also wieder von uns ausgegangen sei. Bis heute wartet der Deutsche vergebens auf «in Dementi. Huouzque wriclein? Wilhelmshöhe. Die beutfch« Presse wird von den Feierlichkeiten mit verletzender Bücksichts» losigleit fern gehalten, und nur vier englisch« Journalisten dürfen der Kuhpantomime und ähnlichen interessanten Vorgängen beiwohnen. Leute von Charakter hätten ihre Koffer gepackt und die für Deutfchc exclusive Herrlichkeit mit keinem Wort erwähnt, wie der einfachste Anstand und die Selbstachtung es befahlen. Anstand? Bei »verkommenen Gymnasiasten"? Selbstachtung? Bei Leuten, die täglich in hamannschcn Alexandrinern politisiren? Giebts nicht. Spalter.', seitenlange Stimmungsberichte, mit Fett» stellungen, die jeden Mihbeliebten auf die Festung brächten. Und das Schönste: stockcrnn versichern aufrecht« Demokraten, der Kaifer könne von dem Lockout keine Ahnung gehabt haben. Ein Wort ernsthafter Kritik wird nicht gewaal. Zuerst wird der Vberhofmarfchall angerüffelt und, als an der Autorfchaft des Erlasses nicht mehr

zu zweifeln war, erklärt, die Ordre desKaifer« müsse
mißverstanden sein. Männerstolz vor Königs»
thronen. Jeder weih, wie der Kaiser von oer
deutschen Presse denlt. weih, wie salsch da« Bild
ist» da« er sich von ihr macht. Doch da dl«
Herren selber sich all«« bieten lassen, machen sie'«
dem Wollenden leider unmöglich, für sie «in»
zutreten. So geht«, wenn man sich als Werl»
zeug wegwirit. Zur Bereitung nationaler Wahlen:
herzlich willkommen. Sie Unter den Linden zu
grüßen, verlangen sie selbst in ihren kühnsten
Träumen nicht.
Karl Schnitzle».

Aer unsterbliche Zar. Wenn man als
^^ Gesellschaftsspiel oder als Zeitungsenquet«
>n engerem oder weiterem Kreis« bi« Frage aus»
werfen wollte, welcher der setzt lebende»» Sou»
derän« historisch .unsterblich' sein werde, so
würde Zar Nikolaus wohl die wenigsten Stimmen
erhalten. Denn selbst die Wohlwollendsten plä»
bieren, wenn sie von seiner Persönlichkeit und
seiner Regierung sprechen, nur auf mildernd«
Umstände. Sein guter Wille wird mit Achsel»
zucken anerlannt.und wenn man einen Monarchen
seiner Absichten wegen lobt, ist er schon verur»
teilt. I! ne z»it p»5 to»jourz ce qu'il veut, m«iz
i! I« veut dien, Nun glauben wir zwar, daß die
Schwierigkeit, Rußland zu regieren, doch in dem
artigen und geduldigen Deutschland recht «r»
hcblich unterschätzt wird, aber wir wollen ohne
weiteres zugeben, bah Nikolaus «in Mann von
schmächtigem Wuchs ist, den mehrer« seiner ge»
krönten Kollegen um Haupteslänge überragen.
Da ist es nun wunderlich, bah gerade er
von allen Souveränen Europas am meisten
Chancen hat, unsterblich zu werden. Freilich
wird kein Geschichtsschreiber im Hinblick auf ihn
die von antiker Würde geweihten Worte sprechen
können, die Mommsen über Lasar sprach: »Für
das, was wir Ewigkeit nennn», steht «raufrecht!'
Denn er stand ja niemals aufrecht und ist keiner
von denen, die das Leben wie «in Banner tragen,
er trägt es wie eine schwer« Last und wandelt
wie gebeugt dem letzten Ziele und . . . der Un»
slerblichleit entgegen. Niemand wird ihm .Größe'
zuzusprechen wagen, jene Größe, die nach Ialob
Aurckhardt ein Mysterium ist. In seinem Wesen
ist nichts Geheimnisvolles. Napoleon, der ost
— und meist sehr einsichtsvoll — über sich selbst
plauderte, hat einmal gesagt: »je zu!« une parceüe
cle rocner lancee c>2n« I'ezpace.» Wie sehr er sich
als elementar« Kraft und daher als unwider»
stehlich empfand, ist mit diesen Worten wunder»
voll lonzis umschrieben. Aber auch das liegt
in seinen Worten, dah er sich selbst ein Nätsel
blieb. Ueber dieses Nätsel werden vermutlich
noch viele Generationen grübeln. Im Zaren

Nikolaus ist dies irrational« Element, das ja natürlich j«d«r m«nschlich«n Individualität lnn«» wohnt, sehr viel schwächer ausgeprägt. Er über» r»scht und überwältigt nicht. Er ist, wie Baum» garten, ein .bescheidener Mann" und in diesem Sinn« ein« durchaus nicht unsympathische Er» scheinung: nur freilich ist er dem Anspruch der Schicksalsstund«, die seinem Neich« schlug, nicht gewachsen, und darum sieht die Mitwelt den Monarchen, der in ruhigen Zeiten als ein Durchschnittsherrscher gegolten hätte, als einen ohnmächtigen Schwächling.

Di« Weltgeschickt« fragt nach d«m Geschehen. Mag der einzeln« historiler mit sauberer Sorg» fall die Grenzen dieser und jener Monarchen» Individualität festlegen und sie mit Nücksicht auf ihr« mannigfaltigen Aeußerungen höher oder geringer bewerten, schließlich entscheidet doch das Moment, das sein« Aera geschaffen hat... wenn sie auch nur dem Namen nach .seine' Aera ist. Der persönlich« N«iz verblüht, und nur die Tat bleibt bestehen. Und vielleicht wird es dem Enkel scheinen, als sei die Negierungszeit Nikolais des Zweiten an solchen Taten überreich gewesen. Erstens: der Zar hat die Friedenskonferenz ins Leben gerufen. Das gilt heute den .Nealpolitilern' aller Länder als ein höchst fragwürdiges Per» dienst; es ist aber nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dah man es in fünfzig, in hundert Jahren sehr viel höher einschätzen wird. Als das Manifest erschien, das zum erstenmal von einem der mächtigsten Throne der Welt die frohe Botschaft verkündete, spotteten kühle Köpfe über den Enthusiasmus, den es erregte. Di« kühlen Köpfe behielten für absehbare Zeit recht, aber der Enthusiast darf erwidern: .Ich kann warten!' Vielleicht wird man in hundert Jahren den genialen Fernblick und die mutige Initiative des Monarchen preisen und alle die Epitheta wiederholen, die die ersten Leitartikler so ver» schwenderisch »uf den Friedenspfad des Zar» «rlösers streuten. Di« Motiv«, die Nebenumstäüde, die Gehilfen, das alles verschwindet, denn die Geschichte kann schließlich trotz aller Speziali» sierung doch nur en bloc sehen. Di« Tat bleibt. Ja, was eigentlich nur «in zager, schwächlicher, tastender Impuls war, erscheint im Pathos der zeitlichen Distanz als ein aus einem Iovishaupt in einem einzigen Schöpfungsalt erzeugter, zu athenischer Vollkommenheit geborener Koloß. Zweitens, in der Geschichte wird Nikolaus der Zweit« derjenige Herrscher bleiben, der Nuh» land in die politische Entwicklung des Westens hinübersührte. Wie wenig er wirtlich Führer war, das wird in Folianten und Monographien dargestellt werden. Dem Bewußtsein der Mensch»

heit aber wirb sich das Faltum «inplägen, daß Nikolaus der Zweit« seinem Land« ein« Ver» fassung gab. Wenn «l nun gar »uf dem Thron« und eines natürlichen Todes sterben sollt«, dann wird es auch nicht an Gelehrten fehlen, die diese Verfassung — formell mit Recht — als «in »Gnadengeschenk d«r Krön«' darstellen, und die Gestalt des Zaren wird noch wachsen. Der Geist der Geschichtsschreibung wird ja, von einzelnen Ausnahmeerscheinungen abgesehen, noch lang« der der Heroenverehrung bleiben und demMonarchis» mus noch manche Legende weben. Wie dem auch sei, der Krieg mit Japan ist eine Lappalie neben der Tatsach«, daß Nußland «in Parlament erhalten hat.

Drittens, unter der Regierung Nikolais des Zweiten wurde die transasiatisch« Eisenbahn erbaut, und vermutlich wird unter ihr auch noch Amerika mit Sibirien verbunden werden. Der Zar hat zwar einstweilen die Genehmigung zum Vau derEisenbahnunddes unterseeischen Tunnels verweigert. Aber wollen wir wetten, dah «r st« bald erteilen wird? Das ist ja gerade die ironische Nuance seines Wesens und seines Schicksals, dag er immer wollen muh. Wer will es leugnen, daßNuhland Welten erschließt, Welten verbindet? Wer will behaupten, daß «in anderer heute lebender Souverän gleich Großes, gleich Fern» wirkendes von seiner Negierungszeit rühmen tonne, wie es dem Zaren beschieden war? Dieser unscheinbar«, vielleicht sogar schwache Mensch bleibt vor der Geschichte die Verkörperung seines Voltes, der nationale Repräsentant seiner Zeit. Das Weltgericht der Weltgeschichte treibt eben auch Klassenjustiz. Nikolaus hat Chancen für die Unsterblichkeit, und doch ist es fraglich, ob man mit Fug von ihm sagen dürfte: «in Philister ist er nicht! Eduard Goldbeck.

Aottor Eisenbart. Di« deutschen Geld.

^^ Verhältnisse sind heute außerordentlich miß» lich«, darüber ist alle Welt sich einig. Ein Vanl» dislont von 5'/, Prozent im Hochsommer ist etwas Angewöhnliches selbst sür den, der sich darüber llar ist, daß Zeiten der Geldknappheit immer mit Tagen des Geldüberslusses abgewechselt haben und immer mit ihnen abwechseln werden, so» lange die Geldnachfrage sich dem Geldvorrat anpassen muh, und nicht umgelehrt. Es muß also heut« «in ganz abnormes Mißverhältnis zwischen dem angebotenen und dem gesuchten Oelde bestehen. In solchem Falle liegt es nahe, die Schuld auf der Seit« des Geldangebots zu suchen und nach Mitteln auszuspähen, wie man verborgene Geldmengen aus ihren Ver» stecken hervorlocken tonnte. Als probatestes Mittel hierzu ist augenblicklich der Scheck modern. Ab«r man tann di« Schuld an herrschendem Geld»

Mangel auch auf der Seite der Geld nachfrage suchen. Nicht in dem Sinne, daß man den Leuten, di« gewohnt sind, ihr Vetriebslapital durch große Kredite zu ergänzen, ein Halt zuruft: Es gilt ja als Axiom, daß jeder Kaufmann An» spruch auf einen bestimmten, mit dem Umfang« feiner Geschäfte wachsenden Kredit hat. Aber «an argwöhnt, daß sich neben diesem legitimen «in illegitimer Kredltbegehr breit macht und jenem das verfügbare Geld wegschnappt. Die berufsmäßigen Vermittler, di« für di« ordnungs» mäßige Verteilung des angebotenen Geldes zu forgen haben, sind nun die Vanlen, und jeder Argwohn, den die öffentlich« Meinung hinsichtlich der falschen Verwendung des Geldes hegt, ver» dichtet sich zu einem Vorwurf gegen sie. D«r Ankläger ist dann auch schon seit langem g«» schäftig: Die Vanlen haben zuviel Geld an di« schwere Industrie fortgegeben, sie haben das Geldbedürfnis exotischer Staaten auf Kosten des Inlands befriedigt, sie haben für amerikanisch« Bahn»Bonds und Finanzlratten di« Summen übrig gehabt, die jetzt der heimische» Volkswirt» schaft fehlen. Das sind dieselben Vorwürfe, die während jeder Hochkonjunktur und des sie be» gleitenden Geldmangels erhoben werden. Si« haben ohne Zweifel einen Kern fachlicher V«» rechtigung. Aber bemerlenswerterweis« sind die» jenigen, welche die allerwuchtigsten Stein« gegen die Banken schleudern, in oer Negel Leute, di« noch niemals in der Lag« waren, für hundert Millionen Mark Depositengelder und ebensoviel Eigenlavital eine anständig« Verzinsung heraus» wirtschaften zu müssen. Die Ankläger zerbrechen sich nicht den Kopf darüber, was ein Vanldirektor in stillen Zeiten mit dem ihm gerade dann sehr reichlich zufliehenden Geld« macht; und es ist nicht ihre Sorge, wie er es anfängt, mit Mühe ge» Wonnen« auswärtige Veziehungen abzubrechen, sobald das Inland nach Geld schreit und der Diskont ins Steigen kommt. Praktiker, die wissen, daß große Kapitalien sich schwer verzinsen lassen, und dah man Kapitalien nicht wie ein Fuder Heu von einem Platz zum andern werfen kann, ohne wichtige Interessen zu gefährden, fpielen nur fehr selten den Ankläger. Um so mehr Beachtung verdient es, dah jetzt der Präsi» dent der Preußischen Zentralgenossenschaftsiass«, vr Heiligenstadt, die Regierung gegen die Banken scharf macht. Der Leiter der Preußen» lasse ist selbst Bankfachmann. Er leitet zwar sein Institut mehr schlecht als recht und dispo» niert über di« ihm anvertrauten Staatsgelder in Kopfschütteln erregender Weise. Aber «r gilt höheren 0rts als sachverständig: und das ist schließlich das Entscheidende. Er wird demnächst ein Buch über die Geldnot und die Mittel zu ihrer Beseitigung erscheinen lassen und hat einem Vertreter der .Neuen Freien Press«" «inen Auszug daraus zur Verfügung gestellt. Aus

diesem Auszug« ergibt sich, baß er in der Haupt»
fach« die deutschen Großbanken für die Geld»
lalamität verantwortlich macht, und daß er «ine
Rettung aus der Not nur in einer ganzen Kette
von Gesetzesvorlagen erblickt. Er fordert nicht
weniger als drei Gesetz«: «in Depositenbank»
gesetz, «ine Notenbankgesetznovelle und ein Gesetz
für die Verstärkung der Vetriebsfonds des Neichs.
Daraus ergibt sich schon, baß es sich um ein«
gründliche Umwälzung, gewissermaßen um «in«
.Pferdekur' handelt.

Di« Disposition über das Volksvermögen
muh den Banken entzogen und soweit als mog»
lich in die Hände der Neichsbanl gelegt welden.
Das ist die Quintessenz der heiligenstadtschen
Forderungen. Die Banken haben es aber auch
gar zu toll getrieben: Sie haben die ganzen
Iahres»Ersparniss« der Bevölkerung so gründlich
festgelegt, daß das volkswirtschaftlich« Betriebs»
kapital im letzten Jahrzehnt nicht die geringst«
Verstärkung, wahrscheinlich sogar eine Verminde»
rung erfahren hat. Das beweist heiligenstadt
mit spielender Leichtigkeit. Der jährliche Kapitals»
Zuwachs in Deutschland macht nach ihm 3'/<
Milliarden aus. Zwei Milliarden sind für
Bauten verwandt, über 2>/2 Milliarden (im
Durchfchnitt der letzten drei Jahre) durch Grün»
düngen und Emissionen absorbiert worden. Man
hat also weit mehr Kapital festgelegt, als das
deutsche Volt erübrigt hat, und das Geld, das
die Inhaber von Depositenkonten und laufenden
Rechnungen zu den Banken getragen haben, ist
grundfalsch angelegt worden. Neben diesem
direkten Beweis liefert tzeiligenstadt noch einen
indirekten. Er weist nämlich nach, bah der starken
Steigerung aller Verlehrsvorgang« lein« gleich»
wertig« Steigerung des nationalen Betriebs»
lapitals gegenübersteht, und operiert auch hier mit
Zahlen und Prozenten: Der Außenhandel ist in
den letzten zehn oder zwölf Jahren um 7l) Prozent,
das veranlagte Einkommen in Preußen um
80 Prozent, die Eisenbahn»Einnahm« um
63 Prozent gestiegen. Dagegen beträgt der
durchschnittlich« Barbestand der Neichsbanl
im letzten Jahrzehnt nur 1,7 Prozent mehr als
im vorhergehenden Jahrzehnt. Und die leicht
greifbaren Anlagen der Privatbanken, also das
eigentliche Betriebskapital der Nation, ist sogar
von 30 Prozent der Depositen auf 37 Prozent
zurückgegangen. 63 Prozent haben also Ver»
Wendung in festen Anlagen gefunden, hier li«gt
nach Heiligenstadt die Ursache der Störung des
Geldmarktes.

Der Name Heiligenstadt hat, wie gesagt,
einiges Gewicht. Sein« drakonischen Vorschläge
zur Neglementierung des Geldverkehrs liegen
überdies zum Teil in «ine» Nlchtung, die der

Negierung zusagt, und zum Teil in einer Nlchtung, die dem Neichsbank-Präsidenten gefällt. Und das Ganz« muh, da es sich fo hübsch auf Zahlen aufbaut und einen sehr gelehrten Eindruck macht, auf «in« Normal»V«lksvertr«tung ungefähr fo wirken, wie s. Zt. di« gelehrten Abhandlungen über d«nBörsen»Terminv«rkehr und dieDifferenz» geschäfte gewirkt haben, di« dann zu dem famosen Börsengeseh führten. Deshalb ist es zur Ver» hütung ähnlich unheilvoller Gesetze dringend nötig, bah einer Ueberschähung der Heiligenstadt» schen Entdeckungsreise auf dem Geldmarkt« recht» zeltig vorgebeugt wird. Zu einem Depositenbank» Gesetz wird es zwar ohne Frage kommen, denn es ist nun einmal ein unvermeidliches Korrelat des Scheckgesetzes. Aber es muh verhindert werden, daß es Zwecken dienstbar gemacht wird, di« nichts mit der Sicherung der Depositen zu tun haben. Es kann und darf nicht Sache «ines Privatbank'Geseyes sein, dafür zu forgen, daß jeder deutsch« Bürger sein Wechsel»Kr«ditchen bei der Neichsbanl habe, so sehr man es dem einz«ln«n auch gönnen mag. Und das Gesetz darf nicht zu ein« Art Zwangsenteignung der Privatbanken zugunsten der Neichsbanl werden. Di« jetzig« Geldklemme mag zum Teil auf Fehler zurückzuführen sein, die von den Banken gemacht worden sind, und w«r solch« Fehler einwandfrei nachweist, erwirbt sich ein großes Verdienst. Aber di« helligenstadtschen Nachweise sind nichts weiter als Zllhlenspielerel plattester Art. Wo man sie prüfend anfaßt, gehen sie aus dem Leim. Gegen» über der allgemeinen Steigerung der Verkehrs» Vorgänge soll das nationale Betriebskapital stabil geblieben sein. Nichts verkehrter als dies« Ve» hauptung. Freilich, die Goldbestände der Neichs» dank haben sich nicht nennenswert vergrößert; aber gerade aus dem entgegengesetzten Grunde, als Heiligenstadt es will: weil die Bank mit ihrem Golde dem Verkehr bis zurSelbstentblößung unter die Arm« gegriffen hat. Wenn sie mit Diskontieren zurückhaltend gewesen wäre, tonnte st« heut« «in«n höheren Goldbestand haben; und das wäre bann nach dem Genossenschasts» Präsidenten ein Zeichen von Ueberfluh an nationalem Betriebskapital. Solchen Ueberfluh hat beispielsweise Nuhlanb, dessen Neichsdaut über «norme Goldbestände verfügt. Aber davon ganz abgesehen: der jeweils vorhandene Gold» bestand einer Banl hat mit der Größe des Handelsverkehrs ungefähr soviel zu tun wie die Zahl der Metermaß« in einem Kaufhause mit der Läng« d«r zu messenden Stoffe; nämlich gar nichts. Und wenn das deutsch« Betriebskapital sich in d«n letzten zwanzig Jahren nicht ver» größer» hat: woher kommt es denn dann, daß der Wechsel»Umlauf heut« mehr als das Doppelte des durchschnittlichen Umlaufes der Jahre 1t»1 bis 1893 ausmacht? Damals wurden an Wechsel» stempel 7,3 Millionen vereinnahmt, heute !5V, Millionen.

Jeden Sinns entbehrend und den Tatsachen geradezu ins Gesicht schlagend ist aber vor allem, was über dl« Anlag« der Gelder bei den Privat» banlen gesagt wird. Ehemals waren angeblich 5« Prozent 1»«l Depositen in .Vetriebskrediten' angelegt, heute nur 37 Prozent. Das ist einfach unrichtig, wie sich aus der Gegenprobe ergibt. 1888 waren von 113 deutschen Vanlen bei 607 Millionen Marl Depositen 553 Millionen, also 88 Prozent, in Effekten und Konforttal. Beteiligungen angelegt: 1905 bei 2700 Millionen Marl Depositen 1444 Millionen, d. h. nur noch 53 Prozent. Daraus ergibt sich die interessante Tatsach«, daß die Vanlen immer größere Teil« ihrer Kapitalien sür die Kreditgewährung auf lürzer« oder länger« Irist b«r«ithall«n, und daß ihr Gründungsgeschäft «inen immer kleiner werdenden Teil ihres Kapitals absorbiert. (Den Beweis liefert auch die Emisstonsstatistil. Im Durchschnitt der letzten vier Jahre ist weit weniger emittiert worden als während her vorigen hoch» lonjunltur s1895 bis 18991 und westig mehr als 1887 bis 1890.) Wenn Herr tzeiligenstadt zu einem anderen Resultat lommt, fo liegt das daran, daß «r dl« Kontokorrent» Kredit« der Banlen «infach ignoriert. Aus gute« Grund«. Denn gerade diefe Kontolorr«nt»Dalleh«n, in denen heute mehr »ls die Hälfte des gesamten «igen«« und fremden Kapitals der Banlen arbeitet, stellen das .Betriebskapital' der Nation vor, dessen Fehlen zu beweisen Herr Heiligenstadt sich vorgenommen hat. Wenn auch groß« Teile der von den Vanlen gegebenen Vorschüsse lang» fristigt Inbustriekredite sind und «her Anlage» lapital als Betriebskapital darstellen, so geht es doch nicht an, die gewaltigen Summen, die dem Handel und Verlehr in Gestalt von Buchlrediten gewährt werden, «infach von der List« zu streichen. Aber auch das Diskontgeschäft wird von den Vanlen eifrig gepflegt; ziffernmäßig hat es sich in den letzten zwanzig Jahren verdreifacht. Freilich, die Depositen haben sich in derselben Zelt mehr als vervierfacht. Aber «inen Teil derselben dürfen die Vanlen j» garnicht in Drei» monatswechseln und Lombardvorschüssen an» legen, wenn sie «ine jederzeit flüssig« Besen»« halten und die Beichsbanl in kritischen Zelten schonen wollen. Sie leihen eben groß« Summen als tägliches Geld und im Bevortgeschäft aus und legen sich große Konsolsbeständ« hin. Das ist vernünftig gehandelt. Wer allerdings aus» schließlich auf Zahlen schwört und sein« Wissen» fchaft aus der Stalistil entnimmt, wird den Vanlen auch dies zum Vorwurf machen. Konsols gehören zur schwarzen Kategorie der .Effekten", und Wechsel gehören zu den liquiden Prima» Anlagen. Weshalb denn auch der Th«or«til«r

in den Vanlstatistilen Keller» und Finanz»
Wechsel lieber sieht als preußisch« Konsols.
Gs sind sicherlich ln den l«tzten Jahren von
manchen Vanlen Fehler beaangen worden. Was
In Amerika (Nord und Sud) gesündigt worden
ist, wird wohl «rst fpättr «lnmal Nar zutage
treten. Aber es geht abfolut nicht an, unseren
Großbanken generell die Fähigkeit der Disposition
abzusprechen und ihnen «inen Teil der Geschäfte
strafweis« zu entzieh«». Noch dazu zugunsten
der Beichsbanl, der pon mancher Seit« gar noch
ürg«r« F«hl«r nachgesagt werben als den Privat»
danken. Ehe «in« solch« Badilallur » I, Eisen»
bort »m Platz« erscheint, muh denn doch ein voll»
gültigerer Beweis für die Unwirtschaftlichkeit der
privaten Vanttätigleit erbracht werden, »ls ihn
lxr L«it«r d«r Pr«uh«nlass« zu liefern versucht.
Alfred Lansburgh.

tjMioer d^ Afterlritit. (Eine Ent»
^^ gegnung auf den im «rften »Morgen'»
Heft gegen mich gerichteten Angriff.) In der
Weltliteratur hat es nie ein Wissenschaft,
llches, System aufbauendes, Wert gegeben, das
nicht anfechtbar gewesen wäre. System« sind
menschlich«, auf Erfahrungstatsachen»Komplex«
exemplifizierte Ideen, künstlich« Einordnungen, die
den tatsächlichen Erscheinungen nie adäquat sind.
So hat auch Fließen« System ungezählt« wund«
Punkt«. Sit mit spöttischen Worten alle aufzu»
decken, wäre einem Forscher gegenüber, der, wie
Flieh, mit unerschütterlichem, begeistertem Ernst
sein« Arbeit tut, unwürdig. Ich hege persönlich
für Fließ «in« Verehrung und Hab« ihm dies bei
zwei Gelegenheiten mit warmen Worten ge»
schrieben. Nicht aus Gehässigkeit gegen Flieh
(wie Pfennig glaubt), fondern trotz meiner Ver»
«hrung für Fließ Hab« ich den Aufsatz geschrieben,
den Pfennig angreift.

Dr. Pfennigs falsche Voraussetzungen meiner
Motiv« hab«n ihn dazu verleitet, in jedem
meiner Wort« «jnen planmäßigen, persönlichen
Kampf gegen Flieh zu wittern oder wenigstens
so zu tun. Von den Argumenten, die
Pfennig gegen mich anfuhrt, ist «in««
berechtigt: alle andern haltlos. Jawohl,
ich Hab« dl« auf «iner andern Seit« stehende
Fußnote mit «iner Quellenangabe übersehen, und
dies« Angab« überflüfsig hinzufügt. Dr. Pfennig
hat das Becht, diefe vereinzelte, für den
Gedankengang meines Aufsatzes völlig be»
langlof« Flüchtigkeit aufzubauschen, sie als
Symptom meiner dauernden Vberflächlichleit zu
deuten, aber er hat nicht das Becht, sie sür be»
wuht« Entstellung der Tatsachen zu erklären.
l)r. Pfennig hat in seinem Angriff gegen
mich, wie ich zeigen werde, mehrer« schlimmere
Flüchtigkeitsfehler begangen, ohne dah ich daraus
Schlußfolgerungen auf feinen «lharalter zu ziehen
mir erlaubt«.

Wer «in sachlich«« Interess« an diestm .Streitfall" hat, der l«s«, was ich ub«l Pfennigs Argument« und Vefinnungsart geschrieben habe, bevor Pfennig «ine Zeil« über «ich g«schrl«b«n hat, ja bevor er vielleicht meinen Namen kannte. In dem, was ich auf den Selten 94, 85, 96 meiner .Billigen Weisheiten" sagt«, liegt «in« gröh«« Gewähr für m«in« mal«llof« N«inh«it »ls in allen polemisch«« Feststellungen.

Ich gehe zu der Legitimation der «inz«ln«n Zitat« über, deren Berechtigung Pfennig anzweifelt. Daß die Künstler Zwltt«rdlng« sind, Geschöpf«, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, aus jenem Reich, das von weibischer Lltelleit, Prunksucht usw. erfüllt ist, kann man bei Flieh auf Seite «9 Zeile 2» ff. nachlesen.

Daß ihr äußeres Kennzeichen dl« Linkshändig» keil ist, steht auf Seit« 466 Zeil« 23 ff. Daß Goethe, da Vinci, Hein«, Schumann, Wenzel von Fließ zu biefen Linkshändern gezählt werden, steht von Goethe auf Seite 468, von da T inci vorletzte Zeil« 467, von Menzel 467, Zeil« 14, von h«in« 467 Zeile 3 v. »., von Schumann 467 Zeil« 6 0. u. Zu d«r Schluhfolg«rung, daß nach der N«g«l de tri auf all« diefe Manner konsequenterweise das von Fließ gegebene Charakteristik»« links» händig« Künstler angewendet werden müsse, war ich nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, wenn ich die UnHaltbarkeit de« Fliehschen System« dartun sollte.

Daß daneben auch die dem Sinn« nach strikt entgegengesetzte und von Pfennig zitierte Stelle über das Wesen der Künstler zu Necht besteh», stell« ich nicht in Abrede. Im Gegenteil. Dies« inneren Gegensätze des Fliehschen Wertes dar» zutun, war ja der Zweck meiner Schrift, hier bin ich gleich beim zweiten wichtigsten Punkt« des Pfennigschen Angriffes. Pfennig behauptet, ich hätte «in Zitat «infach fingiert, um es bann zu widerlegen. Das betreffende Zitat Hab« ich aber ni« für Fliehsch« Wort« ausgegeben. Auf Seite 471 der fünften Nummer des .März" setzt« ich den Fall, «in Gymnasiast hatt« di« tzauptthesen des Fliehschen Wertes in kurzen Sätzen zu extrahieren, und bemerkte hierzu, daß mein Gymnasiast in Verlegenheit käme, »eil er sich widersprechend« Aussagen mit einem »und' statt mit einem .aber" (wie es dl« Schulregel erfordert) verbinden müht«. Dann fuhr ich fort „Man denk« sich etwa folgenden Satz: die lünst» lerischen Talente der Weiber sind sekundäre männliche Sexualcharatter«; reines Künstlertum ist nur dem Manne gegeben, ein Nur»Weib kann leine Künstlerin sein; und beim Mann« bedingt Künstlertum «inen starken Gehalt von Weiblichkeit.'

Wohlgemerkt: nicht Flieh, sondern mein Gymnasiast hat diesen Satz geschrieben. Flieh hat

ihm in seinem Werl« nur di« Unterlagen dazu geliefert, trotzdem «r wohl d«n Satz mit dieser krassen Gegenüberstellung seiner eigenen zwei Be> Häuptlingen verleugnen würbe.

Darin liegt d«lSchlüss«l zum V«rständnis d«s Pfennigschen Angriffs gegen mich. Pfennig sieht nicht, b»h es di« Aufgabe de« Kritiker« ist, innere Widerspruch« «ines Werkes in möglichst präg» nanter Form aufzudecken, sich durch den be» geisterten, achtungsvollen, ironischen, scherzhaften Ton dieser Aufdeckung in «in richtig«« Verhältnis zu dem Wert« des Werkes zu setzen, bei Be» Handlung haltloser Behauptungen nicht den llin» druck ernster Diskussion zu erwecken, kurz, nicht zu r«f«ri«r«n, sondern zu kritisieren.

Noch klareres Licht fällt auf den Streitfall, in dem von Pfennig so heiß umstrittenen Punkt des .Sichselbstmihverstehens". Pfennig macht sich, nachdem er mich, um mich als Dummkopf hin» zustellen, darüber belehrt, dah dies Wort ur» sprünglich gegen Weininger und nicht gegen Flieh gemünzt war, was ich auf Seit« 104 meines Buches ausdrücklich selbst sagte, über mein« Be» mertung lustig, daß Flieh sich selbst mihversteh«, und findet, dah man an meinen Gründen ‚mit den Händen greifen könne, mit welchen Mitteln ich arbeite".

Dl« tiefgründig« Bemerkung, dah die wissen» schaftliche Terminologie ein« suggestive Ver» führungstraft enthalte, dah sie zu einem Sichselbst, mißverstehen der Forscher fuhr«, ist — l«ider — nicht meinem Durchschnittslopf entsprungen, ich Hab« st« nur an dem Fall Flieh exemplifiziert. Dieses sprachkritisch« "Rüstzeug, in dem «in« tiefe kritische Kultur ruht, verdank« ich einem, der unendlich größer ist, als ich Durchschnittskritiker. Pfennig hat Weber das Vorwort, noch di« vorangehenden 56 Seiten meines Büchleins gelesen, derselben »Weisheiten", die er nach nur halber Lektüre so heftig angreift. Sonst hätte ihm vielleicht ein« Ahnung davon gedämmert, wie kleinlich seine Verteidigungsrede für Flieh ist, neben der 2r> lenntnls, dah Flieh seiner eigenen Terminologie Untertan ist und sich von ihr di« Doppelbedeutung sein« 28 und 23 suggerieren Iaht, um in ewigem Wortkreislauf herumgeführt zu werden. . .

Pfennig meint, ich wollte nicht verstehen. Doch, Herr Pfennig, ich verstand nur zu gut.

Nur noch vier Feststellungen.

Die von mir angeblich zum Zwecke gehässigen Angriffs weggelassen«Stell« überAichard Wagner steht in meinem Buch« deutlich und klar auf Seite 106 in den vorletzten 2 Zeilen in der wört» lich«n Folge des Fliehschen 0riginaltext«s. hier begeht Pfennig den argen Fehler, den er mir ohne Berechtigung vorwirft.

Pfennig stellt fest, dah ich Flieh' Behauptung nicht entstelle, wenn ich in den extrahierten Bei» spielen von Linkshändern mit künstlerischer Be» gabung auch Frauen anfuhr«. Aber er führt diesen

Umstand nicht als Beweis dafür an, daß ich beide entgegengesetzten Anschauungen Flieh' kritisch gegenüberstelle, sondern behauptet, die eine Feststellung wäre Fälschung und beweis« meinen bösen Glauben!

Vi« Anführungszeichen bei den Worten .schwärmt für Kunst und Wissenschaft" beziehen sich auf das scherzhaft von mir zitiert« Couplet, nicht auf Fließ' Text.

Der Nachweis, dah in Heines Bildnis die rechte tzand durch Umdruck zur linlen wurde, ist im Zusammenhange mit der angeführten technischen Wahrscheinlichkeit durch ein« Stelle in Heines Brief erbracht. Va heißt es: ,— indem ich mir die unsägliche Mühe gebe, an Sie zu schreiben, wobei ich mit der Nase auf dem Tisch liegen und das «in« noch halb brauchbare Auge mit der linken Hand geössnet halten mutz" Wer beim Schreiben die linke tzand braucht, nm die Augenlider offen zu halten, kann nur mit der recht«« di« F«der führen, also Nechts» händer sein.

,Ten Knaben Weininger", wie ihn Pfennig nennt, nochmals gegen Pfennig zu verteidigen, halt« ich für überflüssig. WeiningersDenkmalwird schließlich größeren Anfeindungen widerstehen können, als dem Angrisf eines Äichard Pfennig. Di« Verbalinjurien werd«n kein gerichtliches Nachspiel haben, Pfennig keine Aeklam« schaffen. Ich begnügte mich damit, sie durch fachliche Feststellungen zu widerlegen.

Nobert Saudek.

hätte es sich ersparen können, hier ^^ ohn« Quellenangabe die Aotiz aus dem Berliner Tageblatt (22. 2. 08) mit der tzelnefchen Brlefftelle abzuschreiben. Wer behauptet denn, was Saud«! eben fälschlich unterstellt, Heine habe mit d«r linken Hand geschrieben? Das tun selbst ausgesprochene Linkshänder wie Wenzel nicht, und auch Nodert Schumann hat es nicht getan, obwohl er sich mit der linlen Hand die recht« — man weiß, mit wi« verhängnisvollem Ausgang — selbst operiert hat. «Die link« Hand war die geschicktere, mit ihr führt« er das Operaiionsmesser, mit der rechten schrieb er" hat Isolde Kurz von ihrem künstlerisch begabten Äruder, dem Chirurgen Edgar Kurz, berichtet (Flieh, Ablauf des Lebens. S. 466).

Was eben ist die .kritische" Methode Saudeks, daß er Flieh Aeuherungen zuerst unterschobt, die dieser nie getan hat, und die töricht und unwahr sind. Und dann bekämpft er sie mit leichter Mühe. Und wenn das Verfahren nicht zum Ziele führt, verstümmelt er Fließ. So hat er den wichtigen Hinweis auf Schumanns Operation fortgelassen. Einen Vorwurf, den er jetzt einfach mit Stillschweigen übergeht. So hat er jenen

Gymnasiastensatz frei erfunden, aber für jeden unbefangenen Leser ihm den Anschein gegeben, als stamme er wirklich von Flieh. Ist das «hrlich? Und der Mann wagt es, jetzt zu sagen, Goethe sei von Flieh auf S. «68 als Linkshänder bezeichnet worden, obwohl dort nur steht, Goethes linke Gesichts hälft« war merklich länger als die rechte. Ebenso unrichtig sind di« Zitate über Hein« und Schumann (Menzels und da Vincis Linkshändigkeit sind ja historisch!). Saude! will eben Verwirrung stiften, indem er »Links» betonung", d. h. besser« Ausbildung in d«r linken Körperseite, gleich Schreiben mit der linken Hand setzt. Es kommt bei b«r Linksbetonung aus viel feiner« und mannigfaltiger« Zeichen an. Sonst hätten wir wohl nicht zu warten brauchen, bis uns Flieh mit diesem wichtigsten körperlichen Charatteristitumdes Künstlers bekannt gemacht hat. Daß Künstler Zwitterdinge seien, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, soll man bei Flieh auf S. 469, Zeile 24ff, lesen können. Und was steht dort in Wahrheit? „Die Betonung des Gegengeschlechtigen zeigt sich in den Eigenschaften d«r Künstler. Sie stammen vom sseuu« iiritadile wi« di« Frauen, sind wie diese eitel, der Schmeichelei zugänglich und vom augenblicklichen Erfolg geblendet. Sie sind putz» und glanzfüchtig — "Richard Wagners feiden« Schlafröcke, Parfüms und sein« Ein» richtung im Pal. Vendramin —, dabei ihren männlichen Frauen in der Ehe unterlegen (Künstlerehe), mehr von den Frauen verführ!, als verführend, gerade weil sie dabei pfychifch sehr libidinös sind."

Der volle Sinn dieser Stell« wird erst aus dem großen Zusammenhang klar; aber wo ist auch nur «in Wort, ein Gedanke von Zwitter» dingen und sexuellem Zwischenreich? Flieh spricht überhaupt nicht von den Geschlechtsorganen, der Sexualität. Er spricht vom Geschlecht im weitesten Sinn« und hat daher auch das neue Wort Doppelgeschlechtigkeit (nicht . . lichleit) eingeführt. Und jene Stelle von Wagner, die Saudek, um sich ein Hintertürchen zu öffnen, in feinem kaum gelesenen Buch zitiert hatte, Iaht er eben im .März", wo er zu einem grohen Publikum spricht, geflissentlich fort. Warum? Weil er sie fälschlich auf Menzel beziehen wollte!

Aicht einen meiner Vorwürfe hat Saudel zu entkräften vermocht. Er arbeitet auch nicht nur mit Mißverständnissen arger Art, sondern mit falschen und unwahren Angaben. Deshalb sag« ich: «r hat Tr«u und Glauben verletzt. Es bleibt dabei. Dr. Pfennig.

?»^ianlw«lMch lül dic ?^«!»»l!>o«! I>i. All« Luüoiuclg«, Beiü» ^>. b, L«»nt'Ui»j« 3, für 0eilei«!ch>U,!z!il»- «l«l><lt Fcill,
wicn I. — Vnlo« Wi»!,u»rd» « <lo., WUm««dor!'Berlin w, 50, «!tlel><nerln»z« I». — LipcdMon für ocsterieich'Ungür,,
i«i «loloel « WM«l, Wien I, Vr»»«n 28. — 2>r«<l »»n P»z « <b«!eb <ö, ». l>. h^ V«l>n >v. 55, Vl«gli,«rft«i« ll.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Mchard Strauß: Musil / Georg Brandes:
LUeratur / Mchard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyril
Nummer 13 Re7«7«^n,» 6. September 1907

An Herrn Professor W. Sombart.

Verehrter Herr Professor!

Verzeihen Sie, daß ich öffentlich an Sie fchielbel Gin Mann wie Sie, der das Urteil der Masse und auch der gebildeten Masse für gleichgültig ansieht, weil er als Individualist leben, blühen und sterben will, ungestört vom hauche der Rücksichten, ein solcher Mann kann zwar selber für die Oeffentlichkeit schreiben, wie ein Maler für die Oeffentlichkeit malt, indem er im Grunde nur feine eigene Seele entlastet, aber er kann nicht wollen, daß man öffentlich mit ihm debattiert, denn fchon das ist ein Kämpfen um das Wohlwollen derer, die dem Kampfe als Unparteilfche beiwohnen. Aber nachdem Sie einmal unter die heraus» geber von Wochenschriften gegangen sind, werden Sie es nicht ganz ablehnen tonnen, daß wir anderen Sie als einen Bearbeiter der öffentlichen Meinung empfinden. Sie arbeiten mit Fleiß und Geist daran, die Menschen unpolitisch zu machen. Zugegeben, daß es Ihnen persönlich gleichgültig ist, ob dieser Erfolg eintritt oder nicht, zugegeben, daß Sie im Grunde nur ein Privatbekenntnis ablegen wollen — die übrige Welt fagt, daß Sie uns Berufs» Politikern den Fehdebrief zugefendet haben. Ich nehme an, daß Sie ihn nicht gerade mir zugesendet haben, und daß einiges, was Sie vom Berufspolitiker fagen, mich persönlich weniger trifft. Deshalb bin ich frei von aller kleinen Empfindlichkeit, wie sie sich leicht fönst bei denen einstellt, deren Fachtätigkeit als eine im ganzen minderwertige gekennzeichnet wird. Ich gebe vielmehr von vornherein zu, daß es Berufspolitiker gibt, die dem von Ihnen entworfenen Bilde entsprechen. Was ich aber bestreite, ist, daß der Beruf als solcher so aussteht, wie Sie es sagen. Dabei übergehe ich dieses Wal alles das, was Sie über Wert oder Unwert politischen Tuns im allgemeinen schreiben. Das ist ein langes Kapitel, und Sie haben auch die Neihe Ihrer Artikel noch nicht beendet. Gs ist also bloß Ihr Aufsatz in Nr. 7: .Die Politik als Beruf«, mit dem ich mich befasse.

Gs gab eine Jett, in der wir anderen es für möglich halten konnten, Sie felbst, vcr» ehrt« Freund und Gegner, würden einmal Berufspolitiker werden. Das war damals, als Sie Ihre Arbeiten über den Sozialismus schrieben. Damals war Ihnen der Trieb, an der Umgestaltung des Staates mitzuarbeiten, nicht so fremd wie heute. Der "Rhythmus derer, die den Staat jung hämmern wollen, hatte Sie ein Stück weit mit fortgerissen. Oder war es bei Ihnen etwa nur volkswirtschaftliches Fachinteresse ober ästhetische Freude an der proletarischen Bewegung, was Sie der Oeffentlichkeit als halbfozialisten erscheinen ließ? Auch ein« Arbeit wie Ihre neueste Untersuchung über dt« Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist meines Trachtens noch eine Nachwirkung dieser fast politischen Periode Ihres Daseins. Gin Mann, der nie vom politischen Triebe erfaßt war, schreibt so etwas nicht, weil er es nicht steht. Gs ist also Ihre heutige Ablehnung des Berufspolitikers, wie

o «
mir scheint, nicht nur ein theoretisches Bekenntnis, sondern eine sehr praktische Aussage etwa des Inhaltes: ich war nahe daran, ein solcher zu werben, aber als ich sehr nahe daran war, habe ich einen Schrecken bekommen vor der Oedigkeit des Handwerks Politik und bin andere Wege gegangen! Ich vergleiche Sie deshalb mit einem Antttheologen wie David Strauß. Er wäre nie der Antttheolog geworden, wenn er nicht vorher ein Theolog hätte werden wollen. Und weil ich Ihren Aufsatz mtt diesen Hintergedanken lese, finde ich in ihm unaus» gesprochen etwas, was für den Berufspolitiker spricht: eine gewisse unterdrückte Stimmung von ehemals.

Diese persönliche Erklärung Ihrer jetzigen Auffassung würde ich nicht vorzutragen wagen, wenn Sie nicht selbst der psychologischen Methode jetzt und sonst «in breites Feld einzuräumen bereit wären. Da Sie aber, ähnlich wie Nietzsche, dem geheimen Aüderwerl der entstehenden Theorien Ihre Aufmerkfamteit schenken, können Sie es nicht als indiskret aufnehmen, wenn auch Sie nach diefer Methode gelegentlich beurteilt werden, Humal wenn es von jemandem geschieht, der fast genau vor derselben Frage gestanden hat. Auch ich Hab« mir zu überlegen gehabt, ob ich berufsmäßig Politik treiben will oder nicht, und der Unterschied ist nur der, daß ich gesagt habe: obwohl ich die Handwertsschwierigkeiten dieses Berufes kenne, will ich in ihm leben und sterben! Ich de, le gar nicht daran, diesen Beruf für schattenfrei zu erklären, behaupte aber, daß er nicht schlechter ist als irgend ein anderer Beruf großen Stiles» und daß er seine ihm eigenen moralischen und ästhetischen Vorzüge hat.

Gehen wir also Ihrer Darstellung nach! Die erste Aufgabe des Berufspolitikers ist die Agitation, .eins der peinlichsten und undankbarsten Geschäfte, bei dessen Betrieb der, der es ausübt, leicht an Leib und Seele Schaden leiden kann'. Gewiß, alles das kommt vor! Aber peinlich und undankbar ist unter Umständen einmal jede Arbeit, auch die des Offiziers oder des Gelehrten, und die höhe der Gefahren, sowohl der seelischen wie der leib» lichen, ist für manche Leute eine Erhöhung des Lebenswertes. Es ist wahr, daß Agitation ein menschenfressendes Gewerbe ist. Man muß sie mtt Maß und Selbstzucht betreiben, wenn man in ihr nicht untergehen soll. Gin Mensch, der nur «gittert und nie studiert, der immer nur ausgibt und nie sammelt, der vor lauter Agitation keine innere und äußere Heimat mehr hat, ist verloren. Aber wo steht denn geschrieben, daß es einer so machen muß? Noch heute wird in Deutschland der allergrößte Teil aller Agitation von Leuten geleistet, die mehr find als nur Agitatoren, und es steht auch so aus, alS sollte es so bleiben, denn die Bevölkerung verlangt gar nicht nach den Menschen, die nichts sind als Nedemaschinen. Jeder Parteiapparat braucht einige Leute, die ihn berufsmäßig bedienen. Wie Nein aber ist im ganzen die Zahl dieser Leute, und auch sie haben meist in Frledenszeiten ruhige ver» waltende oder journalistische Tätigkeiten! Wie Nein ist bei uns überhaupt die Zahl derer, die im Sinne Ihres Artikels nichts sind als Berufspolitiker! Sehen Sie doch das Verzeichnis der Abgeordneten an, das Verzeichnis der Partelausfchüsse aller Parteien! G8 ist nicht so, daß diejenigen» die nicht mit haut und haaren sich der Politik verschrieben haben, in der Politik nichts bedeuten! Oft ist gerade der Berufspolitiker nur der Angestellte von Leuten, die die eigentliche Politik machen. Der bloße Agitator ist leine typische Form des deutschen politischen Lebens.

Und dann: wie anders sieht die Agitation oft in Wirklichkeit aus, als es nach Ihrer Beschreibung scheinen muß! Ich darf in diesem Falle aus Erfahrung reden, nicht nur well ich selbst viel agitiert habe, sondern auch weil ich die Agitation fast aller deutschen Parteien in der Praxis kennen gelernt habe. Diese .unheimliche und widerwärtige Kunst' hat einen qroßen und sehr realen Zauber in sich. Sie führt zu einer prakttfchen Kenntnis des Volks» iebens wie kaum ein anderer Beruf. Man darf sich doch wahrhaftig das Agitieren nicht so

vorstellen wie ble Tätigkeit eines Mannes, der mit einer laterna ni2Li<2 herumreist und überall dieselbe Ansprache ableiert. Gewiß, wir Agitatoren müssen uns wiederholen, in Wahlzelten sogar sehr oft wiederholen, so oft, baß es uns davor graut. Welcher andere Beruf aber ist frei von Wiederholungen mechanisch gewordener Leistungen? Trotz der Wieder» holung aber hat fast jede Versammlung ihren eigenen Charakter. Wenn man mich heute fragt, wie es in diesem oder jenem Dorf« am Neckar oder in Holstein ist, so weiß ich es noch, obwohl sich inzwischen vieles andere durch mein Gehirn geschoben hat, weil es mir wertvoll war, dort über dieses und jenes befragt zu werden ober biefe oder jene charakteristische Person von Freund oder Feind kennen zu lernen. Eine Versammlung, von der der Bedner selbst gar nichts mit heimträgt, ist selten. Ich möchte mein Agitieren nie aus meinem Leben streichen, und ich kenne genug Leute von seelischem Gehalt, die ebenso denken. Was aber die Notzeit der Agltationsformen anbelangt, so bin ich fern, sie zu leugnen. Es gibt geistig arme Menschen, die sich beim Agitieren nicht anders helfen können, als indem sie schimpfen. Uebrigens wird in der Presse mehr verletzt und geschimpft als in Versammlungen, weil, ab» gesehen von einigen Großstädten, das Voll die Politik mit Ernst auffaßt und gar keine Schimpfereien hören mag. Die letzten Tage vor der Wahl sind allerdings überall etwas derb, aber — Sie würben der l tzte sein, der daran nicht auch seine derbe Mitfreude haben könnte! Dieses Pulsieren des B.utes vor der Tntscheidung ist Leben. Es gehört nicht zur polierten Aesthetik, aber es kann recht nett sein.

Und daß wir Agitatoren mit .Schlagworten' arbeiten müssen, ist natürlich wahr. Ich halte Ihre Darstellung dieser Notwendigkeit im ganzen für richtig. Wir müssen in einer Stunde über alle tzauptgebiete der Politik sprechen. Das geht nicht, ohne daß man kurz und knapp redet, zu kurz, um alles einzelne zu beachten. Wir gleichen den Zeichnern, die eine große und verworrene Landschaft mit wenigen Strichen auf ein Blatt Papier bringen sollen. Dabei kommt stets etwas zu kurz, aber eine Kunst ist es doch. Das Reden über schwere Dinge vor Wählerversammlungen ist eine Ausgabe, die ebenso ihre artistische Eigenheit hat wie die wissenschaftliche Arbeit, nur daß hier der Kern der Leistung in einer auf die Spitze getriebenen Knappheit oder^ Generallsterung liegt. 0b man das Demagogie nennen soll? Dann ist auch jeder Freslomaler Demagog. Sie haben, verehrter Herr Professor, es nicht so oft wie ich erleben tonnen, wie die Agitatoren an ihren Worten arbeiten! Ich spreche jetzt nicht von mir, da ich ja auch sonst literarische Arbeiten leiste, sondern von denen, die sich in den Betrieb der Politik in Wahlzeiten einstellen. Morgens sitzt man im Agitationszentrum beim Kaffee und spricht darüber, welche Formel man für dieses oder jenes gefunden hat. 0f< erinnern diefe Gefpräche direkt an Präzisionsmechanit. Es kommt auf den Millimeter an. Mit Leuten, die sich nicht nach dem Maße ihrer Begabung ihre eigene Sprache zu schaffen vermögen, ist politisch überhaupt nichts anzufangen, denn sie können vielleicht eine Bede nachsagen, sind aber in der Debatte verloren. Die Debatte ist die starke Probe allen Könnens auf diesem Gebiet. Was man da Schlagfertigleit nennt, ist Kunst und Arbeit zugleich. Einer kann es, ein anderer lernt's nie, aber so öde und tot, wie Sie es sich vorstellen, ist es wahrhaftig nicht, denn — die Gegner sind im allgemeinen auch leine Dummköpfe.

Sie schreiben: .Man geht immer laxer mit der Wahrheit, immer laxer mit der Ehre des Gegners um, und man nimmt immer mehr die Manieren eines Büpels und eines Bowdys an — begreiflicherweise dort um so rascher und nachhaltiger, wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat.» Auch das ist meines ErachtcnS ohne genügende Sachkenntnis gesprochen. Es gibt bei uns in verschiedenen Parteien eine Bichtung. deren bekannteste Vertreter in der Sozialdemokratie Mehring und im Zentrum Erzbe^ger sind,

«>»
die aus überlegter Taktik eine ungebildete Sprache sprechen, die das Pflegen, was in der Sozialdemokratie Sauherdenton heißt. Wer aber sind die Vertreter dieser Taktik? Fast durchweg studierte Leute, die im Privatverkchr sich sehr anständig zu benehmen wissen. Der Mann aus der niedersten Schicht ist auch gelegentlich roh und brutal im Ausdruck (wie sollte es anders sein können?), aber er vertritt im allgemeinen nicht diese Art der Nebe» roheit aus Grundsatz und lehnt sie ab, wenn sie zu aufdringlich an ihn herankommt. Die Redaktionen der Blätter sind oft viel ungebildeter im Ton, als es für sie nötig wäre. Und hat denn etwa bei uns bisher der Erfolg für diese Taktik der Roheiten gesprochen? Keineswegs. Daß im Durchschnitt unsere politische Sprache wilder wird, bestrette ich und würde bereit sein, aus alten Neben dieses aufzuzeigen. Ich habe zu diesem Zweck in meinem Buch «Demotratte und Kaisertum" ein Stück aus dem alten »hessischen Landboten' abgedruckt. Wer kann heute noch so reden, selbst wenn er nicht polizeilich überwacht ist? Was aber die .Wahrheit' betrifft, so berührt es mich eigen, wenn Sie die Ver» Minderung des Wahrheltsstnns mit dem Blick auf die niedrigsten Volksschichten hervorheben. Sind etwa die Menschen oben grundsätzlich wahrhaftiger? Ich nehme nicht an, daß Sie mit Nietzsche den Wahrheitsstnn an sich für eine plebejische Eigenschaft halten, denn dazu ist er bei Ihnen selbst viel zu stark, aber daß Sie ihn für ein Privileg der Aristokraten ansehen, würde ich noch weniger begreifen. Die Volksmasse verlangt von ihren Agitatoren Wahrheit. Ob sie immer Wahrheit bekommt, ist eine andere Frage, aber es liegt dann nicht an der Masse, sondern teils an der Begrenztheit des Wahrheitserkennens der Agitatoren, teils aber und noch viel mehr daran, daß in allen politischen Dingen der Begriff Wahrheit überhaupt ein sehr fließender ist. Was dem einen seine Uhl ist, ist dem andern seine Nachtigall. Dem einen ist die Gleichheit aller Menschen Wahrheit und dem anderen ist sie Unsinn. Giner hält den Satz „Zölle trägt das Ausland' für Wahrheit und der andere für ganzen oder halben Schwindel. Man soll in diesen Dingen vorsichtig sein mit dem Vorwurf, daß die Agitatoren lügen. Gs wird wenig eigentlich gelogen in der deutschen Art der Agitation, es wird aber natürlich und von allen Seiten tendenziös dargestellt. Jeder empfiehlt seine Sache. Das mag an sich etwas Niedriges sein, aber es ist nichts Schlimmeres als das, was in allem Handel und Geschäft zur Tagespraxis gehört. Die eigentliche Lüge ist, rein technisch betrachtet, nicht empfehlenswert, da sie zur Waffe in der Hand des Gegners zu werden pflegt. Nun wird sich aber auch vor denjenigen Entstellungen und Wahrheitsverschtebungen, die ich als tendenzlöse Darstellung bezeichne, der besseren Nedner leichter bewahren können als der schlechtere, da er die absichtlichen Uebertreibungen nicht braucht. So urteilslos, wie es nach Ihren Worten scheint, sind unsere Voltsversammlungen nicht. Vielleicht halten Sie zwar auch das schon für Demagogie, daß ich die Volksversammlungen in Schutz nehme, aber selbst an dem Tage, wo ich aufhören werde zu reden, und wo ich von keiner Versammlung mehr etwas wollen werde, werde ich voraussichtlich nichts anderes sagen können. Ich kenne das Gebraus« und Getöse, kenne die hunderte von Köpfen und Augen, weiß, wie Versamm» lungen wogen wie Kornfelder im Winde, und ich weiß, daß für den Erfolg auf die Dauer nicht das Beiwert entscheidet, sondern die nüchterne Willenslichtung: Das und das wollen wir! Auch dort, wo ich abgelehnt wurde, und vielleicht gerade dort, habe ich gefühlt, daß der Wille tiefer liegt als ein Versammlungsrauschen. Gs gehört deshalb gar nicht zum Selbst» interesse politischer Nichtungen, sich mit übermäßigem Nebenweit zu behängen. Man lann viel wahrhaftiger bleiben, als der Fernerstehende es für möglich hält, man soll es! Unser Beruf steht unter ähnlichem sittlichen Vorurteil wie früher und teilweis auch jetzt noch die Kunst, baß sie die Sitten der Menschen verschlechtere, aber es gibt gerade in diesem Beruf sehr viel Veranlassung, sich als festen Menschen zu beweisen. Den Begriff Tapferteil gibt

es noch. Einig« machen aus Tapferkeit Dreistigkeit, aber um dieser willen den Beruf in die sittliche Unterwelt zu werfen, ist falsch, ja fast möchte ich sagen: ist agitatorisch!
Das alles würde nun aber Ihren Gedankengang nicht widerlegen, falls die Grund» these richtig ist, daß Politik sachlich keinen Wert hat, denn was uns Berufspolitiker aufrecht erhält in einer harten und, was ich gar nicht bestreite, von vielen Enttäuschungen durch» setzten opfervollen Arbeit, ist der Glaube, daß die Bearbeitung des Staates ein allgemeines Interesse ersten Grades ist. Ohne diesen Glauben werden nur noch Eharlatane und Nein« Streber in der Politik es aushalten können. Wer, wie Sie, die Politik als eine der Illusionen der Menschheit betrachtet, wird natürlich auch den Politiker im besten Falle für einen leidlich guten Menschen mit schlecht inventarisiertem Gehirn gelten lassen. Ehe wir aber darüber sprechen können, müssen Sie die Fülle ihrer Antipolltik fertig vor uns ausgeschüttet haben. Bis dahin verbleibe ich bei aller Gegnerschaft gegen die von Ihnen ausgehende unpolitische Lebensstimmung dennoch im übrigen
in alter Verehrung
Ihr sehr ergebener
Friedrich Naumann.
Norderneh.
.... In seinen vier Wänden kann man sichs ja gestehen: mein großer Amtsvorgänger hatte dort mehr Glück als unser Einer. Worans liegen mag, wissen die Götter. Gin Grund allein tanns nicht sein. So einfach liegen die Dinge nie. Und schließlich wars doch auch meine Ueberzeugung, wenn ich schon hundertmal bekannte, daß ich für die mittlere Linie schwärme. Merkwürdig; noch Keiner hat Etwas an dem Bild monlrt, vielleicht, weils an die Gossenwelshelt erinnert, baß die Wahrheit in der Mitte liege. Schläfst Du, Suleika? Politik und Wahrheit: das giebt keinen reinen Beim. Eher ginge schon das Bild vom Parallelogramm der Kräfte, schon weils richtig ist. Unangenehm wäre nur, wenn es unbequeme Frager und Fragen riefe. Pah l feit ich Kanzler bin, stand mein Korn noch nicht auf so langen Halmen. Ists nicht viel in diesem naßkalten Sommer? (Wozu man sich jetzt an die Nordsee setzt, mir selbst ein Bätsei.) Eine Bilanz von ähnlicher Frisur habe ich noch nie auf den Tisch des Wallothauses gelegt. Wie ich mich sehne! Der November muß mich um zehn Jahre verjüngen. Wenn Sie, meine Herren, des Beiches Lage im vorigen und vorvorigen Jahre mit der von heute vergleichen und an Ihrem geistigen Auge — lügt man im Deutschen Beichstag, wenn man höflich ist? — noch einmal die Ereignisse der letzten Zeit vorüberziehen lassen, so werden Sie den Fortschritt nicht zu verkennen vermögen, der die Bemühungen der kaiserlichen Begierung so glänzend gerechtfertigt hat. Selbstüberhebung, meine Herrn, ist mir fremd, und ein Kleber bin ich auch nicht; aber die Thatsachen allein reden zu lassen, wäre vielleicht mehr unklug als bescheiden. Und Sie haben das Becht vom (allein? Lieber nicht; nur nicht an der verkehrten Stelle unterstreichen) verantwortlichen Letter der deutschen Politik die Vorlegung eines Situationsplanes zu fordern. Wohin Sie heute sehn: überall sind unsere Interessen anerkannt, und mit allen Mächten leben wir in guten, ich darf mit Genugthuung versichern: in herzlichen Beziehungen. Dan! der festen, immer maßvollen Haltung der Begierung, die sich weder durch die Uebe» tretbungen der deutschen, noch durch die nicht immer sachliche Haltung der fremdländischen Presse in der zielbewußten Verfolgung ihrer Wege und Absichten beirren ließ. Wenn Sie sich in den letzten November zurückversetzen wollen, so werden Sie sich erinnern, daß ich einen Grund zur Nervosität zwar nicht zugeben konnte, daß ich aber doch pflichtgemäß einige ernst «ahnende Worte an das Ausland gerichtet hatte. »Eine Politik,' sagte ich damals, .die darauf ausginge, Deutschland einzukreisen, einen Kreis von Wächten um Deutschland zu bilden, um es zu isoliren und lahm zu legen, wäre eine für den europä!»

schen Frleden bedenkliche Politik. Eine solche Ningbildung ist nicht mögich ohne Aus» Übung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck, und aus Druck und Gegendruck lönnen schließlich Explosionen hervorgehen.' Und noch im Frühjahr war nicht Alles, wie man es im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung wünschen mußte. Das hat sich geändert. Von Einkreisung ist nicht mehr die Aede. Unsere Beziehungen zu allen Mächten sind die denkbar besten. Mit Rußland leben wir seit langem in traditioneller Freundschaft, und die Zusammen» lunft von Swinemünde hätte die Vande, die uns mit «Rußland verbinden, gewiß noch enger geknüpft, wenn dies überhaupt möglich wäre. Der Herr Abgeordnete Bassermann, mein verehrter Freund, hat nun freilich gemeint, diese persönlichen Monarchenbegegnungen würden heutzutage sehr überschätzt, die Politik hänge viel mehr von den realen Bedürfnissen und wirtschaftlichen Interessen der Völker ab. Meine Herren, ich bin, was das letztere anbelangt, ganz der Ansicht des verehrten Herrn Vorredners, und ich habe, seit ich auf blefem Posten stehe, für diese Auffassung der Politik gekämpft, haben Sie je von einem Kanzler fo oft das Wort .Realpolitik' gehört wie von mir? Ich möchte aber trotzdem die Bitte an Sie richten: unterschätzen Sie den Werth solcher persönlichen Aussprachen nicht. Manches kann in ihnen gestreift werden, was sich schriftlich nur sehr schwer distutlren ließe. Eine wesentliche Garantie des Friedens erblicken wir in dem englisch-russischen Abkommen, und wir haben es als solche mit aufrichtiger Freud« begrüßt. Unsere Beziehungen zu Großbritannien haben eine erfreuliche Besserung erfahren, die Zelten der gegenseitigen Perstimmung sind vorüber. Man darf hoffen, daß die Mißverständnisse, unter denen sie litten, nicht mehr wiederkehren. Seine Majestät, der König von England» hat unsern Kaiser in Wllhelmshöhe besucht, und es wurden dort, wie Sie seiner Zeit ja wohl aus den Blättern ersehen haben, alle zwischen England und Deutschland schwebenden Fragen erörtert und in durchaus cordialem Ein» vernehmen erledigt. Eine wesentliche Besserung der Gesammtsituation wurde damit erreicht; und eine "Rückkehr zum Normalen. Denn wer die Dinge mit dem kühlen Auge des Staats» mannes überprüft, kommt nothwendlg zu dem Resultat, daß ein politischer Interessenstreit zwischen Großbritannien und Deutschland nirgends besteht. An keinem Punkt der Erde giebt es Verhältnisse, die zur "Regelung nach der ultima ratio re^is riefen, so oft unverant» wörtliche Schreier sich auch Lärmeplsteln übers Wasser sandten. Fast noch besser stehen wir momentan mit Frankreich. Die Detente macht die erfreulichsten Fortschritte, bessere, zu unserm lebhaften Bedauern, als die Pacifikationsarbeit in Marokko. Es wäre dringend zu wünschen, daß in diesem fortdauernd gährenden Lande die Schaffung ruhiger und gesicherter Zustände sich verwirklichen ließe. Meine Herren, nun hat Einer der Herren Vorredner unsere Haltung bei Beginn der neuen Marollowirren getadelt und hat gemeint, wir hätten aus der Situation mehr Nutzen ziehen tonnen. Es giebt, meine Herren, auch andere als nur materielle Erfolge in der Politik, und ich darf mit Genugthuung konstatieren, daß unsere Haltung überall verstanden und gewürdigt worden ist. haben wir denn nicht Alles, was wir wollten? Sind die Gründe, die vor zwei Jahren die Gemüter beunruhigten und Gewölk am politischen Himmel zusammentrieben, nicht verschwunden? Man hat behauptet, wir gönnte,! Frankreich keinen Machtzuwachs. Die Behauptung ist, wie nun jeder sieht und, wenn er ehrlich ist, auch zugiebt, aus der Luft gegriffen. Wogegen wir damals Einfpruch erhoben, war die Art, in der über Dinge und Verhältnisse entschieden wurde, an denen wir Interessen hatten, ohne uns zu fragen. Keine Großmacht konnte sich Aehnllches ohne Einbuße an Prestige gefallen lassen. Unsere Haltung Frankreich und Marokko gegenüber ist eine einzige Kette von Eonsequenz. Und Consequenz ist für eine erfolgreiche Politik ein wesent» liches Element. (Friedrich Wilhelm? Oh, Herr Bebel, es haben sich auch Andere gemausert. Warum in die Ferne schweifen? Wenn Sie sich selber prüfen wollen . . .) In Marokko, meine Herren, geht nichts vor, was wir nicht mit aufrichtiger Billigung sehen könnten. Es liegt mir daran, dies auch von dieser Stelle aus vor der öeffentllchkeit festzustellen. Und ich kann die Herren versichern, daß man gründlich auf dem Holzwege ist, wenn man wieder ein» mal behauptet hat, daß wir durch die persönlichen Willensäußerungen Seiner Majestät in Kiel, in Swinemünde und Wilhelmshöh« in der Freiheit unserer Entschließungen beein»

trüchttgt worden seien. Davon lann nicht die Rede sein, und es ist doch sehr merkwürdig, daß dieselben Herren, die den König von England nicht laut genug loben können, jeden Schritt unseres Kaisers mit illoyalen, ja wohl, meine Herren, mit für einen Patrioten illoyalen Kommentaren begleiten. Auch ich weiß die hohenQualitätenSeinerEnglischenMajestätzuschätzcn, aber ich lann den Wunsch nicht unterdrücken: behandeln Sie die Handlungen unseres Kaisers mit demselben Wohlwollen, und viel Unzufriedenheit wird aus dem Lande verschwinden. Im Uebrigen ist mir wirtlich nicht ganz Nar, was wir im vergangenen August hatten thun sollen. Keiner der Herren hier hat verlangt, daß die Word« von Easablanta ungesühnt bleiben sollen. Und Frankreich vorschreiben, was ihm erlaubt, was nicht erlaubt sei, wäre, solange es sich innerhalb der Satzungen von Algeciras bewegte, lächerlich gewesen und Hütte gerade zu der diplomatischen Vereinsamung geführt, die man bei uns mit so viel Leidenschaft und Uebertreibung in den letzten Zeiten distutirt hat. Sollten wir vielleicht mobil machen? Oder unser« Flotte zum Schutze Warottos nach der Atlastüste senden? Nur ein Narr, meine Herren, tonnt« auf solch« Gebauten kommen, Ein Staatsmann muß sich immer der Verantwortlichteit, die er hat, bewußt bleiben, und wird so leichtfertig nicht mit so ernsten Dingen spielen. »Mit der gewaltigen Maschine, hat Bismarck einmal gesagt, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man leinen Angriff. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nattonaltraft fuhren wollen, fo muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist, es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein wie der von 1870. Dann wird das ganze Deutschland von der Vlemel bis zum Bodens« wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird lein Feind wagen mit diesem luror teutonicus, der sich dem Angriff entwickelt, es aufzu» nehmen. Diese Ueberlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen find', haben Sie in unserem Volte etwas von dieser Stimmung bemerkt? Ich nicht. Was also hätten wir thun sollen? Unsere Interessen in Marokko sind gewahrt und ihre Unan» taftbarteit ist durch die Algerlcasatte gewährleistet. Den Hans in allen Gassen zu spielen, das habe ich früher schon einmal gesagt, halte ich nicht für ein Gebot der StaatsNugheit. Sie tonnen daraus ersehen, daß die Eonferenzakte doch etwas mehr ist, als ein beschriebenes Stück Papier, wie blinder Fanatismus sie genannt hat. Und ot» wir heute noch viel von Marolto sähen, wenn Algericas nicht gewesen wäre, ist doch immerhin die Frage. Und vielleicht finden Sie, wenn Sie die Vorgänge einmal von dieser Seite aus betrachten »ollen, daß unsere Politik doch ganz leidlichen Erfolg gehabt hat. Im Uebrigen hat sich sonst nichts von Bedeutung fett Ihrem letzten Zusammensein verschoben. Nach wie vor bleibt der Dreibund die Basis unserer auswärtigen Politik, und ich freue mich, konstatieren zu können, daß er im Laufe der Jahre von feiner Festigkeit nichts verloren hat. Im Vegentheil. Er hat durch herzliche Aussprache meiner verehrten Herrn Kollegen in Desto und auf dem Semmering eine »efentliche Festigung erfahren und er wird, wie bisher, eine Friedens» bürgschaft von unschätzbarem Werthe bleiben. In Algeciras schrieb Herr Visconti»Venosta der Gräfin Tattenbach ins Album: pax numinibuz bcmae voluntlliiz. Prägnanter und kürzer läßt sich Tendenz und Aufgabe des Dreibundes in der That nicht umschreiben. Es find, wie Sie wissen, Versuche gemacht worden, auch diesen erfreulichen Vorkommnissen eine für uns ungünstig« Seite abzugewinnen. Daß sie dem in die Verhältnisse Eingeweihten nur ein Lächeln abnöthlgen, versteht sich von selbst. Die überall zu Tage getretenen, ehr» liehen Bemühungen um die Stabilität des Friedens wird ohne günstige Einwirkung auf die wirthfchaftliche Entwicklung der Völker nicht bleiben. Und an der Erreichung dieses hohen Zieles redlich nach dem Maß ihrer Kräfte mitgeholfen zu haben, sind wir uns bewußt. Daran weiter zu arbeiten, wird immer die oberste Richtschnur unseres Handelns bleiben. Das haben wir bei jeder Gelegenheit bewiesen; im Haag, wo, wie ich gerne auch an dieser weil» hin sichtbaren Stelle anerkennen möchte, sich unser Delegierter, Herr von Marschall, mit hervorragendem Geschick der großen Aufgabe gewidmet, sich die ungetheilt« Anerkennung

seiner Eollegen erworben hat; und auf der anderen Seite in allen Dingen der praktischen Politik. Das Urtheil, ob Vir mit diesem zielbewußten Festhalten an dem bisherigen maß» vollen, doch bestimmten Gang unserer internationalen Geschäfte zum Nutzen des Vaterlandes gewirkt haben, überlasse ich getrost, meine Herren, Ihrer Einsicht. Und wenn es, wie ich nach den skizzierten Unterlagen, die ich mit ein paar Worten Ihnen zu geben bemüht war, hoffen darf, günstig lauten sollte, so wollen Sie, bitte, nicht vergessen, baß die erzielte Besserung der allgemeinen Situation nie ohne die kluge und thatträftige Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers erzielt worden wäre, dessen aufrichtige, wennfchon lange verkannte Friedensliebe. . .

Knurre nicht, Pudel l Zu den heiligen Tönen, Die jetzt meine ganze Seel' umfassen, will der tierische Laut nicht passen. Das kannst Du den Nothen um Bebe! überlassen. Ein Legen übrigens, daß ich die Schwarzen wenigstens in der Tasche habe. Und daß Alles so glänzend geht, seit Phlli weg ist. Diesmal riecht keiner die Politur. Und die Ueberrelchung eines Lorbeerkranzes ist nicht geschäftsordnungswidrig. Zum Glück. Wassermann wird die Sache schon machen. Selbst die Niedertracht dieses Wetters soll mir die goldne Heiterkeit nun nicht rauben. Und mein Erbe: sehe jeder, wie ers treibe, sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle. Andres war mir in diefen 10 Jahren auch nicht be» schieden. Karl Schnitzler.

Englische Heerführer in Zukunftskriegen.

Von C. v. Vredow, Generalmajor z. D.

^m Haag ertönen Friedensschalmelen. England vertritt unter der Maske des Ab» <) rüstungsvorschlags Beuterecht und Handelsfreiheit der Neutralen. John Bull ist ein guter Geschäftsmann.

Es ist was Schönes um Flanlenstellungen — d. h. strategische. Die taktischen haben stets Schwächen — und' so gut wie Daun bei Colin vor nunmehr 150 Jahren geht's selten. Das Wort des großen Königs: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so sollte lein Schuß in Europa fallen ohne meinen Willen", bekräftigt das. Mächtig erwächst im Osten ein neuer Machtfaltor: Japan. Der begehrte Bundesgenosse Englands, Frankreichs gute? Kamerad. Neben seiner nationalen Volkslraft, Lebensenergie und Produktivität wurzelt sein Leistungswert in seiner strategischen Flankenstellung zu Ostasien.

Im Okzident ist ein gleicher — wohl noch größerer Machtfaltor: Deutfchlanbs Heer. Deutschlands zentrale Lage ist aber die Schwäche seiner strategischen Position. Nings» herum Feinde oder zweifelhafte Bundesgenossen.

Mr. haldanes Armeereform beabsichtigt nichts anderes, als die englisch« Armee zum Osfensivlampse auf europäischem Kriegstheater zu befähigen. Natürlich an der Seite eines starken Mitkämpfers — der nur Frankreich sein kann. Diese Schlußfolgerungen ergeben sich von selbst, ein Zweifel ist ausgeschlossen — auch die gastronomischen Iour» nalistenverbrüderungen ändern darin nichts, so willkommen solche Bestrebungen auch sein mögen. Sechs mobile Felddivisionen und 14 Territorialdivisionen will England auf» stellen, daneben die Miliz als Neserve zur Auffüllung der ersteren. Für die Feld» armee werden die für einen Offensivkrieg benötigten Trains im Frieden aufgestellt. Bis» lang nicht geschehen — und in diesem Umstand liegt der Ausdruck der Offensiv«, b. h. der strategischen. Ob bei Antwerpen, oder an Hollands Grenze — ob . . . Doch: sei es. wo es lei.

Den englischen Generälen fehlt in ihren Führerqualitäten ein wichtiges Erziehungs» Moment: große europäische Kriegsvorbildung . . . Führung größerer Verbände im sreien Gelände. Ersteies möge ihnen noch lange vorenthalten werden, letzterer Umstand wird bleiben, er resultiert aus kulturellen Verhältnissen. Wie sehr die Manöver dadurch ein» geengt werden, erwies sich im letzten Jahre bei dem Aldershot»Armeekorps, wo der Stellungskrieg durch das räumlich eingeengte Gelände, in den Vordergrund trat, Ports« mouth mit seiner Besatzung von 8DW Wann einfach ausgeschaltet wurde.

Es ist eine scharfe Dissonanz, die in die haager Friedenskonferenz hineintlingt: die Bewilligung von haldanes Aeformorganisation der 2uxi!iar> lorc« — den Ladies zu jenen 14 Territorialdivisionen. Denn sie bilden nur das Gegenstück zur offensiv ge» dachten Feldarmee. Und wie ernst es den Engländern damit ist, ihren Truppen eine lriegsgemäßere Ausbildung zu geben, wie bisher, erhellt daraus, daß unter General Scobell zurzeit Manöver der Kavalleriedivision im schottischen Berggelände stattfinden. Daran schließen sich Manöver von 12 UNO Mann der Äuxiliar/ lorce« — volunleers und >oem2ni> — im Süden Englands.

Als Oberführer bei kommenden Kriegsereignifsen ist Generalleutnant Sir John French anzusehen, zurzeit noch Kommandeur des Aldershot-Kommandos, vom 1. Okt. d. I. ab Generalinspetteur der englischen Armee. Bei der Marine eingetreten, 1874 zur Kavallerie versetzt. Seine geschickte Führung der Kavallerie im Burentriege ist noch in aller Erinnerung. Er war es, der Cronje den Weg verlegte und wesentlich zum Ersatz Kimberleys beitrug. Er spricht Deutsch, wohnte 1902 den Kaisermanövern bei und gilt als guter Kenner der deutschen Armee und deutscher Verhältnisse. Unbedingt ein tüch» tiger General, voller Nuh« und Entschlußkraft, frisch und elastisch, auch ein Vertreter rücksichtsloser Offensive, der großes Vertrauen in der Armee genießt. Die Eigenschaften, welche General French im vorigen Jahr bei Leitung der Manöver des Aldershot»Armee» lorps betätigte, waren andererseits doch geeignet, die hohe Meinung, welche man hier auf dem Kontinent von ihm als Führer hat, zu beeinträchtigen, was freilich dem leinen Abbruch tut, daß General French ein äußerst energischer, zielbewußter Mann ist, der alles, was er einmal begonnen hat, auch zu Ende führt. Unter anderem äußerte er, daß in Deutschland die Divisions-Kommandeure eigentlich nur im Kaisermanöver zur selbständigen Fühlung ihrer Division gelangten. Er übersah dabei, daß fast bei jedem Armeekorps in Deutschland alljährlich Korpsmanöver stattfinden. Er selbst aber bevormundete seine Führer noch in ganz anderer Weise. Er vereinigte in seiner Person Leitung und Parteiführer, somit den kriegsmäßigen Verlauf jeder Uebung hemmend und zerstörend. Auf seinen Uebungen lastete der Fluch der Stellungstaktik. Als veraltet fiel besonders das Auf» marschieren in engen Formationen beim Zusammentreffen, ohne zum Angriff zu schreiten, auf.

Als Chef des Stabes der Armee ist Generalmajor Sir W. Nicholson in Aus» ficht genommen. Er ist zurzeit noch Abteilungschif im Generalstab und vom 1. Ottober ab Ehef des Großen Generalstabes. Ein hochbefähigter, begabter Offizier, der sich als Generalstabsoffizier auch in schweren Lagen bewährt hat. Ein Mann von großer Energie und seltener körperlicher Frische und Leistungsfähigkeit. Man sieht in ihm einen zweiten

0 I>
o o
Kitchener und hofft und erhofft von General French und diesem Chef ein glückliches Zu» sammenwirlen wie das Blüchers und Gneisenaus.
Zum Führer der Kavalleriedivision ist Generalmajor tz. D. Scobell bestimmt.
Ein« jugendliche Erscheinung. Er ist Offizier seit 1879, frisch, unternehmend, von raschem Entschluß. Vertreter der Attacke. Im Vurenkriege kommandierte er die 5. Ulanen, später die 2. Dragoner. Zurzeit leitet er die Kavalleriemanöver in Schottland. Generalmajor I. W. Grierson (1. Inf.°Div.), Offizier seit 1877, Generalmajor seit 1904. Er nahm 1882—85 am Mahdi°Feldzug teil, 1888 an Indiens Vordwestgrenze und ist hier noch in guter Erinnerung, wo er 1896—1900 Attache bei der englischen Votschaft war. So» bann dem Oberkommando in Südwest-Afrita zugeteilt, trat er später zum Stabe des Grafen Waldersee in China. Ein fleißiger Arbeiter, Freund des Königs, doch weniger Zutrauen in der Armee genießend. Seine Leistungen im Manöver 190'I fielen nicht besonders günstig auf.
Generalmajor Sir Vruce VI. Hamilton (2. Inf.-Tiv.). Offizier seit 1877.
1879—1880 Afghanischer Feldzug. 1881 Vurenkrieg. 1885 Ashanti»Feldzug, 1900 Buren» trieg im Stabe der 2. Division. Ein fähiger Offizier und guter Führer. Er ist nicht zu verwechseln mit Sir Tom Hamilton, der seit 1873 Offizier und jetzt Kommandeur des Südkommandos ist. Er wird im Kriegsfall vorausfichtlich bcfondere Verwendung finden. Vahm teil am Vurenfeldzug 1881 und 1899—1901, zeitweilig als Führer der berittenen Infanteriedivision. Im russisch-japanischen Krieg« befand er sich als Attachi »uf japanischer Seite. Sein Buch über diesen Krieg ist nicht frei von einer gewissen Selbstüberhebung und hat seinerzeit in Japan Wißstimmung erregt.
Generalmajor W. E. Frantlyn (3. Inf.°Div.) ist bisher nicht besonders hervor» getreten. Er befand sich lange Zeit im Kriegsministerium und hat den Vuf eines fleißigen, Men Arbeiters.
Als sehr tüchtiger, fähiger Offizier, jung, frisch und voller Initiative gilt der Fühler der 4. Division, Generalmajor E. Velfield, bisher Kommandeur der 4. Brigade.
Der Kommandeur der 5. Divifion L. E. Branley ist wenig bekannt.
Generalmajor S. W. Parsons (6. Inf.»Div.) war ursprünglich Artillerist, nahm a« Burentrieg 1899—1900 teil und war dann General»Inspetteur der Kavallerie in Indien, ein junger, frischer, sehr intelligenter Offizier.
Das sind die Männer, auf denen Englands Zukunftshoffnung ruht. Sie haben jedenfalls den Vorzug der napol6onischen Generäle — den der Jugend. Man kann aber diesen 'kleinen Kreis nicht schließen, ohne hinzuweisen auf den gewaltigen Organisator der englisch'indischen Armee: Lord Kitchener, der in nie rastender, zielbewußter Arbeit Indiens Armee zusammengeschweißt zu einem scharfen Schwert, das auch zu offensiver Tätigkeit außerhalb Indiens geeignet ist.
Lord Methuen leitete zwar im vorigen Jahre noch die Manöver des Ostkommandos bei Vrighton » Lewis—Vewhaven vom 4.—31. August. Seine Verwendung wird sich aber voraussichtlich nur bei den territorialen Truppen im Innern des Landes vollziehen.
Im Haag erklingen die Friedensschalmeien. Sie wurden schon einmal zur Kriegs» trommele....

Bemerkung über Goethe.

Von Georg Simmel.

/^s ist die allgemeine Meinung, daß Goethe ein groher Vergesser war: mit dem Ver» >>^gangenen abgefunden, ruhig alle Schwierigkeiten abstreifend, zu denen die Konsequenzen unserer Taten werden, alles Tlachrückwärtssehen, Nachrückwärtsempsinden vermeldend, sobald es den Blick und Schritt nach vorwärts hemmen wollte. Daß man ihn so von dem frei glaubt, was man gern die überflüssigen Schmerzen nennt — well sie freilich für die Lebens» zwecke der meisten Menschen nicht notwendig sind, — das ist wohl das wesentliche Ingrediens der Bewunderung einerseits, der moralischen Reserve andererseits, denen die .Lebenstunst' Goethes begegnet. Ich glaube, daß man damit in Goethe eine Oberflächlichkeit hinein» gedeutet hat, die vielmehr auf der Seite dieser Deutung zu suchen ist; daß ganz umgelehrt Goethe so tief und schwer an Vergangenheiten gelitten, die Folgen seines Tuns so bannend und lastend empfunden hat, wie es wenigen auserlegt ist. Durch seine Gedankenwelt geht dauernd das Motiv von den Gelstern, die man nicht los wird, wenn man sie einmal gerufen hat; von dem Zweiten, bei dem wir Knechte sind, wenn uns auch das Erste freigestanden hat; von den Dämonen, die man .schwerlich los wird': »das geistig strenge Band ist nicht zu trennen'; und eine wenig bekannte Stelle aus den .Maskenzügen', wo er von .Geistern' spricht:

,— wenn man sie nicht stracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch so still getan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen.'

Die Zahl solcher Aeußerungen — weit über diese im Augenblick bereiten hinaus — kann nicht Zufall sein. Sie haben vielmehr alle innerhalb ihrer Umgebungen den eigen» tümlichen Gharalter, den man an manchen Harmonien oder Takten bei Beethoven findet: jeder gehört völlig in den sozusagen objektiven Zusammenhang des Stückes hinein, ist durch dessen rein musikalische Logik völlig begreiflich und notwendig — zugleich aber weist er noch in eine ganz andere Dimension, in die des Subjekts; während er nur um seines Vorher und seines Nachher willen dazustehen scheint, schreit doch wie von unten und von innen her gerade in ihm die Seele auf, in die rein künstlerisch»musikallsche Kontinuität, die sich auch durch ihn hindurch knüpft, reiht er zugleich ein Loch, durch das man unmittelbar in die Qual der darunter lebenden Seele hinabblickt. So Wirten bei Goethe diese Stellen, deren jede freilich ihre notwendige Rolle in dem ganzen Kunstwerk spielt, in denen aber zugleich ein Grieben jenseits der Kunst hervorbricht. Und derselbe Ton klingt, wenn er einmal ganz aphoristisch, ohne jede Begründung oder Folgerung, schreibt: .Wir leben alle vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zugrunde'; so daß die .Lebensrcgel': .Willst du dir ein hübsch Leben zimmern, Mußt dich um's Vergangene nicht bekümmern' — wie die meisten Lebensregeln aus der bitteren Erfahrung des Gegenteils gequollen ist. Oder glaubt man im Grnst, daß Goethe seine eigene Existenz als .ein hübsch Leben' bezeichnen wollte?

In Goethes Leben begegnet der merkwürdige Instinkt, lange nach dem Bruch mit früheren Geliebten sie wiedersehen zu wollen; so Friederike, so Lili. Sollte das wirklich nur das ästhetische Bedürfnis nach einem „harmonischen Abschlüsse' sein? Dieser etwas äußer» liche Aesthetizlsmus liegt sonst nicht in Goethes Wesen. Ich möchte es umgekehrt auf jenes Leiden an den «Gespenstern- zurückführen. Für diesen Menschen einer unvergleichlich an» schaulichen Phantasie, deren Grenze gegen die Halluzination manchmal zu verschwimmen scheint, lebte das Gewesene in der Form der „Dämonen', der „Geister", deren quälende Gegenwart man nicht los wird. Gegen Geister aber gibt es lein besseres Mittel als Wirtlichkeit. Vielfach ist beobachtet, wie man eine Melodie, die uns in den Ohren klingt und uns ver» folgend peinigt, nur los wird, wenn man sie spielt. Von dem, was uns in der Form des Gespenstes ängstet, erlöst uns oft eben dasselbe, sobald wir ihm in der Form der Wirtlichkeit begegnen. — Das fortwährende Drängen auf Anschauung, das Goethes seelisches Leben durchzieht, ist nicht nur der Ausdruck seines Künstlertums, das im Anschauen der Welt noch einmal die Einheit mit ihr sozusagen physisch vollzieht, die das metaphysische Wesen des Genies ausmacht; sondern es war zugleich das Gegengewicht gegen die dunkeln Mächte des Innern, das Gegenwartslicht, das die Schatten der Vergangenheit auflöste. Wo er von der Anschauung spricht und von der Lebendigkeit des Gegenwärtigen, ist es immer wie ein Aufatmen und eine Befreiung. Den Druck, unter den die Erschütterungen seines Erlebens auch nach dessen Erinnerungen und Weiterwirtsamteiten stellten, hat man übersehen, weil man nur die ungeheure Gegenkraft bemerkte, die freilich in seinem Schaffen, in dem sicht» baren Ausgang des Kampfes, den Sieg behielt.

Man hat mit «Recht betont, daß Goethe der .historische Sinn' fehlte. Der Wert der Geschichte, wo immer er von ihm spricht, ist ihm nur die sachliche Bedeutung von Dingen und Menschen, die sich zufällig auf verschiedene Zeiten verteilen, nur der Ertrag, den dl? unmittelbare Gegenwart als Frucht der Vergangenheit erntet. Daß die Geschichte eine besondere Form des Geistes ist, eine einzigartige Anordnung und Entwicklung von Lebens» inhalten, bedeutsam noch jenseits des weiterlebenden Wertes dieser einzelnen — das war ihm verschlossen. Aber das ist nicht einfach eine Lücke seiner Intelligenz. Die ungeheure Positivität dieser Natur bewirkt, daß alles, was ihr fehlt, nur die Bückseite von etwas ist, was sie besitzt. In Goethe war nicht nur Gleichgültigkeit gegen die Geschichte, sondern — wenn man es etwas stark ausdrücken darf — ein haß gegen sie. In dem Gedicht an die Vereinigten Staaten bricht er aus: das „unnütze Erinnern" ist ihnen erspart, die „verfallenen Schlösser'; und in diesem Zusammenhang wünscht er ihren künftigen Dichtern, vor „Gespenstergeschichten" bewahrt zu bleiben. Sein Lebensgefühl hatte eine unvergleichliche „Gegenwärtlgkeit", was nicht als Kraftquelle in die Leistung des Augenblicks einfloh, empfand er als einen Fremdkörper im Leben, das Sichforterbende leicht als eine „ewige Krankheit'. Mit der größten Tiefe und Klarheit sagte er einmal, nach dem Bericht des Kanzlers Müller, er statuiere keine eigentliche Erinnerung! unsere Erlebnisse vielmehr müßten sich gleich von Anfang an ln unser Inneres verweben und fortbildend ein neues Ich in uns erzeugen. „Es giebt gar lein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es glebt nur ein ewig Beues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet." Wenn nun aber das wirkliche innere Leben sich dieser Forderung aus seinem letzten Sinn heraus dennoch nicht fügte, wenn die Vergangenheit in starrer Beharrlichkeit hineinragte, so wird

begreiflich, daß er sie als das Ungehörige, als das Gespenst empfand, als den Dämon, den man nicht los wird, nachdem ihm das »Erste-, seine ehemalige Wirklichkeit in unserem Leben, Macht über uns gegeben hat. Wenn einem solchen Geist der .historische Sinn' fehlt, so ist das sicher mit seinen tiefsten, unmittelbar nur im Gefühl ansprechenden Selnsbeschaffen» hellen verwachsen. Und mir scheint, daß die ungeheure Qual, die die irgend weiterlebende Vergangenheit für ihn bedeutete, der Widerspruch, der von dorther den Rhythmus seines Wesens lähmte, der letzte Grund jenes Mangels war. Er tonnte das Dasein nicht historisch begreifen, tonnte ihm nicht die abgetlärte, beruhigt ideelle Form geben, die es innerhalb der Kategorie des historischen erfährt, weil alles Vergangene, das nicht verschwunden war, durch seine leidenschaftlich anschauliche Phantasie immer eine Wirklichkeit behielt; damit wurde sie ihm zum Gespenst, das ja nichts ist als das Unwirtliche, das sich das Dasein und die Kraft des Wirtlichen anmaßt. —

Es ist sehr merkwürdig, wie sich an dem Bilde Goethes selbst der Irrtum wiederholt hat, den er selbst am Bilde des Griechentums beging. Denn daß dieses hundert Jahre hindurch als die Vollendung innerer Harmonie, glücklicher Ausgeglichenheit, „klassischer Buhe' erschienen ist — das geht auf Goethes Auffassung von ihm zurück. Wir wissen jetzt, daß dies eben das Andere des griechischen Lebens war, die künstlerische Erlösung von seiner Älastlosigtelt, seinen Gefahren, seinen Widersprüchen, seiner Problematik, ja, seinem Pessimismus. Und wie eine weltgeschichtliche «Rache für dieses Mißverständnis ist es, wenn Goethe allgemein als der „Olympier' gilt, der in kühler helle wandelte, in ästhetischem Gleichgewicht und mit der leicht geübten Kunst des Vergessens alles Trübe und die ganze innere Hexenküche des Lebens hinter sich lassend. Auch ihm gegenüber wird diese Oberfläche nicht lange mehr sein wirtlich gclebtes Sein zu offenbaren scheinen.

Niccardo Nipamonti.

Von Georg Brandes.

/schweigend und einsam lebt er Tage und Wochen in seinem Mailänder Atelier in seine '»^ Arbeit vertieft. Wird er ihr aber von einem Freunde entführt, so ist der stumme Einsiedler verwandelt. Es öffnen sich die Schleusen seiner Mitteilungslust, seines Dranges, auszusprechen, was er auf dem herzen hat, über Kunst und seine Kunst, de» geisterten Glauben, von innen herausgearbeitete Lehren, Erfahrungsresultate, und er schwelgt in unaufhaltsamer Beredsamkeit stundenlang, einer Beredsamkeit, die jede Fiber seines Gesichtes und seines Körpers bewegt. Vom Italienischen springt er alsbald zum Mailänder Dialekt« über, der seine Sprache ist.

Er ist nicht imstande, sich beim Sprechen ruhig zu halten. Selbst wenn er bei Tische sitzt, muß er aufspringen, ein paar Schritte nach rechts, nach links machen, seine Worte mit der entsprechenden Pantomime begleiten. Er spricht nicht bloß, er spielt seine Nede. Verweilt er bei einer Physiognomie, so ahmt er sie nach; erwähnt er eines Werkes der Bildhauerkunst, so stellt er die Figur dar oder drückt sich an die Wand hin, um einem die Vorstellung eines Veliefs zu geben. Klein von Gestalt, hager, lauter Nerven und Feuer, trotz seiner 55 Jahre lebensvoller als irgend «in südländischer Jüngling, läßt

<»«
er all« Menschen seiner Umgebung, selbst solche, die sonst lebhaft erscheinen, sich steif und phlegmatisch ausnehmen.
Wäre das Geschlecht der Enthusiasten im Aussterben begriffen, man könnte es mit Hilfe dieses Italieners wieder ins Leben rufen.
Erst 14 Jahre alt, zog er 1866 mit Garibaldis Freischaren in den Krieg. Jung und schmächtig, wie er war, tonnte er es nicht so leicht durchsetzen, daß man ihn nahm; als der Kapitän ihn abgewiesen hatte, bettelte er beim Obersten und wurde Soldat. Auch den Feldzug von 186? machte er unter Garibaldi mit.
Mit Statuen des Nationalhelden ist Italien nunmehr besäet; jedes Veilchen hat die seine, selbst Städte, so Nein wie Intra, von Nizza und Genua, Rom und Palermo zu geschweigen. Die meisten dieser Bildsäulen sind jedoch un» bedeutend und lein« hat das auszudrücken vermocht, was den Zauber des Mannes bildete, das einzig«, worauf es ankommt. „In seinem Blick lag etwas Uebermenfchllches," sagt Aipamonti. „Wenn man, von tagelang«« Märschen ermattet, lrumm dastand, wurde man stramm und kampflustig, sowie sein Auge auf einen fiel. Eines Tags, als die Kugeln fo dicht schwirrten, daß ein Verbleiben an dem Orte un» möglich schien und selbst die Offiziere Garibaldi Vorstellungen machten, hielt er un» beweglich an der Stelle und antwortete nur: Siegen oder sterben. — Seine Reden waren feiten viel länger." — Weshalb hat niemand eine Statue Garibaldis bei Riccardo Bipamonti bestellt? Er war der Wann, ihr den Ausdruck zu geben, der den anderen Denkmälern des Befreiers von Italien fehlt.
Das Naturell, das den Vierzehnjährigen trieb, sich den Strapazen und Gefahren eines Feldzugs auszusehen, glüht auch noch in dem Fünfziger. Sein Wesen ist eitel Begeisterung, die lein« Enttäuschung, lein Mißgeschick eines Lebens zu dämpfen ver» mochte, das reich an Mißgeschick und reich an Enttäuschungen gewesen. Sein Geist ist «in Kampfgeist, der in unablässiger Opposition gegen alles lebt und webt, das ihm im Leben als unwürdig und in der Kunst als akademisch erscheint, und das Akademische ist ihm ein welter Begriff. Er rechnet allen Kultus der Schönheit der Linie als folcher dahin, jede Stellung und jede Bewegung, die nicht ausschließlich von dem Gefühl des Künstlers für das Wahre und seinem Willen es wiederzugeben, bestimmt sind. Selbst ein so seelenvoller Künstler wie Bartholoms entgeht seiner abfälligen Kritik nicht. Nodin ist derjenige unter den zeitgenössischen Bildhauern, zu dem er emporsieht. Er hegt den» selben Unwillen gegen offizielle Autoritäten wie dieser, und nicht ohne Grund,- denn sie haben ihm das Leben sauer gemacht.
n
Nipamonti nähert sich hier und da durch die Anmut der Formen wie die unmittel» bar ansprechende Harmonie der Linien dem reinen Klassizismus, der dekorativen Kunst. So im „Wasserträger", einer schmächtigen, nackten Iünglingsgestalt, die einen großen Ton» lrug in beiden Händen hält und ihn zur Seite neigt; so im „Scheibenschießen" bei dem jungen, nackten, sitzenden Manne mit dem Gewehr in der rechten ausgestreckt«« Hand und der Scheibe in der Linken; in seinem „Caligula", der weibisch auf der Arena tanzt, einen Dreizack in der Hand, den Schlangenring am Arme, fchön in jeder Bewegung, wiewohl gestempelt von des Bildhauers Verachtung.

Doch nicht in diesen Arbeiten tritt sein Wesen hervor; vielmehr in den strengen und rauhen Werten. Zum Teil in „Tubalcain", der wilder, primitiver ist, als der von Wilhelm Bissen. Nipamonti hat den unzivilisierten Erfinder darstellen wollen, der Zivilisation schafft. Die Steinaxt in der rechten Hand, die erste hacke in der linken, steht er da, sein Wert bestaunend, nun es fertig ist, indem er in das Loch zwischen die Blätter der hacke einen kräftigen Ast getrieben. Weit eigenartiger ist Nipamonti im „Kain", einer gewaltigen, halb affenartigen Gestalt, düster, elend, häßlich in ihrer symmetrischen Stellung mit den hängenden Armen und Fingern, von denen das Bruderblut förmlich zu träufeln scheint. Der eigentliche Durchbruch von Nipamontis Genie dürfte jedoch erst in feiner Gruppe „vi« irae" (Tag des Zornes) vorliegen, dieser Gruppe, die dem ausgezeichneten Bild» Hauer Vela einen Ausruf der Bewunderung über die außerordentliche Neuheit ihrer lühnen Linien entlockt hat. Die Gruppe stellt einen Sklaven oder einen römischen Gla» diator dar, der den Leichnam seines Kameraden oder Bruders, den er vom Galgen ab« geschnitten, mit nach oben gelehrtem Gesichte über die Schulter geworfen hat und nun drohend dahinschreitet, den Toten auf dem Nucken und das Messer, womit er den Strick durchschnitt, in der Nechl n. hier ist das Aeußerste an aufrührerischer Leidenschaft unter der ausdrucksvollen Antithese der Gegensätze aufgeboten, und dennoch gestaltet sich das Zufammenspiel der Leiber und Glieder derart, daß das Ganze von allen Seiten schön ist.

Großes Aufsehen hat Nipamontis Biesenstatue „Vorgia- erregt. Sie stellt den Papst Alexander VI. im Alter dar; nackt daliegend, auf den rechten Arm gestützt; kahlköpfig und abgestumpft, doch noch mit den fchönen Gesichtszügen, die Pinturichio porträtiert hat; kräftig gebaut, doch von ewigen Ausschweifungen geschwächt, schlaff und von Wohl« leben feist. Die fleischige Brust, die tiefen Wulste des schlappen Wanstes, die weichen Muskeln dieser Arme und Beine entsprechen dem unwürdigen Ausdruck der gierigen Augen und des einst schönen, nun garstigen Mundes mit der vorspringenden und hän» genden Unterlippe.

Den stärksten Eindruck auf die Menge wie auf die Kenner dürfte aber die „Nichts» irrtum" (Tri-ore xiuäi-iario) betitelte Arbeit von Nipamonti gemacht haben. Im elenden Gefangenenanzuge, mit einer Eisentugel an den linken Knöchel gefesselt, die Füße in zwei holzsandalen ähnlich unseren Vadepantoffcln, in denen man kaum gehen kann, die fchirmlose Mütze der italienischen Gefangenen auf dem Kopfe, hockt ein Mann auf einem Erdklumpen, die beiden Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, mit halboffenem Munde vor sich hinstarrend, ganz verloren in Grübeleien über das Furchtbare, Unbegreifliche, das ihm widerfahren, unschuldig zu so Gräßlichem verurteilt zu sein. Die vielen Ecken und Kanten der Gestalt, ihre Haltung, die ein Verfunlen» sein in eine einzige Frage unter völliger Teilnahmslosigkeit gegen alles Uebrige der» rät, entsprechen auf das genaueste dem Grundgedanken, der dem Künstler im Sinne gelegen.

Das jüngste Wert, das Nipamonti geschaffen hat, ist eine Neiterstatue: Napo» leon, der von der Wahlstatt bei Waterloo fortreitet. Die Abspannung nach der Niederlage ist hier in gleicher Weise bei dem Pferde wie bei dessen Nciter durchgeführt, während die Trauer über das eben Erlebte, die Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit, ihren erschöpfenden Ausdruck in dem Blick des Kaisers erhalten haben. — Eine Bronze» «Produktion davon dürfte gegenwärtig bei Keller K Neiner in Berlin ausgestellt sein.

Ein in seinem Streben ursprünglicher Künstler befindet sich im heutigen Italien in keiner besseren Lag« als anderwärts und gegen einen Meister, der ausgeschrien ist als Revolutionär und Sozialist, sind Galeriedireltoren und Akademien um nichts «nt» gegentommender, als zumeist die Reichen. Ripamonti hat daher sein ganzes Leben mit Armut kämpfen müssen und ist von den Schicksalen betroffen worden, die Armut im Gefolge hat. Als er seine Gruppe „Dies ilae" an die Pariser Ausstellung sendete, kam sie an ihrem Bestimmungsorte als zerschmetterte Gipsmasse an, und damit war die Arbeit zerstört; da eine Gipsform, die aufbewahrt wird, gegen 3l)ll Francs kostet, während eine, die nach dem Guß zerschlagen wird, für ein Sechstel des Betrages zu haben ist, hatte sich Ripamonti mit der billigeren begnügen müssen. So sind denn heute nur noch Photographien von dem ausgezeichneten Werke übrig.

Die Mailänder Akademie erhob Protest gegen die Ausstellung der Statue „Vorgia', indem man sie als „unmoralisch" bezeichnete. Dagegen nahm der Präfelt der Stadt Stellung und gestattete, das Urteil verwerfend, die Ausstellung der Statue, die nachher sogar von der Galerie angekauft wurde. In letzterer Zeit hat jedoch die Galerieverwal» lung, in der die Klerikalen die Oberhand haben, sie als „die Achtung vor Religion und Papsttum untergrabend" entfernen lassen, so daß sie gegenwärtig in irgend einem un» zugänglichen Boden» oder Kellerraum aufbewahrt wird.

Als Ripamonti im Jahre 1891 seinen „Rechtsirrtum' ausstellte, geschah es ohne Bezug auf irgend einen bestimmten Fall. Als dann aber die Dreyfusaffäre aufkam und Zola als Fürsprecher des ungerecht Verurteilten auftrat, wurde die Statue plötzlich aktuell, und ein mailändischer Patrizier, Pietro Borghi, machte sich zum Dolmetsch der Gefühle seiner italienischen Landsleute dem tapferen Dichter gegenüber, indem er Ripamontis Statue in Bronze ausführen lieh und sie Zola, der Ripamonti schon früher die größte Bewunderung für seinen „Borgia" und seinen „Kain" ausgedrückt hatte, als Ehren» gab« übersendete.

Der große Dichter verstand vortrefflich die Tiefe und Schönheit einer Gestalt wie ürrore ßiu6i«2rio zu würdigen; er forderte den Bildhauer auf, nach Paris zu kommen, wo es Zola ein Leichtes gewesen wäre, ihm Bestellungen zu verschaffen und seinen Ramen bekanntzumachen. Ripamonti hatte bereits alles zur Abreise instand gesetzt, als Zolas plötzlicher Tod ihm die Aussicht, die sich ihm eröffnet hatte, verschloß.

Frau Zola hielt indes die Verbindung aufrecht und teilte dem Künstler mit, daß sie bei der nunmehrigen Auflösung ihres alten Heims die Statue nicht selbst zu be» halten beabsichtige, sondern sie im Geiste ihres Gatten — wie sie wähnte — einer oder der anderen gemeinnützigen öffentlichen Institution schenken wolle. Schließlich entschied sie sich dafür, sie der gelegentlich der Dreyfusaffäre gestifteten „Gesellschaft sür Menschen» rechte" zum Geschenk zu machen und vertraute sie zu diesem Zwecke einem Ingenieur an.

Als aber Jahre vergingen und nie wieder etwas von dem Kunstwerke verlautcte, schrieb Herr Borghi nach Paris und trug, wohin die Statue geraten. Der Ingenieur erwiderte, daß sie leider bei der Ueberführung in Stücke gebrochen sei — sie wäre doch nur aus gebrechlichem Stoffe gewesen — und so hätte er die Trümmer von einem Gärtner in dessen Garten vergraben lassen. Die Unwahrheit dieser Mitteilung war schreiend, be» stand doch die Statue aus massiver Bronze, die unmöglich bei einem Transporte brechen

« o
» o

tonnte. Herr Vorghi schrieb also neuerdings und erklärte, daß sich die Sache unmöglich so verhalten lönne, wie angegeben worden. 'Räch Verlauf von einiger Zeit kam nun eine andere Erklärung. Sie ging dahin, da dl« Gesellschaft ^ür Menschenrechte kein Gebäude besitze, hätte der Ingenieur sich genötigt gesehen, die Statue vorläufig bei einem Gärtner unterzubringen, doch ihre Wucht wäre so groß gewesen, daß sich der Boden unter ihr senkte. Da hätte denn der Gärtner sie zum Einschmelzen verkauft und 250 Francs dafür erhalten.

Nun besaß aber die Bronze allein einen Wert von 3000 Francs. Offenbar war entweder ein unerlaubter Handel damit getrieben worden, oder die Nationalisten hatten aus politischen Gründen ihre Vernichtung besorgt. Auf Verlangen strengte nun Frau Zola einen Prozeß an und betraute den Advokaten Clemenceau mit dessen Führung. Vis zur Stunde hat sich jedoch noch nicht das geringste zur Aufklärung der Sache oder zur Wiedererlangung des Kunstwerkes ausrichten lassen.

Nipamonti hat mithin beständig wider Mißgeschick und übermächtige Ginflüsse kämpfen müssen. Gleichwohl ist nichts gewisser, als daß er siegen wird, und noch bei lebendigem Leibe, wenn seine Gesundheit vorhält.

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen.

(^ch habe mir jüngst einmal die Frage gestellt, wo die Abnehmer herkommen mögen <) für die zahllosen illustrierten Postkarten, welche namenlose Schönheiten und un» künstlerische Auditäten darstellen. Man sieht in jedem in Frage kommenden Geschäft, bis hinab zu» Dorfkrämerei eine große Auswahl solcher dumm oder frech drein» schauenden Weiberköpfe mit reichlicher Zugabe von Schultern, Armen und Büsten vom Typus der Chormädchen in den Ausstattungstheatern der Weltstädte, als welche die Amerikaner so treffend zKow ßirlz benennen. Und man erlebt es doch wohl fetten oder nie in einem Laden, daß ein reputierlich ausfehender Mensch von dieser Ware etwas kaufte. Wo kommt fie also hin? Es muß doch eine ausnehmend starke Nachfrage vorhanden sein, sonst würde der Artikel nicht in solchen Massen auf den Markt geworfen werden. Die Frage hat sich mir leicht und einfach gelöst, feit ich auf der Straße meine Aufmert» samleit darauf gerichtet habe, was für eine Art Leute vor den Auslagen mit solchen Post» karten vornehmlich stehen bleibt. Es sind schüchterne junge und ältere, melancholisch dreinschauende Männer; vornehmlich aber garstige Wannsbilder auf allen Entwick» lungsftufen, vom frisch konfirmierten Jüngling bis zum blöden Greis. Und da haben wir des Rätsels Lösung: diese Postkarten erfüllen die hohe Mission, den Schönheitsdurst der geistig und körperlich minderbemittelten Männerwelt zu befriedigen. Der heimats» lose Schlafburfche hat sicher in feinem handtöfferchen einen heimlichen Schatz an solchen Schönheiten versteckt, und der junge Kaufmannslehrling, der arm« Schreiber, der Hand» wertsgefelle wird, sobald er über ein eigenes Kümmerchen verfügt, selten verfehlen, sich solche Postkarten an die Wand zu nageln, und wird vor seinem so geschmückten Hausaltar mit derselben Andacht beten, wie das junge Mädchen aus besseren Kreisen, welches Ball» erinnerungen, Postkartengrüße seiner Freunde und sonstigen harmlosen Kleintram über

seinem Vett an die Wand genagelt hat. Der forsche Soldat, der sich das herz eines hübschen Dienstmädchens erobert, der derb»frische Bauernbursch, der da weih, wo er den Ueberschuh seiner jungen Kraft lassen soll, haben solchen heimlichen Bildertult nicht nötig; aber die Tausende und Abertausende von armen Teufeln, denen ein widriges Geschick ein frisches Gesicht, gerade Gliedmaßen und den nötigen Wagemut versagt hat, die da ganz genau wissen, daß für sie nur der abscheulichste Abhub käuflicher Liebe, oder, falls sie es zu einer leidlich einträglichen Stellung bringen, die peinlich« Auswahl unter den reiz» losesten Aestbeständen des heiratsmarttes blüht, sie alle statten die hauslapelle ihrer Sehn» sucht mit solchen Heiligenbildern für fünf oder zehn Pfennige aus. Der Sittlichteits» fanatiker mag fich darüber entrüsten, daß durch den Handel mit solchen Pöbelschönheiten der Sinnlichkeit Vorschub geleistet werde, der Aesthetiter mag die tzände ringen über die Orgien des Ungeschmacks, die durch solchen schwunghasten Handel offenbart werden: aber der gerecht denkende Volksfreund und Erzieher wird sich wohl hüten, ein vorschnell hartes Urteil über die rohen Instinkte der ungebildeten Massen zu fällen. Es ist der Idealismus der geistig Minderbemittelten, die Sehnsucht der körperlich Enterbten, die in solchem Kultus vulgärer Schönheit ihren Ausdruck sii,)et. Di« Geistverlafsenheit der glatten Puppenköpfe, ja felbst die lasterhafte Gemeinheit solcher geschminkten Larven kommt jenen Armen nicht zum Bewußtsein. Sie sehen nur die schwellenden Formen, die zarte weiße haut, Spitzen, feine Wäsche und kostbare Gewänder, also lauter Dinge, die in der Wirklichkeit für ihre Sehnsucht unerreichbar sind, während die Weiblichkeit, die sie im Bereiche ihrer lebendigen Sinne antreffen, ihre groben oder fchlaffen Formen unter reizlosen Gewändern, wenn nicht gar unter übelduftenden Lumpen verbirgt. Und doch träumen felbst die unglücklichen Krüppel, die von Krankheit, Entbehrung und härtester Arbeit Gezeichneten den Traum von weicher, warmer, strahlender Weiblichkeit. Und das einzige, was sie je in ihrem Leben davon in Händen halten dürfen, ist eben so ein Stückchen Karton für etliche Pfennige.

Es ist merkwürdig, wie selbst in unserer Zeit, in der die Wissenschaft sich doch um alles, was zwischen Himmel und Erde an konkreten und abstrakten Dingen herumwimmelt, so lebhaft bekümmert, wo die Statistik eine wahre Manie geworden ist, und die Dichter und Denker mit dem Eifer der Käferfammler jeden toten Stein am Wege umdrehen, um ein, wenn auch noch so winziges lebendiges Motivchen darunter sich regen zu sehen, es ist merk» würdig, sage ich, daß in solcher Zeit von der zweitwichtigsten Frage des menschlichen Da» seins gar so wenig die Nebe ist. Wenn wir die Stillung des Hungers als erst« Lebens» frage gelten lassen, so ist die zweite die Befriedigung der Liebessehnsucht. Hunger und Liebe regieren die Welt, das gibt man allgemein zu; aber über den Begriff der Liebe im Sinne einer sozialen Frage herrscht noch eine wunderliche Unklarheit. Das Recht auf Liebe ist nämlich mit der Möglichkeit zur Ehe zu gelangen, keineswegs erfüllt; und die nüchternen Statistiker, die sich mit dieser Frage befassen, machen sich durchweg einer totalen Unkenntnis oder wenigstens Unterschätzung des menschlichen Idealismus schuldig, wenn sie meinen, daß durch die Begründung eines eignen Hausstandes der Wille der Natur erfüllt wäre. Auf dem Grenzgebiete des Trieblebens fpielt die Sehnsucht nach Schönheit eine wichtige Aolle bei der Unterscheidung von tierischem und menschlichem Intellekt. Schon bei den höher organisierten Tieren löm«n wir in den Lieb«slämpsen

ein« Bevorzugung der Schönheit, die mit Kraft unv Gesundheit meistens identisch ist, um so deutlicher beobachten, je stärker sich individuelle Verschiedenheiten in der be» betreffenden Gattung ausprägen; bei der Menschheit tritt dieses Bestreben schon aus der untersten Entwicklungsstufe Nar zutage und lann uns geradezu zum Maßstäbe geistiger Kultur dienen. Wenn es uns gelingt, ohne jeden vorgefaßten Begriff eines bestimmten Schönheitsideals ans Wert zu gehen, so werden alle anthropologischen und ethno« graphischen Forschungen die Behauptung bestätigen müssen, daß auch schon bei den rohesten WUden dieses Stück Idealismus, nämlich die Sehnsucht nach der Schönheit vor» Händen sei. Die ungeheure Verschiedenheit des Geschmacks wirlt da allerdings slnnver« wirrend. Die Rasse macht sich vielleicht auf keinem Gebiete so stark bemerkbar, wie auf dem des sexuellen Idealismus, wie wir es einmal nennen wollen. Und diese geradezu wüste Unterschiedlichkeit macht es so besonders schwer, auf diesem Gebiete zu klarer Einsicht und einem gerechten Urteil zu kommen. Viele orientalische Stämme, zum Beispiel die Juden von Nord»Afrita, erblicken das weibliche Schönheitsideal in der Mannhaftigkeit des Fettansatzes; die Hottentotten in der monströsen Entwicklung des Gesäßes; bei den sehr intelligenten Kaffern stehen die Mädchen am höchsten im Preise, welche die meisten Liebesabenteuer gehabt haben, während es andrerseits auch unter den Negern Stämme gibt, welche die Jungfräulichkeit hochschätzen und streng bewachen. Und selbst bei den höchst zivilisierten Völkern Europas und, den von ihnen abstammenden Amerikas, bei denen eine gemeinsame Kultur die geistigen Ansprüche einigermaßen auf dasselbe Niveau gebracht hat, begegnen wir noch erheblichen Geschmacksunterschleden auf jenem Gebiete. Das Resultat jedes ernsthaften Studiums und jeder unvoreingenommenen Beurteilung wird kein anderes sein tonnen, als die Anerkennung der Tatsache, daß überall in der Menschheit ein sexueller Idealismus, der sich mit der bloßen Befriedigung des Fortpflanzungstriebes nicht zufrieden gibt, vorhanden sei. Der Stolz des Mannes fordert für fich den Befitz eines schönen Weibes, der Stolz des Weibes, den Triumph ihrer Reize über die ihrer Nebenbuhlerin.

Der ideale Zweck der Ehe, ihre sittlich« Mission ist durch Erzielung von Nachlommeii» schaft noch keineswegs erfüllt, denn das Vorhandensein von Kindern gewährleistet noch nicht jenen häuslichen Frieden, der aus dem beglückenden Gefühl der Zusammengehörigkeit zweier Menschen entspringt. Dieses Glück ist der einflußreichste Erzieher zur Sittlichkeit, und wir tonnen «s mit Zufriedenheit, innerer Ruhe identifizieren. (Freilich ist tiin Begriff fchwerer festzulegen, als der des Glücks, und die Gleichung Glück — Zufriedenheit ist un» zähligen Einwendungen ausgesetzt — das weiß ich wohl. Andrerseits ist aber auf diesem schwierigen Gebiete nicht fortzukommen, ohne daß man vorher die Grundbegriffe, wenn auch ganz im Rohen, festlegt.) Hunger und Liebe find die großen Ruhestörer. Der Hunger kann den sanstesten Menschen in eine wilde Bestie verwandeln, und auch der gesättigte und gesittete Mensch kann durch den unbefriedigten Geschlechtstrieb zum reißenden Tiere werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Phantasie die stärkste Triebfeder unfres lettischen Organismus ist, die ebenso zu den herrlichsten weltbeglückenden Taten, wie zu grausamen Vernichtungswerlen anspornen kann, und daß diese Phantasie in der Sinn» lichleit ihren fruchtbarsten Nährboden findet, so werden wir begreifen, welch außerordent» lich wichtige Roll« der fexuelle Idealismus für das menschliche Leben spielt. Wie vom

« »
« »
satten Menschen leine Revolution, so sind von dem geschlechtlich ideal befriedigten Menschen auch leine Untaten der Geschmacklosigkeit, leine Vergewaltigungen des sittlichen Bewußtseins zu befürchten. Zur Erreichung des seelischen Gleichgewichtes der beglückenden inneren Ruhe trägt die Erfüllung unserer Sehnsucht nach Schönheit wohl sogar mehr bei, als Besitz, Wacht und Ruhm. Und darum dürfen wir ihr unter den Vermittlern der sittlichen Kultur einen hohen Rang anweisen. Im Grunde bildet ja auch der Schönheitsdurst den wesentlichen Inhalt der Religion, wenn wir den Begriff der Schönheit nicht nur körperlich fassen; denn das praktische Ziel jeder Religion ist die Versöhnung mit den Häßlichkeiten des Lebens, unter denen die Ungerechtigkeit des Schicksals, Bosheit der Menschen und die Unde» uunft menschlicher Einrichtungen obenan stehen. Der Mensch, der sein bescheidenes Stückchen Schönheit glücklich erwischt hat, wird viel leichter mit diesen Häßlichkeiten des Daseins fertig werden. Er wird in ihr einen ähnlichen Trost finden, wie ihn die Religionen durch die Ideale des Glaubens zu geben beftrebt sind, ja sogar einen wirksameren Trost, als wenigstens jene Religionen, die die UnbUl des Diesseits durch Belohnungen im Jenseits ausgleichen wollen; denn für den normalen Menschen werden die Versprechungen jen» seitiger Freuden immer die Taube auf dem Dache sein, der gegenüber ihm der Spatz eines diesseitigen Besitzes lieber ist.

Was ich hier gegeben habe, sind ja nur spärliche Andeutungen, aber dem denkenden Leser werden sie genügen, um zu begreifen, eine wie gewaltige Rolle in der sozialen Frage die Befriedigung der Sinnlichkeit spielt. Was bedeutet denn die soziale Frag« anders, als das Zugeständnis, daß unter den herrschenden Verhältnissen die Mehrzahl der Menschen die Befriedigung ihrer von Ratur wegen berechtigten Forderungen nicht ge» funden habe! Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Erdoberfläche von wogenden Kornfeldern, üppigen Wiesen, auf denen Viehherden ohne Zahl ihre Weide finden, von Obstgärten, meilenweiten Wäldern, von fifchreichen Meeren überdeckt, das Erdinnere von reichen Metallen, Kohlen, Salzen und Raphthalagern durchzogen ist, und dennoch eine große Anzahl von Menschen hungern, dursten und frieren muß, oder wenigstens nur mit äußerster Kraftanstrengung einen winzigen Bruchteil von diesen reichen Produkten des mütterlichen Erdbodens erreichen kann. Und ebenso ist es eine schreiende Ungerechtig» teit, daß, trotzdem Menschen in Uebersülle vorhanden sind, die durch die modernen Ver» tehrsmlttel so leicht zueinander gelangen tonnen, trotzdem immer wieder neue Generationen zu jugendlicher Kraft und Schönheit heranreifen, doch der weitaus größte Teil der Mensch» heit nie im Leben dazu gelangt, nach dem Naturgesetze der Zuchtwahl seine «ingeborene Sehnsucht zu befriedigen, oder auch nur seine Pflicht gegen die Raffe zu erfüllen. Die gerechte Empörung über die Tatsache, daß auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Zivilisation der Geldbeutel auch in den intimsten Herzensangelegenheiten die entscheidende Rolle spielt, trägt vornehmlich dazu bei, der sozialen Frage der Gegenwart ihre auf» reizende Bitterkeit zu verleihen. Das Geld prostituiert die Schönheit — diese empörende Tatsache bringt unendliches Leid über die Menschheit. Alles, was von frischer reizvoller Weiblichkeit aus den unteren Schichten des Volkes hervorgeht und von Ratur dazu be» stimmt wäre, den stärksten und schönsten Männern derselben Schicht durch Befriedigung der idealen Sehnsucht das Glück ins Haus zu bringen, wird durch das Geld in Ver» suchung geführt, der Prostitution anHeim zu fallen. Eine Statistik ist darüber wohl schwer

aufzunehmen, denn sie mühte die Zahl der hübschen Mädchen in den verschiedenen Be» Völlerungsschichten feststellen und dann eruieren, wieviele von diesen ausschließlich mit Männern ihresgleichen im ehelichen oder außerehelichen Liebesverkehr stehen. Aber wir werden doch kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daß der Prozentsatz der Käuflich» keit im umgekehrten Verhältnis zur tzöhe des Einkommens stehe. Die obersten Schichten werden freilich von dieser Regel eine Ausnahme machen insofern, als die ganz reichen Mädchen fich ihre Männer kaufen tonnen, und gewisse andere rückständige Gesellschafts» schichten ihre Töchter zwar nicht für eine Nacht, aber für die zweifelhafte Dauer eines Ehestandes als Ware ausbieten. Die verrückte Komplikation dieser sozialen Verhältnisse verschuldet es, daß in allen Ständen so gar schwer Jugend zu Jugend, Kraft zu Kraft und Schönheit zu Schönheit gelangen kann. Die freie Wahl hat einzig der große Geld» beute!.

Für den eigentlichen Zweck der Natur, nämlich die Aufrechterhaltung der tüchtigen Nasse und die Verbesserung der Nachkommenschaft durch glücklich« Blutmischung, kommt das Moment der Schönheit geradezu jämmerlich wenig in Betracht, weil eben die schönen Weiber fast durchweg eine Ware geworden sind, die außerhalb des legitimen Liebesmarttes vorteilhafter unterzubringen ist. Die armen hübschen Mädchen werden entweder der ganz brutalen Prostitution zugetrieben, oder sie halten sich in freien Berufen, in welchen ihnen das angenehme Aeußere besonders zu statten kommt, von der Ehe fern, oder fie werden von gierigen Eltern der natürlichen Liebeswahl entzogen, um für den Meistbietenden Ve» Werber aufbewahrt zu werden, wobei auf dessen Schönheit und Nassenqualitüt natürlich leine Nücksicht genommen wird'. Auf den freien Liebesmarkt, wie er im Sinne der gütigen und vernünftigen Natur gelegen wäre, kommen alfo fchließlich nur die sogenannten leicht» fertigen Mädchen, die, ohne sich um die Folgen Sorge zu machen, der Stimme ihres Herzens und dem Drange ihrer jungen Sinne nachgeben. Sie sind die einzig braven Töchter der Natur, denn sie werden sich nicht aus freien Stücken alte, garstige, kranke, schwache, geistig und körperlich degenerierte Männer aussuchen. Aber die Verrenktheit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Moral zu einer Karikatur der Ve» nunft erniedrigt hat, bringt es zuwege, daß gerade diefe einzigen nicht Prostituierten der schärfsten Verurteilung anheimfallen,- und die Scheu vor diefer Verurteilung, welche die Exkommunikation aus der sogenannten anstündigen Gesellschaft in sich schließt, bringt es wiederum dahin, daß im allgemeinen nur Mädchen, die so wie so in gesellschaftlicher Beziehung nichts mehr zu verlieren haben, den schönen Leichtsinn aufbringen, der unter unferen gegenwärtigen Kulturverhältnissen dazu gehört, um nach den Grundsätzen einer natürlichen Sittlichkeit zu handeln. Dadurch wird es er» tlärllch, daß von Gnaden des weiblichen Leichtsinns nur leiblich, nicht aber auch geistig vernünftige Bündnisse geschlossen werden. Und es ist keine Frage, daß geistige Mes» allianzen für die Höherentwicklung der Menschheit ein fast noch schlimmeres Hemmnis bUden, als körperliche. (Fortsetzung folgt.)

» »
Kritische Donquixoterie.
Von Arthur Eloesser.
/H tnlge englische Blätter, die ihren Lesern den moralischen Mißerfolg des Treeschen Gast» ^»" spiels nicht verhehlen wollten, haben ihre nationale Empfindlichkeit gegen die Berliner Kritik gerichtet. Nach ihrer karikierenden Schilderung, die mit ihren zutreffenden Zügen um mehrere Jahrzehnte zu spät kommt, sind wir schwerfällig« Philister, die die große Welt und die Belativität aller Dinge nicht kennen, beschränkte, unduldsame Sonderlinge und Einsiedler, fruchtlos spekulierende Metaphysik« und Kabbalisten des Theaters, dieser verbreltetsten, verständlichsten Kunst» und Vergnügungsinstitution, die unserer schroffen Einwände, unferer düsteren Gebote und Verbote spotten muß. Es fehlt uns bewußt oder unbewußt an der Fühlung, um die öffentliche Meinung aufzunehmen und vor» urteilslos wiederzugeben, hat doch der Hof ausgezeichnet und hat doch das Parkett lebhaft applaudiert. Wenn es sich selbst so verhielte, für jede Kunst und Ankunft findet sich in Berlin ein Publikum, auch abgesehen von den Engländern, Amerikanern, Japanern, die an ein theatralisches Lrit»nni2 rule glauben: die Berliner Kritik hat selten Gelegenheit, in ihren Schätzungen mit den höchsten und niedrigsten Kreisen übereinzustimmen, weder im Fall Tree, noch im Fall Bonn, noch in vielen anderen, und das hat ihre Nuhe auch nie gestört. Sie hält sich sogar für verpflichtet, die Nutze des Bürgers zu stören, ihn zu verwirren und aufzuhetzen. «Rücksichtslos ist sie allerdings wie leine ander« Kritik in Europa, und am meisten vielleicht gegen das Publikum. Sie gönnt dem Zuschauer die Empfindungen nicht, die er gern haben möchte, sondern schreibt ihm andere vor, die er haben soll, wie Goethe einmal im „Wilhelm Meister' sagt, als er noch nicht am Theater mürbe geworden war.
Mit der Machtlosigkeit mag es nun stimmen, wenigstens überall, wo das Geschäft in Frage kommt. Man kann dem Publikum mit großer Geduld einreden, daß Ibsen ein großer Wann ist, aber den Zeitpunkt, wann sie sich auf ihn einläßt, bestimmt die Menge ganz allein und häufig in überraschender, unerklärlicher Plötzlichkeit. Den momentanen Einfluß übt die Kritik am meisten da aus, wo sie ihn nicht haben möchte. Wenn ich an einem Haupt» mannschen Drama den dritten Akt nicht konsequent und energisch finde, so sind die Leute entzückt, sich das Ganze schenken zu dürfen; denn welcher ernste Liebhaber würde Zeit und Geld auf einen Abend wenden, der nur zwei gute Akte verspricht? Wenn ich aber ein Stück von Sudermann, zu dem ein Fürstlicher Kretin, «in näselnder Baron oder eine herzleidende Gräsin gehört, kläglich und niedrig nenne, fo gehen die Leute gerade hinein. Es liegt also nicht so, daß wir vom Publikum ein Mandat empfangen, daß wir hunderttaufende oder zehntausend« in Geschmackssachen gleich empfindende Leute vertreten, die uns ihre Stimme gegeben haben. Wir find immer nur Einzeln«, Wilde, Eingänger und lediglich dazu da, unsere eigene Meinung, nicht die der anderen zu sagen. Zwischen Theater und Publikum stabilieren wir unsere geschätzt« Persönlichkeit wie einen rocner 6e bronie und haben nichts anderes einzusetzen, leinen Kanon, lein Dogma und nicht einmal eine Ueberzeugung, die uns von heute auf morgen verpflichtet. Es gibt hier auch eine andere als die vorausfetzungslose Kritik, als Kontrast eine interessante Erscheinung, wenn si« auch beiseite steht und in künstlerischen Dingen weder gefragt noch gehört wird.

« !»
Arthur Eloesser: Kritische Donquixoterie W5
Man findet sie an den radikalsten Organen rechts und links, die eine gebundene Welt» anschauung, einen vom Papst, vom Vberkonsistorium oder vom Parteitag gebilligten Glauben vertreten. Nur ideelle Vorgänge betrachtend, nehme ich an, daß die kritischen Wortführer gemäß ihrer Abstammung, Erziehung, Ueberzeugung mit ihren Auftrag» gebern und Lesern ganz selbstverständlich dieselbe Uniform der Gedanken tragen. Jeden» falls haben fie den Vorteil, sich auf Voraussetzungen stützen zu dürfen, auf ethische oder politische Faktoren, die ins Künstlerische umgerechnet werden, und sie sind damit ein» verstanden, daß sie jenes müssen und dieses nicht dürfen. Diese Kollegen, die von irgend einer Art Loyalität, «Religiosität oder Solidarität gestützt und gerichtet werden, würden mir zum Verständnis kritischer Verhältnisse in anderen Ländern dienen, wenn ich sie nicht, wenigstens zum großen Teil, aus der Nähe kennen gelernt hätte. Von Clique, Partei, Kabale, jeder Art von Eigennutz möchte ich hier ganz absehen, möchte auch die Vilder schöner Kameradschaftlichkeit vergessen, wie Pariser und Wiener Kritiker bei einer Premiere, bei einem Debüt mit wichtigen Mienen flüsternd eine Art Vorbörse der öffentlichen Meinung veranstalten. Wogegen die Berliner Kritiker sich bei einer Entscheidung meiden, nur um nicht voneinander abzufärben, und sich recht undurchdringlich machen, damit auch die Talentlosesten noch einzeln, unterschieden, anders bleiben können. Sie sind so ängstlich wie Leute, die sich vor einer Ansteckung auch durch die bloße Uebertragung der Atmo» sphäre fürchten. Der Kritiker im Ausland fucht viel mehr die ^lmospböre arndiante, er saugt sie ein, wenn wir den Atem anhalten, er will mit den Menschen um ihn von derselben Atmosphäre leben, mit der Seele der Menge gleichzeitig und gleichartig empfangen. So sehr er sich auch von ihr unterscheiden mag mit allen Elementen seiner Bildung, mit seinen individuellen Neigungen und Fähigkeiten, er lebt mit ihr unter demselben Horizont, dem des nationalen Bedürfnisses und Geschmackes. Es gibt wohl einzelne, die einmal» nach unbekannten Küsten steuern, aber sie kommen immer wieder zurück, und man legt leinen Wert darauf, daß fie von dem, was da unten geschieht, etwas wissen oder erzählen. Barbey d'Aurevilly tonnte lein Kritiker für Franzosen sein, weil er den Shakespeare so gut wie ein Germane verstand. Der alte Sarcey beschäftigte fich einmal prinzipiell mit der Frage, ob der Naturalismus das Theater befruchtet habe, um die Möglichkeit zu verneinen. Dahinten in Deutschland, oder in Skandinavien, oder auch in Nußland mag das anders sein, aber das geht uns Franzosen nichts an. Anders macht es ein geistreicher Mann wie Lemaltre auch nicht, bequemer und glücklicher als der deutsche Kritiker, der mit kapitalen Freß» und Verdauungswerlzeugen ausgerüstet sein muß, um seinem Publikum alle möglichen und unmöglichen Speisen aus aller Herren Küchen vorurteilslos vorzukauen. In den länger zentralisierten Ländern ist das Theater eben eine abgeschlossene, selbstgenügsame nationale Institution, geschaffen in einer langen Auslefe durch die Instinkte des Publikums, gehalten und eingeschränkt durch eine alte zähe Tradition. Es kann da nichts radikal zerstört und nichts radikal neu gemacht werden; die Konventionen ändern sich, aber die Konvention bleibt. Das Theater beruht auf einem Vertragsverhältnis zwischen Leuten, die täuschen, und solchen, die getäuscht werden wollen, oder anders gesagt, zwischen Leuten, die eine Illusion herstellen, und solchen, die Sinn und Verstand darauf einzustellen versprechen. Das Theater darf und will leine reine vorausfetzungslose Kunst sein: der Autor arbeitet mit seinen Hilfsmitteln,

die ihm den ungeheuren Vorteil schnellster Versinnltchung bringen, und der Stoff, den er im letzten Sinn bearbeitet, ist die seelische Materie einer auf drei Stunden homogen gewordenen Menge. Die seelischen Empfindungen, die die Menge haben kann, haben möchte, sind wie die Farben auf einer Palette; darüber hinaus gibt es leine anderen. Und das Publikum ist zugleich wie die Leinwand, es bietet die Fläche, die sich bereit erklärt, den Schein der drei Dimensionen zu tragen.

Allein der Deutsche hat den ehrwürdigen Eigensinn, das Theater für «ine reine Kunst halten zu wollen, die ihre seelische Wucht nicht auf die Bedürfnisse des empfangenden Mediums einrichtet. Ein Drama soll leine Maschine, sondern ein Naturereignis sein. Demnach unterscheidet er mit Recht oder Unrecht, und ob sich auch Oscar Blumenthal giftet, zwischen dramatischen Dichtern und Bühnenschriftstellern; für die einen hat die Kritik, die heute in Betracht kommt, alles, für die anderen gar nichts übrig. Der Dichter kann sich, wie Ibsen, den technischen Forderungen der wirtlichen Bühne auf das korrekteste anpassen, Hauptsache bleibt die schamvolle Zeugung im Dunkeln, das Schaffen aus innerer Nötigung, das absichtslose Werden eines allerpersönlichsten Produktes, an dessen Bildung die Vorstellung einer empfangenden, wartenden, zustimmenden Gesellschaft mit den und, den Dispositionen ganz unbeteiligt geblieben ist. Der Zweck dieses Dramas ist nicht, verstanden zu werden, sondern sich selbst zu bekennen. Diese trotzige Ungeselligteit bedeutet soviel Stärke wie Schwäche, und es macht uns vielleicht eine besondere Freude, einem Starken zu helfen, dem es doch irgendwie an der Voll» lommenheit der Nüstung fehlt, daß man ihm den Nucken decken muß.

Der deutsche Dichter tut möglichst wenig für die Bühne, um hinterher foviel mehr von ihr verlangen zu müssen. Er will seine wildesten Kinder vom Theater adoptiert wissen, ohne daß dieses bei der Erziehung hat mitraten dürfen. Diese "Rücksichtslosigkeit hat häufig zu einer Entfremdung, zu einem Verhältnis des Hasses geführt, und wenn man einen Kleist versteht, der die Bühne mit Hunden und Elefanten stürmt, fo versteht man auch die Klage des Theaterdirettors Goethe über die jungen unnachgiebigen Genien, die für das ^unsichtbare Theater" arbeiten. Nun ist gerade dieses unsichtbare Theater unsere Liebe, wir wollen es immer wieder verwirklichen und der flüchtigen Woge ein Stück Land abgewinnen, so oft es auch wieder weggerissen wird. Das unsichtbare Theater, das metaphysische, hinter den Sinnen liegende, entdecken wir auch bei Shakespeare, und wir weifen Herrn Tree gerade vor, daß er uns davon nichts ahnen läßt. Shakespeare war ein so gewaltiger Beherrscher seiner gegenwärtigen, wirtlichen, sichtbaren Bühne, daß die Matrosen ihn aus ihre Art ebensogut verstanden wie die Lords, die mit ihnen eine Welt zu erobern begannen. Damit ist nicht gesagt, daß er nicht auch noch anders verstanden werden kann, daß das Jahrtausend nicht noch tiefer sieht als das Jahrhundert, und daß, wer am tiefsten schöpft, sich nicht mit seinen feineren seelischen Bedürfnissen dem überlegen fühlt, der nur den Schaum bekommt. Das Meer leuchtet nur nachts und nur dem ganz in die Tiefe gebannten Auge. Es ist gewiß ein Unglück für uns, daß leine Matrosen im Parterre standen, als unsere dramatische Literatur geboren wurde, oder daß ihr die Wasserträger fehlten, die zu Madrid über die Schönheit eines Calderonschen Verses disputierten. Als der deutsch« Dichter sich der vernachlässigten Bühne wieder zuwandte, mußte er die bürgerliche Klasse ansprechen mit ihrem Emanzipationstrieb und

Bildungsbedürfnis statt einer leidenschaftlichen Menge, die ein« Nation von oben bis unten repräsentieren lonnt«. Bei der Entstehung unserer Bühne hat der Adel und der Pöbel gefehlt, statt der Degenstiche und Prügel hatte der Dramatiker gleich die Kritik zu fürchten; die Bühne fing nicht naiv an, st« wollte «8 werden, wollt« ihre Bretter in Erde der« wandeln, wollte im engen Haus den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreiten.

Die deutsch« Innerlichkeit ist zu eigensinnig, zu unnachgiebig, um sich den tyranni» schen Forderungen des Theaters zu unterwerfen, und es bleibt immer «in Stück unbändiger Natur, unfaßbarer Seele zurück, das sich dem einschränkenden Rahmen der Konvention nicht gefangen geben will. Viele unserer Dramen, und nicht die schlechtesten, lebten im geistigen Besitzstand des einzelnen als aufbauende Elemente unserer Menschenbildung, und wenn wir sie dargestellt sehen, inmitten einer schauenden Menge vor Ihr« konkret« Erscheinung gesetzt, soweit sie sich eben verwirklichen läßt, dann bleibt uns gewöhnlich ein Gefühl der Enttäuschung, der gerade hier unbefriedigten Sehnsucht, die mit dem, was sie verehrt, am liebsten aus der Gemetnsamkeit in die Einsamkeit flüchten möchte.

Wir haben noch im letzten Jahrhundert dramatische Genien von unvergleichlicher seelischer Tiefe und Schöpferkraft gehabt, wir haben, begünstigt durch das Sonßerleben der Land» schaften, «ine vielseitige Entwicklung theatralischen Lebens, und dennoch läßt sich nicht leugnen, baß der best« Deutsche in seinen besten Stunden das Theater nicht liebt, well es ihm «ehr und weniger gibt, als er wünscht, mit seiner begrenzenden Sinnlichkeit, di« die rein« Aussprache zwischen den Seelen des Schaffenden und des Empfangenden beeinträchtigt. Der römische Geschichtsschreiber wunderte sich, daß die alten Germanen von ihren Göttern leine Bilder machten, daß sie die Gottheit verehrten im Rauschen der heUigen Haine, im fließenden Wasser, im wehenden Wind. Unsere Götter sind den Romanen immer noch unsichtbar, und sind es wieder den heutigen Angelsachsen. Gerade das Deutsche an Goethe fühlen sie nicht, und die Gemütswelten ßer Kleist und Hebbel sind ihnen unzugänglich wie unsere alten Wälder. Sie sehen ein seltsames Symbol, aber wir hören das Rauschen und Raunen, t?as Flüstern und Klingen. Alles was deutsch ist, kann weder in Gedanken noch in Bildern ganz gefaßt werden. Die deutsche Person» lichkeit erschöpft sich nicht in dem vom Leben abgelösten Wert, es ist, als ob jede noch ein Stück Chaos hinterließe, einen ungeformten Lebensstoff, der nicht durch den lünst» lerischen Prozeß dem schwankend flüssigen Zustand enthoben und kristallisiert worden ist. Unsere Besten leiden an diesem Ueberfluß ohne die zweckmäßige Vetonomie, dt« tünst» lerische Kapitalien sicherstellt, sie leiden an dem Widerstände gegen die erwählte Gattung, die das Unendliche nur im Endlichen darstellen kann. Sie sträuben sich, abzuschließen, und auszuschließen gemäß den technischen Notwendigkeiten des Handwerks, als des goldenen Bodens aller Kunst, der Entsagung, Selbstbeschränkung bedeutet.

Diesen tragischen Genien, deren Reich nicht ganz von dieser Welt der Bühne ist, gilt unsere zäheste Liebe. Wir sind für diese Absoluten, für die Gottesgnadenmenschen, nicht für die konstitutionellen Wonarchen, die mit der Bühne ein Kompromiß geschlossen haben; denn sie brauchen uns nicht. Wir sind ihre Leibgarde, lauter Don Quixoten. Wir wissen, daß das Theater nicht immer reine Kunst sein kann, daß es immer Geschäft fein muß, aber wir ignorieren es hartnäckig, als ob wir ein Wunder erwarteten, daß die unverkümmerte Natur sich plötzlich auf der Bühne darstellt, daß die Elementargeister der

Poesie selbst über Macht dem Regisseur sein mühseliges verzwicktes tzandwerl vorweg» nehmen. Manchmal wird man müde von allen halb erfüllten Musionen und möchte lieber Sancho Pansa sein, aber man setzt sich immer wieder mit eingelegter Lanze auf die alte Nosinante. Es mag seine Berechtigung haben, daß man uns von weit her für Kabbalisten und Metaphysik« einer Dramaturgie der Wollen hält, aber da lias Nahe, Mögliche, Tägliche sich auch ohne uns recht ungestört auf der niedrigen Erd> vollzieht, so wollen wir uns an unserem Veruf weiter durch den Idealismus entschädigen, der das unsichtbare Theater und seine Erfüllung schaut.

3??^5/2iS5r7/?i2^

tustanowice. Wenn irgendwo in der Welt '" eine Katastrophe hereinbricht, die Milliarden» Verlust« nach sich zieht, oder wenn irgendwo eine recht hahnebüchene Dummheit gemacht wird, die das gleiche Resultat hat, so ist mit geradezu un» heimlicher Regelmäßigkeit deutsches Kapital dabei. In San Francisco haben die deutschen Per» Nch«rungs»Gesellschaften viele Willionen v«rloren. An den Goldminen Transvaals, die England ganz immens bereichert haben, hat der Deutsch« bisher nur Verlust« «litten. Wenn europäische Mittelstaaten sich bankrott erklärten, so waren es immer solch«, an deren Anleihen das deutsch« Kapital hervorragend beteiligt war. Und wenn in Nordamerika zwei schlechte Ernten den in solchem Fall« zur Regel gewordenen Vahnenkrach verursachen werden, wenn in Brasilien der Schwindel der Kaffe«»Valorisation sein Ende mit Schiecken nehmen wird, dann werden wiederum hundert« von gut deutschen Millionen verloren sein. Woher mag das wohl kommen? Woran liegt es, daß der deutsche Kapitalist in der ganzen Welt die Rolle des dummen tzans spielen muh? Vielleicht ist der deutsch« Reichtum noch zu jung und darum die finanziell« Erfahrung zu gering. Vielleicht ist auch der deutsch« Gesetzgeber schuld, der die Bürger wi« überall so auch auf dem Gebiet der Kapitalsanlag« zu gängeln versucht und in ihnen den Wahn erzeugt, daß jeder Miß» brauch ihres Vertrauens behördlich verhindert werde. Volkswirtschaft!«! machen gern unser« Banken für die Verluste verantwortlich. Sie bedenken wohl zu wenig, daß die Banken immer nur diejenigen Geschäft« vermiUeln, für die sie eine gewiss« Neigung bei dem Publikum voraus» setzen dürfen. Ich weiß freilich nicht, ob das «in« vollgültige Entschuldigung ist; vielleicht sollten die Leiter unserer Großbanken etwas mehr Selbstzucht üben und bedenklich« Geschäft« unt«r» lassen, auch wenn der Resonnanzboden dafür ein guter ist. Aber die Erfahrung lehrt, bah solche Enthaltsamkeit sich bisher in Deutschland nicht bewährt hat. Man lcmn das deutsche Kapital nicht vor sich selbst und seinen undisziplinierten Wünschen retten. Kommen die Großbanken dem Verlangen nach hohemZins und schnellem Gewinn nicht genügend entgegen, so geht das Publikum

nur anderen, gewissenlosere« Vermittlern auf den Leim. Und statt an den exotischen Geschäften der Banken Teil« seines Kapitals zu vertieren, verliert der deutsch« Spar« cm Bohranteilcn und ähnlichen Anlagen das ganz« Kapital. Was jetzt im galizischen Petroleumbezirk vor sich geht, ist dafür «in lehrreiche« B«ifpiel.

Die jung« Vetioleum'Industrt« Oesterreich» Ungarns macht «ine akut« Krisis durch, und ob» wohl die deutschen Banken sich hier im Gegen» satz zu den österreichischen sehr reserviert ver» halten haben, verllert das deutsch« Sparkapital in Galizien zahlreich« Millionen. Gefällig« Vermittler haben dem Publikum die Bekannt» schaft d« sog. .Brutto'Vrozent«' vermittelt. Das sind Berechtigungsschein«, die dem Verpächter ölhaltigen Bodens «inen gewissen Anteil an der etwaigen Rohölausbeut« sichern. Für den galizt» schen Bauern haben dies« Bruttoprozente «ine» gewissen Wert. Er «hält sie ohne Kosten dafür, daß er dem Unternehmer erlaubt, »uf seinem Grund und Boden «in paar Bohrlöcher nieder» zubringen. Findet der Unternehmer nichts, so schadet es nichts; der Bauer beackert sein Feld dann nach wie vor. In der Regel aber stößt der Bohrend« auf 9el, und zwar auf «in ver» hältnismähig gutes, Helles, leicht zu raffinierendes Vel; der ganz« Vstabhang der Karpathen ist öl» haltig, und stellenweise in dem W»h«, daß schon beim Graben mit dem Spaten das flüssige harz »us der fetten Erb« rieselt. So vi«l oder > wenig der Unternehmer auch zutage fördern mag, für den Bauern bedeutet sein Bruttoantcil ein risikofreies Wertobjekt. Er braucht nur die höh« der Ausbeut« und den Preis des Roböls zu kennen, um sich sein« Einnahm« genau aus» rechnen zu können, denn an den Unkosten nim^t er nicht teil. Ein Risiko bedeuten die Brutto» Prozent« nur für den, d« st« de» Bauer für

» «»
» »
il09
Alfred Lansburgh: Tustanowice
gutes Geld abgelaust hat. Venu was für diesen «in bares Geldgeschenk ist, lann für jenen «in« recht unzulänglich« Verzinsung seines Kapitals sein. Dessenungeachtet haben sich die Spekulanten in heuschreckenschwärmen auf die Bruttoprozente gestürzt und sie den Bauern aus den Händen ge» rissen, natürlich zu recht hohen Preisen. Das Publilum erhielt die Schein« bann aus zweiter oder drittel Hand, wiederum mit enormen Preis» aufschlagen belaslet: aber nicht etwa di« Scheine selbst, sondern Zehntel« oder hundertstel»Anteil« an ihnen. Die "Regierung versuchte diesem Wucher verschiedentlich entgegenzutreten, z. V. mit der Bestimmung, daß der Brutto»Ant«ilschein «ine« Qelfeldes in nicht mehr als vierzig Teil« zerlegt werden dürfte. Aber di« Auflauf« beantworteten alle dlest Maßregeln nur mit neuen Plelsaufschlägen. Als Wien von den Vruttoprozenten nichts mehr wissen wollte, wanderten sie nach Berlin, und hier hat der Hausierhandel wahre Orgien gefeiert. Bis zu 1600 Marl hat man sich für «in Zehntel eines Prozents zahlen lassen. Und als der Unfug gerade seinen Höhepunkt erreicht hatte, da lam der Krach in der galizische« Erdöl»Induslrie. heut« lonstatlert man in Wien mit versteckter Schab«««» freud«, daß das d«utfch« Kapital dl« hauptlosten zu zahlen hat, und für 20 bis AU Millionen Kronen Bruttoprozente in Deutschland abgefetzt worden sind. Die Krisis war übrigens vorauszufehen. Penn di« Pelrole»m»Industrle gehört an sich zu denjenigen Produltionen, die sich niemals grade» linig, sondern in jähem Zickzack entwickeln, weil der Zufall bei ihnen «in« groh« Aolle spielt. Dl« 0el»Ausbeut«n entziehe» sich d«r Berechnung noch mehr als die Ausbeuten von Gold» unb Silberminen. Gerade die ergiebigsten Quellen versiegen von heut auf morgen; anfänglich be» scheid«« fliehende Quellen dagegen liefern «hraus, jahrein «in Q«lquantum, das üb«» jed« Poraus» b«r«chnung hinausgeht. Daher lommt es, dah in der Petioleumindustri« fast immer ein Teil sich in Verlegenheit befindet: Bei reichlicher Qelausbeut« wissen die Aohöl»Gesellschaften nicht, wo sie mit ihrem Prodult hin sollen, da die Aaffinerien nur auf lleinere Quantitäten «ingerichtet sind. Lassen die Quellen nach, so wissen die Raffinerien nicht, woher sie ihr Qel nehmen sollen. Einen Ausgleich durch Export und Import gibt es nicht, denn das Aohöl ver» tragt bei seiner Billigkeit Transportspesen fast so wenig, wie Wasser st« verträgt. In Galizien hat nun di« Entwicklung dahin geführt, dah einer unheimlich wachsenden Velausbeul« ein« viel zu lleine Zahl Aaffinerien gegenübersteht. Di« Konkurrenz mit dem russischen, rumänischen

und namentlich dem »merilanischen Petroleum hat dl« Preis« so s«hr gedrückt, dah di« Errich» tung n«u«r 'Raffinerien unterbleibt. Und di« bestehenden haben lein erhebliches Interesse an einem hohen Petroleumpreis, weil momentan di« Herstellung von allerhand Aebenprodulten, hauptsächlich Benzin, lohnend genug ist, um für den Gewinnentgang beim Petroleum zu «nl» schädigen. Di« eigentliche Krisis aber ist «ine Folg« des Eindringens der Amerikaner in die galizische Erdölprodultion. Die Standard Vil Co. hat durch ein« Tochtergesellschast zwei Aaffine» rien errichten lassen, eines ihrer beliebtesten Konlurrenz»Wanöv«r, durch di« st« das galizische Petroleum vom Weltmarkt vertrelbtn wollte. Dagegen setzte sich di« Petrolea, di« Organisation der Aohölproduzenten, zur Wehr. Sie versuchte, den amerikanischen Aaffinerien das Aohöl zu sperren, indem sie mit hilf« «nor««r Borschüsse, di« aus d«r Kass« d«r öst«rr«ichisch«n Kredit» anstatt stammten, das galizische Aohöl in ihr« A«s«rvoirs zu leiten sucht«. D«r Versuch wäre wohl geglückt, wenn nicht dies« Jagd auf das Aohöl zahllose erfolgreich« Bohrung«« und damit «in« Ueberprodultton an Qel hervorgerufen hätte. So aber lieh sich mit mathemattfcher Genauigkeit der Zeitpunkt ausrechnen, an dem di« Aeservoir« ber^Petrolea und der von ihr v«rs«rgl«n Naffine» rien «in« w«it«r« Qelaufnahm« v«rw«ig«rn, und an dt« di« v«rfügbar«n Kredit« aufgebraucht sein würden. 2s blieb der Petrole» dann auch nichts anderes übrig, als ihr« Aohölanläufe zu ststi«r«n und ihr« Tanks zu schlithen.

Und damit war der Krach da. Unter dem Schutz« d«r P«trol«a»Kr«ditt und d«r durch sie hochgehaltenen Aohölpreis« war in den letzten zwei Jahren bei Tustanowice ein ganzer Wald von Bohrtürmen entstunden. Ein paar Jahr« zuvor hatte di« Velprodultion von Voryslaw die von Schodnica in d«n Hintergrund gedrängt,- jetzt muht« st« selbst d«r noch riesenhafteren Pro» duktion von Tustanowice weichen, hier haben die ungezählten Bruttoprozente, mit denenDeutsch» land überschwemmt worden ist, ihr« Heimat.

So lange der Aohölpreis auf der normalen höhe von 4 bis 6 Kronen pro Doppelzentner stand, haben die Scheine «inen Wert gehabt. Zwar nicht den Wert, den man ihnen auf Grund der ersten Ausbeuten nachgerechnet hat; denn beim Anstich einer neuen Qelquell« gibt es «in« Springflut, di« nach «in bis zwei Monaten, oft auch fchon früher, ebbt, und die zur Unterlage einer Wertbcrechnung zu machen, glatter Betrug ist. Immerhin stand den Inhabern der Brutto» Prozent« «in gewisses Quantum Aohöl zu, das einigen Wert hatte. Seit dem Tag« d«r Krisis ab«r hat auch das «in Ende. Ter Aohölpreis ist von 4'/, Kronen auf 1 Krone gestürzt und hat sich von diesem Fall bisher nur unvollkommen erholt. Damit sind sämtlich« Q«lgruben bei Tustanowice unrentabel geworben. Einige halten

den Betrieb noch aufrecht, ander« haben ihn

unterbrochen, bi« meisten haben ihn aufgegeben. Vi« auf den stillgelegten Gruben haftenden Bruttoprozente sind damit wertlos aeworden. 2s ist natürlich nur «in« Frag« der Zeit, bah die galizische Erdölindustrie saniert wird. Sie ist ein zu wichtiges Ingrediens der österreichischen Nationalwirtschaft, als bah man sie sich selbst überlassen tonnte. Und tatsächlich hilft di« Aeglerung jetzt bereits durch allerhand Wirtschaft» liche und polizeiliche Mahnahmen. Aber die Inhaber der Bruttoprozent« haben nichts davon. Di« Oelgruben werden zwar wieder in Betrieb genommen werden, aber zum gröhten Teil nicht von denen, die sie den Bauern abgepachtet haben. Vi« Abmachungen zwischen diesen und den Erst» Unternehmern sind null und nichtig geworden an dem Tage, «m dem b«r Betrieb «ingestellt worden ist. Di« n«u«n Unternehmer werben neue und natürlich ungünstigere Abmachungen treffen. Der Bauer erleidet leinen Schaden, denn er hat ja fein« Bruttoproz«nte längst ver» lauft. Den Schaden erleiden die deutschen Kapitalisten, di« den österreichischen Vermittlern jeden geforderten Preis dafür gezahlt haben. So hat das deutsche Bürgertum viele Millionen in Tustanowic« verloren. Wo wird «s wohl di« nächsten Millionen verlieren?
Alfred Lansburgh.

Theater.

Vorläufige kritisch« Vemerlungen. Es ist gewih übertrieben, den Beginn einer Saison stets als di« erneute Feindseligkeit gehässiger Direltoren zu empfinden, wie manche tun. Indessen, ein Seufzer lann gestattet sein; man ist doch nur «in Mensch. Und zu den menschlichsten Dingen im Leben gehört es, dah das herannahen von Pflichten, die sich etwa «in« Zeitlang schweigsam entfernt gehalten haben, unfer« Seele ansäuert und unser Gemüt weh» leidig macht. Nun erst di« Pflicht, es unbedingt besser zu wissenl Denn dies« ist es, unter d«r dl« erbitterte Kritik am schwersten stöhnt. Zwischen peinigender Aengstlichleit und einem Leichtsinn, der, schuldbewuht, seiner selbst nicht froh wirb, zaudert di« Wahl des Gewissens. Meist bleibt sie in der Mitte stehen, bei «lner durch Achsel» zucken gemilderten Unfehlbarkeit. Anfäll« von Dogmatismus und verdrossene Toleranz. Es ist lein seliger Zustand^bi« Seufzer lassen sich ver» stehen. Diese vielen Monat« ohne Irrtum auszu» harren, ist in der Tat «ine arg« Zumutung. Aber da hilft nichts, bi« Sache will's!

Wirtlich? Gehört diese massenhafte und fort» gesetzte Erzeugung bestimmter Urteil« so zweifellos zu den großen Notwendigkeiten? Vom Zweck und Aecht der Kritil soll hier garnicht die Aede scin; es tut fo »«rdächtig w«h, darüber nachzu»

beulen! Sie besteht nun einmal, und damit mag «instweilen bewiesen sein, dah si« bestehen muh. Und da sie besteht, so muh si« auch urteilen, denn das folgt aus ihrem Wesen. Und wenn st« öffentlich und endgültig urteilt, so hat si« doch «b«n die Pflicht, es besser zu wissen. An dies« unfroheste Aufgabe, die es für einen ehrlichen Kopf geben lann, scheint sie nun einmal g«> bunden zu sein.
heraus aus diesem Zirlell Die leidig«
Kette der Schlüsse muh dort zerbrochen werden, wo dl« Identität von Kritik und Urteil eingesetzt ist. Kritisieren heißt unterscheiden, nicht «nt» scheiden; heiht suchend anschauen, nicht tat«» gorisch verweisen; begierig erforschen, nicht mürrisch predigen. Kritik ist beredt« Lieb« zur Sach«. Der Kritiker hat nur eine heilige Pflicht: dabei zu fein. Sie ist, wie ich si« verstehe, nicht einmal gar so einfach. Denn es gehören keineswegs nur Augen und Vhren dazu und etwas, worauf man sitzt, sondern auch noch «in paar Dinge, die nicht «in jeder hat und selten einer in sich zu Pflegen weih Vor allem herz» liche Freude an sich felbst: wer feine «igen« G«g«nwart nicht mit Wonne verspürt, kann un» möglich auf die rechte Art mit dabei fein. Wenn er sich selbst nicht fühlt, wie foll «r dl« Welt um sich her fühlen? Und darauf kommt es an. Der Nedanl« erkennt und unterscheidet, aber zuvor ergreift das Gefühl. W«r dabei sein will, muh mitfühlen. Mit allem, was ist, und mit allem, was wird; mit dem, was zum Leben will, und mit dem, was ins Leben kommt; was eine Form hat und was eine Form zu sein versucht. Das Gefühl des Schauenden, der ganz, wi« «r foll, dab«i ist, mühte immer min» bestens so weit sein, daß die Welt, di« das Kunstwerk bedeutet, darin Platz hat; und, wenn irgend möglich, di« übrig« Welt noch dazu. Nichts dürfte davon ausgeschlossen sein. Denn nur di« tiefe und begeisterte Ueberzeugung, bah alles, was erscheint, ein Aecht hat, so zu er» scheinen, befähigt zum kritischen Schauen. Wo das Gefühl einmal ein Nein gesetzt hat, dort langt auch das Verständnis nicht mehr hin. Die Anerkennung erst macht die Erkennung möglich. Ein rechter Kritiker sein, heiht also, das ganz« Leben (und die Kunst vor allem) »n« geheuer lieb haben, sich nirgends abwenden und nichts verschmähen, überall vergnügt verweilen und das Fremdeste mit Lust zum Eigensten machen, kurz: unter allen Umständen und auf das intensivste dabei fein. Kritik ist nur «in besonderer Ausdruck mächtigster Lebensfreud«. Man verstehe: anerkennen heiht noch nicht lobpreisen. Das Gefühl, mit dem ich «in Ding umfasse, um es an mich heranzubringen, ist wohl von dem Gefühl unterschieden, das ich an «in Ding wegschenke. Es handelt sich nicht daru»,

alles zu bestätigen, sondern nur darum, alles in seine« Sinne gelten zu lassen. Nicht seinen Standpunkt, nur s«in« Augen muh man möglichst überall haben. Nur so lommt «an jede« fach» lichen Verhältnis mit gutem Anstand bei. Und da« ist «igentlich die wichtigst« Arbeit b«r Kritik: di« Mah« und Verhältnisse an den Dingen der Kunst leidlich richtig zuerkennen. Di«V«stimmun» d«r W«t« muh sich dann, sow«it st« unumgänglich ist, von selbst ergeben. Aber man vergesse nl« dabei, dah jede Ansehung eine« Werte« bis zu «ine« gewissen Grad« Täuschung und S«lbft» täuschung ist. Ganz objektiv geno«««« hätten all« Erscheinungen der Kunst denselben Wert; nur di« Art b«r Vetrachtung verleiht ihnen v«r» schi«d«n« höh«, verschiedenes Gewicht, verschieden« Vedeutung. Di« Art d«r Betrachwng kann aber nur «in« «in p«rsönlich« s«in, da es objektiv« Sinn« und G«banten nicht gibt. I« gröh«r und Uxlter und g«r«cht«r, das heiht teilbarer und dehnbarer, bis «befühl des Erkennend«« ist, desto subjektiver > in Erkennen; denn er wird nur »«so persönlicher an jede Seit« eines jeden Dinges herankommen können. Kritik ist also i« Wesen subjektiv; objektiv« Kritik wäre «in« contraclictiu in «lljecto. 0d«r: .Kritik ist nur der möglichst sachliche Aus» dru<k für persönlich« Irrtum«.

Das sollt« man festhalten. Und sollt« «her den Wut haben, mit gutem Gewissen zu irren — weil man j» doch nicht anders kann — als mit schlechtem Gewissen unfehlbar zu sein. So werd«n di« B«stimmungen, di« sich als wertend« Urteil« g«bärd«n, vi«l seltener, uno die unerträg» lichst« Last des Gewissens ist von der Kritik ge» nommen. Persönliche Aussprach« ist alles. Wem das Leben in allen seinen Erscheinungen lieb und kostbar, und wem die Kunst di« höchst« und vollst« Form des Leben» ist —, und nur «in solch« kann, m«in« ich, di« notwendig« inn«r« Allgeg«nwart des r«cht«n Kritikers haben —, der wirb sich vor den starken und endgültigen V«r» neinungen vorsichtig hüten. Vrutal« Ablehnung ist di« bedenklichste, vielleicht dl« unbrauchbarste Art der Kritik. Dah st« bennoch di« häufigst« ist, verschuldet der Irrtum, der sich immer wieder zum Nichten und Urteilsprechen v«rl«lt«n läht. Kritik ist lein Gericht über Schöpfungen anderer, sondern «in« Untersuchung eigener Er» lebniss«. Unter dem Zwang« des persönlichen Geschmackes, der bestimmten Qualitäten kräftig«, antwortet, bestimmt« Entwicklungen bevorzugt, bestimmt« Zweck« b«sond«rs betont, ergibt sich dann wie von selbst aus der reinlichen Erkenntnis «in beutlich und sicher gerichteter Will«: was man den Standpunkt des Kritikers zu nennen

pflegt. Wobei nur fehr zu beachten ist, dah di« Kritik d«n Standpunkt bringt, und nicht der Standpunkt dl« Kritik. Es kann sich — um «s anders zu sagen — nicht um vorgefaht« Grund» sähe handeln, aus denen «in Urteil über einen Gegenstand «rflieht, sondern nur um bestimmte Kennzeichen und Eigenheiten der Persönlichkeit, di« sich nun, bei der erklärenden Betrachtung künstlerischer Erlebnisse, richtunggebend anzeigen. Je weniger man sich seinem Standpunkt bewußt verpflichtet und unterwirft, desto ursprünglicher, unmittelbarer.persönlich« muh er zur Erscheinung drängen. Und all« Wertung und Distanzierung, di« «r bringen kann, müht« eigentlich von vorn» herein, wohlerkennbar und nicht zu mihdeuten, das stolzbescheiden« Zeichen tragen, das besagt: Dies alles gilt nur für mich und mein« Welt. Wer sich daran hält, tut dies auf «igen« Gefahr und ohne mein« Verantwortung! Ich selbst kann nur für mich und meinen Eindruck stehen!
Nun sind di« Leser g«warnt und wissen, bah ich nicht imstande und nicht will«ns bin, objektiv« Urteil« zu erzeugen. Ich bin nur ganz vergnügt, bah ich da bin, finde, dah alles genau so ist, wi« es sein «uh, und werde mich Hute«, irgend etwas besser machen zu wollen. Von selbst mutz es werden? und ich mute mir das Amt zu, genau aufzupassen und von Zeit zu Z«it zu «zählen, wi« ich es werden seh«.
So seh« ich mich zu diesem neun» «College Erampton' ins L«ssing»Theater, bin sehr ver» gnügt und sag« mir: Vor Jahr««, als Nrahm dieses Drama mit seinen Leuten gab, da war es «in and««s Stück. Engels spielt« d«n Erampton und war wi« «in ernsthaftes Kind, wi« «in be» gabtes und unkluges Kind. B«l Vass«rmanns Erampton halt« ich d«n Eindruck: So taumelt «in«, d«m s«in Leben als Mann zu wenig ge» halten und zu viel genommen hat, ins trostreich« Greisentum hinüber. War das «in« v«schi«d«ne Auffassung des Schauspielers? Was ist Auf» fassung beim Schauspiel«? I« d«n aller» meisten Fällen doch nur di« klügst« V«rw«ndung seiner Mittel auf di« Ausgestaltung «in« be» sonderen Figur. ANo Technisches, Körperliches, ins Geistig« und ««««lisch« umg«d«ut«t. Dieser Erampton ist ganz von der nervös«^ das Einzelne intensiv durchdringenden, in Erschütterungen des Momentes schwelgend«« Technik Vass«r«anns erfüllt. Er ist Wieb« «in« oolll»«»«n« offen» barung dies« fieberhaft spannend«» Technik, di« «b«n mit ihr«« jähen Wechsel vo» Lau«rn und Losschlagen, von launenhaftem Detail und ge» waltigster Konzentration diesen Eindruck des Brüchigen, von Innen her Zersprengt««, d«m Verfall Zueilenden so sehr b«ford«rt. S«in Erampton ist, an lein«» Natu» gemessen, voll» kommen. Er würd« da« Stück vi«ll«icht «in wenig über meinen Geschmack v«düft«n, wenn nicht von ber anderen Veit« der mühelos helle

Humor des Herrn Marr wieder so viel gutes Licht hinüberstrahlte.
Mit .Fräulein Juli«', das jetzt in die Kammerspiele aufgenommen wurde, ergeht es mir seltsam. Ich finde in der Darstellung wohl die Figuren in wünschenswertester Prägnanz und Ausführlichkeit, aber ich finde die befondere Stimmung des Stückes nicht. Warum? Ich Hab« leine Antwort. Man lonnt« ja, weil doch von Stimmung die Aed« ist, dem Regisseur irgend «inen vagen Vorwurf hinschleudern, mehr Glut oder Farbe «der Intensität des Spieles verlangen, oder sonst «ine Phrase abrunden, die man dann weiter nicht vertreten muh. Aber das würde nichts helfen und nichts heißen, so» lange man nicht ganz genau sagen lann, wie es glühender, farbiger, intensiver hätte gemacht werden tonnen. Auch hier, und hier besonders lommt es zumeist auf das Technische »n. Und wer, der noch nie inszeniert hat, wird sich er» dreisten^ zu sagen, bah er das Technische dieser mysteriösen Tätigkeit versteht? So lann es sein, dah der Aeglsseur an dem Mangel, den manch einer von uns ««Pfand, ganz unschuldig war. Vielleicht sind wir selbst schuld. Vielleicht lönnen wir dieses Stück gar nicht mehr als «in wirtliches Drama betrachten, sondern nur als ein dramatisches Experiment, dah uns zu lange schon theoretisch interessiert und prinzipiell de» schaftlgt hat! Villi hanbl.
Kleines Theater. »Vi« Stimme der Un» mündigen" bedeutet leinen Fortschritt im brama» tischen Schaffen Swen Langes. Eine Vackfisch» Komödie, die — in ihren drei Alten erträglich — in einem Alt« hätte unterhalten lönnen. Der Inhalt: I. Ein« Aeltorsfamili«; bei ihr zu Vesuch «in Vetter der Aeltorin. «in b«» kannter Opernsänger. Die Backfische des Orts umschwärmen den Vetter. Nur des Aektor» Paars vierzehnjähriges Töchterlein weicht ihm grollend und furchtsam aus, warnt die Freun» binnen vor ihm, der «in gefährlicher Mensch sei. Als sie gar vom Fenster aus lieht, wie der Vetter der Mutter höflich die Hand tüht, steht's bei ihr fest: er liebt die Mutter; will sie ent» führen; der arme Vater!
II. Der Freundin vertraut sie das große Ge» heimnis an; sie wird sich mit ihm schießen: schlägt ihn ins Gesicht und nennt ihn «men Schürten. Offenbart sich dem Vater, der die Fieberphantasien des überreifen Kindes zwar durchschaut, sie aber doch zum Anlah einer Aussprache mit der Frau Aektorin nimmt.
III. Bei dieser Aussprache stellt es sich heraus, bah des Vektors und der Aektorin Glück lein natürliches, vielmehr ein von der llugen Frau Aeltorin zusammengezimmertes ist, an dem auch nur nnt Worten zu rühren

gefahrvoll ist. Und der Vetter reift ab mit Aücksicht auf die Nerven des Kinde«. — Gelungen ist Swen Lang« das ll«inbürg«r» liche Aeltorenpaar. Dief« Aektorsfrau, die längst Verzicht geleistet hat »uf «in Glück nach ihrer Wahl, die fich mit Vernunft und starlem Willen in einer »hr fremden Welt endlich doch zurechtgefunden hat, und die sich in jedem Augenblick des Zweifels laut vor Augen führt: „du bist ja doch zufrieden, eben well bu's ja lein muht"; dieser Aektor, ber den Dingen des Lebens niemals »uf den Grund gegangen ist, der fich gern gedankenlos in sein Glück lullt und dem das friedlich« Gleichmaß seines häuslichen Lebens Höchstes Glück bedeutet nur weil lein lauter Mißton es stört — — — dies« beiden Gestalten sind Menschen.

Aber die Tochter! Nein! Sie »st es nicht! Ist lein Mensch, lein Kind. Weder naiv, noch frühreif allenfalls hysterisch. Doch auch das nicht.

„Kinder s.nd Astsei von Gott und schwerer als all« zu lösen," sagt Hebbel. Wenn dies Kind sich aber mit weit aufgerissenen Augen angst» lich scheu an den Wanden herumbrückt, noch «he sie den Wund öffnet, ist's überzeugend und Pflicht der Eltern, den Arzt zu Aat« zu ziehen. Statt dessen, was tun sie? Mit heiligem Ernst« streiten Mutter und Vetter, ob dieser Zustand des vierzehnjährigen Kindes Lieb« ober haß bedeutet! Du lieber Gott! Und gar dem Vater, der als Aektor des Kindes Psych« doppelt kennen sollte — der dümmste Parkettbesucher merkt's im ersten Akte, daß hier was nicht in Ordnung ist — fällt da« ver» ändert« Wesen seines Kindes überhaupt nicht auf.

Etwas hat man übersehen. Wir scheint diese Unmündige anzudeuten: nicht nur, daß die Tochter auf einer fcheinbar falschen Fährt« den Eltern, ober besser dem Vater (denn die Mutter weiß es längst, die Stimm« d«r Un» mündigen sagt Acues also nur dem Vater) zeigt, daß sein Glück nur Flickwerk ist. Nein, dies« Tochter fühlt instinktiv ganz richtig, daß die Welt, in der das Glück der Mutter lieg», der Welt des Vetters tausendmal näher liegt als der, in welcher der Vater unbewußt dahin» lebt. Und wer weiß auch, wie es lommen würbe, wenn der Vetter noch länger im Haus« bliebe I

So mag's der «in« als Komödie, der andere als Tragikomödie, der dritte als Tragödie be» zeichnen. Einer irrt sicher: der Autor näm» lich, der es Komödie nennt.

Swen Lange ist trotz allem «in Dichter, hier und da flickt er Gedanlen in fein« Tragödie, die unmittelbar nichts mit ihr zu tun haben, offenbar auch ganz anderer her»

lunft sind. So das Best« aus der Arbeit:
„das ist Glück', «in Gedicht in Prosa. Jeder
von uns, der Pari« erlebt, Paris empfunden
hat, lennt's; einmal, hundertmal hat «r's
empfunden. Mit biesem Stück aber hat's nichts
zu schaffen. Und ich glaube, ich bin auf richtig»
jährte, wenn ich es tn den Tageblättern Swen
langes suche.

Uneingeschränktes Lob verdienen 1. Vor»
nowslh. Wenn wir auf die Anfänge seiner
Tätigkeit zurückblicken und das Auseinander»
spiel von damals mit dem Zusammenspiel von
heut« vergleichen, so können wir ermessen, was
mit «rnfter Arbeit zu erreichen ist. hier wurde
unermüdlich auf ernste Ziel« hingearbeitet, und
der erste Mißerfolg, Herr Zickel, lieferte den
literarischer Arbeit geweihten Tempel nicht
qcwissenlos spekulativen Spaßmachern »us.
2. Vi« Regie, die bis ins kleinste dl«
Stimmung festzuhalten wußte, und der «s
gelang, das vi«l« Ungesproch n« in dieser
Tragödie auszudrücken.
3. Lia Nosen; «in« Künstlerin; an ihr war
nichts U«b«rtragung. 0b wahrscheinlich, ob
unwahrscheinlich, was si« sagt«, ihr glaubt«
man alles; denn jed« Gefühlsäußerung kam
und wirkte unmittelbar; während man dem
Treiben Lotte Kleins ungläubig gegenüber»
stand! um fo ungläubiger, je m«hr si« sich
bemüht«, glaubhaft zu «rfcheinen. A. L.

Aie Gemeinschaft der Eigenen'.

""^ Gnt unterrichtet über intern« Angelegen»
heilen bei Hof« und bei de« ihm nahestehenden
Kreisen ist »Die Gemeinschaft der Eig«n«n", di«
sich stolz »Philosophische Gesellschaft für Sitten»
Verbesserung und Lebenskunst" nennt.
Man könnte danach meinen, «s handl« sich
hier um di« Aufklärung Minderjähriger, den
Schutz Alleinstehender, di« V«l«hrung Gefallener,
die Grziehung zur Arbeit, di« Schaffung von
Lebensbedingungen und um ähnlich«, den Namen
der Gemeinschaft rechtfertigend« B«str«bung«n.
Nichts von alledem! Di« Gemeinschaft der
Eigenen ist der Sammelpunkt de» intellektuellen
homosexuellen. Si« gab vor Jahren bereits für
ihr« Mitglieder künstlerisch vollendet« Monats»
Heft« heraus, die jedes Bibliophilen herz erfreuen
mußten. Psychologisch boten dies« Veroffent»
lichungen, di« natürlich nicht in d«n Buchhandel
gelangten, oft Interessantes, und manch einer
wurde Mitglied der Gemeinschaft, nur um in den
Besitz dieser Veröffentlichungen zu gelangen.
Unser« moralischen Begriff« über die Homo»
sexuell« Ll«b« sind unt«r dem Eindruck wissen»
schaftlicher Forschung längst andere geworden.
Wenn wir sie, wie alles Widernatürliche, auch
unästhetisch finden, di« Vorstellung einer straf»

baren Handlung verblnden wir langst nicht mehr mit ihr. Wir haben vielmehr den Wunsch, die Andersgearteten möglichst ungestört, aber auch möglichst fern von unseren Blicken gewähren zu lassen, statt si« zu verfolg««. Denn wir verlangen nicht — und wünschen's nicht einmal —, daß sie entgegen ihrer Veranlagung unsere Wege gehen. Dies« Konzession aber muß ihnen unbedingt ge» nügen.

Wenn der 8 175 über kurz oder lang auch fällt und der Begriff der .Unzucht" damit be> seitigt wird: homosexueller Veranlagung wird damit di« .Widernaturlichleit" nicht genommen, Sie bleibt ««gemildert bestehen.

Das kann gar nicht nachdrücklich genug schon heut« betont werden gegenüber der Unverfroren» heit, mit der die Gemeinschaft der Eigenen er» klärt: Die Homosexualität ist die allein natürlich« Veranlagung.

Solch Nonsens muß selbst diejenigen stutzig machen, die prinzipiell gegen jede gesetzliche B<» vormundung zweier Menschen in reduz vita« 5exu»!i5 stimmen Und in der Tat kann dies« Art von.Sittenverbesserern" und .Lebenskünst» lern' bei systematischer Arbeit unserer Jugend gefährlich werden. Wenn sie, statt im engen Kreis« — was ihnen niemand wehren wird — unter sich zu bleiben, wagen sollten, unsere Sitten in ihrem Geist« zu .verbessern", dann wird man im vitalen Interesse ihnen ihr mehr als gefähr» liches Handwerk strenger noch als bisher legen müssen.

Es hat an sich immer etwas Bedenkliches, von solcher Art Kulturträgern gelobt zu werden. Mit allgemeiner Belobigung fing's noch immer an; allmählich lieh man dann durchsickern, wo» rauss hinausging. Tiefe .Gemeinschaft der Eigenen" hat mit anerkennenswertem Geschick und starrer Beharrlichkeit vor Jahresfrist nock nachzuw«ls«n versucht, daß (bis hinauf zuEhristus) fo ziemlich jeder Dichter, Herrscher und Feldherr von überragender Bedeutung homosexuell ver» anlaqt war.

Daher heißt es: beizeiten aufs Maul schlagen, wenn in einem der letzten Flugblätter bei Ve» sprechung des tragischen Endes des Freiherr« Josef von Fürstenberg über unseren Kronprinzen gesagt wird: .Jedenfalls ist es ein schöner und sicherer Beweis dafür, daß er den Forderungen des Naturrechts keineswegs in dem finsteren Wahn des Mittelalters gegenübersteht, daß er vielmehr volles Verständnis hat für die Ve» strebungen, die einem aus Wahn und UnWissen» heit geborenen Strafgesetze, wie es der § 175 i>'t, ein für allemal «in Ende machen wollen."

Gewiß: der Kronprinz ist damals für seinen Freund und ehemaligen Negiments-Knrncraden eingetreten. Wer für diesen menschlichen ZuZ treuer Kameradschaft kein Empfinden hat, darin vielmehr «ine Billigung der Verfehlungen des

Baron Fürstenberg oder gar ein Verständnis irgendwelcher Art für homosexuell« Veranlagung erblickt, der macht sich in der Roll« des Lebens» lünstlers und Sitt«nv«rb«ss«rers leicht lächerlich.
In unserer an Idealen armen Zeit, da uns lein Herrscher, Staatsmann oder Dichter lebt, für den sonderlich« Begeisterung sich verlohnt«, müssen wir ganz besonders »us der Hut sein, daß man uns nicht durch derart lügenhaften Wahnsinn auch noch dl« Freud« an unserem Kronprinzenpaare raube, das schon heut« di« herzen der Nation besitzt.
Wenn halben in eben dieser Flugschrift b«i Besprechung der Lichtenberger Tafelrund« an» gegriffen und von ihm gesagt wird, »harden hat als Politiker gehandelt. Er hat auf den gröbsten Instinkt der Bestie speluliert und di« Homo» sexualität als rotes Tuch benutzt; die ganz« politische Meute hat gekläfft. Wirksam war da« Mittel, klug und schon aber war es nicht", so wird sich harden, wenn's ihm der Müh« wert erscheint, am besten selbst verteidigen. Wenn aber dies« Sittenverbesserer ihr« Künste an unserem Kronprinzen zu erproben suchen, so schmettern wir ihnen — und wissen uns dabei von jeder Liebedienerei frei — «in einmütiges Paroli entgegen. «i L

Bücherbesprechung.

HUeine Schrift .Der Vollsschul-lehrerund die deutscheSprache" ist gleichzeitig mit Professor Gurlitts Schrift .Schul« und Gegenwartskunst" im hilf«»Verlag erschienen.
Das wissenschaftliche Zentrum der Schrift ist das Kapitel .Das Leben der Sprach«'. Da ist aus «ig«ner künstlerischer Erfahrung und unmittelbarer Beobachtung anderer — besonders auch der Kinder, in denen di« Sprach« ja «nt» st«ht — dl« Sprache als Organismus natur« wissenschaftlich aufgefaht, und so auch das an ihr, was immer noch mechanisch aufgefaßt blieb: das Leben ihrer Begriffe. Darauf ist dann unser neuer Sprachunterricht gegründet, der dem Kind« sein« Sprach« läßt, ohne alles grammatische "Regelwerk.
Das Buch hat ab« «in«n bestimmten sozial» politischen Zweck und ist für die Volksschullehrer ganz speziell bestimmt. 2s ist der Versuch, den Vollsschullehrer gegen di« gel«hrt« Bildung mißtrauisch zu machen, nach der er jetzt hlnstrebt, und zu der man ihn selbstverständlich zulassen muh. Aber sie wird ihn verderben, wie sie ihn schon jetzt vielfach verdorben hat. Denn in ihr — ganz gleich in welchem Gegenstande — lebt all« uralt« Kirchengelehrsamleit und der ganze Aristoteles in den Methoden und Kategorien fort. Sie verhindert alle unmittelbar« B«»

obachtung und alles unmittelbare Denken.
Und gerade das braucht der Vollsschullehrer.
Erstens für feinen Beruf — zu dem ihm all«
experimentell« Psychologie z. V. di« Weg« sperrt,
indem st« ihn «xverimentieren, anstatt unmittelbar
und ohne bestimmt« B«obachtungsbahnen aus»
fassen lehrt. Zweitens für dl« Kultur, di« er zu
schaffen bestimmt ist. Denn er kann uns «in«
deutsch« bodenständig« Bildung, «in jeder an
seinem Platz« das S«in«, schaff««. Er muh
gerade den Kampf gegen di« Schul» und Buch»
gelehrscnnkeit aufnehmen und aus unmittelbarer
eigener Erfahrung schaffen und forschen. Das
ist ja für dl« bildenden Künste schon viel eher
zugestanden. Für di« Sprach« wird's «rft noch
«in«n hart«« Kampf g«b«n. D«nn der Volls»
schullehrer steckt durch Seminar», Universität«»
und populär« Weisheiten ganz drin in der »alten
Schule' überall, wo stch's um formal« und m«tho»
bisch« Erkenntnisse handelt. Er hat so furchtbar
viel »Altgymnastales' in seinen Auffassungen
und praktischen Methoden, ohne daß «r's ahnt.
Darüber übrigens mein Kapitel .Das Altgym»
nafiale in der Vollsschul«'. Sobald er freilich
das überwunden hat, wird er produktiv und
leistet dann Erstaunliches. Und so ist er, auch
durch seine Herkunft und durch seinen Beruf,
wirklich bestimmt, die deutsch« Resormation als
den Kampf gegen Buch» und Schulgelehrsamleil
aufzunehmen. Tut er das nicht, sondern erliegt
der modern verkappten alten Gelehrsamkeit, dann
ist's um ihn geschehen. Und das kann schon in
wenigen Jahrzehnten soweit sein.
Für dies« dringlich« Lag« ist mein« Schrift
bestimmt. Rudolf Pannwitz.

Notiz.

<?>«r Leiter de« lyrischen Teile«, Hugo von
-2^ Hofmannsthal, steht sich angesichts der 'Reich,
lichkeit lyrischer Produktion von unzweifelhaft
literarischem Niveau, wie der gegenwärtig«
Moment sie aufweist, vor di« Wahl gestellt, «nt»
weder seinem Ressort «inen bestimmten Charakter
zu wahren, oder aber mit den ganz schätzens»
werten, aber hinlänglich zahlreich vorhandenen
Antologien an Reichhaltigkeit und Buntheit des
Inhaltes zu wetteifern, und muh sich daher not»
gedrungen auf die Beiträge eines kleinen Kreises
von Mitarbeitern beschranken. Da Herr von
Hofmannsthal diesen Kreis zurzeit nicht zu
erweitern gedenkt, so bitten wir di« L«s«r des
‚Morg«n', von w«it«r«r Einsendung von Ge»
dichten vorläufig abzusehen.

«l«n l. — ««««» «Na»<,u«ib« « »»^ «ll»««»«f^»«»lw >V.«, ««««i«n«st«>ße l». — »zp«>M»n für
0cs!el«!ch.Ung«!l
bei «a>a«l « «lti«l, «l« I. »l»i«» ll. - Vnul ,,» P»» « ««lt» t».». ». », «nlw ^V. »5. «lc«tt,«r»l»,» U.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphllosophie / Mchard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / yugo von hofnmnnsthal: Lyrit
Nummer 14 N^m«. ^"^ 13. September 1907

An Friedrich Naumann.

Verehrter Freund —

Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Ihnen auf Ihren offenen Vrief ebenso offen und öffentlich antworte. Ich tue es nicht der Rechthaberei wegen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie mit einer ganzen Menge Feststellungen ebenso recht haben wie ich. und nichts liegt mir ferner, als fremde Weinungen und Ansichten zu „widerlegen". Sondern ich tu« es, weil es mir ein Bedürfnis ist, gerade mit Ihnen mich über diese Dinge auszusprechen und zwar in voller Öffentlichkeit, weil ich glaube, daß nichts meine Auffassung in ein deutlicheres Licht zu rücken vermag als das Bemühen, sie gerade Ihnen gegenüber zu verteidigen. Denn offenbar: es gibt für die Gegenwart und für Deutschland lein besseres Argument, das man gegen mich und meinen politischen Pessi« mismus anführen könnte, als den Namen: Friedrich Naumann! Hier ist ein Mann, wie lein Kulturfanatiter und Persönlichteitshuber sich ihn besser vorstellen tonnte; ein Mann (velzeihen Sie diese geschmacklose, aber unvermeidliche Verherrlichung!): ein Mann von Geist und Bildung, mit künstlerischen Instinkten und starkem Sinn für das Leben» dige und Dauernde, und doch ist dieser Mann — wer sollte es glauben! — Politiker: Politiker in Deutschland!, Politiker der Opposition!! und zwar (wie er wenigstens behauptet) sogar mit Leib und Seele. . . Also, du siehst, mein Lieber (so spricht man zu mir): es geht!

Aber so rasch gebe ich mich doch nicht gefangen. Und daher meine Antwort an dieser Stelle.

Zunächst Sie selbst! Sind Sie wirklich ein Beweis: „daß es geht?" Ich glaube, nein. Wobei ich sogar annehme, daß Sie wirklich im Innersten Ihrer Seele die Liebe für die Politik hegen, von der Sie zu uns reden, denn jedermann hat Anspruch, öffent» lich nach dem und nur nach dem beurteilt zu werden, was er öffentlich sagt. (Sonst würde ich — unter Benutzung der von Ihnen auf mich angewandten psychologischen Analysis — mir gestatten, an jener Liebe ein ganz klein wenig zu zweifeln. Zu zweifeln auf Grund gerade Ihres Briefes an mich, den ich für ein Symptom dafür ansehen würde, daß Sie selbst das Bedürfnis fühlen, die Bedenken zu widerlegen, die in Ihrem Innern aufsteigen.)

Aber wenn Sie nun auch wirtlich Politiker mit Leib und Seele sind und sich in diesem Beruf wohlfühlen: was beweist das gegen mich? Nichts, wie mir scheint. Ja,

u 0
es läßt sich sogar gerade an Ihnen die Richtigkeit meiner Auffassung dartun. Und zwar wie folgt:
Erstens — und nun muß ich schon wieder um Verzeihung bitten, wenn ich offen und ehrlich meine Weinung fage — hat felbst auf Sie die Männer mordende Politik ihren zerstörenden Einfluß auszuüben begonnen: ganz leise, säst unmerklich einstweilen noch, wahr» nehmbar nur für die wenigen, die nicht politisch befangen find und Sie dennoch lieben. Aber ich Hab« oft gedacht, wenn ich Aeußerungen von Ihnen aus den letzten Jahren mit denen aus Ihrer früheren Zeit verglich: fchadel Trifft's den auch. Wenn Sie leichter über die Probleme weggehen als früher; wenn Sie die Tatsachen mit größerer WM» kür gruppieren; wenn Sie sachlich unwichtige Dinge mit Nachdruck und Emphase be» handeln, nur weil sie in der Politik des Tages eine zufällige Aolle spielen. Und sagte mir: wie groß muß doch diese unheilvolle Macht sein, wenn sie selbst eine Persönlichkeit wie Naumann anbröckeln kann.
Aber vielleicht täusche ich mich. Vielleicht sind Sie ganz derselbe wie früher und die Schlammwellen der Politik find an Ihnen abgeflossen. U .d sicherlich haben Sie sich ein gut Teil Ihrer ursprünglichen Ganzheit bewahrt, mehr wohl als irgend ein deutscher Politiker der Gegenwart von Auf. Aber damit fühle ich mich immer noch nicht wider» legt. Denn dazu würde gleichzeitig der Nachweis gehören, daß Sie nun wirklich den Typus des Politikers, wie ihn unsere Zeit gebraucht, darstellen. Das tun Sie aber ganz und gar nicht, wie mir scheint, verehrter Freund. Denn wenn Sie es täten, dann hätten Sie doch wohl bei Ihren großen Fähigleiten etwas mehr Erfolg als Sie haben. Sie sind mit Mühe und Not in den Aelchstag gekommen, zu dem jeder Schuster mit Leichtigkeit Zutritt erhält, wenn er's versteht, mit dem Winde zu segeln; Sie gelten einstweilen in diesem hohen tzause selbst als «in Mann, der so „hochgebildete" Aeden hält, wie sie nur auf ein Katheder gehören, und werden sicherlich von der großen Mehr» zahl Ihrer werten Berufsgenossen (ich möchte es wenigstens wünschen) als ein hoff» nungsloser Schwärmer und Sonderling betrachtet. Nun — woran kann das liegen? Doch wohl nur an den Ansichten, die Sie vertreten: was eben Ansichten sind, deren Nichtigkeit wohl wenigen Gebildeten einleuchten, die aber — damit ich mich Ihres eigenen Ausdrucks bediene (ich glaube wenigstens, er lautete so:) — leine parteibildende Kraft haben. Das heißt also: von der Masse nicht goutiert werden. An den ver» ständigen Ansichten liegt es und wohl auch an der Art und Weise, wie Sie sie ver» treten: daß Sie Geist und Anstand noch immer für wichtige Requisite der politischen Agitation halten. Darum also leine Erfolge! So daß also Ihr eigenes Schicksal als Politiker geradezu als ein Argument für die Nichtigkeit meiner Auffassung angesehen werden muß.
Aber ich will nicht nur 26 borninen» meinen Beweis erbringen. Ich will auch auf die Gründe selbst eingehen, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich ins Feld führen. Sie behaupten, ich hätte unrecht, wenn ich das politisch« handwert reizlos, ja wider» wärtlg nannte und meinen, der Beruf des Politikers sei ganz erträglich: die Agitation insbesondere sei voll von künstlerischen Valeurs. Zum ersten: man lerne das Volt gründlich dabei kennen. Dagegen möchte ich zunächst einwenden: daß Sie auf Ihren

Agitationstouren doch nur ganz bestimmt« Schichten — eben die „politisch interessierten" — rennen lernen und auch diese nur als „politische Lebewesen": das heißt (wie die Dinge heute liegen) in einem pathologischen Zustande. Denn der Bauer oder der Handwerker, die sich über Eisenbahntarife oder Handelsverträge oder Steuern oder Militärvor» lagen etwas anhören kommen, sind schon mehr oder weniger krankhaft veranlagt, ebenso wie die Arbeiter, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich erhitzen. Sie müssen mir zugeben, daß das BUd vom Volle, das sich Ihnen in einer Wahldersammlung bietet, gewiß auch sehr interessant ist, aber ganz gewiß nicht ein richtiges Bild des „werktätigen Voltes" darstellt: kein Bild vom Volke bei der Arbeit und in der Familie. Und es kann leicht kommen, daß jemand, der sich seine Vorstellungen vom Volle in den von Alkohol, Tabatrauch und Phrasendunst erfüllten Volksversammlungen bildet, zu Urteilen gelangt, die weitab von der Wirklichkeit liegen. Ich zweifle nicht, daß Sie durch die Oberfläche hindurchsehen, daß Sie das Volt kennen lernen, trotzdem Sie ihm auf dem Felde des politischen Kampfes begegnen, daß Sie imstande sind, die Menschen auch als Menschen zu würdigen, selbst wenn sie im Zustande der politischen Hypnose sind. Aber sagen Sie mir nicht, daß das für den politischen Wandelredner als solchen, ja auch nur, daß es für einen irgend wie bedeutsamen Prozentsatz dieser Spezies zutreffe: für keinen außer Ihnen unter all den zahlreichen nomine« politici, die ich zum Beispiel persönlich kenne.

Und selbst zugegeben, hier liege ein Neiz des politischen Geschäfts verborgen: ist er an dieses gebunden?

Könnte ich nicht einmal eine Agitationstour mit Ihnen mitmachen? Um als Schlachtenbummler vielleicht mehr interessante Eindrücke zu sammeln, als es Ihnen in der Hitze des Gefechtes möglich ist?

Weiter: es gewähre «Reize, die Nebe jeweils der bestimmten Situation anzupassen. Präzisionsmechanit l

Na ja. Ein», zwei», dreimal. Aber dann fängt doch die furchtbare Tatsache des sachlich ewigen Einerleis an, alle Freude an der Formgebung zu ersticken. Wenigstens ist das die Erfahrung, die ich — wenn auch nicht als agitierender Präzisions» oder Feinmechaniker, so doch als vortragender Grobmechaniker — persönlich gemacht habe. Mehr als ein« oder zweimal über denselben Gegenstand zu sprechen: furchtbar! Und dann: über ihn so sprechen müssen, daß man alle gedanklichen Feinheiten von vorn» herein beiseite läßt; daß man sich zwingt, jedesmal dann einen Gedankengang abzu» brechen, wenn das erörterte Problem anfängt, interessant zu werden. Und immer mit dem nagenden und plagenden Zweifel in der Seele: wird auch nur einer im Saal sein, der etwas ahnt von der Sache, dem du dich mit einem Blick verständlich machen tonntest? Oder ist es alles taubes Gestein!?

Uebrigens habe ich selbst den eigenartigen Neiz des Wahlsports mit seiner fieber» haften Agitation zugegeben: ich nannte ihn den Fafching des Berufspolitikers, um damit auszudrücken, daß er des Amüsanten genug bringe (und im Grunde mit Politik nichts zu tun hat). Aber der Nest der fünf Jahre, wenn die paar Wahlwochen vorüber sind? Von ihnen sprechen Sie nicht: von der Qual der Alltagspolitit, von der Alltags» agitation, wenn es gilt feurige Neben zu halten mit gähnendem Wunde. Dann eben

I> o
beginnen die spezifischen Qualen des Verufs, für die die paar Faschingswochen doch Wohl kaum einen vollen Ersatz zu bieten vermögen.
Ich glaube aber auch, daß Sie die Formen, in der sich die politische Tätigkeit heute bewegt, zu günstig beurteilen; daß großenteils die Einwände, die Sie gegen meine Kritik erheben, immer nur aus Ihrer Person entnommen, für Ihre Person passend sind, die Sie eben (wie ich schon sagte) doch nicht den Normaltypus des Berufspolitikers dar» stellen. Sie meinen, ich übertriebe, wenn ich die Signatur, die unfer politisches Leben von Tag zu Tag mehr annimmt, mit den Worten charakterisiere: geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh.
Wirklich? Auch wenn Sie die Presse als ein selbstverständliches Ausdrucksmittel des politischen Lebens mit in Betracht ziehen (Sie beziehen meine Aeußerungen immer nur auf die persönliche Agitationstätigleit des Berufspolitikers, genauer des Reichstags» tandidaten felbst: aber natürlich gehört doch das Funktionieren des ganzen politischen Apparats, also vor allem das Gebaren der politischen Presse dazu, wenn man sich ein Gesamtbild vom Wesen des politischen Berufes machen will.)
Weine Kritik der intellektuellen Minderwertigkeit der polltifchen Tätigkeit über» gehen Sie. Ich darf also annehmen, daß Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich sagte: „in der Tat sind ja alle gesprochenen oder geschriebenen Aeußerungen politischer Natur heute von einer solchen intellektuellen Dürftigkeit, daß jedem Mann von etwas Geist vor ihnen grauen muß." Wie sehr erst einem Manne von vielem Geist. Aber es graut Ihnen auch gründlich: ich zweifle nicht daran.
Bliebe die ästhetische und die ethische Seite.
Sagen Sie mir, bitte, verehrter Freund: wie bringen Sie es fertig, regelmäßig die sozialdemokratische Presse zu lesen? WaS Sie doch von Rechts wegen müssen, wenn Sie „auf dem Laufenden" bleiben wollen. Stumpfen die Nerven fo ab, daß man immun wird gegen diesen „Sauherdenton", der keineswegs, wie Sie meinen, Mehring eigen» tümlich ist, sondern in fast allen fozialdemolratischen Blättern gleichmäßig beliebt wird, allen voran im „Vorwärts"? Es muß wohl fo sein. Denn sonst müßten Sie ja krank werden vor Ekel. Wollen Sie aber — als objektiv Urteilender — leugnen, daß diese Form der Politik ästhetisch roh ist?
Und das ethische Niveau? Wollen Sie wirtlich nicht zugeben, daß Politik und Wahrheitsliebe auf einem fehl gespannten Fuße leben (um aus das Beispiel einzugehen, das Sie selbst wählen). Liegt es denn nicht so, daß die Notdurft des politischen Kampfes unausgesetzt die Unwahrheit, die Verfündigung an der Wahrheit aus sich herausgebiert. Es ist schon der erste Schritt vom rechten Wege, wenn wir politische Ideale: das heißt das, was wir fordern, was wir als Postulat unseres materiellen oder ideellen Interesses auf» stellen, im Namen der Wahrheit vertreten; wenn wir mit den Beweisgründen der Wissenschaft den Freihandel oder den Arbeiterschutz oder die progressive Einkommen» steuer oder sonst etwas als „richtig", das Gegenteil davon als falsch kennzeichnen wollen. Postulat« lassen sich bekanntermaßen niemals als richtig oder falsch nachweisen. Nichtig oder falsch sind immer nur Erkenntnisse kausaler Zusammenhänge. Aber die

Politik, der jedes Mittel «cht ist, möchte gar zu gern sich in «in wissenschaftliches Gewand hüllen und prostituiert damit die Wissenschaft, die der Wahrheit dienen soll.
Und wie nun: wenn die „Wahrheit", das heiht eben die Erkenntnis eines be» stimmten Kausalzusammenhangs, gelegentlich in Widerspruch tritt mit dem, was der Politiker als das allein richtige, oder sagen wlr auch nur berechtigte fordert: liegt da nicht die Gefahr außerordentlich nahe, daß er eben die Wahrheit dem politischen Zwecke opfert? Wer das nicht schlankweg tut — bewußt oder unbewußt: denn ich glaube, daß schließlich der Parteipolitiker so einseitig wird, daß er selbst oft gar nicht mehr die wirklichen Zusammenhänge sieht — wer sich das Necht, sage ich, wahrt, in jedem «in» zelnen Falle zu prüfen, ob wirklich das politisch« Programm mit der „Wahrheit", das heißt den Tatsachen in Uebereinstimmung bleibt: der gilt als suspekt, als unsicherer Kan» tonist, als unzuverlässig, mit einem Wort: als schlechter Politiker. Nie kann sich eine auf den Freihandel eingeschworene Partei Mitglieder gefallen lassen, die ihr Gewissen treibt, nachzuweisen: daß der Kornzoll nicht das Vrot verteuert, daß die Steigerung der Fleisch» preise nicht auf die Absperrungspolitik der Neglerung zurückzuführen sei usw. Denken Sie an die Fälle Schippe! und Calw« in der sozialdemokratischen Parteil Wo mit »Wahrheltsargu» menten" in der Politik operiert wird, kann man ruhig sagen, daß einer von zwei Gegnern immer fälscht. Von Berufs wegen.
Wogegen Sie fich nun befonders schroff wenden, ist meine Bemerkung: daß alle diese unerfreulichen Züge der politischen Tätigkeit immer stärker hervortreten und be» sonders stark dort, „wo man mit den niedrigsten Schichten des Voltes zu tun hat".
Beides steht in einem inneren Zusammenhange und ich will noch einmal diesen Zu» sammenhang ganz offen und ausdrücklich feststellen: das politische Leben degeneriert von Tag zu Tag mehr, weil es in immer tiefere Schichten hinabsteigt.
Sie wundern sich, daß ich so gering vom „Volte" denke: daß ich ihm wenigel Wahrheitsliebe zutraue als den oberen Schichten. So ist die Sachlage nicht ganz richtig dargestellt. Nicht ein Urteil über „das Volt" ist es, das ich mit jener Feststellung aus» spreche — oh, ich liebe das Voll und halte «s hoch (wo es noch nicht zur Masse ge« worden ist); wer sollte es auch nicht lieben und hochschätzen, wie man die Kinder liebt und ehrt — sondern es ist ein Urteil über die Demokratie in ihrer heutigen Gestalt: über di« Methoden, die zur Anwendung gelangen, wenn es sich darum handelt, die Masse für bestimmte politische Zwecke zu gewinnen. Von diesen glaube ich allerdings, daß sie das Gift der schlimmsten Demagogie in sich tragen und daß dieses Gift immer mehr um sich greift, bis es schließlich den ganzen Organismus zerstört. Wie sollte es auch anders sein: kommt es doch darauf an, dem unheimlichen Ungeheuer „Masfe" zu schmeicheln, so viel man kann, es von dem Gegner zu sich herüberzuziehen. Da muß man doch in seiner Sprache reden, muß seinen Interessen, muß oft genug seinen niedrigsten Instinkten schmeicheln. Muß eben lernen, mit den Wölfen zu heulen und — was noch wichtiger ist — mit den Schafen zu blöken. Aristokratie und Absolutie mögen tausend andere Mängel haben: wer leugnet es. Aber sie haben doch leine Demagogie: keine Voltsversührungstunst. Das scheint mir doch «ine ganz selbstverständliche Sache zu sein.
Und wenn Sie auf die Vergangenheit verweisen, in der ein viel rüderer Ton geherrscht

«,»
<»»
habe. Ja, aber bitte: doch immer nur in den politischen Betätigungen der Unterschichten. Erst als die Sansculottes emporkommen, wird der anständige und gemessene Ton der Girondisten verschlechtert; erst als die „Demokraten" in Deutschland zu reden und zu schreiben anfangen, geht die edle Rhetorik des Liberalismus zum Teufel und beginnt der Sauherdenton. Oder wollen Sie leugnen, das; noch in den sechziger und siebziger Jahren bei uns, als die demokratische Unterströmung kaum schon zutage trat, das Niveau des politischen Kampfes ein höheres war, als heute? Oder daß der Ton in der Kölnischen Zeitung, im Berliner Tageblatt, im Tag oder einem andern guten „bürgerlichen" Blatte etwas anständiger ist als im .Vorwärts"? Das Schlimme ist nur: die Tendenz be» steht, daß das gesamte politische Leben sich immer mehr dem niedrigsten Niveau nähert: weil man täglich den Kampf mit einem rüderen Gegner führen muß und weil — die Waffe gewonnen werden muß. Die „Konkurrenz" erheifcht es: wie schließlich auch der anständige Geschäftsmann zu unlauteren Mitteln greifen muß, wenn er ficht, daß sein Konkurrent damit ihm die Kundschaft abspenstig macht.

Nun haben Sie aber natürlich recht, wenn Sie am Schlüsse Ihres Briefes fagen: fchön oder nicht schön, öde oder reizvoll: der Entscheid, ob ich mich dem politischen Be» rufe zuwenden soll, wird am letzten Ende davon abhängen, welche Bedeutung ich der Politik beimesse, halte ich diese für einen überragend wichtigen Kulturfattor, glaube ich (was weiter dazu gehört), daß gerade in Augenblick und in meinem Lande wichtige politische Probleme zur Lösung reif sind, und (was schließlich noch dazu kommen muß) bin ich der Ueberzeugung, daß meine Mitwirkung dabei von irgend welchem Belang ist, so kann mich mein Pflichtbewußtsein dazu bringen, alle Widerwärtigkeiten des politischen Berufs in den Kauf zu nehmen: um des hohen Preifes willen, den zu erringen ich helfen will. Nun geht allerdings meine Meinung dahin: erstens: daß die Politik in ihrer Bedeutung für die Gestaltung des menschlichen Daseins im allgemeinen ganz un» geheuerlich überschätzt wird (dafür hoffe ich, in meinem nächsten größeren Werke, das Sie im voraus „Anti»Politil" nennen: ich danke Ihnen für den Hinweis auf einen fo eindrucksvollen Titel! den Beweis zu erbringen und zwar in einem zweifachen Sinne: ich will nachweifen, daß die soziale Lage viel weniger Bedeutung für das Einzel» leben hat, als man heute gewöhnlich annimmt und sodann: daß wiederum diese soziale Lage in viel geringerem Grad«, als man glaubt, von der Politik bestimmt wird: daraus kann ich einstweilen also nur verweisen mit der Bitte, die wenigen Bemerkungen, die ich in meinem zweiten antipolitischen Artikel in dieser Zeitschrift gemacht habe, noch einmal zu bedenken und selber nachzuprüfen.)

Zweitens glaube ich, daß gerade gegenwärtig in Deutschland lein günstiges Feld für politische Tätigkeit ist: sei es, weil leine Probleme von großer Bedeutung zur Er» örterung stehen, sei es, weil wir nicht imstande sind, an ihrer Lösung mitzuwirken: davon handelten die beiden letzten Artikel und werden noch zwei kommende Artikel handeln.

Wein Fazit ist also: daß die Gebildelen gerade jetzt in Deutschland Besseres zu tun haben, als sich im Dienst der Tages» und Berufspolitit zu verbrauchen. So möchte ich es formulieren. Nicht dagegen liegt in meiner Abficht: unpolitische Menschen zu er»

o o
» o

ziehen, wie Sie es ausdrücken. Im Gegenteil: ich möchte gern dazu verhelfen, die erste und wichtigste Bedingung eines politischen Menschen zu erfüllen: Verständnis für Wefen und Bedeutung des politischen Lebens zu wecken. Dazu aber braucht man leine Politik zu „machen", braucht man vor allem nicht berufsmäßiger Parteipolitiler zu werden. Ja — in gewissem Sinne wird man jenes Ziel, „politische Menschen" heran» zubilden, vielleicht eher erreichen, wenn man sich vom Getriebe der Tagespolitik fern» hält. Und wer weiß? Vielleicht erleben wir es noch, daß Sie selbst sich aus dem Staube des parteipolitischen Lebens zurückziehen in die lichten, freien und reinen höhen der polltifch'philosophischen Betrachtung, um der ?raeceptor ^ermaniae zu werden, den wir immer noch in Ihnen vermuten.
Lassen Sie mich mit dieser Hoffnung schließen und bleiben Sie versichert der un» gewandelten tzochschätzung und aufrichtigen Verehrung
Ihres
sehr ergebenen
Werner Sombart.

iXapoleon cul-nu.

Von 0tto Julius Vierbaum.

Nach den amtlichen Reiseberichten des Generals Keller in helferts »Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba' und mit Benutzung der .Worte Napoleons" (Leipzig, Verlag von Zeitler).

«V^ess« in Fontainebleau am 17. April 1814 —: Das ist der Mann, der sich von Talma ^^» kaiserliche Posen zeigen lieh, dann aber den Krönungsmantel seines Zuschnitts mit sopersönlicher herrscherwürde trug, daß nichts von der Schul« Talmas, nichts von Komödie, lein Darstellen In die Erscheinung trat, sondern alles, Buhe und Bewegung, jede Biegung der Hand, jede Be» wegung des Kopfes, jeder Schritt und jeder Blick lebendig« Majestät selber war, sicherster und edelster Ausdruck der Souveränität des Genies? — Er sitzt im Kirchenstuhl und reibt sich nervös aufgeregt dl« Stirn, blickt bald scheu um sich, bald wie bedrückt zu Boden und steckt schließlich «in«n Finger ln den Mund, daran zu lauen.

Die Herren Kommissär« d«r Verbündeten: Feldmarschall-Leutnant Keller für Oesterreich, Oberst Campbell für England, Vberst Graf Truchseh » Waldburg für Vreußen, General Graf Paul Andrejevil Schuwaloff für Nuhland, finden ihn gar nicht imposant und werden noch heut« abend an ihr« tzöf« melden, daß der souverän« Herr von Elba nur noch den Titel, aber nicht mehr das Auftreten eines Kaisers hat, daß er den Eindruck eines Menschen macht, der mit der Macht um all« Haltung gekommen, der völlig zusammengebrochen ist.

Er laut am Finger und überlegt, welche Borwand« noch zu machen wären, ein paar weiter« Tage zu gewinnen, um noch mehr Packwagen mit Geld, Möbeln, Bronzen, Gemälden, Statuen, Büchern aus dem Schlosse von Fontainebleau fortzuschaffen. Schon sind bei achtzig Wagen voll, die vor» ausfahren sollen. Es müssen mindestens hundert werden. Man muß immer soviel als möglich mitnehmen, auch wenn man leinen Armeetrain mehr zur Verfügung hat.

Dies ist jetzt das wichtigste. Zum Imponieren fehlt es an Publikum. Alles zu seiner Zeit und am rechten Ort«. Diesen Herren da gilt es, jetzt nicht zu imponieren.

Er wird sie nachher empfang««. Durchaus unzeremoniell, in seiner alten grünen Uniform mit den schon etwas schwarz geworden«« goldenen Epauletten; nicht einmal rasieren wird er sich vorher lassen. Den Vesterreicher wird er halbwegs familiär behandeln als den Vertreter des Schwieger» Vaters; den Aussen ausgesucht höflich unter artigen Erkundigungen nach dem Zaren (jedes Wort wird berichtet l); den Engländer mehr als höflich: mit deutlicher Hochachtung für die Nation, deren Urteil über ihn ihm jetzt am wichtigsten ist; aber den Preußen wird er es fühlen lassen, daß sein« Begleitung ihm überflüssig «rfchein«, da auf dem Wege von Fontainebleau zur Küste keine preußischen Truppen zu passieren seien.

Li« kurzer, bittrer Gedanke zurück: daß ich diesen König von Preußen nicht— gestrichen Hab«!
Ein bunller Blick über die Köpf« der Kommissär« weg: Ich und entsagen? Ich gebe nichts auf.
«
Im Schlosse bis zur Abreise —: Offizier« und Voten von der Arme«, au« Paris, aus Rambouillet. Auszeichnungen durch Geschenke und Ernennungen. General Eambronne und vberst Wallet befehlen die achthundert Wann Garde, die sich gemeldet haben, mit nach Elba zu gehen. Graf Vertranb wird 0berst°Warschall: Vberst Iemanowski Flüg«ladjutant: Deschamps und Vaillon werden Palastadjutanten; Sieur de la Peyrusse geht als kaiserlicher Schahmeister mit, Vettert» als Kabinettssetretär, Fourreau als Arzt. Gut, daß auch Generalleutnant Gras Drouot, seit dem spanischen Feldzug« stets in des Kaisers Begleitung, mit nach Elba kommen wird. 2s gibt leinen besseren Artilleristen ...
Man wünscht, ihm österreichisch« Garden zur Begleitung mitzugeben? Wozu? ,Um durch Frank» «ich zu reisen, brauch« ich nicht einmal meine eigene Garde, geschweige «ine fremde. Eigentlich brauch«
ich nichts als «inen englischen Kommissär wegen der Seefahrt im Mittelländischen Weere."
Wenn der Kaiser von 0est«rreich wünscht, ihm jemand zur Begleitung zu geben, so kann es sich nur um «in« Person handeln: die Kaiserin.
Vor allem aber: genaueste Ordnung in der Angelegenheit der im Vertrage von Paris ihm zu» gesicherten Dotation und leine Versuche, die Insel Elba vor seiner Ankunft allen Geschützes und Kriegsbedarfs zu entblößen. Was ist ein Souverän ohne Kanonen und Munition? Glaub» man vielleicht, er wolle mit dem Titel eines Kaisers die Funktion eines Bürgermeisters ausüben? haben dies« Fürsten so wenig Vespelt vor dem Gedanken der Souveränität, daß sie einen der ihrigen zur Karikatur machen wollen? oder furchten sie, daß ich Europa von Elba aus mit Krieg überziehen werde, wenn ich «in paar Kanonen Hab«?
.Das wird «ine Insel der Vuhe und des Friedens werden."
»
Auftakt zumAbschied (amMorgen des 20.April18t«)—: Der Kaiser (zum eintreten» den General Keller): Ich habe Sie rufen lassen, General, um Ihnen zu fagen, daß ich nicht reis«« werde. Ich überleg« mir sogar, ob ich nicht meine Abdankung zurücknehmen soll, da die Ver» bündeten ihr Wort nicht halten. Glauben Sie, ich geh« in di« Fall«, di« man mir l«g«n will, lnb«m man Elba heimlich wehrlos macht? Glauben Sie, ich bin gezwungen, dorthin zu gehen? Mehr als tausend Depeschen habe ich allein vergangene Macht erhalten, die mich b«schwör«n, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Und ich kann es, denn meine Garde ist bei mir. Ich denke, Sie kennen diese alten Soldaten. — Und was soll es heißen, daß Ihr Kaiser sich weigert, meine Irau zu mir zu lassen? Der Kaiser von 0est«rr«lch ist ein Mann ohn« Gewissen, der sich nicht scheut, di« Eh« seiner Tochter trennen zu wollen, und Kaiser Alexander ist ein Mann ohne tzöf» lichteit, der es über sich gewinnt, eine Frau zu verhöhnen. Warum sonst hat er den König von Preußen mitgeschleppt, als er die Kaiserin, der er die Regentschaft entzogen hat, in Vambouillet besuchte? Nur, um einen König im Gefolg« zu haben? Was kann dieser König meiner Frau haben sagen wollen? Grobheiten? Dazu hat nur ein Mann von Geist das Vecht, insofern er den Moment dazu zu wählen versteht. Aber dieser König! Ich für mein Teil würd« mich nicht dazu herablassen, ihn zu empfangen, obwohl das Schicksal gegen mich entschieden hat, dieses Schicksal, das schließlich doch immer wieder die Dummköpfe bevorzugt.
Ke l ler: Sir«, es lag in Ihrer Hand, dieses Schicksal abzuwenden, — in Prag, im Sommer 1813.
Der Kaiser: Ja, ja, Prag. Sie haben recht. Damals habe ich geträumt. Ist es nicht erlaubt, zu träumen? — Aber ich bin davon zurückgekommen. — Ueberbies hat man mir damals nicht Zeit genug zu reiflichen Ueberlegungen gelassen. Man schob, trieb, hetzt«.
K«ll«r: Sir«, man fürchtete, Sie wollten nur Zeit gewinnen, um neue Kräfte zum Krieg« zu fammeln.
Der Kaiser: Wie klug ich euch gemacht habe. Ihr habt wirklich etwas von mir gelernt. — Und so kann ich ja wohl abtreten und Mathematik studieren. Indessen werdet ihr sehen, mit was für Gefahren und Sorgen die Matratzen gestopft sind, auf denen ihr euch von den Unbequemlichleiten ausruhen wollt, die «uch euer Lehrmeister bereitet hat. — Gut, ich gehe, aber ich sag« Ihnen: Ich komme wieder, falls ich den geringsten Anlaß zu der Befürchtung find«, daß nicht ehrlich mit mir verfahren wird. Melden Sie das Ihrem Fürsten Metternich, der sich für meinen besten Schüler hält, weil er am besten lüqen kann. Doch hat er dies von Talleyrand gelernt, und nicht von mir, der ich nie gelogen habe. Der Starke hat nicht nötig zu lügen. Wenn «r di« Wahrheit überwältigt, so ist sie lein« mehr. Sonst mühte man auch Eroberung Diebstahl nennen, und dieses Wort gebührt

nur Handlungen, wie denen des Grafen Artois, der die mir abgenommenen Millionen in seine Tasche gesteckt hat. So llein und dumm lann nur ein Bourbon handeln. Nimmt das Geld, womit ich meinen Soldaten den rückständigen Sold zahlen wollt«! Solche Dispositionen sind sehr dazu geeignet, die gegenwärtig« Negierung zu sestigen.
Gras Vussy (eintretend): Sir«, ich melde im Auftrage des Vberst»Warschalls, daß es bereits ',2^1 und alles zur Abreise bereit ist.
Der Kaiser: Seit wann gilt für mich die Uhr des Oberst»Marschalls? Ich werb« reisen, wann ich will, und vielleicht will ich gar nicht.
»
Der Abschied von der Garde (gegen 12 Uhr desselben Tages)—: Der Kaiser steigt die Marmortrepp« des Schlosses hinab in den Hof. Die Garde steht unbewegt — wartend. An allen Zugängen drängt sich Volk, hier steckt der Kaiser den Finger nicht in den Mund. Er läßt die Trommeln rühren, all« Offiziere einen Halbkreis um sich bilden und hält sein« Neb« an Frankreich, an Huropa. Wie er die Adler an sein herz drückt, erst die Fahne, dann den General küßt und mit den Worten schließt: »Möge dieser letzt« Kuh in all« eur« herzen bringen l", da löst sich die starr« Masse der breiten Front in einer großen Erschütterung weinender Männer, und die Offizier« lüfsen d«s Kaisers Hände und Kleider. Auch die Kommissäre waren «griffen, und der Engländer lonstatierte laut: »Das ist wohl eine rührend« Szene und würdig dieses großen Mannes."
Wohl «in« rührend« Sz«ne ... Als Aktschluß angelegt, aber nicht für «inen Schlußalt. Jedoch darauf berechnet, auf das fremde Logenpublilum fo zu wirken.
Der Kaiser besteigt mit dem Ob«rst»Marsch»ll seinen Wagen. Gardelavallerie und ein Wagen mit dem General Drouot setzen sich an die Spitze, hinter dem Kaiser folgen, jeder in einer Kutsch« für sich, der Oesterr«ich«r, d«r Nuss«, der Engländer, der Preuße. Sie begleiten den Kaiser aus Frankreich hinaus.
Aach Frankreich hinein fahren, reiten, marfchieren die napol«onisch«n G«n«ral«, vfftzl««, Soldaten.
Di« «rsten Etappen bis hinterwärts Lyon (20.—2«. April) —: Der «aiser, den jetzt noch seine reitenden Garden begleiten, hält sich die Herren Kommissäre vom Leibe. Nur wenn vor seinem Quartier« kaiserlich Gesinnte sich ansammeln und Vive !empereur rufen, läßt er den «in«» oder andern Zeuge dieser Erscheinungen sein und fragt dann: ‚Nun, mein Herr, was fagen Sie dazu? Stimmt das zu dem Zeitungsgewasch, wonach ich jetzt der schwarz« Mann für di« Franzosen bin?" — Aber im Innern ist er voller Besorgnisse. Er weiß: Der Anblick der reitenden Garde hält die weißen Kokarden zurück, und es wird anders kommen, wenn seine schönen Neit«r nicht mehr bei ihm sein werden. Zumal vor Lyon hat «r Angst, und «r fährt des Nachts durch. Wird auch leutseliger zu den Kommissären und macht sogar recht unkaiserliche Scherze. Erzahlt seine Laufbahn und fchlieht mit den Worten: »Alles in allem ist es lein schlechtes Geschäft gewesen, wenn man b«d«nkt, daß ich di« Partie mit einem Taler zu sechs Franks in der Tasche begonnen Hab« und mich jetzt mit hundert Packwagen aus dem Spiel« zurückziehe."
— Galgenhumor, — denken sich di« Herren Kommissäre.
Ein« Begegnung (zwischen Tain und der Isir«) —: Die reitenden Garden sind umgekehrt, di« weihen Kokarden zeigen sich. Unerwünschter Anblick. Aber ein fatalerer steht bevor. Auf den laiserlichen Zug stößt ein« sechsspännig« Karosse mit zwei Vorreitern. Der Karosse entsteigt Augereau, von Napoleons Gnaden Marschall von Franlreich und Herzog von Eastiglione. Er hat gut sechs» spännig fahren, denn ein paar Tag« vorher hat er «ine Proklamation an seine Truppen erlassen, in der er seinen ehemaligen Herrn beschimpft und verlangt, daß seinem neuen, dem König«, der Treueid geleistet werde. Demgemäß benimmt er sich jetzt: lalt, fast impertinent.
.Wohin des Weges?" fragt ihn der Kaiser, ‚«m den Hof?"
.Vorläufig nur nach Lyon," antwortet er lurz.
T«r Kaiser steigt aus und geht mit ihm ein« Viertelstunde lang auf und ab. Wi« si« sich trennen, zieht der Kaiser den Hut und umarmt ihn. Er aber behält die Hand« auf dem Nucken, rührt nicht einmal an sein« Mutz« und winlt schließlich mit fast wegwerfender Geste «ine Art Lebewohl zu. General Keller, ein braver Soldat, aber nicht geeignet, «inen Napoleon zu durchschauen, glaubt, bi« kaiserlich« Umarmung beweis«, daß der entthronte Souverän sich falschen Weinungen über die Anhänglichkeit seiner Kreatur hingebe, und er zeigt ihm di« Proklamation.

Tel Kaiser wirft einen Blick darauf und sagt: »Gott, ja, die Menschen sind schlecht. Aber das ist leine Neuigkeit für einen Mann, der sich das Zeugnis geben darf, sie immer nach de« Mahstube dieser Erkenntnis behandelt zu haben." ,
Nicolas mazqus—: Fatale Nachrichten fliegen dem kaiserlichen Zug« entgegen: In Marseille hat man das Standbild des »aisers zertrümmert; royalistische Agenten wiegeln das Voll auf, den .Nicolas", das Untier, wie ihn die Provenzalen nennen, nicht lebendig passieren zu lassen; der vorausgeschickte Wagenzug ist bei Avignon angehalten worden, und seine Führe» haben ihn nur retten können, indem sie alle kaiserlichen Abzeichen entfernten und sich weihe Kokarden »n den Hut steckten. — Ganz recht so! meint der Kaiser. Er bleibt ruhig, drängt aber zu immer schnellerer Fahrt. Er drückt sich tief in die Ecke des Wagens, wenn man durch Ortschaften kommt, fei's auch bei Nacht. Und bei Nacht wie bei Tag« umgibt ihn das Geheul: »Nieder mit dem Untier! Tod dem Tyrannen! Schuft! Dieb! Mörder! Gs leb« der König! hoch die Alliierten, die uns von dem Scheusal befreit haben!" Zuweilen fliegen Stein« gegen die Kutsch«. S«in Leibjäger wird einmal von einem Wütenden mit dem Säbel in der Faust angefallen. Im Dorf« Orgon, wo Umspann stattzufinden hatte, stand gleich neben den neuen Pferden «in Galgen, an dem «in« Strohpuppe hing, mit Kot und Blut und schmutzig«« Verwünfchungen beschmierte Wie der kaiserlich« Wagen hält, starren wütende Gesichter hinein, und man brüllt: Gehängt muht du werden, Bestie! — Der Kais« denkt an die Nücklehr Ludwigs XVI nach der mißlungenen Flucht, während die Kommissäre, bereit, ihn mit ihren Leibern zu decken, im Verein mit seinen Getreuen den Wagen umzingeln, indessen umgespannt wird. — Napoleon ist bläh geworden; seine Züge haben sich wie im Krampf« entstellt. — Soll das das Gnd« sein? In einem schmutzigen Dorf« aus dem Wagen gezerrt, in Stücke zerrissen werden? — »Fort! Fort! Schneller! — Kaum sind sie aus dem Dorf«, kommt ein Neiter daher und meldet, bah sich Banden zur Ermordung des Kaifers gebildet haben. — »Unsinn!" Er lächelt verächtlich. Wie ab« d«r Neiter w«g ist, zieht er seinen Uniformrock aus, legt «in«n einfach«« blau«n Ueberrock an und setzt sich «inen runden Hut mit einer grohen weihen Kokard« auf. — <Ir hat also doch auch dies vorgesehen gehabt trotz seiner Erklärung, dah er ohne Garden durch Frankreich reisen könne Und nun verläßt er den Wagen, setzt sich zu Pferde und galoppiert, nur vom Borreiter Amaudru begleitet, mit verhängten Zügeln voraus. Man foll ihn für einen Kurier halten. So sprengt er mitten durch wartenden Pöbel durch die Dörfer Saint» Eanat und Lombesc. Auf einem Hügel vor Aix hält er. Die Stadt liegt vor ihm. Soll er es wagen und hinab ? Nein. Er erinnert sich, an einem Nein«« Wirtshaus vorübergelomme« zu sein. Dorthin zurück.
Eine kleine, schwatzhaft« Provenzalin empfängt ihn: »So, Sie sind vom Gefolge des Kaifers?! Gestern waren Vornehmeherren hier. Di« hatten ganz recht, wenn sie fagten: Wie kann man dieses Monstrum auf eine Insel so nahe bei Frankreich lassen. Das meine ich auch. Umbringen soll man ihn! hat die Negierung den Wut dazu nicht, so wollen wir's besorgen, wir, das Boll, das er solange bestohlen und zerfleischt hat. Und wenn es uns nicht gelingt, so werden sich hoffentlich Menschenfreund« auf dem Schiffe finden, die das Untier ersäufen. Sie sagen, Sie sind Engländer. Nun wohl: mögen uns die Engländer diesen Dienst erweisen, wenn wir selber nicht an ihn heran» kommen. Sichel werden sie es tun!"
»Sicher," antwortet« der Engländer, der auch seinen Namen genannt hat: Oberst Lampbell, und er beauftragt seinen Begleiter, den Kommissären entgegenzureiten und ihnen einzuschärfen, dah man ihn »ls Oberst Campbell anrede.
Indessen ist sein Kammerdiener Pelart angekommen. Er setzt sich neben ihn, lehnt sich an dessen Schulter und schläft ein. Wie er erwacht, murmelt er, halb zu sich, halb zu de« Diener: »In Elba wird's gut sein. Besser denn je. Nichts mehr von Politik. Nur die Wissenschaften. Weiht du nun, was das Boll ist? Siehst du nun, wie recht ich hatte, die Menschen zu verachten? Dieses Frankreich! Dieser Undank! Und der Ehrgeiz —: welch ein Unsinn!"
Als erster von den Kommissären tritt der Preuh« «in. Der Kaiser schrickt zusammen und wendet ihm sein Gesicht zu. Es ist nah. Er hat geweint.
— »Sehen Sie sich hierher! Oder nein: Gehen Sie auf und ab. Ignorieren Sie mich. Dies« Leute dürfen leinen Argwohn schöpfen."
So auch zu den anderen.
— »Dies« Leute hier sind Bestien, zu allem fähig. l)h> und dabei bin ich krank. Ich Hab« «in« verborgen« Krankheit, die mir viel zu schaffen macht. Sehn» Sl« mich an! Das ist das Gesicht eines tranken."
Das Essen wird aufgetragen.
— »hat es mein Koch bereitet?"

— »Mein, die Wirtin,"
El rührt keinen Visse» an und läßt sich ein« Flasche Wein und ein Vrot aus dem Wagen bringen. In der Gegenwart der Wirtin scherzt «l. Ist sie hinaus, so spricht «r von nichts als ?on der hier ihm drohenden Gefahr.
— »Wie heiht das Wirtshaus?"
— »La Calade."
— »Dieser Vrt soll nicht berühmt durch meinen Tod werden.— Ist denn leine Türe nach hinten da? — Mein? — Wi« gräßlich! — Sehen Sie doch nach, wie hoch das Fenster überm Erdboden ist."
— ,2s ist vergittert.*
Er erbleicht —: »Die richtige Fall«. Ich werde nicht hinauskommen.— Was sagen die Leute? tzaben Sie ihnen gesagt, dah der Kaiser schon voraus ist?"
— »Sie glauben es nicht."
— »Was tun!? Was tun?! Wi« komme ich fort, ohn« bah dies« wilden Tiere mich «rl«nnen!"
Er steht auf, läuft hin und her. Murmelt.
Plötzlich bleibt «r vor d«m Adjutanten d«s Grafen Schuwaloff ft«h«n und zieht seinen Aock aus: »Ziehen Si« dies«« Aock an! Setzen Sie meinen Hut auf!"
Dann zum General Keller: »Schnell Ihre Uniform, General!"
Erzieht st« »n und steht nun in österreichischer Generalsuniform mit dem Band« des Theresie«' lr«uz«s da. Und nun ist «r wi« auf dem Schlachtfeld« und disponiert: »Sie gehen voran, Drouot! Dann Si«, h«ll Adjutant!" (der Verkleidet«, d«r sich nötigenfalls erschlagen lassen soll). „Dan:, Si«, G«n«ral K«ll«r! hinter Ihnen ich. Mach mir Graf Schuwaloff. Tann Graf Truchfeh. Das Gefolge ohne Ordnung durcheinander. Alles fehl schnell. Aecht schnell, Drouot! Aecht schnell!"
So dlangt man hinaus, zwischen offen«« Mäul«rn und aufgerissenen Augen zu den Wagen. Gendarmen »us Air. machen Aaum.
Ter Kaiser setzt sich zul Linken Kellels in den vierten Wagen.
»haben St« gesehen, daß die Schuft« Fünffranksstück« in der Hand hatten, mich nach dem geplagten Vilde zu erkennen? Wer hat ihnen die Fünfflanlsstück« gegeben? Ich! Kanaille! Die Flanzosen sind «in Volk ohn« all« Dankbarkeit, und di« Pl0v«nzal«n sind di« schlechtesten untel ihnen, die gebol«nen Mörder, zu jeder Heimtücke fähig, ab«l in d«r Schlacht l«in«n Schuh Pulvel wert. — Vor achtzehn Iahlen wuld« ich mit einer Abteilung in dl«s« Gegend geschickt, zwei Aoyalisten »us den Händen des Pöbels zu l«U«n, d«l st« z«ll«ih«n wollte, well sie weih« Kokarden trugen. Ich Hab« «s mit Gefahr m«ines Lebens getan. Und j«ht ding«n di«s« Aoyalisten Möldel gegen Mick). Hören Sie nul, holen Sie, wie di« Vestien brüll«nl Gottlob, dah si« mich nicht erk«nn«n. Ich Hab« nie «inen besselen,Gedanken gehabt als dies« Maskelad«, di« Si« immelhin unwüldig nennen mög«n. 2s gibt Moment«, wo Würde Dummheit ist, Mut Albernheit. Man muh immer die Hauptsache im Aug« behalten. Welchen Aock ich anhabe, ist nebensächlich, jetzt wo es mein Leben gilt, und ebenso nebensächlich ist es, ob ich jetzt «in« gut« Figur mach«. Nur nicht sterben! Aul nicht jetzt, hiel, würdelos und willungslos zu Grund« gehen. 0, wi« «il davol glaustl"
Del blav« G«n«al zu sein« Aechten hat dem Fürsten Wetternich ausführlich Velicht erstattet über die »Feigheit" Napoleons, und wi« st« sich auch als komödiantenhaft« Verschlagenheit äußerte. So muhte Peter Schönboln, der Kutscher des Generals, unablässig und ostentativ aus seiner Tabaks» pfeife qualmen, sobald man durch belebt« Vrte kam, und, damit «an erst recht nicht in diesem Wagen den Kaiser vermutete, stellt« di«s«r an den General das Ansinnen, dann auch noch recht laut und ungeniert zu singen.
— ,Ab«r ich kann durchaus nicht singen, Sir«."
— »So pftifen Sie wenigstens!"
»Und mit diesersonderbaren Musik wurde überall der Ginzug gehalten, während der Kaiser, durch den Weihrauch der Tabakspfeife «ingeräuchert, in «ine Ecke der Kalesche gedrückt sich tief schlafe:».» stellte." (Truchseh: Napoleon Buonapartes Ans« von Fontainebleau nach Frtjus. Verlin 1813)
Demaskiert (vom 26. April an) —: In Le»Luc wartet «ine Ehrenwache Liechtensteiner Husaren. Der Kaiser fühlt sich sicherer und zieht die österreichische Uniform aus. Mit dem gewechselten Kleid« gewinnt er die alte Haltung. Wie er hört, dah «ine bloh« Vrigg ihn zur Fahrt nach Elba auf» nehmensoll, wettert er: »Was soll das heihen? Ein« armselige Vrigg? Ich wünsch« einen Dreidccker! Ich bin es, der Frankreich ein« Warine gegeben hat, und ich Wunsche nicht, in einer Vrigg transportiert zu werden, de«! cacnoii ^i!" — Aber er tut nur wütend. Was er wirklich wünscht, ist, auf einen: englischen Schiffe zu fahren. Seit La Calade mißtraut er den Franzosen. — <is wird ihm zugestanden, und er zeichnet den englischen Kapitän Usher, den er zur Tafel zieht, auffallend aus.

o «>
Spricht von den Plänen, die er noch für Frankreich gehabt habe, und redet dabei von .seinen" Flotten in Toulon, Antwerpen, Vrest, von .seiner" Arme« in Hamburg, von .seinen" Mörsern in hyeres. — Die bösen Tage in der Provence scheint er vergessen zu haben. Am 28. April schreibt er seiner Frau (ganz im Stile eines Souveräns): .Mein« gute Luise, Ich bin in Frejus ange» lommen. Ich war mit dem Geiste Frankreichs sehr zufrieden bis Avignon, aber von Avignon an habe ich ihn sehr grausam gefunden." Vom selben Datum ein Vrief an den Kaiser von Vesterreich mit der Anrede: .Monsieur mc>n trere et tr« cner beaupei-e". — Dem Grafen Truchseh danlt er beim Abschied für sein« Dienste, fügt aber lein Wort des Grußes an den ikonig von Preußen bei, während er dem sich verabschiedenden Grafen Schuwaloff warme Empfehlungen für den Kaiser Alexander mitgibt. — Zu Schiff ist er sehr aufgeräumt und nimmt lein Blatt vor den Mund. .Eine Schande," sagt er zum Obersten Campbell, .daß die Spanier euch Gibraltar nicht wieder wegnehmen." »Es gilt für uneinnehmbar", meint dieser, aber der Kaiser lacht: .Ach was, mit Kanonen geht alles." Und, zu demselben: »Nun werdet ihr ja euren Handelsvertrag mit Frankreich lriegen, — jeden, den ihr wollt. Di« Vourbons, dies« armen Schlucker, unterzeichnen, was befohlen wird. Sie sind froh, dah sie leben dürfen und wieder in ihren Schlössern wohnen und in ihren Parts spazieren. Nur zul Der Handelsvertrag mit euch wird der Grund sein, daß sie wieder sortgejagt werden." Und zum Grafen Elam, der sein« reiche Phantasie gerühmt hatte: .Viel Phantasie? Beinahe zuviel!" Und zum General Keller, auf La «lalad« anfpielend: ,)e me suiz monire cul-nu. Was tut's? Ich durfte den Vourbons nicht das Vergnügen machen, mich von ihren Sendlingen abschlachten zu lassen. Gin Kaiser hat sein« «ihr« sür sich, heben Sie die Uniform gut auf, die ich getragen habe, Es wird einmal «in« interessante Aapoleon»Beliquie sein."
Man umfährt das Kap Eors«. Der Kaiser lüftet den Hut.
llin letzter Abschiedsgruß, meint sein« Umgebung, und hebt gleichfalls die hüte.
Er denlt sich: Ich kam schon einmal von einer Insel.
»
Porto Ferrajo, den 4.Mai 1814 —: Di«HerrenFidanza undBuonafed«, Deputierte der Infel Elba, hatten an die Puissances allies «in« Zuschrift gerichtet, die in einem tropenblumen» reichen und sehr hitzigen Stile dagegen protestierte, dah ihr« Insel zum Käfig des .reißendsten Untieres auserfehen fei, das jemals die Aatur erzeugt habe". .In die Wüsten Afrilas, zu Tigern und Leoparden, die seine einzig entsprechende Umgebung sind, sollt« man dies«« entsetzlichen Feind des Menschengeschlechts schicken . . . Wenn er eine Spur von «ihr« hätte, würde er begreifen, dah die Tatarei der einzige Zufluchtsort ist, der ihm gebührt. -^ Minos erwartet ihn und hält ihm die Qualen des Sisyphus, Tantalus, Izion und Prometheus bereit. — Geruhen Sie, erhabene und grohmächtig« Monarchen, nicht unsere Insel zum letzten Schlupfwinkel des Minotauros zu bestimmen, fondern Korsita, das ihn hervorgebracht hat."
Ueber diefe Wort« hätte Napoleon gelächelt. Die mehr als tümmerliche Begrüßung, die für Bertrand und Drouot schwerer zu ertragen war als die Insulte der Provence, nahm er mit hohem Ernst und in nicht minder würdevoller Haltung entgegen als damals die Krone Frankreichs aus der Hand des Papstes.
Drei Violinen und zwei Baßgeigen spielten den Einzugsmarsch, «in Baldachin aus schäbigem, verschossenen Sammet, behängt mit bunten Papierkränzen und Goldpapierblumen, erwartet« ihn. Bürgermeister, Beamte und Geistlich« in altmodischen, dürftigen Gewändern standen betreten herum. Dir Kaiser ging zuerst in die Kirche zum Tedeum, dann in die Munizipalität, sich die Diener «eines neuen Staates vorstellen zu lassen. Dann setzt« er sich zu Pferd« und nahm die Befestigungs» welle in Augenschein.
Seine erste Handlung war, eine Proklamation zur Bildung eines Truppenlörpers aus Ein» geborenen zu erlassen.
— .Wenn die Mächte etwas dagegen haben, werfe ich mich in meine Festungen und trotz« jeder Blockade."
Es bereitete ihm inniges Vergnügen, zu bemerlen, dah der gute General Keller all das für bare Münze nahm.
— Nun haben mich Vesterreich, Auhland, England, Preußen cul-n» gesehen, — und dennoch glauben st« »n meine Papierlrone. Sie sahen mich gegeißelt und genießen nun den Anblick meiner Verhöhnung. Daß ich ewig bleibe, der ich war, begreifen sie nicht. Sie sind nicht gewöhnt, mit Größen zu rechnen, und albern schnell bereit, «inen Großen für llein zu halten, wenn «r sich klein stellt.

o o
Karl Schnitzler: Wilhelm der Vekenner il2?
Wilhelm der Vekenner.
^jehren dem Deutschen die unbehaglichen, die trüben Stunden der Kalserreden wieder? Im ^> Laufe weniger Tage haben wir sechs Allokutionen vernommen: aus Hannover, aus Tecklenburg, Bielefeld und Münster. Keine war mit ungemischter Freude zu lesen, und eine steht den schlimmsten Entgleisungen früherer Jahre kaum nach. Der grazienlofe Neigen begann mit der Antwort auf die Ansprache des Bürgermeisters von Hannover. „Daß es möglich gewesen ist", war in ihr zu lesen, „den Frieden so lange zu erhallen, verdanken wir nächst der gnädigen Fügung des tzimmels, dem Schwert der bewährten Truppen, die wir auch hier sehen. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge, fernerhin dieses kostbare Unter» Pfand zu erhalten.' (Variatio clelectat. In Münster: „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, mit des Herrn Hilfe den Frieden zu erhalten": in Tecklenburg: „Den Pokal, gefüllt mit deutschem Wein, trinte ich auf das Wohl der Grafschaft Tecllenburg mit dem Wunsche, da») Gottes Segen sie behüten möge, daß er mir die Kraft verleihen möge, auch fernerhin den Frieden zu bewahren, damit Sie ungestört Ihren Geschäften nachgehen können.") Der Wunsch ist leicht zu erfüllen. Die Anstrengung, den Frieden zu erhalten, war nicht allzu beträchtlich und wird, wenn wir die bewährten Bahnen unserer bisherigen Politik muthlg weiter schreiten, auch nicht allzu viel Schweiß tosten. Sind wir auch weiterhin, wie in den letzten Jahren, zu jedem Opfer bereit: niemand hat Dir, Michel, etwas an. Ale hat Eduard, nie Delcasse oder Elemenceau an einen Angriffskrieg gegen uns gedacht, und da wir selbst für den Frieden quancl meine schwärmen, so haben wir zu seiner Sicherung weder „des tzimmels gnädige Fügung", weder ein „Schwert" noch „bewährte Truppen" nöthig.
Bierundzwanzig Stunden später, bei der Paradetafel im Aittersaale des hannoverschen Nesidenzschlosses: „Das zehnte Korps haben Sie mir in einer vorzüglichen Verfassung auf dem Parat»efelde gezeig», und aus den Gesichtern der Leute leuchtete die Freude an dem Tage und an dem militärischen tzandwert. Ich brauche nur hinzudeuten auf die Art und Weise, wie die Kolonnen ihr ‚Guten Morgen' herausstießen. Darin saß ein so energischer forscher Zug, daß ich mich darüber gefreut habe." Aehnliche Laute wurden bald darauf in Münster gehört. Wenn der Kriegsberichterstatter des „Vörsencourier" Aehnliches schriebe, brauchte man kein Wort zu verlieren; vom obersten Kriegsherrn darf man billigerweise mehr ver» langen. Doch wer macht heute bei uns noch Ansprüche? ä ceulx qui nouz rezizzent et commanclent, qui tiennent le mnncie en leur main, ce n'est pas 255L2 cl'avoir un enlenclement cnmmun, cle pouvoir ce que nouz pouvc>n5; i>5 sont dien loin^ au cle55aub5 cie nou5, 8'ilz ne sont Kien loinß au ciessuz. So hat, vor mehr als drei Jahrhunderten, Montaigne gefühlt und gesprochen. Wir haben umgelernt; verlangen längst vom Meister nicht, was wir vom Gesellen fordern, beglaubigen Ergüsse, die prüfender Vernunft nicht Stand zu halten ver» mögen, und verwechseln den Mangel an Hemmungsvorstellungen mit Starte des Willens oder Intensität des Empfindens.
War schon das Vorspiel nicht lieblich, so war, was im Münstrer Landesmuseum folgte, schmerzhaft. Unglücklicheres haben wir selbst von diesem fleißigsten aller gekrönten «Redner selten gehört, und Mancher hat, als er die Aede in seinen vier Wänden las, gestöhnt, hat gifragt, ob man an der Schwelle der Fünfzig, als Großvater, noch ein Anrecht auf die Beneficien der Jugend habe, und erwartet, daß Theologen, Sozial», Aatlonalötonomen und Politiker sich zum Widerspruch melden. Nicht Einer. I.e zi^ne, hat Ernst Aenan einst geschrieben, qui mcmtre qu'une politique ext ccmtorme aux nece55ite5 clu tempg, c'est quancl eile peut Le pazzer cle talent, quancl aucune laute ne la tue. In diesen gesegneten Zuständen leben wir, sind, wie Lelbniz, wie Katharina die Zweite einst (mit mehr Grund

freilich) vom Land ihrer Laune, überzeugt, daß Alles zum Besten bestellt sei in der besten der Welten. Was von oben kommt, ist wohlgethan, Widerspruch wird nicht gewagt, auch an den Kanzler nicht die unbequeme Frage gestellt, warum er seinen Kaiser und Herrn wieder ohne ministerielle Bekleidungsstücke durch diesen feuchten herbst reisen läßt. .Die Provinz Westphalen, sprach Der, bietet ein schönes Bild dafür, daß es möglich ist, historische, konfessionelle und wirtschaftliche Gegensätze in versöhnlicher Weise zu einen in der Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterlande." Wer mag den Kaiser so unrichtig informirt haben? Dieses schöne Bild sieht, jeder im Reich weiß es, in der Wirklichkeit beträchtlich anders aus. Kaum ein Stückchen deutscher Erde zeigt so, wie Westphalen, das Bild sich befehdender Gegensätze auf wirtfchaftlichem Gebiet, zeigt so starke Spannungen auf tonfefsio» nellem, und in der ‚nationalen" Wahlschlacht dieses segensreichsten aller Jahre haben die Männer der rothen Erde, deren Liebe und Treue zum Vaterlande eben gerühmt ward, von siebzehn Sitzen gleich ein rundes Dutzend den mit der Reichsacht belegten Sozialisten und Centrumsleuten überlassen und schickten Herrn Stock«, den hitzigsten Vertreter religiöser Intoleranz, in den Palast am Königsplatz. Dies „schöne Bild versöhnlicher Einheit" möchte der Kaiser «gern auf unfer gesamtes Vaterland übertragen sehen" und glaubt, daß ‚zu einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist: das ist die Religion". Der Gedanke ist nicht neu; oft saion hat ihn der Kaiser bekannt, hat sogar gesagt, daß nur gute Christen gute Soldaten sein könnten. Friedrich der Große war anderer Meinung und hat in seinen penzees 5ur I2 reli^ion ein ganzes Capitel (das fünfzehnte) dem Nachweis gewidmet, «que I2 reli^ion n'est P25 necezsllire pour >2 5oei6t6 civile, quelle tencl 2 I2 äötruire, quelle retient 62115 6e5 bornez Intimes moinz cie perzonnes qu'on ne penze". Und Schilling, dem kein Urteilsfähiger Verständnis für religiöses Empfinden absprechen wird, hat gemeint: ‚Ie süßer ein Voll von der übersinnlichen Welt träumt, desto verächtlicher, unnatürlicher ist es selbst." Und wenn wir wenigstens erführen, was der Kaifer unter Religion verstanden wissen will. Mit der Ablehnung des «streng kirchlichen dogmatischen Lehrbegriffs" ist uns blutwenig geholfen. Schließlich ist der Religion der dogmatische Lehrbegriff so eigen, wie der Mathematik ihre Beweisart; tausendfach mag der Inhalt der Lehrsätze wechseln, die Methode, ihre Wahrheit zu erweisen, wird immer dieselbe sein. Was nutzts, wenn Wilhelm der Zweite zum Beichtiger wird und den Schleier von der eigenen Seele zieht?
.Ich habe, sagt «1, in meiner langen Reglerungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, das ich angetreten Hab« — mit vielen Menschen zu thun gehabt und habe Vieles von ihnen erdulden müssen, oft unbewußt, und oft leider auch bewußt, haben sie mir bitter weh gethan. Und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollt« und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, welches Mittel wohl das geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Milde zu stärken. Das einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir fagt«: Alle Menschen sind wie du, und obgleich sie dir wehe thun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten höhen, von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie «in Stück ihres Schöpfers in sich."
Tausende, Millionen haben vor ihm schon ebenso empfunden, und so oft der Gedanke in den Massen lebendig wurde, hat er Revolutionäre geschaffen. Er erst gibt der Verstands» frage nach dem Grund der Ungleichheit unter den Menschen die empfindungsschwangere Antwort, preßt den» Arbeiter das Verlangen um Auskunft durch die Zähne, warum, während der Andere ein Vermögen verschlemmt und sein Leben durch alle irdischen Wonnen schleift, warum er mit Weib und Kind aus Kummer und Roth zum Bazillenfraß wird. Und hat, von feinem Standpunkte aus, mit der Forderung Recht. „Für die Frommen, hat Paul de Lagarde gesagt, ist die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben. Man trügt die Religion nicht wie einen Leistenbruch oder eine Mastdarmfistel mit sich umher, von denen

man den Mitmenschen gegenüber leine Notiz nimmt." Unthunlich? »Nichts —das sei für den in den hallen der deutschen Philosophie bewanderten Herrn Kanzler aus Kants Vernunftkritit gelagt—nichts Schädlicheres und eines Philosophischen Unwürdigeres kann gefunden werden, als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden und an deren Statt nicht rohe Begriffe eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten. Der Kaiser mag das Beste gewollt haben: man kann den Excurs leider nicht loben; für Tischreden ist das Thema zu ernst, und er hätte, wie so oft, besser ge» schwiegen und seines Herzens Schrein nicht auf öffentlichem Markt ausgestellt. — Wer so, wie er denke, fährt er fort, ‚der wird auch immer milde Beurtheilung für seine Mit» menschen haben." (Das mag für die Satten gelten. Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, werden Hunger und Liebe für die Menge, wie bisher, die zwei großen Imperative alles Handelns bleiben.) „Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Baum gewänne für die gegenseitige Beurtheilung, so wäre damit die erste Vor» bedingung geschaffen für die vollständige Einigkeit." (Seit einem Jahrtausend ist Germanien nun christlich, und der vom Kaiser entwickelte Gedanke, der, seit Christen es christlich treiben, gepredigt ward, hat noch immer leine Determinationskraft über unsere Seelen erwiesen? Hat sie früher vielleicht einmal gehabt. Ueber Einzelne, nie über die Masse. Und hat an Wirksamkeit längst schon verloren. „Wir sind, schrieb der erschütterte Benan unter dem Ein» druck des annee terridle, wie jene Tiere, welche, trotzdem ihnen die Physiologen das Gehirn entfernt, nichts desto weniger mit den übrig gebliebenen Besten des Bervensystems gewisse Lebensfunktionen fortsetzen. Mit der Zeit jedoch werden sich diese instinktiven Bewegungen abschwächen. Gutes zu thun, damit Gott, wenn er wirtlich ist, mit uns zufrieden sei, wird den Meisten als eine ziemlich leere Formel erscheinen. Wir leben von dem Schalten eines Schattens. Wovon wird man nach uns leben? . . . Eins ist gewiß, daß die Menschheit aus ihrem Busen schöpfen wird, was immer an Blendwerk nötig ist, damit sie ihre Pflichten erfülle und ihrer Bestimmung gerecht werde. Davon ist sie bisher nicht abgewichen und wird auch in Zukunft nicht davon abweichen." Wärs da nicht eher an der Zeit, sich nach wirksameren Ideen umzusehen? Wilhelm der Zweite ist anderer Ansicht. Er steht zurück, wie einst, da er an tzollmann schrieb: Christus — „Die größte Offenbarung Gottes in der Welt! Denn Er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöste uns, Er feuert uns an, Er lockt uns, Ihm zu folgen, wir fühlen Sein Feuer brennen, Sein Mitleid uns starten, Seine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch Seine Fürsprache uns retten." In lioc 5>^no vincez. Das ist ein Glaube, ein starker Glaube. Und mancher wird die Gefolgschaft versagen. ‚Der Satz, schreibt tzarnack im Wesen des Christenthums: Ich bin der Sohn Gottes, ist von Jesu selbst nicht in sein Evangelium eingerückt worden, und wer ihn als einen Satz neben andern dort einstellt, fügt dem Evangelium Etwas hinzu." Kein Deutfcher von Bang, feit Leibnizens Tagen nicht Einer, hat sich zu der Ansicht Wilhelms, des Predigers, bekannt. Friedrich der Große nicht, Lefftng, Schiller, Goethe, Herder, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Feuerbach, von hartmann, Bletzfche, Bilharz nicht; selbst unter den Theologen ragt, neben den Katholiken, Schleiermacher als einsame Säule empor, heute wird das Bekenntnis wiederholt, wird Einigung „in der Person des Erlösers" verlangt; „in dem Mann, der uns Bruder genannt, der uns allen zum Vorbilde gelebt hat, der persönlichsten der Persönlichkeiten. Er wandelt auch noch jetzt durch die Völker dahin und ist uns allen fühlbar in unserm herzen." Ueber drei Millionen Sozialdemokraten haben im letzten Januar gewählt, mindestens zwei Millionen von ihnen dem Christenthum längst entsagt. Uns allen fühlbar? War ers, die laute Mahnung, ‚in ihm uns zu einigen

und auf seine Worte fest zu bauen", wäre überflüssig, und der ganze theologisch»polilische Traktat konnte uns erspart werden.
Und viel Verdruß dazu. Denn bedenklicher noch als der theologische bleibt der politische Teil des Traktats. „Zu solcher Mitarbeit (an der Einigung) möchte ich am heutigen Tage auffordern. In diesem Geist sollen alte und neue Landstheile, Bürger, Bauer und Arbeiter sich zusammenlhun und einheitlich in gleicher Treue und Liebe zum Vaterlande zusammenwirken, dann wird unser deutsches Volt der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt wieder aufbauen und vollenden kann. Dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen, das da sagt: ‚An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen.'" Wußte auch Das wieder kommen? Wars an der BremerNede nicht schon genug? „Unser Herrgott hätte sich niemals so große Mühe mit unserem deutschen Vaterland« und seinem Volt gegeben, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte." „Wir sind das Salz der Erde." Das liebe Ausland hört die neue Versicherung sicher mit dem alten Entzücken und weih nun, oder glaubt wenigstens zu wissen, daß damals nicht momentane Wallung zu unbedachten Worten drängte. Die erneute Weckung des Mißtrauens tonnten wir uns sparen, und der verantwortliche Leiter der Neichsgeschäfte mußte sie hindern. Doch Der hat wichtigere Sorgen. Die Parlamentsmaschinerie muß untersucht und geölt, die Ventile müssen auf ihre Aktionsfähigkeit geprüft, dem lieben Freisinn muh die empfindliche haut gestreichelt und Vernunft gepredigt werden, damit der Block nicht vor der Zeit in die Brüche geht. Mit dem Eentrum wars doch bequemer, als mit dieser herrlichsten aller Mißgeburten, (^ualemcunque fnrrnam Tubern2tinm5 animo lmxerig, rnmquam incommociig et periculiz cavediz, sagt Hugo Grotius. Und hat, leider, so recht. Merken die Herrn Naumann und Schrader, daß Seine Majestät in Münster durch alles Gerede über die Profanaufstcht in den Volksschulen einen dicken Strich gemacht hat, dann werden sie am Ende noch ungemütlicher. Merkwürdig wird übrigens immer das laute Lob bleiben, das des Kaisers Ausführungen über die Sozialpolitik gefunden haben. „Die Sorge für die Arbeiter, deren Wohlstand und ihre Wohlfahrt habe ich als teures Erbe von meinem in Gott ruhenden Großvater überkommen, und es ist mein Wunsch und Wille, daß wir auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge festhalten an den Grundsätzen, die in der unvergeßlichen Botschaft Kaiser Wilhelms des Großen niedergelegt sind." Und deshalb ein Triumphgesang, als ob ein Unerhörtes, Neues angekündigt worden sei? Dabei handelt stchs lediglich um eine glatte Wiederholung des in der Thronrede Versprochenen und ein paar ganz unverbindliche Sätze. Die Erinnerung an das Wollen Wilhelms des Stillen ist auch nicht neu. Wer wünschte den Arbeitern denn nicht eine Besserung ihrer Lage? Un» einig ist man ja nur über die Wahl der Mittel. Sie grade wird aber mit keinem Wort gestreift. Doch die Herrn stnds zufrieden, pnncipi« est virius maxima, no53e zuos, hat Martial gesagt. Und Montaigne hat dafür das pfiffige Witzwort gefunden: O que j'aciore moi megme aux ro>5, c'est I2 foule cle leurz 2cicn-2teur5. Allzu schwer, sich Hymnen zu sichern, ists den "Regenten auch heute noch nicht gemacht. Me hört der Kaiser ein Wort der Mahnung, nie, im Lande der aufrechten Demotraten, eins des Tadels.

2<5ew!h, ihm geben auch die Jahre Auht er unmuthig wieder aus.
Die rechte Richtung seiner Kraft. Und düster wild an heitern Tagen,
Aoch ist bei tiefer Neigung für das Wahre Unbändig, ohne froh zu fein,
Ihm Irrthum ein« Leidenschaft. . . Schläft er, an Seel und Leib verwundet und
Dann treibt die fchmerzlich überspannt« Negung zerschlagen,
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus, Auf einem harten Lager ein."
Und von unmuthiger Bewegung
So sprach Goethe einst von Karl August. Und ward drum als Fürstentnecht vcr»
schrien. . . Karl Schnitzler.

o «
0
Die Sommerabende.
Von Schalom Asch.
^T ls die „drei Wochen' in das Städtchen hereingeschlichen kamen, wurde das Sommer» '^T' leben jäh abgebrochen; die Welt sah ans wie eine Prinzessin, welche in ihren festlichen Gewändern dasitzt und von ihren Liebsten träumt. Gin Windchen bläst und weht über die Grashalme, bewegt sie hin und her, und jedes Vlättchen auf dem Ast, jeder Grashalm am Voden weint still in sich hinein um die ganze Welt.
Liebe Sommerabend« l Aus verborgenen Welten kommen Massen leuchtender und Massen finsterer Wolken über den Himmel gezogen und vermischen sich in dem weiten Himmelsraum. Die Herrlichkeit von hell und Dunkel wird von blauen weitgespannten Vorhängen verhüllt. Licht in Licht verwickelt hängt weit und breit über dem Wasser und spiegelt sich in seinen glitzernden, spiegelllaren Wellen; und die Wellen folgen einander, Welle auf Welle, wie wenn sie ihr herz vor einander ausschütteten; fern, fern neigt sich der Himmel zum Wasser herab, und das Wasser geht im Himmel auf, Himmel und Wafser geben einander den ersten ui schuldigen Kuß der Liebe und begeben sich in den dichten Wald zur Ruhe, in den schwarzen Wald, am Ende der Welt
Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Dunteltraurige Nebel schmiegen sich an das stille Gäßchen und hüllen es ein, als wollten sie es vor menschlichen Augen ver» bergen; hinter dem dunklen Wald, am Rande der Welt schimmert noch eine letzte Röte hervor, wie zwischen blauen Meeren abgerissene vergessene Inseln. — Aus dem Fenster des alten Vethauses winkt ein Lichtlein, und eines Frommen Stimme wetnt im Gäßchen und klagt der Mutter Rächt. . . Und die Mutter Rächt nimmt seine Klage auf, ver» senkt sie in geheimnisvolle Welten und verwandelt sie in einen Ton des Rachtchors; die Frösche im Wasser sekundieren ihm im Takt. Aus dem schwarzen Wald kommt ein verlorenes Rauschen gezogen, und die Rächt nimmt alle die Stimmen in sich auf und verhallt auf dem schwarzen Weg« zum Friedhof . . . Aus dem Fenster des Wunder» Rabbi dringen zwei große Lichtstrahlen. 2r selbst geht im weißen Kaftan einsam in seiner Stube auf und ab, und so oft das weiße Gewand an den beiden Fenstern vorbeizieht, scheint etwas über den weihen Zaun zu huschen, der sich den Fenstern gegenüber befindet. Vor den Häusern haben sich halbentkleidete Menschen, Bürger und Haus-frauen, müde vom Tage, auf Betten hingelagert, um „frische Luft" zu genießen. Klein« Mädchen spazieren untergefaßt vor den Türen und singen laut:
Geht ein Graf in den Wald hinein,
Trifft ein Mädchen stehen am Baum^
Mädchen, Mädchen, was machst du
Im Wald allein?
— Ich bin in den Wald gegangen
Und finde den Weg nicht nach Haus . . .
Auf den Zaun des Gartens Chaunesaras, aus dem mit Birnen beladen« Zweige in den Marktplatz hineinragen, klettern die Schulknaben. Sie erhaschen die Zweige und pflücken das unreife Obst. Der Gärtner stürzt heraus, die Kinder entfliehen, nur eins ist zum Unglück hängen geblieben. Der Gärtner reißt ihm die Mütze vom Kopf, und der

Junge steht da und weint; er hat Angst, nach Hause zu seiner Mutter zu gehen. Die Kühe lehren von der Weide zurück, der Hirt spielt auf seiner Pfeife. Die Bürger erheben sich und führen ihre Tiere in den Stall. Von irgendwo läßt sich eine Harmonika der» nehmen, das ist Stefan, der einzige Nichtjude der Gasse, der seinem Mädchen Liebes» lieber spielt, und die Töne der Harmonika vereinigen sich mit der Nagenden Weise des Frommen zu einer traurigen, herzbewegenden Melodie, die fern im Gäßchen ertrintt.
Liebe, liebe Sommerabende in der Schulgasse! Fern dort in der Richtung des schwarzen Weges zum Friedhof lustwandeln die höheren Schüler des Bethauses in ihren leichten Sommerröcken auf und ab; dort promenieren auch die wohlhabenden Töchter in ihren leichten Kattunlleidchen. Die Jünglinge auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Wirft ein Jüngling einen verschämten Blick hinüber, mit den Augen seine Braut suchend, von der er das Verlobungsgeschenk, eine golden« Uhr, auf der Weste trägt, dann schämt er sich und sein herz Nopft ihm. . . Will ein Mädchen schüchtern ein Auge auf die Jünglinge richten, um ihren Bräutigam herauszufinden, so tut sie es verstohlen vor ihren Freundinnen, ihr herz pocht im stillen und ihr dünnes Mieder bewegt sich . . .
Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Jetzt sind wir aber in den „drei Wochen", das Liebesspiel ist verboten und aufgeschoben bis zum Sabbath des Trostes. Nur die Nebel, welche das Städtchen in liebe traurige Geheimnisse einhüllen, halten es wach; das Gäßchen schmiegt sich an den Nebel, der Nebel an das Gäßchen, und in der Stille weben sie geheimes Liebesspiel; die Düfte wehen von den Feldern herüber und erfrischen das herz, die Brust weitet sich, es wird einem so leicht, so lieb, so süß, und man sehnt sich so, geliebt zu werden. Ach, lieber Pater im Himmel!
Liebe Sommcrabende in der Schulgasse, wer euch besaß, wer euch verlor. . .!

Sexueller Idealismus.

Ein Veitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen. (Fortsetzung.)

/^o stellt sich denn in unserer herrlichen Zivilisation das Gebiet der sexuellen Zuchtwahl ^»^ als eine ganz heUlose Wirrnis dar, durch die kaum mehr mit dem blauten Messer rücksichtsloser Kritik ein« Passag« zu erzwingen ist. höchstens in einigen abgelegenen Alpen» tülern, oder sonstigen unzugänglichen Inselgebieten, haben besonders gesunde Volksstämme bis auf den heutigen Tag dem vereinigten Ansturm pfäffischen Gifers untz gesellschaftlichen Vorurteils Trotz zu bieten und' sich ihr Naturrecht kräftig zu bewahren vermocht. Wo die Vauernburschen fensterln gehen, um den Besitz der Schönsten kämpfen wie die Hirsche und nicht daran denken zu heiraten, bevor die Erwählte ihnen nicht ein authentisches Kind geschenkt hat, da allein kann man noch das Vorhandensein naturgemäßer Sittlichkeit be» haupten, zumal wenn, wie es in den meisten jener Gegenden der Fall ist, der junge Mann, der ein Mädchen, mit dem er ein Kind gehabt hat, sitzen läßt, der gesellschaftlichen Aechtung verfällt.
Es ist auch nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Moral unserer kultivierten Gesell» schaft ausschließlich zugunsten der Männer gemacht sei. Sie ist ausschließlich zugunsten des großen Geldbeutels gemacht, denn die armen Männer haben, wie wir gesehen

haben, ebensosehr darunter zu leiden wie die Frauen. Für den reichen Wüstling ist weibliche Ware in jeder geistigen und körperlichen Qualität zu haben, während der arme Wann darauf angewiesen ist, seinem guten Glück zu veltrauen, das ihm gün» stigenfalls einen hübschen Leib und ein liebevolles herz zuführt, nur in seltenen Aus» nahmefällen aber auch einen Geist, mit dem der seinige Kameradschaft fürs Leben halten lann. Und in ganz ähnlichem Falle befindet fich auch das junge Weib, dem nicht besondere Glücksumstände eine wirtlich freie Liebeswahl gewährleisten; denn für ein gesund ent» wickeltes, geistig begabtes, temperamentvolles Weib ist nicht die Ehe oder die Mutterschaft an sich die souveräne Sehnsucht, von deren Befriedigung die innere Zufriedenheit ab» hängt, fondern vielmehr der Triumph ihrer Netze. Einen Wann ihres eignen Nangcs, oder womöglich gar einen höherstehenden, unter dem Einfluß ihrer Neize sich wie dumm und toll gebärden, ihn durch ihre Hingabe schwärmerisch beglückt, selig verklärt zu sehen, das ist das sexuelle Ideal eines solchen Weibes. Das satte Unterkommen um jeden Preis bedeutet nur für die weiblichen Philister ein erreichtes Lebensziel. Aber das kann man für gewiß ansprechen, daß die l'euen hausstlavinnen selbstzufriedener fetter Freffer nicht die Gebärerinnen des Uederm^nschen sein werden. Körperlich« Kraft, Gesundheit und Schönheit der Nachkommenschaft find der einzig sichtbare Beweis für einen von der Natur legitimierten Ehestand der Eltern. Die garstigen Schwächlinge, die geistig und leiblich minderwertigen Eheprodukte müssen wir als Bastarde zwischen Natur und Zivilisation ansehen. Daher denn auch wohl die Erscheinung, daß ein Nassetypus um so reiner, un» gebrochener vorhanden ist, je weniger sich gesellschaftlich« Moral und Sitte von den ver» nünftigen Vorfchriften der Natur entfernt haben. Wieviele Normalgefichter und Normal» figuren gibt es denn aber bei uns, trotz aller behördlichen hygienischen Fürsorge, trotz Sport» und Naturheilverfahren? Wir brauchen nur in die fashionablen Weltbäder zu gehen, insonderheit. jene, in denen unvernünftige Tafel» und andere Sinnenfreuden gebüßt werden, und wir finden ein wahres Karilaturenalbum der Menschlichkeit auf» geschlagen. Unsere feisten Brillen» und Glatzenträger tonnen uns nicht zu der Ueber» zeugung bringen, daß die Menschheit sich in den letzten Jahrhunderten ästhetisch ver» bessert habe, und Künstler, Aerzte und Badefrauen wiffen, wie überaus felten ein Wirt» lich schöner Körper selbst bei jungen Frauen zu sehen ist. Wenn man nach den Ursachen dieser betrüblichen Tatsachen forscht, dürfen wir aber nicht bei den Sünden einer falschen Ernährung und naturwidrigen Lebensweise stehen bleiben, sondern wir müssen fragen: wie war die Ehe beschaffen, der dies garstige Gefchlecht entstammt? Und da weiden wir fast regelmäßig finden, daß schöne, geistig wohlbegabte Kinder aus einem glücklichen Liebes» bunde, das minderwertige Kroppzeug aber aus konventionellen oder durch sonstige Tor» heilen verunglückten Ehen stamme. Wenn man nur festhält, daß Schönheit nicht aus» schließlich in der zweifellosen Anmut eines regelmäßigen Gesichtes, sondern auch schon in der Harmonie der Körperformen, im geistig belebten Ausdruck, selbst bei Abwesenheit schöner Linien bestehen kann, so werden wir auch die scheinbare Abnormität nicht mehr unerklärlich finden, daß schöne Kinder von durchaus unansehnlichen Eltern herstammen tonnen. Man kann in solchem Falle sicher fein, saß der starte geistige Einfluß einer be» glückenden Ehe, bei der der sexuelle Idealismus trotz scheinbaren Mangels äußerer Netze dennoch seine Rechnung gefunden hat, bei der Nachkommenschaft körperlich umgestaltend gewirkt habe.

Das Christentum, welches die Sinnlichkeit mit der Sünde identifiziert, und der Kapi» talismus, welcher die Käuflichkeit der Schönheit auf dem Gewissen hat, haben beide zu» sammengewirkt, um in unserer Zeit der Prostitution zu einer so ungeheuren Verbreitung und einem so unheimlichen Einfluß zu verhelfen. Denn weil die Befriedigung der natür» lichen und zugleich idealen sexuellen Sehnsucht unter den modernen Verhältnissen nur so wenigen Menschen möglich ist, muß die Prostitution als Lückenbüßer herhalten; ja noch mehr: bei allen Männern, die niemals das Glück gehabt haben, ihre Glut mit einem schönen Weibe ihresgleichen zu tellen, geht das Gefühl dafür verloren, daß die Prostitution höchstens als trauriger Lückenbüßer gelten tonne, und sie gelangen dahin, in der Prosti» tuierten geradezu ihr weibliches Ideal zu erblicken. Nicht nur der unglückliche Krüppel, der arme plumpe Hungerleider, der seine heimliche Schwärmerei dem gedruckten Bilde einer ihm persönlich gänzlich unbekannten Dutzendschönheit vom Tingeltangel widmet, offenbart einen so bemitleidenswert degenerierten Geschmack, sondern ebenso der reiche Lebemann, der sich für diejenige Kokotte am liebsten ruiniert, die die bewegteste Ver» gangenheit hat, und endlich der Grandseigneur, der Abkömmling aus königlichem oder gar kaiserlichem Hause, der auf all« seine Vorrechte verzichtet, um irgend eine gänzlich unerhebliche Balletteuse oder Brettldiva zu heiraten. Gerade unter der begüterten vor» nehmen Lebewelt finden wir die Anschauung als einen quazi moralischen Grundsatz bei den Männern verbreitet, daß im legitimen Ehestande die süßesten Freuden der Liebe nichts zu suchen hätten, weil man bei den sogenannten anständigen Damen nicht leichtsinnig den Appetit nach Früchten reizen dürfte, die auch fie vielleicht außerhalb ihrer Ehe in besserer Qualität vorfinden tonnten. Darum reserviert der Wüstling seinen sexuellen Idea» lismus für die Prostituierten; und für den jungen Königssohn, gerade wenn er ein wenig schwärmerisch veranlagt ist, hat der Umgang mit den hübschesten Prinzessinnen keinerlei sexuellen Neiz. Seine Sehnsucht gilt jener lockenden Weiblichkeit, die aus ihrem herzen leine Mördergrube macht und die Gefälligkeit als oberste Tugend übt. Wenn, wie es in jüngster Zeit mehrfach vorgekommen ist, gerade geistig hervorragende Sprößlinge legierender häufer Künstlerinnen geheiratet haben, so beweist das einen gesunden Instinkt, denn gerade unter unseren heutigen, Verhältnissen stellt die geistig freie Künstlerin nicht selten einen idealen Typus der Weiblichkeit dar, vorausgefetzt, daß man den Begriff der Künstlerschaft streng umgrenzt. Eine Schauspielerin z. B., die von guter Rasse und leichter Auffassungsgabe ist, wird durch die Noutine der Bühne unschwer zu vollendeten Manieren und durch den fortwährenden Umgang mit den erlesensten schöpferischen In» telligenzen der Vergang«nheit und Gegenwart leicht zu einer geistigen Kultur gelangen, die selbst das fleißigste Studium in folcher glücklichen Mischung selten einer Frau ver» schaffen kann. Leider stehen aber solchen vernünftigen Paarungen zwischen vorurteilslosen Fürstensöhnen und ebensolchen Kronenträgerinnen aus dem Reiche der Kunst in erheb» licher Ueberzahl lächerliche Wesallianzen gegenüber, zwischen geistig minderwertigen Sprößlingen erschöpfter alter Stämme und weiblichen Emporkömmlingen letzten Ranges. Di« Hingabe der ab:ndländischen Nassen an das ihnen so wesensfremde Christentum hat sich furchtbar gerächt, indem die christliche Gefellschaft eine Moral entstehen lieh, die, wie wir gesehen haben, sich in direkten Widerspruch gegen den Willen der Natur gestellt hat. Mögen wir einen zielbewußten Schöpfer annehmen oder nicht, die Moral der christ»

lichen Gesellschaft müssen wir auf alle Fälle eine gottlose nennen, wäre es auch nur aus dem einen Grunde, well sie die Prostitution auf dem Gewissen hat. Die Prostitution bedeutet ein« viel ärgere Entehrung der Weiblichkeit, als selbst die orientalische Sklaverei der haremswirtfchaft. Unsere oben gekennzeichneten Herren der sogenannten guten Gesell» schaft, die ihre sinnlichen Begierden mit läuflichen Dirnen befriedigen und gleichzeitig mit gespannter Pistole und gezücktem Degen darüber wachen, daß ihre Schwestern, Frauen und Töchter ihre gesunde Sinnlichkeit nicht befriedigen können, kränken die Weiblichkeit viel empfindlicher als der Türke, der sie in den Harem einsperrt und mit Süßigkeiten füttert. Die zweierlei Moral für die beiden Geschlechter, die die christliche Gesellschaft heim« lich sanktioniert, ist ein ebensolcher Hohn auf die Vernunft, wie beispielsweise unsere anti» auierten Rechtsanschauungen, welche die verheiratete Frau samt ihrem Vermögen und, ihren Kindern der Brutalität jedes Dummkopfes oder Wüstlings ausliefert, sofern sie sich nicht durch einen sehr geschickten Ehevertrag dagegen gesichert hat. Dieselbe christ» liche gute Gesellschaft hat es sich zum Grundsah gemacht, die wichtigste, tiefst ein» schneidende Frage des menschlichen Lebens überhaupt mit Stillschweigen zu übergehen. Dieselben feingebildeten vornehmen Herren, die einander bei ihren Gelagen mit den wüstesten Zoten regalieren und ganz harmlos den Begriff Weib gleich hure setzen, machen sich lein Gewissen daraus, ihre Frauen, Schwestern und Töchter zeitlebens über ihre höchste Bestimmung im dunklen zu lassen und. ihnen alle gesunden Emanzipattonsgelüste als verbrecherisch auszulegen.

Gibt es etwas Dümmeres, als diese lächerliche Eitelkeit des Menschen, die sich dadurch gekränkt fühlt, daß er alle körperlichen Funktionen mit der Tierheit gemein hat, und daß die fest« Grundlage alles leiblichen Wohlbefindens gerade wie beim Tier nichts anderes fein foll, als Sättigung des Wagens und des Gefchlechtstriebes? Als ob wir Menschen uns nicht in der Ausnützung solcher körperlichen Veranlagungen zu un» begrenzten höhen über die Tierheit emporzuheben vermöchten. Der satte Magen schafft die Grundlage für die Gesundheit, also das körperliche Gleichgewicht, und die befriedigten Sinne schaffen das seelische Gleichgewicht. Es steht doch ganz bei uns, den rohen Natur» trieb zu idealisieren. Wir haben ja bereits festgestellt, daß dieses Bestreben schon auf den untersten Kulturstufen der Menschheit vorhanden sei. Kann überhaupt ein stärkeres Feuer gedacht weiden, die menschliche Einbildungstraft daran zu entzünden und zu den höchsten Leistungen der Kunst und der Religion zu befähigen, als die Wonnen der Lieb«? Sind nicht sie die alleinige Gewähr für die Unsterblichkeit des Menschengeschlechts? Würde, wenn dieser wunderbare Reiz einst wegfiele, ein trostlos ernüchtertes Menschen» tum nicht alsbald mit stumpfem Gleichmut seiner S«lbstvernichtung zusehen? Nur weil es diese Wonnen gibt, die der gesamten Menschheit in den Jahren ihrer Kraft blühen, und weil biefe Wonnen die einzigen sind, über die menschliche Einrichtungen leine Gewalt haben, also daß sie unverändert und ungeschwächt überall und alle Zeit aus Erden ge» nossen toerden können, nur darum ist der Mann bereit, alle Lasten des Lebens auf sich zu nehmen, und das Weib bereit, alle Schmerzen und Erniedrigungen zu ertragen, die seine mütterlich« Bestimmung im Gefolge hat. Die Negentenweisheit römischer Welt» Herrscher bestand darin, dem Volk panem et circens«, Brot und Spiele zu gewähren. Damit tonnten sie zufriedener Untertanen sicher sein. Der Weltschöpfer macht es ebenso —

»
o « »
und seine circenzeg sind die Liebesfeste. Gladiatorentämpfe, Wagenrennen und andere Zirkusspiele kann man sich bald über sehen, aber der Neiz der Wollust wird erst mit dem letzten Menschen sterben. So wären denn alle Bedingungen dafür vorhanden, daß auch der gütige Gott lauter zufriedene Untertanen hätte, wenn nicht eben die Mensch» heit durch ihre Religionen und Kulturen immer so eifrig bemüht wäre, dem guten Willen der Natur boshaft zu widerstreben. Man wende nicht ein, daß eine Wieder» Herstellung des Naturzustandes notwendig zur Vernichtung unserer Kulturarbeit führen müßte. Nein: so gut wie wir nicht mehr rohes Fleisch und' roh« Feldfrüchte hinunter» schlingen, um unseren tzunger zu stillen, sondern gelernt haben, unserer Zunge raffiniert« Feste zu bereiten, ebensogut sind wir auch befähigt, die Stillung unseres Liebeshungers unter Anwendung unserer feinsten Seelenkräfte, unserer schöpferischen Phantasie zu Festen von höchster Weihe zu gestalten. Dem Tiere ist seine Wollust nur gegeben, um es zur Erfüllung feiner Pflicht gegen die Nasse anzuhalten; nur in bestimmten Zeiten, die für das Fortpflanzungsgeschäft in Frage kommen, ist es dem Tiere vergönnt, sich in wenigen kurzen Augenblicken der Ekstase über seinen gewöhnlichen Zustand des fressenden und verdauenden Lebewesens emporzuschwingen; dem Menschen aber steht das höchste Geschenk der Natur alle Zeit zur Verfügung, einzig Alter und Krankheit setzen da gewisse Grenzen. Und auf diese unvergleichliche Bevorzugung sollte der Mensch nicht stolz sein? Liegt die Absicht des Schöpfers nicht sonnenklar zutage? Das Tier, welches weder Tugend noch Laster kennt und außerhalb aller sittlichen Verantwortlichkeit steht, empfängt die Wonnen der Liebe nur gleichsam wie einen Extraleckerbissen zu seltenen festlichen Gelegenheiten; der Mensch aber, den seine wilden Leidenschaften zwischen den Gegenpolen von ent» sagungsvoller Tugend und lasterhaftem Begehren, und, seine wider die Natur geschaffenen Anschauungen und Ginrichtungen zwischen Uebermut und Verzweiflung hin» und her» schleudern, kann ohne den Zauber der Liebe keinen Tag und, leine Stunde auskommen. Gin Ausgleich all der tollen Gegensähe, welch« Mensch wider Mensch und Menschheit Wider Natur hetzt, das Zustandekommen einer Gesittung, die ein friedliches Nebenein» anderleben mit den gefährlichsten Bestien erst möglich macht, ist allein diesem Zauber der Lieb« zu verdanken. Er ist es, der die Phantasie so wunderbar beeindruckt, daß sie die Wirklichkeit mit gefälligen Schleiern umhüllt und aus ihren schwachen unvollkommenen Geschöpfen Götter, Helden und Engel macht und in seliger Sehnsucht das Heldenmännchen dem Engelweibchen in die Arme treibt. Mag dann auch hundertmal in den Perioden der Ernüchterung der menschliche Scharfblick die freundlichen Schleier durchdringen, ihm ist es ja vergönnt, den holden Wahn in jeder feurigen Umarmung zu erneuern, und so an den tausend Abgründen des Daseins mit dem bekannten Glück der Trunkenen unge» führdet vorbeizukommen. Auch alle Kunstbefähigung des Menschen und alle Schönheits» sehnsucht des Menschen ist ein Geschöpf seiner Wollust und dient ihm dazu, ihn mit den Härten d«8 Daseins zu versöhnen und ihm in wohltätiger Selbsttäuschung Idealzustände vorzugaukeln. Von der glücklichen Paarung zweier Menschen hängt zunächst die Zu» friedenheit, das seelische Gleichgewicht der beiden Einzelwesen, dann die Qualität der Nachkommenschaft und letztlich der Frieden der Gesellschaft ab. Denn nichts schürt alle bösen menschlichen Leidenschaften, Neid, Bosheit, Mißgunst, Geiz, kleinlichen Eigensinn so sehr als die sexuelle Unzufriedenheit. Die Bosheit der Krüppel, Eunuchen und alten

» o
H3?
Nainer Maria Nilke: Gedichte
Jungfern ist eine typische Erscheinung, und Geiz, Habsucht, Wißgunst und so weiter trifft man am häufigsten bei alten Hagestolzen und bei Menschen, die von der Liebe oder Ehe niemals ein volles Glück genossen haben. Andererseits reicht die in den Jahren der Kraft in idealer Fülle ausgekostete Liebeswonne fast immer aus, um auch über das Alter solcher bevorzugten Glückskinder einen verklärenden Schimmer zu gießen. Die erfreu» lichste, trostreichste Erscheinung unter den Menschen ist die alte Frau, welche mit froher herzlicher Anteilnahme dem Gebaren der tollen Jugend zuzuschauen und mit siegreichem Humor sich mit den unvermeidlichen Aergernissen des Daseins abzufinden weiß; wo wir einer solchen alten Frau begegnen, können wir sicher sein, daß sie die Erfüllung ihres sexuellen Ideals erreicht und die Wonnen jungen Liebesglücks reichlich genossen Hab«. Andererseits gehört zu dem vollendeten Typus des Philisters auch der Phantasiemangel, der es ihm unmöglich macht, sein sinnliches Begehren zu idealisieren, weshalb das ganze Gebiet seines Trleblebens lebenslang im Tierischen stecken bleibt. (Schluß folgt.)
Gellichte. Von Nainer Maria Nille.
Alkestis./
Da plötzlich war der Bote unter ihnen,
hineingeworfen in das Uebertochen
des Hochzeltsmahles, wie ein neuer Zusatz.
Sie fühlten nicht / die Trinkenden / des Gottes
helmlichen Eintritt, welcher seine Gottheit
so an sich hielt wie einen nassen Mantel
und ihrer einer schieit / der oder jener /
wie er so durchging. Aber plötzlich sah
mitten im Sprechen einer von den Gästen
den jungen Hausherrn oben an dem Tische
wie in die höh gerissen, nicht mehr liegend
und überall und mit dem ganzen Wesen
ein Fremdes spiegelnd, das ihn furchtbar
ansprach.
Und gleich darauf /als klärte sich die Mischung/
war Stille; nur mit einem Satz am Boden
von trübem Lärm und einem Niederschlag
fallenden Lallens, schon verdorben riechend
nach dumpfem umgestandenen Gelächter.
Und da erkannten sie den schlanken Gott
und wie er dastand, innerlich voll Sendung
und unerbittlich, — wußten sie es beinah.
Und doch, als es gesagt war, war es mehr
als alles Wissen, gar nicht zu begreifen:
Admet muß sterben. / Wann? In dieser Stunde.
Der aber brach die Schale seines Schreckens
in Stücken ab und streckte seine Hände
heraus aus ihr, um mit dem Gott zu handeln:
um Jahre, um ein einzig Jahr noch Jugend
um Monate, um Wochen, um paar Tage,
ach. Tage nicht, um Nächte, nur um Eine,
um Eine Nacht, um diese nur: um die —.
Der Gott verneinte, und da schrie er auf
und fchrie's hinaus und hielt es nicht und schrie
wie seine Mutter aufschrie beim Gebären.
Und die trat zu ihm /eine alte Frau/
und auch der Vater kam, der alte Vater,
und beide standen alt, veraltet, rathlos
beim Schreienden, der plötzlich, wie noch nie
so nah, sie ansah, abbrach, schluckte, sagte:
»Vater
liegt dir denn viel daran an diesem Best,

an diesemSatz, der dich beim Schlingenhindert:
geh, gieß ihn weg. Und du, du alte Frau,
Matrone,
was thust du denn noch hier: du hast geboren.'
Und beide hielt er sie wie Opferthiere
in Einem Griff. Auf einmal ließ er los
und stieß die Alten fort, voll Einfall, strahlend
und athemholend, rufend: Kreon, Kreon —
Und nichts als das und nichts als diefen Namen.
Aber in seinem Antlitz stand das andre

was er nicht sagte, namenlos erwartend,
wie ers dem jungen Freunde, dem Geliebten,
erglühend hinhielt übern wirren Tisch.
DieAlten (stand da), siehstdu. sind keinLoskauf.
sie sind verbraucht und schlecht und beinah
werthlos,
du aber, du, in deiner ganzen Schönheit —
Da aber sah er seinen Freund nicht mehr.
Er blieb zurück und das, was kam, war sie,
ein wenig kleiner fast als er st« kannte
und leicht und trau rlg in dem bleichen VrautNeld.
(Die andern alle sind nur ihre Gasse,
durch die sie kommt und kommt, gleich wird sie
dasein
in seinen Armen, die sich schmerzhaft aufthun.)
Doch, wie er wartet, spricht sie: nicht zu ihm;
sie spricht zum Gotte und der Gott vernimmt sie,
und alle Hörens gleichsam erst im Gotte:
„Ersatz kann keiner für ihn sein. Ich b in 's.
Ich bin Ersatz. Denn keiner ist zu Ende
wieichesbin. Wasbleibtmirbennvondem,
was ich jetzt bin? Das ist's ja: daß ich sterbe,
hat sie dirs nicht gesagt, da sie birs auftrug,
daß jenes Lager, das da drinnen wartet,
zur Unterwelt gehört? Ich nahm ja Abschied,
Abschied über Abschied,
(kein Sterbender nimmt mehr davon). Ich
ging ja,
damit das alles unter Dem begraben,
der jetzt mein Gatte ist, vergeht, sich auflöst.
So führ mich weg. Ich bin jatot: für ihn."
Und wie der Wind auf hoher See, der
umspringt,
so trat der Gott fast wie zu einer Toten,
und war auf einmal weit von ihrem Gatten,
dem er / versteckt in einem kleinen Zeichen /
die hundert Leben dieser Erde zuwarf.
Der stürzte taumelnd zu den beiden hin
und griff nach ihnen wie im Traum. Siegingen
schon auf den Eingang zu, in dem die Frauen
verweint sich drängten. Aber einmal sah
er noch des Mädchens Antlitz, das sich wandte
mit einem Lächeln / hell wie eine Hoffnung,
die beinah ein Versprechen war /, erwachsen
zurückzukommen aus dem tiefen Tode
zu ihm, dem Lebenden./
Da schlug er jäh
die Hände vors Gesicht, so wie er kniete,
um nichts zu sehen mehr nach diesem Lächeln.
Die Nosenschale.s
Zornige sahst du flackern. / Sahst zwei Knaben
zu einem Etwas sich zusammenballen,
das haß war und sich auf der Erde wälzte
wie ein von Bienen überfallneS Thier:
Schauspieler, aufgethürmte Uebertreiber,
rafende Pferde, die zusammenbrachen
den Blick wegwerfend, bläkend das Gebiß
als schälte sich der Schädel aus dem Naule.

Nun aber weißt du, wie sich das vergißt?
denn vor dir steht die volle Rosenschale,
die unvergeßlich ist /und angefüllt
mit jenem Aeußersten von Sein und Neigen
Hinhalten, Niemals»gebenkönnen / Dastehn,
das unser sein mag —: Aeußerstes auch uns.
Lautloses Leben, Aufgehn ohne Ende,
Raum — brauchen, ohne Raum von jenem
Raum
zu nehmen, den die Dinge rings verringern,
fast nicht Umrissen, sein wie Ausgespartes
und lauter Inneres, viel seltsam Zartes
und sich Nescheinendes — bis an den Aand:
Ist irgendetwas uns bekannt wie dies?
Und dann wie dies: Daß ein Gefühlt entsteht,
weil Blütenblätter Blütenblätter rühren?
Und dies: daß eins sich aufschlägt wie ein Lid,
und drunter liegen lauter Augenlider,
geschlossene, als ob sie, zehnfach schlafend,
zu dämpfen hätten eines Innern Sehkraft.
Und dies vor allem: daß durch diefe Blätter

« o
i!39
Lansburgh: Die Ausweise der Neichsbank

das Licht hindurch muh: aus den tausend
Himmeln
filtern sie langsam jenen Tropfen Dunkel,
in dessen Feuerschein das wirre Vündel
der Staubgefäße sich erregt und ausbäumt.
Und die Bewegung in den Nosen, steh:
Gebärden von fo Neinem Ausschlagwinkel,
daß sie unsichtbar blieben, liefen ihre
Strahlen nicht auseinander in das Weltall.
Sieh jene weiße, die sich selig aufschlug
und dasteht in den großen offnen Blattern
wie eine Venus aufrecht in der Muschel,
und die erröthende, die wie verwirrt
nach einer lühlen sich hinüberwendet,
und wie die tühle fühllos sich zurückzieht
und wie die kalte steht, in sich gehüllt,
unter den offenen, die alles abthun.
Und was sie abthun, wie das leicht und schwer,
wie es ein Mantel, eine Last, ein Flügel
und eine Maske sein lann, je nachdem,
und wie sie's abthun: wie vor dem Geliebten.
Was können sie nicht sein: war jene gelbe,
die hohl und offen daliegt, nicht die Schale
von einer Frucht, darin dasfelbe Gelb,
gesammelter, orangeröther, — Saft war?
Und wars für diese schon zu viel, das Aufgehn,
weil an der Luft ihr namenloses Nosa
den bittern Nachgeschmack des Lila annahm?
Und die battlstene. ist sie kein «leid,
in dem noch zartund athemwarm das Hemd steckt,
mit dem zugleich es abgeworfen wurde
in Morgenschatten an dem alten Waldbad?
Und diese hier: opalnes Porzellan
zerbrechlich, eine flache Chinatasse
und ausgefüllt mit kleinen hellen Faltern,
und jene da, die nichts enthält als sich.
Und sind nicht alle fo: nur sich enthaltend,
wenn Sich-Gnthalten heißt: die Welt da
draußen
und Wind und Negen und Geduld des
Frühlings
und Schuld und Unruh und vermummtes
Schicksal
und Dunkelheit der abendlichen Erde
bis auf derWolken Wandel, Flucht und Anflug,
bis auf den vagen Einfluß ferner Sterne
in eine tzand voll Innres zu verwandeln. —
Nun liegt es sorglos in den offnen Nosen.

3??^//?Q^5Hi5//

<Aie Ausweise der Neichsbanl. Zu
^^ Anfang der vorigen Woche gab es in den
Banlbureaus und an der Börse «in« große <lnt»'
täuschung. Man halte sich aus dem Stand« d«s
PrivatdislontsunoderDevisenlurseelnenennens»
wert« Velderleichterung herausgerechnet; aber die
Neichsbanl trat mit einem beispiellos schlechten
Ausweis vor die Veffentlichleit und wies nach,

daß st« am 31. August mit 20 Millionen Marl in der Steuerpflicht war. Eine Ueberschreitung des steuerfreien Notenlontingents war aber um dies« Jahreszeit bisher nicht dagewesen, selbst damals nicht, »ls das Kontingent noch um l«0 Millionen kleiner war als jetzt. Man ver» sucht«, sich üb«r di« bedrohliche Anspannung, so gut es ging, zu trösten, indem man aus dem gewaltigen Wechselzufluß auf «ine ««unter» brachen lebhaft« Tätigkeit in Handel und Industrie schloß. Tatsächlich ist di« Verschlechterung des Vankstatus nicht auf Ansprüche der hautefinance und noch viel weniger auf solche der Börse zurück» zuführen, sondern ersichtlich auf den Geldbedarf in den Industriezentren, hier rauchen di« Schlot« noch genau so intensiv wi« vor einem Jahre, ohne die geringst« Notiz von den Unglücksraben zu nehmen, die bekanntlich di« Konjunltur schon im Frühjahr totgesagt haben. An sich ist das ja sehr erfreulich; aber sür den Geldmarkt ist der Trost doch nur ein problematischer. Denn wenn die Neichsbanl trotz eines unerhört hohen Diskonts schon im Hochsommer di« Grenz« streift oder gar übertritt, dl«, streng genommen, «in »bis hierher und nicht weiter' bedeutet, zum mindesten aber di« Diskonti«rungs»V«reitschaft der Bank stark «inschnürt, so kann man nur mit Bangen an den herbst und den Winter denken. Am meisten frappiert« di« beruflichen Beobachter des Geldmarkts di« außerordentlich fchnell« Pro»

llW
«»»
Lansburgh: Die Ausweise der Neichsbank
gression im Anwachsen der Wechselbestönd«.
Das Portefeuille der Aeichsbanl ging Ende
Juli erst um 76 Millionen über den Bestand
des Vorjahres hinaus, Ende August aber schon
um 164 Millionen. Und unwillkürlich fragt«
man sich, was daraus werden sollte, wenn die
Zunahme sich in ähnlichem Tempo fortsehen würde.
Nun nimmt aber «in einziger Umstand den
Befürchtungen den größten Teil ihrer Verechti»
gung: Der letzte August>Ausweis datiert von
einem Sonnabend. Das ist viel zu wenig
beachtet worden, wie es denn überhaupt ein be»
liebter Fehler ist, den Tag, auf den der Bank»
ausweis jeweils fällt, zu ignorieren. Man achtet
zwar peinlich genau darauf, wie nah oder fern
der Tag des Ausweises dem Semester» und
Quartalsschluß ist, läßt aber den Wochenkalender
ganz außer Betracht, als Hab« es nicht den
mindesten Einfluß auf den Bankstatus. Und
doch sieht ein Ausweis am Montag oder Mitt»
woch ganz anders aus als am Sonnabend. Am
Montag häufen sich die Bareingänge, am Sonn»
abend die Wechseleingänge bei der Bank. Das
bringt der landläufig« Zahlungsverkehr so mit
sich. Für die großen Fabriken bedeutet der
Sonnabend den Löhnungstag und damit den
Tag des größten Geldbedarfs, und es ist klar,
daß sich die Anforderungen an die Aeichsbanl
gegen Wochenschluß und ganz besonders am
Sonnabend häufen. Denn auch ein« ganze
Anzahl sonstiger, regelmäßig wiederkehrender
Zahlungen pflegt auf den letzten Tag der Woche
verlegt zu werden. Dieser Belastung der zweiten
Wochenhälfte entspricht eine Entlastung der
ersten, und man tut sehr unrecht daran, die
Beurteilung der Bankausweise ganz von dem
Tage ihrer Aufstellung loszulösen. Di« m«cha»
nische Vergleichung eines Sonnabend-Ausweises
mit einem Montags» oder Freitags»Ausweis
gibt stets «in schiefes Bild. Auch in den Jahren
1001 und 1902 fiel der Ende»August»Ausweis
auf einen Sonnabend. Und da man das damals
wie heute ignorierte, stellte sich auch dasselbe
Erstaunen über das starke Anwachsen der Wechsel»
Einreichungen und über den Abzug von Depositen
ein. Man zerbrach sich den Kopf darüber, ob
der Entgang an Girogeldern auf Entnahmen
der Banken, der Industrie oder der Regierung
beruhte, und stellt« dem Jahresende ein böses
Horoskop; natürlich zu Unrecht.
Die Bank von England hat ihre Ausweise
derartigen Mißdeutungen auf praktische Weise
entzogen, indem sie ihren Status ein für allemal
am Donnerstag veröffentlicht. Die Wochenmitte
bewegt sich auf dem ungefähren Durchschnitt
zwischen dem Gcldabfluß zu Ende und dem Zu»
fluh zu Beginn der Woche, und der Ausweis

gibt fo ein ziemlich getreues, von den Zahlungs»
gewohnheiten unabhängiges Bild; vor allem
aber läßt «r bessere Vergleich« und bündig««
Schlüsse zu als der deutsch« Ausweis, weil er
gleichgeartete Zahltag« herausgreift. Ander«»
selts erschwert das englische Verfahren die Per»
gleich« wieder dadurch, bah die Ausweis«
nicht genau erkennen lassen, wie die großen
Zahlungstag« des Jahres auf die Bank von
England einwirken. Die Ausweise pendeln
immer um diese Termine herum und fallen
selten genau mit ihnen zusammen. Es ist aber
noch die Frage, ob das ein Uebelstand ist. Di«
Möglichkeit, durch Vergleichung der Quartals»
enden die Intensität des jeweiligen Geldbedarfs
genau zu erkennen, hat in Deutschland «in«
Quartals» und S«mest«r»Furcht erzeugt, die man
in England in gleicher hcstigkeitnicht kennt; obwohl
hier in Zeiten der Geldklemm« die Situation
eine viel gefährlicher« ist als in Deutschland, wo
die Elastizität des Geldsystems «inen Puffer
bildet und den Anprall des Geldbedarfs auf die
Aeichsbanl mildert. Man fürchtet bei uns
weniger die Gespanntheit der Geldmarktlag« selbst,
als vielmehr den moralischen Eindruck, den «in
schlechter Ultimo»Ausweis macht, und selbst der
Präsident der Aeichsbank läßt sich in seinen
Entschlüssen von diesem Eindruck beherrschen.
Demgegenüber zwingt das englische System
die Qeffentlichkeit, mehr die Ausweisperioden
als die Ausweis tage miteinander zu vergleichen
und den jeweiligen Status nicht für sich ge»
sondert, sondern im Zusammenhang mit den
Tagen vor und nach ihm zu beurteilen. Das
schiebt der vergleichenden Kritik eine breiter«
Basis unter und wirkt nivellierend. Die Politik
der Deutschen Aeichsbanl ist heute — vielleicht
ohne daß es das Direktorium selbst weiß — auf
den einzelnen Tag zugeschnitten, heute arbeitet
man mit aller Anstrengung auf einen guten
Status am 30. September hin, und der Ao»
vember wirb unter dem Zeichen der Furcht vor
dem Ultimo»Dezember°Ausweis stehen; so wirken
immer ganz bestimmte Tage auf das Perhalten
der Vanllcitung ein. Natürlich stehen auch bei
der Bank von England Quartalsende und Jahres»
ende stets vor den Augen des Gouverneurs; aber
da dieser weiß, daß die Oeffentlichkeit sich immer
nur ein ungefähres Bild von den Ansprüchen
an die Bank machen kann, so disponiert er weit
ruhiger und weniger auf den äußeren Effekt.
Dem Statistiker und dem Aationalökonomen
mag das Fehlen einer exakten Vergleichsmöglich»
leit ja ein Dorn im Auge sein. Aber da bei
jedem Bankausweise die Imponderabilien ein«
groß« Aolle spielen, und wirtlich schlüssige Ver»
gleich« daher niemals möglich sind, so ist es ganz
gut, daß man in England gar nicht erst in dl«
Versuchung kommen kann, an «in« Kongruenz
der Bankausweise zu glauben, die tatsächlich ni«
vorhanden ist. Wie schief das Bild oft ist, da»

o »
tllll
Nosenhagen: Von der Kunstkennerschaft
sich die Kritik zusammenschneidet, hat man dies»
mal von den Kommentaren abnehmen können,
die sich an den Aeichsbanl»Status per 31. August
geknüpft haben. In der Mehrzahl der Fälle
fehlt indes die Möglichkeit, die Ausw«is»Kritik
«ine» Zerreißprobe zu unterwerfen.
Immerhin hat man es auch in Deutschland
längst empfunden, daß man von den gefürchteten
S«mestral»Ausweisen gewissermaßen dupiertwird.
Man fängt auch bei uns an, mehr Perloden
mit Perioden als Tag« mit Tagen zu ver»
gleichen, weil dadurch die Fehlergrenze des Urteils
sich verkleinert. Und man fordert auch vom
Aeichsbanl»Präsidenten, dah «r seine Politik von
b«n einzelnen Standard»Ausw«isen emanzipiere
und nicht monatelang vorher im Banne des
letzten Jahresausweises stehe. Man versucht
andererseits auch, den Quartalsterminen ihren
jetzigen exzeptionellen und irreführenden Charakter
zu nehmen und sie den übrigen Ausweistagen
möglichst gleichzumachen, indem man der Häufung
de» Quartalszahlungen entgegenarbeitet. Durch
Ausbreitung des Giroverkehrs, «in vervolllomm»
netes Abrechnungsfystem, ein neu «inzuführendes
Hypotheken-Clearing usw. hofft man, den starken
Geldabzug von den Quartalsenden fortzuleiten
und auf die zwelundfünfzig Wochenausweise
gleichmäßiger zu verteilen. Möglich, dah sich
»uf diese Weise ein« Entlastung der grohen Zahl»
tage und ein« Verminderung der starten Zerrung
an den Quartalsenden erreichen läßt. Di« Kon»
tingents'Ueberschreitungen, die jetzt wie riesige
Protuberanzen an «in paar Ausweistagen in
dl« höh« schießen, würden sich etwas verringern,
und di« Ausweise selbst würden das Basilisken»
Haft« v«rli«r«n, das ihnen jetzt beiwohnt. Aber
in die Diskontpolitik würde doch nur dann «in
ruhigerer Zug kommen, wenn man sich daran
gewöhnen könnte, etwas bescheidener über den
Wert der statistischen Vergleiche zu denken und
zum mindesten weniger mechanisch zu vergleichen,
als es jetzt geschieht. Der einzeln« Ausweis ist
ein Zukunftsbild und durchaus unbrauchbar für
dl« praktisch« Politik. Aur länger« Perioden
sind geeignet« Objekte für di« vergleichend«
Vanlstatistil. Alfred Lansburgh.

Hton der Kunstlennelschaft. Seit alters»
^^ her gibt es eine zweifache Art der Bewertung
von Schöpfungen der bildenden Kunst: dl« nach
der gröheren oder geringeren künstlerischen
Qualität des Objekts und die von der Person
des Urhebers aus. Im Grunde sind natür»
lich di« b«iden Art«n identisch. Denn in Ver»
binbung mit «in« bestimmten Qualität hat ja
di« Persönlichkeit oder, richtiger ausgedrückt:
der Aam« des Künstlers überhaupt erst Ve»
beutung gewinnen können. Allmählich haben

sich di« Begriff« von Qualität so eng mit ge»
wissen Künstlernamen verbunden, bah dies« an
und für sich die Vorstellung von ganz de»
stimmten künstlerischen Qualitäten erwecken.
Mit Namen, wie Donatello, Aaffael, Michel»
angelo, Vürcr, Tizian, Aembrandt, Aubens,
hals, Velasquez, Lourbet usw. find nicht nur
bebeutend« Form«n von Kunstäußerungen,
sondern auch allgemein geschätzte künstlerisch«
Eigenschaften charakterisiert. Kein Wund«, das»
jene Aamen schließlich so hoch bewertet wurden
wie diese Eigenschaften selbst, ja über dies«
hinaus zu einem Faktor der Schätzung
geworden sind. Gefördert wurde dies« Ent»
Wicklung durch eine leider immer noch im Zu»
nehmen begriffen« allgemein« Hochachtung vor
geschichtlichen Dokumenten. Man sieht in dem
Bilde, in der Skulptur eines alten Meisters
kaum noch das Kunstwerk an sich, sondern
ein Stück aus dem Lebenswerk einer lunst»
geschichtlich bekannten, berühmten oder bedeut»
samen Persönlichkeit. Die Qualität kommt erst
«n zweiter Aeih« zur Geltung. Mit namen»
losen Kunstwerken kann dies« historisch« oder,
besser gesagt: historikerb«w«gung nichts an»
fangen. Man mußte also di« Werk«, di« von
den Künstlern nicht bezeichnet waren ober deren
Herkunft unsicher erschien, zu bestimmen, für
sie «inen Urheber zu ermitteln suchen. Die
Kunstwissenschaft fand und sieht heute noch in
dieser Tätigkeit «in« ihrer wichtigsten Auf»
gaben, und gewiß mit Aecht. Sie hat wunder»
bare Erfolge zu verzeichnen. Mit diesen aber
haben sich im Lauf« ber Jahr« U«b«lständ« ein»
gestellt, von denen einmal gesprochen werden
muh, ehe sie zu schwer«« Schädigungen der All»
gemeinheit führen.
Denn die Bemühungen der Kunsthistoriker,
di« vorhandenen Werk« der alten Kunst zu
identifizieren, sie den und den Künstlern zuzu»
«rt«ll«n, sind fü» di« Allgemeinheit keines»
Wegs so gleichgültig, wie in der Aegel an»
genommen wird. Auf sie geht zum großen Teil
die bedeutsam« Voll« zurück, di« der Künstler»
nam« heut als Bewertungsfaltor für Kunst»
Werl« spielt. Indem der Kunsthistoriker
auf Grund seiner Wissenschaft unbezeichnete
Schöpfungen der alten Kunst von zuweilen
recht zwelfelhaster Qualität mit oft sehr ge»
schätztm Künstlernamen tauft, schafft er nicht
selten Qbjckte von außerordentlicher Kostbar»
leit. Durch das gleiche Mittel kann er aber
auch an und für sich recht qualitätvollen Kunst»
Werken diese manchmal jahrhundertelang nicht
angezweifelte Kostbarkeit nehmen, sie als
Kopien, Schulerzeugniss« und dergleichen «r»
Nar«n und li« zu ganz bedeutungslosen Kunst»
Produlten stempeln. Dieses Vorgehen des
Kunsthistorikers hat unter Umständen nur rein
wissenschaftliche Konsequenzen. So in den

Fällen, wo es sich um Objekt« handelt, die seit unbenllichen Zeiten im Besitz von Kirchen, Klöstern, Städten, fürstlichen Familien oder gar öffentlichen Kunstsammlungen, also sozusagen un» bewegliche Besitztümer sink. Sehr viel anders wird die Sache, sobald mobile, im Verkehr befind» liche Kunstobjelte in Betracht kommen, Dinge, denen der Kunsthistoriker durch Zuerteilung oder Aberkennung von Künstlernamen «inen nicht selten recht hohen Marktwert geben oder nehmen kann. Wenn auch im allgemeinen und besonderen behauptet werden darf, tatz die weit» aus größte Zahl solcher Bestimmungen von Kunstwerken mit dem höchsten Grad« von Sorg» fall und Gewissenhaftigkeit, mit allen Mitteln der Wissenschaft vorgenommen werden, so find doch weder Irrtümer noch Zweifel aus» geschlossen. Aber ganz abgesehen davon. Es gibt Fäll«, und ihr« Zahl ist durchaus nicht gering, in denen die letzten Zweifel und Be» denken auf sehr einfach« Weis« durch den Aus» spruch einer Autorität der Kunstwissenschaft nicht etwa geklärt, fondern glattweg nieder» geschlagen werden.

Nun geht es den kunstwissenschaftlichen Autoritäten wie anderen Autoritäten auch: Sie genießen «in« gewiss« Zeitlang die unbedingte An» «rlennung der Fachkreise; aber sie behalten sie nicht ewig. Ander« Autorität«« erscheinen und beweisen der Welt, bah die einst so unantaft» baren Urteile jener fo hochgeschätzten Männer aus den und den Gründen nicht zuträfen, dah sie in schwachen Stunden oder gar leichtfertiger» weife abgegeben worden seien. Wo ist der nam» Haft« Galeri«dir«ktor zu finden, der nicht in dieser Weise seinen Borgänger desavouiert hätte? Wo ist der intelligent« Kunsthistoriker, der seinen Geist nicht damit bewiesen, bah er sich gegen die Meinungsblöhen dieser oder i«ner Koryphäe seiner Wissenschaft gewendet? Und die Angriffe fetzen fast immer an den Stellen mit Erfolg ein, wo der grohe Wann nicht als Gelehrter, sondern als Autorität enl» schieben hat. Aber wo liegen nun die Schädi» gungen?

Man mutz sie dort suchen, wo die künst» lerisch« Qualität des Objekts in der Haupt» sach« verteidigt wird durch «inen grohen Namen. Wie viele Bilder, Zeichnungen, Studien und Skulpturen werden von öffent» lichen Sammlungen und Privaten um ungeheure Summen erworben, nicht ihrer künstlerischen Qualität wegen, sondern des historischen Interesses, jenes grohen Namens halber. Was sind dies« Ding« w«rt, wenn ihnen dieser Name genommen, aberkannt wirb? Sehr wenig, oft nichts. Wer will irgend einem wagemutigen und scharfsinnigen jungen

Kunsthistoriker verwehren, urbi et orbi darauf aufmerksam zu machen, bah in dieser oder jener Galerie das Bild eines minderen Coello» Schülers als echter Velasquez figuriert, bah jener Mäcen «in Vermögen für «inen N«m» branbt hinbegeben, der aus d«n und den guten Gründen niemals «in solcher sein kann und in der Tat nicht einmal «in gutes Bild ist? Solch« Fäll« sind dagewesen. Man hat viell«icht hier und da dem Mäcen, der seinen eigentlich nicht vorhandenen Kunstsinn und zugleich seinen Neichtum durch Erwerbung eines sehr teueren Bildes zu dokumentieren trachtete, den er» littenen Schaden gegönnt: aber wenn ein staatliches Institut das Gelb der Bürger in dieser Weise vertut, so hat die Allgemeinheit «in N«cht, Einspruch dagegen zu erheben, dah auf ihr« Kosten ein lunsthistoiifcher Sport getrieben wird, bah man ihr Geld für Ding« hingibt, die nicht Kunstwerke, fonbern nur geschichtliche Dokumente von nicht einmal zweifelloser Authentizität sind.

Man seh« doch uns«r« Sammlungen alter Kunst an! Ist «ine darunter, die nlcht «in« groh« Zahl Stücke von höchst angreifbarel Benennung und von noch viel angreifbarerer Qualität enthielte? Man könnt« und würde über di«f« B«n«nnung«n gern hinweggehen, wenn sie nicht das einzige Wertvolle »n diesen Dingen wären, die mit Kunst im guten Sinn« überhaupt nichts zu tun haben. Dazu kommt noch eines: Die unselige Gepflogenheit vieler Galeriebireltoren und Privatsammler, die in ihrem Besitz befindlichen Kunstwerk« durch Nestauratoren in einen Zustand bringen zu lassen, der sie dem Auge des Laien empfiehlt. 2s ist sicher, bah mancher alter Meister sein Werk, wenn er es in solchem Zustand« sehen könnte, nicht wiedererkennen würde. Pl«s« "Restaurator«« reinigen oft nicht nur die Bilder, bis fie die feinen Lasuren vernichtet und die Untermalung erreicht haben — sie malen auch in die so ruinierten Werk« hinein und zer» stören auf diefe Weise auher dem künstlerischen auch den dokumentarischen Wert jener Schöpfungen.

Das gebildet« Deutschland hat sich mah» los über die Möglichkeit entrüstet, dah da« Heidelberger Schloß weiter restauriert werden könnte; ab«r man sieht es ruhig »n, dah in den deutschen Galerien unersetzliche Schätz« von Nestaur»tor«nhänd«n für imm«r v«rnichtet werden und freut fich vielleicht noch gar mit kindlichem Unverstand darüber, bah dies« «der jene Meisterwerke den Eindruck machen, „als kämen si« eben frisch aus der Werkstatt des Künstlers". Ist das Logik zu nennen? Biel» leicht liefert man den Nestauratoren in der nächsten Zeit auch noch die Handzeichnungen zur Herrichtung auf Neu aus. Angenommen, dah alle diefe Barbareien dem unverständigen

Publikum zuliebe begangen werden; denn Bilder zu erhalten, gibt es andere Mittel — warum pfropft man denn die Galerien mit Bildern voll, die dem ungelehrten Besucher unter leinen Umständen etwas sagen, die aus» schließlich den Historiker interessieren tonnen und auch diesen nur als Dokumente, nicht etwa als hohe Kunstleistungen? Vi« Museen werden durch dieses schändlich« Restaurieren der Bilder einen zahlenmäßigen materiellen Schaden vielleicht nicht erleiden, da sie kaum in die Verlegenheit kommen werdcn, ihr« Schätz« zu Geld zu machen. Welcher Schaden aber angerichtet ist, dürft« sich früher oder fpäter den Privat» sammlern offenbaren, die nach dem Vorbilde ber Galerien ihr« Bild« «b«nfalls Restau» r»tor«nhänd«n anvtltraut haben. Es wird bi« Z«lt kommen, wo Autoritäten vor irgend einem dieser „auf Neu" gearbeiteten Bilder erklären werden: „Vielleicht der oder der Meister. Vi« und die St«ll«n scheinen von seiner Hand. Das übrig« ist durch Putz«n ruiniert und von einem Restaurator gemalt." Di« Wirkung eines so formulierten Gutachtens auf bi« B«w«rtung d«s Bildes liegt auf der Hand.

Dies« Restauratorenwirtschaft mit den eben geschilderten Folgeerscheinungen ist «in zu» v«rl»lsig«« Zeugnis dafür, oah den meisten Kunsthistorikern die künstlerische Leistung als solch« unaemein gleichgültig ist, wenn nur der Autor feststeht. Von dem größeren od«r ge» ringeren Glanz von dessen Namen hängt in den meisten Fällen die Hochachtung ab, di« sie b«m Werke bezeugen.

Es läßt sich freilich manches zugunsten der Historiker sagen. Man erwartet von ihnen Entdeckungen, glücklich« Erwerbungen. Die Museen, die respektiert sein wollen, müssen die und di« großen Ramen in ihren Samm» lungen vertreten haben. Da kann nicht immer Wert auf di« Qualität gelegt werden. Da müssen oft ganz zerstörte Werke wieder her» gestellt werden, nur um Sammlungslücken aus» zufüllen. Da müssen oft sehr minderwertige Ding« als historisch interessant bezeichnet und zuweilen die seltsamsten Taufen »us mancherlei Bücksichten sanktioniert werden. Und nicht alle in öffentlich« od«r privat« Sammlungen ge» langenden Schöpfungen sind qualitätlos, nicht alle werden nur des Urhebernamens wegen gekauft, nicht in allen Galerlen werben die kostbarsten Vilbel von Restauratoren entwertet. Aber angesichts der vielen Erwerbungen von künstlerisch gleichgültigen, »ls historische Doku» ment« wegen der vorgenommenen Restau» rierungen «n keiner Wels« hoch zu stellenden

Vilder, angesichts der zahlreichen, in öffent»
lichen Sammlungen befindlichen, von Autori»
täten beglaubigten Werl« gloher Meister, die
deren Namen «her schänden »ls ehren, lohnt es
sich wohl, die Frag« aufzuwerfen, ob es nicht
ratsam wäre, den ursprünglichen Charakter der
Museen als „Kunst"»Sammlung«n wieber
etwas lebhafter zu betonen und den historischen
Schund — das Wort ist in diesem Falle kaum
hart genug — beiseite zu schaffen. Diesen
Schund, der keine Verdienst« hat »ls sein ehr»
würdiges Alter, und ein geradezu trauriges
Zeugnis bildet für den jetzt üblichen über»
trieben«« Ramenkultus.
Warum macht man nicht di« gut« tünst»
lerisch« Qualität zur Vorbedingung für alle
Erwerbungen, bi« auf Staatskosten für Mufeen
«rfolaen? 2s kann darauf geantwortet werden:
Die »st nicht immer zu erreichen und vielleicht
noch schwerer festzustellen als irgend «in
Meistername. Ja, dann laßt doch das Kaufen!
Ein Dürer, Remblanbt, Rubens, Velasquez von
zweifelhafter Güte repräsentiert ja das, was
man »n dem Meister schätzt, kaum noch. Markt»
wert ist noch lange nicht Kunstwert. Wenn das
Geld, das die Museumsleitungen für Ankäufe
minderwertiger Objekt« ausgeben, zusammen»
gehalten würbe, liehen sich sehr wohl bei Ge»
legenheit mit den hier ersparten Summen in
jeder Beziehung erstklassige Werl« erwerben.
Ueber den Grad der künstlerischen Qualität von
Schöpfungen historischer Kunftperioben dürfte
bei Sachverständigen aber wirklich lein Zweifel
bestehen. Bei Produktionen der Veaenwart mag
man sich in Ansehung der Qualität unsicher
fühlen, weil da oft die Neuheit des Ausdrucks
verwilrt; aber bei Werken der alten Kunst
muh man schon jeden Feingefühls entbehren,
um ein« mittelmäßig« Leistung nicht von einer
guten unterscheiden zu können. Aber leider:
Es gibt unendlich viel mehr Kunsthistoriler als
Kunstkenner. Als solcher kann nur der gelten,
der in hohem Grade befähigt ist, Kunstwerk«
nach ihrer Qualität zu beurteilen. Es fehlt ja
auch an Kunsthistorikern nicht, die dies« Eigen»
schaft besitzen; aber ihre Zahl steht in leinen»
Verhältnis zu der großen Menge derer, die
nichts sind als Fachgelehrte.
Merkwürdig, welche Verwirrung der Ve»
griff« durch di« übermähige Verehrung des
Geschichtlichen auch in den Köpfen des Publi»
kums angerichtet worden ist. Der reich« Mann
legt sich heut viel leichter «in« Sammlung
von Werken der alten Kunst an als etwa «in«
Galeri« moderner Vilbel. Während er hier,
von einem Kenner beraten, um ziemlich wenig
Geld sich ein« Sammlung der vorzüglichsten
Schöpfungen seiner Zeit zu schaffen vermöchte,
di« für sein« Erben unter Umständen den
sicheren Besitz von Millionen bedeuten kann,
gibt er bort unter Assistenz «ines tüchtigen,

aber vielleicht nicht gerade zu den Kennern

HU zählenden Kunstgelehrten Unsummen für Dinge aus, die in der Negel auf einer nicht eben hohen Staffel der Meisterschaft und der Qualität stehen. Was werden diese Ding« wert sein, wenn, was im Interesse der Kunst der Lebenden zu hoffen und zu wünschen ist, der Antiquitätenhandel einmal außer Mode lommt? Gegen diesen Fall schützt selbst der Kunsthistoriker nicht. Schon eher der Kenner; denn die gut« künstlerische Qualität überdauert alle Moden. Aber wo sieht man heut den Kenner in Aktion treten? Auch moderne Kunstwerke werden ohne ihn gekauft. Daher die häufigen Enttäuschungen, welche manche Be» sitzer solcher «rl«iden, w«nn sie sich ihrer Er» Werbungen wieder entäußern wollen. Frei» lich wird ja auch hier oft genug der Ausweg gewählt, nach Namen zu kaufen; aber dies« bewahr«« keineswegs vor Verlusten. Wie viel« einst hochbewertete Künstlernamen sind allein in den letzten zwanzig Jahren verblichen! Di« Mode hatte sie «mporgetragen; »b«r das Fun» bament der Qualität fehlt« den damit ge» zeichneten Werken, und fo konnten diese nicht auf die Dauer in Schätzung bleiben.

Die deutschen Museen sollten sich wirklich «in wenig auf ihr« Pflicht besinn«n. W«n und was fördert man durch die jetzt fo beliebten Sammlungen alter Kunst? Ganz gewiß nicht die allgemeine Kultur, ganz gewiß nicht di« Kunst und auch nicht das Kunsturteil; sicher» lich jedoch den internationalen Antiquitäten» Handel und die eher schädlich« als nützliche Hochachtung vor dem historischen Wert von Dingen, di« lünstl«risch sehr häufig ohne Wert sind. Und wenn di« Beschäftigung mit alter Kunst einige Mäcene wirtlich zu Kennern macht« — sind si« mit dieser Kennerschaft der Allgemeinheit nützlicher als irgend ein kenne» hafter Antiquitätenhändler? Sie erweisen sich natürlich nützlich, wenn si«, was ja auch wohl geschieht, ihren Besitz dem Staate sch«nl«n. Jedoch wieviel dankbarer würde ihnen das Vaterland sein müssen, wenn sie ihr Geld, ihr Interesse der Kunst, die noch gefördert werden kann, der lebendigen Kunst bar» brächten! hier würden nicht nur die Künstler, hier würde das ganz« Voll pro» filieren, hier gäbe es Kultur zu schaffen und neue Werte; hier wäre die Kennerschaft eine persönliche Ehre, «in Verdienst vor der Nation, nicht vor einem engen Kreis« von Fachgelehrten und Händlern. Di« alten Meister haben Mäcene nicht mehr nötig, und ob ihr« Werl« von «inem feinen Kenner erworben werden oder von «inem Manne, der nur s«in«n «Reichtum zeigen will, kümmert si« keinen

Pfifferling; aber die guten Künstler der Gegen»
wart brauchen dringend di« Unterstützung der
Leute, die imstande sind, ihr« Kunstli«be pral»
tisch zu betätigen. Das Beispiel des Grafen
Schack hat ja gezeigt, wieviel Nuhm dabei zu
gewinnen ist. Di« Namen Böcklin, Feuerbach,
Schwind, G«n«lli g«b«n ihm, der diese Künstler
bei ihren Lebzeiten unterstützte, mehr Nelief,
als wenn es ihm gelungen war«, für lein Geld
eine Galeri« namhafter alter Meister zu»
sammenzubringen, die vielleicht auch schon die
Nestauratoren verdorben hätten, und deren In»
halt darum von künftigen Kunsthistorikern an»
gezweifelt werden könnt«. Vielleicht war der
Graf Schall kein fo guter Kenner, wie mancher
heutige Sammler von alten Kunstwerken: viel»
leicht hatte «r keine sehr feine Empfindung für das
Wesen der Künstler, die er beschäftigt«; aber
er besah zweifellos Gefühl für künstlerifch«
Qualität. Und deshalb hat er etwas geschaffen,
was feinen Namen unvergeßlich macht und
was in seiner Beschränkung für die Allgemein»
heit wertvoller ist als manches Museum mit
seinen schön etikettierten, aber künstlerisch
belanglosen Werken alter Kunst.
tzan« Nosenhagtn.

^lsaß»Lothringen — eine Frage?

^"" E. Destez hat im Heft 9 die elsah.lothringsch«
Frage behandelt. Da ich in Lothringen seit
zwanzig Jahren ansässig bin und ln ver»
schicdenen höheren militärischen Stellungen
Land und Leute gründlich kennen gelernt habe,
möchte ich mir gestatten, dieser französischen
Gefühlsäußerung einig« deutsch»national«
Schlaglichter aufzusetzen. Ich schick« voraus,
daß Destez vieles treffend beobachtet hat. Sein«
Ansichten sind mir vielfach sympathisch und
wirken versöhnlich. Doch stand Destez in den
fünf Jahren, in denen «r sich diesem Gegen»
stände widmet«, mehr mit der besseren Ge»
sellschaftsllass« in Verbindung. Er hat nicht
»n Dorf, Haus und Hütte hin«ingesehen, wie
ich in zwei Lustren.
Zunächst scheid« ich das psychologisch«
Moment ganz aus. Es spricht «n der pral»
tischen Politik nicht mit. Für Sentimentali»
täten ist dort lein Platz. Grenzstreitigleiten
hat es noch immer gegeben, wo politisch« und
natürlich« Grenzen verschieden« waren. Destez
spricht nur von Elsässern und Lothringern. Das
formt Trugschlüsse. In Abstammung und
Nassenmischung zeigt die Wirklichkeit viel
feiner« Abstufungen. Unter>Elsah nach der
Pfalz zu, nördlich und südlich des tzagenauer
Waldes, die Nheineben« bis nach Wülhausen
hin: urdeutscher Vollsstamm — Alem»nn«n.
Zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft
haben nichts davon verwischen können. Des»
gleichen z. B. Kanton Albesborf, «in V«il
des Kantons Busenborf und Saargemünd, auch

« 0
4il5
C. v. Vredow: Elsaß-Lothringen
im Kreise ClMeau»Salins: Alemannen oder
al«mannisch»burgundisches Mischvoll. Man
muh dabei absehen von den größeren Vertlich»
leiten, wo Großindustrielle uno Notable zu
den Französlmgen rechnen. 0ber»Elsah, Land»
treis Metz größtenteils, — Diebenhofen»W«st
französisiert aus Jahrhundert«.
Ich möchte hier den Gedankengang eines
bedeutenden deutschen Generals wiedergeben,
als er — fast 50 Jahre früher ^ die «lsässische
Nheineben« durcheilte, um sich zu der spanischen
Arm«eabteilung0'Connels zu begeben, die im
Kampfe gegen Mal«y»Abbas um Tetuan stand
wie jetzt die Franzos«n»Spani«l bei Casa»
blanca. General A. v. Goeben — der Sieger
von St. Quentin — gibt am 11. Januar 1860
in einem Brief« folgenden Gedanken Naum:
,,. . . Dann weiter über Schlettstadt und
Kolmar nach Mülhiusen, alles deutsch,
Namen und Sprache und Men Heu und das
ganz« Land bis zu den rechts malerisch sich hin»
ziehenden Vogesen hinauf; nur dl« Beamten
teilweis« französisch und leider für jetzt
auch die herzen der Einwohner. Wie tonnte
es anders sein! Sind sie doch seit fast
2<X> Jahren dem in fich noch jetzt wie zu jenen
Unglückszeiten zerrissenen Stammlande «nt»
fremdet, und haben wir selbst doch sie nicht als
zu uns gehörig angesehen, als es in unserer
Macht lag, Deutschlands Gebiet bis zu seinen
wahrhaft natürlichen Grenzen wieder auszu»
dehnen."
Destez sagt: „Alle Drangsalierungen haben
keinen Erfolg gehabt. Sie entflammen nur die
Sehnsucht nach der Vergangenheit, die für
dieses Voll die Freiheit bedeutet." — Ein
milderes Negim« wie in den Nelchslanden kann
kaum gedacht werden. Nicht durch Schärfe,
sondern durch zu groß« Mild« haben wir die
Verdeutschung bort verlangsamt. Di« Aera
Manteuffel Hit das Deutschtum wahrlich nicht
gefördert. Uebrigens: Bürgermeister bezw.
Kreisbireltor, Schullehrer und Pfarrer kommen
hierfür mehr in Betracht. Der Berussbürger»
meister könnt« von Nutzen sein. Nach nur
zweijährigem Versuch« unter hohenlohe hat
man ihn wieder aufgegeben. So bleibt der
fogen. Ehrenbürgermeister, der abhängig ist
vom Gemeinderat. Das aber sind vielfach noch
Französlinge.
In der Besehung der Kleisdirektoren ist
auch nicht immer vorteilhaft verfahren worden,
has Best« war hi«r gerad.« gut genug, und d«r
Ultramontanismus braucht« in s«in«r starren
Unduldsamkeit wahrlich leinen besonderen An»
trieb in schwarz gesinnten Beamten, wie «s
geschehen. Schullehrer sind nicht aus dem

Boden zu stampfen, besonders hier, wo es sich um „Iweispracher" handelt. Man übernahm viel« „Einspracher", d. h. Franzosen. Das letzte Jahrzehnt hat hier aber Wandel ge» schaffen, die Besserung ist auffallend. Und ein Moment, «in nur kleines Mittel, und doch sehr wirksam, ist hinzugetreten und erobert uns die Kinder, das ist bas beutsch e Lied. Nur schwer gewöhnt sich die Zunge in den französisierten Kantonen an die deutschen Laute, und nur zu willig erringt das alt» gewohnte Idiom auf d«r Strahe und im Haus» lichen Verkehr wieder die Herrschaft — so bei Kindern — so bei den heimgekehrten Neservisten. Da hat das deutsche Lied «ine gewaltig« Bresche hineingerissen. Nur den!» bar, da die Schule dem Staate untersteht und nicht dem Klerus. Andernfalls hätten Kate» chismus und Gesangbuch jedenfalls den Gesang unterdrückt. Die französischen Chansons sagen dem Kindergemüt nicht zu — das deutsche Lied hat sie in seinen Bann gezogen. Und auf der Strahe, in Garten und Haus hört man jetzt: „Was ist des Deutschen Vaterland", ,,Ich weih nicht, was soll es bedeuten", „Deutschland, Deutschland über alles" u. ». m. Man muh aber auch dem Sprachenelement keine zu große Bedeutung beimessen; nicht vergessen, dag bis 1905 der „Moniteur" in Metz noch zwei» sprachig erschien. Als Korps»Adjutant gehört« «ch als vom Generalkommando Delegierter zur Pferdezuchtlommission des Bezirks Lothringen, desgleichen als Beisitzer zur Weinbau» lommission. Ich habe wiederholt in die fran» zösisch geführten Diskussionen eingegriffen, auch Vorschläge gemacht — ich — der deutsch« Offizier. Uno oft findet man auf dem Lande Französisch sprechende Persönlichkeiten, dl« loyaler gesinnt sind als deutsch eingewanderte Elemente, bei denen das Geschäftsinteresse oft über den Patriotismus geht, hier gehen übrigens mein« Ansichten mit denen Destez' ganz konform.

Und nun zum letzten Germanisierungs» Hebel: der Pfarrer. Weist deckt sich ja — wenigstens in Lothringen und 0ber»Elsah — katholisch mit «inheimisch, ist somit der Hort des Franzosentums. Destez meint, dah der französische Kulturkampf hier «ine Wendung zum Nationalen erreicht hätte. Möchte es so sein — noch ist wenig davon zu spüren. An Stelle des „Lorrain" ist in Metz eben das bischöflich« Journal „Die Volksstimme" ge» treten. Nicht schlecht redigiert, aber unduld» sam und französische Interessen unter dem Deckmantel der Neligion, d. h. des Dogmas, vertretend. Allen deutschnationalen Ve» strebungen «in nichtzu unterschätzender Gegner. Bei den Februar»Stichwahlen dieses Jahres, wo «s in Metz galt, die sozialdemokratischen

4W
»»
»»
tz. V.: Vücherbesprechung
Stimmen für den nationalen, b. h. freisinnigen („liberal hat leinen Klang in den Neichslanben") oder den antinationalen, d. b. ultramontanen Kandidaten zu gewinnen, ist diesmal „Die Volksstimme" und ihre Partei unterlegen, doch nur um wenige hundert Stimmen. Di« nächste Schlacht kann anders ausfallen. Nein — ich glaub« nicht, daß wir von dieser Seite je auf national« Unterstützung werden rechnen tonnen. Und da sollten wir bestrebt sein, «in Gegen» gewicht in dem höheren Beamtentum zu suchen. Das Experiment, das in der Nheinprovinz Er» folg verspricht, kann für Lothringen schädlich sein. Noch vor dem Jahr« 1866 sagt« man in der Nheinprovinz vielfach: der Preuh'l — Auf ähnlicher Nationalisierungsstuf« befinden sich die Neichslanbe zurzeit.
Wenn ich zum Schluß »us dem b«m«rl«ns» werten Aufsatz« Destez' folgend« Sah« h«raus» greife und aneinanderreihe, so geschieht's, weil's mir wie dem Mädchen am Brunnen in Fritz Neuters „Läuschen und Niemels" ergeht: „Nu segg mi «ns, w»t wull de Kirl?" ^
Da heiht's nämlich:
„Denn nur zwei Lösungen sind möglich: der friedlich« Vergleich oder das Schwert. ."
,,. . . Unter einem gleichmäßigen milden Negiment kann Elsah»Lothring«n, das jetzt «in« Scheidewand zwischen Deutschland und Frank» reich bildet, «m Bindeglied werden, ohne daß man sich auf «in« Neutralerklärung «inzu» lassen brauchte . . ."
.... In Frankreich erlaubt der National» stolz keiner Negierung, was für «in« es auch sei, den ersten Schritt zu tun. In Deutsch» lanb ist dem nicht so, und deshalb darf die zivilisierte Welt erwarten, daß es die Initiative ergreifen und diese offen« Frag« für imm«r schließen wird."
Das ist «in spiritistisches Nebelbild. Wie mag sich Herr Destez wohl diese „deutsch« Initiativ«" d«nl«n? Vielleicht Hat's Herr Etienne unserem Kaiser während der K»el«r Woche verraten.
Metz und Strahburg sind und bleiben deutsch. Das wirb gewährleistet durch dl« zwei Millionen Deutsche in Waffen. Und Neutrali» tot? Das würde die des Weizenkorns zwischen zwei Mühlrädern sein. Auch dieser Begriff gehört alter Kabinettspolitik an.
C. v. Vr « dow, General z. D.
Vücherbesprechung.
HHilder aus dem Ghetto. Erzählungen ^ von Schalom Asch. S. Fischer, Verlag, Berlin.
Im gleichen Schritt« mit dernationaljübischen

Bewegung entwickelt sich im Vsten Europas di«
jüdisch« Literatur.
In Nuhland und Galizl«n l«b«n Dichter,
die nur hebräisch oder nur jüdisch schreiben.
Ihr« Nam«n sind d«n 0stjud«n sehr geläufig.
Aber wer kennt in der zivilisierte« W«lt «in«»
Smolensli, P«r«z, Frischmann od« Bialil?
Schalom Asch gehört zu d«n Jüngst«» der
jungjüdischen Literatur. Sem« Erzählungen, die
jetzt in beutscher Uebersetzung vorliegen, erschienen
zuerst im Feuilletonteil b«r russisch«« Jargon»
z«itung«n.
In diesem Buch« führt uns der junge Dichter
di« Iubenstädtchen seiner Heimat vor. Es sind
nur Bilder aus dem Gh«ttol«ben, hingeworfene
Skizze«, wie sie der Augenblick bringt, Charakter«
Porträts und Landschaftsstimmungen — aber wir
lern«« in diesen Blattern «ine eigenartig« Welt
kennen.
Di« Iub«n des Osten« sind «in Naturvolk,
und sie Hab«« «l«« Kultur, di« b«n westlichen
Juden fremd ist . . . Sie hoffen auf bessere
Zeiten, glauben »n Gott und an den Messias,
und dieser Glaub« h«bt st« über all« Sorge«
und Kümmernisse hinweg.
Das Land der Wunder steht ihnen noch
offen. Gott ist allmächtig, und er kann das Un»
möglichste möglich machen.
Es gibt Kämpfe zwischen Fromme« und
.Aufgeklärten". »Wie weit sollen die Gebote
eingehalten werden", fragen die «inen. .Man
darf weder fragen noch grübeln", antworten die
anderen . . .
Und es gibt Poesie in dieser Welt. Es
werden Lieder voll süße» Stimmung gesungen.
DI« frohen Fest« sind hier einzig schon, und a«
den Fasttagen herrscht unbeschreibliche Trauer.
Asch kennt dieses Leben. Er zeigt uns die
Menschen mit ihren Sorgen und Hoffnungen
und die engen, armseligen Häuschen, die sie be»
wohnen. Am besten gelingen ihm di« Natur»
schild«rung«n in den Skizzen .Ein Aergernis"
und »Auf dem Wege nach Schemenltz". Da lebt
jedes Grashälmchen und jedes Bäumchen, das
in di« weit« Welt hineinstarrt. . .
Berlin. h V.

V«r»n!»»r<>!<l> ü!l b!» «tl>»lN«ü! I>r ÄNur e»,>l><b»i'»»i, ««l!n ^,», L»nniNr»ß« »! fü»
0cNer«!ch.Un»<>rN! «»teil Feftl,
wicn l. — Verl»« Vlorounrbt < <l«^ Wil»«l«»»ll»N«rl>n «?,««, V><l»!>tnelstr»>« !». -- tllplditlon für
0«ftlrillch»U„gar»
t«i «a!«l « Wlticl, Wien l, Hl«l><«n l». — 2>ru<l »»» Pol « <»«l<» «, ». i. h, Verl»» >V.», s!«,ll»«»>nll«
U.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophle / Richard Strauß: Nlustl / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyril
Nummer 15 3^b^U^NXr°^ 20. September 1907

Freitag, den » Qktobe», beginnt das zweite Quartal des
^IH „Morgen". Ve» Erfolg beweist, dah noch Platz für ein Vlatt ist,
^^^ das unter Verzicht auf lärmende Aktualität ernstlich sich bemüht,
seine Leser durch die Gediegenheit setner Beiträge innerlich zu bereichern.
Was in der Kunst, der Musik, der Literatur, was in der Naturwissen-
schaft und der Politik der Beachtung wert erscheint, wird vom 1. Vltober
ab ständig in der Rundschau von den Herausgebern Werner Sombart,
Richard Strauh, Georg Brandes, Richard Muther und neben diesen von
Dans Nosenhagen, Karl Scheffle», Leo Blech, Frank Wedekind, Willy ßandl,
Felix. Saiten und Wilhelm Vslsche behandelt werden.
Für Unterhaltung werden Qtto Julius Vierbaum, Thomas Mann,
Vernarb Shaw, Garl Hauptmann, Maurice Maeterlinck, Arthur ßolitscher,
Ernst von Wolzogen, Dans geinz Ewers, Lothar Schmidt u. a. sorgen.
Von bedeutenden Veiträgen im nächsten Quartal seien auher denen
der Genannten heute schon Arbeiten von Paul Doumer, Dschanel, Eamille
Pelletan, Prof. Weber, Prof. Delitzsch, Prof. 3H. Achelis, Andrew Carnegie,
Prof. Paul Laband, Prof. 3H. Iiegler, Karl Ientsch, Staatsmintster
von PodbielsN, ßugo von ßosmannsthal, Richard Dehmel, Bürgermeister
Dr. Reicke, Georg Simmel, L. M. Goldberger, Karl Lamprecht, Prof. Lichtwark
und Prof. Maz Ltebermann erwähnt.
Außerdem werden wertvolle Fnedita, darunter solche von Friedrich
Rietzsche, Richard Wagner, sowie Novellen von Guy de Maupassant ver»
öffentlicht werden. ^
Auch der musikalische 3eil unter de« Leitung von Richard Strauh wird
vom 1. Qttober an sowohl in der Rundschan wie durch besondere Beiträge
nur erste» Mitarbeiter all das bringen, was von musikalischen Ereignissen
über den 3ag hinaus Wert besitzt.

o »

Der Kuttur« Kaiser.

Imaginäre Zeitungsausschnitte aus imaginärer Zelt

Imaginiert von Otto Julius Blerbaum.

I.

Berlin, den 2. Januar 19 ..

Nach der gestrigen Paroleausgabe hat der Kaiser den jungen Bildhauer X. im Schloß empfangen, dessen Heine-Dentmal in Düsseldorf bekanntlich so lebhafte Anerkennung bei ihm gefunden hat, als er vergangene Woche der Eröffnung des dortigen Festspielhauses beiwohnte. Wie wir hören, hat der Kaiser Herrn X. mit der Schaffung eines Nletzsche»Denkmals für den Berliner Tiergarten betraut.

ll.

Berlin, den 3. ... 19 ..

Wie wir aus bester Quelle vernehmen, ist es durchaus unrichtig, daß der Kaiser Herrn X. feine Bitte, von der Verleihung des Professortitels Abstand zu nehmen, verübelt habe. Er hat, begleitet vom Präsidenten der Deutschen Akademie, Herrn X. vielmehr in seinem Atelier aufgesucht und diese Angelegenheit scherzhaft behandelt, indem er sagte: .Sie haben ganz recht; Michel»Angelo ist auch nicht Professor gewesen, und der Titel hat, Künstlern zugefügt, in der Tat etwas Groteskes. Aber was sollen wir machen? Geheimrat wäre noch komischer und Kunst»Generaı geht schon deshalb nicht, well man dann vorher mit dem Kunst»Leutnant beginnen müßte. G8 ist schon das beste, Künstlern jeder Art keinerlei Titel, sondern nur recht oft Aufträge zu geben. Mögen sie sich dann selbst in eine möglichst hohe Nangtlasse ihrer Kunst versetzen, indem sie diese Aufträge fo ausführen, daß Werte daraus entstehen, angesichts derer der Kenner den höchsten Titel verleihen kann, den es in der Kunst gibt: Meister.' — Ueber das Modell selbst und seine Stellung dazu äußerte sich der Kaiser folgendermaßen: »Ihr« Auffassung des großen Themas verblüfft mich. Ich hatte etwas ganz anderes erwartet und sehe wieder, daß sich in Künstlerköpfen die Welt anders malt als in der Phantasie von unsereinem. Da stutzt man bann freilich im ersten Augenblick und hat nicht übel Lust, auszurufen: Aber das ist ja gar nicht das, was es sein sollt Zumal als Auftraggeber verfällt man leicht in eine Art von Besserwissen» wollen, woraus bann der Trieb zu korrigieren und schließlich ein halb ärgerliches, halb selbstgefälliges Mitmachen hervorgeht. Sie, lieber Herr X., werden das, wie jeder Künstler, als fehr lästig empfinden, aber im Grunde werden Sie sich doch sagen müssen, daß es nur menschlich und also verzeihlich ist. Wer weiß, ob ich als Privatmann nicht auch so dächte und handelte. Aber meine Stellung erlaubt mir nicht, als Privatmann zu denken und zu handeln; zumal der Kunst gegenüber, die schließlich immer eine öffentliche Angelegenheit ist, muß ich stets im Auge behalten, baß das, was durch meine Anregung entsteht, «ehr vorstellen soll als meine persönliche Auffassung, meinen persönlichen Geschmack, »^uspicilz impeiAwris so und so" heißt nicht: nach dem Geschmackskommando des Kaisers, sondern: unter dem wohlwollenden kaiserlichen Blicke entstanden, — von dem dann Mit» und Nachwelt annehmen muß, daß es kein Blick aus der Frosch», sondern aus der Vogelperspektive war. Demnach bemühe ich mich, meine Aufträge immer folchen Künstlern zu erteilen, die nach dem Urteil berufener Kenner im Kunstleben meiner Zeit und meiner Nation Höhepunkte be»

zeichnen. Da ich selbst lm Geiste unserer Zeit erzogen bin und es mir habe angelegen sein lassen, auch im Umkreise der ästhetischen Kultur Fühlung mit den Kräften zu nehmen, die den Schönheltstrieb meiner Zeit verkörpern, so brauche ich im ganzen kein Opfer eigener Empfindungen zu bringen. Ihr heine»Denkmal z. B. hat mir persönlich gleich gefallen. Aber zu dem Entschluß, Sie ein Nietzsche»Dentmal ausführen zu lassen, Sie also vor eine größere Aufgabe zu stellen, hat mich doch erst ein Aufsatz des ausgezeichneten Kritikers und Dichters V... in der Frankfurter Zeltung gebracht, der mir bewies, daß meine Empfindungen angesichts Ihres Düsseldorfer Werkes mehr waren als bloß persönliches Gefallen, daß sie sich mit dem Urteil der reifsten Kenner und mit den Empfindungen der ästhetisch sichersten Geister unserer Zeit, der besten Künstler und empfindungskräftlgsten Kunstfreunde decken. In dieser Weise meine eigenen Anschauungen immer nachzuprüfen, Hab« ich mir, wie in künstlerischen, so in allen andern Dingen zum Grundsatz gemacht. Meine Verantwortung in allen Dingen ist zu groß, als daß ich nicht in allen Dingen auf den Aat von Leuten hören sollte, die im Umkreise eines speziellen Berufes Kapazitäten sind, während meine Stellung über illen Einzelheiten es mir unmöglich macht, mich in einem Spezialfach« völlig auszubilb«, Wein Blick, auf das große Ganze gerichtet, muß im einzelnen unterstützt werden durch eingehende Neobachtungen von bedeutenden Menschen, gleichviel ob sie Beamte sind oder nicht. Wenn ich mich aber nach reiflicher Prüfung einmal entschlossen habe, einen Mann vor eine Aufgabe zu stellen, so enthalte ich mich des Dreinredens. Fürstliches Amt ist es — Fürstenkunst möcht ich lieber sagen —, überall den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Da das Gebiet dieser Kunst größer ist als das irgend einer andern, so fehlt es fchon an der Zeit, zugleich auch überall selbst mitzutun. Daß es aber auch veitehrt wäre, zumal bei Aufgaben, deren Lösung auf freiester Kräfte» «ntfaltung des Betrauten beruht, brauche ich Ihnen nicht zu fagen. — handeln und schaffen Sie also weiter, wie der Geist, Ihr Geist, Sie treibt. Ich bin mir sicher, daß dann schließlich etwas zustande kommen wird, das mein erstes Erstaunen in großes Wohlgefallen auflöst, denn es wird in sich harmonisch sein. Und Harmonie überwindet."

Beim Abschied wendete sich der Kaiser nochmals zum Modell um und sagte: »Sonderbar. Ganz ähnlich war mein erster Eindruck vor Nietzsches Werk selbst. 5it omen! Ich werde, geht es mir mit Ihrer Arbeit ähnlich, dann zwar auch wohl mit manchen Einzelheiten nicht einverstanden sein können, aber mich in Aespekt vor einer großen, kühnen und schönen Ge» schlossenheit neigen dürfen, die nicht bloß imponiert, sondern auch ergreift und erhebt.'

III.

München, d . .. 19 ..

Aus Berlin wird uns telegraphiert: Die literarische Sektion der Deutschen Akademie hat an Stelle ihres letzt verstorbenen Mitgliedes Gras K., der seine Mitgliedschaft bekanntlich seinem berühmten Bisnmrckdrama verdankt hatte, einen Dichter gewählt, dessen Gesinnungen von denen seines Vorgängers in der akademischen Würde so weit als möglich abliegen: den Verfasser des anarchistischen Epos »Die Vernichte!'. Die Wahl ist mit knapper Majorität erfolgt. War man schon erstaunt darüber gewesen, daß dieser Dichter, der alles Bestehende perhorresziert, sich unter den Kandidaten für die Akademie nennen ließ, so ist das Erstaunen durch die erfolgte Wahl zur Verblüffung geworden, und es glaubt kein Mensch daran, baß der Kaiser die Wahl bestätigen wird. Die Organe der Aechten begleiten denn auch

die Mitteilung einmütig mit Aeußerungen des Unwillens, obwohl auch sie nicht bestreiten, daß der anarchistische Poet ein Meister der Sprach« und mit einer gewaltigen, an Dante gemahnenden Phantasie begabt ist. Aber auch alle übrigen Blatter, mit Ausnahme der ganz linls stehenden, erklären die Wahl für einen unbegreiflichen Mißgriff.

IV.

Verlin, b.... 19 ..

Der Kaiser hat der Deutschen Akademie folgendes Dankschreiben zugehen lassen, .hiermit bestätige ich die vor vier Wochen erfolgte Wahl b«S Dichters Ki. zum Mitglied« der Deutschen Akademie. Der Umstand, baß in diesem Falle die Wahl zum erstenmal nur mit ganz geringer Majorität erfolgt ist, daß also offenbar im Schöße der Akademie selbst starke Bedenken gegen die Aufnahme des nun Gewählten lebendig gewesen sind, hat es mir zur Pflicht gemacht, auch dem Standpunkte der starken Minorität besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich verkenne nicht, baß die Herren, die sich gegen die Ausnahme des Dichters eines staatsfeindlichen Werkes gewendet haben, gewichtige Gründe für diese Haltung an» führen können, und ich achte diese Gründe, weil ich sie nicht als Ausfluß einer etwaigen politischen Gegnerschaft, sondern eines peinlichen Kulturgewissens ansehe. Insofern beruhen sie in dem Geiste, aus dem die Deutsche Akademie von mir gestiftet worden ist, und ich würde nicht Anstand nehmen, ihnen durch meine Entscheidung das Uebergewicht zu verleihen, wenn ich mich nicht durch eingehende Prüfung jenes Werkes davon überzeugt hätte, daß auch fein Geist kulturellen Zielen zugewandt ist, wobei er nur leider alle die Hemmungen außer acht läßt, die in der «enfchlichen Aatur liegen. Mit wieviel Kunst, Größe, echter dichterischer Leidenschaft und Phantasie er diesen Geist ausspricht, empfindet jeder, der für Poesie überhaupt Gefühl hat. Das Gpos »Vi« Vernichter' gehört zu den stärksten poetischen Leistungen der Gegenwart und hat zu« Auhm de» deutschen Dichtung auch unter den anderen Nationen viel beigetragen. G8 kann weder übersehen noch beiseite gebrängt ober gar unterbrüllt »erden. In früheren Zeiten hat der Staat solcherlei versucht, aber nie zu seine» Heile. Geist ist nur durch Geist zu bekämpfen. Aber das ist wohl der Veruf der einzelnen Mitglieder der Akademie, kann aber nicht das Amt der Akademie felbst sein. Sonst wird sie aus einem freien Kunsttnftltute zu einem Werkzeuge herrschender Meinungen. Ich glaube also, daß die Mehrheit vom dieses Jahres nicht gegen den Sinn der Akademie gehandelt hat, indem sie mtt ihrer Mit» gliedschaft «wen Mann beehrte, der ihr als Dichter zweifellos zur Zierde gereicht, und dessen Gesinnungen nicht sie zu bekämpfen hat, sondern der gesunde Geist des Volles selbst. Es gibt leinen stärkeren VeweiS für die Entschiedenheit, mit der sich das deutsch« Voll den unfruchtbar verstiegenen Tendenzen des Anarchismus widersetzt, als den Umstand, baß selbst ihre prachtvollste Glorifizierung durch «wen der «achtvollsten Poeten der Gegenwart es offenbar nicht vermocht hat, ihr Anhänger in ansehnlicher Menge zuzuführen. Das Gpos .Die Vernichtet' gehört zu den gelefensten Vüchern unferer Zelt; es ist in «ehr als 500 00N Gxemplaren verbrettet. Aber der Staat, der dies zugelassen hat, erfreut sich in höherem Grade als je einer durch lelnerlet Gxaltatlonen gestörten Existenz. Das völlig mündig und auch ästhetisch reif geworbene deutsche Voll hat einen Zustand lultureller Sicherheit erreicht, der es ihm möglich macht, das Schöne in den Phantasien eines «mar» chistischen Ideologen zu genießen, ohne sie kritiklos als Wahrheiten aufzunehmen. Eine»

solchen Volle gegenüber durfte es die Deutsche Akademie mit gutem Fuge wagen, einen anarchistischen Dichter in ihre Witte auszunehmen, ohne die verkehrte Anslegung befürchten zu müssen, es seien damit Tendenzen sanktioniert, die den Staatsgedanlen und somit die Grundlage eines in Freiheit und Harmonie blühenden Gemeinwesens bekämpfen.'

V- Paris, d . . . 19 . .

(Aus einem Berliner Brief.) Man sollte es sich bei uns wirklich abgewöhnen, daran zu zweifeln, dah das gegenwärtige Kulturregime in Deutschland mehr ist als Allür« und vorübergehende Vberströmung. Das ganz« deutsche Voll sieht hinter dem Kaiser. Die sozialdemokratische Partei ist nur noch ein Torso und kann sich auch als solcher nur erhalten, indem sie den revolutionären roten Mantel mehr und mehr abstreift und sich lediglich darauf beschränkt, ihre genaue Kenntnis der Verhältnisse und Bedürfnisse des Hand» arbeitenden Volkes, das leine Ursache mehr hat, Utopien nachzuträumen, in die Wagschal« der gesetzgebenden Körperschaft zu werfen. Der deutsche Arbeiter ist durch die Logik der Tatsachen davon überzeugt worden, baß das monarchische Staatswesen, in dem er lebt, nicht nur seinen materiellen Wünschen besser Rechnung trügt als irgend eine Republik, sondern auch allen höheren Anforderungen gerecht wird. 28 gewährleistet ihm alle staats» bürgerlichen Rechte und Freiheiten, und es schützt ihn vor jeder Verletzung seiner Menschen» würde durch etwaige Elemente eines übel beratenen Unternehmertums. Vor allem aber, und das ist ein sehr wichtiger Umstand: Dieses Staatswesen hat unter dem Einflüsse eines ästhetisch hochgebildeten Monarchen die Wichtigkeit der Kunst als Trösterin über die Unzulänglichkeiten des Lebens erkannt und dafür gesorgt, bah auch das werktätige Voll dieses Schönheltstrostes nicht entbehren muh. 2s hat zuerst für Zeit gesorgt, indem es, alten sozialdemokratischen Forderungen vernünftig nachgebend, die Frage der Arbeitsstunden »eise regelt«: es hat ferner Sorge dafür getragen, dah die allgemeine Schulbildung nicht bloh de« Wissens», sondern auch dem Schönheilstriebe entgegenkam und somit auch die Arbeiterklasse in höherem Grade ästhetisch genuhfähig machte; und es hat schließlich Kunst direkt ins Voll getragen, indem es z. B. aus den tzoftheatern staatlich subventionierte Nationaltheater mit sehr niedrigen Eintrittspreisen hervorgehen ließ. Eine Reorganisation der Museen in ähnlichem Sinne ist im Werte, und auch die öffentliche Mustlpflege schlügt gleiche Bahnen ein.

Alles dies ist nicht ohne Widerstand derer vor sich gegangen, die in all dem nichts erblickten als Demokratisierung, Gleichmacherei, Verflachung und ein fchädliches Grohzlehen von tulturüsthetischen Bedürfnissen, aus denen, nach der Meinung dieser zum Teil keines» wegs plump rückständig gesinnten Leute, doch nur immer weitere Aspirationen und schließlich Unzufriedenheit mit einer Existenz hervorgehen könnte, die zum Teil mit niederer Arbeit ausgefüllt ist. Zumal der Rest der ehemals so elnfluhieichen Iunlerpartei, mit dem Grafen ?. an der Spitze, hat sich mit der ganzen Heftigkeit einer altpreuhischen Adels» fronde widersetzt. Graf ?., wegen einer exzessiven Rede im Reichstage .Zerschmetternich" genannt, hat sogar den Untergang Deutschlands prophezeit, da es schon jetzt nichts sei als «ine sozialdemokratische Republik, deren Präsident sich nur eben Kaiser titulieren lasse. Aber er hat nicht einmal mehr die jüngere Generation seiner Standesgenossen hinter sich. Vielmehr folgt auch diese dem ‚Kultur«»alser- mit aufrichtiger Begeisterung. Und sie weih

<»
<» 0 <»
wohl, was sie tut. Denn sie weiß, daß bei alledem dieses neudeutsche Staatswesen fest auf monarchischer Grundlage beruht. Es ist auch nur in einem beschränkten Sinne ein demokratisches Kaisertum, denn es zielt durchaus auch auf Schaffung einer kräftigen politischen Oberschicht ab. Der intelligente Teil des Geburtsadels versteht seine Interessen sehr wohl, wenn er sich bemüht, den Anschluß an diese neue Aristokratie nicht zu ver» säumen . . . Uebrtgens ist, darüber möge man sich keiner Täuschung hingeben, die Staats» gewalt, zumal in ihrer mächtigsten Verkörperung, dem Heere, durchaus intakt geblieben. Man hört den Säbel nur nicht mehr so rasseln. Dieses entschieden auf kulturelle Eroberungen ausgehende Deutschland, dieses Land des ästhetischen Fortschrittes, der umfassenden Vildungs» freiheit, des verfeinerten Genusses, ist deshalb nicht neuerdings zum Lande der Dach» kammerphantasten geworden. Seine kulturelle Renaissance baut sich auf Erz und Arbeit auf. Man weiß hier ganz genau, daß nur der Mächtige und Reiche Kulturgüter gewinnen und erhalten kann. Dieser ‚Kultur»Kalser' liebt und verehrt nicht bloß Goethe, sondern auch Wismars. Er gehört nicht zu den Romantikern seiner Familie. Er ist Realist, wie Friedrich der Zweite. Als ihm aber einmal jemand schmeicheln wollte, indem er ihm sagte, er habe dessen Augen, antwortete er: »Genies kommen in einer Familie nicht zweimal vor.' Es genügt ihm vollkommen, beutscher Kaiser zu sein und als solcher dafür zu sorgen, daß das Genie des deutschen Volkes sich frei und kühn entfalten kann.

Der Prinz von Homburg.

^T^riedrich der Zweite von tzessen-homburg hatte, ehe er ins Heer Friedrich Wilhelms, des ^)s Großen Kurfürsten, trat, schon manchen Sturm erlebt, das Leben von mehr als einer Seite gesehen, seinen Werth mehr als einmal schon auf der Schwertspltze gewogen. Den Fünfzehnjährigen hatte Turenne einst, im Lager der Wetterau, gefragt: ‚^c»n prince, haben Sie nicht Lust zum Krieg?' Und lebhaft hatte der junge Fritz bejaht. In Genf lernte er die Reitkunst .benebst andern Ezcercitlen zu volltömmllch Perfectlon', bereiste später Italien und Frankreich, ward, zurück, wie der große Brandenburger, als Zwanziger Mitglied des Palmenordens und, den Sahungen der Gesellschaft entsprechend, mit dem schönen Ramen »der Klebrichte' und der Devise: »hält an sich" belehnt. Gin Psychologe nur kann ihm Spruch und Namen verschafft haben, denn ein Leben hindurch hat er sich für den Beweis gemüht, daß er sie zu Rechten trage. Bald gings zu Karl Gustav, dem Pfalz» und gekrönten Schweden, und Friedrich war der erste ausländische Offizier der fchwedlfchen Soldateska. Ehe er Stockholm verließ, wo er sich Karl dem Zehnten vorgestellt hatte, wäre er fast, nach einem Mahle im Haufe des Grafen Koenigsmarck, einer Vergiftung erlegen. Seine kräftige Ratur widerstand. Er kam nach Deutschland zurück, um sich ein Regiment Retter zu werben; auf eigene Kosten und zum großen Verdruß Friedrich Wilhelms, der sich darüber beim Kaiser bitter, doch nutzlos beschwerte. Homburg führte feine Truppen durch Preußen (Polen zu), hatte unterwegs aber mit einer Meuterei zu kämpfen, deren Verlauf etwas an die Vorgänge in Kleists Werk gemahnt. Friedrich verlangte die heraus» gäbe der Rädelsführer und drohte, als die Erfüllung geweigert wurde, jeden zehnten Mann hängen zu lassen. .Darauf — erzählt Johannes Pocksen, »gewesener Kammerdiener, 29V, Jahr", der, Goethe zum Trotz, in seinem Herrn stets den Helden sah — »esolvierte das Regiment und gaben vier Reuter heraus, so die bösten vom ganzen Regiment waren; wie sie nun henlen sollten, that das Regiment einen Fußfall, baten sehr, daß Seine hoch»

fürstliche Durchlaucht möcht pardonnieren, wie Sie denn auch hernach haben pardonniert.'
Vor Kopenhagen verlor Friedrich, am 19. Januar 1659, durch eine Kanonenkugel das rechte
Bein. .Ihro Durchlaucht wurden, meldet der getreue Pocksen, von einem sechspfündigen Stück
geschossen und ihr Schenkel war abgeschossen; er hing aber noch an der großen Sehne;
ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab und hatten sich so sehr ver»
blutet, daß auch ein Arjedant gerennet kam und brachte ein Glas Schlagwasser, Sie damit
anzustreichen; nehmen Sie dem Arjedant das Glas aus der Hand und trunken es aus,
darauf wurden sie wieder ganz frisch.' Mit der Soldatenherrlichkeit aber wars vorläufig
nun vorbei, Homburg fuhr nach Hause, mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Rente
von zweitausend Reichsthalern in der Tasche. Karl der Zehnte starb bald darauf, und
Hedwig Eleonore, die für den vierjährigen Sohn die Regentschaft führte, entzog dem
erst achtundzwanzigjährlgen Landgrafen ‚mit dem silbernen Bein' bald Portepöe und Rente.
Inzwischen hatte Homburg sich die erste seiner drei Frauen geholt; Margarethe Brahe,
Gräfin zu Wistngborg, die »den Jahren nach seine Großmutter sein könnte', wie es in einer
gegen die ‚untrewe Grävin' erschienenen Schmähschrift hieß. 1661. Doch sie brachte viel
Geld, fiel ihm nicht allzu lange lüstig, und 1679 schon führte Friedrich (der das Jahrzehnt
fast nur dem Ausbau seiner Besitzungen gewidmet hatte; Fontane hat seine praktische Ratur
gut geschildert) Luise Elisabeth von Kurland, Friedrich Wilhelms vlerundzwanzigjährige
Schwestertochter, ins verwaiste Nest. Die Ehe war glücklich und gesegnet. Zwölf Kinder
schenkte ihm die .Engelsdicke', die .allerliebste Frawe', der er aus Fer.Berlln die Sieges«
botschaft meldet und von seinen Feldzügen Briefe schickt, die von Percy, dem Heißsporn,
stammen könnten.
Heinrich von Kleist hat sich an die Geschichte nicht gehauen. Kaum ein Zug in seinem
Prinzen findet sich wieder im Original. Und auch die Vorgänge in der Schlacht bei Fehr»
belli« sehen im Vild der geschichtlichen Ueberlleferung anders aus als tn des Dichters
Wirklichkeit; beträchtlich anders. Kurz vor der Schlacht noch war die Mitwirkung Friedrichs,
der sich getränkt fühlt» und fein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, am Feldzug des Kurfürsten
zweifelhaft, und der alte Eanitz schrieb sich die Finger wund, um den homburger zur Teil»
nähme zu bewegen. .Es kann eine wackere ou25ion, die nicht ausbleiben kann, E. D. hohe
Reputation noch vermehren. Und ich wollte noch beilegen zum Uebergewichte E. D. hohe
Inklination mit Dero zu jeder Zelt mit höchsten Ehren geführten Degen Dero ohnedies
erworbene renomöe vollends unsterblich zu machen. Es düntet mich, Dero treuen Diener,
unmöglich zu sein, daß E. D. herze überwinden tonnte, bei itziger uccaziun vor diesem red»
lichen und so nahe verwandten Kurfürsten und Schwager den Degen in die Scheide zu
stecken. Es wird E. D. gewiß gereuen und E. D. würden ohne Bewegung nicht Abscheid
nehmen können." Am 39. Mai 1675! Friedrich will noch immer nicht und antwortet mit
leidenschaftlichen Beschwerden, spricht von der .ungewöhnlichen, gegen mich bezeugten lwicleur',
und schließt: ‚^nn trez cner «mi, mon mal «t «mz reme^e.« .hält an sich!' Am 4. Juni
noch, vierzehn Tage vor dem Treffen, kam von Eanitz noch einmal dringende, fast drohende
Mahnung, und jetzt erst bequemte sich der Klebrichte zur Reise ins Hauptquartier. Die Rolle,
die er in den nächsten Tagen dann gespielt, ist freilich rühmlich; die von Friedrich dem
Großen in Kurs gefetzte, von Kleist verewigte Legende wird ihm militärisch nicht gerecht,
und wenn er in den Briefen an seine Frau, die .allerliebste Dicke', seine Thätlgkeit rühmt,
so hat er Recht. .Es ging sehr hart zu, bann wir gegen die Piken continu fechten mußten;
Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen; und wären alle unsre Stücke und der
Feldmarschall selbsten verloren gewesen, wenn ich nicht en personne selundlret hätte.' Der
Eonflikt zwischen ihm und dem Großen Kurfürsten, wie ihn Friedrich der Große erzählt,

« »
hat leine historischen Unterlagen, und Pufendorf beurteilt, wie Jungfer mit Fug bemerkt, in seiner auf den schwedischen Akten beruhenden Schilderung die Vorgänge wesenllich richtiger. Der von Kleist entwickelte Schlachtenplan hat nie existiert, so wenig, wie die beiden von tzomburg verscherzten Siege am Rhein. ‚5i je vouz ju^elüz Selon la rizueur 6« loi« miliwire«, von« 2urie2 mtlitö 6e perci« 6e l» vie; inaiz il vieu ne plaise que je ternis« I'äciat 6'un jour lluzsi neureux, en rspancllmt le zanß 6'un piince, qui « its un ^e» pnncipllux inzttumentz c!e M2 victoire.» So läßt der alte Fritz seinen Vorgänger reden und wahrt dabei, wie Kleist, den Geist jener Zeit. »Wenn Einer (sagt, im pollttsch-theologtschen Trattat, Spinoza) nicht aus seine« Posten bleibt, sondern ohne Vorwlssen des Feldherrn den Feind angreift, wird er» selbst wenn er wohl überlegt, aber eben nur auf eigene Faust, es unternommen und den Felnd geschlagen hat, dennoch mit Recht zum Tode verurtheilt, well er seinen Eid und das Recht des Feldherrn verletzt hat.'

... Heinrich von Kleist hat sich an die Geschichte nicht gehalten, hat freier noch mit ihr geschaltet, als Goethe im Götz. Und that gut daran. Nie wäre uns dies herrliche Drama deutscher Historie geworden, hätte er sein Wollen in die Schnürbrust nüchterner lieber» lieferung gezwängt. Wie Ratalle fordernd vom Lande Friedrich Wilhelms, kann der Betrachter bewundernd von blefem Werke sprechen:

.Das Krlegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch."

An der keuschen Schönheit dieser Welt zerschellt jedes Bedenken. Mag lmmerhin der Einzelne sich an Einzelnem stoßen, mag man, wie tzegel, Hebbel und Fontane, den Traum» mantel lieber missen, oder, wie Treitschke, die Rothwendigtelt der Grniederungsscene im Gemach der Kurfürstin verkennen: der Werth des Ganzen wird davon nie berührt. Mächtig bricht eines Dichters Sehnen durchs starre Gesüge der Lettern, spricht durch jede Zelle zu unserm Willen. Und die Pedantenfrage nach der historischen Wahrheit hätte dem umdüsterten Promethiden sicher ein paar heitere Stunden gebracht. Mit dem Klebrichten hat Kleists Prinz nichts gemein. Manchen Zug aber mit dem jungen Piccolomlnl. Und erstaunlich viel mit dem vergötterten Louis Ferdinand, der bei Saalseld sein junges Leben ließ. »Der war", sagt Elausewitz in einer wundervollen Silhouette von ihm, »der preußische AIcibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kops nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Relchthum an tzerzhaftigkelt und kühner Entschlossenheit. Sein Muth war leine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfnis nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfnis und sein« ZZugendgesplelln. Das überwiegende Gefühl des Muthes gab ihm dabei eine falsche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge kein« klaren Vor» stellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müsse, ihm fremd geblieben war, und daß er die Wirkungen seines Muthes zu hoch anschlug. Er erlag der eisernen Notwendigkeit, weil er nicht mit dem Verstände, sondern bloß mit dem herzen hatte widerstehen »ollen.... Zung, schön, General, Prinz, Reffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Muth in Gefahren und durch Uebermuth in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der Offiziere werden'. Kleist, der Freund Nühles und Pfuels, hat ihn gekannt....

Im Deutschen Theater wurde neulich »Prinz Friedrich von tzomburg', dies schönste Lied, das je der Mark erklang, gegeben. Deutsch war nichts, doch Alles Theater.

Karl Schnitzler.

Reformkatholizismus.

Von Carl Ientsch.

^m 15. und 18. Jahrhundert meint« man mit Kirchenreform die Erlösung der christlichen <) Völler von der finanziellen Ausbeutung durch die römische Kurie und die Besserung des Lasterlebens der Welt» und Ordensgeistlichen, die, es nirgends ärger trieben als am Sitze des Papsttums. Diese Reform hat gegen das heftige Widerstreben der Hierarchie der Gang der Weltgeschichte vollendet. Zwar hat es seit Peter Damian und Bernhard von Elairvaux niemals an „heiligen" gefehlt, die beide Uebel bekämpften, doch diese belehrten immer nur einzelne gute Seelen, die eigentlich der Belehrung nicht bedurften; das Gros der Geistlichkeit blieb, was — übermächtige privilegierte Stände immer und überall sind. Di« eisernen Besen der Reformation und der Revolution waren nötig, Ordnung zu fchaffen. Mit der Losreißung der nördlichen Länder von Rom hörte für diesen Teil der Christenheit die Tributpflicht von selbst auf; die katholischen Fürsten in der Zeit des Absolutismus aber, die vor allem auf Mehrung ihrer Einkünfte bedacht waren, nahmen wenig Rücksicht auf den ohnmächtig gewordenen Papst, erwehrten sich seiner An» sprüche und befreiten später durch Säkularisationen und Klosteraufhebungen ihre Staaten auch vom inländischen geistlichen Schmarotzertum. Die Reinigung der Sitten sodann haben in der reformierten Welt die calvinischen Gemeinden, in der lutherischen die Fürsten mit ihrem Polizeiregiment durchgeführt. Wollte die römische Kirche nicht allen Kredit und den Anspruch auf den christlichen Ramen einbüßen, so muhte sie nachfolgen. Mit Hilfe der Iefuiten und der vom Kaiser erzwungenen tridentinischen Reformvorschriften haben einige katholische Fürsten ihren verlotterten Klerus und ihr zügelloses Voll diszipliniert. Da die Konfessionen einander haßerfüllt und eifersüchtig überwachten, und jede Ver» fehlung der einen von der andern dem Erdkreise denunziert wurde, war jede von ihnen genötigt, sich zusammenzunehmen. Räch der Revolution endlich hat der Weltverkehr mit dem Pantalon und dem Frack die korrette Sitte unserm ganzen Kulturkreise auf» gezwungen, und die öffentlich« Meinung gibt durch ihre Organe: Presse und Parla» ment, jeden Verstoß gegen die herrschende Sitte der — größtenteils heuchlerischen — Ent» rüstung des Publikums preis. Ein Klerus, wie ihn (zuverlässigen Quellen nach zu urteilen nur wenig übertreibend) Boccaccio schildert (wie beneiden die Leute, die am heftigsten auf sittenlose Pfaffen schelten, diese boccacciesken Mönche um ihr freies Leben und Lieben!), ist heute in unserm ganzen Kulturtreife (zu dem Rußland und Südamerika noch gar nicht, Spanien und Portugal nur halb gehören) unmöglich. In Deutschland ist jetzt der katholische Klerus ein so acht« und ehrbarer Stand wie der der Richter, der Lehrer, der Verwaltungsbeamten. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alle seine Mit» glieder keusch leben. Die «inen mühen sich zeitlebens in — nicht immer erfolgreichen — heroischen Anstrengungen, der unbedachtsamerweise übernommenen unnatürlichen Ver» pflichtung zu genügen (große Arbeitslast, die aus der Größe der Gemeinden, aus den freiwillig übernommenen politischen und sozialen Aufgaben erwächst, erleichtert heute den Kampf), die meisten schließen beizeiten einen Kompromiß mit ihrem Gewissen. Doch was verborgen bleibt, geht das Publikum nichts an, und der Vernünftig« macht für die vorkommenden Menschlichkeiten nicht den einzelnen schwach Gewordenen, sondern das

Institut verantwortlich. In den slavischen Gegenden, in Italien, ist der Klerus noch nicht so ängstlich darauf bedacht, den Schein zu wahren. Daß zu dem, was wirtlich passiert, noch viel hinzugelogen wird, versteht sich von selbst, und bei dem yasz gegen die Kirche, der in den katholischen Ländern die Antiklerikalen beseelt, darf man unfern Zentrumsblättern wohl glauben, daß dort die Verleumdung des Klerus förmlich organl» fiert ist; aber so unerfahren sind wir natürlich nicht, zu meinen, die Pfaffen» und Klostergeschichten seien ganz unsubstantiiert.

Kurzum: diese Reform ist vollbracht. Die heutigen katholischen Reformer wollen etwas ganz anderes: die Theorie und Praxis ihrer Kirche der wissenschaftlichen Er» lenntnis und den Herzensbedürfnissen des heutigen Geschlechts anpassen. Ihre Schwäche besteht darin, daß dieses „heutige Geschlecht" weit entfernt davon ist, die gesamte Volks» mass« zu umfassen. Es begreift nur eine Elite in sich, die sich einbildet, die ganz« moderne Welt zu sein, weil sie allein schreibt und das Geschriebene liest. Die Massen sind heute nicht viel anders gesinnt als zur Zeit Christi. Die christliche Religion sollte Weltreligion werden; nicht in dem Sinne, daß alle Menschen wahre Christen, sondern nur so, daß alle vom Geiste Christi beeinflußt würden. Die christliche Religion mußt« darum die äußerlich herrschende werden, und das konnte sie nur, wenn sie sich dem Er» kenntnisstandpuntt und den Bedürfnissen der Massen anbequemte. Was die Massen brauchten, das waren Mittler zwischen ihnen und der, wie es schien, immer zürnenden Gottheit, die diese mit kräftigen Zauberformeln und Riten versöhnten, irdische Güter und die ewige Seligkeit sicherten, vor zeitlichen und ewigen Uebeln bewahrten. So erwuchs aus den Gemeinden Jesu, dessen reine, einfache, kultlose Religion den Massen unfaß» bar war, die Sakramentenlirche, die der Hauptsache nach das von Jesu verurteilte jüdisch« Zeremoniell und das heidnische Zauberwesen wiederherstellte, und beides ist den Massen teuer geblieben bis auf den heutigen Tag.

Doch ist die Kirche nie ganz und gar in groben Pharisäismus und theurgischen Götzentult versunken, sondern sie hat beides nur in Verbindung mit echt christlichen Geistesgütern gehegt und ausgebildet, und darum ist eine Reform im Sinne der tatho» tischen Reformer so unendlich schwer, weil jeder Versuch, das Unchristliche auszumerzen, auch das damit verflochtene Christliche zu gefährden fcheint. Besonders weil die Kirche noch einem zweiten Bedürfnis Zugeständnisse machen mußte: dem der Grübler, das Un» wißbare zu wissen. Das hat zur Ausbildung einer christlichen Metaphysik geführt, in welche von geistvollen Theologen die theoretische Begründung der Bräuche eingegliedert worden ist, so daß sich nun die Katholiken eines wohlgefügten, durch Konsequenz, Durch« sichtigteit und Geschlossenheit sowohl die logischen wie die ästhetischen Ansprüche de» friedigenden Systems der Populärphilosophie erfreuen. Die UnHaltbarkeit der Prämissen zu erkennen, aus denen es herausgesponnen ist, dazu gehört ein besonderes lirchen» geschichtliches Studium, und das System im ganzen unannehmbar zu finden, dazu ge» hören historischer Sinn, tiefes Rachdenken und feines Empfinden. Auch ist das „unan» nehmbar" nur relativ zu verstehen. Und hier haben wir nun eben die fchwcr lösbare Verflechtung zu beachten. Werden die Dogmen der Kirche wörtlich, ihr Kult, ihre Sakramente und Salramentalien als wirlungsträftige Heilsmittel verstanden, fo sind sie unannehmbar für die moderne Vernunft. Als Gleichnisse dagegen haben jene, als Sym»

bole, Erziehung»» und Erbauungsmittel diese einen hohen Wert. Und überhaupt: mit dem Wust offenbar falscher Meinungen, abergläubifcher und sonst bedenklicher Bräuche werden dem Katholiken durch seine Kirche eine Menge Güter von unschätzbarem Kultur» wert vermittelt: die ewig wahren Gedanken des Gvangeliums und vieler Geisteshelden, die, im Geiste des Evangeliums lebend, im Laufe der christlichen Jahrhunderte den Schatz erbaulicher, nützlicher, tröstlicher Vorstellungen gemehrt haben; das Recht auf die Benutzung eines schönen, oft großartigen Gotteshauses, das der Arme als sein Sonn» tagsheim leidenschaftlich liebt; ein die Sinne wie das herz befriedigender Gottesdienst; süße und erhabene Melodien und Harmonien, von denen schon manche einzelne mächtig genug ist, den einmal davon Ergriffenen zeitlebens an die Kirche zu fesseln; unzählige Anregungen und Antriebe zum Guten, namentlich zur Uebung der Charitas, und großartige charilatide Veranstaltungen; endlich die Pfarrseelsorge, die überall, wo sie tüchtige und gewissenhafte Männer zu Organen hat, als eine Wohltat empfunden wird. Dieses und manches andern der aufgezählten Güter erfreuen sich ja auch die evange» tischen Christen. Aber die deutschen Katholiken sehen, daß die Wehrzahl der Orange» tischen untirchlich geworden ist, und sie schließen daraus, daß ihre eigenen Geistlichen recht haben mit der Behauptung: der Kirchenglaube ist ein unteilbares Ganzes, aus dem man nicht mißfällige Stück« nach Belieben aussondern kann; bricht man aus dem kunstvollen Bau der Kirchenlehre auch nur einen Stein heraus, so stürzt jener ein; wer die katholische Kirche verläßt, der verliert, vielleicht nicht sofort, aber mit der Zelt, das Christentum. Daß in den romanischen Ländern noch weit größere Massen untirchlich geworden sind als in den protestantischen Gegenden Deutschlands, daß dagegen in den angelsächsischen Ländern die Bevölkerung, wenn auch in viele Selten gespalten, doch im ganzen gläubig geblieben ist, diese Tatsache fängt erst jetzt, nach der französischen Katastrophe, das Nachdenken der deutschen Katholiken zu beschäftigen an. Nur in den vorwiegend protestantischen Ländern ist fast jeder Katholik ein wirtlicher Katholik, in den latholifchen Ländern silld die wirtlichen Katholiten eine ohnmächtige Minderheit.
Die dem modernen Geschmack nicht zusagenden und die der heutigen Ertenntnis widersprechenden Dinge im Katholizismus, wie die Spezialheiligen für derfchiedene Ge» brechen und Nöte, die beneideten Puppen in der Kirche, die Wundergeschichlen, die Ab» lasse, die Neliquien sind es gerade, an denen das herz des Bauern hängt; der gebildete Katholik aber läßt sie sich gefallen, well er fürchtet, Neformbestrebungen möchten den Vau der Kirche zertrümmern und ihm jene wahren Güter rauben. Befonders eines macht ihm Sorge. Die römische Kirche hat dem philosophischen Materialismus, dem krassen Diesseitigteitsglauben niemals das geringste Zugeständnis eingeräumt, den Glauben an den persönlichen Gott, an das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode und die jenseitige Vergeltung unerschütlert festgehalten. Diese drei Ideen hat das Christentum nicht erst in die Welt gebracht, aber es hat sie, die eben nur philosophische Ioeen waren, zur felsenfesten Ueberzeugung der Massen erhoben. Diese Ideen stecken dem Menschen ein klares Ziel, nach dem er seinen irdischen Wandel ordnen tann, und das ihn so» wohl vor Verzweiflung wie vor hybris und Zügellosigleit schützt; weit entfernt davon, den Menfchen fürs Diesseits untüchtig zu machen, macht ihn der vernünftige Jen» seitsglaube gerade tüchtig. Darum wünschen die gläubigen Katholiten aus das lebhafteste,

daß dieser Glaube ihren Kindern erhalten bleibe, und sie fürchten, er möchte ihnen verloren gehen, wenn sie nicht mehr den ganzen Katechismus glauben. Die Tatsache, wie gesagt, daß er den Bewohnern der katholischen Länder in weit größerem Umfange verloren gegangen ist als den protestantischen Angelsachsen, drängt sich ihnen erst jetzt auf. Die Iesuitenpartei, deren Stärke ja überhaupt in der starren Systematik und in der logischen Konsequenzmacherei liegt, bietet natürlich alles auf, die Katholiken in dem Glauben an die Unteilbarkeit des katholischen Dogmensystems zu erhalten; teils wird sie dabei von ihrer aufrichtigen bigotten Ueberzeugung geleitet, teils mehr oder weniger un» bewußt vom hierarchischen Interesse, dem grade die anstößigsten Dogmen und der Volts» aberglaube als die festesten Stützen des Papalsystems und der priesterlichen Gewalt über die Gemüter unentbehrlich sind.

So pflegen denn seit der Reformation all« Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche von Auswüchsen, wie sie es nennen, zu reinigen, nach folgendem Schema zu verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprechen, jubeln alle nichtkllholischen Prehstimmen zu (die die Sache gar nichts angeht); die Zionswächter erklären die Kritik und den Reformvorschlag für Nebellion gegen die Kirche, und das Volt fagt fich schon selbst, ehe es ihm sein« ultramontanen Berater gesagt haben: dieser Wann, dem die „Protestanten, Juden und Freimaurer" beistimmen, ist sicherlich ein Feind der Kirche. Der "Reformer sieht sich darum bald vor die Wahl gestellt, ob er sich löblich unterwerfen oder die Kirche verlassen will. Die Reformatoren des 16. Jahr« Hunderts wurden von dem stürmischen Beifall der über die kirchliche Mißwirtschaft wütenden Bevölkerung getragen. Dem heutigen Reformer stellen sich die Mißbilligung und der Argwohn des mit seiner Kirche ganz zufriednen Volkes als unüberwindlicher Wall entgegen.

Und das schlimmste: die Reformer selbst sind sich über das, was sie eigentlich Wollen, nicht klar. Sie wollen orthodox bleiben, aber mit dem Orthodoxismus lassen sich Reformbestrebungcn nicht vereinigen. Die „Mißbrauche", die der Reformer beklagt, find keineswegs Auswüchse, wie er meint, sondern sie gehen mit Notwendigkeit aus zwei Grunddogmen der Orthodoxie hervor, von denen das eine den Tatsachen der Geschichte, das andre dem modernen Empfinden und der Vernunft widerspricht. Dieses, das tzöllen» dogma, heben alle drei Orthodoxien gemeinsam. Wer an ein Leben nach dem Tode glaubt, der glaubt natürlich auch an das Walten der Gerechtigkeit Gottes im Jenseits, also an jenseitige Belohnungen und Strafen. In dem Zeitalter, wo dem Moloch Kinder der» brannt wurden, und in dem darauf folgenden, wo man im Zirkus zur Ergötzung des Pöbels Menschen schlachtete und wo die Reronen rasten, mußte wohl die verdorbene Phantasie die jenseitige Strafjustiz mit allen Greueln der irdischen Gegenwart aus» statten; und wenn ein frommer christlicher Kaiser, Theodosius, seiner beleidigten Majestät in Thessalonlch 7000 Menschen opferte, wenn, wie man aus Predigten des Chryso» stomus erfährt, die Bewohner Antlochiens wegen Beschimpfung der Bildsäulen des Ar» ladius und honorius eine ähnliche Strafe zu erwarten hatten, fo darf man sich nicht wundern, daß die verschrobenen Theologenhirn« folgerten: da Gottes Majestät unend» lich hoch über der des Kaisers steht, so gebührt ihren Beleidigern, und solche sind alle Sünder, unendliche, d. i. ewige Strafe. Seine vollendete Ausbildung empfing das Höllendogma in der Zeit, da die Wenfchen, deren Phantasie sich beständig mit dein

Teufel beschäftigte, selbst Teufel geworden waren, als Landsknechte im Kriege, als Obrig» leiten unter dem Verwände der Strafjustiz ihre Mitmenschen mit mehr und ärgern Martern peinigten, als Dantes Dichterkraft zu erfinden vermocht hatte. Dieser grau» same Fanatismus des 16. und 17. Jahrhunderts war eine Doktor Elsenbart»Kur, welche die Vorsehung der in Liederlichkeit deisunlenen spätmittelalterlichen Christenheit verord» nete, aber vom Christentum und von der Vernunft, die beide zusammengehören, war er das grade Gegenteil. Man schwankt, welchem von beiden man die Palme der Unver» nunft reichen soll: Calvin, der die ungeheure Mehrheit der Menschen von Ewigkeit — zur Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes — für die ewige tzöllenpein und für die diese rechtfertigenden Laster und Verbrechen prädestiniert sein läßt, oder dem katholischen System. Diesem nach hat ein dummer Teufel Gottes Schöpfung verdorben, die dann durch die Erlösung nur ganz kümmerlich wieder zurecht» gerückt wird. Denn der ewigen Verdammnis verfallen bleiben alle die Milliarden der Ungetansten, die getauften Ketzer und die unbuhfertig oder ohne priesterliche Absolution sterbenden Katholiken. Daß und wie ein kleiner Bruchteil der Menschheit gerettet wird, setzt der Unvernunft die Krön: auf. In der Theorie freilich spricht die Kirche sogar den Ketzern die Seligkeit nicht ab, beileibe nicht! Wenn diese bona iiäe ihrem Irrglauben ergeben sind, und wenn sie vor ihrem Tode eine „vollkommene" Neue über ihre Sünden „erwecken", so können sie gerettet welden. Da aber diese ethische Leistung, die der Katechismus ausführlich beschreibt, ungeheuer schwierig ist, so verliert diese Milderung des grausamen Dogmas bei näherer Betrachtung jeden praktischen Wert. Und was jenen winzigen Bruchteil der Menschheit vor dem ewigen Feuer bewahrt, das sind beim Licht« besehen und im Grunde genommen — zwei von den Priestern geübte, mit magischer Wirkungskraft ausgestattete Zeremonien: die Taufe und die Absolution. (Schluß folgt.)

Praktische Entwickelungslehre. Von Wilhelm VölsHe.

Die stachellose Opuntie.

^^ie Namen der ersten Menschen, die herum experimentiert haben: ob man nicht ^!^ eine lebendige Pflanze zum Zweck sich »veredeln", sich zurechtschlagen könne, eben wie ein Stück Feuerstein zum Messer geschlagen wird, sind uns nicht überliefert als die von klügelnden „Entwicklungstheoretitern". Sie find uns überhaupt nicht überliefert als Namen; sondern wir ahnen ihre Träger nur als fortlebend in ganz bestimmten Leistungen, die nach dieser Seite schon aus dem Urblau der Kulturgeschichte auf» tauchen; in Pferderassen und Ochsenrassen, in gefüllten Nosen und der zum Pfirsich der» edelten Wandel, oder der sühen Birne am Zweig der alten zähen Holzbirne. Die das voll» bracht, hatten zuerst einen großen Bann praktisch gebrochen. Der Stein lieh sich zum Werkzeug verbessern. Irgendwie lieh sich auch das lebendige Wesen wirklich noch um» gestalten, verfeinern für unseren Zweck. Leute vom Schlage des trefflichen Sau» hirts bei Homer oder noch rohere Viehtreiber, wie sie dort der Zyklop vertritt, sind diese ersten Experimentatoren von Erfolg gewesen, nicht Philosophen, die auf das Welträtscl gingen. Sie nahmen noch keinerlei Stellung zu den Fragen, die unsere Wasmanns und

2 0
0 0
echten Darwinisten etwa trennen. Ihre Weltanschauung war höchstwahrscheinlich «in allgemeiner Dämonenglaube, der überall, in jedem Blitzschlag und jedem unerforschten Ton im Walde, noch den unmittelbaren Ausdruck und Eingriff von spulhaften menschen» ähnlichen Persönlichleiten sah, also eher auf der extremsten Linie noch entfernt von mo» dernen freien Naturauffassungen stand. Theoretisch war für sie ganz und gar kein Grund dafür vorhanden, daß Tiere und Pflanzen fich lebendig umschmelzen ließen in bequemere, brauchbarere für den Menschenwunsch. Es konnte genau so gut anders sein. Pflanze und Tier konnten ebensogut bloß individuell verwandelbar sein im Sinne eines Verletzens, eines Tötens. Aber jene urältesten Tier» und Pflanzenzüchter erfuhren eben einfach, daß es anders, daß eine Aenderung möglich sei.
Unter ihren zunächst jedenfalls ganz roh tastenden Händen entstand der Anfang eines ganz neuen Naturreichs auf der Erde: Tier» und Pflanzenformen, gemodelt vom Menschen für den Menschenzweck. Daß aber etwas derart entstehen konnte, mit den Jahrtausenden immer wunderbarer, immer erfolgreicher entstehen tonnte, dazu war die absolut notwendige Voraussetzung, daß überhaupt der Tier» und Pflanzenorgantsmus irgend eine modelbare Seite, einen Anhalt zu zweckentsprechender Umformungsmöglichteit besaß, — daß er veränderlich war. Tiere und Pflanzen ließen sich erziehen. Jedes Erziehen setzt aber irgend eine Aenderungsmöglichteit voraus, wenn es glücken soll. Von jenen alten Experimenten zur Entwicklung von Kulturtieren, Kulturpflanzen wissen wir aber gerade und sogar wesentlich nur, daß sie geglückt sind. Wir sehen fortlebend ihre praktischen Erfolge. Wenn diese ältesten unbekannten Aosen» und Nindviehzüchter nicht hexen konnten, so müssen sie auf Aenderungsmöglichteit«« gestoßen sein, die sie ausnutzen konnten.
Diese »praktische Entwickelungslehre" (sie wurde natürlich auch möglichst früh schon eine „Lehre" im echten ursprünglichen Sinn eines weiter gegebenen praktischen tzand» Werks!) ist aber nun nicht etwa ein verschollenes Iunftgeheimnis der Urzeit ge» blieben, sondern sie wirkt und schafft in ganzer Kraft bis heut« bei uns fort; ja sie schafft von Tag zu Tag intensiver, je schneller eben überhaupt unsere Erderoberung, in der sie ja nur ein großes positives Stück ist, weitergreift. In ihrer enormen ständigen Weiter» arbeit mit den enormsten praktischen Erfolgen verhält fi« fich zu allen Theorien über historische Lebensentwicklungen jenseits des Menschen genau wie unsere elektrischen Groß» stadtbetrieb« sich etwa zur Atomtheorie in der Physik verhalten. Speziell die Darwinsche Fassung jener geschichtlichen Entwicklungstheorie, die Wasmann so befehdete, mit ihrer Selettionstheorle usw., ist (bei all ihrer Weltanschauungs-Tragweite) faktisch doch nur ein gelegentlicher Seitensproß, ein Ableger jenes ungeheuren lebensstrotzenden Baumes der aktuellen Entwicklungspraxis, — allerdings einer, der sich so eng an die dort <r» rungenen tzandwertsformeln bewußt anschloß, daß er gerade deswegen nicht mehr ganz unabhängig abgefertigt werden kann. Ein Prinzip wie die Selektion beispielsweise läßt sich auch geschichtstheoretisch nicht gemütlich wieder vom Katheder aus zum alten Eisen werfen, solange mit ihm (und wachsend sogar) in irgend einer Weise jedenfalls prak» tisch Millionen verdient werden. Das letztere geschieht aber.
Es ist wirklich nichts lustiger, als sich erzählen zu lassen, daß die Veränderlichkeit der Tier» und Pflanzenformen nach irgend einer Richtung hin auf der Erde ein kniffe»

liges historilerproblem sei, voll unbewiesener Hypothesen, im ganzen heute noch mit nichts ganz sicher beweisbar, ja beinah der Grenze des resignierten ewigen „Ignorabimus" nahe, ein rechtes echtes Zeugnis des Schwankens und blinden Tappens all unserer menschlichen Meinungen, stets uns mahnend, baß wir lieber in gewissen Neliglons» dogmen sicherere Wahrheiten uns suchen sollten.... und dann einige praktische Ziffern damit zu vergleichen. Der kalifornische Züchter Luther Burbank, der die prat» tische Entwicklungslehre und Erderoberung für den Menfchenzweck nach dieser positiv umgestaltenden, pflanzenerzieherifchen Richtung mit den Mitteln und dem StU des mo» dernen Nordamerika betreibt, hat in neuerer Zeit eine neue Zuchtkartoffel in Umlauf gebracht, die nach ihm benannte Vurbanttartoffel. Diese Burbantlartoffel hat laut Be» richt des U. 3. ^ßricullural Department den Iahresertrag der amerikanischen Kartoffel» ernte um 17 Millionen Dollar gesteigert!

Es ist der gleiche Vurbanl, der eine Pflaume gezüchtet hat, die keinen Stein hat, eine Brombeere, die keine Dornen hat, und den bekannten, sonst furchtbar bewehrten Feigen» laltus (Opuntie) so, daß er stachelfrei ist. Die alte "Rede, daß es sich auch hier nur um kleine Liebhaberscherzchen Hand, >, die den eigentlichen denkenden Naturforscher bei seinen Studien über die großen biologischen Grundfragen nichts angingen und die er gar nicht zu wissen brauchte, wird angesichts solcher Erfolge wohl niemand mehr weiterreden wollen. Verweilen wir im Sinne des einfachen Eroberungsgehalts einen Moment bei der stäche!» losen Opuntie. Die Kaktusschöpfung, ursprünglich fast rein auf Amerika beschränkt und erst durch den Menschen selbst für die ganze Erde paffend ausgenutzt, ist an sich eines der glänzendsten Beispiele einer gelungenen Schutzanpassung für ein bestimmtes Milieu, das zunächst die Pflanze selbst für sich erobert«. Der Kaktus bringt es fertig, in der fast wasserlosen, sonst für das ganze Leben grauenvollen Wüste ein höheres Pflanzen» dasein mit einer sogar in ihrer Art traft» und saftstrotzenden Fülle der Entfaltung durch» zuführen. Aeußerlich ficht er wie versteinert aus. Sein ganzes Leben steckt im Stengel, im Stamm. Dort aber führt es im Verborgenen ein um fo üppigeres Dasein. Wer die (vom Menschen hier schon importierte) Opuntie im Sonnenbrand auf den nackten Geröll» wüsten des inneren Sizilien einmal ihre phantastischen, selber stelnhaft starren Arabesken hat bllden sehen, wahrt einen unvergeßlichen Eindruck pflanzlicher Anpassungsfähigkeit, — Anpassungsgenies möchte man geradezu sagen. Wan möchte sich den Mond in seinen wasserlosen Ware»Ebenen von solchen Opuntien bevölkert denken. Nur die noch bedürf» nislosere Flechte ist ihr noch über an ihrem Granitfels und die märchenhaft seltsame platte Welwitschla der afrikanischen Steppe. Aber diese Gewächse sind dürr wie ihr Terrain; der Kattus quillt in seinem Innenversteck von Saft. Gerade dieser Saft be» deutete nun aber auf der Höhe feiner Wüsteneroberung auch eine Gefahr für ihn. Das höhere Tierleben suchte die gleiche Eroberung zu machen durch ihn. Pflanzenfressende Huftiere wollten sich bei Durchquerung der Oede an ihm sättigen, vor allem an seinem triefenden Stammfleifch, dem er fast sein ganzes Blattwerk geopfert, den brennenden Dürft kühlen. In diefem Angriff schwer bedroht, reagierte der Kaltus durch AusbUdung seines furchtbaren Stachelkleides. Er zog einen Stachelzaun im eigentlichsten Sinne um seinen Leib. Ich kenne aus eigener Erfahrung nichts Scheußlicheres als einen Kampf mit Opuntien»Stacheln und »Brennborsten. Den großen Huftieren in Mexiko, die den Stachel»

» o
o »
draht ihrer Wüstenopuntien mit dem Huf zu zertrümmern suchen, lostet nicht selten ein einziger solcher Stachel das Leben. So hat sich der Kattus gerettet.
Auf diesem Puntt war die Sache schon in grauen Tagen zum Stillstand gekommen. Wer will das Alter solcher Schutzanpassung feststellen l Vielleicht haben die Kaktus, gewachst schon die pflanzenfressenden Saurier der Kreidezeit so abgewehrt, sicher wohl die durchwandernden Wastodonelefanten und einheimisch»ameritanischen Wildpferde der Dilu» vialzeit. Jetzt aber, vielleicht nach Iahrmillionen, kommt der Mensch. Die engen Ver» breitungsgrenzen der Kakteen (nur eine einzige ihrer vielen Formen scheint ursprünglich dem tropischen Afrika anzugehören, alle andern sind neuweltlich) ist von ihm alsbald durchbrochen. Durch ihn wird die Opuntie (ebenso wie die sonst nicht verwandte lilien» ähnliche >VßHve americana) im Laufe der paar hundert Jahre seit Kolumbus so sehr Charakterpflanze der Mittelmeerländer, daß wir heute schon träumen, die Helden Homers mühten zwischen ihnen gewandelt, die Schafhürde des Zyklopen mit ihnen umgürtet ge» Wesen sein. Anfangs ist dieses Mitwandern mit dem Menschen wahrscheinlich ein halb zu» fälliges, — wie der Sperling, die Natte, das Kaninchen, die Nachtkerze und die Wasser» pestpflanze mit ihm um die Erde gegangen sind. Aber bald zeigt sich bei dem fern ver» wildernden Gewächs hier etwas Bedeutsames. Wie es einst jene Tiere im Daseinskampf, im Naumkampf verfuchten, so greift auch der Menfch immer wieder in die Wüste hinaus. Unglückliche Fügungen haben der späteren Kultur äußerst bequem gelegene Teile der alten Welt zur Steinöde umgeschaffen auch da, wo früher üppiger Wald war. Im Karstland an der Adria wie im Innern Siziliens ist der Wald zu Zeiten unvorsichtig abgeholzt worden und der Negen hat den Humus fortgewaschen. Solche Länder wieder aufzuforsten oder auch nur in viehnährende Matten umzuwandeln, wäre eine Aufgabe unfaßbarer Kapitalien, da erst das Erdreich wieder auf den entblößten Fels gebaut werden müßte. Der Kaltus aber erträgt diefen Felsboden als solchen, er grünt und saftet auf ihm in verschwenderischer Pracht. Und hier gerät er plötzlich in die Interessensphäre auch des Menschen. Die Opuntie liefert eine eßbare Frucht. Wehr aber als das. Sie würde Tiere ernähren tonnen, eine wirtliche Weide geben tonnen. Tiere jetzt, an deren Naumeroberung auch der Mensch ein Interefse hat, nicht beliebige belanglose, sondern Kulturtiere. Das, was die Pflanze abwehren wollte, wäre gerade jetzt Wunsch des Menschen. Aber indem er ihr ja gleichzeitig seinen Schutz verleiht, ihre hegung und Ausbreitung in anderer Weise garantiert, bedroht dieser Wunsch nicht mehr wirtlich ihre Existenz. Er bedeutet ihr nur noch einen Tribut, ein bestimmtes Dezimiertwerden (wie bei den Getreidearten unserer Kultur), das doch die Pflege und künstliche Aussaat für die Art tausendfach aufwiegt.
In diesem Moment ist aber der Stachelzaun, den die Opuntie einst um sich gezogen, doppelt erledigt. Er ist nicht mehr nötig zur Arterhaltung, gleichzeitig aber ist er in dem neuen Zweck nur ein Hindernis. Der Mensch bewährt also seine vollendete An» «ignungstraft, indem er seinen Protegs im steinigen Wüstenland in kürzester Frist wieder veranlaßt, seine Stacheln abzulegen. Er erzieht ihn zur Stachellosigteit.
Fortan wird der Kaltus ihm eine Pionierpflanze sein, mit der er bisher unfruchtbares Terrain sieghaft erobert. Unfähig, wie Moses Wasser aus dem Fels durch einen Stock» schlag zu zaubern, hat er eine vorhandene Aaturchance doch so ausgenutzt, daß diese Wüste

vor ihm grünt von einer fruchtbaren Weide, die lein Stachelzaun der Nutzung entrückt. Wer kann sich der Meinung verschließen, daß hier eine Perspektive ohne Grenze sich auf» tut. Dem Freunde friedlicher Fortschritte erscheint das schöne Bild dabei einer Kultur, die nicht mehr roh vernichtet, nicht mehr bloß grob jätet, sondern die auch innerhalb des Lebens vorhandene Anlagen entwickelt, gegebene Kräfte dirigiert, das Lebendige als Lebendiges für einen größten Erdenzweck erhöht und feit. Der Tier» und Pflanzen» freund, der mit feiner Gemütsforderung sich ohnmächtig fühlt gegenüber ungeheuren Wächten auch hier der Realpolitik, ahnt, daß ein Schatten des yumanitätsgedanlens, der alle Menschen zunächst als Einheit und absoluten Wert im ethischen Sinne faßte, sich dabei leise doch auch schon auszubreiten beginnt über alles Lebendige. Es scheint der Tag in der Rechnung aufzutauchen, da die gesamte Tier« und Pflanzenwelt der Erde auch in «in neues ethisches Verhältnis zu der Menschheit tritt, da sie ganz anders eng zu dieser Menschheit gehört. Sie wird sein Kind, sein Erziehungsresultat, sein Wert sein. Es werden sich da wunderbare Zusammenschlüsse endlich vollziehen, von denen heute der Blumenfreund in feinem stillen Gartenwinkel eine dunkle Gemütsahnung besitzt, diesen stillen Glauben des Ideals, d<r hier wie überall aus der Tiefe der Sehnsucht und des Innenlebens den Dingen vorauspulst, — den aber dereinst das helle Licht der Realpolitik erfüllen wird wie alle Ideale.

All das aber nur, weil eben das Lebendige sich nicht bloß töten, sondern wirklich auch er» ziehen läßt. Weil das in der realsten Praxis sich als richtig ergibt, was im Grunde doch der Kern auch aller historischen Entwicklungstheorie und die Grundlage aller hier wur« zelnden Weltanschauung ist: daß nämlich die Tier» und Pflanzenformen veränder» l i ch find vor den Forderungen veränderten Zwecks.

Nichts aber ist fernerhin noch wieder amüsanter, als zu verfolgen, wie diese unhemm» bare praktische Unterströmung der Dinge auch bereits bis in die verwickeltsten Details hinein sich an dem beteiligt (praktisch in einer Form beteiligt, die sich in Geldsummen, in Wirtschafts» und Industriewelten ausdrücken läßt), was oben in der Kathederdebatte als der Ausbund erst der vagsten aller vagen Theorie erscheint. (Ein Schlußaufsatz folgt.)

Sexueller Idealismus.

Ein Veitrag zur sozialen Frage von Emst von Wolzogen. (Schluh.)

HsNer meinem Gedankengang bis hierher gefolgt ist und meine Meinung teilt, daß die -»»V Ablehr vom Willen der Natur nicht zu einer Veredlung der tierischen Instinkte, sondern im Gegenteil zu einer verhängnisvollen Beschränkung seelischer Entwicklungsmögllchleiten geführt, die Erreichung eines persönlichen Glückszustandes gerade für die höher tulti» vierte Menschheit außerordentlich erschwert und obendrein noch die Kultur mit der Schande der Prostitution belastet habe, der wird nun mit der bangen Frage hervortreten: kann das anders werden, oder schließt das, was wir gewöhnt sind unter dem Begriff Kultur zu» fammenzufassen, eine Idealisierung des Trieblebens aus? Das letztere würde in der Tat der Fall sein, wenn man den Begriff Kultur mit dem des Christentums identifi» zieren mühte. (Wobei allerdings zu betonen bleibt, daß Christentum nicht gleich Jesus» lehre zu setzen ist.) In unserer abendländischen Kultur spielt allerdings das Christen» tum, so wie es die verschiedenen Kirchen und Konfessionen festgelegt haben, eine aus»

o »»
schlaggebende Rolle für die Gestaltung unserer sittlichen Anschauungen, unserer gesell» schllftlichen Moral. Wie sehr sich auch die intelligent« Oberschicht sämtlicher christlicher Völler von dem Dogmenglauben ihrer verschiedenen Kirchen emanzipiert haben mag, ge» wisse Grundänschauungen sitzen doch noch fest im Blut und! beeinfluffen die ganze Vor» stellungswelt. So tommt es, daß selbst die große Schar der religiös Indifferenten und fogar zahlreiche Angehörige der wirtlich geistig frei gewordenen Minderheit sich dennoch von jener christlichen Mißachtung des Trieblebens nicht los machen tonnen. Pas ge» flügelte Wort von der Emanzipation des Fleisches hat einen recht üblen Klang bis heute behalten, und! niemand will in den Verdacht kommen, roher Genußsucht das Wort zu reden, indem er der Wollust der Kreatur Hymnen singt. Wir haben jüngst «ine inter» essante Bestätigung dieser Tatsache erlebt. Ein warmherziger und überaus Nuger Pastor, der zugleich über eine starle dichterische Darstellungsgabe verfügt, Gustav Frenssen, hat mit scharfem Blick erkannt, was die christliche tzeilslehre für den denkenden modernen Menschen unannehmbar macht. Nämlich einerseits die Forderungen des Glaubens an das Wunder und an die göttliche Persönlichkeit Christi, andererseits die Diesseitsverachtung und! Fleischesfeindschaft der Kirchenlehre. So hat er in se-nem „hilligenlei" seinem über» aus großen Publikum von zaghaften Wöchte»gern»Ehristen nicht nur das Idealbild eines menschlichen Jesus gezeichnet, sondern auch in heißen Tönen von der Iungwelbernot ge» redet und sich redlich bemüht, den Irrwahn zu zerstören, als ob das Bekenntnis zu Jesus die grausame Unterdrückung des Trieblebens bedingte. Die Folg« dieses kühnen Vor» stoßes war, daß nicht nur die Vertreter des orthodoxen Kirchentums ein lautes aliatbein, 5>tl wider diesen Ketzer riefen, sondern auch die große Majorität der lauwarmen, pflaumenweichen, sagen wir der nationalliberalen Leute tjer blassen Anständigkeit, ihm ängstlich die Gefolgschaft auf dieses Gebiet verweigerten und! sogar die Lauterkeit der Absicht des hochgepriesenen Dichters des Jörn Uhl abzustreiten bereit waren. Was soll da von Seiten der modernen gebildeten Gesellschaft erst der Prophet zu gewärtigen haben, der die Prostitution für eine Folgeerfcheinung christlicher Anschauung erklärt, eine höhere Glücksmöglichkeit für die Allgemeinheit, eine höhere Gesittung, ein rascheres Tempo der Aufwärtsentwicklung der Menfchheit von der radikalen Umkehr der gegenwärtigen sittlichen Begriffe erwartet!

Vom Staat wird kein Vernünftiger eine Mitwirkung bei dieser erschreckend neuen Kultur» arbeit verlangen. Er wird! sich niemals dazu bereit finden, jedem braven Arbeiter des Sonntags ein Hühnchen in den Kochtopf zu tun unli jedem pünktlichen Steuerzahler ein hübfches Mädchen als Gattin zuzuweisen. Dl« hohe Obrigkeit hat es auch gar nicht nötig, die "Rolle des lieben, guten Onkels zu spielen, besonders wo es sich um Fragen allerpersönlichsten Glückes handelt, tzler kann nur Selbsthilfe erfolgreich sein, und! es mehren sich erfreulicherweise die Kennzeichen dafür, daß die Erkenntnis dessen, was not tut, im Fortschreiten begriffen fei. Die gut«« Erfahrungen, die man an vielen Orten, beispielsweise mit der Koedukation, dem gemeinsamen Unterricht der beiden Geschlechter, gemacht hat, sowie die wachsende Aufklärung durch die Arbeit der Frauenbewegung und Bemühungen unverdächtiger ärztlicher Berater und! beredter Poeten haben immerhin lüch» tige Pionierarbeit geleistet. Im Jahr« 1901 erklärte mir der Polizeipräsident von Breslau, daß er in einem Gedicht von mir, in welchem ich ßie Behauptung aufstellte.

daß der yimmelsvater allemal schmunzelnd zum Segen bereit sei, wo immer und' so oft ein seliger Mann sein Mädel sich zu Herzen nehme, den Tatbestand der Gotteslästerung und össentliche Aufforderung zur Unzucht erblicke — und, im Februar dieses Jahres 190? hat der preußische Minister des Innern, von Bethmann»tzollweg, im Abgeoidnetenhause die Kapuzlnade eines biederen Sittlichteitsvereinlers wider den Berliner Sündenpfuhl in feiner ruhiger Weife auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und zum Schluß mit schier poetischem Schwung den wütenden Tugendwächtern zu bedenken gegeben, daß sie mit ihrer Müllkärrnerei die Quellen alles Lebens und aller Kraft zuzufchütten bestrebt seien, jene Quellen, aus denen den Menschen höchste Lust und höchstes Leid, alle Arbeits» und Schaffensfreudigkeit entspränge. Allerdings sah sich seine Exzellenz noch im Laufe der Sitzung infolge einer Anzapfung von orthodoxer Seite veranlaßt, berichtigend zu äußern, baß er mit jener heiligen Quelle nicht die Sinnlichkeit gemeint habe! — Ich möchte wissen, was sonst: die christliche Nächstenliebe? Den heiligen Ehestand? Diese Berichtigung nähert den sympathischen Minister leider wieder ein wenig dem unsympathischen Polizei» Präsidenten von Breslau, unt es wäre vielleicht doch verfrüht, aus der Gegenüber» stellung jener beiden Aeußerui.gen auf einen Fortschritt des natürlichen Empfindens innerhalb der hohen preußischen Veamtenwelt zu schließen. Der ministerielle Rückzug vor dem Wort Sinnlichkeit ist überaus bezeichnend. Es liegt hierin der Kern der ganzen Frage, mit der wir uns hier beschäftigt haben. Solange der gesittete Mensch, der etwas auf seine Reputation hält, sich in seiner Ehre gekränkt fühlt, wenn man ihn einen finnlichen Menschen heißt, solange wird der Weizen der Pfaffenschaft blühen, und das saubere Ge» werbe der Prostitution üppig gedeihen. Wenn w°ir aber dahin gelangen sollten, die Sinn» lichteit (im Gegensatz zum Stumpfsinn) für einen Vorzug zu betrachten, als welcher den Besitzer befähigt, ein Weib glücklich zu machen, eine körperlich und geistig wohlbegabte Nachkommenschaft zu erzielen und fo fein tzeim mit idealen Gütern zu schmücken; wenn wir ferner dahin gelangen sollten, die begüterte Tochter aus gutem tzause, die eines Rühmens daraus macht, ein Dutzend Anbeter vergebens schmachten zu lassen, als eine alberne Kokette zu verachten und dafür jedes Mädchen loben, das sich dem Erwählten ihres Herzens hingibt und sich bereit findet, ihm den Kampf um feine Existenz durch ihre tröstlich« Kameradschaft zu erleichtern, auch ohne daß fle die Sicherheit hat, einst durch «in behagliches Leben in forgefreiem Ehestande belohnt zu werden; wenn man auf die Moral der steirischen Vauerntnaben und des lockeren Künstlervöllchens nicht mehr entrüstet hinab», sondern vielmehr anerkennend hinaufschaut, weil die Kunst, Daseinsfeste ohne Aufwand materieller Mittel zu feiern, einen beneidenswerten Borzug jener Wenfchen» forte bedeutet; und wenn endlich nicht mehr die Zahl der unehelichen Kinder, sondern viel» mehr die Zahl der hilflos verlassenen Mädchenmütter zum Gradmesser der Sittlichkeit ge» macht wird! ^ dann «ist wird der große Schritt nach vorwärts getan sein, dann wird das Wort freie Liebe von keinem Wüstling mehr im Munde geführt werden können, ohne daß er von jedem anständigen Mann derb eins darauf bekäme, dann wird die Statistik höchst» wahrscheinlich einen direkten Zusammenhang zwischen der Zahl der Prostituierten und der unehelichen Kinder entdecken und ohne Verwunderung konstatieren, daß die Zu» nahm« der einen die Abnahme der anderen bedinge. Aber zu jener Zelt wird man viel» leicht von unehelichen Kindern überhaupt nicht mehr sprechen, untj man wird jeden mit

c>
o c> o
Kindern gesegneten Liebesbund als einen geheiligten Ehestand ansehen, gleichgültig, ob irgend welche obrigkeitlichen oder religiösen Zeremonien vorhergegangen sind, oder nicht. Die Anerkennung der Vaterschaft mühte alsdann genügen, um einem Kinde das Necht auf den Namen, den Schutz und das Vermögen des Vaters ebenso wie allen im legi» timen Ehestande Geborenen zu sichern. Es würde unter solchen Verhältnissen nicht weniger, sondern ungleich mehr geheiratet werden als gegenwärtig. Und wenn diejenigen Paare bald wieder auseinander gingen, die zur Erkenntnis gekommen sind, daß sie sich über ihren Charakter gegenseitig gründlich getäuscht haben, so wäre das wahrlich lein nationales Unglück, sondern dürfte im Gegenteil zur Entleerung der Trtnterasyle, Gefängnisse und Irrenhäuser nicht unwesentlich beitragen. Die exklusive gute Gesellschaft jener Zukunft, sowie deren Damentaffeetränzchen tonnten alsdann ihre sittliche Entrüstung wider die» jenigen Männer lehren, die undankbar eine treue liebende Kameradin bloß aus Ver» gnügen an erotischer Abwechslung verlassen haben, oder in übler Nachrede die schänd» liche Geschlechtsgenossin ersäufen, die mit ihrer Jungfernschaft einen schamlosen Kuhhandel getrieben hat. — Die heuchlerische Prüderie der heutigen Gesellschaft gibt vor, die Prosti» tution zum Schutze ihrer Frauen und Töchter dulden zu müssen; der Witz der Sache ist aber der, daß die Frauen und Töchter diesen angeblichen Schuh im Grunde ihres Herzens dankend ablehnen, weil sie ihn für Beleidigung, mindestens aber für eine Be» einträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit halten; und ferner, daß der Vernichtungsschlag wider das Schandwescn der Prostitution nur dadurch zu führen ist, daß jeder gesunde manierliche Mann zur Stillung seines Liebesdurstes ein Mädchen seiner Art gratis zur Verfügung haben kann. Gegen rohe Gier kann sich jedes gesunde normale Weib selbst erfolgreich zur Wehr setzen, und die immerhin seltenen Ausnahmefälle brutaler Gewalt» anwendung find ja auch bekanntlich durch die heutige Schutzmaßnahme der Prostitution nicht ausgeschlossen.

Es wäre leicht, einen utopistischen Zukunftsroman zu schreiben, wenn man mit seiner Phantasie allen Möglichkeiten individueller und gesellschaftlicher Entwicklung unter der Herrschaft neuer sittlicher Ideale nachgehen wollte. Aber ich meine, das Jonglieren mit Wenn und Aber sei nur ein müßiges Gedankenspiel und die hier gegebene Anregung zum Nachdenken, zur Einkehr in das eigene Innere vorderhand schon genügend. Die Kunst und die gewandte Feder sind gewiß nicht zu verachtende Mitstreiter im Kampfe für die zweifellos gute Sache einer naturgemäßen Sittlichkeit. Aber die Kriegführung wird eine unendlich langwierige, die Völler vielleicht gefährlich erschöpfende bleiben, wenn nicht ein mächtiger Bundesgenosse zu Hilfe kommt: eine neue Neligion — eine Religion, die sich auf lein philosophisches System, auf leine wiffenschaftllche Hypothese, noch auch auf die mystischen Halluzinationen eines entrückten Schwärmers, sondern einfach auf die Offenbarung der Natur stützt. Eine solche Religion brauchte durchaus keine universale zu sein, im GegenteU, sie würde von einer Nasse, von einem Himmelsstrich zum anderen naturgemäß erhebliche Verschiedenheiten zeigen; aber eines würde sie sicher vor den jetzigen Weltregionen voraus haben: die Achtung vor dem Triebleben, und aus dieser Achtung würde sich eines ihrer vornehmsten Sittengebote von selbst ergeben: Du sollst den Namen der Liebe nicht unnütz führen. Du follst deine Begierde heiligen, auf daß es dir und deinem Weibe wohlgehe und deine Nachkommenfchaft blühe auf Erden.

o o

Der Maler und der Dramatiker.
Von Vernarb Shaw.

/i^s ist, wie ich glaube, noch nicht bemerkt worden, daß die Bildergalerien in London ^»< ungewöhnlich interessant sind für Theaterliebhaber, die den Ausspruch: ‚Es gibt nur eine Kunst' richtig verstehen. In der .Grafton Gallery' sehn wir das Lebenswerk des dramatischesten aller Maler, Ford Madox Brown, der ein Veattst war; in der „New Gallery' das des <3. F. Watts, der ein Idealist ist; und in der .Academy' das Lelghtons, der nur ein vornehmer Zeichner gewesen ist.

Ich nenne Madox Brown einen "Realisten, weil er Lebenskraft genug befaß, um eine tiefe Freude und ein unversiegbares Interesse an der Welt, wie sie wirklich ist, zu haben, und nicht an einer verschönerten, idealisierten, in jeder Weise für den Kunstbedarf heraus» geputzten Welt. Diese Liebe zum Leben und die Kenntnis seines Wertes ist etwas Seltenes; bergehoch erhaben über die gewöhnliche Marktnachfrage nach Schönheit, Modernität, Verfeinerung, Oleganz des Stils, Zartheit des Gefühls, Charalterzauber, sympathischer Philosophie (der Philosophie des glücklichen Ausgangs) nach dekorativen Sittllchkeits» systemen, die das rosenrote und stürmische Laster der lilienweißen und schmachtenden Tugend entgegenstellen und »die Liebe" allen beiden als allgemeine Vesänftigerin und Erlöser!« gegenübertreten lassen. Sie ist auch erhaben über die, die das alles als Schönheit oder Tugend anbeten, und an die Stelle des Lebens setzten, um das Leben einzuengen und einzuschränken, anstatt es zu erweitern und auszufüllen. Dieser zügellosen Genußsucht gegenüber sind die meisten Künstler die reinen Kuppler; denn das Schönheitsgefühl, dessen es bedarf, um einen Mann zum Künstler zu machen, ist so stark, daß das Lebensgefühl in ihm notgedrungen ganz wunderbar fein muh, wenn es jenes besiegen soll. Es wird dem gewöhnlichen für die Schönheit fchwärmenden, das Leben umgehenden Amateur immer ein Geheimnis bleiben, wie der Nealist in der Kunst seine unverschönerten, unbarmherzigen Feierungen des Alltagslebens unter so viele, hübsche, gefällige, fuße, edle, rührende Erdichtungen bringen und dennoch feine Stelle dort unter den Höchsten einnehmen kann, obgleich der Spott, der Hohn, der Protest, der entschiedene Widerwille gegen ihn zu Beginn beinahe allgemein find. Unter den Malern sind die uns vertrautesten Beispiele Madi>r Brown und Nembrandt. Aber Madox Brown ist mehr Bealist als Vembrandt, denn Nembrandt idealisierte seine Farbe: er pflegte das Leben mit vollkommener Ehrlichkeit zu zeichnen malte es aber immer in einem goldenen Schimmer — als ob ihm weniger an dem direkten Lichte der Sonn« als an seiner Widerspiegelung in einem Siruptopf gelegen wäre — und pflegte die wirkliche Farbe jenem Bühnenglanze reuclos zu opfern. Nicht fo Madox Brown . . Wir alle können feine freie Luft atmen, uns in seiner Sonne wärmen und »die grüne Schicht auf dem stehenden Tümpel' an feinem Bilde von Dalton riechen. Nembrandt hingegen wäre eher gestorben, als daß er einen Kohltopf bedingungslos grün gemalt oder sich auf jene grellen Anilinfarben »Dissonanzen eingelassen hätte, die die moderne Findig» teil aus Teer und anderen, wenig versprechenden Materialien gewonnen hat. Madox Brown gab sich der Darstellung schottischer Schals und echter Grünzeughändler-Kohlköpfe ebenso liebevoll hin, wie Wagner sich den »falschen Aktorden' in der Harmonie hingab. Man blättere

o a
eine Sammlung von Nembrandts Radierungen durch, insbesondere jene unzähligen kleinen Studien, die vom Steckenpferd des tzelldunkelmalers frei sind, und man erkennt sofort den unnachgiebigen Nealisten. Man prüfe ihn an der verwundbarsten Stelle des gewöhnlichen Malers männlichen Geschlechtes an seinen Fraucnstudien. Die Frauen fangen mU dreißig an, gesellschaftlich erträglich zu werden, und vervollkommnen sich immer, bis der Vertiefung ihres Bewußtseins durch den Verfall ihrer Kräfte Einhalt geboten wird. Aber sie fangen viel, viel früher als mit dreißig an, hübsch zu sein, und erreichen in dieser Hinsicht manchmal wirklich ihren Glanzpunkt, lange bevor ihr Geschwätz — von den geschlechtlichen Täuschungen abgesehen — in ernsten Augenblicken dem stummen Mitgefühl eines klugen, zahmen Haustieres vorzuziehen ist. Man betrachte zum Beispiel die junge Dame, die von Ingres als ‚La Source' gemalt worden ist. Man stelle sich vor, man sei gezwungen, ein paar Stunden lang mit ihr zu plaudern. Ingres ist nicht nur dagegen gleichgültig: er war entschlossen, u>B begreif» lich zu machen, daß er das Mädchen einzig und allein wegen der Anmut seiner Gestalt schätze, und ist dabei zu sehr Klassiker, um sich durch irgend eine Rücksicht beeinflussen zu lassen. Unter Nembrandts Radierungen wird man hingegen eine Menge Frauen aller Art finden, und man wird über die Universalität seines Interesses und seiner Duldsamkeit erstaunt, ja sogar entrüstet sein. Er macht weder klassische noch moralische Umstände mit seinen Heldinnen. Venus mag siebzig und Chloe in ihrer am wenigsten vorteilhaften Stellung sein: tut nichts: er zeichnet sie um ihrer selbst willen mit ungeheurem Interesse, weder als Scherz, noch als moralische Lehre, noch als Muster der Anmut, sondern einfach, weil er sie, wie sie ist, für zcichenswert hält. Man findet das gleiche bei Madox Brown.
Die Natur selbst ist nicht unparteiischer zwischen einem hübschen Weibe und einem unschönen, einem jungen und einem alten, als er. Man vergleiche mit der reizenden Frau Johns von Vaunt auf dem Wyclliffe» Bilde die Gattin Foscaris; sie hat kein schönes Auslagcngesicht, das der Kläglichkeit ihrer Bewegung etwas Angenehmes verleihen tonnte; den Ellbogen des durch die Folterung zerrenkten Burschen hebt sie empor, weil seine verkrüppelten Hände sie nicht ohne Hilfe umarmen können. Ein angenehmer hübscher Ton wäre hier ein Hohn auf unsere Menschlichkeit. Aber im Falle der Frau des John of Gaunt verleiht das schöne Gesicht der Gattin, wie sie sich vornüber beugt und nach dem Mantel Johns greift — der in der Eigenschaft des politisch erregten Engländers vor der Ocffentlichicit einen gehörigen Narren aus sich macht, dem Humor und der Wahrheit der Situation die letzte Nuance.
Nirgends ertappt man den reifen Madox Brown bei einem falschen Pathos oder einer malerischen Pose. Man denke an alle Stellungen, in denen wir Francesca da Nlmini und ihren Geliebten gesehen haben; und dann betrachte man das in der Grafton Gallery befind» liche Bild jenes bejammernswerten, lächerlichen Paares, das in der kläglichen Ueberraschung und Verwirrung der Todesangst am Boden liegt, auf den es der rohe Gatte eben mit seiner ungeschlachten mörderischen Waffe hingestreckt hat. Man fragt, angewidert, wo der stolze Geliebte, das schöne Weib, der tainähnliche Nächer geblieben sind? Man eifert gegen die Ungeschicklichkeit des Mannes, der das alles weglassen und in uns einfach das Gefühl erwecken konnte, daß sich der Vorfall wirtlich zugetragen und man mitangesehen habe — der uns nicht unsere Vorstellung der Schönheit und Poesie dieses Falles, sondern sein Leben und seinen Tod darbietet. Ich erinnere mich, daß ich einst, als ich noch .Kunst» tritlker" war, und als Madox Browns Werk niir nur aus ein paar Zeichnungen bekannt

o «

war, Herrn Frederick Shields mit einer kritischen Darlegung von Madox Browns Mängeln traltierte, indem ich in einer der Zeichnungen den Mangel an »Schönheit' bei ein paar Ellbogen hervorhob, die mehr von dem Waschtroge als von der .Toilette der Venus" an sich hätten. Herr Shields brachte es fertig, ohne gegen die guten Sitten zu verstoßen, mir llar zu machen, baß er Madox Vrown für einen großen Maler und mich für einen großen Dummkopf halte. Damals achtete ich diese beiden Ueberzeugungen, und jetzt teile ich sie. Nur führe ich als Milderungsgrund für meine Torheit an, daß ich mich derart gewöhnt hatte, als ausgemacht anzunehmen, jeder englische Maler ziele aus die sexuelle Verschönerung und sittliche Idealisierung des Lebens, zu etwas dem Leben möglichst Unähnlichem hin, daß es mir zuerst gar nicht in den Sinn lam, ein Maler lönne eine unschöne Frau aus irgend einem andern Grunde zeichnen, als weil er nicht imstande sei, eine hübsche zu zeichnen.
» Nun wende man sich Watts zu, und sofort befindet man sich in einer visionären Welt, in der das Leben in Nebel zerfließt und die Vorstellungen von Adel und Schönheit, mit denen wir das Leben schmücken, Gestalt annehmen und sichtbar werden. Die Galerle ist eine einzige große Verklärung: Leben, Tod, Liebe und Menschheit sind nicht mehr sie selbst: sie find veredelt, geadelt, verschönt, sogar die Draperien sind entweder sich kräuselnde Seen von Farbenharmonien oder prächtige Banner, wie der fliegende Mantel von Tizians Bacchus in der .National Gallery". Vorzugeben, daß die Welt fo sei, heißt, das himmlische Leben leben. Es heißt, die ganze Welt verlieren und seine eigene Seele gewinnen. Solange wir nicht so» weit sind, zu erkennen, was für ein erstaunlich schlechter Handel das ist, könnten wir an der Zulünglichkeit der Kunst Watts' nicht zweifeln, immer vorausgesetzt, daß unsere Augen scharf genug sind, um ihre Linien und Farbenfprache zu verstehen.
Wer nun meinen eselhaften Heldentaten als Krittler — bei der im Zusammenhang mit Herrn Shields erwähnten Gelegenheit — nacheifern will, kann nichts Besseres tun, als jeden Maler auf die Annahme hin kritisieren, daß die Kunst des andern die richtige Kunst sei. Das wird auf dem kürzesten Wege zu dem Schluße führen, daß entweder Watts' großes Bild des Kutschers und seiner Pferde das einzige große Werl fei, das er je geschaffen hat, oder daß es in Madox Browns Werl nichts Bleibendes gebe, abgefehen von der Stickerei und den Möbeln, einigen Stellen Freiluftmalerei und technischen Kunststückchen, wie seiner Kombinatton der Virtuositäten der Porträtstile holbelns, Antonio Moros und Nembrandts in dem imaginären Porträt Shakespeares. In welchem Falle ich den Betrachtern nur soviel Verstand wünsche, um zu erkennen, daß diese Schlußfolgerung nicht ein Beweis für die Wertlosigkeit Watts' oder Madox Browns ist, sondern eine reäuctio ad 2b5ur6um der eigenen kritischen Methode.
Nun höre ich die Frage: was hat das alles mit dem Drama zu schaffen, von dem Sie sprechen wollten? Selbst wenn es nichts damit zu schaffen hätte, lieber Leser, wäre die Frage nur ein armseliger Lohn für die Mühe, die ich mir gebe, um deinen Geist zu veredeln Aber lassen wir das! Ist dir nie die Aehnlichkelt zwischen den bekannten Paroxysmcn der Ibsen »Feindschaft und der Schmähung, dem Hohn, dem ärgerlichen Widerwillen, dem unüberwindlichen Mißverständnisse aufgefallen, die Madox Brown hervorrief? Fällt dir nicht ein, daß dieselbe Wirkung von derselben Ursache erzeugt worden ist, daß Ibsen nicht Jugend, Schönheit, Sittlichkeit, vornehme Lebensart und Schicklichkeit, wie sie von Herrn Smith aus Brixton und Bayswater verstanden werden, sondern das wirkliche

o »
o »
Leben, so wie es ist, zu seinem Thema erwählt hatte, ohne mehr Aussicht auf die Träume und Prahlereien des armen Smith zu nehmen, als das Wetter auf seinen glänzenden Zyllnderhut nimmt, wenn er seinen Regenschirm zu Hause läßt? hast du vergessen, daß Ibsen einst ein Idealist wie Watts gewesen ist, und daß du .Die Kronprätendenten' oder.Brand' oder »Kaiser und Galiläer" in der New Gallery, ebenso getrost lesen wie du Wadox Browns .Parisina- oder .harolds Tod" in die Diplom« Gallery der «Royal Academy hängen kannst? Oder hast du nicht bemerkt, wie die Idealisten, die voller Abscheu gegen Ibsens realistische Dramen sind, erklären, daß seine idealistischen Werke schön seien, und daß der Wann, der Solveig, die Süße, entwarf, niemals bis zu tzedda Gabler herabgestiegen wäre, wenn seine geistigen Kräfte nicht nachgelassen hätten?

Ich hatte die Absicht, diese Sache viel weiter zu verfolgen, aber ich bin gehemmt, teils durch Mangel an Zeit, teils weil ich es einfach nicht wage, auf Leighton überzugehen und feinen Fall auf das Theater anzuwenden. Wadox Brown war ein Mann; Watts ist wenigstens ein Künstler und Dichter; Leighton war nur ein Gentleman. Ich zweifle, ob es sich jemals gelohnt hat, ein .Gentleman" zu fein, selbst bevor das die Lieblingsmethode der untern Mittelklasse geworden war; aber heute wird sie zum Glück unter fähigen Leuten nicht länger geduldet, ausgenommen von ein paar alten Anhängern Palmerstones, die sie nicht zu ernst nehmen. Und dennoch kann man die jüngeren Schauspieler und Direktoren nicht davon heilen. Sir Henry Irving stand als Künstler und Idealist auf dem Niveau des Watts, von Ibsen und der Wirtlichkeit durch die beklagenswerten Beschränkungen seines Standes abgeschnitten, aber er ist wenigstens kein Snob gewesen; und nur auf öffentlichem Grund und Boden und auf fein eigenes bestimmtes Verlangen hin, das kein bloßer Gentleman zu stellen gewagt haben würde, um nicht den Hof zu beleidigen und sich selbst lächerlich zu machen, ist er .Sir- geworden. Aber die anderen, die Anwartschaft auf das Äittertum erheben! — Aun, ich will nicht auf ihre Kosten zu hochmütig sein! Wenn sie Anhänger Lcightons sind, tonnten sie leicht Schlimmeres sein. G3 gibt weniger schöne Dinge in der Welt als jene Bildersammlung in der .Academy" mit ihren führenden Männern, die alle Gentlemen sind, ihren erlesenen Damen, deren Llbertyseidentleidci ohne eine Spur von Derbheit in ihrem herabwallen die unter ihnen verborgenen, schön gerundeten Formen nach» zeichnen, und dem vornehmen Entschluß« dieser Herrschaften, das Sanfte und das Aohe, Mayfair ohne hoxton, Melbury Aoad ohne Saffron Hill gelten zu lassen. Das ist alles sehr hübsch, meine Damen und Herren, aber viel zu negativ für ein Prinzip der dramatischen Kunst. Unterdrücken statt auszudrücken, ausweichen statt besiegen, ignorieren statt heilen: alles dieses endet auf der Bühne damit, daß man einen Mann in einen Stock verwandelt, um nur ja nicht das Kunstwert seines Schneiders zu zerknittern, und eine Frau in die Auslagepuppe eines Friseurs, aus Furcht, sie tonnte zu lomödiantinnenhaft erscheinen, um zu einem eleganten Gartenfeste eingeladen zu werden.

(Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Auguste Rodm als Zeichner.

Von Rainer Maria Nille.

HNs»ie in einem Märchen das Uebergroße, wenn es einmal bewältigt ist, sich Nein macht -^V für seinen Ueberwlnder, um ihm ganz zu gehören, s« hat der Meister den von seinen Dingen gewonnenen Raum wirtlich in Besitz nehmen dürfen als sein Eigentum. Denn er ist ganz, mit aller Unermehlichkeit, in den seltsamen Blättern, von denen man immer wieder meinen möchte, daß sie das Aeußerfte dieses Wertes sind. Diese Zeichnungen aus den letzten zehn Jahren sind nicht, wofür manche sie nehmen wollten, rasche Anmerkungen, Vor« bereuendes, Vorläufiges; sie enthalten das Endgültigste einer langen ununterbrochenen Er» fahrung. Und sie enthalten es, wie durch ein fortwährendes Wunder, in einem Nichts, in einem raschen Umriß, in einem atemlos der Natur abgenommenen Kontur, in dem Kontur eines Konturs, den sie selber abgelegt zu haben scheint, weil er ihr zu zart und zu loftbar war. Niemals sind Linien, auch in den seltensten japanischen Blättern nicht, von solcher Aus» drucksfähIgtett gewesen und zugleich so absichtslos. Denn hier ist nichts Dargestelltes, nichts Gemeintes, leine Spur von einem Namen. Und doch, was ist hier nicht? Welches Hatten oder Loslassen ober Nicht»mehr»VaItenlünnen, welches Neigen und Strecken und Zusammen» ziehen, welches Fallen oder Fliegen sah ober ahnte man je, das hier nicht wieder vorkommt? Und wenn es irgendwo vorkam, so verlor man es: denn es war so flüchtig und fein, so wenig für einen bestimmt, daß man nicht fähig war, ihm einen Sinn zu geben. Jetzt erst, da man es unvermutet in diesen Blättern wiedersieht, weiß man seine Bedeutung: das Aeußerste von Lieben und Leiben und Trostlos» und Seligsein geht von ihnen aus, man begreift nicht warum. Da find Gestatten, die aussteigen, und dieses Aufsteigen ist so hin» reißend, wie nur ein Morgen es sein kann, wenn die Sonne ihn auseinanderdrängt. Und da find leichte, sich rasch entfernende Gestatten, die, indem sie fortgehen, einen mit Bestürzung erfüllen, als tonnte man sie nicht entbehren. Da find Liegende, um die herum Schlaf ent» steht, und geballte Träume; und Träge, ganz schwer von Trägheit, die warten; und Laster» haste, die nicht mehr warten wollen. Und man steht ihr Laster, und es ist wie das Wachsen einer Pflanze, die im Wahnsinn wächst, weil sie nicht anders kann; man begreift, wieviel vom Neigen einer Blume auch noch in dieser sich neigenden ist, und daß alles das Welt ist, auch noch diese Figur, die, wie ein Sternbild im Tierkreis, für immer entrückt ist und festgehalten in ihrer leidenschaftlichen Vereinsamung.

Wenn aber eine von den bewegten Gestatten unter ein wenig grüner Farbe sichtbar wird, so ist es das Meer oder der Meeresgrund, und sie rührt sich anders, mühsamer, unter dem Wasser; und es genügt ein Wink mit Blau hinter einer fallenden Figur, so stürzt sich der Naum auf allen Selten in das Blatt hinein und umgibt sie mit soviel Nichts, daß einen d<r Schwindel nimmt, und man unwillkürlich nach der Hand des Meisters greift, die, «U einer zärtlich gebenden Wendung, die Zeichnung hinhält.

5>?^/?iA^5H<5//
e^)le nationale NefolM. Wie steht e«
'^ um Deutschlands finanziell« Kriegsbereit»
schaft? Auf dem dritten Deutschen Vanliertage
in Hamburg hat Herr Max Warbuig in einem
ausgezeichneten 'Referat diese Frag« zu beant»
Worten versucht und lonstatiert, baß es spott»
schlecht um unsere finanziell« Schlagkraft stehe.
Und zwar deshalb, weil das Bolsengesetz dl«
deutschen Börsen zu sehr geschwächt habe, als
daß sie einer so schweren Aufgab«, wi« es die
Kapitalbeschaffung im Krieg« ist, noch gewachsen
fein tonnten. 2s fehl« heut« «in« stall« Spe»
lulation, und es fehle deshalb auch bi« Wog»
lichleit, sich an ausländischen Anleihen so zu
beteiligen, wi« es gerade für den Fall ernst«
politischer oder wirtschaftlicher Krisen erwünscht
sei. Daß ausländisch« Effekten ein« wichtig« Ne»
ferv« für den Kriegsfall bilden, das wird von
vielen Vollswiltfchaftlern als «ine feststehende
Tatsach« angefehen. DerVationalbesttz an fremden
Schuldverschreibungen gilt ihnen ebensoviel und
mehr als der Besitz der Neichsbanl und der
großen Privatbanken an Devisen und sonstigen
Goldforderungen an das Ausland. Nun fchatzt
man den deutschen Besitz an solchen jederzeit zu
liquidierenden Auslandsforderungen aus rund
13 Milliarden Marl. Und b» man die Kosten
des nächsten Krieges, den Deutschland etwa zu
führen gezwungen fein sollte, auf c». 7 Milliarden
pro Jahr berechnet, so ständen uns nicht nur
ohne weiteres bi« Mittel fü? ein« mehr als
zweijährig« Kriegsdauer zur Verfügung, fondern
es wäre sogar das Ausland felbst, das uns die
Geld« liefern würde. Natürlich unfreiwillig.
Wir brauchten nur unferen Besitz an fremden
Effekten in London, Pari« oder New Porl zu
verlausen und uns den Hegenwert remittieren
zu lassen.
Das Ningt wundeihübfch. In Friedens»
zelte» sind die 15 Milliarden fremder Anleihen
ein« reichlich fliehend« Zlnsquelle, aus der wir
jahraus, jahrein rund 750 Millionen lilnlommen
beziehen. Und im Krieg« sind si« «in leicht
realisierbares Allivum. Man wirft dann die
fremden Effekten aus dem Land« und «fetzt si«
durch deutsch« Anleihen. Nur schade, bah dl«
Sache «Inen kleinen tzaken hat, der gewöhnlich
übersehen wird: dl« fremden Anleihen sind kein
Natlonaleigentum. Nicht Deutschland, nicht dl«
verbündeten Negierungen besitzen die 15 Mit»
liarben, sondern Tausend« und aber Tausend«
privat« Eigentümer. Das ist aber «in wesentlicher
Unterschied. Mit den Mitteln des Nelches und
den dem Zugriff derNegierung ausgesetzten Fonds
der Neichsbanl wlrd «an im Kriegsfall« all«»
dlngs so verfahren können, wie es dl« nationale
Wohlfahrt gebietet. So wird z. B. die Neichs»

dank den Kriegsschatz mit ihren Noten füllen müssen, zunächst unter Nespeltierung der Währung«» «brunolagen, im Fall der Not aber auch ohne Aussicht auf bl«s«. Da wird sich d« Goldschatz der Bank ebenso wle ihr Devisen»Portefeuill« als wertvoll« Reserve erweisen. Aber dl« fremden Effekten im Privatbesitz? Ueber sie kann die N«gierung nicht verfügen, und es steht ihr kein Mittel zu Gebote, um auch dies« Neserv« flüssig zu machen. 0b diese Forderungen an das Aus» lanb zu Geld« gemacht und durch deutsche Kriegs» anleihen ersetzt werden od« nicht, darüber «nt» scheidet der frei« Will« jedes einzelnen Besitzers. Tatsache ist aber, baß sich hier Einzelinlercsse und Staalslnteress« durchaus nicht decken. Und es geschieht denn auch säst immer das Gegenteil dessen, was theoretisch richtig und staatserhaltend ist. De» Bürger denkt gar nicht daran, seinen Besitz an Auslandsanleihen fortzugeben. Wes» halb sollt« er auch? Schon zu «in« Zeit, wo Deutschland sich tiefsten Friedens und gefunder Finanzen erfreut«, sin» ihm dl« Anleihen Vesterreichs, Rußlands, Argentiniens lieber als preußisch« Konsols gewesen. Glaubt man wlrl» llch, daß sein« Vorliebe sich nun gerade in de« Moment auf die Seite der inländischen An» leihen schlagen wird, wo Deutschland sich allen Wechselfallen eines Krieges ausfetzt, der zunächst einmal doch sicherlich die Neichsfinanzen in heil» lose Verwirrung bringt?

Di« Erfahrung lehrt, bah das Gegenteil d« Fall zu sein pflegt. Bei Ausbruch eines Krieges beeilt sich selbst der glühendste Patriot nicht, sein« ausländischen Effekten in deutsch« Anleihen um» zutauschen. Wohl aber bringen Tausend« von Privatleuten «inen Teil ihrer inländischen Effelten zum Verlauf, um sich «inen Posten englischer Konsols oder französischer Nent« od«» amerika» nischer Staatöbonds beizulegen; sür all« Fälle. Di« Neigung, sich in Zeiten der Gefahr zum mindesten für «inen Teil seines Vermögens außer Landes zu versichern, ist «in« so natürliche Folg« des menschlichen Egoismus, daß nur sehr fchlecht« Menschenkenner st« ignorieren werden. Nun wird dief« Neigung allerdings auf die ver» schledenst« Weise beeinflußt. Auf der «inen Seit« zwingt die Knappheit de« Geldes — «in« Folg« d« Inanspruchnahme all«» Bankmittel durch das Neich — sowohl Banken wie Privat« zur Veräußelung lh«r Effektenbeständ«; und das rapide Fallen der deutfchen Werte führt roß« Verläufe auch in fremden Anleihen «bei, an denen d« Besitze» wenig« »«liert

als an den deutschen. Auf der andelen Seit«
sucht das Reich durch Steigerung des Zins»
fuhes seiner Kriegsanleihen Käufer für dief«
heranzuziehen. Aber das alles wird doch
nur dann zu einem Abfluß der fremden
Effekten führen und Gelder für die eigenen
Kriegsbedürfnisse freimachen, wenn der Krieg
von vornherein «ine günstig« Wendung nimmt.
Für diesen Fall aber braucht man in Friedens»
«iten nicht vorzusorgen. Ein siegreicher Staat
findet in der ganzen Welt Kredit; und «s gibt,
selbst wenn auf Paris und London auS nahe»
liegenden Gründen nicht zu zählen fein sollte,
nochimmer neutrale Närlt« genug für deutsche An»
leihen. Vorsorge muh vielmehr für den Fall eines
unglücklichen oder zweifelhaften Krlegsbeginns ge»
troffenwerden. UndfürdiefenFallstelltderdeutsch«
Besitz an fremd«« Anleihen lein« Reserve,
sondern «inen Abzugslanal vor. Je mehr
man den deutschen Kapitalisten in ruhigen Zeiten
an den Kauf fremder Wertpapiere gewohnt haben
wird, um so leichter wird er sich dazu enlschliehen,
die ihm so oft gepredigte.InterNationalität des
Kapitals" auch in kritischer Zeit, gerade in
kritischer Zeit praktisch anzuwenden.
Gründe anderer Art, z. B. di« Aufbesserung
der Zahlungsbilanz, di« Anknüpfung von
Handelsbeziehungen usw., mögen für di« Nütz»
lichlelt der Anlage deutschen Kapitals in fremden
Effekten fprechen; dieser Teil der Frag« int«r»
«fslert mich hier nicht und bleib« »uf sich be»
ruhen. Aber die Eigenschaft einer »nationalen
Reserve' kann man dem fremden Wertpapier
unmöglich zubilligen. In ihm zieht sich viel»
mehr jeder Staat, der fein« Verbreitun» aus
sonst vielleicht sehr stichhaltigen Gründen fordert,
«inen mächtigen Konkurrenten für di« Zelt d«r
Krists groß. Er g«wöhnt das Publikum an
«in«n Zins, der, indem er dl« landesüblich«
R«nt« übersteigt, den Staat selbst zwingt, in
ernsten Zeiten über den Zins der Exoten noch
hinauszugehen, um das Kapital von ^nen ab»
und zu sich hinzuziehen. Schon in Friedens»
zelten ist die rentenverteuernd« Wirkung b«r
exotischen Werte deutlich zu spüren. Deutschland
würde h«ut« trotz aller Geldnot kaum zum vier»
prozentigen Zlnslypus zurückzukehren brauchen,
wenn nicht das Kapital sich nach und nach an
die fünf Prozent der chinesischen^ argentinischen
und chilenischen Anleihen gewohnt hätte und
anspruchsvoller geworden wäre. Die bessere
Funbierung und der größer« Kr«dit des Deutschen
"Reiches bewirken heute noch, daß wir unser« An»
leihen immerhin um ein volles Prozent vorteil»
hafter abschließen können. Im Kriegsfalle aber
schwindet der Qualitäts»Unterschied. Di« An»
leih« «ineszweitklassigen, ab«r friedfertigen Staates

gewinnt dann an Beliebtheit gegenüber dem in Krieg verwickelten Reich« erster Klasse. Und Deutschland muh dann zu fünf» und sechs» prozentigen Anleih«« greifen, um di« Konkurrenz von Anleih«« zu oesttgen, die an innerem Werte selbst hinter einer deutschen Kriegsanleihe u«» endlich weit zurückstehen.

Und selbst zu hohe« Zins« wird es d«m Deutschen Reiche im Kriegsfall« schwer werden, feine Anleihen unterzubringen, aus einem Grund«, der freilich weniger mit der Konkurrenz der fremden Anleihen als mit der deutschen Vörsengesetzgebung zu tun hat. Eine Kriegs» anleihe lann niemals auf den Spartrieb der Bevölkerung rechnen; sie muh sich immer mehr an di« spelulativen Instinkt« wenden. Auf Kriegs» anleihen zeichnen alter Erfahrung gemäß wenlg Patrioten und wenig Kapitalisten, aber sehr viel Spekulanten. Ein gewisses ethisches Aaserümpfen mag es ja verdienen, dah auch Sieg und Nieder» lag« des Vaterland«? zum Gegenstand« fpelu» lativer Berechnungen gemacht werden. Aber es ist nun einmal so; «ine weis« Regierung wird sich das zunuh« mach«« und dl« Gewinnsucht ihren Anlelhezwecken dienstbar machen. Wie hätte wohl Frankreich in den Jahren 1871—1874 feine Milllarden»Anleihen unterbringen sollen, wenn nicht «ine groß« und potente Spekulation vorhanden gewesen wäre, die damals schon di« bessere Zukunft «slomptiert«, dl« Anleihen wage» mutig übernahm und sie nach Jahren mit Ge» winn an das «rohe Publikum weltergab. In Deutschland hat das Börsengesetz di« Spekulation totgeschlagen, und «an muh sich wirtlich fragen, woher hier in ernsten Tagen dl« Nachfrage nach deutschen Anleihen kommen soll. Denn, um mit Nteher zu sprechen: Früher hatten wir eine Börse ohne Börsengesetz: jetzt haben wir «in Börsengesetz ohne Bors«. Freilich gibt «s noch «in« international« Spekulation, aber «in großer Teil von lhr ist in einem künftigen Kriege möglicherwelfe aus nationalen Gründen aus» geschattet. Deshalb ist es hohe Zeit, dah sich in Deutschland wieder stark« Börsen mit einer Polenten Spekulation — im guten, vollswilt» schaftlichen Sinn« des Wortes — bilden. Sie sind für den Kriegsfall die wahre nationale «Reserve. Alfred Lansburgh.

Theater.

Deutsche« Theater: Prinz Friedrich von Ao«burg. Es findet sich in der achten Szene des zweiten ANes eine Stell« von unvelgleich» lich woltlalger Bed«utfamleit. Sie scheint mir den verborgenen Angelpunkt der sprachlichen und der menschlichen Kräfte, deren gesetzmäßig« Bewegung dl« höchst« Schönheit dieses Werkes ausmacht, blitzend stall und jäh zu bestrahlen. Im Spiel del Bühne mag sie überhört werden; sie hat leine Funktion im Betlieb des äuheren

Geschehens, und es ist gerade viel Lärm an prasselndem «beschütz und Schluchzen der Weiber ringsum. Aber im Lesen, wenn alle Stimmen der Dichtung so wunderbar lautlos reden, schrickt man an dieser Stell« zusammen und verhält den Atem für den Augenblick, den man braucht, um «in unnennbar schwebendes «befühl durch den Gedanken fester an sich zu ziehen; und atmet dann voll und herzlich wieder auf. <ls ist die Stelle unmittelbar nach dem Bericht von Frobens heldischer Opferung. Zum Preis« b«s Getreuen werden di« Wort« gesagt: ‚D«r wackr« Frobenl Der Vortreffliche»" Dann, als müht« sich bi« sichtbar« Rührung auch hl«r noch schamhaft «nt» schuldigen: ‚<iln Schlecht««» war« noch b«r Tränen wertl' Und nun d«r Prinz, in b«» deutendster Kürz« und ohn« Uebergang: »Genug! Zur Sache jetzt. Wo ist der Kurfürst?' Damit verstummt ien« Rührung ganz, und dl« groß« S«lbstverstandlichl«lt solche« soldatischen Todes enthüllt sich lautlos. Von Froben ist in allem w«lter«n leine Erwähnung mehr.

Ich weih nicht, ob die Macht dieser aus» «sparten Veredtsamleit, ob dies« Kunst befehls» ^aberisch gedrängter Worte gerad« hi«r «in j«d«s Gefühl so unwiderstehlich bezwingt wie das meine. Ich seh« hier ein wirrendes Geheimnis dieser Dichtung in aller Keuschheit «ntblöht. Ich mochte es taufen: die Poesie der deutschen Sach» lichleit. Ihr oberster Satz lautet: Darin besteht die dauerno« Schönheit des Lebens, bah jeder Mensch und jedes Ding, an seinen rechten Platz gebracht, nach seiner Bestimmung wirlt und waltet. So lebt«, so starb der wackr« Froben, b«r Vor» trefflich«. Die Gröh« und den Wert bi«se« Lebens, dieses Strebens auszusagen, genügt fast der knappst« Bericht. Und dann: Genug! Zur Sache jetzt . . .

Die .genial« Kühnheit' solcher Abstiege aus den höhen des Gefühls ins unbedingt Sachlich« hat in diesem Mah« nur noch Shakespeare, hier, in der naiv rücksichtslosen Treu« zum Gegenstand, wurzelt der auffallend Shalespearesch« Zug Kleists, die ruhmvoll« Aehnlichleit, dl« vor all«« and«r«n deutschen Dramatikern ihn mit ihrer intensiven Glorie verklärt. Auch Hebbel ist ohn« Rücksicht und der Sache treu; aber sein« Sach» lichleit geht mit ingrimmiger Verachtung an allem Diesseitigen vorüber. Erst drüben, in der Ewigkeit, fangen ihre Werte zu gelten an. Di« großen richtenden Gedanken sind ihm das einzig Gegenständliche. (Weshalb er besonders von den feinen jüdischen Kopsen so innig gellebt und verstanden wirb.) Der Sinn der Welt besteht ihm darin, dah jeder Mensch und jedes Ding, und sei es auch durch die grausamst« Vernichtung, gezwungen wird, nach oer Bestimmung jener

lichtenden Gedanken zu wirken und zu walten.
Wo Kleist sagt: es ist, sagt Hebbel: es muh!
Sein Realismus ist kategorisch. Darum wird in
leiner Schöpfung auch jeder Nein« Spalt zwischen
de« weltlichen Sein und den ewigen Impera»
tiven so gespenstischer Schauer voll, reiht sich un»
heimlich selbsttätig immer weiter und sürchter»
licher auf und schlingt zuletzt alles Lebendige in
sich hinab, zur höheren Verdeutlichung und V«r»
herrlichung des Gedankens, der großartig, aber
«rdenfern über dem Abgrund schwebt. Bei Kleist
aber quillt noch aus den Rissen und Brüchen,
bi« sich zwischen der sachlichen Bestimmung und
der persönlichen Führung eines Menschenlebens
auftun, so frisch«, lieblich«, so diesseitig« Lebendig»
leit, bah alles Dasein in jedem Moment sich froh
bestätigt fühlt. Auch in feine Klüfte und Geheim»
niss« lächelt er noch hinein. Mit einem männlich
wissenden Lächeln freilich, nicht mit einem kindisch
zuckernen. Und aus diesem großen Lächeln, das
nichts als beglückte Treu« zur Sache ist, kommt
auch bi« herbsüh« Saftiglelt, der reif«, sättigend«
Fruchtgeschmack in aller seiner Schöpfung. Daher
auch, bei aller Rücksichtslosigkeit, di« anmutig«
Teilnahm«, die jedem gern das volle Aecht auf
sein besonderes Wesen Iaht, dies« liebenswert«
Lieb« zu seinen Menschen. Wohin er blickt,
und sei es noch so ernst, da ist freudig genuh«
reich« Gestaltung und Entfaltung, da ist für
menschlich« herzen gut fein. Möchte «inerAhodop«
zur Frau, herobes zum Freund, holofernes zum
Beschützer haben? Aber wer wünscht« nicht,
jedem einzelnen aus diesem »Prinz Friedrich
von Homburg' erfreut die Hände zu schütteln,
wärmstens nah« zu kommen, persönlich verbunden
zu sein! Das ist dl« groh«, grundtreue Sach»
lichleit, bi« sich im Menschlichen so menschlich
anläßt. Und was von ihrem Wesen etwa ab»
weicht, erscheint ihr demgemäß nur als wunder»
licher Irrtum, seltsam« Ausgeburt des Geistes,
womit sich lächelnd oder lehrend spielen läßt,
ganz leicht und wie di« kühne Phantast« v«r»
langt. So ist auch s«in« Romantik nur «ln«
gegensätzlich« Bekräftigung dieser unbedingten
Liebe zum Gegenstand. Wie nennt er das nacht»
wandlerische Träumen des Prinzen: .Nichts
weiter . . . als ein« bloß« Unart seines Geistes.'
Man wäge dieses Wort. Und man wird sich
bald aus der zwielichtig zitternden Dämmerung
vermeintlicher Seelenrätsel entlassen sehen ln
dieser Dichtung taghelle Schönheit, di« den starken
Quell ihres Lichtes urplötzlich und ungewollt in
jenem denkwürdigen Auf« osfenbart: »Zur Sache
jetzt!'
Zur Sache! Dieses Leitwort für den sprach»
lichen und stofflichen Aufbau des Werkes muh
auch der Bühne auf das kräftigst« gelten. Im
Deutschen Theater wurde es wohl beachtet. Pro»
spekte und Maschinen verhielten sich erfreulich
bescheiden. Nicht etwa in respektloser Verachtung
des Dekorativen und noch weniger ln reumütig

abstrakte? Stilisierung. Sondern aus reiner,
schöner Sachlichkeit. Da« Tor eines Schlosse«,
das Schiff einer Kirche, waldiges hügelgelänb«,
Gemächer, «in Gefängnis: Alle« da« war in
«infachen kräftigen Formen ausgebrückt, auf die
Bestimmung der Szene konzentriert, in knappen,
«inleuchtenden Zeichen verständlich gemacht. <l«
schien «lr zu dem wortkargen, streng zum Gegen»
stand gewendeten Geist des Stückes sehr glücklich
zu stimmen, daß fast überall «in« Linie von V«.
beutung betont war, die de« Sinn der Szenerie
besonders anzuzeigen hatte; der groß« hoch»
geschwungen« Bogen des Tores, da« umschllehend«
Vl«r«ck der Zimmer, nur wenig durch bi« Profil«
d«r Wöbelstück« gebrochen und gestört, und in
der Landschaft die Kammlini« der Hügelkette, bi«
sich markant in einen hellen blassen Himmel «in»
zeichnet«. G« gibt kaum ein« so sicher«, beruhigend«
Stütz« für das Aug« als folch« markanten, da»
Wesen des Objektes knapp hinzeichnenden Linien;
da« recht« Verhältnis de« Beschauer« zur Sache
ist unmittelbar und dauernd he. gestellt. Das
Spiel selbst, klar und verständig und glelchfall«
in großen, «infachen Linien geführt, holte au»
dem menschlichen Material, was dieses an hoher
Kunst nur hergeben wollte. Der stärkst« Ton lag
auf d«m r«in militärischen de« Stückes; die nur
soldatischen Szenen, der Morgen der Schlacht
und bann der Bittgang der offizlere, hatten dl«
mächtigst« od«r wenigsten« die lautest«, sinnlich
«rgr«if«ndst« Wirkung. 0b dl«« dl« Absicht war
od«r nicht, ist natürlich von hl«r au« l«lnesw«g«
zu entscheiden. Da aber dies die Punkt« stH,
an b«n«n des Prinzen Schicksal stchtbarlich ver»
strickt und wieder stchtbarlich entwirrt wird —
da« «Lndchen Vper, das sich zum Schluß anhängt,
ist ja nur «in liebenswürdiges Verklingen —, so
fügt« «s sich ganz ausgezeichnet. Das Wefent»
llch« des Dramas ist so mit besonderer Betonung
beruflich «ingerahmt als dl« Darstellung «ine«
ungewöhnlichen und Ungewöhnliches bedeutenden
Soloatenschickslls. Dazwischen fein« psychisch«
V«rknotung: das jäh« Umschlagen aller seelischen
Kräfte in den schauerlich tiefen Verfall und wieder
ihre Aufrichtung und Gesundung aus sich selbst.
Das war in «in paar Sz«n«n von sein ab»
gemessenem Ton sorgfältigst aufgebaut. Dl«
Szenen der TobeSfulcht eilig hingejagt, jäh,
stoßweise, mit einem Zug in« gespenstisch Un»
wirtlich«: flüchtige« Wort und mattes Licht.
Das Folgende aber immer Heller und bestimmter,
ruhiger in der Geste und voller i« Ausdruck,
bi« zu der schönen Mannhaftigkeit der einen
großen Bewegung, mit der der Bescheid an den
Kurfürsten d«m Bot«n barg«r«lcht wird. Mir
g«fi«l «« auch, daß auf dl« all«r«rst« Szene lein
besonders mondscheinhaltlges Wärchenlicht fiel —
weder vom Beleuchter noch von den Sprechenden

her. hier soll doch, nach dem Sinn des Glückes, nicht etwa irgend ein unbegreiflich süßer Zauber aufgetan, sondern nur eine Unart des Geistes sehr sachlich angezeigt werden. So war fast jede Szene nach ihrem rechten Wert und ihrer Be» beutung in die große llar« Linie des Dramas eingefügt. Vi« auf die ein« vielleicht, in der die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten gebracht wird. Da war ein störendes Zuviel an Geschrei, an fassungslosem, überlautem Gefühl, »n wilden Gebärden, die sich nicht genug tun konnten. Nicht anders, als mühte gerade hier der Kern des Stückes gewaltsam geoffenbart werden; und es ist doch im Gegenteil nur «in nebensächlicher Uebergang, «ine szenische Hilfe, zur Bestätigung von Homburgs und Aataliens Gefühlen vor allem. So hoch und hohl im Ton, wie dt« Szene gegeben wurde, erinnerte sie mich peinlich an das, was der Berliner, wenn er sehr arrogant wird, in seiner göttlichen Ahnung«» loslgleit .Burgtheater' zu schimpfen pflegt. (Wobei ich, höflich und gerecht, die Gelegenheit zu einem Vergleich dieser Aufführung mit der des Burgtheaters gänzlich fallen lasse.) Von den Leistungen der Schauspieler er» scheint mir dl« Friedrich Kayhlers als die weit» aus bedeutendste. Trotz allem. Mag seiner Kehl« auch der hell« Ton, mag seinem Gesicht der lieb«, leck« Zug fehlen, der diesen Prinzen prinzlicher, diesen Jüngling tnäbifcher gemacht hätte. <lr gab von Anfang an den Mann. Den Mann natürlich, den er in sich hat, den herben, strengen, innerlich schönen, Aeinheit atmenden Wann. Und muht« darum in den Szenen, wo dieser unmöglich war, in Traum und Halbtraum, «inen ganz fremden Ton in den Wund nehmen, die Stimme gegen ihr« Natur in die höh« ziehen, st« weicher und süßer machen, als sie ist. Das Zurückfinden in fein« Echtheit mag dann nicht Immer leicht und ohne Gewalt gewesen sein. Au« diesem Zwiespalt, für den sich nun einmal in feinen Mitteln und in seinem Wesen lein« recht« Brück« findet, führ« ich di« Ungleichheiten feiner Gestaltung des Homburg her und die unfrohen Schatten, die manchmal allzu schwer auf ihr lasten. Das sind aber einzeln« Stellen, einzeln« Züge, einzeln« Tön«. Und hinter diesen Zufälligkeiten richtet sich der Held auf, wie Kleist ihn doch ge» wollt hat, einfach, gerade, fachlich, in einer groß» artig strengen Reinheit, die schließlich noch all« Tüchtigkeit, Klugheit und Kraft der anderen künstlerisch Welt überstrahlt.

Willi handl.

Glossen zur pädagogischen Sitten»

lehre. Drei Ding« wollen mir nicht au« dem Kopf. Sie gehören zusammen wie die Kinder einer Mutter, denn sie sind derselben Wurzel ent» schössen. Das eine ist di« Schülerselbstmordstatistil, di« kürzlich Geheimrat «lulenburgveröffentlicht Hai.

» «

Das »Welt« ist Wedekinds »Frühling« Erwachen'.
Das dritte der sexual »pädagogisch« Kongreß der
D. V. B. G.
So und so viel halbwüchsig« Menschen,
Schüler höherer Lehranstalten usw. bringen sich
um. Der mechanisch« Schulbetlieb Preußen»
Deutschlands wird ihnen zum Verhängnis. Der
schafft «in Pensum, aber leinen Eharalt«. Er
nimmt lein« "Rücksicht auf Individualität und
Anlag«, «r drillt Bataillon«, ab«r «zieht lein«
Menschen. Wer es nicht mitmachen kann oder
will, den bringt's zur Verzweiflung, oder es
zerbricht ihn. Alt, flügellahm vor der Zelt,
Bankrotteur« des Lebens, bevor st« es lebten.
Da« ist die «ln« Seit« d«r Sach«. Di« ander«
sind dl« Klnderselbstmord« aus Leidenschaft, au«
unverstandenen Trieben, »us Scham und Abscheu
vor sich selbst und seiner vorgeblichen Sund»
hastiglelt.
E« ist etwas Furchtbare« um die Ver»
zweiflung eines Kindes.
Wir andern, wir zweifeln auch und wir
verzweifeln. Aber wenn wir Menschen sind,
dann ging de« «ln Aufstieg vorauf, «in« Umschau,
«ln Kampf und «in« Erkenntnis. Wir haben
gewagt und wlr haben gewogen.
«in Kind aber! Märchen, Träum«, Sehn»
sucht« und Erwartung««. Laut« Absolut««.
Kein« Aelativität. Phantastische, ins Alesenhaft«
gesteigert« Vorstellung von gut und bös«.
Und in dies führerlos« Ehaos der E«p»
sinbungen mit einem Mal ein Dunlles, Un»
begreifliches, nicht zu Bannendes und nicht zn
Verstehendes: die ersten Flügelschläge des Lros.
Wer kann deuten, helsen, fuhren? Dl«
Schul« v«rsagt. Gereinlgte Klassilerausgaben
»nd kastriert« Vollsli«b«r, das hält st« bereit,
und die Lehre von der Erbsünde obendrein.
Das hau«? Gewiß, so jedes «rlaubt« Maß
von Dummheit überschreitend, wie die Mutter
in der sogenannte« Aufllärungsszen« in Früh»
lings Erwachen, sind dl« melsten Mütter denn doch
nicht. Aber sehr viel«, traurig viel«, sind noch
viel liebloser und noch unpädagogischer. Sie
schrecken den Frager. Sie weisen ihn brüst
zurück. Sie verbergen ihr« Verl«g«nh«it hinter
«lner verlogentn Moral.
Franl Wedekinds Stück ist ln diesem Sinn«
«in« Tat. Nicht bah s«in« srüh» und überreifen
Kindertypen als typisch« Vertreter heutiger
Jugend zn werten seien, Gott sei Dank nein!
«20 schlimm ist's denn doch noch nicht. Sie sind
selten« Ausnahmen. Aber daß sie überhaupt
sind, daß st« möglich und lebenswahr sind, ist
«in Memento. Wie sie einem leid tut, dies«
freilich etwa« karikiert naiv« Wendla. Vor
allem aber dieser nach Charakter und Geistes»
anlag« so prächtig« Melchior. Hoffnungsvoll«

Menschentypen, zum Untergang veruitelH well
dl« heuchlerisch« V«rlogenh«lt und der Unver»
stand unserer Zeit «« so will.
Seit Jahren lehren dl« Vorkämpfer der
sexuellen Aufklärung, das heißt also der wahren
Sittlichkeit, «in anderes. Sollen unser« Kinder
»«in bleiben und zur Lebensgesundhelt und
Schönheit Heranreisen, bann fort mU jener After»
moral. die das Natürlich« sündhaft schilt, bi« die
Erotil beschmutzt und herabzieht, statt st« zurStaffel
des Aufstieg« zu den Höhen körperlicher, geistiger
und sittlicher Schönheit zu machen.
E« ist das große Verdienst des Mannheimer
Kongresse« der D. G. V. G., da« klar und »n»
zweioeutlg, ehrlich und mutig von allen Seiten
per dargetan zu haben. Und auch bi« Weg«,
auf denen man es andern und bessern kann,
wurden aufgezeigt und bi« Grundriss« entworfen,
auf denen «in wohnlich hau« errichtet werden
kann.
Die Aeglerungen hatten ihr« Vertreter ent»
fandt und lbr« Sympathien auösprechen lassen.
Di« Herren hatten Gelegenheit, viel zu lernen,
und hatten auch recht viel Veranlassung dazu.
Einer der Herren meint« zwar, das preußisch«
Unterrichtsministerium fei besser als sein Auf.
Man entgegnet« ihm darauf: »Dann ist es höh«
Zelt, bah «s feinen Auf verbessere.' Der neu«
Herr ln Vreußen wird reichlich Velegenheit
haben, die Prob« aufs Exempel zu machen.
Wir andern aber, wir Eltern, müss«n auch
das unsere tun.
Sein Kind vom Zweifel zu lösen, seinem
Kind «ln« höh« zu zeigen, «in Licht und «in
Str«ben zu bringen, «in freudig««: hinaus und
hinaus! Sagt mir, was königlich«? und mensch»
licher sei als dies? Henriette Fürth.
H^l «den Pyramiden—Vmburman—
'«4' Easablanca. General Drude hat t»
seiner Bede am Grab« der beiden Opfer de«
3. September — de« Major Prtvost «nd eines
Fr«mden»Leglonärs — betont, daß bereit« 70
Fr»nzos«n (?) ihr Blut für dies« Unternehmung
dahlngegeben — «N5 reglet»!
Vismarck waren dl« Knochen «ine« pommer»
schen Grenadiers «ehr wert.
179» 1898 1997! Genau dleselb«
Kampfeswille, ob Namelucken, Mahdist«» od«
Mauren. Mit 5 Divistons»Kar«««« avanciert«
Vonapart«, Artlll«ri« in d«n Eck««, am 21. Juli
1798 b«l Embab«h gegen 20000 «eist Mame»
lucken unt«r Mural» Bey u«b vernlchtet« st« in
wenigen Stunde«. Und 100 Jahre spät« (2. Sept.
1888) bei 0mburmlln — de« Schmutznest — war
«« Lord Kltchen«, der — an Zahl gering« wl«
der Feind — halbkreisförmig «« linken Niluf«
aufgestellt, dl« in dichten Scharen angreifende»
Gegner durch wafsentechnlsch« U«b«l«»««»h«it l»
wenlge« Stunden zusammenschoß.

» »
A. L.: Ein Wort nur für das Neue Schauspielhaus 47?
heute — bei Easablanca werben »Nelognos»
zierungen'gemacht. Zu welche» Zweck? EineNe»
lognoszierung p» lorce lst nur begründet, wenn
dl« Erfahrungen, die dabei gewonnen, sofort aus»
genutzt werden sollen, andernfalls ist es nutzloses
Blutvergießen. General Drude hat vorläufig
nichts zu tun, wie sein Lager, das Easablanca
decken muh ^ durch technisch« Hilfsmittel unein»
nehmbar zu gestalten. 0t> dann zehn «der zwanzig»
taufend Marokkaner ihm gegenüberstehen, kann
ihm gleichgültig sein. Fühlung am Gegner mit
Aufllärungspatrouillen genügt vollkommen.
Schade um das Blut jedes Tapferen, das
dort unnütz vergeudet wird.
»(7«t »mu5«mt«> fagt Petit ^ounull; und »l'out
v» dien», meint Elemenceau. H. y. Vredow.
/Hin Wort nur für dasNeueSchau»
^ spielhaus. 3cride, ,I.e Verre
ll'l22U «. In Verfen übertragen V0' Mal Grub«.
Eigenartig dieser Einfall. Sowohl dies«
Versübertragung wie der Gedanke an sich, mit
einem der (nach Hunderten zählenden) Stück«
Scribes das Spleljahr zu eröffnen.
Scrib« hat einmal erklärt, baß es nicht Auf»
gab« der Vühn« fei, das Leben nachzuahmen.
In den Arbeiten, dl« mir von ihm bekannt sind,
hat er gegen dieses Verbot nie verstoßen. Nie
hat er Menschen auf die Bühne gestellt, nie auch
nur den Versuch gemacht, das Leben nachzu»
ahmen. Dies« Figuren haben dadurch, baß man
sie in Vers« steckte, nicht« an Wahrscheinlichkeit
gewonnen; sollten'« auch wohl nicht. Vielmehr
verzelht man leichte» der Dichtung, was auf
Kosten der Wahrheit gesündigt wirb. Deutlicher
als dl« Prosa w«lst dl« gereimt« Neb« darauf
hin, daß das Spitl unterhalten und belustigen
soll, nicht aber mit zwingender Notwendigkeit
«in Stück wahren Lebens schaffen will.
Dies lst der Wertmesser, mit dem man an
Scrlbe im allgemeinen, speziell an dies« Arbeit,
des weiteren an Grubes Uebersetzung und schließ»
lich an dl« Darbietung«« b«s N«u«n Schauspiel»
Hauses überhaupt herantreten muh.
Wer derartig resigniert den fünf Alten gegen»
überfaß und sich mit der Blutleer« und <lharalt«r»
lostglelt der handelnden Personen abfand, dem
bot das Spiel manches, was ihn erfreuen konnte.
Gewiß ist Grub« lein Kalnz und Charlotte
Waren lein« Agnes Sorma. Dlefem Volling»
broke fehlt die forglos heiter« Beweglichkeit, fehlt
der hold« Leichtsinn, den Natur verleiht; sein«
Verschmitztheit birgt zu viel klugen Ernst, zu viel
verständig« Berechnung, als baß man ihm sein
tolle« Leb«n, s«in« schwlndelhaften Schulden
glauben kann.
Fräulein Waren gab der Königin kindlich«
Anmut. Und mehr: sie machte das unerträglich«
Schwanken der Königin nicht nur erträglich, sie

machte es glaubhaft. So war sie der einzig«
Wensch in diesem Lustspiel, obgleich gerade ihr
der Dichter nur sehr wenig Menschliches mit auf
den Weg gegeben hat. Und unbewußt beutet
Fräulein Waren an (dies Unbewußte macht ihrer
Künstlerschaft nur Ehre), wie leicht es war, die
Gestalt dieses königlichen Kindes, das von den
IntriguenehrgeizigerHöflinge hin» und hergerissen
wird, zu vertiefen. Wie wenig Lieb« hat doch
Scrib« auf bi«fe Königin verwandt, dl« nur
dasteht (oder besser umfällt, denn breimal
wenigstens in jedem Alt ändert sie ihre lieber»
zeugung — und das Lustspiel hat deren fünf), um
den Dialog der Herzogin mit dem Lord zu er»
möglichen.
Inniger und länger hat Scrib« b«l Abigail
verweilt. Mashams Geliebt« hat Leidenschaft
und Humor; beides fehlte der Darstellerin, die
zwar nichts verdarb, die aber am leichtesten zum
Erfolge hätte beitragen können.
Selbst wenn Herr Holding als Masham
weniger schlecht gewesen wäre, hätte man sich an
seiner Stelle Harry Walden gewünscht. Schon
weil's dann jeder nur natürlich sänd« (oder ist's
nicht fo?)> baß bei seinem Anblick sämtliche
herzen lichterloh brannten. Die Leidenschaft für
Herrn Holding indessen — Pardon, ich mein«
natürlich Masham — wollte mir zum mindesten
auf selten der Frau Arnold und des Fräulein
Maren nicht recht glaubwürdig erscheinen.
A. L.
««i<lnt»«lUlch fü» die ««baltt»»! vi, «rwl e»nl>»inzei. Vnlw V. 9, Lennistroß« «, fü»
0»Ne»»»lch>Iln«!N«! «»»er« Festl,
«><n I. — V«l<l« «ll««M»»»»» »! «l»^ VU»n»d»lf»V«ll» >V.«, Hi»l«b«neistl»z« l». — «lzpedlNon lü»
0ester«lch»Ung»r»
»e» ««lael » «oltiel, Wien l, «laben «. — Dr><l »»»» P«z « »alle» ».».». ß, «eiu» W.«?, WU»»!t»z« ««.

.- 05!<^I^ LIL -
-
^>M^ Z
MMWM
/^f >' ^Ã„^
3^^^,'H?^
^
>M^^^^^Â»
^
Â«
Â»

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphllosophie / Richard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyrik
Nummer 16 A°^e«en^ 27. September 1907

Die Abkehr der Gebildeten von der Politik.

Von Werner Sombart.

^^as war es, wovon wir ausgegangen waren und wohin wir nunmehr (um dicsc -5!^ „politischen- Betrachtungen einstweilen zu einer Art von Abschluß zu bringen» zurückkehren: Die Frage: wi erklärt es sich, daß heutigentags zumal in Deutsch» landi sich gerade die Gebildeten immer mehr dem politischen Leben entfremden. Ich habe Li« Antwort zu geben versucht: weil die Politik reizlos, ja abstoßend geworden ist. Und habe diese Tatsachen nach bestem Wissen und Gewissen zu erklären versucht: erst mit dem Hinweis auf allgemeine Erscheinungen unserer Zeit: die Herausbildung eines ganz eigen» artigen Kulturgeschmacks, dem das Politische an sich zuwider oder wertlos erscheint; die Verflachung und Verrohung der zum Inhalt eines Berufs gewordenen Politik, die es dem Wann von Geist und Feingefühl unendlich schwer machen, fich politifch zu betätigen. Und! bin dann den Gründen nachgegangen, die speziell in Deutschland eine Anteilnahme um politischen Leben erschweren. Welches diese Gründe sind, muß ich nun aber erst im Zusammenhange darlegen, da ich einstweilen nur die politischen Zustünde in Deutschland zu beschreiben versucht habe, ohne die Beziehungen zu der uns hier beschäftigenden Frage im einzelnen aufzuweisen.

(Dabei denke ich in erster Linie immer an die Politik in Reich und Staat: wie sich der einzelne zu dem politischen Leben in den Selbstverwaltungslörpern stellt, wird von der Eigenart der Lage abhängen, hier ist ja die politische Betätigung oft noch die alte, ur» wüchfige, selbstverständliche Anteilnahme am öffentlichen Leben, wie sie alle früheren Zeiten charalterifiert hatte.)

Wollen wir uns klar darüber werden, welchen Sinn die praktische Beschäftigung mit politischen Problemen (also die aktive Teilnahme an der Politik) für einen Mann in Deutschland haben kann, so müssen wir von der feststehenden Tatsache ausgehen: daß der Gang der Politik in Deutschland in den nächsten Menschenaltern aller Voraussicht nach in den Grundzügen derselbe bleiben wird, der er heute ist. Das lehrt uns ja eben ein Einblick in die Bedingungen unseres öffentlichen Lebens, von denen jedermann weiß, daß fie in der Zukunft sich nicht ändern werden: der aus feudalen Wurzeln sprohende herrscherstamm in Preußen«Deutschland; die eigentümliche wirtschaftliche Struktur ganz Ostdeutschlands; die konfessionelle Spaltung; die militaristische Tradition — all das bleibt und bestimmt für die Politik in Deutfchland die Richtung. Dabei mag sich die „Industrie" noch weiter

o o
ausdehnen: wir wissen aus der Erfahrung der letzten Jahrzehnte, daß sie im Kampfe mit dem Feudalismus immer unterliegen wird. (Selbst wenn ihre Männer hie und da ein Winisterportefeuille als Gnadenbrocken zugeworfen bekommen.) Sie wird sich ihm beugen oder selbst seine Allüren annehmen.

Daß aber sich in Deutschland irgend etwas wie ein« „Revolution" ereignen werde, glaubt wohl jetzt — nach den vielen mißglückten Versuchen der letzten Jahre, die deutsche Volksseele zum Kochen zu bringen — selbst Rosa Luxemburg nicht mehr.

Alsdann bestehen grundsätzlich zwei verschiedene Arten, sich in Deutschland politisch zu betätigen: entweder man will an der Regierung des Landes, an der politischen Nacht teilnehmen oder man will sein Leben lang Opposition machen. Je nachdem man sich für das eine oder das andere entscheidet, sind die Wege verschieden, die man zu beschreiten hat, um sein Ziel zu erreichen. Wir verfolgen zunächst den Weg, der in Deutschland zur politischen Macht führt.

Wer bei uns Anteil am politischen Regiment haben will, muß zunächst eine be« stimmte politische Gesinnung — die konservative — prästieren (Zentrumsangehöriger zu sein, ist bei der wechselnden Konjunktur dieser Partei . äeux mainz zu riskant, da man ja mit der Dauer eines Menschenalters rechnen muß), tzat er diese Gesinnung von tzause aus, oder kann er sie sich anzüchten, so fragt es sich nun: ist unser Aspirant von junkerlichem Geblüt oder bürgerlichen Stammes. In jenem Falle gestaltet sich sein Leben nicht reizlos. Er kann Soldat sein, solange es ihm behagt; kann die Freuden der diplomatischen Luxuslarriere in den schönsten Städten des Auslandes genießen; kann dann das Beste tun, was ein vernünftiger Wenfch zu tun in der Lage ist: kann seine Güter bewirtschaften und dann, wenn er auf der höhe des Lebens angelangt ist, wird er Minister oder Reichskanzler. Er lebt sich im wahren Sinne des Wortes nach allen Seiten hin aus. Und seine Anteilnahme an der Politik ist gewiß jedes Mannes von Bildung und Geschmack würdig.

Ganz anders gestaltet sich das Lebensschicksal dessen, der bürgerlicher Herkunft ist. Freilich: Sonntagskinder gibt es auch unter den Bürgerlichen: die ihr Leben mit irgend einer nützlichen und ersprießlichen Tätigkeit ausfüllen — etwa im Banlenfache — und dann plötzlich Staatssekretär weiden. Auch nicht übel. Rur daß es seltene Ausnahmen sind und daß diese Gewinnnummern immer nur auf Leute fallen, die zufällig fehr viel Geld haben. Der große Trost der Aspiranten auf politische Macht, wenn sie bürgerliche? 0l>» servanz sind, muß eine harte Schule durchmachen: die Schule der Bureautratie. In un» beschreiblicher Selbstverleugnung muß er ein Menschenalter Alten fressen, um schließlich ein Partikelchen der politischen Macht als Ministerialdirektor oder auch in einigen Fällen als Minister zu erlangen. Und wieviele bleiben in den Riederungen der Beamtenlauf» bahn stecken, wo sie als Oberregierungsräte oder auch Wirkliche Geheim« Vberregierungs» rate geisttötende unselbständige Bureauarbeit zu verrichten haben. Gin Mann von Lebens» geschmack (auch wenn er die konservative Gesinnung aufzubringen vermag) wird es ftch zehnmal überlegen: ob er um den Preis eines langen Bureautratenlebens (das ihn dreißig oder vierzig Jahre zum Scheintode verurteilt) nach der Palme der politischen Macht (die dann immer noch eine stark moderierte und temperierte ist, wenn ein Monarch wie Wilhelm II. die Geschicke des Landes bestimmt) streben will. (Daß er ein paar Jahr«

der lonseivativen Fraktion im Nelchs» oder Landtage angehören muß, ist nicht das schlimmste: das bedeutet für ihn eine angenehme Unterbrechung seiner öden Landratszeit, die er vielleicht an einem kleinen Orte an der russischen Grenze verbringen muß, durch ein paar Monate Großstadtleben; bedeutet das Zusammensein mit Leuten, die wenigstens gesellschaftliche Manieren haben und leine zerlegbaren tzemden tragen.)

Wer nun aber nicht konservativer Gesinnung ist und doch sich politisch betätigen möchte: für den bleibt nichts übrig, als sich lebendig in der Opposition begraben zu lassen. Das heißt: sein ganzes Leben mit Agitation und Rederei auszufüllen, ohne die geringste Hoffnung, jemals seine Ideen in die Wirklichkeit übertragen zu können. Und das schlimmste: er muß sich einer der bestehenden Parteien anschließen (denn auf die Gründung einer neuen Partei auszugehen, ist ein unfruchtbares Unterfangen: vesü^ia teirent!) So entsteht die Frage: welcher? Der Freier wird in die peinlichste Verlegenheit kommen: ob er die liberale oder die sozialistische Braut heimführen soll. Beides sind Damen von außer» ordentlich geringen Netzen. Verblüht, verwelkt alle beide.

Die eine: noch immer lebe islusttg, noch immer auf d'en Prinzen wartend, der sie erlösen soll. (Sie kommt in die Jahre, wo sie denkt: jetzt oder nie und gibt sich der Umarmung des ersten besten hin, der ihr in den Weg läuft: „Paarung"!)

Die andere: vergrämt, zänkisch, ein rechter Drache mit schlechten Manieren.

In der Tat: die Wahl ist nicht leicht!

Ernst gesprochen: wie ist es denkbar, daß ein Mann von Geschmack und Geist und etwas modernem Wesen sich in die Genossenschaft mit Leuten begibt, die von alle» dem entweder nichts besitzen oder — davon leinen Gebrauch machen dürfen. Denn ich kenne persönlich manchen sozialdemokratischen oder freisinnigen Parteimann, der die ge» nannten Eigenschaften in hohem Maße besitzt. Nur daß er sicher sie nicht als Politiker verwerten darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich lächerlich zu machen oder aus der Partei hinauszufliegen. Und' wenn noch ein Preis dem Sieger winkte! Aber das Fatale ist ja eben dieses: daß alle oppositionellen Politiker in Deutschland sich sagen müssen: du drischest leeres Stroh; du verkümmerst in geschäftigem Nichtstun; du verlierst deine besten Jahre an eine Aufgabe, wie sie Sisyphus oder die Danaiden als furchtbare Strafe zu erfüllen hatten.

So werden wir uns fern vom politischen Leben halten: in der Zukunft noch mehr als bisher. Aus Gründen, die nun wohl deutlich zutage liegen.

Aber man wird uns einwenden: ob dir eine politifche Tätigkeit reizvoll erscheint oder nicht — darauf kommt es gar nicht an. Es ist einfach deine verdammte Pflicht unU Schuldigkeit, dich für Politik zu interessieren und an dem politischen Leben dich zu betelligen, gerade auch wenn diese Beteiligung dir lästig und peinvoll ist.

Darauf werden wir erwidern: wenn es sich wirtlich um die Erfüllung einer mora» tischen Pflicht handelte, würden wir sie selbstverständlich erfüllen. Aber von einer all» gemeinen Pflicht zur Teilnahme an der Politik kann leine Nede fein. Vielmehr wird es stets auf die besondere Lage der Dinge ankommen. Ich verstehe, daß im Augenblick in Nußland jeder lebendige Mensch regen Anteil an den politischen Vorgängen nimmt (ober wenigstens während der vergangenen Jahre genommen hat); ich verstehe sogar, daß es eine Pflicht war für jeden Deutschen in den 186Ner und zum Teile noch in den

o l»
1870 er Jahren, sich mit Politik zu befassen, weil in dieser Zeit Lebensfragen der Nation auf dem Spiele standen und man noch nicht zu übersehen vermochte, wie sich das Kräfte» Verhältnis der verfchiedenen politischen Machtfaktoren gestalten würde.
Aber ich leugne ganz entschieden, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt für einen ge» bildeten Deutschen eine Pflicht bestehe, sich am politischen Leben zu beteiligen.
Eine derartige Pflicht ließe sich (vom Standpunkt des „Gemeinwohls" aus, der allein in Frage käme, denn daß aus dem persönlichen Interesse eine solche Pflicht sich nicht ab» leiten läßt, ist nach allem, was wir wissen, klar), «ine derartige Pflicht, sage ich, ließe sich doch immer nur mit dem Hinweis begründen, daß die bestehenden Zustände «ine Ner» anderung erfahren und daß wir daran mithelfen müssen. (Da ihre Fortsetzung in gleicher Richtung wie bisher ja bei dem Weiterwirlen der heutigen Faktoren gewährleistet wäre.)
Nun glauben wir aber, erkannt zu haben, daß eine grundsätzliche Aenderung, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, gar nicht herbeigeführt werden kann.
Man wird aber niemanden verpflichten wollen, bei einem Werke mitzuwirken, das von vornherein aussichtslos erscheint. Wenn nun einer aber auch den Glauben haben sollte (und es wird sich naturgemäß niemals ein exakter Beweis führen lassen, daß er falsch sei): die Richtung der deutschen Politik ließe sich wesentlich ändern: wäre denn eine grundsätzliche Aenderung von so großem Segen, daß man sie mit allen Kräften herbeizu» führen fich angelegen sein lassen müßte? Ist denn der heutige Zustand so arg schlimm, daß er sich gar nicht mehr ertragen läßt? Und ist Hoffnung vorhanden, daß bei einer Verschiebung unserer Politik in demokratischer Richtung so arg viel gewonnen würde? Wie die Parteikonstellation bei uns nun einmal ist?
Ich gestehe ganz offen: ich für meinen Teil würde diese Hoffnung nicht zu hegen wagen. Und ich bin der Ansicht, daß unsere Regierung wirklich nicht so schlimm ist, um sich die Haare zu raufen.
Wein Gott, ja: sie ist ein bißchen kleinlich in vielen Dingen; ein bißchen bevor» munderifch; sie ist nicht immer aufrichtig und nimmt gern den Mund etwas voll. Dar» über kommt man als friedlicher Bürger mit a weng tzamur ganz gut hinweg. Und' mit tzilfe des guten Simpel. Sie hat doch dafür auch gute andere Eigenschaften: sie ist so hübsch ordentlich, daß es eine Freude ist; sie ist unbestechlich und, manches sonst. Im übrigen braucht man sich ja nicht um sie zu kümmern. Und' die Hauptsache: ich sehe nicht, daß wesentliche Lebenswerte durch sie zerstört oder in ihrer Entfaltung aufgehalten würden. Und da erinnere ich daran, was ich in einem der früheren Essays von der Ueberwertung des Politischen gesagt habe: daß wir uns viel zu sehr gewöhnt haben, alles Gute und alles Ueble, alles Wohl und Wehe vom guten oder schlechten Regiment her» zuleiten, während dieses bis zu einer sehr weiten Grenze ohne Bedeutung für die Wesens» eigenart unseres Lebens ist, selbst dort, wo dieses Gemeinschaftsleben wird.
Wenn ich mir drei der größten Interessengebiete vor Augen halte: die Wirtschaft» liche Kultur, die geistige und künstlerische Kultur und das Wohl der arbeitenden Klasse und mich frage: wodurch fchädigt unser politisches System diese Interessen, in welchem Sinne tonnten sie durch ein anderes (NL. mögliches!) politisches System mehr gefördert werden; ich muß gestehen, daß ich nichts finde. Auf allen drei Gebieten betätigen sich Kräfte, die unab»

hängig von allem politischen Charakter sind und die sich zu betätigen heute allen Spiel»
räum haben.
Wirtschaftlichen Aufschwung haben wir in hülle und' Fülle: mehr als zuviel (und
Zuckererbsen nicht minder). Würde eine Regierung hier etwas stoppen, wär's gar lein
Schabe.
Der Strom der geistigen und künstlerischen Kultur fließt zwar nicht in dem offi»
ziellen Bett dahin, aber er fließt darum nicht minder stark; er gräbt sich eben ein eigenes
Bett. Ich wüßte nicht, daß ein einziger Dichter oder Gelehrter oder Künstler durch unser
Regierungssystem gehindert würde, etwas Tüchtiges zu leisten. Mein Gott: wir be»
dürfen doch nicht der staatlichen Universitäten und Akademien, um Wissenschaft und
Kunst zu treiben!
Und die Interessen der arbeitenden Klassen werden heut« am besten durch gewerkschaft»
liche Selbsthilfe gewahrt, die sich zwar nicht ganz frei betätigen kann, aber doch so stark in
dem letzten Wenschenalter betätigt hat, daß ein Mehr kaum denkbar ist bei normaler
Entwicklung. Soweit aber Staatshilfe (wie Versicherung usw.) den Arbeitern frommt,
ist keine Regierung der Welt so bereit, ihnen entgegenzukommen wie die deutsche.
Man soll sich auch hüten, blindlings für irgend welchen Uebelstand das Regierungs«
system haftbar zu machen — etwa für die Lebensmittelteuerung (die ganz gewiß nur zum
allerlleinsten Teil durch unsere Zollpolitik herbeigeführt ist) oder für den herrlsch»lnech»
tischen Ton, für die Schärfe der gesellschaftlichen Gegensätze in Deutschland und insonder»
heit Preußen und ähnliches. Diese Dinge haben viel Nefere Gründe und würden nicht
aus der Welt geschafft werden, möchte das Regierungssystem auch von Grund auf sich
ändern. Viel davon steckt im Blut, anderes in der sozialen Struktur, drittes in unab»
änderlichen weltwirtschaftlichen Zusammenhängen usw.
Ich meine also im Ernst: es ist nicht so schlimm, wie man es gern macht. Wir
können unter unserer Regierung ganz gut leben. Und der Sprüche schlechtester ist nicht:
„Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich Hochwohlwelses Walten . ."
Freilich — man ist nicht dabei. Aber muh man denn bei allem dabei sein?
Namentlich wenn es dort so wenig erfreulich zugeht wie im politischen Leben?
„ . . . Dankt Gott mit)edem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin."
Aber «2 könnte „schlimmer" werden, sagt man. Warum? Ich sehe keinen Grund.
Warten wir's ab. Wenn's wirtlich „schlimmer" wird und vitale Interessen etwa bedroht
werden sollten, dann ist es immer noch Zeit, sich zu bedenken.
Einstweilen komme ich zu dem Ergebnis: lassen wir die tzände von der Politik.
Wir haben besseres zu tun.

o o

Die marokkanische Frage und die öffentliche Meinung in Frankreich.

/^o weit man auch in den historischen Erinnerungen Frankreichs hinaufgehen mag, '^ immer bemächtigte sich, sobald ein Kampf in der Nähe oder der Ferne ausbrach, so» bald ein Kanonenschuß abgefeuert wurde, eine gewaltige, oft lärmvolle Begeisterung des ganzen Landes. Heute dagegen löst das Gewehrgetnatter und der Kanonendonner von Easablanca leinen patriotischen Gefühlsüberschwang bei den Voltsmassen aus. Man be» Nagt wohl die Tapfern, die dort, der Pflicht gehorchend, in den Tod gegangen sind, aber das ist auch alles.

Soll man aus diesem Schweigen, dieser Unempftndlichteit, den Schluß ziehen, daß die Vaterlandsliebe im Erlöschen begriffen ist, daß tzerves Theorien diese Tugend, ohne die lein Volk bestehen, geschwelge denn groß werden kann, erstickt haben? — Keineswegs! Man hat in Frankreich nur eingesehen, daß die Arbeit, die unsre algerischen Truppen und unsre Seesoldaten dort leisten sollen, lein großartiger Eroberungs» oder Verteidigungskrieg ist, daß in Marokko weder die Würde der Nation noch die Ehre der Fahne auf dem Spiele steht.

Vor zwei Jahren, als Nouvier an Stelle Delcasses Minister der auswärtigen An» gelegenheiten wurde, ereigneten sich gewisse diplomatische Verwicklungen, die Frankreich in der ruhigen Entwicklung setner republikanischen Negierungsform aufhielten. Nie» mand wünschte einen bewaffneten Konflikt, denn schon längst hatte der gesunde Men» schenverstand und die Logik den Sieg davongetragen über jenen maßlosen, falschen Patriotismus, den man „Chauvinismus" betitelt.

Aber man empfand doch allmählich eine gewisse Unruh«, man fühlte jenen Odem wehen, der Krisen und Stürmen vorauszugehen pflegt, und der die Gleichgültigkeit aufrüttelt und den Wut entflammt.

Es dauert Jahrhunderte und tostet Nevolutionen, um das Fühlen und Denken eines Volkes umzugestalten. Deshalb sind auch die Völler, denen politische und soziale Stürme erspart bleiben, zu einer langsamen Evolution verurteilt.

Die Gedanken entwickeln sich, wandeln sich um. Das soziale Ideal wächst, kleidet sich in neue Formen, aber es bedarf der „Tat", damit es aus dem Gebiete der Spetu» lation und der Philosophie in das Gefilde des Lebens übergehen und eine greifbare Gestalt annehmen kann.

Begeisterung erweckte in Frankreich von jeher nur die Notwendigkeit den vater» ländischen Boden zu verteidigen, oder der Gedanke, daß man verpflichtet sei, Gut und Blut für eine große Idee einzusetzen. Immer hatte man also ein hohes Ziel im Auge, das Begeisterung erwecken tonnte.

Von dem marokkanischen Abenteuer läßt sich nichts Derartiges rühmen. Die Auf» gab«, die unsrer Armee dort gestellt ist, ähnelt derjenigen, die sonst nur Polizisten, Ge» richtsvollzlehern und Henkern zukommt.

Welchen von diesen drei Fällen man nun aber hier annehmen mag, — nie haben wir es mit einer Idee zu tun, die auch nur einen Tropfen Blut tosten dürfte! Schon in dem Kriege gegen China, wo Franzosen und Deutsche Schulter an Schulter für die Zivilisation kämpften, sah man patriotische Begeisterung nur in den offiziellen Sphären und bei der Armee.

o I>

Ich hielt mich damals gerade in Deutschland auf, als der Feldmarschall Graf von Waldersee wie ein Triumphal« durch das Land zog, um sich auf seinen Posten zu begeben. Da hörte ich wohl einige Vivat hoch! aber noch viel mehr Spott und Hohn: Man lese nur die Witzblätter jener Zeit!
Weder fanden damals Deutschland und Frankreich in China, noch finden jetzt Frankreich und Spanien in Marokko den Ruhmeskranz, der einen glücklichen oder un» glücklichen Feldzug rechtfertigt, den Sieg verschönt oder die Niederlage mildert.
»
Der Vertrag von Algeciras, dessen Unzulänglichkeit die gegenwärtigen maroktani» schen Wirren deutlich hervortreten lassen, w-r eher ein Mißtrauensvotum als eine Ver« ständigung unter den kontrahierenden Nächten.
Prüft man dieses so mühevoll errichtete Dokument, versteht man zwischen den Zeilen zu lesen, so merkt man deutlich den Grundgedanken, der das Ganze durchdringt, so sehr die Diplomaten sich auch bemüht haben, ihm ein mildes Aussehen zu geben: Die kontrahierenden Mächte verbinden sich im voraus gegen jede unter ihnen, die es je versuchen sollte, die Integrität des marokkanischen Reiches gewaltsam anzutasten.
Dieses Mißtrauen erweckten insbesondere drei Nationen:
Frankreich, wegen der geographischen Lage und setner großen algerischen Kolonie;
Deutschland, wegen seiner Militärmacht und wegen seiner Kolonialpolitik, die es über seine Grenzen hinausdrängt;
Spanien, wegen der festen Plätze, die es schon auf marokkanischem Boden besitzt.
England hielten spezielle Vereinbarungen, die sich aus den allgemeinen politischen Verhältnissen Europas ergaben, von dem Wettbewerb fern: hatte sich doch Delcasse während der langen Zeit, wo er am Ruder war, wenn nicht gerade durch die eng» lisch« Regierung inspirieren lassen, so doch immer sich ihrer Einwilligung versichert. Er besorgte also nicht, auf ein Hindernis zu stoßen, wenn es zur Beratung der Klauseln eines allgemein europäischen Vertrages kommen würde; hegte er aber den» noch einige Befürchtungen in bezug auf diese Konferenz, so lag dies darin, daß er aus hundertmal ausgesprochenen und nie bestrittenen Gründen Frankreichs Rechte in Marokko als unbestreitbar und unverjährbar betrachtete.
Als Nuger Staatsmann beobachtete Delcasse den Grundsatz, daß man mit allen Mächten in gutem Einvernehmen leben müsse: Nur mit unserm östlichen Rachbarn machte er eine Ausnahme.
Ich erinnere mich, seinerzeit die politischen Maßnahmen des Herrn Delcasse strenge kritisiert zu haben. Er war und ist noch ein guter Patriot, aber seine — wie unsrer liier — Göttin Frankreich hätte auf sein Liebeswerben wie eine Heldin Dumas' ant» Worten tonnen: Sie müssen mich weniger lieben und mich besser verstehen!
Rouvier, der die allgemeine politische Lage gründlich kannte, begriff dagegen, daß es nicht an der Zeit war, eine „Politik der schlechten Laune" zu beobachten, die ver» letzt und reizt, den Gang der Geschäfte lähmt und keine positiven Resultate zeitigt: Es galt, mit dem Gegner gemütlich zu reden, nicht eine Schmollmiene aufzusetzen. Deshalb ließ sich der Staatsmann, der gleichzeitig mit dem Vorsitz im Minister» rat Delcasses Amt übernahm, auf die Konferenz ein, nachdem er die Fragen, die zur Sprache kommen konnten, lange und sorgfältig geprüft hatte.

Q 0
I> O
Die langjährige Beschäftigung mit aktiver, oft heftig erregter, wechfelvoll« Politik hat Nouvier zu einem großen Skeptiker gemacht und es wäre vielleicht eine gewagte Behauptung, er habe an dem Tage, wo er Frankreichs Teilnahme an der Konferenz von Algeciras zufagte, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die zu treffenden Verein» barungen keinen praktischen Nutzen abwerfen würden.
«
Ich will hier nicht die marokkanische Frage von ihrer Entstehung an ausführlich erörtern. Es genüge die Versicherung, daß ich sie Tag für Tag, ja Stunde für Stunde verfolge. Ich habe die Politiker aller Parteien befragt, Iaures, Elemenceau, die «Ige» tischen Deputierten und Senatoren, wie Eesar Trouin, den Deputierten von 0ran, der an Marokko grenzenden Provinz, Etienne, gleichfalls Deputierter von vran, Denys Cochin, Paul Deschanel, Dubief, alle die irgendwie Veranlassung hatten, sich mit der Möglichkeit einer Einmischung Europas in die Angelegenheiten Marokkos zu de» schäftigen, jenes fo eigenartigen scherifischen Reiches, das jede Zivilisation, jeden Fort» schritt so hartnäckig von sich abzuwehren sucht.
Ja, ich habe sogar Gelegenheit gehabt, den berühmten ehemaligen Generalstabs» ches des Noghl Mulay M'hamed zu befragen, als er nach Frankreich und Belgien kam, um sich Waffen und Geld zu verschaffen.
Je mehr ich nun der Sache auf den Grund gegangen bin, desto fester habe ich mich überzeugt, daß die Zerstücklung Marokkos, die Zwistigkeiten und Nebenbuhler» schaften der Stämme und ihrer Oberhäupter jedwede einheitliche Beruhigungspolitik als schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, erscheinen lassen.
Es wäre eine reine Naivität, mit Iaures und einigen Ultrasozialisten an die Wog» lichkeit einer friedfertigen Durchdringung zu glauben. Dem Araber, ob Kabyl« oder Berber, gilt jeder Einfluß, der sich nicht auf die Gewalt stützt, für nichtig und unbe« rechtigt. Nicht bloß jede Niederlage, sondern auch jedes noch so geringe Zurückweichen, jeder Mißerfolg würden das Unternehmen zum Scheitern bringen.
Als die bewaffnete Intervention beschlossen wurde, infolge der Ermordung des Dr. Mauchang in Marratesch und der fünf Franzosen in Casablanca, waren Frank» reich und Spanien für diese aktive Nolle nominell bezeichnet.
Deutschland und Spanien waren mehr oder weniger abgeneigt, den Haß der Wa» rottaner auf sich zu laden; es sollte ein Tor für ihren Handel offen bleiben. Deshalb entfaltet Spanien, trotz aller gegentelligen Versicherungen der Kabinette von Paris und Madrid, so wenig Energie, deshalb entzieht es sich so sorgsam jeder entschiedenen Offensive.
Was schadete das aber Frankreich?
Es besitzt Algerien, Tunis steht unter seinem Protektorat, kraft einer Art poli» tischer Symmetrie sowie wegen der Nachbarschaft, wenn auch nicht, um »gute Nach» barfchaft" zu halten —, dehnten sich seine Beziehungen und Interessen in Marokko immer weiter aus, so daß es alle andern Nationen weit überflügelte. Diese beständigen Fortschritte ersieht man zur Genüge aus den statistischen Berichten des Komitees für Marokko.
Well sie sich vor einer allmählichen Eroberung ihres Landes durch Frankreich fürch» teten, weil sie beobachtet hatten, wie diese große lateinische Nation in Algerien immer festeren Fuß faßte, warfen die auf ihre Unabhängigkeit eiferfüchtigen marottanifchen Stämme, berauscht durch fanatische Predigten, einen glühenden tzaß auf die Franzosen.

Eugene Destez: Die marokkanische Frage ^8?
Frankreich kümmerte sich wenig darum, ob das Tor offen blieb oder geschlossen wurde; es konnte ja dieses Tor, sobald es von Europa den Auftrag oder auch nur die Autorisation dazu erhielt, mit Kanonen einschießen.
So standen die Dinge kurz vor den Ereignissen in Casablanca.
Die marokkanische Staatsbank und der Besitz der marokkanischen tzäfen, sowie die Kontrolle der Zölle stellen Frankreich nahe an die Lebensquellen des scherifischen Reiches. Es braucht sich keine neuen Unterpfänder geben zu lassen, es kann sie sich selber nehmen.
«
Gegenwärtig setzt Frankreich das Blut seiner Soldaten und die Millionen seines Budgets für Europa ein. Was für eine Hoffnung leitet es bei diesem Verhalten? Welchen Vorteil erwartet es für die Zukunft?
Es ist verpflichtet, was es auch tosten möge, seine Aufgabe zu Ende zu führen und alle möglichen Opfer zu bringen, um den Europäern, die sich in Marokko auf» halten werden, Sicherheit für ihre Person und ihre Handelsbeziehungen zu verschaffen.
Es wird vielleicht, einen nach dem andern, alle Aufwiegler, die es bekämpfen wollen, zum Schweigen bringen müssen, ob sie nun Raisuli, Wa»el»Alnin, Vu»Amama, Mu» lay tzafid oder Mulay M'hamed heißen.
Es wird sich mit den andern Nationen Europas, deren Beauftragter es ist, in beständiger Berührung halten. Es wird sich — innerhalb der Grenzen des Möglichen — nach dem Geiste und dem Wortlaut des Vertrages von Algeciras lichten, ob» gleich derselbe eine Umarbeitung erheischt, der Gegenwart und den neuen Verhältnissen angepaßt werden muß, eine Eventualität, die auch schon zwischen dem Fürsten von Vülow und Cambon in Rorderney angedeutet wurde.
Wird einst im Reiche des Scherifs Ruhe hergestellt sein, so wird Frankreich, ohne Eroberungsgedanken, dank seiner Intervention, selbstredend den Marokkanern einiger Vor» zugsrechte würdig erscheinen.
Und wenn in Marokko Europa sich frei bewegen, in Frieden arbeiten, die durch Frankreichs Veruhigungsarbeit geschaffenen Vorteile wird ruhig ausnützen tonnen, dann wird es ihm wohl, obschon zwischen den Nationen Dankbarkeit eine so seltene Erscheinung ist wie zwischen den Individuen, die Erfolge, die es davongetragen hat, .verzeihen' müssen.
Für den Augenblick ist die Zukunft allerdings ungewiß, die aufgewendete Mühe unergiebig; Keiner wagt das Wort Sieg auszusprechen, so wenig entspricht es dem zu erreichenden Ziele.
Aber wenn der Pulverdampf und der Staub der wilden Reiterschlachten sich ver» zogen, der letzte Kanonendonner in den Schluchten des Atlas verhallt, der letzte Bluts» tropfen von dem glühenden Wüstensande ausgesogen sein wird, dann wird Frankreich, indem es die erworbenen Rechte festhält, sich rühmen können, daß es dem alten Europa ein neues Tätigkeitsfeld eröffnet hat.
Denn es ist fruchtbar, groß reich, dieses geheimnisvolle, in seiner spröden Jung» fräullchkeit so rebellische Land, wo unter der glühenden Sonne die Wälder smaragdgrün erglänzen, der Boden goldig strahlt, der Schatten am Tage malvenfarben schimmert; wo des Rachts, wie der Araber sagt, der Schatten purpurn dunkelt, ein Symbol des Blutes, das die Kinder des Islam zu seiner Verteidigung vergossen haben.
Paris, den 1«. September 1907. Eugene Destez.

Friedrich Nietzsche und die Kritik.
/Eigentlich ist diese Überschrift zu weit umfassend, denn ich gebe nur ein einzelnes Beispiel von ^x der merkwürdig unbefangenen Stellung meines Bruders zu seinen Krittlern in ihrem Auf und Nieder von Aerger, Zorn und milder objektiver Beurteilung. Aber ich glaube, bah es «in typisches Beispiel ist, welches sich in den nachfolgenden sechs Briefen an Herrn I. B. Widmann zeigt.
Im September 1886 erschien im .Verner Bund' ein Artikel mit einer Kritik über »Jenseits von Gut und Böse", der meinem Bruder offenbar Vergnügen bereitet hat. Er erwähnt ihn am 24. September in einem Brief an Malvida von Meysenbug: .Zum Schluß schreib« ich Ihnen eln paar Worte über mich ab, die im .Bund' (18. u. 17. Sept.) zu lesen sind. Ueberschrift: »Nietzsches gefährliches Buch".
..Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne fprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werl, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger tonnte es uns einfallen, den «in» samen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelraben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werl« dienen; es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu fagen, hier liegt Dynamit!""
.Seien Sie mir also, verehrte Freundin, dafür hübsch dankbar, daß ich mich von Ihnen ein wenig fern halte! . . . Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und ‚Aus> Wege' zu locken. Denn, um nochmals den Bund zu zitieren:
, »Nietzsche ist der erste, der einen neuen Ausweg weih, aber «inen so furchtbaren, dah man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln steht!"
.Kurz und gut, es grüht Sie von herzen der «Ansiedler von Sils»Maria."
Er schickte diesen Artikel, nachdem er ihm dieses Zitat entnommen hatte, sogleich an dl« Berlagsfirma C. G. Naumann und wurde erst wieder daran erinnert, als er im folgenden Frühling, wie schon so manches Jahr, nach Slls»Maria zurückkehrte und in den Mienen seiner Hausbewohner noch immer einiges Staunen darüber entdeckt«. Dies brachte er in dem nachfolgenden Brief »n Herrn I. Widmann, den Verfasser jener Kritik, zum Ausdruck. Ich muh aber darauf aufmerksam machen, dah, wie er selbst sagt, ihm jener Artikel nicht mehr vollständig in der Erinnerung war, was spätere Urteile über denselben Artikel erklärlich machen.
Nr. 1. Slls»Maria, 0ber»Engadln.
den 28. Juni 1887.
.hochgeehrter Herr Doktor,
vorigen Sommer haben Sie mich in keinen kleinen Schrecken versetzt: ich fand eines Tages hlerselbst im Oie die vortrefflichen Einwohner von Slls über ihren regel» mäßigen Sommer»Gast stutzig und nachdenklich geworden, — sie hatten allesammt den Bund gelesen. .Wie! dieser anscheinend so harmlose Einsiedler und Höhlenbär ist also im Grunde etwas ganz Gefährliches?" — Das las ich in Aller Augen.
Ich selbst, nachdem auch ich den Bund gelesen, hatte freilich einen andren Eindruck: nämlich als ob ich über mich etwas sehr Liebenswürdiges und Wohlwollendes gelesen hätte. Ein paar Aeußerungen, die sich im Munde des Nedacteurs eines demokratischen Blattes ganz von selbst verstanden, habe ich vielleicht überhört oder vergessen — in der Hauptsache muß ich Ihnen dankbar bezeugen, nach Jahresfrist nunmehr, daß Ihre Besprechung jedenfalls bei Weitem die .intelligenteste' Besprechung gewesen ist, die dieses unsympathische Buch bisher erfahren hat. Die Dichter sind nun einmal .divinatorlsche' Wesen: eln solches Näthselbuch wird zuletzt immer noch eher von einem Dichter errathen und .aufgeknackt', als von einem sogenannten Philosophen und Fachmann'.

o »

Zum Danke dafür erlaube ich mir, Ihnen ein älteres Vuch von mir zu über»
reichen, das eben jetzt neu erscheint, mehrfach verändert und verbessert (oder ver»
bösert?) — in der Annahme, daß es Ihnen unbekannt geblieben ist. Vielleicht
erscheint es Ihrem Geschmacke im Ganzen annehmbarer und erquicklicher, als jenes
Jenseitige' vom letzten Jahre. Doch mag es ebenfalls ‚ein gefährliches Vuch' sein:
wenigstens hat mir gerade das seiner Zeit Gottfried Keller in artigster Meise
brieflich zu Gemüthe geführt.
Mit hochachtungsvollem Gruße)
Ihr ergebenster
Dr. F. Nietzsche,
weiland Professor in Vasel".
Wein Bruder hatte schon immer mit Wohlgefallen den .Berner Bund" gelesen, wenn das
auch in Italien .nicht immer möglich gewesen war. Bei feiner Aückkehr nach Sils»Maria freut«
er sich aber den .Bund" wiederzufinden, wobei er sich besonders für die Artikel des Herrn Karl
Spitteler, wie die nachfolgenden Briefe zeigen, interessirte. Inzwischen hatte er auf den vorher»
gehenden Brief ein« liebenswürdige Antwort von Herrn I. V. Widmann erhalten, über welche er
»n Gast »m 18. Juli 1888 schreibt: .«luriosum anbei' Dr. Widmann vom .Bund" hat mir
geschrieben, enthusiastisch; auch von Vrahms, mit dem er zusammen ist (letzterer .lebhaft interessirt
von Jenseits', jetzt im Begriff sich .fröhliche Wissenschaft' zu Gemüt« zu führen)/ Im September
fetzte er au« Anlaß der Svittelerlchen Artikel den Briefwechsel mit Herrn I. B. Widmann fort.!
Nr. 2. Sils'Maria, Ober»Engadin,
den 11. September 1887.
.hochgeehrter Herr Voctor,
machen Sie, bitte, Ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter, dem Herrn Prof.
Spitteler, mein ergebenstes Compliment: ‚Ich las eben feine Kritik des modernen
Orchesters. Wie viel Wissen, Takt, Unabhängigkeit des Urtheilsl welcher esprit,
welche gute Artisten-Launel Und was seinen Geschmack io reduz muzici» et
iuu»i«ntibu5 anbetrifft, so verhindert mich nur Gins, ihn zu loben, — daß es
gerade mein Geschmack ist. Mir kamen dabei ein paar nachdenkliche Sachen von
ihm ln's Gedächtniß, die ich vorigen Winter in Nizza gelesen habe (über Theater
und Theatralisches): leider ohne Kopf und Gnde, in ganz zufällig erwischten
einzelnen Sonntags»Beilagen des ‚Vund'. Könnte man dergleichen ^«tbeti«»
des genannten Herrn nicht beisammen lesen? G8 gäbe ein Vuch seltenen Ranges
ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute
nicht fehlt, kulcliluln est paucorum dominum. —
Gestern von einem Dresdener Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu
begründenden Kunstblatt« eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an
meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen. —
Mit angelegentlichem Gruße
Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche.
Not» beoe, ich habe mich noch gar nicht für die liebenswürdige Gesinnung Ihres
Briefes bedankt! Gesetzt, daß Sie irgend einen Werth darauf legen sollten, die
.Geburt der Tragödie' in der zweiten Auflage zu besitzen (— sie enthält ein
Guriosum, den Versuch einer Kritik dieser Schrift, von mir selbst), so genügen
zwei Worte an den Verleger Herrn G. W. Fritzsch, Leipzig, Könlgsstiahe 6 (derselbe
ist über Ihre Antheilnahme an meinen Vüchern unterrichtet; ich nehme an, daß
die .Fröhliche Wissenschaft' glücklich in Ihre Hände gelangt ist?)

u
o »«
Zuletzt: würden Sie vielleicht gewillt sein, Herrn Johannes Brahms Etwas in meinem Namen zu überreichen, gesetzt, daß er noch in Ihrer Nähe ist? (nämlich eine Composition von mir, die jetzt eben erscheint: .yymnus an das Leben', Chor und Orchester) ... Ich bin nämlich, wie Wagner sagte, eigentlich .ein ver» unglückter Musikus' (— er selbst sei ein „verunglückter Philologe" —)."
Sils, den 15. September 1887.
„Malheur! Gelchzeitig mit meinem ersten Vlies kam die Mitteilung des Ver» legers, daß die »Fröhliche Wissenschaft' an Sie abgesandt sei. Was mag geschehen sein? Ich habe von Herrn E. W. Fritzsch umgehend Auskunft verlangt. —
— Was die Werke des Herrn Spitteler angeht: so darf man dergleichen feine Sachen den heutigen Deutschen eigentlich nicht zumuthen. Es steht nicht zum Besten mit dem .Deutschen Geiste'. Ich selbst, wenn ich eine Nelse nach Deutsch» land nölhig habe, mache mir vorher immer erst mit einem naturwissenschaftlichen Spruche Muth, zum Beispiel:
Um das "Rhinozeros zu sehn,
Beschloß nach Deutschland ich zu gehn.
Mit ergebenstem Gruße Ihr
(extl2mun<l2ou5, trotzalledem
aber auch „worein aliquaucko" . . .)
IW. Der Hymnus Ist noch nicht zur Absendung bereit. Weine Adresse von jetzt: Veneria, term» in pv5w."
Diese Empfehlung Spittelers an den Kunstwart hat auch stattgefunden. Herr Avenarius schreibt darüber im November 1902: „Als ich 1887 mit Nietzsche über die Gründung des Kunst» warts korrespondierte, empfahl er mir auf das dringlichste Karl Spitteler, indem er ihn als Dichter wie als Aesthetiker mit überaus warmen Ausdrücken lobte. So verdankt der „Kunstwart' Spittelels nun fünfzehnjährige Mitarbeit Nietzsche."
Anfang Januar 1888 erschien ein Artikel des Herrn Spitteler im Vund, der eine ausführliche Kritik der Werke meines Vruders enthielt, die der Kritiker bis dahin gelesen hatte. In der Freude über manches gute und geistreiche Wort übersah mein Bruder wohl zunächst mancherlei klein« Bosheiten, die in dem Artikel versteckt waren, oder es kann auch sein, dah er sie gewissermaßen objektiv betrachtete und leinen Anlaß fand, sich dadurch gekränkt zu fühlen, wenigstens beweist das der nachfolgende Brief. ^ ,
Nr. H. Nizza, Pension de Genive,
den «. Febr. 1888.
„hochgeehrter Herr Doctor,
die Besprechung meiner Litteratur durch Herrn Spitteler hat mir großes Vergnügen gemacht. Was für ein feiner Kopfl Und wie gern man sich von ihm tadeln läßt! Er beschränkt sich aus guten Gründen fast ganz auf das Formale: er läßt die eigentliche Geschichte hinter dem Gedachten, die Leidenschaft, die Katastrophe, die Bewegung gegen ein Ziel, gegen ein Verhängniß hin einfach bei Seite: — das kann ich nicht genug loben, darin ist wirtliche cielicatei/a. Es fehlt nicht an Ueber» ellungen. Er hat ersichtlich die Schriften zum ersten Mal gelesen (und nicht einmal immer gelesen —). Amsomehr bewundere ich die Sicherheit des ästhetischen Taktes, mit der er die Form der verschiedenen Bücher und Epochen von einander abhebt. Ich bin sehr unzufrieden damit, daß .Jenseits' unberücksichtigt geblieben ist: Damit fehlte ihm eigentlich der Boden unter den Füßen, um über die letzterschienene .Streitschrift' (Genealogie der Moral) mitzureden.

c> o
» o

Die Schwierigkeit meiner Schriften liegt darin, daß es in ihnen ein Uebergewicht der seltneren und neuen Zustünde der Seele über die normalen glebt. Ich lobe das nicht; aber es ist so. Für diese noch ungefaßten und oft kaum faßbaren Zu» stände suche ich Zeichen; es scheint mir, daß ich darin meine Erflndfamteit habe. Nichts liegt mir ferner, als der Glaube an einen »allein felig machenden Stil', an den, wenn ich recht versteye, Herr Spitteler glaubt? hat nicht die Absicht einer Schrift nicht immer erst das Gesetz ihres Stils zu schaffen? Ich verlange, daß, wenn diese Absicht sich ändert, man auch unerbittlich das ganze Prozedurensystem des Stils ändert. Dies habe ich zum Beispiel im .Jenseits' getan, dessen Stil meinem früheren Stil nicht mehr ähnlich sieht: die Absicht, das Schwergewicht war verlegt. Dies habe ich nochmals in der letzten .Streitschrift' gethan, wo ein ^He^lo leroce und die Leidenschaft uue, crue, verte an Stelle der raffinirten Neu» tralltät und zögernden Vorwärtsbewegung vom .Jenseits' getreten ist. Es ist möglich, daß tzerr Nietzsche mehr Artist ist, als Herr Spitteler es uns glauben machen möchte . . .

Mit meinem verbindlichsten Dan! und Gruß
Ihr
Nietzsche.»

Kaum war dieser Brief abgesandt, als ein ihm bekannter tzerr meinen Bruder darauf auf» merlsam machte, welche unehrerbietigen Bemerkungen der Artikel enthielt, so daß mein Bruder sich anfing darüber zu ärgern und sogleich noch ein« Postkarte dem Brief an Herrn Wivmann nach» folgen lieh.

Nr. 5.

(-are äe Kice, 4 kevr. 88.

»Nachträglich zu meinem eben abgefandten Brief.

Wir wollen die Neujahrsnummer an die vier Adressen lieber nicht schicken.

Ich ärgere mich über die Taktlosigkeit des letzten Satzes. Andre würden es noch mehr «hun ... ^ .

Mit dem letzten Satze hatte mein Bruder vollkommen Aecht. Wenige Tage darauf kam ein Brief von Herrn Gast, welcher fein« Entrüstung über den Spittelerfchen Artikel zum Ausdruck brachte. Mein Bruder lieh schnell noch eine zweite Karte an Herrn Widmann folgen.

^' 6' Nizza, d. 13. Febr. 1888.

«hochgeehrter tzerr Doctor,

ich schreibe Ihnen eine Kritik über »die Kritik" ab, die!mir eben von zu» ständigster Seite zugeht (— es Heht Ihnen frei, dieselbe Herrn Spitteler zu übermitteln).

»»Spitteler's Aufsatz im »Bund" scheint mir ein tolles Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität zu sein. Er nimmt Sie beinahe nur von der litterarisch-artistlschen Seite und schießt dabei Böcke, über die ich lachen mußte. Ueber Ihre philosophische Tendenz erhält der Leser keinen Wink; das Ganze ist noch vor einem wirtlichen Eindringen in Ihre Welt geschrieben. Als Anzeige wirkt es jedoch stark, — ich habe mich gewöhnt, derartige Besprechungen endlich nur noch nach ihrem Einfluß auf den buchhändlerischen Bertrieb anzusehen.'"

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche."

Nach dieser Erfahrung würde nun jedermann glauben, bah mein Bruder Herrn Spitteler von da an unfreundlich gesinnt gewesen wäre und — würde sich sehr irren! So leicht wie sich mein Bruder zu bitteren Worten hinreihen lieh, wenn er von anderen Leuten beeinfluht wurde so leicht vergah er wieder alles Unangenehme, sobald der Gegenstand seiner bitteren Worte sein Bedauern aussprach, noch dazu wenn es ein feiner und geistreicher Kopf war, der sich mit seinen Problemen beschäftigte, was in der damaligen Zeit, wie mein Bruder oft klagte, zu den Selten» heilen gehörte. Herr Spitteler hat nun einige Wochen darauf ob seiner Kritik in einem liebens» würdigen Brief um Entschuldigung gebeten, (Mein Bruder schreibt am 26. Februar 1888 an Peter Gast »Herr Spitteler hat geschrieben, nicht übel, sich für seine .Unverschämtheit' — so sagt er selbst — entschuldigend.") Aus den nachfolgenden Vriefftellen an Peter Gast kann man sehen, wie objektiv wohlwollend mein Bruder Herrn Spitteler trotz des Zwischenfalls gesinnt geblieben ist.
»Nizza, 21. März 88. Etwas ist mir gelungen, worüber Sie lachen werden: ich habe Herrn Spitteler, unaufgefordert, aber im Bewußtsein, dah sonst Niemand etwas für ihn thut, «inen Ver» leger für «inen dicken Band Aesthetika verschafft,"
»Sils, 15. Juni 88. Soeben las ich, im Bund .abgedruckt, die feine und schöne Sache Spittelers über Franz Schubert. Dabei beschloh ich, diesem Manne, der mir doch sehr werth ist» wieder ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben (und, womöglich ‚das Wölkchen' zwischen uns zu verscheuchen —), haben Sie noch ein Exemplar des .Hymnus an das Leben' zu versenden? Ich habe leider 2 Exemplar« in Nizza gelassen. — Bitte so reiben Sie darauf: Herrn Carl Spitteler, zum Zeichen besonderer Hochschätzung. N."
»Sils, 17. Juli 88. Nestern lam ein sehr erfreulicher Brief des Herrn Spitteler, geschrieben und nach Nizza geschickt vor mehr als 2 Monaten: «inen Dank für meine Verleger»Ver«lttlung ausdrückend. Es handelt sich um ein hauptwert Spittelers, die Aesthetik des ganzen französischen Dramas barstellend. Die competentsten Sachkenner schelnen auher sich vor Bewunderung desselben (— er hat, mit groher Bescheidenheit, überall erst angefragt)'.
»Turin, 13. Nov. 88. Herr Carl Spitteler hat sein Entzücken über den .Fall Wagner' im Verner »Bund' ausgesprudelt: er hat erstaunlich zutreffend« Worte, — er gratulirt« mir auch brieflich dazu, dah ich bis ans Ende gegangen fei: er scheint die Gesammtbezeichnung unserer modernen Musik als ciecaclence.Musik für eine kulturhistorische Feststellung ersten Banges zu halten. Uebrigens hatte er sich zuerst an den »Kunstwart" gewandt."
Auch über Herrn I. B. Widmann gibt es ein« freundliche anerkennende Stelle in einem der vielen Briefe, die ich aber augenblicklich leider nicht habe wiederfinden können, so dah es ziemlich rätselhaft erschien, dah wir im Nachlaß meines Bruders einige Bemerkungen sowohl gegen Widmann als Spitteler fanden, die offenbar »uf den Spätsommer 1888 zurückgehen und nicht gerade «in Zeugnih wohlwollender Gesinnung sind. Eine dieser Stellen ist ohne eine 2r» llärung in einem Nachlahband und leider auch in der Biographie abgedruckt worden; ich möchte hier etwas Näheres darüber sagen. Im Sommer 1888 hat ein Bekannter sämmtliche Kritiken über »Jenseits von Gut und Böse", die er sich gesammelt hatte, meinem Bruder nach Sils»Marla gebracht und, wie es scheint, ganz besonders seinen Zorn über Herrn F. B. Widmann ausgedrückt, dessen Kritik ihm als die schlimmste von allen erschienen sein muh. Als nun mein Bruder diese Kritik unter dem Eindruck, den sie allgemein gemacht hatte, wieder las, konnte er es selbst nicht begreifen, warum er gerade dafür Herrn Widmann feinen Dank auszulprechen hatte. Da er lein sehr gutes Gedächtnis besah oder besser gesagt, da er über dem Eonciplren und Aufzeichnen seiner grohen Hauptsachen kleine Nebenumstände leicht vergah, so nahm er schließlich an, dah er diesen Danlesbrief ironisch geschrieben und sich mit Herrn I. B. Wldmann «inen kleinen Scherz erlaubt habe. Aber er hat diese Niederschrift mit der darauf hinzielenden Bemerkung selbst beiseite gelegt, weil er offenbar seiner Erinnerung nicht ganz sicher gewesen ist, ja sie wahr» scheinllch als einen Irrtum erkannt hat. Die von ihm beiseite gelegte und zur Vernichtung bestimmte Bemerkung lautet:
»Ein Schweizer Nedalteur, V2M »Bund', wußte dem gcnannten Werke nichts anderes zu entnehmen, als dah ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragt«: man sieht, er hatte sich bei den Worten .jenfeits von Gut und Böse' wirklich etwas gedacht . . . Aber

«in«m solchen Falle war meine Humanität immer noch gewachsen. Ich dantte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehen, niemand habe mich besser verstanden — er hat's geglaubt . . . Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zarathustra, das tiefste Buch der Menschheit, als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvolltommenheit meines Stils."
Mein Bruder lommt im .llcce domo' noch einmal auf diese beiden Kritiken der Herren Wid» mann und Spitteler zurück, auch da nicht im wohlwollenden Sinne, jedenfalls läßt er aber die Bemerkung weg, als ob er sich einen Scherz mit Herrn Widmann gemacht habe, und gibt nur, aller» dings in scharfen Worten, seiner Verwunderung Ausdruck, dah diese beiden geistreichen Köpfe ihn so mißverstanden hätten. Ich bin sicher, dah es die beiden Herren nicht tränken wird, wenn ich dies« Stelle zitiere, da Herr Spitteler selbst einmal sehr richtig gesagt hat, dah mein Bruder durchaus normal auf seine Kritiken reagiert habe »nach uraltem, heiligem Autorenbrauch empfindlich gegen Aussetzungen, hocherfreut durch uneingeschränkt« Zustimmung". Das Wort „empfindlich" jann Ich nach der hier gegebenen Darstellung allerdings nicht uneingeschränkt gelten lassen. Aber die Herren werden selbst aus den scharfen Worten Aiehchses ersehen, welchen Wert er auf ihre Kritiken, die er immer „geistreich" genannt hat, legte. Mein Bruder schreibt, nachdem er die Kritik des Herrn Widmann über „Jenseits von Gut und Böse" und den Gesamtbericht über seine Bücher vonseiten des Herrn Spitteler in obigem Sinne erwähnt hatte:
»Durch eine kleine ^ücke von Zufall war hier jeder Satz, mit einer Folgerichtig- keit, die ich bewunder, habe, eine auf den Kopf gestellte Wahrheit: man hatte im Grunde nichts zu tun, als alle .Werte umzuwerten', um, auf eine sogar bemerlens» werte Weise, über mich den Nagel auf den Kopf zu treffen — anstatt meinen Kopf mit dem Nagel zu treffen . . . Amsomehr versuche ich eine Erklärung. — Zuletzt kann Niemand aus Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiß. Wofür man vom Erlebnisse her leinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — daß es die erste Sprache für eine neue «Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo Nichts gehört wird, auchNichtsda ist.... Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die Originalität meiner Erfahrung. Wer etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen.Idealisten': wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, daß ich überhaupt in Betracht käme."
Weimar t907. Elisabeth Förster°Aiehsche.

Neformkatholizismus. ^«h.)

Von Carl Icntsch.

^^as moderne vernünftige Empfinden verwirft ein Dogma, das die Gottheit nicht ^»»^ nur tief unter das sittliche Niveau des gewöhnlichen guten Menschen, sondern sogar unter das der Vertreter des Cäsarenwahnsinns hinabdrückt. Man muh sich in die Seelen der Allongenperücken hineinversetzen, die den Foltermeister desto glänzender de» soldeten, je besser er die teuflische Kunst verstand, die Opfer ihrer Bosheit monatelang zu martern, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wenn man den Gott der Orthodoxie verstehen will. Und auf diese Vorstellung von Gott ist nun die ganze Erlösungs» und tzeilsmittellehre gebaut; diese bricht also zusammen, sobald die Unvernunft des Höllen» dogmas durchschaut ist. Aber wer daran festhält, dem kann man es nicht übelnehmen,

wenn er angesichts dieser entsetzlichen Aussicht es macht wie Schwerkranke, die zu allen Kurpfuschern ihre Zuflucht nehmen, wenn er nicht genug Zaubermittel kriegen kann, die drohende ewige Pein abzuwenden, und so die Klerisei zur Erfindung immer neuer und immer geschmackloserer Zeremonien und Märleln gradezu drängt.

Die zweite Quelle der „Mißbrauche" ist die Lehre vom Papste als der unfehlbaren Autorität in Sachen des Glaubens und der Sitten, zu denen bekanntlich so ziemlich alle menschlichen Angelegenheiten gestempelt werden tonnen. Viele geschichtliche Tatsachen widerlegen dieses Dogma, aber schon eine einzige genügt: die Bulle des achten Innocenz (Rocens nennt ihn wegen seiner Laster das Epigramm eines Zeitgenossen), vom Jahre 1484, die durch die Dogmatisierung des dümmsten und abscheulichsten Aberglaubens mehr und schlimmere Greueltaten verschuldet hat, als jemals Mongolenhorden im Ve» reiche der Christenheit verübt haben. Nichts als Verachtung verdient die Ausrede, diese Bulle sei nicht ex catKeckra «flössen. Besonders uns« schwachmütigen deutschen Reformer pflegen sich in ihren Gewissensnöten damit zu helfen, daß sie solchen päpstlichen Er» lassen, die sich mit dem modernen Empfinden und der modernen Erkenntnis schlechter» dings nicht vertragen, den ex catlieckla^haralter absprechen. Damit machen sie aber das Unfehlbarkeitsdogma selbst zunichte. Denn was entscheidet dieser Methode nach über den ex catneckrH-Eharakter? Ihr subjektives Empfinden. Das war denn doch wahrhaftig nicht die Meinung der Jesuiten, die das Dogma durchgedrückt haben, das subjektive Emp« finden deutscher Professoren zur höchsten Autorität zu erheben, von der die Erlasse der päpstlichen Autorität erst ihre Beglaubigung zu empfangen hätten. Besonders da das moderne deutsche Gemüt und die moderne deutsch« Vernunft von dem Verstände und dem Empfinden der herrschenden Iesuitenpartei das grade Gegenteil sind. Was der heutige Deutsche als unchristlich erkennt: die weltlichen herrschaftsansprüche des Papstes, die modernlatholischen Andachten mit den daran geknüpften Ablässen, die Wundersucht, die es schließlich fertig gebracht hat, an den Teufel Bitru zu glauben, grade diese Dinge sind der Unfehlbarkeitspartei ans tzerz gewachsen, und grade diese wollte sie durch die Unfehlbarleitsertlärung gegen die moderne Zweifelsucht und den modernen Unglauben sicherstellen; war doch das neue Dogma nur die Vorbereitung für ein zweites, das dem Kirchenstaate die Weihe einer göttlichen Institution verleihen sollte. Die gütige Vor» sehung hat, indem sie den Gegenstand des geplanten Dogmas hinwegfegen ließ, die Katholiken vor der Schmach bewahrt, diesen jämmerlichen Staat, der ein beständiges Aergernis für alle Frommen und Einsichtigen war, auch noch als eine göttliche Einrich» tung anerkennen zu sollen.

Wir sehen: ohne entschiednen und offenen Bruch mit der Orthodoxie gibt es leine Reform im Sinne der katholischen Reformer. Solange sie die zwei Dogmen nicht preis« geben, aus denen die „Auswüchse" hervorwachsen, ist ihr Kampf gegen diese vergebens. Denn grade diese Auswüchse sind es, an denen die Betschwestern mit leidenschaftlicher Inbrunst hängen, die von fanatischen Mönchen inspirierten Betschwestern aber beherrschen seit Pius IX, die Kirche. Was den Betschwestern verdächtig erscheint, das wird als Ketzerei denunziert, und das Wort eines Ketzers gilt nichts beim katholischen Volke.

Und grade diese Auswüchse sind es, auf denen die Wacht der Kurie und der Hierarchie beruht, wie denn das turiale und das hierarchische Interesse zur Ausbildung der

Dogmen sehr kräftig mitgewirkt haben. Die Lehre vom Ablaß in ihrer letzten Aus» gestaltung darf gradezu eine Erfindung der päpstlichen Finanztunst genannt werden, und bei dem Dogma von der Transsubstantiation hat das priesterliche Interesse wenig» stens unbewuhterweise Geburtshilfe geleistet. Namentlich beschränkten Köpfen düntt es ein unendlicher Vorteil, daß sie als „Schöpfer Gottes" auf die wohlfeilste und bequemste Weise eine Stellung hoch über der gesamten Laienwelt einnehmen, die sie durch Leistungen mit aller Anstrengung niemals erlangen würden. Als Pius IX. die deutschen Bischöfe zu dem Konzil einlud, dessen Zweck ja bekannt war, da wäre es ihre Pflicht gewesen, öffent» lich zu erklären: „Wir versagen dem von der Weltgeschichte geweihten Stuhle Petri uns« Ehrfurcht nicht, und erkennen in einer kirchlichen Zentralinstanz eine aus mehreren Gründen nützliche Einrichtung. Aber den Papst oder vielmehr seine theologischen Berater, deren wissenschaftliche und sittliche Qualifikation hinlänglich bekannt ist, für das inspi» rierte Organ Gottes ansehen zu sollen, das ist eine Zumutung, für die es keine par» lamentarische Bezeichnung gibt. Zu der Konzilslomödie, die diese monströse Lehre dogma» tisieren soll, geben wir uns nicht her." Diese Gelegenheit, endlich einmal Klarheit zu schaffen, haben die deutschen Bischöfe versäumt (auch die französischen und die eng» tischen wären zu dieser Aktion berufen gewesen; die spanischen, die italienischen, zum Teil auch die österreichisch-ungarischen, haben kein Urteil über Fragen der Geschichte und über Forderungen der Vernunft.) Sie haben sie versäumt, teils weil sie selbst noch im Orthodoxismus befangen waren, teils um nicht die Einheit der Kirch« zu sprengen, teils aus Furcht vor den Betschwestern, von denen sie verketzert worden sein würden; teils im hierarchischen Interesse, dessen sich nun einmal ein Kirchenfürst nicht leicht ent« schlagen kann.

So hat man denn den Papst für unfehlbar erklären lassen, und von einem Recht des Widerspruchs gegen den Unfehlbaren kann offenbar leine Rede sein. Darum sind alle die schönen Worte, mit denen ein Freiherr von tzertling den Katholizismus mit der modernen Wissenschaft auszusöhnen versucht, mit denen ein Ehrhard, ein Schell, ein Merkte, ein Josef Müller (Herausgeber der „Renaissance") der Vernunft gegen den Papalismus und Iesuitismus einigermaßen zu ihrem Recht zu verhelsen suchen, in den Wind gesprochen. Für gradezu verwerflich halte ich die Methode des verstorbenen geist» reichen Aestheten Franz Hader Kraus, der im heimlichen Einverständnis mit der preußischen Regierung den Ultramontanismus anonym bekämpfte, um durch Zerstörung des Zentrums die genannte Regierung von einer unbequemen Opposition zu befreien, und der einfältige Gemüter mit dem Wahlspruch lockte: religiöser, nicht politischer Katho» lizismus. Wenn irgend etwas berechtigt war, so war es die politische Organisation der preußischen Katholiken zum Schutze ihrer Kirche gegen den damaligen Angriff und zur Eroberung der bürgerlichen Parität. Daß die Verteidigung der katholischen Religion durch eine fatale Verkettung zugleich Verteidigung unberechtigter päpstlicher Ansprüche wurde, ist ein Unglück für die deutschen Katholiken, aber lein Schaden fürs Reich. Berechtigter scheinen die Bestrebungen der bayerischen Krausfreunde zu fein, die das Zentrum deswegen bekämpfen, weil es, wie sie behaupten, in Bayern seine Macht» stellung dazu benutzt, seinen Mitgliedern und Günstlingen zu einträglichen Aemtern zu verhelfen und die nicht zum Klüngel Gehörenden unter dem Vorwande mangelhafter Recht»

o o
o I>
gläublgkeit auszuschließen; doch hat ein solcher Paiteitampf mit kirchlicher "Reform nichts zu schaffen. Ein schöner Anlauf katholischer Literaten, in ihrem Organ „Hochland" die katholische Belletristik aus den Fesseln zu befreien, in denen sie Bigotterie, Orthodoxismus und Prüderie gefangen halten, ist kläglich gescheitert: yochland hatte angefangen, die deutsche Uebersetzung von Fogazzaros Roman, der heilige, abzudrucken, hat aber den Ab» druck einstellen müssen, als das Buch zensuriert wurde. Daß deutsche Gelehrte bei jedem ehrlichen herzenserguß, jedem originellen Gedanken, den sie veröffentlichen, jedem Er» gebnis ihrer Forschungen, jeder schwungvollen Ansprache an ihre Studenten gewärtig sein müssen, von unwissenden italienischen Mönchen wie Schulbuben zurechtgewiesen und zu einem Widerruf gezwungen zu werden, das ist freilich ein schimpflicher, ein bejammernswürdiger Zustand. Aber wenn die Männer, die ein bescheidenes Gesuch um Reform des Verfahrens der Indexkongregation an den „heiligen Vater" richten, wirklich etwas zu erreichen hoffen, dann sind sie naiver, als reifen Männern zu sein erlaubt ist. Wer den Papst als „heiligen Vater" behandelt, der hat von vornherein verspielt. Der „heilige Vater" versteht natürlich besser, was seinen unverständigen Kindern frommt als diefe selbst. Rom gegenüber ist keine andre Sprache c«gebracht und wirksam als die Sprache Luthers. Und die Germania versichert zum Ueberfluß, daß jenes bescheidene Bittgesuch nichts zu schaffen habe weder mit dem «Reformkatholizismus, noch mit dem Modernismus, noch mit der Krausgesellschaft, noch mit gewissen demokratischen und liberalen Bestrebungen in Frankreich und in Italien.

Freilich haben die Schellaffäre und der neue Syllabus — angesichts des Zustandes der katholischen Kirche in Frankreich und Italien — in so vielen gläubigen aber zugleich gebildeten Katholiken Deutschlands die Milch der frommen Denlungsart in gärend Drachengift verwandelt, daß einige Tröpflein davon sogar in den Spalten der Germania durchsickern. Sie seufzt u. a.: „Man kann bald Worte wie Wissenschaft, Kultur, Bil» düng, Fortschritt nicht mehr aussprechen, ohne von den Eiferern der Ketzerei verdächtigt zu werden." Allein in der Masse der deutschen Katholiken sind die oben beschriebene Gemütsverfassung, die das orthodoxe Kirchentum in Bausch und Bogen festhält, und der Glaube an" den „heiligen Vater" noch unerschüttert, und so dürfte denn „der Felsen Petri" auch von diesem kleinen Sturm nicht ins Wanken gebracht werden.

Indes: Tropfen höhlen den Stein, und Erkenntnisse wie gereinigte Gemütsver» fassungen brechen sich Bahn. Vor reichlich zweihundert Jahren glaubten die gelehrten Theologen und Juristen aller drei Konfessionen in Deutschland steif und fest an Hexerei, und der Gefahr, selbst lebendig verbrannt zu werden, setzte sich aus, wer — nicht etwa den Hexenwahn, sondern nur — das empörende, allen Grundsätzen vernünftiger Rechts« pflege Hohn sprechende Verfahren gegen die vermeintlichen hexen bekämpfte, heute lebt kaum noch in einem entlegenen Dorfe ein altes Weiblein, das die Krankheiten von Wenfch, Vieh und Feldfrüchten auf den Teufel und feine menschlichen Verbündeten zurückführte. So wird in wiederum zweihundert Jahren, wahrscheinlich schon viel früher, der gebildete Teil der europäischen Menschheit nicht mehr verstehen, wie jemals von «lehrten Leuten das Höllendogma geglaubt und die damit untrennbar verbundene Vor» ftellung von der Gottheit gehegt werden tonnte, und wie ein historisch unterrichteter Mann den Chef der bureaukratischen Behörde, die weniger Achtung verdient und schwerere

Carl Hauptmann: Monsienr Garre tz97
Verschuldungen auf sich geladen hat als irgend eine andere, für den von Gott ein» gesetzten und inspirierten Lehrer der Menschheit hat halten tonnen; diesen Chef, der ewig keifend und protestierend, schließlich aber, die unvermeidlichen Zugeständnisse machend, hinter der wissenschaftlichen Entwicklung herhlnlt. Dann wird es Zeit sein, zu fragen, wie die katholische Kirche reformiert werden tonne, d. h. wie man die genannten beiden Glaubenssätze samt ihren theoretischen und praktischen Konsequenzen ausscheiden tonne, ohne daß der Christenheit die im Katholizismus ruhenden Kulturgüter verloren gehen.
-Als Symptome davon, daß der historische Sinn und die historische Erkenntnis, vor denen das Papstdogma wie der Nebel vor der Sonne zerrinnt, in streng katholische Kreise ein» zudringen beginnen, verzeichne ich zwei Werte Albert Chrhards („Der Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts" und „Kultur und Katholizismus") und eine Aeußerung der historisch-politischen Blätter. Dieses von den beiden Görres (Vater und Sohn) be» gründete, lange Zeit hindurch angesehenste Organ der deutschen Katholiken bestreitet die Behauptung des unglückseligen Professor Commer, daß alle Päpste „seit der kirchlichen Renaissance" (d. h. genau ges rochen seit dem großen Abfall des Nordens, der die römische Kirche zum Versuch einer Selbsterneuerung zwang) Führer der Sittenreform gewesen seien und meint, weil auch die Päpste als Menschen der Geschichte, der Sphäre des Veränderlichen angehörten, so dürfe auch von einer Reform des Hauptes der Kirche gesprochen werden. Fehlt nur noch ein Schritt zu der Erkenntnis, daß die Päpste bloß Menschen — Menschen in einer geschichtlich gewordenen sehr merkwürdigen und sehr einflußreichen Position — sonst aber nichts sind und nie etwas anderes gewesen sind.
Monsieur Garre. Von Carl Hauptmann.
^^ie Glocken schlugen Mitternacht, und es planschte und triefte draußen hörbar von den ^!^ Dachtraufen auf die Bürgersteige. Es war eine Nacht im März. Monsieur Garre lag im Bette in seiner Dachstube, wo er seit zehn Jahren wohnte, das schmale, glattrasierte Gesicht todbleich in den Kissen und mit Atem» der stoßweise und laut ging. Der Tod stand schon dunkel aufgerichtet unter den Dachsparren, den vollen Flaum seines Traumflügelkleides noch zusammengedrückt, und wartete lauschend auf den alten Herrn. Julie saß auf einem Bettstuhl daneben zusammengehockt.
Monsieur Garre war immer ein vornehmer Herr gewesen. Seit Jahrzehnten trat er mit erlesenen Allüren in alle Knaben» und Mädchenpensionate der Stadt ein, immer in Zylinder. Immer hatte Monsieur Garre mit der Geste eines Vornehmen seine vernutzten Handschuhe, wie ein Zauberkünstler vor dem Publikum sein Taschentuch, in einen Bausch geknüpft, um sie dann mit ebenso vollendeter Gleichmütigkeit von ferne in seinen Hut zu weifen. Immer hatte er seinen Schirm vorerst umständlich jedesmal an einen besonderen Platz geborgen: einen alten, vergriffenen Schirm. Monsieur Garre entwickelte dann oft beim Eintreten vor den Primanern oder sonst älteren Schülern in getragenem Französisch die Theorie voi' der Individualisierung von derlei alten Dingen. Er führte dabei jedesmal in singendem hochton umständlich aus, daß eine Sache einem wirtlich erst dann zu eigen wäre, wenn sie deutliche Stigmata des persönlichen Gebrauchs an sich trüge. Er erzählte dann

auch immer in vollendetem Französisch die Geschichte von einem Schirmdiebstahl, dem er selbst in einem der vornehmsten Lokale der Stadt — tatsächlich war es ein sehr einfaches Bierlokal gewesen — zum Opfer gefallen, und wie er wirtlich tagelang ganz außer Fassung gewesen wäre, weil er plötzlich vor der Tatsache gestanden, sich mit einem ganz neuen, fremden und höchst unpersönlichen Dinge zurecht zu finden. Schon das Oeffnen des neuen Schirmes hätte eine ganze Verwirrung gegeben, meinte er dann mit viel Aufwand nasal singender Stimmtöne, „weil der neue Schirm nichts davon wußte, daß mein sehr persönlicher, gestohlener Schirm erst nach der linken Seite sich blähte, ehe er aufsprang". ‚G8 gab einen Schrecken jetzt jedesmal/ sagte er mit gewichtigem Augenspannen, «weil nun alles gleich voll auseinander fuhr. Und vor allein, fehen Sie, hatte mein alter Schirm eine besondere Stelle für meine Hand, ein Lebenszeichen sozusagen, >weil ich gewöhnt bin, ihn bei gutem Wetter stets quer über den Nucken zu halten, und dieses Lebenszeichen fehlte dem neuen.'
Monsieur Garre erzählte das nicht nur im schönsten Französisch, das er dann sang und schlürfte, er erzählte das mit unendlich heiterem, gravitätischem Lachen seines schmalen, sauber rasierten, grauen Gesichtes und neigte danach, wie einen Augenblick tief der Tragi! der Geschichte nachsinnend, seinen kahlen Schädel, daß man die schneeweißen, dünnen Schläfenhaare ganz nahe fah.
Und die Theorie der Individualisierung hatte Monsieur Garrö durchaus nicht nur auf den Schirm bezogen. Auch auf den vergilbten Aeberrock, auf Gehrock und Hose und auf seinen hohen Hut. Gin jedes Ding war durchaus so individualisiert an ihm. Der Nock und der Ueberrock, ein jedes Ding, das er an sich trug, hatte nur zu deutliche Kennzeichen seines persönlichen Gebrauches. Alles >war verwetzt und abgenutzt. Der Hut zeigte ebenso deutlich den Fingergriff am Nande, wie fein Schirm ihn in der Witte trug. Und die Aermel seines Nockes hatten ebenso deutlich glänzende Lebenszeichen, wie der verblichene Sammet» tragen des Ueberrocks allerlei blaue Negenpuntte schon seit Jahren aufwies.
Aber es ist auch keine Frage, daß ein jedes Ding doch durchaus zu ihm gehörte. Der Aeberrock mit den langen Schößen ebenso wie die vollendete Grandezza, mit der er dem Schöße seines Gehrockes ein Niesentaschentuch entnahm, um es in schöner Haltung im Bogen an die Nase zu führen, ebenso auch, wie die stille Sorgfalt, mit der er jedes Fältchen am Aermel sogleich verstrich und jedes Ständchen am Beinkleid oder auf der verschabten Sammetweste wegblies.
Auch die Geschichten, die Monsieur Garre je nach Aegen oder Sonnenschein, nach Winter» oder Sommerzeit während der Lektionen einfielen, und die, in allen Pensionaten gleichmäßig bekannt, immer neuen Stoff zu heimlichen Glossierungen abgaben, waren so individualisiert.
Und Monsieur Garrä war ein Erzähler ohnegleichen. Wenn ihm' z. B. die Geschichte jenes Neichsgrafen einfiel, der als letzter eines uralten Geschlechtes schließlich bei einem reichen Bauern Knechtsdienste tat, und hinter dessen Sarge, wie man ihn auf einem Kuhwagen 'zur Grube fuhr, neben dem Bauern selber als alleiniger Grabebegleilung sein elendes, hageres Leibroß als letztes Symbol seines gestorbenen "Rittertums hergeführt wurde, konnte er mit gewichtigen! tzochton derart in Erregung geraten und seine grauen Augen, die feucht wurden, groß machen, daß er wie aus der Tiefe des Schicksals redete.
Jetzt hatte Monsieur Garrc, nachdem er in quälender Unruhe im Fieber hin und her geredet, sich im Bette aufröchelnd mit mildem Ausdruck seiner grauen Augen zurückgelegt, und Fräulein Julie war in heimlichem Staunen näher geschlichen, weil das Gesicht in den

Kissen wie das eines Toten eingesunken war, die Augen in höhlen lagen, und es um den Mund nur noch zuckte.
In dem ^vierstöckigen Mietshaus«, wo Monsieur Garrs seit mehr als zehn Jahren in der Dachwohnung lebte, waren verschiedene Mutmaßungen über Fräulein Julie im Umlauf. Manche nahmen an, Fräulein Julie wäre die Tochter von Monsieur Earrs. Denn in seinem Verhalten zu ihr war er manchmal plötzlich bestimmt und streng'wie ein Vater. Aber das wäre doch laum wahrscheinlich gewesen. Wenn <r sie auch französisch nannte: ,Iüliel" so hatte man doch nie sonst gehört, daß er mit ihr in dem fremden Idiom je wirklich gesprochen. Manche behaupteten, sie wäre ein angenommenes Mädchen, das dem alten, dürftigen, sonderbaren Manne die kleine Wirtschaft besorgte. Monsieur Earr6 hatte sie und sich immer streng zurückgehalten von all den Kleinleulen, den Handwerksmeistern und Schustern und von den Lehrlingen, von denen einige in den benachbarten Dach» Wohnungen Schlafstellen besaßen. Alle standen nur von ferne. Alle hatten Monsieur Garrö stets nur, wenn er die Trcppcn bedächtig anstieg, mit großer Devotion angesehen. Einem jeden von ihnen war sofort aus der ganzen gehaltenen und verfuntenen Bewegung des schmächtigen, leicht gebückten, alten Herrn klar geworden, daß Monsieur Earre nicht zu ihnen gehörte, daß ihn wer weiß welches dunkle Schicksal hier in die Dachkammern der Arbeiterstraße angespült. Alle respektierten in solchem Sinne auch Fräulein Julie."
In den kleinen Läden, wo Julie einlaufen ging, nannte man sie deshalb'auch oft Madame, um fo der Vermutung Ausdruck zu geben,' daß sie wohl gar Herrn Earrös Frau wäre, weil sie sich, wenn sie zum Einkauf ausging, stets besonders antat und durchaus für eine Dame gehalten werden wollte.
Jetzt, wo sie verstört an Herrn Garrös Vett faß, vom kleinen Lichtschein schwach um» flössen, fah man, daß Fräulein Julie noch von großer Jugend war. Sie schien entsetzlich bleich jetzt und tief erschrocken. Eine Blondine mit vollem, schwerem Kopfhaar, das im Scheine der einsamen Kerzenflamme vom Tische her rötlich golden fchimmerte. Sie hatte den Schwall haare hochgebunden, hudelig und lässig hing er über ^wie ein Dach und ^beschattete das junge, volle Gesicht. Sie hatte in der Angst nur einen Aock um die Beine geworfen und saß barfuß. Als Monsieur Earre neu unruhig geworden, tief geatmet 'und gestöhnt und sich dann im Fieber aufrichtend nach ihr gerufen hatte, war sie aus dem Bett in der Neben» tammer herangefprungcn und hatte Licht gemacht.
Fräulein Julie war weder des Alten Tochter noch seine Frau. Das einfache Kind eines armen Maurers vom Dorfe, war sie einst nach der Eltern Tode in die Stadt gekommen, um in einer Fabrik zu dienen, und Herr Earre hatte die kaum sechzehnjährige, dunkeläugige, sanfte Dirne damals bald zu sich genommen.
Und Monsieur Earre hing an dem Mädchen gleich mit dem letzten Nest verzehrender Leidenschaft. Er liebte Julie wie einen' Iheimlichen Schatz. Er brachte ihr Naschwerk und laufte ihr Schmuck. Sie ging immer um ihn 'mit Ketten aus Steinen am freien halse. Wenn er von seinem Arbeitsgange heimkam, nestelte er ihr wohl einen Veilchenstrauß in das rote, volle haar, für den sie feine weiten Lippen kindlich küßte. Sie Imußte am Sonntage, wenn er mit ihr einen Spaziergang aufs Land unternahm, wie eine ganz feine Dame aus» fehen. Sogar eine Fülle Armspangen und Kettchen hatte sie am tzandgelenl lllngeln. Und er hütete sie dann wie ein «Ritter. Niemand Hütte sie auch nur auffällig ansehen dürfen.

daß nicht des alten Herrn harte, graue Augen wie in seiner Jugendzeit scharf und streng hervorgeblitzt. Da ging Fräulein Julie dann besonders gesittet. Da sah sie weder rechts noch lints. Ganz wie ein gehorsames Kind lief sie, obwohl sie schlank und voll Frische ging, wie aus Stahl so schmiegsam sich bog, wenn sie es draußen am Ufer gar durchgefetzt, daß Monsieur Garre einen Kahn genommen, und man in die feuchten Eichenwälder auf der Gegenseite ruderte. Sie war dann ordentlich verliebt in Herrn Garre, der eine Vlume im Knopfloch trug, ganz wie ein feiner Liebhaber, und der sich heiter sonnte in der Frühlings» sonne über den Wassern und der Frühlingssonne des frohen, ausgelassenen, blonden Kindes im Kahne, das ihn mit Jubel anfah. Julie tüßte ihn dann daheim plötzlich, wenn sie so einen rechten Feiertag mit ihm gelebt, und nannte ihn mit zärtlichen Namen, .herzet!" sagte sie dann verlegen. G8 klang fast sonderbar aus ihrem frischen, roten Wunde und aus ihrer Jugendfülle. Und Fräulein Julie hatte in der Art, wie er dann erschien, immer gefühlt, daß Monsieur Garrs ein ganz besonderes Wesen war. So ausgezeichnet fein nahm er danach ihre Hand, und er hob sie wohl auch einmal wie im Sturm, als wenn er noch ein junger, leidenschaftlicher Kraftmensch wäre, und trug sie einige Schritte in der Stube hin, brauchte hohe Worte, auch wohl mit näselndem Hochton in fremder Sprache und war dann so recht ein Ritter nach ihrem herzen. Und wenn die dunklen Nächte in die Dachstube tamcn, fühlte sie seine Inbrunst und seinen Atem manchmal, als wäre sie, wie sie es dann täppisch schäkernd, halb verlegen nannte, eines Vornehmen Ehcgemahl.

Aber nie auch hatte Julie dabei erfahren tonnen, was einst in Herrn Garre für Lebensschickfale umgegangen. Sie hatte dem alten Herrn immer ehrerbietig gedient in allem. Aber er hatte es stets vermieden, irgend von der Vergangenheit zu ihr zu reden. Nichts dergleichen. So neugierig heimlich Fräulein Julie mit den Jahren auch geworden war. Er hatte sie ein paarmal plötzlich hart angefahren und mit den Augen wie böse gefunkelt, daß sie an derlei Fragen nie zu rühren sich vermaß. So hatte sich Julie schließlich gewöhnt, nur in dem Glänze des Geheimnisses und der Ergebenheit sich zu sonnen, der um Monsieur Garre im Hause umging.

Vielleicht wäre das mit der Zeit doch anders geworden. Wenn nicht in dem letzten Jahre der Zartstnn und die Stille von Monsieur Garrs sich verdoppelt und die liebende Pflege, die er für das Mädchen hatte, fast zur Narrheit geworden. Vor allem aber, wenn er nicht plötzlich fchwer ertrankt wäre.

Das elnfame Licht flackerte im Duntelraume, warf einen langen Schatten des Mädchens an die Dachbretter und zitterte auf des Alten Gesicht. Monsieur Garre hatte jetzt in setner Herzensangst allerhand Bekenntnisse gemacht, daß Iräulein Julie erschauerte, mit großen Augen seinen wellen Mund angesehen und wie trunken lauschte. Sie hatte nicht gewagt, seinen Kopf in den Arm zu nehmen. Monsieur Garr6 hatte sie wie geängstigt angestarrt, daß sie nur zögernd von ferne blieb und sich endlich fcheu auf den Vettstuhl gesetzt, als » jetzt neu zu reden begann.

»Nämlich, trank, ich bin jetzt sehr tränt geworden. Ich fühle die letzte Verwandlung hier auf Grden, fühle ich,' fagte er jetzt ganz ruhig, „ich sterbe". Und dann begann er mit Kraft fortzureden, daß er durchaus nicht Monsieur Garre heiße, daß er ein Edelmann aus einem alten, ehrwürdigen Geschlechte wäre, daß er ein tolles Iugendleben gelebt, mit unzähligen Frauen, die er ohne Strupel an sich gerissen, und daß er immer auch einen

Drang nach einem guten Leben gehabt, aber die Lebenslüste ihn tausendmal wieder neu genarrt hätten.
„Ach was," sagte er plötzlich ganz hart, „ich tonnte mir damals nicht helfen." „Es ist Gott sei Dan! lange her," sagte er tief aufatmend, „noch in der Univerfttätszeit war es, daß ich Geld in Unsummen verschwendete und verspielte." „Da habe ich meines Vaters Äamen damals gefälscht." „Es war nicht mehr zu verbergen." „Ich mutzte deshalb mein Heimatland auf immer verlassen." „Und ich habe es verlassen." „Ich habe es im Leben gebützt, liebes Kind," sagte er bestimmt. „Ich ging von Nutzland nach Frankreich." „Ich tonnte nur nirgend mehr Nutze finden." „Ich habe mich dann immer redlich zu ernähren versucht." „Pahl die Gewaltnatur läßt sich nicht austreiben," sagte er stöhnend. „Es hat mich allenthalben umgetrieben." „Bis ich endlich alt und grau geworden, matt und besonnen, um mich mit Stunden und dergl. Hinzufristen." »Liebe, geliebte Julie," sagte er mit Inbrunst ruhig. „Liebe, liebe Julie!" sagte er wieder sehnsüchtig und zärtlich und versuchte eine Hand schwach der jungen, im halblicht dämmernden Gestalt zuzurecken, die vor ihm satz und scheu und erstaunt weinte.
„Liebe, liebe Mutter," sagte er dann ein paarmal mit schwacher Stimme, als er die Augen abwesend schloß.
„Aus altem Geschlechte," sagte er, „aus altem Geschlechte!"
Julie saß und weinte lautlos, schauernd und bebend, weil auch die Kälte vom Fenster hereinlroch. Sie hörte Monsieur Narre atmen und stöhnen. Er begann immer noch einmal wie ein aufflackerndes Feuer wieder von allerlei tollen Launen und Lüsten zu erzählen. Er hatte die Arme, die jetzt bleich und knochig schienen, zitternd nach ihr aus» gestreckt, wie wenn es der Tod selber wäre. Und sie hatte es auch jetzt grausend gewagt, in die dürren Arme hinein sich zu bergen. Aber die Arme waren gleich zurückgesunken.
Es war Totenruhe rings. Die Atemstötze von Monsieur Garre erfüllten jetzt wie ein Uhrenttcken die unhörbare Stunde. Daß auch Julie, im Schauen und Lauschen verloren, allmählich ganz erstarrte und in sich in Schlaf und Vergessen einfant.
Es ,war Morgen geworden. Die Frühlingssonne schien zum Dachfenster herein.
Julie fuhr erschreckt aus dem Schlafe. Monsieur Garre lag im Bette, die Augen starr und die Lippen völlig verrunzelt. Julie starrte ihm gespannt in die abgrundtiefen Mienen.
Aber sie begriff seine Stummhelt nicht. Sie rief ihn bei Aamen.
„Monsieur Garre!" sagte sie feierlich, „Monsieur Garröl" Der Schreck faßte sie, daß sie hinausfloh zu der Schuhmachersfrau von nebenan, mtt der sie sogleich^wieder hereinkam. Aber sie blieb erst furchtsam noch von ferne stehen.
„Per alte Herr ist tot," sagte die Schuhmachersfrau mitleidig "und griff seine Hand an, die wie ein bleicher Knochen dalag.
Aber als Frau hospe auch die Augen des Toten berühren und zudrückenlwollte, war Julie hastig ans Bett getreten.
„Nein, nein, nein, nicht doch!" rief sie in plötzlicher Erregung, starrte auf den Toten hin und drückte die Augenlider des Alten sanft und zärtlich nieder. Ganz feierlich. Und nachdem sie noch mit einem Tone, in dem Stolz und Schrecken feierlich bebten, gesprochen hatte: „Monsieur Garrö war aus uraltem Geschlechte!" warf.sie sich plötzlich mit Emphase und laut weinend über den toten Edelmann.

502 Gedichte von Max Dauthendey
0
o 2 o
Fünf Gedichte von Max Dauthendey.
Wie Blicke die ins Dunkel fliehen
Ist dort im Abendland ein sacht Gefunkel:
Leuchtkäfer ziehen durch die Iunlnacht.
Ich möchte mich ins Gras hlntnieen
Still wie ein Schläfer der die Welt vergißt
Und nur im Traum bei hellen Blicken ist,
Von denen keiner Dir am Tage lacht,
Die nur in vager Heimlichkeit entstehen
Und über schwüle Abendwlesen gehen
Von einer heißen Nacht zur Welt gebracht.
Ich Hab' zu jenen Blicken ein Gesicht erdacht,
Von zager Schönheit, daß der Tag nicht wagt
Mehr aufzusehen, und allein die Nacht
Tastend mit sachten Lichtern sucht und fragt.
Viel Wolken halten den Abend umfangen,
Viel dunkle Falten vom Himmel hangen,
Ein Negen ist kalt durch den Tag hingegangen
Und Stille macht halt, ernst ohne Bewegen.
Der Abend will sich gern niederlegen,
Die Berge reichen den Nucken hin,
Und jeder Stein will dem Dunkel sich bücken,
Dem Abend und seinem geheimen Sinn.
Sie hält den Spiegel
Daß ihr Gesicht zum Glas hinfällt,
Und ihre gehobene Hand
Stellt Kämme ins haar,
Das haar bebt gewellt.
Wenn sie den Arm zum Kopf hochhebt
Lebt ihres Kleides Sammt
In Fall und Wogen
Um die Gestalt.
Als lauscht sie auf Gras,
Das im Spiegelglas wächst,
Scheint sie vom Spiegel
Weit fortgezogen.

Vis sie langsam vergißt
And nicht mehr weiß
Woher sie lam und wer sie ist.
Dann sintt die tzand mit dem Spiegel lahm.
Sie steht sich stumm
Errötend um,
Wie Eine die geheim gelogen.
3«h hatt' mal eine gute Zelt.
Kaum wie ein hundlein bellt im Traum,
Sprach ich von Liebesschmerzen,
Wie jeder mal im Märzen Nagt,
Wenn längst der Frühling angesagt
Und tzastigteit die Glieder plagt,
Wenn Neugier durch die Aeste jagt
Und tahl noch der Kastanienbaum
Schier stündlich nach den Kerzen fragt.
Kaum wie vom Negenschnee der Flaum
Rührte das Leid des Aermels Saum,
Aufs höchste spürte man's am Kleid.
Blitz lag noch nicht mit Blitz im Streit,
Die Lieb lief durch die Ewigkeit,
Kein Meilenstein stand weit und breit,
Ich hatt' noch eine gute Zeit.
Die Sehnsucht traf noch nicht das Marl,
Ich sehnte mich am Sehnen stark,
Blau war noch die Unendlichkeit —
Ich hatt' mal eine gute Zeit.
Die Silberpappeln stehn hitzeschwer,
Wie Augen zucken die Blätter und schauen,
Drunten die Straße ist blendend leer,
Drauf wandert die Sonne wle's brennende Grauen.
Verliebtestes herz, du guckst umher
Demütig wie Staub,
Dürr und voll Glut,
Ob sich die Erde nicht öffnen tut,
Daß einmal für immer die Unruhe ruht

o o
3^^/^iÄ^^/?<^//
Deutsche Anleihen in Paris. In
"^ der letzten Zeit ist viel davon die Rede g«>
Wesen, daß die deutschen N«ichsanleihen an der
Pariser Börse zur Einführung gelangen sollten.
Da die Frage gleichzeitig in Paris und Verlin
erörtert wurde, und die deutschen Anleihen um
dieselbe Zeit «ine starte Kurssteigerung durch»
setzen tonnten, war es nur natürlich, dah man
von dem aufsteigenden Nauch auf «in Feuer
schloh. Weshalb auch nicht? Der Wunsch, den
deutschen Neichsanleihen einen größeren Markt
zu verschaffen und dadurch nicht nur auf den
Kurs der Neichsanleihen selbst, sondern auch auf
den der Anleihen aller Bundesstaaten zu Wirten,
ist bei der Negierung nicht minder lebendig als
bei den Banken, die noch immer mit mehr als
100 Millionen Mark 3'/: prozentigen Anleihen
vorjähriger Emission festsitzen. Auch soll sich,
wie man schon Anfang September geflissentlich
verbreitete und seitdem immer wiederholt, das Aus»
land für die deutfche dreiprozentige Neichsanleihe
interessieren. In einem gewissen Umfange ist das
wohl auch tatsächlich der Fall, und zu der
Besserung der fremden Wechselkurse mögen Käufe
in deutschen Anleihen für französische uno nament»
lich englischeNechnung einiges beigetragen haben.
Aber sie haben das bei weitem nicht in dem
Mähe getan, wie man es hier sich und anderen
einzureden sucht. Nicht nur die deutschen Neichs»
anleihen sind von Mitte August bis Mitte
September gestiegen (die 3 prozentigen um 2'/,,
die 3'/i prozentigen um 2 Prozent), sondern
auch die Anleihen der Bundesstaaten, die
im Auslande so gut wie gar leine Beachtung
finden. Preuhische Konsols sprechen hier aller»
dings nicht mit, denn ihr Kurs pflegt dem der
Neichsanleihe parallel zu gehen. Aber auch die
anderen Bundesanleihen haben ihren Kursstand
um 2 bis 2'/2Proz. verbessert. So dah es doch wohl
dietnländisch « Nachfrage ist, die hier wirtsam ist.
Um so interessanter ist es, wie nachdrücklich man
den Märkten den Glauben an ein« internationale
Nachfrage suggeriert. Bestände diese Nachfrage
wirklich in dem ihr angedichteten Mähe, fo würden
die Banken kaum viel Wefens von ihr machen,
sondern die gute Konjunktur benutzen und sich
möglichst unauffällig ihrer enormen Anleihe»
bestände entledigen. Die geflissentliche Ueber»
treibung speziell t>es französischen Begehrs wirkt
aber wie ein b^IIon ck'e552>. Und es mag nun
zur Einführung der deutschen Anleihen an der
Pariser Börse kommen oder nicht: Wunsch und
Absicht sind Mitte September ganz bestimmt
vorhanden gewesen, und es lohnt sich daher, auf
die Zweckmäßigkeit einer solchen Verpflanzung
einzugehen.
Die Negierung ist sich über ihr« grundsätz»

lich« Stellung zur Einführung deutscher Anleihen an fremden Börsen niemals recht tlar gewesen. Feder preußische Finanzminister und jeder Neichs» schatzsetretär hat darüber sein« eigen« Meinung gehabt. Vis zum Jahr« 1890 hielt man es im nationalen Interesse für geboten, die Notierung der Anleihen auf das Inland zu beschränken. Auch Miguel war zunächst dieser Ansicht. Als er dann aber das gefährlich« Experiment machte, den dreiprozentige« Zinsfuß in Deutschland ein» zuführen, wollte er doch auf die tzilfe des eng» tischen Kapitals nicht verzichten. Er glaubt« zwar den Voden für eine dreiprozentige deutsche Anleihe genügend vorbereitet; aber eine inter» national« Vasis schien ihm sicherer. Die Vis» conto »Gesellschaft und S. Vleichröder führten alfo die neue Anleih« in London «in mit dem denkbar größten Mißerfolg. Unmittelbar nach der Subskription notiert« der Kurs '/< Prozent unter dem Emifsionsturs und 2 Prozent unter dem Höchststände, auf den man die Anleihe vorher getrieben hatte. Es stellte sich heraus, daß sür eine deutsche Anleihe beim englischen Publikum nur sehr geringe Neigung herrscht«, nnd daß die großen englischen Voranmeldungen rein spekulativer Natur gewesen waren. In späteren Jahren bürgerten sich die Anleihen dann aller» dings ein wenig in London ein. Aber st« saßen doch immer noch sehr locker, und bei der geringsten politischen Mißstimmung strömten sie nach Deutsch» land zurück. Die Neigung, daS Ausland für deutsche Werte zu interessieren, lieh denn auch immer mehr nach. Und als das preuhische statistische Vureou gelegentlich einmal feststellte, daß in England nur etwa 1,8 Prozent und in Frankreich gar nur 0,4 Prozent aller vierprozen» tigen preußischen Papiere kursierten, wurde amtlich hierzu bemerkt: »Die Unabhängigkeit vom Aus» lande, die sich aus diesen verhältnismäßig nicht erheblichen Beträgen ergibt, ist für Zeiten von Krifen, seien es solche wirtschaftlicher oder poli» tisch« Natur, von nickt zu unterschätzender B«» deutung." Das war 1899. Aber schon im nächsten Jahre dachte man wieder anders, denn die Gelb» not war akut geworden. Man begab 80 Millionen Marl vierprozentige Schatzanweisungen nach Amerika und bekundete damit, dah man die Unabhängigkeit jetzt nicht mehr so hoch veran» schlagt«. Immerhin verdient die «ine Tatsach« beachtet zu werden: Man hat das Ausland immer nur dann in Anspruch genommen, wenn ein dringender Anlaß da war, und wenn die Forderung der Stunde gewichtig genug war, um die prinzipiellen Bedenken zurücktreten zu lassen. Und man hat sich in eine leichte finanziell« Ab»

höngigleit nur solchen Staaten gegenüber begeben, bei denen kriegerische Verwickelungen aus» geschlossen schienen. Daß die politische Dreh» bühn« den deutschen und englischen Vetter so bald in Kampfstellung zueinander bringen würde, das hat man in den neunziger Jahren ja nicht voraussehen lönnen. Sonst wäre die Einführung unser« dreiprozentigen Anleihen in London ganz gewiß unterblieben.

Und heut« ventiliert man ernsthaft den <5e° danken, die deutschen Anleihen in Paris «in» zubürgern. Man will den deutschen Kredit in die Hände eines Landes legen, in dem eine große Kriegspartei täglich auf eine blutig« Lndabrech» nung mit Deutschland dringt. Des vollen Ernstes der Frage scheint man sich gar nicht bewußt zu sein, sonst könnte man sie nicht mit so unglaub» licher Leichtigkeit anfassen, ganz als handle es sich hier nur um einen beiläufigen Akt politischer Eourtoisie, etwa wie bei einem Kaisertelegramm. Es handelt sich hier doch um etwas mehr. Wer das französische Publikum dadurch für unser« Anleihen interessieren will, daß er einen offiziellen Markt für sie in Paris fchafft, der will nicht nur «in paar Millionen deutscher Staatspapiere nach Frankreich übertragen: Der Zweck lohnte das Mittel nicht. Nur dann macht die sehr kostspielige Einführung in das Parkett der Pariser Börse sich bezahlt, wenn man das fran» zösische Kapital systematisch an die deutschen An» leihen gewöhnen will, wie man es an spanische und italienisch« Renten gewöhnt hat. Und das ist auch offenbar die Absicht. Man hofft, von der zehnprozentlgen Kursdifferenz zwischen der dreiprozentigen deutschen Anleihe und der fran» zösischen Rente zu profitieren und nach und nach hunderte von Millionen Reichsanleihe nach Frankreich zu verpflanzen, vielleicht sogar den nächstjährigen Geldbedarf des Reichs in Paris zu decken, wie vor sieben Jahren den damaligen in New Vorl. 2s ist aber anzunehmen, daß «an damit in Frankreich leine Gegenliebe finden wird. Denn daß die französische Regierung es wagen dürft«, di« Notierung einer deutschen An» leih« «twa als Kompensation für ein politisches Zugeständnis in Marokko oder anderswo zu ge» statten, ist lehr unwahrscheinlich. Die französische Vankwelt doktert an der Hebung des Tiefstands der französischen Rente genau so emsig herum wie die deutsch« an der Hebung unserer Anleihe» lurse, und sie wird sich das deutsche Kon» turr«nzp»vi«r nicht auf den hals laden lassen. Vi« Rente ist ja in Frankreich das Papier des kleinen Mannes, und ein Attentat auf ihren Kursstand könnt« «in Ministerium zu Fall bringen. Der französische Finanzminister hat deshalb im April d. I. ausdrücklich den

Wunsch geäußert, die Pariser Banken möchten sich an der Uebernahm« der neuen deutschen Schatzanweisungen nicht beteiligen. DemWunsch« ist Folge geleistet worden, obwohl es sich um ein vierprozentiges Papier handelte. Einem dreiprozentigen deutschen Papier gegenüber dürft« es nicht erst eines ministeriellen Winks bedürfen, um den Pariser Markt zur Zurück» Haltung zu veranlassen. Vielleicht kann die deutsche Bänkwelt auf größeres Entgegenkommen rechnen, wenn sie die Zulassung einiger aller» erster Industriepapier« an der Pariser Börse beantragt. Die französische Regierung wird kaum etwas dagegen haben, wenn neben der harpener Aktie, di« schon seit Jahren von der Kulisse gehandelt wird, noch ein paar andere deutsche Montanpapiere Eingang finden. Aber das reizt unsere Banken nicht besonders. 2s würde großer Vorbereitungen, einer sorgfältigen Auswahl, teurer Propaganda und einer längeren Interventionstätigkeit bedürfen, «he man Paris zum zuverlässigen Markt für deutsche Industrie» Papiere herangebildet haben würde. Man hat aber leine sonderliche Lust, heute für kommende Jahr« vorzusorgen. Man will der Rot der Stunde, der augenblicklichen Geldknappheit ab» helfen, und dafür wäre di« Einführung einiger Industriepapiere in Paris ein untaugliches Mittel.

Daß die deutsche Bankwelt aber gerade jetzt auf Mittel und Wege sinnt, wie man deutsche Werte nach Paris verpflanzen und sich in finan» zielle Abhängigkeit vom politischen »Erbfeind" begeben kann, daß das gerade jetzt geschieht, wirkt entschieden humoristisch. Rur wenig« Wochen ist es her, daß dieselbe Bankwelt auf dem impo» santen Hamburger Vantiertage der Regierung auseinander gesetzt hat, welchen Wert große Be» stände an ausländischen Papieren sür die natio» nale Kriegsbereitschaft haben. Mit aller Eindring, lichleit wurde betont, daß ein Staat nichts Besseres tun tonne, als sich in ruhigen Zeiten in den Besitz möglichst großer Gcldforderungen an das Aus» land zu setzen und sie bei Ausbruch eines Krieges einzukassieren. Ich habe erst unlängst an dieser Stell« dargelegt, daß das nicht ganz stimmt, daß die privaten Besitzer der fremden Papier« nicht notwendig so zu handeln brauchen, wie es dem Besten des Staates entspreche; daß sie die fremden Wert« vielleicht gerade im Kriegsfalle festhalten und di« heimischen Anleihen fortgeben würden. Aber für den Fall eines Krieges zwischen Franl» reich und Deutschland, wo speziell auf franzö» sifcher Seit« ein« tiefgehende nationale Anti» pathie gegen alles Deutsche Platz greifen würde, ist der Standpunkt des Bankiertags durchaus richtig: Frankreich würde seinen ganzen Bestand an deutschen Papieren tatsächlich schon vor der offiziellen Kriegserklärung nach Deutschland zurückwerfen und alle seine auch sonst sehr de» trächtlichen Forderungen an uns einkassieren.

Und je mehr Papiere es uns in Friedenszeiten gelungen sein wird in Paris unterzubringen, um so mehr werden beim Ausbruch einer Krists zurückströmen, und um so mehr deutsches Kapital wird just im bedentlichsten Moment dem Feinde ausgeliefert werden. Daß man angesichts der klaren Erkenntnis dieser Tatsache dahin wirkt, die Abhängigkeit Deutschlands von den westlichen Nachbarn noch zu verstärken, würbe auf die Lachmusteln wirken, wenn die Sache nicht gar so ernst wäre. Alfred Lansburgh.

Theater.

Kammerfpiele: Liebelei. Wie sehr haben wir dereinst dieses Stück geliebt! 2s schien uns etwas ganz Wichtiges aus unserem eigenen Leben greifbar und in ernster Bedeutung vorzustellen, «ine Tragik, durch die wir all« müssen, «in Konflikt, der jedem von uns das Gewissen auf» stört, wenn er ihm schon nicht zum Schicksal wird. Da war die Verliebtheit des jungen Mannes, die ihn aus der Ordnung des bürger» lichen Hauses für Stunden oder für Wochen zu den Töchtern der Niedrigeren treibt, als fort» gefetzter Mord an menschlichen Seelen entlarvt. Da war das Los der armen Mädchen tragisch betlagt, die uns «in Zeitvertreib, denen wir «in Schicksal sind. Ein großes, schreiendes Unrecht war enthüllt, das in den Gesetzen der Welt und in unserem eigenen Wesen begründet zu sein schien. Und uns Wienern war vor allem gesagt, welche Schätze von Anmut, Treu« und Güte wir achtlos verschwenden, wie wir das Süßeste, was unser herz erreichen kann, unwissend übermütig mißbrauchen, das wahrste, innigst« Gefühl eines ganzen Lebens achtlos nehmen und nichts dafür geben, als ein hochmütig uninteressiertes Lächeln. Uns jungen Wienern wurde gezeigt, wie diese sind, deren Seelen uns zum Vpfer fallen. Unser süßes Mädel als tragische Person! Entzückt und gerührt erkannten wir sie, freuten uns melancholisch dieses Wiederfindens und genossen die schön« Traurigkeit ihrer dramatischen Existenz in gemessener Freud«. Wie sehr haben, wir dieses Stück geliebt!

Sein Schicksal hat sich ziemlich rasch erfüllt. Wenig über ein Jahrzehnt ist es her, daß uns dies« Tragik, neu, wie sie damals war, mit der Kraft einer großen Wahrheit erfaßt«. Was ist uns heut« von j«n«r Ergriffenheit geblieben? Nur ein matt lächelndes Interesse an der eigenen Vergangenheit und die sanfte Erinnerung an «in«n Frauentypus, den uns auch der unerträg» lich« Mißbrauch jenes losenden Namens, den Schnitzler ihm gefunden hatte, nicht zu fehr ent» stellen kann. Das tragisch« Gefühl aber ist ganz verweht. Nicht etwa darum, weil wir Aelteren heute schon mit kühlem Gleichmut auf die guten Dinger sehen, die uns «inst soviel zärtlichen

Spaß bereitet haben. Das wäre ja doch nur ein« perspektivische Vollendung und Bestätigung jener Tragik. Die Jüngeren, die noch mitten drin in solchem Erleben sind, könnten auf uns weisen und sagen: »Seht nur, wie recht er hatte. Ihr habt Seelen verschluckt und seid um nichts reicher geworden. Alles ist durch Euch hindurch, an Euch vorbei gegangen. Es war «in« höchst beklagenswert« Opferung I"
Daß es keine war, das wissen wir «den jetzt. Und die Jüngeren wissen es mit uns und lächeln dem Typus, den sie eben erlernen, beruhigt zu, und lächeln über das dramatisch« Phantom seines Schicksals ungläubig hinweg. Das Stück gilt nur mehr, soweit es schildert. Darin bleibt es dokumentarisches Denkmal. Wo es aber di« Kräfte feines Lebens in großartige Bewegung setzen, di« Gewissen anrühren und läuternde Er» fchütterung erzeugen will, sind wir ihm taub. Seine Stimme, das wissen wir nun, ist nicht di« der ehernen Notwendigkeit — und nur dies« wird im Drama ergriffen angehört, — sondern die unserer eigenen eitlen Sentimentalität. Es war unsere eigene, höchst subjektiv« Empfindung, di« diesen Madchen die tragische Bestimmung zuwies, sich für uns in Seligkeit zu vernichten; es war nicht das Leben felbst. Denn das Leben hat allemal Zweck«, die über unfer« Perfon «in wenig hinausgehen. Und das ist es schließlich, was wir seither gelernt haben — wir Aelteren und die Jüngeren hoffentlich mit uns: daß wir, so lieb wir uns haben und so bedeutend wir uns erscheinen, doch nicht der Mittelpunkt des Welt» geschehens sein können — und sei diese Tvelt auch so klein wie eine Wiener Vorstadtwohnung. Auch da geschieht, selbst wenn wir mit dem ganzen Gewicht unserer Persönlichkeit gegen» wärtig sind, noch so manches neben uns, über uns, ohne uns, und das Leben ist imstande, ruhig weiter zu gehen, auch in dem Moment«, da wir uns für immer daraus fortmachen. So ist das Leben. Es hat andere Zwecke. Aus dieser Christel, dl« schon ein edlerer Tropfen Blutes vor der naiven Gemeinheit — Typus Schlager !>i«i — bewahrt hat, macht es gewiß «ine äußerst wackere Mutter von Kindern, von denen «ins etwa den Auftrieb in höhere Schichten erbt, sich durchsetzt und junge Herren zeugt, di« selber wieder nach den süßen Mädeln greifen. Und was wir für ein Problem erotischer Tragi! gehalten haben, war etwa nur ein liebenswürdig verschleierter Prozeß der sozialen Entwicklung, «ine geschlechtlich« Form d«s Klassenkampfes. Das ist es, was wir heute an diesem Stück so unmöglich finden: daß es im Sozialen f« sehr kurzsichtig ist, ganz im Gesichtskreis des Bourgeois verschlossen. Und gerade wo es davon

weg will, wo «s sich bewußt gegen den Bourgeois und seine Alt, die Liebe zu genießen, stellt, da offenbart sich nur um so stärler, bah es aus der Psychologie und Lebenslogil seiner eigenen Klasse nicht heraus l»nn. Ehristinens Tod, der ja «in Vorwurf gegen den bürgerlichen Liebhaber sein soll, ist von einem Begriff der Liebe diktiert, der nur in bürgerlich»literarischen Kreisen götzenhaft gilt. Weiter unten wechseln die Begriffe; und auf die Frage: Was war ich ihm? kann es da laum ein« totliche Antwort geben. Man hat da, wie verliebt man auch sei, noch immer ganz andere Sorgen, als solch«, die — an einen Leichnam gerichtet! — eigentlich ins Gebiet der verspäteten Psychologie gehören.

Soviel ungefähr ist gegen das Stück zu sagen. Wie sehr das alles zugleich für Schnitzler spricht, hat sich seither gezeigt. Seine Bestimmung war, der Dichter der eleganten, künstlerisch erhabeneren, bewußt empfindsamen Bourgeoisie von 1900 zu sein. Und sein Instinkt befahl ih >,, lieber nach feiner Natur zu irren, als aus sei.ier Natur zu fallen. So kommt es, daß dieses rührend naiv« Herz nach zwei Akten kleinbürgerlich anschmieg» samer Liebe im dritten plötzlich die große Psycho» logisch« Weisheit eines bourgeoisen jungen Herrn von 19<X) kundtut. Immerhin, zwei Alte lang steht sie für sich selbst da, nach ihrer eigenen Art geformt, in Uebereinstimmung mit ihrer Seele und mit ihrer Klasse. Es ist «in wunderschönes Bild, ein Bild von hohem künstlerischen Wert und von dokumentarischer Dauer. Der Typus ist mit dem ganzen Beiz seiner psychologischen und sozialen Zwiespältigkeit gegeben: in seiner gesund prole» tarischen Schlichtheit und wieder mit der kleinen süß schmerzlichen Nostalgie nach gut bürgerlichem Wesen, von dem er sein« Begriffe von Ehr« und Treue, von Neinheit und Einheit in der Liebe hat. Daß dieser Zwiespalt schließlich so grell ins Bewußtsein tritt und so heftige Worte findet, ist fehlerhaft und gegen die Natur. Aber daß der Zug zur höheren Klasse so fein gesehen und so still gestaltet ist, wie im ersten und zweiten Alt, dazu braucht« es das Auge und die Hand dieses von Grund aus bourgeoisen Dichters. Ls ist «in W«rl seiner persönlichsten Kunst und rühm» licher Dauer würdig.

Für Kammerspiele ist dieses Drama sehr ge» eignet. Es sieht sich mit seinen liebenswürdigen Netzen und mit seinen unschuldigen Irrtümern in nächster Näh« noch recht gefallig an. Ein« Nuge Negie wird sich an die stilisiert« Schilderung der Milieus und der Typen halten und der Tragödie, soweit es angehen will, Schweigen auferlegen. Der Schluß des Stückes müßte in einem undeutlichen, etwas melancholischenDammer

bleiben, als «ine Möglichkeit der Stimmung, nicht als Notwendigkeit des Schicksals wirken. Alles Programmatische in dieser letzten Aus» «inandersehung, alles, was die Dinge vorher zum höheren Problem erheben kann, mühte ver» mieden werden. Sonst springt plötzlich und mit unangenehmer Aufdringlichkeit aus dieserfeinen Wiener Milieukomödie das französische Sitten» stück heraus, zu dessen hochbegabter Deszendenz sie gehört. Und begabte Deszendenz bedeutet Ueberwindung, nicht Rückfall. Darum war es mir in der Aufführung der Kammerspiele höchst peinlich, daß Fräulein höflich im letzten Alt so angestrengt schreien, so erbittert predigen zu hören. Diese Wort« fielen mit einer so durch» bohrenden Schärfe, mit einem so niederschmet» ternben Gewicht aus ihrem Wunde, als zöge da irgend eine ernsthaft heroische Natur das letzte Fazit aus ihrem verlorenen Leben. So über» bestimmt und prinzipiell sprachen, wenn es tragisch wurde, die großen Damen und die be» frackten Helden aus dem Salonstück der vorvor» letzten Generation. Dieses unzeitgemäße Los» brechen wurde nur um so schmerzlicher, weil vor» her die Gestalt in ihrer rechten blonden Süße erschienen war. Der Typus war dort, wo er noch nicht tragisch wirb, ganz wunderschön ge» troffen. Figur und Gebärde, Ton und Blick und Haarfarbe — das fand sich zu einer sehr natürlichen, in aller charakteristischen Bedeutung doch unauffälligen Einheit zusammen. Und die traurig« Melodie der zweifelnden Fragen, das stille Beben der Angst in der zwitschernden Stimm«, der leicht hinschwebende melancholische Unterton der Nede, das war nun zum Entzücken gar. Schade, daß dieses echte und feine schau» spielerische Kunstwerk zum Schlüsse sich selbst zerstört.

Sonst läßt sich von dieser Aufführung wenig sagen. Sie ist gut. Die Szene selbst hat immer den bewußt verfeinernden, leicht gezierten Stil, der vom Dichter herkommt; ein wenig oberhalb der baren Natürlichkeit. Die Figuren sind leicht und sauber angefaßt, kein« zur Charge verzogen, keine unnütz zum Problem vertieft. Man findet sich rasch und angenehm in dieser netten kleinen Welt zurecht. Daß ihr« Gebilde nirgends zu bedeutenderen Dimensionen aufwachsen, ist heute, da wir dieses Stück eigentlich schon mehr historisch als menschlich auf uns Wirten lassen müssen, kein sehr bedauerlicher Mangel mehr.

Willi handl.

Der Bund der Jugend. Als erstes Stück für seinen Ibsenzytlus hat 0tto Brahm jetzt den »Bund der Jugend" einstudiert. Er hat recht, sein Ibsen beginnt mit diesem Stück. Der meine nicht, und der Ibsen, dessen lebendige Kunsttat diese Generationen überleben wird — so denke ich —auch nicht. Der hatte, als er im Jahre 1869 den „Bund der Jugend" schrieb, seiner innersten Lebensweise schon zwei zeitlos

große Symbole errichtet: »Brand' und »Peer Gynt", der trug im Geiste schon sein drittes Unsterblichleitswerk, den „Kaiser und Galiläer", in dessen zehn Akten die große Zwiesprache unserer Zeit mit dem Geist« des Christentums zu einem welthistorischen Bilde von monumen» taler Kraft verdichtet war. hier war in stärkster Kraft und reinster Klarheit alles ausgesprochen, was Ibsens Willen zur Welt eigen und groß machte. Hernach begann ein ethisch leidenschaft» licher, künstlerisch unreiner Wille, den Genius Ibsens zu leiten, ein Will« unmittelbarster Ein» Wirkung auf die gegenwärtige Lage, zu allen ver» ständlicher, allen bemerllicherAussprache. Und das groß« schwere Gold seiner drei Meisterwerke wurde im Feuer dieser pädagogischen Leiden» schaft geschmolzen, um in kleinen blanken, scharf gestempelten Münzen seinen Umlauf zu nehmen. Ver Prägeslock, der ihm hier diente, war das französische Tendenz» und Gesellschaftsftück mit seiner höchst parteiisch akzentuierenden, höchst beutlich zum Ziel des Autors weisenden Form» gebung — jenes Stück, das um seiner so undichte» rischen Absichtlichkeit willen sehr theatralisch Wirt» sam und dramatisch sehr unfruchtbar ist. In diese lieblos scharfe Form aktualisierte sich das groß« Ibsensche Weltbild und erwirkte so die weltberühmten Tagessensationen der „Nora" und der „Gespenster". Unter diesen kalt klaren Ab» laufen aber floh dunkelglühend der Strom Ibsen» schen Künstlertums einher; sein reineres, unbe» schränktes Sehen, seine parteilose Liebe zu der widerspruchsvollen Welt. Diese tiefer« Kraft ist es gewesen, aus der alles quoll, was man als seine Vertiefung der von französischer Tendenzschriftstellerei gezeugten Form empfun» den: die mehr zweckverhüllende und nur des» halb „natürlichere" Technil, die reiner ge» suhlte und nur deshalb „psychologisch feinere" Charakteristik", die als Symbol in das Zweck» drama eindringende Lyrik; und diese tiefere Kraft war es, die, zwanzig Jahre hindurch von Werk zu Werl mächtiger anschwellend, die überdeckende zweckgeborene Form mehr und mehr lockerte, schließlich völlig überflutet« und jene Wunder» vollen Altersgedichte schuf, die nicht mehr wirk» sam klar und allgemein verständlich — aber wieder unbeschränktes Gefühl zur ganzen Welt, reine Kraft sind. Dies scheint mir das außer» ordentliche am Lebensgang des Peer Gynt» Dichters, daß sein« bekannteste, erfolgreichste Epoche in Wahrheit nichts ist als der Weg einer Dichterseele durch die Wüst« politischer Schrift» stellerleidenschaft: vom Fruchtland reiferMannes» traft zum reichen Garten hoher Greisenkunst. Den Nationalisten aber, die uns vor zwei Jahrzehnten die „naturalistische" Mode gemacht

haben, war es nicht gegeben, den Blutschlag unseres eigensten Lebens durch den majestätischen Faltenwurf eines phantastisch«« Gewandes hin» durch zu spüren; sie bedurften des modernen Kostüms, um ihre Wirklichkeit, um Gegenwart zu spüren. Den engbrüstig kräftigen Intelligenzen der Schererfchule, die zwei Jahrzehnte das lite» rarische Leben Deutschlands beherrschten, denen galt nur der Ibsen, der «in s«hr viel besserer, freierer, tieferer Dumas — und doch noch immer lein reiner Künstler war, der so faßbare Streiter der Gesellschaftsdramen. Dessen Erstlingswerk, den pathetischen „Stützen" um ein halbes (nach „Kaiser und Galiläer") gewidmetes Jahrzehnt vor» ausgesandt, ist freilich der „Bund der Jugend". Mit dem „Bund der Jugend" mußte Vrahm den Zyklus eröffnen, der feinem Ibsen geweiht ist. Dies Lustspiel zeigt den Einfluß einer skrupellos derben Theaterkonvcntion womöglich noch deutlicher als die überraffinlert konstruierten und aufdringlich pathetischen „Stützen der Ge» sellschaft". Gefälscht« Wechsel und vertauschte Briefe, »erweck selte Namen und derbgezettelte Intrigen müssen herbei, damit der Wühler Stansgard schließlich der Düpiert« ist und drei Verlobungen beieinandersind. Es ist freilich wahr, daß diese grobe Theaterwelt und ihre zum Teil noch so einfarbig gezeichneten Charaktere beinahe alles im Keime umschließen, was die späteren Gesellschaftsdramen soviel feiner, diskreter und tieser gegeben haben. In Ibsens ganzem Werl gibt ja lein Auffinden neuer Themen, sondern immer neue Spiegelung des gleichen Wotivkomplex.es den Fortgang. Ibsens tiefaristokratische Verachtung des Demagogentums und zugleich sein neues Wissen von einem doppelten Vewuhtseinsboden findet schon recht starten Ausdruck in der Gestalt des völlig gewissenlosen und dabei unschuldvoll offenen, dreist verlogenen und warmherzig über» zeugten Demagogen Stansgard, den die elemen» tare Neinheit seiner egoistischen Instinkte ge» wissermaßen moralisch immun macht. — Auch in der Schilderung des intriganten verlogen» „idealistischen" Bürgertums ist manch tiefer satirischer Zug, in der Gestaltung des alten vor» nehmen Kammerherrn manch fein« Wendung vom „Verfall einer Familie". Aber als Ganzes ist dies Stück doch gar nicht zu verteidigen. Ja, es ist wohl das einzige Theaterspiel Ibsens, in dem das Thema überhaupt zu keiner inneren Lösung geführt, sondern in oberslächlichstem Zusammenhang von ganz anderen bedeutungs» losen Vergnüglichkeiten abgelöst wird; statt des naiv verlogenen Demagogen mit seinem Bund der Jugend haben wir schließlich bloß einen unwahrscheinlich kecken Mitgistjäger mit drei entwischten Partien vor uns. Das Wohlgefallen an der Psychologie dieses Glücksritters kann doch nicht darüber wegtäuschen, daß das eng«, aber immerhin gewichtige geistige Motiv des

Stückes ganz zum belanglosen Hintergrund einer konventionellen Lustspielintrig« herabsinkt. So ist Sinn und Bedeutung dieses Ibsen» schen Stückes nicht zu retten; iedes Betonen seiner ernsten Absicht lann nur den Blick für seine Schwächen scharfen, und alle Rettung liegt in mutiger Ausbeutung seiner kräftig Possen» haften Elemente. Dah sie sich zu dieser "Rettung ohne falsche Pietät entschloß, war das entscheidende Verdienst der Inszenierung im Lessingtheater. So gab es statt einer literarisch langweiligen ein« herzhaft lustige Aufführung. Man lonnt« zeitweis« vergessen, dah es Ibsen war, und sich ungeniert an dieser harmlosen Witzigkeit amü» sieren. Dah das Körnlein tieferer Lebenslund«, das der Grohe denn doch auch hier verstreut hat, nicht ganz verloren ging, dafür sorgte schon Bassermann, der als Stansgard die selig« Scham» lostglelt dieses überwältigend frechen Burschen urmächtlg zum Ausdruck bracht«. Auch Sauer als alter, ein wenig überlebter Aristo, rat, Aeicher als llug lavierende Größe von gestern, Marr als vollsaftig grober Plebejer hatten viel zu viel eigenster Aatur in ihr« Aollen einzusetzen, um nicht durch die Lustspielsphäre hindurch in Tiefen größerer lomifcher Kunst zu deuten. Andre wie Ziener, Meinhart und die Eberty bewegten sich wenigstens resolut und munter in dieser Lustspielwelt, und wenn nicht ein schlecht akklimatisierter Pathetilus aus Dresden und das talmldämonisch« Fräulein Vrloff gewesen wären — wir hätten ein« Vorstellung gehabt wie in den besten Zeiten des Vrahmschen Ensembles.
Julius Vab.
Neues Theater: ghavatrathe. Drama in zwei Alten von Julius Beistl.
Liebe. Komödie in einem Alte von Gustav Wieb.
Wieds Komödie, wie leicht und sorglos auch gefügt, ist ein recht amüsterliches Stück. Der Mit» velt Spaß zu machen, ist dieses Autors Beruf und mehr als das: sein innerer Drang. Darum überwindet er so leicht all« literarischen hem» mungen, unbekümmert um die ästhetisierenden Aörgler im Parlett.
Und hat er nicht recht zu lachen und lachen ,u machen auf seine Weise? Zeigt nicht ehrlich der Stil seiner Komödie, daß sie mit anderen Maßen gemessen werden will als mit denen einer rationalistischen Kritik? 2r pfeift darauf, wahr» heitsgetreu lonturierte Menschen zu schildern, er will den Inhalt menschlichen Lebens geben, gezeigt an Puppen, Marionetten oder wie man 's nenne. Er verzerrt die Linien der Wirklich» elt nach wohlbedachtem Plane, um durch Ueber» relbung das Charakteristisch« nur noch deutlicher u demonstrieren. Solches freilich ist von jeher das verbriefte Privileg der Komödienschreiber ge>

Wesen von Aristophllnes an bis Shakespeare und Moliere. Doch heutzutage soll es auf einmal nicht mehr gelten, höchstens im Schwant noch uno in der Posse. Als ob die einzelnen Arten der Gattung mehr durch dl« äußere Form be> stimmt würden denn durch ihr inneres Wesen! Die Mitwelt, die der lustig« Knabe durch seine Gegenwart erfreuen will, teilt sich ihm in zwei Kategorien, in die wenigen Kunstverständigen und in die vielen Kunstbanausen. Für diese nur hat die Oberfläche Geltung, jenen zwinkert er unter geheimnisvollem Augurenlächeln zu, daß noch etwas anderes in seinem Stück drin sei, was die Menge nicht merkt und auch nicht merken soll.

Und in der Tat, die meisten der Zuschauer verliehen wohl am Ende das Haus, ohne zu ahnen, daß in Wieds Komödie mehr steckt als die harmlose Verullung sentimentaler Backfisch» romantik. Bon diesem Mehr sei kurz hier die Bede.

Daß die beiden Liebenden am Ende sich kriegen, ist eine entzückend« Ironisierung des konventionellen Lustspiels. Die zwei Menschen» linder, die sich am Schlüsse beglückt um den hals fallen, st« gehören gar nicht zufammen, sie sind im Temperament und Wesen so merklich von» einander verschieden, daß der einsichtige Zu» schauer wünschen möchte, es soll aus ihnen lein Paar werden. Solchem Wunsche scheint der Autor auch anfangs Rechnung zu tragen, denn das Mädel gibt ihrem tölpelhasten Liebhaber zunächst «inen Korb und begünstigt den ihrem Geschmack und ihrem herzen weit näheren Aeben» buhler. Aber plötzlich durch eine Aührszene voll lustigem Spott und derber Komik führt Wied die Intrige zu sentimentalem Ende. Und das Publikum klatscht Beifall, denn es merkt nicht, wie der Autor es zum Aarren hält.

Parallel zu diesem freien artistischen Spaß geht neben der unschuldig gemächlichen Ober» stäche der Komödie eine zweite Eulenspiegelei Vor. Der Selbstmordversuch des zuerst ver» schmähten Liebhabers, der doch rein parodistisch zu nehmen ist, wird im Stück wie im Urteil des Publikums «in hinlängliches Wotiv für den Umschwung der Gesinnung des Mädels und ihrer Umgebung. Das geht zwar gegen die Logik der Charaktere, aber nicht gegen die philiströse Moral der Mass«, die auch hier lein Gefühl dafür hat, daß st« verulkt wird.

Wieds Komödie mit doppeltem Boden wurde weit besser gespielt, als der Auf des Schmieden» theaters es erwarten lieh. Blieben auch die Ensembleszenen steif, fchwanlte auch der Stil der Aufführung zwischen Burlesk« und Lustspiel hin und her, so gab es doch tüchtig« Einzel» leistungen. Besondere Art in ihrer ««schein»

baren Roll« zetgt« Marie Glümer. Man stelle sie endlich »uf den Posten, der ihr gebührt. Vor dem Einakter wurde das zw«ialtige Drama eine« Anfängers gespielt, der für die Bühne.mir lein« Hoffnung zu bedeuten scheint.
Lothar Schmidt.

N7ode und Kunst. Daß der heutigen "> Mode «ine start« künstlerische Unter, strömung «igen ist, dürfte allgemein zugegeben werden, wie unvollkommen ihre Ideen häufig auch interpretiertwerden. Wohl ist Frankreich über» wiegend an der Ausgestaltung des komplizierten Toilettengebildes beteiligt, allein die künstlerische Richtung hat in erster Linie doch England mit seinem Präraphaelitismus gegeben. Dadurch be» stätigt sich di« alt« Erfahrung, dah mit der Weltherrschaft auch die Führung in der Mode verknüpft ist, ein« Regel, dl« mit dem deutsch» französischen Krieg« von 1870/71 von Paris durchbrochen zu sein schien. Ueberhaupt darf man diesen Satz wohl dahin erweitern, dah alle Kulturnationen, die aktiv in die Tagesgeschichte eingreifen, sofort einen geistigen Niederschlag ihres künstlerischen Wesens in der Mode ver- anlassen, daher der stark ausgesprochen« Iapa» nismus in der heutigen Velleidungslunst, seit das kleine Inselreich zu einer Stimm« im poli» tischen Weltkonzert gelangt ist. Rechnen wir noch den sezessionistischen Einschlag aus jüngster Zelt und den Anklang an die Taillenbelleidung Marie Antoinettes hinzu, so hätten wir di« Elemente ziemlich vollzählig beisammen, aus denen — wenn auch in stetig wechselnder Wischung — di« heutig« Mode zusammengeschmolzen wird. Visweilen begegnen wir darin einer interessanten Erscheinung, die eine gewisse Aehnlichteit mit dem Mitklingen der obertöne in der Musik hat, wenn nämlich «in Stil einen ander««, zeitlich durchaus von ihm verschiedenen und im Grunde doch verwandten anregt.

Das blusige Korsage der diesjährigen Mode hat z. V. seine fichuartig gekreuzten Vorderteile der Zeit der ersten schwachen politischen Erdbeben» stoße vor dem großen Ausbruch von 1789 entlehnt. Die ähnlicheAchselträgermode dagegen stelltsich uns als ein Kind der Sezession dar, der Reform» kleidung, die da fordert, daß die Gestalt durch das Kleid hindurchwirke, nicht dahinter ver» schwind« und die weibliche Erscheinung zu einem mehr ober minder kunstvollen Ornament herab» würdige. Alle drei Richtungen gehen teils neben» einander her, teils ineinander über und rufen dann «in« Fülle hübfcher Kombinattonen hervor, die wiederum auf dem besten Wege sind, ein neues Genre «inzuleiten. Da wachsen sich di« Vretellen zu einem kleinen Flchu aus, und dieses wieder dehnt sich mit den kurzen Kimonoärmeln

zu einer capeartigen Form. In den turzärme»
ligen Kimonorumpf wird ein viereckiger großer
Vrusteinsatz aus Stickerei gefügt, so daß manch»
mal die japanisch« hülle nur noch den Rahmen
für dies Kunstwerk abgibt und durch die Falten»
raffung im Taillenschnitt ganz vom Vlusen»
genr« absorbiert wird. Dann allerdings wirkt
er leicht etwa« schwerfällig. MxH»
Di« gekreuzt« Taillendr»p«ri«, die sich an
da« Fichu anlehnt, ruft übrigens die Erinnerung
an ein wunderschönes, kürzlich in London bei
Christi« für S3U00 Frcs. verkauftes Gemälde von
Wme.Vigee-Lebrun wach, das Melanie deRoche»
chouart, Warauis« Daumont, Herzogin von
Plennes darstellt. Auch hier ist die fichuartig«
»r«uzung Prinzip der Vüstenbelleidung. Alxr
mit wieviel größerer ästhetischer Logik ist es
durchgeführt. Der tief herzförmig« Halsaus.
schnitt läßt im Rücken den Nackenansatz sehen.
Als einziger Vesatz ein« schmale, abstechende
Randbordur«. Da ist kein« steife Kreuzung oder
geometrtsch exaktes Zusammentreffen der schrägen
Stoffteil«, wie jetzt metst üblich. In sanft ge»
fchwungener Linie gleiten sie vielmehr über»
einander hinweg. Ja der Rand der linken Hälfte
ist in graziöser Lässigkeit umgeschlagen, wie un»
absichtlich, als der seidene, schärpenartige Doppel»
gürtel um die Taille geschlungen wurde. Aber
noch «inen Vorzug hat dies alt« G«mäld« vor
unserer modernen Wirklichkeit, und damit berühre
ich einen anderen wunden Punkt in unserer
Mode. Die weiche und doch «lastische Haltung
der schönen Herzogin, die mit den wunderbaren,
an einen klaren, unergründlichen See erinnernden
Augen ,den hauptreiz des Gemäldes bildet, ist
bei leiner der modernen Fichublusen erreichbar,
die schöne Herzogin trug eben — kein Korsett.
Zwar werden die großen französischen und eng»
tischen Korsett »Fabrikanten aufs lebhafteste be»
hauvten, daß ihre Erzeugnisse biegsam genug
seien, um die gewagtesten akrobatischen Verren»
lungen darin auszuführen, und illustrieren dies
auch handgreiflich auf dem immer geduldigen
Papier ihrer Kataloge und Reklameankun»
digungen. Allein man seh« sich doch «inmal
«inen dieser modernen, fast den ganzen Rumpf
umschließenden Panzer an, und man wird ohne
weiteres zugeben müssen, daß sie das reizvolle
Spiel feinster Muskeln, von denen die schöne
Korperbewegung und Haltung abhängt, zum
großen Teil aufheben.
Aber die heutige Mode enthält noch mehr
Versteifungen, di«. ihrer ästhetischen Wirkung
unbedingt Eintrag tun.
Bezeichnenderweise ist es das Straßen»
tostüm, das am meisten darunter zu leiden hat.
Da gibt es z. V. außer dem sogenannten Stola»
mantel steif abstehende Jäckchen, di« über weiten

Faltenröcken getragen werden und die — man sieht nicht recht warum — für Lawn» Tennis» Spielerinnen bestimmt sind. Die Vorderteile der Jack«, die etwas weiter, aber nicht länger sind als der Taillenlchluh, ragen in schroffer Unterbrechung des allgemeinen Llnienflusses senkrecht über den Bock hinaus. Von einer harmonischen Teilnahme an der Bewegung der Gestalt kann dabei nicht dl« "Rede sein, da jedes die Bewegung vermittelnde Bindeglied fehlt. Vi« abstehenden starren Vorderteile der Jacke führen vielmehr beim Spiel zahllose selbständige kleine Evolutionen aus, die wohl der Grazie, aber nicht immer der Komik entbehren. — Neuerdings tritt in Paris das Tunikakostüm mehr in den Vordergrund. <ls liehe sich vom künstlerischen Standpunkt nichts dagegen «in» wenden, wenn es konsequent durchgeführt wäre. In dem, was wir heut Tunika nennen, wird doch — mehr oder minder vollkommen — bi« das ganz« Mittelalter hindurch he rschende Idee des Doppelgewandes wieder leb^dig. Dieses war eine Verschmelzung der fränkischen und römischen Tracht, die sich ungefähr um das Jahr IIXX> vollzog. 2s bestand aus einem oberen, ärmellosen, um den hals, oft auch tiefer »us» geschnittenen Kleide, das das darunter befindliche sehen lieh, besonders bei der Frauentracht. Nun tritt bei der modernen Toilette wohl auch die oben dekolletiert«, in diesem Fall zartblaue Voile Ninon»Vluse mit den kurzen angeschnittenen Kimono-Aermeln so weit zurück, daß die Unter» bluse aus weißen venetianischen Spitzen zur Geltung kommt, aber der blaue Voile»Bock reicht doch bis zur Erde herab, statt dah darunter nun wieder ein Spitzenlleid zum Vorschein käme. Vielmehr hängen nicht nur ein, sondern ganz unmotiverweis« sogar zwei schleppende Tuniken über dem blauen Unterkleid«.

Unser Formgefühl also könnte recht gut noch «in« Steigerung erfahren. Dagegen darf die Kunst mit dem "Reichtum der Farben, der Schönheit ihrer Zusammenstellung und Verschmelzung, die ihresgleichen wohl nicht in der Vergangenheit hat, zufrieden sein. Seit die Impressionisten die Wacht der Farbe entdeckt haben und die Technik uns alljährlich um «in« Fülle neuer Nuancen bereichert, versteigt sich wenigstens das Ball» und Gesellschaftskleid oft zu förmlichen Farbenorgien. In diesem Jahr tritt «ine Neigung für Begenbogenfarben hervor. Teils erzielt man sie durch mehrfach übereinander gelegten ver» schiebenfarben irisierenden Chiffon, teils bringt man sie fix und fertig in <lhine»Bänd«rn und »Stoffen auf den Markt. Besonders ein sehr warmes, an Flammen erinnerndes Orange gilt als sensationelle Modeerschelnung. An seinem unteren Bande war z. V. «in isabellenfarbenes

Tüllllleib auf ebensolchem Llbertyseidengrund mit einem breiten Seidenstreifen geschmückt, dessen orangefarben abschattierte Bösen über grüner Blätterunterlag« sich wi« der rosige Duft des Morgenhimmels in den strahlenden hinter» grund verloren. Auf der anderen Seit« ruft dl« groh« Farbenfreudlgleit gleichsam als Wider» spruch die auffällig starke Verwendung von nüchternem Weih hervor, bald in harter Nuance, wie Vique und Leinen es mit sich bringt, bald in den zarten, neb"!artigenUebergängenvon feinen Schleiergeweben. Besonders in den lnter» nationalen Bädern sieht man häufig Damen von Kopf bis zu Fuh in schneeiges Weih gekleidet. Sogar die Farren und Tulpen auf ihren hüten müssen sich zur Unschuldsfalbe bekennen. Damit klingt die Mode an die Zeiten der Mme. Necamier an, die noch mit 65 Jahren weih« Musselin» Kleider trug. Noch tyrannischer regierte diese Mode aber schon die BömerInnen des erste» Jahrhunderts nach Christo. Keiner Dame der besitzenden oder gebildeten Klassen, keiner ehrbaren Frau wäre es damals eingefallen, sich anders denn in fleckenloses Weih zu kleiden. Gewänder in anderen Farben — und deren Auswahl war damals recht gering — galten als «in Zeiche» der Armut, der Barbarei und vor allen Dinge» eines lockeren Lebenswandels.

Helene Volchert»Lietz.

Notiz.

t^er Leiter des lyrischen Teiles, Hugo vo» -l/ Hofmannsthal, sieht sich angesichts der 'Reich, lichkeit lyrischer Produttion von unzweifelhaft literarischem Niveau, wie der aegenwärtige Moment sie aufweist, vor die Wahl gestellt, ent» weder seinem Bessort einen bestimmten Charakter zu wahren, oder aber mit den ganz schätzens» werten, aber hinlänglich zahlreich vorhandene» Antologlen an Beichhaltigkeit und Buntheit des Inhaltes zu wetteifern, und muh sich daher not» gedrungen auf die Beiträge eines kleinen Kreises von Mitarbeitern beschränken. Da Herr von Hofmannsthal diesen Kreis zurzeit nicht zu erweitern gedentt, so bitten wir die Leser des .Morgen", von weiterer Linsendung von G<> dichten vorläufig abzufehen.

«ti»!>!»»rtl!ch f«» ,!« «e»»«ion: Ol Altur eanb»b«lger, ««rlln V, 9, L«!,«iftl»z« »l für 0»sserre!ch>Un»»rn- «»bert 3«m,

wlen I. - Vrrla« «N»r<>>»»lbl « <l»^ WUm«r«v»rI»«erl!» V.«, <N«Ieb«n«r!rr»8« l». — ülpebMon für 0«st«rr«!ch>Un«»r»

bei «olael « Wltiel, Wien 7, »laben W, - Drill ,»n Pol « «iarllb ».». b. b, «erlln W, «?, «2l,»!rraz« »«.

rl»!l»r. »»<> zi««»s««l>»el»t.><«l,« »«eke
Wiesbaden.
Weltbekannter
Kur» und Vadeort.
!! Saison das l!
>! ganze Iahr lj
Verühmte Kochfalzthermen v. SS,?° 2.
>^^e Alle modernen Heilverfahren. <«e^
Unübertroffene Heilerfolge.
1««0»s Kurfremden jährlich. 2l0A«rzte,
darunter Spezialürzte für alle Krankheiten. 23U Vlldhiiuser, gotels und
Pensionen.
Neues Kurhaus,
erbaut mit einem Kosten »Aufwand« von fünf Millionen Marl.
Königliches Theater mit Schauspiel und
Oper, Aefidtnztheater, mehrere Varibtss.
Ebenfo bevorzugt als
dauernder Wohnfitz.
All« Ann«h«lichl«iten der Großstadt«,
gleichzeitig des fafhionablen ruhigen
Kurortes. -- Kurprospell« durch die
Städtische Kurverwaltung.
Wiesbaden: ^"«A.«
NM neu erbauten Kurhaus und Königlichen
Theater.
Verfasser
von Dramen, Gedichten, Nomanen st. bMen »lr,
zroeck« Unterdreiwn« eine« vorteilhaften Vor»
schlage« hinsichtlich Puolilarlon ihrer Werl« in
Vuchform sich »It uns!n Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau (Eurt Wigand).
>,i, »«lserplatz «»rl!n»N>ilm»r»»»rI, »a>serpl»t> iss.
^llk« «n«clll,5 i>k 5NDÜ (1, It,!« i!i:>I, «, »e,!^, !.
«xi!»'. », 5i«l»!>,»»en, <. !8. >>!,'!,»!». m,
onz ««crü.rcrilZl.lil,!:!'« ,n r><.l.N!1I>. l.l5. !N
l.O«I>ciri. 5 n«>. >. !>'»»»»>!!,!!»« ll. kn«,
>n«, ?«'<«'»!»>!«!!. » >c> «,, »er,, » !N/, «,
l l)!ü 5r>U-,l.i.rI 05!>i1!«li5><)l.lly>l:. 6. l»«i«n««, <!.
<5«lci,i«c!>»,<>tlz!<e!!, 2 Nu«, 08, k>e«,
l,'. ? «,, <?sl«!>^. » 5i,
l!N5 „Vk«zri1t:N» 0ü« fXNllliN x, », N^,«n>!!.
/1. !0 Nob x. 2I,sl>. Um5i!>>, V. ->>!u3
^ ll»rr».>»«6»rl Veo'll.s, »e5>!„V,52, l,»n^,!,ü««^,tr 2.
V
e«üe^encr Lüctier, Dieselbe verleg!
belösliert untes .1,, K, L.» 6ie öxpeciitwn 6«
.««r^en», Lerün Xl7, 50, rlillebenerzir. 14 .:
Große
Herrschaft
mit 2-3000 Morgen Land
n. entsprechendem Waldbesitz, landschaftlich schön
gelegen, Schloß möglichst
der Neuzeit entsprechend
ausgebaut ^ ev. Ausbau-
Möglichkeit gegeben — sofort zu taufen gesucht.
Ausführliche Off. erbeten

unt. N. 15 an d. Expedition
„Morgen", Verlin W. 50.
'! .l»!,!w>,l»l>I> l«l d>>' :>,>!«>,>!>,- V W, be!»ri>!> <öchö»r!>erg Dr>»1 n»» >!>>!! o >^,>r>'»
K m » »,, >z<>'r>i» ^v

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Mufil / Georg Brandes:
Literatur / «Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik
Nummer 17
Abonnement vierteljährlich 6 Mail
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.
4. Oktober 1907

Wir müden Seelen.

Von Werner Sombart.

^Hleiben wir der Politik fein die ledern und unerfreulich in jeder Hinsicht geworden ^»^ ist: „wir haben Besseres ^u tun" — so schloß ich meinen letzten Artikel. Daraus spricht der Entschluß, doch überhaupt etwas tun zu wollen. Während die Herren (und leider auch Damen!) von der Politik, wenn jemand erklärt: er wolle mit dem ganzen Plunder nichts zu schaffen haben — bald mit mitleidigem, bald mit verächtlichem Vlick, je nach dem Grade von Wohlwollen, dessen sie uns würdigen — uns zu verstehen geben: „Armer Kerl, so früh bist du schon gestorben." Denn Leben heißt für sie Politik treiben. Und wer sich mit diesem Metier nicht befaßt, ist eine „müde Seele". Das war noch unlängst wieder das Ergebnis eines langen Gespräches, das ich mit sehr geistreichen Politikern (es gibt deren!) über diese Probleme gefühlt hatte. Darauf möchte ich noch ein kleines Wörtlein erwidern.

Wenn müde sein, unlustig sein, abgearbeitet, hoffnungslos, verdrossen sein heißt: wo gibt es dann müdere Seelen als in der Politik. Ich kenne kaum einen, der dieses Gewerbe betreibt, der nicht mit seiner Tätigkeit im höchsten Grade unzufrieden wäre. Das Normale ist (z. V. während der "Reichs tagssession) zunächst einmal dieses: daß der brave Wann einem abends um halb neun mit Stöhnen versichert: er habe noch nicht zu Mittag gegessen. Und Aehnliches hat er immer zu stöhnen: er muh einen Artikel schreiben, der ihm keine Freude macht, er muß in eine Persammlung gehen und Tabak» rauch schlucken und matte Limonade oder noch matteres Vier (je nach der politischen Richtung) und muß sich öde Reden anhören, oder gar selbst welche halten usw. Ich sagte schon: nur wenn sein Karneval kommt — die Wahlzeit —, dann wird er wieder etwas lebendiger, dann macht ihm die ganze Sache überhaupt erst wieder ein wenig Freude. Die furchtbare, bleierne Last der Alltagsmisere ist dann von ihm genommen, auf kurz« Tage. Sobald das amtliche Wahlergebnis verkündigt und nicht etwa eine Rachwahl in Sicht ist, beginnt er wieder sein ewiges Einerlei; schleppt er wieder verdrossen und mürrisch seine Säcke zur Mühle. Und dieses armselige Lasttier hat den Mut, jemanden, der dieses Iammerhandwert nicht auch treiben will, der sein kostbares bißchen Leben nicht in einer sinnlosen und zwecklosen Pielbeschäftigtheit vergeuden will, eine „müde Seele" zu heißen. 0 nein, meine Damen und Herren! Wir fühlen uns ganz und gar

nicht müde. Wir freuen uns unseres Daseins und wollen schaffen, solange es Tag ist, jeder nach seinen Neigungen und Kräften: diese im praktischen Werttagsleben, jene in der wissenschaftlichen Forschung oder der künstlerischen Gestaltung.
Aber sollen denn alle Interessen des öffentlichen Lebens für uns tot fein? Soll die Politik, soll das politische Leben für uns überhaupt nicht existieren?
Das hieße, einen Teil unseres Menschtums unnötig verkümmern lassen; hieße auch viele Gaben in uns brach legen. Deshalb wird ein lebendiger Mensch doch immer den Drang in sich fühlen, fich in irgend einer Form jene Seite der Menschheitsbetiiti» gung nahe zu bringen, irgend eine positive Stellung jenen Problemen gegenüber ein» zunehmen, die wir als Probleme des öffentlichen Lebens oder der Politik bezeichnen.
Aber welcher Art kann diese Stellung sein, da wir doch die praktische Anteilnahme an der Politik ablehnen?
Zunächst: wer sich praktisch gemeinnützig zu betätigen den Drang in sich fühlt, findet ja in Vereinen und Genossenschaften tausendfach« Gelegenheit dazu: von den Krippen und Kindergärten angefangen bis zu den Baugenossenschaften und Volts» bildungsvereinen und Settlements. Da kann er raten u.d taten und wirklich Nützliches schaffen: kann Licht in den Köpfen, Wärme in den herzen verbreiten, kann Tränen trocknen und starre Lippen zum Lächeln bringen. Im lebendigen Wirken, im Wirten von Mensch zu Mensch, im Wirten an einem Werl, das seinen Fähigkeiten gerecht wird, an dem er selbst alle Schwierigteilen der Lebensgestaltung erfahren tann.
Und will er propagandistisch für eine Idee Wirten, dann gibt es abermals genug Gelegenheiten dazu außerhalb der politischen Tretmühle: er tann die Ideen der sozialen Reform in der Gesellschaft für Soziale Reform vertreten, tann fich in den nach ihren Zwecken benannten Vereinen für Wohnungsreform, Bodenreform, Heimaischutz, Tierschutz, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Pflege der Fisch» und Bienenzucht und für tausend andere nützliche Dinge ins Zeug legen. Am besten durch praktisches Zugreifen, aber doch wenigstens mit Sachkunde: in bescheidener Beschränkung auf ein Spezialgebiet, auf dem «l Kenntniffe und Lebenserfahrung gesammelt hat. So baß die blöde Phrase, das seichte halb» und lecke Besserwissen, die in der Politik zu Haus« sind, hier vermieden werden.
Vor allem sollte die Neberzeugung sich wieder mehr Bahn brechen und propa» giert werden, daß ein großer Teil dessen, was man als Nebelstände empfindet, niemals durch Maßnahmen der Politik, das heißt der Gesetzgebung und Verwaltung, sondern nur aus eigener Kraft befeitigt werden können. Man sollte wieder mehr zu der Gin» ficht kommen, daß die „Weltverbesserung" vor allen Dingen immer nur aus einer Selbst» Verbesserung entspringen kann, daß intellektuelle und moralische Erziehung, Diszipli» nierung und harmonisierung des eigenen Wesens im Grunde tausendmal wichtiger« Dinge sind als die Gestaltung der Staats« und Verwaltungszustande.
Soweit aber soziale Bestrebungen eine politische Spitze haben müssen: das heiß! wirklich irgend eine Neugestaltung in Gesetzgebung oder Verwaltung erheischen, wird man ihnen am besten dienen, wenn man durch Aufklärung, durch Beibringung von Beweis» Material seine Sache zu vertreten sucht. Nicht durch wüste Schimpfereien und patzig« Drohungen. Denn da wir nun doch einmal unabänderlich von einer bestimmten Kaste regiert werden, so wird gerade in unserm öffentlichen Leben mit Machtmitteln am aller»

wenigst«« zu erleichen sein: die sind vielmehr immer stärker bei den Negierenden. Viel» mehr wird, da es sich im großen Ganzen um wohlwollende und einsichtige Leute handelt, die in der Negierung sitzen, die Ueberzeugung eine wichtigere Nolle spielen. (Das ist gewiß lein allgemein gültiger Satz; er gilt vielmehr nur für ein Land ohne Vevolutionsabsichten und Nevolutionstalente, mit fester, halbabsoluter Regierung.) Das Ideal scheint mir, dem wir in Preußen»Deutschland (solange die jetzige Konstellation herrscht) zustreben sollten, ist wieder etwas wie ein aufgeklärter Despotismus. Deshalb scheint mir aus praktischen Gründen eine aufklärende Arbeit für das öffentliche Leben von großem Nutzen zu sein.

Sie zu tun, haben wir aber auch, wenn ich das Wort gebrauchen darf, theore» tisch« Interessen. Was ich im allgemeinen (in meinem einleitenden Aufsatze) über unsere Stellung zu der gesamten Kulturentwicklung sagte, das gilt natürlich im be» sonderen von der staatlichen oder gesellschaftlichen Kultur: daß in dem Maße gerade, wie sich uns die Ueberzeugung von der Unabänderlichkeit eines Prozesses aufdrängt, wir das lebhafte Bedürfnis empfinden, dlefen in seiner Notwendigkeit wenigstens zu der» stehen. So sollten auch unsere Interessen an der Politik weit mehr als bisher die Inter» «ssen des denkenden Zuschauers sein, wir sollten uns gedrungen fühlen, den Problemen, um die es sich dabei handelt und die der Politiker als Noutinier löst, in ihrer tieferen Bedeutung, in ihrem sozialphilosophischen und historischem Sinne nachzugehen.

Und damit berühre ich die Frage, auf die ich in irgend einer Form doch eine Antwort geben muß: welche Stellung zur Politik denn im speziellen diese Zeitschrift, der Morgen, einzunehmen gewUlt und berufen ist.

Nun, ich denk«: ein gut Teil der Antwort liegt schon in meinen bis hierher ge« machten Ausführungen. Der Morgen will nicht im vulgären Sinne eine politische Zeit» schrift sein — etwa wie es die Nation war. Er wird sich nicht mit dem obligaten „Wochenartitel" in das parteipolitische Getriebe mengen. Er wird nicht jede beliebige Tagessrage der Politik mit liebender Sorgfalt behandeln und sich und den Lesern ein» reden, daß sie sehr interessant und sehr wichtig sei (bloß, weil immer der unvermeid» liche Wochenartitel gerade über sie sich auslassen muß). Sondern er wird versuchen, wie sich Zeit und Gelegenheit bieten, die wirtlich bedeutsamen Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu beleuchten. Er will versuchen, Distance zu den politischen Problemen zu ge» winnen. Er will das öffentliche Leben perspektivisch betrachten.

Betrachten: er will nicht aus den Willen seiner Leser, auf ihre Entschließungen zur sofortigen Tat, sondern auf ihr Wissen Wirten. Er will die Köpfe Heller machen, sagte ich schon einmal. Und dazu ist (von dem Talent der Mitarbeiter abgesehen) vor allem eines vonnöten: daß er ohne Voreingenommenheit an die Untersuchungen der einzelnen Probleme herantritt.

Dazu gehört, daß er leinen bestimmten prattisch-politischen Standpunkt „vertritt". Denn wer das tut, für den gibt es in der Politik immer einige dogmatische Glaubens» sätze, einige Axiome, die aber für uns nicht existieren dürfen, wollen wir wirklich auf» llürend Wirten. Für uns ist jede politische Ansicht, jede politische Forderung ein Pro» blem; wie sie es für den Parteimann immer nur sind — wenn sie vom Gegner ver« treten werden.

Die Demokratie ist ein Problem für den Konservativen, nicht für den Demotraten; der Sozialismus für den Freisinnigen, nicht für den Sozialisten; die Monarchie für den Republikaner, nicht für den Monarchisten und so fort. Wer die Köpfe Heller machen will (nicht nur die herzen wärmer), für den enthält jedes jener Worte, mag es für andere noch so sehr Axiom oder Dogma sein, ein Problem. Und eine seiner Hauptaufgaben wird er gerade darin erblicken, die in Schlagwörtern festgefrorenen Vorstellungen unter der Sonne der Vegriffsanalyse zum Auftauen zu bringen.

Meines Wissens ist ein Versuch dieser Art, ohne jede parteiprogrammatische Bin» düng, wirklich „unparteiisch" die Vorgänge des politischen Lebens zu betrachten, in einer „populären" Zeitung oder Zeitschrift noch nicht unternommen.

Denn wo auch immer Unparteilichkeit reklamiert wurde: an irgend einer Stelle begann das politische Dogma doch: so nennen sich heute viele Blätter „unparteiisch", die entrüstet sein würden, wenn man an ihren gut monarchischen oder gut nationalen Gesinnungen zweifeln würde. Das ist dieselbe „Unparteilichkeit", wie sie etwa unsere Unterrtchtsverwaltung oder so viele Vereinsvorstände vertreten, die immer stillschweigend sich den Satz hinzudenken: „aber natürlich, einen Sozialdemokraten können wir nicht brauchen." Es ist die Art von ^Voraussetzt» ngslosigkeit", mit der die Katholiken Wissen» schüft treiben: freie Forschung, die jedoch vor bestimmten Dogmen haltzumachen hat.

Für den wirklich unparteiischen Beobachter gibt es auch im politischen Leben der» artige „Selbstverständlichkeiten" nicht. Er betrachtet Monarchie und Nationalismus und Patriotismus genau ebenso als Probleme, wie Republik, Internationalismus und Vater» landslosigkeit. Er analysiert sie und prüft fie auf ihren Sinn — er führt die Untersuchung kaltblütig bis zu dem Punkte, wo das persönliche Verhältnis des einzelnen einsetzt, das heißt eben die rein wissenschaftliche, rein analyfierende, rein theoretische Behandlung des Problems aufhört und die Weltanschauung ihren willkürlichen Entscheid trifft.

Die politischen Drahtzieher, die natürlich auf ein bestimmtes Parteiprogramm berufs» mäßig eingeschworen fein müfsen, sind rasch bei der Hand, der Unparteilichkeit in politischen Fragen den Makel der Gesinnungslosigkeit anzuheften. Es ist das einer der beliebten Tricks, mit denen unsre Berufspolitiker heute arbeiten: was ihnen nicht in den Kram paßt, was vor allem den Betrieb ihres Handwerks zu stören droht, wird als intelleltual oder moralisch minderwertig qualifiziert. Aber der tapfere Schwabe forcht' sich nit. Wir fürchten uns nicht vor den Vannstrahlen der politischen Leitartikler, wenn wir mit allem Bachdruck uns für politisch „parteilos" erklären. Gesinnungslos nennt man doch wohl einen Men» schen, der überhaupt keine Werte anerkennt oder der in der Anerkennung von Werten ohne tiefere Gründe hin und her schwankt; einen Menschen, der überhaupt keinen festen „Stand» puntt" hat, von dem aus er die Welt betrachtet und wertet. Der politisch Parteilose kann aber sehr sichere Lebenswerte haben, kann einen sehr dezidierten „Standpunkt" gegenüber den Problemen der Welt und des Lebens einnehmen und trotzdem (oder vielleicht gerade darum) die Ueberzeugung haben, daß im politischen Leben heute seine der bestehenden Richtungen eine tiefere Lebensberechtigung hat, ohne daß er darum in der Lage zu sein brauchte, etwas Besseres an ihre Stelle zu fetzen. Vielleicht, daß es dieses Besser in Wirk» lichkeit gar nicht gibt. Vielleicht, daß es erst in einem viel späteren Stadium der Ent» Wicklung erkannt werden kann.

Wie dem auch sein möge: das eine scheint mir festzustehen, daß sich für die Gebil» beten im heutigen Deutschland nur eines schickt: die politischen Vorgänge so vorurteilslos als es den einzelnen möglich ist, als Zuschauer zu verfolgen. Aber doch zu verfolgen: da» bei eben möchte ihnen der Morgen behülflich sein. Er möchte, um es mit einem Worte aus» zudrücken, zwar keine Politik treiben, aber doch so viel wie möglich politische Bildung gerade auch unter den Gebildeten verbreitenhelfen. Weil diese doch nun einmal einen wichtigen Bestandteil jeder Bildung ausmacht und weil doch einmal der Augenblick kommen kann, da man sie gebraucht: wenn man etwa aufgefordert wird, in Fragen der Kolonial» Politik öffentlich Stellung zu nehmen, oder wenn es (was niemand vorausfehen kann) doch eines Tages zur Pflicht jedes Mannes würde, auf die Schanzen zu treten, weil wirk» lich ernste Fragen und Dinge auf dem Spiele stehen.

Was ich aber unter politischer Bildung verstehe, ist nach dem Gesagten deutlich; es ist nicht gleichbedeutend mit dem, was gemeinhin darunter verstanden wird. Ich meine: poli» tische Bildung (wie sie unsere Zeit braucht) bestehe darin, alle Schlagwörter aufzulösen, alle Axiome als Probleme anzusehen, die Zusammenhänge zu durchschauen, auf denen unser öffentliches Leben beruht, und die Kräfte mit Sicherheit zu erkennen, von denen die staat» liche Welt bewegt wird.

0b es uns gelingen wird, von diesen schweren Aufgaben auch nur einen kleinen Teil zu lösen, muß die Zukunft lehren. Einstweilen galt es nur, einen geeigneten Ausgangspunkt für unsere Tätigkeit zu finden oder — wie ich auch sagen könnte — einen „Standpunkt" gegenüber den Problemen der Politik zu gewinnen, die also für uns — das ist das Er» gebnis — nur als eines der vielen Objekte von Bedeutung ist, denen die tulturphilosophische Betrachtung sich zuwenden muh.

Die Schule für morgen.

Ein Brief an den Herausgeber von I. Tews.

/^ie wünschen von mir einen Artikel über die Schule. Was soll ich Ihrem Blatte schreiben? ^»«? Sie wollin der neuen Zeit dienen, dem Morgen und Uebermorgen vorarbeiten, der Zeit, die erst kommen soll. Die Schule steht aber auf dem Standpunkte von gestern und vorgestern. Sie hat mit dem heute fast nichts und mit dem Morgen noch weniger zu tun. Wie kommt das?

Wir reformieren doch unausgesetzt, die höhere Schule unter Beteiligung der höchsten Personen, die Voltsschule auf andere Art. Warum sind alle diese Schulreformen ein Schlag ins Wasser? Weil unsere Schule ein Stück von uns selbst ist. Darum werden wir die alle Schule behalten, bis eine neue Zeit neue Menschen schafft.

Die Leute vom Fach reformieren auch, aber nach dem alten Grundsah«: »Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß!" Der Philologe will von seiner Wissenschaft bis an das Ende seiner Tage leben. Alle Pädagogen wollen aus Altem, Liebgewordenem möglichst wenig heraus. Das ist menschlich. Es geht uns allen so. Nimmt oder erschwert man einem Menschen seinen bisherigen Beruf oder auch nur die besondere Form seiner Berufsausübung, so klagt er, man nehme ihm das Brot. Angestellte Lehrer oder Beamte

tun das natürlich nicht. Sie verteidigen die Trefflichkeit ihrer Art des Betriebes und ihre Verufsauffassung gegen die Neuerer mit andern Gründen. Sie selbst und ihre Fächer verlieren, wenn sie aus dem Zentrum in die Peripherie gedrängt, vom Thron auf einen bescheidenen Minister» oder Geheimratssessel gerückt werden.

Und die 'anderen Reformer? Sie verfahren meist wie die Aevolutionäre dem absoluten Staate gegenüber. Sie möchten möglichst alles umstürzen, aber sie kommen mit leerer Hand, ohne Werkzeug. Was sie beseitigen wollen, würden sie, wenn es fehlte, mit aller Kraft fordern und verteidigen. In der Schulreformerei herrscht cine heillose Zersplitterung, weil die Erziehung so oft aus der Froschperspektive angesehen wird. In der gesamten Schulreform sind große und ganze Auffassungen verhältnismäßig selten. Nur wenige wissen, daß wir alle Erzieher sein müssen, wie Mutter Natur es gewollt hat, und daß damit die Schule nur eine Spezialaufgabe zu lösen hat, nämlich zu lehren, das methodische Lernen zu befruchten, den jungen Menschen »lernen zu lehren". Selbst die Voraussetzung jeder durchgreifenden Erziehung, ein inniges und festes Familienleben, wird heute fast für neben» sächlich gehalten.

Wollen wir zu einer neuen Erziehung kommen, so dürfen wir die Kultur, deren Elemente die Schule übermittelt, nicht mehr als etwas außer uns Liegendes betrachten, nicht als das besondere Gut irgend einer Kaste, wie im alten Aegypten, sondern als unser täglich Vrot. Geschieht das, so gewinnt auch die Schule eine höhe und eine Größe, die sie als Trägerin mehr oder weniger exotischen Wissens nicht hat.

Eine Schule, die so aus dem ganzen Leben heraus aufgebaut ist, braucht selbstverständlich einen eigenen Verwaltungsapparat. Für sie genügt die Leitung im Nebenamt« durch einen Kultusminister nicht. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die die Wertschätzung der Nellgion und der Kirche für einen überwundenen Standpunkt halten. Mich stört weder die eine noch die andere. Im Gegenteil, ich wünschte von beiden ein gut Stück überall im Leben zu finden. Aber von einer Ecke, von einer kleinen Provinz der Kultur aus das Ganze der Kulturübermittelung regieren zu wollen, ist etwa so weise, als wenn Oldenburg oder Mecklenburg dem Deutschen Neiche den Kaiser stellen wollten.

Wie die Verwaltung der Schule, so ist auch ihre Arbeitsform durchaus mittelalterlich, klösterlich. Der Unterricht selbst entlehnt seine Formen aus dem Mittelalter. Das Vuch — ob es gedruckt oder geschrieben ist, macht keinen großen Unterschied — steht statt der lebendigen Dinge im Zentrum der Schule. Die Schule hat in jeder Veziehung das Klösterliche fast ängstlich beibehalten. Die Jugend wird Tag für Tag auf dem harten Marterholz der Schul» bänte 5 bis 6 Stunden lang gefoltert. Und zu welchem Zweck? Vielfach um scholastische Spitzfindigkeiten zu lehren, die für die geistige EntWickelung noch weniger bedeuten als für das Leben, in dem der werdende Menfch einmal seinen Platz ausfüllen soll.

Von einer bloßen Verweltllchung des Unterrichts ist eine Vesserung dieses Zustandes kaum zu erwarten. Denn wo die Kirche abrückt, rückt die Bur eaukratie ein. Die Pädagogik hat mit der einen nicht mehr zu schaffen als mit der andern. Die eine erdrückt die Erziehung mit überkommenen Vorstellungen, die andere mit toten Formeln der Verwallungspraxis. Die eine erlaubt tellweises Leben, die andere schüttet Lava über alles, was grünt.

Aber alles das ist so, well die große Menge der Eltern, wozu auch die Be» gütertsten und Gebildetsten gehören, es so will. Weil eine Schule, die anders wäre, die

Größeres und höheres wollte, nicht aufkommen würde neben der Schule, die die Jugend kirchlich erzieht und ihr Patente aushändigt, mit denen man Lebensstellungen und Be» rechtigungen erlangt.
2s ist mit Erziehung und Schule genau dasselbe wie mit Religion und Kirche.
Lebte in uns ein anderes, tieferes religiöses Bedürfnis, fo hätten wir auch eine andere Kirche, hätten wir andere Auffassungen vom Leben, von der Bestimmung und vom Werte des Menschen, so würde auch die Schule anders sein. Unsere Schulen sind wir, wir mittelalterlichen, bureautratischen, materiellen und äußerlichen Menschen! Die Götter sollen uns vom Himmel schicken, was nur unserm Fleiß und unserer Entsagung entspringen kann. Und von den Lehrern verlangen wir etwas, was wir, wenn sie es täten, gar nicht haben wollten.
Ich habe schon an anderer Stelle mit Nachdruck darauf Hingewlesen, daß aller Fortschritt im Leben und Denken nicht bei der Jugend, sondern bei den Erwachsenen beginnen muß. Jede Zeit kann lehrend und erziehend nur das geben, was sie hat.
Ueber sich hinaus gelangt ein Volk nur durch große Momente in seiner Geschichte, die die Kräfte des einzelnen steigern, die das Kleine und Armselige zurückdrängen und für eine gewisse Zeit das Große zur vollen Herrschaft bringen. Erst nachdem Napoleon das morsche Preußen zerschlagen hatte, hörte man auf Fichte und rief nach Pestalozzi. Jetzt las Preußens Königin ‚Lienhard und Gertrud"; erschienen war das Buch bekanntlich schon 25 Jahre früher. Erst nachdem auf den Feldern bei Metz und Sedan der französisch« "Ruhm zusammengebrochen war, schuf man jenseits der Vogesen ein nationales Schulwesen. Die österreichische Neuschule wurde bei Königgrätz geboren. Die Erziehung der Völker beginnt nicht bei der Jugend, sondern bei den Erwachsenen. Ihr« Entartung, die Dekadenz, nimmt ebensowenig bei der Jugend ihren Anfang. In dem jungen Geschlechte setzt sich nur fort, was bei der im Leben stehenden Generation sich entwickelt hat. Neichtum und Müßiggang bei den Gewordenen kommen als wirtschaftliche, geistige und moralische Entartung bei der nächsten Generation zum Ausdruck. Wir sind die Lehrer und Erzieher des jungen Geschlechtes nicht durch das, was wir sagen und befehlen, fondern durch das, was wir find und tun. Wer sich nicht entschließen kann, so zu leben, wie er wünscht, daß die Jugend, die er erzieht, mit und nach ihm lebe, soll sich nicht über Mißerfolge bei seinen Schülern und Kindern beklagen. Die Schwierigkeit des Erziehungsproblems liegt also nicht auf dem Gebiete der pädagogifchen und didaktischen Methoden, sondern darin, daß jede Erziehung vorgelebt werden muß.
Sieht man das öffentliche Erziehungswesen so an, so kann man sich von den gewöhnlichen Neformvorschlägen nicht viel versprechen. Sollen unsere Kinder besser erzogen werden, so müssen wir herzhaft selbst ans Werk gehen, in uns zunächst alles in Ordnung bringen und dann — alles andere der Schule überlassen? Nein, uns mitten in die Schule stellen, neben den Lehrer, mit, vor und nach ihm an den Kindern arbeitend.
Die Erziehung muß der Schule gegenüber denselben Weg gehen wie die Neligion der Kirche gegenüber. Der Mensch von heute und morgen will die religiöse Selbstverwaltung antreten. Er verlangt Selbstbestimmung und lehnt jede Bevormundung allein aus autori» tatlven Gründen ab. Der Priester wird ihm zum religiösen Forscher und Lehrer, zu dem Menschen, in dem das, was er selbst sucht, in potenzierter Kraft lebt und wirkt. So muß auch die ganze Menschheit die Pädagogik für sich reklamieren. Die Jugenderziehung läßt

o o
o o
sich noch weniger als die Pflege des religiösen Lebens auf einen Berufsstand abladen. Jeder bleibt verantwortlich für die ihm angehörenden jungen Menschenkinder. Aber er mutz sich der Schule als des sozialen Organs der Erziehung, der Verkörperung des pädagogischen Gedankens bedienen.

Nur auf diesem Wege kann die Schule zu einer großen Angelegenheit des ganzen Voltes werden, zu einer Einrichtung, zu der man emporschaut, von der man etwas «rwartet, was man für sich allein nicht erreichen kann, an der man aber auch selbst Tag für Tag mitarbeitet.

Der aufgeklärte Despotismus hat uns die Formel hinterlassen: Die Schulen sind Veranstaltungen des Staates. Das übersetzte damals und übersetzt heute die große Mehrzahl der Schulbeamten dahin, daß die Schule eine Domäne der Bureautratie sei. Gewiß soll die Schule eine Veranstaltung des Staates sein und bleiben. Nur der Staat kann das große Gebäude tragen. Aber der Staat, den wir meinen, ist in diesem Falle die Summe von Lebensweisheit, die in eben diesem Staate nicht nur in den Köpfen einiger Staatsbeamten lebt und sich möglichst schroff gegen andere Einflüsse abschließt, sondern in allen Aelfen, Vorauseilenden im Volke. Der Staat soll der Generalschulmeister, der große Erzieher bleiben. Unzweifelhaft. Aber nicht ein enger Kreis von Bureautraten.

Unsere Schulen werden so gut sein, wie wir sie haben wollen, oder so gut, wie wir sind. Solange wir nur Anstalten wollen, die Berechtigungen und Patente geben, sollen wir keine Erziehungsschulen erwarten, tzören wir also endlich auf, über die Schule zu schelten: Auch wenn wir noch Dutzende von Schulreformvereinen gründen, das führt doch zu nichts. Sagen wir uns selbst, sagen wir allen Eltern, daß sie ihre Schuldig» teit tun, mit ihren Kindern leben, mit ihnen sprechen und lernen, draußen in Feld und Wald, im Berufe, wo es nur angeht, daß sie mit ihnen wandern in Aegen und Sonnen» schein, im Wlnterschnee und im Frühlingsgrün. Sagen wir den Eltern, was ihnen Rousseau sagte: «Wer seine Vaterpflicht nicht erfüllt, hat auch kein Aecht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeit, noch menschliche Aussichten können ihn von der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen, entbinden." „Was tut jener reiche Mann, dieser so beschäftigte Familienvater, der da meint, er sei genötigt, seine Kinder zu vernachlässigen? Er bezahlt einen andern, um die Pflichten, die ihm lästig sind, zu übernehmen. Feile Seele: meinst du für dein Geld deinem Sohne einen andern Vater geben zu können?"

Dann wird es besser werden. Dann wird man uns auch von der Mitregierung in der Schule nicht ausschließen tonnen.

Und sagen wir dem Staate, daß er den Eltern dabei helfen solle, ihren Kindern zu leben, daß er die Familie schützen müsse, daß er allen destruktiven Tendenzen nur begegnen könne, wenn er die Familie unter seinen Schutz nimmt. Aber nicht mit billigen Aebens» arten und negativen Gesetzen, wie Verbot der Kinderarbeit und Einschränkung der Frauen» arbeit, sondern durch positive Leistungen, z. V. durch eine soziale Beamtenbesoldung und Arbeiterlöhnung, durch Erziehungsbeihilfen für alle wenig bemittelten Familien.

Die Schule von morgen muß die Schule des Volkes sein, die Schule, von der sich jeder hochsinnlge als ein lebendiges Glied fühlt, und die Lehrer und Lehrerinnen müssen Männer und Frauen sein, die auch den Besten unter uns im Wissen von der Welt in uns und um uns, im Können wie in den Kenntnissen und im Verständnis der Kindesnatur ein

gut Stück voraus sind und darum das, was wir vielfach nur fühlend und tastend verrichten tonnen, mit sicherer Hand ausführen.
Aber diefe Schule wird kein «Reformer dem Volle schenken. Wir können sie uns nur selbst, mit eigenen Opfern, erbauen und erarbeiten. Erst in einem Volte, das sich in allen seinen Gliedern um die Jugenderziehung ernstlich müht, werden pädagogische Pfadfinder ein Echo und die nötige Gefolgschaft finden, um ihre Ideen zu verwirtlichen.

Praktische Entwickelungslehre. Von Wilhelm Vöischc.

S v a l ö f.

<I^ n den Zwist der Weinungen über theoretische Entwicklungsmöglichleiten hatte bekannt» <) lich vor nunmehr nahezu fünfzig Jahren Charles Darwin (jenes Unikum damals eines Biologen, der von jener realpolitischen Unterströmung der Kartoffel« und Taubenzüchter wirklich auch einmal etwas vernommen hatte) seine Theorie der Selektion, der natürlichen Auslese der passendsten Abänderungen vor neuer Zweckforderung im geschichtlichen Lebensprozeß der Organismen, geworfen. Auf einem gewissen Gipfel dieser fünfzig Jahr« und nachdem so und soviel Professionstheoretiker die Gegenerklärung abgegeben hatten, daß diese Selektion in jedem Betracht das Unmöglichste und Undenkbarste von der Welt sei, kam der vortreffliche Botaniker Hugo de Vries mit feiner sogenannten Mutationstheorie. Ein Teil der Selettionsgegner behauptete, daß mit ihr die Sache entschieden und die Darwinsche Selettionstheorie endgültig widerlegt sei. In Wahrheit ist auch die Mu» tationstheorie selber nur eine Selettionsuntertheorie.
Im Punkte Selektion selbst bleibt sie mit ganzem Nachdruck auf Darwins Boden. Der Kerngedante der Darwinschen Selektion ist, daß die Tier» und Pflanzenalten keine un» veränderlichen Größen sind, vielmehr im Verlaufe ihrer Fortpflanzung nach irgend einem Gesetz Varianten, Abänderungen bilden, und daß die äußeren Anforderungen je» weilig die brauchbarsten bestehen lassen und weiterzüchten, die unbrauchbaren aber aus» merzen. Dieses Vestehenlassen und Ausmerzen ist die Selektion. An diesem Gedanken rüttelt auch de Vries nirgendwo. Wie sollte er auch, — da er als echter Nachfolger Darwins ebenfalls von der Praxis der Gärtner in die Theorie kommt; die Gärtner aber wiffen seit alters, was sie der Selektion danken; was liegt näher, als daß diese Seiet» tion auch die historische Methode der Natur bei der ArtfortbUdung feit Iahrmillionen sei. Was für ein Gefetz die Variantenbildung, aus der die Selektion wählt, selbst beherrsche, bleibt bei Darwin offen. Und de Vries läßt es ebenfalls offen. Bringt die Veränderung der äußeren Bedingungen, also in gewissem Sinne der neue Zweck selbst, eine Verstärkung des Variierens hervor, kommt also die Pflanze der neuen Selektion durch größeres Material jedesmal entgegen? Das lassen beide Forscher offen. Kommen die Varianten vielleicht schon einseitig dem Zweck selbst entgegen? Das verneinen beide, und sie müssen es, denn in diesem Falle würde die Selektion überflüssig und brauchte gar nicht ins Spiel gebracht zu werden. Auf alle Fälle aber geben beide Forscher zu, daß jenes Gesetz hinter dem Variantenwerfen erst noch zu entdecken ist und sie lassen damit

einen ungeheuren Spielraum, auf den sich neue Theorien bauen mögen, ohne daß doch die Selektion selbst irgendwie dabei angetastet wird.
Und nur in einem Punkte geht de Vries über Darwin wirtlich hinaus. Darwin hatte von Anfang an zwei Sorten jener Varianten unterschieden, die sich der Selektion auf Grund beständiger Veränderlichkeit der Arten als Material darbieten. Erstens gewisse Plus» und Minusvarianten einzelner Artcharaltere bei den Tieren und Pflanzen. Zweitens gewisse starke Varianten, die sofort das ganze Artbild von Grund aus erschütterten. Cr meinte nun, daß durch fortschreitende Selektion auch jene kleinen Teilvarianten allmählich ver» größert, dauernd zur Vererbung gebracht und endlich durch lang fortgesetzte Summierung zu entscheidenden und dauerhaften Artumbildungen im ganzen heraufgefühlt würden. Ja, in ihnen fah er geradezu das Hauptmaterial. Jene bereits im Artsinne von An» fang an fertigen Varianten dagegen rechnete er zwar auch zum Selektionsmaterial, hielt sie aber für die Ausnahme.
De Vries vertritt dem gegenüber den Standpunkt, daß diese zweite Form des Vari» iereuZ, bei der die Variante sogleich eine fundamentale Artänderung bedeutet, autzerordent» lich viel häufiger sei, als Darwin vermutete,- und das; sie, als sofort durch Vererbung kon» stant, da« eigentliche Material der Selektion in Wahrheit sei, bei dem einfach die passenden Neuarten begünstigt, die minderwertigeren ausgemerzt würden. Diese Artvarianten nennt de Vries Mutationen. Von jenen auf Teile beschränkten Plus» und Minus» Varianten dagegen bestreitet er, daß sie jemals in wirkliche Neuarten übergeführt werden könnten auch mit noch fo viel Selektion.
Es ist klar, daß die Mutationstheorie unser Interesse noch verstärken muß gegenüber jener unbekannten Ursache des Variierens überhaupt, zumal da es de Vries wahrschein» lich dünkt, daß jenes große und entscheidende Variieren, das er „Mutieren" nennt, wirtlich periodisch (in sogenannten „Mutattonsperioden") lebhafter auftritt. Es ist auch tlar, daß sie die geschichtlichen Umwandlungsprozesse abkürzt, indem sie die Variationssprünge (ein Sprung ist notabene in jeder, auch der winzigsten jener Darwinschen Plus»Minus» Varianten!) größer macht, — wenn auch in ihr wiederum hier lange nicht liegt, was antidarwinistlsche Theoretiker hineinsehen wollen: nämlich eine Möglichkeit, etwa gleich von einem fertigen Fisch zu einem fertigen Molch zu springen; für so riesige Wuta» tionen gibt de Vries' besonnen gesichtetes Material nirgendwo den geringsten Anhalt. Für die Selektion vereinfacht fie endlich den Prozeß. Statt daß diese Selektion in langer Folge immer wieder im kleinen säubern muh, braucht sie jetzt nur im großen auszumerzen.
Negativ ist die Selektion zunächst immer gewesen. Auch bei Darwin. Ihr eigenes Wert bei dem Prozeß war immer nur Neinkultur durch Säuberung, und in diesem Sinne dann erst positive Arbeit in zweiter, indirekter Linie. Neu geschaffen hat sie auch bei Darwin nie. Aber es ist eine logische Besserung bei de Vries (falls er geschichtlich recht hat in seiner Deutung des Art-Umbildungsprozesses), daß diese negative Nolle der Selektion noch einfacher bei ihm in den Linien des ganzen Bildes heraustritt. Gleich» wohl haben seine Ansichten theoretisch auch Gegner gefunden, und der Kampf wogt. Kann man lesen und hören, daß Darwins Auffassungen heute hier wie überall im Sterben lägen, so hört und liest man ebenso von dem jähen Bankerott schon wieder des Mutations» Prinzips, haben die einen es bejubelt, weil es aus der Selektion herausführe, so gibt es

auch schon einen Kreis, der es abweist, weil es wieder hineinführe. Erwartet der eine von de Vries die Restitution des unmittelbaren Fingers Gottes, der (versteckt in jener unbekannten Ursache der Mutation) neue Arten aus dem „Nichts", d. h. ohne Kausal» Zusammenhang, schaffe, — so leugnet der andere schlichtweg jede wirkliche Beobachtung auch nur der kleinsten Mutation und widerlegt, um Darwin zu halten, de Pries weit über das hinaus, was Darwin selber zur Sache längst zugegeben, nämlich daß es mindestens auch Mutationen gebe.

Soviel zur Charakteristik der Theorie. Nun aber wieder aus der selbsttätig weiter» laufenden Praxis ein Gegenbild.

Im Jahre 1886 konstituierte sich in einem Dörfchen der schwedischen Provinz Schonen, Svalöf (sprich Swalöw), der „Südschwedische Perein zur Züchtung und Veredlung von Saatgut". Er ging hervor aus dem durchaus praktischen Be» dürfnis, die seit längerer Zeit eingeführten, ziemlich planlos weiter kultivierten und vielfach rasch heruntergekommenen Varietäten unserer Getreide» und Futter» pflanzen einer systematischen Durchprüfung und Aufbesserung zu unterwerfen. Binnen kurzem zeigten sich die ausgespl ichensten Erfolge. Zuerst wurde die ganze fchwedische Land» Wirtschaft aufmerksam. Der engere Verein erhob fich im Laufe weniger Jahre zu einem allgemein schwedischen. Er nannte sich „Aussaatverein für Schweden", faugte ein Kon» turrenzunternehmen auf und erweckte, obwohl nach wie vor privater Natur, so sehr auch die Teilnahme des Staates, daß er seit 1891 15 000 Kronen jährlicher Subvention und seither noch weit mehr erhält. Inzwischen war auch die Reaktion auf das Ausland eine wachsend bedeutende geworden. Der Export nahm zu. Gegenwärtig beginnt eine ernst» hafte Epoche des Wettbewerbs der schwedischen Landwirtschaft mit der deutschen. Niemand kann sich mehr dem Eindruck verschließen, daß Svalöf geradezu revolutionär im besten Sinne wirkt. In das Inventar des Getreide« und Nutzpflanzenbaues kommt von dort in rascher Folge jetzt eine neue Sorte nach der anderen, wunderbar glückliche und fast ganz feste Varianten unserer wichtigsten Nährpflanzen, die ein ganzes Programm von Wünschen genau erfüllen. Die einen entsprechen besonderem Klima besser, die anderen geben größere Körner, noch andere erweisen sich unempfindlicher gegen Krankheiten wie den Rost.

Diese letzteren Resultate zeigten sich wesentlich seit Anfang der neunziger Jahre. Von diesem Termin ab begann Svalöf mit einer Promptheit zu arbeiten, die alle Welt der» blüffte, die noch nie dagewesen war. Wenn Svalöf das Monopol auf feine von damals ab zielgerecht verwandten Methoden behielte, so wäre nicht abzusehen, was für immenfe Kapitalien sich dort ansammeln mühten. Das wird natürlich nicht in der Weise der Fall sein, denn es handelt sich zwar um eine außerordentliche höhe von Exaktheit und Hebung zurzeit dort, aber nicht um Geheimmethoden, die nicht auf die Dauer auch anderswo nach» gemacht werden könnten. Zweifellos aber sind es nicht auszurechnende Kapitalien für die gesamte Kulturmenfchheit, die bei der Methode im ganzen gewonnen werden müssen. Svalöf wird einen unsterblichen Namen behalten in der Praxis der Kulturgefchichte.

Und worauf beruht das alles? Die Ergebnisse von Svalöf wurden vom ersten Tage des Bestehens dieses Instituts an gewonnen durch Selektion, — wie Selektion ja eben seit alters die unantastbare Grundlage aller künstlichen Zuchtmethoden und Zuchterfolge

I> o
unserer Gärtnereien ist. Bis zum Jahre 1890 wurde aber (wenn auch im größten Stil) bei dieser Selektion bloß jene ebenfalls schon althergebrachte praktische Methode zugrunde gelegt, aus der Darwin einst seine engere, oben skizziert« Steigerungs»Vartantentheorie abgeleitet hatte. Von diesem Jahre ab aber stellte ein neuer genialer Praktiker als Leiter der Anstalt, Dr. hjalmar Bilsson, die ganze Selektionsarbeit dort in den Dienst einer neuen Praxis, die, theoretisch ausgedrückt, nur mit der Lehre des de Vries über die unmittelbaren fertigen Mutationsvarianten, also der Mutationstheorie, in Beziehung gesetzt weiden kann. Die enormen praktischen Erfolge von Svalöf sind bereits seit nun» mehr rund anderthalb Jahrzehnten praktische Mutationserfolge!

Es ist dabei lehrreich, wie Svalöf zur wissenschaftlichen „Theorie" überhaupt steht. Die privaten Gründer der Anstalt waren Geschäftsleute. Sie gingen von einem Geschäfts« bedürfnis aus. Ihnen fehlte jede Absicht oder, wenn man es hochfliegend ausdrücken will, jeder Idealismus, eine „wissenschaftliche" Station zu gründen. In einer Weise, di« sogar nicht als die Regel betrachtet werden kann, schlössen sie „wissenschaftliche Unter» suchungen und Unterricht" ausdrücklich von ihrem Programm aus. tzugo de Vries, dem ich diese und andere Daten entnehme, schließt an d^ese Tatsache die gewiß charal» teristische Bemerkung: „Diese Vorschrift hat man bis jetzt genau beachtet, und es scheint mir kaum gewagt, zu behaupten, daß die Bedeutung der gesammelten Erfahrungen auch für die reine Wissenschaft dadurch wesentlich gesteigert worden ist. Denn diese Er» fahrungen stehen jetzt klar und ungetrübt von theoretischen Voraussetzungen vor uns und bilden ein Ganzes, mit welchem jede Theorie von der Entstehung der Arten in der Zu» kunft in erster Linie zu rechnen haben wird."

Die beiden praktischen Methoden, die in Svalöf zur Konkurrenz und schließlich zur Entscheidung kamen, lassen sich etwa an folgendem Beispiel kurz illustrieren.

Es bestehe etwa ein Bedürfnis in der Landwirtschaft, von einer unserer Getreidesorten eine feste Saatrasse zu erhalten, die etwas stärkere Körner trägt. Ich stelle nun fest, daß es in der Natur ein Variieren bei dieser Getreibesorte in der Tat gibt, das sich in einem Schwanken der Körnergröße äußert. Dieses Variieren suche ich nun für Selektion zu be» nutzen. Ich siebe zunächst etwa eine ganze Körnerernte auf ihre Größe durch, wähle all« größeren Körner so aus und bringe sie zur Aussaat, in der Hoffnung, bei der nächsten Saat schon viel mehr große Körner zu haben. Mit den nächsten Ernten verfahre ich ebenso. Weine Hoffnung ist, daß ich auf diese Weise endlich eine Getreiderasse erhalte, di« nur mehr großtörnige Nachkommen erzeugt. Und ferner auch, daß ich durch immer sorgsamere Auslese auch die Körnergröße selbst noch immer mehr steigern kann. Das ist jetzt ungefähr die alte Methode, bei der einst Darwin anknüpfte. Kleine Plus» Varianten sollen in Reinkultur gebracht, allmählich erblich gemacht und immer mehr ge» steigert werden. Diese Methode gab und gibt unzweifelhafte Resultate. Aber es liegt in diesen Resultaten von jeher eine seltsame Unregelmäßigkeit, etwas Unberechenbares mit vielfachem unbegreiflichen Versagen neben überraschenden Treffern, die allmählich zu lxr Skepsis führten, als müsse in ihr ein Fehler sein oder besser: noch «in unbekannter Faktor, der sie bald wirklich begünstigte, bald absolut lähmt«. So auch die Ansicht in Svalöf um 1890.

Nun die zweite Methode. Ich durchsuche planmäßig eine ungeheure Masse von Indi» viduen meiner Getreideart. Ich achte, ob ich nicht auf ein einziges solches Individuum stoße, das in auffälligster Weise ganz beträchtlich viel größere Körner zeigt und auch sonst in zusammenhängenden Merkmalen von den anderen offensichtlich abweicht. Führt mir langes, systematisches Suchen ein einzelnes Individuum dieser Art, das mir der» dächtig scheint, meinem Ideal nahe zu kommen, wirklich zu, so bringe ich bloß seine Nachkommenschaft völlig isoliert zur Weiterzucht. Es zeigt sich aber, daß im rechten Falle diese gehüteten Nachkommen in fester Vererbung sogleich sämtlich die großen Körner weiterführen, — so konstant, daß gar keine weitere Selektion, sondern nur ein» fache reine Weiterzucht hinfort nötig ist, um das herrlichste Resultat zu liefern. Natür» lich dauert das eine Weile, da ich nur mit einem Individuum beginne. Immerhin lehrt die Erfahrung, daß mit den Nachkommen eines einzigen Individuums in sieben Jahren 75 Hektare bevölkert werden können, — in meinem Falle also wesentlich mit lauter groß» körniger Nasse. Das Wunderbarere aber, was die Erfahrung noch lehrt, ist folgendes dabei. Mein Suchen nach folchen sofort brauchbaren Individuen mit fofort konstanter Vererbung hat in unzähligen Fällen wirtlich Erfolg. Denn die meisten gerade unserer Nutzpflanzen bestehen nicht aus festen Arten mit Individuen bloß mit Plus» und Minus» Varianten der sonst gleichen Werkmale. Sondern jede Art zerfällt bereits genau besehen in so und soviel ganz konstante Unterarten, von denen bald da, bald dort ein Indi» viduum auftaucht. Diese Unterarten vertreten aber eine Fülle fertiger Neumerkmale, die ich eventuell gebrauchen kann. Die eine ist von Prinzip großkörnig, die andere mehr wetterhart, die dritte seuchenfester. Ich brauche nur unter genügendem Material plan» mähig und ausdauernd zu suchen. Es ist, als habe die Natur für tausend Eventualitäten sogleich festes Material ausgestreut, das bloß auf Selektion (in diesem Fall meine) wartet.
Aber ich beobachte noch etwas. Solche Unterarten mit festem Neubau und augenblick» licher Pererbungslonftanz find nicht nur hier gegeben. Sie entstehen auch noch unter meinen Augen neu, ganz jäh und sofort fertig. Beispiel: ich kultiviere ein solches großtörniges Individuum, in dem ich den Vertreter einer mir gerade richtig liegenden Unterart glücklich entdeckt habe, weiter in so und soviel Generationen hinein. Zunächst wiederholte sich, als Probe, daß ich wirklich eine echte Unterart und nicht bloß eine Plus» Variante gefaßt habe, treu der 3tinu5 yuo. Aber plötzlich etwas Neues. Ein Indi» viduum ist abermals spontan total anders in einer der Generationen. Oft kann das nur Nefultat einer doch nicht abgewehrten fremden Kreuzung sein. Aber nicht immer ist es so. Es gibt solche Neuänderungen auch ganz aus sich. Und nun die Möglichkeit einer großen Glückssteigerung. Bei solchen Neuänderungen treten auch Treffer ein, die das Gesuchte nochmals weitertreiben. Also hier etwa ein Individuum mit nochmals doppelt so starken Körnern. Das hege ich natürlich für neue Selektion, für reine Einzelnach» kommenschaft. Und bin noch eine Stufe weiter.
Diese zweite Methode war es, auf die hjalmar Nilsson durch einen Zufall praktisch geriet. Ihr verdankt Svalöf seine entscheidenden Welterfolge! Wer aber ficht nicht: die Praxis hat hier die „Mutation" entdeckt. Jene Unterarten sind ältere, schon vor» handene Mutationen unserer Nutzpflanzen. Diese Neuarten sind das Ergebnis einer gerade hier auch jetzt noch fortdauernden Mutation. Wo jene andere, ältere Methode

Erfolg hatte, war ihr geheimer Helfer stets ein« solche mit unterlaufende und endlich rein herausgearbeitete Glücksmutation, — wo sie versagt hatte, fehlte eben diese Mutation. Die alte Methode glückte etwa in dem Körnerbeispiel überall da, wo eine echte groß» körnige Mutation dabei war und durch die immer erneute Selektion in ihren direkten Nachkommen endlich rein herausgesiebt wurde. Wieviel einfacher hätte man die Sache aber haben können, wenn man von Anfang an sein Augenmerk auf diese Mutation als Stamm» pflanze der ganzen Zucht lichtete!

Die Anstalt Svalöf treibt keine „Wissenschaft", sondern sie will praktisch helfen. Was Herr Burbant in Amerika für ein religiöses Glaubensbekenntnis hat, weiß ich nicht, aber er will Geschäfte machen. Es ist die alte Geschichte. Die Weisen von Salamanla be» wiesen aus astronomischen, physikalischen und besonders auch religiösen Gründen, daß man nicht um die Erde unten herumsegeln könne. Kolumbus, der vor ziemlich grober Begier brannte, die Goldländer rascher zu erreichen, segelt« praktisch über den Atlantischen Ozean. Es mögen einem Stimmungen kommen, wo man sich die W«lt nicht von so derben Fäusten der Nealbedürfnisse dauernd dirigiert wünschen möchte. Aber wie ich meinen Pater da so hübsch alles in Theorie auflösen hörte, als sitze er daheim bei seiner Pfeife und blase den blauen Dampf vergnüglich vor sich hin — eine blaue Wolle die Affen» abstammung — eine die Selektion — eine die Tierseele — eine die ganze moderne Weltanschauung — seht nur, da verziehen sie sich schon wieder und aus dem Niß tritt sieghaft die höchste Instanz, der Fels, um den die Wellen schäumen, unsere Kirche, — — da fühlte ich doch den stillen Segen der Realität. Essen müßt ihr zuletzt doch auch alle. Wenn es der botanischen Praxis glückt, euch die Getreidetörner dicker und das Brot billiger zu machen, so werdet ihr davon profitieren und nicht dagegen protestieren, ob ihr nun dieses oder jenes Glaubensbekenntnis habt. Mit der Praxis kriecht euch aber dann doch wieder die böse neue Theorie ins Haus wie der Kobold, der hinten im Faß saß, — da hilft nun nichts und es hängt ewig eins am anderen. Als Kolumbus aus Goldhunger Amerika entdeckt hatte, da rektifizierten sie bei der „höchsten Instanz" doch ihre Gedanken dahin, daß es auch religiös so sein dürfe.

Alexander Nitters Lied.

Von S. von tzausegger.

^UV>it der Elle gemessen, nehmen die etwa 60 Lieder, welche Ritter geschaffen, keinen -<«^ zu großen Raum in der modernen Lyrik ein. Um so mehr Beachtung verdienen sie aber der Art nach. Ritter bewegte sich auf diesem Gebtete fast von Anfang an mit einer Sicherheit, welche den geborenen Lyriker verrät. Es ist unleugbar, daß diese Sicher» heit wesentlich durch das Vorbild des Lisztschen Liedstiles unterstützt wurde: aber Ritter baute weiter und gelangte zu selbständigen Ergebnissen. Liszts Lied begnügt sich nicht damit, die allgemeine Stimmung eines Gedichts zum Ausdruck zu bringen, sondern paßt sich auch formal der Architektur desselben vollkommen an. Die Deklamation ist so ein» drucksvoll und den' Wendungen der Dichtung folgend, wie fie eben nur einem Künstler von den glänzenden Geistesgaben eines Liszt gelingen konnte. Doch war es ihm als Nicht» deutschem verwehrt, der Sprache die letzten Feinheiten abzulauschen. Gerade dort, wo

an Stelle des bewußten Durchdringens durch den in höchster Kultur geschärften Verstand das naive Mitempfinden aus den unbewußt in uns schlummernden Schöpferkräften der Muttersprache heraustreten sollte, machte Liszt naturgemäß halt, hier aber ging "Ritter einen Schritt weiter. Seine Deklamation ist nicht eine Uebertragung der Dichtung in Musik, sondern es scheint, als ob durch sie erst die latente Melodie der Dichtung ihre Gestalt gefunden hätte. Das Prinzip des Aufbaues aber, nach dem Ritter feine Lieder fchuf, stellt eine letzte Konsequenz dar, über die nicht mehr hinausgegangen werden kann. Nitter gesteht dem Musiker als solchem auch nicht das kleinste Recht zu, sofern dieser es nicht aus der Dichtung herleiten kann. Er stellt sich so ganz in den Dienst des Dichters und verzichtet stritte auf jedes musikalische Sondergelüste. Deshalb sind seine Lieder nie» mals eine musikalische Erweiterung oder Verbreiterung des Gedichtes, sondern nichts anderes als die Dichtung selbst, durch die Musik zu höchster Intensität des Aus» drucks gesteigert. Dieses sich Unterordnen führt Ritter aber nicht zum Aufgeben subjel» tiven Empfindungseindruckes, sondern ermöglicht ihm erst recht, dem Liede den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Denn wie die latente Melodie der Dichtung feinem Ohre geklungen hat, fo tönt si< im Liede wieder. Da seine Musik nie selbstherrlich auf» tritt, sondern die innigste Verbindung mit der Dichtung eingeht, scheint es fast, als wären Dichter und Komponist eins. Ebenso würde man fehlgehen, etwa Ritters Lieder als rezita» tivische Gesänge anzusehen. So wenig ein gutes Gedicht lediglich eine deklamatorische Aneinanderreihung einzelner Sätze ist, sondern ein organisches Ganze darstellt, so wenig wird ein solcher Vorwurf seine Lieder treffen. Vei allem blttzfchnellen sich Anschmiegen an die einzelnen Wendungen der Dichtung ist der einheitliche Zug immer gewahrt. Die Grundstimmung ist so intensiv nachempfunden und fo beherrschend, daß alle Einzelheiten ungezwungen sich aus ihr zu ergeben scheinen. Intuitives Erfassen des Gefühlsinhaltes und Vermeidung jeder mufikalischen Abschweifung bedingen die kurze Gefchloffenheit des Rttterschen Liedes. Auch in der Begleitung spielt ihm der absolute Musiker niemals einen Streich; sie ist reich, an entscheidenden Momenten tritt sie bedeutungsvoll ergänzend vor, aber das Welos des Liedes liegt immer in der Singstimme, aus ihr allein ergeben sich alle harmonischen und rhythmischen Veränderungen der Begleitung. Zwischenspiele finden sich nur da, wo der Dichter gleichsam einen Gedankenstrich setzt, Nachspiele fehlen fast vollständig; ja in manchen der späteren Lieder entwickelt sich zu einer Art Eigenheit, daß der Schluß des Gesanges und der Begleitung zusammenfallen, selbst da, wo der Musiker vielleicht das Verlangen nach Bekräftigung des Schlusses durch ein oder zwei Takte Nachspiel empfindet. Was Ritter auf anderem Gebiete zur direkt und oft absichts» voll betonten ethischen Tendenz führt, befähigt ihn im Liede, die Pointe auf das ein» drucksvollste zu unterstreichen. Niemals gibt er sich ziellos einem allgemeinen Gefühls» Überschwange hin, sondern stets faßt er den Grundgedanken der Dichtung fest ins Auge, ihn Plastisch zu gestalten. Und das alles geschieht mit den einfachsten Mitteln lediglich durch die Prägnanz des Ausdrucks. Bei aller blühenden Melodik, bei aller Langatmig» teit mancher Linien des Gesanges wird man, sicher in den späteren Liedern, vergeblich nach einem Takt lediglich« Wusikmacherei suchen. Es muß bis zu gewissem Grade jedem unbenommen bleiben, durch die Art der in den Liedern laut werdenden Empfindungen angezogen oder fremdartig berührt zu werden; allein die Erkenntnis, hier dem strengsten

und konsequentesten Stile des modernen Liedes gegenüberzustehen, wird sich niemand verschließen dürfen. Noch ist der Beginn unserer neuzeitlichen Musikepoche in zu großer Nähe, als daß man von der Allgemeinheit ein objektives Urteil verlangen dürfte. Der künftige Historiker aber würde sich einer Geschichtsfälschung schuldig machen, wenn er es unterlassen würde, Ritter den ihm gebührenden Platz als Führer in das Neuland der Lyrik neben Liszt, Cornelius, Wolf oder Strauß anzuweisen.

Freilich zur Popularität haben Nitters Lieder es bis jetzt noch nicht gebracht. Die Mode war nicht ihre Fürsprechen«. Auch lenkten die beiden Niesen Wagner und Liszt so aller Blicke auf fich, daß weniger gewaltige Erscheinungen übersehen wurden; auch Corne» lius, dem es erst jetzt durchzudringen gelang, mußte darunter leiden. Was Nitters Liedern die Popularität versagte, liegt aber auch in dem Umstände begründet, daß ein großer Teil unseres Konzertpublikums sich mit dem oberflächlichen Wohlgefallen an den klanglichen Netzen der Musik begnügt. Nitter will, ganz im Gegensatz hierzu, durch die Musik die Dichtung zu eindrucksvollster Gestaltung gelangen lassen. Im musikalischen Eindruck sich die Tiefen einer Dichtung erschließen zu lassen, ist jedoch nicht Sache des Durchschnitts» Hörers; in seinem Gedächtnis bleibt der dichterische Geda itengang eines Liedes kaum in seinen gröbsten Umrissen haften, indes er die dazugehörige Melodie vor sich hinträllert. Ernste Künstler unter den Liedersängern versuchen, hierin segensreiche Wandlung zu schaffen; es ist zu hoffen, daß diese auch Nitters Liedern zustatten kommen wird.

Seine erste Votaltomposition, die Ballade „Belsazar" von Heine, verrät schon den Vorzug großer Knappheit und sinngemäßer Deklamation; doch ist der Ausdruck noch etwas unfrei, auch ist die Musik nicht ganz aus der Dichtung geboren, sondern wandelt ab und zu eigene Wege. Von den nächsten Liedern, „Gute Nacht" (B. Paoli), „Wie sehr ich dein" (Lenau), „Erklärung" (tzeine), erbringt das letztere, wie wir gesehen haben, den vollgültigen Beweis für Nitters lyrischen Beruf. Kam aber diesem lyrischen Ergüsse der Sturm und Drang der Entstehungszeit zustatten, so ist es verständlich, mit welcher Neife in „Zweierlei Vögel", „Kranich", „Maid der Sehn» sucht" und „Weite Nose" (alle vier nach Lenau) der Charakter der Dichtung getroffen ist. Das breite hervorheben der Pointe in „Zweierlei Vögel" beglaubigt Nitters Hand» schrift; in „Maid der Sehnsucht" und „Kranich" fesselt das tiefe Erfassen der Grund» stimmung, die beispielsweise im letzteren schon durch die ersten Takte der Begleitung her« gestellt ist; doch besitzen beide Lieder in ihren bewegten Teilen noch nicht die spätere Knappheit, indes die „Welle Nose" stilistisch wie inhaltlich am höchsten steht. Ihnen folgen der anmutige „Frühlingsbote" (Lenau) — leider nie veröffentlicht — und „März" (Ad. Stern). Diese in den sechziger Jahren entstandenen Lieder bilden dos Vor» spiel zu zwei zyklischen Werten, den „Schlichten Weisen" und den „Liebesnächten", in denen Nitter die volle höhe seines Schaffens erklommen hat. Der stoffliche Gegensatz der Zyklen gab ihm Anlaß, das Ausdrucksgebiet nach zwei verschiedenen Seiten zu erweitern, nach der anmutig zarten und nach der fast dramatisch leidenschaftlichen. Die „Schlichten Weisen" (Felix Dahn) sind in ihrer feinen, durchsichtigen Linienführung voll schalkhaften Humors und rührender Sinnigkeit. Die „Liebesnächte" sind elf Hymnen nach verschiedenen Dichtern, bald Einzel», bald Zwiegespräche von Mann und Weib. Die Dichter sind Lenau, Nückert, Ad. Stern, Eichendorff, A. v. Leutwein, Alex und Carl

Ritter. Das Werl leitet ein breit dahinströmendes Vorspiel ein. „Endlich allein" ringt sich der Jubel auf aus der Brust der Liebenden; sie begrüßen die Nacht, in deren Zauber sie die Welt vergessen, nur von dem einen Gefühle durchdrungen, „Wie sehr ich dein". In ihm verglühen zu dürfen, ist ihr sehnender Wunsch. Frau Minne rufen fie an, treue Liebeswacht zu halten. In der Geliebten Bild scheint dem Wanne alles Sein, Gott und Welt zusammenzufließen. Nicht baß sie sich mit den Armen umschließen, kann ihnen genügen, auch ihre Geister mögen in einer Flamme emporlodern. Wortloses, seliges sich Auflösen und Entrücktwerden ist die Grundstlmmung des nun folgenden Zwischenspieles, das zum Schlußgesang überleitet. Gin Ton sind die beiden im schönen Liede Gottes.
Die von Ritter gewählte feinsinnige Reihenfolge der Dichtungen stellt nicht nur eine geschlossene Entwicklung, sondern auch eine stetige Steigerung dar, die besonders von der Anrufung Frau Winnes an bis zum Schluß zwingend mit sich fortreißt. Das tief» ernste Zwischenspiel zumal hebt das Ganze weit über die Bedeutung eines gewöhnlichen Liebesduettes hinaus. Oft nimmt der Ausdruck der Liebesleidenschaft einen Zug fast religiöser Begeisterung an. De? einheitliche Grundton des Werkes ist strenge gewahrt, wenn auch nicht verkannt werben darf, daß beispielsweise ein Lenau den Komponisten noch tiefere Töne finden läßt als ein Rückert. Im fcharfen Gegensatze zum kraftvoll freudigen Schwung der „Liebesnächte" stehen die „Möwe" (Rich. Pohl) und das „Trost» lieb" (C. Altmann), beide von schmerzlichem Ernst erfüllt. An der Spitze der in den achtziger Jahren geschaffenen Lieder bietet sich uns ein Beispiel größter und dabei ein» drucksvollster Einfachheit „Nie zurück" (Lenau), indes das „Gebet" (Hebbel) ein äußerst schwungvoller Hymnus ist. „Liebesjubel" (Nich. Pohl), „Meine Nose" (Lenau) und „Die Wundervolle" (Dahn) sind drei Liebeslieder voll heißer Leidenschaft und inniger Schwärmerei. „Ich weil' in tiefer Einfamleit" (Cornelius) stellt in seiner breiten Anlage und konzentrierten Stimmung einen der schönsten Gesänge Ritters dar; „Das Flüchtige" (Dahn), sowie die anmutigen „Fragen" verlegen den Ausdruck ausschließlich auf die Singstimme, während die Begleitung vollkommen zurücktritt. „Ich möcht' ein Lied dir weih'n" und „In Lust und Schmerzen" (beide nach Cornelius) sind gleich dem einig« Jahre später entstandenen „Keine gleicht von allen Schönen" (Byron) mehr äußerem Anlaß entsprungen und liegen abseits vom Wege; auch „Treue" (Cornelius), so entsprechend es konzipiert ist, wäre nicht unter den charakteristischen Liedern zu nennen. Zu diesen gehören aber wieder „Sternenewig" (Dahn), „Im Alter" (Nückert) und „Verschlungene Wurzeln" (Cornelius). Ueber dem Nückertschen Liede liegt der Schimmer wehmütiger Erinnerung; meisterhaft gehen Dichtung und Musik ineinander, besonders fesselnd in der deklamatorischen Behandlung des ersten Teils. Die „Verschlungenen Wurzeln" konnten in dieser eigentümlichen Verbindung von Melos und Deklamation kaum einem wie Ritter gelingen. „Buntes Treiben, wirre Welt" und „Mit einem Strauß" (beide nach Cornelius), in den neunziger Jahren entstanden, bekunden, wie es Ritter bei aller Leidenschaft seines Wesens am wohlsten wird, wenn er diese in den Dienst der Erkenntnis stellen kann. Ihnen folgt das schallhafte „Nimm's mit" (Cornelius). Den in sich versenkten und doch von ungebrochener Kraft und fast jugendlichem Feuer zeugenden Stimmungen der letzten Jahre geben die beiden auf Lenausche Texte komponierten Lieder ergreifenden Ausdruck, „heimatklang" und „Mahnung". Wer Ritters Eigenart, die

I> O
Mischung von Herbheit, Leidenschaft und Glaubensinnigteit kennen lernen will, nehme das Liederpaar „?rimula Veriz" zur Hand. „An die Mutter" richtet er im nächsten, von I. E. Nothenbach gedichteten Liebe Töne heißen Dantes; ein Anklang an die schlichten Weisen mahnt an glückliche Iugendtage. Ein düsterer Ton klingt durch „0dem der Liebe" (I. E. Nothenbach) und „Im Haselstrauch" (R. Stieler), besonders aber durch das schmerzliche „Ich hör' meine alten Lieder" (V. Karoli). Zu voller Kraft der Leiden» schaft erhebt sich „Im Sturm" (R. Stieler). „Zum Abschied" singt er ahnungsvoll, seiner „Sehnsucht nach Vergessen" leiht Lenau die beziehungsreichen Worte. Im „Blick in den Strom" desselben Dichters scheint des Künstlers Seele selber sich loszulösen von allen Hoffnungen des Lebens. Aber nicht mit Klängen solcher Schwermut soll das Liederwert beendet sein; die ersten Zeilen von I. Schobers „Todesmusit", denen «Ritter eine eigene Umdichtung anschließt, geben ihm den Anlaß zu den feierlichen Klängen seines letzten Liedes. Wie sein Leben vom ersten bis zum letzten Atemzug den höchsten Gütern der Menschheit geweiht war, so will er, wenn ihn das Schicksal abruft, auch in ihrem Dienste sterben: „Also in der Töne Fluten laß mein Leben sich verbluten."
Die Betrachtung des Ideenkreises, in dem sich die Dichtungen der Lieder bewegen, lehrt auf den ersten Blick, wie Ritter nur solche Texte zur Komposition wählte, welche seinem Gefühls» und Gedankenleben aufs innigste verwandt waren. Auch die Lieder dienen ihm zum Glaubensbekenntnis. Sein Lieblingsdichter ist Lenau, dessen Dichtungen der gedanken» tiefen und oft schwermütigen Versenktheit seines Wesens am meisten entsprechen.

Pathologie und psychologische Werte.

Von Privatdozent Dr. W. yellvach» Karlsruhe.

Hygiene ringsum. Noch nie vielleicht haben die Menschen sich so eindringlich, so ^^ krampfhaft mit ihren Krankheiten befaßt wie heute. Woraus nicht geschlossen werden darf, daß die Krankheiten gegen früher zugenommen hätten; sondern einzig, daß Krantheitsbewußtsein, Krankheitsgefühl, Krankheitsfurcht sich verschärft haben. Hygiene und Hypochondrie sind Zwillingsgeschwister. . . Krantheitsgerede, Krankheitsforschung, Krantheitsbetämpfung, Krankheitsverhütung ringsum. Manchmal scheint es, als sei Krank» heit die Regel, Gesundheit aber eine Ausnahme — weniger noch als das.- eine bloße ideale Forderung, zu stellen und zu predigen, aber nie restlos zu verwirklichen.
Die besondere Nuance gibt das Interesse am seelischen Kranksein.
Davor hat man ja ehedem einfach die Augen zugemacht. Jetzt öffnen sie sich, eines nach dem anderen. Viele blinzeln erst vorsichtig, ängstlich, zaghaft. Aber die der Sache ins Gesicht sehen, werden mehr und mehr; der Blinzelnden immer weniger; und ganz blind will kaum noch einer sich stellen. Das Phänomen ist grauenvoll, noch immer, und am Gnde bleibt es das? Wer weih! — Ader es ist interessant, und es ist grausam wichtig. Das Irresein nimmt zu. Von Jahr zu Jahr. Immer näher wogt die Flut, die ihre Opfer ins Irrenhaus spült, an jeden einzelnen herum. Bin ich's nicht, bist du's nicht, so vielleicht

meine Kinder, deine Enkel — denn die Sünden der Väter werden heimgesucht usw. «ein Nessort des öffentlichen Lebens mehr, aus dem nicht das Problem der Geisteskrankheit, der Geistesschwäche, der Gelstesabnormität grinste: Erziehung — Rechtspflege — Fort» Pflanzung — Muße, mit anderen Worten: das belastete Kind; der vermindert zu» rechnungsfähige Verbrecher; die belastende Heirat; das Pathologische in der Kunst. Ueberall das „Krankhafte". Es scheint lein Entweichen zu geben. „Flieh! Auf! hin» aus ins weite Land?' Zum Exempel: Geschichte -^ es grinst schon wieder; der Cäsaren» wahn; Luthers Abnormität; Napoleon epileptisch? Oder Literatur? Das Pathologische bei Goethe; Hölderlins Psychose; Grabbes, Lenaus, Scheffels Geistesstörung. Oder Philo» sophie? Nietzsches Krankheit; Schopenhauers Depressionen; Rousseaus Paranoia. Oder Religion? Eine ganze Psychopathologie des Religiösen braust uns entgegen. . . Ein entsetzliches und doch überwältigendes Bewußtsein. Die Hälfte, die gute Hälfte alles Menschlichen ist Närrisches gewesen. Schon Goethe zwar hat es angedeutet, aber erst über uns ist die Erkenntnis hereingebrochen wie eine Sturmflut.

Und doch regt sich in den Tiefen der Seele ein Widerstand: eine Gewißheit, daß es nicht angeht, uns niederrennen zu lassen. Es gilt zu retten, was zu retten ist. Nicht zu retten ist die Illusion von der Gesundheit alles Großen, Schönen, Guten, Wahren, Zweckvollen, heiligen. Ihr Gegenteil ungefähr ist wahr. Doch zu retten ist, Angesicht in Angesicht der Wirklichkeit, das Groß«, das Schöne, das Gute, das Wahre, das Zweck» volle, das heilige. Ihm kann Krankhaftigkeit nichts anhaben. Ueber ein kleines, so werden wir es sehen, daß die Welt um nichts minder wertvoll ward, well wir sie als gar so trank durchschauten. Das ist die Gewißheit — das Wertvolle besteht trotz und in dem Krankhaften. Aber die im Glauben erschaute Gewißheit will als Erkenntnis erarbeitet sein. Und das eben ist das große Arbeitspensum der kommenden Jahre, vielleicht Jahr» zehnte: zu zeigen, wie trotz, wie in dem Krankhaften das Wertvolle lebt und wirkt — das Große und Schöne und Gute und Wahre und Zweckvolle und heilige.

Ein gewisser Medizinermutwille, psychologisch begreiflich, aber philosophisch schlecht be» raten und taktisch höchst töricht, hatte sich darin gefallen, mit der Feststellung des Krankhaften (in der Geschichte, der Rechtspflege, der Kunst und wie die Kulturterrains all« heißen) die Hüter des Wertvollen zu sticheln, zu ärgern, zu empören. Ach, euer Wertvolles, riefen diefe Diagnostiker und tragierten noch einmal den Zynismus der jüngsten Mediziner« füchfe, ach, euer Wertvolles! Euer Genie! Euer heiliger! Eure Wahrheit! Euer Zweck» volles! Was ist's denn in Wirklichkeit? Ein Epileptiker. Ein tzalluzinant. Eine Wahn» idee. Eine Degenerationsphase. . . Wie steht es nun, höhnten sie weiter, um eure Logik, eure Ethik, eure Aesthettt, euren Geniekult, eure heiligenverehrung, eure Teleo» logie? Illusion, nichts als Illusion! Im Grunde gehört alles das miteinander in die Zellen, in die Alten der Irrenanstalt.

Wen dieser Hohn traf, der mußie ihn als «ine Nichtswürdigkeit empfinden; und da die Diagnostiker sich mit ihrer Diagnostik identifizierten, so fiel die Diagnostik jener Be»

Wertung mit anheim. „Varbareneinbruch der Aerzte —' Der Notschrei schien gerecht» fertigt. Ist es aber, das Ganze nun sachlich angesehen, natürlich nicht. Wenn die Leute, die in unseren Straßen „buddeln", damit wir Wasser, Gas, elektrisches Licht, Untergrund» bahnen, Asphalt haben tonnen, ihr Tun mit vielen Zoten und gemeinem Gerede gar» nieren, so tonnte höchstens eine angeödete Jungfer mit zimperlichem Gemüt und gar keinem Verstand auf den Schluß verfallen, daß Erdarbeit an sich eine gemeine, der» ächtliche und bekämpfenswerte Sache sei. Leider haben die Hüter des Wertvollen in Kirche, Schule, Gerichtssaal, Theater, Parlament, Hörsaal und Ia5t not le25t im — Salon sich nicht gescheut, diese Jungfer zu posieren. Sie haben den Kern der Arbeit mit zufälligen Begleiterscheinungen verwechselt und damit bewiesen, daß ihre Einsicht nicht stärker ist als die der Entdecker des Krankhaften. Denn beide find in dieselbe Grube gefallen: wenn auch die einen pro und die anderen contra, die einen in der blinden Begeisterung und die anderen in der blinden Empörung.

Wofür es nun freilich die eine Entschuldigung gibt, daß auf die ganz einfache Formel: das Wertvolle besteht fort trotz und in dem Krankhaften — zunächst jedenfalls das Verhältnis des Wertvollen zum Krankhaften noch nicht gebracht werden kann. Dem steht die Verschiedenheit des objektiven Wertes und der subjektiven Weltbeurteilung im Wege. Doch wir wollen mit Konkretem dienen.

Bekannt ist ein Bild Nietzsches von dem Fuhrmann, der in der Wintertälte an seinem Gaul das Wasser abschlägt, wofür der Gaul ihn dankbar anblickt. (Brief an Seydlitz vom 13. Mai 1888.) Das Bild wirkt als ein Gemisch von Gemeinheit mit einer unleugbaren schauderhaften Stimmungsgewalt. Das macht seinen objektiven Wert aus: es ist stimmungs» reich z>Iug gemein. Daran kann durch lein Wissen von der Entstehung, der Herkunft, der Absicht des Bildes das geringste geändert werden. Wenn wir es fänden, ohne seinen Schöpfer zu kennen, so bliebe sein« objektive Werteigenart sich gleich, ob wir es nun hypo» thetisch als von einem Betrunkenen, einem unreifen Jünglinge, einem kalten Zyniker, einem perversen Greise ausgeheckt uns denken möchten. Aber schon diese Serie von möglichen Produzenten eines und desselben Wertes deutet an, wie verschieden je nachdem der Schöpfer des Bildes in seinem subjektiven Wert beurteilt werden wird. In der Tat: für die Würdigung der Persönlichkeit Nietzsches ist es geradezu entscheidend, welchem seelischen Zustande ein solches Bild entsprossen gedacht weiden muß. Und wie «8 bisher für ent« scheidend erachtet ward, wenn der Biograph kam und mitteilte: wir haben hier das momen» tane Produkt einer Stunde tiefster und begründeter Weltverachtung, hütet euch, daraus allein den Wann zu werten! — so ist es auch entscheidend, wenn der „Pathograph- kommt, d. h. der sachverständige Biograph des Krankhaften, und sagt: das Gemeine jenes Bildes ist deutliches, unbestreitbares Symptom der geistigen Krankheit; weil er ein Irrer, im besonderen ein Paralytiker war, gab Nietzsche einer Stimmung diese ekelhafte Prägung; hütet euch vor dem Fehlschluß, er sei überhaupt ein widerlicher Koprolale gewesen!

So wird das Werturteil über die schaffenden Perfönlichkeiten durch die Ermittlung

krankhafter Züge allerdings erheblich bestimmt, hier, in diesem Exempel, verbessert. Ein andermal verschlechtert: die Bewertung eines frommen Menschen muß sich mindern, wenn wir erfahren, daß seine Frömmigkeit Schritt für Schritt mit seiner epileptischen Ertran» kung sich entfaltet hat, also offensichtlich nur ein Einzelfall der klassischen frömmelnden Nuance des epileptischen Schwachsinns ist. Wiederum kann unabhängig hiervon «ine Sentenz, die ein solcher Mensch produziert, etwa ein Gebet, eine Ermahnung, ein Be» kenntnis von großartiger helliger Schönheit sein, und keine Diagnose vermag an diesem objektiven Wert zu rütteln. Diese Trennung ist nicht neu, sollte es mindestens nicht sein. Der Spießer nur begeht den Trugschluß von einem innigen Lied auf einen gemütvollen Menschen, der es gemacht haben müsse; von schöpferischer Größe auf allgemeine mensch» Nche. Der Zank um Heine ist das klassische Dokument dafür. Aber was der Gebildete sich hier schon als sicheres Gut erobert hat, eben die Sonderung von Persönltchteitswert und Leistungswert, sollte das angesichts der Erforschung des Krankhaften ihm wieder entgleiten müssen — dürfen — tonnen? Diese Erforschung unterscheidet sich darin in nichts von aller biographischen Ermittlung schlechthin: die eben immer den Persönlichkeitswelt nuan» ciert, verschiebt, retuschiert, den Leistungswert aber niemals berühren kann. Vielleicht nur wird die Tragweite der pathologischen Feststellungen für den Personenwert oftmals über die Tragweite der Bemühungen philosophischer Biographen hinausreichen: es ist schließ» lich folgenreicher, Luthers periodische Depressionen sachverständig zu entschleiern, als den Tintenfaßwurf auf der Wartburg exakt ins Neich des Geschehens oder der Legende zu beweisen; denn es kann einen völlig neuen Einblick in die Kausalität des Schaffens eröffnen. Die Größe, die Heiligkeit, den sonstwie benennbaren Wert der Schöpfung berührt die eine Ermittlung so wenig wie die andere.

Eine Sorte objektiver Werte mag freilich auch die Ermittlung des Pathologischen an der weiteschaffenden Persönlichkeit zerstören: jene, die nicht unmittelbarem wertenden Er» leben einer Leistung, sondern der trügerischen Induktion von einer Leistung auf alle andern, wie Liebe oder haß sie fo leicht eingibt, ihr Dasein danken. Dem Mann, heißt es da, der so viele Wahrheiten prägte, kann keine Trivialität entschlüpft sein. Und nun geht es los: legt ihr nicht aus, so legt ihr unter. Man kennt die Methode ja sattsam. Ein Biertischwort, eine Randbemerkung zu einem Wäschezettel, eine unverbindliche höflich» leitsphrase, alles muß eine große Wahrheit in sich bergen. Oder: wem ein glänzendes Philosophen» gelang, dem wird mit sanfter oder unsanfter Gewalt eine widerspruchslose Philosophie zugeschoben. Wie oft ist an Nietzsche der Fehlschluß von der Schönheit eines Satzes auf die Wahrheit eines Kapitels verübt worden! Wie oft Blsmarcks Größe auch in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten seines Tuns gesucht worden! Solchem beliebten Be» ginnen wird der Psychopatholog vielleicht mit überzeugenderer Kraft als irgend einer sonst sich entgegenstemmen können. Er wird dartun, daß einem Irren ein Lyrilon glücken und doch ein simpler Syllogismus mißlingen kann; und daß eine Seite voll Nonsens noch eine Zelle von überwältigender Größe, Schönheit, Wahrheit enthalten mag, ohne

daß doch damit der Nonsens des übrigen größer, schöner, wahrer würde. Er wird uns anleiten, die Ausbrüche von Luthers Furor mit anderem Maße zu messen, als die Angstrufe seiner Depression — nämlich jedes für sich zu werten und nie zu schließen: was Wahrheit schien, solang« die Begeisterung es trug, das hat der Zweifel des Schöpfers selber widerlegt. Kurzum, wie er die Geltung einer Leistung, ihren Wert, von ihrer Herkunft, ihrer Entstehung sondert, so auch den Wert der «inen Leistung vom Wert der anderen, die gedankenlose Verallgemeinerung der Geltungen. Kritische Besinnung, nicht mehr und nicht weniger, ist's, die solchen Problemen gegenüber mit doppeltem Nachdruck der Psychopatholog predigt.

Kein« Gefahr (die ein Nechtslehrer bedeutenden Namens nahen sieht), daß weltgeschichtliche Werte und Normen durch die Ermittlung des Krankhaften gestürzt werden könnten! Wer das besorgt, der hat das Treiben kleiner lebender Geisterchen im Auge, die dieses Forschen wie noch jedes mißverstehen und mißbrauchen. Sie werden aussterben, wenn die ganze Sache den Neiz der Neuheit verliert und es nichts mehr zu lärmen gibt. Aber eine Erinnerung freilich wird die Psychopathologie den Menschen wieder einmal schärfen: daß der Wert nicht verwechselt werden darf mit den Mitteln zu seiner Betätigung. Loyola steht außer dem Verdacht, das heilige nicht gewollt zu haben; und doch warf er die physische Askese aus den Kollegien hinaus, weil er sie als ein untaugliches Mittel zum Zwecke der Heiligung erkannte. So kann auch die Pathologie des Verbrechens und alles, was sie an Vorschlägen im Gefolge hat, nicht rühren an die Werte der Verantwortung, der Schuld, der Sühne, wohl aber kann sie die Straf«, wie sie heute ermittelt, bemessen und vollstreckt wird, für einen Holzweg zur Betätigung jener Werte erweisen. Dadurch eben markiert sie sich als das fortschrittliche Prinzip. Denn eine historische Ueberlegung würde leicht zeigen, daß die Verquickung der ewigen Werte und Normen mit den zeitlichen Mitteln zu ihrer Erfüllung das eigentliche Kennzeichen des reaktionären Geistes ist.

Gerade der Wertfanatiter kann im Menschen, und sei es im größten, nichts anderes sehen, als ein Mittel, um Werte zu verwirklichen. Diese Mittel aber gehören der Wissenschaft. Die WeHe niemals! Auch Krankheit kann ein Mittel zur Wertbetätigung sein. (So gut wie der Tod; von dem das längst anerkannt ist.) Das Krankhafte, als Weg zum Wertvollen: in diesem Satze mündet die Pathologie, gleich jeder anderen Wissenschaft, ins Philosophische aus. In «ine Metaphysik des Kranken, die kommen muß und wird; wer aber den Sperling auf dem Zaun der Taube auf dem Dache vorzieht, der ahnt in dem Problem des Krankhaften und Wertvollen die erste Hauptfrage einer Logik der Pathologie.

Der wahre Shakespeare?

Von Otto Julius Vierbaum.

(^n atemloser hast, die ihn zuweilen die Artikel vor den Hauptwörtern und auch sonst noch <^) allerhand zur deutschen Sprache Gehöriges vergessen läßt, entwickelt Karl Bleibtreu neuerdings die Hypothese, daß der wahre Shakespeare') nicht Shaxper, der Komödiant, und auch nicht Vacon, der Akademiker, gewesen sei, sondern einzig und allein Noger Graf Nutland, ein am 6. Oktober 1276 geborener Kavalier, von dem sein ebenso temperamentvoller wie gelehrter Prophet nun mancherlei zu berichten weih, was in der Tat die Weinung stützen kann: Er, der „Student von Palma", der genaue Kenner Italiens, der Jurist, Staatsmann, Soldat, Theaterfreund; er, der als junger Mann von Königin Elisabeth begönnerte, später wegen seiner Parteinahme für Essex in den Tower gesperrte, darauf von König Jacob wieder freigelassene und in den Besitz seiner konfis» zierten Güter neu eingesetzte große Herr, der sich dann in noch jungen Jahren vom öffent» lichen Leben aufs Land zurückgezogen hat, sei der Verfasser der Werte gewesen, die unter dem Namen des „Speerschüttelers" Shakespeare gehen, und die man immer wieder dem streitig machen will, dessen Name zwar anders geschrieben, aber gleich gesprochen worden ist: dem Schauspieler Shaxper,") der bei seinen Lebzeiten für den Dichter gegolten hat.

Wie es Vleibtreus Art nun einmal ist, überschüttet er den unglücklichen Shaxper, den er selbst früher nicht minder heißblütig gegen die „Baconier" verteidigt hat, jetzt mit wilden Schmähungen. Dieser Nuhmdieb ist ein Schauspieler vierten Nanges, ein Säufer, Zoten» reißer, Wucherer, er ist ein durchaus übler Mensch und ebenso talentlos wie ungebildet gewesen.

Wir lassen es dahingestellt sein, ob Will die schlechte Zensur Vleibtreus wirklich ganz verdient. Was man Uebles von ihm weiß, wiegt schließlich nicht schwer gegen den Umstand, daß seine Zeit ihm zugetraut und geglaubt hat, der große Speerschütteler zu sein. Aber Vleibtreu hat recht: Die ganze ungeheure Größe „Shakespeares" wird seine Zeit nicht haben erkennen können. Sie stand diesem Gewaltigen zu nahe, um ihn ganz zu ermessen. Er war ihr nur eben der erfolgreichste moderne Theaterdichter. Und so mochte sie vielleicht allzu schnell bereit sein, es gutgläubig hinzunehmen, daß ein Schauspieler und Theaterdireltor von, wie es scheint, nicht völlig klarem Leumund der Dichter von Bühnenwerken sei, die für sie eben nur „Stücke" waren, wie andere auch, und deren ganze wunderbare Herrlichkeit ihr im allgemeinen noch nicht aufgegangen war. Später dann, als der Welt die Augen immer mehr aufgingen über die gigantifche Größe dieses Speer» schüttelers, als selbst ein Goethe sich Nein nannte neben ihm, als man fand, daß das Wert

*) In der Vroschüre: ‚Ter wahr« Shakespeare" (bei Georg Müller in München und Leipzig). Preis 1 Marl.

") Vleibtreu schreibt immer so, obgleich die in englischen Ausgaben wiedergegebene Unterschrift an Stelle desR ein« zeigt. Es fällt einem dabei doch die "Redensart ein: «lin X für ein U machen.

c> o
.Shakespeares" nicht allein den größten dichterischen Genius aller Zeiten offenbarte, sondern nebenbei auch einen Geist, der die ganze Bildung seiner Zeit umschloß und Wahr» heiten vorahnte, die erst die Zeiten nach ihm entdecken sollten, — da begannen Zweifel sich einzustellen, ob all dies mit der Persönlichkeit eines Schauspielers damaliger Zeit zusammenzureimen sei.
Geniale dichterische Begabung konnte man ihr wohl zutrauen, und man tat es mit Wonne, denn es schien hier das herrlichste Beispiel eines aus unbegreiflichen Tiefen und höhen inspirierten Menschen gegeben, gewissermaßen das Genie an sich, losgelöst von Bildung, Wissen, sozial bevorzugter Stellung, ja selbst ethischen Qualitäten. Ich finde es sehr schön, daß man sich diesem Glauben mit so viel Feuer hingab, und die Baconianer, die lieber einen Gelehrten und Staatsmann zum Dichter krönen wollten, von wegen der Gelehr» samteit und weiteren Lebenserfahrung, waren mir von Anfang an nicht fehr sympathisch. Indessen mußte man bei näherem Zusehen doch zugeben, daß der Wunderglaube an das Genie hier auf eine schwere Probe gestellt wurde. Es gibt Dinge, die, so fühlt man sich immer wieder versucht anzunehmen, auch ein Genie lernen muß. Vieles hat der Genius von der Quelle her, — nicht alles. Vieles auch fliegt ihm leicht zu und haftet sogleich, voll ergriffen, in der Tiefe. Aber doch wohl nur aus einem gewissen Umkreise, seinem Umkreise. — Aber die Bacon»hyvothese war doch (von allem anderen zu schweigen) gar zu ausschließlich darauf bedacht, Wissen bei „Shakespeare" zu erklären, und sie vergaß dabei, daß ihr nun der Beweis oblag, das dichterische Genie an Bacon aufzuweisen. Vacon war ein Wann der Feder, sogar auch der poetischen; ließ sich in den Erzeugnissen, die seinen Bamen tragen, Shatespearischer Geist nachweisen, so hätte die Theorie viel für sich gehabt. Aber diesen Nachweis ist sie uns schuldig geblieben. Bleibtreu führt sie nach meinem Gefühle durchaus 2a adzuröum.
Der Gegentaifer, den er nach dem Borgange Alvors („Das neue Shakespeare-Evangelium") aufstellt, indem er fich aber gleichzeitig sehr weit von seinem Vorgänger entfernt, bietet für seinen Proklamator den Vorteil, daß er kein Wann der Feder gewesen ist, dessen opera gegen ihn zeugen könnten. Bleibt«« durfte sich darauf beschränken, alle die Punkte aus seinem Leben und seinem Charakter zusammenzutragen, die, außerdem noch das nötige Genie vorausgesetzt, es glaublich erscheinen lassen, daß dieser Mann, Graf Nutland, die Dramen „Shakespeares" gedichtet hat. Ich kann weder diese Punkte, noch sonst etwas aus der Fülle von Details nachprüfen, die Bleibtreu beibringt. Ich muß mich darauf verlassen, daß er selbst reiflich vorgeprüft hat. Und ich verlafse mich darauf, denn ich halte Bleibtreu für leinen Charlatan und Gelehrttuer, fondern für einen zwar sehr vehementen, zu leiden» schaftlicher Parteinahme geneigten, mit einer starken dichterischen Phantasie durchsetzten, aber höchst ehrlichen Forscher, dem es zu sehr an der Aufdeckung der Wahrheit gelegen ist, als daß man im entferntesten annehmen dürfte, er fei ein leichtfertiger Konstrukteur oder Arrangeur von Tatsachen und mache sich ohne hinreichend positive Kenntnisse an die Lösung einer Aufgabe, die nur von einem wirtlich Wissenden gelöst werden kann.

So, mit Veitlauen folgend, genießen wir unter Bleibtreus Leitung das stets angenehme Schauspiel einer sauberen, exakt und reichlich belegten Beweisführung, — nur daß wir nicht mit Blelbtreu sagen: Es ist erwiesen, daß Autland „Shakespeare' ist, sondern bloß: daß er es sein kann, oder, mehr noch, daß es kaum ein anderer sein kann, — wenn «8 nicht schließlich doch jener Shaxper ist.

Und diese Möglichkeit bleibt, wie zornig Bleibtreu sie auch mit dem Fuße weg» stößt, immerhin bestehen. Möglichkeit, — nicht Wahrscheinlichtelt. Doch dem Genie sind auch sehr unwahrscheinliche Dinge möglich. Ein genialer Mensch kann z. B. (was Bleib» treu freilich leugnet) ein Falstaffleben führen und als Dichter so über seinem eigenen, vielleicht erbärmlichen Leben stehen, daß er seine persönliche Fasson, zu leben, bloß komisch, ja satirisch verwendet, während er höhere und reinere Existenzen, wie sie ihm das Leben oder die Geschichte oder auch nur seine eigene Sehnsucht nach dem Reineren, Größeren, das zu leben ihm versagt bleibt, nahe gebracht hat, nach Gebühr edel dar» stellt, — edel bis zum tze!denhaft»Tragischen. Gesetzt wirtlich den Fall, daß Shaxper als Wucherer geendet hat, — ist das ein Grund, es für ausgeschlossen zu halten, daß der künstlerische Genius in ihm mit der ganzen Intuition genialer Sehnsucht und genialen Allbegreifens eine Welt darstellte, in der auch höhere Triebe, als Geldhunger, bewegend sind? Wir wissen ja, daß recht häufig Dichter gerade das dichten, was sie nicht leben. Man denke an das Phänomen Ibsen. Das gUt auch im Umkreise der sozialen Lebens« stellung, zumal, wenn, wie es bei dem Schauspieler Shaxper doch der Fall gewesen zu sein scheint, der sozial nicht hochgeborene Dichter Verkehr mit Leuten der höheren Gesell» schaft pflegt. Wenn das im Falle Shaxpers zugleich Leute von höherer Bildung waren, Leute vom Schlage des Grafen Rutland etwa oder gar diefer felbst, fo wäre recht wohl auch für möglich zu halten, daß der vielleicht mangelhaft gebildete Schauspieler mit der Kraft des Genius Mitteilungen aus höheren Wissens« und Ertenntnisgebieten auf» genommen und fo tief durchdrungen hat, daß er sie in der wunderbar klaren und schönen Form wiederholen konnte, die wir an Shatespeareschen Weisheitsworten bewundern.

Wäre das nun aber, um mit Bleibtreu zu reden, «ein Shakespeare, wie ihn die Mensch» heit braucht'? hat es nicht etwas Peinliches, uns den Speerschütteler als eine „mit fremden Federn geschmückte Krähe' vorzustellen? Ich weiß nicht recht. Das Phänomen des Gentes ist etwas so Göttliches, daß es durch seine Erscheinung in einem sonst noch so mangelhaften Menschen nicht um seine yoheit gebracht werden kann, ja wir sind geneigt, es um so mehr anzustaunen, wenn es aus Niedrigkeit emporsteigt, — der Gottes» söhn, im Stall geboren. Und schließlich kommt es darauf wahrlich so wenig an, wie der Genuß an einer Aose etwas damit zu tun hat, ob sie aus gemeinem Miste zu ihrer Schönheit gediehen ist, oder aus hortologisch wissenschaftlich mit Kunstdünger versiebter Erde. „Es ist ein Wunder; glaubet nur!"

Indessen, — unsere Zeit glaubt nicht gerne. Selbst ein Dichter wie Bleibtreu wird bedenk» lich, wenn seinem Glauben mehr zugemutet wird, als sein psychologisches und ästhetisches

„Wissen' (wieviel wissen wir denn eigentlich psychologisch und ästhetisch?) mit einem planet versehen lann. Das Unerforschltche, wozu letzten Endes das Genie gehört, will sein Trieb nach positivem Erkennen doch auch erforschen. Da er daran verzweifelt, das Wunder in Shaxper zu erklären, bemüht er sich, einen anderen zu finden, an dem es ihm erklär» licher erfcheint. Was seine Feder gefühlt hat, ist im Grunde Rationalismus. Er ist (mit Perlaub zu sagen) ein Erzberliner, ob auch unterwachsen mit starken poetischen Streifen. Was er, mit logischem und gelehrtem Scharfsinn, alles zusammenträgt, um die Nutland» Hypothese zu stützen; wie wild er das von ihm mit grober Kohle aufgerissene Profil des versoffenen, talentlosen, schmutzige Geldgeschäfte machenden Shaxper in Fetzen reißt und auf den Schindanger wirft; wie zornig er mit dem Fuße aufstampft, wenn er derer gedenkt, die an diesen Elenden glauben oder an seine Stelle den von ihm gleichfalls nicht mit Silberstift und aufgesetzten Glanzllchtern gezeichneten Vacon substituieren; und wie er schließlich lnbrünsttglich feierlich ein fast religiöses Bekenntnis zum einzig wahren Shake» speare ablegt mit den Worten: „Wir aber wollen leben und sterben im Glauben, daß Roger Rutland wahr und wahrhaftig der einige Menschensohn gewesen ist, der in allen edlen herzen feiert eine ewigwährende Himmelfahrt", — das und noch mehr möge man in seiner Broschüre nachlesen, die, wie alles, was seiner Feder entstammt, das Gepräge eines besonderen Menschen, eines selbständigen Denkers und nicht zuletzt eines tempe» ramentvollen und tief angelegten Poeten aufweist. „<3r schaut nicht rechts, er schaut nicht links, geht immerzu gradaus." Und wenn's auf einem Holzweg wäre.

pl-aeteritg.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Grohherzog von <^ Vaden, ist nicht mehr. In der alten «lomturei des Deutschen Ordens ist er gestorben, nach einem Leben, das, nach dem Vibelwort, lang währt« und durch Dezennien wenigstens Mühe und Arbeit war.

Das Häuslein Derer, die das Werden des Reiches sahen und mit thätiger Hand noch am Vau des schlichten Viesenhauses halfen, schmilzt rasch zusammen, und mit ihnen die alt«, die gut« Tradition, di« das Fürstenamt fürstlich zu treiben hieh. Friedlich von Vaden war ein guter Regent, der nie in gellenden Lauten vor Europens schabenfrohen Hörern parliert« (und doch mehr zu erzählen hatte, als mancher Andere), nie öffentlich mit Professoren über Theologen» sorgen hadert« (und bis ans Lebensend« doch ein frommer Ehristenmensch war), Jahre, Jahr» zehnte lang den Vermittler in wichtigsten <3e» schäften spielte (und doch nie auf offener Sz«n« den Arbiter muncii tragierte). Di« Vomantilerart, das politisch« Geschäft mit Metaphysik zu v«r» quicken, war ihm fremd, und der Freund des frommen Gelzer hat sich bis in seine letzten Tag« hinein nicht mit ihr befreundet. <ir fah, in fünfzig Vegierungsjahren, manchen Wandel der Z«it mit an und lernt« Menschliches menschlich fehen; hörte, auch am Vodense«, «inst noch Schimpfreden über seinen Schwiegervater vom württembergischen Nachbarn und neun Iah« danach von der preußischen Kronprinzessin den Zuruf: Den zwei Friedrichen diesseits und jenseits des Mains werbe die Aufgabe zufallen, denselben zu überbrücken. Di« Prophezeiung wurde nie wahr, das Linigungswerl ward in harten Kämpfen von Andern erzwungen, wäre

auch ohne Friedrichs manchmal allzu hastigen Eifer gelungen. Doch wird sein Wirken nie aus den Windeljahren der Veichswerdung zu tilgen sein. 2r war im Wollen rein und beharrlich,

hat über der beschränkten Herrlichkeit seines Schwarzwaldlöndchens nie das Wohl des großen Ganzen vergessen und das Weh der von Nein» lichem Dynastenbünkel zerstückten deutschen Erde wie am eignen L«!b empfunden. Ein Politiker von hervorragenden Eigenschaften aber war er nicht. Selten hat er das Maß des Erreichbaren richtig geschah?, selten die Weg«, dl« Mittel, das Tempo für die Erreichung eines Zieles gut und llug gewählt. Daß er früh den Glauben an Preußen fand, ehrt ihn: doch vergesse man nicht, daß er ohne des »Kartätschenprlnzen" hülfe schwer» lich je den Thron derZähringer bestiegen hätte, daß er Wilhelms Schwiegersohn war, und daß, end» lich, der überzeugt« Protestant im letzten Herzens» Winkel für das stocklathollfch« austrisch« Erzhaus Ncher nicht allzuviel Sympathie übrig hatte.

Und was konnte ihm Vesterreich auch nützen? hat es überhaupt j« einem s«in«r Verbündeten genützt? Er wußte, wie Vayern, Württemberg et le ,-ezte in der Habsburg ihr Profitchen fuchten, gegen Preußen intrigulrten. Als Kleinerer mit» machen? Nie hätte das feinem durch Preußen verteidigten Thron« genützt. 2>» warb die Wahl ihm nicht allzu schwer und ausbündig« Thorheit nur hätte ein« ander« getroff«n. 2r hat in Vielem Vismarck geholfen, doch oft auch, im Bund mit Anderen, dem Großen fchlimm« Tag« geschaffen; hat, in d«r schwächsten seiner Stunden, sogar an Vismarcks Sturz gearbeitet. Später gar strebsamen Historikern Stoff zur »Ve» richtigung" von Geschichtslegenden geliefert. Konnte ers nicht verzeihen, daß er als Groß» Herzog sterben follt«, im politischen Spiel des Edelmannes nur «In Stein unter St«in«n blieb?

Das Buch von Lorenz zeigt, deutlicher als Patrioten wünschen, «ine Grenze seines Wesens und in bedenklicher Nahe gekränkter Eitelkeiten den Mann, der «Inst, nach Clodwigs Meinung, sich berufen wähnte, zu verhindern, daß Preußen zu Grunde gerichtet werbe. Er ließ Iolly fall««, als Vismarck sich für ihn verwendet hatte, war, nach Lothar Buch«rs Zeugnis, in der ärgsten Kulturlampfzeit nah« dran, Pio Nono einen Vesuch zu machen, und fand, als zwifch«n Kaiser und Kanzler die Stricke rissen, das unglaubliche Wort: ‚2s handelte sich zuletzt darum, ob di« Dynastie Vismarck oder di« Dynastie hohen» zollern regieren solle." Und als der Tod in den Sachsenwald ritt, wurden rasch die Tage» buchblätter in fremd« Hände gegeben. Aicht eher; denn, schrieb die Kaiserin Friedrich im Januar 1898 an den Professor Nippold, „solange der Fürst Vismarck lebt, geht es schwer!" Mit der Geschichtslorreltion nämlich.

. . . Trotzdem: Friedrich von Vaden war «in guter Negent, und hat als alt«r Mann sicher

manchmal bereut, der Aegung des Augenblicks nicht immer so straff widerstanden zu haben, wie das politifch« Geschäft es verlangt. Auf den Gang der Neichsleitung zu willen, hat er wohl längst aufgegeben. Früher, als der Körper, begann der Geist zu ermatten, und fruchtlos« Versuche bringen alternde Erfahrung rasch zur Resignation. Wer hegt selbst unter uns Jüngeren noch die Hoffnung auf bessere Zeiten? Wo zwei in einem stillen Winkel sich tresfen, wird geseufzt: .und manchen kenn ich besser, als er in diefem Augenblick sich zeig».'

Der Herzogs»Verlust Ist nicht d«r einzige, den wir in diesen Wochen zu beklagen haben. Auch nicht der schwerst«. Am dreiundzwanzigst«n September wurde das englisch»russtsch«Abkomm«n über Vorderasien veröffentlicht, und wlr sehen mit Schmerzen wieder, in wie geschickten Händen sich Deutschlands auswärtig« Sorgen befinden; fehen, wie ungemein sich die Situation f«it den Besuchen von Swinemünde und Wilhelmshöh« gebessert hat. Denn nur ein erklärter Aörgler und Schwarzseher kann behaupten, daß der Ver» trag irgendwie unsere Interessen berührte, die neue Friebensbürgschaft nicht mit Freuben be» grüßen. Ernsthaft. D«r letzt« Erdwink«!, wo noch so etwas wi« «in« Möglichkeit winkte, ist nun glücklich auch noch verloren. Seit einem Jahrhundert fast standen sich England und Auß» land in Indien toujourz en veciette gegenüber, und unsere Staatslünstler hatten di« alt« Gegner» schaft seit Jahren als konstant« Größe in ihrem »politischen Calcül" verwendet. Damit ists nun zu Ende, und die Herren können sich nach einem neuen Stimulans ihrer Sorgen umsehen. El«» phan« undl'Walfisch (um im Vild«rstil Seiner

Durchlaucht zu reden) haben sich über die Ab»
grenzung ihrer Herrschaftsgebiete geeinigt. Eng»
land erhält, wie sichs gehört, den Hauptfetzen
(Afghanistan, Sübpersien und den Golf von
Persien) zugesichert, «Rußland das nördliche Per»
slen. Und unser anatolisches Bahnunternehmen
ist gelöpft, denn es mündet in englischem Ge»
biet«. Jede Hoffnung ist dahin. Dankt dem
Himmel! Selbst mit scharfem Auge ist nun nichts
mehr zu finden, was wir noch verlieren könnten.
Lieblich aber wieder ist, dah der Standart der»
sichern kann, die Herren in der Wilhelmstrahe
seien über den Gang der Unterhandlungen auf
dem Laufenden gehalten worden, und daß man
uns durch Wochen hin den anatolischen Köder
als Compensatio« für Marokko anpries. Wohl
nur, um die offizielle Versicherung zu erhalten,
dah die anatolische Vahn „ein rein Wirtschaft»
llches Unternehmen" sei und daher als politisches
Aequivalent nicht in Betracht lomme. Ungemein
llug, las man, ist diese Antwort; gar nicht laut
genug zu loben. Jetzt haben wir die Bescheerung.
Di« anatolische Bahn ist für uns v«rloren, und,
als rein wirtschaftliches Unternehmen, lein g«>
«ignetes Objekt für politische Unterhandlungen.
Und das Schönste: nichts rührt sich im deutschen
Land. Michel hat Wichtigeres zu thun, als auf
die Politil zu achten und dunkelt sich wohl noch
gar erhaben, wenn die müde Seele dem „erbarm»
lichen Behagen" verfällt, das Zarathustras Zorn
schon auf sich lud, und willig der Lehre derer
lauscht, die «Resignation predigen und selbst nicht
Bescheidenheit lernten.
»

In Memel wurde kürzlich «in Denkmal «nt»
hüllt, das der Erinnerung an die Jahre 1806
und 1807, die traurigst« Zeit der preußischen
Monarchie, gewidmet ist. Und der Kaiser hat
dabei wieder «ine Aede gehalten, die selbst der
Doktor Martinus nicht billigen würde. Von
einem Verständnis des Vergangenen kann, nach
solchen Leistungen, nicht mehr gesprochen werden,
loujour« son eternelle M2nclo!inll<l«i dl« mir so
angenehm klingt, wie Taliban die von Ariel.
»Das Jahr 1807 lehrt uns, daß die Bewegung
des Volles ihren Grund und ihre Quell« fand,
als das Volk sich auf sich selbst besann. Als
die schweren Schicksalschläg« es trafen, hat es
nicht, wie sonst wohl in der Geschichte der Völker
geschehen, sich «mporgebäumt in Undankbarkeit
gegen das Herrscherhaus, sondern hat sich, dem
Beispiel des hohen Königspaares folgend, unter»
worfen und hat in seiner Ergebung anerkannt,
daß die strafende Hand Gottes ihm «in« Prüfung
auferlegt habe. Diese Erkenntnis hat das Voll
zur Einkehr geführt, und die Einkehr hat zur
Folge gehabt, daß es sich auf das Wort Gottes
besann, mit einem Wort, daß es zur Veligion

zurückkehrt«. Uusere Vorväter hatten Gottes
Wort gelauscht, sie haben ihm gehorcht «nd
haben ihm vertraut, und er hat sie dafür nicht
im Stich gelassen. Das ist in kurzem bi« Lehr«,
die wir aus dem Jahre 1807 zu ziehen haben:
das gemeinsa ne, feste Gottvertrauen des Königs»
Hauses und seines Volkes. Das Erkennen des
göttlichen Willens einst in der schwersten Zeit
hat uns wieder «mporgeführt... Wenn unser
Herrgott unserem Volle nicht noch große Auf.
gaben gestellt hätte, dann würde er ihm auch
nichi so herrliche Fähigkeiten verliehen haben."
Man kann nur staunen. Das ist nicht »ehr
neues, sondern alles Testament. Genau, wie
die Vorstellung, daß jetzt wir das auserwählt«
Voll s«ien, alttestam«ntatisch«n Gedankenkreisen
entspringt. Deren Gefährlichkeit in der Politik
schon Macchiavel im „Goldenen Esel" betont hat.
„Der Wahn, Gott werde Wunderwerk verlichten
an uns, dieweil wir faul die Knie« b«ug«n,
muh "Reich und Staaten gar zu Grunde richten ...
Doch keiner sei so hirnlos ganz und gar
zu harren, wenn sein Haus den Einfall droht,
ob ihn «in Wunder rette vor Gefahr.
Ihn hascht, in der Auincn Sturz, der Tod."
Von den Deuischen, die Preußen aus der
tiefen Schmach zogen, hat nicht Einer, wie
Wilhelm der Zweite gedacht, Preußen ging
unter, weil sein König lein König war. Weil
er Gesindel um sich duldete, nur auf Gesindel
hörte und der Vernunft erst Gehör gab, als «r
um Kopf und Kragen zu zittern hatte; weil er
«in« Politik trieb, die leine war. Aach 1811
schrieb Gneisenau an Stein: „Der König steht
noch immer neben dem Thron, worauf «r ni«
gesessen hat, und ist immer noch Necensent des»

c>
selben und derer, die auf dessen Stufen stehen. An dieser Individualität wird ewig jeder Gehülfe scheitern, der, Staatsmann im höheren Sinne, erhabene Anordnungen zu machen gedenlt. Im Militärwesen sowie in den auswärtigen Verhältnissen behauptet er noch immer seine ungeheure Stärle und wirlt entmannend auf diejenigen die gute Nachschlage ertheilen. Uebrigens ist er schlechter als je umgeben.' 1811! Am 27. April 18U6 hatte Stein seine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Eabinets und der Aothwendig» leit der Bildung einer Winisterial»2onferenz" abgelehnt. 2s war, nach Lehmann, „die Geburts» stunde der preußischen Constitution". Daraus «in Abschnitt: .Sollten Seine »önigl. Majestät sich nicht entschließen lonnen, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fort» fahren unter dem Einfluß des Eabinets zu handeln, fo ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde." Mehr, wie Friedrich Wilhem der Dritte, ist lein Monarch noch gewarnt worden; was an ge» geachteten Namen jener Zeit uns die Geschichte aufbewahrt, hat, allein oder mit Andern, mindestens einmal die mahnende Stimme er» hoben. Doch der König hört« nicht. Und war, wie jeder aus Vischof Eylerts Buch ersehen lann, ein frommer Mann.

Karl Schnitzler.

3??/^/? Q55^/?^5/ Vörsennotizbuch.

H^och bevor das Jahr zur Veige geht, werden die ^^ deutschen Börsen mit einer neuen russi» schen Anleihe beglückt werden. Seit Wochen spricht man in Berlin, Paris, London und Brüssel davon: und Herr Kolowzew, der sonst regelmäßig noch wenige Tage vor dem Abschluß des Anleihegeschäfts mit Beharrlichkeit leugnete, ist diesmal mäuschenstill. Auch feine Helfers» Helfer, die Emissionsbanken, schweigen. Daraus wäre aber dl« Bestätigung der Gerüchte nicht herzuleiten. Dementiert wird nur, wenn die Weiterverbreitung des Gerüchts die Kapital» intelessen der Beteiligten schädigt. Die Zeitungen mögen noch so oft der Wahrheit zuwider be» haupten, in der Industrie gehe es glänzend, während man nicht weiß, wie man die Arbeiter beschäftigen foll: lein Industrieller wird sich finden, der solch Gerede dementiert. Aber, weh«, wenn das Gegenteil verbreitet wird. So ist's auch diesmal mit den Gerüchten über Außlands neust« Anleihe. Di« Kurse der russischen Nenten haben seit «inigen Wochen «ine Steigerung er»

fahren, di« auf di« n«u« Anleihe zurückgeführt wurde. Wozu soll man also leugnen? Bel den letzten Anleihen war's anders. Da wußte jeder Börsenspekulant, der Abschluß werde nur zu einem Kurse erfolgen können, der «inen Preis» druck der alten Wert« herbeiführen muß; und nahm schon vorher daraufhin Verläufe vor. Man braucht also nichts auf das Ausbleiben des Dementis zu geben. Auch darauf nichts, daß die Firma Mendelssohn H 2o., di« L«it«rin des deutschen Nussenlonfortiums an der Berliner Börse, als Käufer der Anleihen auftritt. Aus den Tagen der anhaltenden Kursrückgänge wird das Konsortium noch ansehnliche Bestände haben, warum soll es nicht jetzt, wo der Börsen» Himmel sich aufzuklären beginnt, danach trachten, seine Bestände zu verkaufen. Das kann man nur, wenn man den Kurs in die höhe setzt und vor dem immer nach Sensationen lüsternen Vörsenvöllchen den Anschein erweckt, als wenn man es gar nicht eilig genug haben lönnte, das Papier (das man in Wirklichkeit abstoßen will) zu verlaufen. Gin alter Börsenkniff; der aber fast nie feine Willung verfehlt.

Die Bestätigung der Anleihegerüchte er» blicke ich in ganz anderen Momenten.

Daß Nußland dringenden Geldbedarf hat, ist an d«r Hand der Vudgetziffer fchon vor Monaten llipp und llar bewiesen worden; auch daß dieser Bedarf noch im Laufe dieses Jahres befliedigt welden muß. Und hell Kolowzew würde im höchsten Glade töricht handeln, wenn «l den gegenwärtigen Zeitpunkt für ein« Emission nicht benutzen würde. Der Geldmallt ist zu einem guten Teil von dem Druck befreit, der fast während zweier Jahre auf ihm lastete, und das Kapitalistenpublilum beginnt, sein heil wieder im Besitz der .soliden" Nentenwerte zu buchen. Er hat sich hintereinander an Transvaals Minen, an harrimans Bahnen, an Thyssens Eisen» werken di« Finger verbrannt, und noch sind di« Verluste des letzten Halbjahres nicht verschmerzt. Da lehrt man reuevoll zu den Staatspapieren zulück. Und wer weiß, wie lange diese Ve>

geisterung noch anhält. Schon weiden wieder Kohlenwert« .getippt", und wenn erst, zur Jahreswende dl« lang« «rs«hnt« Börsenblock» nov«ll« Gefetzestraft erlangt hat, werden die Bankiers nicht zaudern, die A«tlam«tromm«l für die deutschen Industriewert« zu rühren (an denen schließlich noch am wenigsten Geld verloren wurde). Di« Aentenlonjunktur kann also rasch umschlagen, und da man Geld braucht, muh sie schleunig benutzt werden. Ich glaube sogar, daß etwas Wahres an der Brüsseler Meldung ist, wonach die Anleihe schon abgeschlossen ist. Daß der Vertrag schon unterzeichnet ist, entbehrt gewiß der Wahrscheinlichkeit; aber mir scheint, die Emissionshäuser wurden die Kurssteigerung nicht begünstigen, wenn nicht schon im Prinzip die Uebernahme beschlossen und der Preis feftg«s«tzt worden wäre. Denn die mit der russischen A«> gierung die Anleih« kontrahierend« Partei hat «in Inter«ss« daran, billig zu lauf««, und j«d« Kurssteigerung treibt auch den Ueber» nahmeprels. Würde die Außenanleihe im November oder Dezember, nachdem die herbst» ansprüche an den Geldmarkt vorüber sind, auf» gelegt werden, so wäre der Erfolg sicher. G«hts nicht mit der Duma, so setzt man sich über ihr Genehmigungsrecht hinweg, wie man immer die Grundgesehe nur solang« gehalten hat, wie sie der russischen Bureaulrati« genehm waren. Die Käufer werden nicht danach fragen; ebensowenig wie danach, ob nicht die Anleiheschuld schon zu groß ist, ob die Zunahme der von der Staats» dank ausgegebenen Aoten und der Aückgang des Getreideexvortes nicht Bedenken erregen. Die Zinsen sind bisher prompt bezahlt worden, der Kurs ist feit Monaten nicht wesentlich zurück» gegangen, und eine Verzinsung von 5 Prozent ist nicht zu verachten. Also, heran meine Herr» schuften, zeichnet neue Aussen; auch die deutsche Industrie bekommt, wenn das Geld erst eingezahlt ist, Bestellungen für Eisenbahnschienen. Die Laurahütte wartet, wie aus ihrem Abschluß» communlque hervorging, schon mit Sehnsucht darauf, um nicht in jedem Jahr« an den russischen Werken von neuem Geld zuzusetzen.

DiePreuhlfcheZentralgenoffenschafts» lafs« ist schon wieder einmal am Wert, dl« Banken zu argern. Aoch sind ihrem Präsidenten, Herrn Dr. heiligenstädt, die Wort« nicht ver» ziehen, die er in der .Neuen freien Presse" gegen die Banken gerichtet hat, da velteuert er ihn«n das Ultlmogeld. 2s war bisher, vornehmlich für die Banken mittleren Umfanges, bisher immer «in gutes Gefchäft, aus Paris Geld für die Ultimoversorgung zu leihen. D»s kostete min» bestens '/,'/» weniger als an der Berliner Börse, und man hatte, da man der Kundschaft bei der Prolongation der Termingeschäft« meistens noch

etwas höhere Sätze berechnet, »ls sie an der Börse gezahlt werden, «inen hübschen Zwischengewinn. Diesmal lams anders. Di« Pariser Banken lehnten selbst Geldofferten mit v°/„ ab (an der Berliner Börfe war Ultlmogeld mit 6'/. bis 6'/,"/« zu haben), weil die Zentral»Genossenlchaftslasf« höhere Zinsen bezahlt hatte. Wäre nicht Frankreichs Geld» markt in diesem herbst so flüssig und Deutsch» land zu hilf« gekommen, so war« nicht abzu» fehen g«w«f«n, in w«lch« Lag« di« bedeutenden Grntebebürfnlsse (für di« die Genossenfchaftslass« forgt) den deutschen Markt verseht hätten. Das Gerede, «in Staatsinstitut dürfe den Privat» danken nicht Konkurrenz machen, ist gewiß r«cht töricht. Aber zu bekämpfen ist di« Geldpolitil der Zentral» Genossenfchaftskasse deshalb, weil «in Staatsinstilut den deutschen Geldmarkt nicht im Auslände durch Geschäft« mit so hoher Zins» gewähr«»« dislrediten darf. Als «ine privat« Terraingesellschaft in noch weit kritischeren Zeiten in der Schweiz 7°/« zahlte, war di« Erregung schon groß. Man sollte im Abgeordnetenhaus« Herrn vr. heiligenstädt fragen, warum er Deutfch» lands Prestige im Auslande so wenig zu wahr«n versteht. In englischen Blättern wird schon genug über di« deutsch« Krifis gefaselt: soll «in mit Staatsmitteln errichtetes Institut ungestraft die Mißgunst gegen Deutschlands Volkswirt» schuft noch schüren dürfen?

Bruno Buchwald.

Musik.

Königliches Vpernhaus: ,,Wada«e Butterfly" von Giacomo Puccini.

Man hatte sich offenbar nicht «inigen können: Botterflel, Bötterflei, Batterflei klang es von der Bühne herab. Das war Wasser auf die Mühle derjenigen, di« da vermeinten, «in im «rst«n deutschen Vperninstitut zur Aufführung ge» langendes Werl müsse auch unter einem ehr» lichen deutschen Titel segeln, gleichviel, wes Ur» sprungs es immer sei; und im vorliegenden Fall« sei «in« passend« Verdeutschung doch un» schwer zu finden gewesen. Allein, sollten fi« nicht allesamt, di« voreiligen guten Patrioten, schon nach dem ersten Alt anderer Meinung ge» worden sein? Welch ein Altentat »uf di« deutsch« Sprach«, diese Uebersetzung des Teitesl Di« berüchtigtsten allen Vpernbücher enthalten lein« schlimmeren Dinge, als di« angeblich« ,V«r» deutschung" dieses neuesten Librettos. Diesem lächerlichen Kauderwälsch gebührt lein ehrlicher deutscher Titel; man lasse ihm die kauderwälsch« „Madame Butterfly", gleichgültig mit welchel Votalisterung!

Und außerdem: .Frau Schmetterling" — hat das nicht einen Duft, «ine fein« Poesie? Der

Titel würd« irreführen! Denn da« Stück ist nicht «in feines, süßes, lyrisches Gedicht, sondern «in grober, klotziger Th«atersch«arr«n, in dem mit den brutalsten Mitteln gearbeitet und das Heiligst« nicht geschont wird, wo es gilt, «inen «ff«lt durch d«n and«rn zu «schlagen. Ist wohl je eine ärger« Th«aterroh«it v«rübt worden, als di«s«r Schluß st« birgt? Butt«rfly setzt ihr Kind — durch zwei Alt« wird das unglücklich« Geschöpf all« Augenblick auf dl« Sz«n« g«» schleift! — mitten aus die Bühne, gibt ihm «in Püppch«n in di« ein« und «in St«rnenbann«r in di« ander« Hand und verbindet ihm di« Aug«n. Und wahrend das Kind vergnügt das Fähnchen hin und her schwenkt, durchschneidet Butterfly sich die Kehl«! Der Wann aber, der «inst die Vuttersly ,»uf Zeit" geheiratet und das ganz« Unh«ll angerichtet hat, tritt in diesem Augenblick mit seiner rechtmäßig angetrauten Gattin herein, das Tableau zu vollenden! — Sonderbar, daß gerade Pucc ^li diese Vor» liebe für die ärgsten Kraßheiten (man denle auch an dt« blutig« .Tosca"!) besitzt. Er ist doch aus anderem holze geschnitzt als die Wascagni, Leoncavallo und Konsorten, von deren plumpen Händen man «her dergleichen erwarten dürft«. Man braucht gegen die Schwächen seiner .Boheme" zum Beispiel nicht blind zu sein, um zu sind««, daß da ein distinguierter Kopf an der Arbeit war und ein wirtlicher Künstler, «in Könner, der mit der Verwendung der Aus» drucksmittel besser Bescheid weih, als di« arm» lich«n Schleier um ihn herum. Und in der »Madam« Butterfly' erhält man den Ein» druck, als Hab« sich f«in« Technil gegenüber d«r früheren Arbeit noch verseinert, als sei manches im Aufbau gerundeter und fester und die Farben» gebung mannigfaltiger geworden. Freilich ent» deckt man auch Unerfreuliches: stereotyp« Kadenz» Wendungen und vor allem harmonisch« Kaprizen, di« in ihrer Häufung absurd Wirten. So werden di« Qulntenfolgen, die da und bort, sparsam »n» gewandt, die trefflichste Wirkung ausgeübt hätten, allmählich bei Puccini unleidlich. Wenn wenigstens etwas von diesen Manieriertheiten durch Eigenart und Kraft der Melodil aufge» wogen würde! Aber was in der .Butterfly" an melodischen Dingen zu Tag« tritt, das ist uns schon vertraut aus der.Tosca" und der .Boheme" — oder auch aus anderen, nicht Puccinischen Werten. Und in Einem gleicht Puccini völlig den übrigen Vpernlompouisten romanischen Blutes, die er sonst um Haupteslänge überragt: wenn er Dinge des Herzens verdolmetschen, wenn er starte Leidenschaften austönen will, bann »er» fällt er gänzlich der blechernen Theaterphras«,

bi« in den mustlalischen Speltalelstücken der neueren Italiener und Franzosen überall den gleichen, nichtssagenden Klang hat. 2s ist inter» essant, zu beobachten, wie Puccinis sonst gefeilte Arbeit in solchen Momenten grobdrähtiger, rauher und reizloser wird, als Hab« es ihn nichtgelitten, lange in solch gemachter, erzwungener Pos« zu verharren.

An Proben delllater Kleinkunst fehlt es in der .Madame Butterfly" so wenig, wie in Puccinis früheren Opern, ja seine jüngste Arbeit ist sogar ziemlich reich daran. Namentlich der zweite Alt birgt viel Anmutiges; ein« ganz« Aelh« zart ausgemalter Bilder taucht auf, und der Schluß hat in seiner Einfachheit entschieden etwas stark Fesselndes. Der dritte Alt bleibt hinter dem zweiten ziemlich zurück; hier ver» schlingt auch bald das brutal Stoffliche alles Interesse^ so daß es ziemlich gleichgültig ist, welch ein Getön nebenher läuft. Der vielfach auf leichtbefchwingte Ahythmen gestellte erste Alt sucht das »echt Japanische" zu betonen, gerät dabei aber gelegentlich an di« Grenze des operettenhaften. Liebenswürdige Kleinigkeiten gibt es auch hier nicht wenig; einiges geht aller» dings durch den läppischen Text seiner Wirkung zum Teil verlustig, so dl« aparten Glöckchen» affelt« in der Trauungsfzen«. Inwieweit Puccini japanische Vriginalthemen verwendet hat, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres feststellen, ist ja auch nicht weiter von Belang. Daß er es an Verfuchen, dem Ganzen «in fozufagen .exo» tisches" Kolorit zu geben, nicht fehlen läßt, versteh» sich. Gerade im ersten Alt ist es ihm damit auch »n manchen Stellen nicht schlecht geglückt. Solche absonderlichen Falbenphantasien gelingen ihm ja überhaupt besser als Klänge dem Empfindung.

»

Für die Aufführung hatte man Fräulein Destinn in der Titelrolle erwartet; statt ihrer erschien indessen Fräulein Farrar. Wie es heißt, ist Fräulein Destinn dies« Zurücksetzung sehl nah« gegangen. Man braucht das nicht unbe» glelflich zu finden, fragt sich aber doch: war es wirtlich eine Zurücksetzung? Gewiß, die Destinn hätte gesanglich etwas ganz anderes »us der Palti« gemacht, als ihre von der Natu» stimm» lich weniger verschwenderisch bedachte Kollegin. Allein «in« Destinn hat doch wahrlich andere Aufgaben zu erfüllen, als ein« sich möglichst hölzern hin und her bewegend« Th«at«rpupp« darzustellen. Fräulein Farrar macht das ganz nett; sie dürste, was das Darstellerisch« angehl, sogar in der Butterfly ihr« b«ft« Aolle gefunden haben. — Nicht geringes Erstaunen riefen di« glanzvollen Dekorationen wach; fogar für einen stilvollen Bühnenabschluh in Gestalt eines nach japanischer Art ausgeführten Borhanges Wal gesorgt worden Wenn man mit solcher Lieb« ein Werl eines Fremden ausstattet, das in künst»

lerifcher Hinsicht de» Wenn und Abel die Fülle
hat, welch «inen Glanz wild man da erst ent»
falten bei der Plemiel« des nächsten deutschen
Welle«! Freut euch, ihl Neichsgenossenl »
Notizen.
Karden, Nzel Petersen, Graf «Mol««.-)
<ls tommt zur Hauptverhandlung. Statt harden
zu fordern, hätte Graf Moltte gut getan, sich
über das Beweismaterial, das Halden in Händen
hat, zu unterlichten, hätte dann vielleicht weniger
impulsiv auf Strafantrag bestanden und hatte
die Tatsach«, bah lein öffentlich«« Intelesse im
Spiele ist, geschickt als hinteltül benutzt, um die
ganz« Affäre tot zu schweigen.
dui dono? Für Moltte nimmelmehr.
Wovon hängt's ab? Von Axel Peterfen.
W«r ist Az«l Petersen? 2in homosexuell«
Knabe aus dem Norden, d«l weg«n hochstehenden
Persönlichleiten dlohender Gefahr aus Deutsch»
land ausgewiesen wurde. Jetzt, wie unllug.
Anstatt ihn hier zu halten, auf ihn einzuwirlen,
ihn mit Hilfe der Gefetz« unschädlich zu machen!
Man weist ihn aus! Als ob'« zwischen Kopen»
Hagen und Berlin leine Verbindung gäbe. Als
ob der Däne unter d«m Schutz d«r G«s«tz« seines
Landes nicht tausendmal mehr Bewegungsfreiheit
hätte als der Ausländ«! in B«llin unter der
Aufsicht des Herrn von Treslow.
Zu beweisen, daß Graf Mottle den Tat»
bestand des § 175 erfüllt hat, ist ein Unding.
Kein Sachverständiger lann's verlangen. Gr sei
denn auf frischer Tat ertappt. Um das zu ver»
hüten, hatt« Olaf Mottle Macht und Mittel.
Und del .andere", der leden lönnte, machte sich
damit ebenfalls stlafbal. Schweigt also, es sei
sei denn, «l würde bestochen. Doch auch das
') Wl» geben dies« Notiz ln der Hoffnung «aum, mU
ihr die haupwerhanblung zu inhibieren. Von ben. Gelingen
dieser Absicht machen «ir bi« Veröffentlichung weiterer Mit»
»ellungen abhängig.
Wieder gäbe leinen Beweis: denn wer bürgt
dafür, daß er nicht für ein« hohe Summ« «ine
strafbar« Handlung, die ihm vierzehn Tag« Ge»
fängnis brächte, auf sich nähme? — Gin Blies?
Auf Elpl«ss«lblief« hin lann man niemanden
v«rurt«llen.
Vi« Tatfach« also: daß mit Lrfolg erpreßt
worden ist, muh genügen.)
Wird harden imstande sein, das nachzuweisen?
Ja! Mottle zwar ahnt es nicht. Axel
Petersen, Moltles Freund, ward abgeschoben.
Unvorsichtigerweis« (ich begreif« diesen Leichtsinn
nicht, Herr Graf) trafen einig« Tag« darauf
für Ax«l Pet«rf«n mehrer« tausend Wart in
Kopenhagen «In. Absender- Graf Mottle. Ver«
lorenes Spiel, sollte man m«ln«n^ Keineswegs!
Denn Zeh« da: Gs gl«bt ein«« dänisch«« Grafen
Mottle"), und dieser war der Absender

der 3U00 Wart, harden liegt fest. Ihm selbst
wild's belichtet: das Molchen vom dänischen
Glasen.
Nun abr soll es sich während der Haupt»
Verhandlung (wenn st« nach dieser Eröffnung
noch stattfindet) zeigen, altenmähig, dah Graf
Kuno Mottle der Absender des Geld«« »n Axel
Petersen ist. Welch Unberufener, gar
wegen Kuppelei zur Vernehmung auf
das Kriminalgerlcht Zitierter lonnt«
im Nebenzimmer Ginblick tun in dtefe
Alten?
Di« hauptverhanblung wird di« Antwort
geben.
Der Veitrag S. v. Hausegger« über
Alexander Nittels Lied wild sich in einem dem»
nächst bei Walqualdt K Li«. «lfcheinenden Buche
tzauseggels übe, Alexand« Nitter wiederfinden.
') Solang« beispielsweise de« Fürsten Vülo« nicht nach»
««»lesen wird, daß sein« «lrpresser et»»» ausgerichtet haben,
solang« hat «r, rr»z d«r l»m«r beutlich«, hervortretenden
Gerüchte, nicht als ßomoserueller zu g«l»«n. Und s«Ibst, «»
traf« zu: es war« da« letzt«, was wir in seiner Qualität als
Veichslanzler ihm zum Vorwurs »achten.
") <i» «lislier» in »er 3at «in dänischer Graf Namen«
Vloltt«,
«lXrantwortlich fül die ««ballt»»! Ol, Vrtur Landsberger. Verlin >V.g, Lennestraf,« 5: für
0eft«rrelch.Ung»rN! «obert FtlU
Wien I. - Verlag «Marouaib, « ««,. Wiln!er«dor».«trl!n W. l», «lslebenerstraz« l«. - «lipebitton für
oelterreich.Ungarn
b«i «»lael « Wltiet. «llien I. Graben 2». - Druck »on V»l! « »»»leb ». m. b. h^ «er»»» >V, «?.
«ülowstraß« ««.
Wie richte ich meine Wohnung «in? Jeder
der sich mtt dieser Frage beschäftigt, verlange
kostenfrei von Dittmal's Wöbel»Fabtil,
B « rlinc., Mollenmarlt 6, das Heft mit
obigem Titel. Ls ist dalin befprochen, was beim
Neueinrlchten und Aendern von Wohnungen
wissenswelt ist. Abbildungen stehen auch gern
lostenfrei zu Gebote. Die Witt»Wohnungs»
Ausstellung Tauenzienftl. 10 der Firma Dlttmar
ist geöffnet wochentags 3—1 und 3—7, Sonntags
IL—2, der Besuch für jedermann frei: auch hier»
von werben gern Abbildungen und Beschreibung
lostenfrei gesandt.
Der heutigen Nummer liegen zwei Prospelt«
bei und zwar:
1. der Flrma Neuer Franlfurter Verlag,
Frankfurt a. M., betreffend .Das frei«
Wort': Grnst haeck«l, Das Menschen»
Problem und dl« herrentiere von Linne,
2. der Firma August scheel tH. «. b. O^
Berlin, betreffend: .Der Tag',
worauf wir besonders hinweisen.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturvhilosovhie / Richard Strauß: Musit / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von tzofmannsthal: Lyrik
Nummer 18 11. Oktober 1907

An unsere Leser

die Abonnenten des „Morgen" werden im Winter nutzer Frank ^V Wedelind, Professor Georg Simmel, Professor Richard Muther vor-^-^ ausfichtlich Marcel Prsvost, Georg Vrandes, August Thyssen u. a. unentgeltlich Vorträge halten, über die der Verlag noch Näheres bekannt giebt. Fm ersten Winter wird sich die Vortragsserie voraussichtlich auf Verlin beschränken; vom nächsten Fahre ab sollen dann auch in andern Städten — und zwar find zunächst Wien, München, Vreslau, Leipzig und gamburg in Ausficht genommen — Vorträge gehalten werden.

Am Freitag, dem 5. Oktober, begann das zweite Quartal des „Morgen". Der Erfolg beweift, daß noch Platz für ein Vlatt ist, das unter Verzicht auf lärmende Aktualität ernftlich sich bemüht, feine Lefer durch die Gediegenheit feiner Veiträge innerlich zu bereichern.

Was in der Kunst, der Musik, der Literatur, was in der Raturwiffen» fchaft und der Politik der Veachtung wert erfcheint, wird vom 1. Vltober ab ständig in der Rundschau von den gerausgebern Werner Sombart, Richard Srraufz, Georg Vrandes, Richard Muther und neben diesen von gans Rosenhagen, Karl Scheffler. Leo Viech, Willi gandl, Verthold Litzmann, Felix Galten und Wilhelm Völfche behandelt werden.

Für Unterhaltung werden Frank Wedelind, Otto Julius Vierbaum, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Vernarb Shaw, Carl gauptmann, Maurice Maeterlinck, Arthur golitscher, Ernst von Wolzogen, ganns geinz Ewers, Lothar Schmidt u. a. sorgen.

°: STI^-V'sn? °°
Von bedeutenden Beiträgen im nächsten Quartal seien außer denen der Genannten heute schon Arbeiten von Paul Voumer, Dschanel, Camille Pelletan, Prof. Weber, Prof. Delitzsch, Prof. Th. Achelis, Andrew Earnegie. Prof. Paul Laband, Prof. Th. Ziegler, Karl Fentsch, Staatsminister von Podbielski, ßugo von Oofmannsthal, Richard Vehmel, Bürgermeister Dr. Neicke, Prof. Georg Simmel, L. M. Goldberger, Prof. Karl Lamprecht, Prof. Lichtwark und Prof. Maz Liebermann erwähnt.
Außerdem werden wertvolle Fnedita, darunter solche von Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Franz Liszt, Chopin, sowie Novellen von Guy de Maupassant veröffentlicht werden.
Auch der musikalische Teil unter der Leitung von Nichard Strauß wird vom 1. Vktober an sowohl in der Rundschau wie durch besondere Beiträge nur erster Mitarbeiter all das bringen, was von musikalischen Ereignissen über den Tag hinaus Wert besitzt.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Wchard Strauß: Musit / Georg Brandes:
Literatur / Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofmannsthal: Lyrll
Nummer 18
Abonnement vierteljährllch N Mail
Preis d<» einzelnen Nummer 50 Pfg.
11.0ttober 1907

Georges Clemenceau.

^»N^ährend der biet Wochen im Zahr, in welchen Clemenceau sich Ferien nimmt, um seine -^V Gesundheit zu starten, mag er nicht von seinem täglichen Umgangskrels mit Politik geplagt werden; dagegen liebt er es sehr, zu necken. Die Hälfte seiner Konversation ist eine unaufhörliche Neckerei.

Einer seiner jungen Sekretäre, ein Unterpräfett von viel Geist, erzählte Clemenceau eines Tages zu Tisch, daß er vor einiger Zelt ein paar Novelletten an Courtellne geschickt und sich ein Urteil darüber erbeten Hab«; er erhielt nie eine Antwort und nie die kleinen Novellen zurück; dagegen habe er im folgenden Jahr feine Novellen in der letzten Sammlung Courtellnes wiedergefunden. Der Erzähler ist ein zuverlässiger Mann.

Nichtsdestoweniger sagte Clemenceau in diesem Sommer einige Tage hindurch jedem Gast, den er zu seinem Mittagstifch einlud: «Sie haben vielleicht schon gehört, wie unglücklich es unserem jungen Freunde dort in seinem Verkehr mit Victor tzugo gegangen ist. Cr sandte ihm seinerzeit einige Gedichte zur Beurteilung, bekam sie nie zurück, und nun stehen sie in 1^» I^eFeuäe äe» »ieele«."

Der Sekretär erhielt jedoch kürzlich feine Genugtuung, da er von Clemenceau I^e ^ouiual mit dem Dialog 1/^.veußle von Wichet Provins entfaltete, und der Präsident des Konseils darin sein eigenes Schauspiel I^e Voile äu Konnenr wiederfand. Cle« menceau hatte freilich nicht Provins seinen Cinatter im Manuskript zugesandt. In dem Stück entdeckt der blind« Chinese Tschang»I, daß Li»Kiang sich für Miturheber seiner Gedichte ausgegeben habe. Diesen Zug hat Provins sich edelmütig nicht angeeignet.

Wer das kleine Schauspiel von Clemenceau je las oder sah, hat sich von dem tiefen Pessimismus des Verfassers erschüttert gefühlt. Der scheint so gründlich wie Schopenhauers. Nur unsere Unwissenheit darüber, welche Gesinnung die, denen wir am meisten vertrauen, wirklich gegen uns hegen, macht uns das Leben erträglich und das Wirken möglich. Clemenceau ist jedoch ein« zu cholerische Natur, um nicht auch ein wenig sanguinisch zu sein. Cr ist Stimmungspessimist und Neflexionspessimist. Aber in ihm steckt «in unüberwindlicher Glaube an eine besser« Zukunft. Nicht derart, daß, wenn jemand ihn fragte, ob er an den menschlichen Fortschritt glaube, er dann mit einem herzlichen Ja antworten würde. Im Gegenteil, er würde erklären, daß die Mensch« heit wie ein armes Tierchen eine Mauer hinausklettert und, oben angekommen, hinunter» gleitet oder hinunterstürzt, um von vorne anzufangen. Aber gleichwohl hat er sein Leben

n o
damit verbracht, für den sogenannten Fortschritt zu kämpfen; gleichwohl hat er an den Nutzen davon geglaubt, den Staat von den Kirchen zu trennen, und hat nach seinem Glauben gehandelt. »

Verschiedene Franzosen finden in der Physiognomie Clemenceau» eine gewisse Aehnlichkeit mit der Bismarcks: Es scheint ihnen etwas Gemeinsames zu sein in dem Charakter des Profils, in dem geschlossenen Mund mit der dichten Moustache, in der Neinen Nase, in dem mächtigen Kahlkopf mit der finnigen und widerspenstigen Stirn, in dem durchdringenden Blick, in der Hartnäckigkeit, die sich in der Haltung der Gestalt kundgibt.

Doch die, welche am liebsten bei dieser Aehnlichkeit verweilen, haben ganz sicher nie den Fürsten Bismarck gesehen. Es ist unmöglich, das Bild von diesem Niesen, der über eine Versammlung hochgewachsener Männer hinaufragte, und dessen Kopf diefem Körper entsprach, mit dem Bild« eines Mannes zu assoziieren, der ein wenig unter Mittelgröße ist, und dessen Gesicht nicht weniger als die Physiognomie Bismarcks der Gestalt genau entspricht; denn auch Clemenceau ist ein Mann aus Einem Stück.

In Bismarck war der Typus des pommerschen Junkers ins Kolossale getrieben; Clemenceau hat das Gepräge seiner Ahnen, der Männer, welche die französische Revo» lution machten, der wenigen, deren Gedanken das konservative französische Volk in Be» wegung setzten.

Sogar die Barschheit, die beide Staatsmänner gemeinsam haben, ist so verschieden» artig wie ihr Ursprung und ihr Schicksal.

Während Bismarck zur Macht gelangte durch die Leidenschaft, womit er die monarchische Tradition aufnahm, und fich an der Macht laut des unbedingten Ver» trauens hielt, das fein Monarch an ihm nährte, entstammt Clemenceau einem alten «Republikaner, den Napoleon III. ins Gefängnis werfen lieh, war felbst während des Kaisertums eingesperrt, und ist bis zum Mark «Republikaner.

Sowenig Preis ein Mann wie Bismarck in seinem Innern an Titel und Orden geseht haben mag, er verschmähte mit Ausnahme des verletzenden tzerzogtitels nichts Der» artiges. Clemenceau sitzt als Konseilpräsident ohne einen einzigen Orden. Er war nie auch nur Ritter der Ehrenlegion, und hat es verstanden, alle fremden Auszeichnungen mit der Motivierung abzuschlagen, daß, wenn er keinen französischen Orden trägt, würde es eine Beleidigung gegen seine Landsleute sein, einen ausländischen anzunehmen. Dem Kaiser von Japan, der ihm einen wunderschönen Orden anbot, war dies Räsonnement einleuchtend. ,

Ein Verehrer Clemenceaus, der eines Tages gefragt wurde, wie er ihn definiere, antwortete: un« luron äs 1a naturo. Ich fand den Ausdruck zu gewöhnlich und all» gemein; aber bei näherer Ueberlegung habe ich ihn infofern bezeichnend gefunden, wie es recht wenige Menschen gibt, von denen es jemand einfallen könnte, fi« als Natur» mächte zu charakterisieren. , > ,

Ein anderer Verehrer Clemenceaus sagte, als er hinter ihm herging: „Er hat den Tigertypus." — Er spielte auf den kräftigen, selbst im Alter elastischen Körper des Präsidenten an. Erinnert Bismarck an den Typus des Bulldogs, so Clemenceau an

o I>
o o

den Typus des Tigers. Er ist von Natur mehr zum Angriff als zur Verteidigung an»
gelegt. Deshalb liegt ihm die Stellung des Premierministers nicht so gut als die des
Oppositionsführers. Aber deshalb allein.
Denn in fast jeglicher anderen Hinsicht paßt er für diese Stellung wie wenige
Männer in Europa. Es ist nur ein Zeugnis der menschlichen Beschränktheit, daß man
gewartet hat, bis Clemenceau die Sechzig hinter sich hatte, um in ihm den Wann zu
sehen, der geschaffen war, zu regieren. Er hat den Ueberblick, die Entschlossenheit, die
Klarheit, die handlungstraft und die Arbeitskraft. Er ist insofern völlig geeignet, den
ersten Platz einzunehmen.
Freilich ist er es nur bedingt in einem Land wie Frankreich, wo es für den Negie»
renden notwendig ist, zur Befestigung seiner Lage die Eitelkeit der Anhänger gründlich
zu schmeicheln. Weit davon entfernt, der Eitelkeit der andern entgegenzukommen, fchont
Clemenceau sie nicht einmal. Sagt er jemand etwas Verbindliches, oder wendet er sich
sogar mit einer gewissen Wärme an jemand, so meint er es, aber wie selten sind diese
Fälle, wo er dem Angeredeten Bewunderung erzeigen kann!
Wenn ein französischer Schriftsteller einem Bekannten eins seiner Bücher sendet und
dieser in herzlichen und anerkennenden Ausdrücken dankt, jedoch ohne die tzinzufügung,
daß dieses Buch alles übertreffe, was er je in seinem Leben derartiges gelesen habe, so
sagt unfehlbar der Betreffende feinen Freunden: „Was habe ich wohl gegen N. N. der»
brechen? Ich zeige ihm die Aufmerksamkeit, ihm mein Buch zu schicken, und er dankt
mir in einem Brief, dessen Temperatur zehn Grad unter dem Nullpunkt liegt." —
Man denke sich einen Wann, der nie ein Kompliment sagt, oder jedenfalls nur im
Scherz, denke sich ihn als leitenden Staatsmann in einem Lande, wo der, welcher ein
neues Ministerium bildet, augenblicklich alle die unter seinen früheren Anhängern zu
scharfen Gegnern hat, die einen Platz in seinem Ministerium erhofft hatten und sich in
dieser Hoffnung getäuscht sahen.
»
In Clemenceau ist «in Spartaner mit einem Athenäer verschmolzen.
Der Spartaner steht jeden Morgen, Sommer und Winter, um 5 Uhr auf, und ist
imstande, um diese Zeit zu arbeiten. Am IN Uhr hat er das meiste von der Arbeit des
Tages hinter sich. — Der Spartaner trinkt nicht «inen Tropfen Wein oder Bier, und hat
sein Lebelang keinen Tropfen geschmeckt. Höchst possierlich deshalb, daß es Clemenceau zu»
fallen sollte, die beweglichen Klagen der Weinbauern über ausbleibenden Absatz anzu»
hören und zu beantworten. — Der Spartaner, der als Pflichtmensch früh morgens auf
feinem Posten im Ministerium war, erregte allgemeine Bestürzung, als er die Beamten
des Ministeriums des Innern zwang, zu rechter Zeit dort einzutreffen und dort ihre
Arbelt zu tun, anstatt die Zeitungen zu lesen. Aber die Folge war, daß er ein gut
Teil der Beamten entlassen tonnte und mit dem ersparten Geld die Gehälter der übri»
gen stark erhöhen, wobei sowohl der Staat wie die Arbeitenden ihren Vorteil sahen.
Der Athenäer hat das Buch I^e Zi-and ?3n geschrieben, liebt die griechische Natur,
griechische Kunst und Poesie über jegliche andere, und zwar nicht jene Kunst, die im all»
gemeinen so genannt wird, die Kunst späterer Zeiten, ganz zu schweigen von der römisch»
griechischen, sondern die ursprüngliche, echte Antik« in der Skulptur und in der Architct»

tur, und in der Dichtung wie in der bildenden Kunst. Immer wieder hat dieser Athenäer Reisen in Griechenland gemacht; jede kleinste Insel hat er besucht. Und vielleicht war «3 eine der Negierungshandlungen, die er am liebsten unternahm, 5NNN Francs für die Ausgrabungen in dem Hohlweg zu bewilligen, wo Oedipus Laios und dessen Diener tot» schlug, und der noch der Beschreibung der Alten genau entspricht. — Nichts adelt einen politisch in Anspruch genommenen Wann wie Liebe zu der primitiven Schönheit, die ja in der Negel dem modernen Franzosen fernsteht. Clemenceau» seelisches Leben ist von dieser Liebe zu der den Profanen unzugänglichsten Form hoher Altertumtzkultur ganz durchdrungen.

Der Spartaner ist außerstande, eine Geschmeidigkeit zu entwickeln, wie die einem Minister wie Vriand eigentümliche. Clemenceau hat nie aus anderer Ursache gewünscht, Minister zu sein, als um seine Ideen zu verwirklichen. Deshalb ist auch seine ganze Politik äs bonne toi. Er sagt offen, aus welcher Ursache er angreift oder verteidigt. In dem Punkt ist er sehr verschieden von seinem früheren politischen Freund, seinem jetzigen Gegner, Jean Iaures. Obwohl Iaures so ehrlich tut wie ein Sturmbock, ist er ein Sturmbock mit einem Schalten hinter den Ohren. Er unterstützte das Ministerium Combes, und was auch Combes Verpöntes unternahm, wie Einschreiten gegen Streikende mit Waffenmacht oder ähnliches, der Schalk hinter den Ohren von Iaurös legte ihm seine Hände vor die Augen, und so mußte er durch die Finger damit sehen. Er machte Com» bes keine Vorwürfe; er entdeckte diese Sachen einfach nicht. Dagegen hat er in Cle» menceau sogleich den Freund des Blutvergießens entdeckt, weil die Winzerbewegung in Südfrantreich ihn zwang, Truppen zu mobilisieren.

Es ist klar wie der Tag, daß für die Sache, der Iaures günstigen Wind wünscht, ein moderates Ministerium am Nuder viel vorteilhafter sein würde als ein radikales, womit mancher Freund des Fortschrittes in Frankreich sich begnügt. Unter der Herr» schaft eines energischen «Radikalismus gedeiht der Sozialismus schlecht.

Spartanisch ist bei Clemenceau die Festigkeit, athenäisch ist die Humanität. Er tonnte nicht, Mann wie er ist, unterlassen, die Herrschaft der Gesetze zu sichern, als sie bedroht war. Aber er würde mit seiner ganzen Vorzeit in Streit sein, hätte er nicht bis zum äußersten gestrebt, die bewaffnete Macht ungebraucht zu lassen. Man sah es am besten in Courrieres, wo er persönlich unter die zornigen Männer hineinging und sein mög» lichstes tat, um Gesetzesbruch und Repressalien zu vermeiden. Und man hat es bei der Winzerrevolte gesehen. In den Zeitungen seiner Gegner ist erzählt worden, daß er die Offiziere habe dekorieren lassen, die auf das Volk geschoffen hatten. In Wirklichkeit hat er die dekoriert, die stoisch sich lieber durch Steinwürfe mißhandeln ließen, als sie dem erhetzten und irregeleiteten Haufen gegenüber von den Gewehren ihrer Truppen Ge» brauch machten.

Er ist in seinen Handlungen vom ersten Tag an als Minister mit seiner Vor» zeit in Uebereinstimmung gewesen. Er hat nicht als Präsident des Konseils die or^nerie abgelegt, die ihn als jungen Mann auszeichnete. Oder war nicht die Ernennung Pic» quarts zum Kriegsminister ein Zeugnis der Kühnheit, die es weiß, was sie will, und das herausfordernde wagt, sicher genug daran, daß die anderen sich fügen?

Steht Clemenceau auch in feinen Ueberzeugungen auf demselben Standpunkt, den

er vor der langen Pause in seinem parlamentarischen Leben einnahm? Ich möchte daran zweifeln. Aus dem überzeugten Demokraten ist ein Mann geworden, der geringen Glauben an die unfehlbaren Instinkte des Volkes nährt. Zwar vergißt er nie, welche fruchtbare Kraft der große einzelne der Allgemeinheit verdankt. Er ist weit davon, irgend einer Art von Geniekultus zu huldigen. Hätte das Volk als Volk nichts anderes hervorgebracht als die Sprache, so wäre sie ihm Zeugnis genug von der schöpferischen Fähigkeit der Massen.

Aber er hat zu oft und zu lange die Wehrzahl gegen sich gehabt, wo er nur das «Rechte wollte, um nicht aus dieser Tatsache seine Schlüsse zu ziehen.

Georg Brandes.

Die Verfassung Elsaß-Lothringens.

Von Paul Laband.

hervorragende Publizisten konstatieren die Tat» -^ such«, daß die geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassungen nicht nach logischer Folge» richtigleit erfolgt, dah die äußersten Kon» sequenzen bestimmter Prinzipien nicht gezogen werben und daß die Befriedigung praktischer Bedürfnisse Abweichungen davon erzwingt. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß ungeahnte und meistens gar nicht vorherzu» sehende Schwierigkeiten gerade daraus ent» stehen können, daß der souveräne, selbstherrliche Will« des Gesetzgebers sich über das Erforder» nis der inneren Harmonie des «Rechtszustandes und der logischen Einheit der «Rechtsprinzipien hinwegsetzt. Dafür bietet die Verfassung Elsaß» Lothringens «in besonders anschauliches und zugleich wichtiges Beispiel.

Die Verfassung von Els»h»Lothring«n b«» ruht auf zw«i fundamentalen Sähen: die Er» Närung zum «Reichsland und die Ein» führung derAeichsverfassung. Zwischen diesen beiden Sätzen besteht ein unvereinbarer Gegensatz, «in« Kluft, die sich künstlich über» brücken, aber nicht ausfüllen läßt. Die «Reichs» Verfassung setzt Staaten mit einer eigenen, von der «Reichsgewalt verschiedenen Staatsgewalt voraus, welch« hinsichtlich aller der Zuständig» teit d«s «Reichs nicht unterliegenden Ang«l«gen» heit«n Autonomie, Selbstverwaltung, Gerichts» barleit usw. haben. Darauf beruht die Unter» fcheidung zwischen «Reichs» und Landes» angelegenheiten, «Reichs» und Landesgesetzen, «Reichs» und Landesbehörden, «Reichs» und Landesetats usw. Dies« Teilung der Zuständig» leit und der ihr entsprechenden hoheitsrechte (nicht zu verwechseln mit der Souveränität) ist dem Begriff des Bundesstaates fo wesentlich und für denselben so charakteristisch, daß sie in keinem Bundesstaat, er mag im übrigen geartet sein, wie er wolle, fehlen kann. Der Begriff des «Reichslandes steht dazu im dia» mitralen Gegensatz; er beruht gerade darauf, daß es für das «Reichsland leine besonder«, von d«r «Reichsgewalt verschieben« Staatsgewalt gibt, daß die «Reichsgewalt die volle Staatsgewalt ist, baß ihr« Zuständigkeit nicht auf gewiss« An» g«legenheit«n beschränkt ist. Es gibt daher nach

dem Begriff des «Reichslandes lein« Landes»
ang«l«genh«iten, welch« nicht «Reichsangelegen»
heilen wären; die Gesetze, welch« sie betreffen,
sind «Reichsgesetze; die Verwaltung des «Reichs»
landes ist «in Zweig der «Reichsverwaltung:
die Gerichte und Verwaltungsbehörden sind
«Reichsbehörden; das Finanzwesen ist «in T«il
der «Reichswirtschaft. Dieser, dem Begriff des
«Reichslandes entsprechend« Zustand war, mit
einer bald zu erwähnenden Ausnahme, an»
fangs auch in Wirklichkeit durchgeführt; die
Organe des «Reichs, Kaiser, Bundesrat, «Reichs»
tag, «Reichskanzler, «Reichsoberhandelsgericht,
«Rechnungshof, erstreckten ihr« Zuständigkeit auch
auf diejenigen Angelegenheiten des «Reichs»

lande«, welche nach der Reichsverfassung zur Machtsphäre der Vundesgli«der gehörten. Mit dem Prinzip und Aufbau der Reichsverfassung stand dies aber im Widerspruch; Elsah» Lothringen wurde nicht dem Reich »ls ein neues Mitglied «ingefügt, fondern demselben angehängt; Reichsland und Reichsverfassung schließen sich einander begrifflich und grundsätz» lich aus.

Das Vereinigungsgesetz vom 9. Juni 1871 § 2 bestimmte aber bereits, daß nach einer kurzen Uebergangszeit die Verfassung des Deutschen Reichs in Elsah»Lothring«n in Wirk» samkeit treten soll (was am 1. Januar 1874 geschah) und dah auch nach Einführung der Reichsverfassung — bis zu anderweitiger «Rege» lung durch Reichsgesetz — das Recht der Gesetz» gebung auch in den der Reichsgesetzgebung in den Bundesstaaten nicht unterliegenden An» gelegenheiten dem Reiche zusteht — also auch den in der Reichsverfassung dazu bestellten Organen.

Wenn die Reichsverfassung nicht nur äuherlich und formell, sondern nach ihrem wahren Sinne und ihrer wirklichen staatsrecht» lichen Bedeutung in Llsah»Lothringen hätte in Kraft treten sollen, so hätte man entweder diese Länder einem oder mehreren Bundes» staaten einverleiben oder eine eigene Staats» gewalt über diese Gebiete konstituieren und als Träger derselben eine neue Dynastie für diesen neuen Staat schaffen muffen. Beides ist aus zwingenden Gründen nicht geschehen. Sollte 2lsah»Lothringen ein Reichsland bleiben, fo war eine Ergänzung und Abänderung der Reichsverfassung erforderlich; es muhte be» stimmt werden, durch welche 0rgan« und in welchenFormen das Reich dievolle Regierung eines Landes führen und alle dazu erforder» lichen Funktionen versehen solle, da die Be» aufsichtigung und Gesetzgebung über die im Artikel 4 der Reichsverfassung aufgezählten Angelegenheiten dazu vollkommen unzu» reichend ist und die dafür geschaffenen Organe des Reiches nach ihrem Wesen und ihrer Zu» sammensehung dazu nicht geeignet sind. Das wäre aber freilich etwas ganz anderes gewesen als die Einführung der unveränderten "Reichs» Verfassung vom 16. April 1871. In der Tat erwiesen sich sehr bald Abänderungen und Er» gänzungen der Reichsverfassung als un» «rlählich.

Zunächst hatte die Einführung der Reichs» Verfassung die Folge, dah die Unterscheidung zwischen den Angelegenheiten, welch« »er» fassungsmähig zur Zuständigkeit des "Reiches gehören, und denjenigen, welche der Kompetenz der Bundesstaaten unterliegen, auch auf Llfah»

Lothringen übertragen wurde, obgleich sie gerade dem Begriff des Reichslandes wider» spricht und den Gegensatz zwischen dem Reichsland und dem Vundesglied verwischt. Man unterschied daher auch im Reichs» lande Reichs» und Landesgesetze, Reichs» und Lanbesbehörden, Reichs» und Landes» angehörigkeit, obgleich dies staatsrechtlich keine Gegensätze, sondern identische Be» griffe waren und sind. Für diese Unter» scheidung war aber noch «in anderer Grund, unabhängig von der Reichsverfassung und schon vor der Einführung derselben, von maßgebender Bedeutung. Die konsequente Durchführung der Reichslandsidee hätte er» fordert, dah auch die Finanzwirtfchaft des Reichslandes mit der des Reiches verschmolzen wurde, dah die Einnahmen des Reichslandes als Rcichseinnahmen, die Kosten seiner Ver» waltung als Ausgaben des Reiches behandelt werden. Dies geschah aber nur formell, indem der Etat für Llsah°Lothringen im Wege der Reichsgesetzgebung festgesetzt wurde. Materiell dagegen wurde das Reichsland in finanzieller Hinsicht vollkommen den Bundesstaaten gleich» gestellt. Man wollte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, dah das Reich die finanziellen hilfs» kräfte Elsllh»Lothring«ns zu seinem Vorteil ausbeute, wie es etwa Dänemark mit Holstein getan hatte, und man wollte in der Bevölke» rung von Llsah»Lothringen nicht den Ver» dacht oder das Gefühl aufkommen lassen, dah sie schlechter als die Angehörigen der Bundesstaaten behandelt werde. Dadurch gewann die Unter» scheidung von Reichs» und Landeseinnahmen und »Ausgaben, von Reichs» und Landes»

vermögen und »Schulden, von Reichs» und
Landesbehörden, von Reichs» und Landes»
beamten usw. eine praktische Bedeutung, gegen
welche die theoretische Identität von Reichs»
gewalt und Reichslandsgcwalt ganz in den
Hintergrund treten muhte. Wenngleich die
finanziell« Sonderwirtschaft des Reichslandes
für seine staatsrechtliche Natur nicht von maß»
gebender Bedeutung ist, da j» auch Provinzen,
Kreise und Gemeinden eine selbständige
Finanzwirtschaft, eigenes Vermögen und
Schulden, eigene Einnahmen und Ausgaben
haben, so trat doch durch die besondere, von
der Finanzwirtschaft des Reiches getrennte
Finanzwirtschaft das Reichsland in einen
Gegensatz Zum Reich, welcher dem Gegensatz
zwischen Reich und Vundesglied sehr ahn»
lich, wenngleich leineswegs gleich, war") und
namentlich der Verwaltung des Reichslandes
das Gepräge einer der Rcichsverwaltung
gegenüberstehenden Staatsverwaltung verlieh.
Aus diesem Zwiespalt zwischen dem Begriff
und der verfassungsmäßigen Rechtsstellung des
'Reichslandes einerseits und der in wichtigen
Beziehungen durchgeführten Gleichstellung des»
selben mit den Bundesstaaten andererseits er»
gaben sich Unstimmigkeiten im öffentlichen Recht
des Neichslandes und zwei «ntgegengefetzle
Tendenzen, von denen die «ine auf die Schaffung
einer eigenen Staatsgewalt und auf völlige
Gleichstellung mit den Bundesstaaten, die andere
auf Festhaltung der vollen Zuständigkeit des
Reichs und der daraus sich ergebenden Kons«»
quenzen gerichtet war.
Die sofort eintretende und unabwendbare
Folge des geschilderten Gegensatzes war die
Spaltung der Funktionen der Organe des
Reiches, welch« jetzt ja zugleich für die nicht

') Kraft der unbcschranlte» Gesehgebungslompetenz des «leich« lonnte da« letzte»« <llsaß»Lothring«n Linnahmeauellen geben und nehmen, Ausgabe« auferlege» und »erbieten, dl« Gehalte der Laudesbeamten, dl« Gebühren für die Ver» rlchtungen der Landesbehörden normieren, Einrichtungen einführen «der aufheben und insbesondere den Landeshaus» Haltsetat festsetzen, Von einer staatsrechtlich«« Gleich» stell» ng des Reichslande« mit de» Vundesstaaten tonnte daher auch auf dem Gebiet der FInanMlrtschast nicht die Nede sein. Dies gilt auch noch gegenwärtig.

zur verfassungsmäßigen Zuständigkeit des
Reiches gehörenden Angelegenheiten in Tätig»
leit treten muhten.
1. Der »aiser ist nach der Reichs»
Verfassung „das Präsidium des Bundes" und
hinsichtlich der Gesetzgebung und Vcrwal»
tung usw. auf diejenigen Rechte beschränkt,
welch« ihm die Reichsverfassung zuweist; die
Füll« der in der Staatsgewalt enthaltenen
Rechte steht ihm im Reich nicht zu.

Im Reichsland dagegen „übt der Kaiser die Staatsgewalt aus" (Vereinigungsgesetz vom 9. Juli 1871 § 3). Die Reichslands, qualität kommt dabei dadurch zur Gel» tung, dah er sie „im Ramen des Reiches" aus» übt; aber dies ist eine formelle Aeußerlich» leit; materielle Wirtungen sind damit nicht verbunden. Obgleich nun die Staatsgewalt in Elsah»Lothringen nichts anderes ist als die Reichsgewalt in bezug auf das Reichsland, so gelten doch für die Ausübung biefer Staats» gewalt andere Regeln wie für die Ausübung der Präsidialbefugnisse des Kaisers. Insbesondere hat der Kaiser bei der Landesgesetzgebung eine wesentlich ander« Stellung wie bei der Reichs» gesetzgebung; er hat das Recht der Sanktion und ist nicht verpflichtet, einen vom Bundes» rat befchlosfenen Gesetzentwurf zu verkündigen; er lann, wie Bismarck einmal sagte, nicht majorisiert werden. Der Kaiser hat ferner das Verordnungsrecht in vollem Umfang«; er ist der Chef der gesamten Landesverwaltung nach Maßgabe der zum Teil noch aus der Zeit der französischen Herrschaft stammenden Landes» gesetze; er hat das Begnadigungsrecht. Andererseits ist seine Stellung doch nicht die gleiche wie seine Stellung als König von Preuhen oder der anderen Bundesfürsten; denn der Kaiser ist auch in Ausübung der Staats» gewalt in Llsah»Lothringen ein Vrgan des Reiches, an die Mitwirkung des Bundes» rates, unter Umständen auch an die Zu» stimmung oder Kontrolle des Reichstags, ge» bunden. Di« spezifischen Mitgliedschaftsrechte der Bundesfürsten kann der Kaiser nicht »us» üben, weil das Neichsland kein Mitglied des Reiches ist; er kann also insbesondere lein«

Stimmen im Bundesrat führen, ja streng ge>
nommen auch leine Anträge im Bundesrat für
Llsah»Lothringen stellen. Der Kaiser übt die
landesherrlichen Recht« aus und ist doch nicht
der Landesherr des Reichslandes im cigent»
lichen staatsrechtlichen Sinne des Wortes. In
allen Bundesstaaten, auch in Preußen, haben
die landesherrlichen ober einzelstaatlichen
Rechte einen anderen Träger als die kaiser»
lichen oder rcichsrechtlichen; im Aeichsland
stehen beide dem Kaiser als dem Organe des
Reiches zu und haben ihre gemeinsame Quelle
in der Staatsgewalt des Reiches. Da aber die
Kompetenz des Reiches hinsichtlich des Reichs»
landes eine unbeschränkte ist, so gibt es leine
feste und zweifellose Abgrenzung zwischen den
Bereichen der reichsverfassungsmähigen und
der landesrechtlichen Befugnisse. Hinsichtlich der
Gesetzgebung, welche ja eine allum»
fassende Form für staatliche Willensalt«
jedweden Inhalts ist, sind ausdrücklich im Ge»
setz vom 9. Juni 1871 § 3 Absatz »
und vom 2. Mai 1877 § 2 für die
Landesangelegenheiten zwei Wege, der landes»
verfassungsmäßige und der reichsverfassungs»
mäßige, für zulässig erklärt, und je nachdem
der «ine oder andere beschritten wird, sind die
Aechte des Kaisers ander«.

2. Dem Begriff des Aeichslandes gemäß
war der Reichskanzler der Minister des
Kaisers für all« Angelegenheiten des Reichs»
landes, ohne Unterschied, ob sie nach der Reichs»
Verfassung zur Zuständigkeit des Reiches ge»
hören oder nicht. Dies war die logische Kon»
sequenz des Reichslandsbegriffes, hat sich aber
seit dem Reichsgesetz vom tz. Juli 1879 ge»
ändert, dessen ß 2 bestimmt, daß die
durch Gesehe und Verordnungen dem Reichs»
kanzler in «lsaß»lothringischen Landes»
angelegenheiten überwiesenen Befug»
nisse und Obliegenheiten auf den Kaiser»
lichen Statthalter übergehen. Dies war
ein bedeutungsvoll«? Schritt in d«r Rich»
tung der Abschwächung des Neichslands»
begriffs; es bedeutete die Trennung der
Landesverwaltung von der Neichsverwaltung.
Die Verwaltung des Reichslanbes gewann da»
durch eine außerordentliche Aehnlichteit mit
der Verwaltung der Bundesstaaten; sie trat
der Verwaltung der Reichsangelegenheiten mit
scheinbarer Selbständigkeit gegenüber; beide
gipfelten nicht mehr in derselben, vom Reichs»
lanzler gebildeten Spitze; die Behörden der
Landesverwaltung sind nicht wie alle übrigen
Behörden des Reiches dem Reichskanzler,
sondern dem Statthalter unterftellt; die Ve>
amten der Landesvcrwaltung erhalten ihre
Diensteinkünfte nicht »us der Reichslass«,
sondern aus der Landeskasse; die Gegenzeich»

nung kaiserlicher Erlasse in Landesangelegen» heilen sowie der Landesgesetze und die damit verbundene Verantwortlichkeit ist nicht mehr Sache des Reichskanzlers, sondern des Kaiser» lichen Statthalters. Man könnte der Ansicht zuneigen, als sei dadurch die Reichslands» eigenschaft in Wirklichkeit aufgegeben worden und nur in der Theorie noch fortdauernd; als sei 2lsah»Lothring«n zu einem Staatswesen organisiert, welches vom Kaiser regiert wird wie Preußen vom König, wenngleich „im Ramen" des Reiches. Di« Unterscheidung der Landesangelegenheiten von den Reichsan» gelegenheiten hat jedenfalls durch das Gesetz vom 4. Juli 1879 nicht nur eine neue reich»» gesetzliche Anerkennung, sondern auch ein« in die Augen fallende tatsächliche Durchführung gefunden. Wenn man aber näher zusieht, so erscheint die Sache doch in einem etwas anderen Lichte; die Neichslanbsqualität ist doch nicht verschwunden, sie macht sich mit dem Ge» wicht einer bestehenden Verfassungsinstitution geltend und hebt die äußerlich durch» geführt« Trennung der Reichs» und Landes» Verwaltung teilweise wieder auf. Denn alles, was im Neichslanb gefchieht, seine Gnt» Wicklung und sein politischer und rechtlichei Zustand, alle Vorkommnisse von Erheblichkeit und alle von der Regierung getroffenen Maß» nahmen haben ein unmittelbares Interesse für das Reich und berühren fchon wegen ihres mög» lichen Ginflusses auf auswärtige Beziehungen die dem Reichskanzler obliegenden Aufgaben. 2s ist daher unerläßlich, daß der Reichskanzler nicht nur in ununterbrochener und vollständiger

Kenntnis von allem, was im Reichsland vor»
geht, erhalten werden muß, sondern auch, baß
die Negierung des Reichslandes zu allen Maß»
regeln von einiger Wichtigkeit sich des Ein»
Verständnisses des Reichskanzlers versichern
muß. Die Regierung bedarf des sog. Unschäd»
lichkeitsattestes, namentlich bei allen im Wege
der Gesetzgebung zu treffenden Mahnahmen,
d. h. der Bescheinigung des Reichskanzlers, daß
vom Standpunkt der Reichsinteressen aus gegen
die beabsichtigte Vorlage nichts einzuwenden
sei. Der Reichskanzler hat daher gewisser»
maßen ein Veto gegenüber der Regierung des
Reichslandes. Dazu kommt, daß der Reichs»
tanzler den persönlichen Vortrag beim Kaiser
und den unmittelbaren Verkehr mit den Mit»
gliedern des Bundesrates hat. Rechtlich sind
zwar der kaiserliche Statthalter und der Staats»
selretär des Ministeriums für Elsaß und
Lothringen davon nicht ausgeschlossen; aber
tatsächlich sind sie in der Regel nicht in der
Lage, dieses Recht auszuüben. Endlich hat das
besondere, noch näher zu besprechende Ver»
hältnis des preußischen Staatsministeriums zu
den Angelegenheiten Elsah»Lothringens die
Folg«, daß der Reichskanzler oder sein Gene»
ralstellvertreter als Präsident des preußischen
Staatsministeriums die Verbindung zwischen
di^.n und der Regierung des Reichslandes
herstellt. Aus allen diesen Gründen ergibt
sich, daß das Verhältnis der Regierung des
Reichslandes zu der Regierung des Reiches
wesentlich verschieden ist von dem Verhältnis
der Bundesstaaten zu den Reichsorganen; ihre
Verbindung ist «ine erheblich enger« und die
Selbständigkeit der Regierung des Reichslandes
ein« geringere; eine wirklich frei« Autonomie
und Selbstverwaltung hat das Reichslanb nicht.
Es stehen zw«i entgegengesetzt« Prinzipien, die
Trennung und bi« Vereinigung der Reichs»
lanbsregierung und der R«ichsregierung n«b«n»
einander, und es ist sehr begreiflich, daß in der
Präzis daraus Zweifel und Unklarheiten sich
ergeben, unter Umständen auch Differenzen.

3. Der Reichstag trat mit der Ein»
führung der Reichsverfassung hinsichtlich der
Landesangelegenheiten Elsah»Lothring«ns in
all« Funktionen ein, welche er in Reichs»
angelegenheiten auszuüben hat. Damit waren
aber Uebelstände verbunden, welch« sich
bald fühlbar machten. Die weit überwiegende
Mehrzahl der Abgeordneten konnte für das
Detail der elsah-lothringischen Gesetzgebung
weder Verständnis noch Interesse haben. In
dieser Beziehung unterschieden sich die sogen,
inneren oder besonderen Angelegenheiten des
Reichslandes nicht von denen der Bundes»

staaten. So wenig der vom gesamten Reichs» voll in allen Teilen des Bundesgebietes ge» wählte Reichstag nach seiner Zusammensetzung geeignet ist, in württembergischen oder olden» burgischen Landesangelegenheiten maßgebende Beschlüsse zu fassen, ebensowenig ist er es hin» sichtlich des Reichslandes. Für die Bevölkerung von Elsah»Lothring«n war diese Zuständigkeit des Reichstages ein« Herabsetzung im Vergleich mit den Bevölkerungen der Bundesstaaten und für den Reichstag eine unerwünschte Be» lastung. So wie man für die Verwaltung des Reichslandes dem Reichskanzler in dem Kaiserlichen Statthalter einen zweiten oder Spezial»R«ichskanzler zur Seit« stellte, so schuf man unter dem Ramen Landesausfchuh eine Spezial»Volksvertretung für die Landes» angelegenheiten, gleichsam ein Surrogat des Reichstages. Dadurch wurde der letztere tatsäch» lich für die Landesangelegenheiten außer Tätigkeit gesetzt; der Landesausschuh übt alle Funktionen einer Volksvertretung ohne Aus» nahm« aus; er steht barin den Landtagen der Bundesstaat«« vollkomm«« gleich. Die Kon» s«qu«nz d«s Reichslandsbegriffes scheint völlig verlassen zu sein; der Landesausschuß scheint nach seiner Zusammensetzung und nach seiner Zuständigkeit nicht ein Vrgan des Reiches, sondern ein Organ des Reichslandes zu sein, als wäre es in Wahrheit «in Staat, und der wissenschaftlichen Theorie ist eine schwierige Aufgabe gestellt, das Wefen und die rechtliche Ratur des Landesausfchusses mit dem Begriff des Reichslandes in inner« U«bereinstimmung zu bringen.

Aber auch hier stehen neben der, dem Wesen des 2inzelftaat«s entsprechenden In»

c» »
stitution des Landesausschusses gewisse, dem
Wesen des Reichsland«s entsprechende Rechts»
sätz«. Dahin gehört zunächst der wichtige Ver»
fassungsgrundsatz, dah die Zuständigkeit des
Reichstages rechtlich in de» Angelegenheiten
des Reichslandes fortbesteht, sogen. Landes»
gesetzt daher im Wege der Reichsgesetzgebung
erlassen werden tonnen. Gesetz vom 2. Mai
1877 § 2 Absah 1 und von 1879 § 21
Absatz 2. Dadurch lann die Opposition
des Landesausschusses gegen Gesehesvor»
schlage, deren Annahme nach Ansicht der
Regierung im nationalen Interesse oder
aus anderen Gründen erforderlich ist,
gebrochen werden, wenn die Majorität des
Reichstages zustimmt. Durch diese Möglich»
teit wird ein politischer Druck auf den Landes»
ausschuh ausgeübt; er ist weniger frei wie
die Landtag« der Einzelftaaten. Aber auf diefe
subsidiär« Zuständigkeit des Reichstages
ist die Tragweite dieser Rechtsvorschrift nicht
beschränkt. Es kann Angelegenheiten des
Reichslandes geben, welche nicht zur ver»
fassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches ge»
hören, welch« aber aus irgend einem Grunde
der auswärtigen oder inneren Politik von der
Art sind, bah es wünschenswert erscheint, «inen
Veschluh des Reichstages darüber herbei»
zuführen. Unter Umständen entspricht es viel»
leicht sogar den Wünschen der Lanbesausschuh»
Mitglieder selbst, dah nicht sie, sondern der
Reichstag mit einer gewissen Sache besaht
werden, da fi« weder für die Annahme noch für
die Ablehnung einer Vorlage die politische
Verantwortlichkeit tragen wollen. Die Regie»
rung hat die vollkommen freie Wahl, ob
si« in Landesangelegenheiten den bundesstaat»
lichen oder den reichsländischen Weg der Gesetz»
gebung beschreiten, d. h. dem Landesausschuh
oder dem Reichstag die Vorlage machen will.
Wählt sie den letzteren Weg, so betrifft dies
nicht nur die parlamentarische Körperschaft,
welche mit der Angelegenheit besaht wird,
fondern es tritt hinsichtlich des gesamten
Gesetzgebungsvorganges die Stellung Clsah»
Lothringens als Reichsland in die Er»
schcinung: die Verpflichtung des Kaisers zur
Ausfertigung und Verkündigung des vom
Bundesrat und Reichstag beschlossenen Gesetzes,
die Gegenzeichnung des Reichskanzlers an
Stelle der des Statthalters, die Verkündigung
im Reichsgesetzblatt statt im Gesetzblatt für
2lsah»Lothringen, sowie die formelle Gesetzes-
kraft des R e i ch s g«setzes, d. h. der Rechte»
satz, dah dieses Landesgesetz nur im Wege der
Neichsgesetzgebung aufgehoben oder abgeändert
werden kann. RN. vom 2. Mai 1877 § 2
Absatz 2. Zu praktischen Schwierigkeiten hat

der doppelte Gesetzgebungsweg deshalb nicht geführt, weil die Regierung noch niemals Veranlassung hatte, in Landesangelegenheiten den Weg der Reichsgesetzgebung zu beschreiten, aufgenommen wenn die formelle Gesetzeskraft eines Neichsgesetzes dazu nötigt«.
Ferner st die Vorschrift des § 8 des Reichsg«f«h«s vom 23. Juni 1873 in Kraft geblieben, dah der Kaiser unter Zustimmung des Bundesrates Verordnungen mit gesetzlicher Kraft erlassen kann, wenn der R «ichstag (! > nicht versammelt ist, an dessen Stell« der Landesausschuh im § 21 des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1879 nicht gesetzt worden ist.
Endlich ist für die Stellung Elsaß» Lothringens »ls Reichsland charakteristisch die Vorschrift des Reichsgesetzes vom 7. Juli 1887 (RGBl. S. 377): „Durch Kaiserliche Verordnung kann mit Zustimmung d«s Bundesrates angeordnet werden, daß «ine durch Reichs» geseh erfolgte Abänderung r«ichsg«sehlichcr Vorschriften, welche in Llsaß»Lothringen als Landesrecht gelten, für 2lsah»Lothringen landesrechtliche Anwendung finden soll."
Dieses Gesetz ist «in glänzendes Beispiel der Kunst, sich unverständlich auszudrücken; wer nicht weih, was das Gesetz bedeutet, wird seinen Sinn aus seinem Wortlaut nicht leicht erraten. 2s handelt sich um folgendes: Das Reichsbeamtengesctz ist in Elsaß»Lothringen für die Landesbeamten, welche in Wahrheit Reichs» beamte in der Reichslandsverwaltung sind, „als Landesgesetz" mit einigen Ergänzungen und Abänderungen eingeführt worden. Infolge dieser legislatorischen Finesse finden Abändc»

rungen des Reichsgesetzes auf die reichslänbi» scheu Beamten nur Anwendung, wenn sie auch „landesgesetzlich" eingeführt werden, hiernach könnt« der Landesausschuh «ine Anordnung ab» lehnen, welcher der Reichstag zugestimmt hat, und ein« Ungleichheit in den Rechtsverhält» nissen der reichsländischen Beamten und der übrigen Reichsbeamten herbeigeführt werd«n, für welche es an einem sachlichen Grunde fehlt. Dies soll durch das Gesetz vom 7. Juli 1887 verhütet werben. Auch hier «rscheint «in Schwanken zwischen zwei verschiedenen Prin» zipien. Die Einführung des Beamtengesehes als Landesgesetz entspricht der Behandlung Elsah»Lothringens, als wäre es ein Bundes» staat, die Inkraftsetzung reichsgesetzlicher Ve» stimmungen „als landesrechtliche" ohne Mit» Wirkung des Lanbesausschusses ist nur mög» lich, weil Glsaß.Lothringen R«ichsl»nd ist; für keinen Einzelftaat könnte das Reich eine solche Bestimmung erlassen.

4. Der Bundesrat ist diejenige Insti» tution, durch welche die Reichslandseigenschaft am reinsten und vollkommensten zur Verwirk» lichung kommt. Hier gibt es leine inkonse» quent« Modifikation in der Richtung nach der Staatsqualität des Reichslandes. Die bis» weilen geäußerte Ansicht, daß der Bundesrat hinsichtlich der elsah»lothringischen Landes» angelegenheiten als Oberhaus fungiere oder «in solches vertrete, ist nicht nur deshalb un» zutreffend, weil der Bundesrat, dessen Mit» glieder nach den ihnen erteilten Instruktionen abstimmen müssen, überhaupt lein« parlamen» tarische Körperschaft ist und eine solch« auch nicht — wie etwa ein Staatsrat — in gewissen Beziehungen vertreten kann; sondern es liegt dieser Anschauung ein fundamentaler Irrtum zugrunde. Ein Oberhaus, gleichviel wie es zusammengesetzt ist, und selbst dann, wenn seine Mitglieder nicht nach ihrer individuellen Ueberzeugung, sondern nach Instruktionen ab» stimmen würden, ist ein Organ oder «ine In» ftitution des bestimmten Staatswesens, dem es angehört,- es wird aus Elementen desselben gebildet, hat die Interessen der sozialen Klassen, Berufsstände, Körperschaften ufw. dieses Staatswesens wahrzunehmen. Wenn man sich Elsah»Lothringen als Staat vorstellt, so kann und muß man sich den Kaiser in Ausübung der Staatsgewalt, den Statthalter und die ihm untergeordneten Behörden, den Landesaus» schuh und den Staatsrat als Organ« di«s«s Staates denken. Den Bundesrat aber kann man sich nicht als diesem Organismus ein» gefügt vorstellen; er reicht immer darüber hinaus und gehört einem Staatsorganismus höherer Ordnung an. Durch die Beschlüsse b«s Bundesrates erklärt stets die Gesamtheit der

deutschen Bundesstaaten ihren Willen, ohne Unterschied, ob die Angelegenheit zur ver» fassungsmäßigen Zuständigkeit des Reiches gehört oder eine „innere" Angelegenheit des Reichslandes ist. Aach d«r verfassungsmäßigen Stellung des Bundesrates »ls Figurant des Reichsfouveräns, sowie nach seiner Zusammen» setzung ist es ausgeschlossen, sich den Bundes» rat als eine Institution des Reichs» landes, also als ein Surrogat eines Ober» Hauses, zu denken. Di« Zuständigkeit des Bundesrates erstreckt sich auf alle Angelegen» heilen des Reichslandes; denn seine Zu» stimmung ist erforderlich zu allen landesrecht» lichen Gesetzen und Rechtsverordnungen des »aisers. Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 § 3; vom 25. Juni 1873 § 3; vom 2. Mai 1877 § 1; vom 7. Juli 1887.') Der Bundesrat hat ferner an der Feststellung des Landesetats mit» zuwirlen und die Entlastung der Rechnungen zu erteilen (Gesetz vom 2. Mai 1877 § 3), hierdurch also ein Mitbestimmungs» und Be» aufsichtigungsrecht hinsichtlich der gesamten Landesverwaltung.

B«i der Ausübung dieser Funktionen des Bundesrates treten nun dieselben Unzuträglich» leiten ein, welch« sich hinsichtlich des Reichs» tages geltend gemacht haben und zum Ersatz desselben durch den Landesausschuß führten. Der Bundesrat ist nach seiner Zusammensetzung und nach dem ihm zugrunde liegenden Be» griff zur Behandlung der besonderen An»

') «n« Ausnahme mach» »a« ««!«« «am 13, Zun! ,»» « 2.

gelegenheiten der einzelnen Staaten un»
geeignet, und dies trifft auch »uf die Landes»
angelegenheiten des Reichslandes zu. Wie ist
es sachlich zu rechtfertigen, daß bei Regelung
derfelben die Regierungen aller deutschen
Einzelstaaten «in Mitbestimmungsrecht haben?
Welches Interesse haben Bayern und Sachsen,
die thüringischen Staaten und die Hanse»
städt« usw. daran, ob in Elsah»Lothringen
einige neue Gerichtsgebäude oder Gefängnisse
gebaut, das Sparkassenwesen oder die Medi»
zinalverwaltung geändert, die Gebühren der
Steuereinnehmer neu reguliert, «ine Fluh»
lorreltion vorgenommen wird oder nicht? Für
die Bevölkerung von Elsah»Lothring«n aber
muh diese Ausübung von tzoheitsrechten seitens
der deutschen Bundesregierungen in Landes»
angelegenheiten Elsah.Lothringens das Gefühl
einer Bevormundung erregen, und da etwas
Aehnliches in keinem anderen Teil des Reichs»
gebietes stattfindet, wird dies als «ine Ver»
sagung der Gleichberechtigung, als «ine Winde»
rung d«r politischen Rechtsfähigkeit empfunden.
Für die Regierung des Reichslandes ist die
Notwendigkeit, die Zustimmung des Bundes»
rates zum tzaushaltsetat und zu allen landes»
gesetzlichen Anordnungen herbeiführen zu
müssen, eine nicht unerheblich« Erschwerung
der Geschäftsführung, und die Regierung hat
vielleicht «in noch lebhafteres Interesse
als der Landesausschuh daran, dah in
Landesangelegenheiten der Bundesrat aus»
geschaltet wird.
Die Zuständigkeit des Bundesrates hat
ferner «ine besonder« praktisch« Bedeutung für
das Verhältnis Elsah.Lothringens zu Preußen.
Da all« Vorlagen an den Bundesrat, auch wenn
sie «lsah»lothringische Landesangelegenheiten
betreffen, nach der Reichsverfaffung Vorlagen
der preuhischen Regierung find, jedenfalls
die preuhischen Stimmen nicht gegen einen
Vorschlag der kaiserlichen Regierung im
Bundesrat abgegeben werden können, so muh
jede Vorlage, welch« der Kaiser, sei es in
Reichsangelegenheiten, sei es in elsah»lothrin»
gischen Landesangelegenheiten, im Bundesrat
einbringt, von der preuhischen Regierung vom
Standpunkt der preußischen Staatsinter»
essen aus und nach den in Preuhen bestehenden
Ginrichtungen und maßgebenden Tendenzen
vorgeprüft weiden. Die Instruktion der
preußischen Bevollmächtigten zum Bundesrat
ist «in Regierungsg«schäft Preußens, nicht des
Reiches; der König von Preußen bedarf dazu
des verantwortlichen Rates des preuhischen
Staatsministeriums; der Kaiser kann daher
nicht in Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß»
Lothringen Anträge an den Bundesrat richten,

bevor ihm der Bericht des preußischen Staats» Ministeriums hinsichtlich der Abgab« d«r preuhischen Stimmen im Bundesrat erstattet worden ist. Daraus ergibt sich ein« Art von Vetorecht der preuhischen Regierung gegen alle Vorschläge in «lsah»lothringisch«n Landes» ang«l«g«nheiten> «in Recht der Einmischung in die Landesverwaltung, ein Prüfungsrecht des «lsah»lothringisch«n Etatsentwurfs, alfo der gesamten Staatswirtschaft des Reichslandes. Diese Beteiligung der preußischen Regierung an der Regierung des Reichslandes ist «in« indirekte oder vielmehr latente, und es ist aus diesem Grund« erklärlich, daß sie von Politikern und Publizisten, welche die Ver» fafsung des Reiches und Elsah.Lothringens nicht genau kennen, nicht wahrgenommen wird; aber sie beruht nicht bloh auf theoretischer Spekulation, sondern sie macht sich in der Praxis tatsächlich sehr bemerkbar. Sie ist die notwendigeFolgederZuständigkeit desBundes» rates in elsaß»lothringischen Landesangelegen» heiten und der Identität des Kaisers und des Königs von Preuhen. Dies« indirekte und latente Einwirkung des preußischen Staats» Ministeriums auf die «lfah»lothringischen Landesangelegenheiten würde von selbst weg» fallen, wenn dief« Angelegenheiten der Zu» ständigkeit des Bundesrates entzogen werden würden. Das gleiche gilt natürlich auch von den anderen Bundesregierungen; aber ab» gesehen von der größeren Stimmenzahl und dem überwiegenden Einfluß Preußens besteht der Unterschieb, daß die anderen Regierungen zu einem Antrage in elsah»lothringisch«n Landesangeleg«nh«iten erst Stellung nehmen.

nachdem er im Bundesrat eingebracht worden ist; die preußische "Regierung dagegen vorher, so daß er überhaupt nicht vorgelegt wird, wenn sie entscheidende Bedenken dagegen erhebt. Auch ist es aus tatsächlichen Gründen aus» geschlossen, daß irgend «ine andere deutsche Staatsregierung einen so großen Einfluß auf die elf»h»lothringischen Landesangelegenheiten ausüben könnte wie die preußische. Di« Auf» Hebung der Zuständigkeit des Bundesrates in elsah»lothringisch«n Landesangelegenheiten würde daher in gewissem Sinn« «ine Emanzi» pation des Beichslandes von Preußen sein. Daß die Begierungsrecht« d«s Kaisers verstärlt werden, wenn ihr« Ausübung nicht mehr an die Zustimmung des Bundesrates gebunden ist, und daß die Stellung des Kais«» ichen Statt» Halters und des Staatssekretärs unabhängiger wird, wenn di« Vermittlung des Beichs» lanzlers mit dem Bundesrat nicht mehr «r» forderlich ist, bedarf kaum der Erwähnung. Würde die Zuständigkeit des Bundesrates in den Landesangelegenheiten mit Einschluß des Etats aufgehoben weiden, so würde das Beichs» land tatsächlich den Bundesstaaten gleich» gestellt und zum Kronland des Beiches gemacht werden, wenngleich di« theoretische Konstruktion seines Verhältnisses zum Neich immerhin ein« andere bliebe.

Der Durchführung dieser Maßregel, welche im Beichsland gewiß sehr beifällig auf» genommen werden würde, stehen aber zwei sehr erhebliche Schwierigleiten entgegen, eine reichsrechtlich« und «ine landesrechtliche. Jede Schmälerung der Necht« und Befugnisse des Bundesrates ist zugleich eine Verringerung der Bechte der Einzelstaaten. Die souveräne Staatsgewalt über das Beichsland steht der Gesamtheit der deutschen Staaten zu, welche ihren Anteil an der Beichsgewalt durch ihre Stimmen im Bundesrat ausüben. Wag man den politischen Wert des Mitbestimmungs» rechtes in den Landesangelegenheiten Elsaß» Lothringens hoch oder gering schätzen; jeden» falls kommt in demfelben zum Ausdruck, daß alle deutschen Staaten an dem Besitz der Staatsgewalt über das Beichsland beteiligt sind und daß diese Staatsgewalt einen weiter» reichenden Inhalt hat als die verfassungs» mähigen Bechte des Beiches über die Bundes» stallten. Di« Aufhebung des Zustimmungs» rechtes des Bundesrates zu Landesgesetzen und kaiserlichen Verordnungen setzt daher einen Verzicht der Bundesstaaten auf diefe Bechte voraus. Dem Begriff des Beichslandes einer» seits und dem Verfassungsprinzip des Deutschen Beiches andererseits entspricht der Ausschluß der Linzelstaaten von einem Teil

der dem Beich zustehenden Bechte nicht. 2s ist daher sehr fraglich, ob der Bundesrat einem Beichsgesetz — denn «in solches wäre selbst» verständlich erforderlich — zustimmen würde, durch welches ihm «in immerhin bedeutungs» volles Becht genommen werden würde.
Di« andere Schwierigkeit besteht darin, für den Bundesrat einen geeigneten Ersatz im Beichsland selbst zu schaffen. Es könnte dies wohl nur dadurch geschehen, daß an die Stelle des Staatsrates, welcher nur begutachtende Funk» tionen hat, «ine erste Kammer geseht wird. Eine solche hat aber nur dann Wert, wenn sie selbständig sozial«, wirtschaftliche und politisch« Interessen neben oder gegenüber der aus Wahlen hervorgehenden zweiten Kammer v«r» tritt. Eine bloße Doublierung oder Spaltung der Volksvertretung in zwei Körperschaften ist politisch nicht von Bedeutung und nur «ine Erschwerung für die Erledigung der parlamen» tarifchen Geschäfte. Es erhebt sich daher di« Frage, ob in Elsah»Lothringen diejenigen Ele» ment«, aus denen ein Vberhaus von Wider» standskraft hervorgehen kann, in genügendem Maße vorhanden sind. In Elsaß.Lothringen gibt es keine angestammte Dynastie, deren Ge» schichte mit der des Landes verwebt ist; die Zahl der einheimischen Familien von altem Adel, welch« b«i d«r Bevölkerung nach einer von alten Zeiten her überlieferten Tradition in besonderem Ansehen stehen, ist gering; der Großgrundbesitz ist infolge der französischen Gesetzgebung bis auf wenige Ausnahmen ver» schwunden. Die großen industriellen Unter» nehmungen, welche in Lothringen und im ober» elsah von größter wirtschaftlicher Bedeutung sind,

»«»
werden mehr und mehr in unpersönliche Aktien»
gesellschaften umgewandelt, deren Mitglieder
außerhalb des Aeichslanbes wohnen oder wohnen
können. Auch darf man sich nicht verhehlen,
daß viele Männer von Aeichtum, Bildung und
Ansehen nach ihrer Familientradition, ihren
verwandtschaftlichen Beziehungen und Person»
lichen Neigungen deutschem Wesen, deutscher
Literatur, Kunst und Sprache, überhaupt
deutschem Volkstum noch fernstehen und des»
halb nicht geeignet sind, »uf die Gesetzgebung
und Verwaltung eines deutschen Staatswesens
«inen maßgebenden Einfluß auszuüben. Trotz»
dem besteht natürlich die Möglichkeit, «in
Oberhaus für das Aeichsland zusammenzu»
setzen. Vertreter der größeren Städte, der Land»
Wirtschaft, der Handelskammern und Gewerbe»
kammern, der Kirchen, der Universität, einzelne
hohe Beamte und ein« Anzahl aus Aller»
höchstem Vertrauen berufene Personen können
zu Mitgliedern gemacht werben. Wenn man
sich mit der bloßen Form des Zweilammer»
systems begnügen will, so kann diese leicht her»
gestellt werden; «in Oberhaus aber, welches
Ansehen beim Voll, Widerstandskraft gegen»
über dem Landesausschuh und Autorität gegen»
über der Aegierung hat, läßt sich durch Gesetzes»
Paragraphen nicht schaffen. Di« künstliche und
verwickelte Art, in welcher gegenwärtig der
Landesausschuh gebildet wird, kann auf die
Dauer Wohl kaum beibehalten werden; eine
Aeform desselben wird aber nur möglich fein
in der "Richtung auf «in allgemeines und
direktes, vielleicht proportionelles, Wahlrecht.
Mit demselben ist die Gefahr verbunden, daß
die beiden im Aeichsland sehr einflußreichen
demagogischen Parteien, die Klerikalen und die
Sozialdemokraten, im Landesausschuß die über»
wiegende Majorität erhalten. Um so unent»
behrlicher wäre in diesem Falle ein Oberhaus,
welches «in wirtliches Gegengewicht bildet, «in«
Opposition gegen den Landesausschuh nicht
scheut und von dem unberechenbaren Ausfall
von Wahlen nicht abhängig ist. Nur wenn «in
solches Element dem Verfassungsorganismus
Elsah.Lothringens «ingefügt wird, kann das
Aeichsland hinsichtlich der Autonomie und
Selbstverwaltung ohne Gefahren für die Intel»
essen des Deutschen Aeiches den Bundesstaaten
gleichgestellt werben. Es ist einzuräumen, daß
die Bevölkerung von Elsah»Lothringen fried»
liebend und gehorfam gegen die deutschen Ve»
Horden ist, daß sie sich in die neuen Verhält»
niss« eingelebt hat und bah sie die staatsbürger»
lichen Pflichten erfüllt; aber zurzeit fehlt noch
das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit
und nationaler Kulturgemeinschaft, überhaupt
das Bewußtsein, «in Teil des deutschen

Volkes zu sein. In dem Mangel national» beutscher Gesinnung und nationaldeutscher Kultur in weiten Kreisen der Bevölkerung liegt das wirklich« Hindernis einer Verfassung«» änberung Elsah.Lothringens. 28 kann sich nicht darum handeln, den Glsässern oder den Lothringern ihr« Eigenart und Stammeseigen» tümlichkeit zu nehmen; dieselbe ist im Gegen» teil zu schonen und zu pflegen; die Sorg« vor der „Verpreußung* ist nicht nur unbegründet, sondern lächerlich und nichts als ein Mittel der Agitation. Aber erst wenn durch die Schule und Kirche, durch Handelsbeziehungen und geistigen Verkehr und namentlich durch verwandtschaftliche Familicnverbinbungen die nationale und kulturelle Verschmelzung der Bevölkerung des Aeichslandes mit dem deut» schen Volle hergestellt sein wird, wird das Verlangen, „Elsaß.Lothringen den Elsaß» Lothringern" tatsächlich« Erfüllung finden lönnen. Die Gcrmanisierung Elsah°Lothringens in dem erwähnten Sinne ist der richtig« Weg zur Erlangung staatlicher Selbslündiglelt; denn nur auf der Grundlage nationaler Gemetnschaft kann der Partikularismus der einzelnen Volks» stamm« sich «ntfalten.

Was eine Weltreise lehrt. Kon Andrew Carnegie.

/Hine Reise um die Welt ist ein Genuß, der sich mit keinem andern vergleichen läßt. ^»- Derselbe Weg über die weiten Meere braucht nicht zum zweiten Wale gemacht zu werden: Je weiter wir uns von Hause entfernen, desto näher kommen wir wieder unserer Heimat. Jeder Tag fort von unseren Lieben ist auch ein Schritt zu ihnen. Ich glaube kaum, daß irgend eine Reife in einem bestimmten Teil der Erde einen so sehr die Welt und die Menschen als ein Ganzes empfinden läßt. Man muß rund um den Erd» ball kommen, um heimzukehren mit einer freien und richtigen Schätzung des Menschen, seines Tuns, seines Fühlens und Denkens. Nirgends auf feinen Wan» Herfahrten durch die sogenannten heidnischen Länder wird der Reisende so viel Ver» worfenheit und Elend finden, wie ihn in feiner christlichen Heimat angrinst, nirgends find die Gegensätze zwischen Reich und Arm so in die Augen springend, wie daheim. Wenn er beobachten gelernt hat, wird er zum zweiten finden, daß im Grunde fehr wenig dazu gehört, um die Menfchen glücklich zu machen, und daß der Zweck, der Wert des Lebens, um den ,, an kämpft, im allgemeinen innerhalb des Wöglichteits» beretches der großen Masse liegt, haben Sie schon einmal die Lebenswerte vorgenommen und daran gedacht, wie wenig doch der Millionär mehr besitzt als der Bauer und wie oft die Vermehrung seines Reichtums nicht sein Glück, vielmehr sein Unglück ist? Was ist die Auslese des Besten, was wir in der Welt essen können? Einfaches Ochsenfleisch, ge» wohnliches Gemüse, und die beste von allen Früchten: der Apfel, derechte Rettarsprudel frei für alle aus der Quelle; alles, was unser Menschengeschlecht darüber hinaus ißt und trinkt, ist minderwertig, wenn nicht geradezu schädlich im Vergleich damit. Die Klei» düng, die der Mann, oder vielmehr die Frau, trägt, wird durch Aufputz immer un» bequemer und teurer, und doch ist kein Schmuck so wunderbar wie eine einfache Blume im haar, die fich jedes Dorfmädchen anstecken kann, wenn fie fie nur pflückt. Aus allem andern, womit fich die Frauen noch überladen, quillt nur Unbehagen und Un» glück. Soviel über Wohlbefinden und Glück, was Essen, Trinken und Kleidung anlangt. Wenn wir weiter fragen nach den höheren Genüfsen und Annehmlichkeiten des Lebens, fo haben wir vor allem die Musik. Aber wo gibt es eine, die an Zauberkraft sich vergleichen tonnte mit dem Rauschen der Wogen, die sich an den Felsen brechen, das mächtiger in unserer Seele widerklingt als Orgelton? Oder gibt es eine zartere, feinere Musik als das Murmeln des Vächleins, dessen melancholische Töne jeden Augenblick und ohne Aufhören die Sinne defsen umschmeicheln, der Sinn und Gemüt besitzt, ihnen zu lauschen, während in den Lüsten die Lerche trillert und der Zephir unter den Bäumen seine himmlische Begleitung spielt? —

Wir geben Vermögen aus für Gemäldegalerien, aber was find die winzigen ge» malten Kopien im Vergleiche mit den großen Originalen: den Bergen und Schluchten, den Strömen und Wasserfällen, den fruchtbaren Feldern, den faftigen Wiesen und der silbernen See? Das sind die kostbarsten Stücke der Welt»Gemäldegalerie. Das ge» meinsame Eigentum aller Menschen, auch des niedrigsten, wenn er nur Augen hat, zu sehen, und die so frei ist wie die Luft, die wir atmen. Wir legen Treibhäuser an und geben Taufende aus für Orchideen, aber welches Lächeln der Ratur kann fich vergleichen

mit dem der Rose oder Nelke, der Marguerite, der Glockenblume oder dem Vergißmein» nicht, das für alle Erdenkinder blüht, das auf dem Fensterbrett des Arbeiters wächst und ihn grüßt, wenn er in feine tzütte tritt. Wir fehen den Neichen in feinem Wagen über das Land fahren, aber noch glücklicher ist, der an den Heckenzäunen dahin» fchlendert. Die Dame, die ihre Blumen züchtet im überhitzten Treibhaus, weiß nichts von dem freudigen Entzücken ihrer glücklicheren Schwester, die ihre Lieblinge in den Berg» tälern findet.

Meine Freunde, denken Sie einmal über diese Wahrheit nach: Je mehr wir in der Natur leben, desto mehr fchöpfen wir aus ihr, desto näher drückt sie uns an ihren Busen, desto süßer ist ihr Kuß. Wenn man sie vernachlässigt um minderwertiger Surro» gate willen, dann sind Enttäuschungen und Lebensünlust nur die gerechte Strafe. Die Mehrzahl der Menschen tonnte überall auf dem Erdenrund glücklich sein, weil ihre Ge» nüsse in so weitem Umfange aus Quellen fließen, die für alle offen daliegen. Man braucht die Neichen nicht zu beneiden, denn „wahres Glück läßt fich nicht um Geld taufen". Perbrauchen wir es zu unserem eigenen Vergnügen, so schädigt es uns selbst, protzen wir damit, so verursachen wir nur Kummer und Aerger; häufen wir es auf, so engt es die Seele ein. Die Natur hat schon dafür geforgt, daß man Reichtum nicht zu egoistischen Zwecken verbrauchen tann, ohne dafür büßen zu müssen. Es gibt nur eine Quelle wahren Segens des Neichtums, und diefe ist, wenn wir ihn ausgeben, um unsere Brüder emporzuheben, um sie an unseren Fortschritten Anteil nehmen zu lassen. Die Natur ist im Grunde genommen wunderbar kommunistisch veranlagt. Gott segne sie dafür! Sie fieht darauf, daß alles hübfch gleich geteilt wird und läßt die Menschen zu» sammenscharren, soviel sie mögen.

Ein anderer Gewinn aus einer Neise um die Welt ist nach meiner Ansicht die Durchdringung mit dem Gefühl, „alle Menfchen seien Brüder", von der Einheit der Nasse, das durch Weltreisen die herrlichste Bestätigung erhält. Denn in allen Ländern gilt das» selbe als Tugend, herrschen die gleichen Laster, sind alle Menschen in ihren Prüfungen, Freuden und Leiden die gleichen, mögen sie in Benares oder Kioto oder London oder New Vort leben. Unter den Japanern, Chinesen, Singalesen, Indiern, Aegyptern, all» überall traf ich gute Menfchen, Menfchen mit reiner Lebensführung, hohem Sinn und großen Taten. Wie tonnen wir deshalb uns noch länger abseits halten und im Glauben leben, unser Land und unser Volt sei ein von Gott auserwähltes? Nein, wirklich nicht! Wir sehen jetzt klarer denn je, daß alle Kinder dieser Erde unter derselben gött» lichen Ordnung leben, daß für alle und jeden das Gesetz gilt, daß sich zu allen Zeiten das höhere aus dem Niederen entwickelt, das Gute aus dem Bösen, und daß sich lang» sam, aber sicher, die Schlacke vom reinen Golde lostrennt, das alles Schädliche zersetzt und nur bestehen läßt, was den Menschen eine Wohltat ist. Früher dachten wir, daß wir Gegenstand einer besonderen Fürsorge seien, jetzt wissen wir, daß jedes Polt in seiner Zeit und Umgebung, wo es sich auch befindet, die gleichen Anlagen hat, die es — von den äußeren Umständen unterstützt oder gehemmt — leicht oder mühevoll zu werten fucht. Ebenfo wie der einzelne, gleich, weh' Stammes er sei, einen bestimmten Zweck im Leben zu erfüllen hat, baß „jeder Grashalm seinen eigenen Tropfen Tau hat und eigene Frucht bringt nach feiner Art".

Sogar der Hindu in Indien, der Malaye auf dem Archipel — und diese scheinen unter den schlechtesten Bedingungen zu leben — jeder von ihnen glaubt täglich und stündlich Ursache zu haben, sein gütiges Geschick zu segnen und aufrichtig und aus tiefstem tzerzen der gütigen Vorsehung zu danken, daß sie ihn sein Leben an diesem lieben Orte führen ließ und nicht in dem feuchten nebligen England oder in dem Eis und Schnee von Amerika. Auch Vaterlandsliebe ist keine speziell westliche Tugend. Einerlei, wer oder wie es ist, der Orientale besingt sein Heimatland und sein Volt und glaubt, daß es bei den Göttern in besonderer Gunst stehe. Nationen sind wie Indi» viduen: Keine ist ganz gut und keine ist ganz schlecht. In allen Landen ist eine un» sichtbare Macht am Wert, das höhere aus dem Niederen zu entwickeln und alles un» aufhörlich zu veredeln, so daß der Reisende in jedem Lande nicht nur viel zu loben und zu bewundern findet — er ficht fich auch mit jedem Tage toleranter und libe» raler werden.

Der beispiellos« Erfolg, der von den westlichen Nationen in den vergangenen Generationen ausgegangen ist, und von der gegenwärtigen noch immer ausgeht, mit dem wir immer prahlen, ist für die ganze Welt bestimmt. Wo immer wir auch ge» Wesen sind, immer begegnet uns dasselbe. Ueberall gibt es Fortschritt, nicht nur mate» riellen, sondern auch intellektuellen, und mit Riesenschritten geht es vorwärts. Unsere alten Mitbürger wollen immer einen Vergleich ziehen zwischen den Tagen ihrer Jugend und dem Fortschritt, den unsere heutige Jugend gemacht hat. Es ist manches anders geworden, wie es ehedem war. Aber ich sah lein Volt, das rückwärts gegangen wäre, Aegypten etwa ausgenommen, das sich jetzt in einem Uebergangsstadium befindet und zuletzt doch beweisen wird, daß es keine Ausnahme von dieser Negel gibt. Die ganze Welt befindet sich in ununterbrochener Bewegung und bewegt sich immer in der Richtung nach vorwärts und aufwärts; die Gegenwart ist beffer als das, was gewefen, und die Zukunft wird befser sein als das heute. Das Gesetz der Entwicklung, des höheren aus dem Niederen, kommt durch eine Neise um die Welt nicht ins Wanken, und wir wissen, was in der ganzen Welt vorgeht, von New Vort rund um den Erdball bis wieder zurück nach New Vort, das erfüllt mich heute morgen, wo ich diefe Betrachtung mache, mit Freude.

Deshalb alfo, meine Freunde, gehen Sie alle, die Sie so gestellt sind, sich diesen Vorzug gestatten zu können, gehen Sie in die Ferne! Gehen Sie und sehen Sie felbst, wie sehr wir durch Vorurteile gebunden sind, wie unsicher und voller Widersprüche viele unserer Urteile sind, und wie sehr alles ausgeglichen ist. Keine Nation hat das Beste von allem, keine ist ganz bar irgend welcher Vorzüge, und kein Volt oder Stand oder Nation ist so unglücklich, daß es mit irgend einem anderen tauschen wollte. Auch werden Sie sehen, daß es in jedem Volke und jeder Gesellschaft eine große Zahl durch hervorragende Charatterzüge ausgezeichneter Persönlichkeiten gibt, die den Besten unter uns an die Seite gestellt werden können. Daß es überall Männer gibt, die tieferstehen» den und gewöhnlicheren Naturen als nachahmungswürdige Muster hingestellt werden tonnen.

Arbeite jeder an sich, anstatt in übermütigem Chauvinismus sich in seinem «ige» nen Glanz zu sonnen .

Frühling.
Die Sonne wohnt nun wieder auf dem Domplatz,
und Kinder spielen um den alten Brunnen; . .
ein Taubenvolt glänzt kupfern vor den Stufen,
und schwer wie Schwämme, die ganz vollgesogen
mit Licht sind, schweben Wolken. Es ist Frühling.
An einem offnen Fenster auf dem Domplatz
fitzt alle Tage nun ein blasses Fräulein . .
Sie steht nicht Wolken, nicht die schönen Tauben, -
die muß für Frau'n, die wenig von ihr wissen,
den ganzen Tag lang bis tief in die Nacht
Kostüme dichten, seidne hüte putzen,
und kalt und streng sind immer ihre Züge, —
nur manches mal, wenn unter ihrem Herzen
ihr Kind, das leimende ganz leise pocht,
als tastete nach Licht das dumpfe Seelchen, —
dann glüh'n die bitteren Lippen. Es ist Frühling.
Der Kranke.
Ich liege still im stillen Haus,
ich bin vergraben im Winterwald,
vor meinem Fenster im Nebelbaum
grüßt ein Nabe jeden Morgen . .
Dies ist nicht mein einziger Freund, —
es wird manchmal dunkel am Tage,
dann kommen die lieben Schneeflnten
vom Berg heruntergeflattert . .
Das sind die grauen Vögel,
die den Sturm verkünden, —
sie flüchten sich an mein Fenster,
wenn oben der Tod sie bedroht. .
Es dämmert, nun kommt meine Schwester,
sie singt und entzündet die Lampe,
sie hat eine sanfte Stimme,
doch ich, ich fürchte sie heimlich . .
Weine Schwester hat einen Schneefinken
ans Fenster gelockt und erdrosselt,
der prangt nun auf ihrem Hute, —
noch weckt mich fein Angstruf bei Nacht.
Oft fetzt sich am Abend ein Fremder
zu mir und behorcht meine Brust,
meine Schwester umflüstert ihn leife,
er zuckt mit den Schultern und schweigt.
Die Nächte sind manchmal so fchaurlg,
es gehen die Türen von felber,
dann tritt mit tiefer Verbeugung
ein weißes Fräulein ins Zimmer.
Sie scheint mir zu lächeln von ferne,
doch wenn sie näher schleicht,
dann sieht sie ganz wie die Toten aus,
ihre Augen sind ohne Blick . .
Mein Atem wird immer kürzer,
wenn die weiße Hand nach mir tastet.
Ich sehne mich nach der Frühe,
nach dem schönen lebendigen Naben .
Hans Carossa.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Hans Nosenhagcn.

(^ie Zeiten, da der mit einem sicheren Gefühl ^^ für Kunst und Qualität begabte Krittler in den Berliner Ausstellungen Entdeckungen über Entdeckungen machen tonnte, sind vor» über. Wo gibt es Talente und anständige Mittelmäßigkeiten, die noch nicht gewürdigt wären? Die betriebsamen Nachläufer der Weinungen schaffenden Kritit haben dem nichtsahnenden Publikum sogar eine Anzahl von offenbaren Impotenzen so lebhaft emp» fehlen können, daß deren Namen kaum weniger gut bekannt sind als die der wirk» lichen Meister. Auf diese Weis« ist schließlich wieder einmal «ine recht bedenkliche Ver» wirrung der Begriffe herbeigeführt worden, und wenn es der ernsthaften Kritik im Augen» blick vielleicht an Gelegenheit fehlt, neue, in eigenem Licht erstrahlende Gestirne »m Kunst» Himmel zu entdecken, so kann sie diese Pause , aufs nützlichste damit ausfüllen, daß sie sich bemüht, von neuem die Verhältnisse richtig» zustellen, aus denen sich die Bewertung künst» lerischer Leistung verständigerweis« ergeben sollt«.

Man braucht zu diesem Zwecke gar nicht einmal den so oft mit Verachtung genannten „Gefchmack des Publikums- als Faktor aus» zuschalten. Das wirklich kunftfreundliche Publi» tum hat sogar einen ganz vortrefflichen Ge» schmack; und wer sich das Vergnügen macht, diesen Geschmack in Bewegung zu halten, ihn mit genügender Vorsicht in Berührung mit den Erscheinungen der neuesten Kunst zu bringen, muß bemerken, daß auf dessen Boden die gesundesten Urteile wachsen. Wie viele Ent» täuschungen wären der modernen Kritik erspart geblieben, hätte sie sich zuweilen auf die Seit« des Publikums, auf die der Kunstkonsumenten gestellt! Denn, wenn diese auch gegen jede ihnen nicht geläufige künstlerische Ausdrucks» weise anfänglich revolutionieren, fo verfügen sie doch meist über einen untrüglichen Instinkt für das innerlich Wahre und für gesund« Empfindung. Ein Blagueur wird nie ihre Neigung gewinnen, haben sie sich erst «in» mal durch die ungewohnte Technik eines Künstlers hindurchgesehen und hinter jener «in«n warm und natürlich fühlenden Menschen entdeckt, so ist ihre Anerkennung für diesen auch nicht so leicht zu erschüttern, wie die mancher Kritiker, für die ein Künstler häufig nur fo lange bewunderungswürdig ist, als er als kühner Neuerer gilt. Das Publikum wird Liebermann, die Impressionisten und van Gogh noch hochhalten, wenn diese Meister für die

Kritik längst erledigt sind; aber es wird nie»
mals etwas übrig haben für die gezierte Art
der Maurice Denis, Fernand Khnopff,
Klimt u. a.
.Allerdings: der Sinn des Publikums für
das Gesunde und Natürliche läßt es auch ein»
mal einen Künstler schätzen und lieben, der im
Vertrauen auf die konservative Gesinnung der
Kunstfreunde sich aus Bequemlichkeit die Müh«
des höherllimmens schenkt. Ein solcher
Künstler ist der als Pariser gestorbene Nor»
weger Fritz Thaulow gewesen, von dem
Ed. Schuttes Kunstsalon «ine Nachlahaus»
stellung bringt. Er begann mit Bildern aus
seiner Heimat, in denen er deren Natur, wie
er sie vor den Toren Christianias fand, unend»
lich schlicht und fein geschildert hat. Seine
Winterlandschaften mit dem Schnee auf den
kleinen roten Holzhäusern und auf halb»
gefrorenem Wasser im klaren Schein der
Wintersonne oder am Abend, mit denen er
sich den Parisern vorstellte, gefielen diesen
ebenso sehr wie die Person des Künstlers, die
eine Atmosphäre frische», gesunden Germanen»
tums mit sich trug. Blanche und Noll haben
damals die sympathische Erscheinung des blond»
bärtigen, blauäugigen Nordländers in Bild»
nisseu verewigt. Und der so gut aufgenommen«
Thaulow blieb in Paris, entschlossen, dort die
höchsten Staffeln des Künstlcrrnhms zu er»
reichen. Anfangs ging auch alles ganz gut.
Der Maler profitierte von den Erfahrungen
und der Arbeitsweise seiner Pariser Kollegen,

und anstatt des nordischen Winters malt« ei
den Sommer in der Bretagne. Es gibt ein«
stattliche Zahl ausgezeichneter Bilder von ihm
aus dieser Zeit. Die schönsten davon sind viel»
leicht die, in denen er Wondscheinnächt« in
den Straßen und auf den Plätzen kleiner Städte
schildert. Technisch höchst interessante Stücke,
in denen das herausgeriebene Korn der Lein»
wand den duntlen Farben einen wunderbaren
Schimmer und Duft und eine erstaunliche
Lebendigkeit verleiht. Der Erfolg dieser gefühl»
vollen und doch eminent künstlerischen
Leistungen war Thaulows Unglück. Der Kunst»
Handel wurde auf ihn aufmerksam. Jedes
seiner Bilder fand einen Abnehmer. Anstatt
nun diese Gelegenheit zur Steigerung seiner
Fähigkeiten Zu benutzen, stellt« sich der Maler
allzu schnell in den Dienst der günstigen
Konjunktur und entwickelte «in« unheimliche
Produktivität. Ein paar Jahre lang hielt sein
Talent aus. Dann wurde es durch Noutine
abgelöst, und damit diese nicht allzu offen»
bar wurde, ging der Künstler auf Neisen. Er
sah Italien und Spanien und ist auch wieder
in Norwegen gewesen. Im Grunde aber hat
er auch in den Ländern des Südens nichts
anderes gemalt als in der Bretagne: alte
Brücken und Straßen und spiegelndes Wasser,
sonnig« Tage und schimmernde Nächte. Eine
Studie, in der er einmal etwas anderes versucht
hat ^ sie zeigt «ine Wand aus der Kathedrale
von Vourgos —, hielt er sorglich in seinem
Atelier zurück. Sie ist nun hier und verrät,
bah er im Laufe der Jahre wirklich verlernt
hatte, der Erscheinungswelt besondere Fein»
heilen abzusehen. Man hat dieses herabsinken
Thaulows zu einem geschickten Vilderfabri»
kanten fchon feit vielen Jahren beobachten
können; aber es ist niemals deutlicher zutage
getreten als in dieser Nachlahausstellung, die
wenig mehr ist als eine Wotivensammlung,
aus welcher der Maler das inhaltliche
Material für seine Bilder schöpfte. Und diese
hatten durch die Art der Ausführung immerhin
noch Borzüge, die diesen flüchtig abgeschlossenen
Studien meist fehlen.

Aeußerliche Geschicklichkeit ist auch das
Kennzeichen der Kunst des Fürsten Troubetzkoy,
mit dessen Arbeiten Schulte ebenfalls einen
ganzen großen Saal gefüllt hat. Aber dieser
Nüsse mit den internationalen Allüren hat sich
zu halten gewußt, hat sein Talent nicht durch
übermäßiges Produzieren ruiniert. Er Hill als
ein Impressionist der Plastik, weil sein«
Arbeiten den Eindruck des flüchtig Ent»
standenen, des oberflächlich Fertigen machen.
Man tut Troubetzkoy hierin jedoch Wohl einiges
Unrecht. Sein Impressionismus ist gar lein

solcher: denn er hat nichts zu tun mit der Ab»
ficht der wirtlichen Impressionisten, die Natur
unter der Wirkung des bewegten Lichtes zu
fassen und darzustellen. Der russische Bild»
Hauer besitzt zwar ein sehr zuverlässiges
Formengefühl, aber sein« Psychologie «icht
nicht sehr weit, und nun sucht er diesen Mangel,
wie manche Porträtmaler auch, wettzumachen
durch Vravour des Vortrags. Indem er die
Meinung erweckt, daß seine Schöpfungen
Kinder des Augenblicks seien, weicht er dem
Borwurf der mangelnden Tiefe aus. Sein«
geistreiche Mache tritt in der Negel d» aus»
gleichend ein, wo er dem Geiste seines Objektes
nicht gerecht werden kann. Sobald Troubetzkoy
«in Modell vor sich hat, dessen Eigenschaften
seiner natürlichen Begabung, das Individuell«
in Haltung und Bewegung einer Person ganz
stark zu empfinden, entgegenkommen, ohne An»
sprüche an geistiges Erfassen zu stellen, ver»
zichtet er auch meist auf die flotte Stizz« und
gibt solide Form. Glänzende Beispiel« für
dies« Behauptung sind in Schuttes Aus»
stellung die wahrhaft Magistralen Statuetten
des typischen vornehmen jungen Engländers
Morel! und des rassigen, aristokratischen Italie»
ners Savarese. Wie auffällig gut find in
solchem Falle die Köpfe behandelt und durch»
geführt! Aber der fürstliche Bildhauer hat sich
auch an Darstellungen von Nodin, Anatol«
France, Tolstoi und Minister Witte gewagt;
und da er die geistige Bedeutsamkeit dieser
Leute nicht geben kann, bleibt er vorsichtig in
der Skizze und bei der nichtssagenden Statuette
und sucht das Charakteristische der Person»
lichkeiten allein durch irgendwelche Haltung

und Gebärde auszudrücken. Daß er damit gerade in diesen Fällen nicht befriedigt, braucht laum erwähnt zu werden. Aber wie gelingen ihm wieber Frauen! Mit seinem feinen In» stinlt für Vornehmheit, Anmut und Eleganz wird er ihnen fast immer vollkommen gerecht. Und Hunde und Pferd« finden in ihm einen Darsteller von größter Intimität. Während Troubetzkoy in Plastiken größeren Umfangs sonst fatal an gewisse modern« Italiener er» innert« — «in älteres Werl „Kind mit Hund" bezeugt das hier —, überrascht er in dieser Ausstellung mit einer Arbeit, die trotz genre« hafter Auffassung etwas Großes und Auhiges in der Form hat. Es ist das lebensgroße Por» trat oder Denkmal eines Herrn Bruyire, eines bärtigen Mannes in mittleren Jahren, d«r breitbeinig bequem in einem Sessel sitzt, den rechten Arm um dessen Aücklehne ge» schlungen, die linke Hand auf d«m Knie. Den Kopf hat der Dargestellt« ein wenig zurück» geworfen, als ob er auf jemand hört. In diesem Werl ist äußerlich gar nichts Skizzen» Haftes, aber viel Momentanes, viel Leben und dabei eine geradezu glänzende Behandlung der Form. Große Flächen, die bei einem modernen Kostüm ja selbstverständlich sind; aber alles lebhaft. Dieser sitzende Vruhtzre bedeutet für Troubetzloy einen starken Fortschritt. Und auch die lebensgroße Büste Bernard Shaws dürft« als solcher anzusprechen sein. Das Kleinliche, Spitzig«, Boshafte dieses Geistes lag der Be» gabung des russischen Künstlers anscheinend ausgezeichnet.

Das Künftlerhaus tischt seinen Besuchern «in« großmächtige Kolleltion von Bildern Charles Cottets auf. Wenn man sehr viel« Werke dieses französischen Malers beisammen sieht, bemerkt man wohl, daß er nicht einer von den Ersten ist; aber man hat doch den Ein» druck einer Persönlichkeit. Es ist sehr schade, daß Cottet neuerdings die Neigung zeigt, dies« hint«n»nzus«tz«n, um auf der höhe der Wo» dernität zu bleiben. Er war nie mehr an seinem Platze, als da er sich auf Quessant bei den Fischern niedergelassen hatte und deren Leben beobachtete und darstellte. Der robuste Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht und dem roten Bart schien einer von den ihren, und so hat er Wohl Dinge zu sehen bekommen, zu denen andere, städtischere Maler gar nicht gelangten. Auch seine schwärzlichen Farben, die alle bäuerische Buntheit geben konnten, ohne zu schreien, paßten vortrefflich zu den Borwürfen, die ihm das halb eintönige, halb traurige Dasein dieser Menschen für feine Bilder bot. Bei diefen Fifchern hat die Gefahr

des Berufes die Lieb« zur Scholl« gesteigert, Familiensinn, Frömmigkeit, uralte Gebräuche und Trachten und Einfachheit erhalten. Da gibt es Wallfahrten, an die sich «in reichliches Tafeln im Grünen anschließt, Prozessionen, wo über grünen und blauen Spenzern und violetten, blauen und braunen Schürzen die großen weihen bretonischen Hauben d«r Weiber im Sonnenschein mit den Kirchenbann«?« um die Wette leuchten. Da werden am Strande in der Iohannisnacht Feuer angezündet, in die mit großen Augen die Kinder starren, während die Erwachsenen hinter den Felden und Steinen am Ufer hocken und sich der Feuer freuen, die von der anderen Seite der Meeresbucht herübergrühen. Da gibt es Leichenfeiern an offenen, lichterumstandenen Särgen mit altertümlichem Gepränge. All das hat Eottet gemalt und den Sinn dieses sich in so unveränderlichen Formen abspielenden Da» seins in einem einstweilen immer noch die höhe seines Schaffens repräsentierenden Tri» ptychon verherrlicht, dem er, fast ohne von der Wirklichkeit abzuweichen, einen in Wahrheit sakralen Charakter zu geben gewußt. Dieser „üeo»3 ä'^äieu" mit den beiden Flügelbildern „<üeux qui sollt z>»rti«" und ,,(3«Is» am rs»teut" ist hier leider nur in einer kleinen un» bedeutenden Wiederholung zu sehen. Besser wird dies« glückliche Periode des Malers ver» lörpert durch „Di« Witwe", die, verhärmt, in schwarzen Kleidern vor einem lichtblauen Meer steht, durch die „Trauer" zweier sich schmerz» lich umschlungen haltenden Frauen und «in in der Lichtwirlung sehr feines „Iohannis» feuer". Man könnte alle diefe Sachen natura» liftisch nennen, wenn die Farben wahrer, Heller

o 0
wären. Aber Cottet ist nun einmal lein Kolo»
rist. Er weih mit der reinen Farbe nichts an»
zufangen. Das hat er schon in jüngeren Jahren
bewiesen. Damals wollte er sonnig und farbig
sein und kam nie über eine orangerote Abend»
sonne heraus, die auf braunrote Segel schien,
ferne Berge vergoldete oder ihren Glanz über
das auf Hügeln gebaute Segovia schüttete. Im
vergangenen Jahre ist er nun noch einmal
darangegangen, seine Palette aufzulichten. Er
hat, den Spuren Turners folgend, Venedig
aufgesucht und sich bemüht, den Aausch von
Licht und Farbe zu schildern, der über der
alten Lagunenstadt noch immer liegt. Was
daraus werden wird, Iaht sich nicht sagen.
Die hier ausgestellten Versuche geben eine
Synthese aus den Bildern Turners, Monets
und Signacs. Man denkt vor ihnen über»
Haupt nicht an Cottet und wendet sich gern
wieder zu einer so vortrefflichen Leistung, wie
sie der Waler in dem auf hohen Felsen
liegenden Städtchen „Pont»cn»Noyans" zu
zeigen hat. Die schmutzige, graublaugrüne
Farbe, die dort die Leinwand deckt, ist in der
Aatur ganz gewih nicht vorhanden; aber sie
ist persönlicher empfunden als die in Cottets
Venedig und darum am Ende doch wahrer.
Wenn man Cottet auch nicht zu den be»
deutenden und feinen Künstlern zählen mag
— was für «in Prachtkerl ist er doch gegen
einen Bernhard Plockhorst, der, trotz feiner
künstlerischen Impotenz, in Berlin eine Aolle
zu spielen vermocht hat, weil seine unsäglich
faden, die abgegriffenen Typen des italienischen
Andachtsbildes noch versühlichenden biblischen
Gemälde „oben" gefielen! Wie die Nachlaß»
ausstcllung dieses rastlosen Kirchenbilder»
Fabrikanten bezeugt, brachte er von Hause aus
die Bestimmung für den veldruck mit. Alles,
was Charakter oder Aasse heiht, war ihm
fremd. Auch in der Farbe. Er hatte in Weimar
den Vorzug, Liszt malen zu dürfen — die
Langeweile gähnt aus diesem Bildnis. Er wurde
beauftragt, Wilhelm I. und die gealterte
Kaiserin Augusta zu porträtieren und hat nichts
erreicht als ein« verwaschene Aehnlichlcit. Aber
gerade Maler von dieser Minusbegabnng
haben in Deutschland um «in« gewiss« Zeil
ihr Glück machen können. Obgleich Plockhorsts
fürchterlicher „Schutzengel" — wer hätte ihn
nicht gesehen! — noch immer herumsputt, ist
in Zukunft hoffentlich doch di« Möglichkeit
ausgeschlossen, daß „Künstler" dieser Art
jemals wieder ernst genommen werden.
Die im Künstlerhaus gezeigten Aeft« des
Nachlasses von Otto von Faber du Faure geben
garleinen Begriff von diesem starken Talent:
aber doch sind hier ein paar Stück« des int«r»

essanten Münchener Koloristen, die erkennen lassen, dah er ein naher Verwandter der Goya und Warees, der Wonticelli und Brangwyn war und in seinem ganzen Wesen der München« Malerei zu fern stand, um in Isar» athen di« Förderung zu finden, die er durch feine vornehme künstlerisch« Gesinnung und seine Leistungen verdient hätte. Dinge, wi« seine arabische „Fantasia vor Bonapart«' und „Ueberfall einer orientalischen Stadt" wird ihm kein deutscher Maler so leicht nach» machen.

Wie lange ist es her, dah Carl Gussow in der Berliner Kunst eine grohe Aolle gespielt hat? Knapp dreihig Jahre. Wie schnell hat man ihn, der vor wenigen Monaten in München starb, vergessen! Die jüngere Gene» ration w«ih so gut wie nichts von ihm; di« älter« denkt mit einiger Beschämung daran, daß sie sich mehrere Ausstellungssommer lang für den kaltherzigen Naturalismus seines rot» nasigen „Blumenfreundes", seines „Kätzchens", seines „Willkommens", der unwilligen „Venus» Wäscherin" und seiner zahlreichen Porträts b«i allem Widerspruch recht lebhaft interessiert hat. Wenn Gussow auch kein groher Künstler war, so hat er sich doch ein starkes Verdienst dadurch erworben, dah er in einer auf die Kunst der Vergangenheit zurückblickenden Periode ebenso nachdrücklich wie auffällig auf das Aecht der banalsten Wirklichkeit, beachtet und dargestellt zu werden, hingewiesen hat. Freilich: nur in dein für brutale Deutlichkeit immer empfang» lichen Verlin konnte «in so phantasieloser und voll den Göttern des guten Geschmacks verlassener Maler wie er hochkommen. Eigcnt»

lich war Gussow gar kein Maler, denn er dachte nicht in Farben, sondern ahmte sie nur nach, wie er sie an natürlichen Dingen wahr» nahm. Er war ausschließlich Zeichner, dessen höchster Ehrgeiz barin bestand, ein Objekt bis in die letzten Einzelheiten ganz genau wiederzu» geben. Er zeichnet« nicht mit der Empfindung, sondern mit dem Verstand«. Diese Verstandes» mäßige Behandlung aller künstlerischen An» gelegenheiten, sein Grübeln über die Probleme, die dem Maler aus seinem Handwerk »n sich entgegentreten, befähigten ihn jedoch außer» ordentlich dazu, andere methodisch in die Ge» Heimnisse des Malerhandwerks «inzuführen. Er war der geborene Lehrer, und als solcher ist er für die Berliner Kunst recht wichtig geworden. Es war daher eine glückliche Idee des Kunftsalons Mathilde Aabl, der von der Berliner Akademie beabsichtigten Gussow»Aus» stellung — der Künstler war deren Mitglied — mit einer Ausstellung zuvorzukommen, in der „Gussow und seine Schüler" das Wort führen. Man lernt bei dieser Gelegenheit Gussow 'in seinen Anfängen kennen. Das im Besitze der Stadt Weimar befindlich« Bild einer gretchen» haften „Kirchgängerin" zeigt, daß dieser über» zeugte Naturalist es zunächst mit dem zahmen und gefälligen Koftümstück versuchte. Ein aus d«m Besitz der Weimarischen Kunstschul« stammendes „Atelierftilleben" — ein mit einem schwarzen Schleier halb verhüllter kleiner Gips» abguh der mediceischen Venus, ein Gipslöwe, ein Gisenhandschuh und dunkle Folianten mit gelben und roten alten Damaftstoffen auf grau» grünschwarzem Hintergrund« ^ läßt an Be» einflussung von Munlaczy denken. Von seinem Berliner Wirken gibt Gussows Bildnis des Bildhauers Schaper «inen recht vorteil» haften Begriff. Das eigentlich Interessant« in dieser Ausstellung aber sind die Schüler, von denen mindestens einer ^ Max Klinger — zu den Großen der Gegenwart gezählt wird, und einige andere, wie Hans Herrmann, Emil Döpler d. I. und Hermann Prell, auch außer» halb Berlins mehr oder minder vorteilhaft bekannt find. Aber über diese Künstler braucht man nicht mehr zu sprechen. Doch soll nicht geleugnet werden, daß man sich freut, nach fo vielen gebantentiefen Bildern Klingers hier wieder einmal «in« Schöpfung von ihm zu feh«n, die mit den Sinnen empfangen ist und auf die Sinne wirkt. Es handelt sich allerdings um «in W«rk des jungen Klinger von 1880, einen kleinen weiblichen Alt, der auf einem Divan von undefinierbarer Farbe fitzt und sich zur Seit« auf «in fcharlachrotes Kissen lehnt. Wundervoll in der Zeichnung und in

der Empfindung von Fleifch, und gemalt, als hatte «in Kolorist ersten Aanges den Pinsel gefühlt. Aber da sind noch ein paar andere Maler, die außerhalb Berlins, ja vielleicht so» gar hier, gänzlich unbekannt oder völlig ver» gessen sind. Den prächtigen Interieurmaler E. Mülle»Zschoppach, der als Zeichenlehrer geendigt, hat man bereits für die Jahrhundert» Ausstellung ausgegraben. Sein „Grüner Vfen" hier-rechtfertigt diese Tat wiederum aufs beste. Aber der verstorbene Weimaraner C. Ziermann wäre solcher Ehre ebenfalls würdig gewesen. Vielleicht stand seine Eigenschaft als Genre» maler dieser entgegen. Gewiß, der Inhalt seiner Bilder — „Holzhauer" im Walde, die «in« Prise nehmen, das spielende kleine Mädchen „im tiefen Versteck" der Vota» niler, der sich vergeblich bemüht, aus einem sumpfigen Weiher ein Schilfgewächs mit seinem Stock zu «rangeln — ist von schänd» licher Trivialität; jedoch das hat Ziermann nicht gehindert, vortreffliche Malerei zu bieten. Was für ein köstliches, wahres, feines Grün auf dem Botanikerbild«, und wie lecker fitzt der gelbweiße Bock des seinem „gefährlichen Berufe" hingegebenen alten Herrn in dieser reichen Farbe. Und bann Nudolf Dammeier l Er fällt auch heut noch zuweilen mit feinen Interieurs aus der Weraner Gegend, mit Stilleben und Bildnissen auf; aber was für ein hervorragender Maler war er, als er diese Studie einer großen, dunklen, ernsthaft blickenden alten Frau im grauen Kleid mit dem fahlblauen Tuch darüber, auf dem Kopf eine weihe Haube, malte! So etwas ist auch von Leibls Schülern kaum besser gemacht worden. Indessen so anspruchslos gute Malerei

hat in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Berlin ebensowenig «in Publikum gehabt wie in München. Ganz aus» gezeichnet ist auch «ine Gartentreppe aus hall, die Dammeier 1879 gemalt. Eng an Gussow haben sich im weiteren Verlaufe ihrer Tätig» keit E. henseler und A. Schlabitz angeschlossen. Beide begannen unter seinen Augen sich vor» trefflich zu entwickeln, wofür hier Beispiele sind, beide endigen, wie er, in Unbedeutend» hei». Aber das ist gewih nicht Gussows Schuld. Er war ein Lehrer, der die Individualität seiner Schüler respektiert«. Sie brauchten sie nur entwickeln und pflegen. Sie tonnten, wenn ihr Talent groß genug war, fo hoch steigen wie Klinger; konnten jedoch, wenn sie sich nicht selbst in Zucht nahmen, da anlangen, wo Kubierschky und Müller-Breslau mit allen ihren guten Gaben im Laufe der Jahre ge» landet find.

Der Liberalismus im Vlock.

Von Prof. Dr. Hugo Preuh.

6^i« verfchiedenen Parteitage sind glücklich vor» '^ über und selbstverständlich.glänzend" ver» laufen; nun also mal Scherz beiseite; versuchen wir vom tons«rvativ>liberalen Block und der durch ihn charakterisierten politischen Lage mög» llchst ernsthaft zu reden. Leicht ist's freilich nicht! Jen« Paarung widerspricht so sehr allen Gesetzen natürlicher Zuchtwahl, und das ungleiche Pärchen kann zueinander von der Liebe holdem Triebe so gar nichts empfinden, dah biefem Bund« das Stigma prädestinierter Unfruchtbarkeit und un» freiwilliger Komik von vornherein anzuhaften scheint. Und dabei vollzog sich diese Verbindung mit einer selbst für unfere Zeit verblüffenden Plötzlichkeit, als ob doch der coup de touäre cl'amour hier eingefchlagen hätte. Mag man in dem vollen Triumphe agrarischer Wirtschaft«» Politik «ine notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit des Paarungsoersuchs sehen wollen; — dah die Aeichsregierung das Kampfgeschrei gegen das Zentrum fast in demselben Augenblick erhebt, da sie in ihrer preußischen Erscheinungs» form durch die konfessionellen Bestimmungen des Schulgesetzes eben diesem Zentrum sein« Nekrutierungsbezirle sür die Zukunft gesichert hat, das bleibt «in «Ito mortale politischer Logik, den man nicht durch die fadenscheinigen kolonial» politischen Vorwände verschleiern kann, wenn man noch ernst genommen sein will.

Bei alledem hat die Paarungspolitik gewiss« Erfolge aufzuweisen; sie operiert eben mit dem oft bewährten Aezept: ‚In bunten Bildern wenig Klarheit; viel Irrtum und «in Fünlchen Wahrheit." Wo glimmt dies Fünlchen?

So unwahrscheinlich es scheint, kann es doch

wahr sein, dah selbst «ine preuhisch»d«utsch« Ae» gl«rung unter Umständen des Guten zuviel an orthodoxer und agrarischer Nückwärtserei be» kommen kann; auch für sie hat schließlich das Wiener 5 bwnc jeder liberalen Aegung gewisse Unbequemlichkeiten, die namentlich dann zu« Bewußtsein kommen mögen, wenn die Phänomen« der geduldigen innerenPolitikAeflexerscheinungen in der weit ungemütlicheren Sphäre des Auswar» tigen zeltigen. Und die unerschütterliche Apathie, mit der das liberal« Bürgertum sein« völlige Zurückdrängung ertrug, bewies die Ungefährlich» keit einer befcheidenen Schwenkung nach links. Freilich liegt in eben dieser Apathie zugleich eine Schwierigkeit. Von unten geschieht bei uns in der praktischen Politik niemals etwas; auch die lebhaftesten Aegungen der Volksseele werden zu politischen Ereignissen nur, wenn sich Aegierungen von Vberleits» und Amts wegen ihrer annehmen; die Reformation und die deutsch« Einheit nebst unzähligen kleineren Phänomenen illustrieren diese beherrschende Grundtatsach« unserer ganzen poli» tischen Geschichte.

Wollte also die Regierung «inen — natu» lich ganz bescheidenen — »liberalen Aufschwung" haben, muhte sie ihn wirklich in eigen« Begi« nehmen. Das hat nun aber auch seinen haken.

Hugo Preuß: Der Liberalismus im Block

Cs sind jetzt ja gerade hundert Jahre, seit zum ersten Male «in« preußische Negierung einen liberalen Aufschwung — damals allerdings größten Stils — von oben in Szene gesetzt hat. Aber was ein ganz außerordentlicher Mann wie der alte Aeichsfreiherr unter dem Drang« ganz außerordentlicher Verhältnisse getan, das lann man einem ganz ordentlichen Manne wie dem jetzigen «Reichskanzler unter ganz normalen Verhältnissen wahrhaftig nicht zumuten. Und gut bekommen ist es dem nomme Stein ja schließ» lich auch nicht. Item, alle kleineren Versuch« dieses Jahrhunderts, von oben einen liberalen Aufschwung gegen den agrarischen Konser» vatismus auf die Beine zu bringen, sind miß» glückt; und ihreUrheber hatten umgehend Gelegen» heit, fern von Madrid über di> Methoden des politischen Selbstmords nachzudenken.

So etwas tut also kein lebensluftiger und ge» scheiter Mann. Geht es daher jedenfalls nicht gegen die Konservativen, so bleibt nur der Versuch, wie weit die Sache mit ihnen zu machen ist. Sollen sich die Liberalen mit Aegierungshilfe aufschwingen, aber nicht gegen die Konservativen, so kann es nur gegen das Zentrum sein. Freilich, das manFsr cw p»p« ift bekanntlich auch schwer verdaulich; aber in unserem Klima vielleicht doch nicht so per» niziös wie das Anbeißen des Junkertums.

Den Fehler des Kulturkampfes, das hinüber» greifen ins religiöse Gebiet, wird man Pein» lichst vermeiden und sich sorglich auf rein politischem Boden halten, hier lassen sich dann Wohl auch gewisse staatliche In» stinkt« des konservativen Stockpreuhentums mobil machen. Mobiler wird dies frei» lich wider den anderen Gegner, zu dessen Bekämpfung sich ihm dafür das liberal« Bürgertum verbünden muh, wider die So» zialdemolratie. Zu folcher Gegenleistung ist aber das Bürgertum mit so freudiger Be» g«ift«rung bereit, daß seine Hilfe ganz den Charakter einer Gegenleistung verliert und ihm zum Selbstzweck wird. Die Fahne freiheitlicher Ideal« wird unentwegt in die Höhe gehalten im Kampfe wider die Schergen römischer Geistesknechtung; aber dieser Kampf bleibt fehr abstrakt, weil man an besagte Schergen in concreto leider nicht heran kann; dafür ent» labet sich der Kampfesmut sehr konkret gegen die Vertreter der organisierten Arbeitermassen, die man in greifbarer Nähe hat, und mit denen man weniger in der höhe der Ideale, als in den Niederungen der materiellen Inter» essen karamboliert.

2s steckt Wohl etwas vom alten Kartell» gedanlen in der n«u«n Gruppierung; aber

doch mit erheblichen Variationen. Vor allem fehlt der Schwerpunkt der damaligen Gestal» tung, der sozusagen in sich selbst ruhende Kanzler; eine Kanzlerkrisis gehörte damals, so oft auch von ihr gesprochen wurde, nicht zu den real in Betracht kommenden politischen Eventualitäten; was man von der heutigen Lag« nicht sagen kann. Und eben weil heute eine solche zentral« Autorität fehlt, muhte die Basis «ine breiter« sein; die sogenannte ent- schiedene Link«, die damals draußen war, muhte jetzt hinein. Dem entspricht eine veränderte Aufgabe der taktischen Formation; das alt« Kartell sollte den gemähigten Ausschritt sichern, das neu« soll einen sehr gemähigten Fortschritt als möglich erscheinen lassen.

Für den Liberalismus im Block ist es «ine ziemlich bescheidene Situation; aber kann man bei nüchtern kritischer Betrachtung deutscher Geschichte behaupten, dah er sich aus eigener Kraft ein« stolzere Stellung zu er» ringen vermochte?

Die großen Gegensätze der Weltanschauung kommen in dieser Gruppierung gewiß nicht zum Ausdruck. Wie danach Konservativ« und Zentrum innerlich zusammengehören, so auch liberale und soziale Demokratie trotz alles handgreiflichen Antagonismus. Doch man kann wohl Tagespolitik auch ohne Weltan» schauung machen; man nennt's bann Aeal» Politik. Begreiflich, wenn Charaktere, deren politische Individualität in einer festen Welt» anschauung wurzelt, darob tiefstes Mißbehagen empfinden und nicht mittun mögen. Aber sie können dann eben nur beiseite treten; nicht jedoch sich dem Block entgegenwerfen. Denn mag für die liberale Weltanschauung im Block

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

» 2
0 «
war Kopie, die Kaprice eines Schwärmers. Die Kunstpflege Ludwigs I. aber steht am einem andern Blatt. Er berief die besten seiner Zeit und stellte ihnen Aufgaben, die tonform den künstlerischen Bestrebungen von damals waren. Nicht er diktierte, sondern er fügte mit seinen Plänen sich dem Kunstprogramm jener Epoche ein. Was seit dein 17. Jahrhundert an selbständigen künstlerischen Werten entstand, hat mit der Kirchen» und Fürstentunst von früher nichts mehr zu schaffen. Es dient als Architektur uni) Kunstgewerbe den neuen Bedürfnissen einer neuen Zeit, ist als Plastik und Malere! ein freies Angebot der künstlerisch Schaffenden an die ästhetifch Genießenden. Ja, die Umwandlung der Anschauungen zugunsten der freien Kunst hat sich in dem Maße vollzogen, daß wir sogar in jenen Werken, die ursprünglich „höheren" Zwecken dienten, nur noch ästhetische Werte sehen. Eine Kirche ist für uns eine Vanmschönheit. Ein Porträt Philipps IV. interessiert uns nur als Wert des Velasquez.

In diese Zeit, die für die Bewertung von Kunstwerten nur noch einen Maß» stab, den der Qualität hat, da sie an eine höhere Mission der Kunst, gemäß ihrer ganzen Weltanschauung, nicht mehr zu glauben vermag, stellt nun der Kaiser seine Werke. Da die Kunst früher diente, meint er, sie könne es heute auch. Da eine äußer» liche Aehnlichkeit zwischen den alten und den von ihm befohlenen Werken vorliegt, da die Kirchen in romanischem Stil gehalten sind, die Mosaiken und Glasgemälde auf alte Wüster zurückgehen und die Gewandung der Statuen fich geschichtlich recht» fertigen läßt, gibt er dem Glauben sich hin, daß das Neue auch an Kunstgehalt, an Lebensfülle dem Alten gleichkomme, und merkt nicht, daß in jenen älteren Werken sich der ganze Geist einer Zelt in lebendigen Formen ausprägte, während es bei den neuen sich um archivalisches Bückwürtsschauen, um historische Stilübungen, um Kostüm» künde handelt. Indem er als persönlicher Auftraggeber mit den Künstlern verkehrt und, wie er des öfteren in feinen Neben hervorhob, ihnen im einzelnen volle Frei» heit läßt, nur das Recht der Direktive für sich beansprucht, glaubt er ganz ebenso wie die alten Mäzene zu verfahren, und es entzieht sich seiner Wahrnehmung, daß schon die Aufgaben, die er stellt, gegen den Strich der Epoche gehen. Man steht so vor dem sonderbaren Schauspiel, daß Aufträge, die früher in der Hand der beften, der führenden jedes Zeitalters waren, heute von Kräften erledigt werden, die für das Kunst» leben unserer Zeit ohne jede Bedeutung sind. Ja, man kann sich «inen Zusammen» hang zwischen dem, was jetzt die Kunst, und dem, was der Kaiser will, überhaupt nicht denken, würde die Statuen der Siegesallee im ceuvre Hildebrandts oder Klingers. die Anton von Wernerschen Themen im oeuvre Liebermanns oder Trübners als schwer crtlärlichen Widerspruch empfinden. Wenn Menzel der historiograph des alten Fritz war, darf nicht übersehen werden, daß das Thema sich mit den künstlerischen Gesichts» punkten der damals herrschenden Historienmalerei deckte, und daß er, ein Menschen» alter später geboren, den Umweg über das Geschichtsbild zur Kunst kaum mehr gemacht haben würde.

Die Werke erfüllen ihren Zweck. Denn ein großer Teil der Bevölkerung wird für das Patriotische, für alles, was auf das angestammte Herrscherhaus bezug hat, immer zu haben sein. Und für diese vielen Millionen, deren staatserhaltende Gesinnung im Budget jedes Negierenden einen so wichtigen Faktor bildet, kommen künstlerische Bedenken nicht in Frage. Es liegt nicht viel daran, ob eine Statue gut oder schlecht ist, ob ein Ereignis der vaterländischen Geschichte in einem Bild oder einem Bilder» bogen geschildert wird. Auf der Weltausstellung von St. Louis waren die deutschen Säle die künstlerisch belanglosesten von allen, und trotzdem strömten darin die Leute weit mehr als in den andern zusammen, weil die Zahl derer, die neugierig den stoff» lichen Inhalt von Bildern ablesen, eben überall weit größer als die der Kunstver» ständigen ist. Eins wäre ja schön: wenn der Kaiser diesen Unterschied zwischen Kunst und Dichtkunst allmählich erkennen würde, wenn er einsehen wollte, daß auch die wirk» liche Kunst, obwohl sie mit dynastischen Nebenabsichten sich nicht mehr verquicken läßt, eine volkswirtschaftlich ungeheuer wichtige Sache ist. Doch im übrigen ist das Thema, was unser Kaiser für die Kunst tun tonnte, eine müßige Doktorfrage. Es ist hübsch, daß in den letzten Jahren tüchtige Männer, wie Messet und Bruno Paul, in wichtige Stellungen berufen wurden, hübsch, daß Herr von Tschudi in seinen Bestrebungen, die Nationalgalerie zu einer Kunstsammlung zu machen, auf kein Veto stieß. Im großen hat die moderne Kunst von der.Huld oder Ungunst eines Fürsten, selbst wenn es der 'mächtigste wäre, nichts weder zu hoffen noch zu fürchten, und darin, daß das so ist, liegt vielleicht der beste Teil ihres Wertes.

Die Mamaloi.*)

Von Hanns Heinz Ewers.

I. Der honfoütempel. 26. Oktober.

Ich sagte, daß ich nach S5le»Trou reiten müsse, und ließ mein Pferd satteln. Die Alte hatte mir so ungefähr den Weg zum Tempel beschrieben, so gut wie ein Neger» weib eben einen Weg beschreiben kann. Natürlich verritt ich mich und hatte das Ber» gnügen, im Urwald übernachten zu tonnen; zum Glück hatte ich «ine Hängematte mit. Erst am nächsten Morgen fand ich den honfoütempel, das heißt, eine sehr große, aber elende Strohhütte auf einer Lichtung, die gestampft und geglättet war wie ein Tanz» platz. Eine Art Pfad führte auf den Tempel zu, zu beiden Seiten sah ich in die Erde gesteckte Pflöcke, auf denen abwechselnd die Kadaver schwarzer und weißer Hühner steckten.

*) Wll glauben das Bild, das sich das deutsch« Publikum von der schwarzen Nasse macht, zu vervollständigen, wenn wir gegenüber den vielen Stimmen, die sich für humanste, völlig gleiche Behandlung der schwarzen Nasse durch die weih« aussprechen, auch einmal die dunkelsten, nur sehr wenigen bekannten Stellen der Negerkultur ins recht« Licht rücken. Dieser Aufsatz bildet einen Teil einer längeren (demnächst bei Georg Müller erscheinenden) Novelle, welch« ihren Stoff aus dem Menschen opfernden Paudouxlult der Haitineger unserer1eit nimmt. Mamaloi, lreolisch, das Patois der Haitineger, ist korrumpiert aus: ^2ma-Koi — Mutter»Königin; so helht die Vriesterin des Vaudouzlulls. — Ueber die sozialpolitisch« Seil« d«r Negerfrage wird Dr. h. h. Ewers in einer der nächst«« Nummern sprechen. Die Schriftleitung.

c, o
«» o
Zwischen den Pflöcken lagen ausgeblasene Truthahneier und grotesk geformte Steine und Wurzeln. Ein großer Erdbeerbaum, den die Gläubigen Loco nennen und als göttlich verehren, stand am Eingang des Tempels, rund herum hatte man, ihm zu Ehren, viele Gläser, Teller und Flaschen zu Scheiben zerschlagen.
Ich trat in den "Raum. Ein paar Löcher im Dach gaben genügend Licht, unter einem davon stak an einem Pfeiler eine herabgebrannte Kienfackel. Die Tempelein» richtung war äußerst lustig. An den Wänden sah ich die Vildnisse Vismarcks aus der „Woche" und König Eduards aus den „Illustr. London News". Beide stammten ganz gewiß von mir, wer hätte sonst diese Blätter hier halten sollen? Wahrscheinlich hatte sie Adelaide großmütig gestiftet. Da waren weiter ein paar Heiligenbilder, gräßliche Veldrucke, die den heiligen Sebastian, den heiligen Franziscus und die Madonna dar» stellten, daneben Blätter aus dem „Simplizissimus" (auch von mir!) und der .Asiette au lielirse". Zwischendurch hingen ein paar alte Fahnenlappen, Muscheltetten und bunte Bänder aus Papierschnitzeln, hinten, etwas erhöht, bemerkte ich einen starten Korb. Aha, dachte ich, darin steckt er also, hougon badagri, der große Vaudourgottl Sehr vorsichtig öffnete ich den Deckel und sprang zurück, ich hatte durchaus leine Lust, mich von irgend einem giftigen Vieh beißen zu lassen. Aber ach! Eine Schlange war wohl in dem Korbe, aber es war eine harmlose Ringelnatter und sie war elend verhungert. Das ist echt Begerart, etwas als Gott anbeten, um sich dann, nach den Festen, nicht mehr darum zu bekümmern! Freilich, ein Ersatzgott ist ja im Handumdrehen im Walde zu fangen! Jedenfalls hat es Damtala, der brave Klappergott, entschieden besser, als der allmächtige houedo sobagui, der da elend zusammengeschrumpft tot vor mir lag; jener bekommt doch vel jeden Freitag, während dieser, der doch in diesem verrückten heidnisch»christlichen Vaudouxtult Johannes der Täufer selber ist, nicht einmal ein Frosch» lein oder Mäuslein erhält!
II. Das Opfer des ungehörnten Bockes.
22. November.
Ich muß mir Mühe geben, die Feder zu halten, der Arm zittert und die Hand will nicht gehorchen. Zwei Tage habe ich auf dem Diwan gelegen, und noch heute laufe ich im Fieber herum; alle meine Knochen sind wie zerschlagen. Adelaide liegt immer noch im Bette. Kein Wunder nach dieser Macht! Wenn ich die Geschehnisse meinem Bruder mitteilen würde, ich glaube, der fromme Herr würde vielleicht doch einen beiliegenden Scheck zurückweisen.
Kreuzelement, wie mich der Nucken schmerzt! Jede leiseste Bewegung macht mich schreien. Ich höre Adelaide aus ihrem Bette wimmern. Borhin war ich bei ihr, sie sprach kein Wort, sie weinte nur leise vor sich hin und küßte meine Hand. Und ich konnte gar nicht begreifen, daß dieses arme Tierchen dieselbe grausame Priesterin sei, die mit verzerrten blutgierigen Händen
Ich will alles ruhig erzählen. Adelaide ging schon am Morgen weg, ich stieg am Bachmittag auf meinen Falben, meine guten Brownings staken in der Satteltasche. Dies» mal kannte ich den Weg zum honfoü, bei Sonnenuntergang war ich schon dort. Schon

von weitem vernahm ich durch den Wald das Gelärme aufgeregter Stimmen, dazwischen die schrillen Laute des Neclesin. Die große Lichtung war voll von schwarzen Leibern, sie hatten alle Gewänder abgelegt, nur ein paar zusammengeknüpfte rote Taschen» tücher um den Leib gebunden. Sie tränten aus ihren weitbäuchigen Tafiaflafchen, liefen durch den Weg, auf dessen spitze Pfähle man frische schwarze und weiße Hühner lebend aufgespießt hatte und zerschmetterten schreiend die Flaschen unter dem göttlichen Erdbecrbaume. Augenscheinlich erwartete man mich, ein paar Männer kamen auf mich zu, banden meinen Gaul an einen Baum und führten mich über den Weg, wobei sie aus irdenen Krügen die jämmerlich gackernden und flatternden Hennen auf den Pfählen mit Blut begossen, wie Blumen in Töpfen. Am Eingange des Tempels drückte mir einer eine leere Flasche in die Hand, ich zerschmetterte sie unter dem Erdbeerbaum. Wir schritten in den weiten Raum hinein, alles drängte im Augenblick nach; geschoben von nackten Körpern gelangte ich in die Nähe des Schlangenkorbes. Mächtige Kienfackeln staken an den Balten und rußten durch die offenen Dachlöcher in die Nacht hinaus. Mir gefiel dieser rote Feuerschein auf den schwarzen glänzenden Leibern; ich muß sagen, ich kam in Stimmung dadurch.

Aeben dem Schlangenkorb brannte ein Feuer unter einem mächtigen Kessel, da» bei hockten die Schläger auf ihren Trommeln, houn, hountor und hountorgri, die den drei Aposteln Petrus, Paulus und Johannes geweiht find, hinter ihnen stand ein bäum» langer Kerl, der die riesige Assauntortrommel rührte, die mit der haut eines verstorbenen Papaloi überzogen ist. Immer schneller und schneller gingen die Wirbel, immer lauter dröhnten sie in dem überfüllten Naum.'

Die dienenden Avalous, die Küster, drängten die Menge nach den Seiten zurück und schufen einen freien Platz in der Witte. Trockenes holz und Neifig warfen fie hin und stießen Fackeln hinein — im Nu brannte ein Helles Feuer auf dem festge» stampften Boden. Dann führten fie fünf Adepten in den Kreis, drei Weiber und zwei Wänner; die hatten gerade die vierzigtägigen Weihen in dem Schmutzbade durchgemacht, die mir glücklicherweife erspart geblieben waren. Die Trommeln schwiegen und der Papa» loi trat hervor.

Es war ein alter magerer Nigger, wie die andern nur mit roten, zusammenge» knüpften Taschentüchern bekleidet. Dazu trug er ein blaues Band um die Stirne, unter dem die langen, ekelhaft verfilzten Haarsträhnen hervorquollen. Seine Unterpriester, die Djions, gaben ihm ein großes Büschel von haaren, hornstücken und Kräutern in die Hand, das er langsam in die Flammen streute. Dabei rief er die himmlifchen Zwillinge, Saugo, den Blitzgott, und Bado, den Windgott an, daß sie die heilige Flamme schüren möchten. Dann gab er den zitternden Adepten den Befehl, in das Feuer zu springen. Die Djions trieben und zerrten die Zögernden in die Flammen, es fah prächtig aus, wie sie da zappelnd hin und her sprangen. Endlich durften sie heraustreten und nun führte sie der Papaloi an den dampfenden Kesfel neben dem Schlangenkorbe. Vpete, den göttlichen Truthahn, rief er jetzt an und Assouguis, den himmlischen Schwätzer. Ihnen zu Ehren mußten die Adepten in das kochende Wasser greifen, Fleifchstücke her» ausreißen und den Gläubigen auf großen Kohlblättern reichen. Immer wieder tauchten die gräßlich verbrannten Hände in die siedende Brühe, bis auch der letzte sein Kohlblatt

bekommen hatte. Dann erst nahm sie der magere Greis als gleichberechtigte Vlit»
«lieber in seine Gemeinde auf — im Namen Attaschollos, des großen Weltengeistes
— und überließ sie endlich ihren Verwandten und Freunden, die ihnen Salben auf die
elend verbrannten Glieder schmierten.
Ich war neugierig, ob dieser menschenfreundliche Priester auch von mir eine solche
Zeremonie verlangen würde, aber niemand bekümmerte sich um mich. Wohl reichte man
auch mir ein Stück Fleisch auf dem Kohlblatt und ich aß es wie alle übrigen.
Die Djions warfen neue Nahrung in das Feuer und richteten einen Spieß darüber.
Dann zogen sie an den hörnern drei Böcke herein, zwei schwarze und einen weißen,
und brachten sie vor den Papaloi. Der stach ihnen mit einem mächtigen Messer in die
Kehle, zog durch und trennte mit einem einzigen langen Schnitte den Kopf ab. Mit
beiden Armen riß er die Köpfe in die höhe, zeigte sie erst den Trommelschlägern, dann
den übrigen Gläubigen und warf fie, die er dem Herrn des Chaos, Agaou Kata Vadagri.
weihte, in den dampfenden Keffel. Währenddessen fingen die Djions in großen Gefäßen
das Blut auf, mischten es mit Num und reichten es zum Tranke herum. Dann häuteten
sie die Tiere und steckten sie an die Spieße.
Auch ich trank, einen Schluck erst, dann mehr und mehr. Ich fühlte eine selten«
Trunkenheit in mir aufsteigen, eine wilde, gierige Trunkenheit, wie ich fie nie gekannt
hatte. Ich verlor ganz das Bewußtsein meiner Volle als unbefangener Zuschauer, ich
wuchs immer mehr wie ein Zugehöriger in diese wilde Umgebung hinein.
Die Djions zogen mit tzolzkohlenstückchen neben dem Feuer einen schwarzen Kreis,
da hinein trat der Papaloi. Und während die Braten schmorten, die et fegnete, rief er
mit lauter Stimme Allegra Badra an, den Gott, der alles weiß. Er bat ihn, seinen
Priester zu erleuchten, ihn und die gläubige Gemeinde. Und der Gott antwortete durch
ihn, daß die Erleuchtung kommen werde, wenn das Bockfleisch genoffen fei. Da sprangen
die schwarzen Gestalten zu den Spießen hin, rissen mit den Händen das Fleisch herab
und verschlangen es, heiß und halb roh. Sie brachen die Knochen und benagten sie mit
den großen Zähnen, warfen sie dann hoch durch die Dachlöcher, hinaus in die Nacht,
zu Ehren Allegra Vadras, des großen Gottes.
Und wieder dröhnten die Trommeln, youn, die kleinste, begann, dann hountor
und yountorgri. Und endlich brüllte die gewaltige Assauntortrommel ihr scheußlich
Lied. Immer stärker wurde die Erregung, immer heißer und enger drängten sich um
mich die schwarzen Leiber. Die Avalous räumten die Spieße weg und zertraten das Feuer,
die ganze Menge schob sich nach vorne.
Da stand plötzlich, ich weiß nicht, woher sie gekommen, Adelaide, die Mamaloi,
auf dem Schlangenkorbe. Sie trug, wie die übrigen, nur ein paar rote Taschentücher,
die über die Lenden und die linke Schulter hingen. Die Stirn ziert« das blaue
Priestertuch, ihre herrlichen weißen Zähne leuchteten im roten Scheine der Fackeln. Sie
war prachtvoll, ganz prachtvoll. Der Papaloi reichte ihr, mit gesenktem Haupte, einen
gewaltigen Krug voll B.um und Blut, sie leerte ihn auf einen Zug. Die Trommeln
schwiegen und fie begann, leife erst, dann immer mehr anschwellend, das große Lied der
göttlichen Schlange:

c>
y. y. Ewers: Die Mamaloi 699
llzn^c» b2fiö te,
(lan^o moune 6e !<>,
Zwei», dreimal sang sie die wilden Worte, bis aus ein paar hundert trunkenen klppen es ihr wieder entgegenschallte:
»I.en, eil! Lomba Ken, nen!
(^211^0 dalin le,
(I2NL0 moime 6s !e,
Die Nein« Trommel begleitete ihren Gesang, der wieder leiser wurde und fast zu «sterben schien. Sie wiegte sich in den yüften hin und her, senkte das Haupt und hob es. zog seltsame Schlangenlinien mit den Armen in der Luft. Und die Menge schwieg, atem« los in Erwartung. Leise flüsterte einer: „Sie fei gesegnet, Manho, unsere Priesterin!" Und ein anderer: „Johannes ^er Täufer tüfse dich, dich, houangon, seinen Liebling!" Die Augen der Neger traten aus den höhlen, alles starrte auf die leife summende Mamaloi.
Da sagte sie, leise, mit fast versagender Stimme: „Kommt her! houedo hört euch, die große Schlange!"
All« drängten sich heran, mühsam vermochten die Diener und Priester Ordnung Zu halten.
„Bekomme ich einen neuen Esel diesen Sommer?" — „Wird mein Kind gesund werden?" —„Wird er zurückkehren, mein Geliebter, den sie zu den Soldaten nahmen?" — Jeder hatte eine Frage, einen Wunsch. Die schwarze Pythia antwortete, mit ge» schlossenen Augen, den Kops tief auf die Brust gesenkt, die Arme nach unten gestreckt, steif, die Finger krampfhaft gespreizt. Nichtige Orakelantworten, die nicht ‚Ia' und nicht .Nein' sagten und aus denen doch ein jeder das entnehmen tonnte, was cr zu hören wünschte. Befriedigt gingen sie zur Seite, warfen Kupferftücke in den alten Filzhut, den der Papaloi hinhielt. Aber auch Silber fiel hinein.
Die Trommeln schlugen wieder, langsam schien die Mamaloi aus ihrem Traume zu erwachen. Sie sprang herab von dem Korbe, ritz die Schlange heraus und stieg wieder hinauf. Es war eine lange, gelbfchwarze Natter; verwirrt von dem Feuerschein züngelte lie und wand sich lang um den ausgestreckten Arm der Priesterin. Die Gläubigen fielen zu Boden, berührten die Erde mit der Stirne. „Lange lebe die Mamaloi, unsere Mutter und Königin, sie, houdja»Niton, unsere Gebieterin!" Und sie beteten zu der glotzen Schlange, und die Priesterin nahm ihnen den Schwur ewiger Treue ab. „So soll euer Hirn verfaulen und in euch eure Eingeweide, wenn ihr je das brecht, was ihr fchwurt!" Da riefen sie: „Wir schwören drei starte Eide, dir, yougon»badagri, Johannes dem Täufer, der du zu uns kommst als Sobagui, als houedo, der grotze Baudouxgott!"
Jetzt öffnete die Mamaloi einen andern Korb, der hinter ihr stand. Hühner griff sie heraus, schwarze und weitze, und warf sie hoch in die Luft. Die Gläubigen sprangen rom Boden auf, griffen nach den flatternden Tieren und risfen ihnen die Köpfe ab.

Tränten gierig aus den Leibern das frisch strömende Vlut. Warfen sie dann zum Dach durch die Luken hinaus: „Für dich, tzouedo, für dich, tzougon»badagri, zum Zeichen, daß wir unfern Eid halten!"
Von hinten her drängten sich fechs Männer um die Mamaloi. Sie trugen Teufels» mästen, Ziegenfelle hingen von den Schultern und die Leiber waren rot mit Blut bemalt.:
„Furcht, Furcht vor Eimbi»Kital" heulten fie. Die Menge drängte zurück, schaffte einen freien Raum, in den fie traten. Ein Mädchen von zehn Jahren führten fie an einem Strick um den tzals. Das Kind sah verwundert um sich, ängstlich, furchtsam, aber es schrie nicht. Es schwankte, vermochte sich taum zu halten auf den Füßen, völlig trunken von Num. Der Papaloi trat zu ihm hin: „Azilit gebe ich dich und Don Pedre, sie mögen dich hintragen zu ihm, aller Teufel größtem, zu Cimbi»Kital" Er streute dem Kinde Kräuter in das krause Wollhaar, tzornstückchen und tzaarflocken, warf dann einen brennenden Scheit darauf. Aber ehe das entsetzte Kind noch mit seinen Händen in die brennenden yaare greifen konnte, warf sich die Mamaloi wie eine Nasende mit einem gräßlichen Schrei von ihrem Korbe herunter. Ihre Finger krampften sich um den schmalen tzals, sie hob das Kind hoch in die Luft und erwürgte es.
„Aa — bo — bot" fchri« fie.
Sie schien ihr Opfer gar nicht mehr frei geben zu wollen. Endlich entriß ihr der Vberpriester das leblose Kind und trennte ihm, wie den Böcken, mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Und dazu sangen die Teufelspriester mit gewaltiger Stimme ihren entsetzlichen Triumphgesang:
»Intelloß« le cimitiere,
II vouz clira
De nou5 ou 6e >2 mort,
<)ui lies 6eux iournit
l_es plus ä'liöt«.»
Wieder zeigte der Papaloi mit erhobenen Armen das tzaupt den Trommelschlägern, wieder warf er es in den dampfenden Kessel. Starr, teilnahmlos stand die Mamaloi da» bei, während die Teufelspriester das Blut in den Numtrügen auffingen und den Leib zerhackten. Wie Tieren warfen fie den Gläubigen die rohen Fleischstücke hin, die sich darauf stürzten, sich balgten und rissen um die Fetzen.
,,^2 — du — 00! l.e cabrit 52115 comes!« heulten sie.
UM alle tranken das frische Blut vermischt mit dem starken Rum. Ein gräßliches Getränk, aber man trinkt es, muß es trinten, mehr und immer mehr.
Nun stellte sich einer der Teufelspriester in die Mitte, neben die Priesterin. Er riß die Maske ab, warf das Fell herunter. Nackt stand der schwarze Kerl da, den Leib wunderlich mit Blutzeichen bemalt, die tzände tiefrot von Blut. Alles schwieg, nirgends hörte man einen Laut. Nur die kleine tzountrommel wirbelte leise zu dem Teufelstanz, dem Tanz Don Pedres, der nun beginnen sollte.
Unbeweglich stand der Tänzer da, ohne sich zu rühren, minutenlang. Langsam wiegte er sich hin und her, den Kopf erst, dann den Leib leise wiegend. Alle seine Muskeln spannten sich, ein« seltsame Erregung bemächtigte sich seiner, schien wie ein mag» netisches Fluidum allen sich mitzuteilen.

o o
o o

Man betrachtet einander, noch regt man sich nicht, aber man fühlt, wie die Nerven zucken. Nun tanzt der Priester, dreht sich langsam erst, dann schnell und schneller, lauter tönt die tzountrommel und die tzountortrommel fällt ein. Da kommt Bewegung in die schwarzen Leiber, den Fuß hebt eines, das andere den Arm. Sie verschlingen einander mit den Blicken; schon fassen sich zwei und drehen sich im Tanze. Nun brüllt auch die tzountorgri und die mächtige Assauntortrommel, ihr Fell aus Menschenhaut heult einen wütenden, aufreizenden Wollustschrei. Alle springen auf, drehn sich im Tanze, stoßen, treten einander, machen gewaltige Bocksprünge, werfen sich zu Boden, schlagen den Kopf zur Erde, springen wieder auf, schleudern Arme und Beine und rasen und schreien in dem wilden «Rhythmus, den die Priesterin singt. Stolz steht sie in der Witte, hebt die göttlich« Schlange hoch in die Luft und singt ihren Sang:
„l.en! ÜK! 8omb2, Ken! Ken!"
Aeben sie drängt sich der Papaloi, aus großen Kübeln spritzt er Blut über die schwarzen Gestalten, die immer wilder springen, immer wütender das Lied der Königin heulen.
Sie fassen einander, reißen sich die roten Lappen vom Leibe. Die Glieder der» renken sich, heißer Schweiß rieselt von den nackten Körpern. Trunken von Num und Blut, aufgepeitscht zu maßloser Wollust, springen sie aufeinander wie Tiere, werfen sich zu Boden, schleudern sich in die höhe, schlagen die gierigen Zähne dem andern in das schwarze Fleisch. Und ich fühle, daß ich mit hinein muß in diesen Teufelstanz rasen» der Menschen. Eine wahnsinnige Lust jauchzt durch den Saal, ein blutgieriger Liebes» taumel, der über alles Irdische hinauswächst. Längst singen sie nicht mehr, aus ihren Konvulsionen und Delirien schallt nur der gräßliche Teufelsschrei: „Aa — bo — bo!"
Ich sehe Männer und Weiber sich ineinanderbeißen, in allen Stellungen und Lagen nehmen sie sich. Blutrünstig, wild, schlagen sie sich die Nägel ins Fleisch und reißen sich tiefe Kratzwunden. Und das Blut trübt ihre Sinne, ich sehe Männer auf Männer, Weiber auf Weiber kriechen. Da wälzen sich fünf in einem Knäuel ineinander, da steigt einer, wie ein tzund, über den Schlangenkorb. Ihre rasende Wollust kennt keine Ge» schlechter mehr, unterscheidet nicht einmal mehr lebende und tote Gegenstände.
Zwei Negerdirnen stürzen auf mich zu, zerren an meinen Kleidern. Und ich greife sie an den Brüsten, reiße sie zu Boden. Wälze mich herum, heule, beiße — tue wie alle andern. Ich sehe, wie Adelaide ohne Wahl einen Mann nach dem andern nimmt, aber auch Weiber, immer andere, immer neue, unersättlich in dieser teuflischen Wol» lust. Sie springt auf mich zu, nackt, nackt, rotes Blut sickert von ihren Armen und Brüsten. Nur die blaue Priesterbinde schmückt noch die Stirne, wie schwarze Nattern kriechen die dicken Haarlocken darunter. Sie reißt mich herab, nimmt mich mit Gewalt, springt wieder auf und stößt mir ein anderes Weib in die Arme. Und sie taumelt fort, umfangend und umfangen, immer von andern schwarzen Armen
Und, ohne Widerstand nun, werfe ich mich in den wildesten Taumel, in die un» erhörtesten Umarmungen, springe, rase und schreie, wilder und wahnsinniger als einer, das entsetzliche: „Aa — bo — bol" .

Ich fand mich draußen auf dem Tanzpllltze liegen, in einem Haufen schwarzer Wei» der und Männer. Die Sonne war fchon aufgegangen, ringsum lagen fchlafend, im Traume stöhnend und zuckend, die fchwarzen Körper. Mit einer ungeheuren Willens» anstrengung stand ich auf; mein Anzug hing mir in blutigen Fetzen vom Leibe. Ich sah Adelaide in der Nähe liegen, blutrünstig von der Stirn bis zu den Füßen. Ich nahm fie auf, trug fie zu meinem Pferde. Woher ich die Kraft nahm, weiß ich nicht; doch gelang es, ich hob sie aufs Pferd und ritt nach Hause, die Ohnmächtige in meinen Armen vor mir im Sattel. Ich ließ sie zu Bett bringen und ging selbst zu Bett —.
Der Luxus in Nom zur Zeit Cässtrs.')
<5sN,enn der moderne Imperialismus den römischen zum Muster nimmt, so schwebte -4V diesem als Vorbild Alexander der Große vor; keine historische Persönlichkeit war in Italien populärer als der mazedonische Eroberer, und allgemein war der Gedanke, Rom müsse ebenso große Taten ausführen. Aber inzwischen, bis das römische Neich die Ausdehnung des alexandrlnischen erlangt hätte, machten alle und jeder — und das war die unmittelbarste und zweifelloseste Folge dieses allgemeinen Taumels — auf dieses künftige Gut hin Schulden. Allgemein wurde leicht Kredit gewährt und ebenso leichten Herzens Schulden gemacht, hatte man Geld zur Verfügung, so lieh man es her, und brauchte man es, so machte man Schulden. Der ganze italisch« Wirtschaftslörper war ein unlösbares Wirrsal von Schulden und Guthaben geworden, von L^nLlÄpKae, wie man damals die Kreditscheine nannte, die beständig ein Gegen» stand des Tausches und Handels waren, wie heutzutage die Schuldverschreibungen oder Wechsel, weil bei dem Mangel an Barmitteln und den häufigen Wertschwan» tungen die allzu häufige Auszahlung die schwersten Schäden mit sich gebracht hätte. Wer Geld brauchte, suchte an einen Geldmann die Guthaben, die ihm anderen Personen gegenüber zustanden, zu verkaufen, und der Kapitalist eslomptierte den Schein, selbst» versländlich mit einem Abzug, dessen höhe sich nach der Güte des Scheines, den Be» dürsnissen des Gläubigers und der Lage des Geldmarktes richtete.
Die neue Politik, die Cäsar vor seinen Freunden entwickelt«, entsprach dem geschilderten Zustand des öffentlichen Geistes in Italien in bewunderungswürdiger Weise, und dabei besriedigte und stachelte sie zugleich die großen Leidenschaften der merkantilen und demokratischen Epoche, den militärischen und imperialistischen Stolz, die Gier nach schnellem Gewinn, die Sucht nach Genuß, Luxus und einem großen Zuge im öffentlichen wie im Privatleben. Eroberungen nach außen hin, Ueberfluß an Geld im Innern, Gold und Eisen, das waren die beiden Angelpunkte dieser Politik ge» worden, von denen einer untrennbar zum anderen gehörte. Die Eroberungen sollten neue Geldquellen erösfnen, und das damit gewonnene wirtschaftliche Gedeihen wieder die Eroberungspolitik mit neuer Energie erfüllen.
Allenthalben erstanden auf italischem Boden Paläste, Villen und Landhäuser. Man taufte Sklaven und immer wieder Sklaven. Der private wie der öffentlich«
") Wir entnehmen diese Schilderung, die uns wie ein Bild unserer Zeit anmute! dem i» diesen Tagen erscheinenden Werl« Guglielmc» Ferreros »Größe und Niedergang Noms' (Verlag Julius hofimann, Stuttgart). Ueber dies spannend« und wichtige Werl wird noch ausführlich zu sprechen sein.

Luxus wurde immer größer. Nächst Gallien und den Gewinnen, Geschäftsangelegen« heilen und Festen, welche die neue Eroberung mit sich bringen mußte, interessierte damals das nach Neuem lüsterne Publikum nichts mehr als das Theater des Pompejus, das erste große in Stein ausgeführte Theater, das griechische Architekten an der Stelle errichteten, wo heute der Campo del Fiori und die angrenzenden Straßen liegen. Endlich hatte sich also ein Bürger gegen das sinnlose Gesetz aufgebäumt, das der enge, puritanische Geist der alten Zeiten Jahrhunderte hindurch der Stadt auferlegt hatte, und demgemäß in Rom lein steinernes Theater errichtet werden durste. So hatte denn der Vau dieses Theaters «inen gewissen revolutionären Beigeschmack. Allerdings hatte Pompejus auch bei dieser Gelegenheit es mit den Anhängern des Alten nicht verderben «ollen und setzte sich scheinbar mit dem Gesetz in Einklang, indem er auf der yöhe der c^vea einen Venustempel anbringen ließ, so daß man die Zuschauerbänte als eine ungeheure Serpentine, die zu dem kleinen Tempel führte, ansehen konnte. Aber Pompejus war ein Mann, der seines Erfolges nie froh wurde, und er ahnte gar nicht, daß dieser Theaterbau für die allermeisten Römer noch mehr Wert hatte, als die Eroberung Syriens.

Unterdessen, solange der große steinerne Bau noch nicht vollendet war, wendete» die politischen Streber unsinnige Summen auf, um dem Volte Schauspiele in pro» visorischen Theatern aus holz, die nur wenige Wochen standen, vorzuführen, um Gladiatoren, Musiker, Tänzer und Schauspieler anzuwerben, um überall Löwen, Panther, Tiger, Elefanten, Affen, Krokodile und Nashörner zu taufen, die man zur Schau stellte und miteinander kämpfen ließ. Alle Statthalter in Asien und Afrika mußten sehen, wie sie auf Kosten ihrer Freunde in Rom wilde Tiere zusammentaufen könnten. Scaurus hatte im Jahre 58 bei den Festen, die er als Aedil gab, fast alle Einkünfte seiner Feldzüge im Orient darangesetzt, um ein hölzernes Theater, das achtzigtausend Zuschauer fassen tonnte und nur vier Wochen stehen sollte, mit dreitausend Stand» bildern, wunderbaren Gemälden von Silyon und dreihundert Säulen von schönem Marmor auszuschmücken.

Unter den Angehörigen der oberen Gesellschaftsllassen, des Geburts» und Geld» adels, waren alle sittlichen Bande gelockert. Ehebruch und andere Ausschweifungen waren in der Hauptstadt wie in den üppigen Landsitzen an der Tagesordnung, die Trinkgelage, Orgien, nächtlichen Bacchanale nahmen lein Ende. Nun war sie da, die Verschmelzung der alten Aristokratie und des Geldadels, des Nitterstandes, aber Sinnen» genuß und Laster bildeten den gemeinsamen Boden, auf dem sie sich fanden. An der Spitze des Reiches stand nicht mehr eine kriegerische Nobilität und eine einflußreiche Klasse von Kapitalisten, sondern eine tleine verderbte, zynische, skeptische Gesellschaft, der Literatur nicht weniger als materiellen Genüssen zugetan, üppigem Prunk ebenso wie dem Brillantfeuerwerk des Geistes. Die Frauen ruinierten ihre Ehemänner und suchten sich reiche Liebhaber, die ihnen kostbare Stoffe schenken konnten, Pruntsänften, schöne Stlaven von tadelloser Frisur und Livree und vor allem Perlen und Edelsteine, womöglich ebenso herrlich wie die des Mithridates, zu deren Besichtigung im Tempel des Jupiter Capitollnus, wo Pompejus sie ausgestellt hatte, man sich drängte. Die Männer ihrerseits wetteiferten, wer seinen Keller am besten mit griechischen Weinen besetzt, wer die geschicktesten Köche, die prunkvollsten Villen, die reichste Bibliothek, die gefeiertste Maitresse. die seltensten und kostspieligsten Werke der Bildhauer» oder der Goldschmiede.unst aufweisen könne. Aber noch schlimmer als die Alten triebe» es die Jungen. Zynisch, lüstern, frivol, leine göttliche und menschliche Autorität achtend,

trachtete diese jeune^ze äorse nur nach mühelosem Macht» und Golderwerb. Als ihre typischen Vertreter mögen die fünf jungen Männer gelten, die damals am meisten im Mund der Leute waren: Marcus Antonius, der Enkel des großen Redners und Sohn des Prätors; Cajus Scribonius Curio, der Sohn des berühmten konservativen Politikers, der im Jahre 76 Konsul gewesen war; Cajus Sallustius Crispus, der Sohn eines reichen Großgrundbesitzers von Amiternum; Marcus Cölius, der Sohn eines großen Bankiers in Puteoli, und endlich Catull. Antonius und Curio, von den bösen Zungen Wann und Frau genannt, hatten zusammen so viel Schulden und so viel Dumm» heilen gemacht, daß Curio von seinem Vater gezwungen worden war, sich von Antonius zu trennen, worauf Antonius, von feinen Gläubigern verfolgt, nach Griechenland entwichen war, wo er sich anfänglich den Studien widmete. Aber bald war ihm dies zu langweilig geworden und er hatte ftch zu Gabinius begeben, der ihn zum Reiter» obersten machte. Sallust, der viel Verstand besaß, sehr gebildet und reich war, ruinierte sich für Weibergunst. Der noch fehr junge Colins war ein glühender Bewunderer Catilinas gewesen; dem gerichtlichen "Nachspiel der Verschwörung glücklich entgangen, war er einer der zahllosen Liebhaber Clodias geworden, die ihn vollends verderbt hatte und ihn jetzt der Mitschuld an der Ermordung der ägyptischen Ankläger des Königs Ptolemäus Auletes bezichtigte. Catull war, des Drängens seiner Gläubiger müde und durch Clodias Untreue wie den Tod eines in Asien gestorbenen Bruders schwer getroffen, im Gefolge des Prätors Cajus Memmius nach Bithynien gegangen, um seinen Kummer zu vergessen und seinen erschöpften Finanzen aufzuhelfen. Jedoch sofort von Heimweh nach Rom ergriffen, schickte er fich fchon zur Rückkehr an, nicht wie gewöhnliche Sterbliche auf einem gemeinen Kauffahrteischiff, fondern wie ein orientalischer Herrscher auf einer eleganten kleinen Vergnügungsjacht, die er samt ihrer Bemannung in einem Hafen des Schwarzen Meeres, wahrscheinlich in Amastri, er» standen hatte. Bald, wenn die linden Frühlingslüfte mit liebkosendem Finger wieder die schönen blauen Wogen des Mittelmeeres zu kräuseln begannen, gedachte er sie in Ricäa wieder zu besteigen, nachdem er in Troas über der Asche des Bruders dessen Andenken seine Tränen geweiht hatte. Dann wollte er gemächlich am Gestade Klein» asiens entlang fahren, das ZyNadenmeer durchsegeln, Griechenlands klassischen Strand umschiffen, endlich quer durch die Adria die Pomündungen erreichen, den Strom hin» auffahren und fein Fahrzeug auf dem Landwege bis zum Gardasee schaffen lassen. Berauscht durch einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung, von dem alle glaubten, er müsse ewig dauern, verlor Italien das Gefühl für Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum, Weisheit und Torheit und gab ftch besinnungslos der Zu» tunft hin, nur immer weiter im tollen Taumel, koste es, was es wolle. Aber dieser wirtschaftliche Aufschwung war nur scheinbar. Wenn die Ausgaben allenthalben wuchsen, so war das durchaus nicht in gleichem Maße mit den Einnahmen der Fall. Eine Quelle des Reichtums, die seit der Gracchenzeit am ergiebigsten geflossen war, die finanzielle Ausbeutung der Provinzen, fing an zu verfiegen, und damit war Italien immer ausfchließlicher auf die lediglich politische und militärische Nutzbarmachung der Provinzen angewiesen. Das ist ein wesentlicher Zug der Dekade nach Cäsars Konsulat und erklärt uns die Popularität, deren sich zur Zeit Cäsars „hohe Politik" erfreute, wie auch die furchtbare Krise, die sich eines Tages daraus ergeben mußte.

o o
o o

Aus dem Buch der Sonette an eine Verstorbene.
Von Rudolf Alexander Schroeder.

Was weiß ich, Seele, nun von deinem Leid?
Und treibt mich's doch, das meine hinzuschreiben;
Was weiß ich nun? Wein Herz ist zugeschneit;
Und ich bin alt für alles Erdetreiben.
Die Großen sind nicht mehr; und allzu weit
Geht Sehnsucht aus, und flattert an den Scheiben;
Du gingst sehr früh: das nenne ich gescheit;
Denn es ist traurig, Freundin, nachzubleiben.
Du, wo du bist? Nicht in der leeren Luft
Und nicht im Staub, und nicht ein bloßer Schatten;
Wo ist dein Mund, der uns so lieblich grüßte?
Pas alles schwand vorüber wie ein Duft:
Dein süßer Tag, dein schmerzliches Ermatten,
Dein Angesicht, dein Lächeln, deine Lüste.
Ihr Lieder, die ich in die Welt gesetzt,
Müßt nun, ein armer Schatten, nach mir sein,
Wenn ich verlassen habe diesen Schein,
An dem sich manch ein glücklich herz ergötzt.
Ich gehe bald in jene Tiefe ein,
Wo Abgefchiedene das Vergessen letzt;
Doch ihr — ein Prunkgebllde, alt, zerfetzt,
Verblaßt, entwürdigt — müht die Narreteln
Der Welt noch dulden, müßt noch — ach, wie lange? —
Dem Gaukelspiel der dunklen Herrin frönen —
Und dürft — mein andrer Leib — nicht mit mir gehn.
Um euch, ihr armen Lieder, ist mir bange;
Man wird euch töricht loben, töricht höhnen;
Und euren Vater hat man nicht gesehn.
Freude: dies Wort ist mir nicht unbekannt. —
Doch Hab' ich's wirklich jemals mein genannt? —
Leid: Diese Tiefe läßt sich nicht ergründen;
Und doch: wie oft mußt' ich mich leidend finden!

n »
Jetzt bin ich ganz von Leiden übermannt
Und in die dunkle Tiefe eingebannt. —
0 Freundin, könnt' ich doch aus diesen Schlünden
Noch einmal einen Stieg ins Klare finden!
Ich sehne mich nach reiner Sterne Licht;
Und hier im Dunst des Unglücks seh' ich nicht;
Ich möchte gerne reinen Herzens sein.
Doch scheint mir's so, als bringe jeder Schmerz
Nuß, Qualm und Schmutz ins angegriffne herz.
— Ach, nur die heitern Herzen sind ganz rein!
3aß ab von diefer dumpfen Träumerei,
Und rühre nicht vergeblich an die Sterne;
Und forsche nicht in weggeblaßte Ferne
Nach allem, was es deiner Seele sei.
Atme! Die Nacht umrauscht dich, du bist frei.
Den Berg hinanl Wie fühlst du doch so gerne
Die Llndigkelt, wie atmest du so gerne
Den hauch des Aethers! Süßes Einerlei
Von Tag und Nächten, Athmen, klopfenden herzen
Und Schmerz und Lust, so mannigfach geteilt,
Traum wacher Stunden, Naufch der Nüchternheit,
Jugend! Noch leuchten aufgeflammte Kerzen;
Und Quellen riefeln lieblich unverweilt;
Und noch bist du ein König deiner Zeit.
Erhebe nun aus Wolken deinen Geist,
Und denke, daß mit ihren Atmosphären
Die großen Sterne selber sich verklären,
Da um sie her ein ewiges Dunkel kreist.
Selbst das, was dich verwirrte allermeist,
Der nächsten Liebe inniges Entbehren,
Soll dir nicht mehr den reinen Sinn beschweren,
Der deinen Weg dir ins Verborgene weist.

O Seele, trage; denn du wirst getragen
Verzichten lerne; denn dir ward gegeben
Sei dir genügend; denn du bist allein.
Das Leid ist ein betrügerischer Schein;
Und will dich solch ein Trugbild umschweben,
Soll deine Herzensleuchte es verjagen.
Ich sag's noch einmal: Sterne müssen lehren
Den Geist, der seine Einsamkeit ermißt,
Und mit Bewußtsein alle das vergißt,
Was um ihn her ein Traumbild malt im Leeren.
Die gehn dahin in ihren weiten Sphären,
Erhabene Kühnheit, ausgeglichener Zwist,
Und sind Ergebene in das, was ist,
Als ob sie ihre eignen Schöpfer wären.
So mußt du sein. Verzichten kannst du nicht,
Noch kannst du irgendwie der Welt entrinnen;
So lerne denn Beruhigung der Liebe.
Die leistet ganz auf jeden Trotz Verzicht;
Und immer gibt sie Ende im Beginn:
Daß doch die Welt nicht ohne Leben bliebe.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von tzans Nosenhagen.

(^hn« Zweifel verdankt Verlin der französ» fischen Kunst mehr als irgendeine ander« Stadt Deutschlands, wenn man an den Einfluß denkt, den die von dem Großen Kurfürst auf» genommenen Aefugiös auf die Entwicklung der Verliner Kultur ausgeübt haben. Aber die Franzosen von damals trugen lein deutfches Geld über die Grenz«; fi« bereicherten vielmehr das Land, das sie fo gastfrei aufgenommen, indem fi« Industrien schufen, die heute noch blühen. Vi« piu^tlLtiou paeitiqus mit franzö» sifcher Kunst, der Verlin jetzt ausgesetzt ist, kommt der Aeichsbauptstadt leider fehr teuer zu stehen; denn das Interesse der franzö» fischen Künstler, mit deren Werken die Aus» ftellungen in immer stärkerem Maße über» fchwemmt werden, oder das ihrer geschäftlichen Vertreter, ist sicherlich viel weniger darauf go richtet, die Oeschmackskultur der Luxus treiben» den Verliner zu heben, als ihr Geld zu er» langen. Aber es gibt auch Ausnahmen, und »ls eine solche darf man den von den „Luftigen Blättern" inszenierten „Salon der Humoristen" im Ausftellungsgebäude der Verliner Sezeffion Wohl ansprechen. Denn die geringe Summe, für die hier vielleicht Vlätter der französischen Karikaturisten gekauft werden, steht sicherlich in keinem Verhältnis zu dem Vergnügen, das

diese Ausstellung ihren Besuchern zu bieten vermag. Den Lesern französischer Journale und Witzblätter ist freilich ein großer Teil der hier vorgeführten Arbeiten längst bekannt; aber dieses Massenaufgebot von Kunst und Geist wirlt doch wieder in neuer Weise. Vor allem kommt die besondere Art des französischen Witzes gegenüber dem deutschen recht stark zum Ausdruck, sein« Harmlosigkeit und Leichtigkeit, sowie das Ueberwiegen nach der erotischen Seite. 2s ist natürlich eine Unmöglichkeit, den Inhalt der Ausstellung hier eingehender zu behandeln. Dies« flüchtigen Blüten der Kunst wollen nicht geschildert, sondern betrachtet sein. Wie könnte man den Humor des Strichs von Losques, Mirande, Iribe, Faivre, Poulbot mit Worten schildern oder Sems, Forains, Wil» lettes und Löandres besonder« Art des Witzes in der Zeichnung beschreiben? Es wäre ein ganz vergebliches Bemühen. Die originellen Er» scheinungen dieses Kreises muh man schon selbst kennen lernen. Wem sagt man etwas Eharakte» risicrendes über Cappiello, wenn man be» merkt, daß dieser ein Lautrec»Aachahmer sei, und diese Mitteilung jemanden trifft, der nie ein Blatt des „Ritters der zuchtlosen Grazien" gesehen? Wer von dieser amüsanten Aus» stellung etwas erfahren will, muh fich schon persönlich in ihren vielleicht allzureichlichen uud daher nur unter ziemlichem Zeitaufwand zu genießenden Inhalt vertiefen.

Der Salon Paul Cassirer begann seine winterlichen Ausstellungen ebenfalls mit der Vorführung von Arbeiten eines französischen Künstlers. Angesichts der Aquarelle von Paul Cezanne schien allerdings die Frage angebracht, ob es wohl nötig war, das deutsche Publikum mit Dingen bekanntzumachen, die der Künstler, während cr lebte, niemals seinen Landsleuten gezeigt hat und gezeigt hätte? Es ist gewiß für den, der einen so unvergleichlichen Meister wie Cözanne liebt, höchst interessant, einen Blick in dessen Atelier zu tun; aber der künstlerische Wert dieser merkwürdig zarten Aquarellnotizen — ein« andere Bezeichnung für diese Blätter wäre unstatthaft ^ besteht lediglich im Zu» sammenhange mit den Bildern des Künstlers. Von diesen hat der Salon Eassirer bei anderen Gelegenheiten zwar viele und gute, jedoch längst nicht alle ausgestellt, und dies« ausgeführten Werke fanden immerhin nur den Beifall eines sehr kleinen Kreises. Bsi einem Künstler aber, dessen Anerkenn»«; noch nicht allgemein ist, wird man t»«» Intimitäten zeigen dürfen, wie diefe Aquarelle. Daraus können nur Mißverständnisse entsteh» und Angriffe sich ergeben, denen man einen so großen Künstler wie Eszanne am wenigst«» ii «inem fremden Lande ausfetzen sollte. I»

Henri Matifse lernte man einen mit fein«» Farbensinn begabten Maler kennen, der den seltsamen Ehrgeiz hat, in seinen Stilleben die schüchterne und ungelenke Zeichnung Cezanne» nachzuahmen. Ist es zu verlangen, daß man «inen französischen Imitator mit m«hr Vespett beurteilt als «inen deutschen? Daß Vlatiss« augenblicklich in Paris geschätzt wird, ist wahr» lich kein Grund, ihm seinen Mangel an Person» lichleit nachzusehen. Aecht erfreulich wirkt« eine neue Kollektion von Bildern Edv. Munche. Der Norweger präsentierte sich zwar von keiner neuen Seite; aber die hier vorhanden«» Arbeiten liehen gegen frühere «in« frischere Empfänglichkeit und «ine gewisse Ausgeglichen» heit erkennen. Sehr fein und persönlich wirkten das Bild „Apfelblüten" mit den beiden jungen Mädchen in weihen Blusen,- ferner ein« stark gelbe weibliche Aktstudie vor «inem roten Kissen und einer graubraunen, mit großen braunen Flicken dekorierten Tapete, sodann mehrere Landschaften, wie „Warnemünde" mit den Kindermädchen im Vordergrunde, der Lübecker Patrizierpark mit dem bronzenen Penseur Aobins und die Gartentreppe. Wie leuchtete das Grün der Vegetation in diesen Bildern! Wie ausgezeichnet war die besondere Atmo» sphäre der Gegend getroffen! Immer wieder kehrt Munch zu dem oft gemalten Motiv der nordischen hellen ^.Sommernacht" mit den Mädchen in starkfarbigen Kleidern auf einer Brücke zurück. Große Fortschritte macht «r als Porträtmaler. Er kommt sogar schon, wie in dem Bildnisse des Dr. Aathenau, zu «in« förmlichen Eleganz der Ausführung. Als Per»

sönlichkeitsschilderungen überzeugender wirkten freilich die Porträts eines Direktor T. und einer jungen Dame in Weih. Neben der «infachen Selbstverständlichkeit von Munchs Malerei er» schien di« von Eurt tzerrmann doppelt kom» pliziert. Diesem dienen die Mittel der neo» impressionistischen Technik dazu, die Farben seiner Blumen» und Früchte»Stilleben in einer Weise zu steigern, daß die Natur an Glanz und Leuchtkraft nicht nur erreicht, sondern fast übertroffen wird. Und es ist erstaunlich, mit welchem Erfolge herrmann dief« äußersten Farbigkeiten zu Harmonien zwingt. Die Mittel zu diesem Zweck sind an den Objekten selbst gar nicht oder doch nur bei Betrachtung in der Nähe wahrnehmbar. Um so mehr und, wie es scheint, nicht notwendigerweise tieten sie in der Behandlung des in viel« einzeln« viol«tte, gelbe, blaue und rot« Flecken aufgelösten Hintergrundes hervor. Dieser allzu bewegte und allzu farbige Hintergrund wirkt künstlich und hebt zum Teil auf, was in der Natur» schilderung selbst erreicht ist. Sobald er dis« Ireter behandelt ist, wie in dem Bilde „Erb» beeren und Himbeeren", kommt der angenehmste Eindruck zustande: Das Stärkste an Glut und Tiefe der Farben hat herrmann in dem Still» leben „Mohn und Kornblumen" erreicht. Als Empfehlung für die fchwierige Technik konnte besonders auch der Blick über «in verschn«it«s Stück V«rlin dienen.

Di« neueste Ausstellung im Salon Paul Eassirer bringt als stallst« Attraktion frühe Vil» der des Schweizers Ferdinand Hobler. Wer es noch nicht aus hodlers großen dekorativen Bil» dern weiß, kann hier erfahren, was für «in «mi» nent«r Zeichner dieser große Künstler ist. Nicht umsonst war ein Lieblingsschüler von Ingres sein Lehrer i und wer «in Aug« dafür hat, wird er» kennen, daß der Linienrhythmus, der aus des großen Franzosen „Türkischem Bad" und seiner „Quelle" tönt, in der hier ausgestellten Schöp» fung des Schweizer Meisters „Sehnsucht nach dem Unendlichen" aufs wunderbarst« w«iter» klingt. Da steht auf einem schwarzen Tuch, das »uf einer fahlgrünen Wiese ausgebreitet ist, in Lebensgröße «in Weib in keuscher Nackt» heit und streckt mit einem unbeschreiblichen Ausdruck heiligen Verlangens die Arm« aus. Die Gebärd« und di« Haltung des Körpers sind direkt von musikalischer Schönheit und dabei so eigen, so persönlich empfunden, daß man, obgleich alles anders ist, als sonst auf hodlerschin Bildern, doch sogleich an ihn denken muh. Es steckt Quattrocento-Herbheit in dem Werk, zugleich aber auch, trotz der fast klassischen Schönheit der Form, modern« Anschauung; denn mit dieser Überzeugungskraft kann eben doch

nur «in Maler, der Velasquez und Manet gesehen hat, den weichen Glanz der weiblichen Epidermis zur Darstellung bringen. Doch geht auch dieses sinnlich« Moment vollkommen in dem «rnst«n und erhabenen Gesamteindruck auf. Sehr perfönlich ist auch in anderen Werken die Verbindung von Zeichnung und Malerei. Da lehnt ein Tifchler mit einem viereckigen Kopf, «in prächtig«? Typus des Arbeiters, «in blaues Hemd unter der fchwarzen Weste, an feiner Hobelbank. Man kann sich nichts Knapperes und Ausdrucksvolleres denken als diefe dünne und doch breite, kräftig« Malerei. Bei allem Nealismus hat die Erscheinung dieses Mannes mit dem dunklen haar und dem kurzen Schnurrbart in dem bleichen Gesicht etwas Monumentales. Von ähnlicher Wucht ist das nicht «b«n große Profilbild eines kindlichen Mädchens im dunkelblauen Kleid« vor Grau. Manet ins schweizerisch Feste überseht. Das gilt auch für die in einem grauen Zimmer in schwarzer, mit Violett besetzter Toilette „sitzende Frau", di« ihren roten Sonnenschirm auf dem Schoh hält. Mehr zeichnerisch sind die Bilder „Schuhmacher in der Werkstatt" und „Mann mit Kind", hier, wie in hodlers Landschaften „Wetterhorn" und „Am Genferfee", ist zu be» Wundern, mit welcher intuitiven Sicherheit der Künstler d«n besonderen Ausdruck der Menschen und der Natur trifft. Es gibt imposantere Bilder der Schweizer Gebirgswelt im Schnee als dieses „Wetterhorn", aber keines, in dem das Wesen dieser Landschaft so einfach u.nd schlagend dargestellt wäre. Von hodlers eigenster Monumentaltunst gewährt das Bild des in Not gekleideten Landsknechts, der,

«» »
blutend, mit vorgestreckter Lanze den Auszug der verwundeten Kameraden nach der „Schlacht von Warignano" deckt, ein« ausgezeichnet« Probe. Besseres in dieser Art hat kein Künstler der Gegenwart geschaffen. Die Schweizer dürfen stolz sein auf diesen Mann, der nicht nur grohe, sondern auch im höchsten Sinn« Volks» tümliche Kunst macht. Dieser rote, verwundete Krieger, der so fest und trutzig mit beiden Fühen dasteht und den Feind abwehrt, erscheint wie das Symbol «iner unverwüstlichen Volls» kraft. Der Fries der „Lebensmüden" (nicht: „Enttäuschten", wie im Katalog steht) ist schon früher hier gezeigt worden. Es wird wohl immer noch einige Zeit währen, bis das Publikum hinter di« Vorzüge dieses Werkes und hinter die Absicht des Künstlers kommt, der durch die Wiederholung der gleichen Lmp» findung bei fünf Erscheinungen di« Idee seines Bildes «indringlicher und nachhaltiger zum Betrachter sprechen lassen wollte.

Einen nicht unerfreulichen Gegensatz zu di«s«r in sich durchaus festen und abgeschlossenen Kunst bilden die neuen Arbeiten Philipp Francks. Dieser ernststrebende Berliner Maler hat noch nicht über di« Natur gesiegt. Er ist »och vollkommen in dem Bann jeder neuen Erscheinung, die sie ihm bietet; aber gerade Hief« uneingeschränkt« Hingabe an di« Wirklich» leit läht ihn nicht nur hier und da zu ganz lusgezeichneten malerischen Aefultaten ge» angen, sondern auch zu einer ganz selb» tänbigen Art der Anschauung und des Malens. i>i«ses Mal hat ihn der Spreewald gelockt nit dem darin erhalten gebliebenen Stück Volkstum. Man findet auf feinen Bildern die yübfche frifche Weiblichkeit, aus der fich das reiche Berliner Bürgertum sein« Ammen zu coählcn Pflegt. Diese munteren, rotbackigen Mäd» che», di« mit ihren großen, kunstvoll aus weihen »der farbigen geflickten Tüchern hergestellten Haube», mit ihren bunten Brusttücher» über den schwarze» kurzärmeligen Taillen, mit den grünen, roten, braunen oder violetten falten» reichen und weitabstehenden kurzen Aöckcn, den die mit durchscheinenden Einsähen versehenen, fast ringsherumreichenden weihen Schürzen decken, im stolzen Besitz« ihrer körperlich«« Aeize, mit wi«g«nd«n Hüften und kurzen Schritten daherstolzieren. Franck hat sie g«> malt, wie si« in «in«r „Tanzpaus«" unt«r l»«r Estrab« für di« Musikanten lachend »nd schwatzend beieinandersitzen und «in Tänzer seiner erhitzten Partnerin «in« Limonade pril» sentieren läht. Er hat gemalt, wie di« Spr««» wälderin mit der Großmutter „am Spinnrad" schafft oder wie si« in dem überaus reichen Putze einer „Brautjungfer" mit einem etwas und«»

holfenen Verehrer scherzt. In all diesen Bildern ist «ine gewiss« derb« Sachlichkeit, die das Ge» fühl der Befreiung durch die Kunst zunächst nicht aufkommen läht. Erst bei näherer Be» trachtung entdeckt man malerisch« Feinheit«»: wie die Farbe der Aöcke hinter den wtihen Schürzen wirkt, wie wundervoll die Stickereien gegeben, wi« gut ein Arm oder «in« Hand ges«h«n sind. V«i der kartoffelschälend in ihre» Hausgang sitzenden alten „Witwe" ist das Interieur hinter der geöffneten Stubentür in feiner malerischen Schönheit überaus warm empfunden, während die Alt« f«lbst und die blauweih« Wand, vor der fie fitzt, von «iner unerfreulichen Grellheit find. Ein ganz an» nehmbares Stück ist der Mann, der mit «in«« kleinen, ein duntelrotes Kopftuch tragenden Mädchen »n einem Bauernhaus« vorbei, durch den grünen Wald „über Land" geht. Philipp Franck tut nichts not, als ein wenig Freiheit gegenüber der Aatur, als ein etwas sicherer Ge» schmack, der ihn Härten vermeiden läht und ihm über die Stellen in der Aatur forthilft, die fich der malerischen Idee eines Bildes nicht einfügen wollen.

Dem Frankfurter Impressionisten Jakob Auhbaum möchte man dagegen wünschen, bah er die billig« malerische Wirkung seiner Bilder mit jener ehrlichen Sachlichkeit stützen könnte, die Franck auch in seinen schwächsten Leistungen immer noch aufs vorteilhafteste von fast allen jüngeren deutschen Impressionisten unter» scheidet. Dah itarl Walser «in geschmackvoller Künstler ist, hat er durch sein« Leistungen für das Theater vielfach bewiesen; aber zum Maler fehlt ihm alles. Er arbeitet mit den naiven

Hieroglyphen mittelalterlicher Codicesschreiber
und schildert holländisch« Straßen und Grachten
so harmlos wie ein Kind, das noch in der
holden Einbildung lebt, «in Vaumblatt gliche
dem andern und ein roter Ziegelstein bliebe
unter allen Umständen «in solcher. Walsers
Vilder haben den Charalter von sauberen und
freundlichen Handarbeiten; »ls Erzeugnisse der
Maler«! werden nur ahnungslos« Gemüter sie
bewundern.

Vor den im Künstlerhaus« ausgestellten
neuen Schöpfungen d«s schwedischen Tiermalers
Vruno Andreas Liljefors, die fast sämtlich schon
in Privatbesitz sind, findet man wieder einmal
die alt« Erfahrung bestätigt, daß ein großer
Künstler meist dann erst vom Publikum aner»
tannt wird, wenn seine Kraft nachgelassen hat,
wenn er bewußt oder unbewußt in seiner Art
zahmer geworden. Was war Liljefors für «in
frischer und guter M»l«r, als «r vor «twa
fünfzehn Jahren s«ine «rst«n Bilder im Salon
Ourlitt zeigte! Welch« groß« Aoll« spielt« die
kräftige Farbe als Problem an sich in seinen
Schöpfungen! Er ist unter den europäischen
Tiermalern auch jetzt noch zweifellos der erst«;
aber seine Ställe liegt beinah« nur noch in
der Schilderung der Tier«, nicht m«hr in der
malerischen Qualität seiner Vilder. Außerdem
ist er einseitiger geworden. Er malt die Tiere,
die ihm zur Hand sind: Wasservögel, Möwen,
Strandläufer, Schwäne, wilde Enten und Gänse.
Während man früher die Empfindung hatte,
daß er feine Gefchöpfe in der Freiheit, bei der
Jagd und auf Segelfahrten studierte, meint
man jetzt zu bemerken, daß er fein« V«obach»
tungen an gefangenen oder gar ausgestopften
Exemplaren macht. Und, als ob er felbst
fürchtete, daß man dahinterkommen könnte, läßt
er seine Tier« in einer Aaturumgebung er»
scheinen, die so ausgebreitet ist, daß sie fast
darin verschwinden. Aun liehe sich nichts da»
gegen sagen, wenn die Aaturschilderung für
sich auch anziehend wäre. Aber daran fehlt «s.
Dies« schilfigen Ufer, bi«s« dürren Heiden und
Wasserwinkel sind meist von einer erschreckenden
Eintönigkeit. Dazu trägt der angestrebte gelb»
graue Gobelinton ebensoviel bei wie die gleich»
mähige Durcharbeitung der Bildfläch«, die nur
selten Tiefenvorstellungen erweckt. Man ist
ordentlich froh, außerhalb dieser gelbgrauen
Welt einmal einem blauen Wasser, ein paar
schwarzen Krähen im Schne« oder «inigen
weihen Schwänen zu begegnen. Aus einem
amüsanten und geistvollen Maler ist ein braver
solider Herr geworden, der von Aufregungen
und Versuchen mit zweifelhaftem Ausgang
nichts mehr wissen will und nahe daran ist,
sich ein Schema für seine Arbeiten herzustellen.

Ach ja: Der bequeme Auhm — wenn er nur
nicht der tödliche Feind jenes Auhmes wäre,
der die Zeiten überdauert!
Di« Königliche Akademie der Künste hat
in ihren prächtigen Bäumen am Pariser Platz
ihrem verstorbenen Mitglied« Carl Nussow «in«
Gedächtnisausstellung gerüstet und dabei dessen
Lebenswerk aus guten Gründen so geordnet,
bah drei Perioden seiner Tätigkeit unterschieden
werben können. Davon kann nur «in leb»
Hafteies Interesse beanspruchen: die des
werdenden Künstlers. Man konstatiert vor den
Arbeiten des jungen Gussow, die ungefähr in
den Jahren 18«2 bis 1872 entstand«« sind, sehr
viel positives zeichnerisches Können, einen
Maler, der Gutes leistet, wenn er gute Vor»
bilder hat, jedoch auch schon einen bedenklichen
Mangel »n persönlicher Empfindung. Der
Künstler war sich seiner Schwächen wohlbewuht;
denn er hat viel« Versuch« gemacht, irgendwo
Anschluß an «ine bestimmte Anschauungsweise
zu gewinnen. Er kopiert Tizian, um zu einer
schönen Farbe zu gelangen, er lernt von Leibl
mit weich hingesetzten Farbenflächen zu malen;
Habermanns pikante Koloristik zieht ihn an;
dann das Schwarz und Grau von Munlaczy.
Aach henn«rs Vorbild malt «r in v«r»
schwimmenden Farben den weißen Körper einer
im Grünen schlummernden Aymphe; aber er
versucht es auch mit Vöcklins Art und malt
ihm trefflich seine Vegetation und seine neu»
gierigen Faune nach. Und man findet ferner
Alfred Stevens und irgendwelche Schotten und
Engländer in diesen frühen Bildern wieder.
In den nächsten zwanzig Jahren ist Gusjow
jener naturalistische Maler, über dessen provo»

kant ordinäre Bilder man sich in Berlin ent»
rüstet, während man seine Art in Bildnissen
unübertrefflich findet. Gussows gut« Fähig»
feiten kommen in seinen ersten Porträts ebenso
überzeugend zum Ausdruck wie seine Unfähig»
teit, mehr als die äußerste Oberfläche zu geben.
Aber, um schnell Geld zu machen, gibt er am
Ende die sorgfältige Arbeit auf und legt sich
auf das Bilderfabrizieren. Jetzt gefällt er auch
den Berlinern nicht mehr, zieht nach München,
wo er fich mit maltechnischen Experimenten
beschäftigt und Bilder malt, die nicht mehr
ahnen lassen, daß er «inst Talent besah. Er hat
das typische Schicksal viel« begabten Künstler
gehabt, die des lieben Erfolges wegen jedes
höhere Streben aufgeben und den Besitz der
eigenen Villa mit dem Verlust ihrer Künstler»
ehre bezahlen.

Nichard Wagner und Julie Ritter. Von S. v. yausegger.*)

<7^n den folgenden Jahren kam noch ein Ereignis hinzu, welches das ganze musikalische <) Deutschland in Aufruhr brachte: An den Palmsonntagen der drei Jahre 1846, 47, «9 veranstaltete Wagner jene denkwürdigen Aufführungen der Neunten Symphonie, welche bestimmt waren, das durch akademische Ledernhelt halb erstickte Werk zu neuem Leben zu erwecken. Sascha wohnte den ersten beiden Konzerten als Zuhörer, dem letzten sogar als Mitwirkender bei. Blitzartig fiel ein Licht auf eine ihm früher fast unbekannte Er» scheinung: der Niese Beethoven stand vor ihm. Doppelte Förderung muhten Bitter diese Konzerte bringen. Die Bedeutung des größten Symphonikers ward ihm durch die Kon» genialität Wagners erschlossen; die programmatische Erläuterung aber, welche dieser der Aufführung mit auf den Weg gab, zeigte Nitter einen neuen, wenngleich loseren Zusammen» hang zwischen Musik und Gedankenwelt. Die dichterische Deutung erwies sich als geeignet, das tiefste Wesen eines bis dahin für unverständlich gehaltenen Werkes der absoluten Musik zu enthüllen. „Das Nätsel jener musikalischen Sphinx konnte eben einzig nur ein wahrhaft dichtender Musiker lösen." (Fr. Rösch.) Wie von selbst war dem jungen Kunst» eleven dadurch das Verständnis erwacht für die Notwendigkeit, mit der Beethoven im letzten Satze zum befreienden Wort gelangte.

Wie fieberhaft muß des Jünglings freudige Erregung gewesen sein, als Konzertmeister Schubert das Kleeblatt Meister Wagner, vermutlich im Jahre 1846, persönlich vorstellte, Wagner schien schon damals Inleresse und Neigung für die drei Knaben bekundet zu haben, denn Saschas Bruder konnte es wagen, ihm Kompositionen Bülows zur Beurteilung vor» zulegen. Und im Januar 1849 betrat Wagner zum erstenmal das Nittersche Haus, wo ihm ein Quartett Carls vorgespielt wurde. Es sollte auch das letztem«! sein, denn schon im Mai darauf verließ er Dresden als Flüchtling.

In Frau Julies Gemüt stand von da ab der Glaube an Nlchard Wagner uner» schütterlich fest. Doch bei der bloßen Begeisterung wollte sie es nicht bewenden lassen. Es erschien ihr als heilige Pflicht, den Genius, soweit ihre Kräfte reichten, von den drückenden Sorgen des Alltags zu befreien, damit er in voller Unabhängigkeit seinem Schaffen leben tonne. Sie unternahm es deshalb, Wagner finanziell beizustehen, und führte dies Vor» haben durch Jahre, auch in Zeiten eigener Verluste, durch. Wie nachhaltig der Eindruck

") Aus dem in diefen Tagen erscheinenden Band« Sigmund v. hauseggers .Alexander Bitter". «Ml. 3.» Der zahlreiche Abbildungen und unveröffentlichte Kompositionen Alexander Bitlers enthaltende Band, welcher in der von Bichard Strauß geleileten Sammlung erscheint, bringt eine Beihe bedeutsamer unbelannler Brief« Bichard Wagners.

o I>

dieser hochstehenden und von ihrer Familie fast mit einer gewissen Scheu verehrten Frau auf Wagner war, trotzdem er nur Gelegenheit zu flüchtigster persönlicher Bekanntschaft gefunden hatte, geht aus seinem auf das nachdrücklichste geäußerten Wunsch hervor, Frau Nitter möge mit ihrer ganzen Familie zu ihm in die Schweiz ziehen. Er schreibt:
»Meine hochverehrte, liebe Fraul
Von hier aus endlich darf ich wissen, wie ich es anzufangen habe, um Ihnen zu schreiben, hier ist es mir endlich vergönnt worden, mit hellen, offenen Augen zu sehen, was ich bisher nur in unbestimmtem, wenn auch unendlich wohltuendem Gefühle zu er» fahren streben konnte. Ein Glied jener Kette, die sich wie ein schöner Zauber um mich geschlungen hat, habe ich jetzt deutlich erkennen dürfen, und von diesem Glied« vermag ich zu meiner beseligendsten Freude auf alle Glieder der Kette zu schließen. Unsere Freundin Iessie Laussot habe ich endlich kennen gelernt und durch diese Erkenntnis ist mir nun die unbezwinglIche Sehnsucht erweckt worden, Sie und alle die Ihrigen zu meinem höchsten Glücke ebenso beutlich, klar und gewiß kennen zu lernen.
Noch schweben Sie mit bei Ihrigen, trotz aller Freude meines Herzens an Ihnen, mir nur wie ein Bild vor: es martert mich völlig, die Farben dieses Bildes in einer gewissen Unbestimmtheit durcheinander fließen zu sehen. Nichts kann ich beutlich festhalten, als das entzückend« Gefühl des Bewußtseins, Ihnen teuer zu sein: so beseligend dies Gefühl aber sei, so ist es doch jetzt nicht frei von aller Pein, denn — die Trennung lagert zwischen uns. Es ist unmöglich, daß Sie in mir nur den Künstler lieben, so wie es mir unmöglich ist, in Ihnen nur meine Wohltäter zu verehren. Zwischen uns flattert ein Band, das sich nur dadurch fest knüpft, daß wir uns — als Menschen lieben. Wir müssen uns sehen — Auge in Auge — bei der Hand fassen, miteinander leben, nicht nur im allgemeinen uns an uns freuen, fondern in jeder Einzelheit unseres Leben» gegenseitig an uns teilnehmen, traurig und freudig, weinend und lachend — wie es nun eben sein muß. Kennen Sie ein« andere Liebe? Unmöglich! Denn es gibt nur eine Liebe. Oder liebten Sie mich nur so oder so? Das wäre schlimm, denn dann könnte ich Ihnen für den Teil von Liebe, den Sie mir fchentten, nie mit Erwiderung danken: nur deswegen habe ich so wenig Freunde, well ich nur ganz lieben kann. Aber Sie lieben mich nicht halb: nein! Ich sehe und weiß, daß Sie mich mehr lieben, als ich Einsamer je hoffen durfte, in diesem Leben noch gellebt zu werden; deshalb — sei denn auch die Frucht oder der Genuß unserer Liebe ganz: heben Sie die Trennung auf, feien Sie mir nahe, ganz nahe — da ich Ihnen sonst fern bleiben muß.
Ich bin heute zu voll, um bedachtsam von Einzelheiten mit Ihnen reden zu tonnen: ich bringe Ihnen nur Ausrufe zu. An Ihren Verstand kann ich mich heute noch nicht wenden, nur an Ihr herz. Nur eines weiß ich: alle Beschlüsse unferes Verstandes, denen unser herz nicht seinen vollen, warmen Atem einhauchte, find willkürlich und uner» svrießllch; die Erfolge solcher Beschlüsse tonnen uns unmöglich je beglücken — sondern sie sind in Wahrheit die Quelle aller unserer unerlösbaren Leiden. Wer aber lehrte Sie, mich so zu lieben, als ich Glücklicher es inne werden darf? Gewiß nur der unwillkürliche Zug Ihres Herzens! Folgen Sie ihm ganz, und da ich nicht in Ihrer Nähe sein darf, so kommen Sie in allernächste Nähe zu mir! Nennen Sie es nicht Uebermut und Anmaßung von mir, Sie alle — denn Sie alle meine ich — mir nachzieh«« zu wollen; bedenken Sie vielmehr, daß die Kraft, Ihnen zu genügen — ja Sie zu beglücken — wie ich sie mir kühn

o «»
zuttaue, mir nur aus Ihrer Liebe zu mir, aus meiner Liebe zu Ihnen kommt. Weisen Sie mir aber dl« Fähigkeit zu, diese Kraft meines Lebens zu entfalten und sie zur lang» andauernden, erfreuenden Tat für Sie zu verwenden: nur Sie tonnen mir diese Fähigkeit geben, wenn Sie mir nahe, ganz nahe sind, — wenn ich so als ganzer Mensch, wie ich bin, mich Ihnen geben kann.
Kommen Sie zu mir in die herrliche Schweiz!
Dies ist heute alles, was ich Herausbringel 0, stünden Sie vor mir, tonnte ich Sie erfassen und aus vollem yerzen laut Ihnen zurufen! — Doch — ich dente auch nach — und in wenigen Tagen will ich Ihnen auch sagen, was alles für die Erfüllung meines Seelenwunsches spricht. Seien Sie gegrüßt, teuere Frau! Grüßen und lüssen Sie die Ihrigen — die Melnlgen — von Ihrem frohen
Bordeaux. 22. März 50. Richard Wqgner.-
Der Erfüllung dieses Wunsches trat Frau «Ritter ernsthaft nahe, doch waren die Schwierlgteiten eines derartigen erneuten Wechsels des Aufenthalts zu groß, als daß sie sich hatten überwinden lassen. Mit Schmerzen gedachte Ritter noch in späten Jahren, welch unvergleichlicher Gewinn ihm durch das Aufgeben des Projettes, in einer Stadt mit dem großen Manne zu leben, entzogen wurde. Denn war es ihm auch später vergönnt, dem Meister nahezutreten, so wäre dessen Einfluß doch gerade für den Jüngling von unschätzbarster Bedeutung gewesen.
««<uu»,Nll<y «K »«« ««»««w»! l>i, ««»» r»»»,»«,«», ««u» ".», ««,»«««»« ,, »» o««««l«»<y.Un,»l»^ ««»«n 3««,
«l« l. - ««»«», ««»»«», « »»» »U»«l»»»»<>««lw v.«,. «,««»«»«»»»»»« !». - «lp«»M»n »i 0««»«»ch.U»,«»
b«< «0»««l « »!«««««. »<« l. »l«lxn «». - »n«l „n Vo» » »«!«» », ». ». b' V«»Un V «?. «ül«»l»N!»» «»
Geschäftliches.
«teu« Pr«cht»«2l«. Wir Verllner sind barm» gewöhnt, daß all« paar Wonal« neue Paläste mit großem Prunl und w«n!g G«schm»ck als Wohnhäuser, hot«l« ob« Theater au« d«r Erde schi«h«n. Wir g«h«n wie an «twa« Selbst» verständlich«« an dl«s«n vorüb«r, und wenn «in Konzert ober eine F«stllchl«lt uns zufällig in «ln«n dltser ««««entstanbenen Säl« führt, b«» merlen wir m«ist erst, mit wtlchen aufdringlich äußeren, j«d«r Kunst baren Mitteln in Verlln für öffentlich« Zweck« besttmmt« K«bäub« «rrlchtet werd«n.
<lln« ftlttn« und freudig« Überraschung bereitete uns das auf Anregung von Vslar Schwal«, des Schwiegersohne« Zullu« Blüthners, errichtet«, für ernste Kunst« beftimmt« Gebäude in d«r Lützowstraß« 7«. Vi« Schaffung zweier großer SÄ« — d«s Blüthner-Saale« und des Kllndworth » Scharwenla » Saales — blld«t «in Ereignis für all« Wusllfreund« Verlln«. Neben der archlteltonlfchen Feinheit, die unserem in letzter Zelt wenig verwöhnten Auge besonder« wohltut und die durch ihr« vornehm« Buh« d«n Hörern die durch lein« Geschmacklosigkeit abgelenkt« Spannung «rl«lchtert, ist «s vor all«m di« nnverglelchlich« Akustik, dl« bereit« in diesem Wlnt«i vl«l«n hervorragend«« Künsttern di« Wahl d«« Saale« zur Abhaltung ihrer Konzert« «rlelchtert hat. E« entsprlcht nur der Vroß» züglgteit de« Unternehmens, daß hier auher dem Blüthn«r»Flüg«l auch ander« gtspielt werde« dürsen, obgleich Vslar Schwalm die Säle g«» pachtet hat und obgleich di« Blüthn«l»Flüg«l

gewiß als unübertroffen i» der ganzen Welt zu gelten haben.
Aber auch für gefellfchaftliche Zwecke werden die Säle vielen willkommen fein. (Daß ihre ge» meinsame Benutzung möglich ist, erhöht ihren Wert.) Denn nur zu störend machen sich immer mehr dl« Unruh« und dl« ungeladenen Beob» achter bei Privat»Fes«lichleit«n bemerkbar, wenn man zu diesen Abhaltungen auf Hotel« ang«» wiefen ist, in denen nicht separat« Eingang« den privaten Charakter auch nach außen hin wahren. Kein Zweifel, daß diel« Säl« in d«r Lühow» strah« für di« Abhaltung vorn«hm«r Festlich» ketten sehr bald gesucht sein werden.
Aubolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Infelverlages, zeigt in zwei Bäumen, einem Schlaf» und einem Tee» zlmmer, die z. Zt. im
hohenz»ll«rn»Knnftg«»erb«hau«,
Fri«d»ann « W«b«r,
Berlin. Lelpzigerftraße 13,
ausgestellt sind, und bit ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden «ine« modernen Vlchterö in bezug auf Wohn»ng«au«stattung. Vi« beiden Zimmer sind von solch vornehmer Vrlalnalltät und großem Stimmung«g«halt, daß «in Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.

«Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophle / Richard Strauß: Nlufil / Georg Brande«,
Literatur / Richard Wuther: Kunst / yugo von hofmannstbal: Lyrik
Nummer 23
Abonnement vierteljährlich S Marl
Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg.
15. November 1907

Kapitalismus und Kunstgewerbe.*)

Von Werner Sombart.

z^elt dem achtzehnten Jahrhundert, vor allem aber im neunzehnten Jahrhundert ergriff 'V der Kapitalismus auch Besitz vom Kunstgewerbe. Der Kapitalismus: ein Wlrtschafts» system, das dadurch charakterisiert wird, daß Geldbesitzer die leitenden Wirtschaftssubjekte »erden und alle wirtschaftlichen Tätigkeiten auf den obersten Zweck, Gewinne zu erzielen, ein» stellen; dadurch charakterisiert, daß den die Produttion unter diesem Gesichtspunkt leitenden tapita» listischen Unternehmern eine große Anzahl abhängiger, nur ausführender Lohnarbeiter oder Angestellter gegenübersteht; charakterisiert dadurch, daß die kapitalistischen Unternehmer in wildem Konturenzlampfe um den Absatz entbrennen, weil sehr bald ein Ueberanaebot auf allen Gebieten eintritt; charakterisiert dadurch, daß die Arbeit in großen, auf Kooperation und Spezialisation beruhenden Betrieben ausgeführt wird unter Anwendung einer neuen Technik: dem wissenschaftlich begründeten, auf Ausnutzung anorganifcher Stoffe und Kräfte ausgehenden Verfahren.

Mit der Eroberung des Kunstgewerbes durch den Kapitalismus beginnt für dieses die trübseligste Epoche, eine Zeit völliger Verödung, Verkümmerung, Verwahrlosung, wie sich alle diejenigen deutlich erinnern tonnen, die etwa die 187l)er und 1880er Jahre schon mit Bewußtsein durchlebt haben.

Die Schuld an diesem Niedergang des Kunstgewerbes, namentlich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, traf zunächst die Konsumenten, die Käufer. Das Geschlecht, das in dieser Zeit heranwuchs, bestand zum Teil — in seinen besten Elementen — aus Leuten, die für die schöne Gestaltung ihrer Umgebung nur wenig Sinn hatten, weil sie ein innerliches Leben führten, in geistreichen Unterhaltungen, in philosophischen Gesprächen und in der Beschäftigung mit den Werken der Literatur ihre Tage in guten Stunden verbrachten. Die geistigen Führer der Nation, die in früheren Jahrhunderten die Träger des kunstgewerblichen Geschmacks gewesen waren, versagten völlig. Die Masse der reichen Leute aber bestand aus ungebildeten Parvenüs, denen im besten Falle eine protzenhafte Entfaltung ihres Beich»

*) Aus einer demnächst
gewerb« und Kultur".
im Verlage von Marquarot H Co. erscheinenden Schrift: .Kunst»

<»»
tums am ßerzen lag. Während die großen Massen einstweilen noch in Dürftigkeit wie ehedem dahin lebten.
Die andern, denen die Verödung des Kunstgewerbes um jene Zeit zur Last fällt, sind die Künstler. Diese lehrten den .angewandten' Künsten mehr und mehr den Nucken, un» sich ausschließlich der „hohen" Kunst zu widmen. Damit tam ein Prozeß zum Abschluß, der seit dem Ausgange der Renaissance einsetzt und ebenso verderblich für Walerei und Skulptur wie für das Kunstgewerbe geworden ist. Der „hohe-Künstler, der auf den Kunstgewerbetreibend«, mit verächtlicher Miene herabsah, verlor zuletzt neben dem Willen auch die Fähigkeit, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit künstlerischem Geiste zu durchdringen. Die Versuche, die Schinkel und die romantische gotische Schule, Männer wie heideloffs und andere machten, auf die gewerblichen Produzenten einzuwirken, waren Versuche mit untauglichen Mitteln: jene Künstler hatten die Kunst verlernt, dem Zweck und namentlich dem Stoff des Gegenstandes entsprechende Vorlagen zu entwerfen, sie wollten meist ohne Rücksicht auf das Material und seine Bedingungen architektonische Formen den Arbeiten der verschiedenen Gewerte aufzwingen. Der »hohe- Künstler komponierte ein Kunstwerk, das dann unorganisch einem Gebrauchsgegenstande aufgeklatscht wurde, oder es muhte dem Stoffe Gewalt angetan werden, weil der Künstler seine Entwürfe ohne Kenntnis der Stoffverarbeitungstechnik machte; «der Künstler ist wohl geschickt und erfinderisch in der Zeichnung und im Modelle, aber er ist weder Erzarbeiter, noch Töpfer, noch Teppichwirker, noch Goldschmied- klagt Semper, der als einer der ersten (1852!) den Schleier lüftete und den verwahrlosten Zustand des Kunstgewerbes aufdeckte. Und das war in der Tat unerhört.
Denn jene Fälle, in denen der „hohe- Künstler sich überhaupt um die „technischen- Künste — wenn auch ohne Verständnis — kümmerte, gehörten noch durchaus zu den Ausnahmen. Die Regel war vielmehr, daß die kunstgewerbliche Produktion ohne alle künstlerische Weg» Weisung vonstatten ging: unter der Aegide allein des kapitalistischen Unternehmers und ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der kapitalistischen Interessen, das heißt zu dem Zwecke, Geld zu machen, gleichwie was man dabei produzierte.
Im Augenblicke ist das die Situation: eine Wiedergeburt des Kunstgeschmacks und der kunstgewerblichen Produttion hat begonnen, seit sich eine Anzahl von Künstlern besonnen hat, daß es auch auf dem Felde der angewandten Künste Lorbeeren zu ernten gibt.
Als das Geburtsjahr des englischen und damit des modernen Geschmackes über» Haupt möchte ich das Jahr 1849 bezeichnen: das Jahr der ersten Ausstellung der Prä» raphaeliten: denn an den Rossetti, Hunt und Millais entzündete John Rustin, den wir als den Reformator des modernen Kunstgewerbes neben Gottfried Semper ansehen müssen, das Feuer seiner Begeisterung. In demselben Jahre siedelte Semper nach London über. Ins Jahr 1851 fällt die Ausstellung und gleichzeitig der Beginn des Baues des South Kenfington Museum durch Semper, 1859 die Erbauung des Red tzouse, 1861 die Gründung einer eigenen Fabrik durch William Morris, 1862 die erste Ausstellung ihrer Erzeugnisse.
In Deutschland setzt die Wandlung etwas später ein. Zunächst nicht durch Selbst» beteiligung der Künstler am kunstgewerblichen Schaffen, sondern nur durch Ermahnung und Lehre abseiten einzelner kunstsinniger Männer. Der Ruf: „Zurück zu der Väter Werke! -

o o
l> o

wurde in den 1870er Jahren laut. Die Münchener Ausstellung des Jahres 1879 bildete hier den Markstein (nachdem noch ein Jahr zuvor auf der Ausstellung in Philadelphia Reuleaux sein berühmtes Vernichtungsurteil über die gesamte deutsche Industrie der Welt verkündet hatte: »billig und schlecht!"). Georg tzirth gibt sein .Deutsches Zimmer' heraus. Andere Männer unterstützten ihn in seinem Streben, das Kunstgewerbe zur Rückkehr zu den schönen Stilen der Vergangenheit, vor allem der Renaissance, zu', predigen.
Seit etwa der Mitte der 1890er Jahre beginnt dann in Deutschland ein neues Leben auf allen Gebieten kunstgewerblichen Schaffens in dem Maße, wie auch mehr talentierte Künstler sich der Sphäre der angewandten Künste zuwenden. Zunächst waren es zwei Architekten, die Epoche gemacht haben durch die gewissenhafte Art, mit der sie die großen Bauten, deren Ausführung ihnen oblag, bis in die kleinsten Details des letzten Gerätes nach ihren Plänen ausstatteten: Paul Wallot, der Schöpfer des Reichstagsgebäudes, und Ludwig hoffmann, der Erbauer des Reichsgerichts in Leipzig. Aber auch die Maler und Bildhauer selber erschienen auf dem Plane und nahmen sich des verwahrlosten Kunst» gewerbes an: wohl großenteils in dem Maße, als der Absatz von Tafelgemälden und Skulpturen dank der überhanonehmenden Massenerzeugung unlohnend wurde. Durch Uebergang zu kunstgewerblicher Tätigkeit verwertete eine große Anzahl talentierter Künstler ihre Begabung in nützlicher, die Allgemeinheit erfreuender Weise. (O, daß es doch ein ähnliches Verfahren gäbe, unseren vielen Schriftstellern und Dichtern gleichfalls eine nützliche Verwendung ihrer „Talente" zu ermöglichen!)
Einer der ersten aus dieser neuen Generation von Künstlern war Otto Eckmann, dessen dekorativer Zyklus „Die Lebensalter" 1893 fertig wurde, der 1894 die ersten holz» schnitte und keramischen Versuche machte und 1895 im „Pan" seine ersten Buchschmuckstücke erscheinen ließ.
Die Entscheidung für Deutschland brachte dann das Jahr 1897: die Ausstellungen von Dresden und München enthielten zum ersten Male eigene Schöpfungen hervorragender Künstler auf dem Gebiete der angewandten Kunst. And seitdem ist es etwas Selbstverständliches geworden, daß sich erste Kräfte wiederum um die Herstellung gewerblicher Gegenständ: kümmern. Ich brauche nur an die Namen von Verlepsch, Erler, Bruno Paul, Vbrist, Endell, van de Velde, Pankok, Rlemerschmied, Christiansen, Behrens, Olbrlch, Schuhmacher zu erinnern. Die Reihe läßt sich leicht vergrößern.
Worin die Gefahren bestanden und bestehen, die das Eindringen des Kapitalismus in das Kunstgewerbe für dieses im, Gefolge hat, werden wir am besten ermessen, wenn wir dem Kampfe zuschauen, den diese neue Generation von Künstlern mit dem noch heute das Gewerbe beherrschenden Wirtschaftssysteme ausficht. (Davon handeln die nächsten Kapitel.)

«»»
Politik und Kultur.
Von Karl Ierttsch.
/Xchärfer als Werner Sombart hat vor reichlich 3000 Jahren Iotham, Ierubaais ^»^ Sohn, nicht bloß die Politik, sond er« schon ihren Gegenstand: Staat und Negierung verurteilt. Den Männern von Sichem, die sich den Mörder seiner Brüder als Herrn gefallen liehen, erzählte er: „Die Bäume gingen hin, sich einen König zu küren. Sie sprachen zum velbaum: sei unser König! Der aber antwortete: soll ich meine Fettigkeit einbüßen, um über die andern Bäume zu herrschen? Und auch der Felgenbaum weigerte sich: soll ich auf meine süße Frucht verzichten? Und der Wein» stock: soll ich meinen Saft verlieren, der Götter und Menschen fröhlich macht? Da sprachen sie zum Dornstrauch: sei du unser König! Der war gleich bereit und sprach: so gehe denn Feuer von mir aus und verzehre die Zedern des Libanon!" So unfrucht» bar und graufam, wie eine altorientalische, sind ja nun glücklicherweis« die modernen europäischen Regierungen nicht mehr, trotzdem habe ich immer ähnlich empfunden wie Sombart, Hab« darum nur einmal in meinem Leben, gezwungen, einer Wahlversamm» lung beigewohnt — es war ein« Pein — und ein« oder zweimal gewählt, das eine Wal, auf das ich mich noch deutlich besinnen kann, bloß joci causa.
Nun ist ja nicht jeder in der Lage, jederzeit frei seinem Geschmack nachleben zu können. Es gibt mancherlei, wie Straßen lehren, Alten schreiben, Strolche einsperre«, Visiten machen, was nur für die Zivilisation und höchstens sehr mittelbar für die Kultur geschieht, was aber doch getan werden muß. (Ich nenne Zivilisation die tech» nische Seite der Kultur, die sich auf einer gewissen Stufe von dieser emanzipieren, und sie wohl auch vernichten kann.) Negierungs» und Verwaltungsgeschäfte gehören zu den Dingen, die erledigt werden müssen, und wer sie besorgt, der leistet dabei trotz allem Mechanismus gewöhnlich auch etwas für die Kultur; auch kann ja jeder Beamte ein kultivierter Mensch sein und sich allerwege als solcher verhalten. Im modernen Verfassungsstaat ist nun die Erledigung der Negierungs» und Verwaltungsgeschäfte ohne die Volksvertretung, deren Mitglieder doch eben gewählt werden müfsen, nicht möglich, darum kann man die Aichtbeteiligung an der Wahl und der Wahlagitation dem Kulturmenschen nicht gerade zur Pflicht machen; die Sache könnte doch schief gehen, wenn nur die Unkultivierten wählten. Straffällig macht man sich ja durch Abstinenz glücklicherweise noch nicht, aber gegen Kants Moral sündigt man schon, da aus dem angegebenen Grunde das Ntchtwählen und Nichtwühlen nicht zur all» gemeinen Maxime erhoben werden kann. Es ist demnach immerhin ein Glück fürs Vaterland, daß es Kulturmenschen gibt, die auf einen Teil der süßen Früchte, die sie bringen tonnten, verzichten, um ein wenig Dornstrauch zu spielen.
Die ausnehmende Häßlichkeit des heutigen politischen Lebens aber („geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh") ist nicht eine Eigentümlichkeit Deutschlands oder des laufenden Jahrzehnts. Seltsam, daß Sombart nicht wenigstens die eine der beiden Ursachen dieser Häßlichkeit hervorgehoben hat, da er sie doch berührt, indem er die Selbstverwaltungslörper von dem über die Politik verhängten Anathem ausnimmt. Auch in der Kommunal» und Kreisverwaltung geht es ja nicht immer reinlich und»

vernünftig zu: der Koinn sapiens I^inns kann nun einmal ohne Verfolgung selbst» süchtiger Interessen, ohne Neid, Ränke, Lügen und Parteisucht, ohne Angriffe auf den Nächsten mit Eisen, Blei, Feder oder Zunge nicht leben, weshalb man den Orthodoxen ihr Erbsünddogma nicht allzusehr verübeln darf. Aber es ist zu all diesen Nieder» trachten in einem Nelnen Selbstderwaltungsbezirk lein zwingender Grund vorhanden. Die Insassen können, wenn sie wollen, die Kommunalgeschäfte ruhig, anständig und verständig erledigen, denn sie vermögen die Bedürfnisse des Bezirks wie die vorhandenen Befriedigungsmittel zu übersehen, und sie kennen einigermaßen die für die Kommunal» ümter geeigneten Persönlichkeiten. In der Millionenstadt dagegen und im Grohstaat kann der Gebildete und Unterrichtete wohl ein Urteil darüber haben, was im allgemeinen wünschenswert wäre, aber die Einzelheiten, die legislatorisch zu besorgen sind, versteht nur der Fachmann. Darum sind nicht allein die Wähler, sondern auch die Gewählten in diesen Einzelheiten, in allen konkreten Fragen der Gesetzgebung, unsachverständig, und wird gefragt, welches Stück Eisenbahn in Afrika gebaut werden soll, in wieviel Kähnen, von welchem Typ unsere beliebten blauen Jungen spazieren fahren follen, welcher Zoll auf Lumpen fürs Wohl des Vaterlandes unerläßlich ist, wie der vor» geschlagene Kornzoll auf den Brotpreis wirken wird, welche neue Strafgesetzparagraphen «forderlich find, die Zahl der Verbrechen zu vermindern (jeder neue Paragraph schafft natürlich neue Verbrechen), so müssen 99 vom hundert, wenn sie ehrlich sind, ant» Worten: das weiß ich nicht. Daraus ergibt sich, daß Kammerreden, Wahlreden und die Wahlartilel der Zeitungen nichts anderes sein können als Phrase, als ein Kohl, der unzähltgemal aufgewärmt wird. Da haben wir also die geistige Oed«, die von den Geschickteren mit dem Schein der Substanzialität in Gestalt einiger statistischer An» gaben verdeckt zu werden pflegt.

Demnach erscheint als das allein Vernünftige, was die Weimarer Exzellenz als solches empfiehlt: „daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er ge» lernt hat, und daß er den anderen nicht hindere, das seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metler, das gelernt sein will, und das sich niemand an» maßen soll, der es nicht versteht." Nur muh es dann dem Volke frelstehn, den Fürsten, der nicht zu regieren weiß — solche gibt es leider, und sie sind nicht gar selten — fortzujagen, was auch seine Unbequemlichkeiten hat, namentlich für die Exzellenzen. Um dleser bei unseren westlichen Nachbarn üblichen Praxis vorzubeugen, hat man eben den Kompromiß erfunden, den man Konstttutionalismus nennt, diesen aber so durch» geführt, daß die erste Ursache der beklagten Häßlichkeit unserer Politik nicht vermieden und die zweite erzeugt wird. Anstatt hinter den Absolutismus auf den Ständestaat zurückzugreifen und diesen in zeitgemäßer Form wiederherzustellen, hat man die eng» lisch« Verfassung kopiert und durch die Ausdehnung des Wahlrechts «ine Fratze daraus gemacht. In der großen Zeit des englischen Parlamentarismus — heut rutscht er all» mählich auf das kontinentale Niveau herab — herrschte bekanntlich eine kleine Anzahl vornehmer Familien durch ihren Exekutidausschuß, das Kabinett. Das war möglich und verhältnismäßig vernünftig: höchst zweckmäßig war es auch, daß sich die Aristo» krati« in zwei Gruppen gliederte, deren jede abwechselnd die Nolle der regierenden

und der kritisierenden Partei übernahm. «Das Volt", das damals zum größten Teile aus stupiden, unwissenden Lohnarbeitern — sämtlich Analphabeten — bestand, hatte gar leinen Teil an der Negierung. Die durch ihre Stellung und geistige Ausrüstung zum Negieren befähigten Lords und Gentlemen haben oft nicht sehr weise und niemals sehr tugendhaft regiert, und die Größe Englands ist auch nicht das Werk des Paria» ments, sondern die Natur und die Lage des Landes haben sie geschaffen, zusammen mit der Tüchtigkeit der einzelnen, denen Freiheit der Bewegung gegönnt war; indes- ohne Regierung vermag auch das freieste Volt nicht zu schaffen, und die Verfassung, nach der in England regiert wurde, war bei allen ihren großen Mängeln wenigstens nicht unvernünftig, leine contraciiclio in »checto. Dieses aber sind die sogenannten parlamentarischen Negierungen des Kontinents: Herrschaft der Unsachverständigen, und darum ist die Parlamentsherrschaft immer nur Schein, ihr Kern ist die Herrschaft einer Koterie. Die Franzosen, und ihnen nachäffend die übrigen Nationen bis zu den Fustanella» und Schafpelzbauern tzalbasiens, haben das Zweiparteiensystem angenommen, die Parteien aber zusammengesetzt aus mehr oder weniger frei gewählten Abgeordneten der atomisierten Mass«.

Was notwendig ist, Nevolutionen vorzubeugen, das ist eine Verfassung, welche die Handlungen der Negierung unter die Kontrolle des Voltes stellt: sie nötigt, vor Erlaß von Gesetzen die Betroffenen und die Sachverständigen anzuhören, und die dem Volte ein Vetorecht einräumt. Das Volt, diese unbehilfliche bunte Masse, desto unbehilflicher und komplizierter, je größer der Staat ist, kann nur durch Gliederung attionsfähig werden, und die einzige natürliche Gliederung, die es gibt, ist die in Verufsstünde. Das organisierte Voltsleben besteht darin, daß jeder Stand eine Funktion für die Gesamtheit ausübt, und dafür von dieser erhalten und geschützt wird. Soll sich dieser Organismus mit Bewußtsein selbst regieren und in Ordnung halten, so bedarf er einer Art von tzirn, in dem die sensorischen und die motorischen Nerven der Glieder zusammenlaufen. Die motorischen sind die Verwaltungsbehörden, die von der im engsten Sinne so genannten Negierung innerviert werden. Die sensorifchen tonnen vernünftigerweise nichts anderes sein als die in einem Parlament vereinigten Ab» geordneten der Berufsstände. Unter der Leitung der Negierung sind hier die »er» schieden«« und zum Teil einander entgegengesetzten Forderungen der Berufsstände durch Kompromisse auszugleichen. Außerdem haben dl« Voltsvertreter zu rügen, was an Unordnungen und Ungerechtigteiten in Rechtsprechung und Verwaltung vorkommt (wozu es keiner Gliederung in Parteien bedarf), und ihr Veto gegen neue Steuern einzulegen, wenn der Mehrheit des Voltes die Last zu schwer düntt. Wiederholt habe ich hervorgehoben: das allgemeine gleiche Wahlrecht müsse in Ermangelung eines besseren wenigstens für das Neich bestehen bleiben, weil jedes Zensuswahlrecht die ärmere Bevölkerung mundtot macht, ihr den einzigen Weg versperrt, ihre Beschwerden in verfassungsmäßiger Form zu den Ohren der Minister zu bringen, und nur dann dürfe dieses allgemeine Wahlrecht abgeschafft werden, wenn den Lohnarbeitern das Necht eingeräumt werde, ohne Beteiligung von Angehörigen anderer Stände und von Behörden wirklich frei ihre eigenen Abgeordneten zu wählen — selbstverständlich aus ihren Kreisen, also attive Lohnarbeiter, nicht Literaten und Advotaten —, welche die

Beschwerden und Wünsche ihrer Auftraggeber im Reichstage vorzutragen und gegen Maßregeln, die diesen als Bedrückung erscheinen, zu protestieren hätten, ohne das Recht jedoch, in Angelegenheiten, die sie nichts angehen und die sie nicht verstehen, mitzureden und mitzustimmen. Die Konsequenz fordert nun, diesen Modus auf alle Berufsstände auszudehnen. Freilich gilt von den Berufsständen dasselbe, was oben von den Kommunen gesagt wurde, daß es auch in ihrem Schoß an Parteiungen und Intrigen nicht sehlen würde. Aber es gilt auch, daß die Wahl berufsständischer Ver» treter ohne solche widrige Erscheinungen wenigstens möglich ist, und ganz gewiß sind solche Vertreter in alledem, was sie zu vertreten haben, sachverständig. Sie können irren in Beziehung auf die Wirkung, die sie von den gewünschten Maßregeln erhoffen — wie denn die Zünftler darin meistens, die Schutzzöllner manchmal irren —, aber welche Wahregeln von ihren Auftraggebern gewünscht werden, das wissen sie genau, und etwas schlechthin Unvernünftiges werden dies« selten wünschen. Jedenfalls braucht dann weder bei der Wahl noch im Parlament gelogen und geschwindelt zu werden, was beim heutigen Modus unvermeidlich ist.

Denn unsere traditionellen politischen Parteien, welche die schon vorhandenen berufsständischen, sowie die konfessionellen und die nationalen Parteien zu absorbieren trachten, sind selbst berufsständische Parteien, Interessenverbände, aber vertappte; die „Liberalen" vertreten die mächtigsten städtischen Gewerbe, die „Konservativen" den landwirtschaftlichen Besitz und das städtische Kleingewerbe. Das zu verschleiern, müssen sie lügen, und schon ihr Name ist Lüge. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die beiden nicht sehr glücklich gewählten Parteibezeichnungen Mode wurden, hatten sie einigermaßen Sinn. Denn Industrie und Handel strebten, sich von zünftlerischen Fesseln zu befreien, und, da sie Arbeiter brauchten, die ländliche Bevölkerung vom Boden loszureißen; die Junker aber, denen die Geistlichen sekundierten, wollten ihre und des sie begünstigenden Monarchen Privilegien konservieren, heute wollen die Gutsbesitzer, Bauern, Handwerker und Krämer nicht konservieren, was sie besitzen, sondern erkämpfen, was fie nicht besitzen: allerlei PrivUegien, die ihnen größere Ein» nahmen und Schutz vor Konkurrenten sichern sollen. Die Industriellen, die Groß» und die Geldhändler aber protestieren zwar — keineswegs einmütig übrigens — gegen gewisse Beschränkungen, z. B. gegen die der Börse, im allgemeinen aber sind sie nicht weniger privilegiensüchtig als die „Konservativen" — kann doch die Industrie nicht genug Schutzzölle, Exportprämien, Verkehrserleichterungen bekommen — und an die Befreiung der Lohnarbeiter von den Fesseln, über die diese noch Nagen, denkt keine der gepaarten Parteien. Dagegen fordern die Katholiken, die Sozialdemokraten, die Polen, die Dänen Befreiung von mancherlei Fesseln. In der letzten Periode von Bismarcks Regime waren auch die vom damaligen Block abgesprengten Freisinnigen dabei, denn auch sie wurden mitunter eingelocht, aber jetzt, wo sie ministrabel geworden sind, tonnen sie, als Mit» inhaber der Gewalt, unmöglich gegen Fesseln ankämpfen. Wo Volt und Voltsvertretung nicht berufsständisch, sondern politisch gegliedert sind, da gibt es, beim Lichte besehen, immer nur zwei Parteien: die herrschende, die einlocht, und die ist absolutistisch (ton» servativ ist für diesen Begriff eine grundfalsche Bezeichnung), und die beherrschte, die eingelocht wird; diese ist immer liberal oder freisinnig, auch wenn sie aus Pfaffen,

Junkern und den Anhängern verjagter absolutistischer Monarchen besteht. Die heut sich liberal nennenden Mitinhaber der Regierungsgewalt können das "Recht auf ihre» Parteinamen nur noch von ihrer Stellung zur Religion ableiten: sie behaupten, für die Befreiung der Geister zu kämpfen. Indes die einzige Freiheit, die Lessing im Staate des großen Friedrich fand, die Freiheit, Sottisen gegen die Religion drucken zu lassen, genießen wir ja schon im vollsten Maße; den Atheismus zu predigen, wtrd niemandem verwehrt — man kann damit sogar Geheimrat werden, und was die Wünsche einiger Agitatoren in Beziehung auf die Schule betrifft, so haben sie die Mehrheit des Volkes nicht für sich. Die Katholiken wollen allesamt die konfessionelle Schule. Der Masse der Protestanten ist es ziemlich gleichgültig, ob die Schulen kon» fessionell oder simultan eingerichtet werden, aber die meisten wünschen aus ihrem nur wenig durch pädagogisch geklärte Einsicht geläuterten Empfinden heraus, daß ihren Gören und Bengels „ein bißchen Religion" eingebläut werde; ja es gibt akademisch gebildete Führer der liberalen Partei, die mit ein bißchen nicht zufrieden sind, sondern «in reichliches Quantum fordern. (Ich habe solche kennen gelernt.) Darum haben die Monisten von unseren alten Parteiparlamenten nichts zu hoffen und von der vor» geschlagenen Neugestaltung nichts zu fürchten. Da unter den Berufsständen auch der Lehrstand mit der seiner Wichtigkeit entsprechenden Zahl und in bester Qualität ver» treten sein würde, tonnten die Herren ihren Ansichten und Wünschen sogar mit stärkerem Nachdruck Geltung verschaffen als jetzt.

In der politischen Maske können unser« herrschenden Parteien immer nur mit Lüge und Schwindel zum Ziele gelangen. Wenn der Agrarier, der höhere Kornzölle begehrt, von Stadtbürgern gewählt werden will, muß er ihnen eine gräßliche Not der Landwirtschaft und den drohenden Umsturz vorlügen; und will der Kommerzienrat, der einen Eisenzoll oder einen Mittellandkanal oder ungefesselte Börsenspekulation erstrebt, von Lohnarbeitern, Bauern, Krämern und kleinen Beamten gewählt weiden, so muß er ihnen grausige Geschichten von erschleichenden Jesuiten, volksverdummenden Pfaffen, unbarmherzigen junkerlichen Brotwucherern erzählen. Bei Faschingswahlen wird ein« andere Walze eingelegt, die nationale, die den Kindlein das Lledlein von den Reichs» feinden vorsingt und zu beweisen versucht, daß das Vaterland in Gefahr schwebe, wenn die Kähne und die Rekruten nicht von den Epigonen des bekanntlich ungeheuer militärfreundlichen Eugen Richter, sondern von den Grafen, Iustizräten und Pfarrern des Zentrums bewilligt werden; bewilligt werden fie auf alle Fälle. Und well es das Lügen allein noch nicht tut, weil nur ein Enthusiasmus, und wo für solchen kein Anlaß vorhanden, ein Fanatismus die träge Mass« in Bewegung setzt, so müssen durch ein« lärmende Agitation alle häßlichen Leidenschaften entfesselt, muß «in sinnloser haß entzündet, und mit Verleumdungen, Verdächtigungen und Beschimpfungen geschürt werden — „ethisch verlogen, ästhetisch roh".

Selbstverständlich würde die berufsständische Gliederung der Volksvertretung andere Gliederungen 26 Koc nicht ausschließen. Bei kirchlichen Fragen würde sich das Parlament konfessionell spalten, bei Fragen der Justiz und der Polizei würden alle zusammen» halten, die sich bedrückt fühlen, und bei großen Entscheidungen, wo das Schicksal von Volk und Vaterland auf dem Spiel« steht, die aber nur alle halben, höchstens Drittel»

satula einmal nötig werden (1813, 18ll8, 1870), würde entweder eine aus Angehörigen aller Berufsstände bestehende Mehrheit der Regierung die Direktive geben, oder die ganz« Volksvertretung sich um die das Interesse des Vaterlandes wahrende Regierung «inmüttg scharen.

Ein spezialisiertes Programm für eine solche Umgestaltung aufzustellen, wäre über» flüssig, weil sie von allen maßgebenden Politikern perhorresziert wird. Darum ist es unmöglich, die Politik von ihren groben Kulturwidrigkeiten zu befreien, und es wird demnach vorläufig dabei bleiben muffen, daß sich alle Menschen von gutem Geschmack, feinem Empfinden und zartem Gewissen der unmittelbaren aktiven Beteiligung an der «Politik enthalten.

München.

Von Otto Julius Vierbaum.

<^>och immer bevölkert sich um die Zeit, wenn der Hundsstern regiert, die sonst im Ve« -^»'sitze stämmiger Bajuvaren befindliche Stadt an der grünen Isar mit Sendboten des feineren nördlichen Geistes, die nicht „naa" fagen, fondern „nee" (was fchon laut» lich eine viel entschiedenere Verneinung ist), auf. eine phantastisch verwegene Art den „Gamsjaga" herausbeißen durch eine Aelplertracht aus den Magazinen Verlins, Dres» dens, Rixdorfs, Potschappels und am liebsten schon auf der Waximiliansstraße zu jodeln anhüben. Süß fingt der fanfte Sachse, selig vom Hofbräubier, die Ludwigsstraß« ent» lang und zeigt der holden Gattin im praktischen Lodenrock, der an der wonnigen Hüft» ausladung durch reichlich angebrachte Knöpfe und Schließen amazonifch emporgerafft ist, ihr entschiedenes Gegenbild: die kunstreiche Aesthetin von Schwablng, die torsettlos«, schlanke, schleppgewandig«, an der alles fließt, fällt, hängt, was nur fließen, fallen und hängen mag. Aber der gebieterische Berliner knarrt, schnarrt und schnaubt, getragen und geschoben vom Gefühle angeborener Ueberlegenheit, von Sehenswürdigkeit zu Sehens» Würdigkeit und bringt mit seinem imperatorischen Laufschritt die gute Stadt München ganz aus ihrem alten, braven, königlich-bayrischen Tempo. Indessen ist auch er entzückt von der Residenz der Wittelsbacher und benimmt sich hübschen Kellnerinnen gegenüber, wenn feine Frau nicht dabei ist, fo tordial, daß er nicht felten einen Klaps auf die herablaffenden Finger kriegt. Es herrscht die bekannte «ine Stimme: München ist doch «in« wundervolle Stadt!

Ist das aber auch wirtlich wahr? Vder ist es nur eine schön« Lüge?

Untersuchen wir den Fall! Rufen wir Zeugen auf! — Sie drängen flch massenhaft herbei, eifrig befliffen und bereit, für und wider auszusagen.

Ein junger Student, frlfch vom töniglich»fächfischen Gymnasium in Würzen ent» lassen, drängt ungestüm vor und erklärt: München ist die Perle unter den deutschen Städten, denn es ist die Stadt des freieften, fröhlichsten Lebens, hier gibt es die mun» tersten, verliebtesten Mädchen und die tolerantesten Zimmeiwirttnnen.

Er möchte noch viel sagen. Das Wort Kathi schwebt ihm auf der Zunge. Wir schneiden es ihm unbarmherzig ab und lassen den nächsten vor, einen eleganten Herrn

anfangs der Dreißiger, von dem wir annehmen wollen, daß er einer der kleinen Gesandt» schaften angehört, die hier noch immer (wohl nur zu ihrer Unterhaltung) unterhalten werden.
Er erklärt: München ist nicht übel. Im Schauspielhaus wird recht ordentlich ge» spielt. Auch das Deutsche Theater bietet manchmal einiges Divertissement, wenn ihm die Afquisition einer spanischen Tänzerin gelungen ist. Aber die horizontalen Damen sind nicht auf der höhe der heutigen Kultur. Unglaubliche Dessous zuweilen. Die paar gut angezogenen sind in festen Händen. Das Gros der Walschaterln allzu primitiv. Wehr für Gemütsansprüche.
Läßt die Scherbe fallen und macht einem weniger eleganten jungen Manne Platz, der auf ungeordnetem haar einen ausgedehnten, nicht durchaus foignierten Filzhut, im übrigen ein dunkelblaues Hemd, orangegelben Flatterschlips und eine Jacke aus ge» rieftem Plüsch trägt. Sein wilder Bart ist schwarz wie sein Auge und der Nand seiner Fingernägel. Er spricht mit slawischem Akzent und in einem temperamentvollen Tonsalle: Ich kenne nicht München. Ich kenne nur Schwabing. Schwabing ist schön, ist beinahe Montmartre. Hat herrliche Weibmenschen, billige Ateliers und Nahmenhänd» ler, die sehr lange Kredit geben, bis sie Nahmen zurücknehmen mit Bild darin. So lernt man gratis, und das Genie wächst. Oh, es wächst sehr in Schwabing, und im Cafe Stephanie wird es bewundert.
Er zündet sich die ausgegangene Zigarette an und geht im wiegenden Schritte genialer Zuversicht von dannen.
Der Schritt dessen, der an seine Stelle tritt, ist nicht wiegend, sondern schwer; er drückt nicht Genialität, sondern Solidität aus. Es ist der berühmte Herr Nudlmeier, der jetzt spricht. Spricht? Nein, knurrt. Ins Hochdeutsche übersetzt, lautet seine Aussage wie folgt: Es gibt überhaupt kein München mehr. Seit 1871 ist diese Stadt langsam, aber sicher, preußisch geworden. Es ist rum mit aller Gemütlichkeit. Tritt man jemand auf den Fuß und sagt, wie sich's gehört: Oha, Herr Nachbar! so wird das als unhöflich übel der» merkt. Geht man irgend wohin zum Bier und packt seinen Käs und sein „Durcheinand" (Aufschnitt) aus, so sieht einen die Kellnerin mißbilligend an. Das Bier wird mit jedem Jahre dünner, und, wohin man spuckt, spuckt man auf einen Preußen. Wenn nicht die „Keller" noch wären und die Schwemm im tzofbräuhaus, und der Salvator, und die „Wief'n" am Vktobersest, so könnte man gerade so gut überhaupt gleich nach Berlin auswandern.
Der nächste Zeuge spricht auch münchnerisch, aber der Dialekt ist schon hochdeutsch unterwachsen. Es ist Vudlmeier der Jüngere, der sich dem Sinne nach also vernehmen läßt: München ist aus einem schmutzigen Bierdorfe zur modernen Großstadt geworden. Die kleinbürgerliche Hauptstadt Bayerns hat sich zur großzügigen Kapitale Süddeutschlands entwickelt. Es ist sozusagen jetzt eine zweite Reichshauptstadt. Alle Fortschritte ge» deihen hier auf das herrlichste. Zwar ist es kleiner als Berlin, dafür ist es aber schöner, hier blüht und gedeiht die Kunst höchst wunderbar. Mit jedem neuen tzause entsteht ein neues Atelier. So groß München auch geworden ist, man tonnte, nähte man alle Leinwand zusammen, die hier im Laufe eines Jahres mit Oelfarben bedeckt werden, ein Zeltdach darüber spannen.

Herr Nudlmeier Junior entfaltet die Münchener Neuesten Nachrichten und liest zur Bekräftigung feiner Aussage einen Artikel vor, in dem die Worte „bodenständig" und „wurzelträftig" etwas eintönig zwar, aber durch fortwährende Wiederholung doch sehr eindringlich wirken, gleich den Pautenfchlägen in einer patriotischen Blechmusik. Daß regt einen Herrn im Hintergrunde auf, dessen Stimme indessen trotz seiner Auf» regung einschmeichlerlsch sonor klingt, wie er, mit angenehmer Verbeugung vortretend, sagt: Mein Name ist Meier»Graefe. Ich tonnte einfach auf meine berühmte Entwick» lungsgeschichte hinweisen, die ja auch der Verfaffer dieses niedlichen Artikels mit einiger Frucht, wenngleich nicht mit vollem Verständnisse gelesen hat, aber bei der grund» legenden Wichtigkeit, die meine Entdeckung des, wie ich annehmen darf, in den geistigen Besitzstand der Welt übergegangenen Entwicklungsgesetzes hat, möchte ich doch ausdrück» lich betonen: München war einmal von einer gewissen Bedeutung für die Kunst, aber, so gewiß Herr von Uhde eigentlich nie über Muncaczy hinausgekommen ist, während die Kunst Liebermanns in die Zukunft hineinwimpelt (an der Fahnenstange hängend, die in Paris steht), so gewiß ist der einzige Ort, wo in Deutschland etwas wie ein Abglanz der wirklichen, einen, unteilbaren Kunst wahrgenommen werden kann, Berlin: das Verlin der Firma Eassirer. Ehe diese Firma keine Filiale in München errichtet, ist an eine Zukunft der Münchener Kunst keinesfalls zu denken.

Spricht's und «lbt sich die Hände: «s krachen die knochigen Finger;
Blitze sprüht das schwärmrische Aug'; es knistert der Spitzbart
Oleich dem geriebenen Fell des stark elektrischen Katers,
Und Herr Fritz von Uhde versinkt entsetzt in den 0rtus,
Während der Geist Moritz Schwinds aus der Unterwelt lei midi »r« ruft

Noch viele Zeugen lassen sich vernehmen. Herr von Possalt kreuzt die Arme napo» leonisch über der Brust und beleuchtet mit den blauen Strahlen seines allen dramatischen Anforderungen entgegenkommenden Auges das Prinzregenten»Theater bengalisch. Ein Hartschier läßt sich in Gala bewundern und fragt: Wo gibt es noch solche spanische Neiterstiefel, wo diesen sUbernen Kübelhelm, wo solche Tressen über solchen Bäuchen? Isaren», Schwaben», Franken», Pfälzer», Vraunschweiger», Bayern», Mataren«, Natis» bonen», Transrhenanenburschen legen ihre Korpslisten vor und beweisen, daß nirgendwo der S.»C. so blüht, wie an der Isar, und sie fügen aufs bestimmteste hinzu, daß da» mit gleichzeitig der Vorrang der Münchener Universität vor allen andern bewiesen sei. Eine ganze Legion munterer und netter Ladnerinnen, Putzmacherinnen, Näherinnen, Kellnerinnen und andrer Mädchen weiblichen Geschlechts (was heutzutage nicht mehr durchaus Tautologie ist) erbietet sich, zum Nuhme Münchens und seines Faschings unter Anführung des berühmten Nero und des Barons Neznicek einen „Frafsäh" zu tanzen. Der prächtige alte Papa Schmidt stellt sich trotz seiner sechsundachtzig Jahre mit seinem Kasperle Larifari und einer wahren heerfchar fideler Buben und Mädeln ein, die so herzhaft über eine Puppenkomödie des alten Pocci lachen, daß es einem er» wachsenen herzen sonderbar wonnigweh zumute wird. „Wo gibt's das noch?" fragt er, „als in der Münchener Stadt?" Skiläufer kommen, angeführt von einem Eskimo, der Vlaf Gulbransfon heißt; Radfahrer, voran Alf Bachmann in Islandshand» strumpfen; Bergkraxler mit Eispickel, Schneereifen und Seil; und alles was überhaupt

«» »
einen Sport treibt, vereinigt sich in dem Nufe, daß München mit seiner Umgebung ein idealer Sportplatz sei.
Der hohe Gerichtshof ist schon sehr geneigt, im Sinne der Sommergäste aus dem Norden für die so viel gepriesene Stadt zu entscheiden, indem er die Bedenken des Männervereins zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit als flaue Moralwehleidigkeiten mit herzlichem Bedauern für diese ehrenwerten, aber anscheinend schwächlichen Manns» naturen beiseite schiebt — da erscheinen, mächtig auftrampelnd mit den gewaltigen Schleußenräumerstiefeln der Gesellschaft zur Abführung des städtischen Unrats, zwei literarisch« Zeugen auf dem Plan, die höchst schwerwiegende Aussagen gegen München vorzubringen nicht umhin zu tonnen erklären.
Es sind die Herren Dr. Nollinger und Josef Ruederer.
Literarisch bemakelt ist nur der zweite. Herr Dr. Nollinger hat außer dem hefte „Münchens Schattenseiten'"), das er uns zu den Akten liefert, noch nichts Uebles begangen. Nehmen wir ihn, da er auch sonst der weniger Beträchtliche ist, zuerst vor. Er ist offenbar Junggeselle und sowohl magen» wie gallenleldend. Zur Erhaltung seines Lebens auf den Besuch öffentlicher Wirtschaften angewiesen, hat er, verwöhnt durch den Aufenthalt in Städten von höherem gastronomischen Nange, als es München ist, im Bannkreise des Münchener Kindls Höllenqualen ausgestanden, und er bemüht sich nun, das Münchener Publikum zu höheren Bedürfnissen, die Münchener Wirte, Köchinnen, Schantburschen und Kellnerinnen zu höheren Leistungen zu erziehen. Ein bedauernswerter und ein wohlmeinender, wenn auch etwas grilliger Mann. Er wird es nicht erleben, daß seine Strafpredigt Flüchte zeitigt. Es bleibt ihm nichts übrig, als zu heiraten, wenn er es nicht vorzieht, künftighin in einem der wenigen wirtlichen Nestaurants zu speisen, die München immerhin aufzuweisen hat. Die allgemeine Münchener Wirtshausküche führt sich auf die jahrhundertealte Tradition eines Volkes von Biertrinkern zurück, dessen Geschmacksnerven sich lediglich zur Blerkiesung entwickelt haben. Um dieses Institut zu reformieren, das den Bedürfnifsen des Durchschnitts« müncheners durchaus genügt, bedarf es eines Sätulums. Die Münchener Magenwände, durch eine Walzgelatineschicht festgemacht, vertragen die Erzeugnisse der Unschlittküche, und auch die jungen Norddeutschen, die das eigentliche Lobtrompeterkorps Münchens bllden, bestehen die grausamen Prüfungen, die ihnen die Münchener Speisentarte auf» erlegt, denn ihrer Jugend geht soviel anderes hier viel zu lieblich ein, als daß sie dafür nicht ein paar Magenkatarrhe mit in den Kauf nehmen möchte. Die nordischen Sommervögel aber, die zur Hundstagszeit hier durchziehen, schimpfen zwar auf diese Flecken an der München« Sonne, aber die Ferienstimmung läßt einen Dauerärger nicht groß werden, und im nächsten Jahre fällt derselbe Schwärm am selben Orte wieder ein, nachdem er zu Hause mit Ueberzeugung derlündet hat, daß München trotz seines „Schlangenfraßes" ein prachtvolles Nest ist.
Per hohe Gerichtshof entläßt demnach den Zeugen Dr. Nollinger mit der Ent» scheidung, daß seine Wahrheiten nicht sehr schwer gegen München in die Wagschale fallen, well sie für die überwältigende Majorität der München« keine Wahrheiten sind
-) Im Kommissionsverlag der Druckerei von Seltz, weil sich wohl lein München« Verleger mi> schuldig machen wollie.

0 0
U
und weder die Semester» noch dle Feriengäste beim Singen ihres Lobgesangs aus dem Takt« bringen.
Die Zeugenaussage Josef Nuederers ist sehr umfangreich'), und sie würde schon etwas schwerer gegen die Isarstadt ins Gewicht fallen, von der sie eigentlich nur die Luft und Josef Nuederer gelten läßt, wenn der Zeuge sich weniger mit seiner Person und mehr mit der Sache befaßte, weniger auf Herauskehlung feiner literarischen Be» deutung und mehr auf wahrheitsgemäße Darstellung des Stoffes bedacht wäre, weniger durch Quarttreterel und mehr durch Gestaltung sein Talent zur Satire beweisen wollte. Es mag für künftige Literarhistoriker recht interessant sein, zu hören, in welchem Stadt» viertel Münchens Josef Nuederer das Licht der Welt erblickt, welche Zensuren er auf der Schule bekommen, welche Enttäuschungen er erfahren, welchen Arzt er konsultiert, in welchem Vereine er die Ehrenmltgliedschaft erlangt, welche Uniform er als Soldat getragen, in welchem Beruf er sich außer dem literarischen versucht hat: — zur Kenntnis Münchens trägt alles dieses so wenig bei, wie die falschen Mitteilungen über die „Gesellschaft für modernes Leben" und das üble Behagen im Aufrühren alten Klatsches. All dies Nuedererlsche»AIlzuruedelerische tonnt« im Umkreis« dieses Themas nur dann eine Bedeutung beanspruchen, wenn man annehmen wollte, daß diese Selbstcharatteristil gleichzeitig als Charakteristik des Münchener überhaupt gelten dürfte. Aber damit täte man dem Münchener doch wohl unrecht. Es findet sich an ihm gewiß eine aus» gesprochene Neigung zum Klatsch und zum Graunzen; auch spielt er gerne di« gekränkt« Leberwurst und den Zurückgesetzten zumal gegenüber denen, für die man früher das Wort „Nordlichter" hatte; und der Lokalpatriotismus äußert sich recht häufig bei ihm in der Form lokaler Dreschflegelei oder Medisanc« zum Trutze wider die wirklich oder vermeintlich Einflußreichen, denen er in großen und Neinen Blättern gern etwas am Zeuge flickt, — besonders gerne in Form des Borwurfs der Eliquenbildung und Speziwirtschaft. Aber das ist nicht bloß und nicht vornehmlich Münchener Art, und zum Münchener Charakter gehören auch anmutigere Züge. Er ist nicht vorwiegend negativ kritisch angelegt, sondern vielmehr eine positive Natur, die gerne und schnell ja sagt, sich hinreißen läßt, fördert und anerkennt. Per Franke M. G. Conrad ist eher ein Münchener Typus, als der am Nindermarlt geborene Iofef Nuederer. Auch er hat in seinen Büchern di« Mängel am Münchener Wesen nicht bemäntelt, aber sie haben, indem sie wie mit feurigen Zungen Münchener Geist aussprechen, wesentlich dazu ge» holfen, daß München zu einem Orte der Anziehung für alles Frische, Jugendliche, Freie, Kräftige geworden ist bis auf den heutigen Tag. Es ist sehr zu bedauern, daß Leo Grelner, der Herausgeber der „Städte und Landschaften", sich nicht an ihn gewandt hat, das Buch über München zu schreiben. Es wäre ein Zeugnis für und nicht gegen München geworden, ohne daß wir ein falsches Bild dieser gesunden, an Kraft und Schönheit reichen, bei allen Fehlern ihrer Vorzüge grundliebenswürdigen Stadt er» halten hätten.
") Sie umsaht lm Drucke, als Buch unter dem nicht ganz zutreffenden Titel .München' bei Georg Müller «schienen, 227 Seit«n. Das Buch würde richtiger heißen: »Josef Nuederer, Slizzen mit Münchener Hintergründen zu einem S«lb>tporlrät'.

Der Zeuge vom Nindermarlte aber wird mit der Bemerkung enllassen, daß seine Selbstbespiegelungen zwar psychologisch interessant, aber alles andere eher sind, als ein Mittel, über die Art und Bedeutung Münchens aufzuklären. Buederer kündet darin einen Münchener Noman an, d. i., mit Anwendung Goethescher Worte zu reden, eine subjektive Epopöe, in der er sich die Erlaubnis ausbittet, München auf seine Weise zu behandeln. Dort wird alles das, die direkten Unrichtigkeiten ausgenommen, am rechten Platze sein, was hier am unrechten war, und so dürfen wir, da Auederers „Weise" die Satire ist, ein vielleicht nicht eben liebenswürdiges, aber sicherlich be» deutendes Kunstwerk satirischen Gepräges erwarten. Vuederer ist satirischer Impressionist von zwar nicht großem Horizonte, aber einer ungewöhnlichen Kraft, ja Vehemenz der Darstellung. Auch in seinem „München" sind glänzende Proben davon, und um ihret» willen soll das Buch allen denen empfohlen sein, die Darstellungskunst in Worten zu würdigen wissen.

Eugene
(Zur Ausstellung im
Von tzans

It on den großen französischen Künstlern des 19. Jahrhunderts sind wenige dem beut» schen Publikum so unbekannt geblieben wie Eugöne Delacroix; obgleich sein Bame in jeder Kunstgeschichte der neueren Zeit zu finden ist. Dieser Zustand erklärt sich daraus, daß Vilder von Delacroix kaum je nach Deutschland ge» langt sind. Das scheint seltsam, hat aber seine Gründe. Der wichtigste davon mag der sein, daß die Weinungen über die Fähig» leiten und die Bedeutung des Künstlers während seines ganzen Lebens in Frank» reich selbst sehr heftig auseinandergingen. So» dann ist das Verständnis des deutschen Publi» kums für rein malerisch« Begabungen niemals sehr groß gewesen, und endlich hatte man in Deutschland damals gar kein Verhältnis zu der Romantik, wie sie in den Werken des Malers zum Ausdruck gelangt«. Wie wenig glich diese doch der Düsseldorfer Bomantit mit ihrer Mondsch«inlyrik, mit ihrer unechten Melan» cholie und ihrer süßlichen Sentimentalität! Aber sie war auch in nichts der Bomantit ähnlich, die der Mitschüler Delacroix' im Atelier von Guirin, der fade Ary Scheffer vertrat, oder die man in den Werten von Ingres und seiner Nachfolger findet. Sie ist Bomantik nur in dem Sinne, daß ihre Stoff«

Delacroix.
Salon Paul Eafsirer.)
Vosenhagen.

nicht der Wirklichkeit entnommen sind. Sie hat di« größte Verwandtschaft mit der von Tizian, Veronese, Tintoretto, Bubens und Bembrandt; denn auch die haben gemalt, „was sich nie und nirgends hat begeben". Indessen Delacroix konnte sehr unangenehm werden, wenn man ihn d«n „Victor Hugo der Malerei" nannte. Er war sich bewußt, daß er etwas Besseres wollte als der Dichter, der seinen Ehrgeiz darein setzt«, das Publikum zu

überraschen und zu verblüffen. Sein Bestreben war, den Beiz der Objekte zu zeigen, den Augen Fest« zu bereiten, und die Bechte der Phantasie in der Kunst zu verteidigen, die ihm bedroht schienen durch die Forderungen der Klassizisten nach Begeln und Bollendung.

Delacroix war mit einem Worte ein Ve» freier, ein Bevolutionär, und gegen solche ist man in Deutschland zu allen Zeiten mißtrauisch gewesen. Es hat einfach niemand gewagt, Bilder des Malers in das Land der Dichter und D«nk«r zu bringen, obgleich sich Goethe schon 182L sehr anerkennend über das Talent des Künstlers ausgesprochen und dessen Ein» bilbungskraft nachrühmt, daß sie seine eigenen Borstellungen in gewissen Szenen des Faust übertroffen habe. Aber der Unsterblich« von Weimar sah damals nur einig« Lithograph««

von Delacroix. hätte er dessen Bilde? zu Ge» ficht bekommen, so würde auch er sich vermut» lich recht absprechend über den Maler geäußert haben, der die edle Gebärde der Antike der» achtete, weil sie seinen Ansprüchen an Aus» druck nicht genügte. Indessen, was damals als ein Gegensah empfunden wurde, ist heut keiner mehr. Die Richtung, die Delacroix. während seines ganzen Lebens bekämpfte, ist längst über» wunden und historisch geworden, und das Neue, das er selbst brachte, ebenfalls.

Wer die augenblickliche Ausstellung im Salon Cassirer in der Erwartung betritt, einige Hauptwerke des „Löwen der Aomantik", wie Zola den Künstler bezeichnenderweife genannt hat, zu finden, wird allerdings etwas enttäufcht sein, nur Skizzen und Studien zu entdecken; aber geben diese auch, mit einer Ausnahme, keine Vorstellung davon, über welche Mittel Delacroix verfügte, um grohe Bildflächen zu bewältigen, so geben sie doch einen Eindruck von dem allgemeinen Charakter seiner Bilder und vor allem von der besonderen Art seines nervösen Talents, von seiner Koloristik und seiner geistvollen Konzeption. Das ist schon etwas sehr Wesent» liches und nur zu erreichen gewesen durch das Entgegenkommen zweier hervorragender Pariser Sammler, der Herren Cheramy und Gallimard, die ihren kostbaren Besitz in der selbstlosesten Weise für die Ausstellung hergeliehen haben.

Wer die grohen Werk« des Künstlers im Louvre und in den französischen Provinz» museen, wer seine Bilder in St. Sulpic« und bei diesem oder jenem Amateur nicht kennt und gelesen hat, daß Delacroix in Aubens, Beronese und Eonstabl« seine Vorbilder er» blickt, wird zunächst erstaunt sein, in dieser Ausstellung so viele altmeisterlich dunkle Stücke zu sehen. Auch wird er die gesund« Heiterkeit des Vläm«n und die breite, ruhig« Festlichkeit des Venetianers vermissen. D«lacroix ist «in Waler durchaus für sich, der selbstherrlich handelt« und alle ihm von außen gekommenen Anregungen ausschließlich in seinem Sinn« ver» wendet hat. Das Treibend« b«i ihm ist «ine Phantasie, die literarisch, musikalisch und malerisch zugleich, jeden ihr zusagenden Stoff in sich hineinschlingt, um ihn in höchst eigenartiger Weise zu verarbeiten und ihn in einer absolut neuen Form zur Darstellung zu bringen. So geht er mit seiner „Dantebark«" weit über die Schilderung des Dichters hin» aus, so ist sein kleines hier ausgestelltes frühestes Selbstporträt in einem Hamletkostüm sicherlich unter dem Eindruck eines Bildnisses von Terborch entstanden, aber in der Kraft

der farbigen Gegensätze jenem ohne Frage über»
legen, und sein „Gemetzel von Chios" ist durch
seltsam« Dissonanzen der Komposition zu einem
höchst ergreifenden Klagegesang geworden, mit
dem Byron übertroffen wird. Goethes Lob trifft
alfo eigentlich eine sehr charakteristische Eigen»
schaft der Kunst von Delacroix. Des Malers
Neigung ging freilich in der Hauptsache auf
das Dramatische, Dämonische, Phantastisch« und
Ungewöhnliche. In Byrons Dichtung schien
ihm keine Szene verlockender als die, wo ge»
schildert wird, wie Sardanapal, der letzte Enkel
des Minus, sich aus seinen Schätze» und
Weibern einen Scheiterhaufen errichtet, defscn
Flammen das Ende des Assyrischen Aeiches
verkünden sollen. Die „Ermordung des Bischofs
von Lüttich" durch den Grafen von der Mark
bei einem abendlichen Festmahl in der Halle
des bischöflichen Palastes schien ihm der höh«»
Punkt d«r Handlung von Walter Scotts N?man
„Quentin Durward". Das Spiel Paganinis
zieht ihn weniger an als die dämonische Er»
scheinung des Geigers in ihrer Eckigkeit mit
dem bleichen mageren Gesicht und den über»
grohen weißen Händen. Wie gern hat er Löwen
gemalt, die einen menschlichen Leichnam zer»
reißen! Und eines seiner besten Bilder stellt
„Medea" dar, die rasend vor Eifersucht, in
einer höhle eben ihr« Kinder tötet. Ein« fast
pervers« Vorlieb« für grauenerregende Stoff«
l«bt in diesem Künstler. Alles deutet darauf hin,
daß die Lektüre von Shakespeare und Goethe,
von Byron und Scott in Delacroix sogleich bc»
stimmte Farbenideen lebendig werden lieh, für
die «r dann in der selbständigsten Weise die
Dichtung selbst als Gerüst benutzt«, um sie
andern in einer den Begriffen zugänglichen

Form zu zeigen. Sein« Kompositionen bestehen in ihren ersten ^ssungtn aus blohen Farben» flecken, denen er später in der Skizze be» stimmtere Formen zu geben sucht. So hat er eines seiner prachtvollsten Bilder, den „Barm» herzigen Samariter" der Mm«, Gsnault» Pelteri«, den man in d«r letzten Pariser Centennale sehen konnte, lediglich um «in fabel» Haft schönes Not herumkomponiert, das darauf aus einem Gewand« leuchtet.

Mit den Formen der Natur ging der geniale und hochgebildet« Künstler nicht weniger srei um als mit irgend einer Dichtung. Auch sie sind ihm nur Mittel zum Zweck, um seinen Farbengedanken «inen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Er macht in seinem Journal die Bemerkung, daß «s für d«n Künstl«r vi«l wichtiger s«i, d«m Ideal«, das er in sich trägt, und das ihm «igen ist, nah« zu kommen, als das vergänglich« Ideal, das die Natur bieten kann, festzuhalten. Nur die» jenig«n könnten wirklich Vorteil aus der Arb«it nach dem Modell ziehen, die auch ohne Modell etwas Wirkungsvoll«« zu schaffen imstande seien. Vi« Kunst bestände nicht in der kalten Nichtigkeit; das Wichtige sei, bah man etwas zum Ausdruck bringe. Die Kunst des Malers bestände darin, die Aufmerksamkeit nur auf da« Wichtig« zu lenken; und um diesen Zweck zu erreichen, seien Opfer unerläßlich. 2s ist klar, daß jemand, der nach solchen Ueber» Zeugungen handelt, sehr leicht in den Verbacht kommen kann, er kümmer« sich nicht um dl« Natur und sei ein schlechter Zeichner. Und in der Tat ist kein Bild von Delacroix zu dessen Lebzeiten an die Veffentlichkeit gelangt, dem nicht der Vorwurf des Mangels an korrekter Zeichnung gemacht worden wäre. Auch in dieser Ausstellung kann man die Besucher darüber jammern hören, dah dies und das nicht stimme, dah kein Tiger so lang sei, wie der des Malers, dah das vor einem Blitzschlag scheuend« Pf«rd des Künstlers unmögliche Bewegungen mache, dah dieser Arm und jenes Bein zu kurz oder zu lang seien. Delacroix. selbst hat auf solch« Tadel nie etwas erwidert, nur in seinem Testament verfügt, dah sein Nachlaß öffentlich ausgestellt werden soNt«. Man fand in sein«, Wappen mehr als sechstausend Zeichnungen und Naturftudien aller Art vor, aus denen überzeugend hervorging, wie gewissenhaft der Künstler zu zeichnen Pflegt«, und wi«vi«l sorg» same Arbeit hinter feinen fo heftig bekrittelten Bildern steckt«. Von bief«m Ereignis an datiert in Frankreich der Umschwung in der Benr» teilung des Künstlers; und während er lebend nur sehr wenig für fein« Schöpfungen erhielt, brachte die Versteigerung feines Nachlasses die

Summe von 36N000 Frc«.
Die Ausstellung bei Eassirer enthält gerade einige' der allerschönsten Zeichnungen von Delacroix. Dazu gehört in erster Neil»« ein herrliches Löwenpaar von 1848, dann dl« Szene aus dem be reiten Jerusalem mit dem «nt» zückenden weiblichen Nückenakt und die «Alge» tischen Frauen". Das äußerlich wichtigste Wert hier ist «in von d«m Künstl«r wiederholtes Stück aus dem Gemetzel von Chios — die Ge» stall der rechts unten auf dem Boden liegenden getöteten jungen Mutter, an deren erkaltetem Bufen ihr Junge nach Nahrung fucht. Es gibt «inen ganz ausg«z«ichn«t«n B«griff von dem Aussthen d«r b«beut«nb«n Werke des Künstlers, von seiner Art, ein Bild auszu» führen und von dessen mächtiger Farben» Wirkung. Wunderbar der Gegensatz zwischen dem bleichen Flauenleib, dem Pfaublau der Gewandung und dem rosigen Kinderlörper l Danach verdient Wohl am meisten Beachtung die köstlich«, d«m Bilde ganz ähnliche Skizze zu dem „auf den Trümmern Missolonghls sterbenden Griechenland" im Museum von Bordeaux, weil es den »Parten Farbengeschmack des Künstlers ebensogut erkennen läßt, wie sein« geistr«ich« Art, «in« Komposition durch Gegen» fätz« zu beleben. Den Neichtum und die Pracht seiner Palette offenbart besonders fchön die Skizze zur „Schlacht von Tailleburg", die dem Bilde zweifellos an Neiz überlegen ist. Das gilt auch von der Skizze für den „Sardanapal", zu» mal, wenn man von der lebensgroßen rubens» haften Studi« der am Lag« b«s Königsknieenden blonden Sklavin auf den Eharalt« des Bildes schließen kann, höchst interessant sind das in «in

<» o
o o
731
Berthold Litzmann: Was sollen wir lesen?
paar Stunden vor der Ankunft der Gäste ge»
schaffen« Bild für den Speisesaal von Dumas,
„Der König Aobriguez", in seiner Stimmung auf
Gold und Grau; ein Selbstporträt, die Studie
einer Aebtisfin und der orientalisch« Helm, der
beweist, wie intim der Künstler bei einem
einzelnen Stück der Wirklichkeit nachging. Von
der fabelhaften Glut seiner Orientbilder gibt
die Nein« und etwas bunll« Wiederholung des
„Einzugs der Kreuzfahrer in Konstantinopel"
nur «in« dürftig« Vorstellung. Hingewiesen
s«i endlich noch auf ein Vild, in dem
Delacroix zeigt, dah er auch ganz nüchtern«
Historie «indrucksvoll«r zu geben vermochte als
die offiziellen Historienmaler. Es stellt Mira»
beau an der Spitz« d«r Deputierten dar, wie
er dem die Versammlung im Aam n des Königs
zum Verlassen des Saales auffordernden Ober»
zeremonienmeister Dreux-Brszs die Worte ent»
gegenschleubert: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß
wir hier auf Befehl des Volles sind und nur
der Macht der Bajonette weichen werden."
Welch ein sprechender Ausdruck in den beiden
hauptgestalten, dem empörten Volksh«ld«n und
dem erschrockenen und fassungslosen hofmann!
Ach nein: Delacroix war nicht der Milde,
der Fässer mit Farbe auf die Leinwand warf
und mit einem „betrunkenen Besen" malte, wie
die Kritik von damals behauptete — er war
ein Talent, das unendliche Arbeit und seinen
ganzen Geist darauf wandte, sein« Vorstellungen
von Leben, Ausdruck und Farbe in Schöp»
fungen mitzuteilen, die ewig bezeugen werden,
dah Malerei etwas anderes ist und etwas
höheres als «ine bloße Nachahmung der Farben
in der Wirklichkeit.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.
Von Verthold Litzmann.

Unsere Klassiker. I. . <i. F°iti«,»n»,)

A^ur «ine Dichtung, die aus einer mehr als
zweitausendjährigen Vergangenheit zu uns
herüberleuchtet, möchte ich voranstellen, trotz»
dem sie nicht im deutschen Boden wurzelt, denn
sie ist so innig verwachsen mit dem Besten und
Eigensten, was unser« Klassiker uns gegeben
haben; von ihrem Geist und ihrer Anschau»
ung ist fast jede Seite, die wir bei Goethe,
Schiller, Herder, Lessing aufschlagen, erfüllt,
dah wir fie mit unseren Klassikern als bleiben»
den Besitz überkommen haben: Homers Odyssee
und Ilias in der Uebersetzung von Johann
Heinrich Voh, der Sang von den Leiden und
Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus und
vom Zorn des Atriden.

„Und die Sonne Homers, siehe sie leuchtet
auch uns."

Ueber den klassischen Gestalten liegt die Sonne Homers, und die Götter» und Heldengestalten dieser griechischen Urzeit sehen uns an aus vertrauten Augen und reden zu uns, wie in unserer eigenen Sprache von einer Jugend» epoche der Menschheit, in der Leben und Dich» tung von selbst zu einem harmonischen Akkord reden wie «in« unmittelbare Offenbarung auch zu dem, dem die besonder« Kultur, in d«r die Dichtung wurzelt, fremd, ja gleichgültig ist. Man kann jeden Tag »n sich selbst und anderen die Probe auf das Exempel machen; wenn man in stiller Feiertagsstunde dem aufhorchenden Kreife von dem Kampf hektors um die Mauern Trojas vorlieft, oder von den Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus, dessen Schiff, die Heimat suchend, die weinfarbene Salzflut durch» eilt, wie die Augen aufleuchten in reiner Freude und wie vor allem die Kinder sich diesen Menschen und ihren Göttern nahe fühlen. Das ist das Gingangstor, durch das wir in die Ge» danken» und Anschauungswelt unserer großen Klassiker einziehen.

Am Eingang grüht uns Klopstock; doch rate ich nicht, b«i ihm zu verweilen; was er zu sagen hatte, war für die Zeit, in der er lebte, von unendlicher Bedeutung, er schuf das Instrument für die grohe Dichtung: die poetische Sprache, und in s«in«r Schule haben sie alle, die Großen, die nach ihm kamen — die einen länger, die anderen kürzer — gesessen und von von Schönheit und Gröh« zusammenklang; sie > ihm gelernt, alle haben sie ihm Dank bewahrt;

aber die Schüler sind über den Meister her» ausgewachsen und so ist — durch ihr« Arbeit — das Werl Klopstocks im wesentlichen heute nur noch ein ehrwürdiges Denkmal vergangener Größe, ein Zeuge des «Ringens und der Sieg« einer untergegangenen Epoche, nicht mehr «in Quell unmittelbarer Erquickung, jed«nfalls nicht für den, d«r nur kurze Mußestunden diesem Geniehen widmen darf. Wer das Werden unserer neuen dichterischen Sprach« verfolgen will, wen es reizt zu sehen, wie sich der erste wirklich schöpferifche Geist der neuen Literaturepoche, den feine Seele das Erhabenste zu singen treibt, von der Umschreibung ab» strakter Gedanken zu sinnlicher Anschauung und künstlerischer Gestaltung durcharbeitet, der mag in einer innerlich freien Stund« einmal den ersten Gesang des Messias «der ein« d«r Vd«n, etwa den Zürichers««, sich vorn«hm«n und er wird dann auch den Herzschlag eines echten Poeten spüren, am Gelungenen sich freuen und auch im Fremdartigen den Keim werdender Schönheit nicht verkennen. Was Klopstock als Mensch und Poet uns geben wollt« und konnte, ist bereits von der unmittelbar an ihn an» schließenden Epoche selbständig verarbeitet und dadurch zwar nicht sein Aam« aus der "Reihe fühlender Geister des 18. Jahrhunderts, wohl aber sein Werl aus dem lebendigen Besitzstand unserer heutigen Kultur ausgeschaltet worden. Wie «in hauch unzerstörbarer Jugend und fortwirkender Kraft aber weht es uns an, wenn wir den Namen Lessing nennen. „Man muh Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welch« Wirkung Lessings Laokoon auf uns aus» übte, indem dieses Werk uns aus der Aegion eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß", so schreibt Goethe vor rund hundert Jahren in der Dar» stcllung seines Lebens, und charakterisiert da» mit nicht nur die Wirkung, die Lessing auf seine Zeit, auf die Jugend feiner Zeit ausgeübt hat, fondern nimmt geradezu als Voraussetzung für das Verständnis Lefsings überhaupt eine gewiss« Jugendlichkeit der Seele an, «ine Jugendlichkeit aber, die mit dem äußeren Lebensalter nichts zu tun hat, sondern jene geistig« Beschaffenheit, die auf alles, was Freudigkeit, Kraft, Klarheit atmet, mit einem jauchzenden Luftgefühl antwortet. Und mit diesen Elementen, die Wes«nsb«ftandteile von Lessings Dichtung sind, ist, solange es jugend» liches Leben in dem oben angedeuteten Sinne gibt, Lessing für jedes Zeitalter, mögen fein« Ideal« und fein« Arbeiten noch fo weit ab zu liegen scheinen, neu. Und er wird nie, auch für «in«n müden Arbeiter des 20. Jahrhunderts

feine freudig b«l«bend« Kraft versagen, voraus» gesetzt, dah man ihn im rechten Augenblick zur Hand nimmt und ihn liest, wie er gelesen sein will. Es gibt Dichter, die, wo und wie wir ihnen auch begegnen, in Kampf od«? Freud«, im Dunkel oder im Licht, immer das erlösende Wort, das Wort der Stund« auf d«n Lipp«n tragen. Zu ihnen gehört L«ssing nicht. Wie er selbst im Leben war, ist auch seine Dichtung herb, kühl, das letzt« Gefühl zurück» haltend, aber unerbittlich ehrlich, furchtlos, wahr. Man hat das Gefühl folange er Zu uns spricht, als sähe man zwei klar«, strenge, unbestechliche Augen auf fich gerichtet und als würbe man fest gepackt von einer feinen aber starken Hand, die mit ihrem frischen, kräftigen, vollen Pulsfchlag unwillkürlich Selbstvertrauen und Wagemut in die Seele fenkt und «ine wundervoll« frei« Sicherheit und Auhe gegen alles Kleinliche und Weichliche. In Augen» blicken, wo die Seele danach verlangt, ist die Stunde gekommen, in der Lesfing für uns da ist. Dann findet die fpröde Männlichkeit des tapferen Major Tellheim mit dem zynisch» derben Begleitakkord seines getreuen Just, die eigentümliche Mischung von schalkhafter Spitz» findigkeit und reiner menschlicher Güte, die seine Minna darstellt, der manchmal grillen» Haft anmutende und doch »us der inneren Aot» wendigkeit zweier unablenkbarer Naturen er» wachsende, in wechselnden Formen und Farben vor unseren Augen sich abspielende Wettstreit des Edelmuts in unseren herzen, trotz der leichten Puderwolke, die über dem Bilde schwebt, ein« stimmungsvoll« Aesonanz, wie ein miterlebtes Ereignis. Ich habe absichtlich das Drama herausgegriffen, das nach meinen

Erfahrungen, am häufigsten als unserem modernen Empfinden am fernsten stehend be> zeichnet wird, wie ich glaube, vor allem deshalb, weil man die Voraussetzungen, die ich eben als für den unmittelbaren Genuß notwendig bezeichnet«, in der "Regel vernachlässigt. Auch „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" sind heut« noch für jeden, der sie zur rechten Stund« liest oder sieht, unmittelbar« Kunst» offenbarungen, sowohl was ihren Ideengehalt wie die Form anlangt. — Wer aber Lessing in seinem Eigensten kennen und lieben lernen will, der darf nicht bei seinen Dichtungen stehen» bleiben. Die für alle Zeiten geltende Bedeutung feiner Persönlichkeit als schöpferischer Geist offenbart sich am großartigsten gerade in den Schriften, in denen er nicht unnn.telbar künst» lerisch, schöpferisch gestalten will: in den „Literaturbriefen", im „Laokoon", in der ,,ham» burgischen Dramaturgie", in denen er als Kri» tiker an einem oft spröden Material und an in vielen Fällen geradezu minderwertigen 0b» jekten »ls Kritiker eine immer wieder zu tiefster Bewunderung hinreihende und restloses ästhe» tisches Behagen erweckende Kunst schöpferischer, d. i. aufbauender, Kritik entwickelt, die ihren Aeiz auch auf den ausübt, dem die Probleme, um die es sich handelt, ziemlich fern liegen. Der berühmt« 17. Literaturbrief, in dem er mit Gottsched abrechnet und für das deutsche Drama der Zukunft das Programm aufstellt, der Waffengang mit Voltaire in der ham» burgischen Dramaturgie, ja selbst die gelehrte Ginleitung zum Laotoon sind Kundgebungen von so intimem künstlerischen Aeiz und zu» gleich von «iner so befreienden, die Seele un» willkürlich freudig stimmenden und beschwin» genben Kraft, die immer wieder an sich selber zu erfahren keiner versäumen sollte. Aber ein Aat: Man lese — wenigstens zunächst — in ihnen; man v«rsteif« sich nicht pedantisch dar» auf, den Verfasser Schritt für Schritt vom An» fang an zu begleiten. Sondern man suche blätternd, die Fühlung mit ihm zu gewinnen; wo ein Gedanke, «in Bild lockt und packt, setze man ein. Dann ist in der Aegel der Aeiz der Darstellung so groß und der Zauber der Person» lichkeit so stark, daß der Leser nicht ruht, bis er auch im logischen und künstlerischen Zu» sammenhange der Gedankengänge des Ver» fassers sich den Inhalt ganz zu eigen ge» macht hat.

Aeben Lessing darf sein jüngerer großer Zeitgenosse Herder ein« bleibende Stelle im lebendigen Gedächtnis des deutschen Volkes be» anspruchen.

Wer seinen Aamen heut« nennt — auch

unter denen, die sich auf «ine literarische Bit» düng durch eine gelehrte Schule etwas zugute tun —, kennt ihn in der Aegel nur als Ver» fasser des deutschen „Cid" und als Sammler der „Stimmen der Völker", d. h. er weiß nichts vom eigentlichen Herder. Das erscheint begreif» lich, wenn man erwägt, daß Herder in noch höhcrem Grad« als Lessing sein Bestes und Eigenstes ausgegeben hat in «iner Füll« von Anregungen, daß er mit seinem Ideenreichtum die geistige Atmosphäre des ausgehenden 18. Jahrhunderts durchtränkt hat, und daß infolgedessen — ein Vorgang der an Klopstock erinnert —, das, was er zu geben hatte, uns überliefert und in Fleisch und Blut überge» gangen ist in den bleibenden Kunstwerken dieser Epoche. Und doch erscheint dies auf der anderen Seite wieder seltsam, weil keiner von den führenden Geistern der klassischen Periode einen so ausgesprochen modernen Zug hat, wie hcrder, weil keiner uns, gerade wenn wir ihn in seinen impulsiven temperamentvollen Aeuherungen zu den seine Zeit berührenden Tagesfragen kennen lernen, so menschlich nahe, als Kämpfer für moderne Ideen erscheint, wie Herder. War er doch der erste, der, selbst ein Gelehrter, ein Mann der Feder, in einem papierenen Zeit» altcr lebend, (einem Zeitalter, das eine Erb» schaft vergangener Jahrhunderte die geistige Tätigkeit nur am Schreibtisch wertete und im Denken, Schreiben und Aeden über die Dinge seine Aufgabe erfüllt glaubte), diesem Ge- lehrtenideal «in M«nschenid«al gegenüberstellt«, dem von vier Wänden ein- geschlossenen Studierzimmer die Welt und das Leben da draußen, dem Denken und Schreiben,

«»
«» o »
das Schauen und handeln! Ist er es doch gewesen, bei dem deutschen Gelehrtenkultus des 18. Jahrhunderts den Krieg erklärt«, der das Fenster weit aufriß und das hell« Sonnen» licht und auch den Sturm der Elemente herein» fluten lieh in die von Moderluft erfüllten Näume, der seinem Zeitalter zurief: lernt eure Sinne wieder gebrauchen, werbet wieber ge» sunde, mitten im Leben stehend« Menschen, dann werdet ihr auch groß« Dichter haben, dann werdet ihr auch «ine Nation werden, die Geschichte macht. Was er seinen Zeit» genossen sagt«, ist für uns nicht neu, denn unfere Großväter und Väter haben feine Ge» danlen in Taten umgesetzt. Aber gerade des» halb ist es für jeden, der die Keim« moderner Dichtung, modernen Lebens im herbfrischen silbergrünen Glanz des ersten Frühling« mit allen ihr« Entfaltung begleitenden Farben und Tönen der aufwachenden Natur einmal in sich aufnehmen möchte, «in G«nuh ohn«gl«ich«n, «inmal mit Herder Zwiesprache zu Pflegen, in dem Tagebuch der Neis« des 25 jährigen den stürmischen Drang gärender Jugend, in den «Ideen zur Philosophie der Geschichte' die sich entfaltende Vlüt« eines neuen in die Zulunft blickenden Wenschenideals zu betrachten und zu genießen. (Fortsetzung folgt.)

Der Symbolismus in der Mode.

Von Helene Volchert»Lietz.

ÄHor einiger Zeit durchlief eine Notiz die Tagesblätter, «in« Londoner Toiletten» lünftlerin habe den Einfall gehabt, Kostüm« zu „komponieren", die gewiss« Stimmungen, Gemütszustände symbolisieren sollten. Di« Aus» stellung dieser „Seelenkleider" war mit raffi» niert impressionistischen Mitteln in Szene ge» setzt. Nicht nur, daß jedes einzelne Kleid und damit sein« schöne Trägerin in ein besonderes Parfüm gehüllt war, gedämpfte, künstlerisch ausgeführt« Musik mußte bei dem Nundgang der schönen Anprobierdamen die erforderlich« Stimmung wecken, falls das Gewand nicht dl« richtig« Suggestion ausüben follte. Man hatte es unternommen, «in« ganze Skala von Ge» fühlen darzustellen, vom „dunklen Ernst bis zur jauchzenden Luft, von der lastenden Schwere des bedrückten Gemüts bis zur schwebenden Leichtigkeit des Frohsinns". Leider hatte man vergessen, auch die Mienen der wandelnden weiblichen Mannequins mit dem symbolisierten Gefühl in Einklang zu bringen, und fo passierte es denn, daß „schluchzend« Wehmut" in einer mattgrauen Creponrob« und unzähligen weihen Spitzenrüschen, mit kokettem, selbstbewußtem Augenaufschlag das Publikum musterte, wäh» rend „sühe Sehnsucht" in ein grünliches, weich

fliehendes Voilekleid gehüllt, mit dem aus» druckslofen Lächeln ihre Verkörperung Lügen strafte. Am besten gelungen war die Symbolik wohl in einem duftigen, zart rofa Seidenkleid mit einem rofenumtränzten Hut. „Mühende Nose" lautet« sein Motto. »Doch konnte man diesem Kostüm« vi«ll«icht «in«n Anflug von Trivialität vorwerfen. Freilich war er wohl nur die Wirkung des etwas abgedrofchenen Themas. Immerhin besser als die forciert« Originalität, wie sie „Stete Erinnerung" und „Ewiges Gedenken" zur Schau trugen, od«r gar ein Gewand, betitelt „Wenn die Lieb« stirbt". Die tzerbftstimmung barin hatte man versucht in einer Skala brauner Töne aus» zudrücken, wie sie dem fallenden Laub« «ig«n ist. Ihren Höhepunkt, vielleicht «in letztes stürmisches Aufflackern, erreichte fi« in einem Hut von den feurigen Färbungen des ab» sterbenden wilden Welnlaubes. Den matt» violetten herbstlichen Abenbnebeln sollt« wahr» scheinlich der gleichfarbene Schleier entsprechen. Ueber die Art dieses Liebestodes lieh« sich viel» leicht streiten. Noch mehr aber Wohl über bi« waghalsigen Farbenzusammenstellungen, die nur in äußerst fein empfundenen Vmbrierungen des Stoffes ästhetischen Sinn haben dürften. „Träumerei der Abenddämmerung" war ein symphonisches Gewog« zart grauer, bläulicher

rosa» und orangefarbener Nuancen. Der „Farbenraufch" bildete eine grell« Vrgie un» vermittelter, förmlich gegeneinander kämpfender Kontraste und in allen Abstufungen purpurner Finsternis schwelgte der „Sieg der Leiben» schaft". Den elegischen Beschluß macht« das „Sterben des Tages", «in« Vrotatrobe, deren tiefes blasses Grau doch allzu körperlich für die veischwebenden Nuancen dieser Natur» erscheinung wirkte.

Alles in allem genommen däucht mir das Experiment dieser Ausstellung verfehlt. Den Beweis liefert jedenfalls, daß die „Seelen» Neider" keine Schule gemacht haben. Ich kann mir auch nicht denken, doh zartfühlende Frauen auf die Dauer in solch «ine plakatartig« Aus» stellung ihrer geheimsten Wünsch«, :n eine der» artige Dekolletierung ihres Innenlebens ein» willigen werden. Interessant in dieser Ver» anstaltung waren aber jedenfalls die Bezeich» nungen der Kleider. Sie beweisen, dah die Mob« von Zeit zu Zeit Anfäll« von sym» bolischer Sentimentalität bekommt, und man könnte ihnen die Beschreibung einer eleganten Pariserin aus dem Jahr« 1778 an die Seite stellen. Dies« trug ein« Nob« aus „erstickten Seufzern" («in« Art broschierter Seide), geziert mit Volants „überflüssiges Bedauern", in der Mitte ein« Spitze „vollkommen« Aufrichtigkeit", garniert mit „indiskreten Klagen" und Bändern 5 Ig „markierte Aufmerksamkeiten". Die Schuhe „haare der Königin", waren mit Diamanten bestickt in der Art „treuloser Streiche". Frisiert hatte man die Schöne nach der Mode „zurück» gehaltener Gefühle". „Sichere Eroberung" hieh der häubchenartig« Kopfputz, den fie trug, b«r mit „wank«lmütigen" Federn und Bändern „der niedergefchlagenen Augen" dekoriert war. Es existierten damals ungefähr 150 verschieben« Art«n, die Kleider zu garnieren. Der Marquis de Valfons zählt in seinen Memoiren einige davon auf. Da gibt es Besatzarrangements des „sanften Lächelns", der „zarten Gunstbezeu» gung", des „vorzüglichen Nufes", kurz «in«n ganzen Jargon der Empfindsamkeit.

Der Symbolismus in der Mode ist also keine Erfindung der Neuzeit, sondern macht höchstens jetzt wieder einmal ein« neue Wand» lung durch. Er ist ein Niederschlag der in unserer Literatur und bildenden Kunst so ausgeprägten Geistesrichtung, die gern« in unverständlichen Allegorien schwelgt. Damit wurden übrigens in bei Mode nur Kräfte ausgelöst, die von Anfang an in ihr schlummerten. Aller Be» Neidung, die das vom wirklichen Lebensbedarf erzwungene Maß überschreitet, wohnt seit den ältesten Zeiten das mehr oder minder absicht» liche Streben inn«, Zustände, Gemütsverfafsun»

gen zu symbolisieren, oder ist die Königskrone,
der Uräus*), da« Zeichen der Pharaonenwürd«,
ferner das Chapelet"), das die vornehmen
Damen des Mittelalters um die Stirn trugen,
etwas anderes? Symbolisiert« der bloße Arm
der Germanin, den zu berühren das Salische Ge»
setz so schwer bestrafte, nicht die verhältnismäßig
große Freiheit und das Ansehen, das sie genoß,
ehe das Christentum mit seiner asiatischen Auf»
fassung von der Stellung der Frauen sie sozial
herabdrückt«? Di« Symbolik mancher Ge»
wänder, wie dl« des Königs, des Priesters,
dient« dazu, mit Hilfe der Suggestion, die zum
minbesten ideelle Wachtsphäre des Trägers zu
erweitern. Und etwas Aehnliches läßt sich
Wohl auch noch bis heutigen Tages von jedem
Prunk» und StaatsNeid« behaupten. In diesem
Sinne suchten auch die zahlreichen Kleider»
Verordnungen des Mittelalters ihre Wirksam»
keit. Wenn man «in« gewisse Länge der
Schnabelschuhe, der Schleppen, gewisse Besah»
ober Gewebealten usw. für die Stände res«»
viert«, die damals die tzauptträger der Kultur
waren, so lag darin, zwar falsch verstanden,
doch immerhin mehr ideale Auffassung als jn
der heutigen, die dies alles ausschließlich dem
Geldbeutel zugesteht. Ja, man könnte noch
weiter gehen und behaupten, daß die Mode
»n sich, zumal in jenen exquisiten Erstlingen,
die nur für ein kleines auserwähltes Publikum
berechnet find, in der Hauptsache die Macht
des Standes und des Gelbe« symbolisiert. Denn
um sich schön zu kleiden, braucht es nicht dieses
fieberhaften Wandels der Formen. Im Gegen»

') bi« gewunten« V!pe» mlt b«« Vtlerlopf.

") einfach«», »U tlnnn <l»«Ifteln g«sch«ü<lt» Voldrclf.

teil! Je mehr sich «ine Gewandung dem Ideal der Formen» und Farbcnvollendung nähert, um so langsamer wird man ihrer überdrüssig. Mitunter verstieg sich aber die Mode noch zu einer weit tieferen geradezu religiösen Shm» bolil. Das war damals, als, von Pyzanz aus» gehend, sich die Flächenmusterung der Stoff« mit seltsamen Tierbildern im christlich»heid» nischen Abendland verbreitet-!. Die christlichen Gegner dieser Geschmacksrichtung sahen darin einen ungemein feinen Schachzug des Teufels. Wurde die von ihren Glaubensgenossen ge» forderte Demut und Bescheidenheit doch gerade» zu zu einem Fallstrick für si«, um sie d«fto ti«fer in die Sünde weltlicher Eitelkeit hin» unterslcigen zu lassen. Da nämlich die vor» nehmen Christen, ohne sich zu kompromittieren, nicht Greife, Löwen, Panther, Elefanten, Bären, Adler, Jäger, Aeiter, kämpfend« Krieger in orientalischer Kleidung und Bewaffnung auf ihren Anzügen dulden konnten, legten fi« »ll diesen Gestalten symbolische christliche Bedeu» tungen unter. So wurde der Löwe z. B. in den vom Stamm Inda, d. h. Christus, um» gewandelt. Als Zeichen der Frömmigkeit wurde ausgelegt, was von der Eitelkeit geschaffen war und in Wirtlichkeit auch wieder der Eitelkeit diente.

Aber die Geschichte erzählt auch von Per» suchen, «in ganzes politisches Programm in einem Kostüm auszudrücken. Ludwig XI. von Frankreich z. V., dieser merkwürdig modern« König d«s Mittelalters, ließ unter seiner Auf» sicht eine Zeichnung für seinen Grabstein ent» werfen, auf der er in seinem Lieblingskoftüm dargestellt war. Allen Traditionen und dem damaligen modischen Brauch zum Trotz war es ein Iagdanzug: kurzes Jackett, enganliegend« Beinkleider, Gamaschen darüber, das Jagdhorn am Bandoulier, den Degen an der Seit«. In diesem Kostüm, wie es von ihm auf feinen vielfachen Aeisen bevorzugt wurde, brückt er zugleich die Geschichte und den ethischen Oe» halt seiner Regierung aus. Es sollte der Aach» Welt erzählen, daß er 20 Jahre seines Lebens zu Pferd« zugebracht hatte, um überall nach dem Aechten zu fehen, um durch seine Gegen» wart «ine Einigung der zerstreuten Part«««« seines Landes zu erzielen und das furchtbar« Gespenst gegen den Thron gerichteter Koali» tionen bis zu dessen V«r«ndung vor sich h«r» zusagen. — Aber auch das sonderbar« Kostüm, in dem ihn Philipp« d« Commines beschreibt, hatte sein« eigene Symbolik. Es war keine blohe, despotische Marotte, dah dieser, durch die übermäßig« Anstrengung der äußerst schwie» rigen Aegierungsgeschäft« vorzeitig g«alt«rt« und grämlich gewordene Herrscher «in« fast die Aermlichkeit streifend« Einfachheit in der Klei»

düng zur Schau trug. Claude de Seyfsel, dessen Schrift sonst nur gegen ihn den haß des unbot» mähigen, zur Unterwerfung gezwungenen Adels atmet, wird ihm wenigstens in diefem «inen Punkt gerecht. Er gibt zu, daß die »bfonderliche Kostümierung des Königs vielmehr das Sinn» bild einer weifen, vor allem zeitgemäßen Spar» samleit sein sollte. Die Kriege mit England hatten den vollständigen Auin der franzöfifchen Industrie bewirkt. Der Handel mit dem Aus» lande war zu einem reinen Import entartet. Ströme von Gold flössen unwiderbringlich für Pelzwaren, Seiden und fein« Tuchstoff« ins Ausland. Eine weise «Regierung muhte unter diesen Umständen natürlich versuchen, die Ab» fluhkanäle nach Möglichkeit, wenigstens bis auf weiteres zu verstopfen. Dah Ludwig XI. dies nicht durch fruchtlos« Luxusgeseh« zu «rr«ichen suchte, wie ander« Aegierungen des Mittel» alters, spricht für feine tiefe nationalökonomisch« Einsicht.

G«rad«zu »tut aber wird die Symbolik in der Kleidung in politisch bewegten Z«it«n. Wenn z. B. das Schwarz am Borabend von 1789 all« anderen Farben zu überwiegen be» gann, so dürften dies nicht nur Dichter als den Schatten ans«h«n, den die Ereignisse vor» auswarfen. Das ernsthaft« demolratifch« Schwarz «rmöglicht« «s auch d«m Unbemittelten, sich mit Anstand neben dem Aeichen sehen zu lassen, und so ist das Bordringen di«s«r Farbe ein Symptom für die Zunahm« d«r deinotra» tischen Elemente in der sogenannten Gesellschaft, für ihr« Durchsehung mit ihnen. Aber die revolutionären, nivellierenden Ideen fanden

auch bald ihr Abzeichen in einem bestimmten Kostüm, das eine gewiss« absichtliche Liederlich» leit zur Schau trug und aus Mühe, langer Hose aus grobem Wollstoff (im Gegensatz zur aristokratischen Kniehos« des alten «Regimes, d«r euwtts), langem Ueberrock im Winter und im Sommer der Iatobinerjacke bestand. Umgelehrt wurde in der großen "Revolution das elegant«, das hoftostüm zu einem äußerst gefährlichen Aushängeschilde royalistischer Grundsätze, das sichere Anwartschaft auf die Guillotine verlieh. Es gehörte ein seltener Mut dazu, dies zu ignorieren, wie es z. V. Aobespierre tat. Wie sehr sich jedermann bestrebte, in der großen dunklen Masse unterzutauchen, die allein noch Sicherheit bot und sich vor Anzügen fürchtete, die durch Eleganz auffielen, spiegelt sich in einem Brief« wieder, den der Terrorist Lebon an «inen feiner Freunde schrieb.

»seit »cht Hagen bin ich nicht ln Arra« gewesen nnd lch fürchte, »«nn ich zu» elften Mol »lebe» hin» komme, »er»« ich mit »ein« Mutter «inen Neinen stranß zu »«stehen haben, wie Du weißt, wollt« st« »lr «inen Aock »nb «in« hos« »ul s«h» l«ln«m 3»ch nnd «ln« s«id«n« W«st« dazu anschoff«». Im «ist«» Augenblick war ich etwa« betroffen, »l« ich ben Stoff sab, wollt« st« »b«r nicht rrünlen und ließ es zu, baß mir Naß genommen »urd« Aber leit t» Nichten — ob Du'« mir nun glaubst ober nicht — lann ich bei un» seligen Anzug« wegen beinah nicht schlafen. Ich, bei ich Philosoph bin unb »»» »armem Mitgefühl für die Menschheit, mich so reich herausputzen, »Hhreno tausend« »elner Mitbürger lanm von traurigen Lumpen bedeckt, Hunger« st«rb«n! - Wie soll lch mich in diesem prHchtige» Aufzuge lünftig ln ihr« Hütten »agen, um st« in ihr«» Unglück zu trösten» Wie lann ich die Oach« der Armen führen und mich über den Diebstahl der Aelchen entrüsten, wenn ich selbe» ihr« Pracht und ihren Lurus nachahme?'

All dies« zarten Skrupel dienten in Wirk» lichkeit nur dazu, die Angst zu bemänteln, er könnt« sich durch «in derartiges Kostüm den Jakobinern verdächtig machen.

Welche Bedeutung u. a. auch der Schuh» form damals zukam, möge folgender Borfall aus dem Jahr« 1799 beleuchten. Die Hof» Partei hatte die Schnallenschuhe beibehalten, während die Aevolutlonsmänner Schnürschuhe und der Sicherheit halber oft — wenigstens bei den Sitzungen — Klohpantinen trugen. Als nun Noland Minister wurde und sich dem Könige in Schnürschuhen vorstellte, nahm dieser <s als «ine persönlich« Beleidigung auf. Denn noch nie hatten derartige Schuhe die Schwell« zum Kabinett des Königs überschritten. Der arm« Zeremonienmeister, der "Roland «inführte, war buchstäblich starr vor Entsetzen. Di« Stimme versagt« ihm. Mit stummer Gebärde machte er Dumouriez auf die entfetzlichen

Schuh« äufm«rksam. Aur mit großer An»
strengung unterdrückte er einen Seufzer. Du»
mouriez aber antwortete tief konsterniert:
„IIKI05 oui, lnonnienl, tout est peräu!"
Wie steht es nun aber mit der Symbolik
in unserer jüngsten Mode? So schwierig es
ist, «ben weil der notwendig« Zeitabftand fehlt,
darüber «in Urteil zu fassen, fo kann man
doch wenigstens gewiss« Einzelheiten f«ftst«llen.
So läßt z. B. die Einförmigkeit im Schnitt
der herrengarderobe das Ueberwiegen d«s
Schwarz oder wenigstens indifferenter Nuancen
darauf fchliehen, daß seit dem Anbruch des
Maschinenalters die Männer in Toiletten»
fragen nüchterner denken. Aun erlangen aber
die Kleidermoden um so mehr Wichtigkeit für
die Menschen, je mehr sie sich von ernsten
Lebensfragen abwenden. In dieser Hinsicht
würde uns also die unbewußt« Symbolik der
Mode recht ungünstige Fingerzeige für die
Frauen geben. Aber wenn wir gerecht sein
wollen, so müssen wir auch zugestehen, daß die
Mode für das weibliche Geschlecht in viel
höherem Grade ein« Waff« im Kampf ums
Dasein ist, als für die Männer, und außerdem,
wenn zwei dasselbe tun, so braucht es darum
noch lange nicht dasselbe zu sein. Man könnte
viel «her aus der starken Entwicklung der
heutigen Damenmode ein« größere Abhängig»
leit der Frauen von den Männern — nicht
vom einzelnen, sondern von der geschlossenen
Phalanx der Männer — trotz aller Frauen»
emanzipation herauslesen, einer Abhängigkeit,
die durch die eigentümliche Form des modernen
wirtschaftlichen Kampfes bedingt ist. Denn je
schwieriger sich für den Mann der Broterwerb
gestaltet, um so größer sind auch die hinber»
nisse, die sich für die Frau auf dem Weg«
zur Eheschließung türmen, je schuhloser ist sie
dem Erwerbslampf ausgefeht.
Dies« Abhängigkeit geht noch deutlicher aus

einem anderen Symbol in der Mode hervor. Nie hat sich die weibliche Toilette so sehr be» strebt, dem mobischen Ideal, das sich die Männer von der Frau gemacht haben, nahe zu kommen, wie im letzten Jahrzehnt. Das zarte, unberührte, blumenhafte Wesen, wie es den Präraphaeliten vorschwebt« und von No» setti, Burne»Iones und Maeterlinck mit Poesie umwoben wurde, möchte sich auch in der Kleidermode durchsehen. <ls geht so weit, bah die speziell weiblichen, für die Reproduktion der Menschheit so wichtigen Organe förmlich in Verruf getan werden. Man umpanzert bei» nahe den ganzen «Rumpf, um die Hüften und den Unterleib nach Möglichkeit zu befeitigen und jene steife g:rad« Linie vorn im Körper» Profil zu erzielen, die ein Unding ist und die nur «in verbildeter Geschmack schön finden kann. — Andererseits läßt aber auch die größer« Differenzierung der weiblichen Gewandung «lnf größere geistig« B«wegungsfr«ih«it schließen, zu» mal das SportNeib. Wenn es wahr ist, baß wir hochfeministischen Zeiten entgegengehen, so dürften vielleicht unfer« Nachkommen einmal ganz ernsthaft in dem berühmten äiviäeä «iiirt das Symbol entdecken, baß die Frau unter den Vegriff „Mensch" rubriziert zu werden begann, der sich bis dahin in der Praxis nur mit dem Wort« „Mann" deckte. Andererseits werden sie in ihm aber auch das Anzeichen für den vermännlichenden Hinfluh unfer«r heutigen Frauenemanzipation erblicken, wo» durch ihre Errungenschaften leider zum großen Teil wieber in Frage gestellt werden.

Der Weihwasserspender/)

/Hü inst wohnte er in einem Häuschen an der Landstraße am Ende eines Dorfes. Er ^»^ hatte die Tochter eines Pächters aus der Gegend geheiratet und sich als Stell» macher niedergelassen, und da sie alle beide fleißig waren, machten sie hübsche Er» sparnisse. Nur daß sie keine Kinder hatten, grämte sie sehr. Endlich bekamen sie einen Sohn; sie nannten ihn Jean und liebkosten ihn um die Wette, umgaben ihn mit ihrer Liebe und hingen derart an ihm, daß sie keine Stunde verbringen konnten, ohne ihn zu sehen.

Als der Knabe fünf Jahre zählte, kamen Seiltänzer ins Land und schlugen auf dem Platz vor der Mairie ihre Vude auf. , ,

Jean hatte sie gesehen und stahl sich aus dem Hause; der Vater suchte ihn lang« und fand ihn schließlich, aus voller Kehle lachend, mitten unter den dressierten Ziegen und abgerichteten Hunden auf dem Schoß eines alten Hanswurstes.

Drei Tage später, zur Mittagsstunde, als der Stellmacher und seine Frau sich zu Tisch setzen wollten, merkten sie, daß ihr Sohn nicht mehr daheim war. Sie suchten ihn im Garten, und da sie ihn dort nicht fanden, rief der Vater am Straßenrand

*) Di« Novell«n ‚D«r Lackritzenwasserhändler' und ‚D«r Weihwasserspender", d!« Guy de Maupassant vor Beginn sein« eigentlichen literarischen Laufbahn Pseudonym in einer längst eingegangenen Zeitschrift erscheinen lieh, kommen jetzt in der definitiven Gefamlausgab« wieder »ns Tageslicht. Sie gestatten einen lehrreichen Hinblick in dt« Anfänge des Künstlers; »der Weih» wasserspender' in seinem Legendenstll stammt wohl aus dem Dunstkreise von Flauberts „Iwi«. dontes", während »der Lackritzenwasserhändler' schon Maupassants Gab« zur prägnanten Vor» stellung und künstlerischen Verklärung des modernen Alltagsl«b«ns offenbart. Solch« ‚<loc«'»

Händler durchziehen an heihen Tagen Paris, ähnlich wie die italienischen Städte, mit ihrem Blech» bottich auf dem Nücken oder »uf einem kleinen weihen Wägelchen. — Dl« Novell«, dl« Herr von 0vp«>n»Bronilowskl für den .Morgen' zu übersetzen die Gute hatte, ist der demnächst i» Verlag« von Louis tionard (Paris) erscheinenden neuen Gesamtausgab« b«r W«rl« Maupassants entnommen.

aus Leibeskräften „Jean"! — Die Nacht sank; den Horizont verhüllten braune Nebel, die alle Gegenstände in eine düstere, unheimliche Ferne rückten. Drei große Fichten in ihrer Nähe schienen zu weinen. Keine Stimme gab Antwort; nur wie ein un» bestimmtes Seufzen ging es durch die Luft. Lange horchte der Vater, in der Hoffnung, etwas zu vernehmen, bald nach rechts, bald nach links; dann verlor er den Kopf und stürzte hinaus in die Nacht, stets rufend: „Jean! Jean!"

So lief er bis zum Tagesanbruch, erfüllte das Dunkel mit feinem Nufen und erschreckte die schweifenden Tiere. Eine Todesangst schüttelte ihn; bisweilen glaubte er, den Verstand zu verlieren. Seine Frau saß auf der Türschwelle und schluchzte bis zum Morgen.

Sie fanden ihr Kind nicht wieder.

Da welkten sie rasch hin in untröstlicher Trübsal.

Zuletzt verlauften sie Haus und Hof und gingen von bannen, um selbst zu suchen. Sie fragten die Schäfer auf den Hügeln aus, die vorüberziehenden Kaufleute, die Vauern in den Dörfern und die Behörden in den Städten. Doch ihr Sohn war schon so lange verschwunden, daß niemand etwas wußte; er selbst hatte jetzt sicher seinen Namen und den seines Dorfes vergessen. Und. sie weinten, aller Hoffnung bar.

Vald ging ihnen das Geld aus; da verdingten sie sich auf Tagelohn in den Pachthöfen und Gasthäusern, taten die niedrigsten Dienste, lebten von dem, was dl« andern übrig ließen, schliefen auf der Streu und litten Frost. Durch Anstrengung und Entbehrung geschwächt, wollte sie niemand mehr zur Arbeit nehmen, so daß sie auf den Straßen betteln mußten. Mit traurigen Mienen und flehender Stimme sprachen sie die Wanderer an, bettelten bei den Schnittern, die Mittags auf den Feldern im Vaumschatten aßen, um ein Stücklein Brot und tauten es schweigend am Wegrain.

Ein Gastwirt, dem sie ihre Leidensgeschichte erzählten, sprach eines Tages zu ihnen: „Ich habe auch einen gekannt, der hatte seine Tochter verloren. In Paris hat er sie wiedergefunden."

lind sie machten sich auf den Weg nach Paris.

Als sie die große Stadt betraten, erschraken sie ob ihres gewaltigen Umfang« und der Menschenmengen, die darin verkehrten.

Trotzdem begriffen sie, daß er unter all diesen Menschen sein mußte, doch wußten sie nicht, wie sie es anfangen sollten, ihn zu suchen. Dann fürchteten sie auch, sie möchten ihn nicht wiedererkennen, denn es waren 15 Jahr« verflossen, seit sie ihn nicht ge» sehen hatten.

Sie suchten alle Plätze, alle Straßen ab, blieben vor jeder Menschenansammlung, die sie sahen, stehen und hosften, daß die Vorsehung sie zusammenführte, irgendein wunderbarer Zufall, ein Erbarmen des Schicksals.

Oft zogen sie auf gut Glück daher, einer neben dem andern, und so kläglich und arm war ihr Ansehen, daß man ihnen Almosen gab, ohne daß sie darum baten.

Jeden Sonntag verbrachten si« vor d«n Kirchentür«n, sahen die Scharen hinein» und hinausgehen und suchten auf den Gesichtern «ine ferne Aehnlichleit. Mehrfach wähnten fle ihn wiederzuerkennen, doch sie hatten sich jedesmal getäuscht.

740 Guy de Valmont: Der Weihwasserspender

Am Eingang einer Kirche, die sie oft besuchten, war «in alter Weihwasserspender, der ihr Freund geworden. Auch seine Geschichte war sehr traurig, und das Mitleid, das sie mit ihm hatten, schloß sie eng aneinander. Sie zogen schließlich mit ihm zu» sammen in eine ärmliche Spelunke im obersten Stock eines großen Hauses, sehr weit draußen, nahe den Feldern, und der Stellmacher versah bisweilen in der Kirche den Dienst seines neuen Freundes, wenn dieser sich krank fühlte. Ein Winter kam, der sehr streng war. Der arme Weihwasserspender starb und der Pfarrer bestimmte zum Nachfolger den Stellmacher, dessen trübes Geschick er vernommen.

So ging er allmorgendlich hin und sehte sich auf den gleichen Fleck, auf den nämlichen Stuhl und scheuerte mit seinem Rücken die alte Steinsäule, gegen dl« er sich lehnte. Scharf mustert« er alle, die er eintreten sah, und der Sonntage harrte er mit der Ungeduld eines Schulknaben, denn an diesen Tagen war die Kirche un» ablässig voll Menschen.

Er ward sehr alt und noch schwächer unter den feuchten Gewölben, und seine Hoffnung zerbröckelte Tag um Tag.

Er kannte jetzt alle, die zur Messe kamen; er kannte ihre Gewohnheiten, ihre Kirchenstunden, unterschied ihren Schritt auf den Fliesen.

So eng war sein Dasein umschränkt, daß wenn ein Fremder die Kirche betrat, dies ein großes Ereignis für ihn war. Eines Tages kamen zwei Damen, die eine war jung, die andere alt. Mutter und Tochter jedenfalls, hinter ihnen erschien ein Wann, der ihnen folgte. Veim Ausgang grüßte er fie, und nachdem er ihnen Weihwasser geboten, reichte er der Alten den Arm.

„Das muß der Bräutigam der jungen sein", dachte der Stellmacher.

Und er suchte bis zum Abend in seinen Erinnerungen, wo er wohl einst einen jungen Mann gesehen, der diesem glich. Der aber, dessen er sich entsann, mußte nun «in Greis sein, denn ihm deuchte, als hätte er ihn fern in der Jugend gekannt.

Dieser Mann kam oft in Begleitung der beiden Damen und jene ferne, unbestimmte und doch so vertraute Aehnlichkeit, auf die er nicht kommen konnte, quälte den alten Weihwasserspender dermaßen, daß er seine Frau mitnahm, um seinem schwachen Ge» dächtnls aufzuhelfen.

Eines Abends zur Dämmerstunde betraten die drei Fremden die Kirche.

„Nun, kennst du ihn?" fragte der Gatte, als sie vorüber waren.

Die Frau war betroffen, sie suchte sich auch zu erinnern. Plötzlich sprach sie ganz leise:

„Ja... Ja. . . Sein haar ist schwärzer; er ist stärker und wie ein Herr ge» kleidet; doch, Vater, siehst du, es ist dein Antlitz, wie du jung warft."

Der Alte fuhr auf.

So war es; er glich ihm und glich auch seinem Bruder, der gestorben war, und seinem Vater, den er als Knabe gekannt. Sie waren so bewegt, daß sie sich nichts zu sagen wußten. Die drei Fremden kehrten zum Ausgang zurück. Der Mann berührte den Sprengwedel mit dem Finger. Dem Alten bebte die Hand, daß ein ganzer Regen geweihten Wassers den Boden netzte. „Jean!" rief er.

Der Mann blieb stehen und sah ihn an.

« »
?i»1
Eduard Goldbeck: Maximilian tzarden
„Jean!" wiederholte ei leiser.
Die beiden Frauen sahen ihn forschend an und verstanden nicht, was er wollte.
Da sprach er zum drittenmal, schluchzend: „Jean."
Der Wann neigte sich auf sein Gesicht; eine Kindheitserinnerung durchschoß ihn.
„Vater Pierre, Mutter Ieannel" antwortete er.
Er hatte alles vergessen, seinen Vatersnamen.und den des Dorfes, doch eins hatte er immer behalten, die zwei Worte, die er so oft gelallt: „Vater Pierre, Mutter Ieannel"
Er sank nieder, das Antlitz auf die Knie des Alten, und weinte. Und umarmte sie beide, Bater und Mutter, die vor unsäglicher Freude erstickten.
Auch die beiden Damen weinten; sie begriffen, daß ein großes Glück geschehen sei.
Da gingen sie alle zu dem Jüngling und er erzählte ihnen eine Geschichte.
Die Seiltänzer hatten ihn gestohlen. Drei Jahre lang war er mit ihnen durchs Land gezogen. Dann hatte die Truppe sich zerstreut und eine alte Schloßdame hatte einst Geld gegeben, um ihn zu behalten, denn er gefiel ihr. Da er klug war, kam er zur Schule, dann ins Gymnasium, und die alte kinderlose Dame hatte ihm ihr Ver» mögen vermacht. Auch er hatte seine Eltern gesucht, doch da er sich nur der zwei Namen entfann: „Vater Pierre, Mutter Ieanne", so hatte er sie nicht gefunden. Jetzt wollte er heiraten, und er stellte seine Braut vor, die sehr gut und sehr hübsch war.
Dann erzählten die beiden Alten ihren Kummer und ihr Ungemach und um» armten ihn von neuem; und sie blieben an jenem Abend lange auf und wagten sich nicht zur Ruhe zu legen, aus Furcht, daß das Glück, das sie so lange geflohen hatte, sie in ihrem Schlummer von neuem verließe.
Doch sie hatten die Behaglichkeit des Unglücks gebrochen, denn sie waren glück» llch bis an ihr Ende.
La Mosalque, 1876. Guy de Balmont.
Maximilian tzarden. Ein Brief.
nach seinem Besuch bei dem Fürsten von dem Vorgang, und erst sehr viel später ist er — nicht auf dem Weg« der Bellum« — bekannt geworden.
Sehr geehrter Herr!
Gestatten Sie mir, einen Punkt aus dem umfangreichen Material, das in den Zeitungen aller Parteien g«g«n Maximilian tzarden »uf» gehäuft ist, näher zu beleuchten. Zwei adlige Herren haben dl« Stirn, tzarden als einen jour» nalistlschen handlanger des Fürsten Bismarck hinzustellen, dem der Fürst sein Haus verboten habe. Auch Fürst Herbert Hab« sich »in diesem Sinn«' ausgesprochen. Leider stimmt das nun gar nicht mit der vor Gericht bekundeten Tat» fache überein, dah Fürst Vlsmarck dl« Flasch« St«inb«rger Kabinett, di« d«r Kaiser ihm ge» schenkt hatte, mit tzarden zusammen geleert hat.
Da« ist doch der denkbar höchste Grad der In» timität. tzarden erzählt« mir damals unmltl«lbar Ich Hab« bei tzarden «inen Brief des Fürsten tzerbert gesehen, der »verehrungsvoll" unter» zeichnet war, der Fürst selbst unterzeichnet« .der Ihrige". Das ist wohl nicht der Stil, in dem di« Mächtigen der Lrd« mit einem journalisti» scken Galopin zu verkehren pflegen. Man de» denk«, dah beide Herren aus Erfahrung wußten, dah gerade in Briefen an Tageslchriflsteller jedes Wort sorgsam gewertel werden muh.
Wenn jetzt tzarden in einem Teil der Press« als «in Mann hingestellt wird, dem es an Ethos

fehl«, so muh ich dies Urteil auf Grund mehr»
jähriger naher Bekanntschaft unbegründet nennen.

All« diejenigen, dl« harden wirtlich kennen, sind darin einig, daß «r «in überaus s«nslbl«r, bis zur Ungerechtigkeit l«ld«nlchasllich«r M«nsch ist, der die Fehler seiner Vorzüge hat, bah er aber völlig aufrichtig ist. (Sein Vriefwechsel wird es später einmal beweisen) Di« Fehler sind gering, die Vorzüge außerordentlich. Es ist möglich, bah er eitel ist. Sind wir's nicht alle? »Wie verfährt die Aalur, um hohe« und Niedres im Menschen zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein/ Das hat Schiller gesagt, und damit ist dieser Einwand Wohl abgetan. Es ist möglich, bah er den Gewinn liebt. Voltaire liebte ihn auch, und woran krankt denn unser Journalismus vor allem? Daran doch, daß die wenigsten von uns sich pekuniärer Unabhängigkeit er» freuen. Wäre das der Fall, bann stände es anders um die Kritik unserer inneren und auswärtigen Politik, halben hat sich eben frühzeitig gesagt, dah er sich diese Unabhängig» leit erwerben müsse, wenn er sein groh gedachtes Programm durchführen wolle.

Wir haben nun endlich einmal «ine jour» nalistische Begabung, die zur Stund« in ganz Europa nicht ihresgleichen hat. (Nochefort, den Manche zum Vergleich heranziehen, hat nie hardens universelles Wissen, nie sein« tief» dringend« Einsicht besessen.) Statt uns ihrer zu erfreuen, tadeln wir, bah bei soviel Licht auch etwas Schatten vorhanden ist. Aber das ist j» überhaupt «in Grundbefelt des deutschen Lebens: jeder schiebt d«m andern unlantere Motiv« unter, und niemand würdigt di« V«r» sönlichkeit »ls «in <3anz«s. W«nn «in Wann wie etwa Sombart ein« b«fr«md«nd« Ansicht äußert, so wird er abgekanzelt wie ein Schul» junge, und sein« Kritiker vergessen, dah «in solcher Mann zum mindesten darauf Anspruch hat, in der Sache unerbittlich, in der Form respektvoll kritisiert zu werden.

Die beiden adligen Herren, die sich kurz» lich über das Verhältnis Vismarcks zu harlxn geäußert haben, brauchen ja nicht zu wissen, was halben als litelarische Erscheinung de» beutet, dah er «in „Einzig«" ist und daß kein Historiker beutscher Politik und Kultur s«ln Wirken übergehen kann. Wir Kollegen »der sollten uns dessen doch bewuht sein und n»ch dann bewuht bleiben, wenn wir mit f«inen Ansichten und seinem handeln nicht überein» stimmen. Die Jüngeren unter uns haben «lle von ihm gelernt, sei es auch nur, um ihn, wie ber drollige Ausdruck lautet, zu über» winb«n. Wir sollt«« uns fr«u«n, daß in Deutschland wenigstens «in unabhängiger de» deutender Journalist existiert, der nicht im Joch

einer Partei oder eines Verlages schm»cht«t.
harden wäre derselbe, der er ist, auch wenn
ihn Fürst Bismarck nicht erkannt oder wenn
er ihn verkannt hätte.
In besonderer Hochachtung
Eduard Golbbeck.
.... Und welch« Meisterschaft ber Menschen»
lenntnis und Menschenbehandlung oifenbarte
sich doch in seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit,
die sich nie langweilt«, Jedem etwas zu sein und
bei Jedem da anzuklopfen verstand, wo auch
aus der trockensten Seele «in Quell springt.'
Treitlchl« über Cavour.
5
„II «t ciouö p»r n»ture 6'un zenz particulier
et presciue excezsil clob«erv2tion, cie 5»^c<te, 6«
vue Interieure, oui per« et zoncle >« Komm«, et
clemele I« interets et I« Intention« zur I« v!«^«:
«I oflre en lui un «cemple tout ii t»>t merveüleux
« pnenomena! cte cette ciizpozition inn«. tlt avec
«I» !! ez! gstizte."
Salnt»V«uv« über Salnt»Simon.
Und nun, ihr all«, dl« ihr bi«s« blätt«r in
dl« Hand genommen und vielleicht mit Unwillen
weggelegt habt, um sie glelchwol wieder zu «»
greifen, denkt euch einmal, der mann fei tot, der
zu euch geredet hat, und versuchet dann zn
ladeln. da ist nicht Ein ziel, de« Er zugestrebt,
dem nicht auch ihr zustrebtet oder zustreben
solltet: sein weg war arbeit, mut und Verleugnung
seines ichs, lezteres auch d», ja da am «eisten,
wo er sein ich am deutlichsten in den vorder»
grund stellte, nur euer bestes suchte «r, als «r
sich selbst verteidigte, und der lüg« wi« den»
hasse die masle vom gestcht« riß.
Paul de Lagard« .Aus d«m deutschen
Eelehrtenleben".
». S.

« »
?il3
Bruno Vuchwald: Die Krisis

Die Krisis.

<)llm 9. November 1907 ist die Krisis in den ^^ Zeitungen offiziell verkündet worden. Vi« «»«ichsbank muhte erst ihren Diskontsatz auf ?V, <V» erhöhen, damit Hinz und Kunz Kenntnis davon erlangt, daß der Höhepunkt der Kon» junltur überschritten ist. Jetzt wird's endlich geglaubt: und die handelsredalteur« wurden von ihren Kollegen d«s politischen Teils höf» lich «rfucht, »n der Spitze des Blattes der aufhorchenden Welt zu verlünden, dah man sich nach den sieben fetten Jahren auf die fieben mageren Jahre gefaßt machen müsse. Warum dl« Krisis gerade bei 7'/.°/« Bankdiskont beginnen muh, wie in den Zeitungen zu lesen stand, ist nicht erfindlich. Wir hatten im vorigen Jahr« bereits «inen Diskontsatz von 7 »/»; ob dem Warenkaufmann bei der Diskontierung seiner Wechsel V»"/» mehr oder weniger abgezogen wird, spielt schließlich lein« groß« Bolle. Für di« Groß» lnduftri« ist d«r Diskontsatz überhaupt nicht von wefentlicher Bedeutung; sie hat sich gerade in den l«tzt«n Iahr«n zu e»nem guten Teil der Abhängigkeit vom Bankkredit befreit. Und der Unternebmergewinn übersteigt selbst im Kleinhandel den von der Aeichsbanl festgesetzten Zinsfuß ganz beträchtlich. Di« wahr« V«» beutung d«r Diskonterhöhung ist verkannt worden; und dennoch liegt sie so nah. Nicht auf di« höh« des Zinssatzes kommt es an, sondern auf die Ursachen, d« di« schroff« Maß» r«g«l gezeitigt haben.

In Deutschland nimmt die Krisis «in«n lehr öden Verlauf. Die letzt« Stockung d«s Wirtschaftslebens im Jahre 1902 war durch den Zusammenbruch eines Schwindelsystems gekennzeichnet, das in der Gründung von Tochtergesellschasten leinen markantesten Aus» druck fand. Di« Sanden, Exner, Treberschmidt verliehen der Krisis ihr charakteristisches Ge» präg«. Di« Inhaber der Firma haller, Soehle <t Eo. find leine Erfinder »us dem Gebiet der Finanzschlich«. Sie haben t«»n neues System geschaffen, und »ll die kleineren Zusammen» brüch«, die inzwischen gefolgt find, entbehren der Individualität. Auch die Art, wie Herr Adolph 2. Eberbach sich Geld zu ver» schaffen wußte, ist nicht neu: nur daß dieser Vörsenslandal Zustände entrollt, die der prin» zipiellen Bedeutung nicht ermangeln.

Herr Eberbach ist «iner von den kleineren Gründern, deren wesentlicher Fehler recht häufig darin zu bestehen Pflegt, daß sie sich selbst überschätzen. Als er vor etwa drei Jahren nach Berlin kam, war «r g«rad« vom Glück begünstigt w«rd«n. In kurz«! Z«it hatt« «r «in

Vermögen angehäuft, das an der Börse (die »it solchen Dingen Bescheid zu wissen pflegt) auf zwei bis drei Millionen Marl geschätzt wird. Di« Gründung d«r San Migu«l Copper Company und der im englischen Parlament und in deutschen Blättern hart bekämpften Witworth» Gesellschaft hatten ihm reichlichen Gewinn velschafft. Doch der genügt« ihm nicht. Der ausgezeichnet« Fachmann b«s hot«lw«sens wollt« hoh«r hinauswollt« m«hr zusammen» scharren. Aus dem Berliner Hotel „Kaiserhof- hatte er (soweit fich das für Außenstehende überblicken läßt) mit dem Eintritt in die Direktion «in gut prosp«ri«r«nd«s Unternehmen gemacht. Der Umbau des Hauses, di« Schließung des Cafis hatten Berlin nicht nur um «in vorn«hm«s Hotel bereichert, fondern auch den Zustrom von Fremden vermehrt. Di« Kapitalmacht txr Banl«n wurd« b«is«it« g«» stoß««: di« Deutsch« Bank und di« V«rlin«r Handelsgesellschaft, di« im Auflichtsrat d«s Unt«rn«hmens sahen, wurden verdrängt. Aur mit geringer Hilfe einiger Großbanken (die nur Geld liehen, sich aber nicht beteiligten) muhte Herr Eberbach auch seine neuen Pläne ver» wirklichen. Vielleicht lag das nur daran, daß er bei den anderen Banken nicht auf Gegen» lieb« stieß. Wie dem auch sei, »n der Ueber» schähung der eigenen Kraft ist er (ähnlich wie Halter) zugrunde gegangen.

Das Projekt, das Herrn Eberbachs Phan» tasie umstrickt«, war großzügig, wirtschaftlich nicht unberechtigt und lies ebenfalls »uf «in« B«r«ich«rung d«s großstädtischen Hotelwesens hinaus. Er wußte, dah di« Admiralsgarten» badgesellschaft, di« n«ben anderen Grundstücke» in unmittelbarer Bähe des Bahnhofs Friedrich» straß« «in wertvolles Gebäude besah, nur mit Mühe ihren Aktionären «in« 5 prozentig« V«r» zinsung g«währ«n konnte, weil die Anlag« von Baberaumen zu vi«l Platz verschw«nd«t, um bei den teuer« Grundstückpreisen in jener Gegend ein« höher« Aentabilitat zu erzielen. Er wuhte auch, daß di« Badeanstalt aus diesem Grunde mit der Absicht umging, »uf ihrem Grundstück «in Hotel zu errichten. Zu diesem Zweck hatte sie die Aktien des Savoyhotels (das ihr Aach» bar ist) erworben. Dies benutzte Herr Eb«r» dach: er kaust« di« Aktien des Admiralsgarten» bades zu unsinnig g«tri«b«nen Kursen, gründet« gleichzeitig das neben dem Savoyhotel gelegen« Vlonopolhotel und verschafft« sich ein« Vption auf das weiter angrenzend« Terminusholcl. Terminus, Monopol, Savoy und Admirals» gartenbab sollten, das war sein Endziel, zu einem Aiesenhotel vereint werben. Die frühere Interessengruppe des Admiralsgartenbades, die allzulang« untatig d«m Altienanlauf zugesehen hatte, war mit den Plänen nicht einverstanden. Doch in der Generalversammlung vom 26. Juli wurd« di« früher« Verwaltung mit hilf« der

Aktienmajorität überstimmt, und so tonnte Herr Eberbach «ine Zeitlang schalten und walten.

Das Projelt ist nun jäh zusammen» gebrochen, denn der Spelulant tonnte die not» wendigen Gelbmittel nicht mehr auftreiben, um den Kurs der gewaltsam aufgekauften Aktien zu halten. Da er zur Aufrechterhaltung der Majorität des Admiralsgartenbabes uno der Kalserhofgesellschaft (die in engen Beziehungen zum Frledrichftrahentonzern stehen sollt«) mindestens 9—IN Millionen braucht«, so tonnte er die angeschafften Altien nicht bar bezahlen, sondern muht« li« in Lombard geben. Di« Dresdner Vant, die Aationalbanl für Deutfch» land und die Commerz» und Distontobanl gaben ihm Lombardvorschüsse. Den größten Teil der Effelten lieh er jedoch bei einer be» trächtlichen Anzahl kleiner Bankiers laufen und beleihen; das wurde später fein Ber» hängnis. Denn Herr Eberbach muhte nicht bloß hohe Zinsen und Provisionen bezahlen, sondern er wurde auch das Wertzeug raffi» nierter Banlierlniffe. Dief« Bankiers hatten im Grund« ihres Herzens ebensowenig Ber» trauen zu der Kapitaltraft ihres Kunden, wie jene Banken, die die Geschäfte abgelehnt hatten. So steckten sie Zins und Provision «in und suchten sich gleichzeitig gegen Verluste zu schützen. Als durch die ungünstigen Börsen» Verhältnisse der Kurs der von ihnen beliehen«« Wert« zu Wanten begann, verkauften sie für eigen« "Rechnung die lombardierten Aktien, hierdurch wurde der Kurs erheblich weiter f herabgedrückt, und nun wurde Herr Eberbach zur Leistung von Aachschüffen gezwungen. Die tonnte er, da der Ansturm von allen Seiten erfolgt«, nicht leisten. Zuerst wuhte er sich noch Aat zu schaffen. Er lieh durch die zu Direktoren gemachten Strohmänner die Aktien des Savoy» Hotels für "Rechnung des Admiralsgartenbabes verpfänden. Für den Erlös blieb er ohne ge» nügend« Sicherheit Schuldner der Vadegefell» fchaft. Gleichzeitig lieh er auf das Savoyhotel und auf die Grundstuck« des Admiralsgarten» bades Hypotheken eintragen; und steckte auch dies« Beträge in die Tasche. Ich habe nicht zu entscheiden, ob diese Transaktionen ohne Genehmigung der Aktionäre erfolgen durften. Herr Fustizrat Kempner (der ein treuer Be» rater des Herrn Eberbach gewesen ist) und Herr Aechtsanwalt Dr. hirschel (ein gewiegter Finanzmann, ber im Auffichtsrat des Kaiser» Hofes und des Admiralsgartenbabes fitzt) werden dem hotelspetulanten gewih nicht falsch beraten haben. Auch die Frag«, ob der Tat» bestand des Betruges dadurch erfüllt wird, bah Herr Eberbach im Lombarbvertrag mit der

Commerz» und Distontobanl fich verpflichtet hat, Veränderungen des Besitzstandes der hinterlegten Attien nicht vorzunehmen, die den Wert des Pfandes schmälern können, soll nicht entschieden werden. Jedenfalls tonnten die auf solch« Weis« erhaltenen Gelder den Auin nicht mehr aufhalten. Ein großer Teil der beliehenen Altien wurde wegen Verweigerung der Ein» fchüsfe an der Borfe verlauft. Aoch ist die Affare im Fluh; wenn über Herrn Eberbachs Vermögen der Konturs eröffnet werden follte, lann man heut« fchon auf di« Mitteilungen des Verwalters gespannt sein. Der wird viel» leicht di« mühevolle Aufgabe haben, öffentlich zu fagen, zu welchen Bedingungen Eberbachfche Darlehnsgeschäfte gefchloffen worden find; vlel» leicht auch, wie di« hypothelengeschäfte zustand« gekommen sind, die Herr Eberbach, als «r sich «n Aotlage befand, gemacht hat. Die Börse hat leinen Grund, auf ihn «inen Stein zu werfen; durch fein« „kulanten" Geschäfte wurden Gewinne eingeheimst, di« in diesem Jahre des Verlustes manch eine Bilanz ver» schönern werden.

Die Commerz» und Disconto»B»«k wurde wegen ihrer Beziehungen zur Eberbach» Gruppe hart getadelt, und di« Baissepartei hat den Kurs ihrer Altien um einige Prozent« herabgesetzt. Alcht ganz mit Unrecht. Di« Bonl muhte das von Herrn Eberbach angebotene Lombardgeschäft ablehnen, sie muht« wissen, daß die Agenten des Hotelgründers fchon an mancher Tür vergeblich gellopft halten und daraus ersehen, wie sein« finanzielle Position zu beurteilen war. Sie muhte vor allem bedeuten, daß Herr Eberbach felbst sich wohlweislich gehütet hat, in die Ver» waltungen feiner Gesellschaften einzutreten, so daß «Regreßrechte nur gegen seine Strohmänner wahrzunehmen sind. (Die übrigen Aufsichts» ratsmitglieder tonnen den Einwand erheben, bah sie von den Transaltionen nichts gewuht haben.) Und endlich muhte sie sich Sitz und Stimme in b«r Verwaltung der Gesellschaft ver» schaffen, an denen sie durch Lombardierung mit fo erheblichen Summen beteiligt ist. Dennoch ist unsinnig, was fönst noch gegen di« Vanl ge» redet wird. Sie «rllärt, der Eb«rbach»Gruppe 2'/z Millionen Marl geliehen zu haben; davon follen ca. 1,6 Millionen durch Hypothesen und ander« Sicherheiten gedeckt fein. Für di« ver» bleibenden 900000 M. besitzt sie ca. l.WMillionen Altien und Vorzugs'Altien des Admiralsgarten» bades. Nimmt man selbst an, daß deren gegen» Wärtiger Kurs den Wert noch übersteigt, und dah die übrigen Sicherheiten nicht genügen, so würde dieser Verlust die Dividend« laum viel mehr als um «in halbes Prozent ermäßigen. Warum aber wird dl« Banl zum Gegenstand des Vörsengespräches gemacht? Warum hat man di« Aalionalbant für Deutschland nicht in gleicher Weise gescholten, di« nicht minb«r

waghalsig« Geschäft« mit Herrn Eberbach ge»
macht und die für eine Hypothek fogar Bürg»
fchaft geleistet hat? Di« Antwort ist nicht

o o
o o
?W
Musik
schwer zu finden. Weil es seit drei Monaten
Zu den Gepflogenheiten einiger Großbanken ge»
hört, gegen die Konkurrenz mit vergifteten
Waffen zu kämpfen. Gin Teil der Schuld fällt
auch hierbei auf das angegriffene Institut. Gs
hat in den Jahren der Hochkonjunktur allzu
rafch die Anzahl feiner Vepositenkassen ver»
mehrt, und diefe Kassen haben allzu flrupellos
nach neuen Geschäften jagen müssen, hierbei
ist die Konkurrenz (die nun Nach« übt) unter»
boten worden, und namentlich der Deutschen
Bank und der Darmstädter Bank wurde
manches einträgliche Geschäft entzogen. Vor
solchem Beginnen muhte sich die Commerzbant
um so eher hüten, als sie wußte, daß ein
«roher Teil ihrer Akzept« doch ins Portefeuille
der Deutschen Bank zu wandern pflegt. Der
ist es darum jetzt ein Leichtes, den Akzept»
antauf zu verwe,gern oder zu erschweren und
fo die Konkurrenz zu schädigen. Doch auch bei
der Deutschen Bank sollte man sich hüten, den
Bogen zu straff zu spannen; zu iroh ist fchon
die Anzahl derer, die beweisen tonnen, mit
welchen Mitteln gearbeitet, die »öffentliche
Weinung- gewonnen wird. Di« Zeiten der
Krisis lassen sich die Großbanken nur unaern
entgehen; die Gelegenheit, kleinere Institute
billig zu erwerben, ist gar zu günstig. Die
Eifersucht unter den einzelnen Instituten aber
sorgt diesmal vielleicht dafür, die Macht des
zu Wächtigen nicht noch vermehren zu helfen.
Bruno Buchwald.
Musik.
Berliner Komische Vper: „Die verlauft«
Braut" von Smetana. Durch zwei Eigen»
tümlichlelten wird der Spielplan der Komischen
Vper vornehmlich gekennzeichnet: Erstlich nehmen
nichtdeutsche Werl« darin den weitaus größten
Baum «in. Es ist, als ob Herr Gregor und
seine Berater von den reichen Schätzen, die unsere
alt« und neuere Vpernllteratur birgt, nichts
wüßten, od.>r als ob st« wenigstens nicht die ge»
ringsten Neigungen verspürten, darunter nach
Brauchbarem für ihre Bühne zu fuchen. Oder
sollten sie des Glaubens sein, «in Werl habe
schon halb gewonnen, weil es von einem Ita»
liener oder Franzosen stamme? Da wäre der
‚Tiefland"»2rfolg ein« Art Gegenbeweis. Wird
er Herrn Gregor Mut machen, es gelegentlich
auch mit anderen deutschen, vielleicht sogar noch
lebenden Tonsetzern zu versuchen? Wie wär's
zum Beispiel mit dem »St. Foix' von Hans
Sommer? (Der Titelheld «in« Glanzrolle etwa
für Herrn Egenieff.) Ein« szenisch, darstellerisch
und musikalisch in allen Teilen befriedigend«
Aufführung hat das Werl bisher noch nicht

aefunden; in der Komischen Vper dürften dl« Vorbedingungen dafür vorhanden sein. Man würde mit diesem feinkomischen Kavalierstück, einem Erstling der modernen heiteren Konver» fationsoper, zugleich ein Werl gewinnen, das dem Vamen des Hauses vortresfllch entspricht, besser iedenfalls als die meisten anderen Pro» dult«, die seither auf der Bühne der Komischen Vper dargestellt wurden. Denn das ist die zweit« Eigentümlichkeit des Gregorschen Aeperloires: es enthält fast gar nichts heitere«, sondern nur Blut» und Tränenreiches! Dl« trist«« Wände des Hauses weiden verwundert aufgehorcht haben, als dieser Tage, gelegentlich der ersten Aus» sührung der „Verkauften Braut", «in ums an» de« Wal laut« Heiterkeit vernehmbar wurde und die Lustigkeit triumphierte.

Man hat dies« Wiedergab« des Smetana» schen Meisterwerkes in allen Tonarten gepriesen, und ganz gewiß war es auch eine Leistung, deren sich das Theater nicht zu schämen braucht. Immerhin drängen die superlativen Lobeshymnen doch zu dieser Erwägung: Wi: hätte das Urteil gelautet, wenn genau die gleich« Vorstellung im königlichen Opernhaus« staltgefunden hätte, und nicht gerade in dem Gebäude am Schiffbauer» dämm? Wäre das grobdrähtige, unausgearbei» tele Orchestersplel wohl überhört worden? hätte man das Unzulängliche, das sich vielfach in der gefänglichen Behandlung der Partien bemerkbar machte, mit dem Mantel der Lieb« zugedeckt? Wären dl« verfchiedenen Entgleisungen ins Possenhafte so glimpflich angesehen worden? hätte man es Herrn Mantler verziehen, daß er sich den Späh machte, sich durch den nieder» gehenden Vorhang von der Bühne abschneiden zu lassen? Von solchen Scherzen bis zu Guido Thielscher, der von den Brettern springt, um im Parkett den kleinen Kohn zu suchen, ist doch nur «in Schritt! Warum ist man so Verhältnis» mähig nachsichtig mit diesenDingen? DieKomische Oper hat sich mit der „Verlauften Braut" «in Werk gewählt, das völlig tadellos herauszubringen durchaus in ihrer Macht liegt. Also kann von ihr auch das Beste, das Allerbeste verlangt werden. Es hat sich an diesem Beispiel wieder einmal gezeigt, dah sowohl das als so unerbittlich streng verschrieene Berliner Publikum wie die Kritik über sehr viel Wohlwollen verfügen. Eine an sich hocherfreuliche Tatsache! Allein alles am rechten Ott! Sollten wir nicht zu leicht geneigt sein, verschiedene Maßstäbe anzulegen, wo «in und derselbe Maßstab erforderlich wäre? (Man denk« auch nur daran, mit welcher Langmut hier gewisse sommerliche Darbietungen auf dem Ge» biet« der Vper hingenommen werden!) Jedenfalls dürfte man Herrn Gregors Ehrgeiz wohl zu gerinq einschätzen, wenn man glaubt, ihm sei das Gemessenwerden mit dem Maßstab Ar. II erwünscht. Er hat es ja auch nicht nötig!

Aus den Berliner Konzertsälen. Dl«

musikalische Abteilung der Verliner königlichen

o Nlblioth«l b«wahrt« s«it langen» schon dl« Ab» schrift «in«s Vlollnlonz«rt«s, da« al« von Mozart herrührend bezeichnet, dessen Echtheit bisher »ber nicht nachzuweisen war. Fetzt glaubt Pro» fessor hopsermann genügend Grund« sür sein« U«b«rz«ugung beibringen zu können, daß da« Werl wirtlich von Mozart stammt. Er lieh «« im Druck erscheinen, und von Anton Wilet wurde «« unlängst zum ersten Mal« g«spl«lt. W«nn «inlg« St«ll«n bab«i im kritisch«« hör«r l«is« Zweifel weckten, ob der Schöps« ber »Zauber» flöte' in der Tat der Urh«b«r di«s«« Piolin. lonzertes sei, so dars demgegenüber zunächst wohl auf die Zuverlässigkeit und Gründllchk«lt ver» wltsen werden, die der hochgeschätzt« Ltller b«r lönigl. Musilbibliolh«! sttts txwahrt hat. Dann ab«r ist nicht zu vergessen, bah das Charatte» ristische der gröhlen Meister der Wustl sich nicht in wenigen Zügen festlegen Iaht, dah vielmehr ihr Eigentümlichstes gerade in der Vielheit ber von ihnen eroberten Ausdrucksmögllchteiten be» ruh». Wie oft wird selbst jemand, der sich viel mit Vach beschäftigt hat, von ganz ungewohnten Wendungen, von bis dahin nirgends beobachteten Ausdrucksmitteln überrascht! Und so braucht denn auch z. V. die allerdings auffallend« Be» Nutzung des Pizzilato in dem Andante de« Violinkonzerte« keineswegs gegen Mozarts Autor» schaft zu sprechen. Der sehr liebenswürdig« Satz hat, wie nicht minder das Final«, so viel melo» disch« Anmut, so viel Grazie Mozartischer Art, dah da« Werk ruhig unter der Flagge des großen Klassikers segeln mag, selbst wenn sein« Herkunft sich nicht völlig aufklären liehe.

Charakteristisch für das Berliner Musik» getrieb« ist, dah die immerhin recht interessant« Novilät nicht in einem der großen Abonnements» lonzerte, auch nicht in einem der zahllosen Vir» tuosenlonzer!« gespielt wurde, sondern in einem der populären 75 Pf.»Konz«rte des Philharmo» nischen 0rches»«r«. Fast steht es so au«, al« ob hier die einzig« Statt« wäre, wo noch etwas für die Kunst um der Kunst willen getan werden lönnt«! Eins ist gewih: es gibt nicht viel musi» lalisch« Veranstaltungen in Verlin mit solch ernst» haften, wertvollen, eminent „sachlich" zusammen» gestellten Programmen. Das ausgegraben« Mozarlwerl wurde an jenem Abend eingeschlossen von einer haydn» und «ln«r Schumannsinsoni«. Man verglelch« damit z. V. das Programm des Beethovenabends, der mit dem Mozartorchester »nt«i Karl Panzn«r im Wozartsaal gegeben wurde. Erst dl« «hernen Klänge der .«loriolan"» Vuvertur«, dann das .Väschen im Strähchen" mit Triobeglettung; inmitten das v«rs<aubt« Tripeltonzert, um den vorher benötigten Inslru»

«entalsoliften nochmal Gelegenheit zur Betäti»
gung zu geben. Dann wi«d«r«twas am Klavier
Gesungenes, und nach den neckischen Scherz»
liedchen vom Kuh die wuchtigen Ahythmen der
c mo» Sinsoni«! Welch «in« höh« d«s tünst»
lerischen Geschmacks! Schade wär's, wenn Karl
Panzner für Verlln wieder verloren ging«; aber
ob er nicht doch »uf einem verloren«« Posten
kämpft? K.

Notiz.

Am 9. D«z«mb«r spricht Frank Wede»
lind im BlüthneoSaal über .^tunft und
Moral", am 12. Dezember der Franziskaner»
mönch Doktor Pater Expeditus Schmidt
über „Theater".
Für die Abonnenten sind diese Vorträge
kostenlos, doch müssen bis zum Donnerstag,
den 21. November, bei der Geschäftsstelle des
„Morgen", W. 50, Eislebenerstr. 14, unter Be>
rufung auf den betr. Buchhändler oder unter
Einsendung der Abonnementsquittung die zum
Besuch der Vorträge berechtigenden Karten ver»
langt werden. Die bis zum 21. d. M. neu
hinzutretenden Abonnenten wollen sich unter
denselben Bedingungen um Ueberlassung einer
Freikarte zu den Vorträgen bemühen.
Vor Weihnachten sprechen voraussichtlich
noch Hermann Vahr und Georg
S i m m«l.

V«i»ni»orll!ch ü>l »>» ««»aM»n ^» «rn» r»n»»»«»,«, <x««n »,», rnintstral« »i üil c>efl«l»««v»Un«»ini
«»den 3«Ul>
Mi«» I. - ««!»« Man>u<!l!» « «», «NU»e»«»«»f>»»«»ll» V/.«, <li«l«»«neiN«>l« >». — sirp«b<«»» für
0«»»rl»!ch>N»><««

Audolf Alexander Schröder, Bremen, der
bekannt« Milarbeiter des Inselverlages, zeigt in
zwei Aäumen, einem Schlaf» und einem Tee»
zimmer, die z. Zt. im
Koh«nzollern»Kunftg«w«rbehaus,
Friedmann H W«ber,
Berlin, Leipzigerftrah« 13,
ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen
gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen
Dickters in bezug auf Wohnungsausstaltung.
Vi« beiden Zimmer sind von solch vornehmer
Originalität und großem Stimmungsgehalt, dah
«in Besuch hochinieressant ist. Der Eintritt ist frei.

«»«- Der heutigen Nummer liegt bei
eine Sondeibellage der Veilagsansto.lt
Georg Reimer,
Verlin, Lützowftr. 1«?—1«,
betreffend: .Dokumente des Fortschritts"
International« Aevu«,
worauf wir besonders hinweisen.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Mufit / Georg Brande«:
Literatur / Richard Muther: Kunst / tzugo von tzofnumnsthal: Lyrtl
Nummer 24
Abonnement vierteljährlich N Mail
Preis der einzelnen Nummer 5l> Pfg.
22. November 1907

Windsor.

HsNährend des himmlische» Lichts lein Strahl die deutsche Erde wärmt, und müli--4V sam der nach politisch.« Zielen Strebende durch den dicken Novembernebel tastet, kann Eduard lachen: Tag vor Tag strahlt ihm die Sonne heitrer, und keine Winterlaune droht dem Reifen seiner Saaten. Als er den Thron der «großen Vicky' bestieg, empfing ihn Gelächter; keine Regung von Ehrfurcht hinderte ruppige Witze, und mancher von Gottes Gnaden war im tzaufen der Spötter zu sehn. Sechzig Jahre und tränt, nach einem Leben, das Sir John, der dicke Wanst, nicht ärger gelebt haben tonnte. Seht seinen Rock! Ein Vermögen Dem, der ein Stück auch nur von eines Thalers Größe uns zeigt, das Fama, die geschäftige tzure, nicht schon besudelt hätte. Als Herr und Fürst von Indien vielleicht noch ein möglicher Mann; als König von England? Nimmermehr. In ganz Europa bestand nirgends ein Zweifel. England hat die böfe Zeit mit Würde getragen, hielt sich still und forderte durch leine Antwort zu gröberer Duplil heraus. Und ehe das erste Jahr seines Regnums zu Ende ging, hatten die öffentlich Meinenden ihre Ansicht gründlich geänden. Bald wars zu merken.- der lustige Prince de Galles war wirtlicher König geworden und hatte, rascher noch als Prinz Heinz, die Kunst des Vergessens geübt,- war still, trieb mit heiligem Ernst nun das heilige Amt, versagte sich keiner Pflicht und ließ bald erkennen, daß hinter dem müden Auge noch ein waches Gehirn, unterm Fettpolster noch arbcitwillige Nerven lebten.

>^ " König Eduard hat das Leben von vielen Seiten gesehn, hat — Keiner lanne, wenn er redlich und sehend ist, leugnen — das feine mit Nutzen gelebt. Seine erste That war der Friede in Südafrika. Seine zweite die mit großer Umsicht betriebene Schwächung Nußlands, das die Nöte der Vurentriegszeit mit allzu hastigem Eifer zu nutzen versuchte, auf Indien zu drücken begann und die grob gebaute Slavenhand nach dem gelben Meere und Afghanistan, Persien und Armenien zugleich reckte. 5>ic Narbe von Faschoda war an Mariannens heißem Leib noch deutlich sichtbar, schmerzic noch bei jedem Wetterumschlage: und nach kurzer Frist war die Schöne an John Vulls Seite zu finden. Wäre so rascher Erfolg möglich geworden, wenn Eduard die Franzenpsyche nicht so gut wie seine Westentasche und die Corridore der domöcli.' l^ranc^ize tännte? Me Entente war kaum fertig, ging im asiatischen Osten eine Sonn? blutig auf, dem europäischen eine blutig unter. Was nun folgte, war nicht mehr d«ii

<»«
Wert eines Genies (brauchte es wenigstens nicht mehr zu sein), nur das eines feine« Talents und tlugen Psychologen, der keine Gelegenheit ungenutzt ließ, manche selber schuf, um sie selber zu nutzen. Der englisch-französische Aprilvertrag von 1904, der England Aegypten, Frankreich Marokko sicherte und seine Diplomatie ins Fahrwasser der englischen zwang, war des Onkels Wert; der Friede von Portsmouth ließ bald sein Wirken erkennen. Was von dem, was nachher kam, nicht? Ohne sein Wollen wurde kein Vertrag, keine Entente geschlossen. Er hat uns Algeciras bescheert; hat Italien an Frankreichs Seite gebracht; Spaniens Verständigung mit seinem nordafritanischen Concurrenten besorgt; den Bund der Weltmächte gegen uns geschaffen; "Rußland zur Verständigung mit seinem Albion gezwungen, dem oft» lichen Erzfeind versöhnt und verbündelt; und weckt in Oesterreich die Erinnerung «l» alte, uns nicht günstige Tradition. (Daß wir Herrn von Tschirschky jetzt an diese» bedrohten Punkt setzen, gehört zu den Großthaten neudeutscher Diplomatik.) Sei» Wert. Eins, wie die Welt noch keines sah; neben dem Kaunitzens Koalition (vor der Vismarck so oft uns eindringlich warnte) fast wie die mittelmäßige Schöpfung eines mittelmäßigen Kopfes sich ausnimmt; das das tüchtigste Volt Europas jeder ErMnsionsmöglichteit beraubt, die stärkste Militärmacht der Erde zu politischer Sterilität verdammt. Alles, was der liebe Onkel wollte, hat er vorläufig erreicht. Sogar, daß sein Wollen zum Gesetz deutscher Diplomatie geworden ist. Grollt er, legt uns Steine in den Weg, hemmt unsere Bewegungsfreiheit nach jeder Seite: wir nehmens hin. Er lächelt, winkt? Auf nach Kreta! Kein Zug, kein Schiff geht schnell genug für die Erfüllung so löblichen Wünschens. Vergessen ist Alles, Alles vergeben; und Choräle steigen vom «Rhein und der Spree, der Elbe und Donau ins Nebelmeer. Und des Drucks, der uns den Atem benimmt, wird im Freudenrausch nicht mehr gedacht. Eduard war, oft, in Paris, war mit Alphons, Viktor Emmanuel und Franz Joseph zusammen, hat bei uns noch immer die Antrittsvisite nicht gemacht, uns jahrelang jedes freundliche Wort, jede Entrevue geweigert, voriges Jahr (den, Bitten Franz Josephs und der hessischen Margarete zu liebe) ein paar Stündche» auf neutralem Boden den Kaiser gesehen und ihn, endlich, auch auf einen Vierteltag in Wilhelmshöhe besucht. Als Letzten nach langer Carenzzeit. Und nun? Konnten wir nicht wenigstens warten, bis die freundlicher Bedachten erst ihrer Pflicht genügt? Nicht, bis die politische Entspannung im internationalen Geschäft eingetreten ist? Nein; die Letzten mußten die Ersten sein.

Ich habe gegen eine vernünftige Verständigung mit England gar nichts; nie etwas gehabt. Aber an uns wars nach allem Aerger und Verdruß wirtlich nicht, die uns gütigst gewährte Bolle des in Gnaden wieder aufgenommenen Vetters zu spielen. »Ihr habt einen Zweckverband für nöthig gehalten? Schön. Diesem Zweckverband eine deutlich erkennbare Spitze gegen uns gegeben? Auch schön; wir fürchten uns trotzdem nicht. Jeder muß ja wissen, was ihm am besten frommt; vielleicht kommt Manche» nach kurzer Frist, wie Stockmann, dem Volksfeind, die Erkenntnis, daß ‚der, der allein steht, der stärkste ist'. Denn leine Rücksicht bindet sein handeln. Wir fühlen uns vorläufig wohl; wenn nicht, werden wirs Euch fagen und auf Abhülfe dringen. Drückt Euch unser Schweigen, unsere Eorrettheit: an Euch nur liegts, Aenderung zu schaffen. Aber bildet Euch nicht ein, daß wir Euch nachlaufen, jeden Winks gewärtig seien. Wir haben noch Wichtigers zu thun; unser tzaus ist noch neu, bedarf noch des Ausbaus; war für vierzig Millionen zugerichtet, jetzt haben wir für fechzig Millionen Baum zu schaffen. Das ist schwer, und wir sind nicht einmal sicher, obs

» «>

uns gelingt (daß wir das Elsaß nicht entbehren tonnen, leuchtet Euch ein). Daß wir niemand nachlaufen, hat schon Bismarck gesagt, und unser Bernhard hats wiederholt. Liegt Euch an unsrer Freundschaft? So oft ihr kommt, ihr sollt willkommen sein. Weiter können wir. nach den Vorkommnissen der letzten Jahre, zu unserem Bedauern aber nicht gehn." Das wäre vernünftig, wäre männlich gewesen; auch klug. Denn daß ihr Trust für die Ewigkeit gemacht sei, glaubt von den Herren wohl selber Keiner; und ob alle von der Wirksamkeit des Syndikats für den Fall einer Kraftprobe über» zeugt sind, darf man wohl bezweifeln. »Ein Staatsvertrag, hat Spinoza (im theologisch-politischen Trattat) gesagt, wird immer nur solange Wirten, als seine Grundlage, die Rücksicht auf die Gefahr oder den Nutzen, vorhanden sein wird; da Niemand einen Vertrag schließt, noch gezwungen ist, Verträge zu halten, ohne die Hoffnung auf irgend ein Gut oder die Furcht vor irgendeinem Uebel. Mit dieser Grundlage wird immer auch der Vertrag selbst aufgehoben, was die Erfahrung zur Genüge lehrt." Aehnlich sprach Macaulay, der Engländer und in der Geschichte kein Fremdling war: ‚In der Natur aller Coalitionen liegen Mängel: es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Unter» nehmen, das die aufrichtige und lang dauernde Mitwirkung vieler unabhängiger Staaten verlangt, zu einem cedeihlichen Ende geführt wird. Und je zahlreicher die Bundesgenossen, desto zahlreicher waren immer auch die Gefahren, die eine Coalition bedrohten." Die sind diesmal, wie man weiß, ja sehr zahlreich. „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt werden. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Bismarcks Gedanken sind wohl auch in der Synditatsbücherei zu haben. Ein Philosoph, ein Historiker, ein praktischer Staatsmann. Noch ein Fürst? Der alte Fritz (den Georg der Zweite, Eduards glorioser Ahn, den hibs-burgern in die Neichsacht zu bringen riet) hat Aehnliches oft gesagt. Lest sein Vor» Wort ZUl lliztoire cl« inoo. tempz. »Vaut-il mieux c^ue le peupl« pei'izze, c>u c^u« Is pliuce: lnmpe 5on tlaitö?" — fragt er da. ‚Iue! «erait I'ilnbLciüs ^m lialaric^rait pour clecicler.cette yueZtioo.?" tönt die Antwort. Und im Testament des Großen Kur» surften findet man den Satz: „Es Weisset undt gibet auch die stette erfahrung, daß wenig auff Alliancien zu bauen stehen, jedoch heldt ein Schwerdt zum öfteren das andere in die scheiden." Konnten wir, mußten wir nicht ruhig abwarten?

^ Gewiß. Doch wann wäre im letzten Lustrum bei uns je geschehen, was die Vernunft empfahl. Daß der Kanzler nicht mitging, ist das Einzige noch, was man zu loben vermag. Die Königin von England hat mit keinem Fuß noch die deutsche Haupt» stadt betreten, blieb uns jeden Besuch, die Erfüllung der einfachsten Courtoisiepflicht schuldig. Thut nichts: die Kaiserin geht, trotz Fuszoerletzung, Ertrankung einer Prin-zessin und Niederkunft der Kronprinzessin, mit. Lange wards bestritten; doch der liebe Ontel setzte das uns peinliche Verlangen durch. Und ists nicht nett, daß Herr von Schön (der Vielgepriesene, von dessen Begabung w.r ja wohl bald genug hören werden) seine Wässerchen auch nicht verhalten kann und englischen Journalisten schon das übervolle herz ausschüttet, ehe er auch nur ordnungsmäßig fein neues Amt ange-treten hat? Daß er pflichtschuldigst für und von England schwärmt, wenns oben gewünscht wird, versteht sich, und ich will hoffen, daß er im "Reichstag Nede steht, wenn die Frage laut wird, wer die Kosten des teuren Spektakels letzten Endes zu bestreiten hat. Denn ich bekenne: ich bin mißtrauisch gegen diese laute Herzlichkeit. Mißtrauisch gegen ein Volk, das jede Unfreundlichkeit seines Königs gegen uns

geduldet, mit Vcifall aufgenommen hat. Das lauter noch vor Kurzem für Frankreich schwärmte, sich, wenns das Geschäftsinteresse will, plötzlich erinnert, daß Blut dicker als Salzwasser ist, und eine Geschichte hinter sich hat, die leine Scttlaune, leine Phrase ungeschehen machen kann, die auf jedem ihrer Blätter erzählt, daß dieses Voltes Empfinden stets nur im Einklang mit kühl wägender Reflexion sich regle. König Eduard war acht Stunden Wilhelms Gast; der Kaiser bleibt so viel Tage. Glaubt Einer, daß der Vrite die Zeit ungenützt lassen wird? Schon fängt, in Frank» reich, die Hoffnung wieder an zu blühn. (In Parenthese: Die Kammcrdebattc über Marokko hat euch doch gezeigt, wie desperat das ganze Land über Clemenccaus Marokloabenteuer ist?) Am Goldenen hörn, am Kongo giebts noch Manches zu ordnen; gewiß auch in Anatolien und dem näheren Skandinavien. Unter der Hand, in der Stille; drum kein halbwegs politisch deutbares Wort im Vegrühungsspeech des Ontcls, der wie ein «Rauhreif in der Frühliugsnacht sich auf die Fcststimmung legte. Bin sehr erfreut, Eure Majestät hier zu sehen; hatte schon lange auf Ihren Besuch gehofft (noch immer witzig, wie Sir John). Das letzte Mal wars fo traurig. Die arme Vicky starb uns allen viel zu früh. Innigste Wünsche für Teutschland und den Frieden. Drei Grad unter Wilhelmshöhe. Des Kaisers Antwort war wärmer, für ein gutes Gedächtnis, den ersten Augenblick, nach so kühlem Sommer zu warm. Er nannte des Königs Worte „überaus freundlich" und war „tief gerührt". ‚Bande enger Verwandtschaft und viele teure Erinnerungen an vergangene Tage verbinden mich mit Eurer Majestät Familie. Unter diesen Erinnerungen steht an erster Stelle die Gestalt meiner verehrten Großmutter, der großen Königin (Wilhelm der Große und Victoria die Große: wir sind bescheiden geworden), deren Bild meinem herzen unauslöschlich eingegraben ist, während die Erinnerung an meine geliebte Mutter mich zurückversetzt in die frühesten Tage einer glücklichen Kindheit, die ich unter dem Dache und unterhalb der Wälle dieses großen alte» Windsorschlosses zugebracht habe. Es ist mein ernstester Wunsch, daß die enge Verwandtschaft, welche zwischen unseren beiden Familien besteht, sich wiederspiegeln möge in den Beziehungen unserer beiden Länder und so den Frieden der Welt bekräftigen möge, dessen Aufrcchtcrhaltung ebensosehr Eurer Majestät Bestreben wie's mein eigenes ist." Der letzte Satz führt ins Politische und ist nicht zu loben. Er paßt für den englischen Vcrfassungsbodcn nicht, und daß der Neffe dem Ontel den friedlichen Willen bescheinigt, macht sich ebenfalls nicht gut. Da Herr von Schön bei der Festere! ist, konnten die Dinge vermieden werden. ,

Ueber den politischen Ertrag der Reise brauchen wir heute noch nicht zu reden; nur ein nüchternes Wort wollte ich in den allzu lauten Festlärm sprechen, zur Vorsicht mahnen, vor dem Truggeschwätz warnen, das wieder einen Wendepunkt der Weltgeschichte sieht. Huick 5it futurum cras? l^u^e quaerere. Wie oft hat der mit Sorgfalt bereitete Schein fchon unserem hoffen gelogen, häufige Enttäuschung für Goethes Novemberstimmung den Boden bereitet.

Mich ängstlgt das Verfängliche
Im widrigen <5eschwäh,
Wo nichts verharrct, alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das Bängliche
Das glllugeftrlckte Netz.

Karl Schnitzler.

I »
»
Der Arsprung des revolutionären Syndikalismus.
Von Werner Sombart.
<^as erste, was wir angesichts einer so seltsamen Lehre, wie der des revolutionär«:
^^ Syndikalismus, fragen werden, ist doch wohl dieses: wes Geistes Kind sie sei, um vielleicht schon aus ihrer Herkunft einiges Verständnis für ihre Eigenart zu gewinnen.
Die Frage kann zunächst in einem dogmengeschichtllchen Sinne beantwortet werden: indem wir die Fäden aufzuweisen suchen, die zwischen der syndikalistischen Theorie und älteren sozialen oder sozialistischen Theorien ein Band knüpfen.
Da tritt uns nun gleich die eigene, oft verkündete Ansicht der Syndikalisten selbst gegen» über: daß Ihre Lehre ganz und gar keine neue Theorie darstelle, daß sie vielmehr nichts anderes sei, als der zu neuem Leben erweckte und somit allein echte — Marxismus. Wie ein alter Meister, sagen sie, der oftmals übermalt und überflrnißt ist, gereinigt werden mutz, um ihn in seiner ganzen Schönheit und Echtheit genletzen zu können, so haben wir die entstellenden und verwischenden Uebermalungen und Ueberfirnlssungen von dem Vilde des Marxismus weggenommen, das nun erst sich unfern Blicken darbietet, wie es der Meister gedacht ha».
Die Uebermalungen aber rühren nach der Meinung der Syndikalisten großenteils von Engels her oder gar von vorwitzigen Epigonen: so gehöre die ganze Lehre von der Ent» Wicklung zur Friedfertigkeit, von der Legalite nnd^ihrer Bedeutung für die soziale Umwälzung nicht dem ursprünglichen Marxismus, sondern sei ein später Zusatz von Engels. Marxistisch gedacht sei der Syndikalismus: sein Grundgedanke: »Die Emanzipation der Arbeiterklasse kann nur das Wert der Arbeiterklasse selbst sein", sei von echt marxischcm Gepräge; ebenso sei die Auffassung marxlsch, datz die großen Umwälzungen immer auf gewaltsamem Wege vor^sich gehen. Wie denn :überhaupt die Intensität des revolutionären Empfindens, das radital»reuolutionäre. Wollen, auf das sie fo enifcheidcndes Gewicht legen, aus rein marxischem Geiste geboren sei. Marx und der Marxismus seien .revolutionär" ihrem innersten Wesen nach und ganz und gar nicht revlstonlstlsch'opportunlstlsch. Der Meister würde jene, die jetzt in seinem Namen die sozialistischen Parteien in den verschiedenen Ländern leiteten, als Verräter und Schänder seiner Lehren zum Tempel hinausjagen, lehrte er wieder.
Demgegenüber sind die orthodoxen Marxisten schnell bei der Hand mit ihrem (im sozialistischen Sinne vernichtenden) Urteile: der Syndikalismus sei gar kein Sozialismus, sondern Anarchismus. In verschiedenen der Berichte beispielsweise, die über den Gang der sozialen Bewegung in den einzelnen Ländern an das internationale Bureau in Brüssel erstattet werden, finden wir die ganze syndikalistische Theorie und Taktik als „neuesten Trick" des Anarchismus mit einer tzandbewegung abgetan.
Wie steht es nun in Wirklichkeit?
haben die Syndikalisten das Aecht, sich als allein echte Marxisten zu bezeichnen?
Nun, datz sehr viel marxischer Geist in ihren Lehren steckt, ist zweifellos. Ich glaube, daß meine eigene Darstellung der marxischen Auffassung, die ich in meinem .Sozialismus" gebe, die Behauptung der Syndikalisten in weitem Umfange rechtfertigt: die faubere Trennung zwifchen dem Proletariat und andern »niederen Volksschichten", wie sie jetzt wieder die Syndikalisten vornehmen, ist marxisch schlechthin; die starke revolutionäre Färbung ist wenigstens zweifellos jung»marxlstifch, und so werden sich noch andere Berührungspunkte ohne Mühe nachweisen lassen. Aber auf der andern Seite enthält die syndikalistische Lehre

doch Bestandteile, die ich absolut nicht mit den Grundgedanken des Marxismus — in welcher Perlode seiner Tntwicklung auch immer — in Einklang zu bringen vermag. Ich find« nirgends im Marxismus eine ausdrückliche Ablehnung der parlamentarischen Aktion und glaube, daß die Idee der äction clirecle, die doch die tragende des syndikalistischen Gedanken, systems ist, schlechthin im Widerspruch steht mit der von Marx niemals ausdrücklich auf» gegebenen Lehre von der Diktatur des Proletariats. Es sei denn: die Syndikalisten wollten dieseLehre als unmarxistisch in dem Sinne, wie ich es in meinem .Sozialismus' tue, kennzeichnen: dann aber würden sie zu einer Auffassung des Marxismus gelangen, die im übrigen ihrer Theorie — namentlich ihren .revolutionären" Ideen — schnurstracks zuwiderliefe.

Man wird also sagen müssen: der Syndikalismus hat manche Vaufteine für seine Lehre dem Trümmerhausen des marxlschen Systems entnommen, hat aber offenbar auch anderswoher sich Material zu beschaffen gewußt. Gewiß auch vom Anarchismus, wie seine orthodoxen Gegner behaupten und wie Syndikalisten und Anarchisten selbst (Pouget, Broutchoux, Fabbrl u. a.) ohne weiteres zugeben, offenbar ist doch der Grundgedanke des Anliparlamentarismus und der direkten Atlon, ist aber auch der Plan der antizen» trallstlschen, auf der Autonomie der einzelnen Arbeitergruppen aufgebauten Zutunfts» gesellschaft u. a. der anarchistischen Ideenwelt entnommen.

Und zu diesen marxistischen und anarchistischen Bestandteilen find dann noch wichtige Elemente aus andern Systemen hinzugefügt worden: Enrico Leone beispielsweise läßt einen starten Zufluß tradeunlonistischer Gedanken in seinen Schriften verspüren. Edouard Berth wandelt mit Vorliebe auf den Spuren Proudhons, wenn er beispielsweise in einem geilt» reichen Essay als die wichtigste Ausgabe des Syndikalismus bezeichnet: „Die Schicksals» Mäßigkeit der Arbeit zu besiegen": vainc^e Ia fatHÜte clu travail.

So daß sich uns die syndikalistische Lehre eher als ein buntes Gemisch aus den der» schiedenartigsten Elementen darstellt.

Aber diese bogmengeschichtllche Ahnenprobe ist am Ende gar nicht so wichtig. Wichtiger für das Verständnis einer sozialen Theorie erscheint mir vielmehr: sie aus den objektiven Bo dingungen herauszudeuten, unter denen sie entstanden ist, sie als Erzeugnis also eines bestimmten nationalen, sozialen, politischen, kurz kulturellen Milieus zu begreifen.

Da werden wir uns erinnern, daß die neue Lehre in Frankreich entstanden ist und bisher nur in Italien Wurzel geschlagen hat. Das ist lein Zufall. Denn bei genauem Zufehen werden wir bald gewahr, daß sie ein spezifisches Gewächs ftanzöfisch»itallenischen, genau vielleicht nur französischen Vodens ist, daß sie nur in diesen Ländern entstehen konnte.

Da ist zunächst der Voltscharatter (und zwar denke ich vorwiegend an Frankreich bei «einer Analyse, well ja Frankreich doch das Ursprungsland des Synditalismus ist), dessen Einfluß wir ganz deutlich wahrzunehmen vermögen, wenn wir dl« syndikalistischen Lehren etwas eingehender betrachten. Nur in einem so hochkultivierten Lande wie Frankreich, scheint mir, konnte eine solche Theorie entstehen: sie konnte nur von ganz überseinerten Geistern konzipiert »erden, von raffinierten Menschen, deren Ueberkultur so groß ist, daß sie nur noch Gefallen finden an dem Außergewöhnlichen, Ungeheuren, Sensationellen, deren Nerven ganz starte Veize brauchen, um in Schwingung zu kommen. Die aber auch aus einer gewissen lünft» lerischen Empfindsamkeit heraus eine Abneigung haben gegen alles Philistertum, gegen die doutique, gegen alles spezifisch „Bürgerliche". Seide kontra Wolle! Das Alltägliche ist

ihnen ebensosehr ein Greuel wie das Natürliche. Es sind Gourmets der sozialen Theorie, dte den Syndikalismus als Gedantensystem geschaffen haben.

Und wiederum die Menschen, die als Träger der syndikalistischen Bewegung gedacht Knd, tonnen nur Franzosen (oder allenfalls Italiener) sein: Menschen, die gewohnt sind, impulsiv zu handeln, bei denen plötzlich ein Heiher Strom der Begeisterung das ganz« Innere durchflutet, deren Wesen von solchen plötzlichen Wirtungen beherrscht und zu raschen ^aten fortgerissen wird, die »Elan- haben, aber nur wenig Stetigkeit, Ausdauer, Unver» drossenheit, Schrittvorfchrltthaftlgteit.

Unverständlich bliebe eine Theorie wie der Syndikalismus auch, wenn man nicht die eigenartige Geschichte Frankreichs zur Erklärung heranzöge» die so durchaus von der Tatsache des großen Revolutionserlebnisses beherrscht wird, daß bei jeder Gelegenheit die Erinnerung an die denkwürdige Zeit hervorbricht: vor allem finden wir im Syndikalismus den alten «nverwüstlichen Gedanken als Leitmotiv wieder: die Devolution wird verraten. Wir müssn» de» Devolution zu Hilfe kommen. (Was damals die Revolution von 1792/93 war, ist jetzt die Idee der sozialen Revolution.) Ueberall wittert man Verräter, .Aristokraten',

Und dann scheint mir das ökonom'sch»sozlale Milieu, in dem die Lehren des Syndi» talismus entstanden find, von starkem Ginfluh auf deren Inhalt gewesen zu sein. Ich «Hchte geradezu sagen: die grundlegende Idee der korporativen gruppenmühigen Vrgani» sation der zukünftigen Gesellschaft, die Theorie der Arbeit und ihrer Befreiung und vieles andere tonnte nur in einem Lande gedacht werden, wo der Typus der kapitalistischen Unternehmung großenteils noch das mittelgroße Atelier ist mit dem maitsenuviier an der Spitze und den verhältnlsmühig wenig zahlreichen Gehilfen. Die Vorstellungen, die vielen Theorien der Syndikalisten zugrunde liegen, tragen (so sehr diese es ableugnen mögen) «in durchaus handwerksmäßiges Gepräge: ich verweise z. B. auf den Aufsatz Ed. Berths i« Januarheft 190? des Kiouvement Locialiste, wo (in Anlehnung an Proudhon) ganz frank und fiel als Ideal der Arbeiterorganisation der allmähliche Ausstieg vom Lehrling zum Gesellen, zum Meister gepriesen wird.

In diesem Milieu wuchert natürlich ein kleinbürgerlicher Geist besonders stark und droht die Arbeiterbewegung jederzeit zu unterdrücken. Dieses Ueberwiegen der lleinbürger» llchen Elemente zusammen mit der eigentümlichen Geschichte des Landes bewirkt dann leicht «lne Hypertrophie der rein politischen Bewegung, die ihr Uebergewicht um so stärker fühlbar «acht, je fchwücher die spezifisch proletarische, das heiht die Gewerkschaftsbewegung ist. Diese Tatsache muß man vor allem in Betracht ziehen, will man sich die Entstehung der syndi» lalistischen Theorie in so spätem Gntwicklungsstadlum der sozialen Bewegung zum Ver- ständnls bringen: daß sie eine Reaktion darstellt gegen die Vernachlässigung der Gewert» schaftsbewegung in den romanischen Ländern. Gin englischer oder ein deutscher Arbeiter begreift dies« antipolitische Strömung deshalb so viel schwerer, weil er — der Engländer von jeher, der Deutsche seit einem Jahrzehnt — stets auf dem festen Fundamentum einer starken gewerkschaftlichen Organisation gestanden hat, die den romanischen Ländern fehll. .Die Partei', schreibt E. Leone zum Beispiel, .war auf dem Kampfplätze erschienen: mit de» Erfolgen ihrer demokratischen Politik hatte die gleichzeitige Entwicklung der »lassenbafts nicht Schritt gehalten. In diesem Augenblick« mußte es als Pflicht empfunden »erden, die gewerkschaftliche Organisation zu pflegen und zu fördern.' In Ermangelung einer starten G«w«ltfchaftsbewegung verfchlang die parlamentarisch. politische Partei in jenen

Ländern die soziale Bewegung fast vollständig und erfüllte sie bei dem schon erwähnten Vorwiegen kleinbürgerlicher Elemente mit rcin bürgerlich»dem akratischem Geiste: der Sozialismus wurde tatsächlich zu einer .Volksbewegung", die sozialistische Partei zu ei»er reinen Voltspartei, die ihr spezifisch proletarisches Gepräge je mehr und mehr abstreifte. Den Höhepunkt erreichte diese Verbürgerlichung im Millerandismus, der dann auch den Hauptanstoß zur syndikalistischen Neattion in Frankreich gegeben hat.
Dazu kommt noch, daß den romanischen Ländern ein aus «Intellektuellen" und Klein» bürgern zusammengesetztes Politikantentum besonders eigen ist, von dem man eine schwere Schädigung der proletarischen Interessen (vielleicht mit «Recht) befürchtete.
Wiederum fast unverständlich für einen Deutschen oder Engländer oder Amerikaner ist es, wenn Lagardelle die „Intellektuellen" als die an der Erhaltung und Ausdehnung der staatlichen Funktion in erster Linie interessierten Elemerite charakterisiert: ,6'une p»n la c>255e uuviiere, cl'.iutre siart >2 M255e ciez inteüecwels qui lournit leur personnel »ux lictian5 sioüüque« (!) pour I'explnitation cle l'ti<2t, tencl 2« cantraire 2 2u^mentel le rölc liu imuvuir, a ^Inrzir le clc>m2ine clez inztilutinns ^ouvernementaleZ, 2 etencire I2 lonction ciiri^eanle cl« >^Ni?". Von alledem ist natürlich in den nicht romanischen Ländern so gut wie leine Rede,
Ich glaube also in der Tat, daß nur in einem französischen (italienischen) Milieu die neue Theorie zu entstehen vermochte. Damit könnte ich nun mein Urteil über ihren Wert und ihre Bedeutung für die soziale Bewegung als abgeschlossen betrachten, wenn mir eine Reihe von Gedanken nicht doch eine eingehende sachliche Prüfung zu verdienen schienen und wenn ich nicht doch annähme, daß wenigstens einzelne Bestandteile der syndikalistischen Lehre zu größerer Wirkung zu gelangen bestimmt sind.
Ich will deshalb versuchen, in den folgenden Studien diesen neuen Gedankenbildungen soweit es mir möglich ist, gerecht zu werden, dadurch, daß ich ihre Tragweite für die Ge», schichte des Sozialismus und der sozialen Bewegung abzumessen mich bemühe.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

Hsslenn wir einen Mann von Bedeutung, einen Ritter vom Geiste, persönlich und ^V lange gekannt haben, so ist, was uns immer wieder heimsucht, wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt, vor allem sein Bild als Mensch, die verschiedenen lm Laufe der Jahre von ihm empfangenen Eindrücke, wie er bei dieser oder jener Ge» legenheit ausgesehen, was er gesagt und getan hat, die ganze Außenseite seines Wesens mit ihrer Ausstrahlung, seine Eigenheiten und komischen Seiten.
Doch das macht nicht den Mann. Die Literarhistoriker preisen sich in der «Regel glücklich, nichts über Sophokles oder Shakespeare zu wissen. Sie meinen, daß hl«» durch die Werte um so reiner auf sie wirken, die Bücher ohne irgendein störendes, ihnen nicht zukommendes Element hervortreten.
Mich, meinesteils, würde es nicht stören, genau zu wissen, weshalb oder wie Shalie» speare die Werke anderer bearbeitet und mit andern zusammengearbeitet hat. Doch räume ich wUlig ein, daß derartiges von untergeordneter Bedeutung ist. Auch bei den Zeil» genossen ist es das Wert, worauf es ankommt, das bleibt, wenn die Gestalt verschwindet.

Da versucht man denn, den Verstorbenen „unter der Form der Ewigkeit", wie Spinoza es nennt (zub «pecie »eternitatis), zu sehen.
Ewigkeit ist nun gleichwohl ein sehr großes Wort. In der Literatur ist ein Jahr» hundert eine respektable Ewigkeit. Der Werke sind wenige, die einen solchen Zeit» räum überleben. Und in keines Ietztlebenden Wacht steht es zu entscheiden, was die Zukunft über die Bücher und Männer, die uns am meisten beschäftigen, sagen werde. Was in dem Werke und dem Manne sich hoch über die Zeit, die ihn zeugte, erhebt, das wissen unsere Nachkommen besser als wir.
Was wir hingegen besser als sie kennen, sird alle die Beziehungen, in denen das Werk ursprünglich stand, dessen Bedingungen und dessen Voraussetzungen im Ur» Heber und seiner Umgebung. Mit andern Worten: Die Zukunft fchätzt das Werk besser ab als wir. Aber wir verstehen das Werk besser als sie; denn eine Sache der» stehen, heißt ja, sie auf ihre Borausfehungen zurückführen.
Die Zeitgenossen sind überdies die einzigen verläßlichen Zeugen hinsichtlich des Eindrucks, den die Arbeit bei ihrem ersten Erscheinen gemacht hat — daran läßt sich die Größe des zwischen Urheber und Leserwelt vorhandenen Abstandes bemessen. Trotz aller Versuche, das Lebenswert eines Zeitgenossen vom Standpunkte der Ewigkeit aus zu sehen, empfindet man «3 demnach als berechtigt und notwendig, seinen Ausgangspunkt vom Verfasser zu nehmen und sich vor Augen zu stellen, was und wie er war.

I.

Alexander Kielland war ein Patriziersohn aus einer kleinen norwegischen Küsten» stadt, der wohlgeborene Sprößling eines alten Handelshauses, eines Geschlechts, dem ererbte Vorstellungen von Würde innewohnten, das mit der europäischen Eleganz Fühlung hatte und im übrigen konservativ wie alle vornehmen Klcinstadtfamilien war. Allein seine Empfängnis fiel in das aufrührerische Jahr 48, und es ist, als ob dieser Ursprung in seinem Gemüte nachgewirkt hätte.
Alexander Kielland war der schmuckste Student seines Jahrgangs. Der alte Kürschner» meister Werring soll versichert haben, solange er seine Troddelmützen auch schon nähe, nicht einer hätte die Studentenkappe getragen wie er. Und ein aus jener Zeit auf» bewahrtes Porträt bestätigt diefe Aussage: Ein offeneres, fchöneres, leckeres Jünglings» antlitz und eine stolzere Haltung wird man lange suchen können.
Er sah gut aus und war sich dessen bewußt. „Ich habe eine märchenhafte Ge» sundheit und ein gutes Aeußere", mit diesen Worten stellte er sich in einem Privat» bliese vor. Letzteres hielt länger vor als die erste«.
Er hatte eine schöne, stattliche Erscheinung, einen sonnigen Blick in den braunen Augen, ein kleidsames Lächeln und allezeit Haltung. Als er seine Fähigkeiten an den Tag legte, den Ruf bekam, Witz und dichterische Anlagen zu besitzen, gereichte es ihm selbstverständlich zur Befriedigung, seinen Mann zu stellen. Doch zweifle ich, daß er je» > nials so viel Freude an seinem Talent wie an seinem Aeußern gehabt. In seinen Iünglingsjahren fuhr ich einmal mit ihm die norwegische Küste entlang. Er wollte nach Trondhjem, um dort eine Vorlesung zu halten, von der er sich viel versprach. Als ich wieder mit ihm zusammentraf, gab er auf die Frage: „Wie ist es gegangen?"

die Antwort: „Miserabel! 19 Personen waren in allem da. So was Fades! Tlicht als ob ich mir eingebildet hätte, die Leute würden wegen des Quarts kommen, den ich geschrieben Hab«; aber einen so schönen Burschen zu sehen, das hätte ich den» doch geglaubt, würde sie interessieren." Er hatte damals noch nichts als seine ersten Novelletten versaht. — In Stavanger ansässig, ließ er gleichwohl alle seine Anzüge nach Maß in Hamburg machen. Die Stavanger Schneider mochten wohl nicht auf der höhe gewesen sein. Wir korrespondierten seit einem Jahre etwa, und ich hatte aus seinen Briefen seine große Jugendlichkeit, seinen Humor kennen gelernt und was für Keime in ihm lägen, als ich im Jahre 1880 nach Ehristiania kam, um dort einige Vorlesungen zu halten. Kielland sollte an demselben Tage, an dem sie begannen, aus dem Norden kommen. Wie ich aus der Universität gehe, sagt mir ein Bekannter: „Alexander Kielland war in Ihrer Vorlesung; er saß neben mir." — Unwillkürlich stelle ich die törichte Frage: „Nun, und war er mit ihr zufrieden?" „Um die Wahrheit zu ge» stehen", lautete die Antwort, „er hat sich nicht darüber geäußert." — „Gar nicht?" — „Nein, d. h. das eine hat er gesagt: Ich möchte doch wissen, wo der Mann feine Sachen machen läßt. Der Frack, den er an hat, sitzt ausgezeichnet."

Als ich den nächsten Morgen im Hotel beim Tee saß, brachte man mir aus der Etage unter mir Kiellands Karte. Er kam, und wir sprachen uns zum erstenmal mit» einander nach Herzenslust aus. Er war lebhaft, heiter, voll Selbstironie, erzählte mir u. a., in welcher Spannung er umhergehe. Zum ersten Wale sollte er an dem Tag« eine dem Verlauten nach außerordentlich schöne Dame sehen, die ihm mehrmals ge» schrieben hatte und die das Düstere, herbe, das sich hinter dem glänzenden Stil seiner Novelletten barg, ungemein anzusprechen schien. Nach einigen Umschweifen rückte er dann mit der einzigen persönlichen Frage heraus, die er an mich richtete: „Mit Ver» laut», wo haben Sie den Frack machen lassen, den Sie gestern an hatten. Er saß wie angegossen. Dürfte ich mir die Adresse Ihres Schneiders erbitten?" Ich war damals in Berlin ansässig, und mein Schneider demzufolge etwas fchwer zugänglich für ihn. Unserer Verabredung nach sollte er mir abends über den Ausgang seines ersten Besuchs bei der schönen Dame Bericht erstatten. Diese Dame war übrigens keine Geringere als die nachmalige Frau Amalie Skram. Er kam indessen den Abend nicht wieder, woraus ich schloß, daß der Besuch nicht nach seinem Wunsche ausgefallen war. Auf meine Frage am nächsten Morgen erwiderte Kielland: „Ja, sehen Sie, es ging gerade nicht zum besten. Nach meinen Novelletten scheint sie sich von dem Verfasser die Vorstellung gemacht zu haben: düster, mager, Weltschmerz. Kaum war ich ins Zimmer getreten und hatte meinen Namen genannt, als sie die Hände zusammenschlug und ausrief: „Nein, der vergnügte, feiste Geck!"

Es gehörte die ganze Sicherheit eines Weltmannes dazu, so etwas über sich selbst zum besten zu geben. Doch so drollig der Ausruf ist, so wenig zutreffend war er. Kiellands Geckenhaftigkeit war die eines Kindes. Ich möchte bestreiten, daß er mit Necht eitel genannt werden kann. Er hatte die Freude eines Kindes an dem, was er an der Kleidung als schön oder eigentümlich betrachtete. In seinem Vorzimmer pflegten seine sieben bis acht Kopfbedeckungen, darunter der rote Fez, zu hängen. Man hatte den Eindruck, es sei eine Herrengesellschaft da. Einmal kam er nach Kopenhagen

«» «,

und machte, wie gewöhnlich, sofort Besuch bei einigen seiner Bekannten. Er fuhr von dem einen zum andern mit wachsender Ungeduld. Keiner von ihnen beachtete seinen Anzug. Er hatte sich damals gerade eine eigene Sorte von ungemein großen, weichen Timschlagtragen angeschafft, die seinen Hals sehr gut ließ. Endlich abends im Theater platzte er heraus: „Da könnte man doch des Teufels werden! War ich da heute bei dem und dem und dem und dem und treffe nun Sie. am Abend hier, und kein Mensch hat mir ein Wort über meinen Kragen gesagt. So schauen Sie sich ihn doch an."
Insofern er sich in den Tagen der Jugend mit einem neuen Kragen und in späteren Jahren mit einer neuen Uniform zu freuen vermochte, konnte man ihn gecken» Haft nennen. Er brach dem aber die Spitze dadurch ab, daß er selbst sagte: „Ich weih, Ihr habt Nachsicht mit den Großhändlerallüren und dem Läppischen, das ich an mir habe." — Die andern hätten wohl mehr Grund gehabt, an seine Nachsicht zu appellieren. Man möge aber auch nicht außer acht lassen, wie er mittels des Anzuges seine Figuren zu kennzeichnen verstand.
Man denke nur an die beiden alten Brüder aus „Garman K Worse" in ihren Unterhosen. Der junge Konsul im Nachthemd mit an den Knien von Bändern und breiten Binden befestigten Flanellhosen, die dünnen Waden in langen grauen Strümpfen, wie nur Jungfer Cordsen sie stricken konnte,- der Legationsrat in türkischen Pantoffeln, glatten Trikots, die sich straff an seine schönen Beine legen, und einem feinen ge» stärkten Hemde, in dem er des Nachts im Bett zu liegen pflegt.
Frau Strams Ausruf tat Kielland ferner unrecht, wenn sie auch nur einen Augen» blick daran zweifelte, daß es ihm mit seiner Entrüstung und seinen Angriffen ernst gewesen. Vergnügt war er in keinem andern Sinn als dem, gesund, keineswegs in jenem, zufrieden zu sein.
Er hatte schon damals nach einem englischen Gemälde die Novellette „Welle Blätter" verfaßt. Zwei Liebende, die in einen leichten Zwist geraten sind. Sie sitzen in einem offenen Lusthaus«. Welle Blätter fallen um sie her. Die Dame sieht aus, als erleide sie eben einen Verlust.
„Zweifle nicht an meiner Liebe!" beschwört er sie eifrig. Doch sie hat daran gedacht, daß selbst diese allmächtige Liebe wie eine Blume im herbst ende.
„Welke Blätter!" sagt sie ruhig und, sich erhebend, zerstreut sie mit dem Fuße die schönen Blätter, die der Wind zusammengetragen hatte und nun aufs neue geschäftig zu einem kleinen Grabhügel schichtete. Der Dichter aber schließt mit den Worten: Und wie wir sind, kommt mit der Zeit an jeden von uns die Neihe, auf einen Gartenstuhl uns hinzusetzen und auf einen Neinen Grabhügel von wellen Blättern zu starren.
Kielland beginnt als ein Erfahrener und ein Mißvergnügter, und der Titel, den Garman K Worse ursprünglich führen sollte, war „Die Mißvergnügten". Er wurde dann in „Garman und Kruse" umgewandelt, und der einzige junge Mann, der im Buch seinen Willen durchsetzt, hieß anfangs Lars Kruse. Da aber Holger Drachmann, als noch das Buch in der Ausarbeitung begriffen war, seine bekannte Schrift mit eben demselben Namen auf dem Titelblatte herausgab, muhte Kiellands Noman den seinen nochmals wechseln und bekam das Firmazeichen, das er berühmt gemacht hat. Die männliche Hauptperson aber wurde in Jacob Worse umgetauft.

Wenn Kielland sich selbst als einen Mißvergnügten auffaßte, so kam es daher, daß er das Gefühl hatte, in Opposition zu stehen. Und dieses Gefühl der Opposition beherrschte ihn in unbestimmterer Weise fast von 1867, dem ersten Jahr«, da er Student wurde, an. Er ging fchon damals seine eigenen Wege, legte, halb als Sohn o.us reichem Hause, halb als vornehme Natur, Gleichgültigkeit an den Tag gegen vieles, das die Begeisterung der Kameraden weckte, wie etwa der Uebertritt einer Anzahl Schauspieler aus dem Christianiatheater zu einer andern Bühne, und was dergleichen nationale Kampfhandlungen mehr sind.

Er schien blasiert, allein die Blasiertheit zeigte sich zumeist darin, daß er die Kontrolle der Kameraden nicht litt. Bezeichnenderweise trug er — wie einer seiner Studiengenossen in „Verdens Gang" mitteilte — die Bücher, die er der Universitäts» bibliothek entlehnt hatte, auf der Straße stets eingepackt. Allein wir wußten doch, sagt der Verfasser, daß es Dickens, Heine, Sören Kierkegaard, besonders der letztere, seien. Diese Namen haben für Alexander Kielland weit über seine erste Jugend hinaus Bedeutung.

In dem Geiste, der seine Schriften befeelt, ist etwas, das sich von Dickens her-leiten läßt — des Bantchefs Ehristensen weiche Spürnase erinnert an ihn. Die Bücher haben ein englisches, zumal Dickenssches Gepräge durch die Art, wie darin für die Kleinen in der bürgerlichen Gesellschaft Partei ergriffen wird, und durch den grellen Gegensatz zwischen den Gestalten, die der Verfasser liebt, und jenen, die er verabscheut.' Insoweit Alphonse Daudet unter dem Einflüsse von Dickens steht, vermochte er auf Kielland Eindruck zu machen. Das Hochzeitsmahl der Dienstleute in „Arbeiter" erinnert ein wenig an das Gesindefest in Daudets „Nabob".

Von Heinrich Heine schreibt fich etwas von Kiellands Radikalismus und «Respekt» losigkeit, vielleicht auch etwas von seiner Vorliebe für Frankreich her.

Von Sören Kierkegaard stammt in vielfacher Hinsicht sein Standpunkt dem Christentum gegenüber.

Er war wie Kierkegaard ein Gegner jedweden offiziellen Kirchenlums, blieb jedoch bei all seiner persönlichen Irreligiosität der Hauptsache nach in seinen Sympathien ein Christ. Man vergegenwärtige sich nur die Schilderung des edlen Laienpredigers in „Schiffer Worsc", und welches Mitgefühl sich in dem Buch mit der Sekte der hau» gianer kundgibt (Alezander Kielland ist nirgends Heide in dem Sinne, in dem z. B. Henrik Pontoppidan so genannt werden kann). Wer sich der vielen, fein umrissenen und fein durchgeführten Prtestergestalten Kiellands erinnert, wird leicht erkennen, daß der Gesichts» Winkel, von dem aus sie bei ihm betrachtet werden, derselbe ist, von dem sie auch in Kierkegaards „Augenblick" gesehen sind, daß hier wie dort der Mangel an Ueberein» stimniung zwischen der Lehre dieser Priester und der des Neuen Testaments, noch mehr zwischen dieser Lehre und ihrem Leben beleuchtet wird. Es war denn auch ein Lieb» lingsgedante Kiellands, daß eine Volksausgabe des „Augenblick" zu einer Krone, im Stile etwas vereinfacht, veranstaltet werden sollte. Schon so frühe wie im Dezember 1879 schrieb Kielland mir darüber und bat mich, das Buch mit einer orientierenden Vorrede zu versehen, doch „ohne Ihren abschreckenden Namen".

Erlauschtes aus Paris.

Von Paul Start (Paris).

<»v?un, haben Sie schon eine cncdeie erspäht?
'Es sind ihrer eigentlich nur sehr wenig«
»uf dem Boulevard."
.^emlue-eoeder ist der richtig« Ausdruck für weibliche Kutscher, lieber Herr Landsmann. So wie man lemme»llävoe»t sagt oder lennne-sÄüä->viod."
„Werci, Herr Professor!"
„Die lemiue'82i!6vviob, diese ins Pariser Weibliche übersetzte Ausgabe der Londoner Sandwichmänner taucht jetzt zum erstenmal auf den Boulevards auf. Sehen Sie, da kommen gleich zwei Paar solcher leiuii>s»-»2n<ivi<:!i an uns vorbei. Uebrigens, scheußlich, die vorn« und rückwärts mit Platattafeln behangenen Rellameweibchenl"
„Vorder» und Aückseite ganz gleich und ganz flach — da ist unsere deutsch« Frauen» bewegung wieder längst voran gewesen: Ae» fonnlleidungl Ja, auch auf den Boulevards wird man jetzt praltifch und solide."
„Das gilt in allem Ernst« für ganz Paris und für ganz Frankreich. „Ob, nou» us »omme« plus »i ^nis!" hör« ich meine Pariser Bekannten sagen. Und in d«l Tat — wenn man nach längerer Zeit wieder herkommt, fällt «s «inem »uf — man wird seit den letzten Jahren iu Paris ernster . . . strammer!"
„Mein lieber Professor, ich muh Ihnen da die Ansicht Ihres berühmten Berliner Kollegen Professor Sombart entgegenhalten, der von irgendwelcher zunehmenden Stramm» heit in Frankreich nicht nur nichts weih, sondern vielmehr Ursache zu haben glaubt, von ‚de« vielleicht schon in politischer Auflösung befind» lichen Frankreich' zu sprechen."
„Ah, Si« meinen den Artikel, den Pro» fessor Sombart vor einig« Zeit im .Morgen' über den hervöismus veröffentlicht hat. Ich las ihn auch in der Bahn und hatte b«r«its di« Empfindung, in «in Land zu reisen, das seiner Auflösung entgegensieht."
„Und Sie werden alsbald hier aus eigener Anschauung gelernt haben, wie wenig Aähr» boden die antimilitaristischen Ideen in Frank» reich finden. Mein altes Kriegerherz fchlug höher, als ich eine Woche hindurch hier auf Schritt und Tritt dem ausgelassenen Treiben der „Ho^eui oollzcrit»" begegnete. Dieses Nein« Aetrutenvolt hier bringt eine angeborene, über» schäumend« Lust zu seinem neuen Beruf in di« Kaserne mit. Dazu muh man noch nehmen, dah ein beträchtlicher Teil des Soldatennach» Wuchses bereits zwischen seinem siebzehnten und zwanzigsten Jahr freiwillig in militärifch ge»

leiteten Anstalten eine ausgezeichnete Bor»
bildung genossen hat. Diese „sae »u äo»" ge»
nannten Anstalten, die es mit unseren „Jugend»
wehren" Wohl aufnehmen können, erfreuen fich
im Voll« immer größerer Beliebtheit. Indes
ist der Name Herv6s in Frankreich weniger
bekannt als im Ausland«, obschon er auch
hierzulande in den Bühnenrevuen oft genannt
und in den Zeitungen täglich gedruckt wird."
„Aus ihren Zeitungen, Büchern und
Theaterstücken di« Franzos«n kennen zu lernen,
glauben di« m«ift«n, und manchmal auch gründ»
liche Gelehrte. Da sind ab« schon pcrsönliche,
praktisch« und häufig« Studien notwendig.
Wäre es, zum Beispiel, gestern das erstemal
gewesen, dah ich im Grand Guignol war, so
könnte ich leicht den Eindruck erhalten haben,
ich hätte einer antimilitaristischen Kundgebung
beigewohnt. Aichts wäre jedoch verfehlter.
Was den Anfchein «rweckt, ist ein unterseeisches
Drama „Ln ?Iouß6«" betitelt, das mit seinen
zwei kurzen Bildern allabendlich in dem kleinen
Wontmartretheater — Martertheater, tböätro
<ie» torture», wird es schon lange genannt —
lebhaftes Gruseln und lauten Beifall hervor»
ruft. Beim Aufgehen des Vorhangs lernen
wir ein neuartiges Milieu, das Leben »nd
Treiben in «in«m Unterseeboote kennen. Plöh»
lich sinkt das havariert« Boot, giftige Gas«
bring«n Mannschaft und Vffiziere dem Er»

ftickungstode immer näher . . . Immer atem» beklemmender wird die Atmosphäre auch im Publikum, so das, die Zuschauer es gewisser, maßen als eine Erlösung begrüßen, wenn unter der Mannschaft «ine Meuterei ausbricht und die Insassen mit einigen blitzschnellen «Revolver» schüssen sich gegenseitig rasch umbringen. Der Vorhang fällt und geht gleich wieber auf: das feierliche militärische Begräbnis der Opfer. Ein Minister im Frack hält die obligate, große patriotifche Grabrede, feiert mit großen Worten „die Helden, die so brüderlich miteinander fürs Vaterland in den Tob gingen". Dröhnendes Salutschiehen und dito Schlußapplaus. Letzterer wiederholt sich im darauffolgenden Einakter, in dem ein zerstreuter Gelehrter der Medizin un» ausgesetzt seine Öperationszang« sucht und nicht weiß, in welchem Unterleibe er sie vergessen. Schließlich findet er die Pinzette in seiner Zuckerbüchse. Blutige Satire. Man lacht aus vollem halse, aber mit einem Lachen bou enlllut. Denn im Grunde genommen schätzt man die ärztlich« Wissenschaft hierzulande zumindest fo hoch, wie in anderen zivilisierten Ländern, ob» wohl man es seit Molitzres Zeiten gewohnt ist, sich über sie lustig zu machen. Ebenso liebt und achtet der Franzose sein Vaterland, wenn er es auch gern sieht, daß man die leeren Phrasen der Byzantiner des Patriotismus und des extremen Militarismus ins Lächerliche zieht. Jene Stellen der Iahresrcvuen, die die Wahnideen hervss drastisch verspotten, werden j» nicht minder mit beifälligem Gelächter auf» genommen. Seitdem die Theaterzensur auf» gehoben ist, bekämpfen sich die Extreme noch heftiger und machen sich um so sicherer un» schädlich. Freies Spiel der Kräfte. Sieger bleibt eben die Mittellinie des bou »«»», des schlichten gesunden Menschenverstandes von Monsieur Tout»le»monde, der, wie die Fran» zosen längst wissen, mehr Geist und Verstand besitzt als Monsieur Voltaire."

„Diesem ausgezeichneten Monsieur Tout-le»monbe mit dem von »eu» begegn«t man jetzt täglich auf dem Boulevard. Er grüßt mich, er drückt mir warm die Hand und ist ülxr» Haupt von der größten Herzlichkeit gegenüber dem Fremden, feitdem er das böse Nation«» listifche Fieber überstanden hat. 0, Monsieur Tout»le»monde hat in den letzten Jahren viele gefährliche Uebel überwunden. Und nun sollte ihm der bou Kreeur hervs ernstlich schaden? oder Monfieur Tout»le»mond« müßt« fich vor der zunehmenden Macht der Arbeitcrsyndik>itt fürchten? Mun» 601«:! Damit gewinnt ja nur die Demokratie! Wird ihnen Monsieur Tout» le°monde mit seinem bekannten gesunden Menschenverstand antworten . . . Verfallen

wir Deutsche nur nicht in den früheren Fehler der Franzosen und unterschätzen wir unser« Nachbarn nicht. Bei ihnen ist aber gegenwärtig «her eine stramme Kräftezunahme als «in« Krise zu merken."

„Beobachten wir hier den Boulevard, den vollen pochenden Herzschlag von Paris, den Pulsschlag des Landes. Er ist normal, kräftig und im Vergleich zu früheren Zeitläufen auf» fallend ruhig. Wohl fchreien die Zeitungs» Verkäufer aus vollem halse den neuesten Marineskandal aus. Aber die schönen Zeiten für fie sind vorüber. Vi« Skandale erregen nicht mehr in früherem Maße die Leiden» schaften. Sie haben an Anziehungskraft «in» gebüßt. Dieser jüngste Skandal des degcnc» rierten Seeoffiziers wird so rasch verraucht sein wie der Aauch in den Vpiumhöllen von Toulon: . . . Die nationalistischen Blättchen toben, doch der Boulevard reagiert nicht. Er erscheint gegen früher weniger gallisch und mehr universal. Von jenen» praktischen Universalis» mus, der sich von den Extremen, Chauvinismus und Internationalismus, fernhält und der in gesunder Bealpolitik den friedfertigen Aus» tausch von Waren, Anschauungen und Sitten fremder Länder anstrebt. Englische Bars, beut» sches Bier, reges Interesse für die jüngsten

Paul Stark: Erlauschtes aus Paris

Verliner Skandale, di« amerikanische Mache der Zeitungen — fallen auf den Boulevards auf. Ja selbst die bisher so engherzig nationale französische Theaterindustrie findet am lulra» tiven Import fremder Bühnenwerk« immer «ehr Gefallen. Sarah Bernhardt, die vorig« Saison mit Eatull Mendes keine Geschäfte gemacht hat, hofft in Wildenbruchs ‚Aaben» fteinerin' das langersehnte Kassenstück gefunden zu haben."

„Die Aufhebung der Zensur hat also den erwarteten Aufschwung nicht gebracht?"

„Das erste Jahr zeitigte bisher die merk» würdige Erfahrung, dah die unbegrenzte Frei» heit auch die Vühnenkunst der Vo levards solid gemacht hat. Auf den Boulevards wagt man sich ebensowenig zum rechtschaffenen Ehebruch» stück aufzuschwingen, wie in der Comedie fran» yaise. Die bisherigen Neuheiten stammen alle aus der zahmen Schule des rosenroten Eapus und tonnten «twa den Gesamttitel führen: „Die Reise um den Ehebruch herum". Dabei hat nur Louis Artus in den Bariitös mit „I/amaul en bÄülzue" ins volle Menschenleben gegriffen. Er hat aber einen dankbaren Borwurf nur angefchnitten. Um die in der französischen Ge» sellschaft herrschende Spielwut würdig und wirtsam auf die Bühne zu stellen, mühte «in neuer Sittenschilderer, mühte wieder «in Augier erstehen. Geschadet hat also die Aufhebung der Zensur nicht und sie kann noch viel nützen."

„Die Freiheit des künstlerischen Schaffens ist ein« schöne Sache. Selbst wenn sie zu weit geht. Sehen Sie sich hier an der Ecke die Karikatur von der Hand Molochs an."

„Wieder der arme König der Belgier."

„Mit seinem schönen, weihen Bart. . .
Und da find gleich mehrere Störche, die respett» los am Königsbart zupfen."

„Mit Verlaub, mein Lieber, das find ,,<te» Mite» Li-ue»". Unsere biederen germanischen Familienstörche haben damit nichts zu tun. Mit den Tierchen, die sich um des Königs Bart streiten, sind gewisse Spaziergängerinnen des Boulevards gemeint. ?«lire le pas de ^ru« — Sie merken: auf und ab gehen."

„Abermals merci, Herr Professor, Ungast» freundlich bleibt es aber immer gegenüber dem König, der als liebevoller, morganatischer Gatte der Baronin Baughan nun schon die längste Zeit in Frankreich weilt."

„Die Aomanen verquicken Politik und Erotit gar zu gern« miteinander. Geld und Galanterie spielen in dieser halb atheniensischen, halb amerikanischen Republik eine grohe Aolle. Beide bilden wichtige Kapitel im Studium der französischen Demokratie. Bei dem letzteren

Kapitel muh aber auch ich eine Ausnahme machen und bin gezwungen, es nur als reiner Theoretiker kennen zu lernen. Zumeist aus den Zeitungen. Da hören sie die kleine uouvslle K 12 m2in aus dem Cri de Paris. Eine junge Dame beschwert sich beim Schutzmann an der Ecke, dah ein Herr sie verfolge und sie be» leidigt habe. Schutzmann: Mein Herr, Sie haben Madame beleidigt?! Herr: Das habe ich nicht getan, ich habe ihr hundert Franken angeboten. Schutzmann: hundert Franken? Dame-, Jawohl. Schutzmann: hundert Fran» ken, und das nennen Sie eine Beleidigung, Madame? Sie wollen wohl die Polizei zum Aarren haben! . . . Bezeichnend, nicht wahr? Wenn man, wie ich, als purer Theoretiker . . . Ah! da kommt Freund Müller heran, mit dem ich im Hotel abgestiegen. Ach, seien Sie so gut, lieber Landsmann, und bestätigen Sie ihm, ich hätte di« Aacht ausbleiben müssen, um mit Ihnen nach dem Schlachtfelde von Champigny zum n«u«nthüllten deutschen Kriegerdenkmal zu fahren."
„Schlachtfeld von Ehampigny? . . . Sthr Wohl, tapferer Theoretiker!"

Orchideen.

Von Gräfin L. Uxtull.

^jarmoisinrote Seidenvorhänge öffnen sich breit auf einen Saal. Die Wände sind aus ^> tühlem, glatt poliertem, grüngrauem Onyx. Sie fangen wie Spiegel die roten Glasblumenlichter der Wandarme ein, scheinen sich langsam von innen her zu er» Hitzen. Es ist, als verflüchtige sich mit jede.« Augenblick etwas von ihrer wundervollen Kühle, als saugten sie sich nach und nach ganz voll von der Wärme, die aus den Schultern der Tänzerinnen strahlt, aus dem Lächeln der Herren, aus den schwülen, auf zitternden Geigensaiten schwingenden, wiegenden Walzermelodien. Und aus dem Dufte der großen Orchideensträuße, deren Blüten wie durstig geöffnete Lippen, starre bannende Schlangenaugen, begehrliche Finger über die Nänder der japanischen Emailvasen wuchern.

Eckbert blickt in den Saal.

Durcheinander schieben sich die Paare, vorwärts, rückwärts, um sich selber kreisend, langsam, als strichen sie, bunte Fische, durch die grünen Kristallwogen des Bostontattes.

An den Wänden stehen Herren, die töricht lächeln oder gelangweilt ein Monokel aus dem Auge fallen lassen oder finster und verbissen dreinschauen, als ob sie plötz» lich jemand erwürgen tonnten.

Melancholische ältere Damen sitzen zusammengesunken auf Armstühlen: sie denken, wie schnell man die Flügel verliert, wie schnell jener Herr, der ihre Tochter kühn und siegend im Arme durch die Menge trägt — wie schnell er auch ihr die Flügel abreißen wird...

Und dicke, lustige Frauen sehen lachend in die sich drehende Welt: immer wieder» holen sich dieselben Geschichten, und immer sind sie interessant.

An Eckbert gleitet alles wie ein Schattenspiel vorüber. Er findet nichts fchön und nichts häßlich — alles gleichgültig.

Und er dentt: Wie wunderlich es ist, so außen zu stehen: wie wenn man lange in den Äachthimmel gestarrt hätte zu den Lichtfunten empor, die im Weltenüther flirren, auf unschätzbare Weiten entfernt. Man weiß, daß lein Kontakt mit ihnen be» steht — gar keiner. Sie werden nie mit unserer Welt in Wechselwirkung treten. Sie sind uns Schein, Spiel, Feuerwerk. — Ich werde fortgehen.

Zwei Herren unterhalten sich neben ihm. Der eine unterscheidet sich von einem Dutzend anderer nicht. Der andere hat schon eher etwas Besonderes: einen schlecht sitzenden Frack, der an Ellenbogen und Nähten glänzt. Graues, strähniges haar hängt ihm hinten bis auf einen nicht tadellosen Klappkragen hinab. Plumpe Stiefel. Hosen Wie Korkenzieher. Sein Gesicht hat etwas von dem eines gereizten alten Nagetieres.

Die beiden stehen vor einem der Orchideensträuhe.

Der erste, der sich von einem Dutzend anderer nicht unterscheidet, betrachtet die Blüten, beriecht sie, betastet sie mit den Fingern. Dann sagt er:

„Diese Orchideen — kostbar! Grazie — bizarre Schönheit — Duft — Vornehmheit — alles vereinigen sie."

Das gereizte Nagetier antwortet:
„Jawohl. Aber sie sind Parasiten — etwas Verächtliches. Nein doch. Nicht ein»
. mal Parasiten sind sie — vielmehr Saprophytenl Das ist noch häßlicher."
Der Erste sagt lächelnd: „Saprophyten? Das klingt ganz gut. Ich könnte mir
was hübsches dabei vorstellen. Wollen Sie mir nicht erklären, was Saprophyten eigent»
lich sind?"
Der Herr mit dem schlechten Frack rümpft die Nase, so daß sie wie die eines
Kaninchens in vielen Falten zittert. Als ob der andere ihn mit seiner Frage hätte
beleidigen wollen, wirft er ihm zu:
„Saprophyten sind Gewächse, die nur auf verwesenden organischen Substanzen
vegetieren. Pflanzenleichen — Tierleichen — davon nähren sie sich. Daraus ersteht
die ganze Pracht. Das ist's, was sie in Schönheit, Anmut und Duft umarbeiten. Ach
— ich verabfcheue siel"
Er schleudert einen Blick des Hasses und der Nantüne auf die Blumen, die mit
vollen Lippen zu lachen scheine,. Dem andern sind sie entzaubert. Beide gehen davon.
Eckbert fühlt sich auf einmal nicht mehr draußen stehend. Irgend etwas hat sein
> Inneres berührt.
Er sieht aufmerksam zu, wie die Paare sich in seltsam wogendem, langsamem
Nhythmus durcheinander schieben: gleich einer Zeremonie vollzieht sich das; gleich der
> Zeremonie irgendeines geheimnisvollen, verderbten exotischen Kultus.
Plötzlich ist es ihm, als wucherten die Orchideen weiter und weiter über die Nänder
der Emailvasen hinaus, über die blanke Fläche des Fußbodens hin: sie schießen empor,
> hängen und nicken in wunderlich gezackten und gefleckten Blütentrauben übereinander,
erfüllen den ganzen Saal. Sie lächeln und winken, sie blicken aus traurigen, sehn»
! süchtigen Augen, sie locken, sie duften berauschend und schwer.
Grazie — bizarre Schönheit — Duft — Vornehmheit — alles vereinigen fie.
So denkt Eckbert. Alle diese Menschen sind Orchideen. Und um zu dieser Blüte zu
gelangen, was ließen sie alles in sich hinsterben! Wie viele Gedanken, Gefühle, Fähig»
leiten, Erlebnisse liegen da drinnen tot und verwesend — wie vieles Unbeschreibliche,
Ungreifbare, Namenlose, was leben wollte — was leben tonnte . . . und alles um
dieser Blüten willen!
Und nun spürt er das, was ihn mit jenen verbindet: das, was auch in seinem
Innern lebendig emportreibt und aus Gestorbenem sich Nahrung trinkt und Kraft.
Orchideen in ihm, wenn auch ein wenig kühner und wehrhafter gezackt, kälter und
metallischer in der Farbe.
Auf den Klängen der Valze dleue schwebt es heran wie Träume, die verwischte
Bilder um einen malen, und man hat das Bewußtsein, daß man sie vor Jahrtausenden
schon einmal in einem andern Leben sah . . .
Ein altfränkisches Zimmer mit einer Hängelampe über dem runden Tisch. Geneigte
Häupter, blonde und braune. Eine Frau mit glattem grauem haare um ein stilles
Friedhofsgesicht. Sie hat die Hände gefaltet. Ihre Augen weilen weitab. Im halb»
dunkel der Zimmerecke spielen Lichtstreifen über die Nlahagonipolitur des Klaviers, über

das weiße Gebiß der Tasten, über das helle Kleid eines viel zu zarten Mädchens. Beethovens Mondscheinsonate schluchzt unter ihren Fingern. . .
Waldhänge an hochgetürmten Gebirgsdomen. Eckbert fliegt den höhen entgegen — jung, so jung! Und seine Seele braust und Ningt von wundervollen Worten, die sich rhythmisch skandieren: zischend, als ob Wasser über geschmiedetes Eisen flösse — voll und dröhnend wie der Sturm, der über das Land ruft — weich, fchmiegsam, zart» lich, sterbenstraurig, wie wenn Nachtigallen über blühendem Flieder schluchzen . . .
Dann gleiten drei Frauen vorüber Hand in Hand, als ob sie zusammengehörten und doch nichts voneinander wüßten. Sie haben die Augen niedergeschlagen — ist es Scham? Oder eine letzte Zartheit der Liebe, die nicht aufblicken will, weil sie weiß, daß unter den Lidern ein Nagender Vorwurf steht? . . .
Schüchterne gelbe Keime find das gewesen, daraus Nosenbüsche aufblühen konnten in Purpurpracht. Puppen find's gewefen, in denen wundervolle Falter mit atlas» blauen Flügeln schlummerten. . .
Anderes drängte erstickend darüber hinweg.
Die Welt sich erobern — die Menschen sich zwingen — Herrscher werden durch den Gedanken — Triumphator durch die Tat! hart sein, kalt sein, mit einem ganz ruhigen, scharfen, vorwärts gehefteten Blicke.
Orchideen — Orchideen . . .
Einer, dem das gesellschaftliche Wohl feiner Mitmenschen besonders am Herzen liegt, sagt zu ihm:
„Kennen Sie Narozza? Marozza ist eine Göttin. Ich werde Sie vorstellen."
Eckbert verneigt sich vor einer Dame, die ein Kleid trägt wie Nebel über einem Flusse: fliederfarbene Gaze, durch die es filbern schimmert. Sie blickt auf ihn mit lastenden grauen Augensternen aus dunkeln Wimpern und schweren Lidern, heiße Lippen lächeln abwesend.
Er fragt aus einem Pflichtbewußtsein heraus, ob sie tanzen wolle.
Sie sagt: „Nein, ruhen. Wir wollen ruhen und plaudern."
Sie hat ihre schmale Hand in seinen Arm geschoben — eine Hand, welche weiß, was sie will. Sie liegt ganz leicht und weich auf und führt ihn zielficher aus dem Saale in das große Treppenhaus, wo Bänke zwischen hohen, blanken Säulenschäften stehen und breite, teppichbelegte Stufen an schmiedeeisernen Rampen hinabführen. Einzelne Paare sitzen und flüstern in den Nischen.
Marozza läßt sich auf die Stufen niedergleiten. Die Schleppe ihres Kleide« windet sich wie ein schimmernder Schlangenleib über den hellrasenfarbenen Teppich.
Ohne Eckbert anzusehen, sagt sie vor sich hin:
„Also plaudern wollen wir. Können Sie plaudern?"
Eckbert antwortet: „Ich fürchte: nein."
Darauf blickt fie lange und forschend in sein Gesicht. Wie zwei blanke, haarspitze Dolche dringen ihre Augen in ihn. Endlich fagt sie:
„Sie sollen sich nicht quälen. Wie ganz gute alte Freunde wollen wir sein und schweigen."

I» «
Gräfin L. Uxkull: Orchideen 765
, Sie sitzen stumm nebeneinander. Marozza ruht unbeweglich, auf einen Arm ge»
stützt: wie eine weiße Wasserrose blüht ihre Büste aus den flimmernden Nebeln ihres
Gewandes. Die Geigen singen vom Saale her: Kly yueen. V, wie jeder Bogenstrich
über ihre Nerven bebt!
Immer, wenn sie diese Melodie hört, ist es ihr, als fasse ein dunkler Geist sie
bei der Hand und schwebe mit ihr zurück — zurück — immer weiter — tief in violette
Dämmerfernen.
Sie sieht einen vor sich am Boden liegen: Adonis, den bleichen, blutenden,
wunderschönen Frühlingsgott.
Ach, was soll diese Wunde auf deiner Brust, Adonis, aus der dein heißes, leiden»
schaftliches Leben unaufhaltbar quillt — eine Flut glühender Mohnblüten, die ewigen
Schlaf verstreuen? Warum mußtest du sterben, Adonis?
Marozzas Augen werden ganz starr und leer.
Sterben mußt' ich, weil ich dich liebte, Marozza! . . . Wie war uns das Leben
schön! Eine in tausend Fazetten sprühende Schale, darin ein heißer Feuerwein perlte.
Nosen zerpflückten wir und streuten einzelne Blätter über den Wein. . . Darum mußte
ich sterben, Marozza!
Sie streicht über die bauschenden Kupferwellen ihres Haares, und ihre Finger
beben nervös.
„Können Sie mir denn gar nichts erzählen?"
Eckbert sagt: „Was könnte ich Ihnen geben? Ware, eiskalte Wasserkräfte sprudeln
hier, die nützlich«, starke Werke treiben. Was soll Ihnen mein Wasser? — Rausch und
, Wein brauchen Sie."
Leise, mit gesenkten Augen spricht sie ihm nach:
„Wein brauche ich — Wein, in den man Bösen entblättert . . ."
Pause. Sie sinnt.
Dann wendet sie sich langsam gegen Eckbert.
„Bun will ich Ihnen etwas erzählen, tzören Sie zu."
Ihre Stimme schwebt eintönig und getragen.
„Einmal habe ich einen geliebt — und er mußte sterben . . ."
Sie denkt: Warum erzähle ich ihm das? Warum gebe ich ihm das Geheimste
und heiligste aus meiner Seele preis? Um Lindruck auf ihn zu machen? —
Komödiantin!
Ihm tönt es wie eine Strophe aus einer alten Ballade:
„Einmal habe ich einen geliebt — und er mußte sterben. . ."
Er sieht sie an und fühlt: Gleich einer großen, heißen, treibenden Baturgewalt
stürmt sie dahin. Was sie erfaßt, das wirbelt fie fort in rasendem, tödlichem Tanze.
Dann wirft sie es fort und ergreift ein anderes. 0, einmal fo fortgewirbelt werden,
ohne daß man fich wehren kann . . .!
Er fagt: „Sie find schön, Marozza. Ja. Sie sind schön."
! Sie spricht wieder vor sich hin, gleichförmig, getragen:
„Zarteste Seidenteppiche breiten sie ihr unter die Füße. Mit roten und grünen
, Iuwelenfeuern behängen sie sie. Kränze von weißen Bösen und Banken von dunkeln

Trauben legen sie ihr ins haar. Sonnen» und Mondstrahlen holen sie herunter, um ihr das Haupt mit leuchtendem Schein zu umflechten... So drängen sie sich in an» betender Bewunderung heran, schmücken sie über und über mit dem Kostbarsten, Edelsten und Feinsten, was sie in sich tragen. Dichter und Schöpfer werden sie an ihr — und was sie aus ihr gestalten, das wird sie. . . Aber einmal Hab ich einen geliebt — und er mußte sterben. . ."

Auf erregten Geigensaiten schwingt sich die Valze dleue empor, stürzt nieder, stirbt hin, und wieder drängt es empor, ausblühendes, sehnendes Leben. . .

Eckbert ist bleich geworden. Er richtet sich auf.

„Nun wollen wir tanzen."

Marozza streckt ihm die Hände entgegen.

Er faßt fie, zieht sie empor: schwer und weich liegt sie in seinem Arme. Noch nie hat er ein Weib so im Arme gehalten.

Was ist das? Auf einer dunkeln Purpurwolle steigt er empor. lieber dem Leben schwebt er mit ihr. Ueber das Leben hinweg trägt er diesen wundervollen, schmieg» samen, warmen Körper. — Nichts ist mehr. Nie ist etwas gewesen als er und sie, zwei Feuersterne, welche verschmelzen über einem tönenden, singenden Abgrund . . .

Sie stehen in einer Fensternische, glühend, bebend, atemlos. Und plötzlich neigt er sich sinnlos über sie wie ein Verdurstender, und auf ihrer Schulter brennt sein Wund.

Die Musik verstummt. Menschenstimmen schwirren nahe vorüber, knisternde Schleppen streifen sie. <

Eckbert ist's, als sei er jäh auf einem harten, festen Boden gelandet. Fremd blickt er Marozza an. i!

Unterwürfig, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein kleines banges Mädchen wartet sie.

Sie wartet, aber er spricht nicht.

Er nagt an seinem Schnurrbarte. Er ärgert sich. Vielleicht schämt er sich.

Marozza wartet und findet die Zeit lang. Endlich sagt sie mit einer ganz weichen, träumenden, hingeschmolzenen Stimme:

„So ist es. Ja, so ist es. Immer muß etwas sterben, damit Neues leben kann."

Er scheint ganz absorbiert von dem Anblicke des Orchideenstrauhes, der aus der japanischen Emailvase wuchert. Langsam zieht er eine der Blütentrauben an langem, farblosem Stengel heraus.

„Wissen Sie, was das für Gewächfe find, Gnädigste? — Saprophyten! Gelt — das klingt hübsch? Saprophyten! Ich wüßte nichts, was sich zum Austausche zwischen Ihnen und mir besser eignete."

Sie nimmt die Blüten aus seiner Hand und lächelt verständnislos, zärtlich.

Eckbert verneigt sich korrekt und geht heim.

Max Reinhardt. Von Hermann Vang.
<»V^ein, das ist b«r Vonapart« der Theater»
lünft« (von den Feldherren der Zeit nenn«
ich mit Absicht Bonapart«, weil ich überzeugt
bin, daß dieser gröhte Akteur aller Tage auch
im Strategischen ein Faible für das dramatische
Moment gehabt hat) — und weiter als dieser
Feldherr der Drehbühne tommt man nicht.
Das sind Tausendtünste und Zauber«! und
Augenv«rbl«ndung. Es ist wunderbar; es ist
das Lehrreichste, was ich gesehen Hab«, und
es ist vollkommen überrumpelnd . . .
Lassen Sie mich gleich sagen, dah es neben»
b«i — aber sehr wenig und durchaus nicht in
so hohem Grad«, daß es die, dl« die Klassiker
scheuen, von den Parkettsitzen abzuhalten
braucht — „Was Ihr wollt" l,n William
Shakespeare ist. Aber über den verstorbenen
William Shakespeare, dessen Name bei diesem
Anlaß auch auf dem Plakat steht, ist oft ge»
sprochen worden, und er ist hier gewiß nicht
der Wichtigste: von dem l«bend«n Max «Rein»
hardt muh man sprechen: Max «Reinhardt, dem
Direktor, und Max «Reinhardt, dem Regisseur.
Noch «inen solchen «Regisseur gibt es sicherlich
nicht — es sei denn vielleicht in Amerika
ober am kaiserlichen Hoftheater in Tokio oder
im Zirkus Vusch.
Im Zeitalter der Elektrizität, im Zeitalter
der Serpentinentänz«, im Zeitalter der 2le»
Valoren, im Zeitalter der Drehbühne, der
Schlei«rv«rhänge, der lebenden Bilder; im
Zeitalter der elektrischen Springbrunnen und
der gebauten Dekorationen — in den wunder»
vollsten Tagen der Wundertechnik bemächtigt
sich Herr «Reinhardt wunderbar aller t«chnischen
Wunder, und sein Genie (denn der Mann hat
Genie) spielt mit ihnen wie der „große Lver»
hart" mit seinen Faßreifen spielt und Francis
Evelyn, der Jongleur einmal (denn der Mann
ist verrückt geworden) mit seinen Messern
spielt«, mit denen er Kohlstrünken die Köpfe
abhieb. (Auf Ehre, die Ähnlichkeit mit Mr.
Evelyn ist tatiächlich velblüffend, auch Herr
Max «Reinhardt kappt zuweilen Köpfe ab —
nämlich den Dichtern.)
Aber sprechen wir ernst über die Dinge,
bi« «s verdienen, ernst genommen zu werden.
Di« bis zum äußersten getriebene Virtuo»
sität in der Benützung all der letzten technischen
Mittel tritt bei Herrn Max «Reinhardt in den
Dienst einer mächtigen Einbildungskraft. Die
Werk«, die die Dichter uns schenkten, gebären
in ihm gleichsam «ine brausende Flut licht»
umflossener und düsterer, stimmungsvibrieren»
der und bewegter Bilder, die er vor seinen
Augen sieht und mit der Energie des Genies,
die nicht abläßt, verwirllicht. In den glück»

lichsten Momenten sieht dies« Phantasie und führt dies« Energie Bilder durch, so wunderbar schön und so mannigfaltig wie bi« Elf«ntanz> bilder im Sommernachtstraum.
Die künstlerische Form, in die diese Bilder gegossen werden, ist ein bewußter und weit» getriebener Impressionismus. Max «Reinhardt ist der Impressionist unter den Bühnenleitern, und es gibt unter seinen Bühnenbildern szenisch« Gemälde, die Claude Monet hin» reihen würden. Herr «Reinhardt bringt sein« Wirkungen durch eine Mannigfaltigkeit von Farben, Bewegungen, Tönen, Pausen, Lauten hervor ^ die zu dem Gesamtcindruck zu» sammengleiten, den er erstrebt. «Nur «in vcr» einzelter impressionistischer «Roman und in der Malerei Claude Monets Bilder selbst haben in der modernen Kunst «in« Vollkommenheit er» reicht, die sich mit dem vergleichen läht, was «Reinhardt in seiner Unerschöpflichkeit erreicht.
Der Leiter des Deutschen Theaters ist jedoch — und würde er wohl sonst das späte Kind unserer Zeit sein, das er eben ist? — ebenso rastlos wie reich.
Zum Teil ist es diese Rastlosigkeit, die ihn in „Was Ihr wollt" aus den Allen aus» brechen lieh, um auch — in den Zwischenakten zu arbeiten. Die Drehbühne ist «s, di« ihm dies« überraschend« Freidichtung der «Regie er» möglicht.
D«nn auf der Bühne, die sich immer weiter herumdreht, wandelt er die Zwischenalte in ein« blendende «Reihe lebender Bilder um, die die Handlung fortsetzen und uns erzählen, was William Shakespeare (der zuweilen ein bißchen pressiert war) — vergessen hat.
Dies« Bilder, wo di« Person«n des Stücks

in seltsamen und verschlungenen Tänzen phan»
taftisch herumgewirbelt wurden oder in der»
borgenen Lauben geheimnisvoll« Stelldicheins
hatten ober . . Kleider wechselten, dies« Bilder,
hastig, im halblicht, waren beinahe der höhe»
Punkt der Darstellung, weil Herr Max Nein»
hardt hier gar nicht von Herrn William Shake»
spear« geniert wurde.

In den Akten selbst, wo es sich ja nicht
immer vermeiden läßt, bah zwei zu Wort
kommen, und daß Shakespeare auch ein wenig
mitspricht — muhte man öfter Herrn Max
Reinhardts Begrenzung entdecken, die ihren
bestimmten Grund hat.

Die Sache ist die: die Kultur dieses
Bühnenleiters steht kaum auf der höh« seiner
genialen Begabung.

Es ist der Mangel an einer festgegrünbeten
und langen Kultur, der ihn sehr oft (und in
verschiedener Weise) unsicher macht. Cr wird
unsicher dem Stil gegenüber, den er nicht f«ft»
hält. Eine höhere und gefestigtere Kultur würde
unwillkürlich und ganz unbewußt Wax Nein»
hardt die Stileinheit in dem einzelnen Werke
festhalten lassen. So aber sehen wir staunend,
wie er einen Maeterlinckschen Garten — drei
ungeheuere, giftig grüne Wandschirme —
mitten in das Bild d«r Renaissance Pflanzt,
das er selbst geschaffen.

Es ist versagende Kultur, die selbst Nein»
hardts Geschmack unsicher macht und die ihn
plötzlich und unwiderstehlich in die seltsamen
Uebertreibungen stürzt, die verstimmen.

Es ist schließlich sein Mangel an einer
stark untermauerten Kultur, die ihn sich selbst
gegenüber unsicher macht. Ohne feste Nicht»
schnür wird er ein Spielball seiner eigenen
sprudelnden Einfälle. Von dem Augenblick an,
wo er «inen Einfall hat, ist er ihm rettungs»
los verfallen. Selbst wo sein flüchtiger Gedanke
gegen allen Geist und Sinn und Zusammen»
hang der Dichtung verstößt, folgt er ihm blind,
wie man einem verirrten Triebe folgt.

Infolge mangelnd«! Kultur ist er die Beute
seiner eigenen Einfälle, und allein beherrscht
von seinem unüberwindlichen Ehrgeiz und
seinem Drange, voran zu sein, sprengt er nicht
nur die Dichtung — nein, «r sprengt sogar
d«n Dicht« ganz aus b«m W«rk heraus. U»l»
vor uns sehen wir — Max Reinhardt ga»z
allein.

Das ist für den Kritiker «in groß«? Vor»
teil: denn man muß gestehen, daß Max R«in»
hardt dort vorn«, wo «r fttht, gut zu sehen
ist. Seine Persönlichkeit wird voll und ganz
von dem elektrischen Lichtstrahl beleuchtet, »nt»
den er sich selbst stellt — buchstäblich wi« »nt«5

«ine Dusch«.
Betracht«« wir ihn also.
Cr ist «in Pessimist. Darum wird er nicht müd« in d«r Ausmalung von unh«imlich«n Stimmungen und Beängstigungen. Er schafft dies« Stimmung«« mit Vorliebe und überall — selbst der Vernunft zum Trotz: «r hat «« zustand« gebracht, aus einem Akt des Somn»«r» nachtstraums einen Gesang aus Dantes höll« zu machen. Wie reich schwelgt er nicht in d«ln Gespensterdunlel in „Rosm«rsholm", und in welche angsterfüllte Ungewitterwolke hüllt « nicht di« „G«sp«nster". Als der D«kad«nt und Pessimist, der er ist, liebt er das kalt« und weih« Grauen.
Er ist Pessimist und der Menschen Ver» achter. Er verachtet die Menschen, die ein Bündel Triebe sind, und die in der Gewalt der Triebe Tiere sind. Den Menschen als das Tier zu entlarven, das er ist, wird für Max "Reinhardt Hauptzweck und Spaß. I» „Sommernachtstraum" ist es der Lieb«stri«b, d«r sie zu Eseln, in „Was Ihr wollt' ist «« die Trunksucht, die sie zu Hunden macht. Die Menschen werden in diesem blinden Tanz der Triebe zu Tieren und — zu komischen Tieren. Mehr als tomisch. Mit Grausamkeit fast jagt der «Regisseur seine Komiker in das Groteske hinaus — hinaus in die üb«rgroh« Burleske des Affenspiels. Er peitscht dies« schwankenden Tierfiguren in Menschengestalt über die Bein«, bis di« leibhaftige Bestialität — wie in der Truntenheitsszene in „Was Ihr wollt" — Orgien feiert.
Tier« sind für Max Reinhardt di« Menschen, und groteske Tiere sind si«.
In b«r Inszenierung von Gustav Wieds Sathrspielen würde er Triumphe f«i«rn.
Für d«s Pessimisten schwermütig« Sehn»

sucht hat Mai Reinhardt weniger Gefühl,
hätte er es gehabt, so Ware „Was Ihr wollt"
unendlich reicher geworden.
Denn zwei Melodien steigen »us dem
Grund dieses Dramas auf: das Vacchanal der
Trieb« und der brechend« Ton der Sehnsucht.
Doch die letztere hörten wir nicht. Dieser
Gesang war erstickt. Der Herzog und Viola waren
stumm. Max Reinhardt ließ sie nicht mitsingen.
Aber wenn Max Reinhardt seine gehör»
samen Schauspieler leinen Ausdruck für dl«
schwermütig« Sehnsucht finden läßt, so findet
er Wohl noch weniger Ausdruck für den Schmerz
des Pefsimisten, das mächtig« W«h, in d«m di«
S««le kämpft und durch Kampf geadelt wird.
Darum ist „Rosmersholm" «in Drama von
den „weihen Pferden" geworden, und nicht von
dem schm«rz«rfüllt«n Rosmer, der Rebetla
brach und adelt«.
Und am allerwenigsten hat Max Nein»
hardts herber Pessimismus jene Schluhsumme
des Pessimismus erreicht, die in das unendlich«
Mitgefühl mündet — das Mitgefühl mit den
Mitmenschen, die mit uns leiden.
Dieses Mitgefühl ist der Resonanzboden,
über den bei einer Eleonore Dus« all« Saiten
gespannt sind — aber Max Reinhardt ist Wohl
allzu jung, um es errungen zu haben . . .
Max «Reinhardts Wissen vom Schmerz ist
noch unvollständig. Das Leben wird es der»
vollständigen. Denn wenn es etwas gibt, dessen
dieses schöne Leben sich nicht weigert, so ist es,
uns jeden neuen Tag von neuem über das Leid
zu belehren. Ns wird gegen Max Reinhardt
nicht anders handeln, und in der Kunst wird
dann Zehntausenden geschenkt werden, was im
Leben der «in« litt.
So ist di«s«r genial« Mensch, der mit der
Bühne und dem Dichter spielt, um sich selbst
eine» Ausdruck zu schaffen.
Der ein gefährliches Spiel spielt.
Denn als unumschränkter Herrscher der
Bühnentechnik verwendet er und schwelgt er
bis zum Uebermaß in allen äußeren Mitteln
der Bühne. Aber wie reich und unerschöpflich
dies« Mittel auch scheinen mögen, wird man
doch eines Tages mit ihnen zu Ende gekommen
sein. Dies« Welt des Blendwerks hat Grenzen,
die selbst ein Reinhardt nicht wird überschreiten
können. Darum ist das Spiel mit der Bühne
gefährlich, und das Spiel mit den Dichtern
— noch gefährlicher.
Denn «in Regisseur kann sich selbst und
seine Kunst nur erneuern, wenn er sich die
Dichter aneignet, die er verdolmetschen soll.
Wenn er sie rücksichtslos auf ein Prokrustesbett
legt, um nur sich selbst auszudrücken, wird er

rasch bahinlommen, nur sich selbst zu wieder»
holen. Und man darf, was Herrn Max Rein»
hardt betrifft, glauben, daß sein« Seele nicht
so mannigfaltig ist wie seine Einbildungskraft
wett und intensiv.
Außerdem kann man nicht mit allen
Dichtern ungestraft spielen. Wenn wir uns an
Shakespeare halten: was wird Herr Reinhardt
an dem Tag, an dem er uns auch den „Sturm"
geschenkt hat, in die Hand nehmen?
Bon innen muß auch die Bühne leben.
Die großen Dichterwerke sollen nicht vorgezeigt,
sondern durchlebt werden. Aber um das
zu tonnen, ist es nicht genug, auf
dem engen Plan der Bretter zu ex»
perim«nti«r«n. Man muh die weit«
Welt der Seele erforschen und
klarlegen.
Ich kann mich des Gedankens nicht er»
wehren, daß es Herrn Max Reinhardt ergehen
tonnte, wie den großen Primadonnen. Di«
enden immer damit, Rollen für sich schreiben
zu lassen.
Wird Herr Max Reinhardt eines Tages
dasselbe tun und Schauspiele für sich schreiben
lassen ?Bravourstücke der Inszenierung,
von und über Max Reinhardts Persönlichkeit
und einzig dastehende Virtuosität geschrieben?
Es kann so gehen, und sollte es doch nicht.
Denn dieser geniale Mensch wird eine groß«
Zukunft haben, wenn er sich dazu zwingen
kann — auch die Dichter zu verdolmetschen.
Vor allem, wenn er verstehen will, daß di«
Welt der Seele unendlich reicher ist als di«
Welt des Theaters, die er jetzt so vollkommen
beherrscht, und daß diese Welt der Seele nicht
nur die einzige, unerschöpfliche ist, sondern auch
die einzig«, di« Stoff und Ziel der Kunst ist
und bleibt.

o »
Majestätsbeleidigung.
Von Siegberd Fieleck.
i <^uiz mocleztiae ne8ciu8 et pu<lon8 i^nalu« implobo petulgulique maleäicto llomil>2 uc»8tl2
5
«eäiäelit I2ce88en<^2 2c temul2nti2 tulbulentu8 odtrectator temporuw 5uerit, cum poe^H uolumuz 8ub^uß2le ueczue 6urull> aliczmcl nec 28perum 8u8<ii>ele, <zuoui2N, 8l ex Ievit2te yiro-re85it> cuntemnenclum ezt, 8i ex iu82M2 mi8er2lione <iißM35iii!!im, 8i 2d iniuria, leillitteucium. —
So verordnete vor mehr als IV» Jahrtausenden der römische Kaiser Theodosius, der Große genannt. Er sprach damit ans, was auch unter den meisten und besten seiner Vorgänger gegolten hatte, daß das Verbrechen der Majestätsbeleidigung durch Schmäh» reden gegen den Kaiser nicht begangen werden könne.
In Deutschland fand das römische crimen I2e82e M2je3t2ti5 durch die goldene Vulle Eingang mit den grausamen Strafen des Gesetzes der Kaiser Arcadius und honorius, die nicht nur den Majestätsbeleidiger selbst trafen, sondern auch seine An» gehörigen. Auch in dieser Form bedeutete aber die Majestätsbeleidigung nicht das, was sie heute ist: Kränkung der Ehre des Staatsoberhauptes; sie war das Staats» verbrechen, begangen durch Hochverrat oder durch Landesverrat.
Ihre Ehre brauchten die römischen Kaiser deutscher Nation nicht zu schützen. Ihre tzerrscherstellung beruhte auf der Wacht ihrer Waffen und auf der Treue der Fürsten, ihrer Lehnsmannen. Treubruch und Verrat war ihnen gefährlich und wurde unter Strafe gestellt, nicht der Angriff auf ihre Ehre.
Auch der Territorialherren Wacht war nur durch ihre Feinde und Nachbarn ge» fährdet, gegen ihre eigenen Untertanen brauchten sie sich nicht besonders zu schützen; und wurden sie von denen beleidigt, so genügte die gleiche Strafe, wie sie den Dienst» boten traf, der die Herrschaften schmähte; es handelte sich um kein Staatsverbrechen.
Erst als die deutschen Länder Staaten geworden waren, die Fürsten nicht mehr beim Kaiser zu Lehen gingen, sondern aus eigenem Aecht ihre Throne und Thrönchen erbten, als souveräne Herren nicht mehr so sehr Eigentümer der Herrschaft als Herrfcher waren; erst mit dem Erstarken des Absolutismus stellte sich die Majestät der Landes» Herren ein als die Summe ihrer herrscherrechte und »ehren. Aun war ihre Majestät — das Wort in diesem neuen Sinne genommen — verletzbar und wurde gegen Schmähreden und Schmähschriften durch Strafen geschützt. Etwa mit dem 18. Jahr» hundert findet fich als Majestätsbeleidigung auch die Ehrentränlung angesehen. Der aufgeklärte Despotismus eines Friedlich von Preußen, eines Leopold von Vesterreich bringt diese Auffassung der Wajestätsbeleidigung zu voller Klarheit: die Wacht des Herrschers beruhte bei ihnen immerhin mit auf der Achtung der Untertanen, auf ihrer Opferwtlligteit, auf ihrem Vertrauen und ihrer Anhänglichkeit an den Monarchen. Sie tonnten ihm sonst auch unbequem, widerwillig im Gehorsam werden.
Das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 war das erste Gesetz, das der Majestätsbeleidigung im heutigen Sinne diesen Namen vorbehielt und die wesentlichen Bestandteile des alten crimen IZezae M2je5t2ti3 als Hochverrat und Landesverrat aus» schied. Die Erinnerung au das Gesetz des Theodosius bewahrte es mit der besonderen,

sonst bei den einzelnen Verbrechen nicht gegebenen Anordnung, daß statt der Strafe Verwahrung in einer öffentlichen Anstalt bis zur Heilung eintreten folle, falls dl« Majestätsbeleidigung aus Wahnsinn oder Zerrüttung der Verstandeskräfte begangen sei.
heute ist der absolute Staat begraben. Der durch die Verfassung geschützt« Monarch bedarf des Schutzes gegen Beleidigungen nicht mehr. Er ist unantastbar. Die Negier«ngsalte vertritt statt seiner der Minister. Durch die Geburt ist er so hochgestellt, daß er sich nicht noch persönlich auszuzeichnen braucht. Er kann nicht unrecht tun, Vorwürfe gegen ihn können niemals zutreffen, niemals ihn treffen, er kann in feiner Herrscher« stellung nicht beleidigt werden, seine Majestät kann nicht beleidigt weroen. Soweit er auf die Anerkennung seiner Ehre als Mensch Wert legt und als Mensch Vorwürfe abwehren will, die etwa gegen ihn erhoben werden, bedarf er keines anderen Schutzes als den, den auch jeder andere Mensch gegen Ehrenbeleidigungen hat.
So, was unfern staatsrechtlichen Zuständen entsprechen würde, so das Rechtsgefühl des Volkes. Anders unfere Gesetzgebung, noch schlimmer unsere «Rechtsprechung. Dies ist begreiflich genug. Der Veamte, Staatsanwalt wie Richter, hat (um auf Preußen zu sehen; in den andern monarchifch regierten Bundesstaaten ist «8 nicht wesentlich anders) der Königlichen Majestät von Preußen, seinem allergnadigsten Herrn, Unter» tänigreit, Treue und Gehorsam zugeschworen. Von Seiner Majestät erhält er die An» stellung zu seinem Amt, von ihr Beförderung, Titel und Ehren. Die Majestät ist für ihn deshalb gefühlsmäßig, selbst wenn seinem kühlen Verstand die verfassungsmäßige Stellung des Monarchen im konstitutionellen Staat geläufig ist, mit dem Nimbus d«8 absoluten Herrschers umgeben. Ist der Beamte zudem Reserveoffizier, fo verstrickt er sich noch beträchtlich leichter in absolutistische Majestätsgefühl«. Nun bietet ihm noch «in un» zeitgemäßes, dazu vieldeutig gefaßtes Gefetz Stützen für dies« Gefühle; was Wunder, daß fie fich in der Praxis der Staatsanwälte und beamteten Richter bis ins Grenzen» los« austoben!
Das Strafgesetz bedurfte also schon längst der Abänderung in diesem Punkt« ganz besonders dringend. Das hat auch der deutsche Iuristentag anerkannt, sicher keine revolutionäre Versammlung.
Nur unsere lieben verbündeten Regierungen schienen lange zufrieden. Nie wurde eine Vorlage angekündigt, die den Uebelstand beseitigen sollt«, während sonst alle Groß» taten, an die man denkt, lange vorher angekündigt zu werden pflegen. Da wollte plötzlich der Monarch des führenden deutschen Staates die Untertanen belohnen, die sich enthalten hatten, sozialdemokratisch zu wählen. Einen Orden für den artigen Wähler zu ftiften ging nicht an; denn wie soNte man ermitteln, wer ihn verdiente? Man muß doch immerhin so tun, als ob bei der Neichstagswahl wirklich geheim abgestimmt würde. So «rschien am Geburtstage des Königs von Preußen Wilhelms II. Gnadenerlaß. Er und später bei der Eröffnung des Reichstags die Thronred« kündeten einen Gesetz» entwurf zur Einschränkung der Bestrafung der Majestätsbeleidigung an. Seine Er» ledlgung wirb eine der nächsten Aufgaben des Reichstags fein.
Der Entwurf entspricht der Entstehungsgeschichte, die er hatte, entspricht der Herkunft aus gnädiger Laune des Monarchen. Nichts von «in«m Aufgeben des nicht

mehr zeitgemäßen, absolutistischen Grundgedankens der Majestätsbeleidigung. War doch der Geburtstagsgnadenerlaß, indem er auf dem Weg« der königlichen Order das Gesetz änderte, einen Teil dessen, was gesetzlich als Majestätsbeleidigung zu bestrafen war, im voraus allgemein für straffrei erklärte, ein verfassungswidriger Willkürakt. Ni«IM ferner von einer Definition des Begriffs der Majestätsbeleidigung. Die Fragen, soll bei einem Vorwurf gegen den Monarchen der Wahrheitsbeweis zugelassen sein, soll der Nachweis des berechtigten Interesses den Beleidiger vor Strafe schützen, waren bisher in der Wissenschaft bestritten. Die Praxis der Staatsanwälte und Strafkammern, sowie des Reichsgerichts hatte sie natürlich verneint. Und doch, zu welchen Unbillig» leiten kann es führen, wenn bestraft wird, wer die beweisbare Wahrheit ausspricht oder wer, vielleicht im dringendsten berechtigten Interesse sagt, was möglicherweise all» gemein bekannt, dennoch nicht als wahr erweisbar ist. Daran soll nichts geändert werden. Die Bestimmung des Entwurfs, daß die Vorschriften über gemeine Beleidi» gung in Anwendung kommen sollen, wenn die Beleidigung des Herrschers weder mit Vorbedacht noch böswillig begangen ist, könnte im Gegenteil ein neues Argument 'ür die bisherige Praxis bieten. Man wird sagen können: ist ausdrücklich bestimmt, dsh die Vorschriften über Wahrheitsbeweis und berechtigtes Interesse in diesem einen Fall zur Anwendung kommen sollen, so sollen sie sonst ausgeschlossen sein.

Aber die Majestätsbeleidigung soll in Zukunft nur dann strafbar sein, wenn s« böswillig mit Vorbedacht begangen wird. Also doch eine Verbesserung? — Bisher kennt das Strafrecht den Begriff Vorsatz, daneben beim Mord den schon kaum mehr definierbaren der überlegten Ausführung. Ann wird der Begriff der Begehung mit Vorbedacht dazu kommen. Wie er abzugrenzen sein wird, weih heute niemand; die Untertanen aber werden allmählich am eigenen Leibe spüren, wenn VberreichsanwaU und Reichsgericht es im Wege der Vivisektion an einer Reihe von Versuchssträflingen feststellen. Klarer ist, was böswillig in der Praxis bedeuten wird. 0b einer böswMi, gehandelt hat oder nicht, werden Staatsanwalt und Richter, die den Menschen tau« kennen, nicht selbst feststellen können. Sie werden sich, auch wenn das Urteil nominell auf Grund der mündlichen Verhandlung gefällt wirb, auf die polizeiliche Auskunft der» lasfen. Der Wachtmeister wird nachsehen, ob der Inquirent sozialdemokratisch organl» siert ist, und wird sich überlegen, ob er dem Herrn Wachtmeister etwa irgendwie ein» mal auf die Füße getreten ist, dementsprechend wird der Polizeileutnant seinen Spruch tun, und gegen diese aktenmäßigen Ermittlungen wird es dem Angeklagten höchstens helfen, wenn er in der Hauptverhandlung fehr demütig ist und feine Verteidigungs» rede mit einem hoch auf den Beleidigten schließt.

Der Erfolg des neuen Gesetzes wird also sein, daß «in trunkenes Kriegerveretn»» Mitglied ein bißchen schimpfen darf, oder auch ein zorniger Agrarier, dem die IöU« zu niedrig sind, oder ein Mitglied des Alldeutschen Verbandes, der zu wenig Blut riecht. Solange der Bülowblock besteht, wird die Schimpffreiheit sich auch auf ti« Liberalen erstrecken, wenn es nämlich bis in die unteren Instanzen dringt, daß sie heute nicht oppositionell und vaterlandslos sind.

Was Verbesserung zu sein scheint, ist nicht viel mehr als Blendwert. Man mag

i»ie kürze« Verjährungsfrist noch gelten lassen. Aber, daß die Strafverfolgung nur «it Einwilligung der Landesjustlzverwaltung eintreten soll? Das bedeutet eine wesent« liche Stärkung der Verwaltung auf Kosten der «Rechtsprechung. Vom Nichter, der Karriöre machen will, verlangt es schon viel Charakterstärke, sich der Auffassung des Ministers geradezu entgegenzusetze». Zur Dämpfung des Uebereifers eines Staats» «nwalts aber hat die Landesjuftizverwaltung schon heute die Mittel, da sie es mit der Frage, wie weit ihre Verfügungen gegen das Legalitätsprinzip verstoßen, nie allzu genau genommen hat. Der unveröffentlichte Ministerialerlaß, auf den Marck und Kloß htnweifen, wird wohl auch nicht bestimmt sein, dem Ermessen der unteren Instanzen bei der Verfolgung von Majestätsbeleidigung allzu viel Spielraum zu laffen.

Der Entwurf wird vielfach als ein Erfolg der auchliberalen neuesten Vülowära ««gesehen. Wird des Blockes Linke auf den Leim gehen und für fcheinbare Verbesse» rungen das „kleine Sozialistengesetz", wie der Entwurf mit «Recht genannt ist, annehmen, in dessen Stricke auch ihre eigenen Freunde fallen tonnen, sobald einmal die Liberalen wieder opponieren? öder wird der «Reichstag wirkliche Verbesserungen verlangen, wird er am Ende gar, vom zweiten und dritten Abschnitt des zweiten Teils des Reichs» strafgesetzbuches, auf den die Vorlage ihn führt, einen Blick in den ersten Abschnitt (Hochverrat und Landesverrat) hineinwerfen und nachsehen, ob nicht bei dieser Gelegen» hell auch Bedarf nach einer Lex Liebknecht ist? Wir werden es sehen.

Der Offizier.

<?Xas Leben des Offiziers ist eine Vorbereitung ^»!^ auf den Krieg. Der Krieg aber bringt die höchste Gefahr des Todes. Vi« Möglich, lelt des Sterbens in der Mannesblüte ist also «ine Grundtatsach« dieses Standes. Das gibt der Stellung des Offiziers in der Ge» sellschaft etwas Einziges. All« anderen Berufe schützen ihre Mitglieder nach Möglichkeit vor jener letzten finsteren Katastrophe, für den Offizier darf auf dem Gipfel seiner Verufserfüllung der Tod nichts Schreckendes haben. Ich glaube, dies hat von jeher der Instinkt des Voltes ge» fühlt. Als Belohnung verlieh man ihm den «Ruhmestitel des .ersten Standes". Man lieh ihm etwas einzigartig Glänzendes, Funkelndes. Es ist der schimmernde Leichtsinn der Moriturl. Bunte, farbig« Kleidung, Gold und Silber, Sporenllirren und wehende Helme. Als Herr, als Souveräner darf er im äußeren sozialen Leben dastehen. Man unterschätze nicht Kleinig» leiten. Seht ihr, wie der Kellner fliegt, wenn Uniformen eintreten. Wie die Augen der Mädchen leuchten, wenn die Wache aufzieht und der Leutnant mit dem Degen grüßt. Und <h« eigentliche dauernd« V«r«chtlgung hat dies« Bevorzugung, dies« blendende Änerlennung als Ersatz — für die inner« Knechtschaft des offiziers. Gehorsam, Unterordnung ist die Grundmelodle seines täglichen Daseins. Erwachsene Herren müssen springen und strammstehn wie die Schul» jungen. Der Major wettert, wie man sonst nie mit einem Gebildeten spricht. Der Offizier hat dl« Zähne aufeinanderzubeißen, die Hand an der Mütze und zu schwelgen. Es ist nötig für diesen Beruf: die eisern« Zucht, das Auslöschen des Individualltälsgefühls. Und daraus er» wachsen nun wieder andere psychologische Mo»

mente. Einmal der feine lavaliermähige Ge» fellschaftston des offiziers, seine höflichlelt. Es ist die natürliche Kehrseite der barschen Grobheit, des Schimpfens im Tagesdienst. Ist eine ge» wisse Roheit bei dem wesentlich physischen Ab» richten einer Horde ungeschliffener Bauernjungen nun einmal nicht zu umgehen, so erfordert das Gleichgewicht «ine um so delilater« Eleganz außerhalb des Berufes im freien sozialen Ver» lehr. Das ist zur Erhaltung der Würde des Persönlichen einfach notwendig. Und dann liegt meiner Ansicht nach hier auch der Ursprung der — Ehre. Wir sahen das Dilemma im Vffizlerstum: hier ein glänzendes äußeres An» «rlanntfein und dort durch die Disziplin ein tzerabgedrücktwerden des Persönlichtcüsgefühls zu fast formaler Leerheit. Di« Möglichkeit einer ftelen, weiten, reichen Sonderentwickelung des Innenlebens ist ausgeschlossen. Der Offizier

dal? auch dort nicht den Nahmen seiner Kaste verlassen. Gewiss« Ideen sind ihm einfach ver» boten, gewiss« Weltanschauungen, gewisse ethische Freiheiten. Kurz, der Stand muß sich seiner Mitglieder sicher fühlen, bis auf die Frau, welche man heiraten, bis auf das Lokal, in dem man sich sehen lassen darf. Es gehört das zu dem Grundinteresse des Standes: unbedingter Vis» ziplin. Und nun andererseits: Männer, die den höchsten Anspruch gerade auf persönlich« Ächtung mach«« müssen. Wie geht das zu» sammen? Der Ausweg ist eben das Ehrgefühl. Di« Ehre löst dies Dilemma. Denn sie ist eben das Anertanntwerden eines Formalismus. Sie hat in sich denselben Widerspruch. In der (ihre sehe ich meine ganze Persönlichkeit «in für etwas Konventionelles, ich biete mich felber dar »ls ganzes Individuum für etwas, das durchaus nicht feinen Grund gerade in diefem Individuum hat. Für eine von anderen formuliert« Standes» anschauung geb« ich mein eigenstes Blut hin. i)b mich jemand »Dummkopf nennt, ist doch eigentlich ein höchst harmloses Ereignis, über das ein reifer Mensch lächelt oder noch besser da?über nachdenkt, ob nicht gar etwas Wahres daran ist. Der Persönlichkeit kann also solch ein belangloses Wort ganz gleichgültig sein. Der Vffizicr ist aber verpflichtet, dieses Wort wieder ungeschehen zu machen, denn es ist eben jenes formale Standcspcrfönlichlcitsgefühl ver» le^t. Da «in inneres individuelles Persönlich» lcttslriterium nun einmal nicht stattfinden darf, so muh an sein« Stelle ein nach äußeren "Regeln zurechtgemachtes System der «hrebesitzenden Personlichleiten treten. Dies Ehrgefühl richtet sich natürlich nach dem oberflächlichen Massengefühl, denn vor dieser oberflächlichen Masse findet die Anerkennung i» statt. Di« Gesetze, nach denen nun so eine Verletzung der Ehr« gesühnt wird, sind ganz nebensachlich. Sie werden einfach vereinbart, und jeder muß sich fügen. Die Haupt» sack)« ist, daß der Offizier überhaupt neben seiner wirklichen realen Persönlichkeit — die natürlich bei jedem eine ander« ist — noch jene abstrakte Standespersönlichleit in sich verkörpern muß. Je mehr in unserer Zeit das Indioidualitäts» gefühl des Menschen wächst, das Gefühl der einzigen Verantwortlichkeit der Seele vor sich selber in all ihrem Tun und Lassen, um so häufiger werden natürlich auch die Konflikte zwischen Individualitätsgefühl und Standes» gefühl, zwischen persönlicher Ueberzeugung und allgemeiner Ehre. All diese Dinge beruhen aber auf dem Grundsinn des Vffizierstandes, und st« tonnen nur anders werden, wenn der Offizier» stand in seinen Wurzeln sich ändert. Das il: meiner Ansicht nach aber nicht möglich. Ter Offizier braucht als Menfch aus gebildeten

Kr«is«n, d«r in w«s«ntlich physischem, seelisch niederdrückendem Dienst« fast zu «in« Nnnin«r erniedrigt arbeitet, «r braucht als Gegenwert je»» autoritär« äußer« Anerkennung. Jede «l»» «rlennung muh nun aber doch ein Persönlich» keitsmoment hab«n. Bloß« bunte Kleider tonn man nicht anerkennen. Di« «cht«, freie, inne« Persönlichkeit darf nun aber nicht gednldet werden. So bleibt nur ein matzlofes Hoch» schrauben jener äußeren konventionellen Standes» anerlennung übrig, eben die Ehre. Die «igent» llch« Einlösung dieser Schuld, die die Offiziere gegenüber dem Volt« haben — diefe Schuld: die Ersten spielen zu dürfen, ohne es eigentlich zu sein — dies« Schuld wird ganz eingelöst »nr im Kriege durch das Vorangehen in den Tod. Aur wenige freilich durchleben diesen Prozeß mit Bewußtsein. Vei den meisten rächt sich die mangelnde Tiefe der Bildung. Sie lomnren daher nie wirklich zu der inneren Neif« de» Furchtlosigkeit. Sie sind feige, wie es das Gros der Wenfchen ist. Aber nun zeigt sich die Ehre in ihrer großartigen Nützlichkeit. Gerade »»eil die Offiziere daran gewöhnt find, ihre eigentliche wahre Persönlichkeit nicht mitreden zu lasse», sondern nur die Standespersönlichleit, so zwingt diese sie im entscheidenden Momente ihres Berufes ganz unter ihr Joch. Sie sind tapfer und sterben furchtlos — »us Furcht vor der Verletzung jener höheren Göttin, der Ehre. Und so ist wieder eine gewisse Gerechtigkeit hergestellt. Das formal« Perfonlichleüsgefühl hat sich praktisch bewährt. 2s ist daher nicht klug, über den Friedens» leutnant allzusehr zu witzeln oder gar sich z» empören. Er ist oft komisch, gewiß, es ist dl« Komit «ines, der von der glänzenden Schale Anwendung macht, ohne den bitteren Kern zn ahnen. Aber dasselbe Prinzip macht ihn t» Krieg« zum Helden. Es ist hier so wie mit den meisten Erscheinungen der Welt. Es gibt «l» lebendiges Grundprinzip in jedem sozialen Or» ganismus. Von einer Seit« g«s«hen, mag «an sich darüber ärgern und es fast zum Lachen finden, sicherlich hat es aber auch di« ander« Seit«, wo es blutig ernst ist, und wodurch «< sich als notwendig im Volkshaushalt« «rwetst. Die ganz Klugen, welch« nur «in« Seit« h«raus» greifen und mit Entrüstung darauf loswetter», sind dah«r mtist allein die ganz Törichten. Ntt Witzen und moralischen Tlraden ist gegt» dl« Macht des Lebendigen nichts auszurichten.

Rudolf von Velins.

Das Palliativ.

«l»^» Amerika g«ht wied«i einmal das Ge»
<I spenft b«s „schwarzen Freitags" um. Das
Schwungrad der ökonomischen Waschine, die
unüaufendes Kapital in stehendes, und die
Arücht« des stehenden wieder in umlaufendes
»«lpital verwandelt, hat plötzlich Eontredampf
t»«kon»m«n. WaS gestern noch Kapital und fest»
gelegt war, soll heute Gelb, soll zur beliebigen
Verfugung bereit sein. Das ist natürlich un»
nröglich, ist in jedem Lande und zu jeder Zeit
«»»»»«glich. Wollt« der Londoner «Rothschild
heut« versuchen, sein ganzes Vermögen in bares
Geld, in »overei^n» zu verwandeln, so würde
de» Versuch an der einfachen Tatsache scheitern
u»üN«n, dah in ganz England nicht so vi«l
Gold zirkuliert, wie sein Vermögen ausmacht.
Di« 0«t«noml« der Nationen halt eben wie
ei» Nuger Kaufmann nicht mehr Geld in der
tlasse, als zur Deckung der Tageszahlungen
«Druu»lerw«»se erforderlich ist: den gewaltigen
llapilalreft l«gt sie an. Und wenn dann
unvermutet das Volt zur Kasse drängt
und in Gestalt von Geld zurückverlangt, was
lüugft die Form von Eisenbahnen und Fabriken
«»genommen hat, so führt das naturuotwendig
zu «ln«r Rückbildung oes ökonomischen Pro»
z«ss«s, zu einer Zwangsliquidation. Da nutzt
tel» Palliativ, auch das der Goldeinfuhr nicht.
D«nn «s gibt keine Stelle in der Welt, wo
«an Gold geschenkt erhält. Man muh es ubcr»
all bezahlen und bat daher nur die Wahl,
ob man im Inlano oder im Ausland liqui»
dieren will,- und im letzteren Fall« reiht man
das Ausland, das auch nur so viel Geld in
der Kasse hat, wie regulären Ansprüchen gc>
»ügt, mit in die Krisis hinein. Das ist der
Kern der wirtschaftlichen Vorgänge der letzten
Wochen. Und es ist mühig zu fragen, ob «s
Aoosevelts Antitruslpolitit gewesen ist, was das
Mißtrauen geweckt und die Kündigung der
Kapitalien veranlaßt hat, oder ob sonstige
Gründe obgewaltet haben. Das Voll steht
nun einmal an der Kasse und verlanat
sein Geld, heute in Amerika, morgen viel»
leicht in England, übermorgen in Deutsch»
land. Und da hilft nur eins: Man muh ve»
suchen, das groß« Volk der Depositengläubiger
zu beruhigen, muh es veranlassen, sein Geld
stehen zu lassen. Denn bar auszahlen kann
«un nun einmal beim besten Willen nicht,
in Deutschland so wenig, wie in Amerika.
Und dennoch hat man das versucht.
Amerika hat die verzweifeltsten Anstrengungen
«macht, allen Kreditverpflichtungen nachzu»
kommen. Zuerst sprang die Regierung «in, «n»
de» sie »hre verfügbaren Fonds bei den
Aationalbanken deponiert«; dann arbeitet« di«

Notenpresse und brachte e«n paar Millionen Dollar auf; und schließlich griff man auf da« Ausland zurück, indem man die Guthaben aus Getreide» und Vaumwollverschiffungen «in» kassierte, Effekten verkauft« und Kredit« in An» fpruch nahm. Das brachte denn auch richtig etwa 65 Millionen Dollar effektiven Goldes auf den Weg nach Amerika. Aber was machen selbst «in paar hundert Millionen aus, wo Milliarden flüssiggemacht werden müssen! In den Vereinigten Staaten ist der Kredltverlehr ja so gründlich ins Stocken g«lomm«n, dah nur noch bares Geld gilt. Auch di« b«st«n Surrogat« w«rden nur mit m«hrer«n Prozent Disagio angenommen — wo sie überhaupt ge» nommen werden. Und schließlich ist doch nichts anderes übriggeblieben, als die meisten Zah» lungen zu verweigern, hier in der grobenForm des Bankrotts, bort in der milderen des Wora» toriums. Aber erst, nachdem man vorher Europa leergepumpt hat, bei dem heute 65 Millionen Dollar «ine so große Aolle spielen, bah ihr Fehlen «in« unerhört« Steige» rung der Zinssatz« hervorrufen und lich bis in lue l«hte deutsche Arbeiterhütt« hinein fühl» bar machen muh. So ist di« Krisis auf D«utsch» land übergesprungen. Auch in Deutschland be» ginnt die Epidemie der Kreditentziehungen und der Geldkündigungen. Auch bei uns droht die Summ«, di« das Publikum in bar r«llamiert, größer zu werden als der ganz« verfügbar« Vorrat an Währungsgeld. «Reichsbanl und Hochfinanz such«« zu helfen, jede auf ihr« Weis«. Aber ihre Mittel sind beschränkt und genügen nicht im entferntesten. Wie in Amerika, so offenbart sich jetzt auch bei uns der grohe «Rechenfehler in der nationalen Geld» Wirtschaft. Man hat an ein „Gesetz" der Drittel», Viertel» ober Zehnteldeckung geglaubt und daher zwei Drittel, drei Viertel oder neun Zehntel des bei den Kreditanstalten deponierten Geldes in Handel und Industrie gesteckt; im frommen Wahn, es könne niemals mehr »ls der bereitgehaltene Aeft zurückgefordert werde».. In normalen Zeiten nimmt die «Rechnung Wohl auch. Aber sobald das Mißtrauen er» wacht, fordert das Publik»« fein Geld zurück, zsgeseh« zu
dl« sich di« Verwalter des Geldes zurccht» ohne sich um die Deckungsgesetz« zu kümmern, gemacht haben.

Eine Kreditlrisis wirft eben alle «Regeln über den Haufen; und wer ihr mit den normalen Palliativen beikommen will, der schleudert Kiesel nach dem Tiger. Es hat keinen Zweck, mit dem Aufgebot aller Kräfte dem Zahlungsbegehr einer ganzen Bevöllerung genügen zu wollen, denn bei dem heutigen Kreditsystem wirb man es doch niemals können. Man kann die öffenl» lichen Kassen leerpumpen, jeden berechtigte» Kredit mit der Schnur eines unerschwinglichen

Diskonts erdrosseln, das Ausland brandschatze,'.

und so die Krisis zu einer internationalen machen. Man wird auf diese Weis« nur die Industrie, auch die allerträftigst« und gesundeste, ruiniert und dadurch das Mißtrauen und die Geldrückforderungen noch vermehrt haben. Einer Krilis, sei es «in« national« oder univer» seile, Iaht sich nur mit homöopathischen Mitteln beilommen. Man muh diese wirtschaftliche Krankheit b«i ihrer Wurzel packen und das Fehlen des Vertrauens, das diese Wurzel bildet, selbst als Heilungsmittel benutzen. Schließlich verschwindet ja das Vertrauen niemals ganz» lich i es verringert sich nur. Und die ganze Kunst besteht darin, es richtig abzulenken. Das ist gar nicht schwer. I«der Staat, der nicht in seinen Grundfesten erschüttert ist, verfügt über «ine Instanz, die über jeden Zweifel und jedes Miß» trauen erhaben ist. Die Bank von England und die Deutsch« Aeichsbank sind solche Instanzen. In den Vereinigten Staaten fehlt eine Central» dank, hier nimmt also der Staatsschatz ihr« Stelle ein. Zu diesen Stellen, die das öffentliche Vertrauen noch geniehen, wenn es sonst überall geschwunden ist, hat man die Gelder hin^u» lenken, die anderwärts gekündigt werden. G«» lingt das, dann vermeidet man, daß die Gelder sich in den Taschen und Panzerschränken des Publikums verlieren oder gar nach alter Sitte in die Erde vergraben werden, und bewirkt statt dessen, dah sie sich an «inem Punkt sammeln, von dem aus sie den Stellen wieder zugeführt werden, denen sie eben erst entzogen worden sind. Aeichsbank, Bank von England, Staatsschatz der Vereinigten Staaten, sie müssen die großen Reservoire werden, in die das Geld flieht, das sich sonst nirgends mehr sicher dünkt. Wenn das geschieht, dann bat der roh« und zwecklose Kampf ums Geld, wie er heute in der ganzen Welt gekämpft wird, ein Ende. Denn dann hat jedes Land ein Sammelbecken, das sich so lange füllt, wie Mißtrauen und Krisis an» halten, und das sich erst wieder leert, wenn das Vertrauen zurückkehrt und das Geld seinen normalen Kreislauf wieder beginnt.

heute sind dies« Sammelbecken leer. Und das liegt daran, dah man überall das scheu geworden« Kapital sich selbst übcrläht. Di« Deutsch« Aeichsbank hat noch leinen Versuch gemacht, die Gelder an sich zu ziehen, die heute ncherlich in Beträgen von vielen hundert Millionen beim Publikum brach liegen. Beim Bankier glaubt der Privatmann es nicht sicher genug, bei der Sparkasse hat er Schwierig» leiten zu gewärtigen, wenn er es eines Tages wieder abheben will, und an Effekten hat er gerad« genug verloren. Der Neichsbanl würde er das Geld gern anvertrauen, aber fi« — nimmt es nicht. Denn Geld nicht verzinsen,

heißt es nicht nehmen. Wollte die Neichsbanl heute erklären, daß sie für die Dauer der Krisis, also etwa bis ihr Diskont wieder «nw 6 Prozent sinkt, Depositen zum Zinsfuß b« vier Prozent entgegennimmt, so würbe sie du internationale Katzbalgerei um das Gold «cht mehr mitzumachen brauchen. Alle »«b»> schaftigten Gelder würden ihr direkt od» deich Vermittlung zufliehen; fie brauchte wegen «i»e, Goldausgangs von «in paar Dutzend Million» nicht mehr aus d«r Fassung zu geraten und b» deutsche Goldwährung nicht zu diskreditiere». Eine Kreditkrisis führt zur Verblutniz, wenn man versucht, das Loch ,rn KreditoerlH mit Gold zu verstopfen. Denn es gibt in b« ganzen Welt nicht Gold genug, um s, vi»! Kapital zu mobilisieren, wie in Krisenzeite» erforderlich wäre. Es gibt nur ein Palliativ Aufrechterhaltung der Geldzirtulation, die ni Stocken zu kommen droht, und das durch Alls» nähme d«s unbefchäftigten Geldes in «ine» öffentlichen Sammelbecken, von dem aus «l von Amts wegen wieber in die Kanäle g«leit«l wird, in die es freiwillig nicht mehr fliehe» wil,

Alfred Lansburgh.

Theater.

Zwei Premitzren. Die «ine war im Kleine, Theater: „Die Getreuen" von Georg hirschfeli, Georg hirschfelb? Georg? Das war ja — ich irre nicht! — das zärtlichste, blondeste, blauäugigste der Talente, die unmittelbar nach Hauptmann über den Horizont kamen. V» schwang einmal ein unendlich rührender 3»» von Innigkeit, da zittert« ein Tropfen war»« Blutes, ein weiches, nachgiebiges, Vergangenen scheu und treu zugewendetes herz war rederZ geworden. Es hat nun leider seine paar tiefer geholten Laute bald verftammelt. ^Nichts tö»t mehr; der arme, leife, manchmal so traurig» sähe Klang ist verschollen. Ein akustisches Problem: wohin ist die Wusit dieses Dichteri — denn wirtlich« Dramen schuf er niemals, nur musikalische Abwandlungen über ltreig. nisse des Gemüts — wohin ist nun sein« Munt entschwunden? Man hört sie nicht mehr, czr selber hört sie nicht mehr. Wie früher rührt sein Finger fragend, verlangend, an die zarte Empfindlichkeit menschlicher Gemüter; aber «i regt sich k«in tieferer Klang. Es ist, als ge» horchten ihm die Wort« nicht. Si« streif», unsicher und kraftlos, über kahle Vberfläche» hin. Und der grohe Moment, wo der bildne» rifchen Macht des Wortes das Wesen «ine» ganzen Menschen und seiner ganzen Welt «nt» keimen muh, wird ihm nicht mehr. An de» Einfällen lag« es nicht. Sie find ganz dün», und die Wege, die fi« ins Dunkel menschlicher Seelen graben können, sind fchmal genug. Ab» sie könnten doch tiefer führen, könnten irgendwo eine Wahrheit finden, die gehört w«rd«n muß,

???
i««U sie mit eigenen Tönen spricht. Aber die INort« wollen nicht. Zwei Freunde sprechen, sprechen von allem Tiefsten und Stärksten, Dxl« Männer, was Menschen in der Seele tragen tonnen. Sprechen, sprechen, sprechen... Vom Leben, über das Leben, hinter dem Leben, «eben dem Leben. So daß keiner von ihnen zum Leben kommt; weil nämlich in lauter Betrachtung, Beschwörung, Beteuerung, in den «»Nzu geräumigen Worten, die ganze Welten fassen sollen, jede persönliche Eigenheit sich spurlos verliert. Man hat zwei Stimmen ge» hört, zwei Stimmen ohne besonderen Ton. Und »»«um fällt, was sie sagten, so stumpf und bedeutungslos zwischen «hnen nieder. Was tummert uns der Schmerz, die Hoffnung, die «veltabkehr oder die Weltluft, das tot« Leben nder der lebendige Tod eines Menschen, den «ir gar nicht kennen? Er bleibt uns fremd und verborgen, weil er fein eigenstes, tiefstes Vlort nicht findet, weil er nicht! spricht, was »icht Programm, Erklärung, musillose Aus» «inandersetzung, was nicht — in einem weiteien «inne — taube Phrase wäre.
oder Frauen kämpfen um ihr heiligstes;
— um die Neinheit ihres Lebens, um die Dauer ihrer Liebe. Das wäre genug, «inen Dichter zu sich selbst zu bringen, hier aber bleibt alles im Gegenstand stecken, hart und zäh Nebt sich das Wort an den Borgang, zu plump, ihn tiefer zu durchdringen, zu platt, ihn leiden» schaftlich zu erhöhen. Selbst das bißchen Inner» lichtelt, das der Einfall doch schließlich gewollt hat, wird gepredigt, nicht erlebt. Es kommt «mmer die Stell«, wo man am unruhigen Auf» bäumen der Wort« deutlich merkt: nun wird die Tendenz nach Innen flch ihrer bewußt, nun wird Seele hervorgeholt. Man merkt ^ aber «an glaubt nicht. Weil wieder den großen Neben und den absichtlich zarten Worten die Resonanz fehlt, der Nachhall von wo anders her, der dichterifch« Zusammenhang mit einem besonderen, auch ohne Absicht kenntlichen Ton des Ganzen. Sprachliches Unvermögen — das ist der gtheimste, der schwerste Mangel der jetzigen Produktion Georg hirschfelds. Ein Problem des inner«« hör«ns und d«r inneren Hörbarkeit; «in akustisches Problem.
Und soweit der Schauspieler es bewältigen kann, geschieht «s auch nur rein akustisch, in starken Tönen. Wenn es Frau Sorma ver» »nag, dieses zweit« Stück mit s«in«r Atmosphäre von übelduft«nd«m B«rbr«ch«n und übel» duftender Tugend fo halb und halb lebendig zu machen und dieses dritte mit f«in«r trocken er» klügelten Innerlichkeit zu einem unverdient hohen Glanz« zu «rh«b«n, fo gelingt dies nur ihrer wunderbaren, reinen, aus den Tiefen her

Ringenden Stimme. In dieser liegt alle Kraft
und Schönheit und Echtheit, die man für diesen
Moment der Aufführung dem Stück« glaubt.
In ihr liegt all« Kunst des Abends.
Kammerspiele: Der Marquis von Keith:
Frank Wedelind gehört zu denen, die ein hilf»
loser Schematismus den ewigen Spöttern zu»
rechnet, b«n un«ntw«gt Grins«nd«n, die aus
ihr«m «ig«nen bösen Jucken gar zu gern «in«
anst«ck«nd« Krankheit machen möchten. Ist es
denn so ungeheuer schwer, einzusehen, wie
öde solches prinzipiell« und unaufhörlich« G«>
lacht« s«in müßt«? B«rfteht man fo schwer, daß
«S gar lein Talent auf d«r W«lt geben kann,
das fich ausschließlich aus Hohn und
Ueberlegenheit zusamm«ns«tzt? Das gemütlos«
Grins«n ist viel «her die Grimasse, die der völlig
Unbegabte vor sein« Zw«if«l an fich selbst
hängt. Denn Begabung ist vor allem «ine Sache
des Gemütes: und wer das Talent zum an»
dauernden Grinsen hat, der ist sicher der Talent»
losest«. Immer über den Dingen zu stehen, ist
die Lust der Berständnisarmen. Sie suchen wohl
gern nach einer Bestätigung durch höhere Ber»
Wandtschaft. Und wenn sie di« Schmerzen eines
Leidenschaftlichen sehen, dem innere Bitternis
di« Mi«n« starr gezogen hat, so schreien sie: Seht
her, er grinst uns »n; welch «in interessanter
Köpft Aber fi« meinen: er grinst wie wir;
welche Erhöhung für uns!
Nun, W«d«kind gehört zweifellos zu den
leidenschaftlichsten Geistern, die wir jetzt haben.
Sein Pathos ist zu groß, zu abrupt ^ viel»
leicht sogar zu rein, als daß es von der platten
Klugheit nicht mißverstanden werden müßte.
Sein« Leidenschaft ist der Menfch, feine Ver»
zweiflung die menschliche Gesellschaft. Das gibt
zusammen di« primärste, die unmittelbarst«
Grundstimmung für «in«n deutschen Drama»
tiler: das urewig« Th«ma vom rebellischen
Näuber Karl Moor. „Stelle mich vor «in he«r
K«rls, wi« ich, und aus Deutschland soll ein«
Nepublik werden, gegen di« Nom und Sparta
Nonnenklöster gewesen sind," sagt der Graf
von Moor. Und „meine einzige Begabung ist
vielleicht, daß ich das Leben in der bürgerlichen
Gesellschaft unerträglich finde," fagt der Mar»
auis von Keith. Es ist ungefähr biefelb« Sache.
Zweck der Persönlichkeit gegen Zweck« der All»
gemeinheit: und im Pathos der großen Erörte»
rungen, da jeder stark« Trieb, so schlau als
unbewußt, di« ethische Mask« vornimmt, heißt
es: Moral des einzeln«« gegen di« Moral des
gesamten Ganzen. Wenn lich Wedelind für
seine Menschen nur erst «cht «reifert, so gibt
er als Moralist dem großen Friedrich Schiller
gar nichts nach. Nur d«e Jahreszahlen über
«hrem Kodex lind gewaltig voneinander unter»
schieden — und die meisten Menschen haben «in
so schlechtes Gedächtnis für die Jahreszahl, die

man gerab« schreibt! Daher dl« argen Miß»
verständniss«, daher b«r zuwider« Irrtum, der
diesen aufgeregten Revolutionär für einen
hämischen Wihling ansieht.
Im Gegenteil: Sein größter Fehler ist viel»
leicht, bah er sich zu sehr an sein Pathos hin»
gibt; baß er die Menschen weniger intensiv
spürt als das, was er von den Menschen will.
Und er will so stark, daß er kaum «inen Gegen»
willen mehr sieht; sein« Dramatik arbeitet fast
ohne inneren Widerstand, und das ist ihr
größter, ihr unverbesserlichster Fehler. Alles,
was gegen ihn und seine Leidenschaft wäre,
erscheint ihm nur mehr als Unsinn, wunder»
llche Groteske, Trugbild des Zufalls, in
der logischen Wirklichkeit gar nicht vorhanden.
Er fchaut darüber weg; und es kommt wohl vor,
dah er es mit einem bitteren Grinsen streift.
Er kann nicht anders, als es verachten, und ver»
achten ist undramatlsch; denn im Drama hat
alles, was lebt, sein Aecht, zu leben. Aber das
«rohe Pathos Wedekinbs erkennt nur sich und
sein« Träger an. Das Gesetz, dem dieser Mar»
auis von Keith larlmoorisch dienen muß, ist
leuchtend genug über das ganz« Stück ge>
schrieben: Es ist das Gesetz von der Unzerstor»
barkeit der menschlichen Leidenschaft (und dem
Gesetze von der Erhaltung der Kraft verwandt).
Aber das Gesetz, das ihn stürzen muß, indem
es seinem großartigen Wesen großartig be»
gegnet (wie in der älteren Karl Moor»Tragödi«),
ist hier nirgends ernsthaft begründet: es
wäre das moralische Trägheitsgesetz. Di«
Hemmungen, die im Drama «ine Weltan»
schauung der anderen entgegenseht, fehlen hier
bis »uf ein paar zur Lächerlichkeit verkümmert«
Aubiment«. Und folgerichtig schwingt fich dieser
Aebell, ebenso überlegen wle leidenschaftlich,
von Sieg zu Sieg, immer höher und hoher, und
richtig muß feine gan.',e Geschichte, sein Siegen,
sein Stürzen, seine Leidenschaft und sein Un»
recht, sein« Größe und sein« Unvernunft miß»
verstanden und für das Blendwerk verwegenen
Witzes gehalten werben. Denn die Leute hören
im Theater seltsamerweis« viel schlecht«, als >«
sehen. Leidenschaft, die ihr« Gewalt in stark«,
gefährliche, sprengstoffhaltig« Sätze zwängt, gilt
ihn«n nicht; Tragik, die sich «us wild um»
stürzenden Gedanken von selbst ergebe« l»n»,
spüren sie kaum. Sie sehen den geistreichen
Hochstapler und meinen, da er doch ein bewußter
Lügner ist, fo werden Wohl all« seine Wort« als
spaßhaft« Gauk«l«i zu n«hm«n sein. Man lacht.
Es ist nicht ihre Schuld allein; der dramatisch«
Will« Webekinds ist hinreißend genug; er dürfte
nur nicht so hingerissen sein. Aicht so blind
und ungerecht gegen alle Hemmung, gegen alles,
was ihm zuwider ist. Sein« Leidenschaftlichkeit

ist sein Schönstes; nur schade, daß er so selten
üb« sie Gewalt bekommt. Meist läßt « lieh
von ihr in «inen antidramatischen Fanatismus
hineintreiben, der ihm das Gegenspiel grotcst
verzerrt, der ihm die Wildheit der Aktion an
wichtigsten Stellen ganz in Wildheit d«r
Sprach« auflöst. Und fo ist sein« L«id«nschaft»
lichteit ihm auch sein Gefährlichstes.
Aber fi« ist da und ist zweifellos der stärkste
dramatifche Antrieb diefes Stückes. Ganz «us»
gezeichnet wurde das in Reinhardts Kammer»
W«el Erscheinung. Die Leidenschaft bekam
Körper, Ton, Gebärde, bekam ihre ganz« un»
heimliche Animalität in dem groh stilisierten
Pathos, zu dem Paul Wegenetz dieser merk»
würdig stark« Berwandlungslunstler, sein«
Figur und das ganz« Stück hinauftrug.
Wedelind felbst stand in seiner kleineren Aoll«
daneben, so mächtig und eigen im Ton, daß
man in »hm den bestimmenden Geist dieser
pathetischen Stilisierung wohl erkennen mußte.
Und um die beiden her noch manch «in« und
ein« in diesem Geiste, Es war wie «in ur»
kräftiger hauch über dem ganzen Werl des
Abends, — der hauch jener fanatischen Leiden»
schaftlichleit, die im letzten Grunde die künstle»
rische Seele dieses Dichters und seines Dramas
ist. Willi handl.

V«lll»U»»itl!ch lü» dl« «»dolNon! Di. «l>-«ur Land«»«««, V«lin>V. 9, Lenntz»»ß« «z !«l
0eft»l»lch»Nng»»,u «»bot Fc3!,
Wien I. — V«l»« wo»,»«»! « »»^ WUm««d»ll»«elN« V. !l», <»l«!«»«n«ft»<»z« I». — <llP«d!N»n fil»
0«ft«li«lch»N»«»l»
l«l «»Io«l « «UUel, «llen I, »»»«» l». - Dnul »,» P»l « »«lt» ».». ». b, ««rll» V. N, «ül»»tz«z« «.

Audolf Alexander Schröder, Bremen, der
bekannte Mitarbeit«! des Inseluerlages, zeigt in
zwei Aäumen, einem Schlaf» und einem Tee»
zlmmer, die z. Zt. im
Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,
Friedmann H Weber,
Berlin. Lelpzigerftlaß« 13,
ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen
gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen
Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung.
Vi« btiden Zimmer sind von solch vornehmer
Originalität und großem Stimmungsgehall, daß
«in Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist fr»,.

«»' Der heutigen Nummer liegt bei
eine Sondeioetlage der Verlagsanstalt
George Westermann
in Vraunschweig
worauf wir besonders hinweisen.

Vochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Tverner Sombart: Kulturphllosovhie / Richard Strauß: Musil / Georg Brande«:
Literatur / «Richard Wucher: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrll
Nummer 25 U°^em.^ 29. November INI?

An die preußische Negierung.

Wenn schon die hundstagsenzytlita und die Attacke des Kardinals Fischer auf eine der Bonner Fakultäten den Gedanken nahegelegt haben — jetzt, nach dem ^ioto proprio vom 18. November, ist kein Zweifel mehr erlaubt: will die preußische Regierung nicht sich und die deutsche Wissenschaft unsterblich lächerlich machen, so muß sie die katholischen Fakultäten der Theologie aufheben und die Dressur des geistlichen Nachwuchses den bischöflichen Klerilalseminaricn überlassen, was ohnehin den Vorschriften des Trienter Konzils und den Herzenswünschen der Bigotten entspricht, also die preußischen Katholiken mit heißer Dankbarkeit erfüllen muh. Und nicht weniger dankbar werden deren Gegner sein: nach romanischer Art gedrillte Pfarrer können bei ihrer geistigen Impotenz weder der evangelischen Kirche gefährlich werden noch als politische Parteiführer wirken. Das sticrmäßige Draufgehen des guten Salto isl psychologisch interessant: „Wir haben mit unserer ultramittelalterlichen Form des Katholizismus zunächst der ältesten Tochter der katholischen Kirche den Katholizismus überhaupt ausgetrieben, also nun erst recht immer mit Volldampf voran auf dem beschritte«««« aussichtsvollen Wege!" Genau die Methode der preußischen Begierung in der Polenpolitit.

Karl Ientsch.

Spiegelung.

^^ie t^252 82N<2 am Königsplatz hat ihre Pforten wieder geöffnet. Equipagen fahren ^I hg?, und behende klettern und mit wichtigem Schritt die Sendboten des geeinten Volles die steinernen Treppen empor; um die heilige Handlung nicht zu versäumen, der Weisheit derer zu lauschen, die er Führer nennt, und denen er treuen Gehorsam schwor: denkt das Provinzialenhäuflein, das sich gleich darauf in den Sitzungssaal drängt. Rasche Ernüchterung folgt. So siehts hier aus? Ein Lärm wie in einem enttäuschten Theaterpartett. Da werden die Abenteuerchen der Feriencampagne erzählt, werden alte Bekannte begrüßt und, nicht immer aufrichtige, Händedrücke gewechfelt. Daneben macht die Privattorrespondenz viel Arbeit. In fanftem Schlummer ruht oben das Bureau, und nur, wenn die von der Tribüne rieselnden Wässerchen ins Stocken gerathen, schreckt Herr Paasche aus behaglichem Sinnen und sieht nach der Rednerliste. Immer dasselbe: nach Einem von derRechten steigt Einer von der Linken aufs Treppchen; und Jeder weiß, was Jeder zu fagen hat. Drum hört Keiner hin, geht man lieber der Erfüllung feiner Prioatwünfche nach, wäre längst nicht mehr da, wenn die liebe Präsenzliste nicht wäre und die Unvernunft einer erzwungenen Parteikonstellation nicht in ewiger Angst vor Ueberraschungen hielte. Wäre das Restaurant nicht: es wäre auf die Dauer nicht auszuhalten. Fällt Einem zum Zeitvertreib gar nichts mehr ein, begrüßt man den Präfidenten, promenirt vor den Bänken auf und ab oder setzt sich auf den berühmten Tisch des Hauses. - So siehts hier aus. Und seit der ewige Posadowsty weg ist, macht sich auch der hohe Bundesrath selten. Vielleicht tommts besser, vielleicht erhalten wir mit der Zeit wirklich noch ein acceptables Unterhaus nach englischem Muster. Vorläufig stehen wir zwischen Storthing und Reichsrath, treiben Parteilabale, keine Parlamentspolitik. So wills der Block; und wie die eidgenössischen Radikalen von donnemals jubeln heute die Freisinnigen: 6ouce vc>ix tont loi, halten anmahliche Reden und zittern im Innern doch vor der Möglichkeit, daß das Eentrum morgen vielleicht wieder warm in der Wolle sitzt.

Ob das monströse Mondkalb sein verpfuschtes Dasein noch lange leben wird? Drei Dinge halten vorläufig noch die Situation: Erstens: der Kanzler ist ohne den lieben Freisinn verloren. Zweitens: Der Freisinn ists ohne diesen Kanzler ebenfalls. Drittens: Das Centrum hat nicht, wie es durch die Herren Gröber und hertling versichern ließ, die nötige Geduld zum Warten und streckt allzu unvorsichtig nach rechts und links die Fühler aus. Kühl zu bleiben, zwei, drei Jahre selbst in vornehmer Opposition zu verharren und die Leutchen ruhig an sich herankommen zu lassen: «ine Kunst ists, die bei uns Niemand mehr übt.!

Weder im Innern, noch nach Außen. Schon Clemenceau hat, recht deutlich, davon gesprochen, und die hastige Fahrt übers Rebelmeer hat die Thatsache leider wieder aufs Reue bewiesen. Doch von Kritik ist nirgends die Rede. Was im internationalen Geschäft die Herren oben thun, ist wohlgethan. Das ist ja auch so wichtig nicht (wichtiger, viel wichtiger, daß man Ministern Versprechungen entpreßt, die seine Stellung unhaltbar machen und mit dem Manne dann fallen). Wer an die für die Reichswohlfahrt wichtigsten Stellen gesetzt wird, gilt gleich, vizpuwre cie principali ^uclicic» non oportet, äacrüe^ii. enim mzwr est, 6ubiwle, 2li l5 6>ßliu5 iit, quem ele^erit imperator. So stehts im (^ociex ^U8tini2neu8. und bei dieser löblichen Mode

»alten wir heute wieder. Darum ist auch kein Voll so leicht zu regieren, wie das
»er Deutschen. Wer blinde Gefolgschaft versagt, nicht täglich die Leyer für Hymnen
^ gestimmt hat, bescheiden an der Wahrheit eines aus hohem Munde geschlüpften
<«tvortes zweifelt und sich eigene Urtheilsbildung vorbehält, ist ein Schwarzseher,
- ^Reichsnörgler oder Comödiant, der sich interessant machen will. Willig wird Alles
i geglaubt, was man zu glauben empfiehlt. Beispiele? heute nur Eines.
Seit den Tagen, da die Franzofen sich in Cafablanca festsetzten, werden bei uns die
Offiziösen nicht müde, zu versichern, dah Frankreich einen unüberlegten taux p28
gemacht habe, wird von einer Sackgasse gefabelt, in die es durch Clemenceaus un»
^ oedachtfamen Eifer gerathen fei. Am zwölften November war die Marottodebatte in
.der französischen Kammer, wenige Tage vorher kam das Gelbbuch heraus, das sich
^unsere Offiziellen, Offiziösen und Journalisten recht genau ansehen sollten. Mit dem
I bei uns so beliebten System rascher Ausraubung und noch rascheren Vergessens ists
,' nicht gethan. Am 31. Juli meldete der Comte de Saint-Aulaire, Frankreichs Geschäfts»
^ träger in Tanger, die Metzelei von Cafablanca, der drei Franzosen, zwei Spanier
7 und drei Italiener zum Opfe" fielen. Die Berichte des Grafen zeigen ein Talent,
^ das man sicher auch an der Seme zu schätzen weih und bald wohl an wichtigerer Stelle
- verwenden Wird. Abhülfe, »I'experience ne lo clelnontre czue trnp, ne peut elie
'elticacement voul8uivie yue p2l n<?8 proprez movens. ^05 coinp2tlic>te5, que nc>u5
> 2VNN8 enc«ur2ße8 2 8'6t2dlir au ^laroo, rec!2inent inzwmment de I2 sollicitucie 6u
- (Gouvernement cle I2 liepudlic^ue ae5 2ete8 aeeizifz ciont perzonne, ä2U5 Ie8 milieux
- I«8 plus bc>3tile8 2 notre inüuenee, ne 8on^e 2 enntezter 12 le^itimite. 1'ou8 Ie8 reF2rcl8
- ici 8c>nt 5xe8 8ur nnuz et c'e3t ae >2 Trance 5eulement qn'nn 2tteu6 un zecourz
^ c^u'elle ne peut reluzer ni clizzerer 82N8 une v6rit2dle 2baic2t!on." Das ist die Ton»
art; und man begreift nun wohl, warum der Galilee, den Herr Saint°Aulaire nach
Cafablanca sandte, die Stadt mit Granaten bediente. Am ersten August läßt tzerr
'Pichon in Madrid, London, Rom, Berlin, Petersburg, Wien und Washington
l melden, was er zu thun gedenkt. Am gleichen Tage erhält er von Herrn Paul
e Cambon, Frankreichs klugem Sachwalter in London, schon die Antwort:
1 l'ai lait counaitre 2ujoul<1'nni 2 8ir <Ütl2lIe8 Halclinße Ie8 6i8pc»8iucin8 que
l nou8 2V0U8 pri8e8 poul I2 82uveß2lde cles Durupeeu!; 2 (Ü232dl2nc2. Il m'2 clit
l a.ue le Louverneinent dril2nnic;ue n'2V2lt p25 I'iuteutioQ d'iutervenil. M2l3
jl il n'2 p23 c2et>6 qu'nn 2tten6ait äe8 me8ure8 ener^il^ue8 au Lnuvernement cie I2
^ Kepublique. Diese Depesche ist die wichtigste von allen, wurde aber nirgends erwähnt.
Warum? Weil sie nicht in die Feststimmung paßt, die wir gerade für den lieben
< Vetter überm Kanal empfinden mußten. Die Feier ist vorbei, und wir tonnen, nüchtern
nun, konstatieren, daß der liebe Onkel mit sorgsam leitender Hand neben Herrn
Elemenceau stand, während er seine Koffer für die Entrevue von Wilhelmshöhc
packen ließ. Wer im August vorsichtig andeutete, daß England ins Kartenspiel sah,
wurde als unverantwortlicher Hetzer verschrieen, für den Herr Müller»Meiningen
Stellung unter Polizeiaufsicht forderte. Nach Cambons Depesche erst kommt Stil in
die Aktion, die, natürlich, auch Herr Saint'Aulaire in sich drängenden Depeschen
fordert. Am zweiten August spricht Herr Carbonnel in der Wilhelmstraße von Frank-
reichs Absichten, am vierten gibt Herr Pichon unserm Badolin bei feinem Besuch im
Ministerium Aufschluß. »I1 n'2 t2it 2ucune c>d5erv2tion." Wie im Frühjahr 1904.
Am Vierten bittet die englische Colonie von Mazagan um französifchen Schutz (ohne
vorherige Anfrage im Foreigne Office? Anwahrscheinlich.), und die deutsche Colonie

folgt dem guten Beispiel. Am Fünften ist Herr Carbonnel wieder bei Tschirfchty «nd giebt ihm vom Stand der Dinge Kenntnis. Antwort: „DevaQt cle tels eveneluentx. uc»u5 Lomme» tous 5oliciilile3, n'en cloutex p25i c>n pnurla ^u^el cl»ll3 cez circollLtHnee«, 6e I» lo^Äute 6e notre palitique." Reizend; zu gleicher Zeit schössen die Franzosen Casablanca in einen Schutthaufen. Am Siebenten erzählt Herr Jules Cambon die Leistung unserm Leonhard. »C5'e8t excellent, so^ex 255urä c^ue vc>u3 ave^ toute« u«5 5^lnp2tdie5.' Herr von Tschirschty findet Alles exzellent und charmant (die grämliche Miene der Unfern kam später); Herr Eduard Grey versichert: „Frankreich konnte nicht anders handeln, und es ist gut, daß es gezwungen (von wem?) worden ist, energisch zu handeln"; in Petersburg wurde Alles gebilligt und guter Erfolg gewünfcht. Herr Tittoni, unser lieber Freund, endlich giebt zu Allem seinen Segen. Was nachher kam, ist nur die natürliche Entwicklung der Vorgänge dieser Woche.... Das ist die Sack» gasse, die in den Köpfen unfrer Offizieufen spuckt. Und da wundert ihr euch, daß tzerr Clemenceau mit fidelem Lächeln ins Purgatorium kroch und lein unschönes Wort zu hören bekam? Wollen wir die alberne Mythe, die uns zum^Gespött Europas macht, nun noch länger verhückern?,',
<.
... Vor wenigen Tagen erschien ein Buch über das Leben am preußischen Hofe in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts; ein Frauenbuch, das lehrreich wirkt, heute nur ein paar Sätze aus den Tagebüchern der Marie de la Motte« Fouqus, Rochows, desStaatsministersStiefschwester; Worte, die, nach sechzig Jahren, sich lesen, als ob die Schreiberin gestern die Augen geschlossen hätte. »Alle Menschen, die dem Könige nahe standen, wurden von ihm bezaubert, wenn er auf seine An» sichten einging.. Sieht man jetzt, nach einer fünfzehnjährigen Erfahrung, auf jene ersten Monate der Regierung zurück, so erkennt man nur zu deutlich die Anfänge unserer späteren Zustände. Augenblickliche Sympathien in dieser oder jener Richtung verleiten zu Bevorzugungen und Handlungen, die in der nächsten Zukunft fchon ohne Folge blieben; deshalb ward leine «Richtung konsequent vertreten; es bildete sich ein Parteigeist, der sich um so heftiger gegenüberstand, je schwankender d'er Schutz von oben sich für oder gegen denselben bewies. Der König glaubte, in der Nberzeugung seiner geistigen und irdischen Macht, über den Partheien zu stehen, während er die Beute derjenigen ward, die durch die Umstände zur Macht gelangten. Damals er» kannte man diese traurige Eigenthümlichkeit des Koenigs noch nicht so klar; man hielt die verschiedenartigen Bevorzugungen für Folge zu schnellen, durch die Ein» gebungen eines warmen Herzens gebotenen Handelns und hoffte von der Erfahrung mehr Ruhe und eine größere Ordnung der reich begabten, überquellenden Natur. Es war eine Eigenthümlichkeit des Königs, die er wohl durch eine lange Unthätigleit angenommen, Negierungsangelegenheiten mit Personen zu beraten, die außerhalb der Verhältnisse standen, und deren Aussprüche sie weder verpflichteten, danach zu handeln, noch ein« richtige Kenntnis der Umstände voraussetzen ließen. Sie hörten meist nur seine über» zeugende Sprache und erschwerten durch ihr unbedingtes Eingehen in des Koenigs Ideen den handelnden und verantwortlichen Männern ihre Aufgabe." Ich bemerke noch einmal: Die Entstehung dieser Zeilen liegt zwei Menschenalter zurück, und sie handeln von Friedrich Wilhelm dem Vierten, der sich bekanntlich immer sein Urtheil vorbehielt und an seinem Hofe nie etwas von einer Camarilla bemerkt hat.
Karl Schnihler.

Ist Frankreich kriegsbereit?

^VHisweilen — besser gesagt selten — lenken Pallamentsdebatten in einem demokratisch ^^ regierten Lande, wo die öffentliche Meinung tzerrschergewalt besitzt, die Aufmerk» jarnleit nicht nur desselben Volles, sondern ganz Europas auf gewisse allgemein wichtige Fragen. Eine solche — sozusagen internationale — Frage ist jetzt in der französischen Kammer, gleich nach dem Wiederbeginn ihrer Sitzungen, erörtert worden.

Ein ehemaliger Offizier, der ein wichtiges Amt in dem Ressort eines ehemaligen 'Kriegsministers bekleidet, der Hauptmann tzumbert, gegenwärtig Deputierter von Verdun, hat in einem Buche, das öffentliches Aergernls erregt, und nachher von der Redner» bühne herab den französischen Patriotismus durch eine wuchtige Kritik des nationalen Wehrsystems in Angst und Schrecken versetzt. Charles tzumbert bekämpft die seiner Ansicht nach gefährliche Vorherrschaft der Bureaus des Kriegsministeriums, die der Autorität des Ministers entgegenwirke, die Ausführung der für die Sicherheit des Landes unerläßlichen Mahregeln behlixre, allen Eifer und guten Willen lähme, die Sach» kundigen beiseite schiebe, die Uebelstände, unnützen Geldausgaben, die Routine und den Schlendrian verewig«, kurz, unser ganzes Wehrsystem auflöse und einer Katastrophe Vorarbeit«.

Nach Charles tzumbert wäre das Kriegsmaterial der französischen Armee im Vergleich mit dem des deutschen tzeeres so gut wie wertlos, die Maschinengewehre namentlich beinah unbrauchbar, das Lebelsche Gewehr längst veraltet und endlich unsere gesamten Befestigungswerke an der Grenze so gebrechlich wie Kartenhäuser.

„tzört man den ehrenwerten Herrn tzumbert", rief der General Picquart, ,,so glaubt man wirklich, man träume einen bösen Traum. Danach wären die Pläne schlecht entworfen, widersinnig ausgeführt und immer zwecklos. Die Mauern fallen um, die Kasematten haben Risse, die Kuppeln funktionieren nicht; wenn man eine Batterie Kanonen aufstellt, schießen sie nicht; die Rebenwerke sind nicht fest genug; das Ober» kommando ist lahmgelegt. Kurz, diefe Kritik unseres Festungssystems könnte betrüben, wenn sie nicht der Wirklichkeit widerspräche.

Nicht zufrieden unsere Angriffs» und Verteidigungswaffen herabzusetzen, be» mäkelt Humbert nicht bloß die Dinge, sondern auch die Menschen. Die Intrige und der Nepotismus, behauptet er, beherrschen unsere Armee und entscheiden über das Avancement. Alle unsere Offiziere lassen sich in zwei Kategorien einreihen: Zu der «inen gehören die untüchtigen, selbstsüchtigen Streber, die sich der höchsten Kommando» stellen bemächtigt haben; zu der anderen die große Mehrheit der rechtschaffenen, fleißigen und patriotischen Offiziere, die sich von allen höheren Chargen unerbittlich ausgeschlossen sehen, allen Hoffnungen und Illusionen entsagen und sich im stillen In» grimm verzehren. Also überall in der französischen Armee ein unumschränktes Cliquen» Wesen, konsequente Zurücksetzung der Tüchtigen und, wie tzumbert sich noch auszudrücken wagt, Verbrechen gegen das Vaterland.

Unter diesen Umständen braucht sich die wirkliche oder angebliche Begehrlichkeit unserer furchtbaren Nachbarn (Sie sind gemeint, meine Herren Deutschen!) — brauchen

sich unsere Nachbarn jenseits des Rheins mit ihren Annexionsgelüsten nicht länger zu genieren und erst noch lange aus eine günstige Gelegenheit zu warten über unser unglückliches Vaterland herzufallen: Se. Majestät der Deutsche Kaiser entsende bloh sein« Stallknechte, die genügen, ihm die Champagne ohne Schwertstreich zu erobern.

Aber es geziemt sich, von ernsten Dingen in einem ernsten Tone zu reden. Wenn Herrn Charles Humberts „böser Traum" ein Bild der Wirklichkeit wäre, so stehe ich nicht an zu behaupten, würde dies «in sehr großes Unglück für die ganze Welt sein.

Ich spreche hier in meiner Eigenschaft als demokratischer Abgeordneter, Freund des Friedens und Mitglied der Armeetommission. Da ich die große Ehre habe, für eine angesehene deutsche Zeitschrift zu schreiben, so will ich offen sagen, was ich denke, habe ich doch nicht vergessen, daß vor zwei Jahren mein ehrenwerter Kollege, Herr Lucien Hubert, «ine Einladung erhielt, in der Hauptstadt Ihres Reiches einen Vortrag zu halten, und daß ihm die Leute, die von unfern französischen Chauvinisten hartnäckig „unsere Erbfeinde" geschimpft werden, begeisterten Beifall spendeten. (Es gibt eben boshaftes Gewürm diesseits wie jenseits des Rheines.) Ich weiß, was man von solchen mörderischen Phrasen, solchen Worten des Hasses zu denken hat, mit denen man die Mißverstand» niss« zwischen den Völkern schürt und verewigt. Ferner bin ich, ehe ich Abgeordneter wurde, Geschichtslehrer gewesen und habe meine Schüler unparteiischerweise das Vater» land Goethes, Schopenhauers und Wommsens bewundern gelehrt. Ich mag nicht ignorieren, daß die modernen großen Nationen etwas Besseres sind als Besatzungen mit Kanonen gespickter Festungen, nämlich Heere organisierter Arbeiter und Träger des friedlichen Fortschritts. Ich glaube an eine dereinstlge Versöhnung der Völker und bin überzeugt, daß der eigene Vorteil mindestens ebenso sehr wie die Wissenschaft und die Philanthropie die „Vereinigten Staaten von Europa" zu kräftiger Gegenwehr gegen feindliche Rassen zusammenschweißen wird. Meine Ueberzeugungen geben mir also das Recht, mir Franzosen, mit Deutschen frank und frei zu reden.

Da es fich in diesem Artikel um die Armee und ihre Kriegsmtssion handelt, so behaupte ich also, wenn Frankreichs Wehrsystem wirklich auf fo schwachen Füßen stände, wie Herr Charles tzumbert, ein — was ich zu beachten bitte — republikanischer Deputierter und Mitglied der Majorität, so laut erklärt, so würde dies ein Unglück für Deutschland sowohl wie für Frankreich, ja ein UnheU für die ganze europäische Zivilisation sein. In dieser Ansicht begegne ich mich mit dem Deutschen Kaiser, der, als er kürzlich das verrückte Treiben unserer Anttmilitaristen verurteilte, die Bemerkung hinzufügte, alle Völker und alle Regierungen seien solidarisch, wenn das nationale Interesse auf dem Spiele stehe.

Dieselben Ursachen bringen überall dieselben Wirkungen hervor. Entwickeln sich die Fermente der Zersetzung heute bei uns, so entwickeln sie sich morgen gewiß bei unseren Nebenbuhlern, und das würde einen allgemeinen Zerfall bedeuten. Man müßte dann nicht „linis I^IIiae!" oder „lim« Oermanme I" schreien, sondern „lmis Europa«l" und die Weißen müßten daran denken, der stärkeren und gesunderen gelben Rasse Platz zu machen.

Jawohl, alle Völker wie alle Regierungen sind solidarisch auf dem Feld« des nationalen LebenS wie in der scheinbar heiteren und höheren Region der Wissenschaft,

der Philosophie und der schönen Künste. Raum ist zwischen ihnen nur für einen edleren, nicht «inen blinden und mörderischen Wettlampf. Das Voll, das über den Untergang einer benachbarten Nation spotten und frohlocken würde, well sie eine Neben» buhlerln sei, wäre ebenso töricht wie der Stadtbürger, der über den Ruin, die Kren!» heit oder den Tod seines Nachbars sich freuen würde, denn wer weiß, ob dieser ihm nicht zu Hilfe eilen würde, wenn eines Tages der Blitz bei ihm einschlüge. Neben Gründen zu Zwietracht und Krieg gibt es zwischen allen Völler« desselben Erdteils Elemente der Lieb« und Einigkeit. Wir Völler des alten Europa gehören sämtlich zur weihen Nasse und erfreuen uns derselben weit vorgeschrittenen Zivilisation!

Es wird Ihnen nun aber nicht schwerfallen zu glauben, daß der Abgeordnete von Verdun Uebereifer gezeigt und sich vergeblich bemüht hat, die Nation zu er» schrecken. In Frankreich wird glücklicherweise die verständige öffentliche Meinung mit den Uebertreibungen seiner Katone ebenso leicht fertig wie mit dem lächerlichen Ehr» geiz seiner Talmi»Eäsaren. Von humberts pessimistischen Behauptungen, die in der Kammer der Deputierten scharf geprüft wurden, hat sich leine — oder nur sehr wenig« — als begründet erwiesen. N. Nestimy, ehemaliger Berichterstatter des Vlarinebudgets und gegenwärtig Berichterstatter des Kriegsbudgets, und der General Picquart haben in ausführlichen, mit zahlreichen Belegen und Beweisen gespickten Auseinandersetzungen, sowie die Herren Etienne und Berteaul in kurzen Iwischenreden die Behauptungen des Deputierten von Verdun Stück für Stück widerlegt und voll« Klarheit geschassen. Die Kammer tonnte sich endgültig überzeugen, daß die von Herrn Eharles tzumbert gerügten Mängel keineswegs die Negel ausmachten, fondern nur Ausnahmen bildeten. Es finden fich allerdings IInvolltommenheiten in einer so gewaltigen und komplizierten Ausrüstung wie die der Armee eines großen Landes, — zumal man bedenken muß, daß das Kriegswesen in beständiger Weiterentwicklung begriffen ist, aber das sind Un» Vollkommenheiten, die allem Menschlichen anhaften, und denen abzuhelfen man bei uns «ifllg beflissen ist. Die Nednel der Negierung und der Minister selber zitierten zum Beweis« ihrer Behauptungen ähnliche Schwächen der deutschen heeresorganifation. Man verwies auf das „vollständige Fiasko der deutschen Feldartillerie, deren Material 1896 bis 1899 in Dienst gestellt wurde, ab«l viel Iah« später endlosen Umarbeitungen und Verbesserungen unterzogen werden muhte und sich noch heute nicht mit dem unsrigen messen kann, ja nicht einmal in sich selber die richtige UebereinstImmung aufweist." Dies waren des Ministers eigene Worte. Sie bezweckten nicht «ine Herabsetzung des deutschen Kriegsmaterials, sondern sollten bloß darauf hinweisen, daß Ueberstürzung und Un» geschicklichteit überall die nützlichste Tätigkeit hemmen und den lobenswertesten Elfer in falsche Bahnen lenken kann. Was aber unser Festungsnetz betrifft, so muh es wie das Ihrige beständig abgeändert werden, da ja auch die Zerstörungswerlzeuge sich beständig vervollkommnen. Abgesehen davon, daß man «in ganzes Befestigungssystem nicht im Handumdrehen von Grund aus umwandeln kann! Es ist also nicht verwunderlich, daß man an manchen Einzelheiten dies oder jenes auszusetzen findet, aber ist das nicht auch bei Ihnen der Fall?

Ein Abgeordneter, getrieben von feinem glühenden Patriotismus, erklärte, indem er sich auf «in«n Kriegsschriftsteller berief, die französische Armee sei der deutschen durch«

<» <»
aus gewachsen, brauche sich überhaupt vor keinem Gegner zu fürchten und werde dies durch die Tat zu beweisen jederzeit imstande sein.
Solche — immer gewagten — Vergleiche möchte ich nun nicht gern anstellen, aber das darf ich wohl versichern, daß unsere Armee ihrer Aufgabe gewachfen ist, und freue mich, des Weltfriedens wegen, daß dem so ist.
Thierry-Eazes,
Mitglied der französischen D«putieit«nka»m«l.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

II»)

(^m Dezember 1871 legte Kielland «in einfaches juristisches Examen ab, reiste nach <) Stavanger zurück, vermählte sich das Jahr darauf im Alter von nicht mehr als 23 Jahren, taufte das Ztegelwerl Malde und betrieb fein Geschäft, das für ihn paßt«: „viel Motive, wenig Arbeit und leine Fuchferet", d. h. keine Unredlichkeit.
Er litt in diefer Stellung unter einem Uebelstand, dem Druck seiner Umgebung. Was seine Ansichten betraf, stand er durchaus auf gespanntem Fuß. Die Kleinstadt» aristotratie war Hochtonservativ, und im Jahre 1872 hatten in Norwegen die hergebrachten Porurteile noch nicht die geringste Erschütterung erfahren. Er war in einer Lage wie Ludwigs«« in seinem später« Schaufpiel „Der Professor". Alles, was er hochhielt, war Verwandten wie Freunden ein Greuel, was er verabscheute, war ihnen Religion. Er fand bei niemandem Verständnis, außer bei seiner jungen Frau, konnte sich nur durch Geschmeidigkeit und Glätte durchwinden. Auch hatte er Vertreter des alten Glaubens unter den Nächststehenden. Sein älterer Vruder war Pastor, sein Großvater mütterlicherseits war einer der herrischen und despotischen Prälaten des Landes gewesen. 1878 wurde ihm der Druck so unleidlich, daß er gegen den Willen seines Vaters sich für einige Zeit durch eine fluchtartige Reise nach Paris davon befreite. Ein volles halbes Jahr hielt er sich dort auf und empfing, ohne auch nur einen Franzosen, eine Französin kennen gelernt zu haben, die nachhaltig« Einwirkung großer Kultur, ent» wickelter Kunst, freier und weiter Verhältnisse. Auf der Reise reifte fein Talent, das erst jetzt Früchte zu zeitigen begann. Das kleine Schauspiel „Auf dem Heimwege", das unmittelbar vor der Rückreise in einer Zeitschrift erschien, verriet nicht nur weiteren Kreisen, sondern ihm selbst die Begabung, die er besah. Und nun gärte es in ihm. Er mußte frei atmen.
Alexander Kiellands vornehmste Eigentümlichtelt liegt darin, sich auch nicht einen Augenblick als Poet gefühlt zu haben, der laut zu träumen hätte, sondern von An» beginn als ein Kombattant, der sich in den Kampf hinauswagen müffe. In seinen Briefen aus dem Jahre 1879 äußern Kampflust und die Furcht vor Feigheit sich immer wieder wie ein Refrain.
„Energie und rücksichtsloser Wut, daran gebricht es mir; ich bin darin zu fein. Deshalb schieße ich auch Spatzen; aber ich bin mir dessen wohl bewußt. . ., schwer» lich werde ich je einen großen, starten Kampf ausfechten; mir ist nur beschieden, halb aus dem Hinterhalt mit meinem Degen zu stochern... Im Grunde ist es schab«,
') «!«!,« .Morgen', Heft 2».

«»»
«, <»
Georg Brandes: Alexander L. Kielland 787
!
dah ich nicht mehr Wut habe,- ich glaube aber doch, es wird besser gehen, sobald ich
, in»» einmal in der Literatur festen Fuß gefaßt habe.
Und wieder und noch, nach jedem neuen Beweis von Tapferkeit, scherzhaft die
Angst: „aufs neue eine Memme zu werden." — Wahrhaftig, es gehörte Wut dazu,
in 'Norwegen den großen Krummen zu bekämpfen, der auf uns allen lastete und den
man nie zu treffen vermochte.
Heutigentags, da man bis an den tzals mit Erklärungen überfüttert wird: Sache
des Dichters fei Schilderung, nicht Kampf, er habe das Leben darzustellen, nicht Ideen
z» erörtern — wird man in diesen Aeußerungen wahrscheinlich ein beredtes Zeugnis
dafür erblicken, daß Kielland seinem innersten Wesen nach kein Dichter war. Wit Un«
recht. Nicht eine Minute hat er anderes als Leben schildern wollen; was ihn jedoch
zu» Dichtung trieb, war die Empörung, von der ja schon das Altertum der Ansicht
war, daß sie die Verse schaffe.
Das kleine drückende Gemeinwefen, von dem er umgeben war, vermochte er nicht
zu missen, denn wie wenige fesselte ihn die norwegische Küstenstadt, besonders die
großartige, wilde Natur ihrer Umgebung, der Iäder mit seinem Charakter der tzölle
Dantes. Dieses kleine Gemeinwesen war indessen doch nur eine Winiatur des großen
norwegischen, auf das zwei Mächte ihre Hand gelegt hatten: das orthodoxe Kirchentum und
das Beamtentum. Die kirchliche tzerrfchaft führte zu starrköpfiger Beschränktheit und
üppig blühender Heuchelei; die Beamtenherrschaft hatte die Kluft zwischen den Ständen
zur Folge — zwischen Obertlasse und Bauer und Fischer, dieser Unterklasse, die den
unterdrückten, nie zu ihrem Rechte kommenden Nationen glich. Sie beschwor überdies
den ständigen politischen Streit der noch immer am Nuder befindlichen Rechten mit
der unter Sderdrups Leitung fich langsam aber sicher emporringenden Linken herauf.
Wie Nef Kielland die zwischen den Ständen herrschende Kluft und das Unrecht,
das dem gemeinen Mann« widerfährt, empfand, davon zeugen alle seine Bücher. Man
erinnere sich an den Gegensatz zwischen dem Begräbnis des Konsuls und dem
Mariannes in „Garman K Worse", sowie an das ganze Buch „Arbeiter" mit der frucht»
losen Klage des schlichten Fischers, die im Chaos des Gerichtsdepartements verschwindet
und nie gelesen, geschweige denn einer Beachtung gewürdigt wird. Nicht minder be»
achte man die Energie, womit er die Vorurteile brandmarkt, die Madeleine verbieten,
den Fischerburschen, den Warteper, zu heiraten, oder die den Dr. Bennecken von der
Flschertochter Kristine absperren, wodurch sie dem Untergang in den Armen eines siechen,
verworfenen Greises preisgegeben wird.
Ohne politisch Partei zu nehmen, griff Kielland als Schriftsteller der norwegischen
Linken mächtig unter die Arme und half ihr auf, indem er ihr die Unterstützung der
Intelligenz zuführte und durch seinen Witz und sein geistiges Uebergewicht sie ins
Necht setzte. Die alte Beamtenpartei hatte in Norwegen wie in Dänemark die Intelligenz
in Stich gelassen und sie den Vertretern des lutherischen Muckertums ausgeliefert. Von
ihr war nichts zu hoffen.
Sollte sie gestürzt werden, so konnte es nur durch die politische Macht, die sich
Linke nannte, das Bauernvolt, geschehen. Allerdings war auch von diesem in bezug
«uf Aufklärung nicht sonderlich viel zu erwarten — die Bauern waren um nichts

weniger bigott als die Städter —, doch teils hatte die Linke notgedrungen Geistes» freiheit auf ihre Fahne schreiben müssen, teils hieß es, dem hervorragendsten politischen Talente Norwegens wäre es gelungen, die alte, ewig nur sparende Vauernlinke in «ine Linke im europäischen Sinne zu verwandeln.

John Sverdrup hatte stets die Haltung eines Freidenkers eingenommen. Er war zum mindesten lein Grundtvigianer, ebensowenig ein Anhänger Kierkegaards. Ihm war, wie er zu sagen pflegte, Kierkegaard „ein hysterisches Wannsbild". Mit ihm schien demnach echter moderner Freisinn zur Macht zu gelangen. Noch wurde er mit Spott und tzaß als der kleine schwarze Bauernfänger verfolgt; aber alles, was es in Norwegen und Dänemark an Intelligenz gab, arbeitete für ihn und trieb ihn vor» wärts. Wohl kam er um das Jahr 1880 als ein geschlagener Mann, krank und er» schöpft, nach Berlin. Ich sah ihn da längere Zelt fast täglich und fürchtete für sein Leben, an das sich so große Hoffnungen knüpften. 1884 geschah dann auf einmal das Unerhörte. Er stand als norwegischer Konseilspräsibent da. König Oscar hatte sich an den schärfsten Gegner des Unionskönigtums gewendet.

Da zeigte es sich, daß es auch innerhalb der Linken mit dem Freisinn auf religiösem Gebiet nicht sonderlich bestellt war. Schon bei dem Feste, das im Sommer 188«l Johann Sverdrup zu Ehren in Stodsborg abgehalten wurde, bekam man da» von einen Vorgeschmack. 28 war zu der Zeit, wo eben C. Berg mit hörup und den übrigen Männern vom „Morgenblatte" gebrochen hatte, „well er nicht mit Freidenkern zusammen arbeiten könne". Sverdrup, der, wiewohl ein alter Bekannter von högsbro, mit allen seinen Sympathien der radikalsten Seite angehörte, hätte hier durch sein Auftreten, auch ohne Parteinahme, die radikale Sache zu stärken vermocht. — „Laß uns wenigstens nicht im Stichel" hatte man ihm gesagt, und das gelobte er voll Wärme. Darauf folgte die in Stodsborg gehaltene fromme Rede: wie Gott ihn von Stufe zu Stufe gefühlt habe, und wie er ohne Gottes Fügung nie «in Politiker geworden wäre — als ob er, oder wer immer unter Voraussetzung einer Vorsehung, ohne deren Willen irgend etwas werden tonnte. Und dazu die Wendung: „Sollten starte Geister dies eine Schwäche von meiner Seite nennen, so muß ich eben den Schlagschatten, der damit auf mein Leben fällt, ertragen."

In seinem Ministerium wurde, besonders durch seinen Vetter Jakob Sverdrup, die Kirchlichkeit eine Wacht, und unter der Herrschaft der Gemäßigten, denen Kielland in seinem „Iohannisfest" den witzigen Spitznamen „die Kaninchen" gab, äußerte dies« Macht 1886 ihre schmählichste Wirkung: die norwegische Linke lehnte den Antrag auf Verleihung eines Dichtergehalts an den mit steten ökonomischen Schwierigkeiten kämpfen» den Kielland auf den Appell hin ab, den der nachmalige Staatsrat Lillendahl an die Bauernschaft Norwegens richtete: „Auf, Bauern, auf, heute wie einst! Doch ich füge auch noch hinzu: hüte dich, Bauer, hüte dich auf deinem Wege vor der falschen Geistes» richtung! Sie ist nicht zu deinem heil! hüte dich davor, um des Landes, um deiner selbst und deiner Kinder willen! Die Annahme des Antrags hieße diese Nichtung in einem ihrer wichtigsten Vorkämpfer ehren und anerkennen."

Die Mehrzahl der norwegischen Bauern stützte die hochtirche. Zu ihr gesellte sich aber auch noch, was man die Männer der nieder« Kirche nennen tonnte, das

Reich Lars Sftedals, jenes «Reich, dem «ielland im „Iohannisfeste" den Krieg erklärt hatte. Ich erinnere mich deutlich eines Tages, an dem ich mit Kielland an Stavanger vorbeisegelte und wir drinnen am Lande schwarze Puntte sahen, schwarze Voltsmassen, weithin auf dem Grase gelagert. Kielland erklärte mir, daß diese Menge herbeigeströmt sei, um einen Geistlichen zu hören, einen in ihren Augen heiligen Wann, der im Laufe der Jahre einen noch nicht dagewesenen Einfluß gewonnen habe, predige und bete, baue und verwalte, Versammlungshäuser errichte, Bethäufer, Erholungsheime, Kapellen, Magdalenenheime, Kinderhorte, Spitäler, Blindeninstitute. „Um sich hatte er eine Schar Männer versammelt, die ihm unbedingt ergeben waren und mit ihm arbeiteten. Meistenteils Leute, die verschiedenes hinter sich hatten — an einer versoffenen Jugend, erweichen Bankrotts oder dergl. laborierten, die aber als seine Mitarbeiter eine leise, fettigfahle Wohlbeleibtheit ansetzten, als ob sie im Dunkel hausten und gut tafelten."
In der Erzählung besitzt Oftedal noch größere Macht über die Frauen als über die Männer, gebraucht fie aber einzig zur Befriedigung seiner Machtgier. Er freut sich der Askese, die er der jungen, blühenden Konstanze Blomgreen aufzwingt. Er berührt sie niemals selbst. Wie weit blieb Kielland hinter der Wirklichkeit zurück! Wie ritterlich war er nicht in seinem Angriffe! Keine einzige Anspielung auf das Leben, das Oftedal in Wirklichkeit führt«. Schwach ist daher der Schluß seines Romans, ver» glichen mit dem Zusammenbruch im Leben Vftedals, da er — nach der Entdeckung, doch bevor fie veröffentlicht wurde — ebenfo klug als frech, vor den Altar trat, feiner Gemeinde zu ihrer höheren Erbauung das von ihm geführte fchrecklich fleischliche und ruchlose Leben bekannte und stehenden Fußes Vergebung von ihr erlangte! Das er» eignete sich 1891, vier Jahre nach dem Erscheinen des Nomanes.
In der Zwischenzeit hatte auch Knut hamfun oftedal angegriffen. Doch Kiellands Angriff war der erste und entscheidend«. Er unternahm ihn als Wortführer der Kultur. Und was er schrieb, das traf und fchmerzte. In jedem neuen Buch richtete er einen wohlgezielten Schlag gegen einen verächtlichen Zustand, gegen Beamtenhochmut und Beamtenträgheit in „Arbeiter"; gegen kirchlichen Hochmut, die aufgeblasene theo» logische Nichtigkeit in „Schnee"; in „Iatob" gegen die Gefahr, die von der rohen Kulturfeindlichteit des geizigen Bauers als eines Emporkömmlings drohte.
Wollen Dänen die Starte seiner Angriffe an der eigenen haut erfahren, so mögen sie nur an die Bagatelle von ein Paar Bogen in Duodezformat denken, die Kopenhagen traf und den Titel „Treu" trägt. Sie wurde in der Kopenhagener Presse in affektiert überlegenem Ton behandelt. Man war ja fo gewohnt von den Fremden, die zu Besuch in die dänische Hauptstadt kamen, schale Schmeicheleien zu vernehmen und sie mit Bravour in den Blättern abzudrucken. Was Wunder, daß man diese kaltblütige, aber scharfe Satire über dänische Hundevergötterung und Hosvergötterung mit Hohn verwarf. Den possierlichen Scherz, daß alle auftretenden Personen, ohne Ausnahme, Hansen heißen, wies man als wohlfell zurück, und niemand erwähnte die Worgenstimmung auf dem Amalienborgplatze: „In einem Fenster des Palastes lag «in galonierter Bedienter und bohrte sich in der frühen Morgenstunde in der Nase." Und doch machte dieser ohne alle Ehrerbietung aufgefaßte rote Lakai eine fo gute Figur in der Landfchaft.

Ein ärgerlicher Fehler ist es nur, daß Kielland hier mit dem edlen dänischen Hunde die häßliche gelbe Dogge verwechselt. Sie ist es, von der es heißen sollte: „Diese« starke, breitbrüstige Tier mit den schweren Tatzen, dem schwarzen Schlund und den fürchterlichen Zähnen, das aber so gutmütig, unschädlich und liebenswürdig ist — er» innert es nicht an die berühmte, unverwüstliche dänische Loyalität, die jeder Ungerechtig» teit oder Mißhandlung nie anders als mit wedelndem Schweife, den Bauch auf der Erde, und mit leckender Zunge begegnete?"

Welcher Däne hat je ein Wort gegen die Wachthunde gesagt? Keiner außer dem Kandidaten Viggo Hansen in Kiellands Erzählung, der bemerlt: „Nichts ist ungereimter, als daß ein armer Mensch, der in seiner Kohlennot seinen Sack von einem Kohlen» berge füllen kommt, von wilden Tieren zerrissen werden soll. Zwischen einem so geringen Vergehen und einer so furchtbaren Strafe ist durchaus lein vernünftiges Verhältnis. Als hierauf der Kohlenhändler ihn heftig anfährt, was denn der Kandidat unter einem vernünftigen Verhältnis zwifchen Verbrechen und Strafe versteh«, erhält er zur Antwort: „Wenn ich z. V. von einem Großhändler, der 2—300000 Tonnen Kohlen besitzt, hören würde, daß er einem armen Teufel verwehrt habe, feinen Sack mit Kohlen zu füllen, wofür dann dieser selbe Großhändler zur Strafe von wilden Tieren zer» risfen worden fei — ja sehen Sie, da wäre das etwas, was ich leicht verstünde; denn zwischen einer so großen Herzlosigkeit und einer so grausamen Strafe wäre doch ein vernünftiges Verhältnis." Selbstverständlich wird der Kandidat vor die Tür gesetzt, und Kiellands „Treu" erging es in Dänemark wie ihm.

Sonst aber wurde Kielland von der jüngern Generation in Dänemark vortresflich aufgenommen. Er paßte als Streiter in die Situation und erwies den Dänen die Ehre, sich ihren Schriftstellern verwandter als den norwegischen zu fühlen, wiewohl die ungewöhnliche Freundschaft, die Vjörnson ihm früh und dauernd fchentte, in Kielland fast Sohnesliebe für ihn erweckte. In Dänemark stand er von seinem ersten Auftreten an Edvard Vrandes sehr nahe ^ sie bearbeiteten gemeinschaftlich „Garman H Worse" für die Bühne — desgleichen wurde er I. P. Iacobsen ein liebevoller und verständiger Freund. In Kiellands Haus wurde Iacobsen wie ein Familienmitglied aufgenommen und führte dort den äußerst passenden Spitznamen: die Exzellenz. Es war ein schönes Bild, ihn, auf Kiellands Sofa hingestreckt, den Kindern Märchen erzählen zu sehen.

Zum Kampf gegen das Aebermenschentum.

Von Dl. S. Saenger.

Hs^un ist es, seit im Mannheimer Rosengarten sich auch die deutschen «Rechtsanwälte ^^ gegen das Aebermenschentum in seiner juristischen Gestalt, den Ueberrichter, er» Närt haben, vollends um das Aebermenschentum geschehen!

Du arme Schöpfung eines überhitzten Philosophengehirnes, dessen Ideal cäsarische Gewaltmenschen, dessen Zuchtmittel zur Aufbesserung der Aasse die Eisenstangen des Tierbändigers sind: du bist, samt deinen zahmeren Vorahnungen von herallit bis aus hobbes herab, nun auf ewig der Verachtung der gerecht und sozial»ethisch empfindenden Menschheit preisgegeben, unter dem demütigenden Gelächter unserer stärksten Dialektiker

als kulturwldrig entlarvt und als Ausgeburt bösen Willens und unhistorischer Denk«
weise vor den Augen aller Welt zerfasert . . .
Der Vorgang ist tiefernst, darf durch Satire nicht entheiligt werden. In der
Menschheit lebt, seit unausdenNichen Zeilen, der Glaub« an die lulturschöpferische Mission
des Genies; des Finders, Erfinders, Pfadfinders. Ein falscher Glaube? Erst der halb«
gott, der, zum Staunen des dumpfen und stumpfen Menschengewimmels, den Voll»
göttern die Geheimniffe, die technischen Mittel der Schöpfung raubt und mit dem
promethcischen Junten die halbmacht seiner irdischen Wohnslalt erleuchtet. So fängt
er das Chaos zu gestallen an und zwingt die träge Masse, wider die eigene Lust und
die niederziehende Macht tierischer Gewöhnung, die königlichen Wege trassieren zu helfen,
die allmählich, unter martervollen Strapazen, in das Reich der Gefittung und der
Freiheit führen. Nasch ist die Periode der Augiasstallreinlger, der Heroen und halb»
götter vorüber: die der Könige und weisen Gesetzgeber hebt an. Eine edle Schar
erleuchteter Seher und Dichter und Denker wandelt austlärend, das harte, aber uner»
läßliche Geschäft rücksichtsloser Zuchtmetster verllärend, an ihrer Seite. Schon quälen
im Entenpsuhl die Fröfche, in den Niederungen im männermordenden Frofchmäufe»
trieg befangen, während über der Erde, unter den Augen ewig leuchtender Sterne, die
Giganten von Berge zu Berge fchreiten, in Gruppen leuchend eng verschlungener
Streiter. Ach, der Weg aus dem Dunkel ins Licht ist weit: und an den Mänteln der
Fackelträger hängen, mit der Wucht bleierner Gewichte, der kurzsichtige Mißverstand,
die ängstliche Sorge um das augenblickliche Wohl, die Gleichheitssucht wlllensschwacher
Eintagsfliegen. Aber sie rasten und verzagen nicht, die heldischen Zutunftsgestalter,
weil fie nicht dem Glück, dem Iagdobjekt der Schwachen und Bequemen, fondern ihrem
Schicksal von Aufgabe nachstreben und erst mit dem letzten Atemzug ihrer Arbeits»
Mission entsagen.
»
Diese dem natürlichen Empfinden auch heute noch geläufige Abstufung mensch»
licher Werte versucht eine im übelsten Sinne demokratische Gegenströmung ins Wanken
zu bringen. Sie geht an der geschichts» und lulturphilosophischen Orientierung der
besten Köpfe, der fchärfften Denker, der edelsten und großmütigsten Menschenfreund«
achtlos vorüber und verschweigt, daß Politiker von radikaler Gesinnung, wie John
Stuart Mill, den Satz verkündet haben, daß die großen Einäugigen das Salz der
Erde bildeten, und das Leben der Gesellschaft ohne die schöpferische Leistung des Genius
einem großen stagnierenden Sumpfe gleichen würde. Da es gilt, einen kostbaren Er»
kenntnisbefih gegen unbedachte Angriffe zu verteidigen, stelle ich zunächst die Ueber»
zeugungen einiger führenden Geister zusammen, ehe ich eine wahrhaft demolratifche,
moderne Interpretation versuche: es wird sich zeigen, daß sie nichts als die entwickeln»
den und deutenden Kommentatoren eines dumpfen Wenfchheitsgefühles sind.
Von Wilhelm von Humboldt ist bekannt, daß er die schaffenden geschichtlichen
Kräfte im Singulare«, Individuellen sieht, nicht in der identischen Wiederholung der»
selben Zustände, Vorgänge und Handlungen; das Neue, den Fortschritt Bedingende,
läßt sich daher nicht berechnen, höchstens ahnend vorhersehen, weil die ursächlichen

Antriebe zu ihm, die der Historiker aufzählend und aneinanderreihend zu beschreiben versucht, sich ins Dunkel des Unterbewußten, Unbewußten, Physiologischen und Kos» mischen verlieren. Im Vereich des reinen Maturgeschehens haben wir es aufgegeben, in das Wesen des Werdens und Erzeugens einzudringen; die Gleichförmigkeit des Naturverlaufes genügt aber für die Zwecke der Naturbeherrschung. Wo aber der de» seelte Wille zu den wirkenden Ursachen gehört, wie im Gesellschaftsleben, ist die Ungleichartigkeit der Vorgänge das Wesentliche, das, woran eigentlich dem Menschen liegt, das, was er als das Wertvolle an ihnen betrachtet. Dieses Wesent» liche und Wertvolle an den menschlichen Handlungen, die den Geschichtsverlauf de» stimmen, ist der ideelle Zusah zu dem Gleichartigen: aus ihm resultieren die Ideen in der Geschichte.

Diese Ideen nun, die vorwärts und aufwärts treiben, find stets an hervorragende Individuen geknüpft: Kant, Schiller, Goethe, Fichte, Schopenhauer, Hegel, Schelllng, Novalis und das ungezählte Heer der von ihnen Befruchteten find gleicher Meinung. „Es gibt in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur er» reicht werden, weil eine unerwartete Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt. Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäußerung setzen muß." Diese Kraft zeigt sich in der besonderen Rassenleistung und, innerhalb (wie außerhalb) ihrer, in der her» vorragenden Einzelleistung: im Genie. Steinthal beschreibt Humboldts Gedanken» bewegung so: die geistige Zeugung geht vom Genie aus; ohne Anerkennung geistiger Zeugung keine Geschichte; Genie ist ein Individuum, dem sich eine Idee anvertraut hat; die Idee ist die erzeugende Kraft. Nach Humboldts eigenen Worten geben die großen Individuen „durch die Kraft ihrer Eigentümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung"; „in allen Zeiten sind, ohne die wenigen in die Augen fallenden Betfpiele zu erwähnen, wo einzelne in Kunst, Wissenschaft und menschlicher Weisheit ihrem Volke eine andere Richtung gaben, Reformatoren aufgestanden, die plötzliche Umwandlungen der Religion. Ver» fassung und Sitte bewirkten".

Das scheint so selbstverständlich, so sehr im Einklang mit der alltäglichen Er» fahrung und der alltäglichen Uebung bei der spontanen gegenseitigen Abschätzung, die aus Feigheit oder Schwäche nur nicht immer laut zu werden braucht, bei der all» jeitigen Anbetung von Göttern oder Götzen: daß nur der Erklärung bedarf, wie es möglich war, die Genie»Feindlichteit, den haß gegen die Großen in der Geschichte in solchem Umfange zu einer ansteckenden Krankheit zu machen. Sollten die zu unsere« Rationalismus so schlecht passenden heroischen Benennungen („Held", „Uebermensch") verstimmt haben? Ein geistreicher französischer Soziologe, Gabriel Tarde, betrachtet als Grundgesetz der Kulturentwicklung die Nachahmung der Taten, Handlungen und Verhaltungsweisen der geborenen herdenführer, deren Denken, Fühlen, Wollen und Gestalten die Gattungsvernunft stärker repräsentiert und mit unvergleichlich größerer Instinttsicherheit das der Gattung Nützliche vorhersieht, bekennt und beherzigt als der Durchschnitt. Sie sind die repräsentativen Männer, deren Wesensart und soziale Be» deutung Emerson so geistreich analysierte; die Helden Carlyles, denen wir zwar keine

Kultstätten mehr weihen, keine Altäre mehr bauen, aber nach denen der Mensch ein unaustilgbares Verlangen im herzen trägt. Ein Verlangen, das sich in Zukunft sicher noch steigern wird, je mehr nämlich die absolute Unproduttivität der durchschnittlichen Beamtenleistung erkannt werden wird.

Nie Verdunkelung des Sachverhaltes kommt auch daher, daß die naturwissenschaftliche Methode die Grenze nicht respektiert, die ihrem Erklärentonnen gesetzt ist; ferner daher, daß bei fortschreitender Nationalisierung eine Halbkultur leichter und eher erreicht wird als Wirt» ltche Bildung, der es Bedürfnis ist, dort zu verehren, wo sie aufhört, zu begreifen; die es vorzieht, sich durch Anerkennung bahnbrechender ideeller Leistungen oder genialer Willens» konzentration zu erhöhen, als durch den Versuch, die Impotenz mit der Eminenz gleich» zustellen, die Distanz zwischen Genie und Kretin zu verkleinern. Auch mögen zur Irreführung der Masse die falschen Erklärungen beigetragen haben, die über das Wesen der dem Genie zukommenden Originalität verbreitet sind. 2s schafft nicht aus dem Nichts, gleich als ob es aus dem luftleeren Naum in den lufterfüllten Fmpulfe geben könnte; nicht in jedem Vetracht gleicht es Nietzsches au'i sich selbst rollendem Nade. Das Materials ihrer Leistung, den Stoff, entnimmt es der natürlichen und sozialen Umwelt, die von einer Ueberfülle zukunftreicher Keime geschwängert ist. Aus dieser Umwelt voller Anstöße und Anregungen empfängt es seine Offenbarungen, die al<o in materieller Hinsicht nicht originell sein können. An diese seine sozialpsychlsche Gebundenheit erinnerte darum Goethe das Genie, indem er es vor dem Wahne des Uebermenschentums warnt:

Kaum bist Du tzerr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich, schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist Du von andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit de>- Welt in Frieden!

Ich müßte aber Dutzende seiner Sprüche und Aussprüche anführen, um zu beweisen: daß Goethe sich keine Gesellschaftsordnung vernünftig dachte, in der die Menschen nicht nach dem sozialen Werte ihrer Leistungen Schätzung und Verwendung fänden; daß sich seinem Geschmacks (der kein rein wissenschaftlicher war) Kulturgefchichte in die Geschichte genialer Leistungen und Männer auflöste, und endlich, daß er die Orlginalltätssucht und den Dünkel für Schwächen hielt, die bedeutende Menfchen zuweilen mit den Gernegroßen des Durch» schnitt« teilten ... ->

Auch über diesen Puult verdanken wir Wilhelm von Humboldt die kostbarste Auf. tiärung. „Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren En<» deckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden war. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur diefer schöpferischen Kräfte sie eigent- lich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch so viel offenbar, daß in ihnen immer ein Ver» mögen obwaltet, den gegebenen Stoff zu beherrschen." Damit ist schon gesagt, daß Massen» bewegung, eine tilebartige Nlchtung des Gesamtbewußtselns, der öffentlichen Meinung auf neue Ziele (Ideen) und neue Mittel der Lageveränderung so gut vorhanden sein

muß wie ble Genialität großer Individuen, diesen aber die Aufgabe zufällt, die Ideen zu realisieren, ihnen weniger Gehalt als vielmehr Gestalt zu geben. Ihre Leistung ist formaler Natur.
Das macht ihre Leistung nicht weniger entbehrlich: mindert um leinen Deut den Grund, sie zu verehren; lehrt aber freilich verstehen, warum die große singulare Leistung, die schöpferische Synthese des genialen Menschen soziale Wirkung haben muß. Er ist sozial» physisch, so gut wie jeder andere Mensch der Gruppe, der er zugerechnet wird, von den Kollektivkräften abhängig, über deren Tendenzen er bei steigender Bewußtheit Klarheit ge» winnt. Diese Gruppenseele nährt ihn; ihre Triebe treiben, ihre Bedürfnisse quälen ihn.
Cr findet auf jedem Gebiet menschlicher Betätigung, in der Kunst wie im praktischen Leben. Spuren, die zur nächstmöglichen Entwlckelungsstufe führen. Sein Instinkt antizipiert sie und verscheucht die Wollen, die den gangbaren Weg in die Zukunft verschleiern. Daher ist ein wissenschaftlicher Begriff, eine philofophlfche oder politische Idee, ein künstlerisches Symbol, eine Neuordnung von Mitteln zu sozialen Zwecken lebenskräftig nur insofern sie der Ent» wlckelungsrlchtung der Gruppenseele parallel laufen. Es liegt in der Natur der genialen Leistung, daß sie Antizipation der zukünftigen sozialpsychischen Notwendigkeiten ist, und es ist eine selbstverständliche Folge ihrer kausalen Bedingtheit, daß sie nicht minder eine soziale Wurzel als eine soziale, überindlvlduelle Bedeutung hat.
Aber weil die Masse blind ist gegen die Negungen eines der Form nach individuell auftretenden Willens, der überlndividuellen Zwecken Untertan ist, eines Egoismus, der sich im Dienste von Gemeinfchaftsaufgaben auslebt: sieht sie erst hinterher, daß der brutal gescholtene Egoismus der großen Männer am letzten Ende der Erhöhung ihres Wohl» beflndens, der Steigerung ihres Lebensinhaltes gegolten hat.
Man hat gut spotten über Earlyles tzeroenlultus; nur eine Vebientennatur wird in diesem mannhasten Schotten ihresgleichen wittern, »ein Mensch haßte so sehr den Schein von Größe, den tzumbug der Tagesgötzen und das Talmitöntgtum, keiner erkannte so tlar die sozialpsychische Gebundenheit der ^genialen Leistung (seine Beurteilung Napoleons beweist es) und machte ihre soziale Wirkung zu ihrem Kriterium. Es ist nun vielleicht Temperaments» fache, ob man in dem Träger, dem sichtbaren Ausgangspunkt genialer Leistungen mit Carlyle einen Helden, mit Fichte einen heiligen (reli^iosus), meinetwegen auch mit dem Nietzsche der vorletzten Epoche einen Uebermenschen sieht, d. h. einen .höherwertigcren Typus", der zu einer stärkeren Spezies Mensch, zu einer Art Ueberart (.Aufwärts geht unser Weg von der Art zur Ueberart') zuerst den Weg ebnet; oder ob man ihn nüchterner, bescheidener und mit größerem Nespekt vor den schöpferischen Zutaten des nachahmenden Durchschnitts einen repräsentativen Geist nennt: die Tatsache seiner auszeichnenden Anerkennung bleibt bestehen. Und eine Demotratte, die ihrem Wesen nach auf eine ihrem Sozialwert enifprechende Verwendung aller Talente angelegt ist, der großen und seltenen Begabung aber aus Neid, Mißgunst und Unverstand die zu ihrem Gedeihen nötige Ermunterung und Auszeichnung versagte, weil jede solche Begabung tzerrenrcchte verlangt, um Herrenpflichten erfüllen zu können: eine solche Demokratie würde sich und ihre Zukunft aufgeben.

Frisches Lakritzenwasser.*)

^^ch hatte gehört, wie mein Ontel Ollivier gestorben war. Ich wühle: er war sanft <) und friedlich verschieden in dem großen Schlafzimmer, dessen Läden man vor der glühenden Iulisonne geschlossen hatte. Grade, als er starb, erklang in dem lastenden Schweigen des heißen Sommernachmittags auf dem yofe ein silbernes Schellchen, und eine helle Stimme drang durch die drückende Schwüle: „Frisches Lakritzenwasser! Er» frischung, meine Damen! Lakritzenwasser! Wer kauft Lakritzenwasser?" Wein Vntel hatte eine Bewegung gemacht; der hauch eines Lächelns kräuselte seine Lippe, eine letzte heiter» teil glänzte in seinem Auge, das in Bälde für immer erlöschen sollte.

Ich wohnte der Testamentseröffnung bei. Mein Vetter Jacques erbte natürlich das V«rmögen seines Vaters; dem meinen waren einige Möbel vermacht. Die letzte Be» ftimmung betraf mich. „Meinem Neffen Pierre hinterlafse ich ein Manuskript von wenigen Blättern, das man in der linken Schublade meines Schreibtisches finden wird; feiner 500 Franken zum Antauf einer Jagdflinte und 100 Franken mit der Bitte, sie dem ersten Lalritzenwasserhändler, dem er begegnet, in meinem Namen zu schenken.'

Alles war starr. Das Manuskript, das mir zugestellt wurde, erklärte dieses merk» würdige Vermächtnis.

Ich gebe es wörtlich hier wieder. ,

„Der Mensch hat stets im Joche des Aberglaubens gelebt. Einst glaubte man, ein Stern ginge zur selben Stunde auf, wo ein Kind geboren wurde, folgt« den Wechselfallen seines Lebens und zeigte durch sein Aufleuchten die Glücksfälle, durch seine Verdunklung das Unglück an. Man glaubt an den Einfluß der Kometen, der Schaltjahre und Freitage, der Zahl Dreizehn. Man meinte, manche Menschen können hexe», haben den bösen Blick. Man sagt: „Wenn ich ihm begegne, Hab' ich Unglück!" Das alles ist wahr. Ich glaube daran. — Deutlicher gesprochen: ich glaube nicht an den geheimen Einfluß der Dinge oder Menschen, wohl aber an den wohlgeordneten Zufall. Es steht fest, daß der Zufall wichtige Ereignisse herbeigeführt hat, während die Kometen unfern tzimmel besuchten, daß sie in Schaltjahren stattfanden, daß gewisse vielbeachtete Unglücke auf Freitage fielen oder mit der Zahl Dreizehn zusammentrafen, daß die Begegnung mit gewissen Personen mit der Wiederkehr gewisser Tatsachen verknüpft war usw. hier entspringt der Aberglaube. Er entsteht aus einer unzureichenden und oberflächlichen Beobachtung, die die Ursache in dem Zusammentreffen erblickt und nicht darüber hinaussieht.

Mein Stern, mein Komet, mein Freitag, meine Dreizehn, mein Hexenmeister ist sicherlich ein Lalritzenwasserhändler.

Am Tage, da ich geboren ward, schrie, so erzählte man mir, ein solcher den ganzen Tag lang unter unserm Fenster.

Mit acht Jahren ging ich mit meinem Kindermädchen in den Ehamps Elysees spa» zieren und wir kreuzten gerade die große Avenue, als einer dieser Verkäufer plötzlich seine Klingel hinter uns erklingen ließ. Das Kindermädchen blickte einem Regiment nach, das in der Ferne vorbeimarschierte; ich drehte mich um, den Wasserverkäufer zu sehen. Ein Wagen mit zwei Pferden kam leuchtend und rasch wie ein Blitz auf uns zu. Der Kutscher rief uns an. Das Mädchen hörte ihn nicht, ich ebensowenig. Ich fühlte mich emporge« '» S!»h« .Mm-gen». tzelt 23,

rissen, rollte am Boden, ward gequetscht. . . und ich lag, ich weiß nicht wie, in den Armen des Wasservertäufers, der, um mich wieder zum Leben zu bringen, meinen Tllund unter einen der Wasserhähne hielt, ihn aufdreht« und mich vollfpritzte. . . . Dadurch kam ich wieder ganz zu mir.

Dem Kindermädchen war die Aase eingedrückt. Und wenn sie auch ferner den Soldaten nachblickte, so blickten die Soldaten sie doch nicht mehr an.

Mit sechzehn Jahren taufte ich mir die erste Flinte. Am Tage vor der Eröffnung der Jagd ging ich zum Postbureau. An meinem Arm schritt meine alte Mutter, die ihre? Gicht wegen nur langsam vorwärts kam. Plötzlich hörte ich hinter mir rufen: „Lalritzen» Wasser! Frisches Lakritzenwasser!" Die Stimme kam näher, folgte uns, verfolgte uns. Mir war, als riefe sie mir zu, als wäre es eine persönliche Verunglimpfung. Ich glaube, die Leute blickten mich lachend an, und der Mann rief immerfort: .Irisches Lakritzenwasser!" Als hohnlachte er über meine glänzende Flinte, meine neue Jagdtasche, mein nagelneues kastanienbraunes Iagdlostüm. Noch im Wagen hörte ich ihn rufen.

Am nächsten Tage schoß ich lein Stück Wild, nur einen herumlaufenden Hund, den ich für einen tzasen hielt, ein junges Huhn, das ich für ein Ätebhuhn nahm. Ein Nein» Vogel setzte sich auf eine tzecke; ich schoß, er flog davon; doch ein furchtbares Brüllen lieh mich stillstehen wie angenagelt. Es währte bis in die Nacht. — Mein Vater muhte die Kuh eines armen Pächters bezahlen.

Als ich fünfundzwanzig Jahre zählte, sah ich eines Morgens einen alten Wasser» Händler, ganz runzlig, tief gebückt und auf feinen Stock gestützt. Er schleppte sich kaum fort, wie unter der Last seines Wasserbehälters zusammenbrechend. Er erschien mir wie eine Art Gott, wie der Patriarch und Ahnherr, das Oberhaupt aller Wasservertäufei auf Erden. Ich trank ein Glas Lakritzenwasser und gab ihm ein Frankstück. Eine lies« Stimme, anscheinend mehr aus dem Blechtasten als aus dem Manne, der es trug, kommend, sprach: „Pas wird Ihnen Glück bringen, mein lieber Herr."

An jenem Tage lernte ich meine Frau kennen, die mich stets glücklich machte. Schließlich brachte mich ein Wasserhändler um die Präfektenstelle.

Eine Revolution war gekommen. Mich ergriff der Drang nach einer öffentlichen Stellung. Ich war reich, angesehen, ich kannte einen Minister. Ich bat um eine Audienz und gab den Zweck meines Besuchs an. Sie wurde mir in der verbindlichsten Weise gewährt.

Am bestimmten Tage — es war im Sommer und furchtbar heiß — legte ich helle Beinkleider, helle Handschuhe und weiße Tuchstiefel mit Messingtnöpfen an. Die Straßen waren glühend. Der Asphalt der Bürgersteige schmolz, man sank darin ein; und die Wassertonnen verwandelten die Fahrstraßen in Moräste, hier und dort schoben die Straßenreiniger diesen heißen und sozusagen künstlichen Schlamm zu Haufen zusammen und taten ihn in die Kanäle. Ich ging rasch, nur an meine Audienz denkend, als mir eine dieser Schlammwellen entgegenkam. Ich nahm einen Anlauf, eins. . . zwei . . . Ein gellender, furchtbarer Schrei zerriß mir die Vhren: „Lakritzenwasser! Wer lauft Latritzen» wasser?" Ich machte eine ungeschickte Bewegung wie Leute, die erschrecken,- ich glitt aus . . . 0 Jammer und Graus ... Ich saß im Dreck. . . Mein Paletot war dunkel, mein Hemd mit Schmutzflecken gesprenkelt, mein Hut schwamm neben mir. Die furchtbare, heiser

geschrieen« Stimme brüllte immer noch: „Latritzenwasser!" Und vor mir standen zwanzig Leute, schüttelten sich vor Lachen und blickten mich mit furchtbaren Grimassen an. Ich lief, was ich konnte, nach Hause, zog mich um. Die Stunde der Audienz war verpaßt."

Das Manuskript schloß mit den Worten:

„Freunde Dich mit den Wasservertaufern an, Peterchen. Was mich betrifft, so werde ich getrost von hinnen scheiden, hör' ich einen von ihnen im Sterbestündlein sein Wasser ausrufen.'

Am nächsten Tage begegnete ich auf den Ehamps Elys6es einem alten, fehr alte» Wasservertäufer, der fehl ärmlich ausfah. Ich gab ihm die 10N Franken meines Onkels. Er zitterte vor Verblüffung, dann sagte er zu mir: „Schönen Dank, junger Herr. Das wird Ihnen Glück bringen.« Guy de Valmont.

La Mosalque 1876. ^uy de Waupassant.)

Claude Debussys Pelleas und Melisande.

Von Romain Nolland.

^U m 3N. April 1902 wurde im Theater der 0p6ra cumi^ue in Paris Claude Debussys ^»^ Pelleas und Melisande zum erstenmal aufgeführt. Es wurde in Frankreich mi! tosendem, fanatifchem Veifall aufgenommen, der aber in den deutschen Mufilkreifen lein Echo erweckte. Das deutsche Publikum nahm offenbar an, es handle fich um einen jener von der Mode diktierten, in Paris so häufigen Erfolge, die schnell verpuffen und leine Spuren hinterlassen. Aber der Erfolg, den Pelleas und Melisande davontrug, ist seit fünf Jahren beständig gewachsen, auch die es anfangs am abfälligsten beurteilten, sind schließlich in Frankreich der Schar der Bewunderer beigetreten. Diese Tatsache will anerkannt sein und heischt eine Erklärung. Ich will also hier versuchen nachzuweisen, daß in der Tat die Aufführung von Pelleas und Melisande, — ob man das Werl nun lobe oder tadle, — an Wichtigkeit der Erstaufführung von Lullys Cadmus und tzermione, Nameaus Hippolyt und Aricia, Glucks Iphigenie in Aulis nicht nachsteht, kurz, daß dieses Tondrama einen Wendepunkt in der Geschichte der französischen Musik bezeichnet. Und diese Behauptung, darf ich versichern, entstammt einer objektiv historischen Betrachtung der Tatsachen, nicht etwa persönlichen Empfindungen, auf die es hier nicht ankommt. »

Die Ursachen, denen Pelleas und Melisande seinen Erfolg verdantt, sind recht mannigfaltiger Art und von recht verfchiedenem Gewicht. Wir haben solche, die auf der Oberfläche liegen, namentlich die Mode, die hier, wie ja überall in der Kunst, ihren Einfluß, aber nur einen geringfügigen, geltend gemacht hat. Dann folche, die größeren Tiefen entstammen, den Tiefen des französischen Denkens und Fühlens. Ferner moralische, allgemein ästhetische und schließlich rein musikalische.

Unter den moralischen Ursachen verstehe ich diejenigen, die nicht auf eine spezi» fisch französische, sondern allgemein europäische Geistesrichtung Bezug haben. Ich meine,

die Art zu denken und zu empfinden, die in Maeterlincks Dichtung und in Dcbck Mufitdrama ihren Ausdruck gefunden hat. Die Atmospäre, in der sich Waeteilli^. Pelleas und Melisande bewegt, ist die einer schwermütigen Entsagung des Willem zum Leben, der sich den Geboten des Fatums unterordnet: Der Gang der EreiM« läßt sich durch nichts ändern. Trotz aller Illusionen des menschlichen Hochmut«, dn ft für den eigentlichen Herrn hält, regeln unbekannte und unwiderstehliche Mächte in alle Einzelheiten, vom Anfang bis zum Ende, die Tragikomödie des Leben«. Keiner üt »r antwortlich, wenn er will, wenn er liebt; höchstens weiß man, was man will, was ^' liebt: Man lebt, man stirbt, ohne zu wissen warum? Die ganzen fünf Akte hindm: die sich in einem fortwährenden Dämmerlicht, in Wäldern, höhlen, einem SterbeziNW? abspielen, glaubt man kleine Vögelchen sich unsichtbarer Fallstricke matt erwehren 5 sehen. Diese melancholische Weltanschauung einer intelligenten und daseinsmüden LI« Menschheit hat Debussy in seiner Musik wunderbar wiedergegeben und mit einer eiZ« Sinnlichkeit gepaart, die berauscht und so ihren verführerischen Reiz erhöht. Jede Nr: hat eine berauschende Kraft: Diese reißt die Seele mit sich fort, um sie in eine ^ wollüstiges Nirwana, einen schmachtenden Fatalismus, ei «n lieblichen Pessimismus, eck weiche Melancholie zu versenken. Welchen moralischen Wert ich aber einer solche» An schauung beimesse, liegt, wie schon gesagt, nicht in meiner Absicht; ich begnüge »ich h» sie zu konstatieren.

Die auf dem Kunstempfinden beruhenden Ursachen erklären sich leicht aus der Eizn> art der französischen Nasse. Debussys Pelleas und Melisande bedeutet eine berechtig unumgängliche Reaktion, ja sogar eine Rotwehr des französischen Rationalgenius gur eine fremde Kunst, gegen Richard Wagner und vorzüglich gegen seine ungeschickten «s plumpen französischen Rachahmer.

Sagt das Wagnersche Musitdrama der deutschen Geistesart vollkommen z«t vollständig zu? Diese Frage zu beantworten, muß ich den kompetentesten Vertreter: der deutschen Kunst überlassen, aber das kann ich bestimmt versichern, daß es in Kmc Hinsicht dem französifchen Empfinden genügt: Es entspricht nicht unserer Auffassung r?' dem Wesen der Kunst, des Theaters, der Musik. Es hat sich mit dem Recht des Starten' uns aufgedrängt, aber den Widerspruch, der nun einmal zwischen ihm und dem fiN> zösischen Kunstempfinden besteht, vermag es nicht aufzuheben.

Ueber die Geschmacksunterschiede brauche ich mich hier nicht zu verbreite». Is Wagnersche Ideal ist ein Ideal der Kraftfülle. Der Wagnerfche Ueberfchwang der 6? fühle und Gedanken, seine mystische Sinnlichkeit ergießt sich in einem Feuerstrom, der alw vor sich herfegt, vernichtet, keiner Schranke achtet. Er gehorcht nicht den herkömmliche- Regeln und scheut nicht den Vorwurf der Geschmacklosigkeit, — was ich nur billige kann! — Aber man wird begreifen, daß es ein anderes Ideal geben kann, «ine ll>i« die mehr auf richtiges Maß und richtigen Ausdruck als auf Fülle und Kraft sieht. Vir« Kunst — ich meine die französische Musik — mußte sich um so entschiedener gegen tc- Mißbrauch der zügellosen Kraft auflehnen, als fie es seit zwanzig Jahren mit vr^ mehr Karikaturen als echten Erzeugnissen der Wagnerschen Muse zu tun gehabt ham Darf sich das Genie alle Rechte herausnehmen, darf es die Regeln des guten Geschmack die Moral, die öffentliche Meinung mit Füßen treten, fo machen fich die Richtgem«

wenn sie ebenso auftreten wollen, nur lächerlich und verhaßt. 28 gibt zu viel Affen V)agners in Frankreich, nur wenige französische Komponisten haben sich in den letzten zwanzig Jahren seinem Einflüsse zu entziehen gewußt. Daher die Auflehnung zu» gunsten der weisen Beschränkung, der Natürlichkeit, des guten Geschmacks gegen alle ITebertreibungen und Ausartungen der — wahren oder falschen — Leidenschaft. Das «Manifest nun dieser Empörung ist Debussys Pelleas und Melisande. Es bezeichnet eine entschiedene, unnachgiebige Reaktion gegen allen Schwulst, gegen alles Uebermaß, gegen jeden Ausdruck, der über den Gedanken hinausgeht. Dieser Widerwille gegen übertriebene Empfindungen und Worte geht sogar so weit, daß man sich scheut, den Mund von dem, wes das herz voll ist, überfließen zu lassen: Die leidenschaftlichsten Gefühle werden in Debussys Drama nur halblaut geäußert. Mit wie leisem Erzittern bringt die Melodie die Lieb« zum Ausdruck, die im herzen des unglücklichen Paares emporkeimt! Wie schlicht klingt Melisandes „0, warum geht Ihr?" zu Ende des ersten Atts oder das ruhige „Ich liebe dich auch!" der vorletzten Szene. Und man vergleiche die wilden Klagen der sterbend'n Isolde mit dem Tode Melisandes, die ohne Geschrei, ohne Wortgepränge zu sterben versteht. — Als wollte ferner der Komponist von Pelleas und Melisande seinen Antagonismus gegen Wagner noch deutlicher betonen, schreibt er jetzt einen „Tristan und Isolde" nach dem altfranzösischen Epos, dessen kürzlich von Vedler herausgegebener herrlicher Urtext mit seiner maßvollen und erhabenen Ruhe einen merkwürdigen Kontrast zu der Wagnerschen Oper bildet.

Als Schauspiel widerspricht Pelleas und Melisande dem Wagnerschen Kunsttdeal nicht weniger scharf. Der große, beinah übergroße Umfang der Wagnerschen Musik» dramen, ihr fester Aufbau, die Willensspannung, die sie vom Anfang bis zum Ende trügt, ihr Ideeninhalt, der sich oft auf Kosten der Handlung zu breit macht und sogar den Schwung der Leidenschaft hemmt, widerstrebt entschieden den französischen An» schauungen, die klare, logische und engumgrenzt« Handlungen bevorzugen. Die kurzen, gut abgerundeten Szenen in Pelleas und Melisande, die immer einen neuen Fort» schritt der Handlung deutlich markieren, unterscheiden sich in ihrem Baue sehr wesentlich von denen der Wagnerschen Dramen. Besonders auffällig tritt aber die Verschieden» helt hervor in der Darstellung der Beziehungen, die in der Oper zwischen der Poesie und der Musik obwalten sollen. Bei Wagner ist die Musik der Kern, der Brennpunkt, das Anziehungszentrum; sie verschlingt alles andere, sie herrscht unumschränkt. Diese Auffassung wird lein echter Franzose - und überhaupt lein Nomane — je gelten lassen. Er verlangt von der Oper, daß die bei ihrem Aufbau beteiligten Künste sich das Gleichgewicht halten sollen; muß aber doch einmal dem einen der beiden Teile ein Uebergewicht gestattet werden, so sei es immer die Poesie, die klarer zu dem Verstände spricht. Dies war Glucks Ideal: Seine Musik sollte seine Poesie in derselben Weise ver» vollständigen wie di« Lebhaftigkeit der Farbe und die harmonische Uebereinstimmung zwischen Licht und Schatten eine richtige und gut durchdachte Zeichnung ergänzt, sollte di« Gestalten beleben und doch ihre Umrisse nicht verwischen. Dank dieser Auffassung und ihrer Verwirklichung hat sich Gluck eine Beliebtheit, «in Ansehen bei dem fran» zösischen Publikum erkämpft, das noch keineswegs im Schwinden begriffen ist, ja, das seit einigen Jahren gestiegen zu sein scheint: Sein« Wusit ist zwar zum Teil veraltet,

aber seine Auffassung von dem Wesen des musilalischen Dramas hat noch heute mit dem französischen Kunstgefühl mehr Verwandtschaft als die Wagnerschen Theorien. Und auch Debussy hat nur deshalb so Hervorragendes geleistet, well er zu dem alten Ideal, zu oer künstlerischen Einfachheit und Selbstbeschränkung zurückgelehrt ist, die das Genie de» Musikers in den Dienst der Poesie stellt: Er hat nicht versucht, Maeterlincks Text zu überbieten, ihn in die Fluten seiner Musik unterzutauchen; er hat sich ihm angepaßt, so daß jetzt kein Franzose mehr an Maeterlincks Tragödie denken kann, ohne daß ihm als» bald Debussys Musik im Ohr erklingt.

Diese Vorzüge, die noch außerhalb des eigentlichen Gebietes der Musik liegen, er» klären an sich schon zur Genüge den Erfolg der Debussyschen Oper. Aber wir verdanken diesem genialen Tondichter noch einen anderen Fortschritt, dessen Wert wir noch höher einschätzen müssen, «ine Reform der französischen Theatermusit selber. Und zwar bezieht sie sich auf mehrere Gebiete diefer Kunst.

Erstens auf das Rezitativ. Wir hatten bisher in Frankreich kein «Rezitativ, das sich in der sprachlichen Ausdrucksweise der Wirklichkeit einigermaßen angepaßt hätte. Lully und Rameau hatten sich die geschraubte und schwülstige Sprache der damaligen Tragödie, nicht den Umgangston zum Vorbild genommen. Die französische Oper der letzten zwanzig Jahre geriet aber auf einen noch gefährlicheren Abweg, der sie immer weiter von der nationalen, natürlichen Sprechweise entfernte: Sie ahmte Wagners sprunghafte, wuchtig akzentuierte Sprache nach. Nichts aber läuft dem französischen Geschmack so zuwider wie cin solcher Stil, und es war für die ästhetisch Gebildeten «ine Qual, wenn sie einen solchen Wortschwall über sich ergehen lassen mußten. Außerdem bahnte sich auch, dank den Bemühungen Antoines, Gemiers, Guitrys usw. eine Reform an, die der Ratur und Wirklichkeit nah« zu kommen bezweckte, so daß nun die steife, pomphafte Sprache der alten französischen Opern um so unangenehmer auffiel und noch altertümlicher klang. Eine Reform des Rezitativs tonnte also nicht ausbleiben. Schon Jean Jacques Rousseau hatte sie ja vorausgesehen und die Richtung angedeutet, in der sie durch Debussy vollzogen wurde. „Wie soll man es je begreifen tonnen," schreibt er in seinem Briefe über die französifche Musik, „daß die französische Sprache, deren Tonfall ein so glatter, einfacher, gleichmäßiger, fo wenig gesangartiger ist, gut wiedergegeben sei durch die lärmenden und schrillen Töne des französischen Opernrezttativs? Daß irgend eine Aehnlichleit bestehe zwischen dem sanften Stimmfall unserer gesprochenen Rede und den langgezogenen und geschwellten Tönen oder vielmehr jenen ewigen Aufschreien, aus oenen dieser Teil unserer Musik zusammengesetzt ist? . . . Es leuchtet von selbst ein, daß nur ein solches Rezitativ mit dem Wesen der französischen Sprache übereinstimmen kann, das fast in jeder Hinsicht dem jetzt gebräuchlichen entgegengesetzt ist, daß es sich zwischen kleinen Intervallen bewegen muß und die Stimme weder start erhöhen noch tief senlen darf: wenige gehaltene Töne, keine heftigen Steigerungen, geschweige denn Aufschreie, leine großen Ungleichheiten in der Dauer oder dem Wert der Roten noch in ihrer Ton» höhe." Eben diese Definition paßt auch auf Debusfys Rezitativ.

Das symphonische Gewebe in Pelleas und Melisande unterscheidet sich in ähnlicher Weise von dem der Wagnerschen Opern. Bei Wagner hat man einen einheitlich ent» wickelten Organismus, ein System miteinander verflochtener Tonsätze, einer Eiche ver.

gleichbar, die nach allen Richtungen ihr« starken Aeste und Zweige ausstreckt. Oder man i ta«n auch an ein Gemälde denten, das zwar lein einzelnes Ganzes vorstellt, das aber doch diesen Eindruck machen möchte und trotz zahlreicher Uebermalungen ein unauflös» liches, beinah unteilbares Amalgam bildet. Debussy dagegen verfährt impressionistisch, . entwirft einzelne musikalische Tableaux, die je einen besonderen Eindruck hervorrufen . — nach Art Claude Monets — und innerhalb jedes Bildes trägt er nebeneinander glänz» volle, feine Striche auf, eine Kunst, die mehr an Musorgsti erinnert als an Wagner — rrotz einiger Reminiszenzen aus dem Parsifal, die nebensächlich sind und mit dem Wesen des Wertes in keinem inneren Zusammenhange stehen. So findet man einerseits in , Pelleas und Melisande leine vom Anfang bis zum Ende lonsequent durchgeführte Leit» «otive, leine Themen, die Personen und vollständige Charaktere veranschaulichen sollen, sondern Tonsätze, die vorübergehende, fortwährend abwechselnde Gefühle ausdrücken. — Andererseits ist die Debussysche Harmonie nicht wie bei Wagner und bei fast allen Ton» dichter« der deutschen Schule eine den Gesetzen des Kontrapunkts unterworfene, ein» heitliche, fondern vielmehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine vor allem harmonische Harmonie, d. h. eine solche, die ihr Prinzip und ihren Endzweck in sich selber trägt. Sie 'ist, da sie nur den Eindruck des Augenblicks wiederzugeben strebt, von dem, was nach» folgen foll, unabhängig. Jeder Akkord wird nur wegen feiner Tonfarbe und Klangfülle gewählt, und die Wahrheit des Ausdrucks gilt hier erst als zweites Gebot; das erste be» ftehlt, nach dem Schönen zu trachten, zu entzücken. Demgemäß bringt also die Debussysche Kunst die ästhetische Veranlagung der französischen Rasse zum Ausdruck, denn diese wUl das Vergnügen tunstgemäß genießen und duldet ungern das häßliche, selbst wenn es sich auf die Gefetze des Dramas und der Wahrheit beruft. Dieses Prinzip Debussys er» innert also an einen Ausspruch, den Mozart in bezug auf seine „Entführung aus dem Serail' tat: „Die Musik muß auch in der schaudervollsten Lage das Ohr niemals be» leidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Musik bleiben. (26. Sept. 1781)" Die Debussysche Muse schwelgt also vorzugsweise in den Wonnen des Wohllauts; sie liebt die Harmonie an sich und um ihrer selbst willen; jeder Akkord, hat man sagen dürfen, ist ihm eine Konsonanz, insofern er an sich wohlllingt, ohne einen anderen nach "sich ziehen zu müssen.

Was diese Harmonien selber betrifft, so wäre es abgeschmackt, mit manchen Ve» wunderern Debussys zu behaupten, sie seien durchaus neu, aber jedenfalls hat er sie in charakteristischer Weise verwendet. Ihre Originalität besteht hauptsächlich in dem häufigen Gebrauch der Septimen und Ronen, ohne Auflösung, in Verkettungen von Ronen und großen Terzen, in harmonischen Entwicklungen, denen «ine Tonleiter von ganzen Tönen zugrunde liegt. Und wenn auch diese eigenartigen Prinzipien sich seit Chopin und Liszt in den Weilen verschiedener Meister angedeutet finden, so ist es darum nicht minder wahr, daß sie bei Debussy eine besondere Wichtigkeit erlangt haben, und daß Pelleas und Melisande, das „Reich der Ronen", wie es jemand genannt hat, sich in einer harmoniesvhäre bewegen, die der keines anderen, früheren Musildramas ähnelt. — Endlich ist das Orchester maßvoll, fein, durchsichtig, jedem Tongewirr abhold, frei von schwerfälligen Mischungen der Klänge, lichtvoll verteilt, auf das nötigste be» schränkt und auf zarte, duftige, vibrierende Effekte berechnet.

o »
hier haben wir also mehr Gründe als wir brauchen, um den Erfolg von Pelleas und Welisande und seine hervorragende Bedeutung für die Geschichte der Bühnenmusik zu erklären. Nun behaupte ich aber nicht, daß der Komponist sich seiner Rolle als Ne« formator so klar bewußt gewesen ist, wie ich es hier auseinandergesetzt Hab«. Im Gegenteil, die Neuerung war eine spontane, und gerade darin besteht ihr Wert; weil sie einem unbewußten, tief innerlichen Bedürfnis entsprach, hat die Oper Pelleas und Melisande historische Bedeutung. Man lann sogar sagen, daß ihre geschichtlich« Bedeutung ihren Wert als Kunstwerk noch übertrifft. Der Berfaffer, der als Künstler seine Fehler hat, — für seinen größten Fehler halte ich es, daß ihm verschiedene Fehler fehlen, daß er namentlich dem lleberschwang und der Maßlosigkeit der Leidenschaft keinen Ausdruck geliehen hat, ein Fehler der Kraftnaturen, der zum Wesen des Genies gehört und der mir u. a. an Richard Strauß so gefällt, — der Verfasser von Pelleas und Melisande, ein hoch kultivierter, feinfühliger Sinnenmensch, ein vielseitiges Genie, ein Dichter, der an die zugleich preziöse und naive Plejade des 16. Jahrhunderts erinnert, besitzt unter anderen Borzügen eine Eigenschaft, die man in diesem hohen Grade bei keinem anderen großen Musiker findet — abgesehen vielleicht von Mozart: Er hat „Geschmack". Geht doch sein Taktgefühl fo weit, daß er ihm die anderen, die wilden und regellosen Elemente seiner Kunst zum Opfer bringt. Doch lasse man sich dadurch nicht irreführen, denn diese geflissentliche Armut ist mehr eine scheinbare als wirtliche: In dem Debussyschen Werke herrscht eine versteckte, beständig gedämpfte Leidenschaft. Nur durch eine leichte Aufwallung der Melodie, ein schwaches Erbeben des Orchesters wird man aufmerksam gemacht auf das Drama, das sich in den Herzen abspielt. Diese aristokratische Scheu, starke Gemütsbewegungen zu markieren, lassen Pelleas und Melisande als etwas in der Musikwelt so Seltenes erscheinen, wie es in der Poesie die Tragödie Nacines ist: Diese beiden Werte gehören derselben Gattung an, gehören zu den seinsten Blüten des französischen Geistes. Alle, die im Auslande in die Erkenntnis des fran» zöfifchen Genius eindringen möchten, werden gut daran tun Pelleas und Melisande zu studieren, wie sie Nacines Berenice studieren würden.

Nicht als ob das Debussysche Tonwell die ganze französische Geistesart wieder» spiegele! Nein, es zeigt uns nur die eine Seite des französischen Genius. Es fehlt die andere: die heroische Tatenlust, das stolze Selbstbewußtsein der Vernunft, der Froh» sinn, der Drang nach dem Licht, es fehlt das Frankreich Nabelais', Molieres, Diderot» und in der Wusit — sagen wir — Berliozs und Bizets. Aber Gott verhüte, daß ich das andere verleugne! Ist es doch das Gleichgewicht dieser beiden Kräfte, das die Eigenart Frankreichs ausmacht. In der französischen Wusil unserer Gegenwart schwebt Pelleas und Melisande an dem einen, Carmen an dem anderen Pol; dieses ganz nach außen gelehrt, voller Licht und Leben, ohne verborgene Tiefen; jenes durchaus innerlich, voll zarter Scheu, in melancholisches Schweigen gehüllt. Was das durch zarte Nebelschleier gedämpfte Sonnenlicht für die Isle»de»France ist, das ist dieses Doppelideal für Frank» reichs Genius.

Der deutsche Künstlerbund und die deutsche Kunstausstellung
! in Paris 1908. Von Hans Nosenhagen.

<^s>or wenigen Wochen ging «ine Notiz durch
^^ di« Zeitung««, baß im Flühjahr nächst««
Jahres in Paris «ine deutsch« Kunstausstellung
stattfinden würd«, mit deren Leitung der «r»
folgreiche Veranstalter der Mannheimer Aus»
stellung, Ludwig Vill, vom Komite« beauftragt
ivär«. Kurze Zeit darauf erfuhr man »uf dem
gleichen Wege, dah Graf L«opold von Kalck»
r«uth das früh« ni«d«rg«legte Präsidium des
Deutschen Künstlerbundes wieder übernommen
Hab«. Zwischen den beiden Nachrichten besteht
eil» ursächlicher Zusammenhang. Die Pariser
Veranstaltung nötigt den Künstlerbund zu einer
Aktion, w«nn «r die Notwendigkeit seines Da»
seins nicht in Frage stellen will, und um jene
in Szene zu setzen, hat «r sich der repräsen»
tativen Persönlichkeit seines ersten Vorsitzenden
aufs neu« verslchert.

Daß niemand daran gedacht hat, wegen
der Pariser Ausstellung mit dem Künstlerbunde
zu verhandeln, ist überaus bezeichnend für di«
Nolle, di« «r fo wenige Jahre nach seiner
Begründung im deutschen Kunstleb«n spielt; zu»
gl«ich ab«r auch «in B«w«is dafür, bah d«r
Vorstand des Bundes sich bis jetzt die Müh«
geschenkt, sein angebliches Programm durch»
zuführen. Man wird sich erinn«rn, daß d«r
D«utfch« Künstl«rbund begründet wurde, nach»
dem fich herausgestellt, bah di« deutsch« Ne»
gierung bei der Beschickung d«r Weltaus»
stellung in St. Louis mit deutschen Kunst»
w«rl«n di« Sezessionen nahezu ausgeschalt«»
hatt«. Di«s« blieben der Weltausstellung fern
und schlössen sich mit der ausgesprochenen Ab»
slcht zu einem „Deutschen Künftlerbunde" zu»
lammen, di« Zustand«, di« zu j«n«r Aus»
schaltung geführt, mit allen Mitteln zu b«»
kämpfen und «in g«m«insames Vorg«h«n für
künftig« d«utsch« Kunstausstellungen im Aus»
lande in di« Weg« zu l«nl«n. In der Praxis
kamen die Beschlüsse der neuen Vereinigung
in einer Interpellation im Neichstage wegen
der St. Louis»Affäre zum Ausdruck und in
der Veranstaltung einiger Ausstellungen in
München, Verlin und Weimar. Daneben «r»
schien noch als höchst überflüssiges Produkt ihres
Wirkens die Stiftung des Villa Nomana»
Preises für talentvoll« Leistungen in den ein»
?<lne» Künstlerbund>Ausstellungen, Im übrigen
velgnügte man sich damit, anderen Aus»
stellungsleitungen die Hölle heih zu machen,
wenn sie das ungeheure Verbrechen begangen
hatten, zu irgendwelchen Zwecken Werl« «in««
Künstlerbund»Mitgliedes in «iner Kunst»
g«noss«nschafts»Ausstellung zu zeigen.

Mit soviel Enthusiasmus b«l Künstl«bund
bei sein« Begründung beglüht wuld« — «l

stand von Anfang an »uf schwachen Fühen. Völlig verfehlt war es, ihn unter das Protel» torat eines Fürsten zu ft«ll«n, d«m «in Int«» esse für Kunst «st gewaltsam suggeriert werden muhte. Der Orohherzog von Sachs«n»W«im»r hat sich gegenübel den Huldigungen und Unter» nehmungen des Künstlerbundes willlich nicht passiver verhalten können, als es der Fall ge» Wesen ist. Der Wahn, bah di« alt« Mus«nst»dt an der Ilm «in tzort für die modern« Kunst werden könnte, hat überraschend schnell geendet. Der jung« Grohherzog fühlt« nicht «inmal bi« Neigung, bi« repräsentativen Pflichten zu üb«» nehmen, die man als geringst« Leistung von ihm erwartet hatte. Di« Plan«, di« ihm b« lunstbeg«ist«rte und bewegliche Graf Kehler unterbreitet«, um d«r W«lt «in Dokument von der Kunstfreunblichleit des Grohherzogs vor» weisen zu können, kamen nie aus dessen Kabinett zurück, so bah es zweifelhaft bleibt, ob fi« üb« di« Absicht«» od« das V«rmög«n d«s Protettors Wider Willen gegangen sind. Mindestens ebenso »«fehlt, wie diese Versuch«, war das B«str«ben b«s Künstltrbund««, Mit» glied« um jeden Preis zu gewinnen. Wer sich nur zur Mitgliedschaft meldet«, wurde auf» genommen. Di« Qualität der lünftlerifchen Leistungen kam dabei anscheinend wenig in Betracht. Dieses Verhalten stand in «ine» seltsamen Widerspruch zu dem vom Grafen Keßler formulierten Programm des Künstler» bundes, in dem zwar di« Erwartung aus» gesprochen wurde, dah diesem neue, stark« Kraft« beitreten würben, die den Sezessionen ferngeblieben wären; das aber gleichzeitig be» tont, dah der Deutsche Künstlerbund «in« Wacht „aus den verbundenen Kräften der «chten und eigenartigen Künstler" schaffen wolle.

Was nun die praktisch« Tätigkeit des Bundes angeht, fo sind die unter seinem Name« inszenierten Ausstellungen recht sehenswert ge»

Wesen. Nah sie ausschließlich Wert« deutscher Künstler enthielten, war an sich leine Neue» rung; denn vorher hatte schon die Berliner Sezession einmal gezeigt, daß man «ine ganz trefflich« Ausstellung machen lönne, ohne aus» landische Kunstwerke heranzuziehen. Bei aller Anerkennung d«s vom Künstlerbund in seinen drei Ausstellungen Geleisteten aber kann man ruhig behaupten, daß jede der deutschen Sezessionen jederzeit imstande ist, Ausstellungen dieser Art dem deutschen Publikum zu bieten, daß der Künstlerbund also gar nicht nötig hatte, sich in dieser «Richtung zu betätigen. Der eigentliche Grund, aus dem der Bund solch« Ausstellungssorgen auf sich genommen, war wohl der, dem sonst außerhalb der Peripherie des Kunstinteresses liegenden Weimar die mit einer wichtigen deutschen Kunstausstellung ver» bundenen Vorteil« zu verschaffen. Nachdem die weimarisch« Ausstellung ohne tiefer« Wir» kung auf di« Zeitgenossen vorübergegangen ist, hat der Künstlerbund auf die Fortsetzung dieser Unternehmungen anscheinend verzichtet. Und in der Tat: er hätte wichtiger« Aufgaben zu er» füllen gehabt. Da war, um nur ein Beispiel anzuführen, die diesjährige Ausstellung in Venedig.

In dem vom Grafen Kehler, wie man an» nehmen muß, im Auftrag« und mit Zustimmung des Vorstandes abgefaßten und veröffentlichten Programm des Deutschen Künstlerbundes kann man folgendes lesen: „Eine andere Aufgabe, die durch St. Louis grell beleuchtet worden ist, haben die Sezessionen ohne ihr Schuld und weil sie einzeln zu schwach waren, nicht zu lösen vermocht: dem deutschen Talent auf fremden internationalen Ausstellungen seinen Platz zu sichern, — zuerst gegenüber der deut» schen Mittelmäßigkeit und dadurch dann gegen» über der fremden Kraft. Der Künstlerbund wird dagegen diese Aufgabe bestimmt lösen. Denn dl« Macht ist auf seiner Seite. Gegen und ohne fast sämtlich« namhaften deutschen Künstler wird eine deutsche Kunstausstellung im Auslande nicht zum zweiten Male unternommen werden." Nun, in Venedig hat sie eben doch stattgefunden. Der Künstlerbund kann darauf erwidern, daß es sich in Venedig nicht um ein« selbständig« Nc» Präsentation der deutschen Kunst handelte, daß vielmehr von Venedig aus an einzelne Künstler die Aufforderung ergeht, di« Ausstellung zu beschicken. Das stimmt; aber diese Aufforderung geschieht auf Vorschläge hin. Dies« w«rd«n, soviel bekannt ist, von dem Maler Cainlti «- macht, d«r sich wieder Aats bei seinen Nüni^- Freunden Zügel, herterich und Dill erholt. We wäre nun leichter für den Künstlerbund geDew als mit hilf« di«s«r drei Künstler, di« sei» Mitglieder sind, oder auch direkt Fühlung »^

der Ausstellungsleitung in Venedig zu such«
Er denkt nicht einmal daran und läßt es r»«H
geschehen, daß den internationalen Neinchc^
der venetianischen Ausstellung zwei Säle »«ll
deutscher Kunst gezeigt werden, welche die »»
günstigst« Meinung von dieser erwecke» »»isel,
weil sie derartig viel schwach« und niittelm^
Leistungen enthalten, daß die für Deutscht"
bestimmt« «rst« Medaille von, d«r Jury ei«n:
Künstler von ganz durchschnittlicher Beg«tl^
verliehen werden muht«.
Jetzt Iaht sich der Künstlerbund noch «n
der für Paris geplanten Ausstellung ii»>
rafchen. Wie bei St. Louis tritt «r »it sei»»
Ansprüchen und Forderungen Wieb« «rß i>
dem Augenblick« auf, wo sich wahrschniH:
nichts mehr erreichen lassen wirb. Ei» solch«
Ergebnis aber hätte ganz ander« Folge» «^
damals. Paris ist viel wichtiger als St. L«^
Es muh dort gezeigt werden, daß Deutsch!^'
das in den letzten Jahren «in so großer N«2
für französisch« Kunstwerk« geworden ist, seilt
eine starke und eigenartige Kunst produziert nt
über «ine grohe Zahl von höchst selbständig
Künstlern verfügt. Kommt dies« Tatsach« l«
dieser Gelegenheit nicht voll und üb«rze»ge<
zum Ausdruck, so ist auf lange Zeit bi»«
lein« Nede von Achtung der französii^
Nation vor deutscher Kunst. Nun ist L»»«;
Pill zweifellos der talentvollst« Ausstell»^
arrangeur, den Deutschland besitzt; «der c
lichtet sein Hauptaugenmerk vielleicht g«?
stark auf die verblüffend« dekorativ« VUrtliH
im allgemeinen. Mannheim war «in Zeugin
dafür. Sein« Art, Bilder zu hängen, Ot»K»
turen zu stellen, Hintergründe zu schaffe», ar
denen jede, auch eine minderwertig« LeißM
Effekt macht, hat sich vielleicht nie erfolgrnebl:
erwiesen als dort. Ein solches Ziel «der fr
Paris zu erstreben, wäre durchaus falsch. N«
würde Dills Detoiationsgeschmack an der Sei«
genau ebenso oder, weil er an dieser ElA
neuartig wirken muh, noch mehr bewundere
als in Deutschland; man würde jedoch ge»i<
deshalb um so kritischer die Kunst muftc?^
die soviel von dieser Aufmachung gewinnt. Je
schöne Gesamteindruck einer von Dill ar»»>

«> «
» «»

gierten Ausstellung wird nicht «in«n «lnzigen Franzosen verführen, die Schwächen mancher von Dill bevorzugten Künstler zu übersehen. 3X« Auswahl der sür Paris bestimmten beut» l«h«n Kunstwerk« lann daher nicht vorsichtig genug erfolgen. Es wird sich vielleicht nicht vermeiden lassen, dah man die öffentlichen Kunstsammlungen um dieses oder jenes hervor» ragend« Werl angeht. Böcklin, Leibl, Marses und Menzel dürften in dieser Ausstellung laum fehlen. Den Franzosen ist eine gewiss« Ent» wictlungsperiod« der deutschen Kunst voll» kommen entgangen. Es lann Deutschland nur zum Nuhm gereichen, wenn man sie, obgleich die tzauvtalteure von der Bühne des Lebens abgetreten sind, in ihren wertvollsten Erzeug» nisfen vorführt.

D«r »ünstl«ibund hat nichts Besseres ge» wüßt, als für die Ausstellung in Paris hinter» her d«n Antrag auf eig«ne Näum« zu st«llen. Wäre es nicht würdiger und praktischer, für diesen Fall einmal alle Sond«rinteress«n fallen zu lassen und den Franzosen auch «in in der Kunst einiges Deutschland zu zeigen? Di« einzig« Bedingung, die der Künstlerbund mit einigem Aechte sür sein« Mitwirkung stellen tonnte, wäre, dah er in der Jury für die Ausstellung vertreten sein müsse. Nichts wäre törichter als den Unternehmern und Dill die Pistole aus die Brust zu sehen und damit zu drohen, daß der Künstlerbund sein« Mitglieder verhindern würde, sich an der Veranstaltung zu beteiligen. Das könnte ihm nicht nur «inen A«il s«in«r Mitglieder losten, sondern möchte am Ende noch zu einem Bruch zwischen Nord und Süd führen. Damit wäre aber niemandem gedient, am wenigsten den süddeutschen Kunst» lern, dl« allen Grund haben, das laufkräftige und mit Aufträgen so freigebig« Norddeutsch» land nicht gegen sich einzunehmen. Und käme «s wirklich zu solchem Bruche, so hätte der Künstlerbunb überhaupt jede Exist«nzb«rech> tigung velloren und könnt« von b«r Bildfläche verschwinden. Zweckdienlich aber wäre es, wenn die Mitglieder des Künstlerbundes sich einmal darüber b«spräch«n, wi« sie ihren untätigen Vorstand in einen tätigen verwandeln könnten. Graf Kalckreuth hat sicherlich viel Arbeit von seiner Präsidentenwürd« gehabt: »ber was haben die anderen Herren geleistet? Mit der Äepräsentation im Ausland« hat man es, wie eben gezeigt, vollständig versehen. Di« Hinig» keit. da« Solldaritätsgtfühl d«r Mitglieder Iaht alles zu wünschen übrig; denn die Fäll« Venedig und Paris lassen erkennen, bah jeder bestrebt ist, für fich Sonbervorteil« zu suchen. Di« in Aussicht genommene Galerie d«s

Künstl«rbund«s ist ganz und gar v«rg«ss«n word«n.
Jedenfalls hat der Bund im Augenblick« nicht di« geringst« Veranlassung, sich aufs hohe Pferd zu setzen. Er hat alles Necht, den Beteiligten klarzumachen, dah es illoyal war, sich mit ihm wegen der Ausstellungen im Aus» lande nicht ins Einvernehmen zu sehen, ihm nicht den nötigen Einfluh auf deren Gestaltung einzuräumen. Den Vorwurf, «inen «rheblichen Mangel an Initiativ« während seines Wirk«ns b«wi«sen zu haben, kann und darf er jedoch nicht von sich abschütteln. 2r hat ihn zweifellos verdient. Protest« und Erklärungen sind bei der gegenwärtigen Sachlage absolut zwecklos. Zu wünschen wäre allerdings eine wohl» meinende Verständigung zwischen den Ver» anstaltern der Pariser Ausstellung und dem Künstlerbund. Nicht allein in dessen Interesse, sondern in dem der deutschen Kunst, die unt«r all' den törichten Zänkereien ber letzten Jahr« wegen ähnlicher Machtfragen genug gelitten hat. Der Künstlerbunb kann unmöglich Mah» regeln gegen einen ganzen Kreis seiner Mit» glieder ergreifen. Er hat w«b«r für di« Nechte der norddeutschen, noch für folch« ber süd» deutschen Künstler «inen besonderen Standpunkt zu vertreten. Er soll zugunsten der fort» schreitenden deutschen Kunst wirken; nicht für «in« Partei oder Gruppe, nicht für «inz«ln« Persönlichkeit««. Aber erstrebenswert wäre, dah er die Macht im deutschen Kunstleben wirklich würde, die zu sein er jetzt nur vorgibt. Zu diesem Zwecke scheint «ine Ergänzung des Vorstandes durch tatkräftige Element« unerlählich. Man wird niemals Persönlichkeiten, wie den Grasen Kalckieuth, Klinger, Stuck, Uhde und Lieber» mann barin missen mögen; aber ihnen müssen sich unbedingt noch einige Kräfte gesellen, die in der Lage sind, im Interesse des Bundes wirklich Arbeit zu leisten; Leute mit Ideen und Fühlung nach auhen. Dieses hinterher» laufen b«s Künstlerbundes bei den Unter» nehmungen anderer ist ebenso lächerlich wi« unwürdig und dürft« unter leinen Umständen fortgesetzt werden. So bedauerlich es wäre, wenn di« unter Dills Leitung stehend« Pariser

Ausstellung nicht das leisten würde, was man von ihr erwartet ^ wer tonnte den Künstler» bund hindern, nach einer gewissen Pause den Franzosen mit einer unter seiner Verant» wortung stehenden Ausstellung zu zeigen, daß jene Veranstaltung ein dekoratives Prinzip, aber nicht die deutsch« Kunst in ihrer »at,?» Gestalt vertreten habe? Das bleibt der «251g« anständige Ausweg, wenn es d«n Küniü«? bund jetzt unmöglich gemacht werden sollt«, fi? das Pariser Unternehmen in Tätigt«! z» treten.

Musik.

Kgl. Vpernchor. Buhtags-Konzert. Man sollt« heut« eigentlich nachgerade auch im Konzertsaale die Hände von „Parsifal" lassen. Einer Propaganda bedarf das Werk nicht mehr. Bayreuth hat sein Publikum. (Geht nur hin: so sieht das „deutsche Volt" aus. Freilich hat es Wagner sich anders geträumt.) Aber es ist auch «in Irrtum in der Konzertaufführungs» rechnung: wer nach den Kostproben einer solchen Darbietung nach dem Bühnenwerke verlangt, inbrünstig verlangt, dem bleibt der liebliche Hügel meist doch unerreichbar. Warten wir doch ruhig das Jahr 1913 ab! Da werden di« „echten und wahren Kunstmäzene", die Unternehmer und Agenten, sich schön ins Faust» chen lachen. . . und dann? Da wird der Parsifal zu dem werden, was er sein soll, zum Weihefestspiel. Bayreuth für di« Aeichen, für das Ausland und den Kurfürsten» dämm, — wofern nicht die Millionen des Stipendienfonds nicht Chimäre bleiben. Würdig«, billigere Vorführungen aber alsdann auch anderwärts! An würdigen Stätten! Da wird dann das Volt zu dem Werl« vordringen und seinen Standpunkt zu ihm gewinnen können. Was aber soll der Parsifal heute noch im Konzertsaale? Wie dachte denn sein Schöpfer über Konzertaufführungen von Bühnenwerken? Und warum zieht die Familie Wagner jetzt, wo sie zu dem seinerzeit blutigen Herzens gemachte» Kompromiß nicht mehr ge» zwungen ist, nicht di« Aufführungserlaubnis einfach ganz zurück? oder — wenn sie sie schon bruchstückweise zugesteht, warum dann nicht so, daß der Hörer sich wenigstens «in klares Bild von dem Wert« machen kann: Bruchstück« in szenischer Darstellung? Wäre das mehr Kompromiß? Das war« kaum logisch gedacht. Alle Achtung vor der Auf» führung der zwei Drittel des letzten Aufzuges im Opernhaus« (unter Edmund von Strauß' gewandtem Stabe)! Aber «inen Begriff von dem Ganzen tonnten sie schwerlich vermitteln. Damit alles plastisch, im Klang« glatt summiert und doch mit der nötigen Abhebung der mensch»

lichen Stimme vom Tönen des Orchesters her»
auskomm«, bedarf es nun einmal des mystischen
Abgrundes und der Bühne. Welcher nicht
Hingeweiht« tonnt« sich beispielsweise wohl o?:
der wahren Wirkung des Karfreitagszauben
oder der Verwandlungsmusil unter solid»
Umständen und bei oer tlanaaufsaugenbe?
Atustik des Opernhauses «in« «inlgerrnaße» »«»
treffende Vorstellung machen? Als Büßt«;,
feier war das hier Dargebotene gewiß »ürdiz
als Kunstwert «in« Halbheit.
Anders der rein vokale Teil d?s Konzeck
Gegen ihn liehe sich ästhetisch (wenigstens z»>
meist) nichts einwenden. Es gibt ja mehr «li
diesen einen von Berufs wegen tätigen und t»e»
soldeten Ehor, aber Wohl kann» einen, d« b«
so angestrengter Tätigkeit, wie dieser Oper»»
chor (!) sie fast täglIch ausübt, ein« so treff»
llche Einstudierung zuwege brächt«, wie sie le?
scchzehnftimmigen Hymne von Richard Str»»«
hier zuteil wurde. Das absolut schöne, schwueg»
volle und interessante Werk soll vor vier Jahren
in Basel noch schöner geklungen haben. Ich
glaube aber, würde es der Opernchor in ei«?
akustisch guten Kirche singen, es würd« nicht
weniger einschlagen. Man muß die Schwierig»
leiten kennen, diedieser nichts weniger als lande-»
übliche Ehorsatz enthält, dann wird »an de«
Chore und Hugo Aüdel, seinem vortrefflich«
Führer, für die rhythmische Straffheit, sauben
Intonation, den Schwung, die Wärine des V°i»
träges und die technische Durcharbeitung >e§
polyphonen Gewebes seine Anerkennung nicht
versagen können. Ich glaube nicht, daß es ie?
Domchllr, die Aegensburger oder die Sir,ti»<»
schcn Sänger besser herausbringe« könnte!..
Wie blaß nahm sich im Grunde Mozart!
„Kyrie" dagegen aus! Ich kann u»ir nicht
helfen, und nenn« man mich einen Ketzer, ob»
der Anfang macht mir Üual. Es ist ein ewige-
hin und her polyphoner Art, aus dem sich eni»
lich in die lichteren Sphären Vlozartisckc»
Wesens versetzt zu sehen, eine wahr« Befrciu«
bedeutet, hier erhöht« auch di« nicht im»«
reine Intonation der Soprane das Niz»
behagen, dessen sich gewiß viele nicht erwehr«
konnten. Ein typisches Beispiel, wie der innen
Lebensnerv eines Kunstwertes auf die A»i»
führenden suggestiv wirkt. Denn das »Jacob
Dein verlorener Sohn" lebte darauf denn bc>H
ganz anders in den Kehlen der Sängerlckai
auf . . . « . . . sn . . ^

Prognosen.

6^l« Freud« an dem neuen Börsengesetz, das, ^^ wenn dies« Zeilen im Druck erscheinen, «nd» lich erschienen sein wird, geht den Etfeltenhänd» ler« unter der Mißgunst der Verhältnisse ver» l«re«. Wer kann es wagen, bei ?V, pEt. i>anl» dislont unter dem Zeichen einer internationalen Wirtfchaftslrisis dl« Kurse in die höh« zu setzen? Selbst die Großbanken verhalten sich manschen» still. Die sonst so Geschäftigen sind in den Märkten kaum zu sehen, und leine Hand regt sich bisher, vor dem Jahresende höhere Vilanz» lurse zu schaffen. Vielleicht (wahrscheinlich sogar) werden die Kurstreibereien beginnen, wenn noch «in paar Wochen verstrichen, die schlimmsten Anforderungen der Ernte an den Geldmarkt vorüber sind. Di« vi«l zu stark angewachsenen Effeltenbeständ« will man, solange die Zelt nicht drängt, dl« Bilanzen ein wenig zu v«rschön«rn, nicht noch vermehr««. Und solange jeder Tag «in« neue Insolvenz, jeder auch neue Symptom« de« Fortschritts b«r Krists bringt, werden dl« Banken niemand finden, der ihnen dl« Werte zu höheren Kursen abnimmt. Drum wartet man sehnsüchtig, bis der Stur« (wenn auch für kurze Zeit nur) sich gelegt hat. Dann werden die Banken rasch eingreifen. Das Angebot der Gffeltenbesltzir hat nachgelassen. 2s fehlen dle Käufer wl« dl« Verkäufer Und die Vörsenleut« benutzen die Geschäftsstille, um sich gegenseitig «in paar Prozent Kursdifferenz aus den ohnehin schon stark geleerten Taschen zu locken. Niemand vermag mlt Sicherheit zu sagen, ob das jetzige Kursniveau den Tiefstand erreicht hat Nur für Spekulanten ist's wichtig zu wissen» ob die Kurse noch 10 oder 20 p2t. zurück» gehen. Doch unter dem Gesichtspuntt höherer volkswirtschaftlicher Beurteilung kann man be» haupten, daß an der Vörse das Schlimmste über» wunden icheint. Seit dem oltobcr 1905 sehen wir «in beständiges Sinken der Börsenkurs«; d«r allmähliche Bückgang bildete das erste Symptom der nahenden Krisis. Das wird von den Krisen» theoretikern allerorten gepredigt; schon Max Wirth, dessen Werl über die Geschichte der Handelskrisen noch heute lesenswert ist (obgleich «r dl« Dinge allzusehr mit dem Auge des Man» chestermannes sah) führt den Kursrückgang als letztes, aber nicht unwichtigstes Krisensymptom an. Warum aber sollte man nicht umgelehrt auch «in« Stagnation d«r Börsenkurse dement» sprechend werten können? Freilich kann man bann niemals erkennen, wann der neu« Aus» schwung «insetzt; ebensowenig wie man beim Eintritt des Borsenrückganges wissen kann, wann der Konjuntturrückschlag erkennbar wird. Im Jahr« 1900 betrug die Zeitspanne zwischen den

ersten Börsensymptomen und dem talsächlichen Ausbruch der Krisis «in Jahr; diesmal fast zwei Jahr«. Niemals wohl ist «ine so lang während« Vörsendepression vorangegangen wie jetzt; auch hierfür liegen befondere Gründe vor. Ich zähl« hierzu ln erster Beihe die Verdunkelung des politischen Horizontes im Jahre 1906, die infolg« der Marolloaffare eintrat, «in fchriftftellernder Nanldirettor hatte damals die Impresston, nur die Politik des Reichskanzlers Hab« Deutschlands Industrie um die Früchte der Hochkonjunktur betrogen. Ich bin wahrlich lein Verehrer des Fürsten Vülow, halte sein« Marollovolitik für «in« d«r »«rfehltesten politischen Altionen des letzten Jahrzehnts und bin dennoch der Meinung, daß durch die Trübung, die unser Verhältnis zu Frankreich erfuhr, der Ausbruch einer Ueberspe» lulation in Deutschland vermieden wurde, wl« wir st« zuletzt im Jahr« 1899 «rlebt haben. Frankreich hatte während dieser Zelt einen großen Teil seiner Guthaben aus Deutschland zurück» gezogen; das verschärfte die Spannung am Geld» markt und hielt Börse wie Industrie von Aus» schweifungen zurück. Darf man sich heute hieran nicht' erinnern, wo die ärgsten Befürchtungen aufzutreten beginnen? Freilich war es in erster Reihe die Großindustrie, waren es die Aktien» gesellschaften, dl« (well die Börse sich nicht bereit zeigte, neu« Aktien aufzunehmen) ln der Betriebs» «rwelterung, b. h. in der Vermehrung der Pro» dultion sich Beschränkungen auferlegten. Darum vermögen wir jetzt zu konstatieren, daß trotz der schon anderthalb Jahre währenden Verteuerung der Geldverhältnlss« nickt eine einzige Aktien» gesellschaft zum Konkurs, eine erst (die West» fäliscken Stahlwerke) durch die Geldkalamität zur Sanierung getrieben worden ist. Vermag «ine Industrie eine Krisis besser zu übersteht!? Gewiß, die amerikanisch« Panik ist «rst vor wenigen Wochen zum eigentlichen Ausbruch gekommen! Aber dies« kurz« Zeitspanne hätte schon genügt, morsche Gebäude zu stürzen, wie sie einer ganzen Reihe kleinerer handelsunter» nehmungen das Grab bereitet hat. Wenn ein« Industrie monatelang mit einem Banldis'ont von ? Prozent die Preise aufrechterballen kann, Arbeiter nicht zu entlassen braucht, so hat sie den Beweis ihrer Widerstandsfähigkeit erbracht. Di« großen Gesellfchaften haben sich in den letzten Jahren von der Fessel des Bankkredites befreit, aber die Banken haben, umGcsckäflc zu machen, nach neuen Beleihungen Umschau ge» halten und haben die vermehrten Aktienkapitalien und Zuflüsse an Depositengeldern dazu benutzt, dem Warenhandel vermehrten Kredit zu geben. Deshalb befindet sich hier der eigentliche Krlsenherd; das haben die letzten Wocken deutlich bewiesen. Die Firma I. C. F. Moeller in Altona, die sich für infoluenl er»

klären muhte, hat bei einem Barlapital, das (wenn die Bilanz richtig aufgestellt worden war) in den bellen gelten 5 Millionen Marl b«> tragen haben soll, bei unseren Großbanken Blanko»Kr«dit« in höhe von 6—7 Millionen Marl angehäuft. Wenn die Banken in dieser Weise vorgehen (die angesehensten Institute waren beteiligt), wenn die Depositengelder so unsichere Anlag« finden tonnen, fo darf man fich nicht Wunbern, wenn der Lärm nach Staats» aufsicht bei Anlage der Depositengelder sich ständig mehrt. In der Norddeutschen All» gemeinen Zeitung wurde in diesen Tagen ver» kündet, die Aeichsverwaltung hätte »bereits seit längerer Zeit ein« umfassende Untersuchung unserer Geld» und Kreditverhältniss« unter Mit» Wirkung von Sachverständigen in Aussicht ge» nomine,,". Auch wer diese offiziöse Mitteilung nur sür einen Schachzug der Aegierung hält, um das p. t. Publikum wegen der Nachgiebig» keit gegen die Jobber bei der Vörsenreform zu beruhigen, wirb der Mahnahm« «ine gewiss« Berechtigung nicht abstreiten können. Schab« nur, dah di« Absicht zu deutlich war (die Notiz erschien gerade emen Tag vor der Ankündigung des Börsengesetzes), so dah selbst di« Bors« si« nicht «inmal für ernst genommen hat.

Trotz alledem darf nicht verkannt werden, dah die Krisis der mittleren Industrie und des Warenhandcls als Folge des allgemeinen Aus» schlages nicht so tief empfunden wirb wie Kata» strophen in der Großindustrie. Der Zusammen» bruch der Leipziger Bank hat mehr Existenzen vernichtet, mehr Mißtrauen gesät, als di« Fall« Halter, Eberbach, Möller, die schlimmstens zwei oder drei Insolvenzen nach sich ziehen. Und ein Land, in dem die Aktiengesellschaft als indu» strielle Untcrnehmungsform eine so große Noll« spielt, wird durch das wirtschaftliche Gedeihen der Großindustrie gekennzeichnet. Die Stabilität der Börsenkurs« sollte darum nicht übersehen werden, und man sollt« berückfichtigen, daß di« Kurs« d«r Akti«ng«s«llschaft«n zwar geringere Divlb«nd«n für di« nächsten Jahr« zum Aus» druck bring««, aber doch wesentlich höh« noti«r«n, als die niedrigsten Kurs« des Iahr«s 1901.

Die Wirtschaftslritiker sollten an der V«. deutung der Kursentwicklung nicht schweigend vorübergehen. Unter all d«n guten Werten über di« Theorie und d«n Verlauf der Krifen find« ich nicht ein einziges, das in deskriptiver Weis« sich eingehend auch mit dem Verlauf der zu gleicher Zeit ausgebrochenen Börfenkrisen beschäftigt. Man weift darauf hin, bah die Kurs« an einem Tag« od«r während bestimmter Zeit um soundso viel Prozent zurückgegangen sind, aber man untersucht niemals im einzelnen den

Verlauf der Bürfenbewegung. Man stellt lein« Vergleich« zwischen dem Grad der Kursrück» gäng« unb dem der Krisis an und vermeidet die Untersuchung, ob und inwieweit die Börsenlurse die höhe des wirtschaftlichen Nückfchlags «r» l«nnen tasten. Wäre das Problem nicht wissen» schaftlicher Erörterung wert? Wäre «in« solch« Feststellung nicht nützlicher, als das Zusammen» tragen statistischen Materials über Import unb Export, über Zunahm« des Sparlapitals im Vergleich zur Anzahl der Emissionen und ahn» liche Ding«, di« gar zu oft mit «in«m Federstrich als unrichtig zu b«w«is«n sind? Di« g«g«n» wärtig« Krisis wird wieder «ine Flut von Schriften hervorbringen, die sich mit ihrem Ver» lauf, ihrer Ursache und ihrer Wirtung be» schästigen. Da sollte einer, der über dieses Thema schreibt, di« Entwicklung der Börsen» lurs« vornehmlich ins Auge fasten. Ein Ver» gleich zwifchen der Nentabilität der Altien» gesellfchaften während der letzten Krisen und zwischen der Kursentwicklung zu derselben Zeit würde wertvolles Material liefern.

Bruno Buchwald.

Bristol-Briefe.

Der Erste.

Berlin, im November.

Hotel Bristol.

Liebst« Leoni«!

Jawohl aus „Bristol", nicht „Adlon" datiert Deine Violette diesen Brief — und darum denke mich nicht weniger mondain! 0 nein, je — desto! Denn weiht Du: ich liebe das Nheingold nicht als Oper noch »ls Nestaurant, geschweige denn als Hotel. Nein, auch die Irrlichter in den Schlafzimmern — auf grün kommt «in Stubenmädchen, glaube ich, fieht man rot, «in „ober" — machen's nicht. Wenn ich dafür im Nestaurant bei 18 Mart»S«lt „leine" Gesellschaft finde, ober höchst«««« das Pr«mier«npublilum des Metropol — Du weiht, ich bin nicht vergnügungssüchtig. Ich besuche weder di« Grünf«lb»Konzert« noch di« ^/„»Sonntage im Zoo und hört« auch von huplas GänseNein» und Nessource»Krebs«ssen» abenben, von denen Miß Ali, unsere englische Morning Post, so oft durch ihren Bruder di«s«i englisch« Krankheit der N«„berliner Finanz er» zählt, »ie ohne Schaudern. Das alles ungefähr sah ich im holden Verein 5 l» carte bei „Aederns", und das sieht man in Bristol, wenn's

«» o
«» <»
809
Vristol'Vriefe
schon sein muh, doch besser lachiert! Und darum
ist's doch noch der einzige Ort in Verlin, wo
«wirklich «in« vornehm«, internationale Art
herrscht, wo etwas Aitz, «in Stückch«n Carlton,
ein Ausschnitt vom Ezcelsior glänzt und man
sich mit «iniger Phantasie auch bei Sherry
glauben könnte — kurzum, „die schönst« Stadt
ider Welt" für einig« Stund«« auf das glück»
liehst« v«rg«fsen wird. Darum, w«nn ich müd«
und abgehetzt von d«n Weihnachtseinkäufen
wieder im Hafen von Bristol lande und dort
dinier«, dann, liebste Leonie, dann denke ich,
- baß mich Parisiana umrauscht, der Korso lächelt,
die Freiheitsstatue schimmert, und fast aus einem
'Nebelmeer grüht mich London prouä. Ich atme
Weltbürgerluft! Di« „Spießer" fehlen. Denn
l noch hat Uhls unnachahmliches Geschick der
l «Menschenkenntnis es verstanden, die beste G«>
'selllchaft in den kosigen, dunkel holzgetäfelten
«Raum zu bannen. Noch drängen fich die oberen
Vierzig — mehr hat die Värenstadt wohl nicht
i für «inen Abend zu v«rs«nd«n — in das Bristol»
Restaurant, und für zw«i Stunden war Deine
^ dumme Violette recht glücklich! Denn Du muht
wissen, heut« nachmittag war ich es nicht, und
das wirft Du begreifen, die Du weiht, was
ich für schön« Kleider besitze, welch kostbarer
^ Schmuck, welch schmeichelnd« Pelze mein sind.
^ Ja, aber wo sie als Fremde tragen, wo mit
ihnen glänzen? Geh' nur einmal ins Vpern»
- Haus, selbst zu Carusopreisen, oder besuche «in
Philharmonisches!! Spanische Shawls, Blusen,
die bei Spindler freundlich aufgenommen, Hand»
schuhe, die nach Benzin duften, Abendmäntel,
na . Allerdings wenig« Ausnahm««,
di« bi« Aegel bestätigen. Und nun denk« nur
an uns«r« »lternnon te»» im Carlton „einst im
Mai". Sechs Wochen lang sahen wir in der
vorigen »«»»«n jeden Tag wie festgebannt in
b«r einzigen, Wargueritengefchmückten Hall.
Ich glaub«, wir zählten gewissenhaft an 6000
lil« Samtkleider, bi« grohe Mode von vor»
gestern, di« in unzähligen Nuancen vom
tiefsten Veilchenblau bis zur mattesten
Syringenfarb« an uns vorüberzogen. Denkst
Du daran? Dann wirft Du verstehen, was
London ist und was Berlin nicht sein kann.
Da schreiben sie sich dl« Finger wund,
was sie zur Hebung des Fremdenverkehrs tun
sollen, und vergessen, bah sie nach Demolierung
der Bellevuestrah« und Schaffung der Ersatz»
bauten am Kaiserdamm (als wenn man in
Paris die Aue Gabriel durch «inen Apachen»
stadtteil ersehen würde) Berlin noch das letzte
geraubt, was eigentlich wirklich schwer zu
ruinieren war. Aber auch dieses ist prompt

geschehen: den Tiergarten! Wer von den Fremden will noch «ine Fahrt durch seine grünen Alleen wagen, wo rasende Automobile das letzte Schöne, was Berlin besah, getötet haben. Erst unlängst sagte mir «in« höh« russische Familie, die seit zwei Jahren statt im „Äom"» im Ientralhotel ihr Domizil hat: „Nur beim Bahnhof wohnen, um wieder schneller von Berlin wegzukommen. Man kann j» nicht einmal mehr hier spazieren fahren, aus Furcht, massakriert zu werden." — Unser Kaiser ist jetzt in London, hoffentlich entgehen seinen scharfen Augen nicht die Tafeln »n den hyde Park»Eingängen, di« b«sag«n, bah d«rs«lb« nur offen für elektrisch« Automobil« bei 10 Km Schnelligkeit sei. Vielleicht fährt er auch einmal durch Park Lane und fleht, wie Benzindroschten langsam fahren, fahren müssen, weil einfach der englische Volks» will« jeden Bedag» oder Vlitzführer töten würde, der ähnlich durch Wayfair rasen würde, wie es hier im Tiergarten üblich ist. hier in Berlin ist man als eleganter Fremder allein auf „das" Hotel angewiesen, und weist einem dieses nicht die Gesellschaft, bann ab«!

Doch ich schweif« ab. — Also ich will es Dir sagen, ich war unglücklich, denn alle mein« Schätz« mußt« ich in Berlin im Koffer lassen und mein „Berliner Dreh" tragen, d. h. Aock und Bluse. Toilette paht doch nicht! Trag« ich Perlen von Voucheron, Kleider von Paquin und hüte von Virot, wo find« ich bi« mir zusagend« Konkurrenz? Als ich das lehtemal in einer Premiere war, Hab« ich mich tödlich g«l»ngweilt. Nur mit N«in«n «ntretenierten Schauspielerinnen, deren mehr ober minder bezahlte Aeiz« und Kleiber «in« bestimmte Sorte von Blättchen auf Gegenseitigkeit loben, zu konkurrieren, ist nicht nach meinem Geschmack. Der New Vor! herald, Paris Edition, könnt«

in Verlin noch immer nichts berichten. Ach,
glaube mir, Lieb«, die Du in Brighton, Metro»
pole lächelnd nach der Ehurchparad« mein«
Zeilen liest, ich war nach all diesen Ein»
drücken, ein trauriges „Mädchen aus der
Fremde", zum Diner gegangen. Ich trug mein
letztes von Maurin Vlossi«r (d«r Paris«!
Lieferantin unserer entzückenden Kronprin»
zessin), hellblauen Panne mit Silberperlen
gestickt, dazu eine Stola gestreift, von gleich»
farbenem Tüll mit Chinchilla, ein Brillant»
sautoir mit dem grohen Am«thystpend«loqu«s,
ich lauft« es bei Cartier, der schönen Frau
Georg« Wätgens nach. Dann ging ich mit
Clarissa, die von der „Georgette" angezogen,
mit ihren roten Zöpfen wie «in Ereuzelöpfchen
aussah (hellgrüner Otzp« äs ollios mit weihem
Mari« Antoinett«»Fichu), mihmutig hinab und
— amüsiert« mich göttlich.
Wer war da? Ich will Dir alles «r»
zählen, und Du wirst mich wieder als «in«
wandelnde Neuausgab« unseres Vademecums
„Wbn i» Hsbo" nehmen. Also hör«; gleich das
Best« zuerst I Jenes hold« Dopp«lwes«n, welches
in ihrer königlichen Gestalt die schönste Frau
am preußischen und britischen Königshofe zu»
gleich verkörpert: die Fürstin Pleh. Weihe
schimmernde Perlen auf schneeigem Hals«,
schwarzer 6rtzp« <l« dun«, der die schlank« Ge»
stall gleißend umschmeichelt, »uf dem blonden
Haupte «in wallender Gainsborough, am Vufen
«ine Hellila Orchidee und in den Nixenaugen «in
smaragbner Schimmer — auf den roten Lippen
ein Lächeln, wie nur irgend «in« sagenhaft«
Königin ihres Heimatlandes, Berengaria ober
Schwanenhals, «inst auf «inem n«belumlagert«n
Wales»Schloh geheimnisvoll gelächelt, wenn fi«
auf weihem Zelter Heerschau gehalten über ihre
Vasallen . . .
Am Nebentisch: Schon fast graues haar
über der weihen Stirn, aber noch immer
brennen dl« herrlichen Augen, zucken bi« f«in«n
Nüstern, bebt der schmal« f«in« Mund. Und
noch immer rechtfertigt Frau von Schrader den
Nuf, «inst Berlins gefeiertste Schönheit gewesen
zu sein, die heute mit mütterlicher Huld ihr«
Schwi«gertocht«r führt. Nicht w«it davon,
Dresdens beftangezogen« Dam«, Frau Geheim»
rat v. hartmann. Dann «in Tisch r»it »re
Portugiesinnen, von ihrer korpulenten N««
gehütet, d«r Gattin d«s größten Lissab»«^
Handelsherrn. Wie drei lebend g«w»rt«
Weih«n«r Figur«« schauen dies« kleinen D»c
aus, bi« Worths W«ist«rhand «ach Watlu»
z«ichnung«n g«N«id«t hat. — Im schwülze,
Trauerkleid, b«n dunklen N«mbranbth»t »»
dem haar, sehr einfach, fehr bescheid«», «te

jeder Zoll doch ein Königslind, des Nu«:
Leopold älteste Gntelin. Prinzessin Gümdc
von Holstein. Dann zwei Damen der russische
Aristokratie. Ein« in lichtgrau«in Atta« «
gleichfarblg«m Krimm«r v«rbrämt, bi« «»>«
in ti«froter Samttoilttt«, mit f»ft nnlxM'
bar«m schwarz«« Zobel besetzt, in Begleiti«
eines weltbel »nnten und beliebten Petersb««r
Causeurs. Dann «rsch«int im Saal ei» zi«>
lich«s N»ss«figürch«n von «ig«nft«m Ney,
Okzident und Orient find nicht «ehr zu trc»»t^
Di« jung« Prinzefsin hatzfeld, g«b. Kontl»'«
Aoli, gleich Pierpont Morgans Schwiege
tochter, auf das holdseligst« di« „gelbe Ges<lb7'
verkörpernd. Ach! ich tonnt« Dir »loch «6
mehr erzählen, aber Elarissa wollt« »och i>
bi« Oper zum „Fliegenden Holländer'. ««,
es war — schweigen wir — —. hofi«»
lich hat Herr v. hülsen jetzt auch einmal El»««
Garden besucht. — Aber die Dinerstund« be
mir Mut und Luft gemacht' in Berli» .«
bleiben, mein« Kleider auszupacken res», si«
anzuziehen und sogar auf Empfehlung «»
Mih Ali, die mich »m nächsten Vt«rge», «L
von interefsantesten Neuigkeiten besuchte, ««««
Sachen für mich, nicht nur für unser« Wir.»
schafterin und Cousinen aus der Provinz, ei»
zukaufen.
Mih Ali empfahl mir Spitzer. Dort h«»H
noch I«nnh, bi« selige Groß, als Man»
Theresia. Ich find« es zu lonss »^u, olck t»!,,»^
— man lebt und vergißt zu fchnell in Venu
Aber Kleider sah ich doch: wirtlich, «in Etii»
chen Paris! Und dabei sehr distinguiert, den
Spitzels Vorzug ist, bah er nicht für Demimo««»,
arbeitet. Ich fah wundervolle Kleider dort fir
Exzellenz Krupp und die jung« Bohleu.halbach,
di« übrigens rührend bescheiden auftritt. Wn»
di« Meyer hieheü Auch die fehr «l«ganl« F»,

von Schön war durch Spitzer so tip top im Ivinterpalais gekleidet, bah selbst Marie Pau» lown», die tonangebend«, schöne Großfürstin Wladimir, „zufrieden".
Dann ging ich »uf Miß Alis Empfehlung weiter zum neuesten Berliner hutladen mit dem schönen Namen „Glück". Du wirst das Geschäft aus Karlsbad oder Wien lennen, Mrs. sfrederic Vanderbilt und die schöne Mm«. Letellier sahst Du bort noch schöner und vor» nehmer geschmückt, wenn sie diesen Salon ve» liehen. Ach, was für schöne hüte sah ich hier, aber ich bin bescheiden und begnüge mich mit einem kleinen — ich bin ja hi«r nicht in «inem Weltbad . . .
Dann ging ich mit Clarissa, die am 20. Geburtstag hat, zu Friedlander. ^>a reizt« mich „nur' «in Aing, b«r Tiffany würdig war. 28 Karat und «N lXXI Marl. Ich bewunderte «inen großen Solitär, der bestimmt war, den Schmuck von Berlins elegantester, ich möchte sagen „einzigster" Finanzier« zu vergrößern, und laufte «in Smaragd und Brillanten fazettierten Aien Bracelet für Clariss». Auf «in«n Brillantanhäng«r, in Form «in«r Aies«n» schlang« verzichtete ich, denn Du weißt, wi« Außlands schickst« Frau, die obenerwähnt« Groh» sürstin Wladimir, trag« auch ich nur braun« oder zitronengelbe Brillanten. Grund: sie machen den Weihesten Teint. Auf der Suche nach diesen Raritäten — es gibt Aesthetiler, die sie gräulich finden — zog ich zu Marcus und fand einen Aiesenperiodot, den aug«n» blicklich modernst«« St«in in England. Ich wette, selbst Aider in Vondstreet, der doch aner» lannt smarteste Juwelier in London, hätte leinen besseren zu versenden. Clariss» fand einen Saphirring — wi« fi« üb«rschwänglich Dir sagen läht, gibt «s im Braganzaschmuck l«in«n schön«renl
Dann ging ich, weil es totschick ist, verlassene Schlachtfelder zu besuchen, mit Mih Ali zur Weidcndammer Brück«. Was Mih Ali dabei von Terrainschwindelgeschäften, verlrachten Vanlen und Bankiers «zählt« ^ ^ mir schwindelt« förmlich! Wir b«trachtet«n d«s famos«n Eb«rbach „bescheidenes Projeltchen". Hin Angestellter der Komischen 0p«r> d«r wi« Marius auf den Trümmern Karthagos thronte und alles treulich zeigte, meint«, „in Amerila haben sie schuld daran, weil's da lracht, gibt's hier lein Geld. Aber wenn es drüben wieder ruhig ist, dann baut man hier wieder, und das ist bald!" Ich fand den Mann wirklich lomisch. Weil drüben die wirllichen Herren ihre Wacht zeigen, weil Milliardäre, die erst eines Landes Gröhe und Eigenart schufen, dem sie verkleinernden Aeichsrepräsentanten ihr«

Macht zeigen wollen, deshalb kracht's hier. Eon»
dottierilaunen, die anscheinend zwei Welten be>
herrschen! Und weil's drüben donnert, zittert
nun wirklich hier alles, und ich glaube, dies«
Ausred« hält für Goldshares. Kanadaaktien,
Terraingesellschaften und ähnlich« edle, dem
Publikum angedreht« wertlose Anlagen wohl
noch recht lang«! D«nn ich glaube nicht, dah
so bald hier gebaut wird, wie der gut« Wann
von der Komisch«« Vper meint, ich glaub«,
auch ohn« Amerika ist viel faul im Staat«
Dänemark. Ich glaub« überhaupt nicht an
Herrn Eberbach, der Mann war schon längst
mir verdächtig, gleich als er s«in«n Frackulas
«rli«ß. Das paßt für Paris, London, Aew
Port, aber nicht für Berlin. Als ich damals
diesen Erlah gelesen, «rinn«rt« ich mich an
«inen anderen, wohl auch etwas größenwahn»
sinnigen Finanzier, der auch Dinervorschriften
«rlieh, Akzepte diktierte, der mit seiner Köchin
stundenlang die Plätze ausmah für feine Gäste
und schließlich gemütvoll Depots veruntreut«.
Er führt« «cht aktuell den Beinamen „der
Süße", er tat Wohl auch niemandem etwas
zuleide, denjenigen ausgenommen, die ihm Geld
llnv«rtlaut«n. Es war keine Nein« Ironie
des Schicksals, daß im Haus« dieses peniblen
Herrn «in Herr „Schieferdecker", der Konkurs»
Verwalter, das letzte Wort sprechen muhte, nach»
dem der m»!tr« ä'bst«!, um dem Zuchthaus zu
entgehen, sich entleibt hatte. Ja, Herrn Eberbachs
Kulturträumereien, Verbesserung der Gesell»
schaftsregeln, muhten, wenn sie nicht gleich als
verräterisch« Pos« angesehen werden sollen, aus
goldenen, nicht auf tönernen Fühen stehen.
Herr Eberbach, der viel gesehen, hat wohl auch
viel geträumt. Er sah sich selbst Wohl zu Gast«
an des Lebens Tafel, und da glaubt« «r „den

Gentleman" zu schaffen und lud den für solches Dasein lebensfrohen und fchönheltsber«chtlgten Cornelius Vanderbilt — und sieh« da, es lam nur, totenwangig, mit zerschmettertem Schädel, Felix Sommerfeld. Er hatte den Neichtum ge» laben — und der Schwindel war «rfchienenl! Und dies« sein« Illusionen müssen die leid» tragenden Aktionäre bezahlen. — hoffentlich haben ander« Gründer, die mit fremden Depositen Terraingesellschaften ins Leben rufen, nicht „verwandte" Träume. Doch in Verlin ist ja alles möglich, wenn auch nicht für all« Gentlcmantaten der amerilanlsch« Krach als Entschuldigung gelten sollte. Jedoch »n Ent» schuldigungen fehlt es nie — ich entsinn« mich, wi« man seinerzeit in nahestehenden Kreisen „Bahring" für „Sommerfeld" verantwortlich machen wollt« — Vrombeeren sind ja immer billig zu haben, und neugierig bin ich ja nur, mit welcher Ausred« man dem jetzt schwebenden Meineidsverfahren, das eine Sensation ersten «Ranges zu werden verspricht, begegnen will. Mih Ali weiß vorläufig nur, dah die Unter» suchung sich gegen eine verwitwete Willionärin richtet und das Beweismaterial aus Vriefen von eigener Hand der Dam« und solchen des Gläubigers ihres verstorbenen Sohnes besteht. Da die Originale von der „objeltivsten Vehörd« der Welt" eingefordert find und sich zurzeit in Händen der königlichen Staatsanwaltschaft befinden, behauptet Mih Ali, nur die Photo» graphierten „Briefe einer Willionärin an ihren Sohn" gelesen zu haben. Und Mih, die frei» lich sehr bescheiden, meint, sie „genügen" l Doch dürften sie im Verein mit den erhebenden Vriefen eines, zu seinen Klienten versammelten W «inhändl«rs zu der schönen Hoffnung be» rechtigen, auch höhere Ansprüche zu befriedigen, um dem edlen Wild eines soliden, deutschen Familienlebens gerecht zu werden und sicher erfolgreich mit dem Marlittschen »Haus« des Komm«rzi«nr»ts" an Noblesse und Gesinnung zu lonlurrl«r«n. Mih war übrigens in Tränen aufgelöst, »ls sie unter di«s«r Vlütenlef« aus den „Papieren eines Verstorbenen" (ist doch von P—ückler, nicht wahr?) auch j«ne« hungerbrief eines Mlllionärsohnes kurz vor s«in«m Tode, fast vom Vperationsttsch, ich glaub«, aus Heidelberg datiert, ge» lesen; der Arme ging dort einsam und o«r» lassen in das Friebental des ewigen Lebens «in. Für welch« Leltüre aber weder die «dl« Mam», noch der gütige Papa, «in ftadt» bekanntes „G«müt", absolut l«in« L«s«luft ge» z«igt. G«nau«res teile ich Dir mit, sobald Ali, dank ihrem Stunden gebenden Vruder, das ganze Material hat. 2« schadet Dir nicht, wenn ich Deine Neugierde 5 I» Sandroll auf

die „Wolter spanne".
Alles Nähere teil« ich Dir mit, sobald ich
Mih Ali gesprochen. Ich erwarte mit Sehnsucht
Deinen Vrief aus Vrighton. Wie ich Dich
kenne, berichtest Du mir auch bald aus Gast,
dorne vom Devonshirer Schloh, von tzighcliff
Castle, wo Lenbachs hold« Lady Curzon litt. Wir
sahen sie vor zwei Jahren in Vrighton, als sie
halb sterbend im Hxtrazug ihren Mann und
ihr« Kinder besuchte und wo jetzt in dem Wort»
leyschen Niesenpark unser Kaiser d«n schönen
herbst genieht. Für heute adieu.
Auf Wiedersehen oder besser Wieder»
schreiben. Dein« Violette.
An Frau Leoni« King,
Metropol« hot«l, Vrighton.
Notiz.
Vei Keller K Nein« ist momentan «in«
Ausstellung des ungarischen Malers Gjula
Tornai nach japanischen und indischen Mo»
tiven, auf die wir »n nächster Nummer zu
sprechen kommen weiden. D. N.
V«»n»»»iUlch Ml d!« ««d»Nl»N! Dl. «rwl e»»»»»»«»,»«, V»l»» v>.»> L»n»ift»»ß« »! »ü»
0«ft«»»«ich»lln,»»»: «»b«» ^e».
Wien I. — ««!»« M»»^,«d» « ll», WU»n»»,l»»««»lin V.«, «»Iel>«n«»N»»j« l». - »lpebM»» fü»
0«ftn«lch>U»»»»»«
b»» «»l,ti , Wittes, Wien I, »«den «. - «rnck »»» V«« « »«!«» »,«.», h, »«»n v »?, ««>»»»»«>»» « »»' Der heutigen Nummer liegen zwei Sonberplospette bei, und zwar:
1. des Verlages Georg MÜllsr in München »g«s«phplatz 7, betreffend: .hervorragend« Neuerscheinungen";
2. des Verlages Vt. Piper in München, Aohenzollernftr.23,betr«ff«nd: .Vi« Odyssee der Seele",
auf welche wir besonders aufmerksam machen.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Wem» Sombart: Kulturphilofophie / Richard Sttauß: Musik / Georg Brande«?
LIteratur / Richard Wuther: Kunst / tzugo von tzofmannSthal: Lyrll
Vummer 26 A7«^K» 6. Dezemb« 19l)7
dontez clsölatiqueZ.
,...
denn die Herren schienen mir verrückt zu sein, und eine solche Scene machte
l mich immer sehr melancholisch. Mefe unglücklichen Leute brachten Entwürfe in Vor»
schlag, die Monarchen dahin zu überreden, daß sie ihre Günstlinge nur nach Weisheit,
Fähigkeit und Tugend wählen; daß Minister belehrt würden, nur das Wohl des
Staates in Betracht zu nehmen, Verdienst, Fähigkeit und Dienste zu belohnen; sie
suchten die Fürsten über ihr wahres Interesse aufzuklären, so daß sie letzteres auf
derselben Grundlage, wie das Volk, erbauten, und daß sie für Aemter nur die
passenden Personen wählen. Es fanden sich darunter noch mehre wilde und unaus»
fühlbare hirngefpinnste, die kein Mensch bisher begreifen tonnte, und die mich von
der Wahrheit jener alten Bemerkung überzeugten, es gäbe leine so ausschweifende
und unvernünftige Meinung, welche von einzelnen Menschen nicht als Wahrheit
aufgestellt sei.
Unter Andern machte ich die Bekanntschaft eines Arztes,-welcher mit der Natur
und dem System des Negierens vollkommen bekannt zu fein schien. Diese ausgezeich»
nete Person richtete seine Studien auf einen fehr nützlichen Zweck, auf die Erfindung
von Mitteln, welche allen Krankheiten und Verderbnissen der Staatsverwaltung ab»
helfen werden. Alle Schriftsteller und Philosophen gestehen einstimmig zu, es finde
sich eine Aehnlichkeit zwischen dem natürlichen und politischen Körper, und so ist es klar,
daß die Gesundheit beider erhalten, die Krankheit beider curirt werden muß durch
dieselben Necepte. Es ist bekannt, daß große Versammlungen häufig durch über»
flüssige, aufbrausende und andere schädliche Säfte belästigt werden, daß man Krank»
heilen des Kopfes und noch häufiger des Herzens, bei ihnen beobachtet; daß starte
Convulsionen der Nerven und Sehnen in beiden Händen, besonders aber in der
rechten Faust, bei ihnen stattfinden; daß sie an Spleen, an Blähungen, Schwindel
und Delirien leiden; daß sie scrophulöse Geschwülste mit fauler Materie enthalten;
daß sie an saurem und stinkendem Aufstoßen, an Unverdaulichteit und an anderen
liebeln krank sind, deren Erwähnung hier nutzlos sein würde. Der Doctor machte
deshalb den Vorschlag, sobald man im Senat zusammenkomme, sollten Aerzte bei den
drei ersten Versammlungen gegenwärtig sein, und nach dem Schlüsse einer jeden
Sitzung den Puls der Senatoren untersuchen; nachdem sie hierauf die Natur der
'Krankheit und die Gegenmittel reiflich berathen, sollten sie am vierten Tage, vom
> Apotheker begleitet, welcher die passende Medicin mitbringen würde, in den Ver-
sammlungssaal zurückkehren. Bevor alsdann die Sitzung beginne, sollten Parlaments-
mitgliedern Abführungsmittel, Brechmittel, dnll05>v2, ^8tlinßenti2, ?2ll>2tiv2. ^cuztica
usw. gereicht werden, wie dies die besonderen Fälle erforderten; nach der Wirkung
dieser Medicin sollten alsdann diese Mittel bei jeder Sitzung vermehrt, verändert
oder aufgegeben werden.

„Dies Project würde nicht viel Geld tosten und müßte nach meiner demüthigen Meinung die schnellere Abfertigung in denjenigen Ländern befördern, wo die Parla» mente Anteil an der gefetzgebenden Gewalt besitzen. Me Einstimmigkeit würde dadurch befördert, die Debatte abgekürzt. Mancher jetzt geschlossene Mund erhielte dadurch Flüssigkeit der Nebe, ein anderer, der zu sehr sich öffnet, würde dadurch geschlossen werden; der Muthwille der jungen Parlamentsmitglieder würde dadurch wegpurgirt, und das Phlegma der älteren vermindert werden; der Dumme würde dadurch auf» geweckt und der Impertinente in feiner Hitze gemäßigt.

„Der Doctor gab ferner den Nach: jeder Deputirte einer Nationalversammlung solle, nachdem er seine Meinung ausgesprochen und vertheidigt, seine Stimme für die entgegengesetzte Behauptung übergeben. Geschehe dies, so würde das «Resultat un» fehlbar zum Vortheil des Publikums ausfallen.

„Wenn Parteiwuth in einem Staate zu heftig wird, fo fei ein wunderbares Mittel in Anwendung zu bringen, damit der Friede wieder hergestellt werde. Die Methode ist folgende: man nimmt ungefähr- hundert Parteiführer und stellt sie paarweise, nach Aehnlichkeit ihrer Schädel, auf. Alsdann sägt ein geschickter Operateur den Schädel eines jeden zu derselben Zeit und in solcher Weise ab, daß er das Gehirn auf gleiche Weise theilt. Alsdann werden die abgesägten Theile des Hirnschädels vertauscht, indem der Eonservative den eines Liberalen erhält und um» gekehrt. Allerdings fcheint dies Verfahren eine große Geschicklichkeit zu erfordern. Der Professor gab uns jedoch die Versicherung, der Erfolg werde unfehlbar fein, wenn die Operation nur auf geschickte Weise ausgeführt würde. Seine Schlußfolge war folgende: da die beiden Gehirne alsdann in einem Schädel die Sache unter sich ausmachen, werden sie sich sehr bald gegenseitig verständigen und dadurch jene Mäßigung und regelrechte Denlmethode bewirten, welche in den Köpfen derjenigen fo sehr zu wünschen ist, welche einzig zu dem Zwecke in die Welt gekommen zu sein glauben, damit sie die Bewegung derselben überwachen und leiten. Was nun den Unterschied der Gehirne in Quantität und Qualität betreffe, so versicherte uns der Doctor, dies sei lein sehr wichtiger Umstand.

„Ich hörte eine heftige Debatte zweier gelehrten häufer über die bequemste und wirksamste Weise Steuern zu erheben, ohne den Unterthanen lästig zu werden. Der erste behauptete: die gerechteste Methode werde darin bestehen, wenn man Laster und Thorheit besteuere; die Summe für Jeden müsse alsdann aufrichtig durch eine Jury bestimmt werden, welche aus seinen Nachbarn zusammengesetzt würde. Der zweite war durchaus der entgegengesetzten Meinung: man müsse diejenigen Eigen» fchaften des Körpers und der Seele besteuern, worauf die Menschen hauptsächlich eitel wären; man müsse geringere oder höhere Abgaben nach dem Verhältnis; der Eitelkeit bestimmen; einem Jeden müsse die Entscheidung in diesem Punkte überlassen bleiben. Die höchste Abgabe müsse von Männern bezahlt werden, welche große Günstlinge des andern Geschlechts seien, und zwar nach Verhältniß der Zahl und der Natur aller Sunstbezeugungen, die sie erhalten hätten, hierbei solle ihnen erlaubt sein, Zeugniß für sich felbst abzulegen. Witz, Tapferkeit und Höflichkeit folle ebenfalls hoch besteuert werden, wo dann die Abgaben in derselben Art eingezogen werden müßten; indem nämlich jeder Mann die Quantität, die er besitze, auf fein Ehrenwort angebe. Ehre, Gerechtigkeit, Weisheit und Gelehrsamkeit sollen jedoch nicht besteuert werden, weil es Eigenschaften sind, die Keiner seinem Nebenmenfchen zugestehen, oder bei sich felbst bedeutend fchätzen wird.

„Die Weiber müßten femer im Verhältniß ihrer Schönheit und ihrer Geschick» lichkeit, sich zu putzen, besteuert werden, und dabei dasselbe Privilegium, wie die

» <»
Kar,l Schnitzler: Nantes clrolatiquez 815
Vlänner, besitzen, d. h. sie müssen den Grad derselben selbst bestimmen; Beständigkeit, Keuschheit, Verstand und Gutmüthigteit sollten jedoch in die Steuerliste nicht auf» genommen werden, weil sie die Kosten des Steuererhebens nicht einbringen würden.
„Damit die Parlamentsglieder stets im Interesse der Krone ihre Stimmen ab» geben, wurde der Vorschlag gemacht, sie sollten um Staatsämter würfeln. Jeder müsse zuvor schwören und Bürgschaft leisten, um nach dem Willen des Hofes zu Votiren, er möge gewinnen oder verlieren; dafür erhalten diejenigen, welche verlieren, auch die Freiheit, bei der nächsten Vacanz wieder zu würfeln. So würde Hoffnung und Erwartung fortwährend erhalten; Keiner würde sich über gebrochene Versprechen betlagen, sondern jede Vereitelung seiner Hoffnungen ausschließlich der Fortuna zur Last legen, deren Schultern breiter und stärker wie die eines Ministers seien."
Diese Citate waren mit fast unleserlicher tzandelsschrift auf kleine Zettel ge» schrieben und wurden am letzten Samstag nach der Sitzung im Plenarsaal des Reichs» tages von einem der Waschweiber unter dem Sitze eines Wilden gefunden. Nicht ! weit von dem Sessel des Abgeordneten Vebel wurden zwei weitere Zettel entdeckt. Der Eine lautet:
‚In Processen der Personen, welche wegen eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt wurden, ist die Verfahrungsart bei Weitem kürzer und empfehlenswerter, als in Pridattlagesachen. Der Nichter sucht zuerst die Stimmung der Machthaber zu erforschen und kann alsdann einen Verbrecher sehr leicht retten oder hängen lassen, indem er alle Nechtsformen mit der gehörigen Genauigkeit beobachtet."
Der Zweite: „Da ich aber zufällig einen Staatsminister erwähnte, befahl man mir, zu sagen, was ich unter dieser Benennung verstehe. Ich sagte, ein Premier» minister, den ich zu beschreiben beabsichtige, sei ein Geschöpf ohne Freude und Kummer, ohne Liebe und haß, ohne Mitleid und Zorn; er gebrauche seine Vede zu allen Dingen, nur nicht um seine wirtlichen Gedanken zu verkünden; er sage nie eine Wahrheit, als in der Absicht, daß man sie für eine Lüge halte, noch eine Lüge je, als damit man sie für wahr ihm glaube; diejenigen, denen er in ihrer Abwesenheit die schlimmsten Dinge nachsage, könnten überzeugt sein, daß er sie befördern werde; Andere, denen er in ihrer Gegenwart oder Abwesenheit Lobsprüche ertheile, tonnten sich als verlorene Leute betrachten. Das schlimmste Zeichen für irgend eine Hoffnung sei jedoch ein Versprechen, besonders wenn es mit einem Eide bestätigt werde, hierauf pflege sich Jedermann zurückzuziehen und alle Hoffnung aufzugeben." Mit Blaustift standen hier von unbekannter Hand die Worte: Armer Max, ärmerer Posa, ärmster Freisinn!
Auf der Vundesrathsestrade endlich fand sich ein Zettelchen mit den mit männlich steter Hand geschriebenen Worten:
Man schlenkert sie halt einfach an die Wand!
Sich da befassen »Hut nicht gut;
Sie schaden dem nur, der st« fürchten thut.
Der genaue Fundort war leider nicht mehr zu ermitteln. Doch im Papier oben rechts ein Fürstenhut in Golddruck.
Da die Eitate nur aus einer socialistischen oder anarchistischen Schrift stammen können, wird nach dem Autor eifrig gefahndet, und die Königliche Staatsanwaltschaft soll bereits ein Verfahren gegen Unbekannt wegen Verächtlichmachung von Verfassungs- einrichtungen eingeleitet haben, das bisher leider ergebnislos verlief.*) Karl Schnitzler.
') Ist «in Keiner Winl gestattet? Der Slil erinnert an Jonathan Swift, und die Ketzereien stehen, irr« ich nicht, in den von Doltor Kottenlamp übersetzten 'Reisen Gullivers nach Lilliput. Und der l«tzl«? Valentin, der ungehobelt« Lasse, sagts in Mystificinslys Faust,

o c
Die Vedeuwng der syndikalistischen Lehren.
Von Werner Sombart.
O)ein Zweifel: die Syndikalisten wirken außerordentlich anregend. Sie bringen die träge
»5> Masse der sozialistischen Gedankenwelt wieder etwas in Fluß und verhindern die völlige
Erstarrung. Darin dem .Revisionismus' vergleichbar, wenn nicht überlegen. Denn an
vielen Stellen bringt ihre Kritik tiefer als die der Revisionisten oder richtiger: der reformifti»
schen «Revisionisten; denn als Revisionisten bezeichnen sich auch die Syndikalisten gern, nur
im Gegensatz zu den friedfertigen als revolutionäre Revisionisten. Als solche müssen wir sie
daher auch in erster Linie werten; als solche haben sie ihre große historische Vedeuwng.
Denn es ist immer gut. daß Ketzer aufstehen, wo eine hochtirche herrscht. Und vptimiften
mögen sich sogar der Hoffnung hingeben, baß die Syndikalisten, wenn sie (als Richtung!) erst
in ein reifes Mannesalter eintreten, am Ende uns noch eine lebensfähige und den modernen
Anschauungen angemessene soziale Theorie bescheren. Einstweilen freilich ist das, was sie
uns mitzuteilen haben, noch Stückwerk, und teilweise sogar ist der Bau mit brüchigem Ge»
stein aufgeführt, das unweigerlich entfernt werden müßte, soll beim Weiterbauen nicht die
Sicherheit des ganzen Baus in Frage gestellt werden.
Wo steckt nun das Lebensfähige, Starte; wo das Brüchige, Tragunfähige, Schwache?
Ich will mit den Aposteln des neuen Glaubens nicht über den Inhalt dieses Glaubens
selbst, über ihr Hoffnungen, kurz über ihre Ideale streiten.
Nur eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: wenn die Syndikalisten bei jeder
Gelegenheit betonen, daß die soziale Revolution nur dann einen Sinn hat, wenn die zu»
künftige Gefellschaft von Grund auf sich neugestaltet, wenn sie aus völlig neuem Geiste
geboren wird; wenn sie eine förmliche Scheu haben, sich durch die Verwertung irgendein»
kapitalistischen Einrichtung zu kompromittieren: warum entnehmen sie dann ihre Ideale aus»
schließlich der kapitalistischen Gedanken» und Empfindungswelt? Oder sind sie sich darüber
nicht klar, daß das unselige Ideal des ‚Fort!chrilts', mit dem die Menschheit nun seit
Jahrhunderten genarrt und in der Wüste herumgeführt wird, allein aus der kapitalistischen
Dynamit erwachsen ist? Daß ebenso die Wertung des ewig Werdenden in der sozialen
Welt, des ewig Unfertigen, der ewigen Unruhe und Unrast kapitalistischem Geiste entsprungen
ist? Wie erklärt es sich, daß so feine Menschen, die mit allem Degout erfüllt sind vor den
Brutalitäten der modernen Kultur, diefes ekelhafte Baumwollfpinnerideal der möglichst
hoch gesteigerten Produktivität zu dem ihrigen erklären? »Wir haben', meint Sorel einmal,
»von Marx die These überkommen: daß der Fortschritt der Produktion niemals zu rasch
sein kann, und wir betrachten diesen Satz als den kostbarsten Bestandteil in der Erbschaft
des Meisters.' Sonderbar, höchst sonderbar! Konnte man Marx vor zwei Menschenalten»
noch eine solche Geschmacklosigkeit verzeihen (deren ich mich selbst noch vor zehn Jahren schuldig
gemacht habe): heute sollle doch jedermann, der etwas auf seine Reputation gibt, nicht
mehr solche Parvenuideale mit sich herumschleppen. Zumal nicht, wenn man einen neuen
Wellanfang inaugurieren will. Da ja doch dieser Gedanke: es kann nie genug produzier»
werden, das legitimste Kind des kapitalistischen Snobismus ist.
Eine Zeitlang schien es fast, als sei der Synditalismus wirklich im Begriffe, ein
neues wertvolles Ideal: das des Produzenten, zum Leitstern seiner sozialen Pläne zu machen.

Denn in der Tat ließe sich die Idee: eine Gesellschaft aufzubauen nur aus produktiven VTenschen, sie zu gliedern nach Maß und Art der Produktivität ihrer Mitglieder, die Ent» gelte zu differenzieren nach der produktiven Leistungsfähigkeit des Einzelnen — recht wohl zu dem Tragbalken eines modernen sozialen Systems machen, an dem man seine Freude haben könnte (von der Realisierbarkeit braucht hier nicht gesprochen zu werden). Da wurde aber gleich im Anfang alles Neue, alles Nelzvolle, alles Zündende aus dieser Idee heraus» genommen: denn man legte den Vegriff des Produzenten von vornherein in dem alten traditionellen marxischen Sinne fest, wonach bekanntlich nur der Handarbeiter .produktiv' ist. Mit dieser banausischen Lastträgerldee kann man natürlich nicht neues Licht in die Welt tragen. Dort also mutzte der Syndikalismus einsetzen, wollte er uns die Erlösung von dem Uebel bringen: neue soziale Ideale mühte er uns als Fanale aufslecken.

Aber wie gesagt: ich wollte diese Seite seines Systems nur im Vorübergehen be» rühren, um nun etwas ausführlicher bei denjenigen Punkten zu verweilen, über die sich wirklich streiten läßt.

Da möchte ich nun gleich als ein großes Verdienst der syndikalistischen Theoretiker hervorheben: daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin. Wo insbesondere die Allmarxisten Lösungen oder , - gar nichts sehen, sieht der Syndikalismus erst Probleme: So wenn er die Schwächen der Demokratie und die Gefahren der Demagogie aufdeckt; wenn er auf die menfchheitzer» störenden Kräfte der staatlichen Zentralisation und die Bureaukratisierung unseres gesamten Lebens hinweist, und namentlich wenn er die Kulturwidrigteit und Menschenunwürdlglelt unseres auf Differenzierung und Integrierung der einzelnen Arbeitsleistungen aufgebauten Systems der Arbeit hervorhebt. And zu all dieser Kritik hinzufügt: Keiner dieser Uebel» stände (die die kardinalen Uebelstände unseres sozialen Lebens sind) würde aus der Welt geschafft werden, auch wenn alle Produktionsmittel längst der Gemeinschaft überliefert wären, das heißt, auch wenn die kapitalistische durch die sozialistische Produktionsweise (wie sie sich die Altmarxlsten denken) ersetzt worden wäre.

Aur daß mich die Lösungen der Syndikalisten auch nicht recht befriedigen. Gs geht doch nicht an, jene Uebelstände dadurch beseitigen zu wollen, daß man eine soziale Ordnung dekretiert, die sie nicht mehr enthält! Daß man einfach erklärt: wir wollen keine Zentralisation, leine Vureautratie und setzen an ihre Stelle die autonome Arbeitergruppe, die keinerlei Aufsicht und Oberverwaltung braucht. Oder: wir wollen die Fabrik mit ihrer geisttötenden Arbeitsspezialisterung nicht und ersetzen sie durch die wieder durchgeistigte Vollarbeit des individuellen Produzenten. Das ist doch Utoplsmus reinsten Wassers. Denn dieie Neform» Vorschläge berücksichtigen zu offensichtlich ganz und gar nicht die notwendigen Bedingungen, an die unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Kultur gebunden ist. Die sie machen, übersehen, daß alle von ihnen aufgedeckten Uebelstände aus zwei Grundtatfachen unserer Kultur sich mit Notwendigkeit ergeben: aus der Ueberfüllung unserer Länder mit Menschen und aus unserer Technik. Die Masse braucht die moderne Technik, und die moderne Technik braucht zu ihrer Entfaltung die Zerstörung der alten organischen Vollarbelt und ihre Auf» lösung in Telloerrichtungen, die — sei es innerhalb eines Betriebes, sei es innerhalb eines Bezirks — wieder zu einer Einheit zusammengefügt werden müssen.

Was heißt es: die Autonomie der Arbeitergruppe als Heilmittel empfehlen angesichts dieser Tatsache? Angesichts der modernen Verkehrsmittel, die sich immer mehr zu eine» Länder und Erdteile umspannenden Systeme auswachsen? Welche autonome Arbeltergruppe soll die Eisenbahnlinien Nordamerikas oder die Kanäle eines Landes oder die Plltsburger oder Essener kombinierten Elsenwerte in Verwaltung nehmen, ohne sich dreinreden lassen zu müssen? hier begegnen wir bei den Syndikalisten derselben Weltfremdheit, die wir von den Anarchisten her zur Genüge kennen.

Dasselbe gilt aber — ich möchte sagen in erhöhtem Maße —, wenn wir ihre Ge» danken mustern, die sie über die Neugestaltung unserer Arbeitsoerfassung äußern: So z. B. wenn Edouard Verth (der Spezialist auf diesem Gebiete) sich einmal wie folgt ausläßt: .Damit die Arbeiter wirtlich frei werden, ist es notwendig, daß die hierarchische Teilung der Arbeit aufhöre; ist erforderlich, daß sich von den Arbeltern die Kollektiv traft ablöse, dle die Werkstatt in Bewegung setzt, und daß die Arbeltergruppe, indem sie in sich die intellektuellen Kräfte der Produtiion aufnimmt (rssorbant en lui leg puizzancez intellectuelles cle >2 prociuctinn) und als Gruppe, ähnlich einem Unternehmer, wie Labriola sagt, den Gesamtplan der Arbelt entwickelt: Leitung und Ausführung einbegriffen. Das ist die Lösung. Außerdem bleibt der Soziallsmus eine Nachahmung bürgerlichen Wesens (cc»ntre lÄ^on dnul^eoize).

Ganz einverstanden, Monsieur Berth, daß die hierarchische Arbeitsteilung aufhören müsse, damit der Arbeiter völlig befreit werde usw. Aber genügt denn zu dem allen, daß Sie es dekretieren? Wie stellen Sie sich diese Emanzipation des Arbeiters z. B. in einem Eisenbahnbetrieb, an einem Hochofen, in einem Walzwerk, in einem Steinkohlenbergwerk, in einem Warenhaus« oder in irgendeinem beliebigen modernen Großbetriebe vor?! Das müßten Sie uns erst sagen. Vis dahin tonnen wir uns, die wir die Arbeitsorganisation etwas kennen, nichts, aber auch rein gar nichts unter Ihren Worten vorstellen und müssen eine Wendung wie diese: ,,!! 5c>ci2Ü5mo abuliiÄ nun eieäiteiä il zistems cii labbrig» (‚der Sozialismus wird das Fabriksystem nicht erben, sondern abschaffen": ich glaube, sie findet sich bei Enrico Leone) in das Neich — verzeihen Sie das harte, aber allein zutreffende Wort — der Phrase verweisen.

Nein: der große Fehler, den hier die Syndikalisten (ähnlich hierin den Anarchisten) begehen, ist der: daß sie eben dle aus Masse und Technik (unabhängig von aller sozialen Ordnung!) sich ergebenden Notwendigkeiten unserer Kulturgestaltung nicht erkannt haben. Oder wenn sie sie erkannt haben, daß sie nicht mit dürren Worten ausgesprochen haben: damit unsere Pläne sich verwirklichen tonnen, ist die Erfüllung zweier Voraussetzungen unbedingt erforderlich:

1. muß dle lebende Menschheit auf mindestens die Hälfte reduziert und
2. müssen sämtliche Steinkohlenbergwerke und Eisenerzgruben gesperrt werden.

Vortrefflich wiederum ist die Kritik, die die Syndikalisten an der altfozialistlschen Theorie der sozialen Entwicklung üben: wie der Uebcrgang aus der kapitalistischen in die sozialistisch« Wirtschaftsweise zu denken sei.

Besonders glücklich scheinen mir die Ausführungen zu sein über die schematische politische Umformungstheorie, dle in der Lehre von der Diktatur des Proletariats bekanntlich ihren letzten Ausdruck findet. Nicht müde werden die Syndikalisten zu wiederholen: daß eine

'>,5 <»
819
Alfred Lansburgh: Vagdadbahn
lohe Aenderung der Nechtsordnung keineswegs genügt, um eine neue Gesellschaft lns eben zu rufen. Sie verspotten (mit vollem Recht, wie mir scheint) »den parlamentarischen il^lberglauben > - - vermöge dessen man wähnt, daß Gesetze die Wunderkraft haben, neue soziale Kräfte zu schaffen" (Leone); »die Vorstellung von der magischen Wirkung der ^Aeglerungsgewalt' (Sorel). Und stellen immer wieder sest: »Parteien können Abgeordnete wählen; aber weder eine Maschine in Gang setzen, noch eine Unternehmung organisieren" Labriola).

«. Damit eine neue Gesellschaft lebensfähig sei, mühten vielmehr die schöpferischen und »rganisatorischen Fähigkelten bei ihren Mitgliedern vorhanden sein. Den echt marxlschen .bedanken (der nur freilich, wie ich an anderer Stelle schon nachwies, durch die rein ^ölanquistische Wahnidee von der »Diktatur des Proletariats' und ähnlichem verdunkelt und >,<l»erwirrt wird), daß die neue Gesellschaft sich im Schoß der alten fchon herangebildet haben muh, ehe sie Ausficht auf selbständigen Bestand hat (das, was ich die Sozialisterungs» theorle im Marxismus nenne), entwickelt die syndikalistische Theorie in fruchtbarer Weise ^.dadurch, daß sie den hauptnachdruck auf die Erfüllung der psychologischen und ethischen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft legt. Immer wieder wird betont, daß die lebenden Menschen die technischen und moralischen Eigenschaften oder wenigstens die Keime dazu besitzen müssen, die nötig sind, um ein ganz neues Produktionssystem einzuführen; daß die ^Entwicklung der .Produktivkräfte', das heißt der Nerfahrungsweisen und des Produktions» "mittelapparates nicht genügt, um darauf eine ganz neue Gesellschaft zu begründen: »der Syndikalismus baut seine ganze Zukunft auf die ökonomischen, psychologischen, ethischen und politischen Kräfte, die sich im Proletariat entfalten müssen' (Leone). »Die neue Schule hat sich sofort vom offiziellen Sozialismus dadurch abgehoben, daß sie die Notwendigkeit einer Slttenverbesserung (w neceszite cie perlectionner lez moeurz) anerkannte' (Sorel). Nur freilich: wie sich die Syndikalisten die Erfüllung dieser psychologisch-ethischen Bedingungen des Sozialismus vorslellen, scheint mir nicht ganz einwandfrei zu sein. Ich glaube, daß dabei wieder eine schwere Menge Utopismus unterlauft, wie ich in einem 'folgenden Aufsatze zu zeigen versuchen werde.

.^

Die Bagdad-Bahn. Von Alfred Lansburgh.

??« mehr die Verfügungsgewalt über das deutsche Vollsvermögen und seinen jähr» lichen Zuwachs sich in den wenigen Händen der plutolratischen Elite, der Hochfinanz konzentriert, um so mehr entfernen sich die Prinzipien, nach denen diese Verfügungsgewalt ausgeübt wird, von der nüchternen kaufmännischen Kalkulation. Die Willkür tritt an die Stell« der Verechnung, und Einflüsse, die jenseits vom Einmaleins liegen, geben dem Kapital seine Direktiven. Das alt« volkswirtschaftliche Gesetz, daß das Geld dahin geht, wo es die lohnendste Verwendung findet, gilt nicht mehr; zum min» besten gilt neben ihm das neuer« Gesetz, daß das Kapital sich dorthin w«nd«t, wo di« Staats» g«walt j«w«ils bemüht ist, national« Er» ob«rung«n zu machen. Das Kapital ist d«r Trabant d«r Politik gewordtn. Das ist nun an sich nicht schlimm, so lang« nur di« Politik «in« zi«ll>«wuht« ist. Dann kann man d«n V«rwalt«rn des Volksvermögens ruhig dl« persönlichen Vorteil« gönnen, die sich auf den Scheiteln patriotischer Gelddisponenten zu häufen pflegen. Denn es ist auch für di« Besitzer dieses Geldes befscr, das, ihr Kapital unter d«m Schuh« deutscher Kanonen arb«itet

^

als anberwärts. Die Sache ändert sich aber, sobald die deutsche Politik «in« unzuverlässige wird. Dem Politiker selbst macht ein Tendenz» Wechsel ja nichts. Er kann sich sehr wohl mit einer eleganten Pirouette aus einem lästig geworbenen Engagement herausziehen. Aber das Kapital, das ihm gefolgt ist, hat nicht so leichte Fühe. Es liegt fest und geht ohne den Aückhalt an der beut» sch«n Diplomati« leicht verloren. Deshalb mag man über das Zick.Zack des deutschen Kurses und seinen Elnfluh auf die deutsch« Macht» stellung urteilen, wie man will — dem beut» schen Kapital sind die Sprung« jedenfalls nicht gut bekommen, die es gewissenhaft hinter jeder politifchen Exturfion hergemacht hat. Die politisch« Stimmung, di« im Krüger»T«legramm am reinsten zum Ausdruck gekommen ist, hat di« Sachwalter des deutschen Volksvermögen« nach Transvaal geführt; der so teuer erkaufte Sieg über D«lcassü hat d«utsch«s Gelb nach Marokko geleitet; die Dernburgiade zieht es jetzt in di« Kolonien. D«r Politiker ist kurz von Gedacht» nls. Er weih sich der einstigen Sympathien für Transvaal kaum noch zu «rinnern; ab«r viel« Million«« deutschen Kapitals sind dort Neben geblieben. Die Ambitionen auf Marokko sind fort; aber das deutsch« G«ld ist noch da. Vielleicht vergeht auch die V«g«lsteiung für di« Kolonien früher als man heute denkt. Das würde bann das deutsch« Sparkapital zahl» «ich« Million«« kost«n. Es hat jedenfalls seine ernsten Vedenken, daß sich heute jede Laune der Aegierung in finanziell« Engagements umseht. Denn di« deutsche Sparkraft hat den Schaden davon, wenn die national« Phras« b«S kaufmännifche Kalkül v«rdrängt.

Ein Kind dieser Phrase ist auch die Vagdadbahn. Als sie gegründet wurde, war gerade alles Türkisch« bei uns beliebt. Abdul Hamid war der beste Freund des Kaisers, und alles, was südlich vom Taurus lag, galt als das Land, in dem Milch und Honig flieht. Der Kaiser war eben vom heiligen Land« zurück» gekehrt und berichtet« an d«r Hoftafel von den Wundern des Orients. Man hatte ihm gesagt, dah Anatolie«, Mesopotamien, Syrien und der Irak mindestens soviel Getreibe ausführen könnten wie ganz Auhland. Um das zu er» reichen, bedürft« «s nur «iner Verbindung zwischen Mesopotamien und dem Vosporus. Mit Auhland war man gerade leicht brouilliert. Das russisch« G«tr«ide durch das des türkischen Freundes zu ersetzen, hätte also den damaligen politischen Sentiments durchaus entsprochen. Auf einem Diner des brand«nburglsch«n Pro» vinziallanbtages fprach der Kaiser denn auch mit Miquel über das Projekt einer Nein»

asiatisch»mesopotamischen Vahn, mit d» D«utschland dl« Kornkammern des Orients er» schließen könnt«. „Gibt «s denn in der G«g«no auch genug Wass«r?" fragte der vorsichtig« Miquel. Er wurde lachend darüber belehrt, dah Mesopotamien das „Land zwischen de» Flüssen" heih«. Das muht« bei einem Minister, der nicht gerade amtsmüd« war, jedes Be» denken ersticken. Wenig« Tag« später war der Direktor der Deutschen Bank, Georg v. Sie» mens, beim Kaiser. Und seit damals steh» das östliche Kleinasien bei uns in dem Auf, deutscher Arbeitstraft (Trompetenftoh!j und deutscher Intelligenz (Trompetenstoß!) di« lohntndsten Aufgaben zu stellen. Der Ana» tolischen Eis«nbahn»Gesellschaft fiel das ehren» voll« Amt zu, mit d«utfch«m Geld« «in« Vab» zu bauen, di« dem Weltverkehr neue Weg« weisen und gleichzeitig di« d«utsch« Einfluß-sphäre im Orient erweitern sollt«.

Man muh im allgemeinen in der Ver» urteilung solcher aus der Stimmung d^ Augenblicks geborenen Projekt« sehr vorslchtig sein. Sie können nämlich wirtschaftlich nütz» llch und kaufmännisch profitabel sein, obwohl sie ihr« Entstehung der nationalen Phrase v«r» danten. Und sie können andererseits unrentabel und dennoch von höheren Gesichtspunkten «»« vorteilhaft sein. Di« zweit« Ev«ntualität scheide« bei der Vagdadbahn aus. Vi« Vahn hat «in« Verechtigung nur dann, wenn sie di« auf» gewendete« Gelder mit barer Münz« und »icht mit politischen Prozenten verztnft. Deutschland hat nachgerade Aeibungsflächen genug tn d«e Welt, und es wäre «in nationale« Unglück, wen« sich die Vagdadbahn zu «in«r weitere» .

Auswachsen würde. Das wird und darf sie
»icht. Im Ausland«, speziell in England und
Rußland, wo man die Entstehungsgeschichte der
Vahn kennt, wittert man freilich noch immer
politisch« Begehrlichkeit und den Wunsch nach
<lrw«it«rung der wirtschaftlich«« Einflußsphäre
Deutschlands. Ab«r ganz zu Unrecht. Deutsch»
lond hat s«in«n politisch«« Kurs schon längst
wieder geändert. Und an maßgebender beutscher
Stell« sieht man di« Bagbadbahn heut« aus«
schließlich »ls «in privatts Unt«rnehm«n der
Deutschen Bank an. Vülow hat das bereits
ucir ein«m Jahr« in dürr«n Worten gesagt
u»lb lein«n Zw«if«l darüb«r g«lass«n, bah di«
Sympathien der Negierung für das „rein
kommerziell« Unternehmen" lediglich platonisch«
find. Und man mag im Ausland« glauben,
was man will: in diesem Punlte ist man hier
wirtlich aufrichtig. Niemand denkt daran, etwa
dl« An«rl«nnung d«r Bagdadbahn als national»
o«utsch«s Unternehmen zur Voraussetzung von
Konzession«« in Marokko zu machen, oder di«
Bahn sonstwie als Kuhhandelsobjelt zu ge»
brauchen. Im Gegenteil: Man ist geneigt, den
Engländern den Bau der wertvollen südlichen
Strecke an der persischen Grenze zu überlassen.
Aus nationalen Sympathien geboren, ist di«
Bagdadbahn h«ut« nichts als «in reines Er»
werbsinstitut mehr, ganz wie es di« lapita»
listisch«« Andenken an überwundene politisch«
Epochen in Transvaal und Marokko sind.
Das ist aber für das deutsche Kapital recht
unerfreulich. Denn es steht schlecht um di«
kommerziell« Entwicklung der Bagdadbahn und
um ihr« ganze Zukunft. Als fich di« G«s«ll»
schaft konstituiert« und die Konzession von der
Anatolischcn Bahn übelnahm, war Voraus»
setzung dieser Konzession, daß die ganz«, zirka
2000 Kilometer lange Str«ck« von Konia bis
Bagdad mit «inem Anschluß nach Ku«it am
Persischen Golf binnen acht Jahren, d. h. bis
zum April 1911 fertiggestellt würd«. heut«
trennen uns nur noch 3'/» Jahre von diesem
Termin, und man hat erst den zehnten Teil
der Streck«, di« 2<X> Kilometer von Konia bis
Elegli, dem Verlehr übergeben; wenn man
«« „P«rl«hr" nennen darf, daß — P«rson«n»
und Güterzug« durcheinander gerechnet — tag»
lich «in Zug in jed«r Richtung fährt. Zum
Weiterbau fehlt das Geld. Es ist v«rg«blich
in Ruhland, England und Franlr«ich angeklopft
worden. Ueberall find Absagen erteilt worden,
teils aus Gründen der Politik, teils aus solchen
der nücht«rn«n kaufmännischen Erwägung.
Man sieht lein „Geschäft" in der Bagbadbahn,
deren Bau Witt« fchon vor z«hn Iahr«n
als unrentabel verworf«n halt«. Für das aus»

ländisch« Privatkapital fehlt fo jeder Anreiz, und für die R«gierung«n «rst recht. Rußland und England haben das, was sie an politischen Vorteilen durch Kapitalbeteiligung hätten er» reichen können, billiger und sicherer durch ihr Abkommen über Persien «rreicht, das sich in» direkt auch gegen di« Bagbadbahn richtet. G«» baut aber muh die groß« Aeststreck« unter allen Umständen werden, sonst verfällt di« Konzession, und di« bisher gebaut« Streck« bleibt «in wert» loser Torso.

Vi« bisherigen Resultat« d«r Bagbadbahn sind die denkbar schlechtesten. Die Gesellschaft hat zwar mehrmals Dividenden verteilt, aber das konnte sie nur, weil der verlustbringend« B«tricb nicht von ihr selbst, sondern von der Anabolischen Bahn geführt wird. Als liebe» volle Mutter gibt dies« das schlecht« Verhalten ihrer Tochter nicht öffentlich zu. Sie versteckt das beträchtlich« Defizit unter ihren eigenen guten Einnahmen. Man weiß nur, daß sie in den letzten beiden Jahren vertragsgemäß je 157 000 Frcs. »n di« Bagdadbahn abgeführt hat. Da di« letztere außerdem noch einen garantierten Zuschuß von der türkischen R«> gieruug erhält und auf ihr noch nicht ver» bautes Kapital gute Zinsen bezieht, kann sie «inen Reingewinn ausweisen, obwohl die Brutto»2inn»hm«, die übrigens von Jahr zu Jahr sinkt, zuletzt nur 1369 Frcs. pro Kilo» meter betragen hat. Für eine Bahn, die durch das Milch» und Honigland führt, etwas wenig. Ende dieses Jahres läuft der Betriebsvertrag mit der Anabolischen Bahn »b, und wenn diese den Vertrag kündigt, wie sie es ihren Altio» nären schuldig wäre, hat di« Bagdadbahn selbst für ihr Defizit aufzukommen. Es scheint aber,

als ob die Anabolische Bahn nach wie vor ihle schützende Hand übel sie halten wird, obwohl sie nur IN Prozent des Kapitals der Bagdad» bahn besitzt, also lein erhebliches Eigeninterelse an ihr hat. Ja, ihre Selbstverleugnung geht noch weiter. Sie hat kürzlich einen Vertrag mit der türkischen Negierung geschlossen, der sie berechtigt, der Regierung 2N Willionen für die Bewässerung der Konia»Ebene vorzu» strecken. Line Gunst, um die sie lange hat kämpfen müssen. Es hat sich nämlich heraus» gestellt, daß der alte Miquel ganz recht hatte, als er fragte: „Gibt es denn dort Wasser genug?" Der Boden zwischen Konia und Karaman ist in solchem Maße steril, daß man das Wasser 100 Kilometer weit hinlcitcn muh, wenn man nicht endgültig darauf verzichten will, der „Kornkammer" ein paar Tonnen Getreide abzugewinnen.

So ist man denn heute glücklich so weit, daß man hcilsfroh wäre, wenn die Engländer oder Franzosen dem deutschen Kapital einen Teil des lleinasiatischen Engagements ab- nehmen würden. Möglich, daß die Chancen der ganzen Bahn sich verbessern, wenn man sie bis Bagdad durchgeführt haben wird. Dazu gehören aber ca, HNO Millionen, und die sind hente in Deutschland nicht flüssig zu machen. Die türtische Negierung denlt außerdem gar nicht daran, für die südlicheren Bahnstrecken Garantien zu gewähren, die das Nisito auch nur annähernd decken würden. Sie ist jetzt selbst mißtrauisch gegen die angeblichen politisch» Ambitionen Deutschlands und unterstützt liebu die englischen Konkurrenzbestrebungen. 3» deutsche Vankengrupp« ist also in «in» pe» lichen Zwickmühle. Gibt sie die politisch« Bedei. tung der Bahn zu, so setzt sie sich in WideriprM mit den formellen Erklärungen der beutst Aegicrung und verschlechtert sich die Verhau lungsbasis bei der Pforte. Trotzdem »25' aber das politische Moment immer wieder i: den Vordergrund rücken, denn aus andere» «M politischen Gründen wird sich weder englisch« noch französisches Kapital je bei der Bagdad bahn betätigen. Auch wird der Patriotismi.- Vorspanndienste leisten müssen, wenn «a» zr geeigneter Zeit an das deutsche K»pi^ appellieren wird. Deshalb muß die Bankn- grupp« sorgsam darauf achten, daß der Geh Legationsrat Helffeiich der Vagdadbo!: erhalten bleibt, da er immerhin die Verbind-« mit der Aegierung aufrechterhält. Wie snh war man nicht, als man diesen Vtann gewa», mit dem man die ganze Aegierung hinter sii zu haben glaubte! heute muß rnan zufriedt' sein, wenn sein Verbleiben wenigstens de? Schein wahrt. 0b das Abenteuer nm Lupbrc

die Banken lehren wird, das ihnen «nvertr»«»
Kapital in Zukunft etwas mehr nach la»s'
mönnischeu Gesichtspunkten zu verwalte»,
und der kaleidoskopisch wechselnden n»n>
nalen Phrase mehr Widerstand entgegen
setzen?

Die erste Negnng.

Von Jules Lemmtte.

t^ouriri war ein reicher Bürger von Bagdad, der im «Rufe großer Tugend stand,
^ Nicht allein, daß er den Armen mit Geld half und sogar seinen eigenen Luxul einschränkte, um seine Almosen vervielfältigen zu können, sondern auch seine Geduld war bewunderungswürdig, mit der er die Magen aller Leidenden anhörte und sie «il Trostesworten stärkte.

Mit Ergebung trug er die unscheinbaren kleinen Verdrießlichkeiten, aus dene» die fast ununterbrochene Kette des menschlichen Lebens besteht. Er war wahrhaft duldsam und zürnte nie, wenn man seine Ansicht nicht teilte: eine schwierige unl seltene Tugend, denn es ist der geheime Wunsch eines jeden Menschen, die andern möchten ihm ähnlich und dabei doch untergeordnet sein!

<> «
Jules Lemaitre: Die erste Negung 823
An «ine zänkische Frau verheiratet, blieb er ihr treu, verzieh ihr ihre Launen und grollte ihr nicht, weil sie weder schön noch jung war. Und obwohl er selbst gern dichtete und dialogisiert«, Fabeln für das Theater schrieb, freute er sich über die Erfolge seiner Rivalen und bewies es ihnen durch aufrichtig verbindliche Worte und durch gute Dienste aller Art.
Kurz, fein ganzes Leben bestand aus Sanftmut, Wohltätigkeit, Aufrichtigkeit, 1ln«ig«nnützigteit; und er galt für einen heiligen, der zugleich «in Edelmann war.
Indessen zeigte er die heitere Buhe nicht, die sonst gewöhnlich auf den Gesichtern der heiligen zu sehen ist. Seine Züge waren gequält, wie die eines Menschen, der von heftigen Leidenschaften oder heimlicher Angst durchwühlt wird; und oft sah man ihn, eh« er irgend etwas tat, einen Augenblick die Lider senken, sei es um sich zu sammeln, sei es um die Leute nicht in seinen Augen lesen zu lassen. Aber niemand achtete darauf.
Unweit von Bagdad war ein Astet, namens Maitreya, der Wunder tat und zu dem die Gläubigen Wallfahrten unternahmen. Von den gemeinen Lebensbedingungen der Menschen losgelöst, beobachtete Maitreya eine solche Unbeweglichkeit, daß die Schwalben auf feiner Schulter Nester bauten. Sein Bart, der von getrocknetem Schmutz bedeckt war, hing ihm lang herab, und fein Körper glich einem knorrigen Baumstamm. So lebte er seit 90 Jahren, weil es ihm so gefiel.
Eines Tages hörte er «inen Pilger folgende Worte sprechen:
„Touriri erscheint in seiner Güte wie die Inkarnation von Ormuzd. Sicher gäbe es leine Leiden mehr auf Erben, wenn ein solcher Mann alles vermöchte, was er will."
Die Unbeweglichkeit Maitreyas wurde noch unbeweglicher. Es war offenbar, daß der Asket in direkte Verbindung mit Ormuzd trat. Nach einigen Augenblicken fagte er zu dem Pilger:
„Ich kann von Vrmuzd nicht erlangen, daß Touriri die Wacht habe, alles zu tun, was er wünfcht: denn dann wäre er Gott felber. Aber Ormuzd gestattet, daß von morgen ab der erste Wunsch dieses frommen Mannes in jeder Lebenslage sofort verwirklicht werde."
„Nun", meinte der Pilger, „dies kommt fo ziemlich auf das Gleich« heraus. Der erste Wunsch Touriris bei jeder Gelegenheit wird seinen andern Wünschen gleichen, also mildtätig und großmütig sein. Ehrwürdiger Maitreya, du verkündest mir Glück für eine groß« Anzahl von Menschen, und ich danke dir dafür!"
Wäre der Bart Maitreyas nicht fo dicht gewesen, so hätte der Pilger den Schatten eines Lächelns auf den steinernen Lippen wahrnehmen können. Aber fast unmittelbar darauf kehrte der Aslet wieder in seinen traumähnllchen Zustand zurück.
Am nächsten Morgen beim Erwachen betrachtete Touriri seine Frau, die noch an seiner Seite schlummerte; und diese erhob sich, wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben, sprang aus das Fenstersims und zerschellte sich den Kopf auf dem hofpflaster.
Als er seine Wohnung verließ, umringten ihn Bettler. Er sagte ihnen leine harten Worte, er suchte sogar gewohnheitsgemäß in seinem Geldbeutel; aber plötzlich sanken all« Bettler tot um.

Auf seinem Spaziergang begegnete er der schönen Mandant?», einer du ho
vorragendsten Kurtisanen Bagdads. Dieser tugendhafte Mann verbarg ihr nicht, «
er von ihr wollte. Sie führte ihn in ihr Haus und war ihm zu Willen. V»°
erzählte sie ihm ihre Lebensgeschichte und versicherte ihm, sie wäre nicht wie die aotm»
Frauen, aber plötzlich verschied sie in den Armen Touriris, der fortfuhr, sie W
an sich zu drücken.
Als er von dort wegging, geriet er in eine Wagenstockung, und er began»»
geduldig zu werden, als plötzlich alle Kutscher, die ihm den Weg versperrten, von ihm
Sitzen fielen und die Knietehlen sämtlicher Pferde wie von einer unsichtbaren ßen
durchschnitten waren.
Er ging in das Theater und hatte daselbst Streit mit dem Gelehrten (5N,U:
wegen eines Verses, den dieser dem Nisami zuschrieb, während Tourirl behauptete,«
sei von Saadl, dem Dichter der Rosen. Plötzlich sank der Gelehrte um, und «in M
ström drang ihm aus dem Munde. Die Komödie, die man an diesem Abend sM
hatte einen großen Erfolg, und das Publikum applaudierte anhaltend. Noch ck
Touriri, der — wie vorhin erwähnt — sich auch mit dem Theater beschäftigte, sii
entschloß zu applaudieren, gab der Autor des Stückes plötzlich den Geist auf.
Touriri lehrte nach Hause zurück und war ganz entsetzt über dieses Gemetzel. Zr
seiner Verzweiflung über das Unertlärliche stieß er sich einen Dolch ins herz.
In derselben Nacht starb der Astet Waltreya.
«
Veide erschienen zusammen vor Vrmuzd. Der Astet dachte:
„Ich wäre nicht erzürnt, diesen Wann nach Verdienst behandelt zu sehen, dlßa
falsche Tugend so lange von den Persern fast wie die meine bewundert wurde «»-'
der sich endlich als das zu ertennen gab, was er ist, indem er sich an eine!» 3^
mit unzähligen Sünden und Wordtaten belud!"
Aber Vrmuzd lächelte Touriri zu:
„Tugendreicher Touriri, wahrhaft guter Menfch, mein treuer Diener, gehe ei» n
meine Ruhe!"
„Der Scherz ist gut!" fagte der Astet.
„Ich sprach niemals ernsthafter!" erwiderte Vrmuzd. „Touriri. du wünsch!«!! d«
Vernichtung deiner Frau, well sie nicht sanft und weU sie nicht mehr, schön ü»l,^
jenige der Bettler, weil sie lästig und häßlich anzusehen waren; deiner Geliebten, «>
sie dumm war; jene der Kutscher und der Pferde, weil fi« dich zu langweilige» MM
nötigten; diejenige des Gelehrten ^'arvilata, well er nicht deiner Ansicht war, und d«
des Autors endlich, weil er mehr Erfolg hatte als du. Alle deine Wünsche MM
ganz natürlich. Die Word«, die Waitreya dir vorwirft, waren ohne dein Ms!« d»
Wlrtung deiner ersten Negung, jenes Wunsches, dessen niemand Herr ist. Uneen«"'
lich haßt man, was einen hindert, und unvermeidlich wünscht man die VtlnichnH
dessen, was man haßt. Die Natur ist egoistisch und der Name des Egoismus l? Z"
störung. Der tugendhafteste Wensch beginnt also ein Schürt« im Grunde selnts httB
zu sein; und die einem Sterblichen verliehene Macht, seinen ersten unbewußte» WM
bei jeder Gelegenheit zu verwlrtllchen, würde die .Welt bald entvölkern. Das i^

» «»
Doenges: Meißner Porzellan 825
ich durch dein Beispiel lehren, Touriri. Aber ich richte die Menschen nach ihrem zweiten Ivunsch, denn dieser hängt nur von ihnen ab. Ohne die geheimnisvolle Gabe, die ohne deinen Willen deinen letzten Tag so mörderisch machte, haltest du ein wohltätiges Leben weitergeführt. Ich darf also nicht deine TIatur in Vetracht ziehen, sondern den V)lllen, der gut war und stets darauf gerichtet, die Natur zu verbessern und mein aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengesetztes Wert zu vervollkommnen. Und deshalb, mein lieber Mitarbeiter, erschließe ich dir heute mein Paradies."
„Das ist gut!" sagte Waitreya. „Aber welche Belohnung gibst du dann erst mir?"
„Dieselbe", antwortete Vrmuzd, „obwohl du sie nur ungenügend verdienst. Du warst ein heiliger, aber du warst lein Mensch mehr, es wäre denn durch deinen Dünkel. <is gelang dir, den ersten Wunsch in dir zu ersticken; aber wenn alle Menschen leben roürden wie du, wäre die Menschheit noch rascher ausgerottet, als wenn alle die wunder» bare und unselige Wacht hätten, die ich einen Tag lang meinem Diener Touriri ver» lieh. Und es gefällt mir, daß die Menschheit desteh«, denn sie unterhält mich, und i ihr Schauspiel ist manchmal eil schönes. Selbst deine Anstrengung, elender Astet, war nicht ganz ohne Schönheit, uno ich verzeihe dir ihren ungeheuren Irrtum. Um zum Schluß zu gelangen: ich nehme Touriri in meinem Schöße auf, well ich gerecht bin, , und dich, Waitreya, weil ich gut bin."
^ „Aber. . .", begann Waitreya.
„Ich Hab« gesprochen."
Meißner Porzellan.*)
Von hofrat Doenges»Dresden.
*H s cber dem Zeitalter Augusts des Starken liegt nicht der Glanz großer Erfindungen, ^^ wohl aber der Schimmer der Schönheit und Pracht. Der Schimmer einer Schön» heit, die anmutet, wie ein leuchtender Sonnenuntergang, wie die Purpurfackeln eines versinkenden Tags. Wir fühlen den Zauber dieser Schönheit noch heute, wenn wir durch alte Schlösser und Herrensitze wandeln und in ihnen den feinen, berauschenden Duft jener Wunderblüte einatmen, die „Rokoko" heißt; wenn wir uns von den rosigen Träumen umgaukeln lassen, welche die Kunst des 18. Jahrhunderts umschweben.
Zu keiner Zeit so sehr wie zum "Rokoko gehört das Porzellan; wie dieser Stil selbst zu allen seinen Zeiten eine höfische Kunst blieb, eine Kunst, die nur dem verfeinerten Geschmack verständlich war, nur beim Pornehmen Schutz und Pflege fand, so war und ist letzten Endes das Porzellan noch heute eine echte und rechte Hofkunst. Es will nichts besagen, daß heutzutage jeder, der Aermste selbst, von Porzellantellern essen, aus Porzellantassen trinken kann; die Billigkeit des Porzellanmaterials hat in diesem speziellen Falle nichts zu tun mit dem künstlerischen Netze, der diesem keramischen Erzeugnisse innewohnt, einem Reize von so eminenter Größe, von so un»
*) Aus eine« noch vor Weihnachten dieses Jahres im Verlage von Marquardt » Lo. in Berlin erscheinenden Werl« über .Meihner Porzellan".

vergleichlicher Kraft, daß kaum ein anderes, künstlerischen Zwecken dienstbar gemachtes Naturprodutt demgegenüber nur annähernd einen Vergleich bestehen lann. Nehmen wir das Papier an. Eine Meisterradierung, eine Steinzeichnung, ja selbst eine gute photographische Aufnahme fordern für ihre Abdrücke, wenn diese künst» lerischen Wert besitzen sollen, die Verwendung edlen Papieres; das handgeschöpfte Büttenpapier und die wertvollen Illustrationspapiere, die aus Japan und China zu uns kommen, erscheinen noch immer als das für eine volle künstlerische Wirkung erforderliche Material.

Dagegen das Porzellan. Man braucht durchaus nicht vor Glanzstücken aus der Meißner oder anderen Manufakturen von «Rang und Ansehen zu stehen, um des hohen künstlerischen «Reizes inne zu werden, der von diesem an sich so spröden Stoffe ausgeht; Form und Farbe verleihen felbst der Porzellanmasse von geringerer Güte eine Kraft künstlerischer Wirkung, die uns staunend dieses Naturprodukt als eines der ausdrucksfähigsten Kunstmittel bewundern läßt. Welches andere Mineral von Bestand böte beispielsweise die Möglichkeit, die Wüster der Spitze bis hinauf zu den feinsten Blonden, mit einer Treue und Zarcheit wiederzugeben, wie das Porzellan (sog. Frittenporzellan), welches Material käme ihm gleich als Träger der Farbe l

Dem Rokoko schmiegt sich das Porzellan in einer so überwältigenden Hingebung an, daß man die irrtümliche Annahme Sempers*), das «Rotolo verdanke dem Porzellan feine Entstehung und sei von Dresden nach Frankreich gebracht worden, verstehen kann. Mit welch künstlerisch edelgearteten plastischen Mitteln immer auch die moderne Porzellantunst arbeitet, welche wunderbaren farbigen Wirkungen Meißen z. B. neuerdings mit feiner reichen Scharffeuerfarbenpalette (Unterglasurfarben) er» zielt — an Zartheit, Grazie und Anmut, vor allem aber an feinfühliger Wahrung des Porzellancharakters erreichen die modernen Muster die Muster aus der Nololozeit nicht.

Der Satz muß daher noch zu «Recht bestehen, daß letzten Endes alle Porzellan» tunst heute noch, wie in der höchsten Blütezeit, die sie bisher in Europa erlebte, ihre besten Vorbilder in den Mustern aus der Rokolozeit, in den Arbeiten aus der Kaendlerperiode findet. Vielleicht ist es unter dem Einflüsse der Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes, von denen ja auch die Keramik bedeutsam getroffen wird, der Porzellantechnik beschieden, mit der Zeit einen Stil herauszubilden, der sie zu einer neuen Blütezeit hinführt. Freilich wird diese zweite Blütezeit dann anders geartet sein als die erste. Der süße berauschende Duft dieser wird ihr, der ernsteren, herberen, an Grazie, Anmut und sprühender Laune ärmeren, fehlen; aber der Schönheitsreiz, der von ihr ausgehen wird, wird trotzdem vielleicht demjenigen nahe» kommen, den die lichte, heitere, farbenfreudige Kunst der Kaendlerzeit ausströmte.

Es schmälert das Verdienst derer, die sich bis zu dieser Stunde um die Porzellanbildnerei bemüht haben und noch bemühen, es schmälert selbst Kaendlers, des hervorragendsten bisherigen Porzellanplastiters Verdienst nicht, wenn man über die plastischen Möglichkeiten des Künstlers diejenigen des

') <5. Semper. Der Stil in den technischen und teltonischen Künsten. München 1878/7».

«Materials stellt, in dem er seine Kunst Ausdruck gewinnen läßt. Wer heute von irgend einem anderen bildnerischen Materiale zur Porzellantechnit herkommt, der ‚nuß zu einer ganz neuen, ihn neuartig erregenden, Neuartiges von ihm verlangenden Vehandlungsweise des Materials sich entschließen. Warmol und Erz, ja selbst das tzolz will «Ruhe der Linien, G-Zße der Formengebung, Erhabenheit des Ausdrucks, will «Rhythmus und Klarheit der Gliederung; das Porzellan dagegen verlangt in allem und jedem "s gerade Gegenteil: es will Freiheit in der Linienführung, Ungebundenheit in d:r Formenaebung, Leichtigkeit und Grazie des Ausdrucks. Der "Rhythmus ist ihm verhaßt, die Klarheit der Gliederung widerspricht seinem Wesen. Wenn Semper dem Meißner Porzellanstil der Kaendlerzeit entscheidenden Einfluß auf die Bildung des Nokotostils zuerkannte, so ergibt sich aus dieser an sich irrtüm» lichen Auffassung doch mit zwingender Notwendigkeit die Tatsache, daß wie kein anderer Stil das Notoko dem Wesen und Charakter des Porzellans entspricht. Die Porzellantechnit ist, wenn man so sagen darf, die personifizierte Nokototechnik, ist das Darstellungsmittel ««' i?°) ,> für eine so graziöse, heitere, lichte, von sinnfälligster Schönheit erfüllte Kunst, wie es das Notoko ist. Wie sympathisch man daher immer auch die moderne Porzellanplastik betrachten mag: wenn sie die Forderung der konslruttiv-klaren Linie, die das zeitgenössische Kunstgewerbe als ihre wichtigste aus» gegeben hat, auf ihre Erzeugnisse allzu rigoros anwendet, so zerstört sie sich selbst den Schönheitsreiz, der so bezwingend das Porzellan der Nokolozeit erfüllt.

Es will scheinen, als unterscheide das heutige Kunstgewerbe nicht mehr scharf genug zwischen dem Wesen des Porzellanmaterials und anderen keramischen Produkten. Wag immer ein anderes keramisches Material die Stilisierung der Form und des Ornaments ohne Einschränkung vertragen — das Porzellan erträgt die Auferlegung architektonischen und ornamentalen Zwanges nur bis zu einer scharf wahrnehmbaren Grenze. Die stilisierten Figuren» und Gefähdarstellungen, die, von Kopenhagen ausgehend, auch in Deutschland Nachbildner gefunden haben, überschreiten diese Grenze bereits. Sie berücksichtigen nicht mehr mit der erforderlichen Einsicht jene andere, sehr zu Necht bestehende Forderung der modernen dekorativen Kunst, daß jedes Material seinen Stil hat, der nicht ohne weiteres auf ein anderes Material übertragen werden kann.

Ein neuer Porzellansti! von mehr als nur vorübergehender Bedeutung kann nur herausgebildet werden, wenn die Plasiiter und mit ihnen selbstverständlich auch die Maler des Porzellans diesem seine Eigenart, seine Wesenszüge williger und charaktervoller lassen, alZ dies gegenwärtig geschieht. Die Kopenhagener Wanufak» turen, so hoch ihr rein künstlerischer Einfluß auf die Weiterentwicklung der Porzellan» lunst im modernen Sinne durch ihre über den Weg japanischer Vorbilder hin erfolgte «Rückkehr zur Natur eingeschätzt werden muß, lassen sich heute zu sehr von dem Wesen anderer keramischen Material«, z. V. des Steinzeugs, beeinflussen, als daß sie im Porzellan noch die reinen, unbeeinträchtigten Wirkungen zu erzielen ver» möchten, die das Porzellan der Rokotozeit in so faszinierendem Maße besitzt.

Fragen wir uns doch, weswegen der Nototostil für das Porzcllanmaterial wie eigens geschaffen, wie unauflöslich und unabänderlich verbunden mit seiner Eigen»

o «
o 0
art erscheint. Beruht diese Eigentümlichkeit wirtlich nur auf dem Interesse an der Ueberlieferung, an dem graziösen Reize des Zeitbildes, das uns im Rototo entgegen» tritt? Ergötzen uns die Kaendlerschen Figuren nur, weil durch sie die leichtfertige, rosenrote, töricht»schöne Zeit lebendig vor uns wird, die sie schildern? Bewundern wir hier die Marquise mit den rosigen Wangen, mit dem rauschenden Reifrock und dem kokettierenden Fächer, dort den stolzen Kaval ?r mit dem gravitätisch gehaltenen Galanteriedegen, da die Schäferin, die ihrem Schäfer die tir, ^oten Lippen zum Kusse darbietet, den Jäger, der plaudernd bei seinem Liebchen steht — bewundern wir alle diese und tausend andere Gebilde von Kaendlers kunstfertiger, fleißiger Hand nur deshalb, weil sie uns die tosende und tändelnde, sonnige, von den glänzenden Lichtern einer versinkenden Kultur überstrahlte Zeit mit fast photographischer Treue, mit höchster, reizvollster Farbigteit und im köstlichsten Formenreichtum zeigen? Mit Nichten! Was Porzellan und Rokoko uns so unzertrennbar voneinander macht, was die Porzellanarbeiten, wie sie das Weißen der Kaendlerzeit mit so viel tünstlerischer Laune, mit so viel bildnerischer Kraft erschuf, so sehr bewundern, noch heute über jedes andere Porzellangebilde stellen läßt, das ist die wunderbare Uebereinstimmung zwischen Material und Stil. Was die Porzellanmasse verlangt, was sie zu geben imstande ist, das besitzt der Stil des Rokoko. Er gestattet, ja er verlangt sogar die ruhelose Beweglichkeit, den graziösen, unaufhaltsamen Fluß des Ornaments, die oft bis zur Kaprize gesteigerte Unterbrechung der Kreislinie oder der Ellipse.

Und dann, soweit die farbige Dekorierung des Porzellans in Frage kommt: Es hieße die Schönheit der modernen Unterglasurtechnit völlig verkennen, wollte man ihrer Einschränkung das Wort reden. Aber wenn, wie bei manchen der modernen Porzellangebilde, der Unterglasurdetor zu einer völligen Verdeclung des Materials führt, so widerspricht das ebensosehr dem Wesen des Porzellans, wie allzu große Ruhe, allzu geringe Bewegung in der Formengebung. Die Roerstrandschen Gefäße mit Lüster» und farbigen Glasuren, die den Ueberlaufglasuren japanischer Steinzeug» gcfäße nachgebildet werden, sind ein charakteristisches Beispiel für diese dem Porzellanmaterial nicht entsprechende farbige Detorationsmanier.

Auch hinsichtlich der farbigen Detorierung des Porzellans muß es dabei bleiben, daß lein Stilcharatter irgend einer Zeit und irgend einer künstlerischen Kultur diesem keramischen Material so seinen Charakter läßt, wie das Rokoko, das die leuchtend weiße Außenseite des Porzellans nicht so durch Farben verdeckte, daß nichts mehr von seiner schimmernden Schönheit zu sehen war: ein Tüpfelchen Rot auf jede Wange, ein winziger blauer Punkt in die Augenhöhlen, ein paar leichte kirschrote Striche an den Lippen, ein zarter Hauch um die Rasenflügel, bunte, leuchtende Farben auf dem Gewand — so stellen sich die Figuren aus der Kaendlerzeit vor uns hin als eine ganz wundersam geartete Welt im kleinen, als eine Welt, die zwar nicht voller Raturwahrheit, aber doch voll reizvoller Natürlichkeit ist, als eine Welt, die wir lieben müssen, weil sie voller Grazie und Anmut, voller Formen» schönheit und Farbenfreude ist.

» »

Alexander L. Kielland.
Von Georg Vrandes.
in«)
^ch habe länger bei der Seite von Kiellands Schaffen verweUt, von der es sich als ^) ein handeln darstellt. Und es ist leine Uebertreibung, von ihm zu sagen, daß jede seiner Erzählungen «ine Tat war.
Wer nichts anderes als das bisher von ihm Gesagte wüßte, könnte ihn leicht für einen geistreichen Pamphletisten, einen sozialen Polemiker, wie Paul Louis Courier, halten.
Er aber war bei allem ein echter Dichter. Nicht von jenen, die Verse schreiben. Ich entsinne mich nur eines einzigen Gedichtes von ihm. Es schilderte das Elend einiger armer Menschen, lehrte sich satirisch gegen den albernen Optimismus und endete, wenn mir recht ist. „Und es saugte der Floh, es biß die Laus", — war also weit davon entfernt, in höhere Welten emporzuheben.
Ein wahrer Dichter aber ist er gewesen. Als er zum erstenmal auf den Gedanken gebracht worden war, einen Boman zu schreiben, offenbarten fich ihm die Gestalten in Scharen, wollten hinein, wollten mit, ihrer mehr und mehr, in allzu großer Zahl mit» unter, und er sah die Situationen vor sich, hörte Ned« und Gegenrede, so daß er sie wie nach einem Diktate niederzuschreiben vermochte. Auf den Bat, ohne Rücksicht auf die Kapitel aufzuzeichnen, was eben leibhaft vor ihm stünde, erwiderte er damals: „Wenn ich hinschriebe, was ich vollkommen fertig habe, also die Brennpunkte, wo nicht die Glanzpunkte, so überkäme mich eine Unlust, an dl« schwieriger«, weniger interessanten Teile zu gehen, und die Arbeit riskierte am Ende halb getan zu bleiben. Ich muß beim Anfang anfangen und darf mir nicht gestatten, etwas auch nur halb ausgearbeitet für das nächstemal stehen zu lassen; deshalb wird es mir auch so schwer, an dem Geschriebenen zu bessern. Erzähle ich mir hingegen in Gedanken eine Geschichte viele Wale vor, so feile ich mit großer Sorgfalt und wüßte nicht, daß ich je ein Wort, mit dem ich zufrieden war, vergessen hätte. Komm« ich dann beim Niederschreiben zu einem jener Punkte, dl« ich auswendig weiß, so geht es im Handumdrehen, und dann freue ich mich schon auf das nächste."
Stets wurden die Bücher gut und fest komponiert; denn sie waren von einer Idee getragen. Sie trat deutlich hervor, doch sie war Fleisch und Blut, und fast bedauerte damals Kielland, die Tendenz von der Dichtung so derhüllt zu sehen. Nach „Garman H Worse" schrieb er:
„Ich glaube, daß ich mit den Jahren dahin kommen werde, schärfer zu fchrelben. Es ist nicht zu leugnen, daß mein Roman zahmer geworden ist, als ich gedacht habe. Doch ich schreibe dies zum Tell dem Umstände zu, daß Gedanken, die anfangs ganz nackt gedacht sind, stets von ihrer ursprünglichen Schärfe etwas einbüßen müssen, wenn sie in Personen eingekleidet und durch Begebenheiten und Eharatterentwicklungen ent» faltet werden."
>) «Kh« ,M«l«««'. Heft L, UN» «5,

<»»
Er meint naiv, nur einen Gedanken beNeidet zu haben; in Wirklichkeit ist er von seinen Erinnerungsbildern und Phantasien überschwemmt worden. Man denke nur an die im ersten Buche vorkommende, fast zu empfindsame, aber ganz tendenzlose Schilderung der beiden alten Brüder im Weinkeller! Oder man erinnere sich der poetisch-symbolischen Schluhrepllk des Buchs. Pastor Wartens hat eine salbungsvolle Rede in Wartepers aus dem Wrackholz einer französischen Brigg erbauten Hause gehalten und sie mit den Worten geschlossen: „Ein ganzes Leben gründet sich hier auf lauter Schiffstrümmern!" Mit einem letzten Anfluge ihres alten Trotzes bemerkt hierauf Nadeleine: „So leben wir alle!"
Da haben wir Mellands Ernst und Melancholie in einem einzigen Bilde.
In einem Briefe bediente er sich eines Tages des treffenden Gleichnisses, daß ihm die Idee wie ein brennender Holzstoß erscheine, dessen Wiederschein auf die Gestalten des Buches falle. Manche würden voll beleuchtet, andere nur halb, wieder andere stünden größtenteils im Dunkeln.
Vder genauer. Er schreibt (1884):
„Da ich meine Schrlftstellerlaufbahn begann, stürzte ich mich auf alles mit solche» Ungestüm, baß ich mein Auge nur auf ein begrenztes Feld zu richten brauchte, und schon wimmelte «8 von Leuten, die erzählen wollten. Nun, da ich verschiedene Felder des sozialen Lebens meines Vaterlandes durchkreuzt und mir das herz ausgeschüttet habe, ist kein solches Gedränge erzählungslustlger SNmmen mehr in mir. Das kommt wohl daher, daß ich mich weniger für den einzelnen Menschen als solchen, denn für die Menschen im Verhältnis zueinander und zu irgendeinem Laster, irgendeiner Tor» heit interessiere. (Das klingt geradezu tzolbergisch.) Ich zünde gleichsam einen Scheiter» Haufen in der Mitte an, auf dem ich irgendein soziales Uebel verbrennen möchte, und ringsum gruppieren sich (nicht: gruppiere ich) eine Schar von Personen, aus die das Licht des Holzstoßes stärker oder schwächer fällt. Die Beleuchtung geht aber stets nur vom holzstoße aus. Daher sind meine Figuren einseitig beleuchtet, oder»— wie man sagt — oberflächlich. Das ist nun einmal so meine Art, und darum — kannst du dir denken — finde ich sie ausgezeichnet."
Er bemängelte denn auch Björnsons Manier bei den großen Romanen, eine Menge vortrefflicher und wohlgemeinter Dinge, die mit der Hauptsache nichts zu tun haben, hineinzupacken.
Guy de Vaupassant gebrauchte einmal in einem Gespräche den Ausdruck, daß er zumeist die Psychologie in Handlung auflöse. Er gab keine weitläufigen Beschreibungen der Seelenzustände, sondern ließ uns durch die Erzählungsweise selbst blitzartig Einblick in «in Seelenleben gewinnen.
Das paßt auf Kielland.
Sind seine Bücher auch in mancher Hinsicht allzu klar und enthalten sie des halbbewußten und unbewußten Lebens zu wenig, so sind sie doch weit den dicken, klebrigen Büchern vorzuziehen, in denen entweder von Anfang bis zu Ende eine graue Melancholie breitgetreten wird, oder psychologische Dialoge, Nachahmungen von Ras» kolnilows Gesprächen mit Porfyrios, sich meilenlang dehnen. Ktellands Roman« sind nie wie die langen Straßen mit hohen Häusern, in die kein einziger Sonnenstrahl

füllt. 28 bllnlt darin die Sonne des Witzes. Es sind leichte Bücher. Sie haben die Aufgab« gelöst, gewichtig und doch nicht schwer zu sein.

Man hat zuweilen bei ausschlaggebenden Aussprüchen das Gefühl, des Verfassers eigene Stimme zu hören, so bei der Aeuherung des Kandidaten Viggo Hansen über dt« Wachthunde. Ja, er leiht seinen tapfern jungen Mädchen einen so hellen Ver» stand, daß er mittels ihrer Reden sein« eigene Ansicht sagen kann. Ein Beispiel ist Gabriele in „Schnee".

Sie ist jung und sehnt sich nach Reformen. Ihr geistlicher Schwiegervater ent» gegnet ihr:

„Wir, die wir die Sache von beiden Seiten sehen, wissen, wie unsäglich leicht es ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten."

„Ist baS wirtlich so leicht?" fragt Gabriele trocken.

„Was meinst du, was ist leicht?«

„Ein Kind auszuschütten, well man das Vadewasser weggießen will."

„Aber Gabriele, ich glaub', du nimmst das Sprichwort buchstäblich?"

„Ja, Lieber, will man Sprichwörter als Argumente gebrauchen, so muß in der Tat auf ihren wahren Sinn Bedacht genommen werden. Dies alte Wort ist das lieber» blelbsel einer Geschichte von einer unglaublich fahrlässigen Mutter, die als eine Mahnung bestehen blieb, daß Gedankenlosigkeit das Unwahrscheinlichste ermögliche. Mit diesem Wort haben all« Freunde von Reformen seit undenklichen Zelten her sich herumschlagen müssen, und es scheint unverwüstlich zu sein.

Die Sache ist eben die, daß die wenigsten sich zu der Schwärmerei für altes Badewasser bekennen mögen, und daher kommen sie mit diesem kindischen Geschwätz — um Vergebung — mit diesem Geschwätz von dem Kinde, das so unsäglich leicht usw."

Di« Auseinandersetzung ist hier so scharf und witzig, daß sie unvergeßlich bleibt, und unmöglich ist sie im Munde einer Weltdame nicht.

Von Anfang an hat Kielland an hochstehende junge Frauen geglaubt, die mit Recht die meisten Männer über die Achsel ansehen und auf die bessern anspornend wirken. Daß er sie nicht mit so trefflichen Verstandesgaben ausgestattet hat, um sie als Sprachrohr für seine eigenen Anschauungen zu benutzen, erhellt am besten aus denjenigen seiner Bücher, die völlig tendenzlos sind und ebensolche Frauen haben. Das kluge und reizende Fräulein Svendsen in „Drei Paare", einer der witzigsten und leich» testen Arbeiten Kiellands, springt mit den Männern, wie sie will, um, spricht stets das erlösend« Wort und verfolgt doch keinen andern Zweck, als den einfachen, sich zu verheiraten.

IV.

Wie er ein Erzähler, so ist Kielland auch ein Schilderer, und das von sehr hohem Rang«. Doch mit der Einschränkung, daß er in der Regel keinen Wert darauf legt, Interieurs zu zeichnen. Allzu oft spielt sich die Szene bei ihm im abstrakten Räume ab, wie da der kleine Martus stirbt. Wenn Törres Bold sich im Storthing erhebt und die herrliche Red« über seinen Kinderglauben hält, vermag niemand den Saal vor sich zu sehen. Kielland verschwendet kein Wort daran.

o »

Waler wild er erst im Frelluftbllde. und In seinen Landschaftsgemälden und Marinebildern offenbart sich die Lyrit seines Wesens. Er hatte die leidenschaftlichst« Liebe zur Natur, d. h. zur norwegischen Natur, genauer zu der des Westlandes mit seinem Meer und seinem Strand, seinem Licht und seiner Luft. Gl tonnte nirgends anders leben als dort, er fehnte sich heftiger dahin zurück, als er sich wahrscheinlich je nach einem Menschen gesehnt.

Man gedenke der Liebeserklärung an das Meer, mit der er seinen ersten Roman eröffnet. And wie er das Meer zu malen versteht, so auch das Feuer, so den Schnee und den Flug der Zugvögel durch die Luft. Sogar als Dramatiker verleugnet er diese Gabe nicht und entwirft so in „Drei Paare" das frischeste Bild vom Schlittschuhlaufen. Der Brand in „Garman H Worse" ist ein reines Meisterwerk. Kein Feuer nach Art des van der Neer steht so hoch. Die ganze Aufregung eines großen Brandes ist darin und seine wilde Poesie.

hier ein paar Zeilen: „Der dem Brande zugekehrte Teil des Schiffes wurde nun fo heiß, daß er rauchte, fo oft der dünne Wasserstrahl darüber hlnstrich. Aber plötz» lich bedeckte sich ein großes Stück mit kleinen knisternden Flammen, als ob man große Massen von Blattgold an die Schiffswand geworfen hätte; die Flämmchen züngelten nach allen Seiten in dem starten Luftzuge und fetzten sich in langen parallelen Streifen in dem geteerten Werg zwischen den Planken fest. Der Wasserstrahl fegte sie hin» weg. Aber mit einemmal waren sie wieder da, anderswo — immer w«iter eilend; mit tausend kleinen Belnchen einsetzend, liefen sie hinauf bis zu der Goldlelste, ihr ent» lang, und jetzt — Waisen die Flammen sich mit einem Satze über das Brett mit dem Namen; die vergoldeten Buchstaben standen mitten im knisternden Feuer."

Vder man vergegenwärtige sich das Bild des alten Stavanger zur Nachtzeit, im fünften Kapitel von „Schiffer Worse". Dergleichen ist nicht vollendeter zu machen. Die finsteren hafengähchen, in denen man sich mit der Laterne in der Hand mühsam vor» wärtstappt, das Schweigen, die Stille, die Wächter mit den dicken Friesröcken und den schweren Stäben mit der eisernen Zwinge, auch hier wieder die Beschreibung des nacht» lichen Alarms bei einem Brande, vor allem aber das Leben und die Gemütsbewegung in der Stadt beim Anlangen des Herings: Ein Wann springt ans Land und läuft, was er kann, in die Stadt hinein; die großen Wasserstiefel drücken Elefantenfpuren in den Schnee; der Wächter hebt die Laterne empor, um sich den Wann anzusehen, dessen Stiefel, defsen Hosen, ja selbst dessen gelber Südwester wie Silber von unzähligen, gleißenden Blättchen schimmern. — Es sind Heringsschuppen.

Die zurückgedämmte Lyrit macht sich bei Melland besonders in den episodische» Partien Luft, den Einschaltungen, die seinen Büchern oft ihr« eigenartig« Stimmung leihen.

So bei der mitten in dem <lhristiania«Nomane „Arbeiter" eingeflochtenen Skizze, die mit den Worten anhebt: „Längs des Nils hockte eine dichte Bogelschar und briet in der Sonne."

Das ist ein Andersensches Märchen, doch mit frischerem Zug als die meisten von Andersen. Vögel aller Gattungen kommen darin vor. Wildgänse und Schwäne, Neiher und Störche, Schnepfen und Kiebitz«, Ibisse und Flamingos. Doch auch Stadtrat Schulze

aus Berlin und arme norwegische Emigranten sind in dem Bilde mltaufgenommen, und kämpfende Libellen, die aus der Luft in den Mühlenteich plumpsen, und Kaul» quappen, die den unbequem gewordenen Schwanz abgeworfen haben und flott schwimmend als junge Frösche auftreten.

Nicht übersehen werde auch das Kapitel über den Postdampfer und die Posttajüte mit der Unzahl von Briefen in Säcken und Segeltuchbeuteln, das gelegentlich des Briefes der sterbenden Ehrlstlne an den Lotsenältesten in das Buch eingeschoben ist. Da kugeln durcheinander Briefe mit den verschiedensten Aufschriften, mit unbeholfenen, schiefen, die ganze Borderseite des Kuverts bedeckenden Buchstaben, mit feinen, kleinen Damenschriften, die auf dem glatten Velin sich wie darüberlaufende Fliegenbeine aus» nehmen; große, dumme, amtliche Schreiben, Lotteriezettel und Liebesepistel, Mahnbriefe und Geldbriefe. „Und der Briefe erwartet hatte, bekam keinen, und wer am Morgen aufgestanden war, ohne an die Post oder an Briefe zu denken, lachte oder weinte vor mittag über ein Stück Papier."

Das Ganz« ist ein entzückendes Gedicht über die Welt von „Ueberraschungen, Enttäuschungen, Albernheit, Kummer, Nuin und unerwartetem Glück", die Briefe be» deuten.

Dies inmitten feines streitbarsten Nomans „Arbeiter". Der Streiter in ihm war in der Tat ein Dichter.

V.

Fünfzehn Jahre vor seinem Tode hat Kielland aufgehört zu dichten. Sein letztes Buch war ja nur eine Liebhaberarbeit ohne Wert, eine Beschäftigung für Mußestunden. Sein ganzes dichterisches Schaffen umrahmt ein Zeitraum von zwölf Jahren, fast ganz so wie bei Alfred de Musset. Auch Müsset verstummte ja lange vor seinem Tode. Der Fall ist gleichwohl sehr verschieden. Müsset ging an Absinth zugrunde.

In der Regel findet man es feltfam, wenn ein Schriftsteller feine Produktion mit einem Ruck abbricht. In Kiellands „Viz-^ vis" fragt der Kupferschmied den Leutnant von Buddinge, „Wenn Sie nun alles geschrieben haben, was Sie wissen, wovon werden Sie dann leben?" — Man lacht, well man es für ungereimt hält zu denken, jemand tonnte alles niedergeschrieben haben, was er wisse.

Doch von allem Anfang an hatte Kielland das volle Bewußtsein, nur eine be» stimmt umgrenzte Grundsumme von Erinnerungen, Erfahrungen, Stimmungen, Auf» ruhrtendenzen und Gedanken, deren Ausmünzung ihm am herzen lag, zu besitzen. Er äußerte unter anderem in der ersten Zelt seiner schriftstellerischen Tätigkeit wiederholt, er müsse die paar Jahre sich seine Arbeit ordentlich zahlen lassen. Gar lange werde seine Schaffenskraft schwerlich vorhalten.

Und als er bei der Ausarbeitung seiner letzten Erzählung „Jakob", zu der ihm Gustaf af Geijerstams „Mutter Lenas Junge" das Motiv eingegeben zu haben scheint, die Entdeckung machte, wie träge und langsam ihm nunmehr die Einfälle zuflössen, empfand er es als das Würdigste, feine schriftstellerische Tätigkeit aufzugeben, und mit männlicher Energie schloß er sie plötzlich ab.

Seine Hauptbedeutung dürfte er als Befreier und Kulturträger haben. Er hat mutig die Partei der Unterdrückten gegen die Starken genommen und war ein aus»

gezeichneter Verfechter einer von aller Kirchlichkeit befreiten Kultur. Er hat Norwegen wohl kaum fo zurückgelassen, wie er es vorgefunden. Doch wir dürfen uns nicht zu laut des Großen berühmen, das die neuere Literatur für die nordifche Bildung ge» leistet hat. Dies zu bestimmen, fehlt uns jeder verläßliche Maßstab.

Ich weiß Kielland nicht so sehr Dank für das, was er ausgerichtet, wie für das. was er als Schriftsteller gewollt und angestrebt hat.

Er kämpfte ja nicht gegen einzelne Menschen, wie Politiker zu tun Pflegen, sondern gegen ein förmliches Fabeltier, von dem viele behaupten, daß es ein solches gar nicht gebe. In alten Tagen hätte man es gewiß einen Drachen genannt. Und sich mit Drachen einzulassen, dazu gehörte Mut.

Das Tier, das Kielland vor sich hatte, war ein sonderbares Zwittergeschöpf, ungefähr wie die Schimäre der Griechen. Es hatte einen samtnen Vauch und scharfe Krallen. Es war ein heiliges Tier wie der Apis der Aegypter. Es hatte 100 salbadernde Köpfe, 100 giftige Zungen, und jedem Haupt entquoll «in Moralgebrüll. Es hatte unzählige wedelnde Schweife, und der Staub, in dem es fich wälzte, war Kanzlei», war Pedantenstaub. >!

Es hatte die Stirn des Ochsen und den Mick der Taube, und sein herz war voll Machtgier und Pharisäertum. Seine Stärke war Verstocktheit und Verknöcherung. Es war Schuppe um Schuppe mit Vorurteilen gepanzert. Näherte man sich ihm, so glitt man aus in seinem Schleim. Und dieser Schleim war Salbung.

Mit seinem Degen hat Kielland etliche von den Köpfen des Ungetüms abgehauen. Doch sicherlich sind andere nachgewachsen.

Daher bin ich ihm nicht so sehr für das, was er ausrichtete, wie für feinen Wut und feine Festigkeit dankbar. (Ins Deutsche übertragen von Erich Holm.)

Randbemerkungen.')

Nehmt das Schwert fort!

Kann Europa, solange es in so viel« fei.id» lich« heerlag«» geteilt bleibt, jemals hoffen, sich fremde Märlt« zu erobern oder die amerika» nische Invasion zurückzuschlagen? Auch diese Frage ist Antwort zugleich.

Das sind die yauptgegensätze zwischen beiden Kontinenten und die Folge davon auf die Industrie. Was muß Europa tun, um dies« Besorgnisse zu zerstreuen? Darauf gibt es nur eine Antwort: Europa arbeitet ver» geblich, bis es nicht eine Form politischer und industrieller Union gefunden hat und ein einiges Ganze wird, wie es die amerikanische Union in di«ser Hinsicht ist, denn das ist die einzige Grundlag«, auf der es überhaupt mit Erfolg gegen Amerika um den Welthandel kämpfen tann. Auch behält jede seiner ge» trennten Nationen nicht einmal seinen eigenen heimischen Warlt für Industriewaren, es sei denn unter dem Schutzzollsystem, das es ab» in dem Wettkampf um den Welthandel stark belastet.

0b wohl Europas Herrscher jemals zu dieser Schlußfolgerung kommen werden? Di« Durchführung würde einem Amerikaner leicht «scheinen. Aber obgleich sie sich als sehr schwierig erweist, so sollte es doch nicht un» durchführbar sein, so weit zu gehen, um den Frieden zu sichern und den Austausch mit den einzelnen Bestandteilen, ohne den nichts Bedeutendes erreicht werden kann. Damit

würde die Last des Militarismus aufhören,
auf sie zu drücken. Denn nur «in sehr Nein«
Prozentsatz der Kosten der gegenwärtigen b«>
waffneten Abwehr der Wächte würde genügen,
sie vor fremden Angriffen zu schützen. Europa
') Von nun »n ständige «ubril

ist ein Körper, dessen Glieder gegeneinander Krieg führen. Ihr« Feind« gehören aber zum eigenen Hause — «in traurige« Schauspiel. Di« Konsolidierung Europas hat übrigens inner» halb eines Jahrhunderts rasch« Fortschritt« ge» macht. Napoleon beseitigte in Deutschland allein mehr als hundert Brutstätten der Zwie« tracht. In uns«r«n Tagen haben wir durch Zusammenschluß Deutschland zu einer der kräftigsten Mächte erstehen und in dl« «rfte Neih« in der Industrie treten sehen; Italien hat sich wieder erneuert und erweitert. Franl» reich hat Nizza und Savoyen seinem Gebiete angegliedert, und noch einig« kleinere Terri» torialwechsel haben stattgefunden, aber nie» mnnd, der mit internationalen Angelegenheiten vertraut ist, glaubt, bah Europa jetzt schon seine endgültig« Form angenommen hat. Es befindet sich noch im Zustand« d«s Ueberganges, deshalb schlafen die Grohmächte noch mit dem Gewehr im Arm, weil einer dem andern mißtraut, und jedes Jahr weisen ihr« Staatshaushaltspläne ungeheure Summen auf, um ihre Kriegsmacht noch zu verstärken, Jahr für Jahr geben sie die furchtbare Note aus, daß fie vorbereitet sind; da« beunruhigt stets das Kapital und verhindert «in« rasch« und gründlich« Plan» mähig« Entwicklung d«r Industrie und den freien Austausch. Und mit Sicherheit lann man das Ende des Kampfes, der «inmal b«» gönnen hat, nicht vorauss«h«n. Zwanzig Kriege und Friedensschlüsse werden Europa vielleicht noch in diesem Stadium des Ueberganges finden, wenn fein« Enbformen durch das Schwert bestimmt werden sollen.

Glücklicherweise haben Vereinigungen von Nächten die herb« d«s Unsri«d«ns «twas ver» mindert, so dah es heut« nur noch fünf in Europa gibt, und bi« Europü«r lönn«n manch» mal für ein Menfchenalter von der Nieder» metzlung ihrer Mitmenschen ausruhen und brauchen sich nicht an des Nachbarn Vlut zu versündigen. Und dies ist möglich, obgleich Europa «in b«waffn«t«s Lag« ist und bi« Mächt« geschäftig daran arbeiten, ihr Zer» ftörungsmaterial zu vervollkommnen. Wir sollten den Dreibund und den Zweibund be» grühen, da sie Abwehrvereinbarungen sind und in Wirklichkeit die Explosionözentren des Krieges auf zwei vermindern; «in Kampf zwischen diesen würd« solch ung«h«ur« Dimen» stonen annehmen, so dah j«ht die sorglos«fte Nuh« zum Spielen g«g«b«n ist. Ab«r «s ist klar, der Einfluh d«r Vündniss« ist «in rein negativer. Sie haben noch für leinen Moment ein Aufhören d«r fortgesetzten Nüstungen be» wirkt, ein Beweis, dah di« Mächte noch «in»

and«r fürchten, trotz der Vereinigung und Ver»
brüderung, und vor dem Ausbruch eines un»
vermeidlichen Kampfes zurückschrecken, dessen
Ende erst dann erfolgen würde, wenn die Kart«
von Europa bedeutende Veränderungen er»
fahren hat. Deshalb holt die militärisch« Arm««
sein« Dienstpflichtigen aus der industriellen
Armee und hält den Fortschritt auf allen Ge»
bieten friedlicher Entwicklung auf. Das ist
leine Sicherheit.
Einige haben erklärt, dah ein immer»
währender Fried« so lang« unmöglich ist, bis
di« Teilung in Großmächte im wesentlichen
Teilungen in Nassen geworden sind. Eine
solch drastisch« Wiederherstellung aller Zustände
würd« ab«r generation«nlllnge Kämpf« und
Nüstung«n bedtuten, und das war« fast «b«nfo
verhängnisvoll für den industriellen Fortschritt,
und es würden trotz alledem noch drei »uf»
einander eifersüchtig« Mächt« übrigbl«ib«n.
An «ine solche Lösung kann selbstverständlich
nicht gedacht werden. Man ruft instinktiv aus:
„Nehmt das Schwert fort, die Staaten mögen
sich ohne es erhalten."
Andrew Carnegie,
Randbemerkungen zn einem aktuellen
Kapitel.
Wenn bi« Männer sich verweibsen und
die Weiber sich vermannsen, kann man sich»
darauf schließen, bah der allgemein« Zustand
der Zeit neutral ist — höflich gesprochen.
Man könnte auch sagen: kaftratisch.
Friedrich der Groh« meinte, b«h in seinem
Staate jeder «uf sein« Fasson s«lig w«rd«n
dürft«. Er für s«in« merkwürdig aus der Art
geschlagen« V«rson verzichtet« sogar auf di«
ewig« Seligkeit. Indessen war er doch hohen»
zoller genug, sehr entschieden zu wünschen,
daß di« popnlR«:« stramm glaubt«. Es
sch«int, dah «i auch über ander« „S«llg>
leiten" persönlich sehr frei dacht«. Das V«r»
hältnis zu f«in«r Gattin war entschieden «norm»
widrig", wie man in Vehses lehrreicher Ge»
schichte der deutschen Höfe nachlesen kann. Seine
Feind« haben ihm noch Schlimmeres als
„Lieblingsminne" vorgeworfen. Aber auch er

wäre kaum für die Aufhebung des Gesetzes gewesen, das die mann»männlich« Fasson der irbischen Seligleit verbietet. Es hat überhaupt zumeist die Neigung bestanden, die Knabenliebe als «in Aeservatrecht der oberen Schichten zu behandeln. Viszu einem gewissen Grade demo» lratisiert war sie wohl nur in Griechenland. Aber kann man in unserem Sinne von Demo» kralle bei einer Staatsform reden, zu deren grundlegenden Institutionen die Sklaverei ge» hört«? Per griechische Demos war Oberschicht. Und als solche hat er sich auch diesen Luxus geleist«». ^ Die Päderastie gehört zu den Luxus» artikcln jeder Kultur, die zu einer gewissen Ueppigteit gediehen ist. Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen, — gerade well das Eis eigentlich lein Tanzboden ist. Dies gilt natürlich nicht von b«n geborenen Dienern des Eros Uranos. Die folgen nur ihrer Aatur, und dies« ist unabhängig davon, ob im übrigen die Kultur geil oder puri» tanisch ist.

Das epidemische Auftreten der Päderastie auch unter nicht geborenen Urningen b«< uns hängt damit zusammen, daß in Deutschland jetzt die Generation der Erben heraufsteigt, deren Luxus und Neurasthenie schon in der Kinderstube begonnen hat. Die hohe Schule dieser Generation ist bekanntlich England, das England der gesunden, wohltrainierten jungen Gcntlemen mit den tadellosen Kleidern, g«> messen guten Bewegungen und llug ge» schlössen«« Lippen. Dort gab es schon Aestheten, als wir noch Naturalisten waren. Die ganze modern« Lebenstuns! stammt von dort, wo die aristokratische Kultur bereits existiert, von der bei uns nur die A«d« ist. Aristokratisch« Kul» turen sind grausam (man denk« an Venedig), — 0scar Wild« hat es erfahren. Sie lassen sich ihre Triebe nicht beschneiden, wie geil sie auch sein mögen: aber wer sie unklug vor die Menge bringt, wird geopfert. — Soweit find wir noch nicht. Es wird niemand geopfert (es sei denn, daß «s gelingt, Maximilian harden zu opfern), sondern man «ntrüst«t sich. Man lärmt, statt zu schweigen. Fast könnt« «s wirk» lich sch«in«n, als Hab« in den Kreisen, die es angeht, niemand bisher davon ein« Ahnung gehabt, was weih« Hosen und hohe Stiefel de» deuten. Ich glaub«, der hafz wider den An» Nager im Grunewald ist lein guter Berater.

Sahst Du, o Freund, die holden Knaben,
Di« an der KranzleoEck« steh'n,
Von Seide rot« Schlipse haben
Und lächelnd »us und nieder gehn?
Sie spitzen die gefärbten Lippen
Und äugeln sonderbar lasziv,

Und kommst Du ihnen nah, fo tippen
Sie Dich wohl an und legen schief.
Das Köpfchen mit gebrannten Haaren,
Und ihr« Blick« Himmeln Dich
Sehnsüchtisch an; — kurz, ihr Gebaren
Ist immerhin absonderlich.
— Abscheulich, meinst Du? — Las, da«
Zanlenl
Es ist nicht schön,- ich geb «s zu;
Wir wollen unserm Schöpfer danken,
Daß wir nicht so sind, ich und Du:
Doch nicht uns besser dünken, meinen.
Es müssen alle sein wie wir.
hat nun die Liebe mehr als «inen
Ausweg, — jenun, so gönn ihn ihr!
Selbst Das mutz man mit Gleichmut trage»,
Daß derlei Knaben, es ist bös,
Aul ihr« Art di« L«ier schlagen:
So scheuszlich süh, so sirupös,
Und das; es Mode wird, zu schminken
Die Lippen selbst der Poesie.
Auch dies« Mode wird versinken:
Absurditäten dauern nie.
Das Zeug schmeckt bald auch Denen fad«,
Di« jetzt dran schlecken: Zuckerlant,
Lalrihensast und Limonade
Wird »uf di« Dauer degoutant.
Di« fatal«n Lyrikerasten sind übrigen«
(auch, wenn sie so tun, weil das augenblicklich
für vornehm gilt) meistens gar kein« «chten
Uraniter. Si« diletti«r«n im «rotisch Norm»
widrigen, wie sie im Lyrischen dilettieren. Was
ich von »cht urnischer Lyrik kenn«, ist im all»
gemeinen nicht schmachtlappig, sondern eh»
h«rb. — Ich bemerke das, um nicht dahin »iß»
verstanden zu werden, als wollte ich den Wert
eines lyrischen Gedichtes etwa davon abhängig
machen, ob es normentsprechend von einem
Er an «in« Si« g«richt«t ist. Di« Abress« tann
uns ganz gleichgültig sein. Wenn man uns
heute nachwies«, daß horaz«ns Lalag« «in
garstiges Mädchen war, — was verfchlüg« uns
das? Geht uns Anakreon an, «der Bathyllos?

0 «,
83?
Aeber Bücher und anderes
G«l«tzt, Plat«n habe wirNich di« Neigungen
gehabt, die ihm Hein« zuschrieb, ^ welden
wir deshalb weniger Genuß an seinen G«>
dichten haben? — Etlig ist nur di« Sühtu«rei
eines gestaltungsunfähigen, gefühlslmpotenten
Aesthetlertums. das aus unserer lyrischen Muse
«inen geschminkten Lustbuben macht. Ellig, —
aber wir brauchen uns ja nicht damit abzu»
geb«n. Dies« schleimig« Schnecke am Postament«
Apollos b««inträchtigt dl« Schönheit des Götter»
bildes nicht. Wacht nicht zu viel Wesen daraus!
Macht aus der Tatsach« überhaupt, bah «s
«in« normwidrig« Erotik gibt, nicht so «in
grohes Wesen. Und, vor allem, entrüstet euch
doch nicht wieder einmal «x oltieiu der Nor»
malität! Ich wittere dahinter den Philister
und sein« scheuhlich« Selbstgerechtigkeit, di«
taus«ndmal widerwärtig« ist, als jede Norm»
Widrigkeit.
Otto Julius Vierbaum.
Valthesserglossenl
Nasse ist Erziehung in Permanenz.
Takt ist im Grunde nur «in and«r«s Wort
für — herz.
G«s«llschaftston ist das Bestreben, au«
Zwang zwanglos zu erscheinen. Wer da«
Vewußtsein der Tatsach« verloren hat, dah
dieser Zwangloslgleit Zwang zum Grund« litgt,
heiht «in G«sellschaflsm«nsch.
Ein Mensch von Venehmen richt«t ni«»
mals sein Venehmen «in. Er hat «in Ve»
nehmen, und das geht von ihm aus wie der
Heugeruch vom Stallburschen.
Nut gelleidet sein, heißt vor allem nicht
auffallend gekleidet sein. Alles Voll»
kommen« ist unbefangen, felbstverständlich.
Wir leiden heut« an Autoren, di« m«hr
können, als sie ^ sind.
Vor Gemälde vermeide ich mit Bekannten
zu treten. Es wird dann immer höchst über»
flüssigerweis« „geredet". Und in dem Moment,
da man vor Gemälden über sie redet, entziehen
sie sich einem. Es ist, »ls ob es sie verdrösse.
Sie verhüllen sich gleichsam von innen her»
aus. Man kann über Gemälde nur in ihrer
Abwesenheit sprechen.
Das Gegenteil hat bei Menschen statt. Ich
find«, dah man üb«r Wenfchen nur mit ihnen
selbst sprechen kann. Natürlich auch brieflich,
denn der richtig« Briefschreiber spricht zu einem
Anwesenden. Es gibt wohl auch Vriefschreiber,
die zu Abwesenden sprechen, solche aber werden
immer schlecht« Bri«f« schreiben, uninteressant«,
unpersönliche.
Intime Kunst.
Ich war jüngst in «in«m Nein«« Th«»t«r,
das moderner, sonst auf das rühmlichste fich

betätigender Künstlersinn vom Salzfaß bis zur Deckenbeleuchtung ausgestattet hat . . . Ich sah schaudernd die Logennummer (aus ver» goldeter Gipsmass«) auf die marmorn« Vrüstung geklebt, — kopfschüttelnd die «leltriiche Tisch» lamv« als Vlumenbehälter zur Attrappe ver» schäkert, sah — auch dies zählt ja zur künst» lerischen ,,N«naissanc«' — gtlangweill zu dünn« Musik allerlei stilisiertes Gewänder» gewall« ein«n nücht«rnen „Farbenrausch" agieren . . . Beiläufig: Eine im Kostüm der zwanziger Jahre, sonst berückend graziös« Tänzerin muht«, sich windend und drehend, ein« Art L«ucht«rläfig von mehr als halber Meterläng« auf dem zarten Kopfe tragen: «in Anblick von erbarmungswürdiger Schw«r» fälllgleil . . .
Nichard Schaulal.
Aeber Bücher und anderes.
geh« lyrische (?) Selbftl?)» Portrait« (?).
Besprochen (oder wie soll man sagen? also gut: besprochen!) von (muh ich wirklich meinen Namen nennen? Erkennt man nicht di« Vär«nllau« ohnehin? Von w«m anb«rn lönntn» bi«s« Blitz« stammen, als von):
Mir. . .
Schwarze Körbe. Grüne Blätter. Golden« Gitter. Ein blauer, gerippter Zettel mit kröten» blutroten Namenszügen. — Dies der Deckel.
Finden Sie den schön, Herr Theodor Weicher in Leipzig?
(So heiht nämlich der wunderliche Mann, d«r di«s«s . . . bl«ses . . . Dingsda, dl«s«s . . .

Buch herausgegeben hat*). Nr hat, seinem Stil nach, wenn ich nicht irrig bin >ab«r: wann wäre ich je irrig gewesen?^, «in« goldene Vrille s^etwa Nummer 8), «inen Spihbauch, Umleg» tragen, etwas Llweih s^ Spuren, nur Spuren!), «in gutes herz, liebt Bratwurst«, spricht den Dialekt von Pottschapperl und ist glücklich der» heiratet. sKinder? . . . Problems.)
Kann man die (warum lrötenblutroten?) Namenszüg« lesen? Vrille her! Ich ent—zif— f« . . re . . . re . . ie: Ferdinand von Saar... Felix Dahn . . . Martin Greif . . . Ernst von Wildenbruch . . . Detlev Varon v. Lilien» cron. . . Gustav Falke . . . Arno holz. . . N. Dehmel. . . 0tto Julius Vierbaum.
Dahn und Dehmel dürfen weiter so schreiben. Liliencron und Fall« könnt«« sich immerhin etwas mehr Müh« geben. Aber an den andern ist Eisengallus und Alizarin ver» loren. Pfote! Pfote! Pfote! Der pfotigst« ist holz. (Pfotigste — knotigst«; — mich dichtert's aber ich bezähme mich.)
Mit Gerhart Hauptmanns Handschrift kann fich leine der Zehn (zehn? Ist Wildenbruch — Giner?) vergleichen.
(Dies immer im Auge behalten, Mensch, der Du dieses liest! Immer! Gs ist das Wichtigste. Ginen Tritt in den Bauch Dir, wenn Du es vergiht!)
Somit zur Sache! (Sache? Wie wirb mir? Ist das zur Sache? Nicht, das, ich wüfzt«! 2s ist ein Kuddelmuddel, «in Nührei, tzachte, Klops, Salat ^um zurückhaltend zu redend, Florian Geyer ist «in« Sache. Fuhr» mann henschel ist «in« Sach«. Diese Kritik hier ist «in« Sache. Schon das da? Das da!?! — — Dieser Herr Weicher ist zum Schreien. Und. . ich . . schreie) —:
Felix Dahn ist «in Va . . . ba . . . darbe, lein Dichter.
Johannes Trojan ist «in Mo . . . nu» . . . moselblümchen, — lein Dichter.
Ernst von Wildenbruch ist «in Ehr«n» Mitglied des Vereins deutscher Studenten, — kein Dicht«.
") Zehn lyrische Selbftp»rtr«it». Dieterichlche Vtlwg«. buchhxndlung lTheodoe Weich«) in Leipzig,
Gustav Falle ist ein Klavierlehrer, — lei» Dichter.
Arno holz war einmal «in schlechter Schüler Gerhart Hauptmanns, ^ lein Dicht«, Hermann Sudermann, -- (hebe Dich weg, Satanas! Dränge Dich nicht auf, schände» besudelter Backenbart! Bring mich nicht aus dem Konzept, längst vermoderter Leichnam!

Denn ich habe Dich getötet)): es sollt« heihen,
Otto Iulium Bierbaum ist «in M«nsch mit
zwei , — lein Dichter.
Bleiben: Saar, Greif, Liliencron, Dehmel.
Bleiben? Wirklich? Und, wenn schon:
wie lange?
Laßt uns verschleierten Auges in die Zu»
lunft fchauen, mein« Freund«! Was s«h«n
wir? —: Saar? —: Schon um di« Eck«! Weg!
Ein Fünlchen. —: Greif? —: ha'm <2« nich
den kleinen Greif gesehn? (Und so weiter.
Bis:) Der kleine Greif is weg! —: Liliencron?
Nichtig: Ein Nittergutsbesiher aus dem hol»
steinschen, der seinen schlechten Lebenswandel
in Vers« brachte. —: Aber: Dehmel!
Stuhl her! Nein: Ein Sof» her! Ich
muh mich ausstrecken, lang legen: Irgend etwas
Dünnes kitzelt mich kongenial am Adamsapfel.
Brwlt! Vrwlt! (Das tonnt« wirtlich von »l»
f«inl) Und ich sag« (Nuh«! Stillgestanden!
Dies ist der Moment!), ich sag«: Dehmel iß
ein . . .
Ich hätte jetzt wirklich beinah« gesagte
Dichter.
Aber ich sag« «s doch lieb«! nicht. Man
muh (auch wenn man, wie ich, viel« Kron«n
auf Lager hat) nicht mit Kron«n um fich
h«rumfchmeihen, wie der gewiss« heraus»
geber eines (wie heiht es doch gleich?) gewissen
Wochenblattes mit Päberasten.
(0 dieser Elende l Erinnerst du dich, Jung»
ling? Du, Jungfrau, erinnerst du dich? —:
wiht ihr es noch, Männer, Weiber, Kinder, was
er über den lieben» (sieben!) mal göttlichen
Fuhrmann schrieb? Schrieb? Nein: grunzt«,
kotzt«! Auf d«n Schandangtr mit ihm! Suder»
mann soll ihn . . . soll ihn. . . tafelrunben!
. . . Ich will fortan Klempner heihen, wenn ich
noch einen trockenen Faden an mir Hab«. Ich
. . . k«r»n . . . nicht. . . mehr.)

Neber Bücher und anderes
Neben wir von etwas anderem! Wer
durchaus Lyril haben muh, soll die versunkene
Glocke auswendig lernen. Fertig. Aus. Vafta.
Streusand. Löschpapier. Schluß!
Neben wir von Herrn Stremell Dieser
Wann hat, statt den danteslen Niesengebirgler
(Niese! Gebirge! Fühlt ihr es, Gesindel?) zehn»
mal zehnmal zu porträtieren, dies« zehn
Vlännerchen »us der Ebene der Zwerge ab»
konterfeit. »Nach der Natur", sagt der unglaub»
liche Herr Weicher.
Was haben die sich (um Gottes willen!)
dabei gedacht, Mann!
Sind. . . das . . . Naturen!?
Ich seh« fünf Backenbärte, vier Schnurr»
bärte, zwei Brillen, zwei Zwicker, hohe Kra»
watt«n, Stehlragen. Umlegkragen und noch
all«rh»nd, — aber: Naturen?
Der Mann mit b«n zwti sieht aus
Wi« «in verftörter Pfannkuchen. (Wenn er ge»
füllt sein sollte, kann es nnr Pflaumenmus
f«in.)
Der Beinahe.Dichter hat das Air eines
Gymnasiallehrers, der wegen Sadismus zu
Zuchthaus verurteilt worden ist. (Hier wäre
vielleicht Gelegenheit, das Eigenschaftswort
„mulmig" anzuw«nd«n.)
Der Barde. . . ab«r, Gottftrambach, —
wozu r«d« ich eigentlich noch von diesem Drei»
läsehoch? — Ich muh mir den Wagen verdorben
haben oder in die Näh« einer deutschen Gram»
matil gekommen sein. Ich bin schwer lranl.
Wie hätte ich sonst auf biefe irrfinnige Idee
geraten tonnen, von einem Buch zu reden, das
«in Kuddelmuddel, «in Klops, «in hachs, «in
Salat ist? (Herr Asch inger hätte es ver»
legen sollen. — Dies« B«m«rlung ist vi«lleicht
sehr tief.)
Zwei Sofas her! Ich muh mich ausruhen.
Weggtfchmissen Hab' ich mich. Vergeud«». Eng»
tischen Nelord gebrochen. Was nun, wenn ich
dann zugrunde geh«? (lnali» »rtilztlke peroo!
Und nun rennt in den Buchladen, ihr
Halunken, ihr Wusenzuhälter, Stiesel, hörn»
ochsen, Affenfchänber, — rennt, rennt, rennt!
Dentt ihr vielleicht, ich mach« euch den Hans»
wurft noch länger?
Nachschriftd«rN«daltion. Indem
wir diesen Aufsatz des impulsivsten kritischen
Temperaments der Gegenwart unseren Lesern
vermitteln, hoffen wir »uf den Beifall der jetzt
fo zahlreichen Liebhaber kräftiger kritischer
Hausmannskost. Wir würden in Nücksicht
darauf, bah der Aufsatz ein wertvolles und
interessantes Buch in Fetzen reiht und zehn Ute»
rarische Neputationen im kritischen Mörser zu
Brei zerstampft, vielleicht von der Veröffent»

lichung Abstand genommen haben, wenn uns unser geschätzter Mitarbeiter nicht selbst ver» sichert hätte, bah sein« .Weinungseruptionen" weder den Zweck noch den Effekt haben, als Kritiken zu wirken. U. L.

Wilhelm Vode: Amalie, Herzogin von Weimar. (V«rlag von S. Mittler « Sohn, Berlin; 1907.) Das in drei bübsck« Bändchen ge> gliedert« W«rl d«s bekannten Goetheiften ragt unter dem Andrang neuerer Bucherscheinungen hervor. Die gefällige Niedlichkeit seiner Aus» stattung erfreut das Auge, der solide Inhalt den prüfenden Kopf. Wilhelm Bode hat «in episches Erzählertalent, das beim Schöpfer von Wahrheit und Dichtung mit Nutzen in die Schule ging. Nuhig, sachlich, etwas gem«ssen im Schritt geht Herr Wilhelm durch da« alt« Weimar, sieht da, sieht dort in «in altes Haus, «ntlockt alt«n Akten Nelne Wels« heiten und Lebensdaten, stellt Bekanntes in neu« Zusammenhänge und läht uns, trotz des vielen verarbeiteten Materials, nichts von der Mühe spüren, die hinter der mit Kraft fest» gehaltenen Nuh« dieser Erzählungsart steckt. Soll ich mich in Philologentram verirren? Bedenken äuhern, weil der Verfasser in der ihm lieben Zeit, dem ihm lieben Vrt mehr Sonne fand, als ich zu fehen vermag? Auch das Dionysische bieser kleinen Welt in apolli» nischer G«halt«nh«it schildert? . . Wenn hoch das Oras im Thalgrund steht und der vorwärts taftende Fuß deutliche Fährt« in die Wies« Zeichnet, der müdlos drängende Bach mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonn« spielt, still die Nacht von den hängen gleitet und kein hauch die sinnend« S««le stört, die sich nach des Tages Schweih und hah gern in Abenbwiud und Kühl« reckt, — verzeiht; ich liebe das. Und lieb« auch so leise Bücher, die mir in trüben Wintertagen die Entbehrung erträglich machen. K. S.

2s gibt Stunden, in denen man den!»
faul ist; auch zum Lesen guter Bücher nicht
die Sammlung findet. In blefer Trägheit des
Geistes und des Körpers befindet man fich
i» der richtigen Verfassung, um bei der Be»
fprechung der „Vücher für den Weihnachtstisch'
mit einiger Sicherheit den allgemeinen Ge»
fchmack zu treffen. Man spürt instinktiv in
Robert Saudets "Roman „Dämon Berlin" die
Wahrscheinlichleiten für «in Interesse in weite»
Ken Kreisen, die sich beim Lesen dieses Buches
fo unendlich geistreich vorkommen. (Das
sicherst« Mittel für den Erfolg eines Autors:
nicht er, sondern der Leser muh bei der Leltüre
als der Klug« «rsch«in«n.) So fühlt man in
di«s«m Stadium der Verdauung beim Lesen
von K. Aosners „Sehnsucht" genau, wo die
Rührung beim Publikum (nicht etwa im Buche
oder gar beim Autor) einsetzt, und kann sicher
sein, sich sehr bald als treffsicherer Kritiker
«inen Aamen zu machen.
Da« Unglück de« Autor« will, daß ich
b«im Lesen dieser Bücher in feierlichster Stim»
«ung mich befand. Ich hatte eben Carl Haupt»
manns letzten (der Himmel behüte uns und
die deutsch« Literatur! ich mein« „n«u«st«n")
Roman „Einhart der Lächlei" zu Ende ge»
lesen! Kinder! Wenn ihr noch Blut in
euren Adern habt, trotz allem materiellen Kram
und Krempel dieses freudeleeren Lebens, noch
fähig seid eines heiligen Empfindens vor einer
großen, starken und wahren Kunst, dann kniet
nieder vor diesem Dichter, diesem Kind«, diesem
Menschen, der euch hier ein Wert beschert,
das ihr an euren Feiertagen, fern von allem
Lärm des Tages, vornehmen und genießen
follt! „Ist's Literatur?" „Ist's Kunst?", fragt
ihr. Geht hin und lest's! Fragt nicht, was
es ist und kritisiert nicht, „wer's nicht ge»
fühlt, der wird es nie begreifen." Wcn's aber
glücklich macht, braucht um sein Leben nicht
zu bangen. Denn es gibt Stunden, die «inen
nicht nur alles vergessen machen, die einen
innerlich so bereichern, daß man stark (oder
stumpf) wird gegen das Leben.
Ein Seitenstück, wenn man so will, zu
0tto Julius' prachtvollem „Prinz Kuckuck",
über den Ernst von Wolzogen hier sprechen
wird. Man braucht, wenn man den «inen
lobt, den andern nicht zu tadeln. Gewiß führt
kein« Brück« von «inem zum andern. Pracht»
voll« Menschen sind sie beide. Es gibt in
Berlin und Wien «in« stattliche Schar (nein,
Ellau«) von Aestheten, die glauben, besonders
geistreich zu sein, indem sie 0tto Julius litt»
rarisch nicht mehr ernst nehmen. Venen »
zu gesund ist. Denen er zu natürlich ist. D«ne»
er zu produktiv ist. (Denn die geistig« V«i»

Innerlichung verlangt heut« mindestens sechs Jahr« für jede Arbeit. Damit hat sie b» Beweis ihres Wertes erbracht.) Denen er z» gewöhnlich ist; denn jedermann versteht ihn, und der gebildet« Mitteleuropa« findet fcho» b«lm «rsten Lesen den Sinn heraus. Denen er schließlich (borribilo äiotu) zu materiell ist. Mir scheint's, Sache de« Verlegers zu sein, den materiellen Wert «in« Arb«it zu b«» messen. Und fast sämtlich« Verleg« reißen sich um ihn. Würden sie's tun, wenn er li« Geld kostete? Di« Berliner Aesthetencliau« (dit sich auch g«g«n die Mitarbeit Bierbaums «.» „Morgen" wandt«) follt«, statt fich di« Rächt« hindurch in d«n Eafss gegenseitig literarisch zu ästhetisieren, nach Fiesol« fahren und das reiche Leben dieses Menschen kennen lernen. Sie würden dann, mein« Herren, wenig« blasiert und etwas abgeNärt« sein. Wenn Nehmet recht hat, daß, wer an fein«« L«l»<» ni« verzagt«, nie um des Lebens Deutun« rang, so ist er weit davon «ntftrnt, damit Resignation zu predigen. Stellung zur Welt fordert er, meine Herren, nicht überlegen unl» teilnahmslos sich außerhalb der Welt stell«». Des Lebens Deutung finden, heißt: üb« des Tages Gleichmaß hinaus uns klar werden über uns« persönliches Verhältnis zur Welt. Finden Sie das, meine Herren, die Sie mir so intensiv Vtto Julius Bierbaum für de» „Morgen" verekeln wollen, und wir werden uns weit« sprechen. Um derartig« Werturteil« zu fällen, sind weder der Absinth noch das Nachtcafs notwendig« Vorbedingungen.

Ich find« l«in Glied, um zu Robert Saudels „Dämon Verlin" zurückzukehren. Dies Buch hat «inen buchhändlcrischen Erfolg aufzuweisen, der in keinem Verhältnis z» seinem Wert steht. Aobert Saubet weiß da« selbst am besten. (Gurlitt wird nächstens hi« seine „Gymnasiastentragöbie" besprechen.) Er selbst hat bei seiner Kontrovers« mit Dr. Pfennig im „Morgen" schon den Beweis erbracht, txch er sich auch mtt ernsten Dingen zu beschäftigen weiß. Er ist ein Anhänger Weiningers, ohne «in persönlicher Gegner von Fließ zu sein, unl» hat wiederholt, wenngleich ohne Erfolg, d«H genial« System von Flieh »6 »»»uran» z« führen »ersucht. Ich besitz« di« Kühnheit, zu behaupten, daß er Fließen« „Ablauf de«

Lebens" zwar durchaus mit heißem Bemühen z» Ende studiert, ihn aber nicht verftanden bat. Seine „Villigen Weisheiten" sind jedenfalls nicht imstande, die Vegriff« zu Nären. Sie bringen nur neu« Verwirrung. Für mich ist da« Vuch „Dämon Verlin- — vorausgesetzt immer, bah es der Verfasser selbst nicht für ernst nimmt ^ der Veweis mangelnder Selbst» zucht. Hin begabter Mensch, wie Saudet, darf solch« Geschmacklosigkeiten nicht begehen, sofern «r verlangt, weiterhin in seinem Streben ernst genommen zu werden.

Fern von jeder Trivialität hält sich die stimmungsvolle Novell« Delmars „Glück". Wie li«b«voll«s Verständnis natürlich« Anlagen pflegt, wi« zart« Empfindsamkeit letzte Vitternis nimmt und zwei gleichgestimmte Menschen »uf des Lebens höhen führt, zeigt meisterhaft diese Novell«. Das Leid der Einsamkeit das Sehnen nach Vertiefung, der Wunsch, dem Leben neben äußerem auch inneren Glanz und Füll« zu g«b«n, all das habe ich nie teilnahmsvoller mitempfunden. So zeigt sich's wieder: es gibt nichts absolut Triviales. Nicht das „Was", das „Wie" entscheidet. Zwei Menschen, die sich lieben; wer mag's noch mitanhören? Wie dies« beiden Menschen unter der starken Hand des Mannes dem Leben inner« Wert« abge» winnen, wie «in Wesen sich bildet durch die Pflege des andern, eins in das andere hinein» wächst; wi« di« Erkenntnis d«s eigenen Wertes erst leise dämmert, dann hell durchbricht, und wie bann unter all dieser Erleuchtung das groß« Nlücksempfinden erwacht, das nun nichts mehr erschüttern kann; denn nun ist des «inen Schicksal auch das des andern geworden. Das muß durchlebt sein. Starker Will« und groß« Liebe leiten zwei Menschen über alle Kümmernisse hinweg. Ihr Glück wird so groß, daß sie «s vor der Welt verbergen — und das Vuch bricht ab. Weiter geführt würde es das Schicksal «ine« Menschen werden, so «ins sind si« geworden. Neben diesen reinen Tönen, durch die doch überall die helle Lust am Leben Ningt, mutet die sentimental« Arbeit Aosners «igtntümlich an. hier ist nichts unmittelbar empfunden, hier ist alles Aoman, wie dort alles Leben ist.

Hab« ich fchon aus d«r Schul« geplaudert, als ich euch für Hauptmanns Aoman erwärmte, s» sei es auf das gleiche Schulbkonto geseht, w«nn ich von zwei weiteren, ebenfalls noch nicht veröffentlichten Arbeiten spreche — mit einigem Aecht, wie mir scheint, nachdem ich vor mehreren Wochen hier aar zu eifrig (wie anonym« und »nd«r« Zuschriften mich zu b«> lehren suchten) für ihr« Verfasser «ingetreten

bin. Eulenberg und Vab. Ich schrieb, daß
ihr« Arbeiten die Erfüllung noch nicht bo
deuten! Indes, wie's mich dünkt, zu ihr hin»
überleiten. Ich Hab« l«ine Veranlassung, dies
Urteil zu widerruft«. Für d«n «inen so wenig,
wi« für den andern. Vabs vierattiges Drama
„Vlut" vertritt mit ^ wi« mir scheint —
nicht zwingender Gewalt die Weltanschauung,
nach der nur »uf den Thron gehört, wer mit
größtem Erfolg« d«n Befähigungsnachweis, der
Aecht« »uf de« verantwortungsvollen Platz zu
sein, erbrachte. Zwar soll di« Wachtfrage weder
von der Kraft der Muskeln, noch von der
Stärk« d«s Geistes gelöst werden. Di« Zweck»
Mäßigkeit für die Gesamtheit gibt den Aus»
schlag. 2s ist di« demokratischste Lösung, die
man sich denken kann. Vedingungslos jedes
Aecht des Vlutes aberkennen, die Königin als
Hirtin auf die Wiese setzen und einer ge>
fühlsrohen Magd die Krone zu«rt«nnen, di«
sie sich durch Untreu« und Gewalt erschwindelt
hat, nur weil sie willensftärler ist — nein,
Herr Bab, und tausendmal nein! — hier gibt's
für hunderttausende noch «in Gefühl (Pietät
trifft's nicht ganz), dessen sich, wi« mir scheint,
auch der Vorurteilsloseste nicht zu schämen
braucht. Ihr« Königstochter — und darin liegt
Ihre Kühnheit und, wie mir scheint, auch di«
Gefahr — besitzt Adel, der Ihrer Magd ab»
geht, (Ja, merken Sie's denn nicht? Ihr«
h«lbin kommt mir selbst auf dem Thron« noch,
trotz ihr«r h«rrschertal«nt«, wi« di« gröbst«
Magd vor.) Wär's umgekehrt, Ihre Welt»
anschauung wäre di« meine. Vis dahin mit»
zugehen, verbietet mir ein instinktives Gefühl,
kein Vorurteil, vielleicht Pietät, vielleicht
Achtung vor der Geschichte, di« Erziehung
vielleicht — wahrscheinlich aber — das „Blut".
Und doch, dies Drama (das bereits in Wann»
heim im Manuskript zur Aufführung erworben
wurde) hat Qualitäten, di« mich nach wie vor an
Vab glauben lassen. Gleiches gilt von Eulen»
berg, dessen neuestes Drama „Ulrich Fürst von
Waldeck" di«s«r Tag« in Vuchform erscheint.
Auch «in Lustspiel liegt im Manuskript vor.
Ueber beide Arbeit«« wird hier noch zu
sprechen sein.
Auf ein groß angelegtes Werl möchte ich
noch hinweisen: „Die Gemäldegalerie des Prado
in Madrid." Es entstand in der Kunstanstalt
Franz hanfstängl (München, London, Aew

tion-full-text-search" class="search-label-full-text">Full-text ⦿ Catalog

Search

Search Field List All Fields

- Advanced full-text search

- Advanced catalog search
- Search tips

☑ Full view only
LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1907 Jul-Dec.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015028804667

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015028804667?urlappend=%3Bseq=871

Embed this book

About versions

Version: 2014-02-11 22:44 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 8
- Section 3 - 11
- Section 4 - 13
- Section 5 - 19
- Section 6 - 21
- Section 7 - 25
- Section 8 - 33
- Section 9 - 44
- Section 10 - 65
- Section 11 - 67
- Section 12 - 87
- Section 13 - 88
- Section 14 - 89
- Section 15 - 97
- Section 16 - 129
- Section 17 - 135
- Section 18 - 140
- Section 19 - 163
- Section 20 - 181
- Section 21 - 195
- Section 22 - 223
- Section 23 - 255
- Section 24 - 287
- Section 25 - 319
- Section 26 - 351
- Section 27 - 383
- Section 28 - 415
- Section 29 - 447
- Section 30 - 479
- Section 31 - 512
- Section 32 - 513
- Section 33 - 545
- Section 34 - 546
- Section 35 - 548
- Section 36 - 550
- Section 37 - 553
- Section 38 - 554
- Section 39 - 556
- Section 40 - 557
- Section 41 - 564
- Section 42 - 566
- Section 43 - 694
- Section 44 - 696
- Section 45 - 698
- Section 46 - 699
- Section 47 - 706
- Section 48 - 708
- Section 49 - 715
- Section 50 - 747
- Section 51 - 779
- Section 52 - 813

- Section 53 - 849
- Section 54 - 881
- Section 55 - 919
- Section 56 - 920
- Section 57 - 921
- Section 58 - 922
- Section 59 - 953
- Index - 954

Search in this volume

Search in this text Find

Lebens" zwar durchaus mit heißem Bemühen z» Ende studiert, ihn aber nicht verftanden bat. Seine „Villigen Weisheiten" sind jedenfalls nicht imstande, die Vegriff« zu Nären. Sie bringen nur neu« Verwirrung. Für mich ist da« Vuch „Dämon Verlin- — vorausgesetzt immer, bah es der Verfasser selbst nicht für ernst nimmt ^ der Veweis mangelnder Selbst» zucht. Hin begabter Mensch, wie Saudet, darf solch« Geschmacklosigkeiten nicht begehen, sofern «r verlangt, weiterhin in seinem Streben ernst genommen zu werden.

Fern von jeder Trivialität hält sich die stimmungsvolle Novell« Delmars „Glück". Wie li«b«voll«s Verständnis natürlich« Anlagen pflegt, wi« zart« Empfindsamkeit letzte Vitternis nimmt und zwei gleichgestimmte Menschen »uf des Lebens höhen führt, zeigt meisterhaft diese Novell«. Das Leid der Einsamkeit das Sehnen nach Vertiefung, der Wunsch, dem Leben neben äußerem auch inneren Glanz und Füll« zu g«b«n, all das habe ich nie teilnahmsvoller mitempfunden. So zeigt sich's wieder: es gibt nichts absolut Triviales. Nicht das „Was", das „Wie" entscheidet. Zwei Menschen, die sich lieben; wer mag's noch mitanhören? Wie dies« beiden Menschen unter der starken Hand des Mannes dem Leben inner« Wert« abge» winnen, wie «in Wesen sich bildet durch die Pflege des andern, eins in das andere hinein» wächst; wi« di« Erkenntnis d«s eigenen Wertes erst leise dämmert, dann hell durchbricht, und wie bann unter all dieser Erleuchtung das groß« Nlücksempfinden erwacht, das nun nichts mehr erschüttern kann; denn nun ist des «inen Schicksal auch das des andern geworden. Das muß durchlebt sein. Starker Will« und groß« Liebe leiten zwei Menschen über alle Kümmernisse hinweg. Ihr Glück wird so groß, daß sie «s vor der Welt verbergen — und das Vuch bricht ab. Weiter geführt würde es das Schicksal «ine« Menschen werden, so «ins sind si« geworden. Neben diesen reinen Tönen, durch die doch überall die helle Lust am Leben

Ningt, mutet die sentimental« Arbeit Aosners «igtntümlich an. hier ist nichts unmittelbar empfunden, hier ist alles Aoman, wie dort alles Leben ist.
Hab« ich fchon aus d«r Schul« geplaudert, als ich euch für Hauptmanns Aoman erwärmte, s» sei es auf das gleiche Schulbkonto geseht, w«nn ich von zwei weiteren, ebenfalls noch nicht veröffentlichten Arbeiten spreche — mit einigem Aecht, wie mir scheint, nachdem ich vor mehreren Wochen hier aar zu eifrig (wie anonym« und »nd«r« Zuschriften mich zu b«> lehren suchten) für ihr« Verfasser «ingetreten bin. Eulenberg und Vab. Ich schrieb, daß ihr« Arbeiten die Erfüllung noch nicht bo deuten! Indes, wie's mich dünkt, zu ihr hin» überleiten. Ich Hab« l«ine Veranlassung, dies Urteil zu widerruft«. Für d«n «inen so wenig, wi« für den andern. Vabs vierattiges Drama „Vlut" vertritt mit ^ wi« mir scheint — nicht zwingender Gewalt die Weltanschauung, nach der nur »uf den Thron gehört, wer mit größtem Erfolg« d«n Befähigungsnachweis, der Aecht« »uf de« verantwortungsvollen Platz zu sein, erbrachte. Zwar soll di« Wachtfrage weder von der Kraft der Muskeln, noch von der Stärk« d«s Geistes gelöst werden. Di« Zweck» Mäßigkeit für die Gesamtheit gibt den Aus» schlag. 2s ist di« demokratischste Lösung, die man sich denken kann. Vedingungslos jedes Aecht des Vlutes aberkennen, die Königin als Hirtin auf die Wiese setzen und einer ge> fühlsrohen Magd die Krone zu«rt«nnen, di« sie sich durch Untreu« und Gewalt erschwindelt hat, nur weil sie willensftärler ist — nein, Herr Bab, und tausendmal nein! — hier gibt's für hunderttausende noch «in Gefühl (Pietät trifft's nicht ganz), dessen sich, wi« mir scheint, auch der Vorurteilsloseste nicht zu schämen braucht. Ihr« Königstochter — und darin liegt Ihre Kühnheit und, wie mir scheint, auch di« Gefahr — besitzt Adel, der Ihrer Magd ab» geht, (Ja, merken Sie's denn nicht? Ihr« h«lbin kommt mir selbst auf dem Thron« noch, trotz ihr«r h«rrschertal«nt«, wi« di« gröbst« Magd vor.) Wär's umgekehrt, Ihre Welt» anschauung wäre di« meine. Vis dahin mit» zugehen, verbietet mir ein instinktives Gefühl, kein Vorurteil, vielleicht Pietät, vielleicht Achtung vor der Geschichte, di« Erziehung vielleicht — wahrscheinlich aber — das „Blut". Und doch, dies Drama (das bereits in Wann» heim im Manuskript zur Aufführung erworben wurde) hat Qualitäten, di« mich nach wie vor an Vab glauben lassen. Gleiches gilt von Eulen» berg, dessen neuestes Drama „Ulrich Fürst von Waldeck" di«s«r Tag« in Vuchform erscheint. Auch «in Lustspiel liegt im Manuskript vor. Ueber beide Arbeit«« wird hier noch zu sprechen sein.
Auf ein groß angelegtes Werl möchte ich

noch hinweisen: „Die Gemäldegalerie des Prado in Madrid." Es entstand in der Kunstanstalt Franz hanfstängl (München, London, Aew

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Port). Soll man auf die Verdienste dieses Hauses noch hinweisen? Seine Aquarell» gravüren und Faksimileaquarell« kennt jeder. Sie haben — und hier liegt das große Ver» dienst — immer mehr den geschmacklosen Vel» druck verdrängt,- und wenn sie auch nicht, wie etwa das neue Lichtbruckversahren, an die Originale heranreichen, so wird doch selbst «in verwöhnter Geschmack «inigen Blättern, wie dem „Lachenden Kavalier" von Frans Hals oder der „Madonna" von Kaulbach Aner» fennung zollen.

Das Prachtwert „Die Gemäldegalerie des Prado" zu schaffen, ist einfach «in Verdienst. Ganz abgesehen von der künstlerischen Be» deutung ist hier meines Erachtens auch einer historischen Pflicht genügt. Viel zu wenig sind Philipp II. und Philipp IV. als Menschen und Mäzene von der Geschichte gewürdigt worden. Man braucht da nicht an Schiller zu denlen, für den Lessings Gefetz über die Grenzen, innerhalb deren sich der Dichter an den historischen Stoff und die Charakter« zu halten hat, einfach nicht existiert. Leider! Karls V. Verdienste um Tizian find bekannt. Daß aber von den heutigen Gemälden Tizians im Prado «in großer Teil aus dem Besitze Philipps II. stammt, wissen nur wenig«. Und was für bi« Weit« f«ines Blickes das beste und ficherfte Zeugnis gibt: auch für die alt» niederländische Malerei hatte er Sinn und Verständnis (Versuchung des heiligen Antonius von hieronymus Bosch). Ein Verdienst, das mehr gilt, als das seines Enkels Philipps IV. Denn von Gott begnadet der Herrscher, der einen Velazquez an seinem Hofe hat. Daß er ihn hielt, trotz vieler Anfeindungen, foll ihm nicht vergessen werden.

Di« Ausgab« dieses Prachtweites erfolgt in vierzehn Lieferungen zu je fechs Blatt. Außer Velazquez und Tizian finden wir Wurillo, Goja, Nubens, van Dyl, Naffael, Lorenzo Lotto. Warum fehlt Dürers „Erstes Menfchenpaar"? Gibt es Vollendeteres von ihm?

Auf Ullsteins Weltgeschichte war hier schon einmal hingewiesen. Nun liegt der erst« Band vor, und man find«t f«in« Erwartung«« über» troffen. Diese Weltgeschichte, in der jahrelange ernste Arbeit steckt, ist «in Verdienst, das höchstes Lob verdient. Viel zu wenig weiß unser Voll von seiner Geschichte. Als trocken« Materie schwebt sie uns noch immer wie ein Lehrgegenstand vor, mit dem uns lang« Schuljahr« nicht «den v«r» kürzt wurden. Niemandem wird «< «infall«», zur Unterhaltung «in Gefchichtswerl statt «in«« Nomans zur Hand zu n«hm«n. hier ist nun

etwas geschaffen, was unser Interesse z« wecken und zu erhalten weih. Es war «in glück» licher Gedanl«, die ersten Männer der Z«it zur Mitarbeit heranzuziehen. Di« Person» llchlelt weiß h«ut« m«hr als dl« Materi« zu fesseln; selbst wenn unter der Stärke der Indl» vidualltät hin und wl«d«r subjektiv« Werturteile ausgesprochen werden, haeckel, Pflugl'harttung, Bezold, Lamprecht u. a. schufen dies <W«rl (4 Bde., ii 20 Ml., Ullstein « Co.), das durch über 3000 Illustrationen beleb« wird. Nicht in der llelannten Art ähnlicher Unternehmungen. Di« Illustrationen, wie die gesamte Ausstattung verraten erlesenen Geschmack. Ich glaub«, daß man dies Werl sehr bald überall finden wird wo man Anspruch auf Bildung «acht.

A. L.

Theater.

N«nes Schauspielhaus. ‚3« Peter"

Am Tag« ber Premiere bracht« das „Berliner Tageblatt" «in Feuilleton von Erler über das natürliche Drama. 0hn« in die Tief« zu gehen, entwickelte Erler hier gesunde Ideen. Ein dramatisches Handikap. Goethe (bei ihm auch »ls Dramatiker) und Shale» speare: bor» oououurs. Dann — und das nahm mich für ihn «in — an «rst«r St«ll« Kleist, an zweiter Hebbel. Danach durfte man Besseres erwarten. Warum diese Leute an ihre «igenen Werl« so gar keinen Maßstab, zu legen wissen. Einem Königlichen Oberlehrer (oder sind Sie's nicht? Sie müssen'« sein) kann man «S schließlich nicht verübeln, wenn er statt eines schlechten Wedekind einen schlechten Schiller schreibt. Wenn's noch «in schlecht«! Kleist wäre! Aber seines Geistes auch nicht der leiseste hauch! Wir suchen Nachwuchs. In Erler finden wir ihn nicht. Zwei Namen sind »» vo^ne: Borngräber und Fresca. Es soll in Literatenkreisen zum guten Ton gehören, st« zu kennen. Beschäftigen wir uns mit ihnen. Borngräber ist freilich fchwer belastet. Er ist Dramaturg bei Schmieden. Fürs .^Ungeheuer" wohl noch nicht uerantwortllch. Ein Stuck, in dem von Anfang bis zu Ende der Ein« im«ner von dem Andern betrogen wird. Sonst fiel mir nichts Verichtenswertes an dem Stück auf. Es fti denn, daß dies« Korruptionsmanle auf der Bühne auch auf die Angestellten ansteckend wirkt«, und bah «in mir unbekanntes Fräulein Winkler viel Geschmack und einiges Talent entwickelte, A L,

c> o
o o
843
Vristol-Vriefe
Bristol-Vriefe.
Der Zweite.
London, Carlton Hotel,
^ier, li«b« Violette, finden mich Deine sehr
-^ lnt«r«ss»nt«n Zeilen, die mir von der ver»
lassen«« Königin der Seebäder, aus Vrighton,
nach der überfüllten Weltenzentral« London
nachgesandt wurden.
Ich sitz« hier im Carlton in dem kleinen
gelben Salon mit dem löblichen Vorsatz, D«in«n
B«rlin«r Crguh zu b«antwort«n. Ach, «s wird
mir s«hr schwer, hier zu schreiben, sein« G«»
dank«» nach Verlin, wo es am W—«sten ist, zu
lenlen, wo Pall Wall, die höchst« Vlüte des
Müdernen Lebens, glohzügig an mir vorüber»
flutet, und doch auch das hiftor, che London
mich mit s«in«m schmeichelnd«« Zauber umgibt.
Carlton! Schon der Name ist «in Pro»
gramm. Kicherndes Lachen von rosigen Frauen»
lippen, klirrendes Florett» und Degenspiel
ritterlicher Gestalten, fpitzenbefetzte Jabots,
bänderslatternd« Fontanges, Fackelschein und
Kerzenglanz, das merr? olä Ln^Izuä und die
lst«8 ^Illnts», Kavaliere und Pierrots, Könige
und Narren, Prinzessinnen von Geblüt und
Fürstinnen der Venus, die ganz« »r» »manäi
im höchst«« höfischen "Raffinement wird kaleido»
stopartig mit diesem Namen beschworen, Sir
Pepys Diary scheint leibhaftig an uns vor»
b«izuzi«h«n. Man glaubt des Duke of Ports
zierlichen Palast erstehen zu sehen, in dessen
Söllergang der verbannte, verliebte Nowleh
sein« Nelly Gwynn« erwartet, der auch dann im
Königssaal als zweiter Karl von England dies
Liebchen nicht um Katharina von Portugal
verlassen will und sie nach White Hall bringt.
Aber der König ist „mobile": auch in Carlton
houf« finden die N«ndez»vous statt, die der
«nglifch« Louis lluinze der fchönen Herzogin
von Portsmouth gewährt, der holden Agentin
der Tripleallianz, welche an der „prstt?
vitt? Kell" ihr« Si«g« über die Vraganza rächt,
hier im Carlton Palac« traf auch der König
mit Lady Castlemain« zufammen, von hier au«
nahm der Sohn der Winterkönigin, Prinz
Nuprecht von Pfalz, der Gründer der eng»
lifchen Flott«, w«ih«vollen Abschied zum
Kampfe geg«n heemskerl und de Nuyter; in
Carlton Hous« schlug«« di« holländisch««
Kanon«« «in, von hi«r aus betrachtet« d«r
blasiert entnervte Hof ein neronisches Schau»
spiel: den Vrand von London.
In diesem selben Salon vielleicht, an dessen
Fenster ich sitze, mag di« schön« August« von
»oburg als Prinzessin von Wales der Sänfte
geharrt haben, di« ihre b«ft« Freundin, Lady

Dudley, bringen sollte, und in deren Verkleidung der Minister But« seinen Weg zu der schönen Fürstin fand. — hier in Carlton fand jenes Maslenfeft statt, auf welchem die Herzogin von Kingston, über «ine allzu gewagte Maske» rad« von ihr«r Herrin zur Ned« gestellt, oer königlichen G«li«bt«n des minifterlichen Vota» nilers die entzückend« Antwort gab: „Vour llizbue«, warum heut fo streng? Hier in diesem Haus« ob»oun peut 600c: trouver »un „but". ^ In di«sem Salon hielt der Gemahl der schönen Sünderin Frederic von Wales und Vater des nachmaligen Georg« III. sein« berühmten lit«rarisch«n Abend« ab, hier lud «I d«n gefürchteten Satiriker Pop« «in, nachdem er gewettet, der „Note" würde nicht kommen, und als er nicht nur kam, sondern sogar mit einer Öd« den Thronerben be» grüßte, fragte dieser den Dichter: „Warum schreiben Sie so feindlich gegen die Könige und sind so freundlich gegen den Thronerben?" worauf dieser ihm di« berühmt« Antwort gab: „Weil ich die Löwen nur liebe, solange ihnen noch leine Krallen gewachsen." — hier in Carlton hous« glänzte auch Karoline von Vraunschweig, Georges IV. Gemahlin, bevor noch Sidney Smith ihren Namen verdunkelt, — hier lebt« Napoleon III.; von Miß Howard unterstützt, übte der kaiserliche Aar sein« Fänge zum späteren Flug«, und heut« — heut« flutet das einzig« Londoner lile, um Carltons Mauern und breitet feine höchste Lebensfreude in seinen Sälen aus.

heut« diniert in dem großen roten Saal, wo «inst zum Ballspiel geladen, Spaniens hold« Königin, die glücklich« Vertreterin des tu telii älbiou uub«, in bläulichem Crepe de chin«»Ge»

wände mit fabulösem Zobel geschmückt, heute »auscht die junge Mrs. Marshall Field, die Mutter des Warenhaus»Kronprinzen, in wundervoll kleidsamer Halbtrauer durch das Hotel, das sie mit dem fünften Avenue Palac« vertauscht, um persönlich die Erziehung des glücklichen Erben von 6<X) Millionen Vermögen, und denl größten vi> ßoociz »tor« der Welt in London zu leiten.

Am Ttebentisch Mr. Georg« Gould, dessen stolz« Jacht „Atlantic" in Plymouth im Dock liegt, der auch um seinen jungen Sohn Harald, den Champion»Tennisspieler, Amerika mit England vertauscht hat. Auch Lord Howard, de Waldon, dem der Druce»Proz«ß gegen seinen Großonkel, den fünften Herzog von Portland, und mithin auch gegen ihn gerichtet, anscheinend nicht den Appetit zu frischem Spargel verleidet. — Die schön« John Ialob Astor hat auch ihr unweit der deutschen Botschaft gelegenes heim verlassen, um hier im roten Saal zu dinieren. Die berühmten Türkisen zieren den dunkeln Scheitel, den weihen Vufen der schönen Ameri» kanerin, die, ganz im Stil von Aattiers Pom» padour gelleidet, in bläulichem Taffet mit Hellila Nüfchen fchimmert, ihr« Schwieger» tochter, in leichten rosa Tüll gekleidet, würde den Eindruck eines deutschen Pfarrertöchter» chens machen, wenn nicht an einer Plantintette der „Sllncy" jener berühmte Diamant Karls des Kühnen erglänzt«, b«r «inst nach mannig» fachen Irrfahrten Eugenie Montijos weihen hals schmückt«, als sie am Arm „unseres Fritz" in Ismael Paschas neugegrünbetem Aeich zur Aida»Premier« den Gezir«h>P»last betrat, und welches historisch« Juwel Frau „Waldorf" auf der letzten Auktion der französischen Krön» juwelen erstanden und neidlos — wo ist die Schwiegermutter — der Frau ihres Sohnes als Worgengabe schenkt«. Auch Mrs. Spencer Clay, geb. Astor, im weihen Crepe de chin« unter weihem Aosenhut, dann dt« schön« Gräfin Torby — «in Märch«n an Chic und Eleganz, in filbergrauem Tüll und Chinchilla — sah ich, als ich aus dem großen Speisesaal mich hier in diese ,,oo»? eornsr" flüchtete, um Dir zu schreiben. I», auch ich bin müde durch meine »aunter» turoußll tue »lu,p». Aber ich wurde auch wunderbar angeregt von dem, was lxr Weltmarkt Londons mir g«bot«n.

heut« morgen, als ich frisch von Vrighton kam — der Nebel dort drückt mich ni«d«r — er ist in London doch nicht so intensiv, »nd der momentan« Aufenthalt des Königs hl», die Befuch« der vielen fremden Monarchen, haben «ine neue ,,»e2«ou" geschaffen, die de» herbst vergessen Iaht, und so hatte ich «s vor»

gezogen, den sonnenklaren Tag in London z»
verbringen.
Ich luncht« im Aitz — zu meinen Fühen
St. James Park — in jener zauberisch«»
Terrassenhall«, die wirklich d«r rui 6u «>I«il
selbst gebaut haben könnte — das gelbe Licht
des Herbsttages mischt« s«in« kalt«n Strahlt»
mit dem Zauberlr«is der Lustres, die in ge»
schlossenem Circl« lreisartig d«n Saal l»««»
l«ucht«n. Aoch hat l«in zw«it«r Hotelier «in«
festlichere Tafelrund« g«schaff«n. So saß ich,
dem Buckingham Palac« zur Linl«n, D«vonshir«
house zur Aechten, umrauscht von Piccadillys
W«ltstadtbraus«n — und habe wie «in L»»
kullus g«sp«ist —, beinahe noch raffinierter
als bei Scotts, das jetzt wegen der warmen
Witterung noch nicht fashionable. Auch Aitz
war zur Lunchzeit „p^olceä". Gräfin Stephany
Lonhay, die "Ruhelose, auf deren Scheitel lich
«inst drei Kronen senken sollten, sah da,
blendend schon, in tiefviolettem SammelNeid
mit Stunks verbrämt. Sie kam von Wood»
norton, wo die fpanisch« Heirat sich eben voll»
zogen, mit ihr war die entzückende Herzogin
von Guise eingetroffen. Ich sah Mrs. Winifret»
Ashley, des erfolgreichsten Finanziers einzig«
Tochter im lichten Tuchkleid. — Auch Lord
Curzon erblickt« ich. In di«s«m «rnst«n lalt«»
Aapol«onsg«sicht liegt noch die tief« Trau«.
Wo ist di« schön« Daist) geblieben, Iosua Leiters,
Marshall Fielbs einstigen Partners, vielb«.
neidet« Tochter, di« als indisch« Vizelönigi» a»f
dem Pfauenthron zu Delhi glänzte. Warum hat
sie allen Widersprüchen ihrer zahllosen Freun»
binnen in Simla entg«g«n doch zum l«tzt«n
Koronationstage jenes Gewand aus Pfauen»
federn sich sticken lassen, indem sie wirklich «ls

die holdeste Verkörperung ihres zweiten Heimat»
landes wie «in« indische Begum die Huldigungen
des Kaiserreichs entgegennahm. Ein alter Aber»
glaube hat hier schmählich recht behalten. Dann
sah ich mit d«r Marquis« von Villobar Lady
Sassoon, geborene Peruggi», Sargents hol»
bestes Modell auf der hiesigen Ausstellung;
ebenso wie die schön« Mrs. Charles Meyer,
deren Anmut auch der neuenglisch« Van Dyk
«uf das glücklichste in jenem vielbewunderten
Gemälde „Mrs. Charles Meyer «mä der
olü!<!r«ll' wiedergegeben hat!
Dann ging ich Bondstreet entlang zu Gorer.
Du kennst, auch wenn Du nicht Judith Gautiers
Nuch gelesen hast, mein« berechtigt« Vorlicb«
für Jade! Der uralte geheimnisvolle Schmuck
der chinesischen Mandarinen, dr heut« an
d«n Armen amerikanischer Milliardärinnen
glänzt, in seiner stumpfen Farbe und Eigenart
«inen rassigen Gegensah zu dem funkelnden
Schmuck bildend, der gerade wohl um dieses
raffinierten Tones Willens zu keiner noch so
glänzenden Toilette, noch so kostbaren Iu»
welen fehlt. Was ich heut« bei Gorer f»h,
war Wohl alles, was China, Japan und
Indien an exquisiten, nicht landläufigen
Schmuckwerken aufzuweisen hat. ^on Kristall»
Buddhas, amethystgeschnitzten Vlumen, bis zu
den breiten Vernsteinvasen, die «inst Tartaren
als höchsten Tribut der zweiten Katharina
zu Füßen legten, und die mich stets an jenes
einzig« Schmuckstück d«r Aosenborg «rinnern,
«n jenen Bernsteinkronleuchter, der mit seinem
zauberisch.goldenen Schein das mit Schweins»
ledertapeten ausstaffierte Gemach erhellt, zu
dessen abgeplasteten Golbreliefs einst lein Ge»
ringerer als Andersen den schönen Spruch
niederschrieb: „Vergoldung vergeht, Schweins»
leber besteht". Dann weiter die köstlichsten
Armspangen au« Karn«ol, Am«thyst, Nephrit
geschnitten. Stick«rei«n, wie sie nur der Orient
erfinden und ein Meister aussuchen lonnt«.
Dann besucht« ich j«nen kleinen köstlichen
venezianischen Glasladen, der die „Schuhe der
Herzogin von Bedfort" verkauft, jene kleinen
von ihrer Hoheit erfundenen Glaspantöffelchen,
welch« das Neueste und Allerneuest« der Tisch»
blumendekoration in England bilden. Auch bei
Deinem „Aider" war ich, sah einen kostbaren
Aquamarinschmuck, der übrigens viel moderner
wie Periodot, und hervorragende Turmaline —
bei Garrison «in Smaragden» und Perlen»
Halsband, das «inen Maiblumenkranz dar»
stellte und von verblüffender Wirkung war.
hier, wie überall, jene entzückende Mode, in
den Schaufenstern lose Edelsteine in kleinen
Perlmutterschalen auszustellen. — Warum

kommt lein Verliner Juwelier auf die Idee,
diese Edelschäh« der Erde im Rohzustände vor»
zuführen.
Dann ging ich zu Waring — «in Glück
für B«rlin> daß «r nach dort kommt! Du weiht
doch, er hat U. d. Linden gemietet. Denn
er arbeitet, wenn es sich um wirtlich schön«
Möbel handelt, in „Material", d. h. ihm
genügt nicht nach Art der Künstler des
modernen Deutschland, irgendein simples
Stück holz zu nehmen, zu schnitzen, zu beizen
und dann zu sagen: „Sehen Sie dieses schön«
holz und mein« Arbeit. Ist dies nicht süperb,
muh das nicht Tausend« wert sein?" Nein,
Du findest auch bei ihm prachtvolle Holzmöbel,
aber er nennt holz holz — feine Eigenart, sein«
Kunstfertigkeit besteht aber darin, Elfenbein,
Schildkrot, Ed«lsteine und edle Metalle zu
verarbeiten. Da sieht man Tortois«»Shell,
0nyx, Elfenbein usw. zu entzückenden Möbeln
benutzt, die getrost mit jenen Kunstschätzen
konkurrieren könnten, die einst die Herzogin
von Galliera, die prachtliebend«, künstlerisch«
Vrignol« Salis, in ihrem modesten Genueser
Palazzo Boss« aufgestellt. Bei Waring fieht
man Perlmuttertische, 0nyxbänke, Jaspis»
«t»g«r«n, Alt»China»Lackkonsol«n, deren Kost»
barleit mit dem Inventar des Winter»
Palais wetteifern kann. Um auch dem
holz «inen g«wissen Aeiz zu verleihen, ist
Waring auf die hübsch« Idee gekommen, das
Wrack des Aelsonschiffes Foudroyant zu lausen
und aus diesem historischen holze allerlei
Möbel und sonstige Kleinigkeiten herzustellen.
Ein Schreibtisch für den Kaiser ist aus diesem
Material bereits abgegangen. — Ich sah auch
das ganz in Silber gehalten« Schlafzimmer
für die Königin Alexandra, welches wirtlich
in feiner zarten, geschmackvollen Farben»

ftimmung — llchtgrün« Seerosen auf lila
Liberty — für de« „Seelönigs" Tochter paßt.
Bauernmöbel, wie man sie antil ober neu,
«cht oder nachgemacht in Verlin lauft, findet
man hier gar nicht — wie für „Bauern" in
England wohl überhaupt nur Platz auf dem
Land« ist —, den vlelgesuchten Möbeln «nt»
sprechend, scheint ihnen Verlin sehr bekömmlich l
Von Woring ging ich zur International
Für Store in Regent Street, wo ich einen
russischen Zobelmantel zum Preise von
— nein, ich schreibe ihn nicht, Du würdest
ihn doch nicht glauben — für die schöne
Gattin des Besitzers der größten englischen
Tageszeitung sah. Auch «in Blaufuchs für
die Großfürstin Kyrill von Rußland von
zauberhafter Schönheit. Noch chiler, jedoch
nicht ganz fo teuere Sachen hat die Crafton
Company in Regent Street aufzuweisen, deren
Clou ein Weihes Spitz«njäckch«n, mit Hermelin
verbrämt, war, angeblich für die Herzogin von
Westminster, der nicht minder schönen Schwester
der Fürstin Pleh. Ich zog auch zu dem Mann,
den ich nach William Shakespeare für den
verdienstvollsten Mann in England halte, zu
Peter "Robinson und sah bort bezaubernd«, mit
gleichartigen Fransen besetzt« rote Seiben»
blusen, welche Farbe wieder außerordentlich
modern ist. llebrigens erfuhr ich hier, daß
unser« Kaiserin bei ihrem Besuch in Guild
Hall Furore mit einem panneblauen Seid«n»
Neid gemacht, welches ebenso wie «ine lila
Abendtoilette und «in großes zyllamenfarbiges
Sammetlleid von, höre und staun«, Gerson
war. Du siehst, daß auch Berliner Kleider
in London gefallen können. Dann ging ich
an dem Clären« house vorüber, am Vucking»
ham Palac« und wartet« auf den „King". Der
macht« seinen Besuch bei seinem Holben Gast
im Kensington Palace, und richtig, bald kam
die große elegant« und doch so einfach« offen«
Kalesche, und der König, die Königinnen von
Norwegen und Spanien hielten vor dem
Vuckingham Palac«. Königin Ena ist noch
hübscher geworden, seitdem Du sie vor zwei
Jahren bei dem großen Abschiedsfest in Straf»
ford house gesehen. Der Königin Mauds Ant»
litz ist noch etwas länger, ernster geworden,
aber der König sieht famos aus, er schaut
darein wie ein höchst tlug«r menschlicher, l«Hr
machtvoller Handelsmagnat, der sich trotzdem
als den Herrn der Welt erblickt. Etwas außer»
ordentlich Iovial-Gemütliches liegt in seine»
Gruß, diesem sanften Lüften des tadellose»
Zylinders, dem sprechend spöttischen Blinzeln
seiner Augen, die sich rastlos spürend in de»
breiten Gesicht drehen.

Aber trotzdem mangelt es bei aller Prunk» losigkeit nicht an Hoheit. Sein außerordent» lich ruhiges, sicheres Gebaren erinnert mich unglaublich an jene Würbe, mit der «inst d» verstorben« Alphons« Rothschild den Zaren begrüßt«, als dieser sich von Paris nach Compiögne I>:gab und auf dem Gar« du Nord mit unnachahmlicher Würde und Nuh« »it dem — wohl etwas Geld benötigenden — »»» ruhigen Herrfcher aller Neußen konversierte, nachdem dieser den Präsidenten Faure mit unermüdlichem, an das berühmt« Theater» intermezzo „Wo ist Rothschild" erinnernden Eifer Wohl eine Viertelstunde mit „oö e«t l« Lnrou, oü «»t le LarouT", wie man sagt, «ge» schwächt" hatte.

Uebrigens, der „King" ist nicht nachzn» machen! In Deutschland beliebt man ihn in den Witzblättern als «inen Falftaff, Ochsen» frosch oder ähnlich geschmacklos mit großen Glotzaugen darzustellen, und vergißt ganz, daß es ein paar stahlharte Augen sind, die mit ernstem Spott — denn ihm ist seit S»m Lewis und Baron Hirsch Wohl nichts Menschliches fremd — ihre Blick« üb«r den Beschauer schweifen lassen. Der König, der unnachahmlich verkörpert, welch« Würd« auch das Zivil zu vergeben hat, ist unglaublich in England be» liebt, nicht nur bei den Frauen — wo der einst gebeten, hat wohl lein« wid«rftanb«n —, d«i Engländer, der nichts mehr als die Ge» schichte des Landes liebt, glaubt im König, in seinen beispiellosen Erfolgen die höchste Ver» körperung des Lieblingshelden seines großen Dichters, Heinrich V., zu erleben, und man versucht nun mit hundert Zärtlichkeiten, wie um ein großes Unrecht gut zu machen, all« di«

kleinen Slandälchen und Chroniken, die sich an dl« Kronprinzenzeit des Königs reihen, zu vertuschen — als ob sie einen anderen hinter» grund gehabt hätten, als bah der groß« Mann noch nicht an seinem Platz gestanden. Auch heute glaube ich, kann man dem König noch nicht die Tugendros« überreichen, aber man ist von so viel Erfolgen des politischen Lebens Nug geworben, um einem so großen Manne so Nein« Schwächen zu verzeihen, die übrigens wirklich nichts mit seiner Politik und dem Glück seines Landes zu tun haben, denn nicht jede Tugend heißt gleich Maria Theresia. Der Zar und die Zarin strotzen, glaub« ich, vor Tugend, und dennoch wird die zweite Katharina trotz Potemlin und hundert anderen ihrer G«» liebten «inst in der Unsterblichkeit nit Meilen» stiefeln ihrem tugendhaften Enkel ausweichen wollen. „Oonnaitre »on mstier", hat die S«mi» ramis d«s Nordens als erste Monarchentugend ihrem Halbgott Voltaire gerühmt. — In diesem Punkt« könnte Victorias Sohn ein direkter Sproß der Holben Zerbsterin sein.

In dieser heute den König velgötternden Schwärmerei vergeht lein Tag, an dem nicht vom Publikum irgend etwas erfunden oder aufgefrischt wird, das nicht nur sein« Klugheit, sondern auch seine Herzensgüte beweisen soll. Di« Zeitungen, Magazine sind voll von aueer »torie» — über „Berti«', wie «inst Eduards uiclc H2»e. Mir braucht man allerdings nichts zu erzählen. Du weiht, ich habe den König nur einmal beobachtet — da handelte ein damals viel bekrittelter Fürst so, wie nur «in wahrhaft guter, großer Mensch handeln konnte. Du wirft Dich auch noch be» sinnen, liebst« Viol«tt« — Berlin, März 88.

Der alte Kaiser tot, zur l«ht«n h«erschau im Dom ausgestellt. Durch schwer« Truppen» und Schuhmannslordons die Straßen gesperrt. Kabres von Gendarmen, die das letzt« Defilee vor dem gleisen Helden bewachen. Der Hof, die laif«rlichen Trauergäfte wollen dem toten Kaiser ihr v»Ie »eoei imperator zurufen, den letzten Besuch abstatten — Wag«n »uf Wagen der fremden Fürstlichkeiten rollen die Linden entlang zum Dom ^ langsam sich Bahn durch die stauend« Menschenmenge brechend. — In einem Wagen der Prinz von Wales — wieder blicken seine Augen klar und spähend hinaus. Hin Schutzmann hat ein« Wenschengruppe besonders hart angelassen. In ihrer Witte eingeklemmt «in N«in«r unb«holfener Mann, «in Buckliger, der auch auf dies« Weise sich den Weg zum Dom bahnen möchte, vergebens sich gegen die drängende Menge wehrt. Aber der „Wales' kennt ihn — schelnt ihn zu kennen,

er besinnt sich — irgendwo hat er ihn einmal — vielleicht in Homburg oder Östende ^ gesehen, hat ihm dieser Nein« K«rl «inen Dienst geleistet — irgendeinen, welchtn weiß er nicht. Aber er fühlt «in« gewisse Dankesschuld in sich aufsteigen und sieht die Gelegenheit, sie abzutragen — und d«n Wagen halten lassen, den Verwachsenen zu sich hineinziehen, ist das Werl eines Augenblicks. — Zwei Minuten später schreitet der Prinz von Wales mit Albert Samson in den Dom zur letzten Aeverenz vor Deutschlands tzeldentaiser, der inmitten seiner ob dieser profanen Begleitung erstarrten «branden in heiliger Buhe daliegt. — Das war der echte „Wales", derfelbe Prinz Heinz von Gottes und Shakespeares Gnaden, d«r, als s«ine große Stunde schlug, die Aarrenkappe „^aoä-b^e 8ir ^otm" abwarf und die Krone aufsehte, um der — siebente Eduard zu werden. Ich weih nicht, lieb« Violette, ob Dich meine Königsschwärmerei interessiert. Ich will sie auch abbrechen, um Dir zu erzählen, daß ich nun über Dover Street ^ „vnere «?e «lten meet" — ging, an Sunberland hous«, dem Herr»lichen, verlassenen Palace b«r Marlboroughs vorüb«i. Consuelo ist jetzt in Aew V»rk, wo sie in den „Tombs" ihren einstigen Spiel»kameraden Harry Thaw besuchte und «in er»greifendes Wiedersehen mit ihm im Gefängnis feierte. Keiner von ihnen sprach «in Wort — nur mit Tränen im Auge haben sie sich begrüßt — ^ und das alles um «in ,,Eldorado»Girl'. — Weiter ging ich bann zur Synagoge, wo lx» jüngst« Duveen Miß Lewis heiratet«. Di« Hochzeit war «in Tutti»frutti von Orchideen, Perlen und Spitzen, die Braut ist blendend schön, der Bräutigam

Teilhaber von Duveen H Co., Pierpont Mol»
gcins Kunstjäger, und dann lam ich heim ins
Carlton und las Deinen Brief. Was Du mir
von Miß Alis Neuigleiten schreibst, interessiert
mich hier fast gar nicht. Di« Affäre ist mir,
wie ich die Angelegenheit kenne, auch nicht
verwunderlich. Wenn ich heute mehr Zeit
hätte, könnte ich Vir ganz ander« ergötzlich«
Details aus dem freundlichen Haufe des
Kommerzienrats mit noch viel verblüffenderem
Beweismaterial mitteilen, wo lein Staats»
anwalt, sondern nur das heilige Lachen d«r
Nichter. Für «inen Satiriker gäbe es «in«
Fundgrube dort! Gin Witzblatt könnt« man
darauf gründen, aber hier in England inter»
essi«rt mich wirtlich wenig aus Berlin Xs.
tzetuba aus Schill» tönt nicht in Eduard des
Siebenten Neich, und dann, ich muh heute
noch nach BriHhton und deshalb „überhaupt"
aufhören. Ich sehn« mich ordentlich nach d«r
Glasterraff« des Metropole, mit ihren Kolibris
und Honigsaugern, di« in entzückendem Farben»
tanz mich buntschillernd umspielen. Wie an»
gen«hm träumt sich's dort, wie viel« romantisch«
Negungen steig«« da im alten Normannenhof«
auf. Weiht Du, daß ich von Brighton an«
an kein«n g«ringeren als Shaw schreiben will,
er ist «in Heiunterreiher, «in Götzendänimerer,
ich möcht« diesem „Enttönigsmacher" «ine»
V«rtannt«n zum Aufbau«« geben, Georg IV.
«in Piedestal «reichten, dem England i»
nationalölonomischer Beziehung so nutzer»
orb«ntlich vi«l zu v«rdank«n hat. Was wäre
die «nglische Kultur, b«r nun mal herrschend«
Geschmack, der Sport und die Nennen, di«
Wagen und die Schneider, di« h«ut« di« Kultur»
Welt b«h«rrsch«n, ohne ihn! Der Paris und
di« französische Mode entthront hat. Auch
Brummet war wohl nicht ganz so belxutungs»
los und v«rd«rblich für London; ist dies««
Thema nicht wert, dem größten Satiriker der
Neuzeit vorgelegt zu werdtn? In Brighton,
wo der vierte Georg trotz Maccaulah d«n
„Pavillon" fchuf und mit der Fitz»h«rb«rt
ein«n un«rhört«n künftl«rifch«n Königstran»
geträumt, da kommen solche G«banl«n! Was
sagst Du dazu? Absurd, nicht wahr? Schreib«
bald Deiner Leonie.

An Frau Violett« Niedinger,
Hotel Bristol, Berlin.

V«»>m»«ltl!ch fül di« ««»»«»»! Ol «llwl l:»»»«l>««««i, V«lw >^.», »!«nn««««z« »l tül
0«y«»l«ich»n»«<»« «»»»»» 3«»,
«l« l. - »nl», «ll»»^u»d« « »»^ «u»«»»d»»!>««»<!« «/.«, <««eb«»«ftl»ß« »». — «lp«dM»» l«,
0«<«»»lch»»»«Ml»
»«« N»»a«l » »!«,««. «>!«« I. «»»N! ». - «»»« »«> ««» « »»rl«» », ». ». «,, «»Nn « 57. «2l»»«»»» «.

Das Phonola»hau« der Firma Ludwig

Aupfetd N^>G^ das bisher Leipziger Straß« INS b«stand«n hatt«, ist in Anbetracht der großen Ausdehnung, die di« B«rlin«r Filiale in wenigen Jahren erlangt hat, nach d«r Leip» zigerstr. 123» v«rl«gt word«n. Nicht nur «st hier «in prachtvoll«! V«rtaufsraum g«» schaffen, den h«rvorrag«nd« B«rlin«r Firmen «n wahrhaft künstlerischer Weis« ausgestattet haben, sondern auch «in größ«r«r Vortrags» saal erbaut word«n, in d«m üb«r hund«rt Personen Platz finden, handelt es sich doch, wie vorhin schon gesagt, darum, di« neuen Künstlerrollen, dann aber auch d»e neuen In» strument« in stimmungsvoller und künstlerischer Umgebung vorzuführen. Gerade der letzter« Umstand dürft« ab«r auch vi«len Künstlerinnen und Künstlern bestens zustatten kommen, di«, wie es die modern« Kunst nun einmal verlangt, von einer stilgerechten Umgebung nicht absehen können. Auch di« neb«n»n a«l«g«n«n „Stubler» zimmer" sind geschmackvoll ausgestattet. Das Auge soll hier nur Eindrücke empfangen, di« zu der hohen Kunst hinlenken, und nicht, wie es so häufig der Fall ist, von ihr abziehen.

Ueber das Phonolainstrument s«lb«r sei nur noch mitg«t«ilt, baß «s sich in turz«r I«i« allenthalben «ingebürgert hat, und, wie di« sogenannten Phonolaabend« im Mozartlaal und Hotel b« Nom« b«wi«sen bab«n, einer großen Beliebtheit erfreut. Als künstlerisches Klavi«rspi«linstrument g«ni«ht di« Phonola h«ut« Weltruf und steht unbtstrittn» »n der Spitz« aller Klavierspielapparat«. K«in zw«it«s derartiges Instrument hat Künstlerrollen »uf» zuweisen.

Di« Phonola hat ihr«n Si«g«szug un» gehindert fortsetzen können, sie ist jetzt im Gebrauch europaischer Herrscher und Fürsten und es ist nachgewiesen, baß sie sich einer steigenden Beliebtheit erfreut und laut der stlltlstischen Einfuhrnachrichten des letzten Jahres allein in Deutschland «in« größere Verbreitung gefunden hat als all« „Ausländ«" zufamm««.

D«r heutigen Nummer liegt «in Sonder» Profpett d«r Literarischen Anstalt, Nüften » Loening, Frankfurt a. Nl., bei, auf welchen wir ganz besonders Hinweis««.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophle / Richard Strauß: Musil / Georg Brandes:
Literatur / «Richard Muther: Kunst / Hugo von tzofmannsthal: Lyril
Nummer 27
Abonnement viertellährlich 6 Wall
Preis de» einzelnen Nummer 50 Pfg.
13. Dezember 1907

Maximilian harden.')

Gs ist die banalste und ordinärste aller Verdächtigungen, wenn einem bedeuten» den Menschen nachgesagt wird, ihm sei es nicht um die allgemeine Sache zu tun, sondern nur um sein« privaten Interessen. Wer so redet, hat wohl noch nie überlegt, wie notwendig der persönliche Kalkül für alle sachlichen Zwecke ist. und daß in euer» glschen Charakteren Person und Sache einander decken bis ins privateste Seeleneckchen. hardens hervorragende Bedeutung für die öffentliche Urteilsbildung wird wohl von niemandem geleugnet werden; daß seine Feinde nach Kräften schimpfen, ist ebenso selbstverständlich wie der Beifall der Freunde, und harden weiß aus seinem Shate» speare, wie wohlfeil alle Gründe sind. Der unbefangene Zuschauer freut sich, daß ein politischer Frondeur von so privater Autorität in unserer ach so sozialen Epoche über» Haupt noch dauernd möglich ist; geraten doch selbst die Parteien der Aristokraten vor lauter gemeinnütziger Interessenpolitit immer mehr ins Demagogische. Da darf die Nation sich gratulieren, die «inen solchen Hecht im Karpfenteich hat.

A. Dehmel.

Ich bin feit 15 Jahren mit harden befreundet: also bin ich von der Integrität seines Charakters überzeugt.

Ueber alles andere, was an dem Prozesse drum und dran hängt, kann und dürfte ein Außenstehender nicht urteilen. Max Llebermann.

hardens politischer Ernst, sein Perantwortlichkeitsgesühl, sein Wille zum Positiven stehen für mich außer Zweifel. Da« Verhalten der Preßleute gegen ihren durch Talent und Leidenschaft außerordentlichen Kollegen ist miserabel. Thomas Mann.

Sie fragen an, was ich von Maximilian harden denke? Ich dente, daß auf harden ebensowenig ein Tadel fällt, wie auf jeden Künftler. der sein Material mit Geist ver»

") hier die Stimm« von einem Dutzend Männern, die den Mut haben, ihrer Ueberzcugung auch da Ausdruck zu geben, wo sie wissen, damit der öffentlichen Meinung, die «ine verlogene Presse irreführte, ins Gesicht zu schlag««. D«r .Morgen' steht weder direlt noch indirekt in einem Ve» hältnls zu Maximilian harden, wie's verschiedene Blätter immer wieder behaupten. Wir sind «ine unabhängig« Wochenschrift, wie es die .Zukunft" ist. Wir brauchen harden fo wenig wie harden uns. Wir möchten ihn in unserem öffentlich«« Leb«n nicht missen, da wir mit ihm wünschen, daß »Aechl Aecht bleib« im deutschen Vaterland«, das, Wahrheit Wahrheit bleibe".

A. L.

albeitet, und tzardens Material ist die politische Welt, der er seine Nugen und geift»
vollen Impulse widmet.
Wenn ein Mann geistvoll handelt, hat er das Nicht, alles zu behandeln, »nd
er selbst bleibt dabei schuldlos, wie der hellige Geist selbst.
Max Dauthendey.
Wie ich über tzarden denke?
28 ist über 15 Jahre her, daß ich tzarden kenne. In ihren Anfängen war
mir seine Welse zuwider. Viel Manier im Wortewählen, viel artistische Auftrumpfe«!
in der dialektischen Erledigung einfacher Dinge und dazu diese Neigung zum Auskramen
von Velesenheit in den verschollensten Sparten internationalen Schrifttums: niemals
hatte ich in deutschem Schreibwerk so viel prunkenden Aufwand gesehen. Auch nie
so viel Kunsttanz, wo ich ruhig festen Schritt gewohnt war.
hinter diesem grellen Aeußeren lag aber etwas, das innerlich fesselte, das zum
Verweilen und Nachgehen zwang. Etwas ungemein Geistiges, Ueberlebendiges, das mit
den hergebrachten Worten und Gefügen in seinen feinen Nuancen nicht leicht z»
bannen war.
Und im hingebenden Beobachten und treuen Prüfen kam ich zu dem Schluß: Ist
das nicht meine und deine Natur, so ist's doch nicht Unnatur — es ist hardens Natur,
das Phänomen einer ganz seltsamen künstlerischen Zusammenwirkung und Ineinander»
webung schwer verträglicher Kräfte zu einer Einheit mit schärfstem Persönlichkeitsakzent.
Ein ehrlicher Mann als zungenzwingender Hexenmeister, ein aufrechter Kamerad von
lauterstem Charakter im Zaubermantcl, ein kühner Degen, unermüdlich im Dienste höchster
Kultur, mit den Posen spielerischen Zeitvertreibs — ist das ein alltägliches Erlebnis?
So mußte ich aus reinem Interesse an einer seltenen Menschenspielart diesen
ungewöhnlichen Vertreter reichsdeutscher tzochkultur im modernen Schrifttum schätzen,
mehr noch, ich mußte ihn liebgewinnen. So selten ich auch Gelegenheit hatte, in weiten
Zeitabständen, tzarden zu sehen und zu sprechen, es war mir jedesmal ein Genuß. Er
ist mir eine der sympathischsten Gestalten in der europäischen Tagespresse als starker
Künstler von reifer Menschlichkeit. !^
Daß seine Kampfesweise oft die Massen verwirrt und schwache Köpfe zu Irrtümern
reizt, die Tagesmeinung gewerbsmäßiger Schreiber beunruhigt und die Gehässigen gegen
seine sittliche Intaktheit aufbegehren läßt, ist kein Zeugnis gegen ihn.
Michael Georg Conrad.
In Maximilian tzarden verehre ich den größten deutschen Publizisten. Sein«
Ueberzeugungstreue ist für mich über jeden Zweifel erhaben. Als die vornehmste »nd
edelste seiner Eigenschaften aber schätze ich die glühende Feuerseele, die verzehrend in
einem schmächtigen Körper lebt. Unrecht und Leiden anderer verwandeln sich bei ihm
in eigenes Leiden. Seine schriftstellerische Tätigkeit gleicht den Schmerzensäußerungen
eines Menschen, der auf der Folter liegt. Aus dieser Tatsache erklärt sich wohl auch
dl« leidenschaftliche Erbitterung, mit der er kämpft. Uebrigens möchte ich mit diesen
Zeilen bei Maximilian tzarden nicht den Anschein der Anmaßung erwecken. Ich be»
trachte es als eine Ehre, meiner Ueberzeugung Ausdruck geben zu dürfen.
Frank Wedelind.

« «I
Maximilian harden 851
Maximilian tzarden hat meine ganze Verehrung und Bewunderung, seitdem ich erkannt habe, daß seine einzigartige Begabung als Publizist im Dienste leidenschaft» lich»«hrlicher Ueberzeugung steht und, weit entfernt davon, sich an Augenblickserfolgen genugzutun, die zumeist durch Kompromisse eropfert werden müfsen, von einem sehr ernsten Kulturgewissen geleitet wird, das sich leine seiner als notwendig erkannten Forderungen abhandeln läßt und, aus dem Innersten eines sehr ernsten, streng an seiner Vervollkommnung arbeitenden Menschen kommend, beträchtlich weitere Perspektiven ersaßt hat, als es bei politischen Schriftstellern die Regel zu sein pflegt.
Die Entwicklung hardens ist ein schönes und ermutigendes Beispiel dazu, wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst. Eine Welle konnte man wohl glauben, er treibe Spiegelfechterei und bilde nichts aus, als fein Talent des verblüffenden Fleuret» stoßes, — ohne Bild gesprochen: seine Gabe, eine andere Meinung als die der Mehr» zahl elegant und berauschend zu vertreten. Man tonnte vermuten, er gefalle fich in der Rolle des starten Geistes als Allesbesserwisser und zwinge sich daher immer «inen Standpuntt außerhalb der gewöhnlichen Linie ab. Es ist möglich, daß eine Neigung dazu in seinem Wesen liegt. Das, was man seine „Manieriertheit" als Stilist nennt, tann in dieser Weinung bestärken. Beobachtet man aber, wie streng diese Manier sich zu einem wirtlichen persönlichen Stil entwickelt hat, und wie ungebrochen logisch die Linie seines Widerspruchs auf den verfchiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens läuft, und betrachtet man dazu (was feine Gegner gerne übersehen) einmal: wie ost er mit seinem Widerspruch recht behalten hat, ohne etwa deshalb nun von seinem Standpunkt abzutreten (wie er doch tun mühte, wenn es ihm wirtlich bloß darauf ankäme, „anders" zu fein), und bann: wie vieles (und was) er durch Bejahung gefördert hat, — so wird man bekennen müssen, daß dieser Wann im Grunde alles andere eher ist, als ein Effetthafcher und Virtuos der polemischen Geste, nämlich ein Deutscher im Sinne Richard Wagners: der «ine Sache immer um ihrer selbst willen tut. Wenn trotzdem eine gewisse Eitelkeit den Untergrund seines Wesens bilden sollte, so wäre es um so erstaunlicher, wie ganz er nun im Ernste einer Aufgabe aufgegangen ist, die einen bis zur Selbstaufopferung leidenfchaftlichen Arbeiter erfordert, einen geistigen Gecken aber, wenn ein solcher sich überhaupt an sie wagen tonnte, sehr bald entmutigen müßte, da sie wahrhaftig nicht dazu geeignet erscheint, leichte Triumphe von Eitelkeit herbeizuführen. Die Rederei von feiner Eitelkeit beruht aber wohl ledig» lich auf der befliffen oberflächlichen Psychologie jener Sorte von Leuten, die, wo immer Berühmtheit und äußeres Wohlergehen sich als „Lohn" für «nergifche Entfaltung be» sonderer Kraft einstellt, sich mit diesem ihnen anscheinend unangenehmen Phänomen nur dadurch abzufinden wissen, daß sie wenigstens die Motive des Erfolgreichen herabsetzen und beteuern, er strenge sich durchaus nicht bloß wegen der An» strengung an. Meiner Empfindung nach ist tzarden keineswegs eine eitle Ratur. Ich halte ihn nicht einmal für befonders ehrgeizig, wenngleich wohl auch ihn Ursprung» lich „des Ruhms lockender SUberklang" in die Literatur gerufen hat. Pas Wefent» liche an ihm fcheint mir vielmehr jener „große Zorn" zu fein, wie wir ihn ähnlich bei Ludwig Börne finden, — ein Erbteil vielleicht von den wllden jüdischen Pro» pheten, die sich gegen die Erbärmlichkeit ihrer Zeit empörten und dem Volke sowohl wie den Königen grimmig den Text lasen. K«in Zweifel: tzarden kann besser hassen

2 !I
als lieben. Er hadert mit Gott und der Welt lieber, als daß er aus Menschenliebe das Geringste von dem abließe, was er für recht hält. Das „erbärmliche Behagen" im Halbundhalben, das Fürliebnehmen mit einer Abschlagszahlung, wenn man das Ganze nicht haben kann, die hurtige Fähigkeit, Mittelmäßigen dieselbe Krone zu reichen, die vordem überragender Größe zugehörte, kurz alles das, was schon Börne am Iüste» Milieu unerträglich empfand, ist ihm höchst zuwider. Er ist Anti»Philister von Grund aus, eine aristokratische Gmpörernatur, Fanatiker der Echtheit, unversöhnlicher Feind alles Aufgeblasenen, aller Größenallüre, alles Talmitums; wie sehr er sich als Politiker auch zum Nealismus im Bismarckschen Sinne bekennen mag, ist er doch (und das ist kein Widerspruch) im Grunde Idealist. Aber er ist leiner von den sanften, seligen, die, weil sie „an die Menschheit glauben", den lieben Gott einen guten Wann sein lassen, sondern einer von den zarten, klaren, die an Helden glauben und nicht müde werden, Heldenbilder aufzurichten. Darum stört und ergrimmt es ihn so sehr, alle Sockel mit Puppen von der Art besetzt zu sehen, zu welcher Iesaias sprach: „Siehe, ihr seid aus nichts, und euer Tun ist auch aus nichts; und euch wählen ist ein Greuel."
Fiesole, im Dezember 1907. Otto Julius Bierbaum.
Ich wUl wirklich versuchen, ob ich ein gutes Wort über hardens Wahrheitstreue schreiben kann, denn so, wie er behandelt wird, empört mich.
Also von Nom aus. Ihr Björn st jerne Björnson.
Ihre Frage, „ob wir es bei Maximilian harden mit einem Wanne zu tun haben, der seine zweifellos hervorragenden Gaben zum Zwecke des allgemeinen Wohles v«r» wendet, oder ob er sich ihrer lediglich in seinem Privatinteresse bedient", kommt »ir in ihrer Vderhälfte so kindlich vor, daß eine ernsthafte Antwort darauf mir nicht nötig scheint. Arno holz.
Sie werden mir die Antwort gewiß erlassen, wenn Sie die — na! sagen wir idyllische Kuriosität vernehmen, daß ich, meines Wissens, niemals einen Aufsatz oder Artikel von harden gelesen habe. Von seiner „Zukunft" hatte ich vor ungefähr zehn Jahren «in paar hefte in Händen, als eine Streitfache über das Verhältnis von Nietzsche und Brahms zwischen einem Jünger Nietzsches und mir in diesem Wochen» blatte ausgetragen wurde, bei welcher Gelegenheit Herr harden, wie ich mich wohl erinnere, sich zwischen den Gegnern als unparteiisch gerechter Kumpfwart bewährte. Nur die ganz allgemeine Bemerkung kann ich mir gestatten, daß — wenigstens auf dem Gebiete des öffentlichen Wortes — ein reich veranlagter Mensch, auch wenn er nur seinem Privatinteresse dient, nolrn» volenz die Zwecke des großen Ganzen erfüllt. Endlich — wo wir zweifeln, sei Wohlwollen uns näher als das Gegenteil, eingedenk des yamletwortes: Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor schlügen sicher? «t V Widmann.
Gewiß beistimme ich Ihnen in den starken und ernsten Worten, die Sie über dcn Beruf und auch die Pflicht der Dichter in Ihrem hochgeschätzten Briefe gesagt haben. Gewiß bin ich auch der Meinung, daß die Frage, die Sie aufgestellt haben, von höchstem Interesse und Bedeutung ist.

2 c>
Maximilian tzarden 853
Wenn ich jedoch darauf verzichten muß, auf diefe Frage eine Antwort zu geben, so hängt dies damit zusammen, daß ich mich sehr antipathisch fühle, wenn Dichter oder Nichtdichter mit leeren Phrasen eine Enquete abfertigen und dabei sind, nur weil sie gern wünschen etwas Netlame für ihre eigene Wenigkeit zu machen.
Das wäre mit mir der Fall, wenn ich hier auftreten sollte. Denn über tzarden weiß ich tatsächlich allzuwenig, um «in ernsthaftes Urteil über ihn wagen zu tonnen.
Nehmen Sie mir also nicht übel, daß ich Ihren liebenswürdigen Brief mit einem Nein beantworten muß. Und nehmen Sie, verehrter Herr Doktor, meinen unbekannten und doch nicht unbekannten Gruß, indem ich zeichne
Ihr hochachtungsvoll ergebener
Gustaf af Geijerftam.
tzarden: Bezeugen Sie ihm mein« grenzenlose Hochachtung; ihm seine Bedeutung im germanischen Leben zu sagen, ist nicht nötig, die kennt er selbst. Er hält einmal in der Woche «ine „Nede an die deutsche Nation" und wird gehört. Sollte er je zum Giftbecher verurteilt werden, wäre es für Sotrates' Verbrechen. „Ich bin nicht Athener (Deutscher), ich bin Weltbürger." Sagen Sie ihm, daß ich es für eine Ehre halte, an einer Ecke seiner Werkstätte mit ihm haben arbeiten zu dürfen.
Das ist meine einfache Ansicht, die ich nicht unterdrücken kann.
August Strindberg.*)
Wenn ich in dem Scherbengericht, das Sie von einem internationalen Dichter» areopag über Maximilian tzarden veranstalten lassen wollen, mein Votum mit einem kräftigen „kro reo" abgebe, so geschieht es, well ich in ihm die Person« lichte it liebe. Alles andere ist mir vollkommen gleichgültig. 0b „seine Ziele und Gründe höchst patriotische und rein politische, oder ob sie rein persönliche" sind, das berührt mich gar nicht. Ueber das, was moralisch ist oder nicht, bin ich der aller» untompetenteste Nichter, weiß ich doch zu genau, was diese „Moral", die auf jedem Fleckchen unserer Erde eine andere ist, wert ist. Ein Spielzeug für Kinder und Trottel! — Mögen deutsche Nichter diesen Mann verurteilen oder freisprechen — das geht mich nichts an. Er bleibt doch, was er ist: eine große Intelligenz und eine starke Person» lichteit. - Und deshalb liebe ich ihn. Hanns tzeinz Ewers.
Kann es «inen Menschen geben, der selbst etwas macht und das Werk dieses Mannes nicht grüßt, diese bis an den Nand mit Arbeit gefüllten Tage nicht ehrt, dieses Wissen, diesen Fleiß, dieses Wollen und Können, diese Bravour nicht bewundert? Sein Leben steht unter einem ewigen Auge. Bismarck. Immer wieder entzündet sich an diesem Licht hardens Glauben an seine politische Sendung. Er hält «ine '> S« ha» sich Stilndb«» l«ln»» »eutschn» U»»»s««««r, «»il Schnln,, ««««enüb« «eHußer», be» »les« Atußciung
bNttt« »eiöffentlich» h»! Indem er sich h»u« «»> fi« l«l«l«, l«»e!V er, d»z «l!hl ««u bl!«t.

Fackel in Händen und will in alle Winkel leuchten. Das mag die eigene Gestalt z»»
weilen in Duntel hüllen, oder in vielen Farben erschillern lassen, aber echt und «in
ist die Farbe, die er selbst bekennt.
Er ist ein Idealist; kein matter, der auf zu steilem Wege ins Knie bricht, sondern
ein heftiger, der oft über sein Ziel hinausschwirrt, aber stets «in hohes Ziel erkennt.
Treuen und starten Herzens muß er sein, von zornigem Kampfesmut beseelt, wie ein
Recke. Der Staub, den sein Wagen aufwirbelt, kann seine reinen Absichten nur ver»
hüllen, aber nicht beschmutzen.
Dankbar sollten ihm Dichter sein. Dieselbe Stimme, der zu lauschen sie gewohnt
sind, wenn es die Kunst gilt, ertönt auf anderen, der Poesie fernen Gebieten so laut
und eindringlich, daß ein schlummerndes Interesse erwacht. Viele kommen aus Träumen
und nehmen teil an Rat und Tat. harden lehrt sie die Wichtigkeit öffentlicher Fragen,
lehrt sie, sich erwärmen für alle Geschicke ihrer deutschen Tage.
Siegfried Trebitsch.
tzardens Leben bietet dieses, im Grunde tragische Schauspiel dar: eine reiche und
leidenschaftliche Künstlernatur ist in die öden Niederungen des öffentlichen Lebens ver»
schlagen, ein sensitives Künstlertemperament ist zum Ringen mit einer Materie verdammt,
die sich der Gestaltung durch den Künstler zäh und spröde widersetzt. Die starke Gunst
und der starte haß der Gebildeten, die tzardens Schicksale unablässig umbranden,
müssen aus diesem Konflikt verstanden sein, wie auch seine Vereinsamung, die ihn
immer bedrohlicheren Zielen entgegentreibt. Wenn aber, wie heute, der verworrene
Tumult der breitesten Menge tzarden mit seinem unreinen Gischt überschüttet, so ist
es die Pflicht und müßte es die Herzenssache der Künstler im Volte sein, eine Mauer
um diesen Mann zu bilden und ihn vor dem Mißverständnis der Popularität in
Schutz zu nehmen.
Berlin. Arthur holitscher.
Die Erwägung, daß innerhalb unserer durch Mißtrauen, Uebelwollen, linierschieben persön»
licher Motive vergifteten Atmosphäre mein Schweigen falsch gedeutet werden konnte,
veranlaßt mich hier auszusprechen, daß ich an der Ehrenhaftigkeit tzardens so wenig
je gezweifelt habe, nie an der Starte seiner Begabung — wenn ich mich auch mit
seinen Aeußerungen nach Inhalt und Tonart nicht selten in Widerspruch befinde.
Arthur Schnitzle r.
Wiener After-Kritik. Von Siegfried Trebitsch.
^^ei der Ueberfüllung in allen Erwerbs»
zweigen Wiens wird es dem reellen Kunst»
Handwerker immer schwerer unterzukommen,
denn der reine Tor meint, er müsse alle seine
Mitbewerber an Kenntnissen und Qualitäten
zu übertreffen suchen. So verliert er ab» «ur
sein« schönsten Jahre, während Witz und Frech»
heit doch viel verläßlichere Wegweiser »uf de»
Straßen des Lebens sind und säst immer zu
einem Ziel führen. Es soll nun allen, die ihr«

Unsähigleit, in künstlerischen Dingen mitzu»
sprechen, die ihren Mangel an Wissen und
an Bildung sür «inen ausreichenden Grund
halten, die Finger von der öfsenllichen Kritik
zu lassen, Mut zugesprochen und geraten
weiden, wie sie es trotzdem zu einem Urteil
und zu einer Stimme bringen können.
Natürlich steht die Wieg« der Wiener
Vseudolritil, wie die aller unechten Literatur,
im Kaffeehaus. Von der richtigen Wahl dieses
Lolals mag viel abhängen. Es genügt nicht,
bah man dem den Vorzug gibt, das des Nach»
mittags ständig von einflußreichen Kritikern be»
sucht wird, — man muh auch „ges«h«n werden",
wenn es einem gelungen ist, an dem Tisch der
Gestrengen geduldet zu sein. . . gesehen von
Schriftstellern, Schauspielern und Theater»
direttoren, bis sie langsam höflicher zu danken
anfangen, wenn man sie grüßt.
Ist man einmal von den Nichtigen be»
merkt worden — was viele Monat« dauern
kann —, zögere man nicht länger und beginn«
zu schreiben. Es gibt niemanden, von dem
sich das Vapier das nicht gefallen lieh«.
Da man gar nichts zu sagen hat ^ was
gut ist, weil man dann viel schneller vorwärts
kommt ^ wähl« man «in b«rühmtes Vorbild
und, bei aller Nachahmung seines Stils,
opponiere man ihm. Derlei wirkt auf die
meisten Verleger. Ich würde Alfred Kerr
empfehlen. Aber die Erfahrung lehrt, daß sie
sich an ihn nicht heranzumachen wagen. Doch
ist nicht Hermann Bahr ebenso unnachahmlich?
Unsere Freunde denken anders, und, verführt
durch nichts weiter als durch die Landsmann»
schaft und die Gemeinsamkeit unserer leicht»
herzigen Mundart, bahrisieren sie auf das
unverfchämtest« darauf los. Und fi« haben
r«cht, denn ein« für di« W«ng« bestimmt« Um»
Prägung Bahrscher Einsichten in Banalitäten
— bei strenger Nachäffung der Form -- ist
wirklich zu machen: man versuch« «s nur.
W«nn di« druckgtschwärzt« Ablag«rungs»
statt« für regelmähige Trivialitäten endlich ge»
funden ist, geh« man schleunigst «inen Schritt
w«it«r. Man greif« an . . . irgend etwas,
irgend wen, «inen Schauspieler, einen Dichter,
«inen Direktor ober «inen Dramaturgen — aber
ja keinen Dramaturgen, der Stücke schreibt.
Mit dem soll man vielmehr zusammengehen,
behuss gemeinsamer Verfertigung eines
Theaterstücks. Jawohl, das bringt jeder zu»
weg«, wenn der Mitarbeiter etwas kann. Wenn
nun der Direktor, an dessen Theater der Helfers»
Helfer Dramaturg ist, das Stück aufführt, kann
«s nie ganz fchief gehen; es hat die ungültige,
aber di« kompakte Majorität in der Kritik für

sich, di« dann scheinbar der Arbeit wohlwill,
in Wirklichkeit aber dem Kollegen keines aus»
wischen mag . . . zum Verreihen sind di«
„Nur»Dichter" da; die können wenigstens nicht
hinüberschiehen, wenn herübergeschossen wurde;
an denen kühl« man sein Mütchen. Nach so
einem Erfolg mit Ausfchluh der Veffentlichleit
hat man doch bewiesen, dah man „vom Bau'
ist und auch felbft hervorzutreten und die «igen«
haut zu Markte zu tragen wagt. Jetzt darf
man kühner werden und mit klobigen Fingern
immer fremdere Gebiete betappen. Man dräng«
nun sein« G«genwart b«i G«neralprob«n d«n
w«hrlos«n Th«at«rdir«ktor«n regelmäßlg auf;
das macht guten Eindruck: es beweift, wie «ruft
«s «inem mit der Kunft ift.
Dann richte man fein Augenmerk auf
Details. Darf ich ein paar Erfahrungen mit»
teUen? Ich habe überfetzt. Die Übersetzungen
sind beurteilt worden. Niemand ift dankbarer
für nachgewiesen« Fehl«! als irg«nd ein Mensch,
der ehrlich etwas macht. Aber Fehler nach»
weisen ist nicht so leicht, wie Vorwürfe machen.
Und Vorwürfe machen, gesteigert bis zur grund»
lofeften Beschimpfung, muh doch «in« sondtrbar«
Wollust s«in. Welch Gesühl, einem Schrift»
steiler Ausbrücke wie „halbdeutsch", „lommih»
deutsch', „ftammeldeutsch" an den Kopf werfen
zu können. Wie fchön ift es, fein« Bildung
in der Sonn« l«ucht«n zu l»ss«n, ohn« g«»
zwungen zu sein, Kenntnisse zu verraten. Und
vergeht nur j» nicht auf das Original ^ da«
ihr nicht lesen könnt ^ hinzuweisen und euch
über die Ungenauigleiten der Verdeutschung
zu beklagen. Ihr habt dann zwar zur Fr«ud«
der Nedaltion, der ihr angehört, die unwider»
legbare Gründlichkeit des Fachmannes von

N»ng erwiesen; aber unsereinem und jedem, der sich reblich müht, müßt ihr erlauben, sich an folgendes Wort von Lichtenberg zu halten: „Er fällt mich an, nicht mit dem edlen Unwillen eines Denkers, der die Wahrheit ge> kränkt glaubt und zu rächen sucht; nicht mit dem tränkenden Lächeln und der beißenden Laune des. Satyrikers, sondern mit der unge» zogenen Wärm« eines betrunkenen Schar» Wächters will er mich niederschlagen und poltert und stolpert und setzt sich endlich zu nicht ge» ringer Satisfaktion des Publikums gerade da hinein, wo er mich hin haben wollte."
Nicht nur in diesem, sondern auch in allen andern Fällen kommt es mehr aus den Schein von Kenntnissen als auf Kenntnisse an: man wühle in fremden Sprachen, man plündere siel Di« Worte, die man ihr entleiht, kann bei kluger Auswahl ohnedies niemand verstehen. Hin« Handvoll b«sond«rs empfehlenswerter fremdländischer Namen, die man gar nicht aussprechen oder richtig schreiben können muh, aber fleißig erwähnen soll, weil sie umfafsend« kosmopolitische Bildung dartun, mögen hier ohne Gebrauchsanweisung zur Verfügung ge» stellt werben: Whistler, Beardsleh. Burne» Jones, Millais (den man mit Willet ver» wechselt), Wilde, Swinburn«, von dem man glaubt, er Hab« Nossettis Werke geschrieben, Nossetti, von dem man annimmt, er Hab« die Gedicht« Swinburn«s verfaßt, Shaw, Ierom«, Watts, Sisley, Manet, Monet, Nibaut, Verhaeren, Verlaine, Stephane Mallarms, Fwcien Nops, Nodin, Meunier, Cizanne, Toulous«»Lautrec, Vaudelair«, Minne, Gains» borough, Velazquez, Voticelli und ander« Zeit» genofsen.
Man beachte, daß die überwiegend« Wehr» heil von diesen bildende Künstler sind, womit der Kritiker andeuten soll, daß ihm das bißchen Literatur nicht so wichtig ist, wie den Dichtern, die für gar nichts anderes Sinn haben. Man rümpf« vornehm die Nase über jene Leute, denen das Theater alles zu bedeuten scheint, beton« gelegentlich, wie viel mehr wert «i» gutes Vuch sei — selbst wenn man «in«« ge» krümmten Nucken hat, weil man sich gar zu viel im Staube vor Theaterdirektoren windet. Man spreche mit nachlässiger Zurückweisung von Subermann, Fulda und Dreyer, und so oft der Name Wedekinb genannt wird, ni»tige man sich «in F«uill«ton ab. Endlich verzeih« man keinem «in Talent, der kurzgeschorenes haar oder gar einen Zylinder trägt und täglick, badet. Söhn« zahlungsfähiger Kaufleule, Söhn« bekannter A«rzt« und Advokaten de» handle man wie Analphabeten, wenn sie Ve»

weise von der Vegabung erbringen. Vlan hal dann all« durch gar lein Talent der Vor» fahren kompromittierten Nichtskönner auf seiner Seit«, also «ine schön« Majorität, zu d«r man sprechen kann und dl« zu lauschen bereit ist.

Wer nach diesem Nezept seine Nezensenten» karriere sich zimmert, dem wird es Wohlergehen auf Erden. Er wird zwar niemals an weit» hin sichtbarer Stell« wirken, ni«mand wird ihn «in«n „ersten Kritiker" nennen, aber er wird «iner unter vielen sein und der großen Meute angehören, die «in Talent zuschanben Hetzen kann, denn ihr« Ohnmacht «rw«ist sich nur an d«n Arriviert««. So wird man sich wenigstens selbst genügen und sich ausleben können und wäre seinen Fähigkeiten entsprechend kaum berufen gewesen, auch nur «in verwendbare» Zeitgenosse zu werden.

Schließlich gäbe es noch ein Mittel, «in tüchtiger Krittler zu werden: man könnt« wirk» lich kritisch begabt sein und durch Ernst und Fleiß dem Verständnis alles abringen, was h«rzug«b«n es imstande ist. Aber das ist ein zeitraubendes, unmodernes und meist aussichts. loses Beginnen, zu dem kein wahrer Freund raten wird. Denn dabei fände man beschämt heraus, wie wenige zu diesem Amt berufen, und daß unser« «rnsten, groh«n Krittler «iue Sendung haben und «ine Stimme, der noch die Zukunft lauschen wird.

«» n

Persönliches von Vjörnstjerne Björnson.
Mitgeteilt von C. Mjöen.
HsNas im Laufe eines Jahrzehnts an Gutem und Unvergeßlichem von dorther ^«V in mein Leben gekommen ist, hat sich mir kristallisiert zu einem Bild: Björnson auf der Landeswacht hoch droben auf seinem Altan. Das Gutshaus von Aulestad liegt hoch und frei am Berghang über einem weiten, lichternsten Tal. Der breite Altan läuft um das ganze tzaus herum und ist sein Dichterzimmer. Dort rennt er auf und ab, rastlos wie die alten Wikinger, immer wach, immer bereit, die Augen unter den weißen Büscheln spähen wie flugbereite Falten aus nach allen vier Welt« ecken, als wollten sie sehen, ob alles in Ordnung sei. Dort oben haben wir gute Stunden verlebt. Da strömte in der behaglichen Nachtischstille das Wort aus seinem Wunde, und wir saßen und horchten.
Sein Interesse hat so vieles umfaßt, feine Kraft Unendliches umspannt. Nicht nur das Wohl und Wehe seines eignen Landes, nein, die Wunden der ganzen Mensch« heit brennen ihm auf der See?. Polens und Finnlands Schmerzensschrei hat Wider- hall in seinem Wirten gefunden. Iütlands Klage fand ihn zu Tat und Wort bereit. Die Nuthenen fehen in ihm den warmherzigen Kämpfer ihrer Sache. Linda Wurris Briefe danken ihm in Worten, die von ungeweinten Tränen zittern, für feine hoch« herzige Fürsprache. Deutschlands koloniale Unruhen, der Magyaren unterbundenes Selbstleben regten ihn zu hochdramatischer Spannung an. Alfred Dreyfuß sah in schwerer Zeit in ihm neben Zola seinen unerschrockensten Verteidiger. Mo er «inen Unverstandenen unter der Voltsopinion leiden sah, griff er zur Feder. Ein Beweis seiner hilfsbereiten Tattraft ist ein tleiner Brief, den ich bewahre. Als er von Ludwig Thomas Verurteilung hörte, bat er mich um meine deutsche Mithilfe zu diesem Brief. Er wollte Thoma helfen:
„Lieber Baron von Puttlitzl
Erlauben Sie mir, daß ich durch Sie Seine Majestät den König bitte, die Verurteilung des Dichters Ludwig Thoma von sechs Monaten Gefängnis zu sechs Monaten Festung zu mildern.
Ich habe Ludwig Thomas Produltion von ihren Anfängen verfolgt und ich prophezeie, daß er einen ganz eigenartigen und bedeutungsvollen Platz in der deutschen Literatur einnehmen wird. Ein Buch wie „die heilige Theis" ist etwas ganz Neues.
Aber die Bedingung ist, daß er gut behandelt wird, so daß die Bitterkeit in ihm nicht überhand nimmt.
Das Gedicht, um dessentwillen er verurteilt worden ist, ist hervorragend in seiner persönlichen Indignationstraft und seiner herrlichen Form. Es gehört nicht zu denen, deren Tendenz ich bewundere, aber hier, bei uns, wäre er nicht verurteilt worden. Mich dünkt das Urteil sehr streng.
Ich bitte Sie, lieber Herr Baron, Seiner Majestät dies vorzulegen. Ich bin überzeugt, er wird es mir nicht verargen, daß ich ein gutes Wort einlege für ein junges deutsches Genie.
Ihr ergebener
Björnstjerne Björnson,"
Aulestad, 3. Mai 1906.

Ich muß, wenn ich von Björnfons Dichtung rede, an ein Wort denken, das Benfey über Ibsen sagt. Das Ideal, das seiner Dichtung bewußt oder unbewußt vorschwebt, ist: „Die göttliche Idee, welche der Geschichte menschheitlicher Entwicklung zugrunde liegt, in einer dieser Geschichte entlehnten Begebenheit derartig zur Anschauung zu bringen, daß die beiden Bestandteile des Kunstwerkes sich restlos ausgleichen, die Idee sich ganz zur Begebenheit gestaltet und die Begebenheit überall von der sie durchleuchtenden Idee ihr Leben erhält." Björnson hat in vielen seiner Werke dies Ideal erreicht, zu Zeiten sogar mehr als sein großer Zeitgenosse Ibsen.

Wenn er in diesen Stunden auf dem Altan auf» und abwanderte, angeregt durch die eine oder andere unserer Fragen, abwechselnd milde und mächtig, immer die Ideen seiner eignen Dichtung inkarniereno, dann war mir oft, als hätten wir Menschen ihm noch lange nicht genug gedankt für das, was er für uns gewollt hat. Die Frauen besonders. Keine einsam ragenden Gestalten wie hedda Gabler, Ellida, Irene, AebeNa und tzjördis hat er geschaffen. «Nicht die Ausnahmemenschen sind es, deren Sache ich geführt habe und bis zum letzten Herzschlag führen werde", sagt er jetzt das letztemal dort oben. „Ibsen und die Zeit, die ihn als ihren größten Dichter bewundert und ihm huldigt, haben meiner Meinung nach einen großen Mangel an stch. Sie haben sich alle diel zu viel mit den Ausnahmemenschen beschäftigt, mit denen, die die Grenzen ausweiten. Aber ich habe meine Kraft darauf verwandt, zu dem Zentralen zu kommen, zu dem Gültigen, dem Allgemein»Menfchlichen. Das Alltägliche interessant zu machen, indem ich seine vielfach zusammengesetzten Formen teile. Das Alltagsleben und der Alltags» mensch bieten unendlich viel mehr an Problemen, als wir ahnen und sehen. Die Aus» nahmemenschen helfen uns so wenig, sie verrücken nur das Leben und dessen Grenzen, sie verleumden das Leben, sie machen uns mutlos und nehmen uns das Beste was wir haben, die Lebensfreude. Aber die Lebensfreude zum Hochsitz zu führen, sie zu einer mächtigen Fackel zu machen und mit ihr den Werktag zu durchleuchten, das ist's, was ich gewollt habe."

Großer alter Mann, dafür wird die Menschheit in deiner Schuld stehen. In dieser Zeit, so arm an Schönheit, läuterst du das Leben durch dein befreiendes Lachen, kommst du zu den Mühseligen als ein Messias der Lebensfreude.

„Seht nun zum Beispiel das mit dem Erbübel", fuhr er fort. „In Ibsens ,,Ge» spenstern" haben wir wieder den Ausnahmemenschen, Oswald, der im Kampf wider das Erbübel unterliegt, trotz aller Erziehung und trotz aller Arbeit. Ich habe dagegen in meinem Buch „Flaggen über Stadt und Hafen" gerade das Gegenteil beweisen wollen. Da lasse ich eine von den frohen Kernnaturen, ein ganz durchschnittlich begabtes, ge> sundes Menschenkind, zu Felde ziehen gegen das Erbübel. Freilich war es ein tüchtiges Stück Mensch, diese Thomasine Aendalen. Ihr Modell, Frau Amtmann hilda Thesen in Molde, war noch lärmender und burschikoser, das sollte meine Heldin nicht sein. Ein Stück» chen von Thomasines Geschichte habe ich übrigens wo anders her. Nämlich ihre Eh« mit dem Kurt. Natalie Munch, Professor P. A. Munchs hochbegabte Tochter, erlebte es, daß nach mancherlei Abenteuern und nachdem sie nach rechts und links Körbe ausgeteilt hatte, ein roher Patron, ein Wüstling, sich in sie verliebte und sie im Sturm eroberte. Er war ein solcher John Kurt. Als Aatalie Munch zum erstenmal meine Maria Stuart aufgeführt fah, fagte sie zu mir: „Er ist mein Bothwell." Er nahm sie mit Gewalt, und sie wurde sein Weib. Er wurde verrückt und starb später in einem Bordell. Sie verlor aber auch ihren Verstand und endete im Wahnfinn. Er hatte sie besiegt. Statt dessen lasse ich die zwei in meinem Buch den Kampf anders ausfechten. Als John

Kurt sich Thomasin« in der Niedrigkeit und Nacktheit seiner Gesinnung entlarvt, schüttelt sie ihn mit der Kraft des Ekels ab. Er läuft in Naseret von ihr, schließt sie ein, besäuft sich und stirbt am Herzschlag. Ihr ist zuerst das Leben verleidet. Aber als sie entdeckt, daß sie Mutter ist, beschließt sie, den Kampf aufzunehmen. Ihren Jungen dem Erbfluch des Geschlechtes von rohen Wollüstlingen zu entreißen, wird das Werl ihres Lebens."

Welch ein phantastischer Kampf, dieser Kampf gegen das Erbe. Wie fie vom ersten Tage an auf der Wacht sitzt, um das Kind vor dem Raubtier in ihm selbst zu hüten. Wie bei Ibsen Oswalds Mutter in Verzweiflung ihren Sohn dem Verderben zu ent» reißen strebt, und in diesem Kampf zuletzt fo kläglich die Waffen strecken muß, so kämpft Thomasine Nendalen um ihr Kind, ihr einziges Bindeglied mit dem Leben, ihres Mutter» Herzens Not und Wehruf. Der Königsgedanle ihres Lebens ist, aus dem Kurtschen Hause, dem Ort der Wollust, der Saufgelage und des Verbrechens, einen Friedenshain reinster Kinderunschuld zu machen. Trauliches Kinderlachen soll die Näume füllen, wo schlüpfrige Trinklieder und Zoten an den Wänden entlang krochen, Helles Mädchen» gezwitscher di: öden, geheimn: schwangeren W?ge des alten Parls. Sie läßt den Jungen unter lauter Mädels aufwachs», n und gründet auf dem Gut eine Mädchenschule, die später landesberühmt wird. Der kleine Kerl, ein echter Kurt, herrisch und launenhaft, muß sich, ohnmächtig aufbegehrend, der rotbäckigen, bezopften Uebermacht beugen, ja sich sogar bis zum Verhauenwerden erniedrigen, sowie er Mannsnücken zeigt. So wächst er heran, unter dem verfeinernden Einfluß des Verkehrs mit Mädchen und, als er größer wird, in der steten Wechselwirkung zwischen seiner eignen Selbsterziehung und dem wachsenden Verständnis für das Lebenswerk der Mutter. Dies Lebenswert treibt Wurzeln auch in ihm. Der Sproß des wilden Kurt will Erzieher junger Mädchen werden.

„Das ist der zweite Hauptgedanke meines Buches", unterbrach jetzt Vjörnson meinen Gedankengang. „Eine Schule, die es darauf anlegt, das Uebergangsalter des Kindes zu schirmen, so daß dieses nicht ein Fluch, sondern ein Segen wird. Dazu habe ich einen Wann wie Thomas Nendalen ersehen. Ich hatte auch zu ihm ein Modell. Mein geliebtester Lehrer auf der Schule in Molde, mein Lehrer in Französisch und Norwegisch, Thomas Netdal. Der war auf der elenden kleinen Philisterschule meine Lichtgestalt. Mit seinem Bild identifizierten fich unmerklich die Ideen und Pläne, die nach und nach in mir reiften, von einer Idealfchule für das heranwachsende Ge» schlecht. Dem gefährlichen Uebergangsalter, wo so viele schon Schiffbruch gelitten haben, voll gerüstet zu begegnen, das ist der Kernpunkt aller Erziehung. Das ist die Haupt» sache, es läßt sich nicht wegleugnen. Das bedeutet in Wahrheit Leib und Seele be-wahren. Und dagegen ist aller andere Gelehrsamteitskram unwichtig."

Ich fragte ihn, ob die sittliche Idee, die seine Schule ihren Zöglingen predigt, nämlich die Abschaffung der doppelten Moral für die beiden Geschlechter, noch heute seine Ueberzeugung sei. Es ist dies dasselbe Leitmotiv, das so schmerzlich aus einem anderen seiner Stücke, dem „Handschuh", klingt, hier in den „Flaggen" setzt es zu» nächst in vollem Dur «in, geschmettert aus optimistischen Müdchenlehlen. Während bei Svava (im „Handschuh") schon die herbe Erfahrung eines frühgetäufchten Idealismus Nagt, tummeln sich Nendalens Schülerinnen in frohmütigem Kampfeifer und der Lust „sich zu beweisen", Kriegsmut, der vom Kampf noch nichts als klingend Spiel und wehende Fahnen kennt und deffen Wunden noch nicht am eignen Leib« erfahren hat.

„Eine Frau, die einen Mann mit einer unsittlichen Vergangenheit heiratet," verkündet

» o
die sechzehnjährig« Tinta Hansen mit Heller Stimme vom Rednerpult des Turnsaals, „macht sich zu seiner Mitschuldigen. Sie billigt dadurch, daß ihr Geschlecht so behandelt wird und erhält ihre Strafe dafür." Und im vollen Madchenchor zwitschert es de» gleitend: „Denkt doch nur eilten Mann zu umarmen, der. . .'
hinter den phantastischen Mädchentöpfen sehe ich die weiße Mähne des nordischen Vertünders und hör« seine Stimm«. Vi« Stimme, die in der Fülle ihrer Jugend die Farbe des Donners, das Flüstern der blonden Iuninacht und das vieltönig« Brausen des Meeres hatte.
„Was ich von den Frauen will? Sie sollen ein Elitetorps bilden. Das wM ich.
Ich verlange ja nicht, daß alle so sein sollen wie Sdava, die den Wann, den sie liebt, von sich stößt, als sie erfährt, er fei nicht „rein". Ich wlll nicht alle Mädchen mit einem Mal« fo haben. Aber die Eliteschar soll sich nach und nach verstärken, und sie wird wachsen, bis sie die stärkste geworden ist und alles andere besiegt. Denn auch die Männer werden dann ein solches Elitetorps bilden. Und schließlich werden sich nur noch Menschen der gleichen Atmosphäre zusammenfinden. Das mit der Atmosphäre ist überhaupt etwas so sehr Wichtiges. Ich glaube an die Nlacht der Atmosphäre. Feinere Naturen stößt der üble Geruch von Menschen aus einer unreinlichen Atmosphäre ab. Eine wirklich fein«, reine Natur, eine von dem Elitetorps, kann sich unmöglich einem Libertiner hingeben. Es ist mit der Seele ganz dasselbe wie mit dem Körper. Und beides hängt oft eng zufammen. Darum lasse ich auch Thomas Nendalen seinen Körper pflegen mit einer fast weiblichen Peinlichkeit. Menfchen, die viel baden und ihre Wüsche wechseln, bekommen einen feineren Geruch für andere, die das nicht tun."
Ich wollte gern wifsen, welche Aufgabe er den Frauen geben wollte. Da sagte er:
„Alles ist individuell. Nichts ist gemeinsam. Was für den einen Sünde ist, ist für den anderen leine. Wir sollen aber mehr abgesondert leben, mehr einzeln, als jetzt. Und den sinnlichen Hingebungsdrang in uns müssen wir überwinden. Das ist in erster Linie Aufgabe der Erziehung. Die soll daran arbeiten. Da gehen diese jungen Menschen ledig umher, man seh« sie sich nur mal an, diese jungen Dinger, wie sie aus unseren Vauernschulen kommen, alle Sommer schicken sie uns da eine solche Ladung halbfertiger Mädels in die Welt hinaus. Ich versichere dich, diese Geschöpfe sind wie aus Seife. Jeder kann sie brauchen, zuletzt ist nichts als ein bißchen schmutzige Kalilauge übrig. In Hunderten solcher Wesen ist nicht mehr Will« wie in einem einzigen ordentlich er» zogenen Menschen. Da liegt ein Arbeitsfeld. Eine Erziehung zu voller harmonifcher Entfaltung aller Wesenseigenheiten, mit dem richtigen Verhältnis aller Anlagen, in ge» sundem freudigen Wechsel zwischen leiblicher und seelischer Pfleg«. Da bleiben die Per» suchungen von selber weg."
Was mir von diesen Gesprächen mit Björnson im Gedächtnis geblieben ist, habe ich, soweit es sich auf seine Dichtung bezieht, für meine kritischen Studien über Vjörnsons Flauengestalten aufgezeichnet, hier sollten sich nur einige seiner Gedanken und Worte um oas Bild ranken, das ich gern zu einem historischen Bilde prägen möchte für die, die den Mann lieben und bewundern.

Die Handels- und Wirtschafts «Beziehungen Deutschlands mit den Vereinigten Staaten.*)

Ein Mahnwort an den Kongreß von Ludwig Max Goldberger-Verlin.

H^ach langen Verhandlungen, nach eingehen» den Beratungen ist zwischen dem Deutschen 'Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika im Frühjahr d. F. ein Ueberein» kommen abgeschlossen worden, das die beider» seitigen wirtschaftlichen Beziehungen auf eine neue, in Deutschland als vergleichsweise be» friedigend anerkannte Grundlage stellt. Am 1. Juni ist dann das Abkommen vom Prösi» denten Noosevelt in gehöriger Form verkündet worden. Die sogenannte North Kommission, die — ohne eigentliche VerHandlungsvollmacht, lediglich zur Kenntnisnahme der auf den Warenaustausch mit Amerika sich beziehenden deutschen wirtschaftlichen und Produktionsver» hältnifsc — von Washington nach Berlin ent» sanol worden war, bestand aus Mitgliedern, die nicht gerade mit günstiger Vormeinung für die mannigfachen deutschen Klagen über die Mängel des amerikanischen zolltechnischen und namentlich des Appraiserverfahrens erfüllt waren. Eher könnte das Gegenteil behauptet werben. Erst ganz allmählich liehen fich die Mitglieder der North.Kommission überzeugen, daß die deutschen Beschwerden guten Grund gehabt hatten, daß man in Deutschland reich» lich Anlaß gehabt hatte, durch die amerikanische

*) Dieser Aufsatz gelangt in der Dezember» nummer des „Deutschen Vorkämpfers" in Aew Vork, der ihn uns freundlichst zur Ver» fügung gestellt hat, zum Abdruck. Der „Deutsche Vorkämpfer' bezweckt, den nach Amerika «in» wandernden Deutfchen nach Kräften beizustehen, sie in Fühlung mit der alten Heimat zu er» halten und zugleich die zwischen den beiden Ländern bestehenden guten Beziehungen zu festigen und den deutschen Export nach Amerika zu heben. Das Blatt hat ungeachtet der kurzen Zeit seines Bestehens eine große Verbreitung gewonnen und zählt zu seinen Mitarbeitern hervorragende Männer des politischen, Wirt» schaftlich«« und wissenschaftlichen Lebens. Die Schrlftleitung.

Behandlung der diesseitigen Provenienzen sich nachteilig differenziert zu glauben. Viel«« differenzierende Verhalten zu unserem Schaben war nicht absichtlich gewesen, es war vielmehr aus unzureichender Vertrautheit mit unseren Produktionsbedingungen und der Eigenart der deutschen Zollgesetzkonstruttion, zum Teil vielleicht auch aus dem etwas übertriebenen Bestreben entsprungen, die Wirkungen des amerikanischen Zollsystems zur unverkürzten und äußersten Geltung zu bringen. Ungerech» tigkeit hat nicht in dem Willen der großen

amerikanischen Nation und ihrer Bevollmäch»
tigten gelegen. Dieses Zutrauen, das bei uns
immer lebendig gewesen ist, hat «8 Deutschland
ermöglicht, in mehrfacher Wiederholung
weitestes Entgegenkommen, größte Nachgiebig»
leit zu zeigen und dabei die Hoffnung aufrecht»
zuerhalten, daß das von uns nie angezweifelte
Bekenntnis der Amerikaner zur „Billigkeit'
aufrichtige Betätigung finden werde, fobald
nur einmal die Gelegenheit vorhanden sei»
würde, mißverständliche tatsächliche Auffassun»
gen zu berichtigen. Zu solcher Berichtigung
gab die Entsendung der North-Kommisswn
willkommene und mit Erfolg benutzte Möglich,
leit. Mit herzlicher Freude haben wir hier
wahrgenommen, daß unser Vertrauen in
amerikanischen Sinn für Billigkeit uns nicht
getäuscht hat, bah die Mitglieder der North«
Kommission, einmal belehrt, sich freimütig auf
den Standpunkt stellten, es müsse nun auch auf
der jetzt als richtig erkannten Grundlage «ine
Vereinbarung erzielt werden. Das Ergebnis
liegt in der deutsch»amerikanisch«n Verabredung
vor, die Präsident Noosevelt, wie oben erwähnt,
proklamiert hat.
Um dem Einwand zu begegnen, daß dae
von mir betonte wiederholte Entgegenkommen
von selten Deutschlands sich bloß in Formali»
täten ohne münzbaren Wert kundgetan habe,

will ich einig« Tatsachen in Erinnerung bringen, die der Festhaltung wert sind:
Bis zum Jahr« 1890 hat zwischen Deutsch, land einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits wirklich« „Meistbegünstigung", wie man sie damals in aller Welt aufsaht«, die Grundlag« der wirtschaftlich«« V«> zi«hung«n gebildet. Im Jahr« 1890 gewann in Amerika die Meinung Geltung, daß die „Meistbegünstigung", um Aktualität zu er» langen, von Fall zu Fall durch besondere wirtschaftspolitische Zugeständnisse erst er» lauft werden müsse. In Europa hat man diese neu« Begriffsbestimmung der „Weist» begünstigung" nicht adoptiert; in den tzan» delsverträgen der europäischen Staaten untereinander und mit all«n St»aten außer der Union hat die „Meistbegünstigung" die alte Bedeutung und Tragweite behalten. Deutschland sah sich deshalb veranlaßt, von der Aegierung der Union die Erklärung zu verlangen, daß seine Provenienzen in Amerika nicht differenziert werden würden. — Die Aegierung der Union hat dief« Er» tlärung abgelehnt.
Im August 1891 kam das Saratoga» Abkommen zustand«. In bi«f«m Abkommen sagt Amerika im wesentlichen uns zu, beut» schen Zucker mit Aetaliationszöllen nicht zu belegen und von der dem Präsidenten der Union verliehenen diskretionären Befugnis zur Einführung von Wied«iv«rgeltungszöllen uns gegenüber keinen Gebrauch zu machen. Deutschland erklärte dagegen, Amerika hin» sichtlich seiner Agrareinfuhr nicht differen» zieren zu wollen. — In Ausführung des Abkommens geht Deutschland weit über seine Zusagen hinaus, indem es der gesamten amerikanischen Einfuhr volle Meistbegünsti» gung gewährt, die es dritten Staaten nur gegen das Zugeständnis besonderer Vorteile einräumt, und überdies «in« Amerika unan» genehm« Bestimmung hinsichtlich d«i Ein» fuhr von Schweinen, Schweinefleisch und Würsten aufhebt. — Der Abstand zwischen amerikanischer Leistung pnd deutscher Gegen» leistung wirb noch größer dadurch, daß Amerika im Jahr« 1894, nachdem es unseren Zucker durch Zuschlagzöll« auf deutschen Prämienzucker vorübergehend differenziert hatte, durch Einführung eines allgemein«» Zuckerzolls sein Zugeständnis gegenstandslos macht!
In den Jahren 1898, 1899, 1900 wurden Deutschlands Provenienzen in Amerika durch die Handelsabkommen der Union mit Frank» reich, Portugal und Italien offenbar nach»

teilig differenziert. Der diesseitige Protest ist erfolglos, und Deutschland bleibt nichts übrig als die Adoptierung der amerikanischen Auffassung von der Meistbegünstigung Amerika gegenüber.

Am 1U. Juli 1900 bewilligt uns der Unionsprü ident auf Grund des Artikels 3 des Vinglehtarifgefehes die Frankreich, Italien und Portugal zugestandenen Zoll» nachlasse — auch hier noch mit der Aus» nahm«, bah Portugal bezüglich des Schaum» Weins besser gestellt bleibt —, während Deutschland den Vereinigten Staaten den Konventionaltarif gewährt, den es sieben europäischen Staaten 1891/94 in besondere» Tarifverträgen zugebilligt hat. — Durch dieses Abkommen werden unsere Wirtschaft» lichen Beziehungen zu Amerika auf den Boden der Gegenseitigkeit gestellt. D» beide» Kontrahenten dreimonatige Kündigung vor» behalten ist, haben sie voll« Aktionsfreiheit. Doch das Prinzip von Leistung und Gegen» leistung bleibt insofern Theorie, als die Vor» aussetzung eines gewissen Gleichgewichts zwischen Leistung und Gegenleistung nicht erfüllt wird. 2s besteht zwischen Leistung und Gegenleistung ein arges Mihverhältnis zu unseren Ungunsten, und das wird noch erhöht, als Amerika im Jahre 1903 — in Ausübung formellen Aechts — den beut» schen Zucker zugunsten des kubanischen Zuckers abermals differenziert.

Im Sommer 1905 — man wuht« da» mals, daß wir Ende November zum 1. März 1906 wegen unseres neuen Zolltarifs da« Abkommen von 1900 würden kündige» müssen — erklärte sich Präsident Aoose»

I

velt mit d«m deutschen Vorschlag« «inner» standen, über den Abschluß eines Handels» Vertrages in Verhandlungen «inzutreten. — Im herbst 1903 versichert« Präsident Noose» velt, daß die Annahm« «in«s solchen Ver» träges im Senat nicht zu «rrtichen sei; und Staatssekretär Noot, der auf die im Novem» der 1905 von Deutschland gemachten Vor» schlage betreffs eines Neziprozitätsvertrages schriftlich überhaupt nicht reagiert hatte, legt mündlich die Abneigung der leitenden Kon» grehmitglieder gegen jede Tarifermäßigung dar. — Deutschland wiederum antwortet mit fortgesetzter Gewährung bedingungsloser Meistbegünstigung auf der Grundlage seines inzwischen getätigten neuen Konventional» tarifs bis 30. Juni 1907, in Rücksicht auf die Möglichkeit, „daß sich die Aussichten für das Zustandekommen eines Vertrages in ab» sehbarer Zeit bessern würden".

Diese unwidersprechlichen Tatsachen zeigen, daß die erfreuliche ununterbrochene Fort» dauer des freundschaftlichen Charakters der deutsch»amerikanischen Beziehungen von Deutschland »us mit bemerkenswerter hingab« gepflegt worden ist. Ich bin gewiß der letzt«, ein« Unterbrechung zu wünfchen. Aber gerade als «in Freund und Bewunderer Amerikas, als «in eifriger Mitarbeiter an der Er» Haltung der einen Faktor für den Kulturfort» fchritt der Menschheit bildenden guten deutsch» amerikanischen Beziehungen, darf ich fagen, daß es hohe Zeit war und ist, von der seitherigen Ungleichmäßigteit in den beiderseitigen Zuge» ftändnissen abzulassen. Noch ist das Gleich» maß nicht hergestellt: das neu« Abkommen, das von beiden Seiten vereinbart wurde, bringt erst «ine Milderung des Mißverhält» nisses. Den Mitglied«« d«r North.Kom» «ission, di« den Mut gehabt haben, in ihrer Heimat ihr« Bekehrung zu vertreten, gebührt Anerkennung. Ihr Beispiel sollt« ein Ansporn sein, daß all« führenden Personen und Körper» schaften in dem weiten Neich der Vereinigt«« Staaten die neue Bahn beschreiten, di« di« Bahn der „Billigkeit" ist. Es kann der ameri» tanischen Nation nur zur (ihre und zum Ge» winn ger«ich«n, wenn sie eine «Richtung ein» schlägt, auf der ihr das Vertrau«« der bc» freundeten deutschen Nation folgen kann.

Die tarifmäßigen Zugeständnisse, die das deutsch-ameritanische „Agreement" uns ein» räumt, sind minimal. Di« Ersparnisse, die der deutschen Ausfuhr nach Amerika daraus erwachsen, beziffern fich nach amerikanischer Statistik auf 208168 Dollar jährlich. Unser

Zugeständnis der Minbestzollsätz« »uf all« für Amerika irgend belangreichen Tarifpositionen dagegen bringt der amerikanischen Ausfuhr nach Deutschland eine Zollersparnis von jähr» lich 6 864 000 Dollar. Von der amerikanischen Einfuhr nach Deutschland genießen auf Grund des neuen Abkommens 96,7 Prozent Zollfrei» heit oder die Vergünstigung des niedrigsten Zollsatzes. — Di« deutschen Waren, di« bei der Einfuhr nach Amerika an den Vergünstig»!!!' gen des neuen Abkommens Anteil haben, machen, di« Zahlen des Fiskaljahres 1906 zu» gründe gelegt, nur l,4 Prozent des deutschen Imports nach Amerika aus.

Man muß sich die deutsche Ausdauer in der Nachgiebigkeit gegenüber Amerika, die ich oben mit Tatsachen belegt habe, gegenwärtig halten, um eine solche Verschiedenheit in dem Ausmaß gegenseitiger Zugeständnisse möglich zu finden. Es ist begreiflich, daß in Amerika Gegner des Abkommens und einer Wirtschafts» politischen Verständigung mit Deutfchland «den aus diefem Mißverhältnis «inen Grund her» leiten, das Mißtrauen der amerikanifchen Be» völlerung zu erwecken, als ob das jüngst« Ab» kommen dem deutschen Import nach Amerika heimliche, von den Mitgliedern der North» Kommission nicht durchschaute und auch nicht beabsichtigte Vorteil« gewährte. Daß sogar nach diesen tendenziösen Darstellungen und falschen Berechnungen kaum «ine Parität hergestellt würde, soll später nachgewiesen werd«n.

D«r W«rt dessen, was Deutschland in dem neuen Abkommen erlangt hat, liegt nicht auf dem Gebiet der tarifmäßigen Zugefländniffe, sondern in der Gewährung der diesseits schon immer gewünschten Aenderung der zoll» politischen und zolltechnischcn Anweisungen an

die Konsuln der Vereinigten Staaten — in dem Zugeständnis, dah die von Amerika nach Deutschland entsandten Agenten per»<m»e ßiAws sein müssen — in der Anerkennung der Zertifi» tat« der deutschen Handelskammern als aus» reichendes Veweismaterial — endlich in neuen Bestimmungen für die Handhabung der Zoll» Verwaltung.

Ich lege der Anerkennung der Zertifikat« der deutschen Handelskammern große moralische Bedeutung bei. Der amtliche Charakter dieser Institutionen, für die es außerhalb Deutsch» lanbs leine genauen Analogien gibt, war in Amerika nicht bekannt. Die Mitglieder der Aorth»Kommission haben sich davon überzeugt. Sie haben danach nicht gezögert, «in« ent» sprechende Einschätzung der deutschen Handels» lammerzertifikate zu empfehlen. — Daß für die amerikanischen Schatzamts»Agenten, die nach Deutschland geschickt werden, das vorauf» gehende „»ssrsnieut" der Aeichsregierung ver» langt wird, stellt dies« Herren auf ein« Stufe mit den diplomatifchen Agenten, für die das voraufgehende »ssi-sment überall anerkannter Brauch ist. Ich sehe nicht, wer sich hierüber sollte beklagen dürfen. Das Gegenteil würde «ine Ausnahme zuungunsten der Schatzamts» Agenten etablieren. — Daß der deutsche Exporteur in der Aegel nicht mehr persönlich vor dem amerikanischen Konsul zu erscheinen braucht, daß die Beeidigung der Faktura ab» geschafft wird, daß auf die Deklaration des Schiffsnamens verzichtet wird, daß die Vor» legung der Vriginalfaktura nicht mehr «r» forderlich sein soll, das alles sind dankens» werte Neuerungen. Ernstlicher Einspruch kann gegen sie nicht erhoben werden, nachdem die amerikanischen Experten selbst sie als unbe» d«nklich und ihr« Forderung als angemessen bezeichnet haben. — Das Hauptgewicht der amerikanischen Einräumungen liegt darin, daß nach Abschnitt X der von b«m Vereinigten Staat«n»Staats»D«partement gegebenen amt» lichen Auslegung, die als integrierender Teil des deutsch»amerikanisch«n Abkommens anzu» sehen ist, in Artikel 19 des amerikanischen Zoll» Verwaltungsgesetzes die Bezeichnung „Markt» wert" in allen den Fällen den „Exportpreis" bedeuten soll, in denen Waren ausschließlich für den Export verkauft oder im Inlandsmarkt nur in so begrenzten Mengen abgegeben werden, daß infolgedessen ein Marktwert, der fich auf den Verkauf solcher Waren in den üblichen Grohhandelsmengen und in den für die Versendung nach den Vereinigten Staaten üblichen Fertigverpackungen stützt, gar nicht festgestellt werden kann.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß dieses

Zugeständnis wertvoll ist. Ich muß aber hin» zufügen, daß es wertvoll nam«ntlich deshalb «rscheint, w«il das bisherige zollamtliche Ver» fahren überaus rigoros, manchmal vexatorifch und fast immer diktatorischer gewesen ist, als «s meiner Meinung nach hätte sein sollen. Schon bei der Definition des „Marktwertes" ist man zuweilen über die Grenzen der Billigkeit hin» ausgegangen, indem man «inen Schematismus walten ließ, der einer tatsächlichen Differen» zierung gleichkam. Daß man unter „Markt» preis" die Herstellungskosten plus Transport» kosten plus einem Gewinn von nicht weniger als acht und nicht mehr als fünfzig Prozent verftanb, mochte noch angehen, obwohl die Maximalgrenze des Gewinnzuschlags reichlich hoch gegriffen ist. Es dürfte wenig deutsch« Exportwaren für den amerikanischen Markt geben, deren Hersteller «inen Gewinn von fünf» zig Prozent wirklich erzielen. Wenn man aber den deutschen Zoll auf das «Rohmaterial, der für Ausfuhrware rückvergütet wird, mit zu den Produktionskosten und dadurch Zu dem „Marktwert" rechnet, so hat man meines Er» achtens die Grenze des Zulässigen über» schritten, ist man über die eigentliche Absicht der amerikanischen Zollschutzgesetzgebung hinaus» gegangen. Mit dem Zoll auf Aohmaterialien will man nur den inländischen Verbraucher treffen. Diese Beschränkung ergibt sich schon aus dem Grunde, weil man nur ihm die Ab» gäbe aufzwingen kann. Der ausländisch« V«r> braucher würde die Belastung nicht über» nehmen, sondern feinen Bedarf da decken, wo die Abgabe entweder überhaupt nicht oder doch ausschließlich von dem Binnenkonsum erhoben, «

der Export durch Nückvergütung des Noh» Materialienzolls abgabenfrei belassen wird. Dazu kommt, dah einzelne Staaten von ge» wissen Rohmaterialien gar keinen Zoll, dah andere ihn in verschiedener höhe erheben. Ein« deutsch« Exportware beispielsweise, zu deren Herstellung der in Deutschland mit ein« b«» trächtlich«n Eingangsabgabe belegt« Kakao nötig ist, mühte, trotz der Rückvergütung bei der Ausfuhr, dies« ganz« Abgabe in ihrem „Markt» wert" mitberechnen, während die gleiche War« in einem anderen Lande, das «inen Kakaozoll nicht kennt, ihren „Marktwert" von diesem Zu» schlag frei sähe. Das ist «in« Differenzierung zuungunsten des deutschen Exports, die nicht «inmal für Amerika von irgendwelchem Nutzen ist. Das System der Nückvergütung, das auch dl« Union selbst als notwendig anerkannt und «ingeführt hat, wirb von den Staaten befolgt, nicht um den Export zu fördern, sondern bloh, um ihn nicht direkt zu schäbigen. Wo die technische Möglichkeit vorhanden ist, das zur Verarbeitung für Exportware bestimmte Noh» Material von vornherein erst gar nicht zu ver» zollen, den Zoll ausschliehlich von dem für den inländischen Konsum bestimmten Eingang zu erheben, da wird von dieser Möglichkeit auh Gebrauch gemacht.

Ich verarge es den amerikanischen Inter» «ss«nt«n durchaus nicht, dah si« gegen «in« Schmälerung auch des quasi illegitimen Teiles d«s ihnen bisher gewährten Zollschuhes Ein» spruch erheben. Nur sollten fie das nicht unter unzutreffenden, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Vorwänden tun. Un» kundige können sie damit — bis Aufklärung geschaffen ist — täuschen, doch die Gesetzgebung, di« wirtschaftliche wie die politische, darf leine ander« Grundlage haben als Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Damit komme ich zu der oben angekündigten Zurückweisung des Versuchs tendenziöser Darstellungen und falscher Be» rechnungen hinfichtlich der materiellen Wir» lungen des neuen beutsch»am«rikanisch«n Ab» lommens.

In einer Adresse der „l'sxtile Import««' ^8sooil>tioo" an den Präsidenten Noosevelt ist gesagt:

„Deutschland hat «inen ihm nicht zu» kommenden Vorteil errungen. Das ist der, um den «s lange gekämpft hat; es ist der, d«n es mit allen in seiner Macht liegeiitxn Mitteln gesucht hat; es ist der, den, wie jeder amerikanische Importeur weih, der jemals im deutschen Markt Waren zu laufen gesucht hat, Deutschland seit einer Neil)« von Jahren sich zu verschaffen bestrebt war; «« ist b«r, nach dem Deutschland verlangt hat,

weil es «in« konsignierend«, nicht «ine ver» kaufend« Nation ist. Es zi«ht vor, s«ln« War«n hierher zu konsignieren, sie hier zu seinem „Exportpreise" zu deklarieren und dann auf uns«r«m Markt mit direkten oder laufenden Importeuren und amerikanischen Fabrikanten zu konkurrieren. Amerikanisch« Kaufleute wissen, dah die Vorteile gänzlich auf Deutschlands Seite liegen, und das ver» möge der „2xportpreis"»Vestimmung. Di« Importe von Deutschland im Jahre 190s betrugen z. B. 136 Millionen Dollar, zum gröhten Teil unter Konsignation. Ein« Ne» duktion nach dem „Exportpreis"»Syst«m um 10 Prozent würde sich auf 13 80« 000 Dollar belaufen und bei höherem Prozentsatz auf entsprechend mehr. Aber schon unter der Annahme einer zehnprozentigen Nedultion würbe unser ganzer Vorteil, wie er in der vom Staatsdepartement ausgegebeneu Er» Närung dargestellt ist, verschwinden."

Die Berechnung in dieser Adresse ist nicht frei von Willkürlichkeiten und Irrtümern Ohne den Versuch eines Nachweises wird zuerst behauptet, dah im Jahre 1906 die Importe von Deutschland im Vetrage von 136 Millionen Dollar „zum größten Teil" Konsignatious» Ware barstellten. Dann aber wird der Diffe» renzberechnung nicht „ber gröhte Teil" — was allerdings ein« recht ungenaue V«z«ichnnng ist — von 136 Millionen, sondern der ganz« Betrag dieser Summe zugrunde gel«gt. Ferner wird, gleichfalls ohne den Versuch «ln«s Nach» weises, «in« z«hnproz«ntige Ntduktion d«s „Marktpreises" durch Akzeptierung des „Ex. portpreises" angenommen. Und endlich wird diese ganz« zehnprozentige Differenz als den Zolleinnahmen Amerikas entgehend hingestellt

was doch selbst bann eine Übertreibung um das Doppelt« gegenüber der Wirklichkeit wäre, wenn der amerikanische Wertzoll sich im Durch» schnitt auf 100 Prozent belief«, was bekannter» mähen nicht der Fall ist.
Ich lasse dahingestellt, ob wirtlich in dem von der leitile Importe«' ^««uoiation behaup» tcten Umfang oder auch nur annähernd in diesem Umfang Deutschland „eine lonfig» nierende, nicht eine vertaufende Nation" ist. Jedenfalls ist die Konsignation ein volllom» men legitimes und gar nicht anfechtbares Ver» fahren, das übrigens von Exporteuren anderer Nationalität ganz ebenso wie von deutschen Exporteuren geübt wird.
Neben der ?«xtile Importe«' ^»»uoiation hat die Hmslie2i! ?roteotive l'arill I^ea^us einen Protest gegen das neue d«utsch»am«rikanische Abkommen veröffentlicht. Auf eine Charal» terisierung der von dieser in ihrer Sitzung am 25. Juli dieses Jahres gefaßten Resolution, die dem vom Präsidenten Noosevelt getätigten Abkommen Nichtigkeitserklärung durch die Ne» richte in Aussicht stellt, geh« ich nicht «in. Zu derlei Mitteln sollte man selbst im Wirtschaft» lichen Kampfeseifer nicht greifen. Wohl aber gibt gerade diefes exzessive Vorgehen erneuten und vermehrten Anlah, den Schwierigkeiten des Problems nachzugehen, wie man für dauernde und beiderseits gedeihliche Gestaltung der deutsch»nmerikanischen wirtschaftlichen Ve» ziehungen «in« fichere Grundlage finden kann. Die Grundlage muh derartig sein, dah beide Teile darin ihr Genügen finden. Wenn es schon dahin kommt, dah sogar die Nechtmähig» teit eines von dem Staatsoberhaupt und dem zuständigen Staatssetretär unterzeichneten und proklamierten Vertrages in Frag« gestellt wird, so ist unzweifelhaft ersichtlich, dah «in Ab» kommen Stabilität nur unter der Voraus» jehung gewährleistet, dah alle maßgebenden Faktoren des Staates gleichmähig von seiner praktischen Durchführbarkeit ohne Verletzung legitimer Interessen überzeugt sind, und d»h alle maßgebenden Faktoren des Staates gleich» mähig den Willen haben, den wirtschaftlichen Frieden zu erhalten und zu fördern.
Der sogenannten North»Kommisston ist n«u«r» dlngs «ine zweite Kommission unter Führung des Herrn E. Neynolds, Gehilfen des amerila» Nischen Schatzamlssekretärs, nach Berlin gefolgt. Wie ihr Leiter erklärte, wollt« sie mit den beut» schen Exporteuren und Fabrikanten in persönlich« Berührung treten, zum Zweck der Besserung und Förderung der deutsch»ameritanischen Handels» beziehungen, wollt« si« auch mit den deutschen amtlichen Kreisen Fühlung nehmen, um über Exportangelegenheiten Auskunft zu erhalten und

Auslunft zu geben. Die Entsendung dieser zweiten Kommisston — als .Taris.Kommission' in den Blättern angekündigt, änderte st« später ihren Namen in Export.Kommlssion — mußte ausfallen, da doch «in fertiges und ratifiziertes Abkommen bereits vorlag. In der Tat hat sich Präsident Noosevelt erst entschlossen, Herrn N«y» nolds nachzuschicken, um der oben skizzierten Bewegung gegen jenes Abkommen «in beruht» gendes Zugeständnis zu machen. Die neue «om» Mission soll de« Kongreß Bericht erstatten und dl« Ermittelungen der North» Kommission ge» wissermahen superrevidieren. Wir sehen dem Ergebnis dieser Nachprüfung mit Zuversicht ent» gegen.

Vei dem Festmahl, das die American ^850 ciation ol Commerce »ncl 1>26e am °l9. Oktober zu Ehren der Mitglieder der amerikanischen Export'Kommission hier veranstaltet«, kam offen zur Sprache, wo die Schwierigkeiten liegen, die auch durch das geltend« deutsch»a««rikanisch« Abkommen nicht überwunden seien. Nicht in den tendenziösen Klagen und Forderungen von Interessenten, die sich in dem Fortbezug von Vorteilen bedroht sehen, sondern in der Entsen» düng der Export.Kommlssion selbst ist der Ve» weis dasür zu finden, daß wir fozufagen in ein« Sackgasse geraten sind. Ernsthaste Männer hüben wie drüben denken nicht daran, daß Deutschland und Amerika einander wirtschaftlich befehden dürften. Deutfchland und Amerika sind auf fried» lichen Wetteifer unbedingt angewiefen, denn sedes der beiden Länder ist für das ander« «in vortrefflicher und ohne sofortigen fchwersten Schaden gar nicht zu missender Kund«. Aus dem Munde des Herrn E. Neynolds haben wir

.

bei jenem Festmahl die Versicherung gehört:
»Dem redlichen Exporteur, gleichviel, ob er uns
sein« Waren aus Deutschland oder aus einem
anderen Land« sendet, reichen wir unser« hilfreich«
Hand und bemühen uns, ihm technische Schwierig»
leiten aus dem Weg« zu räumen. Wir wünschen
nicht, den Handel durch Formalitäten zu lähmen.
Wir wollen den Geschäftsbetrieb nicht belästigen,
den Fortschritt und die Entwicklung des Handels
nicht durch kleinlich«, schikanöse Mahnahm««
lähmen. Aber dem, der das Gesetz lennt und
bestrebt ist, es zu umgehen, wollen wir unser«
Türen verschließen, und ihn dadurch einer ge»
rechten Straf« unt«rw«rf«n. Nur «in« auf großer
Basis gerecht gehandhabte Anwendung unferer
Gesetz« würde von dem Präsidenten Aoosevelt
geduldet werden, der für alle und jeden, ob groß
oder llein, Gerechtigkeit verlangt. Bei unleren
Bemühungen, uns zu unterrichten, die, wie wir
mit Bestimmtheit hoffen, dazu führen werden,
in Zukunft Mißverständnissen vorzubeugen, ist
uns die deutsche Aegierung überall auf das
freundlichste entgegengekommen. Die hohen
Aeichsämter haben uns alle Türen geöffnet und
uns in freundlichster Wels« Gelegenheit geboten,
unsere Kenntnisse zu b«r«lch«rn/ — Das waren
gute und zutreffende Worte. Wir haben leine
Heimlichkeiten und machen deshalb unsere Türen
für dl« amerilanifch«« Kommissionen weit auf.
Wir wollen genau dasselbe, was Herr N«ynolds
als s«in und aller Amerikaner Ziel hingestellt
hat. Wir haben kein« Sympathien für fraudu»
löfes Gebaren, auf welcher Seit« «s sich z«ig«n
mag, wir wollen von dem Konationalen im W«tt»
bewerb ebensowenig wie von dem Mitglied einer
anderen Nation übervorteilt werden. Wir sind
also ganz einverstanden, daß Sicherungen aus»
gestellt werdtn, die den redlichen Kaufmann
fchützen. Aber diese Sicherungen dürfen nicht
zu Fallstricken und Fußangeln werden. Wir
sind sonst schon — in Nuhland und anderwärts —
nach dem Abschluß von Handelsverträgen durch
dl« praktische Handhabung «inz«lner Bestlm»
mungen zu unerfreulichen Ueberraschungen ge»
kommen. Doch dies« sind in der Aegel durch
gütlich« Vereinbarung beseitigt worden. In un»
seien wirtschaftlichen Beziehungen zu Amerika
ist das nicht immer gelungen. Da die Ursache
nicht in bösem Willen liegt, so muß sie ander»
wellig gefucht werden. Nach meiner Weinung
ist sie barin zu finden, daß unfere Abmachungen
mit Amerika feit fast zwanzig Jahren den Charakter
des Provisorischen tragen. Di« Geltung der Ab»
machungen ist immer auf ein« kurz« Zeit de»
fchränlt, so daß der Handel stets auf dem qui
vive sein muß und an weitsichtigen Dispositionen
gehindert ist. Auch ist das Maß der Zugestand»
nisse, die Amerika machen kann, durch seine Ge»

setzgebung über Gebühr beschränkt. Artikel 4 des Dingleytarifgesetzes hatte dem Präsidenten noch die Befugnis gegeben, Neziprozilätsverträg« mit etwa zwanzigprozentiger Zollermählgung für den Zeitraum von fünf Jahren unter Justin»» mung des Senats abzuschließen. Di« zweijährig« Frist, für dl« dl«se Befugnis gegeben war, ist längst verstrichen, und nie ist von der Befugnis Gebrauch gemacht worden. Ich bin der Ueber» zeugung, daß wir zu einer endgültigen, befrie» digenden und dauernden Ordnung nur auf zwei Wegen kommen können: Entweder — und hierin schließ« ich mich d«m Vorschlag an, den Herr N. L. Ston«, Mitglied der North.Kommlsston, in seiner Abhandlung »tne clouble taritt «Mein», «r» schienen in den »?ui,Iic2tionz ol tne »merican 2ca6em)' c»f poüticAl »Nli zocial «cience >I535», gemacht hat — Artikel 3 de« Dingleytarifgesetzes wird durch Kongrehbefchluh fo erweitert, daß er «ine hinreichend beträchtliche Zahl von Hinfuhr» artileln umfaßt, an denen Staaten verschiedenen Klimas und verschiedener Produktionsart inter» esstert sind, oder — und das ist der Vor» schlag, den ich schon wiederholt gemacht Hab« — der Artikel 4 des Dingleytarifgefetzes wird wieder reaktiviert, fo daß ohne Zeitbegrenzung der Präsident mit Zustimmung des Senats bezw. des Kongresses ein« allgemeine herabsehung der Zollsätze von etwa 20°/, in besonderen Aezivro» zitälsoerträgen gewähren kann — mit der festen und aufrichtigen Absicht, die Nealtivierung auch praktifch zu verwerten. In beiden Fällen ist d«r Boden für einen langfristigen Tarifvertrag geebnet. Nicht «in »»Lleement», nur ein »treaty- kann uns helfen, uns in Deutschland und Ihnen in Amerika.

Ich maße mir nicht an, dem Kongreß in Washington unverlangt Natschläg« zu erteilen. Doch als deutscher Patriot und als aufrichtiger Freund Amerikas erhebe ich in einer Angelegen» heit, die Deutschland und Amerika gleichmäßig angeht, meine Stimme zu diesem Mahnwort.

Ich habe schon an anderer Stelle ausgeführt: „Ls wird eine Zelt kommen, in der man sich in den Vereinigten Staaten sagen wird, daß es doch eine besonders unwillkommene Kehrseite darstelle, wenn der Amerikaner seinen Vedarf überteuer bezahlen müsse, damit ihn das wirtschaftlich zu besiegendeAusland billiger, sogar unter dem Gestehungspreis, erhalte, da» her glaube ich, daß der amerikanische Kon» sument allmählich immer mehr zu solchen Ve» trachtungen gelangen muß. Und weil dies der Fall sein wird, so meine ich auch, daß die Produzenten selbst, in kühlerer Abwägung, zumal wenn sie erst Verlustjahre durchgemacht haben werden — die doch unausbleiblich sind, trotz der „unbegrenzten Möglichkeiten" im eigenen Lande —, sich der Erkenntnis nähern werden: daß sich ein stetiger und gesunder Außenhandel, dessen die immer mehr an» wachsende Industrieerzeugung dringend bedarf, nur auf dem Voden langfristiger Tarif» bezw. Handelsverträge erhalten und fortentwickeln läßt, unter Beseitigung eines ungeheuerlichen prohibitiven tzochschutzzollsystems, das nicht der Gesamtheit des Volts, sondern auf die Dauer nur einem Teil, und hier wieder nur übermächtigen Interessengruppen Nutzen bringt.«

Das halte ich in vollen« Umfang aufrecht. Aber auf die Abwendung der amerilanifchen Wirtschaftspolitik vom prohibitiven Hochschutz» zoll wollen wir nicht warten, auch nicht auf eine Tarlfrevision, auf die uns jüngst Herr North tröstend verwiesen hat. Alles das ist zu unbe- summt.") Wir hoffen auf die Zukunft, doch in der Gegenwart müssen wir leben.

') Auch Herr Aoosevelt betont in feiner jüngsten Botschaft: einmal, daß die Grundlagen d.s Schutzzollsystems nicht geändert weiden düifen — sodann, daß dl« Tarifgefehe in etwa zwölfjährigem Turnus revidiert werden müßten,

Di« Zusammenhänge zwischen uns »^5 Amerika reichen bis in die Tag« Friedrichs bei Großen zurück, der zuerst «inen Präsidenten de? Vereinigten Staaten als seinen »großen und gute, Freund' ansprach. In ihrer rechtlichen Anordn«^ reichen die wirlschaftspolitlschen Zusammenhänge fast achtzig Jahre zurück. Die Geltung, diesig ursprünglich auf Preußen beschränkt, hat fut ohne viele Worte, beinahe stillschweigend «nn den Zollverein und dann auf das Deutsche Neii

ausgedehnt. Freundschaftlich vxiren die Be»
ziehungen immer; und als die Vereinigln
Staaten vor jetzt über 40 Jahren dl« schwer,«
inner« Krise seit ihrem Bestehen durchzukämpfen
hatten, hat unser« Freundschaft, hat das Ve?>
trauen der deutschen tzandelöwelt zum Sterne»'
banner und zu seinem Stern sich glänzend dt»
währt. Austausch und dann Wettbewerb warer
mannigfachen Schwantungen unterworfen, aber
dauernd sind sie gestiegen. Und nicht zum nn»»
besten dieses Wachstum ist es, das nach nener
Formulierung der gegenseitigen Verlehrsbedi»»
gungen verlangt. Nicht als ob es gälte, et»
fremdes Clement hineinzutragen und ohne Not
an dem zu modeln, was ohne Kunst und Gunst
sich frei entfaltet und historisch entwickelt hat u»>
zu hoher Blüte, zu mächtiger Bedeutung für
beide Teile gelangt ist. Nein, unter gleichzei»
tiger vorsichtiger Schonung unser«! gefefteteü
politischen Beziehungen, die noch niemals eine
ernste Trübung erfahren haben und si« nie er»
fahren mögen, sollten wir daran gehen, auch für
all« Zukunft wirtschaftlichen Mißverständnisse,:
und Einseitigkeiten vorzubeugen. Bewegungs»
sreiheit will jeder für sich in feinem Gebiet und
dazu das unverkürzte Aecht, sich daheim nach
seinem Gefallen einzurichten. Aach innen ge»
fchlossen, nach außen entschlossen, hat der Deutsche
Kaiser gesagt. Das gilt nicht nur lür uns, so»»
dern für jede ausrechte und vorwärtsschreitende
Nation. So wollen wir es beide beherzigen
Man könnte nun sagen: Seit fast 80 Jahren
um nicht übermäßige Gewinne durch si« zu er»
möglichen — endlich, daß «ine solche Nevision
nicht im Jahr vor der Vräsidentenwahl vor»
genommen werden dürfe.
Di« Schriftl«itun g.

find wir in dem wirtschaftlichen Weit fürein»
»nd«r mächtig gestiegen — was brauchen wir da
»n dem Vorhandenen zu ändern! Aber ab»
gesehen davon, bah manch« Begriff« eine m«di»
fiziert« Definition erfahren haben, und darum
das Wort von gestern dem Begriff von heut«
zuweilen nicht mehr entspricht — ein« Welt von
neuen Erscheinungen hat sich innerhalb der
wirtschaftlichen Verflechtung der beiden A«lch«
mit elementarer Gewalt erschlossen und legt uns
neue Pflichten auf. Den nunmehr mächtigen
Baum, dessen Früchte dem Wirtschaftsleben auf
beiden Selten des Ozeans unentbehrlich geworden
sind, dürfen wir leinen Zufälligkeiten und leinen
Gefährdungen aussetzen. Zwar könnt« er schon
«inen derben Sturm vertragen und ihn über»
dauern; aber Nutzen hätten wir davon nicht.
Wir alle haben «in vitales Interesse daran,
Wurzel wie Gipfel des Baumes vor Ungemach
zu schützen.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strinbberg.

Jugend und Torheit.

Der Lehrer sprach:

— Was hältst du von diesem Sprichwort:
„Die Jungen bilden sich «in, daß die
Alten Toren sind; und die Alten wissen,
daß die Jungen Toren sind."

Der Schüler antwortete:

— Es ist ganz richtig. Als ich jung war,
bildete ich mir «in, alles besser als die Alten
zu verstehen, aber ich verstand eigentlich nichts.
Ich war jung und dumm. Verwechselt« mein
«igenes Wissen mit fremdem; glaubte, was ich
gelernt, sei meins. Wenn ich ein Buch gelesen
hatte, ging ich in Gesellschaft und gab das
Gelesen« aus, als habe ich's selber gefunden.
Ich war also ein Dieb.

Aber ich war auch der Aaub einer andern
Täuschung: daß ich nämlich alles zu verstehen
glaubt«, was ich im Gedächtnis hatte; «der
daß ich wußte, an was ich mich augenblicklich
erinnert«. Di« Logarithmen zum Beispiel ver»
stand ich mit vierzehn Jahren nicht; aber ich
lernt« das Verfahren auswendig und benutzt«
die Logarithmen als hilfsmittel. Warum alle
Brüche, bei denen die Summ« der Zahlen durch
drei geteilt werden lanu, durch drei gekürzt
werden tonnen, verftand ich nicht, lernt« «s
aber auswendig.

Wenn man die Einzelheit einer Wissen»
schaff studieren will, beginnt man Material
zu sammeln; sonst kommt nichts heraus. Aber
der junge Mann greift die schwere Wissenschaft
des Lebens ohne Erfahrungen, das heißt ohne
Mcterial, an. Darum wird es so, wie «5 wird.

Ich sehe mich jetzt als jungen Studenten. Wie hochmütig war ich auf fremdes Wissen, geborgte Federn! Wie verachtete ich die Allen! Und doch war alles, was ich aus den Büchern ge» stöhlen hatte, von den Alten gestohlen, welch« die Lehrbücher geschrieben; die Jungen schreiben leine Lehrbücher. O Jugend, o Torheit.

Ä»» der schwedischen tzandschrist übersetzt v»n «lmU Vchering,

Politische Glossen.

„Der Aeichstanzler hat es unt«rlass«n oder verschmäht, «ine unionistische Majorität zu bilden, die, wie 1886 in England, unter innerer Anpassung bisher getrennter, sich nun mehr organisch verbindender Parteien für die Durch» führung eines großen politischen Programms Wirten könnt«. Ein solches Programm ist weder im Beich noch in Preußen vellünbet worden. Vielmehr ist nur «ine taktisch« Formatton er» reicht: für vorübergehend« Zwecke und ohne inneres starkes Band. Das ist vielleicht das Proton Pseudos, das innerlich Schwach« des Blocks; daran kann dieser leicht zerschellen."

Diese Worte, die einer Wahlrede des Geheim» rats Witting entnommen sind, scheinen mir in ihrer tiefschauenden Prägnanz ein« Vorbild» liche Leistung positiver politischer Kritik dar» zustellen.

Mommscn wollte die Wissenschaft voraus» setzungslos; nicht minder wichtig scheint mir,

daß sie ziellos sei. Dies gilt vor allem von der politischen Theorie, die m«ist auf «in nicht eingestandenes, von persönlichen Wünschen diktiertes 6«mou8tiAnäun> zustrebt.
«
„Bremser' haben wir unter unseren Minister» genug; wäre es nicht zeitgemäß, einmal «inen „Chauffeur" zu engagieren?
Wir modernen Menschen haben dekretiert, daß Geschichte nicht Königsgeschichte sein dürfe, aber alle Geschichte war einmal Tageserlebnis, und nun schaut nur nach, wieviel Spalten täglich von Windsor handelten!
Apokryphes Wort eines apokryphen Königs: „Wenn ich nicht Leopold wäre, möchte ich Wohl Aockefeller sein. Göhenverehrung und Menschenverachtung sind uns gemeinsam."
«
Wenn man unter dem i.neisn regime einen Finanzminister brauchte, so nahm man einen Tänzer. Der österreichische Semiparlamen» tarismus macht es nicht anders, nur bah Praschel . . . nicht tanzen kann.
«
Ein Block ist nie ganz unnütz. . . schlimmstenfalls kann man das Haupt darauf legen,
»
Unter den Todesanzeigen der letzten Zeit erregt die Ankündigung einer Wochenfchrift „zur Förderung der Blockpolitik" allgemeines Interesse.
«
Summarische Berteidigung eines »nge» treuen Beamten: N»si lau tutti!
Eduard Goldbeck.
Sehr geehrte Redaktion!
Gestatten Sie mir gefälligst folgende An» frag«. Vielleicht drucken Sie dieselbe ab und «rsuchen die Leser Ihrer geschätzten Zeitschrift, die Antwort zu finden, wenn Sie mir dieselbe nicht beantworten können. Einen Preis bin ich gern erbötig auszusetzen.
Am 17. Aovember 1906 unternahm Herr Maximilian harden in d«r „Zukunft" «in«n sehr heftigen Angriff »uf Fürst Philipp Eulenburg, mit der Folge, daß ihm Herr Eulenburg als» bald «inen Parlamentär ins Haus fandte, un» über die Friedensbedingungen zu unterhandeln. Ende Aovember desselben Jahres lieh Herr harden Sr. Durchlaucht durch den Freiherrn von Verger sagen, daß er ihn für homosexuell halte. Se. Durchlaucht war keinesfalls be> leidigt, sondern „er schwieg und schlug die Augen nieder". Fm April 1907 erschien in der „Zukunft" ein noch stärkerer Angriff und im Juni gab harden vor Gericht ein« Ausfage ab, deren provokatorischer Charakter am aller»

wenigsten dem Fürsten Eulenburg entgehen konnte, entging er doch selbst dem vernehmenden Amtsrichter nicht. Se. Durchlaucht war ab«r nicht beleidigt. Am 28. Oktober sprachen die Herren harden und Bernstein im Plaidoyer sehr wenig liebreich vom Fürsten Culenburg, der dadurch aber nicht im entferntesten beleidigt war. Erst vier Wochen und drei Tage später war er's, am 26. Aovember ». <i. 1907.

Ich gestatte mir nun die Anfrag«: Welch« Funktion der Zeit ist die Empfindlichkeit Sr. Durchlaucht? Es würde mich vom mathemati» schen Standpunkt aus interessieren. Es gibt mathematische Größen, die sog. Fourierschen Aeihen, die stellen z. V. eine Linie dar, die plötzlich abbricht, dann einen einzelnen Punkt, dann wieder eine gerade Linie, bann wieder einen Punkt usf. bis ins Unendliche, etwa wie die folgende Skizze zeigt.

/ ° / ° /

Vielleicht läht sich's damit erklären, ich bin aber ein zu schlichter Mathematiker, um die Lösung dieser schwierigen Aufgab« zu finden, hoffentlich befindet fich in der Aedaktion oder unter den Lcfern «in b«ff«r«r Kopf. Vielen Dank im voraus.

Ein Leser des „Morgen".

Berlin, den 29. 11. 07.

Die Arbeiter der Zukunft.
Jeden Tag dieselbe Beschäftigung haben — das ist so köstlich wie das Leben in der Hölle. Die meisten „Beamten" führen «in derartiges Leben. Und d» wir in Deutschland so viel« Beamte haben, deswegen ist unserm ganzen öffentlichen Leben der Charakter des Stumpf, sinns so «igen. Der große Materialist de la Mettrie hat in seinem Buche „I/bomms mzekiue" behauptet, daß jeder Mensch eine Maschine s«i; da jedoch heute kein vernünftiger Mensch Materialist ist. so sollte man sich Mühe geben, das maschinenartige Leben zu fliehen wie die Best. Und deshalb sollten für die Folge alle Beamten und alle Arbeiter gezwungen werden, in j«d«m Vierteljahr eine andere „mechanische" Betätigung zu suchen. Immerzu dasselbe — z. V. Leitartikel oder Kritiken — zu schreiben, sollt« auch als „mechanische" Betätigung auf» gefaßt werden. Das Schlimmste ist Wohl, wenn jemand jeden Tag dasselbe „redet". Wir brauchen die Abwechslung in allen Lebenslagen — auch der Arbeiter muh sie haben.
Paul Sch««rbart.
Das Automobil-Theater.
Di« Automobilindustrie hat sich über «inen Mangel an Käufern zu beklagen, und so läßt man sich auf kostspielige Experimente ein, um die Interessentensphäre zu erweitern. Und so kam es, daß in der vorigen Woche von einer bekannten Automobilfadrit ein impofantes Schauspiel arrangiert wurde, zu dem die meisten Theaterpotentaten Aorddeutschlands geladen waren. Es erschienen u. a. auch Brahm, Lindau, Reinhardt, Hauptmann, Zickel und Bonn. Durch einen Zufall kam es, daß ich auch dabei war. Es wurden zehn Last» automobile vorgefühlt, in denen sich alles, was zu einem Theaterbau notwendig ist, vorfand. Und das Theater wurde in unsrer Gegenwart in einer halben Stund« von zehn Arbeitern „aufgebaut". Unter den Materialien herrschte Linoleum und Segeltuch vor, von Wellblech und Eisen war wenig zu bemerken; das Ganze bekam durch farbige Hölzer einen sehr frischen modernen Charakter. Und der Zuschauerraum könnt« 150 Personen aufnehmen. Es wurd« auch «ine Szene aus Lessings „Minna von Barnhelm" gespielt. Und nach der Borstellung wurde das ganz« Th«at«r in «in «Restaurant v«rwand«lt mit Küche, Garderobe und Aeben» zimmern. Dies« Verwandlung nahm kaum 7 Minuten in Anspruch. Zum Schlüsse wurd« das «Restaurant in derselben Zeit in «in kleines Hotel verwandelt, in dem das gesamte Theater» personal mit allen Bequemlichkeiten für die Nacht untergebracht werden tonnt«. Somit werden wir demnächst auch „fahrende" Theater

haben. Und diefen wird, nach dem Vor»
gefühlten zu urteilen, nichts Schmierenartiges
anhaften. Leider darf der Aam« der Auto»
mobilfirma noch nicht genannt werden, da
zwischen dem Erfinder und der Firma noch
einige Differenzen bestehen, die erst beseitigt
werden müssen. Es ist der Bau von z«hn
solchen Wandertheatern von der Firma be>
schlössen worden.

Paul Scheerbart.

Ein Gespräch in meinem Grabe
über mein Stück .Ulrich, Fürst von Waldeck"»
Gehalten im Jahre 1S5«.

‚Pf»i> W!« lannst du 1° leibst dlch zeigen»'
Ich muj e« doch, »«nn »!« andern Ichwelgn,
Ein mir befreundeter Aegenwurm, der mich
zuweilen an trocknen Nachmittagen in meiner
Gruft aufsucht, hat mir mitgeteilt, daß man
in Verlin mein »nno 19l>5 geschriebenes Schau»
spiel „Ulrich, Fürst von Waldeck" ausführen
wolle. Wenngleich mil dies« Nachricht in
m«in«r langweiligen Verwesung ganz amüsant
war, so erschrak ich doch nicht wenig, als ich
mir, soweit ich es drunten übersehen tonnte,
die Situation klar machte. Ich Hab« zeitlebens
«ine stark« Angst vor allen Berlinern gehabt.
Die Disharmonie zwischen uns war ihnen «in
steter Anlaß zum Gelächter und zu vielen faule«
Witzen über mich, worin fic noch heute ihres»
gleichen fuchen. Und wiewohl das Publikum
dort Heuer nur mehr meinen Schatten, bel

'> Erscheint soeben im Verlage Mar»u»edt « ei«.

droben wehmütig um die Souffleurkästen her»
umschleichen foll, auszischen und fcheu pfeifen
kann, und die Aachttritiler — Disteln wachsen
aus meinen Daumen zu euch empor, ihr Ge»
liebteftenl — nur mehr meinen Namen tot«
prügeln tonnen, «in Nest von Ehrgefühl in
mir wird sich, so fürchte ich, noch in meinem
Grab« drüber grämen.
Mein Freund, der "Regenwurm, riet mir,
ich solle «in pofthumes Pamphlet unt«r d«m
Titel: «Was ich mit meinem Fürsten Ulrich
ausdrücken wollte!" herausgeben. Nichts sei
geeigneter, um sich in die Herzen der gescheiten
Leute — soweit sie diesen Knorpel besitzen,
Regenwurm! — einzuschleichen. Ich müsse in
diesem Pamphlct zunächst zeigen und be»
weisen, welche dualistischen Ideenfaltoren
meinem Stück zugrunde lägen, aus deren An»
einanderprallen eben der das ganze Kunstweit
entzündende schöpferische Funk« hervorspringt.
Vder anders ausgedrückt: Ich müsse nachweisen,
erstlich, daß und wi« in meinem Stück das
Leben in seiner Gebrochenheit vorhanden sei
(Problemstellung), und zweitens, baß und wi«
dits« verlorene Einheit in meinem Geiste sich
wiederhergestellt Hab« (das Moment der Idee).
Vi«s s«i seit Hebbel in Deutschland un»
umgänglich notwendig, und wenn mir bei
meinem Stücke dies nicht zu demonstrieren ge»
länge, so würde lein Rezensent, selbst in Kräh»
Winkel und Grünwiesel, nicht mehr, «in« Szene
von mir ohne Murren v«rschlucken. Dieser
erst« Teil meiner Beweisschrift müff« so
schwierig und unverständlich als möglich sein;
ohne längere philosophisch« Zitat«, von Aristo»
teles angefangen bis auf Wcininger und Wach,
sei mein« Arbeit keinen Achtungserfolg wert,
>:nd man würde ihr in Verlin nicht einmal
das Wort „Talentprobe" verleihen. Wie d«r
einer Schandtat angeklagte Verbrecher sein
)!^di, so müsse der wegen Verfassung eines
?7amas vor Gericht stehende Dichter seine Zu»
gchörigkeit zu einem Philosophen nachweisen.
Sonst würde er in den Tartarus der Lächer»
lichkcit geschleudert, und sein Kleinhirn als
Dichterscheuche vor den Parnaß aufgefpießt.
Im zweiten Teil deiner Vertcidigungs»
schrift aber muht du — und hierbei krümmt«
sich d«r "Regenwurm vor Aufregung wi« «in
Kork«nzi«h«r — den r«g«lrecht«n Aufbau deines
Stückes dar» und klarlegen. Ich rat« dir dazu
zunächst, den verschwenderischsten Gebrauch von
lxm Wörtch«n „dramatisch" zu machen. Mit
diesem muh mindestens jeder zweit« Satz, den
du schreibst, gesalzen sein. Das Wörtlein
„un dramatisch" muh dir «inen solch«»
Ekel und Schauder einflöhen, wi« mir der
Gedanke an ein Huhn, das meiner ganze»

kurzweiligen Existenz ein Ende setzen kann. Was mein Vetter, der Bazillus, für die Menschen droben, das bedeutet dies Wörtchen für den bramatlfchen Dichter. Mehrfach appli» ziert, führt es unabwendlich zu feinem poetische» Tod«, «s sei denn, dah er sich zum prosaische» Verufsmenfchen oder Kunftschriftftell«r v«r» puppt, und so die Bazillen verkapselt, wie eure Aerzt« sagen.

Darum beweis« de» dramatischen Aufbau deines Stückes, oder lah dich begraben! (Ver-zeih« den Pleonasmus!) Man muh sein« Leistung auf ein« Formel bringen und dies« heilig sprechen, oder kein Oervinus nimmt dich in seine Literaturgeschichte auf. Gin« Köchin, bi« aus ihrem Instinkt heraus und nicht nach dem Rezeptbuch kocht, ist eine ordinäre Person und lein Feuilleton wert. Darum beweis«, dah dein Stück dramatisch gebaut sei, dah «s «in« fortlaufende, innere und äußere, Handlung Hab«, die sich aus einer gesehten Situation bei so und so beschaffenen Charakteren hat ergeben müssen. Es hat zwar leider bis dato schon so viel«, verschieden« Dramatik«! gegeben, dah man kaum mehr weih, was eigentlich noch undramatisch ist, und jeder hat jedesmal den Flügelgaul anders aufgezäumt. Aber trotzdem muht du dich immer wieder als einen Drama» tiker ausrufen, um für einen solchen zu gelten, oder sie werben dir so lang« über deinem Kopf herumtrampeln, bis du es hier unten in deinem jetzigen undramatifchen Zustand verspürst und aufschreist: „0, wie dramatisch!"

Der Regenwurm merkte, daß ich mit meinen aus dem Scharnier geratenen Kinnbacken zu gähnen versuchte, und schlich sich, beleidigt dar»

«,l»er, daß ich seine guten "Ratschläge so in den ^Wirld schlug, von bannen. Hl begab sich sofort »on mir an seinen Lieblingsplatz, «ine Müll» grub« in der Nähe der Stadt, wo viel altes Zeitungspavier herumliegt, aus dem er seine bedeutende, mich jedesmal wieder verblüffende Bildung und Gelehrsamkeit hernimmt. Ich clber drehte mich dreimal in meinem Grabe herum, wobei ich einig« neuerlich unangenehm« Verkürzung«« feststellte, und blieb im Grunde leider derselbe, der ich gewesen war.
Herbert Eulenberg.

Musik.

„Tragaldabas", Komisch« Oper in 4 Auf» zügen von Eugen d'Albert.

Am Vormittag des 3. Dezemb, r lieh Eugen d'Albert den Lesern de« „Verl. Lokal»Anzeiger" verkünden: „Ich bin der fest«« Ueberzeugung, baß die moderne Öpernkomposition d«r Ver» cinfachung entgegengeht, dah die Salom« nach gewisser Nichtung hin einen Höhepunkt be» beutet und das gleiche Publikum, das die Straußsche 0per bejubelt, auch einfache, natür» liche musikalische Kost willkommen heißt." Am Abend desselben Tages gab aber das Publikum, daS zur Aufführung von d'Alberts „Tragal» babas" im Hamburger Stabttheater erschienen war, unzweideutig zu verstehen, daß die Zeit für die von d'Albert verstandene «Rückkehr zur Einfachheit noch nicht gekommen sei. Natür» lich sind hier nicht die Mihfallensäußerungen des Pöbels gemeint, der nach dem dritten Akt» schluh ins Parkett hinunterbellte und pfiff. Das kann nicht der Maßstab für die Aufnahm« eines Kunstwertes sein,- auch der herrliche ,,Torregidor" Hugo Wolffs wurd« seinerzeit «n Verlin mit Zischlauten begrüßt, obwohl der unglückliche Tondichter zur Zeit der Berliner Pr«mi«r« längst tot war, was den damaligen Schreiern offenbar nicht bekannt gewesen ist. Möglicherweise gingen die Hamburger Demonstrationen von Leuten aus, d«e d'Albert den Erfolg seines „Tiefland" nicht verzeihen können. Von größerer Bedeutung aber war die kühl« Reserve, mit der das neu« Werl von allen «rnst«n Musikern und Musikfreunden aufgenommen worden ist, «in« passiv« Ab» lehnung, aus der auch der künstlich entfachte Beifall «inen Scheinerfolg nicht zu konstruieren vermocht«.

Ein merkwürdiger Fall, denn offen» gestanden, find« ich für die Ablehnung des „Tragalbadas" zum mindest«»» nicht mehr Gründe, als für den Ueberschwang, mit dem der Tiefland.Komponist kürzlich als Netter auö der deutschen Vpernnot gefeiert worden ist. Der Sänger des „Tragaldabas" ist mir sym» pathischer als der Vertaner des „Tiefland",

Der laute, lärmende Erfolg der auf die veristische Skala eingestimmten Tiefland» Tragödie beweist, daß das Publikum d«m mühelofen Spaziergang im Flachland immer noch den Vorzug gibt vor dem Streben nach höherem Auslug. 2s ist auch auffallend, daß di« wortführenben Zeitgenossen, die für aus» ländische Tonsetzer nur mürrische Worte übrig haben, die einen Massenet nnd «inen Puccini als ordinäre Musikhanbwerker hinstellen, nicht auf den Einfall gekommen find, Vergleiche zwischen der Schreibweise eines Puccin» und eines d'Albert anzustellen. Sie würden d»> bei sicherlich zu dem Resultat gelangt sein, daß Massenet und Puccini eigentlich reckt persönliche Musik machen, mit anderen Worte» «inen stark entwickelten Stil ihr eigen nennen, während d'Albert im „Tiefland" haltlos hin und her schwankt; bald klingen aus dem Orchester brünstig« Kantilenen italieniscker Provenienz herauf, bald werden auf der Viihne »nverfälfchte Öpernductte alten Stils, wie zu des seligen Nehlers Zeiten, geschmachtet, l) Publikum, wie hast du dich nasführen laffen. Der d'Albert des ,,Tiefland" zeigt nicht sein wahres Gesicht; da «st er nur der große Macher, der gewiegte Routinier, der all« Register eines wirksamen Opernkrams zieht, der mit aus» gleichender Geschicklichkeit die Dürftigkeiten mit buntem Instrumentalflitter vergoldet.
Der d'Albert aber de« „Tragaldabas" ist, wenigstens in der Absicht, der wahre Künstler, der Schöpfer der „Abreise", die als typisches Veispiel der Kammeroper immer noch an der Spitze der d'AIbertschen Bühnenwerk« steh». Das Libretto zur ..Abreise" (vom Grafen Sporck) ist sicherlich kein Meisterwerk; aber es zeichnet sich durch geschickt« Anlage aus; es herrscht «in vornehmer Ton in dieser artige» Vied«rmeierkomöbie und der über den Szenen ausgebreitete freundlich»b«haglich« Humor ist auch in d'Alberts Partitur glücklich zur Aus» lösung gelangt. Dies« guten Eigenschafte» fehlen dem Textbuch zum Tragaldabas. „Natür» lich hat Rudolf Lothar den Text geschrieben", erklärt« d'Albert einem Neporter. Als ob das so selbstverständlich wäre! Lothar hat sich einer um die Mitte des oerflofsenen Jahrhunderts auftauchenden und ebenfo schnell wi«b«r ver» schwindenden Komödie des Auguste Vacqueri« angenommen, das Werk verdeutscht, umgedichtet und endlich aus der Nachdichtung das für d'Albert bestimmte Libretto herausd«stilli«rt. Das französisch« original mag ein interessantes, lustiges und witziges Stück sein. Da aber,

wie Lothar selbst erzählt, die Uebersetzung sehr selbständig« Wege ging und dabei die vielen Bonmots und Tiraden ausgeschaltet und ge» kürzt wurden, ist wohl vom Ewrit Vacqueries nicht viel übrig geblieben. Das vorliegende Libretto zumal ist von Witzund Geist völlig ver» lassen. Aus der lustigen Mantel» und Degen» Intrigu« des französischen Dichters ist «in« unge» lchlacht« Grotesk« geworden, an der. ganz abge» sehen von dem rohen Gefüge und der dick auf» getragenen Farbe, die geradezu entsetzlichen Verse das Schlimmst« sind. Im Hinblick auf die Naivitäten und Plattituben ist dieser Operntext höchstens noch etwa mit der Ueber» schung einer früheren Verdi»Oper zu ver» gleichen. Diesem Tragaldabas, dessen Eharak» teriftil verwanbte Zuge mit Falftaff und Eyrano aufweift, wäre vielleicht musikalisch bei» zukommen gewesen, wenn die fein« Hand Aostands dazu die Feder geführt und Ermanno Wolf»Ferrari seine schimmernden Tonketten darüber ausgeschüttet hätte.

Jetzt ist der „Tragaldabas" nichts als ein riesiger, instrumentierter Witz. Die Partitur >ft die Arbeit eines Musikers, der ungeheuer viel kann, der den technischen Apparat der Bühne und des Orchesters sicher und mühelos beherrscht, dem es aber nicht ^e» lingen tonnt«, mit bloßen Verstandeskategorlen mehr als Interesse zu erwecken. Kurz: die Traaaldabas»Partitur ist völlig blutl«er, sie wendet sich ausschließlich an den Verstand; das herz aeht leer dabei aus. Aus diesem Grund« wild ihr ein dauernder Erfolgver» sagt bleiben. Und dennoch ist mir dies« Musik lieber als die falfche Maske, die b'Albert im „Tiefland" aufseht. Das heitere, Lustspiel» mähige liegt nun einmal dem Komponisten viel besser, als ihn der tragisch« Wurf des Wulikdramas kleidet. Das leltmotiuisch ver» wendete Themenmaterial zeichnet sich in der Hauptsache nicht gerade durch starke Ligen» art aus. Vortrefflich gedacht ist das Tragal» dabas-Motiv, das dl« 0p«r in mannigfachen harmonischen und rhythmischen Umbildungen, fast zum Ueberdruh, durchzieht und jedenfalls beim ersten Auftritt des Titelhelden am er» aötzlichsten wirkt, wo es in riesenhafter Plastik von den Posaunen, Bässen und tiefen holz» bläsern «ingeführt wird. Ueberhaupt ist dl« Orchesterbehandlung die beste Seite des Werkes. D'Albert hat fast sämtlich« Instrumente auf ihr« komisch« Wirkungsmöglichkeit geprüft. Bald gurgeln die Faaotte, bald ächzen und stöhnen gedämpfte tzorner, Trompeten und Vosaunen. Trillernde Blechinstrumente, klopfende Geigenbogen und andere Scherze tauchen in jedem zweiten Takt auf. Diese

Häufung komischer Effekte ermüdet aber auf die Dauer und schwächt die guten Gindrück« «b. Das ist eben «in« grundfalsche Aeußerung des Humors, der nicht von auhenher auf di« Noten übertragen werden darf, sondern aus de« musikalischen Gedanken heraus seine goldenen Fäden spinnen muh. hier zeigt sich «nch die Grenze zwischen Talent und Genie. Das Talent versucht durch künstliches Aufpfropfen Stimmungen zu erzeugen. Das Genie durch» wärmt mit seinem Blut die Form. Beispiel: Smetanas „Verkaufte Braut. Das Orchester des genialen Böhmen ist von fast Mozartsch« Einfachheit; von Instrumentalscheizen nirgends «in« Spur; in d«n köstlich«« Buffo» sz«n«n des Kszal führen die Streicher das Wort. Welcher wanne, fonnig« Humor blüht aber «us diesen Tönen auf, selbst wenn man si« nur am Klavier anschlägt.

Wo d'Albert im „Tragaldabas" «rnft«r« Saiten anschlägt, zeigt er sich nicht besonders wählerisch, c^s sind alles autklingend«, ab«r s«hr konventionell anmutend« Melodien, di« manchmal bedenklich nach dem Salonstil gravi» tieren. Zwar der D»Dur»Walz«r Ottavios, in dem di« m«ist«n das haar in d«r Supp« ge» fund«n zu haben glaubten, ist so schlimm nicht: auch Offenbach (in Hoffmanns Erzählungen) und Lortzing haben wiederholt zur Walzer» form gegriffen. Ueberdies versöhnt bei d'Albert die famose parodiftisch« Wendung des Walzers. wennTragaldabas von W«ib und Lieb« singt. Vi« Duette des Ottavio und der Laura im zweiten Aufzug mU d«r hübschen Stimmungsmaleiei des Orchesters und das Duett im dritten Auf» zug, dessen tzauptthema viel Aehnlichkeit mit der Schlußszene der „Abreise" hat, bilden vom rein musikalischen Standpunkt aus betrachtet sehr annehmbar« Momente, und auch die Sere» nade Ottavios hat in bezug auf ihr« »hyth» misch« und klangliche Wirkung Anspruch auf Beachtung. Zum besten der Oper rechne ich das breit dahinströmende, symphonisch be» handelte Vorspiel zum letzten Aufzug, «in« stimmungsträftige Schilderung d«s Sonnen» ausgangs.

Einer polyphonen Schreibweise ist d'Albert merkwürdigerweise aus dem Wege gegangen. Vielleicht hätte sich durch «in« sorgfaltiger« musikalisch« Faktur manch« Mangel an Er» findungskraft etwas veidecken lassen. Jeden» falls kann die neue Oper die Spur«n «in» sehr hastigen Arbeitsweise nicht verleugnen. Dafür ein weiterer Beweis: Im Juni dieses Jahres übergab Lothar dem Komponist«« das Libretto. Aach fünf Monaten schon ist die Erstaufführung möglich, zu der schon längst der gedruckt« Klavierauszug vorlag. D«r Ehr» geiz o'Alberts, seinen unbestrittenen Lorbeeren auf dem Gebiet des reproduktiven Künstler» »M.M

tums neuen Ruhm auf der heißumstrittenen "Bühne anzugliedern, scheint den Künstler auf "Abweg« zu führen. Er gönnt fich zu wenig Zeit, neu« Pläne ausreisen zu lalfen. Noch hatte der „Tragaldabas" feine Erstaufführung nicht hinter fich, als «in Blatt zu melden wuht«, d'Albert Hab« «ine neue tragische I>p«r beinahe vollendet. Was ihm also vor allem nottut, ist künstlerische Konzentration, sonst seht er sich der Gefahr »us, «>n Vielschreiber ge» fcholten zu werben.

Noch ein Wort über die Hamburger Auf» führung. tzofrat Bachur hatte feine besten Kräfte ins Treffen geschickt. An der Spitz« des Orchesters stand der talentvoll« Gustav Brecher, «in jung«, aus der Strauh»Mahler» Schule stammender Feuergeist, der seiner Kapelle Schwung und Geist zu suggerieren wuht«. Herr vom Scheidt, «in« g«nial« Wischung von Bariton und Vuffobah, agiert« die an» fpruchsvoll« Titelpartie mit zwin endem Ver» stand und gefänglicher Nobleff«. Ihm felun» diert« der stimmgewaltige Max Lohfing als Vagabund Griffo. Das Liebespaar Ottavio und Laura erschien in der Interpretation durch den mit schönen Mitteln ausgestatteten Aloys Pennarini und Frau hindermann, die dies» mal etwas matt wirkte, als angenehmer Kon» traft zu der raufluftigen Gaunergesellschaft. Grofj« Enttäuschung bereitete die Negi«. Ich las auf dem Zettel: Ginrichtung von W. Woris. Das follte, wie ich annehme, nicht weniger besagen, als dah der „Tragaldabas" in dem von der Berliner Komischen Oper inaugu» rierten Stil in Szene gehen werbe. Allein nichts von alledem. Vermutlich hat sich die Hamburger Negi« von Berlin aus nicht drein» reden lassen wollen. Jedenfalls war das, was man auf der Bühne zu sehen bekam, der alte Opernschlendrian mit seinen gemalten N«qui» siten, seinen gräulichen Bäumen und Aasen» stücken. Der Sonnenaufgang war rot, die Nachtszene grün und der Tag gelb, alles «in breiter, uniformer Farbenton, ohne Nuancen, «hn« Uebergänge. Ein wahres Glück, daß cs Aegisseure gibt wie Gregor und Woris, die den Kampf mit dem künstlerischen Phlegma aufgenommen haben und durch «hr« Nesultat« vorbildlich zu Wirten berufen find.

G u s e b i u s.

Theater.

Ein« Bearbeitung. In der vergangenen Woche ließ Paul Gger aus Wien am hiesigen Kleinen Theater fein« „Manbragola" ausführen. Seine, trotz Macchiaoell. Denn das können wir doch für ausgemacht nehmen, baß das Eigentum an einer dramatischen Arbeit irgend» welcher Art nicht von der Fabel bestimmt wird,

die irgendwo gefunden worden ist, foildern von der Stimmung des Ganzen, dl« vom Autor kommen muh. Das allem «ntfcheidet. Wan hat jetzt viel g«g«n die Bearbeiter von älteren Stoffen auf dem herzen, tut fo, als ob die Erfindung von Vorgängen, das hinstellen und Ordnen sonderbarer Begebenheiten die wesent» lichst« Aufgab« dramatischer Talente wäre, und erbost sich, weil es die günstige Gelegenheit gerade verstattet, insbesondere gegen die Wiener; diese wenden sich, helht es, lässig und traft» los und unfruchtbar, am liebsten dem Ge» wesenen und zu Ende Geformten zu, putzen es fpielerifch heraus, modeln es um und setzen es gelenkig in Bewegung, um fich an diesem Anschein eines neuen Lebens zu erfreuen, hier wird jetzt nicht zu entscheiden sein, was die Wiener können, oder nicht tonnen. Daß es unsinnig ist, für dramatische Neuprägungen, wie sie dort in den letzten Jahren zufallig zweimal versucht worden sind, Wien selber verantwortlich zu machen, leuchtet wohl ««dem ein, der einsehen will. Aber da es nun wieder» um vorgekommen ist, bah einer aus Wien die Handlung einer alten Komödie für fein« neue benutzt hat, liest man wiederum, es fei die Gewohnheit der Wiener, Stoffe aus ver» gangenen Literaturen „aufzuschürfen" und moderner herauszuputzen. Und der Unkundige mag fich, wenn er das gedruckt sieht, ungefähr vorstellen, dah da «ine literarisch« Gelehrten» tolonie ständig mit historischen Ausgrabungen beschäftigt fei . . .

Zunächst ist zu fagen, bah diese Bearbei» tungen, die man da so in der Geschwindigkeit zu einer kleinen Gruppe zusammengeworfen hat, fo wenig zusammengehören, wie sonst irgend Dramen grundverschiedener Art. Es ist was anderes, menschlich« Konflikt«, die von altersher für groh und stark und anschauens» wert gegolten haben, bis in die feinsten Emp» findlichleiten hin auszuspannen, von denen unsere Zeit noch weih; und was anderes ist es, die Wirksamkeit von Situationen zu über» prüfen, fie neu zu glätten, für die Gaumen von heute umzukochen. Gefchieht jenes, so hat ein Zufall oder e«ne Laune dem Dichter — denn hierzu find Dichter notwendig — einmal feinen Gegenstand aus einem Buch anstatt aus einem anderen Gehege des inneren Lebens zugeworfen; wird diefes unternommen, so haben die Finger eines Geschickten oder die Nerven eines Geschmackvollen das Buch ausgefunden, das sich ihren technischen Versuchen am be» quemsten fügt. 2s ist, wie man sieht, doch ein« etwas andere Methode zu „bearbeiten . Man kann diese „Mandragola" als das Lr.» periment einer anfängerischen Begabung an» sehen, die sich vorläuftg noch hinter fremden

Erfindungen bescheidet und erst nur im Ton
und im Ausriß der Szenen das Eigene probiert;
man lann selbst über «in allzuleck verfehltes
Wagnis murren, wenn man sich dazu ver»
steigt, dem Komödiendichter Macchiauelli den
Heiligenschein der literarischen Unantastbarleit
aufzusetzen.
Aber man kann nicht von „Bearbeitungen'
so obenhin und so allgemein sprechen und ein«
neue Aubrik der Literaturgeschichte auftun, in
di« nun plötzlich alle modernen Wiener Auto»
ren gesperrt werden sollen. Es stimmt nämlich
nicht; es stimmt nicht, daß Umformungen von
von Aelterem nur zu unserer Zeit und nur in
Wien gemacht werben, und es stimmt nicht,
dah nun alle Wiener Autoren oder auch nur
eine Gruppe von ihnen an dieser Sucht, Ge»
staltete« neu zu g«stalt«n, «rkrankt wären. Und
cs stimmt schon gar nicht, dah es ein Zeichen
von Schwäche oder Leer« ober Müdigkeit sein
soll, wenn einem einmal einfällt, seiner
Kunst oder seinen Künsten dort Aaum zu «r»
zwingen, wo schon das Werk eines Früheren
steht. Im Gegenteil; ich meine, es gehört
schon ein recht üppiges Temperament dazu,
sich mit einer gewordenen und geprägten Arbeit
so heftig auseinanderzusehen, dah daran gleich
eine «igen« anknüpfen kann. Es muh Kraft
in einem sein, der ein so uraltes Gefüge aus»
cinanderzunehmen, ihm eine neue Seele «in»
zugeben ober «in neues Gesicht vorzuhängen
wagt. Wer dann noch, wenn dies gelungen
ist, nichts anderes gehört haben will als eine
alt« Fabel, der ist eben ein schlechter Zuhörer
und hat sich sein Mißbehagen nur selbst zuzu»
schreiben. 2s gibt kein« Bearbeitungen älterer
Stoffe, in denen der Stoff mehr wirken könnte,
als das Talent, das neuerdings an ihn ge»
kommen ist. Wo dies« „Mandragola" gefiel,
d» gefiel d,e Geschicklichkeit, der Witz, die Wort»
sicherheit des jungen Paul Eger; und wo seine
Kraft zu dünn, sein« Stimme Zu uneigen war,
d» muhte ihm seine Komödie mißraten. Sein«
Komödie, trotz Macchiavell; denn was dieser er»
funben hat, war dem Heutigen nur mehr das
Gerät, an dem seine Geschicklichkeit sich übte,
an dem seine Kraft auch gelegentlich versagte.
Bearbeitung ist nichts, als eine zufällige Art
der Stoffwahl; mit Begabung oder geistigem
«Reichtum oder Frische und Fülle des inneren
Lebens hat sie nicht das mindeste zu tun.
Das gilt schon von dieser leichteren, un»
tiefen Gattung und umsomehr noch von j«n«n
starken und neu durchseelten Umdichtungen, die
man bei der Gelegenheit so unvermerkt mit
in di« «Rubrik „Bearbeitung" werfen wollte.
Darum ist es vielleicht ganz gut, diesem leidigen
Wort ein wenig ins Gesicht zu leuchten, bevor

es, im Dunkeln weiterschleichend, unangenehmen Schaden stiften kann. Willi Hanoi.

Reformen.

<I^n den nächsten Jahren werden, wenn nicht <) alle Zeichen trügen, die Blick« der an innerer Politik Interessierten auf «in Gebiet gelenkt werden, das der Mehrzahl in der «R«gcl verschlossen scheint. Wer kümmert sich (außer den Fachmännern) um die wichtigen Fragen, die den Gelbumlauf betreffen, wer kümmert sich um die Fragen, di« sich an die Verfassung der «Reichsbank knüpfen? Aur in Zeiträumen von IN zu 10 Jahren, wenn die Erneuerung des Banlprivilegiums vom Reichstag« und von der «Regierung beschlossen werben muh, wird das Für und Wider von Berufenen und Un» berufenen erörtert. Zu Heiher Parteienftreit pflegt bei uns nicht um die Gold» und Silber» Währung zu entbrennen. In Aord»Am«rika hat die Agitation der Silberleute dahin ge» führt, daß Schuster und Schneider den Dingen ein gewisses Verständnis entgegenbringen. Und vor den Wahlen wurde häufig (besonders bis zur großen Währungsreform des Jahres 1893) selbst auf den Straßen heftig debattiert. Bei uns ist nichts so unpopulär wie di« Börse und was mit ihr zusammenhängt. Drum sorgen auch die Parteien dafür, dah den Wahlern nicht gesagt wird, eine «Reform des Börse»» gesetzes nach den Wünschen der Händler sei im wirtschaftlichen Interesse notwendig. Bei den «Reichstagswahlen im Porjahr« verhielten sich selbst die freisinnigen Parteien gegenüber ihren Wählern mit der Forderung auf «in« Aenderung des Börsengesehes sehr still. Vi« Agrarier wissen, dah die Gegner leinen Wider, hall im Lande finden, und nützen die Unkennt. nis der Masse aus. Gerade di« Liberalen sind aber an diesen Zuständen nicht ohne Schuld. Das größere Verständnis des ameri» kanischen Volkes in wirtschaftlichen Dingen ist nur dadurch herbeigeführt worden, daß man diese Fragen zum Gegenstand« hitziger öffent. licher Debatten macht«. Wag sein, daß die liberalen Parteien hierdurch zunächst manche Stimme verlleren würden, aber mit der Zeit würde das Verständnis vermehrt werden, und auch der Kapitalfeinbliche würde erkennen, baß man di« Börse nicht ohne weiteres nur als die Stätte der «Reichen bezeichnen und be» kämpfen darf, daß man wirtlich vorhandene Schäden und Auswüchse erst dann beseitigen kann, wenn man in die Materie weiter «n» bringt.

Wir haben selbst im «Reichstag kaum «in« Handvoll Abgeordneter, di« von Gelb», Banl» und Aktienwesen etwas verstehen. Dieser Mangel hat zwei Nachteile. Einerseits traut man sich an notwendige Gesetzesänderungen nicht heran (eine Verbesserung des Aktien» rechtes ist längst fällig), andererseits ist man zu

sehr auf Fachleute angewiesen, wenn es zur Beratung über eine solche Vorlage kommt. V«im hypothekenbanlgeseh trat dies drastisch hervor; da haben sich Reichstag und «Regierung »n den meisten Punkten den Wünschen der hypothelenbankdirektoren gefugt. Ein böser Zufall wollte später, dah «in Teil derjenigen Direktoren, die den Ton angaben, nach wenigen Jahren ins Gefängnis wandern mutzt«.

Ist's nicht der Mühe wert, auch dies« Ding« zu studieren? Ueber di« Frag«, ob «in in Hof» gunft Stehender homosexuell veranlagt ist, wird »aaelang diskutiert! die wichtigsten Wirtschaft» lichen Vorlagen werden im Handumdrehen er» ledigt. Mögen nicht alle Abgeordneten von kaufmännischem Geist beseelt sein, mögen sie von dem Wesen der O«ldzirkulation, von der Technil des Bank» und Vörsenwesens lein« Ahnung haben; «in paar Spezialisten müht« jede Vart«i präs«nti«ren tonnen. Das Spez»a» listentum muh in den Fraktion«» überhaupt mehr entwickelt werden als «s heute der Fall ist.

Der Verlauf der Enquete über das Geld» und Bankwesen, di« di« „Norddeutsch« Allgem. Zeitung" anaelündet hat, wirb die Nichtigkeit dl«s«r Ausfuhrungen beweisen. Schon aus Andeutungen, die in den Zeitungen gemacht w«rd«n, geht hervor, bah die Kommission zur Prüfung der Fragen von «inseitigen Fachintel» essen beherrscht sein wird. Di« V«rtr«t«r d«r Landwirtschaft werd«n mit d«n«n der Industrie und des Vorsenhanbels darüber habern, ob die Dritteldeckung der Aeichsbank beibehalten werben soll, ob das Prinzip der Goldwährung durch vermehrt« Ausgab« von Scheidemünzen durchlöchert werden soll.

Di« Novell« zum Börs«ng«s«tz, di« de« N«ichst»g b«i seinem Zusammentritt zu» gegangen ist, zeigt ebenso deutlich di« Miß» stand« dieser Art von Gesetzesmach«. Sie »st ein Probukt Vülowscher Blockpolitik. Auf der einen Seit« wird d«r Unfug zugegeben, den das Börsengesetz angerichtet hat. Dann aber er» kennt man wiener das Bestreben, di« Land» Wirtschaft versöhnlich zu stimmen. Di« weih natürlich sehr gut, dah die Annahme der Aovelle die Wünsche der Börse zum größten Teil befriedigt. Doch di« Erfüllung dieser Wünsche muh nun wieder auf alle mögliche Wels« v«rllausuli«rt werden, damit di« Wähler nicht m«rken, daß man den früheren Stand» Punkt aufgegeben hat. Die Vertreter der Bors« müsse» sich wieder so stellen, als ob das neu« Gesetz ihren Wünschen nicht entspreche. Würde das Ginverständnis offen erklärt werden, fo mühten di« Agrarier, ihrer Wähler wegen, mit

der Annahm« zaudern. So wird das Spiel
weiter geführt, bis die Aovelle unter Dach und
5?ach gebracht ist. Ein Anblick für Götter.
Charakteristisch hierfür ist zunächst di« Arl
und Weis«, wi« von d«n Anhängern der Börse
di« gesetzlich« Festlegung des handelsrechtlichen
Lieferungsgeschäfts in Getreide und Wühlen,
fabrikaten kommentiert wird. Jeder Händler
weiß, dah er mit dem handelsrechtlichen Liefe»
rungsgeschäft vollständig ausgekommen ist, und
«s ist ihm in Wirklichkeit höchst gleichgültig,
ob der Abschluß als Termingeschäft ober als
handelsrechtliches Lieferungsgeschaft gemacht
wird. Der Ueb«lstand beim jetzigen Handel ist
der, dah die Kaufleute niemals wissen, ob
auch das Reichsgericht di« Umgehung des
Verminhandels (d,e selbst di« V«rtr«t«r d«r
Landwirtschaft «m Bürsenvorstand gutg«.
heißen hatten) sanktionieren würde. Jetzt soll
dies« hand«lsform durch G«f«tz ««stattet werden;
mehr braucht auch der Börsenfreund nicht zu
fordern. Doch die Agrarier stellen es so hin,
als ob si« der Börse nichts konzediert hätten;
dies« wiederum stellt sich so, als ob ihr das
handelsrechtliche Lieferungsgeschaft nicht g«>
nügen würde. Man kann dieses Komöbienspiel
vielleicht begreifen; zu widersprechen ist aber,
wenn di« Blockpolitik «s zustand« gebracht hat,
notwendig« Reformen (die nicht im Börsen»
interess« liegen) b«is«it« zu schieben, weil die
A«nd«rung«n «b«n nicht unter dem Gesichts.
Punkt« wirtschaftlicher Notwendigkeit oorge»
nommen werden, sondern nur unter dem oes
Interessenausgleichs der Blockparteien. So hat
man (abgesehen von «inigen Bestimmung«»
über di« Zulassungsstelle, di« den Agrarier»
nützlich sind oder den Emissionshäusern Kosten
ersparen sollen) nur «ine Aenderung des Ab»
schnitte« IV des Börsengesetzes vorgenommen.
Dieser Abschnitt enthält die Bestimmungen über
den Börsenhandel und den Diff«r«nz«lnwand,
also diejenigen, di« b«r Börse «in Dorn im
Aug« war«n. W«il aber die Agitation d«r
Banken und Bankiers nur darauf hinausging,
das ihnen Lästig« zu beseitigen, hat man sich
nicht, wie es sich gehört«, gefragt, ob nicht in
den anderen Abschnitten manches enthalten
ist, was für ein« A«nd«rung r«if ist.
Ich will einige Vorschläge machen, di« b«i
d«r Beratung der Novell« nicht ohn« Beachtung
bleiben sollten. Vor allem mühte die bis»
herig« Art der Kursnotierung einer Verbess«»
rung unterzogen werden. Das geltende Börsen,
gesetz bestimmt nur (im § 5), dah di« Börsen»
ordnung Bestimmungen darüber f«stzus«h«n
hat, in welcher Weise di« Pr«is« und Kurs«
zu notieren sind, hier war« notw«ndig, Vor»
schritten zu erlassen, die di« Feststellung falscher
Kurse verhindern. 8 29, 3 des Gesetzes sagt
zwar, dah als Börsenpreis derjenige Preis fest,
zusehen ,st, „welcher der wirtlichen Geschäft«'

lag« des Verkehrs an der Börse entspricht".

Wie aber verhindert werden lann, daß auf Wunsch der Emiffionshäufer die Kurse »n die Höh« gesetzt werden, ohne daß auch nur ein einziges Stück zum Handel gelangt, wird nicht gesagt. Die Frage hat vor «inigen Monaten in der Handelspress« ein« Nolle gespielt. Doch sie ist nicht genügend gewürdigt worden. Man hat gegen das „Heraufsetzen" der Kurse ohne effektiven Handel Stellung genommen, aber man hat leine praktischen Vorschlag« gemacht, um diesem Unfug zu steuern. Mindestens wäre Zu fordern, b»h aus dem Kurszettel deutlich sichtbar sein muhte, wenn zu dem festgesetzten Kurse die vereideten Makler Geschäft« nicht abgeschlossen haben. Das Publikum würde dann erkennen, daß es dem Emissionshause nur darum zu tun war, «inen höheren Kurs herbei» zuführen, daß aber tatsächlich Nachfrage nach dem Papier nicht bestanden hat. Gegen den Wunsch des V«h«imrats h«mptenm»ch«r, d«s Staatskommissars an der Berliner Börse, die Kurs« derjenigen Papier«, in denen Geschäft« nicht abgeschlossen wurden, nicht zu notleren (zu „streichen", wie der Fachausdruck lautet), ward «ingewendet, dah hierdurch die Effekten» befiher in den Glauben versetzt werden, das Papier sei überhaupt nicht verkäuflich. Dem ist aber sehr leicht abzuhelfen, indem «m «mt» llchen Kurszettel vermerkt wird, warum die Notierung nicht erfolgt ist. Dadurch würde auch verhindert werden, dah wegen einer winzigen Nachfrage ein Kurs übermäßig erhöht, wegen eines winzigen Angebots zu Welt herab» gefetzt werden kann. Droht diese Gefahr, so hatten die Makler (nach Gesetzesvorschrift) den Kurs zu „streichen". Ist gleichzeitig »us dem Kurszettel zu ersehen, wie groh Nachfrage oder Angebot war, so wird sich am nächsten Tag« eine Anzahl von Käufern finden, die das An» gebot ohne wesentliche Kursveränderung auf» nimmt oder d»e Nachfrage befriedigt. Auch noch in einem anderen Punkte hätten Aende» rungen der Kursf«stst«llung im Börs«ngesetze Aufnahme zu finden. Der § 79 droht Ge» fängnisstrafe demjenigen Kommissionär, der bei Ausführung eines Auftrages absichtlich zum Nachteil des Kommittenten handelt. Es hat sich jedoch in der Praxis gezeigt, daß die An» Wendung dieses nützlichen Paragraphen so gut wie niemals möglich ist^ wenn es sich um Auf» träge in Termingeschäften handelt, die im Laufe des Börsenverkehrs eintreffen. Die amt» lichen Notierungen geben nämlich neben dem ersten und dem Schluhkurs« immer nur die Schwantungen innerhalb der höchsten und niedrigsten Kurse »n. Um welche Zeit aber die betreffenden Preise während des Verkehrs erzielt wurden, geht aus dem Kurszettel nlcht

hervor, wissen selbst die Makler meist schon I
am nächsten Tage nicht mehr zu beantworten.
Wie soll dann der Auftraggeber ermittele
können, ob der Bankier ihm nicht zu senu»
Nachteil falsche Kurse (wenn auch innerhalb
der Schwankungen) aufgegeben hat? Nach der
jetzigen Bestimmungen aber ist der § 79,?
überflüssia und dient nur dazu, den Kund«
der Bankiers einzureden, daß sie niemals
übervorteilt werden. — Es ist zu fordern, tat)
im Kurszettel zu vermerken «st, wann die
betreffenden Preif« erzielt wurden. Auch die
Bestimmungen über die Zulasfungsftell« hatten
noch manche Aenderung zu erfahren. V»
Prospekt bei neuen Emissionen ist ««zureichen!
Die Zulafsungsstelle läßt sich zwar von de,
Emisslonshäusern nähere Angaben machen »n»
beurteilt die Verhältnisse der Gesellschaften
hiernach, sowie nach eigenen, praktischen Ke»
sichtspunkten. Aber die Sitzungen dieser Ne>
Horde, in denen über die Zulassung berate
wird, sind nicht öffentlich; wären sie es, s«
würden w«, igftens die Journalisten «i»e»
besseren Ueberblick über den Wert der Emission
bekommen und oft die Erw«rb«r vor Nachtes
schützen können. Der Einwand, daß durch bi«
Veröffentlichung Geschäftsgeheimnisse verrat«
werden könnten, ist hinfällig, denn auch Wit>
glieder der Zulassungsstelle sitzen in den An!»
sichtsräten von Konkurrenzgesellschaften. I>itl
not lesst muß auch die Stellung der Iourn5>
listen »n der Börse neu geregelt werden. Sie
sind, nach dem jetzigen Gesetz und der Börien'
ordnung, nur Gaste der Bors«, und es kann
ihnen, wenn sie dem Börsenvorstand (vielleicb:
durch scharfe Kritik) mißliebig geworden find,
die Einlaßkarte entzogen werden.

In der Börsenpress« war von all diesen
Vorschläaen nichts zu finden. Da hat man
sich damit begnügt, die neuen Bestimmungen
zu kommentieren, und stellt sich so, als ob die
Wünsch« der Bors« nicht genügend befriedict
werden. Auch die Börfenprefs« treibt eben
Blockpolitik.

Bruno Buchwald.

Bücher.

Ein Verzeichnis derjenigen Bücher, »uf
die wir vor Weihnachten noch hinweisen
möchten, soll im nächsten Heft des Morgen
erscheinen. heut — wo die Memoiren»
literatur sich wieber besonderer Beliebtheit
erfreut — sei auf die Briefe eines jungen
Diplomaten und Offiziers aus der Zeit
Napoleons aufmerksam gemacht; auf Briefe
die von dem Streit des Kaisers mit dem Kur»
fürsten von Hessen berichten: ,,N»lph
heathcote" von Gräfin Günther
Groben. (London: John Lan« The Bodl«
heab.) Schon die Einleitung wird neben de»

historischen auch das persönliche Interesse so» weit wachrufen, daß man das Buch gern von Anfang bis zu Ende liest.

5

Nabs Drama „Das Blut", von dem im vorigen Heft« die Aed« war, wird in Buch» furm vor Weihnachten nicht mehr erscheinen. Ich Hab« die künstlerischen Qualitäten dieser Arbeit bereits hervorgehoben — nicht in »us» reichender Weis«, wi« mir scheint, nachdem sich die zum Urteil Berufenen mit der von Bab vertretenen Weltanschauung, die m. E. mit dem literarischen Wert der Arbelt l nicht das Geringst« zu tun hat, «in» verstanden erklärt haben. Und um die Urteils» bildung in weiten Kreisen vor Erscheinen des Dramas durch mein« vorig« Besprechung nicht ungünstig zu beeinflussen, stelle ich hiermit ausdrücklich fest, daß ich mit meiner Auf» fllssung ziemlich einsam steh«. Jedenfalls zeigt es sich schon heute: Sobald die Arbeit b«i S. Fischer «rscheint, wird man zu ihr Stellung nehmen müssen. Ich will nur hoffen, bah man sich im Streit um die Motive nicht um den reinen Genutz der dichterischen Schönheiten des Dramas bringt. A. L.

Bristol-Briefe.

Der Dritte.

Berlin >V., Hotel Bristol.

Liebst« Leonie!

Erschrick nicht, wenn Dich in Deinem Lon» don«r Königstraum mein Brief mit dem Stempel .Berlin" stört, auch fürchte heut« nicht, wi«b«r etwas über »heluba aus Schilda" zu hören, denn einmal bin ich sehr beeilt, weil ich nach Baris will und zwischen Koffern und Kisten Dir schreib« — und dann Hab« ich heute «in Ereignis zu schildern, das so schön, so wohlgelungen, «in so seltenes evenement sür Berlin war, datz lein Mihton hier hineinllingen soll.

Ich will Dir — es wird Dich ja als Lon» doner Mitglied des Lyzeum.Elubs in Piccadilly auherordentlich interessieren — rasch den Fünf» Uhr.Te« beschreiben, zu dem der Borstand des Berliner Lyzeum»Ilubs gestern nachmittag in das Hotel Adlon geladen hatte. — Es war ein G«danl«, wi« ihn eben vornehme Frauen wohl» überlegt und auch ebenso geschickt ausgeführt hatten.

Da« Hotel bot dieses Mal wirklich «inen Anblick, der mit den b«rühmt«n Empfängen in Carlton und Bridgewaterhous« jeden Vergleich aushalten könnt«, denn, ich heb« gerade letzteres hervor — es machte wirklich nicht (an das be» rühmte Aazivill»Wort erinnernd) den Eindruck eines in einer .«uber^e" stattfindenden roule's, fondern — dank dem Geist und der Liebens»

Würdigkeit der Empfangsdamen — verspürte man überall «in ,^t Home".
Du wirst neugierig sei», zu wissen, wer da war. Lieber Himmel! Ich glaube über fünf» zehnhundert Vefucher. Die Damen allerdings sehr in der Mehrzahl. Aber es war dennoch auherordentlich amüsant und interessant, denn wohl alles, was es in Verlin Bedeutendes und Schönes gibt, war erschienen.
In dem hübschen Vorzimmer machte Frau Kommerzienrat Hehl in viol«ttfarb«n«m, mit prachtvollen venezianischen Spitzen besetztem Kleide die Honneurs den Gästen, die in unauf» hörlichen Scharen in die Marmorhall« fluteten. Die jung« hübsch« Prinzessin Albert von Schleswig» Holstein war in schwarzer Sammetrobe mit großem Aembrandthut erschienen — Frau Staatssekretär von Vethmann.hollweg in hell» grünem, slietzendem Crepe de Ehinegewande. Der Gesandt« am Weimarer Hof, Graf Wedel, führte seine schöne G«mahlin, die in perlgrauer Crepe d« Ehinetoilett« mit groh«m Aembrandt» Hut «lfchlent« war, die fchön« Tochter der Gräfin von der Groben, welche in ihrer lichten, chantillyverbrämten Atlasrobe noch immer jene holde, rafsig« Schönheit ver» körpert, deren berückenden Zauber «inst horo» Witz auf feinem unerreichten Gemälde festhielt. Di« blond« Gräfin Eastell.Isenburg erregt« in dunk«lrot«r Toilette mit schwarzem Hut allge» meine Vewunderung — Gräfin Scheel'Plesse» war in lichter Toilette mit märchenhaften Perlen geschmückt — Frau von Wtsendonl schmück!« sch«arz«r Samm«t — ihr zur Seit« glänzt« das schön« Töchterchen. — Gräfin Keller erregt« in einem wundervollen Türlisenschmuck allgemeine

Bewunderung. — Auch Frau Schmidt°Burcklhn
irug diese Steine in künstlerischem Kontrast zu
ciner rötlichen Toilette. — Frau von Stumm
hatte «in schwarzes Kleid, mit Hermelin ver»
brämt, angelegt ^- Frau Generalin von Pfuhl
war in rötlichem Kleide erschienen — Gräfin
Willy Kanih in einem prächtigen spitzengarnierten
Gewand«. — Ferner waren der Schweizer und
belgische Gesandte mit ihren Gemahlinnen ge»
kommen. — Frau von Schwabach sah bildschön
in ihrer schwarzen Toilette mit kleinem Pelz»
mützchen aus ^ Frau Konsul Wedelind in
pastellfarbenem Kleid«, mit prachtvollem Perl»
schmuck und Gräfin v. Pvrk in dunkelgrünem,
velzoerbrämtem Kleid«, »echtfertigte wieder den
Ruf, einstens Petersburgs gefeierteste Schönheit
gewesen zu sein. — Frau James hardy in
dunleluiolettem Sammet, in ihrer rassigen Schön»
heit erinnerte wieder an j«ne großen internatio»
nalen Damen der Kaute tmimce, wie man sie in
London, Paris und Wien so häufig und in
B«rlin — fast gar nicht sieht. — Frau v. Siemens
k>att« ihr« blond« Schönheit in «in Helllila Gewand
gehüllt, das reizende Fräulein Bernard sah
wunderhübsch in «lnem sehr aparten dunkel»
grünen Sammetlleid aus, Frau Prof. Schaper

»ennu»,rtllch !ür dl« «edalnon: Hr. Arru» Landsberger «erlln ^V». Lenniftraß« 3i fü»
0eft«rreich.Un,»»r!: ««»«» F«A.
«len l - Verlag Nlarquardt « «». WUmer«d»r<.«e»lln ^, l», ««l«bn>t»ft»»ze 1», - «lpedM»» lür
0«<l»r««>.U«»«^'
de! «af»«l « Wltiel, Wlen I. »laden W. - Druck »«n «»» « »»ll«» ». ». ». h. «erlln V 57, «ül»»»»»«»« »,
Ver heutig«« Nummer lieg«« fünf Sonderprospekt« bei: 1. Ver Dietrich'schen V«rl««»'
buchhandlung, Theodor Weich«, Leipzig, gnftlft». I», betr. Vo«th«»»alender: 2. de» F«^
Fritz Gckardt, Verlag, Leipzig, Querftr. <t—S, b«tr. .Vi« Werte der klassischen deutschen Philosophie
3. des Verlages Schufter H Lossler, Verlin, Vülovftr. 1»?, betr. .Leo Gilbert — Sein« tirzell»;
der Automat^, Gin phantastisch.satirischer «Roman; 4. des Verlages Gustav Lämmer» in MÜnche«.
betr. .Allgemeine Rundschau über Land und See': 5. des Verlages Georg Merseburg«». V«tpzi,
betr. Alexander L. »iellands sämtlich« Werl«, »uf welche wir noch befonder« hinweisen.

trug hellblaue Seid« und Frau Ida hei!
vornehm« Anmut und feine Schönheit wnrie
durch dl« große Ginfachheit ihrer Keiduz;
außerordentlich gehoben, und die hübsch« i«»g«
Frau Hecht fah wie immer reizend aus.
Ich schreibe und zähle Vir hier nur d»
zehnten oder zwanzigsten Teil alles Giblicklc^
auf, aber Du wirst verstehen, das; dies ei» fti
Berlin wirklich kaum dagewesener gesellschaftliche
Erfolg der Frau im allgemeinen und des Llze»«s»
Clubs im besonderen war. Für diese paar Stunde-
habe ich Dich, die sich sicher wieder von Brighloi!
nach London begeben hat, wirklich nicht beneide!
— und so schließ« ich für heule mein Schreiben
das keinen Brief, sondern eigentlich nur ein«
Ansichtspostkarte vom Lizeum»Club»Tee de.
deuten soll.
Mein« nächst«« Zeilen erzählen Dir, «d«
erst nach Weihnachten, von Paris und — Berlu^
falls Du nicht vorziehst, zu schreiben

Deiner
Violett«.
An Mrs. Leonie King,
Brighton, Metropole hol«l
lv 5.
Aus dem Inhalt der Weihnachtsnummer 28/29.
Karl Lamprecht
Georg Vrandes .
Friedrich Nietzsche
Maz Liebermann.
Fortschritte des libe»
ralen Denkens
Lebenserinnerungen
„Vefchloörung" <Un»
veröffentlichte Kom»
Position)
Aus meiner Skizzen»
mapp«
ll Aichard Wagner .
August Strindberg
Auguste Älodin
Aichard Dehmel .
Ernst Schur . . .
Carl Hauptmann.
Uuverofsentl. Vriefe
Weine Karikatur nub
anderes
Aus »einer Skizzen»
mappe
»bottesnacht <»«««».)
Das Problem d«r Ehe
Michael <A»n»«>»)
Marquardt H Co., Verlin W. 5tt, Eislebenerstrahe l^t.

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Wem« Sombart: KulturphUosophle / Wcharb Strauß: Musil / Georg Brandes:
LUerawr / Mchard Wucher: Kunst / tzugs von tzofmannsthal: Lyrll
Nummer 28/29 U«««^^ 19. Dezember 1907

An unsere Leser.

Am 1. Januar 1S08 beginnt der „Morgen" sein drittes Quartal.

<3r hat, in der lurzen Zeit seines Vestehens, sich seinen festen Platz in der Menge der Erscheinungen gesichert und ist aus dem VUde der Gegenwart nicht mehr zu tilgen. Er war redlich bemüht, Alles, was vom Tage den Tag überdauert, in den Kreis des Vetrachtens zu ziehen, aus der Gegenwart zu scheiden, was noch dem Morgen gehört.

Er wird auch in Zukunft in diesem Vemühen nicht erlahmen, keine Mühe scheuen, die den inneren Ausbau der Zeitschrift zu bereichern geeignet ist, und den Lesern nur.Werke hervorragender und gediegener Mitarbeiter übermitteln. Von allen Gebieten. Politik und Kunst, Wissenschaft und schaffendes Leben in allen ihren Emanationen werden im „Morgen" ihre Spiegelung erfahren. Daneben wird die Literatur durch eine Aeihe größerer Werke. (Dramen, Aomane und Novellen) von ersten Autoren zu Worte kommen.

Für die beste bis zum 15. März bei der Schriftleitung ein« gehende Novelle, deren Umfang acht Druckseiten nicht übersteigen darf, setzen wir einen Preis von 2000 Marl aus. Die Novelle erscheint im nächstjährigen 0sterheft.

Verlag des „Morgen". Redaktion des „Morgen".

<» «

Fortschritte des nationalen und liberalen Denkens in Deutschland während der vierziger Jahre.

Von Karl Lamprecht.

^V)is zum Jahre 1820 etwa hatte in Deutschland im ganzen und großen noch die frisch« ^^ begeisterte Vaterlandsliebe der Zeit der Freiheitskriege fortgewährt. Dann aber war sie weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, in Partikularlsmus, Kosmopolitismus, ja Antinationalismus untergegangen. Und so war es zu leinen vaterländischen Erörterungen großen Stiles mehr, geschweige denn zu nationalen Partelblldungen gekommen; und al» zweifelhaftes Ergebnis all des Aufschwunges der Frelheltszelt war zunächst nichts zurück» geblieben als der schale Nest eines auf enge Kreise begrenzten nationalen Nadllalismus. Wie hätte es auch, von einem gewissen Standpunkte aus bettachtet, anders sein sollen? Ließ sich leugnen, baß dieses Voll der Franzosen, das man soeben besiegt hatte, doch der größte Kulturbringer des 18. Jahrhunderts von auswärts gewesen war? Gall nicht ein wenig das clceronianische Erfahrungswort Victi victondu« le^es cleäere, dessen herbe Wahrheit uns selbst nach 187N nicht durchweg erspart geblieben ist? In ganz Deutschland hatten noch ein gutes Teil des 18. Jahrhunderts hindurch Abel und Bürgertum französisch korrespondiert: so stark war noch die Ueberlegenheit des geistigen Exportes Frankreichs seit dem 17. Jahrhundert gewesen. Wenigstens der Abel aber hat diesen Brauch nicht bloß bis zu den Freiheitskriegen, sondern auch noch darüber hinaus festgehalten. Und wo schwärmte man nicht, bis in die vierziger Jahre hinein, für den kleinen Korporal und seine große Armee? Was find noch am Schlüsse dieser Zeit sogar die Grenadiere, die nach Nußland zogen, besungen worden!

Mit diesem Kult des Besiegten verband sich sehr bald eine befremdliche Art von Friedensliebe, die der Schätzung der eigenen Nation Abbruch tat. Da rief nicht bloß der Philister mit dem guten tzebel »Und numme teini Sebel mehl- — auch die sogenannten besseren Kreise zeigten sich bald nach den Freiheitskriegen wieber jenes harten politischen Denkens entwöhnt, das mit dem Kriege als letzter Möglichkeit, ja letztem Gottesurteil ständig rechnet. Eine wunderliche Sorte von politischem Kosmopolltismus verbrettete slch, die dem Denken des 16. bis 18. Jahrhunderts, insbesondere der Aufklärung, einige Momente entnahm und sie mit romantischem Fühlen eigenartig durchwirkte. Nachdem das Völkerrecht seit dem 16. Jahrhundert auf die Verbindlichkeit des In« ßenrium «ine naturrechtllche 5o«et^ ^«ntiulll aufgebaut hatte, in der, trotz aller den einzelnen Völkern gewährten Selbständigkeit, die unvertilgbare Einheit des Menschengeschlechtes zum Ausdruck kam, hatte man diese neue Völkergemeinschaft dem absterbenden Neichsgedanken zur Seite gestellt und sich in Stunden patriotischer Schwäche auf sie bezogen. Und von der Zelt ab, da, kurz nach der Witte des 18. Jahrhunderts, durch Nettelbladt zum ersten Male die Theorie des Bundesstaatsbegriffcs beutlicher ausgestaltet und noch vor Untergang des Neiches durch Pütter auf dessen staats» rechtliche Konstruktion übertragen worden war, hatte man begonnen, in einer wetteren

Ausdehnung diese» Vorstellungen auf die Menschheit oder wenigstens auf die europäische Staatengemeinschaft von einer über die Nation htnausreichenden Bildung halb öffentlich» rechtlichen und halb völkerrechtlichen Charakters zu schwärmen, in der mit anderen Völker« auch das deutsche aufzugehen bestimmt sei. Es waren Gedanken, die besonders seit de» Untergange des alten Reiches an Kraft innerer Gestaltung wuchsen. So hat der war»» herzige Philosoph Krause im Jahre 1808 seinen‚Erbrechtsbund' geschrieben*), indem er vorschlug, Europa unter Napoleons Führung und unter französischer Vorherrschaft zu eine« Elnheits» staate zu gestalten mit Paris als natürlichem Sitze der Weltregierung, der französische» Sprache als Staatssprache — und dem allgemeinen Verbote des Leihens auf Zinsen: Phan» tasten, die durch die Kriege der Folgezeit bald aufs grausamste gekennzeichnet wurden. Ms aber nach de« ersten Pariser Frieden die Heilige Allianz ins Leben zu treten begann: hatte man da nicht in manchem Betrachte den ersehnten Eidrechtsbund? Und bewährte er sich nicht gegen Napoleon, den verkörperten Antichrist, wie gegen das geistige Antichristentum des Liberalismus? Da war die große Lebensform errungen, deren «an bedurfte. Wozu noch, im Schutzbereiche der helligen Allianz, eine nationale Einheit hinaus über die des Deutschen Bundes?.

Selbst in den Kreisen, die liberal empfanden, gewöhnte man sich an diesen Zustand. War man denn am Ende nicht wirklich in erster Linie Oesterreicher, Preuße, Sachse; Mecklen» burger, Neuß»Sch1eizer, Neuß»Vieizer? Die Nationalität fiel aus; höchstens baß man für sie einen überaus vagen Begriff volkstümlicher Bindung entwickelte. In der zartesten, unbrauch» barsten Form findet sich dieser Begriff schon in der Frühromantik. »Deutsche gibt es überall, und Germanttät ist so wenig wie Nomanitüt, Gräzität oder Britannitüt auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind nur allgemeine Menschenchaiattere, die nur hier und da vor» züglich allgemein geworden find.' Zu den Zeiten des Jungen Deutschlands ist dieser Be» griff bann gang und gäbe; und schon in Kühnes Novellen vom Jahre 1831 wird die fatal» deutliche Frage Ernst Moritz Arndts, was des Deutschen Vaterland sei, mit dem Satze be» antwortet, für die Gemäßigten sei »die Einheit Deutschlands nicht untergegangen, well diese nicht in äußeren Formen, sondern in idealer Weise in deutscher Kunst und Wissenschaft' zu suchen sei.

Da war es denn doch gut, daß es außer den .Gemähigten' auch noch Radikale und außer den Gebildeten auch noch ein Voll gab. In den unteren Kreisen der Nation war das Gefühl des Deutschtums noch stark, et» mächtiges Fnndament spateren Aufschwunges, heftete es sich politisch an die immer noch nicht völlig abgestorbenen Neste der Katsersage des Mittel, atters, deren tiefen Sinn Nückert in seinem Kalser»Barbaiossa»Lied unmittelbar nach den Freiheitskriegen erneuert hatte. Unter den Gebildeten hielten namentlich die Mitglieder der weitverbreiteten Burschenschaften der Universitäten an den politischen Elnheitshossnungen fest: sie wollten »das Wort nicht brechen, nicht Buben »eiden gleich'; sie wollten .predigen und sprechen vo» heiligen Deutschen Neich'.

Aber mit den dreißiger Jahren, mit der zunehmenden Erörterung öffentlicher Fragen über» Haupt, begann auch der nie abgestorbene Keim des nationalen Gedankens von neuem kräftiger zu schwellen. Leise trieb er namentlich bei den Iungdeutschen empor und zerstreute die Vorliebe

') hcrausg. von Mollat, 1803.

für Frankreich und den Kosmopolitismus. Und deutlich kann man verfolgen, wie feine Ent» Wicklung einem ftch erneuernden Gefühle für Kraft, Frische und Selbständigkeit parallel ging. Es ist zunächst noch etwas halb Unbewußtes, sind Stimmungen und Affekte, die aufdämmern; es ist bis zu einem gewissen Grabe ein Neattionsgefühl gegen den Intellektualismus und damit gegen die Bildung; es ist etwas wie Erdgeruch, wie steigender Saft des Volkstums. Das alles druckt sich z. B. in dem Satze Laubes vom Jahre 1838 aus, baß die Unterschiede der Nationen »bis in den geheimsten Winkel unseres Wesens eingepreßt seien und an» lautesten sprächen, wenn man wer weiß welch hohe Motiv« zu hören glaube'. Und führen blefe Worte noch die kühle Sprach« der Beobachtung, fo ging die Zeit, und mit ihr auch der Kreis der Iungdeutschen, über den Mangel an Affekt doch schon in den nächsten Jahren hinaus.

Den Wendepunkt bezeichnet hier ziemlich genau das Jahr ll»0; und so kann dies Jahr bis zu einem gewissen Grab« als das Geburtsjahr des modernen deutschen National» gefühls gelten. Von niemand aber ist diese Zeit schließlich enthusiastischer begrüßt worden, als von dem im Grunde seines Herzens so nationalen König Ludwig von Bayern:

Endlich ist ««löst de» Banne» Siegel,
Freudig find dl« herze» «ufgetan,
Und da» Leben wirb de» Denlens Spiegel,
Und zur Wahrheit, wa« erschien als Wahn.

Bezeichnend war dabei, daß das eigentliche Signal des Ausschwunges durch das erste Ereignis der äußeren Geschichte gegeben wurde, das die Nation seit den Tagen der Frei» heltskriege wieder erregte: die Bedrohung der Nheingrenze durch die Franzosen. Es war wie das früheste, fernste Wetterleuchten einer Zeit, die da kommen mußte, einer Zeit der krlegerifchen und der ftaatsmännlschen Tat. Und alsbald erweckte diese erste nationale Stimmung auch die nationale Poesie: von der epischen Haltung, mit der Iungdeutschland die Gebildeten zu umstricken versucht hatte, sprang die Dichtung zur Lyrik über und sang zum Volke. So vermählten sich in ihr noch einmal letzte Neigungen der Vergangenheit, die auf Denken und Dichten gingen, mit der Tatenspannung des Zukünftigen. Beckers Nheinlled »Sie sollen ihn nicht haben l" erschien, ein Chor von Liedern schloß sich ihm an, geführt noch von dem greifen Ernst Moritz Arndt, der, nun einundfiebzlgiährig, in einem von edelster Begeisterung getragenen Liebe die Brücke schlug zwischen der Zeit der Er» Hebung seit 1806 und der neu ftch ankündigenden Zeit der vierziger Jahre; und in den Nuf der Dichter mischte sich schon ein eherner Drommetenton der Musik; über hundert» fünfzig Male ist Beckers Nhelnlled komponiert worden. Unter den Komponisten aber be» fand sich auch Schneckenburger; und eben diesen Tagen verdankt jenes Lied von der Wacht am Nhein seine Entstehung, das ein Menschenalter später, nach langem Schlummer, zum höchsten berufen war, was ein Dichter und Sänger erträumen kann.» zum Herolds» und Kriegsrufe seines Volles.

Alsbald aber wurden die Weisen auch mannigfaltiger und die Meinungen tiefer b«» gründet; von den äußeren Sorgen sprang die Dichtung über zu den inneren, zu freiheil» licher Prophezeiung, Erwartung, Verkündigung. So enthält das gedankenreich« Gedicht von Nc>t<ert Prutz aus dieser Zeit, .der Nhein', die Strophe:

Gebt frei das Wort, ihr tzerr'n auf «uren Thronen,
So wird das andre sich von selbst befrei'«.
Wagt's und vertrautl In alle» «uren Kronen
Wo strahlt «in hell're«, edlere« Gestein»
Vi« Presse frei! Uns selber «acht zu« «Richter,
Da« Voll ist reif — ich wag'« und sag' «« laut:
Auf eure Weifen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Gröh'res anvertraut!

Unter diesem Ansturm schwand zunächst die begründende, forschende, staatsrechtlich« Erwägung. Schon der Schluß der dreißiger Jahre hatte vielfach mit Rüg«') gemeint, der Staat sei weder ein Organismus noch eine Maschine, sondern das freie Reich der Sittlich» leit — und zu erreichen sei er nur durch scharfe Forderungen des Tages: die französische Devolution sei eine »notwendige Blutwäsche' gewesen. Im Beginne der vierziger Jahr« aber waren wohl neue Anfänge einer Staatslehre zu bewerten gewesen, die nun wirtlich freiem Subjektivismus zustrebte, so z. B. in Blunschlis .Psychologischen Studien über Staat und Kirche" (1844): allein, soweit sie wirtlich besser ausgebaut wurden, fielen sie doch erst späteren Jetten zu. Was jetzt zur Frage stand» war ein anderes: Stimmungen, deren Ziele sich allmählich tonlreter gestalteten; Ahnungen, die sich verdichteten; Vistonen, deren Verwirklichung erstrebt, Forderungen, deren Erfüllung immer ungestümer verlangt wurde. So war denn die Politik auch innerlich eine Politik noch der Dichter; der äußeren Erscheinung nach aber find um das eine Jahr 1840 herum allein schon die sehr politischen .Unpolitischen Lieder' von hoffmann von Fallersleben, die .Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters' von Dingelstedt, die satirische Komödie .Politische Wochenstubc^ von Prutz, die .Gedichte eines Lebendigen' von herwegh ins Feld getreten.

Von den beteiligten Dichtern war hoffmann von Fallersleben, damals schon etwa vierzigjährig, noch der ruhigste, der eigentliche Vaterlandssänger, der unsterbliche Dichter des .Liedes aller Deutschen': Deutschland, Deutschland über alles! (1341). Gerade, ehrlich, der Romantik noch nicht gänzlich fern, schuf er aus der Tiefe einer eingehenden geschichl» llchen Kenntnis der deutschen Volksseele; wir haben Lieder von ihm, die man nach ihrem psychischen Gehatte auf den ersten Blick geneigt sein tonnte, dem 15. oder 16. Jahrhundert zuzuschreiben, so scharf erfassen sie den historischen Moment; und aus echt attgermanisch ist seine Lyrik unzertrennlich vom Gesänge. So hat er schon in jungen Jahren so köstliche Kunstwerke geschaffen, wie das heute noch vielgesungene .Zwischen Frankreich und dem Nöhmerwald'. Um das Jahr 1840 aber, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., dessen Untertan er als Professor an der Universität Breslau war, wurde er politisch. Und politisch hieß ihm national:

Treu« Liebe bis zum Grab«
Schwör' ich dir mit herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dan! ich dir, mein Vaterland.

Indes auch dieser reinste aller politischen Standpunkte, dessen höhe lauter aus den Unpolitischen Liedern hervorgeht, schützte ihren Verfasser nicht vor Verfolgung: Anfang 1843 wurde yoffmann seines Amtes entsetzt. Es hat ihn nicht eigentlich verbittert:

') yallesch« Jahrbücher S. 1189 f.

Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.
Doch tritt in seinen späteren Gedichten, neben manche« wirklichen Sarlasmus, ein gut»
«ütlg ironisierender Humor mehr als früher hervor, so in der folgenden Zeitungspersiflage:
<ki» Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Li» Vberhofpiedlger erhielt «inen Orden,
Di« Lalaien erhielten silberne Porten,
Di« höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Vi« int«r«ssantl Wie interessant!
Holt fegne das lieb« Vaterland!
Geistig bedeutender, bei weitem persönlicher, aber eben darum nicht gleich starl in die
Weit« »trlend, seiner Anlage nach aristokratischer und seinem Vorgehe» nach überlegen»
rücksichtslos ist Dlngelstedt:
Was ist, ihr Herr'«, «in oeutschel Patriot?
An all« Fakultäten dies« Frag«! —
,<lln Wann, der Sonntag« dient de« lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage."
So hat er »esentNch nur verneinend geschaffen; mit Recht trägt seine erste Gedicht»
sammlung das Nlotto aus Neranger: »Neißuou» I« luruiere« et r»Uuruou8 le teu." Doch
befleht über sein tief nationales Pathos kein Zweifel, wenn auch sein« gelegentlich an
Hein« erinnernde Anlag« wie sein« späteren Schicksale — er wurde 1855 königlich württem»
belgischer Dramaturg in Stuttgart und brachte es bis zum .Gehelmrat' — bei den Zeit»
genossen wie später gelegentlich Zweifel an seiner Aufrichtigkeit »eckten.
Unter solchen Zweifeln hat nun Prutz nie gelitten, denn er war der korrekte Dichter
des gemähigten Liberalismus; bezeichnend ist in dieser Hinsicht, baß schon bei ihm die
Hoffnung auf einen großen Helden und Netter emportaucht, der der eigenen maßvollen
Ohnmacht aufhelfen soll:
Wird er erscheine»
Wird er sich zeige».
Unser erwarteter
Pfellbewaffneter
«Rächender <5ott?
V d» erwarteter;
V du verheihener
Freundlicher Bot« zukünftig«» 3«ltl
0 erschein', o erschein' uns, wir flehen dich an,
Dein wartet in Tränen, dein wartet dl« W«lt:
0 «rscheln« de« hoffenden Volle. (Politisch« Wochenswbe.)
Ans ganz anderem holze geschnitzt war Georg tzerwegh. 28 war das Geringste, was
von ihn» gesagt werden tonnte, wenn ihn Gottfried Keller mU der Zelle pries: »Zu« Wecker
bist vor vielen du gefürstet'. Gr hat manch schönes unpolitisches Lied gedichtet; noch singt
«an von lh« »Die bange Nacht ist nun herum', und wohl auch gelegentlich noch das einst»
nmls vielgeliebte .Ich «öchte hingehn wie das Abendrot'. Was ih« aber politisch seine

» »
» »

Stelle wies, das war der Umstand, daß er den frühen Radikalismus des Jungen Deutschlands um vieles reifer und schärfer wieder aufnahm; aus der Gebankenwelt Vörnes und über sie hinaus erwachsen seine Lieder. Und erst recht ihre Form zeigt, baß die Trennungstage eines gemüßigten und eines radikalen Liberalismus nahten: rhetorisch zugespitzt, erbittert und er» blttternd, Stacheln gleich dringen sie in die Gesinnung des Lesers; und sollte aus ihnen selbst ein Motto gegeben werden, so müßten es die Zeilen sein:

Wir haben lang genug gellebt,
Wir wollen endlich hassen.

So erhalt der Dichter unerwartete Veziehungen zu manche« großen Sänger der Jahre des Franzosenhasses und der Befreiung; und in den Strophen des .Aufrufs» ist «8 wie ein Wiederaufleben des Ingrimms der Geharnischten Sonette:

Vor der Freiheit sei lein Frieden,
Sei dem Wann lein Weib beschiel)«»,
Und lein goldnes Korn dem Feld!
Vor der Freiheit, vor dem Sieg«
Seh' lein Säugling «ms der Wieg«
Frohen Blickes in dl« Welt!

Doch streckt sich der Dichter nicht minder nach vorwärts; und wo bi« großen Ziele einer Demokratie der Zukunft aufdämmern selbst in den entfernten Regionen eines natlonaldemo» lratischen Systems, da ist er heimisch. So hat er mit zuerst die ungeheure Vedeutung einer nationalen Expansion über See geahnt; und noch heute wirkt sein FloUenlleb «U der Ge» »alt eines der Zukunft gewidmeten Impulses:

Erwach', »ein Voll, mit neuen Slnnenl
Blick' in des Schicksals goldnes Buch»
Lies »us de« Sternen dl» den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Hrwach', «ein Voll, heiß' dein« Töchter spinne»!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Gegenüber diesen Wetten, ble freilich in späteren Jahren dichterischem Ermatten und steigender Verbitterung wichen, treten Dichter wie Freillgrath und auch Heine weit zurück. Freillgrath, der zuerst im Jahre 18« mtt der Gedichtsammlung »Ein Glaubensbekenntnis' eingriff, ist wohl von gewaltiger Kraft und hinreißendem Schwung« der Sprache und hat den Vorteil, der spaten selchten Rhetorik tzerweghscher Verse im allgemeinen fernzubleiben; aber ein Seher, wie «8 «in politischer Dichte» vor allem sein soll, war er kaum. Dagegen hat er die einzelnen Ielterelgnisse der späteren Jahre, insbesondere des Jahres 18^8, mtt dem heißen Blute seiner Verse besprengt, ein Dichter der sich vollendenden Revolution ohne» gleichen: und mtt Recht darum noch ein Liebling des revolutionären Proletariates der Gegenwart. Heines Stellung in den vierziger Jahren ist im Grunde leicht verständlich. Er war der Veteran der Opposition, wie er schon der Vorlämpser und Varabat des Jungen Deutschlands gewesen war; und das gab ihm Autorität und das Recht, gehört zu werden. Aber war er eigentlich jemals national gewesen in dem glühendprattischen Sinne des staats» männlschen Talentes? hatte er «lnzugrelfen versucht? Seit den Tagen der Julirevolution sah er den deutschen Ereignissen persönlich fern in Baris — draußenstehcnd, von objektiver

»»»
Ironie —: und sein Urteil wurde doch vielfach nur zufälligen Veranlassungen und ret» t»> dlvldueller Veranlagung, der Spottsucht des Autors, der satirischen Ader, dem Scharfblick, d» ein Objekt fuchte, dem Ehrgeiz, der des ltterarifchen Erfolges bedurfte, verdankt. Gewiß »x» ihm Deutschland dabei nicht bloß Prügelknabe; er besaß eine höchste volltische Tendenz; «nd nicht so ganz fern war er dem Pathos der werdenden Dinge. Über seine Erwartungen galten nicht nur Deutschland. Er ersehnte ein Reich des freien Geistes; er war kulturpolitisch, was Napoleon III. machtpolittsch war: der Erträume? einer internationalen liberalen Zukunft: und in dieser Zukunft galt ihm, wie Napoleon, Frankreich als Führer. So begreift es sich, daß seine späteren satirischen Verse, .Deutschland, ein Wintermärchen' (18«), .Atta Troll» (1847) und anderes, heute noch von jungen Leuten gelesen werden, welche die glänzend« Form besticht und der freche Inhalt kitzelt; die Erfahrung Aelterer wendet sich von ihnen ab, denn sie enthalten kein Programm und sie atmen leine verhaltene Liebe.

Und doch ging es in den Jahren, da Heine sich so vernehmen ließ, in Deutschland schon machtvoll vorwärts; doch wäre so viel Positives bereits zu raten gewesen.

Schon in den ersten Fahren des fünften Jahrzehnts hatte der nationale Gedanle auch hier und da in den Parlamenten der einzelnen Länder, wo sie bestanden, Fuß gefaßt: in Sachsen gelegentlich, stärker im deutschen Südwesten, in Baden, in Hessen. In hessen»Darmstadt hatte 1342 der Abgeordnete Glaubrecht aus Anlaß des hannoverschen Verfassungsbruches und seiner Folgen beantragt, .laut und freimütig die Stimme zu erheben zur Verteidigung der helligsten und wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes'. In der Gerrna» nistenversammlung des Jahres 1346 zu Frankfurt sprach es UHIand bei einer Tagung im Römer, in dem Bantettsaal der alten Kaisertrönungen, offen aus: es fei ihm, als wollten die Gemälde der alten Herrscher, die die Wände zierten, lebendig werden, als wollten die Kaiser herabspringen unter ihr Volk. Gin Jahr später aber forderte eine Versammlung südwestdeutscher Liberaler zu Heppenheim schon die Berufung eines Zollparlaments. Und wiederum ein Jahr darauf, im Februar 1848, beantragte Bassermann im badischen Land» tage die Berufung eines nationalen, politischen deutschen Parlamentes neben dem Bundestag.

Zugleich mit der Verdeutlichung vor allem zunächst der nationalen Forderungen wuchs aber auch das allgemeine Unbehagen mit dem Bestehenden; die Nation begann zu fiebern, Gewalttätigkeit aus gleichviel welchem Anlaß wurde zum Zeichen der Zelt: bereits 1845 kam es in Leipzig, auch in München und Stuttgart zu Unruhen. Und schon erschienen jetzt Männer liberaler Gcstnnungsart als Reaktionäre, die noch 1840 als fortschrittlich ge» gölten hatten: der Radikalismus erhob sein Haupt und organisiert« sich 1346 zu» ersten Male parteipolitisch in der badlschen Kammer unter tzecker, Struv« und Flckler: unruhig wurde der Strom des nationalen Lebens, aufzischend da und dort unter entgegenftrebende» Hindernissen: das brodelnde Kochen von Wässern stellt« sich ein, die nahen Katarakte» entgegeneilen.

Da mochte denn wohl ein Schweizer Kind, das treu deutsch beobachtete, im Jahre 1845 gelegentlich dichten:

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Fahr,
Noch tut uns not ein scharf, ob unschön Zanken;
Durch dieses Zeitenwaldes wirr« Ranken
Lacht eine Zukunftsau noch nicht uns klar. (Gottfried Keller)

«... Georg Brandes: In der Fremde 889
Bei den wahren Propheten der Zukunft streckten sich gleichwohl die Ziele bereits deutlicher vorwärts, und von fern leuchteten den rechten Sehern schon blutig lohende Fanale:
Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Stur« und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogend«« Freiheitsschlacht
Und «inen» entscheidenden Völlertag l
Das waren denn wahrlich nicht mehr die Ideale, die der alternde Goethe erspäht hatte: »nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen'. Anderes rundete der Führer eines neuen dichtenden Geschlechtes, der jugendliche Gelbel, ln seinen besten Stunden der Well die er bereits schärfer, realistischer, ein Wann von Herz, von Glauben, von Treue, erschautes
Vti lbott, ich zähl« nicht zu den Verwegnen,
VI« um «ln Nichts «ln schw«r Verhängnis lodern:
Doch besser als am innen» Krebs vermod«rn
D«ucht mir'«, dem Feind auf blut>gem Feld begegnen . . .
Krieg! Krieg! Gebt «inen Krieg uns für den Hader,
Der uns da« War! versenget im «Lebein —
Deutschte nd ist todlranl, schlagt ihm eine Ader!
Und von der festen Warte ,eines Glaubens, der sich ihm in der Vision des Nibelungen. Gnlels offenbarte, ließ er es hlnabschallen ln die deutsche Welt:
Wachet auf! Nuft euch die Stimm«
Des Wächt«rs von d«r hohen Zinn«,
Wach auf, du wtites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset
Und wo der Nheln durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert
Jede Stund«!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht »eit.
In der Fremde. Erinnerungen von Georg Vmndes.
Uebersetzt von Ido Ander«.
I.
(>n der ersten Hälfte des September 1872 reist« ich nach Deutschland. Ich fuhr gleich z^ O Henri! Ibsen in Dresden und blieb einen Monat mU ihm zusammen.
Indessen erhielt ich auf der Reise unerwartete Gesellschaft. Auf dem Stettin« Dampfer entdeckte ich M. Goldfchmidt, den sein Verleger, der Buchhändler hoest. an Bord begleitete.*) Von Goldschmidt aufgefordert, näherte sich Herr hoest und stellte uns einander vor. als hätten wir uns bis dahin nie gesehen. Kaum hatte das Schiff sich in Bewegung geseht, als Goldschmidt um mich herumzugehen begann wie die Katze um den heißen Brei, mit größter Freundlichkeit bald diese, bald jene kleine Bemer» kung an mich richtend. So machte er mich z. B. darauf aufmerksam, daß mein Vater auf der Brücke gewartet hatte, um mich noch einmal zu grüßen, was ich übersah.
*) W. Goldschmidt, der erste dänisch« Prosaschriftsteller der damaligen Zeit, glänzend« Novellist und Nomandichter, ursprünglich politischer Schriftsteller (1819—1887).

Nach kurzer Zeit sehte er sich zu mir, vermied die leiseste Anspielung auf irgendwelche früheren Zwischenfälle, ließ dann das ruhig« Verhältnis einem ungezwungenen, das ungezwungen« einem herzlichen und dies endlich einem durchaus kameradschaftlichen weichen. Zuerst aßen wir zusammen, dann begann er lange Gespräche über seine Stecken» Pferde, die Nemesis, ägyptische Vorstellungen von der Nemesis usw. Er gab sich groß« Mühe, schlicht, ehrlich, wacker, brav zu erscheinen, Eigenschaften, die ich, wi« er merkte, hochschätzte, ließ dann eine Aeußerung tiefster Verachtung über meinen stetigen An» greifet, Rudolf Schmidt, fallen, erzählte später, daß er niemals jemandem etwas nach» tragen tonne. Sie und ich, ich und Sie, ins Unendliche!

Er drückte sich liebenswürdig und originell aus, vergaß nicht, sich aufmerksam und zuvorkommend zu zeigen. Da ich mit meinem angegriffenen Bein das Stehen nicht recht vertragen konnte, lief Goldschmidt und holte mir einen Stuhl, der in der Witte des Schiffes angebracht wurde, wo wir dann lange Zeit bei einem tosenden Sturm saßen, bis die Wellen sich über das Schiff ergossen und ihr Wasser in unsere Philo» sophle mischten.

Goldschmidt sprach über Grundtvigs Begräbnis, THörnsons Auftreten und Red« bei diefer Gelegenheit, über defsen beneidenswerten Vorzug, in Dänemark ein« ganze Gemeinde, die grundtvigianische, zu besitzen und auf solche Weise dazu zu gehören, ohne eine Forderung in der eigenen Seele, die das überschritte, was die Umgebung dachte ober zu hören wünschte. Er selbst Hab« in seiner Erzählung von dem Wann, der allen denen groß erschien, die von dem Wasser aus dem Brunnen der Stadt getrunken, Grundtvig im Auge gehabt. Er schätzte Björnson sehr, aufrichtig; aber er meinte, Henrik Ibsen habe ihn in seinen letzten Arbeiten Brand und Peer Gynt überflügelt. Ibsen kannte er nicht persönlich, hatte ihn nie gesehen. Aber er kannte die Jüngeren, die sich mir angeschlossen hatten. Holger Drachmann hätte leider vergessen, im British Museum etwas Aegyptisches für ihn zu zeichnen, das er ihm zur Verwendung für Nemesisstudlen versprochen hatte. Ueber Vllhelm Möller drückte er sich wohlwollend aus. Er bezeichnete ihn scherzhaft als „den wahren Neger, dem nur in der Druckerschwärze wohl sei". Kam darauf auf das Verhältnis zwifchen Dänemark und Preußen zu sprechen und äußerte nicht ohne Scharfblick: „Es fleht ja fo aus, als ob fie zu Hause in haß und in der Erbitterung gegen Deutschland aufgingen. Die Preußen brauchten uns nur «in gutes Wort zu geben und den kleinen Finger zu reichen, bann fiel«« sie zu Haus« ihnen gerührt um den hals.'

Darauf sagte er flüchtig: „Ich weih, daß Sie über mich geschrieben haben — und zwar ungünstig; aber das berührt mich nicht: ich habe es nicht gelesen, lese überhaupt nie, was über mich geschrieben wird." Es entsprach ja dem guten Ton, bah Goldschmidt eine Auseinandersetzung mit mir über einen länger als drei Jahre alten Artikel der» melden wollte, aber in der Art, wi« die Worte fielen, behagten sie mir nicht; den» ich wußte ganz genau von Vilhelm Möller, daß Goldschmidt meinen Artikel gelesen und in welchen Ausdrücken er seinen Zorn und sein Mißvergnügen zu erkennen gegeben hatte. — Ich war nicht unerfahren genug, um auch nur einen Augenblick zu glauben, Goldschmldt habe mir so scharfe kritische Aussprüche verziehen.*) Aber ich fühlte, daß er

') S«»r» Brandes: Gesammelt« Schriften, III, 478.

sich aufrichtig bemühte, seinen alten Groll zu vergessen, und er hatte mich ja früher mehrmals aufgesucht. «Wich zieht,' sagte er, „Ihre erstaunliche Kindlichkeit an. Das Eigentümliche an Ihrem Gesicht ist das ununterbrochene Wechseln des Ausdruckes; das Eigentümliche an Ihrem Wesen ist dies überraschend Kindliche.' — Er ließ sich am nächsten Tage kaum Zeit, Toilette zu machen, so „interessant' fand er mich.

II.

Er teilte mir das Ziel seiner Reise mit. Er begäbe sich zuerst nach Berlin, dann nach einer ganzen Reihe anderer deutscher Städte, wo man Schauspiele von ihm auf» führen wollte und wo ihn Theaterdtreltoren erwarteten, mit denen er zu verhandeln Hütte. Daß in Deutschland eine solche Nachfrage nach Goldschmldts Stücken bestand, mußte seltsam erscheinen. Bei all seiner außerordentlichen stilistischen Begabung und seiner manchmal feinen Seelenkenntnis war Goldschmidt doch nichts weniger als Dramatiker, und mit keinem seiner Stücke hatte er sich jemals Ruhm erworben. Er ging augenscheinlich darauf auf', mir zu imponieren, und schlug hier und da einen etwas prahlenden Ton an.

Dann fragte er mich, wo ich hin wolle. Auf meine Antwort: «Aach Dresden! Zu Henrik Ibsen l' rief er: «Kennen Sie ihn?' Und als er eine bejahende Antwort erhielt, sagte er sofort: „Wollen Sie mich ihm vorstellen?' „Aber Sie wollen doch einen ganz anderen Weg nehmen?' «Nein,' antwortete er ohne Bedenken. „In diesem Falle ändere ich meinen Reisevlan und folge Ihnen nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin nach Dresden. Wir unternehmen dann gemeinsame Spaziergänge; Ibsen, Sie und ich werden miteinander zechen und kneipen.' — Wie mit einem Zauberschlage waren all die wartenden Theaterdtreltoren in die Erde gesunken. Ich kann es nicht leugnen, daß ich erstaunt war. Und wirklich, von der Minute an sprach Goldschmidt während der Reise mit keiner Silbe von den vielen Städten, wo Stücke von ihm ge» spielt werden sollten — und wo sie (soviel ich weiß) auch nie gespielt worden sind. Er blieb ruhig mehrere Wochen hintereinander in Sachsen.

Auf dem Bahnhof in Stettin traf ich den jungen Landschaftsmaler Godfred Ehristenfen, der im Winter bei mir gehört hatte; er fuhr in demselben Waggon und wir verabredeten eine Fuhpartie in der Sächsischen Schweiz. An dieser wollte sich nun auch Goldschmidt beteiligen. Die Reise von Stettin nach Berlin nahm «inen lustigen Verlauf. Auf dem Schiff war ich Goldschmidt gegenüber zurückhaltend gewesen; nun begann ich ihn «in bißchen zu necken, worin mich der junge Maler unterstützte. <lr wagte es allerdings nicht selbst, Goldschmidt zu necken, aber er gab mir recht, besonders in unseren Auseinandersetzungen über Kunst. Bald waren wir soweit, daß ich jedesmal, sobald Goldschmidt — zehnmal in der Stunde — sein« Liebllngsausdrücke Geist und seelenvoll gebrauchte, trauernde und Nagend« Töne ausstieß, und jedesmal, sobald er sagte, „das Menschengeschlecht erlösen', murmelt«, «dem Menschengeschlecht etwas zu essen geben'. Besonders jammerte ich, als er sagte, daß Paolo Veronese ein Maler ohne Bedeutung sei, denn er habe keine Seele. Da Ehristensen mitzujammern begann, sah Goldschmidt, daß er unter seelenlose Räuber geraten war.

«» o
Was mir seine Kunstkritiken längst so ungefähr verraten hatten, wurde während unseres nun folgenden Zusammenlebens zur Gewißheit: daß ihm der Sinn für bildende Kunst völlig abging. Lines Tages, als ich bei einem gemeinsamen Besuch der Dresden« Galerie vor den vier dort nebeneinanderhängenden Bildern Eorreggios zu ihm sagte: „Bergleichen Sie das älteste Bild mit dem zuletzt gemalten," fragte er: „Woher wissen Sie, daß das da das älteste ist?" war sehr verwundert, als ich ihm sagt«, das tonne man leicht sehen, und wollte kaum glauben, daß ich es nicht von anderer Seite erfahren hätte. Eine jung«, sehr hübsche slttlich»germanisch« Frau fuhr mit uns in demselben Wagen. Ich sagte zu Goldschmidt: „Was ist ihr Mann?" und er antwortete wie ein Vratel, ohne Besinnen: „Maschinenbauer.'
Unserer Verabredung gemäß sollte Goldschmidt mich eines Morgens um IN Uhr abholen, um sich bei henrit Ibsen einführen zu lassen, doch bei näherer Ueberlegung hat er es augenscheinlich unter seiner Würde gehalten, daß er mich nötig hätte, um Zutritt zu erlangen. Da, eines Morgens, ehe ich noch mit dem Ankleiden völlig fertig war. kam er mit Ibsen, den er fehr zeitig aufgefucht hatte, um mich abzuholen.
III.
Ibsen gehörte zu den wenigen, denen mein Buch „Die Gmigrantenliteratur* unbedingt gefallen hatte; er hatte mich in einem jetzt gedruckt vorliegenden Briefe in traf» tigen Worten gelobt und es herrschte in manchen Punkten zwischen uns eine fördernde Ideengemeinschaft, in anderen bestanden Unstimmigkeiten, deren Ursachen zu ergründen noch fördernder war. ^
Täglich verließ ich das kleine, allzu schlechte tzotel in seiner Näh«, das er mir empfohlen, und holte ihn zu einem Spaziergang ab, der oft durch den Besuch eines Gasthauses unterbrochen wurde, wo die barbarische Pracht in seinem Knopfloche den Kellnern imponierte, der aber stets an dem Teetisch in seinem Hause schloß.
Ich erhielt nach dem Jahr, das seit unserer letzten Begegnung verflossen, einen neuen Eindruck von ihm. Nicht besonders groß, aber schön, athletisch gebaut, mit wuch« tigem Kopf, starkem halse, mächtigen Schultern, sah er aus, als müsse man ihn mit Keulen niederschlagen, wenn man ihn bezwingen wolle. Cr sprach im allgemeinen wenig, wenn er auch mir gegenüber mitteilsam war; aber das Eigenartige an seiner Art, zu reden, waren die Ruhe und Langsamkeit und bann der Umstand, daß er niemals lächelte, auch nicht, wenn der mit ihm Sprechende zuerst lächelte. Dies wirkte zuweilen fast beängstigend, hätte man ihn mit einem Wort bezeichnen sollen, so wäre „drohend* der richtige Ausdruck gewesen. Er konnte erschreckend aussehen, wie er dasaß, mit aufmert» samen Augen. Da glich er einer Autorität. Gr sah aus wie ein Mann, der gewöhnt war, im Verkehr mit anderen Leuten den Standpunkt eines Schulvorstehers Knaben gegenüber einzunehmen, und der es gewöhnt war, eine gewisse Angst einzujagen.
Bei all seinem Kampf gegen die Norweger war er in feinem Wesen sehr norwegisch. Die Bitterkeit und der haß von vierzig Jahren hatten sich in seinem Innern an» gesammelt; seine Wenschenverachtung kannte leine Grenzen. Er war Aristokrat bis zu» äußersten und zog die Konsequenzen daraus. Es war für ihn ein Glaubensartikel, daß alle Politiker — d. h. Parlamentspolitiker, nicht Männer vom Schlage Bismarcks

— Heuchler, Lügner, Phrasendrescher, tzunde seien. Sie lebten von den politischen Frei» heltsbeftrebungen, die einzig den Zweck hätten, daß die lächerlichsten Dilettanten in der Politik zu Worte lämen und, wo es die Angelegenheiten des Landes gelte. Gehör fänden. Diese Staatsbürger«! und das Aufheben, das davon gemacht werde, müsse ein Ende haben; sie hätte ihre Rolle ausgespielt. Die politischen Bersamm» lungen seien mit Recht in Verruf gekommen und so ziemlich in ganz Europa zum Ge- spött geworden. Sein Haß gegen die unehrlichen Freiheitsbestrebungen war im Begriff, sein Interesse für die wahren zu verdrängen. Er hielt eine große Lobrede auf die Knute. „Sagen Sie mir kein böfes Wort auf die Knute l* rief er. „Sie befreit die Völker von dem ««gefunden Fett!"

Die Freiheit, auf die es ankäme, fei foziale Freiheit, Geistesfreihelt, Gedanken« freiheit, Gewissensfreiheit! Für diefe Ziele ließe sich ebensogut unter einer modernen intelligenteren Form der Alleinherrschaft arbeiten als unter der Herrschaft kleiner Ty» rannen, ja noch besser l Er verabscheute dl« norwegischen Liberalen und sah in dem größten Teil der Bauern Nor^oegens eigennütziges und schmutziges Pack. Ueber Björn» sons Bauernnovellen lachte er. Er jubelte über den Platz, den das Erotische in ihnen einnahm, während den norwegischen Bauern nichts weniger beschäftigte, vom Eros in der derbsten Formation abgesehen. Ein Kerl von zwanzig Jahren verheiratete sich seelenruhig mit einer wohlhabenden Bettel von siebzig. Wenn Björnson nur fort» fahren würde, bis Arn« in d«n Reichstag komme, dann würden wir den wirklichen Arne zu sehen kriegen.

Aus Ibsens Briefen erfuhr ich viele Jahre fpäter, daß er zeitweise für Björnfon Freundschaft empfunden, ja fast Schwärmerei gehegt hat. Ich habe ihn persönlich da« mals wie sonst Björnson nur mit der stärksten Mißbilligung und Geringschätzung nennen hören. Wie fanatisch er war, wurde mir einleuchtend, als er eines Tages in kräftigen Ausdrücken Magdalen« Thoresens Erzählungen heruntermachte, ihre Sprache tadelte, fie verschroben und unwahr nannte, sich dann mit der Wen» düng unterbrach: „Aber natürlich — sie hat immer noch mehr Talent als dieser Björnson l" — hier sei hinzugefügt, daß. wie Christian Richardt eines Tages sehr richtig bemerkte, Ibsen trotzdem niemals dermaßen herabsetzend von Björnson sprach, wie dieser von ihm.

In seinem grenzenlosen Glauben an die Notwendigkeit der Königsmacht, eine aristokratische Getstesrichtung am Leben zu erhalten und die Liberalen zu brechen, der» urteilte Ibsen Vjörnsons Republltanismus. Worauf es ankäme, sei, daß eine Ration ihren Beitrag zur Weltentwicklung liefere. Eine Regierung sei tauglich, wenn sie die Ration dazu antriebe, etwas Großes und Seltenes zu leisten.

Auf einem Spaziergange nach dem Plauenschen Grunde sagte er: „Der Rorden liegt außerhalb des Kulturstromes. Die ur, glückselige Folge davon ist, daß all« Stadien bei uns zurückgelegt werden, nachdem ganz Europa über sie hinaus ist. Wir müssen sie alle durchlaufen. Es ist, als wolle man die Astronomie auf Madagaskar einführen und begönne mit dem ptolemäischen System!"

Ueber die neuesten dänischen Dichter urteilte er mit Wohlwollen. Er sprach mit Achtung von I.P.Iacobsen, so wenig dieser auch noch veröffentlicht hatte, mit Sympathie von

» «
Drachmann, obwohl es ihn ein wenig beunruhigte, daß dieser sich so sehr zersplitterte. Er nannte sie beide als vielversprechende Möglichkeiten für mich, falls es mit «in» von mir geplanten Zeitschrift Ernst würde. Er selbst wollte vom Januar 1873 ab ein eifriger Mitarbeiter daran werden.
Seine UrteUe über Vücher waren interessant, aber über einen Leisten. Es tam ihm einzig daraus an, ob sie mit dem Seelenleben ihres Verfassers in inniger Per» bindung standen. Dann sei alles gut, andernfalls alles atademlfch. So hoch er Heiberg früher geschäht hatte — er hatte ihn ja in dem Gedicht „An die Ueberlebenden' als den Kämpfer besungen, der ein Licht im Lande anzündete. — Jetzt hielt er weniger von seiner Dichtung. Er betrachtete es als den Fortschritt des Zeitalters, daß die Poesie immer psychologischer wurde, und nicht nur sie, sondern die gesamte Literatur. „Das ist es, was Ihrem letzten Buch ein Leben in der Zukunft sichern wird, daß es zeigt, wie Sie die Dinge betrachtet haben. Wollt ihr 0bjettivität haben, dann geht zu de» Objekten l Lest mich, um mich kennen zu lernen!" — Er meinte, dies sei die groß« literarische Revolution, die er selbst herbeiführe.
(Fortsetzung folgt.)

Die Gottesnacht.

Ein Erlebnis in 5 Träumen von Richard Dehmel.

Elster Traum.

ch spürte, ich würde gleich einschlafen; und ich wünschte es sehr nach den triste»
3
Gedanken, die wegen der abends empfangenen Todesnachricht seit Stunden in mir rumorten. Ich sann noch über den Eigensinn nach, mit dem sich die junge Selbst» Mörderin die langsamste Todesart ausgesucht hatte; aber ich war schon erlöst von dem Sinn in den Worten, die durch mein müdes Gehirn schössen. Ich hörte beseligt den Drosselgesang, der aus dem Wort Erdrosselung klang, und wunderte mich über die Bilder, die sich aus jedem Satzglied entpuppten. Da stand sie auf einmal deutlich vor mir: die rätselhafte Gliederpuppe. ^
Wie war fie nur in mein Zimmer gekommen? Da stand sie zwischen Tür und Schrank mit ihrem wachsbleichen Gesicht wie «ine Auferstanden«. Dl« groß«« gläsernen gold« braunen Augen starrten mir so bekannt ins Herz, als hätten sie schon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Und ein Schmelz war darin, als ob sie lebten; als ob sie mich liebten; fast mütterlich. Aber natürlich, das schien nur so; ich mußte mich nur recht erinnern. Denn ja, meine Mutter hatte sie ja meinen Kindern zu Weihnachten ge» schenkt, diese lebensgroße Gliederpuppe; und das Lächeln um lile schmalen Lippen blieb immerfort fo unbeweglich, wie die Falten des steifen brokatenen Mantels um ihr« sanft» geschwungenen Achseln. Ja, sie war tot; tot wie die schön«« phantastischen Blumen dieses alten indischen Tempelmantels, der sie bis zu den Füßen hinab verhüllte. Zwischen solchen Blumen spielte ich einst und pflückte einen Strauß davon; für ihre bleichen gefalteten Finger. Damals hatte ich sie noch angebetet. Denn sie thront« auf einem vergoldeten,

mit Rubinen und Perlen geschmückten Altar und war die Göttin der Barmherzigkeit; das war wohl viele hundert Jahre her. Warum sah sie mir nun so starr ins herz, als ob ich sie getötet hätte? Sie hatte sich doch selbst entleibt! Ich träumte wohl?
Nein, sie hielt ja noch immer die Finger gefaltet und stand groß zwischen Tür und Schrank. Wenn ich nun mit ihr betete, ob sie sich dann vielleicht rühren würde? Denn sie war doch früher beweglich gewesen; wenn ich an ihre Gelenke rührte, dann Nirrten noch die zersprungenen Drähte, bis in den hohlen Brustkorb hinein. Ich seufzte auf, da Nirrten fle wieder; und ihre Arme zuckten ein wenig. 0b sie mich niemals mehr anrühren würde? mich immer bloß so unverwandt ansehn? Ich spürte ein Stechen in meiner Brust, als ob aus den Drähten elektrische Funken herzuckten. Ich hörte wieder das leise Klirren; oder klang noch immer der Drosselgesang? Ich wollte beschwörend die Hände ausstrecken, aber das Stechen in meiner Brust drang mir bis in die Fingerspitzen. Ich wollte wegblicken — da blickt sie mir nach.
Ich träume ja nur! will ich mir einreden; aber sie blickt auf meine Hände. Auf den Bubinring an meiner Linken; der beginnt zu glühn wie «in Altarlämp^)en. Auf den Trauring an meiner Nichten; «.er beginnt zu glänzen wie Tränenperlen. Und auf den Bing, den mein Bater mir schenkte, als ich noch keinem Weibe gehörte. Warum quälst du mich, Mutter? will ich stöhnen; aber ihr Blick verschließt mir den Mund. Ich will mich aufrichten; ich liege gebannt.
Ihr« Augen beginnen zärtlich zu leuchten, und der Glanz der Bing« wird funkelnder. Ihre Augen funkeln begehrlich mit; der Glanz der Ringe erlischt auf einmal. Das find nicht meiner Mutter Augen! meine Mutter blickt fanft, meine Mutter ist fromm! Das sind auch nicht mehr die goldklaren Augen, die ich einst angebetet habe, weil die Mutter meiner Kinder so blickt. Diese Augen sind schwarz, nein duntelgrau, und kennen nicht Treue noch Gottesfurcht; es sind die Augen der Selbstmörderin. Warum hast du dich aber töten müssen? will ich sie fragen und höre entfeht: du hast es doch gewollt, mein Geliebter! —
Ich will es leugnen und sehe ihr Lächeln. Vielleicht hat sie gar nicht die Worte ge» sprachen. Oder vielleicht verstand ich den Sinn nicht; sie sprach von jeher so doppelfinnig. Doch sie läßt den Kopf so sonderbar hängen. Ach ja: ich wollte sie ja erdrosseln. Ich höre wieder den Drosselgesang; aus dem Wald meiner Heimat kommt er her. Gleich wird mein Bater zwischen den Bäumen erscheinen. Bein, es ist ferner Flötenllang. Bein, eine Geige jubelt bang. So hat mein toter Freund einst gespielt, als wir noch kindisch durchs tzaidekraut liefen und hinter den Birken die Waldfee suchten. Ach, ein König der Geiger wollte er werden, und kommt jetzt gramvoll dahergeschritten im Gefolge der Königin. Am Waldrand macht der Iagdzug halt; und wir beugen alle das Knie vor ihr. Warum blickt sie uns so prüfend an mit ihren silbergrauen Augen? Das ist mein Freund nicht, das bin ich selbst — und die Königin Elisabeth winkt mir. Erhebe dich, Shate» spearel flüstert sie; und ich fühle, wie wir uns auflichten. Gr trägt noch die fchwarze Scholarentracht, worin er der Schul« entlaufen ist, und «inen verrückten alten Brokat» Hut mit gelben Papageienflügeln. Denn ich weiß, wir müssen uns wahnsinnig stellen vor der treulosen Königin. Denn sie hat ihn begehrlich angeblickt, als ich gestern «Venus und Adonls" beim Bankett der Iagdgäste deklamierte; «r aber liebt ihre Kammerdam«,

die Augen wie «ine Göttin hat, »i« eine Waldfee, wie ein Reh. Das Hugt in Todesangst durch die Büsche, und! ich stehe und stier« es an wie ein Bluthund. 0, wie gut wir uns wahnsinnig stellen können, wenn wir nichts als eine Göttin lieben und solchen verrückten Hut aufhaben! Und nun ahnt sie, wieso er Schauspieler wurde und den armen Hamlet gedichtet hat; und wir schwenken den tzut vor der treulosen Königin, und sie lächelt in Barmherzigkeit.

Sie lächelt immer barmherziger,- es bringt uns stechend! durch Brust und Gehirn. Ich will ihr den tzut vor dl« Füße werfen, und tu« es, und steh« erstarrt: der tzut hat schwarze Drosselstügel und stiegt zurück auf meinen Kopf. Ihr Lächeln wird so grausam barmherzig, daß ich sie dafür umbringen möchte. Du hast es ja schon getan, mein Geliebter! raunt sie mir unbeweglich zu. Es ist nicht wahr! will ich aufstöhnen; doch sie läßt den Kopf so sonderbar hängen. Ist das die englische Königin noch, oder bloß die indisch« Glied»» puppe? Wenn sie noch lange da bei der Tür steht, wird sie mich wirklich wahnsinnig machen! Warum quält sie den armen tzamlet so? sie ist doch seine leibliche Mutter! Sie hat doch Augen wie eine Gottheit und blickt mir stechend in mein Gehirn. 0b Gott über« Haupt nur ein grausames Weib ist? in steter Verpuppung?! die Allmutter l — Aber sie hat ja zersprungene Drähte und läßt den Kopf so sonderbar hängen! — Ich glaub« nicht mehr an Gottheiten! knirscht mein erstarrter Mund ihr entgegen. Und mit un» geheurem Triumphgefühl weiß meine Seele: ich träume nur! —

Wenn nur die Drähte nicht immerfort klirrten! das ist doch wirklich verwunderlich. Sie klirren lauter, und! immer lauter; so laut wie die Nein« alte Vrgel in der Kirche meiner Vaterstadt. Ich lese die goldene Jahreszahl 1641 auf dem schwarzlackierten Täfelchen zwischen den elf Apostelbildern. Denn der treulose Judas fehlt natürlich; das habe ich fchon als Kind begriffen. „Lalvator Klunäi" steht unter dem zwölften Bild, auf klarem, himmelblauem Grund; und neben der eifenbeschlagenen Tür thront lächelnd die Mutter mit dem Kinde. Ich höre die vrgel ihr Lob anstimmen und weine vor Weihnachtsselig' lelt. Die silbernen Fransen der Altardeck« schwimmen in meinen perlenden Tränen. Ich spiele mit diesen schönen Perlen, und lächelnd sieht mir die Mutter zu. Ich bin wieder Kind auf ihrem Schoß und wundere mich nun gar nicht mehr. .Ich bin bloß im stillen ein bißchen erstaunt: der Apostel Thomas hat drei tzände. Zwei kleinere, die sind! wohlgepflegt; aber aus seinem braunroten Mantel langt eine dritte, große, aussähige. Die umklammert ein Buch und ist mir entsetzlich. Ich darf mich aber lein bißchen rühren, sonst würde sie nach mir herlangen. Ich starre das Buch an: ob Bücher krank werden lönnen —

und atme plötzlich erleichtert auf: ich erkenne, es ist ja gar leine tzand: es ist nur «in« Falte des Mantels, die über das Buch geschoben liegt. Ich möchte sie wegtun, ich darf aber nicht; sonst kommt der Küster und schlägt mir das Buch um die 0hren. Sie dröhnen mir schon; er schlägt immer dröhnender. Gr schlägt mich wohl mit Glockenschlägen? Sie schallen mir donnernd ins Gehirn. Nein, Blitze schlagen wohl um mich ein; o Himmel, Hilfe, sie werden mich treffen! Ich wlll mich verstecken; o Mutter, wo bist du?l Lin blendender Strahl schließt mir die Augen; ich bin getroffen, der Strahl zerreiht mich. Lin unabsehbarer Farbenstrudel spritzt himmelansprühend aus meinem Kopf. Ich schrei« vor Wonne: mein herrlich Gehirn! Und eine Stimme erwidert von oben: es ist bis über die Sterne gespritzt. Ich will ihm nach: o himmlisches Licht! Es scheint mir ins Auge; ich erwach«.

«Richard Dehmel: Die Gottesnacht 897

Auf meinem Nachttisch brannte die Kerze noch, bei der ich, um meine Gedanlen zu stillen, in Shakespeares Sonetten geblättert hatte; und an der Wand zwischen Tür und Schrank blitzte der Rand des Spiegelglases über dem Bildnis meiner Mutter. Ich schlug Las Buch zu und löschte die Kerze.

Ich möchte keiner Flamme bekennen,
was sür Blicke in uns Menschen brennen.
Kein Spiegel wird uns je klar machen,
welche Augen in unserm Schlaf erwachen.
Zwischen dunkeln Wänden ahn'ich mit Beben,
wieviel Geister hinter jedem Geist leben.
Denen kann ich nichts Vorscheinen;
denen wird mich das Licht einst einen,
wo wir alle in Schweigen schweben,
alle im Reinen. . .

Zweiter Traum.

Wir gingen die Wurzeltreppe des Hügels hinab, zehn zwölf Mann; oben lag ßie Försterei in tiefem Schnee. Die klare Kälte machte alle stumm; der Schnee verschluckte das Geräusch der Schritte. Die Teckel hielten sich, vor Frost humpelnd, sorgsam hinter uns im festgetretenen Wege. In dem rauhen Reif der Birkenreiser fingerte die Morgensonne; die starren Radelbürte der Kiefernschonung sträubten sich aus ihren weihen Pelzen. Es sollte «in Dachs gegraben werden. Ich weiß nicht, wieso dabei schon wieder: mir kam der liebe Gott in Sinn.

Die Hunde gaben plötzlich Laut; Rädergellapper kam. Um die Ecke aus einem Schleifweg bog die alt« Semmelfrau vom Dorf drüben her, auf ihrem Köterkarren hockend; ein schuh» scheuer Jagdhund zog ihn, der einem Nachbarförster aus der Art geschlagen war. Uns« Teckel, keifend, auf ihn los. Der hochbeinige weiß nicht, was er dazu sagen soll; den Schwanz eingeklemmt, setzt er sich in Trab. Die Kleinen blaffen lustiger. Er begreift; und hufsa, alle Schwänze hoch, stiebt die wilde Jagd, schneeumspritzt, bellend und belsernd den Weg hinunter, die falsche Richtung für die gute alte Frau, die schimpfend und jammernd auf dem ftuckernden Wagen sitzt, mit beiden Armen ihre Semmeltlepe um» klammernd. Wir, lachend, hinterdrein mit langen Sätzen; am Bahndamm unten holen wir sie endlich ein. Die Teckel drücken sich beschämt zu ihren Herren; wir lohnen die Alte ab. Und ich denke wieder an den lieben Gott.

Schwitzend schreiten wir weiter. Der Schnee fängt an zu blenden und den Augen weh zu tun; die Bahnschienen flimmern. Von der andern Seite her taucht funkelnd «in Fllntenlauf über den Damm, eine wohlbekannte Nütze aus Vtterfell. „Der Nachbar« förster," sagt jemand scheu; einer wird bleich wie der Schnee. Jetzt steht der Alte oben, straff, im grünen Galastaat, die nackte rote Faust auf der Krone des Hirschfängers. Sein grauer Kinnbart perlt von Eis, die grohe hakennafe wirft einen Schatten über die Nackenfurchen bis zum Ohr; suchend brennen seine dunkelblauen Augen. „Komm her!" ruft er heiser. Der Bleichgewordene gehorcht; nun stehn sie mitten auf dem Damm, im stechenden Licht. .Zieh den Handschuh ab l" hör ich mit Grauen, fühlend, wie der Alte sich beherrscht.

« «
«Wo hast du den Ring?" fragt er drohend. Keine Antwort. Der Alt« zittert. Seine Finger spannen sich um den hirschfängergriff. Ein Nuck: die Schneide blitzt. Bis znr Hälfte; hohnlachend stößt er sie zurück. Mit unsäglicher Verachtung speit er in den Schnee, zum Gehn gewendet. „Vater!" schreie ich auf, in die Knie stürzend. Er geht. Ein Krampf schüttelt mich. Meine starren Augäpfel sehen mich zucken; in welter Ferne. Sausend peitschen schwere spitze Büschel, Kiefernzacken, gegen meine Stlrne. Sie der» wandeln sich. Stecheichenzweige rauschen um mich her; ich sehe, wie die roten Beeren lange Kurven durch mein graues Atemnetz reihen. Aber eine weiche Hand legt mir immer wieder, schmeichelnd, ihre Finger durch die haare. Die gepreßten Zähne lösen sich; ich glaube, ich werde ein Anderer. Der liegt zu ihren Füßen, den Kopf in ihren Schoß ge» drückt. „Lebst du denn noch?" fragt er verwundert. Sie läßt sich in den Lehnstuhl gleiten; das ferne Not des Frühlingsabends vergoldet ihre hellbraunen Flechten. Neben ihr, nuf meinem Schreibtisch, steht ein zartes venezianisches Kelchglas, purpurzart, ein Lilienkelch, golddurchrieselt, und ein meergrün schillerndes Schlänglein ringelt sich darum empor. Ein Stecheichenblatt starrt aus dem Kelch, und eine wachsbleiche Hyazinthe. Die hat sie mir eben gebracht; die üppige Blüte berauscht mich.
„Gib mir den Nlngl" schmeichelt sie. „Ich kann nicht," fleht er mühsam; und ich höre ihn mit beklommener Stimme die Geschichte des Ninges erzählen. Den hat der Urgroßvater seines Vaters, der Husarenwachtmeister, nach der Schlacht von Torgau, für seine Tupfer» leit und lange Treue, aus des alten Ziechens eigner Hand empfangen; vielleicht sogar vom großen Friedrich selbst. Er betrachtet das gepreßte Eisenbild des Königs in dem dünnen goldenen Reifen: „und immer der Aelteste erbt ihn". Ich höre seine Worte wie im Traum; es ist, als ob ich sie in einem Buche lese. „Gib mir den Ning!" schmeichelt sie. Er kämpft mit fich. „hast du Gewissensbisse?" flüstert sie; „Du —?"
Was! Will sie mich verspotten? Ich presse drohend meine Zähne an die Knöchel ihrer Hand. Sie nimmt sie lächelnd vom Knie, hält mir die Hyazinthe an die Lippen. Ich schlürfe den Geruch und erinnere mich; „du hast ihn ja schon," entgegne ich und blicke auf ihre Finger nieder. „Den andern noch," schmeichelt sie; „den Ning der Andren!" Ihre grauen Augen werden immer bestrickender.
Ich fühle ein heftiges Zittern; am liebsten möcht ich sie wieder erwürgen. Dann könnte ich wieder der Andren treu sein, die meine Kinder geboren hat. Meine Blicke heften sich herzverwirrt auf den Nubin an meiner Linken; er perlt wie Blut aus einer frischen Wunde. „Gewissen ist der Spul des toten Gottes", spricht sie auf einmal meine Ge» danken aus, mir ins Ohr. Ich weiß nicht, ob sie es höhnisch meint. Ich will's ihr er» klären; sie erhebt sich. „Du bist zu gut," haucht sie gespenstisch — „nur gute Menschen haben ein schlechtes Gewissen; — ich hatte nie eins" — und streift mir den Ning ab.
Ich will es ihr wehren; fie entschwebt. Ich will ihr nachstürzen, vergebens; meine Knie« winden sich gebannt am Boden. Ich suche das Wort, das mich frei macht.
Ich stammle Verse, lange flehende Zeilen; sie verliert sich immer ferner in die Nacht.
Ich sehe sie geisterbleich verschwinden; nur der Nubin glüht noch wie Blut im Wondlicht.
Nein, wie ein Wundmal; der tote Freund! Mit seiner Geige schwebt er herbei. Zu meinen Versen beginnt er zu spielen: ferne, stehende Töne: von einer Seele, die lh» untreu ward. Die runde Wunde feiner Stirne tut fich auf; Blutstropfen perlen ans

der Neinen Veffnung, bei jedem Bogenstrich, die bleiche Schläfe nieder, in den Schnee. Immer näher schwebt die rote Spur; die geschlossenen Augenlider zucken, bleicher als sein Sterbehemd, und ich suche das Wort, das Wort — in unsrer Kindheit wußten wir's. Er schlägt die Augen auf, der Geigenbogen stockt, ein Schrecken schlägt mich: das sind nicht seine Augen! das ist „die Andre" l — Weine Micke erlahmen, mein Wund versagt; meine Finger lrümmen sich, ihr Gewand zu betasten — hilf mir! das Wort! — Sie weift auf meinen starren Körper: lange Ketten Verse, wie Spruchbänder, umschnüren meine ge« zerrte Kehle: ich lese und lese, mir graut:

Schwere Ringe . . . wirb ... ich werbe . . .
leere Schlinge . . . deine Weinung —
dunN« Kammer . . . uralt Erbe. . .
Irrtum . . . Jammer. . . wird Erscheinung —

Wer sprengt die Ketten?! Die Tür springt auf. Lichtschein wie Nabelstiche prallt mir entgegen. Auf der Schwelle steht meine Wutter; mit unsäglichem Kummer blickt sie mich an. Meine Arm« mühn sich nach ihr; vergebens. ,,Sünd« an der Wutter deiner Kinder?!' ringt es sich von ihren Lippen. „Wutter!' ringt slch's von meinen Lippen, laut, da» Wort; — ich bin wach.

Durch die dunN« Stube lag ein schmaler Streifen Mondlicht grell bis auf mein Bett; er zuckte. Ich sah zum Fenster; da war lein Spalt. Ich wandte den Blick ab; der Streisen glitt mit. Ich weiß nicht, was für «in Licht so zuckte.

Wenn dich zwischen Schlaf und Schlaf
um Mitternacht
dein rasend klopfendes herz
aus deinen Träumen jagt
— furchtsam stockt dein Atem —
und sich durch dein finstres Zimmer
weiße Schatten vor dir flüchten:
kennst du dieses Grauen? —
Wenn dann aus dem toten Raum
mit starren Augen
«in geliebtes Gesicht
lautlos dir entgegenscheint
und leben möchte:
kennst du dieses Grauen? —
Wit eignen Händen
willst du nach dir greifen
und dich erwürgen
für «ine Schuld . . .

Dritter Traum.

Ich habe sie doch vielleicht umgebracht. Warum sollte es auch unmöglich sein? Ich habe doch «inst sogar ein Kind umgebracht, ein kleines, hübsches, unschuldiges Kind. Unli damals glaubte ich doch sogar noch an Gott, an die Hölle und ans jüngste Gericht.

» »

Damals war ich ein schwedischer Kürassier, bei den sakrischen deutschen Protestanten, un> wir brandschatzten ein katholisches Pfarrdorf. Ah, ich fühle wieder die himmlische WorV» lust, wie sich die Vauernweiber wehrten, die wir ins Spinnhaus eingesperrt hatten. Und da spießte ich einfach der Ungebärdigsten das schreiende Kind aus den Armen weg »nd schmiß es im Vogen in den Dorfteich. Ich fehe noch deutlich die kleine Hand, die aus dem sumpfigen Wafser herausstak, als wir nachher von den Weibern kamen; ganz «U geronnenem Vlut bedeckt, so stak sie zwischen den Binsen heraus, wie eine dicke rote Tulpe. Ich habe aber lein Grauen davor; es weiß ja keiner mehr, daß ich es tat. Ich darf mich nur nicht selber verraten, wenn sie mich doch vielleicht vor Gericht stellen. Wenn ich mich bloß erinnern tonnte, welche von beiden ich umgebracht habe. Doch nicht die Mutter meiner Kinder? die hat mir ja immer alles verziehen. Aber die Andre hat sich ja selbst umgebracht; deren Hand kann doch nicht gegen mich zeugen. Jedenfalls muß ich zu der Beerdigung gehen; sonst tonnten die Leute Verdacht auf mich werfen. Und ich muß ihr einen Strauß auf den Sarg legen, einen großen schweren Tulpenstrauß, damit sie die Hand nicht herausstecken kann. Aber weiße Tulpen müssen es sein; die roten riechen auf einmal so stark, es ist der reine Leichengeruch. Warum sieht mich der Blumenhändler so an? mit richtigen Totengräberaugen l — Ich will auch weihe Tulpen nicht! die sehen noch leichenhafter aus! — (ir lacht; ich verlaffe eilig den Laden.

Auf der Straße ist fo bleiches Licht, wie ich noch niemals erlebt habe. Ich kann mich kaum schleppen in diesem Licht, so weltschwer hängt es um meinen Kopf. Es geht auch tet» Mensch auf der bleichen Straße, und die Häuser sind wie aus Schatten gebaut. Wenn ich nicht wüßte, wo ich bin, tonnte ich an ein Geisterland glauben. Aber es macht mich schwach, dieses Licht; es ist, als ob es mich auspressen möchte. Und ich will und will »ich nicht schwach machen lassen; leine Seele der Welt darf in meine Seele. Dann muß ich mich aber bei Kräften halten, mein Körper ist schon wie ausgehöhlt. Ach ja, ich werde wohl Hunger haben; ich habe ja heute noch nichts gegessen.

Ich mache ein harmloses Gesicht und trete in einen Schlachterladen. Die Schlachters» srau blickt mich fragend an — ganz still und fragend — was blickt sie nur! — „Geben Sie mir dies kleine Stück Fleischwurst l" sage ich langsam mit ruhiger Stimme, als ob ich gar keinen Hunger hätte. Sie blickt mich wieder wortlos an und legt das Stück Wurst auf ein weißes Papier, reicht es mir über den Ladentisch. Ich will es nehmen und lann mich nicht rühren: ich erkenne auf einmal, es ist leine Wurst: es ist eine Nein« Kinderhand, ganz mit geronnenem Blut überzogen. Ich slarre der Frau verstört in die Augen: es sind die Augen des Bauernweibes, dem ich vor Zeiten Gewalt antat. Ich fasse mich endlich »nd tappe hinaus; hinter mir her tönt «in dumpfes Lachen.

Ich tappe mich wie durch Bebel weiter und komme an eine Frühftückshalle. Da sitzen Wohl hundert esfende Menschen hinter der großen Fensterscheibe, da wird mich wohl lein« beobachten. Ich setze mich ganz in den Schatten hinten und bestelle irgend ein rasches Gericht. Es ist so laut in dem Halbdunkeln Raum, daß ich kaum meine eignen Worte verstehe. Das Schentmädchen bringt mir fiischen Hummer und wünfcht mir freundlich guten Appetit. 23 freut mich auch wirklich, wie gut er riecht; aber was steht sie nnd wartet noch! Ich darf mir aber nichts anmerken laffen; vielleicht will sie bloß ihr Geld bald haben. Ich bezahle; sie bleibt noch immer stehen. 23 wird mir schwer, sie nicht

anzuschreien,- aber ich nicke ihr ruhig zu und greife rasch nach dem Hummerteller. Ich will mir sacht eine Schere abbrechen: aber was ist das, was ist das nur?! Ich fühle mich bis in die Lippen erbleichen: es ist eine Nein« rote tzand, und ein Leichengeruch schlägt mir entgegen. Und alle Menschen blicken mich an; wohl hundert menschlich« Augen» paare blicken mich unabwendbar an. Und alle sitzen so still wie Geister,- lein Laut ist mehr in dem Halbdunkeln Naum. Ich taste mich mühsam zur Tür und ins Freie; ein brausendes Lachen schallt mir nach.

Wo kann ich nur etwas zu essen bekommen l Wenn ich noch lange so schweigsam herum» gehe, werde ich ohnmächtig vor Hunger. 2s ist nicht, weil mein Geheimnis mich würgt; nur, es stachelt mich immer stärker, mir die herrlichsten Speisen auszumalen, halt, ich werde mal wieder den Waler besuchen, der immer so köstliche Späne macht; der wird mich auf andre Gedanken bringen. Ich fehe, er malt an einem Fruchtstück; «ine große goldgelbe Ananas steht auf der malachitgrünen Schüssel, ein paar rote Tomaten liegen daneben. „Darf ich mir eine Tomate nehmen?" frage ich ihn ganz unbefangen; „Tomaten sind mein Leib» gericht." Gr malt schweigend weiter; was schweigt er nur? — „Wachen Sie doch nicht solche Späne l" stammle ich plötzlich und sehe «ntsetzt: er malt eine rote Kinderhand. „Lachen Sie nicht l" beherrsche ich mich; „Tomaten sind wirtlich mein Leibgericht l" — Er lacht aber gar nicht, er lächelt nur — er blickt mir nur sonderbar in die Augen und' sagt mit teilnahmvoller Stimme: „Sie haben sich wohl in der Tür geirrt, die Tür zu» Gerichtssaal ist nebenan.'

Ich bin einen Augenblick wie im Traum; ich fühle nur wieder wie durch Nebel, dah der Waler fanft den Arm um mich legt und meine tappenden Schritte leitet und die Tür des Saales hinter mir fchlieht. Ich möchte aufwachen aus diefem Traum; ich glaube mich doch genau zu erinnern, dah ich in Wirklichkeit niemanden umgebracht habe, weder die eine noch die andre; aber ist das auch wirtlich die Wirklichkeit? Ich bin ja schon öfters im Traum erwacht, und dann war's trotzdem nur wieder geträumt. Ich will mich lieber zusammennehmen, dah ich nichts von meinem Geheimnis verrate; mit keinem Wörtchen, mit leiner Miene. Ich sehe mir meine Richter an.

0b ich vor einem Vehmgericht stehe? Regungslos sitzen sie mir gegenüber, elf schwarz» vermummte stille Gestalten, mit Augenlöchern in den Kapuzen. Es funkeln aber nicht Augen darin; es fchauen mich aus den schwarzen Masten nur lauter noch schwärzere Löcher an. l)b es vielleicht lauter Schatten sind, die in den hohlen Gewändern sitzen? Vb «8 vielleicht doch Geister gibt? Denn in der Witte sitzt Einer ohne Mäste, mit ge» schlössen«« Augen wie ein Toter, mit silberweißem Haupthaar und Bart, und mit ewig gebieterischer Stirn; vor dieser Stirn hat mir oftmals gebangt. Ich weih nicht, ist's meines Vaters Stirn? ich welh nicht, ist's eines Gottes Stirn? Wenn lauter Geister da vor mir find, muh dann nicht auch ein Obergeist fein?! Könnt« ich nur fein« Augen sehn! Viel» leicht sind's doch meines Vaters Augen, meines Vaters herrliche stahlblau« Augen, die mich oftmals fo hart und zornig anstrahlten, und doch so glutweich im hellsten Zorn, und dann so spöttisch verzeihungswarm. Aber er sitzt da so starr und lalt jetzt, als werde er die ge» schlössen«« Augen nie wieder zu seinem Sohn hin öffnen; «8 sei denn, ich öffne ihm mein Gewissen. Sie fitzen alle so starr und lalt, als wollten sie ewig darauf warten. Ich fühle, ich muh wohl endlich sprechen.

Weine Herren Richter! beginne ich unverzagt: ich habe wirtlich ein reines Gewissen. Denn gesetzt auch, ich hätte sie umgebracht, so hätten doch beide sich selbst umgebracht. Denn die eine, die wirtlich sich selbst umgebracht hat, die hat sich auch selbst dazu gebracht. Denn da sie lein Gewissen gehabt hat, so hat sie mir mein Gewissen genommen und hat es dann nicht ertragen tonnen. Denn die andre, der mein Gewissen gehörte, und die mir drum immer alles verzieh — denn sonst hätte ich mlr's nicht wegnehmen lassen — die hat das nicht länger verzeihen tonnen. Denn da ich lein Gewissen mehr hatte, und wenn sie deswegen — was ich nicht weiß — vor Gram zu Grunde gegangen ist, so ist auch sie im Grunde von selbst und an sich selbst zu Grunde gegangen. Denn wenn ich es auch gewollt haben sollte, so hat es, meine Herren Nichter, doch im Grunde ein Anderer ge» wollt. Denn wenn ich jetzt hier vor Ihnen stehe — und wenn, wie ich sehe, mein Vater jetzt Gott ist — so bin ich im Grunde der Sohn meines Paters, und mein Wille ist Gottes Wille gewesen. Wenn also ich, meine Herren Richter — nein, nicht ich, wenn ich Gottes Sohn bin —: wenn also Gott, meine Herren Nichter, eine von beiden umgebracht hat — nein, die andre — nein, beide — nein, alle andern

Ich stocke plötzlich und tann nur noch stottern; ich merle, ich habe mich verwirrt. Ich suche im Vlick meiner Nichter zu lesen und sehe nur lauter schwarze Löcher. Ich blicke hilflos den Einen an, der herrlich in ihrer Witte sitzt, und erbange vor seiner klaren Stirn; mich befallt auf einmal dumpf ein Erinnern, als ob ich seit unvordentllchen Zeiten unzählige Seelen umgebracht habe. Und da endlich tut Gott mir die Augen auf: meines Vaters strahlende blaue Augen tut er aus ewiger Nuhe auf und fragt meine Seele: „belennst du dich schuldig?" — Ich höre mein herz in seiner Stimme und sehe mein Leben in seinen Augen. Ich weih, ich brauche nur nein zu sagen, dann bin ich auf ewig frei» gesprochen. Ich fühle das Nein fchon auf den Lippen; ich brauche nur den Wund auf» zutun, dann ich bin von all der Mühsal erlöst. Und ich tue ihn auf und — sage „ja'.

Gin Schrecken befallt mich wie ein Schlag. Ich fühle betäubt mein Bewußtsein schwinden; mir ist, ich stürze endlos hinab, durch duntle, bodenlose Näume. Oder stürze ich endlos empor? Ich höre von oben her singende Stimmen; sind's Wenschenstimmen? sind's Geisterstimmen? Sie singen mich wieder zur Besinnung — von fern her fingen zwei Frauenstimmen —: Bon wannen, von wannen? — von wannen dein Träumen! — be» freie dich, Seele — von Zeiten, von Näumenl — sie vertlingen. Ich schlage mühsam die Augen auf; ich fehe mich durch ein Vogentor fchreiten.

Es ist noch immer so weltschweres Licht, wie ich noch niemals erlebt habe; ein toten» gelbes Abendlicht. Nur vor mir her, da schreitet ein Mann in richterlichem schwarzem Talar, auf defsen Schritte ich horchen muß, dann wird das schwere Licht mir leichter. Sie tönen mir seltsam vertraut, diese Schritte; ich muß sie schon öfters vernommen haben und ihnen so Schritt sür Schritt gefolgt fein, wie ich jetzt ihnen Schritt zu halten suche unter der dröhnenden Bogenhalle. Ist es mein Bater? mein herz sagt nein. Und da höre ich hinter mir noch solche Schritte; nur ungewissere, haltlosere. Ich wende mich und steh« er» staunt; und auch der Mann vor mir wendet sich. Ich sehe, hinter mir geht der Jüngling, der ich vor Jahren gewesen bin; ich sehe, vor mir steht der Wann, der ich in Zukunft sein werde. Er winlt mir lurz, und es weht sein Talar, und wir schreiten im Gleich» schritt zum Tor hinaus. Und es weht sein Talar, und mit lautlosem Schritt schreitet

o o

der Mann aus sich selbst heraus und entschwindet meinem gebannten Blick. Denn mein Blick hängt an einem väterlichen, ewig gebieterischen Greis, der an Stelle jenes verblieben ist, und der mir weiterzufolgen winlt. So kommen wir an ein tzafenwasser.
Wohl unabsehbar dehnt sich das Wasser unter dem totengelben Himmel. Viele große Schiffe lagern darauf, mit hohen reichbewimpelten Masten; aber das Gelbe lastet so nacht» schwer, daß leine Farben mehr dämmern können. Alles, die Schiffe, die Wimpel, das Wafser, scheint alles so schwarz aus Schatten geschaffen wie der Talar meines greisen Führers; nur sein weißes haar schimmert silbern im Zwielicht. Was sind das für Schiffe? frage ich zweifelnd. „Wirkliche Schiffe," entgegnet er tonlos und weist auf ein Dock am westlichen Himmel. Kein Laut von Arbeit kommt aus den Werften her; der ganze Hafen scheint ausgestorben. Die schwarzen Stützpfähle um die Hellingen ragen starr am Horizont entlang wie ein auferstandener kahler Hain von ursintflutlichen Niesenstauden. Nur aus dem westlichen Saum des Haines taucht klumpenhaft etwas Graues hoch und regt sich in der schweren Stille; es regt sich wie das felsengrau«, urschwere Haupt eines Elesanten. Ist's eines spulhaften Götzen Haupt? ist's eines Gottes heUiger Scheitel? Nein Führ« aber winkt mir zu schauen.
Und was wie ein Haupt war, beginnt zu erglänzen, und entsteigt dem schwarz auf» starrenden Hain, und ist ein großer glanzvoller Mond. Cr glänzt nicht so sahl wie ein nächtlicher Mond, er glänzt nicht so grell wie die tägliche Sonne; er glänzt wie ein Tau» tropfen in der Frühe, und alle Farben klären sich auf. Und nun wendet mein Führer sein greises Antlitz blauäugig nach dem östlichen Himmel, und mit langsam gebieterischer Hand entwintt er der verklärten Nacht «inen zweiten solchen glanzvollen Mond. «Wisse, du sollst an Geistermacht glauben" — haucht er mir in mein schauerndes herz und entschwebt dem einen der Monde zu. Bin ich erblindet von seinem Anhauch? ich seh« auf einmal nur lauter Licht. Ich fühle nur blindlings ein leuchtendes Schweben ins grenzenlose Blaue hinein. Ich ahne dunkel, ich selbst bin der Greis; er ist wohl dem andern Mond zugeschwebt? Ich schwebe mit ausgebreiteten Armen und räum« entrückten Augen gleich Ihm.
Das Leuchten wird immer feuriger; ich atme entzückt die zarte Glut. Ich höre von oben h«r singende Stimmen, zweistimmig aus unsichtbarer Ferne. Sind's wieder die Seelen der Geistinnen beide? erwarten sie mich auf den strahlenden Monden? Sie singen mich weiter und weiter hinauf: Ins Weite, Seele — von wannen dein Träumen! — erwache ins Freie — von Zeiten, von «Räumen! — sie nahen mir. Sie nahen wie schüchterne Lüste so lind; sie küssen mir meine entbreiteten Hände. In meinen Handflächen ruhn ihre Lippen, mein Herzblut strömt ihren Küssen zu. Sie küssen immer herzinniger, und andere Geistinnen singen von oben. Wollen sie mir mein Leben auslüssen? „befreie dich, Seele," fingen sie. Leben sie nur, wenn Ich sie belebe? „erwache, Seele," verklingen sie. Ich raffe all meine herztraft zusammen; ein leeres Grausen stöhnt aus mir auf. Ich will mich den tütlichen Küssen entwinden; wie ein Gekreuzigter schwebe ich machtlos. Ich krümme mit letzter Gewalt meine Finger, und während ein herzzerreißender Klageschrei mir die glanzgebadeten Augen aufreiht, höre ich, daß es mein eigener Schrei ist, von dem ich unter Tränen erwacht bin.

n o
Ich lag wirklich wie ein Gekreuzigter da, mit ausgebretteten Armen im Dunkeln, die Handflächen über den Bettrand gestreckt, rechts und links in die schwarze Luft. Ich schob meine halb erstarrten Glieder langsam in eine andere Lage und machte die Augen wieder zu; die ruhige Finsternis tat mir wohl nach der tollen Seelenfeuersbrunst. Ich nahm mir vor, wenn ich wieder so träumt«, sofort an meinen Körper zu denken.

Befreie dich, Seele,
von Zeiten, von Räumen,
erwache ins Weite,
von wannen dein Träumen;
von wannen, von wannen? —
Von Räumen, von Zeiten,
die ewig bleiben,
erwach«, Seele,
du kannst sie vertreiben,
von bannen, von dannen,
ins Weite all dein Träumen bannen! —

Vierter Traum.

Aber ich muß doch zu ihrer Beerdigung gehen. Oder wenigstens ihre Gräber besuche». Denn beerdigt sind sie wohl nun schon lange; ich war ja bei ihrer Feuerbestattung. Könnte ich nur die richtige Grabkammer finden! ich muh mich hier unten verlaufen haben. Wo mag das Urnengewölbe denn sein! hier sind ja nur lauter Schädellammern. Unli die Gänge dazwischen so schlecht beleuchtet, daß man jeden Sinn für Richtung verliert. Wenn ich zurück auf den oberen Friedhof komme, werde ich den Verwaltungsrat anregen, bessere Wegweiser einzurichten. Aber wie komme ich endlich hinauf! Ich erinnere mich, gelesen zu haben, es sollen schon Leute umgekommen sein in diesen verwirrenden Katatomben.

Woher nur das Licht in den Schädelkammern kommt? <ts ist nicht elektrisch angelegt; «8 wird wohl eine Art Oberlicht sein. Darum flimmern wohl auch die Gänge dazwischen s» unterirdisch dumpf und trüb. Ich werde jetzt nicht mehr nach rechts noch links blicken, sondern immer den Gang gradaus verfolgen, nach der sonderbar hellen Oeffnung da vorn. Sie steht wie ein weißes Rechteck im Düster«; da muß eine Tür ins Freie sein. Sie scheint auch allmählich noch Heller zu werden; beinah« blendet sie mich schon. Das Weiß« kann aber lein Luftweiß sein; es steht wie aus Stein so unbewegt. Es grenzt sich so grell ab, ich muß meine Augen schließen. Ich gehe aber doch grad drauf los; ich spüre, wie ich hindurchschreite. 28 atmet sich auf einmal viel leichter; es muß also doch eine Luftöffnung sein. Ich schlage die Augen auf und sehe: hoch über mir blaut der freie Himmel.

Ich seh es und seh es: hoch über mir — und über vier hohen weihblanken Mauern, die senkrecht um mich emporsteigen. Soll ich denn wirklich nie wieder herausfinden aus diesem sinnlosen Labyrinth? Ich will aber nicht die Fassung verlieren; ich weiß ja seit lange aus Erfahrung, ich muß nur an meinen Körper denken, dann kommt auch die Seele wieder zu Sinnen. Ich werde m,r also den Raum erst betrachten, ob er nicht doch ein« Auf»

fahrt hat. Er hat vier glatte Iristallblanle Wände, aus lauter quadratischen Feldern ge» bildet. In der Mitte jedes Feldes ein Goldstern, entzückend in den »ristall eingeschllfsen; aber nirgends «in Halt, um hinaufzukommen. Es ist ein weiter leerer Saal; es scheint nichts als eine Art Luftschacht zu sein. Aber sieh, er hat ja noch eine Tür: grad gegen» über der andern Tür, durch die ich hereingekommen bin. Und da ist ja ein Handgriff an der Kant«, in den eine Schnur aus den Gängen her mündet; das soll gewiß eine Nicht» schnür sein. Ich fasse die Schnur, um weiterzugehen, mit einem letzten Blick zurück. Aber was ist das? bin ich denn wirklich von Sinnen? Auch an der andern Tür drüben ist solch ein Handgriff, in den eine folche Richtschnur mündet. Die muh ich vorhin in den Halbdunkeln Gängen beim Suchen übersehen haben. Aber die Türen sind völlig gleich» geformt, und ich habe mich in dem leeren Saal fortwährend um mich selbst gedreht; durch welche Tür bin ich nun gekommen? — Ich betaste die Schnur und betaste mich selbst; es ist alles vollkommen körperlich. Ich kann also ruhig weitergehen; wenn ich vorsichtig suche, wird sich schon zeigen, ob es die richtige Richtung ist. Ich taste mich immer die Schnur entlang, von Zeit zu Zeit einen Handgriff streifend; ich komme wieder an lauter Schädelkammern, hier sieht dat> Licht aber bleicher aus; und der Gang scheint allmählich tiefer zu finlen. Dies Licht kann nicht von oben her kommen; es scheint aus dem Eid» inner« aufgefangen. Die Schädel gleißen alle so welhblank wie die Kristallquadrate des leeren Saales vorhin, und doch ist ringsherum tiefer Schatten. Und in all diefen Schädeln haben «inst Welten gespult — mit Goldsternen drin und blauen Himmeln — und vielleicht auch mit einem ewigen Gott; ich fühle eine irrfinnige Luft, in diesen Schädeln nach Gott zu suchen. Ich lasse aber die Schnur nicht los; ich will nicht wieder die Richtung verlieren.

Jetzt kommen auch Kammern mit Tierschädeln; sie schimmern ebenso erdinnerllch. Was regt sich da auf einmal im Schatten? Ist es denn möglich, mein alter Getreuer?! Komm her, mein Teckel, was fuchst du denn! Was blickst du mich so innerlich an? Jawohl, ich habe dich umgebracht; aber was hast du auch immer geknurrt, wenn die tote Dame mich küssen wollte! da Hab ich dich doch vergiften müssen l — Tr blickt mich nur immer seelen» voll an, mit demselben Blick noch, den er mir zuwarf, als er im Todeskampf vor mir lag; ganz ohne Vorwurf, ganz treu ergeben. Aber was will er denn noch, er lebt doch noch! Er wM mich wohl in die Kammern locken? Ich nehme die Richtschnur fester zur tzanb und' erinnere mich an meinen Körper; ich werde einfach weiterschreiten, der Hund ist gewiß nichts als ein Spul.

Rein, er folgt mir; ich höre ihn hinter mir. Ich bleibe stehen; da steht er auch still. Ich drehe mich um; da legt er sich. Ich locke ihn nochmals; «r rührt sich nicht. Er blickt mich nur immer inständig an mit seinen unendlich treuen Augen; und kaum be» ginne ich wieder zu schreiten, folgt er mir wieder Schritt für Schritt. Ich höre sein« leisen Zehen; ich spüre, wie sein Blick an mir hängt. Ganz ohne Rachsucht, ganz voller Liebe; «ls ob der liebe Gott mir folgt. Wie dieser Gottblick mich hinterrücks martert! Wenn er noch lange so anhänglich bleibt, bringe ich ihn zum zweitenmal um! Aber ich darf doch die Richtschnur nicht loslassen; ich komme sonst schließlich selbst noch um in diesem Wahn» witzigen Labyrinth, halt: schimmert da vorn nicht wieder ein Lichtloch? das ist wohl endlich die Urnenhalle. Jawohl, das Viereck wird immer Heller; und die Schnur scheint

grab draufhin zu leiten. Wenn ich nur rascher vorwärts käme; wie Grabeslast ist der Blick hinter mir! Ich zwinge meine Füße zu rennen. Ich leuche der leuchtenden Halle entgegen. Ich achte nicht den Schmerz meiner Augen. Ich taumle fast in dem blendenden Viereck; hindurch! und pralle entsetzt zurück: ich stehe abermals in dem Kristallsaal, de» offenen Himmel über mir — ich bin im Kreise herumgeirrt.

Und was stöhnt da, was rührt sich neben mir? Durch die Tür kommt der Teckel mir nachgeschlichen! Ich sehe jetzt deutlich, es ist nur ein Schatten; «in Schatten mit gottergebene» Augen. Ich stürze in rasendem haß auf ihn los; ich werde den Spuk nun endlich zer» reißen! Mit beiden Händen packe ich ihn, am Genick, am Kreuz, und zerre und zerre. Er windet sich unter meinem Griff; wie Kautschuk spannt er sich hin und her. Ich spüre der» zweifelt, wie er mich lähmt: wie er nachgiebig meine Arme entmannt. Ich fühle bis Innerst in Leib und Seele: wenn ich dies Gespenst nicht bewältigen kann, bin ich machtlos für Zeit und Ewigkeit! Ich spanne all nein« Vervenkraft an; und wenn mir Gehirn und Adern zerbersten! Und ein Auck, ein leises ersterbendes Winseln: o Wonne, ich habe den Schatten zerrissen. Mit einem letzten hingebenden Bl'ck zerstießt er in die leere Luft. Ich stehe und zlttre am ganzen Körper, ror Glück und Ermattung und neuer Verzwelf» lung. Ich starre hinauf in den blauen Himmel: ist lein Entrinnen aus diesem kristallenen Grab? — Ich betaste meine erschöpften Glieder — warum muß ich nur immer an meine» Körper denken! — 2s ist doch gar nicht mehr nötig jetzt; wer hat mir das eigentlich ein» geredet? — Wie schön könnt ich schlafen in diesem lautlosen Schacht. Ich bin so müde, ich höre mein Seelensplel klingen. Es rauschen wohl Flügel oben im Blauen? Aein, ich glaube nicht; «3 ist nichts zu fehen. Doch: eine weiße Feder fchwcbt nieder. Wie eine Schneeflocke kommt fie gewirbelt. Noch eine, noch eine, Flaum auf Flaum; grad in die Witte des Saals herab. Immer mehr, immer mehr, weiße Flaumfederstocken; der ganze Boden liegt fchon bedeckt. Ich muß zurück an die Wandfläche treten; es ist schon ein Hügel, es wird ein Berg. 0 Seligkeit, das ist ja die "Rettung: der Berg wächst immer höher hinauf! Schon steht er fast fo hoch wie der Schachtrand, und immer dichter häuft sich das Flockengewimmel. Ich springe mit beiden Füßen hinein; ich versinke in dem bett» weichen Schwall. Aber er ballt sich unter mir; ich stampfe und stampfe, und es glückt. Ich stampfe mich höher und höher hinan; es ist, als federn mich Bälle empor. Ich kann kaum sehen, so stiebt es um mich; und brennender Schweiß verschließt mir die Augen.

Da: ein frischer Lufthauch kühlt mir die Stirn: ich fühle entzückt, ich bin oben, oben! Weine Augen wagen wieder zu blinzeln, durch die feuchten, flaumverfchleierten Wim» pern. Kein Federchen stiebt mehr, der Himmel blaut; es ist eine überirdische Stille. Ich stehe auf steilem, schwankendem Gipfel; tief unter mir klafft der weiße Abgrund des laby» rinthischen Schachtes herauf. O Seele, Seele, wie komm ich hinüber?! Sieh: rings um den Schacht, wie ein Garten Eden, liegt der blühend« frühlingsgrüne Friedhof! — Und die Seele erklingt: ich seh es, o Geist! Ich seh es durch Tränen, o göttlicher Geist, durch regenbogenfarbene Tränen! Ja, dein Gipfel fchwantt, und ein Wind kommt gebraust, und du Schwankender weinst und ich breile die Arme: wenn du jetzt, o Gottgeist, mich Seele erhörst, will ich Deiner Kraft trauen ewiglich! —

horch: braust nicht der Wind beflügelnd, o Seele? und der Gipfel löst fich und schwebt und wird Wolke! Sieh, mit beiden Armen umspanne ich sie und schwebe über den Ab»

<» o

grund dahin, o, wie weich sich's fliegt in dem leichten Flaum: ich fühle nicht höhen, nicht Tiefen mehr. Ich fühle nur, wie mich die Windwolke fchaulelt und mir süß alle Kräfte stachelt und kitzelt. Will fie mir etwa mein Leben wegfchauteln? Dann wisfe, Seele: mein Körper lacht! Ich lann fie loslaffen, wenn ich will,- ich bin ja befiedert über und überl Ich kann mit dir fliegen, wohin ich will; ich brauche ja nur den Flaum wegzublafenl Ich blafe und blase; was ist denn das? ich blafe mir ja in die eigne Nase! Ich mache wohl selbst den Wind, der fo kitzelt? Ich niese, ich lache — lache — erwache.

Ich lag noch immer im dunkeln Vett, und ich hielt mein Kopfkissen in den Armen. Ich fühlte, daß eine kleine Feder aus dem zerknüllten Kissen herausstak; sie berührte noch meine Nasenspitz«. Ich entfernt« die Feder und legte das Kissen glatt; ein Stündchen hoffte ich doch noch zu schlafen. Der Morgen schien zwar bereits zu grauen; aber ich war noch müde genug.

Wenn über unfern tiefsten Verzweiflungen,
wo wir vor lauter geöffneten Nottüren
nicht aus no^ ein zu finden wissen,
stets eines Gottes Blick wachte —
Wenn unter unsern höchsten Entzückungen,
wo wir verstummend vor Triumph
mit zitterndem Fußtritt
jede Gefahr zerstampft zu haben meinen,
stets eines Gottes 0hr weilte —
Wenn zwischen unsern erhabensten Gleichgültigkeiten,
wo wir mit Adlerruhe
alle Verfolgung
Todes wie Lebens
in leere Lust verflogen wähnen,
stets eines Gottes herzliche Teilnahme schwebte —:
ich glaube, er würde vor Lachen sterben...

Fünfter Traum.

Ja, meine Verfolger, ich lache euer! Denn ich kann fliegen, wenn ich will; ich kann au» eigener Willenskraft fliegen! Sie rasen hinter mir her wie gehetzt, «ine Meute tob» süchtiger Jäger und Hunde. Aber hier, ich spanne nur meinen Mantel, dann bin ich ihrem Wahnsinn entrückt. Schon schwebe ich über den Eichenwlpseln und lache Halali auf sie nieder. Ich höre fie brüllen: du Mörder, Mörder! und würden mich alle doch selbst gern morden. Nackt sind sie aus die Jagd ausgezogen, aber dennoch war ich schneller als sie. Wie sie rachekeuchend mir nachstarren, durch die kahlen Eichen die fahlen Ge» slchter, während ich höher und höher entschwinde! halal! hallelüjah lache ich nieder und weife ihnen yandgrüße zu: Ja, ihr seid auferstanden zum jüngsten Gericht, ich aber fliege ins ewige Leben! —

Wie sie kleiner und kleiner schrumpfen, die schreckbefallenen bleichen Leiber: wie Würmer wimmeln sie durcheinander zwischen dem weltbraunen Laubwert unten, wie aus»

gegrabene Engerlinge. Ich lasse breit meinen Mantel fallen, um ihr« kläglich« BloHe 3» decken. Schwer schwebt er hinab, denn ich schwebe hinan; mit schwimmenden Armen zerteil ich die Wollen. Was glänz» da her aus dem stahlblauen Aether? ist es «in »nbe» lannter Stern? — tzalall hallelüjah jauchzt mein erlennendes herz: es ist «ine »elt« bestrahlende Stirn l Sei mir gegrüßt, pfadlundiger Wildrer, du Iagdherr der Frevler, Shakespeare, Erhabener! — Er schlügt die entschlafenen Augen nicht auf; traumselig lächelt sein Geisthaupt nur und grüßt mich stumm und bestrahlt meine Bahn. Es grüßen noch manche entschlafene Geister mit sternengleich aufstrahlenden Stirnen und beleuchten meine erhabene Bahn. Es grüßen Nembrandt und Llonardo, und Dante und Goethe, Beethoven, Bach. Es grüßt auch mein Vater, und meine Mutter; und fern strahlt ein dornenlranztragendes Haupt.

Wo Hab ich dies rührende tzaupt schon gesehen? dies schmerzverNirend verzeihend« Antlitz: in meiner Kindheit war es wohl? Ich möchte vorüber an diese« Antlitz jetzt; aber dahinter ist alles schwarz. Ich möchte dennoch vorüberschweben; aber es zieht mich näher und näher. Es zieht mich mit seinem Dornenlranz an, der noch Heller strahlt als dl« träumende Stirn. Er strahlt wie ein großes verzweigtes Nest; das Gezweig wächst immer größer ins Weite. Ich möchte dies wachsende Ltchtneft umkreisen; aber es weitet sich kreisend um mich. Es wirbelt mich hoch wie «inen Funken ins schwarze Unermeßliche. Ich blicke hinab, ich will's überschauen: ich sehe ein unermeßliches Helles. Ich sehe et« grenzenlos schwebendes Lichtrelch: ein tiefes, ringshin ruhendes Nest von unzählige» kreisenden Sternenleihen, endlos verzweigt durch den schwarzen Raum. Mich weht «in Grausen an, ich erkenne: ich bin in einer anderen Welt.

Das Grausen weht inniger, es beseligt; ich fühle, es will mich zur Ruhe wehen. Es weht mich hinab auf das träumende Haupt; wer bist du, wer bist du, entschlafener Geist, auf dessen tzaupt mich ein Lichtreich wiegt? Ich lasse mich willig niederbewegen zu dem leuchtenden Scheitelpunkt in der Mitte; ich sinke mit Heller tzeimatswonn« immer tiefer hinein in das weltweite Nest. Und was wie ein Punkt schien, ist ein« Wölbung, «ine milchweiß gestirnte unendliche Kuppel, auf deren Sch«it«lfI2ch« der Nesttranz ruht. Ich staune hinab in den traumstillen Kuppelraum, hinab durch das schimmernd« Scheitel» gewölb«: das ist wohl das, du erhabenes tzaupt, was wir auf Erden die Milchstraße nannten? Ja, ich sehe sie kreisen in deinem Innern, die Sterne, die Sonnen und jene Erde, wie Blutzelllörperchen deiner Adern, du strahlendes, dornentranztragendes Haupt! Wie sie zittern, die kleinen Seelchen alle, die sich Welten dünken in ihrem Dunstkreis: ich sehe sie deutlich erbeben im Nebel, vor Deiner weltbegrenzenden Stirn. Und sind melne« Blick doch alle so fern, so grenzenlos fern wie jener Erdball, dem ich durch Wollen «nt» rönnen bin in diese verklärte andere Welt. Die Augen fallen mir zu vor Bangen: wer bist du, wer bist du, verklärender Geist? —

Ein silberhell Ningendes Lachen weckt mich; Hab ich's geträumt oder leben hier Menschen? Nein, eine Llchtgestalt wellt vor mir; ich schnelle auf, «in« Geiftin umschwebt mich. Hab ich sie schon auf Erden gekannt? Ihre Augen ermuntern mein herz so »er» traut, als hätten sie schon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Ihr Blick ist so innig silbergrau, nein lichlschwarz, nein tief von herzen goldtlar, ganz silber» und'goldherzinnig klar; ist es die Göttin Barmherzigkeit? Sie lächelt, sie läßt den Kopf

etwas hängen; o süß« Schelmln Barmherzigkeit! Sie nickt mir nochmals von herzen zu; ich lausch«, ich hol« ihr Seelenspiel klingen.
Di« Grde schläft in Nebelschleierschein;
doch lann ihr Atem nicht ihr Leid verdecken.
Ihr träumt, sie würd« wach viel freier sein;
es ist wohl Zeit, daß wir sie weck«n?l
Ich starre hinab, mir bangt aufs neue. Nein, fleht mein Blick, laß die Erdseele ruhn! sie ist voll Nachsucht, sie will nur morden; laß uns den Geist dieses Lichtreiches wecken! — Die Geistin lächelt; weshalb nur wieder? aber ihr Lächeln ermutigt mich. Laß uns ihn wecken! verlangt mein Blick; Ihn, dessen tzaupt diese andre Welt trägt, doch unter dessen träumender Stirn jene Lide uns noch immer bannt! Laß seine Augensterne erst leuchten, das wird uns erheben aus diesem Bann! —
Sie lächelt und nickt, ist nickend verschwunden; ich greife verdutzt in leeren Glanz. Ich schwebe wieder allein in den Weiten; nur ihr silberhelles Gelächter Ningt noch. Nein, auch ihr Blick ist zurückgeblleoen; wie ein goldenes Sternchen schwebt er vor mir, in» mitten des silberweiß kreisenden Nestes. Oder nein, es ist ja ein Doppelsternchen l Ja, ein goldklar flimmerndes Zwillingssternchen! «in kleines wirbelndes Sternseelenpärchen l zwei kleine glitzernde Seelensternzellchen, die in eins zusammenzusprießen streben. Ich greife danach, ich schrecke zurück: das eine spiegelt deutlich mein BUd. Ich seh mich hin» auf in den Nestlranz greifen, in das kreisende Spiel des Sternengezweiges; — und spielt nicht im andern das Bild, der Gelstin? — Nein, schon sind beide zusammengesprossen: ich weiß nicht, spielt da mein oder ihr Bild? 28 spielt mit den kreisenden Nest» fternbällen, mit unzähligen, relhenweis wirbelnd««, unendlich zelltleinen Zweigstern» bällchen; und in jedem Zellstern spielt wieder solch Bildchen. Ich will es fassen; ich greife ins Unfaßbare. Ich merke, es schwebt weit über mir, unermeßlich weit, und sprießt weiter im Schweben, immer weiter in wirbelnden Sternbildersplelen; es scheint nur so Nein, weil's so grenzenlos fern ist. Ls wirbelt mich nach, schon «ntwirbelt's dem Nest» kränz; und sprießt immer wirbelnder über mir fort, und ein silberhelles Gelächter um» stürmt mich.
Ich muß mitlachen, ich blicke hinab: ganz zusammengeschnurrt in schwarzer Tiefe schwebt das weltweite Dornennest unter mir, nur wie ein flaches Korbflechtwert noch, eine tellerförmig« milchweiße Scheibe, auf der sich «in riesenhaft sprudelnder, goldllar von Sternzellen sprudelnder, fort und fort wachsender Kreisel dreht. Er schleudert mich mit im sausenden Umschwung, immer höher den schwellenden Nand hinan; ich kann kaum noch das winzige Urzellblld ahnen, das in der Kreiselspitze da unten mit andern solchen Urbildern Ball spielt. Ich ahne nur, wie sich aus jedem Bildstrahl, den es hochsprudelt in den silbrigen Nebel, eine neue Schar Goldstrahlenbilder entpuppt, aus jedem Welt» sternchen eine Sternenwelt, immer riesenhafter emporgegliedert, ein unendlicher Spring» brunn von Lichtpuppengliedern, und jedes Glied schon ein ganzes Wesen, «in ganzes Welt» puppenglleder spiel, das andere spielende Weltgliederpuppen nach allen Selten entspringen läßt. Ich möchte eins dieser Wesen betrachten; ich schwebe so nahe an seiner Seite, ich kann seinen Atemkrets brausen fühlen. Ich möchte erkennen, ob's Mann ist, ob Weib;

aber «3 dehnt seinen riesigen Llchtnebeltörper, den Stern« um Stern« wi« Flugsaa: durchwirbeln, so stürmisch ins Unermeßliche, daß ich wieder nichts weiter wahrneh>nen tann als «in seelenvoll brausendes Gelächter. Und wieder muß ich voll Bangen »tt« lachen, denn in all meinem Bangen ahn« ich jetzt: vielleicht ist dies unabsehbare Glanz« spiel, dieser ganze erhabene Sternpuppenlreisel auch wieder nur «in kleines Glied, viel» leicht nur die unterste Zehenspitze von einer noch größeren Spielgestalt, die wieder noch größere ausspielen kann — o laß dich erkennen, erhabenstes Wesen! —

Ich starre hinauf zu dem äußersten Lichtsaum: lönnt ich nur einmal ein einziges Leuchten seiner Augensterne aufschimmern sehn! Ich mühe mich, jäher «mporzukreisen, de» Bannkreis des Strudels noch näher zu steuern; mir ist, ich lu's schon seit Ewigkeiten. Ich blicke zurück auf meine Flugbahn; das Sternennest unten ist gar nicht mehr sichtbar, «s scheint nur die allerunterste Spitz« dieses schwebenden Weltenkreisels zu sein. Wir wird so hinschwindend seelenweit, ich kann kaum mehr'meine Bewegungen fühlen. Ich kann in dem wachsenden Lichtseelennebel auch nichts mehr von meinem Körper s«hen; ich bin wohl selbst eine Lichtwelt geworden. 0 könnt ich nur endlich das Augenlicht sehen, de» all diese seligen Weltspielpuppen aus ihren Kreisen eitgegenlachen! Ich muß auf ein» mal auch selig lachen: ich sehe urplötzlich im Innern des Kreisels, rings unter mir, über» allher aus den Nebeln, ganze Schwärme von Augenlichtern aufschimmern: alle die hohen entschlafenen Geister, die meine Bahn einst beleuchtet haben, sl« erwachen aus ihren träumenden Tiefen und folgen mir höher mit lachenden Blicken. Es erwachen und lachen Nembrandt und Shalefpeare, Cervantes und Swift, Aristophanes, Nietzsche. GS lacht auch mein Bater, auch unsre Mütter, und jenes dornenumspielt« Haupt. Ich will es begrüßen, mein Gruß erstarrt: aus seinem Blick lacht die Göttin Barmherzig» leit. Ich starre hinab von Blick zu Blick: in allen den schwärmenden Augensternen, selbst in Euern Gestirnen, Nietzsche, «Rabelais, Shakespeare, ihr wildesten Schwärmer, ihr Freunde der Frevler, spielt das Bild der Göttin Barmherzigkeit. Mir schwindelt; ich muß wieder aufwärts blicken! 0 erwache auch Du, erhabenstes Wesen, erwache aus deiner Gleichgültigkeit! Erhebe mich endlich zu Deinem Blick! Entreiß mich all diesen wach» samen Augen: sie mahnen noch immer an jen« Erde, die doch seit Ewigkeiten dahin ist! Entpuppe dich endlich: wer bist du, Du —

Ich horche erschrocken: was lacht da „Du'l? Und ein Echo lacht stürmisch abermals „Du!" Will das erhabenste Wesen mich höhnen? O, nur höher! mir bangt nicht mehr! nur zu! — Ich steure noch jäher hinein in den Kr«is«l, ich lach« stürmisch mit „Du, du, du!' Ich lasse mich ganz in den Lachstrudel reißen: vielleicht kann selbst das erhabenste Wesen mich nur in seinem Innern erhören, da in der innersten Achse dal — Ja, ich höre, nun lacht es „Da, da, da" —: und siehe, das ganze Weltpuppenspiel beginnt zu nicken, wUd, fern und nah. Und immer wilder, mir stockt das herz: wUl «8 mich aus dem Gleich» gewicht nicken? Nein, in ganz gleichwilden Weltlreisen nickt es, lrelsunt« lrelsüb« mir — da, da, da — mit sternklar barmherzigen Geisteraugen — und lacht ganz gleichgültig „ya.hll.hal" Es will mich gewiß nur in Sicherheit lachen; ja, die Achs« d«S Kreisels ist schon ganz nah; ob sich's da endlich entpuppen wird? Ja! All dl« G«lst«r da lachen Ja! und nicken. Aber was ist das? Ah! die Achsel Sie dreht uns immer noch höher; aber mir stockt das herz immer jäher — verliert sie nicht doch jetzt das Gleichgewicht? — Nein,

sie verdreht wohl ihr Seelenlicht? hahahah, sie verdreht uns die Uebersicht l Sie beginnt zu wackeln! o all ihr Geister: das erhabenste Wesen scheint Kopf stehn zu wollen! — Ich höre entsetzt, alles lacht wieder „Ja!" — haha»halt! Barmherzigkeit! Wenn wir fallen — wir fallen ins Bodenlose da! — Da, was seh ich: allmächtiger Himmel, ja: es steht ja schon Kopf! — es entpuppt sich! —Ah :himmelhoch über mir steht etwas da: mitten» auf aus den wackelnden Seelenwelten steht die Kreiselkrone in Gloria — und ist eine — was? — eine Sohle?? — ja: eine riesige wacklige Weltseelensohle, von unzähligen Zehenspitzen umzappelt. Ich erkenne, sie will uns noch höher zappeln: sie beschirmt unsre Welt wie ein maßloser Fallhut: wir zappeln in einer ungeheuren, all» weltenhütenden Urweltpuppe, die auf ihrer hutspitze bodenlos kopfsteht und deren Bauch sich vor Lachen schüttelt. Cr schüttelt uns mit, immer mit, hahahah! Macht halt, ihr Geister, sonst platzt er! Da —: er platzt — ich muh mich vor Lachen umdrehn. ha» hahah, all die Weltgeister drehn sich mit um! hahahah, sie verdrehn mir hören und Sehen! hahahah, das erhabenste Wesen rächt sich! hahahah, es läßt mich vor Lachen sterben — mir gehn alle Augen über, nein auf! — ja auf! endlich auf! — Was? — bin ich denn wach? —

Ja, ich saß mit offenen Augen im Bett; und mittenher durch mein halbduntles Zimmer langte ein goldheller Worgenstrahl, voll unzähliger wirbelnder Sonnenstäubchen. 2s war also doch ein Spalt in dem Fenstervorhang. Ich stand auf, machte vollends hell und besann mich; dann warf ich die abends empfangene Todesnachricht aus meinem Shate» speare in den Papierkorb. Ich wußte nicht, sollte ich wie ein Kind «in dankbares Morgengebet verrichten, oder Gott, Welt und Leben zum Teufel wünschen. Ich weiß es noch heut nicht, du himmlischer Quälgeist, o allbarmherzige Phantasie! —

,Wer bist du?' „Wer du willst l"
. ,Wo wohnst du?' „Wo du's fühlst l"
.Lebst wohl im Lichtstrahl still?'
„Wohl auch im Staubgewühl!
Bürst mein hütlein,
klopf dein Kiltlein,
so kannst du merken, wer ich bin,
wieviel goldne Wunderwelten in uns glühnl' —

Zu Liebermanns Zeichnungen

H>er Begriff Zeichnung ist genau so vielen ^ Mißverständnissen unterworfen wie der Begriff Malerei. Es kommt ganz darauf an, was der einzelne unter Zeichnung versteht und was er von einer solchen verlangt. Es gibt Menschen, die an einer Zeichnung lediglich die Arbeit und die Korrektheit schätzen, und es gibt andere, für die der darin offenbarte Geist des Künstlers das Entscheidende ist. Zwischen diesen beiden Auffassungen liegen hundert Möglich» leiten, nur nicht die der Verständigung. Unter solchen Verhältnissen hat es nichts Verwunder»

. Von Hans Noscnhagen.

liches, daß auch über Liebermanns Zeichnungen die Meinungen noch auseinandergehen. Wahr» lich: sie sind Weber lorrelt, noch fertig in dem üblichen Sinne; aber schön und vollendet in dem Sinne, daß sie die Empfindung des Künstlers klar und vollkommen zum Ausdruck bringen. Klar, weil Liebermann das Unwichtige mit Weisheit opfert; vollkommen, weil mit einem Aichts von Mitteln das stärkste Maß von Verständlichkeit und Wirkung erreicht wird. Was bedeutet Korrektheit, wenn der Ausdruck fehlt! Er allein macht ein« Zeichnung lebendig;

er allein hat suggestiv« Kraft. Vor einer Zeich»
nung Liebermanns wird man nie in Zweifel
sein, warum er fie gemacht, was ihn in der
Natur gereizt und was er zur Darstellung hat
bringen wollen. Von wie wenigen Zeichnungen
selbst berühmterer Meister lann man das sagen!
Und was Liebermanns Arbeiten mit dem Stift
und der Feder, mit der Kreide oder mit der
«Radiernadel fo kostbar macht: sie sind in jedem
Strich« persönlich. Sie bilden nicht nur Dolu»
ment« seiner Anschauungsweise und seines Ge»
schmacks, sondern auch solche seiner individuellen
Technik und seines Geistes.
Ein Künstler wird nicht mit einer Technil
geboren — er erwirbt sie. Sein vollkommenes
Eigentum wird si« «ist von b«m Augenblicke
an, wo sie sich mit seinen Nerven identifiziert,
wo diese ihr das besondere Gepräg« geben, wo
die Technil zu einem persönlichen Stil wirb.
Auch Liebermann hat den seiner Zeichnung erst
nach und nach gefunden. Seine frühesten
Zeichnungen — der alt« Jude mit d«r Hand
am Bart aus dem .Christus im Tempel" kann
wohl noch dazu gezählt werden — zeigen viel
mehr Absicht auf Naturnachahmung als die
späteren, weil es sich für den Künstler darum
handelt«, Formen ganz genau kennen zu lernen.
Erst von dieser Kenntnis aus konnte «r zum
Wesen der Form, zum Ausdruck gelangen. Der
aber ist nicht zu gewinnen durch fleißige Arbeit
und Korrektheit, sondern allein durch Er»
fassung des Wesentlichen, durch Geist. Lieber»
manns Streben ist von früh an darauf gerichtet
gewesen, den Charakter der Erscheinungen, ihr
Typisches zu geben. Im Lauf« der Jahr«
hat fich feine Neigung fast ausschließlich
auf Charakteristik räumlicher Empfindungen
und typifcher Bchoegungen konzentriert, wobei
ihn die der Landschaft und der Atmosphäre wie
die von Menschen gleichmäßig stark angezog«»
haben. Er wird nicht müde, zu beobachten, »vi«
der arbeitend« Mensch sich bei besonderen V«»
richtungen hält; wie «in Mann ft«ht, der «in
Voot herankommen fleht; wie Dam«n in irgertd»
«in«m Kurort spazieren sitzen; wie «in Mensch
sich benimmt, der jemanden stürmisch begrüßt;
wie ein Arbeiter sein Mittagbrot «inni»»»»»t;
wie ein Kind sich beim Zeichnen anstellt ol>»
welch« Manöu«r di« Scheveninger Jungen «»f
ihrem Badestrand und im Wasser ausführe».
Man könnt« beinah« fragen: Was hat Lieber»
mann noch nicht beobachtet und gezeichnet?
Erstaunlich bleibt immer, welch« überzeugend«
Kraft feiner Linie innewohnt, welch« starke»
Illusionen sie vermittelt. Sieht man nicht
unter «in paar wilden Strichen ein Feld sich
weiten, Wolken ziehen und Bäume im Winde
sich neigen? Gibt nicht «in Nichts den sonnigen

Strand, lassen nicht «inlg« Linien das unendlich« Meer aufleuchten? Und auf wie rätselhaft« Weis« zaubern wenig« durcheinander gewischt« Striche die trostlof« Einsamkeit d«r holländisch«« Dünen «it dem dunstigen Himmel darüber vors Augel Zweck und Mittel der Kunst sind in Lieber» manns Zeichnungen zu der wunderbarsten Ein» heit verschmolzen. Ein Will«, ein Geist nnt» Auge und Hand eines Meisters haben sich in ihnen zusammengetan, um etwas Einziges und Eigenes zu schaffen. Und weil das Strebe» j«d«r Kunst dahin geht, in der Wirkung die Mittel vergefsen zu machen, fich zu «ntmateria» lisieren, wird die Näh« od«r F«rn« von d« Erreichung dieses Ziels immer «inen Maßstab für di« Bewertung von Kunstwerken bilden. Von hier aus hat man aber unzweifelhaft recht, den Zeichnungen Liebermanns nachzu» fagen, daß sie zu den vorzüglichsten Kunstwerke» .gehören, welche di« Gegenwart hervorgebracht.

Das Problem der Ehe. Von Ernst Schur.

^s wird neuerdings verfucht (endlich!), die Frau von ihrer geschlechtlichen Abhängig» lelt zu b«fr«i«n.

Es soll«n ihr di« Folgen, die si« allein zu tragen hat, und di« si« in di« Stillung hinabdrücken, für die fie nicht allein verant» wortlich ist, abgenommen, erleichtert werden, damit si« ihr« Persönlichkeit entwickeln kann. Vielfach behauptet man, daß eben in diefer Funktion das weiblich« Geschlecht sein« Ne» deutung besitzt und daß «s umgelehrt, wie da» durch sein« Abhängigkeit bedingt sei, auch mit dem Gleichen herrsche. Di« erotisch« Frau, di« herrscht, wird durch ihre Mutterschaft, falls dies« überhaupt hier in Frag« komm«n lann, nicht in Verlegenheit geraten. Di« Nechnung b«z»hl«n immer die, di« nicht, wie es so schön heißt, herrschen: der ganz«, groß« Teil der feineren Naturen des weiblichen G«schl«chts.

^/ c> /? c^ ^ ^V

EMPTY

EMPTY

EMPTY

Aber dies soll gerade hintenangehalten «erben, die Einschätzung der Frau ausschließlich als Geschlechtswesen. Wenn wir auf diesem Standpunkt verharren, könnten wir überhaupt die primitiv« Kultur der Naturvöller «in» neh««n. Alle Gegenbeweise, daß früher« Kul» tur«n den gleichen Standpunkt eingenommen hatten, nutzen hier nichts. Denn es ist gerade uns anheimgegeben, die neue, allseitig« Kultur, dl« auf b«l Differenzierung, dem Nebeneinander aller Teil« beruht, zu begründen; in wahrstem, eigenstem Sinn« «in« neue, europäische Kultur. Ein« Kultur, di« nicht auf Unterdrückung «in» z«ln«r T«il« fich gründ«t» fo daß das glanzvoll« Nild nur «in Sch«ln ist (von d«m nicht «in» sichtig« B«urt«il«r entnehmen, dies« Ungleich» helt fei Vorbedingung der Kultur), sondern die in gleichmäßiger Ausstrahlung alle Kräfte sich entfalte« läßt nach ihrem Wesen, in dieser Ganzheit kraftvoll und imponierend. Denn fo gewiß der Mensch, der aller Ding« Vielheit ruhig trägt, größer und reicher ist als der, der mit Gewalt das ander«, das Du unter» drückend fich Haltung verschafft, fo gewiß ist die Kultur, di« all« nach ihrer Bedeutung sich aus» wirken läßt, größer, reicher, umfassender als die Kultur, die auf der Unterdrückung beruht. K« ist dies nicht Ausfluß moralischer, sondern «her ästhetischer Bedenken. Di« fr«ie, fchün« Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Ve» zlehungen ist herrlicher als der abgezirkelte Karten. Und so müssen wir unser« Kultur gestalttn, als ein reiches, kompliziertes Kunst» werk, in dem alles sich auswirkt und in dem also auch Kampf und Not als Folge des Spiels der Kräfte vorhanden sein müssen; wir müssen einen so hohen Standpunkt einnehmen, daß auch dies sich ausgleicht.

Doch muh man dies richtig verstehen. Kampf und Not muß sein; aber nicht in dem Sinn«, wi« es oberflächliche Beurteiler meinen, di« «in« unterdrückt« Klasse ruhig in diesem Zustand lassen wollen, „weil es so durch die Natur bedingt sei, Kampf und Not müssen sein". Vielmehr ist die Folge, di« daß dies« Klasse sich immer energischer freimachen muß, damit sie mit gleichen Waffen kämpfen könne. D«r auf dies« Weise erfolgend« Kampf ist erst ästhetisch schön, groß, notwendig. Kampf muß sein. Aber mit gleichen Waffen.

Mit den Bestrebungen, die auf di« B«» freiung d«r Fran ausgehen, lammen wir über di« Trivialität der bisherigen Anfchauungen hinw«g und wir lernen, uns daran zu gewöhnen, daß die Frau an fich ein« arbeitende und ringend« Persönlichkeit sein kann. Auch der Kampf des Arbeiters empfängt hier fein« B«»

beutung. Es streben die beiden Klassen, fich zu entwickeln, die bisher vernachlässigt wurden. Das Schöne ist, bah sie das ohn« Bevor» munbung tun, im Vertrauen auf «igen« Kraft. Das ist g«rad« das N«u« und das g«währ» leist«t spät«rhin «in« neu« Kultur. Während all« anderen Kulturen, die wir erstreben könnten, Nachahmungen sind, und, da wi» ni« mehr di« Ginheit früherer Z«it«n in d«r gl«ich«n Weise durchführen können, «in« lchwächllch« Nachahmung. Was in früh«r«r Z«it durch lonz«ntriert« Anstrengung und Wacht des Einzelnen erreicht wurde, das «rr«ich«n wir durch Summierung der Einzelkraft«, und di« überiagtnde Größe einer alten Kulturlonzen» tratlon erfttzen wir durch den Ntichtum d«r Erscheinung«»» und di« Eins«itigl«it durch Füll«. Die Entwicklung der Gesellschaft vollzieht sich in Vorstoß und Nückschlag, in Erweiterung und Verengerung. Gegenüber den primitiven Zuständen bedeutet unsere jetzt vulgär« Eh«» auffassung mit ihrer N«gelmähigk«it, ihrer Durchsichtigkeit, ihrer Verlnöcherung «inen Fortschritt. Gegenüber dieser Ehe bedeutet« di« Emanzipation dts gesellschaftlichen Lebens, di« wi«d«r die Macht freier Erotik betont, «in« Höherentwicklung. Und indem dieser gegenüber wieder «in geistigeres Problem aufgezeigt wird, müssen wir auch hier «inen Forlschritt «kennen. Gewiß sind also die genannten Be» strebungen von großer Bedeutung. Aber sie stehen nicht so ausschließlich in Frag«.
Die Mutterschutzfrag« und alle mit ihr zusammenhängenden Bestrebungen sind gewiß als real« Versuche mit Ernst zu behandeln; sie tragen zur Neorganisierung der Beziehung der Geschlechter in äußerlicher Hinsicht bei. (Daneben aber gibt es etwas Geistiges, etwas Metaphysisches.)

EMPTY

EMPTY

Sie sind als tätige Arbeit an den Pro»
dlemen der Gegenwart, als kräftiges Bollwerk
gegenüber den langatmigen, theoretischen Aus»
«inandersetzungen (die nur Behauptungen und
zwar unbewiesene sind) gewisser Kritiker zu
betrachten, die immer wieder sich Müh« geben,
zu beweisen, dah die Frau leine Persönlichkeit
sein kann, also nie in irgend einem Sinn
schöpferisch« Arbeit leisten könne. Kurzsichtig
vergessen sie das Zukünftig« über dem Gegen»
wältigen und verwischen das Notwendig»
Praktisch« mit d«m Geistigen und vergessen vor
allem, dah es sich nicht um die künstlich«
Schaffung weiblicher Genies handeln kann,
sondern um die ehrlich« Beantwortung drängen»
der, wirtschaftlicher Fragen, um die Frag« vor
allem, wie die Frau ihr« Kraft gewinnbringend
verwerten kann. Gegen dies« tatsächlich sich
immer mehr durchsehende, wirtschaftliche Ent»
Wicklung angehen wollen, dazu gehört geistige
Blindheit oder böser Will«.

Mit diesen Fragen die Frage, ob die Frau
schöpferisch tätig sein könne, verquicken wollen,
zeugt von Unklarheit im Durchdenken von
Problemen. Wie können wir jetzt schon darüber
richten? Das sind letzte Ding«, über die uns
noch lelnUrtell zusteht. Alles, was ist, lannwlrlen.
Soll der Mann — kann man dagegen
halten — vielleicht deshalb aus dem Wirt»
schaftsleben gestrichen werden, weil aus der
unzähligen Mass« nur selten Genies aufragen?
Dies« ganz« Verquickung wirtschaftlicher
und künstlerischer Fragen zeugt nur von der
mangelhaften Differenzierung im Denken, von
der Begrenzung im sozialen Empfinden, von
der Eng« der Weltanschauung, die im Fach»
lichen beharren bleibt. Es ist dieselbe rer»
lnöchcrt« Auffassung, die die Arbeiterbewegung
wcgdelretieren möchte, weil sie sich über
Menschen ärgert, die über ihren Horizont, wie
es heiht, hinousstreben, und die darum zu be»
weisen bemüht ist, daß die Primitivität hier
jede Geistigleit ersticke. Das Neale aber ist
Vorbot« des Geistigen. Und auch hier ist das
Tical« das Machtvolle, gegen das nicht anzu»
gehen ist. Und es ist Vorbote des Geistigen.
3ns Volt ist die Grundlag«. Aus diesem Boden
tvachZen die genialen Begabungen, und das
Werden «ntzi«ht sich der kleinlichen, nach»
rechnenden Kontrolle. Und je höher die all»
gemeine Entwicklung steigt, um so imponieren»
der kann das Genie und muh es sich cnt»
wickeln. In unserer Zeit allerdings ist der
notwendige Abstand schwieriger und größer.
Früher war es leichter, sich auffällig abzu»
sondern, sich strahlend abzusondern von dem
dunklen Hintergrund der allgemeinen Unwillen»

heit einer dumpfen Masse.
Das ganze Probl«m d«r Frauenbewegung Iaht sich dahin zusammenfassen: hier sind Kräfte, die wirksam werden wollen. Wie sie wirksam werden, wohin sie treiben und drängen, welches Ziel sie finden — die Zukunft wird es erw«is«n.
Doch bi«s sollt« nur nebenbei bemerkt werden. Di« praktisch«« Problem«, die sich in den Bestrebungen des Mutterschuhes und in all den Versuchen, der Tätigkeit der Frau die Weg« zu ebnen, ihr Gebiet« zu «rob«rn, berühr««, so wertvoll sie sind, sie sind noch nicht das «ig«nt» liche Problem, das menschliche Problem, das Problem der Ehe. Es sind Vorstufen.
ll.
Was aber hier in Frage steht, das ist die Eh«. Di« Eh« in di«s«m Sinn« ist «ine innerlich» persönlich« Angel«g«nh«it. Eine Angelegenheit zwischen zwei reifen Menschen; für die das Kind höchstens «in äußerlich«! Ausdruck eines schon und sowieso bestehenden Innerlichen ist. Die Ehe ist in dieser Auffassung Sinn» bild einer Weltbeziehung; der Beziehung zu einem Teil des Seienden, das ganz anders ist wie ich, an dem ich wachse, leid«, mich be» r«ich«r«, das ich vielleicht verlasse, um es leuchtender wiederzufinden.
Diese Beziehungen sind das Wertvolle.
Das ist die Eh«. W«nn dies« Auffassung be» steht — die nicht bewuht zu werben braucht —, kann man von Ehe reden. l)b «in Kind vor» Händen ist oder nicht, ist nicht von Belang. Es kann frei« und groh« Menschen sogar stören; man soll nicht so schematisch urteilen. Das Jahrhundert des Kindes wird dann zur Kinderei des Jahrhunderts.
Die Fortpflanzung ist das Natürlich«, «ine physisch« Angelegenheit; sie kann da sein ohne

eheliche Beziehung, d. h. ohne daß die beiden Menschen (mögen sie verheiratet sein oder nicht) das kennen, was ich „Ehe" nenn«, den Komplex der innerlich-seelischen Beziehungen. Di« Che ist etwas Geistiges, «in« psychische Angelegen» heit: sie kann sogar da sein ohne die physisch« Beziehung, die allmählich zurücktreten kann, d. h. ohne daß die beiden Menschen (mögen sie verheiratet sein oder nicht) die Fort» Pflanzung Pflegen.

Und wie die Beziehungen des Menschen zum Weltganzen überhaupt geistiger Art sind, sowie er mit Bewußtsein sich diesem gegenüber» stellt, so bildet schließlich auch der andere Teil, das ihm fremde Geschlecht nur das Mittel, hinüb«rzureichen in da? Unendlich«, das Mittel, an dem, in dem er erlebt, sich bereichert, sich wandelt und immer fester in dem Grund des Seelischen sich verankert. Wir haben uns zu sehr in etwas oberflächlicher Weise daran ge» wohnt, einen Zustand „Ehe" zu nennen, der durch allerlei äußere, nicht geistig.seelische Mo» ment« h«rbeig«führt ist und so nach außen hin «inen „Zustand" aufzeigt. Gelb, äußeres Ge» fallen, Familienrücksichten, Bequemlichkeit, Tradition. Wir müßten unser« ganze, sonstig« Höherentwicklung negieren, wollten wir in dieser Anschauung verharren, die vielleicht in Primi» tivcn Kulturzuständen richtig, ja notwendig war. Unsere Aufgabe, Kulturaufgabe ist es, dem Alten einen neuen Inhalt zu geben. Die LH« ist I«in Zustand, sondern ein Werden. Ein geistiges Werden.

Sie entwickelt sich neben diesen äußerlichen Faktoren — möglicherweise. Wenn nicht, di« Ehe ist davon nicht berührt. Es ist dann gar nicht zur Ehe gekommen.

Wir sinken erst auf das Niveau einer primitiv«« Kultur h«rab und schleudern dann unser« Argumente und Anklagen gegen «ine Institution, verfolgen fi« viell«icht mit haß als kulturfeindlich, behandeln sie mit Ironie und vergessen ganz, bah wir nur das lächerlich« Abbild, die Fratz« «ines erhabenen Bildes in Händen haben.

Ueberhaupt: die Eh« ist nie. Sie wird immer. In Kampf, Erziehung, Unterliegen und Aufrichtung, in immer neuer Problemstellung. Sie ist in diesem Sinn« ein Kunstwerk. Ein Kunstwerk des Erlebens, das all die Momente geistigen, seelischen, ästhetischen, sozialen Werdens, die sonst getrennt vorhanden sind, iu praxi enthält.

Für viele genügt bi« täglich« Aahrungs» bereitung, um ein Zusammenleben als Ehe bezeichnen zu können.

In höheren Ständen ist die Frage, von wem sich di« Frau di« teuren Toilettenausgaben

bezahlen läßt, meist entscheidend. Ebenso um» gekehrt, wer dem Mann durch Einbringen der Mitgift ein gutes Auskommen ermöglicht. Beide Spekulanten sind einander wert. Oder die Frage der Aufziehung der Kinder (ein schwieriges Problem, gelegt in die Hände von Unmündigen) gibt den Ausschlag.
Oder: Ehemann ist der, der am längsten durch sein Geschäft, seinen Beruf von seinem Haus« ferngehalten wirb. (Hausfreund der, der sich am längsten der Hausfrau widmen kann.)
Doch ist auch hier Vorsicht geboten. Man darf nicht zu schematisch urteilen. Viele Mo» mente können nämlich andererseits bestehen: und es kann doch ein« Ehe vorhanden sein. Man sieht, wie sehr sich di« Eh« von all diesen äußerlichen Faktoren trennt. Sie hält sich ab» seits von der alltäglichen Straße. Ein Zeichen, daß eben neben diesem Aeuherlichen immer noch ein anderes da ist, das entscheidet. Während das erste — Arrangement ist.
(Auch darf man Formulierungen nicht zu schematisch auffassen. Uebertreibt man sie, so gilt oft das Gegenteil. Wenn in der Zukunfts» ehe — die vielleicht in seltenen Exemplaren schon besteht, denn von einem Aichtscienben zu reden, ist schwer — di« Frau auß«r ihr«r Arbtit noch locht, so werden dazu zwingende, b. h. wirtschaftliche Gründe vorliegen. Man wirb es ihr nur hoch anrechnen, wenn fie auch hier noch eingreift, solange keine anderen Möglichkeiten gegeben sind, und es wird dem Mann« nicht schaden, wenn er mit Hand anlegt.)
Andererseits ist auch das zu beachten und bei der Mehrzahl der Ehen ist das der Fall. Es heiraten «ine große Anzahl Frauen, di« nichts anderes bieten können, als ihr« Koch» kunst (w«nn man di« übliche, schematisch«

Aahrungsbereitung noch so bezeichnen kann),
und sie tauschen dafür die Lzistenzmöglichkeit
ein; «s ist «ine wirtschaftliche Abmachung.
Und zuletzt soll man nicht vergessen, daß
bis herunter zu «infachen Verhältnissen Ab»
"achungen einer Weltanschauung stattfinden,
die die große Idee laum noch erkennen lassen,
für die «in anderes Maß gilt. Für viele mag
dann die freundlich« Aahrungsbereitung das
sein, was in der wirklichen Ehe der geistig«
Austausch, die seelische Entwicklung ist, das
natürliche Symbol intimen Zusammenlebens.
2s bleibt die Ide«.
Diese Etappe gilt es zu «rr«ichen.
All« bi« sonstigen Aeformbeftrebungen
geben nur den Grund. Sie bilden den Anfang.
Sie zeigen den Weg zu dem Ziel. Sie sind
gegenüber den Forderungen früherer Gene»
rationen vorgeschritten, sie bilden die Weiter»
«ntwicklung. Sie sind Ausdruck von Differen»
zierungen. Sie wühlen den Boden auf.
Aber es mag an der Zeit sein, darauf
hinzuweisen, daß es noch andere Ziel« gibt,
daß dies nur Aeuherlichkeiten, wenn auch un»
entbehrliche sind.
Diese Bestrebungen sollen bleiben und sie
sollen sich ganz festsetzen in dem sozialen Leben
des Volkes.
Aber es ist ein Zeichen einer möglichen
Höherentwicklung — und dieses Weitergehen
und Erarbeiten nennen wir doch erst Kultur —,
wenn darauf hingedeutet werden kann, daß
diesem Aatürlich-Sozialen ein Geistiges ent»
spricht, das ebenso gepflegt, vertieft und be»
reichert werden muß.
Der Beruf der Frau sei nur «in Mittel;
und dieses Berufsleben gebe ihr nur bi« Mög»
lichkeiten, selbständig denken, urteilen und
fühlen zu lernen. Aber im letzten Grunde ist
auch das nur äußerlich. Gibt der Beruf den
Männern ein reicheres Innenleben? Er gibt
nur die Möglichkeit. Und so bilde er für die
Frau auch nur die Möglichkeit, ein reicheres
Innenleben zu entwickeln. Wer «in«n Platz
selbständig erobert und behauptet, wer arbeitet,
der hat ein anderes Gesichtsfeld »ls die Pupp«.
Wer im Leben steht, lernt, vor Konsequenzen
nicht zurückscheuen. So daß wir statt des
ewigen, «rotischen Geleiers weiblich« Charaktere
kennen lernen, die wissen, daß auch ihr V«ruf
nur ein Mittel ist, das auf etwas Anderes,
höheres hinweist, wodurch wiederum das Er»
leben des Mannes bereichert wird.
Wer in dieser eigentlich selbstverständlichen
Gleichberechtigung eine Einbuße erblickt, der
weiß nicht, baß jede Bereicherung des «inen
Teils dem andern zugute kommt. Und w«r

befürchtet, daß der Hochmut der Frau wachsen werde, der vergißt, daß gerade die feinentwickelt«, bewußt« Frau ihre Stellung zum Mann« in» ftinkti.» sicher erfühlt. Sie kann sich nichts an» maßen, da sie etwas ist. Alles ander« sind Durchgangsstadien, Uebergäng«.

In diesem Sinn« ist die LH« «in Problem. Man kann darum herumgehen. Man lan» sich darüber hinaus entwickeln.

Jedenfalls ist die Ehe kein juristisches Arrangement, wie es das soziale Leben will, leine moralisch« Frag«, wie «s di« Sitt« will, leine Fortpslanzungsanstalt, wie es der Staat will. Sie ist überhaupt — das ist das Wesent» liche — kein Zustand, der, einmal fixiert, be» stehen bleibt und als gegeben genommen wird. Sie ist — ein Problem; das jedem «in anderes Gesicht zeigen kann, das immer verschieden be» antwortet werden kann, an dem der einzeln« sich entwickelt. Es ist darum so wechselnd, weil es ein« innerliche Angelegenheit ist.

Ueber der wirtschaftlichen, der juristischen, der moralischen, der physischen Frag« steht das Geistig«, in dem sich erst der eigen« Gehalt des Problems enthüllt. Wenn man paradox sein will, kann man sagen: die Eh« ist «in« Angelegenheit des einzelnen. Denn das Zu» sammenleben gibt nur die Mittel her, den einzelnen zu bereichern, erleben zu lassen, zu v«rarm«n, sich zu wandtln.

Und w«nn wir dies alles ganz durchd«nl«n, werden wir einsehen, was wir in uns selbst v«rlor«n hab«n. Es handelt sich hier nicht mehr um "Rechte, die eine einzelne Gattung fordert, sondern um Verarmung im Erleben. Und unsere Kultur wäre ein« andere, würden wir auch hier in jeder Beziehung unser« ganz« Persönlichkeit einsetzen. Di« Entwicklung d«r Frau wird dazu mith«lf«n.

Friedrich Nietzsche: Beschwörung
919
Deschroörung.
<«l«l«>« P»schlin.)
Für eine Nwgstimme mit Pianofortebegleilung lompcüieit von
Zl««t«»<, (^ °- S9). Friedlich Nietzsche .Bonn I ßK:
ß/,. I ^ ^ ^ .I ,^-5^^,^^ ^ ^ ^ ^ ^„ls^^Z
v »nm e» »ahr, daß w b« Nacht, »ann «l « l« r»°h«n, die d»
l« ° den,
^^^Ml^MW^
Z
^^
A^
M^
^^
^
^
W
poco «t.
D D
^
-^
W
^
^ »
t^^
und wann die Mon -de« - stllllh - len sachl her - llb »uf Lei ° chen- stti - ne schwt-ben.
^^
^
^
^
I^^V
^
^
i
^ f 'l s'^
!<l.
W
i >, ,
2.
z»c<» s»<.
s
^
M
^
3^^
Z
« texy»
^',. ^' ^' ^ I ^ f^ s- M7 s s^ ,^ ^ li^^'
» »«NN t» »ahl ist, d»h »ls'dann die GlL°btl öff'NNl sich, die
itllllen.
^^ ^ ^ ^^M^s^ Mn^
!M
>
^
^
'e?
f^i
^ Nf^>^
^ft- '^"

^
W
^^3^
i^Äi.
» »
z^^^^WW
^^
ruf ick, hall' ich um Lei ° lll'i wU - len: Zu mir, mein Lieb! Her »an! her «an!
^,^ ^«/ 1 !!l-^ch^!6
1
M/^ ^^!^
^
^'
s
^.
3?^
si^
^^W
^ Tempo /.
r^
l^ /^
»l» !,"
Zeig' dich, «e ° licb»te Huld » ge-stalt,
wie dich mein Auge sah bei»
D
^^^M'Mffl
?^^
^^
?.
f
^nco «t.
^'^^!^ ^ »!
^^
^^
W
» ff »l
5
-.
2chei-ben: bleich wie der Win - in - tag und lult, ent - stellt von, ley-ten T«-des - lei > den!
MW
^
^ ^, ^/>^_ ^^'!''^-^
n^^
^^—»^
^
^. 1^
^7^^
M
l^
^
^
IVH
^'l' <^'si
^
r-
^
a i«»?«»

W
»
^«, ^/ ^' ^ ^1^^
^?
D D
^
^N
Schweb'»i« ein f«««er Stern her-a», »l« lei-sei slang, wie Win » bei ° w« - h«»,
,W
',, ^ ^ ^^UH
^^
M
^
K
4l^3
.e
3 «y „z^ ^
s^ »"
^W

» 2
921
Friedrich Nietzsche: Beschwörung
M
,, s ^ 5
-M—p-
z^^^^
B
', ^ ^ ,"-
mil »l » l«s gle<ch!Hel><m!hel » an!
wie ei»Ge«slcht, schreck-lich zu fehn.
^^^^^MW
^
ff^
^^
<? p
^
r
.^
l>mp<» /.
M
^ ^. ." ^ I^-s' ' 5 l
'V^
Ich ru »fe dich, nicht d« » um, new! um schnö-den Mor-de«
!-!l.
B
^^
«?«
^2.
>;
K-^S: lis
".^
N^
^»^^^^
^^»^D
^I>,! ^^^
-5?
poe« «t.
>z^n^ i s'^is ,^ ^ ^ s,^2_^s> ^. s „^^
an - zu - N»° gen, die bei« n«l In'gend fto « hes Sei« vn»nich »tet und zu V»b ge
I^ ?,1 '1 ^,^1
^M^
«^^ „.^.
^
?"
^?

a l«n)»o
H^ ^ - l ^' / ^ Is' s!
«^_
»! D' v » M
^
na'gtn. Wchmllll b«i<!«« gau°b<r«V«!!,dei Ll»>b«»lthn^uch« Vlul° »ei.
ck^-!
^^
< '!^'^>^^ Hl^,ij5!
^^
?"
^,'^ ^'!^
o te«/x>
c>-«c.
«^N^^
H.
H
"i^
^„ i ^ s» , l 5 ? ^.
^^
^W
lan « gen. v laß mich dich
se » Ng «n . f»n « g«!
W
H—«<»
>^^
7 / U , ^ ^ '^ ^
ff
^
^
1^
^
Z^l s^ ,'l^
^
^
O ,«!
du mein! h« » »n! h« » »n!
^
<>'
s'
^
^?t
«^
ff^^
^
^^ ^'^ r ^ ^
Z
^
W
^'^l^^^^/l>^,'^1!
M
^^^
-^^^-
^
^2
3.

c> o
c> <>
Wagner-Vriefe 923
Richard und Minna Wagner an Theodor Apel in Leipzig.
Wein Theodor. ^ris. den 2«. Sept. 18,0.
in einer Lage, von der Dir selbst vielleicht der Begriff fehlt, — und in der ich mich gleichsam als am äußersten Ende der unglücklichsten Möglichkeiten angelangt betrachte, ist es der Freund meiner — leider hingeschwundenen Jugend, an den ich mich wieder wende, an ihn, der selbst durch die härtesten Schickungen geprüft wurde. Um allen Schein von Heuchelei zu vermeiden, schicke ich, was als der egoistischste Teil füglich zuletzt er» wähnt werden follte, fogleich an die Spitze dieses meines Briefes, nach Jahren wieder des ersten, das ist: ich bin im äußersten Unglück, und Du sollst mir helfen! — Dich wird eine trübe Bitterkeit anwandeln. Warum aber, oh mein Gott, — geht es mir so, daß ich selbst dieser Bitterkeit zu trotzen im Stande bin? — Was sollte ich nicht, wenn ich sagen muß: — seit einem Jahre lebe ich mit meiner Frau ohne einen Groschen verdienen zu können ohne einen Pfennig mein nennen zu dürfen? Ueber» denke, was in diesem Bekenntnisse liegt, und Du wirst begreifen, was mich vermag, den ersten Brief seit Jahren an Dich so zu eröffnen, wie es hier geschieht. —
Es ist über 4 Jahre, daß wir uns nicht sahen, — Du bist während dem blind geworden, und ich muß meinen ersten Brief an Dich so beginnen; — da hast Du ein Stück Schicksal, genug für uns Beide! —
Kaum hatten wir begonnen zu fühlen, daß wir in der Jugend unsres Lebens lebten, so sollten wir auch schon erfahren, daß sie zertreten werden könne; Dein Auf» schwung sollte mit Blindheit, der meinige durch ewigen Mangel gelähmt werden. Ms wir uns damals trennten, und ich dem Norden zuwanderte, — weißt Du, was mich damals für eine trübe Ahnung durchzuckte? — Es war die Ahnung, daß sich zweie die hünoe drückten, die sich s o nie wieder sehen sollten. Mein leichtsinniger Muth war längst ange» fressen durch das Misere, das sich meiner natürlichen, sanguinischen Schwungkraft an» hängte. Mein Kampf war schwer und bitterer Folgen voll, denn ich sollte entsagen lernen, ich sollte meine ganze Natur bekämpfen. In keiner meiner Unternehmungen, mein höheres Künstler»Ziel zu erreichen, war ich glücklich; ich war so weit, daß man meine Oper in Verlin angenommen hatte; es bedurfte weiter nichts, als daß ich ein halbes Jahr dort mich aufhalten tonnte, um den schwachen und wanlelmüthigen Direktor, auf den ich jedoch persönlichen Einfluß hatte, immer unter Augen und Händen zu haben; — doch war ich arm, keiner wollte mich unterstützen. Ich gab es auf, wie ich seitdem so vieles aufgegeben habe, und ging nach Königsberg, wo mir eine Stelle zugesichert war. Dort heirathete ich; aber Mangel und Noth verfolgte mich. Zu der mir versprochenen Stelle konnte ich nicht gelangen, ich mußte mich so durchhelfen. — Da» mals erhielt ich endlich die erste Nachricht über Dich von Jemand, der Dich eben in Leipzig gesehen hatte. Von der Stunde an wußte ich, was meine Ahnung zu bedeuten gehabt hatte, aber nimmer hatte ich geglaubt, daß sie eine so grausame Erfüllung erhalten solle. — Wenn wir uns einmal wiedersehen, so frage mein Weib, wer ich von dieser Stunde an wurde! Die Aermste hat sehr darunter gelitten! Aller Frohsinn, allesr' Freiheit, alle Offenheit wich von mir; ich kann Dir meinen Zustand nicht besser schil»

dern, als wenn ich Dir sage, daß dieses das Jahr meines Lebens war, in dem ich fast leine Note lomponirt habe, nichts entworfen, nichts erfaßt. Ich war sehr un» glücklich! — Nach diesem Leidensjahr verbesserte sich meine Lage wenigstens im Aeuhereu; ich erhielt eine gute und ehrenvolle Musildirettorstelle in Niga. Dort habe ich zioei ziemlich ruhige Jahre verlebt; ich würde sagen tonnen, daß ich dort anfing, mich wieder zu erholen, wenn ich nicht immer mehr hätte einsehen müssen, daß ich zu diese? Art, mein Brot zu verdienen nicht gemacht bin. In der fast leidenschaftlichsten Tätigkeit suchte ich Betäubung; mein Körper war aber nicht dazu gemacht, dem das nördliche Klima überhaupt ungünstig war. Ich verfiel in eine fchwere Krankheit, ein Nervenfieber drohete mich für immer darnieder zu weifen. Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, so traf mich die Nachricht, daß mich während meiner Krankheit mein fcheinbarer Freund Dorn auf die perfideste Weife um meine Stelle gebracht hatte! — Es war fürchterlich; in meiner Exaltation suchte ich mir aber Gottes Willen so zu deuten, als ob dieß Ereignis mir ein Wink sein sollte, noch nicht still zu stehen, und meinem höheren Lebensziel wieder nach zu streben. Ich raffte ein paar hundert Nubel zusammen, und erklärte meiner Frau, daß es nach Paris gehen sollte. Sie, die niemals leidenschaft» liche Hoffnungen hegt, und voraussah, welchem Jammer wir entgegengingen, stimmte aus Liebe zu mir ein. Wir bestiegen ein Segelschiff und langten nach einer furcht» baren Seereife von 4 Wochen, nachdem wir dreimal durch Sturm an den Nand des Todes gebracht worden waren, in London an, von wo wir zunächst nach Voulogne»sur»Nler gingen. Schon war uns« Baarschaft fo geschmolzen, daß ich fast für unmöglich hielt, uns nur ein paar Wochen in Paris halten zu können. Da führt mir mein wunder» liches Schicksal in Voulogne Nleyerbeer entgegen; ich mache ihn mit mir und meinen Compositionen bekannt, er wird mein Freund und Protector. Nun wußte ich, daß nur durch eine Protektion, wie die Vleyerbeers, meine Angelegenheiten in Paris be» schleunigt weiden tonnten; ich faßte Wuth und befchloß es zu wagen. Was mir nun hier in Paris begegnet ist, oh, welch ein Gemisch von Hoffnungen und Nieder» schlaguugen ist dieß! Meyerbeer ist unermüdlich meinem Interesse treu geblieben, — leider aber haben ihn Familien»Verhältnisse gezwungen, die meiste Zeit im Ausland« zuzubringen; und da hier nur persönlicher Einfluß nützen kann, so konnte dieser Umstand nicht verfehlen, den lähmendsten Einfluß auf meine Angelegenheiten hervor» zubringen. — Was mich aufrecht erhält, find immer nur neue Hoffnungen, im übrigen kann sich jeder wohl leicht denken, daß meine Lage mit einer Frau und ohne «inen Heller Verdienst — die fürchterlichste von der Welt sein mutz. Mehr als einmal Hab« ich mir den Tod gewünscht; wenigstens bin ich gänzlich gleichgültig gegen ihn g«» worden. —

Wein Gedante an Dich, mein Theodor, war stets nur dumpfe Wehmuth. Ausführ» liche Nachrichten über Dich erhielt ich nie, und was mir gemeldet worden war, — war entsetzlich! — Ist es wahr, datz Du Deine Freunde nicht mehr erkanntest?! — Mir war jedes Mittel benommen, Dich selbst nur zu trösten; und was tonnte ich, ich Aermster! Du warst mir ein Freund, den ich betrauerte, der mir aber nicht mehr gehörte! — — Da, ganz vor Kurzem, erhalte ich umständliche Nachrichten über Dich durch «ine Dame aus Leipzig, die Paris besuchte. Was ich da hörte, wie hat es «ich

tief erschüttert und gerührt, aber wie hat es mich auch erquickt und mit Hoffnung er» füllt! Ich erfuhr, daß Dein Uebel nur noch körperlich sei, und daß man selbst die ge» gründetste Hoffnung hege, auch davon Dich genesen zu sehen. 0H, wisse, daß dich die einzige Nachricht war, die mich mit einem Nuck aus dem Abgrunde meiner Lage zu reißen im Stande war! Zur Bestätigung aller Aussagen, fügte man mir fogar hinzu, daß Du einen Band Gedichte herausgegeben habest. Du bist noch Dichteil Armer, armer Freund, — jetzt kannst Du singen, — sieh, Du hast das tiefste Leiden gelitten! Laß mich auf einen Augenblick mich aus meinem Pfuhl herausreißen, und Vir erklären: daß ich auch noch Dichter bin, oder vielleicht sind wir Beide jetzt erst es geworden. — Gott wird mir doch in diesem Augenblicke, als ob wir eben wieder vor einer schönen Aus» ficht zusammen dasäßen, und Du tonntest sie wieder sehen! — Hoffnung, Hoff» nung, mein Theodor, wir werden wieder sehen! — — And siehst Du, wie ich in Dir, ganz Eins mit Dir gelebt habe; — mein eben fertig gewordenes Werl heißt: Nienzi, der letzte der Tribunen! Wer hatte die erste Idee davon? — Ich glaube auch, wir haben die Arbeit zusammengemacht! Wenigstens ist sie meine beste. — Laß Dir sagen, (— Sieh, ich fang« fchon an zu plaudern, als ob eben gar nichts vor» gefallen seil —) — unser Nienzi ist eine Oper in fünf Akten geworden. Ich hatte sie zur Hälfte fertig mit nach Paris gebracht; in der Anlage bestimmte ich sie wohl für hier. Bald aber lernte ich einsehen, daß ich wohl 2 bis 3 Jahre noch warten könne, ehe ich hier ein so großes Wert zur Aufführung bekäme, denn dazu muß ich mir hier erst durch kleinere Opern Nuf gemacht haben; ich entschloß mich also, um meine liebste Arbeit nicht umkommen zu lassen, die Vper im Deutschen fertig zu machen, und sie für ein deutsches Theater zu bestimmen. Ich habe Dresden gewählt; «8 ist gewissermaßen meine Vaterstadt und ich habe bereits allerhand vorbereitet, um zumal mit Meyerbeers hülfe, die Vper dort zur sicheren Annahme zu bringen. Dazu erhält Dresden jetzt ein großes, würdiges Theaterhaus, — Tichatschet, und dieDevrient sind geeignet für unsere Parthien; somit wlll ich hoffen, dort zu reüssieren. In einem Monat schicke ich meine Partitur ab; Anfang künftigen Jahres kann fie vielleicht schon ausgeführt werden, und ich würde dazu selbst Hinreisen. Sieh, da sind wir wieder die Alten; Du hättest das Alles nicht gehört, wenn Du nicht einen Band Ge« dichte herausgegeben hättest! —

Sieh, mein Theodor, das sind so Blitze, wie sie manchmal aus meiner Nacht aufsteigen; sie erhellen mir aber dieses Düster noch nicht, denn, oh mein Gott — welche Hoffnungen find mir nicht all schon zu Grunde gegangen! Fast würde ich einen gewissen Tod vorziehen; aber hier scheint man nicht so bald sterben zu können. Paris ist zu reich, zu reich an Aussichten und zu verschiedenartig, als daß es nicht immer wieder Hoffnungen darbieten sollte. So stehe ich gegenwärtig wieder in ziemlich günstigen Relationen mit der großen Oper wegen einer 2 oder 3 actigen Vper, — „Der fliegende Holländer" — von welcher mein eingereichter Entwurf des Sujets den größten Beifall erhalten hat. — Was ist da nicht wieder alles zu hoffen? — Für jetzt hätte ich aber gern meinem armen Weibe NIedicin gekauft! Wird sie diesen Jammer überleben, und werde ich den ihrigen ertragen? — Herr Gott, steh« mir bei! Ich weih mir nicht mehr zu helfen! — Alles, Alles, — alle letzten Üuellen

eines hungernden habe ich erschöpft,- ich Unglücklicher hatte bis jetzt die Menschen leider noch nicht gekannt. Geld — ist das Fluchwort, was alles Edle vernichtet; mancher dienstwillige Freund erkaltet bei diesem Worte; Verwandte sind schon starr, ehe man es ausspricht; — und doch, mein Himmel, was ist oft alle hülfe, ohne dieser wirtlichsten vor Allen. Wer wahre Noth kennt, fühlt, daß sie nur damit gelöst werden kann. Da» mals, als Du mir ein Opfer nach dem andern brachtest, glaubte ich wirtlich schon Noth zu empfinden, vh, ich Blödsinniger, der ich Verlegenheiten für Roth hielt, jetzt habe ich sie kennen lernen. Den letzten kleinen Schmuck, das letzte nothwendige Geräth seiner Frau zu Brod gemacht haben zu müssen, und sie dann krank, leidend ohne hülfe lassen zu müssen, weil der Erlöß der Trauringe nicht zureichte Brod und Arznei anzuschaffen, — wie soll ich dieß nennen, wenn ich früher schon von Noth sprach! — Mit einem Wort — Gott verzeihe mir's — ich habe dem Leben geflucht; — was kann ich Aergeres thun! Mein erstes Wort an den kaum wiedergefundenen Freund ist: — sende mir schien» nig« hülfe; mein Leben ist verpfändet, löse es ein! Somit: — ich gehe Dich um drei» hundert Thaler an, und sei versichert, daß wenn Du sie mir schickest, ich bereits über 8 Monate davon gelebt habe, denn seit dieser Zeit habe ich außer Brod nichts mehr bezahlen können. Drehe auch Du mir den Nucken, — dann kenne ich mein Schicksal! Sieh, das ist mein Ruf aus dem Elend! — Wird es weichen? Soll ich noch das Glück sehen? — Ich habe für diese Fragen nichts als einen bittren Seufzer! — Und doch giebt es Stunden, in denen ich mit einem Blick auf die Erbärmlichkeit so Vieler, die mir jetzt begegneten, stolz auf meine Lage sein könnte, wenn ich nicht mein gutes, armes Weib sehen mühte; — sie hat mir ihre Jugend geopfert, und ich kann nichts für sie thun, als — Dir diesen Brief schreiben. Ich thue dieß hinter ihrem Rücken, denn ich weiß, sie würde mir abrathen, weil sie keine Hoffnung mehr kennt. Ich thue es dennoch, schreiben mußte ich Dir jetzt, — mein herz war zu voll, Dir dem Genesenden — nach 4 Jahren voll Unheil — Glück zu wünschen; — und konnte ich Dir schreiben, ohne so zu schreiben, wie es eben geschieht? Nein, — dann hätte ich Dir nicht als Freund geschrieben, — dann wäre mein Brief eine Visitenkarte geworden. Die wirst Du schon genug erhalten haben; — nimm dafür hier ein altes Theil Deiner selbst hin; ein neu» aufgefundenes Stück mit dem alten Inhalt.

Willst Du mir wieder einmal einen glücklichen Tag machen, schreibe mir um» gehend; bis dahin will ich mich freuen und hoffen, daß wir wiedersehen mögen! Ach! Wiedersehen! Wiedersehen! Im Glücke? — Mein Theodor, hoffen wir! Jedenfalls werden wir dann unendlich mehr werth sein? Mögen wir es auch uns sein!

Gott besohlen, mein Freund!

Paris; 25 rue 6u rleläer. Dein

Richard Wagner.

Sehr geehrter Herr Apel,

Möge es Sie nicht verwundern, wenn Sie von mir einen Brief erhalten, und zwar einen Brief dieses Inhaltes. Gott sei mein Zeuge, daß ich lieber gewünscht hätte, Ihnen in Ihrem Unglücke einmal tröstend nahen zu tonnen, als so durch eine Bitte um Theilnahme Sie beunruhigen zu müssen. Leider aber kann ich nicht Herrin

«eines Schicksals werden, und muß mich jetzt an Sie wenden, um mich vor' Verzweif»
lung zu schützen. — Wenige Worte werden hinreichen, Sie über den Anlaß meines
Briefes aufzuklären; — heute früh hat mich «Richard verlassen müssen, um das Schuld«
gefängniß zu beziehen; noch bin ich fürchterlich aufgeregt, daß mir alles vor den Sinnen
schwirrt; das einzige, was mich eben wieder in den Stand setzt, meine Gedanken etwas
kalter zu sammeln, ist ein Vrief des Herrn Laube, der so eben ankommt und den ich in
Richards Abwesenheit erbrochen habe. Er nimmt mir auf der einen Seite alle Hoff»
nungen, unferm Unglück aufgeholfen zu sehen, auf der andern Seite giebt er mir aber
den Muth, meinen letzten, — ich gestehe es — einen Verzweiflungsschritt zu wagen. — In
diesem Vrief schreibt Herr Laube, daß es Ihnen unmöglich sei, die von Richard er»
beten« Summe von Ihren Einkünften entbehren zu können, zugleich aber erzählt Herr
Laube, daß Sie freundlich und theilnehmend fich geäußert hätten; wenn Sie wüßten,
werther Herr Apel, wie fehr wir an die Unfreundlichkeit und Theilnahmslohigleit der»
jenigen gewohnt sind, die wir genöthigt waren um Hilfe ansprechen zu müssen, so würden
Sie sich erklären können, daß diese Nachricht meine Hoffnung einigermaßen wieder be»
lebte. Was bliebe mir Aermsten auch übrig, wenn ich nicht einmal auf eine geäußerte
Theilnahme Hoffnung gründen dürfte. Suchen Sie also vor allen Dingen darin was
mir den Muth giebt, mich an Sie zu wenden. — .Wein armer Mann, der als Fremder
nicht einmal die Vortheile genießt, die ftn^ dergleichen«Lagen dem Einheimischen zu gute
kommen, ist in den Händen eines hier ansässigen Deutschen, der mit solcher hart»
näckigteit gegen ihn verfährt, daß ich durch Erweichung hier auf leine Erlösung
rechnen kann. Was ich nun anfangen soll, ist mir in diesem ^Augenblicks noch «in
Chaos; hätte ich selbst die Mittel, mich von Paris zu begeben, so würde ich doch nun und
nimmermehr Richard in dieser Lage verlassen, denn ich weiß, er ist nicht durch Leicht»
sinn in dieselbe gerathen, sondern das edelste und natürlichste Streben eines Künstlers hat
ihn so weit gebracht, wie ohne besondere hülfe leider wohl jeder kommen mußte. Ich
hatte nur nach großen Wiederftreben in seinen Plan gewilligt, nach Paris zu gehen;
je vertrauter ich jedoch nun mit seinem hiesigen Porhaben geworden bin, jemehr sehe ich
ein, daß es nur an Mangel einer hinreichenden Unterstützung liegen wird, wenn er hier
zu Grunde geht, und sein Ziel nicht erreicht, was ihm sonst wohl beschieden sein könnte.
Er hat sich jetzt wirtlich schon so weit gebracht, daß er bald auf die Früchte feiner Be«
mühungen Ansprüche machen kann, und es sind nur die Opfer, die es bis Hieher ge»
lostet hat, die fich ihm jetzt in den Weg stellen, er hatte Arbeit, und nahm fast schon
genug ein, als ich brauche um ihn seine kleine Wirtschaft mit Sparsamkeit zu führen;
das heutige Ereignis; macht aber alles szu) Nicht. Endlich z. B. hat er es so Welt ge»
bracht, daß in einem großen Conzert etwas von ihm aufgeführt werden soll, in
14 Tagen sollte die Ouvertüre zu seinem Rienzi, die er eben fertig gemacht hat, und
der Alle großen Erfolg versprechen, aufgeführt werden; ohne feine persönliche An«
Wesenheit bei der Probe ist dies aber nicht möglich. Soll man darüber nicht in Ver«
zweiflung fallen? — Was kann ich anfangen, mit meinem Weinen richte ich Arme
Verlassene nichts aus; sollte es wirklich so mit uns enden? Sollten Sie, der Sie seit
so lange meinem Richard ein freundschaftliches herz erhalten haben, ihn uns unter»
gehen lassen, weil es sich hier um ein außergewöhnliches Opfer handelt? — Verzeih«

»»»
mir Gott, — ich kann mir nicht denken, daß es so mit uns enden sollte. ^ Messe»
Sie meiner unbeschreiblichen Lage es zu, wenn ich in diesem Augenblicke vielleicht di«
Glänzen des Auslandes überschreite, indem ich Ihnen eine Zumuthung stelle, wie sie
eben die Verzweiflung eingiebt. Iu meinem Schrecken habe ich früher einmal erfahren,
wieviel Ihnen Richard schon schuldet; Sie haben ihn damals durch ihren Credit Geld
verschafft; — was war aber seine damalige Lage gegen unsere jetzige? Sollte nicht ei»
solches Opfer jetzt ungleich besser angewendet sein, weil jetzt auch die Aussicht vor
Händen ist, eine ähnliche Schuld im Laufe eines, höchstens zweier Jahre gewiß wieder
bezahlen zu können? Glauben Sie mir, daß ich für gewöhnlich Richards eraltirt«
Hoffnungen nicht theile; jetzt aber weiß ich aus seiner eignen Bekannten Wunde, dah
er nur noch einen Schritt vorwärts zu thun hat, um an fein Ziel zu kommen. —
Wein Gott, was soll ich hier Alles noch sagen? Wir fehlt die -Ruhe, um mich tla,
gegen Sie aussprechen zu können; ich werde nachholen, was ich hier versäume. Das
Einzige was ich heraus bringe ist: Hülfe, Hülfe! Bringen Sie Richard ein großes
Opfer, suchen Sie es schleunig möglich zu machen, und Gott wird es Ihnen lohnen,
wenn Richard's dankbares Herz und mein Gebet zu schwach dazu sein sollten. — Ich
kann nichts mehr hinzufügen; Gebe der Himmel, das meine Bitte erhört werde, und
unser Dank wird keine Grenzen kennen. Herzliche Wünsche für Ihr Wohlsein von
Paris den 28. Ockber 4N Ihr«
25 rue du Uelcker. ergebenen Freundrn
Minna Wagner.
Werthester Herr Apel. ^ d. 17. November ,0.
Zunächst fühle ich, habe ich Sie um Verzeihung zu bitten, wegen der Art und de»
Ungestüm, mit welchem ich letzthin Ihnen schrieb; es wird mir klar, daß meine heftig«
Aufregung wenig geeignet sein konnte, Ihre Theilnahme für unser Schicksal zu steigern,
dafür, daß ich richtig urtheile, spricht Ihr Schweigen. Haben Sie aber die Güte, dies«
meine Auflegung, die Sie wahrscheinlich unangenehm berührt, wenn nicht gar verletzt
hat auf Rechnung meines großen Elendes und des betäubenden Schlages zu setzen, de»
mich am jenen Tage traf. Seitdem bin ich ruhiger geworden; so viel mehr. Ich war
bei Richard, und habe ihm Ihren werthen Brief übergeben, er dankft) Ihnen herzlich
dafür; ich habe ihn zugleich getröstet mit dem Vertrauen auf Sie, und ihm die Hoff»
nung erweckt, daß Sie sich in Betracht so außerordentlicher Umstände zu einem außer»
ordentlichen Opfer entschließen würden. Ich gestehe Ihnen, daß ich täglich auf eine Er»
füllung meiner verzweiflungsvollen Bitte geharrt habe. Richard ist krank, um ihn zu
pflegen möchte ich gern zu ihm ziehen; da dieß jedoch unbezahlbare Kosten verursache»
würde, so muß ich ihn in dieser Hinsicht (öottes Schutz überlassen, um auf der ander»
Seite zu versuchen, was in meinen Kräften steht, um die Schuld zu tilgen, die uns i»
diese Lage bringt.
Richard's Gläubiger schickte gestern zu mir, und hatte die Unverschämtheit, mir zu»
zumuthen, daß ich an Richard's Schwager, tz. Blockhaus schreiben möchte, um bei ih»
die Bezahlung der Schuld auszuwirken. Er kennt also diese Verwandschaft und ?s

wurde mir nun Nar, auf welche Aussicht hin er so hart gegen meinen Mann der»
fährt. Richard aber so als ich, wir würden lieber Jahre lang eine solche Lage ertragen,
als unsern Schwur brechen, seinen Verwandten je mehr zur Last fallen. Jedoch hat
mich dieser Auftritt bewogen, mich noch einmal an Sie zu wenden, auf die Gefahr
hin, als zudringlich von Ihnen abgewiesen zu werden. Ich als Vermittlerin bin viel»
leicht fähiger, als Richard es ist, Sie um ein Opfer anzugehn, den^n) ich spreche für
einen Andern, weniger für mich. Ich kann mich mit Ihnen gleich stellen, denn auch
ich habe ihm Opfer gebracht, ich habe mein ruhiges selbständiges Loos aufgegeben, um
mich an das seinige zu fesseln, den es bestimmt zu sein scheint erst durch die heftigsten
Stürme und Prüfungen an sein Ziel zu gelangen. Ich erfülle daher jetzt eine hei»
lige Pflicht, ja vielleicht bringe ich selbst ein Opfer, indem ich Ihnen noch einmal
schreibe. — Sie entgegnen in Ihrem Briefe an Richard, daß es Ihnen unmöglich sei,
mehr für ihn zu thun, als Sie zugleich thaten. Daß Sie selbst dieß thaten, giebt Ihren
guten, edlen Willen zu erkennen, daß Sie, ohne den gewöhnlichen Etat Ihrer Aus»
gaben zu überschreiten, ihm lein größeres Opfer bringen tonnen, muß ich ebenfalls
glauben, da Sie es versichern. Lassen Sie mich aber, ohne mich weiter damit brüsten
zu wollen, erzählen, was ich als Mädchen für meinen Bruder that, der mir in ge»
wissen Beziehungen vielleicht ferner stand, als Ihnen Richard. Jener sollte in Leipzig
studieren, meine Aeltern aber konnten ihn nicht unterstützen, ich übernahm es, in
Zeiten, wo mir es bei dem schlimmen Cassen»Bestand der Theater»Virection oft an
4 Groschen fehlte um Mittag»Essen holen zu lassen; ich versetzte denn meine Ohrringe
und d. gl. die mir für das Theater oft unentbehrlich waren, schickt« das Geld meinem
Bruder, der dafür etwas lernen sollte, und behielt mir nur drei Pfennige zurück, um
mir dafür ein Brödchen zu taufen, das ich auf einen Spatziergange um die Stadt als
Mittags»Mal verzehrte, während ich bei meinen Wirthsleuten vorgegeben hatte, daß ich
irgend wo zu Tische ausgebeten sei. — Sollte denn nur der Arme und Dürftige das
Gefühl haben, Opfer dieser Art zu bringen? Sollte der Vermögende den es verhältniß»
mäßig so unendlich viel leichter werden tonnte, über all sein Vermögen nicht die Mittel
finden, auf ähnliche Art zu helfen? — Man kann mir einwenden, das war für einen
Bruder; — für einen Bruder wäre es aber auch nicht zu viel, wenn man die Hälfte
seines Vermögens opferte, sollte der Freund denn aber nicht wenigstens ein tzundert»
Theil werth sein. Und Richard war und ist Ihr Freund im eigentlichen Sinne; ich
kann es bezeugen, denn ich kenne den Gindruck, den die erste Nachricht von Ihrem
traurigen Schicksal auf ihn machte und bin Zeugin und Thellnehmerin der tiefsten
Rührung gewesen, mit der er stets Ihrer gedachte, als er Jahre lang von Ihnen ge»
trennt war Roch mehr, — es kommt mir zwar nicht zu mich darüber auszulassen, —
in Richard ist ein schönes Talent zu retten, das seinem Untergange nahe gebracht wird,
denn schon ist er so weit allen Muth aufzugeben, ohne dem ist seine höhere Bestimmung
verloren. Es ruht vielleicht eine schwere Verantwortung auf denen, die sich jetzt Achsel
zuckend von ihm wenden. Ich kann ihn nicht aufgeben; des wegen bin auch ich
vielleicht die Einzige, die am lebhaftesten fühlt, wie schmachvoll es ist ihn verkommen
zu lassen. — Ich bitte für meinen Mann für Ihren Freund, wollen Sie unsern
Richard aufgeben, weil es sich darum handelt, durch Ihren Credit ihm schnell «in«

Summ« zukommen zu lassen? Wahrlich das werden Sie nicht wollen, — denn die Sache so kleine angesehn, hängt es von Ihrem Willen ab; und dessen dürfen wir gewiß sein, — Ihr werther Brief spricht dafür, und die edle Gesinnung die Sie von jeher zeigten. !> ,'

Ich habe das Weinige gethan, deß kann ich mich rühmen, Sie werden es nicht fehlen lassen, und Gott wird Ihnen durch Ihre baldige Genesung vergelten, sowie da» durch einen Freundschaftsbund aufs Neue unter uns errichten der nie untergehen wird.

Es empfiehlt sich mit herzlicher Achtung

l > Ihre ergebenste

Minna Wagner

25 rue cili lielcler.

?. 3. Wenn Sie sich entschließen, so bedarf es Wohl nicht erst der Erwähnung, daß die größte Elle eine wichtige Bedingung ist, in jeder Hinsicht mutz ich Sie bitten, die Sache wenigstens nicht mit Stillschweigen zu übergehen, da Ungewißheit das schrecklichste ist.

Leuthen. Ein Nachtlang.

Von C. v. Vredow, Generalmajor z. D.

HsNas weiß die große Masse von Leuthen! Das Lied jenes Grenadiers am Abend der -»«V Schlacht — die Potsdamer Wachtparade — vielleicht noch etwas von den Granit» sützen der Bede des Königs am 3. Dezember im Lager von Parchwitz.

Für uns Preußen bedeutete cs Schlesien. Der Sieg eines großen Geistes einer Stahl» natur, über ein Heer von Feinden. Weit über die Grenzen des Vaterlandes feierte man den Sieg und den königlichen Feldhei rn, der ihn errungen, am lautesten in England, wo seit Leuchen der Geburtstag des Königs wie der des eignen Herrschers geehrt wurde. Eine allgemeine Begeisterung, welche selbst in beiden Häusern des Parlaments widerhallte und wesentlich zu dem neuen glücklichen Subsidienvertrag des Wahres 1758 beitrug. Freilich, nicht ohne Eigennutz. Die väterlichen Erblonde waren im Spiel. And doch, wie gering hatte Lord Mitchell, der englisch: Gesandte, noch am 24. Oktober den König bewertet, als er einen Brief desselben an seinen Monarchen, Lord holdernesse, sandte: U> L l<z, I must not concea! lrom ^uu even m/ 2pprebenzic»nz 2ml ie2r>, it >5 m? llul/ to 5p«!c out nn tni« impoitanl 2n6 mo«t uu!>3pp)' «ceazinn. I ldiiilc 2>I 255i,5l,nc,e frum llnsslanä will com« tc» late <o 52ve Nie Xinss ot pruzziz. I fear tne Irenen ,<n6 ^ustrianz will be in pos^^szinli not ou!^ nf Uerlin, but ot tbe «reatezt p^rt os bis bereclitar^ countr? belore 0nrizlm28 neit . . .

Und wie erstrahlte in Breslau der Ehrislbaum 1757. —

36 Stunden hatte der König auf demselben Pferde im Sattel gesessen, als er am 19. Juni nachmittags 3 Uhr im Lager vor Prag aus dem Sattel flieg — und zusammen» brach. Physisch, aber wie in Vetscher, nach Kunersdorf (12. A»g. 1759), die physische Ent» träftung war auch begleitet von einem völligen momentanen Bervenchoc. Und was halte in den letzten 36 Stunden auch sein Hirn zermartert. Immer wieder hatte er auf dem Felde Zwilchen Krzeczorz und Chozcmitz gerungen mit dem Siege, und als Pennavaires lrürassiere versagten, Seydlitz' Schwadronen ermatteten, Zielen gegenüber Badasdy nicht vom Flecke kam, die Bataillone hüliens» Trestows und Wanstei„s vor den feuerspeienden höhen zer» schmettert zusammenbrachen, da sammelte er selbst noch 4(1 Mann vom Regiment AnHall

o c>
C. v. Vredow: Leuthen 931
und führte sie vor gegen die österreichische Batterie südlich Ehozemitz. Auch sie zerstieben wie Schneeflocken im Winde. Allein ritt er weiter, den Feuerschlünden entgegen. Major Grant rief ihn tn die Wirklichkeit zurück. .Wollen Ew. Majestät die Batterie allein er» ober«?'
Nach dem kühnen Einbruch in Böhmen nach der Schlacht bei Prag und der Ein» schließung der Armee des Prinzen Karl war anscheinend der Gipfel des Ruhmes erklommen. Wie siegesgewiß ist der Brief an die Königin»Mutter nach Prag: !6e5 lrere« et moi nouz n«li5 poltouz encore dien. I'oute I2 c»mp2Aue li5^ue 6'etre per6ue pour le« ^utricliieuz, et je me trouve libre 2vec 150 000 ucnnluez. ^joute^ «l cel2 que no^z zommeg M2itle3 ä'uii ro^2ume qui ezt obli^e 6e nou« touruir <lez troupe« et <le !'2l^ent. I^ez ^utriclüeuz «out ^izperzöz comlue cie ia pllille au veut. ^'euverrai uue Partie 6e mez troupez pour coroplilueoter Kleg» «leu« le« ?l»i>y2iz, et je vai« poursuivle lez ^ulrickienz 2vec le rezte <1e mou llrnise . . .
Noch ein Sieg über Daun, und er glaubte, den Frieden in Wien diktieren zu können.
Und nun dieser furchtbare Rückschlag. Diese schweren 36 Stunden aufreibendster Tätigkeit, seelischer Aufregungen, körperlicher Krafterschöpfung wirkten läuternd auf seinen großzügigen Eharatter. Der lorbeerbetränzte Feldherr wurde zum selbstkämpfenden Ringer. Eisen wurde im Feuer des 18. Juni zu Stahl.
Aus Vrandeis am 20. Juni schrieb er an den Prinzen Moritz: „. . . Das herz ist mir zerrissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen" Und am 24. an den Prinzen von Preußen, dessen elliger Rückzug über Zittau nach der Lausitz demnächst zum Zerwürfnis der zwei edlen Brüder führen sollte: Eine gute Viertelstunde kann uns das Uebergewlcht über unsere Feinde wiedergeben, fehlt sie uns aber, so müssen wir kämpfen bis ans Ende sür das Wohl des Staates.' Eine zweite verlorene Schlacht müsse mit seinem Untergang enden, deshalb wolle er sich hüten, eine solche zu wagen, sie aber nicht scheuen, sobald sich «ine günstige Gelegenheit darböte — so äußerte er sich am 28. Juni zum englischen Gesandten.
Welch harte Prüfungen aber sollten noch über ihn hereinbrechen, ehe die günstige Gelegenheit kam. Welch eine Fülle schwerer Schicksalsschläge hämmerten noch vorher aus die Heldenseele ein.
Jener Rückzug aus Böhmen. Dann der Tod der geliebten Mutter. Am 1. Juli schreibt er seiner Schwester, der Prinzessin Amalie: ,1«uz lez lualdeur« m'accaoleut 2 l, tuiz . . . peut-ölre 1e ciel 2>t il reure ootre cdere were, pousczu'elle ue ?lt paz leg mZIdeurz <te notre maizoii . . . Am 6. Juli an die Martgräfin von Bayreuth: . . u« Lilullüou äevient ckilLcile par le nombre cle nie« euoeuiiz. .
Dann greift die Sorge um die Existenz des Staates mit immer gierigeren Fingern nach seinem herzen — fast zermalmend, hastenbeck <26. Juli) und die Konvention bei Kloster Zeven (8. Sept.) beraubten ihn der hülfe der Verbündeten. Und im Osten die Wederlage des Feldmarschalls Lewaldt bei Groß.lägersdorf (30. Aug.). Schon nach hastenbeck drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß feine Lage eine verzweifelte sei und nur durch eine ver» zweifelte Tat zu retten (am 5. Dez. abends im Schlosse zu Lissa, nachdem er ein Ragout von den Tafelresten der österreichischen Offiziere zu sich genommen, fragt er unvermittelt den Be» sttzer, Baron Mudrach: .Kann Er Faro spielen?" und aus ausweichende Antwort: .So weih Er doch, was Vabanque ist? Das habe ich heute gespielt.-) Am 25. Juli tn Pirna äußerte er sich zum Oberst v. Krockow, der ihm über den Rückmarsch der Armceabteilung des Prinzen von Preußen berichtete: .Meine Wahl ist getroffen. Ich will eine Schlacht liefern und sieg» gekrönt sterben.' Daher sein Vormarsch auf Zittau am 18. Aug. Er wollte dem öfter» reichlschen hauptheer ans Leder, dort lag die Entscheidung. Der große Schlag mußte gewagt werden. Doch: 50 gegen 100 000 — 1:2 und diese in fast unangreifbarer Stellung. Trotz Wlnterfelds brieflichem Angriffsrat vom 5. Aug.: hat man nur eine seiner vordersten Batterien stille gemacht, kann man ihn hardiment attackieren — gelang es dem Prinzen Heinrich, ihm den Angriff auszureden. Dieser Bruder trat ihm stetig näher. Bei Prag

hatte er seine Tapferkeit erkannt, seine Führereigenschaften im Laufe des Feldzuges immer mehr schätzen gelernt. So willigte er ein und zog ab. Man zeigte sich die Jahne... bis später ... 5. Dez.!
Nichts kann den König mehr zur Verzweiflung bringen in jener Zeit als Zurück» gehen. Als Fürst Moritz mit 15 Bataillonen und 20 Estadrons südlich Pirna bei Eotta zur Deckung Dresdens stand (gegen Laudon und Nadasdy) und nach einem kleinen Gefecht bei Godtleuba am 1«. Aug. nach Sedlltz zurückging, fchrleb er ihm äußerst scharf: .Ich hatte mir nicht eingebildet, das nach meinem expressen Vefel Kota nicht zu verlassen, sie doch allda Weck Marschieret wären, Laudon hat kaum 2500 man, ich bin gar nicht mit ihrer condulte zu friden, gehen Sie die Churten auf dem Halse und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf, hier ist keine Complesance vohr den Printzen sonvern der General mus seine Schuldigkeit thun, Sonsten hört alles auf. Wohl ist die Ehre der Preußen vohr 2500 man laufen ein general von der Infanterie mit 14 Bataillons und 20 escadrons zurücke wan ihr Bahter diesses im Grabe hörte So würde er sich umkehren.-
Noch schlimmeres muhte der Gen. v. Flnck in Dresden zu hören bekommen: »Ihr lasset euch alle ins Bockshorn jagen, man sollte sagen IN Vesterreicher währen besser wie 50 Preußen, schämet euch alle miteinander und habet Haare auf eure Zähne, sonsten werde ich glauben müssen, ich tommandire eine Armee alte huren.' (Diesen etwas eigentümlichen Vergleich wendet er im November auch gegenüber dem Herzog von Bevern betreffs der Generäle Kyau und Lestwitz an.)
„Bald hätte ich vergessen Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese weiß ich für ihn: erhalte Er sich mir." Dies die Worte, mit denen der König Winterfeldt am 25. Aug. in Bernstadt entließ. Bei Moys (7. Sept.) fiel Winterfeldt. Erst eine Woche später er» reichte den König die Trauerbotschaft. »Wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden tonnen, aber ich werde keinen Winterfeldt wieder kriegen." Und den Winterfeldt hat er nicht mehr gefunden. Zwischen beiden bestand eine fast ideale Ideengemeinschaft. Mensch und Soldat waren dem Könige sympathisch. Er war wohl der einzige, dessen Nat der König einholte. Auch geistiger Mitarbeiter bei dem großartigen strategischen Entwurf zum Einmarsch in Böhmen.
Sodann: der Franzmann und lez cercles in Preußens Westen, in Hessen und im halberstädtischen. In Pommern die Schweden, auch die Uckermark ausplündernd, haddicks Zug nach Berlin (16. Vtt.). Die Flucht der Königin und des Hofes nach Spandau. Der Verlust der Lausitz, die Unsicherheit aller Verbindungen, Neichsacht. In Schlesien endlich der Kern des Unglückstometen: das starte österreichische Heer und die Vedrängung Beverns. Niemals aber kommt in seiner offiziellen Korrefpondenz das Beklemmende der Situation, die Seelenmalter zum Ausdruck. Nur an Freunde, an D'Argens, an die Mark» gräfin von Bayreuth. Daneben liest er Lucrez, besonders Nacines Mithrldates befchäftlgt ihn sehr — frellich die Glftphiole, die er stets bei sich führte, halte sorgende Hand längst mit unschädlicher Substanz gefüllt... Und in dieser Zeit der inneren und äußeren Bedrängnis schreibt er die „Kaizonz <ie m» couämte imlitaire". So sucht der Große in dem bewährten Hellmittel der Arbeit das Trostmittel für seines Schicksals Wunden.
Die beiden Briefe vom Juni und 19. Juli an den Marquis D'Argens aus dem Lager bei Leltmeritz spiegeln seine Seelenstlmmung wieder: 1^ rezource «!e m» clouleur e«t 6«M5 le tl2V2>I journalier <zue je zuiz online cle laire et <I2N5 Ie5 coulinuelle« cuZÄpationz yue lue sourult le uomdre 6e mez euueiuiz. 3i j'2VM8 ite tue 5 üaliu, je 8«l2l8 «l prszeut <i<>U8 un vc»lt c>ü je ue cl»mäl2l5 plu« lez oiÄßez. Il laut czue je uavißue encore «ur cene iner ol2ßeuze, juzqu'il ce czu'un petit colu de terre me procure le dien czue je n'^i pu trouv6 ci^uz ce luoixle-n. ^,6ieu n><«o cker. ^e vou8 «ouliiüte I2 52nt6 et tc>ute8 lez ezpece« <le boodeur qui me luaoczuellt.
Und später 1 Xon eher Xlarczuiz! Iieß2läel moi collliue uue niulmlle dattue en breclie i»2l liololtuoe clepui« 6eux 2115 . . . Open<l2l>t ue penzex p28 queje <leluoli88e. Ou88«l»t tous

o o
C. v. Vredow: Leuthen 933
le« elemenl« perireut je me veri2i enzeveür 30U3 1eul3 äsbri« 2vec 1e 32Nß'flc>ici clont je vouz ecriz . . . V0Ü2 I epoque 6u »toicizine. I^«3 P2uvre8 cüsciples 6'Lpieure ue tlouver2ieut 023, 2 cell« beure, 2 «lebiter une pdl23e äe leur pliilo3oplüe . .. Luüu c^ue me reste-t-il pour me trouver 62113 I2 3itu2tion »!u p2uvre Job ... 1^2 pllilozopuie, mon euer, e«t bomie pour 2<Ioucii le« M2ux 7,23363 ou lutur«, 12213 eile est vaiucue p2l lez M2111 prezeut«."
Gegen den Herzog von Vevern brach er am 24. August abends, als der Unglücks» becher noch lange nicht gefüllt war. in die Verzweiflungsworte aus: .Wenn sie (in Schlesien) eine Schlacht gewinnen, Lewaldt die zweite und ich die dritte, fo bin ich dennoch verloren."
Der Tag der tiefsten Depression war unbedingt der 12. Oktober. Seydlitz und Prinz Worin sind nach Verlin entsendet, dem haddlck zueilt. Veverns Armee in Schlesien ist durch Uebermacht bedroht. Die Gewißheit drängt sich ihm auf, daß die Sonderunterhand» lungen mit Frankreich leinen Erfolg zeitigen. An die Warkgräfin, seine fchwesterllche Seelenergänzung, schreibt er zwei Briefe. Sodann hat er ein Gespräch mit Prinz Heinrich, das uns das Tagebuch des Grafen V. A. henckel von Donnersmarck aufbewahrt hat. hier einige Stellen aus den ersteren . . . ^nün M2 cdi-re 3oeur cel2 p252it uue cboze l2ite; le 5«n ou uu »iimon out re«olu I2 cdute de >2 kruzze, il 2 llllllu que tout x couoourüt: cle« Älliallcez coutre U2ture, <lez t>2iuez, 82U8 ou'ou leur 21t fourui <l'2limeut8; a>5 cauzez 3ecou6e3 et c!ez M2lueur8 reel8
And im 2. Vlief . . . I^'ou veut me reuvu^er 2 I'uiver, M2i« I'ou lue serre 81 lort 2 pl»?5ei>t, et cel2 cle tant 6e cülez, que je cloi« m'2tteu<ire 2ux plus ßranäez catzztropliez entre ci et le moi3 <io 6ecemdre . . .: Je 5M8 6211z uue eruelle 3itu2tiou, 6out I2 üu ue zieut etre <^u 6pouv2ut2ble et tl2ßia,ue.
Feuchter Augenglanz . . . zum Prinzen Heinrich: Ich halte für meine Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, daß mein Entschluß gefaßt ist. Briefe melden mir, baß ich von Frankreich nichts zu erwarten habe, meine Emissäre müssen übermorgen nach Naumburg zurück sein. Ich weiß, daß sie mir wenig Tröstliches bringen, indeh will ich sie noch an» hören, mich dann aber krank stellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist nicht länger zu ertragen und schlimmer als der Tod". Am Abend deklamierte er mit Leidenschaft Nacines Withridates ... die Phiole . . . Pflichtgefühl — (der erste Diener des Staates) — riß ihn wieder empor. —
Zur höhe von Noßbach und Leuthen.
Welch feste Nuhe kommt über ihn, als er den Entschluß gefaßt hat, nach Schlesien zu marschieren (10. November). Denn Noßbach hatte er doch nur als einen Durchgangs» sieg zur schlestschen Entscheidung betrachtet. Je vouz euvoie, comme vou3 I'oräouue-, I2 rewtion 6e no« zottizeg deroiquez schreibt der König fünf Tage nach Nohbach aus Leipzig an die Warkgräfin von Bayreuth. Weder der Fall von Schwelvnltz noch der Ver» lust der Schlacht bei Breslau (22. November) ändern daran. Wild und gütig empfängt er im Lager von Parchwitz (2. Dezember) die dort geschlagenen Truppen, deren Führer ein heiliges Donnerwetter erwartet hatten. Dann trifft er alle Vorbereitungen für seinen Tod. Eichel erhält Instruktion, was zu tun. Am 28. November schreibt er sein Testament — das kleine — en oliilo3opbe, nur 15 Zeilen: I'21 orciouue 2 mes ßeuer2ux tout ce oui «e lioil <2ire 2pr«5 >2 datzüle, en 02z 6e bouueur ou 6e M2lueur. Iu2ut 2u rezte, pour ce oui me re^arcle, je veux >/tle enterrä 2 52ll8>3ouci, 5205 l2«te, «2113 pompe et 6e uuit. Je ne vuux p23 s>ue mon corpz 5c>it ouveit, lü2i8 <iu'on m'elivoie I2 b23 520z 5290« et qu'on m'eu» terre l2 uuit. Je lui (Prinz von Preußen) reconnu2u6e me« 2i6e5 6e c2mp. Je recomru20lle 2 il.3 zuiuz tc>uz mez liomezticzue«.
Am l». Dezember bricht er auf. Er will den hinter der Lohe stark verschanzten Gegner angreifen — 35lXX) Mann, wie er meint, der Feind nur wenig überlegen. War doppelt so stark. Und als er am 4. abends erkennt, daß die Oesterreicher die Stellung aufgegeben, ihm entgegenmarschleren — da bemächtigt sich seiner eine stille Freudigkeit. »Der Fuchs ist

2 Q
aus seinem Loch gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermut bestrafen', sagte der König zum Prinzen Franz von Braunschweig, als er am 4. abends zu Neumarkt in das Parole» zimmer trat.
Leuthen selbst: die Aormalschlacht. Bei Noßbach hatte er den Oesterreichern vor» gemacht wie sie es am 5. Dezember hätten machen müssen: Seine Teten anfallen während des Flankenmarsches. Doch, wie das Kaninchen vor der Schlange, erwartete man untätig die Vernichtung. Zum einzigsten Male wurde Friedrichs Taktik oblique, stilrein durch» geführt. Prinz Moritz — Herr Feldmarschall — Ziethen, Netzow und Driesen — Hütte ich dem alten Esel gar nicht zugetraut — darf man dabei nicht vergessen. Aber auch der König machte seine Fehler von Kolln wieder gut. <tr sorgte für schwere Artillerie — die Vrummer von Glogau — kräftige Unterstützung seiner Avantgarde, reichliche Munition und schnelleres Feuern.
,,^e u'2l eu czu'uu peu <le 52riß'lloiä et Ke2ucoup 6e bouueur."
Napoleon: IH balaille cle I^eutdeu eet uu ckel cl^euvre <ie mouvement«, cle nlanceuvrez et cie > ezolutiouz, «eule eile 8u!ti72it pour immortalizer?recleri<: et lui clouuer r2Nß p2rmi lez plus Al3n<^8 ßeuöi2ui. II 2tt2que une 2rmee plu5 forte que 12 zienne eu pozitiou et victorieuse, 2vec une Zrmee compozee en p2itie 6e troupez qui vieunei^t cl'elre daitue« et relnporle une viotoire comple'o 82u« I'2cdeter p2l une ^ancle perle clizpro^ortionnee 2vee le r6«u!t2t.
Er selbst, der König, genoß seines Steges und setner Folgen in Bescheidenheit und Mäßigung, nicht wie nach Prag, in hochfahrendem Stolze.
„Wenn je Preußen Ursache gehabt hat, das «Herrgott, dich loben wir" anzustimmen, so ist es bel dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist' (an Keith, 20. Dezember). Und aus Striegau, vom 28. Dezember an die Martgräfin:
ITnLu, obere 5<Nur, ^'e respire,
I5t ue respire que pour vouz.
I^e «ort ezt 12« cle 5oa courioui.
1^2 tortune vient <!e me rire.
<ü« Lerz ^utricbien« cle nnz deztinz ^2>oui,
D«N3 lez otl2mp8 <le I^i«82 6I850U5,
ll'un triompke i6s2l ont peräu le 6e!!re,
üt vont <l2nz Uobölne oublier leur cle^oulz.
Und satirisch:
N'oudliel pour le retour,
Dez obeminz c^ui vont cl2l>8 Lodsrue.
De vouz men2sser le plus court.
^ re pn'x, 2pri« le c2reme
üeveuex 2 eon6ition
Iu'en obten2nt permi^zion
Nou3 prennionZ conßs tout äe msrue."
Und im Winter ... in Breslau . . behagliche Geselligkeit . . . Musik, „mein bester Freund': die Flöte.
Gin wahrhaft königliches Weihnachtsgeschenk, das Friedrich vor 15« Jahren Borussia in den Schoß legte: Leuthen, Breslau, Liegnitz — Schlesien — das blutgetränkte und fast verlorne. Der Advent gab wieder, was Iohanni getostet hatte.

Randbemerkungen.

Mazimilian Zarden.*)

Daß eine in der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeit so lange und so gewaltsam die Blicke auf sich lenkend wie Maximilian harden unter uns wirkte, ohne daß man allgemein eine klare Ansicht über ihn gewann, so daß die verschiedenartigsten Urteile auf ihn nieder» hagelten, — das ist gewiß selten. Ebenso selten wie, daß einem Mann, den all« den ersten Journalisten Deutschlands nennen, auch ein» stimmig ein natürlicher, leichtflüssiger Stil ab» gesprochen wird. Das Nätselhaste hierin muh die Aufmerksamkeit erwecken.

Er selbst erzählte uns von sc'ner frühen, wenig glücklichen Jugend, von hochgespannten Idealen, mangelndem Einvernehmen, von seiner Flucht, als er dreizehn Jahre alt war, seinen Enttäuschungen, seinen Demütigungen. Dabei war gewiß viel, viel mehr zu erzählen, als wir zu wissen bekamen, hätte er uns alles erzählen können, dann wäre sein Lebenslauf gewiß ein anderer geworden, und wir hätten «inen großen Dichter mehr unter uns. Statt dessen schlugen Gram, Enttäuschungen und Demütigungen in sein Leben ein und erzeugten Trotz. Die Kritik, die er an sich und all« die andern legte, wurde viel zu streng, derart, daß sein Verhältnis zu ihm selbst mit Angst er» füllt und damit zu groß wurde. Das drängt sich in alles ein, was er denkt und was an ihm geehrt; das Leben wird ihm zu einem stetigen Wachtposten, und von diesem sieht er nur sich selbst neben sich selbst. Das Unmittel» bare geht verloren. Glücklichere Existenzen wissen nicht, was das für eine Tortur ist, ob» gleich viele Menschen in ihrer Näh« diese Qualen erdulden. Deshalb haben sie auch leine Ehrfurcht vor dem einzelnen, der mit kolossaler Geistesarbeit auf die Höh« seiner Kritik zu kommen und derart seine Freiheit wieder» zuerkaufen fucht. Wie w«it es Maximilian harden gebracht hat — seine Stellung als Journalist, die ihn noch Tag für Tag mit

') Wie fohlen hier mit bee im ««eigen Heft« begonnenen V«liss«ntl!chung der «lrllilrungen über halben l»et.

selbstgeschaffenen Hindernissen beschwert, sein eigenartiger Stil, durchbohrt von hundert Nebenreflexionen, die sein Verdacht oder sein« Voreingenommenheit einwarfen, nicht zum mindesten seine Vppositionssucht, weisen mit Bestimmtheit auf all« die Verhältnisse, denen er sich entriß, um sich «mporzuzwingen.

Aber von dem, was endlich aus Form und Wesen der Persönlichkeit geworden ist, kann man nicht auf den Kern fchließen. Das ist ein

Fehler, dessen sich viele schuldig machen; freilich ein Psychologe mag nicht unter ihnen sein. Korrelterwtise darf ich nicht so weit gehe», wie «in Freund, der sagte: „Er schreibt nur das, was er glaubt." Das sind gewagte Wort« über einen Journalisten; besonders über einen so trotzigen und irritierenden wie Maximilian tzarden. Es wird ihm immer unangenehm sein. Unrichtiges zu widerrufen, namentlich dies ohne Umfchweif« zu tun.

Aber in einer langen Neihe von Jahren hat er wieder und wieder seine großen Fähigkeiten, sein« ehrgeizige Willenskraft eingesetzt, um der Wahrheit zu dienen; daß «r in gleich langer Zeit Unrecht und Uebermut verfolgt hat — iu,d das nicht immer unter gefahrlosen Um» ständen —, das kann nur völlig« Parteilich» leit verneinen. Derselbe Knabe, der mit drei» zehn Jahren entwich, um seinen Idealen nach» zulaufen, hat sich als Mann aus Lieb« zu seinen Idealen ins Gefängnis, in Verkennung nnd haß von Hunderten geschrieben. Er hat da^ Zeug zu einem Helden. Seiner Ueberzeugung wegen könnte «r den Scheiterhaufen besteigen. Möge er vielleicht auch dabei sich selbst neben sich sehen, er bestiege ihn! Ja, daran ist in meiner Seele lein Zweifel. Und deshalb wollte ich — obgleich zurzeit krank und müde — unter denen sein, Herr Nedalteur, die ihre Stimme erheben, um ihn zu stützen.

Noch «ins: man liest nicht viel von Mari» milian harden, ohne erraten zu können, daß im Innersten dieses harnischbekleideten Kriegers etwas wäre, das einmal sentimentale Gedichte verbrochen hat. Dies« finden sich kanm mehr,

aber «s findet sich dagegen unzweifelhaft fo viel von dem vor, was bief« Gedicht« erzeugen muhte, dah, wenn die deutsch« Allgemeinheit durch berufene Frauen und Männer versucht«, dem Manne und feiner Arbeit «in milderes Klim» zu verschaffen, dies Früchte tragen würde,
(gez.) Björn ft i«rn« Vj « rnfon.

Ihr« Anfrage über harden wandt« sich ausdrücklich an deutsche Dichter. Da ich nun weder Deutfcher noch Dichter bin, betrachtet« ich mich als nicht g«fragt. Ann fehe ich mit Erstaunen, bah mehrere Skandinavier und auherdem Liebermann geantwortet haben.

Ich war ganz außerstande, harden zu be» urt«il«n, d«nn ich Hab« in zehn Jahren nicht mehr als fünf», sechsmal eine Nummer der „Zukunft" gesehen. Ich bin aber feinen An» fangen gefolgt, und ich Hab« einen so lieben perfönlichen Hindruck von ihm gewonnen, dah ich ihm sehr gern« «in« Nein« Freud«, fehr ungern «inen kleinen Schmerz (nämlich durch Schweigen) bereiten würde.

Georg Brandes.

Ich höre, die Wendungen eines Prozesses, den ich als Ausländer nur fehr von fern« v«r» stehen konnte und um des deutschen Ansehens willen fehr bedauern mußte, hätten es mit fich gebracht, dah man Herrn harden von links und rechts desavouiert und eine Art von Ostrazis» mus an ihm vollstrecken will.

Ich kann es nicht gut verstehen, wie «in einziger, vielleicht unglückfeliger, immerhin in feinen Motiven ganz unperfönlicher Schritt, «ine einzige, vielleicht unglückliche aber keines» falls unehrenhafte Geberb« sollten d,c Lebensarbeit eines außerordentlich«!! Pul'li» zisten auslöschen können, eines Mannes dessen Stellung im Leben und in der Politik immer schwerer zu definieren und leicht zu verleumden war, dem aber ganz« Konventitel erbitterter Gegner niemals Schlimmeres nachweifen konnten, als dah er einsam, reizbar und un» bestechlich ist. Ich weih, dah ich die unver» gleichlich« Arbeitskraft, das stupende und stets gegenwärtige Missen und die aufs Grohe ge» richtet« publizistisch« Allür« des herausgebe«« der „Zukunft" bewundert habe, lang« b«v«r ich irgend Ursache hatte, ihm für fein Be» ftändnis und fein« Haltung meinen Artikeln gegenüber bankbar zu fein, und ich bebau« nicht die Nötigung, nur die Urfache, die mich nötigt, diese beiden Gefühl«, di« ich Privat» bri«f«n mehr als einmal anvertraut habe, nun in einem nicht privaten Brief« auszufpr«ch«n.

Hugo von Hofmannsthal.

Ich halte Herrn harden, den ich seit Jahren kenne, für unfähig, aus Eigennutz oder

Skandalfucht Existenzen aufs Spiel zu sehen. Aber selbst abgesehen vom Ethischen: Herr harden hat sich, wie ich mein«, als Publizist viel zu gewitzigt und als Politiker viel zn leidenschaftlich gezeigt, als bah man ihm zu» trauen könnte, er habe gerade mit einer für ihn entscheidenden Kampagne die Abficht ver» folgt, Klatsch aufzuwühlen: man wirb vielmehr auch hier als treibendes Motiv dasselbe an» nehmen müssen, was ihn so offenbar sonst leitet: «ine zur Leidenschaft gesteigerte politisch« Ueb«r» zeugung.

In der Sache selbst steh« ich auf anderer» Boden als Herr harden; denn ich bring« d«» Graf«n Moltl« als Wenfchen mein« Sdm» pathi« und als G«ntleman mein« voll« hoch» schätzung entgegen; auch bin ich prinzipiell gegen die Vermengung öffentlicher unb privater, namentlich sexueller Ding«. Um fo m«hr darf «s vielleicht ins Gewicht fallen, daß ich in dem, was fich zugetragen hat, leinen Grund gefehen habe, Herrn harden, deffen Motive ich für »ein halt«, irgendetwas von meiner Achtung zu entziehen. Harry Graf Keßler.

Der verehrl. «Redaktion
der Wochenschrift „borgen"

Hab« ich auf Ihre freundliche Zuschrift vom 23. v. M. ergebenst zu erwidern:

Da Herr Maximilian harden seiner feinb» s«ligen Stimmung mir g«g«nüb«r nicht nur n» vielen Artikeln der „Zukunft", sondern auch in einem besonderen Pamphlet („Kampfgenosse Sudermann") Ausdruck gegeben hat, s» Hab«

ich ebenso sehr Ursach«, der Unbeirrbarteil
meines Urteils zu mißtrauen, wie auch an»
zunehmen, bah es von der Oeffentlichleit als
befangen betrachtet werben würde.
Und darum, so mein« ich, kommt es mir
nicht zu, in einer Sammlung von Aussprüchen
das Wort zu ergreifen, die in objektiver Weise
aufklärend auf die Zeitgenossen wirken soll.
In vorzüglicher Hochachtung
Hermann Sudermann.
Der gegenwärtige Prozehfall hardens mit
seinen Gegnern scheidet ja wohl, wenn ich Sie
recht versteh«, ganz aus der Behandlung aus.
Ich würde mich auch nicht für zuständig halten,
in dies«r noch schwebenden Sache öffentlich «in
Urteil abzugeben. Bleiben wir a»so beim all»
gemeinen.
Der tiefst« Grundzug von hardens Person»
lichteit ist für mich «ine wilde, schnellend«,
stürzend« und darum Wohl manchmal auch über»
stürzte Leidenschaftlichkeit. Also ein durch und
durch tragisches Element. Hin Mann, geboren
zu kämpfen, zu hafsen, zu vernichten, und also
auch bekämpft, gehaßt, vielleicht vernichtet zu
werden. Ein Willensmensch, wie nicht gar viele
über dies« Erde gegangen sind, von «xzedieren»
der Phantasie, von dunkler, schwerblütiger
Phantaftit, «in napol«onester Willensmensch,
statt des Degens mit der Feder, wie ihn die
Natur sich ausdenkt, wenn Zeiten sich wenden
und alt gewordene Welten sterben sollen. Ein
Willensmensch mit dekadenten Nerven, wie es
der Verwünschung des Zeitalters gemäß. Ein
Zerstörer wohl mehr als «in Aufbauer, wie es
ebenfalls in der Sternenstunde bedingt. Einer,
der Leiden über die Menschen bringt, aber auch
einer — hier die sühnende Ausgleichung —,
der unter dem Leidenbringen am letzten Ende
selber am meisten zu leiden bestimmt ist. Einer
aus der Luziferwelt, der in den Erbenlampf
heraufgestiegen ist, um Erlösung zu suchen und,
wenn «s Gerechtigkeit gibt, sie jenseits unserer
Grenzen auch zu finden. Ein grelles, feltfames
Phänomen, nachgebornen Betrachtern, Ge»
flattern Anregung, Entzückung, «Rausch, Lecker»
bissen, aber den Mitlebenden gefahrbringend,
fich selbst «in dunkler Fluch und «in« furcht»
bar« Verantwortung . . . Bedarf «s nach d«m
Gesagten noch «in«r ausdrücklichen Schluß»
folgerung? Einer moralischen Nutzanwendung?
Wer so bitt«r«rnst mit W«lt, Wensch«n, L«b«n,
mit Freund und Feind, und nicht zuletzt mit
sich selbst ringt, dem sollte man, muß man
unter Umstand«« sag«n, daß «r sich in den
Mitteln vergreift, aber die Ehrlichkeit der
Absichten, die Aedlichkeit des Willens, die
Ueberzeugtheit und Unintastbarkeit der ge»

samten Persönlichkeit sollt« den Z«itg«noss«n feststehen.

Max halbe.

Das Problem Maximilian halben will mir keineswegs schwer lösbar erscheinen. Ich seh« in ihm den geborenen Journalisten, dessen be» weglicher Geist an allen Erscheinungen der Gegenwart den lebhaftesten Anteil nimmt und d«ss«n rascher Witz sein höchstes Behagen daran findet, verblüffende Zusammenhänge zwischen den verschiedenartigsten Dingen herauszufinb«n und durch künstlich« Beleuchtungseffelte bald die eine, bald die ander« Grupp« von Er» scheinungen blendend hervorzuheben. Ein Mann, der sich einer ganz ungewöhnlichen Begabung für den Journalismus bewußt ist, kann unmöglich ohne Eitelkeit sein. Und dies« selbstverständlich« Eitelkeit führt« harden zur Schauspielerei. Sobald er aber merkt«, daß sein Talent nicht stark genug war, um die neugierig« Bewunderung des Publikums aus seine Person zu konzentrieren, nahm er die Feder in die Hand und schrieb sich sicher wirkende Soloszenen auf den Leib, d. h. er be» g»nn sein« neue Laufbahn als Kritiker der Kunst, Staat und Gesellschaft damit, baß er grund» fätzlich das Gegenteil von dem behauptete, was alle Welt meinte und die Kollegen aussprachen. Indem er mit seiner stets geistreich verfochtenen Anficht immer folo dastand, muhten sich selbst» verständlich aller Blicke »uf ihn richten — und er war der Wann dazu, das ohne Wimpern» zucken auszuhalten. (Da ihm das fo gut ge» glückt ist, haben ihm seither alle jungen Streber den Trick nachzumachen versucht.) Ich glaub« nicht, daß ihm damals irgendetwas anb«r«s

heilig war, als der böse Nuf seiner witzigen Bosheit. — Dann aber kam sein« Verbindung mit dem anderen, noch weit größeren Solo» spieler im Sachsenwalde. Nobel, der Löwe, schloß Freundschaft mit Neinek«, dem Fuchs — und als Nobel starb, fühlt« sich Neinete quasi als dessen Testamentsvollstrecker. Das gab seiner Seele einen Aufschwung, der erheblich mehr bedeutete als nur «inen flüchtigen Flausch befriedigter Eitelkeit. Von nun an hatte f«in Streben einen Inhalt, sein Mühen «in Ziel, und nicht mehr bloß der Witz, sondern auch ein echtes Pathos führt« ihm fortan di« Feb«r. Ich glaub« wenigstens, daß er sich zu einem ernsten Werl« berufen fühlt«, seit jener Einzige ihm dankbar di« Hand gedrückt hat. — Warum hat man niemals gewagt, di« einfache Prob« auf das Exempel zu machen? Warum hat man ihm kein Ministerpoltefeuille angeboten? Da konnte er entweder beweisen, daß «in witziger Kopf auch ein« starke Hand zum Steuern be» sitz« — und da wären Kaiser und Neich Wohl mit ihm gefahren — oder aber er hätte sich als «in hilfloser Maulheld, ein lächerlicher Nabagas entpuppt — und Kaiser und Neich hätten vor einem unbequemen Störenfried Nuhe gehabt. ^. ., ^, ,

Ernst von Wolzogen.

Maximilian Halden hat, wie kein anderer deutscher Schriftsteller von heute, den Willen zu Wirten. Damit ist für mich entschieden, ob er in seinem Privatinteresse oder im öffent» lichen gehandelt hat. Ich bin überzeugt, daß er fein ganzes Vermögen darangeben würde, könnt« er dadurch eine große Wirkung zu» gunsten des Deutschen Reiches erzielen. Nicht aus Altruismus würde er's tun. Mirabeau unternahm nicht aus Altruismus, die Mon» archie zu retten; Vismarck hat, was die Deut» schen sich immer einbilden mögen, nicht ihnen zu Gefallen das «Reich errichtet. Sie wellten wirken, ihre Kraft fühlen und fühlen laffen. Wenn die Großen nützen, tun si« es fast immer ohne Absicht. Es hat Heilandsnaturen unter ihnen gegeben, auch in der neuesten Geschichte mindestens ein«. Dl« anderen sind Selbst» süchtige, denen man nichts zu danken hat, als ihr« Stärke: und das ist genug. Noch heut« wird von Nationalisten beklagt, daß Goeth« von internationaler Gesinnung war. Aber hat dem Nuhm der Nation irgend einer mehr hinzugefügt als er?

An einem der Großen hat Maximilian halben fich erzogen. In seinen unruhigsten Stunden — nicht in seinen besten: in ihnen ist er sich nur des Wortes bewußt, ist er so sehr Mensch des reinen Wortes, daß er di«

Menschen der Wirklichkeit, die sein künstliches Gebilde aus Worten angreifen und vor Gericht zerren, genau so wenig verstehen kann, wi« «in Romancier di« Leut«, di« «r als Vorbilder b«nuht hat, und die es ihm übelnehmen —: nicht in seinen besten also, aber in seinen un» ruhigste'!» St mden, wenn di« Hände, die das Neich halten, ihm gar zu jämmerlich schwach schienen, wird er das Schicksal gehöhnt haben, das ihn, gerade ihn vom handeln ausschloß; das ihm verbot, sich auf seinem Instrument zu versuchen. Denn auch er hat das Neich zu seinem Instrument gemacht. Nur in seinem Giiste darf «r es spielen, aber er spielt es mit tieferer Leidenschaft als die anderen, mit fach» licherer Sehnsucht, mit seltsamerem Ehrgeiz. Es ist sicher, daß er dieses Instrument liebt, unter seinem Mißbrauch leidet, «8 siegreich ge» handhabt sehen möchte. Es ist auch sicher, daß «r es mit keinem andern vertauschen wollte noch könnte. Wer ihn für einen Komödianten und Eitelkeit und Geldgier für seine wichtigsten Eigenschaften hält, müßt« folgern, daß Horden, nun fein Patriotismus unbelohnt bleibt und verfolgt wird, eine andere Noll« «greifen, fein« Begierden anders faltigen werde; daß «r vor allem dem Gefängnis, diesem möglichen Nuin, ausweichen werde. Aber jeder fühlt, daß der Mann solche Stilwidrigkeit nie begehen kann. Um seiner selbst willen kommt er nicht los von der Sache, die ihm öffentlich nützlich scheint. Wie er geworden ist, muß er, ähnlich darin seinem Helden, um der eigenen Größe willen die Größe des Neiches wollen. Ein, mit seinem Wissen, ihr schädliches unternehmen wär« V«r» rat an ihm selbst und innerer Nuin: schlimmer als der im Kerker drohend«.

Der Nest der aufgeworfenen Fragen stellt

o c>
n l,
93!)
Randbemerkungen
nicht ihn in Frage, sondern das Land, wo es heut« noch so liegt, daß ein auf dem Boden große? Aktionen drängendes Talent nicht den herrschaftlichen Aufgang nehmen kann, sondern durch Schlafzimmer und schlecht riechend« A«b«niäume schleichen muß, um bestenfalls in einen Nerichtsfaal zu gelangen. Wünscht die Presse, daß es so bleibe, daß dies das höchste bleibe, was einem der ihren erreichbar ist? Dann steht sie auf der richtigen Seite. Aber si« wird sich besinnen. Denn trotz allem ist auch si« ein Instrument des Geistes und muh bemerken, daß hier durch einen, der si« oft unnütz gekränkt hat, endlich doch der in Deutsch» lllnd, wie nirgends sonst, zur Untätigkeit der» dämmte Geist gerächt wird. Wir sind nicht Frankreich; die Geschichte des Geist, s ist bei uns nicht «ins mit der Geschichte der Tat; und kein« Aamen gehören uns, die ein vom Geist belebtes und geführtes Voll beschwören, gleich den Aamen Voltaire, Lamartine, Zola. Wenn dennoch einmal unser Tag kommt, auch unserer: wenn der Geist Wacht erlangt haben wird über di« adeligen Faustmenschen, deren überlebte Herrschaft uns vor Europa täglich tiefer schändet, dann wird Maximilian harden sein Denkmal empfangen, und die Presse wird es ihm setzen. Sie möge voraussehen! Sie möge sich eines bedeutenden Augenblickes würdig 3"s«"' Heinrich Mann.

Ich acht« in harden seinen Mut, sein« Amoralität und seinen Fleiß. In diesen dreien hat er zur Stund« in Deutschlaüd seinesgleichen nicht.

ES Widerstand mir, für einen Mann, dessen ich täglich dankbar gedenken muh, öffentlich auszusagen. Ich hole es gern« nach, da ich sehe, mit welcher Erbitterung auf der andern Seit« geg«n ihn gekämpft wird.

Herbert Eulenberg.

Wi« kann man über einen harden so Neinlich urteilen und seine fröhlich« Jahres» bilanz der „Zukunft" — das ist doch wohl das „Privatinteresse" — zur schnöden Subtraktion beim Fixieren seiner öffentlichen literarischen Ehrenquote ausbeuten! Aber so sind Ehren» männer. Je gelber de? Aeid, so falscher der Schluß. Deutschland war nie übermäßig reich an politischen Publizisten und temperament» vollen Kulturkauseuren, di« mit Begabung, Mut und Geschick mitten im Wirbel der Er» eignisse und Meinungen «ine bedeutend« Selbstlosigkeit entfalteten und jahrelang immer wieder zur Geltung brachten. Wir haben darum alle Ursache, Maximilian harden mit» samt den Schwächen und Aergernissen seiner

Stärk« nur anständig zu bewerten. Die Kurve seiner Leistung und Laufbahn hat etwas Groß» zügiges. Es ist doch schlichlich kein bloßes stilistisches Taschenspielertunststück, heute auf fich gestellt in Deutschland ein wirklich epoche» machender Journalist zu werben.
harden kommt mir vor wie ein kühner und gewandter Ulan auf dem Felde des zeit» kritischen Polemos, und wenn er mal mit Stachel und Sporn lossaust, so treffen di« Stöße feiner blitzenden Lanze mitunter vcr» bluffend gut oder böf« -^ j« nachdem. Dann schießt er, wütend attackiert, auch noch sein Pistol ab und sprengt, «he sich Aauch und Staub verzogen haben, mit einer boshaft mokanten Grazie, die die feinste, verhaßteste und verräterischste Gebärde seines quälend überlegenen, bis zur Misanthrop!« mürrisch» reizbaren Geistes ist, seiner, soviel ich weiß, leider nur im Grüne», nicht Sachsenwald b«> legenen Villa zu.
Karl henckell.
Mensch unter Menschen.
Betrachtungen von August Strindberg.
Mein« Karikatur.
Menschen treten oft in unscrm Leben a. f, als seien sie geschickt; man «fährt nicht, warum sie in unser Schicksal eingreifen; fie wissen «s vielleicht selber nicht. Als ich ein junger Mann war, von dem man sich «in« Zukunft versprach, ohne bah ich schon etwas geleistet hatte, erhielt ich als Kameraden in meiner Stellung einen Menschen, der mir sofort anti» pathisch war. Auch er haßte mich gleich. Aber

M0
Randbemerkungen
cr suchte mich auf, nötigt« mich zum Trinken, obwohl ich mich nicht gerade bitten ließ. <lr tranl furchtbar. Vft glaubte ich, er wollt« mich tot saufen. Im Nausch ging er immer auf meine Person ein, schmeichelte und krittelte; trat wie «in Charlatan auf, der vorgab mein Schicksal zu kennen, fagte voraus und ver» kündigte. Dies zog mich bald an, bald stieß es mich ab. Schließlich beschimpft« «r mich in Gesellschaft beim Aausch. Nannte mich Humbug, aus dem nichts werden würde. Ich war damals meines Berufes mir vollbewußt; von der Beschimpfung gereizt, mit der schein» baren Kraft des «Rausches legte ich «in über» mutiges Versprechen beim Weihtrunt ab: daß ich „groß" werden würde. Da geriet der Mann in Wut und schwur b«i der Hölle, ich würde nicht „groß" werben.
Dann trennten sich unser« Weg«. Käme» raden merkten es und fragten: Verkehrst du nicht mehr mit deiner Karikatur? — Was soll das heißen? — Sein Gesicht war «in« wirklich« Karikatur des deinen. — Und so war es.
Einige Jahre später schlug ich durch. Ich will mich erinnern, daß meine Gedanken da» mals zu dem Geheimnisvollen, der sich für mein Schicksal interessiert«, zurückgingen.
Etwas später erfuhr ich, daß der Mann gestorben sei, mit siebenundzwanzig Jahren und unter eigentümlichen Umständen. Er stand auf einem Verg am Wittsommerabend und sah in die Sonne, als der Schlag ihn rührte. —
<ir zersprang wie der Troll beim Sonnenlicht! sagte ich scherzend.
Er sah aus wie «in hunne oder «in Toten» topf; war im siebenten Monat d«r Mutter geboren; war auf Watte in der Misch« des Kachelofens gerettet worden. Aber das erklärt doch nichts?
Bös« und Out«.
Der Schüler fragte:
— Besteht ein so großer Unterschieb zwischen b«n Menschen?
Der Lehrer antwortet«:
— I» und nein! Ab«r «in sicheres Zeichen des bösen Menschen ist: «r tut das Bös« des Bösen wegen. Das ist der Boshafte; das ist der krittlig« Lehrer, der hart« Hausherr. Das ist das Kind, das seine Nutter quält, indn« es alles ausforscht, was ihr zuwider ist. Das ist das böse Weib, die Furie, die mit Genuß einen Mann, der ihr nur wohlwill, quält und erniedrigt. In den Kämpfen des Leb«ns ist «s r«cht menschlich, daß man sich freut, wen» et» Feind geschlagen wird. Auf allen Schlacht» feldern hat man Gott für den Sieg gedankt.
Das ist «twas and«r«sl
Sieht man, wie der Uebermütig« v»»

Unglück getroffen wird, so freut man sich, daß es Gerechtigkeit gibt. Sieht man, wi« der Bos» Haft« gestraft wird, empfindet man «in« G«n»g» tuung, daß das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. Das ist doch etwa«!

Wer sich aber über jede böf« Handlung freut, die er felber nicht hat begehen brauch«»; wer triumphiert, wenn der V«rbr«ch«r l«in«r Straf« «ntrinnt; wer über das Unglück «t»«< guten M«nfch«n grinst; w«r leidet, wenn das Gute und B«rdi«nstvoll« b«lohnt wird — das ist «in böser Mensch. Wer rief, man solle den Mörder Barrabas freilassen, und ihm vielleicht «in G«lag« gab, das war «in böser Mensch.

«»« d«<sch»«btl<h«» hondlchilft üle»le»< »»» «»U «<h«il»,

Politische Glossen.

Klopstock hat warnend gesagt, wir Deutsche seien zu gerecht. Sein Werl ist vergessen, aber dies eine Wort wird noch oft ziti«rt, d«n» für schmeichelhaft« Aeuherungen feiner großen Männer hat jedes Voll «in ausg«z«ichn«t«s Gedächtnis. Indessen, die Mahnung: «Sei nicht zu gerecht!" ist weder sittlich noch klug; wir werden vielmehr gut tun, auch fernerhin so gerecht zu sein wie nur irgend möglich. Einstweilen sind wir nicht zu gerecht, wir sind voreilig. Was wir eitel unseren Gerechtigleits» sinn nennen, ist meist nur schlecht« Information, Mangel an Fleiß. Beispiel«: die Buren» schwärmeiei und der Moltletaumel.

»

Herr von B«thmann»hollw«g hat «in« N«d« an die Arbeiter gehalten und ihnen Nüchtern»

o o
9tz1
Randbemerkungen
heit und Gottesfurcht empfohlen. Warum fo paftoial? Das Moralisch« versteht sich immer von felbft. Und warum muß eine ganz« Ver» fammlung fich bieten lassen, was jeder einzelne sich fehr energisch verbitten würd«? Vi« Arbeiter erwarteten von dem Minister «ine politisch« Darlegung, lein« Fastenpredigt. Immer hübsch nücht«rn, liebe Exzellenz l
Als der Vizeadmiral von Ahlefeld seinen Posten als Stationschef in Wilhelmshaven antrat, machte er die üblichen Besuche, unter anderen auch bei einem Marinebaumeifter. Als er aber nachträglich erfuhr, bah der Marinebaumeifter vor kurzem «in« Forderung abgelehnt Hab« und infolgedessen seiner Charge als Reserveoffizier verluftig «rllärt worden sei, ersucht« er ihn, seinen Besuch als nicht erfolgt «nzufehen. Daraus ergibt sich für unseren Ehr«nlodex «ine neue Aegel, die jeder Vater seinem Sohn« einprägen möge: Der Normal» mensch der höheren Klassen darf nichts zurück» nehmen, nur fein« Visitenkarte.
»
Ein Kardinal hat «inen Professor gemah» regelt. Ein Konsistorium hat einen Pfarrer gemahregelt. Beiden Behörden sei das Bibel» Wort empfohlen: «Die Wahrheit wird euch frei machen l" (Ioh. 8, 32.) Wir aber, die Objekt« d«i lirchtnbehördlichen Fürsorge, wollen, um uns vor Ueberhebung zu schützen, von Zeit zu Zeit in stillen Abendstunden Nathan den Weisen lesen.
Eduard Gold deck.
Ein Geschäftsgeheimnis der Staats» anwaltschaft.
Wenn der Mensch in Leidenschaft gerät, kann es vorkommen, dah er einmal ausplaudert, was man sonst wohl denkt und tut, aber doch nicht sagt. Der Anlaß, weshalb neulich eines Staatsanwalts Blut zu Halle an der Saale, dem lieblichen Sitz der Alma Mat«r Fride» riciana, in Wallung geriet, ist unerheblich. Er mag sogar edel gewesen sein. Es kam dem Herrn darauf an, die Studiosen, deren Ehre so leicht verletzt ist, vor dem dummen Ding, der Pistole, zu warnen. Als Stätte seiner Beredsamkeit wählt« «r den Oerichtssaal bei einer hauptv«rhandlung gegen einen Stu» denten, der den Gegner im Zweikampf mit tödlichen Waffen einer Kleinigkeit wegen er» schössen hatte.
Soweit gut und recht. Aber dem Aufer im Streit genügte die einfach« Mahnung nicht. Als Mann des Strafrechts scheint ihm erst die >« plus <zu»m psrleot» vollkommen. Zur Mahnung muh er die Strafdrohung fügen. Und da verkündet er nicht nur, dah er bei

Piftolenlisten in Zukunft immer hohe Strafen beantragen wird, sondern er wird auch fortan beim Strafverfahren wegen eines Pistolen» Zweikampfs unnachfichtllch die Unterfuchungs» Haft beantragen. (Beantragen heißt hier so viel, wie verhängen; denn der Aichter, der der Form wegen den Befchluh über die An» ordnung der Untersuchungshaft unterschreiben muh, pflegt den Antrag der Staatsanwalt» schaft nicht abzulehnen.) Aber Herr Staats» «nwalt! Wissen Sie denn nicht, daß Unter» fuchungshaft leine Straf« ist l Wissen Sie denn nicht, d»h sie nur verhängt werden darf, wenn Fluchwerdacht oder Gefahr b«r Beeinflussung von Zeugen und der Beseitigung von Beweis» Mitteln vorliegt!

Die öffentlich« Meinung findet seit lange, bah mit dem Verhängen der Untersuchungshaft Mißbrauch getrieben wird. Vor zwei Jahren tagte «ine Kommission für die Aeform des Strafprozesses. Die Aegierung hatte lauter Leute hineinberufen, die möglichst wenig novarum i-erum oupiäi waren, aber auch diese h«rr«n «rkannttn an, daß mit der Unter» suchungshaft Mißbrauch getrieben wird, das aber verhindert werden muß.

Daß die Untersuchungshaft benutzt wurde, um einem Uebeltäter vorläufig einen kleinen Denkzettel zu geben, ohne bah erst das geord» net« Strafverfahren abgewartet zu werden brauchte, das leider unser Jahrhundert zum Schutz des einzelnen gegen wohlmeinend« staat» lich« Willkür eingeführt hat, man tonnt« sich'«

manchmal denken. Aber es war doch nicht recht zu beweisen, denn im Antrag der Staatsan» waltschaft und im haftbeschluh stand immer schwarz auf weih etwas vom Fluchtverdacht oder von den Tatsachen, »us denen zu schließen ist, baß der Angeschuldigte Spuren der Tat vernichten, oder daß er Zeugen oder Mitschuldig« zu einer falschen Aussag« oder dazu verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen, hier hat nun einmal einer, der's wissen muß, verraten, wie's gemacht wird. Es wird der Müh« wert sein, sich den Fall zu merken, in dem «in Staatsanwalt aus d«l Schule geplaudert hat. S. F.

Der Salon der Kaiserin.

Von Truth.

immer saß Maja Aintelmann wie be»
'Z
Nsoch i,
^^ täubt da. Seit einer Viertelstunde hatte sie den Brief gelesen, hatten ihr« Augen die drei braunen Schein« betrachtet — seit einer Viertelstunde wiederholte sie sich fast wie im Halbschlaf die Schlußwort« des Schreibens: „. . . und indem wir Sie, geehrtes Fräulein Nintelmann, ganz besonders beglückwünschen, daß es Ihrer Kunst und Ihrem Talent ge» lungen, den ersten Preis zu gewinnen, erlauben wir uns beifolgend die Summe von 3il>>1 Ml. Ihnen einzulegen, welche Sie mit Ihrer Novelle „Die goldene Harfe" gewonnen haben, hoffend, daß wir weiteren Einsendungen aus Ihrer werten Feder für unsere Zeitschrift ent» gcgenschen können, zeichnen wir hochachtungsvoll
der Verlag der „Woche",
August Scherl «3. m. b. h., Berlin 8W."
Aoch einmal hatte Maja dics stammelnd durchlesen — dann faßte fi«, wie um fich der Wahrheit zu vergewissern, prüfend die Geldschein« an. Es war lein Traum — 300N Marl waren ihr in den Schoß gefallen. Für «ine kleine Arbeit, die sie im letzten Sommer in Heringsdorf am Strande des ewigen Meeres unter dem Eindruck der Bekanntschaft von Cor» Nandfontain, der gottbegnadeten, weltbe» rühmten Sängerin, deren intime Freundin sie geworden war, geschrieben hatte. Dreitausend Marl! Ein kleines Vermögen gehörte nun ihr — mehr noch, ein unverhofftes Gnadengeschenk des Himmels, das ihr regenbogenartlg eine Brücke in ein heißerfchntes Zaubcrland bauen sollte. Aoch gestern hatte sie Coras Einladung, die sie bat nach Paris zu kommen, das Weih» nachtsfest dort mit ihr zu verleben und gleich» zeitig Trauzeugin bei «hier Vermählung mit Nonald F. Sherry, dem amerikanischen Milli» ardär, zu sein, bitteren Herzens ablehnen

müssen. Wie konnte Maja, die sich von dem täglichen Zeilenlohn ihrer kleinen Arbeiten für Tagesblätter ernährt«, und die sich ab und zu nur «ine Nein« Erholungsreis« in «in Vstseebad oder «in Thüringer Aest gestatten durfte, daran denken, die Seinestadt befuch«n zu können, dort jener Hochzeit beizuwohnen, b«, wie ihr di« Künstlerin schrieb, und wie diesem Briefe b«i» liegende Ausschnitte aus dem Gaulois und dem Figaro bezeugten, ein Ereignis ersten Vanges «n der Wadeleine zu werden versprach, bei dem tout Paris sich einfinden sollt«. Cor», di« A«iche, Glückliche, hatte in schmeichelnden, liebenswürdigen Worten gebeten, doch ja diesem Feste, das für Maja eine Einführung in ein« bisher unbekannte Welt des Luxus bedeuten würde, beizuwohnen. Sie hatte ihr die Liebens» Würdigkeit, di« Eleganz, den Zauber und Charm verschiedener Pariser Tagcsqrößen und Mon» dänen, den Chick und die Smartneh der ton» angebenden Persönlichkeiten der amerikanische» Kolonie geschildert. Ein beraufchender hauch, ein goldener Traum von Neichtum und Glanz war aus diesem lockenden Bilde vor der armen Maja aufgestiegen, di« den vergangen«» Sommer ungläubig all den Erzählungen d« Sängerin über ihr Leben, ihre Freunde, den Glanz ihres Daseins, die Pracht ihrer Toiletten gelauscht hatte. — Gab es wirklich Menschen, die Perlenschnür« im Wert« von hundert» taufenden trugen? die sich in Pelz« kleideten, welche das Jahreseinkommen von preußischen Ministern überstiegen! — Lag es wirklich im Bereich der Wahrheit, daß zu einem Fest» abend die Vlumenausschmückung einer einzigen Tafel eine Summe verschlang, welche genügte, einer Vberlehrerfamilie von zehn Köpfen «in auskömmliches Jahreseinkommen zu schaffen! Maja hatte mit Bitternis noch gestern abend diefe Einladung abgefchrieben, sie nach jenem von Coro Nandfontain bewohnten koketten Schlößchen im Park Monceau gefandt, und hatte sich in ihr nur kärglich geheiztes Pensions» zimmer wieder frierend hingefetzt, um üb«» Wohltätigteits»Veranstaltungen, Konzert» Premieren, Modesalons usw. mehrer« kl«in« Artikel zu schreiben. — Sie hatte dies« »bsicht» lich ausgedehnt — sie wollte Geld machen. Warum den Verlegern 20 Ml. schenken?! Auch wenn der Stil dadurch verlangsamt, di«

Arbeit breiter, langweiliger geworden; dann hatte sie dies« Epistel dem Verleger zugestellt. Entschieden war sie etwas befriedigter. Fünfzig Marl hatte fi« nun doch aus diefen kleinen Artikeln herausgeschunden — und war zu Bett gegangen, nachdem sie ihr kümmerliches Abend» brot — ein« aufgewärmte Tasse Tee und einen alten Pfannkuchen, den ihr das Pensions» fräulein vom Kaffee aufgehoben hatte — der» zehrt. — Dann war fie eingeschlafen. Di« ganze Nacht hatte fi« von Parls geträumt — von der Madelein«! Öder vielmehr sie hatte «ine ungewisse traumhaft« Vorstellung von der ihr unbekannten französifchen Kirch«. Sie sah sich in «lnem weiten Dom« im feierlichen Kerzen» glänz, hört« die Vrgel rauschen, die Chöre singen, den Priester sprechen — fie sah ihr« schon« Fr«undin mit den weltberühmten Brillanten, die ihr einst ein französischer Thronerbe geschenkt, am Altar« lni«n, an der Seit« eines hohen schlanken Mannes, dessen Antlitz Maja nicht sehen tonnte. Dann plöh» lich fühlte Maja sich an den Altar gezogen, man schmückt« sie mit köstlichen Brillanten, man setzt« ihr «ine goldene Krone aufs Haupt — aber dann war es nicht die Wadelein«, die Maja erträumte, sondern die Notre Dam«, so wi« Maja sie aus den Illustrationen in Victor Hugos Nomanen kannte. — Plötzlich aber schien «in fürcht«rlich«s Wesen sie vom Altar« zu stoßen -- sie kannte es — es war Quasimodo, der sie wütend bedroht«. — Maja wollt« schreien, als er ihr den köstlichen Schmuck «ntrih — da war sie entsetzt aufgewacht. Ein lautes Pochen an ihrer Tür hatte sie ganz in die Wirtlichkeit zurückgerissen!

„Ein eingeschriebener Brief!" hatte das P«nsions>Stubenmädchen in ihr Zimmer ge» rusen. Maja war erschrocken aufgewacht. Ein eingeschriebener Brief? — Das konnte nur «in« Mahnung sein. Im Geiste lieh sie alle ihr« kleinen Schulden Nevu« passieren — Gott sei Dank, es waren alles nur gering« Summen. Drüben b«i d«r hanbschuhverkäuferin war sie «in Paar Handschuhe schuldig geblieben, beim Konditor ein halbes Pfund Schokolade, beim Bäcker «inen Napfkuchen — aber darum fchrieb wohl keiner einen rekommandierten Brief. Si« hatte dann etwas beklommen, aber doch de» ruhigt, die Tür geöffnet und hatte den Brief entgegengenommen. Schon die gedruckte, den Absender verkündende Aufschrift der „Woche" hatte fi« außerordentlich beruhigt, und dann hatte fi« den Inhalt gelesen — und nun saß si« noch und tonnt« ihr Glück nicht fassen. Aber nun muht« si« vernünftig sein! Es galt leine Zeit zu verlieren. Geschwind sich

anziehen, telegraphieren, daß fi« doch noch kommen wollt« — —. Zehn Alinuten später stand si« im Telegraphenamt, wechselte sie voll stolzer Freude den ersten Tausendmartschei» am Schalter. — Gin Telegramm für fünf Marl kündet« Coro. Nandfontain den Besuch der jungen Schriftstellerin — dann ging Maja weiter. — Eine Viertelstund« später hatte si« das nächstliegend« Warenhaus erreicht, war fi« Besitzerin eines weihen Libertyseidenkleides, «in«s zu diesem prachtvoll stimmenden metall» durchwirkten Tüllschals und eines Paar silb«rn«r Schuh« — dazu wählt« si« «in« Garnitur ver» lorener Parmaveilchen. Sie wollt« „malerisch" kommen — sie wuht«, dah sie mit den von Pariser Schneidern gekleideten Mondänen doch nicht konkurrieren konnte — darum sollt« «in einfaches, ideales Gewand sie schmücken. Sie wollte schön sein, und sie wuht«, si« war «s nun auch. —

Wi« bezaubert starrte sie in den Spiegel, vor dem die geschäftige Verkäuferin fie in die weichen, fliehenden Stoffe hüllte — wi« «in« Braut, strahlend und siegesgewih sah si« aus — wie «in keuscher Traum legte sich der weihe faltig« Stoff um ihr« schlank« Erscheinung. Wi« Queen Mabs Zauberschlcier umfloh der silbern« Stoff verklärend hals, Schultern und Busen. Mala konnte gar nicht glauben, daß dies« höh« Gestalt, in deren dunklem haar der violett« Kranz in mattem Scheine strahlt«, dieselbe kleine unscheinbar« Schriftstellerin war, die im dunklen Gewand von Nedattion zu Redaktion strich, um ihr« kleinen Arbeiten an den Meistbietenden zu bringen.

„haben das gnadige Fräulein fönst noch Befehle?"

Ach ja, es fiel Maja noch «in, si« muht« doch ihrer berühmten Freundin auch «in Ge» schenk machen. Aber was Cora Nandfon» t»in, der australischen Nachtigall, barbieten, die auf dem Siegeszuge ihrer Karriere in zw«» Welten Lorbeeren und Gold, Ehr« und Diamant«« von den Mächtigsten und Gleichsten erhalten, und die heute ihre Laufbahn damit krönt«, daß der Chef des größten amerikanischen Eisenbahnmagnatenhauses Cora zum Weib« begehrte. — Aber war nicht Weihnachten — und war jene reiche Frau nicht ein« Künstlerin? — hatte sie, die einst in dem kleinen pommcr» schen Badeort Nuhe und Erholung gefunden — die glücklich gewesen war, wenn Ma>a ihr einen Eritatranz ins goldene haar geflochten — die fich in h«ringsdorf statt mit Diamanten mit Bernstein geschmückt und froh gewesen bei dicker Milch und Heidelbeeren, und die Flundern über Sterletts gestellt — dies« Frau, die im Winterpalast vor dem Zaren geglänzt, die in Sandringham gesungen — hatte si« nicht oft gesagt: „E«n«n Wunsch Hab« ich nur — einmal «inen deutschen Weihnachten mitzu»

machen". Das war's! Das tonnte die lleine Schriftstellerin ihr schenken. Am 1. Januar sollt« die Hochzelt sein — heute schrieb man den 17. Dezember. Maja tonnt« durch des Schicksals Gunst die Festwoche in Paris verleben ^ da wollt« sl« der Freundin «in deutscht« Wtihnachtsfest bereiten! Die Königin des Gesanges, d»e zukünftig« Milliardärin sollt« den Zauber eines deutschen Christfestes lennen lernen. „Ich werde ihr «inen Weih» nachtsbaum scheuten."

„Sagen Sie Fräulein, bei Ihnen gibt es ja Wohl alles," wandt« sich Maja an die Ver» täuferin. „Kann ich hier auch «inen Weih» nachtsbaum taufen — «inen frischen, lebenden, mit Aepfeln, Aussen, Kerzen, Lametta und anderem Schmuck?"

„Einen fertigen Wohl taum," gab die An» gestellt« zur Antwort, „aber wenn gnädiges Fräulein wünschen, fo tonnen wir auf «in Sammelbuch dl« verfchiebenen, dazu gehörigen Sachen taufen und sie verpacken lassen. Den Baum selbst muh gnädiges Fräulein freilich extra laufen — am besten wohl am Gendarmen» marlt."

Aach einer halben Stund« l«hrt« Maja mit «inem wohlverpackten Weihnachtsbaum, «inem großen Palet Aepfel, Aüss«, Lametta, Wachskerzen, Papierletten — ihrem Liberty» lleid und all den anderen Schätzen in ihr« Pension zurück. — Dann packte sie ihr be» scheidenes Köfferchen und eilt« zum Reise» bureau.

„Ein Villett II. Klasse nach Paris, Schlaf» wagen." Stammelnd bestellt« sie's am Schalter.

„Wird fchw«r gehen, denn heute lommt der Petersburger Zug durch; Großfürst Gregor hat für sich und feine Suite alles belegt," raunt« «in im Hintergrund« Vefchäftigter dem Villettverläufer zu. „halt, doch, es läßt fich machen, ein halbes Coups, hier."

Maja zahlt« zitternd die gefordert« Summ« und eilte, das Villett wie einen Freipah zum Llysium an sich pressend, ihrem bescheiden«« heim« zu. — Wenn sie doch die Stunden an» treiben tonnte! Wenn es doch endlich elf Uhr würde! Immer wieder setzte sie sich den Veilchenlranz auf. legte den schimmernden Stoff um hals und Aacken, probiert« di« «nt» zückenden silberglänzenden Schuh« an. Di« Besitzerin des Pensionats muhte fi« bewundern, auch das lleine Dienstmädchen stand stumm und starr ob so viel ungewohnten Glanzes in dem kleinen hinterzimmerchen. — Man war einig, daß ein großes Glück über Fräulein Maza Aintelmann gekommen — man pries sich glücklich, daß diese nun so berühmte Schrift»

ftellerin in der lleinen Pension wohnte — man bat sie auch, nach der Aücklehr au« Paris nicht untreu zu w«rd«n, und schließlich war man sich darüber einig, dah August Scherl doch «in Stück Vorsehung für die großen Schriftsteller im allgemeinen, für Maja Tiintel» mann aber im besonderen sei. — Woj» lieh fich noch etwas Kamillentee lochen, packt« ihr Köfferchen und als es endlich V»11 Nhr wurde, fuhr fi« zum Anhalter Bahnhof. —
Aun f»h fi« in d«m Coups — der Zug saust« mit ihr in di« Dunkelheit hinaus. — Sie spürt« tzung«r — warum hart« si« nick» mitgenommen? 0b hier wohl etwas im Zug« zu belommett wäre? Si« Ning«lt« — der Steward, der das Bett Herrichten wollt«, ver» neinte di« Frag« nach einer warmen Er» frifchung — aber ein paar trocken« Brötchen würbe er besorgen, heißhungrig verschlang Maja di«s«lb«n, nachdem er si« »hr gebracht. — Da wurde in dem Gang «in köstlich arrangierter Teetifch vorübergetragen — schweres goldenes Teegeschirr — Becher mit prachtvollen Edel» steinen montiert — auf köstlichem Sevres waren lleine Geflügelpalteten serviert. In geschliffenen Kristallfchalen funlelte der Wein. —
„Schnell, beeilt euch, Seine Kaiserlich« Hoheit der Großfürst wartetl" Aha, der Groß» fürst! Maja fielen di« Wort« des Billett. Verkäufers «in. Wi« gut «s doch dies« hoch» geborenen Herrschaften hatten — selbst auf der Aeif« waren si« umgeben von kaiserlichem Luxus. Dann sah sie plötzlich «in«n hochge. wachsenen Mann über den Korridor gehen — yder Großfürst", flüsterte ihr der Steward zu. Maja hatte neugierig den Borübergehenden angesehen — sie muhte sich gestehen, er war schon — und sah gar nicht so blutgierig »us. wi« di« Zeitungen die mannlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie schilderten.
Gegen Mittag lief der Zug in Paris ein. Wenige Minuten fpäter stand Maj» auf dem Aordbahnhof. — Ein Wagen war nicht zu er» reichen, da fie zu ihrem Schrecken vernahm, dah man «inen Omnibus für das Gepäck vor» her bestellen muht«. Aatlos fror s« neben ihrem Köfferchen — auch der Aame eines Hotels war ihr unb«kannt. Wohin sich winden? Viz^-vi« vom Bahnhof« las si« verschiedene Gasthausnamen, doch machten dieselben einen w«nig v«rtr»uen«rw«ckend«n Eindruck.
„vu «3t 6oi>e I» Voltur« «in Oont!ll«nt»l7-hört« si« plötzlich in nachlässigem Tone sprechen und mit leichtem „Pardon" «inen Herrn, mit langsamem Aiesenschritt einfach über ihr Köfferchen hinwegschreitend, in einen nun haltenden Landauer steigen. — Maja sah ihm empört nach, aber ihr Zorn legt« sich, als si« «in amüsierter Blick aus diesem aristokratisch stolz geschnittenen Männerantlitz traf, in dem sie den Großfürsten Gregor erkannt«. Wie einer

Erscheinung starrt« si« ihm nach, den der Landauer rasch entführte, wahrend eine Gruppe von Herren mit einem verwachsenen Diener, die ehrerbietig vor dem Dahinschreitenden sich v«rn«igt«n, Platz in eine» Omnibus suchten, der die Ueberschrift „Hotel Continental" trug. Der Kondukteur des 0mnibusf«s, der Maja vielleicht als dazugehörig vermutet«, fragte sie höflich, ob sie nicht auch einsteigen wolle. Nasch entschlossen nickt« Maja, ihr Köfferchen wurde auf das Deck des schweren Gefährts geschafft — rasselnb siel die Tür hinter ihr zu. —

Nun fuhr der Wag«n langsam durch die Pariser Straßen — in Sonnenglanz lag die Weltstadt vor ihr, aber Maja hatte leinen Sinn dafür. Sie dacht« nur an d«n Groh» surften und fühlte sich äuh«rst glücklich in der Umgebung d«l drei sehr eleganten Herren, welche lächelnd inzwischen von »Ihm" sprachen, von der raschen Flucht nach Paris, um dem Weihnachtsfest im Annitfchkopalais zu «nt» gehen, und das alles für «ine „uuuvelle Letise". Nur der buckelige Diener erfchien Maja wie ein lebend gewordener Alpdruck, der fi« an ihr nächtliches Traumbild erinnerte. Aber dies Unbehagen schwand bald vor dem rätselhaften Gtwas, das si« «ntzückt«! Ein berauschender Zauber stieg in ihr auf, umschwebt« diese Ge» stalten, die rund um sie in dem rasselnden Gefährt sahen. — Eine international« Eleganz, der hauch von raffiniertestem Gefchmack, der Abglanz einer guten Nasse lag auf biefen Wannern. Sie wußte «8 fich nicht zu erklären, worin der Neiz bestand, der von ihnen ausging. War es nun der Glanz der schimmernden grauen Perle, die der nächst ihr Sitzende, ein älterer Herr mit langen Vartkotteletts, in seinem grauen Schlips trug, waren es die blendend weihen Manschetten, die aus dem otternverbrämten Pelze des zweiten heraus» glänzten — war es vielleicht der pfaublau seidene Skarf des etwas melancholisch drein» blickenden dritten? — Maja wuhte «s nicht zu «ntsch«iden — sie lannt« sich nicht wieder, sie, die unzählig« Stunden »uf der Redaktion mit den Zeitungsgewaltigen verbracht«, die zu den Empfangsabenden «hres kleinen literarischen Klubs ging und dort nur gezwungen mit Herren verkehrte — sie, die den Freunden ihrer Brüder, welche die stlll« Pfarre, ihr Vaterhaus, oft mit ihrem Besuche erfüllten, stets unllebenswürdig begegnet war, und denen sie stets «in gleich» gültiges, fast feindliches Empfinden dotu» mentlert hatte — sie fühlte sich fast wehr» los einem berückenden Zauber ausgeliefert. -— Paris, auf das si« sich gefreut, das fi« ersehnt in langen Jahren ihrer kleinen

Schriftstellerlllufbahn — in dem si« «ine Fund» grub« von Anregung für ihren Beruf erhofft — Paris erfchien ihr gleichgültig. Si« blickte kaum zum Fenster hinaus auf die belebten Strahen, auf die geputzten Menschen, die in ihnen auf und ad wogten. Si« suhlte sich glücklich in ihrer Umgebung, sie wollte jede Naddrehung hemmen, um nur die Zeit des Zusammenseins mit ihren Gefährten zu ver» läng«rn. Selbst den Buckligen fürchtete si« nicht m«hr. Auch die Hochzeit, die Freundin, der eigentliche Grund ihrer Neis« nach Paris war vergessen. Maja hatte nur «inen Gedanken: die Minuten der gemeinschaftlichen Fahrt zu verlängern, — vielleicht sprächen sie näheres von ihm.

Nasfelnd fuhr der Wagen in den gewölbten Toreingang des Hotel Continental, nun in einer eleganten Schleife um den Hof biegend. Der Portier half zuerst dienstbeflissen den Herren aus der grohen nun haltenden Viktoria heraus, dann wurde Maja aus dem W^g«n gezogen. — Die Herren eilten dann sofort mit tiefer Verbeugung auf den Insassen des ersten Wagens zu. Maja erzittert«, als sie plötzlich den flüchtigen Blick des stolzen Mannes »uf sich ruhen fühlte, als er an einem fich tief verneigenden Direktor nun zur Freitreppe hinaufgeführt wurde. — Wieder blickte Waj» ihm traumverloren nach — auf die Wirklichkeit sich besinnend, als ein junger Wann äußerst kühl Maja nach ihren Wünschen, Zimmer b«> treffend, fragt« und ihr mitteilt«, daß alles besetzt — vielleicht im „Weurice", dem Hotel nicht weit ab? Nein, si« wollt« hier bleiben — mit ihm unter einem Dache fein. —

„haben Sie gar nichts?" klang es sehr gebruckt.

„Alles besetzt, es sei denn — ich hätte allerdings ein Appartement — aber 25U Frcs. pro Tag."

Maja sah diesen Augenblick, wie der Groß» fürst mit se»n«r Begleitung sich der Haupttreppe zuwandte, über die Balustrade des Vestibüls hinab zum oour ä'douusiil sich neigte, er blickt« sich noch «inmal nachlässig — sie wuhte nicht, ob nach ihr — um — und sie sah in ein Paar groß«, funkelnde braun« Aug«n. Sie fah diesen Antoniuslopf, eines römischen Imperators würdig. — Sie wußte, dieser Mann wohnt in diesem Hotel. — Sie mußte hier bleiben — kost« es, was es wolle — und die Gewinnerin des 3000 Mark.Preisausschreibens der „Woche" sagte großartig: „Ich akzeptiere die Wohnung zu 230 Frcs." — Und mit plötzlich außer» ordentlicher Zuvorkommenheit führte der Hotel» angestellte si« zum Lift, der Ma>a in die erste Etage trug.

„Erlauben Sie, daß ich vorgehe — rasch rasch die Zimmer 140—1« — schnell."

Der angeherrschte Etagcnkellner öfsnete die

Truth: Der Salon der Kaiserin

Tür. Maja trat in einen großen, mit gold»
gelbem Atlas ausgestatteten Salon, hierneben
schloß sich das Schlafzimmer und Bad an.
„Es ist das Appartement der Kaiserin
Eugenie, die es vor «inigen Minuten oer»
lasien, um nach Menton« zu reisen. Wen»
Madame sich an das Fenster bemühen wollten
und in den Tuileriengarttn hinabschauen —
dort die alte Dame mit dem greisen Kammer»
diener, sie lann sich von den Tuilerien nicht
trennen. — haben Sie sonst noch Befehl«? ^-
Die Koffer werden sogleich erscheinen.^
„Line Nachricht muh ich einer Dame zu»
gehen lassen."
„Ich werde gleich darauf warten."
Maja meldete Tora Bandfontain ihr« An»
kunft und erbat ihren Besuch für den Abend!
Der Koffer wurde gebracht.
Aun faß Maja in dem großen gelben Ge»
mach, dessen schimmernde Voulemöbel im Per»
ein mit den glänzenden Stoffen für di« ll«ine
Schriftstellerin einen fast überwältigenden
Luxus repräsentierten. Di« letzten Strahlen der
Wintersonne drangen verllärend, gleißend in
den weiten Raum und küßten in zauberischem
Schein« Kaiserin Euaeniens Bild von Winter»
Halter, die holdeste aller Fürstinnen in jugend»
licher Schönheit und märchenhaftem Schmuck
darstellend. Leife, fast auf den Spitzen gehend,
trat Maja vor das Bild. ^ Das war die
Frau, di« mit ihrem Zauber «ine Welt unter»
lochte — das war die Herrscherin Frankreichs
und somit der Welt gewesen ^ und heut«
war si« nur das letzt« traurige Ueberbleibfel
aus einer großen, dahingeschwundenen Welt,
di« noch einmal ^ alle Jahre ^ wie der ewig«
Jude hier auftauchte, um di« Stadt ihrer
früheren Triumph«, die Stätte ihres einstigen
Glanzes aufzusuchen, hatte der hoteldireltor
nicht gesagt, die Kaiserin hätte eben erst dieses
Gemach verlassen, da sie noch einmal vor ihrer
Abreise den Tuileriengarten besuchen will?
Wie um mit einem letzten Gruß noch einmal
den Altar ihres früheren Glückes zu umfangen.
— Maja eilte ans Fenster — da unten, drüben
an der Nue de Bivoli lag der Tuileriengarten.
Der Ostwind spielt« mit d«n letzten Blättern —
nur wenig« Mensch«« eilten durch sein« ver»
lassenen Promenaden — und richtig, da —
diese klein«, zusammengelauert« Gestalt, gebückt,
am Arme ihres greisen Begleiters — bewacht
fton dem respektvoll hinter ihr herschreitenden
Diener. Das war Eugenie! Maja sah, wie
di« Gestalt zitternd den Stock hob und einen
Halbkreis in der Luft peilt« — «s war, als ob
sie hinüberschauenb nach dem Louvr« diesen
mit ergreifen, berühren wollte in einer letzten
Umarmung, einem letzten Gruß — dann sah

Muja dic Kaiserin langsam, des ha»pt schüttelnd und zurücklehrend, den dort haltend«, Wagen mit der bescheidenen Reisetasche auf dem Bock besteigen — und dann hatte das Straßen getümmel von Lutezia di« «instig« Herrin von Paris verschlungen!! Das also war die Kaiserin Eugenie! Wie vergänglich ist das Leben. — Aber doch — schließlich, was fehlte dieser Frau, di« aus d«n kleinen Verhältnissen eines spanischen Ebelfräuleins zu dem Kaiser» thron emporgestiegen. — Alt muh jeder werden, — leinen Sohn, sein Kind kann auch da« Schicksal jedem rauben — und wenn die Gräfin Montljo nicht den Kaiser der Franzosen „gekapert" hätte, was wäre sie dann heut«? — Auch heut« «in« alt« Frau -^ ab«r das Leben wäre dahingegangen, ohne solch unerhörten Märchentraum verwirllicht zu haben — und sie, die höchstes Glück, fabelhaften Glanz erlebt hat, gehört auch noch der Gefchichte, der Un» sterbllchkeit an. — Di« Kaiserin hatte «nt» schieden Glück gehabt. Aur Glück? Maja fiel «in, einst ein Buch über di« Fürstin gelesen zu haben, das plötzlich lebendig vor ihr« S««l« trat. Tausend kleine Züge der auhergewöhn» lichen Klugheit der Heldin, einer beispiellosen Ausnutzung des Augenblicks traten ihr lebhaft vor di« Augen. — Eugenie wäre nie Kaiserin geworden, wenn si« nicht di« Stund« genützt hätte. Wer das auch tonnt«! ^ „Kezam«» « »»," hatte das Fräulein von Montijo an ihre Schwester, di« Herzogin Alby, geschrieben, als sie, wie ein Märchen, geschmückt mit schimmernden Perlen und weißem Samt, sich tief vor dem damaligen Präfibenten lxr Republik — Louis Napoleon, ihrem späteren Gatten, auf dem Iauberfest in St. Eloud oer» neigte und jenen unvergeßlichen Eindruck auf den leicht Entzündlichen hervorrief. — Ach ja — jeder Frau, wenn sie schön ist, kann «in« Kaiserkrone winken — wenn si« «in«m h«rrsch«r «ntg«g«ntritt. —

Langsam, träumend li«h sich Maja in b«n schimmernden weichen Fauteuil nieder und sah sich in dem Salon der Kaiserin um. — hier schien plötzlich alles Leben zu gewinnen. ^ Dort der bronzen« Korse schien si« zu grüh«n — das Bild der Veauharnais lächelt« zu ihr h«r» »b — und drüb«n — die Trauung Euaeniens mit Aapoleon III.l — Ja, war das n«cht sie selbst — nicht das Bild, das si« im Traume gesehen hatte? War sie nicht in gleicher schimmernder Pracht im Traum« h«ut« vor den Traualtar getreten — war, konnte jener Mann, dessen Züge sie nicht erkannt«, nicht auch ein Kaiser, ein ^ -— Großfürst sein? Di« Priesterschar, die Orgel, di« Menge — alles schien die Verwirklichung ihres Traum» bildcs, und da - war da n«cht auch Vnosi. i-.lodo?! Herr Gott! si« schrie laut auf.

Er stand ja nun vor ihr, leibhaftig, — zögernd di« Tür hinter sich schließend. Aber nein, nun «rlannte sie ihn — es war der Nein« bucklig« Diener der fürstlichen Suite, mit dem sie im Omnibus hierher gefahren.
„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Frau» lein, aber ich brauche diesen Salon für heut« ab«nd — für Wohl j«d«n Tag, und ich biet« Ihnen 3000 Frcs. — hier, für heute abend."
D»e gekrümmt« Nein« Hand legt« di« lnift«rnd«n Sch«in« hin.
„Ja, m«in Gott — was woll«n Sie? — Ich versteh« noch imm«r nicht"
„Ich w«rd« Ihn«n b«gr«iflich mach«n. S«in« Kaiserlich« Hoheit der Großfürst Gregor ist hier in «kontinental abgestiegen — ist mit seinem Quartier nicht zufrieden; er braucht für «in« besonder« Geleaenheit heute abend und wohl auch später — diesen Salon — und somit bitt« ich Si«, m«in An«rbiet«n anzu» nehmen."
Maja «rholt« sich nur langsam von ihrem Staunen und lieh ihr« Vlick« noch «inmal zu Eug«ni«ns ftrahltnbem Bilde «mporschweifen — bann sagt« sie: ,,Ich bin einverstanden! Aber wollen Sie nicht näher «rNären, zu welchem Zweck der Großfürst den Salon ge» brauch»?'
„0, das will ich Ihnen sagen — es soll hier um 7 Uhr «in Neine« Fest v«ranft»lt«t w«rd«n zu Ehren einer Dam«. — Darum bitte ich Sie, so schnell wie möglich diesen Salon zu verlasftn, b» wir die Tafel decken sollen."
„Sehr gern, — nur da ich den Preis so außerordentlich hoch find«, darf ich Wohl auch «twa« zur Ausschmückung lxr Taf«l bn» trag«n. — Ich Hab« vi«ll«icht «inen Schmuck hier, der auch den Großfürsten interessieren würde" — und Maj» kniet« rasch entschlossen nieder und entnahm dem geöffneten Koffer die Kiste mit dem Weihnachtsbau«. Nun putzt« si« diesen so schnell si« «« tonnt«, steckt« die Lichte auf, entzündet« sie, während der Di«n«r sich vor Staun«« nicht zu lassen wüßt«.
,^Das ist «in« wunlxrvoll« Id«« und ich bin ub«rz«ugt. das wird dem Herrn Vberhof» Marschall und auch dem Großfürsten im» ponleren. Das akzeptieren wir gerne."
„0, er ist noch gar nicht fertig! Ich werde Ihnen d«n Baum in etwa einer halben Stund« vollständig — Si« s«h«n ja, was ich für Schätz« mit mir fuhr« — «putzt vorführ««."
„Gut, der Großfürst wirb sowieso in «in«r Stund« vielleicht sich alles ansehen und dann entscheiden, ob er zufrieden ist oder di« Tafel umzuwerfen beliebt. — Bitte, Fräulein, noch einmal — hier find di« 3NU0 Frcs."

Gin« li«f« Perbeugung — und der Kleine war verfchwunden. Er lieh Maja allein, di« in höchster Erregung das Zimmer drei», vier» mal durchmaß. — Der Salon der Kaiserin ^ das fühlt« si« — bracht« ihr Glück. Ihr« groß« Stunde schien gekommen — das Glück schien greifbar nah«. Doch es galt, kein« Zelt zu verlieren. — Aasch das Lametta ausgepackt, die Ketten hervorgeholt, Aepfel und Aüss« an» gehängt und dann den Baum auf den Tisch gestellt. — Doch nun auch die Hauptsache — sich selbst schmücken! — Sie zerrt« d«n Koffer in das »nftohende Gemach. Einen Augenblick blieb die Nein« Schriftstellerin wie gebannt stehen. — Ja, konnte es so etwas geben? Konnten hellgrüne Seidenmöbel, Meereswogen gleich, von ben Wänden herabrieseln — weihe Spitzenvorhänge wirklich «in goldenes Bett um» rauschen und in einer weihen Marmorwann« das Wasser — einem Springbrunnen gleich ^ sprudeln? — Aber di« Z«it drängt«. S»e packt« das Köfferchen aus, und vor Eugeni« Montijos Toilettenfpiegel schmückte sich Maja Aintel» mann, die Nein« Schriftstellerin aus dem obskuren Botsdamerstrah«n»Pensionat, zum Empfang« des Großfürsten. — Maj» hatte gerade den lila Veilchenkranz in ihr dunkles haar gesteckt, gls fie an der Salontür ein leichtes Klopfen hörte, und gleichzeitig schien jemand einzutreten. Sie lauscht« am Schlüssel» loch ihres Schlafzimmers und öffnet« nun leise die Tür — da sah sie, es war kein Irrtum, ben Herrn, der so rücksichtslos über ihren Koffer fortgeftiegen, langsam und verwunderten Blickes «m Salon sich umsehen — Großfürst Gregor!
„!se»t i! p2» nl> rövs «ior»ble!" erklang es leise und vergnügt. — Schon wollt« er sich befriedigt zurückziehen, »ls «in Geräusch hinter ihm ihn umfchauen ließ. Maja hatte die Tür geöffnet und stand nun — einer Weihnachtsfe« vergleichbar vor Großfürst Gregor im Salon der Kaiserin.
„?llr6o>! — millsloi», ll«i»me — ll26e»c>i»elle, — permstt«» an« H« m« r«tire, —"
„0, nicht doch, Si« ftör«n gar nicht — ich fr«u« mich, w«nn ich — wenn Ihn«n dief« kleine Aufmerksamkeit gefällt." Mit einer Kühnheit, di« Maja innerlich schaudern machte, war sie ganz nah« an den fremden Mann herangetreten.
„Aicht wahr, «in unnennbarer Zauber geht von einem deutfchen Weihnachtsbaum aus." Der Großfürst wollte zu dem geschmückten Tannenbaum treten, aber er sah in dies« r«in«n, li«blich«n Zug« — in di«s« zitternden, flammen» den Augen — sah diesen zarten, mädchenhaften hals, diese Schultern, die schimmernde weih« haut, di« mit d«m Glanz des Libertyatlasses wetteiferte, und dann sagt« «r langsam: „Ja, m«in gnädiges Fräulein, Si« müssen aber bitt« —- dieses improvisierte Weihnachtsfesl auch

mit mir feiern, Sie dürfen mich nicht verlassen! Einen Augenblick —"
Er klingelte dreimal kurz. Nicht ohne Schrecken sah die von einem goldigen Wonne» rausch durchzuckte Maja wieder den kleinen Diener — den Üuasimodo ihres Traumes er» scheinen.
„Trage diese Zeilen sofort an ihre Adresse."
Der Großfürst war an Eugenies Schreibpult geeilt, hastig einige Zeilen hinwerfend — dann das Ganz« kuvertierend und dem Diener aushändigend. Majas scharfer Blick hatte noch gerade gelesen: „Lady Maud Malverson", dann war der Großfürst auf sie zugetreten.
„Wer sind Sie, Engel — huldin — Nixe oder Teufelin? Sagen Sie mir alles, erzählen Sie mir alles." —
Und Maja sagte: „Ich bin gestern abend aus Verlin zur Hochzeit meiner Freundin Cora Nandfontain hierher gekommen.
„Klon visu, da sind wir ja gemeinsame Gäste — ich will ja auch zum 1. Januar zur Hochzeit dort sein. — Aber was wollen Sie jetzt hier?«
„Ich bin früher gekommen." —
„Und wer find Sie sonst?" —
„Fast niemand — eine kleine Schrift» ftellerm."
„Ja aber — Sie wohnen von einem fürst» lichen Luxus umgeben." —
„Ich habe einmal träumen wollen — weil ich einem Traumbild gefolgt," fagte sie leise errötend. —
„Und wer war dieses Traumbild?"
„Siel"
„Aber — ich habe Sie noch nie gesehen! Sie kannten mich ja gar nicht."
„Doch, seit heute morgen, als Sie über meine Koffer stiegen. Ich fuhr im gleichen Wagen mit Ihrer Begleitung hierher. Und ich blieb in diesen Hotel, weil Sie hier wohnten — und diesen Salon bezahlte ich mit dem Glücks, geschenk, das der Himmel mir in den Schoß geworfen. — Ich hätte nicht nur die paar hundert Mark — ich hätte mein Leben darum gegeben," sagte Maja. Sie wußte selbst nicht, inspirierte der Geist der zweiten Kaiserin von Frankreich sie oder war es ihre eigene gelöste Seele, die so kühn, so verführerisch mit dem ihr völlig unbekannten Fürsten redet«.
Der schwieg lange. ^ Dann nahm er lang» sam Majas Hände und küßte sie.
„Ich habe noch nie einem Menschen ge» glaubt — aber ich glaube Ihnen, und ich denke, Sie werden nicht bereuen Ihrer inneren Stimme gefolgt zu sein. Sie gestatten, daß ich nun für unser Weihnachtsfest Toilette mache,"

Noch einmal küßte Gregor ritterlich Maja die Hand, dann war die kleine Schriftsteller»« allein. -^ halb ohnmächtig sank si« zusammen. Di« Spannkraft ihrer Nerven löst« ftch in ei» Gefühl vollständiger Schwäche auf. Was hatte sie getan? — was angerichtet — was begonnen? Wie wollte sie ihre Aolle durchführen? In einer Stund« wollte der Großfürst wieder» kommen — «r, der gefürchtetste Frauenräuber des Kontinents — ein Mann, der ebenso diele erfolgreich«« Du«lle aufzuweisen halt«, wie sich mißlungene Attentate an seinen Aamen hefteten — «in Mann, der, wie sie aus den Zeitungen erfahren, der Abgott der Petersburger Gesell» schaft und der Schrecken der Nihilisten war. Gin Mann, der gewiß Frauen ihresgleichen, Männer ihres Standes sonst verachtet« oder gar unbarmherzig nach Sibirien transportier«« lieh. Ein Mann, der nur gewöhnt, mit Fürstinnen oder zweifelhaften Frauen, von höchstem Luxus und Aafft: ment umgeben, zu verkehren — der Mann wollte zu ihr kommen — mehr noch — er hatte sicher e«n« andere um ihretwillen verlassen. Ja, war denn das nicht ihr Traum, hatte sie sich nicht — viel» leicht mit ihm gar, am Altare knien sehen? — Aber auch der Üuasimobo war da! — Gin Schauder, die Ahnung eines kommenden Schick» sals überkam si«! — Doch nur nicht grübeln und die Traumbilder mit der Wirklichkeit ver» dunkeln. Sie mußte handeln — sie mußt« die Stunde nützen. — Aber konnte Cor« si« nicht stören? Deren Besuch sie jeden Augenblick «l» wartete! Aasch schrieb si« einige Zeilen an die Freundin, daß sie heut« angekommen, doch so von der Aeis« ermüdet sei, daß sie sich so» gleich zu Bett begeben hätte, uno ihren Ve» such zu verschieben bitte. — Si« klingelt« . . . und legte sich dann tiefaufatmend in den Sessel zurück, das Bild der Kaiserin betrachtend.

Aus ihren Träumereien erweckte si« das Kommen des Großfürsten.

„Man wird die Tafel richten, mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie bitten, solange in meinen Salon eintreten zu wollen. Uno ehe die verwunderte Maia etwas erwidern konnte, öffnete sich die seitlich« Tür des Salons und Maja blickte in eine Flucht von Gemäch«rn.

„Sehen Sie, wir waren heimliche Nach, barn und werden nun gute/Freunde sein."

Er reichte ihr den Arm, und Maja, mit hoch» klopfendem herzen, schritt, noch einen Blick auf Eugcniens Bild werfend, am Arm des Großfürsten in feine Gemächer.

„Ich glaube «inen Traum zu erleben," sagte Seine Kaiserliche Hoheit. „Noch nie hat mich ein Abenteuer so gereizt — noch nie Hab« ich ein holderes, schöneres und naioeres Ge» schöpf kennen gelernt. Noch drückt Si« ber Mehltau der Not, der Arbeit, »ber wenn Sie sich voll und ganz entfaltet — Ihr« Gaben

o 940
c, o
Truth: Der Salon der Kaiserin
o
gepflegt
Neichtun
, ,. und behütet, durch den Lurus und Reichtum aufgeblüht — — Sie weiden eine Königin, ein« Herrscherin sein, wenn Sie mir «in klein wenig vertrauen — und dies müssen Sie mir als Revanche für den Weihnachts» bäum erlauben." — Er schob «inen funkelnden Nubincavouchon auf ihren N«in«n Fing«.
„Das gleißt wie Blut auf Ihrer weihen haut," sagte er, ihr« Hand an sein« brennenden Lippen führend. — „Und warten Sie nur — morgen gehen wir durch Paris, und ich lauf« das Schönste, was wir finden, um meine Weih» nachtsfe« zu schmücken, und dann — — Sie werden nicht lang« hier bleib«« — Si« w«rd«n mit mir kommen nach dem Süden. Von bort können Sie Cora telegraphieren und sie ein» laden, Sie zu besuchen. Ich weiß schon ein« schön«, verschwiegene Stätte bei Noque Vrune. — Dort werden Si« ausruhen und da ^ da werden wir glücklich sein! Sehr, sehr lange — für immer."
Cr hatte wieder ihr« Hand «tgriff«n, legt« l«ise, zitternd vor Aufregung, sein« schlanken weißen Finger auf ihren weißen, schimmernden Nacken — bog ihren schlanken hals zu seinen kühn geschwungenen Lippen, und dann um» armt« Gregor von «Rußland Maja Nintelmann in einem heißen, glühenden Kulse.
„Man scheint drinnen alles bereit zu haben," sagte «r, wie um sich selbst zur Nuhe zu bringen, und ging langsam mit Maja wieder zurück in den Salon. Dort stand «in schimmern» des „Tischlein b«ck dich" unter dem kleinen flimmernden Weihnachtsbaum — gekühlter Sekt, Trüffelpasteten, Austern, Kaviar — die aus«rl«s«nst«n Delikatessen.
„Man wird uns nicht stören, ich werde Sie selbst bedienen" — und der Großfürst servierte lächelnd den köstlichen Veluga der kleinen Schriftstellerin. Maja saß da wie im Traum«. Ein unnennbares Glücksgefühl durch» rauschte sie. Sie wußte nicht recht, ob si« lebte od«r träumte, si« wußte auch nicht, was sie tat — si« überlegt« nicht, daß sie, ein fremdes, «in» sam«s Mädchen, aus ihrem arbeitsvollen, müh» seligen Weg nun plötzlich alle ihr« Prinzipien — ihr« Anschauungen fortgeworfen — daß sie den Pfad der Alltäglichkeit verlassen und nun mit einem Mal« «inen ganz ungewöhnlichen Weg beschritten. — Aber si« wollt« nichts wissen. — Euaeni« hat auch den Augenblick ergriffen — und da drüben — in dem Tmlerien» gart«n — hatte da nicht Gabriel« b'Estrs« den vierten Heinrich erwartet — nicht dl« LavalMr«

um den Sonnenkönig geseufzt ^ nicht die Pompadour ihr« Sklaven geknechtet, und all die anderen unsterblichen Weiber der franzö» sischen Geschichte nicht ihr glanzvolles Leben dort gelebt ^ hi«r umschwebte sie der Geist der Lieb«, di« Allmacht d«r schön«« Frauen, bi« alles erreicht, wenn si« alles gewagt ^ und lächelnd ließ Maja es geschehen, baß der Groß» fürst zu ihren Fußen kniete, ihr« kleinen Füße küßte — an ihrem Gewand nestelt« ^ und sie — seiner Sinne nicht mehr mächtig — in Eugenie Montijos Schlafzimmer trug.
Es war hell« Mittag, als Maja «rwacht«.
— Verwirrt rieb sie sich tue Augen. Ja, war's Wahrheit!? sie lag in diesem spltzenumrieselten Vett, an ihrem Finger glänzte der blutrot« Nubin — vor ihrem Bett stand schüchtern «in junges Mädchen, das ihr bescheiden die Schoko» lade leichte ^- und wirklich — ungeduldige Hände klopften an ihre Tür«, und als mit einem Pardon dl« hotelzof« das Zimmer verlajsen, da stürzte wirklich der Großfürst Gregor von Nuß» land in einem weihen seidenen, zobelbesetzten Schlafrock in ihr Zimmer, «r, der höchst-kommandierend« der russischen Armee, kniete vor Majas Vett und bedeckte ihre zarte bebende Gestalt mit heißen Küssen.
„LowNS Hs t'aime m» lli^uunne, wir wollen ausfahren, sieh, wie Paris vor dir liegt, ich will «s dir zeigen.
Im Nebenzimmer wurden Stimmen laut.
— Der Großfürst sprang wütend auf und eilte in den Salon. Mai» hörte erschreckt laute Stimmen. ‚Ia, si« läßt sich nicht abweisen, sie muß Sie sprechen, es se« Gefahr im Verzug«. Sie bittet, den Vrief zu lesen."
»Ich bin nicht zu sprechen — geben Si« den Wisch her." — Der Großfürst lehrte wieder zu Maja zurück.
.Was gibt's?" fragte dies« ängstlich. Alle«, was sie von den Attentaten gegen den Groß» surften gehört, stieg wieber vor ihr auf. —
„Nichts. Kind, es geht nichts über exaltierte Engländerinnen — «ine eifersüchtig« Frau will mir, um mich wieder an sich zu fesseln, mit Attentaten drohen — da, lies den Wisch." — Nachlässig gab Gregor Maja den Vrief — Es war der Schrei einer gekranlten Weibesseel«, der hier aus diesen Zeilen sprach. Mit taus«nd Vorwürfen llaaenb, den Großfürsten de-schwörend, zu ihr zurückzukehren, und wenn er «s nicht aus Li«be täte — so doch um seiner eigenen Sicherheit willen, denn si« wolle ihm das Geständnis machen, daß sie gedungen sei, ihn zu morden — sie aNein könne ihn retten.
-^ Er müsse heut« abend um 7 Uhr sie zur Dinerstund« tr«ffen. — Unterschrieben war der Vrief ‚Maud".
Totenbleich hatte Maja die Zeilen gelesen.
„Du brauchst nicht erschrecken, Täub» chen. ich geh« nicht zu ihr. Aber steh« auf, wir

wollen Paris genießen."
Um fünf Uhr kam Maja heim. — Si« war
umn«b«lt, geblendet von allem, was sie gesehen,

erlebt, von allem, was sie genossen. — Bei Bitz hatten sie diniert. Noch tonnte sie den Luxus »icht fassen, nicht begreisen, bah brei Kellner um ihren Tisch geschart, bah der Direktor des Hotels jie mit tiefster Ehrfurcht begrüßt -^ d»h die Augen aller Welt in diesem kleinen weihen Saal auf sie gerichtet. I», auch Eora hatte sie gesehen und gesprochen. Sie war Zeugin ihres Triumphes gewesen, — Dies« Begegnung hatte sie eigentlich gefürchtet — aber Cor» als Won» dain« — als Künstlerin — hatte die Situation ersaht — war rasch an Majas Tisch getreten, um sie und den Fürsten zu begrüßen und zum Abend zu einer Neinen Soiree Zu laden. — Damit war «in Stein von Majas herzen ge» fallen. Cor» saht« die Situation wie etwas Selbstverständliches auf. Wie dankbar sie ihr für diesen feinen Takt war. Wenn sie s«e doch heut« allein einen Augenblick sprechen könnt« — vielleicht würde sie ihr «inen guten Bat geben, denn noch immer konnte sie ihr Glück nicht fassen — fühlt« si« alles wie etwas Un» wirtliches.

Aber nun schlug's halb lieben — nun muht« Maja sich anziehen — und richtig, da kamen auch schon all die Kostbarkeiten, ein ganzes Trousseau, das sie heute zusammen aus» gesucht, auch das neu« bläuliche Samttleid von Paquin, das Großfürst Gregor eigens für Maja ausgewählt. — Wie umrauscht« es ihr« zart« (Gestalt — wie wundervoll legt« sich di« tost» lich« Perlenlett«, Cartiers Clou, um ihren zarten Nacken.

Der Großfürst war eingetreten. „Ich muh vor dir knien" — und wieder sank Gregor in seiner unwiderstehlichen Art vor der Frau nieder, die momentan sein« Sinn« berauscht«.

»Liebst du mich, liebst du mich auch wirklich — ganz allein — nichts kann mich von dir trennen," sagt« er leise. Maja wollt« anwort«n

ist vorgefahren," sagt« «r,
ist mir als dringend über»
— da klopft« es an dl« Tür. — Ach — imm«r, imm«r erschien dleser Quasimobo l
„Der Wagen
»und dieser Brief
geben."

Der Großfürst zerriß ärgerlich das Kuvert.

»Lächerlich, ich lasse mir nicht drohen," sagt« «r. »Komm, geh«n wir zum Wagen, deine Freundin Tora wird entzückt sein, dich heut« so strahlend zu sehen — mein« Geliebt« — m«in Weib."

Maja «rfchau«rt« — dann schritt si« mit d«m Großfürsten über den Korridor zum Lift. Sie sah sich im Spiegel des Vestibül« — wirtlich, si« sah aus wi« «in« Fürstin — «in Brillanten»

diad«m funl«lt« in Ihrem dunklen haar — der bunkelrot« Samtmantel, mit dem kostbaren Schwatzfuchs verbrämt, verlieh ihrer madchen» hasten Gestalt «in« frauenhaft« Würde. — Der schimmernd« Schmuck blitzt« aus d«m dunkeln Pelz hervor bei jeder Bewegung, die den Weißen hals sichtbar »erden lieh. Aach einmal sah sich Maja bewundernd im Spiegel an.
‚Du gefällst dir und auch mir" — klang es leise und heih von des Großfürsten Lippen — »und nun lomm." Der Großfürst bot ihr galant den Arm, und über diefelbe Treppe, wo sie als unscheinbar« Fremd« ihr«n Ginzug g«» halten, schritt si« am Arm des Großfürsten zur Aampel Dort hielt d«r Wag«n. Am Schlag der wartend« Ouasimodo. — Einen Augenblick erzittert« Maja. — .Komm, r«iz«nd«…" — b«r Großfürst n«igt« sich in v«rli«bt«r Schmeichelei vor Maja, ihr den Bortritt lassend ^ da stürzt« an Quasimodo vorb«i «in« duntle G«ftalt auf Naja h«ran — «in Krach — «in Schrei — noch tlana es halb in ihren Ohren: ..Dich konnte ich nicht toten, aber si« muß sterben" — und mit zerschmettertem Leib« bezahlt« Maja Bint«lm»nn den Li«b«straum im Salon der Kaiserin! —
Bücher.
Vtrindberg« „Schwarze Fahnen". Gin furchtbares Buch, — eines der schrecklichsten Bücher: wie eine hohe, schön« «rhab«n« Stlgn« voller Schorf und Aussatz. Das Genie des Hasses, der lieben möchte, hebt sich in ihm aus; es ist von einer satanisch»gr»ndiosen haß» lichkeit, obgleich, sie mosailartig aus einer Un» zahl scheußlicher Einzelheiten zusammengesetzt ist. Dämonisch durch und durch bannt dieses abscheulich« Meisterwerk (hexenmeifterwert) den i.'«ser in «inen schauerlichen Kreis gräßlich» lebendiger Gespenslerfrahen. Ein Totentanz der Nultur nach dem Talte eines gefallenen Engels: man möchte »icht mehr zusehen und muß. muß. Aber für „Sittenschilderungen vom Iahrhundertwechsel" nimmt man dies« laliba» nischen Verzerrungen doch nicht. Der haß, der sie eingab, «nd di« Kunst, bi« si« zeichnete, di«s« beiden sind «cht: ab«r der haß lann Wohl «in großer Künstler, jedoch lein oolumentarischer Schilder« sein. Wenn Moralisten (wie Savo» narola, Strindberg, ^ Wedelind) von den Sitten ihrer Zeit handeln, so Nagen sie an, — nicht aerade wi« Staatsanwalt«, ab«r doch als Anwalt« irg«nd «in«r b«l«ibigt«n großen Sache, «nd sei es auch nur ihr Glauben, ihr Wissen, ihr Wollen, si« Nagen an: das heißt: si« üb«rtr«ib«n. Was d«r Staatsanwalt »us Pflicht und Amt und daher lalt tut. tun sie voller Wärme aus Leidenschaft und innerem

Beruf. Man tann ihre Hantierung abscheulich finde», unheilvoll, viellelcht auch albern, aber man wird ihnen den Aefpelt nicht versagen dürfen, der jedem Idealisten gebührt, — wenn er nicht bloß «in Dilettant des Idealismus ist. Indessen wird man aerab« Idealisten gegen» über auf seiner Hut sein müssen: sie sind voller Lehren, aber gefahrliche Lehrer, denn ihr Welt» bild ist immer falsch. Ich rate: freut euch an ihrer Kunst, aber glaubt ihnen nicht. Sie all« wollen das, was dem Größten ihrer Art scheinbar gelungen ist: die Menschheit ver» renlen. —

Wieviel Liebe (bis zur Verstiegenheit) in dem hasse Strinbbergs steckt (er konnte ohne diesen Kern nicht so ungeheuerlich sein), zeigt das sechzehnte Kapitel der „Schwarzen Fahnen". Es gibt leinen Begriff von dem Grundton dieses außerordentlichen Vuches, wohl aber vom Grundwesen dieses außerordentlichen Genies.

Otto Julius Bierbaum.

Ehr. «broteveld, „Das Finanzsystem des Deutschen bleich««". (Verlag von 2. Vöfchel, Leipzig, 1906). Das Buch, das vor Allem den breiteren Schichten des Volles eine verständlich« Auseinandersetzung über die Etataufstellung des Gleiches, sein« Ausgaben und Deckningsmittel, bringen soll, ist lurz, llar und übersichtlich ge» halten; Vorzüge, die bei der immerhin nicht unbeträchtlichen Eomplicirtheit unseres gesamten Steuerwesens das llein« Werlchen «mpfehlbar machen. Aktuell ist es durch unsre momentane Geldmisere auch. Dazu lommt, daß der Per» fasser sich mit einem reinen Aeferat nicht begnügt hat und zu positiven Aenderungsvorschlägen für die Finanzirung fortschreitet. Nur in dem Ueber» gang zu direkten Neichssteuern sieht er da« heil und findet sich damit nicht nur »uf den Bahnen des Liberalismus, sondern auch auf denen, die Herr Staatsmlnister von Vodblelsli in Nr. 3 de« „Morgen" als gangbar «ntwickelt hat.

Zliphilin.

Homer» glia«, deutsch von »ans «eorg Mty«». (Verlag Trowitzsch »Sohn, Berlin, 1907.) Gin n«u«r h«m«r, und dazu noch «ln guter, sogar in h»zam«ternl Aeben dem der lieb« alt« Voh sich ausnimmt, »l« «ln« Earrilatur. Gewift, imm«r wird «in« U«bers«tzung Surrogat bl«ib«n; doch nicht j«d«m ist«, in der hast des modernen Lebens, gegeben, sich im Land« Homers so heimisch zu machen, daß er mit dem Sänger sich in !«in«n Dialekten unterhalten könnte. Soll ihm dieGrlechenwelt deshalb verschlossen bleiben? ‚2s «liebt, sagt Ulrich vonWilamov>tz»Möll«ndorss mit Neckt «n seiner, guten, Vorrede zur übersetzten Vresti», «sgiebtelnen Dünkel der halbgelehrten, der dies Bestreben verwirst. Wozu übersetzen? sage» sie; wer die Dramen lesen will, der soll Griechisch

lernen. Ja, wo denn? wohl bei denen, die so r«d«n, wohl auf den preußischen Schulen? Das Griechisch, das da gelernt und vielfach auch g«> lehrt wird, kenn« ich, — ich will hier nichts darüber sagen. Diese Halbheit, die weder die ganz« Wissenschaft erfassen kann, noch di« hoffalt des Vlldungsphilisters fahren lassen mag, ist ganz wesentlich Schuld daran, daß die Deutschen mit dem Klasstcismus auch die Klassiker ver» werftn. Ich wende mich gerade mit befonberem Zutrauen an die, welche sich den Wahn, Griechisch gelernt zu haben, nicht erst abzugewöhnen brauchen. Nicht den Nachbetern einer abgestandenen Kunst» lehr« noch den bildungssatlen Decadents, sondern denen, die unverdorben und meinethalben un» gebildet nach dem reinen Lebenswasser einer großen ächten bürsten, will ich dienen, indem ich ihnen einig« solch« Werke vermittle, so gut ich kann. Vielleicht wecke ich ihnen nebenher die Lust, Griechisch zu lernen, ober doch di« Er» tenntnis, daß es sich lohnt, es zu lernen, aber erst lohnt, wenn mans ordentlich lernt." Besseres wüßte ich zur Rechtfertigung auch dieser lieber» setzung nicht zu sagen. Sie ist leicht verständlich (was Voß nicht ist), verrenkt nie die Sprache, ist in modernem Deutsch, nicht im Lanzlistenstil einer hundertfünfzigjährigen Altensyntaz ge» schrieben und umgeht die zahllosen Uebersetzungs» fehler, die Voß, ohne subjektives Verschulde» freilich, nicht zu meiden vermocht hat. Dem Philologen sei nock» gesagt, daß, nach meinem Empfinden, diese Ilias «ine beträchtlich reifere Arbeit darstellt, als des Verfassers vor zwei Jahre» erschienen« l)dyss<«. «f. <Z.

Georg herweghs Briefwechsel mit l«ln« Braut. Der politisch« und literarische Nuhm Georg herweghs war «in temporär bedingtes Moment von ephemerer Bedeutung. Er glich einer Aalet«, die in die politische Gärung der Aevolutionsjahre hineinfuhr, den geistigen Staub des Philisteriums aufwühlte, aber leine freie höh« «rreicht«, von der er »uf später« Geschlechter leuchtend herniedelblitzte. herweghs »Gedichte eines Lebendigen" sind für uns eher ein zeit» geschichtliches Dolument als ein« literarische Tat. Si« sind der Mund, die Gedanlen, das Gefühl des Volles, gesehen durch das Temperament eines leidenschaftlichen Menschen und eines halben Dichters. Wir müssen ihre Zeit ver» stehen, wenn wir ihre Wirkung, ihren Erfolg begreifen wollen. Jene Zeit, deren politische Bewegung uns mehr interessiert als sein« lünsl» lerische, und deren Literatur der halbvergessenc Dichter Dranmor einmal treffend »Papier» schnitzelliteratur" genannt. Go«th«s Tod hatte geistige Niederung«« geschaffen, aus d«r sich selten ein starrer Fels cmporreckte, den Jahr.

zehnte nicht schon verwitterten. Der politisch«
Sumpf, der den Vefrelungslrlegen folgte, fand
wenigstens bald «ine Reaktion in den revolutio»
nären Gedanken der Jugend, der dichterische
aber schleppte sich wie «in« Elegie durch die Zeit,
bis auch hier der politisch« Gedanke dichterisch«
Talente schaffen muhte, die den Kampfgelang
nach Freiheit und gegen b!« politische Zwangs»
jack« anstimmten. Die dichterische Halbheit aber
als Verkörperung des politischen Ideals mußte
«in« Auflehnung gegen die rein ästhetischen Werte
Goethes zeitigen — eine markante Signatur jener
Zeit, die sich «inen Dichter ohne politisch« Ideale
nicht denken konnte. Das Volk dämmerte steril
in die großen Tage der Umwälzung hinüber,
aber das Vhr gestimmt auf das neue Wort und
den neuen Ton. Und dlefen neuen Ton brachten
1841 herweghs »Gedichte eines Lebendigen". Sie
waren der Wund des Volkes, sein Gedanke, sein
Gefühl. Was es halb unbewußt dachte, drückt«
«in« «dl« Begeisterung mit echtem Schwung und
vielem Geschick aus. Unmittelbar, ehrlich und
hell gestimmt, waren sie ihm «in Triumph, d«n
s«ine späteren Werke nicht mehr rechtfertigten
oder aufleben liehen. — Jetzt hat der französelnde
Herr Marcel herwegh die Brief« seines Vaters
mit seiner Braut herausgegeben, die sein
literarisches Andenken wieder aufleben lassen
fallen. Aber um es gleich vorwegzunehmen:
seine Brief« zeig«« ihn in keinem anderen Licht,
ja, sie wirken gegen die seiner Braut gezwungen,
farblos, fast unbedeutend. Literarisch sind sie
höchstens interessant, nicht wertvoll Man fühlt
in ihnen nicht den Dichter, dessen Wort« «inst
die Gemüter aufrührten, nicht den tollkühnen,
herzhaften .Freiheitspoeten', für den «r sich
selbst ausgegeben; man stößt all« Augenblicke auf
eine eitle Geste oder ein« l««r« Phrase. Di«
Herzlichkeit des Tons wirkt gezwungen, ihr fehlt
das Unmittelbare, das Zuherzengehende. Die
Briefe Emma Siegmunds dagegen, feiner tapferen,
freiheitschwärmerischen Braut, die als Tochter
eines bekannten Berliner Großkaufmanns ein«
gewählte künstlerische und gelehrte Gesellschaft
um sich zu scharen wußte und «ine gute Bildung
mit feinem Geschmack und einem starten Tempera»
ment verband, sind warm«, menschlich schöne,
von übergroßer Bewunderung erfüllt« Liebes»
«pist«ln. Man verzeiht der Warme ihres Gefühls
einige schiefe Urteile, ihrer tiefen Neigung jene
Iritillos« Bewunderung des Geliebten, die sie
Größeren versagt . . . Im Letzten aber wirken
sie «indrucksstarl und volltönend, gedanklich un»
befangen und liebenswürdig beseelt. Der Brief»
Wechsel, der nur die kurze Zeit vom November
1842 — ihrer ersten Trennung — bis zu ihrer
nach manchen Abenteuern erfolgten Wieder.

Vereinigung in der Schweiz im Febrnar 1843 umfaßt, läßt deutlich die Einheit ihrer Charaktere und Veranlagung hervortreten: die demagogisch« Grundstimmung und den haß aller politischen Engherzigkeit, die beide beseelen. Im hinter» gründe haben wir in matter Beleuchtung ein Gemälde der Zeit, das die aussührlich«, aber etwas unkritisch« Ginleitung und der erdrückende Kommentar gewissenhaft ergänzen. Das Buch ist bei Nobert Lutz in Stuttgart als IN. Band der .Memoirenblbliothel" erschienen. ^ ^

„Bücher der Weisheit und Schön»
h « it, herausgeg. von Frhrn. von Grotthuß.
„Was sagt Goethe" über Neligion, Ethik, Lebensführung, Kunst, Philosophie, Naturforfchung und Staatskunft.
„Beethovens Brief«.'
„Gobineau," Auswahl aus seinen Schriften.
„Montaigne," Auswahl.
„Montesquieu," Auswahl.
„Hans Sachs," Auswahl.

Dief« Sammlungen geben das Wichtigste und Interessanteste »us den Werken der großen Denker und Dichter aller Zeiten und aller Voll«.

Ferreio: Größe und Niedergang Nom«. 2 Bände. (Julius hoffmann.)

Aus diesem ausgezeichneten Werke bracht« die Wochenschrift „Morgen" bereits «inen längeren Abschnitt.

Notiz.

Di« diefem Heft« beigegebene Kunstbeilage „Detlev v. Liliencron" ist dem in d«l vorigen Woche parodistisch (manch einer nahm's frei» lich für ernst) besprochenen Werk« „Zehn lyrische Selbstporträts" (Diet«rich'sch« Verlags» anstatt) entnommen. Das Interesse, welches der Besprechung folgte, veranlaßt uns, hier nochmals auf das Werk hinzuweisen.

In verdoppeltem Umfange erscheint bei Marquardt H Co. das 7. bis 11. Tausend des Nainer Maria Nilleschen Werkes üb« „August« Nodin". Auch die in diesem Heft« aufgenommenen Zeichnungen waren anfänglich für dies reich illustrierte Werl bestimmt. Sie werden nun erst in der nächsten Auflag« Auf» nahm« finden.

Der X. Band von Karl Lamprechts „Deut, scher Geschichte" wird den in diesem Heft« »» erster Stell« veröff«ntlichten Aufsatz enthalten.

«ll»n»!>olMch <ür d!« «cüaMxn! Oi- «Irwr l.'anb«l>erg« V«!>n >V, N, LeNüiNr»»« l> Mr 0csters»ich.U,!gal»: «»b«< Fest!,
W'»n I, - Verlag Marauardl « <l», W!lmcr«d»rf»««rl!n V,«>, <l!»l«l«nc»Ni»ßl I» - <llp«d!li»n fü» 0«Nei«ich.U»«»l«
d«> ?l»I>><l « WIttl, Wl«n I, »lob«,, 2» - Druck «on Paß « K»il«!> » in. b h, ««!!» iV 57, «ü!»»Nr<>j» «»

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
W«n« Sombnrt: lluItuiphUosopht« ÄUchard st»«nß: Nuftt / Heorg V»»nde«: LUeiatui «ichnib Muthe«: Kunst / unjel Vlitwlrtung osn Zug, von 8«f««nn«th«l: LyrU.
Autorenverzeichnis
1907
Juli —Dezember
Heft 1—29
Marquardt H Co.
V«»l»n V. 50.

II
Autorenverzeichnis
Anonym. 542. «12, «»5. «77. 745, 806.
808. 837. 843. 870, 879, 950. »52.
Asch. Schalom. 431.
A. L.. 193. 251. 412. 477. 544. 580. «1«.
«79. 840. 842, 878.
«ab. Iul.. 191, 307. «14.
Bang, herm., 7«7.
Bartholome. P. A.. 350.
Vlerbaum. Otto Iul.. 21. 117. 205. 346.
360. 421, 448, 335. »41, «72, 723. 835,
852. 950.
Pjörnson. Biörnstjern«, 852. 936.
Blech. Leo, 626.
Blei. Franz. 571.
Blumenthal, herm.. 446.
Bölsche. Will).. 341. 459. 321.
Brandes. Georg. 11. 170. 295. 395. 545,
754. 786. 829. 889. 936.
Brandi. «., 598.
Nredow. «. ».. 128. 131. 390. ,44. 47«,
6«6. 930.
Bücher, neue. 251. 446. 61«. 839. 878. 950.
Buchwald, Bruno. 541. 577, 646. 743,
807. 87«.
Carnegie. Andr.. 137. 358. 559. 834.
«arossa. hs.. 27. 562.
«ortnth. Lud»., 169.
Dauthendey, W.. 502, 850.
Dehmel. 'TUch.. 171. 849, 895.
Delius. N. v.. 773.
Dessoir. W.. 1«9. 329.
Destez. Gug.. 231. 484.
Doenges, hofr.. 825.
<tloes,er. Arth.. 404.
Ernst. 0tto. 247.
«iulenberg, herb., 280, 871, 939.
Nwers, Hanns Heinz, 578, 579, «20,
853.
.5
Ferrero. G., 702.
Fieleck. S.. 771, 941.
Flieh. Wilh.. 1«3.
Förster-Nietzsch«. Ells.. 488.
France, Anatole, «00, ««0.
Freund, Dir., ISN.
Fürth, henr., 475.
Geljerstam. Gust. af. 853.
Gerlach, h. v., 585.
Goldbeck. Ld.. 220. 377. 741. 8». 041.
Goldberger, M.. 8S1.
Gurlltt, «.

Autorenverzeichnis
M
halb«. M. 937.
handl. Willi. «10. 473. 506. «42, «75. 778.
875.
Karben, Maximilian, (steh«: Vielbaum,
Njörnion, Dauthendey, Vehmel, Lwers,
Getjerstam, Goldbeck, halbe, v. Hof»
mannsthal, holz, Graf Kehler, Kon»
rat», Liebermann, heinr. Wann, Thom.
Wann, Arth. Schnlhler, Karl Schnitz»
ler, Strindberg, Sudermann, Trebttsch,
WedeNnd, Wldmann, v. Wolzogen.)
Hauptmann, Carl, 18, 497, 604.
hausegger, Sigm. v., 526, 712.
hearn, Lafcadw, 243.
heilbut. 166.
Heine, h.. 279.
hellpach, WUH., 531.
henckell. «.. 939.
hoensbroech, Graf v., 161.
Hofmannsthal. h. v., 53. 123, 372. 664,
936.
holltfcher. Arth., 153. 854.
tzollaender. Vict., 274, 313.
holz. Arno. 852.
Iaeckel, Otto. 617.
Ientfch, Karl. 289. 455. 493. 718. 779.
Iourdaln, Fr., 218.
Israels. I.. 171.
»ahn, Guft., 159, 222.
Keßler, Harry Graf v.. 8. 936.
Kohler, Jos., 35.
Koigen, Pav., 97. 129.
Konrad, Mich. Georg, 850.
»unowsli. Loth. »., 187.
Laband. P.. 6. 549.
Lamprecht. «.. 90, 882.
Lansburgh, 28, 62, 94, 126. 157. 190, 218.
247, 317, 348, 381, 408. 439. 473, 504,
590. 690. 775, 819.
Lemaltre, Iul., 822.
Lichtwarl. Alfr.. 634.
Liebelmann, W.. 166. 849. 912. (Siehe
auch: Vartholoms, Vrandes, Eorinth,
Dehmel, Veffoil, Iourdain, Israels,
Pr6voft, Nodin. Roll, Schefflel. von
Stuck, v. Tfchudt.)
Lifzt. Flz. v.. 88.
Litzmann. Verth.. 673, 731.
M.
Wann, Heinrich, 938.
Mann. Thomas, 214, 849.
Maupaffant, Guy de, 738, 795.
Weyel, N. W, 621.
Michels. R.. 299.
Mjöen. «.. 857.
Moll. Alb.. 141.
Mufltrundfchau. 542, 612, 645. 677. 745.
806, 873.

Muther. Alch., 19, 84. 325. 692.
Naumann. Friedr., 383.
Nietzsche. Friedr., 913.
Notizen. 96, 222, 414, 511, 544. 615. 679.
747, 952.
0ppeln»Nronitow8li, Fr. v., 32, 181.
193.
Pannwitz. R., 414.
Paulfen. «lif.. 185.
Pell«tan. «.. 72, 259, 655.
Pfennig. 30. 382.
Podblelsli. Vict. v.. 99.
Preuß, 568.
Prsvost, Marc, 350.

» »

Autorenverzeichnis

« «

«Ute, Aatner Maria. «37. 471, 913.
«todin. Iul.. 168.
«toll. 218.
«tolland. P., 797.
«tosenHagen. hs.. «1, 583. «08. 707. 728.
803, 911.
«to stand. <tdm.. 58. 80.
«tunbschau, 30. «4. 247, 283.
«tuth St. Denis. 649 (siehe auch: Vier«
bäum, Schur).
Saenger, S., 790.
Salten. Felix, 113.
Saudel. «t., 380.
Schaulal. R.. 837.
Scheerbart, Paul, 871.
Scheffler. «arl. 25. 170, 355.
Schmidt. Loth., 509. 638.
Schmidt. Will).. 193.
Schnitzler. Arthur. 854.
Schnitzler. «arl, 33. 65. 101. 133. 200.
229. 253. 287. 319. 375. 397. 427. 452.
539. 574. 639. 681. 742. 749. 780. 813.
839.951.
Scholz, WUH. von, 247.
Schröder, A., 705.
Schur. «.. 285. 671. 912.
Shaw. Nernh.. 104. 263. 286. 305. 331.
365, 467,
Simmel. Georg, 235. 393. 593.
Sombart. Wern., 1. 40, 67. 98. 172, 19b.
223, 255, 299. 321. 352. 415. 479. 513.
««. 715. 751. 816.
Start. P.. 759.
Stendhal (h. Beyle). 181. 193.
Stöcker. Helen«, 250.
Strauß, «ttch.. 15.
Strindberg. Aug., 665. 853. 869, 939.
Stuck. Franz. 170.
Sudermann, herm.. 936.
«.
TewS. I.. 517.
Thierry»«azes. 783.
Trebitsch. Siegfried, 286. 678. 854.
Truth. 942.
Tschudi, Hugo v.. 18«.
Uzlull. Gräfin L. v.. 762.
v.
Valmont. Guy de, (siehe Waupasftmt).
Voldach. 50.
Volchert»Lletz. h., 510. 734.
w.
Wagner, Richard, 48, 923.
Wedellnd. Frant. 61. 75. 107. 143. 17».
850.
Widmann. G. P., 159, 852.
Wolzogen, «ruft v., 210. 399. 433. 463.